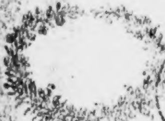
Sonettenkränze

von

L. Bechstein



BI
VNIV S.
LI

b 11

Sonettenkränze

von

Ludwig Bechstein.

10, 64[illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Arnstadt, 1828.
K. Mirus'sche Hofbuchhandlung.

Gedruckt in der *Micus*'schen
Hofbuchdruckerei.

Der
treuen Pflegerin seiner Kindheit,
der verwittweten
Frau Geheimekammerräthin
Bechstein
in Meiningen,
weiht diese Kränze
aus
Dankbarkeit und kindlicher Liebe,

der
Verfasser.

Wem weiht' ich lieber wol die Liedergabe,
Als *Dir*, die Mutter mir und Freundin war?
Ich bringe schüchtern *Dir* ein Opfer dar,
Nimm gütig, was ich *Dir* zu bieten habe.

Verlassen weinte der verwaiste Knabe,
Da wurdest *Du* sein Engel in Gefahr;
Dir flammt mein Herz, ein ew'ger Dankaltar,
Und wird *Dir* liebend schlagen bis zum Grabe.

Die Blumen, die zu Kränzen ich gewunden,
Auf goldner Flur der Poesie gefunden —
Durch *Deine* Pflege sind sie nur erblüht.

O, dass *Dein* Beifall meinem Streben lohne!
Es fleht für *Dich* von des Vergelters Throne
Den reichsten Lohn ein liebendes Gemüth.

Vorwort.

In dem Zaubergarten der Provenzialischen Poesie erblühte eine liebliche Blume, das *Sonett*, und rankte bald in Italiens nachbarliche Gefilde hinüber. Dort mit Liebe empfangen, entfaltete es sich in immer grösserer Anmuth, blühte schön und lange unter dem südlichen Himmel, bis es eine sorgsame Hand auch in unsere kältere

Heimath verpflanzte. Hier waren es nicht immer geschickte Gärtner, die seiner pflegten, und sein Gedeihen war ein wechselndes, bis in neuerer Zeit der Genius der Sprache frei und gross seine Schwingen entfaltete, sich allen poetischen Formen fremder Sprachen gefällig anschmiegte, sie zu seinen eigenen machte, und so aus dem nimmer versiegenden Borne des Sprachreichthums auch diese Pflanze tränkte, dass sie gedeihlich in Fülle und Schönheit emporwuchs. —

Es sei mir vergönnt, indem ich die vorliegenden *Sonettenkränze* den Händen des lesenden Publikums übergebe, über das Geschichtliche des Sonetts im Allgemeinen, als auch über die von mir gewählte Form einige Worte einleitend vorauszuschicken.

Weit verbreitet über einen grossen Theil Spaniens und des südlichen Frankreichs war die Provenzialische oder Limosinische Sprache, geliebt und gepflegt von Fürsten und Edlen, und aus ihr erblühte die Provenzialische Dichtkunst, die Hand in Hand mit dem Geist des Ritterthums und zarter Galanterie, als *fröhliche Wissenschaft*, wie sie genannt wurde, mit duftigem Rosenschimmer jene romantische Zeit überhauchte. Da flochten Poesie und Tonkunst, Minne, Kampf und Ehre und jede ritterliche Tugend volle frischblühende Kränze, mit welchen sie das Leben verschönend schmückten. Der Reim wurde, bedingt durch die Eigenthümlichkeit der Sprache, zum nothwendigen Erforderniss der zierlichen gebundenen Rede, die *Troubadouren* bildeten ihn aus, und erfanden die künstlichen und gefälligen Metra des Madrigals, der Sestine, Canzone, Tenzone, und unter vielen andern auch das *Sonett*, obgleich dasselbe bei ihnen noch nicht auf bestimmte Regeln basirt war.

In seiner Ausbildung noch nicht vollendet, kam das Sonett mit dem Geist der Provenzialischen Poesie nach Italien, und wurde die älteste Form der Dichtkunst jenes Landes, dessen erster bekannter Dichter*), *Fra Guittone d'Arezzo* (gest. 1295), ihr eine regelmässige Gestalt gab. Nach ihm verherrlichte *Petrarca* in Sonetten, die Muster für alle Zeiten geworden sind, sein Ideal, seine Welt, seine

---

*) der nämlich in italienischer Sprache dichtete.

Laura, und flocht um das Haupt des irdischen Weibes der Unsterblichkeit himmlischen Lorbeer.

Und bis auf unsre Zeit ist das Sonett den Italienern lieb geblieben wegen seiner Kürze, seiner ansprechenden Form, wegen der Mannichfaltigkeit in der Reimstellung der Quaternarien und Terzinen, so dass fast jeder Gebildete, er sei Dichter oder nicht, Sonette niederschreibt oder improvisirt, sie der Geliebten oder Freunden zusendet, so wird dort das Sonett ein Spiel heiterer und anmuthiger Conversation.

Welch eine Fülle erhabener oder auch zarter Gedanken und Gefühle lässt sich aber auch nicht ausdrücken in den beschränkten 14 Zeilen? Jedes einzelne Sonett kann unter der Hand des Meisters ein Strauss duftiger Gedankenblüthen werden.

Aus Italien kam das Sonett in seiner schönern Gestalt erst später nach andern Ländern.

Juan de Boscan (gest. 1542) dichtete zuerst in Spanien Sonette; *Clemens Marot*, ein Kammerdiener Franz I., oder nach andern *Stephan Jodelle* (Herr von *Limodin*) sollen es in Frankreich wieder hergestellt haben. Sie fanden in *Peter Ronsard* (st. 1585), *Philipp des Portes* (geb. 1546, gest. 1606), *Franziscus Maynard* (st. 1646), *Melleville* (st. 1647), *Voiture*, *Benserade* und *Guillaume Colletet* würdige Nachfolger, welche der Form immer mehr äusserliche Eleganz zu geben suchten, bis sie durch den Dichter *Dulot*, unter dem Namen Sonet en blanc, oder Bouts-Rime, zum blossen End-Reimspiel herabgewürdigt wurden.

Der erste Deutsche, der schon im Jahr 1559 ein Sonett dichtete, war *Christoph Wirsung*, welcher zur Zeit des Burkhardt Waldis und Johann Fischart lebte.

Georg Rudolph Weckherlin (geb. in Stuttgart 1587), besang in Sonetten die protestantischen Helden des dreissigjährigen Kriegs, Gustav Adolph, Ernst von Mansfeld und Bernhard von Weimar.

Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597), dichtete ebenfalls gute Sonette; ihm folgte der herrliche *Paul Flemming*, in dessen Klanggedichten, schreiten sie gleich nach damals üblicher Weise in den schweren Fesseln des Alexandriners einher, sich ein tiefes poetisches Gemüth offenbart. In rührenden Sonetten beklagt er den Tod des von ihm hochverehrten Opitz; Himmelsruhe athmen seine religiösen Sonette, ja sein Schwanengesang war ein Sonett, das er drei Tage vor seinem Tode (1640) dichtete. Es stehe hier:

Ich war an Kunst und Gut und Stande gross und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei. Meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren,

Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang
mir gleich.

Von Reisen hoch gerühmt, von keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis dass die letzte Glut diess alles wird zerstören,
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde:
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts das lebet, als mein Leben.

Wohl jedem, der mit solchem Bewusstsein, solcher Ruhe und solcher Hoffnung, aus dem irdischen Leben scheidend, dem höheren entgegen sehen kann.

Andreas Gryph (geb. 1616, gest. 1664), zeichnete sich ebenfalls in besonders gelungenen Sonetten aus.

Häufiger wurden nun die Dichter, und es bereitete sich allmälig die Periode vor, die man nach *Lohenstein* und *Hoffmannswaldau* benannt hat, die wie ein breiter Strom das Gefilde der Poesie überfluthete. Da fehlte es keineswegs an Sonetten, aber wie waren sie beschaffen? Statt alles Urtheils über sie und ihre Zeit stehe hier eins zur Probe, wer der Verfasser war, ist mir unbekannt:

Klage der Venus über den Tod Adonis.

Ach weh! Ach ewig weh! Mein Leben das ist tod!
Die Seele, meine Seel, Adonis ist erblasset,
Ach! dass mich nicht zugleich des Schicksals Rath gefasset!
O herber Sternenschluss! O unerhörte Noth!

Weg, was ich sonst geliebt! Weg, was ich sonst gebot!
Es ist durchaus geschehn, ich bin mir selbst verhasset,
Ich ruf euch Götter an, wie dass ihr mich verlasset?
Euch, sag ich, ruf ich an, und mir zum Hohn und Spott.

Verflucht sei dieses Thier, das meinen Schatz zerritzet,

Gesegnet dieser Platz! der durch sein Blut besprützet,
Das Grabmal bau ich hier, das soll ihm heilig sein.

Aus diesem rothen Saft soll blühn die Anemone,
Des Lenzes höchste Zier, und aller Blumen Krone,
So lange leuchten wird der goldnen Sonnen Schein.

Doch auch dieses Dunkel musste der Morgenröthe des bessern Geschmacks vorhergehen, die nun schön und herrlich heraufglühte über den deutschen Pindus.

Bürger war es, der das Sonett wieder in die ursprünglich reine Form goss, und ihm die gebührende Stelle anwiess, seine Zeitgenossen folgten ihm nach, und es genügt schon, Namen zu nennen, wie *Göthe*, *Tieck*, *Schlegel* u. a., um anzudeuten, dass das Sonett unter den Händen solcher Meister die grösstmöglichste Vollendung erhalten musste.

Soviel und fast zuviel über das Sonett. Eine Angabe seiner mechanischen Bildung wird man hier nicht suchen, denn ich wollte keine Prosodie schreiben, aber es finde hier noch das Sonett auf das Sonett von *A. W. Schlegel* einen Platz, weil es, ein geistbelebter Typus, die Prosa des Mechanismus in der reinsten poetischen Ausführung vor Augen stellt:

DAS SONETT.

Zwei Reime heiss' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Dass hier und dort zwei eingefasst von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder,
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.
Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih ich Hoheit, Füll in engen Grenzen
Und reines Ebenmass der Gegensätze.

Nun noch Einiges über die Form, die ich wählte.

Der *Sonettenkranz*, Sonetto a corona, stammt gleichfalls aus Italien, wer ihn erfand und zuerst übte, ist unbekannt, wenn es nicht *Torquato Tasso* oder *Anibale Caro* waren, die beide Sonettenkränze gedichtet haben.

Auch hier ist es nicht meine Absicht, die darüber vorhandenen Regeln abdrukken zu lassen, die jeder, der sich näher dafür interessirt, in Lehrbüchern der italienischen Sprache und Prosodie finden kann.

Nicht unbedeutend sind die Schwierigkeiten, die sich bei der Dichtung eines solchen Kranzes, namentlich dem *Deutschen*, entgegenstellen; der *Reim*, der dem Italiener nur so zuströmt in seiner klangreichen, sanften und wohllautenden Sprache, der reine Reim ist die Klippe für uns, an der sich der Strom der Gedanken bricht.

Demohngeachtet haben einige vaterländische Dichter diese Form mit Glück nachgebildet, namentlich *Eugen*, Baron *von Värst*, *K. Simmrock* und der *Diako-*

nus Frank in Dresden. Ob noch mehrere Sonettenkränze — nämlich künstlich geflochtene, denn manche nennen eine Reihe unzusammenhängender Sonette auch einen Kranz — von andern Dichtern erschienen sind, weiss ich nicht, leider ist mir nicht einmal das Vergnügen geworden, die Vorhandenen zu lesen, und ich habe bei den Vorliegenden durchaus kein deutsches Vorbild gehabt.

Allen den strengen Forderungen gerecht zu werden, welche die italienischen Dichter für die Bildung eines regelrechten Sonettenkranzes festsetzten, konnte ich mir nicht vornehmen; ohne dass mir deshalb „Eigensinn die künstlichen Gesetze dünken;“ — es ist bei dem Mangel der Reime (das Einzige, worin die deutsche Sprache den südlichen Sprachen nachsteht, die sie dafür durch hundert Vorzüge übertrifft), nicht wohl möglich, denn ausser dem, was ich beobachtete und beobachten musste, wird noch verlangt, dass kein Reim, der schon einmal gebraucht war, die durch die Form nothwendig bedingten ausgenommen, wiederkehre; gegen diese Regel habe ich zum öftern wissentlich sündigen müssen, weil sich mir nicht stets neue passende Reime boten, zweitens soll dieselbe Stellung der Reime und ihre Folge, so wie sie im ersten Sonett statt findet, in allen folgenden beibehalten werden. An diese Regel habe ich mich nicht gebunden, weil ich dafür hielt, dass Abwechselung und Mannichfaltigkeit im Kranze selbst, der Schönheit desselben, wenn er sonst welche hat, keinen Abbruch thun würde.

Die von der Akademie degl' Intronati in Siena, — welche zuerst das funfzehnte oder Meistersonett, sonetto magistrale, einführte, da früher das sonetto à corona nur aus 14 Sonetten bestand, — festgesetzte Regel, die Reime des Meistersonetts immer abwechseln zu lassen, habe ich zum Theil befolgt, zum Theil auch nicht, eben weil ich in Nebensachen nicht sklavisch nachahmen wollte; ein anderes ist Nachflug des Geistes, ein in sich Auffassen des Genius einer Dichtungsart, ein anderes ist knechtische Nachahmung der Form.

Herder sagt, und ich glaube, seine Worte hieher beziehen zu dürfen: „Form ist vieles bei der Kunst; aber nicht alles. Die schönsten Formen des Alterthums belebet ein Geist, ein grosser Gedanke, der die Form zur Form macht, und sich in ihr, wie in seinem Körper offenbaret. Nehmet diese Seele hinweg, und die Form ist eine Larve.“

„Vollends poetische Form ist vom Gedanken und von der Empfindung dergestalt abhängig, dass ohne diese sie wie ein schöngezimmerter Block dastehet; denn Poesie wirkt durch *Rede*. Rede aber *enthält* nicht nur, sondern sie ist eine *Folge von Gedanken*. Ohne diese ist das schönste Sonett ein Klinggedicht; nichts weiter.“

Nicht die blosse Form wollte ich einführen; die Absicht, die mich leitete, Sonettenkränze dieser Art zu dichten, war lediglich die, zu zeigen, dass unsre Sprache auch hierin mit jeder andern rühmlich wetteifern kann, denn die von mir nicht besiegten Schwierigkeiten überwindet vielleicht ein Anderer, Geübterer, und ich selbst hoffe, noch besseres in dieser Art zu leisten, wenn diese *Versuche*, durch welche ich mir die Bahn erst brechen will, nicht allzustreng gerichtet werden.

Für meine Rezensenten sowohl, als auch für diejenigen, die sich vielleicht in dieser Form versuchen wollen, bemerke ich, dass mir *die* Kränze, in denen die Phantasie sich frei bewegen konnte, wie z. B. I. II. VII. u. a. in der Bearbeitung weit leichter geworden sind, als jene, wo ich den Stoff einer historischen Begebenheit entnahm, und wohl mag der hier eingetretene Zwang etwas nachtheilig auf die Diktion gewirkt haben.

Noch sei mir verstattet, über zwei der gewählten Stoffe einige Worte zu sagen, und die Ansicht auszusprechen, von der geleitet ich sie wählte, denn ich will lieber, wenn ich es verdiene, streng getadelt, als schief beurtheilt sein; ich meine *Adaluld* und *Ragnarokur*.

Das Gedicht *Adaluld* könnte mir die Rüge zuziehen, als huldige ich der Unsitte, der schon Mehrere huldigten, mit Reimen auf kindische Weise zu klingeln und zu spielen, über die Maassen. Dass dem nicht so ist, davon zeugen theils meine frühern Gedichte, soviel deren in Zeitschriften bekannt geworden sind, theils die übrigen Sonettenkränze.

Die Liebe der Nachtigall zur Rose ist

ein schöner poetischer Stoff, welchen wir dem Orient verdanken, und der von türkischen, arabischen und persischen Dichtern vielfach und geistreich behandelt wurde. Es ist die heilige ätherische Liebe des Königs der geflügelten Sänger zu der Blumenkönigin, die er in der warmen, Blüthenduft durchwürzten Mainacht aushaucht in weichen, sanfthinsterbenden Klagegesängen; es ist die tiefe, glühende Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Einem solchen Stoff, der nichts ist als ein in Liebe lebendes und athmendes Phantasiegebilde, darf sich, meiner individuellen Ansicht nach, wohl die Sprache anschmiegen in weichen, gefälligen Formen, und dass die deutsche Sprache es kann, dass ihr unerschöpflicher, nimmer ergründeter Reichthum ihr auch diese Alliterationen und Assonanzen, diese Reimspiele, — in denen die Araber so grosse Meister sind und sie so sehr lieben, dass sie dieselben auch in ihre Prosa einmengen, — erlaubt und darbietet, gereicht ihr gewiss nicht zur Schande. Und der Dichter, ein freier Herrscher im Reiche der Phantasie, muss ungehindert aus der reichen Schatzkammer seiner Sprache das Gewand wählen dürfen, das ihm am passendsten scheint für das Kind seiner Muse.

Übrigens ist mein Gedicht *Adaluld* weder Übertragung noch Nachahmung, blos den Stoff entlehnte ich, die Behandlung desselben ist mein eigen.

Dass ich in *Ragnarokur* eine der interessantesten Mythen aus den Dämosagen der Edda mit dem südlichen Metrum behandelte, wird man es mir zum Vorwurf machen? Um das Allzuweiche hier zu vermeiden, habe ich das Sonett um einige Sylben abgekürzt, und mehr männliche Reime gewählt, ausserdem hegte ich die stolze Hoffnung, abgesehen davon, dass der Stoff mich sehr lebhaft ansprach, vielleicht in der Brust eines oder des andern deutschen Jünglings den Sinn zu wecken für die, mit den Göttersagen der Germanen so nahe verwandte sogenannte nordische Mythologie, die mit der Fülle ihrer Kraft, ihrer Herrlichkeit, ihres Reichthums an schönen Bildern noch lange nicht allgemein genug anerkannt und gepflegt wird.

Es sei fern von mir, durch vorbittende Entschuldigung der Mängel die Nachsicht der Kritik erbetteln zu wollen; ich werde kein Urtheil, ist es nicht ganz oberflächlich und unbedeutend, unberücksichtigt lassen, und das Schlimmste, was mir widerfahren und mich allenfalls entmuthigen könnte, wäre, wenn man meine Sonettenkränze einer Kritik gar nicht werth erachtete. Was mangelhaft ist an meinen *Versuchen*, fühle ich in tiefster Seele, ohne es doch ändern zu können; gediegene Urtheile der Erfahrenen und höher Begabten und gereiftere Einsicht geben mir wohl später die Feile in die Hand.

Anspruchlos übergebe ich meine Kränze den Händen des Publikums, ruhig, gleich, fern von Anmassung und Furcht.

von Übermuth und Verzagtheit sehe ich dem Urtheile der Kenner darüber entgegen.

Salzungen, im Januar 1828.

Ludwig Bechstein.

I.

Gott.

1.

Den Herrn der Welten preise mein Gesang!
Anbetend in des Staubes engen Schranken,
Erheb' ich zu dem Vater die Gedanken,
Und will ihn preisen all mein Leben lang.

Allmächtiger, nimm, was des Herzens Drang
Dir darbeut, und vergieb das irre Schwanken,
Und lass mich nie von Deinen Pfaden wanken,
Bis sich zu Dir empor die Seele schwang.

Gieb Kraft mir zu dem Liede, das ich singe,
Dass es auch zu den Herzen derer dringe,
Die Lust an Dir und Deinen Werken haben.

Von Deinem Strahl erhellt, erhebt sich freier
Der Geist, und schöner tönt des Sängers Leier
Dem ew'gen Urborn aller guten Gaben.

3.

Dem ew'gen Urborn aller guten Gaben
Sei Dank und Ruhm! Er ist der Liebe Geist,
Gott, Vater, der allein vollkommen heisst,
Du willst mit Wohlthun alle Wesen laben.

In Wüstenei'n nährst Du die jungen Raben,
Dein Engel hat den Daniel gespeisst,
Von Dir, den Mensch und Seraph dankend preisst
Von Dir, o Gott, ist alles, was wir haben,

Das Füllhorn Deines Segens wird nicht leer,
Es enden Saat und Ernte nimmermehr,
Mit Honig füllest Du der Bienen Waben.

Mit Segen überschüttet rings das Land
Alliebend und allwaltend Deine Hand,
An dessen Anschaun sich die Engel laben.

8.

An dessen Anschaun sich die Engel laben,
Der wohnt im Licht, so weit die Himmel blauen
Und weiter, als des Seraphs Augen schauen,
Ja, wo noch Welten ruhn, in Nacht begraben.

Da strömt die Fülle Seiner Liebesgaben
Ins Welltall aus, wie Tropfen niederthauen,
Die Weltenuhr liess Er aus Sonnen bauen,
Die Räder rollen um demantne Naben.

Er thront im Licht und segnet aus dem Lichte,
Und Engel stehn vor Seinem Angesichte,
Und preisen Seine Macht Äonen lang.

Von Stern zu Sternen feiern ihren Meister
Die Jubelchöre der verklärten Geister,
Dem festlich rauscht der Sphären Harfenklang.

4.

Dem festlich rauscht der Sphären Harfenklang,
Dem sollen auch des Sängers Saiten rauschen,
Er ist gewiss, dass ihm auch Engel lauschen,
Und dass sein Lied zu Gottes Throne drang.

Erhebe dich, du feiernder Gesang,
Durch aller Himmel Himmel fort zu rauschen,
Mit Geisterliedern sollst du Grüsse tauschen,
Wetteifernd dort behaupten deinen Rang.

Denn gleich sind vor dem Herrn die Lieder alle,
Er misst den Willen, fragt nicht nach dem Schalle,
Doch würdigt Er des Herzens heissen Drang.

Seht Ihn, den Herrn, auf Rosenwolken thronen,
Seht Ihn im Blüthenthal des Lenzes wohnen,
Seht Ihn in Seiner Allmacht Donnergang!

5.

Seht Ihn in Seiner Allmacht Donnergang.
Er winkt den Blitzen und sie zischen nieder,
Und Donner hallen in den Wolken wieder,
Die Menschen beben und verzagen bang.

In Seiner Hand ruht Welten-Untergang,
Die Berge bricht Er, und erhebt sie wieder,
Und braust daher auf des Orkans Gefieder,
Wenn Wogenfluth das feste Land verschlang.

Das Weltall zittert, wann Sein Odem weht,
Und Sonnen löschen aus nach Seinen Winken,
Tief in des Chaos alte Nacht vergraben,

In die sie durch Jahrtausende versinken,
Der Herr ist gross in Seiner Majestät,
Wollt Zeugniss Ihr von Seiner Weisheit haben? —

6.

Wollt Zeugniss ihr von Seiner Weisheit haben? —
So blickt in die Sanskritta der Natur,
Von Seiner Weisheit predigt jede Flur,
Und schmucket sich mit Seiner Liebe Gaben.

Seht, wie die Quellen grüne Wiesen laben,
Der Jahreszeiten Gang betrachtet nur,
Wollt ihr am Himmel suchen Gottes Spur?
Dort leuchtet sie mit goldenen Buchstaben.

Im Wurme lebt, wie in dem Behemoth,
Die heilige Schöpferkraft, die Kraft von Gott,
Sie wirkt im Schooss der Erde, tief vergraben.

Sein Odem ist es, der die Blüthen schwellt,
Sein starker Arm ist's, der das All erhält,
Der Ewige herrscht herrlich, hocherhaben.

7.

Der Ewige herrscht herrlich, hocherhaben;
Vor Seinem Geist ist alles offenbar,
Vor Seinem Blick ist alles licht und klar,
Nichts Ihm zu tief verborgen und vergraben.

Die leichtbeschwingten holden Engelknaben
Sind Seiner Boten zahlenlose Schaar,
Sie dienen Ihm voll Wonnen immerdar,
Er lässt durch sie die Sterblichen begaben.

Ward Trost und Ruhe dir nach Prüfungstunden,
Hat sich dein Schmerz in Freude schnell gewendet,
Und preisst den Vater nun dein Lobgesang —

Dann haben sie zu Dir den Weg gefunden;
Froh fliegen Gottes Boten, hingesendet,
Vom Aufgang bis zum fernen Niedergang.

8.

Vom Aufgang bis zum fernen Niedergang,
Schwebt Gottes Geist, schwebt Gottes Vaterliebe,
Allgegenwärtig in dem Uhrgetriebe
Des Weltalls, auf und ab mit Sphärenklang.

Und nimmer stockt der Sonnen Wandelgang,
Dass in Atome nicht das All zerstiebe,
Dass Sein Gesetz so fest gegründet bliebe,
Wie Felsen gegen Meereswogendrang.

Selbst unterthan den ewigen Gesetzen,
Kann sie der Schöpfung Meister nicht verletzen
Der Sphären Lauf liegt im Gesetz der Schwere,

Dem Geist der Ordnung still und unterthänig,
Gehorchen Geister, Sonnen ihrem König,
Himmel und Erde singt zu Gottes Ehre.

9.

Himmel und Erde singt zu Gottes Ehre,
Und alle Welt ist Seines Ruhmes voll,
Und alle Welt bringt Ihm des Dankes Zoll,
Mit Liedern feiern Ihn der Sänger Heere.

Mit Wellenbrausen rühmen Ihn die Meere,
Und wie der Erde Mutterbusen schwoll,
Bringt sie der Blumen Opfer freudenvoll,
Und ihre Berge werden Ihm Altäre.

Wo bleibt dein Opfer armes Menschenherz?
Von Seiner Liebe, Seiner Huld durchdrungen,
Wie wirst du würdig Seine Macht erhöhen?

Du bist zu klein für Ihn, du bist im Schmerz
Verstummt; o leiht mir eure Feuerzungen,
Ihr Geister, die vor Seinem Throne stehen.

10.

Ihr Geister die vor Seinem Throne stehen,
Ihr badet euch in Seiner Strahlen Glanz,
Durchdrungen von dem Anschaun Gottes ganz;
Ihr habt die Herrlichkeit des Herrn gesehen.

Euch hat umfächelt Seines Odems Wehen,
Von glüh'nden Sonnen flicht sich euer Kranz,
Ihr mischt euch in den heiligen Sphärentanz,
Wo sich der Welten Myriaden drehen.

Jahrhunderte, die, gleich beschwingten Pfeilen,
Im Flug vorüber Seinen Blicken eilen,
Sind vor Ihm, wie ein schnell verrauschter Tag.

Ihr Geister, die ihr euch in Strahlen badet,
Ihr auserwählten Engel, hochbegnadet,
Weckt Harmonieen mit der Flügel Schlag!

11.

Weckt Harmonieen mit der Flügel Schlag!
Lasst fort und fort das Halleluja schallen,
In Donnerchören durch des Himmels Hallen,
Zu Dessen Ruhm, Der einst das Werde sprach,

Als noch das All in Finsternissen lag;
Und alle Geister sollen niederfallen,
Ihr Siegeslied soll wonneschauernd wallen,
Denn Seines Thrones Strahl erhellt den Tag.

O Herr, Herr! Ewger Vater, Du bist Gott!
Wer ist Dir gleich, Jehovah, Zebaoth?
Wo herrscht der König, der so heilig wäre?

Es sind nicht andre Götter neben Ihm,
Den ewig rühmt das Lied der Seraphim,
O dankt Ihm, preisst Ihn, all' ihr Sternenheere.

12.

O dankt Ihm, preiss't Ihn, all' ihr Sternenheere,
Mit euern unzählbaren Millionen
Beseelter Wesen, die auch euch bewohnen,
Denn in dem Reich des Herrn ist keine Leere,

Die Sonnen, zahllos wie der Sand am Meere,
In ihren fernen Ätherregionen,
Die heil'gen Engel, die im Lichte thronen,
Vom Anbeginn Herolde Seiner Ehre,

Sind alle nur ein Abglanz Seines Lichts,
Die vor dem Flammen Seines Angesichts
Zum Nichts, dem sie entnommen sind, vergehen.

Doch will Er nicht vernichten Seine Welt,
Blickt zu dem Vater, der sie liebend hält,
Ihr Menschen, blickt zu jenen lichten Höhen!

13.

Ihr Menschen blickt zu jenen Höhen
Vertrauungsvoll aus eurer Kümmerniss,
Und seid der frohen Zuversicht gewiss:
Der Vater lässt euch nicht vergebens flehen.

Der Vater eilt, euch liebend beizustehen;
Wenn Zeit und Schicksal Herz vom Herzen riss.
Die Lieben einhüllt Grabesfinsterniss,
Ihr werdet Alle droben wiedersehen!

Der Geist der Liebe lächelt seinen Kindern,
Mit Wonnen weiss Er ihren Schmerz zu lindern,
Einst kommt des Lohnes, einst der Freuden Tag.

Die düstre Nacht der Leiden drückt nicht immer,
Einst wandelt ihr in der Verklärung Schimmer,
Und lallt der Sphären ew'ge Hymnen nach.

14.

Und lallt der Sphären ew'ge Hymnen nach,
Und sonnt euch in dem Urlicht Seiner Gnaden,
Und folget Ihm auf Seiner Liebe Pfaden,
Der alles weiss, was tief im Dunkel lag:

Dess' Allmacht das Gebäu der Nacht zerbrach,
Der weisheitvoll am unsichtbaren Faden
Die Sonnen lenket, der zu sich geladen
Jeden, der kindlich Ihm vertrauen mag.

So hast Du mich auch zu Dir hingezogen,
Mein Herz gerettet aus des Zweifels Wogen,
Dass mich der Strom der Sünde nicht verschlang.

Als Mensch hienieden in des Staubes Hülle
Als Engel droben in des Lichtes Fülle
Den Herrn der Welten preise mein Gesang.

15.

Den Herrn der Welten preise mein Gesang,
Den ew'gen Urborn aller guten Gaben,
An dessen Anschaun sich die Engel laben,
Dem festlich rauscht der Sphären Harfenklang.

Seht Seiner Allmacht roll'nden Donnergang,
Wollt Zeugniss ihr von Seiner Weisheit haben?
Der Ewige herrscht herrlich, hocherhaben,
Vom Aufgang bis zum fernen Niedergang.

Himmel und Erde, singt zu Gottes Ehre!
Ihr Geister, die vor seinem Throne stehen,
Weckt Harmonieen mit der Flügel Schlag!

O dankt Ihm, preisst Ihn, all' ihr Sternenheere!
Ihr Menschen, blickt zu jenen lichten Höhen,
Und lallt der Sphären ew'ge Hymnen nach!

II.

Die Schöpfung.

I

D

1.

Der Weltenvater rief Sein Allmachtwort,
Denn öde war es in den finstern Räumen,
Und einsam, Sonnen schienen noch zu träumen.
Und wälzten sich im tiefen Dunkel fort.
Da war nicht West noch Ost, noch Süd und Nord,
Nicht Wolken waren, die sich golden säumen,
Kein Säuseln wehte in den Blüthenbäumen,
Denn Bäume nicht, nicht Blüthen gab es dort.
Es war das Reich uralter Mitternacht,
Noch nicht zum frohen Lebenstag erwacht,
Wer weiss, wie lange dieses Dunkel währte?
a schwang der Weltgeist kräftig sich empor,
Sein Hauch zerriss den schwarzen Todtenflor,
Ins öde Chaos tönte Gottes: Werde!

2.

Ins öde Chaos tönte Gottes: Werde!
Da schieden sich die Schatten von dem Licht,
Das ausging von des Vaters Angesicht,
Das holde Licht, das alles rings verklärte.

Die Welten grüsseten das Langentbehrte,
Der Strahl durchflog das Dunkel, das so dicht
Den weiten Raum erfüllte, Schicht auf Schicht,
Der Wille Gottes war des Lichts Gefährte.

Und, als der Strom der Helle niederfloss,
Als sich der Glanz durch jeden Raum ergoss,
Der noch des Allbelebenden entbehrte,

Da trat auch aus des Dunkels weitem Thor,
Sanft angestrahlt, ein kleiner Stern hervor,
Aus Mitternächten trat hervor die Erde.

3.

Aus Mitternächten trat hervor die Erde,
Formlos, ein Punkt im unermessnen All,
Sich drehend um den hellen Sonnenball,
Und um sie zog ihr kleinerer Gefährte.

Wer war es, der sie Bahnen finden lehrte,
Der väterlich sie schirmte vor dem Fall?
Wer hat gethürmt der Riesenberge Wall,
Wer sorgte, dass sie Flamme nicht verzehrte?

Der Weltgeist, der im öden Raum gewaltet,
Hat Welt um Welt geschaffen und gestaltet,
Die rollen nun auf ew'gen Bahnen fort,

Sie haben donnernd ihren Lauf begonnen,
Mit Erden kreisen Monden um die Sonnen,
Und Sonnen flammen glühend hier und dort.

4.

Und Sonnen flammten glühend hier und dort,
Die hell und herrlich Gottes Thron umzogen,
Von Seinem Hauch beschwingt, das All durchflogen,
Gehorsam dienend Seinem Wink und Wort.

Sie ruhen nimmer aus im stillen Port,
Wie Schiffe, steuernd durch des Meeres Wogen;
Sie ziehen hin in unermessnen Bogen
Und Ruhe finden sie an keinem Ort.

Und um die Sonnen ziehen die Planeten,
Mit Feuerschweifen wandeln die Kometen,
In Seiner Hand hält sie der Herr und Hort.

Auf Erden aber war noch rauhes Walten,
Sie musste sich zur Kugel erst gestalten,
Da kämpften Elemente fort und fort.

5.

Da kämpften Elemente fort und fort;
Der Erdball bebte von dem wilden Ringen,
Es war ein wechselseitiges Verschlingen,
Der Meere Fluthen tosten über Bord.

Orkane wälzten sich vom Süd und Nord,
Empörte Wogen peitschend mit den Schwingen,
Und Flammen aus dem Schoos der Tiefen dringen,
Verzehrend sich im grausen Wechselmord.

Da rollten Donner in der Erde Klüften,
Gewitter braussten zürnend in den Lüften,
Die Flamme frass, was nicht die Fluth verheerte.

Aus rohem muss sich edler Stoff entfalten,
Der Herr in Seiner Weisheit liess sie walten,
Bis endlich sich die wilde Kraft verzehrte.

6

Bis endlich sich die wilde Kraft verzehrte,
Die Meere donnernd sich nicht mehr ergossen,
Die Ströme still in ihren Betten flossen,
Und alles sich zum Stand der Ruhe kehrte.

Da schuf der Herr des Himmels und der Erde,
Sich Seiner hohen Herrlichkeit Genossen,
Und Seine Boten harrten, lichtumflossen,
Des Wortes, das sie nun versenden werde.

Dann flogen sie durch alle Himmel hin,
Das Machtgebot des Vaters zu vollenden,
Der sie nach Seinem Vorbild segnen lehrte.

Sie dienten Ihm mit demuthvollem Sinn,
Und flogen, Himmelswonnen auszuspenden,
Wie Gottes Wink die Schöpfungen verklärte.

7.

Wie Gottes Wink die Schöpfungen verklärte,
Und Morgenröthe himmlisch schön erglühte,
Und Sonnenflamme durch die Himmel sprühte,
Glich einer Blumenknospe noch die Erde.

Nun aber zog mit fröhlicher Gebehrde
Die Schaar der Engel auf die Schönerblühte,
Der Vater schmückte sie voll Huld und Güte,
Dass sie Sein Garten und Sein Tempel werde.

Da war gesühnt der Elemente Streit,
Da prangten sie in der Verklärung Glanze,
Und jedes Ufer war ein Blumenbord.

Das war des Erdplaneten Blüthenzeit,
Er priess den Herrn mit in der Sphären Tanze;
Die rühmten Ihn mit feierndem Accord.

8.

Die rühmten Ihn mit feierndem Accord;
Durch alle Himmel klangen Wonnelieder,
Es hallten sie die fernsten Weiten wieder,
Der Jubel schallte durch Äonen fort.

Da sah der Herr die Wonnen hier und dort,
Sah auf die Welt von Seinem Throne nieder,
Die Engel schwangen tönend ihr Gefieder,
Und Halleluja! klang's im Süd und Nord.

Und gut war alles, was der Herr gemacht,
Und alles stand in jugendlicher Pracht,
Da flog Sein Liebesruf durch alle Räume.

Da schmückte sich mit Hoffnungsgrün das Land,
Gesegnet von des Allerbarmers Hand;
Da regten sich die tausend Lebenskeime.

9.

Da regten sich die tausend Lebenskeime,
Da war ein Drängen, Treiben, Knospen, Sprossen,
Da hatten sich die Blumen all' erschlossen,
Es eilte jede, dass sie nichts versäume,

Schon fliehen sie, der Knospen Morgenträume,
Die Blumen sind von Sonnenstrahl umflossen,
Da ist die Fülle holden Seins ergossen,
Und Balsamduft durchweht des Äthers Räume.

Und was sich losringt aus des Schlummers Nacht,
Und was zur Blüthenseligkeit erwacht,
Zur Riesenform entwächst es seinem Keime.

Noch zeugt versteinerter Gewächse Spur
Von jener hohen Urkraft der Natur;
Nun blüheten und trugen Frucht die Bäume.

10

Nun blüheten und trugen Frucht die Bäume;
Es breiteten sich Palmenwälder aus,
Die Blätterkronen streckend hoch hinaus,
Und Lust und Leben füllten alle Räume.

Schon flogen Bienen nach dem Honigseime
Der Blumenkelche, sogen ihn daraus,
Und trugen Wachs auch in ihr Zellenhaus,
Zur Nahrung jenen, das zu Kitt und Leime;

Und Mücken tanzten in des Abends Strahlen,
Und Schmetterlinge küssten jede Blüthe,
Die schön und duftend aufgegangen war.

Wer kann die Wesen nennen all' mit Zahlen
Die sich erfreuten an des Vaters Güte?
Die Meere wimmelten von froher Schaar.

11.

Die Meere wimmelten von froher Schaar
Der Fische; Friede herrscht' noch unter ihnen,
Der Tod war noch auf Erden nicht erschienen,
Sie scherzten in den Wellen Paar an Paar.

Da schossen Wasserstrahlen, silberklar,
Hoch in d~~er~~ie Luft die munteren Delphinen,
Und andre waren, die zu fliegen schienen,
Noch andre, an Gestaltung wunderbar.

Doch Stille lag noch über Meer und Landen,
Zwar rauschten Bäume, Wellen unverstanden,
Die höchste Lust war noch nicht aufgegangen.

Da kam das Liebliche noch zu dem Schönen
Im Ton und Klang, der Liebe holdes Sehnen,
Als nun die Vöglein auf den Zweigen sangen.

12.

Als nun die Vöglein auf den Zweigen sangen,
Da war es auf dem Erdball nicht mehr öde,
Denn Lieder grüssten schon die Morgenröthe,
Die Jubellieder, die sich lichtwärts schwangen.

Und war der laute Tag hinabgegangen,
Da tönt' es noch in süsser Liebesflöte,
Als ob der Lenz der Erde Küsse böte,
Vom Arm der stillen Dämmerung umfangen.

Denn ew'ger Frühling war und ew'ge Lust
Und, wie ein Kindlein an der Mutter Brust
Mit sanftem Lächeln ruht und Rosenwangen,

So lag die Erde in des Vaters Hand
Und Lieb' und Leben füllten jedes Land,
Als Thiere nun auf Lustgefilden sprangen.

13.

Als Thiere nun auf Lustgefilden sprangen
In Fröhlichkeit gepaaret und gesellt
Von keinem Todespfeile noch gefällt,
War Lust und Leben herrlich aufgegangen.

Da war ein Wollen nur und ein Verlangen,
Ein süsser Trieb, der Lebenskeime schwellt,
War rings verbreitet in der jungen Welt,
War von der Liebe Urquell ausgegangen.

Gott sass in Seines Thrones lichtem Glanze,
Sah nieder auf die Welt voll Lieb' und Milde,
Und sah, wie schön und herrlich alles war;

Und krönen wollte Seine Huld das Ganze
Geschöpfe fehlten noch nach Seinem Bilde,
Da schuf der Herr das erste Menschenpaar.

14.

Da schuf der Herr das erste Menschenpaar,
Haucht' in die Leiber Seines Geistes Funken,
Sie wachten auf, ihr Auge blickte trunken
Umher, und keines wusste, wie ihm war.

Da trafen sich die Blicke — Wunderbar
Berührt stand jedes, lächelnd, still versunken;
Dann sind sie in die Arme sich gesunken,
Und droben jubelte der Engel Schaar. —

Mit Wonneliedern ward der Herr gepriesen,
Es zog mit Menschen, Thieren, Paradiesen,
Der Erdball fröhlich seine Bahnen fort.

So hatte sich das Licht der Nacht entrissen,
Als in des Chaos öden Finsternissen
Der Weltenvater rief Sein Allmachtwort. —

15.

Der Weltenvater rief Sein Allmachtwort,
Ins öde Chaos tönte Gottes: Werde!
Aus Mitternächten trat hervor die Erde,
Und Sonnen flammten glühend hier und dort.

Da kämpften Elemente fort und fort,
Bis endlich sich die wilde Kraft verzehrte,
Wie Gottes Wink die Schöpfungen verklärte,
Die rühmten Ihn mit feierndem Accord.

Da regten sich die tausend Lebenskeime;
Nun blüheten und trugen Frucht die Bäume,
Die Meere wimmelten von froher Schaar.

Als nun die Vöglein auf den Zweigen sangen,
Als Thiere nun auf Lustgefilden sprangen,
Da schuf der Herr das erste Menschenpaar.

III.

Moses.

1.

Israël seufzt in harten Sklavenbanden,
Vorüber sind die Zeiten der Beglückung,
Joseph ist todt — und Schmach und Unterdrückung
Die Fremdling' im Ägyptenlande fanden.

Zum Bau der Pyramiden, noch vorhanden,
Hilft ihre Hand, oft mangelt die Erquickung,
Zu harter Frohne peitscht des Vogts Bedrückung
Sie, die Nomaden-Arbeit nur verstanden.

Doch immer grösser wird des Volkes Menge,
Schon ist das Land für ihre Zahl zu enge,
Das kommt dem strengen Pharao zu Ohren.

Gleich wird das grausame Gebot gegeben:
Lasst von Jsraëls Knäblein keines leben! —
Da wird der Held, der es befreit, geboren.

2.

Da wird der Held, der es befreit, geboren,
Die Mutter hat mit liebevollen Sorgen,
Drei Monden lang das Kind bei sich verborgen,
Wurd' es entdeckt, war sie mit ihm verloren.

Ein Kästlein flicht sie sich von starken Rohren,
Darinnen ruht der Knabe, wohlgeborgen;
Die Schwester trägt ihn fort am frühen Morgen,
Ins Uferschilf, nah bei des Schlosses Thoren.

Die Königs-Tochter kommt herab zu baden,
Sie sieht das Kästlein, schickt die Dienerinnen,
Des Knaben Weinen dringt zu ihren Ohren.

Und als die Mägde durch das Wasser waden,
Weiss gleich die Schwester Kluges zu ersinnen,
Und Moses ist zur Rettung auserkoren.

3.

Und Moses ist zur Rettung auserkoren,
Die Mutter darf die Brust ihm wieder reichen,
Dann giebt sie ihn der Retterin zu eigen,
Die nimmt ihn an, als ob sie ihn geboren.

Und aufgenommen in der Priester Choren,
Wird unterrichtet er, gleich ihres Gleichen,
Er lernt der Wissenschaft geheime Zeichen,
Nichts ging in ihrer Kenntniss ihm verloren.

Dann ging er wieder unter seine Brüder,
Schlug einen von den Unterdrückern nieder,
Und floh nach Midjan aus Ägyptens Landen.

Dort sprach der Herr mit Moses aus der Flamme,
Der Hirte ging, ein Retter seinem Stamme,
Hat trotzig vor dem Pharao gestanden.

4.

Hat trotzig vor dem Pharao gestanden
Der kühne Moses, mit dem redekünd'gen
Aaron, und von ihm verlangt in bünd'gen
Kraftworten Auszug aus Ägyptens Landen.

Doch keinen Eingang ihre Reden fanden,
Dass sich das Volk durch Opfer woll' entsünd'gen,
Den Vögten brachten Boten schnell den stünd'gen
Befehl, zu mehren dieses Volkes Banden.

Und schwerer wurden Arbeit nun und Plagen,
Und lauter der gedrückten Männer Klagen,
Die Rettung nimmer vor sich sahn, noch fanden.

Und wieder trat, vom Geist des Herrn geheissen,
Der Moses vor den König und die Weisen;
Und schwere Plagen sind dem Land' entstanden.

5.

Und schwere Plagen sind dem Land' entstanden:
Zum purpurrothen Blutstrom ward der Nil,
Und alles Wasser Blut, es kamen viel'
Von läst'gen Thieren, die die Zaubrer sandten.

Dann kam das Weh der Pest aus heissen Landen,
Die schwer auf Menschen, wie auf Thiere fiel:
Und Hagelstürme trieben wildes Spiel,
Zerstörung bringend Allem, was sie fanden.

Es kamen auch mit schwirrendem Gelärme
Die Saat aufzehrenden Heuschreckenschwärme,
Dem armen Land' zu neuer Qual erkoren.

Und Finsterniss der Mitternächte schattet,
Da hat den Auszug Pharao gestattet,
Israels Volk zieht endlich aus den Thoren.

6.

Israels Volk zieht endlich aus den Thoren,
Doch ward zuvor die Erstgeburt erschlagen,
Das Osterlamm wird eilig aufgetragen,
Sie fliehen mit den Broten, ungegoren.

Was sie geliehen, war und blieb verloren,
Für die Ägyptier, ward davon getragen,
Die haben über dieses freche Wagen
Dem Räubervolke schnellen Tod geschworen.

Und Moses wandelt vor dem Zuge her,
Und führet trocken durch das rothe Meer
Das Volk, das sich Jehovah auserkoren.

Da braus't der Rächer Heeresmacht heran
Schon zagt das Volk, als die Ergrimmten nahn,
Es sieht das Heer, das es verfolgt, verloren.

7.

Es sieht das Heer, das es verfolgt verloren,
Denn muthig sprengen die ergrimmten Reiter
Den Feinden nach, es geh'n Ägyptens Streiter
Ins rothe Meer, gleich unbedachten Thoren.

Der König selbst hat seinen Tod erkoren,
Es kommt die Fluth und braus't verschlingend weiter,
Im Wellengrab versinken Ross und Reiter,
Auf Leichen fällt der Schimmer von Auroren.

Da priess der Führer Moses laut den Retter,
Den mächtigsten und herrlichsten der Götter,
Durch seinen Arm war Feindes Wuth zu Schanden.

Die Weiber zogen aus mit Klang und Reigen,
Sich dienend vor Israels Gott zu neigen,
Und Moses predigte den Unbekannten.

8.

Und Moses predigte den Unbekannten,
Den Gott, der einst auf Horeb ihm erschienen,
Und ihm befohlen, Ihm als Knecht zu dienen,
Den Gott, den seine Brüder noch nicht kannten.

Der sie geführet aus Ägyptens Landen,
Das Wort des Herrn hat er verkündet ihnen,
Und sie gelehrt, dem Mächtigen zu dienen,
Der sie befreite von den Sklavenbanden.

Sie ziehen hin und her in Wüsteneien,
Und ob sie oft in ihrem Unmuth schreien,
Unwürdig Gottes Vaterhuld und Gnade;

So lässt doch Der die Letzte gütig walten,
Er will sein auserwähltes Volk erhalten,
Mit Wundern zeichnen sich die rauhen Pfade.

9.

Mit Wundern zeichnen sich die rauhen
Pfade:
Die bittern Brunnen Maras werden rein,
Es stellen sich der Wachteln Schaaren ein,
Dass sie das Volk zu seiner Nahrung brate.

Herab vom Himmel fällt das Brot der Gnade,
Das süsse Manna hängt, wie Körner klein,
An Halmen denen, die nach Brote schrei'n,
Dass es die Schaar zum schnellen Sammeln lade.

Und aus dem Fels lockt Moses Stab die Quelle,
Der Durst'gen Wonne strömt sie silberhelle,
Da nahet sich Amaleks Schaar von fern.

Und Moses hebt zu Gott empor die Hände,
Dass sich der Sieg zu seinem Volke wende!
Die Priester bringen Opfer dar dem Herrn.

10.

Die Priester bringen Opfer dar dem Herrn,
Und Moses ist ein Schlichter streit'ger Fragen,
Und sitzt im Volk, ein Richter aller Klagen,
Alle gehorchen seinem Ausspruch gern.

Dann wählet er der biedern Männer Kern
Zu Richtern, ihnen alles vorzutragen;
Die sollen streng des Rechtes Ausspruch sagen
Er leuchtet ihnen vor, der Weisheit Stern.

Und dass der grossen zügellosen Heerde
Gesetz und Ordnung unverbrüchlich werde,
Versammlet er am Bergesfuss sie.

Und mit dem Bruder steigt er zu der Höhe,
Blitz und Posaunen künden Gottes Nähe,
Und Donner rollen um den Sinai.

11.

Und Donner rollen um den Sinai;
Der Herr zu Israel spricht aus dem Wetter:
„Habe nicht neben mir noch andre Götter!
„Misbrauche Deines Gottes Namen nie!

„Den Sabbat feire ruhend Mensch und Vieh!
„Die Ältern ehre, Fluch sei ihrem Spötter!
„Du sollst nicht tödten! So gebeut dein Retter,
„Nicht ehebrechen! — Lügen, stehlen nie!

„Du sollst dem Nächsten nicht falsch Zeugniss reden!
„Du sollst das Haus des Nächsten nicht verlangen!
„Und nichts, was sein ist!“ Spricht der Gott der
Gnade!

So redete der Herr durch den Propheten,
Und Israel hat das Gesetz empfangen;
Die Wolke wandelt vor der Bundeslade.

12.

Die Wolke wandelt vor der Bundeslade,
Das Heiligthum Jehovahs wird vollendet,
An welchem man des Goldes viel verwendet,
Die Cherubim steh'n um den Stuhl der Gnade.

Von seidnen Teppichen und Goldbrokate,
Dass es das Auge der Beschauer blendet,
Wölbt sich das Wandelhaus und wird beendet
Mit mancherlei Geräthen und Zierrathe.

Moses bestimmt die Kleidung der Leviten,
Er zürnt dem Apisdienst der Isra'liten,
Begehrt zu schau'n die Herrlichkeit des Herrn.

Und die Gesetze bringt er aus der Wolke,
Sein Antlitz flammt, so zeigt er sich dem Volke.
Das schöne Canaan ist nicht mehr fern.

13.

Das schöne Canaan ist nicht mehr fern,
Die Boten Moses mussten es erkunden,
Da haben Riesenvölker sie gefunden,
Das Volk murrt gegen Moses und den Herrn.

Doch bleibet nie die strenge Strafe fern,
Die Rotte Korah hat den Tod gefunden,
Die Heidenvölker werden überwunden,
Es weissagt Bileam vom Jacobsstern.

Und Moses setzt den Josua zum Führer,
An seiner Statt, des wilden Volks Regierer,
Die Strenge des Gesetzes bändigt sie.

Und nahe sind sie der Verheissung Lande
Doch der Befreier, den Jehovah sandte,
Held Moses schaut es — und betritt es nie.

14.

Held Moses schaut es, und betritt es nie.
Er sieht mit stolzem, freudigem Gefühle
Sich nah an seines grossen Werkes Ziele,
Und singt dem Herrn in froher Melodie.

Die Hände hebt er auf, und segnet sie,
Die er geführt, und guter Dinge viele
Weissagend, schreitet er aus dem Gewühle,
Das Land zu schau'n, das ihnen Gott verlieh.

Auf Nebos Gipfel tritt der Herr ihm näher
Und alles Land zeigt er dem frohen Seher;
In seinen Himmel ruft er den Gesandten,

Den er gewählt zu seines Volks Beglückung,
Als unter der Ägyptier Bedrückung
Israel seufzt' in harten Sklavenbanden.

15.

Israel seufzt in harten Sklavenbanden,
Da wird der Held, der es befreit, geboren,
Und Moses ist zur Rettung auserkoren,
Hat trotzig vor dem Pharao gestanden.

Und schwere Plagen sind dem Land entstanden,
Israels Volk zieht endlich aus den Thoren,
Es sieht das Heer, das es verfolgt, verloren,
Und Moses predigte den Unbekannten.

Mit Wundern zeichnen sich die rauhen Pfade,
Die Priester bringen Opfer dar dem Herrn,
Und Donner rollen um den Sinai.

Die Wolke wandelt vor der Bundeslade,
Das schöne Canaan ist nicht mehr fern;
Held Moses schaut es — und betritt es nie.

IV.

Jesus.

1.

Der Himmel glüht, die sel'gen Engel singen:
„Ehre sei Gott und Friede sei auf Erden,
„Und alle Menschen sollen selig werden!“
Vom Glanz umsäumt sind ihre Silberschwingen.

Und wie die Klänge durch die Lüfte dringen,
Vernehmen sie die Hirten bei den Heerden
Und lauschen still mit ängstlichen Gebehrden
Der Kunde von den hohen Wunderdingen.

„Euch ist der Menschen Heiland heut geboren,
„Der Seligmacher Aller, die verloren,
„Doch sucht ihn nicht auf einem Königsthrone,

„In eine niedre Hütte müsst ihr treten!“
Die Hirten eilen, Jesum an zu beten,
Des Ostens Weise nahen Gottes Sohne.

2.

Des Ostens Weise nahen Gottes Sohne,
Mit Gaben kommen sie aus weiter Ferne,
Geleitet von dem Herrlichsten der Sterne,
Die je geleuchtet über jener Zone.

Schon fühlt Herodes wanken seine Krone,
Und wüsste von dem neuen König gerne;
Und er gebeut, auf dass er ihn entferne,
Der Kindlein Mord, dass keins das Schwert verschone.

Das Jesuskind, das in der Krippe ruht,
Ist still geborgen in der Engel Hut,
Maria flieht mit Joseph und dem Sohne.

Vergebens war, Herodes, deine Wuth,
Es kommt auf dich der Kinder schuldlos Blut,
Der Herr begehret keiner ird'schen Krone.

3.

Der Herr begehret keiner ird'schen
Krone;
Zum Tempel geht er hin im zwölften Jahr,
Sich mischend in der Schriftgelehrten Schaar,
Und redet mit der Weisheit ernstem Tone.

Die Ältern forschen lange nach dem Sohne,
Der ihren Blicken schnell entschwunden war,
Da finden sie ihn an des Herrn Altar,
Er wolle da sein, wo der Vater wohne. —

Johannes, tauft ihn in des Jordans Bade,
Da schwebt auf ihn herab des Vaters Gnade,
Der Geist der Liebe schwebt auf Taubenschwingen.

Aus Wolken hört man eine Stimme schallen:
„An diesem Sohne hab' ich Wohlgefallen!“
Er will die Seelen zu dem Vater bringen.

4.

Er will die Seelen zu dem Vater bringen
Und lehret nun in Galliläas Landen;
Der kräftig dem Versucher widerstanden,
Ist nicht gefallen in der Sünde Schlingen.

Sein Wort kann Tod und Krankheitmacht bezwingen,
Die Lahmen gehn, die Todten sind erstanden;
Frei sind die Blinden von den finstern Banden,
Die Gott erkennen, und ihm dankend singen.

Und als die Jünger vor den Meister treten,
Lehrt er sie kindlich zu dem Vater beten,
Und predigt allem Volk von hohen Dingen.

Und alle hören staunend, und es mehren
Sich täglich die Bekenner seiner Lehren,
Ob auch Verfolgung ihn und Hass umringen.

5.

Ob auch Verfolgung ihn und Haus umringen,
Ihn schirmt der Geist, der über ihn ergossen.
Auf schwachem Schifflein zagen die Genossen,
Der Sturm braus't her auf mitternächtlichen Schwingen,

Und Jesus schlief. Da nun sie zu ihm gingen
Und ihrem Flehen er sein Ohr erschlossen,
Da war die Nacht vor ihm in Glanz zerflossen
Und Sturm und Wellentosen schnell vergingen.

Und lehrend, heilend geht von Ort zu Ort
Der König Juda's und der Menschheit fort,
Knechtschaft erwählend statt des Himmels Throne.

Nicht müde wird er, Allen wohlzuthun,
Er kann in seinem grossen Werk nicht ruhn,
Ob ihn auch Undank und Verrath belohne.

6.

Ob ihn auch Undank und Verrath belohne,
Der tief verhüllt in Finsternissen schleicht,
An Christus hat sich Gottes Geist bezeugt;
Er weiss, was kommen muss dem Menschen-Sohne,

Der zu den Jüngern spricht mit sanftem Tone:
„Kommt her, die ihr mühselig und gebeugt,
„Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht,
„Tragt sie demüthig, droben winkt die Krone!"

In Gleichnissen streut er den goldnen Saamen
Der Lehren in die Herzen, welche kamen
Voll Lieb' und Glauben zu Mariens Sohne.

Ob eifernd ihn die Pharisäer schelten,
Der Mittler will nicht Hass mit Hass vergelten,
Er fluchet nicht der Feinde bitterm Hohne.

7.

Er fluchet nicht der Feinde bitterm Hohne,
Er sieht Jerusalem im Abendstrahl
Und weint. — Dann setzt er ein sein Liebesmahl,
Eh' er verrathen ward vom Sündensohne.

Er bringt zum Opfer seine Königskrone,
Ringt in Gethsemane mit Angst und Qual;
Als Schlaf sich in der Jünger Augen stahl,
Nah't ihm ein Engel von des Vaters Throne.

„Lass Vater, diesen Kelch vorüber gehn! —
„Mein Wille nicht, der Deine soll geschehn!"
So betet Jesus — und die Häscher dringen,

Geführt vom Judas, schon zu ihm herein,
Die Waffen blitzen in der Fackeln Schein,
Er will durch Sanftmuth ihre Wuth bezwingen.

8.

Er will durch Sanftmuth ihre Wuth bezwingen,
Die Jünger fliehn, er folgt der wilden Rotte,
In Demuth still ergeben seinem Gotte,
Und zu Pilatus ihn die Knechte bringen.

Den Herrn zu retten, kann dem nicht gelingen,
Er duldet, dass Herodes ihn verspotte.
„Sein Blut auf uns! so brüllt der Juden Rotte.
Zur Schädelstätte, wo die Mörder hingen,

Wird er geschleppt, in wogendem Gedränge.
Muss selbst das Marterholz zum Berge tragen,
Der schweren Last erliegen seine Glieder.

Schuldlos verurtheilt von der rohen Menge,
Wird jetzt der Mittler an das Kreuz geschlagen.
Vergebend blickt er von dem Kreuze nieder.

9

Vergebend blickt er von dem Kreuze nieder
Der Heilige, der Hochgebenedeite,
Der schuldlos sich dem Opfertode weihte.
Verfinst'rung naht mit schattendem Gefieder.

Die Gräber geben ihre Todten wieder:
Da steht Johannes an Mariens Seite,
Und um den Heissgeliebten weinen beide,
Sie tröstend, blickt der Himmelskönig nieder.

Es reicht dem Durstenden der Knechte Schaar
Den herben Wermuthtrank zur Labe dar.
Da brechen des Gottmenschen Augenlieder.

Den Mörder tröstet er, der an ihn glaubt,
„Es ist vollbracht!“ ruft er, und neigt das Haupt:
Er stirbt den Martertod für seine Brüder.

10.

Er stirbt den Martertod für seine Brüder,
Und als des Volkes Rotten sich zerstreuen,
Da nahen sich dem Kreuze die Getreuen
Und lassen Jesu Leichnam sanft hernieder.

Und salben die vom Tod erstarrten Glieder
Mit Myrrhen und mit edlen Specereien,
Die wunderbare Düfte süss verstreuen.
Zum Grabe schickt Pilatus seine Hüter;

Die wälzen nun den Felsblock vor die Grotte,
Der Sabbat geht vorüber, still und trübe,
Der Menschen Heiland liegt in Todesbanden.

Da blitzt ein Strahl herab vom ew'gen Gotte,
Siegreich geht aus dem Grab die ew'ge Liebe!
Am dritten Tag' ist Christus auferstanden.

11.

Am dritten Tag' ist Christus auferstanden,
Die Wächter sinken, wie vom Blitz getroffen;
Der Herr ist fort, des Grabes Eingang offen,
Als sich die Frauen zu dem Grabe fanden.

Und d'rinnen weilen göttliche Gesandten,
Ihr Kleid ist weiss, aus Licht- und Ätherstoffen.
Die heissen die Bestürzten fröhlich hoffen,
Christus sei ledig von des Grabes Banden.

Sie gehen, das den Jüngern zu verkünden,
In ihnen Muth und Hoffnung zu entzünden,
So wie sie ihnen lichthell aufgegangen.

Dann ist den Jüngern Jesus, selbst erschienen,
Und hat gewandelt mitten unter ihnen,
Um zu vollenden, was er angefangen.

12.

Um zu vollenden was er angefangen,
Weilt Christus vierzig Tage noch auf Erden,
Dass seine Jünger Gottes Boten werden,
Ihm folgen wie er ihnen vorgegangen.

Er offenbart sich, wie sie vor ihm bangen,
Sie kennen an Gestalt ihn und Gebehrden
Er weihet sie zu Hirten seiner Heerden,
Und seinen Segen haben sie empfangen.

„Geht hin, nun meine Lämmer mir zu weiden,
„In alle Welt, und lehret alle Heiden,
„Und lasset sie der Taufe Bad empfangen!“

So spricht der Mittler, der für uns gelitten,
Der für die Menschheit mit dem Tod gestritten.
Dann ist er zu dem Vater hingegangen.

18.

Dann ist er zu dem Vater hingegangen,
Den zu der Sünder Rettung Gott gesendet;
Das grosse Werk des Heilands war vollendet,
Nun darf der reu'ge Sünder nicht mehr bangen.

Mit seinen Jüngern ist der Herr gegangen,
Und hat sich zu Bethaniens Höh' gewendet,
Da sinken sie, von Himmelslicht geblendet,
Und wunderbare Melodien klangen.

Noch einmal segnet er die Auserkornen,
Der Vater ruft den Sohn, den Eingebornen;
Und, als sie kaum den Abschiedgruss verstanden,

Da senken Rosenwolken sich von oben;
Vor ihren Augen wird er aufgehoben,
Und ward befreiet von des Staubes Banden.

14.

Und ward befreiet von des Staubes Banden.
Und stand vor seines Vaters Angesichte ;
Zu Seiner Rechten sitzt er, dass er richte
Einst, wann die Todten alle sind erstanden.

Und Christi Lehre kommt zu allen Landen,
Und helle wird es von der Wahrheit Lichte,
Der falschen Götter Herrschaft wird zu nichte,
Wie sehr auch Nacht der Helle widerstanden.

O Jesus Christus, Urbild aller Reinheit,
Gott, Sohn und Geist, ursprüngliche Dreieinheit,
Darf sich zu Dir der Sohn des Staubes schwingen ?

Dort glänzt die Wahrheit, dort erblüht das Leben !
Christus erstand, den Sündern wird vergeben !
Der Himmel glüht, die sel'gen Engel singen !

15.

Der Himmel glüht, die sel'gen Engel singen,
Des Ostens Weise nahen Gottes Sohne;
Der Herr begehret keiner ird'schen Krone,
Er will die Seelen zu dem Vater bringen.

Ob auch Verfolgung ihn und Hass umringen,
Ob ihn auch Undank und Verrath belohne:
Er fluchet nicht der Feinde bitterm Hohne,
Er will durch Sanfmuth ihre Wuth bezwingen.

Vergebend blickt er von dem Kreuze nieder,
Er stirbt den Martertod für seine Brüder;
Am dritten Tag' ist Christus auferstanden,

Um zu vollenden, was er angefangen:
Dann ist er zu dem Vater hingegangen,
Und ward befreiet von des Staubes Banden.

V.

Luther.

I.

Rauscht Harfensaiten von dem deutschen
Schwan,
Der aus der Nächte dunkelm Strome tauchte,
Und Funken an zu hellen Flammen hauchte,
Der in die Schranken trat mit Trug und Wahn!

Ihn kündigte schon Huss prophetisch an,
Als um den Märtyrer der Holzstoss rauchte:
Ihn, der nicht Feindeswuth zu fürchten brauchte;
Des Lichtes Fackel trug er hell voran.

Ein Knabe wandelt er, der Habe baar,
Die Strassen singend durch mit den Genossen,
Die Herzen rührend so durch fromme Lieder.

Der Geist des Herrn war über ihn ergossen;
Er wuchs und ward ein königlicher Aar,
Der sich erhob mit leuchtendem Gefieder.

2.

Der sich erhob mit leuchtendem Gefieder
Sass erst ein Mönch, in einer dumpfen Zelle,
Stand an des Wahrheittempels goldner Schwelle,
Und kämpfte noch mit Zweifeln hin und wieder.

Da drang der Ruf des Herrn zu ihm hernieder,
Vor seinem Geiste ward es strahlenhelle,
Die heil'ge Schrift ward seines Trostes Quelle,
Und ward's durch ihn für tausend seiner Brüder.

Und wie der Ablasshändler Tezel kam,
Da zurnte *Luther* seinem Lügenkram,
Und eiferte gewaltig nun dawider.

Zwar wuchs von Feinden ihm ein zahllos Heer,
Doch treue Freunde fand er immermehr,
Der Glaubensheld, der Sänger hoher Lieder.

3.

Der Glaubensheld, der Sänger hoher Lieder
Geht seinen Gang mit frommer Zuversicht,
Gott ist sein Helfer und das Wort sein Licht,
Zum frischen Kampf nach Augsburg zieht er wieder

Und was er sprach, er nimmt es nimmer wieder
Zurück, ob mit dem Papst er ewig bricht,
Hier steht er, widerrufen kann er nicht;
Unwiderlegt und unbezwungen schied er.

Und wie die Feinde härter ihn bedräuen,
Sich Ehre, Ruhm und Sieg für ihn erneuen,
Vergebens streiten Eck und Cajetan.

Ob auch der Papst des Bannstrahls Bulle sandte,
Vor Wittenberg sie Luther kühn verbrannte,
Wie wandelt er so kräftig seine Bahn!

4.

Wie wandelt er so kräftig seine Bahn.
Zum Reichstag geht er hin in Gottes Namen.
Wohin die Fürsten und Legaten kamen,
Es wandeln ihn nicht Furcht, nicht Zweifel an.

Und zu den Fürsten tritt er kühn heran,
Die staunend seiner Rede Schluss vernahmen:
Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Amen.
Sie müssen seine Lehre lassen stahn. —

Und wie Verrath ersinnt der Feinde Tücke,
Ist Sachsens Churfürst wach zu Luthers Glücke.
Dort fallen ihn vermummte Reiter an;

Auf dass er nicht in Feindes Hände fiele,
Und führen ihn zum freundlichen Asyle.
Der Freiheit Thor ist strahlend aufgethan.

5.

Der Freiheit Thor ist strahlend aufgethan.
Indess der Held in engen Schranken waltet,
Wird mehr und mehr sein grosses Werk gestaltet
Fortdauernd kämpft er gegen List und Wahn.

Der Feinde Wuth dringt nicht zu ihm hinan,
Der sicher wohnend, höh're Kraft entfaltet,
Und seine Lehre, welche nie veraltet,
Nimmt Fürst und Volk und Clerus vielfach an.

Sie wächst, gleich einem majestät'schen Strome,
Sein Feuereifer scheuchet die Phantome
Der Phantasie, und streitet ernst dawider.

Vom Luther wird gepredigt aller Orten,
Die Riegel springen von den Klosterpforten,
Des Mönchthums Eisenfesseln klirren nieder.

6.

Des Mönchthums Eisenfesseln klirren nieder.
Doch aus der reinen Lehre goldner Saat
Entkeimet da und dort auch Übelthat,
Und drohet heftig, ihr zu schaden wieder.

Altäre reisst und Bilder Carlstadt nieder,
Die *himmlischen Propheten* halten Rath
In Wittenberg, bis Luther eilend naht,
Sein weises Wort besänftigt die Gemüther.

In deutscher Zunge wird das Wort verkündet,
Die Bibel hat des Glaubens Licht entzündet,
In deutscher Sprache gab sie Luther wieder.

Und immer weiter breitet sich die Lehre
Zum Glück der Menschheit und zu Gottes Ehre,
Im Staube zuckt des Aberglaubens Hyder.

7.

Im Staube zuckt des Aberglaubens Hyder,
Doch hebt sie drohend noch ihr gift'ges Haupt
Und Mancher, der an Luthers Lehre glaubt,
Fühlt in des Kerkers Fesseln seine Glieder.

Es eifern Fürsten, Pfaffen sehr dawider,
So mancher Fromme wird verfolgt, beraubt.
Die Martyrkrone um das blut'ge Haupt,
Sinkt mancher Treue furchtlos sterbend nieder.

Doch wie vor alten Zeiten fromme Männer,
Der Christuslehre duldende Bekenner,
Muthig gegangen sind die Todesbahn,

So hat auch jener Tod das Wort besiegelt,
Und hat der Geister Kerkergruft entriegelt,
Dem Strahl der reinen Wahrheit wich der Wahn.

8.

Dem Strahl der reinen Wahrheit wich der Wahn;
Ob er auch lange ringt mit Finsternissen,
Aus ihrem Schlaf erwachen die Gewissen,
Und tausend Herzen jubeln himmelan.

Wol wüthet der Verfolgung Tigerzahn
Von Grausamkeit und Eifer hingerissen,
Wol thürmt sich mancher Berg von Hindernissen
Und hemmt das reine Licht auf seiner Bahn.

Doch hochgewalt'ge Kräfte müssen ringen,
Wenn etwas Grosses soll gedeih'n, gelingen,
Dann steht es da gegründet, fest, in sich.

So hat auch Luthers Lehre sich erhalten,
Besiegt die feindlich drohenden Gewalten,
Stark, kühn und edel, mild und inniglich.

9.

Stark, kühn und edel, mild und inniglich,
So waltet Luther in der Freunde Kreise,
Gar oft durch ernste, freundliche und weise
Gespräche sie erheiternd, so wie sich.

Voll Achtung nennen soll mein Lied auch Dich,
Treue Gefährtin seiner Pilgerreise,
Dich Katharina Bora, die ich preise,
So fromm und häuslich und untadelig.

Ob Feindeshass auch neue Nahrung fand,
Dass Luther noch sich ehelig verband
Der Nonne, die dem Klosterzwang entwich:

Er trug auch diesen Tadel und den Spott
Der Feinde ruhig, mit Vertraun auf Gott.
Fromm, gross und frei, und unerschütterlich.

10.

Fromm, gross und frei und unerschütterlich,
In Wort und That, erhebend kühne Schwingen,
Im Wollen fest, und kräftig im Vollbringen
Erhob sein Geist sich stark und jugendlich.

Und was begonnen war so kräftiglich,
Das hat der Herr gesegnet zum Gelingen,
Die feste Burg, die Feinde nicht bezwingen,
Ist Schirm der Wahrheit nun und ewiglich.

Ein frommer Mann voll Zuversicht und Würde,
Ein treuer Sohn und Gatte, Freund und Vater,
Ein reiner Geist, beseelt von edlem Streben,

So war er, Aller Helfer und Berather;
So trug er standhaft auch der Leiden Bürde,
So war der Held, in Demuth Gott ergeben.

II.

So war der Held, in Demuth Gott ergeben,
So ging er muthig seine Bahn zum Ziele,
Ob ihn auch hassten und verfolgten Viele,
Die Engel Gottes schirmeten sein Leben.

Erfolglos war der Feinde reges Streben,
Dass er in ihre Mörderhände fiele.
Es musste sich aus Nacht und trüber Schwüle
Die reine Lehre hell und rein erheben.

Wol ist des edlen Blutes viel geflossen,
Im wilden Kampf der Meinungen vergossen,
Die Feinde wütheten und tobten sehr.

Doch trotzend den verderblichen Gewalten
Hat jene Stürme Luther ausgehalten
Ein Schild des Glaubens, eine starke Wehr.

12

Ein Schild des Glaubens, eine starke Wehr,
Der Morgensonne strahlender Pilote,
Des Lichtes und der Freiheit Heroldbote,
So ging der hochgewalt'ge Mann einher.

Sein Wort war kräft'ger, als ein Kriegesheer.
Er zagte nicht, ob Tod und Teufel drohte,
Sein Wille war ein feuriger Zelote,
Der Ausbruch seines Zorn's ein brausend Meer.

Du auserwählter hoher Gottesstreiter,
Dein segenreiches Wirken pflanzt sich weiter
Und deiner Freunde werden immermehr.

Du Mann der Kraft, Du Himmelsauserkorner,
Du Gott zum Preiss, und uns zum Heil Geborner.
O sei gesegnet, Luther, hoch und hehr!

13.

O sei gesegnet, Luther, hoch und hehr!
Du hast mit festem Glaubensmuth gerungen,
Du hast des Aberglaubens Wuth bezwungen,
Ob auch die Feinde grollten noch so sehr.

Wer stand wie Du so frei und herrlich, wer?
Wer predigte, wie Du, mit Flammenzungen?
Wer hat so kräftig schön, wie Du, gesungen,
Die Himmelslieder, fromm, und inhaltschwer?

Des Lichtes Fackel hast Du aufgesteckt,
Die Geister hast Du aus dem Schlaf geweckt,
Du riefst ein längst ersehntes Glück ins Leben.

Unsterblich lebt Dein hoher Name nun,
Und laut gepriesen sei Dein schönes Thun;
Wie herrlich lohnte sich Dein reines Streben!

11.

Wie herrlich lohnte sich Dein reines Streben!
Du zeigtest uns den wahren Weg zum Licht.
Wir wandeln ihn mit froher Zuversicht,
Nimm unsern Dank, mit dem wir Dich erheben.

Dein Angedenken wird im Segen leben,
So lange Hellung aus dem Dunkel bricht.
Versinken kann die Morgensonne nicht,
Sie muss sich höher, reiner nur erheben.

Preiss Luther Dir und Dank aus Herzensgrunde,
Du trugst herab des Heils, der Wahrheit Kunde,
Des Dankes Hymne wallt zu Dir hinan.

So lange Licht und Wahrheit wohnt auf Erden,
So lange Herzen ihn verehren werden,
Rauscht Harfensaiten von dem deutschen Schwan.

15.

Rauscht Harfensaiten von dem deutschen Schwan,
Der sich erhob mit leuchtendem Gefieder,
Der Glaubensheld, der Sänger hoher Lieder,
Wie wandelt er so kräftig seine Bahn.

Der Freiheit Thor ist strahlend aufgethan,
Des Mönchthums Eisenfesseln klirren nieder,
Im Staube zuckt des Aberglaubens Hyder,
Dem Strahl der reinen Wahrheit wich der Wahn.

Stark, kühn und edel, mild und inniglich
Fromm, gross und frei, und unerschütterlich,
So war der Held, in Demuth Gott ergeben;

Ein Schild des Glaubens, eine starke Wehr,
O sei gesegnet, Luther, *hoch und hehr!*
Wie herrlich lohnte sich Dein reines Streben!

VI.

Vater unser.

1.

Unser Vater in des Himmels Höhen,
Liebend herrschend und allmächtig waltend,
Gott von Ewigkeit, der nie veraltend,
Welten schafft und Welten lässt vergehen:

Unser Vater, dessen Huld wir sehen
Alles Sein auf Erden schön gestalten,
Blüthen locken, Jugendkraft entfalten, —
Selig fühlend Deines Odems Wehen:

Herr der Welt, ohn' Anfang und ohn' Ende,
Gläubig heben wir zu Dir die Hände,
Unser Vater bist Du, wir sind Dein;

Lass uns fromm und kindlich Dich bekennen,
Freudig wollen wir Dich Vater nennen,
Heilig, heilig soll Dein Name sein!

2.

Heilig, heilig soll Dein Name sein,
Der in tausend Zungen wird gepriesen,
Welchen Engel dort in Paradiesen,
Wie des Staubes Kinder benedei'n,

Welche Namen Dir die Menschen leih'n,
Laute sind's, die von den Lippen fliessen,
Vater, Deine hohen Werke schliessen
Einen Namen aller Namen ein.

Gott, Jehovah, Allah, Elohim,
Deine Cherubim und Seraphim
Nennen Dich im ew'gen Strahlenschein!

Einst auch wird des Staubes Kindern klar,
Was wir ahn'ten, was uns Dunkel war:
Weih' zu Bürgern Deines Reich's uns ein!

3.

Weih' zu Bürgern Deines Reich's uns ein!
Zu den Sündern Vater, lass es kommen,
In uns sei des Glaubens Kraft entglommen,
Dass wir freudig dienen Dir allein.

Vater, der zum Guten giebt Gedeih'n,
Lass uns wandeln auf der Bahn der Frommen!
Der dem Tod den Stachel hat genommen,
Woll' uns leitend seine Rechte leih'n,

Deine Liebe, Vater ist Dein Reich!
Gutes üben und die Brüder lieben,
Diesen Weg befiehlst Du Herr zu gehen.

Ach der Erdball wäre Himmeln gleich,
Dienten alle Dir mit reinen Trieben;
Herr, Dein heil'ger Wille soll geschehen.

4.

Herr, Dein heil'ger Wille soll geschehen,
Wie des Lichtes Engel ihn vollzieht,
Wie Erfüllung seiner dort geschieht,
Wo der Sonnen-Myriaden gehen.

Wo sie sich in Wirbelkreisen drehen,
Wo Dich feiert roll'nder Sphären Lied,
Und auf Erden, wo der *Fromme* sieht,
Dir gehorsam, Blumen auferstehen.

Morgenröthen glühen Dir zum Ruhme,
Und es wölbt zum Tempel-Heiligthume
Sich der Palmenwald, die Wipfel wehen.

Deine Liebe will das All beglücken,
Alles sättigest Du mit Entzücken,
Lass um Brot uns nicht vergebens flehen!

5.

Lass um Brot uns nicht vergebens flehen!
Was uns noth ist auf der Pilgerreise,
Spende liebevoll uns der Allweise,
Gieb uns Herr, in dessen Hand wir stehen!

Heller lass des Geistes Auge sehen,
Deines heil'gen Wortes Seelenspeise,
Dass Dich dankend unser Loblied preise,
Dass wir fröhlich, Vater, Dich erhöhen.

Der des Feldes Lilien herrlich kleidet,
Der mit frischem Thau die Blumen tränket,
Regen giebt und milden Sonnenschein,

Der hat Jedem seinen Tisch bereitet:
Vater, uns sei Deine Huld geschenket,
Und Vergebung lass uns angedeih'n!

6.

Und Vergebung lass uns angedeihn,
Wenn wir strauchelnd unsre Pfade wallen,
Deine Rechte schirm uns, wann wir fallen,
Ohne Fehle bist Du nur allein.

Herz und Seele soll Dir heilig sein,
Unser Wandel sei Dein Wohlgefallen,
Aus der Höhe schenke Kraft uns Allen
Dir zu leben, edel, fromm und rein.

Vater, der den Irrenden, den Armen
Zu sich hebt mit liebendem Erbarmen,
Blickend in der Herzen tiefsten Schrein:

Wolle so der Deinen Sünde richten,
Unser Schuldbuch wolle so vernichten,
Wie wir unsern Schuldigern verzeih'n.

7.

Wie wir unsern Schuldigern verzeih'n,
Wie wir Worte, Thaten, die uns kränken,
Ruhig in Vergessenheit versenken,
Denn es ist ja die Vergeltung Dein!

Reiner kann ja keine Freude sein,
Als des Feindes Herz zur Liebe lenken;
Lass an Jesu Wort uns immer denken,
Schreib es tief in unser Inn'res ein:

„Segnet, die euch fluchen. Liebt die Feinde,
„Dass ihr Gottes Kinder seid und Freunde,
„Die dereinst vor Seinem Throne stehen!"

Lehr uns Hass mit Liebe zu vergelten,
Schilt man uns, lass uns nicht wieder schelten,
Der Versuchung lehr' uns widerstehen!

8.

Der Versuchung lehr' uns widerstehen!
Ob die Sünde lockt im Lichtgewande,
Und die heissen Sinne schlägt in Bande,
Sende Kraft, o Herr, aus Deinen Höhen!

Könnten wir, o Gott, vor Dir bestehen,
Wenn verdiente Schmach uns deckt und Schande?
Und wir gaben unser Wort zum Pfande:
Immer auf der Tugend Pfad zu gehen?

Ob der Geist zum Kampf sich willig finde,
Wir erliegen, und es siegt die Sünde;
Woll' uns Deine Hülfe nicht versagen!

Halte fern die Wollust dieser Erde;
Dass der Geist verklärt, geläutert werde,
Gieb uns Kraft und Muth in Prüfungstagen.

9.

Gieb uns Kraft und Muth in Prüfungstagen,
Dass des Kummers Macht nicht allzu schwer
Auf uns laste, dass nicht allzu sehr
Wir in Kleinmuth sinken, und verzagen.

Du vernimmst des Unterdrückten Klagen;
Winkest Du, so weint er schon nicht mehr,
Senden kannst Du Deiner Boten Heer
Dass sie Trost und Hülfe niedertragen.

Wann der Herr uns seine Hülfe reicht,
O dann wird der Leiden Bürde leicht,
Sanft ist seiner Prüfung Joch zu tragen.

Gott, der alle Kummerthränen zählt,
Lieber Vater, der uns auserwählt,
Nimm das Übel von uns und die Plagen!

10.

Nimm das Uebel von uns und die Plagen!
Allen denen, die in Trübsal weinen,
Lasse hell der Hoffnung Sterne scheinen,
Und der Freude schönern Morgen tagen.

Unser Leben ist ein Ringen, Wagen,
Wo sich ewig Leid und Lust vereinen,
Wo die Grossen hastig, wie die Kleinen,
Ewig ruhelos nach Ruhe jagen.

Bis nicht mehr sich Lebenssorgen thürmen,
Bis die Ruhe eintritt nach den Stürmen,
Bis der Tod vom Übel uns befrei't.

Deine Hand ist's, die vom Sturm errettet,
Deine Hand ist's, die uns friedlich bettet,
Ew'ger Herrscher, der im All gebeut!

11.

Ew'ger Herrscher, der im All gebeut,
Unerschaffen, Gott, und unergründet,
Dessen Dasein Deine Welt verkündet,
Reich und gross und morgen so wie heut.

Sternensaaten hast Du hingestreut,
Sonnenfackeln hat Dein Hauch entzündet,
Milliarden Geister, treu verbündet,
Dienen ihrem Meister hocherfreut.

Deine Macht hat sich ein Reich gegründet,
Einen Tempel hast Du Dir erbaut,
Eine Kuppel hast Du Dir gegründet,

Die des Lichtes Geister dort umschweben;
Vater, den kein Auge noch geschaut,
Dir ist Kraft und Herrlichkeit gegeben!

12.

Dir ist Kraft und Herrlichkeit gegeben,
Kräftig hält Dein Allmachtwort das All,
Herrlich strahlen Welten, Ball an Ball,
Die von Wonnemelodieen beben.

Wie die Geister Dich im Licht erheben,
Rollt in Wolken Donner - Wiederhall.
Brausst auf Erden Meer' und Wasserfall,
Während Flammen sich zu Kronen weben.

Kraft und Liebe sind in Dir vereinigt,
Was der Himmel Herrlichkeit bescheinigt,
Wie die Sonnen, die im Äther schweben;

Himmelswonne liegt in dem Gedanken:
Hocherhaben über alle Schranken,
Du bist Gott in Liebe, Licht und Leben!

13.

Du bist Gott in Liebe, Licht und Leben,
Von den Engeln nie genug gepriesen,
Den auf Erden und in Paradiesen
Millionen Zungen froh erheben;

Fühlend Deiner Liebe sel'ges Weben,
Quell, aus dem des Lebens Ströme fliessen,
Die sich freudig in das All ergiessen,
Es mit Seegen zu durchdringen streben.

Unerforschter dort in ew'ger Helle,
Freudenborn und sel'ge Lebensquelle,
Himmelstrahl in Erdendunkelheit!

Sei verherrlicht Vater sonder Ende:
Deinen Segen Deinen Kindern sende,
Unser Vater, bis in Ewigkeit!

14.

Unser Vater bis in Ewigkeit!
Fromm und gläubig lass uns aufwärts schauen,
Mit der Andacht heiligem Vertrauen,
Die so gern sich der Betrachtung weiht.

Herrscher über Welt und Raum und Zeit
Führ' uns liebend durch der Nächte Grauen,
Bis wir dort in Paradieses Auen
Selig schauen Deine Herrlichkeit.

O, der Wonnen, die uns dort erwarten,
Ew'ger Lenz im ew'gen Blüthengarten,
Morgenröthen über goldnen Seen,

Mach' uns würdig, einst vor Dich zu treten,
Und im Chor der Engel anzubeten,
Unser Vater in des Himmels Höhen!

15

Unser Vater in des Himmels Höhen,
Heilig, heilig, soll Dein Name sein!
Weih' zu Bürgern Deines Reichs uns ein!
Herr Dein heil'ger Wille soll geschehen!

Lass um Brot uns nicht vergebens flehen!
Und Vergebung lass uns angedeihn,
Wie wir unsern Schuldigern verzeihn!
Der Versuchung lehr' uns widerstehen!

Gieb uns Kraft und Muth in Prüfungstagen,
Nimm das Uebel von uns und die Plagen,
Ew'ger Herrscher, der im All gebeut!

Dir ist Kraft und Herrlichkeit gegeben,
Du bist Gott in Liebe, Licht und Leben,
Unser Vater bis in Ewigkeit.

VII.

Freundschaft und Liebe.

BIBL. [illegible]

1.

Freundschaft und Liebe, zarte Wunderbanden,
Ihr Rosenketten um vereinte Herzen,
Ihr Lichtgestalten, die so fröhlich scherzen,
Ihr gleicht des Himmels sel'gen Abgesandten.

Ihr schwebt herab in fliegenden Gewanden,
Ihr tragt herab der Freude Lebenskerzen,
Ihr milden Trösterinnen wilder Schmerzen,
Ihr lächelt nur und Gram und Sorgen schwanden.

Freundschaft und Liebe, Himmelstöchter beide,
O nahet euch im goldnen Flügelkleide,
Und bringt uns Blumen eurer Sonnen-Auen!

Ihr Lustaccorde, die in Eden schallen,
Ihr Engel, die in Morgenröthen wallen,
Ihr Sterne hell in finstrer Nächte Grauen.

2.

Ihr Sterne hell in finstrer Nächte Grauen,
Ihr strahlet dort als ew'ge Dioskuren,
Ihr wandelt dort in reinen Ätherfluren,
Auf unsre kleine Welt herab zu schauen.

Wenn Wonnethränen unserm Aug' entthauen,
Dann sind es eurer Liebeswunder Spuren,
Ihr lebt und webt und glüht in den Naturen,
So weit die Sterne ziehn und Himmel blauen.

Vereinigt alle Herzen doch zum fester'n
Und trautern Bund, ihr holden Engelschwestern,
Dann ist ein Eden bald durch euch entstanden.

O kommt herab mit euren Seraphküssen,
Schwebt niederwärts mit euren Wonnegrüssen
Huldreiche Boten ihr aus Himmelslanden!

3.

Huldreiche Boten ihr aus Himmelslanden,
Ihr Boten Gottes, ewig gut erfunden,
Legt eurer Küsse Balsam auf die Wunden,
Die uns geschlagen sind von Feindeshanden.

Von eurem Kuss ist Heilung oft entstanden,
Von euch wird Gram und Trauer überwunden,
Von euerm Lächeln muss das Herz gesunden,
Läg' es gebrochen fast in Todesbanden.

Ihr sel'gen Engel, die dem Licht entstammen,
Altäre sollten euch zum Ruhme flammen,
Doch wisst ihr in den Herzen sie zu bauen.

Ihr seid ein Ausfluss von des Vaters Throne,
Ihr seid die Diamanten seiner Krone,
Ihr Blumen süss aus Paradieses Auen!

4.

Ihr Blumen süss aus Paradieses Auen!
Du Liebe bist die glüh'nde Sonnenrose,
Umgaukelt von des Lenzes Westgekose,
Auf welche schmückend flüss'ge Perlen thauen.

Die holde Freundschaft gleicht der sanften blauen
Viole, still verborgen dort im Moose,
Ein süsser Duft entwallet ihrem Schoose,
Ihn muss man athmen und die Rose schauen.

Das Veilchen bleichet in der Tage Schnelle,
Da blühet Freundschaft an der Murmelquelle,
Mit lichterm Blau geschmückt ist sie erstanden.

Und heisst *Vergissmeinnicht*! Durch alle Zeiten
O lächelt uns mit euern Seligkeiten,
Ihr, reiner Geister göttliche Verwandten!

5.

Ihr, reiner Geister göttliche Verwandten,
Ihr flechtet Kränze von Beseligungen,
Ihr wandelt traulich Arm in Arm geschlungen,
Ein Seraphpaar in allen Erdenlanden.

Und wo sich gute Menschen nur verbanden,
Da wurden frohe Lieder euch gesungen,
Zu fernen Polen seid ihr hingedrungen,
Wo Gletscher an den Klippen donnernd stranden.

Ihr weilt auf Inseln fern in stillen Meeren;
Ihr schlummert in den Schatten der Bananen;
Euch prangen in der Blumen Schmuck die Auen.

Ihr heil'gen Boten Dess, den wir verehren,
Wie schwingt ihr jubelnd eure Siegesfahnen,
Ihr füllt das Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

6.

Ihr füllt das Herz mit Hoffnung und Vertrauen,
Ist eine Freude, die ihr nicht bereitet?
Ist eine Wonne, die ihr nicht verbreitet?
Von euerm Schild gedeckt, darf uns nicht grauen.

Ihr lächelt in den Blicken zarter Frauen,
Ihr steht vermittelnd, wo die Zwietracht streitet;
Ihr seid von Huld und Freundlichkeit begleitet,
Ihr lehret, kühn dem Tod ins Auge schauen.

Ihr seid der Freudenthränen heil'ge Quellen,
Ihr seid die Sterne, die die Nacht erhellen,
Ihr löst die Psyche von der Schwermuth Banden;

Ihr seid die Strahlen, die im Äther schweben,
Ihr seid die Wonnen, die das All' beleben,
Ihr seid durch Gottes Vaterhuld entstanden.

7.

Ihr seid durch Gottes Vaterhuld entstanden.
Das Welten-Auge schwamm im Äthermeere.
Da war im All' noch eine grosse Leere,
Noch waren Welten, Wesen nicht vorhanden.

Und es ward Licht: des Chaos Nächte schwanden.
Es rollten Sonnen, sangen Engelchöre,
Die Himmel füllten sel'ge Geisterheere,
Die lächelnd um das Welten-Auge standen.

Zwei Freudenzähren sind dem Aug' entquollen.
Die Zähren haben Engel werden sollen.
Ein Jubelruf zog durch des Himmels Auen

Du Liebe bist der Zähren Gottes Eine,
Du Freundschaft bist die Zweite und wie reine
Wie lichte Engel seid ihr anzuschauen.

8.

Wie lichte Engel seid ihr anzuschauen!
Die Liebe senkt sich sanft herab von oben,
Zu Paradiesen wandelt sie die Gauen,
Aus Morgenröthen ist ihr Kleid gewoben.

Die holde Freundschaft naht im azurblauen
Gewand, sie bracht' es mit herab von droben:
Ihr Kranz ist Abendgold und Dämm'runggrauen,
Die Himmelsblicke hat sie fromm erhoben.

O seid gegrüsst, ihr wonnigen Gestalten,
Die Schwingen wollt', die sonnigen entfalten,
Uns führen aus dem Dunkel trüber Nächte!

Tragt euer Glück, ihr wunderreichen Gäste,
In niedre Hütten, tragt es in Palläste.
O bleibet bei dem menschlichen Geschlechte!

9.

O bleibet bei dem menschlichen Geschlechte!
Mit euch bleibt Friede, Tugend Glück und Glauben,
Und keine Macht kann uns den Himmel rauben,
Wenn ihr uns leiten wollt an zarter Rechte.

Wir sind des Irrthums und der Sünde Knechte,
Ihr aber seid des Vaters Botentauben,
Euch sendet er aus seinen Rosenlauben,
Dass er zum rechten Pfad uns wieder brächte.

Ihr holden Boten der Entsündigung,
Singt Lieder uns der Heilsverkündigung,
Tragt unser Herz in Himmelsregionen!

Streut wieder aus dem ewigen Azur
Die Wunderblumen eurer Sonnenflur,
Ihr Freuden-Götter mit den Rosenkronen!

10.

Ihr Freuden-Götter mit den Rosenkronen,
Ihr Lichtgestalten mit den Silberschwingen,
Ihr trauten Wesen, die in Eden wohnen,
Die Himmelswonnen segnend nieder bringen:

Ihr Geister, die im Empyrëum thronen,
Hoch oben wo die Sphärenlieder klingen,
Ihr Machtgebieter über alle Zonen,
Von deren Huld wir immer wieder singen:

Euch ahnt das Kind mit himmlischem Entzücken,
Ihr lächelt aus des Mädchens sanften Blicken,
Ihr thront im Herzen schnell und wunderbar;

Ihr küsst Gefühle wach und süsse Triebe,
Du *heil'ge* Freundschaft, und du *reine* Liebe,
Seid freundlich nah dem Guten immerdar!

11.

Seid freundlich nah dem Guten immerdar,
Denn Leben blüht und Lust aus euern Tritten,
Gern unter euch baut sich die Jugend Hütten
Und Freude steht an euerm Festaltar.

Gesegnet seid ihr vor der Engelschaar!
Es folgen Glück und Hoffnung euern Schritten,
Und haben wir gekämpfet und gelitten,
Reicht ihr des Trostes süsse Labe dar.

Ihr seid die Götter, die die Welt beglücken,
Ihr seid die Engel, welche lieblich schmücken
Mit Rosen aus der Leiden Dorngeflechte;

Gegrüsset seid ihr Diener des Allweisen,
Der euch gesandt, dass wir ihn dankend preisen,
Seid froh gesegnet, holde Himmelsmächte!

12.

Seid froh gesegnet holde Himmelsmächte,
Die herber Kummerthränen Quell verschlossen,
Durch die sich Freudenthränen hell ergossen,
Die Licht gebracht in Grabes-Mitternächten.

Wo schlägt ein Herz, dass euch nicht Opfer brächte?
Ihr herrlichen, ihr heiligen Genossen?
Des Urlichts Strahlen seid ihr ausgeflossen,
Vor euerm Lichtblick birgt sich scheu das Schlechte!

Wir hören staunend von uralten Sagen,
Dass Götter kamen in der Vorzeit Tagen,
Zur Erde niedersteigend von den Thronen;

So seid auch ihr olympischen Geschlechtes,
Euch froh bedienend eures Götterrechtes,
Die liebend bei den Menschenkindern wohnen.

13.

Die liebend bei den Menschenkindern wohnen,
Wie Elfen zart und schön wie gute Feien,
Die Allem ihren Zauberschmuck verleihen,
Und alles Edle, alles Gute lohnen.

Wir sollen eure Psycheschwingen schonen
Die reinen Himmelstöchter nicht entweihen.
Das Schöne kann durch Reinheit nur gedeihen.
Das Edle kann nur unter Edlen wohnen.

Wo Lieb' und Freundschaft innig sich vereinen,
Wo sich die lautern Himmelsschwestern küssen,
Ist auch der Seelenhimmel rein und klar;

O wollet immer lächelnd uns erscheinen,
Dass nimmer wir euch scheiden sehen müssen.
O bleibe bei uns trautes Schwesternpaar!

14.

O bleibe bei uns trautes Schwesternpaar,
Ob dann auch Hass und Feindschaft uns bedräuen,
Die Liebe zwingt die Riesenkraft des Leuen,
Der Freundschaft Hauch macht trüben Himmel klar.

Die Dioskuren leuchten wunderbar;
Wie Lebenskräfte täglich sich erneuen,
So strahlen sie zum ewigen Erfreuen,
Von Gott berufen, in der Sterne Schaar.

So seid auch uns mit euerm Himmelssegen
Mild freundlich nah, auf allen Lebenswegen,
Ihr lichten Boten aus des Himmels Landen,

Und sank der Tag, und kommt die Nacht gegangen,
Dann sollt ihr uns im schönern Sein umfangen,
Freundschaft und Liebe, zarte Wunderbanden!

15.

Freundschaft und Liebe, zarte Wunderbanden,
Ihr Sterne hell in finstrer Nächte Grauen,
Huldreiche Boten ihr aus Himmels Landen,
Ihr Blumen süss aus Paradieses Auen!

Ihr, reiner Geister göttliche Verwandten,
Ihr füllt das Herz mit Hoffnung und Vertrauen,
Ihr seid durch Gottes Vaterhuld entstanden.
Wie lichte Engel seid ihr anzuschauen.

O bleibet bei dem menschlichen Geschlechte,
Ihr Freudengötter mit den Rosenkronen,
Seid freundlich nah den Guten immerdar!

Seid froh gesegnet holde Himmelsmächte,
Die liebend bei den Menschenkindern wohnen,
O bleibe bei uns trautes Schwesternpaar!

VIII.

An die einstige Geliebte.

1.

O Rosamunde, meine bangen Klagen,
Dein Ohr vernimmt sie nicht, Du bist zu fern,
Du meines Jugendlebens Morgenstern,
Du Freudenquell aus süsser Liebe Tagen!

Ja selbst mein Lied, es naht mit bangem Zagen,
Ob's gleich in Deinen Händen ist so gern;
Dem frohen Streben sind die Sorgen fern,
Doch sorgenvoll muss es zu Dir sich wagen.

Wirst Du verzeihn, dass ich voll Lieb' und Treue
Noch immer dir so Lied als Leben weihe?
Wirst, Heissgeliebte! Du mir zürnen wollen?

Nie darf ich das von Dir, du Holde! wähnen,
Du wirst verzeihn, und lächeln durch die Thränen,
Die heissen Thränen, die dem Aug' entrollen.

2.

Die heissen Thränen, die dem Aug' entrollen,
Könnt' ich sie küssen doch von Deinen Wangen,
Auf denen alle Rosen aufgegangen,
Wie selig küsst ich einst die Wundervollen!

O was ist alles Wünschen, alles Wollen,
Wenn uns die Hand des Schicksals hält gefangen!
Die Freudensonnen sind hinabgegangen,
Die Nachtigallenlieder sind verschollen.

Ich denke Deiner, wenn der Abend schattet,
Ich denke Dein, wenn sich die Gipfel röthen,
Wenn Blüthen duften und wenn Donner rollen,

Und sinke hin, vom Sehnsuchtsschmerz ermattet,
Und weine viel. Es drohen mich zu tödten
Die Seufzer, die den Busen sprengen wollen.

3.

Die Seufzer, die den Busen sprengen wollen,
Sind Boten meiner Liebe, die ich sende,
Zu Dir, zu Dir mein Liebchen sonder Ende,
Dass sie von meiner Sehnsucht reden sollen.

Von meinen Leiden, meinem qualenvollen
Trostlosen Sein, das ohne Liebesspende
Sich aufzehrt, o dass es zum Tod sich wende!
Mir wäre wohl im engen Grabesstollen!

O warum, warum musst' ich Dich verlassen,
Warum nicht darf ich Deine Hand erfassen
Warum „Willst Du mein Weib sein?“ dich nicht fragen.

Ein schreckliches Geschick reisst Herz vom Herzen;
O zürne nicht dem Ausbruch meiner Schmerzen,
Lass Dir von meiner stillen Sehnsucht sagen.

4.

Lass Dir von meiner stillen Sehnsucht
sagen,
Sich Rosamunde, immer denk ich Dein,
Beim Mondenlicht, beim milden Abendschein,
Wie einst ich sang, was Stern und Rose sprachen.

Auf Bergen, die zum Blau des Himmels ragen,
In Schattenthälern, in dem Eichenhain,
Bin ich so gern mit Dir und mir allein,
Und muss so schmerzlich Dich wie mich beklagen.

Ich wünsche mir der Morgenlüfte Schwingen,
Um selig schwebend zu Dir hinzudringen,
Ob Du noch mein gedenkest? Dich zu fragen.

Ich denke Dein in allen meinen Träumen,
Ein Eden winkt mit goldnen Blüthenbäumen,
Erinn'rung trägt mich zu vergang'nen Tagen.

6.

Erinn'rung trägt mich zu vergang'nen Tagen.
Ich segne dankend ihre Zaubermilde,
Ich grüss' im Geiste jene Lustgefilde,
Wo wir, so reich, dem Glück im Schoose lagen.

Noch hör' ich jene Nachtigallen schlagen,
Und mich umgaukeln liebliche Gebilde,
Die decken mich mit hellem Sonnenschilde,
Dass nicht der Geier darf mein Herz zernagen.

Es war ein Maientag voll Lust und Scherz,
Es war ein Lied von Klängen überwoben,
Ein Lied, das wir, ach nicht mehr singen sollen.

Es waren Blüthentage, die das Herz
In Himmelsregionen aufgehoben;
Ich denke weinend an die Wonnevollen.

6.

Ich denke weinend an, die wonnevollen
Goldros'gen Stunden, wo zu Dir ich ging,
Wo den Geliebten hold Dein Arm umfing,
Ihn zärtlich liebend drückend an den vollen

Schneeweisen Busen. Lass mich Thränen zollen
Für Deine Liebe! — Den ich einst empfing,
Von Dir — in Thränen bad' ich Deinen Ring,
Ach dass die Ringe Ketten werden sollen!

Gekettet bin ich noch mit tausend Banden
An Dich, die keine Zeit zerreisst und lösst;
Warum, warum muss ich dem Schicksal grollen?

Ach, Keine hat mich so, wie Du, verstanden,
Mir solche Liebe Keine eingeflösst,
Dem Born der Liebe war das Glück entquollen.

7.

Dem Born der Liebe war das Glück entquollen.
Wir wiegten uns in fröhlichen Genüssen.
Wir schmiegten uns einander an mit Küssen.
Die Freude reichte lächelnd uns den vollen

Nektarpokal, ihn haben kränzen wollen
Die jungen Liebesgötter, kränzen müssen.
Sie winkten uns mit holden Engelgrüssen.
Wir lauschten ihrem Spiel, dem Anmuthvollen.

O Mädchen, das war unsrer Liebe Glück!
Wir liebten *rein*, wie sich die Engel lieben.
Wir haben keinen Vorwurf uns zu sagen.

O rufe jene Zeit mit mir zurück.
Sie ist entschwunden und wir sind geblieben.
Zu Paradiesen wurden wir enttragen

8.

Zu Paradiesen wurden wir enttragen,
Wir schwebten, traut umschlungen, himmelan,
Wir flogen trunken auf der Sterne Bahn,
In Anadiomenens Tauben-Wagen.

Und will ich nun der Lyra Saiten schlagen,
Wenn freundlich lächelnd mir die Musen nahn,
Da fangen sie von selbst zu tönen an,
Von unsrer Liebe sonnenhellen Tagen:

Wie Du mir Deine Neigung froh gewährt,
Von Hoffnungen, die wir vereint genährt,
Von lichten Blüthenkränzen, die uns schmückten.

Wie ich Dein Herz durch Lieder mir gewann,
Wie sich der traute Liebesbund entspann,
Wie selig wir der Küsse Blüthen pflückten.

9.

Wie selig wir der Küsse Blüthen pflückten,
O welche Küsse! die minutenlangen
Auf Mund und Stirn, auf Augen, Hals und Wangen!
Sie wurden nicht gezählt von dem Beglückten

Wenn wir so Brust an Brust uns innig drückten,
Mit gleicher Lust umfangend, wie umfangen,
Mit glühendem und zärtlichem Verlangen
Bis uns der Trennung Stunden schnell berückten;

Das war der Gipfel aller Seligkeiten,
Das war die goldne Zeit der goldnen Zeiten,
Die wie ein schöner Morgentraum vergingen.

O könnt' ich so des Todes Beute fallen,
O könnt' ich so zum Land der Schatten wallen;
Wie Mund an Mund wir stillvergehend hingen!

10.

Wie Mund an Mund wir stillvergehend hingen,
So sassen wir auch öfter Hand in Hand,
Und träumten uns ein schönes Feeenland,
Und schmückten es mit tausend Wunderdingen,

Und flogen hin auf Phantasienschwingen,
Wir waren ihm als Herrscher zugesandt.
Der Unschuld und der süssen Liebe Band,
Es musste sich um alle Wesen schlingen.

Da waren Löwen sanft, wie fromme Tauben,
Da wölbten Myrt' und Rosen sich zu Lauben.
O Mädchen, wie so herrlich war es da!

Hast Du der Liebe Träumerei vergessen?
Denkst Du noch, wie wir Hand in Hand gesessen
Wie Aug' in Auge liebetrunken sah?

11.

Wie Aug' in Auge liebetrunken sah.
Da kos'ten wir in trauten Wechselreden,
Und uns ergötzten Scherz und kleine Fehden,
Denn gleich war immer die Versöhnung da.

Es lagen uns der Dichter Lieder nah,
Wir wandelten in duft'gen Blumenbeeten,
Wo heil'ge Ahnungsschauer uns umwehten.
Wir weinten, wussten nicht wie uns geschah.

O Tage dieses traulichen Vereines
Voll Maienlust und heitern Sonnenscheines,
Die uns mit Edens Früchten süss erquickten!

Ihr seid dahin, die Blüthen sind verschwunden,
Die Kränze welkten, die wir einst gewunden
Ob Schicksalsstürme jene Blüthen knickten?

12.

Ob Schicksalsstürme jene Blüthen knickten?
O frage nicht, was sollen auch die Fragen?
Mich hindern Thränen, Antwort Dir zu sagen,
Und Seufzer, die die Rede mir ersticken.

Die Zaubernetze, die uns süss umstrickten,
Die Rosenketten, eng um uns geschlagen,
Sie sind zerrissen in den trüben Tagen.
O dass wir je das Licht der Welt erblickten!

Doch warum hegen diesen wilden Schmerz?
Und warum legen diese Last aufs Herz?
Warum so düstre Todesweisen singen?

Nein, milde Wehmuth soll uns nur umwehen,
Und Freundschaft tröstend uns zur Seite gehen,
Erinn'rung trägt uns fort auf Zauberschwingen.

13.

Erinn'rung trägt uns fort auf Zauberschwingen,
Sie kränzt noch einmal uns das Lockenhaar,
Sie beut uns ihren Wonnebecher dar,
Und längst verhallte Lieder hör' ich klingen.

O lass auch Dir die Himmelslieder singen,
Du holde Maid, bei der ich glücklich war,
Wie wir, ein freudensel'ges Liebespaar,
In Paradieses-Gärten uns ergingen.

Noch immer steht Dein Bild vor meinen Blicken,
Noch immer denk' ich Deiner mit Entzücken,
Wohin ich immer schaue, bist Du da.

Dein Bild umgaukelt mich mit holdem Lächeln,
Dein Geist umsäuselt mich mit Zephyrfächeln,
Und wie Du mir, bin ich Dir liebend nah.

14.

Und wie Du mir, bin ich Dir liebend nah.
So lange noch von meines Herzens Schlägen.
Das Dich nur liebt, sich meine Pulse regen;
In Deinem Aug ich Himmel offen sah.

Wie Glockenklänge der Harmonika,
Umwehe Dich mein Gruss auf Blumenwegen.
Nimm mit den leichten Liedern meinen Segen!
O dass, was wir uns wünschten, nicht geschah!

Ihr Wolken, grüsst sie, die ich einst erkoren,
Ihr Sterne, grüsst die Braut, die ich verloren,
Ihr Rosen wollt ihr meine Grüsse sagen!

O Mädchen, lies den Liederkranz, und weine!
Vernimm, Du Heissgeliebte, Süsse, Reine,
O Rosamunde meine bangen Klagen

15.

O Rosamunde, meine bangen Klagen,
Die heissen Thränen, die dem Aug' entrollen,
Die Seufzer, die den Busen sprengen wollen,
Lass Dir von meiner stillen Sehnsucht sagen.

Erinn'rung trägt mich zu vergang'nen Tagen.
Ich denke weinend an die Wonnevollen;
Dem Born der Liebe war das Glück entquollen,
Zu Paradiesen wurden wir enttragen.

Wie selig wir der Küsse Blüthen pflückten;
Wie Mund an Mund wir stillvergehend hingen.
Wie Aug' in Auge liebetrunken sah!

Ob Schicksalsstürme jene Blüthen knickten.
Erinn'rung trägt uns fort auf Zauberschwingen,
Und wie Du mir, bin ich Dir liebend nah!

IX.

Adaluld.

1.

Von Nachtigall und Rose sei gesungen,
Von Sprossers Glühen und der Blume Hulden,
Wie Liebeskosen ist dabei erklungen,
Und was im Blühen Rose musste dulden.

Geheimnissvoll von Abenddämmerungen
Wob sich ein Schleier über das Verschulden,
Und leise schwoll, und Sehnsuchtweh durchdrungen,
Hob sich die treue Brust von Adalulden.

So hiess die Nachtigall, die mit dem Weste
Geflogen war herbei aus fernen Landen,
Die zu dem Wonnehall der Maienfeste
Gezogen ward von süssen Liebesbanden.
Die fühlte, wie erglühten ihre Wangen,
Wie Frühling kam mit Blüthen hergegangen.

2.

Wie Frühling kam mit Blüthen hergegangen,
Da schwebte, schwoll und schwamm durch Land und Lüfte
Um seiner wonniglichen Blüthen Prangen
Ein Lebensstrom voll Klang und Lied und Düfte.

Dass Melodieen lusterweckend drangen,
Zum düstern Niedergang der Felsenklüfte,
Dass Lieder in den Rosenhecken klangen,
Und süsser Liederklang die Luft durchschiffte.

Wie Blumenhauch und Liebesrausch im Lenze
Beseligt alles, und das reine Singen,
Und ringsum auch erwachten tausend Kränze,

Da war die Nachtigall herbeigesungen,
Da regte sie die zierlich kleinen Schwingen,
Wie süsser Schall und Melodei erklungen.

3.

Wie süsser Schall und Melodei erklungen,
Hat Rose ihren Balsamkelch erschlossen,
Dem Schoose ist ein Wunderduft entflossen,
Und hat sich durch die Lüfte frei geschwungen.

Und Adaluld hat nah dabei gesungen,
Einsam und klagend, fern von den Genossen,
Der Rose sagend: „Stern der Blüthensprossen
„Von meiner Huld und Liebe sei umschlungen!“

Und Adaluld zog nun ein Netz der Töne
Voll Liebeshuld und Zauber um die Schöne
Manch Mädchen kam, im Busen wallend Bangen.

Und lauschte still den wundervollen Klängen
Und tauschte Seufzer mit den Klaggesängen
Und Wonne nahm die Herzen all' gefangen.

4.

Und Wonne nahm die Herzen all' gefangen.
So süss und traurig tönt' die Liebesflöte,
Und Sonne war im West hinabgegangen
Des Himmels Blau verschönt die Abendröthe.

Und Hesperus erschien im milden Prangen,
Dass er der Rose seine Grüsse böte,
Nach deren Kuss er schien wild zu verlangen,
Ja, dass er sie durch seine Küsse tödte.

Wie blühender die Rose sich erschlossen
Ist glühender des Liedes Strom geflossen,
Aëdon hat im irren Sinn gesungen.

Und Hesperus hat sie mit Glut umlodert,
Hat ihren Kuss mit Liebeswuth gefodert,
Wie Sprosser sich zur Rose hingeschwungen.

5.

Wie Sprosser sich zur Rose hingeschwungen,
Um nahe bei der Lieblichen zu sitzen,
Da sahe sie des Sängers Äuglein blitzen,
Zu ihr ist sein Gekose hingedrungen.

Erröthend brauchte sie Verhinderungen,
Und wollte wehren sich mit Dornenspitzen,
Und sollte sie sein Jchorblut verspritzen,
Der flötend bat um Schmerzenslinderungen.

Und wie die Nacht sich dunkler senkt hernieder,
Und wie die Sterne heller aufwärts steigen
Und schlummernd, träumend, still die Blüthen hangen,

Da schwingt die Macht der Sehnsucht sein Gefieder,
Sich zu der Schönsten schneller hinzuneigen,
Sie küssend auf die hocherglühten Wangen

6.

Sie küssend auf die hocherglühten Wangen,
Obgleich sie, züchtig, zürnend übergossen
Vom Inkarnat der Schaam, mit süssem Bangen
Den Küssen wich und Thränen überflossen.

Allein Aëdons Jubellieder schwangen
Sich hoch empor, wie trunkne Lustgenossen,
So dass sie wonnig auf und nieder klangen,
Ein Freudenchor aus trunkner Brust ergossen.

Ermattet von dem Küssen, Zürnen, Ringen;
Umschattet von des süssen Schlummers Schwingen,
Schlief Rose, war Adalulds Lied verklungen;

Bis Morgenglut im Osten sich entzündet,
Bis Liebeswuth des Sängers nun verkündet:
Wie Eifersucht und Lieb' in ihm gerungen.

7.

Wie Eifersucht und Lieb' in ihm gerungen,
Der schwelgte an der Rose Purpurbrüsten
Die Sorgen, Qualen, welche ihn durchdrungen,
Als Morgenstrahlen nun die Blume küssten,

Ha: Adaluld im heissen Schmerz gesungen.
Muss allen denn nach der Erwählten lüsten?
~~Für~~ Vor Ungeduld ist bald sein Herz zersprungen.
Von der, so sagt man, Lenzvermählte wüssten.

Die Rose soll nicht Sternenglanz beschauen,
Die Rose soll kein Perlenkranz bethauen,
Die Rose soll kein Morgenstrahl umfangen,

Er ist bemüht, allein sie zu umschlingen.
Euch soll mein Lied von seiner Liebe singen,
Und wie er d'rauf im Blüthenmond vergangen.

8.

*Und wie er d'rauf im **Blüthenmond** vergangen,*
Ein nur im stillen Liebessehnen Schmachtender,
Da hat umhüllender nur, und umnachtender
Ihn Schmerz, der bei der Liebe wohnt, umfangen.

Die Rose bebt im sinnigen Erbangen,
Er blickt sie an, ein wonnevoll Betrachtender,
Sie blickt hinweg, ach, unmuthvoll, verachtender,
Abweisend so sein inniges Verlangen.

Er klagt sein Weh in wonnesüssen Lauten,
Dass aus dem See Najaden grüssend schauten,
Dass auf der Höh' die Oreade horchte.

Ihn hören freundlich Liebesgötter singen.
Die Rose lachte sein, die Unbesorgte,
Sie koste traulich mit den Schmetterlingen.

9.

Sie kos'te traulich mit den Schmetterlingen,
Die sie, nicht mehr von Schaam verhüllt, umfliegen.
Und Adaluld hat gramerfüllt geschwiegen,
Die Flüglein ihm, wie welke Blätter hingen.

„Könnt ihr dem Sänger keinen Retter bringen?
„Soll er dem namenlosen Schmerz erliegen?
„Und kann er nicht der Rose Herz besiegen,
„So lasst ihn länger nicht sein Weh besingen!“

So rief ich zu den lauschenden Najaden,
Da klangs im Nu von rauschenden Gestaden:
„Die Liebe liebt bei Leid und Lust zu singen!“

Was die von Liebe wol im Schilfe wissen? —
Die Rose liess sich von den Silphen küssen,
Die sie umgaukelten mit Götterschwingen.

10.

Die sie umgaukelten mit Götterschwingen,
Das waren kaum entpuppte Amoretten,
Die sanft sich schaukelten auf Elfenringen
Der Blätter Flaum erwählten sie zu Betten.

Die küssend kaum am Rosenmunde hingen,
Gern ewig Nektar dort getrunken hätten,
Doch süsser Traum hat ach, Sekundenschwingen,
Und Seligkeit der Lieb' ist nie zu ketten.

Die Sonnenstrahlen kamen auch geflogen,
Die haben ihr den duftgen Hauch entzogen,
Ein Schauer drang vom Fall in ihr Gemuth,

Der sie geliebt mit reinem Ätherfeuer,
Den sie betrübt, ihr Sänger, ihr Getreuer,
Voll Trauer sang dem Wiederhall ein Lied.

11.

Voll Trauer sang dem Wiederhall ein Lied.
Der Adaluld, und jener sang es wieder.
Grau war der Wolken Rosenwall verglüht,
Im Haine schwieg der Wonneklang der Lieder.

Die Nachtviolen waren all' erblüht,
Im Mondschein tanzten Elfen auf und nieder,
Da drang das süsse Nachtigallenlied
Wie Todtenklage durch die Haine wieder.

Die Blumen standen Thränenübergossen,
Die Vöglein träumten von der Trennung Tagen,
Da scherzte noch der Zephyr um die Rose;

In Liebesbanden drückend eingeschlossen
Sang weinend seiner Schmerzerkennung Klagen
Ach, schmerz- und demuthvoll der Hoffnungslose.

12.

Ach schmerz- und demuthvoll der Hoffnungslose.
Liess leise lispeln liebliche Cadenzen,
Bald stieg und schwoll sein Ton ins Riesengrosse,
Als heisser Blitz den Himmel zu durchglänzen.

Bald war er hell, wie Thau im Blüthenschoose,
Sanft schmelzend, in der Anmuth zarten Grenzen,
Bald war er Quell, im feuchten Grottenmoose
Sich wälzend, Wehmuthwellen zu kredenzen.

Und Rose stand und weint' in Finsternissen
Das lose Band der Freunde war zerrissen,
Nur Schmerz und Reue blieb im blassen Schoose.

Es floss auf sie kein Strahlenschimmer nieder,
Den Blüthensänger sah sie nimmer wieder,
Sein Herz, so wehmuthsvoll, rief: Rose! Rose!

13.

Sein Herz, so wehmuthvoll, rief: Rose!
Rose!
Und Rose! hört er's drüben wieder schallen!
Und in den Zweigen süusselt's: Rose! Rose!
Und Rose! klagt es in den Felsenhallen.

Die Silberwellen murmeln: Rose! Rose!
Und immer klagt es: Ach, sie ist gefallen,
Die Königin, die holde, süsse Rose!
Und Blumen weinen mit den Nachtigallen.

So Sprosser ihr noch immer Lieder schenkte,
Die still den Blick der Nachtigall vermied.
Den Kummer trug und sie nicht wieder kränkte,

Und kosend klang mit süssem Schall sein Lied,
Bis Schlummer sich auf Beide niedersenkte,
Bis Rose sank und Nachtigall verschied.

14.

Bis Rose sank und Nachtigall verschied,
Ist immer noch sein sanftes Lied erklungen,
Hat Adaluld von seinem Leid gesungen,
Darüber ist die Rose still verblüht.

Auf ihren Zweigen klang sein letztes Lied;
Ein Schimmer wob von Lichterinnerungen,
Sich um des Sängers Geistesdämmerungen,
Die Flamme ruht, und ist in sich verglüht.

Schlaf wohl, du Sänger mit der Sehnsucht Fülle!
Der Rose Blätter deckten seine Hülle,
Mit seinem Lied ist meines auch verklungen.

Darum hab' ich sein Lieben aufgezeichnet,
Dass, was bei Menschen so sich oft ereignet
Von Nachtigall und Rose sei gesungen

15.

Von Nachtigall und Rose sei gesungen,
Wie Frühling kam mit Blüthen hergegangen,
Wie süsser Schall und Melodei erklungen,
Und Wonne nahm die Herzen all' gefangen.

Wie Sprosser sich zur Rose hingeschwungen,
Sie küssend auf die hocherglühten Wangen;
Wie Eifersucht und Lieb' in ihm gerungen
Und wie er d'rauf im Blüthenmond vergangen.

Sie kos'te traulich mit den Schmetterlingen,
Die sie umgaukelten mit Götterschwingen,
Voll Trauer sang dem Wiederhall ein Lied

Ach schmerz- und demuthvoll der Hoffnungslose,
Sein Herz, so wehmuthvoll, rief Rose! Rose!
Bis Rose sank und Nachtigall verschied. —

X.

Ragnarokur. 1)

1.

Brause Telyn, wie der Sturm erwacht,
Der der *Asenschaar* im *Gladheimsaale*,
Den *Einheriarn* bei *Walhallas* Mahle 2),
Kampf und Tod und Untergang gebracht!

Unerschüttert ist noch Deine Macht,
Holde *Frigga*, die mit dem Gemahle
Niederlächelt von *Lidskialfs* Strahle 3)
Und der Gott in *Himminbiorg* wacht 4).

Ach da naht die Zeit der Noth, der Schrecken,
Ygdrasil erbebt im tiefsten Grund 5);
Sicht den Erdball sich mit Leichen decken!

Schrecklich *Garmur* bellt, der Höllenhund,
Und des *Jetten Hrymur* Fesseln sprangen 6)
Finbulweter kommt daher gegangen 7).

2.

Fimbulwetter kommt daher gegangen.
Finstrer Winters *Kälte*, Sturm und Schnee,
Und die *Midgardschlange* peitscht die See 1),
Wuthentbrannt, dass Erd und Himmel bangen.

Dass die Wogen aus den Ufern drangen,
Donnernd, brausend, schäumend in die Höh',
Zu verbreiten Todesschreck' und Weh'
Skoll und *Hate Sun* und *Maan* verschlangen. 2)

Hrymur zürnend fährt auf *Nagelfar* 3),
Surtur führt die Schaar der *Muspelsöhne* 4),
Dass die *Bifrostbrücke* brechend kracht,

Und *Hräswelger* kreischt, der Leichen Aar 5),
Hoch in Lüften fürchterliche Töne,
Sonn und Sterne sinken tief in Nacht.

3.

Sonn und Sterne sinken tief in Nacht,
Aber *Surturs* Schwert heiſst Sonnenhelle,
Und sein Flammenross heist Blitzesschnelle,
Alles sinkt vor seiner Übermacht.

Und zum wilden Wüthen angefacht,
(Ebne *Vigridur* ist *Asgards* Schwelle) 1),
Führt er der *Hrymthursen* Heer zur Stelle 2);
Unzählbar hat er sie hergebracht.

Loke kommt mit *Helas* Söhnen allen 3),
Fenris sperrt den Flammenrachen weit 4);
Die dem heissen *Muspelheim* entwallen

Dienen *Jornungandur* zum Geleit'.
Heimdal sieht die Schaaren mit Erbangen,
Und des *Gjallarhornes* Töne klangen 5).

4.

Und des Gjallarhornes Töne klangen.
Rasch und stark blies der erschreckte Wächter,
Dass sie heulend alle Welt durchdrangen,
Weckend schnell der *Asen* Lichtgeschlechter,

Die nun eilend zu den Waffen sprangen,
Der *Hrymthursen* Hasser und Verächter;
Wie sie sich mit Schild und Wehr behangen,
Kommen auch *Walhallas* Heldenfechter 1).

Odin, er, der Gott im Strahlenkranze,
Fragend niedersteigt zum *Mimorborne* 2)
Kühn den *Gungner* schwingend, seine Lanze.

Aber Unheil kündet ihm die *Norne*. 3)
Keinen Trost hat er heraufgebracht,
Drauf entbrennt die wilde Götterschlacht.

5.

Drauf entbrennt die wilde Götterschlacht;
Einen Sonnenhelm auf seinem Haupte
Rennt auf *Fenris*, welcher Feuer schnaubte,
Odin auf dem *Sleipner* an mit Macht 1).

Doch er fährt in einen Todesschacht,
Wie den Wolf er zu bewält'gen glaubte.
Aber der dem Gott das Leben raubte,
Wird vom *Widar* bald zum Tod gebracht. 2)

Wie der Sturmwind fährt der auf ihn zu,
Reissend das Gebiss ihm von einander
In den Rachen tritt sein Eisenschuh.

So ist *Odin* in den Tod gegangen
Thor, der Starke, kämpft mit *Jornungander*
Gift und Glut entströmt dem Schlund der Schlangen.

6.

Gift und Glut entströmt dem Schlund der Schlangen,
Nidhögur, die ihr zu helfen sucht 1),
Fühlet mit ihr des *Miölners* Wucht 2),
Dass sie bald in Todeszucken rangen.

Thor bezwingt sie, die den Gott bezwangen
Den mit Gift umströmte *Lokes* Zucht;
Kaum der Schritte neun geht seine Flucht,
Hat die Nacht des Todes ihn umfangen.

Brausend wälzen sich des Kampfes Wellen,
Immer fürchterlicher wird die Schlacht,
Und den *Garmur* hört man heulend bellen.

Immer grauenvoller wird die Nacht,
Die nicht Mond, nicht Sterne mehr erhellen,
Das Gebäu des Firmaments erkracht.

7.

Das Gebäu des Firmaments erkracht
Bei dem Kampf der *Asen* und der *Jetten*,
Die sich wechselseits im Blute betten,
Götter gegen Riesenübermacht.

Freir, der einst dem *Skirner* unbedacht 1)
Lieh sein Schwerdt, vermag sich nicht zu retten,
Kurz nur ist sein Kampf auf blut'gen Stätten,
Wird vom wilden *Surtur* umgebracht.

Kräftig streitet der *Einheriar*
Heeresmacht mit *Hela's* Söhneschaar
Die *Valkyren* webten wild und sangen 2).

Wählt, ihr Todtenwählerinnen, wählt! —
Bald auch werden sie dem Tod vermählt,
Wie die kräftigsten Gewalten rangen.

8.

Wie die kräftigsten Gewalten rangen,
Sanken *Lok'* und *Heimdal* auch zugleich,
Einer fallend durch des andern Streich,
Wie sie wüthend Demantschwerter schwangen.

Und des Surturbrandes Flammen drangen
Lodernd, leckend durch der *Asen* Reich,
Hin zu den *Asynien* zart und weich 1),
Während Schilde hart an Schilde klangen.

Tyr, der Kühne, dem die rechte Hand 2)
Fenris abbiss, als ihn *Gleipner* band 3),
Kämpft mit *Garmur* einen harten Strauss,

Bis das Licht des Lebens beiden schwand,
Jeder sank, wie jeder überwand,
Und es sank der *Asen* goldnes Haus.

9.

Und es sank der Asen goldnes Haus.
Wigridur ist ein Gefild voll Leichen,
Rinda sank, des Himmels Stern' erbleichen 1)
Surturs Flammen wirbeln wild und kraus.

Durch der Stürme wüthendes Gesaus'
Wal und *Widar* flügelschnell entweichen 2),
Balder kommt mit *Hödur* aus den Reichen 3)
Helas, mit dem Feind versöhnt, heraus.

Und sie reden von der alten Zeit,
Einsam sitzend, und Vergangenheit
Muss dem Seherblick vorüber wallen.

Ach wie düster ist es rings umher,
Asgard brach und ist von Göttern leer,
Seine Lichtgestalten sind gefallen.

10.

Seine Lichtgestalten sind gefallen!
Welches Dunkel deckt euch, holde *Disen*? 1)
Musstet ihr nach *Niffelheim* entwallen?
Morden euch die Schwerter roher Riesen?

Todtenklagen sollen euch erschallen,
Blumen sollen euerm Blut entspriessen,
Thränen sollen von den Wesen allen,
Wie sie einst um *Baldern* fielen, fliessen 2).

Schönheit, sprich, wo bist du hingeflohen?
Götterhoheit, bist du ganz gesunken?
Wenn das Dunkel sieget ob dem Licht,

Wenn das Zarte unterliegt dem Rohen,
Dann erlischt des Schönen Sonnenfunken,
Und der Ordnung heil'ger Bau zerbricht.

11.

Und der Ordnung heil'ger Bau zerbricht
Ragnarokur ist herbei gekommen,
Hat die schöne Welt hinweggenommen,
Dunkel herrscht im *Asgard* trüb' und dicht.

Aber ewig währt das Dunkel nicht,
Für die Guten ist und für die Frommen
Eine Sonnentochter hell entglommen 1),
Und *Allfadur* kommt und hält Gericht.

Modi kommt mit *Magna* zu den Asen 2),
Die auf *Ida's* Blumenfeldern sassen 3).
Und sie bauen sich ein neues Haus.

Grünend hebt aus *Ginungagaps* Schoose 4)
Sich die Knospe *Runa's* — will die Rose 5)
Herrlich steigen aus der Nächte Graus?

12.

Herrlich steigen aus der Nächte Graus,
Wie sich Blumen hold im Lenz entfalten,
Liebliche, veredelte Gestalten
Und es schweigt des wilden Kampfs Gebraus

Kommen aus *Homimersholt* heraus 1)
Lifthraser und *Lift*, vom Thau erhalten,
Werden auf der neuen Erde walten,
Breitend glückliche Geschlechter aus.

Wale herrscht mit *Widar* im Vereine,
Hodur führt die milde Sternen-Nacht,
Niord will nach *Vanaheim* entwallen 2)

Und ein neues Leben ist erwacht,
Neue Menschen, neue Götterhaine,
Neue Erden, neue Himmelshallen.

13.

Neue Erden, neue Himmelshallen
Bluhen auf aus der Zerstörung Grauen,
Ygdrasill darf wieder Segen thauen,
Morgenröthe darf im Äther wallen.

Alle Vesten sind auch nicht gefallen:
Andlangr ist und *Widblain* noch zu schauen,
Wo Lichtalfen regen sich in blauen,
Lüften, wo die Zauberweisen schallen:

Gimmle heisst die Sonnenstadt der Frommen,
Die zu *Brymner* und zu *Snidre* kommen 1),
Schauen *Nastrond* und *Hvergelmer* nicht 2).

Ruhe waltet, wo die Wuth gerungen,
Wonne lebt, nachdem das Weh verklungen,
Und *Allfadur* herrscht im ew'gen Licht

14.

Und Allfadur herrscht im ew'gen Licht,
Geist und Seele, die die Welt durchdrungen,
Leben, das sich siegreich aufgeschwungen,
Leben, das des Todes Banden bricht.

Heil'ge Wahrheit, die durch Mythen spricht,
Schöner Stern in tiefen Dämmerungen,
Strahl der Frühe, der als Ton erklungen,
Wer erkennt dich und bewundert nicht?

Rausche, Skaldensang und Bardiale!
Reiche mir *Idun*, die Muschelschale
Braga's Becher sei mir dargebracht.

Mich begeisternd für das Schöne, Wahre,
An des Vaterlandes Hochaltare,
Brause Telyn, wie der Sturm erwacht!

15.

Brause Telyn, wie der Sturm erwacht;
Finbulveter kommt daher gegangen,
Sonn und Sterne sinken tief in Nacht,
Und des Gjallarhornes Töne klangen.

Drauf entbrennt die wilde Götterschlacht,
Gift und Glut entströmt dem Schlund der Schlangen,
Das Gebäu des Firmaments erkracht,
Wie die kräftigsten Gewalten rangen.

Und es sinkt der Asen goldnes Haus
Seine Lichtgestalten sind gefallen,
Und der Ordnung heil'ger Bau zerbricht.

Herrlich steigen aus der Nächte Graus,
Neue Erden, neue Himmels-Hallen,
Und Alfadur herrscht im ew'gen Licht. —

XI.

Selam.

I.

Du, blüh'nde Rose, nimm der Liebe Blüthen,
Zum farb'gen Strauss gewunden, Dir zu sagen:
Wie Dir nur meine Lebenspulse schlagen,
Wie heilige Gefühle Dir erglühten.

Ein Tempel ist, den Charitinnen hüten,
Dein Herz, Du Holde; darf es Amor wagen
Ein Blumenopfer dort hineinzutragen,
Und seine Rosen dem Altar zu bieten? —

Lass sie für mich zu Deiner Seele reden,
Lass sie für mich um Deine Liebe werben,
Mit allem Zauber holder Farbentöne!

In Deinen Augen lächelt mir ein Eden,
In Deinem Himmelsanblick möcht' ich sterben,
Nimm Lilien, Du Liebliche, Du Schöne!

2.

Nimm Lilien, Du Liebliche, Du Schöne!
Ein würdig Abbild sind sie Deiner Milde,
So rein und klar seh' ich in ihrem Bilde
Das Deine, Herrin, der ich liebend fröhne.

O dass mein Hoffen Deine Neigung kröne!
Dass wieder lieblich-sonnige Gefilde
Mir Seelenheimath werden, und das wilde
Gewirr des Lebens, Heiligung versöhne!

Denn wer Dir naht, Du Hehre, Liljenreine,
Der fühlt in sel'ger Nähe sich, entsündigt,
Aus Kampf gerettet in des Himmels Frieden.

Verklärt erblickt er Dich im Heil'genscheine,
Der Deine Hoheit strahlenhell verkündigt;
Cyanen lass im vollen Strauss Dir bieten.

3.

Cyanen lass im vollen Strauss Dir bieten;
So sanft wie die, lacht Deiner Äuglein Bläue,
Nimm die Symbole meiner ew'gen Treue,
O dass sie Dir mein Innerstes verriethen!

Du süsse Zöglingin von Aphroditen,
Wüsst' ich, dass Dich die Blumengabe freue,
Ich opferte Dir immerdar auf's Neue
Die herrlichsten und seltensten der Blüthen.

Des Sängers Lied ist seines Geistes Blume,
Die legt er auf der Cypris Altar nieder,
Sein geistig Blüh'n verherrlicht seine Schöne;

Die späte Nachwelt liest von ihrem Ruhme,
Im Enkelmunde leben seine Lieder. —
Die Myrte deute, dass sie einst Dich kröne.

4.

Die Myrte deute, dass sie einst Dich kröne,
O schöner Tag, wenn die zur Braut Geschmückte
In seinen Armen hält der Hochbeglückte,
Dass liebevoll sein Leben sie verschöne;

Dass Liebe jedes Kummers ihn entwöhne,
Der Nacht der Schmerzen ewig ihn entrückte;
O dass ich schon Dich in die Arme drückte,
Mein, selig mein dann Anadiomene!

Der Myrte Blüthen sind des Glückes Sterne,
Die Lust verheissend ihrer milden Strahlen
Silber verbreiten in dem Kranz der Blüthen.

Nimm freundlich sie, Du Huldin, nimm sie gerne,
Die Myrte lebt in Mädchenidealen,
Die Anemone lebt in Hellas Mythen.

5.

Die Anemone lebt in Hellas Mythen,
Von Lieb' und Sehnsucht giebt sie treue Kunde,
Das Purpurblut entströmt Adonis Wunde,
Dort sank der Liebling hin von Aphroditen.

Nicht kann die Göttin ihrem Schmerz gebieten,
Sie küsst den Jüngling mit erblasstem Munde,
Und ruft die Blumen aus dem starren Grunde,
Dass sie der Nachwelt noch ihr Weh verriethen.

Der grösseste, der schmerzlichste der Schmerzen,
Das ist die Trennung vom geliebten Herzen,
Da weinten Götter selbst im Wehgestöhne.

O wolle Huldin, Dich von mir nicht wenden,
Der Neigung Blumen nimm aus meinen Händen,
Der Goldlack prangt in seiner vollen Schöne.

6.

Der Goldlack prangt in seiner vollen Schöne,
Entflammter Glut verkündendes Symbol.
Dir weih' ich ihn, mein himmlisches Idol.
O dass Dein Stolz nicht meine Flammen höhne!

Es bieten zarte Blumen Wort und Töne,
Das Auge sieht sie, und vernimmt sie wol.
Wie Lieb' allmächtig wirkt vom Pol zu Pol,
Erfinden Sprachen sich auch ihre Söhne.

Sind Menschen nicht, gleich Blumen, eingeschrieben
In's Buch des Lebens? Ist's nicht eine Flamme,
Die allerschaffend wirkt, obschon verschieden?

Dort schlägt ein Menschenherz im heissen Lieben,
Dort lieben Blüthen auf getrenntem Stamme;
Orangen duften süssen Hauch des Süden.

7.

Orangen duften süssen Hauch des Süden
Süss, wie die Sehnsucht, die mit Taubenschwingen,
Dem Herzen nahet, und mit Zauberschlingen
Es festhält in der Flur der Hesperiden.

Wo lächelt höh're Seligkeit hienieden,
Als wo vereinigt Lieb' und Sehnsucht gingen,
Die sich wie Schwestern, traut und mild umfingen,
Entführen sie dem Herzen gleich den Frieden?

Lieb' ohne Hoffnung ist der Tod des Lebens;
Lass sagen Dir, Du Süsse, von der Blüthe
Der Pomeranze, wie so glühend sehne

Ich Deiner Lieb' entgegen; soll vergebens
Mein Hoffen sein? Das will nicht Deine Güte.
Reseda stell' ich deutsam neben jene.

8.

Reseda stell' ich deutsam neben jene.
Dein stiller Sinn verschmäht die laute Weise
Mit der ich Dich, mein Leben, ruhmend preise
Du sonnest Dich an Deiner innern Schöne.

Dich lockte nie der Schmeichelei Syrene
Zur Eitelkeit, es zog nicht laut, noch leise
Ihr Ruf Dein sanftes Herz aus seinem Gleise.
Nicht achtetest Du jener Zaubertöne.

Gleich dieser kleinen, anspruchlosen Pflanze,
Flocht Demuth ihre Blumen Dir zum Kranze
Dem wahrhaft Schönen treu Dich zu verbinden

Darum ist doppelt gross zu Dir mein Lieben,
Weil Du Dir selbst so sittlichtreu geblieben;
Die Nelken lass Dir meine Achtung künden.

9.

Die Nelken lass Dir meine Achtung künden:
Soll Liebe rein und edel sich bewähren,
Dann muss durch Freundschaft sich ihr Seyn verklären,
Sich dauernd nur auf hohe Achtung gründen.

Wenn beid' in einem Herzen sich verbinden,
Und fröhlich opfern an der Lieb' Altären,
Dann können sie den frommen Wunsch gewähren:
Den Himmel hier auf Erden schon zu finden.

Reich wie die Nelken an der Düfte Fülle,
Ist Dein Gemüth — in eines Engels Hülle
Birgt sich ein Geist, werth der Bewunderungen

O Mädchen, Stern in meines Lebens Tagen,
Lass Nelken Dir, wie ich Dich achte, sagen,
Verbena nennt der Freundschaft Huldigungen

10.

Verbena nennt der Freundschaft Huldigungen,
So trage diese heil'ge Wunderpflanze,
Flichst Du vielleicht den Selam Dir zum Kranze.
Und sei von ihrer Deutung tief durchdrungen.

Des Friedens göttliche Beseligungen
Begleiten, holde Freundin, Dich durch's ganze
Schuldlose Leben, in der Freude Glanze
Sei Dir von ihm ein blühn'der Kranz geschlungen.

Wo Freude, Friede, Freundschaft sich vereinen,
Wo Herzen sich in ihren Strahlen sonnen,
Wo hold und schön das heil'ge Kleeblatt blüht,

Da hat ein ew'ger Lebenslenz begonnen,
Die Huld verkündigend des Ewigreinen,
Zeigt Pensée ein treuliebendes Gemüth.

11.

Zeigt Pensée ein treuliebendes Gemüth?
„Gedenke mein!“ ruft sie mit leisem Flehen,
Und der Erinn'rung ist sie still erblüht;
O denke mein, bis wir uns wiedersehen!

Ich denke Dein, und meine Seele glüht
Zu Dir zu fliegen, rasch, wie Windeswehen.
O denke mein, zu der mich ewig zieht
Der Liebe Macht, wer könnt' ihr widerstehen?—

Drei Farben schmücken der Erinn'rung Blume,
Der Freundschaft blau, der Unschuld lichtes weiss,
Und sanftes Gold, um treuen Sinn zu künden.

So nimm sie hin, sie blüh' am Heiligthume,
Des Busens Zier; ihr sei der höchste Preis,
Und Heliotrop mag Gegenlieb' entzünden.

12.

Und Heliotrop mag Gegenlieb' entzünden;
Wie sich zum Sonnenstrahl die Blüthen neigen.
Und Wunderdüfte ihrem Kelch entsteigen.
Soll Dir: Ich liebe Dich! ihr Blüh'n verkünden.

Ich liebe Dich, und will mich Dir verbünden,
Auf immerdar, in Liebe ganz Dein eigen.
Lass Blumen reden, wenn die Lippen schweigen.
Und mir den Thron in Deinem Herzen gründen!

Du lächelst mild, o Herrin, der ich diene?
Verkündigt Hoffnung mir die Engelmiene?
Ist Deine Huld für mich vielleicht errungen?

O selig ich dann! Kommt, der Flora Kinder,
Das Herz frohlockt! Amor ist Überwinder!
Mit holdem Singrün sey der Strauss umschlungen!

13.

Mit holdem Sinngrün sei der Strauss umschlungen!
Der grünen Blätter mildsmaragdner Schein,
Der Blüthenkelche Blau, so zart und rein,
Ward oft im Lied gepriesen und besungen.

Heil dem Geliebten, dem der Sieg gelungen.
In Hoffnung lebt die Lieb' ihr schönstes Seyn;
Wie reines Gold im Ring den Edelstein
Umfasst, so hält auch Hoffnung Lieb' umschlungen.

Und meiner Lieb' und Hoffnung Blüthenleben
Soll immmerdar die Herrliche erheben,
Soll ihr zu dienen ewig seyn bemüht;

Soll feiern stolz im Lied der Liebe Siege,
Bis ich im Schoos des stillen Hügels liege,
Von zarten Immortellen rings umblüht.

14.

Von zarten Immortellen rings umblüht,
Leg' ich den Selam, Herrin, Dir zu Füssen,
Von reiner Neigung zu der Wundersüssen,
Von treuer Liebeshuldigung durchglüht.

Es opfert Dir ein zärtliches Gemüth,
Lass Theure Dich, in tiefer Ehrfurcht grüssen,
Unwandelbarer Neigung Blumen spriessen
Für Dich, bis zu den Ufern des Kozyt.

Nimm Lied und Blumengabe mild und gerne,
O dass Dich alle Lebensfreudensterne
Bunt mit der Iris Farbenstrahl umsprühten!

Dass sie Dein Leben zauberisch erhellten,
Bis zu den Immortellen schöner Welten!
Du, blüh'nde Rose, nimm der Liebe Blüthen. —

15.

Du blüh'nde Rose, nimm der Liebe Blüthen,
Nimm Lilien, Du Liebliche, Du Schöne,
Cyanen lass im vollen Strauss Dir bieten,
Die Myrte deute, dass sie einst Dich kröne!

Die Anemone lebt in Hellas Mythen,
Der Goldlack prangt in seiner vollen Schöne,
Orangen duften süssen Hauch des Süden,
Reseda stell' ich deutsam neben jene.

Die Nelken lass Dir meine Achtung künden,
Verbena nennt der Freundschaft Huldigungen,
Zeigt Pensée ein treuliebendes Gemüth;

Und Heliotrop mag Gegenlieb' entzünden,
Mit holdem Sinngrün sei der Strauss umschlungen,
Von zarten Immortellen rings umblüht.

XII.

Phosphoros.

1.

Stern der Frühe, glanzumflossen,
Sei gegrüsst in Deiner Pracht,
Alles Leben ist erwacht,
Hat sich Deinem Strahl erschlossen!

Lebensquellen sind ergossen,
Und die junge Schöpfung lacht,
Trunken aus des Schlummers Nacht
Heben sich die Blüthensprossen.

Erde schlief noch, tief verborgen
Hüllten sie am Schöpfungsmorgen
Finstre Chaos-Nächte ein;

Während Du am Himmelsbogen
Glänzend schon heraufgezogen,
Sonnenherold, licht und rein.

2.

Sonnenherold, licht und rein,
Du vom Glanz umwallte Sphäre,
Wo vielleicht dem Herrn Altäre
Seraphinen-Chöre weih'n.

Reiner Sternen-Edelstein,
Perle Du im Äthermeere,
Wer auf Dir schon selig wäre,
Badend sich im Strahlenschein!

Rosenwolken sind entstanden,
Wollten mit im Äther schwimmen,
Als Du Deinen Glanz ergossen;

Engel grüssten den Verwandten,
Grüssten Dich mit süssen Stimmen,
Blüthe, die der Nacht entsprossen!

3.

Blüthe, die der Nacht entsprossen,
Sternenblüthe, wunderbar,
Hat Dich nicht der Engel Schaar
Mit des Himmels Thau begossen?

Hast Du nicht zum Licht erschlossen
Deine Strahlenkrone klar?
Und Du blühst nun immerdar
Herrlich unter den Genossen!

Sieh', wir grüssen Dich voll Wonne,
Bote Du der Morgensonne,
Sieh', wir harren gläubig Dein!

Aus dem Tod erblüht das Leben,
Aus der Nacht bist Du gegeben,
Bild der Wahrheit uns zu sein.

4.

Bild der Wahrheit uns zu sein
Ging hervor Dein helles Blinken.
Und mit liebevollem Winken
Ladest Du zum Licht uns ein.

Bricht des Irrthums Nacht herein,
Lass uns Deine Strahlen trinken,
Leuchte, dass wir nicht versinken,
Morgenfackel, glänze rein!

Wahrheit ist ein Kind des Lichtes,
Und das Licht ist von dem Herrn
Alles Lebens ausgeflossen;

Abglanz seines Angesichtes,
Strahle, strahle Morgenstern,
Kind der Eos, glutumgossen!

5.

Kind der Eos, glutumgossen,
Deine Mutter zieht Dir nach,
Deine Mutter hat dem Tag
Rosenpforten aufgeschlossen.

Reitend auf den Flammenrossen,
Sah sie einst, wie sterbend lag
Memnon, wie das Herz ihm brach,
Und die herbsten Zähren flossen.

Und nun tönt' in ferner Wildniss
Wunderbar das Memnonbildniss
Grüssend so die Lieben sein.

Röthet sich der Osten wieder;
Deine Strahlen fliegen nieder,
Glorienhell im Morgenschein.

6.

Glorienhell im Morgenschein,
Wann der Sterne Glanz erbleichte,
Wann der Tag die Nacht verscheuchte,
Schimmert Phosphoros allein.

Abend naht: den Blüthenhain
Tränkt der Thau der Nacht, der feuchte,
Hespers sanfte Abendleuchte
Schimmert dann, gleich Dir, so rein.

Hat ein Liebessternen-Paar
Einen Bruderbund geschlossen,
Und vereinigt sieht sie Keiner?

Nein, die Beiden sind nur Einer,
Einer aus der hehren Schaar
Auserwählter Lichtgenossen.

7.

Auserwählter Lichtgenossen
Ersten, hat Dich Gottes Hand
Liebend dem Planetenband
Uns'rer Sonne angeschlossen.

Du, von Gottes Huld umflossen,
Du, der Erde nah verwandt,
Bist Du Seelen-Heimathland,
Uns'rer Hoffnung nicht verschlossen?

Myriaden Sonnen flammen
Hell am Firmament zusammen,
Strahlen sie, wie Du so rein?

Herrlich, im Verklärungsglanze
Blühest Du im Sternenkranze,
Himmelswonnen sind ja Dein!

8.

Himmelswonnen sind ja Dein!
Seligkeit, im Glanz zu wallen,
In azurnen Sternenhallen
So dem Urlicht nah' zu sein.

Wo im himmlischen Verein
Seraphinenharfen schallen,
Wo die Geister niederfallen,
Tritt der Geisterkönig ein.

O wie müssen Morgenröthen
Deines Äthers Dich umglühen
Wenn die kurzen Nächte schwanden!

Wagt ein Wintersturm zu tödten
Blumen, die auf Dir erblühen,
Land der Seelen frei von Banden?

9.

Land der Seelen frei von Banden,
Oder wär' es doch nicht so?
Macht uns nicht die Hoffnung froh
Einst zu grüssen die Verwandten?

Fern, in fernen Sternenlanden
Ringen Kräfte, wild und roh,
Doch wer sagt uns, wie und wo
Immer mehr die Schlacken schwanden?

Bis die Geister einst, gereinigt
All' *Ein* Sonnenball vereinigt,
Bis sich Seelen selig fanden.

Ja, wir stammen von den Sternen!
Friedensport, in Ätherfernen
Hast Du glänzendhell gestanden!

10.

Hast Du glänzendhell gestanden
Sonnengleicher Wunderstern,
Als die Könige den Herrn
Suchten, und den Heiland fanden? —

Und er lag in Todesbanden,
Sieh, da flammte hell Dein Kern,
Engel jauchzten nah und fern:
Jesus Christus ist erstanden!!

Wie der Siegesheld, der Hehre,
Seine Oriflamme schwang,
Wie der Lichtstrahl über Meere,

Über Länder flog und drang,
Wird auch strahlen *Seine* Lehre,
Reiner Stern — Aeonen lang.

11.

Reiner Stern, Aeonen lang
Werden Menschen mit Entzücken
Oft nach Deinem Glanze blicken,
Schlägt ihr Herz im Busen bang.

Ach, oft will ein trüber Hang
Allen Frohsinn unterdrücken,
Will die Freudenblumen knicken,
Die zu pflücken kaum gelang.

Doch den Blick zu Dir erhoben,
Und ein Sternenstrahl von oben,
Heilt das Herz von seinem Leide!

Allen, die mit Kummer ringen
Nahe Trost auf lichten Schwingen,
Stern der Liebe, strahle Freude!

12.

Stern der Liebe, strahle Freude!
Bist ja Stern der Aphrodite,
Welche Hellas schöne Mythe
Zu der Liebe Göttin weihte.

Eng verschwistert sind ja Beide;
Lieb' und Freude sind erglühte
Knospen *Einer* Rosenblüthe,
Auf den Lebenspfad gestreute.

Anael und Astaroth 1),
Engel, der im Glanz gekleidet
Schwebt mit blitzendem Geschmeide!

Heil, es naht im Morgenroth,
Mit der Lyra, goldbesaitet,
Anahid 2) im hellen Kleide!

13.

Anahid, im hellen Kleide
Schwebst Du hehr im Morgenprangen.
Anahid der Peri 1) Freude,
Bist Du lächelnd aufgegangen.

Dein Gewand ist Purpurseide,
Rosen schmücken Deine Wangen,
Jeder fühlt sich frei vom Leide,
Den Dein Strahlenarm umfangen.

Anahid, Du bist die Liebe,
Die dem Morgenstrahl entsprang,
Und es tönt und säuselt Liebe

Deiner Lyra goldner Klang!
Singe Seraph, singe Liebe,
Singe göttlichen Gesang!

14.

Singe göttlichen Gesang!
Alle Sphären sollen schweigen,
Alle Engel sollen neigen
Ihre Seelen Deinem Klang.

Wandle Deinen heil'gen Gang
Tönend fort im Sternenreigen,
Uns den Pfad zum Licht zu zeigen,
Bis der Geist sich lichtwärts schwang! —

Was so heiss beweinten wir,
Halten wir dereinst umschlossen,
Morgenstern, auf Dir, auf Dir!

Engel sind uns dann Genossen;
Sei gesegnet dort und hier,
Stern der Frühe, glanzumflossen! —

15.

Stern der Frühe, glanzumflossen,
Sonnenherold, licht und rein,
Blüthe, die der Nacht entsprossen
Bild der Wahrheit uns zu sein!

Kind der Eos, glutumgossen,
Glorienhell im Morgenschein!
Auserwählter Lichtgenossen
Himmelswonnen sind ja Dein!

Land der Seelen, frei von Banden,
Hast Du glänzendhell gestanden
Reiner Stern, Aeonen lang.

Stern der Liebe, strahle Freude,
Anahid im hellen Kleide,
Singe göttlichen Gesang! —

XIII.

Hoffnung und Glaube.

I.

Hoffnung und Glaube, nie genug besungen,
Ernst rauschen euch der Harfe Feierklänge,
Des Preisses würdig, würdig der Gesänge,
Seid ihr auch werth der höchsten Huldigungen.

Von eurer Segnung lebensfroh durchdrungen,
Hebt sich das Herz aus irdischem Gedränge
Zu euch empor, und flüchtet aus der Menge,
Und sucht der Sehnsucht dort Befriedigungen.

Und wohntet ihr auch in dem Weltgewühle,
Ihr zeigt euch nur dem sehnenden Gefühle,
Doch allen lohnt ihr, die sich zu euch wenden.

Einsam und still, in schattender Umnachtung,
Naht freundlich euch die sinnende Betrachtung,
Ihr seid der ew'gen Liebe Segensspenden.

2.

Ihr seid der ew'gen Liebe Segensspenden
In herber Trübsal wir verschmachten müssten
Wenn wir nicht in den öden Lebenswüsten
Die Himmelsmanna Glaub' und Hoffnung fänden

Sie pflegen uns mit mütterlichen Händen,
Wir trinken Lebenskraft an ihren Brüsten,
Sie ziehen ab von sündlichen Gelüsten,
Und lehren, uns zum rechten Pfad zu wenden.

O Hoffnung, selig, wen Du nicht verlassen!
O Glaube, glücklich, wem auf dich zu bauen,
Schon früh der Ernst des Lebens hat gezwungen!

Nicht bess're Lieben kann er hier umfassen,
Nicht höhern Freunden kann er sich vertrauen
Ihr seid die Quellen der Beseligungen!

8.

Ihr seid die Quellen der Beseligungen,
Der Wunderborn, aus dem die Himmelsgabe
Des Trostes quillt, ach eine süsse Labe,
Für alle, die mit Kummer schwer gerungen.

Durch euch wird jedes Seelenweh bezwungen,
Du Hoffnung nah'st mit deinem Zauberstabe,
Du Glaube führ'st, ein holder Engelknabe,
Ans Vaterherz die Alten, wie die Jungen.

Sie hoffen wieder, und sie sind genesen,
Wenn ihnen freundlich-tröstend nah gewesen
Die Segensengel mit den Gnadenspenden.

Sie trinken wieder an dem Lebensbronnen,
Durch euch dem neuen frohen Sein gewonnen,
Der Liebe Werkzeug in des Vaters Händen.

4.

Der Liebe Werkzeug in des Vaters Händen
Seid ihr, aus seinem Gottesgeist geboren,
Zu Sonnenboten seiner Huld erkoren,
Gefahren von den Sterblichen zu wenden.

Wo wären Schmerzen, die nicht schnell verschwänden
Wenn ihr euch nahet, jugendliche Horen?
Wer hofft und glaubt, und wäre doch verloren?
Wo sind sie, die durch euch nicht Tröstung fänden?

Ob sie dich treulos, holde Hoffnung, schelten,
Ob sie dich, frommer Glaube, frech verhöhnen,
Ob sie dich lästern mit verruchten Zungen:

Wir glauben, und der Richter wird vergelten,
In Hoffnung ruht schon eine Welt des Schönen;
Froh klopft das Herz, von euerm Strahl durchdrungen!

5.

Froh klopft das Herz, von euerm Strahl durchdrungen!
Du Hoffnung, bist der Freudensonnenbote,
Der Flammenstern im goldnen Morgenrothe,
Der sich aus Nacht siegreich emporgeschwungen.

Du Glaube strahlst in Abenddämmerungen,
Ein sanfter Hesper, tröstend noch im Tode,
Zur Heimathflur ein sicherer Pilote,
Und Andacht bringt dir ihre Huldigungen.

So strahlet, Sterne, brüderliche Flammen,
Und fliesst zur reinen Opferglut zusammen!
O dass uns nimmer eure Strahlen schwänden!

Hoffnung, du sollst dem Jugendmorgen glänzen!
Du Glaub' am Lebensabend uns bekränzen!
Euch will der Vater seinen Kindern senden.

6.

Euch will der Vater seinen Kindern senden,
Ihr sollt ihm Herzen fesseln und gewinnen;
Ihr dient ihm, seiner Liebe Priesterinnen,
Und baut ihm Tempel auf an allen Enden.

O dass sich alle Seelen euch verbänden!
Ein herrliches und seliges Beginnen,
Dann tönt' es: Friede! von den Tempelzinnen,
Und alle grausen Nachtphantome schwänden.

Der Glaub' ist Grundstein der Religionen,
Doch sei er nicht Geheimniss, undurchdrungen,
Soll Fried' und Eintracht hier auf Erden wohnen,

Nicht durch des Fanatismus Schwert erzwungen.
Das prediget den Völkern aller Zonen,
Beglückt, wenn euch der schöne Sieg gelungen!

7.

Beglückt, wenn euch der schöne Sieg gelungen,
Friede zu bringen allen Menschenkindern,
Allen, von einem Band der Lieb' umschlungen,
Freuden zu schaffen, und ihr Weh zu lindern.

Dann werden Dankeshymnen euch gesungen,
Des Hasses und der Zwietracht Überwindern,
Dann ist noch höher euer Ruhm erklungen,
Und keine Macht der Hölle kann ihn mindern.

Ihr Engel Gottes, wollet euch verbünden,
Des Friedens Evangelium verkünden.
Das Glück der Menschheit ruht in euern Händen.

Gleich Königen, könnt ihr die Seelen lenken,
Aus eurer Lichtflur wollt euch niedersenken,
Die Herzen all' dem Vater zuzuwenden.

8.

Die Herzen all' dem Vater zuzuwenden,
Könnt' es für Engel geben schön're Ziele?
Wenn einer in der Sünde Netze fiele
Ihn aufzurichten sanft mit Liebeshänden?

Den Irrenden, den falsche Schimmer blenden
Zu führen aus der Lockungen Gewühle,
Ihn einen Himmel seliger Gefühle
In Ahnungsträumen bess'rer Welt zu senden?

Traute Geschwister, heilige Genossen,
Ihr seid dem Morgensonnenstrahl entsprossen,
Werth, dass euch ewig Dankeslieder schallten.

Sterne der Liebe, die ins Leben scheinen,
Selige Geister, Diener des Dreieinen,
Hoffnung und Glaube, freundliche Gestalten!

9.

Hoffnung und Glaube, freundliche Gestalten,
In Lust und Wehmuth treuverbundne Mächte.
Du Hoffnung strahlest in der Kerker Nächte,
Der Psyche Schwingen aufrecht zu erhalten.

Dahingegeben feindlichen Gewalten,
Der Nachtdämonen tückischem Geschlechte,
Wär' unser Leben, wenn nicht Rettung brächte
Des Glaubens Schild, die Finstern abzuhalten.

Du Hoffnung lebst in wonnereichen Träumen,
Du Glaube heb'st empor zu lichten Räumen,
Ihr sprengt der freien Seele Kerkerbande.

Der Vater lebt, und wir auch werden leben,
Ihr seid dafür, ein Pfandbrief, uns gegeben,
Ihr seid der bessern Heimath Abgesandte.

10.

Ihr seid der bessern Heimath Abgesandte,
Herolde Gottes, himmlische Naturen,
Aus Paradiesesauen, Sternenfluren,
Schwebt tröstend ihr herab im Lichtgewande.

Trost der Verheissung aus dem Friedenslande,
Selig, die wandeln auf des Glaubens Spuren,
Beglückt, die zu der Hoffnung Fahnen schwuren,
Sie führt vorüber an des Abgrunds Rande.

Dass sich Verzweiflung uns'rer nicht bemächtigt,
Dass wir nicht in des Jammers Tiefen sinken,
Dass hoffend wir und gläubig aufwärts blicken;

Sind wir durch euch, ihr Göttlichen, berechtigt,
Die, Himmelsboten, uns zum Himmel winken,
Ihr kommt herab, die Menschen zu beglücken.

II.

Ihr kommt herab, die Menschen zu beglücken,
Hoffnung, du heilst die Herzen, die verbluten.
Glaube, du streust den Saamen alles Guten,
Hoffnung, du willst den Pilgerpfad uns schmücken.

Glaube, du führst zu seligem Entzücken;
Dem Golde gleich, bewährt in Feuersgluthen,
Strahlt uns Erkenntniss; in der Lethe Fluthen
Versinken alle Zweifel, die uns drücken.

Hoffnung, du leitest zu dem Unsichtbaren,
Glaube, du ziehst uns zu dem Ewigwahren,
Wohl allen, die sich kindlich zu euch halten!

Hoffnung, du lehrst uns gläubig aufwärts schauen.
Glaube, du lehrst uns dulden und vertrauen,
Wir segnen dankbar euer schönes Walten.

12.

Wir segnen dankbar euer schönes Walte
Hoffnung, du zeigst der Zukunft Himmel offe
Glaube, du lehrst uns beten, lehrst uns hoffen.
Hoffnung, du lehrst uns an den Glauben halte

Und Glaube soll nicht in der Brust erkalten,
Und Hoffnung ebne unsern Pfad, den schroffe
Und Glaube tröste, hat uns Leid betroffen,
Und Hoffnung soll die Schwingen zart entfalte

Und beide sollen uns zum Himmel tragen,
Auf Seraphflügeln aus dem Thal der Schmerze
Auf Engelarmen zu dem Heimathlande.

Empor, empor! Ihr führt zu bessern Tagen.
Ihr hebt uns aufwärts zu des Vaters Herzen.
Ihr seid der Liebe himmlische Verwandte.

13.

Ihr seid der Liebe himmlische Verwandte.
Wie freundlich tönt es: Hoffnung, Lieb' und Glaube!
Ihr schlagt das Menschenherz in sanfte Bande,
Ihr lasst es der Verzweiflung nicht zum Raube.

Ihr seid ihm nahe noch am Grabesrande,
Ihr tragt es aufwärts aus dem Erdenstaube,
Liebend empor zu der Verheissung Lande,
Auf sanften Schwingen einer Friedenstaube.

Ein reiner Dreiklang, der harmonischtönend,
Als Memnonbild in Lebensmorgenröthen
Will unser Sein mit Himmelsblüthen schmücken.

Seid Glaube, Liebe, Hoffnung ihr, versöhnend
Tönt euer Freundesruf, wie Liebesflöten!
Euch nennen alle Guten mit Entzücken.

14.

Euch nennen alle Guten mit Entzücken,
Dich Glaube, Pharus über wilden Wogen,
Dich Hoffnung, ſiebenfarb'ger Friedensbogen,
Die freundlich unsern Lebenſhimmel ſchmücke

Ihr ſeid geſandt, zu segnen, zu beglücken,
Ob Hoffnung Deine Zauberbilder trogen,
Ob Glaube oft, als frommer Wahn gelogen,
Ihr gabt des Trostes Blüthen doch zu pflücke

Hoffnung und Glaube, strahlet allen Guten,
Zieht rettend ſie aus der Verzweiflung Fluthe
O nahet ihnen, brüderlich umſchlungen!

Schmückt freundlich aus mit euern Himmelsblü
then,
Ihr Erdenleben, wollt sie treu behüten,
Hoffnung und Glaube, nie genug beſungen!

15.

Hoffnung und Glaube, nie genug besungen,
Ihr seid der ew'gen Liebe Segensspenden,
Ihr seid die Quellen der Beseligungen,
Der Liebe Werkzeug in des Vaters Händen.

Froh klopft das Herz, von euerm Strahl durchdrungen,
Euch will der Vater seinen Kindern senden,
Beglückt, wenn euch der schöne Sieg gelungen,
Die Herzen all' dem Vater zuzuwenden.

Hoffnung und Glaube, freundliche Gestalten,
Ihr seid der bessern Heimath Abgesandte,
Ihr kommt herab, die Menschen zu beglücken.

Wir segnen dankbar euer schönes Walten,
Ihr seid der Liebe himmlische Verwandte,
Euch nennen alle Guten mit Entzücken.

XIV.

Die Sterne.

1.

Seid uns gegrüsset, unzählbare Schaaren
Goldener Sterne, seid uns hoch willkommen,
Im dunkeln Azurmeer heraufgeschwommen,
Seid uns gegrüsst, ihr Reinen, Wunderbaren.

Still gleitet ihr dahin, umwallt vom klaren
Tiefblauen Äther, eine Schaar von Frommen,
Die in ein grosses Gotteshaus gekommen,
Um anzubeten vor dem Ewigwahren.

Des Tempels Räume füllen sel'ge Geister,
Geheimnissvoll bewegen sich die Schleier,
Die dunkel vor dem Heiligthume wallen.

Entzündet hat der hohe Tempelmeister
Zu einer stillen, ahnungsvollen Feier,
Strahlende Lampen an des Himmels Hallen.

2.

Strahlende Lampen an des Himmels Hallen,
Wie ihr so herrlich flammt, so glänzendprächtig
Herrscht hier auf Erden Dunkel mitternächtig,
Strömt milde Hellung von den Sternen allen.

Ihr leuchtet so zu dessen Wohlgefallen,
Der euch berufen, dessen Wink allmächtig
Euch Bahnen anwiess, die nun ernst, bedächtig,
Die Strahlenzeugen seiner Huld, durchwallen.

Ihr seid gekleidet in des Urlichts Helle,
Ihr seid geschmückt mit goldnen Königskronen,
Und angethan mit feurigen Talaren.

Ströme des Lichtes, sucht ihr eure Quelle?
Sucht ihr den Ursprung ferner Sonnenzonen,
Segler auf Äthermeeren, nie befahren? —

3.

Segler auf Äthermeeren, nie befahren,
Habt ihr im ew'gen Raume keine Pforten,
Dort einzugehen und zu ruhen dorten,
Beschirmet von den heimathlichen Laren?

Nein, ewig, ewig lenkt an unsichtbaren
Banden geheimnissvoll mit Geisterworten,
Der Wille heil'ger Allmacht aller Orten
Sonnen, Planeten und Kometenschaaren.

Schwimmer im Lichtmeer, strahlende Piloten,
Schiffer, die steuern durch des Äthers Fluthen,
Wer ist der mächt'ge Führer von euch allen?

Wer knüpft und löset der Ekliptik Knoten?
Könnt ihr's verkünden, ihr, im Kranz von Gluten,
Wandrer, die rastlos ihre Bahn durchwallen?

4.

Wandrer, die raſtlos ihre Bahn durchwallen,
Die ſie Jahrtauſende durch's All gezogen,
Euch hemmen Stürme nicht, nicht Waſſerwogen,
Nicht Donner, die in Wolken wiederhallen.

Ihr wandelt ruhig, ohne je zu fallen,
Ihr ziehet hin in unermeſſnen Bogen,
Auf Sturmesfittigen ſeid ihr geflogen,
Ewig zu kreiſen durch des Weltalls Hallen.

Wer gab euch Schwingen des Gedankenfluges,
Wer rief des Lichtes Fülle ſchön in's Leben,
Da, wo nur öde Schauernächte waren?

Ihr ſeid berufen, ewig gleichen Zuges
Um des Allvaters Sonnenthron zu ſchweben,
Hohe Verkündiger des Unſichtbaren.

5.

Hohe Verkündiger des Unsichtbaren,
Ihr Prediger des Herrn durch alle Zeiten,
Herolde seiner Himmelsherrlichkeiten,
Von seines Thrones Glanz umflossne Schaaren.

Wie Wetterflammen seid ihr ausgefahren,
Wie goldne Saat, geschleudert in die Weiten,
Um Licht im Raum des Weltalls zu verbreiten,
Und Gottes Schöpfermacht zu offenbaren.

Ihr seid Altäre, wo die Opfer flammen,
Die Geisterschaaren gläubig angezündet,
An denen Cherubimen niederfallen.

Den Herrn der Welten rühmen sie zusammen,
Zu einem ew'gen Gottesdienst verbündet;
Melodisch tönt der Sphärenharfen Schallen.

6.

Melodisch tönt der Sphärenharfen Schallen,
Und durch die Himmel strömt ein Meer von Klängen,
Braust eine Glut von feiernden Gesängen,
Die von den fernsten Welten wiederhallen.

Der Menschen Hymnen sind nur Kindeslallen,
Ob sie sich auch zum Throne Gottes schwängen.
Wo Sterne sich zu Brudersternen drängen,
In Sphärentänzen auf- und niederwallen.

Das Heilig! heilig! heilig! tönt ohn' Ende,
Es einen sich die wunderbaren Weisen
Dem Hosiannaruf der Engelschaaren.

Da falten unsichtbar sich Geisterhände:
Und donnernd um den Thron des Vaters kreisen
Flammende Welten, die Äonen waren.

7.

Flammende Welten, die Äonen waren,
Eh' noch Planeten sich der Nacht entrangen,
Die um die Sonnen ihre Flügel schwangen,
Gleichwie um Felsenstirnen junge Aaren.

Ihr strahltet reines Licht, ihr Wunderbaren,
Und doch sind wohl Jahrtausende vergangen,
Ehe zum Erdball eure Strahlen drangen,
Die unsre blöden Augen kaum gewahren.

Ihr fernen Sonnen, bleiche Nebelsterne,
Du lichter Gürtel an dem Prachtgewande
Des Universums, Schmuck der Tempelhallen,

Die sich der Herr gebaut, euch sieht so gerne
Des Menschen Geist und ahnt dort Himmelslande,
Wir grüssen euch vor den Erschaffnen allen!

8.

Wir grüssen euch vor den Erschaffnen allen,
Denn ob ihr fern auch schwimmt in unbekannten
Und undurchforschten Räumen, Weltgiganten,
Von ew'ger Glut durchdrungne Feuerballen. —

So blicken dennoch wir mit Wohlgefallen
Zu euch empor, wenn wir den Vater nannten,
Wenn fromm in Andacht Herzen hier entbrannten
Und glauben seinen Thron in lichten Hallen.

Und wie der Menschengeist in sich die Weihe
Des Gottes-Ursprungs fühlt, nennt er Verwandte
Engel und Sterne nennt sie seine Brüder;

Und dass sein Glaub' ihm Seligkeit verleihe,
Lohnt ihm die Gottheit, die er hier erkannte,
Wonneverheissend schickt ihr Grüsse nieder.

9.

Wonneverheissend schickt ihr Grüsse nieder,
Grüsse der Liebe, die auf Strahlenschwingen
Wie Lebensöl die Seelen mild durchdringen,
Erstarrte Herzen selbst erwärmend wieder.

Wenn Schlummer deckt die müden Augenlieder,
Tönt oft in Träumen ein melodisch Klingen,
Die Psyche hört die Schaar der Engel singen.
Wie Silberglocken rauscht ihr Lichtgefieder.

Und sollten Sterne nicht die Sterne grüssen?
Ist Erde nicht ein Stern, von Licht umflossen,
Gleich Millionen, die kein Rohr gefunden?

Mit Strahlen müssen sich Planeten küssen,
Mit Flammen grüssen Sonnen die Genossen;
Dem Erdball seid ihr brüderlich verbunden.

10.

Dem Erdball seid ihr brüderlich verbunden
Und Brudergeister müssen euch bewohnen,
Ein heil'ges Band umschlingt die Orionen,
Knüpft Welt an Welt und hält sie fest umwunden.

Und ob am Himmel Sterne sind verschwunden,
Vielleicht geflogen nach entlegnen Zonen,
Dass sie schon seit undenklichen Äonen
Der Erdbewohner Blick nicht mehr gefunden.

Verloren sind sie nicht und nicht vernichtet,
Und ob sie zogen nach des Weltalls Grenzen,
Sie sind der Hand des Vaters nicht entronnen.

Er, der des Urgrunds Finsterniss gelichtet,
Er ist euch nah, sein Auge sieht euch glänzen,
Seit Riesenbahnen ihr durch's All begonnen.

11.

Seit Riesenbahnen ihr durch's All begonnen,
Hat sich zu euch des Menschen Geist gewendet,
Ihr habt Erhebung ihm und Trost gespendet,
Ihr habt ihn für das Ewige gewonnen.

Ihr tränktet ihn aus unerschöpften Bronnen,
Habt Trostesengel ihm herabgesendet,
Und ist des Pilgers Erdenlauf vollendet,
Schwingt sich die Psyche frei zu schönern Sonnen.

Hieroglyphenschrift am ew'gen Dome,
Bedeutungsvolle, inhaltschwere Zeichen,
Und Bild an Bild, wie einer Kette Glieder,

So strahlet ihr; wie Well auf Well im Strome
Fliesst ihr hervor aus unbekannten Reichen;
Die trunknen Seelen hören Himmelslieder.

12.

Die trunknen Seelen hören Himmelsliede
Wie Auferstehungsruf im Morgenlichte,
So lehret uns die heilige Geschichte:
Einst stieg von dort der Himmelskönig nieder.

Gefesselt ward von ihm des Abgrunds Hyder,
Das Reich der Finsterniss, es ward zu nichte,
Und kommen wird der König zum Gerichte
Und leben werden alle Todten wieder.

Ha! welche Schauer, wenn der Herr in Wetter
Gezogen kommt, wenn Erd' und Himmel bebe
Wenn einen strengen Richter wir gefunden.

Ha! welche Wonnen, wenn Posaunen schmetter
Und Einer ruft: den Sündern sei vergeben!
Es stirbt der Tod, vom Leben überwunden!!

13.

Es stirbt der Tod, vom Leben überwunden;
Das Leben triumphirt in jenen Tagen.
Da werden Kummer, Schmerzen, Sorgen, Klagen
Und Thränen nun hinfort nicht mehr gefunden.

Da wird das Herz von allem Weh gesunden,
Wird nicht mehr bluten, zweifeln und verzagen,
Sanft wird ein Engel es zur Heimath tragen,
Und seinen Lieben wird's auf's Neu verbunden.

So seid ihr Friedensboten, Freudenspender,
Ihr lichten Sterne, himmlische Verkünder;
Dass ew'ges Sein einst wird von uns gewonnen.

Ihr seid von Gottes Vaterhuld uns Pfänder,
Die heil'ge Wahrheit bessert selbst die Sünder;
Unsterblichkeit erblüht auf goldnen Sonnen.

14.

Unsterblichkeit erblüht auf goldnen Se
nen;
Dort wird des Menschen Geist das Licht erkenne
Wo Zeit und Raum nicht mehr die Seelen trenne
Wenn sie der Staubeshülle hier entronnen.

Dort wird er baden sich in ew'gen Wonnen,
Und Geister werden dort ihn Bruder nennen,
Wird vor dem Vater anzubeten brennen,
Selig im Anschaun, das er dort begonnen.

Zu euch, ihr Sterne, bleibt der Blick erhoben,
Zu euch empor in Sehnsucht und im Leide,
Zu euch empor in drohenden Gefahren!

Empor zu euch, den Herrn der Welt zu loben;
Und scheint ihr uns in eurem Stralenkleide
Seid uns gegrüsset, unzählbare Schaaren.

15.

Seid uns gegrüsset, unzählbare Schaaren,
Strahlende Lampen aus des Himmels Hallen,
Segler auf Äthermeeren, nie befahren,
Wandrer, die rastlos ihre Bahn durchwallen!

Hohe Verkündiger des Unsichtbaren,
Melodisch tönt der Sphärenharfen Schallen.
Flammende Welten, die Äonen waren,
Wir grüssen euch vor den Erschaffnen allen,

Wonneverheissend schickt ihr Grüsse nieder,
Dem Erdball seid ihr brüderlich verbunden,
Seit Riesenbahnen ihr durchs All begonnen,

Die trunknen Seelen hören Himmelslieder,
Es stirbt der Tod, vom Leben überwunden,
Unsterblichkeit erblüht auf goldnen Sonnen.

Erklärung
der
vorkommenden mythologischen Wörter.

Seite 165.

1) die *Götterdämmerung*, das Ende der Asenherrschaft.

Seite 167.

2) *Einkämpfer*, *Eingehörige*, Heldengeister derer, die in der Schlacht gefallen und der Freuden Walhallas geniessen.

3) *Odins* glänzender Thron, von welchem aus er die ganze Welt überschaut.

4) Die *Himmelsburg*, nahe bei der Regenbogenbrücke Bifrost, deren Wächter Heimdal ist.

5) Die *Luft-Esche*, der Weltbaum, symbol. der Äther.

*

6) *Jetten*, Riesen.

7) Der schreckliche Winter, welcher der Götterdämmerung vorangeht.

Seite 168.

1) Von Loke und der Riesin Angerbode erzeugt, liegt die Midgardschlange Jormungandur ruhig im Weltmeere bis zur Götterdämmerung.

2) *Skoll* und *Hate*, die Söhne des Feuriswolfes, verschlingen beim Weltuntergange Sonne und Mond.

3) Das grosse *Schiff der Muspelsöhne*; aus den Nägeln verstorbener Menschen verfertigt, auch Naulfare.

4) Der Beherrscher von Muspelheim, der Lichtwelt, im Gegensatz von Niffelheim, der Nebelheimath.

5) Ein *Jette*, der sonst als Adler am Himmel schwebte, Sturm erregend, und nun herbeifliegt, die Leichen zu zerfleischen.

Seite 169.

1) *Vigridur*, *Wigrid*, war 100 Meilen lang und eben so breit.

2) Eisriesen, Reifriesen; Ymers Söhne, auch Jötner genannt.

3) Hela ist des schadenfrohen listigen Gottes Loke Tochter, die Todesgöttin, ihr Reich das finstre Niflheim.

4) Helas Bruder, ein ungeheurer Wolf.

5) Das Schreck- und Lärmhorn, welches Heimdal als Wächter führt.

Seite 170.

1) Aus jedem der 540 Thore *Walhallas* ziehen 800 Helden zum Kampf gegen die Riesen.

2) Der dem *Mimer* zugehörige Brunnen der Weisheit, quellend unter einer der Wurzeln der Esche Ygdrasil.

3) *Nornen*, Schicksalsgöttinen, wohnend unter der Esche am Urdarborne, personifizirend Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Seite 171.

1) *Odins* achtfüssiges, schnelles und kluges Ross, von der Stute *Swadilfar* geworfen.

2) *Widar*, der Gott der Verschwiegenheit, ein Sohn *Odins* und der Riesin *Gerdur*, auch Symbol des Sturmes.

Seite 172.

1) *Nidhögur* ist die Höllenschlange, die an der Wurzel Ygdrasils nagt, welche sich über Niflheim erstreckt,

2) *Thors Hammer*, welchen der Zwerg Sindri verfertigte.

Seite 173.

1) *Freir*, ein Sohn Niords und der Skade, der Gott der Fruchtbarkeit, des Regens und Sonnenscheins, hatte seinem Vertrauten, Skirner, sein Schwert geliehen, als er diesen fortsandte, bei der Riesin Gerda für ihn zu werben.

2) *Schlachtgöttinnen*; Mundschenkinnen der gefallenen Helden in Walhalla.

Seite 174.

1) Die *Asen weiblichen Geschlechts.*

2) *Tyr*, Odins Sohn, Gott des Muthes und der Stärke.

3) So hiess das *künstliche Band*, welches die Zwerge auf Befehl der Asen verfertigten, den Wolf zu fesseln.

Seite 175.

1) *Rinda* ist eigentlich eine Asynie. Hier die Erde.

2) *Wale*, Odins und der Rinda Sohn, Symbol des Tages, der Seele; das äussere, wie das innere, geistige Licht.

3) *Odins* und der *Frigga* Sohn, der Gott der Güte und der männlichen Schönheit. Symbol der Sonne. *Hödur*, der starke blinde Gott, Balders unfreiwilliger Mörder, vom Widar getödtet. Symbol der Nacht.

Seite 176.

1) Die nordischen Göttinnen insgemein.

2) Nach dem Ausspruch der Hela sollte der gemordete Balder aus ihrem Reiche zurückkehren, wenn alle lebenden und todten Geschöpfe um ihn weinen würden. Auf die Bitten der Asen weinten nun Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine, bis auf die eine Zauberin Thock, und so musste Balder bis zur Götterdämmerung in der Unterwelt bleiben.

Seite 177.

1) Die *Sonne* hatte, ehe Fenris sie verschlang, eine ihr ganz ähnliche Tochter geboren, die nun ihre Stelle vertrat.

2) Symb. *Muth* und *Stärke*, Söhne Thors und der Riesin Jarnfaxe. Sie haben den Miöllner gerettet.

3) Auch *Idaplan*, früher ein Aufenthaltsort Odins

und der zwölf mächtigsten Asen überhaupt, wo auch der Saal Gladheim lag.

4) Das *Chaos*.

5) *Rana*, die Gattin des Gottes Äger. Er das Weltmeer, sie die Erde.

Seite 178.

1) Eine Stelle in *Asgard*, wo sich die beiden Menschen *Lifthraser* und *Lift* während des Surturbrandes verbargen, und sich vom Morgenthaue nährten.

2) Der Gott der Winde, der Luft, die lebende Naturkraft, Frei'rs und der Freia Vater. *Wanaheim*: das Land der Wahnen, des Wahnes und der Phantasie.

Seite 179.

1) Zwei Lustschlösser in *Gimmle* (dem Himmel), das erste der Ort der guten süssen Getränke, das zweite der einer himmlischen Wollust.

2) *Nastrond* wird nach der Götterdämmerung der Aufenthalt aller Gottlosen und Lasterhaf

ten; *Hvergelmer* iſt der Brunnen der Unterwelt unter der Wurzel der Eſche.

Seite 214.

1) Magiſchkabaliſtiſche Namen des Venusplaneten.

2) Die perſiſche Venus, der weibliche Genius des Morgenſternes.

Seite 215.

1) Engel.

Berichtigungen *).

Kranz I.

Sonett 3. Zeile 8 verbessere man: demantne, statt demanten.
— 13. — 1 lese man: zu jenen lichten Höhen.

Kranz II.

Sonett 3. Zeile 14 lese man: flammten statt flammen.
— 7. — 10 lese man: prangte statt prangten.
— 9. — 6 lese man: vom statt von.
— 11. — 6 - - in die Luft, statt in der Luft.

---

*) Wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckort und durch Nachlässigkeit der Abschreiber des Manuscripts, so wie des Setzers sind mehrere sinnentstellende und andere Druckfehler stehen geblieben, welche der Leser gütigst verzeihen, verbessern, und dem Verfasser nicht zurechnen wolle. Die vielen sonstigen Hinweglassungen der Kommata und Apostrophe möge die Güte der Leser selbst verbessern.

Kranz III.

Sonett 5. Zeile 10 lese man: saatanfzehrenden, statt saataufzehrende.
— 7. — 11 lese man: ward statt war.

Kranz IV.

Sonett 5. Zeile 3 lese man: schwachem statt schwachen.
— 13. — 7 lese man: vom statt von.
— 15. — 6 - - belohne, statt belohnen.

Kranz V.

Sonett 1. Zeile 10 lese man: Strassen singend, statt Strass entsingend.

Kranz VI.

Sonett 4. Zeile 4 lese man: Sonnen statt Sonne.
— 11. — 11 - - geründet - gegründet.
— 14. — 14 - - goldnen Seen statt goldnen Stern.

Kranz VII.

Sonett 11. Zeile 3 lese man: Tugend statt Jugend.
— 12. — 4 - - Mitternächte, statt Mitternächten.
— 13. — 8 lese man: Edlem statt Edlen.
— 13. — 13 - - nimmer - immer.

Kranz VIII.

Sonett 9. Zeile 4 lese man: Beglückten ein .
— 9. — 6 - - umfangend, wie umfangen.
— 10. — 3 lese man: Feenland statt Feeenland.

Kranz IX.

Sonett 7. Zeile 7 lese man: Vor statt Für.

Kranz X.

Sonett 1. Zeile 2 lese man: Gladheimsaale statt Gladhemisaale.
— 2. — 2 darf Winter nicht eingeschlossen seyn, man lese: Finstrer Winter, Kälte u. s. w.
— 3. — 12. lese man: Jormungandur statt Jornungandur.
— 5. — 13 Jormungander.

Kranz XI.

Sonett 12. Zeile 12 lese man: dann statt denn.
— 13. — 4 - - im Lied statt ein Lied.
— 14. — 3 - - reiner statt einer.
— 14. — 13 - - schönrer st. schöner.

Kranz XII.

Sonett 2. Zeile 4 lese man: Seraphim statt Seraphinen.
— 8. — 6 desgleichen.

Die

Haimons-Kinder.

Das Bůch von ſich ſelbs.

DAmit mein nit werd vergeſſen
Hab ich mich eins bald vermeſſē
Vnd mich wider an d liecht gethan
Kum wider herfür auff den plan.

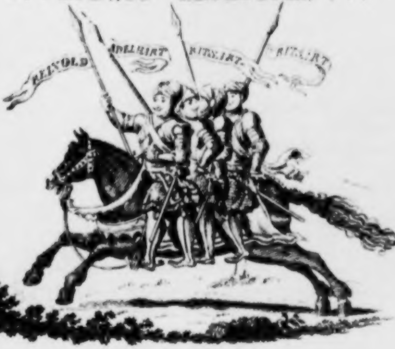
Alte Ausgabe des Heldenbuchs, von 1545.

DIE

HAIMONS-KINDER.

Ein Gedicht aus dem Sagenkreiſe
Karls des Groſsen
in vier Sängen
von

LUDWIG BECHSTEIN.


REINOLD
ADELHART
RITSART
RICHART

Mit fünf Vignetten

Leipzig, 1830. C. H. F. Hartmann.

Dem

Durchlauchtigſten Herzoge und Herrn,

Herrn

Bernhard Erich Freund,

regierendem Herzog zu Sachſen-Meiningen und
Hildburghauſen, ſouverainem Fürſten zu Saalfeld;

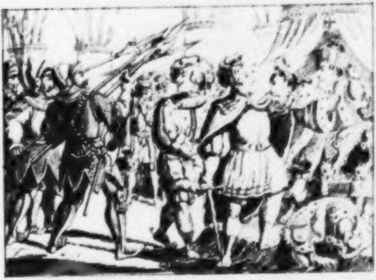
mit Gefühlen der tiefſten Ehrfurcht und Dankbarkeit

unterthänigſt gewidmet

vom

Verfaſſer.

Erſter Sang.



Der thet im wol getrawen
Wol zu der ſelben zait,
Vnd het von ſeyner Frawen
Vir kint ſo hubſch vnd vein gemait.
Der pflag man woll mit preyſen. —

Aus dem Roſengarten.

Erſter Sang.

I.

Frühling war und Luſt erſchienen,
Und durch Frankreichs Gauen ſandte
Kaiſer Karl der Große Diener,
Boten auch in ferne Lande.

Zu dem frohen Feſt der Pfingſten,
Zu Banket und Ringelreihen,
Seiner Ladung Grüſſe gingen,
Zu Turnier und Kampf im Freien.

Und es eilten ſich zu rüſten
Die Geladnen; Alle kamen,
Kamen mit der Schaar der Diener,
Kamen auch mit holden Damen.

Alle Herrlichkeit der Fürſten
War verſammelt an der Seine,
Gleiches nicht in den Geſchichten
Spätrer Zeit zu finden wähne.

Von Jeruſalem herüber
Trug ein ſchnelles Schiff den frommen
Patriarchen, und vom Tiber
War der Papſt herbeigekommen.

Könige mit Königinnen,
Fürſten, Grafen und Prälaten,
Und wohl über tauſend Ritter
Kamen her aus allen Staaten.

Hell von Edelſteinen blitzen
Die Gewänder bei dem Mahle;
Hell in Fröhlichkeit erklingen
Die gefüllten Goldpokale. —

Und der Herrſcher ſaß am Tiſche,
Auf dem Haupte Frankreichs Krone,
Neben ihm die Königin,
Gleich dem Herrn, auf goldnem Throne.

Und die Fürſten, und die Ritter
Sammt dem Klerus und dem Adel
Saßen, Damen neben ihnen,
Damen, reizend, ohne Tadel.

Und des jungen Adels Blüthe
Diente froh den zarten Frauen,
Diente gern den edeln Fürſten,
Herrlich war es anzuſchauen.

An dem übervollen Tiſche
Saß auch Haimon von Dorbone,
Ein berühmter Graf vor vielen,
Aus dem Blute der Bourbone.

War ein Heldenüberwinder,
Reich an Städten, Schlöſſern, Marken.
Wen'ge waren von den Rittern,
Die nicht hochverehrt den Starken.

Neben ihm die Vettern, bieder
Beide gleich und ehrenwürdig.
Haimerin und Hugo hießen
Sie, dem König ebenbürtig.

Hugo war ein ſchöner Jüngling,
Fremder Zungen war er mächtig;
Seines Haares goldne Ringel
Walleten vom Haupt ihm prächtig.

Dieſer hob ſich von dem Sitze,
Schritt zum goldnen Königsthrone,
Sprach zum Herrſcher ernſt und ſittig:
„Dort ſitzt Haimon von Dorbone.“

„Haimerin auch, meine lieben
Vettern Beide, — ruhmumſtrahlet
Sind ſie längſt von ihren Siegen,
Hochbelobt und ſchlecht bezahlet.“

„Denn es iſt geworden ihnen
Noch kein Lohn von Königs Hulden,
Güter nicht, auch keine Würden,
Deſſen tragt Ihr das Verſchulden.“

Und des Herrſchers Auge blitzte;
Zornig rief er: „Dieſen nimmer
Will ich wohlthun!“ — rief's im Grimme:
„Was ſie mir gethan auch immer!“

Aber Hugo ſchalt, der Kühne,
Ernſt und furchtlos; Zornesflammen
Schlugen aus des Königs Blicken
Ueber ſeinem Haupt zuſammen.

Und der Herrſcher zog die Klinge,
Sprang voll Wuth herab vom Throne.
Sterbend ſank zur Erde nieder
Gleich der Schönſte der Bourbone.

Und die heitern Reden ſchwiegen,
Schreck und Zorn ergriff die Gäſte;
Es entſtand ein wild Getümmel,
Und die Freude floh vom Feſte.

II.

Die Freude floh vom Feſte, gar mancher Ritter floh,
Es wurden Hugos Freunde ſobald nicht wieder froh,
Es floſſen aus ſchönen Augen der Thränen viel um ihn,
Und blutge Rache ſchwuren Haimon und Haimerin.

Sie rüſteten zum Streite, ſie ſandten Boten aus;
Bald zogen dreitauſend Ritter für ſie das Schwert zum Strauß.
Auch des Königs Panner wehen, er ſammelt große Macht,
Und zieht dem Feind entgegen, ſich freuend ſchon der Schlacht.

Hoch flattern Haimons Fahnen; ſchon öffnet ſich das Thor;
So bricht aus ſeinem Dickicht, gereizt, der Leu hervor.
Die Kriegstrommeten ſchmettern, die Ritter jubeln frei;
Der Herr iſt ihre Hoffnung, „Bourbon!“ ihr Feldgeſchrei.

Und Schilde raſſeln an Schilde, bald ſplittert Speer an Speer;
Das blühende Gefilde gleicht einem wilden Meer.
Die Kämpfer wogen erbittert, im ſtürmiſchen Gedräng',
Gar manchem wird, der Ritter, der ſtarre Panzer eng.

Und Haimon ruft den Seinen mit lauter Stimme zu:
„Auf, auf! Der Sieg iſt unſer! Auf! Gönnt Euch noch nicht Ruh!
Mir nach zu Hugos Rache, trifft mich auch Feindes Stahl,
Für Hugo will ich fallen, der fiel am Königsmahl!“

Der Boden war bedeckt ſchon mit einer Leichenſchaar,
Wohl liefen hundert Roſſe durchs Feld, der Reiter bar.
Wohl ſanken tauſend Streiter von des Frankenkönigs Macht,
Da hat dem wilden Ringen ein Ziel geſetzt die Nacht.

Doch leuchteten die Flammen verheerter Dörfer hell;
In Trümmer ſank zuſammen manch ſtattliches Kaſtell.
Wohl wüthete der König ob der erlittnen Schmach,
Und zürnte ſeinen Rittern, der ſtarke Held, und ſprach:

„So wahr der Herr allmächtig, der hoch im Himmel wohnt,
Es wird den Widerſachern ihr Hochverrath gelohnt!“
Er ſchwur's bei ſeiner Krone der zornerfüllte Mann,
Und Haimon von Dordone that er in Acht und Bann.

Und alle Haimonsfreunde, wer nur zu Haimon ſtand;
Die hatten es kaum vernommen, ſo räumten ſie das Land.
Sie ließen ihre Burgen und Schlöſſer öde ſtehn,
Und Karl hat ſie gegeben, wem er gewollt, zu Leh'n.

Doch ward noch nicht beendigt der Krieg in dieſer Zeit,
Doch ward noch nicht gebändigt der Feinde Mannlichkeit.
Die hauſten nun in Höhlen, in Wäldern, Räubern verwandt,
Unſagliches Unheil brachten ſie ſo dem armen Land.

Bei Haimon war ein Ritter, ſein Vetter Malagys,
Tief in den dunkeln Künſten erfahren der Magie.
Der hat, dem König ſchadend mehr noch als Kriegesmacht,
Durch nekromantiſchen Zauber des Böſen viel vollbracht.

Die Schätze die ſie raubten, es nennt ſie keine Zahl;
Sie ſpeiſeten auf Silber, von Gold war ihr Pokal.
Die Hufen ihrer Pferde von Silber glänzten klar;
Es währte des Krieges Unheil ſchon volle ſieben Jahr.

III.

So hat volle ſieben Jahre
Schon der Krieg gewährt.
Manchen Ritter auf die Bahre
Streckte Haimons Schwert;
Müde nun der langen Fehden,
Sonder Sieg und Ziel,
In der Stille ſich bereden
Edler Ritter Viel'.

Nahen dann des Herrſchers Throne,
Bitten ehrfurchtvoll,
Daß er Haimon von Dordone
Frieden bieten ſoll.
Daß der unbezwungne Dränger,
Der verheert das Land,
Es nicht fühlen laſſe länger
Seine ſchwere Hand.

Und der König zieht die Brauen,
Zornig glüht ſein Blick;
Und die Ritter faßt ein Grauen,
Treten ſcheu zurück.

Doch — ſchon weicht die Wetterwolke
Von der Stirn des Herrn,
Und er gönnt dem treuen Volke
Ruh und Frieden gern.

„Stelle doch Dein blutges Streben,
Deine Rachgier ein!
Was Du thateſt, ſoll vergeben,
Soll vergeſſen ſeyn.
Neunmal wieg' ich auf mit Golde
Hugo von Bourbon.“
Alſo ſchrieb der wieder holde
Karl nach Pirlapont.

Haimon ſtand im ſtillen Grimme,
In der Hand den Brief,
Und mit ſeiner Löwenſtimme
Er vom Söller rief:
„Saget Jenem, der Euch ſandte
In mein Schloß herein,
Zwiſchen mir und ſeinem Lande
Soll kein Friede ſeyn!“

„Hugo ſey noch nicht vergeſſen
Den er einſt erſchlug;
Und des Goldes zugemeſſen
Sey mir ſelbſt genug!“

Und die Boten fliehn von dannen,
Reiten ſchnell nach Haus.
Halmon zieht mit ſeinen Mannen
Kampfesmuthig aus.

Und des Helden Antwort ſagte
Man dem König an,
Der nicht mehr zu kämpfen wagte
Mit dem kühnen Mann.
Der noch einmal hat an Jenen
Einen Brief geſandt,
Der, den Wilden zu verſöhnen,
Bot die Friedenshand:

„Wirſt Du Deinen Haß vergeſſen,
Freund mir wieder ſeyn,
Dann ſey, was Du haſt beſeſſen,
Alles wieder Dein.
Und ein feſtes Band zu weben
Zwiſchen Dir und mir,
Will ich zur Gemahlin geben
Schweſter Aya Dir.“

Solch Erbieten ſcheint erfreulich
Selbſt dem ſtarren Sinn.
Zwei Geſandte ſchickt er eilig
Zu dem Herrſcher hin.

Einer war der vielgewandte
Ritter Adolar.
Malagys, der Weitgenannte,
Sein Gefährte war.

Und der König ſagte mündlich
Ihnen alles frei;
Wie ſein ganzes Hoffen ſtündlich
Auf Verſöhnung ſey.
Und er hat voll Huld und Gnaden
Durch der Ritter Mund
Haimon nach Senlis geladen,
Zog dorthin zur Stund'.

Froh ward Haimon des Berichtes,
Rüſtet' ſich ſofort,
Karl kam heitern Angeſichtes
Zum beſtimmten Ort.
Brachte gleich die ſchöne, holde
Schweſter mit dorthin;
Brachte Truhen, voll vom Golde
Haimon zum Gewinn.

Wie der Ritter nun, der Frohe
Nahet würdevoll,
Sprach der biedre Held, der Hohe,
Sanft und ohne Groll:

„Nimm das Gold, daß ich geboten,
Nimm die Schweſter mein;
Hadre nicht mehr um den Todten,
Laß uns Freunde ſeyn!“

Haimon ſprang herab vom Pferde,
Und er bog das Knie
Vor dem Herrſcher bis zur Erde,
Und begrüßte ſie,
Die der König, gut und bieder,
Für ihn auserkor!
Karl und Haimon wurden wieder
Freunde, wie zuvor.

IV.

Karl und Haimon von Dordone waren Freunde, wie zuvor.
Von den Thürmen riefen Glocken, Lieder tönten fromm im Chor.
Aya glühte für den Helden, als ihr Aug' ihn kaum erſchaut;
Haimon führte ſtolz zum Tempel ſeine reichgeſchmückte Braut.

Ihr zur Rechten ging der Biſchoff, ihr und ihm verwandt, Turpin,
Und zur Linken ſchritt ihm Roland, ew'ge Lieder preiſen ihn.
Karl mit Rittern und mit Damen folgten in den hohen Dom,
Und es ſchwoll den edlen Schaaren fluthend nach des Volkes Strom.

Doch zum frohen Hochzeitmahle nicht der Frankenkönig blieb;
Ungeſäumt ritt er von dannen, das war nicht dem Haimon lieb.

Der alsbald die Mannen aufbot, zog zur Stadt Senlis hinaus,
Und in ſeinem eignen Schloſſe hielt er froh Banket und Schmaus.

Und es zogen hundert Gäſte dort, zum Feſt geladen, ein;
Vierzig Tage, vierzig Nächte floß in Strömen dort der Wein;
Bis der laute Schwarm allmälig aus dem Schloſſe ſich verbannt,
Und im Arm der Liebe ſelig, Haimon ſeine Braut erkannt.

Aber einmal rief der Ritter, trunken wohl vom vielen Wein:
„Rächer des erlittnen Schimpfes will ich noch am König ſeyn!
Will verderben und erſchlagen, was nur Karls Geſchlecht entſtammt!“
Aya ſah zum erſtenmale ſeinen grimmen Zorn entflammt.

Doch ſie ſchwieg. — O lernten Frauen zeitig dieſe Kunſt, ſo ſchwer!
Manchen Tag voll Weh und Grauen ſähen ſie dann nimmermehr.

Aya ſchwieg, und trug geduldig, was ihr Herr im Unmuth ſprach;
Hat mit Schmeichelwort und Küſſen ihn beſänftigt nach und nach.

Aber Haimon litt's nicht lange dort, im friedlich ſtillem Haus,
Nach dem Saracenenlande zog er fort zu Kampf und Strauß.
Seine treue Gattin zog ſich in ein Kloſter ſtill zurück;
Ahnungsvolle Schauer künden dort ihr Mutterwonn' und Glück.

Eines Sohnes dort genaß ſie. — Ach, wie bangt ihr nun ſo ſehr,
Dachte ſie dem Schwur des Mannes nach, dem Schwur, ſo hart und ſchwer.
Ihres zarten Ritſart Pathen waren Roland und Turpin,
Und ſie ließ voll Furcht den Knaben ſorgſam, heimlich auferziehn.

Haimon kam aus fernen Landen, von der Gattin froh begrüßt,
Hatte manchen Kampf beſtanden, doch die Luſt noch nicht gebüßt;

Denn nach kurzer Ruhe zog er wieder fort in's Heidenland.
Ritſarts Mutter hat zum Kloſter wiederum ſich hingewandt.

Bald, ſo war ein Jahr entſchwunden, ſeit der Held geſchieden, ſchon;
Und an ihren Mutterbuſen drückte ſie den zweiten Sohn.
Nannt' ihn Writſart. — Haimon kehrte heim, doch blieb ihm nach wie vor
Streng verhüllet, daß er Vater, ihm, der neuen Kampf erkor.

Aya ſah ſich, die Verlaßne, Mutter nun zum drittenmal;
Adelhart hieß ſie den Knaben, blickt auf ihn voll Luſt und Quaal.
Ach, ſie muß auch ihn verbergen! Kann ein Schmerz wohl größer ſeyn,
Als das Mutterherz zu trennen von dem Kinde zart und klein?

Haimon blieb im fernen Lande ſieben Jahre, weh, da kam
Kunde, daß er dort gefallen, zu der Hausfrau tiefem Gram.

Aber ſieh, er kehrte wieder, ſaß geharniſcht auf dem Roß;
Tiefer Wunden zählt' er ſieben, ſprengte doch voll Stolz ins Schloß.

Und des Heilands Dornenkrone, Nägel auch vom Kreuz des Herrn,
Brachte Haimon von Dordone mit vom Morgenlande fern.
Hatte Schätze, Sklaven, Roſſe, Kriegesbeute mitgebracht.
Ruhte nun im Arm der Gattin wieder eine ſüße Nacht. —

Aber bald auf neue Fahrten zog der Held mit ſeiner Schaar,
Während heimlich ſeine Gattin ihm den vierten Sohn gebar.
Nannt' ihn Reinold, hehlt' ihn Haimon, ließ im Stillen ihn erziehn;
Schöner ward er, wie die Brüder, mit Verwundrung ſah man ihn.

V.

Verwundert hat man ihn geſehen
Der ſchöner wie die Brüder war.
Es floß um ihn mit ſanftem Wehen
Sein volles goldnes Ringelhaar.
Schon zeugten ſeine Werke
Von ſeines Armes Stärke,
Und Alles prieß den jungen Aar.

Berühmt wohl noch vor vielen Helden
War Ludwig auch, des Königs Sohn,
Wie Kunden jener Zeiten melden,
Doch Reinold übertraf ihn ſchon
An Leibesmaaß und Schöne.
O Haimon, Deine Söhne,
Blüh'n ſie Dir nicht zu Ruhm und Lohn? —

Des Herrſchers Aufruf zog vom Neuen
Die Fürſten an den Hof herbei;
Es ſammelt ſich die Schaar der Treuen,
Der Adel und die Kleriſei.

Es nah'n dem hohen Throne
Die Grafen und Barone,
Und viele Ritter ſtolz und frei.

Da hören ſie den König ſagen,
Den greiſen Helden, hoch und hehr:
„Mir wird in meines Alters Tagen
Die Krone Frankreichs faſt zu ſchwer.
Mein Ludwig, ſtark und mündig,
Iſt tapfer, wiſſenskündig,
Geliebt es Euch, ſo herrſche der!“

Und die Genoſſen ſtanden ſchweigend,
Und ſannen dem Gehörten nach.
Turpin, der Biſchof, tief ſich neigend,
Schritt vor zum Königſitz und ſprach:
„O Herr, es fehlt noch Einer,
Und dieſer Edlen Keiner,
Gebricht ſein Rath — beſchließen mag.

Wie düſter der Gebieter fragte:
„Wen meinet Ihr? Wer möcht' es ſeyn?“
Nahm Jener kühn das Wort und ſagte:
„Es iſt des Landes Edelſtein;
Der Ritter ſonder Tadel,
Voll Heldenmuth und Adel,
Und lehnbar Gott dem Herrn allein!“

„„Ha! Das iſt Haimon von Dordone,
Der Uns nie Gutes zugewandt!
Doch hat des Heilands Dornenkrone
Er mitgebracht aus Morgenland.
Der Mann, ſo hochgeboren
Hat Uns den Tod geſchworen,
Und Allen, die mit Uns verwandt!““

Der König rief's: „Doch wohl, er komme
Nicht Furcht, noch Rache hegt mein Sinn!“
Und wieder rieth Turpin, der Fromme:
„So ſendet eilig Boten hin!“
Des Herrſchers Blicke trafen
Auf Roland und zwei Grafen:
„Ruft ihn, dem Frieden zum Gewinn!“

Und jeder ritt auf ſtolzem Roſſe
Daß er durch Königshuld empfing;
So zogen ſie nach Haimons Schloſſe,
Der kaum zuvor zur Heimath ging;
Geſchmückt mit Prachtgeſchmeide,
Ein Mantel, ſchwer von Seide,
Um ihre Schultern wallend hing.

Und jeder trug, der edlen Grafen,
Vom Oelbaum einen grünen Zweig.
Und mit Verwunderung ſie trafen
Auf Haimons Heeresmacht ſogleich.

Dreitauſend vom Geſchlechte,
Viel' hundert Lanzenknechte,
So war der Held an Kriegern reich.

Und als ſie nun ihr Wort vollendet,
Und ihm gebracht des Kaiſers Gruß,
Da hat er ſich hinweggewendet,
Und nichts geſprochen, voll Verdruß.
Sie luden ihn zur Krönung,
Ihm klang es, wie Verhöhnung,
Ergrimmt ob ihrer Rede Fluß.

So ſtand er lange; Jene ſchwiegen,
Da trat die Gattin in den Saal,
Sah finſtern Ernſt in allen Zügen,
Und füllte ſchnell den Goldpokal.
Sie hieß mit holdem Winken
Die werthen Gäſte trinken,
Ihr Lächeln glich dem Sonnenſtrahl.

Drauf naht' ſie liebreich ihrem Gatten,
Und küßt' ihn auf den Mund und ſprach:
„Hinweg mit dieſem Wolkenſchatten,
Und gieb des Bruders Willen nach.
O höre die Geſandten,
Die nah mit uns Verwandten,
Nicht kränke ſie durch ſolche Schmach!“

Doch Haimon ſich beſann nicht lange,
Wußt' ihrer Liebe ſchlechten Dank;
Gab einen Schlag ihr auf die Wange,
Daß bebend ſie zu Boden ſank.
Es ſahn's voll Zorn die Ritter;
Wohl kränkt' der Schlag ſie bitter,
Doch allen Schmerz ſie ſchnell bezwang.

Und eine Zähre nur zerdrückend
Erhob ſie gleich den zarten Leib.
Ihm liebevoll ins Auge blickend
Naht nochmals ſich das treue Weib;
Mit ſanften Schmeicheltönen
Den Strengen zu verſöhnen.
Wo lebte jetzt ein ſolches Weib? —

Und Haimon ſeufzte tief und bange,
Und ſprach: „Ich bin der ärmſte Mann,
Daß ich in unſrer Eh' ſo lange,
Mit Dir noch keinen Sohn gewann;
Der einſtmal, wenn ich ſterbe,
Mein eingeborner Erbe,
Mein Land und Volk beherrſchen kann.“

„An meinen Feind wird Alles fallen,
Und ihn ſoll krönen helfen ich,
Den ich zumeiſt gehaßt vor Allen?
Und der nicht minder haßt auch mich!

Oh — kann's noch Luſt im Leben
Des Kinderloſen geben?“ —
Er rief's, und weinte bitterlich.

Drauf ſprach die Gattin mit Verſtande:
„Und wären Söhne wirklich Dein,
Dem König wären ſie Verwandte,
Ihr Mörder ſchwurſt Du ja zu ſeyn!“
Schnell rief er da: „Nicht ſterben
Ließ ich die theuern Erben!
Beim höchſten Gott im Himmel, nein!“

Und wieder ſprach ſie mit Erröthen:
„So folge mir, Du lieber Mann!
Vielleicht, daß, läßt Du ſie nicht tödten,
Ich Dir wohl Erben zeigen kann.
Er ſtaunt ob dieſem Worte;
Sie zog ihn durch die Pforte,
Und ſchritt ihm durch das Schloß voran.

Da ſcholl aus einem fernen Zimmer
Ein lautes Schelten an ihr Ohr!
Und eine Schüſſel kracht in Trümmer,
Und eine Stimme drang empor;
„Verdammter Speiſemeiſter!
Der Hund wird immer dreiſter!
Was ſetzt er uns als Speiſen vor?!“

So fluchte Reinold drinn im Grimme
Und ſchwur den Tod dem alten Knecht,
Doch Adelhart erhob die Stimme,
Und ſagte: „Bruder, haſt wohl recht,
Doch, um der Mutter Willen,
Laß dulden uns im Stillen,
Den wilden Haimon kennſt Du ſchlecht.

„Erſchlügſt Du ſeinen Speiſemeiſter,
So wär' es bald mit uns vorbei,
Sein Flammberg aus der Scheide reißt er,
Und haut uns alle Vier zu Brei.“
„„Hoh! Hätt' ich nur den Grauen,
Ich wollt' ihn lehren hauen!““
Entgegnet Reinold mit Geſchrei.

Hoch freut ſich Haimon dieſes Muthes,
Und ſpricht: „O Weib, das iſt mein Sohn!
Das iſt das Toben meines Blutes,
Ich ſah ihn nicht und lieb' ihn ſchon!“
Er trat bei dieſem Worte
So kräftig an die Pforte,
Daß ſie zerborſt mit Donnerton.

Doch kaum betrat ſein Fuß die Schwelle,
Bedroht ihn mächtige Gefahr;
Denn Reinold packt' ihn feſt und ſchnelle,
Und warf ihn hin, ſo lang er war,

Daß ihm die Rippen krachten:
Und die vier Brüder lachten,
Gleich einer ganzen Heeresſchaar.

Und Haimon rief: „Geliebte Knaben,
Ihr bettet Euren Gaſt nicht weich!
Ich will Euch ritterlich begaben;
Seht — Euer Vater ſteht vor Euch!"
Da ſanken ſie dem Alten
Mit frommen Händefalten
Zu ſeinen Füßen All' zugleich.

Nun küßt er liebevoll den Writſart,
Mit Vaterluſt und frohem Gruß;
Er giebt dem Adelhart und Ritſart
Voll Inbrunſt auch den Segenskuß.
Und Reinold drückt er heftig
An ſeine Bruſt, ſo kräftig,
Daß der vor Schmerzen ſtöhnen muß.

Und Haimon läßt im Hochentzücken
Voll ſel'ger Freudetrunkenheit
Des Schloſſes Hallen feſtlich ſchmücken,
Mit allem Glanze jener Zeit.
Er ruft zum frohen Feſte
Herbei noch viele Gäſte,
Die ſtrömten her von nah und weit.

VI.

Es kam daher von fern und nah
Gar mancher liebe Gaſt;
Und für die Menge, die man ſah,
War faſt im Schloß kein Raum mehr da,
Soviel es auch gefaßt.

Und Haimons Söhne kamen her,
In den geſchmückten Saal,
Und Knappen trugen Schild und Speer,
Es blitzte hell die goldne Wehr,
Und hell der blanke Stahl.

Drauf Haimon ließ das erſte Pfand
Der Liebe vor ſich knie'n.
Band ihm die Spornen an gewandt,
Gab ihm ein Schwert in ſeine Hand,
Und ſchlug zum Ritter ihn.

Und ſprach: „Nimm meines Vaters Schwert,
Das, Ritſart geb ich Dir.
Den Feinden Chriſti zugekehrt
Halt' es im Kampf, und ſeiner werth,
Wie Du geſehn von mir.“

Darauf trat **Adelhart** heraus,
Empfing den Ritterſchlag.
„Ich gebe Dir nicht Gut, noch Haus,
Pflück' Dir im Kampf des Sieges Strauß!“
Sein greiſer Vater ſprach.

Und mit dem jungen **Writſart** that
Herr **Haimon** eben ſo;
Gab ihm den Schlag und manchen Rath,
Und hieß ihn kämpfen früh und ſpat,
Deß **Writſart** war gar froh.

Dann kam auch **Reinold**, ſtark und ſchlank,
Voll Herzensfreudigkeit.
Herr **Haimon** ſtieg auf eine Bank,
Und hob das Schwert, ſo ſchwer und blank,
Auf daß er **Reinold** weiht.

Und ſprach: „Du rüſtiger **Dordon**,
Du ſollſt mein Erbe ſeyn.
Sieh, Montignak und Falkalon,
Das geb' ich Dir, und Pirlapont,
Das alles Dir allein!“

Wohl aufwog eine Heeresmacht
Herr **Haimon** und die Söhn'.
Vier Roſſe wurden nun gebracht,
Den jungen Rittern zugedacht,
Vier Roſſe, ſtark und ſchön.

„Dieß Roß für mich!“ gleich Reinold ſprach,
Und ſich das Schönſt' erſah;
Doch ſchien der Gaul ihm noch zu ſchwach,
Er ſchlug ihn vor die Stirne jach —
Und leblos lag er da.

Da zürnte Reinolds Mutter ſehr,
Und rief: „Was fällt Dir bei?
So viel man Roſſe brächte her
Du ſchlügeſt All', bis keines mehr
Für Dich zu finden ſey?“

Schon bringt man her ein andres Roß,
Doch Probe hält es nicht,
Und Reinold ſchlug es, ihn verdroß
Vorhin der Mutter Wort, es ſchloß
Das Pferd der Augen Licht.

Und ſieh, jetzt führen ſie herauf
Ein Roß, gar ſtark und blank.
Und Reinold ſah's und ſprang im Lauf
Mit ſeines Körpers Wucht darauf,
Daß es zuſammenſank.

Da freute ſich der Vater hoch
Ob Reinolds Kraft und Muth,
Und ſprach: „Ein Rößlein wüßt' ich noch,
Zwar kann es keiner zwingen, doch
Für Dich wohl wär' es gut.“

„Es iſt von einem Dromedar
Mit einem Roß gezeugt.
Trägt an dem Hals kein Mähnenhaar,
Iſt wild, wie keins auf Erden war,
Und ward noch nie gebeugt."

„Und Augen hat es, funkelhell
Gleichwie der Leopard.
Iſt ſchneller noch wie die Gazell,
Iſt wie der Pfeil vom Bogen ſchnell,
Und wird genannt **Bajard**."

Drauf **Reinold** rief: „O Rößlein gut,
Ich wollt', Du wäreſt mein!"
Und **Haimon** ſprach: „Du kühnes Blut,
Haſt Du das Roß zu zwingen Muth?
Zwingſt Du's, ſo wird's wohl Dein!" —

Drauf legt, nach Vaters Rath, gewandt
Die Rüſtung **Reinold** an.
Nahm einen Stock in ſeine Hand,
Ging in den Thurm, wo Bajard ſtand,
Daß es die Gäſte ſah'n.

Doch als er kaum den Ort beſchritt
Und ſich das Roß beſah,
Erhielt er einen ſolchen Tritt,
Daß er zur Erde niederglitt,
Und lag bewußtlos da.

Die Mutter ſchrie: „Tod iſt mein Sohn!“
„„Weib ſchweig!““ der Vater ſprach:
„Das iſt der Knabenkeckheit Lohn;
Iſt er mein Blut, wird er ſich ſchon
Erholen nach und nach!“

Und Reinold auch ſich gleich erhob
Mit ſtolzem feſtem Gang.
Er ſchlug das Roß, das tobt' und ſchnob,
Daß Stein und Staub um Reinold ſtob,
Die Gäſte zagten bang.

Doch plötzlich ſaß er oben drauf,
Ritt eilig aus dem Stall.
Schnell auseinander wich der Hauf',
Zum Himmel jauchzte hoch hinauf
Des Beifalls lauter Schall.

Dort flog er hin, und ſpornt's mit Fleiß,
Nicht achtend der Gefahr.
Setzt' über Gräben, ritt im Kreis,
Bis von dem Roſſe troff der Schweis,
Bis daß es müde war.

Und Bajard bog vor ihm die Knie',
Das Roß, gebändigt ſchwer,
So furchtſam-fromm war es noch nie,
Froh Reinold ruft: „Mein Vater, ſieh!“
Und freuet ſich gar ſehr.

VII.

Und Reinold freut ſich mächtig
Daß er das Roß bezwang.
Er ſchmückt und ziert es prächtig
Mit köſtlichem Behang.
Den Sattel muß es tragen,
Mit Golde reich beſchlagen,
Den Zaum beſetzt mit Perlen,
Und Decken, ſchwer und lang. —

Drauf zog mit ſeinen Söhnen
Graf Haimon nach Paris,
Wohin, den Sohn zu krönen,
Karl ſie beſcheiden ließ.
Ihm folgten viele Gäſte,
Bewaffnet auf das Beſte,
In goldgeſchmückter Rüſtung,
Mit Schwert und Schild und Spieß.

Karl ſah nicht ohne Schrecken
Die heldenkühne Schaar
Der hochgewalt'gen Recken,
Und fürchtete Gefahr.

Er ſprach durch Boten wieder:
„Legt Eure Waffen nieder!
Wollt Ihr vor Uns erſcheinen,
Kommt, aller Wehre bar.“

Wie ſie, dem Wort gehorchend,
Der Wehr ſich abgethan,
Ritt Karl, nicht Fahr beſorgend,
Dem Hofgeſind' voran.
Er zog mit wackern Degen
Ein' Meile Wegs entgegen;
Man ſah die beiden Helden
Einander grüßend nah'n.

Doch wie der König freundlich
Nun Haimon reicht die Hand,
Hat ſich Herr Ludwig feindlich,
Stillgrollend abgewandt.
Ob ihn auch Roland warnte,
Neid war's, der ihn umgarnte;
Ihm war in tiefſter Seele
Des Haſſes Flamm' entbrannt.

Denn er gedachte: Keiner
Kommt mir an Schönheit gleich;
Und ſiehe, da kam Einer,
An Beifall überreich.

Nur Reinold pries die Menge,
Der ragt aus dem Gedränge,
Stolz auf dem wilden Roſſe,
Selbſt einem Herrſcher gleich.

Wie Ludwig Bajard ſahe,
Ritt er voll Liſt ſofort
Dem Heldenjüngling nahe,
Grüßt' ihn und nahm das Wort:
„Mein Vetter, mir verehren
Mögt Ihr dies Pferd — gewähren
Will ich dafür Euch Gnaden,
Auch, wollt Ihr, manchen Hort.“

Doch Reinold ſprach: „Mit Nichten;
Mein Leben weih' ich Euch,
Doch auf dies Roß verzichten,
Das kann ich nicht ſogleich.
Nur dieſes kann mich tragen,
Mit ihm nur kann ich ſchlagen
Für Euch einſt, Herr und König,
Den Feind aus Euerm Reich!“

Und Ludwig murrt: „Geſchworen
Sey's, Dir nichts zu verleihn!“
Doch drang's zu Reinolds Ohren,
Der rief: „O Königlein!

Im ſtolzen Sinn nicht wähne
Es brauche Deiner Lehne
Der Sohn des alten Haimon,
So viel der braucht, iſt ſein!“ —

Als drauf im Krönungsſaale
Trompetenſchall erſcholl,
Der Ruf zum Königsmahle,
Ward er von Gäſten voll.
Ludwig befiehlt nun leiſe,
Daß Keiner Trank und Speiſe
Den ihm verhaßten Söhnen
Des Haimon reichen ſoll.

Drob Reinold ſchwere Flüche
Im Zorne ſtieß herfür,
Und ſtürmte nach der Küche,
Und ſprengte dort die Thür.
Griff haſtig nach den Speiſen,
Der Koch wollt's ihm verweiſen,
Da ſtreckt ein Schlag ihn nieder,
Lohn ſolcher Ungebühr.

Laut ward die That, da fragte
Karl gleich, wer ſie gethan?
Und Ludwig kam und klagte
Den Vetter Reinold an:

Doch ſprach der Herrſcher weiſe:
„Gab ihm der Koch nicht Speiſe,
Nicht Speiſe meinen Vettern,
That Reinold Recht daran.“

Ein Marſchall rief: „Mit Schanden,
Reinold, erſchlugſt Du hier
Den Koch, nennt ich Verwandten
Ihn, rächt' ich's wohl an Dir!“
Drauf Reinold, zorn'gen Blutes:
„Ha, deß haſt Du nicht Muthes,
Und wär' der Koch Dein Bruder,
Zu rächen den an mir!“

Da ſchlug der Marſchall böſe
Den Reinold ins Geſicht,
Der aufſprang mit Getöſe,
Und packte ſchnell den Wicht.
Mit einem Schlag zu Boden
Geſellt er ihn den Todten,
Ein Fußtritt noch vollendet
Das ſchnelle Strafgericht.

Drauf Ludwig ſich beſchwerte
Beim Vater wiederum,
Allein der König kehrte
Sich voller Unmuth um;

Bat Alle, ſich zu hüthen
Vor ſeines Vetters Wüthen,
Ihn nicht zum Zorn zu reizen,
Da ward der Kläger ſtumm.

Doch laut beim Krönungsmahle
Rauſcht Luſt und Freudenhall,
Hell klingen die Pokale,
Hell Lied und Jubelſchall.
Bis tiefes Dunkel ſchattet,
Bis endlich, luſtermattet,
Die Lagerſtätten ſuchen
Der Gäſte Schaaren all'.

Doch als die Haimonskinder
Der Betten fanden keins,
Sprach Bajards Ueberwinder:
„Habt Acht, ich ſchaff' uns eins!“
Schon ſchliefen tief und feſte
Im Schloß die fremden Gäſte,
Im Arme ſchöner Träume,
Und All' voll ſüßen Weins.

Und Reinold mit den Brüdern
Zieht durch das ſtille Schloß.
Gebrüll von Kriegesliedern
Erweckt den ganzen Troß.

Und Waffen raſſeln, klirren,
Umher die Ritter irren;
Sie ſprangen aus den Betten,
Die Schlummer kaum umſchloß.

Und Reinold und die Brüder
Manch Bette finden leer,
Und legen ſtill ſich nieder,
Nach abgelegter Wehr.
Sie legen ſich und lachen,
Indeß die Gäſte wachen,
Und durch des Schloſſes Hallen
Noch rennen hin und her.

Am Morgen jeder brachte
Den Tort, der ihm geſchehn,
Dem König vor, der lachte,
Und hieß ſie wieder gehn.
„Ließt Euch von Einem jagen?
Euer Unglück iſt zu tragen;
Jetzt laſſet uns im Tempel
Des Sohnes Krönung ſehn!“

VIII.

Die Krönung zu ſchauen im Tempel des Herrn
Hat der alternde Held ſich erhoben.
Schon ſtrömte die Menge von nahe, von fern,
Herbei mit allfreudigem Toben.
Neun Könige traten zum Zuge heraus,
Der Biſchöffe dreißig entwallten dem Haus.
Zwölf Herzoge, glorreich an Ahnen,
Trugen Frankreichs wallende Fahnen.

Und die Grafen kamen, und neigten ſich tief
Vor dem Herrſcher, ſo wie vor dem Sohne.
Und huldreich der Alte den Haimon rief:
„Wo ſind Deine Söhne, Dordone?
Sie ſollen, ſo würdigem Vater entſtammt,
Beim Feſte bekleiden ein ehrendes Amt,
Als Truchſes uns dienen und Schenken,
Da wir gern ihres Adels gedenken.“ —

Vom Purpur umwallt und dem Hermelin
Stand Ludwig, und alles war fertig.
Da hoben die Brüder den Baldachin,
Des fürſtlichen Winkes gewärtig.

Zur Feier nun rufen die Glocken vom Dom,
Dem König zur Seite ſchreitet der Ohm,
Graf Haimon, es folgen Verwandte
Nach Rang ihm und Würden und Stande.

Und feſtliches Hochamt gehalten hat
Bedienet vom Patriarchen
Jeruſalems, der heiligen Stadt,
Turpin vor den hohen Monarchen.
Die Cympelglocken ſchallten im Chor,
Die Weihrauchwolken wallten empor,
Und es beugten voll Andacht die Helden
Ihr Knie vor dem Herrſcher der Welten.

Und wie die Meſſe vorüber war,
Da ſchritt man zur Opferſpende.
Einen Byzantiner brachten dar,
Und mehr nicht, des Königs Hände.
Das ſahe Reinold, und legte frei
Auf den Opferaltar der Münzen zwei.
Was den geizigen Ludwig verſtimmte,
Darob er im Innern ergrimmte.

Und beſchloß, mit Unmuth umdüſterten Sinn,
Noch zwei Byzantiner zu geben.
Und Reinold ſchritt wieder zum Altar hin,
Und legte noch drei daneben.

Da ſagte **Haimon** mit ſpottendem Ton:
„Gott ſegne Dich! Soll ich, o liebſter Sohn,
Mein Gut nicht an Ländern und Häuſern,
Daß der Kirche Du's opferſt, veräußern?“ —

Nun ſalbte den jungen König **Turpin**,
Und ſetzt' auf ſein Haupt ihm die Krone,
Hellleuchtend vom Gold, und geziert mit Rubin,
Und demantflimmernder Zone.
Und daß er das Recht ſtets halte werth,
Umgürtet' er ihn mit blankem Schwert;
Drauf feiernde Hymnen ertönten,
Und Wünſche des Glücks dem Gekrönten.

Zum Palaſt zog wieder die herrliche Schaar,
Die Krönung durch Freude zu krönen.
Und jeder nahm ſeines Amtes wahr,
Von **Haimons** ſtattlichen Söhnen.
Sie theilten die Speiſen, kredenzten den Wein.
Sie dienten den Prieſtern und Fürſten allein;
Sie trugen die glänzende Bürde,
Und zeigten ſich würdig der Würde.

Dem Feſtmahl folgten dann Reigen und Tanz,
Nicht durften dieſe ja fehlen.
Die Frauen erſchienen im fürſtlichen Glanz,
Umſtrahlt von Gold und Juwelen.

Es ſcherzte der Frohſinn im neckenden Spiel,
Und früher nicht fand der Jubel ein Ziel,
Bis in die glänzenden Hallen
Die Schimmer des Morgens gefallen.

IX.

Bis in der Säle Glanz hinein
Der junge Morgen ſtrahlte,
Und ſich der Oſt mit goldnem Schein
Und Purpurroſen malte,
Hat frohe Jugend ſich ergötzt,
Iſt hell Muſik erklungen,
Bis Müdigkeit der Luſt zuletzt
Den Sieg noch abgerungen.

Doch weckte bald Trompetenſchall
Die Ritter aus den Träumen;
Ein Herold rief, ſie möchten All'
Nicht ſchlafumfangen ſäumen.
Im Garten ſtieg ein Luſtpalaſt
Empor aus grünen Büſchen.
Dort ſcheint es, will ſich jeder Gaſt
Beim Hauch des Oſts erfriſchen?

Nein, dort auf einem Purpurthron
Saß Frankreichs junger König.
Vertheilte reiche Lehen ſchon
Und gab nicht einem wenig.

Belehnte den mit Würd' und Amt,
Mit Schlöſſern den und Gütern.
Gab ſeinen Rittern insgeſammt,
Doch keinen Halm den Brüdern.

Zum Vater geh'n ſie klagend hin,
Der hat es kaum vernommen,
Iſt er mit unmuthvollem Sinn
Zum König Karl gekommen:
„Der König hat die Leh'n vertheilt,“
Sprach er: „und reiche Gaben,
Doch — ob mit Fleiß, ob übereilt? —
Nichts gab er meinen Knaben.

Wie Karl der Große das vernahm,
Sprach er mit hohen Hulden:
„Nicht hegt darob, mein Schwager, Gram
Ich ſühne das Verſchulden.
Laßt mir die lieben Vettern nah'n,
Ich will ſie nicht verachten,
Sie ſollen ſolche Leh'n empfah'n,
Wie ſie wohl nimmer dachten.“

Und Haimon, fröhlich ob dem Wort,
Läßt ſeine Söhne rufen.
Die kommen vor den Thron ſofort,
Und knie'n an deſſen Stufen.

Sie wollen König Karls Gewand
An ihre Lippen ziehen.
Da reicht er jedem ſeine Hand,
Und heißt ſie nicht mehr knieen.

Und ſpricht: „Hat Ludwig nicht gewollt
Mit Gütern Euch begaben,
Ihr jungen Helden? Wohl, dann ſollt
Von Uns Ihr Lehen haben,
Wie keiner noch empfing zuvor
Der Großen Unſrer Krone!“
Den Worten lieh ein freudig Ohr
Graf Haimon von Dordone.

Karl ſprach, zum Ritſart hingewandt:
„Hiſpanien erhalten
Sollſt Du, dort in dem ſchönen Land
Als Unſer Markgraf walten.
Dir Adelhart Nivernoi
Sey von Uns übergeben.
Dir Writſart ſey Sapaudia
Dort magſt Du fröhlich leben.“

„Du Reinold nimmſt Agenois
Sammt Berry mit Bourgogne.
Und', iſt nicht ſchon ein Lehnsherr da,
Auvergne ſammt Gaſcogne.

Kein neid'ſcher Feind ſoll Euch bedrohn,
Noch Euer Recht verletzen,
So will, was Euch verſagt der Sohn,
Der Vater gern erſetzen.“

Deß waren höchlich nun erfreut
Graf Haimon und die Brüder.
Es zog ſie Lieb' und Dankbarkeit
Zu des Milden Füßen nieder.
Doch eh die Brüder aus dem Schloß
Zum Garten ſind gekommen,
Hat Ludwig ſchon was ihn verdroß
Durch Schranzenmund vernommen.

„Mein Vater hat mein halbes Reich,“
Murrt er: „an Euch gegeben.
Vermeinet Ihr, das ſey mir gleich?
Wir kennen Euer Streben!
Schon gut, iſt's doch nicht ew'ge Lehn;
Geht nur, geht nur von hinnen,
Wir werden ſchon die Zeit erſehn
Sie wieder zu gewinnen!“

Und nun ſich drehend auf dem Fuß,
Rief er den Ritterſchaaren:
„Kommt, edle Freunde, her! Ich muß
Doch Eure Kraft erfahren!

Den Stärkſten dünk' ich mich im Reich!
Wer kann mich wohl beſiegen?
Wer käm an Kraft dem König gleich? —"
Und alle Ritter ſchwiegen.

Da rief's der König noch einmal,
Mit Hohn und lautem Schalle.
Doch blieb es ſtill im Gartenſaal,
Die Ritter ſchwiegen Alle.
Nur Haimon fiel das Schweigen ſchwer,
Er ſprach: „Mit Gunſt, Herr König,
Wir, alle Ritter um Euch her,
Sind gern Euch unterthänig!"

„Doch, ward verliehen Euch die Kraft,
Habt Ihr Euch deß zu brüſten?
Dankt Gott dafür, der Alles ſchafft! —
Wollt Ihr zum Wurf Euch rüſten?
Ein Jüngling, wohl aus edlem Stand,
Gleich Euch, von zwanz'g Jahren,
Wirft weiter noch als Eure Hand,
Das könnt Ihr bald erfahren."

„Ha!" ſchrie der König zornentbrannt,
Als er das Wort vernommen:
„Dein Treiben iſt mir längſt bekannt!
Biſt Du hierher gekommen

Zu ſchmähen mich? Ha! Möcht' ich's thun
Dich brächt' ich wohl zum Schweigen!
Gleich ſollſt mir, alter Prahler, nun
Den Ueberwinder zeigen!

X.

„Zeige mir den Ueberwinder,
Alter, rufe Deine Kinder,
Rufe Deinen Reinold her!
Ob er obzuſiegen meine?
Sieh, mit dieſem ſchweren Steine
Werf' ich weiter wohl, als er!“

Laut der König ruft's vor Allen,
Und er läßt den Mantel fallen,
Steht, ein junger Heros, da;
Prüft den Stein, und hoch im Bogen
Iſt er dreiſſig Schritt geflogen,
Und es ſtaunte, wer's nur ſah.

Wie der kühne Wurf gelungen,
Haben Andre wohl gerungen,
Ritter, auch an Kräften reich.
Doch, wie mannlich alle ſchienen,
Kam doch jeder Wurf von ihnen
Nicht dem Wurf des Königs gleich.

Und der König ſprach mit Hohne:
„Alter Haimon von Dordone,
Wo bleibt Reinold, Euer Sohn?
Könnt ja mächtig auf ihn bauen,
Warum läßt er ſich nicht ſchauen?
Euch gebühret Geckenlohn!“

Drauf Herr Haimon rief entrüſtet:
„Ob Ihr noch ſo ſehr Euch brüſtet,
Und beſchimpft mein graues Haar:
Dürft Ihr Euch doch nicht vermeſſen,
Meines Standes zu vergeſſen,
Denket, was ich bin und war!“

Und der König: „Laßt nur, Alter!
Ruft den würdigſten Stammhalter
Des Dordoniſchen Geſchlechts!
Daß im Wurf er Uns beſiege;
Weiter, als des Königs, fliege
Durch die Luft der Stein des Knechts!“

Da geht Haimon ſchnell von hinnen,
Und des Zornes Zähren rinnen
In des alten Mannes Bart.
Ruft herbei den Reinold leiſe,
Der in holder Jugend Kreiſe
Kurzweil mittrieb aller Art.

Reinold ſah den Vater weinen,
Und des Zornes Nordlichtſcheinen
Ueberflammte ſein Geſicht.
Er beſchwört ihn, ſchnell zu ſprechen,
Schwört, des Vaters Schimpf zu rächen,
Schwört es bei dem ew'gen Licht.

Und der greiſe Vater klagte
Den erlittnen Schimpf, und ſagte
Seinem **Reinold** alles klar,
Wie der König vor den Rittern
Allen ihn beſchimpft mit bittern
Worten, und ſein graues Haar.

Und beſchwört ihn, hinzugehen,
Dort als Sieger zu beſtehen,
Und den Stein zu ſchleudern weit;
Daß nicht Er ein Lügner heiße
Vor dem edlen Grafenkreiſe,
Vor den Rittern weit und breit.

Reinold ſpricht mit kluger Rede:
„Sollt' ich ſchon dem König Fehde
Bieten, wegen eines Steins?
Was er ſprach, um Euch zu kränken
Müßt Ihr ſeiner Jugend ſchenken,
Achtend ſeiner Worte keins.“

Aber **Haimon** rief: „Ich ſterbe,
Wenn mein Sohn, mein theurer Erbe
Rächet nicht des Vaters Schmach!“
„„Vater, laßt den Uebermüth'gen,
Denkt an König **Karl**, den Güt'gen!““
Wiederum Graf **Reinold** ſprach.

Doch des Vaters bittre Schmerzen
Dringen zu des Sohnes Herzen;
Haimon weint und rauft ſein Haar.
Reinold ruft: „So will ich ringen,
Und ſo will ich ihn bezwingen,
Wär' er auch der Teufel gar!“

Mit dem Vater ging er wieder
Dorthin, wo noch die drei Brüder
Standen bei der Schaar der Frau'n.
Alles eilt herbei, ſie zwängten
Durchs Getümmel ſich, und drängten,
Reinolds Werfen anzuſchaun.

Einen Stein nun von der Erde
Hebt er, wirft, nicht mit Beſchwerde,
Weiter den um einen Schritt.
Ludwig ſieht ihn kaum dort liegen,
er, **Reinold** zu beſiegen,
Auf den Kampfplatz werfend tritt.

Reinold aber faſſet heiter
Seinen Stein, und wieder weiter
Wirft er, wie der König warf.
Ludwigs Zorn entbrennet heftig,
Daß ſich Reinold, ſtolz und kräftig,
Alſo mit ihm meſſen darf.

Dieſem dennoch obzuſiegen
Soll der Stein noch einmal fliegen,
Und er wirft ihn voller Wuth.
Doch den Sieg er nicht gewinnet,
Blut des Königs Mund entrinnet,
Aus der Naſe rinnt ihm Blut.

Reinold hat den Sieg behalten
Zu der Freude ſeines alten
Edlen Vaters, der ihm dankt.
Wie die Ritter nun, die Frauen
Rühmend nur auf Reinold ſchauen,
Laut der junge König zankt:

„Lobt ihn nur, ihr Herr'n und Damen,
Lobt ihn doch ins Teufels Namen!
Iſt der Burſcht vom Geſchlecht?
Iſt wohl ein gemeingetaufter,
Mir zu Hohn und Spott erkaufter
Rüpelhafter Bauernknecht?“ —

Haimon hörte dieſes ſchlimme
Urtheil, und mit lauter Stimme
Rief er Reinold zu: „Mein Sohn!
Ritterlich haſt Du gerungen,
Und der Sieg iſt Dir gelungen,
Achte nicht auf niedern Hohn!“

Ludwig ging beſchämt von dannen,
Reinold prieſen alle Mannen,
Reinold prieß des Volkes Schwarm.
Haimon ging, der Schmachbefreite,
Reinold, ſtolz an ſeiner Seite,
Mit dem Vater Arm in Arm.

XI.

Dort Arm in Arm mit dem Vater ging
Der wackre junge **Dordon**.
Den König aber ein Rath empfing,
Der falſche **Ganelon**.

Sein falſcher Rath, und der böſe Rath
Des **Makarius Foukon**,
Die reizten **Ludwig** zu ſchlechter That
Gegen **Adelhart von Dordon**.

„O König und Herr,“ ſo ſprachen ſie:
„Leicht rächt Ihr dieſen Hohn,
Und das Brüſten **Reinolds**, ſonder Müh'
An des **Haimon** ander'm Sohn.“

„Im Schachſpiel Meiſter, ſeyd König, Ihr;
Wir rufen **Adelhart** her,
Und zeugen, daß er vermaß ſich hier:
Ihr ſpieltet ſchlechter, als er.“

„Dann fordert Ihr ihn mit Ernſt und laut
Mit Euch im Brett zu ziehn.
Fünf Spiele ſpielt Ihr um Hals und Haut,
Und alſo fangt Ihr ihn.“

„Ihr habt geſiegt, und faßt ihn beim Schopf,
Und trotz dem edlen Geſchlecht,
Macht kürzer Ihr ihn um einen Kopf;
So, König, ſeyd Ihr gerächt.“

Und ſolcher Rath, ſo teufliſch, ach,
Gefiel dem Könige gut.
Er dünkte ſich ein Meiſter im Schach,
Und lechzte nach Adelharts Blut.

Der Jüngling trat mit dem Goldpokal,
Ein wackrer Schenke, herein.
Da ſchlug der König nach ihm, im Saal
Hinfloß der purpurne Wein.

Und Ludwig ſchrie, Zorngluth im Geſicht:
„Verflucht Dein Trunk ſammt Dir!
Die Haimons-Rotte macht ſich's zur Pflicht,
Sich keck zu meſſen mit mir!“

„Dein Bruder warf weiter, als ich, den Stein,
Daß ich erniedrigt ſey.
Du willſt im Schachſpiel mein Meiſter ſeyn?
Wohlan! Ein Schach herbei!“

Und Adelhart ſtand beſtürzt, und ſah
Den zornigen König an.
Er rief: „Den Schändlichen nennt mir, ha!
Der Solches mir zeihen kann!“

„Das habt Ihr geſagt!“ ſchrie Ganelon;
Der König: „Du haſt's gewagt,
Nun ſpiele mit mir!“ Es ſchrie Foukon:
„Das, Adelhart habt Ihr geſagt!“

Und ruhig lächelnd Adelhart ſpricht:
„Ihr Herren, wozu den Streit?
Ich darf des Spieles mich weigern nicht,
Wenn mir mein König gebeut.“

„„Fünf Spiele biet' ich, Adelhart Dir,
Wir ſpielen: — Haupt um Haupt!““
„Mein König ſcherzet! Wäre nicht mir
Um Schlöſſer zu ſpielen erlaubt?“

„„Um Schlöſſer nicht, bei meiner Kron',
Ums Leben ſpielen wir nur!
Friſch auf, laß ſehn, mein guter Dorbon
Wem koſtet den Hals mein Schwur? —

Sie ſpielten, und der König gewann,
Von den fünf Spielen drei.
„Was thut Ihr,“ nun der Jüngling begann:
„Gewinnt Ihr noch die zwei?“

„Soll ich mit Schlöſſern nicht kaufen los
Mein Haupt?“ — „„Nein, Adelhart, nein!
Mit Schätzen nicht; es lüſtet mich blos
Nach Deinem Haupt allein!““

Und Adelhart ſeufzt und blickt empor
Und fleht vom Himmel Heil.
Drauf Spiel um Spiel der König verlor,
Der Sieg ward jenem zu Theil.

Und Adelhart ſprach: „Ein köſtliches Pfand
Iſt mein, das ſchenk' ich Euch!
Es ſoll nicht fallen von meiner Hand
Der Herr von dieſem Reich.“

„Doch ſpielt fortan nicht um ſolchen Werth;
Wer Euch gegeben den Rath,
Von dem wird nicht Euer Glück begehrt,
Der ſinnt auf üble That.“

Der König ergrimmt und ſtößt voll Wuth
Das Bretſpiel ihm ins Geſicht.
Dem Jüngling floß über die Wang' das Blut,
Doch widerſetzt er ſich nicht.

Die Schranzen lachten. Adelhart ging:
Abwiſcht er das Blut mit der Hand.
Erſtaunt ihn unten Reinold empfing,
Der bei Roß Bayard ſtand.

„Wer ſchlug Dich, Bruder?“ Reinold fragt.
„„Ich ſtieß mich,““ jener ſprach.
„Du lügſt! Sag' an, wer hat es gewagt
Zu häufen Dir ſolche Schmach?“

Und Adelhart nun ihm alles geſtand,
Und ihm erzählet vom Spiel.
„Bei Gott! rief Reinold: „Wir holen Dein Pfand!
Solcher Pfänder giebt's nicht viel!“

XII.

„Viel nicht giebt es ſolcher Pfänder,
Darum laß uns das gewinnen
Von dem König dieſer Länder!“
Reinold rief's und ſchritt von hinnen;
Klagte ſeinem Vater alles
Was auf's Neue ſich begeben,
Und die Kunde dieſes Falles
Machte Haimon zornig beben.

Seiner Ritter Schaar im Schloſſe
Läßt er ſtill verſammeln Alle,
Auch den Bajard und die Roſſe
Läßt er führen aus dem Stalle.
Alle folgen Haimons Willen,
Dem ſie freundlich ſind gewogen,
Und ſie ſind mit ihm im Stillen
Heimlich aus Paris gezogen.

Aber Reinold lüſtets mächtig
Nach des Bruders theurem Pfande,
Und er wappnet ſich gar prächtig,
Angemeſſen ſeinem Stande.

Und ein Schwert hat er gehalten
Scharf und blank in ſeiner Linken,
Unter ſeines Mantels Falten,
Keiner ſah ſein helles Blinken.

Mit dem Bruder zum Palaſte
Schritt er, Mordgedanken brütend,
Und er blickt nach keinem Gaſte,
Blickt nur auf den König wüthend.
Ludwig theilte wieder Lehen
Aus an Ritter und Barone,
Ungern mocht' er kommen ſehen
Jetzt die Brüder von Dordone.

Auch der Kaiſer war zugegen,
Und die Brüder grüßten dieſen,
Ludwig ſah, wie ſie verwegen
Ihm nicht Achtung auch erwieſen.
Eh' ihm noch ein Wort entfahren,
Denn er wollte zürnend fragen,
Griff ihn Reinold bei den Haaren,
Hat das Haupt ihm abgeſchlagen.

Warf es an die Wand des Saales,
Daß die Ritter ſich entſetzten,
Daß des heißen Purpurſtrahles
Tropfen König Karl benetzten.

Hob es wieder auf vom Boden,
Sprach zum Bruder ernſt, beſonnen:
„Nimm Dein Pfand hier von dem Todten,
Denn Du haſt es Dir gewonnen!“

König Karl rief auf zur Rache
Alle, die zugegen waren;
Und die Krieger und die Wache
Stürmten her in dichten Schaaren.
Doch ſie ſtanden, ſchreckentmuthet,
Wie vor'm Haupte der Gorgone,
Ob ihr König dort verblutet,
Vor dem Wuthblick der Dorbone.

Und zum Vater in das Lager
Raſch die Brüder Beide fliehen,
Rufend: „Gleich wird Euer Schwager
Uns mit Heermacht überziehen!
Jenes Pfand, das Uns verfallen,
Blutig iſt es ſchon erworben.
Er, der uns gehaßt vor Allen,
Iſt von Reinolds Hand geſtorben!“

„Gieb uns Bajard, laß uns fliehen!“
Da rief Haimon unter Drohen:
„Seyd Ihr dahin jetzt gediehen?
Wann iſt ein Dorbon geflohen?

Seht erſt, ob ſie ſich zu rächen,
Ob ſie zu verfolgen denken!
Wer mir wird vom Fliehen ſprechen
Soll ſofort zur Stunde henken!“

Sieh, da brauſt' auch ſchon vom Weiten
Wild heran des Heeres Wolke.
Und die Heldenbrüder reiten
Stolz einher vor ihrem Volke.
Reinold hoch auf Bajards Rücken
Sprengte kühn zum Waffentanze,
Hieb manch Feindes Schild in Stücken,
Viele fällte ſeine Lanze.

Doch der Brüder Roſſe ſanken,
Bis auf Bajard, unter ihnen.
Reinold, ſtark und ohne Wanken,
Eilt, den Brüdern ſchnell zu dienen;
Heißt ſie raſch auf Bajard ſpringen,
Und es reiten alle Viere
Aus des Schlachtfelds wildem Ringen
Auf dem rieſengroßen Thiere.

Haimons Roß war auch gefallen,
Doch zu Fuß noch kämpft er weiter;
Er, der Tapferſte von Allen,
Er, der heldenkühne Streiter.

Bis, bedroht von jeder Seite,
Doch des Greiſes Arm ermattet,
Bis ihm ſicheres Geleite,
Ehrenvoll Turpin verſtattet. —

Karl verbannte Haimons Erben,
Seines Sohnes finſtrer Rächer;
Schwur, der Ritter müſſe ſterben
Gleich dem niedrigſten Verbrecher.
„Aya ſoll,“ ſo ging ſein Drohen:
„Da die Mörder ſie geboren,
Scheiterhaufengluth umlohen,
Weil ich meinen Sohn verloren!“

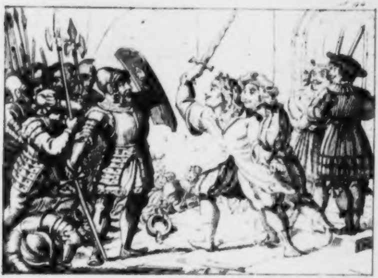
Doch da ſprach Turpin: „Mit Nichten!
Haimon hat ſich mir ergeben,
Und ſo dürft Ihr ihn nicht richten,
Und Ihr könnt ihm nicht an's Leben.
Denn ich habe mich verbürget
Für ſein Leben in dem Streite;
Eh' den Grafen Ihr erwürget
Steh' ich kämpfend ihm zur Seite.

So Held Roland auch, der Kühne,
Hat ihn ritterlich vertheidigt,
Hat geſprochen ſo zur Sühne,
Daß er faſt den Herrn beleidigt.

Bis das Weh im Vatergrame
Karls in Wehmuth ſich verwandelt,
Und dann ward auf wunderſame
Seltne Weiſe noch verhandelt:

Haimon ſoll, um ſich zu löſen
Aus den Banden, aus den Schlingen,
In des Herrn Gewalt die böſen
Unheilvollen Söhne bringen.
Und er ſchwört ſammt ſeinem Weibe,
Ledig nur der Haft zu gehen:
„Bei Dionyſius Haupt und Leibe,
Soll, was Du begehrt, geſchehen!“ —

Zweiter Sang.



JR Herren hie beſunder
vernemet groſſe wunder
die vor zeiten geſchehen ſint
als man es noch geſchriebē vint
gar weite in den landen
von gůten wiganden
ſeint härte ſtreit geſchehen.

Aus dem Konig Laurin.

Zweiter Sang.

I.

Das treue Roß zum Heimathſchloß
Mit den vier Brüdern eilt,
Wo ſanft und gut Schön-Adaltrud,
Die holde Muhme weilt.

Sie lacht und ſpringt. — „Ei, Vettern, bringt
Ihr Neues aus Paris?
Dort ſind, nicht wahr? die Roſſe rar,
Und Euch verblieb nur dies?“ —

Da hört die Maid das große Leid
Der Brüder und des Ohm.
Dem Augenpaar entſtürzte klar
Ein bittrer Zährenſtrom.

Sie minnte zart den Adelhart,
Den nun ſie meiden ſoll.
Ach, ihre Bruſt iſt grambewußt,
Iſt herber Leiden voll.

Doch ſteht ſie treu den Brüdern bei,
Und ſorgt in jeder Art,
Daß nichts gebricht, daß Mangel nicht
Sie quäl' auf langer Fahrt.

Sie rüſten ſich gar ritterlich
Zu trotzen der Gefahr.
Der Schätze trug für ſie genug
Ein hohes Dromedar.

Dann ſcheiden ſie voll Kummer früh
Aus lieber Heimath, ach!
Sie ſah betrübt den ſie geliebt
Aus naſſen Augen nach. —

Die Brüder ſah Aquitania,
Wo Saforet gebeut;
Dem Haimon ſchon um Ritterlohn
Gedient vor langer Zeit.

Der König ſtand, und blickt' ins Land,
Und ſah die Ritter dort.
Ihr Wappen ſtrahlt auf Gold gemahlt,
Da kennt er ſie ſofort.

Der König ſpricht: „O zögen nicht
Die Ritter dort vorbei!
O dienten hier ſie lieber mir,
Dem Vater gleich an Treu'."

Und Reinold kam; das Wort er nahm:
„Wir ſuchen Unterhalt,
O Herr, dafür entbieten Dir
Wir unſers Arms Gewalt.“

Dem König freut's. „Sprecht, wollt vom Kreuz,
Vom Chriſt Ihr wenden Euch?
Dann will mit Land Euch meine Hand
Begaben überreich!“

„„Verflucht bin ich, entwend' ich mich
Der Jungfrau heilgem Sohn!““
So Reinold ſprach: „„Nein, ſolche Schmach
Nicht um den höchſten Lohn!““

„So dient mir frei, wie Haimon treu,“
Verſetzte Saforet:
„Ich ſchwör' Euch Schutz, der Welt zum Trutz,
Beim Bart des Muhamed!“

„Man räumt Euch ſchnell mein ſchönſt Kaſtell,
Dort habt Ihr reichlich Platz;
Mir aber laßt die kleine Laſt
Zu wahren Euern Schatz.“

„Und wolltet Ihr verweilen hier
Auch Euer Lebenlang,
Soll Euch bedrohn nie karger Lohn,
Nie Mangel oder Zwang.“ —

Und dreimal Sieg im wilden Krieg
Erkämpft der Brüder Schwert,
In Näh' und Fern' für ihren Herrn,
Und Schätze, hoch an Werth.

Drei Jahre ſchon ſind hingefloh'n,
Da kürzt man ihren Sold;
Der König zeigt ſich ungeneigt,
Nicht liebreich mehr und hold.

Da wollen fort, und andern Ort
Die Brüder wählen, doch
Der König wahrt, was ſie geſpart,
Ihr Gut, und weigert's noch.

Schon bricht der Grimm mit Ungeſtüm
Bei Reinold wieder aus.
Er ſendet hin den Wendelin,
Den Knecht aus Haimons Haus.

Wie der verzagt dem König ſagt
Was Reinold ihm befahl,
Wirft ihn der Troß hinaus zum Schloß,
Mit Prügeln ohne Zahl.

Und Reinold tobt: „So ſeys gelobt
Bei meines Schwertes Knauf!
Der Heidenhund giebt mir zur Stund'
Sein Haupt dafür zu Kauf!“

„Ihr wappnet Euch, wir ziehn ſogleich
it Bajard aus dem Land.
mm Adelhart! Wer uns genarrt
hlt jetzt den Kopf als Pfand.“

Der ſprach mit Spott: „Du haſt, bei Gott,
ſolchen Pfändern Luſt!
b ſchönre mir; doch folg' ich Dir,
ſchirme Deine Bruſt!“

Die Brüder gehn, die Brüder ſtehn
goldnen Königsſaal;
König ſaß beim Mahl, und aß,
grüßt' ſie nicht einmal.

II.

Beim Mahle ſaß der König,
Mit ſtörriſchem Geſicht.
Des Reinold achtet' er wenig,
Des Adelhart gar nicht.

Und Reinold ſprach: „Wir ſpeichern
O König, Dir Sieg auf Sieg,
Man will den Lohn uns weigern!“
Der König aß — und ſchwieg.

Und Reinold ſprach: „Gieb wieder
Den Schatz uns, Saforet!
Wir legten bei Dir ihn nieder.“
Der König — trank Scherbet.

Und Reinold ſprach: „Zu fragen
Schickt' ich den Wendel fort.
Deine Knechte thäten ihn ſchlagen!“
Der König — ſprach kein Wort.

„Verflucht ſey, wer mich höhnet!“
Nun Reinold donnert laut,
Daß des Saales Gebälk erdröhnet,
Und allen Männern graut.

Da fährt der König vom Sitze,
Zornflammend, wie noch nie;
Seine Blicke glühn, wie Blitze,
Er bebt' vor Wuth, und ſchrie:

„Beim Barte des Propheten!
Wer iſt's, der mit mir ſpricht?
Wer wagt, zu mir zu treten?
Du, Sklave, Hund und Wicht!“

„Den Schatz, den Ihr beſeſſen,
Und gabt in meine Hand,
Habt längſt Ihr aufgefreſſen!
Drei Jahre ſeyd Ihr im Land!“

Ein Mohr rief: „Euch noch geben,
Das wär' am rechten Ort!
Ihr nahmt Eur'm Herrn das Leben,
Und ſeyd verbannt von dort!“

Da blitzte des Schwertes Schneide
Glanzhell in Reinolds Hand.
„Halt ein!“ ſo ſchrie der Heide —
Dort — lag ſein Haupt im Sand.

Nun wurden hundert Klingen
Zur Rache des Königs bloß,
Doch aus dem Saale gingen
Die Brüder, ſtolz und groß.

Sie brachten hergetragen
Des Königs ſchwarzen Kopf,
Und banden ihn mit Behagen
An Bajards Sattelknopf.

Ein drohend Ungewitter,
Ergoß ſich Heidentroß,
Da ſprangen die vier Ritter
Gewappnet auf das Roß.

Der Führer ritt, vom tollen
Rachgeiſt geſpornt, heran,
Und ſeine Maſſen ſchwollen
Ein wogender Ozean.

Zwar Reinold warf den Führer
Herab von ſeinem Gaul,
Doch hart bedrängt ward ihrer
Von des Volkes wirrem Knaul.

Und Reinold Bajard koſend:
„O Bajard, ſteh' uns bei!“
Da bricht der Kluge toſend
Ins Volk, ein grimmer Leu.

Was nicht ſein Huf zerhackte,
Sein ſchäumendes Maul zerriß,
Wie Kinder Nüſſe, ſo knackte
Hier Köpfe ſein Gebiß:

Die Brüder ſaßen oben,
Und führten Streich auf Streich;
Die Heidenkrieger ſtoben
Auseinander, ſchreckenbleich.

Doch Feindes-Pfeile trafen
Entſchwirrt der Sehnen Kraft,
Daß den vier edlen Grafen
Auch manche Wunde klafft.

Bis aus dem Schlachtgetoſe
Schnell, wie des Falken Flug,
Die Brüder ſchäumend der große,
Der ſtarke Bajard trug.

Und ihre Wunden verbanden
Sie nun auf freiem Feld;
Dort haben ſie geſtanden
Beſiegt, doch jeder ein Held.

„Wohin nun ſoll uns tragen
Der Pfad, das ſagt mir an,
Ich weiß es nicht zu ſagen?“
Jetzt Adelhart begann.

Wie Reinold nun und Writſart
Im Sinnen ſchweigend ſtehn.
Da nimmt das Wort der Ritſart:
„Ich weiß, wohin wir gehn!“

„Wir bringen Haupt und Krone
Des falſchen Heiden hin
Zum König von Tarrakone,
Deß haben wir Gewinn.“

„Weil Ivo's Vater und Brüder
Einſt Saforet erſchlug.“
Und jene richten nun wieder
Nach Tarrakona den Zug.

Dort halten die müden Grafen
Nicht weit vom Königsſchloß.
Sie legen ſich hin, und ſchlafen,
Es wacht ihr treues Roß. —

III.

Hörend, daß der König ſpeiſe,
Schlummerten die wackern Brüder,
Müde von der weiten Reiſe,
Ihre Rüſtung unterm Haupte.

Wie der König nun vom Mahle
Sich erhob, und Reinold glaubte,
Daß es Zeit, ſich ihm zu nahen,
Stiegen auf ihr Roß die Viere.

Und ſie ritten in den Schloßhof
Auf dem ſtarken treuen Thiere.
Voll Verwundrung ſah des Roſſes
Rieſenbau der alte König.

Stieg herab vom hohen Söller,
Und es fielen unterthänig
Vor dem weitberühmten Herrſcher
Auf die Knie' die Haimonskinder.

Reichten ihm das Haupt des Heiden,
Grüßten ihn als Ueberwinder
Saforets, des bittern Feindes,
Reichten ihm des Königs Krone.

Und er ſagte voller Gnade:
„Jenen, welcher faſt vom Throne
Uns geſtoßen, den Verhaßten,
Ritter, den habt Ihr bezwungen?!“

„O ſo wollet Uns berichten
Wie der Sieg Euch iſt gelungen,
Gerne leih'n wir der Geſchichte
Solcher That ein Ohr beim Mahle.“

Und ein reiches Mahl bereiten
Heißt der König ſchnell im Saale.
Hundert Diener rennen eilig,
Und der Hof erſcheint im Glanze.

Bei dem König ſaß, erglühend,
Einer Roſe gleich im Kranze,
Seine Tochter, himmliſchblühend
Engelſchön und reich an Sitte.

Bei dem König auch ſaß Reinold,
Gern erfüllend jene Bitte,
Und berichtend König Ivo,
Wie der Heidenfürſt gefallen.

Und Klariſſens Herz erbebte
Vor dem kühnen Mann, der Allen
Furchtbar ſchien und doch verlegen
Jetzt die Blicke ſenkt' erröthend.

Und der König: „Meine Freunde
Seyd Ihr worden, jenen tödtend;
Liebe Ritter, tapfre Streiter,
Wahrlich, mir ſo lieb als Kinder!“

Und er gab des Goldes Fülle,
Reichen Waffenſchmuck nicht minder
In die Hand der wackern Brüder,
Hielt ſie ganz wie ſeine Söhne.

O wie blieb nun Reinold freudig
An dem Hofe, wo die ſchöne
Herrliche Klariſſa weilte,
Der ſein Herz ſich liebend neigte.

Gern auch blieben ſeine Brüder,
Und ihr tapfrer Arm erzeigte
Großen Dienſt dem Herrn im Kriege,
Drob der König hoch ſich freute.

Denn aus jedem neuen Zuge
Kehrten ſie mit reicher Beute;
Ihres Glückes, ihres Ruhmes
Sterne ſtrahlten ſchön und helle.

Und der König baute Schlöſſer,
Baute Burgen und Kaſtelle,
Und ihm wurden unterthänig
Neue Völker, neue Staaten. —

Von dem Muth der Haimonskinder,
Von der Brüder tapfern Thaten
Kam zum Herrſcher, der noch zürnte,
Durch der Fama Ruf die Kunde.

Und er ſandte ſeine Boten
Und er ſprach aus ihrem Munde
Zu dem König Tarrakonas,
Zu dem alten biedern König:

„Meines Sohnes Mörder freundlich
Hegſt Du, was mich ſchmerzt nicht wenig:
Gieb heraus, die mir ſo feindlich,
Solches ford'r' ich vom Vaſallen.“

Ivo zog die greiſen Brauen,
Und es will ihm nicht gefallen
Karls Begehr, er will Vertrauen
Nicht wie Saforet belohnen.

Möchte nicht den König reizen,
Möchte gern die Brüder ſchonen;
Und er ſammelt ſeine treuen,
Weiſen Räthe zur Berathung.

IV.

Der König Ivo ſaß im Rath
Mit allen ſeinen Räthen,
Daß ſie, was Karl gefordert hat,
Ernſt überlegen thäten.
Sie ſannen hin, ſie ſannen her,
Das Rechte war gewaltig ſchwer
Bei dieſem Fall zu finden.

Es ſprach der Herr von Ripemont:
„Großmächtiger Herr König!
Es ſind die Brüder von Dordon
Dem Herrſcher unterthänig.
Sie ſind durch ihn in Acht und Bann,
Ihr ſeyd des Königs Lehensmann,
Drum ſchickt ihm die Verbrecher.“

Da ſchrie Herr Hugo von Avern:
„Verflucht ſey ſolches Rathen!
Sie dienten Dir, o König gern,
Und übten Heldenthaten.
Begabe ſie mit reichem Lohn,
Und laß ſie ziehen ſtill davon;
Karl — mag ſie ſelber fangen!“

Herr Lampert rief: „Der Rath iſt gut,
Nur wird Befolgung reuen!
Der Herrſcher überfällt in Wuth
Das Land gleich einem Leuen.
Uns Arme trifft Rebellenlohn,
Des Haimon Söhne ſind entfloh'n,
Und lachen ſich ins Fäuſtchen."

Da ſchlug ein Rath von wildem Sinn
Herrn Lampert raſch zu Boden.
Gleich einem Eichklotz fiel er hin,
Und lag gleich einem Todten.
Und Hugo: „Dir iſt Recht geſcheh'n,
So muß es dem Verräther gehn
Der Ehre frech hintanſetzt!"

Der König ſeufzt: „Ich folge Dir,
Schwer wird mein Herz vermiſſen
Die jungen Helden alle Vier!" —
„„Herr, haſt Du nicht Klariſſen,
Die Tochter, hold und engelgleich?
Den größten Schatz in Deinem Reich?
Die gieb dem guten Reinold!""

„„Dann wird kein Feind Dich überzieh'n,
Sein Schwert wird ihn verjagen.
Kannſt Enkel ſchaukeln auf den Knie'n
In Deines Alters Tagen!""

Der König ſaß, und ſchwieg, und ſann,
Bis feſten Entſchluß er gewann,
Und ließ die Brüder rufen.

Sie traten ein, ſie neigten ſich
In Demuth vor dem Greiſe.
Er grüßt ſie mild und inniglich
Nach langgewohnter Weiſe.
Und ſagt, warum er ſie berief;
Zeigt ihnen vor den böſen Brief,
Den Karols Boten brachten.

Er ſprach: „Ihr ſeht, was Karl begehrt
Doch dem ſey nicht willfahret.
Aus meinem Reich zieht unverſehrt
Ihr, die mein Reich bewahret.
Und nehmt von mir noch ein Geſchenk,
Bleibt Eures Freundes eingedenk!“
Der König ſprach's voll Trauer.

Und Reinold nahm ſogleich das Wort:
„So wollt Ihr uns vertreiben?
O ſchenkt uns jenen Felſen dort,
Daß dort wir ſicher bleiben.
Laßt kommen dann der Feinde Schwarm,
Auf jenen Felſen, nackt und arm,
Soll keine Macht uns ſchrecken.

Der König fragte wiederum
Den Rath um ſeine Meinung,
Laut äußerten ſich rings herum
Bejahung, wie Verneinung.
Der alte König ward faſt irr
Vom Stimmenlärm und Wortgewirr
Er mußte ſelbſt ſich rathen.

Und faßte Muth, und ſprach: „Es ſey
Dein ſey, was Du verlangeſt,
Und iſt's Dein Wunſch, daß Du dabei
Klariſſens Hand empfangeſt?
So nimm ſie hin, und ſey mein Sohn,
Und hilf bewahren mir den Thron,
Wenn Feinde mich bedräuen!“

Und Reinold ſtand, von hoher Luſt
Erglühten ſeine Wangen;
Es war des Heldenjünglings Bruſt
Vom ſüßen Schreck befangen.
Des Glückes Fülle faßt' er kaum,
Ihm war, als würd' ein Roſenbaum
Im Chriſtmond plötzlich blühend.

Auf ſeine Knie' er niederſank,
Deckt' Ivos Hand mit Küſſen.
„Dank, Vater Ivo!“ rief er: „Dank!
Längſt minnt' ich ſchon Klariſſen!“

Der alte König, froh bewegt,
Hat ſeine Hand auf ihn gelegt,
Und ihn als Sohn geſegnet. —

Und nach dem frohen Hochzeitſchmaus
Da zog mit ſeiner Trauten
Held Reinold auf den Fels hinaus,
Wo ſchon die Brüder bauten.
Die Zimmrer und die Maurer ſchrei'n;
Bald hat ſich dort von Marmelſtein
Ein ſtolzes Schloß erhoben.

Weiß war der Fels, auf dem es ſtand,
Und weil der Mauern Gleiſſen
Wie Silber ſchien vom Berg ins Land,
Ward's Montalban geheißen.
Die Brüder ſammeln in das Schloß
Ein Heer von Rittern, Knappen, Troß,
Auf funfzehnhundert Mannen.

V.

Funfzehnhundert Mannen gut,
Meiſt von ritterlichem Blut
Wohnen, eine Heldenſchaar,
Bei der Brüder Doppelpaar.

Karl, dem König, kam's in Sinn
Nach der Stadt Sankt Jago hin
Eine Pilgrimfahrt zu thun;
Kam durch Ivos Lande nun.

Sah von Weitem Montalban,
Sah das Marmorſchloß ſich an.
Hatte früher nie geſeh'n
Eine Burg dort oben ſteh'n.

Seine Grafen, ſeine Herr'n
Fragt er gleich: „Was glänzt von fern
Von dem Berge dort ſo hell?
Sagt, wer baute das Kaſtell?“

Keiner weiß es; nah im Feld
Pflügt ein Landmann, und der Held
Roland geht, und forſcht ihn aus,
Wer gebaut das ſtolze Haus?

Und der Bauer ſagt ihm ſchlicht:
„Kennt Ihr die vier Grafen nicht,
Die gebauet Montalban?
Haben Großes doch gethan.“

„Sind ſchon lange hier im Land,
Sind dem König nah verwandt.
Keiner kommt im ganzen Reich
Reinold und den Brüdern gleich.“

Roland hörte den Bericht
Nicht mit fröhlichem Geſicht;
Und er brachte ſeinem Herrn
Dieſe Kunde wohl nicht gern.

Karl mit düſtern Sinnen ſpricht:
„Auf, mein Roland, ſäume nicht,
Sprich zu jenen Brüdern ſchnell:
Ueberliefert das Kaſtell!“

„Liefert Euch in unſre Hand,
Wehe ſonſt dem ganzen Land!
Wehe, wenn mein Zorn erwacht,
Wenn ich zeige meine Macht!“

Roland ritt den Berg hinan,
Zu der Veſte Montalban,
Die der Mauern ſtarker Ring
Vierfach ſtarrend, rund umfing.

Und den Brüdern ſagt er frei,
Was des Königs Wille ſey.
Doch des alten Herrſchers Droh'n,
Weckt nur ihren Spott und Hohn.

Roland warnt ſie brüderlich,
Dann vom Schloß entfernt er ſich,
Und der König tobt ergrimmt
Ob dem Wort, das er vernimmt. —

Und er kommt mit Mann und Roß;
Er belagert Stadt und Schloß,
Das mit Sturm er oft berennt,
Manches Haus auch niederbrennt.

Aber ſeiner Krieger Heer
Schmolz zuſammen immer mehr.
Lag vor'm Schloß ſchon faſt ein Jahr,
Krümmt den Brüdern doch kein Haar.

Und er räumt, der greiſe Held,
Endlich unmuthvoll das Feld.
Seiner Streiter halbe Zahl
Rieben auf Geſchoß und Stahl.

VI.

Die Hälfte blieb todt vor dem Schloß Montalban
Von des Königs rüſtigem Heere.
O wär' er doch nimmer gezogen heran,
Jetzt hatt' er des Heerzugs nicht Ehre! —
Es waren nun ſchon
Sieben Jahr' entfloh'n,
Seit die Brüder vom Hauſe geſchieden,
Und die Heimath, die theure, gemieden.

Und Reinold ergriff der Sehnſucht Gewalt
Mit unausſprechlichen Schmerzen.
„Ich ſehe“ rief er: „der Mutter Geſtalt,
Sie winkt uns mit liebendem Herzen!
Kann ich ſie nicht ſeh'n,
So muß ich vergehn!“
Die Brüder bei dieſem Entdecken
Ergriff ein tödlich Erſchrecken.

Und Adelhart ſprach: „Gedenke des Eid's
Den Vater und Mutter geſchworen,
Die Söhne zu fangen! Gedenke des Leib's,
Wenn wir hingeh'n, ſind wir verloren!“

Doch was er auch ſpricht,
Reinold achtet's nicht.
Und es wandeln zuſammen die Brüder
Von Montalbans Höhen hernieder.

Da kamen vier Pilger aus heiligem Land,
Die ſangen gottſelige Pſalmen.
Mit denen vertauſchten das Rittergewand
Gegen Muſchelgewänder und Palmen
Die Brüder froh,
Dann ſind ſie ſo
Zum Väterſchloſſe gegangen,
Von Luſt und Wehmuth umfangen.

Vier Pilger kommen zu Haimons Haus,
Sie finden die Pforte verſchloſſen.
Sie klopfen, da lugt der Wächter heraus,
Und fragt: „Wer ſeyd Ihr?“ verdroſſen.
„Wir kommen daher,
Gar weit übers Meer.
O wollet uns ſpenden Erquickung,
Dafür ſpend' Euch der Himmel Beglückung!“

So Reinold ruft, und der Wächter ſpricht:
„O wollet nicht Einlaß verlangen!
Ich kenne vier Edle, doch nenn' ich ſie nicht,
Die ſoll ihr Vater fangen.

Ihr ſeht ihnen gleich!
Ich ſag' es Euch,
Seyd innerhalb ihr dieſer Thürme,
Dann fleht daß der Himmel Euch ſchirme!“

„„Um Gotteswillen, ſo laß uns ein,
Und um der vier Söhne willen!
Gott woll' auch ihnen gnädig ſeyn,
Ihrer Feinde Toben ſtillen!“ “
Der Wächter ſinnt,
Und bald beginnt
Nach einem kurzen Bedenken,
Die Brücke ſich niederzuſenken.

Sie traten zur theuern Mutter herein,
Die die lieben Söhne nicht kannte.
Sie ſpeiſte die Pilger, ſie labte mit Wein
Die Söhne, die Karl verbannte.
Und Reinold trank
Bis er ſtammelnd ſank,
Und jauchzte trunken und heißer:
„Jetzt mag kommen mein Vetter, der Kaiſer!“

Und Adelhart drob erſchrak gar ſehr,
Er ſtieß den Trunknen verweiſend.
Die Mutter aber ſtaunte noch mehr,
Den Himmel freudiglich preiſend.

Sie fiel voll Luſt
An der Kinder Bruſt,
Und weint' im Arme der Söhne,
Ach, manche ſelige Thräne.

Da kam ein hungriger Schranz daher,
Der ſah, was dieſes bedeute.
„Ei!“ rief er: „welch' eine Wundermähr!
Ei welche ſeltenen Leute!
Des Schwures gedenkt
Um den Euch geſchenkt
Der edle Herrſcher das Leben:
Zur Haft ihm die Söhne zu geben!“

„Du Bube!“ ſchalt Aja: „Du haſt Dich ſatt
An unſerm Tiſch gegeſſen!
Verflucht, daß Dein Auge geſehen hat,
Was die Zunge will melden vermeſſen.
Zürnt Karl auch noch mehr —
Des Bruders Begehr,
Von mir nicht wird es erfüllet!
Fluch Dir, wenn Dein Mund das enthüllet!“

Der Schranz entwich, und den Haimon bedroht
Sein Geſchrei, 's dem Kaiſer zu ſagen;
Und er mahnt ihn an das beſchworne Gebot,
Da hat ihn der Graf erſchlagen.

„Du wirſt wohl ruhn,
Und ſchweigen nun!“
So rief Herr Haimon im Grimme,
Mit zornüberwältigter Stimme.

Und dachte voll Kummer an ſeinen Eid,
Und ſammelte ſeine Vaſallen,
Und wappnete ſich, mit bitter'm Leid,
Doch zeigt er als Mann ſich Allen.
Sie kamen heran,
Der Vater voran;
Ein Anblick ſchmerzlicher Größe,
Und erfüllten das Schloß mit Getöſe.

VII.

Es führt mit Heldenmuthe,
Ob ihm das Herz auch blute,
Graf Haimon ſeine Schaar.
Die Brüder ſeh'n beklommen
Die Menge näher kommen,
Und Reinold, ſinnbenommen,
Nimmt ihre Noth nicht wahr.

Und Ritſart ruft mit Schrecken:
„O Mutter, wo verſtecken
Wir uns vor jenen? Ach,
Der Bruder liegt hier, trunken
Zu Boden hingeſunken,
In ihm kein Lebensfunken!
Der Starke — bleich und ſchwach!“

„„Tragt ihn in dieſe Kammer!““
Die Mutter ſprach's mit Jammer,
Und ging im bittern Schmerz.
Sie tragen ihn von hinnen,
Sie betten ſanft ihn drinnen.
„Nun mag der Kampf beginnen,
Wir ſchirmen das Bruderherz!“

Sie ſtellen ſich als Wächter
Heraus, die kühnen Fechter;
Die Feinde kommen her.
Doch vor der Brüder Streichen
Muß auch der Stärkſte weichen,
Denn Todesengeln gleichen
Die Drei mit ihrer Wehr.

Der Tag iſt faſt vergangen,
Die jungen Helden ſchwangen
Noch immer wild den Stahl.
Sie ſtreiten fort, die Kecken,
Ihr Schwert verbreitet Schrecken,
Schon viele Leichen decken
Den kampferfüllten Saal.

Und wie beim Abendſchatten
Die Brüder faſt ermatten
Kracht's, wie des Donners Ton.
Die Pforte liegt zerſprungen,
Vor welcher ſie gerungen,
Den Flammberg hochgeſchwungen
Steht Haimons größter Sohn.

Die Brüder heißt er weichen,
Und Leichen noch auf Leichen
Häuft nun ſein Schwert allein.
Und keiner der Begleiter

Des Haimon naht ihm weiter;
Scheint doch der wilde Streiter
Ein ganzes Heer zu ſeyn.

Er hat im Zornestoben
Die Stimme laut erhoben:
„Wer naht? Wer will noch mehr?
Gelüſtet's einem Gecken
Der Streiche mehr zu ſchmecken?
Ich will ihn niederſtrecken,
Und wenn's mein Vater wär'!“

Und wie der Wuthentflammte
Den Mann, von dem er ſtammte,
Dort im Gedräng' erblickt,
Den Mann, ihm einſt ſo theuer,
Da tobt er ungeheuer,
Und hat, im Zornblick Feuer,
Das Schwert auf ihn gezückt.

Nur Adelhart, dem Milden
Gelingt's, daß er den Wilden
Vor Vatermord bewahrt.
Graf Haimon wird gefangen,
Da faßt ein bleich Erbangen
Die Ritter, es entſprangen
Die ſich um ihn geſchaart.

Und Reinold band zum Hohne
Den Grafen von Dordone,
Den Vater auf ein Roß.
Verkehrt ließ er ihn traben,
An Rache ſich zu laben;
Sandt' ihn durch einen Knaben
Hin zu des Königs Schloß.

Voll Staunen ſah's der Hüter,
Voll Unmuth der Gebieter,
Und Haimon klagend ſprach:
„Das iſt die Frucht des Eides!
Die Söhne häufen beides
Des Schimpfes, wie des Leides,
Auf mich, o bitt're Schmach!“

Der alte Herrſcher ſtaunet;
Wie trüb' er auch gelaunet,
Er mußte lächeln faſt.
Doch ſeine Boten fliegen,
Die Brüder ſoll bekriegen
Ein neues Heer, und ſiegen;
Schon bricht es auf in Haſt.

VIII.

Schon naht das neue Heer verwogen
Voll Kampfluſt und unzählbar faſt,
Mit Lanzen, Schwertern, Pfeil und Bogen,
Mit Roſſen, die Balliſten zogen
Und ſchwerer Katapulten Laſt;
Die ſollten Pirlapont bezwingen,
Des alten Haimon feſtes Haus,
Das weißer Zelte Reih'n umringen,
In dem nicht Becher mehr erklingen,
In dem die Luſt geſtorben aus.

Hoch auf des Thurmes höchſten Zinnen
Held Reinold mit den Brüdern ſtand.
„O meine Treuen, was beginnen?
Von hier unmöglich iſt Entrinnen!
Seht, jener Zelte weißes Band!
Das iſt um unſer Schloß gewunden,
Das hält uns hier gefangen feſt,
Und jede Hoffnung iſt verſchwunden,
Zu fliehen in geheimen Stunden
Aus dieſem unheilvollen Neſt.“

Die Mutter hörte ſeine Klagen,
Sie kam, und ſprach mit ſanftem Ton:
„Die Kleider nimm, die Du getragen,
Sie werden nicht dort unten fragen,
Als Pilger magſt Du fliehen, Sohn!“
Und wie die Brüder ſelbſt ihn flehen
Zu reiſen ſchnell nach Montalban,
Für ſie nach Rettung umzuſpähen,
Iſt er entſchloſſen, fortzugehen,
Um wieder helfend ſich zu nah'n.

Und wie die Nacht mit ihren Flören
Die ſtillen Länder überhing:
Da war ein leiſes Treueſchwören
Im Schloß, ein Schluchzen dort zu hören;
Die Mutter weinte — Reinold ging.
Es ſtieg für ihn der Liebe Bitte
Zum Lenker aller Welt hinauf.
Sie ward ein Leitſtern ſeinem Schritte;
Er ſchlich ſich durch der Feinde Mitte,
Und ſchützend nahm der Wald ihn auf.

Wer aber ſollte fürder ſchirmen
Schloß Pirlapont, ſeit der entwich,
Der noch allein vermocht, den Stürmen,
Die feindlich ſich entgegenthürmen,
Zu widerſtehen ritterlich? —

Die Mutter ſleht von ihren Söhnen
Daß ſie des alten Ohmes Huld
Im Bußgewand erflehn, und jenen
Durch Demuth ſuchen zu verſöhnen,
Und ſühnen die verjährte Schuld.

Nur ungern folgen ſie dem Drange,
Der aus der Mutter zagend ſpricht,
Sie ſchicken ſich zum ſchwerſten Gange,
Nie war ſo ſehr den Rittern bange,
Selbſt in den Heidenſchlachten nicht.
War's Ahnung, die das Herz umwoben,
Das kühn doch unter'm Panzer ſchlug?
Wie wird der greiſe Herrſcher toben,
Und geben ſeines Haſſes Proben,
Den er ſo lange nährt' und trug?

Es nah'n die Brüder von Dordone
Barfuß, im Büßerhemd dem Herrn;
Der ſitzt, ein Steinbild, auf dem Throne,
Ein Funke nur vom Grimm und Hohne
Entblitzt des Königs Augenſtern.
Die Ritter ſteh'n, wie Marmorbilder,
So leblos, todtenbleich und ſtumm.
Ihr Auge zählt die Wappenſchilder,
Und wilder wird und immer wilder
Des Herrſchers Blick — er ſieht ſich um.

„Wo bleibt der Vierte?“ grollt er düſter,
Und Todesſchweigen herrſcht im Saal,
Bis ſich im zagenden Geflüſter:
„Der iſt entfloh'n, entwichen iſt er!“
Die Kunde zu dem Greiſe ſtahl.
„Entfloh'n?!“ — Wie Donnerechoſtimme
Rollt von Karls Lippen dieſes Wort.
„Ha! Schergen!“ ruft er aus im Grimme:
„In Feſſeln werft mir dieſes ſchlimme
Gezücht, und führt's zum Kerker fort!“

Der hohe Greis, vom Ruhm gekrönet,
Der Mann, ſo groß und ſtolz und hehr,
Von dem der Thaten Stimme tönet,
Und manchen Schatten mild verſöhnet,
Er kannt' im Zürnen ſich nicht mehr.
„Iſt nur erſt mein das Haupt der Meute,“
Ruft er: „der Reinold von Dordon!
Bei meiner Krone ſchwör' ich's heute,
Dann ſchmücken ſie, der Raben Beute,
Den Galgen dort auf Montfaukon!!“ —

IX.

„Galgenzier auf Montfaukon,
Sollſt Du werden, Heidenſieger!“
Dieſe Kunde brachten Krieger
Schnell zu Reinold von Dordon.

Und er hört's, und lächelt blos,
Rüſtet dann ſich auf das Beſte,
Reißt von ſeiner ſichern Veſte,
Aus der Gattin Arm ſich los.

Hat ja noch den Heldenmuth,
Hat ſein Flammberg, oft erprobet,
Hat noch Bajard, oft belobet,
Und den Arm, bewährt und gut.

Seine Brüder zu befrei'n,
Reitet er geheime Stege;
Sieh, da holt ihn auf dem Wege
Athemlos ein Jüngling ein.

„Sprich, was willſt Du, junger Fant?
Was verfolgſt Du meine Spuren?
Biſt den feilen Kreaturen
Der Verräther Du verwandt?“

„„Nein — o Herr — ich bin Riant —
Eurer Mutter Knecht — empfange
Unterhalt von ihr — und bange
Hat ſie mich Euch nachgeſandt.““

„„Diene, ſprach ſie: meinem Sohn,
Wenn Du findeſt ihn verlaſſen.
Viele giebts, die Reinold haſſen!
Seht — o Herr — da bin ich ſchon!““

„Wohl, Du ſollſt mein Bote ſeyn;
Will Dich zu dem König ſenden.
Möcht' ich doch das Werk vollenden
Meine Brüder zu befrei'n!“

„Eile hin, und ſag' ihm das,
Daß es alle Fürſten hören:
Reinold läßt Dich, Herr, beſchwören,
Daß Du mäßigſt Deinen Haß!“

„Und ſelbſt will auch Reinold Dich
Büßend anfleh'n, zu vergeben,
Schone nur der Brüder Leben,
Reinold liebet ſie, wie ſich.“

„Denkſt noch zürnend Deines Sohn's?
Laß mich ihn mit Golde ſühnen!
Ungerecht war ſein Erkühnen,
Scharf der Stachel ſeines Hohn's.“

„Laß mich einen güldnen Mann
Opfern, Ludwig gleich an Schwere!
Bajard ſelbſt ich Dir verehre,
Sammt der Veſte Montalban!“

„Gieb mir nur die Brüder los,
Wollen gern die Heimath meiden,
Wollen fahren, wollen ſcheiden
Uebers Meer hin, arm und blos.“

„Oder Dir auch dienen treu
Und Dein Reich vor Feinden wahren! —
Aber — willſt Du nicht willfahren,
Will ich wüthen gleich dem Leu!“

„Will dann tragen Dir ins Land
Raubend, mordend, das Verderben,
Und gelingt mir's, ſollſt Du ſterben
Wie Dein Sohn — von meiner Hand!!“ —

Und der Bote wollte geh'n,
Grüßte ſcheidend ſchon den Reiter,
Aber wen'ge Schritte weiter
Hieß ſein Ruf ihn wieder ſtehn.

„Gott behüte mich dafür
So zu meinem Herrn zu reden!
Aber freundlich grüße jeden
Von den Edlen nach Gebühr.“

„Sage, ſie mit ihrem Rath
Sollten meine Brüder hüten
Vor des alten Königs Wüthen,
Wehrend jeder Frevelthat!“

„Sonſt, ſo wollt' ich — geh nur hin!
Wahre klug, Riant, Dein Leben;
Laß darauf ein Pfand Dir geben,
Merke wohl der Reden Sinn!“ —

Und der Bote ging. — Er nimmt
Sich des Herrſchers Wort zum Bürgen
Daß ihn der nicht laſſ' erwürgen
Wenn die Botſchaft ihn ergrimmt.

Und dann ſagt er alles frei
Was ihm Reinold anbefohlen;
Alles ſagt er unverholen,
Auch die Drohung fügt er bei.

Und der Zorn des Königs ſteigt,
Und er droht mit Schwert und Strange
Jedem, der ſich unterfange
Daß er Reinold Gunſt erzeigt.

„Nahmſt Du nicht mein Königswort,
Frecher Knecht,“ ruft Karl erbittert
Zu dem Boten, daß er zittert:
„Hingſt Du ſchon am Pfeiler dort!“

Doch der kluge Bote ſagt
Manches heimlich **Reinolds** Vettern,
Und ſie bieten ſich zu Rettern
Der drei Brüder unverzagt.

Und **Riant** nun eilig lenkt
Zum Gebieter ſeine Schritte,
Der in düſtern Waldes Mitte
Harrt, und glaubt ihn ſchon gehenkt. —

X.

Reinold wähnte, daß der König
Seinen Boten henken laſſen,
Harrte lange, zürnt' nicht wenig,
Kummer drückt' ihn ſchwer und tief.
Hatte Bajard angebunden,
Und ſein Haupt ruht' auf dem Schilde;
Bald, vom Schlummer überwunden,
Lag der ſtarke Held und ſchlief.

Aber Bajard ſah das friſche
Grüne Gras, und zerrt' am Riemen;
Riß ſich los, und durch die Büſche
Strich er weidend hin und her.
Fünfundzwanzig Bauersleute
Holten Futter ihren Kühen,
Und erblickten, gute Beute,
Reinolds Roß von ohngefähr.

„Iſt das nicht der Bajard?“ ſprachen
Sie, „das Roß von jenem Ritter,
Der den Ludwig hat erſchlagen,
Unſern Königsſohn und Herrn?

Wenn wir dieſen Rappen bringen
Zum Gebieter, ſolches würd' ihn
Wohl erfreun, und wir empfingen
Reichen Lohn vom König gern." —

Ganz Paris erſcholl vom Jubel
Wie die Knechte Bajard brachten,
Und des Volks zahlloſer Trubel
Folgte nach bis an das Schloß.
Staunend ſahe das Gedränge
Karl, und glaubt', es wär' ein Aufruhr;
Sieh, da führt man durch die Menge
In den Schloßhof Reinolds Roß.

Willig nahm der Herr die Gabe,
Die die Bauern ihm verehrten,
Und gebot, daß man ſie labe,
Lohnend ihnen nach Gebühr.
Fragt, ob ſie nicht auch des Roſſes
Herrn geſehen, wie ſie's fingen?
Aber keiner jenes Troſſes
Sah den Herrn bei ſeinem Thier.

Drauf das Roß, ſo werth und theuer,
Schenkte Karl dem tapfern Roland.
„Nimm es, ſprach er: „Du Getreuer,
Als ein Zeichen meiner Huld."

Roland dankte, doch betrübte
Ihn das Schickſal ſeines Vetters,
Der des Roſſes, das er liebte
Ward beraubt durch Bubenſchuld.

Und der Herrſcher ließ gebieten
Jenen Knechten, daß ſie treulich
Bajard pflegen und ihn hüten,
Daß nicht freche Hand ihn raubt.
„Wahrt ihn ſorgſam, würde wieder
Uns entrückt der Roſſe Beſtes,
Fällt das Richtbeil auf Euch nieder,
Und ihr ſühnt's mit Euerm Haupt!“

Wie die Kunde nun vernahmen
Von des ſeltnen Roſſes Einfang
Auch des Hofes edle Damen,
Wie, daß Roland es geſchenkt —
Wollten ſie den Bajard ſchauen,
Seine Schnelligkeit und Stärke,
Und der Wünſche holder Frauen
Immer gern ein Held gedenkt.

Willig, Bajard zu bereiten
War der „Schreck der Sarazenen,“
Roland, der beim ernſten Streiten,
Wie beim Schimpfſpiel glänzen mag.

Sonntag ſoll der Bajard zeigen
Seine Kraft, und alle Damen
Freuten ſich auf Tanz und Reigen
So kaum, als auf dieſen Tag. —

XI.

Dieſen Tag verfluchte
Reinold zornentbrannt;
Der jetzt Bajard ſuchte,
Und das Roß nicht fand.
Ach, mit welchem Kummer
Rannt' er durch den Hain;
Fluchte ſeinem Schlummer,
Wünſchte tod zu ſeyn.

Und mit Wuthgeberde
Rauft er ſich das Haar,
Wirft ſich auf die Erde,
Will verzweifeln gar.
Seine Waffen ſchleudert
Wild er um ſich her.
Was, ach was erheitert
Solchen Kummer mehr?

Mußt Du ganz verzagen
Biedres Heldenherz?
Horch, es bricht in Klagen
Sich der große Schmerz:

„Bajard! Was enteileſt
Du, mein treues Roß?
Bajard! Ach, wo weileſt
Du, mein treues Roß?“

„Wär' ich nie geboren
O mein treues Roß,
Hätt' ich nie verloren
Dich, mein treues Roß!
Oft haſt Du getragen
Mich, mein treues Roß!
Biſt wohl gar erſchlagen?
O mein treues Roß!“

„Aus den Schlachten trugſt Du
Mich, mein treues Roß!
Auf die Feinde ſchlugſt Du
Mit, mein treues Roß!
Konnt' ein Schatz auf Erden,
O mein treues Roß,
Dir verglichen werden? —
Nein, Du treues Roß!“ —

Alſo jammernd klagte
Reinold den Verluſt.
Solcher Schmerz benagte
Nie noch ſeine Bruſt.

Sieh, da tritt ein grauer
Greis aus Buſch und Dorn.
Lächelnd Reinolds Trauer,
Sieht er Reinolds Zorn.

„Guten Tag!“ ſo tönet
Stimmlein fein und leis.
„„Guten Tag? — Was höhnet
Mich Dein Mund, o Greis?
Gute Tage habe
Ich nicht, weil ich bin!
Läg' ich nur im Grabe!
Wär' ich nur dahin!““

„Läſtert nicht, Herr Ritter!“
Sprach der alte Mann:
„Schmeckt der Schmerz auch bitter,
Gott wohl helfen kann.
Alles Ding zum Beſten
Kehrt ſein weiſer Rath,
Iſt die Noth am größten
Auch die Hülfe naht!“

„„Nein, mir kommt nicht Rettung!
Kein Gedanke faßt
Meines Leid's Verkettung,
Ich bin Gott verhaßt!

Karl, der Rache ſchnaubet,
Meine Brüder ſchloß,
Und mir ward geraubet,
Weil ich ſchlief, mein Roß!““

„Betet, daß Gott rette
Eure Brüder lieb,
Sonſt von Euch, ich wette,
Beten unterblieb.
Bin die Welt durchgangen,
Sah der Leiden Joch;
So vom Schmerz befangen
Sah ich Keinen noch.“

„„Wohl, drum laß mich klagen,
Troſt iſt nicht für mich.
Keiner hat zu tragen
Solchen Gram, als ich!““ —
„Herr, wollt doch was ſchenken
Einem armen Greis!
Will der Brüder denken
Im Gebet mit Fleiß!“

„„Nimm die Spornen beide,
Sind von Gold und ſchwer.
Ach, in meinem Leide
Brauch' ich ſie nicht mehr.

Sind gar werthe Spenden
Einer beſſern Zeit;
Von der Mutter Händen
Mir dereinſt geweiht.““

„Danke, Herr, doch immer
Reicht noch Etwas dar!
Bete dann, daß nimmer
Droht Euch ſolche Fahr!“
„„Was? Mit Unverſtande
Alter, höhnſt Du mich?
Wollte, wär's nicht Schande,
Betteln lehren Dich!““

„Werdet doch nicht wagen
Solche böſe That!
Hätte mich geſchlagen
Jeder, den ich bat,
Wär' vor hundert Jahren
Schon ich armer Mann
In die Gruft gefahren;
Hört mein Flehen an!“

„„Nimm den Rock und gehe,
Gehe ſchnell zurück!
Jammre, bete, flehe
Um der Meinen Glück!““

„Danke Herr, erfüllen
Will ich gerne das,
Doch, um Gotteswillen,
Schenk' mir noch Etwas!“

„„Unflad!““ rief der Recke,
Hob zum Schlag die Hand.
Doch in eine Hecke
Schnell der Greis entſchwand.
„Senke Deine Waffe!“
Tönt' es aus dem Strauch.
„„Wahr' Dich, alter Affe,
Treff' ich Dich, Du Gauch!““

Sieh, da floß ein Glänzen
Plötzlich um den Ort,
Und geſchmückt mit Kränzen
Stand ein Jüngling dort.
Reinold mit Erſchrecken
Sah den Zauberſchein;
„Ha! Fällt, mich zu necken
Selbſt dem Teufel ein?“

„Drauf und dran!“ Verwegen
Nach dem Bild er hieb,
Das von ſeinem Degen
Unverwundet blieb.

Gleich dem Aal entwiſchte
Jener jedem Streich,
Reinolds Klinge ziſchte
Stets auf Aſt und Zweig.

Bis nach mancher Scharte
In den Flammberg gut,
Jener, der ihn narrte,
Lachend ſteht und ruht.
„Reinold!“ ruft er: „Vetter!
Kennſt mich nicht mehr? Wie?“
„„Wer — bei Blitz und Wetter?““ —
„Ich bin Malagis!“

„„Malagis, Du Treuer
Komm in meinen Arm!““
Reinold ruft's mit Feuer
Und umhalſt ihn warm.
„Rette meine Brüder!
O wie wächſt mein Muth!
Bajard ſchaffe wieder,
Dann iſt alles gut!“

XII.

„O Vetter, nun iſt alles gut!“
Rief Reinold, hoch erfreuet,
Der ſeinen Gram, wie ſeine Wuth
Belächelt und bereuet.
„Nicht wahr, Du hilfſt mir, mit Vergunſt,
Vermöge Deiner Zauberkunſt!“

„„Weil Du begabt ſo reichlich mich,
O vielgeliebter Vetter,
Will ich auch etwas thun für Dich
Als Deiner Brüder Retter.
Auch ſchaffen, muthiger Geſell,
Den Bajard wieder Dir zur Stell'.““

„„Nur muß nach meinem Willen ſich
Der ſtolze Held bequemen!““
„Gern, o Du Theurer, rede, ſprich,
Was ſoll ich unternehmen?
Hier iſt mein Arm, hier iſt mein Schwert,
Sie thun, was nur Dein Herz begehrt!“

„„Dein Schwert und Arm thun mir nicht Noth,
Wir führen andre Wehren.
Ich ſage Dir ein neu Gebot:
Du mußt zur Demuth kehren!“
So Malagis — ſchwingt ſchnell den Stock,
Held Reinold ſteht im Pilgerrock.

Er faßt den Helm des Ritters an,
Draus wird ein ſchäbig Hütchen
Wie Fortunatus einſt gewann,
Ob auch dem Uebermüth'gen
Der Reinold zürnt und ſeinem Schwank;
Der Zaubrer lachte ſich bald krank.

Er murmelt ein geheimes Wort,
Und Beide ſind veraltet,
Die Jugendblüthen ſind verdorrt,
Die Lebensgluth erkaltet.
Ihr Haar iſt Schnee, der Rücken krumm,
Als ruh' auf ihm ein Säkulum.

Dann ſchlichen ſie mit ſachtem Gang
Als arme Pilger weiter.
Sie keuchten ſchwer, ſie ruhten lang',
Da zeigten ſich vier Reiter,
Vier Mönche, ſtark und wohlbeleibt;
Der Zaubrer flüſtert: „Vetter, bleibt!“

„Mich drücken meine Sünden ſchwer,
Ich muß den Mönchen beichten.“
„„Geht Vetter, geht, ich lob' es ſehr,
Und mög' Euch Gnad' erleuchten.““
Und ächzend geht, und mühſam ſchleicht
Der ſchlaue Zaubrer hin zur Beicht.

„Gott grüß Euch, edle, fromme Herr'n,
Und geb' Euch Heil und Frieden!
Ein Pilgrim möchte beichten gern!“
„„Uns iſt nicht Zeit beſchieden!
Geht Alter, bis zur nächſten Stadt,
Dort beichtet Euch beim Pfarrer ſatt.““

„Ach weh und weh mir armen Mann,
So muß ich hier verderben!
Vier Byzantiner ſetzt ich dran,
Die wollt ihr nicht erwerben?“
Da rief ein Mönch: „Auditisne?
Hic Pilgris sunt pecuniae!“

Ein Zweiter ſprach: „Accipimus
Virorum Byzantinos!“
Ein Dritter rief. „Absolvimus
Hos pauperes divinos!“
Sie freuten ſich des Geldes baß,
Und ſprachen: Deo gratias!

Und wie die Beichte war vorbei
Der alte Pilger fragte:
Was Neues in Paris jetzt ſey?
Worauf ein Mönch ihm ſagte:
„Held Roland zeiget morgen ſich
Als Reiter Bajards öffentlich.“

„„Iſt Bajard dort? Und wißt Ihr nicht
Noch etwas mir zu melden?““
„Der Herr will ſitzen zu Gericht
Ueber drei gar kecke Helden,
Den Vierten thäten wir in Bann,
Weil ihn der Herr nicht henken kann.“

Da ſank der Schalk auf ſeine Knie,
Und flehte: „Habt Erbarmen,
Ihr Herren, ſteigt von Euerm Vieh,
Und betet mit mir Armen,
Daß mir die Beichte recht gedeihe!“
Die Mönche waren gleich bereit.

Und wie ſie knieten, da voll Trug
Erhob ſich jener wieder,
Nahm ſeinen Eiſenſtab, und ſchlug
Sie wild und grimmig nieder.
„Das für die Beicht', das für den Bann!“
Rief aus der ränkevolle Mann.

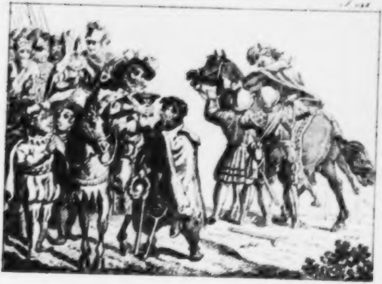
Und Reinold zürnend ruft: „O Gott
Was thaten Dir die Frommen?“
„„Sie ſollen““ jener ſpricht's voll Spott:
„„Recht bald zum Himmel kommen.
Sie mögen hier in Frieden ruh'n,
Um Keinen mehr in Bann zu thun!““

Und langſam weiter gingen ſie
Bis Abenddunkel ſchattet. —
Sie ruhten bis zum Morgen früh,
Scheinbar zum Tod ermattet.
Die Sonne ſtieg, ein Flammenſtern,
Da ſchauten ſie Paris von fern.

Auf einen Hügel Reinold trat
Blickt auf die Stadt hernieder.
„So grüß' ich Dich, nach Gottes Rath,
Nach langen Jahren wieder,
Du Stadt, einſt meiner Träume Welt!
Du Stadt, die meine Brüder hält!“

„O Vater, Mutter, Brüder mein,
Wie müßt ihr für mich büßen!
O trügen Lüfte doch hinein
Mein ſehnſuchtvolles Grüßen.
Auch Dich, mein Bajard, grüßet, ach,
Dein Herr — ein Pilgrim, alt und ſchwach!“ —

Dritter Sang.



Die nigromantie weiz ich gar
Der Aſtronomye nem ich an den ſternen war
Vind ich die Plamenye in rechter achte
So kann ich wol die warheit ſagen. —

Meiſter Klinſor.

Dritter Sang.

I.

Seht ihr dort am Stabe wanken
Jene Greiſe bleich und ſchwach?
Ein Geſunder führt den Kranken,
Seufzend ſelbſt manch tiefes Ach.

Blickt wohl ungerührt ein frohes
Heitres Herz den Jammer an?
Stöhnend auf ein Häuflein Strohes
Bettet ſich der arme Mann.

Auf der Brücke ſank er nieder,
Seine Blöße kaum bedeckt;
Hat die morſchen, ſtarren Glieder
Seufzend, mühſam hingeſtreckt.

Und der Andre ſorgt ſo treulich
Daß er ihn geſichert hält;
Solche Freundſchaft iſt erfreulich,
Und des Mitleids Gabe fällt. —

Aber ſeht, birgt nicht der Alte
Eines Kleinods lichten Strahl
Unter ſeines Mantels Falte?
Iſt es nicht ein Goldpokal? —

Horch! Sie kommen! Pauken ſchallen!
Horch! Poſaunen ſchmettern drein!
Seht ihr dort die Fahnen wallen?
Ja, das muß der König ſeyn!

Und zuſammen ſtrömt die Menge,
Und vorüber wogt der Troß,
Und im fürſtlichen Gepränge
Kommen Ritter hoch zu Roß.

Frauen auch im Prachtgeſchmeide,
Hehr und feſtlich angethan,
Glänzend in des Oſtens Seide,
Reiten nach dem Wieſenplan.

Eine Schaar von Edelknaben
Wandelt vor in bunter Pracht,
Und dann kommt der Herr, erhaben:
Aber einfach ſeine Tracht.

Roland ritt an ſeiner Linken,
Ihm zur Rechten ritt Turpin.
Bajard, ganz in Schmuckes Blinken
Scheint ein Etwas anzuziehn.

Denn er ſtutzt', und ſah zur Seite,
Und der Herrſcher blickte nach.
„Seht, die beiden alten Leute!“
Karl zum Waffenträger ſprach.

„Halten ſie nicht einen Becher?
Gülden blitzet her der Schein.
Scheint mir doch für ſolche Zecher
Nicht gefertiget zu ſeyn!“

Und es rief der König: „Saget,
Woher kommt Euch ſolch ein Schatz?
Dieſer Trinkknopf, den Ihr traget,
Fänd' auf Königtiſchen Platz!“

„Hoher Herr!“ ſo ſprach der graue
Schwache Greis: „Euch ſegne Gott!“
Karl nicht ahnet, daß der Schlaue
Ihn verhöhnt mit argem Spott.

„Dieſen Becher hat der Heiland
Einſt beim Liebesmahl geweiht;
Und es hat der Papſt ihn weiland
Meſſe leſend, benedeit.“

„Daß, wer aus der heilgen Schaale
Nur ein Schnittlein ſich erfleht,
Rein, wie beim Verſöhnungsmahle,
Aller Sünden ledig geht.“

Wie der Liſt'ge ſpricht, ſo neiget
Bajard Haupt und Knie von fern.
„Seht, Ehrfurcht das Thier bezeiget
Dem Geſegneten des Herrn!“

„Tief und immer tiefer beugt es
Sich!“ ruft Karl verwundrungvoll.
Aber Malagis verſcheucht es,
Daß es ſich nicht nahen ſoll.

„Gieb ein Schnittlein Deines Trankes
Zur Vergebung meiner Schuld,
Und Dir werde meines Dankes
Reicher Lohn und meine Huld!“

„„Nicht für mich, o Fürſt der Weiſen,
Fleh' ich Gaben oder Lohn!
Seht hier dieſen armen Greiſen,
Er iſt meiner Mutter Sohn!““

„„Blind und taub, ach, mußt' er werden,
Stumm dazu, der arme Mann.
Nur ein Mittel iſt auf Erden,
Das ihn wieder heilen kann.““

„„Herrſcher! Wenn er Bajard ritte
Würde Geneſung ihm im Nu.
Herr, gewährt Ihr dieſe Bitte
Sagen wir Euch Eure zu!““

Und der König nickt gewährend,
Trinkt von dem Entſühnungsquell.
Hoffnungsſchimmer zieht verklärend
Ueber Reinolds Wangen hell.

Auch die Ritter nah'n, die Knaben,
Jeder will mit frommen Sinn
Am Verſöhnungstrank ſich laben,
Und der Zaubrer reicht ihn hin.

Nur von Wein und ſtarken Würzen
War das Seelenbad gebraut,
In Verwirrung ſie zu ſtürzen,
Deſſen Kraft ſie fromm vertraut.

Und es führet ſchon ein Knappe
Bajard her am goldnen Band.
Laut und freudig wieh'rt der Rappe,
Als er nun vor Reinold ſtand.

II.

Laut wiehert das Roß, denn ſein Verſtand
Erkennt den Herrn im Pilgergewand.
Der Zaubrer bindet dem matten Greis
An ſeine Füße die Sporn mit Fleiß.

Sie heben aufs Roß den kranken Mann,
Der aber darauf nicht ſitzen kann.
Auf einer Seite beſteigt er's, ach,
Auf der andern fällt er herunter ſchwach.

Sein Bruder fleht: „O haltet ihn doch!
Er ſtirbt, er ſtirbt, fällt er öfter noch!“
Und Roland hält ihn, und wehrt dem Fall;
Verwundert blicken die Ritter All'.

Nun zu den Knechten der Alte ſpricht:
„Laßt den Bajard los und haltet ihn nicht!“
Und Malagis laut ſich wundert und ſchreit:
„Mein Bruder ſpricht wieder, die Kur gedeiht!“

„O Bruder, kannſt Du nun hören und ſehn?“
„„Ich hoffe mit Gott, es wird geſchehn!““
„Mirakel!“ jubeln die Ritter auf.
„Mirakel!“ donnerts im Volkeshauf.

Und wie ſie ſo jauchzen alt und jung,
Setzt Bajard an zum kühnſten Sprung,
Denn Reinold ſpornt ihn mit alter Kraft,
Da durchbricht er den Kreis der Ritterſchaft.

Er brauſt, wie der Nordſturm, über den Plan,
Mit Schrecken die Herren, die Knechte das ſah'n.
Und Malagis jammert und klagt gar ſehr:
„Mein Bruder, mein Bruder! O lebt ich nicht mehr!“

„Auf! Nach!“ ſo ſchallet des Königs Gebot:
„Und helft dem Pilgrim aus Angſt und Noth!“
Da ritten dem Bajard nach ſogleich
Die zwölf edelſten Herren im Frankenreich.

Sie reiten gar ſchnell, und reiten voll Haſt,
Es ſinken die keuchenden Roſſe faſt.
Und Reinold ſieht die verfolgende Schaar,
Doch fürchtet er nicht von den Edlen Gefahr.

Er wendet den Bajard, er zieht mit der Hand
Vom ſchimmernden Panzer das Pilgergewand.
Er iſt nun nicht mehr der gebrechliche Greis,
Sein goldhelles Haar iſt nicht mehr ſchneeweiß.

Und die Ritter ſtaunen; ſie glauben zu ſeh'n
Vor den Augen ein Wunder der mächtigen Feen,
Wohl kennen ſie Reinold, doch keiner gedenkt
Zu kränken den Mann, der den König gekränkt.

Sie grüßen gar freundlich den kühnen Dorbon,
Bis auf einen, und das war der junge Foukon.
Der rief: „Jetzt ergebt Euch, Ihr tückiſcher Mann,
An den Galgen mit Euch, da gehört Ihr dran!“

Da zuckte Herr Reinold den Flammberg voll Wuth,
Und ritt auf Foukon, und dort ſank er in Blut.
Und keiner der Edlen bewegte das Schwert
Zur Rache, denn Vorwitz iſt ſtrafenswerth.

Sie ritten ganz langſam, inmitten dem Zug
Ein Rothroß den Leichnam des Edelknechts trug.
Die Ritter, die zogen wohl über das Feld;
Nach Montalban wieder ritt Reinold, der Held.

III.

Nach Montalban geritten war Reinold wiederum.
Es kehrten die Verfolger zum Frankenkönig um;
Beriethen auf dem Wege, was ſie verkünden ſollten,
Und wie ſie wegen Reinold den Herrſcher täuſchen wollten.

Als ſie zum König kamen, grüßt' er die Ritter frei,
Und fragte voll Verwundrung, wo denn der Bajard ſey?
Da ſah er jenen Edlen tod auf dem Rothroß liegen,
Den Reinold keck erſchlagen, weil nicht ſein Mund geſchwiegen.

„Iſt das der kranke Pilgrim?“ der Herrſcher haſtig fragt:
„Der hat ſich auf den Bajard wohl allzukühn gewagt?“
„Nein!“ ſprach der große Roland: „Foukon iſt's, Euch zu ſagen,
Der Sohn des Rathes, mein König, und ich hab ihn erſchlagen.“

„Wir waren ſchon dem Bajard auf funfzig Schritte nah,
Doch unſer Auge nicht mehr den kranken Pilgrim ſah.
Da ſpornte ſein Roß auf jenes Foukon, und ſchwang den Degen.
Voraus eilt er uns allen, ſich Bajard nahend verwegen.“

„Er wollt' allein ihn fangen, auf Ehr' und Ruhm erpicht,
Drauf iſt er uns entgangen, lief in den Wald, ſo dicht.
Deß trug die Schuld der Junge, vor ſeines Schwertes Blitze
Entfloh das Roß, da ſchlug ich ihn todt in meiner Hitze.“

Es war wohl leid dem König der Tod des Edlen ſehr,
Doch der Verluſt des Bajard, der ſchmerzt' ihn noch vielmehr.
Auch ſchrie der Zaubrer Zeter: „O Bruder, Bruder mein!
Tod, tod! O Gott im Himmel! Tod wird mein Bruder ſeyn!“

„O Bruder, lieber Bruder! O weh und ewig weh!
Gott geb' Dir fröhlich' Urſtend! Will fahren über See!
Will beten für Deine Seele! O ſchlimmſter von meinen Tagen,
An dem wir armen Pilger auf dieſer Brücke lagen!“

Den edlen Herſcher jammert des alten Mannes Schmerz,
Er kannte nicht den Verkappten und nicht ſein falſches Herz;
Gebot, daß eine Gabe man ihm zur Wallfahrt reiche,
Und Malagis zog von dannen, ſich freuend ſeiner Streiche.

Und Alles wandte ſich wieder hinein in Stadt und Schloß:
Die Damen und die Ritter, die Knappen und der Troß.
Vereitelt war die Hoffnung, daß Roland Bajard ritte,
Den Bajard ritt ein Andrer, und führt ihn fort ins Weite. —

Und düſter ſtand der König in ſeinem Marmorhaus;
Es furchten Rachgedanken des Herrſchers Stirne kraus.

Er ſtand und ſchwieg, es ſchwiegen ringsum die Paladine,
Sie laſen finſtres Unheil in ſeiner trüben Miene.

Und horch, es klirren Feſſeln, und Männertritte nah'n,
Und bald den Grund des Unmuths die Ritter vor ſich ſahn.
Es zeigen drei Gefangne ſich den erſtaunten Blicken,
Gleich Dieben, ihre Hände gefeſſelt auf dem Rücken.

„Das ſind des Haimon Buben!“ voll Grimm der König ſpricht:
„Und laßt uns über ſie halten, Ihr Herren, nun Gericht.
Zu lange ſchon ward vertaget die Strafe, die gerechte;
Noch heute müſſen henken, ich ſchwör' es, dieſe Knechte!“

Da ſprach Turpin, der Weiſe: „Bedenkt, bevor ihr ſchwört,
Daß Ihr ein Urtel fället, grauſam und unerhört!
Wo ſind die Schöffen? Dürft Ihr ſie ſonder Rechtsſpruch richten?
Eure nahen Anverwandten? Eurer Schweſter Söhne? Mit Nichten!“

Und Karl: „Sie müſſen ſterben, ich will es, ſomit gut!
Noch immer ſchreit um Rache meines theuern Sohnes Blut!“
Der Biſchof rief: „Ihr Edlen, wer iſt's der ſagen kann
Gerecht ſey dieſes Urtheil? Er nenne ſich, der Mann!“

Foukon, der Alte, fühlet im Innern grimme Pein,
Er hatte heute verloren den einzigen Erben ſein.
Er hatte friſch im Herzen des Königs alten Gram,
Und neben dem Herrſcher ſtehend er raſch die Rede nahm:

„Des Königs Wort gebietet als Rechtsſpruch und Geſetz,
Er will, und es verſtummet ein jegliches Geſchwätz.
Wie kläng' es, wenn er ſagte: Geht hin, Ihr lieben Knaben,
Wir ſähen Euch gern am Galgen, doch der Pfarrer will's nicht haben!“

Das hatte kaum vernommen der Ritter Ogier,
Da ſchlug er ihn zu Boden, er athmete nicht mehr.
„Du willſt allein“ ſo rief er: „das Blut der Vettern ſehen?
Nimm das, und mög' es allen Verräthern alſo gehen!“

Doch heft'ger reizt den Herrſcher des alten Mannes Spott;
Er rief: „Sie ſterben noch heute, geſchworen ſey's bei Gott!“
Da ſchrie der Biſchoff zornvoll mit keckem Widerſtreben:
„Und geſchworen ſey's beim Heiland! Ihr laßt die Ritter leben!“

Der König hob die Hand auf, ſchlug nach Turpin im Zorn;
Der packt mit nerv'gen Händen den König am Halſe vorn.
Faſt hätt' er ihn, ganz Eifer und Flamme, ſelbſt gerichtet,
Hätten nicht die Paladine noch ſchnell den Streit geſchlichtet.

Der König donnert wüthend: „Setzt Ihr Euch gegen mich?
Gilt Euch die Mörderrotte, Herr Biſchoff, mehr als ich?
Laßt ſehen, wer, Euch gleichend, den Treuſchwur wird verletzen,
Und ſeines Königs Ehre frech aus den Augen ſetzen?“ —

Der Biſchoff rief: „Es trete zu mir, wer Bosheit haßt!
Wer Unſchuld gern vertheidigt, wenn Rachſucht ſie gefaßt!

Wer Ritterehre ſchirmet, und ſeine Blutsverwandten
Nicht will mit Schmach bedeckt ſeh'n, und Dieben gleich, in Banden!“

Da traten zu dem Biſchoff der wackre Haimerin,
Der treu'ſte Freund des Haimon; es traten zu Turpin
Die Tapferſten, die Beſten von des Königs Paladinen,
Der Schreck der Sarazenen, Held Roland, unter ihnen.

Auf Roland aber blickte der Herrſcher tief betrübt:
„O Roland, tapfrer Roland, wie hatt' ich Dich geliebt!
Wenn Alle weichen, glaubt' ich: und wenn Dich Alle haſſen,
Dein Roland wird Dir bleiben, der wird von Dir nicht laſſen!“

Und Roland ſprach: „Ich liebe Dich, hoher Herr, gar treu,
Und ſtehe Dir in Kämpfen auf Tod und Leben bei.
Nur ſollſt Du nicht entehren Dich ſelbſt; man ſoll nicht ſagen:
Karl hat ſeiner Schweſter Söhne, von Rach' erfüllt, erſchlagen!“

Da ſchwieg der Herrſcher lange und ſann der Rede nach.
Sein Auge blitzte gramvoll; er ſeufzte tief und ſprach:
„Und möcht' ich Euch willfahren, ſo ſind ſie doch verloren,
Ihr waret ſelbſt mir Zeugen: Ich hab's bei Gott beſchworen!“

„O!“ rief Turpin: „Betrübet drob Euch nicht allzuſehr!
Wir ſind das ſchon gewohnet, Ihr bracht der Eide mehr!“
„„Wann hätt' ich?““ — „Denkt des Schreibers! Ihr ſchwurt: Bei meiner Krone
Ich laß' ihn henken! — Dann machtet ihr ihn zum Schwiegerſohne!“

Und ſchweigend winkt der Herrſcher, die harte Feſſel fällt,
Die der Gefangnen Glieder in ſtarrer Ruhe hält.
Zwar führen wieder zum Kerker die Schergen die drei Brüder,
Doch der Sturm verweht, es ſtrahlen der Hoffnung Sterne wieder.

IV.

Der Hoffnungsſterne milder Schein
Fällt nach des Sturmes Wuth
In Deine Kerkernacht hinein,
Du tapfres Heldenblut.
Verzaget nicht, ihr Brüder treu,
Wie ſehr Gefahr auch droht.
Schon eilt der Retter Euch herbei,
Und hilft Euch aus der Noth.

Ein ſchwacher Greis, gebeugt vom Gram,
Ging auf die Wallfahrt aus,
In einen Knecht verwandelt kam
Er vor das Kerkerhaus.
Er ſpricht ein Wort, die Brücke fällt;
Es öffnet ſich das Thor;
Das macht: die mächt'ge Springwurz hält
Der Zauberer davor.

„Gegrüßt, gegrüßt zu Tauſendmal
Du Bruderkleeblatt mir!
Der Retter naht, der Vetter ſtahl
Sich ſtill herein zu Dir.

O Ritſart, Writſart, wie ſo bleich?
Mein Adelhart, ſo ſtumm?
Schlagt Bruderherzen freudenreich,
Die Zeit der Noth iſt um!“

„„Und iſt es wahr, und iſt's kein Traum,
Und biſt Du wirklich hier?
Und führſt uns in den ſel'gen Raum
Der Freiheit fort mit Dir?
O Herzensdank, o heißen Dank
Du Himmelsbote, Du!
O laß uns eilen frei und frank,
Der lieben Heimath zu!““

Und aus dem Kerker nun die Drei,
Mit ihrem Retter gehn,
An allen Wächtern ſtill vorbei,
Sie wandeln ungeſeh'n.
Es iſt, als wall' ein Nebeldunſt
Durchs Düſter hin der Nacht,
Das hat mit ſeiner Zauberkunſt
Der Malagis vollbracht.

Und auf der Brücke ſteht er ſtill:
„Hört, liebe Vettern, an!
Harrt hier ein wenig mein, ich will
Zum König jetzt hinan.

Faſt hätt' ich nicht gefragt den Herrn
Ob er mir auch erlaubt
Euch zu befrei'n, nicht kränk' ich gern
Solch ehrenwerthes Haupt!“

„„O Vetter, bleibt! O ſtürzt Euch nicht
Muthwillig in Gefahr!““
Doch wie noch Ritſart alſo ſpricht,
Er ſchon enteilet war.
Und wandelt durch den Königsſaal
Zum Schlafgemach des Herrn.
Drin dämmert einer Ampel Strahl
Gleich einem bleichen Stern.

Der König ſchläft. — In Locken quell
Um ihn das Silberhaar. —
Sein Schlummer, ach, iſt unruhvoll,
So wie ſein Leben war.
Und leiſe, leiſe näher geht
Der Zaubrer auf ihn zu.
Still, alles ſtill — kein Lüftchen weht,
Und ſtört des Helden Ruh.

Der Zaubrer ſieht den edlen Greis
Mit feſten Blicken an;
Und überm Haupte Kreis auf Kreis
Sein Finger magiſch ſpann.

Und nicht mehr wogt die Heldenbruſt
Tiefathmend, ach, und ſchwer.
Es ſpielt ein Lächeln unbewußt
Um Karols Lippen her.

Und flüſternd neigt ſich über ihn
Der Zauberer und ſpricht:
„Des Grafen Haimon Söhne flieh'n,
Du wehreſt es doch nicht?
Sie harren noch, die guten Herr'n,
Dir treuer, als Du glaubſt.
Sie wollen flieh'n, und wüßten gern
Ob Du das auch erlaubſt?“

Der König ſprach, vernehmlich kaum:
„Führ' ſie nur hin durchs Land!“
Es hatt' ihm einen holden Traum
Der Zauberer geſandt.
Der wandte wieder, ungeſeh'n,
Zum Schloß hinaus den Schritt,
Und nahm vom König Karl im Geh'n
Noch Schwert und Krone mit.

Es harrten ſein die Brüder bang,
Da kam er ſchon heran;
Und führte ſie gar ſchnellen Gang
Zur Veſte Montalban.

Es war, als hüb' ein Sturmesweh'n
Sie durch die Luft empor.
Sie dachten's kaum, da war's geſcheh'n,
Und ſtanden ſchon am Thor.

Und Freude war in Reinolds Haus,
Nach langer Trauerzeit.
Klariſſa richtet zu zum Schmaus
Voll Herzensfröhlichkeit.
Es war, als fiel ein Sonnenblick
Durch trübe Wolkennacht,
Es war, als ſey das alte Glück
Aus langem Schlaf erwacht. —

V.

Aus langem Schlaf erwachte der König,
Das Schwert war geſtohlen, die Krone war fort.
Er ging durch das Schloß, ging über die Höfe,
Und fragte nach ſeinen Gefangenen dort.

Noch lagen die Wächter im friedlichen Schlummer,
Die Thüre war offen, die Kammer war leer.
Die Wächter wurden mit Mühe nur munter,
Ihr Auge war trüb' und ihr Haupt war ſchwer.

„So war es kein Traum,“ der König ſich ſagte:
„So war der Verräther mir heute Nacht nah!
So war es kein Traum, daß Malagis fragte,
Ob ich es zufrieden? — Und ſagt' ich denn Ja?“ —

„Er hat mich behext mit böslichem Zauber,
Nun ſind ſie befreit, die mein Herz gehaßt.
Heut Nacht hab' ich ſie geſehen im Traume,
Da war wohl auch bei mir der böſe Gaſt?“ —

Es trat aus dem Zimmer der tapfre Roland,
Er grüßte den Herrſcher mit Reverenz.
Der wünſchte dem Zaubrer in Leib den Voland,
Und den Haimonskindern die Peſtilenz.

Es kamen noch viele der Paladine
In das Zimmer zu dem König herein;
Da wurde das alte Sprichwort verwirklicht,
Das ſagt: Es kommt kein Unglück allein!

Denn dort kam gelaufen ein junger Bote;
Der Bote lief hurtig, der Bote lief ſcharf.
Vor dem Frankenkönig der Odemloſe
Sich nieder auf ſeine Kniee warf.

„Was bringſt Du für Zeitung?“ ſo fragte der König.
„Gute Zeitung iſt lieb uns!“ Held Roland ſprach.
„„Meine Zeitung iſt ſchlimm, Herr König, und böſe,
Und ich bin gelaufen Nacht und Tag!““

„„Es läßt Euch Alfons den Gruß entbieten!
Er iſt in Gefahr und heftig bedroht.
Carſon, der Heidenkönig umziehet
Mit Kriegsvolk die Stadt und bringt uns Noth!““

„„Von Euch, Herr König, erflehet er Hülfe,
Sonſt muß er gänzlich zu Grunde gehn.
Der Krieger des Heidenheeres ſind viele,
Alfons kann ihnen nicht wiederſtehn!““

Da blickte der König auf ſeine Barone:
„Wer hilft dem treuen, dem guten Alfons?“
So ſprach der biedre, tapfre Roland:
„Ich helfe dem treuen, dem guten Alfons!“

Olivier ſprach: „Ich ſteh' Euch zur Seite,
Ihr ſollt nicht allein in den Heidenkrieg gehn.
Und Ogier ſprach: Ich will Euch geleiten!“
Und Roland bedankte ſich freundlich und ſchön.

Es ſprachen noch viele der Reichſten, der Beſten:
„Auch wir ſind zu folgen gar willig bereit.“
Sie brachten zuſammen viel tauſend Männer,
Und rüſteten ſich und zogen zum Streit.

Sie kamen mit Reitern, mit Fußvolk und Wagen,
Bald ſahen ſie Köln, die heilige Stadt.
Dort hatten die Heiden ein Lager geſchlagen,
Und hart ſie bedrängten die heilige Stadt.

Jetzt wurd' ein Getümmel im Lager vernommen,
Die Hörner tönten ſchaurig und laut,
Und näher die chriſtlichen Streiter kommen;
Jetzt Sarazenen, wehrt Euch der Haut!

Und nun entſtand ein grimmiges Streiten,
Da gab es gar manchen ſcharfen Hieb.
Es fochten die wilden Heiden verzweifelt,
Und Mancher von Chriſten und Heiden blieb.

Vor allem der „Schrecken der Sarazenen“
Gebrauchet Durandal, ſein gutes Schwert;
Das ſchadet dem Heidenvolke nicht wenig,
Denn jeder ſtürzt tod hin, auf den es fährt.

Die Ritter brachen nach allen Seiten
In der Sarazenen bräunliche Schaar.
Der König der Heiden ſah nicht erfreuet
Daß er ſich befand in großer Gefahr.

Er ritt auf Roland und wollt' ihn durchſtechen,
Doch an Rolands Panzer die Lanze zerſprang;
Da traf die Klinge des Grafen den Frechen,
Es war, o Carſon, Dein letzter Gang.

Laut heulten die Heiden in grimmiger Trauer;
Ihr König war todt, doch ſtritten ſie kühn.
Es hat die Schlacht noch lange gedauert,
Bis endlich die Heiden ſich wenden und fliehn.

Nun wurde mit Jubel der Einzug gehalten,
Weit öffnet Köln das verſchloßne Thor.
Mit Jauchzen begrüßen die Jungen und Alten
Die Helden, die Gott zu Rettern erkor.

Alfons empfing ſie mit Dank und mit Freude,
Er pflegte ſie willig, begabte ſie reich.
Er ehrte ſo hoch die Sieger der Heiden,
Als trüg' er von ihnen zu Lehen ſein Reich.

Nach vierzig Tagen ritten von dannen
Die wackern Kämpfer und wieder nach Haus.
Es rückten die Helfer, die reiſigen Mannen,
Aus Köln, der heiligen Stadt wieder aus.

Voll Freude ſieht kommen ſie Karl, der König,
Er läßt ſich erzählen vom Kampf und von Schlacht.
Er freut ſich der tapfern Thaten nicht wenig,
Und daß Roland den Carſon umgebracht.

Der ſprach: „O König, ich hätte noch länger
Zu Paaren getrieben den Heidentroß,
Hätt' ich nicht gehabt eine ſchlechte Mähre,
Hätt' ich nur gehabt ein beſſ'res Roß!“

„Und ich wollte die ganze Welt bezwingen,
Beſäß' ich ein Pferd nach meinem Sinn.“
Karl ſprach: „Und wüßt' ich ſolch Roß zu finden
Für Dich — gern gäb' ich die Krone hin!“ —

VI.

„Wer ſchafft mir das trefflichſte Roß im Reich,
Von edler Zucht entſtammt?
Wie Bajard groß und dem Bajard gleich!
Ihr Herren und Bürger insgeſammt!
Ich ſetze dafür die Krone zum Pfande!“
So läßt der König verkünden im Lande.

Die neue Kron', und wenn Wer ſie gewann
Im Rennen mit ſeinem Thier,
Da will er ſie löſen mit Golde dem Mann,
Und den vierfachen Werth ihm zahlen dafür.
Und will ihm für reichlichen Lohn abkaufen
Das Roß, das ſo tüchtig ſich zeiget im Laufen.

Das hört auch Reinold auf Montalban,
Der im Arm der Liebe geruht,
Und es kommt ihm ein ſtarkes Gelüſten an
Für ſich zu gewinnen das köſtliche Gut.
Denn Bajard findet nicht ſeinesgleichen;
Es bedarf nur des Vetters mit Zauberſtreichen.

Und Malagis bietet ihm willig die Hand,
Und gleich er auf Täuſchungen ſinnt.
Sie rüſten das Roß, ſie reiten durchs Land,
Und mancherlei Kunſtwerk der Zaubrer beginnt.
Vor allem ſorgt er für andre Geſtalten,
Faſt hätte man Beide für Knaben gehalten.

Auch übt er die Kunſt an Bajard mit Fleiß,
Dem ſtarken, herrlichem Thier.
Die ſchwarze Farbe wird blendend weiß,
Und Keiner erkennt mehr der Roſſe Zier.
So zogen ſie weiter und kamen zur Stelle,
Graf Reinold und mit ihm der liſt'ge Geſelle.

Und alle die Mannen erſtaunten gar ſehr
Wie den herrlichen Zelter ſie ſah'n.
Kein beſſ'res Roß iſt zu finden mehr
Als nur bei Reinold auf Montalban.
Wär' Bajard nicht ſchwarz, wir wollten beſchwören
Es müſſe das Roß dem Reinold gehören.

Die Rede gefiel nicht dem Zaubrer ſehr;
Und mit Salben und Säften beſtreicht
Er heimlich den Bajard, entſtellt ihn noch mehr,
Auf daß er ſich fürder nicht ſelber gleicht.
Er umlegt ihn den Schenkel mit magiſchen Binden.
Und läßt die kräftige Friſche verſchwinden.

Das ſahe der Wirth und zürnend ſchalt
Sein Mund den geſchäftigen Mann:
„Was verwandelſt Du des Thieres Geſtalt?
Was hat Dir das ſtattliche Roß gethan?
Ha, nun erkenn' ich Euch, will Euch verklagen,
Und daß Ihr da ſeyd, dem Könige ſagen!“

Kaum daß dem Wirth entfahren das Wort,
So blieb ihm zur Reue nicht Zeit,
Denn Reinolds Schwert ſtreckt ihn nieder ſofort,
Der ſtets zu blutiger That bereit.
Und es zogen die Beiden mit ihrem Roſſe
Hinauf zum Wettlauf nahe dem Schloſſe.

Sie ſahen des Volkes dichtes Gewühl
Um die Schranken wogen und ſtehn.
Die Krone hing prangend am fernen Ziel,
Als ein ſtrahlender Stern war ſie zu ſehn.
Und die Ritter hielten auf ſtattlichen Roſſen,
Den Preis zu gewinnen war jeder entſchloſſen.

Und donnernd jetzt das Gelächter des Hohns
Hinauf zu den Wolken erſchallt.
Es naht dem Kreiſe des Haimon-Sohns
In einen Bauer verkappte Geſtalt.
Auf hinkendem Roß, in ängſtlicher Eile,
Und es fliegen des Spottes ſpitzige Pfeile.

Doch ſchreit ein junger und kluger Knecht:
„Das Roß hier ſah ich wohl ſchon!
Und irr' ich mich nicht und ſeh' ich recht,
So ſitzt darauf Herr Reinold Dordon!“
Das höret Bajard und ſchlägt als Rächer
Mit dem Hinterhuf gleich an die Stirne den Sprecher.

Und Malagis löſet das magiſche Band,
Denn ſchon hat begonnen der Ritt;
Und Bajard ward wieder ſtark und gewandt,
Und, war er zurück um hundert Schritt,
So brauſt er jetzt fort in raſender Eile,
Nicht ſchneller gelangen zum Ziele die Pfeile.

Wohl ſtaunen die Ritter, wohl jubelt der Troß,
Wie der kräftige Renner ſich zeigt,
Wie bald mit dem Reiter ſein herrliches Roß
Das weithinleuchtende Ziel erreicht.
Wer hätte geahnet, daß Reinold Dordone
Vom König gewinne die köſtliche Krone? —

Und auf hoher Tribune der Herrſcher ſtand,
Der ſahe voll Freude das Roß.
Doch warum nicht bringt ihm der Sieger das Pfand? —
Wo die Seine brauſend vorüberfloß,
Da reitet er hin mit dem Thiere, dem ſchnellen,
Und ſtürzt ſich hinein in die ſchäumenden Wellen.

Und drüben harret der Zauberer ſchon
Mit liſtiglächelndem Blick.
„Und biſt Du der Sieger, und bringſt Du die Kron'?“
„„Dank ſey Dir, o Vetter, mir lachte das Glück!““
Verwundert die Ritter am Ufer ſtehen,
Und nun, wer die Krone gewonnen, ſehen.

Auch der Herrſcher eilet zum Ufer hin,
Und hinüber rufet er:
„Du haſt mich betrogen mit liſtigem Sinn,
Doch giebſt Du die Krone mir wieder her,
So will ich mit Golde Dich reichlich bedenken,
Und Ruhe Dir gönnen und Frieden Dir ſchenken!“

„„Mit Nichten, o Herr! Wer das Kleinod gewann,
Dem ziemt es weit eher, als Dir.
Denn Du biſt ja geworden ein Handelsmann!
Fürwahr, der Roßtäuſcher Muſter und Zier!““
Aufs Haupt ſetzt Reinold die Krone dem Renner,
Und es lachten im Volk ſo Weiber als Männer.

„O, gieb mir die Kron', und mit Würden und Amt
Belohn' und belehn' ich Dich reich!
Auch Deine Brüder, Euch insgeſammt,
Und man ſoll Euch halten den Edelſten gleich!
Und ich will mich fürder an Euch nicht rächen!“
Vergebens, o König, war all' Dein Verſprechen.

Schnell ſind die Ritter von dannen gejagt,
Und der König den Seinen gebeut,
Zu verfolgen die Beiden, die fliehen verzagt,
Denn tief iſt der Strom und die Brücke gar weit.
Auch fürchten ſie mehr noch, als Schwerter und Wellen,
Die tückiſchen Ränke des Zaubergeſellen. —

Wie freuten ſich Reinolds Brüder ſo ſehr,
Als nun er mit Malagis kam.
Der König aber erſeufzte ſchwer,
Das Herz voll Grolles und bitterer Schaam.
Die zweite Krone nun jener ſchon raubte,
Die der Herrſcher getragen auf heiligem Haupte.

VII.

Auf dem heil'gen Haupt des greiſen
Heldenherrſchers ſtrahlet rein
Perlenglanz und Goldesgleiſſen,
Ueber ſeinem ſilberweißen
Haar der neuen Krone Schein.
Wieder war der Lenz erſchienen,
Wieder zogen Boten aus,
Ladend in das Königshaus
Alle, die dem Mächt'gen dienen,
Zu Turnier und Feſt und Schmaus.

In der Zahl der edlen Gäſte,
Die gefolgt dem Ladungwort,
Die gekommen zu dem Feſte,
Fehlten nicht des Landes Beſte,
Waren froh verſammelt dort.
Und der Nächſte war dem Throne
Einer, den die Sage prieß,
Der ſich edel einſt erwieß.
Ivo war's, von Tarrakone,
Welchen Karl willkommen hieß.

Das Verſchulden war geſühnet,
Das er gegen Karl beging,
Einſtens, als er ſich erkühnet
Und dem Haimonsſohn gedienet,
Ihn als Tochtermann umfing.
Aber ach, es war vergeſſen
Auch der Brüder Heldenthat,
Wie ſie ſchirmten ſeinen Staat,
Und er ſpinnt, vom Geiz beſeſſen,
Niedern, tückiſchen Verrath.

Goldes viel und reiche Lohnung
Bot der König mit Bedacht,
Wenn Herr Ivo ſonder Schonung
Ueberließe' in ſeine Wohnung
Jener Brüder Heldenmacht.
Er gelobt, es zu vollbringen,
Was mit einem Kuß beſchwört
Der Verräther, unerhört,
In der Habſucht niedern Schlingen
Und vom Goldesglanz bethört.

Heim vom Jagen ziehn die Ritter,
Und ein Kummer übermannt
Plötzlich Reinold, ſchwer und bitter,
Ahneſt Du das Ungewitter,
Das der Schwäher Dir geſandt?

Ahnungsſtimmen trüber Tage
Werden laut in ſeiner Bruſt,
Und er ſeufzet unbewußt;
Und es forſcht der Brüder Frage:
„Was verſcheuchet Dir die Luſt?“

„„Iſt mir doch, als woll' es enden!
Meine Kräfte ſchwinden hin.
Will der Herr den Tod mir ſenden?
Wohl, ich bin in ſeinen Händen
Allenthalben, wo ich bin. —
Ha! Was ſeh' ich? Herr der Himmel!
Brüder, hebt den Blick hinan!
Brüder! Schaut nach Montalban!
Auf den Mauern, welch Gewimmel!
O wer hat mir das gethan?““

Sieh, da kommt Riant, der Treue,
Schnellen Laufs des Wegs daher;
„Brächt' er doch, was uns erfreue,
Wäre, was er bringt, die neue,
Doch auch eine gute Mähr!“
„„Frohes hab' ich Euch zu melden!
Frau Klariſſa grüßt Euch ſchön!
Möchtet nicht in Sorgen ſtehn,
Denn ihr Vater kam, die Helden
Will er einmal wiederſehn.““

Und die Sorgenbilder ſchwanden;
Reinold ſprengt voran in Haſt,
Und den theuern Anverwandten,
Durch der Liebe Doppelbanden,
Hält er ſtürmiſchfroh umfaßt.
Aber Ivo wehrt dem Drange,
Wehrt des Reinold Sohneskuß
Und der Freundſchaft warmen Gruß.
„Laß mich“ — ſpricht aus ihm die Schlange:
„Denn ich leide ſehr am Fluß.“

Und er ſpricht mit falſcher Rede:
„Euch zum Heile bin ich hier.
Enden ſoll die blut'ge Fehde,
Jede Schuld geſühnt ſeyn, jede
Unthat zwiſchen Karl und Dir!“
Reinold hat — der jetzt dem Frieden
Endlich ſich entgegenſehnt —
Nicht den Antrag abgelehnt,
Doch es war ihm nicht beſchieden,
Was er ſchon ſein eigen wähnt.

„Tauſend Mannen ſollen reiten
Mit mir zu dem alten Herrn;
Sollen mich zu Karl begleiten,
Will an ihrer Spitze ſtreiten,
Sieht man nicht mein Kommen gern.“ —

„„Alſo nicht iſt es bedungen!““
Der Verräther Ivo ſpricht:
„Wahrlich Eidam, alſo nicht!
Karl begehrt Demüthigungen,
Nicht ein Heer das Euch verficht.

Reinold hört's mit trübem Sinnen,
Seinem Geiſte ward nicht klar,
Daß ein ſchändliches Beginnen,
Schnöden Mammon zu gewinnen,
Daß Verrath im Spiele war.
„Will's mit meinem Weib beſprechen,
Auch die lieben Brüder mein,
Sollen mit im Rathe ſeyn!“
Und Erbangen faßt den Frechen;
Reinold geht, — er ſteht allein.

Weinend küßte Reinolds Wangen
Sein ſo treu geliebtes Weib.
Und im tödlichen Erbangen
Hält ſie liebend ihn umfangen,
Unter Thränen fleht ſie: „Bleib!
Bleib! Mir ahnen ſchwere Stunden!“
„„O was hegſt Du doch für Harm?
Scheuche Deiner Sorgen Schwarm!““
Und er hat ſich losgewunden
Aus der treuen Gattin Arm.

„Reinold bleib!“ Sie fleht's auf's Neue:
„Ziehe nicht nach Falkalon!
Bei des Himmels ew'ger Bläue,
Kommen wird Dir ſonſt die Reue!
Bleibe hier, o bleib Dordon!“
Und ſie faßt der Liebe Pfänder,
Ihre Knaben faſſet ſie;
Wirft ſich nieder auf die Knie'.
„Laß Dich halten dieſe Bänder,
Oder tödte mich und die!“

„O mein Reinold ſey gewarnet!“
„„Weib, Dir träumet von Gefahr!““
„Nein, Verrath hält Dich umgarnet!“
„„Iſt's Klariſſa, die mich warnet
Vor dem eignen Vater gar?
Warum ſollt' er mich verrathen?
War ich doch ihm immer treu,
Stand dereinſt ihm tapfer bei,
Häuft' ihm Geld durch kühne Thaten!
Weiche, Weib, und laß mich frei!““

Wie nach Ivos falſchem Willen
Nun die Brüder ſind bereit,
Ruft Klariſſa ganz im Stillen
Ritſart, der ſie ſieht enthüllen
Ihm vier Schwerter, kurz und breit.

„Nehmt für Euch und meinen Gatten
Dieſe Schwerter, ſcharf und gut.
Röthet ſie mit Feindesblut.
Nie mög' Euer Arm ermatten,
Wenn ihr dieſe führt mit Muth!“

Aus der Veſte ſichern Mauern
Ziehen nun die Brüder fort;
Allzumal im ſtillen Trauern;
Und die Feinde ſteh'n und lauern
Schon im nahen Walde dort.
Ihre guten treuen Roſſe,
Ihrer Rüſtung ſtolze Pracht,
Alles ließen unbedacht
Haimons Kinder in dem Schloſſe,
Leicht und ſchön war ihre Tracht.

Jeden ſieht man auf dem Rücken
Eines Saumthier's fürder zieh'n.
Aber Scharlachmäntel ſchmücken
Ihren Leib, beſetzt mit Stücken
Von dem ſeltnen Hermelin.
Weiße Roſen in den Händen
Tragen ſie, der Sühne Bild.
Friede ſoll nun walten mild,
Und der Hader ſoll ſich enden,
Ruhen ſollen Schwert und Schild.

VIII.

Es ſollen Schwert und Schilde mit Helmen nun,
Und Panzer, Lanzen, Hämmer im Frieden ruh'n.
Dort kommen ſie geritten, die Heldenbrüder,
Dem armen Land zu bringen den Frieden wieder.

Der Morgen blickt im Oſten erwachend auf,
O ſchaut doch, Haimonskinder, zum Himmel auf!
Ihr zeiget weiße Roſen, der Himmel rothe,
Das könnte Blut bedeuten, ſchickt Euch zum Tode!

Des Unheils Saaten reifen für Euch nun bald;
Es harren ſchon die Feinde dort in dem Wald.
Doch Reinold, nimmer ahnend ſolch tückiſch Walten
Will durch ein Lied den Brüdern den Muth erhalten.

„Willkommen, o willkommen, Du Morgenſtrahl!
Willkommen, o willkommen, Du grünes Thal!
Willkommen Tag der Freude, Du Tag der Sieger!
Der ſchönſte Sieg iſt heute, dann ruht der Krieger!“

„So hell, wie dort der Morgen — blickt himmelwärts!
So hell und frei von Sorgen ſey's uns um's Herz.
Nicht mehr wird Kriegeswüthen das Land durchtoben,
Uns wird mit Friedensblüthen der Kranz durchwoben!“

So ſang der junge Kriegsheld, doch Adelhart:
„Du ſingſt, uns iſt im Buſen das Herz erſtarrt.
Du ſingſt, und weinen möchten wir, Deine Brüder;
O hätten wir doch Waffen, ſtatt Deiner Lieder!“

Und kaum, daß ſeinem Munde das Wort entfloß,
Da wimmelt aus dem Walde des Heeres Troß,
Da ſtürzen tauſend Mannen, voll Grimm im Blicke
Hervor, und klar wird Reinold des Ivo Tücke.

Und eh der Ueberraſchte ſich nur beſann,
Da kommt Foukon geritten, der falſche Mann,
Der wirft den tapfern Reinold mit ſtarkem Speere
Herab von ſeinem Saumthier, doch ſonder Ehre.

Und Ritſart bringt die Schwerter jetzt ſchnell heran:
„Hier, Brüder, hier ſind Waffen! Nun drauf und dran!
Hier Reinold iſt Dein Flammberg, die gute Klinge,
Jetzt laßt uns wacker ſtreiten, ſeyd guter Dinge!“

Wie Reinold, der Gefallne, ſein Schwert erblickt,
Da hebt er ſich vom Boden, umher er blickt.
Es war, als wenn den Tiefen entſtieg' ein Hüne,
So furchtbardrohend blickte Reinold, der Kühne.

Und ob um ſie geſtellt war der Feinde Schwarm,
Den eh'rnen Ring zerſprengte der Brüder Arm.

So hatte man die Viere nie kämpfen ſehen;
Es waren ſolche Thaten noch nie geſchehen.

Von Feindesleichen häuft ſich rund um ein Wall;
Es klagen jene Mannen der Beſten Fall.
Die Haimons-Söhne ſtehen, ob ſchwach bewehret,
Gleich einem Thurm aus Erzguß, und unverſehret.

Und nicht im wilden Streiten ermatten ſie,
Sie kämpfen bis zum Abend vom Morgen früh.
Sie kleiden ſich in Panzer von todten Feinden,
Auf Feindes Roſſe ſpringen die Treuvereinten.

Und wie die Nacht dem Morden nun Einhalt thut,
Da wacht ein Paar der Brüder, das Zweite ruht.
Und wie ſie vor getheilet, ſo Schreck als Kummer,
So theilten ſie getreulich nun auch den Schlummer. —

Drauf, wie der Morgen grauet, erneuet ſich
Das wilde Kampfgetümmel gar grimmiglich.
Von Schwertern und von Speeren ein arg Gelärme,
Und um die Brüder toben der Feinde Schwärme.

Da fällt das Roß des Writſart und Writſart ſinkt;
Er wird mit wildem Jauchzen vom Feind umringt.
Eh einer noch der Brüder den Fall gewahret,
Iſt Writſart ſchon gefangen und dicht umſchaaret.

Und Adelhart voll Schrecken den Bruder mißt.
„Hört an! Hört an! Weiß Keiner wo Weitfart iſt?“
Und ihre Blicke ſpähen, und Ritfart: „Sehet!
Dort aus dem dichten Haufen ſein Helmbuſch wehet!“

Da ſchwinget Reinold zornvoll des Schwertes Glanz,
Da bricht er durch die Schaaren, ein Teufel ganz.
Sein Auge ſprühet Flammen, im bleichen Schrecken
Giebt Raum der Feind und ſucht ſich durch Flucht zu decken.

So war der Bruder wieder, der Weitfart frei,
Und ſteht nun wieder wacker den Andern bei;
Da ſchlüpft ein Ruf des Schmerzes aus Ritfarts Munde,
Ihm klafft von einem Wurfſpeer die tiefe Wunde.

Und immer mehr verſtärkt ſich der Feinde Schaar,
Das nehmen mit Entſetzen die Brüder wahr.
Ob ſie dem Feind auch häufen die Zahl der Leichen,
Der Hyder wachſen Köpfe, ſie müſſen weichen.

IX.

Sie müſſen weichen; ach, der Feinde Heer
Wogt immer näher, dräuender heran.
So tobt um's Schiff, einſam auf wildem Meer,
Mit Wuthgebrüll ein donnernder Orkan.

Ein Bergesgipfel hob ſich hoch und ſteil,
Der den Bedrängten eine Zuflucht bot;
Sie klimmen kämpfend dort hinauf in Eil,
Und mühſam nur entkommen ſie der Noth.

Nun aber rollt des Reinold Rieſenkraft
Die Marmormaſſen nieder auf den Troß.
Wie Donner praſſelt's, und dahingerafft
Wird, was ſie treffen, beide, Mann und Roß.

Und durch die Lüfte wirft der Brüder Arm
Im Bogen hoch geſchwungen Stein auf Stein.
Und zagend weichen muß der Feinde Schwarm,
Muß weichen, oder muß des Todes ſeyn.

Doch ob ſie fliehen aus des Wurfs Bereich,
Und ob ſie fürder nicht den Brüdern droh'n,
Sie weichen nicht vom Marmorberg zugleich,
Sie ſtehen ſicher, doch nicht weit davon.

Die Brüder lagen oben im Gebet,
Ermattet war der Arm, gelähmt die Hand.
Nur Reinold iſt's allein, der kräftig ſteht,
Der noch vermag zu leiſten Widerſtand. —

Ein Jüngling aber ſtand auf Montalban,
Der Zauberlehrling war's des Malagis,
Der blickte ſtill zum Firmament hinan,
Der Sternſchrift kundig macht' ihn die Magie.

Der Brüder Sternbild ſtand im Nebel bleich,
Und ſeitwärts drohet ein Kometenſtern;
Drauf eilt der Jüngling von der Warte gleich
Herab in's Schloß, und kündet's ſeinem Herrn.

Der ſaß am Heerd; der Brüder Heimkehr glaubt
Er zu vernehmen aus des Lehrlings Mund,
Doch allen Muthes wird ſein Herz beraubt,
Als er vernimmt die trauervolle Kund'.

Und haſtig ſpringt' er auf von ſeinem Mahl,
Nur ein Gedank' erfüllt ihn: Jener Noth.
Die Knechte ruft er in den Waffen-Saal,
Und ſchnell ſich wappnen heißt ſie ſein Gebot.

Dann wollt' er ſich auf Bajard ſchwingen, doch
Es war dem Roß der Zauberer verhaßt,
Weil er es jüngſt entſtellt, deß dacht' es noch
Und ſchlug, und wiehert', und zerriß ihn faſt.

Darüber wurde Malagis betrübt.
„Willſt Du nicht retten helfen Deinen Herrn,
Der jetzt in Noth iſt, der ſo ſehr Dich liebt?“
Kaum ſprach er's, ſo gehorchte Bajard gern. —

Der Morgen kam, die Brüder wachten ſchon,
Den armen Ritſart drückt der Wunde Quaal.
Der Feinde Schlachtruf, ihrer Hörner Ton
Drang drohend zu dem Berg hinauf vom Thal

Und aller Muth entſchwindet mehr und mehr,
Und trübes Schweigen herrſcht im Bruderkreis.
Iſt Euer Heldenherz ſo hoffnungleer?
Und ſoll hier welken Euer Lorbeerreis?

„Seht! Bajard!“ jubelt Reinold hoch entzückt;
„Der Vetter kommt!“ — „„O, hebt mich in die Höh!““
Der Wunde fleht; ſie heben ihn beglückt
Empor — er ſieht — da ſchwindet all' ſein Weh.

Und nun erneut ſich blutig das Gefecht,
Die Brüder ſtreiten wieder, hoffnungkühn.
Und von den Feinden färben Herr und Knecht
Mit ihrem Blut der Erde friſches Grün.

Die Brüder waren ihrer Rettung froh;
Sie prieſen Gott, und dankten Malagis.
Der falſche König in ein Kloſter floh,
Dem ſein Verrath am Sohn ſo ſchlecht gedieh.

Und ſchwere Rache ſchwur ihm Reinold laut,
Und wandte wieder ſich nach Montalban.
Hätt' er geahnet, als er das erbaut,
Die That, von Ivo jetzt an ihm gethan?

Und Roland grollt dem niedrigen Verrath,
Der auch dem König nun ſein Wort nicht hält.
Und henken will er ihn für dieſe That,
Weshalb er ſchon das Kloſter überfällt.

Doch ſeiner Drohung ſchlimme Kunde ging
Vor der Erfüllung her; im Kloſter drang
Sie bald zum König, der ſie bleich empfing,
Und nahen ſahe ſeinen Untergang.

Da ſchrieb er Reinold, bat demüthiglich
Ihn um Vergebung, o der falſche Wicht!
„O theurer Eidam, rette, rette mich!“
So ſchrieb er, aber Reinold wollte nicht.

Doch für den Vater nun Klariſſa fleht,
Es fallen Thränen ſchwer auf's Heldenherz.
Bis er erweicht von ihren Bitten ſteht;
Ja, Frauenzähren brechen Stahl und Erz.

Und Reinold reitet zu dem Kloſter hin,
Dort zittert Ivo vor dem Galgen ſchon;
Da hebt er auf des Bajard Rücken ihn,
Und ſprengt mit dem windſchnellen Roß davon.

Roland, erbittert, jaget Reinold nach,
Doch bleibt ſein Roß zurück, gar weit, gar weit;
Denn Bajard einzuholen iſt's zu ſchwach,
Drauf fordert Roland Reinold aus zum Streit.

Wie der geſichert hat den falſchen Mann,
Ihm übergeben ſeiner Tochter Hut,
Da reitet er zum Kampf aus Montalban;
Klariſſa banget vor des Roland Wuth.

Sie reiten auf einander — ſchrecklich kracht
Der Lanzenſtoß an ihrer Körper Wucht.
Die Speere ſplittern, aber Reinold lacht,
Wie Roland unter'm Roß dem Schickſal flucht.

Und als er ſich emporgerafft und ſtöhnt,
Des Fall's ſich ſchämend, er, der nimmer wich,
Da haben ſich die Helden gern verſöhnt
Und ſich umfangen lieb und brüderlich.

Zurück zur Heimath Reinold ſucht die Bahn;
Zur Wallfahrt rüſtet ſich Graf Roland ſchnell.
Dort reitet Reinold hin nach Montalban;
Dort reitet Roland hin nach Compoſtell. —

X.

Held Roland kam von Compoſtell,
Durch einen Wald er ritt.
„Halt!“ ruft er plötzlich: „Halt, Geſell!“
Und treibt des Roſſes Schritt.
Im Wald der junge Ritſart jagt,
Er hört den Ruf, und unverzagt
Iſt er dem Reiter ſtill geſtanden,
Doch bang erkennt er jetzt Rolanden.

„Ergieb Dich!“ ruft der Heidenſchreck,
Und ſchwingt ſein Durandal.
Zwar will ſich Ritſart wehren keck,
Doch fliegt ihm weg der Stahl.
Des Roland Arm zu wiederſteh'n,
Von Reinold konnt' es nur geſcheh'n,
Sonſt war kein Held im Frankenreiche,
Der rühmte, daß ihn Roland weiche.

Gefangen führt er Ritſart fort
Zum König nach Paris.
Der Zaubrer aber war ſchon dort,
Der's Reinold künden ließ.

Er ſelbſt, den Vetter zu befrei'n,
Zog als ein armer Pilgrim ein;
Mit lahmen Fuß, und hinkt' an Krücken,
Abſchreckend war's, ihn anzublicken.

Und als er zu dem König kam,
Er kläglich fleht und ächzt,
Erzählend ſeinen tiefen Gram,
Nach Speiſ' und Trank er lechzt,
Nahm Karl den Scepterſtab und ſchlug
Im Zorn nach ihm, er ahn'te Trug.
„Der Teufel ſoll den Pilgern trauen!
Schafft aus den Augen mir den Grauen!“

Da weinte jener bitterlich.
Schon reut dem Herrn ſein Zorn;
Er ſprach; „Komm Pilgrim, ſetze Dich
Hier an die Tafel vorn.“
Und eilig müſſen Speiſ' und Trank
Steh'n vor dem Pilger alt und krank.
Der greiſe Held, die Schuld zu ſühnen
Eilt ſelbſt, demüthig ihm zu dienen.

Kaum daß der Schalk dem Lachen wehrt,
Als Karl ihn ſelber ſpeiſt.
Mit kerngeſundem Leib verzehrt
Die Speiſen er zumeiſt.

Doch ſtets auf Tücke geht ſein Sinn,
Als Karl den beſten Biſſen hin
Ihm reicht und ſchiebt in ſeinen Gaumen,
Beißt er ihn wüthend in den Daumen.

„Biſt Du denn toll, Du grober Wicht?
Friß mir die Finger gar!“
„„Ach Herr verzeiht! Ich wußte nicht
Daß's Euer Daumen war.
Ich faſtete ſeit langer Zeit,
Entſchuldigt meine Gierigkeit!
Ich that's, beim Himmel, nicht mit Willen!““
Er ſprach's und lachte fein im Stillen.

Und als er ſo noch ſaß beim Mahl
Und neue Ränke ſpann,
Da trat Graf Roland in den Saal
Mit dem gefangnen Mann.
Deß freut ſich Karl, von Rach' entflammt.
„Laßt henken, was vom Haimon ſtammt!“
So rief er zornig aus, der Alte,
Und zog die Stirn in manche Falte.

Doch ob er noch ſo grimmig droht,
Und ſäh' ihn gern gehenkt,
Wer ſoll vollziehen das Gebot,
Das die Genoſſen kränkt?

Der alte Herrſcher forſcht mit Fleiß
Nach dem Vollſtrecker in dem Kreis.
Und Ripo leiſtet das Verſprechen,
Wenn Keiner es an ihm will rächen.

Doch Ogier leiſtet nicht den Schwur,
„Nicht heut,“ ruft er, „und nie!“
Und Ritſart flüſtert: „Laßt ihn nur!
Dort ſeh' ich Malagis;
Den Zaubrer, liſtig und gewandt,
Der löſet mir das Eiſenband.
Mir darf nicht vor dem Tode grauen,
Läßt Karl auch ſchon den Galgen bauen.“

Und wie der Herr den Tag beſtimmt,
Schleicht Malagis hinaus.
Und durch die Luft den Weg er nimmt,
Nach Reinolds Felſenhaus.
Sagt ihm, was er gehört, gethan.
Sie reiten dann von Montalban,
Bis ſie vom ſchnellen Ritt ermatten,
Und harren in des Waldes Schatten.

Dem Hochgericht naht ſchon der Zug
Mit Ritſart. — Reinold ſchlief.
Nur Bajard wachte, ſchnaubt' und ſchlug;
Und Ritſart ſeufzte tief.

Ihn zwingt der tückiſche Genoß,
Emporzuſteigen Sproß auf Sproß;
Durch Bajard aus dem Schlaf geſchrecket,
Reinold des Bruders Noth entdecket.

Und aus dem Wald er wüthend rennt,
Gefolgt von Malagis
Den Kreis der Söldner raſch zertrennt
Und feig entfliehen die.
Auch Ripo wäre gern gefloh'n,
Doch Reinolds Fauſt ergreift ihn ſchon,
Und knüpft ihn auf am ſelben Strange,
Der Ritſart zugedacht nicht lange.

Der zog des Ripo Rüſtung an,
Und ſtieg auf Ripos Roß.
Er ritt den Seinen weit voran
Stracks nach dem Königsſchloß.
Karl ſtand und blickte nach dem Plan,
Da ſah er einen Reiter nahn,
In dem er Ripo gleich erkannte,
Und glaubt, nun hänge der Verwandte.

XI.

Karl ſchon wähnet das Urtheil vollzogen;
Aber er war auf's Neue betrogen.
Ogier zürnet Ripo dem Frechen,
Will mit ihm eine Lanze brechen.

Reitet hurtig dem Feind entgegen,
Siehe, da nahet Ritſart verwegen.
Ritſart reitet über die Haide
In dem Gerichteten Eiſenkleide.

Ogier fällt ihn an mit Streichen;
Aber plötzlich ſieht man ihn weichen.
Er erkennt den werthen Verwandten,
Freut ſich, daß er zerſprengt die Banden.

Karl kommt auch ſchon näher geritten,
Zu verwehren, daß jene ſtritten.
„Grüß Dich mein Ripo, dankbar gedenken
Will ich Dir immer des Ritſart Henken!“

Alſo der König ruft im Wahne.
„Ripo ſuch' auf dem Galgenplane,
Dem ich habe das Handwerk geſegnet!“
Ritſart in Ripos Rüſtung entgegnet.

Und mit ſeinem tüchtigen Speere
Wirft er den König herab von der Mähre.
Ritter nahen von allen Seiten,
Und es entſteht ein gewaltiges Streiten.

Aber mitten im Kampfeswogen
Fühlt ſich der König emporgezogen;
Reinold war's, der grimmig ihn packte,
Warf ihn auf's reiſige Roß, das nackte.

Sprengte von dannen, wie Sturmeswehen.
Aber da muß er mit Trauer ſehen,
Wie die Brüder, von Feinden umgeben,
Kaum noch ſchirmen das eigne Leben.

Hunderte wollen den Bajard ereilen,
Aber entgegen den Lanzen und Pfeilen
Wendet Reinold den ſchnaubenden Renner;
Stürzt ſich unter die Schwerter der Männer.

Wirft den König herunter vom Pferde,
Bettet ihn hart auf der grünen Erde.
Fällt auf die Krieger, wie Hagelwetter,
Bis er geworden der Brüder Retter.

Und die Krieger verzagen Alle,
Leblos liegt der König vom Falle.
Wie ſie beſorgt ihn rings umgeben,
Kehrt ſein Bewußtſeyn wieder ins Leben.

Aber die Brüder, entriſſen dem Streite,
Eilen vom Kampfplatz, ſuchen das Weite.
Ob auch die Feinde Verfolgung begonnen,
Alle ſind fernerem Unheil entronnen.

Montalban, ragend mit Mauern und Thürmen,
Kann ſie beſchützen, kann ſie beſchirmen.
Und nach Montalban ſind ſie geritten,
Malagis reitet in ihrer Mitten.

Er, der immer auf Liſten Sinnende,
Er, der immer nur Ränke Spinnende,
Iſt nicht lang' in der Burg zu ſchauen,
Streift umher in Wäldern und Auen.

XII.

Es ſtreift in Wald und Auen
Der Zauberer umher.
Oliviers Augen ſchauen
Ihn einſt von ohngefähr.
Er kroch an eines Berges Rand,
Sich Zauberkräuter ſuchend,
Als ihn der Ritter fand.

Da ritt Olivier ſachte
Herab zum Thalesgrund;
Ganz nah dem Zaubrer, machte
Er ſein Erſcheinen kund:

„Steh' ſtill, Du trugerfüllter Mann
Daß ich Dich zu dem König
Gefangen führen kann!“

Doch war nicht gleich zur Folge
Der Malagis bereit.
Er griff nach ſeinem Dolche
Im Gürtel ſcharf und breit.
Olivier aber ſchlug gewandt,
Ihm aus der Hand die Waffe,
So daß er wehrlos ſtand.

„Ich gebe mich gefangen!“
Sprach wild der Nekromant.
Es war auf ſeinen Wangen
Des Zornes Gluth entbrannt;
Unwillig weicht er der Gewalt. —
Olivier führt den Zaubrer
Zu des Königs Aufenthalt.

Der ſah ihn fröhlich nahen
Und rief voll Freude: „Wie?
Gelang Dir's, den zu fahen?
Den argen Malagis?
Nun Zaubrer, willſt Du Beichte gehn? —
Ich will Dich, Du Verräther,
Noch heute henken ſehn!“

„Vortrefflichſter Herr König!“
Spricht Malagis voll Liſt:
„Verſchiebt es noch ein wenig!
Nur eine kleine Friſt!
Bis morgen nur, dann würge mich
Der Strick; ich will nicht fliehen
Dafür verbürg' ich mich!“

„„Nein, heut noch mußt Du hangen!““
Der König rief es laut:
„Als Ritſart war gefangen,
Da hatt' ich Dir vertraut.
Ich fühlte ſchmerzlich Deinen Zahn,
Und Ritſart iſt entwichen
Durch Dich nach Montalban!“

„„Ich werde nicht mehr beiſſen
Und Dich betrügen nie.
Ach! Bald wird's von mir heiſſen:
Der ſel'ge Malagis.
Gebt mir den einen Tag noch zu,
Dann will ich gerne fahren
Hinab zur ew'gen Ruh.““

„Du ſollſt bis morgen leben,
Doch hoffe nicht zu flieh'n!
Mit Eiſen Dich umgeben,
Mit Ketten Dich umziehn

Will ich, daß Du nicht wieder fliehſt,
Und, meine Macht verhöhnend,
Gegen mich zu Felde ziehſt.“ —

Der König rief's. — Es ſchmettern
Trompeten durch den Saal.
Er ſetzt mit ſeinen Vettern,
Den Edlen, ſich zum Mahl.
Am Tiſch ſelbander ſaßen die,
Doch ſaß allein der König,
Allein ſtand Malagis.

Der ſetzte ſich behende
Zum König an den Tiſch,
Und rief: „O Herr, wo fände
Ich einen beſſern Fiſch?
Die Herren ſpeiſen freudenreich,
Und mir wird nichts geboten?
So gönnt mir's neben Euch!“

Der König rief: „Du Frecher!
Vergeht Dir nicht der Scherz?
Sinnt etwa, Du Verbrecher,
Auf Tücke noch Dein Herz?“ —
Der edle Roland, dem zumeiſt
Der Vetter dauert, ruft ihn
Zum Tiſch, an dem er ſpeiſt.

Der Zaubrer greift zum Becher
Und hebt zu ſingen an:
„Was ſchiltſt Du mich Verbrecher?
Was hab' ich Dir gethan?
Ich freue mich der Spanne Zeit,
Die mir noch ſchenkt zu leben
Deine große Gütigkeit!“

„Was ſoll das bange Trauern?
Die Freude lob' ich mir!
Der Tod kann uns erlauern;
Heut' mir und morgen Dir!
Wer heute roth, iſt morgen todt,
So lang' wir ſingen und trinken,
So lang' hat's keine Noth!“

Der König ſprang vom Sitze.
„Du ſingſt Dich doch nicht frei!“
Rief er in ſeiner Hitze:
„Auf! Knechte, ſchnell herbei!
Belaſtet ihn mit Feſſeln ſchwer,
Und führt ihn in den Kerker;
Dort mag er ſingen mehr!“

Die Knechte ſchnell vollbringen
Des Eifernden Gebot.
Den Zaubrer hört man ſingen:
„Heut roth und morgen todt!

Ich breche dieſe Bande leicht,
Um Mitternacht, das merkt Euch,
Der Zauberer entweicht!“ —

Und zu den Paladinen
Der König zürnend ſpricht:
„Ihr ſollt mir heute dienen
Nach Eures Amtes Pflicht.
Stellt vor die Kerkerthür zur Wacht
Euch mit entblößten Schwertern,
Und habt auf Jenen Acht!“

Und was der Herr geheiſchet,
Geſchieht nach ſeinem Wort.
Doch wurden ſie getäuſchet
Vom mächt'gen Zaubrer dort.
Es weht ein wunderbarer Duft,
Es tönen leiſe Stimmen,
Wie Geiſter in der Luft.

Sie ſtanden noch, ſie dachten,
Woher die Stimme traf?
Doch bald nicht mehr ſie wachten,
Sie ſanken in tiefen Schlaf.
Die Thüren ſprangen im Kerkerhaus,
Es trat, der Feſſeln ledig,
Der Zauberer heraus.

Er nimmt mit kühnen Griffen
Held Rolands Durandal,
Die Schwerter, blank geſchliffen,
Der zwölf Genoſſen all.
Und geht damit nach Montalban;
Gar ſchwer beladen kommt er
Bei ſeinen Vettern an.

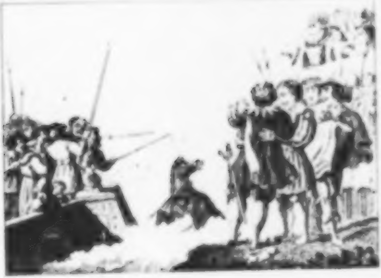
Der König ſich ermuntert,
Es leidet ihn nicht im Bett.
Da ſieht er, ach, verwundert,
Leer iſt die Kerkerſtätt'.
Die Wächter liegen tief im Schlaf;
Es war, als ob die Starken
Der Strahl des Himmels traf.

Des Königs Stimme ſchreckte
Die Helden erſt empor.
Und jeder nun entdeckte,
Was jeglicher verlor.
Karl aber ſchwört mit wildem Drohn,
Er wolle noch grauſam rächen
Des Zauberſohnes Hohn.

Er rüſtet ſeine Mannen
Zu neuem blut'gen Streit.
Des Krieges Schrecken begannen
Und währten lange Zeit.

Nicht eher zu ruhn, der König ſchwört,
Bevor die Feinde vernichtet,
Und Montalban zerſtört. —

Vierter Sang.



Ich kan nit mer gesagen hie,
was grosser manheit er begie
der noch vor seinem leben,
und wie vil mancher starcker man
von dem keiser sein erb gewan.
dar nach begund er streben
noch eren und noch hohem lon,
wie wild er dar noch were,
und wie er do sein end genam. —

Aus „Herzog Ernst," spätere Bearbeitung.

Vierter Sang.

1.

Heran, heran nach Montalban
Zieht *Karols* Macht.
Hoch auf der Zinne weht der Fahn'
Blutrothe Pracht.

Der König lag ſchon Jahr und Tag
Voll Grimm davor,
Doch eh'r im Chriſtmond blüht der Hag,
Als bricht das Thor.

Mit Flamm' und Schwert gar wild verheert
Wird rings das Land,
Doch in Ergebung nicht ſich kehrt
Der Widerſtand.

Die Veſte ſteht und nicht vergeht
Der Muth darin.
Schon über viele Gräber weht
Der Wind dahin. —

Geſandt vom Herrn der Edlen Stern,
Held Roland kommt:
„Ergebt Euch Vettern!“ — „„O wie gern,
Sobald es frommt!““

„„Schwört Karl uns Ruh und Gnade zu,
Sind wir bereit.
Will er das nicht, ſo künde Du
Es bleibt beim Streit!““

Der Vetter ging, der Herr empfing
Sogleich Bericht.
„Macht dieſe Rotte mir Beding?“
Er grollend ſpricht. —

Es brüllt aufs Neu der Schlachtenleu
Nach Heldenblut,
Die Haimonskinder kämpfen treu,
Und kämpfen gut.

Sie bleiben nicht, wie feige Wicht'
Im Felſenhaus;
Zum wilden Waffentanze bricht
Die Schaar heraus.

Der Kampf entbrennt, und Reinold rennt
Daher im Flug;
Und Keiner iſt, der zählt und nennt,
Was er erſchlug.

Der König ritt mit ſchnellem Schritt
Auf Reinold zu.
All' die Genoſſen reiten mit;
Er ſieht's in Ruh.

Ein ehern Bild hält er den Schild
Vor ſeine Bruſt,
Und ſprengt dem Herrn entgegen wild,
Voll Kampfesluſt.

Ein Lanzenſtoß, und bügellos
Der König ſank.
„Das für Dein Drohen, König groß,
Mein Ritterdank!“ —

Wild wogt die Schlacht, es ſchallt und kracht
Manch heißer Hieb.
Von Reinolds, wie von Karols Macht
Gar Mancher blieb.

Im dichten Schwarm mit tapfer'm Arm
Kämpft Malagis;
Dem bringt ein Schwertſtreich Rolands Harm,
Er ſinkt aufs Knie'.

Sein Sinn entſchwand. An Fuß und Hand
Gebunden trug
Ins ſichre Lager ihn Roland,
Der wund ihn ſchlug.

Auch Adelhart ſchlägt manche Schart'
Der Feindes-Wehr,
Und Ritſart, Writſart kämpfen hart
Mit Schwert und Speer.

Bis endlich Nacht ein Ende macht
Dem Mordgewühl
Und deckt das blut'ge Feld der Schlacht
Mit dunkelm Pfühl.

Darunter tief gar Mancher ſchlief,
So Knecht als Graf,
Den nimmermehr ein Morgen rief
Aus langem Schlaf.

Und Reinold klagt; ihm ward geſagt
Vom Malagis.
Er ward ſo traurig und verzagt
Wie faſt noch nie.

Indeſſen ſchon mit wildem Ton,
Und doch erfreut,
Vom Galgen ſein gewohntes Drohn
Dort Karl erneut.

II.

Der Herr erneut vom Purpurſeſſel
Sein altes Wort von Tod und Strang.
Den Zaubrer drückt die ſchwere Feſſel,
Er ſenkt den Blick zu Boden bang.
„Und willſt Du kein Erbarmen üben?
Und wird Dein Grollen nie verſöhnt?“
„„Verdirb erſt, die mein Daſeyn trüben,
Vernichte die, die mich verhöhnt!““

„Und ſoll der Tod mich ſchon umſchlingen?
O Herr, nur eine kurze Friſt!
Ich will Dich zu den Vettern bringen!“
So redet Malagis voll Liſt.
„„Bereite Dich zum letzten Pfade,
Denn das iſt Deine letzte Nacht!““
Und in den Kerker, ſonder Gnade,
Wird er geführt, und ſtreng bewacht.

Die Nacht umwebt mit grauen Schatten
Das Lager und das weite Feld.
Es ruhn die blutgetränkten Matten,
Im Schlummer ruht der greiſe Held.

Da ruft befreundeten Dämonen
Ein tiefgeheimes Zauberwort.
Sie fliegen her aus allen Zonen,
Schnell, wie der Blitzſtrahl da, wie dort.

Sie wehen mit den dunkeln Schwingen
Den Wachen Schlaf aufs Augenlied.
Die ſchweren Eiſenfeſſeln ſpringen,
Frei wird dem Zaubrer jedes Glied.
Kein Sterblicher hätt' ihn zu halten
Vermocht, wenn er von dannen flog;
Da ſchleicht er wieder zu dem Alten,
Wie damals, als er ihn betrog.

Und wieder geht er ſtill und leiſe
Durch des Gemaches Dämmerung,
Und wieder zieht er ſeine Kreiſe
Mit ſeiner Finger Zauberſchwung.
Es ſäuſelt, wie wenn über Aehren
Des Zephyrs ſanfte Hauche wehn,
Es klinget, wie von fernen Sphären
Ein unausſprechliches Getön.

Und zu dem Greiſe, nachtumdüſtert,
Der Zaubrer nah und näher tritt,
Und neigt ſich an ſein Ohr und flüſtert:
„Held Reinold ruft uns, willſt Du mit

Er möchte Dich ſo gerne ſprechen!
O Herr und König, willſt Du mit?
Er möchte ſühnen ſein Verbrechen;
O Herr und König, willſt Du mit?“

Und als er dreimal ſo gefraget,
Da hat der Herr, verſtändlich kaum,
Ein ſeufzerſchweres Ja geſaget,
Wie halb im Wachen, halb im Traum.
Dieß Ja giebt in des Zaubrers Hände
Den oft getäuſchten alten Mann,
Er faßt ihn feſt, und trägt behende
Ihn ſchlafend fort nach Montalban.

Dort in ein Bette reich und prangend
Legt er den ſchlafumfangnen Herrn.
Die Brüder aber ſtehn erbangend,
Und wünſchen ſich von dannen fern.
Ein Frevel dünkt ſie ſolch Erkühnen,
Begangen an dem heilgen Haupt.
Sie ſind bereit auch den zu ſühnen,
Wenn Karols Huld es nur erlaubt.

Und wie der Greis aus tiefem Schlummer
Im Purpurbette nun erwacht,
Da ſieht er ſich mit ſchwerem Kummer,
Ach, in der Haimonskinder Macht.

Erſt wähnt er ſich in ferne Räume,
Auf Zauberinſeln hin entrückt.
Er glaubt, es haben ſchwere Träume
Ihm grauenvoll den Geiſt umſtrickt.

Doch als die Brüder niederknieen
In Ehrfurcht vor dem hohen Greis,
Sehn ſie ſein Auge Blitze ſprühen,
Und ſeine Wangen glühen heiß.
„Heilloſer Trug, den Gott verdamme!
Durch Satanskunſt an mir verübt.
O fräß' Euch allzumal die Flamme
Euch, die mein Leben ſchwer getrübt!“

Und Reinold ſprach: „O Herr, Vergebung!
Hier ſeyd Ihr uns ein heilger Gaſt!
Und unſrer Hoffnung gebt Belebung
Zu ſühnen unſrer Schulden Laſt,
Dieß Haus, in dem Ihr ſeyd, iſt Euer!
Nehmt uns nur gnädig auf und an,
Dann dienet Euch kein Ritter treuer
Als wir, die Herrn von Montalban.

Doch finſter Karols Augen rollen
Und flammen, wie Gewitterſchein.
Er bändigt nicht ſein tiefes Grollen
Mit Donnerſtimme ruft er: „Nein!“

Und Ritſart zornig aus der Scheide
Die ſcharfe Klinge halb entblößt,
Doch Reinold raſch die helle Schneide
In ihre dunkle Wohnung ſtößt.

Auch Malagis wagt mit den Rittern,
Den Herrn zu bitten ſonder Scheu.
Doch wie ſie beben, wie ſie zittern!
Wie ſchreckt ſie der gefangne Leu!
„Verflucht! Du flehſt, Du Niederträcht'ger!“
So ruft er: „Du willſt Gnade? Nein!
Und wenn ein Gott lebt, ein Allmächt'ger,
So möge der mein Rächer ſeyn!“

Da war's als wenn ein Cherub triebe
Den Zaubrer von dem Bett des Herrn
Mit eines Flammenſchwertes Hiebe,
Er wich, und hielt ſich ängſtlich fern;
Und rief verzagt: „Lebt wohl, Ihr Vettern!
Lebt wohl! Ich muß von hinnen gehn!“
Drauf rauſcht' es, wie von welken Blättern;
Er ging und ward nicht mehr geſehn.

Und ob die Brüder flehen Gnade,
Karl hört's, doch er gewährt ſie nicht.
Eh'r wankt ein Pharus am Geſtade,
Wenn ſich an ihm die Woge bricht.

Hinunter nur, iſt ſein Verlangen,
Hinunter ſtrebt ſein ſtarrer Sinn;
Sie halten ihn nicht mehr gefangen,
Und — unverſöhnlich geht er hin.

Wie wundern hoch ſich die Genoſſen,
Als Karl zurück ins Lager kehrt;
Zwar zornig, finſter und verdroſſen,
Doch ungeſchädigt, unverſehrt.
Sie glaubten, der ihn weggetragen
Der zaubermächt'ge Malagis
Hab' ihn im wilden Haß erſchlagen; —
Nun um ſo mehr frohlocken ſie.

III.

Die Ritter wohl frohlocken
Als wieder der Herr ſich ihnen naht;
Doch ſchüttelt die greiſen Locken
Der Alte finſter ob ſolcher That.

Noch ein viel härtres Grollen
Erfaßt des Königs Herz zum Raub.
Die Heldenbrüder ſollen
Vor ihm ſich niedrigen tief im Staub.

Er will auf Tod und Leben
Sie bringen ganz in ſeine Gewalt,
Und neue Mannen umgeben
Der Brüder geſicherten Aufenthalt.

Die Pfade läßt er ſperren,
Auf denen den Rittern Zufuhr kam.
Das bringt den edlen Herren
Des Kummers viel und tiefen Gram.

Die Waſſer läßt er dämmen;
Er läßt durch kund'ger Hände Macht
Der Quellen Sprudeln hemmen
Tief in des Berges dunkel'm Schacht.

Da ward ein lautes Klagen
Gehört in der Veſte Montalban,
Es packte banges Verzagen
Die Herzen ſelbſt der Männer an.

Der ſchrecklichſte der Gäſte,
Der bleiche Hunger ſetzte ſich
Ans innre Thor der Veſte,
Ein Bettler, der nicht wankt', noch wich.

Er ſaß vom Abend zum Morgen,
Vom Morgen zum Abend und heiſchte Brod;
Und hinter ihm verborgen
Grinſt ſcheuslich ein Geſpenſt — der Tod. —

Die Roſſe waren geſchlachtet,
Verzehrt ihr Fleiſch, getrunken ihr Blut.
O welches Weh umnachtet,
Ihr Brüder, graunvoll den alten Muth!

„Karl weiht uns dem Verderben!“
Sprach Reinold, ein Meſſer in ſeiner Hand,
„Jetzt ſoll der Bajard ſterben!
Und ging hinab, wo Bajard ſtand.

„Verdienet wohl der Gute,
Der Treue, daß Deine Hand ihn dolcht?
Haſt Durſt nach ſolchem Blute?“
Sprach Ritſart, der dem Reinold gefolgt.

„O Bruder, laß ihn leben,
Unſern beſten Freund in Süd und Nord,
Wir müſſen uns doch ergeben;
Und Sünde wäre des Roſſes Mord!“

Und auf die Kniee ſinket
Der Bajard, der jedes Wort verſtand,
Und Reinolds Auge blinket —
Das edle Roß leckt ihm die Hand. —

Karls Ritter, welche ſtürmen,
Sie ſehen auf der Burg die Quaal.
Es ſtarren an den Thürmen
Herab Geſichter bleich und fahl.

Da ſprach Turpin: „Ihr Freunde,
Der Hunger herrſcht auf Montalban,
Das iſt, ſelbſt gegen Feinde
Bei Gott, nicht ritterlich gethan!“

„Der Herr gebeut den Chriſten:
Brich Hungrigen von Deinem Brod!
Werft Eures durch Balliſten,
Und rettet jene dort vom Tod!“

Der Rath den biedern Mannen
Gar trefflich ſchien und wohlgefiel,
Sie gingen und begannen
Ein wunderſames Gaukelſpiel.

Ein Sturm wird unternommen
Auf Montalban, doch nur zum Schein.
Durch Wurfgeſchütze kommen
Der Nahrungsmittel viele hinein.

Der König ſtand vom weiten
Und glaubt', es fliege Stein auf Stein.
„Das nenn ich ein braves Streiten,
Bald wird das Felſenneſt über ſeyn!“

Die Brüder aber prieſen
Den Himmel gerührt für ſolches Heil.
Und, wie ſie froh genießen,
Bekommt auch Bajard ſeinen Theil.

Der König harr't der Kunde,
Daß Montalban in ſeiner Hand,
Er harret gar manche Stunde,
Bis alle Hoffnung faſt ihm ſchwand.

IV.

War Hoffnung verſchwunden
Dir faſt, Du zorn'ger Greis?
Du haſt nicht überwunden,
Dir blüht kein Siegesreis.

Die Brüder aufs Neue
Erſtarken im feſten Muth.
Auf ächter Brudertreue
All' ihre Stärke ruht.

Sie ſtehen vereinigt,
Ein Fels im wilden Meer.
Ob ſie Dein Drängen peinigt,
Doch achten ſie's nicht ſehr. —

In ihrer Bedrängniß
Held Reinold alſo ſprach:
„Aus dieſem halben Gefängniß
Folgt mir, ihr Brüder, nach.“

„Wir können nicht länger
Uns halten in Montalban.
Auf, ſchlagt Euch durch die Dränger
Zu meinem Schloß Ardan!“

„„So drohet mir Trennung!““
Ruft Reinolds Gattin bleich:
„Erfolgt nicht dort Berennung
Der Burg, wie hier ſogleich?“

Doch tröſtend umarmet
Held Reinold ſie ſofort:
„Wenn Gott ſich nicht erbarmet
Droht hier uns Tod wie dort!“

Er wählt von den Mannen
Die Tapferſten ſich aus:
„Und ziehen wir von dannen,
So ſchirmt mir Weib und Haus!“

Sie ſcheiden und blicken
Die Brüder oft ſich um.
Sie reiten auf Bajards Rücken
Und Kummer macht ſie ſtumm.

Da ſieht ein Verräther
Die Grafen heimlich ziehn:
„Halt! Halt Ihr Uebelthäter!
Ihr ſollt uns nicht entfliehn!“

Und ſchleunig er rennet
Voran dem Heerestroß,
Und Kampfgewühl entbrennet,
Es ſtöhnen Mann und Roß.

Da trifft ihn ein Schwertſtreich,
Geführt von Reinolds Fauſt,
Der ſchmettert ihn aufs Erdreich,
Daß allen Verfolgern grauſ't.

Und mitten im Streite
Und unter manchem Streich
Gewinnen ſie das Weite,
Und ſind zur Stelle gleich.

Sind ſicher, ſind dorten
Im neugebauten Schloß.
Es öffnet ſeine Pforten
Den Brüdern ſammt ihrem Roß.

Kaum weht ihre Fahne,
Ein leuchtendes Pannier,
Hoch auf dem Schloß Arbane,
Da lüſtet's Karl nach ihr.

Da kommen wie Wogen,
Wie Wolken der Wetternacht
Die Krieger hergezogen,
Und neuer Kampf erwacht.

Und ſoll ſich nicht enden,
Nicht raſten ſoll die Wuth,
Bis in des Herrſchers Händen
Der Brüder Schickſal ruht.

Schon ſehen ſie bange,
Wie Rettung bleibet fern.
Zum nahen Untergange
Neigt ſich der Helden Stern.

V.

Neigt zum Untergange
Sich der Brüder Stern,
Der geſtrahlt ſo lange?
Bricht ſein lichter Kern?
Ach, die Noth erſchlafft
Ihres Armes Krafft.
Tod hält ſeine Pforten offen,
Rettung iſt nicht mehr zu hoffen.

Auf der Zinne ſtehen
Sie beim Abendſtrahl.
Ihre Blicke ſpähen
In das grüne Thal.
Auf den Bergen ruht
Eine Purpurgluth.
Abend malt mit Gold die Veſten
Vöglein ſingen auf den Aeſten.

Und die Brüder ſchweigen,
Sehn den warmen Schein;
Möchten niederſteigen
Von dem kalten Stein.

In Verſöhnungsluſt
An die Bruderbruſt
Möchten ſie den Menſchen fallen,
Selbſt vergebend Allen, Allen.

Nach dem Lager ſchweifen
Ihre Blicke fort.
Bleiche Nebelſtreifen
Schwimmen um den Ort.
Wo der Nebel wallt,
Zeigt ſich die Geſtalt
Eines Mannes auf dem Roſſe,
Näher kommt er zu dem Schloſſe.

Wie der Schall der Hufe
An die Mauern ſchlägt,
Hält er ihrem Rufe
Starr und unbewegt.
Und ein Mantel fließt,
Der ihn ganz umſchließt,
Von der Erde wallend nieder;
Faſt mit Grauen ſeh'ns die Brüder.

Und es wird ein Tönen
Dumpf und ſchaurig laut:
„Wollt Ihr Euch verſöhnen,
Daß Ihr dorthin ſchaut?

Hättet Ihr vertraut,
Hätte jeder Laut
Dieſer Waffen längſt geſchwiegen;
Mußtet nur Euch ſelbſt beſiegen!“

Und der Ritter lenkte
Schnell ſein Roß herum.
Reinold aber ſenkte
Seine Blicke ſtumm.
„Ahnt Euch, wer es war?
Stahl nicht Silberhaar
Sich hervor in reicher Fülle,
Aus des Mantels dunkler Hülle?“ —

„Horch! Dort dröhnt Geſchmetter!
Seht den Fackelſchein!
Zieht vielleicht ein Retter
In das Lager ein?
Iſt es eine Fee?
Zelter weiß wie Schnee!
Kann es Euer Aug' erblicken,
Wie die Reiherbüſche nicken?“

„Würd' uns doch am Morgen
Freud'ger Gruß gebracht!
Wär' es doch, voll Sorgen,
Unſre letzte Nacht!

Wächter, habt wohl Acht!
Brüder, gute Nacht! —
Gute Nacht! — Und Friedensträume
Führen Euch in ſchönre Räume!“ —

In des Lagers Mitten
Kam bei Fackelglanz
Eine Frau geritten,
Tief in Trauer ganz.
Doch ihr Angeſicht
Das enthüllt ſie nicht.
Ihre Wangen, bleich vom Weinen,
Will ſie zeigen nur dem Einen.

Noch drei hohe Damen,
All' in dunkler Pracht,
Und drei Ritter kamen,
Unter'm Flor der Nacht.
Harren ſtill geſellt
An des Königs Zelt;
Wollen, gleich den Frauen Allen,
Zu des Herrſchers Füßen fallen. —

Du zum Gott verklärende
Bluth' auf Golgatha!
Himmelsglück Gewährende,
Iſt Dein Segen nah?

Selig, wer Dich nennt!
Arm, wer Dich nicht kennt,
Mutterliebe, heilge Flamme!
Und ſo duldſam, gleich dem Lamme.

Aya liegt in Thränen
Vor dem Bruder dort.
Ihrer Seufzer Stöhnen
Hemmt das fleh'nde Wort.
Auch ihr Gatte knie't,
Stummen Blickes fleht
Er empor zum Angeſichte
Seines Herrn, ob Mild' es lichte?

Und ringsum im Kreiſe
Steht kein Menſchenkind.
Alle ſtill und leiſe
Hingeſunken ſind.
Ihres Augen Stern
Weilet auf dem Herrn.
Und die ſtillen Seufzer flehen;
„Gnade, Gnade laß ergehen!“

Und in tiefer Rührung
Spricht der Königgreis:
„Gottes weiſer Führung
Ich zu folgen weiß.

Chriſt hat auch verziehn;
Bin ich gegen ihn
Doch ein Schatten nur, und minder —
Mutter, tröſte Deine Kinder!“

„Alles ſei vergeben,
Was ſie mir gethan.
Mögen fröhlich leben;
Sag' es ihnen an.
Und ein Opfer nur
Heiſch' ich meinem Schwur:
Für ihr frevelndes Erkühnen
Sterbe Bajard, es zu ſühnen.“ —

Mit dem erſten Strahle,
Der im Oſten blitzt,
Aya ſchon im Thale
Auf dem Zelter ſitzt,
Der die Mutter trug,
Die voran dem Zug
Eilet, frei von allem Harme,
Selig in der Kinder Arme.

VI.

Im Arm der Söhne ſelig ruht
Die gute Mutter wieder.
Es perlet Freudenthränenfluth
Auf ihre Wangen nieder.

Ihr greiſes Antlitz ſtrahlt verjüngt
Von innrer Gluth entzündet.
„Und wißt Ihr, was die Mutter bringt?
Und wißt Ihr, was ſie kündet?“

„Den Frieden Euch, den Frieden Euch!
Könnt Ihr es ganz erfaſſen?
Der Bruder zürnt nicht mehr! Will Euch
Die ſchwere Schuld erlaſſen!“

„„O Mutter, liebe Mutter, Dir
Dir wir den Frieden danken!
Vergiebt uns Karl, dann wollen wir
Nie mehr in Treue wanken!““

„Und ein geringes Opfer nur
Verlangt er von Euch Allen;
Es ſoll, zur Sühne ſeinem Schwur,
Das Roß — der Bajard — fallen.“

„„Der Bajard? Mutter! Könnt' es ſeyn?
O grauſames Gelüſten!
O Mutter, Mutter! Sage: Nein!
Das Wort muß uns entrüſten!““

„„Ein Feind viellieber tauſendmal
Des alten böſen Feindes,
Als bohren in das Herz den Stahl
Des beſten, treuſten Freundes!““

So Weitſart ruft, und Adelhart,
Auch Ritſart ſagte Solches.
Zur Seite Reinold ſteht, und ſtarrt
Den Griff an ſeines Dolches.

Es kämpft in ſeiner Heldenbruſt
Mit allgewalt'gem Drange,
Und er erſeufzet unbewußt,
Und ſchweigend ſteht er lange.

Nie hatt' ihn ſolches Weh durchwühlt,
Das Herz geſchnürt in Banden,
Nie hatt' er ſolchen Schmerz gefühlt,
Nie ſolchen Kampf beſtanden.

Die Mutter und die Brüder dort,
Die ſah'n auf ihn und ſchwiegen.
Da ſtieg aus ſeiner Bruſt das Wort:
„Müßt Euch nur ſelbſt beſiegen!“

„O Brüder!“ ſpricht er endlich laut:
Es frommt kein Widerſtreben!
Das Roß ſey ſeiner Huld vertraut,
Vielleicht wohl läßt er's leben.“

„Was frommt es, wenn wir hier im Schloß
Verſchmachten und verderben?
Dann müßte doch das treue Roß
Mit untergehn und ſterben.“

So ſprach er, um der Mutter lieb
Zu mehren nicht die Schmerzen,
Doch gar ein herber Kummer blieb
Zurück in ſeinem Herzen.

Und Aya liebend ihn umfaßt,
Des Wortes froh und freudig.
Die Brüder ſtanden, weinend faſt,
Und dachten ans Roß mitleidig.

Die Mutter ging. Zum Bruder trug
Sie die Verſöhnungskunde,
Die doch den Haimonskindern ſchlug
Gar eine tiefe Wunde.

Sie gehn hinab, wo Bajard ſtand,
Sie ſtreicheln ihn, und koſen.
Ach, gramerfüllt, ſchmückt ihre Hand
Das Opfer mit weißen Roſen.

VII.

Mit weißen Roſen ſchmückend bekränzt
Wird das Roß von den Händen der Brüder;
Indeß ihr Auge von Zähren erglänzt,
Und kummervoll blicken ſie nieder.
Sie wollen erfüllen das harte Gebot,
Und ahnet das Roß, das kluge, was droht?
Des Undanks tückiſche Pfeile?
Sonſt hat es ſo freudig gewiehert, geſchnaubt,
Jetzt ſteht es und zittert, und neiget ſein Haupt,
Wie das Schlachtthier dem rächenden Beile.

Im Lager, da wogt es, da drängt ſich's umher;
Denn rings ſchon wurde vernommen
Vom Frieden die neue beglückende Mähr,
Und es ruft: Sie kommen, ſie kommen!
Die Lüfte durchſchallet feſtlicher Klang;
Die Brüder durchwallen Ahnungen bang.
Sie nahen dem Zelte, dem prächt'gen,
Wo der Herrſcher weilt, dem die Welt gehorcht;
Sie nahen dem prangenden Zelt beſorgt,
Und treten hinein zu dem Mächt'gen.

Der König ſaß in der Edlen Kreis,
Auf dem Haupt die ſtrahlende Krone.
Da traten näher auf ſein Geheiß
Die Söhne des Haimon Dordone.
Es trifft ſie des prüfenden Auges Blitz.
Sie knieen vor ſeinem Herrſcherſitz
Mit demuthvoller Geberde,
Und der alte Haimon, von Krankheit ſchwach,
Und die treue Mutter mit leiſem Ach,
Sinken flehend und dankend zur Erde.

„Ich habe vergeben!“ Der Herrſcher ſpricht's
Mit väterlichem Erbarmen.
Und wie von den Strahlen des ewigen Lichts
Die nächtlichen Tiefen erwarmen,
Und ſenden herauf zum freundlichen Tag
Was immer nur grünen und blühen mag,
So wecket ſein Wort im Gemüthe,
Das lange vom Eiſe des Haſſes erſtarrt,
Der Strahlen verzeihender Milde geharrt,
Die Knoſpe der Freude zur Blüthe.

Doch zu früh oft wollen die Blüthen ans Licht,
Die der Nordſturm begräbt unter Flocken.
Und ob Karl Euch vergeben, — frohlocket nicht,
Denn zu früh käm' Euer Frohlocken.
„Und bringt Ihr das Roß, das Verderbliche mir?

Tod hab' ich geſchworen dem wüthenden Thier,
Das ein Dämon der Hölle belebet!"
So ruft er, und tritt aus dem Leinwandhaus
Mit zornigem Blick zu dem Roſſe heraus,
Und der Kreis der Genoſſen erbebet.

„So biſt Du denn mein!" der König ſpricht:
„Biſt in meine Hände gegeben!
Ich erfülle den Schwur! Bei des Tages Licht,
Du ſollſt keine Stunde mehr leben!
Auf rüſtige Knechte, zur Arbeit herbei!
An den Hals hängt Bajard der Mühlſteine zwei,
Und ſtoßt ihn hinab in die Fluthen!"
Es nahen die Knechte mit eiligem Schritt,
Und Bajard, belaſtet mit ſchwerem Granit,
Stürzt hinab in wenig Minuten.

Der Schaum ſpritzt hoch, es erzittert vom Fall
Des Roſſes das grüne Geſtade.
Und es will ſich nicht ebnen der Waſſerſchwall,
Als zürne des Fluſſes Najade.
Seht! Seht, aus der Wellen ſchäumendem Schoos
Steigt Bajard empor, er ringt ſich los,
Die Steine bleiben im Grunde;
Er rudert ſo froh in der feuchten Bahn,
Wie der Leviathan im Ocean,
Und es ſtaunet das Volk in der Runde.

An das Ufer ſpringt das gigantiſche Roß,
Und ſchüttelt die nervigen Glieder.
Von der Haut, der ebenholzfarbigen floß
Das Waſſer in Strömen nieder.
Und es hat kaum gewonnen den Strand,
So fliegt es dorthin, wo Reinold ſtand,
Ihm legt ſich der Starke zu Füßen,
Und ein Blick, ein unausſprechlicher, ſpricht,
Mit des ſanfteſten Vorwurfs ſchwerem Gewicht:
„Was läßt Du ſo grauſam mich büßen?“

Doch der König gebeut: „Gieb das Roß zurück,
Willſt Du Gnade wieder erwerben!
An die Füße Steine, wie Stein' um's Genick!
Ich ſchwör' es bei Gott, es muß ſterben!“
Und gehorſam führt Reinold dem König es zu.
Von Neuem belaſtet iſt Bajard im Nu,
Den die brauſenden Wellen umarmen.
Bleib unten Du Treuer im Schooße der Fluth,
Und ſtirb, ein Opfer rächender Wuth!
Was ſuchſt Du bei Menſchen Erbarmen?

Doch es toſt im Flußbett, es klatſcht und ſchlägt,
Ein Stampfen vernimmt man, ein Brauſen;
Und auf's Neue werden die Waſſer bewegt,
Und die Menge faſſet ein Grauſen.
Will zürnend aus tiefem kriſtallenen Haus

Der Geiſt des Fluſſes wallen heraus?
Nein, Bajard iſt es, der Treue.
Er hat ſich mit allgewaltiger Kraft,
Entledigt der Steine, der Banden entrafft,
Und gewinnt das Ufer auf's Neue.

Kaum hob er ſein Haupt aus dem Wogenſchaum,
So ſpähet ſein Auge, das helle,
Nach Reinold umher; er gewahret ihn kaum,
So naht ihm der Kräftige, Schnelle.
Noch zittert er von dem unſäglichen Drang,
Mit dem er aufs Neu' ſich den Feſſeln entrang:
Vor Reinold knieet er nieder.
Dicht dränget die Schaar ſich der Ritter, der Frau'n,
Das Wunder der Kraft und der Treue zu ſchaun.
Mit Thränen, ach, ſchauen's die Brüder.

Doch im Herrſcher ſtarret ein Herz von Stahl,
Das der Roſt der Rache verzehret.
Er gebeut: „Es werde zum drittenmal
Der Bajard mit Steinen beſchweret!“
Da faſſet die Ritter ein kalter Schreck.
„Verflucht mußt Du ſeyn“ — ruft Adelhart keck:
Erfülleſt Du ſolches Verlangen!“
O Du guter Bajard, iſt das Dein Lohn?“
Er ruft es mit ſchmerzlichem Klageton,
Und hält ihn liebkoſend umfangen.

„O Bruder!“ ſpricht Reinold, mehr ſpricht er nicht.
Ein Seufzer vollendet die Rede.
Und Adelhart fühlet des Wortes Gewicht,
Nur Bajard endet die Fehde.
Das Roß, vernehmend des Königs Wort,
Springt auf und rennet in's Weite fort,
Vor dem ſchrecklichen Tod es erzittert.
„Du hol'ſt den Bajard!“ der König befiehlt,
Und Reinold geht hin, von Schmerz durchwühlt,
Und fängt ihn, empört uud erbittert.

„Nicht noch einmal fang' ich und bring' ich ihn Dir,
Nicht noch einmal, und ſollt' ich verderben!
Faſt droht das Herz zu zerſpringen in mir!“
Karl donnert: „Bajard muß ſterben!!“
Und unter der neuen, drückenden Laſt
An Hals und Beinen erliegt er faſt;
Und die Knechte ſtürzen ihn nieder.
Und noch einmal hebt er, ein ſchmerzlicher Gruß,
Nach Reinold blickend, das Haupt aus dem Fluß,
Dann ſinkt er — und kommt nicht wieder.

Da weinte Reinold. — Es brach ihm das Herz
Der verklagende Blick des Getreuen.
Er wandte ſich weg, im unendlichen Schmerz,
Die grauſame That zu bereuen.
Nicht Roland vermag, nicht der gute Turpin

Mit freundlichen Worten zu tröſten ihn,
Wie ſehr ſie ſich mühen auch Beide.
Der Vater, die Mutter, die Brüder — ſie ſeh'n
Gebeugt ihn und ſchweigend von dannen gehn,
Weit — weithin — über die Halde. —

VIII.

Weit hin über die Haide,
Ueber das öde Feld
Geht im tiefen Leide
Ein gebeugter Held.
Nur durch Thränen klagend
Schweres Mißgeſchick.
Herben Kummer tragend,
Kaum zum Himmel wagend
Einen ſcheuen Blick.

Stumm zu Boden ſenkt er,
Sonſt ſo ſtolz, ſein Haupt.
Jenes Tages denkt er,
Der ihn einſt beraubt.
Als auf mooſ'gem Pfühle
Er entſchlummert lag
In des Waldes Kühle.
Schmerzliche Gefühle
Mahnen an jenen Tag.

Tönt nicht eine Stimme
An des Wandrers Ohr?
Singt der Sturm im Grimme
Nicht ein Lied ihm vor?

„Oft haſt Du getragen
Mich, mein treues Roß!
Biſt wohl gar erſchlagen?
Mußteſt wohl verzagen?
O Du treues Roß!“

„Könnt' ein Schatz auf Erden,
O Du treues Roß!
Dir verglichen werden?
Nein, Du treues Roß!“ —
Und der Held, erſchrocken,
Lauſcht dem leiſen Schall;
Seine Pulſe ſtocken.
Ach — Erinn'rungsglocken
Tönen aus ihm den Hall.

Und er ſpinnet leiſe
Fort den Trauerſang,
Und die Klageweiſe
Weint auf ſeinem Gang:
„Haſt uns oft gerettet,
O Du treues Roß!
Biſt nun feſtgekettet,
In den Strom gebettet,
O Du treues Roß!“

„Mußteſt uns Dein Leben
Opfern, treues Roß!
Bis zum Tod ergeben
Warſt Du, treues Roß!
Deine Blicke trafen
Mich noch, treues Roß,
Als zum ew'gen Schlafen,
Sühnung unſrer Strafen,
Dich die Fluth umſchloß!“

„Nimmer ſoll mich ſchmücken
Ritterhelm und Speer,
Und auf Roſſes Rücken
Sieht mich Keiner mehr!
Lebe wohl, Du Lanze
In der ſtarken Fauſt.
Flammberg, hell vom Glanze,
Der im Waffentanze
Feindeshaupt umſauſt!“

Euch, ihr Waffen, ſchenk' ich
Meinen Knaben hin.
Dieſes Tages denk' ich,
Ach, ſo lang' ich bin.
Immer werd' ich ſehen
Dich, Du treues Roß.

Mir vor Augen ſtehen,
Sinken, untergehen,
O Du treues Roß!“

„Heute naht mir Keiner
Mit der Hoffnung Troſt.
Vor dem Blick nur Einer
Von der Fluth umtoſt.
Weiche, weiche, weiche
Drohende Geſtalt!
Seht, das liebereiche
Treue Roß als Leiche,
Wogenüberwallt!“

„Tief in Waldumnachtung
Will ich nun allein
Sinnender Betrachtung
Meine Tage weih'n.
Fern vom Rauſch der Freuden,
Aller Weltluſt fern,
Will ich Menſchen meiden,
Büßen, beten, leiden,
Wandelnd vor dem Herrn.“

„Einmal noch die Meinen
Will ich wiederſehn,
Küſſen meine Kleinen,
Dann ins Elend gehn!“

So gelobt voll Trauer
Sich der Wandrer an,
Und er ſieht in blauer
Luft die weiße Mauer
Hoch von Montalban.

IX.

Mauern hoch von Montalban
Sieht der Wandrer ragen.
Und er geht, den lieben Seinen,
Seiner Hausfrau, wie den Kleinen
Lebewohl zu ſagen.

Laſſe freudig doch Dein Horn
Schallen, alter Hüter.
Schweigſt Du, weil die blöden Augen
Fürder nicht zum Spähen taugen?
Kennſt nicht mehr den Gebieter?

Der ſo trauernd und gebeugt
An der Pforte weilet,
Wäre das der Herr des Baues?
O dann hat ein ſchweres, rauhes
Schickſal ihn ereilet.

Reinold wandelt, kaum erkannt,
Durch des Schloſſes Hallen.
Matt die Blicke, ſonſt ſo glühend,
Bleich die Wangen, ſonſt ſo blühend,
Bleich und eingefallen.

In Klariſſens Arme ſinkt
Er, der Kummervolle;
Und es forſcht der Blick der Kleinen,
Ob der Vater ſie, die Seinen,
Nicht auch küſſen wolle?

Und er drückt den Haimerin
An ſein Herz, das ſchwere:
„Wachſe Knabe! Gott verleihe
Seinen Schutz Dir, und dann weihe
All' Dein Thun der Ehre!“

„Und wo ſind die Brüder Dein?“
Fragt Klariſſa liebend.
„„Karl will uns nicht ferner haſſen.
Hab' am Hofe ſie gelaſſen,
Ritterpflichten übend.““

„Und wo blieb Dein treues Pferd?
Darf ich danach fragen?“
„„Worte mir der Schmerz nicht leihet,
Dieſe Thränen ihm geweihet,
Laß Dir Antwort ſagen.““

„„Willſt Du hören den Bericht?
Er iſt leicht zu faſſen.
Mußten das Roß dem König geben,
Und der König nahm es eben,
Hat es — ertränken laſſen!““

„Dunkel wird mir's vor dem Blick!
Schweige — ſchweige — ſchweige!“ —
Und das Blut entweicht den Wangen,
Und ſie ſinkt, vom Schmerz umfangen,
Bleich, gleich einer Leiche.

„„Bringt Dich ſchon das eine Wort,
Schwaches Weib, zum Fallen?
Deiner harrt noch herb'res Leiden,
Denn Dein Gatte will ſich ſcheiden,
Will in Wüſten wallen.““

All' ſein Gut vertheilt er gleich
Unter Weib und Kinder.
Seine neuempfangnen Lehen
Auf die Söhne nun übergehen
Seine Schlöſſer nicht minder.

Und den letzten Segenskuß
Auf der Kinder Wangen;
Und die Mutter — doch nicht malen
Tiefſten Schmerzes Seelenqualen;
Flor darüber gehangen.

Wie die Nacht mit dem Schattenkleid
Die Gefilde begrüßte,
Thut am Burgthor ſich auf ein Gitter,
Und es ſchreitet heraus ein Ritter —
Reinold wandelt zur Wüſte.

Wandelt fort über Berg und Thal,
Weißen Stab in den Händen.
Sterne leuchten des Wandrers Pfade.
Und er fleht zum Gott der Gnade,
Bald ſein Leben zu enden?

Wilder Wald und felſige Schlucht
Werden von ihm gefunden.
Seine Brüder ſchmerzt ſein Scheiden;
Suchten ihn lange, mußten ihn meiden,
Spurlos war er verſchwunden.

X.

Verſchwunden war der einſt ſo Kühne; —
Einſt reich und groß,
Lebt er ein Leben nun der Sühne,
Und arm und blos.

Die Brüder blühen, reich an Ruhme
Im Ritterglanz;
Und Adelhart flicht ſeiner Muhme
Den Myrtenkranz.

Dem Reinold blühn die Paſſifloren
Der Trauer ſtets;
Er hat den Troſt des Heils erkoren
Und des Gebets.

Sein alter Vater lebt in Frieden,
Die Mutter klagt,
Daß Reinold ſo die Welt gemieden
Und ihr entſagt.

Er aber wandelt in der Wildniß
So Jahr auf Jahr.
Oft kniet er vor des Hellands Bildniß
Am Steinaltar.

Vom Vater oft die Kinder ſprechen
Beim Mütterlein;
Da möcht' ihr faſt das Herz zerbrechen,
Gedenkt ſie ſein.

Er aber denket ſeiner Sünden,
Bereut und büßt.
Und einſt, in öden Schauergründen,
Ein Greis ihn grüßt.

Ein ſchwacher Greis, gebückt am Stabe;
Sein Silberhaar
Verkündete, daß er dem Grabe
Gar nahe war.

„Chriſt grüße Dich!“ ſo ſpricht der Alte:
„Daß ich Dich fand,
Und Dich in meinen Armen halte,
Iſt Gottes Hand.“

„Du kennſt mich nicht! die Jahre wenden
Uns Blatt für Blatt
Im Buch des Lebens um, und enden
Des Leſens ſatt.“

„So ſind die Stellen auch verſchlagen,
Die Dir bekannt.
Nun — Malagis in beſſern Tagen
War ich genannt.“

„Einſt kam ich jung in Greiſeshülle
Zu Dir im Hain.
Jetzt tauſcht' ich gerne Jugendfülle
Für Alter ein.“ —

Sie liegen weinend ſich am Herzen,
Und Keiner ſpricht,
Doch dämmert in die Nacht der Schmerzen
Ein Himmelslicht.

Du Stern der Freundſchaft ſtrahlſt ſo milde
In's Menſchenherz,
Und bannſt mit Deinem Sonnenſchilde
Zurück den Schmerz.

Sie ſaßen in der ſtillen Zelle,
Die Rede floß
So traulich, wie des Haines Quelle
Sich dort ergoß.

„Ich habe der geheimen Kunden
Mich abgethan,
Seit jener Nacht, als ich entſchwunden
Von Montalban.“

„Ich trat in einen Büßerorden,
Doch ſchied ich bald,
Und bin ein Eremit geworden
Im nahen Wald.“

„Dort ſucht' ich durch Gebet zu ſühnen,
So manche That,
Verübt mit frevelndem Erkühnen
Nach böſem Rath.“

„Der Herr verſchmähte nicht mein Beten,
Nicht meine Reu;
Entſündigt durft' ich vor ihn treten,
Geboren neu.“

So ſprach der Greis, und Reinold kündet
Was ihm geſcheh'n;
Dann ſteigt zum Vater, trautverbündet,
Vereintes Fleh'n.

Dann ruhen, brüderlich umſchlungen,
Sie beiderſeit.
Im Traume nah'n Erinnerungen
Aus alter Zeit.

XI.

Alter Zeit Erinn'rung leiſe
Naht im ſchönen Traum,
Und in lichten Raum
Führt ſie Reinold mit dem Greiſe.

Eine Fülle von Geſtalten
Regt ſich wunderbar.
Dunkel erſt, dann klar,
Will ſich's bilden und entfalten.

Wie bisweil in Morgenſtrahlen
Ueber blauen Seen,
Bleiche Nebel ſtehn,
Drinn ſich Uferbilder malen.

Solch geheimnißvollen Spiegel
Zeigt des Traumes Bild.
Heimathlich Gefild,
Heimathauen, Heimathhügel.

Und darauf ein reges Streben,
Ritter, hell im Glanz,
Sänger mit dem Kranz,
Holder Frauen blüh'ndes Leben.

Als es eine Zeit gedauert,
Bleicht das Bild und ſchwand;
Und ein andres Land
Bildet ſich, ein Land, das trauert.

Eine Stadt, die ſtolz geſchimmert,
Liegt im düſtern Grau,
Und ein Tempelbau,
Halb verbrannt und halb zertrümmert.

Aber dort, wo friſche Palmen
Auf dem Hügel ſtehn,
Iſt ein Kreuz zu ſehn,
Und es tönt, wie ferne Pſalmen.

Und das Kreuz iſt glanzumgeben;
Eine Stimme bricht
Durchs Gewölk und ſpricht:
„Hier iſt Liebe, Licht und Leben!“

Wie ſie blicken nach dem Glanze,
Sind ſie ſchnell erwacht.
Schon entſchwand die Nacht,
Brennt der Oſt im Purpurkranze.

Wie ſie hin zum Lichte ſehen,
Scheint in ſeiner Gluth,
Roth, wie Purpurblut,
Flammend noch das Kreuz zu ſtehen.

Und als jene Flammen ſchwanden,
Pilgern Beide fort;
Keiner ſpricht ein Wort,
Haben innig ſich verſtanden.

Ueber Berge, Wälder, Auen,
Wallen Beide hin,
Haben einen Sinn
Und ein freudiges Vertrauen.

Wie die ferne Meeresküſte
Nun ihr Fuß erreicht,
Trägt ein Schiff ſie leicht
Auf bewegter Waſſerwüſte.

Sturm und Fahrt ſind überſtanden,
Und im Morgenland
Küſſen froh den Strand
Betend, dankend die Verwandten.

Durch der Sarazenen Horden
Wandeln ſie voll Muth.
Sind von höh'rer Hut
Oft in Fahr beſchirmet worden.

Bis mit ſeligem Entzücken
Fern im Nebelgrau,
Sie den alten Bau
Und die heilge Stadt erblicken.

Wie nun nah und immer näher
Sie dem Hügel gehn,
Drauf die Palmen ſtehn,
Loben Gott die frommen Seher.

Sanftes Abendroth erglühte,
Als die Pilger, nah
Endlich Golgatha,
Preiſen des Erbarmers Güte.

Und der Greis iſt freudetrunken
Hoher Rührung voll,
Deren Thräne quoll,
An des Mannes Bruſt geſunken.

„Lebe wohl!“ ſpricht er mit Beben:
„Mich umdunkelt Nacht!
Und — es iſt — vollbracht!
Allen Sündern — wird vergeben!“ — —

Reinold betet. — Abendſtille
Weht ihm Frieden zu.
Und in Grabesruh
Bettet er des Freundes Hülle.

Und er ſcheidet von dem Todten;
Und vom heilgen Ort
Zieht's ihn wieder fort
Nach dem heimathlichen Boden.

XII.

Nach der Heimath Friedensport
Zieht's den Pilger mächtig fort.
Ob er nun ſein heilges Land
Hier ſchon, oder droben fand.
Darum in der Menſchenbruſt
Dieſe Sehnſucht unbewußt
Nach der Heimath aus der Ferne,
Von der Erde nach dem Sterne;
Sein Gedanke weilet gerne
In dem Heimathland voll Luſt.

Ebne freundlich Deine Bahn
Ländergürtel, Ozean!
Jenes Schifflein, das dort fährt,
Trag es ſicher, unverſehrt.
Denn ein Pilgrim weilet drinn,
Nach der Heimath ſteht ſein Sinn.
Und er hofft voll Gottvertrauen
Einmal noch die ſchönen Auen
Und die Theuern dort zu ſchauen.
Laß, o Meer, ihn ruhig hin.

Und er grüßet ſchon das Land.
Pilgerſtab in ſeiner Hand,
Wandelt er Berg ab und an,
Ueber Wald und Wieſenplan.
Hoffnung macht das Wandern leicht;
Und er hat das Ziel erreicht,
Segnet freudiglich die Stunde,
Horch, da wird aus Volkesmunde
Ihm, dem Armen, eine Kunde,
Drob ſein Blut der Wang entweicht.

Und er ſteht und ſtaunet, zagt:
Solches wird ihm angeſagt:
„Palmerin, des Reinold Sohn,
Folget ſeinem Vater ſchon.
Huldreich ließ der König ihn
Ritterlich am Hof erziehn.
Aber jenes Haſſes Flammen,
Die von ſeinem Vater ſtammen,
Häuften ſich in ihm zuſammen,
Sind zum Ausbruch nun gediehn.“

„Denn er ſchwur mit ſchwerem Eid:
Rächen will ich Vaters Leid!“
Rächen will ich jeden Ohm!
Wie des Roſſes Tod im Strom!
Ob die Rache ſchlummernd lag,

Einmal bricht ſie doch zu Tag!
Rache, Rache will ich ſchwören!“ —
Reinold will nichts weiter hören.
Soll der Sohn den Frieden ſtören?
Untergehn vielleicht in Schmach? —

Armer Pilger, weineſt Du?
Findeſt Frieden nicht und Ruh?
Zürne nicht dem Haimerin,
Denn es trifft kein Tadel ihn.
Was ſie Dir von ihm geſagt,
Hat nur Läſtermund gewagt.
Gift'ger Neid, der nimmer raſtet,
Der das Heiligſte betaſtet,
Tugend gern mit Schmach belaſtet,
Haimerin iſt unverzagt. —

Wogt nicht dort ein Volkeshauf
Ueber Brücken ab und auf?
Schmettert nicht, das Thal entlang,
Feuriger Drometenklang?
Ritter, all' in Glanz und Zier,
Schwingen Fahnen und Pannier.
Dort ein freier Raum gelichtet —
Dort Tribunen aufgerichtet —
Welcher Streit wird hier geſchlichtet?
Redet, was begiebt ſich hier?

Still! — Zwei Ritter, ſtolz zu Pferd,
Reiten ein mit Lanz und Schwert.
Ganz gehüllt in ſtarren Stahl,
Drauf ſich bricht der Sonne Strahl.
Und der Herold theilt geſchwind
Gleiche Sonne, gleichen Wind;
Schwingt den Stab — Die Ritter ſaßen
Feſt zu Roß — Trompeten blaſen
Und die beiden Kämpfer raſen
Auf einander zornesblind.

Und es bricht durch gleiche Kraft
Krachend Beider Lanzenſchaft.
Keiner wanket von dem Stoß.
Und das Ritterſchwert wird blos.
Und die Wucht der Hiebe ſchallt,
Daß es ringsum wiederhallt.
Sieh — da klafft ein Halsberg offen,
Und der Eine ſinkt getroffen,
Hat kein Leben mehr zu hoffen,
Und der Strom des Blutes wallt.

Und ein Donnerjubel bricht
Aus des Volkes Haufen dicht.
„Gottes Urtel!“ jauchzt die Schaar:
„So wird Wahrheit kund und klar!
Ganelon, der Lügner, liegt,

Vom Verläumdeten beſiegt!
Seht! Dort ſchreitet er zum Throne!
Seht des Vaters Kraft im Sohne!
Heil dem Ritter von Dordone!!“
Wolkenan der Jubel fliegt.

Da durchbricht des Volkes Schwarm
Eines alten Pilgrims Arm;
Macht mit Rieſenkraft ſich Bahn,
Drängt zum Sieger ſich heran.
Hat ihm flüſternd ſich genannt,
Haimerin hat ihn erkannt,
Und ſie hielten ſich umſchloſſen,
Und der Freude Thränen floſſen,
Und es jauchzten die Genoſſen:
„Reinold iſt's, von Gott geſandt!“

Aber Jene — reden nicht;
Ihres Auges Strahl nur ſpricht.
Jubel dort nach Außen blüht,
Jubel hier im Innern glüht.
Auch der Königgreis, entzückt
Reinold an den Buſen drückt.
Vater, Mutter ihn umſchlangen,
Ava hielt ihn froh umfangen,
Und herzu die Brüder ſprangen,
Und die Kinder, hochbeglückt.

Solch ein Tag ward nie geſchaut,
Freude wird frohlockend laut.
Fragen auch hat jeder Mund,
Aber Antwort wird nicht kund.
„Reinold! Vater! Bruder! Sohn!“
Ruft's um ihn mit frohem Ton:
„Unter uns nun wirſt Du weilen!
Wirſt nicht mehr von dannen eilen!
Ehre, Ruhm und Freude theilen!
Aerntend Deiner Tugend Lohn?“

„„Nein — lebt wohl! — Es zieht mich fort,
Hier iſt nicht mein Ruheport.
Gottes Segen bleib' Euch nah!
Meinen Segen habt Ihr ja.
Lebet wohl, all' meine Zeit
Bleibt fortan nur Gott geweiht.““
Reinold geht — — ein ſtummes Weinen
Folgt' ihm nach von all' den Seinen.
Keiner ſah ihn mehr erſcheinen;
Weilt' in Waldeseinſamkeit. — —

Fahre wohl! — Auch Du Geſang,
Der von Reinolds Thaten klang,
Fahre wohl! — Mein Pilger ſchied;
Pilgre Du nun fort mein Lied.
Und erfreue, kannſt Du das,

Und verzeihe, grollt der Haß. —
Auf der Vorzeit Sarkophage
Sitzt ein ſinnend Weib, die Sage;
Von dem Glanz verblühter Tage
Tönt ihr Sang ohn' Unterlaß.

Anhang.

Schlicht und einfach tönte aus Karls des Großen romantiſchem Zeitalter die Sage von den Haimons-Kindern durch das Volksbuch, das ihr Organ geworden, zu uns herüber, und ſo habe ich verſucht, ſie nachzuſingen. Einfach und ohne modernphantaſtiſchen Aufputz kleidete ich den Stoff wieder in poetiſche Form, der urſprünglich ſchon Gedicht war, den erſt eine ſpätere Zeit zur Proſa umſchmolz. Dieſes alte urſprüngliche Gedicht iſt nur noch in wenigen ſeltnen Handſchriften vorhanden; eine Probe daraus theilt unter andern Adelung in ſeinen fortgeſ[illegible]n Nachrichten von altdeutſchen Gedichten (Königsberg 1799) mit. Das Manuſcript, aus dem ſie entlehnt iſt, befindet oder befand ſich in der Vatikan-Bibliothek, wo es die letzten 129 Blätter der Handſchrift No. 340 einnimmt, welche die Geſchichte des Zauberers Malagis enthält. Der Anfang ſtehe hier, das Ende, welches Adelung auch mittheilt, iſt breit, frömmelnd und minder anziehend.

Ein Gedicht von Reinalt.

Es war vff einen pfingstag en loff
Das karle der konig hielt hoff
Dar quamen vil zu sime hobe
Die riche waren von grossem lobe

De pabst hobete mit eme
Vnd der patriarche von Iherusalem
Der legat von Rome bischoff vnd konig
Der waren vil in dem Ring
Alle di konig trugen kronen
Nie ersach man hoff so schonen
Als man da hielt zu parisz offenbare
Das was in dem schonsten von dem jare
Pfingsttag was er genant
Man erte jne ober manig land
Da waren XII hertzogen vnd XIII grauen
Vnd XXX hundert Ritter wol bekant
Da waren V^{t} dechan vnd pfaffen von der heiligen kirchen
Da waren zehen hundert cleyrchen
Man mocht da grosz freude schauwen
Da waren frauwen vnd junkfrauwen
Vierzehen hundert by der zale
Eyn teile hat den blyout ane
Eyn teile haten kleider von gold draden
Da waren sie kostlich mit beladen
Man mocht da grosz zierheit schauwen
Beide von frauwen vnd junkfrauwen
Da waren Ritter von eym schilt hundert oder mere
Vmb zu erwerben prisz vnd ere
Da was heyme der kone
Vnd eymrich von narbone etc.

Wer dieſes Gedicht verfaßt, wie ſich überhaupt dieſe Heldenſage, die in der Geſchichte keinen Haltpunkt findet, allmälig ausgebildet und geſtaltet habe, liegt in dem Rebelſchleier der Vergangenheit gehüllt, den aber vielleicht noch die Hand eines aller Quellen kundigen Forſchers zu heben, oder doch zu lüften vermögen wird.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt finden wir die Geſchichte von den Haimons-Kindern in Frankreich, den Niederlanden, England, Deutſchland, Italien u. ſ. w. als proſaiſches Volksbuch in vielen Ausgaben verbreitet, von denen ich die bekannteſten unten zuſammenſtelle. Faſt alle weichen mehr oder minder von einander ab, am auffallendſten wohl die franzöſiſche von der deutſchen; ich habe mich bei der vorliegenden metriſchen Bearbeitung treu an die letztere gehalten.

Ludwig Tiecks anerkannt treffliche Bearbeitung der Geſchichte von den Haimons-Kindern, (in Peter Lebrechts Volksmährchen, Berlin, Nikolai, 1797. 1. B.) darum ſo trefflich, weil ſie ſo treu und einfach iſt, ſo ganz den Charakter des Volksbuches wiedergiebt, und ſo innig gegeben wird, hat mir nächſt dem alten Volksbuche während meiner Arbeit ſtets zur Seite gelegen.

Görres (Die deutſchen Volksbücher, Heidlbg. b. Mohr u. Zimmer. 1807. S. 99. ff.) überſchaut mit hellem Auge, durchforſcht mit ſinnigem Geiſt die alte Sage, und ſpricht klar und ſinnvoll aus, was dem Leſer des Volksbuchs vielleicht nur in dämmernder Ahnung vor die Seele getreten wäre. Er ſagt, daß das alte Gedicht an eine untergegangene Heraklide der Griechen erinnere, daß dem Dichter Homers Ilias vorgeſchwebt habe, und verſucht durch Vergleichung der Heldencharaktere beider Werke dazu einen Beweis zu geben, der wohl zu führen, aber nicht durchzuführen iſt, denn die Aehnlichkeit der Charaktere tritt nicht ſo bedeutend hervor, daß ſie zu der Behauptung genügenden Grund gäbe, es habe der deutſche, oder franzöſiſche Dichter Nachahmung beabſichtigt, ja es fragt ſich, ob dieſer die Ilias kannte. Abgeſehen aber von der Anſicht, die den Quell aller Dichtung ebenſo im Homer ſucht, wie eine andre die wahre Seligkeit im blinden Glauben, ſo iſt die Weiſe, wie ſich Görres über die Haimons-Kinder am angeführten Orte ausſpricht, überaus belehrend und hinreißend, und ſehr dankenswerth die Vergleichung des franzöſ. Volksbuchs mit dem deutſchen, wo der Verf. die Abweichungen beider Schriften von einander vor Augen legt. Indeß auch die deutſchen Ausgaben weichen im Einzelnen ab, wie ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Gegen das Ende hin verflacht ſich in unſerm Volksbuche die Geſchichte von den Haimons-Kindern, und verläuft ſich in das Myſtiſchabenteuerliche, Frömmelnde. Höchſtwahrſcheinlich ein ſpäterer Zuſatz eines Mönchs, der den armen Reinold nach dem Tode des edlen Roſſes in der Welt umherſchleppt, ihn Jeruſalem erobern, wiederkommen, am Kölner Dom bauen helfen, endlich ſehr proſaiſch von neidiſchen Steinmetzen todtſchlagen und nach dem Tode noch, zur Erbauung gläubiger Seelen, allerlei angenehme Mirakel üben läßt. Tieck hat, wie es ſcheint, das Ermüdende dieſer Langweiligkeit gefühlt, und in ſeiner Bearbeitung den Faden mit weiſer Hand gekürzt; mein Gefühl hat mich geleitet, bei meiner Behandlung deſſelben Stoffes einem ſo großen Vorgänger zu folgen.

Auch von dem in die Geſchichte der Haimons-Söhne ſo eng verflochtenen Malagis ſind alte poetiſche

Handſchriften vorhanden, aber nicht in deutſche Volksbücher übergegangen.

Im Morgenblatte (Jahrg. 1829, Januar u. ff.) ſteht eine Ritter- und Zaubernovelle, bearbeitet nach einem Vatikankodex der Heidelberger Bibliothek: Malagys und Vivian, von August Adolph Ludwig Follen; ſie giebt dem, der die altfranzöſiſchen Volksbücher nicht kennt, über Malagi's und ſeines Zwillingsbruders Vivian's Geburt intereſſante Aufſchlüſſe, und bietet über die Gewinnung des dämoniſchen Roſſes Bayart aus dem Berge Vulkan, eine grauenvolle, aber äußerſt lebendig und anziehend geſchriebene Darſtellung. Dort erſcheint das Roß überaus gewaltig und „unnahbar grimmig;“ ſo wie auch kund wird, daß Haimon ein Sohn Vivian's und der Beaflur, der ſchönen Tochter des Königs Yvorin von Montbrant iſt. —

Daß auch in Arioſt's raſendem Roland, in der romantiſchen Heldenwelt jenes herrlichen Gedichts der ſtolze Rinaldo mit dem edlen Roß Bajardo ſeine ritterliche Kraft vielfach übt und erprobt, iſt bekannt, nur daß dort gleich im Anfange nicht der harte Ohm, ſondern der ſchalkhafte Amor ſein Feind iſt. Auch eine heldenkühne Schweſter, die virago Bradamanta, von der unſer Volksbuch nichts weiß, gab die Phantaſie des unſterblichen Dichters dem tapfern Rinald als würdiges Seitenbild.

In der Bibliothek d. Romane, 6. u. 7. B. iſt die Geſchichte des Malagis und der Haimonskinder im Auszuge ungemein kurz, trocken und mager nach dem franz. Volksbuche erzählt.

Eine dramatiſche Bearbeitung: Die vier Heymonskinder, komiſches Volksmährchen mit Geſang, in vier Aufzügen von Gleich, Muſik vom Kapellm. Tuczek, Wien 1809, trägt den ganzen Charakter trivialer Wiener Poſſen, und verdient hier kaum Erwähnung.

Nun eine kurze Überſicht der Literatur unſers Volksbuchs von den Haimons-Kindern, ſoweit mir eine ſolche bei beſchränkten Hülfsmitteln zu geben möglich wurde, weshalb ich auch um geneigte Nachſicht bitten muß, wenn hier noch Manches zu ergänzen übrig bleibt.

I.

Handſchriften.

1. In Rom, (nach Adelung) wahrſcheinlich jetzt wieder in Heidelberg, als Fortſetzung des Malagys, 129 Blätter. Nr. 340. v. Jahr 1475.

2. Ebendaſelbſt, eine andre Handſchrift Nr. 399. 240 Blätter.

3. In Paris. Roman de Regnault de Montaubain par Huon de Villeneuve. Manusc. de la Biblioth. de l'Arsenal.

II.

Alte Drucke ohne Jahrzahl.

L'histoire singulièr et fort recreative, contenant les faitz et gestes des quatre filz Aymon et de leur cousin Maugis, lequel fut pape de Rome, semblablement la chronique du chevalier Maubrian Roi de Jerusalem. Paris. Den. Janot. (gothiſcher Druck.)

La conqueste de l'Empire Trebisanto, faicte par Regnault de Montauban. Paris. (goth. Druck.)

Le livre des quatres fils Aymon Duc de Dordogne avec leur cousin Maugis. Paris. 4to. (goth. Druck.)

Les quatre filz Aymon etc. Paris chez Alain Lotrian. 4to. (goth. Druck.)

Histoire du noble et vaillant chevalier Regnault de Montauban, ou histoire de quatre fils Aymon presentés a Charlemagne. Fol.

The four Sonns of Aymon etc. Westmonast. Guil. Caxton.

Ein alter deutſcher Druck, in Köln, ſcheint ganz verloren zu ſeyn.

III.

Aeltere Ausgaben mit Jahrzahlen, bis 1600.

Ein franzöſiſcher Druck von 1493.

Ein desgl. in 4to. von 1508.

La chronique et histoire des conquestes du chevalier Maubrian etc. commencant a la teste de faitz et portz d'armes de quatres filz Aymon, avec la d'iceulx et de Maugis etc. reduite du vieil langaige en bon vulgaire françois par Guy Bounay. Paris, 1530. fol.

Eyn ſchön luſtig Geſchicht, wie Keyſer Karle der Große, vier Gebrüder Herzog Aymont von Dordons Sün ſechzehn jar lang bekrieget u. ſ. w. Siemmern, durch Jheronimus Rodler. 1535. Fol. 161 Bl. mit Holzſchnitten.

Trabisonda historiata, Poema in ottave rima, nel quale si tratta della vita et morte di Rinaldo. Venegia, 1535. 8vo.

Espejo de Cavallerias en el qual se tratta de los Fechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos. Sevilla 1550. Fol.

La Trapesonda, que es tercero libro de Don Renaldos etc. Toledo 1558.

Eine Antwerpner Ausgabe, von 1561. 4to. 118 Blätter.

Eine Lyoner Ausgabe in 4. 1573.

Eine andre franz. Ausgabe in 4. 1583.

Libro primo del nobile e strenuo cavaliero rinaldo di montalbano. In perpiniano in casa di sanson Arbus, 1585. fol.

IV.

Ausgaben nach 1600.

Die ſchöne und luſtige Hiſtori von den **Vier Haimons-Kindern** | **Adelhart** | **Ritſart** | **Writſart** | **und Reinold** | ſamt ihrem Roß **Bayart** | was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden | zu Zeiten **Karoli Magni** | König in Frankreich | und erſten römiſchen Kaiſer begangen haben. Auch iſt hie beygefügt das Leben deß heiligen Reynoldi | der jüngſte von den 4 Gebrüdern | was er für Wunderzeichen und Mirackeln | durch Zulaſſung Gottes gethan hat.*) (ohne Jahrzahl, doch ſicher dem 17ten Jahrh. angehörig).

---

*) Abſichtlich habe ich hier den ganzen Titel abgeſchrieben; es iſt unſer Volksbuch, wie es noch heute in ganz ſchlechten neuen Wiederdrücken bei Buchbindern und hie und da auf Jahrmärkten vorkommt. Gleich unter dem Titel ſteht ein kräftiger Holzſchnitt, wo die vier Brüder auf Bajard reitend, mit Fähnlein, worauf ihre Namen ſtehen, vorgeſtellt ſind. Darunter

Schöne Hiſtorie von den vier Heymonskindern u. ſ. w. ohne Jahrzahl. Köln am Rhein und Nürnberg. *)

Hiſtorie von den vier Hems-Kinderen. Antwerpen 1619.

Die Fortſetzung des Gedichts: les Provesses et Vaillances du redoute Mabrian etc. Semblable les faits et gestes des quatre fils Aymon et de leur cousin Maugis. Ensemble la mort et martyre d'iceux. à Troys chez N. Oudot. 1625.

Histoire de noble quatre filz Aymon revue et remisse en bon langage. Lyon. 1673. 4.

Histoire des quatre fils Aymon, très-nobles et très-vaillant Chevaliers. À Troyes de l'imprimerie de la Citoyenne Garnerin. 135 Seiten. 4. **)

Außerdem vergleiche, wen es intereſſirt, mit dieſen Angaben Görres Volksbücher, Büſching und von der Hagen: L. Grundriß zur Geſchichte d. deutſchen Poeſie, die Romanen-Bibliothek, Alfred Reumont: Aachens Liederkranz und Sagenwelt, u. a. wo ſich zum Theil die Belege zu dieſen Angaben finden.

ſteht: Ehedeſſen auch zu Köln gedruckt. Das Buch enthält 15 Bogen in 8. und 24 verſchiedene mittelmäßige Holzſchnitte, von denen aber einige gar nicht zu den Geſchichten geſchnitten, ſondern nur vom Buchdrucker eingeſchoben ſcheinen. Seltſam genug ſteht gleich am Ende der Hiſtorie eine 2½ Seiten füllende Abhandlung: Anſtatt eines Anhangs: Vom Triumpf der alten Römer. Dann folgt das Regiſter über die 30 Kapitel. Der Titel iſt roth und ſchwarz gedruckt.

*) Dieſe Ausgabe, welche von der vorherangeführten in einigen Stücken abweicht, hatte Görres vor ſich.

**) Dieſes iſt der neueſte franzöſiſche Wiederdruck.

Druckfehler.

Seite 52 Zeile 3 v. o. leſe man nicht ſtatt nicht.
— 83 — 6 v. u. — — Burſche ſt. Burſcht.
— 73 — 3 „ „ — — ſtehn. ſt. ſehn.
— 130 — 3 v. o. — — blickte ſt. bligte.
— 169 — 5 v. u. — — ihm ſt. ihn.
— 175 — 8 v. o. — — rieſige ſt. reiſige.
— 198 — 11 „ „ — — von ſt. an.
— — — 8 v. u. — — dem ſt. den.
— 204 — 6 „ „ — — Zu ſt. von.
— 208 — 11 „ „ — — Tracht ſt. Pracht.
— 213 — 10 v. o. — — fällenden ſt. rächenden.
— 227 — 5 „ „ — — enden. ſt. enden?
— 238 — 7 v. u. — — Drommetenklang? ſt.
Drometenklang!

Gedichte

von

Ludwig Bechſtein.

129 L 36

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

[illegible]
[illegible]
LIPS.

Inhalt.

Seite.

Prolog. 3

Vermiſchte Gedichte.

Gruß an die deutſchen Dichter. 9
Ermuthigung. 11
Evoe. 15
An die Natur. 19
Edelſtein und Perle. 21
Erhebung. 23
Halleluja. 25
Meine Kirche. 28
Gruß an den Mai. 31
Des Frühlings Heimath. 35
Abendſtrahl auf Bergen. 37
Glück der Jugend. 38
Alter Mann. 41
Matronenbild. 42
Die Wittwe. 44
Erinnerung. 47
An meine Maultrommel. 51
Die junge Amme. 53

Beruhigung. 55
Fürbitter. 57
Lied. 59
Ruhe. 61
Grablied. 64
Allen Trauernden. 66
Klage eines alten Portugieſen. (1828). . . . 69
Das arme Kind. 72
Feſtkalender eines Unglücklichen:
Neujahr. 74
Faſtnacht. 75
Palmſonntag. 75
Gründonnerſtag. 76
Charfreitag. 77
Oſtern. 78
Himmelfahrt. 79
Pfingſten. 79
Johanni. 80
Michaelis. 81
Mein Geburtstag. 82
Weihnachten. 83
Sylveſter. 83
Der Verdrüßliche. 85
Lied von dem, der wollte und nicht konnte. . . 87
Scherz und Wehmuth. 89
In das Album einer Dichterin. 93
Der Schiffer. 95
Serenade. 97
An Atra. 99
Begegnung. 101
Tonkünſtler Lied. 104
Born der Lieder. 105
Dichter und Richter. 106

Mythen, Romanzen, Balladen, Erzählungen.

An die mythiſche Dichtkunſt des Nordens. . . 111
Skirnirs Fahrt. 113
Odins Raben. (Nach der Landnama-Saga). . . 132
Die Schöpfung der Sonne. 138
Der Noah Indiens. 141
Der Traum der Nachtigall. 150
Der Todesengel. 164
Die Nachtigallen. 167
Die Liebesprobe. 169
Der König und der Sänger. 172
Der fromme Ritter. 174
Lätitia. 176
Bergweib. 178
Die Schlangen-Amme. 180
Waldorakel. 184
Vom alten Leipziger Studenten. (20. Juli 1638). . 187
Attila vor Augsburg. 190
Des Städtchens Name. 192
Die Zigeuner. 193
Die Grafen von Lara:
    1. Das Hochzeitmahl. 195
    2. Die Rache. 201
    3. Die Schlacht. 207
    4. Der Gefangene. 213
    5. Die Heimkehr. 219
    6. Mudarra. 226

Aus Thüringen.

Landgraf Ludwig und der Lewe. 235
Eliſabeths Roſen. 237
Ritter Waltmann von Sattelſtadt. . . . 239

Der heilige Ludwig und der Raubritter. 244

Margaretha:

1. Der Einzug. 247
2. Schwere Frage. 249
3. Die Ueberraſchung. 251
4. Die Flucht. 252
5. Margaretha's Klage. 255

Von Friedrich, dem Gebiſſenen. 260

Der Mauerritt. 263

Vom Hörſelberg:

1. Das wilde Heer. 269
2. Königin Reinſchweig. 271
3. Die Hirtenknaben. 274

Die Mähr vom Tanhäuſer:

1. Der treue Eckart. 277
2. Der Sänger. 280
3. Der Venusberg. 284
4. Die Bußfahrt. 288
5. Der grünende Stab. 292

Kyffhäuſer Sagen:

1. Kaiſer Barbaroſſa. 297
2. Das Brautpaar. 300
3. Der Schäfer. 303
4. Die Glücksblume. 305

Der Kinder Kreuzzug. 308

Vom Jungfernſprung bei Arnſtadt. 312

Vom Hautſee bei Dönges. 314

Der Mönch und die Nonne. 317

Johannes Hilten. 319

Das geraubte Sakrament. 322

Das ſtille Kind bei Erfurt. 324

Das Leproſenhaus. 326

Der Geldſchacht zu Reichmannsdorf. 338

Wanderbuch und Wanderbilder.

Letztes Beiſammenſein. 347
Abſchied. 349
Nachtbilder im Reiſewagen. 351
Sonnenblicke. 354
Sonnenmorgen. 355
Schöne Ausſicht. 356
Spaziergang in * *. 357

Schlafendes Kind in der Wirthsſtube. . . . 358
Toaſt. 359
Wolken. 360
Gruß in die Heimath. 361
Bilder der Sehnſucht. 362
Wanderers Morgengruß. 364
Wünſche. 365
Mondgang. 366
Erſtlinge. 367
Lied der Schildbürger. 368
Wanderers Königthum. 369
Jahrende Sänger. 371
Kunſt am Wege. 372
Der Garten. 373
Tauſchhandel. 375
Tagwächterlied. 376
Auf dem Rhein. 377
Am Rhein. 379
Vor Danneckers Chriſtus. 381
Weggruß. 382
Ruinen. 384

Elegie am Monumente Poniatowsky's. . . . 385
Welke Blätter. 389
Paulinzelle. 392

Die Hunengräber. 394
An die Ilm. 396
Auf der Wartburg. 399
Güldne Aue. 400
Vom Kyffhauſer. 401
Der Wandrer und die Gleichen. 404
Bonifaciusfels und Luthersbuche. 406
Morgengebet auf dem Inſelberg. 410
Bergfreude. 412
Wandrers Heimkehr. 414
Ankunft. 416

Bechſtein's Gedichte.

Prolog.

Freudig — zagend — bang — vertrauend nah ich euch mit dieſer Gabe,
Stelle ſo vor euch, ihr Günſtigen, meines Lebens beſte Habe,
Wie die Magier vom Oſten traten vor den Herrn der Welt,
Den als König ſie begrüßten,
Knieend vor dem Gottesſohne,
Und die Spenden ihrer Wüſten,
Ihrer flammenheißen Zone,
Vor Marien hingeſtellt.

Mir iſt früh ein Stern erglommen, als mein Fühlen kaum erwachte,
Eine Sage hört' ich künden, die zur Gluth die Funken fachte,
Und ich hoffte, liebte, glaubte, was die Sage mir verſprach.
Blickte oft, ein frommer Beter,
Still empor voll Ahnungswonnen,
Und als nun der Stern im Aether
Seinen Strahlenlauf begonnen,
Zog ich lang dem Sterne nach.

Eine weite Pilgerwandrung, oft ein mühſamſchweres Ringen,
Dann ermuthigend und tröſtend ſüßer Engelſtimmen Klingen;
Immer doch, ein Lichtpilote, wandelte der Stern voran.
Helle Sonne meinen Tagen,
Deren Licht die Kräfte ſtählte,
Wenn ſie ganz danieder lagen,
Fern vom Ziel noch, denn es fehlte
Nicht an Dornen meiner Bahn.

Jene Magier, ſie fragten nach dem König, der erſchienen;
Was bisher ich euch geſpendet, laßt es auch als Fragen dienen,
Die ich, nicht des Wegs zu fehlen, rings auf meiner Bahn verſandt.
Die an euer Herz gerichtet,
Das entgegen mir gekommen,
Ob, was früher ich gedichtet,
Freundlich von euch aufgenommen?
Heil mir, wenn mein Ziel ich fand!

Magier iſt auch der Dichter und ſein Zauberkreis das Leben,
Den Geſtalten ſeiner Träume, feſt an ihn gebannt, umſchweben;
Und es bringt ihm, was er fodert, treugehorſam ſeine Schaar.

Und mit ſeinem Schatz und Buche
Folgt er dem Verheißungsſtrahle —
So auch bring' ich, den ich ſuche,
In der liedervollen Schale
Weihrauch, Gold und Myrrhen dar.

Muß ich deuten meine Gabe? — Ja, ich will's, denn ganz verſtanden
Will ich ſein, euch ganz mich geben, euch, die gleich mit mir empfanden.
Nicht der feilen Schmeicheleien Weihrauch ſtreu' ich aus, ein Spott;
Nein, auf Andachtgluthen lodern
Meiner Lieder Opferungen,
Bitten, die Erhörung fodern,
Dank, der all mein Sein durchdrungen,
Und ich beuge mich vor Gott.

Liebe, Freundſchaft, Freude, nennen wir des Lebens goldne Träume,
Goldne Himmelsfrüchte tragen dieſe Hesperidenbäume;
Und geheimnißvoll im Haine quillt und rauſcht ein Zauberborn,
Drauß die goldnen Mährchen quellen.
Leiſe Stimmen und Geſänge
Flüſtern dort aus Wald und Wellen;
Oft vernahm ich deine Klänge
Goldnes Sagenwunderhorn.

Manchen Schmerz hab' ich gekoſtet, Schickſalstücke, Zeitenwirren
Reichten mir den Kelch der Thränen, Schalen voll von bittern Myrrhen.
Wie prophetiſch Leiden kündend, einſt die Weiſen ſie gebracht,
Alſo ward es ſtreng erfüllet.
Nehmt auch ihr die dunkle Gabe,
Die vom Trauerflor umhüllet;
An des Pilgrims Jakobsſtabe
Deuten Streifen Licht und Nacht.

Vermiſchte Gedichte.

Gruſs an die deutſchen Dichter.

Thema:
Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.
Uhland.

Sangesbrüder, ſeid willkommen!
Jede Bruſt, die liedervoll,
Sei gegrüßet in Apoll!
Jeder Sang ſei froh vernommen,
Wenn er aus der Seele quoll!
Die von Gott geſegnet kamen,
Tragt herbei in heitern Rahmen
Die Gedankenſchilderei'n,
Knüpft ſo fröhlichen Verein
Nicht an wenig ſtolze Namen.

Noch ſind nicht die Edenspalmen
Deutſcher Poeſie entlaubt,
Noch zum Himmel ſtrebt ihr Haupt,
Und es rauſchen Engelpſalmen
Jedem nieder, der ſie glaubt.
Ob auch manche Kraft — entmannt,
Manche Saiten abgeſpannt,
Daß nicht allzulaut ſie ſummen,
Nicht zu gänzlichem Verſtummen
Iſt die Liederkunſt gebannt.

Gibt's auch Herzen, voll Erkaltung
Abgewandt der Poeſie —
Ihre Blüthen welken nie,
Denn ſie treibt zur Prachtentfaltung
Eine göttliche Magie.
Oft im Wonnemonat kamen
Fröſte, die die Hoffnung nahmen,
Dennoch reiften Frucht und Wein;
Nun, ſo gebe Gott Gedeihn!
Ausgeſtreuet iſt der Samen.

Laßt die grämlichen Geſellen
Sauer ſeh'n zum Jugendtanz!
Unſer Liederblüthenkranz
Schaukle ſich auf Zeitſtroms Wellen,
Wie ein Zauberſchiff voll Glanz.
Reicht euch treu die Bruderhand!
Haltet feſt am Liederband!
Wünſcht mit warmen Herzensſchlägen
Eintracht, Frieden, Gottes Segen
Ueber alles deutſche Land!

Ermuthigung.

Rufen wieder Maienglocken,
Rieſelt wieder, Hain, dein Born?
Schüttelt Lenz die Blüthenflocken
Aus gefülltem Segenshorn?
Blühen auch die Veilchen wieder?
Iſt die Amſel wieder wach?
Seufzt und ſingt die wonnetönende,
Allgeprieſne, lenzverſchönende
Nachtigall der Sehnſucht Lieder
Unter grünem Schattendach?

O nun will ich nicht mehr klagen,
Will mich freun der ſchönen Zeit,
Und es ſei den trüben Tagen
Auch kein Seufzer mehr geweiht.
Lehre, Frühling, mich vergeſſen!
Hoffe! ruft dein leuchtend Grün;
Nimm in deine balſamthauenden
Liebesarme den Vertrauenden,
Neben trauernden Cypreſſen
Laß die erſten Roſen blühn.

Freundſchaft war dahin geſchieden,
Liebe ſchwand vor meinem Blick,
Und ich rief den ſüßen Frieden
Ach vergebens, mir zurück.
Was mir Hoffnung vorgeſungen,
Glich dem Perlenſchaum des Weins;
Freudig ſchlürft' ich einſt den Schäumenden,
Herbe Hefe blieb dem Träumenden,
Nur noch nach Erinnerungen
Zählt' ich Freuden meines Seins.

Aber dir, o Frühlingshore,
Deiner Blicke lichtem Strahl,
Oeffnen ſich des Herzens Thore,
Blüthengöttin, noch einmal!
Und das alte iſt's geblieben,
Flammen lodern draus empor,
Und das ſtets im Wechſel ſchlagende,
Oft beglückte, oft verzagende,
Schlägt nun im erneuten Lieben
Feuriger, denn nie zuvor. —

Kam ein Harfenton geflogen,
Der im Haine ſanft verhallt?
Haben auf der Lüfte Wogen
Sängergeiſter mich umwallt?

Droben in dem Reich des Schönen
Glänzt ihr Name Stern an Stern;
Droben wandeln die Gewaltigen,
Ewig großen, Vielgeſtaltigen,
Ihre goldnen Harfen tönen,
Und der Jünger ſtaunt von fern.

Nach des Lichtes reiner Quelle
Wagt den Flug der junge Aar,
Aber fern iſt jene Helle,
Ungeprüft ſein Flügelpaar.
Durch der Nebelſtröme Fluthen
Hat ihn Jugendkraft geführt,
Bis der hoch und höher Strebende,
Nun auf ſichern Schwingen Schwebende,
In dem Schimmer heil'ger Gluthen
Wonnetrunken ſich verliert.

So in Dichterbruſt entzündet
Sangesluſt der holde Mai;
Was der Sänger fühlt, verkündet
Er in Liedern, froh und frei;
Und er badet ſich in Strahlen —
Himmelan den frohen Blick,
Schwebt empor der Auserkorene,
Wird zum Gott der Staubgeborene,
Und der Erde Sorgen, Qualen,
Läßt er unter ſich zurück.

Führe, dichtende Kamöne,
Mich in deine Tempel ein!
Liebe, Lenz und Liedestöne
Sollen mich zum Prieſter weihn.
Muthig, bis das Ziel errungen!
Leuchtend ſtrahlt es, zwar noch weit,
Doch Vertrauen ſtärkt den Ringenden,
Und dem Kühnen, lichtwärts Dringenden
Tagt aus trüben Dämmerungen
Eine ſchöne, goldne Zeit.

Hat man nicht von goldnen Zeiten
Holde Mährchen aufgeſtellt?
Von verlornen Seligkeiten
Einer frommen Unſchuldwelt? —
Könnt ihr lieben? Könnt ihr ſingen?
Sah der Lenz euch beten nie? —
Die das Herz von Schlacken reinigen,
Sind die himmliſchen Dreieinigen,
Die die goldne Zeit uns bringen:
Liebe, Frühling, Poeſie.

Evoe.

Dir tönt mein Lob im frohen Sange,
Du hochgewalt'ger Feuergeiſt!
Du goldne Paradieſes-Schlange,
Die Leben gibt und Luſt verheißt!
Du Wort, das in verwandtem Klange
So vieler Völker Sprache preiſt;
Du Weihgeſchenk von höhern Mächten,
Du Meteor in finſtern Nächten,
Du Ichor, der in Göttern fleußt!

Dir Sorgenbrecher, Freudenſpender,
Dir ſoll dies Lied gewidmet ſein!
Dir Herrlichſtes der Liebespfänder,
Das uns die Elemente leihn,
Dir Herrſcher über alle Länder,
Dir Sonnenſprößling, König Wein!
Dir ſtarker Sohn der Mutter Erde,
Die dich an ihren Brüſten nährte,
Und ſah dich wachſen und gedeihn.

Im Keime regt ſich zartes Leben,
Geweckt von ſonnenheißer Gluth;
In blühnder Fülle weinen Reben,
Und Sonne küßt die Thränenfluth;
Und Sonne muß die Reife geben
Der ſchwell'nden Trauben ſüßem Blut;
So traut im Bund ſind Erd' und Sonne,
So pflegen ſie das Kind der Wonne,
Und zeitigen das hohe Gut.

Wer leugnet, daß vom Himmel ſtamme
Die göttlich ſchaffende Gewalt?
Die heilige Prometheus-Flamme,
Die Leben ausſtrömt alſobald?
Wie fluthend aus zerſprengtem Damme
Der Wogen Donnergang erſchallt,
So weckt dein Ruf, du kühner Meiſter,
Die Lebens- und die Freudengeiſter,
Und kleidet ſie in Lichtgeſtalt!

Du reifſt in lachenden Gebieten,
Reifſt an der Feuerberge Schnee!
Dein Name lebt in alten Mythen,
Du Vater Noahs Panazee!
Horch! Tobt nicht ein bacchantiſch Wüthen
Auf waldumkränzter Bergeshöh'? —
Ha! Trunkene Mänaden ſchwingen
Die Thyrſusſtäbe, Cymbeln klingen!
Jo! Bacche! Evan! Evoe! —

Was wollt ihr, Cedern, ſtolze Palmen?
Wollt ihr der Pflanzen Herrſcher ſein?
Kann an des Bambus Rieſenhalmen
Wohl eine Lebensfrucht gedeihn?
Wem rauſchen Hymnen laut und Pſalmen?
Der Rebe mächt'gem Sohn allein.
Kein ſtarrer Farrn verſunkner Welten
Kann für der Pflanzen Herrſcher gelten!
Nein! Ew'ger König iſt der Wein!

Spring' fröhlich, reine Naphthaquelle
Aus dem ſo lang verſchloßnen Haus!
Vor meinen Blicken wird es helle,
Und Adlerſchwingen breit' ich aus!
Die tragen mich mit Blitzesſchnelle
Ins Empyreum weit hinaus!
Das Weltall rollt in feur'gen Kreiſen,
Und Geiſter ſpielen Sphärenweiſen
Auf Donnerharfen, Sturmgebraus.

Und liebliche Geſtalten ſchwimmen
Auf Roſenwölkchen um mich her,
Und locken mich mit Engelſtimmen
In des Vergeſſens Zaubermeer.
Die bleichen Sterne all' verglimmen,
Und ſchönre Sonnen leuchten ſehr.
Ich bin in himmliſchen Gefilden
Umwallt von göttlichen Gebilden,
Mein Aug' erträgt den Glanz nicht mehr.

O König, der mit Liebeshänden
Die Fülle ſeiner Gaben reicht;
Der mit den purpurgoldnen Spenden
Die trübe Kümmerniß verſcheucht,
Vor allen andern Elementen
Iſt meine Muſe dir geneigt.
Du haſt im Rauſche ſel'ger Stunden
Mit Feuerarmen ſie umwunden
Und dieſes Lied mit ihr gezeugt! —

An die Natur.

Dir, heilige Natur, dir ſoll mein Loblied ſchallen,
Das ich dem Sängerchor des Haines abgelauſcht.
Anbetend tret' ich ein in deine Tempelhallen,
Vom Blüthenduft umweht, von Waldesgrün umrauſcht.

Wie feierlich und ſchön! Es weht durch alle Räume
Der Lieder ſüßer Klang, der Quellen Murmellaut!
Und hebt ſo hoch die Bruſt, als rauſchten Edens Bäume
Vom Sonnenſtrahl beglänzt und perlenüberthaut.

Schon vor Jahrtauſenden ſang auf dem Purpurthrone
Ein königlicher Held von deiner Herrlichkeit.
Die goldne Harfe klingt, und von Iſais Sohne
Wird ein unſterblich Lied dir, o Natur, geweiht.

Und Lieder ſind dir ſchon zu Tauſenden erklungen,
Die Kindlein ſingen dir, dich rühmen Mann und Greis.
Wer hätte je zuviel von deiner Pracht geſungen?
Wer hätte ſich erſchöpft, Natur, in deinem Preis?

Der Mutter biſt du gleich, die Kinder lieb umfangen,
Die brünſtig an die Bruſt den trauten Liebling drückt;
Der Mutter Segenskuß färbt höher ihre Wangen,
Und durch ihr Lächeln ſind die Fröhlichen beglückt.

Dein frommer Segen gilt den Menſchenkindern allen;
Wenn dein Erwachen ruft zum Jubel Flur und Hain,
Muß jedes Herz erfüllt mit reinem Wohlgefallen,
Muß jede Bruſt durchglüht von Himmelsahnung ſein.

Der Frühling ſchmückt ſich dir mit maiengrünen Lauben,
Der heiße Sommer reift, was in der Blüthe lag,
Dir bringt der reiche Herbſt die Fülle ſüßer Trauben,
Der Winter aber iſt dein ſtiller Feiertag.

Wer nicht in dir den Geiſt, der alle Räume füllet,
In tiefer Bruſt gefühlt, ihn andachtvoll genannt,
Wem der Alliebende ſich nicht in dir enthüllet,
Der ſage frevelnd nie: ich habe Gott erkannt.

Herbei ihr Trauernden, die ſchmerzliches Entſagen,
Die ſtiller Kummer drückt, die bittre Täuſchung preßt,
Im Schooße der Natur verſtummen eure Klagen,
Ihr weint euch aus, und dann vergebt ihr, und vergeßt.

Wer dir, ja dir Natur, ſein ganzes Sein ergeben,
Der fühlt das herbe Weh der armen Erde kaum;
Du lebſt in ihm, er lebt in dir ein ſelges Leben,
Und dieſe Seligkeit iſt mehr als flüchtger Traum.

Edelſtein und Perle.

Eine Perle ruht im Meere,
Ein Edelſtein im Schacht;
Um beide todte Leere,
Um beide öde Nacht.

Sie träumen von Tageshellen,
Vom Licht und Sonnenſchein,
Die Perle tief unter den Wellen,
Im Schacht der Edelſtein.

Bis die im Dunkel ſchliefen
Empor zum Licht gebracht
Eine Well' aus Meerestiefen,
Ein Bergmann aus dem Schacht.

Und die ſo manch Jahrhundert
Tiefſtill vom Licht geträumt,
Sie grüßen's nun verwundert
Und glänzen ungeſäumt.

Auch uns einſt wird es tagen
In einem höhern Sein,
Wir werden zum Licht enttragen
Wie Perle und Edelſtein.

Wir werden frei von Qualen
Aus Irthums Nacht befreit,
Dort heiter wiederſtrahlen
Den Glanz der Seligkeit.

Erhebung.

Zu ihm, zu ihm, der alle Himmel mißt,
Der ewig ſein wird, ewig war, und iſt,
Dem freudig ſingt der Sphären Jubelchor,
Steigt der Geſang des Sterblichen empor.
Wenn er in ſeinem Glanze ſich enthüllt,
Die Herrlichkeit des Vaters mich erfüllt,
Dann iſt, von Zweifeln nicht die Seele bang,
Gott mein Geſang.

Ihn preißt der Schöpfung ewig neue Pracht,
Ihm ſchimmern tauſend Sterne durch die Nacht;
Der Lenz verkündet ſeine Allmachtſpur,
Wie die im Schlummer ruhende Natur.
Wenn er im Donnerſturm vorübergeht,
Im Balſamhauch der Frühlingsblüthen weht,
Dann iſt, voll froher Andacht ſingts die Bruſt:
Gott meine Luſt.

Die Blumen ſchimmern mild im Morgenthau,
Die Sterne glänzen ſanft im Dunkelblau,
Die Sonne ſtrahlt, ein hehrer Feuerball,
Und ſendet Licht und Wärme durch das All;
Doch aller Welten Farbenpracht und Glanz,
Der Sonnenheere goldner Feuerkranz,
Wie hell er glüht, erreichen ihn noch nicht;
Gott iſt mein Licht.

Gott iſt mein Licht — das meinen Pfad erhellt,
Wie Morgenröthe in das Dunkel fällt,
Wie Sonnenglanz mir dort in Eden lacht,
Wenn Gutes ich im Pilgerlauf vollbracht.
Wenn auch auf wildem, ſturmbewegtem Meer
Des Lebens Nachen treibet hin und her,
Und der Verfolgung Welle mich umtoſ't —
Gott iſt mein Troſt.

Ich zittre nicht — Gott lebt — ich zittre nicht,
Mein Licht, mein Troſt und meine Zuverſicht.
Er leuchtet mir den rauhen Pfad hinan,
Er tröſtet mich auf dornenvoller Bahn,
Er ſendet Kraft aus ſeinen Himmelshöh'n
Und heißt mich furchtlos ſeine Wege gehn,
Und toben meine Feinde noch ſo wild —
Gott iſt mein Schild.

Allmächtig hieß er ſeine Welt entſtehn,
In ew'gen Kreiſen ſich die Sonnen drehn;
Einſt kommt der Tag, der mich mit ihm vereint,
Wo mir des Urlichts ewge Klarheit ſcheint;
Wenn ſich der Geiſt aus Erdenfeſſeln ringt,
Sich frei und ſelig zu den Sternen ſchwingt,
Am treuen Vaterherzen ruht er dort,
Gott iſt mein Hort.

Halleluja.

Wer ahnet den Schöpfer und rühmet ihn nicht?!
Die Blicke, die Herzen zum Vater im Licht
In frommen Gebeten erhoben!
O laßt uns ihm danken mit Worten und That;
Ihn preiſet die Flur und die wallende Saat,
Wie Sonnen nach ſeinem hochheiligen Rath
In himmliſchen Räumen ihn loben.

Wir ſuchen des Lichtes erhellenden Strahl,
Doch mangelt der Ausdruck, doch mangelt die Zahl,
Uns feſſeln noch irdiſche Schranken.
Wir ſtehen und blicken mit Sehnſucht empor,
Es ſchwingt ſich in jubelnder Seraphim Chor,
Der ſich in die Wonnen der Himmel verlor,
Der erhabene Flug der Gedanken.

Jahrtauſende rufen's Jahrtauſenden laut:
Ein ewiger Gott hat die Welten gebaut,
Hat die Feſten des Himmels gegründet!
Preis ſei dem allweiſen, allmächtigen Herrn,
Den ſeliger Geiſter Triumphgeſang gern
Von Sonne zu Sonne, von Stern zu Stern,
In feiernden Hymnen verkündet!

Die zahlloſen Schaaren der Engel umſtehn
Den glänzenden Thron des Allvaters, ſie ſehn
Die Herrlichkeit Gottes entſchleiert.
Ihr Lobgeſang wallt durch den ewigen Dom
Des Weltalls, ein wonnig melodiſcher Strom;
So wallt durch die Mainacht der Blüthen Arom,
Wenn Tellus ihr Wiegenfeſt feiert.

Der Vater iſt heilig, der Vater iſt groß,
Dem Vater zu dienen iſt ſeliges Loos!
So tönt es von Sonnen zu Sonnen.
Und freudiger rühmet der Engel Geſang,
Die Himmel erſchüttert ein donnernder Klang,
Seit Wandelgeſtirne den heiligen Gang
Am Tage der Schöpfung begonnen.

Sein Winken heißt Allmacht, ſein Wollen — Geſetz,
Was immer verblendeter Thoren Geſchwätz,
Vom Irrwahn umnebelt, erklügelt.
Wem brauſen die Meere? Wem grünet die Flur?
Wem dienet gehorſam die ſchöne Natur?
Wer hat in dem nimmer ermeßnen Azur
Die rollenden Sphären beflügelt?

Und ob ihn dort rühmet ihr feiernder Schall,
Vernimmt doch der liebende Herrſcher im All
Das Lallen der Kinder im Staube.

Wir wandeln, befangen von nächtlichem Graun,
Doch wollen getroſt auf den Vater wir baun,
Dann hellen das Dunkel uns Lieb' und Vertraun,
Und ein Glanzſtern, der göttliche Glaube.

O heb' uns auf Flügeln der Andacht zu dir!
Erfüll' uns mit Himmelsgefühlen, daß wir
Uns ſonnen im ſeligen Lichte!
Die Heiligen haben dein Anſchaun erſtrebt,
Es haben voll Andacht die Väter gelebt,
Die frommen und gläubigen Beter umſchwebt
Eine Fülle ſüßer Geſichte.

Gott werde verherrlicht im Sud und im Nord,
Mit Pſalmen auf Erden, vom Sphärenaccord,
Von Geiſtern mit feurigen Zungen,
Von Weſen im Staub, die der Vater beglückt,
Von Seelen, zur Heimath des Lichtes entrückt,
Von Engeln, mit leuchtenden Kronen geſchmückt,
Sei das Halleluja geſungen.

Meine Kirche.

Hinaus, hinaus zu beten,
In den Wald, hinaus, hinaus!
Ein Seliger dort zu treten
In das ewige Gotteshaus.

Es läuten die Blumenglocken,
Sie rufen ſo mild und ſchön,
Mit wonnevollem Frohlocken
Ein hohes Feſt zu begehn.

Das Feſt der Auferſtehung,
Das ſelige Lebensfeſt,
Das die Seele freudig Erhöhung
Und Frieden finden läßt.

Die Wipfel der Bäume rauſchen
Wie Rieſenorgeln im Dom,
Und es zwingt mich voll Andacht zu lauſchen
Der brauſende Waldesſtrom.

Und tauſendfache Geſänge
Erſchallen im grünen Hain,
Eine frohe, fröhliche Menge,
Von Liedern ein frommer Verein

Und ihr fragt, wo der Prieſter bliebe,
Der rede vom Heil und Hort?
Der Weltenvater voll Liebe
Verkündet hier ſelbſt ſein Wort.

Er predigt mit Liebesworten
Voll Kraft und voll himmliſcher Ruh,
Und ſingt mit Donneraccorden
Den Vaterſegen dazu.

Er zeigt uns ſein Herz voll Liebe,
Das für die Menſchheit brennt,
Es iſt die Liebe, die Liebe
Sein einziges Sacrament.

Er tauft uns nicht mit dem Feuchten,
Er tränkt uns nicht mit Blut.
Seine Liebe läßt er leuchten,
In ewig flammender Gluth.

Und wenn ich den Schöpfer empfinde
Im Hain, am Quell und im Thal,
Dann feiert, gereinigt von Sünde,
Meine Seele ihr Liebesmahl.

Dann ſcheint mir der Welt Verhöhnung
Nicht unverzeihlich von ihr.
In den Wipfeln rauſcht es: Verſöhnung!
Verſöhnung! jauchzt es in mir.

Und durchlodert von heiligen Gluthen,
Möcht' ich drücken die Welt an's Herz.
Für die Menſchheit möcht' ich verbluten,
Wie der Heiland im Todesſchmerz.

Und möchte die Welt vom Böſen,
Das in ihr noch gar frei,
Mit meinem Tod erlöſen,
Daß ſie fromm und ſelig ſei.

Zu ſolchem Lieben entflammt mich
Mein Gott und mein Tempel hier,
Der Frömmler aber verdammt mich:
„Gott hat kein Theil an Dir!“

Gruß an den Mai.

So nahſt du, Mai, in deiner Schöne,
Auf goldnen Schwingen ätherrein!
Ein zartes Säuſeln reiner Töne,
Ein holdes Klingen weht im Hain.
Du Sonnenſohn aus Licht geboren
Beſteigſt den Torus deiner Braut,
Den Wonnenthron für dich erkoren,
Für dich im Roſenhain erbaut.

Wie ſtrebte Tellus ſich zu ſchmücken
Mit tauſend Blumen wunderbar?
Wie ſchwellte jugendlich Entzücken
Die Bruſt ihr unterm Feſttalar,
Der ſie ſmaragdengrün umfloſſen,
In dem ſie dir entgegenzog,
Bis ſie der Jüngling kühn umſchloſſen,
Der von der Sonne niederflog!

Ein Schiffer übers Meer geſchwommen,
Aus einem Wunderlande weit,
Ein König iſt daher gekommen,
Im feſtlich prangenden Geleit';

Ein Engel iſt herabgeflogen
Auf goldner Sonnenſtrahlenbahn,
Ein Gott, den Sterblichen gewogen,
Der ſichtbarlich ſich kundet an.

Der Schiffer bringt von fernen Landen
Den Schmuck, der jedes Aug' erfreut,
Da blitzt von Sternendiamanten
Die Flur, vom Frühlingshauch erneut.
Der König bringt die liederreichen
Sänger der Lüfte zu uns her,
Da ſtrömt von allen Blüthenzweigen
Der Kläng' und Düfte wallend Meer.

Der Engel ruft mit Liebesgrüſſen
Entſchlafne Freuden wieder wach;
Der Engel naht mit Liebesküſſen
Dem Palaſt wie dem niedern Dach;
Und daß ſie neu verherrlicht werde,
Und neu verkläret und entſühnt,
So ſteigt der Gott herab zur Erde,
Die freudig ihm entgegengrünt.

Du Blüthenmond, du Schmerzbezwinger,
Von Luſtaccorden ſchallt dein Lauf,
Du klopfſt mit deinem Roſenfinger,
Und Lebenspforten thun ſich auf.

Dem alle Wonnen unterthänig,
Du Strahl des ewgen Sabaoth,
Du biſt der Schiffer und der König,
Du biſt der Engel und der Gott!

Gegrüßt ſei von den Freunden allen,
Die dich im Herzen tragen gern!
Gegrüßt ſei von den Nachtigallen,
Die Liebesſchmerzen klagen fern;
Gegrüßt von allen Blumenthalen,
Von Silberſternen ſei gegrüßt,
Die Flora's Heiligthum umſtrahlen,
Von allen, holder Mai, gegrüßt!

Gegrüßt ſei von den Abendlüften,
Gegrüßt vom glühnden Morgenlicht,
Gegrüßt von kühlen Labedüften,
Gegrüßt vom blühnden Angeſicht
Der Mädchen, welchen Liebesahnung
In leiſen Seufzern hebt die Bruſt;
Sie folgen deiner ſüßen Mahnung
In heißer Sehnſucht, unbewußt.

Gegrüßt ſei von den Schmetterlingen,
Gegrüßt von froher Kinder Schaar;
Sieh', Vöglein, Wild und Bienen bringen,
Dir ihren Gruß nicht minder dar.

Mit Murmeln grüßen dich die Quellen,
Und Grüße bringen wollen dir
Die Blitze, die die Nacht erhellen,
Und laute Donner rollen dir!

Wenn alle ſich darin vereinen,
Zu grüßen deine Wundermacht,
Nimm meinen Gruß auch hin, den reinen,
Er ſei dir freundlich dargebracht!
Er iſt der Fülle meiner Liebe
Zu dir, o Mai, entkeimt, erblüht,
Ein Kindesopfer reiner Triebe,
Nimm meinen Gruß in dieſem Lied!

Des Frühlings Heimath.

Sagt, ſagt mir wo der Frühling wohnt?
Wo iſt des Lenzes Haus?
Alljährlich zieht im Wonnemond
Der Wandervogel aus,
Und keiner weiß, woher er flog,
Und keiner weiß, wohin er zog?
Wo iſt er nur zu Haus? —

Wo Freude wohnt und heitrer Sinn,
Wo keine Stirne kraus,
Wo Jugend herrſcht als Königin,
Bei Tanz und Spiel und Schmaus;
Wo heitre Kunſt ſich froh bewegt,
Und himmelan die Herzen trägt,
Dort iſt der Lenz zu Haus.

Wo Liebe weilt, wo Treue blüht,
Die nie zu wanken droht;
Wo heilig Freundſchaft im Gemüth,
Gleich Opferflammen loht;
Wo ſanfte Duldung Mängel ſchont,
Dort iſt des Lebens Roſenmond,
Dort iſt der Lenz zu Haus.

Wo Friede ſchlingt ein goldnes Band
Um Volk und Fürſtenhaus,
Wo Freiheit ſtreut mit voller Hand
Des Segens Saaten aus:
Wo Eintracht ſchirmt, Vertrauen wacht,
Da hat kein Zeitenwinter Macht,
Iſt ewger Lenz zu Haus.

Abendſtrahl auf Bergen.

„Du Strahl, der auf den Bergen ruht,
Du, Sonnenabglanz, Abendgluth,
Zieh von den Bergen niederwärts,
Mir in das kummerdüſtre Herz.“

„Zieh nieder, reiner Himmelsthau,
Ihr Farben, roſiggold und blau,
So regenbogenzart und ſchön,
Was weilt ihr auf den Bergeshöhn?“

„Die heitern Häupter dort im Licht
Bedürfen eures Schmuckes nicht,
O komm zu mir, du Farbenkranz,
Zu mir, der ach, ſo arm an Glanz!“

So rief und klagt' im tiefen Thal,
Ein Dichter einſt zum Abendſtrahl,
Und von den Bergen ſchwand die Pracht,
Und in den Thälern ward es Nacht.

Du armer Dichter weineſt ſtill,
Daß dir der Strahl nicht ſcheinen will;
Wer iſt, der nicht gleich dir begehrt?
Ach — nur die Fernen ſtehn verklärt! —

Glück der Jugend.

Von Engeln will ich ſingen,
Die mir ein Maienreis
Aus Jugendfluren bringen,
Wie grüßt ſie froh der Greis!
Die lieblichen Geſtalten,
Sie ziehen ſelbſt die Alten
Mit freundlichen Gewalten
In ihren Zauberkreis.

Schon fühl' ich mich gefangen,
Und neues Leben blüht
Auf furchenreichen Wangen,
Friſchkräftig ſchallt mein Lied.
Die Himmelsboten tragen
In einem Blumenwagen,
Mich zu vergangnen Tagen,
Wohin mein Herz mich zieht.

Du wunderreiches Eden
Auf deſſen Sonnenhöhn,
Gehüllt in Morgenröthen,
Die Engel Gottes ſtehn!

Du Mond voll Blüthenbäume,
Zeit holder Wonneträume,
Saatfeld voll Hoffnungskeime,
Wie biſt du himmliſchſchön!

Du Stern, der goldne Strahlen
Um Roſengärten webt,
Von ſchönen Idealen
Bevölkert und belebt;
Wo Himmelslieder ſchallen,
Um deſſen Friedenshallen
Das Lied der Nachtigallen,
In ſüßen Weiſen ſchwebt!

Heil euch, ihr Luſtgenoſſen
Der blühnden Zauberſtadt! —
Wenn ſich ihr Thor geſchloſſen
Für euch auf immer hat,
Dann hoffen die Gefährten
Es ſoll ſtets beſſer werden,
Dann wird der Menſch auf Erden
Der Wünſche nimmer ſatt.

Die Knoſpe hör' ich ſagen:
„O wär' ich Roſe doch!"
Die Roſe hör' ich klagen:
„O wär' ich Knoſpe noch!"

So ſucht der Mann vergebens
Das Blumenthal des Lebens,
Die Ziele ſeines Strebens
Sind Felſen, ſteil und hoch.

Drum wünſcht euch nicht zu frühe
Aus euerm Blüthenzelt.
Mit Sorgen, Schmerz und Mühe
Begrüßt euch einſt die Welt.
Ihr ſeid, eh ihr es glaubet,
Des Jugendglücks beraubet,
Der Garten ſteht entlaubet,
Der euch umfangen hält.

Alter Mann.

„Mein Frühling iſt verblüht,
Mein Sommer iſt verglüht,
Mein Herbſt ging ſchon zur Ruh,
Mein Winter ruft mir zu:
Nun ſchlafe!“

„Mein zitternd Haupt iſt kahl,
Mein Lebenswein iſt ſchaal,
Die Neige leert' ich aus,
Und ſchleiche ſtill nach Haus,
Und ſchlafe.“

„Ich ſuchte Glück und fand
Nur Jammer oder Tand.
Komm her, mein Wanderſtab,
Nun ſuch' ich mir ein Grab,
Und ſchlafe.“

„Es hat recht tief geſchneit,
Es iſt nun Schlafenszeit,
Der morſche Stamm zerfällt,
Gut' Nacht, gut' Nacht o Welt!
Ich ſchlafe!“ —

Matronenbild.

1.

Wie blickſt du nieder, ernſt und mild,
So ſtill von deiner Wand,
Du freundliches Matronenbild,
Auf uns ſo unverwandt?

Du mahnſt an die vergangne Zeit,
An Lenze, die verblüht.
Einſt hat in Jugendſeligkeit,
Auch dir manch Herz geglüht.

Und all' die Herzen ſchlafen nun,
Und Erde deckt ſie zu.
Wer weiß, wann wir ein Gleiches thun,
Und ſind ſo ſtill wie du?

2.

Alte Mutter, alte Mutter,
Mit dem Furchenangeſicht,
In das junge Leben blickſt du,
Aber das gefällt dir nicht.

Alte Mutter, alte Mutter,
Denke deiner Blüthenzeit,
Denke deiner Jugendtage!
War es anders denn, wie heut?

Alte Mutter, alte Mutter!
Haſt gelebt, geliebt, geküßt!
Wir auch leben, lieben, küſſen,
Bis der Lenz vorüber iſt.

Die Wittwe.

„Ich war ein Mädchen, ſchön und blühend,
Geſchmückt mit jeder Frauenzier,
Und mancher Jüngling nahte, glühend
Um meine Liebe werbend, mir.
Sie ſchmeichelten, ſie prieſen, flehten,
Von Manchem, der in Lieb' entbrannt,
Ward ich, ich denk' es mit Erröthen,
Ein Engel damals oft genannt.“

„Bis jener kam, der mich erwählte,
Der hohe Mann, dem keiner glich,
Dem liebend ſich die Braut vermählte,
O, wie ſo hoch beglückt war ich!
Wie ſtand ich mit erglühten Wangen,
Als er ſein Lieben mir bekannt,
Und unter ſeligem Umfangen
Er ſeinen Engel mich genannt.“

„O ſpottet nicht der Wehmuthszähre,
Die noch in meinen Augen glänzt,
Der Mann des Ruhms, der Mann der Ehre,
Hat dieſe Locken oft bekränzt.

Ihm war ein ſeltnes Loos gefallen,
Er ward geehrt, hoch anerkannt,
Und er, mit frohem Wohlgefallen,
Hat ſeinen Engel mich genannt.“

„Ich theilte ſeine Freudenſtunden,
Ich theilte mit ihm Leid und Luſt,
Ich ſtand von ſeinem Arm umwunden,
Ach, einen Himmel in der Bruſt.
Ich pflegte ſein, als er erkrankte,
Er drückte ſchweigend meine Hand,
Und hat die Treue, die nicht wankte,
Mich, ſeinen Engel ſtill genannt.“

„Er ſtarb, er ſtarb! O, rinnt ihr Zähren!
Er ließ allein mich hier zurück!
Mußt' ihn der Herr ſo früh verklären?
So früh mir rauben all mein Glück?
Warum blieb ich ihm nicht vereinigt?
Warum ins Leben noch gebannt?
O, wie hat mich ſein Tod gepeinigt,
Der ſterbend Engel mich genannt!“

„Ich bin nicht arm an Erdenſchätzen,
Geſichert wandl' ich meine Bahn,
Doch was kann mir das Glück erſetzen,
Das mir im Tode ging voran?

Mehr als mein Gold und jede Habe,
Gilt mir als Troſt, als hohes Pfand,
Daß mich mein Mann, ſchon nah dem Grabe,
Noch ſeinen Engel hat genannt.“ —

Und als auf ihrem Sterbekiſſen
Die fromme treue Wittwe lag,
Sah ſie mit ruhigem Gewiſſen
Sich neigen ihren Erdentag.
Mit halbgebrochnem Aug' nach oben
Sprach ſie, dem Irdiſchen entwandt:
„Sie kommt zu dir, du Engel droben,
Die deinen Engel du genannt!“

Erinnerung.

Wie durch die grünen Fluren
Der junge Frühling zieht,
Und allen ſeinen Spuren
Nur Scherz und Luſt erblüht;
Wie aus der dunklen Hülle,
Vom Lenzhauch überweht,
In ihrer Schönheit Fülle
Die Blume auferſteht:

So ſteigt aus dunkelm Grunde
Ein heitres Bild empor,
Es trägt verklungne Kunde
In neuer Schönheit vor.
Es giebt in herben Leiden
Der Seele neuen Schwung,
Es lächelt ſanft im Scheiden
Und heißt Erinnerung.

Sie winkt im Morgenſtrahle
Mit holdem Liebesblick,
Führt in die Blumenthale
Der Kindheit uns zurück;

Sie zeigt die Luftgebilde
Der frohen Jugendzeit,
Die heitren Lenzgefilde
Mit Blüthen überſchneit.

Sie, die im Abendſchimmer
Uns traulich oft umſchwebt,
Wenn ſich zum Sterngeflimmer
Der feuchte Blick erhebt,
Sie zeigt in goldnen Spiegeln
Ein ſchönes Zauberland,
Und ſchwebt auf Aetherflügeln
Mit Hoffnung Hand in Hand.

Lacht auch die Hoffnung freundlich
Wie Frühlingsſonnenſchein,
Wirft ſie gar oft doch feindlich
Die Luftpaläſte ein;
Sie läßt in weiter Ferne
Des Glückes Schimmer ſehn,
Und dann die hellen Sterne
Urplötzlich untergehn.

Erinnerung aber weilet
In friedlich ſtiller Raſt,
Ob Hoffnung auch enteilet,
Sie bleibt ein lieber Gaſt,

Sie ſchmückt mit friſchen Kränzen
Den häuslichen Altar,
O, möchten ſie doch glänzen
Uns Allen immerdar!

Wenn von den Wieſenmatten
Des Lenzes Kinder fliehn,
Wenn abendliche Schatten
Das Leben ſchon umziehn,
Dann führt vergangne Wonnen,
Des Lebens ſchönen Mai,
Im Glanze goldner Sonnen
Erinnerung vorbei.

Lockt in des Auges Helle
Sie ſanft der Thränen Flor,
Dann zu des Lichtes Quelle
Hebt ſich der Blick empor.
Dort werden wir umfangen,
Die aus dem Pilgerſtand
Uns ſchon vorangegangen
Ins ſtille Heimathland.

Und Allen, Allen offen
Wird jene Heimath ſein,
Dort täuſcht das Herz kein Hoffen
Mit falſchem Irrlichtſchein.

Ob dort auch Blumen ſprießen,
Erinn'rung Kränze flicht?
Und blüht in Paradieſen
Auch das Vergißmeinnicht?

An meine Maultrommel.

Und will kein Dichter dich beſingen,
Du kleines Eiſeninſtrument,
So ſoll dein Lob von mir erklingen,
Der deinen ſtillen Werth erkennt.

Oft hat in Abenddämmerungen
Mich hohes Götterglück berauſcht,
Wenn, hold den Arm um mich geſchlungen,
Mein Mädchen deinem Klang gelauſcht.

Nun zaubert mir dein leiſes Klingen
Erinnrungsbilder, ſtill und traut,
Sie ſchweben auf der Töne Schwingen,
Es lockt ſie her der ſüße Laut.

Seht immer auf das kleine Eiſen
Verächtlich hin mit ſtolzem Blick,
Mir ruft es manche liebe Weiſen
Aus meiner Knabenzeit zurück.

Die Bank, auf der ich oft geſeſſen
Im Schatten des Kaſtanienbaums,
Ich werde deiner nie vergeſſen,
Noch meines frohen Jugendtraums.

Wenn milder Lichtglanz' hin und wieder
Durch's Blätterdunkel magiſch zog,
Und eine Ahnung künftger Lieder
Des Träumers ſtillen Sinn durchflog,

Da wurdeſt du zu meiner Laute,
Die ich mit Freudebeben ſchlug,
Du warſt mir Freundin und Vertraute,
Ach ohne Falſch und ohne Trug.

Komm, wecke mir, metallne Zunge,
An Zeiten, die ſo raſch entflohn,
Erinnrung; ſing' im leiſen Schwunge
Der Aeolsharfe Wehmuthton.

Die junge Amme.

„Mein Kind, mein Kind! Leb' wohl, ich ſcheide!
Mein Herz zerreißt endloſe Pein!
Ich wandle fort im tiefſten Leide,
Du darfſt hinfort nicht bei mir ſein.
Weinſt du? Weinſt du? Gott mag vergeben
Ihm, durch den wir ſo elend ſind!
Leb' wohl, leb' wohl, mein ſüßes Leben,
Ich muß in fremde Hand dich geben,
Und ich muß ſtillen das fremde Kind.“

„Sie werden mir den Dienſt bezahlen,
Sie bieten Putz und Geld zu Hauf,
Doch meiner Seele Höllenqualen,
Wiegt ihres Lohnes Glanz nicht auf.
Weinſt du, weinſt du um mein Verzagen,
Weil wir ſo arm geboren ſind?
O ſtill, o ſtill mit deinen Klagen,
Ich muß den ſchwerſten Kummer tragen,
Und ich muß tragen das fremde Kind.“

„Von meinem Glück bin ich geriſſen,
Mein Troſt bleibt hinter mir zurück!
In fremder Hand ſoll ich dich wiſſen,
Und ſoll noch — preiſen mein Geſchick.

Weinſt du, weinſt du? Sei ſtill! Sie meinen,
Daß wir ſo beide glücklich ſind!
Leb' wohl, leb' wohl! Ach, ich muß weinen,
Und dennoch ſoll ich heiter ſcheinen,
Und ich ſoll lieben das fremde Kind!"

So weint ſie laut, die junge Amme,
Am Trennungstag, am trübſten Tag,
Und ihrer Mutterliebe Flamme
Schlägt feurig ihrem Säugling nach.
Ach, ihre Thränen ſind unzählig,
Wie zahllos ihre Seufzer ſind;
Doch Lieb' iſt mächtig, Lieb' macht ſelig,
Und wie ſich ſtillt ihr Schmerz allmählig,
Stillt liebend ſie das fremde Kind.

Beruhigung.

Ruhig ſteht
Unſer Schickſal,
Und es hält
Eine eh'rne
Wage mit der ſtarren Hand.
Eine Schale
Birgt die Freuden,
In der Zweiten
Ruh'n die Leiden
Und, was ihnen iſt verwandt.

Und die Wage
Schwankt ohn' Ende,
Und die Klage
Ringt die Hände,
Und die Freude jubelt laut;
Wachen wechſelt mit dem Schlummer,
Lachen wechſelt mit dem Kummer,
Luſt und Leid ſind eng vertraut

Und das Jünglein,
Das behende,
Bald herüber,

Bald hinüber,
Bebend wankt,
Iſt die Hoffnung,
Die wie Epheu
Um den Baum der Zeit ſich rankt.

Laß ſie ranken,
Laß ſie ſtreben,
Laß ſie weben
Ihren immer grünen Kranz;
Aus der Wolken
Nachtumhüllung
Tritt die Sonn' in neuen Glanz.

Hoffe, glaube!
Liebe, dulde!
Einer zählt
Alle Thränen,
Läßt ſie werden nicht zu Spott,
Laß die Wage

Immer ſchwanken!
Ohne Klage,
Ohne Wanken,
Hoffe, glaube!
Liebe, dulde! —
Ueber'm Schickſal herrſcht ein Gott! —

Fürbitter.

Rinnet ſüße Freudenzähren,
Lang entbehrte, rinnt nur hin!
Meinen Wunſch will Gott gewähren,
Sagt ihm, daß ich glücklich bin.
Unverdient iſt meine Wonne,
Und das Herz in ſeinem Glück
Strahlt der Freude reine Sonne
In des Auges Glanz zurück.

Bin ich würdig, hinzutreten
Vor den Lenker des Geſchicks,
Stammelnd meinen Dank zu beten
Für die Fülle ſolchen Glücks?
Iſt's Belohnung meines Strebens,
Was der Himmel mir beſchert?
War mein Bitten nicht vergebens,
Daß er freundlich mir gewährt?

Nicht mein Bitten hat errungen,
Nicht mein Streben hat verdient,
Daß ſo glorreich mir gelungen,
Was ſich Hoffnung kaum erkühnt.

Guter Engel Bitten haben
Sich um Gottes Thron geſtellt,
Seiner Liebesfülle Gaben
Hat ihr Flehn mir zugeſellt.

Ja, mir leben edle Mächte,
Deren treues Herz mir ſchlägt,
Deren Blick in meine Nächte
Gottes Liebesflammen trägt.
Engel, die mit Huldgeberden
Für mich betend niederknien,
Und um ihrer Reinheit werden
Meine Flecken mir verziehn.

Und ich ſollte furder zagend
Blicken in die Nacht voll Graun,
Und ich ſollte bang und klagend
Meinen Helfern nicht vertraun?
Nicht in ſel'gen Himmelsfluren
Such' ich meiner Heil'gen Schaar,
Gottes Huld macht hier die Spuren
Meiner Lebensengel klar.

Lied.

Zu ihm, den Engel preiſen
Im Hallelujachor,
Schwebt aus des Staubes Kreiſen
Mein brünſtig Herz empor;
Voll Sehnſucht und Vertrauen
Will es den Glanz des Herrn,
Das Licht der Himmel ſchauen,
Und fliegt von Stern zu Stern.

Der Erdball ruht umſchleiert,
Mein Blick — ſieht ihn nicht mehr,
Den Weltenvater feiert
Zahlloſer Sonnen Heer.
Das Firmament erſchüttert
Der Sphärenlieder Schall,
Und meine Seele zittert
Einſam im Weltenall.

Wer zeiget ihr die Pfade
Wo Zions Palmen wehn?
Wo iſt der Stuhl der Gnade,
Den Cherubim umſtehn?

Die Harfen hört ſie klingen,
Hört der Poſaunen Ton,
Die Engel hört ſie ſingen —
Wo iſt des Vaters Thron? —

Und Geiſterſtimmen quellen
Wie Fluthen um ſie her,
Und jubeln laut, und ſchwellen,
Ein donnerbrauſend Meer,
Und ziehen hehr und prächtig
Von Sonnenball zu Ball:
„Der Herr iſt groß und mächtig!
„Der Herr iſt überall!“ —

Ruhe.

Ruhig, Herz, was ſoll dies Streben,
Warum zagſt und fürchteſt du?
Einen Blick wirf auf das Leben,
Einen wirf dem Grabe zu.
Bunt und wirr und mannichfaltig
Ringen Kräfte, vielgeſtaltig,
Kommen endlich all zur Ruh.

Lies im Buch der Weltgeſchichte,
Ewig gleich bleibt ſich die Zeit.
Thaten klingen wie Gedichte
Aus der Vorwelt Dunkelheit;
Was wir ſtaunend jetzt betrachten,
Ein Jahrtauſend wird's umnachten,
Was iſt hier Unſterblichkeit? —

Ruhig, wenn die Hand der Trauer
An der Luft Geweben reißt,
Ruhig, wenn des Todes Schauer
Warme Herzen übereist.
Ob der Blitzſtrahl Eichen ſpaltet,
Ueber Donnerwolken waltet
Liebevoll ein guter Geiſt!

Mancher lodert auf in Gluthen,
Gleichend einem Wälderbrand,
Oder ſturmempörten Fluthen,
Donnernd an die Felſenwand —
Während ruhig und beſonnen
Mancher oft ein Glück gewonnen,
Das der Stürmer nimmer fand.

Ruhig, ob der Sturm die Maſſe
Wie des Herbſtes Laub errafft,
Nach dem Rettungsſteuer faſſe
Mit des Geiſtes hoher Kraft!
Blinde Wuth kann nie gewinnen,
Wenn beſonnenes Beginnen
Rieſenmonumente ſchafft.

Ruhig wandeln ihre Bahnen
Dort die Welten, Stern an Stern,
Ruhig über Ozeanen
Schwebt und herrſcht der Geiſt des Herrn.
Ob des Erdballs Rinde zittert,
Wenn ein Feuerberg gewittert,
Unerſchüttert bleibt der Kern.

Und ob auch ein Stern verſchwände,
Daß kein Auge ſeine Spur
Hoch am Himmel wieder fände,
Ruhig geht die Weltenuhr.

Heil'ge Zwecke zu vollbringen,
Fliegen dort auf Strahlenſchwingen
Sonnen durch die Himmelsflur.

Warum ſorgen, warum bangen,
Wenn des Lebens Wetter drohn?
Hinter Wolken aufgegangen
Iſt die Freudenſonne ſchon.
Ruhig, Herz, du wirſt ſie ſchauen!
Ruhig! — Hoffnung und Vertrauen
Laſſen keinen ohne Lohn.

Wer von Zweifeln fortgeriſſen
Sich in Glaubenswüſten fühlt,
Wem ein nagendes Gewiſſen
Martervoll im Buſen wühlt,
Ach, dem iſt kein Glück beſchieden,
Bis des Grabes ſtiller Frieden
Den Verlaſſnen deckt und kühlt.

Unſern Wünſchen, unermeſſen,
Setzt der Tod ein Ziel im Nu!
Herzen, die wir froh beſeſſen,
Deckt ein Hügel Erde zu.
Um die müden Schläfer wehen,
Bis die Toden auferſtehen,
Himmelslüfte — Himmelsruh! —

Grablied.

Glücklich, wer — entſchlafen —
In den Friedenshafen
Still ſein Schifflein barg;
Keine Schmerzen plagen,
Keine Sorgen nagen
Ihn im engen Sarg.
Wie ein Kind im Mutterſchoos
Schläft er ruhig, kummerlos.

Unerreichtes Streben
Füllt das Menſchenleben,
Wünſche ſonder Zahl
Sieht das Herz vernichtet,
Doch der Tod beſchwichtet
Es mit einem mal.
Ruhig, ſchon am Ziel vom Lauf,
Steht's und hört zu ſchlagen auf.

Feindliche Gewalten
Nahn mit tödtlich kalten
Blicken unſerm Glück,
Unſer Herz, das arme,

Weiche, liebewarme,
Bebt entſetzt zurück.
Um die Toden ſäuſelt Ruh',
Mutter Erde deckt ſie zu.

Aus dem Sturm gerettet,
In den Sarg gebettet,
Liegt die Hülle da.
Ihrem Heimathlande,
Ledig aller Bande,
Iſt die Seele nah,
Schwebt durch Aetherräume hin,
Eine freie Königin.

Laßt die ſchweren Schollen,
Nur hinunter rollen,
Unſer Glaube lebt,
Iſt kein leeres Wähnen,
Ob man unter Thränen
Auch den Leib begräbt:
Aus der Knoſpe dieſer Zeit
Blüht dem Geiſt Unſterblichkeit!

Allen Trauernden.

Die Menſchheit zagt, die Zeit iſt ſchwer und trübe,
Das Leben muß zum Todeskampf ſich rüſten,
Und über Gräbern weint verlaßne Liebe.

Ernſt geht mit unerſättlichem Gelüſten
Der Tod umher, und kennend kein Erbarmen,
Reißt er den Säugling von der Mutter Brüſten.

Den Gatten nimmt er aus der Gattin Armen,
Die Kinder raubt er hier, und dort die Eltern,
Und gleiches Loos wird Reichen, wie den Armen.

Die reifen Trauben ſammelt er in Keltern,
Die Früchte bricht er von den Lebensbäumen,
Und ſchont die Knoſpen nicht auf Blüthenfeldern.

Die Sünder weckt er auf aus Laſterträumen,
Und mit gewalt'gem Wort bekehrt er ſolche,
Und Fromme führt er zu des Friedens Räumen.

Den bittern Jammer hat er im Gefolge,
Und Angſt iſt Herold ſeines bleichen Zuges,
Bang flieht die Freude vor des Todes Dolche.

Sie birgt ſich vor dem Wehn des Leichentuches,
Starr aber naht der König aller Schrecken,
Und macht zunichte Thörigtes, wie Kluges.

Er hüllt das Leben ein in dunkle Decken,
Die Liebe weint um die verſunknen Wonnen,
Ach! Thränen können keine Todten wecken.

Die kühnen Plane, die der Menſch erſonnen,
Die Hoffnungsbilder, friſch, voll Lebensfarben,
In einem Augenblick ſind ſie zerronnen.

Wir ſahen, wie die holden Blüthen ſtarben,
Wir ſahen, wie geſellt der dunkle Schnitter
Die jungen Saaten zu den alten Garben.

So überbrauſt die Flur ein Hochgewitter,
Die Waſſer ſtrömen und die Blitze zünden,
Des Glücks Vernichtung anzuſehn, iſt bitter.

Doch wie ſich Gottes Zürnen mag verkünden,
Nie ſoll auf Troſt ein Trauernder verzichten,
Mit ungeſtilltem Schmerz ſich nie verbünden.

Gott weiß Gebeugte wieder aufzurichten,
Iſt dunkel auch ſein Rathſchluß und verborgen,
Lieb' und Erbarmung wiſſen ihn zu lichten.

Ihr Tiefgebeugten, laßt den Vater ſorgen,
Weint — doch nicht endlos ſollt ihr euch betrüben,
Dem nächt'gen Dunkel folgt ein heller Morgen.

Sei's, daß er hier euch ſtrahlet, oder drüben,
Wo Leid verſtummt und Weinen, wo den Guten
Verheißen iſt ein Wiederſeh'n der Lieben.

Gott will ja nicht, daß Herzen ganz verbluten,
Und wenn der Tod erſcheint, von ihm geſendet,
Die Seelen geißelnd mit des Schmerzes Ruthen:

So hat der Ew'ge ſich nicht abgewendet,
Und Troſt von oben wird den Kummer ſtillen,
Und ſelig ſind, die in dem Herrn vollendet.

Wir aber ſollen in des Vaters Willen
Fromm und vertrauend unſer Schickſal geben,
Ob Sonnen leuchten, oder Stürme brüllen.

In Gottes Allmachthand ruht Tod und Leben.

Klage eines alten Portugieſen.

(1828.)

„Sebaſtian, ſchlafſt du noch immer,
Weckt der Verzweiflung Ruf dich nicht?
Denkſt du des Heimathlandes nimmer?
O König, komme zum Gericht!
Wo weileſt du, den wir erſehnen,
In unbekannten Landen fern?
O König, ſtille unſre Thränen,
Sebaſtian, wo ruht dein Stern?“

„In Ketten wirſt des Landes Beſte,
Grauſamer Tyrannei Gebot,
Wir ſchauen blutge Henkerfeſte,
Blut färbt des Tajo Wellen roth.
Die Mordluſt thront auf Purpurſeſſeln,
Das Land durchzieht ein finſtrer Geiſt,
O, kannſt du nicht den Tiger feſſeln,
Der Luſitanien zerreißt?“

„Wie lieblich bluhten einſt die Fluren,
Wie wohnte Glück in deinem Reich!
All überall der Freude Spuren,
Und einem Eden war es gleich.

Noch blüht die Flur, doch in ihr wüthet
Des Bürgerkriegs Hyänenzahn;
Wo iſt die Hand, die Rettung bietet,
Wo weilt dein Arm, Sebaſtian?“

„O Königsjüngling, welche Wunde
Schlug einſt dein Scheiden deinem Land!
In welcher unheilvollen Stunde
Stieß einſt dein Schiff vom Heimathſtrand!
Du, uns zum Segen nur geboren,
Nahmſt mit dir fort das alte Glück,
Treulos verließ dich's bei den Mohren,
Und kehrte nie zu uns zurück.“

„O, wäreſt nimmer du geſchieden
Mit deinem himmliſchen Gemüth!
Dein Land, im Paradieſes Frieden,
Wär' immer herrlicher erblüht.
Jetzt herrſchten deine Enkelſöhne,
Dem frohen Lande milde Herr'n,
Es ſtrahlte hell, in ewger Schöne,
Sebaſtian, dein Königsſtern!“

„Du ſchläfſt ſo feſt, du biſt im Schlummer
Geworden ein ergrauter Greis,
Träumt dir nicht von des Landes Kummer?
Wird dir's im Grabe nicht zu heiß?

Du weißt es nicht, was wir erfahren,
Auf den die Väter hoffend ſahn,
Seit, ach, vor faſt dreihundert Jahren,
Dein Stern verſank, Sebaſtian.“

„Die Väter haben ſchon geſtanden
Voll Sehnſucht blickend übers Meer,
Doch führt aus fernen Inſellanden
Kein ſtolzes Schiff dich wieder her.
O, warum müſſen wir beklagen
Des einſt ſo blüh'nden Reiches Fall?
Die Todtenglocke hat geſchlagen
Den letzten Schlag für Portugall.“

Das arme Kind.

„Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?
Hab' es ſchon oft geſagt,
Hab' es ſchon oft geklagt;
Klopft' an gar manche Thür,
Niemand ach, öffnet mir;
Keiner, der hören mag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?“

„Weiß nicht, woher ich kam?
Heimathlos iſt mein Nam'.
Weiß nicht, wo Vater blieb,
Weiß nichts von Mutterlieb',
Weine drum Nacht und Tag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?“

„Bettelſtab heißt mein Freund,
Menſchen ſind all' mir feind,
Achten mich gleich dem Hund,
Rufen mich Vagabund!
Still trag' ich ſolche Schmach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?“

„Bettelbrod heißt mein Mahl,
Feld iſt mein Freudenſaal,
Waldlaub iſt Lagerſtatt,
Drauf ſink' ich todtesmatt,
Thränenmüd, hungerſchwach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?“

Feſtkalender eines Unglücklichen.

Neujahr.

Wir ſchreiben im Kalender
Den erſten Januar,
Und alle Leute rufen:
Proſit das neue Jahr!

Sie ſpringen, tanzen, jubeln,
Sie trinken Wein und Punſch,
Und jeder zum neuen Jahre
Hat einen alten Wunſch.

Auch kommen Gratulanten
In Haufen, alt und jung,
Und alle wollen Gaben,
Und keinem gibt man genung.

Ich habe mich eingeſchloſſen,
Will nichts gewunſcht, — geſchenkt.
Ich denke nur an mein Unglück
Weiß, daß es mein gedenkt.

Faſtnacht.

Wer geht mit zur Maskerade?
Es ſoll recht ſchön dort ſein!
Schöne Zimmer, prächtige Säle,
Und die prächtigſten Narren drein!

Ich will zu Hauſe bleiben
Ich wünſch' euch viel Plaiſir.
Ich tauge nicht zur Freude
Es iſt faſt Nacht in mir.

Und ich kann die Nacht nicht faſſen,
Die all' mein Denken faßt.
Sagt mir, ob ſolche Stimmung
Zur frohen Faſtnacht paßt?

Palmſonntag.

Du Sonnentag der Palmen,
Du biſt ſo hehr und ſchön,
Dich grüßen die jungen Halmen,
Die grünend auferſtehn.

Am Sonnentag der Palmen
Naht mir der Erinnrung Schmerz,
Und will mein Herz zermalmen,
Doch ſtandhaft iſt mein Herz.

Am Sonnentag der Palmen
Schwur ihr Mund mir ewige Lieb',
Und ich jauchzt' in die Feierpſalmen, —
Und ich weiß nicht, wo ſie blieb?

Gründonnerſtag

Es knoſpet aller Arten
Der Hoffnung junges Grün,
Es will nach langem Schlummer
Die Erde wieder blühn.

Die Mutter hat getragen
Im Winter ſchweren Harm;
Ihr Herz will wieder ſchlagen
Lenzfroh und lebenswarm.

Verjüngte Quellen ſprudeln
Hervor allüberall,
Der Frühling reicht der Erde
Sein reiches Liebesmahl.

Laßt nur die ſtille Woche
Tiefernſt vorübergehn,
Dann folgt dem Todesſchweigen
Siegfrohes Auferſtehn.

Auch ich will ſtill zu werden
Mich immer mehr bemühn,
Will meinen Schmerz begraben; —
Auch Gräber werden grün.

Charfreitag.

Du ſtiller Tag der Trauer,
Du haſt ein trübes Geſicht,
Das bittern Schmerz verkündet,
Von Tod und Sterben ſpricht.

Wollt' auch zur Schau ich tragen
Meiner Seele tiefe Pein,
So müßt' auf meinem Antlitz
Ach ſtets Charfreitag ſein.

Denn mein Heiland ward gekreuzigt,
Und liegt im Sarg, erdolcht;
Mein Heiland war die Liebe,
Von Mutterfluch verfolgt.

Oſtern.

Der Herr iſt auferſtanden!
Jubelt's durch alle Land'.
Dem Grabe meiner Schwermuth
Jch mich noch nicht entwand.

Der Lenz iſt auferſtanden!
Jauchzt es in jedem Hain.
Die Blume meiner Freude
Scheint nicht erwacht zu ſein.

Zwar das wird niemand kümmern,
Iſt auch nicht nöthig juſt;
Ihr theilt nicht meine Schmerzen
Ich theile nicht eure Luſt.

Und ich bin, trotz der Jahre,
Ein hoffnungreiches Kind,
Und will mich kindiſch freuen,
Wenn meine Oſtern ſind.

Himmelfahrt.

Kein ſchön'res Feſt auf Erden,
Kein ſchön'res im Himmel iſt,
Als da zum Gott geworden
Der Heiland Jeſus Chriſt.

Jede Klage ſoll verſtummen,
Soll ſchweigen jedes Leid;
Aus den Herzen ſoll ertönen
Ein Lied der ewigen Freud!

O Himmelfahrt, wie ziehſt du
Die Seelen himmelwärts,
O Himmelfahrt, wie ſenkſt du
Uns Frieden in das Herz!

O Himmelfahrt, ich ſenke
Mich in Erinnerung,
Und meine Jünglingsträume
Sie werden noch einmal jung.

Sie waren göttlichen Urſprungs,
So blühend, rein und hell,
Sie ſind zurückgefloſſen
In ihren ewigen Quell.

Gen Himmel ſind ſie gefahren,
Gen Himmel mit meinem Glück,
Und ließen, die Gottverklärten,
Ihren weinenden Jünger zurück.

Pfingſten.

Du Maienfeſt voll Blüthen
Voll Liedesſang und Klang,
In Wald und Wipfeln regt ſich
Ein feſtlich froher Drang!

Die Kinder, die ſich freuen,
Die jauchzen wohlgemuth;
Sie tragen grüne Maien
Und Bänder auf dem Hut.

Die Kirchen ſind geſchmücket,
Voll heil'gen Geiſtes Wehn,
Und die Menſchen ſind entzücket;
Das Wetter iſt ſo ſchön.

Ich bin zum Wald gegangen,
Wo Hain und Quelle rauſcht,
Und habe dem zarten Girren
Einer Himmelstaube gelauſcht.

Sie ließ auf mich ſich nieder,
Mir kam, ich weiß nicht, wie?
Der heil'ge Geiſt der Lieder,
Die fromme Poeſie.

Johanni.

Die Sonne ſteht am höchſten,
Am längſten währt ihr Schein;
Am ſchönſten blühn die Roſen,
Voll Blumen prangt der Hain.

Die Erd' iſt Braut geworden,
Wie ſteht der Kranz ihr ſchön!
Am St. Johannistage
Will ſie zur Trauung gehn.

Einſt klangen mir auch Lieder
Die Sommernacht entlang,
Als auf des Glückes Höhen
Ich meine Braut umſchlang.

O Sommerſonnenwende!
Treuloſe Nachtigall!
Von höchſter Freudenhöhe
Der tiefſte Schmerzensfall.

Die Sonne ſteht am höchſten,
Am längſten währt der Tag,
Am ſchönſten blühn die Roſen
Um ihren Sarkophag.

Michaelis.

Dein will ich ſtets gedenken,
Erzengel Michael,
Daß ich nicht ſehr dich liebe,
Deß' hab' ich gar kein Hehl.

An deinem Namenstage
Ward namenloſer Schmerz
Für lange Zeit mein Erbtheil
Und ein zerrißnes Herz.

Du Heil'ger haſt gekämpfet
Vielleicht eine kurze Stund',
Da hatte ſchon der Drache
Seine tiefe Todeswund'.

Ich aber habe gelitten
Zehn Jahr', ich armer Mann,
Zehn Jahre hab' ich geſtritten,
Bis ich dem Drachen entrann.

Mein Geburtstag.

Ja, heut' iſt mein Geburtstag,
Heut' zähl' ich dreiſſig Jahr.
Schon dreiſſig, und ein Mann ſchon!
Es dünkt mir wunderbar.

Meine Träume waren kindiſch,
War knabenhaft, was ich ſann;
Mein Herz fühlt Jünglingswärme,
Mein Leib — iſt ſchon ein Mann.

Ich ſitze traurig und trübe
Einſam im Stübchen hier,
Und niemand will ſich zeigen
Und will Glück wünſchen mir.

Will auch nichts hören von Wünſchen,
Will auch nichts wiſſen vom Glück,
Meine hingemordete Jugend
Gibt mir kein Wunſch zurück.

Nur eine heiße Zähre
Mir über die Wange rinnt,
Das iſt zu meinem Geburtstag
Mein einziges Angebind.

Weihnachten.

Die Leute putzen ſich feſtlich,
Die Glocken tönen fern,
Die Kindlein umtanzen den Chriſtbaum,
Ich tanzte ſelber gern.

Sie ſagen: es iſt Weihnachten;
Das mag wohl draußen ſein,
Zu mir in meine Zelle
Kommt kein Weihnachten herein.

Ich habe nicht Vater, noch Mutter,
Ich habe nicht Weib, noch Kind,
Ich habe nicht Bruder, noch Schweſter,
Und habe kein Hausgeſind.

So kann ich keinem beſcheren,
Und niemand beſcheret mir,
Und ich bin ſo freudlos und einſam, —
Ich möchte ſterben ſchier.

Sylveſter.

Der letzte Tag des Jahres,
Der Kette letztes Glied,
Des Armen letzter Seufzer,
Vielleicht ſein letztes Lied.

Vielleicht nur? Ach, wie Hoffnung
Ins Herz ſich täuſchend ſchleicht!
Wir haben, halb im Grabe,
Noch immer ein Vielleicht.

Sylveſternacht zu feiern
Eilt mancher zum Gelag,
Bacchantiſch zu begrüßen
Den neuen Jahrestag.

Ich will mich einſam halten,
Fern von dem Luſtgetön,
O möcht' es, wie mit dem Jahre,
Mit mir zu Ende gehn! —

Der Verdrüſsliche.

Ich bin verdrüßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Sonne ſcheint gar zu hell,
Vogel ſchreit gar zu grell,
Wein iſt zu ſauer mir,
Zu bitter iſt das Bier,
Honig zu ſüßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Dort wird Muſik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Iſt nicht erſprieslich,
Iſt iſt nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, ſo verdrüßlich.

Wo ich auch geh' und ſteh'
Ich meinen Schatten ſeh',
Immer verfolgt er mich.
Iſt das nicht ärgerlich?

Und, wenn der Himmel trüb,
Iſt es mir euch nicht lieb.
Winter iſt mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer iſt mir zu warm,
Herbſt bringt den Mückenſchwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O wie mich das verſtimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das ins Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —

Bin ganz verdrußlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrußlich!

Lied von dem, der wollte, und nicht konnte.

War einſt ein Mann, im Wollen,
Voll ſtarker Zuverſicht.
Dem nichts hat glücken ſollen;
Er wollt', und konnte nicht.

So wollt' er Bücher ſchreiben,
Auf Ehr' und Ruhm erpicht.
Doch mußt' er's laſſen bleiben;
Er wollt', und konnte nicht.

Zur Leier möcht' er ſingen
Ein göttliches Gedicht.
Die Saiten thäten ſpringen,
Er wollt', und konnte nicht.

D'rauf wollt' er ſich verlieben,
Man lacht' ihm ins Geſicht.
Die Lieb' iſt unterblieben;
Er wollt', und konnte nicht.

Er zog in Krieg, — man ſtreitet,
Man ſchießt, man ſticht und ficht,
Das Ding war ihm verleidet,
Er wollt', und konnte nicht.

Und, was er angefangen,
Der arme blöde Wicht,
Verkehrt nur iſt's gegangen,
Er wollt', und konnte nicht.

Konnt' keinen Kranz erwerben,
Den Lebensfreude flicht.
Da wollt' er vor Kummer ſterben,
Er wollt', — und konnte nicht.

Scherz und Wehmuth.

Scherz und Wehmuth ſind Geſchwiſter,
Die mit uns durch's Leben gehn,
Die mit leiſem Kußgeflüſter
Unſichtbar uns oft umwehn.
Heilge Gottesboten, bringen
Sie den Menſchen Luſt und Leid,
Schmücken oft mit Aetherſchwingen
Seiner Träume Flügelkleid.

Ohne Scherz wär' unſer Leben
Eine Flöte ſonder Klang,
Wär' ein Weinberg ohne Reben,
Monotoner Unkenſang.
Wäre nur ein Phosphorleuchten,
Ohne Strahlen, ohne Gluth,
Gleich der Perl', die noch im feuchten
Muſchelſchoos verborgen ruht.

Von der Wehmuth Arm umſchlungen,
Mit der Freundin Kuß beglückt,
Hab' ich der Erinnerungen
Holde Blume oft gepflückt,

Und mit Thränen ſie begoſſen,
Bis die duft'gen Kränze ſich
Blühend noch einmal erſchloſſen,
Ach ſo friſch und jugendlich.

Walte Scherz beim frohen Mahle,
Wenn der Freudenbecher ſchäumt;
Wehmuth ſchweb' im Abendſtrahle
Auf den Wölkchen gold-umſäumt.
Jener ſprüh' in lichten Funken
Raſch und flüchtig, wie die Zeit;
Dieſe feire, gramverſunken,
Feſte der Vergangenheit.

Scherz iſt Schmuck und Wehmuth Trauer;
Scherz, wie kleideſt du ſo ſchön!
Wehmuth iſt ein Geiſterſchauer,
Harfenlaut von fernen Höh'n.
Scherz iſt, was mit Frohſinn gatten
Alle Menſchenherzen will.
Wehmuth iſt ein Wolkenſchatten,
Scherz iſt laut und Wehmuth ſtill.

Scherz iſt gaukelnde Libelle,
Iſt ein klarer Waſſerfall.
Wehmuth iſt die Murmelquelle,
Iſt im Hain die Nachtigall.

Scherz iſt goldner Morgenſchimmer,
Iſt ein Tag, der froh erwacht,
Wehmuth iſt des Thaus Geflimmer,
Abendſtern und milde Nacht.

Scherz, der wie der Zephyr fächelt,
Gleicht der Roſe, licht und rein,
Wehmuth, die durch Thränen lächelt,
Soll die Nachtviole ſein.
Ihrer Düfte zarte Miſchung
Macht das Herz ſo ſtill entzückt,
Gibt ihm himmliſche Erfriſchung,
Wenn des Tages Schwüle drückt.

Nicht den Scherz möcht' ich entbehren —
Er iſt Lebens-Panacee,
Miſſen nicht der Wehmuth Zähren,
Miſſen nicht das ſüße Weh.
Nur wenn Wehmuth allzuheftig,
Allzuthränenſchwer das Herz
Uebermannt, dann heb' es kräftig
Wiederum empor der Scherz.

Sollt' ich eins von beiden miſſen,
O wie ſchwer wär' dieſe Wahl!
Weinend würd ich beide küſſen
Noch einmal und noch einmal.

Nie ſoll Scherz zur Bosheit werden,
Wehmuth nie Empfindelei;
Traut verſchwiſtert bleibt auf Erden
Hold uns noch, ihr lieben Zwei!

In das Album einer Dichterin.

Ein Lebewohl noch, und dann Trennung,
So rauſcht der Zeiten Flügelſchlag;
Wie freundlich lieb war die Erkennung,
Wie ſchmerzlich iſt der Scheidetag!

O Freundin, zürne nicht den Nornen
Am Rieſenbaume Welt und Zeit.
Die Gegenwart kränzt ſich mit Dornen,
Mit Roſen die Vergangenheit.

Für uns, für uns, wie ſind wir glücklich,
Erblüht noch ein gelobtes Land,
Zu Paradieſen augenblicklich
Entführt uns eines Engels Hand.

Du kennſt das Kanaan, das Eden,
Dahin das Herz ſich flüchten muß,
Du kennſt ihn, — ich will von ihm reden,
Den Paradieſesgenius.

Laß Leiden drücken, Zähren fließen,
Dir gab der Himmel reich Erſatz,
Dir winkt zu freudigem Genießen
Des innern Reichthums Zauberſchatz.

Das aber iſt die Macht des Schönen,
Daß Herzen es zu Herzen zieht,
Und mit verwandten Seelentönen,
Mit Hochgefühlen ſie durchglüht.

Süßlockend ſind des Ruhmes Kronen
Im Glanze goldnen Sonnenblicks,
Doch jene, die im Schatten wohnen,
Erfreuen oft ſich reinern Glücks.

Und ob wir nicht die Klarheit ſchauen
Im innern Tempelheiligthum:
Treu ſein im Glauben und Vertrauen,
Das iſt des Herzens ſchöner Ruhm.

Laß mich die frohen Stunden ſegnen,
Die deine Freundlichkeit mir bot,
Und, wann wir drüben uns begegnen,
Den Bruderkuß im Morgenroth!

Der Schiffer.

Die Abendwölkchen prangen,
Laß Liebchen dir nicht bangen!
Komm zu mir in den Kahn!
Ueber hellen
Silberwellen
Schweben wir auf feuchter Bahn!

Wie prangt die Fluth im Golde!
Komm zu mir meine Holde,
Wie ſehnt' ich mich nach dir!
Lichtumfloſſen,
Glanzumgoſſen,
Auf den Wellen ſchaukeln wir.

Da kommen Abendwinde,
Und ſpielen leis und linde
In meines Mädchens Haar;
Nachtigallen-
Lieder ſchallen
Von den Ufern wunderbar.

Du lauſcheſt Liebesflöten,
Du blickſt in Abendröthen,
Vom Himmelslicht umwallt;

Und ich ſchweige,
Und ich neige
Mich vor dir, du Huldgeſtalt!

Verlangſt ſchon nach dem Lande?
O wär' an dieſem Strande
Ein kleines Hüttchen mein,
Das du theilteſt,
Wo du weilteſt,
O wie ſelig wollt' ich ſein!

Nun gute Nacht, du Süße!
Die ich voll Liebe grüße,
Mein holder Genius!
Ohne Säumen
Will ich träumen
Froh von dir und deinem Kuß!

Serenade.

Schlummerſt du ſchon? —
So mögen meines Liedes Küſſe
Umwehen dich wie Engelgrüße,
Mit leiſem Ton.
Sie tragen ſanft mein Bild dir zu;
Schlaf wohl, mein Liebchen, in Himmelsruh!

Schlummerſt du ſchon?
Dem Thor der Nacht entwallen Herden
Der Sterne, Luna ſucht auf Erden
Endymion.
O wende deinen Blick mir zu;
Schlaf wohl, mein Liebchen, in Himmelsruh!

Schlummerſt du ſchon? —
Und träumſt von Myrth' und Roſenblüthen,
Die bräutlich dir zum Kranz ſich bieten
Der Treue Lohn?
Von Paradieſen träume du!
Schlaf wohl, mein Liebchen, in Himmelsruh!

Schlummerſt du ſchon? —
Und Nachtigall hat noch voll Klagen
Ein Lied der Roſe vorzutragen,
Und flötet ſchon.
O wär' ich Sproſſer, Roſe du!
Schlaf wohl, mein Liebchen, in Himmelsruh!

Schlummerſt du ſchon? —
Wie, oder lauſchteſt du dem Sange?
Die Liebe baut aus Lied und Klange
Sich einen Thron.
Schließ deine Sternenäuglein zu!
Schlaf wohl, mein Liebchen, in Himmelsruh!

An Atra.

Deiner dunkeln Augen helle Glut,
Des Flammenblickes lichter Brand
Hat heißentzündet mir das Blut,
Und mir im Nu das Herz entwandt.

So über Purpurwolken klar
Steht hell des Morgenſternes Pracht,
Wie über deinem Wangenpaar
Dein lichtes Feuerauge lacht.

So blitzt in dunkler Nacht ein Licht,
Wie aus den Augen dir ein Strahl
Voll wunderreichen Zaubers bricht,
Zur Wonne mir, und mir zur Qual.

Wer kann dem Pfeile widerſteh'n,
Der von Cupidos Bogen ſchwirrt?
Wer hätte deinen Blick geſeh'n,
Und ſtände nicht vor dir verwirrt?

Wie Farben ſpielend im Kryſtall,
Verjüngt und ſchön die Welt ſich malt,
So ruht in deinem Blick das All,
Von reinem Feuer überſtrahlt.

O wär' ich doch ein Spiegel ganz
Auffangend dieſen Strahlenſchein,
Und würfe deiner Blicke Glanz
Tief, tief ins Inn're dir hinein!

Ich möchte wohl dich weinen ſeh'n,
Dann deckte deinen Blick ein Flor,
Und freundlich ſtrahlte, mild und ſchön,
Die Sonne hinter Wolken vor.

Ich möchte dich auch zürnen ſeh'n,
Dann wäre wohl ein Blitz dein Blick,
Vor dem der Frevel muß vergeh'n,
Vor dem das Böſe ſcheut zurück.

Nein, zürne nicht! nein, weine nicht!
O lächle, Sonne meines Glücks!
Laß ſtrahlen mir das reine Licht,
Die ſüße Wonne deines Blicks!

Begegnung.

Ich ſahe dich, und ſtand befangen
Von deinem holden Blick berührt;
In Jugendtagen, längſt vergangen,
Hat dich mir das Geſchick entführt;
Und ob ich immer dein gedachte,
Und oft im Geiſt dich walten ſah,
Die Jahre flohen, — keines brachte
Die Freundin je mir wieder nah.

Und nun, nach langen, langen Jahren
Erkenneſt du mich, erkenn' ich dich,
Und Bilder, die verblichen waren,
Schmückt Lebensfarbe jugendlich.
Sie ſteigen aus dem Zauberbronnen
Vergang'ner Zeit verjüngt empor,
Daß ſich in Luſt und Leid, in Wonnen
Und Schmerzen unſer Blick verlor.

Du lächelſt mir, ein Engelbote,
So zart und hold, ſo lieb und mild,
Und Klänge ziehn im Morgenrothe
Aus der Erinnrung Memnonsbild.

Doch ſie verſchweben ſchnell, die Klänge,
Kaum neigſt du freundlich dich zu mir,
So trennt uns des Geſchickes Strenge,
Und führt mich ewig weit von dir.

Oft glänzt in unermeß'ner Ferne
Am Himmel hell ein Meteor,
Es ſtrahlt gleich einem Flammenſterne,
Bis es im Dunkel ſich verlor.
Wir wallen unſre Pfade weiter
Durch Nacht und Sonnenfluren hin,
Und biſt du glücklich nur und heiter,
So frage nicht, ob ich es bin.

Ich hatte dir ſo viel zu ſagen,
Du Jugendfreundin, mir ſo lieb,
Ich hatte dich ſo viel zu fragen,
Die Zeit gebot, es unterblieb.
Vielleicht, daß wir uns widerſchauen
Auf wechſelvoller Pilgerbahn,
Dann knüpfen Achtung und Vertrauen
Das Band der Freundſchaft wieder an.

Denn Freundſchaft gleicht der goldnen Schale,
Ihr hoher Werth, er altert nicht,
Wenn die berauſchenden Pokale
Die Liebe flatterhaft zerbricht.

Ob auch der Wangen Roſen bleichen,
Ob auch erſtirbt der Jugend Luſt;
Der Freundſchaft heil'ges Bundeszeichen
Glüht unauslöſchlich in der Bruſt.

O Freundin, die mir hold begegnet,
Die wieder nun von mir ſo fern,
Sei fromm und brüderlich geſegnet,
Dir ſtrahlet rein der Freuden Stern.
Laß wandeln uns am Arm der Tugend,
Daß ſie der Liebe Schweſter ſei,
Dann blüht der Geiſt in ew'ger Jugend,
Dann ſchlagen Herzen ewig treu.

Tonkünſtler - Lied.

Bruder, ſingt mit frohen Tönen
Unſrer heilgen Kunſt ein Lied,
Der das Leben zu verſchönen,
Gott das heitre Loos beſchied.
In des Künſtlers Buſen glühet
Mächtig der Gefühle Drang,
Und die Harmonie erblühet
Herrlich draus im Ton und Klang.

Seine Seele wird Gedanke,
Der Gedanke ſanftes Wehn,
Um als Klang aus enger Schranke
Himmelſelig zu erſtehn.
Siegend zieht er durch die Pforten,
Feſſelt Hörern Herz und Sinn,
Und es ſchweben auf Accorden
Die verwandten Seelen hin.

Was das Leben Herbes reichet,
Mildert uns der Töne Macht,
Die den Erdenſchmerz verſcheuchet,
Wie das Morgengold die Nacht.
Bruder, laßt uns froh vertrauen
Auf der Leiden wildem Meer;
Unſre Kunſt vermag zu bauen
Einen Himmel um uns her!

Born der Lieder.

Fragt ihr, woher ſo frohen Dranges
Die Quelle meiner Lieder rinnt,
Daß nach dem Klang verrauſchten Sanges
Alsbald ein neuer Sang beginnt?

Darauf will ich euch Antwort geben:
Ich preiſe dankbar mein Geſchick;
Aus Lied und Liebe quillt mein Leben,
Und Lieb' und Lieder ſind mein Glück.

So bleib' ich immer guter Dinge,
Und liebe, lebe, dichte frei,
Und hört ihr, daß ich nicht mehr ſinge,
So ſagt, daß ich geſtorben ſei.

Dichter und Richter.

Aus dem Liederſchacht im Buſen
Gab ich der Gefühle Gold,
Ringend nach der Gunſt der Muſen,
Nicht nach eitlen Ruhmes Sold.
Und ich fühle freudig heute,
Daß mir damals Dank gebührt,
Der manch Freundlichen erfreute,
Manche Fühlende gerührt.

Aus der Schaar der Dilettanten
Trat ich endlich ernſt heraus,
Unbekannt zu den Bekannten
Wagt' ich mich im kühnen Strauß.
Ohne Wappenſchild und Namen
Ritt ich kecklich zum Turnei,
Meiner Lieder leichten Samen
Auszuſtreuen friſch und frei.

Als ich nun aus traulich engen
Heitern Kreiſen jener Zeit,
Hingetreten vor die Strengen,
Sahen die mich unerfreut.

Und die Strengen, ſtrenge Pflichten
Uebend, haben mich verdammt.
Nicht zu ſchonen, zu vernichten
Ueben ſie das Richteramt.

Sollt' ich nun die Leier hängen
An die Wand, daß ſie verſtaubt?
Hat doch manches Herz den Klängen
Froh gelauſcht und fromm geglaubt.
Soll die Pflanze nicht mehr grünen,
Weil ein Sturm ſie niederbog?
Iſt kein Sonnenſtrahl erſchienen,
Der ſie wieder lichtwärts zog? —

Nein, ich laſſe Strenge ſchelten,
Und ich dichte fröhlich fort!
Ihren Tadel wird vergelten
Manch ermunternd Beifallwort.
Ob ſie Sturm erregen konnten,
Wieder glättet ſich das Meer,
Und ich fahr' im hellbeſonnten
Liederkahn darauf umher.

Und ich bin und bleibe Dichter,
Freudig übend meine Pflicht;
Jene ſind und bleiben — Richter,
Ihre Pflicht erfreut ſie nicht.

Richtend unſrer Schwachheit Fehle,
Sitzen kalt ſie am Kozyt,
Während dichtend meine Seele
Durch die Himmel fliegt und glüht.

Mythen, Romanzen, Balladen, Erzählungen.

An die mythiſche Dichtkunſt des Nordens.

Tritt aus dem Nebelſchleier, der düſter dich umwallt,
Tritt aus der Vorzeit Dunkel, du göttliche Geſtalt!
Schweb' über fernen Bergen, bedeckt mit Nacht und Grau'n,
Und laß uns deine Hoheit und deinen Liebreiz ſchau'n!

Sie naht, die Schatten ſinken — ſie naht mit ernſtem Blick;
Sie träumt wohl in die Tage des Sonſt ſich ſtill zurück?
Vorüber ihrem Geiſte geht wohl die Aſenſchaar,
Die einſt bei Braga's Liedern im Asgard ſelig war?

Wie rauſcht ein Strom von Klängen aus ihrer Harf' empor,
So wunderbar und herrlich für ein empfänglich Ohr!
Wer ſchöpfte nicht Begeiſt'rung aus ſolchem heil'gen Quell,
Wem würde warm das Herz nicht? nicht der Gedanke hell?

Du hohe Nordlandsmuſe, du Rieſin kühn und ſtark,
Dein tiefer Ernſt erſchüttert mit Schauer Herz und Mark!
Du biſt wie Nornen düſter, doch mit dem Licht gepaart,
Biſt ſchön wie die Walkyren, wie Freya mild und zart

Du biſt es, die vom Norden die hehren Sagen trug,
Die kräftig in die Saiten der Skaldenharfen ſchlug,
Die bald melodiſch rauſchend durch Fichtenhaine weht,
Bald ſchweigend über'm Donner der Meereswogen geht!

Wie kannſt du ſcharf verwunden, wenn du die Geißel
ſchwingſt,
Und in der Seele Tiefen mit Eisdolchblicken dringſt!
Dein Spott fliegt in die Herzen gleich einem Flammenpfeil,
Nur dein verzeihend Lächeln macht ſolche Wunden heil.

Du ruhſt auf Felſenklippen, dein Blick fliegt über's Meer,
Du wohnſt in Opferhainen, ach, längſt von Göttern leer!
Auf Runenſteinen weileſt du einſam, und es ſtehn
Vor deinem Blick Geſtalten, nur Schatten, doch ewig ſchön!

Die Götter ſind gefallen, und Asgard iſt verbrannt,
Da hat dein Aug' ſich weinend vom Ida weggewandt.
Die Uebermächt'ge ſchreckte der Weltendonner nicht,
Du biſt Allfadurs Tochter, entſproſſen ſeinem Licht.

Du gießeſt Feuerſtröme mit der Begeiſterung Gluth
In greiſe Skaldenherzen und heil'gen Sangesmuth:
Da ſangen ſie die Lieder, die noch von Kind auf Kind
Aus Vätertagen wandern, und uns ſo heilig ſind.

O ſende deine Flammen auch uns und deinen Tag!
Sieh, ob dir Jugendfeuer nicht auch zu ſprüh'n vermag?
Iſt doch von dir, du Hehre, das Herz ſo warm erfüllt,
Daß es vom glühnden Drange aufwallt und überquillt!

O führ' uns die Geſtalten der Aſen wieder vor!
Ha! Odin thront im Lichtglanz, in Wolken donnert Thor!
Bunt wölbt die Bifroſtbrücke den Göttern ſich zur Bahn,
Darüber führt Hermode gen Asgard uns hinan.

Skirnirs Fahrt.

Auf Odins hohem Throne
Saß Freyr gedankenvoll
Und blickte durch das Glanzmeer,
Das Hlidſkjalf rings umſchwoll,
Hin, wo des Weltmeers Woge
An Jotunheim ſich brach,
Und ſeine Seufzer flogen
Den ſtillen Blicken nach.

Dort hob ſich Gymirs Wohnung
Hoch über'm Klippenſtrand,
Dort an der Skemma Pforte
Des Joten Tochter ſtand.
Sie ſchlug den Blick zum Himmel,
Der flammte gleich ſo froh:
Und alle Wolken ſtrahlten
Von Freyers Liebreiz ſo.

Doch Freyr verließ voll Kummer
Den heil'gen Odinsthron;
Es ſah mit Schmerzen Skade
So tiefbetrübt den Sohn.

Sein düſtres Auge brannte,
Sein Blick war ſolche Glut,
Als hab' ihn überlodert
Grimm der Berſerkerwuth.

Ihr Mutterbangen theilte
Mit Njord ſie, dem Gemahl,
Den härmte ſeines Sohnes,
Wie ſeiner Skade Qual.
Er rief den ſchnellen Skirnir,
Der ſchnelle Skirnir kam,
Der nun aus Skade's Munde
Das ernſte Wort vernahm:

„Auf, Skirnir, geh zu fragen
Zu unſer'm Sohne hin,
Erforſche ſeine Klagen,
Erforſche ſeinen Sinn:
Was ihn ſo hart betrübe?
Was ihn ſo ſchwer bewegt?
Ob Haß wohl oder Liebe
Des Weiſen Zorn erregt?“

„„Mit Schimpfen und mit Schelten
Und manchem böſen Wort
Wird euer Sohn vergelten
Des Dieners Fragen dort:

Was ihn ſo hart betrübe?
Was ihn ſo ſchwer bewegt?
Ob Haß wohl oder Liebe,
Des Weiſen Zorn erregt?''''

So ſprach der gute Skirnir,
Bang vor dem Grimm des Herrn;
Doch ſchien ob ſeiner Weig'rung
Auch Skade's Zorn nicht fern.
Da wandt' er ſich in Eile,
Gehorſam dem Gebot,
Und nahte dem Gebieter,
Wie ſehr Gefahr auch droht.

„Sag' an, du Hochgewalt'ger,“
Weil dich dein Skirnir fragt,
„Welch' eine Kummernatter
An deinem Herzen nagt?
Warum bei Nacht und Tage
Du jede Luſt verſchmähſt?
Und durch die Götterhallen
Einſam und trauernd gehſt?“

Und Freyr: „Dir ſoll enthüllen
Ich meinen großen Schmerz?
Nicht meine Qual kann faſſen
Dein junges heitres Herz!

Wohl lächelt Allen Wonnen
Die Weltenröthenin;
Mir aber gehn in Schwermuth
Nur Trauertage hin!“

D'rauf Skirnir ſprach: „Verbirg mir
Nicht länger, was dich grämt!
Iſt denn ſo groß dein Kummer?
Dein Schmerz ſo ungezähmt?
O denke, wie vertrauend
Als Knaben wir geſpielt,
O denke, wie dein Skirnir,
Dein Freund, dein Leiden fühlt!“

Und Freyr: „Wohlan,“ ſo höre:
„Gerda, die ſchönſte Maid,
Sah ich in Utgard wallen —
Wie Silber war ihr Kleid;
Doch weißer'n Schimmer ſtreuten
Die Arme, das Geſicht;
Luft, Meer und Himmel glänzten
Von jenem heil'gen Licht.“

„Und werther iſt die Jungfrau
Mir, als vor alter Zeit
Ein Jüngling irgend liebte,
Und um die Braut gefreit.

Und nimmer macht Vereinung
Mit ihr mein Leben froh,
Sie wird ſich mir verweigern —
Und das, das quält mich ſo!“

Und Skirnir ſprach, der Treue:
„Gib mir dein gutes Roß,
Das trägt durch Flackerflammen
Mich hin zum Zauberſchloß.
Das Schwert gib, daß ſich ſchwinget
Von ſelbſt in meiner Hand,
Das Rieſen niederringet,
All' ohne Widerſtand!“

Und Freyr ihm darauf erwiedert:
„Nimm hin mein gutes Roß,
Es trage durch die Flammen
Dich ſicher bis zum Schloß!
Nimm hin mein Schwert, das ſchwinget
Sich ohne Widerſtand,
Das Rieſen wohl bezwinget,
Führt's eine tapfre Hand!“ —

Und Skirnir nun zum Roſſe:
„'S iſt finſter, Reiſezeit!
Der Sturm umbrauſ't die Tannen,
Die Berge ſind beſchneit.

Komm, komm! Wir kehren wieder
Und machen froh den Mann;
Es hielt uns denn der Rieſe
Im übermächt'gen Bann!"

Drauf iſt er fortgeritten
Durch Nacht und Nebelgraus;
So ſchießt kein kühner Adler
Durch Wolkenſturmgebraus.
Sein langer Pfad iſt helle
Und Glanz umzieht ſein Haupt
Vom Feuer, das ſein Goldroß
Aus ſeinen Nuſtern ſchnaubt.

Und irre Flammen tanzen
Bald um den Reiter her,
Und Feuerwellen rollet
Ein dunſt'ges Zaubermeer.
Es flirrt und flammt und ſprühet
Wohl Feu'r um Gymirs Burg,
Doch trägt das Roß den Reiter
Durch all' den Spuk hindurch.

Da heult es in die Runde
Mit wüthigem Gebell,
Da klaffen Gymirs Hunde
Mit Stimmen dumpf und hell.

Sie wachten an dem Zaune,
Der Gerda's Dach umſchloß;
Vorüber an den Hunden
Eilt Skirnir auf dem Roß.

Er ritt auf einen Hügel,
Da wieh'rt das Roß zum Gras.
Dort unter einer Fichte
Ein greiſer Hüter ſaß;
Der hob aus tiefem Sinnen
Sein Haupt, von Alter ſchwer,
Und ſchaut' aus trüben Augen
Verwund'rungsvoll umher.

Und Skirnir ruft: „O Hüter,
Der auf dem Hügel weilt,
Und zwiſchen Wegen und Stegen
Die Wächteraugen theilt:
Sag' an, wie kann mit Gerda
Ich reden ein heimlich Wort,
Daß nicht den Zwieſprach ſtöre
Gebell der Hunde dort?“

Der Hüter hob ſich blinzelnd
Die Flachhand vor's Geſicht:
„Biſt du ein Todtgeweihter?
Sprich, lebſt du, oder nicht?

Was träumte dir von Gerda?
Mit Gymirs holdem Kind
Wirſt nimmermehr du ſprechen!
Entfleuch, entfleuch geſchwind!“

Drauf Skirnir: „Muth iſt beſſer,
Als wenn man lange klagt;
Den kann der Tod nicht ſchrecken,
Der vor dem Tod nicht zagt.
Beſtimmt iſt all' mein Leben —
Nun ſprich mir von der Maid,
Gib mir auf meine Fragen,
O Hüter, nun Beſcheid!“

Wie ſo die Beiden ſprachen:
Da ſtampft den Grund das Roß,
Da bebt in ſeinen Fugen
Des Joten Gymir Schloß.
Und Gerda zagt erſchreckend
In ihrem Aufenthalt,
Und ihrer Dien'rin ruft ſie,
Und ihre Stimme ſchallt:

„Was für ein Klang erklinget
Durch unſre Hallen hin?
Was für ein Laut durchdringet
Mir, ungehört, den Sinn?

Die Säulen des Palaſtes
Erzittern wunderbar!
Schau, Dien'rin, welches Gaſtes
Dein Auge nehme wahr?"

Da blickt mit ſelt'nem Grauen
Die Dienerin hinaus
Und bringt die Kunde haſtig:
„Es iſt ein Reiter drauß,
Der ſteigt von Roſſes Rücken,
Gras ſucht des Thieres Mund,
Es ſtampft mit ſeinen Hufen,
Und davon bebt der Grund."

Und Gerda: „Sprich zum Gaſte,
Der auf dem Hügel ſteht,
Er komme zum Palaſte,
Und trinke ſüßen Meth;
Ob wohl ein banges Ahnen
Die Seele mir bewegt,
Daß einſt ein Mann der Wanen
Den Bruder mir erſchlägt!"

Die Dienerin gehorchte
Und ging zum Skirnir drauf
Und führte Freyers Boten
In Gymirs Haus hinauf.

Der Hüter ſaß und ſtaunte,
Und blickte zum Palaſt,
Und Gerda's ſanfte Stimme
Entgegenklang dem Gaſt:

„Naht uns ein Alf, ein reiner?
Naht uns ein Aſenſohn?
Der weiſen Wanen Einer,
Der Asgardburg entfloh'n?
Sag' an, wie dirs gelungen,
Daß her zu uns du dringſt,
Allein und unbezwungen
Durch trotzende Feuer gingſt?“

„„Ich bin kein Alf, kein reiner,
Ich bin kein Aſenſohn!
Der weiſen Wanen keiner,
Der Asgardburg entfloh'n!
Doch iſt es mir gelungen,
In eurem Saal zu ſtehn,
Doch konnt' ich unbezwungen
Durch trotzende Feuer gehn!““

„„Elf goldne Aepfel habe
In meiner Hand ich hier,
Und biete ſie zur Gabe,
Zum Brautgeſchenke dir.

Mir kauf' ich Luſt und Liebe,
Viel meine Hand gewinnt,
Wenn Freyr, den ſchönſten Aſen,
Dein Herz, o Gerda minnt!‟‟

So Skirnir. Aber Gerda
Mit finſtern Blicken ſpricht:
„Elf goldne Aepfel nehme
Aus deiner Hand ich nicht;
Nach keines Menſchen Wunſche
Geſchieht's, daß ich mit Frey'
So lang' wir Beide leben,
Jemals verbunden ſei!‟

Und Skirnir: „Sieh, es ſei dir
Der Goldring auch geſchenkt,
Den einſt beim Leichenbrande
Baldurs die Flamm' empfängt.
Acht gleiche Ring' enttränfeln
Ihm jede neunte Nacht —
Sieh an, wie reich an Golde
Der Wunderring dich macht!‟

Und Gerda: „Nutzlos wäre
Der Ring an mich verſchenkt,
Den einſt bei Baldurs Leiche
Hringhorni's Gluth umfängt,

Noch nie war ich des Goldes,
Noch nie des Silbers bar,
Strahlt nicht des Vaters Wohnſitz
Von reichem Golde klar?"

Drauf Skirnir: „Sieh dies ſcharfe
Klangſchwert in meiner Hand.
Sei willig, Jungfrau, leiſte
Nicht länger Widerſtand!
Von deinem Halſe ſchneide
Ich ab dein weißes Haupt,
Wenn länger dein Verneinen
Freyr Liebes-Hoffnung raubt!"

Und Gerda: „Zwang erdulden
Das will ich nimmermehr,
Nach keines Menſchen Wunſche!
Treibt Kampfluſt dich ſo ſehr?
Wohl, ſei bereit zu fechten,
Zu kämpfen um mein Haupt!
Mit Gymir, meinem Vater,
Sei dir der Kampf erlaubt!"

Drauf Skirnir: „Sieh dies helle
Klangſchwert in meiner Hand!
Vor ſeiner Kraft und Schnelle
Beſteht kein Widerſtand.

Vor ſeiner Spitze ſinket
Dein Vater ohne Muth.
Jotunheims Boden trinket
Des alten Rieſen Blut!“

„Und mit der Zauberruthe,
Jungfrau, berühr' ich dich!
Dann füget meinem Willen
Wohl deine Sprödheit ſich.
Hinunter ſollſt du wandeln,
Wo dich kein Auge ſchaut —
Hör' an, was ich dir ſage
Und merke jeden Laut!!“

„Im Adlerhügel
Soll düſt'res Dunkel,
Dem Tod entgegen,
Dein Auge ſchau'n!
Dort ewig ſitzend
Im tiefen Grunde
Soll deiner Seele
Vor Speiſe grau'n,
Verhaßter dir ſein, als dem Menſchenkind
Die glänzende Schlang' und die Kröte ſind!“

„Und ſteigſt du wieder
Aus tiefem Grunde,
So wird erſchrecken
Vor dir die Welt!

Dann ſchauen Rieſen
Dich als ein Wunder,
Und Geiſter wenden
Sich ſtarrend weg.
Bekannter der Welt, als Heimdall, der Gott,
Wirſt du gähnend entweichen, ein Scheuſal, ein Spott."

„Mismuth und Einſamkeit,
Kerker und Ungeduld
Mehren die Zähren dir,
Doch — es iſt deine Schuld!
Setze dich, höre mich,
Daß ich beſchwöre dich,
Daß ich dir zeige gedoppeltes Weh,
Und des Kummers wildwogende ſalzige See!"

„Geſpenſter quälen
In Rieſenhäuſern
Dich Nacht und Tag!
Am Stabe wankend
Und bar des Gutes,
Am Stabe wankend
Und bar des Muthes,
Wirſt du Hrymthurſen
Dein Leid erzählen
Und deine Schmach.
Dann werden dir Thränen für Freude gereicht,
Nicht mehr kennt dich der Scherz, deine Wang' erbleicht."

„Dann ſoll dich halten
In ſeinen Armen
Ein Rieſe, tragend
Der Köpfe drei!
Wirſt du verachten
So grauſen Buhlen,
Dann bleibe mannlos
Auf ewiglich!
Dann geiß'le dich Schwermuth, verwelke dann bleich,
Gleich der Miſtel, gepfropft auf der Erle Gezweig!“

„Zum Gehölze, zum Gebüſche
Ging ich, Zauberruthen ſuchend,
Zauberruthen fand ich dort.
Odin zürnt dir, Thor auch zürnt dir,
Hart auch zürnt dir Freyr, der Lichtgott!
Merke, Jotin, auf mein Wort!“

„Die Rieſen ſollen hören
Und hören die Hrymthurſen
Und alle Söhne Suttungs,
Und alle Aſenfreunde:
Wie die Freuden der Liebe mein Bann dir zerſtört,
Wie die Früchte der Liebe mein Bann dir verwehrt.“

„Hrymgrim, der kalte Greis,
Hält dich im Todengrund!
Zwerge dann bieten dort
Widrigen Trank dem Mund,

Bitter in Bechern aus Weidenholz —
Ander'n Trank nimmer, o Jungfrau ſtolz!
Siehe, ſo wird nun dein Wille vollbracht!
Siehe, ſo wird nun mein Wille vollbracht!“

„Den Thurſen ſchneid' ich
Auf dieſen Zweig,
Dazu drei Runen
An Jammer gleich;
Das Unvermögen,
Der Liebe Wuth,
Dazu Verzweiflung;
Und nun — ſei's gut!
So iſt es geſchehen, noch gönn' ich dir Wahl:
Abſchneid' ich den Einſchnitt — nimm Luſt oder Qual!“

Da ſtahl ein tiefer Seufzer
Aus Gerda's Buſen ſich,
Sie hob den Blick zu Skirnir,
Erröthend züchtiglich.
Sie rang nach Worten bange,
Vom Schreck der Drohung ſchwach,
Und bebend ſtand ſie lange,
Bis ſie die Worte ſprach:

„Heil dir, du junger Bote,
Voll Meth den Glanzkelch nimm!
Wie waren deine Worte
So hart und ſchwer und ſchlimm!

Ach, nimmer konnt' ich ahnen
Und niemals fiel mir ein,
Daß einen Sohn der Wanen
Ich jemals ſollte frei'n!“

Drauf Skirnir frohen Muthes:
„Verkünde den Entſchluß!
Eh' ich nach Hauſe reite,
Ich Alles wiſſen muß!
Sprich, wann und wo ſoll nahen,
Der mich geſendet? — Wo
Wird Freyr, in Liebe glühend,
Nun deiner Liebe froh?“

Sie ſprach: „Wir kennen Beide
Barri, den Schattenhain,
Dort ſchließen Ruh' und Freuden,
Die ihn durchwandeln, ein.
Neun Nächte laß entſchwinden,
— Neun Nächte ſchwinden bald —
Und Freyr ſoll Gerda finden
Im jenem heil'gen Wald.“

Da ſchwang ſich ohne Säumen
Der Skirnir auf ſein Roß,
Das, gleich dem Pfeil vom Bogen,
Mit ihm durch Wolken ſchoß.

Von Sehnſuchtsqual gefoltert
Stand Freyr, verſenkt in Gram,
Und rief die ſchnellen Worte,
Wie Skirnir wieder kam.

„Sag' an, ſag' an, mein Skirnir,
Eh' du den Fuß bewegſt,
Eh' du des Roſſes Sattel
Abnimmſt und niederlegſt;
Was hat erlangt im Lande
Der Rieſen nun dein Mund
Nach deinem Sinn und meinen?
Gib mir es eilig kund!“

Drauf der: „Wir kennen Beide
Barri, den Schattenhain,
Dort ſchließen Ruh' und Freude,
Die ihn durchwandeln, ein;
Neun Nächte laß entſchwinden,
— Neun Nächte ſchwinden bald —
Und Freyr ſoll Gerda finden
In jenem heil'gen Wald.

Darauf ein ſel'ges Lächeln
Die Wangen Freyrs umzog,
Daß wunderbarer Schimmer
Ganz Aſgard überflog.

Es war, wie wenn die Sonne
Die Morgenwolken küßt,
Und Lenzespracht und Fülle
Rings auferſtanden iſt.

Er ſprach: „Wie lang iſt eine
Der Nächte, — zwei — wie lang!
Kann ich der dritten harren
Im ſehnſuchtsvollen Drang?
Oft eilten Monden ſchneller
Vorüber unbewacht,
Als heute meiner Sehnſucht
Die lange halbe Nacht!“

Odins Raben.

(Nach der Landnama-Saga.)

Was heben dort die Schwäne die Schwingen ſilberweiß?
Es blähen Schiffe die Segel, und fliegen durch ſchwimmendes
Eis.
Aus Norwegs ſchönen Gauen, aus der Heimath traut
und lieb,
Die ſtarken Nordlandshelden der kecke Harald trieb. *)

Da ſteuern ſie durch Oeden der Meereswüſte hin,
Die Frauen und Kinder klagend, die Männer mit ſtarrem
Sinn,
Von Hoffnung neuer Heimath das Heldenherz erfüllt;
Die Prieſter ſitzen und ſchweigen, die Häupter tief verhüllt.

In Norweg ging die Sage: Im fernen Weſten ruht
Ein grüner Göttergarten, umrauſcht von Meeresfluth.
Den ſuchen die Nordlandshelden, entfliehend bitt'rer
Schmach,
Und reiten auf Segelroſſen der ſinkenden Sonne nach.

---

*) Um 860

Nach langer Fahrt in Nächten vom Mond uns Eis erhellt,
Nach Kämpfen mit den Mächten der finſtern Waſſerwelt,
Hebt ſich die Felſeninſel vor den Männern ſtark und kühn,
Geſchmückt mit Eiſeskronen, mit Wäldern und Wieſengrün.

Da grüßen ſie mit Jubel das langgehoffte Land,
Da ſchwimmen die Meeresroſſe luſtbrauſend an den Strand,
Es fliegen Flocken und Hagel herab vom hohen Nord,
Die kühnen Kämpfer ſpringen an den eisumwallten Bord.

Die greiſen Prieſter ſtehen mit ernſtem Blick am Meer,
Und alle die hohen Recken erwartend um ſie her.
Zum Opferaltar dann wälzten und wölbten ſie Stein auf
Stein,
Und gruben Runenzeichen voll tiefer Deutung ein.

Und Dämmerung ſchattet düſter, und nieder ſinkt die Nacht,
Da wird den guten Göttern das Opfer dargebracht;
Es rauſchen die weißen Wogen, des Waldes Wipfeln beugt
Ein wunderbares Wehen, das von Götternähe zeugt.

Nun tönen Runenlieder von wunderbarem Klang,
Iſt's Schall der Wellenbrandung? Iſt's menſchlicher Geſang?
So dumpf und hohl, ſo ſchaurig, mit ſo furchtbarem Schall!
Die Aſen müſſen's hören im ſeligen Wallhall.

Da zittert über Bergen, bedeckt mit ew'gem Schnee,
So tiefe Nacht umhüllet, ein Schimmer in die Höh'.
Der Schimmer wird zur Flamme, die Flamme wird zum
Brand,
Ein Feuermeer erſcheinet jetzt Himmel, Meer und Land

Ha! das ſind Asgards Strahlen, da, das iſt Odins Licht!
Seht ihr die Blutgewebe dort der Walkyren nicht?
Auf Feuerroſſen reitet aus Asgards Thor die Schaar,
Am Himmel ziſchen die Schwerter laut der Einheriar.

Und aus dem Feuermeere, dort, was am hellſten glüht,
Wo von Lidskialfs Throne Odin herniederſieht,
Da ſchwingen ſich zwei Raben, lebend'gen Strahlen gleich,
Und ſchießen blitzſchnell nieder aus Asgards lichtem Reich.

Die ſchweben uber'm Opfer. — Mit Staunen ſieht die Schaar,
Wie ſich durch ſeine Boten Odin macht offenbar,
Dann laſſen ſie ſich nieder, wo ſich ein Hügel hebt,
Und ſchlagen mit den Flugeln, und ſind davon geſchwebt.

Hinauf, wo Feuergluthen und Farbenblitze ſprüh'n,
Wo hoch des Himmels Wolken wie Morgenpurpur glüh'n,
Wo Thor, der Gott, gewettert, dort ſchwinden ſie im Licht,
Die Helden ſinken erſchüttert hin auf ihr Angeſicht.

„Hier gründet Odin's Tempel!“ ruft laut der Prieſter Mund:
„Auf dieſes ihm geweihten hochheil'gen Hügels Rund!
Gegeben iſt ein Zeichen, es gibt der Aſen Hand
Uns Fremdlingen zu eigen dies Asgard gleiche Land!“ —

Nun wohnen die Geſchlechter der Helden lange Zeit
Auf Islands ſchöner Inſel, erblühend in Herrlichkeit;
Die Königen entſproſſen, ſie haben ſich dort vermehrt,
Dort werden die hohen Götter in Hainen ſtill verehrt.

Und dreimal hundert Jahre verſanken in's Zeitenmeer,
Nie wurden die Götteraltäre von Opferſpenden leer.
Und dreimal hundert Jahre verrauſchten wie Windesweh'n,
Da ſollten die Götter fallen, und Asgard untergeh'n.

Es ſaß ein blinder Skalde, die Harfe in der Hand,
Auf meerumſpülter Klippe, hoch über'm niedern Strand,
Die greiſen Locken wallen, der Winde loſes Spiel,
Aus den erloſch'nen Augen manch' heiße Thräne fiel.

Und durch die Saiten rauſcht es, wie Geiſterweiſen leis,
Tief unten murmeln die Wellen, hoch oben ſitzt der Greis;
Und ſeine Stimme flieget herab vom Felſenhang,
Und in der Harfe Klänge miſcht er den ernſten Sang:

„Vorüber ach, vorüber
Iſt nun die alte Pracht;
O wär' ich ſchon hinüber,
Wo Gläſirs Lenz mir lacht!

O müßt' ich nimmer ſchauen,
Was ſich im Oſt erhebt,
Drob ahnungsvolles Grauen
Mir durch die Seele bebt!

Die Götter werden weichen
Von ihrem Thron im Licht
Vor einem neuen Zeichen,
Und Asgard fällt und bricht.

Kein Lied wird mehr erklingen,
Verderben wird uns nah'n!
O ſchlänge, die es bringen,
Hinab der Ozean!“

So ſang der blinde Skalde hoch oben über'm Strand,
Da ſank die bleiche Sonne hinab am Himmelsrand,
Als ſei ſie wandelnsmüde, und woll' im Meere nun
Sich tief im Dunkel betten, und lange, lange ruh'n. —

Und fremde Schiffe kommen, mit Kriegern angefüllt
Ueber's dunkle Meer geſchwommen, mit Finſterniß umhüllt.
Und fremde Schiffe landen, der wilde Thangbrand naht,
Und die Felſenufer zittern, wie ſie ſein Fuß betrat.

Und eine neue Lehre von dem dreieinen Gott
Verkündet er dem Volke, häuft Asgards Göttern Spott,
In Odins Tempel ſchleudert er einen Fackelbrand,
Er ſtürzt von ſeinem Hochſitz den Gott mit eig'ner Hand;

Die Feuerſäulen ſchlagen zum Himmel hoch empor,
Die Wolken aber färbet ein blut'ges Meteor,
Es fahren zitternde Strahlen, wie Schwerter, in Blut
getaucht,
Empor am Nordlandshimmel, der Hekla brüllt und raucht.

Es donnert in den Lüften, es donnert die wilde See,
Es donnert in den Tiefen, von Bergen donnert Schnee.
Durch Feuerwolken lodernd erblickt man Asgards Gluth,
Davon, ach, iſt der Himmel, als überſtröm' ihn Blut. —

Fahrt wohl, ihr alten Götter, kämpft euren letzten Streit.
Fenrir iſt losgekettet, der wilde Garmur ſchreit.
Nicht mehr wird Freya lächeln, ihr Blick ein Sonnenſtrahl,
Nicht mehr wird Braga ſingen bei'm ſeligen Göttermahl.

Was ſteigt dort aus der Lohe des Surturbrands herauf?
Was ſchwingt auf kühnen Flügeln zu Wolkenhöh'n ſich auf?
Was fliegt herab zur Erde, die der Midgardwurm umſchlingt,
Und die Meereswelle aufwühlt und mit dem Tode ringt? —

Ha! das ſind Odins Raben, ſie ſehen den Tempelbrand,
Sie ſchweben hoch erhaben über'm gluthenhellen Land.
Sie ſtürzen aus Himmelshöhe ſich tief in das Flammenmeer,
Und keiner ſah den Tempel, die Raben keiner mehr. —

Fahr wohl, du Zaubergarten, der Skaldenlieder voll,
Wo klar, wie Mimers Bronnen, die heil'ge Sage quoll.
Fahr wohl, du Land der Dichtung, du ſel'ger Götterhain,
Du blühſt in Eddas Liedern, Unſterblichkeit iſt dein!

O dich in kalter Ferne umzieht ein Eiſeswall,
Ob noch vom Surturbrande erglüht der Hekluſial,
Noch reden alte Runen in dunklen Zeichen laut,
Es wurde den ſtummen Steinen Geheimes viel vertraut.

Fahrt wohl, ihr greiſen Skalden, und ewig, ewig wohl!
Eure Wundermähren klangen herab vom hohen Pol.
Eure Harfen ſind verklungen, euer Tag hat ſich geneigt
Mein Lied iſt ausgeſungen, auch meine Harfe ſchweigt.

Die Schöpfung der Sonne.

Allvater rief: Es werde!
Da formte ſich die Erde
In Finſterniſſen dicht;
Und, tauſend Seligkeiten
Dem Weltall zu bereiten,
Begann der Herr zu ſcheiden
Die Finſterniß vom Licht.

Als nun aus dunkler Hülle
Des ewgen Lichtes Fülle
Im Oſten ſich ergoß,
Da flammt' im Morgenrothe
Ein leuchtender Pilote,
Ein goldner Sonnenbote,
Hellſtrahlend Phosphoros.

Der regt die Roſenſchwingen,
Und Melodieen klingen
Durch alle Himmel hin,
Von Sternen, ſeinen Brüdern,
Die ſeinen Gruß erwiedern
Mit Sphärendonnerliedern,
Da — kam die Königin.

Sie iſt im Strahlenprangen
Hellblendend aufgegangen,
Und Feuer iſt ihr Kleid.
Gott rief ſie, daß ſie bliebe
Quell aller Lebenstriebe,
Und Zeugin ſeiner Liebe
Wie ſeiner Herrlichkeit.

Kaum iſt mit Engelmienen
Die Königin erſchienen,
Und jede Blüthe bricht
Die Knoſpe mit Entzücken,
Den Erdball hold zu ſchmücken,
Und ſtrebt mit Sehnſuchtblicken
Empor zum heil'gen Licht.

Erwachen muß, erwarmen,
Was tief in Schlummers Armen
In Mitternächten lag.
Es grüßt mit Wonnebeben
Ein jugendliches Streben,
Ein tauſendfaches Leben
Den erſten Sonnentag.

Die Sonne ſchwimmt in hellen
Azurnen Aetherwellen
Auf glanzerfüllter Bahn,

Und blickt mit ſüßem Bangen
So lang ſie aufgegangen,
Mit bräutlichem Verlangen
Den jungen Erdball an.

Jetzt geht an ferner Küſte
Die Herrliche zu Rüſte;
Was wohl die Sonne fühlt,
Wenn nun die Strahlenloſe
Gleich einer Purpurroſe
Im tiefen Meeresſchooße
Die glüh'nden Wangen kühlt? —

Sie ſank — das Leben trauert,
Vom erſten Weh durchſchauert
Weint, was in Eden blüht.
Doch lindert dieſes Leiden
Ihr Flammenkuß im Scheiden,
Der noch durch alle Zeiten
Als Abendröthe glüht.

Und rollt im Zeitſtrom brauſend
Jahrtauſend auf Jahrtauſend
Gleich Meereswogen fort;
So läßt doch all den Seinen,
Den Sündern wie den Reinen,
Die Segensſonne ſcheinen
Des Vaters Allmachtwort.

Der Noah Indiens.

Manus, Wiwaſwa's Königsſohn,
Saß, ein Weiſer, auf goldnem Thron;
Ein Fürſt der Männer im Ehrenkranz,
Aehnlich der Paraſchakti an Glanz.
Durch Kraft, durch Gewalt und Herrlichkeit,
Durch Buße zumal und Glückſeligkeit
Uebertraf er den Ahn und den Vater weit.

Mit emporgehobenen Armen ſtand
Der Männerbeherrſcher im Inder-Land,
Und übte, ſtehend auf einem Fuße,
Eine Jahresreihe ſchreckliche Buße,
Die ſtreng und groß er ſich auferlegt,
Das Haupt geſenkt, den Blick nicht bewegt.

Zu ihm, dem Büßer von Wiwaſwa's Geſchlechte,
Dem Regen durchnäßte des Haares Geflechte,
Der jahrelang ſtand mit erhobener Rechte,
Zu ihm, dem Weiſen, dem Starken, dem Guten,
Sprach einſt aus der Wirini Fluthen
Ein Fiſch die folgende Rede ſinnig:

„O Gluckſeliger, buckend innig,
Ein kleines furchtſames Fiſchlein bin ich!
Furchte mich vor den ſtarken Haien,
Darum laß Rettung mir angedeihen!
Die Kleinen werden von Großen bedrängt,
So ſind uns ewige Looſe verhängt;
Darum aus meiner Furchtfulle,
Zumal aus wildem Fluthgebrülle
Befreie mich dein gutiger Wille!
Befreie mich, den Verſinkenden,
Den in Angſt und Zagen Ertrinkenden,
Gern auch will ich, wird Rettung vollbracht ſein,
Auf freundlichen Gegendienſt dir bedacht ſein!“

Als nun vom Fiſch, der zum Ufer geſchwommen,
Der Wiwaswatide die Rede vernommen,
Neigte ſich der Mitleiderfüllte
Zu der Fluth, die den Fiſch verhüllte,
Zu dem muſchelbeſäten Strand,
Nahm jenen Fiſch heraus mit der Hand,
Und dann warf er den Hülferufer,
Den er gebracht an des Waſſers Ufer,
In ein weites Gefäß hinein,
Das hell glänzte wie Silberſchein,
Ja, wie leuchtender Mondesſtrahl,
Drin er pflegte den Fiſch zumal,
Den er väterlich-liebreich hegte;
Drinnen wuchs nun der Wohlgepflegte.

Aber darauf nach langer Zeit
Wuchs der Leib des Fiſches ſo weit,
Daß ihn des Raumes Mangel engte,
Und zu Manus ſprach der Bedrängte:

„O Glückſeliger, Lieber, Guter,
Männerbeherrſcher, Götterbruder,
Wiwaswatide königlich,
An andern Ort hin bringe mich!“

Und es nahm aus des Erzes Band,
Den Sanftflehenden Manus Hand,
Die rein war wie Himmalayaſchnee,
Und trug ihn nach einem tiefen See.
Dort in der Fluthen räumiges Bette
Warf ihn der Zwinger friedlicher Stätte.
Aber der Fiſch, der fröhlich freie,
Wuchs und wuchs vieler Jahre Reihe.

Eine Meile breit und lang, drei Meilen
War der See, der ſturmüberhauchte,
Doch es konnte in ihm nicht weilen
Länger der Fiſch, der Lotosgeaugte;
Denn das waſſerwogige Haus
Füllte der Fiſch allenden aus,
Und er konnte ſich nimmer regen,
Nimmer die blauen Waſſer bewegen,
Und nun ſehend Manus, den Königsſohn,
Redet der Fiſch mit ſanftem Ton:

„Bringe mich doch Glückſeliger, Guter,
Männerbeherrſcher, Götterbruder,
Zu des Meeres Gattin, o Herr,
Zur Ganga bringe mich, Gütiger!
Dort will ich wohnen, ein Wogentrüber,
Oder, wie du es meinſt, o Lieber;
Denn mir ziemet, dir zu gehorchen
Sonder Murren vom Abend zum Morgen,
Durch dich ward ich ein Wachſender, Großer,
Und dir dien' ich, du Sündeloſer.“

Alſo vom Fiſch mit Reden begrüßet,
Trug ihn Manus, der ſtandhaft büßet,
Hin, wo Ganga die Wellen rollte,
Hin, wo der Fiſch, der gewaltige, wollte.
Und es wuchs in der Ganga noch immer
Größer und größer der Fluthendurchſchwimmer,
Goldig leuchtend, wie Sonnenſchimmer;
Bis er, ſehend den Mann, den hellen,
Wieder ihn rief, aus den Gangawellen:

„O Glückſeliger, Guter, Trauter,
Von Göttern und Menſchen gern Geſchauter,
Soll ich nicht ſterben, ein Wogenbegrabener,
O ſo bringe mich fort, Erhabener!
Wirf mich in's weite Meer hinein,
Denn das Gangabett iſt mir zu klein,

Für die Gangafluth bin ich zu groß,
Trage mich fort in den Meeresſchooß!
O ſei mir gnädig, du Beglücker,
Bußebewährter, Glanzgeſchmückter!“

Und herausnahm aus der Gangafluth
Den Fiſch der Wiwaswatide gut,
Und übergab ihn in Meereshut.
Lang war der Fiſch viele Paraſangen,
Aber nach Wunſch zu tragen, zu fangen,
Und wohlduftend wie Müsk und Narden,
Wie Siriſchablumen im Gangagarten.

Als nun der Fiſch die Meerfluth fühlte,
Die den Mächtigen ſchmeichelnd umſpülte,
Sprach er heraus zu Manus, dem König,
Lächelnd gleichſam und wohllauttönig:

„O Glückſeliger, Guter, Treuer!
Göttern geſegnet und Menſchen theuer,
Du mein Leid mir Verklärender!
Du mir Erhaltung Gewährender!
Höre von mir, was ich dir ſage,
Was du thun ſollſt zur Zeit der Klage,
Bald du Seliger, Königlicher,
Biſt auf dem Feſten du nicht mehr ſicher,
Denn Feſtes ſowohl, wie Bewegliches,
Wird erfahren ein klägliches

Trübes Loos und nicht Mauer, nicht Dämmung
Wird aufhalten die Ueberſchwemmung,
Die herbrauſen wird ſonder Hemmung.
Darum verkünd' ich zum höchſten Heile
Dir des Unheils drohende Pfeile.
Allem, was Erde Lebendes trägt,
Was ſich regt, und was nicht ſich regt,
Allen, die den Boden bedecken,
Naht die Zeit unendlicher Schrecken." —

„Baue ein Schiff, eine Waſſerveſte,
Ruder- und ſeilverſehen auf's Beſte,
In dieſes, Manus, ſteige hinein
Mit der ſieben Riſchis glänzendem Schein;
Alle Samen auch, groß und klein,
Wie die Bramanen nannten die Arten,
Samm'le in's Schiff, die Wohlbewahrten,
Und du ſelber im Schiffe ſtehend
Sei mir immer entgegenſehend,
Einſiedlerliebling, Seliger, Süßer!
Dann will ich nahen gehörnt, o Büßer!
Daran erkenne mich, Sündenhaſſer,
Nicht ohne mich überfährſt du die Waſſer."

Manus aber, der Rede zu lauſchen,
Neigte ſein Haupt zu dem Fluthenrauſchen,
Zu des Ufers zitternder Erde,
Und dann ſprach er mit Demuthgeberde:

„Was du befiehlſt, ich vollbringen werde!
Wogenbeherrſcher, du Wunderthätiger,
Sei mir zu Meer und zu Land ein Gnädiger.“

Manus nun, der Wiwaswaſproß
Nach des Fiſches Rath zu thun beſchloß,
Bauend ein Schiff, ein ſtolzes, prächtiges,
Seilverſehenes, rudermächtiges,
Und er ſammelte alle die Samen,
Die die Bramanen genannt mit Namen,
Und befuhr, der Schönbrauenbogige,
Freudig das Meer, das ſchäumendwogige.

Als nun Manus das Werk vollbracht,
Und des Fiſches im Schiff gedacht,
Kam der Fiſch, der Gedankenſpäher,
Durch die Wogen dem Schiffer näher,
Bergen ähnlich das Meer bedeckend,
Thurmes ähnlich das Horn hoch ſtreckend.
Wie ſich verkündet der göttlich Hehre,
Alſo ſchwamm er im Waſſermeere.
Manus band nun am Kopfe vorn,
Ein ſtarkes Seil an das Rieſenhorn.
Drauf gebunden mit jenem Seile
Zog der Fiſch in ſauſender Eile,
Schnaubend, wie Elephantenheereswuth,
Manus Schiff durch die Meeresfluth,
Die mit tanzenden Wogen wallende,
Die mit brüllenden Waſſern ſchallende.

Und das Schiff, von der Stürme Mund
Angehaucht, ſchoß hinab zum Grund,
Bald ein ſegelndes, bald ein verſunkenes,
Wie ein zitternd wankendes Weib, ein trunkenes.

Weder die Erde ſichtbar war,
Noch der Weltgegenden Richtung klar.
Alles war rings nur Wogengewimmel,
Schaum und Luft und ſturmvoller Himmel.

In ſo beſchaffener ganzer Welt
Ward geſehen Manus, der Held,
Mit dem Schiff und den ſieben Weiſen,
Mit dem Fiſch in goldhellen Gleiſen.
Viele Reihen der Jahre lang
Zog der Fiſch das Schiff durch den Wogendrang,
Durch der Wellen wildes Gebrülle,
Ohne Raſt durch die Waſſerfülle.

Wo der höchſte Gipfel des Himawan
Sein Haupt erhebt in die Wolkenbahn,
Dorthin zog der Fiſch, der vergnügte,
Endlich das Schiff, das feſtgefügte.
Langſam er dann zu den Weiſen ſprach,
Lächelnd zumal, wie ein reiner Tag:
„Bindet ſogleich das Schiff hier an
Auf dem höchſten Gipfel des Himawan!“

Und gebunden ward, auf des Fiſches Wort,
Am Gipfel feſt des Schiffes Bord.
Dieſer Gipfel, ſo wunderſam,
Wohin der Fiſch mit dem Meerſchiff kam,
Wird noch heute genannt: „Naubandhanam,“ *)
Dann ſprach zu den Weiſen ſanft der Gnädige,
Mit feſten Blicken der Wunderthätige:
„Ich bin Brahma, der Weſen Herr!
Nichts iſt höher als ich und gewaltiger.
Ich war's, der Euch in Fiſchgeſtaltung
Schenkte aus der Gefahr Erhaltung.
Manus aber ſoll Kreaturen
Götter und Menſchen und Aſuren
Schaffen, und aller Welten Naturen.
Was beweglich und unbewegt,
Was ewig ruht und ſich lebend regt.
Schaffen wird er der Weſen Menge
Durch übermäßiger Buße Strenge.
Meine Gnade, die ewig richtige,
Wird ihm ſchirmen das Werk, das wichtige!“

Als die Rede vom Fiſch geſprochen war,
Ward augenblicklich er unſichtbar.

---

*) Schiffsbindung.

Der Traum der Nachtigall.

1.

Der Frühling wob der Erde
Ein neues Blumenkleid,
Daß ihr Verjüngung werde
Und Jugendſeligkeit.
Und ſie, die Glanzgeſchmückte,
Sie harrte liebend ſein,
Dann zog auf die Beglückte
Der Blüthenkönig ein.

Ihn trägt aus blauen Höhen
Herab ein ſanfter Weſt;
Die Weſen rings begehen
Ihr ſel'ges Liebesfeſt.
Und alle Knoſpen dringen
Aus der Umhüllung vor,
Und alle Lieder klingen
Ein Auferſtehungschor.

Da weht von Wald und Wieſen
Ein friſcher Lebenshauch,
Und grüne Blättlein ſprießen
Hervor an Baum und Strauch.

Wie glänzt mit tauſend Perlen
Im Morgengold die Saat!
Es regnen von den Erlen
Schon Blüthen auf den Pfad.

Und flüſternd weht ein Koſen
Um Blüthe, Blatt und Halm.
Weih'n Ihm, dem Ewig großen,
Auch Blumen ihren Pſalm?
Ihm, der mit Vatergüte
Auf alle Weſen blickt,
Und auch die Frühlingsblüthe
Mit tauſend Wundern ſchmückt?

Die Anemonen blühen,
Sanft röthlich übermalt,
Und die Ranunkeln glühen,
Wie feuerüberſtrahlt.
Den blauen Kelch zum Mooſe
Neigt freundlich der Agglei,
Da wird im Blumenſchooße
Ein gold'ner Regen frei.

Die Maienglöcklein hangen
Wie Silber licht im Grün,
Und ſtolze Tulpen prangen
Wie Kelche von Rubin.

Es duften die Orchiden,
Violen ſchlummern ſchon;
Sein Kronenhaupt im Frieden
Wiegt dort der Martagon.

Und Liedesſtimmen ſchallen
Auf fröhlich blüh'nder Flur,
Wie tief in Waldeshallen,
So hoch im Lichtazur.
Dort buhlt das leiſe Flöten
Der Droſſel um Genuß;
Dort bringt den Morgenröthen
Die Lerche frommen Gruß.

Und horch, zu dieſen Wonnen
Durch Thal und Hain entlang,
Hat ein Geſang begonnen,
Der himmelſelig klang.
Drang er aus Blüthenzweigen?
War's auch ein ird'ſcher Ton, —
Und nicht dem Frühlingsreigen
Der Seligen entflohn? —

Und Alles ſchweigt — im Lauſchen
Befangen jeder Sinn,
Kaum wagt der Bach zu rauſchen,
Leis murmelnd zieht er hin.

Horch! horch! da ſchwebet wieder
Der wunderbare Sang
Aus Blüthenbüſchen nieder,
Und flötet ſüß und lang!

Du biſt's, du biſt's, du Kleiner
Dort auf belaubtem Aſt,
Der du das Herz voll reiner
Sehnſücht'ger Liebe haſt?
Du biſt's, der ſo mit Klängen
Den Schattenhain durchtönt?
Du biſt's, der mit Geſängen
Des Lenzes Luſt verſchönt?

O wolle, wolle ſagen,
Woher du, Sänger, kamſt!
Woher du deine Klagen
Und deinen Jubel nahmſt?
Wohnt in dir, Philomele,
Die Blätterwehen kühlt,
Nicht eine ſchöne Seele,
Die Liebe denkt und fühlt?

Da hebt ſich ſein Geſchmetter
Süßtrunken durch den Wald,
Wie Flüſtern bald der Blätter,
Wie Flötenlaute bald.

Bald ſcheint ein banges Stocken
Zu hemmen ſeinen Strom,
Bald jauchzt es wie Frohlocken
Im grüngewölbten Dom.

Und Abendſtrahlen küſſen
Die Waldeswipfel roth,
Und brennen in den Flüſſen,
Und werden bleich im Tod.
In Gluthen iſt verſunken
Das goldne Sonnenrund;
Noch macht ein Purpurfunken
Den Ort des Scheidens kund.

Und ſtill wird's auf den Matten,
Und ſtiller noch im Hain,
Es hüllt die kleinen Schatten
Ein großer Schatten ein.
Doch auch im Dämmerflore
Hebt ſich des Sängers Bruſt,
Er will der Abendhore
Vertrauen Schmerz und Luſt.

Nun glühen Sternenlichter
Im dunklen Aether auf,
Und er, der Blüthendichter,
Sieht ſingend dort hinauf.

Warum zum Abendſterne
Den ſehnſuchtvollen Blick?
Kamſt du aus ſolcher Ferne
Und wünſcheſt dich zurück?

Du, der mit Liebesſehnen
Der Menſchen Herz erfüllt,
Und in den Flor der Thränen
Manch' ſchönes Auge hüllt,
Du, deſſen Lied Entzückung
Den Fühlenden verleiht,
Verſagte dir Beglückung
Die wonnenreiche Zeit?

Er ſchweigt — wer kann es ahnen,
Wie viel ſein Schweigen ſagt?
Ob nicht auf Sternenbahnen
Sich ſein Gedanke wagt?
Ob nicht von ſchönern Sonnen
Ein inn'res Fühlen grüßt?
Ob nicht voll Himmelswonnen
Ein Eden ihn umſprießt?

Nur einzeln quellen Töne
Aus ſeiner Bruſt voll Klang;
Ein ſeufzendes Geſtöhne,
Ein träumender Geſang.

Dann ſchweigt er lange wieder —
Dann jubelt er einmal! —
Die Kehle voller Lieder,
Die Seele voller Qual.

O träume ſüß von Roſen
In Perſiens Fluren du!
Schließ' unter Zephyrkoſen
Die hellen Aeuglein zu.
Vom rauhen Nord geſchieden
Schweb' über Iſpahan;
Find' in des Traumes Frieden
Ein Zauberdſchinniſtan!

Tiefdunkle Schattenhülle
Umwebt nun dicht die Welt,
Die Ruh' und ſanfte Stille
In Schlummerbanden hält.
Und wie — von Gluth entzündet —
Sich hell der Oſten ſäumt,
Hat mir ein Traum verkündet,
Was Nachtigall geträumt.

2.

Sie fliegt durch Aetherräume
So wonnigwohl und leicht;
Sucht ſie geliebte Bäume
Im Abendſtern vielleicht?
Sie ſieht des Sternes Prangen
So herrlich, wie noch nie;
Hin ruft ſie das Verlangen
Mit göttlicher Magie.

Von Strahlen iſt umwoben
Sein glänzendheller Schein.
Wie wird ſie nicht dort oben
Unſäglich ſelig ſein?
Horch', flüſtert nicht Gekoſe?
Zieh'n Düfte nicht heran?
Schwimmt eine Sternenroſe
Im Sternenozean?

In Roſenblut getauchet
Scheint ganz des Sternes Gold;
Und Roſenduft umhauchet
Den Sänger mild und hold.

Schon ſchwimmt er in den Lüften,
Selbſt ein verklärter Strahl,
Umweht von Roſendüften
Aus Irans ſchönſtem Thal.

Er badet ſchon in Wellen
Der Harmonie die Bruſt,
Und Wohllautſtröme quellen
Hervor, ihm unbewußt.
Ihm iſt, als komm' auf Wogen
Als Roſe ſchon von fern
Entgegen ihm gezogen
Der goldne Abendſtern.

Wie ſchwingt er ſein Gefieder
Der Sternenroſe zu!
Wie ſinkt er endlich nieder,
Und athmet Himmelsruh'!
Wohin das Auge wenden
Zuerſt nach jeder Pracht,
Die blühend aller Enden
Ihm dort entgegen lacht?

Wo wären wohl Gedanken
Den Wunderblumen nah,
Die ſich um Palmen ranken,
Die noch kein Auge ſah?

Vermöchten wir zu ſchildern
Die Wonnen, die dort blüh'n?
Wer iſt, daß er in Bildern
Den Himmel malt, ſo kühn?

Aedon ſieht im Traume
Ein roſenrothes Thal,
Im zauberiſchen Raume
Blüh'n Roſen ohne Zahl.
Und Rieſenberge gränzen
An dieſe Blüthenwelt,
Geſchmückt mit Purpurkränzen,
Vom Morgengold erhellt.

Und eine Roſe hebet
Vor andern ſich empor.
Um ſie, ſo ſcheint es, ſchwebet
Ein leichter Elfenchor.
Nach ihr, ſo ſcheint es, blicken
Die Blumen alle hin,
Das iſt, o Hochentzücken!
Die Roſenkönigin.

Da will die Bruſt zerſpringen
Von ſehnſuchtvollem Drang,
Da hebt er ſeine Schwingen,
Da flötet ſein Geſang.

Du athmeſt lauter Liebe,
Du hauchest lauter Klang,
Und jeder Laut iſt Liebe,
Nur Liebe dein Geſang.

Lauſcht nicht die Königsroſe
Dem Wonneliederſchall!
Und winkt mit ſel'gem Looſe
Dir, frohe Nachtigall?
Du darfſt ihr nahe flöten,
Darfſt Liebe künden ihr?
Ihr himmliſches Erröthen
Zeigt Gegenliebe dir.

Aedon ſchwelgt im Traume
Am Roſenbuſen ſüß.
Im zauberiſchen Raume
Erblüht ſein Paradies.
In Träumen nur geſtaltet
Die Huld ſich des Geſchicks,
Oft nur im Traum entfaltet
Die Blüthe ſich des Glücks.

O träume, liebe, küſſe,
Du Liederfüllter, du!
O ſende Liebesgrüße
Der keuſchen Roſe zu.

O flöte, flöte, flöte
In Zweigen ſtill verſteckt,
Eh' dich die Morgenröthe
Aus Himmelsträumen weckt! —

Die Roſe nun entfaltet
Sich unter Liederſchall.
Und welch ein Wunder waltet
Um dich, o Nachtigall?
Wird dir nicht bang und bänger?
Sie wächſt ſo rieſengroß,
Und hüllt dich trunk'nen Sänger
In ihren Purpurſchooß.

Das war, was er erſehnte,
Wonach ſein Streben rang,
Und fern im Oſt ertönte
Ein wunderbarer Klang.
Noch lauſcht er den Accorden,
Ach, da war Roſe ſchon
Zum Morgenroth geworden,
Aedons Traum entfloh'n.

Er ſtaunt — ſchon kam im Oſten
Der junge Tag herauf,
Und Morgenroſen ſproßten
Am blauen Aether auf.

Und Blumenbalſam ſtrebte
Gleich Opferduft empor,
Und uber Flüſſen ſchwebte
Ein bleicher Nebelflor.

Da flüſtern Blätterzungen
Auf dicht belaubtem Baum;
Da regt ſich's luſtdurchdrungen
Im grünen Waldesraum.
Es kuſſen ſich die Wipfel
Der Tannen ſchweſterlich;
Auf ſtarrem Felſengipfel
Traumt Ephen ſtill für ſich.

Es lacheln Waldeslilien
Dem jungen Morgen zu;
Vergißmeinnicht-Familien
Und dort der Frauenſchuh.
Ranunkeln ſchimmern golden,
Die Glockenblumen blau,
Und in Viburnumdolden
Glänzt hell der Morgenthau.

Noch halb im Reich des Traumes
Gedenkt der Sänger kaum,
Daß, gleich dem Schnee des Schaumes,
Zerfloſſen iſt ſein Traum.

Nicht klagt er, daß geſchwunden
Die zauberiſche Pracht.
Er hat, er hat gefunden
Nun, was ihn ſelig macht.

Ihr tönen ſeine Lieder,
Die träumend er geſchaut,
Senkt ſich der Abend nieder,
So wie wenn Morgen graut.
Darum ſo reinen Klanges
Dringt es aus ſeiner Bruſt,
Tiefſehnſuchtvollen Dranges
Gefühl und ſüßer Luſt. —

Du, der im reinen Herzen
Ein heil'ges Sehnen trägt,
Das nie gekannten Schmerzen
Dahin gegeben ſchlägt:
Dich lehr' Aedon tragen,
Von dem mein Lied erklang,
Sein Schmachten und ſein Klagen
Tönt, wie Triumphgeſang. —

Der Todesengel.

Einſam über ſtillen Hügeln
Stand ein Cherub, ſturmumbrüllt,
Hatte mit den Rieſenflügeln
Bebend, ſchauernd ſich verhüllt;
Blickte nach den ſel'gen Brüdern,
Die der Himmel Glanz umſchloß,
Und des Engels Zähre floß;
Seufzend lauſcht er fernen Liedern.

Und zum Engel in der Oede,
Der noch mild und machtlos war,
Trat beim Schein der Abendröthe
Der Erbarmer unſichtbar.
Und er ſprach: „Zu meinem Boten
Sollſt du nun erkoren ſein!
Die Lebendigen — ſind dein,
Aber mein ſind alle Todten.“

„Fliege raſtlos durch die Länder,
Auf dem Roß Allgegenwart!
Löſe feſtgeknüpfte Bänder,
Bleibe mild, doch ſcheine hart!

Aber menſchliches Empfinden
Sei auf Erden dir verſagt;
Wann dein Haupt an Sterne ragt,
Magſt du göttlich dich verkünden!"

Und der Todesengel kniete
Unter Schauern vor dem Herrn,
Eine bleiche Lilienblüthe,
Ein umflorter Wandelſtern.
„Vater, deine Neugeſchaff'nen
Hangen feſt dem Leben an,
Werden ſich mit ſtolzem Wahn
Gegen dich und mich bewaffnen!"

„Und ſie werden mich verfluchen,
Der in ihre Freuden greift,
Weinend noch die Blüthen ſuchen,
Die vom Baum ich abgeſtreift;
Mich Tyrann und Räuber ſchelten —"
Doch die Vaterſtimme ſpricht:
„Allmachtbote, murre nicht!
Meine Liebe — wird vergelten."

„Wird vergelten allen denen,
Die gelitten ſonder Schuld,
Und der Dulder Kummerthränen
Trocknet meine Vaterhuld.

Aber dich nicht ſoll es kümmern,
Dich nicht rühre Pein und Flehn,
Und vor deines Odems Wehn
Sinke Pracht und Glück zu Trümmern!“ —

Und vorüber in Gewittern
Ging der Herr dem Erdenball;
Und es flog ein banges Zittern
Ahnung ſchauernd durch das All.
Mit dem Schwert, das feurig lohte,
Mit der Krone, dornumweht,
Iſt der Erde zugeſchwebt
Unſichtbar der Allmachtbote.

Ernſt des Herrn Gebot vollführend
Wandelt er von Ort zu Ort;
Jammre Klage noch ſo rührend,
Die Erkornen führt er fort.
Seufzer weiß er zu beflügeln,
Alles bebt, wenn er erſcheint,
Und getrennte Liebe weint
Einſam über ſtillen Hügeln.

Die Nachtigallen.

Zwei Nachtigallen ſangen
In einem Gartenraum.
Auf hoher Tanne die eine,
Die Zweite auf blühendem Baum.

Das Lied der Einen war feurig,
War glühender Liebeskuß.
Das Lied der Andern war traurig,
War ſchmelzender Wehmuth Erguß.

Vom Blüthenbaum ſtieg Jubel
Melodiſch im lauten Klang,
Von der Tanne wallte hernieder
Der Klagen ſeufzender Sang.

Und lauter wurde das Jauchzen,
Und lauter wurde der Schmerz;
Da brach die Wonne der Einen,
Die Wehmuth der Andern das Herz.

Da ſanken die Nachtigallen
Hinab in den Gartenraum,
Und trauernde Zweige neigte
Ueber Beide der blühende Baum.

Und deckte mit fallenden Blüthen
Die Herzen, ſo früh verglüht,
Und es rauſchten die Tannenzweige
Den Sängern ein Schlummerlied.

Die Liebesprobe.

„Leb wohl, leb wohl, und ewig wohl,
Muß ſcheiden heut von dir!
Ich muß, ich muß, den letzten Kuß,
Mein Liebchen, gib ihn mir.“

„„Du mußt von hier? Nicht geb' ich dir
Den Kuß, du böſer Mann,
Was zwingt zum gehn? Was iſt geſchehn,
Das dich vertreiben kann?““

So höre dann: „In Acht und Bann
Wirſt mich des Kaiſers Zorn,
Das bringt fürwahr mich in Gefahr,
Bin ſeinem Aug' ein Dorn.“

„„Sei du ihm Dorn, ein Freudenborn
War deine Liebe mir,
Und kein Gebot trennt in der Noth,
Trennt mich in Glück von dir!““

„Las ab von mir, ich darf zu dir
Erheben nicht den Blick!
Mir ſinkt der Muth, ach — all mein Gut
Raubt mir das Mißgeſchick.“

„‚Laß das Geſchick, der Liebe Gluth
Wird nicht dadurch geſchwächt.
Dich lieb' ich warm, biſt du gleich arm,
Du biſt doch vom Geſchlecht.‘“

„Nicht vom Geſchlecht, ich bin ein Knecht,
Bin eines Knechtes Sohn,
Der Liebe log und dich betrog
Um deiner Liebe Lohn.‘“

„‚Und biſt du ſchon ein Knechtes-Sohn,
Mein Herz hat dich erwählt,
Für den es ſchlug, ach, ohne Trug,
In Liebe dir vermählt.‘“

„Mir nicht vermählt, mir nicht erwählt,
Bleib' immer hier allein,
Nimm hin dein Pfand, das hier mich band,
Treu kann ich dir nicht ſein.“

„‚O nicht allein laß hier mich ſein,
Ich ziehe mit dir fort;
O nimm mich mit, hör' meine Bitt'
Bei dem allmächt'gen Hort!‘“

„Iſt nicht mein Hort, bin hier und dort
Verworfen ewiglich.
Laß ab von mir, ich rathe dir;
Was ſchmiegſt du dich an mich?“

„„O höre mich, will retten dich,
Will beten früh und ſpät,
Bis ich vielleicht dein Herz erweicht,
Dort Gnade dir erfleht!“ “

Und wie ſie ſteht, und wie ſie fleht,
Sinkt er zu Füßen ihr:
„Vergieb, vergieb, du mir ſo lieb,
Die harte Prüfung mir!“

„Ich bleibe hier, ich lohne dir
Deine Lieb' auf goldnem Thron,
Das ſchwöre ich, komm, küſſe mich,
Ich bin der Königsſohn!“

„„Sei Königsſohn, ſei Knechtesſohn,
Das gilt der Liebe gleich.
Im Herzen baut ſich deine Braut
Ein blühndes Königreich!“ “

Der König und der Sänger.

Ein König ſaß im Norden,
In goldner Hallen Pracht,
Es pries zu Harfenaccorden
Sein Sänger des Königs Macht.

„Auf deine Winke lauſchen
Die Diener um dich her!
Und deine Schiffe, ſie rauſchen
Stolz über das wogende Meer!“

„Wo ſich ein Feind gebrüſtet,
Er kniete vor deinem Thron.
Deine Mannen ſtehen gerüſtet,
Zum Streite führt ſie dein Sohn.“

„O König im Siegeskranze,
O König an Ehren reich!
Du biſt in des Glückes Glanze
Den ſeligen Göttern gleich!“

Des Königs Sinn war trübe,
Und flog gar weit zurück,
Er dacht' an vergangene Liebe,
Er dacht' an vergangnes Glück.

Eine Locke ſchnitt der Greiſe
Von ſeinem Silberhaar,
Und reicht ſie, zitternd leiſe,
Dem ſtaunenden Sänger dar.

Da glitt die Harfe nieder,
Der Sänger die Locke küßt.
Vom Glück des Königs nie wieder
Sein Lied erklungen iſt.

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach ſeinem ſichern Felſenhaus.

Des Weges iſt er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.

Ueber'n Gottesacker ſein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht ſein Herz bewegt.

Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da ſingt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir,
Gib Frieden Allen, die ſchlummern hier.“ —

Und einſtmals ängſtlich der Ritter ſprengt
Raſch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir!
Gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!“

Da ſind die Todten all' erwacht,
Da ſteigt's empor aus der Gräber Nacht.

Die Todten ſchwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie ſind vom ſtarren Entſetzen ſtumm,
Sie wenden zur ſchnellſten Flucht ſich um.

Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam ſicher nach ſeinem Felſenhaus.

Lätitia.

Lätitia Bonaparte
Saß einſam trauernd zu Rom,
Der Blick der Greiſin ſtarrte
Hinab zum Tiberſtrom.

Ihr Blick ward immer trüber
Wie ſie hinunterſah.
Die Wogen rauſchen vorüber:
O Greiſin Lätitia!

Lätitia Bonaparte
Wie klang dein Name ſo ſchön!
Der Blick der Völker harrte
Voll Freude, dich zu ſehn.

Auf deines Sohnes Flügeln
Flogſt du dem Himmel nah.
Nun über den ſieben Hügeln
Weinſt du, Lätitia.

Lätitia Bonaparte
Hat ach, keine Thränen mehr!
Zur Niobe erſtarrte
Die Greiſin ſtolz und hehr.

So ſaß nach Troja's Falle
Die greiſe Hekuba,
Einſam in öder Halle,
Wie du, Lätitia!

Bergweib.

Nachtwind brauſt im Föhrenwalde
Zu der Eulen Melodei'n;
Einſam auf der Bergeshalde
Saß ein Weib auf einem Stein,
Eingehüllt in weiße Lacken;
Starre Blicke fort und fort
Von dem Sitz auf Felſenzacken
Richtet ſie auf einen Ort.

Und ein Wandrer kam gezogen,
Her den dämmerdüſtern Gang,
Sah das Weib, gewandumflogen,
Wie ſie mit dem Winde rang.
Sah die halbergrauten Locken,
Wild zerſtreuet, um ſie weh'n,
Und er wollte gleich erſchrocken
Eilend ihr vorübergeh'n.

Aber ihre Blicke treffen
Ihn, und hemmen ſeinen Schritt.
„Will es in dem Wald mich äffen? —
Alte Mutter, willſt du mit?“
Alſo rufte er, ſich ermuthend,
Der vor eig'ner Stimm' erſchrickt,
Und im Arm des Weibes, blutend,
Ein ermordet Kind erblickt.

„Bin nicht alt!“ ſo ſchrillt es leiſe,
Schrecklich leiſe von dem Stein.
„Will nicht mit auf deine Reiſe;
Pflege hier dein Brüderlein.
Muß es wärmen, muß es tragen,
Eia, ſchlafe, Kindlein, ſchlaf!
Hört dein Herzchen auf zu ſchlagen?
Armes Herzchen, ſchlaf nur, ſchlaf!“

Grauſen ſchauert durch die Seele
Dem entſetzten Wandersmann,
Und aus halberſtickter Kehle
Ruft er: „Wer?“ ſo laut er kann;
Und er hört ein wimmernd Stöhnen,
Bis das Nachtweib durch die Luft
Laut in ſchneidend wilden Tönen
Seines Vaters Namen ruft.

Und nun huſcht es von der Klippe
Das Phantom, das er erblickt,
Das die ſtarre bleiche Lippe
Auf des Kindes Wunden drückt.
Und der Wandrer ſinkt nieder,
Tief ins Moos ſein Haupt er preßt,
Und des Wahnſinns grauſe Hyder
Packt ihn wild, und hält ihn feſt.

Die Schlangen-Amme.

1.

Frau Marthe geht mit ihrem Kind,
Als Morgendämm'rung kaum beginnt,
Zur grünen Wieſe Frau Marthe geht,
Dort Schwaden auf Schwaden niedermäht.

Das Kindlein ſchlummert, das Kindlein ruht
Unter'm Weidenbuſch im Schatten gut.
Die Sonne ſteigt und brennt gar heiß,
Frau Marthe mäht, nicht ruht ihr Fleiß.

Und als die Sonn' im Mittag ſteht,
Frau Marthe zu dem Kinde geht.
Sie nimmt es auf mit ſtiller Luſt,
Sie legt es an die Mutterbruſt.

Sie lullt ein Lied mit leiſem Sang,
Bald übermannt ſie Schlummerdrang.
Frau Marthe ſchlaft von Arbeit matt,
Ihr holdes Kind, es trank ſich ſatt.

Sein Mündlein läßt vom Buſen los,
Es bleibt die Bruſt der Mutter blos;
Her ſchleicht ein Schlänglein leis und ſacht,
Das ſaugt ſich an, eh' ſie erwacht.

Und als ſie nun erwacht, o Grau'n!
Muß ſie die Schlang' am Buſen ſchau'n.
Die weicht nicht von der warmen Stell',
Die läßt nicht ab vom ſüßen Quell.

Das arme Weib in Angſt und Noth
Wünſcht ſich, und fürchtet doch den Tod.
Vorm Schlangenzahn iſt ihr gar bang,
Und größer und größer wird die Schlang.

2.

Zehn Monden ſchon vergangen ſind,
Seit Marthe fortging mit dem Kind,
Und heim kam mit dem grauſen Gaſt,
Zehn Monden trug ſie ſeine Laſt.

Die Wang' erbleicht, ihr ſinkt die Kraft,
Die Schlang' ſchwillt auf gar ſchauderhaft.
Mit Mühe trägt das arme Weib
Den ungeheuern Schlangenleib.

Ein Fremder kommt in's Dorf daher,
Dem ſagt man an die Wundermähr.
Er geht zu Marthen hin in's Haus;
Sie folgt ihm in den Wald hinaus.

Dort einen Kreis der Zaubrer zieht,
Seine Pfeife tönt durch's Waldgebiet.
Da raſchelt's, rauſcht's im Haidegebüſch,
Da ſchleicht's heran mit leiſem Geziſch.

Da kommen Schlangen blau und grün,
Frau Marthe will dem Kreis entflieh'n.
Der Zauberer mit ernſtem Blick
Hält, wo ſie ſtand, die Frau zurück.

Und auf dem Pfeiflein bläſ't er hell,
Und alle Schlangen tanzen ſchnell.
Auch die ſo lang an Marthen hing,
Läßt ab von ihr, und tanzt im Ring.

3.

Frau Marthe ſitzt vor ihrer Thür,
Blickt nach dem nahen Waldrevier;
Mit Nachbarkindern groß und klein
Ging dort ihr liebes Kind hinein.

Da trifft ein Jammerruf ihr Ohr;
Schreck jagt vom Sitz ſie gleich empor.
Die Kinderſchaar dem Wald entflieht,
Ihr Kind ſie nicht darunter ſieht.

„Weh! Marthe! Weh!“ ein Knabe rief:
„Ein Wolf, ein Wolf!“ da ſeufzt ſie tief.
„Weh! Marthe! Weh!“ ein Zweiter keucht:
„Ein Bär, ein Bär!“ — Das Weib erbleicht.

„Weh! Marthe! Weh!“ ein Dritter brüllt:
„Eine Schlange!“ Todesſchreck ſie füllt;
Sie ſtürzt zum Wald voll wilder Qual,
Gleich der Löwin, der man ihr Junges ſtahl.

Und als ſie läuft und die Hände ringt,
Ein heulender Wolf ihr entgegen ſpringt.
Doch eh' ſein grimmer Blick ihr droht,
Sinkt er auf's grüne Moos hin — todt.

Wie Marthe weiter eilen will,
Bäumt ſich ein Bär mit dumpfem Gebrüll,
Und ſtürzt vor ihr zu Boden gleich.
Wie malen ſie Schreck und Angſt ſo bleich!

Aus athmet der Bär den letzten Hauch.
Eine Schlang' umringelt ihm Hals und Bauch.
Sanftſchlummernd im Moos das Kindlein lag,
Mit Wänglein, friſch wie ein Maientag.

„Mein Kind! Mein Kind!“ ruft Marthe bang,
Und mit Entſetzen erkennt ſie die Schlang'.
Die war's, die ſie nährte mit ihrem Blut,
Die hielt ihr Kind in treuer Hut.

Waldorakel.

Ein Knabe mit ſeiner Lieben
Ging in den Eichenhain.
Sie hatten Kummer im Herzen,
Voll Liebe, keuſch und rein.

Sie hatten Thränen im Auge,
Das lächelte ſonſt ſo gern.
Der Tag, von ihnen erſehnet,
War noch gar fern, ach fern.

Da ruft ein Vogel im Walde,
Weitſchallend ſein Kuku!
Der Knabe mit ſeinem Mädchen,
Die hören ihm Beide zu.

Dann ruft der Knabe: „Du Guckuk,
Du ſollſt uns prophezeih'n!
Sag an, du Waldprophete:
Wann werden wir uns frei'n?“

Und dreimal nach einander
Erſchallt es im Walde laut.
„Drei Jahre ſollen wir harren,
Dann biſt du meine Braut.“

Und wieder rief der Knabe:
Guckuk, du weiſer Mann,
Wie viel Erben werden wir zählen?
Das ſage mir treulich an!"

D'rauf ſcholl die Prophetenſtimme
Sechsmal wie Glockengeläut.
„Sechs Kinder werden wir küſſen!"
Und die Augen ſenkte die Maid.

„Und wie lange werden wir leben?
Sing' uns der Jahre Zahl!"
Da rief der Vogel wieder,
Und rief unzähligemal. — —

Drei Jahre gingen vorüber,
Drei Jahr; eine lange Zeit,
Dann hat der liebende Jüngling
Sein treues Mädchen gefreit.

Sie gingen alle Jahre
Zum blühenden Hain im Mai,
Und ihre alte Liebe
Ward immer wieder neu.

Drei Knaben ſchenkte der Himmel,
Drei blühende Mädchen dazu,
Und lächelnd dachten die Aeltern
An des Waldpropheten Kuku.

Einſt ſchlichen zwei zitternde Alte
Zum bluhenden Hain im Mai,
Und dachten vergangener Zeiten,
Und liebten ſich noch gar treu.

Und Kindeskinder umſchlangen
Mit bluhenden Kränzen das Paar,
Weil heute der guten Alten
Frohe goldene Hochzeit war.

Da ſank' die Sonne nieder,
Den Hain verklärt ihr Strahl;
Es rief auch der Guckuk wieder
Und ihnen — zum letztenmal.

Vom alten Leipziger Studenten.

(20. Juli 1688).

„Was wallt im Trauerflore
Dort für ein Leichenzug,
Zum Sankt Johannisthore?
Und auf dem Sarg ein Buch?“

„„Deß ſollt Ihr Kunde haben,
Der Ihr ein Fremdling ſcheint;
's wird ein Student begraben,
Den mancher heiß beweint.““

„O brecht, ihr Aelternherzen,
Wie eure Stütze brach,
Und blickt den Todtenkerzen
Aus ſtarren Augen nach!“

„„Nicht Aelternherzen beuget
Der Todte, der dort ruht;
Das Mitleid, das Ihr zeiget,
Spart für ein junges Blut.““

„Nicht ſchad' ums junge Leben,
Das er ſo früh verlor?
Den, noch im kräft'gen Streben,
Der Tod ſich auserkohr?“

„„Nicht ſchad' ums junge Leben
Dort auf der Todtenbahr,
Denn wißt, es zählte eben
Der Wackre hundert Jahr.““

Und hundert Fackeln flammen
Nun um dem letzten Port.
Dort drängt ein Kreis zuſammen,
Um eines Redners Wort:

„Ein Bruder iſt geſchieden
Aus unſer'm trauten Kreis,
O finde, finde Frieden,
Du wackrer Muſengreis!“

„Du haſt ſeit achtzig Jahren,
Im Muſendienſt geblüht,
Nun iſt zur Gruft gefahren
Ein kindlich treu Gemüth.“

„Dein Lämpchen iſt verglommen,
Du guter Heinrich Oel.
Im Himmel aufgenommen
Hat dich Immanuel.“

Und düſtre Trauerklänge
Den Friedhof jetzt durchzieh'n,
Der Muſenſöhne Menge
Singt noch ein Lied für ihn.

„Schlaf wohl im kühlen Grabe,
Von Kränzen dicht umlaubt!
Schlaf wohl, du alter Knabe,
Du graubemooſ'tes Haupt!“ —

So ſangen ſie, und ſenkten
Den alten Burſchen ein,
Und Bruderzähren tränkten
Des Greiſes Leichenſtein.

Attila vor Augsburg.

Es zieht eine ſchwarze Wolke
Gen Augsburg gewitterſchwer;
Es zieht mit ſeinem Volke
Der Hunnenkönig her.

Die Länder weinen und bluten
Und ſind von Angſt bewegt,
Weil ſie mit Flammenruthen
Die „Geiſel Gottes“ ſchlägt.

Viel' Städte ſind gefallen,
Geſunken in Schutt und Graus;
Zerſtörung drohet allen
Der Donnerwolke Gebraus.

Wie hat Aemona geſtanden
Der Städte blüh'nde Zier!
Und kaum iſt noch vorhanden
Des Namens Schall von ihr.

Gen Augsburg zieht der Scherge
Des göttlichen Zorns ſo wild,
Herbrauſ't er über die Berge,
Dumpf zittert das Gefild.

Es rauſcht vieltauſendtönig
Der Krieger Schlachtruf auf,
Da hemmt den Hunnenkönig
Der Lech im Siegeslauf.

Er will den Strom durchreiten,
Der raſch vorüberſchoß,
Da nahet ſich vom weiten
Ein Weib auf dunkelm Roß.

Und hinein in des Stromes Toben
Der König ſie reiten ſah,
Und warnend die Hand erhoben
Ruft ſie: „Retro Attila!“

So dreimal das Gleiche tönend
Die düſt're Warnerin ruft,
Dann, wie den König verhöhnend
Zerfließt ihr Bild wie Duft.

Und ſinnend lenkte der Starke
Sein zitterndes Roß hinweg,
Erſchüttert im tiefſten Marke
Und ritt nicht über den Lech.

Des Städtchens Name.

Ein neues Städtchen ward erbaut;
Der Sachſenkönig ſteht und ſchaut
Vom nahen Berge froh hinein,
Auf all' die Häuſer groß und klein.

Schaut auf das rege Leben d'rin
Und neben ihm die Königin,
Sie zeigt ihm, wie der Abendſtrahl
Vergoldet Berge, Stadt und Thal.

Er ſprach: „Wie nennen wir die Stadt,
Die jetzt noch keinen Namen hat?
So wie du nennen wirſt den Ort,
Soll er genannt ſein fort und fort.“

Sie ſteht und lächelt — lächelt — ſinnt,
Bis ſie erröthend nun beginnt:
„O Schatz“ — ſchnell ruft der König froh:
„Du haſt's geſagt! Sie heiße ſo!“

Und Oſchatz wird die Stadt genannt,
Im Sachſenlande wohl bekannt.
Als ich vom Berg ſie überſchaut,
Hat man die Sage mir vertraut.

Die Zigeuner.

Der Landknecht reitet zum Walde
Mit Ober- und Untergewehr.
Er ſpäht nach Vagabunden,
Noch hat er keine gefunden,
Der Landknecht ſucht ſie ſehr.

Dort unter der Buche raſten
Ein Mann, zwei Weiber, ein Kind.
Ihre Haut iſt dunkler und bräuner,
Gewiß, das ſind Zigeuner!
Der Landknecht reitet geſchwind.

„So treff' ich euch, Geſindel!
Nun folgt mir auf der Stell'
Zur Stadt, ins Amt, zum Richter,
Ihr ſchwarzes Diebesgelichter!“
Der Landknecht ruft es ſchnell.

Da greift der Mann zur Flinte,
Die Wangen Zornesgluth.
Zwei Schüſſe knallen und ſchallen —
Ein Mann nur iſt gefallen,
Der Zigeuner ſchwimmt im Blut.

Laut heulen die braunen Weiber
Und raufen das Haar ſich aus.
„Verflucht! Du Mordgeſelle!
Dich treffe der Fluch der Hölle!“
Der Landknecht macht ſich nichts draus.

Er läßt ſie heulen und fluchen,
Er bindet ſie an ſein Roß,
Dem Amt ſie zu übergeben;
Das Kind läuft wimmernd daneben,
Blut von den Füßen ihm floß.

Der Landknecht fühlt Erbarmen,
Will nicht des Kindes Blut.
Er hebt mit barmherzigen Blicken
Das Kind auf des Roſſes Rücken,
„Da reite, Zigeunerbrut!“

Bald winken die Weiber dem Kinde,
Und werfen den Dolch ihm zu.
Das ſammelt all' ſeine Kräfte,
Und ſtößt den Dolch bis zum Hefte
In des Mannes Leib im Nu.

Der Reiter ſtürzt vom Pferde
Es iſt um ihn geſchehn.
Die Weiber hinauf zum Kinde,
Sie reiten geſchwinde, geſchwinde,
Hat keiner ſie wieder geſehn.

Drauf ward, der That zum Gedächtniß
Ein Kreuz in die Buche gehau'n.
Wer alter Sagen will achten,
Mag ſich das Kreuz betrachten,
Es iſt noch heute zu ſchau'n.

Die Grafen von Lara.

1. Das Hochzeitmahl.

Glockenklang, Drommet' und Pauke
Und der Freude Ruf erſchallte,
Als durch Burgos alte Straßen
Hellgeſchmückt ein Brautzug wallte.

So wie einzig unter allen
Stand der Prachtbau des Alhambra,
Einzig ſo voll hoher Schönheit
War die Braut auch, Donna Lambra.

Saht ihr, wie der Fluß Arlanza
Seinen Silbermund, den hellen,
Wie zu bräutlicher Vermählung
Taucht in des Arlanzon Wellen?

Alſo küßte Donna Lambra
Liebeſelig ihren Gatten,
Don Velasco Villareno,
Ihren Gott und ihren Schatten.

Viele hohe, liebe Gäſte
Zu des Grafen Hochzeit kamen;
Altkaſtiliens beſte Ritter,
Altkaſtiliens ſchönſte Damen.

Graf von Lara, Don Gonſalvo,
War des Don Velaſco Schwäher,
Der ein Bruder Donna Sanctia's,
Kein Verwandter war ihm näher.

Und es kam der Graf von Lara,
Er der Liebſte von den Lieben,
Kam mit ſeiner edeln Gattin,
Kam mit ſeiner Söhne Sieben.

Wie dem Pol nach, gleichen Glanzes,
Sieben Stern' am Himmel glühen,
So in gleichen Ritterehren
Sah man jene Sieben blühen.

Und der Jüngſte, wie der Schönſte,
Trug des tapfern Vaters Namen.
Wacker nannten ihn die Ritter,
Liebenswürdig ihn die Damen.

Solcher Vorzug weckt ihm Neider,
Haß ſchwur ihm ein neuer Vetter,
Und der Freude reinen Himmel
Ueberzog ein dräuend Wetter.

Und der Braut Verwandter ſäte
Haſſes Unkraut ſtill geſchäftig,
Und von Weiberzorneszähren
Reich gedränkt, entſproßt es kräftig.

Jener ſprach zu Donna Lambra
Heimlich, daß nicht anerkenne,
Ihren hohen Reiz Gonſalvo,
Und als Schönſte ſie nicht nenne.

Da von Zornesflammen plötzlich
War ſie überlodert worden,
Wie den Himmel überlodert
Rothe Gluth im hohen Norden.

Und des Haares dunkle Flechten
Duftend ſüß von Müsk und Ambra,
Löst mit zornesraſchen Fingern
Heftig weinend Donna Lambra.

Thränen aus den ſchönſten Augen,
Thränen an dem Hochzeittage
Sind Propheten ſpätrer Thränen,
Künden Unheil nach der Sage.

Zorn und Stolz, zwei Rieſen beide,
Tobend ihr im Buſen kämpften,
Bis der Stolz den Zorn gefeſſelt,
Liſt und Falſchheit beide dämpften.

Und ſo ſchritt ſie, wieder heiter
An der Seite des Gemahles,
Schöner, wie ſie war erſchienen,
Durch die Pracht des Hochzeitſaales.

Und ſo ſaß ſie, ruhig lächelnd,
Ein Vulkan mit innerm Wüthen,
Dem am Gürtel Reben grünen;
Innen Feuer, außen Blüthen.

Und das Feſtmahl, reich an Freuden,
War im fröhlich vollen Gange,
Und es tönten ſüße Weiſen
Zu der Becher hellem Klange.

Die verſchloß'nen Feuergeiſter,
Die ſo heimlich glüh'n im Weine,
Traten aus den dunkeln Kerkern,
Sonnten ſich am Freudenſcheine.

Bis ſie, ſprudelnden Geſchlechtes,
Gegenſeit in Streit entflammten;
Die von Porto boten Fehde
Den von Xeres abgeſtammten.

Donna Lambra ſpähte ſorglich
Nach der Gluth, die wein-entzündet,
Sich in unerwog'nen Worten
Und im Flammenblick verkündet.

Einen Blick voll Huld und Feuer
Ließ ſie auf Hernandez weilen,
Eine Frucht der Coloquinte
Eilt ſie, dieſem zuzutheilen.

Rache, ſprach die Coloquinte,
Räche meine bittern Schmerzen!
Nimmſt du Theil an meinem Kummer,
Nimmſt du Theil an meinem Herzen.

Und der Vetter übermüthig
Färbt mit Blut den Kürbis röthlich,
Einem Sodomsapfel ähnlich,
Außen roth und innen tödtlich.

Einem Sklaven winkt er eilig,
Flüſtert heimlich ihm Befehle;
Und der Sklave mit dem Kürbis
Geht davon mit banger Seele.

Geht zum Sitz des jüngſten Lara,
Sieht die Brüder fröhlich zechen,
Trinken auf das Wohl des Brautpaars,
Nimmer ahnend ein Verbrechen.

Und der Sklav', gehorſam ſchleudert
Raſch den Strahl des Zwietrachtbrandes,
Jenem ins Geſicht den Kürbis:
„Dieſes ſendet dir Hernandez!“

Ha, wie zornig fährt Gonſalvo
Raſch empor von ſeinem Sitze,
Aus dem blutumwölkten Antlitz
Sprüh'n der Augen dunkle Blitze.

Eh' ſich noch die Gäſte fragen,
Wer ſo ſchimpflich ihn gerothet,
Liegt der Sklave ſchon erſchlagen,
Liegt Hernandez ſchon getödtet.

Der, ſo dienſtbereit dem Zorne,
Sich auf ſeine Keckheit ſtützte,
Liegt zu Donna Lambra's Füßen,
Die ſein Blut ganz überſprützte.

Todtenbleich ſank Donna Lambra
In derſelbigen Minute,
Ohnmachtbleich vor Angſt und Schrecken,
Roth allein von Freundesblute.

Welch ein Toſen, Zürnen, Toben!
Welch ein Stöhnen, Zagen, Zittern!
Ruf der Angſt von hundert Schönen,
Ruf des Zorns von hundert Rittern!

Aber gleich dem ſtarken Reiter,
Der das Roß der Wüſte bändigt,
Trat Velaſco zu den Rittern,
Schnell gefaßt und ſchnell verſtändigt.

Und vor ſeinem Machtwort ſenkte
Gleich ſich jedes Schwertes Schneide,
Jeder Stahl, zum Mord gehoben,
Kehrte wieder in die Scheide.

„Friede!“ droh'te ſeine Stimme,
Und ſie klang faſt, wie Verhöhnung;
So, gleich ſtark, gleich grimmvoll ſchreiten
Löw' und Tiger zur Verſöhnung. —

---

2. Die Rache.

Donna Lambra, endlos jammernd,
Thränenüberſtrömt die Wangen,
Lag in ihres Gatten Armen,
Und er hielt ſie mild umfangen.

Und er ſucht, daß er ſie tröſte,
Schmeichelworte viel verſchwendend;
Aber feindlich jeder Tröſtung
Scheint ihr Kummer nimmer endend.

Wie in Islands kalter Ferne
Kochend ſtrömet aus dem Geiſer
Endlos heiße Fluth, ſo ſtrömten
Ihre Thränen immer heißer.

Eiſig kalt von ihrem Gatten
Wendet ſie ſich weg im Zorne,
Heiß bethaut die bleichen Wangen
Aus dem unverſiegten Borne.

„Mir nicht nahen ſoll Velasco,
Bis er Rache ſchwört den Lara's,
Und verheeret alle Flecken
Ihres Guadalaxara's!“

„Ob ſie flüchten über Meere,
Bis zur Wüſte ſelbſt Anchara's,
Durch der Mohren heiße Länder
Folge Rache nach den Lara's!“

„Und nicht eher ſoll mich ſchmücken
Farbig Kleid und Perl' und Spange,
Bis für des Gonſalvo Frevel
Ich Genugthuung erlange!“

Und Velasco kniete nieder,
Liebe flehend, Rache ſchwörend,
Und ſie lag an ſeinem Herzen,
Freudig ſeine Schwüre hörend.

So vom Zürnen eines Weibes
Wird geſchürt der Rache Flamme,
Daß ſie Tod droht und Verderben
Don Gonſalvo's ganzem Stamme.

Lange hegt den Haß Velasco,
Heimlich ſchaumend, heimlich brütend,
Gleich dem Hund, der toll geworden,
Nicht mehr bellt, obgleich er wüthend.

Denn nicht auf des Kampfes Wage
Will er legen dieſe Sache,
Heimlich wie die Lava glühet,
Nährt auch er die Gluth der Rache.

Bis die Flammenfrucht gereifet,
Bis er ſeine Zeit erſehe,
Wie der buntgefleckte Pardel
Langſam ſchleicht der Beute nahe —

Dann ſich ſtreckt zum mächt'gen Sprunge,
Und mit hohem raſchen Satze
Der ergriffenen Gazelle
In den Nacken krallt die Tatze. —

Auf dem Königsthron Granada's
Saß Al Hakem, ihm verſchworen
Und verbrüdert war Velasco,
Heimlich hielt er zu dem Mohren.

Wie in einem falſchen Herzen
Trug und Heuchelei vereinbar,
Schien er auch ein Freund Gonſalvo's,
War ein Freund der Söhne ſcheinbar.

Bis geringe Zwiſtigkeiten
Zwiſchen Chriſten und den Mohren
An des Landes fernen Grenzen
Er zum Racheplan erkoren.

Und er wußt' es ſchlau zu karten,
Daß den Feind der König ſandte,
Mit Al Hakem zu verhandeln,
Nach Granada's blüh'ndem Lande.

Gab auch dem gehaßten Boten
Einen Brief voll arger Zeilen
Mit Geheiß, die Räthſelzeichen
Nur Al Hakem mitzutheilen.

In Arabiens fremder Sprache
War der Brief geſchrieben worden,
Deſſen Stromfluth dunkler Lettern
Arabesken bunt umborden. —

O wie weinte Donna Sanctia
Als ſie ſah den Gatten ſcheiden,
O wie brachte ſolcher Abſchied
Ihrer Seele tiefes Leiden!

Ahnungtrübe Bilder traten,
Unheildrohend dem Geſchlechte
Ihres Schooßes, ihr vor's Auge,
Bilder, ſchwarz wie Kerkernächte.

Und der Thränen Fluth umflorte
So die Leuchten ihrer Liebe,
Daß ſie ſah die Welt verdunkelt,
Und den Himmel nächtlich trübe.

O wie rührten Don Gonſalvo
Seiner Gattin Klagetöne;
O wie lag ſie, ſchmerzbezwungen,
In den Armen ihrer Söhne.

Saht ihr die Plejaden ſchimmernd
Durch des Himmels blaue Weiten
Jenes helle Sternenauge,
Den Aldeboran begleiten?

So begleiten Don Gonſalvo
Seine ſieben Söhne gerne,
Nach dem treuen Vaterauge
Blickend, wie nach ihrem Sterne.

Bis ſie wieder kehren müſſen
Zum verlaßnen Mutterherzen;
Um den Vater, um die Mutter
Still im Buſen Doppelſchmerzen. —

Zu dem König von Granada,
Zu dem mächtigen Kalifen
Kam Gonſalvo, Graf von Lara,
Kam mit allen ſeinen Briefen.

Und Al Hakem las, der König,
Was Velaſco ihm geſchrieben:
„Heil und Freundesgruß Al Hakem,
Meinem Treuen, meinem Lieben!“

„Soll ich ferner dir, o König,
Freudig jeden Wunſch erfüllen,
Wie du mich bisher erfunden,
O ſo ſei auch mir zu Willen!“

„Wiſſe, Todfeind meines Stammes
Iſt Gonſalvo, Ueberbringer
Dieſes Briefes, drum ſo wirf ihn
In Alhambra's tiefſten Zwinger.“

„Daß er Speiſe ſei der Löwen,
Die den Wagen deiner Siege
Ziehen, wenn du glorreich heimkehrſt,
Wie gewohnt, aus jedem Kriege.“

„Oder halte lebenslänglich
Tief in Kerkern ihn gefangen,
Unken gieb ihm zur Geſellſchaft,
Zu Genoſſen gift'ge Schlangen.“

„Laß, o Sonne deiner Lande,
Nimmer ihn die Sonn' erblicken;
Laß ihn, Stern der Mohrenvölker,
Keines Sternes Glanz beglucken.“

„Weilet in der Burg des Leibes
Seine Seele dir zu lange,
Ziehe ſchnell dein Sclav, o König,
Um ſie her die ſeidne Schlange.“

„Bald, o König, werden zürnend
Seine ſieben Söhne nahen.
Deines Heers geſchuppter Drache
Mag als Speiſe ſie empfahen!“

Solche Botſchaft las Al Hakem,
Und er winkte ſeinen Sklaven,
Schnell umfing mit Grabesſchauern
Kerkernacht den edlen Grafen.

3. Die Schlacht.

Durch das Schloß des Grafen Lara
Schallten jammervolle Klagen,
Denn es kam die Trauerkunde,
Daß des Hauſes Herr erſchlagen.

Nacht umſchleiert Donna Sanctia
Als ſie ſolches Wort vernommen,
Ihres Lebens ſchwerſte Stunde
War im Flug herbeigekommen.

Wie der Blitz aus dunkler Wolke
Sonder Wahl ſein Opfer faſſet,
Lag des Grafen Lara Gattin
Durch der Botſchaft Schreck erblaſſet.

Ernſt und ſtumm die ſieben Söhne
Sahen mit dem Tod ſie ringen;
Mußten um den Schmerz der Mutter
Ihren eignen Schmerz bezwingen.

Bis die Mutter ſich ermannte,
Aus der Ohnmacht ſtarren Banden,
Und im ſchmerzlichſten Begegnen
Aller Augen Thränen fanden.

Und als nun dem Todtgeglaubten
Dieſer Zoll gezahlt ſo heilig,
Rüſten ſich, den Mord zu rächen,
Seine ſieben Söhne eilig.

Denn von Burgos war gekommen,
Mit der Schweſter Leid zu tragen,
Don Velaſco Villareno,
Donna Lambra half ihm klagen.

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Sprach Velaſco: „Meine Neffen,
Eures Vaters Mörder werdet
Ihr mit Racheſchwertern treffen!"

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Donna Lambra ſprach: „Ihr Brüder,
Wollt ihr, daß euch Frauen achten,
Geht und kehrt als Sieger wieder!"

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Sprach die Mutter, ſchmerzzerriſſen:
„Seid ihr wirklich meine Söhne,
Werdet ihr zu rächen wiſſen.“

Und die ſieben Söhne traten
Kampfesfertig in die Halle,
Wo die Mutter ſtand in Trauer
Und die Blutsverwandten alle,

Wo die Prieſter am Altare
Mit Gebeten ſie begleiten.
Draußen knie'n zweihundert Männer,
Mit zum Rächekampf zu reiten.

Aber wie nun alle nahen,
Flehend um der Mutter Segen,
Fühlt ſie plötzlich ihre Seele
Ungeheuern Schmerz bewegen.

„Alle wollt ihr von mir ziehen
Meine Söhne, alle, alle?“
Und mit ſiebenfachem Echo
Schallt es ſchaurig: „Alle! Alle!“

„Einer bleibe bei der Mutter,
Meine Lieben, o nur einer!
Daß ſie ſtützenlos nicht ſtehe!“ —
Doch dem Flehen höret keiner.

„Roderich, mein Erſtgeborner
Wird mir ſeine Liebe zeigen,
Wird die treue Mutter ſchirmen!“ —
Roderich verharrt im Schweigen.

„Oder laßt das Loos befreien
Einen von des Kampfes Toſen!
Meine Söhne, meine Söhne!“
Keiner iſt bereit zu looſen.

„Laßt ihr ſo die Mutter flehen?
Einen weiß ich, der mich höret,
Deſſen Herz der Mutterſtimme
Nachfolgt, wenn ſie ihn beſchwöret!“

„O mein Liebling, o Gonſalvo!
Meines Herzens Auserkorner,
Der du trägſt des Vaters Namen,
Bleibe hier, mein Jüngſtgeborner!“

Doch Gonſalvo, unter Thränen:
„Mutter, Mutter, deiner Worte
Denke, die du jüngſt geſprochen!“ —
Und er ſchreitet zu der Pforte.

Und die Mutter kniet verzweifelnd,
Auf dem Marmorboden nieder,
Jammernd, weinend, betend, flehend, —
Doch von dannen gehn die Brüder.

Don Velasco ſieht ſie gehen,
Alle ſieben, traut umſchlungen,
Donna Lambra ſieht frohlockend
Donna Sancia quaaldurchdrungen.

„Zieht nur hin!“ ſprach Don Velasco,
Heimlich ſpottend: „zieht zur Rache,
In den Schluchten des Gebirges
Lauert ſchon Al Hakems Drache.“

„Zieht nur hin,“ ſprach Donna Lambra,
„Ihr Verhaßteſten von allen,
Für Hernandez, den ich liebte,
Müßt ihr, Racheopfer, fallen.“ —

Lara's Söhne ziehn gen Süden,
Wo der Mohren Reiche blühen,
Sengender als dort die Sonne
Haß und Zorn ihr Herz durchglühen.

Und verheerend, allgewaltig
Wüthen bald die Racheflammen,
Mancher Ort geht auf in Feuer,
Mancher Burgbau bricht zuſammen.

Eine Fahne mit dem Kreuze
Führen ſtolz die ſieben Brüder,
Und von Thor und Thurm und Tempel
Werfen ſie den Halbmond nieder.

So zur hohen Bergesmauer,
Die das Reich der Mohren ſchirmet,
Zur Sierra de Morena
Sind ſie ſchon herangeſtürmet.

Da ſie, voll von Siegeshoffnung,
Eine Thalſchlucht raſch durchreiten,
Wird es grauenvoll lebendig
Auf der Berghöhn beiden Seiten.

Wie zwei ſchwarze Wetterwolken
Sich begegnen, ſich ergießen,
Und nun unter Blitz und Donnern
Ihre Ströme niederſchießen,

So nun wälzt ſich auf die Brüder
Eine Fluth der Pfeil' und Speere,
Und der Boden bebt vom Schlachtruf
Der ergrimmten Mohrenheere.

Rings umſchloſſen vom Gewimmel
Sind die tapfern Chriſtenſtreiter;
Wie ſie löwenmuthig kämpfen,
Können nicht zurück, nicht weiter.

Furchtbarheftig, furchtbarlange
Würgt der Kampf auf Tod und Leben;
Tauſend Mohren ſind erſchlagen,
Und kein Chriſt hat ſich ergeben.

Sechs der Lara's ſind gefallen
Von des Drachen grimmem Zahne,
Und der letzte ſeiner Brüder
Sinkt Gonſalvo mit der Fahne. —

Als die Mutter das vernommen,
Setzte ſie ſich an die Pforte
Ihres hochgethürmten Schloſſes,
Ohne Thränen, ohne Worte.

Von der Niobe geleſen
Habt ihr wohl in alten Mähren,
Die, von gleichem Schmerz erſtarret,
Saß ein Steinbild — ohne Zähren.

4. Der Gefangene.

In dem Kerker zu Granada
Saß ein bleicher ſchöner Ritter,
Nur bisweilen blickt er traurig
Auf zum Himmel durch das Gitter.

Wollte gern die Wolken ſchauen,
Wollte gern die Sterne fragen,
So zum Himmel, zu den Sternen
Blickt der Schiffer, der verſchlagen.

Auf Alhambra's Marmorſöller
Weilt die Tochter des Kalifen,
Sieht ein ſchönes bleiches Antlitz
In des Zwingers dumpfen Tiefen.

Und ſie forſcht und hört, daß ſchuldlos
Der gefang'ne Ritter ſchmachte,
Daß Verrath und ſchnöde Rache
Ihn in dieſen Kerker brachte.

Oefter blickt ſie nun hinunter
Und Zuleika fühlt Erbarmen;
Des Propheten Sprüche lehren
Mitleid mit gefang'nen Armen.

Und ſie findet ſtille Wege,
Wie ſie heimlich, ungeſehen,
Den Gefangenen zu tröſten,
Kann in ſeinen Kerker gehen.

Aus den ſtolzen Prachtgemächern
Wandelt ſie hinab verſchwiegen,
Wie nach alten ſchönen Mythen
Götter zu den Menſchen ſtiegen.

Und der Graf von Lara meinte,
Daß ein Engel ihm erſchienen,
Troſtesſtern in ſeinen Nächten,
Seines harten Schickſals Sühne.

Und es war die Königstochter
Von ſo wunderſamer Schöne,
Daß der Graf ſich ſelbſt vergeſſen,
Wie die Gattin und die Söhne.

Während ihm Al Hakem tückiſch
Seinen Schatz der Freiheit raubte,
Raubt auch ihm der Graf ein Kleinod,
Das er unerreichbar glaubte.

Flüſtert in Zuleika's Armen:
„Will ein milder Gott vergüten
Alles Leid, das ich muß tragen?“ —
Und im Kerker pflückt er Blüthen.

Doch dem Liebeswein, dem ſüßen
Folgt ein Becher bittrer Schmerzen;
Der Verzweiflung Scorpione
Schleichen zu Gonſalvo's Herzen.

Muſchelhörnerklänge wecken
Eines Morgens aus dem Schlummer
Den gefangenen Gonſalvo,
Ach, zu namenloſem Kummer.

In des Grafen Lara Kerker
Treten ſeine ſtummen Wächter,
Führen ihn empor zur Zinne
Unter teufliſchem Gelächter.

Heißen ihn hinunter blicken;
Tief im Schloßhof ſteht vom Volke
Um ein Blutgerüſt ſich ballend
Eine dunkelbraune Wolke.

Auf dem Blutgerüſte liegen
Leicht mit Scharlachtuch bedecket,
Und gehüllt in blut'ge Rüſtung
Sieben Leichen, langgeſtrecket.

Einen Henker ſieht er treten
Zu den ſieben Kriegerleichen,
Und der Henker trennt die Häupter
Ab mit ſieben raſchen Streichen.

Und Al Hakem gegenüber
Ruft zum Grafen, Spott im Tone:
„Sieh, wie mir mein Feldherr ſchmücket
Mit Rubinen meine Krone!“

„Wenn du ſie genau betrachtet
Kennſt du wohl die Edelſteine;
Deiner Krone ausgebrochen,
Zieren ſie nunmehr die meine!“

Und es treten auf die Zinne
Lautlos ſieben ſchwarze Sklaven,
Und die ſieben blut'gen Häupter
Stellen ſtumm ſie vor den Grafen.

Und zu Boden ſtürzt Gonſalvo
Mit entſetzlichem Geſtöhne,
Und zum Himmel heult Gonſalvo:
„Meine Söhne! meine Söhne!“

„Ach, für mich ſeid ihr gefallen
In der Jugend Kraft und Schöne,
Blüthenzweige meines Strebens,
Meine Söhne! meine Söhne!“

„Meines Lebens holde Hoffnung,
Meines falſchen Glücks Gehöhne,
Meines Alters ſtarke Stützen,
Meine Söhne! meine Söhne!“

„Seid verflucht, ihr grimmen Tiger,
Die mir meine Söhne ſtahlen!
Seid verflucht zur tiefſten Hölle!
Seid verflucht zu tauſendmalen!“

„Lebt ein Gott im hohen Himmel,
Muß ob ſolcher That er ſchaudern,
Liegt in Feſſeln meine Rache,
Darf nicht ſeine Rache zaudern!“

So gequält von grimmen Peinen
Wimmert er die Klagetöne,
Unaufhörlich muß er weinen:
„Meine Söhne! meine Söhne!“

Daß Al Hakem ſelbſt ergriffen
Mitleid weiht dem armen Grafen,
Den ſo ſchuldlos und verlaſſen
Gift'ge Rachepfeile trafen.

Und der König von Granada
Lindert ihm die Haft, die ſtrenge,
Und es hält nicht mehr den Grafen
Eines dunkeln Kerkers Enge.

Und ſein Schmerz, der rieſengroße,
Wird zum ſtillen Weh allmählig,
Hoffnung naht, und den Gefangnen
Macht Zuleika's Liebe ſelig.

Liebe weiß in Marmorſchlöſſer,
Weiß in Kerker Bahn zu finden,
Liebe kann, urewig ſiegreich,
Alles, alles überwinden.

Liebe half die Zeit ihm kürzen,
Und es war ein Jahr entſchwunden,
Seit durch Don Velaſco's Tücke
Ihn Al Hakem hielt gebunden.

Sieh, da ſchlich Zuleika's Amme
Sich zu ihm auf leiſen Sohlen;
In den ſtrengbewachten Harem
Führt die Mohrin ihn verſtohlen.

In der Königstochter Zimmer
Tritt er auf geheimen Wegen,
Dort hält eine junge Mutter
Ihm ein ſtarkes Kind entgegen.

Und ſie flüſtert: „Sieben Söhne
Haſt du durch Verrath verloren;
Dieſen Sohn als ihren Rächer
Hat Zuleika dir geboren.“

„Und Zuleika's guter Vater
Flucht der That, an dir begangen,
Und erhört Zuleika's Bitte,
Hält dich ferner nicht gefangen.“ —

Unter Küſſen fließen Thränen;
Aus Alhambra's ſtolzem Schloſſe
Reitet frei der Graf von Lara,
Hält ein Knäblein auf dem Roſſe.

---

6. Die Heimkehr.

Wie vom Tod der ſieben Brüder
Zu Velasco kam die Kunde,
Feiert er mit Donna Lambra
Freudig die willkommne Stunde.

Denn das Land der Grafen Lara
Mit den reichen Flecken allen
Iſt nach jenes Stamms Erlöſchen
Ihm nach Rechten zugefallen.

Mag doch Donna Sanctia trauern,
Mag die Schweſter doch ſich grämen,
Don Velasco ſäumt nicht länger,
Alles in Beſitz zu nehmen.

Auf ein Schloß, das halb in Trümmern,
(Solche Grauſamkeit vermocht' er)
Bannt er die gebeugte Gräfin,
Bannt er ſeiner Mutter Tochter.

Dazu reizt ihn Donna Lambra,
Deren Haß ſo unverſöhnlich,
Aber ſtolz ertrug es jene,
Deren Schmerz ſo ungewöhnlich.

Die des Gatten war beraubet,
Deren Sohne Tod gefunden,
Solcher ſchon ſo tief Verletzten
Schlägt gemeines Weh nicht Wunden.

Don Velasco triumphirte:
„Fahre wohl, Geſchlecht der Lara!
Unſer ſind nun alle Flecken
Ihres Guadalazara!“

„Wohl uns, daß geheim genähret
Wir der Rache wilde Flammen!
Niemand kann uns nun verklagen,
Niemand kann uns nun verdammen.“ —

Zu dem Schloß der Grafen Lara
Kommt der alte Herr geritten,
Aber vor der eignen Pforte
Muß er lang' um Einlaß bitten.

Nach dem Grafen Don Gonſalvo
Höret ihn der Pförtner fragen.
„Ei, was fragt Ihr nach dem Todten?
Jener Graf ward längſt erſchlagen!“

„„Und wo ſind des Grafen Söhne,
Dieſer Lande blüh'nde Kronen?““
„Ei was fragt ihr nur nach Leuten,
Die im Land der Schatten wohnen?“

„„Und wo weilt des Grafen Gattin,
Kann mein Auge ſie nicht ſchauen?““
„Fern in öden Trümmern trauert
Die unſeligſte der Frauen.“

„Hier gebietet Don Velasco,
Erbherr nach Geſetz und Rechten;
Fort mit euch von dieſer Schwelle,
Hütet euch vor ſeinen Knechten!“

Alſo ſpricht der graue Pförtner,
Und der Graf lenkt ab vom Pfade,
Und der Pförtner, Schloß und Pforte
Ueberläßt er Gottes Gnade.

Folgt dem Herrn, den er erkannte,
Folgt dem gramgebeugten Reiter,
Bis zum fernen Ziele wird er
Ihm ein liebender Geleiter.

Bis der Anblick jener Armuth
Faſt des Grafen Sinn verſteinte,
Wo die Donna Sanctia wohnte,
Wo die Donna Sanctia weinte.

„Donna Sanctia, Donna Sanctia!
Tritt hervor aus deiner Zelle!
Deines Kummers ſchwarzen Nächten
Folgt ein Morgen, reich an Helle!“

„„O mein Gott! O du mein Gatte!
Du biſt wieder mir gegeben?
Rede, rede, meine Söhne
Sind vielleicht ſie — noch am Leben?““

„Arme Mutter, arme Mutter,
Deine Söhne ſind begraben,
Deine ſiebenfache Liebe
Wende nun auf dieſen Knaben.“

„Dieſer Knabe ſoll ſie rächen,
Soll den falſchen Räuber ſtrafen,
Der ſich meines Erbes freuet,
Der mich hat gemacht zum Sklaven.“

„„Rächt der Knabe meine Schmerzen, —
Sei's mit Feuer, ſei's mit Eiſen, —
An dem Grafen Villareno,
Soll man meinen Sohn ihn heißen.““

„Nimm dein letztes Gut und kaufe
Eine Löwin, welche trächtig,
Nähr' ihn mit der Milch der Löwin,
Daß er werde wild und mächtig.“

„„Fluch dem Grafen Villareno!
Mög' er in Verzweiflung ſterben!
Seine Schlöſſer, ſeine Länder
Soll ein Sklavenbaſtard erben!““

„Fluch der Gräfin Donna Lambra!
Fluch dem ränkevollen Weibe!
Fluch der Hölle ihrer Seele,
Ihrem Schooß und ihrem Leibe!“

„„Nimmer ſoll ſie Söhne küſſen!““
„Nimmer ſoll ſie Töchter wiegen!“
„„„Und auf keinem Sterbebette
Soll ſie friedlich ſcheidend liegen!!“““

So mit Rachehoffnung nähren
Grimmen Haß die beiden Alten,
Und die Milch von einer Löwin
Muß das junge Kind erhalten.

Kräftig wächſt es auf und feurig;
Der im Kerker ward erzeuget
Hegt ſo heißen Drang nach Freiheit,
Daß ihn keine Strenge beuget.

Allen Knaben ſeines Alters
Ueberlegen wird Mudarra,
Und er wird der beſte Kämpfer
In Kaſtilien und Navarra.

Und des wackern Sohnes freuen
Sich die beiden Alten herzlich,
Nur daß langſam Jahre ſchwinden,
Das allein iſt ihnen ſchmerzlich.

Don Gonſalvo blieb verborgen,
Arm und machtlos und geringe,
Unerkannt auch, daß Velaſco
Gegen ihn nicht Mörder dinge.

Donna Sanctia blieb verborgen
In dem Schloß, das halb zertrümmert,
Von dem Bruder ſtets gemieden,
Seiner Sorgfalt unbekümmert.

Don Velaſco, Donna Lambra,
Waren reich an Gut und Golde,
Hatten prächtig hohe Schlöſſer,
Diener viel in ihrem Solde.

Hatten Sklaven, hatten Schmeichler,
Hatten täglich hundert Gäſte,
Und im Schloß zu Burgos reihten
Immerdar ſich Feſt' an Feſte.

Aber eins, o eines fehlte,
Das ſie ſtets entbehren müſſen,
Das dem Bettler ſie beneiden:
Kinder konnten ſie nicht küſſen.

Ob ſie hoffen, ob ſie beten,
Ob ſie Klöſter reich begaben,
Ihnen ſchenkt der Herr des Himmels
Keine Tochter, keinen Knaben.

Don Gonſalvo, Donna Sanctia,
Hatten weder Gold noch Güter,
Waren tief verſteckt, wie Drachen,
Ihres Racheſchatzes Hüter.

6. Mudarra.

Und der Jahre waren ſechzehn
In der Zeiten Strom verronnen,
Seit auf Don Velaſco's Hochzeit
Ein unſel'ger Streit begonnen.

Vieles kann in ſechzehn Jahren
Heilvoll, unheilvoll geſchehen,
Blühend heben ſich Geſchlechter,
Während andre ganz vergehen.

Und der Haß, ein grimmer Wächter,
Schlaft nicht, ſchlummert nicht, und nährend
Gießt er in der Rache Lampe
Tropfen Oeles immerwährend.

Und die Rache, ſtets geharniſcht,
Säumet nicht, ihr Schwert zu ſchärfen,
Und den Feuerbrand frohlockend
In des Feindes Dach zu werfen. —

Don Velaſco Villareno
Willſt du nicht dein Schloß bemannen?
Donna Lambra, Donna Lambra
Fliehſt du ſchleunig nicht von dannen?

Durch die Länder geht ein Rufen,
Schallt von Berg zu Thal hernieder:
„Donna Sanctia, Don Gonſalvo
Graf von Lara kehren wieder!“

Feſt am Alten, Liebgewordnen,
Alter Ehr' und altem Ruhme
Hängt der Völker Herz, und hält ſie
Hoch, gleich einem Heiligthume.

Weinet doch an Heldengräbern
Lang der Völker Schmerz und Klage,
Und die Hoffnung harret gläubig
Stets auf Auferſtehungstage.

Welch ein lautes Waffenklirren,
Wo des Lara Banner wehen!
Welch ein Kriegstrommetenſchmettern,
Welch ein Rache-Auferſtehen!

Und voran ein ſchöner Jüngling
Hoch auf Andaluſiens Roſſe
Vor den Schaaren ſeiner Krieger
Zieht nach Don Velasco's Schloſſe.

Das iſt der Baſtard Mudarra,
Dem die Mutter Krieger ſandte;
Siegreich zieht Al Hakems Enkel
Durch des Don Velasco Lande.

Siegreich weht Gonſalvo's Banner
Ob dem Sohn des alten Grafen,
Bis ſich endlich, nah bei Burgos,
Zwei ergrimmte Heere trafen.

Wie zwei Rieſenſchlangen kämpfend
Sich umringeln dicht in Knäueln,
So umringeln ſich die Heere
Mit des Kampfes blut'gen Gräueln.

Unbezwinglich kämpft Mudarra,
Und ſo wirft er alles nieder,
Wie mit ſiebenfachen Kräften
Rächend ſeine ſieben Brüder.

Und vergebens will Velasco
Sich dem Rächerſchwert entziehen,
Eingeſchloſſen rings von Feinden,
Nicht vermag er mehr zu fliehen.

Und mit Ketten ſchwer belaſtet,
Wird er hingeſchleppt zum Wagen,
Darauf ſiegesfroh die Alten,
Graf und Gräfin Lara ragen.

Hoch und zürnend, wie verſteinert
Thronen jene Schwergekränkten,
Die durch ihn in unermeßnes,
Jahrelanges Leid verſenkten.

Keine Gnade hofft Velaſco
Wandelnd auf dem Todespfade;
Bebend ſieht er dieſe Richter,
Und es wird ihm keine Gnade.

„Ich begehre,“ ſprach Gonſalvo,
„All mein Land zurück und Erbe,
Das mir dieſer Henker raubte,
Der Verräther aber ſterbe!“

„Ich begehre nichts,“ ſprach Sanctia,
„Nur daß dich die Hölle kröne,
Nur daß du zur Hölle fahreſt,
Mörder meiner ſieben Söhne!“

„Ich begehre,“ ſprach Mudarra,
„Dir den Theil des Danks zu ſpenden,
Daß ich bin, drum will ich richten
Dich mit meinen eignen Händen.“

„Deine Seele erbt der Teufel,
Und dein Haupt ein Pfahl der Schande,
Deines Leib's zerſtückte Glieder
Streu' ich weit umher im Lande.“ —

Und das Opfer war gefallen,
Weiter aber zog der Sieger;
Auf der Bahn der Rache weiter
Freudig folgten ſeine Krieger.

Donna Lambra, Donna Lambra,
Wird in Burgos dir nicht bange,
Daß dein feſtes Schloß nicht falle,
Daß Mudarra dich nicht fange?

„Wehe, wehe! ſchon umzingelt
Iſt dein Bau von Feindes Grimme,
Und nach dir mit lautem Rufen
Tobt Mudarra's Donnerſtimme.

O wie gräßlich war der Anblick,
Als des Rächers Hand ſie faßte,
Faßte, daß ſie wimmernd heulte,
Die Verruchte, die Verhaßte.

An des Haares dunklen Flechten,
Duftend ſüß von Müsk und Narden,
Schleppt herunter in den Schloßhof
Sie die Rechte des Baſtarden.

Dorthin, wo der Siegeswagen
Im Triumphzug ſtill gehalten,
Und herab vom Wagen ſchauen
Rachefroh die beiden Alten.

Von dem Anblick ihrer Haſſer
Faſt zu Tode ſchon gepeinigt,
Ward ſie auf den Wink Mudarra's
Jubelnd von dem Volk geſteinigt.

Wie der Prachtbau von Alhambra
Traurig liegt in Schutt und Trümmern,
Liegt unkenntlich Donna Lambra
Zuckend noch, mit leiſem Wimmern.

Dann auf einen Scheiterhaufen
Heißt die Rache ſie noch tragen,
Und die beiden Alten jauchzen,
Wie die Flammen aufwärts ſchlagen.

Drauf wie nun vom Scheiterbrande
Aufwärts wallt die letzte Wolke,
Steht die Gräfin Lara freudig
Mit Mudarra vor dem Volke.

Und ſie hüllt den Sohn des Gatten
Ganz in ihres Kleides Falten,
Hält ihn, wie ein Kind im Mantel,
Hat ihn küſſend feſtgehalten.

„Er, der meinen Schmerz gerächet
Wie mit Feuer, ſo mit Eiſen
An den Mördern meiner Kinder —
Soll hinfort *mein* Sohn nun heißen!“

So ward Erbe des Geſchlechtes,
Der den Grafen Lara rächte,
Und der Enkel eines Königs
Ward ein Ahnherr hoher Mächte.

Glockenklang, Trommet' und Pauke
Und der Freude Ruf erſchallte,
Als durch Burgos alte Straßen
Stolz der Zug des Sieges wallte.

Aus Thüringen.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor,
Er grüßet fromm den Morgenſtrahl
Und ſchaut herab auf Stadt und Thal.

Und als er ſo hinunterſchaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut.
Er wendet ſich nach dem Geſchrei,
Und ſieht beſtürzt den Löwen frei,

Den Löwen, den man ihm geſchenkt,
Der ſeinen Kerker heut geſprengt; —
Sein Haupt, vom Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und ſeiner Augen Flammenſtern
Iſt ſtarr gerichtet auf den Herrn,
Doch dieſer blickt ſo feſt ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge feſt in Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!“

Da hat der Löwe ſich, erſchreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingeſtreckt,
Es hielt die Rieſenkraft im Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.

Ein feſter Blick, ein kühner Muth,
Die ſind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geſchicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Eliſabeths Roſen.

Sie ſtieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Eliſabeth, fromm und mild,
Die Gaben ſpendende, hohe Frau
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es iſt verhüllt,
Mit milden Gaben iſts voll gefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht ſie ruhig — doch Argwohn ſtahl
Durch Verräthers Mund ſich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah,
Und fragt die Erſchrockne: „Was trägſt du da?“

„„Herr, Blumen!““ bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will ſie ſehen! Zeige ſie mir!“ —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Roſen iſt's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin ſteht er beſchämt;
Vergebung erflehet von ihr ſein Blick,
Vergebung lächelt ſie ſanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Frommdankbar empor zu dem Himmelsſaal.
Dann hat ſie zum Thal ſich herabgewandt,
Und die Armen geſpeiſet mit milder Hand.

Ritter Waltmann von Sättelſtädt.

Aus der Wartburg hohen Hallen
Ziehen Ritter und Vaſallen
Zieht der fromme Ludwig aus.
Und es folgt die Schaar der Knappen,
Fahnen mit dem Löwenwappen
Wallen rauſchend ſtolz voraus.
Ludwig lächelt Abſchiedgrüße
Dir zurück, Eliſabeth.
Ihm zur Seite, kühn im Streite,
Waltmann ritt von Sättelſtädt.

Zieht der Landgraf aus, zu ſchlagen?
Will er ſeine Waffen tragen
Wieder in das Polenland,
Wo er hinzog vor zwei Jahren
Und mit ſeinen tapfern Schaaren
Schloß Lubanzig überwand?
Nein, es fliegen Friedenstauben
Von der Wartburg hohem Schloß;
Nicht beſchweret, leicht bewehret
Ziehen friedlich Mann und Roß.

Waltmann nur, der ſtarke Ritter
Blickt durch des Viſires Gitter,
Hat den Leib gehüllt in Stahl,
Und es ziert ihn manch Geſchmeide;
Ritterlichen Kampfes Freude
Iſt ſein Wunſch und ſeine Wahl.
Will des Armes Kraft erproben,
Suchen den, der ſtärker ſei,
Mit ihm ringend, ihn bezwingend
Kühn im Schimpfſpiel und Turnei.

Und auf weiſem Zelter reitet
Eine Jungfrau, ſie begleitet
Ihren Ritter auf dem Zug.
Agnes Tugendreize blenden,
Und auf ihren zarten Händen
Sie den ſchönſten Falken trug.
Knappen folgten nach dem Ritter,
Stechzeug tragend auf der Bahn.
Gute Wehre, Lanzen, Speere,
Und ein Herold ritt voran.

Dieſer läßt die Stimme ſchallen
In des Landes Marken allen,
Wo der Zug vorüberwallt:
„Wer will eine Lanze brechen?
Wer will um ein Kleinod ſtechen?
Hört es Ritter, jung und alt!

Ritter Waltmann ſucht den Kämpen,
Der ihn zu beſiegen weiß!
Unterliegend, oder ſiegend
Gibt und heiſcht er dieſen Preis:

„All ſein Rüſtzeug, Wehr und Spangen
Soll, wer ihn beſiegt, empfangen,
Auch den Edelfalken hier,
Und zum ſchönen Siegeszeichen
Soll die Jungfrau dar ihm reichen
Eines güldnen Ringleins Zier.
Aber wenn Herr Waltmann ſieget,
Geh' ſein Gegner frei und frank,
Nur der Holden bring er golden
Auch ein Ringlein dar zum Dank!“

Staunend hörten das die Mannen,
Die zu rüſten ſich begannen
Ungeſäumet da wie dort.
Waltmanns Kampfpreis zu gewinnen,
Um der Waffen Glück zu minnen,
Stellt ihm Kämpfer jeder Ort.
Ja, ſie ſtreiten miteinander,
Wer zuerſt die Lanze führt
Mit dem Kühnen, der aus ihnen
Sich die Männlichſten erkürt.

Und mit fröhlichen Gedanken
Hält die Jungfrau bei den Schranken,
Stolz den Falken auf der Hand;
Lanzen brachen, Speere ſplittern,
Aber jeden von den Rittern
Streckt Herr Waltmann auf den Sand.
Uebermächtig, unerſchüttert
Sitzt er auf dem ſtarken Roß,
Seinen Namen preiſen Damen,
Donnernd jauchzt ihm Volk und Troß.

Und dann zieht der wackre Streiter
Mit der Jungfrau wieder weiter,
Folgend treu dem Zug des Herrn,
Bis das Kampfſpiel ſich erneuet,
Und Herr Waltmann ſieht erfreuet
Jeden neuen Kämpfer gern.
Keiner kann vor ihm beſtehen
Und von ſeinem Lanzenſtoß
Kommen Alle ſchwer zum Falle
Oder wanken bügellos.

Bis mit ſeinem Herrn, dem Frommen,
Er nach Merſeburg gekommen,
Wo ſich mancher Edle fand;
Wo zum Friedensſchluß die Gauen
Deutſcher Lande voll Vertrauen
Ihre Beſten hingeſandt.

Dort auch ladet alle Ritter
Waltmann ein zum Lanzentanz,
Und der Ring er ziert die Finger
Seiner Maid mit güld'nem Glanz.

Mit dem Grafen dann nach Hauſe
Reitet er nach manchem Strauße,
Froh des Ruhms, den er erſtritt.
Bringt ſein Kleinod, ſeine Ehre,
Seine Dame, ſeine Wehre,
Auch den Falken wieder mit.
Und den tapfern Ritter grüßet
Froher Zuruf dort und hier,
Ruhig, heiter blickt der Streiter,
Tragend ſeines Herrn Panier.

Von der Wartburg wallt es nieder,
Jubel, Grüße, Friedenslieder,
Alle Blicke lächeln Glück.
Agnes theilt mit Hochgefühlen
Ringlein unter die Geſpielen
Hält ſich eines nur zurück.
Vor der Gräfin mit der Holden
Waltmann kniet von Sättelſtädt,
Und es weihet, hocherfreuet,
Ihren Bund Eliſabeth.

Der heilige Ludwig und der Raubritter.

Auf der Straße, die von Franken
Zum Thüringerlande leitet,
Fuhr ein ſchwerbeladner Wagen,
Nur von Wenigen begleitet.

Auf den Wagen war geladen
Edlen Weines manches Tönnchen,
Der erkaufet war zur Labe
Von den Reinhardsbrunner Mönchen.

Einem kühnen Frankenritter
Luſtet's nach dem edlen Gute,
Und aus dichtem Walde bricht er
Mit des Wegelagrers Muthe.

Schlägt den Fuhrmann und die Knechte,
Nimmt den Wein und die ſechs Roſſe,
Läßt den Wagen anders lenken
Hin nach ſeinem Felſenſchloſſe. —

Zu dem edlen Ludwig klagend
Traten bald die frommen Väter,
Sagen, was der Ritter wagte,
Fluchen jenem Uebelthäter.

Und der Landgraf augenblicklich
Läßt er ſeinen Schreiber kommen,
Läßt ihn ſchreiben an den Ritter,
Der der Mönche Gut genommen.

Läßt Erſtattung ihm gebieten,
Fordert wieder Wein und Pferde,
Drohend, daß den Uebermuth'gen
Er zu zücht'gen wiſſen werde.

Aber jener Ritter lachte
Solcher Drohung laut und herzlich,
Trank der Mönche Wein, und dachte
Nicht, den Raub zu büßen ſchmerzlich.

Bis ihn einſt am frühen Morgen
Waffenlärm und Rufen weckte,
Und vor ſeines Schloßes Thore
Hörnerſchall die Mannen ſchreckte.

Denn der Landgraf war in Eile
Mit Vaſallen und mit Knechten
Hergekommen, mit dem Rauber
Wegen ſeiner That zu rechten.

Und nun war die Burg umzingelt,
Wenig Mannen nur darinnen,
Kampf zu wagen mit ſo vielen
Wäre thörigtes Beginnen

Und der Landgraf ſandte wieder:
„Willſt du retten Burg und Leben
Mußt du beides nun demüthig
Unſerm Willen übergeben!“

Und der Ritter, bis auf's Hemde
Baar der Kleidung, mußte grüßend
Vor des Schloſſes Pforte treten,
Schimpflich ſeine Raubluſt büßend.

Mußt' ein kurzes Schwert, entblößet,
Halten gegen ſeine Kehle,
Alſo ſeine Burg er löſte,
Alſo löſt' er ſeine Seele.

Und den Wein mit Roß und Wagen
Mußt er nach dem Kloſter ſenden,
Eher ließ der ſtrenge Landgraf
Nicht den Räuber aus den Händen.

Alſo war ein Schirm der Seinen
Landgraf Ludwig unermüdet,
Hat mit Ernſt und regem Eifer
Immerdar das Recht gehütet.

Und wenn eine fromme Vorzeit
Ihn den Frommen hat geheißen,
Soll der Richterſpruch der Nachwelt
Ihn als den Gerechten preiſen.

Margaretha.

1. Der Einzug.

Hört ihr die Drommeten ſchmettern,
Und den Jubelruf der Menge?
Mit der Gattin zieht der Landgraf
Durch die Stadt im Feſtgepränge.

Von dem Kaiſerhofe führt er
Die geliebte Neuvermählte.
Kaiſer Friedrich's Tochter war es,
Die ſich Albrechts Herz erwählte.

Dieſer Tag ſieht keine Thränen,
Freude nur und Luſt und Lieder,
Grüßend von der Bergeshöhe
Schaut die hehre Wartburg nieder.

Und der Zug bewegt ſich glänzend
Aufwärts nun auf ſteilen Wegen,
Und dem Jauchzen in dem Thale
Schallt von droben Gruß entgegen.

In dem Burghof blitzen feſtlich
Helme, Schwerter, Hellebarten,
Und im friſchen Winde flattern
Bunte Fähnlein und Standarten.

Durch das Thor der Wartburg reitet
Paar und Paar die Schaar der Gäſte,
Denn hier ſollen nun beginnen
Neue Freuden, neue Feſte.

Und der Landgraf küßt die Gattin,
In den alten Väterhallen
Heißt er herzlich ſie willkommen,
Hofft, es ſey ihr hier gefallen.

Und der Blick der jungen Ritter
Prüft die zarten Huldgeſtalten,
Die mit ſchüchternem Erröthen
Um die Herrin dienend walten.

Eine blüht in ſolcher Schöne,
Daß ſie jegliche verdunkelt;
Wie der Hesper goldenſtrahlend
Hell im Kranz der Sterne funkelt.

Und des holden Fräuleins Name
Leiſe geht von Mund zu Munde,
Und der Ritter Augen weilen
Auf der ſchönen Kunigunde.

Jenes Auge, das ſo ſtrahlend,
Lächelt ſüß, und möchte weinen,
Jenes Herz — o Tugend, traure!
Heimlich glüht es nur für Einen. —

2. Schwere Frage.

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Einſam weilſt du, bleiche Roſe!
Freudenloſe,
Iſt dein Blüthenkranz ſchon fahl?
Weinend drückſt du deine Kleinen
An dein Herz,
Und im unbewußten Schmerz
Theilen ſie dein Leid, und weinen.

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Spähet er nach Adlerhorſten
In den Forſten?
Tönt ſein Jägerhorn im Thal?
„Nicht in grünen Waldesgründen
Blitzt ſein Speer,
Nicht auf Bergen jaget er,
Und du kannſt ihn dort nicht finden!“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Zog der Landgraf fort in's Weite?
Blitzt im Streite
Für das Vaterland ſein Stahl? —

„Nicht mit Rittern und mit Knechten
Zog er fort,
Seiner Marken Schirm und Hort,
Für das Vaterland zu fechten.“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Iſt er zum Turnier geritten,
Hat erſtritten
Manches Kleinod dir zur Wahl? —
„Nicht zum Kampfſpiel will ſich neigen
Albrechts Sinn,
Neigt ſich anderm Spiele hin —
Frag' nicht mehr, und laß mich ſchweigen!“

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Ach, du ſtöhnſt in leiſer Klage!
Meine Frage
Mehret deiner Jahren Zahl.
Darf er deiner ſo vergeſſen?
Auf den Mund
Jener ſchönen Kunigund'
Buhleriſche Küſſe preſſen?

Margaretha, Margaretha,
Sage, wo iſt dein Gemahl?
Während du in düſtrer Kammer
Nährſt den Jammer,
Wandelt er im lichten Saal.

Koſend mit der Ränkevollen,
Fügt die That
Ihrem gottverfluchten Rath,
Wie ſie dich verderben wollen.

---

3. Die Ueberraſchung.

In düſtrer Zelle weinet, im ſtolzen Bau
Der Wartburg, Margaretha, die bleiche Frau.
Die Kaiſertochter weinet in tiefen Schmerzen,
Sie hat den Dolch des Kummers in ihrem Herzen.

Die Buhlerin umgarnet ihr den Gemahl,
Und Albrecht ſchuf ihr treulos gar bittre Qual.
Es war ſein einſtig Lieben verkehrt in Haſſen,
Es war die treue Gattin von ihm verlaſſen.

Und wie Frau Margaretha die Mitternacht,
Vom ſüßen Schlaf gemieden, herangewacht,
Da ſchreckt ſie vor der Kammer ein leiſes Rauſchen,
Sie hebt ſo thränenmüde das Haupt, zu lauſchen.

Und zu der Frau, bezwungen vom tiefen Leid,
Tritt es in ihre Kammer im Sterbekleid,
Und wie ſie voll Entſetzen Geſpenſter wähnet,
Da ſinkt es ihr zu Füßen, die Wang' bethränet.

Und wie ſie bebend fraget: „Wer biſt du? ſprich!“
Da ruft es: „Fleht um Gnade für euch und mich!
Ich bin von eurem Gatten geſendet worden,
Euch als ein Geiſt zu ſchrecken, und euch zu morden!“

„Doch ſoll verflucht die Hand ſein, die euch verletzt,
Mir gnadet meines Lebens, und rathet jetzt
Was ihr und ich beginnen, daß wir nicht ſterben,
Denn näher als das Heil uns, iſt das Verderben!“

Die Herrin hat erbangend das Wort gehört;
Sie glaubt den Warner trunken und ſinnbethört.
Sie ſendet ihn zu Albert, den treuen Schenken,
Er ſoll die Schreckerfüllte mit Rath bedenken.

1. Die Flucht

In die Zelle zu der Bangen
Tritt mit ſchreckenbleichen Wangen
Albert, Schenk von Vargula.
„Herrin“ — ſpricht er, „euch zu dienen,
Euch zu retten bin ich da.
Wehe ſolchem frevelnden Erkühnen,
Wehe, wenn die That geſchah!“ —

Eine Jungfrau, treu geblieben
Der Gebieterin, der Lieben,
Iſt mit Hülfe raſch zur Hand;
Und der Betten weiße Decken
Wandeln ſich in manches Band.
Margaretha zittert noch vor Schrecken,
Wer ermißt, was ſie empfand?

Zu der Knaben Lagerſtätte
Wankt ſie, zu dem Wiegenbette,
Wo die Unſchuld harmlos ſchlief.
Bei der Ampel bleichem Schimmer
Sieht ſie beide, ſeufzet tief,
Bis ihr leiſes, ſchmerzliches Gewimmer
Aus dem Schlaf die Knaben rief.

Und ſie wirft ſich jammernd nieder,
Küſſet Beide, küßt ſie wieder,
Und es hat ihr Schmerz kein Wort;
Albert harret auf dem Gange.
„Herrin — kommt — wir müſſen fort!“
Und es blutet ihres Friedrich Wange —
„Herrin! ſinnt ihr Kindermord?“

Und ſie weinet ſchmerzzerriſſen:
„Darum hab' ich ihn gebiſſen
Daß er meiner nicht vergißt!

An den Jammer dieſer Stunde,
Den kein Menſchenherz ermißt,
Mahn' ihn einſtens die vernarbte Wunde,
Wenn er groß geworden iſt!“

Und noch einmal küßt ſie Beide,
Und ſie folgt im tiefen Leide
Still dem edlen Rittersmann.
Von der hohen Felſenwarte
Fliegen Blicke himmelan;
Ach, ein rabenſchwarzes Dunkel ſtarrte
Sie mit hohlen Augen an.

Einer off'nen Grabeshöhle
Gleicht der Abgrund — ihre Seele
Bebt von Todesangſt erfüllt;
Drunten in dem tiefen Grunde
Rauſchen Wipfel, nachtumhüllt.
Sieh dein banges Opfer, Kunigunde,
Schwebt in Lüften, ſturmumbrüllt.

Doch der Himmel hat Erbarmen,
Es berühret mit der Armen
Bald der Korb den Felſenſteg.
Schneller folgt der Maulthiertreiber,
Und auf gleichem luft'gen Weg,
Angſtvoll zagend, folgen noch zwei Weiber,
Alle birgt das Waldgeheg.

Und die Kaiſertochter ſchreitet
Von dem armen Knecht geleitet
Durch die grauenvolle Nacht.
Als die Wartburg ſie begrüßte,
Hätte ſie wohl das gedacht?
Ach, in ſchwarzumflorter Waldeswüſte
Iſt ihr großer Schmerz erwacht.

5. Margaretha's Klage.

„Lebet wohl, ihr Hallen
Die mich glücklich ſahn.
'S ſoll dir hier gefallen,
Sprach ein holder Wahn.
Und ich war ſo ſelig,
War ſo hoch beglückt!
Und ich ward ſo ſchmälig
Um mein Glück berückt!“

„Lebet wohl, ihr Lenze,
Mir erſchienen hier,
Bringt ihr neue Kränze,
Bringt ihr keine mir!
Wenn des Waldes Kronen
Schmückt der Wonnemond,
Werd' ich tiefer wohnen,
Als ich dort gewohnt!“

„Lebe wohl, mein Gatte!
Einſtens wird dir klar,
Wer dich lieber hatte,
Wer die beſſ're war!
Und ſie ruft nicht Strafen
Nieder auf dein Haupt,
Bald, ach, wird ſie ſchlafen,
Der dein Herz geraubt!“

„Lebet wohl, ihr Pfänder,
Meiner Liebe dort!
Ach, in fremde Länder
Zieht die Mutter fort!
Gottes Engel wache,
Trete vor euch hin,
Schirm' euch vor der Rache
Jener Buhlerin!“

„Für euch will ich beten
Brünſtig Tag und Nacht!
Für euch will ich beten
Mit des Kummers Macht.
Ja, für euch zu beten
Sei mir heil'ge Pflicht!
Kinder, für euch beten,
Bis mein Auge bricht!“

Alſo die Gebeugte
Klagt auf ihrer Bahn,
Ihres Führers Leuchte
Wandelt ihr voran.
Ihre Zähren rinnen
Unter manchem Ach,
Und die Dienerinnen
Folgen traurig nach.

Stehen oft und lauſchen
Aengſtlich in die Nacht,
Wenn des Waldes Rauſchen
Ihnen bange macht.
Ihre Pulſe ſtocken,
Wenn vor ihrem Licht
Scheues Wild erſchrocken
Durch die Büſche bricht.

Ueber Thal und Höhen
Oft auf ſteilem Steg
Muß Margretha gehen
Ihren rauhen Weg.
O du ſchmerzenbleiche
Arme Dulderin,
Kummerthränenreiche,
Sprich, wohin? wohin?

Und der Morgen grauet,
Scheucht den nächt'gen Flor,
Und der Führer ſchauet
Sorglich bergempor.
Und wie Troſtesſterne
Scheint, vom Glanz umſtrahlt,
Auf die Wolkenferne
Eine Burg gemalt.

Nach den hellen Zinnen
Blickt die bleiche Frau,
Mit den Dienerinnen
Nach dem ſtolzen Bau.
Und der Führer ſchreitet
Still getroſt voran,
Und der Führer leitet
Sie den Berg hinan.

Kraienberg, verfallen
Längſt iſt deine Pracht.
Deine hohen Hallen
Brach der Zeiten Macht.
Doch im Liede leben
Sollſt du für und für,
Schutz und Schirm gegeben
Haſt du gaſtlich ihr.

Doch Margretha weilte
Nicht auf dir in Ruh.
Ihr Verlangen eilte
Fernem Ziele zu.
Stille hat gefunden
Wohl ihr Herz, ſo ſchwer;
Doch für ſeine Wunden
Balſam nimmermehr.

Ihrer Kinder denkt ſie
Traurend früh und ſpät.
Ihren Kindern ſchenkt ſie
Bitten und Gebet.
Um die Kinder bangend
Fand ſie jeder Tag,
Betend und verlangend —
Bis ihr Auge brach.

Von Friedrich, dem Gebiſſenen.

Gefangen auf der Wartburg lag
Der edle Friederich.
In ſeinen Kerker ſchien kein Tag,
Und alle Hoffnung wich.
Der harte Vater zürnte ſehr,
Sein böſes Kebsweib noch vielmehr,
O Friedrich, o Friedrich!
Dein Loos iſt trüb und ſchwer!

Er ſah nicht Sonne, Mond und Stern,
Und Tag auf Tag entſchwand.
Er grub voll Gram das Kreuz des Herrn
In ſeine Kerkerwand.
Mit ſeinen Nägeln grub er's ein.
Und ſeufzte: „Herr erbarm dich mein!“
O Friedrich, o Friedrich!
Wie groß war deine Pein!

Der junge Graf, der arme Graf
Die Hoffnung ſchon verlor,
Da ſtört ein Klang aus leiſem Schlaf
Des Kummers ihn empor.

Er wacht — er lauſcht dem Lautenklang,
Tief unter'm Thurm ein Sänger ſang:
„O Friedrich, o Friedrich!
Mein Friedrich, ſei nicht bang!“

„Die Helfer ſtehen ſchon bereit,
Dein Kerkerriegel ſpringt.
Noch heute ſiehſt du dich befreit,
Wenn unſer Werk gelingt!“
Der Sänger ſchweigt, der Graf erwarmt,
Von holder Hoffnung heiß umarmt.
O Friedrich, o Friedrich!
Der Herr hat ſich erbarmt!

Da kam die Nacht, da ſtieg's hinauf
Wo der Gefangne lag.
Das Thor der Freiheit that ſich auf,
Der Feſſeln Laſt zerbrach.
Heraus aus deiner Kerkergruft!
Nach dumpfem ſchwülen Moderduft —
O Friedrich, o Friedrich!
Umweht dich Himmelsluft!

Die Helfer führten ihn in Eil'
Der nahen Mauer zu.
Und anvertraut dem ſtarken Seil
Glitt er hinab im Nu.

Er ging, vor den Verfolgern bang,
Den ſteilen Felſenpfad entlang,
O Friedrich, o Friedrich!
Denk an Margrethen's Gang!

Und wie ſein Führer nahm das Wort,
Ein tiefverhüllter Mann,
„Was führtet ihr den Biſchof fort
Der Hülfe doch gewann?
Was waffnet ihr die kühne Hand
Gen Albrecht? Und das Vaterland,
O Friedrich, o Friedrich!
Steckt euer Haß in Brand!“ —

Da ſprach der Graf mit feſtem Muth:
„Wir Brüder tragen ſtill
Was uns der Vater Uebels thut,
Und ich's nicht rächen will.
Doch, was der Mutter Schmerz und Lieb'
Ihr ſcheidend in die Wange ſchrieb,
Dem Friedrich, dem Friedrich
Stets unvergeſſen blieb!“ —

Der Mauerritt.

Was treibet der Landgraf auf ſchwindelndem Steg
Sein Roß herüber, hinüber?
Was macht er die Mauer der Wartburg zum Weg,
Am gähnenden Abgrund vorüber?
Wohl zittert das Roß, und bebet am Rand;
Er ſchmeichelt und koſ't es mit klopfender Hand,
Und es ſchreitet mit ſorglichen Hufen
Ueber Bröckelgeſteinen und Stufen.

Verzagend ach, ſehen die Frauen den Gang
Des treuen, geübten Rappen.
Es blicken auf Friedrich, erbleichend und bang
Die furchtſamen Diener und Knappen.
Wohl warnt der Burgpfaff: „Herr Ritter, laßt ab!
Wer keck die Gefahr ſucht, findet ſein Grab;
Und nimmer frommt es dem Klugen,
Den Herrſcher der Welt zu verſuchen!“

Doch Friedrich hat nicht der Warnung Acht,
Nicht der Hausfrau thränender Bitte.
Er ſpornet ſein Roß, wenn der Morgen erwacht
Zu dem furchtbargefährlichen Ritte,

Viel Klafter tief zieht ſich ein felſiger Schlund
Um der ſtattlichen Wartburg Mauerrund,
Und über die ſteilſte der Seiten
Liebt der Landgraf täglich zu reiten.

So treibt er's lang, und treibt es mit Fleiß,
Und dann läßt er entbieten die Mannen.
Umarmet die Hausfrau, und küſſet ſie heiß,
Und reitet ſchweigend von dannen.
Hoch flattern die Banner, wie Falken im Flug,
Den Bergpfad herunter bewegt ſich der Zug,
Doch wohin er zu ziehen geſonnen,
Hat Keiner zu fragen begonnen.

Schon wollen im Nebel und wolkigem Duft
Die Berge der Heimath zerfließen,
Doch ragt noch ihr König empor in die Luft
Gleich einem ergrauenden Rieſen.
Dann ſchwindet auch der, und ein Räthſel bleibt
Was den friedlichen Grafen zum Heerzug treibt,
Wohl wunderts die Siedler der Gauen,
Den Thüringer Löwen zu ſchauen.

Und fern erſt, in Schleſien, winkt er zur Raſt,
Und es ſpähet ſein Blick in die Ferne.
Dort ragt in die Lüfte das Bergſchloß Kynaſt,
Es blitzen die Fenſter, wie Sterne.

Dort wohnt Kunigunde, verzehret von Gram,
Wer iſt, der von ihr nicht die Kunde vernahm
Im Sang des gefallenen Helden? —
Und ein Bote geht, dort ihn zu melden.

Und wie vor die Gräfin der Landgraf tritt
In hoher männlicher Schöne:
„Auch mich laßt verſuchen den ſchaurigen Ritt!“
Da perlt ihr im Auge die Thräne;
Und der Lieb' übermächtig Gefühl ſie erfaßt,
Sie zittert und banget, ſie glüht und erblaßt,
Sie fleht in Sinnenverſtörung,
Und ihr flehendes Wort wird Beſchwörung:

„O laßt ab, und begehrt nicht, was Viele begehrt,
Die die Braut zu gewinnen verſuchten,
Und die Schaar der zerſchmetterten Opfer vermehrt,
Deren jammernde Mütter mir fluchten!
O das Leben iſt ſchön, das euch blühend umarmt,
Erbarme ſich, wie ihr euch meiner erbarmt,
Auch eurer der Vater in Nöthen!
O laßt ab! euer Tod wird mich tödten!“

„O nicht waget den Ritt! An die Heimath gedenkt!
Seid barmherzig Ritter! übt Milde!
Bei der Mutterbruſt, die euch mit Liebe getränkt, —
Bei der Jungfrau hochheiligem Bilde —

Bei dem ewigen Gott, bei den Wunden des Chriſt,
Der für alle Sünder geſtorben iſt!!
Meine Burg nehmt — ich fleh' euch zu Füßen —
In ein Kloſter will ich — und büßen!“

Und ſie ſinkt vor ihm nieder, das liebende Weib,
Und ſie ringet die ſchneeigen Hände,
Sie windet im Staube den herrlichen Leib,
Und hat ihres Flehens kein Ende.
Er hebt ſie vom Boden mild tröſtend und ſpricht:
„Ich wage den Ritt — verzaget nur nicht!“
Es hören's die Ritter mit Grauen,
Sie fällt bleich in die Arme der Frauen.

Nun trägt ihn der treue, geübte Rapp
Zum Brautritt über der Mauer.
Wohl ſchmal iſt der Pfad, und zieht ſich knapp
An der Höll' aufgähnendem Schauer,
Doch zittert das Roß nicht am grauſigen Rand,
Er ſchmeichelt und koſ't es mit klopfender Hand,
Und es trägt ihn mit ſorglichen Hufen
Ueber Bröckelgeſteinen und Stufen.

Da jauchzet unendlicher Jubel ſie wach',
Aus der Ohnmacht beengenden Banden;
Das Echo der Berge frohlocket ihm nach,
Der Landgraf hat betend geſtanden.

Und die Knechte des Grafen, der jubelnde Troß,
Umarmen und ſtreicheln und küſſen das Roß;
Das ſchaut aus dem frohen Gedränge
Mit gar klugem Blick auf die Menge.

Nun ſchwindet die Schwermuth, es ſchwindet der Gram,
Die ſo lange die Gräfin bedrückten;
Sie glühet in Liebe, ſie glühet in Schaam,
Die mit bräutlichem Purpur ſie ſchmückten.
Sie fliegt ihm entgegen in liebender Haſt,
Sie drückt ihm die Hände, ſie hält ihn umfaßt,
Doch er zieht ſich aus ihrem Umarmen
Und es redet ſein Mund zu der Armen:

„Laßt ab, o laßt ab! — Nicht begehr' ich zur Braut,
Die dem Tod ſo viel Wackre geweihet!
Mir ward eine Beßre ſchon lange getraut;
In ein Kloſter begrabt euch — bereuet!
Graf Ludwig war mir gar nahe verwandt,
Der durch euch hier zuerſt ſein Verderben fand.
O wie lieb mir auch jene drei Brüder,
Gleich tapfer und mannlich und bieder.“

„Sie zogen von dannen, ihr wißt ja die Mähr,
Ihr wißt, wo die Brüder geblieben,
O wie beugte den alten Vater ſo ſehr
Eure gräßliche Weiſe zu lieben.

Der hat euch noch ſterbend geflucht, und getobt
Bis ich feſt auf das Sakrament ihm gelobt,
Jene ſtattlichen Ritter zu rächen.
Lebt nun wohl, ich hielt mein Verſprechen!"

Er ſchwang ſich auf's Roß, und er ſprengte durchs Thor,
Ihm folgten, die mit ihm gekommen.
Kunigunden umdämmert ein nächtlicher Flor,
Wie das ſtrafende Wort ſie vernommen.
Hin fliegt ſie zur Mauer, dicht über dem Grund,
Sein letztes der Opfer empfing ſie der Schlund;
Ehe rettende Hände ſie halten,
Verfiel ſie den finſtern Gewalten. —

Vom Hörſeelberg.

1. Das wilde Heer.

Habt ihr die Wunderſagen
Vom Hörſeelberg gehört,
Aus dem das tolle Jagen
Des wilden Heeres fährt?

Wenn Schnee den Wald umſchleiert,
Wenn in der Winterzeit
Der Landbewohner feiert
Und ſich an Mährchen freut, —

Da wird vom Berg die Kunde
Oft in den Hütten laut,
So ſchaurig, daß der Runde
Der Spinnerinnen graut.

Es wohnen dunkle Mächte
Tief in des Berges Schoos,
Und während der zwölf Nächte
Läßt ſie die Hölle los.

Da dröhnt's, wie Horngeſchmetter,
Tief aus des Berges Kluft,
Da brauſt's, wie Hagelwetter
Hoch oben in der Luft.

Da ſchallt ein lautes Heulen
Von Stimmen, dumpf und hell,
Bald wie der Schrei der Eulen,
Bald wie der Hunde Gebell.

In Menſchen- und Thiergeſtalten
Zeigt ſich ein Geiſtertroß,
Von Jungen, wie von Alten
Und Jäger, hoch zu Roß.

So zieht das Spukgelichter,
Ein grauſenvoller Schwarm,
Im Nacken die Geſichter,
Oder Schädel unterm Arm.

Die dumpfen Hörner ſchallen
Weit über der Wälder Nacht,
Die Peitſchenhiebe knallen
Und Eich' und Fichte kracht.

Voran den Höllenbränden
Da ſchreitet ſtets ein Greis;
Der trägt in ſeinen Händen
Ein Stäbchen ſilberweiß.

Der Alte warnt getreulich,
Daß Jeder ſchnell entflieht,
Wenn jenes Jagdheer gräulich
Mit Lärm Wald über zieht.

Oft wenn das Heer in Lüſten
Daherrauſcht über die Höhn,
Sieht man auf Waldestriften
Den treuen Eckart gehn.

Und wills im Oſten tagen
Und dämmert Morgenſchein,
Da zieht das tolle Jagen
All' wieder zum Berg hinein.

Oft tönt die Klage vom weiten
Von Geiſtern, im Berg gebannt,
Drum ward er vor alten Zeiten
Hör-Seelen-Berg genannt.

---

2. Königin Reinſchweig.

Eine wunderbare Kunde
Geht von Jahr zu Jahr
Zu der Enkel Schaar
Ueber aus der Väter Munde.

Fern in Englands Inſelreiche
Schallte Grabgeſang,
Unter Glockenklang
Trug man eine Königsleiche.

Und die Wittwe weint in Trauer,
Hat die Mitternacht
Schon herangewacht,
Da befällt ſie banger Schauer.

Und ein wunderſames Weben
In dem Zimmer wallt,
Des Gemahls Geſtalt
Scheint vor ihrem Blick zu ſchweben.

Als ob Nebel ſie umſchwimme,
Zeigt ſich das Geſicht,
Und der Schatten ſpricht,
Und ſie kennt die theure Stimme.

„Nicht dein Weinen, nicht dein Beten,
Bringt mir Ruhe dort,
Führt zum Friedensport,
Kann mich nicht vor Gott vertreten.

Willſt du retten meine Seele,
Zeig' ich dir die Bahn,
Walle dir voran,
Zu des Hörſeelberges Höhle.“

Reinſchweig ſah im Wunderbilde,
Das allmählig ſchwand,
Eine Bergeswand,
Sah, Thüringen, dein Gefilde.

Und ſie war alsbald entſchloſſen;
Aus dem Heimathland
Eilt zum Meeresſtrand
Sie mit Dienern, Wagen, Roſſen.

Ueber Meer und Berg und Matten
Schwebt, wie Mondenſchein,
Sichtbar ihr allein,
Stets voran ein bleicher Schatten.

Bis ſie vor der Felſenſpalte
An der Bergeswand
Wandelnsmüde ſtand,
Und hinein der Schatten wallte.

Tief im Schooß des Berges klagend
Werden Stimmen laut.
Thränenüberthaut
Kniet die Königin, und zagend.

Und am Bergesfuß erbauet
Dorf und Kloſter hin
Englands Königin,
Draus ſie nach der Höhle ſchauet.

Ihre Bitte ſteigt inbrünſtig
Zu der Engel Chor,
Zu dem Herrn empor,
Und die Heil'gen ſind ihr günſtig.

Aus der Leiden Qual zum Frieden
Ging der Schatten ein,
Ledig aller Pein;
Bald darauf iſt ſie verſchieden.

---

3 Die Hirtenknaben.

Die Sonne grüßt im Scheiden die Natur,
Den Weſten überpurpurt ſanft ihr Strahl,
Und Knaben ſpielen harmlos auf der Flur,
Der Roſſe Hüter in dem Hörſelthal.

Die Bergeshöhle, deren Grauſen ſchreckt
Sonſt junge Herzen, lockt ſie mächtig an.
Bis einer laut des Innern Wunſch entdeckt
Und ruft: „Wer ſteigt zur Höhle mit hinan?“

Sie klimmen All' empor am Hirtenſtab
Voll Jugendluſt und keckem Knabenmuth.
Ein kalter Hauch weht aus dem dunkeln Grab,
Doch ihre Wangen ſchmückt des Lebens Gluth.

Sie feſſeln ſich mit Riemen Mann an Mann,
Daß keiner ſcheide von dem kühnen Bund,
Der Sprecher kriecht gebückt der Schaar voran,
Und Alle folgen in den Schauerſchlund.

Der Letzte nur bereut, was er gewagt,
Er trennt ſich ſchnell vom allgemeinen Band,
Schleicht ſich zum Eingang ſtill zurück, und zagt,
Und harrt der Brüder an der Felſenwand.

Ihr Tritt verhallt im felſigen Geklüft —
Er ruft hinein, nur ſeiner Stimme Schall
Kommt ihm zurück, das Ohr des Lauſchers trifft
Ein Tönen, wie von einem dumpfen Fall.

Und lauter ruft er, bang und ahnungvoll,
Sie ſind dahin, die Brüder — hören nicht.
Er ruft — er kreiſcht — ſein wildes Schrei'n erſcholl,
Bis unter Thränen ihm die Stimme bricht.

Und dann hinunter eilt er hoffnungslos,
Von grauſer Todesangſt den Fuß beſchwingt,
Und von den Brüdern in des Berges Schoos
Er in das Dorf die Trauerkunde bringt.

Da ſtöhnet laut die Klage durch das Thal
Und Fackelſchein erhellt der Höhle Graus,
Und manche Hoffnung bricht mit einemmal,
Es gibt der Berg ſein Opfer nicht heraus.

Und jener, der zurück blieb, wandelt krank
Und ſiech umher, im Antlitz todtenbleich,
Bis endlich er aufs Sterbelager ſank
Und jenen folgt in's ſtille Schattenreich.

Oft hört man, wie im Dorf die Sage geht,
Daß leiſer Klageton dem Berg entflieht,
Der auf des Nachthauchs Schwingen ſanft verweht,
Und geiſterhaft dem Ohr vorüberzieht.

Die Mähr vom Tanhäuſer.

1. Der treue Eckart.

Vor des Hörſelberges Höhle
Sitzt mit weißem Stab ein Greis,
Seiner Augen Strahl iſt trübe,
Seine Locken glänzen weiß;
Sinnend ſitzt er, wenn der Sommer
Sonnengluthen ſendet heiß,
Sinnend ſitzt er, wenn der Nordſturm
Ihn umtobt mit Reif und Eis.

Und er weilt, der graue Wächter,
So bei Tage, ſo bei Nacht,
So des Abends, wie des Morgens,
Vor des Berges dunklem Schacht.
Hat den Schlummer ganz vergeſſen,
Hat Jahrhunderte verbracht,
Hat ſo ſtill und ernſt, wie heute,
Schon Jahrhunderte durchwacht.

Doch vor Zeiten ſchon gar ſelten
Zeigt' er ſichtbar ſich, der Mann;
Etwa, wann bethörte Wandrer
Klommen zu dem Berg hinan,

Wann im Schoos der Felſenhöhle
Zauberiſch Getön begann,
Etwa, wann der Geiſt des Abgrunds
Netze des Verderbens ſpann.

Dann, den Menſchen mild erſcheinend,
Sprach er wohl ein warnend Wort,
Winkte mit dem weißen Stabe
Die Bethörten wieder fort.
Und es war dem Volk die Stätte
Zeitig ein verrufner Ort.
Sagen gingen: Zu der Hölle
Führt die Kluft im Berge dort.

Und der Alte blickt bisweilen
In die Höhle kummervoll,
Ob ſein langes Amt nicht enden,
Sich ſein Aug' nicht ſchließen ſoll?
Doch im Berg iſt's noch lebendig,
Geiſter toben drin, wie toll,
Daß oft gellend aus der Tiefe
Grauſig ihr Geheul erſcholl.

Und bisweilen zieht ihr Raſen
Aus dem Hörſeelberg heraus,
Schwingt ſich rauſchend durch die Lüfte,
Füllt der Hörer Herz mit Graus.

Ueber Berg' und Wälder tobt dann
Jagdgetümmel, Jagdgebraus;
Dann verläßt den Sitz der Alte,
Wandelt ſtill dem Heer voraus.

Warnet, wem er nur begegnet,
Vor dem unheilvollen Zug,
Mancher dankte wohl dem Warner,
Schaudernd blickend nach dem Flug,
Der um des Gebirges Stirnen
Dunkle Rieſenflügel ſchlug.
Ueber Thäler, über Höhen,
Stob der Hölle Zaubertrug.

Und dann ſitzt der Alte wieder
Schweigend vor der Felſenkluft,
Einen Namen dann vertraut er
Seufzend wohl dem Hauch der Luft,
Daß ihn der hinuntertrage
In die tiefe Bergesgruft.
Dann umweht ihn der Erinnerung
Wehmuthvoller Blüthenduft.

Von dem treuen Eckart wandelt
Manche Mähr im Waldgebiet,
Immer liebevoll und freundlich
Fand ihn, wen er nicht vermied.

Und warum des Volkes Sage
Ihm ſein Wächteramt beſchied,
Und warum er treulich warnet,
Kündet euch ein andres Lied.

2. Der Sänger.

Wer iſt der Jüngling, hell gekleidet?
Und wißt ihr ſeiner Wandrung Ziel?
Die Luſt erblühe, wohin er ſchreitet
Mit ſeinem ſüßen Saitenſpiel.
Ihm öffnen gaſtlich ſich die Pforten,
Willkommner klopfet keiner an,
Und freundlich ſind ihm aller Orten
Des Volkes Herzen aufgethan.

Das iſt der Ritter, hochgeboren,
Der ſich der Menge freundlich zeigt,
Der aus des Schloſſes ſtolzen Thoren,
Ein Götterſohn, herniederſteigt.
Das iſt der Sänger, kranzumſchlungen,
Die Laute hält ein grünes Band,
Und hat er kaum ein Lied geſungen,
So tönt es fort von Land zu Land.

Wohl ſchmückt ihn ritterliches Glänzen,
Der goldne Sporn, das blanke Schwert,
Doch all' ſein Sinnen ſcheint den Kränzen
Der Sangesmuſe zugekehrt.
Und all' ſein Singen, all ſein Preiſen,
Iſt Gottes Ehr und Ruhm geweiht,
Dazwiſchen künden holde Weiſen
Gefühle ſeiner Zärtlichkeit.

Doch ſtolz und kalt war ſeine Dame,
Und ihre Neigung nicht errang
Des ſchönen Ritters edler Name,
Des frommen Sängers ſüßer Sang.
Und er verläßt die Väterhallen,
Ein inn'res Drängen treibt ihn ſehr,
Zu fremden Ländern fortzuwallen,
Zu fahren über's ferne Meer.

Ein alter Knappe hat dem Sänger
Sich treu ergeben zugeſellt,
Und ſchauen wollten ſie nicht länger
Die Herrlichkeit der fremden Welt,
Zur Heimath zieht es Beide wieder;
Was ſie geſehn, gehört, erlebt,
Zum bunten Kranze friſcher Lieder
Der edle Minneſänger webt.

Sie ziehen einſt im Abendſtrahle
Hin an des Hörſelberges Fuß,
Und beiden wird mit einem Male
Ein wunderbarer Liebesgruß.
Des Sängers ſchönſte Lieder klingen
Von zarten Stimmen an ſein Ohr,
Und aus dem Berge ſcheints zu dringen,
Und aus der Tiefe wallt's empor.

„Vorüber, Herr! O ſchnell vorüber!“
Der treue Knappe warnend fleht.
Dem Ritter geh'n die Augen über,
Nie hat ihn ſolcher Klang umweht.
Er muß den eignen Liedern lauſchen:
„O welcher wonneſüße Mund
Thut ſich zu Harfenſaitenrauſchen,
Mich zu beglücken, liebend kund?“

Und wie der Sänger, alſo fragend,
Hinhorchend, wie verzaubert ſteht,
Und wie der Knappe, bang verzagend,
„Vorüber, Herr, vorüber!“ fleht:
Da wölbt ſich — Staunen faſſet Beide —
Von ſchimmerndem Geſtein ein Thor,
D'raus tritt im roſenfarbnen Kleide
Das ſchönſte Frauenbild hervor.

Die Sonne ſinkt im Purpurglühen,
Als weiche ſie der Reize Pracht,
Die dieſe Frau ſo hold umblühen;
Die naht mit ihrer Schönheit Macht
Und winkt mit ſanft gehobnem Finger,
Gleich einer Weltenkönigin,
Anbetend ſinkt der Minneſinger
Zu ihren Füßen trunken hin.

„O komm zu mir!“ ſo ſpricht ſie flötend;
„Du holder Mann, dem Keiner gleicht!“
Der Sänger hört es hocherröthend,
Er fühlt, wie ſie zu ihm ſich neigt.
Fühlt ſich von ihrem Arm erhoben,
An ihren Buſen ſanft gedrückt,
Und wird, im gluthentbrannten Toben
Der Sinne, faſt der Welt entrückt.

Sie zieht ihn in die Felſenſpalte,
Sie küßt den liederreichen Mund.
„Ich folge, Ritter!“ ruft der Alte,
„Und ging' es in den Höllenſchlund!“
Allein es ſcheint an dieſem Orte
Ein Land der Liebesluſt und Ruh,
Und hinter ihnen ſpringt die Pforte
Des Felſenberges klingend zu.

3. Der Venusberg.

Wunderſame Weiſen wallen
Wonnelieblich, feierlich,
Durch der Höhle hohe Hallen,
Denen nichts auf Erden glich.
Zauberiſcher Schimmer ſchmückte
Mit Olympos Glanz den Ort.
Flämmchen tanzten, ſanft erhellend;
Lippen lockten, purpurſchwellend;
Und der Ritter, der Beglückte,
Sehnte ſich nicht wieder fort.

Stieg nicht eine Welt der Wunder
Von dem Thron auf Wolkenhöh'n
In den Zauberberg herunter,
Blühend, wie dereinſt, und ſchön?
Fanden ſelige Geſchlechter
Hier ein Glanzelyſium?
Zärtliche Dianen girrten
Nach den Küſſen ſchöner Hirten,
Und der Blick der Erdentöchter,
Irrt' er nicht nach Göttern um?

Welches Flüſtern, welches Koſen
Dieſer wonneheitern Schaar!
Unterm Schirmgewölb von Roſen
Ruhten Schläfer, Paar und Paar.

Sanft von Liedern eingeſungen,
Fanden ſie den ſüßen Schlaf.
Dämm'rung kam, ſie zu umnachten,
Bis ſich, wenn ſie dann erwachten —
Traut vom Liebesarm umſchlungen —
Lipp' auf Lippe wieder traf.

Holde Zaubertänze ſchlangen
Charitinnen leicht und kühn
Und gewandte Kämpfer rangen,
Und Mänaden ſah man glüh'n.
Dionyſos bot die Traube
Einer warmen Tänzerin.
Mit den Faunen, mit den Panen,
Neckten ſcherzend ſich Sylvanen,
Und Silen ſank in die Laube
Zu der ſchönſten Nymphe hin.

Zu der Erde war der Himmel
Hier geſunken, wie man ſah.
Paris flog durch das Gewimmel
Mit der ſchönen Helena.
Selig küßte Zeus, der hohe,
Manchen kleinen Purpurmund,
Nicht in Flammenregen ſprühend,
Aber doch in Flammen glühend,
Gab in Majas Arm der Frohe
Zärtlich ſeine Gottheit kund.

Aber ſtrahlend über Alle
Stand ein Thron von Chryſopras
In dem Demantglanz der Halle,
Drauf Frau Venus lächelnd ſaß.
Und im glänzendhellen Prangen
Aller edlen Ritter Zier,
Stolzer thronend wie der Kaiſer,
Saß der Sänger, der Tanhäuſer,
Von dem Götterweib umfangen,
Küſſend, koſend, neben ihr.

Glänzende Geſtalten kamen
Täglich in den Berg herein,
Grafen, Ritter, ſtolze Damen,
Freiten hier, und ließen frei'n,
Alle ſtiegen gern herunter
In den bunten Zaubertraum,
Selbſt Prälaten, ſchwer von Schritten,
Aber federleicht von Sitten,
Schlüpften in den Berg mitunter,
Und es war für Alle Raum.

Jede Blüthe war entfaltet,
Jede Hoffnung hier gereift
Und zur Wirklichkeit geſtaltet,
Und der Zwang war abgeſtreift.

Alles, was die Sinne freute
Prangte hier im hellen Licht,
Glanz und Pracht aus allen Landen
War in Fülle hier vorhanden,
Nur ein Herz, das Gott ſich weihte,
Glaube nur, und Tugend nicht.

Aber drob umzog Umſchattung
Des Tanhäuſers edlen Sinn;
Zu der ſchläfrigen Ermattung
Setzte ſich die Reue hin.
Sprach vom Kummer ſeiner Lieben,
Sprach vom ſchönern Erdentag,
Von der Wälder holder Farbe,
Von der Felder goldner Garbe,
Sprach: ein Herz mit reinen Trieben
Nimmer hier verweilen mag.

Solches fiel ihm auf die Seele,
Und zur Herrſcherin er ſprach:
„Laß mich fort aus deiner Höhle,
Mich verlangt es nach dem Tag!“
„„Mich verlaſſen willſt du?““ fragt ſie,
Und in Thränen ſchwimmt ihr Blick:
„„Hält die Süße ſolchen Bundes,
Hält das Lächeln meines Mundes,
Hält dich meine Liebe,““ klagt ſie,
„„Ungetreuer, nicht zurück?““

Doch er ſchwört: „Auf ewig binde
Mich mein Ritterwort an dich,
Wird verzieh'n mir nicht die Sünde —
Ganz dein eigen bin dann ich!
Jetzt nicht hind're mein Entfernen,
Sende mich hinauf zum Licht! — —
O Maria, hilf mir Armen,
Laß mein Flehen dich erbarmen,
Laß mich wieder beten lernen,
Denn hier unten kann ich's nicht!“

Wie der Jungfrau heil'ger Name
Von des Ritters Lippen flieht,
Er das Zauberweib im Grame
Schattenbleich verſchwinden ſieht.
Schlummernd ſaß ſein Knecht, der Alte,
Der erwacht mit einemmal,
Hat geſchlafen lange, lange,
Folgt dem Herrn auf ſeinem Gange;
Durch der Felswand enge Spalte
Grüßet ſie des Lichtes Strahl.

4. Die Bußfahrt.

Aus des Berges Schoos, aus der Wunderpracht,
Iſt der edle Tanhäuſer getreten,
Und dünkt ſich aus ſeltſamem Traum erwacht,
Und ſinkt auf die Knie, zu beten.

Die Wolken glühen im Abendſtrahl,
Es ſchweben Glockenklänge durch's Thal;
Das die Hörſeel friedlich durchrauſchet;
Es tönet fernher ein frommer Geſang,
Und der Ritter, der Knappe, haben ihm lang
In ſtiller Andacht gelauſchet.

„O, wie ſpielet ſo ſüß mir der himmliſche Laut
Um die Seele, wie lockt es nach oben!
Bei dem Glanz nicht, den wir da drunten geſchaut,
Vermocht' ich den Schöpfer zu loben.
Im Herzen wallt mir's, wie Frühlingsluſt,
Und Lieder ſpringen mir in der Bruſt,
Wie lebendige Quellen der Wieſen.
Verſtummt war mein köſtliches Liederſpiel
Im Rauſchen der Luſt, im Taumelgewühl,
Jetzt ſoll es den Frühling begrüßen!“

Und ſingend pilgert der Ritter dahin
Voll Freudengefühl wie voll Reue,
Doch hofft er Gnade mit gläubigem Sinn,
Ihm folgt ſein Knappe, der treue.
Wenn der Tag im flammenden Oſt erwacht,
Ueber Berge, durch rauſchender Wälder Nacht,
Durch Thäler ziehen ſie weiter.
Sie ſagen der freundlichen Heimath Ade,
Sie wandeln über der Alpen Schnee,
Und grüßen Italien heiter.

Schon träumt ſich der Ritter entbunden vom Wort,
Das im Berg er dort gab, und entſündigt,
Und näher und näher kommt er dem Ort,
Der ihm Tröſtung des Himmels verkündigt;
Kaum gönnen die beiden Pilger ſich Ruh,
Der ewigen Roma wallen ſie zu,
Drum läßt es den Ritter nicht raſten.
Dort will er dem heiligen Vater die Schuld,
Die ſchwere, bekennen, der wird ihm voll Huld
Die Seele vom Kummer entlaſten.

Und er kniet vor dem Pabſt, vor dem ſtolzen Urban,
Zu Füßen ihm liegt er voll Demuth,
Und in heimlicher Beichte ſagt er ihm an,
Was ihn hertrieb, voll Reu und voll Wehmuth:
„Oft hab' ich in weltlicher Luſt mich vergnügt,
Nicht Buße gethan, nicht der Warnung genügt,
Die das ſtrenge Gewiſſen ertheilet!
Ein großer, ein ſträflicher Sünder ich war,
Und habe, verzeih' mir's der Himmel, ein Jahr
Im Venusberge verweilet!“

Da ſchießt aus rollenden Augen den Blitz
Der Pabſt auf den armen Tanhäuſer;
Wie das Tigerthier grimmig, fährt er vom Sitz,
Und die Wuth macht die Stimme ihm heiſer:
„Und weilteſt im Berg du, ſo biſt du verdammt
Zum Höllenſchlund, der in Ewigkeit flammt,

Du gräßlicher Uebelthäter!
Und Verzeihung wird dir, wenn der Stab hier grünt
Der alt und trocken, zur Stütze kaum dient,
Verzeihung nicht früher, nicht ſpäter!“

„„„Halt ein, o halt ein! Nicht den ewigen Fluch.‘
So flehet der Sänger, der Arme:
„„„Und ſo hart nicht ſtrafe des Berges Beſuch!
O, daß Gott ſich meiner erbarme!
Ein Jahr nur gönne der büßenden Reu’,
So hoff’ ich zu ſühnen den grimmigen Leu,
Der die Menſchheit ſucht zu verſchlingen!“““
Doch der Pabſt die vorigen Worte ſpricht:
„Wenn der Stab hier grünt und in Blüthen bricht,
Wirſt du Gnade droben erringen!“

Da geht der Tanhäuſer weinend vom Thron,
Der des Himmels Erbarmung verſchloſſen.
„So hat nicht für mich Armen der Jungfrau Sohn,
Sein Blut am Kreuze vergoſſen!
Hat nicht für mich Armen bezwungen den Tod,
Und die Hölle beſiegt auch um meine Noth,
Und ich bin zum Verderben erkoren!
Wie hab’ ich in feiernden Liedern mit Luſt
Den Vater verherrlicht aus gläubiger Bruſt,
Und ich bin doch verloren — verloren!“

Dort wandelt er hin, von Verzweiflung erfaßt,
Gefolgt von dem weinenden Knechte,
Durch die Länder dahin, ſonder Ruh und Raſt,
Als trieben ihn hölliſche Mächte.
Es zieht ihn ſein Schwur, ſein bindendes Wort,
Zum Zauberberg in der Heimath fort,
Kein Lied hat er wieder geſungen,
Und die tröſtende Stimme der Laute ſchweigt,
Die Farbe des Bandes iſt fahl gebleicht,
Die Saiten ſind alle zerſprungen.

Und er grüßet der Heimath holde Natur,
Die Wälder, die grünenden Auen,
Da liegt, wie ein ſteinerner Sarg auf der Flur,
Der Berg, und er ſieht ihn mit Grauen.
Schon ſteht er im Thale, ſchon glimmt er hinan,
Sieht die Felſenpforte ſchon aufgethan,
Es tönet, als ob es ihn riefe.
„Leb' wohl, du Getreuer!" zum Knappen er ſpricht:
„Grüß' mein Liebchen, Eckart! — Folge mir nicht!" —
Und ſchwindet hinab in die Tiefe!

5. Der grünende Stab.

Und drei Tage ſchwanden,
Und im Vatikan,
In des Schlummers Banden
Träumend lag Urban.

Sah voll Angſt von fern
Das Gericht des Herrn,
Von Entſetzen hingeriſſen
Zittert er in Finſterniſſen.

Von Poſaunentönen
Bebt ſein ſterblich Ohr,
Alle Himmel dröhnen
Von dem Weltenchor.
Da verſiegt das Meer —
Gräber werden leer, —
Unterm Hall der Donnerlieder
Geben ſie die Todten wieder.

Und die Sonn' erbleichet,
Sterne ſinken tief;
Alles Leben ſchweiget
Wie die Stimme rief:
„Kommet zum Gericht
Vor mein Angeſicht!!“
Cherubim, ſie ſteh'n erſchüttert,
Und der Bau der Welt erzittert.

Und in Sonnenhelle
Flammt ein Rieſenſchwert,
Das mit Blitzesſchnelle
Durch den Himmel fährt;

Schimmernd blutigroth,
Kündet es den Tod,
Millionen faßt ein Schauern,
Erd' und Himmel tiefes Trauern.

Doch im Aetherſtrahle
Zeigt ein Kelch ſich rein,
Aus der heil'gen Schaale
Quillt ein Purpurwein.
Und der Himmel glüht,
Und die Erde blüht
Wie vom Morgenroth umwoben, —
Schwert und Dunkel ſind zerſtoben.

„Chriſtus iſt das Leben!"
Tönen Stimmen klar:
„Hat ſein Blut gegeben
Für die Sünderſchaar!
Allen wird verzieh'n!
Alle preiſen ihn!
Allen iſt ſein Blut gefloſſen,
Keinem ſei das Heil verſchloſſen!" —

Und dem Träumer dünket,
Daß ein Seraph weint,
Der hinunter winket,
Wo ſein Stab erſcheint.

„Grünend muß er ſein,
Soll dir Gott verzeih'n!“ —
Sprach er ſo nicht zu dem Sänger?
Und es drückt ihn bang und bänger.

Blätter eines Baumes
Er am Stabe ſieht,
Bis die Laſt des Traumes
Von der Seele flieht.
Durch die Scheiben bricht
Hell des Tages Licht:
„Kündet Gott mir ſeinen Willen?“
Fraget ſich Urban im Stillen.

Und zum Stab, ach! irren
Seine Blicke hin. —
Aus dem Holz, dem dürren,
Sproßt es friſch und grün.
Eine Blätterſchaar
Drängt ſich wunderbar,
Ob ſich auch kein Odem reget,
Säuſelt, rauſchet, ſie beweget.

Und der Pabſt erblaſſet,
Zitternd ſteht er da,
Und Erſtaunen faſſet
Jeden, der es ſah.

Wehe dir, Urban!
Das hat Gott gethan,
Wenn ſich Sünder reuig finden,
Sollſt du loſen, und nicht binden!“ —

Und auf allen Pfaden
Ziehen Boten aus,
Wieder den zu laden
In das Gnadenhaus,
Den der Pabſt verſchmäht,
Doch nun iſt's zu ſpät.
Ob ſie ſpäh'n in allen Gauen, —
Jener iſt nicht mehr zu ſchauen.

Bis zum jungſten Tage
Bleibt im Berg gebannt,
Jener, den die Sage,
Den mein Lied genannt.
Vor dem Berge wacht
Bis zur letzten Nacht
Eckart treu, des Eingangs Hüter,
Und beweinet den Gebieter. —

Kyffhäuſer-Sagen.

1. Kaiſer Barbaroſſa.

Auf dem Berge ſteht der Hirte,
Seine Heerde pflegt der Ruh;
Und des Sturmes Flügel ſauſen
Um die Warte von Kyffhauſen,
Und der Hirte hört ihm zu.

Und er denkt, der heitre Knabe,
Jener Sage, wundervoll,
Daß im Berg ein alter Kaiſer,
Daß der Rothbart im Kyffhauſer
Längſt verzaubert ſchlafen ſoll.

„Möchte wohl den Alten ſchauen!“
Spricht der Knab' im kühnen Muth:
„Will ein höfiſch Liedlein greifen!“
Und ſchon fliegt ſein helles Pfeifen
Ueber'n Wald hin, fein und gut.

Und er ruft: „Haſt du's vernommen,
Alter Kaiſer Friederich?
Grauer Schläfer in der Erde,
Komm und ſegne meine Heerde,
Dieſes Stücklein war für dich!“

Horch, da rauſchts im Thurmgemäuer,
Und der Schäferknab' erbebt,
Als aus dornigem Geſtrippe,
Ueber einer Felſenklippe,
Sich ein Greiſenantlitz hebt.

„Sprich, wem iſt dein Spiel erklungen?"
Fragt der Greis mit mildem Blick;
Und es wächſt der Muth dem Jungen:
„Kaiſer Friedrich iſt's erklungen!"
Ruft ſein kecker Mund zurück.

Und der Alte tritt ihm näher,
Faßt ihn an mit kalter Hand:
„Haſt dem Kaiſer du hoſieret,
Lohnt er dir, wie ſich's gebühret!"
Drauf er ſchnell mit ihm verſchwand. —

Tief im Schoos des Berges ſpringet
Eine Pforte klingend auf.
Mächtig wölbet ſich die Halle,
D'rin des Kaiſers Diener alle
Goldgerüſtet ſteh'n zu Hauf.

Neigen tief ſich vor dem Greiſe,
Tief ſich vor dem Silberhaar,
Und der Knabe ſieht befangen,
Wer mit ihm herabgegangen,
Wer ſein grauer Führer war.

Und der Kaiſer ſpricht voll Hoheit:
„Dieſer Knab' hat uns geehrt!"
Und er zeigt ihm Wehr und Fahnen,
Wappenſchilder grauer Ahnen,
Manchen Helm und manches Schwert.

Bricht von einem güldnem Handfaß
Einen Fuß, und reicht ihm den:
„Nimm zum Lohn die kleine Gabe,
Und nun geh', mein wackrer Knabe,
Künde, was du hier geſeh'n!"

„Sprich: Wann ſich die Zeit erfüllet,
Löſ't uns Gott aus dieſem Band,
Und dann ſoll vor unſern Streichen
Bald der ſtolze Türk entweichen,
Frei dann wird das heil'ge Land!" —

Bei der Heerde ſtand der Knabe,
Wußte nicht, was ihm geſchehn.
Hielt das Kleinod in der Linken,
Sah's im Abendſtrahle blinken,
Hatte Schönres nie geſeh'n. —

Schläfſt noch immer, alter Kaiſer?
Tritt hervor, du Kraftgeſtalt!
Wappne deine Mannen prächtig!
Sieh', der Türk iſt noch gar mächtig!
Barbaroſſa, kommſt du bald? —

2. Das Brautpaar.

Vom Kyffhäuſer, vom Kyffhäuſer
Klingt ein wunderliches Mährchen.
Wie des Barbaroſſa Tochter
Einſt beglückt ein Liebespärchen.

In Tilleda, in Tilleda
Wohnte bei der Armuth Liebe,
Wohnte Treue bei dem Mangel,
Dürftigkeit bei reinem Triebe.

Zu der Hochzeit, zu der Hochzeit
Waren ſchon geladen Gäſte.
Ungeladen kam die Sorge
Schon am Tage vor dem Feſte.

Zu dem Brautpaar, zu dem Brautpaar
Sprach die Sorge: „Habt ihr Teller?
Habt ihr Töpfe, Schüſſeln, Keſſel?
Habt ihr Flaſchen auch im Keller?“

„Nichts von allen, nichts von allen!“
Spricht das Liebespaar und klaget:
„Hausrath müſſen wir entrathen,
Weil ihn Armuth uns verſaget.“

„Zum Kyffhäuſer, zum Kyffhäuſer“ —
Sprach die Mutter, „müßt ihr gehen!
Die verzauberte Prinzeſſin
Kommt dann wohl, euch beizuſtehen.“

Zum Kyffhäuſer, zum Kyffhäuſer
Aus Tilleda ſteigen Beide.
Und die reiche Liebe leihet
Ihnen Hoffnung noch im Leide.

Vor der Pforte, vor der Pforte
Der zertrümmerten Kapelle
Steht die ſchöne Kaiſertochter
Huldreichlächelnd auf der Schwelle.

Die Prinzeſſin, die Prinzeſſin
Winkt herbei die Liebesleutchen,
Und es nahet ihr der Bräut'gam,
An der Hand ſein blödes Bräutchen.

Im Kyffhäuſer, im Kyffhäuſer
Sind ſie beide, ſind geblendet
Von dem Glanz, der rings verbreitet,
Wo das Auge hin ſich wendet.

Hell von Golde, hell von Golde
Sehen ſie die Wände blitzen,
Sehen auf dem hohen Throne
Still den alten Kaiſer ſitzen.

Die Prinzeſſin, die Prinzeſſin
Reichet Speiſe, reicht Getränke,
Zwerge bringen ſchönen Hausrath,
Den Verlobten zum Geſchenke.

Nun nach Hauſe, nun nach Hauſe
Wenden ſie die Schritte dankend;
Steigen nieder vom Kyffhäuſer,
Unter ſchweren Laſten wankend.

Nach Tilleda, nach Tilleda
Schreiten die Beglückten nieder,
Doch da ſtarrt ihr Blick — ſie kennen
Ihren Heimatbort nicht wieder.

Andre Häuſer, andre Häuſer,
Andre Menſchen, andre Trachten,
Sah' ihr Aug', und Kinderſchaaren,
Die ſie ſpottend laut verlachten.

Sieh, ein Paſtor, ſieh ein Paſtor
Wandelt ernſthaft durch die Menge,
Die ſich um die beiden ſammelt,
Und entführt ſie dem Gedränge.

„Woher kommt ihr? woher kommt ihr?
Sagt es mir, ihr lieben Leute!“
Und ſie ſprechen: „Vom Kyffhäuſer,
Sind im Berg geweſen heute.“

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
Ruft herbei den Freund, den Küſter.
Und mit ihm durchforſcht er emſig
Ein gebräuntes Taufregiſter.

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
Blickt das Brautpaar an verwundert.
„Waret ihr im Berg,“ — ſo ruft er:
„War't ihr drinnen — ein Jahrhundert!“

In dem Kirchbuch, in dem Kirchbuch
Läßt er ſie die Namen leſen.
Was ſie ſchwer vom Berg getragen,
War der Jahre Laſt geweſen. —

3. Der Schäfer.

Einſt ſtand auf dem Kyffhäuſer
Ein junger Schäfer treu,
Der hütete ſeine Heerde
Und blies auf ſeiner Schallmei.

Er dacht' an ſein feins Liebchen
Bei ſeiner Flöte Klang;
Die Töne ſchallten ſo lieblich
Wie der Waldvögel Geſang.

Da ſtand vor ihm leibhaftig
Ein winzig kleiner Mann,
Der neigte ſich mit Züchten
Und hob ſein Sprüchlein an:

„Du fröhlicher Geſelle,
Willſt du den Kaiſer ſeh'n,
Und ihm ein Stücklein ſpielen?
So magſt du mit mir geh'n!"

Sie gingen alle beide
Tief in den Berg hinein.
Voran der Zwerg, der kleine,
Der Schäfer hinterdrein.

Und als ſie kamen hinunter
Zum Schoos des Berges tief,
Da ſaß der Barbaroſſa,
Sein Haupt geneigt, und ſchlief.

Der Schäfer nahm die Flöte
Blies ihm ein Liedlein vor,
Der alte Kaiſer erwachte
Und hob ſein Haupt empor.

Und fragte: „Fliegen die Raben
Noch über dem Berg umher?"
Und wie der Schäfer nickte,
Da ſeufzt' er tief und ſchwer.

„Muß ſchlafen, ſchlafen, ſchlafen,
Auf's neue hundert Jahr!“
Und hatt' es kaum geſprochen,
Er wieder entſchlummert war.

Den Spielmann führt der Kleine
Nun wieder aus dem Berg. —
Verſchwunden war die Pforte,
Verſchwunden war der Zwerg.

Der Schäfer zählte die Heerde,
Vor war die Heerde klein,
Jetzt hundert Stück darüber,
Die Hundert waren ſein.

4. Die Glücksblume.

Auf dem Berg, auf der ſonnigen Halde
Wandelt einſam ein trauriger Hirt,
Und er hat ſich im ſchattigen Walde
Zu Kyffhauſens Ruinen verirrt.

Eine Blume, duftend und golden,
Blüht am Weg, und der Wand'rer ſich bückt,
Für den Hut der Geliebten, der Holden,
Hat der Knabe die Blume gepflückt.

Seiner Liebe gedenkt er voll Trauer,
Seiner Armuth voll Kummer, und weint,
Als im Spalt der zerklüfteten Mauer
Ihm ein freundliches Zwerglein erſcheint.

Und es winkt ihm hinab durch die Trümmer,
Und er folgt ihm mit fröhlichem Muth;
Ihrem Pfade leuchtet ein Schimmer,
Der kommt von der Blum' auf dem Hut.

Rings funkeln und blitzen Kryſtalle
Mit zauberiſchglühendem Licht,
Und fern in der dämmernden Halle
Sitzt der **Rothbart** mit ernſtem Geſicht.

Den Hirten ergreifet ein Grauſen,
Er nimmt von der glänzenden Pracht
Einen Stein nur und eilet nach außen,
Und die Blume verliert er im Schacht.

Draußen ſteht er, erbebend in Schauern,
Daß ein Traum ihn getäuſchet, er meint;
Als im Spalt der zerklüfteten Mauern
Ihm wieder das Zwerglein erſcheint.

„Und wo haſt du die Blum?“ ſo fraget
Der Kleine mit zornigem Blick.
Und ruft — wie „verloren!“ er klaget:
„Du Thor, ſo verlorſt du dein Glück!“

„Mehr als Rothenburg werth und Kyffhäuſer
War die Blum' — wem das Glück ſie beſchert,
Der darf kühnlich fragen den Kaiſer
Wie viel ihm ſein Kaiſerthum werth?“ —

Wie der Zwerg in die Tiefe geſchwunden,
Kommt des Knaben Geliebte ſogleich,
Und ſie halten ſich küſſend umwunden,
Und ſind reicher, als Kaiſer und Reich. —

Der Kinder-Kreuzzug.

Ein fremder Knabe wandelt ſingend
Von Land zu Land.
Um alle Kinderherzen ſchlingend
Ein Zauberband.

Nach Thüringens ſo ſchönen Gauen
Den Weg er nahm,
Doch keiner weiß, ſo viel ihn ſchauen,
Woher er kam.

Wohin er kommt, ruft er die Knaben
Zu ſich heran,
Und hebt mit wunderbaren Gaben
Zu ſingen an.

Bald iſt's, als wallten Engelſtimmen
Sanft erdenwärts,
Bald ſcheint ſein Lied emporzuſchwimmen
An Gottes Herz.

Bald ſcheint zu jubeln, bald zu klagen
Sein leiſer Sang,
Bald himmelan den Flug zu wagen
Im heißen Drang.

Er ſingt vom Oſt, von Morgenröthen,
Vom Jacobsſtern;
Von Mördern, die den Heiland tödten,
Vom Kreuz des Herrn.

„Das Kreuz, zu dem die Frommen wallen
Im heil'gen Land" —
So tönt ſein Sang: „es iſt gefallen
In Heidenhand.

„Und legten ſie das Kreuz in Ketten,
So löſ't es Blut!
Wer zieht mit mir, das Kreuz zu retten,
Voll Siegesmuth?

„Will's nicht den Mächtigen gelingen,
Das theure Pfand
Den blinden Heiden abzuringen, —
Thu's unſre Hand!

„Der Herr iſt in den Schwachen mächtig!
Wer zieht mit mir?
Zum heil'gen Zuge führt uns prächtig
Dies Kreuzpanier!"

Er rufts, und eine Oriflamme
Entrollt er ſchnell,
Darauf ein Bild vom Kreuzesſtamme
Sich zeiget hell.

Und wie ſein Lied, den Muth beſchwörend
So laut erſchallt,
Ergreift's der Knaben Sinn bethörend
Mit Allgewalt.

Sie folgen jauchzend ſeinem Zuge
Ganz Aug' und Ohr.
Die Fahne wandelt ſtolz im Fluge
Dem Heere vor.

Es ſchwoll der Schwarm, wie Meereswogen
Im Uferrand.
Viel Tauſende ſind fortgezogen
Vom Heimathland.

Ob auch die Mütter jammern, weinen
Und flehen bang;
Nicht Mutterliebe hemmt die Kleinen
Auf ihrem Gang.

Und will ſie Vaterzürnen halten
So redet Trutz:
„Wir folgen höheren Gewalten
In Gottes Schutz!"

Sie ziehen fort, und ſingen Lieder;
Die Heimathau'n
Die ſchönen, ſoll kein Auge wieder
Von ihnen ſchau'n.

Und keine Kunde ward vernommen
Von ihrem Zug;
Und keiner iſt zurück gekommen,
Der Botſchaft trug.

Und Niemand weiß, wie der geheißen,
Der wunderbar
Entführt den heimathlichen Kreiſen
Die Kinderſchaar.

Die Mütter ſtehn mit lauten Klagen,
Die Väter ſtumm.
Warum geſchah's, wer kann's uns ſagen?
Warum? Warum?

Vom Jungfernſprung bei Arnſtadt.

Die Felſenwand im Jonasthal
Umſpinnt der Mond mit bleichem Strahl.

Rings iſt es ſtill in Feld und Flur,
Die alten Weiden rauſchen nur.

„Horch! Schallt nicht fernes Hülfeſchrein?“
„„Es wird die Brut der Eulen ſein.““

„Nein, wieder ruft es durch die Nacht;
'S iſt Menſchenſtimme, habt nur Acht!“

„Sieh! droben auf dem Felſenhang
Wer ringt die Hände dort ſo bang?“

„„Ein Nachtgeſpenſt ſcheint dort zu ſtehn.
Es iſt nicht gut, hinauf zu ſehn.““

„Kein Nachtgeſpenſt! 's iſt eine Maid,
Im Nachtwind rauſcht ihr Faltenkleid!“

„„Zurück, zurück vom ſteilen Rand!
Tod ſtreckt nach dir ſchon ſeine Hand!““

„Horch! Wieder ſchallt ihr Hülferuf,
Und näher kommt's, wie Roſſeshuf.“

„Ein Reiter zeigt ſich auf der Höh'!“
„„Der finſt're Reiter naht ihr! Weh!““

„Sie breitet aus die Arme weit,
Zum Todesſprung iſt ſie bereit!“

„„Er faßt nach ihr, es bleibt ein Band
Von ihrem Kleid in ſeiner Hand.““

„Sie ſpringt — von Todesangſt beſchwert —
Sie ſteht im Thalgrund — unverſehrt!“

„„Der wilde Reiter folget ihr,
Er fand den Tod, ſammt ſeinem Thier!““ —

So lebt im Volksmund, ewigjung,
Die Sage von dem Jungfernſprung.

Vom Hautſee bei Dönges.

Der Kirmſenreigen hallet
Das kleine Dorf entlang,
Und frohes Jauchzen ſchallet
Zu hellem Pfeifenklang.
    Der Burſche flink ſein Mädchen dreht;
    Daß Tuch und Rock wie Kreiſel weht,
    Da lacht die junge Dörferin,
    Sie rauſchen, wie der Wind dahin.

Da treten zu dem Feſte
Zwei holde Jungfrau'n ein.
Wer mögen dieſe Gäſte,
Die hübſchen, feinen ſein?
    Auf ihrem Haupt ein Mummelkranz,
    So miſchen ſie ſich in den Tanz,
    Und keiner hat im Dorf ſo ſchön
    Noch jemals Jungfern tanzen ſehn.

Doch wie die zwölfte Stunde
Sich naht mit ernſtem Gang,
Enteilen ſie der Runde,
Des Reigens hellem Klang.

Fort eilen ſie mit leichtem Schritt;
Begleitung nehmen ſie nicht mit,
Und keiner ſieht, wohin ſie gehn,
Sie ſcheint der Wind hinweg zu wehn.

Am zweiten Abend kehren
Die Jungfrau'n wohl zurück;
Manch Jünglingsherz bethören
Sie mit dem ſanften Blick.
Und Mancher hält ſie liebewarm
Im raſchen Tanz in ſeinem Arm,
Und Mancher drückt in Luſt und Scherz
Die holden Mädchen heiß an's Herz.

Und einer raubt geſchwinde
Das ſeid'ne Handſchuhpaar
Dem allerſchönſten Kinde,
Das nimmt den Raub nicht wahr.
Sie tanzen ſchnell, ſie wandeln ſacht;
Schon ſchleicht herbei die Mitternacht.
Da nun die Jungfrau bang vermißt
Ihr Gut, das ihr entriſſen iſt.

Mit lauter Klage füllet
Der Schweſtern Mund das Haus.
In Schleier tief verhüllet,
So ſtürzen ſie hinaus.

Hinab den Pfad, dem Wald entlang,
Der Jungling folgt dem Paare bang —
Dort glänzt der See im Mondenſchein,
Und — ſinken ſieht er ſie hinein.

Der Knab' erſchreckt und bleichet,
Als ſchaut' er jähen Tod.
Am andern Morgen zeiget
Der See ſich blutigroth.
Der Jungling hält mit naſſem Blick
Die Handſchuh' — gäb' ſie gern zuruck.
An jedem Finger war zu ſeh'n
Ein gold'nes Krönlein, wunderſchön.

Nun iſt im Dorf die Sage
Auf Enkel fortgeerbt:
Es zeigt an manchem Tage
Der See ſich blutgefärbt.
Dann ſchwimmt ſein kleines Inſelland
Von einem zu dem andern Strand,
Das deutet Krieg; doch ſchwimmt's zuruck,
Verkundet es des Friedens Gluck.

Der Mönch und die Nonne.

Ein Mönch und eine Nonne
Entſchlüpfen dem Kloſterthor,
Zu koſten die Wonne der Liebe,
Und klimmen den Berg empor.

Sie ſtehen in Waldesdunkel,
Sie grüßen ſich lieb und traut.
So ſprach der Verlobte des Himmels
Zur weinenden Himmelsbraut:

„O Braut, die ich liebend umfangen,
O Braut, die die Kirche mir nahm!
Ich bin ins Kloſter gegangen
Und will d'rin ſterben vor Gram.“

„„O Freund, mir vom Herzen geriſſen,
Noch einmal nur wollt' ich dich ſeh'n,
Hart ſtrafet mich mein Gewiſſen,
Daß wir ſo einſam hier ſtehn.““

„Laß einſam uns ſtehen, wenn Treue
Und Liebe uns nicht verläßt.
Und ich ſchwöre dir Lieb' auf's Neue,
Meine Treue ſteht felſenfeſt!“

„„Nicht ſchwöre mir mehr, denn gebrochen
Ward von uns beiden der Schwur,
Den wir am Altare geſprochen:
Zu leben dem Himmel nur.““

„So möge der Himmel es rächen,
Was zärtliche Liebe verbrach!
War älter doch jenes Verſprechen,
Das zärtliche Liebe verſprach!“

Und es ſtehen die Beiden, voll Trauer,
Nichts hemmt ihrer Zähren Erguß.
Und die Lippen der Liebenden neigen
Sich gegen einander zum Kuß.

Sie gingen nicht wieder zum Thale,
In die Klöſter nicht wieder hinein.
Auf der Bergeshöh hat ein Wunder,
Sie beide verwandelt in Stein. —

Noch ſtehen zwei Felſengeſtalten
Auf jene Stelle gebannt,
Von den wundergläubigen Alten
Der Mönch und die Nonne genannt.

Johannes Hilten.

Wer iſt der Mönch, der Kühne,
Der — Eiſenach's Prophet,
Auf hoher Rednerbühne
Und unerſchrocken ſteht?
Johannes Hilten predigt
Die Chriſtuslehre rein.
„Einſt werden wir entledigt
Vom Zwang des Papſtes ſein!

„Sein Irrthum iſt unendlich,
Ein wirrer Lügenknäul!
Der Ablaßkram iſt ſchändlich!
Ein Kloſter Gott ein Gräul!
Das Wort wird uns vergraben,
Das uns ſo heilig iſt!
Am Papſt, am Papſt wir haben
Den wahren Antichriſt!“

Da ſpeit die grimme Hyder
Des Fanatismus Gift,
Sie feſſelt deſſen Glieder
Der ſie ſo heftig trifft.

Hinab die Kerkerſtufen
Stößt ihn der Mönche Wuth,
„Wirſt du nicht widerrufen,
Droht Scheiterhaufengluth!“

Doch ſtandhaft auch im Kerker,
Schreckt ihn ſolch Drohen nicht.
Stets wird ſein Glauben ſtärker
Und ſeine Zuverſicht.
Und als mit lautem Zanke
Ihn ſchilt der Guardian,
Da redet ihn der Kranke
Mit Donnerworten an:

„Es wird in fünfzehn Jahren
Ein Heros auferſtehn,
Vor dem, ihr Gleisnerſchaaren,
Wird euer Stolz verwehn!
Ein Eremit wird künden
Das Wort, das ewig lebt!
Und wird den Löwen binden,
Vor dem die Welt erbebt!“

Und als er ſo geſprochen
Voll Zorn und heißem Schmerz,
Iſt bald im Tod gebrochen
Sein ahnungsvolles Herz.

Und funfzehn Jahre ſchwanden,
Und als die Zeit erfüllt,
Iſt Luther aufgeſtanden
Und hat das Licht enthullt.

Das geraubte Sakrament.

Ueber Sankt Martinus Altare
Flammt die ewige Lampe hell,
Zwei ſchurkiſche Diebe ſteigen
Zur Nacht in die Kapell'.

Beim Schein der ewigen Lampe
Das Tabernakel zerbrach;
Die güld'ne Monſtranz ſie raubten,
Darin der Leib Gottes lag.

In eine Lache ſie warfen
Die heiligen Hoſtien,
So rein, wie die göttliche Jungfrau,
Und ſchimmernd gleich Lilien.

Allnächtlich flimmert ein Lichtlein
Sanftſtrahlend an jenem Ort,
Wo die weißen Hoſtien liegen,
Der gottgeſegnete Hort.

Und als dem einen der Diebe
Die Sterbeſtunde genaht,
Da hat er reuig gebeichtet
Die ſchwere Miſſethat.

Inzwiſchen war vergangen
Gar mancher, mancher Tag,
Und immer noch unverſehret
Der heilige Leib dort lag.

Bis die Prieſter betend ſich nahten,
Andächtig, bei Kerzenglanz,
Und das himmliſche Gut bewahrten
In einer neuen Monſtranz. —

* * *

Manch' Herz, das in Liebe braunte,
Wird ſchnöden Verrathes Raub;
Wird verkannt und verhöhnt, wie der Heiland,
Und geworfen in den Staub.

Auch im Staub noch bleibt es das reine,
Das gottgeheiligte Herz,
Bewährt ſeine Gottheit im Leide,
Und wird verkläret im Schmerz.

Bis ein Prieſter naht, es erhebend
Aus ſeiner tiefen Pein;
Der ſchließt es zum ewigen Leben
In einen gar ſichern Schrei'n. —

Das ſtille Kind bei Erfurt.

„Habt Ihr das ſtille Kind geſehn
Durch unſre Fluren einſam gehn?“

„„Was ſollen für ein Kind wir ſehn
Durch unſre Fluren einſam gehn?““

„So hört: Es wandelt ein Mägdelein
In Feld und Flur umher, allein.

„Weiß iſt ſein Kleid, bleich ſein Geſicht,
Woher es kommt, man weiß es nicht.

„Von Maaßlieb trägt es einen Kranz,
Seine Augen haben keinen Glanz.

„Es hat in der Hand ein'n braunen Stab,
Damit ſchlägt es die Blumen ab.

„Und überall, wohin ihr blickt,
Da findet ihr Blumen abgeknickt.

„So wandelt's da, ſo wandelt's dort,
Mit keinem Menſchen ſpricht's ein Wort.

„Mit ſich nur ſpricht es, wo es geht,
Doch Worte, die kein Menſch verſteht.

„Und wollt ihr euch dem Mägdlein nah'n,
Kommt euch ein ſeltſam Grauſen an.

„Und geht ihr nach dem bleichen Kind,
So reut euch euer Gang geſchwind.

„Ein Bauer gab ihm einen Schlag,
Der redet irr' ſeit jenem Tag.“

„„Genug, genug! Uns faßt ein Graun,
Wir wollen die bleiche Maid nicht ſchau'n!““

Das Leproſenhaus.

1.

„Nun wohl, nun wohl, mein Lieb, nun biſt du mein!
Und raſch aufs Roß, und huſch in meinen Arm,
Mein Reitermantel, Zarte, hüllt dich ein!

„Und meine Liebe, Traute, hält dich warm!
Fleug wie der Sturm, mein Roß, greif aus, greif aus,
Daß uns nicht einholt der Verfolger Schwarm!“

Der Rappe ſprüht und fliegt durch Sturmgebraus,
Geſtachelt von des Reiters ſcharfem Sporn,
Weit von der Burg fort, in die Nacht hinaus.

Und auf der Burg erwachen Grimm und Zorn,
Des alten Grafen einz'ge Tochter floh,
Laut von der Warte ſchallt das Wächterhorn. —

„Auf, Schläfer! Träumer, auf! Halloh! Halloh!
Nach, nach dem Räuber, dem verruchten Aar,
Der meine Taube fing und beugt mich ſo!“

Der alte Graf rauft wüthend Bart und Haar:
„Euch treffe Gottes Racheſchwert! Verrucht
Iſt euer Thun, wie noch kein Frevel war!

„Euch zu verfluchen fühl' ich mich verſucht!
Ja, Gottes Zorn auf euch! Seid beide gleich
Von Gott und mir verworfen und verflucht!"

Der alte Graf ſteht ſteinern, kalt und bleich,
Dann wirft er ſich aufs Roß, ſein Horn erſchallt;
Wie war der reiche Graf an Schmerz ſo reich!

„Nach! Nach, und immer nach! Treibt mit Gewalt
Die Roſſe, daß die Flüchtlinge wir ſahn,
Eh ſie gefunden ſichern Aufenthalt!" —

Das flieh'nde Paar, bethört von Lieb und Wahn,
Voll Glück und Angſt, voll Zärtlichkeit und Pein,
War den Verfolgern weit, o weit voran.

„Wir werden bald in Erfurt ſicher ſein,
Mein gutes Roß hält aus mit treuem Muth,
Und trägt uns in die feſte Stadt hinein!

„Dort aber raſten wir in ſichrer Hut,
Und Prieſterſegen heiligt unſern Bund,
Drum ſei nicht bang, mein Liebchen, zart und gut."

„„Was hebt ſich dorten in des Thales Grund
Aus grauem Nebeldämmer groß und grau?
Iſt das die Stadt? O Lieber, thu mir's kund!""

„Still, ſtill, du wirſt es gleich erſchau'n genau,
Noch ſind wir nicht in Erfurt, aber nah,
Und kommen dicht vorbei an jenem Bau."

Ein Schauer ging, wie ſie das Haus erſah,
Der Maid durch's Herz, ſie wußte nicht warum?
Kalt, kalt wie Todesgrauen, ward's ihr da.

Sie ſchmiegte ſich an ihren Buhlen ſtumm,
Und weinte ſtill, und zitterte, und fror,
Und ſah nach jenem Haus ſich immer um.

Und ſieh, jetzt hielten ſie vor Erfurts Thor,
Der Ritter ſtieg vom Roß, und pocht' und rief,
Doch lange blieb es ſtill darin, davor.

Tief dunkel war die Nacht, und alles ſchlief;
Jetzt endlich ſchimmert Licht, ein Thürlein knarrt,
Und eine Stimme fragte, hohl und tief:

„Wer da?“ — „„Thut auf! Wir haben lang geharrt,
Einlaß begehren wir, ſcharf durch die Nacht
Sind wir geritten, und vom Froſt erſtarrt!““

Da rief das Schreckenswort des Thores Wacht:
„Nach hohen Raths Befehl wird nächt'ger Zeit
Das Thor für keinen Fremdling aufgemacht!“

„„O laßt uns ein! Uebt doch Barmherzigkeit!
Wir ſind verfolgt, wir fliehn!““ — „Ich kann nicht thun,
Was ich nicht darf! Gut' Nacht!“ Der Wächter ſchreit.

Das Thor bleibt zu. „O Gott, was nun, was nun?!
So nah dem Ziel, ſo nah dem ſichern Port!
Wie dachten wir ſo glücklich hier zu ruhn!“

„„„Still — horch! Was war das? — Von den Bergen dort
Klingt es herüber! Horngeſchmetter! Weh!
Das iſt des Vaters Heerhorn! Fort nur, fort!“““

„Wohin? wohin? Der Sturmwind wirbelt Schnee
Und Hagel in's Geſicht, das treue Roß
Keucht todesmatt — Noth, Noth wohin ich ſeh!“

„„„O daß ich floh von meines Vaters Schloß!
Er hat uns wohl geflucht? Und hier ſchon traf
Uns ſeines Fluches tödtliches Geſchoß!“““

Und auf den Bergen ſtößt ins Horn der Graf
Von Burg zu Burg ſchallt weiter ſein Gebot,
Und rüttelt alle Mannen aus dem Schlaf.

Von hohen Warten ſchlagen Flammen roth
Zum dunkeln Himmel, blutig glüht ihr Strahl,
Die Feuerzeichen künden bittre Noth.

„Wohin, wohin?“ fragt noch die Lieb' im Thal.
Nur eines bleibt noch, und das muß geſchehn,
Wir — müſſens thun, wir haben keine Wahl.

„Du haſt vorhin das alte Haus geſehn,
Das beut uns wohl ein bergendes Gemach,
Und auch dieß Unheil wird vorübergehn.“

So zu der bleichen Maid der Ritter ſprach,
Die zitternd ſteht, und hat nicht einen Laut;
Sie hört ihn ſtill, und folgt ihm weinend nach.

O armer Ritter, arme, arme Braut!

2.

„Was iſt das fur ein Haus? Sag an, o ſprich!
Nicht eher thu ich einen Schritt hinein,
Denn furchtbar ahnend überfällt es mich.“

„„O weine, frage nicht! Was kann es ſein?
Ein Hoſpital, wo man der Armen pflegt,
Gewiß dort finden wir ein Kämmerlein,

„„Wo flücht'ge Lieb' ihr Haupt zur Ruhe legt,
Und ſicher ſchläft; bewältige dein Graun,
Sei nicht ſo zaghaft, nicht ſo furchtbewegt!““

Der Ritter bindet an den Gartenzaun,
Der hinterm Haus ſich hinzieht, nun das Pferd,
Das ſchaudernd ſchnaubt, — und klopfet voll Vertraun.

Am Arm ſein Liebchen und die Hand am Schwert
Steht er am Thor, durchs Fenſter ſchimmert Licht
Und ſein Verlangen ſieht er ſchnell gewährt.

Es kommt ein Mann, thut auf und fragt ihn nicht,
Der Mann iſt bleich, Tod ſtarrt aus ſeinem Blick,
Voll Beulen ſtarrt ihm Hand und Angeſicht.

Und bebend ſcheut vor ihm die Maid zurück,
Doch ſchon ins Schloß fiel hinter ihr die Thür,
Sie muß hinein — unſeliges Geſchick!

Der Ritter ſpricht: „Gebt Obdach ihr und mir,
Bis daß zur Stadt geleitet uns der Tag,
Nicht länger lüſtet uns zu weilen hier.“

So kommen ſie zum Zimmer; drinnen lag
Dicht Mann an Mann gereiht, es wallt wie Duſt
Ein ekler Dunſt und Qualm aus dem Gemach.

Verpeſtet iſt die drückend heiße Luft,
Den Odem legt ſie in ein enges Band
Und mahnt an Leichen, mahnt an Kerkergruft.

Der Kranken Blicke glüh'n, wie Lavabrand,
Ein jeglicher der Männer, neugiervoll
Von ſeiner Lagerſtatt halbnackt erſtand.

Und gräßlich häßlich, die voll Gier — voll Groll
Die andern, drängen ſie ſich um das Paar;
Der Maid war bang, und ihre Zähre quoll.

Hehr ſtand die ſchöne Jungfrau, und es war,
Als ſei getreten aus dem ew'gen Glanz
Ein Engel unter eine Teufelſchaar.

Doch fleht ſie, aufgelöſt in Thränen ganz,
Von namenloſem Schmerz durchzittert, ach,
Sie ſah ſich todt — und ohne Todtenkranz.

Der Ritter aber, zornentbrannt und jach,
Heißt weichen die Leproſen rings umher,
Und fordert ſtreng ein anderes Gemach.

Doch nicht Erfüllung findet ſein Begehr,
Hohnlachen ſchallt als Gegenrede nur,
Spott und Verſagung wird ihm, ſtatt Gewähr.

Da, wie die Hand zum treuen Schwerte fuhr,
Wirft ſich auf ihn mit wüthendem Geheul
Der Haufe wild, und bald mit Strick und Schnur

Wälzt ſich am Boden über ihm ein Knäul,
Der Arm und Fuß in Bande ſchnürt und ſchmiegt,
Ein Vorſpiel nur von grauſenhafterm Gräul.

Umwunden und gefeſſelt, machtlos, liegt
Der Ritter in der Ungeheuer Kreis,
Die bübiſch ihn gefällt, und ihn beſiegt.

Und die Geliebte — ach, mit Zähren heiß
Bethaut ſie den gefeſſelten Gemahl,
Noch ahnt ſie kaum, daß ſie des Sieges Preis

Sie fleht, ſie jammert, doch als allzumal
In jedem nun erwacht die wildſte Gier,
Geweidet und genährt von ihrer Qual,

Da werfen ſie ſich, jeglicher ein Thier,
Mit Tigerwuth auf ihre Beute hin,
Sie kreiſcht, ſie fällt, die Sinne ſchwinden ihr.

Dem Ritter fährts wie Wahnſinn durch den Sinn,
Er knirſcht und ſchäumt, er heult in wilder Wuth:
„Das iſt nun unſ're Brautnacht! Mein Gewinn!

„Das iſt nun Lohn für unſ're Liebesgluth!
Das iſt der Fluch des Vaters! Iſt mein Fluch!“
Er läſtert Gott, und — ſchwimmt in ſeinem Blut. —

Und als die Furienluſt geſtillt war, trug
Man beide Leichen aus dem Zimmer fort,
Vereint gehüllet in ein blutges Tuch.

Man barg ſie gut an einem dunkeln Ort,
Und ſuchte, da geborgen Gold und Wehr,
Die Spur zu tilgen von dem Doppelmord.

„Horch, Horch! Was kommt ſo früh des Wegs daher?
Hornſchall! Drommeten! Wird die Stadt berannt?
Naht ihr ein Feind? Wer kommt geritten, wer?

„Lugt doch hinaus! Iſt eine Fehd' entbrannt?
Schließt ſchnell das Thor, obgleich kein Feind ſich wagt
Zu uns herein, vom Abſcheu übermannt.

„Wer aber kommt ſo früh, da kaum es tagt?“ —
Und Roſſewiehern ſchallt, Ruf und Geſchrei,
Der alte Graf mit hundert Mannen jagt

Dicht am Leproſenhaus vorbei, vorbei.

3.

Am Thor von Erfurt hält die Reiterſchaar,
Der Wächter ſiehts erſchreckt, und bläſ't Allarm,
Es droht, ſo glaubt er, ſeiner Stadt Gefahr.

Doch ruhig, jeder ſeine Wehr' im Arm
Des Grafen Mannen ſteh'n, nur einer nah't,
Ein Greis, dem Thor aus dem bewehrten Schwarm.

„Sag' an, ſag' an, du munt'rer Wächter, trat
Ein Bube nicht an's Thor mit einer Maid,
Die Einlaß heiſchten ihrer Miſſethat?“

„„Wohl war ein Ritter d'raus mit einer Maid,
Doch wird zur Nacht das Thor nicht aufgethan,
Das gab ich jenen Beiden zum Beſcheid.““

„So ſind ſie nicht hinein! Wohlan, heran!
Weit können ſie nicht ſein, ſie haben ſich
Umher verſteckt! Durchſtreift Thal, Buſch und Plan!

„In Haus und Hütten ſucht ſie! Fürchterlich
Soll ihre Strafe ſein, Gott hat gemacht
Mich zum Vollſtrecker meines Fluchs, ja mich!

„Seht, ich bin eisgrau worden über Nacht,
Mein ausgerauftes Haar, es deckt mich weiß,
Oft hab' ich, doch nie ſo wie heut, gewacht!“

So ruft verzweiflungskalt der ſtarre Greis,
Er reitet fort, er ſpäht, und plötzlich hält
Er an, und all ſein Blut gerinnt zu Eis.

Dann überlaut ſein mächt'ger Hornruf gellt,
Die Mannen nah'n im Flug, der Alte winkt,
Und rings von Wappnern wird das Haus umſtellt.

Das Racheſchwert in ſeinen Händen blinkt,
Er keucht, er ſammelt Kraft, ſein ſtarker Geiſt
Erhält den matten Leib, daß der nicht ſinkt.

Mit Augen, die Verderben lodern, weiſt
Er nach dem Roß, das er am Zaun entdeckt,
Das er gar wohl kennt, wem's gehört, wie's heißt.

Die Seinen ſteh'n, ach, traurig und erſchreckt,
So unwillkommen nah Entſcheidung droht,
Hier iſt der Ort — hier, hier ſind ſie verſteckt!

„Auf! Auf!“ erſchallt der Ritter Machtgebot
Und an die Pforten ſchlägt der Schwerter Knauf;
Im Oſten flammt ein blut'ges Morgenroth.

Der junge Tag zieht trüb umwölkt herauf,
Laut wieh'rt das Roß; vor dem Leproſenhaus
Schallt wiederholt der Ungeduld: „Auf! Auf!“

Jetzt kracht das Thor entzwei — „Gebt gleich heraus,
Die ihr geborgen! Wo, wo ſind ſie? Sucht
Durch alle Winkel! — Ha! — Hier Blut?? O Graus

„O ew'ger Gott! O unglückſel'ge Flucht!
Komm Graf, komm Greis, komm Vater, ſchau' hieher!
Hier iſt das Liebespaar, das du verflucht!

„Hier hielten ſie die Hochzeit, ſie und er!
Sie ſchlafen beieinander, ſüß und traut,
Und ſind ſo ſtill, und fliehen nun nicht mehr.

„Hier liegen ſie, der Bräutigam, die Braut,
Er blutet noch, doch ſie — blieb wundenlos,
Sie haben zur Entſchuld'gung keinen Laut.“ —

Stumm ſteht der Graf, ſein Schmerz, ſo rieſengroß,
Raubt ihm Empfindung, Sprache, Denkkraft faſt,
Er möchte ſprechen, doch er ſtammelt blos.

Die Mannen all' ſind ſchreckerfüllt, erblaßt,
Erfüllt von Schauder ob der Frevelthat,
Und unerhörtes Zürnen ſie erfaßt.

Furchtbaren Ernſtes halten ſie dann Rath;
Sie tragen ſtill die Leichen aus dem Haus,
Dem bald ſoll reifen des Verderbens Saat.

Sie führen ſtill den Grafen fort, es ſcheint
Als rühr' ihn nichts mehr, dieſes Anblicks Schmerz
Hat rathlos ihn gemacht, ihn ganz verſteint.

Bräch' hier ein Herz nicht, wenn's ein Vaterherz?
O Fluch! O Hölle, Hölle in der Bruſt,
Was zogſt du ſeinen Himmel erdenwärts?

Er hat den Bund der Liebenden gewußt,
Und ſtreng verſagt, was ihre Lieb' erfleht;
Sie ſind vereint, und ſein iſt der Verluſt,

Und zum Verzeihen iſt es nun zu ſpät,
Doch furchtbar flammen ſoll der Rache Strahl,
Die Todesſichel, die verderbend mäht.

Bleich zittern die Leproſen allzumal,
Die eingeſchloß'nen, keiner darf entflieh'n,
Und nahen ſehen ſie furchtbare Qual.

Des Grafen Mannen, die das Haus umzieh'n,
Vermauern raſch die Pforte, Stein zu Stein,
Bis es gethan, und rothe Fackeln ſprüh'n.

Und Fackeln fliegen in das Haus hinein,
Sie zünden hier, ſie zünden dort, bald loht
Allenden lichte Gluth mit grellem Schein.

Den hellen Fackelreigen tanzt der Tod,
Wie Heulen der Verdammten ſchallt mit Macht
Geſchrei durch Qualm und Gluth und Flammenroth.

Und als der Mittag kam, da war's vollbracht,
Da war gerächt die That voll Mord und Graus,
Des Grafen Aug' war überhüllt von Nacht —

Ein Aſchenhaufen das Leproſenhaus. —

Der Goldſchacht zu Reichmannsdorf.

1.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Wuchs güldig Erz zu Hauf,
Aus hundert Gruben brachte
Die Knappſchaft ihr Glückauf!
Das war ein fröhlich's Bauen,
Nie war der Eimer leer,
Und Männer dort und Frauen
Sie geh'n in Gold einher.

Das preiſ' ich reiche Mannen,
Reich ihren Ort dabei,
Die, wenn ſie Spiel begannen,
Um Gold nur ſpielten frei.
Solch Bergwerk iſt zu loben,
Solch köſtlicher Gewinn;
Nach gold'nen Kegeln ſchoben
Sie gold'ne Kugeln hin.

Ein Herzog kam aus Sachſen,
Zu ſchau'n den ſelt'nen Schacht,
Dem ward, im Berg gewachſen,
Ein güld'ner Stuhl gebracht.

D'raufſitzend fuhr er nieder
An eines Knappen Hand,
Und kehrte freudig wieder,
Und pries das reiche Land.

Seht wie ſich dort im Tanze
Der ſchmucke Bergknapp' dreht,
Wie er im Feſttagglanze
Vor ſeiner Dirne ſteht.
Und wie er ſie umſchlinget
Und umſchwingt auf dem Platz,
In ſeiner Taſche klinget
Glückauf! ein gold'ner Schatz.

„Soll ſo die Arbeit ſegnen?
Wird ihm ſo reicher Lohn?
Dukaten läßt er regnen,
Der armen Wittwe Sohn!?
„Er achtet unverhohlen
Das Gold nicht einen Deut!
Er hat's wohl gar — geſtohlen,
Daß er es ſo verſtreut? —

„Woher ſonſt könnt er's haben?
Wer machte den ſo reich?
Seht nur den kecken Knaben!
Er thut's dem Steiger gleich!“ —

Der ſchwarze Neid erwachte,
Der Haß ward giftig laut.
Der Bergknapp aus dem Schachte
Koſ't unbeſorgt die Braut.

2.

Zu Reichmannsdorf im Amte
Die Richter ſaßen ſtumm;
Dort ſtand auf ſchwarzem Sammte
Ein Horologium
Des Sandes Körner eilen
Hinab im flücht'gen Lauf;
Der Richter Blicke weilen
Voll tiefen Ernſt's darauf.

Es dringt ein leiſes Jammern
Tief aus dem Erdenſchoos,
Das dringt aus Folterkammern,
Von Schmerzen, rieſengroß.
Die Henker zerren eilend
An des Gequälten Leib;
Am Gitter dort liegt heulend
Ein ſchmerzdurchtobtes Weib.

Und in die Richterſtube
Des Amtes Schreiber trat:
,,Er hat bekannt, der Bube,
Die langverneinte That.''
Und aus der Männer Munde
Tönt's dumpf, wie aus dem Grab:
,,Noch iſt nicht um die Stunde,
Brecht über ihm den Stab!''

Da ſchreit, da kreiſcht es draußen:
,,Hinein laßt mich! Hinein!''
Es überfällt ein Grauſen
Die Richter bei dem Schrei'n.
Das Weib ruft graunvoll heftig:
,,Unſchuldig iſt mein Sohn!''
Und ſtößt zur Seite kräftig
Die Schergen und den Frohn.

,,Könnt ihr vor Gott vertreten
Wie ihr gerichtet habt?
Der Herzog, ungebeten,
Hat meinen Sohn begabt!''
Doch ob ſie ungeduldig
Um Gnade fleht und drängt,
Die Richter ſprechen: ,,Schuldig!!
,,Es wird der Dieb — gehängt!''

3.

Zu Reichmannsdorf aufragte
Am Berg das Hochgericht,
Umdrängt, da kaum es tagte,
Vom Schwarm des Volkes dicht.
Die Sünderglocke läutet,
Im Sterbehemde weiß,
Vom Geiſtlichen begleitet
Führt man den Dieb zum Kreis.

Und in des Kreiſes Mitten
Kommt jammernd um den Sohn
Die Mutter hergeſchritten,
Trägt ein Gefäß voll Mohn.
Stumm gibt des Volks Gewimmel
Der Alten willig Raum,
Sie hebt den Arm zum Himmel
Und tritt zum Todesbaum.

Und ruft, wie alle ſchweigen:
„O gebt den Sohn mir frei,
Sonſt muß mir Gott bezeugen,
Daß er unſchuldig ſei!

„Sonſt ſoll die Hölle zahlen
Mir dieſen Schmerzensgang!“ —
Sie ſpotten ihrer Qualen,
Der Henker greift zum Strang.

„Fahr' wohl! Fahr' wohl, mein Leben!“
Hallt noch der Mutter Wort:
„Und Gott — mag mir vergeben!“
So weinend wankt ſie fort.
Die Knappſchaft weilte betend
Im nahen Zechenhaus.
Das Weib, zum Stollen tretend,
Bricht ſo in Worten aus:

„Beim Blut des Gottesſohnes,
Wie bei der Hölle Macht!
So viele Körnlein Mohnes
Jetzt fallen in den Schacht;
„So viele Jahre finde
Der Menſchen Goldbegier,
Zur Rache meinem Kinde
Kein Körnlein Goldes hier!“

Und in der Hölle Namen
Sich beugend wunderlich,
Wirft ſie zahlloſen Samen
Wild rücklings über ſich.

Die Körnlein alle rollen,
Geſtreut von ihrer Hand,
Hinab den dunkeln Stollen,
Hinab die Bergeswand.

Und flucht den Richtern allen
Und ſtürzt ſich hinterdrein —
Drauf wilde Waſſer fallen
In alle Gruben ein.
Dumpf donnert's in den Teufen,
Her brauſt ein Wogenſchwall,
In Fluthen zu erſäufen
Die hundert Gruben all.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Baut man auf Gold nicht mehr.
Der Fluch der Wittwe machte
Die Gruben beuteleer.
Unſchuldig war der Knabe,
Unſchuldig umgebracht,
Es war des Herzogs Gabe,
Die ihn ſo reich gemacht.

Wanderbuch und Wanderbilder.

Letztes Beiſammenſein.

1.

Mein liebes liebliches Liebchen,
Ich bin dir gar zu gut!
Dich denken all' meine Gedanken,
Möcht' von dir nicht weichen und wanken;
Was doch die Liebe thut!

Mein liebes liebliches Liebchen,
Komm gib' mir noch einen Kuß!
Laß Lippen an Lippen ſich laben!
Gott gibt uns die ſüßeſten Gaben
Im reichen Ueberfluß.

Mein liebes liebliches Liebchen,
Schau ich dir ins Geſicht,
Wird die Welt mir lichter und lichter,
Gott ſelbſt iſt ein himmliſcher Dichter
Und Liebe ſein ſchönſtes Gedicht!

Mein liebes liebliches Liebchen,
Komm an mein Herz aufs Neu!
Muß weinen in Luſt und im Leide;
Mein liebliches Liebchen, ich ſcheide,
O bleibe mir gut und treu!

2.

Und es war der letzte Kuß
Liebeheiß und innig,
Folgend einem harten Muß
Fortgegangen bin ich.

Aus des Liebchens warmen Arm,
In die Nacht voll Schauer.
Ach, mein Herz gepreßt von Harm,
Ach, mein Herz voll Trauer.

Mir entgegen bläſt der Sturm,
Hemmt mich auf dem Wege,
Hinterdrein mir ſchickt der Thurm
Trennungsſtundenſchläge.

Kalter Wind und alter Thurm
Habt euch ſchlecht empfohlen,
Möcht' euch beide, Uhr und Sturm,
Doch der Kuckuk holen!

Abſchied.

Leb' wohl, leb' wohl mein Lieb!
Ich ſeh dich nun nicht mehr,
Doch träum' ich ſüß von dir,
Daß ich noch bei dir wär'. —

Jene Tage, die ſo blühend,
Ach, ſie flohen, wie das Glück!
Jene Küſſe, die ſo glühend,
Bringt mir keine Macht zurück.

Leb wohl, leb wohl mein Lieb!
Muß reiſen weit von dir,
Doch deine Liebe geht
Durch alles Land mit mir.

Deine Liebe zeigt mir immer
Hold dein Bild, das mir ſo werth,
Von der Unſchuld Roſenſchimmer,
Von der Sehnſucht Thau verklärt.

Leb wohl, leb wohl mein Lieb!
Dein Herz geht mit mir fort,
Daß nicht allein du biſt,
Bleibt meine Seele dort.

Stätte meiner ſchönſten Stunden,
Ach, wie biſt du nun ſo leer
Nach dem Glück, das wir empfunden,
Ach, wie wird der Abſchied ſchwer.

Leb wohl, leb wohl mein Lieb!
Gott ſei mit dir und mir!
Bis wir uns wiederſehn,
Sei's droben, oder hier! —

Nachtbilder im Reiſewagen.

Eine dunk'le Wolke ſchwebt
Ueber goldnen Sternen,
Und mein Herz erſeufzt und bebt,
Muß von der, in der es lebt,
Weit, weit ſich entfernen.

Auge, was zum Himmel blickſt du?
Herz, warum zum Himmel ſchickſt du
Leiſe Seufzer und Bitten?
Himmelsanblick Schmerzen ſtillet,
Wenn uns Erdennacht umhüllet,
Wenn wir ſchwer gelitten.

Hinter mir die müden
Schläfer in den Mauern,
Um mich tiefer Frieden,
In mir tiefes Trauern.
Abſchied hab' ich genommen
Von der trauten Lieben,
Drum iſt ſo beklommen
Mir das Herz geblieben.

In das Dunkel fahre
Ich betrübt und allein,
Gottes Engel bewahre,
Liebchen, dich gut und rein.

Gottes Engel leite
Dich auf ebner Bahn!
O wie weh hat heute
Mir der Abſchied gethan!

Was küßt mir die Wange
Wie Frühlingswehen?
Was heißt mich bange
Zum Himmel ſehen?
Liebchen, verlaſſen, verwaiſt,
Denkſt du an mich voll Kummer?
Scheucht auch dir Wehmuth den Schlummer?
Liebchen, küßt mich dein Geiſt?

Ich möchte ſchlummern
Und kann es nicht,
Ich möchte weinen
Und kann es nicht,
Geſtern vermocht' ich noch beides,
An deinem Herzen
Da ſchlief ich ein,
Ach, und ich weinte
Um dich allein
Voll unausſprechlichen Leides.

Föhren und Wellen rauſchen
Durch das Dunkel der Nacht,
Und ich muß ihnen lauſchen,
Aus kurzem Schlummer erwacht.

Welches dumpfe Toſen
Dringt zu mir empor?
Geſtern noch lauſchte dem Koſen
Seliger Liebe mein Ohr.

Die Sterne bleichen,
Die Schatten weichen,
Im Roſenſchimmer
Der Oſten glüht.
Ich denke trübe
An meine Liebe,
Ach, immer, immer
Nacht im Gemüth.

Stern des Morgens, wie lieblich ſtrahlſt du,
Holde Eos, wie lieblich malſt du
Morgenwolken mit roſigem Kuß!
Phosphoros, ſtrahl' in des Liebchens Kammer,
Morgenröthe, verſcheuch' ihren Jammer,
Morgenluft, bring' ihr des Freundes Gruß!

Sonnenblicke.

Trüber Himmel, trüber Himmel,
Nirgendwo ein Sonnenblick,
Und ſo trüb iſt meine Stimmung,
Und ſo trüb iſt mein Geſchick.

Doch nicht zagen, doch nicht klagen,
Hüllt in Dunkel ſich dein Glück;
Bricht nicht durch den Flor der Wolken
Doch bisweil ein Sonnenblick?

Armer Wandrer, armer Wandrer,
Blicke hinter dich zurück!
Aus der Heimath grüßt dich weinend
Der Erinnrung Sonnenblick.

Vorwärts Wandrer, vorwärts Wandrer!
Vor durch Sturm und Mißgeſchick;
Hell durch Silberwölkchen lächelt
Dir der Hoffnung Sonnenblick.

Sonnenmorgen.

Ich grüße Sonnenmorgen dich
Mit deinen hellen Strahlen!
Willſt du des Aethers Blau für mich
Mit lichtem Golde malen?

Nach trüben Tagen lächelt hold
Ein heitrer Morgen heute;
Das Sprüchlein iſt bewährt wie Gold,
Vom Reiſen frommer Leute.

Schöne Ausſicht.

Kann der Mund Gefühle tönen,
Wenn das Auge trunken ſchaut
In die reiche Welt des Schönen,
Bis es Freudenzähren thaut?

Kann das Menſchenherz verkünden,
Wenn es wonneſchauernd ſchlägt,
Und ein ſeliges Empfinden
Himmelan die Seele trägt?

Nein, zu arm iſt jede Sprache,
Jeder Mund im Jubel ſtumm,
Aber einſt Erinnrung ſage:
Dort, dort war Elyſium.

Spaziergang in * *.

„Komm, laß uns, Freund, ſpazieren gehn,
Vertraulich, Hand in Hand,
Und alle Herrlichkeit beſehn
In dem Gefild voll Sand.

„Gar ſchöne Gärten zeig' ich dir
In dieſer ebnen Flur,
Drin lauter Schnitzwerk und Manier,
Und nirgendwo Natur.

„Hier ſiehſt du einen Berg gebaut
Zwölf Fuß hoch überm Land,
Darauf das trunkne Auge ſchaut
Nach Bäumen allerhand.

„Und dort aus Felsgeſteinen ſpringt
Ein Brünnlein wie Kryſtall,
Das man acht Fuß zu fallen zwingt,
Das iſt der Waſſerfall.

„Nun folge mir zum großen Teich,
Des Parkes Schmuck und Kron'.“
„„Wir ſind gewiß zur Stelle gleich,
Denn — Freund — ich riech' ihn ſchon.““

Schlafendes Kind in der Wirthsſtube.

Kindlein ſchläft, die Burſche ſchwärmen
Und Gelächter gellt und ſchwirrt.
Kindlein ſchläft, die Männer lärmen
Zechend, und die Kanne klirrt.

Kindlein, wacht ein Engel fächelnd
Bei dir aus dem Paradies?
Ja, ſo ſchläft, im Schlummer lächelnd,
Unſchuld unter Stürmen ſüß.

Toaſt.

Dein Wohl, mein Liebchen,
Trink' ich im gold'nen Wein!
Könnt' ich, o könnt' ich
Bei meiner Holden ſein!
Lebe hoch! Lebe hoch!
Gedenke mein!

Dein Wohl, mein Liebchen,
Trink' ich von dir ſo weit!
Und dein gedenk' ich
Voll Treu und Zärtlichkeit.
Lebe hoch! Lebe hoch!
Du ſüße Maid!

Dein Wohl, mein Liebchen,
Trink' ich voll Zuverſicht!
Nur dich im Herzen,
Bis mir das Auge bricht.
Lebe hoch! Lebe hoch!
Vergiß mein nicht!

Wolken.

Die Wolken ziehen
Am Himmelsſaal;
Vorüber fliehen
Sie allzumal.

Die Wolken ſchweben
Oft erdenwärts;
So will ich heben
Empor mein Herz.

Gott ſei mein Leiter
Auf meiner Bahn,
Dir folg' ich heiter,
Geh'ſt du voran!

Wohin du führeſt,
Folg' ich voll Muth;
Was du erküreſt,
Iſt ewig gut.

Und wären's Schauer
Der Wetternacht,
Nach Sturm und Trauer
Die Sonne lacht.

Vorüber fliehen
Sie allzumal,
Wie Wolken ziehen
Am Himmelsſaal.

Gruſs in die Heimath.

Allen Theuern, die wir gerne
Rechten Sinnes anerkannt,
Seien aus der ſchönen Ferne
Treue Grüße zugeſandt!

Zauberfluren überſchauend,
Frohen Sinnes ſtanden wir;
Blicke hoffend und vertrauend
Nach der Heimath ſandten wir.

Wird uns dort das Glück begrüßen? —
Ach in Heimath ruht ein Glück,
Aus den ſchönſten Paradieſen
Sehnt ſich unſer Herz zurück.

Heimath lebe! Angeklungen!
„Treu der Heimath bis zum Grab!"
Aber mit Erinnerungen
Kränzen wir den Wanderſtab.

Bilder der Sehnſucht.

Nach der Ferne, nach der Ferne
Blickt mein Auge Nacht und Tag,
Und mein Herz, es flöge gerne
Meinen Sehnſuchtblicken nach.
Sonne, deine Strahlen fliehen,
Und die Lüfte athmen Ruh,
Sonne, könnt' ich mit dir ziehen,
Fern zum Weſten, ſo wie du!

Wenn am Abendhimmel
Wolken wie Berge ſteh'n,
Träum' ich im Zauberſpiegel
Heimathberge zu ſeh'n.
Und der öden Fläche
Fühl' ich mich dann entrückt,
Wenn die trunkene Seele
Heimathgebild entzückt.

Aus Abendwolken baue
Ich Burgen und Felſen auf,
Voll tiefer Sehnſucht ſchaue
Ich träumend dann hinauf.

O ſtänd' ich auf jenen Zinnen,
Und ſchaut' ich herab in's Land,
Wo ich mit ihr gewandelt,
Stillſelig Hand in Hand!

Vogel, der ſich in Lüften wiegt,
Soll ich dich nicht beneiden?
Wer wie du über Länder fliegt,
Ach, der kennt kein Scheiden.
Leichte Schwingen tragen ihn fort,
Will er, iſt er gleich wieder dort,
Während mein Herz dem Gram erliegt,
Die Geliebte zu meiden.

Wanderers Morgengruß.

Guten Morgen, guten Morgen, ihr Fluren voll Segen!
Wie fühl' ich im Buſen ein fröhliches Regen!
Ich breite die Arme zum Aetherzelt:
Guten Morgen!
Du herrliche Gotteswelt!

Guten Morgen, guten Morgen, ihr Thäler und Höhen,
Mit Dörfern und Städten, mit Flüſſen und Seen.
Es grüßt euch der Wand'rer mit frohem Gefühl:
Guten Morgen!
Ihr Wälder, ſo ſchattig und kühl!

Guten Morgen, guten Morgen, ihr himmliſchen Strahlen,
Die Wälder und Fluren mit Sonnenroth malen,
Ihr Strahlen, ihr Lüfte, fliegt fern hin zu ihr!
Guten Morgen!
So grüßt die Geliebte von mir.

Wünſche.

Wer ein Flügelroß doch hätte,
Sich zu ſchwingen himmelan
Ueber Wälder, Berge, Städte!
Oder einen Wolkenkahn,
Mit dem Adler in die Wette,
Luft, in deinem Ozean
Hinzuſegeln kühn und hoch!
O wer ſolches hätte doch!

Bald im Abendroth ſich wiegend,
Niederſinkend mit dem Thau;
Bald im hellen Aether fliegend,
Bald im düſtern Nebelgrau,
Ueber Donnerwolken, ſiegend;
Schwimmend bald im ew'gen Blau,
Sich in Strahlen badend rein,
Welche Wonne müßt' es ſein!

Eitle Wünſche, kühne Dränger
Meiner Seele, ſenkt den Flug!
Sehne dich, o Herz, nicht länger
Nach der Wolken fernem Zug.
Lebt ein Flugroß doch dem Sänger,
Das zum Himmel oft ihn trug,
Hoch empor mit Adlerſchwung:
Phantaſie — Begeiſterung.

Mondgang.

Ich ſehe deinen lichten Strahl,
O Mond, ſo ſanft und rein,
Und du blickſt in mein Herz voll Qual,
Wir Beide ſind allein.

Du haſt kein Liebchen, armer Mann,
Und findeſt nimmer Ruh,
Vom Liebchen fern wall' ich die Bahn
Einſam durch Nacht, wie du!

Nur eines trennt uns, lieber Mond,
Das drückt mein Herz ſo ſehr:
Du biſt's Jahrtauſende gewohnt,
Mir — fällt es gar zu ſchwer.

Erſtlinge.

Das erſte Veilchen ſah ich blüh'n,
Als ich im Thalgrund ging,
Und gaukelnd flog darüber hin
Der erſte Schmetterling.

Und als ich beide kaum geſeh'n
Und ſinnend ſtand am Bach,
Da ward ein frohes Auferſteh'n
Rings tauſendfältig wach.

Wenn Lenz den bunten Herold ſchickt,
Und Veilchen ſich erſchließt,
Dann jede Flur ſich bräutlich ſchmückt,
Daß ſie den König grüßt.

Lied der Schildbürger.

Gemüthlich zu ſingen nach der Mel.: Es kann ja nicht immer ſo bleiben ꝛc.
oder: Willkommen o ſeliger Abend.

Wir haben den Himmel auf Erden,
Einen andern brauchen wir nicht.
Da wiſſen wir ſelig zu werden,
Nicht ſchreckt uns das jüngſte Gericht.

Die Sonne, der Mond und die Sterne
Sind alle in unſerer Stadt,
Dort weilen wir fröhlich und gerne,
Und eſſen und trinken uns ſatt.

In dem Paradeiß und im Engel
Da geben wir oft zum Schmaus;
Uns ſtreckt aus den lieben Häuſern
Gott Vater den Arm heraus, u. ſ. w.

Wanderers Königthum.

Wenn ich ſo auf Reiſen bin
Brüſt' ich mich nicht wenig,
Denn in meinem Dichterſinn
Dünk' ich mich ein König.
Sind mir doch an jedem Ort
Menſchen unterthänig,
Richten ſich nach meinem Wort,
Jeden Harm verpön' ich.

Finde faſt in jeder Stadt
Eine goldne Krone,
In der Krone kehr' ich ein,
Fragt ihr, wo ich wohne!
Kammer, Kabinet und Saal
Find' ich, nebſt dem Throne,
Man bedient mich überall
Gleich dem Königsſohne.

Mein geheimer Rath beſteht
Nicht aus vielen Räthen,
Der Herr Wirth zur Krone räth
Mir in allen Nöthen.

Kammerdiener und Laquei'n,
Die ſich nie verſpäten,
Laß ich flinke Kellner ſein
Mir in allen Städten.

Und ſo bin ich Souverain,
Denn ich darf nur winken,
Alles, was mein Herz begehrt,
Schaffen mir die Flinken.
Gute Speiſen, guten Wein,
Auf mein Wohl zu trinken,
Kann ich mir Regent zu ſein
Nicht im Gaſthaus dünken?

Könige, ſeht her, wie ich
Euer Glück benaſche!
Keine Revolution,
Wenn ich Freuden haſche.
Und ein Schnippchen ſchlag' ich euch
Bei der vollen Flaſche,
Denn mein ganzes Königreich
Trag' ich in der Taſche.

Fahrende Sänger.

Es zogen drei Studenten
Wohl über Berg und Thal,
Sie ſangen von ihren Schönen,
Es klangen in hellen Tönen
Die Lieder überall.

Die Mägdlein und die Knaben,
Die lauſchten froh dem Klang,
Sie reichten den Sängern Sträußer,
Da ſcholl ganz leiſ' und leiſer
Von fern her noch der Sang:

„Habt Dank, ihr Mägdlein und Knaben,
Und Glück in euer Haus!
Wir wandern, ſingen und lieben,
Draus iſt uns ſchon getrieben
Ein Himmelsblüthenſtraus!"

Kunſt am Wege.

Lieber Junge, guter Junge,
Der ſo ſchöne runde Räder
Neben meinem Wagen herſchlägt,
Lobenswerth iſt deine Kunſt.

Nicht gleich andern ſchnöden Künſten
Geht ein ſolch Talent nach Brode,
Nein, es ſchlägt ein Rad um's andre,
Warlich, Räder ſchlägt's um's Brod.

Loben muß ich ſolche Gabe!
Loben? Lohnen und ermuntern.
Hier mein Junge, nimm den Pfennig,
Der ſo rund iſt, wie dein Rad.

Der Garten.

In einem Garten weil' ich gerne
Im Dämmerſchein,
Und blicke ſehnend in die Ferne
So ganz allein.
Die Sterne droben wandeln ſtill
Und ich kann träumen, wie ich will
In einem Garten.

In einem Garten in der Kühle
Da träumt ſich's gut,
Das Herz mit ſeinem Wehgefühle
Iſt ſtill und ruht.
Und Vöglein ſingen im Gebüſch,
Und Blumen duften balſamfriſch
In einem Garten.

In einem Garten ging ich wonnig
An Liebchens Hand;
Die Auen lachten maienſonnig
Und alles Land.
Es war ſo ſchön, ſo wunderſchön,
Nun immer möcht' ich mich ergehn
In einem Garten.

In einem Garten möcht' ich ſchlafen
Im Mutterſchoos.
Ein Blumengrab mein Friedenshafen,
Mein Bettlein Moos.
Ihr Freunde, keinen Leichenſtein!
Sterb' ich, ſo ſenkt mich liebend ein
In einem Garten.

Tauſchhandel.

Mägdlein hinter'm Rebenlaube,
Mägdlein, brich mir eine Traube!

Aber mit den weißen Händen
Mußt du mir die Traube ſpenden.

Aber mit den rothen Lippen
Mußt du von den Beeren nippen.

Mägdlein hinter'm Rebenlaube
Nicht umſonſt will ich die Traube.

Will, ſo viel ich zähle Beeren,
So viel Küſſe dir gewähren, —

Soviel ſüße Worte weihen,
Als mich Beeren ſüß erfreuen.

Auch ein Lied ſei dir beſchieden!
Mägdlein, biſt du nicht zufrieden?

Tagwächterlied.

Ich bin der Wächter wenn alles wacht,
Wohlauf!
Ich wache bei Tag, und ſchlafe bei Nacht,
Wohlauf!
Der Nachtwächter macht ein gar finſt'res Geſicht,
Ich blinzle vergnüglich in's Sonnenlicht,
Das iſt mein Lebenslauf.

Ich hab' auch kein Horn, das die Nachbarn erſchreckt,
Wohlauf!
Von meinem Geſang wird keiner erweckt;
Wohlauf!
Ich trag' einen Spieß nur gar ſpitzig und breit,
Zum Schrecken der Strolche und Bettelleut',
Das iſt mein Lebenslauf.

Durch alle Gaſſen mach' ich die Rund,
Wohlauf!
Im Dorfe da kennt mich jeder Hund,
Wohlauf!
Auf des Dorfes Wohlfahrt hab' ich gar Acht,
Und ich wache bei Tag, und ſchlafe bei Nacht,
Das iſt mein Lebenslauf.

Auf dem Rhein.

Ich grüße dich, o Vater Rhein
Im hellen goldnen Sonnenſchein!
Im leichten Kahn, von Luſt gewiegt,
Trägt deine Welle mich vergnügt.
Ein Wunder ſcheint mir's faſt zu ſein,
O Vater, Vater Rhein!

Wie bunt um mich das Leben lacht!
Belebt es deine Zaubermacht?
So lange ſehnt' ich mich nach dir,
Nun bin ich endlich, endlich hier,
Und ſchiff' auf dir, und trinke Wein!
O Vater, Vater Rhein!

Die Sonne neigt ſich ſchon zur Ruh'!
Wie ſchön, o Strom, wie ſchön biſt du!
Die grüne Woge, golddurchglüht,
Wird Feuer, wie ſie aufwärts ſprüht;
Und Zauberfarben ſchmelzen drein.
O Vater, Vater Rhein!

Die fernen Bergeshäupter glüh'n
Wie rother Wein und wie Rubin!
In Duft verdämmert alles Land
Und bleiche Nebel ziehn am Strand
Du glühſt im Himmelswiederſchein;
O Vater, Vater Rhein!

Die Flaſche, die ſo hell, ſo klar,
Die voll vom Rebengolde war,
Sei als ein Opfer dir geſchenkt,
Sei tief in deinen Schoos verſenkt.
Mein Name d'rin, gedenke mein!
O Vater, Vater Rhein!

Am Rhein.

1.

O Strom, wie ziehſt du
Vorüber mir!
So eilend fliehſt du,
Und bleibſt doch hier.
So ſtill gebettet
So wunderbar,
So ſanft geglättet
Und ſpiegelklar.

Der Himmel ſinket
In dich hinein,
Der Himmel winket
Aus dir, o Rhein!
Er flammt ſo prächtig
In deinem Schooß,
Darum ſo mächtig
Biſt du, ſo groß.

O Strom, ich blicke
Auf dich, auf dich,
Faſt von der Brücke
Verlockſt du mich.

Ein Meer von Funken
In Roſengluth!
Faſt zieht michs trunken
In deine Fluth.

2.

Fiſchlein, Fiſchlein im Rhein,
Spielen im Sonnenſchein,
Scherzen ſo wohlgemuth
Still in der grünen Fluth;
Fiſchlein im Rhein.

Fiſchlein, Fiſchlein im Rhein,
Könnt ich wie ihr doch ſein
Sorgenlos, kummerlos,
Selig im Wellenſchoos,
Fiſchlein im Rhein!

Fiſchlein, Fiſchlein im Rhein,
Einſam wand'r ich, allein.
Lebt wohl, muß weiter gehn,
Werd' euch nie wiederſehn,
Fiſchlein am Rhein!

Vor Danneckers Chriſtus.

Abbild du des Ewigreinen,
Sieh uns ernſt vor dir erſcheinen,
Leben ruft aus todten Steinen:
Durch mich zum Vater.

Gottverkläret, gottverbündet
Steht er, der die Welt entſündet,
Und der heil'ge Mund verkündet:
Durch mich zum Vater.

Alſo ſtand er lehrend, heilend
Unter ſeinen Lieben weilend,
Sprach, ſein Liebesmahl vertheilend:
Durch mich zum Vater.

Mögen Tod und Teufel toben,
Hoch die Segenshand erhoben
Winkt der Gottesſohn nach oben:
Durch mich zum Vater.

Auf die Kniee, Millionen,
Wo nur Weſen liebend wohnen,
Säuſelt Liebe durch die Kronen:
Durch mich zum Vater.

Weggruß.

Den Wand'rer hieß ein heißer Trieb
Durch manche Länder gehn,
Und oft vor heil'gen Bildern blieb
Er ernſt betrachtend ſtehn.
Und heit're Kinder ſieht er ziehn,
Drob er den Harm vergißt,
Sie lächeln froh, ſie grüßen ihn:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

„„In Ewigkeit!““ O frommer Gruß
Aus holder Unſchuld Mund,
Es gibt der Menſchheit Genius
In dir ſich liebend kund.
Und Jungfraun nahen, ſtilles Glück
Ihr Herz vielleicht ermißt,
Sie grüßen mit geſenktem Blick:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

„„In Ewigkeit!““ Und bleib' euch nah
Sein Frieden immerdar,
Und liſpelt bald das heil'ge Ja,
Den Myrtenkranz im Haar.

Da kommt ein Weib, gar ernſt und bleich,
Die Theures wohl vermißt;
Sie ſeufzet, ach, gedankenreich:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

„„In Ewigkeit!““ Und ſende doch
Dir Frieden in das Herz,
Und mache leicht dein Erdenjoch,
Und mild're deinen Schmerz.
Ein Greis am Stab, der Augen Licht
Ihm faſt erloſchen iſt,
Deß bleiche Lippe zitternd ſpricht:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

„„In Ewigkeit!““ Du graues Haupt,
Das Jahre tief gebeugt,
In Ewigkeit, du müdes Haupt,
Deß Haar zu Schnee gebleicht.
Bald grüßt im engen Ruheport
Wenn du entſchlafen biſt,
Dich Engelwonnejauchzen dort:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

Ruine.

Eine graue Burgruine
Steht im Abendſonneglanz,
Epheu webt, der immergrüne,
Um die Trümmer ſeinen Kranz.

Und ein Sänger mit der Zitter
Wandelt ſingend durch das Thor,
Die Geſtalten kühner Ritter
Ruft er aus der Gruft hervor.

Und der Sage Wunderblüthe
Flicht ſich in den Liedesſtrauß
Sonne, Epheu, Sang und Mythe
Zaubern jung das alte Haus.

Elegie am Monumente Poniatowsky's.

Abendſonne, deine bleichen Strahlen
Schimmern durch der Trauerweiden Grün;
Sinkend willſt du noch die Fluren malen, —
Flammend noch im dunkeln Gold erglüh'n?
Und es röthet deine ſanfte Helle
Der Viburnen Silberblüthen-Bälle;
Tief in Büſchen, wo dein Glanz verſchied,
Flötet Nachtigall ihr ſüßes Lied.

Freundliches Gefild, auf das der Friede
Alle ſeine Segensküſſe drückt,
Kündeſt du, daß du die Eumenide
Schreckenvollen Krieges einſt erblickt?
Nein, du lächelſt, ſanft wie Kindeswangen
Lächeln, darauf noch Thränenperlen hangen,
Die der Kuß der Mutter ſchnell verwiſcht,
Und des Weh's Erinnerung verliſcht.

Eingelullt von leiſer Friedensſtimme
Will das Leben ſchlummern rings umher;
Nicht mehr aufgeſchreckt vom droh'nden Grimme,
Vom Kanonendonner, dumpf und ſchwer.

Stille — ſtille — laß die Toden ſchlafen!
Treibe nicht die Schiffer aus dem Hafen!
Geiſter — ſie bewohnen dieſen Ort —
Konnten hören das vermeß'ne Wort.

Wie wenn Blut ihn nie geröthet hätte,
Nie der Tod das Leben wild umſchäumt,
Schleicht der Fluß durch ſein umbuſchtes Bette
Wie ein Kind, das unter Blumen träumt.
Sieh, dort kommt ein Nachen hergeſchwommen,
Heitre Lieder werden d'rin vernommen;
Keiner denkt bei ſeinem frohen Sang,
Daß die Fluth hier Hunderte verſchlang.

Vöglein flattern harmlos durch die Büſche,
Auf dem Weiher ſchwimmt ein Schwanenpaar;
Blumen duften in der Abendfriſche,
Und der ew'ge Aether wölbt ſich klar.
Und es blitzt wie tauſend gold'ne Funken,
Dort, wo ſchon der Sonnenball verſunken;
Nur auf Tempeln und Paläſten ruht
Flammend ſeiner Scheideſtrahlen Gluth.

Nicht ſo mild haſt du die Flur umfangen,
Abend, in der wildbewegten Zeit,
Als um Freiheit hier die Völker rangen,
Blutig kämpfend im gewalt'gen Streit.

Zu dem Zagen, zu dem tiefen Trauern
Stimmte Herbſt mit ſeinen Grabesſchauern.
Bleich, in Dünſten, ein geſpenſtig Bild,
Zuckte, blutgekränket, das Geſild.

Doch verhallt ſind jene bangen Klagen,
Deine Kraft, Natur, iſt ewig jung.
Und es gelten nur den trüben Tagen
Leiſe Seufzer der Erinnerung;
Flüſtern in den Thränenweidenzweigen,
Die ſich auf dein ſtilles Denkmal neigen,
Polenheld, der dem Geſchick erlag,
Wehen ernſt um deinen Sarkophag.

Und es kommen aus dem Heimathlande
Oft ein Jüngling, oft ein ernſter Mann,
Weilen ſinnend an dem Uferrande,
Den dein hülflos Ringen nicht gewann.
Und ihr Blick ruht auf den kalten Steinen;
Thränen fallen, wie ſie Männer weinen.
Jene Fremde bleiben lange ſteh'n,
Denken dein, und ſeufzen ſtill, und geh'n. —

Nebelflöre ſchweben durch das Düſter,
Blumen ſchlafen, perlenüberthaut,
Durch Akacienwipfel weht Geflüſter,
Süß melodiſch tönt ein ferner Laut;

Iſt's Geſang von Aeolsharfenklängen? —
Wie die Zweige dort herniederhängen,
Alſo neigt zum ſtillen Acheron
Sein Gezweig der Baum von Babylon.

Welke Blätter.

1.

Am Baume hängt manch welkes Blatt
Und bebt und rauſcht im Wind,
Bis der es abgeriſſen hat
Und fortgeführt geſchwind.

Doch ob der Wind oft grimmig ſaust,
Noch bleibt manch Blatt am Baum,
Wie ſehr der Sturm es auch umſaust,
Sein Toben rührt es kaum.

Erſt wenn der holde Lenz erwacht,
Der Baum nun Knospen trieb,
Da ſinkt es nieder ſanft und ſacht,
Das Blatt, das oben blieb.

Des Menſchen Sinn iſt oft ein Laub,
Das keiner Strenge weicht,
Doch ſinkt es, für Gewalt ſo taub,
Wann ſich die Milde zeigt.

Des Menſchen Herz iſt oft ein Blatt,
In allen Stürmen feſt,
Bis es von langen Leiden matt
Den Lebensbaum verläßt.

2.

Seid fröhlich und munter
Ihr jungen Geſellen
Bergauf wie bergunter!
Die Segel laßt ſchwellen
Im Nachen, mit Lachen
Fahrt über die Wellen
Im ſorgloſen Jugendtraume.
Das Alter kommt leiſe
Doch ſicher gegangen,
Und ſind wir nun Greiſe
Mit runzlichen Wangen,
Und ſchleichen mit Keuchen,
Da laſſen wir hangen,
Es fallen die Blätter vom Baume!

Laßt leben die Schönen!
Die lieben, die leben!
Mit feurigen Tönen
Laßt uns ſie erheben!
Sie laben die Knaben,
Sie walten und weben
Für uns nur im Lebensraume.

Kommt's Alter geſchlichen,
Dann welken die Blüthen,
Iſt Schönheit entwichen,
Hat nichts mehr zu bieten.
Das Feuer wird theuer,
Die Flammen verglühten,
Es fallen die Blätter vom Baume.

Laß fallen, laß ſinken!
Es lebt noch ein Meiſter
Mit feurigem Winken,
Der kräftigt die Geiſter,
Er träumet, er ſchäumet,
Macht Schüchterne dreiſter,
Er perlt im Champagnerſchaume
Mag Schönheit und Blüthe
Der Zeitſturm zerſchmettern,
Komm Meiſter und hüte
Mit deinen Errettern!
Ich trinke — ich ſinke,
Ein Blatt zu den Blättern,
Es fallen die Blätter vom Baume

Paulinzelle.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Ich auch will ein Lied dir weihn,
Auf verſunkner Tempelſchwelle
Stand ich ſchweigend und allein.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Einſam ſchmückeſt du das Thal,
Morgenglanz und Abendhelle
Küſſen dich mit ihrem Strahl.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Mancher Wandrer ſah dich ſtehn,
Steinern hier als Immortelle,
Längſt verblüht und doch noch ſchön.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Deine Pracht verſchwand und ſchied,
Und in Tempel und Kapelle
Starb das letzte Feierlied.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Rieſentrümmer ſtolz und hoch,
Brach die Pracht des Zeitſtroms Welle,
Ließ ſie dir die Größe doch.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Biſt der Gegend Stolz und Zier,
Und der Sage Wunderquelle
Sprudelt ewig friſch in dir.

Paulinzelle, Paulinzelle!
Schweigender Ruinengreis!
Fern von dir, du heil'ge Stelle,
Sing ich laut zu deinem Preis.

Die Hünengräber.

Im mooſigen Kleide der einſamen Haide
Erhebt ſich die Hügelreih,
Von Menſchen gemieden, dort ſchlafen im Frieden
Gewaltiger Hünen drei.

Verhallt ihre Namen, Jahrhunderte kamen,
Jahrhunderte zogen vorbei,
Und Blumen entſprießen den Gräbern der Rieſen,
Stets ſchmückt ja der Frühling ſie neu.

Wenn Thau ſie befeuchtet, wenn Vollmond beleuchtet
Die Haide mit Silberſchein,
Scheint geiſtiges Leben darüber zu ſchweben,
Ein tanzender Elfenreihn.

Der Wandrer:

„Ihr Siedler der Grüfte, ihr Blumen voll Düfte,
Einſam den Hügeln entblüht,
O wollet mir ſingen von vergangnen Dingen,
Von der alten Zeit ein Lied!“

Die Blumen:

„Wir blühen ſeit geſtern, gleich unſern Schweſtern,
Die vor uns im Lenz geblüht.
Mußt die Geiſter fragen, ob Antwort ſie ſagen,
Ob ſie dir ſingen ein Lied?“ —

Der Wandrer:

„Ihr Wächter der Grüfte, ihr Geiſter der Lüfte,
Sagt Elfen mir und Feen,
Was in Dunkelheiten vergangner Zeiten
An dieſem Ort geſchehn?"

Die Elfen:

„Wir wallen und weben, wir flattern und ſchweben
Wie Lüftchen hin und her,
Mußt die Schläfer fragen, ob Antwort ſie ſagen?
Für uns fragſt du zu ſchwer."

Der Wandrer:

„So zürnt nicht dem Kecken, gewaltige Recken
In den Gräbern lang und breit!
Erhebt eure Stimme, ſingt, ſei's auch im Grimme,
Ein Lied von alter Zeit!"

— — — —

„Ach — die Schläfer ſchweigen, die Blumen neigen
Ihr Haupt und flüſtern ſtill
Im Thaugefunkel — der Zeiten Dunkel
Mir keines lichten will!" —

Geiſterſtimme:

„Die Formen veralten; in Wechſelgeſtalten
Gebiert aus der Zeit ſich die Zeit,
Und ſpinnt ohne Stocken vom klingenden Rocken
Den Faden der Ewigkeit." —

An die Ilm.

Du ſtiller Fluß, der von der Höhe
Des Schneekopfs niederfällt ins Thal,
Dein denk' ich oft und ſüßes Wehe
Erfaßt mein Herz dann jedesmal.
Du, Bergestochter, ſilberhelle,
Durch Schattenthäler geht dein Lauf,
Und nimmt der Bäche Bruderwelle
Mit ſanftem Flüſterkoſen auf.

Dort biſt du noch ein Mägdlein, hüpfend
Von Stein zu Stein mit lautem Fall,
Bald unter Ulmenbüſche ſchlüpfend
Verbirgt dem Blick ſich dein Kryſtall.
Dann kommſt du wieder fromm gezogen,
Ein ſtilles Kind, das ſinnend geht,
Und gaſtlich tränken deine Wogen
Der Waldeswieſen Blumenbeet.

Und wenn von Thal zu Thal ſo flüchtig
Dein jugendliches Leben rann,
So walleſt du wie Jungfrau'n züchtig,
Wenn dein Entfalten nun begann.

Du ruhſt in einem Blumenbette,
Und ſtrahleſt rein und klar dem Blick
Von deiner Fläche Spiegelglätte
Der Uferbilder Reiz zurück.

Ich hab an deinem Uferſchatten
Im frühen Jugendtraum geſpielt;
Ich ſchlief auf deinen Wieſenmatten
Von hangendem Gezweig gekühlt.
Dein Rauſchen hat mich eingeſungen,
Dein Flüſtern, geiſterleis und lind.
Ob Lieder meinen Traum durchdrungen?
Ich weiß es nicht. — Ich war ein Kind.

Von deiner Nixe hört ich ſingen:
Sie weile gern am Uferrand,
Wenn Kinder dann vorübergingen,
Da winke ſie mit weißer Hand.
Sie heb' empor die Lilienarme,
Und flechte ſich das grüne Haar;
Bleich ſei ihr Antlitz, bleich vom Harme —
So klangen Mährchen wunderbar.

Da ſehnte ſich mein kindiſch Träumen
Voll leiſer Schauer, ſie zu ſehn;
Mit ihr zu zauberiſchen Räumen
Tief in ihr Schloß hinab zu gehn.

Ich war ein Kind — den Wunſch gewährte
Mir keine Zeit, ich ſah ſie nie,
Doch jenes Sehnen, das ich nährte,
Wuchs mit mir auf, ward Poeſie.

Noch wußt' ich nicht, daß Himmelslieder
An dir erklangen, trauter Fluß!
Vom Himmel ſtiegen Götter nieder
Und Schillers keuſcher Genius.
O hätte ſegnend doch der Große
Mit Seraphhuld bei mir geweilt,
Und mir ein Blatt nur aus der Roſe
Der ew'gen Lieder zugetheilt!

Wer in Arkadien geboren,
Vergißt ſein Jugend-Tempe nicht,
Sei's, daß ihm Wehmuth Paſſifloren,
Sei's, daß ihm Freude Roſen bricht.
Und darum denk' ich dein ſo gerne,
Ob ich von deinen Ufern ſchied,
Und grüße dich aus weiter Ferne,
Und weihe, Ilm, dir dieſes Lied.

Auf der Wartburg.

Vom Abendpurpurglanz umflammt
Sah ich die hehre Wartburg ragen,
Als ſei das Licht von ihr entſtammt,
Und über alle Welt getragen.

Das Land, ſo lange nicht geſchaut,
Ich grüßt' es froh zu tauſend Malen,
Bald ſtarb des Tages letzter Laut,
Verdämmerten die letzten Strahlen. — —

Und als der Nebelwolken Meer
Die Thäler wogend überwoben,
Stieg ich zur Wartburg, die ſo hehr
Ihr Haupt im Morgenſtrahl erhoben.

Da ſtand ich froh an Freundes Hand,
Und ſah mit ſeligem Entzücken
Mein herrliches Thüringerland,
Und hätt' ans Herz es mögen drücken.

O ſei geſegnet, heil'ges Haus,
Zu dem die Pilger freudig wallen,
Zog's auch zur Ferne mich hinaus,
Froh grüß ich wieder deine Hallen!

Güldne Aue.

Von der Höhe blick' ich nieder
Auf das weite reiche Thal,
Und mir iſt, als wollten Lieder
Mir entquellen ohne Zahl.

Recht melodiſch möcht' ich grüßen
Dieſes ſchöne, ſchöne Land,
Dieſe Dörfer, mir zu Füßen,
Jener Berge blaue Wand!

Doch je mehr ich warm empfinde
Deſto ſtiller wird mein Mund,
Und der Zauber dieſer Gründe
Giebt ſich nicht im Liede kund.

Sei, du ſchöner Gottesgarten,
Mir gegrüßt zum erſtenmal,
Du mit deinen Burgen, Warten,
Städten, Dörfern, reich an Zahl.

Blühe, blühe fort im Segen!
Aus des Aethers ew'gem Blau
Trinke Sonnenſchein und Regen!
Lebe wohl, du güldne Au'!

Vom Kyffhäuſer.

Ich ſteh' auf dem Kyffhäuſer
Und ſchaue den alten Bau,
Darunter wohnt der Kaiſer,
Der Barbaroſſa grau.

Kommt, wie zu jenem Knaben
Nicht ein verſchrumpfter Zwerg,
Mich köſtlich zu begaben,
Und öffnet mir den Berg?

Und führt mich in die Hallen
Voll wunderbarer Pracht,
Wo aus den Truhen allen
Mir Gold entgegen lacht?

Und heißt mit beiden Händen
Mich faſſen, ſo viel ich kann?
Ein Zwerg mit ſolchen Spenden
Wär' mir ein lieber Mann! —

Es klingen nicht Metalle,
Nicht Silber, Gold und Erz,
Doch wird es in der Halle
Mir wunderbar um's Herz.

Es klingen alte Sagen
Im Innern mir empor,
Die ſchon in Kindertagen
Vernahm mein lauſchend Ohr.

Ich konnte ſie nicht faſſen,
Doch rührt' es mich gar tief,
Daß unter'm Berg, verlaſſen,
Der alte Kaiſer ſchlief.

Daß ſeines Bartes Haare
Geworden zu Silberſtein,
Gewachſen im Lauf der Jahre
Durch ſeinen Tiſch von Stein.

Und daß er ſich ermunt're
All' hundert Jahr', der Mann,
Kopfſchüttelnd ſich verwundre,
Und wieder ſchlafe dann.

Tief unten die grünen Räume,
Hoch oben Sturmeswehn!
Ich ſtehe, ſinne, ſäume,
Und möchte nicht wieder gehn.

Hinunter möcht' ich ſteigen,
Und knien am Steinaltar,
Mich tief vor dem Greiſe neigen,
Und küſſen ſein Silberhaar.

Mußt bleiben noch, begraben,
Tief unter dem alten Thurm,
Es fliegen noch die Raben
Hoch um die Burg im Sturm.

Der Wanderer und die Gleichen.

Drei Burgen grüßen herüber,
Drei Schlöſſer von ſtolzen Höh'n.
Mein Herz ſehnt ſich hinüber,
Auf jenen Bergen zu ſtehn.

In Tagen, längſt entſchwunden,
Im blüh'nden Jugend-Mai,
Lebt' ich dort ſchöne Stunden;
Die Zeiten ſind vorbei!

Einſt ſtand ich in jenen Ruinen,
Und rief die Freunde zurück;
Doch nur bleiche Schatten erſchienen
Und wallten vorüber dem Blick.

Und ſah die Hallen zertrümmert
Und ſah die verſunkene Pracht;
Da hab' ich im Herzen bekümmert
An Jugend und Liebe gedacht.

Die Burgen ſtehen und trauern
Und künden die Macht der Zeit;
Die Trümmer überdauern
Den Glanz und die Herrlichkeit.

Die ſind gebettet in Särge;
Dort ſtehen die Mauern allein.
Drei Hunengräber die Berge,
Auf jedem — ein Runenſtein.

Bonifaciusfels und Luthersbuche.

(Bei Schloß Altenſtein.)

I.

Aus Albion der edle Winfried kam,
Voll von dem Geiſt des Herrn;
Und über ihm erglänzte wunderſam
Ein heil'ger Glaubensſtern.
Auf dieſem Fels geſtanden
Hat er im Morgenroth,
Verkündend allen Landen
Des Heilands Opfertod.

Ob auch die Schaar der Heiden ihn umgab,
Ihn ſchreckte nicht ihr Drohn;
Er ſtützte ſich auf ſeinen Kreuzesſtab,
Und ſprach den Götzen Hohn.
Er ſtand wie eine Flamme,
Die hoch zum Himmel ſchlägt, —
Und predigte vom Lamme,
Das der Welt Sünde trägt.

Und es ward Licht! Der Hain erglänzte klar,
Vom Blick des Herrn umflammt;
Und Winfried übt ſtets raſtlos treu und wahr
Sein frommes Lehreramt.

Er wohnt in enger Zelle,
Entſagend ird'ſchem Ruhm,
Indeß in reiner Helle
Aufging das Chriſtenthum.

Du, Bonifaz! ſei uns gebenedeit,
Der hier Apoſtel ward,
Und Himmelslicht für Erdendunkelheit
Den Völkern offenbart.
Wir wollen fromme Weiſen
Dir zum Gedächtniß weihn,
Und ſtets nach dir ſoll heißen
Der Fels auf Altenſtein.

2.

Durch dieſen Wald der ſtarke Luther kam,
Der theure Gottesmann,
Wo Fürſtenhuld ihn in die Arme nahm,
Daß er dem Haß entrann.
Noch einmal wollt' er ſehen
Sein liebes Mutterland,
Und ſtand auf Bergeshöhen,
Nach Möhra hingewandt.

Gekommen war die holde Maienzeit,
Von Gottes Liebeswort
Ward hier der Lenz und rings das Licht erneut,
Das Licht war Luthers Hort.
In ſeines Gottes Namen
Ging er gar ſichern Gang,
Und ſprach in Worms ſein Amen,
Daß es die Welt durchklang.

Und heiter zog und mild er ſeine Bahn,
Der Mann ſo groß und rein,
Vorbei dem Schloß und dort den Berg hinan,
Zum grünen Wald hinein.
Im Wald die Vöglein ſangen,
Auf Zweigen grün und dicht,
Der Blumen Knospen ſprangen,
Sie wollten all' ans Licht.

Dort ragt ein Fels empor an Waldesſaum
Wo Luther fuhr vorbei,
Und oben hebt ein alter grauer Baum
Zum Licht die Krone frei.
Und dort an kühler Stelle
Hat Luther ausgeruht,
Dort trank an friſcher Quelle
Der Held ſich friſchen Muth.

Du Luthersfels, du Luthersbuche dort,
Steht feſt, wie Luther ſtand!
Ein Lebensbaum grünt Luthers Lehre fort,
Geſchirmt von Gottes Hand.
Und mögen Feinde haſſen,
Und haben ihren Spott,
Gott wird ſein Licht uns laſſen,
Ein' feſte Burg iſt Gott.

Morgengebet auf dem Inſelberg.

Gott, der mit dem Aug' des Lichtes alle Länder überblickt,
Gott, der mit der Liebe Herzen alle Völker drin beglückt,
Der die Fülle hoher Gaben ausſtrömt mit des Segens Hand,
Ewiggleicher, gnadenreicher ſegne du mein Heimathland!

Purpurwolken hangen glühend, wie ein Flammenbaldachin,
Ueber meinen Heimathbergen, und des Oſtens Roſen glüh'n.
Mir auch glüht es in der Seele, und mein Herz iſt ein Altar,
Selig brennend, ſelig nennend dich, der ewig iſt und war.

Für die Heimath will ich beten in den Thälern, in dem Hain,
Auf die Berge will ich treten, näher, Vater, dir zu ſein!
Auf den Bergen kann die Seele trinken deines Odems Wehn,
In den Gründen dich empfinden, auf den Höhen dich verſtehn!

Abgeſchieden von der Erde ſteh' ich oben, lichtumglänzt,
Wie ein Sel'ger, deſſen Aufflug ird'ſcher Leib nicht mehr begrenzt,
Meines Geiſtes Flügel breit' ich, von der Erde Weh befreit,
Selig über meine Heimath, Heimath meiner Seligkeit.

Bringen deine Engel Segen, laß mich einen Seraph ſein!
Einen Boten deiner Liebe, laß mich Wonnen niederſtreun.
Wie der Bogen deines Friedens, wenn die Donnerwolke
ſchwand,
Alſo möcht' auch ich umfaſſen liebend das geliebte Land.

Wär' ich eine Morgenwolke, ſchwimmend in des Aethers
Blau,
Senkt' ich auf die Flur der Heimath nieder mich als
Perlenthau.
Wär' ich Flamme deines Zornes, legt' ich an dein Herz
mein Flehn:
Hab' Erbarmen mit den Armen! Laß mich hier vorübergehn.

Sonne küßt die Bergeshäupter bräutlich, wie zum erſtenmal,
Und die alten Rieſen glühen jugendlich im neuen Strahl.
Und die Waldeswipfel rauſchen ihren Gruß im vollen Chor,
Blumen grüßen, und die Wieſen ſenden Opferduft empor.

Auf der Höhe hingeſunken vor der Fülle deines Lichts,
Engelſelig, wonnetrunken, fühl ich dennoch tief mein Nichts,
Und verſtumme, nur die Seele fleht noch zu dir hingewandt:
Segenſpender aller Länder, ſegne du mein Heimathland.

Bergfreude.

Berge ſeh' ich wieder! Berge
Rieſig ragen in die Luft,
Und des Flachlands Hügelzwerge
Schwinden mehr und mehr in Duft.

O wie freudig würd' ich wohnen,
Dort auf jenen freien Höhn,
Wo die grünen Waldeskronen
Melodienrauſchend wehn.

Wo wie Harfenklang ein Tönen
Säuſelnd um die Wipfel zieht,
Und der Reiz des Ewigſchönen
Mit Begeiſt'rung mich durchglüht.

Freier fühl' ich's in mir quellen,
Stolzer rauſcht der Liederſtrom
Mit des Rythmus Zauberwellen,
Und mir wird der Wald zum Dom.

Berg und Wald in frommer Feier
Stehn im Morgenglanz verklärt,
Und es wallen Wolkenſchleier
Aufwärts, wie vom Opferherd.

Opfer Gottes, Bergaltäre
Seid gegrüßt mit Herz und Mund!
Hoch in eurer Aetherſphäre
Thut der Weltengeiſt ſich kund.

Wandrers Heimkehr.

Wach' auf mein Herz in Freude
Wie Blumen im Sonnenſchein!
Du wirſt mit mir noch heute
Im Paradieſe ſein.

Wirſt von Entzücken ſchwellen
Wie Knospen tauſendfach,
Wirſt hüpfen wie die Wellen
Im murmelnden Waldesbach.

Wirſt jubeln, wie die Lerche
Hoch in den blauen Höhn!
Die Berge, deine Berge,
Die wirſt du wiederſehn! —

Euch, meine Berge ſuch' ich
Mit ewigtreuem Sinn,
Und das flache Land verfluch' ich,
Und die flachen Menſchen d'rin!

Doch nein, nicht zornig, bitter!
Sei mir der Vater mild,
Der, donnr' er im Gewitter,
Doch Segen niederquillt.

Geſegnet ſei die Erde,
Und alle Menſchen d'rauf!
Doch nur am Heimathheerde
Thut ſich mein Himmel auf.

Ankunft.

So ſind die Fernen überſchritten,
Die langen Meilen hinter mir;
Das bittre Leid, es iſt erlitten,
Und wieder nahe bin ich dir.
Mich trug der Sehnſucht Adlerflügel
Weit, weit voran dem ſäum'gen Roß,
Bis unter'm Burgruinenhügel
Ich dich in meine Arme ſchloß.

Der Himmel glüht in ſanfter Röthe,
Im Flammengold ein ferner Teich.
Den Wald durchtönt die Hirtenflöte,
Mir aber winkt ein Königreich.
Mir ſtrahlen deiner Augen Sterne,
Mir blüht der Wangen holdes Roth,
Vergeſſen iſt das Leid der Ferne,
Und ich bin dein bis in den Tod.

507

Ueber den

ethischen Werth

der

deutſchen Volksſagen.

Eine Abhandlung

von

Ludwig Bechstein.

Vorgeleſen bei der vierten Jahresfeſtfeier des Henne-
bergiſchen Alterthumsforſchenden Vereins zu Meiningen,
und aus dem dritten Theil des Werks: Der Sagenſchatz
und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes, beſonders
abgedruckt.

1 8 3 7.

Die Poeſie eines Volkes iſt der treueſte Spiegel ſeines Geiſtes, Gemüthes, Genius und Charakters, ſie iſt die Flamme des heiligen Feuers der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menſchheit zum Himmel auflodert.

v. Hammer-Purgſtall, in der Vorrede zur Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt.

Jeder Freund der Poeſie, der in ihr mehr, als eine oberflächliche Befriedigung geiſtiger Sinnenreize erblickt, und gern von den flachen Ufern ihrer oft breiten Ströme den heimlichen Quellen zueilt und zuflüchtet, die aus Felsgeklüft und Waldesnacht murmelnd hervorbrechen, wird zugeben, daß die Sage eine der urſprünglichſten und reinſten dieſer Quellen ſei. Aus dem Dunkel wie aus dem Morgenroth der Völkergeſchichte klingt ihr früher Memnonton, ihr heiliges Rauſchen. Wer die Sage nicht achten wollte, würde verdienen, ein Verächter der Poeſie zu heißen, und wer es, mit dem Eis der Selbſtſucht umpanzert, unternimmt, ein Streben, das mit dem Wunderſtab der Liebe und zugleich mit der Wünſchelruthe wiſſenſchaftlicher Forſchung dieſe Gebiete durchwandert, zu verhöhnen und als nicht zeitgemäß hinzuſtellen, erſcheint ſelbſt allzuverächtlich, als daß es ehrenvoll wäre, ihm bekämpfend zu begegnen. Mag die Welt doch immerhin in ihren praktiſchen Richtungen erfreulich weiter ſchreiten, mögen Technologie und Induſtrie ſich für die Rieſenſchritte ihrer Fortbildung aller fördernden Flügel großartiger Erfindungen bedienen: die Poeſie wird ſicher nicht verſuchen, mit ihrer ſchwachen Hand hemmend in die Räder des Entwickelungsganges der Zeit eingreifen zu wollen, und muß Beſchuldigungen ſolcher Art als abſurde von ſich weiſen. Es wird kaum einer Hindeutung auf das klaſſiſche Alterthum bedürfen, um daran zu erinnern, daß zur Zeit der damals möglichen höchſten Kulturblüthe keineswegs die Poeſie verdrängt oder verachtet, vielmehr geehrt und geiſtig gehoben war, oder daß ſie die Entwicklung des Völkerlebens hätte aufhalten wollen, vielmehr ging und hielt ſie damals, geht und hält ſie auch heute noch, mit der Kultur und Sittenverfeinerung gleichen Schritt. Bei Hellenen und Römern entblühte eine erſtaunliche Sagenfülle dem Baume des Mythos. Von den, zum Theil dem Oſten entklungenen Götter-, Dämonen- und Heroenſagen dieſer Nationen drangen und klangen viele zu den entfernteſten Völkern und manche dieſer Sagen findet noch heute in einzelnen Traditionen, die im Munde des deutſchen Volkes leben, ein leiſes, dunkel erinnerndes Echo.

Daher aber, weil die Sage ein unſterbliches Leben im Volke ſelbſt fortlebt, und den ewigen Poeſiefrühling als eine ſeiner melodiſchſten Nachtigallen verſchönen hilft, findet ſie auch zu allen Zeiten willige und erfreute Hörer und Freunde, von denen wohl Mancher ſehr ernſt bethätigte, daß er, ſeiner Neigung für die Klänge der Sagenharfe unbeſchadet, regen Antheil an den Intereſſen der Gegenwart nimmt, und retrograde Bewegungen und ſtabile Principien haßt und verabſcheut.

Daß die Sagenpoeſie einer Vertheidigung gegen liebloſe und gehäſſige Geſinnung, wie ſolche ſich wohl in einzelnen Stimmen ausſpricht und ausſprechen könnte, nicht bedarf, geht gerade in unſern Tagen aus einer Menge höchſt erfreulicher gleichzeitiger Beſtrebungen im deutſchen Vaterlande hervor, welche von einer Seite theils vom rein wiſſenſchaftlichen und ſtrengen Standpunkt aus, Licht und Helle in das Dunkel früher Ueberlieferungen zu tragen, theils die noch vorhandenen, allmählich aber immer mehr verſchwindenden und in Unzugänglichkeit ſich ſchüchtern bergenden ächten Sagenblüthen aus dem Volksmunde zu ſammeln bemüht ſind, von der andern Seite hingegen mit großer Liebe willkommen geheißen und freudig aufgenommen und anerkannt werden.

Eben ſo wenig als einer Vertheidigung der Sage, bedarf es eines Panegyrikus derſelben. Sie iſt einem ſinnigen und beſcheidnen Mädchen gleich das ſich nicht auffallend bemerkbar macht, das ſich nicht aufdringt, ſondern in verſchämter Zurückgezogenheit blüht, und des erkornen Freundes harrt, dem es mit zärtlichem, unſchuldvollem Geflüſter und ſüßen Küſſen ſeine Treue lohnt, und ihn ewig an ſich feſſelt. Die Sage und die ihr verſchwiſterte, nach dieſer Richtung hin ſich nothwendig objectiv geſtaltende Poeſie bietet in ihrer großen Mannichfaltigkeit, ihrer tauſendfachen Geſtaltung und ihrer oft wunderbaren und überraſchenden Erſcheinung eben ſo wohl ein unüberſehbares Feld für die Forſchung, als auch eine reiche Fülle von äſthetiſchem Genuß für Geiſt und Gemüth Denen dar, die beides für ſie mitzubringen haben.

Wenn es nun unbeſtritten bleiben muß, daß die Volksſage neben andern erfreuenden Erſcheinungen im Gebiete der Aeſthetik eine Quelle des *Schönen* iſt, die dem natürlichen und unverdorbenen Sinn ausſpricht, den Geſchmack befriedigt, ein reines Wohlgefallen zu erregen im Stande iſt, und daher ein allgemeines und übereinſtimmendes Kriterium zuläßt, ſo dürfte außer dem, daß ſie nach den verſchiedenen Modificationen ihres einzelnen Auftretens und Vorkommens im Stande iſt zu erfreuen, zu beluſtigen, zu erheben und zu rühren, noch viel mehr aufgefunden werden, das zu ihren Gunſten redet, ſie auf einem höhern Standpunkt, als den bisher eingeräumten ſtellt, und die tiefern und innigern Beſchäftigungen mit ihrem Weſen nicht nur rechtfertigt, wenn ſie der Rechtfertigung überhaupt bedürften, ſondern auch empfiehlt und als würdig, achtungs- und nachahmungswerth hinſtellt.

Meine eignen Forſchungen in dem Gebiet der *deutſchen* Volksſage, die ich eifrig fortſetze, haben mich ſchon jetzt zu der Ueberzeugung gelangen laſſen, daß den meiſten derſelben ein *ethiſcher Werth* innewohnt, daß ſie, wie ſie unbewußt aus dem Volke hervorgehen und ausblühen, auch eben ſo unbewußt dieſem zur gedeihlichen Frucht werden, und daß in ihnen eine *Sittenlehre* für das

Volk enthalten iſt, welche nicht minder wirkſam und einflußreich ſein möchte, als auf die Völker des Orients das Mährchen und die Parabel.

Darüber die Beweiſe zu führen, iſt der eigentliche Zweck dieſer Abhandlung.

Bevor ich aber, zum Einzelnen mich wendend, zeige, wie die Sage das Volk nicht nur erfreut, erheitert, erhebt und rührt, ſondern ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Tröſterin iſt durch die Macht des Beiſpiels, und forterbend mit ſeiner traditionellen Spruch- und Gleichnißweisheit Hand in Hand geht, muß ich mich erſt noch einmal zum Allgemeinen wenden, um ein richtiges Verſtändniß zu bewirken.

Vor Allem dürfte für Manche eine Feſtſtellung des Begriffes: Sage, und eine Gliederung deſſelben erforderlich ſein, um den Ausdruck Volksſage entſchieden zu beſtimmen und zu begrenzen.

Sage iſt die unverbürgte Kunde von etwas Geſchehenem, auch von etwas in dauernder Erſcheinung Währendem, auch bisweilen von Etwas, das noch kommen ſoll.

Dadurch, daß ſie eine unverbürgte Kunde des Geſchehenen iſt, unterſcheidet ſich die Sage von der Geſchichte, wenn auch bisweilen, ja oft, die Sage Geſchichte erzählt, und die Geſchichte Sagen in ihr Gebiet zieht.

Sehr treffend drücken ſich hierüber die Brüder Grimm aus: (Deutſche Sagen Th. 1. XV.)

„Der Unterſchied zwiſchen Geſchichte, Sage und Märchen gehört nun offenbar zu den erlaubten und nicht zu verſäumenden; dennoch giebt es Punkte, wo nicht zu beſtimmen iſt, welches von dreien vorliege, wie z. B. Frau Holla in den Sagen und Märchen auftritt, oder ſich ein ſagenhafter Umſtand auch einmal geſchichtlich zugetragen haben kann.“

Dadurch, daß ſie unverbürgte haltloſe Ereigniſſe der Vergangenheit als noch dauernd verkündet, wird ſie theils zum Mährchen und zur Fabel.

Dadurch, daß ſie unverbürgte Ereigniſſe als noch kommend vorausſagt, wird ſie Prophezeihung.

Daraus erhellt die Größe und der Umfang des Gebietes der Sage.

Um nun eine Abmarkung dieſes großen Gebietes zu bewerkſtelligen, muß nothwendig vorbemerkt werden, daß ſchroffe Sonderung unmöglich iſt, und nicht feſtgehalten werden kann, weil immer ein Gebiet das andre an vielen Theilen zugleich berührt, weil zwiſchen allen eine zarte und innige Verwandtſchaft ſtatt findet, und weil es oft ganz unmöglich iſt, einem Sagenindividuum, als geiſtigem Weſen Rang und Stellung in dem mechaniſchen Nothbehelf eines dürftigen Syſtems anzuweiſen. Demnach läßt ſich die Sage in vier große Hauptglieder ſondern:

I. Götterſage.
II. Heldenſage.
III. Geſchichtsſage.
IV. Volksſage.

So wie der Grundbegriff des Wortes Sage auch anders definirt werden kann, als ich denſelben hier feſtſtelle, eben ſo wird es keinem mit dem Weſen der Sage Vertrauten ſchwer fallen, an dieſer Gliederung auszuſetzen, oder auch jede Abtheilung derſelben noch weiter in einzelne Theile zu zerfällen. Es kann jedoch bei dieſer Abhandlung nicht mein Zweck ſein, das innerſte Weſen jeder dieſer Hauptabtheilungen zu verdeutlichen; die gelehrte Welt hat namentlich über Götter- und Heldenſage von berühmten Männern ſcharfſinnige und tiefe Forſchungen in Händen; ich habe hier nur Folgendes im Allgemeinen anzudeuten:

Götterſage im höhern Sinne haben wir im mittlern Deutſchland (von dem ich hier ausſchließlich rede), ſo gut als gar keine, und wo ein Nachklang derſelben geblieben, der mehr als hypothetiſchen Grund und Beweis für ſich hätte, ſo iſt er innig mit der Volksſage verſchmolzen. Von den Göttern der Vorzeit, wie die Erinnerung an ſie bei den Völkern des Südens und des Nordens in mündlicher und Schrifttradition ſich wohl noch finden mag, weiß unſer Volk nichts mehr, Götter und Dämonen ſind ihm zu geſpenſtiſchen Erſcheinungen geworden. So mögen Wuotan, Frau Holle und Bertha mit dem wüthenden Heer verſchmolzen ſein, ſo blieben Götternamen und Erinnerungen an ſie nur an Einzelorten und vielleicht in mancher dunkeln Redensart, in mancher Formel haften, vor allen andern Odin, Wuotan und Thor, auch einige der römiſchen Götter-Namen, am meiſten Mars. Von Götterbildern überliefern faſt nur Bücher, eher noch erinnern Sitte und Brauch an alten Götterkult, aber ohne Bewußtſein, nur folgern läßt ſich Vieles, nicht mit Evidenz nachweiſen.

Weit mehr, als von Göttermythen, wurzelte im Glauben des deutſchen Volkes theils aus nordiſchen, theils aus ſüdlichen, theils wohl auch aus eigenthümlichen Elementen gemiſcht das Dämoniſche feſt. Dahin gehören die zahlloſen Sagen, in denen der Teufel eine Rolle ſpielt, dahin gehört die Schaar der Elementargeiſter, der Kobolte, Berg-Wald-Höhlen-, Strom-, Fluß- und Quell-Geiſter unter ihren mannichfaltigen Geſtaltungen, ja ſie bilden ein ſo ächt nationelles Grundelement der deutſchen Volksſage, daß ich dieſe Phantome mit ihrem zahlloſen Anhang von Feuermännern, Irrwiſchen, fliegenden Drachen, dem Alp, den Wichtlein, Schwanjungfrauen, wildem Heer, Waldweiblein, Nixen, Hausgeiſtern ꝛc. ſammt Rieſen und Zwergen in das Gebiet verweiſe, das ich unter eigentlicher Volksſage begreife, denn ohne dieſen mythiſchen Nimbus würde dieſelbe ziemlich nackt und arm daſtehen.

Was außerdem an den Götterkult der vaterländiſchen Vorzeit erinnert: alte Opferplätze, Grabhügel und Tempelhaine, dieſe insgemein verrufenen Stätten, wo es in der Regel ſpuken und umgehen ſoll, und heidniſcher Brauch bei Opfern und

Gottesdienſt, flüchtete in den Volksaberglauben hinein, der ein treuer Träger und Bewahrer alten Herkommens geworden und geblieben iſt.

Die Heldenſage, welche uns faſt ausſchließlich in Schrifttradition überkommen, kennt das Volk nur aus den Volksbüchern, deren bedeutendſtes in dieſer Beziehung als Niebelungennachhall der gehörnte Siegfried iſt. Was hier der Forſchung von isländiſchen und andern Nordlandsſagen mit den Deutſchen übereinſtimmend oder verwandt erſcheinen mag, kümmert das Volk nicht. Dieſes weiß nichts vom Mannus und Tuisko der deutſchen, nichts vom Isk und Ask der ſcandinaviſchen Mythe. Vom deutſchen Irmin klingt kaum noch eine Namensverwandtſchaft vernehmbar durch das Volksleben. Was davon in Chroniken ſteht, iſt ein wohl aufgehobener Schatz, den die Völker größtentheils vergeſſen haben. Die deutſche Heldenſage, von Grimm ſo vortrefflich kritiſch erforſcht und erläutert, durch Mone's und Andrer wackre Bemühungen uns immer werther und anziehender gemacht, exiſtirt nur für den Literaten, im Volke lebt ſie blos in der Palingeneſie, indem ſie aus Lied und Buch ihre verjüngten Blüthen aufhorchenden Hörerkreiſen in den Schoos ſtreut. Wohl aber iſt die

Geſchichtsſage im Einzelnen dauernd lebendig; eine Menge ihrer beſondern Stoffe im friſchen Andenken zu erhalten, trug der Katholicismus durch die Legende ſehr viel bei, und die im Volk ſo werth und hoch gehaltenen Chroniken geben ihm willig zur Unterhaltung in langen Winterabenden oder in einſamen Stunden das zurück, was aus dem Mund der Väter die Chroniſten einſt ſammelten und niederſchrieben. Da miſcht ſich denn Wahres und nur für wahr Gehaltenes mit einander; die Helden- oder die Liebesthat, das Abenteuer oder das Wunder gattet ſich mit der Romantik, und aus ihrer Umarmung geht die geflügelte Sage hervor, um auf ihren goldfarbigen Schwingen uns in ihr phantaſtiſches Aelternhaus und Heimathland zu tragen. Zur Geſchichtsſage iſt auch zu rechnen, was auf alten fliegenden Blättern, Minne- und Meiſterſängerliedern und dergl. dahin bezügliches wir überkommen haben, davon heute weder der Volks- noch auch der Chronikenmund etwas kund thut, wie z. B. die Sage von dem Danhäuſer, dem Brennberger (Grimm D. S. 2. 499 u. 500.) Heinrich dem Löwen, dem edlen Möringer und viele dergleichen. Oft behandeln dieſe einen geſchichtlichen Gegenſtand mit mythiſcher oder romantiſcher Färbung.

Eigentliche Volksſage nun im wörtlichen Sinn iſt die im Volk und vorzugsweiſe im Landvolk noch vom Ahn auf den Enkel forterbende und ſich fortpflanzende Tradition eines nicht geſchichtlich genau erweislichen Ereigniſſes, das entweder vor Zeiten geſchehen, oder als Erſcheinung noch in der Gegenwart bemerklich ſein, oder dereinſt noch wirkend in die Gegenwart treten ſoll;

ſehr oft vereinigen ſich dieſe drei Grundelemente in einer Sage.

Als Beiſpiele führe ich hier an die Volksſage vom Jungfernſprung, die ſich nicht ſelten wiederholt, namentlich auf dem Harz und in Thüringen. Der Grundzug iſt: Ein gottloſer Ritter verfolgte ein ſchuldloſes Mägdlein, ſie floh und gelangte auf einen ſenkrechten und hohen Fels, von dem ſie nicht weiter konnte; der Verfolger kam immer näher, ſie empfahl ſich Gott, und wagte den entſetzlichen Sprung in die Tiefe. Helfende Engel ſtanden ihr bei, daß ſie ohne Schaden hinabgelangte, während der Böſewicht durch gleichen Sprung den Tod fand. — Dieſe Sage iſt abgeſchloſſen und gehört der Vergangenheit an.

Zu den Sagen, deren Erſcheinung dauernd in die Gegenwart tretend geglaubt wird, gehören die bekannten von den weißen Frauen auf noch bewohnten oder faſt verödeten Schlöſſern, ſo wie die von erſcheinenden Jungfrauen auf Burgbergen. Von ihrer Vergangenheit weiß man wenig, von ihrer Zukunft nur ſo viel, daß ſie vielleicht erlöſt werden können. Daß ſie erſcheinen, oft glückbringend erſcheinen, iſt Grundzug der vielfach variirten und darin doch übereinſtimmenden Sagen von ihnen.

Prophetiſch tritt die Tradition auf, wenn ſie Ereigniſſe, die noch kommen ſollen, im voraus verkündet, ſei es bedingt oder unbedingt. Bedingt z. B. in der Sage von Welſerfeld: Auf dem Walſerfeld nahe dem Untersberge bei Salzburg ſteht ein dürrer Birnbaum, der wird grünen und Frucht tragen, wenn die große und entſetzliche Schlacht um des Glaubens Willen dort geſchlagen wird. Zu dieſer Schlacht wird viel Volkes umkommen, und das Blut wird einem auf dem Felde bis an die Schenkel rinnen, und der Baierfürſt wird ſeinen Wappenſchild an den Baum hängen.

Um auch das *Unbedingte* der prophetiſchen Sage nicht ohne Beiſpiel zu laſſen, führe ich an, daß in Thüringen eine Stelle gelegen iſt, von der unter den Umwohnern die Rede geht, daß auf ihr der *letzte Türke* werde erſchlagen werden. Dieſe Stelle iſt weit vom Kyffhäuſer, und deutet doch unverkennbar auf das nächſtfolgende Beiſpiel hin.

Wie die Sage ihre Strahlen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich verbreitet, davon haben wir, neben manchem andern, ein recht ſchlagendes Beiſpiel am Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer.

Der alte Kaiſer verfluchte ſich *einſt* mit ſeinem ganzen Hofhalt in den Schoos der uralten grauen Bergfeſte; er ſitzt noch *heute* darin verzaubert, bedient von Zwergen und anderm Hofgeſinde, ſein weißer Bart *iſt* durch den Marmortiſch gewachſen, er *fragt* von Zeit zu Zeit, ob die Raben noch um den Berg fliegen? Und ſo lange ſie noch fliegen, muß er noch im Halbſchlummer der Verzauberung beharren. Aber es *wird kommen* die Zeit, wo er glorreich mit all ſeinen Wappnern aus dem Berge zieht, die große Türkenſchlacht ſchlägt, und das heilige Land frei macht. Wenn dieſes geſchieht, wird auch am Kyffhäuſer ein alter Birnbaum grünen und Früchte tragen. —

So glaube ich im Weſentlichen den Begriff der Sage überhaupt, und der Volksſage insbeſondere, wie derſelbe meiner Individualität klar vor Augen ſteht, entwickelt zu haben, und will nun zu zeigen verſuchen, wie die Volksſage ethiſch wirkt, d. h. wie ſie dem Volke ſelbſt zur Freundin, Lehrerin, Tröſterin wird, ja wie ſie in der Volksſtimme ſich als Gottesſtimme verkündigt. Die folgenden mit Beiſpielen belegten Sätze gebe ich, wie ſie ſich eben aus der reichen Stofffülle hervor- und mir aufdrängten; ſyſtematiſche Anordnung hielt ich hier für überflüſſig.

Die Kindheit ſteht unter Engelſchutz. Dieſes ſchöne Prinzip des Volksglaubens, das man täglich im Volksleben ausſprechen hören kann, findet in unzähligen Sagen ſeine Belege; ich verweiſe hier nur auf das Kind am Falkenſtein, in meinem Thür. Sagenſchatz. Bd. 2. S. 75. Die arme Mutter, Kräuter ſuchend, verließ ihr Kind, dem ſie Blumen und Spielzeug gab, auf hohem abſchüſſigen Fels; das Kind rutſchte ſpielend weiter, nach Kinderart, bis zu dem ſteilen Abhang; es ſtürzt herab, doch unbeſchadet, Engel beſchirmten es; mit beſondern Blumen ſpielend, oder ruhig ſchlafend, findet, die entſetzte Mutter ihr Kind wieder. Ferner verweiſe ich auf die Sage von der verfluchten Jungfer bei Eiſenach, die ein Kind ſchützt. Th. S. S. I. S. 121. Wie Gottes Engel einen Knaben in der Nähe von Zwickau ſpeiſte, führen Luthers Tiſchreden an.

Die Unſchuld ſteht unter Gottes Huth. Hierher gehören belegend die vorhin ſchon angezogenen Sagen vom Jungfernſprung, wo die verfolgte Unſchuld ſich rettet; (Harz, Arnſtadt, Oybin u. a.), und viele ähnliche; nicht minder die, wo die Strafbaren umkommen, aber die Unſchuldigen dem Verderben entzogen werden, wie in der Sage: Der heilige Sonntag (Grimm I. 232.) wo eine ſchuldige Frau mit ihren Kindern verbrennt, während ein Kind in der Wiege durch Gottes Gnade erhalten wird; eben ſo die Sage vom Kindelberg in Weſtphalen, (Grimm I. 234.) auf welchem frevelnde Ritter Gott verſuchen, welche dann alle an der Peſt ſterben, bis auf ein ſchuldloſes und frommes Geſchwiſterpaar. Wer ſollte nicht auch an die Roſen der heiligen Eliſabeth denken? Zeigen doch hierher auch faſt alle Sagen von Ordalien!

Treue Pflichterfüllung findet ihren Lohn. Dies bewahrheiten viele Sagen, der Volksglaube beſtätigt es. Wer auf Berufswegen geht, den können die Geiſter weder irren noch ſchaden, unzählige Bergmanns- und Jägerſagen deuten darauf hin. Redliche arme Hirten thun reiche Funde;

guten Menſchen erſcheinen und dienen willfährige und hülfreiche Geiſter, und bleiben treu, ſo lange nicht Vorwitz und Uebermuth ſie vertreibt. Der fröhliche Muth und das gute Gewiſſen, die aus redlicher Pflichterfüllung hervorgehn, und ſich zum getroſten Vertrauen ſteigern, haben Glück und Segen. Dieß dokumentiren die zahlloſen Sagen von Muſikanten, welche zu Nacht den in Burg und Berg und Höhle verzauberten Königen und Prinzeſſinnen Ständchen bringen; grüne Zweige, die ſich den Vertrauenden in Gold verwandeln, belohnen ſie reichlich. Die Geiſter *wollen* Muth und Vertrauen von den Menſchen, ohne dieſe hilft keine Springwurzel, keine Glücksblume, keine Zauberformel. Nur der Muthige nimmt aus dem Kreiſe der ziſchenden Schlangen die güldne Krone vom Haupt der weißen Schlangenkönigin, nur er küßt dreimal die Drachengeſtalt der verwünſchten Prinzeſſin, nur er findet und erringt die magiſchen Wundermittel, die zur Erlöſung gebannter Seelen nöthig ſind ꝛc.

Armuth ſchändet nicht. Das gemeine Volk, überall mehr arm, als reich, bildet ſelbſt in ſeiner Tradition eine ganz natürliche Oppoſition gegen den Reichthum und die Reichen. Die Sage läßt redliche Arme reich und glücklich werden, ſei es durch aufgefundene Schätze oder Geiſtergaben. Die Reichen prangen im Glanz ihrer Hoffarth, und hundertfach variirt die Sage ihre Strafe. Das Volk übt im Gefühl ſeiner Unterdrücktheit, an die zu glauben es ſtets geneigt iſt, eine eigenthümliche Jurisdiction aus, dieß zeigen ſchon die vielen dahin zielenden Sprüchwörter, z. B. Armuth ſtudirt, Reichthum jubilirt. Armer Leute Freund will niemand gern ſein. Armer Leute Gäſte gehen zeitig zu Hauſe. Armen hat nie kein Geld gebrochen, als nur am Sonntag und in der Wochen. Armuth hindert der Ehren viel; Kunſt ohne Geld iſt Affenſpiel. Armuth lehrt geigen. Reichthum iſt gut für Armuth. Reichthum hat Adlers Federn, ſie laſſen ſich nicht bannen. Mit leeren Händen fähet man keine Falken. In Armer Hoffarth wiſcht der Teufel ſeinen Hintern. — Und ſo Hunderte. Immer wird es der Arme, der Verlaſſene, der Hülfloſe, der Unterdrückte ſein, dem ſelbſt in der Sage der urtelnde Sinn des Volkes zu Hülfe kommt. Dem armen Zitherſpieler, welchem die heilige Kümmerniß ihren goldnen Schuh ſchenkte, da er vor ihr ſang, ſchenkt ſie auch den andern, als er des Diebſtahls verdächtig, zum Tode geführt wird und rettet ihn. Die Armen ſpeiſt und kleidet Eliſabeth; die reichſten Fundgruben in Schachten und Stellen werden von armen und geringen Grübnern entdeckt (Grimm I. S. 157.), ſo wie ſie durch die Hoffarth der reichgewordenen Bergbebauer wieder eingehen, wie die Gaſteiner Sage von der reichen Weitmoſerin beweiſt. (S. Maßmann: Bayeriſche Sagen, I. 87.) Immer liegt die Moral in ſolchen Sagen, daß Segen bei dem Reichthum iſt, ſei er durch Arbeit oder durch Glück gewonnen, ſo lange derſelbe nicht mißbraucht wird, und nicht zu Verſchwendung, zu Uebermuth und Frevel angewandt wird. Unverdiente Armuth ſteht in der Volksſage faſt immer ehrenhaft da. Dagegen erſcheint mit ſchimpflicher Armuth geſtraft ſehr häufig hochfahrender und übermüthiger Reichthum.

Verfolgte, gekränkte und gemordete Unſchuld wird gerechtfertigt und gerächt. Auch hier geſtaltet die Sage ſich meiſt als Vertreterin der ſittlichen Weltordnung in dem Volksleben. Man denke an den Goldſchacht zu Reichmannsdorf, wo ein unſchuldiger Jüngling des Diebſtahls verdächtig, gehenkt wird, und die Mutter das Bergwerk verflucht, welcher Fluch ſich auch erfüllt; ſehr ähnlich wiederholt ſich dieſelbe Sage in der Nähe von Ranis; auf dem Harz kam Gleiches vor (ſ. Grimms D. S. I. 97), wo dem Rumpfe des unſchuldig Gerichteten ſtatt des Blutes zwei ſchneeweiße Milchſtröme entſprangen, ſeine Unſchuld an den Tag kam, die Gruben aber ſich verſchütteten. Als die Kaiſerin Kunigunde in Bamberg ihrem Gemahl, Kaiſer Heinrich IV. bis zu der Stelle entgegenging, die man noch heute Kunigundens Ruhe nennt, und der Nahende ſie der Untreue beſchuldigte, nahm ſie ihren Trauring vom Finger, warf ihn nach dem eine Stunde weit entlegenen Bamberger Dom, und durch die große Glocke hindurch, zum Wahrzeichen ihrer unbefleckten Ehre; das Loch, durch welches der Ring flog, iſt noch zu ſehen; ſpäter beſtand die Kaiſerin ſelbſt die Feuerprobe. Hierher gehörig ließen ſich noch eine Menge Sagen anziehen. Ueberhaupt lehrt und predigt immerfort in den lebendigſten Beiſpielen die Volksſage den folgenden Ausſpruch:

Die Tugend wird belohnt, das Laſter beſtraft. Hierher deuten wieder die Jungfernſprung-Sagen, dann aber hauptſächlich jene unzähligen von irrenden Geiſtern, Feuermännern und geſpenſtigen Schätzehütern. Das Volk übt ſein Gottesurtheil, es kennt das de mortuis nil, nisi bene, nicht. Wer unrecht Gut erwarb und barg, wer Geld erpreßte und das Armuth drückte, wer Grenzſteine verrückte und Furchen von des Nachbars Acker abſchnitt, wer in Feld- und Waldeinöden Unſchuldige oder auch ſich ſelbſt mordete, wer Vater- oder Geſchwiſtermord beging, der iſt der furchtbaren Vehme des Volksrichterſpruchs verfallen, und die Tradition läßt ihn lange keinen Frieden im Grabe, keine Seligkeit im Himmel finden; als Feuermann irrt er um die verrückten Grenzſteine, als wimmernder unſeliger Geiſt deutet er nach den Stellen, wo er ſeine Schätze vergrub, an ſcheinbar unbedeutende Kleinigkeiten iſt ſeine Erlöſung geknüpft, aber ſeine Erſcheinung iſt erſchwert, und jene demnach in Jahrhunderte hinausgerückt. Zum ſchwarzen Hund verwandelt, irren grauſame Jäger, tyranniſche Amtleute durch die Fluren. Mit Feuer ſtraft das Volk. Noch heute kann man im Hennebergiſchen die Redensart hören, wenn von einem despotiſchen oder ungerechten Beamten die Rede iſt: „der muß auch noch einmal als feuriger Mann umgehen.“ Hierzu eine Menge Belege in Grimms deutſchen Sagen, namentlich I. Sage 281 und 285, auch in J. Grimms Deutscher Mythologie S. 515: „Ungerechte landmesser sieht man mit langer feuerstange in den furchen auf und abschweben und gleichsam das vermessene nachmessen; wer seinem nachbar abgepflügt, wer den stein verrückt hat, den trifft der fluch, umzugehn als irrwisch. beim pflügen zweifelhafter schnaté hört man daher unter dem volk die redensart: ik mag nüt spuken gan.“ — Wer unrecht Maaß oder Gewicht gebrauchte, muß ebenfalls umgehen, und ſolche läßt mehr als eine thüringiſche Sage in klagenden und ſchreckhaften Ausrufen: Drei Metzen für ein Maaß! Drei Quart für eine Kanne! Drei Viertel für ein Pfund! durch die Orte wandeln, wo ſie trogen und täuſchten. Wer falſchen Eid ſchwört, dem wächſt die ſchwörende Hand mit aufgereckten Fingern zum Grabe heraus, dieß iſt allgemeiner Dorfglaube.

Nie malt die ächte Volksſage das Laſter reizend. Seine Perſonification iſt der Teufel, er lebt und webt in Sünde und Schande, er lockt zur Frevelthat, aber er iſt ſelbſt wieder in vielen Sagen deren Rächer. So kommt in dem Glauben an ihn die ethiſche Wahrheit zur Erſcheinung, daß die Sünde aus ſich ſelbſt ihre Strafe gebiert, wie

Untreu, nach dem Sprüchwort, ihren eignen Herrn ſchlägt. Doch verläugnet ſich auch in ſehr vielen Teufelsſagen der harmloſe friſche Mutterwitz, die Neckeluſt, der ſchalkhafte Humor des Volkes nicht, und ſpielt oft ſchadenfroh in mancher Sage dem armen oder dummen Teufel übel mit. Schwerlich hat eine andre Nation die Teufelsidee ſo vielſeitig ausgeprägt und in ſich verarbeitet, als die deutſche. So iſt in den ſonſt ſo reichen und poetiſchen helleniſchen Sagenkreiſen keine Spur von dem ächten und kernigen Humor, der aus vielen deutſchen Sagen herausblickt.

Das Gewiſſen wird in der Volksſage als ſittliches Gericht anerkannt und geehrt. Hier will ich nur gleich an die bekannte Danhäuſerſage erinnern. Den edlen Ritter läßt es nicht ruhen und raſten im Venusberg, und er zieht von dannen, Vergebung ſeiner Sünden zu ſuchen. Die fand er nun nicht, vielmehr verſagte ſie grauſam der Papſt, da hub nach dreien Tagen der Stab an zu grünen. Nun erwacht auch des Papſtes Gewiſſen, er ſchicket aus in alle Lande, wo der Danhäuſer wäre hin kommen. Vergebens. — Heinrich Raspe weinte bitterlich, als ihm die Räthe ſein ſchweres Unrecht vorhielten, das er der frommen Eliſabeth angethan, und er erbot ſich alles zu thun, was er nur vermöge, die Gekränkte zu verſöhnen, und that es auch. (Th. S. S. I. S. 193.) Wem fiele nicht von ſelbſt die Reue des Grafen Ludwig, welcher den

Pfalzgrafen Friedrich erſchlug, und ſeiner Gemahlin Adelheid ein, durch welche Reue Reinhardsbrunn gegründet wurde? Der Gründer des Kloſters Sinnershauſen, das vordem Sündershauſen hieß, trug aus Reue einen Stein auf der Bruſt, ſein Kenotaph iſt noch alſo zu ſehen. Hundert Kloſterſagen und Legenden documentiren obigen Ausſpruch. Reue verſöhnt! ſpricht die Sage deutlich und oft wiederholend aus.

Gottesfurcht wird belohnt und vom Untergang gerettet, Gottloſigkeit von der Erde hinweggetilgt. Die bibliſchen Mythen vom Untergang Sodoms und Gomorras, wie von der Rotte Korah, finden in mancher deutſchen Sage ihren wichtigen Nachhall. Hierher deuten die zahlreichen Ueberlieferungen von verſunkenen Städten und Dörfern; man denke an Vineta, an Juvavia, an Stavoren. Im Thüringiſchen iſt von mehr als einem Dorfe die Rede, das mit Mann und Maus in die Erde verſank, wo nur wenige Gute dem Verderben entgingen, welches die Laſterhaftigkeit der Orte vom zürnenden Himmel rief. Man denke ferner an die übergoſſne Alp in Tyrol, an Frau Hütt daſelbſt (Grimm d. S. I. 233.), an die Buben auf dem Unterharz, die ihr Brod verfluchten, mit Füßen traten und peitſchten. Blut kam heraus und die Erde verſchlang die Gottloſen allzumal. Wie häufig die Sage das Brod der Hartherzigen in Stein verwandeln läßt, iſt in Grimms deutſchen Sagen vielſach nachzuleſen. Hierher gehören auch die ſchaurigen Sagen von den Mäuſethürmen im Rhein und im Goplo-See. Immer ein ſtrenger, aber gerechter Richterſpruch aus dem Volksmund im Namen Gottes.

Fleckenloſer Lebenswandel wird von der Volksſage als ein Verdienſt und Gott wohlgefällig gewürdigt. Auf tauſendfache Weiſe preiſt und ehrt die Sage den makelloſen Wandel. Hier hat ſchon die Religion und die Heiligenlegende vorgearbeitet, allein wenn wir auch das Weſen der *Heiligkeit* nicht nach dem Begriff der katholiſchen Kirche auffaſſen, ſondern dasſelbe als das *ideale Streben nach höchſtmöglicher ſittlicher Vollkommenheit* betrachten, ſo finden wir dafür in der Volkspoeſie und der Sage die höchſte Achtung documentirt. Statt aller zahlloſen Heiligen der römiſchen Kirche will ich nur an die thüringiſche *Eliſabeth* erinnern. Den Guten, den Reinen geſellt die Sage Engel zu, die ſie leiten und führen. *Immer* noch, wie im deutſchen Alterthum das ganze Volk, legt die Sage hohen Werth auf makelloſe Jungfräulichkeit und betrauert deren Seltenheit. Mancher tiefverborgne und verzauberte (verſetzte) Schatz könnte gehoben werden mit Hülfe einer reinen Jungfrau, wenn ſolche ſich fände, wehe der unreinen Hand, die mit frevelnder Lüge ergreifen wollte, was der reinen beſchieden; nur reine Jungfrauen können das Nothhemd ſpinnen und weben.

Nur die Reinen können verwünſchte Geiſter erlöſen, und da in unſern Tagen ſich dieſe Unſchuld bei dem erwachſenen Geſchlecht nicht mehr finden will, ſo läßt ſich die Sage bis zu Kindern herab und hofft von dieſen ein Glück, das jene nicht gewähren können, wie die Jungfrau auf dem Broteroder Burgberg (Th. S. S. II. S. 93.), wo die Erlöſung hoffende Erſcheinung ſelbſt ſagt;

Ein Knäblein von ſieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten.

Die Bedeutung der weißen Farbe und überhaupt die Bedeutung der Farben erſcheint auch in der Sagenpoeſie wichtig. So finde ich in einem alten Liede weiß als Farbe der Ausplauderei in Minneſachen bezeichnet, wo der Dichter ſagt:

Sie heißen woll leſterer
Die mit röcken laſſen ſehen
Was in guts iſt geſchehen
Von reinen ſeligen weyben
— — — —
Der gern gerecht wär
Der ſoll die ſelben mer (Mähr)
Wiſſen vnd nietmanns mee
Sein lieb ſein leyd ſein woll ſein wee
Soll er fürbas nit ſagen ꝛc.

Für erſcheinende Jungfrauen kennt die deutſche Volksſage, ſo viel mir bekannt iſt, keine andre Farbe als weiß, welche Farbe an ſich ſchon die Unſchuld, die Jungfräulichkeit andeutet.

Selbſt an heilige Namen klammert ſich die Sage und macht ſie bedeutungsvoll, vor allen andern den Namen Johannes. Auf dem Ruppberg im Thüringer Wald iſt ein Schatz damit verſetzt, daß drei Erſtgeburten, die alle Johannes heißen, dem Böſen zum Opfer gebracht werden müſſen, bevor er gehoben wird. Hier ſchlägt auch die Sage von den zwölf Johanneſſen ein, die ein alter Zauberkönig auf dem Glücksſchiff rund um die Welt ſandte, und wovon alle Jahre einer dem Teufel verfiel. Als die Hennebergiſche Gräfin im Niederland 364 Kinder zugleich gebar, taufte man ſie allzumal in einem Becken, das noch zu ſehen und an hoffnungtragenden Frauen Wunder thut, und nannte die Knäblein Johannes, die Mägdlein Eliſabeth. Nicht ohne hierher bezügliche Bedeutung möchte ſelbſt der Umſtand ſein, daß im Mitteldeutſchland und namentlich in Thüringen unter zehn Täuflingen ſicherlich acht neben andern Vornamen auch Johannes getauft werden, und dieſer Johannes ſtets voran ſteht. Sollte das bloß zu Ehren Johannes des Täufers geſchehen? —

So wäre noch auf vielfache Weiſe anzuführen und nachzuweiſen, wie die Volksſage lehrend, warnend und beruhigend wirkt, wie ſie Eigennutz, Geiz, Hochmuth, Faulheit, Müſſiggang, Verſchwendung ꝛc. beſtraft, Fleiß, Freigebigkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit belohnt, immer als abſchreckende oder nachahmungswerthe Beiſpiele Kindern und Erwachſenen ihre Geſchichten vor Augen ſtellt und dabei ſogar häufig der Namen nicht ſchont, ſondern keck und geradezu, und dadurch um ſo eindringlicher, aus jüngſter Vergangenheit die Beſtraften, wie die Belohnten nennt.

Allein nicht bloß im Gebiet der Sitten- und Pflichtenlehre bewährt die Sage ihre heilſame Wirkſamkeit auf des Volkes Thun und Laſſen und auf deſſen ſittliche Charakterfortbildung, ſie erhebt ſich auch in das Gebiet der Ethikotheologie und hilft mit treuem Sinn die ehrwürdigen Güter dem Volke ſichern, die als unſterblichewige Wahrheiten, als Glaube, Liebe und Hoffnung, als Gewähr der Fortdauer und der künftigen Seligkeit die Grundlagen der Religioſität und insbeſondre der chriſtlichen Religion bilden.

Der Glaube an Gott iſt tief im deutſchen Volke gewurzelt, von Gotteslängnern und Gotteslästerern giebt es eine Menge abſchreckende Sagen. Auch jene dämoniſchen Mittelweſen der Sage, Zwerge und Elbe, wiſſen von Gott, glauben an Gott und haben Hoffnung auf einen beſſern, ſeligen Zuſtand. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ heißt die allbekannte und mächtige Zauberformel, vor welcher alle Nachtdämonen entweichen müſſen, nur die Guten antworten darauf: „Wir loben ihn!“ Geiſter und Zwerge (auch Todte) halten Kirche und Gottesdienſt, ſind andächtig, ſingen religiöſe Lieder. — Dieſer sagenhafte Glaube ragt ja bis in die Neuzeit und in die Gegenwart herein bei den magneto-dämoniſchen Erſcheinungen und läßt ſich von da ab wieder auf ein ziemliches Alter zurückführen. Iſt in jenen tauſendfachen Sagen von verwünſchten, verfluchten, gebannten Geiſtern, welche auf Erlöſung harren, deren Zuſtand nicht als ein vertrauend-hoffender angedeutet, und richtet er nicht den Blick des Aufmerkſamen darauf hin, daß Lohn und Strafe nach dieſem Leben und ewige Fortdauer kommen wird? deutet er nicht eine Sühne irdiſcher Schuld, eine Läuterung des Geiſtes von unreinen Leidenſchaftſchlacken an? Es iſt nicht etwa die haften gebliebene römiſch-katholiſche Idee des Fegfeuers, die hier mit ſtrafendem Richterſpruch den Verbrecher als flammenden Irrwiſch durch die Felder treibt, es iſt tiefer begründet und vielleicht älter als der Chriſtianismus. Dieſe Hoffnung auf endliche Erlöſung iſt auf mehrfache Art bedingt und gebunden, erſtens an den Zufall, zweitens an Menſchen, (oft an Prädeſtinirte, mindeſtens beſonders dazu geeigenſchaftete, wie die Sonntagskinder), jedoch faſt nie in die eigne Hand des Harrenden gegeben, oft auch ſoll ſich eines dieſer Bedingniſſe gleichzeitig mit einem andern vereinigen. Als zufällige Erlöſungsbedingniſſe erſcheinen in deutſchen Sagen die Raben, die um die alte Warte von Kyffhauſen fliegen ſollen, der Birnbaum, der dort und auch auf dem Walſerfeld blühen ſoll,. der Kirſchkern auf einem Burggemäuer, daraus ein Baum, aus dem Baume eine Wiege werden ſoll, wo nun endlich das Kind, welches zuerſt darin geſchaukelt wird, die *Fähigkeit*, aber auch nur dieſe, hat, den hoffenden Geiſt *vielleicht*, wenn alle andern Bedingniſſe erfüllt ſind, zu erlöſen. Menſchen können durch *Schweigen* beim Schatzheben die Gefeſſelten befreien, auch dadurch, daß ſie, ohne unwillig zu werden, der nieſenden Erſcheinung dreimal, ſiebenmal, ja zwölfmal Gotthelf ſagen ꝛc. Hier wird von der Sage Hoffnung, Vertrauen, Glaube in Beiſpielen gepredigt und auf einen verſöhnbaren Gott, auf eine Seligkeit nach der Buße, auf ein ewiges Leben hingewieſen. Es würde für den dermaligen Zweck dieſer Abhandlung zu weit führen, noch ausführlicher darüber zu reden.

Möchte der Unbefangene aus dem Geſagten und den belegenden Beiſpielen erſehen, daß die Volksſage außer ihrem poetiſchen Reiz und Werth auch wahrhaft *ethiſchen* Werth hat, daß ſie dem Volk durch die Macht des Beiſpiels Lehren der Tugend, der Weisheit und der Frömmigkeit in das Herz ſtreut, es auf rechtem Weg wandeln heißt, es an treue Pflichterfüllung mahnt, die ſchützende Hand Gottes, die wachende Vorſehung erkennen lehrt, daß ſie Unſchuld, Tugend und Herzensreinheit hochſtellt und das Laſter mit ungeſchminkter Larve zeichnet, daß ſie vom Hochmuth abräth, vor Verſchwendung warnt, zufriedne Armuth und gutes Gewiſſen höher ehrt, als unzufriedenen Reichthum und beflecktes Bewußtſeyn, daß ſie immer und unaufhörlich wie ein friſcher lebendiger Waſſerſtrahl aus dem dunkeln Schacht und Felsgeklüft der Erdemacht emporſteigt und nach oben weiſt, und auch dadurch verkündet, wie ſie als Mittel dem Zweck einer höhern moraliſchen Weltordnung dient, und nicht bloß der Langeweile der Spinnſtuben und der Phantaſie der Dichter. —

Was iſt früher geſchehen für dieſen Nervenäther des deutſchen Volkslebens, welcher deſſen Körper auf das innigſte durchdringt? Man hat ihn unbeachtet gelaſſen, die Geſchichte wandte der Sage ſtolz den Rücken, die Theologie eiferte gegen ſie als Aberglauben; die Forſchung hatte zu viel zu thun mit Griechenland und Italien, mit Perſien und Hindoſtan, mit China und Japan, mit Gallien und Scandinavien. Die Maſſe verlachte die ewig waltende, ſich ſtill fortbildende und fortpflanzende Volkspoeſie der deutſchen Sage als dummes Zeug, nur etwa einen Dichter trieb es in die einſame Flur, in den rauſchenden Wald, und es ſäuſelte um ihn die wunderbare Stimme der Natur, es murmelte eine Quelle, es ſang ein Vogel, und die Sage gewährte ihm die Gunſt, in ihr jungfräuliches Antlitz zu ſchauen. Erſt wenige Würdige begannen, vom ſprachlichen, vom ethnographiſchen, vom mythologiſchen, wie vom dichteriſchen Standpunkt aus, die Sage höher zu ſtellen, möchte man deren ethiſchen Standpunkt nicht aus den Augen laſſen! Hier iſt ein Fingerzeig namentlich für Landgeiſtliche und Landſchullehrer gegeben. Sie können für Wiſſenſchaft und Kunſt unendlich viel brauchbares Material ſammeln, ſie dürfen nur fragen, hören und aufzeichnen, wo es möglich, auch in Dialekten, um zugleich der Sprache zu nützen. Niemand wird ſo bornirt ſein, zu glauben, es könne oder es ſolle ſogar dadurch der Aberglaube gefördert, die Aufklärung gehindert, der fördernde und ſtrebende Schritt der Zeit gehemmt, das reine Licht der Religion und der Wahrheit verdunkelt werden. Vor ſolchem Beſtreben behüte uns Gott! Als Gleichniß, als Parabel, als Dichtung, als Poeſieblüthe des Volkslebens neben dem Spruch und dem Lied achte man die Sage, ſo laſſe man ſie dem Volk, ſo lehre man das Volk ſie würdigen, und im Uebrigen überlaſſe man dasſelbe ſeinem geſunden Sinn.

Es ſind nur Andeutungen, die ich über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſage hier geben konnte, doch könnte es, um anregen zu helfen, einſtweilen genug ſein. Gewänne ich ihr auch dadurch nur einen Freund, der ſie bisher nicht kannte oder gar verkannte, erweckte ich auch nur in einem den Sinn, ihrer zu achten und ihrem leiſen Schritt mit ſorgſamen Auge, mit aufmerkſamen Blick zu folgen, ihre Waldesgeheimniſſe zu erlauſchen und gleichen Weg mit mir zu gehen, ſo wäre mir das ein willkommener und hocherfreulicher Lohn.

Ye
1200

Die

Wurzel

der

Nordiſchen Mythologie

aufgefunden und nachgewieſen

im Herzogl. Sächſ. Verwaltungsamte

WASUNGEN

und deſſen Angrenzungen.

Eine Tiſchrede,

gehalten bei der ſechsten Jahresfeſtfeier
des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins
zu Meiningen

vom Vereinsdirector

Ludwig Bechstein.

(Manuſcript für Freunde.)

Waſungen und Waſhington
im Verlags-Comptoir.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

A. d. Bibliothek
des Thüring.-Sächs.
Geschichtsvereins.

Aus den mannichfachen Ueberlieferungen der nordiſchen Mythologie, welche den Forſchern als Quellen gelten, iſt zwar vieles im Bezug auf die Gottheiten dieſer Mythenwelt erläutert und ergrübelt, aber deren Oertlichkeiten ſind nur äußerſt ſchwankend nachgewieſen. Erſt der neuern Zeit mußte es vorbehalten bleiben, auch über dieſen Gegenſtand helles Licht zu verbreiten, und die bisherigen grundfalſchen Annahmen, daß der urſprüngliche Sitz und Herd der ſogenannten nordiſchen Mythen der hohe Norden ſei, gänzlich zu beſeitigen.

Es giebt bekanntlich nur einen einzigen ſicheren Weg gründlicher Geſchichtforſchung, wenn von frühen und früheſten Nachweiſungen die Rede iſt, und dieſer Weg heißt Etymologie und Topologie. Meiſt ruht in Sprache und in den Ortsnamen eines Landes deſſen Mythengeſchichte, wie ein verzauberter Goldſchacht im Bergesſchoos, und wenn Göthe im Fauſt ſagt:

Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten;

ſo läßt ſich auch im Bezug auf Orte dieſer Ausſpruch parodiren:

Mit Orten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Orten ein Syſtem bereiten.

Die neuere Zeit erwirbt ſich das Verdienſt, jenen Schatz zu heben, und uns völlig über manches aufzuklären, das vorher im Dunkel lag.

Ein geiſtreicher Franzoſe hat einleuchtend bewieſen, daß Napoleon niemals exiſtirt hat, ſondern daß ſeine Geſchichte ein regenerirter Mythus vom Apollo iſt. Dr. Strauß's bekanntes Buch entrückt uns mit philoſophiſchem

Ernſt und ſcientiviſchem Scharfſinn den Heiland und die Apoſtel in mythiſche Regionen, und Profeſſor von der Hagen hat bei einer Veranlaſſung wie die heutige, am 10. November 1837, überwiegend dargethan, daß auch Dr. Luther nur eine mythiſche Perſönlichkeit, um die ein urdeutſcher Sagenkreis ſich konzentrirte.

Mehr noch, als durch ſolche negative Beweisführungen hoffe ich mir den Dank der Mit- und Nachwelt, und insbeſondere den Ihrigen, hochgeehrte, günſtige Herren Zuhörer und miteſſende Freunde, zu erwerben und zu verdienen, wenn ich poſitiv darthue, nicht etwa daß die nordiſche Götterwelt nicht exiſtirt habe, nein — vielmehr daß ihr Sitz und ihre Weſenheit nicht im hohen Norden von uns zu ſuchen iſt, ſondern nirgend anders als in unſerer nächſten Nähe, im Herzogl. S. Meiningiſchen Verwaltungsamte Waſungen, und ſeiner Nachbarſchaft.

Wir müſſen vor allem bei dem Begriff Norden die Nebenbegriffe von Eis, Schnee und Polarkälte fallen laſſen. In der Urzeit war auch das Land, welches wir bewohnen, äußerſt rauh, und es iſt hier immer noch, beſonders im Winter, zur Genüge kalt. Dahin deuten ja ſchon in unſrer Nähe die vielen Ortsnamen Nordheim, z. B. Nordheim vor der Rhön, Nordheim im Grabfelde, ſo wie das Epitheton kalt vor ſolchen Namen; Kaltennordheim, Kalten-Weſtheim, Kaltenſondheim, Kalten-Lengsfeld, Kaltenborn, Eisfeld, auch Eishauſen ꝛc. Man fühlt in der That ein Fröſteln, indem man dieſe ſchaurigen Namen nur ausſpricht. — Als ſpäter die walderlichtende Kultur und das weiterleuchtende Chriſtenthum immer nordwärts vordrangen, zog ſich auch Mythus und Götterkult nach Skandinavien, und fand, dem Nordpol nahe, ſein letztes Bollwerk hinter ewigem Eis, im Eisland, heute Island.

Aſen heißen die Götter der Nordiſchen Mythologie, Aſaheim hieß ihre Heimath, oder auch Aſungen, wie der Name der Bewohner von Nif-heim, der Nebelheimath, in Niflungen, Nibelungen verklang: ſagt man doch bei uns noch heute: es nibelt, wenn ein ſtarker Nebel ſich meteoriſch präcipitirt. Sonnenklar iſt es demnach, daß der Name der Aſenheimath im Namen der würdigen Stadt

Waſungen überliefert blieb. Die Aſen waren das jüngere Göttergeſchlecht, ein älteres waren Wanen und Jöten oder Jetten. Im Dörflein Wans tritt uns der Wanenſitz entgegen, und der Ortsname Bettenhauſen hinter der Geba, erinnert lebhaft an den Wohnort der den Aſen ſtets feindlich geſinnten Jetten. Auch in S. Weimariſchen, an der Geba gelegenen Dorfe Aſchenhauſen mag früher ein Aſenhaus geſtanden haben. Die Aſen waren ebenſo, wie die griechiſchen Götter, die von den Titanen und Giganten viel zu leiden hatten, etwas furchtſamer Natur, daher ſpäter ein furchtſames Thiergeſchlecht nach ihnen Haſen genannt wurde. Haſe iſt ſymboliſch nur der angehauchte Aſe, die vom Hauch hinweggetriebene entfliegende oder entfliehende Weſenheit.

So liegt eine ähnliche geheimnißvolle Einnverwandtſchaft in den beiden griechiſchen Worten: Ἀγωνιάω, zagen, furchtſam ſein, und ὁ Λαγώς, der Haſe. Auch ſagt man, dem nordiſchen Göttervater ſei der Haſe, die Haſelſtaude, und der Eſel — Asinus — heilig geweſen.

Von den gefürchteten Jetten mag in Aſungen das Sprichwort entſtanden ſein: Hinter dem Berge wohnen auch Leute, und die Redensart „Hinter dem Berge halten" aus Zaghaftigkeit mit irgend etwas nicht herausrücken.

Hochwichtig ragt in der Aſalehre die Welteſche Ygdraſil hervor. Ich will nicht wiederholen, was von ihr die Mythen künden, ſondern nur bemerken, daß dieſelbe auf einem hohen Berge ſtand, welcher noch bis heute der Eſchberg heißt. Ganz nahe bei dieſem Berge befand ſich das oder die Walhalla, wohin die Todten wallten; muthmaßlich da, wo jetzt das Dörflein Wallbach liegt. Jener alte Todtenzug der Mythe wurde noch bis zur Zeit der Reformation durch eine Wallfahrt ſymboliſch im Andenken erhalten. Auch von Norden her geſchah eine ſolche Todtenfahrt, an welche der Name einer ehemaligen Burg, der heute fälſchlich ſogenannte Todtenwart ſich knüpft. Walhalla war gleichermaßen, wie Asgard, die Aſenreſidenz, ein von lauterem Gold gebauter Palaſt, jedoch den Menſchen unſichtder; daher kommt es, daß man auch bis heute weder zu Waſungen noch zu Wallbach goldene Palaſte ſieht oder jemals geſehen hat. In Walhalla wohnten die Einheriar, die kühnen Helden, welche in der Schlacht ihren Tod fanden; ſie aßen Speck vom Eber, und tranken, da zu jener Zeit der Benshäuſer Weinhandel noch nicht blühte, ein Getränk aus Milch und Honig; auch vieles Bier. Da unſere gute Stadt Meiningen ſichern Nachrichten zufolge in der Urzeit Einingen hieß*), ſo liegt es auf der Hand, daß hier die Einheriar ihren Wohnort hatten, und von hier aus ihren Zug begannen. Doch auch im Ortsnamen Kühndorf iſt das Andenken dieſer kühnen Kampfhelden aufbewahrt, ſo wie in Ebertshauſen das an ihr Lieblingsgericht, welches die gute Eigenſchaft hatte, ſich über Nacht wieder zu ergänzen, während unſere Braten ein Ende nehmen. Den Einheriarn auf dem Wege zum Walhalla zogen grüßend und beglückwünſchend die Walkyren entgegen und kredenzten ihnen die Becher. Der urſprüngliche Wohnſitz dieſer Schlachtjungfrauen, auch Todtenwählerinnen genannt, war nun kein anderer, als das jetzige Welkershauſen, früher Walkyrhauſen**), woſelbſt bis auf dieſen Tag zum ſymboliſchen Gedächtniß ein methähnliches ſüßliches Getränke gebraut wird, das wie Milch, Honig und Bier durcheinander, ſchmeckt, zu welchem Getränke denn bisweilen die Meininger in Schaaren zogen und noch ziehen. Auch könnte der Name des Hofes Brauberg in der Nähe des Eſchberges auf den Durſt der Einheriar gedeutet werden.

Haben wir nun die allgemeine Oertlichkeit der Wohnſitze der Aſen gefunden, ſo iſt es an uns, auch im Beſondern die Götter zu ſuchen. Wir finden auf alten Karten deutlich ein Ottenhauſen ohnweit Bettenhauſen, und ein Ottenrode oder Adinrode bei Liebenſtein, jetzt Wüſtungen von Orten, welche einſt dem nordiſchen Göttervater Odin zu Ehren ihre Namen führten. Er hatte der Wohnſitze und Paläſte viele. Ganz nahe bei Ottenrode iſt der Eſelsſprung, wahrſcheinlich ſprang dort der heilige Eſel Odins. Auch erhebt ſich über Roßdorf ein Berg, der hohe Aſch. Dieſer hieß jedenfalls urſprünglich der hohe Aſe, und war der Thronſitz der mächtigen Gottheit, deren Namen auszuſprechen religiöſe Scheu ebenſo vermied, wie das Volk Gottes den Namen Jehovahs. Dem Roſſe Odins, Sleipnir, dankt Roßdorf Gründung und Namen.

---

*) Güth: Poligraphia Meiningensis. S. 8

**) Güth a. a. O. S. 22. Wahlkührhauſen.

Der bedeutendſte nordiſche Gott, nach manchen Forſchern noch wichtiger, als Odin, erſcheint Thor, der in einem Palaſt Bilſkirner genannt, wohnte, darin ſich 540 Stockwerke befanden. Letztere ſind die Wolkenſchichten über den Berggipfeln, und wir haben dieſen Palaſt nahe am Gipfel des götterheiligen Gebaberges zu ſuchen, wo der Bilſtein noch von ihm zeugt. Ein zweiter Bilſtein erhebt ſich mit einer mächtigen Felſenzinne dicht über unſerer Stadt, und da in der Regel die ſchwerſten Gewitter über denſelben direct von der Geba her, uns heimſuchen, ſo liegt es in der Natur der Sache, auch in dieſem Bilſtein einen Hochthron des Donnergottes zu ſehen und zu denken. Auch der Bleß und die Bleß-Ebene — Biles — Biles-Ebene — könnten Wohnſitz dieſes Gottes geweſen ſein. Mit Böcken war Thors Wagen beſpannt, denen zu Ehren der Bocksberg nahe beim Bleß ſeinen Namen empfing. Von dieſem Gotte Thor und ſeinen Böcken ſoll es herrühren, daß man Leute, die ſtets Böcke machen, Thoren nennt.

Odins Gemahlin, Thors Mutter, war Frigga; der Ortsname Friedelshauſen, den das Volk ſprachrichtiger Friggelshauſen ausſpricht, zeugt noch von ihr, nicht minder, da der Dienſt der Göttermutter weit verbreitet war, gibt Kunde von ihrem Kult der fränkiſche Ort Frickenhauſen bei Mellrichſtadt, urſprünglich jedenfalls Friggahauſen, wo noch ein geheimnißvoller, dunkler, von zahlloſen Sagen umklungener See an den Dienſt der Erdmutter Hertha erinnert, die mit Frigga identiſch iſt. Die Myſterien dieſer Weltmutter hießen Diſablot, und wurden auf der Disburg feſtlich begangen, welcher hohe

Berg zunächſt ihr, dann aber auch allen Aſinien, Diſen, gleichſam Friggas Töchtern, geheiligt war. Friggas Geſpann, wenn ſie mit ihrem goldenen Wagen ausfuhr, waren zwei Katzen; dieſen Thieren zu Ehren erbaute und nannte man die Orte Oberkatz und Unterkatz und benannte eine Sandboden liebende ſammtweiche Pflanze Katzenpfötchen. Thors Gemahlin hieß Sif, ſie war Fruchtgöttin, Ceres des Nordens, in Seba blieb ihr gefeierter Name erhalten. Des Gottes gewöhnlicher Beiname war Weorr, und wenn er gleich Luft- und Donnergott war, ſo hindert nichts, anzunehmen, daß die Werra nach ſolchem Beinamen des in ihrem Thale heimiſchen Gottes genannt wurde, weil ihr vielfach geſchlangelter Lauf den gezackten Blitz, und ihr Brauſen den Donner verſinnbilden half.

Balder, der Sohn Odins und Friggas, der ſanfteſte der Aſen, ſah ſeinen Namen in Waldorf verewigt, das jedenfalls früher Baldersdorf hieß. Der Umlaut des B. in W. darf nicht befremden; ein Jahrtauſend übt mächtigere Wandlungen.

Die Vola nennt Balder den Wächter Wallhals, und wenn wir dieſes in Wallbach ſuchten und fanden, ſo erſcheint Waldorf gleichſam als Vormauer und Schlüſſel zu dem nahen Wallbach und rechtfertigt ſchon durch ſeine Lage unſere Deutung.

Aber Balder beſaß auch eine ſchöne Burg: Breitablick, dieſe finden wir thalabwärts, — unter Waſungen, in Breitungen, wo das Thal ſich breitet, wo ein reizender Hinabblick ſich aufthut und wo ein herrlicher See wie ein ſehnſüchtiges Auge nach dem Himmel blickt, der ſich in ſeinem feuchten Glanze ſpiegelt. Im ſanfteſten Gefilde lag die Burg des ſanfteſten Gottes, Breitablick, ſpäter Burgbreitungen.

Balders Gemahlin war Nanna die ſanfteſte der Frauen. Ihr zu Ehren iſt Frauenbreitungen gegründet worden. Auf dem Schiff Hringborni fuhr Balder über den Strom, der beide Götterſitze trennte, und auf dem See wurde Balders Leichenfeier begangen.

Ein Herr der Stürme und des Regens war Niord.

Noatun nennt die Mythe ſeine Heimath, das iſt Nordheim, und um das froſtige dieſer Heimath recht zu bezeichnen, ſagte die einſichtsvolle Nachwelt: Kalten-Nordheim. Niords Gemahlin iſt Skade, abſtammend aus dem Felſenlande Trymheim, darunter wir uns die Rhön denken müſſen, wo noch Tirmbach hart am Fuß des hohen Felskoloſſes der Milzeburg, des eigentlichen Melibokus oder Meticapus, Milzcap der Alten, liegt. —

Niord und Skade hatten einen Sohn, Freier, und eine Tochter, Freia, beide in Wanaheim, in Wans, geboren. Freier war Sonnengott, und es iſt mit hoher Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß der ihm zu Ehren erbaute Ort der ſpäter römiſch benannte locus solis — das heutige Sols, ohnweit Wans, iſt. Auch der Name der Wuſtung Dörrenſols klingt bedeutſam an, und bezeichnet die heftige Wirkung des Sonnenfeuers, das alles ausdörrt.

Freiers Gattin war die Tochter des Reifrieſen Gymer, und hieß Gerda; ihr zu Ehren heißt ein eiſenachiſches Dorf hinter der Disburg Gerdhauſen.

Gerda aber iſt wieder ſo viel als Jörd, oder Hertha, die Erde, die Allmutter, und Vermählte des Sonnengottes.

Beider Tochter hieß Noſſa oder Roſſa; es unterliegt keinen Zweifel, daß unſer Dorf Roſa ihren Namen verewigt.

Freia, Freiers Schweſter, genoß hoher Verehrung als Göttin der Liebe, Zartlichkeit und Ehebündniſſe, daher man nach ihr das Heirathen Freien nennt. Sie hatte einen Palaſt: Folkvanger (Volksfeld), dieſer ſtand vielleicht in Völkershauſen. Einer ihrer Beinamen, und zwar der häufigſte, iſt Gefjon; es iſt offenbar, daß ihr zu Ehren die Geba benannt wurde, auf welcher muthmaßlich ihr ſitzgeräumiger Saal Seſſrimnir ſtand.

Einer der höchſten Aſen war Widar, eine ſchweigſame ernſte Gottheit, deren Hochſitz Landvidi hieß. Wo könnte dieſer anders als auf dem Landswehr: jetzt Landsberge, geweſen ſein, von dem man vieles Land überſehen kann? Nicht minder wichtig, ja noch bedeutungsvoller tritt der Gott Heimdal vor unſer Auge. Er iſt Himmelswächter und wohnt über Asgard auf der Himminbiorg, der Himmelsburg. Dieſe war die noch heute ſogenannte Himburg über Waſungen, aus welcher Manche den Namen Hühnburg fabeln wollen, weil ſie das merkwürdige Himburg nicht zu deuten vermögen. Es iſt aber die alte Heimdalsburg über den Aſenwohnſitz Waſungen, die an keiner andern Stelle geſucht werden darf.

In den Kreis dieſer Forſchung treten ferner zwei freundliche Aſengeſtalten: Braga und Iduna. Jener Gott der Dichtkunſt, deſſen geheiligter Ort Bragafeld — das heutige Barchfeld — hieß. Jetzt wohnen dort freilich weder ein Gott, noch die Dichtkunſt, ſondern viele Juden. Iduna, ſeine Gemahlin, iſt durch eine Entführungsgeſchichte berühmt, und beſaß die Aepfel der Unſterblichkeit. Vielleicht daß im nachbarlichen Immelborn, früher etwa Idunsborn, ihr ein Heiligthum errichtet wurde. Hermodes Gedächtniß, des wegkundigen Götterboten, wird im Ortsnamen Hermannsrode aufbewahrt, der urſprünglich Hermodesrode gelautet haben mag, woraus hernach Hermesrode wurde, weil Hermode identiſch mit dem griechiſchen Hermes; ſo ſpricht auch das Volk, das urſprünglich traditionelles immer treu aufbewahrt, den Ortsnamen noch heute aus.

Hochbedeutſam tritt ferner eine Gottheit: Mimir, hervor, nicht Aſe, nicht Wane, vielleicht ein Jöte. Hüter des Brunnens der Weisheit und Weiſſagung, bei dem um einen Trank daraus Odin ein Auge opferte. Ohnfehlbar erhielt das Dörflein Meimers nach Mimir den Namen, obgleich es zu kühn wäre, zu behaupten, daß dortſelbſt der Brunnen noch vorhanden.

Der Mythus, dem wir folgen, nennt uns eine Aſenärztin, Eir, Air mit Namen. Vielleicht ſchwuren bei Eir die Götter des Nordens, wie die Griechen beim Aesculap, und ſie verlieh dem Orte Beirrode ihren Namen, ohnweit Liebenſtein, welches der Aſinie Liófna, die eine Göttin der Liebenden genannt wird, ſeinen Namen dankt, wie der holden Syn, der Göttin der Eidſchwüre, das Dorf Synnershauſen.

Doch es mag an Beweiſen der höheren Gottheiten genug ſein, daß ſie in dem angeführten Gebiete walteten, und ihres Namens Gedächtniß ſtifteten. Wir ſehen ſogar das böſe Princip, das durch die Mythen faſt aller Völker zieht, auch in den nordiſchen durch den argliſtiſchen Loke von dem das Wort locken mit ſeinem charakteriſtiſchen Nebenbegriff herrührt, vertreten und müſſen uns nach deſſen Heimath umſchauen. Dieſe hieß Utgart in ſolchem Gegenſatz zu Asgard, wie Olymp zu Orkus, Iran zu Turan, Himmel zu Hölle. Sie lag am Dolmar über dem heutigen Utendorf, in einer Einöde, von welcher abwärts der Weg nach dem Reiche ſeiner Tochter Hela, nach Helheim, dem heutigen Helba führte. Helas Palaſt heißt Armuth und Elend; vielleicht deuten noch darauf hin die ſogenannten Armlöcher, einige Hungerquellen dicht am Wege, die aber auch Aufenthalt des Höllenhundes Garm geweſen, und früher Garmlöcher genannt worden ſein können. Helas Palaſtſchwelle heißt einfallender Sturz, womit die Felſen gemeint ſind, die über dem Dorfe hängen.

Noch ſind neben den Aſen der nordiſchen Mythe auch die geiſterhaften Weſen und Ungeheuer, deren ſie Erwähnung thut, zu nennen. Da treten zunächſt die hohen Schickſalsgöttinnen, die Nornen, vor dem Forſcherblick, die unter dem Weltbaume, der Eſche Ygdraſil und am Urdarbrunnen wohnten, mit deſſen Waſſer ſie des Baumes Wurzeln tränkten. Dicht neben dem Eſchberge erhebt ſich der heilige Berg, und auf dieſem haben wir der Nornen Sitz und ihre Verehrung uns zu denken.

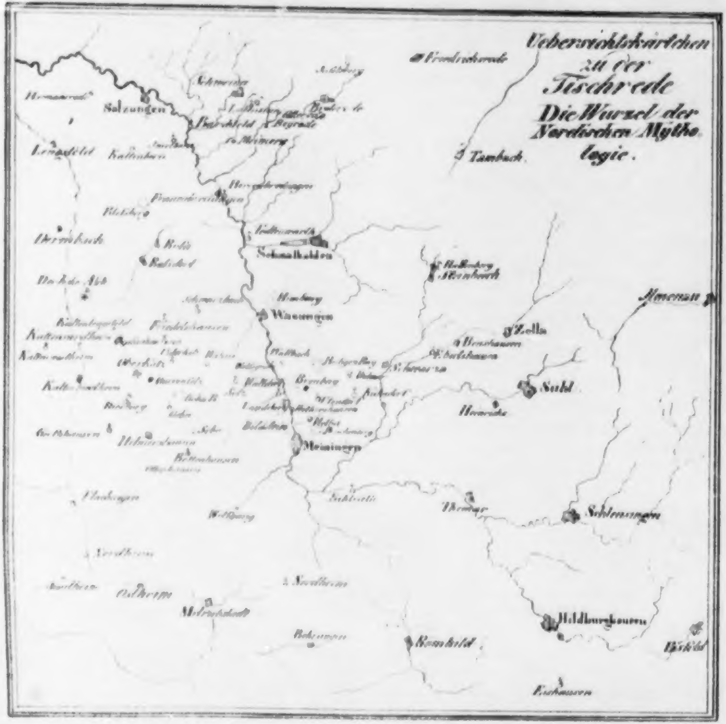
Andere geiſtige Weſen ſind die Licht- und Schwarzalfen. Erſtere wohnten beim Sonnengott, daher für dieſelben kein beſonderer Wohnort namhaft zu machen iſt, letztere hauſten da, wo jetzt in ſandſteiniger Waldgegend das Dorf Schwarzbach liegt. Auch Schwarza, näher am alten Helheim, und am Fuße Utgards, des Dolmar gelegen, könnte Schwarzalfenſitz geweſen ſein.

Ein Ungeheuer der nordiſchen Fabelwelt iſt der Wolf Fenris. In ſeiner Jugend nahmen ihn die Aſen zu ſich, da wohnte er in dem noch heute ſogenannten Wolfs-

graben, einer ſchaurigen Schlucht zwiſchen Waldorf und Waſungen. Später wurde er unartig, die Aſen fürchteten ſich vor ihm, und brachten ihn gefeſſelt auf eine Inſel — dieſe lag im ehemaligen Hermannsfelder See, und heißt noch heute der Wolfgang. Später wurde gar ein heiliger Wolfgang daraus, dieſem eine Kirche gebaut, und eine Wallfahrt etablirt.

Endlich nennt die Mythe noch einen großen Weltdrachen, Jormungandur; dieſer ſchwer auszuſprechende Name kam zwar nicht auf die ſpäte Nachwelt, doch erhielt ſich ſein Andenken in unſerm Drachenberg, auf welchem ſtehend, man faſt das ganze ehemalige Aſengebiet von den Wellenlinien zweier Gebirge, wie von einer blauen Rieſenſchlange umringelt, erblicken kann. Das eine dieſer Gebirge iſt die Rhön, von der nordiſchen Mythe perſonificirt unter dem Namen Ran, die Mutter der Wellenmädchen, darunter neun hervorragende Bergkegel zu verſtehen ſind.

So hatten wir rings um den alten glückſeligen Götterſitz Aſungen (heute Waſungen), die heiligen Stätten, Burgen und Wohnſitze der Aſen erblickt, die ein unbegreiflicher Irrthum in ferne hochnordiſche Regionen verſetzte. Die ganze Nation ehrte die Götter und weihte ihnen an einem beſonders heiligem Opferplatz Gaben und Gelübde. Prieſter ſiedelten ſich dort an, und ſo entſtand der Ort Opferhauſen, deſſen Name jetzt in Oepfershauſen verballhornt iſt. Wenn wir bei dieſer altgermaniſchen Opferſtätte an die Hekatomben der Griechen, an die Libationen der Römer und an die Trinkhörner der alten Deutſchen denken, ſo iſt es ein ſehr natürlicher Ideengang, der uns aus dem grauen Alterthum der Mythenzeit der heitern Gegenwart unſers Feſtmahles wieder zuführt. Füllen wir unſere Becher und bringen der Mythologie des Nordens wie der Wort- und Ortforſchung, ihren Schlüſſeln, eine Libation!


Uebersichtskärtchen
zu der
Tischrede
Die Wurzel der
Nordischen Mytho-
logie.
Friedrichroda
Tambach
Salzungen
Barchfeld
Lengsfeld
Herrenbreitungen
Frauenbreitungen
Dermbach
Schmalkalden
Steinbach
Wasungen
Ilmenau
Zella
Benshausen
Schwarza
Suhl
Meiningen
Themar
Schleusingen
Ostheim
Mellrichstadt
Römhild
Hildburghausen
Eisfeld
Eishausen

41 – 292

Hallup der Schwimmer.

Novelle.

Neuigkeiten 1839.

Bechſtein, Ludw., Aus Heimat
Fremde. Erzählungen. 2 Bde. Be

— — Clarinette. Seitenſtück zu den
eines Muſikanten. 3 Bde. Velinpapie

Belani, H. E. R., Das Haus Bra
(von 1807—1832.) Hiſtoriſch-romantiſc
mälde aus der neueren Geſchichte Po
und Braſiliens in zwei Abtheilungen.
Velinpapier.

— — Der abtrünnige Bourbon. Ge
licher Roman. 3 Bde. Velinpapier.

Herloßſohn, Carl, Zeit und Lebe
der. Novellen, Humoresken, Ironie
Reflexionen. 3 Bände. Velinpapier.

— — Eine Theater-Liebſchaft. Novell
linpapier.

Schoppe, A., geb. Weiſe, Tycho de B
Hiſtoriſcher Roman. 2 Bände. Velinpa

— — Die Schlacht bei Hemming
oder die Befreiung der Dithmar
Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. Velinpap

und
pap.
rten

nza
Ge:
gals
Bde.

icht:

bil:
und

Be:

ihe.
er.
ädt
en.

Haſſup
der Schwimmer.

Novelle

von

Ludwig Bechſtein.

Leihbibliothek von F. [illegible]

1839.
Leipzig, Verlag von Aug. Taubert.

[illegible]

[illegible]

1.

Ein Kind war geboren, ein friſcher Knabe! Wie begrüßt ſonſt Freude ein Kind, wie beugt ſich Hoffnung küſſend, Liebe weihend über den Menſch gewordenen Neugebornen! — Hier war es anders; Trauer erfüllte die Hütte, wo Armuth heimiſch war, wo Mangel tyranniſch waltete. Kein Vaterarm hob ſegnend das Gottesgeſchenk mit freudethränenvollem Blick dankend empor, und die Mutter war zu kraftlos, um den jungen Erdenbürger liebezärtlich an die Bruſt legen zu können. Die arme Mutter, eine noch junge Witwe, fror, denn es war Winter, Ende des Januar, und die reiche Salinenſtadt freute ſich ausnehmend über die anhaltende Schlittenbahn. Die Wöchnerin entbehrte faſt der nothdürftigſten Labung. Eine alte Verwandte pflegte ihrer, ſo gut ſie es vermochte, leider vermochte ſie nur allzuwenig.

Mit der geringen Hülfeleiſtung, die ſie nach der Geburt noch zu gewähren vermochte, und mit leidiger Tröſtung einſprechend auf das ſchwache, kummerbelaſtete Weib, weilte auf kurze Minuten noch die **Sage-femme**, die auch zugleich als **Femme sage** unter den Arbeitern beim Salzwerk galt, deren Kreiſe die Wöchnerin angehörte, am Bett der Kranken. Das Kind, in dürftige, doch reine Lacken gewickelt, ſchlummerte, auch ſeine Mutter ſchlief bald den Schlaf der Entkräftung. Die beiden alternden Frauen betrachteten mit dem Antheil, der ſo mächtig im Buſen des Weibes rege wird, das ſeinem Berufe folgen durfte, den kleinen Sohn der Frau Hallup, und gaben einander mehr durch Blicke und durch Zeichen, als durch Worte zu verſtehen, daß des Kindes äußere Bildung volle Gnade vor ihren Augen fand.

„Gebe Sie mir doch einmal den Kalender, liebe Frau —“ lispelte die Hebamme. „Mich verlangt ſehr zu wiſſen, in was für einem Zeichen der kleine Menſch geboren iſt, und was ihm für ein Lebenslauf bevorſteht?“ — „Ach guter Gott, der arme Wurm! Wird ſchwerlich aufkommen, da ſeine Mutter ihn nicht ſtillen kann,“ murmelte die Alte, indem ſie von berauchter Wand den neuen Kalender nahm, der Hebamme ihn gab, und die Reſte einiger Kohlen zuſammenſuchte, das Feuer zu nähren, welches ſo matt brannte, wie die Lebensflamme der Wöchnerin.

Die Hebamme ſuchte im Kalender, fand das Planetenzeichen des Saturn neben dem Thierkreiszeichen des Waſſermanns am betreffenden Tage, und zog aus ihrer Taſche ein ſchmutziges, abgegriffenes welkes Planetenbüchlein, darin ſie blätterte, und dann zur Alten ſprach: „Ein Waſſermännlein! Dacht' ich's doch. Ei, das iſt gar nicht ſo übel. Höre Sie einmal zu.

Der Kleine regte ſich, er verzog das Geſicht zum Schreien, doch ein wenig warme Milch, die ihm ſorglich eingeflößt wurde, beſchwichtigte das matte Kind. Jene las leiſe vor:

„Ein Knäblein geboren zwiſchen der Mitte des Jänner und dem neunten Tag des Hornung iſt der Natur und Eigenſchaft des Waſſermannes: ſanguin, warm und feucht, luſtig und mannlich, ſaturniſcher Complexion, länglichen Antlitzes, lange, ſchlichte Naſe, ſchöne Augen und Augenbraunen, von Farbe ſchwarz, wie ſeine Haare. Er erröthet leicht im Antlitz, und wird leicht zornig; iſt ſchlanken Leibes und guter Gebehrde, Wird wohlredend, ſtill und verſchwiegen; lautern Herzens, leichten Geblütes, guten Willens. Lügen und Lügner haßt er. Durch ſeinen Bruder kömmt er in Widerwärtigkeit. Er iſt gern bei Geſellſchaften und kann ſich wohl beheglich machen bei dem Volke. Seine Luſt iſt Wanderung, von Weibern wird er faſt lieb gehabt und hat auch Ehre von ihnen. Zwei Frauen werden ihm angezeigt. Zum höchſten glückhaft für ihn zu Freude, Gewinn und

Nutzen, zum Erwerb auf Reiſen ſind die Lande gegen Niedergang der Sonne und gegen Mitternacht. Im Waſſermann hat er ein leichtes, fröhliches Gemüth, in den Fiſchen Gewinn und Glück auf dem Waſſer, im Krebſe Krankheit, in der Jungfrau den Tod. In der Wage iſt glückhafte Wanderzeit, im Scorpion Reichthum, im Schützen ſoll er nichts beginnen, denn in dieſem Zeichen iſt ihm alles widerwärtig. Grün iſt ſeine glückhafte Farbe. Seine höchſte Nutzung und Uebung des Gewinnes zur Nahrung, das ſind alle Künſte und Werke in Luft und Waſſer. Uebung des Feuers iſt mittelmäßig. Wenn er zwei und dreißig Jahre alt wird, ſo wird er ſechzig Jahre alt."

Befriedigt von dieſer abergläubiſchen Tröſtung erhob ſich die weiſe Frau, um die Wochenſtube zu verlaſſen, und gab noch einige Verordnungen für die Kranke. Sie verließ aber die Stube immer noch nicht.

Draußen erſcholl Muſik, untermiſcht mit lautem Peitſchengeknall. Eine große Schlittenfahrt ſaußte heimkehrend durch die Vorſtadt, vorüber an den niedrigen und unſchönen Häuſern, in denen meiſt Salinenarbeiter wohnten. Ein Schlitten voll Muſikanten, als Türken verkleidet, voran; dann im langen Zuge Schlitten auf Schlitten mit hellem Geläute, prächtigen Roſſen, kräftigen Lenkern, voll blühender Damen in koſtbaren Schmuck und Pelzwerk, und zwiſchen jedem Schlitten ein ſtattlicher Vorreiter, meiſt junge Militairs, auf jedem ein blanker Jokai, in blitzender Livree, mächtig knallend.

Die **Sage-Femme** kannte und nannte ſie Alle, die vornehmen Herrſchaften, die ſchmucken Reiter.

„Ei da kommen auch Hottendorfs!“ rief die Ammenfrau: „So haben ſie die Trauer abgelegt um den alten Herrn Miniſter! Wie alt wird man doch! Kann Sie es denken, daß ich den ſchmucken Herrn Aſſeſſor auch als neugeborenes Kind auf meinen Armen gehalten?“

Ein ſehr eleganter Schlitten, gezogen von zwei ſtattlichen Rappen, durchſchnitt die Sehlinie der neugierig durch die Scheiben lugenden Frauen. Ein junger ſchlanker Mann fuhr, im Schlitten ſaßen ein Herr und eine Dame, die einander ſehr freundlich anblickten und im lebhaften anziehenden Geſpräch begriffen waren.

„Ei ſieh doch!" fuhr die Plaudernde mit gewohnter Geſchwätzigkeit fort: „Der Herr Aſſeſſor fährt ſelbſt, und Wen fährt er? Die junge Fräulein Couſine, und den neuen Herrn Salzkaſſier. Jaja — man munkelt, das werde ein Paar werden — und gewiß iſt es bereits richtig, ſonſt würden ſie nicht miteinander Schlitten fahren. Aber wer weiß was dahinter ſteckt?"

Und nun zog die weiſe Frau die Schleuſen niedriger Klatſcherei und gemeiner Verläumdung auf, daß ſich wie ein unaufhaltſamer Strom das Schlammwaſſer ihrer Reden über gute Namen ergoß, und dabei wurde ſie ſo laut, und nannte ſo oft den Namen von Hottendorf, daß die Wöchnerin aus dem ihr ſo wohlthätigen Schlummer auffuhr, und mit einem tiefaufſeufzenden Klagelaut ſtöhnte: „von Hottendorf! oh!“ und in Krämpfe ſank, die dem Kinde die Mutter mordeten. —

Die Klatſchſucht, die Verläumdungsſucht ſind furchtbare Dämonen, und leider, leider, ſenkte ſie zur Geiſel des Menſchengeſchlechtes die Gottheit zürnend und ſtrafend vorzugsweiſe in die weibliche Bruſt, in der doch ſo viel Schönes und Edles, Hohes und Heiliges Raum hat, wiewohl es auch in derſelben Beziehung erbärmliche Männer giebt, Eunuchen im Serail edler Geſelligkeit. Wo der Engel der Liebe entwichen, wo die ihm verſchwiſterte Humanität floh, da niſten dieſe Kakodämonen ſich ein, und erfüllen mit Groll und Haß, mit Neid und Mißgunſt, mit Schadenfreude und Bosheit die öden Tempelſtätten, aus denen der Eudämon flüchtete, und die der Prieſter verließ. Da iſt kein Lebensverhältniß der Nächſten, deſſen Faden nicht die Parzenſcheere der Klatſchſucht bedroht; jedes Liebesverhältniß, ſei es ſträflich oder unſträflich, verfällt rettungslos dem Scharfrichterſchwert der Zungen, und iſt es unſträflich, ſo wird es ſtrafbar geſtempelt. Jede Freundſchaft zwiſchen verſchiedenen Geſchlechtern muß dann Liebe ſein; wer gern Wein trinkt, ein Säufer, wer gern fröhlich iſt — ein Verſchwender. Das ſitzt zuſammen im großen oder im engen Kreiſe, wispert und flüſtert, weiß tauſend Neuigkeiten, und giebt es keine, ſo lügt es eine. Das rechnet an den Fingern Deine Einnahmen her, und regt ſich auf über Deine Ausgaben; es weiß genau, Wen Du beſuchſt, Wen Du bei Dir ſiehſt, weiß alles, kümmert ſich um alles, und ſchlägt ſcheinheilig an die Bruſt: ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Dieſer oder Dieſe! — Jede Stadt, jedes Städtchen, jedes Dorf hat eines oder mehrere ſolcher Hals- und Rügegerichte, mit allem Henkerapparat der peinlichen Gerichtsordnung, Pranger und Schandpfahl, Rad und Galgen. Iſt das Gericht geſchloſſen, ſo gehen ſie echauffirt auseinander, und haben ſich gut unterhalten. Wo aber dann zwei oder drei beiſammen ſind, halten ſie kleine Seſſion, und zerfleiſchen den Ruf ihrer eignen Klatſch-Schweſtern und Klatſch-Gevatterinnen. Das iſt ihr Fluch, das iſt das Walten der heiligen Nemeſis. Sage es ihnen aber tauſendmal, wie erbärmlich, wie verächtlich ſie ſind, Deine Stimme wird die Stimme des Predigers in der Wüſte ſein. —

2.

Unter das Portal der Kirche trat, vom Altar kommend, in Feierkleidern, mit bräutlichen Kränzen geſchmückt, ein junges, ſo eben vermähltes Paar. Noch durchſchauert von dem Ernſt der wichtigen Stunde, und zugleich von einem hohen Entzücken durchlodert, hob der Bräutigam die Braut in den Gallawagen, und nahm an ihrer Seite Platz. Ein ſüßinniger Kuß, begleitet von ſeelenvollen Blicken, und einem Lächeln durch Thränen der Rührung ſprach mehr als Worte die Erneuerung des heiligen Gelübtes aus. Blicke ſind ein irdiſches Vorbild der Geiſterſprache in einer andern Welt; ſie ſind Träger eines innigen

Seelenverſtändniſſes ohne den durch das Ohr vernehmbaren Laut. Vielleicht, daß die Aetherbildung des unſterblichen Geiſtes in jenem Drüben die Form eines ſchönen Auges iſt, darin Seele die Seele findet, erkennt und ſich abſpiegelt. Bildet doch eine vorahnende Symbolik mit tiefem Sinn ſeit lange die Gottheit als das alldurchſtrahlende Auge ab.

Am Hochzeithauſe hielt der Wagen, von einem Trompeten- und Paukentuſch begrüßt, und eine Schaar feſtlich geputzter Menſchen drängte Glück wünſchend den Kommenden entgegen. Es war ein liebevoller Freudenſturm, ein Chaos von Worten, Küſſen, Umarmungen, Thränen, Händedrücken; ein Fliegen von Bruſt zu Bruſt, bis dieſe hohe Welle der Luſt ſich glättete, und in ihrem reinen Spiegel nur frohe Geſichter zeigte.

„Mein lieber, guter, braver Salzkaſſier!“ ſprach zu dem Vermählten ein hochgewachſener junger Mann von ſehr edlem Aeußern: „laſſen Sie uns Freunde bleiben durch das ganze Leben! Freundſchaft ſei der reine Kryſtall, in den wir immer hoffend und vertrauend blicken, wenn unſer Lebenshimmel ſich bisweilen verdüſtert."

„Zu viel Ehre, zu viele Gnade!" erwiderte nicht ohne einige Verlegenheit der Bräutigam. „Sie können verſichert ſein, gnädiger Herr von Hottendorf, daß ich vollauf dieſe goldnen Worte zu würdigen weiß. Immer wird es mich hochehren, ja es wird das Glück meines Lebens mit ausmachen, wenn ich mir ſchmeicheln darf, daß Sie mich nicht blos als entfernten Verwandten Ihrer hohen Familie, der ich durch meine Verheirathung nun geworden bin, Ihrer Huld und Gnade werth achten, ſondern daß auch mein inneres Selbſt einigen Antheil an dieſer Achtung habe."

„Lieber Freund Herr," gegenredete Hottendorf: „Sie ſind zu devot, zu beſcheiden! Dieſe ängſtliche Verlegenheit Höhern gegenüber, die ja ſo oft nur äußerlich und ſcheinbar Höhere ſind, werden Sie ablegen, je mehr ſie aus den bisherigen engen Sphären, in denen Ihr Leben ſich nur bewegen konnte, in erweiterte Kreiſe eintreten.

Ich will Ihnen aufrichtig wohl, ich gab Ihnen ja Proben davon. Sophie, nun Ihre junge Frau, Tochter eines verarmten Verwandten unſrer Familie, wurde bei meinen Aeltern auferzogen, wurde zu einer braven Hausfrau durch meine würdige Frau Mutter herangebildet; Sie waren Sekretair bei meinem ſeligen Vater, und die letzte edle Handlung des Vortrefflichen war, daß er Ihnen durch ſeinen vielgeltenden Einfluß bei der hieſigen Pfännerſchaft Ihr jetziges Amt verſchaffte; ich dagegen hatte längſt Ihre ſtille Neigung zu meiner ſittſamen Couſine wahrgenommen, und ich wurde Ihr Fürſprecher. Sie wiſſen das alles, und ich erwähne es nicht etwa, um erneuerte Dankesworte zu hören, ſondern Ihnen nur zu wiederholen, daß es *mich* beglückt, durch uns den Grundſtein Ihres Glückes gelegt zu ſehen. Sie werden bald den Umfang Ihrer Geſchäfte kennen lernen, Sie werden ſich die Achtung der löblichen Pfännerſchaft erwerben, und werden — höher ſteigen. Dieß prophezeihe ich Ihnen am heutigen feſtlichen Tage; dieſer iſt die erſte Staffel auf der Leiter Ihres Glücks."

Herr hätte gern unterbrochen, aber der Redeſtrom des jungen Aſſeſſors von Hottendorf ließ ſich nicht ſo leicht dämmen und hemmen, ſondern floß unaufhaltſam durch das Blumenbette der Wohlredenheit. Jetzt endlich konnte Herr erwidern: „Alle meine Gefühle ſind Dank gegen Sie! Und nur mit meinem Leben ſollen dieſe Gefühle enden. Sie ſollen in mir an Dankbarkeit, an Treue, an inniger Anhänglichkeit in jeder Beziehung einen Mann kennen lernen!"

„Ein Wort! ein Mann! Punktum!" rief Hottendorf vergnügten Antlitzes, und holte zum Handſchlag aus, der das Zimmer durchſchallte. In letzterm ſtand noch umkreiſt von Freundinnen und antheilnehmenden Verwandten die junge Braut, verklärt durch die geſteigerten Gefühle ihres Innern, während geſchmackvoller Anzug ihr Aeußeres hob, das nicht unvortheilhaft war, obgleich ſie für eine Schönheit nicht gelten konnte. Sie hatte bereits nach allen Seiten hin vielfach mit Küſſen, mit

Verbeugungen und Knixen, wie mit holdem Lächeln und freundlichen Worten, gedankt, und hörte jetzt dem Bruder ihres Vermählten zu, Lebrecht Herr, Organiſten an der Marienkirche der Salinenſtadt. Dieſer Bruder war beträchtlich älter, als ihr geliebter Angetrauter, eine bleiche, hagere Geſtalt mit tiefliegenden Augen und jenem ſchwärmeriſchen Prophetenzug um den Mund, der innerliche Schmerzen der Seele, oder eine tiefe Betrübniß über die arge und verderbte Welt anzukündigen pflegt. Solche Menſchen, die dieſen Zug tragen, leiden, ſelbſt wenn Leben und Glück ſie mit einer Ueberfülle ihrer Gaben ausſtatten.

Jetzt aber ward das beſtändig kummervoll ausſehende Geſicht Lebrechts zu einer Freundlichkeit genöthigt, der man das Ungewohnte anſah; dabei herrſchte in ſeinem Benehmen, in der Stellung und Bewegung ſeines Leibes, wie ſeiner einzelnen Glieder, eine altväteriſche Gravität, die er auch ſeinen Reden aneignete, ſo daß ſie immer ſehr ſalbungsvoll klangen.

„Wie war Ihnen denn zu Muthe, verehrteſte

Braut und Schwägerin,“ fragte er ſüßlich und doppelſinnig: „als das harte Wort erklang: „Und er ſoll Dein Herr ſein?“

„Recht froh, und ſelig, werther Schwager!“ erwiderte mit freudiger Rührung Sophie: „Mein Chriſtian iſt ja ein guter lieber Herr, weil Sie nun einmal lieben, mit dem Namen zu ſpielen, den ich künftig mit Ehren zu führen hoffe. Gern will ich ſolchem Herrn gehorſam und unterthänig ſein.“

Der Bräutigam trat hinzu, umſchlang zärtlich die Geliebte, und hörte, in ſein Glück verſunken nur halb des Bruders pathetiſche Anrede: „Mein glücklicher Herr Bruder! Du biſt nun erſt ein rechter Herr geworden, wozu ich aus innerſtem Herzen gratulire! Herr und Gemahl einer ſchönen und tugendſamen Hausfrau, folglich ein rechter Hausherr! Und wer weiß, über was Alles der Herr Bruder, oder der Bruder Herr nicht noch Herr wird! Ich, für meine geringe Perſon heiße zwar auch Herr, doch iſt's nicht weit her mit meiner Herrlichkeit, vielmehr bin ich und bleibe ich nur ein ganz devot ergebenſter Diener von Ihnen, meine vielwerthe und baldige Frau Herrin und Schwägerin!“

Sophie erröthete und verneigte ſich ſtumm; eine Freundin kam auf ſie zu; ſie ließ freundlich des Bräutigams Hand los, und wandte ſich zu dieſer, während ihr Gatte dem Bruder antwortete: „Lieber Lebrecht, ich danke Dir für mich und meine Sophie für Deinen Glückwunſch, und obwohl wir Herr heißen durch des Zufalls Willen, ſo ſoll uns unſer Name ſtets daran erinnern, daß wir zu einander halten in treubrüderlicher Liebe, ſo daß Einer dem Andern zu dienen ſtets bereit und willig ſei, und zwar mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, dann werden wir doppelt ſtark ſein, und werden in uns nie die Zwietracht Herr werden laſſen, ſondern die Eintracht; nicht den Haß, ſondern die Liebe.“

„Amen, das heißt jaja! Das ſoll alſo geſchehen!“ verſetzte der Organiſt, und fügte faſt ſcheu und mißtrauiſch umherblickend, doch Niemand in der Nähe gewahrend, mit gedämpfter Stimme leiſe hinzu: „Wir wollen recht zuſammenhalten! In einem nur vermahne ich den Herrn Bruder: er hüte ſich vor den großen Herrn von denen geſchrieben ſteht, daß mit ihnen nicht gut Kirſchen eſſen ſei. Der Herr Bruder kann ja die hohen Gnaden entbehren, und ſein eigner Herr ſein.“

Darauf entgegnete der Salzkaſſier etwas verſtimmt: „Laſſen wir das, mein Bruder! Ich weiß daß Du eine Averſion haſt gegen die Vornehmen, die Männer vom Stande, die Du nur aus der Ferne kennſt, und deren Einfluß Du nicht zu würdigen verſtehſt. Dein beſcheidnes Amt feſſelt Dich, ſo zu ſagen, an die Scholle, an die Orgelbank. Du kannſt nicht weiter gelangen, Du biſt ein guter Organiſt und ein ſolcher bleibſt Du. Ich aber will empor. Deshalb brauche ich Protection, Gönner, Patrone.

„Patrone, ſchöne Patronen!“ wortſpielte, durch den Widerſpruch geärgert, Lebrecht: „Am beſten, man könnte ſie in eine Bombarde laden, und in den Mond ſchießen!“

„Bruder!“ ſprach leiſe, aber mit einem ſehr ernſten Blick der Salzkaſſier: „Ich bitte Dich, trübe mir nicht mit Deinen Grillen meinen heutigen Ehren- und Freudentag. Jeder hat ſeine Meinung für ſich, Du dringſt mir nimmer die Deine auf.

„Ich will thun, was dem Herrn wohlgefällt! Amen!“ erwiderte mit ironiſchem Lächeln der Organiſt, und verbeugte ſich ſteif und förmlich, worauf er mit gewohnter Gravität eine Erfriſchung annahm, die ein Diener des Herrn von Hottendorf den Gäſten umherreichte. Dieſer ſelbſt brachte viel Leben und Fröhlichkeit unter die Theilnehmenden, und die Freude durchflatterte auf Roſenſchwingen das Hochzeithaus. Man ſprach, man lachte, und trank vielen Wein. In ein Nebenzimmer drängten ſich abwechſelnd aus und ein die Frauen und jungen Damen; dort gab es eine zur Schau geſtellte recht anſtändige Ausſtattung, nebſt vielen und mancherlei Hochzeitgeſchenken zum Bedarf wie zum Luxus zu betrachten, zu bewundern, zu beurtheilen. Selbſt Lebrecht wurde muntrer, wie ſonſt, und ergötzte einen Theil der Männer durch Sentenzen, die ihm um ſo reichlicher zuſtrömten, als er reichlich den Gaben des Weingottes zuſprach, doch miſchte ſich in alles was er ſprach, eine gewiſſe Säure, halb des Hohnes, halb der Reſignation. Er ſprützte auf die Roſen der Ggenwart den Giftthau der Weltverachtung. Es giebt Menſchen, deren Anblick und Ausdrucksweiſe ſtets an die vier letzten Dinge erinnert, die überall den Antichriſt wittern, und in jeder nächſten Woche das jüngſte Gericht erwarten. Zu dieſen gehörte Lebrecht, und in dieſem Sinne ſprach ſich ſeine Theilnahme an des Bruders Hochzeitfeier aus. Sein Vivat! als man laut und fröhlich anklang, auf das Wohl des Bräutigams und der Braut, klang wie der Seufzer eines Sterbenden, während ſein Ungeſchick das Glas in Scherben ſtieß, ſo daß, als er mit ſeiner hohlen Grabesſtimme ausrief: „Vivat! O Wehe! Wehe!" (welches Wehe dem zerſchellten Glaſe galt) ein Schauer die Geſellſchaft überflog, der ſich jedoch alsbald in ein Gelächter verwandelte.

„Hoch! die Hochzeit!“ rief er dann in ſeinem Kreiſe von neuem und perorirte: „Hochzeit iſt eine ſchöne Zeit, in der es hoch hergeht! Hochzeit kommt vielen hoch und theuer zu ſtehen; Eile hat nicht Weile, Reue kommt hinterdrein. Ich habe mich niemals entſchließen können, zu dieſem Hoch den Reim zu ſuchen, der Joch heißt. Nun — ich gönne dem Bruder ſein Glück, er kann es noch hoch bringen, ſo Gott will. Er ſteht heute auf dem Gipfel ſeiner Lebensſonnenhöhe, hat die ſchöne Ausſicht in die güldne Aue voll künftiger Ehren und Ehrenſtellen, Rang und Anſehen, ich aber bleibe ein unanſehnlicher Mann — ja ja, ich bleibe auf der Orgelbank, ich ſteige nicht höher, als die Treppe zum Chor. Ach, aus mancher Hochzeit ward ſchon ein Herzeleid, und aus dem Pfeifen ein Heulen!“

Leberecht faltete die Hände, und ſah mit ſtierem Blick gerade vor ſich hin, denn er nahm wahr, daß Niemand mehr auf ſeine Rede hörte, und liſpelte ſich ſelbſt zu: „Bleibe gern im niedrigen Stande, denn das iſt beſſer, denn alles, danach die Welt trachtet. Ach, die Welt iſt voll Liſt und Untreue." —

Ein großer Brief wurde gebracht, er war an den Aſſeſſor, das Siegel der fürſtlichen Kanzlei. Hottendorf war zum Regierungsrath ernannt. Neue Freude, erneutes Glückwünſchen, das nun den jungen Edelmann umrauſchte. Der Salzkaſſier wartete beſcheiden, bis jener ſich den nähern Verwandten ſchicklicherweiſe entziehen konnte, dann trat auch er dem Gönner nahe, legte jedoch womöglich noch mehr devoten Ausdruck, wie früher in ſeine Züge, und ſprach: „Daß gerade an meinem Ehrentage Ihnen die neue Würde kommt, betrachte ich als ein recht glückliches Omen; Sie werden nun, ſo oft Sie dieſes Dekret erblicken, oder an daſſelbe ſich erinnern, auch des heutigen Feſtes eingedenk ſein, und der huldvollen, mir gegebenen Verſicherung Ihrer mich beglückenden Gunſt."

„Freundſchaft! Freundſchaft! Lieber Herr!" rief mit Wärme und einem Händedruck der Regierungsrath. „Sie ſollen mich immerdar in achter treuer Freundſchaft erprobt finden, aber auch Sie müſſen mir ein offenes treugeſinntes Herz entgegentragen, nicht dieſe ſcheue Miene der Ehrfurcht, nicht in jedem Wort an die Zufälligkeit des ſogenannten Unterſchiedes der Geburt erinnern, der den Gebildeten unſrer Tage nicht mehr höher gilt, als die innere edlere Würde, die wir als Menſchen Alle behaupten ſollen!“

„Edler, vortrefflicher Mann!“ rief Herr überwältigt und begeiſtert aus: „Mein Blut für Sie, wenn es gilt! Unſer Gang durch dieſes Leben ſei durch Freundſchaft ſonnenhell; ich kann Ihnen nichts bieten als mein Herz, dieß aber iſt ganz das Ihre!“

Der Abend war hereingebrochen, man wußte nicht wie; alle Zimmer des Hottendorfiſchen Hauſes, heute liberal der jungen Verwandtin zur Dispoſition geſtellt, waren kerzenhell, jetzt wurde es auch die Straße. Entfernte Häuſergiebel erſchienen flammenroth beleuchtet, brauner Dampf, in welchem Funken emporſprühten, ſtieg zum Nachthimmel, und lärmend lief das Volk zuſammen. War Feuer? Stürmten die Glocken? O nein, der Flammenſchein zog näher heran, durch das Getöſe des Volkes brachen ſchmetternde Trompeten- und Poſaunenklänge, bald ward die volle Harmonie eines Feſtmarſches vernommen, und vor den Augen der zu den Fenſtern geeilten Hochzeitgäſte entwickelte ſich ein großer glänzender Fackelzug. Vor Hottendorfs Hauſe hielt er ſtill, ordnete ſich zum weiten Halbkreis, Gensd'armerie zu Pferde hielt das drängende Volk in angemeſſener Entfernung; die Muſik ſchwieg, und eine vernehmliche Stimme rief jetzt: „Das glückliche Brautpaar, unſer Herr Salzkaſſier und ſeine Vermählte leben hoch! und abermals hoch!“ — Tuſch und Jubelruf folgte darauf, und im ganzen Kreis ſchwenkten die Fackelträger ihre lodernden Flammbeaus. Dieſe Fackelträger waren allzumahl ſonnegebräunte, robuſte Männer in ganz eigenthümlicher Tracht, es waren die Siedeknechte und Nappenknechte, die Gradirer und die Holzleger des Salzwerkes, ein zahlreiches Perſonal, angeführt von den Sool- und Siedemeiſtern, dem Holzvoigt und dem Wellenſchreiber, nebſt mehreren jüngern Pfannenherrn, die dem Salzkaſſier befreundet waren.

Einige dieſer Männer gingen nun, während die Muſik ihre Serenaden abſpielte, als Deputation der Pfännerſchaft in das Hochzeithaus, und brachten die Glückwünſche des Gewerkes dar, auch mancherlei freundliche Gaben, darunter ein zierliches Kunſtwerk, einen kleinen trichterförmig nach unten zugeſpitzten Salzkorb von purem Golde, auf welchem, trichterformig nach oben zugeſpitzt, das Salz lag, das hier aus reinem Silber beſtand. Dieſer Korb ließ ſich öffnen, und das hohle Innere enthielt in Gold und Silber die ſämmtlichen Denkmünzen, welche die löbliche Pfännerei zu verſchiednen Zeiten hatte prägen laſſen. Dieſes ſinnige Geſchenk erregte eben ſo viel Bewunderung, als es Freude machte, und Herr, über ſo viele Beweiße des Antheils innig gerührt, dankte unter Thränen. Auch Lebrechts hagre Geſtalt drängte ſich zur Schaar der Bewundernden, und ließ ſich gegen den Bruder und die Schwägerin vernehmen:

„Das nimmt kein Ende, und die Freude wird immer lauter! Ich aber habe nun mein Theil, und ziehe mich in die Einſamkeit meines Junggeſellenkämmerleins zurück. So ſage ich euch zur guten Nacht dieſes: Euer Schmuck ſoll nicht auswendig ſein mit Kleinoden, Haarflechten, Goldumhängen oder Kleidern, ſondern der verborgene Menſch des Herzens unverrückt, mit ſanftem und ſtillem Geiſt, das iſt köſtlich vor Gott. Habt Salz bei Euch, und habt Friede untereinander!“

Nicht lange nach ihm, während noch der Schall der Freude im Hauſe wogte, ſchlichen ſich auch die Vermählten ſtill und unbemerkt davon und huſchten Arm in Arm der eignen Wohnung zu. Sternenklar ſah der Himmel herab mit ſeiner heiligen Stille; die Liebenden drückten ſich gefühlvoll die Hände, auch ſie waren ſtill und blickten hoffend und vertrauend zum Lenker der Geſchicke, zum Schöpfer dieſer Millionen Sonnen, zum Vater ihres und allen Lichtes empor.

„Siehe, die Sternſchnuppen fliegen, wie Pfeile

der Liebe, von Sonne zu Sonne!" ſprach, eini
dieſer Meteore erblickend, der junge Mann.

„Da hätteſt Du Dir Etwas wünſchen ſollen
erwiderte Sophie.

„Wie ſo? Etwas wünſchen?" fragte He
und ſie belehrte:

„Es iſt ſo ein Glaube im Volk, daß wer i
Augenblick, wo er eine Sternſchnuppe ſieht, ein
Wunſch denkt, dieſen Wunſch erfüllt ſieht."

„Das iſt ein hübſcher Scherz," erwiderte Her
„Wohlan, laß uns Acht haben und wünſchen!
Beide richteten eine zeitlang ihre Blicke aufmer
ſam empor, und Beide fragten plötzlich aus eine
Munde: „Haſt Du gewünſcht? und was?
als ſo eben eines jener räthſelhaften Meteor
mit der Schnelle des Blitzes vor ihren Au
gen ſcheinbar entſtanden und im Moment ver
ſchwunden war.

„Eine Tonne Goldes habe ich uns gewünſcht!"
ſprach der Salzkaſſier. „Und ich —" ſagte So
phie, ſich liebevoll anſchmiegend: „habe der

Wunſch gedacht, Dich, mein Leben, nicht zu überleben!“

„Edle treue Seele, Dein Wunſch war ſo rein, wie Dein Herz, doch wolle Gott ihn nicht erfüllen,“ rief, von ihrer Liebe beſchämt, der Salzkaſſier, und küßte ſie innig, und Beide ſchlüpften bald darauf in ihr Wohnhaus.

3.

Es iſt ein Gemeinſpruch, daß die Zeit Flügel habe; die alltäglichſte aller Allegorien, und doch ſo unausſprechlich war, daß für das ſchnelle Vorübereilen der Wochen, Monden, Jahre nie ein paſſenderes Bild gefunden werden wird.

Dem jungen Paare, deſſen Hochzeittag in der Salinenſtadt ſo feſtlich begangen worden, waren im raſcheſten Zeitfluge ſchon ſechs Jahre vorübergerauſcht und jedes Jahr hatte die Glücklichen in gleicher Liebe gefunden. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen umſpielten ſchon die frohen Aeltern, die in einfacher Häuslichkeit und im Frieden des Herzens lange den Becher des Glücks, ſo rein wie das Erdenleben ihn zu ſpenden vermag, koſteten. Auch Freundſchaft wob ihren Veilchenkranz um ihre Häupter, und der jetzt auch ſtandesmäßig verheirathete Regierungsrath von Hottendorf war der Familie des Salzkaſſiers noch ſo freundlich und wohlwollend zugethan, wie an dem Tage, von welchem dieſe Familie ihren Urſprung dadirte, wenn auch die Verwandte Hottendorfs nun nicht mehr, wie ehedem, ſich in die glänzenden Zirkel gezogen ſah, in denen zu erſcheinen, ihr als Mädchen vergönnt war. Sophie erachtete dieß für keine Vernachläſſigung, ſie fühlte es nur im Anfang etwas ſchmerzhaft, als ſie ſich genöthigt ſah, einen neuen Kreis der Geſelligkeit ſich zu bilden. Ihren Gatten ſchmerzte es tiefer, um ihrentwillen, da er ſie um ſeinetwillen vernachläſſigt wußte, und es ward dieſe Wahrnehmung ihm zum Sporn des angeſtrengteſten Pflichteifers in ſeinem Amte, leider war dieſes nur ſolcher Art, daß es kaum die Ausſicht auf höhern Rang zuließ. Nie hatte das Salzwerk einen redlichern, eifrigern und geſchickteren Kaſſakurator gehabt.

Beiden Brüdern fiel indeß eine unerwartete Erbſchaft zu, welche jeden um viertauſend Thaler reicher machte, dieß war ſchon ein freundlicher Strahl der Glücksſonne. Der Salzkaſſier legte ſein Kapital beim Salzwerk an, er wurde ſelbſt Pfannenherr, indem er Salzkörbe erwarb, die bei Salinen das ſind, was beim Bergbau die Kure: Antheile an den Austheilungen des reinen Ertrages nach Abzug aller Betriebs- und Verwaltungskoſten, und dieſe Antheile waren in günſtigen Jahren nicht unbeträchtlich. Nebenbei wagte der Salzkaſſier einiges in der Lotterie, denn — dieß hatte ihm ſein Freund, der Regierungsrath, im Vertrauen geſagt: man muß ſein Glück verſuchen, und es will dieſe Göttin geſucht ſein. Im Anfang, als Herr ſich bedenklich äußerte, zumal da der Staat, welchem Beide angehörten, die Glücksſpiele verboten hatte, beſchwichtigte Hottendorf ſophiſtiſch: „Der Staat verbietet uns, in Lotterien zu ſpielen, doch nicht aus Mißgunſt, daß wir reich werden, oder aus Beſorgniß, daß wir uns ruiniren würden, vielmehr aus einer billigen abminiſtrativen Rückſicht, er beſteuert zum Beſten der Armen unſer Glück. Es muß ein Theil des Gewinns abgegeben werden, und wer gäbe dieſe Abgabe nicht gern? Außerdem wäre es ja ein Eingriff in die perſönlichen Rechte. Wer kann mir wehren, wenn ich Geld übrig habe, dieſes übrige Geld zum Fenſter hinaus zu werfen? Wagen gewinnt! **Audaces Fortuna juvat!** Auch ſchlägt man nicht mehr ſo thörigt, wie ſonſt, ſein Glück an die große Glocke. Ich würde mir es ſehr ernſt verbitten, wenn ich das große Loos gewonnen hätte, und die Lotteriecommiſſion wollte mir dieſes durch blaſende Poſtillons antrompeten laſſen, wie das weiland üblich war. Heute zu Tage genügt eine einfache briefliche Anzeige; da nimmt man gelegentlich unter irgend einem Vorwande Urlaub, und erhebt das Glücksſümmchen in aller Stille, zahlt dann, um redlich zu ſein, ebenfalls in aller Stille die Abgabe, und ſorgt möglichſt dafür, daß kein Gerede unter die Leute kommt."

Solcherlei Zureden; das nicht ohne Wiederholung blieb, fruchtete, und der Salzkaſſier verſuchte ſein Glück, doch mit äußerſt geringem Erfolg, und er ſah nun ein, daß die Volksſagen etwas höchſttrügeriſches ſeien, und konnte ohne Widerwillen keine erzählen hören. Wenn es ihn bisweilen in etwas niedergeſchlagen machte, und in ſeinem Innern einen Zwieſpalt erregte, an ſo trügliche Hoffnungen Summen gewendet zu haben, die ein für allemal dem Hauſe, der Familie, entzogen waren, und Hottendorfs Scharfblick in der Bruſt des Freundes den ſtummen Mahner gewahrte, dann pflegte dieſer leichthin zu ſcherzen: „Verluſte ſolcher Art merken zu laſſen, beſter Freund, ſich über dieſelbe verſtimmt zu zeigen, iſt nicht nobel. Rechnen Sie die Hoffnung, die ſchöne freundliche Göttin, die Sie ſich erkauften durch die verlornen Bagatellegelder, für nichts? Gab ſie Ihnen nicht heitre Stunden, ſchöne Träume? Baute ſie Ihnen nicht glänzende Paläſte? Zwar nur aus Luft in Luft, doch goldhell in Sonnengold! Hoffnung macht arbeitsfreudig, lebensmuthig, und wer noch Hoffnung hat, zog in der That ſchon einen hohen Gewinn! Nur den

Muth nicht gleich ſinken laſſen. Gutes Ding will Weile haben, Glück kommt über Nacht!" —

Der Salzkaſſier hatte eine Wohnung bezogen die von dem ſtattlichen Hauſe des Regierungsrathes in der Vorſtadt nur durch einen, zu letzterm gehörigen Garten getrennt war. In dieſem Garten, der in voller kunſtgärtneriſcher Schönheit prangte, ſpielten harmloſe Kinder an einem Sandhaufen, Ernſt und Lina, die Kinder des Kaſſiers, Eginhard, der Sohn des Regierungsrathes, Theobald und Tinchen, die Kinder des nahe wohnenden redlichen Müllers.

Sie wölbten ſich Räume in den feinen röthlichen von der Sommerſonne durchwärmten Kieß. Ernſt baute eine Mühle, Eginhard einen Stall, Lina und Tinchen bauten ſich eine Küche. Kleine Steinchen, welche Theobald auflas und zutrug, waren ihnen Geſchöpfe und Geräthe. Jedes der Kinder prieß die Schönheit ſeiner Erfindung. „Seht ihr, wie meine Mühle im Gang iſt!" jubelte Ernſt, und klatſchte froh in die Hände, als vom Gipfel des kleinen Hügels der feine Sand herab und durch eine Oeffnung rieſelte, aus der er tiefer unten wieder zum Vorſchein kam. „Prächtig, prächtig! Ich werde ein Müller! Nicht wahr liebes Tinchen?“ Das kleine Mädchen nickte ihm Beifall.

„Sechs Pferde hab' ich in meinem Stall, zwei Rappen, drei Braune, einen Schimmel, zwei Falben und einen Eſel!“ triumphirte der kleine Hottendorf, dem das Zahlenſyſtem noch nicht geläufig war. „Die ſpanne ich alle an und fahre, weit fort in die große große Welt!“

„Das Eſſen wird jetzt angerichtet!“ rief die liebliche Lina, ein verſtändiges Kind von vier Jahren, und lachte die Knaben freundlich an. Theobald nahte vergnügt, ſich von ihr ſpeiſen zu laſſen; er ſprach dabei ein Tiſchgebetchen.

Schon eine ganze Weile blickte durch die Stäbe des unverſchloſſenen Gitterthors, in deſſen Nähe die Kinder ihr Spiel trieben, ein Knabe von faſt gleichem Alter mit einer Sehnſucht hinein, wie ſie nur in einer Kinderſeele glühen kann, die alles im Zaubergolde ſieht, was den Erwachſenen, die mäßige Gartenzier zu erblicken gewohnt ſind, Alltägliches dünkt. „Das iſt das Paradieß, das iſt ja der ſchöne Garten Eden, von dem mir die Muhme erzählt hat, wo die guten Kinder hinkommen, wenn ſie ſterben, und wo auch Vater und Mutter ſind —“ flüſterte ſich der Knabe heimlich zu. Die Sonne ſchien ſo hell und warm, die Blumen dufteten ſo ſüß, bunte und weiße Schmetterlinge gaukelten über ſie hin. Hie und da eilte geſchäftig ein grüngoldner Laufkäfer über den Sand. Auf den Spitzen naher Grashalme ſaßen in bedächtiger Ruhe Ameiſen, als wollten ſie ſich von dieſer ſchwankenden Höhe nach dem verlornen Weg umſehen. Von entfernter ſtehenden Sträuchen lachten rothe Beeren, und dunkelreife Kirſchen hingen von niedrigen Bäumen ſo tief herab, daß ein Kind ſie pflücken konnte. Das ſind liebe, gute Kinder, das ſind gewiß Engel, o wie ſie geputzt ſind! dachte der Knabe weiter; wie ſchön ſie ſpielen! Die Sonne ſchien ihm gerade in die ſehnſüchtigen dunkeln Augen hinein aber er achtete es nicht, und blickte unverwandt in den Garten. Jetzt ſah ihn Lina, drückte ſich ſcheu an ihren Bruder, deutete hin und flüſterte: „Wer ſteht dort? Wer gukt dort?" „Ein kleiner Junge!" rief Ernſt lebhaft. „Der ſoll mein Mühlburſche ſein! Komm herein, kleiner Kerl!" und ſchon war er mit ein paar Sprüngen an der Thüre und öffnete die nur angelehnte.

„Es iſt ein Gaſſenjunge, wer wird den hereinrufen!" rief Eginhard, aber Ernſt hatte ihn ſchon an der Hand und fragte: „Kleiner Junge, wie heißeſt Du?"

„Hallup!" war die Antwort. Eginhard lachte laut über den ſonderbaren, nie von ihm gehörten Namen, und redete den Fremdling geſpreitzt an: „Der Garten iſt unſer! Mama ſagt, wir ſollen nicht mit Gaſſenjungen ſpielen, Du mußt recht artig ſein. Was kannſt Du? Ich kann ſchon bis hundert zählen!"

Der kleine Hallup ſchwieg betreten, da faßte Lina ſeine Hand, zog ihn nach ihrer Küche, und wieß darauf; er ſollte bewundern. Ernſt ergriff ſeine andere Hand, und deutete auf die Mühle. Hallup drehte dem ſtolzen Eginhard den Rücken, kauerte ſich nieder, machte eine Vertiefung in den Sand, legte einige Hölzchen oben verbindend quer über, und ſetzte den Kieß in Bewegung, daß er über die Hölzer abfallend, in einem Bogen herunterſtäubte.

„Das iſt ein Waſſerfall!“ ſprach Hallup. Herr's und des Müllers Kinder jauchzten: „Ein Waſſerfall! Prächtig! Prächtig!“ Die kleine Lina fragte neugierig: „Fällt man ins Waſſer, wo ein Waſſerfall iſt? —?“ „Wie viele Pferde hat Dein Vater im Stall?“ fragte Eginhard dazwiſchen, den es verdroß, ſich unbeachtet zu ſehen um des armen Knaben Willen, und in deſſen junger Bruſt bereits der Hochmuth ſeine Dämonenflügel zu entfalten begann.

„Wir haben keine Pferde,“ erwiderte Hallup: „und ich habe keinen Vater! Er diente beim Salzwerk, und iſt geſtorben. Mutter iſt auch geſtorben.“

„Das ſind arme Kinder, die keine Aeltern mehr haben!“ gab mitleidig Theobald in das Geſpräch, und Lina rief: „Da haſt Du wohl nicht viel zu eſſen! Komm zu mir, hier iſt die Küche, ich richte jetzt an. Da ſitzeſt Du, da ſitze ich, wir wollen Hochzeit ſpielen. Ich bin die Braut, Du der Bräutigam, wir eſſen mit einander. Theobald drehte ſich gekränkt um und ſchwieg. „Haſt Du nicht geſtern geſagt, als wir ſpielten, ich ſolle Dein Bräutigam ſein, und heute willſt Du den ſchmutzigen Gaſſenjungen haben?“ rief dagegen vor kindiſchem Aerger faſt weinend, Eginhard. „Geh fort Junge! Geh hinaus aus meinem Garten!“ — „Da gehen wir auch!“ ſprach Ernſt entſchloſſen und faßte wieder Hallups Hand, die andere hielt Lina noch feſt. Darüber brach Eginhard in ein lautes leidenſchaftliches Geſchrei aus, nicht anders, als wenn ihm das größte Unglück zugeſtoßen wäre, ſchlug vor Bosheit ſeine geballten Fäuſte aneinander und ſtampfte mit den Füßen. Erſchrocken lief der Gärtner herzu, nicht anders meinend, als dem Sohn, dem Augapfel ſeiner Herrſchaft ſei ein Herzeleid widerfahren. Und als nun Eginhard den mächtigen Succurs ſah, ſchrie er: „Der Junge! huhuhu! Der böſe Gaſſenjunge, huhu!“ Da riß der Gärtner ohne Weiteres den unſchuldigen Knaben Hallup von ſeinen neuen Geſpielen los, ſchleppte ihn am Kragen ſeines etwas unſaubern Gewandes zum Gitterthor und ſtieß ihn unſanft hinaus, worauf Eginhard ſich alsbald beruhigt zeigte.

Draußen vor dem Garten ſtand der kleine Hallup, bitterlich weinend. So rauh mußte die Wirklichkeit ſeinen Kindestraum vom Paradieſe zerſtören!

Fünf Minuten ſpäter floſſen ſeine Thränen nicht mehr, er blickte wieder, wie vorher, durch das Gitter, in die Sonne, auf die Blumen, Beeren und Schmetterlinge, und auf die blondgelockte Lina, die ſo freundlich gegen ihn geweſen war, und jetzt wieder mit dem Bruder und Eginhard im Sande ſpielte. Tina ſah mitleidig nach ihm hin.

„Nun iſt ſie ſeine Braut! lispelte Hallup, und ein tiefer Seufzer, Nachhall vom vorigen

Weinen, rang ſich erſchütternd aus der jungen Bruſt, dann ſchlich er betrübt hinweg.

Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Gottesreich, ſprach der größte Freund der Menſchen, ein göttliches Wahrheitwort, aber ach, wie bald ſchleicht auch in das himmliſche Jugendeden in allen Geſtalten der Schmerz, unſer unabwendbares irdiſches Erbe! Wie oft an einem Tage weint nicht ein Kind? Wie oft und leicht betrübt ſich ein Kind? Wahrlich das Leben lehrt Kindern früh Bittres ertragen. Wie manches harte Wort wird ihnen oft unverdient, wie manche Kränkung! Davon wird freilich das Meiſte leicht vergeſſen, und dieſes Nepenthes iſt ein unausſprechliches Glück, Andres aber wühlt ſich tief in das Herz, wird zum nagenden Wurm, oder zum Giftſamen, der je weiter die Bruſt wird, um ſo üppiger aufſchoßt. Oft zeichnet ein unbedeutendes Ereigniß in der Kinderwelt den Lebensweg vor, oder es deutet ihn prophetiſch an. —

1.

In die Stube des Salzkaſſiers trat mit einem Geſicht, das eine ungewöhnliche Frohheit verklärte, von Hottendorf, als jener eben mitten unter Geldrollen zählend und rechnend ſaß, und drückte die dargebotene Hand des Freundes mit Innigkeit.

„Ihnen iſt gewiß etwas ſehr Freudiges begegnet, verehrter Freund,“ ſprach Herr, und Hottendorf erwiderte: „Sie errathen es, der Blick der Liebe ſieht ſcharf; aber was es iſt, rathen Sie das?“

„Ein Gewinn!“ fuhr Herr raſch und freudebewegt heraus, und dachte an das Rad der Fortuna.

„Ein Gewinn, allerdings!“ beſtätigte Hottendorf: „aber nicht wie Sie es meinen! Ich bin Geheimer Regierungsrath geworden!“

„Ah! gratulire von ganzem Herzen!“ rief Herr, und unter Dankesworten erfolgte eine höfiſche Umarmung; die beiden Männer drückten ſich rechts und links an die Bruſt, und thaten, als wollten ſie ſich beiderſeitig an die Ohrläppchen küſſen.

„Das muß Sophie gleich erfahren!“ jubelte der Kaſſier und wollte enteilen, die Gattin herbeizurufen, der geheime Regierungsrath aber hielt ihn an der Hand zurück, und beſchwichtigte: „Laſſen Sie, ich bitte, es eilt nicht! Die werthe Frau Couſine erfährt das noch zeitig genug; es iſt mir ſogar lieb, Sie auf Ihrem Bureau allein zu treffen, wo wir ungeſtört ſprechen können. Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, lieber Herr, eine Offerte eigentlich, von Wichtigkeit für mich wie für Sie; ein Geſchäft, bei dem nichts zu verlieren, nur zu gewinnen iſt, und Ihnen mein Herzensfreund, denke ich vor allen Andern einen Antheil zu.“

„Trinken wir nicht auf das Wohlſein des neuen Geheimen einen Becher Traubenſaftes, und beſprechen nebenbei das Nöthige?“ fragte Herr, indem er nach dem Klingelzuge griff, und ſchellte, und Hottendorf billigte den Vorſchlag mit leichter graziöſer Kopfbeugung, indem er ganz leiſe erwiderte: „Wie Sie befehlen!“

Der edelſte Wein, den Herr im Keller hatte, perlte in die Kryſtallgläſer, dieſe berührten einander, und mit einer Verbeugung führte jeder der Freunde das ſeine zum Munde, dann begann Hottendorf: „Die gräfliche Waldung bei Holzweißbach iſt feil — dieſe ſchöne Beſitzung grenzt dicht an die Holzung, die ich dort bereits eigen habe, ich muß dieſelbe an mich bringen, aber — die Ihnen bekannten Verhältniſſe des dermaligen Eigenthümers bedingen Baarzahlung. Sie wiſſen, Freund — ich bin nicht unvermögend, aber vier und zwanzigtauſend Thaler überſteigen meine disponiblen Fonds. Dieſer Kaufſchilling iſt eine Bagatellſumme, wenn wir erwägen, daß ſich alljährlich aus dem Grundſtück für dreitauſend Thaler Bau- und Nutzholz ſchlagen läßt."

Herr horchte geſpannt dieſer Mittheilung, ſein Herz begann heftiger zu pochen, als Hottendorf ſich weiter vernehmen ließ: „Meine Hoffnung beruht nun, theurer Freund, auf Ihrer Hülfe. Achttauſend Thaler fehlen mir nur, dieſe ſtrecken Sie mir vor, entweder gegen landesübliche Intereſſen, oder gegen gemeinſchaftlichen Antheil am Gewinn, und in jedem Falle, wie ſich von ſelbſt verſteht, gegen hinlängliche verbriefte Bürgſchaft."

„Achttauſend Thaler, Herr geheimer Regierungsrath," erwiderte Herr betreten und ſtockend — „iſt viel Geld. Sie ſehen mich über Ihren Antrag — verlegen. So werth mir Ihre theure Gunſt, ſo ſehen Sie mich doch außer Stande, Ihnen dieſe gewünſchte hohe Summe vorzuſchießen. Sie kennen ja meine Armuth, wo ſoll ich —"

„Sie haben doch hier ſehr anſehnliche Geldvorräthe aufgeſchichtet," bemerkte Hottendorf mit einem verlangenden Blick auf die daliegenden Summen.

„Vermögen des Salzwerks, Euer Gnaden!“ antwortete der Salzkaſſier. „Wollten Sie nicht vielleicht Ihr Anliegen um ein Darlehn der löblichen Pfännerſchaft eröffnen? Ich zweifle keinen Augenblick am günſtigen Erfolg, zumal da es ſich um den vortheilhaften Ankauf einer Waldung handelt, aus dem das Salzwerk jährlich einen großen Theil ſeines Holzbedarfs zieht.“

„Ich will mit Ihrer Pfännerei nichts zu thun haben!“ lehnte Hottendorf ab. „Sie kennen die ewigen Differenzen zwiſchen ihr und der Regierung. Meine Stellung erlaubt kein Negoz dieſer Art, das mich einer Korporation alliirte, der ich oft amtlich die Spitze bieten muß. Ich fragte nur bei Ihnen an, und liegt es nicht in Ihrer Macht, mir zu willfahren, ſo finde ich ſchon noch den Mann, der meine Propoſition agreable findet. Gern hätte ich an dem Vortheil, der aus dieſem Geſchäft ſich nothwendig und unzweifelhaft ergeben muß, Sie Antheil nehmen laſſen, Sie vor allen

Andern, und mich auch ſonſt wohl erkenntlich gezeigt. So hatte ich mir bereits vorgenommen, mein werther Salzkaſſier, für Sie die Beilegung eines höhern Charakters zu beantragen; der Titel Salzkaſſier, klingt doch, Sie verzeihen, etwas ſehr alltäglich!"

Herr wurde feuerroth. Er wollte auflodernd erwidern: ein Narr oder ein Teufel hat zuerſt in das Fremdwort Charakter den Doppelbegriff des innern Zählers und des äußern Nenners gelegt, Würde und Bürde darin verſchmolzen — aber er unterdrückte die heftige Bemerkung. Hottendorfs Scharfblick jedoch ſah, was im Buſen des Freundes kämpfte, und ſprach begütigend: „Wir machen uns die äußern Verhältniſſe nicht ſelbſt, wir ſtimmen den Weltton nicht um. Ich fühle was Sie denken, und weiß, daß es Ihrer würdig iſt. Das Geſchäftsleben iſt nun einmal eine goldne Kette, um die ihr Träger deſto mehr beneidet wird, je mehr ſie ſchimmert und laſtet. Hellblickende verſtändigen ſich über dergleichen leicht."

Auch der Ehrgeiz, dieſer von Gott in die Bruſt des Mannes gelegte Trieb, kann zum böſen Genius werden, der tyranniſch die Seelen knechtet. Hottendorfs Rede hatte den Zweck nicht verfehlt, obgleich die beſſere Stimme des Innern gegen die Verſuchung ankämpfte, und Herr nahm das Wort: „Sie erwecken eine ſo freundliche Hoffnung, daß deren Süße die Säure Ihrer herben Bemerkung völlig abſorbirt. Ich bin der beſcheidnen Meinung daß es nicht darauf ankommt, wie ein Amt benannt, ſondern wie es verwaltet wird. Ich dränge mich nicht zu höherer Titulatur, und werde ſie nicht abweiſen, alſo nicht deshalb mache ich Ihnen das Anerbieten, mir bis morgen Zeit zu gönnen, auf daß ich im Betreff Ihres Wunſches ſehe, was ſich machen läßt. Daß ich Ihnen mit allen Freuden dienſtbar bin und ſtets ſein werde iſt Gott bekannt, und was ich zu thun vermag mich Ihnen dankbar zu beweiſen, und mir Ihr hochſchätzbares Wohlwollen zu erhalten, geſchieht gewiß. Darf ich mir erlauben, Ihnen morgen Vormittag aufzuwarten?“

„Tauſendmal willkommen zu jeder Stunde! Ja, Sie ſind ein Freund!“ rief erfreut der geheime Regierungsrath. „Können Sie ein Sümmchen mitbringen, **bon**! Iſt das unmöglich, ſo bleiben wir doch die Alten!“

Sophie ſah jetzt freundlich in das Geſchäftszimmer, und rief: „Ei! So werther Beſuch, und ich werde nicht davon benachrichtigt? Böſer Mann! Ihre ſubmiſſe Dienerin, Herr Couſin!“

„Geſchäfte, theures Weibchen!“ entſchuldigte der Kaſſier, während Hottendorf galant eine Hand küßte, an die jetzt Handküſſe ſeltner kamen, wie in früheren Tagen. Hottendorfs neue Würde wurde erfreut der Frau Herr mitgetheilt, und der Beſuch in das Familienzimmer geführt, wo die Kinder zutraulich dem vornehmen Herrn Onkel, wie ſie den geheimen Regierungsrath nannten, entgegenſprangen und nun ſeine Hände küßten, die ſtets etwas aus der Taſche brachten, was Kindern Freude macht, Näſcherei, Spielwerk oder Bilder. Heute war es was ganz überraſchendes, das die ſchwere Schachtel voll Zinnfiguren barg.

es war ein Salzwerk, Kunſthäuſer, Gradierhäuſer, Kothe, Stangenwerke mit Schaufelrädern, leere und volle Körbe und ein zahlreiches nationell koſtümirtes Arbeiterperſonal nebſt den höhern Officianten in Uniformen, alles zierlich gegoſſen und angemeſſen bemalt. Die Kinder ſtellten jubelnd alle Figuren auf, und riefen bei einer: „Das iſt Vater!“ bei einer andern, einem kleinen Gradierer: „das iſt der kleine Hallup, der arme Junge, der mit uns ſpielte.“ Sie hatten ein gutes Gedächtniß, die beiden Geſchwiſter, und konnten den Hallup nicht vergeſſen.

Nach Tiſche begab ſich der Salzkaſſier zu ſeinem Bruder Lebrecht, dem Organiſten. Dieſer ſaß am Pedal einer kleinen Hausorgel, zwiſchen Choralbüchern, Tabakspfeifen und Vogelbauern voll kreiſchender, pfeifender und zirpender Waldſänger, und ſang ſelbſt mit tremulirender Stimme ein geiſtliches Lied. Er war ſich an Geſtalt und Haltung ganz gleich geblieben ſeit Herrs Hochzeit, während dieſer an Farbe und Fülle wie an Unbefangenheit und Sicherheit in ſeiner äußern Erſcheinung merklich gewonnen hatte. Steif erhob ſich Lebrecht beim Eintritt, und ſprach: „Wunder über Wunder! Der Herr Bruder! Himmelseinfall! bitte gehorſamſt Platz zu nehmen!" Er warf mehrere Notenbücher und Choräle für die Orgel von einem Stuhl, ſäuberte dieſen vom überdieß darauf gefallenen Vogelfutter, und nöthigte den Bruder zum Sitzen, ihn erwartungsvoll und ſteif anſtarrend.

„Lieber Bruder," begann der Salzkaſſier: „ich habe Wichtiges mit Dir zu reden, habe an Dich eine große Bitte."

„Bittet ſo wird euch gegeben!" erwiderte, indem er ſich verneigte, der Organiſt. „Rede Herr! Dein Diener hört!"

„Bruder, ich bin in Verlegenheit, ich brauche höchſt nothwendig ein Kapital von viertauſend Thalern, und erſuche Dich, mir dieſes Geld gegen ſichere Hypothek anzuvertrauen," ſprach Herr.

Der Organiſt ſah ihn mit großen Augen an, und lächelte, wackelte mit dem Kopf, wie mißbilligend, und verſetzte. „Hypotheken? Iſt das nicht eine falſche Note oder Lesart? Muß es nicht Hypotheſen heißen? Ja mein Herr Bruder, Geld auf Hypotheken leihen, iſt ein Wageſatz; mein Kapitälchen iſt untergethan!" — „Unter das Bette, ja!" ſpottete der Kaſſier, wo es müßig im Kaſten liegt, ohne Dir einen Heller Zinſen zu tragen. Ich gebe Dir vier Procent, macht jährlich einhundert und ſechzig Thaler."

„Aber Bruder, Du haſt ja ſelbſt Geld, was verlangſt Du mein Bischen Armuth?" fragte Lebrecht, und fuhr ſcharf fort: „Und geſetzt, es wäre ſo, ich hätte etwas und hätte Luſt, es zu verleihen, ſo ſage mir zuvor die reine Wahrheit, willſt Du es für Dich, oder für eine dritte Perſon, einen vornehmen Speculanten, Deinen Patron und Gönner? Welcher Wind bläßt in Deine Pfeifen, daß ſie ſo ſilbern flöten?"

Der Kaſſier ſchwieg einen Augenblick — durfte er dem Bruder die Wahrheit ſagen? Ich will ja für mich das Geld — dachte er, und gab dem Gedanken Worte. „Du leiheſt es mir, und ich gebe Dir hinlängliche Sicherheit; ich will es zu einem für mich vortheilhaftem Geſchäft."

„Ich bedarf keiner Sicherheit von Dir, mein Bruder," erwiderte Lebrecht: „aber wehe Dir, ſo Du mich hintergingeſt, denn ſo ſpricht Salomo, der weiſeſte König: Wer für einen Andern Bürge wird, der wird Schaden haben, wer aber ſich für Geloben hütet, der iſt ſicher. Es iſt ein Narr, der an die Hand gelobet, und Bürge wird für ſeinen Nächſten."

Beruhigt ſchied der Salzkaſſier von dem Bruder. Zu Hauſe rechnete er, ſchrieb Quittungen, entnahm einige Summen aus der Kaſſe, welche er zu verwalten hatte, und legte Papiere hinein. Am andern Morgen ging er in das nachbarliche Haus; ein Rappenknecht folgte ihm, der in einem ſchweren Korbe ächzend achttauſend Thaler trug. Vier Wochen ſpäter empfing der bisherige Salzkaſſier ein Belobungsſchreiben wegen ſeiner beſonders guten Verwaltung des ihm anvertrauten Amtes, und zugleich das Prädikat eines Salzrentmeiſters, folglich einen höhern Charakter. —

3.

Der heilige Geiſt der Weltordnung, den wir als Vorſehung fromm verehren, iſt dem Sämann gleich in der hohen Parabel des Menſchenſohnes. Er ſtreut die Saaten der Menſchwerdung auf die Erde. Etliches zehren gleich nach der Ausſaat die Vögel auf; Krankheiten, welche das Leben im Jugendkeime morden. Etliches fällt in das Steinige, in das erdebedürftige Felsland nackter Armuth, dennoch geht es bald auf, ſtrebt zur Sonne, entfaltet ſich als Blüthe, braucht ſeine Kraft, und trägt Früchte nach ſeiner Art. Im Mangel geboren, vom Mangel groß gezogen, wurzelt der Arme nicht feſt in ſeinem Heimathboden, ſondern er treibt Luftwurzeln, und leicht findet er der Heimath fern, eine andre. Die Welt iſt ſein Vaterland, und am Pilgerſtab rankt er ſich ſelbſt empor.

Etliches fällt in die Dornen. Das ſind die Menſchen, welche all ihr Lebenlang ringen und kämpfen müſſen mit widerwärtigen Geſchicken, die dornengleich jedes Aufkommen zu erſticken drohen. Sie haben guten Boden, haben Luft und Sonne, aber das junge Wachsthum hemmt da ein Stachel und dort ein Stachel, da der Neid und dort die Dummheit, da der Dünkel und dort die Befangenheit. Selten kommt ein milder, einſichtvoller Gärtner, der die nutzloſen wuchernden Dornen beſeitigt, und die Sproſſen frei macht, die ſonſt hätten verkümmern müſſen, der zu ſeiner eignen Freude nun das junge Streben freudig ſich entfalten ſieht. Etliches fällt auf ein gutes Land, das ſind des Glückes Kinder, denen bei der Geburt ſchon günſtige Sterne ſtrahlen, deren Bahn geebnet wird, ehe ſie noch denken lernen, geſchweige ſelbſt handeln. Sie ruhen im Abrahamſchooße ſorgloſen

Lebensgenuſſes. Aber: — Wer Ohren hat zu hören der höre!

Aus dem Steingerölle verachteter Armuth kann die dürftige Pflanze Ranken ſchlagen in das gute nachbarliche Erdreich, und wetteifernd mit der Zierpflanze Wurzel, Blüthe und Frucht treiben. Die ausgereuteten Dornen kann die ſtrafende Hand des Geſchickes zu Kronen winden für glückumſtrahlte Häupter, und dieſen Bevorzugten, denn zum Glück gehört ein für allemal, wenn nicht Präteſtination, doch Prädispoſition, kann ein Wetterguß den edlen Boden hinwegſchwemmen, und ſie ſelbſt im Sturme knicken, wenn ſie ſich kaum zuvor in ſtolzer Helle ſonnten, und ihre Blumenkronen ſich pfauenfarbig wie Segel des Glücksſchiffes aufblähten. Und wer will es ändern, wer es tadeln, wenn der Herr ſolches thut, der daherfährt über die Häupter der Menſchen mit Ungeſtüm? —

An grünen Ufer des Stromes, welcher die Salinenſtadt in zwei ungleiche Hälften theilte, und in dieſem ſelbſt tummelte ſich eine badende Knabenſchaar, laut und lärmend nach der Weiſe ungebundener Jugendfreiheit. Dieſe Knaben ſahen nicht wenig verwildert aus, ihre Geſichter und Hände waren geſchwärzt vom Kohlenſtaub, was den Nakten ein ſeltſames Anſehen gab.

Es waren meiſt Söhne der Arbeiter bei der Saline, die eine von den übrigen Tagelöhnern und Handarbeitern der Stadt gänzlich geſchiedene eigenthümliche Corporation bildeten und im innigſten Connex zu einander ſtanden, mochte nun die Art ihrer Verrichtungen beim Werke und die Grade ihres Dienſtes noch ſo verſchiedenartig ſein. Gleichwohl bildete ſich oft der Siedeknecht ein, mehr Bedeutung zu haben, als der Bornträger.

Dieſer Tagelöhnerkaſtengeiſt ſchlug aber ſelten Wurzel in den Gemüthern der dem Werke zuwachſenden hoffnungsvollen Jugend.

„Wer ſchwimmt bis an das Ufer drüben, bis an Hottendorfs Garten und wieder herüber?“ fragte jetzt ein ſchöngebauter, kräftiger Knabe mit keckem und herausforderndem Blick ſeine Gefährten.

Der Strom war breit und tief, hatte auch gegen die Mitte ziemlich ſtarken Fall. Es wäre für einen gewöhnlichen Schwimmer ein Wagſtück geweſen.

„Du ſchwimmſt eben ſo wenig hinüber, wie einer von uns!“ rief ein junger Kamerad verneinend dem Frager zu.

„Ich ſchwimme hinüber!“ entgegnete dieſer entſchieden.

„Was Du kannſt, kann ich auch!“ prahlte nun der zweiter Knabe, der noch dazu etwas älter, als der Frager war. Die Andern ſchwiegen ſchüchtern zu dem Wettſtreit und zagten zurück vor dem gefährlichen Wagſtück, das noch keiner aus ihrer Genoſſenſchaft unternommen, bald aber wurden die Knaben eifrig laut. Einige riethen wohlmeinend ab und warnten: „Ihr wollt wohl erſaufen?!“ Andre erzählten von kühnen ältern Schwimmern, die gleiches gethan, und munterten auf. Manche wetteten, ob die Beiden, Hallup und Bornthal, hinüber gelangen würden, noch Andre beſtritten heftig die Möglichkeit, und es wäre wohl noch Zank und Streit und Prügelei entſtanden, wenn nicht die beiden Entſchloſſenen dadurch allem Hader ein Ende gemacht hätten, daß ſie, durch Blicke ſich ſchnell verſtändigend, an den Abhang traten, „eins, zwei, drei!“ riefen, und in den Strom ſprangen. Jetzt ging das ſtreitende Geſchrei der Knaben in ein beifälliges und aufmunterndes Jauchzen über, und jeder Blick folgte aufmerkſam den Bewegungen der jugendlich-kräftigen Schwimmer. „Mehr ſtromauf!“ „Rechts!“ „Nicht zu geſchwind, Bornthal!“ „Hallup! friſch auf!“ „Gerad aus!“ „Zu! Zu!“ ſo ſchallte Geſchrei durcheinander, und zog ſogar einige vorübergehende Arbeiter an, denen die bewegte Menge der Badenden, die ſich jetzt faſt Alle außer dem Waſſer befanden, kund that, was ſich begebe. Die Schwimmer hatten die Mitte des Stromes noch nicht erreicht. Man ſah ſie noch deutlich plätſchern, und das an dieſer Seite faſt unmerkbar fließende Waſſer trug die Wellenringe von jener Bewegung zum Ufer hin. Die Arbeiter aber erſchraken. „Sind die Jungen toll?“ fragten ſie, und der Eine zankte: „das iſt ja dumm! damit hätte Unſereiner ſeine Noth!“ —

„Einen Kahn her, wo iſt ein Kahn? Wenn wir den Wagehälſen nicht nachrudern, ertrinken Beide!“ rief der zweite der Männer mitleidig, und lief eine Stelle ſtromabwärts, wo ein Nachen anlag.

„Herr Gott! Ich ſehe nur noch einen!“ ſchrie jetzt plötzlich ein Knabe, und Angſt und Beſtürzung bemächtigte ſich der Schaar.

Bornthal hatte ſeiner Kraft zu viel zugetraut; und ſich gleich anfangs, im Eifer Hallup zuvorzukommen, allzuſehr angeſtrengt; in der Mitte, wo die Strömung war, ermattete er, und rief ängſtlich: „Hallup!“ Dieſer hob in dem Augenblick den Kopf höher, und ſah zurück, indem er ſich ausruhend ſtreckte, und ſeinen Leib von der Strömung ſchaukeln ließ, und ſah, daß ſein Gefährte machtlos wurde. Zum Glück ſank Bornthal nicht gleich, die Strömung trug ihn noch, aber ſie drohte ihn zu faſſen und fortzureißen. Mit einem Blick überſchaute Hallup die Gefahr, in welcher

Bornthal ſchwebte, er ſah an deſſen Bewegungen, daß er einen Ertrinkenden vor ſich habe. Raſch wandte er ſich, umſchwamm Bornthal in einem kurzen Kreis, und nahte ihm ſo, daß es demſelben unmöglich wurde, ihn mit den Händen zu packen, dann rief er: „Auf den Rücken!“ Mit Hallups Hülfe erfolgte die Wendung; mit dem linken Arm umfaßte Hallup den Gefährten, der nur noch mit Anſtrengung den Kopf überm Waſſer hielt, und ruderte nun mit der rechten Hand getroſt, und ohne ſich zu übereilen, dem gegenſeitigen Ufer zu. Als ihm die Laſt zu ſchwer wurde, ließ er den Machtloſen fahren, packte ihn an einem Fuß, und zog ihn, der auf den Rücken liegen blieb, ſich nach.

Mittlerweile war der Kahn losgebunden, und die beiden Männer ſteuerten und ruderten eilig über die breite Stromfläche. War Hallup nicht ſo geiſtesgegenwärtig und ſo kräftig, ſo wäre ihre Hülfe zu ſpät gekommen. Sie legten an, als es bereits des wackern Knaben Bemühungen gelungen war, den Ohnmächtigen, den er horizontal auf den warmen Uferſand gelegt hatte, wieder die Augen aufſchlagen zu ſehen.

Die Männer ſchalten über den Frevel. — „Warum ſchwamm er mit?“ fragte Hallup ſtolz. „Ich habe es ihm nicht geheißen!“

„Du biſt ein Teufelsjunge!“ kam die Gegenrede, in der ſich ſchon mit dem Tadel ein Lob miſchte: „Dir wird die Luſt vergangen ſein, über den Strom zu ſchwimmen!“ Hallup lächelte.

Der Kahn mit dem Geretteten und Hallup ſtieß ab. Vom jenſeitigen Ufer frohlockte Freudengeſchrei der Knabenſchaar.

„Fahrt wohl! Kommt gut über!“ rief plötzlich Hallup lachend, und ſprang aus dem Kahn in die hochaufſpritzende Fluth, die er wieder mit kräftigen Armen theilte, indem er verſuchte, mit dem Kahn in die Wette das Waſſer zu durchſchneiden.

„Das wird einmal ein tüchtiger Kerl! Fährt ſeinem Vater nach, dem altem Hallup,“ ſprach der Mann am Steuer.

„Seinem Vater? hoho!“ antwortete der

Ruderer, ſatyriſch lächelnd. „Wenn er Dem nachführe — mit Kutſche und Pferden, das wollt' ich dem Jungen gönnen." — „Wie denn? Wie meinſt Du das?" fragte der Steuermann verwundert. „Hm!" erwiderte jener, und hob die Hand und ſchüttelte auf Bornthal deutend, zum Zeichen, daß dieſer nichts hören ſolle. „Man munkelt ſo was, weiß nicht, ob's wahr iſt, kümmere mich auch nichts drum," fügte er noch erläuternd hinzu, und ruderte langſam, abſichtlich dem kecken Knaben die Siegesfreude gönnend, ſie ihm laſſend. Hallup kam eher zum Ufer, als der Kahn. Bornthal fiel ihm dankend um den Hals. Die Knaben jubelten. Seit dieſer That und dieſem Tage nannte ihn keiner anders als **Hallup den Schwimmer**. —

6.

Die Zeit wandelt keinem Menſchenleben vorüber, ohne auf deſſen Gang abwechſelnd Blumen- und Dornenkränze zu ſtreuen, dem Einen mehr der erſten, dem Andern mehr der zweiten; oft iſt ſogar im Blumenkranze gleich die Dornenkrone verſteckt, und ritzt die Schläfe blutig, die roſenbedeckt erſcheinen. — Es waren wieder zehn Jahre vergangen; der Rath Herr lebte als ein ſehr wohlhabender und hochgeachteter Mann, der das allgemeine Vertrauen genoß. In der Stadt war die Rede davon, daß er geſonnen ſei, ſein Amt als Salzrentmeiſter niederzulegen, und von ſeinen Revenuen zu leben. Um dieſe Zeit erledigte ſich die Stelle des Salzgrafen, und als ſich die Pfännerſchaft zur neuen Wahl verſammelte, fiel dieſe faſt einſtimmig auf Herr, der als ein erprobt redlicher, energiſchthätiger Geſchäftsmann bekannt und anerkannt war, und deſſen langjährige amtliche Stellung zur Saline die genaueſte Kenntniß deſſen vorausſetzen ließ, was dem Gewerke frommte. In dieſem Sinne ſprach ſich die Deputation der Pfännerſchaft aus, welche ſich nach Herrs Wohnung verfügt hatte, und dieſem mit ſeiner ehrenvollen Wahl zum Salzgrafen, zum erſten und faſt unabhängigen Dirigenten der Saline, glückwünſchend bekannt machte.

Der Rath war freudig überraſcht. „Ich erkenne den Wink zum höhern Beruf dankbar,“ ſprach er: „ich verlaſſe die niedre untergeordnete Stellung, um das große Ganze zu leiten. Lange ſchon ſchwebte mir der Gedanke mancher Verbeſſerung vor, der nun in das Leben treten kann, und die Pfännerſchaft ſoll ſich in ihrem Vertrauen auf keine Weiſe getäuſcht ſehen.“ —

Die treue Sophie weinte Freudenthränen im

Arme des Gatten, als dieſer ihr mit froher Miene die neue Würde verkündete. „Wie wird ſich der Geheimerath freuen, wenn er es erfährt!“ war ihr erſter Ausruf.

„Sollte unſer edler Freund es nicht bereits wiſſen?“ fragte Herr. „Sollte nicht viel eher ſein mächtiger Einfluß Antheil haben an dieſem neuen Glück? O gewiß! Denke zurück Sophie, was danken wir nicht alles ſeiner Güte? Wahrlich, er hat treu gehalten, was er an unſerm Hochzeittage mir gelobt, die treueſte, redlichſte Freundſchaft, durch ſo viele Jahre, das iſt ſelten überhaupt, noch ſeltner bei ſo Hochgeſtellten.“

„Nun, lieber Mann,“ erwiderte die verſtändige Gattin: „der Couſin hat auch Urſache, Dir wohl zu wollen. Du haſt ihm manchen guten Dienſt geleiſtet, Du haſt ihm unſer ganzes Vermögen anvertraut, er gewinnt mit unſerm Gelde, und nicht allein das, auch des Schwagers Kapital iſt in ſeiner Hand.“

Die Tochter trat in das Zimmer und unterbrach das Geſpräch der Aeltern, ein blühendſchönes

Mädchen von ſchlankem Wuchs, ſeelenvollen Augen, herrlichem blonden Haar, anmuthiger Haltung.

„Es iſt ein wonnevoller Tag heute,“ begann Lina. „Sollten wir nicht eine Partie machen, liebe Mutter? Du wollteſt ja längſt einmal die neuen Anlagen im Thale ſehen!“

Es klopfte indem, und ehe eine Antwort erfolgte, trat der Bediente des Geheimeraths von Hottendorf ein, brachte von ſeiner Herrſchaft eine Empfehlung an den Herrn Salzgrafen und die Frau Salzgräfin, und ſeine Herrſchaft bäte für den Nachmittag um die Ehre des Beſuchs der Familie im Gartenhauſe.

„Siehſt Du, daß er es ſchon weiß!“ rief Herr ſeiner Frau halbleiſe zu, und nahm für ſich und die Seinen mit Vermeldung höflichſter Gegenempfehlung die Einladung an. Lina jubelte über den glücklichen Einfall von Geheimeraths, verſprach ſich einen köſtlichen Nachmittag, und eilte, den nöthigen Putz auszuwählen, nach ihrem Zimmer.

„Ein liebes, unbefangenes, lebensfrohes Mädchen!“ lobte Herr mit ſtillem, vaterfreudigen Stolz. „Gott erhalte ſie ſo gut und ſchuldlos!“

„Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben!“ brach Sophie mit feuchten Augen aus: „Sieh dort kommt auch mit Nachbars Theobald unſer Ernſt vom Gymnaſium her, ein wackrer Jüngling; Geſundheit blüht auf ſeinen Wangen, Jugendfreude lacht aus ſeinen Augen, und für ſeinen muſterhaften Fleiß ſprechen der Lehrer treffliche Zeugniſſe! O Chriſtian! Wir ſind recht glücklich!“ Die Gatten umarmten und küßten ſich. Der Genius des Lebens hielt unſichtbar eine dornenvolle Roſenkrone über ihrem Haupt.

Dicht am Strom, eine Strecke entfernt vom äußern Thore der Salinenſtadt hob ſich in anmuthigen Terraſſen der Ziergarten des Geheimeraths von Hottendorf zur Höhe eines mäßigen Hügels, den ein elegantes Luſthaus mit herrlichem Salon zu ebner Erde, und reizender Bellvue in der obern Etage krönte.

Das heitre Panorama, das ſich von dieſer Höhe auf die nicht unbedeutende Stadt und ihre

Umgebung darbot, enthielt im Vorgrund eine ſehr eigenthümliche Partie: die Saline. Gradierhäuſer von beträchtlicher Länge dehnten ſich über die geräumige Fläche der grünen Thalwieſen, und erſchienen theils ſchwarz, wo die Soole durch friſches Dorngeflecht zur Gradierung abträufelte; theils grau, wo ſie bereits ſich kryſtalliniſch abzuſetzen begann; theils ſilberweiß, wie Marzipan, und in der Sonne glitzernd, wie friſchgefallener Schnee, wo das Salz die Dornen ſchon über und über dicht kandirt hatte. Aus den Kothen, wo die geſättigte Soole in mächtigen Eiſenpfannen verſotten wurde, qualmte unaufhörlich ſchwarzer Dampf. Ueber den Brunnen, den Quellen des Wohlſtandes der Stadt, erhoben ſich hübſche Gebäude im modernen Styl, und bargen dem Auge die künſtlichen Maſchienerien, Triebräder und Pumpwerke, welche theils die Soole aus der Tiefe emporhoben, theils ſie zur beträchtlichen Höhe der Gradierhäuſer hinauf förderten, wo ſie ſich in Rinnen ergoß, aus denen ſie dann durch zahlloſe kleine Röhrchen auf die Dornen lief. Einen andern anziehenden Anblick, mindeſtens für Männer, gewährte ohnweit der Saline die Schwimmſchule. Dort wurde faſt ununterbrochen jungen Leuten Schwimmunterricht ertheilt von den kräftigen Männern, welche der Saline dienten, und berühmt waren durch ihre große bewundernswerthe Vertrautheit mit dem Element des Waſſers. Hier konnten Künſte geſehen und gelernt werden, von denen gewöhnliche Schwimmer keine Ahnung haben.

Es war eine zahlreiche und ſehr frohe Geſellſchaft, die verſammelt war in dem Hottendorfſchen Garten, und ſich mit Luſtwandeln, unterhaltendem Geſpräch, wie mit Spielen die Stunden des Nachmittags ſehr angenehm vertrieb. — „Wir amüſſiren uns köſtlich, liebe Mutter!“ rief Lina aus dem Kreiſe eines Geſellſchaftsſpiels der Mutter zu, die mit einer ältern Freundin vorüber wandelte, und mit Antheil nach den Kindern ſah. Es glänzte in jenem Kreiſe auch der ſchlankaufgeſchoßte Junker von Hottendorf, Eleve des königlichen Cadettencorps, mit nächſter Anwartſchaft auf eine Fähndrichſtelle, und ſeine Blicke weilten oft begehrlich auf Lina's ſich immer herrlicher entfaltenden Reizen, die noch keine Ahnung davon hatte, ein Gegenſtand männlicher Sehnſucht zu ſein, obwohl es ihr nicht mißfiel, ſich ſittig gehuldigt zu ſehen. Dagegen gab es andere junge Damen in dem Kreiſe der Geſpielen, deren Herzen dem ſehr hübſchen Cadetten entgegenpochten, und mit Argusblicken ſeine Huldigungen beobachteten. Der junge Mann hatte ſich zeitig die ſelbſtbewußte Sicherheit anzueignen gewußt, die immer wohlanſtändig iſt, wo ſie nicht als Uebermuth beleidigend hervortritt, und ſo wurde auch ſeinen Angaben und Vorſchlägen im Bezug auf die Arrangements der Spiele willige Folge geleiſtet.

Es kam jene ſchöne Stunde, die, wo am wolkenreinen Sommerhimmel die Sonne ſich dem Nordweſten zuneigt, wo ſie mit ſanftem verklärenden Schimmer Ströme und Wälder vergoldet, die Fluren in Lichtgewänder kleidet, und die Natur nach der Mittagſchwüle wieder aufzuathmen beginnt; wo buhlende Lüftchen, die im Schooße der Wälder ſchliefen, hervorbrechen, und die Blumen beugen, die Wellen kräuſeln, im Schilfe flüſtern. Spiegelglatt breitete ſich der Strom in ſeinem geräumigen Thalbette, und führte in majeſtätiſchen Bogen ohne ſichtbare Fluthung ſeine Waſſermenge hinaus in das Flachland, dem noch größeren, zum Meere hinſtrebenden Strome zu. Fiſchernachen belebten ihn, wie größere Laſtſchiffe, er lockte zum Bade — auf den Wieſen voll bunter Blumenſterne waren weidende Heerden verſtreut und in Gruppen zu erblicken.

„Wir ſollten ein wenig ſchiffen!“ gab Lina an, als der junge Cirkel ein Weilchen vom bewegenden und warm machenden Spiel ausgeruht hatte, und der Vorſchlag fand ſowohl Beifall, als zugleich Widerſpruch von Seiten einiger furchtſamen Damen, die nicht ohne inneres Zagen an eine Waſſerfahrt denken konnten. Hottendorf entſchied auf eine Weiſe, die Lina ſchmeicheln mußte, für ihren Wunſch; die Geſellſchaft theilte ſich, die Zagenden blieben zum Theil mit Neid, der aber doch von der Furchtſamkeit überwunden wurde, zurück, und wählten andern Zeitvertreib, die Uebrigen tanzten über Schlangenwege und Treppenſtufen ſchäkernd abwärts zu der Stelle, wo in einer kleinen Bucht der farbige Nachen angekettet lag. Der Cadett ſchloß auf, Lina, Ernſt, und noch eine junge Freundin, Emilie, die reichſte Erbin in der Stadt, ſtiegen beherzt ein, dann ſprang Hottendorf nach, daß der Kahn ſchütterte, und die beiden Mädchen aufſchrieen. Mit kräftiger Hand ſtieß der Jüngling die Ruderſtange gegen das Ufer, und wie ein buntgefiederter Pfeil flog der Nachen über die klare Stromfläche dahin.

Droben im Garten gingen im Geſpräch der Geheimerath und der Salzgraf, abgeſondert von den übrigen Herren und Damen auf und ab. „In der That, es iſt erfreulich für das Gouvernement,“ ſprach von Hottendorf: „daß Sie, und gerade Sie, die Wahl der Pfännerſchaft getroffen hat. Sie ſind ein Mann von mehr als gewöhnlicher Intelligenz! Sie werden weniger hartnäckig, wie Ihre Vorgänger, den billigen Wünſchen der

Regierung entgegen ſein, Sie werden die Differenzen, die bisher faſt ununterbrochen zwiſchen dieſer und der Pfännerei obwalteten, zu einer glücklichen Löſung bringen, und die beiderſeitigen Intereſſen werden ſich günſtiger Förderung zu erfreuen haben. Laſſen Sie uns auch in dieſen Geſchäftsſachen ſo freundlich Hand in Hand gehen, wie bisher, da uns ohnehin nun Handelsgeſchäfte zu noch öfterer Kommunikation veranlaſſen. Die Pfännerei hat ſich den Holzpreiſen, die ich jetzt ſtellen muß, bisher immer noch nicht recht fügen wollen, ich aber kann bei Gott nicht billiger handeln! Suchen Sie die Korporation zu überzeugen, daß es unmöglich iſt, in unſerer Zeit bei ſo preißwerther Waare wohlfeiler zu verkaufen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich in allen Dingen Ihren Vortheil berückſichtigen werde, die ſich mit den Pflichten meines neuen Amtes in Einklang bringen laſſen!" verſetzte Herr.

„Mehr will, und darf ich ja auch nicht verlangen!" fuhr der Geheimerath fort. „Auch habe ich noch eine Offerte. Ich will das Holz zum alten Preiſe laſſen, wenn das Salzwerk das Eiſen zu den neuen Pfannen, deren es jährlich zwei bis drei bedarf, aus meiner Hütte nimmt!"

„Auch dieß ſoll in nächſter Verſammlung der löblichen Pfännerſchaft proponirt und von mir unterſtützt werden!" war die Antwort.

„Sie ſind ganz mein Mann! wie ich immer und überall in Wahrheit rühme!" ſchmeichelte Hettendorf, und fuhr leiſer zu ſprechen fort: „Ich hätte noch ein Projekt, doch möchte ich vor der Hand es verſchwiegen halten, daher nur zu Ihnen und im tiefſten Vertrauen. Ich will neben meinem Hochofen und Blechhammer im Holzweißbacher Walde eine Eiſengießerei anlegen. Zu dieſem Entzweck brauchte ich freilich ein bedeutendes Kapital; ſehen Sie, ob Sie mir dazu verhelfen können; es ſoll Ihr Schade nicht ſein."

So wurde noch viel und mancherlei von den beiden Männern beſprochen, ſie hatten nicht Acht auf das glänzende Smaragdgrün der Büſche und Bäume, auf den Schmelz der Töne, das Liſpeln und Flüſtern der ſüßen Naturſtimme in Laub und

Halmen, das Flöten der Grasmücke. Die zauberiſch vor Augen liegende Landſchaftpracht ging ihren Sinnen verloren. Ihr Denken und Sinnen galt Geſchäften, galt dem Erwerb des Mammons. Doch war Hottendorfs Antlitz allen ſeinen Gäſten ſelbſt ein überaus heitrer, lachender Sommertag.

Ein andrer Geiſt umſchwebte die Schiffenden über dem Waſſer. An ihre jugendlichen Herzen rührte die Natur mit ihrer allmächtigen Wünſchelruthe, und die Ruthe ſchlug noch auf das unverfälſchte Metall des Gefühls. Die Guitarre erklang in Linas Hand, Ernſt blies die Flöte, und von den blühenden Lippen der Mädchen hallte Göthes Lied über den Spiegel des Stroms:

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran.

Auch dieſe melodiſchen Töne — ſie drangen wohl zu den Ohren jener eifrig ſprechenden Geſchäftsmänner, aber nicht hinein, ſie blieben unvernommen. Dagegen lehnte drüben am jenſeitigen Ufer ein ſchlanker Jüngling an einem alten

Weidenbaum, und blickte aus dunkeln Augen hinüber nach der Geſellſchaft im Nachen, der ſich zu nähern ſchien, und lauſchte entzückt den weichen, herzergreifenden Klängen, die wunderbare Gefühle in ihm erweckten. Er trug ein Gewand von höchſter Einfachheit, von grauer Leinwand, und einen runden Hut mit breitem Rand ohne Krempe. Seine ſchwarzen Locken waren naß, und begannen eben, ſich wieder zu kräuſeln. Er kam aus der Schwimmſchule, wo er mit einigen jungen Leuten Uebungen angeſtellt hatte, und war auf dem Wege nach den Kothen, wo die Reihe der Nachtwache ihn heute traf. Er war noch ſehr jung, doch körperlich kräftig entwickelt; dieſelbe Natur aber, die ihn ſo wohlgebildet, weckte nun auch in ſeinem Innern das namenloſe Sehnen, deſſen Magie dem Schöpfertriebe gleicht, der die Knoſpe drängt, Blüthe zu werden. Der Jüngling hörte jedes Wort des vernehmlich geſungenen Liedes; er wünſchte ſich, der Fiſcher zu ſein, er ſehnte ſich danach, ein feuchtes Weib emporrauſchen zu ſehen, und wonnebethört in deſſen Arme zu ſinken.

Der Nachen war ſo nahe gekommen, daß er die lieblichen Mädchengeſtalten darin gar wohl deutlich erkennen konnte. „Es iſt Lina Herr, unſers neuen Salzgrafen Tochter,“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „die ſo ſchön die Guitarre ſpielt, und am ſchönſten ſingt. Ich habe ſie faſt jeden Tag geſehen, und jeden Tag iſt ſie ſchöner geworden. Mich kennt ſie nicht, von mir weiß ſie nichts, was kümmert es das vornehme Fräulein, daß der arme, aſchenfarbige Siedeknecht einſt mit ihr im Garten geſpielt, ſie ihm die Hand gegeben, und geſagt hat, ſie wolle ſeine Braut ſein. — „Armer Hallup!“

Aus dieſem melancholiſchen, in Erinnerungen ſich ergehenden Selbſtgeſpräch riß ſich Hallup plötzlich mit dem ängſtlichen Ausruf: „Nun, nun! Was wird das da drüben? Was ſoll das geben?“ und richtete ſich, einen Schritt vorwärts tretend, hoch empor, geſpannt, mit vorgebeugtem Leib, ſprungfertig, wie ein Tiger, der auf den Moment lauert, ſich auf ſeine Beute zu ſtürzen.

Den jungen Fährmann im Kahn langweilte das Lied, das die Unterredung hemmte und ihm

Gelegenheit nahm, ſich ſelbſt zu hören; er gedachte die Mädchen zu ängſtigen, und der Geſang war kaum zu Ende, ſo begann er den Kahn in eine ſchaukelnde Bewegung zu ſetzen, die immer ſtärker wurde. Die Mädchen ſchrien furchtſam und gaben gute Worte, ruhig zu ſein. Da fuhr dem kecken Junker der thörigte und vermeſſene Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn Lina in der Fluth läge, und du ſie retteteſt, im Triumpf das ſchöne Mädchen zum Ufer trügſt! Was wäre es? ein kleiner Schreck, ein Bad im lauen Waſſer, Ernſt iſt ein guter Schwimmer; er kann die Andre auffiſchen, und mir würde Dank und Verpflichtung.“

„Sein Sie doch ruhig, meine Damen!“ rief er: „ich bin es ja nicht, der ſchaukelt — es iſt die Strömung!“ dabei aber ſchaukelte er durch unmerkliche Bewegung des Fußes immer mehr, ſo daß ſelbſt Ernſt beſorgt rief: „Ich bitte Dich, Eginhard, höre auf! Das iſt kein Spaß!“ Emilie ſprang kreiſchend von ihren Sitz auf, und in dieſem Augenblick ſchlug der Kahn um und Alle lagen im Strom, der auf ſeinen bewegten Rücken die klangreiche Guitarre mit dem grünen Bande ſo ſanft ſchaukelnd fort trug, wie einſt der Hebros die Leier des Orpheus.

Im Moment des Umſchlagens ſtieß der Jüngling am Ufer in beide hohl vor den Mund gehaltene Hände ein lautes, weithingellendes und eigenthümliches Geſchrei aus, den Hülferuf ſeiner Genoſſenſchaft, und ſtürzte ſich in die Fluth. Eginhards unüberlegtes und frevelhaftes Projekt mißlang gänzlich, denn als er auftauchen wollte, ſtieß er mit dem Kopf heftig an den Kahn, der gerade über ihn ſchwamm, ſo daß er einen faſt betäubenden Stoß erlitt, und alle Kraft zuſammen nehmen mußte, auf die eigne Rettung bedacht zu ſein. Ernſt, obwohl des Schwimmens vollkommen kundig, war doch zu ſehr vom Schreck überwältigt, als daß er augenblicklich im Stande geweſen wäre, zu überlegen, wo die nächſte Hülfe nöthig ſei, und als er den Kopf aus dem Waſſer hob, ſah er nichts als den Kahn, der zwiſchen ihm und den beiden Mädchen ſchwamm; Emilien gelang es, dieſen zu erfaſſen, und ſich daran zu halten, während Lina verzweifelnd mit der Fluth rang, und dem Sinken nahe war, als ſie ſich plötzlich wie von unſichtbarer Gewalt erhoben, raſch und kerzengerade aus dem Waſſer mit halben Leibe emportauchen, jede Bewegung ihrer Füße aber gehemmt ſah, zugleich ward vor ihr ein ſchwarzgelockter, puſtender Kopf ſichtbar, und ein rudernder Arm, ſo trieb ſie dem Ufer zu.

Hallup war alsbald, wie er ſich in den Strom ſtürzte, untergetaucht, und unter dem Waſſer nach der Stelle der Gefahr hingeſchwommen, wo er bald an der Farbe ihres grünſeidnen Kleides die erkannte, die er zunächſt retten wollte. Er ſchwamm der in Todesangſt ſich heftig bewegenden Lina nahe, ſchlang den linken Arm um Gewand und Füße, und hielt letztere ſo feſt, daß ſie ihn durch zweckloſes Zappeln nicht hinderlich werden konnten, und ſo die ſüße Laſt ſich mit größter Leichtigkeit auf die Schulter ſetzend, fuhr er mit ihr empor, und ſchwamm raſch zum Strande.

Sein Ruf war nicht ungehört verhallt, er ſchlug an die Ohren der Brüder, und ehe eine

Minute verging, war es lebendig am Ufer, theilten kräftige Schwimmer pfeilſchnell die Fluth, ruderten Kähne ſtromabwärts, eilten andere Genoſſen mit Stangen dem Geſtade entlang. Ein andres Echo aber fand jener Ruf im Garten des Geheimeraths. Dort wurde der Schrei des Entſetzens laut, ſo laut, daß er ſogar die Männer aus ihren tiefen und wichtigen Geſprächen riß.

„Um Gottes Willen! unſre Kinder ertrinken!“ kreiſchte die Salzgräfin und fiel in Ohnmacht. Beſtürzt, erſchüttert, eilten die Väter zum Ufer herab.

Ernſt hatte mit kräftiger Hand den Kahn erfaßt und ſich daran gehalten, auch Emilien zugerufen, ſich mit aller Kraft daran feſtzuklammern, aber das arme Kind vermochte das nicht lange, ſie wurde bleich und immer bleicher, ihre Kräfte verließen ſie, ihre Hände glitten ab von dem naſſen Rande, ſie ſank in die Fluth hinab. Da ließ auch Ernſt den Kahn los, ſtieß ihn von ſich, und erfaßte die Sinkende, mühſam mit den Wellen ringend, jetzt kamen ihnen Männer zu Hülfe, und retteten Beide. Der Cadett war bereits zum Ufer geſchwommen, wo Hallup Lina unter die Weide geſetzt hatte, und aufgeſprungen war, ſich nochmals in das Waſſer zu ſtürzen, da er aber gewahrte, daß ſeine Hülfe ſchon überflüſſig, ſo nahm er die bleiche bebende Geſtalt wieder auf ſeine Arme, und eilte mit ihr im raſchen Laufe den Kothen zu und den dürftigen Wohnungen der Salinenarbeiter, wo er ſie Frauenhänden zur Pflege und zum raſchen Entkleiden übergab. Dorthin wurde auch Emilie gebracht, und da ſie nicht ertrunken, ſondern nur ohnmächtig war, ſo gelang es bald, ſie wieder in das Leben zurückzurufen, während drüben in der Geſellſchaft die Kunde, daß die Kinder gerettet ſeien, die Mutter wieder wach jubelte.

Dieſes Ereigniß, das ſo traurig hätte enden können, brachte ſchnell und in Verwirrung die kaum noch ſo vergnügt Verſammelten auseinander, und wirkte lange ängſtigend nach, wie ein ſtilles Gewäſſer, in das plötzlich ein Stein geworfen wird, ſich gar nicht beruhigen will, ſondern in immer größern Kreiſen nach allen Richtungen hin ſeine Unruhe weiter wogt. Lina wurde mehrere Tage, und ihre Freundin Emilie lebensgefährlich krank. Der Cadett ſchlich mit vorwurfsvollem und gedrücktem Bewußtſein umher.

Theilnehmend kam auch der Organiſt in das Haus des Salzgrafen, als er die ſchnellverbreitete Kunde vernahm, und fragte nach dem Befinden der Bruderskinder. „Ich gratulire und contulire, oder contulire und gratulire!“ ſprach er zu dem Bruder. „Glück bethöret mehr Leute als Unglück. Bei Dir kehrt heute beides ein. Kein Unglück aber kommt allein! Weißt Du das? Habe Dir etwas zu ſagen, im Vertrauen, kein Menſch darfs hören, komm! Auf Deine Stube!“

„Sogleich,“ erwiderte Herr, und ſprach nur noch zu ſeiner Gattin: „Liebe, ſchicke nach dem Retter unſrer Tochter, dem wackern Jungen, er ſoll zu uns kommen, wir wollen ihm danken. O Gott! können wir ihm denn genug danken!“ und dann ging er dem Bruder auf ſein Zimmer voran; es war ſchon dämmerig, doch lachte noch ein lichter Schimmer im Weſten, von Purpurwölkchen durchflammt, zwiſchen rankenden Schlingpflanzen vor den Fenſtern, die nach dem Garten gingen, herein.

„Höre Bruder,“ begann dort ohne Weiteres der Organiſt: „ich wäre gekommen ohne dieß, und hätte gefragt: Wo iſt der Herr? Der Diener iſt da, der gehorſame Diener, und hat ein Wörtlein zu reden mit dem Herrn!“

„Lebrecht,“ ſprach der Salzgraf: „ich bitte Dich inſtändig, laß dieſe läſtige, unnütze und mich beleidigende Wortſpielerei. Kannſt Du nicht reden, wie andre vernünftige Menſchen?“ —

„Hoho! Nicht ſo gar hoch hinaus!“ rief mit warnend erhobenen Zeigefinger der pedantiſche Mann. Gott fürchten, iſt höher, denn alle Vernunft! Weißt Du etwas? Gieb mir mein Geld wieder, meine viertauſend Thaler, die ich Dir vorgeſtreckt. Ich will, ich muß ſie haben!“

„Und wozu?“ fragte Herr, unangenehm überraſcht. „Zahle ich Deine Zinſen Dir nicht pünktlich auf den Tag? Steht es bei mir nicht gut?“

Der Organiſt ſchüttelte den Kopf wieder eben ſo bedenklich, wie er gethan, als der Bruder gekommen war, das Geld zu leihen.

„Hm, hm, könnt', möchte, dürfte doch wohl nicht alles zum beſten ſtehen, und das Geld ſtände beſſer — anderswo. Habe eine Pfeife in meiner Orgel, Herr Bruder, die bläſt mir zu Zeiten Mancherlei ins Ohr; habe ein Vögelein im Bauer, der am Fenſter hängt, das horcht fleißig hinaus, was ſich die geſchwätzigen Dinger, die Sperlinge, auf den Dächern erzählen. O da iſt ein garſtig Gezirp vernommen worden. Ich will mein Geld haben! Ein kluges Herz handelt bedächtiglich, aber die kühnen Narren regieren närriſch. Ich will es morgen haben, und anders anlegen, denn ich habe Anlage in den Spittel zu kommen, ich will mich dort einkaufen.“

„Du biſt nicht klug!“ zürnte der Salzgraf. „Bleibe mir vom Hals mit ſolcherlei Reden! Bin ich Dein Narr?“

„O nein, mein Bruder,“ verſetzte Lebrecht ganz ruhig, und mit ſeiner Stimme: „Ich bin

Dein Narr! Das weiß ich wohl — ſchon lange!“

„Ja ein Narr biſt Du! ein recht abgeſchmackter alberner Narr!“ brauſte nun Herr auf, Lebrecht aber lächelte dazu und hob wieder drohend den Finger, indem er ſagte: „Ei, ei, Herr Bruder! Wer zu ſeinem Bruder ſagt: Du Narr! der iſt ſchuldig des Höllenfeuers. Du aber biſt mir Geld ſchuldig, und ſo Du das nicht herausgiebſt, ſo möge es Dich brennen, wie Höllenflamme. Ich will es nun einmal haben, denn ich habe eine Ahnung, daß ich darum gebracht werde!“

„Du ſollſt es haben in aller Hölle Namen!“ ſchrie höchſt aufgebracht der Salzgraf. „Aber jetzt hebe Dich weg, ehe mich die Wuth übermannt, Du arger wahnſinniger Mahner! Morgen — höchſtens übermorgen ſoll es Dir gebracht werden!“

„Uebermorgen? Ja — übermorgen, oder auch — Nimmermehrstag!“ höhnte giftig der Organiſt, und ging. In der Thüre aber blieb er ſtehen, drehte ſich um gegen Herr und recitirte eine Schriftſtelle: „Ein verletzter Bruder hält härter, denn eine feſte Stadt, und Zank hält härter, denn ein Riegel am Palaſt!“ und eilte mit ſchwankenden, unſichern Schritten in die Abenddämmerung hinaus.

Mit bitterm Mißmuth erfüllt, trat der Salzgraf wieder in ſein Familienzimmer. Ernſt ſaß ermattet auf einem Stuhle, Theobald hatte ſich theilnehmend eingefunden und plauderte mit ihm; Lina lag ſehr bleich auf dem Sopha; die Gattin eilte geſchäftig umher, und küßte dazwiſchen ihre geretteten, ihr aufs Neue geſchenkten Kinder, ſo oft ſie ihnen nahe kam. Da erſchien Hallup, ſehr reinlich gekleidet; es war etwas in des Jünglings Haltung, das faſt ausſah, wie Stolz, doch war dieß nur das ſchöne Bewußtſein ſeiner wackern That, das ihn innerlich hob. Dem Lob und dem Dank, die ihn jetzt erwarteten, ging er mit einiger Beſchämung entgegen.

„Mein Lebensretter!“ flüſterte Lina mit einem verſchämten und ſchwärmeriſchen Blick auf Hallup, und zum erſtenmal überraſchte das junge Mädchen die Wahrnehmung, daß der Jüngling ein Ideal männlicher Schönheit ſei. Hallup aber ſchritt gerade zu ihr hin, zog die Hand, die ſie gegen ihn ausſtreckte, an ſeine Lippen, und ſprach: „Mein Fräulein, Gott gebührt aller Dank, es macht mich glücklich, daß er mich zum Werkzeug auserkoren!“ —

Der Salzgraf verwunderte ſich faſt über das ſichere Benehmen des Siedeknechts.

Lina war noch mehr überraſcht, ſie fand keine Worte mehr, ihr Herz ſchlug heftiger, wie vorher. „Wie iſt Ihr Befinden mein Fräulein?“ fragte Hallup, und Linas Gefühl brach nun nicht in Worten, ſondern in Thränen aus, ſie weinte heftig.

„Sie iſt äußerſt angegriffen; ich fürchte ein Fieber,“ nahm die beſorgte Mutter für die Tochter das Wort, während der Salzgraf, deſſen Herz in wenigen Stunden ſo mannichfach beſtürmt war, auf die Worte ſann, die er Hallup ſagen wollte. Er war auf einen ſalbungsvollen Sermon bedacht geweſen, ſeiner neuen Würde entſprechend, gleichſam von einer ſichern Höhe herab auf den niedrig Stehenden, aber dieß ging nicht, und die Thalerrolle, die er in der Hand hielt, drückte ihn ſo, daß er ſie ſchnell verbarg; er ſchämte ſich, als er wahrnahm, daß des Jünglings dunkles Auge ſeiner Handbewegung folgte, und ſprach nun raſch: „Hallup! Du haſt uns zu ewigem Dank verpflichtet. Ich wage nicht, Dir eine Belohnung anzubieten, Dein Bewußtſein lohne Dir! Doch ſo bald Du Dich verheiratheſt, ſollſt Du von mir eine Ausſteuer annehmen.“ Hallup lächelte ſchmerzlich. „Ich bin zu jung und zu arm, Herr Salzgraf, um an das Heirathen zu denken, ich danke!“ erwiderte er.

„Du kannſt ſchreiben und rechnen, nicht wahr? Und biſt von Jugend auf beim Werk! Du ſollſt Obergradirer, dann Siedemeiſter werden,“ fuhr Herr fort.

„Das verdiene ich nicht,“ antwortete Hallup: „und muß auch dafür danken, denn ich muß demnächſt unter die Soldaten.“

‚Der bunte Rock des Königs wird ihn beſſer kleiden als die Linnentracht unſrer Salzſieder, ſagte ſich Lina in Gedanken, und richtete mit ſtillem worden ſei, daß der Menſch aber nie ende, zu wünſchen, zu hoffen und zu ſtreben, bis zum letzten Ziel, und daß dieß ein großes Glück ſei.

„Der Himmel läßt uns nicht ohne Schmerzen reifen, mein wackerer Freund, nicht ohne manche bittre Erfahrung, doch ſelten bleibt ein Menſch ohne Troſt.“

„Ich habe noch den blühenden Sohn — er wird in dieſen Tagen das Patent als Hauptmann erhalten.“

„Gratulire, gratulire!“ ſprach Herr mit einer Verbeugung, halb zerſtreut.

„Sie hören mich nicht mit dem Antheil, den ich mir wünſchte, Herr Oberbürgermeiſter,“ fuhr Hottendorf lächelnd fort. „Eigentlich ſollte ich ſtatt des Ordensbandes einen Strauß im Knopfloch tragen. Ich komme als Brautwerber für meinen Sohn — ich weiß, er liebt Ihre Fräulein Tochter zum Raſendwerden; ich wünſche ſein Glück zu fördern, daher komme ich, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter für ihn in aller Form zu bitten, was ich hiermit feierlichſt und geziemend thue.“ —

„Wie? der Herr Präſident genehmigen nicht nur, Sie wünſchen ſogar dieſe, uns ſo überaus ehrende Verbindung?“ fragte Herr mit einiger Verwunderung. „Sie renonciren auf die Forderungen der Ebenbürtigkeit? Ich habe kein Wappen an Ihren uralten Schild zu lehnen.“

„Sie ſollten über dieſen Punkt meine Geſinnungen kennen, die ich nie verhehlt habe,“ erwiderte Hottendorf. „Das Herz, die Thatkraft, das geiſtige Vermögen ſind höher zu achten, als ene vergelbten Pergamente, die Tauſenden von Familien ſchwarz auf weiß bündig dokumentiren, aß nie ein großer Mann ihnen entſprang und ngehörte. Darüber ſind wir hinweg. Sie haben ie einzige Tochter, ich den einzigen Sohn. Für Wen ringen, ſtreben und wirken wir denn, außer ür unſre Kinder? Was wir erworben und er- brigt, fällt dann den rechten Erben vereinigt zu, nd begründet vielleicht ihr und ihrer Nachkommen ebensglück.“

„Höchſt edel gedacht, und höchſt acceptabel, Herr Präſident! Ich erkenne gerührt Ihre ſich immerdar gleichbleibende Geſinnung!“ erwiderte Herr. „Auch zweifle ich keinen Augenblick, daß meine Tochter ſich hochgeehrt fühlen, keinen mädchenhaften grilligen Einwand machen wird.“

„Auch füglich keinen machen kann,“ fügte Hottendorf hinzu: „denn mein Sohn iſt ein junger Mann von untadelhaftem Wandel und gefälligem Aeußern, genießt die Achtung und Gunſt ſeiner Vorgeſetzten im hohen Grade, und hat ſelbſt Gnade gefunden vor Seiner Majeſtät unſerm allergnädigſten König und den Prinzen des königlichen Hauſes. Sie kann, was äußere Verhältniſſe betrifft, eine beſſere Partie ſich kaum wünſchen, und im Uebrigen — ſollte es ja in den Wünſchen achtbarer Perſonen, zumal in Ihren eignen liegen, daß Fräulein Lina die drei Buchſtaben ihrem Familiennamen vorſetze, ſo ſteht es ja ganz in Ihrem Willen, die deshalb nöthigen Schritte zu thun; ich will es bald eingeleitet haben, daß Sie mit Ihren Erben auf die bewußte Rangſtufe geſtellt werden."

Herr verbeugte ſich, ohne Bejahung, ſein Inneres verneinte laut.

Noch mancherlei beſprachen nun die beiden Männer, von ihren Geſchäften, von Gewinn und Verluſt. Als ſie von einander ſchieden, waren ſie über ſehr vieles einig geworden, und hatten — ihre Kinder verhandelt.

Das Kleeblatt der Familie, aus dem Bürgermeiſter, dem Bruder und Lina beſtehend, ſaß bei Tiſche; es war bereits abgeſpeißt. Lebrecht legte die breiten Hände gefalten vor ſich auf den Tiſch und ſtarrte gen Himmel, ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Der Bürgermeiſter war ungewöhnlich freundlich gegen Lina, und weit geſprächiger als vorher. Er ſprach den Entſchluß aus, am Nachmittag mit ihr nach der Schwimmakademie, die der fremde Künſtler Ulphal, aus Helgoland gebürtig, geben werde, zu fahren; äußerte jedoch, daß er ihm ein großes Publikum nicht verſpreche, da Schwimmkünſte in der Salinenſtadt nicht etwas ſo Ungewöhnliches. „Es fragt ſich,“ fuhr er im Geſpräch fort, ohne ſich um den Unwillen zu bekümmern, den Lebrecht durch Seufzen, Augenverdrehen und Kopfſchütteln an den Tag legte: „ob nicht hier Männer wohnen, die ihn übertreffen, von denen er noch lernen kann? Nicht nur ſind unſre Salinenarbeiter ohne Ausnahme geübte Schwimmer, ſondern auch unter den höhern Ständen, und beſonders im Officiercorps, zeichnen ſich viele im Schwimmen ſo ſehr aus, daß es der Mühe werth befunden wird, davon zu reden. So iſt beſonders der Oberlieutenant Hottendorf ſehr ſtark darin.“

Lebrecht erhob ſich vom Stuhl wie eine langſchüſſige Sommerlatte, wünſchte mit einem hohlen Seufzer: „Geſegnete Mahlzeit!“ und verließ die Stube mit unzufriednem Gemurmel.

„Der junge Hottendorf wird Hauptmann,“ fuhr Herr fort, die Tochter fixirend; ein gleichgültiges „So?“ war Linas ganze Antwort auf dieſe Mittheilung.

„Du nimmſt den Schein an, mein Kind,“

redete der Vater weiter, „als ſei Dir Hottendorf gleichgültiger, wie Du ihm biſt."

„Warum?" fragte Lina. „Allerdings iſt er mir gleichgültig."

„Das thut mir leid, in der That," ſprach Herr pikirt. „Ich habe geglaubt, Du wäreſt ihm nicht abgeneigt. Habe ich doch geſehen, daß er Dich ſtets mit Achtung, ja mit Auszeichnung behandelt hat. Freilich iſt das ſchon ein Weilchen her, Du wirſt wiſſen, wie lange ich keinen Ball, keine Aſſembléen mehr beſuche. Ich weiß es gewiß, daß er Dich liebt."

„Mich? Hottendorf?" rief Lina mit einem Lachen, was ſich wie Krampf aus ihrer vom Schreck durchzuckten Bruſt riß, und erbleichte ſichtlich.

„Du wirſt blaß ſtatt roth, das iſt kein gutes Zeichen," bemerkte Herr. „Dem ſei übrigens wie ihm wolle, und es erfreue Dich, oder erfreue Dich nicht, ſo wiſſe, daß ich für ſicher und gewiß vernommen, Du liebteſt Hottendorf, der Dich zum Weibe begehrt, daß deſſen Vater Dir die Ehre anthat, für ſeinen Sohn um Deine Hand bei mir heute anzuhalten, und daß ich Dich ihm zugeſagt."

„Um Gottes Willen! Mein Vater!" rief Lina, und ihr ganzes Weſen gerieth in Aufruhr. „Es iſt nicht ſo, es kann nicht ſo ſein! Ich Hottendorfs Frau? Sie ſind hintergangen, ſchändlich hintergangen, mein Vater! Man belügt und betrügt Sie! Ich haſſe den Oberlieutenant, wie ich die Sünde haſſe, er haßt mich. Sie werden Ihre einzige Tochter nicht opfern!"

„Was muß ich hören? Welche Ueberſpannung redet aus Dir?" rief Herr mit ſtrengem Ernſt. „Du haſſeſt Hottendorf? Dazu müſſen doch wichtige Gründe vorhanden ſein, die ich erfahren will, erfahren muß! Dahinter ſteckt etwas. Spielt man Komödie mit mir?" —

„Gott ſei mein Zeuge, Vater, daß ich Hottendorf nie lieben kann, nie lieben werde!" weinte Lina. „Er, der Allmächtige, mag beſſer wiſſen als ich, welchen neuen Fallſtrick der Präſident unter der Heuchlermaske ſeiner Freundſchaft Ihnen legt. Ihre Kapitalien ſind größtentheils in ſeiner Hand, ſie bleiben unzurückgezahlt durch dieſe Verbindung. Der Sohn darf den Vater nicht proſtituiren —"

„Darf es die Tochter? Was verſtehſt Du von Geldangelegenheiten? Nichtig, null und nichtig iſt dieſer Einwand, und jeden Andern verbitte ich zum Voraus. Ich will Gehorſam; ich gab mein Wort, und damit gut!" gebot Herr ſehr energiſch. Lina wimmerte zu ſeinen Füßen. Er ſtieß ſie von ſich und donnerte: „Du gehorchſt, oder ich habe keine Tochter mehr, ich enterbe Dich — ich fluche Dir!"

„Vater! Vater!" ſchrie das gequälte Mädchen verzweiflungsvoll. „Sie haben nur noch eine Tochter zu verlieren! Denken Sie an die Rechenſchaft — dort! Auch ich werde den Weg finden, den mein Bruder ging, dann erwarten Ihre beiden Kinder klagend vor Gottes Thron ihren Vater, ihren — Mörder!"

„Was war das?" fragte Herr durchdonnert, kalt. Lina erhob ſich mit wildem Blick: „Mein

Bruder ſtarb an Gift, weil Ihre Strenge ſein Glück zertrümmerte, Ihr giftiger Hohn ſein Herz zerſchnitt. Vater! Sie haben Seelen auf Ihrem Gewiſſen!"

„Romanthörin!" ſprach Herr mit untergelegten Armen, mitleidig, verächtlich.

„Putze Dich, wir fahren in das Thal zur Schwimmakademie. Morgen wirſt Du mir antworten." Damit verließ er das Speiſezimmer.

„Ha! Ich erkenne Dich, böſer Dämon! Du winkſt mir — in Deine Hölle," flüſterte Lina. „Entweder weiß Eginhard nicht um dieſe Werbung, dann wird er ſie durch uns veranlaßt glauben, und mich teufliſchem Spott Preiß geben — oder, er weiß darum, dann will er mich peinigen und martern, denn er kennt meines Vaters Starrſinn, ſeines Vaters ſelbſtſüchtige Wünſche, und benutzt dieſe zum Werkzeug, mich unausſprechlich zu demüthigen. O Himmel, wer zeigt mir den Pfad aus dieſen todtdrohenden Labyrinthen?" —

18.

Es waren Schaugerüſte für die vornehme Welt errichtet, und dieſe hatte ſich ziemlich zahlreich eingeſtellt. Man intereſſirte ſich für den Fremden, der mit vieler Zuverſicht und Sicherheit etwas Ungewöhnliches angekündigt hatte, und zu leiſten verſprach. Die heitern, mit Laubwerk und wehenden Bändern und Flaggen geſchmückten offenen Logen längs dem Stromufer nahmen ſich ſehr freundlich aus; der Präſident und der Bürgermeiſter waren Nachbarn. Eginhard ſtand Lina ſo nahe, daß ſie mit einander ſprechen konnten. Die luftige Laube war ganz nahe jener alten Weide angebracht, unter die einſt ein kräftiger Schwimmer eine bleiche Schönheit getragen. Nicht ohne Abſicht und Bedeutung, dieß fühlte Lina mit einem Schauer der Erinnerung, war dieſer Platz gewählt; gegenüber, jenſeit der breiten Stromfläche, hoben ſich in anmuthigſter Sommernachmittagbeleuchtung die Terraſſen des von Hottendorfenſchen Gartens; in ſtiller Bucht zwiſchen blühenden Waſſerlilien ſchimmerte, wie ein helles Blatt, der grüne Nachen herüber.

Das Volk drängte laut rings umher in und außer den Schranken, das Orcheſter ſpielte; ein Bajazzo ſammelte Geld ein. Lautes Gelächter erſcholl jetzt von unten herauf, die Blicke der vornehmen Welt hinlenkend, woher es kam. Dem Bürgermeiſter war es, als rühre ihn der Schlag. Dort, mitten im drängenden Gewühl ſtand, alle Köpfe überragend, ſein Bruder Lebrecht, der dem Hanswurſt eine allzuwerthloſe Münze gereicht hatte, ſo daß dieſer ausrief: „Ei Sie ſchöner junger Herr mit dem alten Geſicht, wenn Sie ſo geizig ſind, ſo verkaufen Sie ſich doch als Klingelbeutelſtecken!“ worauf des Pöbels Lache Lebrecht umtoſte, der — geärgert — auch noch ſo unklug war, den weiten Mund aufzureiſſen, und zu rufen: „Alſo wird ſein der Schalksrath, der von Dir kömmt, und Böſes wider den Herrn gedenket!“ worauf das Gelächter nur noch größer wurde.

„O des fluchwerthen Thoren, des Narren aller Narren, der Ruthe, womit mich Gott züchtigt!“ murrte Herr ingrimmig in ſich hinein.

Ein Tuſch der Muſik lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit von Lebrecht ab. Ein Kanonenſchuß donnerte, und weckte das Echo des unfernen Ruinenberges. Der Künſtler zeigte ſich auf ſeiner hohen Tribüne. Ein langer Mantel bedeckte ſeine Geſtalt. Die Muſik ging in ein Adagio über. Der Künſtler agirte pantomimiſch — er kniete, er ſtreckte flehend die Hände empor — er ſprang auf, der Mantel fiel — und im reichen antiken Gewande ſtand er da; ein Lorbeerkranz ſchmückte ſein Haupt, eine goldne Leier glänzte in ſeinen Händen. Die Muſik jubelte eine Hymne. „Arion! Arion!“ jauchzte es aus dem Kreiſe der Zuſchauer und Zuſchauerinnen. Jetzt trat er vor zum Rand

— jetzt fiel die Tunika, jetzt hielt er hoch die Leier; eine leuchtende Heroengeſtalt malte ſich, wie hingezaubert, ſein athletiſches Bild auf den blauen Grund des Himmels, und jetzt — ſtürzte er ſich in den Strom. Lange blieb es ſtill über der Fluth; ängſtlicher ſchlugen die Herzen — jetzt faſt in des Stromes Mitte tauchte etwas empor, glänzend, wie Silber — es war ein Fiſch, ein Delphin, und jetzt erſchien der Sänger, ſchwang ſich auf den Fiſch, drückte ſich den feuchten Kranz auf das Haupt, und ruderte mit leichter, faſt ſpielender Bewegung, die Leier in die linke Seite geſtemmt, mit heiter lächelndem Geſicht dem Ufer zu, wo lauter Beifall ihm entgegen ſchallte, dann verſchwand er in ſein in das Waſſer hineingebautes Bretterhäuschen, von dem aus eine nicht ſichtbare Treppe zum Gipfel des Gerüſts leitete. Mittlerweile der Künſtler ſich umkleidete, ergötzte der Bajazzo das Volk, bis ſich jener wieder zeigte. Er trug nun orientaliſches Koſtüm, und wär bewaffnet. Jetzt ſprang er, feuerte im Springen eine Piſtole ab, überſchlug ſich, und ſtürzte in die

Wellen. Bald ſah man ihn wieder auf der Fläche erſcheinen, wo er nun die künſtlichſten Bewegungen eines Schwimmers machte, und jede mit Gracie. Er faßte, wenn er beide Hände brauchte, den Türkenſäbel in den Mund, zeigte dann wieder, daß er ohne Gebrauch der Hände zu ſchwimmen wiſſe, rollte ſeinen Körper auf der Fläche des Waſſers um und um, ſchwamm ſteif, wie ein Holzſcheit, und trieb dieſe verſchiedenartigen Fertigkeiten erſtaunlich lange. Lauter Beifall lohnte ſeinen Anſtrengungen.

Lina ſahe mit Zittern und Beben zu. Sie vermochte nicht zu applaudiren. Erinnerung, Vergangenheit und Gegenwart beſtürmten gleich mächtig ihr Herz, ſie war die bleichſte der Zuſchauerinnen, ein götterſchönes Marmorbild.

In Hottendorfs Loge waren noch einige Kameraden mit dem Oberlieutenant eingetreten; ſie bewitzelten laut des Künſtlers wackre Leiſtungen; am lauteſten der Oberlieutenant. Jede Bemerkung hörte Lina an, jede ſchnitt ihr in das Herz.

„Die Faxen dieſes Kerls mache ich ihm alle nach, auf Ehre!“ ſchwur Hottendorf. „Ich wollte eine Wette darauf eingehen, wäre hier der Ort, wo unſer Einer ſich zeigen könnte, und wäre es überhaupt gerathen, ſich mit einem ſolchen Kerl einzulaſſen. Uebrigens kommt mir der Kerl ſo bekannt vor, als hätte ich ihn ſchon einmal ſehen, auf Ehre!“

„Fräulein Lina ennuyren ſich gleichfalls, nicht wahr?“ fragte jetzt Eginhard herüber. „Es iſt und bleibt derlei Amuſement doch immer eine Affenſchande. Wir haben auch hier kapitale Schwimmer.“ —

„Gewiß! Auch Sie, mein Herr, ſind ein Solcher, ich hatte ja einſt das Vergnügen, Sie ſchwimmen zu ſehen, nur ſchade, daß meine Situation nicht der Art war, Ihre Kunſt ſo ruhig betrachten zu können, wie jetzt die jenes Fremden,“ erwiderte Lina mit einiger Bosheit, denn ſie wollte ihn los ſein.“

„Wahrhaftig, mein Fräulein, ich bewundere Ihr treues Gedächtniß!“ erwiderte er. „Es giebt Ereigniſſe im Leben, die man gern vergeſſen ſieht, und ein ſchonendes Vergeſſen thut wohl. Es iſt wie ein Roſt, der die feindliche Waffe in die Scheide feſſelt.“ —

„Wollen Sie mit dem Schwert Ihres Gedächtniſſes gegen mich Wehrloſe zu Felde ziehen, halten Sie dieß für edel und wohlgethan — wohlan, ich muß es dulden!“ gab Lina zur Antwort. Indem kündigte die Muſik die dritte Production an. Der Künſtler erſchien auf ſeiner Tribüne im ſtahlblauen, goldeingelegten Harniſch, auf dem Haupt den Helm mit der Zier, auf dem blitzenden Schild prangte der Thüringiſche Löwe. Der Ritter machte die Pantomime eines Fechtenden.

„In der Rüſtung zu ſpringen, das wird er wohl bleiben laſſen, ich wette!“ rief Hottendorf. Die Kammeraden nahmen die Wette an; der Oberlieutenant gewann. Der Fechter auf der Höhe ſchien verwundet zu werden; das Schwert ſank, er taumelte zurück. Eine Pauſe entſtand. Der Rüſtung entkleidet, trat Ludwig, Landgraf von Thüringen, wieder hervor, ein Mantel bedeckte ihn. Wie Hülfe flehend hob er die gefeſſelten Hände.

Da zeigte ſich mit einenmale ein Knappe zu Pferde, der noch einen ſchneeweißen Zelter führte, am Ufer, und ritt beide Roſſe in den tiefen Strom. Und der Springer zerriß die Bande, — ſprang nieder; weit um ihn breitete ſich das Rad ſeines Mantels aus, er ſchwebte mehr, als er fiel, und ſchwamm dem Zelter entgegen, auf den er ſich ſchwang. Als der Künſtler das Ufer gewonnen hatte, ſprengte er ſammt dem Knappen davon, und entzog ſich den Augen der Schauenden.

„Das war nun vollends das allerleichteſte, mit dem Fallſchirm,“ bemerkte Hottendorf, während unendlicher Beifalljubel rings am Geſtade erſcholl. „Auf dieſen Kerl muß ich mich beſinnen, ich ruhe nicht eher!“ —

19.

Lina ſchlug die thüringiſche Chronik zu, in der ſie geleſen hatte; eine ſeltne Lektüre. Sie wiederholte ſich in Gedanken das Geleſene. „Sechs ehrbare Männer bewachten den gefangenen Landgrafen auf Burg Giebichenſtein, er aber hatte ſeiner Diener einen beſtellt mit zwei Roſſen an das Ufer; that, als friere er, und hüllte ſich in den Mantel, ging ſanft in der Stube umher, wo ſeine Wächter aus Langerweile im Bret ſpielten, und als er unten den Diener ſah, lief er zum Fenſter und ſprang hinab in die Saale; und die Gewande hielten ihn, daß er nicht allzutief in das Waſſer fiel. Dann ſchwemmte der Diener herbei, und der Landgraf beſtieg ſein weißes Roß, das er den Schwan nannte, und ſprengte von dannen.“ —

Das war eine kühne gewagte Flucht, und ſie gelang, ſetzte das Fräulein gedankenvoll hinzu. „Flucht iſt erlaubt, muß erlaubt ſein, wenn Schreckniß und Martern rings uns umgrenzen, und wenn es nicht anders iſt, bleibt immer noch die Flucht — aus dem Leben, die mein Bruder wählte. Dem Leben entſpringen — entſetzlich! — Jener kühne Entſprungene wurde fortan der Springer genannt.“

Die Gedanken des ſchmerzlich bewegten Mädchens ſchweiften von dieſem Gegenſtand zu einem andern. Lina durchmuſterte ihren werthvollen Schmuck, und als ſie das gethan, begann ſie ihre Morgenpromenade nach dem Thale.

An der Gartenthüre des Nachbarhauſes ſtand Eginhard, nahe jenem einſtigen Spielplatz. Er bot verbindlich grüßend guten Morgen, er nöthigte Lina durch Anknüpfung eines Geſpräches, ſtehen zu bleiben. Die Sonne ſchien wunderſchön. Lebrecht wandelte Rauchwolken ausblaſend, im gelben Rock durch den Garten und ſummte zwiſchen dem Rauchen ein Morgenlied; dem Salon zu nahen, vermied er. Der Oberbürgermeiſter ſah aus dem Fenſter ſeiner Arbeitsſtube der Tochter nach. Sein Herz war ſchwer. Zufällig blickte auch gegenüber der Präſident im feinen Morgennegligée durch die Scheiben, und freute ſich, wie er unten die beiden für einander beſtimmten jungen Leute ſo freundlich mit einander koſen ſah. Aus der Mühle ſchoß im abgeſchabten ſchwarzen Sammtrock, mit offener Bruſt, mit ſtierem Blick und wirrem Haar Theobald hervor, und ohne zu grüßen, ohne Jemand anzuſehen, vorüber. Tagelang irrte er planlos und geſchäftlos durch die Straßen der Stadt, doch trat er Niemand zu nahe. ein unſchädlicher Irrer; ſein Anblick aber war dem Bürgermeiſter jedesmal ein Stich in das Herz. — „Sie trinken Brunnen, mein Fräulein?“ fragte Eginhard: „und promeniren ſo allein? glücklich würde es mich machen, Sie begleiten zu dürfen, feſſelte mich nicht gerade jetzt der Dienſt, das Exerciren. Sie wandeln gewiß ins Thal, nach den Baracken, von denen wir geſtern dem Schwimmer zuſchauten? Ein kühner Mann, der uns hier für ſehr bornirt halten muß. Ich habe mich die halbe Nacht zerſonnen, und endlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen, als ich ſeinen Namen aufmerkſam betrachtete und zergliederte. Thun Sie dieß auch einmal, mein theures Fräulein, und ſagen Sie mir heute Nachmittag, wenn wir uns wieder ſehen, ob ich recht gerathen? A propos!" — fuhr er leiſer fort: „unſre biedern Herren Väter ſcheinen ihre Dekonomie zuſammen thun, und aus uns ein Paar machen zu wollen. Sind Sie eine gehorſame Tochter, mein Fräulein?"

„Es macht Ihnen eine grauſame Freude, mich zu quälen," antwortete Lina mit beſonnener Haltung und Würde. „Vergebe es Ihnen Gott! Was Sie auch andeuten, muthmaßen und bezwecken wollen, Sie ſind Herr Ihrer Handlungen, ich bin Herrin der meinen, und habe Ihnen auf beleidigende Fragen nicht Rede zu ſtehen. Ihre Dienerin!"

„Wünſche viel Vergnügen, mein Fräulein!“ rief der Oberlieutenant laut der erzürnt hinweg Eilenden nach, und pfiff ſich, in den Garten gehend, ein Opernlied.

Lina war äußerſt erregt. „Es wird, es muß eine Kataſtrophe eintreten,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Dieſer Niedrigdenkende muthmaßt die Wahrheit, er wird Hallup verderben. Warum mußte auch Hallup ſo unklug ſein, der leicht deutbaren Verſetzung ſeines Namens ſich hier zu bedienen? — Ich ſollte umkehren, ich ſollte dieſen Weg nicht wandeln — aber — ich muß ihn warnen; er muß ſich retten, ehe Jener Zeit gewinnt, auf Reclamation und Verhaftnahme des Deſerteurs anzutragen, Hallup zu denunziren.“ Der Fremde nahte dem vornehmen Fräulein ſittig und ehrerbietig wie geſtern. Die Angſt machte ſie beredt, beflügelte ihre warnenden Worte. Er erſchrak und dankte ihr auf das Verbindlichſte. „Sie hören nicht auf, mein guter Genius zu ſein. O daß ich in einem Verhältniß wäre, Sie lebenslänglich an mich zu feſſeln, o daß ich ſo arm und unbedeutend Ihnen gegenüber ſtehen muß!“ — „Nennen Sie ſich nicht ſo,“ erwiderte Lina faſt aufmunternd. „In meinen Augen ſind Sie keines von beiden, Sie ſind glücklicher als ich, den Sie ſind unabhängig, ſind frei! Ich bin der Vogel im glänzend farbigen Metallkäfig, an der übergoldeten Kette, welcher unfreundliche Geſichter ſieht, wenn die Treſſur ſchwer eingeht.“ —

„Es ſind ſchon ſchwerere Ketten zerriſſen worden, als die vergoldete des Vogels im Käfig. Der weiße Schwan trug leicht den Thüringer Landgrafen zur Ferne,“ widerlegte Hallup. „Sie zu befreien, würde ich mein Leben wagen, mein Blut, mein Alles!“

Feuriger wurden Hallups Worte, bebender ſchlug Linas Herz. Sie verloren ſich tiefer in die einſamen Schlangenpfade der Anlagen. — —

„So ſtehen die Actien, wertheſter Freund,“ ſprach der Präſident zum Oberbürgermeiſter, und klappte einen Folioband zu vor dem ſeufzenden Herr. Die beiden Männer hatten auch der Lektüre obgelegen, aber die ihre ließ minder ruhig wie die thüringſche Chronik, in welcher Lina dieſen Morgen geleſen hatte. „Noch iſt nichts zu fürchten,“ fuhr Hottendorf fort. „Das mütterliche Erbtheil meines Sohnes iſt beträchtlich, und noch unangetaſtet. Ihre Fräulein Tochter hat kein mütterliches Vermögen; falliren Sie, ſo bleibt auch ihr nur der Mangel als Brautſchatz. Willigt ſie in die Verbindung, ſo iſt ihre Zukunft geſichert, wir ziehen den Sohn in unſer Negoz, und bringen uns mit ſeinem Kapital leicht aus der momentanen Verlegenheit. Wir könnten ja eine Familie bilden — mit Ausnahme Ihres Bruders, den kann man ſehr anſtändig verſorgen. Sonſt bei Gott, ſtehe ich für nichts! Wer kann für Unglück und Mißgeſchick, wer für des Glückes Tücken und Launen? Das Glück iſt eine Göttin, ſeine Launen ſind mehr zu beachten, als die eines ſchwärmeriſchen Mädchens. Sonſt ſind doch im Alter von zwanzig Jahren die Jungfrauen nicht heirathſcheu!“

Der Herr ſtarrte wie ein Träumender vor ſich hin. „Höre Tochter, ſchaue darauf!“ murmelte er faſt gedankenlos, und es war, als hörte Hottendorf Lebrecht ſprechen. Er kehrte ſich aber nicht daran. „Ueberlegen Sie ſich's nochmals, und machen Sie dem Fräulein vernünftige Vorſtellung, morgen wünſchte definitive Entſcheidung zu vernehmen," ſprach er, vornehm entlaſſend.

So wie Lina von ihrer Promenade nach Hauſe kam, ſah ſie ſich vor den Vater beſchieden. Herr hatte ſeine Seele gewappnet mit Zorn und Härte, die er nöthig zu haben glaubte, ruhigen Schrittes, aber mit verweinten Augen trat Lina vor ihn.

„Haſt Du Deinen Entſchluß gefaßt, mein Kind?" fragte der Vater erwartungsvoll, auf ein Nein gefaßt.

„Mein Vater," antwortete Lina: „ich beuge mich Ihrem Willen in Demuth. Der Onkel hat mir einen Spruch lehren wollen, von der gehorſamen Tochter Jephthah's des Gileaditers, ich habe ihn aber nicht behalten. Iphigeneia iſt bereit."

„O Kind!" ſeufzte Herr. „Gehorſam iſt beſſer als Opfer, hier aber fällt beides in eins zuſammen; Dein Gehorſam iſt ein Opfer — das ſollte es nicht ſein. Ich hatte meine Luſt an Deiner Liebe! — Iphigeneia wird keine Göttin entrücken."

Vielleicht Amphitrite! dachte Lina, und antwortete: „Nein, das Opferbeil wird fallen, das Opfer wird bluten."

„Harre treu aus, Tochter," ſprach Herr ſanfter. „Du bringſt das Opfer mir, und zugleich auch Dir. Es ſoll Dir alles klar werden, thue ja keinen voreiligen Schritt, mache Deinen Vater nicht noch elender, als er ohnehin ſchon iſt. Hörſt Du? Verſprich mir das!"

„Ich werde gehorchen, das iſt alles, was ich verſprechen kann," erwiderte Lina, küßte des Vaters Hand und verließ mit gebeugtem Haupt ſchluchzend das Zimmer.

20.

Am Nachmittag war wieder Vorſtellung des fremden Schwimmmeiſters. Dieſesmal war die Familie Herr nicht Zuſchauer. Dafür hatte der günſtige Ruf eine noch größere Menge herbeigelockt. Viele Officiers, unter ihnen Hottendorf, wünſchten den Künſtler zu ſprechen, ihm ihre Bewunderung zu zollen, er war aber unſichtbar, und ſein Diener bemerkte höflich, daß Herr Ulphal gleich vor und nach den Productionen niemals Jemanden bei ſich ſehe, gern aber des Abends oder des Vormittags zu Dienſten ſtehe, und bat die Herren nur zu hinterlaſſen, wo Herr Ulphal die Ehre haben könne, aufzuwarten. Dieſes billige

Verlangen wurde als Anmaßung gedeutet, man ließ ſich nicht darauf ein, zog ſich unzufrieden zurück, und der Oberlieutenant ſprach zu ſeinem Freund, dem Hauptmann: „Merkſt Du, daß der Kerl Lunte riecht? Aber hab Acht, ich faſſe ihn, er ſoll uns nicht aus den Garne. Heute Abend giebt er das große Feuerwerk. Ehe die letzte Luſtpumpe auf dem Waſſer platzt, und der letzte Schwärmer kracht, haben wir den Deſerteur beim Kragen. Ich treffe meine Maaßregeln gewiß ſo, daß dieſer Fiſch uns nicht aus dem Garne geht."

Die Vorſtellung überraſchte und befriedigte über alle Maaßen. Der gewandte Künſtler wußte Sinn, ja Poeſie in ſeine Leiſtungen zu legen. Man erblickte eine Phoca, die ſich in das Waſſer ſtürzte, tauchte, und wieder empor kam. Nach einigen Bewegungen tauchte ſie nochmals, und hierauf erſchien ein Greis mit einem Schilfkranz auf dem Haupt, der Geſtaltung verwandelnde Proteus. Er tauchte, und bald darauf kam der Kopf eines rieſigen Einhorns zum Vorſchein; dieſer verſchwand, und es erſchien ein Triton der einer Muſcheltrompete tiefen, langgehaltenen Ton entlockte. Auch dieſer verſchwand in dem Waſſer, und der Meergreis fuhr wieder herauf. Er ſchlug mit einem Stabe die Wellen, alsbald rauſchte ein Delphin empor, und trug auf dem Haupt eine Muſchel; in der Muſchel lag eine rieſige Perle, die Perle theilte ſich, Proteus zog aus ihr ein Band, und entfaltete es breit vor den Augen der Zuſchauer; auf dem Bande ſtand: Heil dem König!

Bei der zweiten Abtheilung zeigte ſich Ulphal als Neger, und machte die Schwimmübungen des vorigen Tages, eine ganze Kunſtſchule. In der dritten wiederholte er auf mehrfach an ihn gelangtes Verlangen die allgemein anſprechende Darſtellung Ludwig des Springers, und ſprengte entfliehend mit dem Diener weit von dannen.

Die naſſen eiligen Reiter hielten erſt in einem entlegenen Gehölze an, wo ein anderer Gehülfe ſie erwartete, wo ſie raſch die Kleider wechſelten, wo ſich der Schwimmer in den anſtändigen, feinen Mann verwandelte und wo er zu dem Diener das folgende ſprach: „Guter Bornthal! Du weißt nun alles, weißt wo Du mich zu finden haſt. Zahle pünktlich, und mache Deine Sache gut. Die Chaiſe beſorge zur bewußten Stunde vor das Thor der neuen Vorſtadt. Ich verlaſſe mich ganz auf Dich, und es ſoll Dein Schade nicht ſein, ich trete Dir, wenn Du von mir Dich trennſt, ein Königreich ab.“ — Auf den beiden Pferden ritten die Diener raſch zur Stadt zurück, und der Schwimmmeiſter kehrte als nobler Spatziergänger, der den ſchönen Abend genießen wollte, in der nächſten, am Heerweg gelegenen Reſtauration ein. Er trug von dem Augenblicke an nicht mehr den ſtarken Backenbart.

Der Abend dämmerte, die Menge ſtrömte zum Feuerwerk hinaus. Im Hut und Mantel ſah man dort den Schwimmmeiſter Ulphal anordnend umhergehen, und das Feuerwerk begann ſeine Pracht zu entwickeln.

Der Schwimmeiſter war bald auf den Kähnen, bald auf dem Lande; in ſeiner Hand flammte das bläuliche Zündlicht. .Zwei Nachen beſchoſſen ſich mit Leuchtkugeln. Serpentoſen und Tourbillons kreiſelten auf der Fluth; Taucher krachten, Feuergarben ſprühten, Kanonenſchläge knallten unter dem Waſſer, daß es emporgetrieben wurde, und wie ein Platzregen die Zuſchauer am Ufer übergoß; das Volk lachte, und ein Bajazzo trieb ſchnurrige Späße.

Der Bürgermeiſter war im Caſino; er hatte die Tochter unwohl verlaſſen, Lebrecht wankte auch aus dem Hauſe; er wußte wieder einen Betklubb.

Lina ſtand entſchloſſen in ihrem Zimmer, und trieb ihr Kammermädchen zur Eile. Sie trug ein Reiſekleid, ſah oft nach der Uhr, war äußerſt unruhig. Es ſchlug neun Uhr; ein Wagen rollte aus dem Thore — dem Hauſe vorbei. Lina verließ das Haus mit der Dienerin. Sie ſchauderte, als ſie über die Schwelle trat, aber ſie machte ſich ſtark, ſie ſeufzte nicht einmal, und rief den heimiſchen Laren kein: Lebet wohl!

Wenige zurückgelaſſene Zeilen ſagten dem Vater, daß ſie nicht in den Tod gehe, daß ſie aber nach *ſeinem* Willen nicht leben *könne*, und daß *er* es ſei, der ſie zur Flucht zwinge. Die Tochter beſchwur den Vater, ſie nicht durch fernere Schritte gegen ſie zur Flucht aus dem Leben zu zwingen.

Romaniſche Lichter flogen vom fernen Feuerwerk hoch und blendend empor, und beleuchteten den Pfad der Wandelnden, wie Blitze. Die leichte-Chaiſe war bald erreicht, der Kutſcher trieb die Pferde an; er hielt vor jenem Gaſthaus, ein Herr ſtieg ein, und durch die ſternenklare warme Sommernacht fuhren ſie hin. Lina legte weinend ihr Haupt an die Bruſt des Mannes, der ſie mit innigſter Zärtlichkeit küßte, und ſie ſah ihn vertrauend in das ſchöne, idealſchöne Geſicht, welches kein häßlicher Backenbart mehr entſtellte. —

Den Schwimmmeiſter und Waſſerfeuerwerker Ulphal ließ ein Officier nicht mehr aus den Augen. Das Feuerwerk war abgebrannt, die Menge zerſtreute ſich, der Officier und die Patrouille blieb. Der Feuerwerker ſprach noch mit ſeinen Leuten, welche die Apparate und Utenſilien zuſammenräumten; unter dem Mantel trug er die wohlgefüllte Kaſſe. Unbefangen wollte er ſich nach der Stadt begeben, da ſah er ſich den Weg vertreten, und Hottendorf ſprach ihn rauh an: „Halt! Arreſtant, im Namen des Königs!“

„Ich? Mein Herr, Sie irren ſich!“ erwiderte der Künſtler. Hottendorfs Zorn brach los. „Keine Umſtände! Deſerteur! Hallunke! Hallup!“

„Sie irren ſich ſehr, ich verſichere es Ihnen! Wen ſuchen Sie? Was habe ich gethan?“ betheuerte und fragte jener. „Habe ich ſchlechte Witze gemacht? Habe ich Jemand beleidigt? Sind am hieſigen Ort Hanswürſte ſo rar, daß man mich aufheben will?“

Der Künſtler, der bisher in den Mantel ziemlich verhüllt war, lüftete dieſen, und das bartloſe unbedeutende Geſicht des Bajazzo lachte höhniſch den Oberlieutnant an. Die gemeinen Soldaten verbiſſen das Lachen. „Wo iſt —?“ fragte Hottendorf, und die Wuth erſtickte ſeine Stimme.

„Mein Principal? Herr Ulphal? Suchen Sie den?“ ſo fragte der Bajazzo. „Da kann ich die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß er vorausgereiſt iſt, um in der Reſidenz die Arrangements zu unſern Vorſtellungen zu treffen. Ich aber proteſtire gegen jede Gewaltthat. Meine Papiere ſind auf dem königlichen Polizeibureau deponirt, und in beſter Ordnung. Ich habe nichts verbrochen ich werde in unſerm Gaſthaus bezahlen, und dann meinem Prinzipal nachreiſen. Haben Sie gegen ihn Rechtsgründe der Verhaftung, ſo können dieſe mich nicht berühren, ich kann nicht für ihn haften, und mich nicht für ihn verhaften laſſen."

„Teufel!" knirſchte Hottendorf ingrimmig, und führte das Piket ab, nachdem er dem Bajazzo noch zugerufen. „Man wird Seinen ſaubern Herrn zu finden wiſſen!"

Am andern Morgen liefen die Knaben hinaus, Raketenhülſen u. dgl. zu ſuchen. Da fanden ſie auch einen falſchen Backenbart, den der Hanswurſt vom Geſicht geſtreift, als er merkte, daß man ihm feindſelig nahte.

21.

Den Oberbürgermeiſter beugte die Flucht der Tochter nicht nieder, aber ſein Herz begann zu verſteinern. Die tiefen Schatten, die in ſeinen Lebenstag fielen, vermochten noch nicht, ſeinen äußern Glanz zu verdrängen. Er hielt ſich auf der Höhe. Die Bürgerſchaft wählte ihn, was noch nie einem Bürgermeiſter geſchehen war, zu ihren ſtädtiſchen Oberhaupt für immer. So groß war ihr Vertrauen, daß ſie ſich ſelbſt ihre Wahlfreiheit beſchränkte. Er war der Mächtige, Gebietende; von ihm gingen alle Anordnungen im Bezug auf das ſtädtiſche Gemeindeweſen aus, von ſeiner Einſicht hing alles ab. Ein Glück, nur, daß ſeine Anordnungen vortrefflich waren, und ſeine Einſicht ſo, daß ſie der Stadt zum Nutzen gereichte, fühlte ſich auch mancher Andre dadurch gedrückt und beeinträchtigt.

Heimlich aber marterte ſeine Seele Höllenpein. Das Werkzeug war ſeiner Hand entzogen, womit er die Stütze ſeines wankenden Glücksbaues zimmern wollte, und dieſer drohte mehr und mehr mit ſchmählichem Zuſammenſturz. Im Grunde genommen, wozu brauchte er vieles Geld? Die Tochter war hinweg und hatte von ihm nichts zu hoffen, der Sohn war todt, der Bruder war ihm ein Dorn im Auge. Lachende Erben harrten auf ſein Vermögen — vergebens. — Alte Leute hängen am Geld, ſie halten es feſt, weil ſie fühlen, daß es nicht an ihnen hängen und haften bleibt, daß ſie es laſſen und verlaſſen müſſen. Am Ende beruht das alles auf tiefen, ewig bedingten Naturgeſetzen und Geheimniſſen. Die zerſtreute Jugend zerſtreut ſich ſelbſt, wie das Geld, achtet ſeiner wenig, und läßt daſſelbe wie ſich, gern in alle Welt gehen. Das Alter bewegt ſich nicht gern von der gewohnten Stelle, und ſieht mit Wohlgefallen Erworbenes wachſen, Zugefallenes ſich mehren und häufen. Selbſt unſre Sprache ſpricht bedeutſam Solches aus, wenn ſie die Jugend flüchtig und das Alter geſetzt nennt, und ſie hat für beſonnenes Ruhigwerden, wie für den Erwerb zum Zweck der Beſitzesfreude nur das eine Wort: Sammeln. —

Der Huſarenhauptmann von Hottendorf verlobte ſich mit der reichſten Erbin in der Stadt, gebildet, ſchön, ebenbürtig, es war jene Emilie die er einſt auch in Todesgefahr gebracht. Dieſer Verlobung folgte jedoch nie die Hochzeit, denn bevor ſie erfolgte, machte der Präſident einen fruchtbaren Bankerot. Die reiche Erbin trat zurück.

Es war eine bitterböſe Stunde, als Hottendorf und Herr beiſammen ſaßen, und rechneten. Zwei in Geſchäften grau gewordene Männer, ſtarrten ſie, mit eingefallenen, ſtieren Blicken einander an, wortkarg, im Innern zerriſſen, im Aeußern verfallen. Wo war die alte Freundſchaft hin? Es fielen bittre Reden, ſcharf und giftig, wie Scorpionenſtacheln, und es wurde doch nicht anders davon.

Alle Gläubiger Herrs, Alle welche ihm vertraut, kamen mit pochendem Ungeſtüm, und forderten ihr Geld. Und groß ſtand der Oberbürgermeiſter vor ihnen Allen da, er befriedigte Jeden — Niemand kam um das Seine, Niemand litt durch ihn. Er litt allein, am Geiſt, wie am Vermögen; als alles ausgezahlt, jede Anforderung befriedigt, die Ehre gerettet war, war Herr ein Bettler, aber der Bettler ſtand höher in ſeiner Mitbürger Achtung, als der hochſtehende Betrüger, der ſich noch Geldes genug zum leidlichen Auskommen zu ſichern wußte.

Dem Bürgermeiſter wurden aufs Neue Darlehen angetragen, er lehnte ſie ab. Tiefe Schwermuth umnachtete ſeine Seele; der ehrgeizige Mann fühlte allzuſchmerzlich ſeinen Fall. Die Scham hielt ihn ab, ſich öffentlich zu zeigen, er legte ſein Amt nieder, kam nicht aus ſeinem Hauſe, höchſtens ſchlich er in abendlicher Dämmerung in ſeinem Garten umher, und irrte, wie ein ſcheuer Geiſt, im Zwielicht, gramgedrückt und kummerbelaſtet. Sein Gang war ſchnell, aber unſicher; er ſah zu Boden, wenn ihn Jemand begegnete, und dankte Keinem, der ihm grüßte. Wer ihn anredete, that ihm keinen Gefallen. Er hatte die Gattin verloren, den Sohn, die Tochter. Dieſe Verluſte waren ihm minder empfindlich, wie das Geld. Der Mammon iſt der ſchrecklichſte aller Dämonen! Die von ihm Beſeſſenen meinen ihn zu beſitzen, und ſind doch ſeine Knechte; und wenn er von ihnen ausfährt, dann ſind ſie insgemein reif für das Reich der Hölle — in ihrer eignen Bruſt.

Aehnliche Gedanken äußerten dem Bruder zur Qual und Marter der frömmelnde Lebrecht, deſſen runzelvolles Geſicht jetzt vollkommen dem eines längſt erwachſenem Lammes glich.

„Du biſt der böſe Höllengeiſt, der mir gebietet! Du biſt der Herr, ich bin der Sclave!“ fuhr Herr den ſtrafenden Lebrecht an. „Ich habe mein Reich der Hölle in Deiner Gegenwart!“

„Bruder, Bruder!“ antwortete Lebrecht mit Sanftmuth: „Hüte Dich, daß Du mit Jacob nicht anders redeſt, denn freundlich! Sei nicht ſo herriſch, Bruder. Steht nicht geſchrieben: Er verläſſet ſich auf ſein Haus, und wird doch nicht beſtehen? Wer bin ich Herr Herr? Und was iſt mein Haus, daß Du mich bis hierher gebracht haſt? Warum haſt Du dem Moloch geopfert? Wir wären wohl zufrieden geweſen mit unſrer Armuth!“

„So recht, ſo recht, brüſte Dich nur, bettelſtolzer Frömmler!“ zürnte Herr ingrimmig.

„Bettelſtolz?“ fragte Lebrecht giftig. „Ei Du Stolzer! Der Gerechte iſt ein verachtetes Lichtlein vor den Gedanken der Stolzen, aber ſtolzer Muth kommt vor dem Falle. Und was kommt nach dem Falle? — Ach Herr Herr, unter dem ſich beugen müſſen die ſtolzen Herren, vertritt Du Deinen Diener!“

Mit demüthigem Augendrehen wich Lebrecht von dem zerſchmetterten Bruder; und dieſer bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und ſtöhnte tief und ſchmerzlich: „O Glück, wohin biſt Du? O Stolz, o Hoffnung! O ihr Tage, die mir nicht gefallen! O Reichthum, Du Sternſchnuppe! Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen!“ — —

Um dieſe Zeit errang in einer Stadt, die Linas Heimath fern lag, ein berühmter Schwimmmeiſter durch ſeine Productionen den lebhafteſten Beifall. Wie jauchzte die Menge, wenn der Vorhang der kleinen, geſchmackvollen Bühne am Ufer des Fluſſes aufrollte, und ſich von Geſpielinnen umtanzt, eine griechiſche Königstochter zeigte, und nun bald darauf die Fluth ſich theilte und ein Stier jene Stelle gewann, wo Europa wandelte! Scheu entflohen die Mädchen, ſie aber nahte dem Stier vertraulich, ſie ſetzte ſich auf ſeine Schultern, er ſprang in die Fluth — mit ihr. Und nun verſchwand ſein Haupt, nun tauchte er empor als der verwandelte Zeus, und trug mit Stolz und Anmuth die ſüße Bürde zum jenſeitigen Geſtade, das die Tauſende der Zuſchauer erfüllten. Es war ein wundervoller Anblick, den herrlichen athletiſchen Mann zu ſehen und das götterſchöne ſüßlächelnde Weib in den naſſen Gewändern, in plaſtiſcher Verklärung aller Reize, die jene enganſchmiegend verhüllten, ſanft geſchaukelt auf der ſommerwarmen Fluth. Die Mythe hatte Farbe gewonnen, Leben, Wahrheit.

Ein andres Mal weilte in ſchattiger Felsgrotte des Atlas, Amphitrite, die Jungfrau. Da ſchwamm ein Delphin heran, mit dem ſie ſpielte, und ſchwamm zurück. Ein Meerpferd erſchien und trug ſie in die Fluthen, dann verwandelte ſich's in den Herrſcher der Meere, Poſeidon, und in ſtarken Armen hielt die Geliebte der Gott; mit dem Dreizack ſchlug er die Wellen, ein Triton fuhr herauf und bot die Rieſenmuſchel dar, in der die Perle lag, aus welcher ein Amor flatterte, der einen Kranz hielt über die Vermählten. Amor vincit omnia! Liebe hatte ſelbſt ſchwimmen gelehrt und gelernt, und Lina — war glücklich.

22.

Das Huſarenregiment hatte mit andern Truppengattungen ein ſommerliches Uebungslager bezogen, ganz in der Nähe eines kleinen Badeortes, der am Hauptſtrom des Landes in reizender Umgebung gelegen, mit heilkräftigen geneſungbringenden Quellen von der gütigen Natur bevorzugt war, und ſich in jedem Sommer einer nicht unbedeutenden Frequenz von Badegäſten erfreute. Es bot ſich gute Muſik, ein leidliches Theater, und die Nähe des Uebungslagers brachte ganz beſonders Leben und Beweglichkeit in den, außer der Saiſon, ſehr ſtillen Ort. Der Sommer war heiß, oft lockte der Strom zum Bade in ſeinem erfriſchendem Bette, und die fertigen Schwimmer unter dem Militair gewährten ſich jeden Abend dieſes Vergnügen. Da fehlte auch niemals der Hauptmann von Hottendorf, der beſten und kräftigſten Schwimmer einer, und ließ ſeine Kunſt gern von den Kameraden bewundern. Es war Sonntag; die Promenaden wimmelten, zum Theil angefüllt von jenen Sonntagsbadegäſten aus der nahen Umgegend; dort rauſchte Muſik, dort gellte Muſik. Kunſtreiter durchritten prunkend den Ort, und luden zur Vorſtellung ein mit lautem Ausruf. Drehorgeln leierten, Harfeniſtinnen klimmperten.

Ein Trompeter rief die Künſte des Waſſerſpringers aus, die am Abend ſtatt finden ſollten und ſein Gefährte klebte Zettel an Bäume, Laternenpfähle und Hausecken.

Um den grünen Tiſch war es ſchwül; die reichſten, vornehmſten der Badegäſte hielten ihn umlagert. Damen, erglühend, hochaufathmend, hielten in reichberingten Fingern ihre Bücher; am Schwanken der Federn auf den Hüten gab ſich oft die zitternde Bewegung ihres Innern kund.

Eine aber überſtrahlte alle andern Damen, zog alle Blicke auf ſich, die das Gold und die Karten nicht feſſelten.

„Donner und Doria, Kamerad!“ ſprach der alte Hauptmann, ſein Freund, zu dem jungen Hauptmann von Hottendorf, heimlich: „Wer mag das herrliche Weib ſein? dort mit den dunkeln Brauen, den ſchwarzen Locken? Kapital, auf Ehre!“

„Hottendorf ſtarrte hin, er kannte ſie nicht. „Gräfin Zambori!“ flüſterte ein Officier, der die Frage vernommen hatte. Der Blick der Dame fiel auf die Sprechenden, ſie hatte ihren Namen nennen hören; der zündende Strahl ihrer Augen traf Hottendorf — und ſie erbleichte, das Blut ihrer Wangen drängte zum Herzen. In ihm aber entzündete dieſer Blick plötzlich aufflammende Erinnerungen, ſein Mund öffnete ſich halb; faſt wäre ein Ausruf ihm entſchlüpft. Sie ſpielte weiter. Jetzt fiel Hottendorfs ſpähender Blick auf einen hohen Mann ihr gegenüber, von dem vornehmſten Aeußern, der im Knopfloch das Band eines unbekannten Ordens trug; ſchwarzgelocktes Haar, feingezogner Bart, ſprühender Blick aus dunkelm Auge — und mit dieſem Blick ſah der Hauptmann ſich jetzt ſelbſt fixirt, denn es giebt eine Magie der Gedanken, die uns ſagt, wenn wir ſcharf beobachtet werden, wenn von uns im gleichen Raume geſprochen, ja, wenn nur lebhaft an uns gedacht wird. Und ſo feſt, ſo ſicher, ſo durchbohrend war dieſer Blick, daß er den Hauptmann verwirrte. Ein Wink der Dame zu dem Mann, ein leichtes bejahendes Nicken, und Graf und Gräfin Zambori verließen den Spielſalon. Das ſchönſte Paar von den Hunderten, welche den Heilquellen zugeflattert waren, wie Sommervögel, ſchritt ſtolz durch den drängenden Kreis, dicht an den Officieren vorüber.

„Hölle und Teufel!“ tobte Hottendorf, der ſeine Freunde heraus in den Vorſaal zog, gegen dieſe: „Ich will mich morgen henken laſſen, wenn das nicht der Spitzbube Hallup iſt, mit ſeiner ihm nachgelaufenen Maitreſſe, der ſaubern Mamſell Lina! Hoho, falſche Locken, gefärbte Augenbrauen!

Warte Komödiantin! Ein Graf? Hahaha! Mindeſtens eine Grafentochter, geborne Salzgräfin! Kameraden, ihr müßt mir den Schuft entlarven helfen, ihr müßt!“

„Kann ich den gnädigen Herren dienen?“ unterbrach plötzlich unerwartet eine Stimme, und vor dem Exaltirten ſtand beſcheiden der Zettelträger des Waſſerſpringers, und überreichte demüthig ſeine Affiche.

„Geh zum — doch halt, gieb!“ rief Hottendorf, und überlas das Programm. „Halt, auf ein Wort,“ rief er dem Zettelträger nach: „Wie heißt euer Principal? Wo iſt der Schauplatz? Jener gab willig Auskunft, nannte aber einen fremden Namen. „Gut, gut!“ — „Beehren Sie uns, gnädige Herren mit Ihrem Beſuch!“ bat der Diener, und eilte weiter.

„Wollen wir den Kerl ſehen? Wollen wir ihn blamiren? Muß der Schwarze uns wieder einen ſolchen Kerl in den Weg führen? Da wäre am Ende etwas zu erfahren!“ riefen die Officiers durcheinander. „Hat die lahme Tauchente ihren

Schauplatz doch gerade dahin verlegt, wo wir uns baden; ſpielen wir dieſem Kerl einen Poſſen!"

Das Nähere beredend, traten die Freunde aus dem Kurhaus und ſahen, wie auf der Promenade jener Zettelträger ſo eben dem Grafen Zambori auch ein Programm überreichte, der ſehr herablaſſend zu ihm zu reden, und auch einige Fragen an ihn zu richten ſchien.

„Laß aufpacken und befiel, daß um neun Uhr angeſpannt ſei, Liebe," bat der Gräf ſeine Dame, indem er ſie in das Gaſthaus begleitete. „Ich komme dann. Du ſollſt heute zum letztenmal vor dieſem Menſchen erbleicht ſein, mein Stern, und ſollſt gerächt werden für alles von ihm erduldete Herzeleid. Ich hätte ihm verziehen, und verachtet; was er Dir gethan, ſpricht ſein Urtheil. Ich werde ihn uns unſchädlich machen." Der Graf Zambori kleidete ſich um; er zog leichte Sommerkleider an, barg zwei geladene Terzerole in den Taſchen, und ein italieniſches Stilet, und promenirte nach dem Wäldchen, das ſich von wohlgepflegten Kiespfaden durchſchnitten, bis an das

Stromufer hinabzog, wo ſich Ruhebänke mit reizender Ausſicht über die Waſſerfläche dem luſtwandelnden Badegaſt darboten. Abends aber war von den vornehmen Gäſten dieſe Partie, wegen der Feuchte, gemieden. Vielleicht funfzig Schritte davon, nach dem Ort zu, war das Badeterrain im Strom abgeſteckt, und dort ſammelten ſich bereits die Zuſchauer, welche geneigt waren, die Kunſt des Waſſerſpringers zu bewundern. Fröhlich lachend kamen dem Wäldchen vier bis fünf Officiers nahe, entkleideten ſich, und plauderten. „Der Kerl dort iſt zu ordinär, als daß es der Mühe lohnte, ihn zu parodiren,“ ſprach Hottendorf.

„Wenn ich mich nicht ganz irre, ſo iſt's jener Hanswurſt, den der Herr Bruder einmal für den Unrechten faßte!“ ſpottete der alte Hauptmann.

„Habt Acht, was ich morgen thue!“ rief Hottendorf, des Freundes Ironie mit Abſicht überhörend. „Morgen werde ich dem Herrn Grafen Zambori ein Paroli biegen, davon er ſich heute nichts träumen läßt. Ich habe einen ganz exquiſiten Plan.“ —

Im Gebüſch verſteckt hörte der Genannte jedes Wort. Einer der Officiere nach dem Andern ſprang in die Umarmung der lauen Fluth. „Ich werde doch wieder am weiteſten ſtromaufwärts ſchwimmen!“ rief Hottendorf, und ſprang den Freunden nach.

Die Sonne war im Sinken und goß rothes Strahlengold auf Land und Strom. Fernher ſchallte die Muſik, ſchallte das Hurrah des Volkes, das der Waſſerſpringer mit niedrigen Künſten ergötzte, der als altes Weib mit einem Korbe von geringer Höhe herabſprang.

Die badenden Schwimmer tummelten ſich wacker. Hottendorf hielt Wort, er ſchwamm weit — ſehr weit — ſo weit, daß er gar nicht wieder kam.

Er war ſchwimmend an eine düſtre, einſame, von beiden Seiten waldbekränzte Stelle des gekrümmten Waſſers gelangt, von der die Sage ging, daß dort der Nix des Stromes wohne, und jedes Jahr ſich ein Opfer hole. Die Kameraden waren weit zurückgeblieben. Mit einemmale hörte er hinter ſich einen Fall, der Stoß des Waſſers theilte ſich ihm empfindlich mit. Er hob ſich empor, und ſchaute ſich um, wo wohl der andre Badende, oder vielleicht ein Unglücklicher auftauchen werde? Da fühlte er plötzlich ſich mit heftiger Gewalt an beiden Füßen gepackt, und mit Blitzesſchnelle auf den Grund gezogen. Erſchrocken dachte er an die hundertmal verlachte Sage. Um ihn her rauſchte es, jetzt ließ es ſeine Füße los und umkrallte dafür ſeine beiden Hände, und zog ſie auf den Rücken zuſammen, feſt, ſchmerzhaft feſt, und nun bog ſich hinter ihm eine rieſige Mannesgeſtalt, die mit einer Hand gewaltſam ſeine beiden Hände hielt, mit halbem Leib vor, packte mit der Rechten ihn am Halſe feſt, und ſah ihn mit nachtſchwarzen, furchtbaren Augen todtdrohend an. Es war der Nix, welcher Hallups Züge trug, Hallups Augen hatte. Das Abendlicht ſchimmerte grünlich von den ſonnedurchflammten Laub der Bäume bis auf den tiefen Grund, vor Hottendorfs hervorſtierenden Augen aber zuckten purpurne Blitze. Er öffnete den Mund zum lauten Schrei. Unter dem Waſſer ſpricht und ſchreit man nicht.

Die Tiefe iſt ſtumm, und es iſt naturgemäß, daß die Fiſche ebenfalls ſtumm ſind. Auch die Todten ſind ſtumm. Hottendorf war todt.

Die Kameraden ſuchten ihn beſorgt und ängſtlich, bis es dunkelte, ſie fanden ihn nicht. „Er iſt verunglückt!“ klagten ſie. „Er war zu echauffirt, er hätte heute lieber nicht baden ſollen!“ Freilich, das hätte er heute lieber nicht thun ſollen.

Um neun Uhr reiſten Graf und Gräfin Zambori aus dem Bade ab.

23.

Der ehemalige Oberbürgermeiſter und Salzgraf Herr war eine Geſtalt zum Erbarmen, ein hagrer Schatten ſeines Sonſt, die verwitterte Ruine eines einſt ſchönen Tempels der Freudengötter. Er war jetzt dahin gekommen, daß er den Gläubigern ſein Haus abtreten und ausziehen mußte. Lebrecht hatte ſich mit dem Wenigen was ihm blieb, wirklich in ein Spital eingekauft, und gab dem Bruder, als er den Einſamen ſpät Abends noch beſuchte, den wohlgemeinten Rath, dieß auch zu thun. „Siehſt Du, Bruder Chriſtian,“ ſprach er, als er den Einſamen, von Gedanken der ſchwärzeſten Melancholie Umnachteten, und ſeinem verſchwundenen Mammon Fluchenden beſuchte: „im Spittel lebt man gar nicht übel, wenn man fein fromm iſt, und nicht nach niedlicher Speiſe begehrt. Ich bin Betvater geworden; dahin kannſt Du es auch noch bringen.“

Dem Narren gefällt ſeine Weiſe wohl! Hebe Dich von mir!“ rief und gebot Herr, und der alte Zorn loderte auf. „Geh, geh! ich will im Buche Hiob leſen. Was plagſt Du meine Seele und peinigſt mich mit Worten? Vale! vale!“

„Hat mein Fuß geeilet zum Betrug, daß Du ihn ſchreiten heißeſt und ſich von dannen heben? Ich gehe, ich gehe, und mein Fuß geht richtig, Du aber, der gewandelt iſt mit den Gottloſen, verſöhne Dich mit Deinem Bruder, dieweil Du noch bei ihm auf dem Wege biſt.“

Herr durchfuhr ein Gedanke. „Ja!“ ſprach er: „ja; hier iſt meine Hand, Lebrecht! Betvater, bete für mich!“

„Amen! das ſoll geſchehen!“ rief Lebrecht, und es quoll ihm wie lang entbehrte Rührung aus dem Herzen. „So ſprach ich einſt an Deinem

Hochzeittag. Weißt Du's noch? Wir ſollten und wollten recht zu einander halten. Damals war's, wo ich alles kommen ſah in einem prophetiſchen Geſicht, und Dich brüderlich warnte. Du biſt Deinen eignen Weg gegangen. Amen!"

Lebrecht ging hinweg. Herr ſchloß die Thüre hinter ihm zu, ſetzte ſich und ſchlug das Buch Hiob auf. Sein Auge fiel auf die Stelle: „Was ſoll ich harren und wer achtet mein Hoffen? Hinunter in die Hölle wird es fahren, und mit mir im Staube liegen!" —

„Was ſoll ich harren?" fragte ſich der Unglückliche und ſeine Gedanken wirrten fiebernd durcheinander. „Was ſoll ich wünſchen? Fliegt nicht dort eine Sternſchnuppe? Halt! halt! Ich wünſche — den Tod!"

Seine Hand war raſch, ſein Muth hieß Verzweiflung; er ſtieß ſich ein Meſſer in das Herz. In ſeinem Blute ſtarr und kalt fanden ihn die Gläubiger, als ſie am andern Tage kamen, vom Hauſe Beſitz zu nehmen. —

Trüb und kühl ſchauerte der frühe Morgen, als ſtill und ohne Aufſehen der Selbſtmörder hinausgetragen wurde auf den Friedhof. Nur zwei Männer bildeten den Conduct: Lebrecht und Theobald; der erſte weinend, wie ein Kind, der andre zerſtreut, kalt, im bloßen Haupt. So wankten ſie durch den Morgennebel, faſt geſpenſtig, zum Ziele. Am Grabe ſprach Theobald eine kurze, halb wirre Rede, aber doch voll zermalmender Gedanken.

Der ehemalige Präſident lehnte ſein volles, rothes Geſicht an die Scheiben, und ſah dem Sarge nach. Er trug noch Trauer um den Sohn, der im Bade verunglückt war. Gedanken und Bilder jagten ſich raſch, wie das wilde Heer durch ſein Gehirn. Es war ein betrübender peinigender Moment, dieß ſagte ihm ſein Gefühl, deſſen abgeſchmackte Sentimentalität er fünf Minuten ſpäter belächelte. Der Kammerdiener trug ein Frühſtück auf, Wildpretpaſte, Lachs, Caviar, Parmiggiano, eine halbe Flaſche Madeira, und etwas weniges Arrack — gegen die Magenſchwäche. Herr von Hottendorf ließ ſich's trefflich ſchmecken, und wurde in ſeinem gaſtronomiſchen Eifer gar nicht gewahr, das Lebrecht ſich ſtill in das Haus und in das Zimmer geſchlichen hatte. „Guten Appetit!“ ſprach Lebrecht, und legte ein gewiſſes Meſſer über den Teller des Schmauſenden. „Was iſt's? Was ſoll's!“ fragte Hottendorf entrüſtet, bis ins innerſte Mark durchſchaudert.

Lebrecht kehrte die Spitze eines langen Zeigefingers gegen ſich, und ſprach betonend, mit ſeiner Stimme: „Ich bin Teſtamentsvollſtrecker, Euer Gnaden, und Sie ſind Univerſalerbe. Ihr gehorſamer Diener.“ Sprach's und wandte ſich und ging.

„Ich werde für Ihn aufs Narrenhaus antragen!“ zürnte Hottendorf ihm nach.

„Böſes Leben ſtürzt die Stühle der Gewaltigen!“ replicirte Lebrecht. „Der Hochmuth Deines Herzens hat Dich betrogen, wie Du betrogen haſt!“ So ging er von ihm. —

Lebrecht blieb im Spital, Theobald ſtarb im Irrenhaus.

Böſe That trägt nimmer gute Frucht. Lina glaubte ſich in ihrem Herzen gerechtfertigt und entſchuldigt, daß ſie von der Schwelle entfloh, hinter der ſie Verzweiflung bedrohte, hinter der nur böſe Engel lauerten, und daß ſie ſich an die Bruſt eines Mannes warf, der ihr ſo innig ergeben war. Sie glaubte ſich belohnt für den Schritt, den ſie gewagt, durch ſeine Liebe, und indem ſie ſeinen Wünſchen willfährig war, ſich mit Anſtrengung dem Erlernen ſeiner Künſte hingab, handelte ſie mit dem beruhigenden Bewußtſein, ihm nicht als unnütze Laſt ſich aufgebürdet zu haben, redlich ihren Theil am Erwerb beizutragen, und allerdings ſtanden durch Darſtellungen, zu denen ſich die Genoſſen dieſes gefährlichen und unerfreulichen Gewerbes ſelten zu erheben vermögen, dieſe Beiden auf einer hohen Stufe der Hydrogymnaſtik, fanden allenthalben Bewundrung, und nahmen große Summen ein. Aber konnte dieß immer dauern? War der Beifallſturm des Moments eine Garantie für die Zukunft? Es traten Umſtände ein, welche die Productionen lange unterbrachen; und Hallup wurde — augenkrank. Wenn er nicht erblinden wollte, mußte er ſeiner Kunſt entſagen. Eine Zeitlang leitete er incognito als heimlicher Direktor eine von ihm beſoldete Geſellſchaft ſeiner Leute, die unter Bornthals Inſpection geſtellt war, welche aber in ihre Productionen nicht das zu legen vermochten, was er in die ſeinigen gelegt, und reiſte in Bädern und Hauptſtädten mit ſeiner Begleiterin als ein vornehmer Ausländer umher. Nebenbei wurde mit Geſchick geſpielt. Aber ach, das war nur eine Zeitlang, und fand den Höhenpunkt in jenem Bade, wo Linas böſer Dämon unterging.

Hallup hätte Lina nicht ſagen ſollen, daß er ſie rächen wollte, und daß er ſie gerächt hatte. Sie haßte Hottendorf aus tiefſter Seele, und hatte Urſache dazu, aber — ſie war ein Weib, mit Gefühl begabt, mit einem Gewiſſen, mit Phantaſie — und dieſe Trias wurden ihr zu quälenden Furien. Ihr Gefühl raunte ihr täglich, ſtündlich zu, daß Hottendorfs Thun gegen ſie nicht ſolche entſetzliche Rache verdient; ihr Gewiſſen nannte ſie Mörderin — denn ſie hatte nicht nein geſagt, und drohte mit dem ewigen Richter, der ihr einſt den Gemordeten gegenüber ſtellen werde; ihre Phantaſie aber marterte mit ſchrecklichen Träumen, mit furchtbaren Viſionen und Erſcheinungen, und ſo war ihr Daſein ein qualvolles, und ihre Blüthen welkten ſichtlich. Wo aber nicht Tugend die Bande der Herzen geknüpft hat, hält ſich insgemein der ſinnliche Menſch an Aeußerliches, Sinnliches — und es tritt eine trübe Spaltung ein. Dieſe blieb nicht aus bei den Verbundenen, ohne Heimathort, ohne Vaterland von Lande zu Lande Reiſenden. Und dieſe Reiſen wurden immer dürftiger — immer erſchwerter — es war kein Segen da, wo ſtets der Segen gemangelt. Aus der Spaltung wurde Entzweihung, aus dieſer erwuchſen Vorwürfe, Drohungen ſchrecklicher Art — endlich, was noch das beſte, gerathenſte war, Trennung. Lina folgte einem andern Abenteurer, mit dem ſie Bekanntſchaft gemacht, und reiſte allerlei Gewerb erfaſſend, mit dieſem. Hallup ſuchte ſich eine andre Gefährtin. Er fand bald eine Solche, aber eine Lina war ſie nicht, und bald verließ ſie ihn wieder.

Hallup, der einſt ſo ſchöne, ſtattliche Mann, blühte raſch ab, und ſank tiefer und tiefer. Bisweilen gab er noch da und dort eine Schwimmvorſtellung — und kümmerlicher Erwerb war jetzt das, was ſonſt ſeine Luſt geweſen. —

In jenem Badeort ließ einſt an derſelben Uferſtelle, wo damals der Waſſerſpringer ſich producirte, ein herumziehender armſeliger Künſtler einen Luftballon ſteigen; die Aſcenſſion mißglückte jedoch, das Feuer erloſch, der Ballon blieb in Fetzen auf einem Baume hängen, und der beſchimpfte, ärmlich gekleidete, kranke Künſtler trug ihn nach dem ſchlechteſten Gaſthauſe des Ortes, wo ſein Quartier war. Der Wirth konnte ihm nicht einmal eine Kammer einräumen, doch erlaubte er ihm, für eine Nacht im Tanzſaal zu ſchlafen. Dort hing er den zerriſſenen Ballon an der niedrigen Decke auf, und ſperrte ihn auseinander, ſo bildete derſelbe um ihn ein halb durchſichtiges Zelt. Darunter legte ſich der Künſtler ächzend — auf Stroh. Ein Fieber, das ihn packte, geiſelte ihn mit den Scorpionen der ſchrecklichſten Phantaſien; er ſchwamm in einem blutigen Waſſer, und rang mit einer großen Schlange, die alle ſeine Bewegungen hemmte und ihn erwürgte. Drückend wie ein Gebirge lag eiskalt der Leib der Schlange auf ſeiner keuchenden, nur noch röchelnd ſtöhnenden Bruſt. —

Spät am Abend kam noch ein Puppenſpieler mit ſeiner Frau auf einem Karren, den ſammt der ganzen puppentheatraliſchen Herrlichkeit ein abgetriebener Gaul zog, in dieſem Wirthshaus an, und wurde ebenfalls in den Tanzſaal gewieſen, wo zugleich die Bühne aufgeſchlagen werden ſollte.

Der ſeltſame Thronhimmel über dem Strohlager frappirte. Der bleiche Mann darauf athmete kaum noch. Die Frau des Puppenſpielers leuchtete ihn neugierig an. Er ſchlug die Augen auf die dunkeln — ſie waren faſt gebrochen.

„Herr, mein Gott! Hallup, der Schwimmer!" kreiſchte die große ſtarke Frau entſetzt auf, und ließ das Licht fallen.

„Was haſt Du denn, Line?" fragte barſch der

Mann. „Bekümmere Dich um mich, und nicht um andre Strolche!“ — Der Mann auf dem Stroh röchelte und ſtarb. Er war erſt ein und dreiſſig Jahre alt, und die Sonne ſtand im Planetenzeichen der Jungfrau. Die Frau des Puppenſpielers drückte ihm unter Thränen die Augen zu, ohne ihren Mann zu fragen, ob das ihm recht? Am andern Tage wurde eine Tragödie agirt, mit Puppen, in welcher alle Perſonen umkamen. —

Dieſe traurige Geſchichte ſollte urſprünglich und der Wahrheit gemäß den Titel führen: Aus dem Leben. Da aber dieſer Titel zu allgemein befunden wurde, und das Menſchenleben für jegliche Schilderung des Herzens und der daſſelbe bewegenden Leidenſchaften ſtets die alleinige und unerſchöpfliche Quelle iſt, ſo wurde das Buch Hallux der Schwimmer genannt. Gern hätte der Erzähler dem Ende eine erfreulichere Wendung gegeben, allein er mochte nicht am Schluß die theuern Schmelzfarben der Wahrheit, die er in ſein Gemälde einbrannte, durch den wohlfeilen und vergänglichen Firniß alltäglicher Beglückungsacte eigenhändig trüben und entſtellen. Dem ſinnigen und ernſten Leſer giebt der vor ſeinem Auge entwickelte Stoff wohl Manches zu denken, und wenn der Ausgang an das trübe Scheidewort: exeunt omnes, im andern Sinne mahnt, glaube Keiner, daß dieſer Ausgang willkürlich ſo oder auch anders habe herbeigeführt werden können. Ein andrer Rahmen zeige zu anderer Zeit ein heiterers Bild.

Ende.

[illegible]

Druck von E. Polz in Leipzig.

Ferner erſchienen in demſelben Verlage noch folgende ſehr empfehlenswerthe belletriſtiſche Werke:

Hof und Bühne.

Novelle aus dem modernen Leben

von

H. E. R. Belani.

3 Bände. Velinpapier.

Sidonia.

Macht des Wahns.

Hiſtoriſche Novelle aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts

von

H. E. R. Belani.

Velinpapier.

Des Beduinen Tochter

und andere

Novellen und Novelletten

von

H. E. R. Belani.

Velinpapier.

Der verliebte Spötter.

Roman nach dem Franzöſ. der Mad. Sophie Gay.
Von
Julius Schoppe.
Velinpapier.

Die Gräfin von Kindelsberg.

Hiſtoriſcher Roman
von
E. Janinski.
2 Bände. Velinpapier.

Vittoria.

Roman
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
3 Bände. Velinpapier.

Die Rache,
oder
der Leinenweber von Segovia.

Hiſtoriſcher Roman
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
2 Bände. Velinpapier.

Die Verlorene.

Ein Roman
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
Velinpapier.

Zeitloſen.

Novellen und Erzählungen
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
2 Bände. Velinpapier.

Cyanen.

Novellen und Erzählungen
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
2 Bände. Velinpapier.

Octavia.

Ein Roman
von
Amalia Schoppe, geb. Weiſe.
2 Bände. Velinpapier.

Aus

Heimath und Fremde.

Erzählungen

von

Ludwig Bechſtein.

Die ſeligen Fräulein.
Der Förſter von Belrieth.
Der Geiſt auf Creuzburg.
Das Hausgebäude.
Der Zaubergarten.

Erſter Band.

1 Jo 452

1839.
Leipzig, Verlag von Aug. Taubert.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leih
Bibliothek.
von T. Meinhardt

F. An. 12.

Die ſeligen Fräulein.

Eine Sage aus Tirol.

Frau Kienz aus Lengenfeld im Oetzthal verließ ihr kleines Haus, und ſtieg bergan. Sie trug einen Korb voll friſches Brod, eine Flaſche Kirſchwaſſer, und ſtützte ſich auf einen ſchlanken Alpenſtock. Am Gürtel hing ein Roſenkranz. Außerdem trug Frau Kienz noch den kleinen Franz, einen friſchen Buben, der nur erſt vier Monate alt war. Der Vater ſollte ihn einmal küſſen. Der Vater aber wohnte hoch auf dem Gebirge in einer kleinen Sennhütte, und hütete das Vieh; deshalb hatte Frau Kienz einen weiten und beſchwerlichen Weg. Wäre ſie eine Fremdlingin geweſen in dieſem Thale, eine ſtolze reiſende Engländerin etwa, oder eine gefühlvolle deutſche Dichterin, ſo würde ſie mehr als ein bewunderndes O und Ach ausgerufen haben, und noch öfter ausruhend ſtehen geblieben ſein, als Frau Kienz es that, und zufolge ihrer Laſt thun mußte. Wie entzücken dieſe wilden Bergparadieſe, wie erheben ſie die Seele! Tief unten das Thal mit ſeinen leuchtenden Wieſen, ſeinen zahlreichen einzeln liegenden Bauernhäuſern, die bald zu Punkten werden, je höher der Alpenwandrer ſteigt; dann die ſchönen dunkelgrünen Wälder, und hoch über den Wäldern die Felſenregionen mit glänzenden Matten und einer Wunderfülle herrlicher Alpenblumen; endlich höher noch die ſtarre Oede kahler Granitmaſſen, wo treuloſes Gerölle verwitterten Geſteins den Fuß des Wandrers ſtraucheln macht, wo das niedrige Krummholz nicht mehr wächſt, wo kaum noch die Eisnelke ihre einſamen Blüthen treibt. Und über dieſen noch in hoher fruchtbarer Erhabenheit die Region des ewigen Schnees, überragt von gigantiſchen Fernern, von Gletſcherwänden begrenzt, und von Eisbächen bewäſſert, die von Felswand zu Felswand niederſtürzen, wachſend, ſchäumend, brauſend, donnernd, die von ferne geſehen, reinen unbeweglichen Silberfäden gleichen, in der Nähe aber mit ihren ſtäubenden gewaltigen Maſſen und ihrem Donnerfall den Beſchauer im tiefſten Mark erſchüttern.

Frau Kienz war ſchon recht hoch geſtiegen; ſie achtete nicht auf den mühſam zu wandelnden Pfad, die Hoffnung und die Freude gaben ihr Muth und Kraft. Sie dachte ſich ſchon oben bei ihrem Manne, dem muntern Joſel, wie er ſich freuen und den Franzl herzen würde. Der Franzl war ein gar zu lieber Bube, und wenn er lachte, war es der Mutter, als ob ſich der Himmel aufthue und ein Engel ſie holdſelig grüße. Ihr Pfad wurde eng und gefährlich, aber ſie wußte den Alpenſtock gut zu führen, und glitt nicht aus. Jetzt war ſie einer kleinen Kapelle nahe, die am Wege ſtand. Fromme Hände hatten das Muttergottesbild mit Alpenblumen geſchmückt, und am Gitter hing ein friſcher Kranz von Rhododendron. Der kleine Franzl ſchlummerte und Frau Kienz ſtand ſtill, ſtellte leiſe ihren Tragkorb an den Weg, hob den Franzl heraus, der von der Bewegung erwachte, und zu ſchreien begann. Da ſetzte ſich die Frau auf eine Felsbank nahe bei der Kapelle, öffnete ihr Mieder und ſtillte mit Mutterluſt das Kind, Franzl trank und ſchlief bald wieder ein. Frau Kienz legte den geliebten Schläfer ſanft in das duftige Moos am Weg, aus dem die zarten Blüthchen der Möhringia zu Tauſenden auf den vielfach gegliederten Fäden ihrer Stengel hervorſproßten, und nun neſtelte ſie ihren Roſenkranz vom Gürtel, und kniecte auf dem Betſchemel vor der kleinen Kapelle nieder. Sie ſprach mit frommen Gedanken, ſelbſt voll Mutterſeligkeit, das Ave: „Gegrüßet ſeiſt Du Maria, voller Gnaden! Der Herr iſt mit Dir! Du biſt gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet iſt die Frucht Deines Leibes, Jeſus Chriſtus! Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stund unſers Abſterbens! Amen.“ Und hierauf betete ſie noch lange fort. Rings um ſie her war tiefe Stille, nur die wilde Achen brauſte aus dem Thale dumpf herauf. Der Knabe ſchlief.

Eine dunkle Bergwand, Morin genannt, ſenkt ſich ſteil, abſchüſſig in das Thal der Achen hinab, und gipfelt ſich in ſchauriger Größe himmelan. Oben iſt eine kleine Matte, ſo von Felſen eingegrenzt, daß noch kein weidendes Rind, kein kühner Alpenjäger ſie betrat, ein Aſyl der ſchlanken Gemſen. Ueber dieſer Matte hängen wieder zerklüftete Felſen nieder, auf deren Scheitel ewiger Schnee, ewiges Eis ruht.

Hoch über der dunkeln Morin ſchwebten langſam in geheimnißvollen Kreiſen drei Lämmergeier. Einer von ihnen richtete ſeine blitzenden Augen zur Tiefe, nach der Stelle, wo Frau Kienz betete, und richtete auch ſeinen Flug tiefer und immer tiefer, ſchnell wie ein ſauſender Pfeil; dann als er nur noch thurmhoch über der Bergkapelle ſchwebte, zog er wieder einen großen Kreis, ehe er ſich niederſenkte und zog immer enger den Kreis, und ſchoß den Blitz ſeiner Augen voraus nach dem ſchlafenden Kindlein. Und die Mutter betete fort, alle die Vaterunſer, Glauben, Pſalter, und fügte zu jedem engliſchen Gruß ein Geheim=

niß, und war ſchon beim fünften Geſetz, und endete, und zeichnete ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, da hörte ſie mächtigrauſchenden Flügelſchlag, ſah ſich erſchrocken um nach dem Kind, und ſah das Kind nicht mehr, und es flog ein Schatten über die Kapelle, wie ein Wolkenſchatten. Frau Kienz ſank mit einem Angſtſchrei zu Boden, ſie hatte aufgeblickt, hoch über ihr ſchwebte der Geier mit dem Kind, hoch und immer höher in die blaue Luft, und das herzzerreiſſende Angſtgeſchrei der unglücklichen Mutter flog ihm nach und ſchallte hundertfach von den Felſen. Erſt wurde ihr ſchwarz vor den Augen, als ſie ſo in unſäglicher Angſt dem Geier nachblickte, und ſie warf ſich wehklagend nieder, dann ſah ſie wieder hinauf, und erblickte kaum noch den grauſamen Räuber, es war ihr, als umſchwebten ihn noch zwei andere, und ihr Schmerz fand nur ſtammelnde Worte, abgeriſſene Klagelaute, wie ihr Herz zerriſſen war.

„Habt ihr ihn — meinen Franzl, meine Luſt — mein Leben — o ewiger Herrgott! Ihr wilden Teufelsgeſpenſter des Gebirgs — habt ihr ihn hinaufgeholt? O Gott, o Gott! Was thue ich, was fange ich an! Armer, armer, armer Franzl! Arme Mutter! Mein einziges liebes Kind! Was wird der Joſel ſagen? Soll ich vollends zur Alm hinauf? Soll ich mich nicht lieber hinunterſtürzen in die Achen! O heilige Mutter Gottes!"

So klagte hier die Mutter; über der ſtarren Morin aber wurde der Lämmergeier unſichtbar.

Endlich warf ſich die verzweifelnde Frau vor dem wunderthätigen Gnadenbilde nieder, und flehte laut aufjammernd: „O heilige Maria! Willſt Du Gebenedeite nicht auch für mich ein Wunder thun? Das wäre freilich ein rechtes Wunder. Ein Wunder über alle Wunder, wenn ich mein Kindlein lebendig wiederſähe! Aber Dir iſt nichts unmöglich, Mutter Gottes! bitte bei Gott und Deinem Sohne für meinen Sohn! Wenn er noch lebt, der Franzl, ſo kann er die Fürbitte wohl brauchen! Und wenn Du es willſt, Maria, ſo lebt er noch, und wenn es Dein gnadenreicher

Wille iſt, daß ich ihn wieder haben ſoll, ſo tragen ihn die Engel wieder aus der himmelhohen Bergeshöhe zu mir. Amen, mein Heiland! Amen, Maria! Ich will hinauf zum Joſel, vielleicht ſchlägt er mich todt, auch gut, ſo komme ich zu meinem Kind, wenn mein Kind nicht zu mir kommen ſoll. Amen!"

Nach ſolchem verwirrten ſchmerzlichen Gebet raffte ſich Frau Kienz auf, und ſetzte ihre Wanderung weinend fort. Sie ſah dabei mehr zum Himmel auf, als auf den Weg, denn ſie meinte immer, der Geier müſſe noch da oben in den blauen Lüften ſchweben, und das Kindlein ſäuberlich wieder herunter tragen, ſo ſtark war ihr Glaube. —

In das Oetzthal und ſeine ſtillen romantiſchen Seitenthäler ſank ſchon der Abend, auf den Bergen aber weilte noch freundlich das reine Licht. Die Hirten jodelten laut, und jauchzten einander von Berg zu Berg, von Alm zu Alm die wohlbekannten Grüße zu. Das Alpenvieh ward wieder nach den Sennhütten getrieben, die melodſchen Glocken klangen, das erhabene Schweigen dieſer freien Höhen ſchien mit dem ſinkenden Tag feierlicher zu werden, die fernen Gletſcher ſchmückten ſich ſchon mit dem zaubervollen Roſenkleid, und prangend, aber kalt, ſtanden ſie, die Alpenroſen des Todes.

Die Hütte Joſels ſtand einſam mitten auf grasreicher Alpentrifft. Sonſt hatte Frau Kinz geſchäftig darin gewaltet, und ihre fleißige Hand hatte manchen rieſengroßen Alpenkäſe oben geſchaffen. Als aber das letztemal das Vieh hinaufgetrieben wurde, war die Frau des Hirten noch zu ſchwach zur Folge, und es mußte eine andere Sennerin als Magd mit hinauf.

Der muntre Joſel ſtand auf einem Felſenvorſprung, und jodelte luſtig in das Abendroth, während die Heerde langſam die gewohnte Richtung nach der Hütte einſchlug. Er ſah hinüber auf die Platte über der Morin, gewahrte dort ein Rudel muntrer Gemſen, und bekämpfte ſtill die erwachte Schützenluſt, denn dort hinüber trug kein Stutz, dort fanden die überall feindlich verfolgten Thiere eine heilige Freiſtatt, um ſo heiliger, als der Glaube des Volks dorthin den Aufenthalt dreier ſchützenden Genien verſetzte. Dort, und allein dort wandelte auch noch in ruhiger Majeſtät der Steinbock, und trug voll Stolz ſein rieſiges Gehörn.

Wie der Joſel ſo hinüberſah, gewahrte er über den Fernern und Kogeln, die noch hoch über die Morin emporragten, im Abendblau einen leuchtenden Punkt, der näher und näher kam. Joſel ſah ſcharf hin, und bald entdeckte ſein geübtes Auge, daß es ein Geier der größten Art war, welcher ſeinen Flug nach der Alme nahm. Wie der Geier ſich noch tiefer ſenkte, dachte Joſel bei ſich ſelbſt: „Verdammt, hätte ich doch den Stutz nicht in der Hütte gelaſſen, und könnte dieſem ſakriſchen Kerl eins auf die Platte brennen; die verfluchte Brut frißt vollends alle jungen Gemſen weg, daß einem armen Wilderer kaum noch etwas übrig bleibt. Hat dieſer Satan nicht wieder ein junges Thier in den Klauen? Ja, weiß Gott! Er hat ſein Abendbrod ſchon geholt, und will es vermuthlich hier verſchmauſen. O hätt' ich doch den Stutz!"

Während Joſel ſolche vergebliche Seufzer nach dem in der Hütte heimlich verborgenen Jagdgewehr ausſtieß — denn die Hirten dürfen keine Gemſen birſchen, und thun es nur heimlich — flog der Geier immer tiefer, und Joſel ſchrie: „Jeſus Maria, Joſeph! Das iſt ja kein Wild — um aller Heiligen Willen, das iſt ja ein Kind! ein Kind!"

Nur etwa funfzig Gänge von Joſel ſaß der Lämmergeier, und ſchien die Beute zu betrachten. Er neigte den Kopf mit den großen gelben Augenſternen herüber und hinüber, öffnete den ſcharfen Krummſchnabel und ſtieß ein gellendes widriges Geſchrei aus. Dann ſchien er einmal mit dem ſcharfen Schnabel in die Beute zu hacken, und Joſels Herz klopfte hörbar. Er lief dem Geier näher, er faßte einen ſtarken Stein, klingend ſaußte der Stein nach dem Raubvogel und dieſer flog auf. Die Beute blieb am Boden, Joſel rannte hin, und griff mit einer Haſt danach, als wollte er ſie ſelbſt rauben. Der Lämmergeier aber umkreiſte mit Gekreiſch die Matte, immer höher ſteigend, und ſchwebte dann ruhig, ohne nur einmal mit den Flügeln zu ſchlagen, zur Morin hinüber.

Joſel betrachtete das Kind, und brach in Ausrufe der Verwunderung aus. „Heiliger Joſeph! ein Kind, wahrhaftig ein Kind! O Wunder Gottes! Es lebt noch, es iſt unverſehrt, die Fänge des Unthiers haben es nicht getroffen, aber wie ſind die Lacken und Lappen zerſetzt, in die es gewickelt war! Du armer Schelm! Wem biſt du denn? Mein Gott, wie wird ſich deine Mutter grämen! Armes Lamm! So hoch in der Luft! Die Bäcklein ſind blitzblau und das Näschen blutet. Großer Schöpfer!"

Joſel lief mit dem Kind, was er laufen konnte, nach der Sennhütte zu, und rief ſo laut er konnte: „Mierle! Mierle!" So hieß die Sennerin. Mierle kam herbei und empfing den Fund. Sie legte das Kind hin, molk raſch eine Kuh, flößte dem halberſtarrten Kleinen Milch ein, und wuſch es mit der Milch. Nach einer Weile regte ſich's, ächzte, und bald darauf ſchrie es auch, zu Joſels und Mierles unausſprechlicher Freude. Mierle ſuchte es zu beſchwichtigen, und legte es, als es wieder ſchlief in ihr ärmliches Bett, das freilich nur aus einer Unterlage von Heu und wenigen Decken auf einem harten Brettergeſtell beſtand, während Joſel ſich das frugale Abendbrod ſchmekken ließ

Mit dem letzten Strahl des ſinkenden Tages erreichte Frau Kienz die Matte, ſo ſchmerzenreich und ſchmerzensmatt, wie nie eine Mutter. Ihr graute vor dem Augenblick, in welchem ſie vor ihren Mann treten ſollte, und allein. Ihr war, als ſei ſie im weiten Raume der Schöpfung allein, wie ſie hier oben auf klippenvoller ſchwindelnder Höhe zwiſchen verkrüppelten Bäumen, mit der ſchweigenden Natur und ihrem Himmelſchreienden Schmerz allein war. Wie ein Schatten ſchlich ſie über die Matte, langſam und abgehärmt, und Centnergewichte ſchienen an ihren Füßen zu hängen.

Endlich öffnete ſie langſam die Thüre, und mit einem freudigen: „Grüß Dich Gott, Frau!“ ſprang Joſel auf, und ſchrak zurück vor ihrem bleichen Geſicht, ihren thränenden Augen. „Was iſt's? Was iſt Dir geſchehen?“ fragte er beſtürzt; aber ſie blieb ihm die Antwort ſchuldig, ſie breitete die Arme aus, und ſank matt und weinend an ſeine Bruſt.

„Frau, wo haſt Du den Franzl? Haſt Du ihn nicht mehr? Iſt er todt?“ fragte, von einer bangen Ahnung befallen, Joſel, und das Schweigen der Frau beſtätigte ſeine Frage.

„Ich bitte Dich, rede!“ bat der Mann, und die Frau entwand ſich ſchluchzend ſeinem Arm und ſtammelte: „Erſt heute, liebes Joſele! Auf dem Weg — betete ich, und hatte den Franzl hingelegt, auf einmal war er weg — ein Geier — hatte ihn — und flog mit ihm fort.“

„Ein Geier!“ ſchrie Joſel laut auf: „Ei daß Dich der Geier —! Jeſus Maria Joſeph! Frau, iſt's denn wahr? Potz Geier! Mierle! Mierle!“

Die arme Frau Kienz ſah ihren Mann beſtürzt an, denn er gebehrdete ſich ganz anders, als ſie erwartet hatte, er verzog ſeine heitre Miene nicht zur traurigen, er ſchien vielmehr das Lachen zu verbeißen, und ſah nach der Thüre der Kammer, wo die Milchgefäße ſtanden, und wo die Magd ihr Lager hatte. Da trat das Mierle herein in ſeiner kurzen Jacke und ſeinen Leinwand-Hoſen, wie alle Tyroler Sennerinnen tragen, und trug auf ihren Armen das Kind. Der Frau Kienz aber ſchwanden faſt die Sinne, und ſie wußte nicht, ob ſie wache oder träume, lebe oder geſtorben ſei, mindeſtens glaubte ſie im Himmel zu ſein. „Mein Kind, unſer Kind, unſer Franzl!“ Das war alles, was ſie ſprach, während ſie das Kleine dem Mierle abnahm, und es herzte, dann lachte und weinte ſie zugleich, und rief: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus und ſeine gebenedeite Mutter!“ Der Joſel aber ſagte Amen dazu, und das Mierle ſagte auch Amen.

Mittlerweile war es draußen Nacht geworden, und die Stirne leuchteten hell über der Berggigantenwelt, die hier ſchlief, ein wunderbares Chaos von blühenden und todten Maſſen; auch die fernen Eiswände und ungeheuren Schneefelder leuchteten wie Mondſchein, mit einem ſeltſamen und geiſterhaften Licht. Um manche der hochragenden Bergzacken und Eisthürme ſchwebte ſilbernes Gewölk. — Aus der Alpenhütte ſchwebte zwei glücklicher Herzen feuriges Dankgebet.

Nach dieſem Ereigniß waren zwanzig Jahre vergangen. Der Hirte Joſel und ſeine Frau lebten beide noch, kräftige Bergnaturen, denen Keiner das halbe Jahrhundert anſah, welches ſie bereits verlebt. So oft der König Lenz ſeinen Einzug in die Thäler und auf die Höhen Tyrols durch lautbrüllende Lawinendonner verkündigte, ſo oft das Alpenvieh auf die Berge getrieben wurde, verſäumte jenes Ehepaar niemals bei der alten Bergkapelle zu knieen, und dem wunderthätigen Marienbild irgend ein Dankopfer ſeiner frommen Herzen über jenes hohe Wunder der Rettung ſeines erſten Sohnes darzubringen, war es auch nur ein Blumenkranz, eine geweihte Kerze, ein Band, und dergleichen. Hing doch auch neben dem Bilde ein zierliches kleines Wickelkind von rothem Wachs unter Glas, und auf einer Votiſtafel mochte jeglicher Wandrer jene wunderſame Geſchichte leſen, die Namen und Datum beglaubigte.

Süßer, ſeliger Glaube! Dein frommer Kinderblick iſt immer aufwärts gerichtet, oben das Heil wiſſend, von oben das Heil hoffend. Dir wird jeder glückliche Zufall zum Engel des Herrn, und Gottes helfende Vaterhand ſcheint dir ſichtbarlich nahe. Du glaubſt an Mittler zwiſchen Gott und Dir, einfaches Hirtenvolk, eine Heilige aber nennſt Du nicht, und findeſt ſie nicht in deinem Kalender, welches die gröſte Mittlerin iſt zwiſchen Gott und den Menſchen, eine Heilige, in deren Schoos du dein Daſein hinbringſt in ſtiller Abgeſchiedenheit von der Außenwelt, die ewige, herrliche Natur!

Von dieſer Schutzgöttin gekräftigt, war der Sohn des Hirten Joſel der ſchönſte Burſche im ganzen Oetzthal, von Oetz bis zu dem armen

Vent, dahinter in unzugänglichen Schluchten der Achenbach ſein Bette wühlt, darüber der Hohenachtferner und der Hochjochferner ihre majeſtätiſchen Gletſcherwände erheben, ſtarr, einſam und unermeßlich erhaben. —

Franz war ein Hirte, wie ſein Vater; Vater und Mutter aber hatten nicht unterlaſſen, ihm ſein wunderbares Schickſal, das ihn als Säugling betroffen, oft zu erzählen. Die Mutter zeigte ihm die Stelle am Bergpfad, wo ſie ihn hingelegt, der Vater zeigte ihm die Stelle auf der Alm, wo der Geier ihn abgeſetzt, und hatte den merkwürdigen Ort mit einem Stein gezeichnet. Schon als Knabe hatte Franz oft geäußert: „Was hilft es mir, daß ich als kleines Kind ſo hoch oben war, vielleicht auf der Platte über der Morin? Jetzt möchte ich dort ſein! Jetzt möchte ich hin!“ Solche thörichte Wünſche hatten ihm dann jedesmal Vater und Mutter verwieſen.

Der Knabe war zum Jüngling erwachſen, und hatte oft mit guten Geſpanen die weiten Bergreviere durchſtrichen, hatte in heimlicher und gefahrvoller Jagd manche Gemſe geſchoſſen, und ſeinen Hut mit den glänzenden Federn des ſelbſterlegten Schildhahns geſchmückt. Sein Lebenselement die Höhen, kam er nur wenig herab in das Dorf, fehlte oft bei den ſonntäglichen Feſten, Tänzen und Trinkgelagen, bei dem kurzweiligen Kegelwerfen, aber niemals beim Scheibenſchießen und beim Ringkampf. Die Liebe hatte ihn noch nicht beſchlichen, er war gleichgültig gegen die Dirnen des Dorfes, und wenn er mit Andern in der Nacht des Oſtermontags fenſtern ging, von den Dirnen bunte Eier zu ſammeln, ſo that er es eben mehr des Scherzes wegen, als aus Herzenstrieb, und beneidete die Gaſelbuben nicht, die neben den Eiern noch ſüßern Lohn von ihren Liebhaberinnen empfingen.

Eines Tages wandelte Franz den Almenſteig zur Hochalm hinan, und blickte ſehnſüchtig an der Morin hinauf; er ſah wieder einige Lämmergeier um die Firnen ſchweben, und dachte bei ſich ſelbſt: Könntet ihr mich doch jetzt dort hinauftragen, wo in einem Zauberſchloß die ſeligen Fräulein wohnen! Wer weiß, ob nicht eine Solche es war, die damals mich raubte, als ich ein Kind war, und mich zu dem Vater trug. Iſt mir doch immer, als ſei ich beſtimmt, jene Stellen zu betreten, die noch keines Menſchen Fuß betrat, und ich will ſie betreten. Ja, ich will es wagen! Heimlich will ich mich mit allem, was ich brauche, verſehen, will Keinem ſagen, was ich vorhabe; es muß mir glücken!

Dieſe kühnen Gedanken machten den Jüngling ſehr froh, er ſtieß ein jauchzendes Freudengeſchrei an der Stelle aus, wo einſt ſeine Mutter ein Jammergeſchrei um ihn ausgeſtoßen hatte, und die Felſen, noch eben ſo willig, wie vor zwanzig Jahren, hallten den Jubel wieder. Franz zog ſeinen Hut, als er an der Wegkapelle vorbeiging, ſchlug ein Kreuz, und dann ſang er wieder in luſtiger Schnader-Hüpferl-Melodie:

„Auf dem Berg ſteht a Gamſerl,
Luegt herunter ins Thal,
Und da ſchießt der Herr Förſter,
Und trifft's nit amal!

„Friſche Bub'n auf den Almen,
Die haben guet'n Muth,
Und ziel'n nach dem Gamſerl,
Und treffen's a guet!“

Sein helles Jodeln hallte noch lange durch den Bergwald, in welchem der Almenſteig emporzog, tauſendfach umblüht von Alpenveilchen, den ſchönſten Steinbrecharten und dem roſtfarbigen Rhododendron, das aus den Felsklippen hervorwucherte.

Auf der Hochalm ſtand Franz, tief unter ſich ſah er die Sennhütte liegen, wo ſeine Aeltern hauſten, und noch gar manche andre Hütte, manchen Trieb, wo mehrere Hütten beiſammen ſtanden. Eine unermeßliche Ausſicht breitete ſich unter ihm aus, aber der Sohn der Berge hatte kein Auge für die längſtgewohnte Pracht. Er ſah hinüber nach der Platte über der Morin, die immer noch tauſend Fuß höher zu liegen ſchien, als ſein dermaliger Standpunkt. Scharfe Felſenkanten, eine über der andern, ſenkten ſich ſchroff abſchüſſig in das Achenthal und das Grün jener Hochmatte grenzte an den ewigen Schnee. Zahlreiche Waſſerfälle wälzten ihr flüſſiges Silber den Thälern zu, darunter die Kaskade in der Nähe von Umhauſen die gewaltigſte und herrlichſte.

Unverwandt ſchaute Franz hinüber zur Morin. Wie magnetiſch zog es ihn hinüber, und alle die Mährlein und Sagen, die ſeine Knabenjahre umtönt, traten friſch und lebendig vor ſeine Seele, er ſah ſich ſchon im Geiſt da drüben auf dem gefeiten Land, ſah ſich begrüßt von dem Zauberſchweſterkleeblatt, das dort wohnen ſollte.

An einem Sonntage im Monat Juli begann Franz ſeine Wanderung. Er wählte die Nacht zum Ausmarſch, und als die Aurora des ſchönen Sommermorgens die Gletſcher röthete und das Leben der Thäler wach rief, ſtand ſchon der kecke Jüngling in der Tracht eines Gemſenſchützen auf hohem Grat, dem ſchärfſten Auge im Thal entrückt, zog das Sturmband ſeiner Pelzkappe feſter um das Kinn, ſchnallte die Steigeiſen an die ſtarken Schuhe, that einen guten Zug Tyroler Landweines aus der Feldflaſche, und klomm mit

Hülfe des geſtachelten Alpenſtockes weiter empor, zu einer Höhe, und auf Pfaden, vor denen ſelbſt dem Schwindelfreien grauſen mochte, nur nicht dem kühnen Alpenjäger, den eine unerklärliche Macht bewog, ſich allein auf dieſe ſo gefahrvolle Bahn zu wagen. Wohlgemuth ſchmückte er ſeinen Hut mit Edelweiß und dem duftenden Speik, und ſtieg immer höher.

Endlich war er ſo hoch, daß er nach ſeiner Meinung dem höchſten Rand der Morin gleich ſtand; rund um ihn her war die Oede einer Wüſte gelagert, nur der einförmige Ruf des Schneehuhns durchtönte bisweilen die furchtbare Wildniß. Graue Felsmaſſen ſtiegen rings empor, und ſenkten ſich in gähnende Spalten, in denen auf ewigem Eis der Tod lauerte, denn aus ihnen war keine Erlöſung, und wer da hinabfiel, mußte troſtlos verſchmachten, wenn er lebendig hinunter kam. Oft mußte über ſchmale Felſenrücken der kühne Kletterer auf Händen und Füßen kriechen, über verwittertes Geſtein, das bei jedem Fußtritt, bei jeder Berührung ſich löſte, und mit krachendem Lärm in unabſehbare Tiefen rollte. Oft mußte Franz auf ſchmalem Vorſprung einer Felswand hinſchreiten, zur Linken den ſtarren, ſteilen, überhängenden Fels, zur Rechten den tiefen, gähnenden Abgrund. Aber der Jüngling betrog den lauernden Tod, leicht und ſtark und gewandt ſchwang er den kräftigen Leib um die Kanten und Zacken der Felswand, ſetzte den Fuß, ja oft nur eine einzige Spitze des Steigeiſens raſch und behend auf das treuloſe Geſtein, einer leichten flüchtigen Gemſe gleich, und gewann immer wieder ſicheren Boden.

Stets nach der Sonne ſich richtend, mußte Franz nun bald auf jene Platte, das Ziel ſeiner heißen Wünſche, gelangen, und gönnte ſich, nach ſo unendlicher Anſtrengung, eine kurze Raſt. Sein Blick konnte Länder überfliegen, und die Ausſicht auf die Bergwelt um, neben und unter ihm war ſo unermeßlich groß und herrlich, daß ſie keine Feder ſchildern kann. Wie plötzlich erſtarrte Wogen eines wilden Meeres ſtieg bis zur unendlichen Ferne eine beſchneite Bergzacke über der anderen empor, in wunderſamen Farben leuchtend, weiß und blau und grün, und dazwiſchen dunkelgraue Felskoloſſe, von Schnee entblößt, die einſam ragenden Wächter des Hochgebirgs, uralte Fürſten, deren Häupter die Blitze mit flammenden Zackendiademen ſchmücken.

Schon ſtand die Sonne im Mittag, und Franz gedachte vorſichtig eine Stelle auszuwählen, wo er die Nacht zubringen könne; denn wollte er ſein Ziel weiter verfolgen, ſo war an Rückkehr für dieſen Tag nicht zu denken. Aber noch mehr als eine Prüfung ſchien ein neidiſches Geſchick ihm aufzubewahren, ehe er das Heiligthum, das geheimnißvolle und räthſelhafte, betreten ſollte; denn plötzlich ſah der Wandrer ſeinen Fuß durch einen Gletſcher gehemmt, der ſich breit und groß zwiſchen dem Felſenthale herabſchob. Blendend prallten die Sonnenſtrahlen von dem reinen Kryſtall des ſmaragdgrünen Eiſes ab, und wie Kanonendonner krachten die gewaltigen Maſſen; über dem Gletſcher lag ein unabſehbares Schneefeld, dem Wandrer gegenüber aber thürmte ſich eine Eiswand emwor, die alles weitere Fortbringen ganz unmöglich zu machen ſchien. Da ſtand Franz zum erſtenmal beſtürzt und ſann zagend auf Rath.

Doch nicht lange beſann ſich der Mühſal-Gewohnte. Er ſchnallte die Steigeiſen feſter, ſtieß den Stachel des Alpenſtockes prüfend in das feſte Gletſcher-Eis, ſchöpfte von dem Waſſer, das unter der Eismaſſe hervorrieſelte, träufelte einige Tropfen Rum hinein, und trank; dann trat er neu geſtärkt die Wandrung an.

Und ſchon hatte er faſt ganz die furchtbare Eisfläche theils überſchritten, theils überſprungen, als ein neues Schrecknis ihn bedrohte. Ein dichter Nebel bildete ſich, und die nahen Felsmaſſen verſchwanden in dem Duft, jeder Schritt drohte jetzt den Tod. Den Nebel begleitete eine ſchreckliche Kälte. Franz empfahl ſeine Seele der Fürbitte der Heiligen, ſeinen Leib hoffte er nicht mehr zu retten. Dennoch drang er weiter vor, das Aeußerſte wagend, und endlich fand er wieder ſichern Boden, aber ſeine Kraft war erſchöpft, er ſank auf den nackten Fels, betäubt, zitternd, und raffte ſich dennoch wieder auf, denn längeres Verweilen hätte den unvermeidlichen Tod herbeigeführt. Zwiſchen zwei rieſigen Felswänden zog ſich eine Schlucht, ſo ſchmal, daß kaum ein Menſch hindurch konnte; Franz drängte ſich durch, und wie er an das Ende dieſes Felſenganges gelangte, wurde es heller vor ſeinem Blick, die Wolke blieb hinter ihm, er ſah wieder Berge, blickte wieder in eine unendliche Ferne, und ſiehe, faſt ſenkrecht unter ihm, gegen dreihundert Fuß tief, lag eine lachende grüne Alpenmatte, auf welcher keine Sennhütte ſtand, auf welcher ſein ſcharfes Auge ganze Heerden von Gemſen entdeckte. Dieß mußte die Platte über der Morin ſein, und Franz ſah nun bedauernd, daß er zu hoch geſtiegen war. Aber nicht lange ſollte er ſich des Anblicks freuen: wie Moſes vom Nebogipfel das erſehnte Canaan erſchaute, doch es nicht betrat, ſo ſchien auch dem Alpenſteiger nicht vergönnt, ſein erſehntes und gelobtes Land zu betreten, vielmehr ſchien ihn der Herr begraben zu wollen, heimlich, daß Niemand ſein Grab erführe, denn die Wolken ſenkten ſich herab, wie ein bleicher dichter Vorhang, und verhüllten das Alpenparadies, und von neuem zagte der Jüngling. Hinunter mußte er, aber das war ſchwer. Und jetzt wurde der Nebel zu Schnee, der ſich in dichten Flocken niederſchlug, dazu peitſchte ein ſcharfer heftiger Wind Schnee und Hagel dem Einſamen in den Nacken. Franz vermochte nicht mehr, ſich aufrecht zu erhalten. Er kauerte ſich nieder, und beſchloß, in Gottes Namen hinabzurutſchen, zurück konnte er nicht Der Sturm heulte, das Eis des nahen Gletſchers krachte, eine Lawine donnerte, wandelnde Steine ſaußten über den Kopf des Verlornen hinweg; er ſchickte einen Stoßſeufzer zum heiligen Franziskus, ſeinem Patron, und ſchoß pfeilſchnell die ſteil abſchüſſige Wand hinunter. Hören und Sehen verging ihm, ein heller blendender Lichtſchein ſchien ihm zur Rechten und zur Linken zu ſchweben, endlich verging ihm auch das Athemholen — ſeine Pulſe ſtockten, einem Todten gleich lag er unten am Rande der Hochmatte.

Aus felſigem Geklüft aber erhoben ſich mit Geſchrei drei Lämmergeier, und umkreiſten den ſeltenen Beſucher ihres unzugänglichen Reviers, den ohnmächtigen Gaſt. —

Wunderſamer Schimmer durchfloß die Zaubergrotte hinter der Morin. Hohe Pfeiler ragten zur Decke hinan, alle aus Eis, kryſtallklar und durchſichtig, blau, roth, goldfarbig und grün in allen Nüancen. Von der Decke hingen glänzende Zacken nieder, vom Boden wuchſen fremdartige Blumen empor, und aus den Wänden ſproßten Alpenroſen von ſolcher Art, wie kein Hochland Europa's ſie erzeugt, ſondern wie ſie den ewigen Himalaya umgürten. Milde Wärme, ein ſanfter Aushauch der Mutter Erde, war in der geräumigen Grotte verbreitet, und ſüßer Wohlgeruch erfüllte ſie ganz. Auf einem Lager von weichem Moos, das über und über beſtreut war mit noch weicherem, ſilberblüthigem Edelweiß und balſamduftenden keltiſchen Narden lag Franz, noch bewußtlos ſchlummernd, leiſe athmend, doch ohne Schmerz. Sein Lager aber war umſtanden von drei Geſtalten, engelgleich und engelſchön, mit zarter menſchlicher Bildung, drei Jungfrauen von idealem Liebreiz. Sie betrachteten den Schläfer mit Wohlgefallen, winkten einander heimlich und verſtohlen lächelnd zu, und ſchienen das Erwachen des Jünglings erwarten zu wollen.

Endlich regte ſich Franz und ſchlug die Augen auf; erſt glaubte er noch zu träumen, und als er ſich vom Gegentheil überzeugte, als er die wunderbare, nie geſchaute und nie geahnete Pracht der Umgebung erblickte, als er nun zumal die holden Feenſchweſtern ſtehen ſah, meinte er, geſtorben zu ſein, und die Heiligen vor ſich zu ſehen.

„Lebe ich?“ fragte er halblaut, und verſuchte ſich aufzurichten, was ihm auch ohne Schmerz gelang, und da wurde er zu ſeiner Verwunderung von einer der Jungfrauen angeredet — nicht von der Schönſten, denn an Schönheit glich eine der andern, dazu an unvergleichlicher Schönheit. So ſprach eine der Schönen: „Du lebſt, Franziskus! Du biſt der erſte Sterbliche, den wir in unſrer Wohnung begrüßen. Du ſiehſt in uns die Jungfrauen, welche von den Thalbewohnern die drei ſeligen Fräulein genannt werden. Wir lieben die Menſchen, und ſchützen ſie, und behüten ſie vor Gefahren. Wir haben auch Dich behütet, heute, und einſt, da Du, ein zartes Kind noch, vom Tode bedroht warſt, damals, als ein Geier Dich Deiner Mutter raubte. Wir überwältigten ihn, und in Geiergeſtalt trug ich Dich zur Alme, wo Dein Vater hütete. Aber wie wir den Menſchen gut und hülfreich ſind, wenn ihnen Gefahren drohen, ſo ſind wir auch den Thieren hülfreich, denen der grauſame Menſch den Tod droht, an deren Mord er ſelbſt ſein Leben ſetzt. Sieh Dein Gewehr an, Franziskus! Hier liegt es zerſplittert. Wir ſind die Schirmgöttinnen der Gemſen, wie Dir vielleicht ſchon die Sage meldete; in unſerm Revier ſchleicht das tückiſche Geſpenſt des Mordes nicht umher! bei uns wohnt der Friede!“

Auf dieſe Anrede hatte Franz ganz und gar keine Antwort, denn nun glaubte er erſt zu träumen, nun war er ja in der übernatürlichen Welt, die er zu betreten ſo ſehnſuchtsvoll gewünſcht, derentwegen er ausgezogen war, und nun, als er den phantaſtiſchen Wunſch erfüllt ſah, ſchien ihm die Erfüllung ein deſto tieferes Räthſel.

So ſprach die Zweite der ſeligen Fräulein: „Du biſt unſer Gaſt, Franziskus; meine Schweſtern Mira und Alma, und ich, die ich Klara geheißen bin, werden Dich freundlich verpflegen, und wenn Du wieder hinunter wünſcheſt, in Deine Heimath, zu Deinen Aeltern, denen wir Dich nicht rauben wollen, ſo werden wir Dir Pfade zeigen, die minder rauh und gefahrvoll ſind, als die, welche Du gingſt, um zu uns zu gelangen.“ Hierauf nahm die zarte Alma das Wort, und ſagte: „Es ſoll Dir wohlgefallen bei uns, Franziskus! Wir werden Dir unſern Garten zeigen und unſre Heerden, unſre Grotten und unſre Schätze; Du ſollſt die Speiſen koſten, die wir bereiten, Milch und Butter von unſern Heerden, denn Du mußt wiſſen, daß wir gar fleißige Almerinnen ſind, und einen Ueberfluß von allem haben, was wir zur Wirthſchaft brauchen! Und ſo ſei uns willkommen!“ Mit dieſen Worten trat Alma dem Erſtaunten näher, umfing ihn ſanft, und drückte einen warmen Kuß auf ſeinen Mund; dieſem ſchweſterlichen Beiſpiel folgte Klara, küßte den Jüngling, und lispelte gleichfalls: „Sei uns willkommen.“ Auch Mira that, wie ſie, küßte ihn und ſprach: „Sei uns willkommen!“

Solche Begrüßung ließ ſich nun Franz ganz gern gefallen. Er fühlte mit Entzücken den warmen Athem dieſer Huldinnen ſeine Wangen umſpielen, und zitterte vor Luſt und ſüßer Befangenheit zugleich. Es bemächtigte ſich ſeiner das namenloſe Wonnegefühl der Liebe. War ſein Herz bis jetzt eine kalte Region geweſen, ſo zog nun in daſſelbe der blühendſte Frühling ein, und der ſeligſte Traum des Lebens trat in zauberhafter Erfüllung lebendig vor ihn hin, und er nahm ſich vor, ihn auszuträumen, ſo es der Wille des Schickſals ſei, das, ſo ſchien es, mit Götterhänden ſein Loos griff, ſeine Bahn ihm beſtimmte.

Die drei wunderlieblichen Wirthinnen führten ihren Gaſt in eine kleinere Grotte, die ſie zu ſeinem Gemach beſtimmten, und in welcher er alles fand, was er bedurfte, um ſchöner zu erſcheinen, als in dem rauhen Gemsjägerkleid. Dieſe Grotte war nicht mit Eis dekorirt, ſondern mit buntem funkelnden Geſtein; eine klare Quelle ergoß ſich aus der Felswand in ein Becken aus Amethyſt, und aus den Ritzen der glänzenden Felswände drängten ſich der Alpenflora ſchönſte und ſeltenſte Kinder. Leiſe harmoniſche Klänge zitterten durch die weiten Räume des Grottenlabyrinthes, ohne daß zu erſehen war, von wo aus die klingenden Tonwellen ſtrömten. Die Feenſchweſtern umgaukelten ihren Gaſt wie Genien des Lichtes; ſie führten ihn durch die Gänge ihrer geheimnißvollen Felſenwohnung auf und ab, ſie neckten ihn, küßten ihn, ſangen ihm luſtige Bergreihen vor, brachten ihm Blumen und Früchte, und pflegten ihn mit unbeſchreiblicher Huld und Güte. So verging der Tag ſehr ſchnell für Franz, der nicht mehr wußte, ob es auf

Erden Tag oder Nacht ſei, und ob er ſein eigenes Daſein noch für ein irdiſches zu halten habe. War es doch Göttertrank und Götterſpeiſe, was ihm vorgeſetzt wurde, und waren doch ſeine Wirthinnen ſo himmliſch ſchön und engelfreundlich, daß er gar wohl der Erde vergeſſen konnte, und ſie, wie ſich ſelbſt, gern vergaß.

In linder lauer Mondnacht trat er mit Alma, Mira und Clara heraus auf die Matte, blickte erſtaunt umher, ſah den Vollmond in herrlicher Pracht am Himmel ſtehen, und ſah die Bergwelt zauberhaft beleuchtet, ſchlummernd, wie es ſchien; das Gebirg' hob ſeine leuchtenden Kronen zum tiefen Blau des Himmels empor, und ſtill, wie der ſilberne Trabant, ſchien auch der Erdball die Nacht zu durchwallen, und mit ſanftem Schimmer hinauf zu grüßen zu der unermeßlichen Sternenwelt.

Franz ſchwelgte in Seligkeit, er tanzte auf mondbeglänzter Matte mit den drei ſeligen Fräulein, er fühlte ſich von ihren Armen umſchlungen, von ihren Händen geleitet, von ihren Lippen geküßt; ſo wurde der Abend heiter vertändelt, und die Nacht küſſend und liebſelig zugebracht, und der Roſenkuß des Morgens wieder heiter begrüßt. Franz ſah die Heerden der muntern Gemſen, die noch nie der Knall einer Jagdflinte erſchreckt hatte; er ſah hier alte langbärtige Steinböcke, die aus den Händen der ſeligen Fräulein ihre Nahrung empfingen, und im heiterſten Genuß ging der zweite Tag vorüber.

Es war in der That ein ſeliges Leben bei den ſeligen Fräulein, die ſchöner waren als alle übrigen Fräulein der ganzen Welt, und Franz wäre es am Ende zufrieden geweſen, bis an ſein ſeliges Ende bei ihnen zu weilen; aber wie alle Herrlichkeit ihr Ende findet, ſo auch die ſeine. Nachdem er drei Tage und drei Nächte glücklich wie ein Gott auf der gefeiten Hochmatte verlebt hatte, nahten ihm die Schweſtern mit traurigen Mienen, und Mira nahm das Wort: „Geliebter Franziskus! Auch Unſterbliche ſind an Geſetze gebunden, deren ſie nicht ſpotten dürfen. So iſt es auch uns nicht länger vergönnt, Dich bei uns zu ſehen; und unpaßlich müſſen wir ſelbſt Dich an das Scheiden mahnen. Aber wenn Du uns lieb gewonnen haſt, ſo werden wir Dich wieder ſehen!“

Hierauf ſagte Alma zu dem erſtaunten Franz, dem das Ende der gehabten unendlichen Luſt viel zu bald und unerwartet kam: „Immer zur Zeit des Vollmonds, theurer Franziskus, iſt Dir vergönnt, uns auf drei Tage zu beſuchen, und zwar ſollſt Du nicht wieder Dein Leben daran ſetzen, ſondern wir wollen Dir einen leichtern Weg zeigen, auf dem Du uns nahen kannſt.“ Nun ſprach noch Klara mit wehmüthiger und ernſter Stimme: „Merke wohl auf, liebwertheſter Franziskus, was ich Dir zu ſagen habe. So es wahr iſt, was Du uns in dieſen drei Tagen ſo liebevoll verſichert und ſogar zugeſchworen, nämlich, daß Du uns liebteſt, daß wir Dir lieber und Deinem Herzen theurer ſeien, als alle Mädchen auf der ganzen Erde, ſo wird es Dir ſehr leicht werden, die drei Bedingungen zu erfüllen, ohne deren Ausführung Du nicht nur uns nimmermehr wiederſehen, ſondern auch außerdem ſehr unglücklich werden würdeſt, ja, eine doppelte Uebertretung müßten wir ſogar mit dem Tode ſtrafen!“

Bei dieſer Einleitung wurde es dem Franziskus etwas ſchaurig zu Muthe, und er hörte nicht ohne Zittern die fernere Rede der trauervollen Klara an.

„Zum Erſten,“ ſprach dieſe, „bedinge ich für mich und meine Schweſtern, daß Du niemals, zu keiner Zeit und Stunde irgend einer lebendigen Seele ſagſt, daß Du bei den drei ſeligen Fräulein über der Morin geweſen, und ihre Liebe genoſſen; weder Deinem Vater, noch Deiner Mutter, weder Geſchwiſtern, noch Verwandten, weder Laien noch Geiſtlichen. Auch nicht beichten darfſt Du dieſes große Geheimniß, weder jetzt noch dereinſt. Dieſes gelobe mir bei deiner Seele, die verloren ſei, wenn Du Deinen Eid brichſt!“

Franz gelobte, und nahm ſich auch feſt vor, ſein Gelübde zu halten, denn ſo viel Luſt und Scherz und Kurzweil er in Geſellſchaft der wunderbaren Jungfrauen gehabt, ſo kam es ihm jetzt doch vor, als ſei mit ihnen eigentlich nicht zu ſcherzen.

Sodann ſprach wieder Mira: „Zum Andern bedinge ich für mich und meine Schweſtern, daß Du niemals, zu keiner Zeit und Stunde, Dir gelüſten läßt, ein Thier zu verfolgen oder wohl gar ſchießen, das unter unſerm beſondern Schutze ſteht; weder Steinbock noch Gemſe, weder Schneehuhn noch Schildhahn. Wir haſſen den Mord, und würden auch den Mörder haſſen müſſen, den wir jetzt lieben, ja lieben, Du guter, geliebter, theurer Freund! Das gelobe mir zu halten!“

Den armen Franz traten Thränen in die Augen, ſo rührte ihn die milde Sprache der milden Bergfei, und er gelobte ihr, und gab in ſeinem Herzen aller Jagdluſt und Jagdfreude Valet.

Nun begann auch noch die dritte der Fräulein, die reizende Alma, und ſagte: „Zum Dritten beding' ich für mich und meine Schweſtern, daß Du niemals, zu keiner Zeit und Stunde irgend einem Menſchen den Weg zeigſt, den Du hierher genommen haſt und gekommen biſt, noch den andern Weg, auf dem Du künftig zu uns gelangen wirſt; auch daß Du, wenn Du uns ferner beſuchſt, ſorgſam darauf achteſt, daß kein Auge Dir folge, und Deinen Schritten nachſpähe. Daß Niemand entdecke, wohin Du gehſt, Niemand lauernd Deiner Zurückkunft harre. Solches alles wirſt Du mir gewißlich gern geloben, mein Franziskus!“ Franz verſprach, was Alma und ihre Schweſtern verlangten. Er würde noch mehr verſprochen haben, und ſelbſt Unmögliches, ſo wunderbar wirkte der Zauber ihrer Schönheit und ihres namenloſen Liebreizes auf ihn. Dann küßten den Selbſtſeligen die drei ſeligen Fräulein, eine nach der andern, und dann ſprachen ſie wieder: „Ein Verſprechen nehmen wir Dir nicht ab, in dem ſichern Glauben, daß Du das unbeſchworen halteſt, nämlich das: uns treu zu ſein, und ſo lange Dir vergönnt iſt, uns zu nahen, unſrer Liebe theilhaftig zu ſein, keiner Dirne Deines Volkes von Liebe zu reden, noch Kuß und Handſchlag ihr zu geben, oder von ihr zu nehmen. Dieß wirſt Du nicht! Du wirſt unſre Liebe weder vertauſchen, noch ſie täuſchen."

Franz glaubte daſſelbe, und ward nun tief hinabgeführt in die Felſengänge, bis an einen ſenkrechten Stollen, über welchem eine kryſtallene, erleuchtete Gondel hing. Da hinein ſtiegen alle vier, und ſanft ſchwebte das Schifflein tiefer und immer tiefer. Da ſah Franz das reichſte Geäder der Berge, und tauſendfach ſpiegelte ſich in den bunten Kryſtallen der Schein der Lichter, in wechſelnder und blendender Regenbogenfarbenpracht. Endlich ſtand das Schifflein in einer kleinen Grotte ſtill, der Abſchied war nah. „Merke die Stelle wohl, zu welcher Du ausgehſt!" ſagte Mira, denn durch dieſe führt Dich künftig Dein Pfad wieder zu uns." „Wenn Du wieder kommſt," ſprach Alma: „ſo ſchlage an dieſe tönende Stalaktitenſäule, dann holen wir Dich hinauf." Klara ſagte gar nichts mehr, als: „lebe wohl, lebe wohl, Franziskus!" und fiel ihm um den Hals, und herzte und küßte ihn; ſo thaten auch die andern beiden, dann ſtiegen ſie wieder in ihr Schifflein, das flog empor; hell leuchteten noch die Flämmchen, den Kryſtall durchſchimmernd, bis alles zu einem einzigen ſchönen Sterne ward, der kleiner und kleiner wurde, und endlich in unermeßlicher Höhe ſtehen blieb.

Jetzt erſt ſah Franz ſich um, und nahm wahr, daß Tageslicht durch eine Felſenſpalte fiel, auch hörte er ein ſtarkes Brauſen. Er ſagte ſeinem ſchönen Glück mit einem Seufzer „Lebe wohl,“ und drängte ſich durch das Geklüft. Ein rauſchender Bach ſtürzte am Fels vorbei, der hoch aufragte. Franz wußte gar nicht, wo er war, nur das ſahe er, daß er ſich in einem tiefen Thale befinde. Er merkte ſich die Kluft, und kletterte auf einen nahe liegenden Felsblock, ſich etwas freier umzuſehen, und ſiehe, da ſah er ziemlich hoch über ſich die wohlbekannte kleine Kapelle am Alpenſteig, und wußte nun, daß er im Thale der Achen, und dicht am Fuß der hohen Morin ſich befinde. Es war ihm aber nicht anders, als habe er in einem tiefen Schlaf gelegen, und darin einen wunderbaren und ſehr räthſelhaften Traum gehabt. Er hatte ſeine alten Kleider wieder an, die durch die Reiſe und die Rutſchparthie von der Felswand ſehr gelitten hatten, ſeine Steigeiſen hingen noch an zerriſſenen Riemen an den Füßen. Er ſchnallte ſie ab, und ging nach Lengenfeld zu, ohne Stutz, ohne Beute, nichts brachte er mit von ſeiner ſeltſamen Excurſion, als ſchöne Erinnerungen, die er Niemand vertrauen durfte. —

Der muntre und lebensfrohe Franz war der wunderlichſte und tiefſinnigſte Burſche im ganzen Oetzthal geworden. Weder daheim im älterlichen Haus, noch in den geſelligen Kreiſen des Dorfes ſchien es ihm zu behagen, er nahm an keinem Tanz Theil, ſo wenig wie am Scheibenſchießen. Mit ſeinen Geſpanen auf die Gemsjagd zu gehen, fiel ihm gar nicht mehr ein, und er war doch ſonſt der eifrigſte Jäger. Wenn er auf der Alme ſich befand, war auch nichts mit ihm anzufangen, denn dann ſaß oder ſtand er faſt immer gedankenvoll auf einer Stelle, und ſah nach der Morin hinüber, wie verzaubert, und in der That, ſeine Aeltern glaubten faſt, er ſei behert, im Dorfe aber glaubten das die Leute nicht faſt, ſondern ganz. Franz aber kümmerte ſich weder um den Glauben, noch um das Reden der Leute. Er ſah mit heißer Sehnſucht dem Tag oder vielmehr der Nacht entgegen, an welcher die Mondſcheibe gefüllt über dem Oeltzthalerferner ſtehen würde. Und die Tage vergingen, und die Zeit des Vollmonds war da. Als der Abend nahte, ging auch Franz ſchon dem Lauf der rauſchenden Achen entgegen, voll Sehnſucht, wieder ſo lieblich zu träumen. Oft ſchaute er ſich um, ob Keiner ihm folge, kein Auge ihm nachblicke, aber er war allein, kein Wandrer begegnete ihm auf dem einſamen Pfad; er erreichte die Morin, er fand den Felſeneingang in die Schlucht, fand alles, wie er es verlaſſen, oben ſchimmerte der Stern. Die Stalaktitenſäule tönte hell von ſeinem Anſchlag, und der Stern ſank nieder, wurde größer, wurde ſtrahlender, wurde zur Kryſtallgondel, darin die ſeligen Fräulein ſaßen, jubelnd ihren auserwählten Liebling begrüßten; — und aufwärts zu den ſeligen Höhen ſchwebte der Glückliche. Droben blieb er drei Tage und drei Nächte, und kam dann auf demſelben geheimnißvollen Weg wieder zurück.

So trieb er es lange, und war glücklich durch dieſe wunderbare Genoſſenſchaft mit Weſen, die dem Geſchlechte der Sterblichen nicht angehörten, und nur deren äußerliche Bildung und Geſtaltung in herrlicher Verklärung und idealem Liebreiz trugen. Aber je mehr der Beglückte theilhaft wurde eines ſo hohen und ſeltnen Glücks, und eines ſo wahrhaft überirdiſchen zumal, jemehr ſtarb er dem irdiſchen Leben ab, und es konnte nicht anders ſein. Seine Wangen wurden bleich, der Glanz ſeiner Augen erloſch, und Angſt und Sorge für ſein Leben erfüllte die Bruſt ſeiner Aeltern. Die Mutter erſchöpfte ſich in tauſend Fragen ihrer ängſtlichen Beſorgniß, auf welche alle ſie keine genügende Antwort erhielt. Vergebens bat, weinte, ſchmeichelte ſie, und der

Vater ſchalt, und zürnte dem trägen träumeriſchen Sohn, der ſo verſtockt war, daß er niemals ſagen wollte, wohin er ging, wenn die Zeit kam, da er gewohnt war, in den Berg zu gehen. Frau Kienz aber war klüger wie ihr Mann; ſie hatte wohl gemerkt, daß er allemal am Tag des Vollmonds ſich entfernte. Als dieſe Zeit wieder herbeikam, machte ſie ſich zeitig auf den Weg, eilte den Alpenpfad hinan, wo die Kapelle ſtand, und wo man einen guten Theil des Thalgrunds überſehen konnte, dort betete ſie wieder andächtig zur wunderthätigen Mutter Gottes, und bat, dieſe möchte doch abermals ein Wunder an dem Franz thun, und ihn andern Menſchen wieder ähnlich machen. Von Zeit zu Zeit ſpähte ſie durch den Thalgrund, ob nicht etwa der Franz komme.

Dieſem ging es zu Haus gar übel. Joſel ſagte kurz weg: „Junge, wenn Du noch einmal fortgehſt, und über Nacht aus dem Hauſe bleibſt, ſo laß Dich nur gar nicht wieder vor mir ſehen, ſonſt nehme ich, Gott ſtraf mich, die erſte beſte Axt und ſchlage Dir den Schädel ein!“ Darauf erwiederte Franz: „Schlag immer zu, Vater!“ und weiter nichts, und als der Abend kam, nahm er ſeinen Stock und ging fort, und mit dem Gedanken ging er fort, wenn es nicht anders ſein ſolle, lieber gar nicht heimzukehren. Nur um der Mutter Willen that es ihm leid, ſo ſcheiden zu ſollen, doch ſie war abweſend, und er durfte auch nicht ſäumen, wollte er vor Einbruch der Nacht an Ort und Stelle ſein.

Dem Joſel aber reute ſein hartes Wort, und als er den Franz fortgehen ſah, ſchlich er ihm leiſe nach, und ganz von Weitem. Frau Kienz aber ſtand oben hinter der Kapelle verſteckt, und ſah den Franz kommen, und ſah, wie er bald vom Weg ablenkte, an der Achen hinſchritt, und hinter Buſchwerk endlich verſchwand. Er hatte heute ſo große Eile gehabt, daß er ſich gar nicht umgeſehen und hatte nun ſchon die Felskluft erreicht, hatte ſich ſchon durch den ſchmalen Eingang gedrängt, glaubte ſich ſchon ganz nahe ſeinem Glück, da hörte er die Stimme ſeiner Mutter laut rufen: „Franz! Franz! Franz!“ und ſo wie er dieſen Ruf vernahm, hörte er auch hoch über ſich ein rollendes Getöſe, wie Donner, und drängte ſich zurück in die Felſenſpalte. Da praſſelte es nieder, als wolle der Berg berſten, Stein auf Stein, und war ein Krachen und Donnern, daß ihm das Hören faſt verging, ſehen konnte er ohnedieß nichts; dennoch drang durch das furchtbare Getöſe die gellende Stimme ſeiner Mutter. Betäubt, halb ohnmächtig lehnte Franz ſein Haupt an den kalten Fels, wünſchend, daß ihn die Steine begraben haben möchten, denn das begriff und faßte er, ſo ſehr er auch außer aller Faſſung war, daß nun ſein Glück begraben ſei, und ſchwarz, wie die Nacht in der Felſenhöhle, erſchien ihm das Leben. Da ſeine Mutter wiederholt rief, und immer näher rief, die ihn todt glaubte, denn ſie hatte den Steindonner im Berg gehört, ſo kroch er matt heraus, und fand ſeine beiden Aeltern. Die Mutter jauchzte, als ſie den Sohn lebend ſah, aber der Vater fluchte über dieſe Gänge und ſchrie: „Gott verdamme Dich, Bube! So iſt es wahr, was die Leute ſagen, ſo ſuchſt und haſt

Du Umgang mit den Teufelinnen in dieſem verfluchten und vermaledeiten Berg! Und haſt Deine Seligkeit und Dein ewiges Heil an ſie verkauft!"

Da ward Franz ganz wüthend und ſchrie: „Den Teufel habe ich verkauft! Verflucht ſei Eure Neugier! Verflucht Euer Rufen; Was rennt Ihr mir nach? Was kümmert Ihr Euch um mich! Ja, ich war glücklich! Ja, ich hatte Umgang mit den ſeligen Fräulein, und war ſelbſt ſelig, und bin nun der unſeligſte Menſch, denn verſchloſſen iſt der Berg, und ich finde nimmer den Weg zu meinem Glück!" „Gelobt ſeiſt Du, Maria!" betete im Stillen Frau Kienz, und Joſel ſchwieg ganz beſtürzt, da der Sohn ſo tobte. Hierauf gingen ſie alle drei mit einander nach Hauſe, und Keines ſprach ein Wort, und Franz ſprach gar kein Wort mehr, weder dieſen Abend, noch den folgenden Tag, und es wurde immer ſchlimmer mit ihm. Der Pfarrer wurde gerufen, und redete ihm liebreich zu und ſagte, Franz ſolle ihm beichten, und er wolle ihn dann aller Sünden ledig ſprechen, aber Franz hatte keine Luſt zu beichten, und überhaupt zu nichts auf der Welt mehr Luſt. Er ging noch einigemal ganz ſtill zur Morin, aber immer vergeblich. Er war und blieb ausgeſchloſſen von ſeinem Glück, und ſo wurde er auch verſchloſſen — in ſich ſelbſt, und ſo tiefſinnig, daß jeder fürchtete, er werde ſich ein Leid anthun, da ihn doch einmal ſchon das größte Herzeleid angethan war.

So hatte nun der alte Joſel ſeinen Willen. Franz blieb daheim, und träumte in kummervoller Unthätigkeit ſeine ſchönen Jugendtage hin. Das ganze Dorf wußte ſeine Geſchichte. Ein Theil der Bekannten bemitleideten ihn, das waren die Wenigſten; ein andrer Theil gönnte ihm von ganzem Herzen ſein Unglück, und ſah es als eine Strafe Gottes an, die über den verhängt ſei, der es gewagt, glücklicher ſein zu wollen, wie Andere, und das waren die Meiſten, die ſo dachten, denn in den Augen vieler Menſchen iſt eines Menſchen Glück ſein größtes Vergehen, und gänzlich unverzeihlich.

Es kam die Zeit des Herbſtes, wo die Almenhütten wieder leer wurden, wo man das Vieh in die Thäler trieb, wo auf den grünen Bergſcheiteln und Bergrücken der Winter durch ſeine Quartiermacher, rauhe Stürme, hinwegfegen ließ allen eiteln Laub- und Blumenſchmuck, womit der freundliche Sommer ſeine Wohnungen auszíert. Senner, Sennerinnen und Alpenvieh und der ganze Vorrath angefertigter Alpenkäſe kamen von oben herab, die Hütten blieben unverſchloſſen und nichts blieb darin als einiges Holz zum Feueranmachen für die Jäger, die in winterlicher Zeit die Matten beſteigen, um Gemſe und Schildhahn zu erlegen.

Einige Burſche kamen in Joſels Haus in Lengenfeld zum Beſuch, denn Joſel hatte auch eine hübſche Tochter. Es wurde mancherlei beſprochen, unter andern auch eine Gemſenjagd. Franz ſaß lange antheillos in der Ecke, einem Blödſinnigen gleich. Die Burſche verabredeten Tag und Stunde, wann es fort gehen ſollte; — da ſtieg Franz ganz leiſe auf, und langte vom

Kannrück ſeine Steigeiſen herunter, nahm Pfriemen und Pechdrath, beſſerte die zerriſſenen Riemen aus, und ſchlug in ſeine Schuhe neue Nägel.

„Willſt Du auch mit, Franzl?“ fragten ihn die Burſche, und Franz nickte ſchmerzlich lächelnd und antwortete: „Ja, wenn mir Einer einen Stutz leiht, will ich wohl mit.“

Ueber dieſe Rede, ſeit lange die erſte wieder aus ſeinem Mund, freuten ſich Alle, und dem Franz wurde ein Stutz verſprochen, und ſein Habit ausgebeſſert.

Und der Tag kam, oder vielmehr die Nacht, in welcher die jungen Jagdgeſellen auszogen. Franz reichte ſeinen Aeltern und Geſchwiſtern ſtill die Hand und drückte ſie heftig, als wollte er ſagen: Vergebt mir das Leid, das Euch durch mich widerfahren, es ſoll fürder nicht mehr geſchehen. Der Mutter war recht bang um den Franz, und ſie glaubte, er werde die Beſchwerde der Gemſenjagd kaum ertragen, denn er war ſchwach und kränklich zeither geweſen. Sie ſagte zu den Andern, die kamen und den Franz abholten: „Habt Acht auf ihn, daß ihm kein Unglück zuſtößt!“ Die Burſche verſprachen das, und ſo gingen ſie mit einander fort. Der alte Joſel rief ihnen noch den landesüblichen Gruß nach: „Zeit laſſen!“ Die Bergzinnen umwob ein trüber Dunſtflor, doch dieſen durchdrangen die Jäger, und ſahen dann blauen Aether, glühende Gipfel, blendenden Schnee, die untere Welt aber entſchwand ihrem Blick, das Leichentuch des Nebels hüllte dieſe ein. Franz blieb einmal auf einem hohen Rain ſtehen, und ſah nach Lengenfeld hinab, er ſah es nicht, die Heimath war ſeinem Auge entrückt. Er wandte ſich ruhig um, und ſtieg ſeinen Gefährten nach. Dieſe hatten denſelben Weg eingeſchlagen, den er damals gegangen war, als er ſein Glück ſuchte. Seine Gefährten waren allzumal kecke und geübte Bergſteiger, keine Mühſal ſcheuend und keine Gefahr, ſelbſt nicht den Tod, wenn es galt, eine Gemſe oder einige zu erjagen.

In einer bereits verlaſſenen Sennhütte machten ſie Mittag. Ein luſtiges Feuer flackerte auf dem Heerd, Geräth zum Kochen fand ſich vor, Waſſer lieferte eine etwas tiefer ſprudelnde Quelle, und bald brodelten und ſchmorten kleine Griesklöße in der Pfanne, als leckeres Mahl von den rüſtigen Waidgängern verzehrt. Sodann ging es weiter in eine höhere Region. Friſcher Schnee auf dem ſteilen Abhang des Berges machte das Steigen ſchwer, ließ aber auch ein Bild der Hoffnung auf Jagdglück ſichtbar werden, nämlich ganz friſche Fährten mehrerer Gemſen.

Höher ſtiegen die Schützen, ſich vereinzelnd, einer nach dem andern ſtellte ſich an. Franz ſtieg am Höchſten. Er achtete nicht darauf, daß die Geſpane ihm zuriefen: „Zeit laſſen! Franzl! bleib hier! Du ſcheuchſt die Thiere!“ — Ihr Ruf verhallte, Franz kletterte raſtlos weiter. Da vernahm er plötzlich einen pfeiffenden Ton, und ſah, wie eine Gemſe, ihn erblickend, hinter einer Felſenſcharte verſchwand. Ihr nach eilte der Recke. Er überkletterte die kleine Wand, er ſah auf einer kleinen Platte ein Rudel fliehender Gemſen, die ſich zerſtreuten, und einer von ihnen eilte er nach. Das geſcheuchte Thier klimmte höher und höher. Der Jäger achtete nicht mehr des Pfades; grenzenloſe wilde Jagdgier, die ſo lange in ſeinem Buſen geſchlummert hatte und nun erwacht war, ließ ihn alles vergeſſen, ſein Selbſt, ſein Schickſal, und ſo ſetzte er mit Hülfe des Alpenſtockes über Kluft und Spalt dieſer öden Felſenwüſte, über nacktes Geſtein, auf dem der Wind kaum ein Schneekorn duldete, von dem das Eiſen des Stocks abglitt, und dann wieder über verwitterten Schiefer, der unter jeder Berührung zerbröckelte, und kam der Gemſe näher und immer näher. Endlich konnte das gejagte Thier nicht weiter, es ſtellte ſich, es ſah mit ſeinen frommen Augen herab auf den grauſamen Schützen, als wolle es ihn um Barmherzigkeit anflehen, und dieſer, nur Augen habend für das Wild, ſah gar nicht, daß er dicht an dem Rand eines mehr als hundert Klafter tiefen Abgrundes ſtand. Franz legte an, da gellte der ängſtliche Ruf einer wehklagenden Menſchenſtimme durch die Einſamkeit, aber der

Schütze achtete nicht ſonderlich darauf, hatte er doch bisher auf nichts geachtet, und meinte, es rufe ein Schneehuhn ſo kläglich. Er ſpannte den Hahn, der Schuß krachte. Da umleuchtete den Jäger ein furchtbar heller Blitz, und ein Donner erſchütterte das Gebirge, und rollte von Felswand zu Felswand majeſtätiſch und gewaltig hin. Die Gemſe aber war nicht getroffen von dem Blei des Jägers. Sie ſtand noch ruhig auf dem Felſengrat, vor ihr aber ſchwebten glanzumgeben die ſeligen Fräulein, zornig blickend und dabei ſchön, wie die Walküren der nordiſchen Göttermythe. Sie hoben die Hände gegen den Frevler, ſie ſchwebten ihm näher, er trat zurück, treulos wich unter ſeinem Fuß das Geſtein, und beide Hände vor die Augen ſchlagend, geblendet von dem Glanz und dem Grauen der Erſcheinung, ſtürzte er rücklings in den tiefen Abgrund, und ward von nachrollenden Steinen begraben. —

Die Gemſenjäger kehrten alle heim, aber vergebens fragten Joſel und ſeine Frau und die Kinder nach Franz. Die Geſpane hatten ihn verloren, und er war verloren, und kein Menſch fand ihn wieder.

Um die graue Felſenſtirne der Bergwand Morin ſchweben immer noch von Zeit zu Zeit in Lämmergeiergeſtalt die drei ſeligen Fräulein und von dem unſeligen Jüngling lebt noch die Sage im Dorf Lengenfeld und im ganzen Oetzthal.

Der

Förſter von Behlrieth.

Erzählung aus dem Werrathale.

1.

„Und ich will es ihm gedenken und ſeiner Eva, daß beide an mich denken ſollen! Nicht ſelig ſterben will ich, wenn ich es ihnen nicht gedenke, bei dem hellen Tag und der hölliſchen Finſterniß!“

So ſchwur und fluchte die alte rothäugige Frau Holleborn, Häuslerin in dem Meiningenſchen Dorfe Belrieth, mit einem Gluth- und Giftblick auf das gegenüberſtehende ſtattliche Bauernhaus, worin der reiche Bauer Großthaler wohnte, und in welches ſo eben der ſchmucke junge Revierförſter Fritz Burkart einſchritt, ohne einen Blick auf die Lehmhütte der Alten zu werfen. Dieſer war es, dem ihr Segen galt.

In der kleinen Stube ging die Tochter der

Alten umher und ſuchte vergeblich die Thränen zu unterdrücken, die aus ihren Augen ſtürzten, auch ſuchte ſie einige Sachen zuſammen, die ſie in ein Bündelchen packte.

Die Alte ſchlug das Fenſterlein heftig zu, und wandte ſich zu ihrer Tochter: „Ja, heule nur; Du haſt's auch Urſach! Siehſt Du Deinen lieben Fritz, wie er dort drüben hineinſchleicht; wie der Fuchs ins Taubenhaus, und die Gans läßt er ſitzen! Pfui, über den lügneriſchen Gauch! Die Gicht in ſeine Glieder und das Spill*) in ſeinen Leib! Unglück auf ſeinen Weg und Elend in ſein Haus!"

„Hört auf mit Euern Verwünſchungen, Mutter!" mahnte Jette ernſt. „Es iſt ſündlich, ſeinen Mitmenſchen ſo etwas zu wünſchen, und wäre es der ärgſte Feind!" — Ach, und Fritz, ſetzte ſie in Gedanken hinzu: iſt nicht mein Feind, obgleich er feindlich gegen mich handelt.

„Ja, Du mußt ihm die Stange halten, Du mußt ſeine Parthie nehmen!" eiferte Frau Holleborn. „Du mußt Deiner Mutter gute Lehren geben! Ei, daß Dich doch gleich Der und Jener holte, Du ungerathene Dirne, von der man Schimpf und Schande hat.“

---

*) Epilepſie.

„So? Schande von mir?“ fragte Jette, nun auch erbittert. „Wer weiß?“ fuhr ſie fort: „Der Fritz wäre mir treu geblieben, aber Ihr, Mutter! Ihr ſeid es, die ihn vertrieben hat durch ihr häßliches Weſen, Ihr ſeid es, mit der die Schande aus- und eingeht in unſer Haus! Ihr habt ihm keine Ruhe gelaſſen, daß er Euch hat ſollen böſe Praktiken und Jägerkunſtſtücklein lehren, da hat er ſich von mir gewandt und vielleicht geglaubt, was das ganze Dorf ſagt und glaubt, daß Ihr eine alte gefährliche Hexe wäret!“

„Das redet der Teufel aus Dir!“ ſchrie die Alte. „Ich, eine Hexe? Verflucht ſei, wer das ſagt! Hat er das geſagt, ſo ſoll ihm der Satan das Licht halten. O, ich wünſche, ich könnte hexen, ich wollte ihn — nun warte nur, es iſt noch nicht aller Tage Abend — ich will ihm doch eins anhängen!“

„Thut es nicht, Mutter! Thut mir zu Liebe ihm nichts zum Haß, ich bitte Euch!“ rief Jette — aber die erboſte Alte hörte ſie nicht an, ſondern ging zur Thüre hinaus. Jette trat an das Fenſterlein der Hütte, blickte traurig durch des zum Theil mit Papier verklebten Fenſters erblindete Scheiben hinüber nach Großthalers Haus, und ſeufzte im Stillen: „Recht hat er nicht gethan an mir, das weiß Gott, aber ich kann ihn nicht haſſen, ich kann nicht. Wenn er nur glücklich wird, der Fritz, dann will ich ruhig ſein. Mit meiner Mutter hätte er doch keine ruhige Stunde gehabt, es hätte nicht gut gethan, aber freilich, wenn wir allein hätten wohnen können, da wäre ich glücklich geweſen, ſehr glücklich. Nun — es hat nicht ſein ſollen!“

Das arme Mädchen weinte ihrem gehofften und nun dahin geſchwundenen Liebesglück noch einige Thränen nach, und ſagte dann; „es iſt gut, daß ich in Dienſt gehe, ſo ſehe ich ihn nicht mehr. Es thäte mir doch gar zu wehe und drückte mir am Ende das Herz ab.“

Ja wohl thut Gram der Liebe weh, und Untreue iſt ein heimtückiſcher Schütze, der ſein Geſchoß auf Herzen abdrückt, und ſie oft zum Tode trifft. —

Im Nachbarshauſe ſaß Burkarts Fritz, und plauderte wohlgemuth mit ſeiner Braut, der Jungfrau Eva Großthaler, von der Hochzeit und von der nächſten Kirchweih, die nicht mehr fern war, denn ſchon falbten die Blätter, und jene Waldungen, welche die heitern Berghöhen des freundlichen Thales der Werra krönen, ſtanden im buntfarbigen Laubſchmuck. Der Vater des holden Dorfkindes ſaß im Lehnſtuhl, und ſchmauchte mit aller Behaglichkeit eines reichen Bauers, der eine gute Aernte gehalten hat, ſein Pfeifchen Portorico; einen Tabak, der den vaterländiſchen Fluren Waſungens dem Schooß der Erde entſproßte, in einer Bremer Fabrik veredelt, und von da in geduldiges Papier verpackt, mit dem amerikaniſchen Taufnamen verſehen, in die liebe Heimath zurückgekehrt war, ohne das meerumfluthete Eiland Porto-Rico nur von fern erblickt zu haben.

Da trat drüben aus dem kleinen Häuslein die Jungfer Jette Holleborn, ein Bündelchen in der Hand, und ging ſtill ihres Weges.

„Siehſt Du, Fritz, dort geht Dein alter Schatz!“ ſcherzte Evchen. „Sie hat ſich auf dem Spittel verdingt, und tritt heute an. Es iſt doch gar kein häßliches Mädchen!“

Fritz verſchloß der Spötterin die Roſenlippen mit einem Kuß, und in die Stube trat Evchens Mutter mit einem großen Korbe voll Aepfel, und ſagte: „Da ſeht einmal, wie einem die Gottesgabe anlacht. Dieſe Burſche müſſen delikate Hochzeitkuchen abgeben. Ja, Herr Schwiegerſohn, wir wollen unſerem Mädchen eine Hochzeit ausrichten, die ſich gewaſchen haben ſoll, da ſoll es anders pfeifen, als wenn Er da drüben die Jette genommen hätte, wie Er erſt Willens gehabt hat!“

„Laß es doch gut ſein, Alte, und prahle nicht!“ nahm Vater Großthaler das Wort. „Welcher junge Waidmann geht nicht einmal auf falſcher Fährte, nicht wahr, mein guter Herr Burkart?“

„Freilich, freilich,“ antwortete der Förſter, etwas verlegen. „Doch die da drüben hat mich nicht lange am Leitſeil gehabt, und die mich jetzt ſo zärtlich umgarnt, wird mich ſchon feſter in ihrem Liebesnetz zu halten wiſſen.“

„Nehme Er ſich nur in Acht, Herr Schwiegerſohn,“ warnte die Mutter: „daß Ihm die alte Wetterhexe da drüben keinen Tort anthut, weil Er nichts mehr mit ihrer Tochter zu thun haben will, denn ſie iſt ein böſer Drache und kann Teufelskünſte. Jetzt blüht der rothe Doſten und der weiße Dorant, da ſtecke Er von beiden ein Büſchel in ſeine Jagdtaſche, und trage es bei ſich, das iſt gut gegen das Hexenpack, da können ſie Einem nichts anhaben.“

Fritz Burkart lächelte ungläubig, küßte ſein Evchen auf den rothen Mund und die weiße Stirn, die er immer lieber bei ſich haben wollte, als Doſten und Dorant, dann nahm er Abſchied von dem hübſchen Bräutchen und den freundlichen Alten, und beging ſein Revier, theils um Holzdieben aufzulauern, theils um ein Reh oder einen

Spießer zu ſchießen, damit beim Hochzeitſchmaus auf Vater Großthalers Tiſch der Wildpretbraten neben der fetten Gans und den Spiegelkarpfen aus den Maßfelder Teichen nicht fehle.

In dem herrlichen Laubwald blühte brauner Doſten genug, und oben auf den grasreichen Plänen des Bergrückens ſtand auch der weiße Andorn in Menge, aber der verliebte Jäger dachte an das Röslein, das er bald pflücken ſollte, und ließ **Origanum** und **Marrybium** ungepflückt.

2.

An einem Dienſtage Vormittag bereitete ſich in Belrieth etwas Feſtliches vor, denn faſt alle Einwohner waren entweder ganz auf der Straße, oder doch theilweiſe, nämlich mit den Köpfen, die ſie zu dem Fenſter ſo weit als möglich herausſtreckten. Vor Großthalers Thür hatte ſich zahlreiche Jugend verſammelt; von dem Kirchthurm tönte das Geläute einer Glocke, und in die Kirche gingen Männer im Sonntagsſtaat, welche Violinen und Poſaunen trugen, die Muſikanten des

Dorfes; in das Haus des reichen Großthaler aber gingen ſchöngeputzte Männer und Weiber, Burſche und Brautjungfern, die alle den Förſter Burkart und ſeine Eva in die Kirche zur Trauung begleiten wollten.

Aus der Dachluke des Häusleins der Frau Holleborn ſtreckte ſich das grimmige Geſicht der als Hexe verſchrienen Einwohnerin. Hätte ſie übernatürliche Kräfte beſeſſen, ſo wäre jetzt Großthalers Haus in Flammen aufgegangen; hätte ſie den böſen Blick gehabt, ſo hätte Krankheit und Pein Alle befallen, die in das Nachbarhaus gingen, ſo aber hatte ſie nur ohnmächtigen Zorn und ſtille Wuth, und Worte der Verwünſchung, nicht Thaten des Verderbens.

„Es iſt gut, daß die Jette aus dem Hauſe iſt, und drüben im Spittel dient, ſonſt hätte ich heute wieder meine Noth mit dem Menſch, das dem lügneriſchen und falſchen Grünrock immer noch nicht gram werden kann, ob er ſie gleich hat ſitzen laſſen," murrte ſie vor ſich hin. „Aber ihr zum Trotz und ihm zum Schaden will ich nun probiren, was mir meine Mutter gelehrt hat, ich will hexen, weil ich doch einmal eine Hexe ſein ſoll, obgleich, Gott ſei's gedankt, jetzt in der Schule gelehrt wird, daß es keine Hexen mehr giebt, und die hohe Obrigkeit ſo geſcheit iſt, eine arme alte Frau, die rothe Augen hat, nicht mehr verbrennen zu laſſen. Ich bin in meinem Leben keine Hexe geweſen, und Gott verdamme Jeden, der das denkt, glaubt oder ſagt, aber ich habe manchmal ein bischen Sympathie gebraucht, und ich glaube an die Sympathie und Antipathie, das kann mir Niemand wehren, und geht auch der hohen Obrigkeit nichts an."

Die Alte nahm ein roſtiges Schloß von einer Kiſte, die in ihrer Bodenkammer ſtand, beſah es genau und murmelte: „Ja, ja, du biſt ein Erbſchloß und wirſt zu brauchen ſein, die Großmutter ſelig hat dich ſchon vor ihre Lade gelegt, in der ſie die Nachtmahlskleider aufhob, die nun alle, ſeit wir ſo heruntergekommen, in den Händen der Juden ſind!"

Frau Holleborn hätte vielleicht noch länger mit ſich und dem Erbſchloß geſprochen, und ſich in die ſchmerzliche Erinnerung früherer Wohlhabenheit verloren, aber jetzt wurde mit allen Glocken zuſammengeſchlagen, ein Zeichen, daß der Brautzug beginne. Und ſo war es in der That. Feſtlich und herrlich geſchmückt, gefolgt von Aeltern, Verwandten und Freunden, trat das ſchönſte Brautpaar, das ſeit lange in Belrieth die Kirchfahrt gehalten, aus dem Hauſe. Es war ein herrliches Herbſtwetter und die Freude glänzte auf allen Geſichtern. Die Glocken klangen ganz hell, die Muſikanten ſtanden auf dem Thurm und poſaunten zu den Schalllöchern heraus; der Schulmeiſter begann auf der Orgel ein heitres Vorſpiel, und die armen Kinder folgten fröhlich mit großen Kuchenſtücken, die ihnen im Hochzeithaus geſpendet worden waren, dem langen Zuge nach. Drüben an den Häuſern hin aber huſchte wie ein Schatten mit einem theilnahmloſen Geſicht, in einem zerlumpten dunkeln Mantel, die Frau Holleborn, und drängte ſich auch mit den andern neugierigen Leuten in die Kirche. Sie ſetzte ſich gleich nahe am Eingang in einen Betſtuhl, und kümmerte ſich nicht darum, daß ihre Nachbarin ein wenig von ihr hinwegrückte.

Ein Hochzeitlied war geſungen; das Brautpaar ſtand vor dem Altar, der Pfarrer hatte eine lange Traurede gehalten, und ſchritt nun zu dem Ritual der Copulation. Er nahm die alte neuaufgelegte Kirchen-Agende Herzogs Bernhard I von Meinigen, und las die Trauformel. Schon hatte der Bräutigam ſein lautes Ja geſprochen, und der Geiſtliche wandte ſich zu der Braut: „Desgleichen frage ich Euch, Eva Großthalerin, wollet Ihr gegenwärtigen Friedrich Burkart zum ehelichen Gemahl haben, ihn lieben, ehren, ihm folgig und gehorſam ſein, auch ihn nicht verlaſſen Euer Lebenlang?“

Da, wie alles todtſtill in der Kirche war, und auf das Ja der zitternden Braut lauſchte, hörte man in dem Augenblick, wie ſie das Ja ſprach, einen hellen ſeltſamen Ton, wie wenn ein Schloß zugeſchnappt würde, ſo daß ſich manche Leute befremdet umſahen, doch blieb alles ruhig und hörte die ſehr lange Vermahnung, die die Agende ſonſt vorſchrieb, bis zum Vater Unſer und zum Segen mit an. Dann wurde noch ein Liedervers geſungen, welchen Poſaunen und Pauken auf dem Chor mit ihren erhebenden Klängen begleiteten; das Volk aber, das neugierig zugeſchaut, ſtrömte aus der Kirche; darunter war auch die Frau Holleborn, die mit haſtigem Schritt, die welken Lippen im unhörbaren Selbſtgeſpräch ſchnell bewegend, ihrer Wohnung zueilte, ohne ſich weiter nach dem ſtattlichen Brautzug umzuſehen, der ihr nachkam, auch ohne Jemand zu grüßen oder anzureden; des Dankes auf einen Gruß war ſie ohnedieß überhoben, da ſie von Niemand gegrüßt wurde. Heftig ſchlug die Alte, in ihrer Wohnung angekommen, die kleine Hausthür hinter ſich zu.

Drüben in Großthalers Haus ging es nun überaus luſtig und hoch her; die Brautleute waren ganz glücklich, auch die Aeltern waren glücklich, die Gäſte aber allzumal froh und fröhlich, denn die Tafel war gut beſetzt und reichlich. Es gab ſtarkes Bier aus der Stadt und auch Wein, ſo viel nur einer trinken wollte. Von Kuchen war ein ganzes Gebirge aufgeſchichtet, davon fleißig abgetragen wurde. Die Muſikanten ſpielten hellauf, und die Burſche, die anfingen, ein wenig betrunken zu werden, juchheiten laut. Manches Vivat hoch! ſchallte vollſtimmig aus Großthalers Haus, und als es Abend geworden, manches Lied. Dann aber wurde es hell im Wirthshausſaal, und immer heller. Viele Lichter wurden dort angezündet. Und aus Großthalers Haus traten die Spielleute, und ſpielten einen luſtigen Marſch. Ihnen folgten Braut und Bräutigam, und alle Gäſte, Paar an Paar, je ein Männlein und ein Fräulein. Hinterdrein wimmelte eine ſchauluſtige Menge. Wie da getanzt wurde, das war eine Luſt mit anzuſehen. Viele hübſche Jägerburſche aus der ganzen Umgegend, Fritz Burkarts gute Freunde, waren zum Tanz da, und ſchwangen rüſtig in raſchen deutſchen Walzern Belrieths rothwangige Dirnen, daß die Bauernburſche faſt neidiſch wurden und an Prügel dachten, doch lief der Tanz dieſesmal ohne Prügel ab, und wurden letztere auf die nahe Kirmeß verſchoben.

Als es nun recht Nacht war, und nur um das Wirthshaus her, und um Großthalers Haus ein heller Lichtſchein leuchtete, ſchlich es wieder wie ein Schatten aus dem Häuslein der Frau Holleborn, und nahte leiſen Trittes dem Ziehbrunnen, der ganz im Dunkel lag. Heute Abend holte Niemand mehr Waſſer. Dreimal umging die wankende dunkle Geſtalt den Mauerrand des Brunnens auf weichen Socken, unhörbaren Trittes; dann fuhr eine Hand aus der Mantelhülle über den Brunnenrand, und gleich darauf klang das Waſſer in der Tiefe, als ſei ein Stein hinabgefallen. Dann verſchwand die Geſtalt in den tiefen Schatten der Nacht. —

3.

Der Förſter Burkart ſtand mit finſtern Mienen vor ſeiner jungen Frau, etwa ſechs Wochen nach der Hochzeit. Eva weinte. „Sage mir nur um Gottes Willen, was Du haſt, und was ich Dir gethan habe, daß Du ſo kaltſinnig gegen mich geworden?“ fragte er. „Haſt Du mich nicht lieb gehabt über alle Maßen ſehr, haſt Du mir nicht tauſendmal zugeſchworen, Du wolleſt mich ewig lieben? Haſt Du vergeſſen Deinen heiligen Eid am Altar?“

Eva weinte und erwiederte auf dieſe Fragen nichts, worauf ihr Mann fortfuhr: „Du antworteſt nicht einmal Deinem Mann? Seit wann biſt Du ſo verſtockt geworden? Eva, mache mich nicht wild! Ich bin gut, aber wenn ich einmal böſe werde, dann hört alle Gutheit auf, das ſage ich Dir. Rede Weib!“ fuhr er heftig werdend fort. „Ich will wiſſen, was Dir im Kopfe ſteckt! Warum ich kein freundliches Geſicht mehr ſehe, warum ich kaum einen guten Morgengruß bekomme, warum ich ſchlechter behandelt werde, als mein Caro? Habe ich Dir etwas gethan, ſo ſage es, und ich will ſuchen, es wieder gut zu machen, aber dieſes muckiſche, tückiſche Weſen leide ich nicht, das ſchwöre ich Dir zu bei dem allmächtigen Gott!“ — Burkart ſchlug dabei mit der Fauſt auf den

Tiſch, daß die Scheiben klirrten, Eva ſchrak zuſammen, aber ſie antwortete nicht, und wollte die Stube verlaſſen. Da ergriff ſie Burkart beim Arm, hielt ſie feſt, und donnerte: „Weib, Du redeſt, oder Du gehſt nicht lebendig aus der Stube! Glaubſt Du, ich könne Deinen Starrſinn nicht zwingen? Rede, oder ich erſchieße Dich und mich dazu!“

Und ſchon erhob der Jäger — die wilde, doch nicht ernſtlich gemeinte Drohung fortſetzend — das Gewehr, und es war ihm, als müſſe er den Hahn ſpannen, und als flüſtre ein Geiſt der Hölle ihm zu: „Gieb Feuer!“ und er ſpannte auch wirklich den Hahn, denn der Zorn machte ihn ganz wüthend, da ward Eva kreideweiß im Geſicht, und rief: „Herr Jeſus! Du willſt mich erſchießen, Fritz! Nun ſo ſchieße zu, denn glücklich werden wir doch nun und nimmermehr mit einander, und mir iſt, ſeit ich Dich zum Manne habe, das Leben zur Laſt und zur Qual. Warum? Das frage ich mich ſelbſt vergeblich, und muß mir die Antwort darauf ſchuldig bleiben, alſo auch Dir, und wenn Du noch ſo wild darüber wirſt. Ich kann Dich nun einmal nicht mehr leiden, Fritz, obgleich Du die ganze Zeit gut gegen mich warſt, und mir nichts zu Leide gethan haſt. Gott weiß, was daran ſchuld iſt!"

Eva ſchwieg und drückte die Hände gegen die von Thränen überſtrömenden Augen. Ihr Mann ſah ſie mit eimem zornigen Blick an, und ſagte: „Ich lobe Deinen Freimuth! Du biſt doch ein aufrichtiges Geſchöpf, und ſagſt mir, was ich längſt ſchon gemerkt, faſt vom Tag nach der Trauung an. Und iſt es mir gegen Dich doch kaum anders gegangen. Der Teufel muß uns ein Ei in die Wirthſchaft gelegt haben! Du biſt ganz anders geworden als Frau, wie Du als Mädchen geweſen! Wo iſt nun die Liebe hin, und meine ſchöne Hoffnung auf Glück? Fort, aus den Augen, wie eine verſchneite Fährte; mir graut vor der Zukunft."

Der Förſter hielt ſeine Frau ſchon lange nicht mehr, und hielt ſie auch nicht, als ſie jetzt, ohne weiter etwas zu ſagen, die Stube verließ. Er nahm ſein Gewehr auf die Schulter, klopfte wehmüthig ſeinen Hund auf den Rücken und ſagte: „Komm Caro, wir wollen zum Wald gehen, dort iſt uns beiden wohler, als hier in dem dumpfen Haus, wo der Unfriede wohnt, und des Teufels Unkraut wuchert.“

So gingen ſie beide in das nahe Revier, der Förſter und der Hund. Der Caro ſprang munter über die Aecker, ſich mit der niedern Jagd der Feldmäuſe vergnügend, während ſeinem Herrn alle Munterkeit verging. Dieſer blieb nur einmal am Waldesrande ſtehen, und ſah auf das ſchöne Thal, deſſen Wieſen noch ſo grün leuchteten, deſſen Dörfer alle, ſo weit er ſie ſah, Belrieth, Einhauſen, Ober- und Untermoßfeld, mit den blitzenden Teichen, und weiter drüben Ellingshauſen, vom milden Abendſchein, wie von einem Friedensarm umſchlungen, da lagen, und in ehrwürdigſtolzer Pracht die Rieſentrümmer der berühmten Wallfahrtkirche Grimmenthal, die nun ganz verſchwunden iſt, und davor der alte tauſendjährige Lindengreis, der noch immer ſteht und Wallfahrt und Kirche, alte und neue Zeit überdauert.

„Ach Gott!“ ſeufzte der Jäger; „da unten ſcheint der Friede zu wohnen, aber in meinem Hauſe und in meinem Herzen wohnt er nicht. Kann ſich auch Liebe in Haß verkehren? Statt zu wachſen, wie eine Edeltanne, geht unſer häusliches Glück ein, wie ein junges Bäumchen, dem der rechte Boden fehlt; der rechte Boden aber iſt die Liebe, der fehlt uns. Ja wohl, ja wohl, der Wald unſrer Freuden iſt ſchlecht beſtanden, weil das Glück ſo unbeſtändig iſt. Es iſt ein Windbruch hineingekommen, darum geht es mit uns in die Brüche, und ich ſchleiche durch den Forſt, wie ein Kümmerer, mit bekümmertem Herzen, das aller Liebe abſtirbt und Valet ſagen muß. Ja, am Ende werde ich ganz verenden, und auf ewig Valet ſagen. Oder wie wäre es, wenn ich vor dem Verenden wechſelte, und ohne Valet ginge? Das iſt ein neuer Gedanke, vor dem ich faſt erſchrecke; und doch gefällt er mir, und ich führe ihn aus, wenn es nicht anders wird daheim, denn ich will lieber in die weite Welt gehen, als in der Hölle ſein.“ —

Nach dieſen Worten ging der junge Jäger in den Wald, da begegnete ihm ein altes Weib, ſchwer gebückt unter einer Tracht dürren Holzes, worunter auch einiges grüne, das geſtohlen war; der Förſter ſah ſcharf nach dem Korb, denn es war ſchon düſter geworden, da gewahrte er, daß es die Frau Holleborn war; ſie ſagte kein Wort, und er ſagte auch keins; ſie gingen ohne Gruß und Dank an einander vorüber. Der Förſter dachte bei ſich ſelbſt: „Hätte ich die arme Jette genommen, und wäre nur ihre Mutter nicht geweſen, ich wäre vielleicht glücklicher als jetzt mit der reichen Frau, die mich nicht mehr lieb hat. Sollte das Sprichwort an mir eintreffen: Untreu ſchlägt ihren eignen Herrn? Die Jette war gut! Ach Gott!“ — Die alte Frau Holleborn aber plauderte auch mit ſich ſelbſt, indem ſie den Berg hinabging, oft ausruhend und ihre Laſt ſtützend.

„Geh Du nur hin, Du haſt Dein Theil!“ ſprach ſie halblaut. „Du ſiehſt ſchon ziemlich blaß aus. Roſen wachſen nicht mehr in Deinem Geſicht, aber Spinnenkraut. Du haſt den Kreuzenzian in Deinem Garten, und den Kreuzdorn im Stiefel. Dein Tränklein iſt Bitterklee, und Wermuth Dein Zugemüſe! Du haſt die Schlangenwurz im Gewiſſen, und das Scorpionkraut im Herzen. Auf Deinem Geldſack wächſt des Teufels Abbiß, und der Stechapfel liegt unter Deinem Kopfkiſſen. Geh in den Wald, oder aus dem Wald, ſo nehme Dein Glück ein Ende bald! Zur Morgenſtund und zur Abendzeit ſei Dein Schritt verflucht und vermaledeit!" —

Es ging der ganze Winter vorüber, und es wurde bekannt in Belrieth, daß der Förſter Burkart mit ſeiner Frau ganz unglücklich lebe, daß keines das andre erſehen könne, daß ein unbegreiflicher Haß ihre Herzen und ihre Seelen ſcheide; die Aeltern der Frau grämten ſich, und es gab im Hauſe des Förſters Vorwürfe genug und trübe Stunden genug; aber die Vorwürfe halfen nichts, denn der Haß, wo er einmal eine Wohnung bezieht, iſt ein ſchlimmer Miethsmann, der ſich nicht ausbieten läßt, und lieber den Eigenthümer, die Liebe, aus dem Hauſe treibt, wie ein Fuchs, der den geduldigen Dachs bellend aus dem warmen Bau jagt. Ein wilder Jäger iſt der Haß, der kriegverkündend mit Geheul und Halloh über das Gebirge zieht. — Des Zwieſpaltes zwiſchen den jungen Gatten freute ſich Niemand im Dorfe mehr, als die alte Frau Holleborn. Eines Frühlingstages ging der Förſter Burkart zu Holze, und — kam nicht wieder heim. Vergebens ward er geſucht, nach ihm geforſcht. Er war in die weite Welt gegangen; der Haß hatte ihn ausgebiſſen. —

4.

Jette Holleborn, die Hospitalmagd im Grimmenthal, ging Pfingſten nach Belrieth zum Maientanz. Unterwegs dachte ſie an allerlei, und auch an eine vergangene glücklichere Zeit, da ſie ſich mit Fritz Burkart in muntern Pfingſtreigen gedreht, und mehr gehofft hatte, als ihr die ſpätere Zeit erfüllt, die meiſt ein ſchlechter Bankier iſt, und die Anweiſungen nicht acceptirt, welche Jugend und Hoffnung ausſtellten. Sie hatte gehört, daß man von dem Förſter nun nichts mehr höre, ſie wußte, was alle Leute wußten, aber ſie freute ſich nicht, vielmehr betrübte ſie ſich von Herzen darüber, und ſo ſah ſie gar nicht aus, wie Eine, die zum Tanz geht.

Als ſie nun das Dorf erreicht hatte, und unter das niedere Dach ihrer mütterlichen Wohnung eintreten wollte, blickte ſie hinüber nach Großthalers Haus, da ſah ſie Burkarts verlaſſene Frau am Fenſter, und dachte bei ſich ſelbſt: „Guter Gott, die iſt nun auch nicht mehr, wie ich, hat aber mehr Schande, wie ich. Fritz, Fritz, Du brichſt alle Deine Schwüre! Ich glaube, wenn ich ſeine Frau geweſen wäre, und er hätte mich ſo verlaſſen, ich hätte es nicht überlebt — aber ich glaube auch, wenn ich ſeine Frau geworden wäre, er hätte mich nicht ſo verlaſſen!“ Mit dieſen Gedanken betrat Jette das Haus.

Die alte Frau Holleborn war ſehr ſchwach und hinfällig geworden, aber ſie hatte doch einen magern Kuchen auf den Tiſch geſtellt, und einen dünnen Möhrenkaffee gekocht, und empfing ihre Tochter freundlicher, als ſie dieſelbe entlaſſen hatte, denn es war Jettens erſter Beſuch, die weder zur Kirmſe, noch zu Weihnachten, noch zu Oſtern herübergekommen war.

„Nun, Jettle, weißt Du ſchon die Neuigkeiten da drüben?“ fragte die Alte liſtig und lauernd bei der erſten Taſſe.

„Das iſt leider Gottes nichts Neues mehr, Mutter,“ antwortete die Gefragte.

„Oho, mein liebes Kind. Das kannſt Du kaum ſchon da drüben auf Deinem Spital erfahren haben. Morgen fahren Großthalers in die Stadt, allwo die Burkartin von ihrem Mann von wegen böslicher Verlaſſung geſchieden wird!“ gegenredete Frau Holleborn.

„Geſchieden? So ſchnell?“ fragte Jette.

„Schnell?“ fragte die Alte zurück. „Ei, Du liebes Herrgottchen! Iſt er denn nicht dreimal hintereinander in Zeitungen und Wochenblättchen zur Rückkehr aufgefordert worden, und hat ſich nicht geſtellt? Aber ihr da drüben geſchieht es recht. Ich gönne es ihr vom Grund meiner Seele. Weißt Du auch, wer Schuld daran iſt, daß die beiden Leute die Antipathie gegen einander bekommen haben?“

„Ich will es nicht wiſſen, Mutter,“ erwiederte Jette ſtreng: „Ich weiß ohnehin mehr, als mir lieb iſt. Es muß ja Aergerniß kommen, ſagt die Schrift, aber wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt, ihm wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt, und er erſäuft würde im Meer, da es am tiefſten iſt!“

„I, Du Rabenkind,“ eiferte die Alte: „Wünſcheſt Du Deiner Mutter das gebrannte Herzeleid, und Mühlſteine an den Hals?“

„Euch?“ fragte Jette mit großen Augen. „Fühlt Ihr Euch getroffen? Mein' ich Euch? Habt Ihr die Antipathie zu Wege gebracht?“

„Ei, warum nicht gar? Ich meine ja nur ſo; ſei doch nicht gleich ſo bärbeißig Jettle! Trink, da habe ich Dir wieder eingeſchenkt!“ begütigte die Alte — dann, als die Tochter trank, fuhr ſie fort zu berichten: „Siehſt Du, die alten Großthalers dringen hauptſächlich auf die Scheidung. Die Ev ſoll wieder heirathen. Die Alten haben ein Aug' auf unſern jungen Herrn Pfarrer, der ſie bisweilen beſucht, und tröſtet. Nun, ich denke, die Ev wird nicht untröſtlich ſein.“

Das Geſpräch währte noch eine Weile, dann brach Jette auf, eine Muhme zu beſuchen, und dann auf den Tanzboden zu gehen, wo der Baß ſchon ſchnarrte, von deſſen Grundtönen getragen, die heiſern Violinenklänge und die einer verſtimmten Flöte jubilirend ſchwebten.

Die Frau Holleborn ſah ihrer Tochter nach, und murrte: „Keinen Dank, keinen Dank, und ich muß mich ordentlich vor ihr fürchten; da geh einer hin; das hat man davon, wenn man Kinder groß zieht! Ihr zu Liebe habe ich die Sünde gethan, und nun da ſie ſich freuen ſollte, daß das Band zerriſſen iſt, thut ſie gegen mich ſo apart. Todt ärgern möcht ich mich, und aus der Haut fahren vor Grimm, wie eine Otter, wüßt ich nur gleich, wo dann weiter hin!“ —

Am andern Morgen, als ſich Jette anzog, um wieder fortzugehen, ſpannte drüben wirklich Großthalers Knecht die Pferde vor den Korbwagen, den die Erförſterin mit ihren Aeltern beſtieg. Eva ſagte im Einſteigen: „Ich thue euch heute den Willen, und willige in die Scheidung, aber von einer neuen Heirath ſchweigt mir ja ſtill! Ich habe in der erſten ein Haar gefunden. Ich haſſe die Männer, ja die ganze Welt, und mir ſelbſt bin ich verhaßt und ſpinnefeind. Ich weiß nicht, wozu erſt die Ceremonien in der Stadt; ich bin geſchieden, und bleibe geſchieden, geſchieden von meinem Glück und aller Hoffnung, da ſcheide Gott die Noth, denn die Herren in der Stadt, ob ſie mich ſcheiden oder binden, können mein Schickſal um kein Haar beſſer machen."

„Dort fahren ſie hin!" ſagte Jette gedankenvoll zu ſich ſelbſt. „Ob es wohl möglich iſt, daß meine Mutter? — Es wäre ſchrecklich, wenn gottloſe Künſte das vermöchten, denn da müßte man ja irre werden an dem lieben Herr Gott, wenn er dem Teufel ſo viel Gewalt und Spielraum ließe über der Menſchen Glück und Leben! Aber ich will doch der Sache auf den Grund kommen.“

„Sagt mir doch einmal ernſtlich, Mutter,“ begann ſie zu der eben Eintretenden: „Habt Ihr wirklich etwas Heimliches praktizirt, gegen die Förſtersleute, um ſie uneinig zu machen, und was?“

„Ja, ich habe etwas Heimliches praktizirt, wenn Du es doch einmal wiſſen willſt; obgleich Du es nicht haben wollteſt, ſo habe ich es Dir zum Trotz gethan, um Dich an dem falſchen Mann zu rächen;“ erwiederte die Alte.

„Mutter, Mutter, wenn Ihr das nur vor Gott verantworten könnt!“ rief Jette erbleichend aus. „Hat Eure Uebelthat dieſe Frucht der Zwietracht getragen, ſo komme die Schuld davon auf Euch, nicht auf mich, denn ich habe es nicht gewollt, das weiß Gott, und ich waſche meine Hände in Unſchuld! Aber was, das ſagt mir, was habt Ihr gethan?“

„Das will ich nun einmal bleiben laſſen, Dir zu ſagen, Du undankbares Ding!“ zürnte Frau Holleborn. „Geh, packe Dich hinüber auf Deinen Spittel, und bekümmre Dich nicht um das, was ich thue und gethan habe! Ich habe es gethan, und damit gut, oder auch nicht gut, und ob es gleich Dir zu Liebe geſchehen iſt, ſo mag es nun Dir zum Leid geſchehen ſein!“

„Möge das Leid nicht über Euch kommen, und Euch die Sterbeſtunde erſchweren, das iſt alles, was ich wünſchen kann, und damit ſage ich Adieu. Lebt wohl, kann ich nicht ſagen, denn mit einem ſo böſen Gewiſſen könnt Ihr nicht wohl leben!“ Damit ging Jette fort, und die Alte murrte: „Was hat ſie geſagt? Sterbeſtunde? Wäre die vielleicht nicht weit? Ja, ja, es hat ihr geahnt, und der Tod ſitzt mir ſchon in meinem Gebein. Es wird bald mit mir zu Ende gehn!“ —

Dieſe Prophezeihung täuſchte die Frau Holleborn nicht; ſchon eine Woche ſpäter kam die Muhme nach Grimmenthal und bat bei dem Spitalwirth um Urlaub für die Magd, deren

Mutter im Sterben liege, und Jette eilte mit ihr nach dem heimathlichen Dorfe. Die Alte lag auf dem ärmlichen Lager in ihrer Hütte, und ächzte todesmatt in einem fort, und es ſchien ihr ſchwer zu fallen das ungewohnte Geſchäft, das Sterben. Sie war abgezehrt, wie ein Gerippe, nur noch ein Jammerbild aus Haut und Knochen. Jette pflegte ihrer ſo gut ſie konnte. Mehr als einmal fragte die Tochter: „Mutter, ſoll ich Euch nicht den Herrn Pfarrer holen, verlangt Euch nicht nach dem Abendmahl? Wollt Ihr Euch nicht mit Gott verſöhnen, ehe Ihr von hinnen ſcheidet?“ Da ſtöhnte die Kranke: „Jetzt nicht liebes Jettle, morgen früh, jetzt bin ich gar zu matt, ich kann nicht reden.“

Und als der Morgen kam, ſagte ſie, wenn die Tochter an den geiſtlichen Zuſpruch mahnte; „Es geht wieder beſſer, ich fühle mich ſchon geſtärkter, ich werde noch nicht ſterben, laß es nur ſein, bemühe den Herrn Pfarrer nicht.“

5.

Mehrere Wochen vergingen; Jette hatte ihren Dienſt verlaſſen, um ſich ganz der Pflege ihrer Mutter zu widmen; dieſe lag da in lang andauernden Leidenskampf, ſtündlich den Tod erwartend oder doch fürchtend, und als ſie ſo lag, und wie es ſchien nicht leben und nicht ſterben konnte, da ging Jette endlich hin zum Pfarrer und bat ihn, er möge ihrer Mutter das Nachtmahl reichen, vielleicht, daß ſie dann erlöſt würde, und er möge ihr in das Gewiſſen reden, darauf ſie noch etwas zu haben ſcheine, was ihr den Tod erſchwere.

Der Geiſtliche ließ alsbald den Schulmeiſter rufen, und ging mit dem Sakrament und der Agende zu der Kranken. Das war gegen Abend, als die Sonne unterging.

Und als nun der Pfarrer an das Bette der Frau Holleborn trat, hielt er an dieſelbe eine ernſtliche Bußvermahnung; ſie richtete ſich mühſelig im Bette auf, hörte zu und ſprach dann: „Ach, Gott ſei mir Sünderin gnädig! Ach, Herr

Pfarrer — ich habe etwas zu ſagen, aber allein, die Jette nur kann es hören!"

Hierauf winkte der Geiſtliche dem Schulmeiſter, daß er hinausgehe, dann ſprach die Kranke matt und in großen Pauſen: „Ich bekenne mich aller Sünden ſchuldig, und bereue alle, eine aber bereue ich am meiſten, und zweifle, daß Gott ſie mir vergeben kann. — Als der Förſter Burkart mit Nachbar Großthalers Evchen getraut wurde — der doch erſt zu meiner Tochter ging — habe ich aus Rache — ein Kunſtſtück probirt, das ich von meiner Mutter gehört — ich habe bei der Einſegnung ein Erbſchloß zugedrückt — und es in den Dorfbrunnen geworfen — daraus iſt bei Förſters aller Unfriede und die Scheidung entſtanden! Das quält und martert mein Herz, denn meine Tochter hat es mir nicht gedankt, und geholfen hat es uns auch nichts! — Ach Gott, wenn das Schloß da wäre, und wieder aufgeſchloſſen würde die alte Liebe, da könnte ich ruhig ſterben."

„Ei ei, Frau Holleborn," ſprach auf dieſe Mittheilung der Pfarrer: „allerdings hat Sie ſich einer großen Sünde ſchuldig gemacht durch eine That des blinden Aberglaubens in ſo menſchenfeindlicher, ja teufliſcher Abſicht, doch wenn Sie nur aufrichtig jene That und mehr noch den böſen Willen, bereut, ſo darf ich Ihr die Vergebung Gottes verkündigen, denn an den großen Unglück dort iſt ſicherlich Ihre That nicht ſchuld, ſondern es iſt eine Schickung Gottes, darum tröſte Sie ſich und wende Sie ſich in wahrer Buße zu Gott!"

Während der Prediger nun der Alten das Abendmahl reichte und ihr tröſtend zuſprach, ging Jette, die das Bekenntniß ihrer Mutter ſchaudernd vernommen hatte, ſtill hinaus und wandelte wie träumend, mit geſenkten Armen und wankenden Schritten zum Dorfbrunnen; dort in der Nähe lagen auch längs einer Wand die Feuerleitern und Haken. Einen ſolchen Haken nahm ſie und fuhr damit in den Brunnen hinab, bis auf den Grund, und rührte und fiſchte und zog nach mehr als einem vergeblichen Verſuch, ein altes Schloß heraus. Froher über dieſen

Fund, als habe ihr Einer großes Gut geſchenkt, eilte ſie nach Hauſe, als eben der Pfarrer und der Schulmeiſter wieder fortgingen.

„Deine Mutter jammert, meine Tochter,“ ſagte der Erſtere zur Jette: „daß Du ſie verlaſſen und nicht mit ihr gebetet. Und ſie will, daß Du das Schloß ſuchen ſollſt, darum thue der Sterbenden dieſen letzten Willen.“

„Er iſt ſchon gethan, Herr Pfarrer,“ erwiederte Jette und eilte in die Stube.

„Hier iſt Euer Sündenſchloß, Mutter!“ ſagte ſie.

„So ſei der dreieinige Gott hochgelobt!“ ächzte die Alte. „Schließ es auf, ſchließ es auf im Namen Gottes!“

Wohl verſuchte Jette den daran ſteckenden Schlüſſel zu drehen, aber vergebens.

„Es geht nicht, Mutter,“ ſprach ſie: „das Schloß iſt ganz verroſtet!“

„Allmächtiger Gott! laß deine Gnade nicht verſchloſſen ſein!“ wimmerte die Todtkranke. „Der Haß iſt eingeroſtet, und der Roſt zerfrißt das

Eiſen wie die Herzen! Warum liebte ich meine Tochter ſo ſehr, daß ich den Haß zum Knecht meiner Liebe machte, der mich nun überwältigt? — Beſtreiche das Schloß mit Oel, Jette; gieb Dir rechte Mühe! O Gott, ich leide Höllenpein, und kann nicht gehen zum Tode ein!“

Und es trat nun eine ängſtliche, peinliche Stille ein in der Stube. Die Alte bewegte nur die Lippen, bald betend, bald mit ſich ſelbſt ſprechend, und Jette ſetzte ſich hin und goß Oel auf das Schloß und mühete ſich lautlos, es aufzubringen. Ach, mit dem Werkzeug einer ungeheuern Frevelthat war ihr der Glaube daran in die Hand und in das Herz gekommen, und ſie dachte an ihre verblühte Liebe und an ihren Schmerz und ihre Entſagung; da geſchah es, daß auch heiße Thränen auf das Schloß fielen. Die Thränen ſchienen kräftiger auf den Roſt zu wirken, als das Oel, denn als Jette noch einmal recht heftig am Schlüſſel drückte, drehte er ſich — und das Schloß ging auf. Und ſiehe, wie ſich das Schloß aufthat, thaten ſich die Augen der alten Frau Holleborn zum ewigen Schlafe zu. Jette ſaß ſtarr dort, ſah auf das offene Schloß und auf die halbgeſchloſſenen Augen der Mutter, und ſeufzte ſo tief, ſo tief, als ob ihre eigene Seele dem fliehenden Geiſt der Entſeelten nacheilen wollte. Doch der Schmerz kindlicher Liebe war es nicht, der aus ihr ſeufzte. —

Die geweſene und geſchiedene Frau Förſter Burkart verlöſchte um dieſe Zeit ihr Licht und legte ſich zu Bette. Sie hatte es nie gethan ſeit ihrer Verheirathung, ohne ihr Geſchick zu beſeufzen, auch an dieſem Abend ſeufzte ſie, und gedachte ihres geweſenen Mannes, aber da fühlte ſie ſich von einem unerklärlichen Schmerz ergriffen, denn die Erinnerung an die frühere glückliche Zeit ihrer Liebe trat ihr nahe im Gewand der Wehmuth, und die Geſtalt ihres Gatten, die ſie immer nur im Geiſt ſo geſehen, wie er zuletzt geweſen war, unlieb und unhold, ſah ſie jetzt mit freundlichen Zügen. Sie fragte ſich ernſt, die junge Verlaſſene, Geſchiedene, ob ſie nicht die Hauptſchuld trage, daß ihr Gatte ſo kalt gegen ſie geworden, und warum ſie ihn denn ſo gar nicht mehr lieb haben könne, aber ſie konnte ſich darauf keine Antwort geben, nur das Eine dachte ſie: Wenn mein Fritz wiederkäme, ach, der nun nicht mehr mein Fritz iſt, und vielleicht todt oder wieder verheirathet und glücklicher iſt, als er mit mir war, ach, da wollte ich ihn anders lieb haben! Dann fragte ſie ſich wieder: „Wie komme ich nur auf dieſe Gedanken?“ Darauf gab ihr nun auch Niemand Antwort, aber die Gedanken blieben und verwebten ſich in ihre Träume, und die ganze Nacht träumte ſie von Fritz, ſie habe ihn wieder, und ſei glücklich, und die alte Liebe erwachte aus ihrem tiefen Schlummer, während Eva ſelbſt noch ſchlummerte. Und als der Morgen kam, war ihr erſter Gedanke ein liebeſehnſüchtiger, und ſie weinte den ſchönen Traum ihres Liebeglücks manche Thräne nach. — —

Der Abendhimmel warf ſeine Roſenfarben in den Spiegel des Königsſees bei Berchtesgaden und ſchmückte die himmelanſtrebenden Berggiganten mit Violenkränzen; es war ſtill auf dem tiefen

See, nur die Waſſerfälle rauſchten im Geiſtergeflüſter über die ſchweigende Fluth. An einem Ufervorſprung lag ein Nachen, und tiefer in der Felſenbucht, wo ſich der Keſſelbach brauſend aus unabſehbarer Höhe in ſein zerklüftetes Felsbette ſtürzt, ſaß, mit kurzer Stutzbüchſe, in der Landestracht ein junger Jäger, den Hut mit breitem Gamsbart auf dem Haupt, und ſah ſinnend zu dem Laubdach gewaltiger Ahornbäume empor, durch das der Himmel herablächelte. Neben ihm lag eine erlegte Gemſe; neben dieſer ſaß ſein Hund. Dem jungen Jäger war es wunderbar ums Herz, als er ſo in dem fremden Land, in welchem er eine neue Heimath gefunden hatte, ſich die Berge betrachtete, und er gedachte ſeiner eigentlichen Heimath; wie verſchieden war das Hier und das Dort! Da wachten tauſend Erinnerungen auf, da dachte er mit neuen und namenloſen Gefühlen ſeiner alten Liebe, da war es, als ziehe plötzlich eine wunderbare Magie ihm das Herz aus dem Buſen und trage es weit über Berge und Ebenen nach dem Thale der Werra, wo es zuvor geliebt und gelitten, fröhlich gepulſet und geblutet hatte. Es war ihm, als ſeien die Bande, die er ſo haſtig und ſtürmiſch zerriſſen hatte, wieder feſt geknüpft und in ſeine Seele gewachſen. Und das Bild ſeiner verlaſſenen Frau trat mild und leidend vor ſein inneres Auge und ſie ſchien ihm zu winken und zuzurufen: „Fritz, kehre wieder! Komm heim, Du wilder Jäger vom Gebirge; verlaß das hohe Bergrevier des alten Zauberkönigs Watzmann! Komm, ich harre Dein mit neuer Liebe, die kein böſer Zauber wieder ſtören und trennen ſoll!“ Und als er das ſo dachte, und ſich über ihm die Sterne entzündeten, entbrannte auch in ſeinem Herzen ein neuer Liebesſtern, und das Heimweh ergriff ihn ſtark und gewaltig.

Der Jäger Burkart erhob ſich vom Sitz, nahm ſein Gewehr und ſein Wild und ſtieg hinab zum Ufer, ſchloß den Nachen auf, und fuhr über den ſtillen Königsſee, der ſchweigend in dem tiefen Schatten der ſenkrechten Felſenberge lag, in der Richtung nach Berchtesgaden zu, wo

Burkart bei dem dortigen Oberförſter als Gehülfe diente.

Es war aber juſt an demſelben Abend, an welchem die alte Frau Holleborn verſtarb, und Jette das Schloß aus dem Brunnen geholt und geöffnet hatte.

6.

Und wieder war es Herbſt. Die Wieſen im Werrathal ſtanden von Zeitloſen überblüht, ſo daß Roſenſchleier auf dem Grün zu liegen ſchienen. Es war des Sommers Abendröthe, die in die Thäler geſunken, wie ein Sonnenſcheidekuß, der die Berghäupter auch ſo roſig malt. Die ſtillen Dörfer lagen alle im Frieden.

Da ſchritt ein Wanderer durch das Thal, der aus Süden kam. Er trug einen Tiroler Hut mit dem Gamsbart, und eine Bergſchützenkleidung; ſo war er in dieſer Gegend ganz fremdländiſch anzuſchauen. Doch raſtete er lange in der Gegend von Leutersdorf, und wollte den Abend abwarten, denn er wollte nicht, daß ihn Jemand kenne, und ging in der Dämmerung durch Bachdorf, nach Belrieth zu.

„Ich werde hören, ob ſie mich wieder lieben kann," ſprach er zu ſich. „Kann ſie, dann will ich froh ſein und freudig, wie ein junges Reh, das noch keinen Schuß gehört hat, und keinen grünen Rock geſehen. Kann ſie nicht, dann gute Nacht, dann trag' ich fort mein angeſchoſſenes Herz, wieder fort nach dem baierſchen Hochland, und begrabe es in die Berge, bis es ausgeſchweiß't hat. Erſt aber will ich mich heimlich anſtellen, und an ihrer Aeltern Haus, wo ſie wieder ſein wird, auf den Anſtand treten und wittern, ob ich ihr wieder anſtändig ſein werde, und das gebe Gott; ich wär es herzlich wohl zufrieden."

In ihrer Aeltern Wohnſtube ſaß die weiland Förſterin, ſehr blaß und mit ſchwermüthigen Gedanken. Sie dachte an ihren ehemaligen Mann. Der kommt nimmer wieder, der fragt nicht mehr nach mir! dachte ſie. Ich darf gar nicht daran denken, und doch denke ich immer und immer daran. Er iſt geſchieden von mir ohne Abſchied und Lebewohl, und ich war Schuld daran. Und ich bin geſchieden worden von ihm, daran bin ich nicht Schuld! Die Aeltern wollten es; ſie dachten ich ſollte wieder heirathen. Nimmermehr! O, mein Fritz, wärſt Du wieder da, ich wollte gut ſein, wie ein Lamm, und ich wollte Dir dienen, wie eine Magd, und Dir gehorſam ſein, wie eine gute Tochter. Ein böſer Geiſt muß mich verblendet haben, daß ich meine Pflicht nicht begriff, und meine Widerſpenſtigkeit nicht bezähmte. Nun, wo alles anders ſein würde, nun — wird es nicht anders.

„Caro, kuſch!“ ſagte der Jäger leiſe zu ſeinem Hund, und dieſer drückte ſich dicht an den Herrn. Der Jäger aber ward einer Frauensperſon anſichtig, die er nicht kannte, auch nicht erkennen konnte, da es bereits Nacht war, und rief ſie an: „Höre Sie! Wohnt nicht hier ein Förſter Burkart?“

Die Angerufene erſchrack, denn ſie kannte die Stimme, doch antwortete ſie: „Nein, nicht mehr

Er iſt davongegangen. Seine vorige Frau aber trefft Ihr hier, ſie wohnt wieder bei ihren Aeltern."

„Seine vorige Frau?" fragte verwundert der Wanderer. „Hat er denn eine Andere?"

„Das weiß ich nicht, vielleicht! Er liebt den Wechſel!" antwortete die Sprecherin mit einem leiſen Seufzer, und nun ſchien es auch dem Frager, als kenne er ſie an der Stimme, dann fuhr ſie fort: „Seine Frau hat ſich ſcheiden laſſen!"

„Scheiden laſſen! Wenn ſie ſich nur nicht ſelbſt geſchieden hat!" ſprach dumpf der Jäger.

„Ja, wenn er ſich nur nicht ſelbſt geſchieden hätte!" verſetzte jene düſter. „Sie ſäh ihn gern wieder, und iſt anders geworden. Ihr Herz iſt nicht mehr verſchloſſen, wie ehedem."

„Woher weiß Sie, daß ihr Herz verſchloſſen war?" fragte jener auf's Neue.

„Ich weiß es am beſten," erwiederte die Unbekannte, und wollte gehen.

„Sie könnte mir einen Gefallen thun, wenn

Sie nämlich will!“ nahm Burkart, der Heimgekehrte, wieder das Wort. „Geh Sie hinein zu Großthalers und ſage Sie, es ſei ein Fremder hier außen, der etwas zu beſtellen habe an die junge Frau; ſie möge einen Augenblick herauskommen!“

„Ich will es gern thun, auch das,“ ſagte die Gefällige, und ging in das Haus. Drinnen ſprach ſie: „Guten Abend mitſammen! Nichts für ungut, ich ſoll etwas beſtellen“ Dann trat ſie nahe zu der Förſterin und flüſterte ihr ins Ohr: „Evchen, er iſt wieder da!“

„Wer? Wer?“ fragte haſtig jene, ganz erſchrocken, und dachte gleich an ihren Mann.

„Burkart! Er ſteht draußen, geht hinaus und empfangt ihn.“ Mit einem Jubelruf ſprang Eva auf, eilte aus der Stube und hinaus. Die ſie gerufen hatte, war Jette Holleborn, und ging viel langſamer jener nach. Der alte Großthaler und ſeine Frau waren ganz verwundert.

Draußen lagen Burkart und Eva einander küſſend in den Armen. Jette ging ſtill an ihnen vorüber, und hinüber nach ihrem kleinen Häuschen, das im Dunkel lag. Jette zündete auch kein Licht an. Sie konnte im Dunkel weinen.—

Nicht lange dauerte es, ſo hatte Burkart eine andere Stelle wieder, nicht aber eine andere Frau, ſondern ſeine vorige Eva, mit der er ſich zum zweiten Mal in aller Stille trauen ließ. Als das Paar in die Kirche ging, ſtand Jette in ihrem Stübchen, und dachte bei ſich ſelbſt: „Seid glücklich! Ich bin es, die euch glücklich macht, ihr aber wißt es nicht. So iſt es eben recht! Ich habe gut gemacht, was meine Mutter böſe gemacht hat; ihr wird nun auch vergeben ſein. Und ich will mich wieder verdingen. Noch einmal ſage ich: Seid glücklich! Das alte Schloß war ſehr verroſtet, aber alte Liebe roſtet nicht; ich fühle das. Auch die meine roſtet nicht!“ —

Der

Geiſt auf Chriſtburg.

Erzählung nach einer oſtpreußiſchen Chronikſage.

1.

Ueber dem alten Städtchen Chriſtburg hob ſich das Schloß gleiches Namens auf ſteiler Anhöhe und ſtarkem Mauergrund, und überſchaute die flache Gegend weit. Wer auf der Warte ſtand, oder ſonſt auf einem der zahlreichen kleinen Thürmchen, die den geräumigen Bau zierten, konnte, über den Drauſenſee hinweg, die Thürme von Elbing erblicken, und wenn er die Blicke weſtwärts richtete, das Schloß von Stühm mitten in einem See gewahren; ja im Frühſtrahl das blitzende Gold des rieſengroßen Muttergottesbildes an der Schloßkirche des fernen Ordenshaupthauſes Marienburg weit über die Ebene herüberleuchten ſehn.

Aus den ſchönen Augen des Fräuleins Mechtildis von Curſin aber, der reizenden Schweſtertochter des Comthurs Andreas von Sangewitz, flogen die Blicke voll Sehnſucht weder dem fernen Dünenſand der Geſtade des deutſchen Meeres, noch dem wunderbaren Gnadenbilde zu, ſondern ſie richteten ſich oft von der Arbeit nach Süden, nach dem nachbarlichen Roſenberg, in deſſen Nähe ſich die Burg Finkenſtein über einem freundlichen Dorf und einem ſchilfumgrünten Landſee zeigte. Oft durchbebte die Jungfrau ein freudiger Schreck, wenn ihr Auge einen Reiter erſpähte, der aus jener Gegend die Straße nach Chriſtburg einſchlug, und höher hob ſich dann der Buſenflor, und lauter klopfte das liebende Herz, bis das Auge deutlicher ſah, und die frohe Hoffnung in einem Seufzer erſtarb, doch nur, um bald wieder von Neuem aufzublühen.

Es war ein ſchöner Sommernachmittag des Jahres 1410, als Fräulein Mechtildis ſo ſehnſüchtig hoffnungsvoll durch ein Ekfenſter ihres Cloſets ſchaute, und dabei kein Auge hatte für die ſtillen Reize der Natur, die auch eine einförmige Gegend ſchmücken können. Ein Birkenwäldchen bedeckte den Hügel zu ihren Füßen, der den Namen des Schloßberges führte; unter dem Wäldchen aber zog, von Weiden umbuſcht, von Purpurweiderich umblüht, der kleine Fluß, die Sorge, melancholiſch ſeine Bahn, um ſeinen kurzen Lauf im Drauſenſee zu endigen. Der ganzen Landſchaft war der Charakter der Ruhe aufgeprägt, einer Ruhe, wie ſie den Gegenden eigen iſt, die ſich zum Meeresufer verflachen, und die mehr oder minder unwillkürlich an die Begriffe Niederland und Stillleben erinnern. Ein friſcher Wind, der vom Meer her ſtrich, bewegte die Bäume, und ſchuf auf den zahlreichen Seen der weiten Ebene blitzende Wellen; über die Moor- und Wieſengründe aber hatten ſich zahlreiche Heerden verbreitet. Die Straßen waren nicht allzuſehr belebt, das Landvolk war auf ſeinen Hufen beſchäftigt, und die Städter verkehrten damals nicht ſo lebhaft mit einander, wie in einer ſpäteren, glücklicheren Zeit.

Zu der ſtillarbeitenden Mechtildis trat ihr heiterer, brüderlich-geſinnter Vetter, Otto von Sangewitz, ein jugendlich-ſchöner Mann, der, im Dienſt des deutſchen Ordens und im Kampf gegen die tapfern Polen bei der Erſtürmung der Feſte Tlotor ſich die goldenen Sporen verdient hatte. Man ſah ihm gar nicht an, daß er im wilden Kriege Schlöſſer und Städte verbrennen helfen; er war ein Lamm im Frieden und zarten Frauen gegenüber, und ein Löwe in der Männerſchlacht; beides aber, Lamm- und Löwenſinn, belebte ein ſelten zu trübender Frohſinn, und er ging mit derſelben Freudigkeit in den Kampf, wie zu einem Liebesabenteuer.

„Verzeiht, ſchöne Baſe, daß ich ſo ungerufen und vielleicht ſtörend eintrete,“ begann er. „Die Langeweile plagt mich, und ich meine, es müſſe Euch auch ſo gehen. Mein Bruder legt ſein grillenfängeriſches Weſen nicht ab, und predigt mir Nachdenken, Ernſt und Selbſtbeſchauung; das wüſte Treiben unſrer Knechte, die der Waffenſtillſtand üppig macht und ganz verdirbt, kann ich nicht theilen, jagen kann ich in dieſer Jahreszeit auch nicht, und ſo flüchte ich mich zu Euch. Laßt uns ein Lied ſingen, oder im Bret ſpielen, oder von unſerm Curt plaudern!“

Mechtildis erröthete hoch, als Otto dieſen Namen nannte, der ihrem Herzen ſo theuer war, und ſah verlegen auf ihre Arbeit nieder.

„Nun, zürnt mir nur nicht, holdes Bäschen, daß ich Euch an unſern gemeinſamen Freund erinnere. „Daß Ihr ihm gewogen ſeid, wiſſen wir Alle, und bei Gott, Ihr braucht Euch deß nicht zu ſchämen! Will es Gott, ſo führe ich auf Eurer beiderſeitigen Hochzeit noch den Brautreigen an; ihr ſollt und müßt ein Paar werden, trotz dem Kopfſchütteln meines grämlichen Bruders, der gar kein Mann mehr iſt, und zuſammenfährt, wenn er den Koch ein Huhn abſtechen ſieht.“

„Laßt mich, Ohm Otto,“ bat Mechtildis ſanft; „laßt der Zeit das Amt, Bande zu knüpfen und zu löſen, das ſie ewig verwaltet. Scheltet Euren Bruder nicht, auf deſſen Seele ein ſchwerer Gram zu liegen ſcheint, deſſen Urſache wir nicht kennen, über den wir daher auch nicht urtheilen dürfen.“

„Milde Friedenstaube!“ erwiederte Herr Otto lächelnd, „Ihr wollt ablenken, indeß doch Eure Gedanken alle bei Curt von Finkenſtein weilen, während Euer Auge ſtets ihn ſucht, und die Blicke hinüberfliegen auf ſeine freundliche Burg und auf den Pfad, den er zu kommen pflegt. Wird mir ein Kuß für die frohe Mähr, daß er noch heut herüberkommt?“

Der luſtige Ritter wartete die Antwort nicht ab, ſondern nahm lachend von der Sträubenden den ſüßen Lohn, und die Röthe, die auf Mechtildis Wangen aufſtieg, gehörte ſo ſehr der Scham, wie der freudigſten Liebeshoffnung.

Ein langſamer, ſchwerer Schritt, der auf dem Vorſaal hörbar wurde, kündigte an, daß ſich der Comthur nahe, und Otto griff ſchnell nach des Fräuleins Laute, während dieſe mit einem ſtrafenden Blick ſich von dem jungen Ritter abwandte.

Der Comthur Andreas von Sangewitz trat mit düſtrer Miene ein, und ſein Blick fiel vorwurfsvoll auf den weit jüngern Bruder, der ſeines Weſens lebendiger Gegenſatz war.

„Recht ſo!“ ſchalt er, „immer mit Lauten- und Minneſpiel getändelt in ſo ſchwerer und ernſter Zeit; fürwahr, dies ziemt dem Krieger unſers heiligen Ordens trefflich, und ſteht ihm fein an!“ Ein tiefer Seufzer begleitete ſeine Rede.

„Lieber Bruder,“ nahm Otto das Wort: „man muß die Zeiten nehmen wie ſie ſind. Schaffe mir Krieg und Fehde, und ich bin der Erſte, der hinauszieht; jetzt aber, da die Waffen ruhen, laß auch mich in meiner Ruhe, zudem bin ich zwar Ritter des Ordens, aber nicht Ordensritter, und ſo verarge es mir nicht zu ſehr, wenn ich mich keiner Regel unterwerfe.“

„Du haſt ſtets eine fertige Zunge, wenn es gilt, mir zu wiederſprechen. Will ich denn, daß Du in den Krieg ſollſt? Ich haſſe den Krieg, dieſen Würgengel der Menſchheit, und habe ſchon zu oft für Dein Leben zittern müſſen; aber Ernſt verlange ich von dem Mann, Nachdenken über ſein Leben, und Buße und Gebet," ſprach der Comthur.

Otto konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Das Gebet," überlaſſe ich den zweihundert Domherren und Chorbrüdern des Ordens; die Buße Denen, die zu bereuen haben, und das Nachdenken ſpare ich für die Zeit auf, wenn ich einſt alt und mürriſch werde, wie Du, der aber beides vor der Zeit geworden iſt."

„Gut iſt's," entgegnete der Comthur gepreßt und mit verbiſſenem Unmuth: „daß der Waffenſtillſtand zwiſchen unſerm Orden und dem Polenkönig in Kurzem zu Ende geht, und das Kriegsvolk aus dem Schloß zieht. Vielleicht kommt bald ein gottgefälliger Friede zu Stande, und dann will ich den Herrn brünſtig danken und preiſen."

„Dann ſoll ſich hoffentlich," ſetzte Ritter Otto die Rede fort: „das Kriegsgetümmel in ein anderes, ſchöneres verwandeln, dann feiern wir Mechtildis luſtige Hochzeit mit Curt von Finkenſtein."

„Ohm! Ihr ſeid ſehr unartig, und ich zürne Euch!“ rief die Genannte nun wirklich aufgebracht; der Comthur aber nahm das Wort und ſagte: „Du brauchſt Dir Deines Vetters Scherz- und Spottreden nicht zu Gemüth zu nehmen, gutes Kind; denn dieſes, wie viel Anderes, was mein Bruder ſagt, iſt in den Wind geſprochen, und Curt von Finkenſtein denkt wohl ſo wenig daran, Dich heimzuführen, als Du daran denken wirſt, dies Haus zu verlaſſen. Deine Mutter gab ſterbend Dein Geſchick in meine Hand, und über Deine Zukunft habe nur ich zu beſchließen. Dies Schloß iſt Deine neue Heimath, und Du darfſt als Herrin darin walten, wenn der Himmel über mich gebietet; denn ich trage es zu Lehen von dem hohen Orden für mich und meine Angehörigen auf ewige Zeiten, und der von Dir bewohnte Theil bleibt Dein, auch wenn dereinſt hier ein anderer Comthur meine Stelle einnimmt.“

„Ich hoffe dies nicht zu erleben,“ gegenredete Mechtildis ernſt; „doch auch in ſo trübem Fall werde ich einen ſchützenden Engel finden.

Mechtildis hatte das kaum geſagt, als ein heller Klang das Gemach durchſchwirrte, gleichwol hatte Otto die Laute hingelegt, und ſah durchs Fenſter, und Niemand hatte ſie berührt, und kein Thier war im Zimmer, und keine Saite war geſprungen. Die drei Anweſenden ſahen einander beſorgt und fragend an, der Comthur aber ward bleich, und ſagte: „Dein Schutzgeiſt ſcheint ganz nahe, er giebt Zeichen von ſich.“ Hierauf verließ er das Cloſet ſeiner Pflegetochter.

„Narren geben auch Zeichen von ſich!“ ſpottete Otto, als des Bruders Schritt draußen verhallte. „Meinen Bruder überlief's, darum lief er. Ihr ſeid wohl gar erſchrocken, traute Freundin? O, bannt den Schreck hinweg, oder laßt ihn bannen. Seht, dort reitet ſchon der Zauberer heran auf lichtem Rößlein, wie der Gott Waidawut unſerer heidniſchen Vorfahren, er iſt kampfesſertig und minnedienſtfertig, ſeht nur hin, Ihr kennt ihn gar wohl!“

Mechtildis erkannte in dem Reiter, der ſich im raſchen Trabe näherte, den Geliebten, und war nicht ſo geübt in der Verſtellungskunſt, daß ſie dem holdſeligen Lächeln, das ihr ſchönes Antlitz überflog, hätte gebieten können, ſie nicht zu ſchmücken.

Curt von Finkenſtein gewahrte von unten die Geliebte und den Freund, und grüßte hinauf; dann entſchwand er den Blicken Beider hinter einem Vorſprung der jäh abſchüſſigen Mauer. Als hierauf das Familienzimmer den lieben Beſucher, Mechtildis und die Brüder zu traulicher Unterhaltung vereinigte, warf der Comthur die Frage auf, was Curt Neues erfahren? worauf dieſer antwortete:

„Nicht viel Tröſtliches für Euch, Herr Comthur, der Ihr den Frieden liebt, viel Erfreuliches aber für kriegsluſtige Leute. Ausſicht genug auf große und blutige Schlachten. König Jagello rüſtet ein furchtbares Heer gegen den deutſchen Orden, und will ihn gänzlich vertilgen; ſein Vetter, Großfürſt Witold, iſt ſiegreich vom Feldzug gegen die Moskowiter zurückgekehrt, und führt eine wilde Schaar von Reuſſen und Tataren mit ſich, die gegen den Orden gebraucht werden ſollen." — „Der Orden hat Kraft genug, dem Feind zu begegnen," erwiederte der Comthur: „aber beſſer wäre es, man hätte die Friedensvorſchläge angenommen, und ſo das Blut vieler Tauſende geſpart."

„Der Hochmeiſter, Herr Ulrich von Jungingen, iſt viel zu ſtolz und ſelbſt zu kriegeriſch geſinnt," nahm Otto das Wort: „als daß er in Friedensverhandlungen eingehen könnte. Er baut auf die Macht des Ordens, die nie im höhern Flor war, auf deſſen zahlreiche Ritterbrüder und Dienſtmannen und auf deſſen Einkünfte, die ſich jährlich auf achtmalhunderttauſend Mark belaufen. Mit ſolchen Mitteln läßt ſich ſchon ſtreiten."

„Und doch verlieren!" bemerkte der Comthur.

„Ihr fürchtet und prophezeit aber auch immer Unheil, lieber Ohm!" ſagte Mechtildis; darauf antwortete ihr Andreas nur mit einem leiſen Seufzer, und ſprach halblaut für ſich: „Das Heil iſt von mir gewichen, das Unheil heftet ſich an meine Schritte. Wäre es doch zu Ende!"

„Wohlan!“ rief Otto aus: „was kommen ſoll, komme bald! Nicht wahr, mein lieber Curt, wir ziehen dann ſelbander hinaus als treue Kampfgefährten und Waffenbrüder, und theilen miteinander Gefahr und Noth, Sieg und Freude?

„Gewiß!“ bekräftigte Curt, und ſchlug in Otto's Rechte ein, während Mechtildis mit einem feuchten Blick voll Angſt und Beſorgniß den Geliebten betrachtete, und Otto zürnte, daß er ihrer zärtlichen Gefühle nicht ſchonte. Der Comthur aber ſagte: „Du haſt Recht, Bruder! Was kommen ſoll, komme bald, auch mein Ende! Unſer Aller Geſchick ſei dem Himmel anheimgeſtellt!“ Hierauf erhob er ſich und verließ die jungen Leute, die ſich heiterern Geſprächen überließen, und hinabgingen in den Schloßgarten, in der Kühle des beginnenden Abends zu luſtwandeln.

2.

Heuſchreckenſchaaren gleich fielen die polniſchen Kriegsvölker in das Gebiet des Ordens, und führten alle die Greuel und Schreckniſſe mit ſich herüber, welche den Kriegen jener Zeit unzertrennlich beigeſellt waren. Unbewehrte Städte, Schlöſſer und Dörfer gingen in Flammen auf, nachdem ſie ausgeplündert waren, und eine Schreckens- und Trauerbotſchaft jagte die andere zu dem ſtolzthronenden Hochmeiſterſitz Marienburg. Dampf und Feuerſäulen und glühende, von Brand ſtrahlende Wolken bezeichneten bei Tag und Nacht die Richtung, von welcher das Verderben daherzog. Der Hochmeiſter wüthete. So kühn und kampfesluſtig hatte er den Polenkönig nicht geglaubt, nicht ſo nahe den Wiederbeginn des Krieges, denn nur kaum war der Waffenſtillſtand zu Ende. Nun flogen nach allen Winden in die Gauen des Ordens ſeine Boten mit dem ſchleunigen Aufgebot, und zum großen Convent und Kriegsrath im Schloß Marienburg wurden ſämmtliche Land- und Hauscomthure und alle Brüder eilend beſchieden.

Schloß Marienburg wimmelte von Ordensrittern, Ordensgeiſtlichen und zahlloſen Dienſtmannen und Söldnern, die zum Schutz des

Hauſes, wie zum Heereszug gegen den Feind herbeigeeilt waren; ſtündlich mehrten ſich die Heerhaufen, und bald glich die fruchtbare Ebene um die Stadt einem bewegten Menſchmeer.

Zahlreich und glänzend war die Verſammlung der Ordensglieder. Der groſse Saal war mit neuen Fahnen geſchmückt, auf denen das Ordenskreuz, vereint mit den blau und weiſsen Wappenſchilden des Hochmeiſters, prangte, und vor der Menge der Brüder begann nun Ulrich von Jungingen in kräftiger Rede des Ordens Bedrängniſs zu ſchildern, und Alle zum Muth zu entflammen.

„Was geſchehen konnte,“ ſprach er: „unſerm heiligen Orden den Frieden zu erhalten, das habe ich gethan. Ich habe dem Polenkönig und ſeinem Verwandten reiche und fürſtliche Geſchenke geſandt, und deren Erwiederung ließ mich auf freundliche Geſinnung von jener Seite ſchließen. Der Orden hat ſich keiner Feindſeligkeit gegen das Polenland ſchuldig gemacht, wohl aber hat Polen bereits längſt verſucht, die Bewohner von Samland dem Orden abtrünnig zu machen. Doch auch was Noth thut, den Krieg ehrenvoll zu führen, und mit der Hülfe des Herrn, unter dem Schutz unſerer allerheiligſten Ordenspatronin, der göttlichen Jungfrau, den übermüthigen Feind zu beſiegen, auch das iſt geſchehen! Der Orden hat große und mächtige Bundesgenoſſen; Kaiſer Sigismund iſt auf ſeiner Seite, Böhmens König, Wenzeslaus, hält zu uns, Burgund hat uns Hülfe zugeſagt, viele von Deutſchlands Fürſten ſind für — keiner iſt gegen uns. Die Ordensburgen ſind bewehrt und befeſtigt, die Truppen in den Waffen geübt und unſeres Rufes gewärtig. Der Ruf iſt geſchehen, und gegen ſechzigtauſend Mann ſind aufgebrochen, dem Feind zu begegnen. Zum Theil ziehen ſie ſchon den bedrohten Grenzmarken zu, zum Theil ſammeln ſie ſich unter Euern Augen in der Flur, in der Stadt, in den Mauern dieſes Schloſſes. Krieg iſt die Loſung, meine Brüder! Schon verwüſtet der Feind das Land, ſchon dringt die Wehklage unſerer Unterthanen uns zu Ohr und Herzen, und fordert uns auf, wenn nicht zur Rache, doch zur

Abwehr, wenn nicht zum Angriff, doch zur tapferſten Vertheidigung; aber gehorſam den Vorſchriften, die auch dem Hochmeiſter für ſich allein zu handeln verbieten, habe ich euch verſammelt, euch dieſe wichtige und dringende Angelegenheit, die ihr Alle kennt, vorzutragen, und zu hören, für was ihr ſtimmt, für Krieg oder Frieden, der uns vielleicht auch unter ſchimpflichen Bedingungen werden kann!"

Da riefen faſt einſtimmig die Comthure und Ordensgebietiger: „Krieg, mit Gott und der Jungfrau! Krieg gegen den falſchen Jagello und Witold!" und ein lautes Klirren zum Boden geſtoßener Schwertſcheiden rauſchte durch den Saal. Als es aber wieder ſtiller wurde, und der Hochmeiſter weiter reden wollte, bat Andreas von Sangewitz um das Wort, und ſprach mit männlichem Ernſt:

„Obwohl ich denken kann, daß meine Stimme überſtimmt wird von ſo vielen kriegeriſch geſinnten Männern, ſo will ich doch reden, weil ich es darf, und Euch laut ſagen, daß ich gegen den Krieg ſtimme, und zum Frieden rathe, denn un=

glücklich wird dieſer Kampf für den Orden ſein, unglücklich und höchſt beklagenswerth. Mehr als dreimal iſt des Feindes Macht der überlegen, die ihm der Orden entgegenſtellen kann, und Tauſende werden hingeſchlachtet werden, ohne daß es dem Orden frommt. Summen, die auf Jahre hinaus die Kraft des Ordens erſchöpfen, wird dieſer Heerzug koſten, und ſie werden verſchleudert ſein. Darum, ehe ihr allzu raſch beſchließt, erwägt vor Allem Ausgang und Ende, erwägt, ob das, was Jagello verlangt, die Abtretung Samlands und eines Theils von Pommerellen, nicht das minder bedeutende Opfer iſt, und grabt nicht mit eigner Hand das Grab des Ordens!"

Staunend hörte die hohe Verſammlung dieſe Rede. Viele ſchüttelten mißbilligend das Haupt; im Antlitz des Hochmeiſters malte ſich Spott und Unmuth, und er entgegnete: „Wie, Comthur? Ihr ſeid der Einzige, der zum Frieden räth, da der Feind ſchon im Lande? der zum Frieden räth, nach ſo großer, bereits gemachter Rüſtung? der zum Frieden räth in einer Verſammlung, die bis auf Einen aus kampfluſtigen, thatendurſtigen Männern beſteht? und Ihr ſchämt Euch nicht, vor ſo vielen edlen Rittern Eure Zagheit und Furcht offenbar werden zu laſſen? Gott ſelbſt ruft uns zum Kampf; unſere Treue, unſern Muth, unſere Ausdauer zu prüfen, ſendet er den Feind, und zu ſeiner Ehre, zur Ehre ſeiner heiligen Mutter müſſen wir unſere Banner erheben!"

„Nicht aus Furcht und Zagheit rieth ich zum Frieden, Herr Hochmeiſter!" gegenredete Andreas: „ſondern nach meiner beſten Einſicht, und weil mir eine innere Stimme ſagt, daß auf das glorreiche Ordensbanner ein dunkler Fleck fallen werde, und weil es meine innerſte Ueberzeugung iſt, daß in dieſer Zeit uns Friede am beſten dienen würde. Da es aber Gott und Euch gefällt, Krieg zu beginnen, ſo ſchweige und folge ich gehorſam, und werde, es komme, wie es mag, meiner Ordenspflicht treu leben und ſterben, und den Tod nicht minder muthig ins Auge ſehen, als irgend einer von denen, die zum Kriege gerathen haben!"

Nach dieſer kurzen Verhandlung war vom

Frieden weiter keine Rede, und der Zug des Hauptheeres begann ununterbrochen gegen die Ufer der Drewenz, wo ſchon auf ſchnellen Roſſen die raub- und beuteſüchtigen Tataren ſtreiften, wo ſich das weitgedehnte Lager Jagello's in langen Zeltreihen ausbreitete. Rotte auf Rotte, Fähnlein an Fähnlein ſchloß ſich dem langen Zuge an. Ungeheure Geſchütze, in Marienburg gegoſſen, rollten mit Laſten ſteinerner Kugeln ſüdoſtwärts, und zahlreiche Wagen führten dem Heere Lebensmittel, Pfeile, Fackeln, ja Ketten und Stricke in großer Anzahl nach, damit die gefangenen Feinde zu feſſeln. Aus jeder Stadt, jedem Dorfe, jedem Gehöft, das dem Orden gehörte, war Mannſchaft aufgeboten oder geworben, und Danzig allein ſtellte zu dem Heere des Ordens zwölfhundert bewehrte Bürger.

Mit ahnungsbangen Gefühlen ſah Mechtildis von ihrem Kloſet aus die Schaaren ziehen, während im Schloß Chriſtburg ſelbſt lautes Getümmel toſte; denn die darin gelagerte Ordensmannſchaft rüſtete zum Aufbruch, um unter der Anführung ihres Comthurs ſich dem großen Heere anzuſchließen. Eine ſchwere trübe Stunde nahte dem weichen Herzen der Jungfrau, die Stunde des Abſchieds von den beiden Ohmen und von dem Freund, den ihre Seele mit allen Banden der zärtlichſten Hinneigung umſchlang. Ach, Alle zogen ſie fort, dem todbrohenden Schickſal entgegen, und ſie ſollte allein zurück bleiben mit ihrer Angſt, ihren heißen Thränen, ihrem brünſtigen Gebet, allein mit wenigen ergrauten Dienern, und aus der Gegend, nach der ſie ſonſt mit freundlichen Hoffnungen geblickt hatte, nun den Trauerboten erwarten, der ihr das Schrecklichſte zu verkünden kommen konnte.

Curt von Finkenſtein war ſchon völlig gewappnet von ſeiner Burg herübergekommen, um die angebetete Huldin noch einmal zu ſehen, einen Scheidekuß auf ihre Lippen zu drücken, und dann mit ſeinem lieben Waffenbruder Otto vereint auszuziehen; ſeine kleine Schaar erwartete indeß den Führer unter den Mauern Roſenbergs.

Während ſich die Liebenden noch einmal letzten, Treue gelobten, und ihre heiligen Schwüre mit Thränen und Küſſen beſiegelten, ſtand der Comthur einſam in ſeinem Zimmer, düſterer als je, und ſiegelte einige Pergamenturkunden feſt zuſammen. — „So verlaſſe ich dich denn, du alter Bau,“ ſprach er: „Zeuge meines Glücks und meines Verbrechens, und gehe den Todesgang. Wird mein Tod dich verſöhnen du ruheloſer Schatten, der mich umſchwebt wie ein Höllendämon, der meinen Schlummer ſtörte und mein Wachen ängſtigte? Willſt du ein Bewohner dieſes Hauſes bleiben, oder, wie der Kobolt in jenem grauſigen Mährlein, dich hinter mich aufs Roß ſetzen, daß es der wahnſinnige Reiter zu Tode ſtachele? Bleibe hier, bleibe hier, ſchütze die, die deines Schutzes ſo werth, wie bedürftig, ſchütze ſie, aber ſchrecke die engelreine Seele nicht! Ich pflegte ſie treu, ach, und doch war mir ihr Anblick täglich, ſtündlich eine ſchreckliche Mahnung.“

Auf dieſe ſeltſame Rede des Comthurs blieb es jedoch ganz ſtill im Gemach, obgleich er irgend ein Zeichen zu erwarten ſchien, denn er ſchaute ängſtlich und ſcheu nach allen Wänden hin; aber es fiel nicht, wie ſonſt öfters geſchehen, eine Rüſtung praſſelnd nieder, es that keinen furchtbaren Schlag, es polterte nicht, als ob Mauern und Thürme zuſammenkrachten; es blieb todtenſtill.

Bald darauf trat der alte Rüdiger herein, ein im Dienſt des Hauſes ergrauter Knecht, ſeines Gewerbes ein Waffenſchmied, in Treue erprobt, und mancher Geheimniſſe ſeines Herrn kundig. Er kam, den Comthur zu wappnen, und während dieſer Arbeit ſprach Herr Andreas von Sangewitz alſo zu ihm: „du wirſt das Haus treu bewahren, guter Rüdiger. Verlaß es nicht, habe ein ſorglich Auge auf Alles. Dieſe Briefe übergebe ich Deiner Obhut. Sie enthalten mein Teſtament und eine Kunde des Geheimniſſes, das Dir keines iſt. Kehre ich nicht zurück, ſo iſt Mechtildis die Erbin meines geringen Nachlaſſes, den der Orden nicht in Anſpruch nehmen wird. Ich denke, Rüdiger, wir ſehen uns heute zum letzten Mal!“

„Wie Gott will, Herr Comthur!“ erwiederte

Rüdiger, „Ihr könnt auch wiederkommen, und mich nicht mehr finden!“

„Laß Mechtildis nie erfahren, was ſie ſo nahe angeht! Ich möchte nicht ihren Fluch mit hinübernehmen, trage ich doch ſchwer genug an der Laſt meines eigenen Gewiſſens,“ fuhr Herr Andreas fort.

Von mir erfährt keine Seele etwas,“ tröſtete der Knecht. „Ja, wenn ich's dadurch vergeſſen könnte, wenn ich's ausplauderte, dann würde ich es gerne aus meiner Seele, aus meiner Erinnerung ſchaffen.“

„Wahre nur dieſe Dokumente gut; ich wüßte keine treuere Hand, in die ich ſie niederlegen könnte. Wollte Gott, ich fände bald Ruhe!“ ſprach der Comthur mit einem Seufzer.

„Man ſagt ja, Ihr habet zum Frieden gerathen, Herr, und ſeid von dem Hochmeiſter übel angelaſſen worden?“ fragte der Wappner.

„Ich thats!“ erwiederte der Comthur: „ich that's, weil es mich drängte, es zu thun. Es wird viel unſchuldiges Blut vergoſſen werden, und ich fühle, wie ſchwer das in der Schale des

Gerichts wiegt. Du haſt mich gekannt, Rüdiger! du weißt, ich war kein Mann des Friedens; die blutigſte Schlacht war mir die liebſte, und bei der Schlacht an der Moddo ſtritt ich an der Seite des Meiſters in Liefland, Conrad von Wittinghoven, in den vorderſten Reihen, — nachdem aber geſchah, was mir am Herzen nagt, bin ich blutſcheu geworden, und habe mein Weſen verändert und meine Geſtalt, daß ich älter ausſehe, als ich bin, daß mein Haupthaar ergrauet, wie eines Greiſes Haar.“

„Ich wollte, Herr, daß ich alle dieſe Dinge nicht wüßte,“ ſagte der Waffenſchmied, und gürtete Andreas das von ihm gefertigte gute Schwert um. „So, nun iſt meine Arbeit gethan!“

Noch einmal ging der Comthur zu Mechtildis; er begegnete dem Bruder und Curt von Finkenſtein. Die Freunde gingen ſtill und ernſt an ihm vorüber, auch an dem heitern Otto hatte die Abſchiedsſtunde ihr Recht, traurig zu machen, geübt.

Rüdiger trat mit treuherzigem Gruß zu Otto, und nahm das Wort: „So ziehet auch Ihr von uns, mein günſtiger Herr Ritter, und ſo nehmt den Segen eines alten treuen Dieners, den Ihr gewürdigt habt, ihm ein Kind aus der Taufe zu heben und ſein Gevattersmann zu werden, mit auf den Weg! Gott geleite Euch, und die heilige Jungfrau ſei Euer Schirm und Schild, wenn's heiß hergeht. Ihr waret immer brav und gut! Gott ſei mit Euch!"

Der alte Knecht drückte und küßte des jungen Ritters Hand, und entfernte ſich eilig.

Der Comthur fand ſeine Pflegetochter vor dem Gnadenbilde ihres Hausaltars niedergeworfen und in Thränen gebadet. Ihr Anblick und ihr Schmerz machten ihm das Herz ſchwer, das ohnehin nicht leicht war; er ſtand einige Minuten lang ſtill im Gemach, die weinende Beterin nicht zu ſtören, endlich, da ſchon unten im Burghof ſchmetternde Drommetenklänge zum Scheiden mahnten, nahm er gepreßt das Wort: „Mechtildis! Mechtildis! Dein Ohm ſagt Dir Lebewohl!"

Das Fräulein richtete ſich auf und beugte ihr thränenfeuchtes, blaſſes Angeſicht auf die Hand des Ohms ſchmerzvoll nieder.

„Du bleibſt hier, mein Kind,“ fuhr der Comthur fort, „unter redlichen Dienern, und des Hauſes Herrin. Wenn ich nicht zurückkehre, ſo ſprich ein Gebet für mich, und laß für meine arme Seele Meſſen leſen. Und ſei nicht bange, wenn Dir Ungewöhnliches begegnet, ſondern bekreuze Dich, und empfiehl Dich in den Schutz der Heiligen, vor deren hochgelobten Namen die Geiſter fliehen müſſen. Lebe wohl! Gott ſegne Dich!“

„Lebt wohl, Oheim!“ erwiderte Mechtildis ſchluchzend, „und habt Dank für Eure treue und ſorgliche Pflege. Ach, nun Ihr ſcheidet, habe ich keinen Vater mehr!“

„Doch, doch, im Himmel, meine gute Tochter!“ rief Andreas, drückte einen Segenskuß auf ihre Stirn, und verließ ſie. Still weinend warf ſich Mechtildis wieder zum Gebet nieder.

Der Kriegerhaufe war ſchon aus dem Schloß, und ſtellte ſich auf der Heerſtraße auf. Neugierig drängten ſich die Bewohner des Städtchens, den Abzug zu ſehen. Viele weinten, denn Vielen ſchieden liebe Angehörige.

Der Comthur ritt über die Brücke; da ſcheute plötzlich ſein Roß vor einem Mönch, der, ſchattengrau, wie ein Pfeiler, am Geländer ſtand, und das todtenfarbige Antlitz aus der Kutte hervor unverwandt auf den Reiter richtete. Dieſe unheimliche Geſtalt fragte leiſe, und faſt höhnend, ohne jedoch nur die Lippen zu bewegen. „Wem willſt Du nun das Schloß befehlen, ſo lange Du fern biſt?"

Herr Andreas von Sangewitz hatte Noth, ſein Roß zu bändigen, und erwiederte voll Zorn: „Dir und allen Teufeln, die dieſes Krieges Anſtifter!" Darauf nickte die Geſtalt, und zerfloß vor den Augen des Comthurs, deſſen Roß im ſelben Augenblicke ruhig wurde, und ſeinen Reiter ohne Widerſpenſtigkeit trug.

Wehmüthig grüßten noch einmal im Vorbeireiten Curt und Otto hinauf zum Schloß, zu der traurigen Mechtildis, die mit unnennbar ſchmerzlichen Gefühlen den Rittern nachſah, während die Ordenskrieger luſtige Lieder ſangen, und Pfeifer, Pauker und Trompeter wacker aufſpielten, ſo daß man Väter und Mütter und liebende Geſchwiſter nicht weinen hörte Der Comthur ritt an der Spitze des Zuges in ſehr tiefen Gedanken hin.

3.

König Jagello Wladislaus und Großfürſt Witold waren mit ihrem ungeheuren Heere landaufwärts gezogen und hatten zwei Meilen von Gilgenburg das Lager neu geſchlagen. Eine furchtbare Macht war es, die den Orden, die ganz Preußen bedrohte, zuſammengebracht aus ſo vielen Ländern, und aus Völkerhorden beſtehend, wie ſie noch nie den Boden deutſcher Zunge betreten. Dem heldenmüthigen Könige, den die Liebe unter das ſanfte Scepter der chriſtlichen Religion geführt, der mit Eiſer ſich beſtrebt hatte, ſeine noch heidniſchen Unterthanen in Litthauen und Samoitien dem Glauben zuzuführen, dem er ſelbſt warm anhing, folgten Tauſende von Heiden, deren Sinn fanatiſch gegen das Chriſtenthum entflammt war, um den Orden zu bekämpfen. So haben Herrſch- und Eroberungsſucht zu allen Zeiten das reine

Kreuz mit ihrem Blutbannern umhüllt; und es iſt von ſeinen Bekennern mehr Makel darauf gehäuft worden, als von allen Heiden und Anhängern anderer Culte zuſammen.

Während das Polen- und Tatarenheer im unabſehbaren Lager noch raſtete, zog das Ordensheer über Löbau, und breitete ſich auf der Ebene zwiſchen Grünewald und Tannenberg aus. Lange war der Himmel trübe geweſen, und ſtarke Regengüſſe hatten die Eilmärſche erſchwert; jetzt blickte die Sonne freundlich durch die ſich zertheilenden Wolken, und mancher Ritter nahm das zum günſtigen Zeichen; aber die Zeichen trügen, und die falſchen Sterne täuſchten ſchon oft ihre Vertrauenden.

Schon ſtellte ſich das Ordensheer in Schlachtordnung, die farbigen Banner leuchteten über die Ebene, Hörner und Trommeln, Zinken und Pfeiſen tönten kriegeriſchen Muth in die Herzen der Kämpfer, den der Führer Zuruf und feurige Anreden zur Begeiſterung ſteigerte.

Im Polenlager aber klang ſtatt ſolcher Muſik in der Nähe der königlichen Zelte eine ſilberne Glocke: ein Zeichen, daß Meſſe geleſen werde. Und rings um den erhöhten Feldaltar, auf dem ein goldenes Cruzifix prangte, vor dem der Prieſter mit den Miniſtranden ſtand, knieten König Jagello, Witold und alle die Fürſten und Großen der Reiche Polen, Samland und Lithauen, und Tauſende von den chriſtlichen Kriegern. Noch währte das Amt, als ein Herold des Ordens ſich nahte; doch das Schmettern ſeiner Trompeter unterbrach zwar die Stille, aber nicht die Andacht und mit ernſtem Wink gebot der Polenkönig dem meldenden Trabanten Schweigen, und ſein Knie blieb gebogen, bis das ite, missa est, von den Lippen des Prieſters floß. Jetzt ſchwang ſich Witold auf ſein ſchwarzes Streitroß, und ſprengte von dannen, das ſchlagfertige Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Vor Jagello aber wurde der Geſandte geleitet. Es war ein trotziger Ritter, Namens Sitmann, der es wagte, mit höhnender Symbolik zu dem mächtigen Herrn zu reden. Er nahm aus eines begleitenden Dieners Hand zwei Schwerter, ein hellglänzendes reines, und eines, das mit Blut befleckt war, und ſprach zu Jagello: „Alſo redet zum König von Polen, Jagello, Wladislaus, der Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, Ulrich von Jungingen, durch meinen Mund: „Es will uns bedünken, als zögere Polens König, eine Schlacht zu liefern; vielleicht, daß es ihm an Waffen fehle. Darum ſchicken wir dem Könige und dem Großfürſten, Jeglichem ein gutes Schwert, und wünſchen, daß Beide ſich derſelben mit angeborner Tapferkeit bedienen. Wollte aber König Jagello Wladislaus lieber Frieden haben und ſein Heer zurückführen, ſo ſende er das rothe Schwert zurück, und behalte ſich das blanke, als Zeichen ſeines friedſamen Willens."

Auf dieſe Rede äußerten die Magnaten und Herren, die dem kühnen Sprecher zunächſt ſtanden, bedrohliche Zeichen des Unwillens; aber König Jagello, ſeiner Macht vertrauend, nahm dieſe Spottreden ohne Zornesäußerung hin, und erwiederte mit dem ruhigen Lächeln der Verachtung:

„Saget Eurem Hochmeiſter, er würde bald erfahren, daß es uns nicht an Schwertern fehle; dennoch nähmen wir ſeine Doppelgabe an, die er uns zum Schimpf entſendet, und nähmen ſie als ein ſicheres Friedenszeichen; denn billig übergiebt der Ueberwundene dem Sieger ſeine Waffen. Wir wollen nicht an Euch die uns angethane Schmach rächen, und ſtellen es in Gottes Fügung, Eures Herrn ungemeſſenen Uebermuth zu ſtrafen.“

Und wie nun der Herold Sitmann ſich entfernt hatte, entzündete ſich das Feuer der Schlacht auf furchtbare Weiſe. Aus den ſchnell aufgeworfenen Lagerwällen donnerten die Geſchütze; Wolken von Pfeilen durchſchwirrten die Luft, und fielen wie Hagel praſſelnd anf Helme und Stahlharniſche nieder, dazu ſchallte markdurchſchütternd das Schlachtgeheul der wilden Tataren, und bald wogte Mann an Mann, Roß an Roß im Mordgewühl, ein dunkler Knäuel, den Wolken von Dampf umſchleierten. Mit der hartnäckigſten Tapferkeit wurde geſtritten, und für beide Heer barg ſich lange, ſehr lange in die Hüllen der Unſichtbarkeit die göttliche Victorie. Es war ein Kampf, als ob die ganze Menſchheit ſich vertilgen wolle, ein Kampf, wie ſeit Jahrhunderten vor und nach dieſer Zeit keiner wieder gekämpft wurde. Endlich blitzte durch Dampf- und Staubwolken das Siegesgeſtirn auf der Seite der Ordensſtreiter. Der rechte Flügel des Polenheeres widerſtand nicht länger den Angriffen der Ritter, an deren Spitze der Hochmeiſter ſelbſt kämpfte, umgeben von vielen Hundert der Tapferſten. Dorthin, wo von hoher goldner Stange das polniſche Hauptbanner wehte, drängten die Streiter, mit jedem Schwertſchlag Tod und Schrecken um ſich verbreitend.

Otto von Sangewitz und Curt von Finkenſtein hielten ſich immer nahe beiſammen in der wilden Schlacht, Einer den Andern deckend und ſchirmend, ſo kämpften ſie, ein Dioskurenpaar, ſtets in den vorderſten Reihen, und als jetzt eine ganze Maſſe Ordensritter gegen die Vertheidiger der Hauptfahne anprallte, konnten dieſe dem gewaltigen Andrange nicht länger widerſtehen; von Finkenſteins Schwert getroffen, ſank der Fahnenträger, während ihm Otto das Pannier aus den niedergleitenden Händen riß. Lauter Jubel ertönte, und in dieſem Augenblicke durchlief eine Schreckenskunde den rechten Flügel des Polenheers: „Der König iſt gefallen!“ hieß es, und „Sieg! Sieg!“ riefen frohlockend die Streiter des Ordens. Schon drängten in grauenvoller Unordnung die Maſſen durcheinander, ſchon wandten ſich Viele zur Flucht: da ſprengte Großfürſt Witold, ſchnell von der Gefahr benachrichtigt, mit ſeinen Tataren herbei, und hemmte ſo mit der krieggewohnten Schaar jede Möglichkeit der Flucht; ja, er begann, als er das Panier in Feindes Hand ſah, mit Löwenmuth einen neuen und furchtbaren Angriff. Hoch zu Roß zeigte ſich auch der König, unverletzt und voll freudigen Schlachtenmuthes; und mit einem Ungeſtüm, das jede Schranke durchbrach, ſtürzten ſich nun die Polen gegen die Ordensritter; von allen Seiten wogten unzählbare Maſſen heran, und wie auch die Tapferkeit, eines beſſern Lohnes werth, im heißen Kampfe nicht zagte und nicht erlahmte, endlich mußte ſie der Uebermacht weichen, und Hunderte fanden den Tod, nicht beſiegt, nicht erſchlagen, ſondern im eigentlichen Sinne erdrückt von dem eng in einander gekeilten Mordgetümmel.

Mit geſpaltenem Haupt ſank Otto von Sangewitz vom Roß, und das Polenbanner flatterte wieder ſiegverkündend in Witold's Hand. Neben dem Waffenbruder fiel Curt von Finkenſtein blutend nieder.

Auch Andreas von Sangewitz war mit ſeinem kleinen, bereits ſehr zuſammengeſchmolzenen Häuflein dicht von Feinden umringt; plötzlich ſah er ſich neben dem Hochmeiſter, der mit bleichen Mienen das ganze furchtbare Unglück überblickte, und doch immer noch denen, die ihn umgaben, Muth einzuſprechen ſich mühte. Andreas von Sangewitz ſah, daß ihre Todesſtunde geſchlagen, und geſtand ſich's. Der Hochmeiſter ſah es auch, und wollte ſich's nicht geſtehen. Mit bitterem Hohn ſchrie Andreas: „Herr Ulrich von Jungingen! den heutigen Tag ſchreibt die Geſchichte unſeres Ordens mit Blut in ihr Jahrbuch. wenn es überhaupt heute Abend noch einen deutſchen Orden gibt! Euer Bruder Conrad hatte Recht, als er auf ſeinem Todtbette die Gebietiger bat, nicht Euch zu wählen, denn Ihr ſeid es, der uns Allen den Todesſtoß verſetzt! Ihr ſeid ein tauſendfacher Brudermörder!“

Der Hochmeiſter wollte zürnend erwiedern, aber er behielt auf Erden zur Gegenrede keine Zeit mehr übrig, ein Pole führte einen Schwerthieb nach ihm, der ſein Haupt vom Rumpfe trennen ſollte, doch nur das Kinn mit dem Barte abſchlug; der Pole wurde alsbald von Andreas rächendem Arm niedergeſtoßen. „Seht, ich bin nicht feige. Ich rächte Euch!“ rief Andreas dem blutüberſtrömten Hochmeiſter zu, der einer Ohnmacht nahe war; da ſtürzte auch er vom Roß, eine Kugel hatte ihn getroffen, er griff im Fallen mit beiden Händen in die Luft, als wolle er eine Geſtalt faſſen, und ſeufzte ſterbend: „Curſin! Auch — Du biſt gerächt — vergieb!“

Der blutige Tag neigte ſich zum Scheiden. Niedergeſunken war mit ihm das glänzende Gebäude einer Macht, daran Jahrhunderte gebaut hatten.

Todt lag auf der blutigen Wahlſtatt der Hochmeiſter, todt um ihn her ſeine Getreuen: der Groß-Comthur, der Ordenstreßler, der oberſte Marſchall, der oberſte Trappier, viele Comthure, und ſechshundert Ritterbrüder. Von dem Heer des Ordens hatten Vierzigtauſend zum letzten Mal das Licht geſehen. Tauſende wurden als Gefangene fortgeſchleppt. Der Reſt des Heeres floh zerſprengt nach allen Richtungen hin.

Im Siegestaumel ſchwelgte das Polenheer und beutete das gewonnene Lager aus. Die Fackeln, die das polniſche Lager hatten entzünden ſollen, wurden nun zur Einäſcherung preußiſcher Orte beſtimmt; die Stricke und Ketten für polniſche Gefangene, ach! ſie ſchlangen ſich jetzt um manche deutſche Hand. Doch theuer erkauft war der Sieg, den die Uebermacht an Mannſchaft, nicht aber an Tapferkeit, errungen hatte. Sechzigtauſend Polen und Tataren waren erſchlagen, und der König trauerte, während ſein Heer ſich der

Freude überließ. Er verfolgte den fliehenden Feind nicht, ſondern ordnete Gebete und Feſte an, die drei Tagen währten. Mit fünfzig eroberten Fahnen ward auch das abgehauene Kinn des Hochmeiſters nach Krakau geſandt, den Leichnam überließ endlich der König den Bürgern von Oſterrode zum Begräbniß, nachdem an ihm noch die Polen Spott und Verſtümmelung verübt.

Verderbendrohend dem Reſt des Ordens und dem Haupthaus Marienburg, brach am vierten Tage nach der Schlacht das Heer auf, und die ganze Gegend zitterte bei ſeinem Nahen, hauptſächlich aber vor den zügelloſen Schaaren, die unter Witolds Commandoſtab die Natter aſiatiſcher Grauſamkeit an den meergeküßten Buſen Europa's legten.

Eilend zog, mit einem Herzen voll Muth und einem weitſehenden Geiſte, der Comthur Heinrich von Plauen mit einer kleinen tapfern Schaar nach dem Ordenshauſe, traf alle Anſtalten zur Vertheidigung, und beſchleunigte die Wahl eines neuen Hochmeiſters, die er im Drange der Noth auf ſich ſelbſt zu lenken wußte. Der Reſt des Ordensheeres ſammelte ſich wieder um die bedrohte Stadt, und der neue Hochmeiſter bot Alles auf, Marienburg nicht in die Hand des Feindes fallen zu laſſen, denn mit dem Fall dieſes Schloſſes ſchien auch der des Ordens eng verknüpft und unvermeidlich.

4.

Es war am Tage der Schlacht, als die zagende Mechtildis mit angſtgequältem Herzen hinausſah nach der Gegend, wo die Wage Bellona's furchtbar ſchwankte. Sie hörte den ſchrecklichen Donner der Geſchütze, und bei jeglichem dumpfen Knalle gedachte ſie ihres Curt, ihrer Ohme, und bangte um das Leben des Geliebten und der Verwandten.

Einmal hörte ſie, wie ſich unten auf der Straße die Landbewohner zuriefen, der Orden ſiege; aber als gegen Abend ihrem Auge, das die ängſtliche Unruhe ſchärfte, zuerſt einzelne Reiter zeigten, welche die Richtung nach Chriſtburg nahmen, als dieſen mehrere, und dann auch viele Wehrmänner zu Fuß folgten, da ſah ſie mit Schrecken, daß das keine Siegesboten waren, und warf ſich verzweifelnd auf die Knie, zu beten; aber ſie konnte nicht, und ihre Magd ſuchte ſie vergebens mit Hoffnungen zu tröſten und zu beruhigen. Sie befahl der Dienerin, Rüdiger herbeizurufen, und blieb laut weinend in ihrem Cloſet allein. Und düſterer wurde der Abend, Rüdiger kam nicht, aus der Vorburg ſchallte Lärm; vielleicht hielten Flüchtlinge den Diener auf — auch die Magd blieb aus, und immer ängſtlicher und banger ſchlug des Fräuleins Herz, und ſie ſeufzte: „So bin ich denn ganz verlaſſen, und Niemand nimmt ſich meiner an, und Niemand bringt mir Troſt und Hoffnung!“

Da tönte wieder jener geheimnißvolle Klang durch das dämmerhelle Zimmer, und wie Mechtildis, davon emporgeſchreckt, aufſah, gewahrte ſie, von unnennbarem Schauder erfüllt, daß ein Palmzweig ſanft, wie von Geiſterhand getragen, durch das Gemach ſchwebte, und dann vor ihren Augen verſchwand. Ehe ſie noch ſich erholt, und ſich gefragt, ob ſie recht geſehen, oder ob ſie nur von ihren aufgeregten Sinnen getäuſcht worden ſei, trat Rüdiger mit einem Geſicht voll Schreck und Kümmerniß ein, und begann: „das Unglück bricht über uns her, Fräulein! Faßt Euch, und betet! Die Schlacht iſt verloren, der Hochmeiſter im Kampf gefallen; das Heer zerſtreut, was nicht erſchlagen oder gefangen iſt.!“

„Großer Gott! Und meine Oheime?“ rief Mechtildis händeringend. „Von ihnen habe ich noch keine Kunde,“ entgegnete der Schmied, „vielleicht leben ſie noch, und ſind frei; dann werden ſie bald hier ſein; jetzt ſagt mir Eure Befehle, denn ich muß wieder hinab, das Haus wimmelt ſchon von Flüchtlingen, die hier Raſt und Schutzwehr ſuchen, wir können nicht alle unterbringen, noch weniger haben wir Nahrung für ſo viele Menſchen und Roſſe.“

„O dann eile, und hilf, wo Du kannſt, ich bedarf Deiner nicht, hörſt Du aber gute Zeitung, dann ſäume nicht, zu mir zu kommen!“ bat Mechtildis.

„Hört mit Gunſt einen Rath, edles Fräulein,“ ſprach Rüdiger. „Sucht Eure beſten Sachen zuſammen, und verbergt ſie gut, und rüſtet Euch, wenn es Noth thut, dieſe Burg zu verlaſſen. Der Feind wird ſich nicht mit ſeinem Sieg begnügen, er wird auf Marienburg losrücken, und da liegt ihm unſer Chriſtburg auf dem Wege. Ihr müßt fliehen!"

„Und wohin ſollte ich?" fragte Mechtildis mit dem bitteren Gefühl, das gänzliches Verlaſſenſein eingiebt. „Ich habe keine Heimath weiter, als dieſes Haus, und will hier ſterben, wenn hier zu leben mir fürder nicht vergönnt iſt. Ich will hier meinen Todesboten und meinen Tod erwarten, vielleicht muß ich durch harten Kampf erſt die Siegespalme erringen, die vorhin in wunderbarer Erſcheinung meinen Augen vorüberſchwebte."

„Wie Fräulein?" fragte beſtürzt der Schmied, „hattet Ihr eine Erſcheinung, verfolgt Euch auch die heimliche und grauſenvolle Macht, die dieſes Schloß zum Wohnſitz auserkor, ſo daß es faſt alle Knechte und Diener ſchon ſchreckte? Wir wollten Euch nichts davon ſagen, um Euch nicht bange zu machen, nun aber— da es Euch ſelbſt ſichtbar wird —"

„Laß es nur Rüdiger, und thue Dein Amt,“ unterbrach Mechtildis den geſchwätzigen Alten: „ich fürchte mich nicht, und ſtehe unter Gottes Schutz!“

Der alte Diener ging, Mechtildis aber ſuchte Troſt und Seelenfrieden im Gebet, und rief die Heiligen an, ſie zu ſchirmen. Ruhig konnte ſie nicht beten, denn wenn auch keine Erſcheinung ſie beängſtigte, ſo erfüllte doch der tiefſte Gram, die ſchrecklichſte Unruhe ihre Seele mit tauſend Bildern der Angſt und der Sorge, und der blutige Feuerſchein, der vom Himmel in ihr einſames Gemach leuchtete, machte ihr Herz zagen, und ſcheuchte den Schlaf von ihrem müdegeweinten Augen. —

Der nächſte Morgen, wie ſonnenhell er auch emporſtieg, vermochte die Trauernde nicht zu tröſten, der ein unheilvoller Tag Pflegevater, brüderlichen Freund und Geliebten zugleich geraubt hatte. Auf Chriſtburg aber ritt der neue Comthur Ritter Melchior von Frauenberg, mit einem Häuflein Ordensſöldner ein, und traf Anſtalt, das

Haus in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Ein eitles und thörichtes Beginnen, wenn es Frauenbergs rechter Ernſt geweſen wäre. Der Comthur trat vor Mechtildis; er bat ſie, ſich ihm zu vertrauen, und verhieß ihr Schutz und Sicherheit, bei ſeinem Leben und ſeiner Ehre. Mechtildis war ſo reizend in ihrem Schmerz und in ihrem Trauergewand; Herr Melchior von Frauenberg war noch jung, und ſein heißes Blut entflammte ihn bald zu Wünſchen, die ſeiner holden und engelreinen Schützlingin Gefahr drohten. Noch ahnete Mechtildis die Gefühle nicht, die ihre Schönheit in dem Ordensritter entzündete, alle ihre Gedanken waren noch bei den großen Verluſten, die die Schlacht vom fünfzehnten Juli auch ihr gebracht, ihr Herz blutete noch an den Wunden, die jener Tag ihr geſchlagen; arglos freute ſie ſich, daß der Ritter ihr ſo freundlich nahte, und ihren Schmerz zu ehren ſchien.

Mit dem alten Rüdiger ſchien eine große Veränderung vorzugehen. Er ward täglich bleicher; und trieb ſich unſtät im Schloß umher. Die

Knechte und Söldner wichen ihm aus, ſein Anſehen war abſchreckend, ſein Weſen rauh und mürriſch. Er ſchien wie Einer, den ein böſes Gewiſſen foltert, mehr aber als dieſes folterten ihn Erſcheinungen ſo ſchrecklicher Art, daß er den Entſchluß faßte, Chriſtburg zu verlaſſen.

Die Nachricht war eingetroffen, daß die beiden Brüder von Sangewitz in der Tannebergiſchen Schlacht geblieben, und Rüdiger beſchloß, die ihm von dem vorigen Comthur anvertrauten Documente in die ſichere Hand eines Geiſtlichen niederzulegen, und dann eine Bußfahrt anzutreten.

Ein ſchauriger Tag neigte ſich zum Ende, an welchem ein rauher Sturm das Schloß durchtobt hatte, in dem ein wildes Getöſe hörbar geworden, das nicht allein dieſes Sturmes Folge ſchien. Ein Rauſchen durchzog die Gemächer, Waffen klirrten, und lärmende Stimmen wurden hörbar in Sälen, die kein menſchlicher Fuß betrat. Es war der Tag, an welchem des Hochmeiſters Heinrich von Plauen energiſcher Sinn, nur auf Rettung und Bewahrung des Schloſſes Marienburg bedacht, die Stadt Marienburg niederbrennen ließ, damit der, mit neuer zahlloſer Heeresmacht anrückende Feind ſich nicht darin ſetze. Es war ein Tag des Jammers und der Angſt für die ganze Gegend, das Loos jener Stadt weckte in allen Gemüthern gleiche Befürchtung für den eignen Herd, denn, ſo folgerte der Einwohner zagender Verſtand, was ſoll vom Feind erwartet werden, wenn Freundeshand ſo grauſam ſtreng des Landes Hauptſtadt den Flammen Preis giebt?

Der abendliche Himmel glühte vom Brande Marienburgs, und Sturm und Donner übertoſten die unheilbedrohten Gefilde, da trieb es Rüdiger nach der geräumigen Schloßkirche; vor ihm her wandelte ein Chorherr, er ging ihm nach, im Buſen barg er die Mechtildis betreffenden Documente. Durch das nächtliche Schiff der Kirche ſchritt unhörbaren Trittes der Chorherr nach einem Beichtſtuhl, und eine unerklärliche Gewalt trieb den Schmied Jenem nach, und bald ſaßen Beide, ein Beichtiger und ein Beichtender, in dem engen

Stuhl, nur durch das Gitter geſchieden, beiſammen. Rüdiger ſagte Alles, was ihn drückte und preßte, was auf ſeinem Gewiſſen laſtete. Er bekannte ſich als Gehülfe eines ſchweren Mordes, den Herr Andreas von Sangewitz an einem Blutsverwandten geübt, theilte dem hochwürdigen Pater die nöthigen Aufſchlüſſe über die Documente mit, und bat ihn, ſie treu zu bewahren, und ſie zu ſeiner Zeit in Mechtildis von Curſin Hände zu geben, da er, Rüdiger, von Gewiſſensangſt getrieben und von Geiſtern verfolgt, eine Bußfahrt nach Rom anzutreten gedenke.

Der Chorherr nahm durch das Gitter die Pergamentbriefe in Empfang, aber vergebens hoffte Rüdiger am Ende der Beichte auf Abſolution, es blieb ſtill im Beichtſtuhl; auch war es ſo düſter geworden, daß der Schmied gar nicht mehr ſah, ob noch Jemand darinnen ſitze, und als er endlich aus dem Stuhl trat und zaghaft die Nebenthüre öffnete, durchfuhr ein Blitz die Kirche, und im Beichtſtuhl ſaß todtbleich — nicht ein Chorherr, ſondern der Ermordete, deſſen ruheloſer

Schatten im Schloß umherwandelte und in ſeiner Hand hielt er die Pergamente, die Mechtildis betrafen. Der Schmied ſchrie angſtvoll auf, und ſtürzte aus der Kirche, und es war ihm, als ob ihn alle Dämonen der Hölle verfolgten. Aus der Kirche lief er nicht nur, auch aus der Burg, den ſteilen Schloßberg hinab, und wer ihn ſah, mußte ihn wahnſinnig glauben. Darauf ſah und hörte Niemand mehr von ihm.

Am nächſt folgenden Tage erſchienen vor den meiſten Städten und Burgen jener Gegend Herolde des Polenkönigs, zur Unterwerfung und zum Abfall vom Orden auffordernd, und den Widerſpenſtigen harte Strafe drohend, den Gehorſamen Milde und Schonung verheißend, und — den Feind ſo nah, die Hülfe ſo weit, war es nicht zu verwundern, daß ſich Alles dem Sieger unterwarf, der mild genug dachte, an dem Lande und den Unterthanen nicht rächen zu wollen, was der Orden und deſſen Häupter verſchuldet. So ergaben ſich die Ordensburgen und Städte: Oſterrode, Chriſtburg, Elbing und viele andere, und

Ritter und Bürger huldigten dem neuen Herrn.

Herr Melchior von Frauenberg gab ruhig ſeinen Commandoſtab vom Schloß Chriſtburg in die Hand eines polniſchen Hauptmanns, blieb aber auf der Burg, und war eitel genug, zu hoffen, daß, obwohl in ſo kriegeriſcher und blutiger Zeit, ihm in der Liebe Siege zu Theil werden würden, da ihn der Lorbeer des Kriegs nicht ſchmückte. Während nur wenige Meilen von Chriſtburg Tag und Nacht die feindlichen Geſchütze, zuſammt den eroberten, gegen die ſtarken Mauern des Schloſſes Marienburg donnerten, das der Hochmeiſter mit Löwenmuth vertheidigte, während Dörfer eingeäſchert und die Gegenden um Marienburg einer Wüſte gleich gemacht wurden, während ſich ſo viel Schreckliches begab, und dem, durch zweihundert und zwanzig Jahre ehr- und ruhmvoll beſtandenen Orden ein trauriges Ende bevorſtand, vermochte es Herr Melchior von Frauenberg über ſich, der Jungfrau, die ein trübes Schickſal ſeinem Schutz übergeben, befremdende

Liebesanträge zu thun. „Seht, Fräulein,“ ſprach er zu der Erſchrockenen: „mit dem Orden iſt es bald aus, dann werfe ich den bekreuzten Mantel ab, und führe Euch heim. Thut auch Ihr alſo mit Euern Trauergewändern, denn hin iſt hin, und die Todten kommen nicht wieder. Ihr ſteht ſchutzlos und allein, darum ſtoßt meine Freundſchaft, meine heiße Liebe nicht von Euch, denn Ihr habt außer mir keinen Freund auf Erden. Kommt, gebt mir den Kuß der Verlobung!“

Mit dieſen Worten wagte er, Mechtildis zu umſchlingen, die laut aufſchrie und nach Hülfe rufen wollte; aber der lüſterne Böſewicht verſuchte, ihr den Mund zuzuhalten — da that es plötzlich im Zimmer einen heftigen Schlag, und der Comthur wurde von einer unſichtbaren Gewalt zu Boden geſchleudert; daß er nicht wußte wie ihm geſchah; bald darauf hörte man ein Zetergeſchrei im Schloß, daß Alles durch einander lief. Bald ſchrie es auf den Böden, bald in den Ställen, bald in der Kirche, dann auf den Höfen. Die Diener rannten verwirrt umher, einer gegen den andern, Alle ſuchten den Comthur. Jetzt ſchien ſogar das klägliche Geſchrei aus dem Brunnen im Hofe zu kommen, und als die Knechte herzutraten, vernahmen ſie allerdings, daß ein Menſch unten wimmere, doch traute ſich keiner recht, Hand anzulegen, denn die Angſt vor einem ſpukenden Kobolt war ſchon allgemein im Schloß und unter deſſen Bewohnern; endlich wagte ſich einer heran und ſiehe, da hing im Waſſereimer der Comthur, und wurde unter Staunen und Gelächter emporgezogen. Wüthend und beſchämt eilte er nach ſeinen Gemächern, den Knechten vorüber, die dem unbegreiflichen Räthſel, halb ſchaudernd, halb ſchadenfroh, nachſannen.

Mechtildis erwachte in den Armen ihrer Dienerin aus tiefer Ohnmacht, und vernahm die wunderliche Mähr deſſen, was ſich mit dem Comthur begeben; ihre Seele bebte noch vom Schreck über dieſes Mannes ungebührliches und unritterliches Betragen. Doch nach und nach erholte ſie ſich, und ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, was ſie in ſolcher Bedrängniß thun ſolle. Mehr als je fühlte ſie jetzt ſchmerzlich ihr Alleinſtehen, und von Neuem floſſen ihre Thränen um die Gefallenen. Flucht aus dem Schloſſe, aus des Ritters Gewalt, war ihr erſter Gedanke, aber bald ließ Furcht die Frage: Wohin? in ihr erſtehen. Wohin in ſo kriegeriſcher und wildbewegter Zeit, wo Schutz und Obdach finden? Schien es doch, als wolle ſich hier eine höhere Macht aufwerfen, ſie zu ſchirmen, und war es doch, als ſei dieſe furchtbar ſtark und gewaltig.

„Umſchwebt mich eines Schutzengels Flügel? Iſt ein Geiſt mir nahe, der den Feind abwehrt?" ſprach Mechtildis leiſe vor ſich hin. „O wüßte ich, daß ich vertrauen dürfte, dann wollte ich bleiben, und mein Schickſal, das Gott anheimgeſtellt iſt, ruhig ertragen. Ich bin in der Gewalt des Mannes, der meiner Tugend nachſtellt, ſei Du, o Gott, mein Helfer, mein Vater, da Du mir die Väter genommen, und durch den Tod die Hände Derer gebunden haſt, die mir freudiglich beiſtehen würden!"

Nach dieſen Worten war es Mechtildis, als ob die Geſtalt ihres Vaters vor ihr ſtehe, und die Hand ſegnend über ſie erhebe, und obgleich ſie ſich dabei eines leiſen Schauers nicht erwehren konnte, ſo war das Gefühl, das ſie empfand, doch nicht Furcht, ſondern es kam, als dieſe flüchtige Erſcheinung vorübergeſchwunden war, eine ſtille Ruhe über ſie, und ihr Gemüth fand den Frieden wieder, den jenes Mannes freches Beginnen ihm geraubt hatte.

Der Comthur aber entbrannte ganz und gar in böſer Luſt, und durchtobte fluchend ſein Zimmer. „Ich glaube, dieſe Dirne hat einen Bund mit dem Teufel gemacht, der ihr hilft und ihr Buhle iſt, wie möchte ſie ſonſt mich verachten, und wie möchte mir ſo Unerhörtes begegnet ſein? Riß es mich nicht fort von ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt? Trug es mich nicht pfeilſchnell in den Brunnen, und wickelte nicht eine unſichtbare Hand meinen Bart um die Eimerkette? Aeffte es nicht meine Stimme nach, und machte einen Zeterlärm im ganzen Schloß! Ha, Trotz ſei dir geboten, du toller Teufel! Ich werde die Zauberin binden laſſen, und in den Thurm werfen, bis ſie andern Sinnes wird. Ja, das will ich, und bald, doch zuvor noch einmal verſuchen, ob Güte nichts ausrichtet!“

Und ehe ſich am andern Morgen Mechtildis eines Beſuches vermuthete, trat der Verſucher vor ſie hin, freundlich grinſend, und redete zu ihr: „Verzeiht, meine holdeſte Gebieterin, wenn ich ſchon wieder Euch nahe. Aber Eure Schönheit iſt gleich dem Magnetſtein, und zieht auch ſtahlumpanzerte Herzen an. Gönnt mir doch nur einen freundlichen Blick Eurer Huld, und wendet den Zauber, der Euch zu Gebot ſteht, zur Beglückung an. Ich liebe Euch unausſprechlich und will mich Euch zum leibeignen Knecht geben, wenn Ihr mich erhört!“

Glühend von Zorn und Scham wandte ſich Mechtildis zu dem Erbärmlichen, nachdem ſie mit abgewandten Geſichte ſeine Rede gehört hatte, und ſprach bebend: „Herr Comthur! Verzeihe Euch Gott Eure Frechheit und Euer ſchnödes Thun! Laßt ab von mir, und ſchmeichelt Euch nie, daß

Euch jemals meine Gunſt werde! nur verachten kann ich Euch, und eher gebe ich mir ſelbſt den Tod, als daß ich Euch angehörte! Verlaßt mich augenblicklich, und betretet nie wieder meine Gemächer, oder ich verlaſſe das Schloß und gehe nach Marienburg, Euch bei dem Hochmeiſter anzuklagen!"

Höhniſch lächelnd ſah Herr Melchior auf die Zürnende, und entgegnete: „Das werdet Ihr nicht, mein holdes Lieb, denn da müßtet Ihr erſt aus dem Schloſſe ſein, und daß ihr nicht herauskommt, werde ich zu verhüten wiſſen. Doch kämet Ihr auch heraus, die Polen und Tataren würden traun nicht Eiligers zu thun haben, als das ſchöne Fräulein dem geſtrengen Hochmeiſter vorzuführen. Alſo mit Verrath droht Ihr mir? Mit Verrath gedenkt Ihr meine Liebe zu lohnen, und mit ſo viel Stolz weiſ't Ihr meine Werbung ab? O, Ihr ſollt aus einem andern Ton reden lernen, und es wird noch Mittel geben, Euern Starrſinn zu zähmen, Euern Stolz zu demüthigen. Bedenkt Euch, ich will Euch Zeit laſſen, doch nicht allzuviele. Ob es

Euch wohl, ob es Euch übel ergehen ſoll: es ſteht bei Euch!“

Ihr habt meinen Entſchluß bereits vernommen, Comthur!“ entgegnete Mechtildis ſtandhaft: „deshalb ſchenke ich Euch die Bedenkzeit. Greift nur gleich zu den Mitteln, die mich bändigen ſollen, nur das Eine bedenkt, daß, ob ich gleich ein hülfloſes Mädchen und in Eurer teufliſchen Gewalt bin, doch noch ein Gott lebt, der Eure Unthat ſieht, und daß wer einmal mir geholfen, auch wieder helfen, und Euch zum Spott der Knechte und Troßbuben werden laſſen kann.“

„Ihr wagt viel, Fräulein,“ erwiederte der Comthur: „und nur meine Liebe iſt noch größer, als Eure Keckheit, daß ich Euren Hohn ungeſtraft laſſe! Noch einmal ſage ich Euch: bedenkt! Ich werde bald wieder bei Euch ſein!“

Nach dieſen Worten entfernte ſich raſchen Schrittes der Comthur, und Mechtildis ſah ihm betäubt nach, und ſprach halblaut: „Großer Gott! Warum mir eine ſo ſchreckliche Prüfung ſenden? Womit habe ich das verſchuldet, was ich von dieſem Abſcheulichen dulden muß? Sende mir Hülfe, Gott, ſonſt muß ich zweifeln an Deiner Barmherzigkeit, und in meiner tiefen Erniedrigung verzweifeln!"

Unterdeß entſtand im Schloß ein Geſchrei, die Stadt Elbing ſtehe in Flammen, das hörte der Comthur, und ſtieg neugierig hinauf auf die die Warte, und als er da aus der Fenſteröffnung noch nicht deutlich genug zu ſehen glaubte, kletterte er noch höher durch das Sparrwerk und zu einer Dachlucke hinaus, die ein kleiner Windladen verſchloß. Er war jedoch kaum heraus, und ſaß auf dem hohen Thurmdach, als jener Laden krachend zuſchlug; in der Richtung nach Elbing hin ſah nun der Comthur weder Feuer noch Rauch, wohl aber, daß es unten im Schloßhof darunter und drüber ging. Die polniſchen Kriegsknechte, die Jagello als Beſatzung in das Schloß gelegt, prügelten auf die Ordensmannſchaft los, ſchleppten Fäſſer voll Wein und Meth aus dem Keller in den Hof, und begannen, ſie auszutrinken, und drohten, das Schloß an allen vier Ecken anzuzünden. Der Comthur wollte hinab, um durch ſein geringes Anſehen dem Unweſen zu ſteuern, allein er verſuchte vergebens, jenen Laden zu öffnen. Und jetzt erhob ſich ein tobender Sturm, der den Thurm ſo ſauſend umheulte, daß er wankte, und der Comthur mußte ſich in Todesangſt anklammern, um nicht herabgeſchleudert zu werden. Er erhob ſeine Stimme zu angſtvollem Ruf, aber der Sturm entführte die Laute, daß ſie von der hohen Warte nicht herabdrangen, und ſo mußte er ſitzen, von der Sommerſonne gebrannt, ohne Schatten, vom Wind umtoſt, ohne Schirm, von Angſt gequält, ohne Hülfe, bis ihn die Kraft, mit der er ſich feſthielt, zu verlaſſen drohte, bis er glaubte, er würde nun machtlos und ohnmächtig werden, und hinabgleiten zum Todesſturz. Noch einmal alle Kraft ſammelnd zum gellenden Hülfeſchrei der Verzweiflung, ward er endlich gehört von einem Knecht, dem er flehend winkte, und dieſer rief noch mehreren zu, die hinaufeilten, den zum Tod Bereiten zu retten, während ſich einige Polenſöldlinge, die nun auch vom Hof aus den Jagenden bemerkten, das grauſame Vergnügen machten, mit Bolzen und Pfeilen hinaufzuſchießen; doch der Sturm, der ſo verderblich drohte, war jetzt dem Comthur zum Heil, daß er nicht getroffen wurde.

Mit eigner Lebensgefahr brachten jene Knechte den Herrn herein; die böſe Luſt, Mechtildis zu quälen, war ihm jetzt ganz vergangen.

5.

Immer noch hielt ſich mit der tapferſten Gegenwehr und unerſchütterlicher Ausdauer die eng umlagerte und hart bedrängte Veſte Marienburg, deren Vertheidiger, nach dem Beiſpiel ihres hochherzigen und tapfern Statthalters und Hochmeiſters, ein freudiger Todesmuth beſeelte, während im Heere der Belagerer Unmuth und Unzufriedenheit mehr und mehr überhand nahmen; Sonnengluth, Schwärme giftigen Ungeziefers, peſtartige Krankheiten, ja, oft Mangel an Zufuhr und dem nöthigſten Lebensbedarf droheten dem Heer mit gänzlicher Aufreibung, dennoch ſetzte Jagello die

Belagerung fort, immer noch wähnend, Fortuna, die ihm am Tannenberge mit freier Gunſt zugelächelt, ſei ſeine Leibeigene.

Im Schloß Chriſtburg ſchien ein Dämonenheer eingekehrt zu ſein, und ſo die Verheißung des vorigen Comthurs erfüllt, daß er das Schloß allen Teufeln zur Bewahrung übergebe. Der Geiſt, der darin äffend bald, bald ſchreckend und ſchadenbringend waltete, ſchien ſeine Wohnung nicht allein in Küchen und Kellern, auf den Böden und in den Gemächern aufgeſchlagen zu haben, ſondern auch in dem Söldnervolk und den Knechten, die dort hauſten, und ſich den widerſinnigſten Thorheiten ungeſcheut und auf Rechnung des Geiſtes überließen, von den man ſich grauſenhafte Mährlein erzählte.

Wenn die Knechte, ſtatt in die Ställe zu gehen und ihrer Roſſe zu warten, in die Keller geriethen, und ſich toll und voll tranken, mußte es der Geiſt geweſen ſein, der ſie hinabgeführt; wenn der Koch Pferde in der Küche fand, und der Kellermeiſter Küchengeräthe im Keller, und wenn in gräulicher Unordnung und einem widerſinnigen Treiben das ganze Schloß faſt umgewendet wurde, ſo wußte am Ende Keiner, war es ein Geiſt der Hölle, der dies bewirkte, oder ein Geiſt liederlicher und thörichter Ungebundenheit, der zu ſo zügelloſem Thun den Troß anregte.

Mitten durch dies wüſte Treiben ſchritt, wie eine reine Engelsgeſtalt, Mechtildis, unberührt von der Macht, die Geiſterſpuk über die Gemüther der Burgbewohner übte; ruhig, voll Gottvertrauen, und auch lange unangefochten von dem frevelhaften Anſinnen des Comthurs, den eine heilige Scheu ergriffen hatte, mindeſtens eine Zeitlang, ſo lange ihm die auf dem Thurmdach ausgeſtandene Angſt friſch im Gedächtniß war. Mochte es im Schloſſe werfen, poltern, toben, heulen, ihr und ihrer treuen Magd kam kein Schreckbild nah, ja es war, als hielten die Geiſter vorzugsweiſe Wache in der Nähe ihrer Gemächer, ſo daß ſich weder von dem übrigen Geſinde, noch von dem rohen Polenvolke Jemand dorthin wagte.

Still trauernd, frommen Bußübungen hingegeben, und betend für das Seelenheil der Lieben, die ſie auf Erden nie wieder zu ſehen hoffen durfte, und ihr ganzes Geſchick in die Hand Gottes legend, lebte Mechtildis ihre Tage hin, und hoffte auf beſſere. Schon waren Nachrichten bis zu ihr gedrungen, daß der Polenkönig die Belagerung Marienburgs werde aufgeben müſſen, da Hunger und Seuchen in ſeinem täglich kleiner werdenden Heer wütheten. Schon ſah ſie auch, was dieſe Nachrichten beſtätigte, die Schaaren Witolds über Chriſtburg heimwärts ziehen, lange nicht mehr ſo zahlreich, als ſie gekommen waren, auch minder wild und grauſam, und es ging die Rede, daß jetzt von allen Orten und Enden her dem deutſchen Orden wieder Hülfe nahe.

Es war der neunzehnte September, als ſich der Morgenhimmel in der Gegend nach Marienburg wieder feurig röthete, die zagenden Bewohner Chriſtburgs glaubten, das Ordenshaus ſei gefallen und gehe in Flammen auf, und die Polen im Schloſſe triumphirten; aber dem war nicht alſo, und die polniſche Beſatzung Chriſtburgs freute ſich vergebens; denn ein Eilbote des Königs brachte dem Hauptmann den Befehl zum Aufbruch; was bei Marienburg brannte, war das Lager Jagello's, auf deſſen eignen Befehl angezündet, und es kam die Kunde, daß der König die Belagerung aufgehoben, und mit ſeinem Heer den Rückzug bereits angetreten habe.

Da gedachte der Comthur Melchior, daß eine Zeit kommen könne, die ihm Rechenſchaft abfordere für ſein Thun, und daß die beleidigte Mechtildis Mittel finden könne, über ihn klagbar zu werden, und beſchloß, ſie noch einmal zu beſtürmen, und ſo ſie ihm nicht willfahre, ihr den Mund auf ewig zu verſiegeln. Noch einmal ſollte eine dunkle Stunde der Prüfung für die arme Verwaiſte kommen; aber ihr guter Engel wandte ſie von ihr ab, und befreiete ſie von dem grauſamen Peiniger, der ſo Arges mit der Schuldloſen im Sinne hatte.

Gegen Mittag, als die Polen im Begriff waren, auszurücken, hörte man von der Gegend des Schloſſes her, wo Mechtildis Gemächer befindlich waren, das Geſchrei eines Mannes ſo laut und brüllend, daß Alles erſchrack, darauf ein polterndes Getöſe, einen ſchweren Fall; dann wieder lautes Gebrüll, und hierauf ſtürzte, wie unſinnig ſchreiend, der Comthur an dem zuſammenlaufenden, verwundert aufhorchenden Geſinde vorbei; und dieſes ſah, wie des Ritters Bart über und über lichterloh brannte, wie ein Feuerbündel; der Comthur aber rannte in die Küche, goß ſich einen ganzen Eimer Waſſer über den Kopf, aber gänzlich fruchtlos, denn der Bart brannte fort, und entzündete auch das Haar, und die Augenbraunen waren ſchon weggebrannt, ſo daß er ſcheuslich ausſah. Niemand wagte, ihn anzurühren, und ſo eilte er in den Hof, und wühlte ſein Haupt, unter Höllenſchmerzen, in einen Haufen Sand, doch auch jetzt ganz vergeblich, und dann ſprang er wieder empor und ſchrie: „Flieht! Flieht! Flieht! Tauſend Teufel wohnen in dieſem Hauſe! Helft mir! Ich brenne! Helft! Die Hölle brennt mir im Geſicht!“ Und ſo zeternd und halb ſchreiend, halb heulend floh er, wie vom Teufel gejagt, aus dem Burgthor, und je weiter er lief, je minder wurde ſeine Pein. Er kehrte nie wieder auf das Schloß zurück.

Dieſe wunderbare und unerklärliche Begebenheit hatte aber einen tiefen und erſchütternden Eindruck auf die Bewohner des Schloſſes gemacht, und als der Abend kam, zog alles Hausgeſinde, Koch und Kellner, Magd und Knecht, aus der geſpenſtigen Burg, und trugen den Verruf derſelben nach allen vier Winden. Um Mechtildis kümmerte ſich Niemand, auch lebte dieſe ſo ſtill und einſam, daß die Wenigſten von ihr wußten; nur ihre treue Dienerin hielt bei ihr aus, und da Beiden noch nichts Uebles widerfahren war, da das, was Andere ſchreckte und vertrieb, zu ihrem Schutze zu geſchehen ſchien, ſo hielt Mechtildis es für wohlgethan, in ſo unſicherer Zeit da zu bleiben, wo ſie war, und, verſehen mit Vorrath von Trank und Speiſe, und möglichſt abgeſperrt gegen äußere Gewalt, ſich ſtill auf der Burg zu halten.

Die ſcheue Furcht der Bewohner Chriſtburgs ſorgte treulich, daß die Bewohnerin und nunmehrige Herrin des Schloſſes keinen Beſuch erhielt, denn die Kunde, daß das Schloß verflucht ſei, und daß das Teufelsgeſpenſt oben keine menſchliche Seele dulde, ſchreckte Jeden ab, den etwa die Luſt gelockt hätte, etwas droben für ſich zu finden.

Mechtildis durfte es getroſt wagen, ihre Zimmer zu verlaſſen, und ſich im Hofraum zu ergehen; beſonders weilte ſie gern an einem ſtillen umbuſchten Plätzchen auf der der Stadt entgegengeſetzten Seite des Schloßberges, wo die Schatten alter Bäume ein melancholiſches Dunkel ſchufen und hier in traulicher tröſtlicher Einſamkeit gingen ihr die Bilder des Leides, wie die ſchöneren einer heitern und glücklichen Jugend vorüber. Es war der Namenstag ihres Vaters, des edlen Ritters Wenzeslaw von Curſin, den die verwaiſte Tochter ernſt beging. Mechtildis war zwölf Jahre alt geweſen, als ſie der Vater zum letztenmal ſegnend in die Arme geſchloſſen hatte. Er war hinweggeritten, und nicht wieder gekehrt, er war auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden. Zu der trauernden Mutter, die der Gram um den Gatten auf das Siechbett warf, von dem ſie nicht wieder erſtand, war ihr Bruder, Herr Andreas von Sangewitz, gekommen, und hatte geſagt, daß es wahrſcheinlich ſei, daß der edle Ritter bei jenem Verrath der Samaiten auf dem Hauſe Friedburg — wo die Gefangenen ſich befreiten, und den Comthur Martialis von Helfenbach, ſammt allen Brüdern, die auf der Burg waren, erſchlugen, und das Haus über den Leichnamen in Brand ſteckten, — mit umgekommen; und dann hatte Herr Andreas der ſterbenden Schweſter gelobt an Mechtildis Vaterſtelle zu vertreten, was er auch redlich gehalten.

Solche Erinnerungen waren mächtig genug, der trauernden Jungfrau Thränen zu entlocken, und wenn ſie zumal Vergleiche anſtellen wollte zwiſchen der glücklichen Vergangenheit und der trüben Gegenwart, hatte ſie der Urſache zum Weinen genug, und es bedurfte keines Blickes in die ungewiſſe Zukunft, die ihr weder Hoffnungen noch Freuden bot. In einem Kloſter Ruhe, Schutz und Frieden zu ſuchen, war jetzt noch Mechtildis einzige Hoffnung.

Sie hatte ſich heute ſchön geſchmückt; der heiße Tag erlaubte ihr ein leichtes weißes Gewand, den Leib umwand ein ſchwarzer Gürtel. Die jugendliche ſchöne Geſtalt, der milde Zug von Schwermuth und ſanfter Schwärmerei machte ſie ſo äußerſt reizvoll: aber in dieſer Oede war kein Auge mehr für ihre jungfräulichen Reize, und das Loos in Einſamkeit zu verblühen, ſchien für Mechtildis aus der Urne des Schickſals gefallen.

Während ſie auf einer Moosbank ſich der Wonne und dem Weh der Erinnerung überließ, führte ein Ritter ſein Roß den Schloßberg empor, und fand zu ſeiner Verwunderung die Zugbrücke herabgelaſſen, und in dem öden Hofraum keine Seele, überall nur die Spuren, daß das ſchöne Haus nur erſt vor Kurzem von den Bewohnern verlaſſen wurde. Dies war ihm unbegreiflich, und er begann ſchon, in dem Hauſe ſelbſt ſeine

Forſchung fortzuſetzen; aber das Grauen wohnte in den düſtern, ſchweigenden Räumen, er vermochte es nicht über ſich, die Treppen hinauf zu gehen, und blieb, unſchlüſſig umherſpähend, im Burghof, während ſein freigelaſſenes Roß darin graſete.

Aus träumeriſchen Sinnen ſtörte ein leiſer, ſurrender Ton Mechtildis auf. Ein grauer Schmetterling, ſo groß, wie ſie noch keinen geſehen, umflatterte ſie, als ob er die Blüthe ihrer Wangen für Roſen hielte; ſie haſchte nach ihm, aber es gelang ihr nicht, ihn zu faſſen; er umflog ſie immer ſo nah und neckend, daß ſie aufſprang und ihn zu fangen verſuchte; ſo folgte ſie dem fliehenden und immer wieder in ihre Nähe zurückflatternden Sommervogel, bis ſie unvermerkt in den Hofraum des Schloſſes trat, wo der laute Ausruf: „Mechtildis!“ aus dem Munde eines Mannes ſie erſchreckte. Der Schmetterling flog hoch empor, und ſie ſah einen Ritter auf ſich zueilen. Ein Freudenruf — und halb von Wonne getödtet, lag ſie in den Armen des todgeglaubten

Geliebten, Curt von Finkenſtein. Ein Himmel voll Seligkeit ſank in die Bruſt der Jungfrau nieder. Sie war nicht mehr eine Verlaſſene, Einſamtrauernde; ſie hatte nun den Anker gefunden, der ihr Lebensſchiff im Hafen der Ruhe feſtzuhalten verhieß, den ſtarken Baum, um den ſich der Epheu ihrer zärtlichen Neigung, ihrer heiligen Liebe ſchlingen konnte.

Mit freudegerötheten Wangen und hochklopfenden Herzen lauſchte Mechtildis der Erzählung des Geliebten, doch auch nicht ohne Thränen, denn es kamen traurige Bilder genug darin vor.

„Ich ſank bewußtlos unter Todte und Sterbende,“ erzählte Curt, „und nur ein Wunder erhielt mich dem Leben, mein Schutzheiliger wachte, daß mich kein Roſſeshuf zermalmte, als die wilde Schlacht über mich hinbrauſte und tobte. Meine Wunde war nicht todbringend, ich war nur betäubt. Als ich zu mir kam, und mich mühſam unter Leichnamen von Menſchen und Thieren, deren Blut mich überſtrömt hatte, hervorwühlte, fühlte ich mich gepackt, nach einem Wagen geſchleppt und zu Gefährten meines Unglücks geſellt. Ich war ein Gefangener des Siegers! O, wie ſehr hatte Dein ahnungsvoller Ohm Recht, meine theure Mechtildis!“

Wir wurden tief in das Land geführt, doch leidlich gut gehalten. Endlich kam ein Vergleich zwiſchen dem Könige Polens und dem Statthalter des Ordens zu Stande, die Gefangenen alle wurden ausgewechſelt und ausgelöſt. Ich eilte auf Flügeln der Liebe hieher, und laſſe Dich nun nimmer, Geliebte! Du mußt mit mir hinüber auf meine freundliche Burg, und dort als meine treue Hausfrau die Leiden vergeſſen, die Deine Tage trübten!“

Curt von Finkenſtein ſaß, als der Abend bereits dämmerte, allein in Mechtildis Gemach, deſſen Bewohnerin mit der treuen Dienerin bemüht war, dem lieben Gaſt ein Mahl und ein wirthliches Lager zu bereiten. Der junge Ritter ſann ernſt den wunderbaren Begebenheiten nach, die ſich im Schloß Chriſtburg ereignet hatten, und die Mechtildis ihm erzählt, und wie er ſo, in den

Seſſel gelehnt, nachdenkend vor ſich hinſah, erblickte er plötzlich mitten im Zimmer die Geſtalt eines Ritters, die mit einem bleichen Geſicht nach ihm hinſchauete. Er wollte aufſpringen, aber ſeine Glieder verſagten ihm den Dienſt, daß er, wie gelähmt, ruhig bleiben mußte. Die Erſcheinung ſprach nicht, doch vernahm Curt deutlich die Worte:

„Nun Du da biſt, und treu erfunden, winkt mir die erſehnte Ruhe. Begieb Dich in die Kirche, öffne den Beichtſtuhl, und ſuche hinter dem Getäfel, dort wirſt Du etwas finden, was Dir und Mechtildis nützt. Ich ſchützte ſie, nun übergebe ich Deinem Schutze die reine Perle. Pflege ſie treu, und halte ſie werth!

Erſchüttert und bebend ſah Curt dieſe Erſcheinung vor ſeinen Augen in Luft zerfließen, und ahnete wohl, daß ſie im Zuſammenhang ſtehe mit alle dem Spuk und dem wunderlichen Geſpenſtertreiben auf der verlaſſenen Veſte. Doch ſagte er Mechtildis nichts davon, um die Frohe nicht zu verdüſtern.

Früh am andern Morgen verließ er das ſtille Gemach, wo ihm die Schlummerſtätte bereitet geweſen, und ſchritt durch die hallenden Gänge nach der Kirche. Er fand bald den Beichtſtuhl, in dem Spinnen ihre Netze ausgebreitet hatten, und nach kurzem Nachſuchen ruhte eine ſtaubüberzogene Rolle, von der einige Siegel herabhingen, in ſeiner Hand. Es waren jene Documente, die Mechtildis und ihr älterliches Erbtheil betrafen. Der Ritter erſtaunte, noch mehr aber über ein Blatt, das einzeln dabei lag, und welches Mechtildis Ohm, Herr Andreas, mühſam ſelbſt geſchrieben hatte, deſſen Inhalt lautete:

„Im Namen der heiligen und unheilbaren Dreifaltigkeit! Wer dieſes lieſet, bete für meine Seele, der ich zum Mörder ward an meiner Schweſter Mann, dem ehrenwerthen Ritter Wenzel von Curſin. Er war mein Gaſt, und ohne Knecht auf Chriſtburg eingeritten. Wir kamen zum Streit über meiner Schweſter Erbtheil, das, an mich geriſſen zu haben, Ritter Curſin mich beſchuldigte. Darob ergrimmt, zog ich das Schwert, und drang auf ihn ein. Mein Knecht Rüdiger kam zu dieſem Kampf, und mir beiſtehend, ſtieß er im ſelben Augenblicke den Ritter mit einem langen Dolch in den Rücken, als ich ihn ſelbſt tödlich traf. Mich verfluchend und mein Haus, ſtarb er ohne Beichte und Abſolution dahin. Gott wolle ſeiner armen Seele gnädig ſein und der meinen!

Rüdiger brachte heimlich den Leichnam weg, und ritt in des Schwähers Kleidung deſſen Roß Abends zur Burg hinaus, daß die Knechte glauben ſollten, Curſin ſei es In einem Walde ſtach er das Thier nieder, und warf Sattel und Zeug in einen See. So blieb die Unthat verborgen, ich aber habe ſeitdem keine ruhige Stunde gehabt, und all mein Gut der Tochter des Erſchlagenen verſchrieben. Möchte ſie nie erfahren, wer ihres Vaters Mörder war.

Andreas von Sangewitz.

Der junge Ritter ſchauderte, als er das geleſen, und beſchloß, tief in ſeinem Buſen, das unſelige Geheimniß vor Mechtildis zu verbergen, wohl aber die Anſprüche, welche jene Documente ſeiner Braut gaben, geltend zu machen.

In kurzer Zeit vereinte Prieſterhand ein glückliches Paar, und hinter Mechtildis lag, wie eine Wetternacht, die trübe Zeit ihres Leides, und die Morgenſonne der Freude und Liebe ging ihr mit himmliſchem Glanze auf. Schloß Chriſtburg ſtand nun ganz verlaſſen.

6.

Zwei Jahre waren vorüber, als ſich ein müder Pilgrim der Burg Finkenſtein nahte, und an der gaſtlichen Schwelle um eine Labe bat. Ein Knappe that der mildthätigen Hausfrau ſein Verlangen kund, und Mechtildis, ein blühendes Kind auf dem Arme ſchritt ſelbſt herab, den Bittenden zu ſehen. Der Pilger erhob, als er die ſchöne Frau gewahrte, den Arm mit dem Becher, und rief dankbar aus: „Gottes Segen über Euch, edle Herrin!"

Er hatte dies aber kaum gerufen, und die

Dame recht angeſchaut, als der Becher ſeiner Hand entfiel, und er einen dumpfen Schrei ausſtieß, zugleich ſuchte er ſein ſonnengebräuntes Geſicht zu verbergen, und den Ausgang zu gewinnen, was auch ſeiner angſtvollen Eile ſchnell gelang, und erſtaunt ſah Mechtildis und der Pförtner dem Fliehenden nach. Eine Ahnung überlief die freundlichmilde Herrin, die Züge des Pilgrims ſchienen ihr bekannt, und doch konnte ſie ſich nicht beſinnen, wem der ſeltſame Mann geglichen. Zwei glückliche Jahre löſchen manche trübe Erinnerung aus.

Der Pilgrim ſetzte unaufhaltſam ſeinen Weg fort, und ſo kam er nach Chriſtburg, und wanderte ſtill und ſchweigſam die Anhöhe zum Schloß hinauf. Ein Mütterlein aus dem letzten Hauſe rief ihm nach: „He, guter Freund! dort droben wohnt kein Menſch, als der Teufel!“ Und der Wanderer hörte es, aber er kehrte ſich nicht daran, glaubte es auch nicht, und ging hinauf. Es ſah Alles recht wüſt und grauenhaft und verlaſſen aus, wie denn eine völlige Ruine freundlicher ausſieht, als ein großes Haus, das noch bewohnbar, und doch unbewohnt, und ein Skelett lieber angeſchaut werden mag, als ein Gerippe, daran noch Haut und Fleiſch verweſend hängt. Zwiſchen den faulenden Balken der Brücke war Gras gewachſen, und auf der Brücke ſtand ganz blaß, aber doch noch kenntlich, der junge Ritter Otto von Sangewitz, des weiland Comthurs Bruder. Da rief der Pilger verwundert, aus: „Ei, Gott zum Gruß, mein Herr Gevatter, wie bin ich erfreut, Euch lebendig zu ſehen, da doch die Rede ging, Ihr wäret auch in der Tannenbergiſchen Schlacht erſchlagen worden! Wie froh bin ich, daß es beſſer iſt, als ich meinte! Und wie ſteht es doch in dieſem Schloß, das ſo ſtill und verlaſſen ausſieht, und davon man ſo wunderliche Dinge redet?“ der Angeredete antwortete dem Frager: „Komm mit und ſiehe ſelbſt! Hierauf ſchritt er dem Pilger voran, durch den öden Hof und die Wendeltreppe hinauf, da ſahe der Pilger, der kein Anderer war, als der Schmied Rüdiger, des vorletzten Comthurs Knecht, daß ihn das alte Mütterlein belogen, denn ein Saal war voll Volks, das in Haufen umher ſaß und lag, und mit Würfeln und Karten ſpielte, und gräulich dazu fluchte. Und in einen zweiten Saal gingen Rüdiger und ſein Führer, da ſaßen Ritter und Knappen an Tiſchen, und aßen und tranken über die Maßen ſehr. Sodann gingen ſie in den großen Saal, da wimmelte es von Männern und Frauen, Jungfrauen und Junggeſellen, die ſich mit Tanz und Spiel, und Sang und Klang vergnügten, nicht eben auf ſittſame Weiſe, ſondern von ſittſamer Weiſe das Gegentheil thuend. Weiter aber durch das Gewimmel führte jener den Pilgrim in die Kirche. Da kam Rüdiger ein Schauder an, denn er gedachte jener Beichte. In der Kirche ſaßen in ihren Betſtühlen die Chorherren und ſchliefen, oder waren todt, das konnte Rüdiger nicht unterſcheiden. Vor dem Altar aber ſtand der Chorherr, dem Rüdiger gebeichtet, und ſprach laut zu dieſem das eine Wort: „Anathema sis!“ daß es laut im Schiffe wiederhallte. Und darauf entſtand im ganzen Schloſſe ein jämmerliches Heulen und Zetergeſchrei, daß der Pilger meinte, es könne in der Hölle nicht ärger ſein, und zum Schloß hinausrannte, juſt ſo, wie ſchon einmal. Auf der Brücke ſtand jetzt Herr Andreas von Sangewitz, und ſprach: „Du haſt nun geſehen mein lieber Gehülfe Rüdiger, wie es hier ſteht. Gehe nach Marienburg, und zeige das dem Hochmeiſter an. Er wird Dir lohnen!“

Kaum war das Wort geſprochen, ſo verſchwand die Schattengeſtalt des Comthurs und dem Pilger lag der Schreck bleiſchwer in den Gliedern, auch war ihm ſeltſam zu Muthe, als ob ſein weniger Verſtand Abſchied von ihm nehmen wolle.

Rüdiger ging ſeinen Todesgang. Als er Gehör fand vor dem ſtrengen, und von tauſend Sorgen und Laſten bedrängten Hochmeiſter, und ihm erzählte, was er auf Chriſtburg geſehen und gehört, rief dieſer zornig aus: „Du lügenhafter Bube! Welcher Feind hat Dich gedungen, ſolche Mährlein auszuſtreuen zur Schmach und Schande unſers hochwürdigen Ordens? Der böſe Feind redet aus Dir und lügt aus Dir! Laß, was verflucht iſt, verflucht ſein! Dir ſelbſt ſoll Dein Botenlohn werden!“

Gleich darauf ſchleppten einige Ordensknechte den jammernden Pilger aus dem Schloß und nach wenigen Minuten hatten ihn die Fluthen der Nogat verſchlungen. —

Von Jahr zu Jahr verfiel Chriſtburg immer mehr und mehr, und gemieden von den Bewohnern der ganzen Gegend, behielt es den Namen eines verfluchten Schloſſes durch Jahrhunderte, und wurde ſo ſelbſt in alten Beſchreibungen des Preußenlandes bezeichnet und abgebildet. Was auch ein aufgeklärtes Jahrhundert von den Geiſterſagen früherer Zeit halten möge, ſo viel bleibt wahr, daß ein nie hinwegzubannendes Grauen jene Orte umgiebt, auf denen ein Fluch ruht.

Das Hausgeſinde.

Nachtſtück aus Weſtphalen.

1.

Vom hohen Bergſchloß Witgenſtein herab ins Thal der Lahn flog der jauchzende Schall ausgelaſſener Fröhlichkeit und luſtiger Reigenklänge. Das war ein Leben in der alten Burg, darunter und darüber ging es. Kienfackeln brannten im Hof, und goſſen ihr rothes Flammenlicht auf eine Art von Hexenſabbath aus. Auf einer Tonne ſtand der Herrenſchäfer, und ſchallmeiete zum Tanz, und zwei alte Muſikanten aus Laasphe, dem Städtlein am Fuß des hohen Schloßbergs, ließen luſtig die Fideln erklingen; wimmelndes Geſindel lungerte, jauchzte, tanzte, taumelte umher. Aus einem Stückfaß ſtrömte ungemeſſen das Bier, und ſchäumte oft über aus den vorgehaltenen Kannen, wenn der halbtrunkne Kellermeiſter den Hahn nicht zu rechter Zeit drehte; Wein und gebrannten Wein gab es auch genug, ſo viel als einer nur mochte, Manch lautes Joho! Juhei! ſchlug an die alten Mauern, und hallte ſpottend wieder von dem ſtarken, runden Thurm, der hoch das Burggebäude überragte, in welchem die Folterkammer war, und unter der Folterkammer das feuchte, rabenſchwarze Verließ. Der Thurm ſtarrte in die Nacht hinauf wie eine Rieſenſäule, und der Fackelſchein zog ihm ein feuerfarbenes Gewand an, ſo daß er von innen zu glühen ſchien, wie der Hochofen unten im Thale der Lahn. Um die Tonnen, darauf die Muſikanten ſaßen und ſtanden, drehten ſich Knechte und Mägde, und Volk, das zu ihnen hielt aus dem Ort, und eingeladen worden war, denn das Hausgeſinde des Grafen Johann von Sayn, Herrn auf Witgenſtein, hatte gute Tage und noch beſſere Abende, und viele Freiheit, mehr als ihm gut war. Oft war Tanz und Gelag im Hof der Burg an heiligen Tagen und an hohen Feſten; ſo wild und rauſchend und überluſtig wie an dieſem Abend, war es aber doch noch niemals zugegangen, und wahrer war noch nie das Sprüchwort geworden: wenn die Katze aus dem Haus, ſo tanzt auf Tiſch und Bank die Maus. Doch hatte das Geſinde ein gutes Recht zu dieſer Fröhlichkeit in ſeiner Art, denn heute war des jungen Grafen Hochzeittag. Er war fortgezogen mit Vaſallen und Reiſigen, mit Kanzler und Rentmeiſter, mit Schreibern und Vögten, damit ſein Hofſtaat prunkend erſcheine, fort in das Henneberger Land, gen Schleuſingen, wo der Fürſtgraf Wilhelm von Henneberg reſidirte, deſſen reizende Tochter Margaretha Graf Johann freite. Als er davon ritt, gebot er dem Koch und dem Kellermeiſter, ſie ſollten ſorgen, daß an ſeinem Ehrentag das Burggeſinde ſich auch einen guten Tag mache, und ſo geſchah ſein gnädiger Wille.

Der lauteſte Schreier, der beſte Trinker, der unermüdlichſte Tänzer war einer Namens Henne, ſpottweiſe Kümmelhenne genannt, deſſen eigentlicher Taufname Heinrich Kümmel war, aber man pflegte ſchon damals, wie noch jetzt häufig auf dem Lande, die Namen durch unſchöne Verſtümmelung zu kürzen. Henne drehte ſich jauchzend im raſenden Wirbeltanz mit Frau Kunne aus Laasphe, und ſein Mitknecht Niklas ſchwang die Küchenmagd Merga drehend um und um. Mit Barb, der Käſemutter, tanzte Holack, ein alter Jäger, der jetzt daheim gelaſſen worden, die Burg hüten zu helfen, die Käſemutter, eine junge rüſtige Witwe, wurde ſo genannt, weil ihr oblag, die Schloßkühe zu warten, zu melken, zu buttern, und Käſe zu bereiten.

Wie die Fidler ermüdet ruhten, und nach dem Labetrunk winkten und dem ſchallmeienden Schäfer der Odem ausging, trieben Tänzer und Tänzerinnen Gekoſe und Geſpött, frechen Scherz und unnützes Geplauder, und ſtahlen ſich zum Theil vom hellen Fackelſchein hinweg in die tieferen Mauerſchatten des winklichen Hofraums. So wollte Niklas auch die Merga koſend abſeit führen und auf eine Bank zum Ausruhen niederziehen, als ihnen Henne den Weg vertrat und ausrief: „Wo hinaus, mein liebes Paar? Ei, wo hinaus, wo hinan, mein liebes Liebespaar? Warum wollte Jungfer Merga nicht mit mir tanzen vorhin? Ei, daß Dich! Und zieht mir den Stalljunker Klas vor, den Nickel — Nickelklas, Niklas? He?

„Was gackert die Henne? Sticht der Hafer die Henne?“ erwiederte Niklas böſe. „Packe Dich, Du betrunkener Bettelſack, oder ich nehme Dich und werfe Dich über die Mauer, daß Du den Berg hinabkollerſt!“ ſchon wollte Henne dieſe Rede fühlbar erwiedern, und Niklas holte bereits zur gleichen Antwort aus, als eine weiche Hand die zum Schlag erhobene Rechte des Henne faßte, ihn Jemand umdrehte, und luſtig rief: „Komm, Henne, den nächſten Tanz mit mir! Komm, mein Schatz, ich will Dir etwas ſagen,“ und indem er ſich halb willig, halb ſträubend leiten ließ, ſah er ſich ſelbſt in das Dunkel geführt, und eine gluthausſtrömende Wange legte ſich an die ſeine, und die ſchmeichelnde Hand fuhr ihm ans Kinn, und ſtreichelte ſein Geſicht, und es flüſterte die lockende Frauenſtimme: „Henne, lieber Henne, biſt

Du mir untreu, daß Du der Merga nachläufſt?“

„Ei, Barb, Käsmütterchen, Du biſts?“ erwiederte Henne freundlich, „bin Dir immer gar wohl gewogen, biſt ja mein alter Schatz von Deines Mannes Lebzeiten her.“ Darauf herzten und küßten ſich die Beiden inniglich in der Düſterniß, während der Tanz bald wieder zu raſen begann, bis es plötzlich rings um ſie her hell wurde, und ſchallendes Gelächter ſie aus zärtlicher Vergeſſenheit riß, denn da ſtand Frau Kunne und Holack, jedes eine Kienfackel in der Hand, ſchadenfroh das Paar beleuchtend, das von einander ſtob, und Niklas ſtand mit Merga nicht fern, und blickte höhnend her, und Harſchel, der kleine Küchenjunge, lachte laut auf, und ſchabte dem Henne und der Käſemutter Rübchen. Hierauf währte es gar nicht lange, ſo hatte Harſchel einen Schlag am Ohr, daß er ſich um und um drehte, ohne doch zu tanzen, und gänzlich den Takt der Muſik überhörte, und Niklas bekam einen Tritt, daß er zu Boden ſtürzte, und Frau Kunne bekam

Nägelſpuren in ihr Geſicht, die ihr Barb hineinkratzte, und auf Hennes Rücken zerſchlug Holack ſeinen Fackelbrand, daß die Funken ſtoben, und Hennes Zottelhaar hell aufloderte, bis Schläge genug dieſe Flammen tilgten, und ward ein wildes Rufen und Raufen; lautes Gelächter paarte ſich mit lauten Verwünſchungen, ja es war ein Geſchrei, als ſeien hundert Furien los, dazu bellten die Rüden, und die Fidler wollten den Sturm überbieten mit ſchrillenden Lärm ihrer Inſtrumente, und ſtrichen darauf los, bis die Saiten zerſprangen.

Das andre Völklein tanzte immer fort, ohne ſich an das Intermezzo des kleinen Handgemenges zu kehren, trank und ſang ein Schelmenſtücklein nach dem andern, wie ſie die damalige Zeit häufig erfand, und von Mund zu Mund, von Land zu Land weiter trug.

Heulend wich der übel geſchlagene Henne vom Kampfplatz, der jetzt düſtrer wurde, wie die Fackeln allmählig abbrannten, und die Käſemutter folgte ihm unbemerkt. In eine offne Kellerwölbung trat er, und ſie kam ihm nach mit ſanftem Troſt. Dort verfluchte er das ganze Hausgeſinde, und ſchwur ſich für den heute erlittenen Schimpf und Tort noch furchtbar zu rächen an allen, die Theil daran gehabt. An Holack und an dem Buben Harſchel, an Niklas und ſeiner Buhle Merga, die ſchöner war, auch viel jünger wie die Käſemutter, und die er lieber ſelbſt zur trauten Buhle gehabt. Barb half ihm fluchen und weinen, winſeln und verwünſchen, bis alle ſein Rachegefühl wieder in den feurigen Umarmungen ſeiner Tröſterin erſtarb und er den Reſt der Nacht nach ſolch tollem Treiben, und ſeinen Rauſch und ſeine Wuth in einem wüſten dumpfdrückenden Traum verſchlief.

Niklas koſ'te auch mit Merga noch lange in heimlicher Nachtſtille. Beide hatten ſich aus dem wilden Taumelgelag hinweg geſtohlen, das ſie nicht ſonderlich freute, an dem ſie nur Theil genommen, um nicht Aufſehen zu erregen.

„So wie heute wird es hier ſobald nicht wieder zugehen, Klas," ſagte Merga zu dem Geliebten. „Kommt erſt die neue Herrin, werden wir ein andres Regiment ſpüren. Der Graf, unſer Herr, war gar gut, er ließ das Geſinde ſchalten und walten, ritt oft zur Jagd, oder an nahen und fernen Höfen umher auf die Brautſchau. Jetzt hat er nun den Schatz gefunden, holt und hebt ihn, aber ich denke, die Henne, die er ins Neſt führt, beißt hier alle die loſen und faulen Gauchvögel aus, — uns am Ende dazu.“

2.

Das war in der That ein ſtrenges Frauenregiment, auf Schloß Witgenſtein ſo gut, wie im Schloß zu Berleburg, der Winterreſidenz der gräflichen Familie. Frau Margarethe, die Hennebergerin, war gar ernſt und ſittſam am Hofe ihres faſt überfrommen Vaters erzogen, dabei hatte ſie gelernt eine Wirthſchaft führen und einem Hausweſen ſelbſt vorſtehen, denn ſie hatte an Frau Anaſtaſia, ihrer Mutter, eine wackre Lehrerin, war auch, da ſie ihr Herr und Gemahl zur Ehe begehrte, nicht mehr in allzu jungen Jahren, vielmehr ſchon ſechsundzwanzig. Es ging ſtill und ordentlich her auf den gräflichen Schlöſſern, es durfte kein unſittlicher Tanz, kein unziemliches Gelag gehalten werden, und wer vom Geſinde etwas in ſeiner Arbeit verſah, oder nicht thätig war, der wurde oft ſehr ſcharf geſcholten, oder büßte noch ſchärfer. Ja, damals, wie die Neuvermählten ihren feſtlichen Einzug hielten mit großem Gefolge und reiſigen Mannen, mit Troß und Rüſtwagen, und die junge Frau das Ehrengeleite bis in ihre neue Heimath von den Hennebergiſchen Vaſallen und Räthen des Fürſtgrafen Wilhelm bekam, den feſten Faber von Uttenhofen und Jörge Sittich Marſchall, da gab es noch einmal einen lauten und feſtlichen Tag, und eine freudige durchſchwärmte Nacht, dann aber hatte dieſe Herrlichkeit ein Ende. Das wurmte manchen Knecht und manche Magd, die Schlendrians gewohnt waren, und flinker zum Tanz wie zur Arbeit, konnten es aber nicht ändern, es war der Wille der Gräfin.

Nicht lange nach ihrer Ankunft auf der Burg verſammelte der Graf alle Bewohner des Hauſes in den großen Saal; es war eine ziemliche Menge, die da hereingetreten kam, Dienſtmannen höhern Ranges voran, dann das Burggeſinde, dann alle reiſigen Knechte bis zum Troßbuben und Hundewärter, und dieſen allen wurde nun eine neue Hausordnung verkündigt, welche nicht der Graf, nicht der Amtmann, oder ein Schreiber, ſondern die gnädige Frau Gräfin ſelbſt entworfen hatte. Und es war eine lange Vorleſung, alles war bedacht und erwogen, nichts vergeſſen. Jeder erhielt ſeine genaue Inſtruktion, Vogt und Förſter, Jäger und Vogler, Koch und Kellner, Bäcker und Zimmerer, Holzhauer und Eſeltreiber, Pferde- und Wagenknechte, Thürmer und Thorwächter, ſo wie das weibliche Geſinde. Sonſt war oft Thür und Thor offen geblieben, jetzt aber lautete es: Item: der Vogt ſoll jeden Abend, wenn man nach dem Eſſen die Burg verſchloſſen hat, die Schlüſſel dem Amtmahn überantworten, alle Pforten ſollen Nachts verſchloſſen ſein. In der

Burg ſollen an verſchiedenen Orten auf Gängen und Sälen Laternen brennen, wenn etwa ein Geſchrei und Lärm entſtände, daß man ſehen möge. — Und ſo folgte eine nützliche Einrichtung der andern bis zur Unterweiſung herab, wie ſich die Wächter verhalten ſollten, wenn die Hunde im Zwinger anſchlügen, ſo daß ſich alle Anweſenden verwunderten. Als das nun verleſen war, kam ein anderes Kapitel an die Reihe, darüber das Hausgeſinde noch mehr erſtaunte, denn der Amtmann las:

„Alſo will meine gnädige Frau ihre Haushaltung in allen ihren Behauſungen geordnet und gehalten haben, wie hernach folgt:

„Item: den Köchen in der Küche ſoll man ein ziemlich Trinken in die Küche geben. Item: man ſoll keinem Knecht im Schloß vor dem Morgeneſſen einen Kraußen oder Becher mit Wein geben, wollen ſie aber trinken, ſo mögen ſie in den Keller gehen; welcher aber des Morgens vor Eſſens oder hernach reitet oder geritten kommt, dem ſoll der Kellner einen Becher Weines geben.“

„Item: des Abends zum Schlaftrinken ſoll man die reiſigen Knechte und den Büchſenmeiſter zu ihnen zuſammen an einen Tiſch ſitzen laſſen, und ſoll ihnen ein ziemlich Trinken geben, alſo, daß einem zwei oder drei Trünke angebühren, und ſoll es dabei bleiben laſſen."

„Item: ſoll man über einen andern Tiſch die andern Knechte, als Bäcker, Zentgrafen, reiſige Knaben, Jäger und Vogler ſitzen laſſen, denen ſoll man auch nicht mehr, denn einen oder zwei Trünke geben."

„Item: Stubenheitzer, Eſeltreiber, Wächter im Schloß und dergleichen Leute ſollen wieder über einen Tiſch zuſammenſitzen, und man ſoll ihnen Schlaftrinken geben auf das Geringſte."

„Ueber Tiſch ſollen zwei reiſige Knechte einen Becher mit Wein haben, man ſoll ihnen zweimal einſchenken und nicht mehr, aber den andern, die nicht reiſige Knechte ſind, ſoll man nur einmal einſchenken, aber Bier den erſtern genug, den andern zur Nothdurft, und die Becher ſollen nicht größer ſein, als daß in zwei Becher ein Maaß geht.“

Dieſer reichliche Portionenanſatz war dem Geſinde, das bisher gewohnt geweſen, ohne Maaß ſich nach ſeinen Lüſten in Bier und Wein zu berauſchen, etwas Unerhörtes, und es murrte leiſe unter ſich, als es den Saal wieder verlaſſen hatte, doch wagte keines eine laute Rede, denn jeder hütete ſich vor dem andern, und fürchtete, es möchte dem Herrn oder der Frau hinterbracht werden, die ſchon mehr als einen faulen Knecht und mehr als eine träge Magd fortgejagt hatten, und die Widerſpenſtigen zu zwingen wußten. Nur heimlich murrten ſie, und nur die Vertrauteſten führten über die böſe und ihnen unerträgliche Neuerung bittre Klage. Die Unzufriedenſten waren Kümmelhenne und die Käſemutter, und wie ſich die beiden zuſammenfanden im heimlichen Winkel, wo ſie von andern ungeſehen und unbelauſcht plaudern konnten, da flog herüber und hinüber die Unzufriedenheit im Zwiegeſpräch: „Es wird immer ſchlimmer! Es wird immer ſchlechter!

Pfui über den Geizdrachen! Sie denkt, ſie müſſe noch verhungern. O, wie war es ſonſt ſo anders, was für ein Leben hatten wir? Sonſt ſchlichen wir uns Abends aus der Burg und ſtiegen hinunter zum Jahrmarktstanz in Laaſphe, jetzt wollen ſie zuſchließen, und die Wächter ſollen mit Spießen und Hellebarten gerüſtet ſein, Niemand ſoll aus und ein zur Nacht. O, was iſt das für ein Weſen! Dem armen Geſinde wird der Trank zugemeſſen, da wir doch das liebe Vieh trinken laſſen, ſo viel es mag. Und bei Tiſche ſollen Knechte und Mägde nicht mehr bei einander ſitzen, wie ſonſt, ſondern die Mägde ſollen drinnen im Jungfernzwinger eſſen, daß ſie die Frau Gräfin im Auge hat! Da darf nicht mehr gelacht und geſchrien werden, da müſſen wir ſtill ſein, wie in der Kirche, wenn der Schloßkaplan den langweiligen Sermon verlieſt."

„Und das Geſinde ſoll ſich auch vertragen," fuhr Henne in ſeinem Klagelied fort. „Als Du neulich der Merga eins angehängt, dem hochmüthigen Ding, ei, wie ließ ſich da die Frau Gräfin herab, Dich häßlich anzulaſſen!"

„Und Du, armer Henne," fiel Barb ein, „Wie Du dem Holack den Vogelheerd verdorben, und der Vogler dazu kam, da ging es Dir traun erbärmlich, der Herr Graf ließ Dich peitſchen, und Du mußteſt drei Tage lang ins Verließ bei Waſſer und Brot!"

„Zahle es Satanas dem Jäger!" knirrſchte Henne und ballte beide Fäuſte, aber Barb beſänftigte ihn und flüſterte: „Sei ruhig, mein Küchlein, ſei ruhig, liebes Goldhuhn, ſtill, mein Guckelhähnchen, es wird noch anders werden, und es muß anders werden!"

„Wie ſoll es denn anders werden?" grollte Henne. „So lange dieſe Brut nicht ſtirbt und verdirbt, wird es nimmermehr anders. Ich liefe gern davon, wüßte ich wohin?"

„Und wollteſt fort ohne mich, ohne Deine liebe Buhle, die es ſo gut mit Dir meint, und Dir ſo manches heimlich zuſteckt, mein Hennelein? Ei, ſeht doch den Junker Reißaus, den

Vogel Flatterhahn!“ ſchalt die üppige Käſemutter, und hielt ihn ſchmeichelnd feſt mit beiden Händen.

„Laß nur los, liebe Here,“ bat Henne und lag an ihrem Halſe. „Nicht ohne Dich fort. Mit Dir bleiben und tragen Noth und Tod! Und mit Dir Rache nehmen an unſern Widerſachern, die der Himmel verfluche und verderbe!“

„Nicht ſo ruchlos, mein Schelm,“ warnte das liſtige Weib und küßte den Henne. „Weißt Du nicht, wie es heißt im heiligen Vaterunſer: Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern?“

Henne ſtarrte die Sprecherin boshaft an. „Wie?“ fragte er. „Wie meinſt Du das? Das Wort haſt Du nicht umſonſt geſagt, Barb. Weißt Du, was vergeben iſt? Weißt Du, was vergeben heißt? Ja, Barb, wir wollen vergeben, und nicht vergebens ſollen gewiſſe Leute uns geſcholten und arg gepeinigt haben. Ich ſchaffe das

Ding, Du ſchaffeſt es weiter. Aber nur ſtill, nur ſtill, Barb, keinen Laut, nur ſtill!“

Sie flüſterten leiſe, ſie flüſterten fort, beriethen ſich lange, überlegten dieß und bedachten das, ſie ſchloſſen einen Bund mit der Hölle. Der Geiſt des Verderbens weihte den Bund, und das Laſter drückte ſein Siegel darauf. Den Beutel zog Barb, und nahm drei Weißpfennige heraus: „Das nimm, das nimm, und wenn Du gen Berleburg fährſt, mein Schatz, ſo kaufe Queckſilber dafür, wir wollen ſie erquicken, quicken, bis ſie erſticken, ich ſammle indeß im Kuhſtall Spinnen, die werden gedorrt und zu Pulver gerieben und darunter gerührt.“

„Und wohl bekomm's!“ rief Henne mit teufliſchem Zähnefletſchen, richtete ſich aus Barbaras Armen auf, und entwich.

3.

Ein Freudenſtern glänzte über dem Hauſe Sayn und Witgenſtein, dem glücklichen gräflichen Paar aber that ſich ein ganzer ſternenvoller ſeliger

Himmel auf. Frau Margarethe ward von einem Söhnchen entbunden. Mit Wonnethränen empfing es zuerſt die Taufe der Liebe, die Weihe für den großen Menſchenverein, für Luſt und Leid, für Erdenglück und Erdenſchmerz, das holde zarte Kind, der erſehnte Erbe. Wie freute ſich das Geſinde auf den Tauftag, da ſollte es wieder einmal toll und luſtig hergehn, wie ſonſt gewohnt, allein wo blieb die Luſt? Die Wöchnerin war gar ſchwach und angegriffen, da durfte kein Lärm im Schloß gehört werden, die Wächter durften nicht in das Horn ſtoßen, wie ſonſt in jeder Stunde der Nacht; den Rüden wurden Maulkörbe angelegt, daß ſie nicht bellen konnten, die Mägde mußten ihre Holzſchuhe ausziehen, wenn ſie nur irgend in die Nähe der Wohnſtube kamen, der Burghof wurde hoch mit Kieß überſchüttet, damit nicht Roſſeshufſchlag, nicht Wagenräderraſſeln heraufſchalle in die todtenſtillen Zimmer. So ging der Tauftag ſtill vorüber; vergebens hofften die benachbarten Ritter und Freunde des Grafen auf eine Einladung, nicht minder die Pfeifer und

Fiedler zu Berleburg und Laasphe, keine Einladung erfolgte. Das Burggeſinde empfing wohl genug an Eſſen und Trinken, auch eine Vergnügung an Geld, aber betrinken durfte ſich's nicht, wie ſonſt, und tanzen durfte es nicht, wie ſonſt. Doch hofften nun Alle mit doppelt geſteigertem Drang nach Luſt auf den Kirchgang der Herrin; wenn ſie nun würde geneſen ſein, wenn ſie nun mit ihrem Herrn und Gemahl fröhlichen, freudigen Herzens dem Geber des Glücks, dem Erhalter ihres höchſten Gutes Dank und Opfer brächte, da würde man ſich doch auch mit freuen dürfen, jedes nach ſeiner Weiſe, da würde doch endlich einmal dem Geſinde wieder ein Tanz erlaubt und gegeben werden? —

Es kam der Tag des Kirchgangs. Weit auf ſtand das Thor der Burg, es kamen geritten und gefahren die benachbarten Ritter mit ihren Frauen und Töchtern; Glück zu wünſchen kamen Alle, und zu begleiten die hohe Gräfin auf dieſen Ehrengang, auch kamen zum Beſuch zwei von den lieben Brüdern der Frau Margarethe, Graf

Chriſtoph, der feurige unruhige Herr, der nicht auf beſtem Fuß mit dem Vater ſtand, geiſtlich erzogen und gewöhnt, und weltlich geſinnt war, und der freudige Graf Wolfgang, ein Spiegel ritterlicher Ehren, und ein Stolz ſeines Hauſes. Hinüber nach Berleburg ging nun der Wagen- und Reiterzug, und kaum war der letzte Begleiter hinaus, da füllte das fröhliche Geſinde den Hof, und jauchzte und jubelte laut. „Juhei! Juhei!“ ſchrie Henne: „jetzt ſind ſie von dannen, jetzt ſind wir frei! Komm, Niklas! Heinrich! Martin! Harſchel! kommt Alle herbei! Heut iſt ein Freudentag! Juhei!“

Und die Käſemutter war gleich zur Stelle, ergriff die Merga am Arm, wollte ſie zum Tanz ziehen, doch dieſe riß ſich kräftig los, und Niklas rief: „Tanze, wer mag! Ich tanze nicht, denn es iſt uns kein Tanz erlaubt!“

„Ein Narr, der fragt!“ rief Henne. „Sie ſind ja hinaus zum Tempel, die ſtrengen Herren und Frauen. Es lebe das Herrlein! Das junge Herrlein ſoll leben!“

Viele riefen das nach, und Freude ſteckt an; es fanden ſich mehr der Knechte und Mägde, tanz- und vergnügungsſüchtig, es war ja Sonntag, wo jeder feierte. Der Schäfer ſchlich auch herbei, die Schallmei erklang, ein andrer Knecht blies die Sackpfeife, und der kleine Harſchel brachte einen Leierkaſten getragen, das war Orcheſters genug. In Laasphe läuteten die Kirchenglocken, im Thale ruhten die pochenden Hämmer, feiernd ſchien die Natur zu ruhen in andächtiger Sabbathſtille, und durch die Bergwälder ging nur ein heiliges Rauſchen, die Wipfel ſchwankten, wie bewegt vom Odem des Herrn. In dieſes fromme Sonntagsſchweigen gellte nun der Freudenlärm auf Schloß Witgenſtein, ein arger Mißton. Merga, die Magd, und Niklas und Heinrich, die fleißigen, der Herrſchaft und ihren Geboten treu ergebnen Knechte, mieden den Tummelplatz der wilden Luſt, ſahen nur zu, aber Henne und die Käſemutter führten frohlockend den Reigen, oder ſchloſſen ſich an, und bald ward, was erſt Freudenausbruch ſchien, tolle Raſerei, krankhafte Tanzwuth, ähnlich jener Völkerplage einer frühern Zeit, die Rhein- und Maingegenden, Elſaß und Niederlande durchraſ't hatte. An dieſe mahnend, donnerte jetzt plötzlich eine rauhe Stimme: „Daß Euch St. Veitstanz ankomme! Daß Gottes Flamme auf Euch niederfahre!“ Es war der Jäger Holack, der vom Vogt zum Burghüter beſtellt war, und jetzt zornig und ſtreng unter die Verſammelten trat, den Schäfer die Schalmei aus der Hand ſchlug, den Sackpfeifbläſer einen Schlag verſetzte, daß ihn kein Odem mehr für die Pfeife übrig blieb, und den Jungen ſammt ſeinem Leierkaſten zu Boden warf. „Elendes Geſindel. Wehe über Euch! Sabbathſchänder! Haltet ein!“ rief er; aber die Tanzenden hörten ihn nicht mehr, hörten nicht mehr, daß kein Ton ihren Tanz taktangebend begleitete; ſie ſchwangen ſich im wilden Wirbel um und um, ſie ſtampften den Boden, daß Kies und Sand umherſprühte, ſie ſchienen in ekſtatiſcher Verzückung, ſie lachten, ſie jubelten, ſie weinten, ſie heulten, ſie boten einen grauſenvollen Anblick dar.

„Sie haben den Veitstanz!“ riefen die Umſtehenden, die nicht ergriffen waren von derſelben Wuth, und Holack gebot den Knechten: „Packt ſie! Haltet ſie feſt, die teufelbeſeſſenen Unholde, ſie ſollen wohl büßen ihre hölliſche Luſt im tiefen Thurm durch Hunger und Peitſche! Packt ſie und bindet ſie, ich befehle es Euch im Namen unſeres Herrn! des Grafen!“

Drauf warfen ſich Niklas und Heinrich auf Henne, Andre auf die Uebrigen, hielten ſie, umſtrickten ſie trotz der heftigen wilden Gegenwehr und überwältigten ſo die keuchenden Tänzer und Tänzerinnen, die noch in Banden zuckten und zitterten, als hörten ſie Takte, als klänge Muſik, als ſchwänge ſich noch der luſtbeflügelte Fuß rundum in dem ſtaubigen Ring. Als ſie aber nun gebändigt und hinweggebracht waren, da ſtimmte der Jäger eine Litanei an zu den vierzehn Nothhelfern, darunter der Tanzheilige Veit, um den Himmel zu verſöhnen, daß der Sabbath ſo frech entheiligt worden. —

Ein ſtrenger finſterer Richter ſtand am andern

Tage der Graf, und vor ihm ſtanden die Schuldigen. Die Gräfin in ihrem Cloſet weinte und wehklagte, und prophezeihte, daß das, was geſchehen, ſei am Tage ihres Kirchganges, ihrem Erſtgebornen groſes Unglück bedeute, und wollte ſich nicht beruhigen laſſen, weder von den Brüdern, noch von dem geiſtlichen Zuſpruch des Kaplans. Der Graf war ſo aufgebracht, daß er die Anfänger des Tanzes wollte hinrichten laſſen. Henne lag zu ſeinen Füßen und winſelte: „Erbarmen, gnädiger Herr! Wir thatens ja nicht aus böſer Luſt, wir thatens aus Freude, wir mußten es thun, es trieb uns, es zog uns wie mächtiger Zauber, wir konnten nicht widerſtehen! Das zeuge St. Veit! Erbarmen! Erbarmen! Wir waren fröhlichen Tanzes gewohnt von ſonſt, da Ihr noch unvermählt, wir hofften und harrten wie Kinder der Freude entgegen, da kam der Tag, und mit Euch, o Herr, und an Eurem Glück erfreuten wir uns!“

„Uebt Gnade, o Herr, mit den armen Sündeverlockten,“ ſprach ſanft ermahnend zu dem Graſen ſein Prediger: „Straft ſie immer, nur nicht am Leben, und ich will ſuchen, die tobenden Geiſter, die in ſie gefahren, zu bannen durch kräftigen Exorcismus, vielleicht daß wir dem Himmel noch ihre Seelen gewinnen und retten. Arg iſt des Teufels Liſt, er ſucht durch Freude die Menſchen zu locken, und ſie zu fahen im Netz der Verſuchung. Iſt es doch ſchon geſchehen in Tagen der Vorzeit, daß ſolcher Tanztaumel ganze Gemeinden erfaßt, ganze Länder angeſteckt, wie Ihr leſen könnt in der Chronik der heiligen Stadt von Cöln."

„Wohl denn, ſo wollen wir die Todesſtrafe nicht verhängen," ſprach der Graf; „aber büßen ſollen ſie hart, damit ihnen künftig nicht wieder der tolle Kitzel komme."

Und im Kerkerthurme ſchmachteten Henne und die Käſemutter abgeſondert lange Tage, lange Nächte; dort nährten ſie ihre Rachegedanken, und ſammelten Spinnen zu Gift, und ſammelten Gift in ihren grollenden grimmigen Herzen.

4.

Zu Luſt und Freude der gräflichen Aeltern gedieh und wuchs das junge Herrlein. Gar wohlig lag es an der Mutter Bruſt mit Wangen roth und weiß, wie friſch aufgegangene Apfelblüthe, und Frau Margarethe freute ſich ihres Erſtgebornen herzinniglich. In der Burg geſchah jetzt alles nach ihrem Willen, der gar wenig ſelbſtſtändige Gemahl ließ die Herrin ſchalten und walten, und ſo kam es, daß es das gute Geſinde gut, das unordentliche aber ſehr übel hatte. So war unter andern auf einen böſen Verdacht hin die Magd Merga von der Burg geſchickt worden, und wohnte jetzt zu Berghauſen, das ein Dorf iſt in der Grafſchaft Witgenſtein, einige Stunden von Berleburg, einſam im Weſterwald gelegen. Es mußten ſonderbare Urſachen ſein, die den Grafen eines Tages bewogen, den Kümmelhenne rufen zu laſſen, und ſich ſeiner als eines Boten gen Berghauſen zu bedienen, ihm einen Korb, darin eine Flaſche Wein und Fleiſch und Brot für Merga mitzugeben.

Und Henne machte ſich auf den Weg, machte ſich auch unterwegs mancherlei Gedanken. Merga empfing die Sendung, als müſſe es ſo ſein, ſie verfuhr freundlich gegen Henne, und dieſer ſah verwundert, daß in einem Korbe nah am Ofen ein ganz junges Kind ſchlief.

„Ei Potz Velten, iſt das Dein Kind?“ fragte Henne.

„Freilich iſt's mein und noch Jemandes Kind,“ erwiederte ſie, und lachte. Henne ballte die Fäuſte und ſprach grimmig: „O, Merga, ich habe Dich lieb gehabt, ich wollte Dich freuen, und nun haſt Du den Balg vom Niklas und ſitzeſt im Elend. Ich gönne Dir's!“

„Wer ſagt, daß mein Kind von Niklas iſt? Du Tölpel!“ ſchalt Merga. „Sieh es nur an, wie klein und wie fein, ſo ſchön wie im Schloß das Junkerlein, könnt aber auch ein Junker ſein.“

„Merga?!“ rief Henne, und riß die Augen weit auf. „Pah!“ ſpottete Merga. „Was ſchauſt Du drein, als ſeiſt Du vom Himmel oder vom

Galgen gefallen? Was macht denn des Grafen Johanns Weib? das ſage mir an!“

„Nichts macht ſie,“ erwiederte immer noch verdutzt der Gefragte.

„Will es nicht bald gut mit ihr werden?“ forſchte ſie weiter mit liſtigem, lauerndem Blick.

„Ei, es wird ja wohl einmal gut werden,“ gab er gedankenlos zur Antwort. Da fuhr Merga heraus mit wildem und aufgebrachtem Ton: „Nein, es wird nimmermehr gut, man bringe ſie denn um, daß ſie ſtürbe.“

Nach ſolchen und ähnlichen Wechſelreden ging Henne wieder ſeines Wegs und als er das Städtlein Laasphe erreichte, war es ſchon dämmerig. Auf der Brücke ſtanden zwei Weiber, von denen heulte die eine, und die andere tröſtete, und wie Henne nahe heran kam, ſah er, daß es die Käſemutter Barb und die Frau Kunne war. Erſtere hatte Letzterer ſo eben erzählt, daß die Frau Gräfin ihr heute mit eigner Hand einen Milchtopf ſammt der Milch an den Kopf geworfen habe, da zufällig ein Kuhhaar in der Milch geſchwommen, und zeigte noch die blutrünſtigen Stellen, wo die Scherben ihr Geſicht zerſchnitten hatten. Henne kam juſt dem wüthenden Weibe recht, ſie erzählte die erlittene Grauſamkeit auch ihm, ſagte Frau Kunnen gute Nacht, die ſich kreuzigte und ſegnete vor ſolch ſchlimmer, überaus ungnädiger Herrſchaft und ſtieg mit ihm den ſteilen Burgberg hinauf.

Die Nacht fiel ein, der Wind rauſchte kühl über den Weſterwald, den hohen Ederkopf ſchleierte Nebelgewölk ein; hinter der Burg auf dem Bergkamm, der ſich ſteil abſchüſſig in das Thal herniederſenkte, thronte wie ein ſchauriger Rieſenſtuhl das Hochgericht.

Auf dem einſamen ſtillen Pfad ſtützte ſich Barb auf Henne, und flüſterte unter zornigen Thränen: „Mit dem Maas Milch heute an meinen Kopf hat die Frau Gräfin ihr Maas voll gegoſſen. Nun muß es geſchehen, nun ſoll es geſchehen was wir verſchoben haben ſo lange. Verderben ſoll dieß Geſchlecht, entſtehe daraus, was wolle. Du warſt doch dort, Henne, bei dem Abdecker in Berleburg, Du haſt es doch, das Pülverlein gegen die böſen Ratten, das kräftiger iſt, als Spinnen und Queckſilber? Noch heute giebſt Du es mir, und ſie ſollen dran, eins nach dem andern, dann werden wir eine ſanftere Herrſchaft bekommen, werden nicht mehr geſchimpft und geſchlagen, kommen nicht mehr in den Thurm und dürfen tanzen wie zuvor, ehe der böſe Geiſt dieſe ſchwarze Henne in unſer Land führte."

„Ja, Du ſollſt es haben, Barb, ich gebe Dir's heute noch;" verhieß der Knecht, „aber wirſt Du mich auch nicht verrathen? Das mußt Du mir erſt heilig und theuer zuſchwören, ſonſt gebe ich das Pülverlein Dir nicht heraus."

„Ich werde Dich wohl verrathen, mein Hühnchen!" wisperte Barb. „Du wirſt ja mein Mann, Du biſt ja mein Schatz, und ich müßte mir ſelbſt ſpinnefeind ſein, und das eigne Leben haſſen, verriethe ich Dich, der Du mein Leben biſt!" So koſ'ten ſie leiſe, wie ſie langſam aufwärts ſtiegen. Schwarz, wie rings die ſchattende Nacht, war ihr Herz, ſchwarz wie die Finſterniß war ihr Gedanke, und teufliſch ſchwarz ihr Rath und ihre That.

Ein trüber Tag brach an am andern Morgen. Die Käſemutter ging in aller Frühe zum Stall mit blanken Eimern; ſie molk die Kühe; mit geſchäftigen Fingern entleerte ſie die ſtrotzenden Euter, in welche die gütige Natur eine ſo wohlthätige und milde Nahrungsquelle gelegt. Bald war ihr Geſchäft gethan, nach ihrer Stube trug ſie die ſilberne Fluth. Mit kochendem Grimm ſah ſie in alle Gefäße, und ſeihte mit Vorſicht die Milch durch reine Tücher hinein, dabei murmelnd: „Nur recht geſchaut, daß meine gnädige Frau ja kein Haar darin findet, geſtern hat ſie ein Haar darin gefunden, was wird ſie denn heute finden?" — Sie maß auch eine kleine Portion in ein beſonderes Gefäß, und ſtreute hinein mit zitternder Hand, mit klopfendem Herzen ein geringes Pulver, und rührte und rührte, und ſprach dazu mit bebenden Lippen einen furchtbaren Fluch. Eins war geſchehen.

Nun kam der Küchenjunge Harſchel wie gewöhnlich jeden Morgen, er brachte ein Töpfchen von grünem Glas mit ſilbernem Deckel. „Guten

Morgen, Barb, die Milch für das Herrlein, eile Dich, eile! Es hat mich ſchon die Frau Gräfin geſcholten, daß ich nicht eher gegangen. Und Du ſollſt früher aufſtehen, und früher melken, und Du wärſt eine faule verſchlafene Magd, ein häßliches Thier, das nächſtens auch fortgejagt werden würde, es ſei denn, daß ſich's merklich beſſere."

„So? das alles ſagte meine gnädige Frau Gräfin?" fragte Barb ingrimmig, aufs Höchſte erbittert. „Du haſt ein gutes Gedächtniß, Harſchel, und hier haſt Du auch die Milch für das Herrlein. Gott ſegne ihm ſein Breichen."

Die Schloßküche war in einem großen geräumigen Saal, wo ſich Abends das Geſinde aufhielt, und in welchem die mancherlei häuslichen Verrichtungen vorgenommen wurden, die ein großer Haus- oder Hofhalt nöthig macht. Am frühen Morgen hatte Henne auch Beſchäftigung darin mit Reinigen der Kleider und Stiefeln des Grafen, und heute trieb ihn das böſe Gewiſſen beſonders zeitig hinauf. Er hörte wie die Gräfin den Harſchel nach der Milch ſchickte, er harrte angſtvoll, bis der Junge wieder kam, er wurde mit ſeiner Arbeit gar nicht fertig, weil ihm die Knie und die Hände ſo zitterten. Holack kam auch in den Saal, er warf einen Blick voll Verachtung auf Henne, er ſah dieſen zittern, that aber, als ſähe er weder das, noch ihn ſelbſt, und trat in ein Nebengemach. Die Wärterin des Kindes, eine der Zofen der Gräfin, trat heraus zum Feuer, ſie ſtellte die Milch daran, ſie ging wieder hinein. Es war juſt kein kalter Morgen, aber Henne fror über und über, er ſchritt zum Feuer, er ſah in die Flammen, er ſah, wie die Milch zu kochen begann, es war ihm, als müſſe er den Arm ausſtrecken, müſſe hinwegziehen das Gefäß, oder es umſtoßen. Noch zögerte er, noch zitterte er voll innrer quälender Angſt, er wußte nicht, ſollte er, ſollte er nicht? Da that die Thüre ſich auf, heraus kam die hohe Gräfin ſelbſt, die Zofe folgte ihr auf dem Fuße. Frau Margarethe ſah verwundert den Henne am Feuer ſtehen, und rief ihn zürnend an: „Was ſteht hier der faule Knecht, was lungert er? Will er am Ende vom

Milchtopf den Rahm naſchen? Gleich packe Dich fort, Du Schandgauch! an Deine Arbeit, Du Tagedieb!“

Henne zog nun das Gefäß nicht hinweg, ſtieß es nicht um, ſtumm ging er hinweg, aber ſtumm wie ein Verzweifelter, er griff ſich ins Haar mit beiden Händen, ſein Geſicht verzerrte ſich. Der Jäger ſah es, und dachte bei ſich: „Was hat nur der Henne?“

Die Gräfin kochte nun ſelbſt den Brei mit der Dienerin.

5.

Henne ſuchte die Käſemutter auf, er fand ſie unruhig, verſtört, wie er ſelbſt war, auch ihr ſchlug heftig das ſündhafte Herz. „Iſt die Sache ausgerichtet?“ fragte ſie, und zitterte vor der Antwort. Henne ſprach dumpf: „Es iſt geſchehen, Gott erbarme es, wollt' es wäre nicht geſchehen! Du biſt ſchuld.“

„Ich? das lügſt Du Henne!“ fuhr Barb ihn an. „Du haſt's ja tauſendmal beſchworen, Du haſt mich auf die Gedanken gebracht, Du haſt das Gift gekauft.“ —

„Du haſt mir das Geld dazu gegeben, Du haſt mir's geboten,“ erwiederte er; „Du haſt es gemiſcht und hinausgeſchickt, meine Hand iſt rein.“

„Daß Deine Hand ſchwarz werde und verdorre!“ ſchalt das böſe Weib. „Dir zu Lieb that ich's, Dich zu rächen that ich's. Gott ſei mir gnädig!“

„Nein, Dich zu rächen, haſt Du's gethan, und ſei nur ſtill, und ſprich's nicht zu laut, ſonſt, ſtrafe mich Gott, trete ich hinaus in den Hof und ſchreie Zeter über Dich, und zeihe Dich der That, koſtet es mich auch das Leben!“ drohte Henne, und Barb wurde bleich und verſtummte.

Oben aber durch die Zimmer der Herrſchaft zeterte Geſchrei der Angſt, Geſchrei der Noth. Der kleine Junker lag in Todeskrämpfen, vergebens bot der Arzt ſeine Mittel auf, vergebens betete der Schloßkaplan für das leidende Kind, vergebens weinte und jammerte die troſtloſe Gräſin; unter entſetzlichen Schmerzen verſchied das Kind. Der Graf war völlig rathlos. Das Geſinde im Schloß heulte und ſchrie, als die ſchreckliche Kunde laut ward, am ärgſten heulten Henne und die Käſemutter.

Zu dem Grafen, der ganz vernichtet war durch des Kindes Tod, durch ſeines Weibes raſenden Schmerz, trat der Jäger, und berichtete, was er am Morgen geſehen, wie Henne gezittert, wie er zum Feuer getreten, neugierig in den Topf geſehen, vielleicht etwas hineingeworfen. Noch war ein Reſt der Milch vorhanden, den pflegte die Frau Gräſin als Morgentrank zu trinken, des Kindes plötzliches Erkranken hatte ſie an dieſem Tage es vergeſſen laſſen, der Graf nahm die Milch, goß ſie einem Hunde hin, dieſer leckte ſie auf, und krepirte daran; die ſchwarze That war erwieſen. In einer halben Stunde ſaßen Henne und die Käſemutter in Ketten und Banden.

Als Eilbote ritt der treue Knecht Niklas gen Schleuſingen, die Trauerbotſchaft zu überbringen, und den Grafen Wilhelm um väterlichen Rath zu bitten, denn Graf Johann von Sayn, Herr auf Witgenſtein, wußte keinen, und hatte zu ſeinen Räthen in Berleburg kein ſonderliches Vertrauen. Auch wollte er die Gefangenen nicht einmal durch den Henker ſeiner Herrſchaft peinlich befragen laſſen, da derſelbe in dem Rufe ſtand, die Gefangenen durch Tränke zu Geſtändniſſen gebracht zu haben, die ſie bei geſundem Sinne und freiem Bewußtſein widerrufen hatten, eben ſo waren ihm ſchon einige Beklagte unter den Händen, das heißt unter den Marterwerkzeugen geſtorben. Deshalb ſollte ein fremder Scharfrichter verſchrieben werden.

Dem alten Grafen von Henneberg fiel die Kunde, die er erhielt, ſehr ſchwer auf's Herz, zumal da ſeine Tochter Margaretha ihm unter andern eigenhändig dieſes ſchrieb:

„Auch gebe ich Euer Fürſtlichen Gnaden wieder zu erkennen, daß die Kundſchaft gegangen iſt, wie ein Mann im Hauſe ſei, der Mitwiſſen haben ſoll um den Tod und Gift des Kindes, und iſt das Geſchrei alſo laut unter das Geſinde im

Hauſe kommen, daß mein herzlieber Herr und Gemahl den Mann allein vernommen hat, und ihn mit ernſtlichen Worten angeredet, ſo hat er von Stund an ohne alle Pein und Marter bekannt und um Gnade gebeten, er ſei ſchuldig am Kind und an der Mutter, und die Käſemutter, Barbara genannt, habe helfen Rath und That dazu geben, und die Milch zugerichtet für das Kind, und ſei das die Urſache, daß das Landvolk itzt mehr beſchwert ſei, ſeit ich hier geweſen, denn zuvor, und es wäre gut, wenn man mich umbrächte, ſo würde es das Land beſſer haben, denn jetzt, und ſeien ſie in der Sache alſo eins worden, uns umzubringen. Doch haben ſie nicht gewußt, wie? ſo hat die Käſemutter geſagt, wenn man mir Queckſilber beibringe, ſo müſſe ich ſterben, und ſo mag es mit dem armen Kind geſchehen ſein. Darauf hat mein Herr den Befragten laſſen in den Thurm legen, und nach dem Meiſter geſchickt, der ihn peinlich befragt; er bleibt aber auf ſeiner Meinung, will weder weniger noch mehr ſagen; ich beſorge aber wahrlich, lieber Herr Vater, es habe einen andern Grund, denn ich kann mich auf das Landvolk beziehen, was ihm für Gutes von mir geſchehen iſt. Und ob ich alſo böſe wäre, und des Todes würdig, was verſchuldete das kleine unmündige und unſchuldige Kind? Deshalb hat mir mein herzlieber Herr und Gemahl befohlen, Euer Gnaden zu ſchreiben, um Euer Gnaden Rath, wie er ſich in dieſer Sache halten ſoll, damit er den Grund erfahren möchte; auch bittet er, daß Euer Gnaden ihm einen geſchickten und vertrauten Diener zuſchickten, der bei der Frage wär, indem er ihm nichts mehr will thun laſſen, bis auf Wiederantwort von Euer Gnaden, und wollten ſich Euer Gnaden in der Zeit nicht ſäumen, denn mein Herr beſorgt, dem Gefangenen geſchehe, wie manchen andern, die man Abends, wenn man von ihnen gegangen, friſch und geſund verlaſſen, und die freies Bekenntniß verheißen, und des andern Morgens todt geweſen ſind. Darum, herzliebſter Herr und Vater, wollen Eure Gnaden meinen Herrn und mich hierin nicht verlaſſen, und durch dieſen Boten wieder Nachricht geben, darnach ſich mein Herr zu richten hat. Er entbeut Euer Gnaden ſeinen willigen Dienſt. Euer Gnaden befehle meine Grüße gegen meinen gnädigen Herrn Bruder Johannes, Abt zu Fulda, ſammt allen meinen Geſchwiſtern, und Euer Gnaden entſchuldigen mich, daß ich ihnen nicht geſchrieben habe, denn dieſe Sache war alſo eilends, daß ich kaum dieſen Brief ſchreiben konnte. Datum Mitwochen nach St. Gylgen Tag im xxxxv Jahr.

M. G. zu Witgenſtein.

„Was werde ich alter Mann noch alles erfahren und erleiden müſſen, ehe der Herr mich ruft?" ſeufzte der alte Fürſt, und der Brief ſeiner Tochter ſank ihm aus der Hand. Doch Eile that hier Noth, wollte er die Wünſche des Schwiegerſohnes und der Tochter berückſichtigen; daher ward der Kanzler ſchnell in des Herrn Gemach entboten, und an Faber von Uttenhoven, wie an Sittich Marſchalk ergingen durch Eilboten fürſtliche Befehle, eilends aufzubrechen und bei dem

Herrn zu erſcheinen, und in Begleitung zweier Knechte gen Berleburg und Witgenſtein zu reiten, „in einer unvorgeſehenen, vorgefallenen böſen Handlung von unſertwegen zu handeln, daran etwas groſſes gelegen iſt.“

Da machten ſich die treugehorſamen Vaſallen des Fürſtgrafen eilends auf, empfingen ihre Inſtruction und fuhren den weiten Weg in das Land Weſtphalen, um dem Grafen von Witgenſtein beizuſtehen in der ſchwebenden peinlichen Sache.

Einſam harrten die Gefangenen darauf, was mit ihnen geſchehen werde. Tage und Nächte ſchwanden hin, und ſie wußten nicht, ob es Tag oder Nacht war. Stumme Wächter brachten Trank und Speiſe, beſſer, als man ſie ſonſt Gefangenen zu reichen gewohnt war, aber ſie antworteten auf keine Frage, ſie kamen ſchweigend, und gingen ſchweigend von dannen. Die Hennebergiſchen Räthe, die zugleich Richter ſein ſollten, waren kaum auf Witgenſtein angekommen, und hatten ſich genau von dem Stande der Dinge unterrichtet, als ſie vier peinliche Fragſtücke aufſetzten, die ſie dem gefangenen Henne vorlegen wollten, und dieſe lauteten:

Die erſte: Aus welcher Urſache er das arme, unſchuldige Kind, ſeinen zukünftigen Erbherrn, vergeben, und auch der Gräfin nach dem Leben geſtanden habe?

Die zweite: Ob er ſolche Uebelthat auf Jemandes Geheiß, Befehl, oder um Geld und Gabe gethan?

Die dritte: Ob ihn noch irgend Jemand geholfen habe, und ob mehr Leute, hohen oder niedern Standes Mitwiſſens darum gehabt und dazu gerathen haben?

Die vierte: Ob die Dirne Merga auch Theil an der Sache gehabt, und ob er etwa von ihr Befehl gehat, das Gift für Mutter und Kind zu miſchen? — An einem Montag früh begann das Verhör.

6.

In der langen Haft hatte Henne auf neue Tücken geſonnen, und ſein Herz wieder erhärtet, er gedachte die Richter irre zu führen durch Trug und Lüge, und als er nun vor die Richter geführt wurde, antwortete er auf die erſte und zweite Frage: Aus keiner Urſache habe ich geſündigt, als auf Antrieb dreier böſer Weiber, der Barbara, der Dirne Merga und der Frau Kunne, welche unten in Laasphe wohnt, die haben ſich mit mir verbunden, die Vergiftung zuzurichten, und zwar deshalb, weil, ſeit meine gnädige Frau in die Herrſchaft gekommen, dieſe Leute und das ganze Hausgeſinde nun nicht mehr ſo gute Tage vom Hof gehabt mit Eſſen und Trinken wie zuvor. Und weil dem Geſinde Ihre Gnaden in allewege entgegen geweſen. Wir haben uns zuſammengefunden auf einen Heiligentag auf den Kirchhof zu Laasphe unter der Linde, und hat jedes ſeinen Rath gegeben, und iſt darauf geſchehen, was ich allbereit bekannt habe."

Darauf verfügten ſich die Räthe zu dem Graſen Johann, und lagen ihm an, die Merga und die Kunne gefänglich einziehen zu laſſen, damit beide dem Gefangenen vorgeſtellt würden, das ſchien dem Grafen gar ſehr unlieb, doch ließ er es geſchehen. Wie nun die drei Weiber, eine nach der andern, mit Henne confrontirt wurden, geſtand die Käſemutter willig, aber Kunne und Merga heulten und ſchrien, leugneten ihr Mitwiſſen, und erboten ſich, mit Henne an die Marter zu treten. Hierauf wurden alle wieder in die Kerker gebracht, und ihnen geſagt, ſie möchten ſich wohl bedenken über Nacht, denn morgenden Tages würde der Henker ſie zum Geſtändniß der Wahrheit bringen.

In der Nacht öffnete ſich oben die Fallthür über Hennes Kerker, und eine verſtellte Stimme rief hinab: „Henne! Henne! Schläfſt Du? Wach auf!“

„Was iſt's?“ fragte der Gefangene

„Wenn Dir Dein Leben lieb iſt, Henne, und wenn Du hoffſt, der Verſtrickung frei und ledig zu gehen, ſo ſage in der peinlichen Frage, was auch die Wahrheit iſt, daß Merga kein Mitwiſſen habe an der Unthat, die Du und Barbara verübt!“ ſprach es oben herunter. Henne horchte hoch auf. „Dann ſollſt Du ganz gewißlich frei und ledig gehen, ob Dich auch die Richter verdammen!“

Der Sprecher verſchwand, Henne merkte ſich, was er gehört, und entſchlief um vieles ruhiger und hoffnungsvoller als kurz zuvor.

Wie nun der Tag angebrochen, waren die Richter zur Hand, und der Scharfrichter war auch angekommen. Und Henne wurde befragt, ob er ſich bedacht habe? Darauf gab er zur Antwort: „Ja, ich habe, und habe der Merga und der Kunne großes Unrecht gethan, daß ich ſie alſo freventlich beſchuldigt, da ſie doch kein Mitwiſſen um die Sache haben.“

Dieſe Antwort befremdete die Richter, und ſie winkten dem Henker. Der trat heran und band ihn nach ſeiner Weiſe und ſchnürte ihn, und trat mit ihm an die Marter, aber wie ſtark er auch zog, daß der Gepeinigte ſchmerzvoll aufſchrie, er blieb nun dabei, er wolle drauf ſterben, es hätten jene keinen Theil an der That und kein Mitwiſſen.

„Warum denn haſt Du ſie beſchuldigt?“ fuhr Herr Faber von Uttenhoven den Läugnenden an, und dieſer, nachdem der Henker etwas nachließ, holte tief Odem, und ſprach: „Ich weiß wohl daß ich ſterben muß, und in großer Schande eines ſchmählichen Todes ſterben, ſo habe ich die Weiber beſchuldigt, um Mitgeſellen zu haben und nicht allein ſterben zu müſſen.“

Auf dieſe Antwort gebot Herr Sittich Marſchalk dem Scharfrichter, an dem Gefangenen für ſeine Lügen einen guten Zug zu thun. Dann fragte er Henne: Warum er juſt die Merga und Kunne und nicht Andre beſchuldigt habe, worauf er zur Antwort gab: „Das hab ich gethan, weil ich um der Merga Willen vom Leben zum Tode komme. Ich habe die Merga lieb gehabt, und ſie hat mich verſchmäht und verachtet, ich habe ihr Gutes gethan, und ſie hat mir es nicht gedankt. Ich habe ihr Manches heimlich zugeſteckt, und die gnädige Frau hat es erfahren, die mir darum feind geworden, und Ungnade auf mich geworfen, darum habe ich die Merga nun auch in Verſtrickung und peinliche Strafe bringen wollen. Die Kunne aber hat mir oftmalen manches zu Haß und Tort gethan, daß ich mit ihr in einem Widerwillen und Zorn geſtanden, deshalb habe ich auch ſie angegeben, obwohl ſie unſchuldig iſt, worauf ich ſterben will.“

Nach dieſer Ausſage wurde der Gefangene abgeführt, der nur eine gelinde Strafe durch die Tortur erlitten hatte, ohne daß ihm ein Glied verrenkt worden wäre.

Wie jetzt die Käſemutter in das Verhör genommen werden ſollte, war ihr Kerker leer, und es fand ſich keine Spur, wohin und durch weſſen Hülfe ſie entwichen. Beſtürzt und erbittert über dieſen räthſelhaften und unbegreiflichen Vorgang, nahmen die fremden Räthe den Henne aufs Neue in das Verhör, ließen ihn ziehen und ſchrauben, brechen und renken, bis er das folgende Bekenntniß ablegte: „Ich habe nun mein Herz und meine

Seele errettet, und ich bleibe dabei, daß ich den Weibern Unrecht gethan. Was ich und die Käſemutter thaten, das iſt geſchehen aus lauter Rache, weil wir ſchlecht gehalten wurden, und weil uns die gnädige Frau mit Scheltworten ſo übel angetaſtet hat, was wir vorher doch nicht gewohnt waren. Und alſo war es verabredet zwiſchen uns, erſtens das Kind zu vergeben, zweitens die Mutter, und was Eins von uns nicht zu thun wüßte, da ſolle das Andre mit Rath und That beiſtehen und helfen, daß es geſchehe. Und wenn Kind und Mutter vergeben wäre, ſollte Holack auch daran, der mich behandelt hat, wie einen Hund; dann Niklas, dann Heinrich, die Knechte, weil dieſe ſo fleißig unſrer gnädigen Frau aufwarteten, und dem Jäger gehorcht und mich gebunden beim Tanz am Kirchtag der gnädigen Frau. Die Käſemutter hatte noch Gift genug in einer Blaſe in ihrem Metſchger, und hernach wollten wir mit einander leben nach unſerm Wohlgefallen, denn dann wäre nicht mehr ſo große Schmorgerei im Lande geweſen."

„Was iſt das für ein Deutſch? Was willſt Du mit dieſem Wort ſagen?“ fragten die Richter, und keck und frech ſprach der Deliquent: „Zuvor, ehe der gnädige Herr Graf heirathete, war das Land freier von Dienſten und Anlagen, wie jetzt, aber ſeit die Frau Gräfin hereingekommen, iſt es allzuſehr damit beſchwert, denn dieſe iſt tyranniſch über alle Maaßen.“

Ueber dieſe Rede erſchraken die Männer aus dem Henneberger Land, daß die Tochter ihres geliebten Herrn ſolch böſe Nachrede habe, und erforderten ſechs Räthe aus Berleburg, die ſie bei ihren Eiden und Pflichten fragten, ob ſolche Ausſage wahr ſei, und die Gräfin alſo ſchuldig, daß ſie das Land bedrücke?

Die Berleburger Räthe prieſen aber dem Gefangenen gegenüber, der in der Marter ſtand, die Herrin mit vollem Mund, und ſagten, daß ſie nicht die mindeſte Beſchwerde über ſie hätten, worauf Henne verſtummte; ſeine Richter waren ſo weit, wie zuvor. Sie wußten nicht, wie ſie hinter die Wahrheit kommen ſollten, glaubten wenn er einige höhere Martergrade bekomme, werde er anders reden, wollten ihn aber auch nicht zu ſtark angreifen, indem Graf Johann immer voll Beſorgniß war, Henne werde durch die Tortur ſterben, eine Beſorgniß, die ſie ſich um ſo weniger zu erklären vermochten, als Henne noch bekannte: er habe mit Barbara das ganze Hofgeſinde und den Herrn Grafen ſelbſt zu vergiften im Sinn gehabt, wodurch er ſich, nach ihrem unbefangenen Urtheil, um Leib und Leben ſprach. Sie fällten über Henne mit den Räthen aus Berleburg das Todesurtheil, ſchrieben aber vereint, ehe man zur Vollſtreckung deſſelben ſchritt, noch einmal an ihren Herrn, und zwar mit Wiſſen und Willen des Grafen Johann, deſſen tiefe Betrübniß über den Tod des Kindes ihn aller Beſchlüſſe unfähig zu machen ſchien, und da lautete eine Stelle ihres Briefes:

„Wir haben gefunden, daß der Beklagte den Tod verſchuldet hat, ſo will Graf Johann denſelbigen nicht richten laſſen, wir ſeien denn von wegen Euer Fürſtl. Gnaden dabei, und will denſelben ſo lange im Gefängniß erhalten, bis wir wieder aus dem Lande Jülich und Cleve zurückkommen, dahin E. F. G. Befehl uns beordert. Es iſt hier zu Lande ein armes unverſtändiges Volk, niemand weiß, was für Pein und Strafe man den Verbrechern auflegen ſoll; daher iſt unſre unterthänige Bitte an E. F. G. dieſelben wollen ſich durch zwei Doktores laſſen unterrichten, wie er geſtraft werden ſoll, und wie wir uns dabei verhalten ſollen, und bitten zum förderlichſten um E. F. G. Antwort.

„Der Dirne Merga halber hat ſeine Gnaden, Graf Johann, uns zugeſagt, daß ſie, ſobald der arme Sünder gerichtet iſt, auf funfzig Meilen Wegs aus der Herrſchaft ziehen ſolle Als wir ſie gefänglich einzogen, ſagte er uns zu, ſo es befunden werde, daß ſie nur im mindeſten ſchuldig, ſo müſſe ſie auch ſterben, da ſolle nichts vorhelfen, was wir E. F. G. nicht haben verhalten wollen.

E. F. G. zu allen Dienſten willige und gehorſame
Fabian v. Uttenhofen, und
Jörg Sittig v. Marſchalk.

7.

Die Henneberger Räthe waren im Dienſt ihres Herrn gen Jülich und Cleve gefahren, Merga war ihrer Haft entlaſſen und des Landes verwieſen, Frau Kunne desgleichen; der Graf und die Gräfin von Witgenſtein lebten in ſtiller Kümmerniß, und würden noch betrübter geweſen ſein, wäre ihnen alle das Gerede und die mancherlei Gerüchte zu Ohren gekommen, die im Lande über den Hergang der Vergiftungsgeſchichte umgingen. Hatte doch ſogar, als die Räthe an den Stadthalter Jörge von Colmetſch nach Marburg ſchrieben, und dieſen baten, ihnen zur peinlichen Frage den dortigen Scharfrichter zu ſenden, dieſer geantwortet: „Meinen freundlichen willigen Dienſt, ehrenfeſte gute Freunde! Ich hab' Euer Schreiben, belangend den Scharfrichter allhier zu Marburg hören leſen, und ſchicke Euch denſelben zu, wiewohl der Scharfrichter ſich etwas darum beſchwert, durch viele Urſache, ſo hätte ich auch wohl Urſache, ein ſolches zu weigern, mancherlei Gerüchts halber, das geredet wird in ſolcher Handlung ꝛc.“

Aber wie ſehr auch die gräfliche Herrin um das verlorne Kind trauerte, ſie wurde nicht milder, vielmehr legte ſich der Schmerz, der ſonſt ſtarre Gemüther ſanft und weich zu ſtimmen vermag, wie ein Harniſch um ihr Herz, und ſie haßte nun die Welt und die Menſchen. Von ſo viel Bosheit, als aus Hennes That und Bekenntniſſen hervorleuchtete, tief erſchüttert, glaubte ſie ihr ganzes Geſinde ſolcher Unthaten fähig, und wurde noch härter, mißtrauiſcher, ſtrenger; ihr Leben war vergällt, ihr Glück zerſtört.

Henne hatte nach dem Verhör mehrere Tage und Nächte im Kerker gelegen, als ſich in einer Mitternachtsſtunde wieder die Fallthür aufthat, und eine leichte Leiter niederfiel, dabei rief eine Stimme: „Henne, komm herauf, Du biſt frei." Das war in ſeinen Ohren ein ſüßer Klang, der keiner Wiederholung bedurfte, er ſprang auf, gefeſſelt war er nicht und nicht gebunden, raſch klomm er die Leiter hinan. Oben war ein Mann, der ihm half, Henne wußte nicht, wer der Mann war, fragte auch nicht darnach, wollte ſich überhaupt auch nicht mit Fragen aufhalten, er folgte dem Mann. Dieſer führte ihn von dem Thurme durch einen Gang in das Schloß, und wieder über viele Gänge und Treppen hinab in einen der abgelegenen Höfe des weitläuftigen großen Schloſſes, das ſchon ſo manches Jahrhundert auf ſeiner ſtolzen Berghöhe thronte, und im Lauf der Jahrhunderte manche Veränderung erlitten hatte. In dieſer Abtheilung, gegen die Seite hin, auf welcher das Hochgericht ſtand, waren Scheuern und Stallungen, und viel verfallenes Mauerwerk. Dort konnte allenfalls ein Menſch ſich mit einiger Lebensgefahr hinablaſſen, und dort blieb der düſterſchweigende Führer des Befreiten ſtehen, reichte ihm einen ſtarken Strick, und ſprach dumpf, indem er nach dem Galgen zeigte, der in nicht allzuweiter Entfernung vom dämmernden Mondſchein beleuchtet, ſichtbar war: „Gehe, Henne, und henke Dich, oder laß Dich henken, wo Du willſt. Auf Nimmerwiederſehen!“

Eilig und mit einem tiefen Seufzer entfernte ſich der Mann, und verſchwand bald dem Auge des Nachſtarrenden. Henne beſann und bedachte ſich nicht lange. Wie ein Stubenvogel, der auf offner Hand zum Fenſter hinausgehalten wird, auf raſchen Schwingen fortflattert, ſo ſuchte auch Henne ſich möglichſt ſchnell dem Käfig zu entziehen, halb kletterte er, halb fiel er die Mauer herab, der Graben des Schloſſes war trocken, er verſchwand in der nächtlichen Düſterniß.

Es war aber in dieſer Nacht noch ein Dritter im Schloß wachſam und munter, lugte und lauerte umher, hörte Tritte, ſchlich ſpähend nach, ſah von fern und unentdeckt, was geſchah, öffnete das Pförtlein eines heimlichen Ausgangs ſacht und geſchickt, war eher aus der Burg, als der Flüchtling, und folgte dieſem nach. Oft war es Henne, als hörte er Tritte hinter ſich her, oft ſtand er ſtill, doch klopfte ſein Herz, er lauſchte, er hörte nichts. Er lief den Berg herab, er kam in das Thal der Lahn, und folgte oberhalb Laasphe ihrem Lauf. Als kleiner Bach rieſelte ſie aus einem melancholiſchen Thal des Weſterwalds, eilends ſchlich er an einigen Hammerwerken und Köhlerhütten vorüber, wie ein ſcheuer Dieb. Wie er das Schloß nicht mehr ſah, das hochthronend die Berggegend beherrſchte, wurde ihm leichter; der Frieden des Waldes umrauſchte ihn, aber Mörder finden keinen Frieden. Henne gedachte ſich durch die düſtern und einſamen Waldſtrecken hindurchzuſchlagen bis etwa gen Dillenburg oder Weſterburg, und dann nach dem Rhein zu, ſein Glück zu verſuchen. Sein Pfad führte ihn bergan, er befand ſich in einer ſchaurigen Einöde; tauſendjährige Eichen ſtanden da, die Felsblöcke, mit denen der Boden wie überſtreut ſchien, waren alle ganz altergrau, und mit Mooſen weich überpolſtert. Von den Bäumen hingen lange Haarflechten nieder, die in der rauhen Morgenluft ſchwankten und ſchwebten, wie ſeltſam webende Nebelgeiſter. Der Morgen dämmerte herauf, ihn grüßte der heiſere eintönige Ruf hungriger Geier und Krähen. An der Quelle der Lahn ſank Henne ermattet nieder, und ſchöpfte mit hohler Hand einen Trunk. Wie er geſtärkt aufſtand, und vor ſich hin ſah, ſtand nicht fern von ihm eine in ſchwarze Lacken von Kopf bis zu den

Füßen verhüllte Geſtalt, wie eingewurzelt, und aus dunkler Larve blitzten zwei rollende Augen lauernd nach ihm hin. Entſetzen rieſelte durch ſeine Gebeine, er dachte an etwas und erſchrak vor dem Gedanken ſo ſehr, wie vor der ſchrecklichen Geſtalt. Einen dumpfen Schrei ſtieß er aus, und floh in entgegengeſetzter Richtung fort, aber mit langem Geſpenſterſchritt ging es hinter ihm her, immer ihm nach. Oben auf der waldigen Höhe, wo nach verſchiedenen Richtungen hin die Quellen der Lahn, der Sieg und der Eder ihre Silberfluthen ergießen, war unter grauen bemooſten Eichen, ein Ring von Steinen. Dort lief Heune darauf zu, unbewußt, wohin er lief; plötzlich ſah er mehrere Männer, auf gleiche Weiſe verhüllt, und ſank zu den Füßen der furchtbaren Unbekannten, odemlos, vernichtet. Sein Verfolger kam näher. Stumm und ernſt nahm ihm einer den Strick ab, den er über der Achſel getragen hatte, und knüpfte eine Schlinge. Ein andrer bedeutete Heune, nach einem Baume hinzuſehen. Er blickte hin, und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; dort hing noch in den Kleidern, in denen er ſie zuletzt geſehen, die Gehülfin, die Vollſtreckerin ſeiner Rache, die Käſemutter Barbara. Er ſah ſein Schickſal vor Augen.

Sein Verfolger trat hart an ihn heran und ſprach: „Du ſtehſt auf der rothen Erde Weſtphalens, ſtehſt vor den Wiſſenden des heimlichen Dings, der heiligen Vehme, ſtehſt in wenig Augenblicken vor dem Richter im Himmel. Frevler Deines Gleichen, entgehen dem Arm der Rache nicht, ob auch Schwachheit, Menſchenfurcht oder Gnade ſie freiſpreche und freigebe. Wir haben über Dich gerichtet, und Dich des Todes ſchuldig befunden. Haſt Du auf Erden noch etwas zu ſagen, noch etwas zu beſtellen, ſo ſage es, ſo beſtelle es!“

Henne zitterte wie Eſpenlaub, er kannte die Stimme, es war die ſeines Feindes, des Jäger Holack. Er ſprach nichts, er winſelte nur, er krümmte ſich wie ein Wurm, die ſchrecklichen Schöffen des weſtphäliſchen Gerichts ließen ihn nicht lange leiden. Einer ſprach ein Gebet, ehe es zu Ende war, hatte Henne den Strick um den Hals, einen Dolch in dem Herzen. Neben Barbara, an einem entlaubten Eichbaume wehte ſein Leichnam im Morgenwind. —

Frau Margaretha, Gräfin zu Sayn und Herrin auf Witgenſtein, wurde nicht froh und nicht glücklich. Keines ihrer Kinder, die ſie ihrem Gemahl in der Folge noch gebar, überlebte die Mutter, es war, als laſte ein Fluch auf ihr, und es waren Andre beſtimmt, ein noch in edlen Gliedern blühendes Geſchlecht bis auf unſre Zeiten fortzupflanzen.

Der Zaubergarten.

(Nach einer Novelle des Boccaccio.)

I.

1.

Vom Schmachten heißer Liebe will ich ſingen,
Von flammender Sehnſucht, lichtentbrannter Gluth.
Von kühnen Wünſchen, vom Wagen und Gelingen,
Vom ſchönſten Sieg, erhabnem Edelmuth.
Erblickt mit mir im holden Zauberbilde
Die wonnereichen Luſtgefilde,
Wo Phantaſus auf leichten Sylphenſchwingen
Durch lichte Räume ſchwebt, und Zitherſaiten klingen.

2.

Wer hörte nicht von deinen Sagen gerne,
Du, nie genug geprieſne Ferne,
Italien, Du herrliches Wunderland?
Du Land der Lieder und der Abenteuer;
Du Land der Liebe, wo ſie Hand in Hand
In Myrtenwäldchen koſ't, wo das geheime Feuer
Ein ſüdlich glühender Himmel nährt,
Wo Sehnſucht feurig hofft und Liebe froh gewährt? —

3.

Ja, folgt zu jenem Lande, wo der Hirt
Die Stanzen Taſſo's ſingt, wo in den Lauben,
Pochenden Herzens oder ſanft, wie Tauben —
Manch Mädchen noch Petrarkas Lieder girrt;
Wo ſich verbirgt im dunkeln Blättergrün
Die ſüße Laſt der blau und goldnen Trauben,
Zum ſchönen Land „wo die Citronen blühn,"
Wo ſich der Himmel aufthut frommem Glauben.

4.

Dort wandelt' einſt an eines Baches Rand,
Der ſeinen Lauf mit ſanften Murmellauten
Nah bei Florenz durch Wieſenfluren wand,
Ein holdes Weib zur Seite ihres trauten
Und liebenden Gemahls; das war Conſtantia;
Carlo war reich, ihm lachten Glück und Ehre,
Conſtantia war ſchön und blühend, wie Cythere,
Ihr Liebreiz ward geprieſen fern und nah.

5.

Sie gingen unter zärtlichem Gekoſe
Auf einem Raſenteppich, grün und weich;
Dort blühte hochgeſtengelt, Roſ' an Roſe,
Dort ſtand in Gruppen ſeltnes Ziergeſträuch.
„Wohin gelangten wir? Ein Feenreich
Umblüht uns rings in zauberiſcher Fülle!
Wandeln wir weiter? Spähen wir zugleich
Was jener Büſche Vorhang uns verhülle?“ —

6.

Im Zephyr ſchwankten rankende Lianen,
Und Schatten gaben vor dem Sonnenbrand
Der dunkle Lorbeer dort, und dort Platanen;
Ein ſchmaler Kieſpfad bog um eine Wand
Von purpurblühenden Granatenbäumen,
Da lag ein Schloß, wie nur in Dichterträumen
Und Feenmärchen Phantaſie es malt,
Vor Jenen da, vom Sonnengold umſtrahlt.

7.

Die Fenſter alle ſchimmern, ſpiegelklar,
Und leuchtend ſah'n ſie eine Kuppel ragen,
Die kunſtgeziert und reich vergoldet war;
Und einen Garten ſchien das Haus zu tragen.
Ein Triton ſtand von weißem Alabaſter
Im buntumblüheten Baſin davor;
Hoch ſtieg aus ſeinem Horn der Waſſerſtrahl empor,
Und überflog die ſtrebenden Pilaſter.

8.

Da naht ein Mann, ſchön, wie ein Götterſohn,
Dem ſeligen Olymp entflohn,
Um ſich auf dieſer Erde zu vergnügen;
Anmuth und Würde lag in ſeinen Zügen.
Er nahte ſich mit achtungsvollem Blick,
Die Fremden ſittig grüßend, dieſe ſehen
Des Schloſſes Eigenthümer vor ſich ſtehen,
Der heiter preißt ſein freundliches Geſchick.

9.

Leicht angeknüpft iſt der Bekanntſchaft Band,
Der Namen Austauſch ward im Flug vernommen.
Nicht lange war von Cyperns Inſelland
Antonio nach Italien gekommen,
Und — noch von Hymens engen Banden frei,
Will er da leben, da, wo jedes Schöne
Wo jedes Treffliche zu finden ſei;
Dieß ſagend, neigt er ſich verbindlich gegen Jene.

10.

Sie liehen ſeinen Worten offnes Ohr;
Er führte ſie zu blühenden Terraſſen
Und zu der Pracht des Hauſes nun empor;
Ihr Auge konnte kaum den Glanz erfaſſen.
Der hohen Meiſter Geiſtesideale
In Marmor dort gefeſſelt, dort verklärt
Zum ſchönſten Bild — ſie prangten in dem Saale.
Hinreißend ſchön und von dem höchſten Werth.

11.

Dort winken Früchte jeder Jahreszeit,
Im Bunde ſchien der Sommer mit Pomonen;
Orangen dicht mit Zucker überſchneit,
Und ſüße Feigen, ſaftige Limonen;
Die goldne Ananas, das Kind der heißen Zonen,
Und was des Conſituriers Kunſt erſann;
Auf goldnen Tellern — weiß wie Silber, Marzipan,
Hochauf gethürmte Schichten von Makronen.

12.

Auch Dienerſchaaren ſtanden harrend da,
In reicher Tracht, gehorſam Antonios Winken;
Auf reichen Mahagonitiſchen ſah
Der Blick kryſtallne Flaſchen, Kelche blinken.
Ein Knabe, ſchön wie Ganymed, kredenzt
Den Gäſten, die der Wirth zu weichen Seſſeln leitet,
Der nun im kleinen Kreis die Fröhlichkeit verbreitet,
Die auf der Stirn ihm lacht, ihm aus den Augen glänzt.

13.

Sie ſollen koſten aller Länder Wein,
Von cypriſchen und ungariſchen Reben;
Das reine Traubengold vom deutſchen Rhein,
Wie des Champagners jugendliches Streben,
Das Purpurblut der Trauben von Burgund,
Den ſüßen Sekt, den Spaniens Berge geben,
Algarves Nektar, Siracuſa- und
Conſtantiawein! „Conſtantia ſoll leben!"

14.

Zur Kühlung bietet ſich kryſtallnes Eis,
Das einſt die Wolken des Veſuvs umſchwebten.
Von allem freundlich aufzudringen weiß
Der Wirth, wie ſehr die Gäſte widerſtrebten,
Das Beſte ſeines Hauſes gab er preis.
Zum Weggang ſchickten ſich die Frohbelebten;
Den Himmel ſchmückte ſchon das Abendroth,
Die Diener harrten, und der Herr gebot.

15.

Des Hofes Marmorpflaſter dröhnt vom Schalle,
Vier glatte Roſſe tanzen aus dem Stalle,
In reichgeſchmücktes Riemenzeug geſchirrt.
Es wandeln nun die Gäſte mit dem Wirth
Hinab zur wohlgeruchdurchwallten Halle.
Und wie ſie freundlich Lebewohl ihm ſagen,
Steigt er mit ihnen in den Muſchelwagen,
Die Roſſe ſtampfen und die Peitſche ſchwirrt.

16.

Und brauſend geht nun unter grünen Aeſten
Der Bäume hin die Fahrt; im Abendſtrahl
Erglänzt Florenz mit Tempeln und Paläſten,
Und in Verklärung ſchimmert Berg und Thal.
Der Himmel wölbt ſich zum azurnen Dome,
Den dort im Weſt ein purpurgoldner Vorhang ſchließt.
Der Wandrer ſchaut entzückt das Spiegelbild im Strome
Der ſanft durch Blumenufer fließt.

17.

Doch ſchöner noch, als in der Wirklichkeit
Der Roſen Duft, der Bäume friſche Blüthe,
Des Abendhimmels Pracht und Herrlichkeit,
Die immer ſchöner über ihnen glühte,
Erſchien dieß alles dem entzückten Paar,
Wie prieſen ſie vereint des neuen Freundes Güte,
Der glücklich ganz in ihrer Freude war,
Und ihnen werth zu werden ſich bemühte.

18.

Ach, warum war nicht ſchlackenlos ſein Streben,
Warum muß Leidenſchaft ihn in ihr Netz verweben? —
Im Angeſicht der blühenden Natur,
Des Frühlings Jugendroſen gegenüber,
Hat keinen Schmuck für ihn die ſchöne Sommerflur,
Zu ihr nur fliegt der trunkne Blick hinüber,
Die anmuthſtrahlend, Engelreiz enthüllt,
Mit Wonneträumen ſeine Seele füllt.

19.

Noch ahnt ſie nicht den Sturm, von ihr entzündet,
Sie bleibt ſich gleich in lebensfroher Luſt,
Und jene Flamme, die Antonios Auge kündet,
Dringt nicht in ihre keuſche Bruſt.
Und Carlo, der im ſeligen Genuſſe,
In einem Freudenhimmel ſchwimmt,
Weiß nicht, daß er den Freund verletzt mit jedem Kuſſe,
Den er der Gattin giebt, und von der Holden nimmt.

20.

Und dunkler webt der Abend ſeine Schatten,
Der Muſchelwagen hält an Carlo's Haus,
Und bebend hebt der Freund Conſtantien heraus,
Ihr Gaſt zu ſein, erflehn von ihm die Gatten,
Den ſie ſo lieb gewonnen hatten,
Doch ſanft verneinend, ſchlägt er's aus,
Wünſcht freundlich gute Nacht. Im Herzen tiefe Wunden
Iſt bald Antonio den Dankenden entſchwunden.

21.

Die beiden Gatten aber ſtanden lange,
Und ſahen liebevoll dem edlen Gaſtfreund nach,
Und beide ahnten nicht die Schlange,
Die, drohend ihrem Glück, ſtill unter Blumen lag.
Und beide waren ſeiner Freundſchaft froh,
Sie prießen ſeine Güte in die Wette,
Und beide träumten von Antonio,
Als ſie umfing das weiche Dunenbette.

II.

1.

Allmächtige Liebe, ſtarke Zauberin,
Du ſchlummerſt ſanft auf Roſenbetten,
Weh, wer dich weckt mit unbedachtem Sinn,
Du ſchmiedeſt ihn in diamantne Ketten,
Und willig folgt er ſeiner Siegerin.
Er fühlt ſich glücklich, überwunden,
Mit leichten Feſſeln wähnt er ſich gebunden,
Und giebt für Schmerz und Qual die goldn Freiheit hin. –

2.

Antonio ſchritt auf und ab im Zimmer,
Kein Diener nahte ſtörend mehr dem Herrn,
Im Schloß erloſch der helle Kerzenſchimmer,
Am Himmel glänzte mild der Abendſtern.
Der Jüngling aber fand die Ruhe nimmer,
Sie war dem aufgeregten Herzen fern,
Das trunken von der Liebe ſüßem Gifte
Im wilden Meer der Leidenſchaften ſchiffte.

3.

Wie war dem Träumenden geſchehen?
Wie war ſein ganzes Sein befangen?
Soll er in Sehnſucht untergehen?
Vergebens malt er ſich ſein ſträfliches Verlangen
Mit grellen Farben aus — was der Verſtand auch ſpricht,
Wie ſehr die angeborne Güte
Auch widerſtrebt, — ſein Herz, das für Conſtantia glühte,
Sein heißes Herz beſiegt er nicht.

4.

Er ſah die herrlichen Geſtalten
Des eignen Vaterlands in hoher Schöne blühn,
Er ſahe dort ſo manchen Reiz entfalten,
So manches Mädchens Blick ſehnend und ſchmachtend glühn,
Von dem vielleicht die Kunſt der Alten
Das Bild zu einer Göttin ſich gelieh'n,
Und nimmer hatt' er Amors Macht empfunden,
Jetzt unterlag er ihr, beſiegt ſeit kurzen Stunden.

5.

Er warf ſich auf die ſeidnen Polſter nieder,
Der Schlummer aber floh ſein Schlafgemach,
Das Zimmer füllte manch verliebtes Ach,
Und gab den Schall, gleichſam verhöhnend, wieder,
Der Morgen fand den Liebenden noch wach.
Bewegt von namenloſen Qualen,
Entſchlummert endlich er, als ſchon der Sonne Strahlen
Vergolden ſeines Schloſſes Dach.

6.

Umgaukelt von phantaſtiſchen Geſtalten
Der Morgenträume, lag der Schläfer da,
Er ſieht die himmliſche Conſtantia,
Und dankt den lieblich täuſchenden Gewalten.
Die Bilder ſchwanden flüchtig, wie ſie kamen,
Doch hatten ſie den Armen froh gemacht.
Voll Sehnſucht lallt er träumend ihren Namen,
Und ſpricht ihn ſeufzend aus, als er erwacht.

7.

Und denkt nur ſie, und giebt ſich Liebesträumen hin;
Er nimmt den Silberſtift, und zeichnet ihre Züge,
Die vor den Blicken ihm ſchwebt, gleich einer Königin,
Allein ſein Bild wird eine arme Lüge;
Er trifft ſie nicht — weg flieht das Pergamen,
Die Diener nahn mit Speiſen und Getränken,
Der launiſche Gebieter heißt ſie gehn,
Und eilt zum Park, um ungeſtört an ſie zu denken.

8.

Von Epheu dicht umrankt und blauen Paſſifloren,
Nimmt eine Grotte ihn auf in ihren kühlen Schoos,
Auf einem Sitz von weichem, ſchwellenden Moos,
In ſüßer Träumerei verloren,
Ruht er gedankenvoll und doch gedankenlos,
Er ſtützt den Kopf in ſeine linke Hand,
Und ſchreibt, nach Art verliebter Thoren,
Conſtantia's Namen oft in den geduldigen Sand.

9.

Doch lange ſaß er nicht, er ſtrich mit ſeinem Stabe
Den Namen, den er in Gedanken trug
Jetzt wieder aus, vertilgend Zug um Zug,
Und wollte gehn, da kam der ſchöne Knabe
Faſt athemlos daher — hoch ſchlug
Und hörbar ihm das Herz, — er lief
Als ob er hohen Lohn hier zu erringen habe,
Und übergab dem Herrn — von Carlo — einen Brief.

10.

Der bebt vor Freuden, als er ihn erfaßt,
Er ſinnt und ſinnt, was wohl der Brief enthalte?
Und öffnet mit der Unruh zitternder Haſt,
Als ob er einen Brief von ihr entfalte.
Die neuen Freunde laden ihn zu Gaſt,
Was wäre wohl willkommner ihm erſchienen?
Freude, Verklärung ſtrahlt aus ſeinen Mienen,
Und Ungeduld verzehrt den Schwärmer faſt.

11.

Mit Sehnſucht harrt er, bis der andre Morgen kam,
Voll ſüßer Unruh ſtreift er früh im Garten,
Verſchwunden iſt ſein ſtillgehegter Gram,
Der Ungeduldige kann kaum erwarten,
Bis Roſſ und Wagen vor der Thüre ſtehn,
Und ſchön, wie ein Adon, ſieht man die Marmorſtiegen
Des Schloſſes ſchon den Herrn herunterfliegen,
Die Diener haben ihn ſo eilig nie geſehn.

12.

„O Wiederſehen, Paradieſeswort!
Lichtgruß der Engel! Sie ſoll ich wiederſehen,
Die Himmliſche, die fort und fort
Als Ideal mir wird vor Augen ſtehen!
Die lieblichſte, die göttlichſte der Frauen,
Die ſanfte Huldin ſoll ich wiederſchauen!
Ein neuer Stern ſtrahlt herrlich meinen Tagen!“
So ruft er ſehnend aus in ſeinem glänzenden Wagen.

13.

Je näher er kommt, je mehr vergeht die Qual,
Und er gelobt ſich, ſeine Glut zu zügeln,
Die Hoffnung trägt ihn hoch auf ihren kühnen Flügeln.
Der Wagen hält am prangenden Portal;
Antonio! ruft Carlo durch den Saal,
Verläßt den Kreis der fröhlichen Genoſſen,
Die ſchon geladen kamen zu dem Mahl,
Und eilt, und hält den Freund voll Innigkeit umſchloſſen.

14.

Am Eingang lächelt ihm Conſtantia,
Und heißt ihn ſittig, zart willkommen:
Als er die Heißgeliebte wieder ſah
Da fühlt er ſich vom ſüßem Schreck beklommen.
Verlegen ſtammelt er. Die hohen Flügelthüren
Eröffnet weit der Diener Hand,
Dem ſchönen Kreis, der ſich im Saal zuſammen
ſand,
Eilt Carlo nun den Fremden vorzuführen.

15.

Dann leitet er ihn zu dem ſchönſten Ehrenſitze,
Conſtantia wird ſeine Nachbarin;
Ihn treffen prüfend ſchöner Augen Blitze,
Ein Beifallflüſtern weht durch die Verſammlung hin.
Antonio war ſelig, wie ein Gott,
Und alle Herzen in dem weiten Kreiſe
Eroberte der junge Cypriot,
Von ſeiner Schönheit ſprach man laut und leiſe.

16.

Die Frauen waren ſeines Lobes voll,
Die Jungfraun ſahn auf ihn mit Wohlgefallen;
Und von den edlen Männern allen
Gab jeder willig ihm der Achtung Zoll.
Der heitern Freudengötter Schaar
Trug nicht den Feſſelſchmuck pedantiſchen Zwanges,
Die Luſt entfaltete ihr buntes Flügelpaar.
Und wiegte ſich auf Schwingen heitern Klanges.

17.

Die Stunden flogen unter fröhlichen Scherzen
Mit raſchem Flug dahin ins Meer der Zeit;
Antonio gab ſich hin der Liebe ſüßen Schmerzen,
Und ihrer Götterſeligkeit.
Von ſeiner Göttin magiſch angezogen,
Trank er Begeiſterung im Lächeln ihres Blicks,
Die Mädchenblicke, die nach ihm flogen,
Er ſah ſie nicht im Taumel ſeines Glücks.

18.

Die Gäſte ſcheiden, auch Antonio muß gehn,
Er muß aus ſeinem Freudenhimmel eilen,
Doch Carlo bittet ihn, noch länger zu verweilen,
Muſik iſt ihm des neuen Freundes Flehn.
Es bittet auch Conſtantia
Mit einem Blick voll Huld und Milde,
Erröthend ſteht er vor dem zauberiſchen Bilde,
Zagt, ſchwankt, verneint, und bleibt doch noch ein
Stündchen da.

19.

Doch endlich ſcheidet er, und dankt ſo herzlich
Für aller Freuden Vollgenuß,
Und küßt den Freund den Abſchiedkuß.
Conſtantia ſteht, und lächelt hold und ſchmerzlich,
Und als er ihre kleine Hand
Zum glühendem Munde führt mit wonnigem Entzücken,
Fühlt er ein leiſes Gegendrücken,
Daß Erd' und Himmel dem Blick des Glücklichen
entſchwand.

20.

Nichts weiter war der leiſe Druck der Hand
Als reiner Achtung Unterpfand,
Obgleich es ſo den Liebenden bethörte,
Daß er die Stimme der Pflicht nun vollends nicht
mehr hörte.
Nur heftiger wurde ſeiner Flammen Glut
Phantaſtiſcher nur wurden ſeine Träume,
Und unermeßlich ſeiner Wünſche Räume;
Durch ſeine Adern floß, ein Lavaſtrom, ſein Blut.

III.

1.

Wann hätt' es wohl an Unterhändlerinnen
Bei zärtlich Liebenden gefehlt?
Wo wären einem Gott ſo viele Prieſterinnen,
Als Dir, o Amor, zugezählt?
Des eignen Herzens ſündlicher Hang
Macht Hunderte zu Kupplerinnen,
Antonio weiß, durch ſeines Goldes Klang,
Solch ein verſchmitztes Weib gar bald ſich zu gewinnen.

2.

Ein Weſen in den Mitteljahren
Dem noch nicht ganz die ſommerlichen Reſte
Des Schönheitlenzes verblichen waren,
Geſprächig, liſtig, auf das Beſte
In Cypris frohem Dienſt erfahren,
Mit allen Schwächen ihres Geſchlechts vertraut,
So war das Weib, auf das die ſchimmernden
Palläſte
Der kühnſten Hoffnungen Antonio gebaut.

3.

Sie weiß ſich oft Conſtantien zu nahn,
Die arglos, wie ſie war, nichts Böſes träumet,
Und jene Schlange zu vermeiden ſäumet,
Die frech der Tugend droht mit gift'gem Zahn.
Und manche Blume bringt ſie, manchen Gruß
Antonios, und rühmt des Gebers Güte,
Bis ſie, wie ſehr er für die Holde glühte,
Der Hocherröthenden verkünden muß.

4.

Das edle Weib ſtaunt ob dem kühnen Wort,
Und nimmts für Scherz, auch dieſen von ſich weiſend;
Beharrlich aber fährt die Schlaue fort,
Antonios Reichthum bald, bald ſeine Schönheit preiſend,
Von ſeiner heißen Liebesglut zu reden.
„Wollt Ihr den Jüngling," fragt ſie kühn und frei:
„Der Euch ſo hoch verehrt, durch Tyrannei,
„Wie, wollt Ihr ihn durch Euern Kaltſinn tödten?"

5.

Und mit beredter Zunge ſchildert ſie
Antonios Schmerz, ſein Hoffen und ſein Sehnen,
Sein träumeriſch Wandeln, ſeine ſtillen Thränen:
„Durch Euch nur wird er glücklich oder nie!
Die hohen Reize, die Euch hold umſtrahlen,
Bezaubern ihn, ſo füge kalter Sinn
Nicht neuen Schmerz zu namenloſen Qualen,
O gebt ihn der Verzweiflung nicht dahin!"

6.

Conſtantia, ganz erfüllt von heilger Treue
Zu dem Gemahl, erſeufzt in tiefer Bruſt;
Sie prüfet ſich, und prüfet ſich aufs Neue,
Und iſt ſich nimmer eines Fehls bewußt,
Der Jenem hätt' Ermuthigung gegeben,
Voll Unmuth denkt ſie dem Gehörten nach.
Ach, daß der Freund der Achtung Schranken brach!
Warum muß er nach ſolchem Ziele ſtreben?

7.

Und ſoll ſie den Gemahl mit ſeinem Freund entzwein?
Soll ſie des Jünglings Kühnheit ihm entdecken?
Was kann die Folge ſein, als alle Schrecken
Rachſücht'ger Zwietracht? Blutvergießen? — Nein!
Vielleicht — und der Gedanke ſchafft ihr Glück —
Vielleicht führt aus der Leidenſchaft grundloſen Syrten,
Ein ernſtes Wort den Sinkenden, Verirrten
Zu ſeinem beſſern Selbſt zurück!

8.

Und zürnend ſpricht ſie zu der Kupplerin:
„Elende, geh zu dem, der Dich geſendet hin,
Und ſag' ihm, wenn in des Dezembers rauhen Tagen
Ein ſchöner Garten mir entgegenlacht,
In Sommers Anmuth und in Sommers Pracht,
Dann woll' ich meine Gunſt ihm fürder nicht verſagen.
Und Du, die mir ſo frech genaht und unbedacht
Sollſt meine Schwelle nie mehr zu betreten wagen.“

9.

Beſtürzt entweicht das Weib, Antonio zu verkünden,
Was ihm gekränkte Tugend anbefahl,
Doch dient es nur aufs Neue zu entzünden
Der Liebe Gluth, der Liebe Qual;
Denn ſtatt Conſtantias Wort, wie ſie's gemeint, zu faſſen
Und von der treuen Gattin abzulaſſen,
So ſucht begierig er nach ſtillverborgnem Sinn,
Denkt grübelnd nach, und findet ihn darin.

10.

„Wie ſchlau," ſpricht er zu ſich: „doch Frauen ſich verſtecken,
Das lernten ſie von der auf Evas Apfelbaum,
Wer ſollt' in dieſem Gruß Willfährigkeit entdecken?
Wer kühner Hoffnung geben Raum?
O Liſt, dein Nam' iſt Weib! Conſtantia, Du biſt mein,
Du haſt Dich ſelbſt mir übergeben,
Vor allem muß nun meine Sorge ſein,
Nach einem Garten, wie Du ihn verlangſt, zu ſtreben."

11.

„Und koſtet' es dereinſt die Seligkeit!"
So ruft er aus in thörichter Verblendung:
„Und koſtet' es des Golds unſagliche Verſchwendung,
Kein Ziel iſt mir zu hoch, zu weit.
Lieb iſt allmächtig, Liebe weckt das Leben,
Lieb iſt der Pulsſchlag der Natur,
Sie lockt die Blumen aus erſtarrter Flur,
Sie ſoll mir in die Hand die Zauberruthe geben!"

12.

Doch die Natur geht ihren ewigen Gang,
Und läßt zur Luſt verliebter Gecken
Sie ſtören nicht in ihren heiligen Zwecken,
Die nie der Geiſt des Menſchen ganz durchdrang.
Und war Antonio die Kraft beſchieden
Dem Winter anzuziehn des Sommers Blumenkleid?
Er iſt kein Herkules, er fühlt's mit bitterm Leid,
Zu brechen ſich die Frucht der Heſperiden.

13.

Wer hat nicht ſchon in Täuſchung Glück gefunden,
Das ſtreng die Wirklichkeit verſagt?
Wer hätte nicht mit Hoffnung eng verbunden
Zum Himmel kühn den Flug gewagt?
Doch ach, der Fittig ſinkt, der Wahrheit Schimmer tagt,
Die Feenſchlöſſer ſind verſchwunden,
Und nur Erinnerung bleibt der ſüßdurchträumten Stunden,
Vom Träumer oft zurückerſehnet und beklagt. —

14.

Der Sommer ſchwand dahin, die Purpurtraube
Hing voll und ſchwer in dem gefärbten Laube,
Die reife Frucht fiel vom Citronenbaum.
Die Blumen, die der Sonne Strahlen tranken,
Sie neigten welkend jetzt ihr Haupt, und ſanken;
Ach, Blühen, Leben, Lieben, — Sommertraum!
Ein herbſtlich Wehn zog über Flur und Hain,
Und ſanft ſchlief die Natur zum kurzen Schlummer ein.

15.

Antonio trug ſein Weh in tiefer Bruſt verſchloſſen,
Von ſeinen Wangen wich der Jugend friſches Roth,
Und unter Thränen, ſtillgeheim vergoſſen,
Rief er den Kummerlindrer Tod.
Er ſchlich umher auf kaum betretnen Pfaden
Allein mit ſich und ſeinem Gram,
Bald in dem dunkeln Wald, bald an des See's Geſtaden,
Nur ſelten, daß er in die Stadt zum Freunde kam.

16.

Dann fragte Carlo freundlich, was ihm fehle,
Warum er ihm den Grund von ſeinem Schmerz verhehle?
Und bot theilnehmend ſich zum Helfer an.
Antonio ſchwieg — wie hätt' er mögen ſprechen?
Verrath am Freunde hieß ja ſein Verbrechen,
Ach, und ſein Lieben — irrer Wahn.
So naht der Winter ſchon, der neue Hoffnung brachte
Ihm, welcher Nacht und Tag nur an den Garten dachte.

17.

Ihn ſchaffen, wie? Da blieb kein andrer Rath
Als einen mächt'gen Zauberer zu finden,
Der zu dem Wort der Liebe fügt die That,
Um jeden Preis mit ihm ſich zu verbinden.
In ferner Felſenkluft der Apenninen
Wohnt ſolch ein Mann, ſo hört Antonio ſagen.
Den raſch Entſchloſſnen muß, den Muthigen, Kühnen
Ein gutes Roß zum Hochgebirge tragen.

18.

Das Ziel iſt fern, der Weg iſt ungebahnt,
Gefahren drohn dem Wandrer viele,
Conſtanza! ruft der Suchende, und ahnt:
Beharrlichkeit führt endlich doch zum Ziele!
Ein enges Thal, von einem Bach durchbrauſt,
Der über Klippen ſtrömt in ſchäumenden Kaskaden,
Führt ihn auf ſchmalen, ſchauerlichen Pfaden.
Zur Höhle, wo der Magus hauſt.

19.

Von grauem Kalkſtein wölbt ſich eine Grotte,
Wo wunderlich geformter Stalaktit
In Zacken hängt; der kühne Cypriotte
Betritt ihr weit verrufenes Gebiet.
Mit einer Fackel, die am Eingang er entzündet,
Betritt Antonio voll Muth die düſtre Bahn,
Die labyrinthiſch ſich in Schlangengängen windet.
Und ſtößt bald da, bald dort an feuchten Steinen an.

20.

Doch endlich nun wölbt ſich die Höhle freier,
Er tritt ins innre Heiligthum hinein,
Und wunderbar erhellt ein grün und blaues Feuer,
Skelette, Thier- und Menſchengebein.
Jetzt tritt aus einer Seitengrotte
Der Zauberer hervor, ein majeſtätiſcher Greis;
Er ähnelt einem unterirdiſchem Gotte,
Er hält in ſeiner Hand ein Stäbchen, ſilberweiß.

21.

Ein grüner Turban mit fauſtgroßem Edelſtein
Ruht auf dem Haupt des alten Troglodyten;
Ein Mumienangeſicht zeigt ſich im Feuerſchein,
Als käm es aus dem Grab in Rieſenpyramiden.
Das ſchwarze Geſicht, umwallt vom ſchneeigen
Haar
Des Bartes, zuckt in tauſend Falten.
Vom Schlangürtel wird der bräunliche Talar,
Voll Charaktere, feſtgehalten.

22.

Ganz nahe ſteht ein hohes Monument
Von ſchwärzlichem Baſalt, an deſſen Marmorſtufen
Ruht eine Sphinx, aus der ein Naphtaflämmchen brennt,
Und Bücher liegen dort, die Geiſter herzurufen.
Gar mancherlei Geräth ruht noch an dieſem Ort,
Als Globen, Aſtrolabien, Zauberſpiegel;
Von Ungeheuern regt ſich's hier und dort,
Hier huſcht eine Fledermaus, dort ſchleicht ein Stacheligel.

23.

Die Stufen ſteigt der Zauberer jetzt hinan,
Und eins der Bücher öffnen ſeine Hände,
Da fängt der Höhle Grund zu beben an,
Da zittern die gewaltigen Felſenwände,
Und ferner Donner murmelt dumpf und ſchwer,
Und bläulich zucken ſeltſamliche Lichter,
Und um Antonio wimmelts rings umher,
Von Myriaden ſcheuslicher Geſichter.

24.

Und wie das Buch an ſeine Stelle
Der Magus wieder legt, da ſchwinden die Phantome;
Das Feuer erlöſcht, doch eine ſanfte Helle
Strahlt wunderbar im unterirdiſchen Dome.
Der Zauberer nimmt den Stab von Elfenbein,
An eine Stalaktitenſäule ſchlagend,
Da hallen Klänge wunderbar und rein
Des Hörers Ohr in Geiſterwelten tragend.

25.

Ein Silbervorhang von Asbeſt gewebt
Rollt auf, von unſichtbarer Hand gezogen,
Und ſich, ein wonniges Frauenbildniß ſchwebt,
Gleich Anadiomenen auf den Wogen,
In blauer Luft, es iſt Conſtantias Bild,
Ach, unausſprechlich ſchön, ſie lächelt ſüß und mild;
Sie hebt die Arme auf mit zärtlichem Verlangen,
Als wolle ſie den Jüngling warm umfangen

26.

Doch, als er will hinauf die Stufen fliegen,
Dem Drang des Herzens folgend; ſtürzt er nieder,
Und wie gefeſſelt muß er ruhig liegen,
Doch nach dem Bilde blickt er immer wieder.
Da nahet Carlo's freundliche Geſtalt,
Die wird vom Arm Conſtantias umſchloſſen
Worauf der Vorhang niederwallt.
Antonio fühlt vom Roth des Zorns ſich übergoſſen.

27.

Der Zauberer ſteigt herab und hebt ihn auf,
Und ſpricht: „Du wagſt es, in ein Heiligthum zu dringen,
Mein Sohn und glaubſt vielleicht um leichten Kauf,
Was Du begehreſt, zu erringen?
Ich warne Dich, Du ſiehſt, ich kenne Dich,
Und Deines Herzens heimlichſte Gedanken,
Dein ſtürmiſches Blut durchbricht der Ordnung heilige Schranken,
Laß ab, mein Sohn, ich warne Dich väterlich!“

28.

Ermuthigt von des Greiſes milder Mahnung
Beginnt Antonio: „Gewaltiger,
Du haſt vom Flammen meiner Liebe Ahnung,
Und zauberſt mir Ihr Bildniß her?
Vielleicht hätt' ich der Warnung Wort vertraut
Und hätte mich beſiegt, und wäre ſtill geſchieden,
Doch ſeit ich nun Conſtantien ſo geſchaut,
Iſt vollends ganz dahin mein Frieden!"

29.

„Du haſt mir Deine Macht gezeigt,
O Greis, laß mich zu Deinen Füßen ſinken,
Sieh' der Verzweiflung Bitte ſteigt
Zu Dir, vom Quell des Lebens laß mich trinken!
Die Hälfte meiner Habe geb' ich Dir,
Zu Deinem Sklaven will ich mich verpflichten,
Sie zu beſitzen, o ſei hülfreich mir!
Ich will ja gern auf andres Glück verzichten."

30.

„Du dreimal großer Thor,“ beginnt aufs Neue
Der Greis: „für Deiner Schätze halben Theil,
Iſt Dir, beim Trismegiſt, die Treue
Von — o wie vielen! Weibern feil!
Was kömmſt Du her in meine Höhlennacht,
Was ſtörſt Du mich in der Betrachtung Stunden?
Glaubſt Du, die Kunſt, die Geiſter zittern macht,
Sei für der Stutzer freche Glut erfunden?“

31.

So fragt der Zauberer mit ernſtem Ton,
Und blickt ihn an mit trauervollen Mienen,
Und ſanfter fährt er fort: „Mein Sohn,
Zur Warnung iſt Dir dieſes Bild erſchienen.
Ich zeigte Dir, wem jenes Weib gehört,
Du ſahſt den angetrauten Gatten.
Weh, wer den Frieden treuer Liebe ſtört,
Die Strafe folgt ihm, wie ſein Schatten.“

32.

„Leicht wär' es mir, ein täuſchend ähnlich Weib
An jener Huldin Statt in Deinen Arm zu führen,
Du ſollteſt einer Salamandrin Leib
In wonnigen Umarmungen berühren,
Und dreimal höher wäre Dein Genuß,
Auf Roſenbetten ſollteſt Du liegen,
Und ſtill vergehn in ihrem Feuerkuß,
Und ſelig ſchwelgend, Dich an ſie ſchmiegen."

33.

„Allein das Irdiſche hängt noch zu feſt Dir an,
Es fliehen Dich die reinen Geiſter,
Dein Herrſcherpaar iſt Sinnlichkeit und Wahn,
Du biſt nicht Deiner Leidenſchaften Meiſter.
Nicht täuſchen darf ich Dich, ſteh auf!
Mich lüſtet nicht nach Deinen Gaben,
Sieh, dieſem Stab thun ſich die Demantpforten auf,
Die Wächterdrachen fliehn vor ihm, gleich feigen Knaben."

34.

„Ha, Grauſamer!“ ſo ruft im wilden Schmerz
Antonio jetzt durch die Zauberhöhle:
„Wenn Dir nicht Geld genügt, ſo nimm mein Herz,
Willfahre mir und nimm dafür — die Seele!“
Da kreiſcht die Marmorſphinx ein ſchneidendes „Weh!“
Da dröhnen grell die Stalaktitenſäulen,
Und tiefe Donner rollen; in der Höh
Rauſcht Flügelſchlag von rieſengroßen Eulen.

35.

„Nun iſt ſie Dein!“ ſo donnert der Greis voll Zorn,
Ein Wirbelwind brauſt durch die Schauerklüfte,
Und treibt und dreht den Bebenden nach vorn,
Der athmet wieder froh des Himmels reinere Lüfte;
Und ruft: „Wie ſprach der Greis? Nun iſt ſie Dein!
Zwar theuer erkauft, doch iſt es mir gelungen,
Das Ziel, ſo heißerſehnt, bald iſts errungen,
Viktoria! Conſtantia, Du biſt mein!!“ —

IV.

1.

Verfinſtert ſtand der Mond, und Stürme fuhren
Auf eiſigen Schwingen über Land und Meer,
Im Todesſchlummer ſtarrten rings die Fluren,
Vom holden Schmuck der Blumen, ach ſo leer
Dumpf hallte von dem Glockenthurme
Der Schlag der Mitternacht; ein Geiſterheer
Durchzog die Luft und heulte mit dem Sturme,
Und Wolken hingen nieder, trüb und ſchwer.

2.

Der Magus ſtand in ſeiner Zaubertracht,
Mit Stab und Buch, um ihn Gebein von Todten,
Er hat in dieſer wilden Wetternacht
Der Elementengeiſter Schaar entboten.
Mit dunkeln Sprüchen aus der Kabbala,
Mit Namen, unausſprechbar dem Profanen,
Beſchwört er ſie, mit fürchterlichem Mahnen,
Sie kommen unmuthvoll von fern und nah.

3.

Und durch die Kraft des Tetragrammaton
Gebietet er den Stürmen und den Flammen;
Mit dem Schem Hamphoraſch des Salomon,
Durch Adonai Mephenayphaton
Hält er die Widerſtrebenden beiſammen.
Er zwingt die Gnomen in der Erde Grund,
Sylphiden wird ſein ernſter Wille kund,
Und Feuergeiſtern, die dem Licht entſtammen.

4.

Geheimnißvoll wirkt die vereinte Kraft
Nach allen fernen Regionen;
Von den Sylphiden wird herbeigeſchaft
Die Blüthenpracht der heißen Zonen.
Mit goldnem Füllhorn ſchweben ſie herbei,
Ihr Antlitz iſt ſo ſonnig wie der Mai,
Licht ihr Gewand, ihr Schmuck ſind Saphirkronen,
Wie Seraphim uns malt der Dichter Phantaſei.

5.

Die Salamander mit den Gnomen ſind im Bund,
Das Land durchglüht ein unterirdiſches Feuer;
Da thaut der Reif von dem gefrornem Grund,
Der Eiſesfeſſeln baar fließt Well' auf Welle freier,
Und rieſelnd tränkt ein warmer Silberregen,
Der aus Undinen-Urnen ſprüht,
Columbias Pflanzenwelt, die durch den Zauberſegen
In wunderbarer Schöne blüht.

6.

Und wie ſich ſo voll Lebensthätigkeit
Im ſchönen Bund der Geiſter Kräfte regten,
Erſteht ein Paradis in ſtiller Herrlichkeit,
Das beide Engel liebend pflegten.
Da glühten Früchte, flogen Nachtigallen,
Die ſtimmten träumend an ſehnſüchtiger Liebe Klagen,
Wie leiſe Schauer durch die Pinienhaine wallen,
Und um Mimoſen wehn, die ſchlank zum Himmel ragen.

7.

Da ſchien der Lenz verjüngt herab zu ſchweben;
Und wie der Mond, verklärten Angeſichts,
Das Wolkenſchleier nun nicht mehr umgeben,
Hervortritt mit dem Schimmer ſeines Lichts,
Da war's vollbracht, da prangt der Zaubergarten
Hervorgerufen aus dem öden Nichts,
Und Leben blüht, wo Land und Bäume ſtarrten;
Auf der Entlaſſung Wink die Geiſterſchaaren harrten

8.

Der Magus ſpricht noch einen kräftigen Bann,
Den ſie mit Furcht und Zittern hören,
Und keine Kraft in Erd' und Himmel kann,
Bevor der Zauberer will, das Werk der Nacht
zerſtören.
Dann ſchwingt er den geheimnißvollen Stab,
Im Nu ſind alle Geiſter fortgezogen,
Die Gnomen ſchlüpfen in ihr dunkles Grab,
Undinen tauchen in den Schoos der Wogen.

9.

Und hoch hinauf zum reinen Element
Des Aethers ſich die Sylphen ſchwingen,
Und wo das ewige Feuer brennt,
Wo Lavaſtröme donnernd ſich entringen
Der Feuerberge Schoos, dorthin en flieht die Schaar
Der Salamander, reitend ohne Zügel;
Der Sturmwind iſt ihr Roß, von Flammen ihr
Talar,
Und Zackenblitze ſind ihre Flügel.

10.

Auf ſchwellenden Kiſſen wälzt ſich unruhvoll
Antonio, des Traumes Zauberſchlingen
Umſtricken ihn; von tiefen Seufzern ſchwoll
Des Schläfers Bruſt, als wollte ſie zerſpringen.
Conſtantia! haucht er, — und der Magus tritt
In ſein Gemach. Von keinem Blick beachtet
Er zu des Träumers Schlummerſtätte ſchritt,
Und bei der Ampel Schein den Jüngling ſtill betrachtet.

11.

„Bethörter Knabe!" ſeufzt der hohe Greis:
„Du wandelſt irrend noch in Labyrinthen,
Wie wallt Dein Blut ſo feurig heiß,
Du — Bräutigam von Hyacinthen?"
„O Ariele!" ſeufzt er noch einmal:
„Wer doch bei Dir im Flammen-Aether wäre!"
Und in die faſt erloſchnen Augen ſtahl
Sich zitternd eine Wehmuthzähre.

2.

„Schwer iſt die Prüfung," fährt der Alte fort:
„Wird er, der Liebetrunkne, nicht erliegen?
Kann er den Sturm, der in ihm tobt, beſiegen,
Sein Schifflein lenkend in den Friedensport?
Ich könnt' ihm Wonneträume ſenden,
Er könnte Hyacinthen ſehn,
Doch nein, er muß die Prüfung enden,
Und ſiegen, oder untergehn."

13.

Der Morgendämmerung weicht die Nacht,
Schon glühn die Wolken in Aurora's Purpurſtrahlen,
Antonio, vom Zauberer geweckt, erwacht;
Die Bilder fliehn, die ſich in ſeine Träume ſtahlen;
Er ſtaunt, den Magus hier zu ſchauen,
Der ruft ihm zu: „Der Garten iſt vollbracht,
Dort unter jener nebelgrauen
Umhüllung birgt ſich ſeine Wunderpracht."

14.

„Dank, glühenden Dank!" ſo jauchzt Antonio,
Entzücken iſt ſein ganzes Sein und Wonne,
In ſeinem Freudenrauſche grüßt er froh
Die winterliche Morgenſonne,
Die bleich aus Adrias Schooße ſtieg,
Und nun mit Nebeln ringt, die hoch zum Aether wallen,
Bis ſich nach langem Kampf zur Sonne neigt der Sieg,
Die Nebel in die Niederungen fallen.

15.

Der Magus führt Antonio zum Garten hin,
Die Herrlichkeit des Zaubers zu beſchauen,
Und Jener will kaum ſeinen Augen trauen,
In tiefes Staunen ſinkt der überraſchte Sinn.
Der flehend zu des Zauberers Füßen lag,
Iſt jetzt beinahe wonnetrunken
Zum zweitenmal zu Füßen ihm geſunken
Und ſegnet laut und freudig dieſen Tag.

16.

Und ſendet eilend einen Blüthenſtrauß
Als Selam zu der Göttin ſeiner Träume;
Ein zartes Blatt Papier entfällt daraus:
„Du holdes Leben meines Lebens, ſäume
Nicht länger, Deinen Sklaven zu erfreun!
Was Du begehrt, es ſteht vollbracht und fertig,
O komme bald, der Gärtner harret Dein,
Und ſeiner Herrin iſt der Knecht gewärtig.“

17.

Auf ihre Wangen goß ſich glühendes Roth,
Die ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen.
„Iſts möglich, daß mir Schmach und Schande droht!
Und edel konnt' ich dieſen Jüngling wähnen?!“
Sie ruft es, und verhüllt ihr Angeſicht,
Und Carlo naht und fragt, was ſie betrübe?
Er, der ſie gerne jedes Grams enthübe,
Ach, länger ihm verſchweigen kann ſie's nicht.

18.

Sie birgt ihr Antlitz an ſein treues Herz,
Und überſtrömt mit Thränen ſeine Hände,
Es ringen wechſelſeitig Scham und Schmerz,
Sie zagt, wie ſie die rechten Worte fände,
Und ſtammelnd hat ſie's nun herausgeſagt,
Von Schluchzen oft und Seufzen unterbrochen,
Bekannt, was unbeſonnen ſie gewagt,
Bekannt, was ſie dem Cyprier verſprochen.

19.

Betrübt küßt Carlo den geliebten Roſenmund,
Mit Liebesworten ſucht er, daß er tröſte.
„Nicht Hader ſoll entweihen unſern Bund,
Iſt gleich der Schmerz, der mich erfüllt, der Größte.
Die Frau ſoll ihre Tugend nie verpfänden,
Nie der Verführung leihen ein willig Ohr,
Verſprechungen vermeiden, die ſie bänden,
Wenn Liſt und Schmeichelei zum Opfer ſie erkor.

20.

Conſtantia weint, und weigert ſich, zu gehn,
Sie ſteht beſchämt, von bitterm Schmerz zerriſſen,
Von jeder Schuld ſpricht frei ſie das Gewiſſen,
Und dennoch ſoll als Schuldige ſie beſtehn?
Sie möchte ſich vor Scham in tauſend Schleier hüllen,
Begraben ſich in finſtre Mitternacht,
Doch der Gemahl befielt, ſie ſoll ihr Wort erfüllen,
Indem Antonio, was ſie begehrt, vollbracht.

21.

Und ſie gehorcht. Mit einer Dienerin,
Erſt angenommen in den jüngſten Tagen,
Beſteigt Conſtantia, betrübt und bang, den Wagen
Und fährt zum Schloß Antonios hin.
Die Luft war kalt und rein, auf fernen Bergen ruhte,
Ein ſeltner Anblick, Schnee. Dort leuchtet ſchon das Schloß
Mit jeder kommenden Minute
Wuchs ihre Angſt, und wurde rieſengroß.

V.

1.

Antonio ſtand hoch auf dem Balkon,
Mit trüben Blicken ihm der Zauberer zur Seite
Doch jener blickt ſcharfſpähend in die Weite
Und jauchzet auf, und ruft: „Dort kommt ſie ſchon!“
Er eilt herab mit freudeklopfender Bruſt,
Die Thüren reißt er auf in ſtürmiſcher Luſt,
Der Magus kann nicht folgen, ihn nicht halten,
Und finſtrer Mißmuth faßt den Alten.

2.

Der Jüngling grüßet demuthsvollen Blicks
Conſtantien, ſie in die Zimmer führend,
Wie war ihr Ausdruck kummervoll und rührend!
Er preißt entzückt das Walten des Geſchicks.
Auf übervollen Tafeln bot,
Sich eine Fülle dar von Früchten und von Trauben
Und Blumen, wie aus Ennas Roſenlauben,
Glühn in der Liebe Farben, goldenroth.

3.

Zum Garten führt er ſie. Sie geht an ſeiner Seite
Und wird entzückt vom Anſchaun der Natur,
Denn eine Paradieſesflur
Zeigt rings umher die Nähe, wie die Weite.
Dort wogt ein Aehrenfeld, hier grünt ein Wald,
Der Hügel dort iſt überblüht von rothem Quendel,
Bald iſt die Luft von ihm durchwürzt, und bald
Vom Wohlgeruch der Aecker voll Lavendel.

4.

Am waldigen Abhang lagert eine Heerde
So wohlgenähret, wie Helvetien ſie hegt,
Die maleriſch gruppirt der Ruhe pflegt,
Und offne Tafel hält die Hirtin auf der Erde.
Dort, wo Oliven ſtehn, und Myrten
Ein niedrig Hüttendach umblühn, erſchallt
Ein ländlicher Geſang von jungen Hirten
Der ſanft im Walde wiederhallt.

5.

Und weiter wandeln ſie bei traulichen Geſprächen,
Auf kleinen Hügeln bald, bald in der Wieſen Grund,
Auf reinen, ſanftgebahnten Wegen;
Conſtantia ſtaunt — ein Wunder thut ſich kund.
Rings hält des Winters Macht der Fluren Pracht
gebunden,
Doch in dieß glückliche Gebiet
Hat er, ſo ſcheint es, nicht den Weg gefunden,
Hier walten Lenz und Sommer, wie ſie ſieht.

6.

Dort liegt ein ſtiller See, der das azurene Bild
Des Himmels wiedergiebt in ſeiner hellen
Kryſtallnen Tiefe, den des Zephyrs Schwingen mild
Umwehen, deſſen kleine Wellen
Nie ſtürmend peitſcht ein ungeſtümer Nord,
Wo ſich auf ſchlankem Rohr oft Waſſervögel ſchaukeln,
Und wo Libellen um die Blaumen gaukeln,
Die hold entblühn dem ſchilfumwachſnen Bord.

7.

Und eine Gondel winkt, denn oft im Abendſchein
Schifft hier Antonio, blickt in die ſanfte Röthe
Am Himmel und im See, und weckt mit ſeiner Flöte
Das Echo dort im Pinienhain.
Haucht aus die ſtille Qual in leiſen Tönen,
Und lieſ't den Sänger, der einſt Laura ſang,
Der Lieder Allgewalt, der ſanftverſchebte Klang,
Sie ſind es, die ſein Weh ihm mildern, ihn verſöhnen.

8.

Und heute naht ſie ſelbſt, ſie naht im Strahlenkranze,
Den um ihr Haupt die Grazien gewebt;
Sie ſteht verklärt im Abendſonnenglanze,
Wie Dir, o Raphael, Madonna vorgeſchwebt.
Sie weilt mit lieblichem Erbangen,
Jetzt an der Gondel ſchmalem Rand;
Antonio reicht ihr hülfreich ſeine Hand
Sie ſteigt hinein mit hocherglühten Wangen.

9.

Mit welchem ſtolzen Muth lenkt er das Steuer,
Das Schifflein ſcheint zu fliegen faſt.
Als freue ſich's der ſüßen Laſt —
Der Himmel und der See, ſie glühn im rothen Feuer.
Dort furcht ein Schwanenpaar den Purpurflammenſpiegel,
Horch! drüben vom umbuſchten Felſenhang
Herüber, ſchwebt ein tiefergreifender Klang
Von Flöten und Hoboen auf lindem Geiſterflügel.

10.

Und höher ſchwellt Vergnügen ihre Herzen,
Still lauſchen ſie den fernen Harmonien,
Die durch die Lüfte klagend ziehn,
Von Ahnungen durchbebt und liebeſüßen Schmerzen;
Sie neigt ihr ſchönes Haupt ſtill auf den Buſen nieder,
Der ungeſtüm in Silberflören wallt,
So lauſcht vielleicht der Engel Huldgeſtalt,
Fromm, gläubig, rein, dem Schall der Himmelslieder.

11.

Jemehr Antonio die Reize überblickt,
Mit denen ſie Natur verſchwenderiſch geſchmückt,
Das holde Weib, ſo kindlich und ſo rein,
Fühlt er ſich neben ihr ſo klein.
Kaum wagt er, ſie nur leiſe zu berühren,
Als jetzt die Gondel hält am blühenden Strand,
In ihrer zittert ſeine Hand,
Er bietet ihr den Arm, ſie nun zum Park zu führen

12.

Da wölben ſich die ſchattenden Platanen
Zu ſchön gebognen Laubengängen,
Umſchlungen von den rankenden Banianen,
An denen Rieſenblumen niederhängen.
Schlank wipfeln ſich empor Acazien und Mimoſen;
Meſembrianthemen, der Fackeldiſteln Schaar,
In Form und Haltung wunderbar,
Blühn ſchön gefüllt bei Sinas Ibiſch-Roſen.

13.

Und jede Blume will auf ſich das Auge ziehn,
Und bunte Vöglein wiegen ſich in Lüften;
Der Wohlgeruch des lieblichen Jasmin
Vermiſcht ſich mit des Heliotropiums Düften.
Wer nennt die fremden Wunderblumen alle?
Wer malt die zauberiſche Pracht,
Wo alles blüht und duftet, ſingt und lacht?
Goldfiſchlein plätſchern dort im blitzenden Kryſtalle.

14.

Jetzt nah'n ſie einer Grotte, die zum Bade
Zu locken ſcheint mit magiſcher Gewalt,
Die wunderbar ein warmer Hauch durchwallt;
Und eine alabaſterne Najade
Ruht maleriſch dahingegoſſen
In feenhafter Dämmerung,
Als ſchlummre ſie, und harre des Genoſſen
Und liebender Beſeligung.

15.

Dieß Plätzchen war ſo ſtill, ſo traulich und ſo ſchön,
Als habe ſich's die Göttin von Kythere,
Zum Lieblingsaufenthalt erſehn,
Wie ſie heraufſtieg aus dem Meere.
Hier blieb Antonio mit Conſtantien allein,
Wo Duft berauſcht, wo warme Lüfte locken,
Das hohe Weib fühlt ihre Pulſe ſtocken
Und wünſcht ſich tauſend Meilen fern zu ſein.

16.

Der Magus weiß die Beiden aufzuſinden,
Er wandelt mit der jungen Dienerin,
Die mit Conſtantien kam; wo will er mit ihr hin?
Was ſollen um ihr lichtes Auge die Binden?
Er führt ſie bei der Hand, er küßt ſie auf die Stirne,
Der welke Mund, das Mumienangeſicht,
Und kindlich an ihn an ſchmiegt ſich die junge Dirne,
Sie folgt ihm froh und gern, und zittert nicht.

17.

Und dreimal neigt der Zaubrer ſeinen Stab:
Jetzt einem Spiegel zu, da hellt ſich deſſen Fläche;
So deutlich war das Bild, das er nun wiedergab,
Als ob es lebe, ſich bewege, ſpreche.
Die Grotte wars, der lauſchig düſtre Ort,
Darin Antonio ſeinem Glück verlangend
Entgegen hofft. Sie hören jedes Wort
Und jede Bruſt klopft ängſtlich und erbangend.

18.

Und auf der Dienerin Lilienangeſicht,
Flammt eine Glut, die ſchönen Augen ſtrahlen,
Jetzt lauſchen beide wie Conſtantia ſpricht:
„Mich ſendet mein Gemahl, die Schuld Euch zu bezahlen.“
Erröthend hüllt ſie drauf ſich in die Schleier ein —
Antonio führt ihre Hand zum Munde,
Und knie't vor ihr, und ruft: „Zu dieſer Stunde,
Und immerdar ſollſt Du mir heilig ſein!“

19.

„Vergieb mir Herrliche, daß ich nur Dein begehrt,
Ich kämpfte ſchwer, ich habe lang gerungen,
Doch Heil mir Glücklichen, mir iſt der Sieg gelungen,
Ich bleibe Deiner Achtung werth.
Nicht ſichrer ſollſt Du in dem Friedenshafen
Des Himmelparadieſes ſchlafen,
Als, übergeben meiner Hut,
In meinem Schloß heut Deine Ehre ruht!“

20.

Durch ihrer Rührung heilgen Perlenthau,
Durch Thränen lächelt ſanft die hohe Frau,
Sie hebt ihn auf, ihr Blick fliegt dankend himmelwärts,
Voll reiner Freude klopft ihr Herz.
„Wohl Euch und mir,“ ſpricht ſie voll Huld und Güte:
„Geringeres konnt' ich nicht von Euch erwarten,
Und Euren Edelmuth nenn' ich die ſchönſte Blüthe
In dieſem wundervollen Garten.“

21.

Sie reicht ihm ſchweſterlich nun ihre Hand,
Er führt ſie aus der Grotte ſanftem Dunkel
Heraus, wo vor dem Glanz und dem Gefunkel
Von tauſend Lämpchen jedes Düſter ſchwand.
Der Spiegel zeigt kein Bildniß mehr,
„Triumph, er hat geſiegt!“ ruft froh der Alte;
Und ſchnell verwandelt ſchritt die Dienerin einher,
Die jetzt ein königlich Gewand umwallte. —

VI.

1.

Ein reicher Saal iſt prächtig ausgeſchmückt
Mit Bildern, Blumenkränzen, Laubgewinden,
Das Auge weilt erſtaunt darauf, entzückt
Stets neues Herrliche zu finden.
Von blendendweißen Kerzen ſtrahlt
Ein helles Licht — in Schüſſeln und in Vaſen,
Glühn Blumen, Früchte, wie gemalt,
Und Becher winken von geſchliffnen Chryſopraſen.

2.

Antonio hebt den Becher hoch empor,
„Freund Carlo lebe!“ ſpricht er zu der Dame,
Die liſpelt lächelnd: „O geliebter Name!“
Den Saal durchrauſcht ein Harmonienchor.
„Was iſt das?“ ruft des Hauſes Herr erfreut?
„Nicht mein Gebot iſt Schöpfer dieſer Laute!
Wer iſts, der dieſe Tönefülle beut?“
Wobei er ſtaunend rings im Saale um ſich ſchaute.

3.

Der wird erfüllt von einem Roſenlicht,
Die Thüren fliegen auf — iſt es ein Traumgeſicht?
Ein König naht mit diamantner Krone,
Um ſeine Schultern wallt ein Hermelin,
Sechs Mohren tragen einen Baldachin;
Ein Engel hält des Königs linke Hand,
Und Carlo wars, der ihm zur Rechten ſtand,
Der König grüßt. „Heil Dir und meinem Sohne.“

4.

Conſtantia ſinkt mit dem Freudenſchrei:
„Mein Carlo!“ ſelig an die Bruſt des Gatten,
Antonio ſteht verwirrt und voller Scham dabei,
Wie ſich die beiden feſt umſchlungen hatten;
Und wie er aufblickt, ſchlägt er wieder
Verlegner noch, die Augen nieder,
Ein Feuerſtrom durchwallt ihn heiß,
Der Magus iſt der königliche Greis.

5.

Und in der Jungfrau an des Greiſes Hand,
Die hold und lieblich, hocherglühend ſtand,
Naht ein Gebild aus Paradieſen,
Sie ſieht auf ihn und lächelt; er erblickt
Daſſelbe Bild, nur herrlicher geſchmückt,
Das in der Höhle ihm der Greis gewieſen,
Das wunderbar Conſtantien glich,
Nur daß der Reiz der Frau der Jungfraun-Schönheit wich.

6.

Und brüderlich umarmt, und ohne Groll,
Carlo den Freund, und hat ihm gern vergeben,
Der aber weiß kaum, was er ſagen ſoll,
Iſt's Traum, iſt's Wirklichkeit und Leben?
In ſeiner Seele tiefſten Tiefen
Erwacht Erinnerung, ein Traum von Seligkeit,
Ihm iſt, als ob ihn liebe Stimmen riefen
Aus einer fernen, fernen Zeit.

7.

Die Bilder werden immer klarer;
Das iſt der Mann, den früher er geſehn
In Kindheittagen ſich zur Seite ſtehn,
Und jene Huldin, die in wunderbarer
Himmliſcher Schönheit ihm ſich zeigt,
Sie gleicht dem hohen Frauenbilde
Das einſt voll zarter Huld und Milde
Sich ſegnend über ihn geneigt.

8.

Der Magus ladet jetzt zum Sitzen ein,
Die Diener alle müſſen ſich entfernen;
Die Becher füllen ſich von ſelbſt mit Wein,
Des Saales Decke ſchmückt ein Heer von Strahlen-
ſternen;
Und wonnevolle Zaubertöne ziehen
Auf Flügeln leichter Luft in zarten Harmonien,
Daß jedes Ohr mit Hochentzücken lauſcht
Und jedes Auge der Verwundrung Blicke tauſcht.

9.

Antonio ſitzt der Herrlichen zur Seite,
Und es begegnet ſich der Feuerblicke Glut,
Indeß Conſtantia im Arm des Gatten ruht,
Der Magus überblickt mit ſtiller Freude
Den kleinen Kreis der Tiſchgenoſſen,
Freundliche Würde thront ihm im Geſicht,
Die Züge, ſonſt ſo finſter und verſchloſſen
Erhellen ſich — er nimmt das Wort, und ſpricht

10.

„Ihr ſtaunt, und hofft, daß ich die Räthſel löſe,
Die wunderſeltſam Euern Sinn umfingen;
In Gutes hat gewandelt ſich das Böſe,
Zerriſſen ſind des Irrthums Zauberſchlingen.
Rein ſteht der Mann, der ſeines Opfers Größe
Gekannt, und doch vermocht, es darzubringen.
Zum Beſten hat ſich alles nun gewendet,
Er hat geſiegt, die Prüfung iſt vollendet.“

11.

„Ich bin Antonio's mütterlicher Ohm,
Die Aeltern nahm ihn früh der ſtille Bote,
Da las ich in des Himmels Sternendom
Was für ein Schickſal ihm, dem Knaben, drohte;
Nicht hemmen konnt' ich der Geſchicke Strom,
Doch er war mein nach ſeiner Aeltern Tode;
Ich pflegte ſein, ich ſuchte ſeinem Leben,
Der Freuden viele liebevoll zu geben.“

12.

„Mich hatte früh ein ſehnſuchtsvoller Trieb
Zum Dienſt der großen Mutter hingezogen,
Der ich getreu bis dieſe Stunde blieb,
Und mir auch blieb die Herrliche gewogen.
Mir wurden ihre tauſend Wunder lieb,
Mir rauſchten ihren Liebesgruß die Wogen,
Mir war verſtändlich, was die Vögel ſangen,
Ein neues Leben war mir aufgegangen.“

13.

„Die Geiſter lernt' ich kennen und verſtehen,
Zum Thor der Schatten wußt' ich Bahn zu finden,
Sie ſind uns oft gar nahe, ſie umwehen
Mit ſanften Fittigen die Ewigblinden.
Bald mußten ſie nach meinem Willen gehen,
Mein Wort vermag die Mächtigen zu binden,
Mein iſt der Schlüſſel zu geheimen Pforten,
Und ſchnelle Diener hab' ich aller Orten.“

14.

„Das höchſte Glück iſt mir daraus erblüht,
Nicht das Gefühl, zu herrſchen, zu gebieten;
Nein, reinere Freuden flochten dem Gemüth
Den vollſten Strauß ſeliger Himmelsblüthen.
In heißer Liebe war mein Herz erglüht,
In Augen, die von Flammen überſprühten,
Ging meine Seele unter, wonnetrunken
In einer Salamandrin Blick verſunken.“

15.

„Und Ariele folgte jener Flamme,
Dem heil'gen Zug der Seelenſympathie;
Entſagend jedem Recht von ihrem Stamme,
Das ihr unſterblich-ewige Schönheit lieh,
Fand ſie das Glück beim irdiſchen Bräutigame,
Sie ward mein Weib, und ſie bereut' es nie,
Zu früh, zu früh nur ward ſie mir entriſſen,
Längſt ſchläft ſie tief in Grabesfinſterniſſen.“

16.

„Doch iſt von ihr ein theures Pfand geblieben,
Die Jungfrau hier, die mit dem Vater kam,
Ihr Lächeln hat mir manchen Schmerz vertrieben,
Hinweggeſcheucht hat ſie mir manchen Gram,
Sie gab zum Troſt und zum erneuten Lieben
Die Gottheit, die mein Liebſtes grauſam nahm.
Die Mutter lebte wieder auf im Kinde,
An Arielens Statt blüht Hyacinthe.“

17.

Einſam in eines Zauberſchloſſes Schooße
Barg mein Kleinod vor dem Blick der Welt,
Und Geiſter pflegten dort die Mutterloſe,
Ihr als Geſpielen freundlich zugeſellt;
Noch Knospe war die jungfräuliche Roſe,
Da wurde ſie vom Lebenstrieb geſchwellt,
Doch ehe ſie zur Blüthe ſich erſchloſſen,
Entfernte meine Weisheit den Genoſſen.“

18.

„Denn alſo ſtand im Schickſalbuch geſchrieben,
Deß goldne Schrift mir ſehn am Firmament:
Antonio wird Hyacinthen lieben
Bevor er noch die Jungfrau ſieht und kennt.
Und lernt er einſt gebieten ſeinen Trieben,
Entſagt er, wenn in heißer Lieb er brennt,
Dann werd auch ihm der Ueberwindung Krone,
Dann iſt er werth, daß ſolche Braut ihm lohne.“

19.

„Drauf ſandt' ich reich begabt ihn in die Ferne,
Daß ſich das Leben ſeinem Blick entfalte,
Daß er genießen und entſagen lerne,
Daß ſein Charakter feſter ſich geſtalte,
Ihm leuchteten des Lebens günſt'ge Sterne,
Als ob ein Seraph ſchirmend ob ihm walte;
Fern blieben ihm die Netze der Verführung,
Ja fern ſogar des Eros Glutberührung.“

20.

„Da ſah er Dich, Conſtantia, und entbrannte
Ein dunkles Bild, das ſchlummernd in ihm lag,
Ein Bild, das er aus Jugendträumen kannte,
War nun erwacht zum ſtrahlenhellen Tag;
Ob er auch ſträflich ſeine Liebe nannte,
Das Herz, das glutbewegte, gab nicht nach,
Schwer iſt's, die erſte Neigung überwinden,
Weit leichter oft, in ihr den Tod zu finden."

21.

„Die Seele ſetzt er dran, Dein zu genießen,
Er ſahe mich, und kannte mich nicht mehr;
Da hab ich Hyacinthen ihm gewieſen,
Doch Leidenſchaft verblendet' ihn zu ſehr,
Er ſah nur Dich, die Flamme ward zum Rieſen,
Berufen mußt' ich meiner Geiſter Heer,
Erfüllen mußt' ich das, was Du gebeten,
Den Zaubergarten mußteſt Du betreten."

22.

„Ich ſah ihn ſtraucheln auf der Tugend Pfade,
Ihm folgte ſtets mein väterlicher Blick;
Doch heiß erfleht' ich ihm des Himmels Gnade;
Nicht durft' ich *kämpfen* gegen das Geſchick.
Er ſtieg geläutert aus den Flammenbade
Der Sinnlichkeit, und kehrt zu mir zurück,
Und glühet nun in einem reinern Feuer,
Mein Sohn, mir doppelt werth, und doppelt theuer!"

23.

So ſprach der Greis, und alle hörten ſchweigend
Und ſtaunend zu; der Jüngling trank
Des holden Mädchens Blick, und ſank
Zu ihren Füßen hin, die ſich erröthend neigend
Voll holder Scham zu ihm hernieder bog,
Und dem, den ſie geliebt ſeit lange,
Gefühlbewegt, jungfräulich bange,
Zu ſich empor, in ihre Arme zog.

24.

Froh ſegnete der Greis das ſchöne Paar,
Glückwünſchend nahten ſich die treuvereinten Gatten,
Verſchwunden war der letzte Wolkenſchatten,
Der Lieb' und Freundſchaft Himmel lachte klar —
Der Zaubergarten ſchwand, die Liebe blieb,
Sie waltete mit mächt'germ Zauberſtabe,
Ein ſchönres Paradies erſchuf Kytherens Knabe,
Wie hatten ſich die Zwei ſo unausſprechlich lieb!

25.

Antonio weilte froh in ſeinem ſtolzen Schloſſe,
Von Hyacinthens Liebeskuß beglückt,
Mit Himmelsroſen ward ſein Leben ausgeſchmückt,
Der Vater war des Glücks mitfeiernder Genoſſe.
Oft kamen auch die Freunde von Florenz,
Ein Band der Liebe hielt die Seligen umſchlungen;
Der Greis ſah, fröhlich in Erinnerungen,
In ſeiner Kinder Glück des eignen Lebens Lenz. — —

26.

Nicht immer beut ſehnſüchtiger Liebe Klagen,
Sich hülfreich eines Zaubrers mächtige Hand.
Nicht immer lohnet männlichem Entſagen,
Solch hohes Glück, wie hier Antonio fand,
Doch das Gefühl in ſeinem Buſen tragen:
„Ich konnte ſündigen, und überwand,“
Kann auch im Schmerz uns ſüßen Troſt gewähren,
Und hebt das Herz empor zu reinen Sphären.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Aus

Heimath und Fremde.

Erzählungen

von

Ludwig Bechſtein.

Der Pſeudo-Barbaroſſa.
Der Sohn der Hexe.
Der Herr von [illegible].
Unterirdiſche Liebe.

Zweiter Band.

124 Fc 152

1839.

Leipzig, Verlag von Aug. Taubert.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leih
Bibliothek.
von F. Meinhardt

Der

Pſeudo-Barbaroſſa.

Thüringiſche Geſchichts-Sage.

I.

Ueber dem Kiſhäuſergebirge lachte und leuchtete der hellſte ſonnigſte Frühlingshimmel. Um die prächtigen Trümmer der Kaiſerburg zitterten und ſpielten die Sonnenſtrahlen, die gebrochen durch das Laub der Haſel- und Eichenbüſche drangen, welche ringsumher dem Boden entſproßt waren, auf dem einſt in aller Herrlichkeit der Pracht und des Reichthums hohe Helden, reizende Frauen gewandelt. Jahrhunderte waren ſchon dahingeſchwunden ſeit jenen Tagen des Glanzes und der Macht, die einſt Burg Kiſhauſen umblüht, jetzt umglänzte die gebrochene Feſte nur das holde Sonnenlicht, umblühte ſie nur der Frühling, und — die Erinnerung.

Seltne Blumen und Kräuter, geſucht und geſammelt von den Heilkünſtlern jener Städte und Dörfer, die in der güldnen Aue verſtreut liegen, wie Sterne auf der blauen Aue des Himmelsgewölbes, wuchſen in den Ruinen. Der dunkelrothblühende Martagon zeigte ſtolz ſeine gefleckten Turbanblumen auf ſchlanken Stengeln, aber der Rhyzolog achtete nicht ſeiner ſchönen Blumen, ſondern grub der Goldwurz nach, deren Heilkraft er ſchätzte. Die ſchöne Maiblume trieb aus lichtgrünen Blattwinkeln ihre weißen Blüthenpaare; auch dieſe ſchonte der Wurzelſammler nicht, ſondern er grub aus der Tiefe die weiße, gegliederte Wurzel der Pflanze, und nannte ſie mit einem myſtiſchen Namen: Salomonsſiegel.

Es war noch die Zeit, in welcher die Heilkunſt in derſelben Wiege ſchlummerte, darin ſie über ein Jahrtauſend gelegen, und an derſelben Mutterbruſt, die ſie nie verlaſſen ſoll, der **alma mater** Natur. Die Menſchen, die Aerzte, glaubten noch an Ueberlieferungen und heilten nach Erfahrungen, und der Glaube wurde oft zum größten Helfer, zum Wunderarzt.

Durch die Menſchheit pulſte aber in jener Zeit ein großes Hoffen, das mehr oder minder mächtig in allen Jahrhunderten wiederholt ſich kündet; ein hoher flammender Wunſch nach Geneſung, der ſich bisweilen wie ein lauter Schmerzensſchrei ganzer Völker äußert, die ahnungsvoll alle einem Meſſias entgegenharren bis zum Ende der Tage. Solches Sehnen, ſolches Verlangen der Völker und Länder ſchlingt ſich oft, ein rankender Epheu, um die Ruinen der Vorzeit, und ſtrebt ſie zu verjüngen mit Lebensfarbe und Lebensfriſche, und wendet ſich, will ſolches Bemühen nicht gelingen, immer wieder mit erneutem Muthe, einer jüngern Vergangenheit bald, bald einer verheißungreichen Gegenwart zu.

Es war die Zeit von 1525.

Der Schlag des Hammers, mit welchem Luther ſeine Theſes an die Kirchenthüre zu Wittenberg annagelte, hatte einen ſo donnergleichen Schall geweckt, daß ſein Echo vernehmlich durch

Deutſchland und Welſchland rollte. Der Schall drang bis in das innerſte Mark des Volkes, des von tauſend und abertauſend kleinen Tyrannen geknechteten niedern Volkes der Landbebauer, und weckte in ihm die Meſſiashoffnung der Freiheit. Dieſe trat hervor, eine geharniſchte, mit dem Schwert bewehrte Jungfrau, aber ſie war eine fanatiſche Prophetin und tauchte ihr Schwert und ihre erſt reine Hand in Blut. Darum wurde ſie überwältigt, und rings um ihre Anhänger klirrte und ſchwirrte doppelt ſchrecklich Kette und Geiſel.

In der güldnen Aue war eine Sage lebendig, hold, lockend, prophetiſch; ſie ging von Hütte zu Hütte, flüſterte leiſe von alter Zeit und altem Glanz und deutete hinauf zur Höhe des Kifhäuſers, auf dem ſchwarz und düſter wie eine rieſige Denkſäule der Thurm des Barbaroſſa, hochragend über die Trümmer der Doppelburg, in einſamer Größe ſtand. Das lebendige Wort der Sage verklärte mit allem Reiz des Wunderbaren und Geheimnißvollen ein altes hochherrliches Kaiſerbild, weckte und nährte eine Hoffnung ſo ſeltſamer eigenthümlicher Art, eine ſo unglaubliche, daß ſie eben dieſer Eigenſchaft halber vollen Glauben fand. Wie das Summen der Waldbienen zum heimlichſtillen Geläute der Maiglöckchen klang der Sage traulicher Flüſterlaut, und ſie prophezeite die Wiederkunft des Rothbartes, des mächtigen Herrſchers, deſſen thatenreiches Leben im fernen Oſten mythiſch verklungen war, und deſſen dort abgeſchnittenen Lebensfaden ſie ebenſo mythiſch hier im Weſten wieder angeknüpft hatte; deſſelben Kaiſers, von dem ſie verkündete, daß er im Schoos der Bergestiefe verzaubert ſitze mit ſeinem ganzen glänzenden Hofſtaat und zahlreichen Wappnern, und unermeßlichen Schätzen; deſſelben Befreiers, von dem ihr Lied erklang:

Einſt wird er kommen im Sturme,
Wird wieder den Thron erhebn!
Hoch vom Kifhäuſer-Thurme
Wird rauſchend ſein Banner wehn!

Und gläubig, hoffend, blickte zur Bergeshöhe das umwohnende Volk, mochte dieſe in Wolkenſchleiern erſcheinen, oder unterm Azurbaldachin des Aethers. Immer und immer flogen die Raben um die alte Warte droben, aber die Hoffnung ließ ſich nicht ſcheuchen von ihrem Krächzen, ihrem Flügelſchlage, der an jedem Tage die Harrenden an ein langes Jahrhundert verwieß.

So kamen und gingen Jahrhunderte vorüber. Eine neue Zeit war auf Schwanenſittigen herangerauſcht, und aufs neue hoffte man, dieſem Rauſchen würden endlich die Raben weichen. Die prophetiſchen Stimmen wurden lauter und lauter, was Ahnung erſt war, wurde Verlangen; was als friſche unverſiegbare Waldquelle in Verborgenheit murmelte, donnerte als Sturzbach; und durch die güldene Aue, durch die Grafſchaften Mannsfeld, Schwarzburg, Hohenſtein und ihre Nachbargebiete ergoß ſich eine lautbrauſende Fluth, die verheerend wuchs, und jeden Dammes zu ſpotten drohte. Thomas Münzer blitzte mit ſeinem Gideonsſchwert, und donnerte mit der Kraft gewaltiger Rede, ſo daß die Fürſten und die Ritter zitterten, und ſich erbangend fragten, was das werden ſolle?

Am Ausgang des Dorfes Tilleda ſtand eine Waffenſchmiede, in deren offner Werkſtatt ſchon mit dem Beginn des Tages ſich fleißige Hände rührten; vom Morgengold geröthet, blickte der Kaiſer Friedrich, ſo heißt Kifhauſens alte Warte unter dem Volke in der güldenen Aue, gerade in die Werkſtatt hinein, und dicht an dieſer vorbei führte der Weg nach dem weitberufenen Berge. Der junge Meiſter, Ottmar war ſein Name, ſtand abſeit von den Geſellen, und hatte ein Ritterſchwert in der Arbeit, jene aber waren beſchäftigt, allerlei Waffen zu ſchmieden; die Bälge pfiffen und hauchten mächtig in die ſprühenden, blauroth auflodernden Kohlen, das Löſchwaſſer ziſchte, die Hämmer lärmten im Takt, dazu ſangen die Geſellen ein Lied in welches auch der Meiſter einſtimmte, und weithin durch den Ort und über die Flur ſchallte aus der Schmiede der lebenvolle Klang.

„Rüſtig, rüſtig, Eiſen glühe!
Hammer poche, Funke ſprühe,
Und der Arm ſei nimmer müd!

Von der frühen Morgenhelle,
Rührt ſich Meiſter und Geſelle,
Schafft der wackre Waffenſchmied!“

Vom nahen Bergwald ſchmetterten laute Frühlingsſänger wetteifernd ihre Morgenlieder herab, und über den jugendlich aufſproſſenden Saaten wirbelten Lerchen jubilirend ihre Hymnen, während der Geſang aus der Schmiede fortſchallte:

„Harte Zeit will harte Werke!
Darum übe ſeine Stärke
Wem die Kraft der Herr beſchied.
Waffen, Waffen, aller Arten,
Schwerter, Spieße, Hellebarten,
Schafft der wackre Waffenſchmied!“

Der junge Meiſter ſchwang prüfend ſeine gute neugefertigte Klinge, und eine Röthe der Freude trat auf ſein ſchönes Antlitz, das von Geſundheit und Lebensfriſche blühte. Sein Blick flog dabei dem Dorfe zu, und blieb auf einer hochgebauten ſteinernen Kemnate haften, die burgähnlich, von einem breiten Waſſergraben umgeben war, über den eine Zugbrücke führte. Dort wohnte der Ritter Till von Tilleda, ein finſtrer wenig zugänglicher Mann mit ſeiner liebreizenden Tochter Engelbertha, deren Amme, die zugleich das Amt einer ſorglichen Haushälterin verſah, und einigen Knappen.

Der junge Schmied blickte ſo ſehnſüchtig hinüber nach dem Ritterhaus, und dann wieder auf ſein fertiges, hellpolirtes Schwert mit goldglänzendem Metallkreuz am Griff, daß er es ganz vergaß, in das Lied ferner einzuſtimmen, welches die Geſellen, immer munter arbeitend, zu Ende ſangen:

Schwingt den Hammer, faßt die Zange,
Und zum Stahl- und Eiſenklange
Klinge drein manch heitres Lied!
Rüſtig, rüſtig, unermattet,
Bis der Feierabend ſchattet,
Schafft der wackre Waffenſchmied!“ —

„So biſt du denn fertig, mein gutes Schwert, das der grämliche Ritter bei mir beſtellte, und ich trage dich hinüber in die Burg; ich bin vielleicht ſo glücklich, die wonneſchöne Engelbertha wieder zu ſehen, die ſo hold, ſo freundlich mit mir geſprochen hat!“

Alſo lauteten die Worte in Ottmars Selbſtgeſpräch, während ſein Auge verlangend nach dem Steinhauſe Tills hinüberblickte. Er wog das Schwert in der Hand, und dachte weiter: Dürfte ich dich doch behalten und dich ſchwingen für Engelbertha, jetzt, in bedrohlicher Zeit, wo ein wilder Geiſt durch die Welt geht, und die Freiheit ein blutrothes Panier ſchwingt. Wahrlich, es wird nicht lange dauern, ſo wird der Sturm auch über Tilleda brauſen. Es wäre gut, wenn Ritter Till ſich warnen ließe, und ſich zu ſichern ſuchte. —

Ottmar kleidete ſich in ſein Sonntagsgewand, und verließ mit dem Schwerte in der Hand, die Werkſtatt, nachdem er jenes zuvor in die ſchon bereit gehaltene Scheide geſteckt.

„Hurtig, Hans!“ ſprach der Altgeſell Wigand zum Lehrjungen: „lauf in die Schenke, und hole uns ein Morgentrünklein! Hier iſt ein Plappert, laß Dir zwei Körtling herausgeben!“

Der Junge ergriff das Geld und den gewohnten Krug und that den gewohnten Gang, während der Altgeſelle ſeinen Hammer auf dem Ambos ruhen ließ, und dem Meiſter nachſah, nicht ohne einiges Kopfſchütteln. Dann ging die Arbeit wieder raſch und rüſtig weiter.

Es währte gar nicht lange, ſo kam Hans mit gefülltem Kruge wieder zurück, weit ſchneller wie gewöhnlich, und rief ſchon vor der Halle: „Neuigkeiten! große Neuigkeiten!“

Ein Hammer nach dem andern hörte auf zu klopfen, der große Blasbalg puſtete nur noch matt, da er nicht von friſchem angezogen wurde; die Geſellen, theils durſtig, theils neugierig, oder beides zugleich, bildeten einen Kreis rußiger Geſtalten um den Jungen, der Altgeſelle aber griff ruhig nach dem großen Kruge, und ſetzte zum Trunke an, Hans jedoch keuchte und deutete nach dem Barbaroſſathurme, indem er nur die Worte hervorbrachte. „Dort! Dort!“

„Was hat der Blaſebalg, der Windſack?“ fragte der Altgeſelle, den Krug weiter reichend: „Was will er wieder für eine Schnurre loslaſſen, um überm Schwatzen mit der Arbeit zu feiern! Warte, ich werde Dir eins aufbrennen!“

Hans ließ ſich von dieſer Drohung nicht ſchrecken, ſondern fuhr Worte gewinnend fort: „Er iſt da! Er iſt da! Er läßt ſich wieder ſehen!“

„Wer? Wer?“ fragten die Geſellen, und hell blitzten ihre Augen aus den von Dampf und Kohlenſtaub geſchwärzten Geſichtern.

„Der alte Friedrich! Wer ſonſt! Droben auf dem Kifhäuſer!“ berichtete Hans.

„Lüge, daß Du kohlenſchwarz wirſt!“ rief nach einem tüchtigen Zuge, ein andrer Geſelle.

„Beim ſtarken Schmied von Jüterbogk! Mein Rücken ſoll zum Ambos werden, wenn ich lüge!“ vertheidigte ſich Hans. „Ich ſage nur, was ich gehört drinnen im Dorfe, wo Kind und Kegel zuſammenläuft.“

„Das wäre ja ganz verwunderlich, wenn gerade jetzt der alte Kaiſer wieder käme,“ nahm ein dritter Geſell das Wort, ſcharf hinaufblickend nach der ſonnenhell angeſtrahlten Warte, auf welcher jedoch keine Fahne wehte, wie die Sage verhieß.

„Da ſollte einer nach dem Birnbaum laufen, und ſehen ob er etwa blühe!“ ſchlug der jüngſte der Schmiedeknechte vor, der die Sage genau kannte, und dem ſie das Herz umſtrickte, und wiederholte ſich in Gedanken die Schlußworte der alten Weiſſagung, die damals mehr, denn jetzt, im Volksmunde lebte:

> da wird er (der Kaiſer) ſeines Schildes Laſt
> hangen an den dürren Aſt. —

Indem kamen ſchon einige Bauern an der Schmiede vorbei, die guten Morgen boten und in die Werkſtatt hineinriefen: „Gebt Feierabend euerem Ambos, laßt Zange und Hammer Mittagsruhe halten! Vergönnt dem Blaſebalg zu verſchnaufen! Habt ihr nicht die neue Mähr gehört, daß der alte Friedrich droben erwacht iſt? Hinauf! Hinauf!“

Ohne Antwort abzuwarten, eilten ſie vorüber. Bald folgten andre in größrer Anzahl, hatten Karſt und Rodhauen in den Händen, auch Steinhauen und Brecheiſen, denn ein Theil davon waren Maurer und Steinbrecher, ſchwangen ihr Werkzeug und riefen: „Hohoho! Hallo! Feiertag heute! Heute brechen wir keine Steine droben, wird bald ein ganz andres Steinbrechen geben! Mauerbrechen! Kommt mit! Kommt mit! Der alte Kaiſer iſt auferſtanden, und führt uns zum Siege gegen die Unterdrücker gemeiner Bauerſchaft! Auf! Auf!“

„Na? habe ich nun gelogen?“ fragte Hans, indem er lachend die elfenbeinweißen Zahnreihen zeigte, und den Krug anſetzte, der endlich mit geringer Neige an ihn gelangt war.

„Wollen wir nicht auch nachfolgen?“ fragte der jüngſte Geſell mit bewegter Seele. „Seht doch das ganze Dorf kommt heraus; da bringen ſie ſchon Dreſchflegel, Senſen, Miſtgabeln, und ſchreien wie toll!“

„Wollen vorerſt den Meiſter fragen, wenn er wiederkehrt!“ antwortete der ſtarke Wigand, und ergriff einen Haufen fertig geſchmiedeten Waffenwerks, daran zwei Männer würden zu tragen gehabt haben, nahm ſie wie eine leichte Welle

Holz unter den Arm, und trug ſie aus der Werkſtatt hinweg in die Stube, denn er dachte es möchte die Menge ein Lüſtchen ankommen, ſich des Waffenvorraths zu bemächtigen.

„Holla ho! Jo hoho!“ erſcholl wildes Geſchrei, untermiſcht mit Jauchzen.

„Komm heraus! Wigand! Komm mit uns! Wir wollen den Kaiſer hulden! Du ſollſt das Wort führen!“

„Danke dasmal!“ antwortete der Altgeſelle kurz, und zog am Blasbalg, daß in erneuter Gluth die Eſſe flammte, dabei ſtieß er einige ſpitze Eiſenſtäbe von ziemlicher Dicke in die Kohlen, die gar bald rothglühend glitzerten, zugleich gebot ſein Wink den übrigen Geſellen raſch zur Arbeit zu greifen.

„Kommt mit uns! Wir wollen frei ſein, wollen nicht mehr arbeiten! Feiert auch!“ riefen die Bauern, dicht vor der Halle ſich drängend. Andre ſchrieen, da ſchon der Lärm der Hämmer und das Raſſeln und Klingen des Metalls ihre

Stimmen faſt übertönte: „Gieb Waffen heraus! Waffen!“

Plötzlich fuhr Wigand in jeder Hand ein glühendes Eiſen mit grimmigen Geſicht auf die Menge ein, daß ſie entſetzt zurückprallte, in der Meinung, der Geſell wolle ſie brennen, und einige rücklings hinſtürzten — und rief unter dröhnendem Gelächter: „Wollt ihr von der Schmiede, Burſche! Euch ſoll das Wetter! Potz Velten!“

„Das Dich Gottes Marter ſchände!“ ſchrie ein wüſter Bauer mit drohend erhobenen und geballten Fäuſten, deſſen rother Naſe das eine der Eiſen wirklich ein wenig allzunah gekommen war. „An Dich ſoll's auch noch kommen, Gauch! Schwarzer Höllenbrand!“ und verlor ſich dann mit der davoneilenden Schaar.

„Glaubts nicht, Brüder! glaubts nicht, daß der Kaiſer Friedrich droben iſt!“ ermahnte Wigand ſeine Kameraden. „Der kommt nicht wieder; das ſind Mährlein, die ſich recht hübſch anhören laſſen in der Lichtſtube beim Spinnrad, im Kreis der luſtigen Dirnen, von denen bald die, bald jene ein Neues weiß, aber am hellen Tag ereignet ſich dergleichen Wunder nimmer mehr. Werdet bald hören, was für ein Vöglein droben pfeift. Daß ſich keiner einfallen läßt, mit dem Bauernvolk gemeine Sache zu machen!“

Die Geſellen ſahen Wigand groß an, und dieſer bemühte ſich, ihnen auf ſehr klar anſchauliche Weiſe begreiflich zu machen, daß ein Menſch, der vor dreihundert Jahren geſtorben ſei, nicht nach dreihundert Jahren leibhaftig wieder erſcheinen könne.

Am Morgen dieſes ſchönen Frühlingstages ſaß, wie gewöhnlich, der alternde Ritter Till mit ſeiner Tochter und Frau Elfrieden beim Würzſüpplein. Die Kunde, welche das Dorf durchſcholl, hatte noch keinen Weg gefunden über die Zugbrücke der feſten Kemnate, aber vorſpukend gleichſam mußte es ſich ereignen, daß die Amme durch das eine der ſchmalen Bogenfenſter ſah, und den von der Sonne flammenroth angeſtrahlten Thurm erblickte.

„Ei ſeht doch!“ öffnete ſie verwundert den redſeligen Mund: „ſteht doch Kaiſer Friedrich wie eine Feuerſäule auf dem Berge! Was hat das zu bedeuten? Gewiß, das hat etwas zu bedeuten! Wer weiß, was wir erleben?“

Engelberta horchte hoch auf; des unbefangenen Mädchens Seele war eingeſponnen in die ſchimmernden Goldfäden des Glaubens an Wunder, an Mähr und Sage, und mit gläubigem Gemüth, auch das Wunderbarſte nicht bezweifelnd, nahm ſie alles in ſich auf, was die Pflegerin, die Lehrerin, die Freundin aus Erinnerungen und aus einigen, oft ſchon durchleſenen geſchriebenen Chroniken ihr mittheilte. — Der Ritter aber ſah unwirſch und ungläubig drein, und widerſprach wie immer, ſo auch heute. —

„Was wird das wohl bedeuten, daß die Sonne an den alten Thurm ſcheint, wie ſie alle Tage thut, wenn ſie nicht hinter Wolken ſteht?“ ſpottete er.

„So nicht wie heute, Herr Ritter, ſo nicht!“ eiferte Elfriede, durch den Widerſpruch gereizt

„O Euch wird ſchon noch der Glaube zu Händen kommen. Wir leben in einer merkwürdigen Zeit! Bleibt der Tag ſo ſchön und Ihr erlaubt es, ſo will ich mit der guten Engelbertha am Nachmittage nach dem alten Birnbaum gehen, der dort droben, unter dem Thurme, ſo ganz einſam und verbannt auf grüner Trift ſteht, und an den kein Bauer die Axt zu legen wagt, und wollen ſehen, ob er nicht Blätter und Blüthen treibt?"

„Wird es bleiben laſſen! Und den Spaziergang werdet ihr ebenfalls bleiben laſſen!" polterte Till. „Ich will nicht, daß mein Kind ſo fort und fort mit der Ammenmilch Deiner Albernheiten genährt werde, Elfriede! Hab' ich Dir nicht hundertmal ſchon verboten, mir nichts von all den abgeſchmackten Mährlein zu Ohren zu bringen, nichts dergleichen vor Elfrieden auszukramen? Reſpektirſt Du ſo meine Befehle? Du biſt ſelbſt der Rabe Deines alten Mährleins, ohn' Ende krächzeſt Du das alte Lied vom verzauberten Kaiſer! Schläft er im Berge, wie die Sieben-Schläfer, ſo laß ihn ſchlafen, wecke ihn nicht auf mit Deinem thörigten Geſchwätz!"

„Vater," nahm Engelbertha mit ſanftem und vorbittendem Blick das Wort: „Zürnt doch nicht allzuſehr, und ſcheltet meine gute Elfriede darum nicht, weil ſie die ſchönen Mährlein liebt, und daran glaubt. Man liebt ja gern was man glaubt, und glaubt an das, was man liebt!"

„Ei, meine Tochter, wer in aller Welt bringt Dir ſo viele Weisheit bei?" erwiderte Till mit mehr Spott als Unmuth, Elfriede nahm aber ſogleich das Wort, voll des feſten Bewußtſeins ihrer Sicherheit, und des ihr ſeit Jahren eingeräumten Rechtes: „Laß nur den geſtrengen Vater ſchelten und ſpotten, mein Engelchen! Er meints nicht ſo böſe. Bärbeiß frißt mich nicht! Er wird auch den Glauben nicht ändern, der einmal dem ganzen Volk ins Herz gewachſen, der eingeſogen wird mit der Muttermilch, und eingeſargt erſt mit der Todtenlade."

„Jaja! Es iſt ſchon recht!" ſprach Till ironiſch, ſich fügend: „Wenn Frau Elfriede zum

Reden kommt, ſo hat ſie jedesmal gewonnen. Im Zungengefecht nehme ich's nicht auf mit ihr. Schade, daß ſie kein Prädikant geworden."

Nun kam die alte Amme erſt recht in Zug: „Und wäre ich ein Prädikant geworden!" erhob ſie die Stimme: „ſo würde ich alſo zu dem feſten und geſtrengen Ritter Till von Tilleda reden: Ungläubiger, der Geiſter läugnet, glaubt Ihr nicht an Gott? Gott aber iſt ein Geiſt! Glaubt Ihr nicht an Engel? Engel ſind gute Geiſter, die ihren Herrn loben! Giebt es nun gute Geiſter im Himmel, ſo giebt es ſolche auch auf Erden, und in der Erde: unter andern im Kifhäuſer. Wer Geiſter läugnet, läugnet auch die Engel; wer nicht an Engel glaubt, glaubt nicht an Gott!"

„Weib! willſt Du mich zum Gottesläugner machen?" zürnte Till.

„Nein, Feſter, nur zum Geiſtergläubigen!" entgegnete beharrlich Elfriede. „Es iſt wahr und bleibt wahr, daß in dem Berge dort der alte Kaiſer Friedrich verzaubert ſitzt."

„Laßt mich mit Frieden!“ rief der Ritter. „Hab's ſchon hundertmal vernommen!“

„Manches Liebespaar wurde droben plötzlich glücklich gemacht!“ gab Engelbertha in den Streit, ſich zu ihrer Amme haltend.

„So iſt's recht, ſolche Dinge muß Frau Elfriede Dir in den Kopf ſetzen!“ ſchalt Till.

„Mancher Hirt ſah die Wunderblume blühen, und pflückte ſie, und fand den Eingang in die unterirdiſchen Hallen voll Pracht und Glanzes!“ fuhr Elfriede fort zu belehren.

„Und manches Mädchen ſah die ſchöne Prinzeſſin flehen, die freundlich winkte!“ fügte Engelbertha überreden wollend hinzu.

„Zorn Gottes! endlos iſt eure Mähr, ein klappernd Mühlrad Eure Plapperzunge! Schweigt!“ rief jetzt, im Ernſte zürnend, der Ritter, und richtete ſich vom Seſſel, den er bisher ruhig eingenommen, ſtolz empor. „Ihr könntet tagelang ſo ſchwatzen, Weiber! fuhr er fort: „fändet ihr den willigen Hörer. „Wiſſet, daß jetzt eine ernſtere Zeit iſt, die mehr zu thun erheiſcht, als müſſiger

Verhandlung zu pflegen über fabelhafte Dinge, die müſſige Köpfe erdacht und ausgeſtreut. Ihr wißt es nicht, was mein Gemüth mit Sorge drückt! Ich habe euer Herz mit Furcht noch nicht erfüllen wollen, doch beſſer acht' ich, iſt's, ihr wißt voraus, was kommen wird, und richtet danach Euer Handeln ein, als daß es plötzlich ſchwer wie Centnerlaſt auf eure ſchwachen Seelen fällt."

„Mein Gott, Du ſchreckſt mich, Vater!" rief Engelbertha erbebend, und Elfriedens Redſeligkeit verſtummte plötzlich; erwartungsvoll, mit offnem Munde ſtarrte ſie den Gebieter an.

„Ein Geiſt der Unruhe gährt im Volk," fuhr Till fort. „Ein Zwietrachtteufel ſäet den Aufruhrſamen rings im deutſchen Land. Der Bauer will nicht mehr frohnden, will nicht mehr ein eigner Mann [illegible], ſondern frei, wie unſer Einer. Der Ritterſchaft erklärt die Bauernſchaft den offnen Krieg; der freie Edelmann wird — vogelfrei, die Städte, ſtolz und trotzig auf ihre Macht, und ihre Rechte, halten zu den Bauern;

die Burgen brennen, und mit Ahnenbäumen ſchürt der Bauer das Freudenfeuer ſeiner tollen Freiheit. Ueber kurz oder über lang kommt auch hierher der Schwindel, dann gilt es einen ernſten blutigen Strauß, dann könnt ihr hingehen, euch verkriechen in die Klüfte des Kiffhäuſers, und Hülfsvolk bitten von dem verzauberten Kaiſer eurer Kindermährchen!“

„Um Gottes Willen, Vater, wie ängſtigt mich Deine Rede!“ rief das Fräulein aus, und Thränen traten in die ſchönen blauen Augen. „Dahin wird es ja hier nicht kommen! Unſere Bauern ſind Dir mit Liebe zugethan!“

„Mit Liebe!“ ſpottete Till. „Bethörtes Kind! Der Bauer liebt uns nie, und hat zur Liebe auch wirklich keinen Grund. Er gehorcht, und im Gehorſam iſt ſeine Liebe ſchon einbedungen. Was uns der Bauer Nützliches vollbringt, das vollbringt er, weil er muß. Kommt's dahin, daß er nicht mehr muß — Valet mit uns!“

Elſriede rang in ſtummen bangen Schmerz die Hände, ein fürchterliches Bild der Zukunft malte ihre ſtets geſchäftige lebhafte Phantaſie ihr vor. Engelbertha ſann nach, ihre kleine Hand an die von blonden Locken umwallte Stirn legend, und ſprach dann: „Ich wüßte einen Rath, mein lieber Vater! Wir könnten ja in eine Stadt ziehen, nach Mühlhauſen, oder Nordhauſen, und dort Bürger werden!“

„Wie? Bürger? Ich ein Bürger!“ zürnte Till. „Solch ein Gedanke kann nur aus kindiſch aberwitzigem Gehirn entſpringen! Davon verſtehſt Du nichts mein Kind, das geht nicht. Die Tille ſind ein uraltes Geſchlecht.“

„Jawohl, jawohl,“ bekräftigte Elfriede, die ſich den Ritter gern wieder geneigt machen wollte. „Selbſt der berühmte Eulenſpiegel war ein Till!“

„Weib! reitet Dich der Satan!“ ſchrie, auf das empfindlichſte gereizt, der alte Ritter, und hätte ſich gewiß in einen Strom von Zornreden ergoſſen, wenn er nicht durch einen Knappen unterbrochen worden wäre, der den Waffenſchmied Ottmar anmeldete. Dieſer folgte auf dem Fuße, trat beſcheiden grüßend ein, während auf Engelberthas Wangen eine hohe Röthe der Ueberraſchung ſtieg.

„Was bringt der Meiſter?“ fragte Till ſtreng und übel gelaunt.

„Etwas recht Gutes, Herr, ein gutes Schwert!“ antwortete Ottmar, und reichte die Klinge hin. „Ich habe alles ſelbſt daran gethan, es iſt geprobt, Ihr dürft damit in Eiſen hauen, ſo läßt es im Metall eine tiefe Schramme zurück.

„Hm, Hm, Ihr thut nach Krämerart,“ erwiderte der Ritter vornehm, das Schwert zur Hand nehmend, und mit geringſchätzigem Blick betrachtend: „Jeder Krämer lobt ſeine Waare, das iſt Handwerksbrauch. Das Schwert wiegt etwas leicht in meiner Hand, etwas gewichtiger hätte ich es gern gehabt.“

„Ihr thut ſehr Unrecht, wenn Ihr dieſe Waffe tadelt, feſter Ritter!“ entgegnete Ottmar freimüthig. „Es iſt die beſte Arbeit, die ich je gefertigt.“

Elfriede, in deren Seele jetzt nur bange Furcht lebendig war, unterbrach das Geſpräch der Männer mit der neugierigem Frage: „Was giebt es Neues im Dorfe, werther Meiſter?“

„Nichts Sonderliches, Frau Elſfriede,“ erwiederte Ottmar: „Die Bauern rufen ſich die Mähr zu, der Kaiſer Friedrich ſei erwacht aus ſeinem langen Schlummer im Kifhäuſer, und zeige ſich den Leuten; das halbe Dorf iſt ſchon hinauf gelaufen!“

„Iſts möglich, Meiſter?“ fragte Engelbertha mit einem ſehr freundlichen Blick.

„Mirakel!“ ſchrie die Amme, doch der Ritter fuhr den Waffenſchmied heftig an: „Bringt Ihr mir den Mährchenteufel auch in das Haus! Iſt die Hölle losgelaſſen? Kaum daß ich den Weibern hier ſolch aberwitziges Geſchwätz verbiete, ſo kommt ein altes Weib in Mannesgeſtalt herein, und wärmt den alten Kohl ſchon wieder auf!“

„O ſcheltet nicht, mein Vater!“ flehte Engelbertha ſanft, der Ritter aber ſchrie, ganz Zornflamme: „Ja, ich will ſchelten! Till wird endlich toll! Fort mit Euch, Mährchenſchmied! Fort mit Euerm Schwert! Das Geld will ich Euch ſchicken! Eure Waare iſt mein — zum Fenſter hinaus mit ihr! Geht hinauf, klopft an die alten Mauern, bringt mir ein Schwert, das mich gegen die Macht der Narrheit beſchütze, ein Zauberſchwert, daran ſich der Wahnſinn abſtumpft, das den Schwindel und die Tollheit in ihrem Siegeslauf aufhält. Solch ein Schwert ſchafft mir, und dann fordert von mir jeden Lohn, jeden! ſage ich Euch, den ich gewähren kann, Ihr fordern könnt!“

Der exaltirte Ritter warf in ſeiner Hitze in der That Ottmars gute Klinge durch das Fenſter und verließ mit raſchem Schritt das Zimmer. Ganz erſtaunt, befremdet, ſah Ottmar ſein unwirſches Treiben, während Engelbertha mit antheilvollem Schmerz auf ihn blickte. Er wollte ſich entfernen, doch die Jungfrau trat ihm nahe, und aus ihren Augen ſprach die ſtumme Bitte, nicht im Unmuth von hinnen zu gehen. Er ſah das holde Mädchen befangen an, und Engelbertha ſprach: „Der Vater iſt verſtimmt, lieber Meiſter, doch meint er es nicht ſo böſe, wie es ſcheinen möchte. Grollt ihm nicht!“

„Wer konnte Euch eine Bitte abſchlagen, edle Jungfrau!“ erwiederte Ottmar. „Ich werde meinen Groll zu meiſtern wiſſen, werde gehen — doch niemals wiederkommen!“

„Nein, nein, daß thut Ihr ſicher nicht, Ottmar!“ rief Engelbertha hocherröthend, ein ſüßes jungfräuliches Erbangen goß glühenden Purpur auf ihr Antlitz, ſie ſtand vor dem jungen Mann ſo reizend entfaltet, ſo zauberiſch anlockend, wie die Wunderblume der Sage, die an Glückstagen und zu guten Stunden plötzlich auf dem Pfad der Auserkornen aufſproßt.

Elfriede hatte unbemerkt das Gemach verlaſſen; Ottmars langverhaltne Gefühle bekamen Ausdruck und Sprache. Er faßte Engelberthas zarte Hand, die ſie nicht zurückzog, preßte ſie an ſeine Lippen, und rief: „Jungfrau! Euch zu Liebe dulde ich alles! Euch zu Liebe arbeitete ich mit äußerſtem Fleiß jene gute Waffe, Euch zu Liebe brachte ich ſie ſelbſt; Euch, Engelbertha, wollte ich ſehen! O Ihr ſeid ſo gut, ſo lieb, ſo freundlich! Mein ganzes Herz hängt an Euch! Wäret Ihr doch eines Bürgers Tochter, daß ich werben dürfte um Euer Herz, Eure Hand, aber Ihr ſeid ein Ritterkind, ich bin ein Waffenſchmied, ein Handwerker."

„Ach Ottmar!" ſeufzte in ſüßer Verwirrung das ſchuldloſe Kind, zu dem zum erſtenmal ein Mann ſo ſprach, ein Mann, der ihr nicht gleichgültig, dem ſich das unbewachte Herz in heimlicher Minne mehr und inniger ergeben, als dieſes Herz ſich ſelbſt bewußt war. „Ach, Ottmar!" lispelte ſie noch einmal, und ungeſtüm pochte das Herz, und ſie fühlte ſich einen ſeligen Moment an des Jünglings kräftige Bruſt gedrückt, ſein Feuerkuß brannte auf ihren Lippen. Elfriede trat ein, und blieb, die Liebenden im erſten ſtummen Geſtändniß überraſchend und erſchreckend, ſelbſt erſchrocken ſtehen. Engelbertha riß ſich los von Ottmars Bruſt und eilte an die der treuen Amme, wo ſie das ſchöne von Flammen erwachender Leidenſchaft lodernde, von mächtig hervorquellenden Thränen überthauete Antlitz barg.

„Ei, ei! wenn das Herr Till geſehen!" rief ſtrafend die Amme, doch Ottmar trat zu Engelbertha, faßte nochmals ihre Hand, und tröſtete: „Erſchreckt nicht, Holde! Ich bin glücklich in Eurer Gunſt, Eurer theuern Zuneigung! Mein Glück, mein Hoffen iſt auf Euch gebaut. Ich liebe Euch, Engelbertha, doch meine Liebe iſt nicht blind, wie man der Liebe immer nachſagt, ich weiß, was dieſes Himmelswort umfaßt, edle Jungfrau! Euer ſtolzer Vater trat mich in den Staub, Ihr hebt mich zum Himmel empor. Er warf in meinem Schwert mein Selbſt hinweg, in Eurer Liebe finde ich die gute Waffe meines Muthes wieder. Euer Vater verlangt von mir ein Zauberſchwert, während die Tochter mich ſelbſt bezaubert hat, denn Minne iſt die größte Zauberin, die nicht nach Pergamenten fragt und alten Ritterbriefen. Sprach nicht der Ritter, wenn ich ſolches Schwert ihm bringe, ſolle kein Lohn zu groß ſein, den ich fordern konnte? ich kenne meinen Lohn! Wohlan, ich will mein Heil ſuchen, mein Glück verſuchen; ich will hinauf zum Berge der Mährchen und Wunder. Alles Volk erzählt ſich, daß Liebenden die Geiſter hülfreich ſind, vielleicht ſind ſie das auch mir, auch uns, Engelbertha! Lebt wohl, vertraut auf mich, betet für mich! Ich baue auf Euch, auf Gott und gute Geiſter!“

Der junge Meiſter ſank leidenſchaftlich zu Engelberthas Füßen, und dieſe beugte ſich liebezärtlich über ihn, zitternd, weinend, und ſprach unter Thränen: „Ja, thut das, lieber Ottmar! baut auf Gottes Schutz, auf mein Gebet! Ich bleibe Euch eigen!“

Noch eine raſche innige Umarmung, der alle Liebesengel ſegnend lächelten, dann ſchritt Ottmar von dannen, und Engelbertha ſtrömte ihre Gefühle gegen die treue Pflegerin ihrer Kindheit und Jugend aus, die bang und beſorglich, warnend und befürchtend rief: „Kleinod meiner Seele, was thuſt Du? Denke an Deinen Vater, den ſtolzen Ritter! Großer Gott, Du liebſt, und meine Augen waren blind! Darum wählteſt Du zum Spaziergang immer den Weg an Ottmars Werkſtätte vorbei? Darum grüßteſt Du ſo freundlich hinein und bliebſt ſtehen, und ließeſt Dir das und jenes zeigen! Großer Gott; was ſoll aus dieſer Liebe werden?"

„Du machſt mir bange, ſtatt mich aufzurichten!" antwortete Engelbertha. „Warum ſollte ich den Mann nicht lieben, der meinem Herzen wohlgefällt? Ottmar iſt brav und gut, geſchickt und fleißig. Singe mir ja nicht das alte Lied vom Unterſchied des Standes; ſtände doch darin geſchrieben, um was wir beſſer ſind durch die Geburt? Davon ſchweigt jede Kunde. Als ich Ottmar zuerſt erblickte, fühlt' ich ihm ſchon mein Herz entgegenſchlagen, mein Herz hat ihn geadelt, er erſchien mir, wie ein junger Held, und gewiß, auch er empfand wie ich. Ohne Worte hatten unſre Herzen ſich verſtanden."

„Ich erſtaune, liebe theure Engelbertha!" rief Elfriede mit allen Zeichen höchſter Verwundrung. „Du ſprichſt, als ſeiſt Du Jahrelang in die Schule des kleinen ſchelmiſchen Liebesgottes gegangen, von dem die Heiden fabelten, wie ich in einem alten Buche geleſen habe!"

Engelbertha war überglüht von einer ſchönen

Begeiſterung. Die lang verhaltne Flamme der Empfindung brach gewaltſam aus; ſie ſchoß empor, ein blendender Feuerſtrahl, und malte mit den Farben des Morgenrothes des Mädchens Jugendhimmel. Es war eine magiſche Helle ihrer Gedanken. Die Purpurroſe ihrer Liebe, wach geküßt vom Kuſſe des ſchönen Lebensfrühlings, hob ihr leuchtendes Haupt ſtolz und ſicher, ihres Königthums ſich bewußt. Engelbertha griff zur Harfe, die ſie meiſterhaft zu ſpielen verſtand, und indem ſie ſich ganz in das Wonnemeer ihres Gefühls verſenkte, begleitete ſie mit ſelbſtgefundenen Tönen das Lied, das ihrem reinen Herzen entquoll:

„Als ich ihn zuerſt erblickte
Fühlt' ich wonnevollen Schmerz!
Der Gedank' an ihn entzückte
Mein in Lieb' erglüh'ndes Herz.
Und er trat mir ſittig nahe,
Wie ein Heldenjüngling ſchön,
War er ſterblich auch — ich ſahe
Einen Engel vor mir ſtehn."

„Worte waren nicht von nöthen;
Fühlend, was er nicht geſtand,
Sprach, ſtatt ſeiner, mein Erröthen,
Und er ſah, was ich empfand.
Ob ein Unterſchied des Standes
Uns in ſtrenge Feſſeln ſchlug —
Liebe ſpottet jeden Bandes,
Und ſie hat das Recht und Fug."

„Liebe fragt nach keiner Krone,
Ihr genügt ein Myrtenkranz,
Sie verzichtet leicht auf Throne,
Sie begehrt nicht eiteln Glanz.
Und vor ihrem alten Rechte,
Und in ihrem Wunderreich,
Giebt es Freie nicht, noch Knechte,
Alle Glücklichen ſind gleich!" —

„Gott mit Dir, mein Kind, mein Kleinod!" rief Elfriede unter Thränen. „Er ſtärke Dich, wenn der Schmerz Dir nahe tritt, denn ohne Schmerz hat noch kein Herz geliebt. Schmerz iſt der düſtre Zwillingsbruder der Liebe, ein unwillkommner Wächter, ein Neider ihres Glücks, ein ſchadenfroher Zeuge ihrer Pein!" —

Außen an der Kemnate ſchritt ein grauer Pilger vorüber, hob das herabgeworfene Schwert auf, und verlor ſich in das Gehölze am Fuß des Kifhäuſers.

Der Tag war flammend verglüht. Fern im Nordweſt, auf dem Gigantenthrone des Harzwaldes, auf dem Brocken, ruhte noch des Tages Königin, und neigte der Welt mit dem Strahlenſcepter den Abſchiedsgruß, dann ſtieg ſie herab und ward unſichtbar hinter purpurnen Wolkenverhängen. Der Heerdenglocken Geläute zog ſich heimwärts; die Schlöſſer und Burgen tauchten ihre Häupter in die Flammen des Abendrothes, die Wälder rauſchten und flüſterten geheimnißvoll. Zu den mächtigen und majeſtätiſchen Trümmern der Kaiſerburg auf dem Kifhäuſer begann heilige tiefernſte Stille zu walten. Die Abendlieder der Vögel verſtummten, eines nach dem andern; die Blumen ſchloſſen ihre Kronen, und neigten ihre Köpfchen, in Schlummer fallend. Viele waren zertreten, die nicht wieder ihre blühenden Stengel erheben konnten zum Gruß des nächſten Tages, zertreten von dem wüſten Schwarme, der einem Phantom nachſtrebend, alle Trümmerräume durchſpäht und durchkrochen, und den Mann der Verheißung doch nicht gefunden hatte. Ein Theil dieſer vom Götterbilde der Freiheit ganz erfüllter, doch der hohen Göttin nicht würdig zu dienen berufener Männer war nicht wieder zurückgekehrt zu ſeinen Wohnungen in dem friedlichen Tilleda, ſondern war nach Frankenhauſen gelaufen, zu dem fanatiſch begeiſterten Schwarme Thomas Münzers.

Durch die Ruinen irrte noch ſpät im Abenddämmer des Frühlingstages der Mann im Pilgergewande. Er wandelte empor zur hohen, einſam auf dem höchſten Punkt des Bergſcheidels ragenden Warte, lehnte ſich an das ſtarre, graue Gemäuer, und blickte hinab in die güldne Aue, die ergraut unter ihm lag, ſchon eingeſponnen von des Abends Silberflören. Des Mondes erſtes Viertel ſtieg im Oſten empor, ſchwebte mählig aufwärts am ungetrübten Aether, und goß in vollen Lichtſtrömen ſeinen Friedensglanz auf die ſchlummernde Welt. Die Kapelle, ſpäter in den Mauerring der Kaiſerburg erbaut und prächtig ausgeſtattet, war noch nicht ganz verödet, ihr Altar prangte noch, ihre bunten Fenſterſcheiben waren nur zum Theil eingeworfen, das ſchwarze Kreuz der Wallfahrt ragte noch düſter empor. Auf dem ummauerten Kirchhof lagen in Reihen die mächtigen Epitaphien frommer Pilger, und manches Andächtigen, der in der heiligen Erde des Wunderberges zu ruhen verlangte, und nur theilweiſe erſt, war der Schmuck der Gräber von frechen Händen davon getragen. Aber kein Prieſter durchſchritt jetzt ſegnend dieſe Räume, ſie waren einzig vom Grauen bewohnt, nur an einzelnen hohen Feſt- und Heiligentagen bevölkerten große Wallfahrerzüge aus Thüringen und dem Eichsfelde dieſe grünen ſonnigen Höhen, und die Waller beteten noch gläubig an vor dem Wunderkreuze, deſſen Mirakel jedoch längſt verklungen und vergeſſen ſind. Die ſtattliche Unterburg bot noch zahlloſen Raum dar in halbeingeſtürzten Gemächern; es ſtanden noch hohe Steinwände mit kühn geſprengten Fenſterbogen, Thürmchen mit Zinnen, mächtige Thore; wunderſam, geſpenſtiſch, herrlich und ſchauerlich lag die Prachtruine im bleichen Mondlicht und in tiefſchweigender Einſamkeit.

Der Nachtwandler am Thurme ſeufzte, und flüſterte ſich zu: „Hier iſt alles ſo ſtill, ſo friedlich, und drüben über die Städte Sondershauſen, Frankenhauſen, Langenſalza und die andern des Umkreiſes zieht drohend das Unwetter der ſchwarzen Bauern, blitzt und ſchlägt, und zündet. Ha! loht nicht dort in der Ferne ein Schloßbrand himmelauf? Und ich, was will ich hier, warum bin ich nicht der Fackelträger Einer? Könnte ich mir nicht einen Namen machen, ich, der arme Namenlos, ich, ein Ritterkind, das keinen Vater kennt, dem die Mutter ſtarb, das der Vater von ſich ſtieß? — Armer Fried! Arme Mutter! Ich bin gekommen, Dein Grab zu küſſen!“

Die Empfindung des Mannes ſteigerte ſich zur Ekſtaſe wilden Schmerzes. Das Gefühl gänzlichen Verlaſſenſeins fiel auf ihn mit Centnerlaſt, es drohte ſeine Sinne zu umnachten. „Thorheit der Welt!“ rief er mit grimmigem Lachen: „daß ſie wähnt, daß ſie glaubt, ein Längſtentſchlafener wache noch im Schooße dieſes Berges; bethörtes Volk, das hofft, er werde ſich erheben, und Deine Rechte ſchützen! Käme er heraus mit tauſend und abertauſend Wappnern, wie die Verheiſſung lautet, er würde treu den Rittern beiſtehen, nicht Dir. Dir thut ein Führer Noth, der Deine Sache führt, und der iſt aufgewacht in Thomas Münzer, dem Propheten. Ha, ich möchte ſolch ein Führer ſein! Ich möchte eine Burg brennen! Eine? Hunderte! Rache möcht' ich üben für den Fluch, der auf meiner Geburt laſtet. Und hat nicht der Himmel ſelbſt an mich die Aufforderung ergehen laſſen, fortan nicht länger im Tagelohn eines ſchnöden Handwerks zu fröhnen? Fiel nicht heute vom Himmel herab aus blauer Luft ein Schwert, das noch in keines Menſchen Händen lag? O Langenſalza, Du ſollſt, ſo Gott will, den Fried nicht wieder ſehen, den Schneider, der unter den Flicklappen geckenhafter Luſtigkeit die traurige Blöße ſeiner Nichtigkeit zwar, aber auch ſeines zum Himmel aufſchreienden Schmerzes tobendes Gefühl verbarg. Warum muß immer ein Theil der Menſchen bevorzugt ſein vom Glück, und ein Andrer um ſo tiefer erniedrigt! Komm heiliger Geiſt chriſtlicher Freiheit, breite Deine Taubenflügel über die Welt; mache Licht, wo zuvor Nacht war, bringe den Frieden ſtatt des Schwertes — und mir — ha! mir träumt von einer Krone!“

So faſt zum Gebet werdend, und ſich wieder in ſtolzen und hochfahrenden Ideen verwirrend durchſchweiften die Gedanken des Einſamen wie ein flackerndes Irrlicht Raum und Zeit und wuchſen zuletzt zu purpurnen Flammenflügeln einer Viſion.

Von Tilleda herauf ſtieg ein zweiter einſamer Wandrer. Er folgte dem ſchmalen, doch vielbetretenen Pfad durch das thaufeuchte Gebüſch des Niederholzes, und ſein Tritt ſcheuchte das Nachtgeflügel auf. Er ging voll Liebesweh und doch auch voll Liebeshoffnung ſeinen ſtillen Gang, halb zweifelnd, halb zuverſichtlich, ein an die Welt der Wunder Verwieſener, träumeriſchem Wähnen ſich unwillkührlich gefangen Gebender.

Sang und Sage der Alten erſchienen ihm, je näher er den impoſanten Trümmern der Burg Kiffhauſen kam, gar nicht mehr ſo ganz unwahrſcheinlich; die zaubervolle Mondnacht umflüſterte ihn, wie eine fabelhafte Geliebte, und umwehete ihn ſo wunderbar; ſein Herz ſchlug unruhig, es zitterten Schauer durch ſein Inneres, die nicht von Furcht erzeugt waren, ſondern von jener Uebermacht hervorgerufen, welche der Weſenmutter Nacht über die Sterblichen verliehen iſt.

Der Sinnende am Barbaroſſathurme hörte den am hochaufſtrebenden Gemäuer wiederhallenden Tritt des Nahenden, ſchrak aus ſeinen phantaſtiſchen Träumen auf, ſeufzte, ſich hier zu finden, und ſpähte jenem entgegen. „Dieſer iſt wohl kein Geiſt, kein Bote der Tiefe,“ ſprach der Lauſcher zu ſich, und trat ſo um die öſtliche Ecke des Thurmes, daß er ohne geſehen zu werden, ſehen konnte. Der heraufkommende, Ottmar, ging gedankenvoll ſeines Weges, und mehr und mehr umſpann ihn die Magie der Poeſie und Sage, und ein altes, längſtvergeſſenes, in Kindheittagen gehörtes Lied erwachte in ihm, ſo daß er ſich's laut vorſprach, als er oben auf der Bergzinne ſtand, und rückwärtsſchauend die weitläuftig über den ſüdlichen Bergrücken verſtreuten Palaſttrümmer überblickte, die unter ihm lagen, wie ein verſteinertes Jahrtauſend, ſo viele Erinnerungen rankten um den ehemals hochherrlichen Kaiſerbau.

„Wo bleibſt Du Barbaroſſa,
Und wann erfüllſt Du Dein Wort?
Du hältſt Dich im Berge verborgen
Und ſchlummerſt in einem fort!

„Verzaubert verharrſt Du im Berge
Mit Deinem Kaiſerkind!
Dir dienen geſchäftige Zwerge,
Verzaubert iſt all' Dein Geſind."

„Du ſitzeſt und nickſt beſtändig
Bei Tage, wie bei Nacht?
Wann ſehen wir Dich lebendig
Aus langem Schlummer erwacht?"

„Einſt wirſt Du kommen im Sturme,
Wirſt wieder den Thron erhöhn!
Hoch vom Kiffhäuſer Thurme
Wird rauſchend Dein Banner wehn!“

So ſprach Ottmar, vom kühlen Flügelſchlag der Nacht umhaucht, und das Gefühl ſeiner heißen Liebe, der brennende Schmerz ſeiner heute erlittenen Erniedrigung, der Gedanke, ſo einſam auf einer verrufenen Stätte zu ſtehen, die in jedem Augenblick ſich mit tauſend geiſter- und ſpukhaften Geſtalten erfüllen konnte, machte ihn zittern, doch regte die ungewohnte und eigenthümliche Situation ihn dagegen ſo mächtig auf, daß er mit ſeinem Stabe an den ſtarren Thurm anſchlug, und laut ausrief: „Wenn Du biſt, ſo höre! Ich beſchwöre Dich im Namen des dreimalheiligen Gottes! Spende mir ein Schwert, das den Wahn verſteinert, das die Tollheit aufhält im Siegeslauf! Du Macht, die den Liebenden huldreich! Gewähre mir, zeige Dich mir, und ich will an Dich glauben und will Dich verkünden allem Volke, und will Deinen Namen preiſen bis an das Ende meiner Tage! Gieb mir das Schwert, das Schwert!“

Der Verborgene, dem Sprecher ſo nahe ſtehend, daß er deutlich jedes ſeiner Worte vernahm, löste leiſe die Fäden, die ſein Pilgerkleid feſthielten, und ſtreifte dieſes ab. Nun ſtand er in einfach ritterlichem Hauskleid, und drückte ſich ein raſch hervorgezogenes Baret von hochgelber Seide, ohne Federn, aber mit blitzenden Steinen beſetzt, auf das Haupt und es glich im Mondenglanz faſt einer funkelnden Krone.

Und vor Ottmar hin, der erwartungsvoll ſtand, trat plötzlich, wie aus der Erde emporgeſtiegen, die hohe Geſtalt eines Mannes, deſſen bleiches Geſicht ein röthlicher Bart in reicher Fülle zierte; in dem Augenblicke zuckte ein meteoriſches Wetterleuchten über den öſtlichen Himmel, und im Doppelglanz des Mondes und des Blitzes glühte das blanke Kreuz, das den Schwertgriff bildete.

Ottmar taumelte beſtürzt zurück; die Geiſterwelt, ſo ſchien es, öffnete ihre Flammenarme, ein Schauer überrieſelte ihn; wenig fehlte, ſo wäre er der überraſchenden Erſcheinung zu Füßen geſunken, dieſe reichte ihm lautlos die Waffe dar.

Haſtig griff Ottmar nach dem Schwerte, und die Augen zu dem Geber ſcheu emporrichtend, rief er halb laut: „Wer biſt Du?“

„Ich bin der, den Du ſuchteſt!“ erklang im tiefen Ton die Antwort. „Ich erfülle Deinen Wunſch. Bekämpfe den Wahn! Hemme die Tollheit im Siegeslauf, wenn Du kannſt!“ —

„Du biſt, ja Du biſt der Rothbart! Du erſcheinſt mir, hoher Herr und Kaiſer, daß ich von Dir zeuge! Iſt Deine Zeit gekommen? Schlug die Stunde Deines Erwachens?“ ſo rief und fragte Ottmar, ganz dahin gegeben dem Glauben an das Geiſterhafte der Erſcheinung.

„Noch nicht!“ ſprach die Geſtalt. „Doch magſt Du drüben verkünden, daß Du mich geſehen. Wann ich komme, ſoll mein erſter Ruf an Dich ergehen, und dort —“ der Sprecher deutete hinab auf die Mauerkoloſſe der Unterburg — „wirſt Du mich wiederfinden.“

Ottmar folgte dem Fingerzeig; wie ſein Blick zurückkehrte nach dem Sprechenden, war er allein, und nun erſt kam Furcht und Bange überwältigend über ihn. Er eilte von der Höhe, wo der Thurm ſteht, hinab, ſeine Kraft aber ſchien gelähmt, die Füße verſagten ihm den Dienſt, er fand den Pfad, den er herauf kam, nicht wieder, er gerieth in das weitläuftige Innere der Ruinen. Dort hemmte eine umgeſtürzte zerbrochene Säule ſein Weiterſchreiten, hier ein Grabſtein, dort that ſich ein dunkles Thor auf, und ließ in einen Gang voll Nacht blicken, dort lockte eine Wendeltreppe aufwärts, aus deren Steinfugen Gras und Kräuter ſproßten. Wie eine Ermattung befiel es den Einſamen, wie mit magiſcher Formel benedeit, ſank er in Schlummer, doch bald weckte ihn ein Tönen, das wie unterirdiſcher Donner klang, aber ehern, als werde tief unten die große Erfurter Domglocke angeſchlagen. Ottmar fühlte ſich ſinken, tief, immer tiefer, er ſah nun Geſtalten an ſich vorüberhuſchen, abenteuerlicher, phantaſtiſcher, als jemals die Sage ſie ihm gemalt, er ſah ſich wandeln an eines dunkein Führers Hand, und bald umgab den Staunentrunkenen alle Pracht des unterirdiſchen Barbaroſſaſchloſſes. Mächtige ſpiegelnde Marmorſäulen trugen die runden Bogen des Gewölbes, eine Ueberfülle bizarrer und wunderlicher Figuren zierte die reichen Kapitäler. Auf einem Thronſeſſel von Elfenbein, in welches Goldarabesken eingelegt waren, ſaß der, der vorhin ihm erſchienen war, im Halbſchlummer der Verzauberung nickend, mit den Augenliedern zwinkernd, und der rothe Bart war durch den ſilberweißen Marmeltiſch gewachſen. Neben ihm, auf goldnem Stuhl, ſaß die Prinzeſſin, ein wunderſam ſchönes Jungfräulein, und ſtützte das blaßrothe Antlitz, und ſchlief. Rundum ſaßen oder lagen, ebenfalls im Zauberſchloſe befangen, hohe Helden im glänzenden Waffenſchmuck. In den großen und weiten Gewölben aber neben dieſer Prachthalle ſchlummerten noch viele Tauſende längs der flimmernden Wände, und in der Mitte dieſer Räume ſtanden Steintruhen voll Goldes, Silbers, voll Edelſteine und Kleinode, und an den Wänden hingen zahlreiche Waffen, Schwerter, Hämmer, Aexte, Lanzen, Kolben, alles nach alter Art, und glänzende Rüſtungen.

Eine ſeltſame Helle, wie das erblichene Tageslicht bei großen Sonnenfinſterniſſen, machte das Alles ſichtbar.

Ottmar blickte, wie ein Träumender drein. Er ward wieder hinweggebracht durch düſtre Gänge, in welchen helle Kryſtalle blitzten, Goldadern leuchteten, Karfunkelſteine glühten. Eine Binde fiel von ſeinen Augen, und er fand ſich ſitzend unter Trümmern, auf rohem Steinblock, doch hatte die Ueberdachung einer kleinen Vorhalle ihn einigermaßen geſchirmt gegen die Kühle, die nach Mitternacht den Berg überſchauerte. Jetzt dämmerte ſchon im Oſten der Morgen herauf, Ottmar griff ſich verwundert an die Stirn, erhob ſich und ſeufzte: „So habe ich eine Nacht hier oben verträumt, und alles war nur Traum, toller Traum!“

Da klang es neben ihm wie Metall, das Schwert war durch ſeine Bewegung auf den Stein geglitten. „Ha! Und doch wahr, doch! Hier iſt das Wahrzeichen! das Zeichen, daß es wahr iſt, was ich ſah und hörte! Dies Schwert! Gemahnt mich's doch an das meine, das der Ritter ſo trotzig höhnend verwarf! Wohlan denn, ich will der Stunde harren, da ich oder er es brauchen werden!"

So ſprach Ottmar und ſchlug ſich abwärts durch die Gebüſche. Der Morgenwind erhob ſich, und umwehte den Wandrer der Frühe, wie mit klingenden Flügeln. Es war als flüſtre geheimnißvolle Melodie zum Rythmus ſeines gleichmäßigen Schrittes, es war, als drängen aus der Tiefe oder aus weiter Ferne, die Worte an ſein Ohr:

Wen Furcht und Reue nicht quälen,
Der wandelt unverſehrt.
Wen Muth und Liebe beſeelen,
Bewahrt ſein Zauberſchwert.

Von Reblingen her zog mit der Frühe deſſelben Morgens ein großer revoltirender Bauernhaufe, um diejenigen, die ſich mit ihnen noch nicht vereinigt, zu ihrer Genoſſenſchaft zu zwingen. Sie jauchzten und jubelten, ſangen, fanatiſch entflammt, geiſtliche Lieder, und von Dorf zu Dorf wurde größer die Schaar, die ſich nach Tilleda zu wälzte.

In der Kemnate zu Tilleda, welche an der Stelle ſtand, wo ehemals die Pfalz der Kaiſer des Sachſenſtammes gelegen war, bebten die Herzen der Bewohner, denn dieſen Bewohnern nahte bedrohlich das heraufziehende Unwetter des Bauernſchwarmes. Schon von weitem war das Geſchrei der Schaar toſend vernehmbar, man ſah die bäuriſchen Waffen blitzen, und hoch erhoben zeigte ſich über einem rothen Tuche das Feldzeichen dieſer „chriſtlichen Verbrüderung,“ das Rädlein eines Pfluges.

Die Bewohner des Dorfes liefen zuſammen in hellen Haufen, theils um die Schaar kommen zu ſehen, theils ſich mit ihr zu vereinen.

Händeringend, von Angſt überwältigt und rathlos gab Elfriede alle Zeichen weibiſcher Furchtſamkeit von ſich. Sie raffte dieß und jenes koſtbare Geräth zuſammen, um es bald wieder fallen zu laſſen und nach anderm zu greifen. Ihre zagende Seele dachte nur an Flucht. „Komm, traute Engelbertha, komm! Wir wollen fliehen! Jetzt ſind ſie noch nicht da! Noch iſt's Zeit!"

„Ich fliehe nicht, ich bleibe, wo der Vater bleibt!" ſprach entſchieden das junge Mädchen, und ein heldenherziger Entſchluß ſprach aus ihren flammenden Augen. Raſſelnd, von Kopf bis zu Fuß im blanken Harniſch, trat jetzt Ritter Till ein, doch offnen Viſirs:

„Rufe Alle zuſammen!" befahl er dem Knappen, der ihn gewappnet hatte. „Nicht wohlfeil verkaufe ich Gut und Leben! Laßt ſehen, was eine, wenn auch alte, doch tapfre Fauſt vermag!" — „Siehſt Du Elfriede," wandte er ſich zu der Jammernden: „jetzt thäte Geiſterhülfe Noth!"

Ein Hornruf ſchmetterte draußen. Engelbertha warf ſich mit Thränen in den Augen an des Vaters gepanzerte Bruſt, der Ritter küßte die Tochter zärtlich. Ein Knappe trat ein: „Herr Ritter, die Bauern kommen in Haufen das Dorf herauf!"

„Kommen Sie? Wohlan, ſo komme auch ich! In Haufen ſie — ich faſt allein. Haltet euch ſtille ihr Beiden! Zeigt euch nicht am Fenſter! Betet, derweil ich kämpfe! Gott ſei mit mir, mit euch!“

Klirrenden Schrittes ging der Ritter, und entſchloßnen Muthes, und ließ Engelbertha bei der verzagenden Elfriede. Draußen begegnete ein zweiter Knappe, mit einem Pfeil, an dem ein Brief hing, der von den Vorboten über die Zugbrücke geſchoſſen worden. Raſch riß Till das Schreiben auf, es war unleſerlich genug gekritzelt; ſein Inhalt war kurz und verſtändlich:

Unſern willigen Dienſt zuvor, ehrbarer, veſter
Junkherr in Chriſto!

Wir geben Euch zu erkennen, daß wir das Kloſter Sittichenbach eingenommen haben, auf andre chriſtliche Brüder alda zu verharren.

Darum, veſter Junkherr, iſt unſre Bitt an euch in chriſtlicher Treu, wollet zu uns kommen mit andern chriſtlichen Brüdern, dann uns mehr Adels zugeſchrieben haben, zu uns noch heut mächtüglich zu kommen, und uns das heilig Evangelium und Wort Gottes und die Gerechtigkeit helfen handhaben, ſchützen und ſchirmen. Solches wollen wir Euch um Chriſtus Willen nit vergen. Bitten ſchriftliche Antwort.

Hauptleut und Sammlung der Bauerſchaft
vor Oſterhauſen und zu Frankenhauſen.

„Ha des Schimpfes! Fluch allen Feiglingen von Adel, die ſich verbrüdern mit dem Bauerpack!“ rief Till entrüſtet, und ſchleuderte den Brief zur Erde. „Kein Bündniß, keine Verbrüderung! Jagt den Briefträger mit Schüſſen fort!“

Ungern gehorchten die Knappen. Ein freundliches Wort hätte Tills Haus verſchont, aber ihn auch zum Mitgenoſſen jener Zügelloſen gemacht. Doch hatten weit größere und reichere Ritter, ja Grafen und Fürſten ſogar, die Stimme der Klugheit gehört, der dringenden Nothwendigkeit ſich gefügt.

Tills Stolz verſchmähte es, zu thun wie Jene, die gezwungen zu den Bauern hielten, und dann zu Lügnern an ihnen wurden, er erwartete den Angriff, und dieſer ließ nicht lange auf ſich warten.

Bald umtoſte raſendes Getümmel das feſte Haus. Schüſſe krachten aus einigen Wallbüchſen. Steine flogen gegen die Zugbrücke und das Thor, ein Regen von Bolzenpfeilen ſchmetterte gegen die Fenſter.

In einer Ecke des Zimmers geſchmiegt, lag Elfriede heulend am Boden, Engelbertha aber trat in des Vaters Rüſtkammer, ſetzte ſich einen leichten Helm auf, ergriff ein Schwert und eilte dem Vater zu Hülfe.

Die Ketten, welche die Zugbrücke hielten, zerſprangen von wiederholten Steinwürfen, und dem Drängen und Stoßen des ſtürmenden Haufens wichen die eichenen, mit breiten Nägeln gefeſteten Thorflügel. Zwiſchen das lauttobende Geſchrei, den Lärm, das Gekrach, die Schüſſe der Vertheidiger ſchallte wie ein Hohn der kirchliche Geſang im vollen Bauernchor:

„Nun bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüte an unſerm Ende,
Wenn wir heimfahren aus dieſem Elende.
Kyrie eleiſon!

Die Bauern fochten und kämpften mit Löwenmuth im Bewußtſein ihres guten Rechts und ihrer guten Sache; der bisherige Erfolg des Aufſtandes war glänzend, von allen Landen kamen günſtige Nachrichten. Sie bedienten ſich zu Erreichung ihres Verlangens eines grauſamen Mittels, aber es bot ſich den Geknechteten kein andres dar.

Bald war das Haus erſtürmt, der Ritter ſank verwundet von einem Axthieb, Engelbertha brach ohnmächtig zuſammen, die Knappen entrannen, ſo weit es ihnen gelang, und Till, Engelbertha und Elfriede wurden gebunden durch die ſiegtrunkene Menge geführt, deren Geſang des Lutherliedes fortklang; ein grauſamer Widerſpruch ihres grauſamen Thuns:

„Du ſüße Liebe ſchenk uns deine Gunſt!
Laß uns empfinden der Liebe Brunſt.

Da wir uns von Herzen einander lieben,
Und im Fried auf einem Sinne blieben.
Kyrie eleiſon!“

Plötzlich entſtand ein neues Getümmel, lautes Geſchrei unterbrach den Geſang, der Haufe ſtob auseinander, und eine kräftige Stimme donnerte: „Gieb Raum, Geſindel! Platz für brave Leute!“ Schwere Hiebe fielen auf die Widerſetzlichen. Engelbertha blickte auf, und ſchrie laut: „Ottmar!“

Er war es, der entflammt heran ſtürmte, hoch ſein Schwert ſchwingend, gefolgt von dem kräftigen Wigand und all ſeinen Leuten, ſämmtlich wohl bewehrt; auch Hans lief mit und ſchrie den Bauern mit lauter Stimme zu: „Hütet euch! Um Gottes Willen, hütet euch! Der Meiſter hat ein Zauberſchwert, hat es in voriger Nacht vom Rothbart empfangen! Was er damit anrührt, wird zur Salzſäule!“

Ottmar aber drängte ſich an den Ritter heran, Wigand ſchleuderte mit leichter Bewegung der Arme rechts und links die Bauern zur Seite und zu Boden, die den Ritter hielten, wobei es ſich traf, daß er auch jenen Rothnäſigen wieder-erfaßte, der am geſtrigen Tage ſo ſehr gedroht hatte, und Ottmar rief: „Nehmt hin dieſes Schwert, Herr Till auf Tilleda! Schließt Euch an uns an! Wir führen Euch und die edle Jungfrau aus den Händen dieſer tollen Rotte!“

„Aus der Hand des Rothbart, des Kaiſers Friedrich, hat er ein Schwert empfangen? Hütet euch! Laßt ſie Alle ledig!“ So ging es erſt flüſternd, dann lauter von Mund zu Mund durch den erſtaunten Schwarm, und das Häuflein der Befreiten ſah ſich ſchützend umringt von den rüſtigen Männern, die Ottmar führte. Wigand trug eine eiſerne Schürſtange in den Händen, ſtieß ſie auf einen Stein, wie eine Hellebarde, daß ſie klingend dröhnte, und ſchrie: „bekehret euch! Laßt Jene unangefochten ihres Weges ziehen, ſonſt will ich euch mit dieſer Elle eins anmeſſen!“ Die Bauern ſtanden, ſtumm und verwundert gaffend, wie Mauern, dann fielen ſie allzumal in das Haus, brachen ein und auf, wie es kam, plünderten und räumten, ſchleuderten die Brandfakkeln in die Gemächer, und ſangen dazu, ein wilder ſchrecklicher Chorus:

„Du höchſter Tröſter in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod!
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen!
Kyrie eleiſon!“

Wie betäubt, mit ſeinem Denken faſt der Gegenwart entrückt, die Hand auf die klaffende Wunde preſſend, ſchritt der Ritter im Kreiſe ſeiner Begleiter, beſchämt, vernichtet. Sein gebrochener Stolz verurſachte ihm größern Schmerz, als die zerſchmetterte Schulter.

Elſriede wimmerte und heulte, und blickte rückwärts, wo Geſang und Geſchrei durcheinander tobte, und dicker Dampf ſchon dem Dach der Kemnate entqualmte, den bald züngelnde Flammen feuerroth durchloderten. Engelbertha lohnte Ottmars Treue mit den innigen Blicken ihres heißen thränenvollen Dankes, und ſuchte den Vater zu ſtützen. Der Retter aus den rohen Händen einer zügelloſen Raubrotte führte Alle den Kifhäuſer empor.

Es war ihm, als müßten ſie da am ſicherſten ſein, er glaubte, es müßten ſich die geräumigen, unterirdiſchen Hallen wiederfinden laſſen, auch war der Berg und ſein Trümmerſchloß das einzige, was für den Moment Zuflucht gewähren konnte. Längſt den Blicken Nachſchauender durch die Waldung verhüllt, ſandte er Wigand und die andern Geſellen zurück, ſein Haus zu wahren. Er konnte dieß getroſt thun, denn die Bauern fürchteten die Rieſenkraft Wigands, und nicht einmal in Maſſe wagten ſie, ſich mit ihm zu meſſen. Zugleich brauchte Ottmar die Sorgfalt, ſeinen Leuten aufzutragen, ſie möchten die etwa Fragenden nur dahin berichten, er habe den Ritter und die Jungfrau über den Berg nach Heringen geleitet. Hans leiſtete den Fliehenden noch Geſellſchaft, um zu Dienſten zur Hand zu ſein.

Erſchöpft erreichten Alle die Trümmer; die Mittagsſonne brannte heiß, doch kühlte und erquickte auf dem Kamm die friſche Bergluft. Von ferne drang noch wüſtes Geſchrei, kaum hörbar, empor.

Mit der zerriſſenen Schärpe Tills ward deſſen Wunde verbunden, nachdem Ottmar Blätter der heilenden Bergwürze zerquetſcht, und ihren Saft aufgeträufelt hatte. Ein kleines Thurmgemach, noch ziemlich wohlerhalten, zu dem als einziger Zugang eine ſchmale Treppe führte, gewährte das erſte Obdach. Dem verwundeten Till ward ein Lager bereitet, zu ſeiner Seite lag das Schwert. Hans wurde hinab in das Haus geſandt, um manches zu holen, was zur Erquickung und Bequemlichkeit dienen konnte. Ottmar ließ die Frauen bei dem Ritter allein, und ſtieg zur Oberburg empor, um am Fuß der Warte herabzuſchauen, was die Bauernrotte wohl weiter beginnen würde. Als er da droben ſtand, ſchien ihm alles, was ſeit geſtern begegnet, ein wunderlicher Traum. Es war ihm, als müſſe die räthſelhafte Erſcheinung der Nacht noch einmal vor ihn treten, und ihm den Pfad ſeines Wandels vorzeichnen. Aber Niemand erſchien und nichts unterbrach die hohe Stille des Naturfriedens auf dieſer grünen, im Lenz paradieſiſch ſchönen Höhe. Hinabblickend auf die gottgeſegneten Fluren der güldnen Aue ſah er, wie der Bauernſchwarm Tilleda verließ, und wieder nach Sittigenbach und Oſterhauſen zu zog, gleichzeitig aber gewahrte er eine Reiterſchaar nach jenen Orten die Richtung nehmen, und ſein ſcharfes Auge unterſchied deutlich mansfeldiſche Farben und das Wappen dieſer Grafen im Pannerfähnlein.

Schmerz und Freude zogen durch des Jünglings Seele. Freude, daß er ſein angebetetes Herzenskleinod retten durfte und konnte, Schmerz, daß dieſe Rettung ihm nicht früher gelungen war. Die Kunde von dem heranziehenden Bauernſchwarme war erſt ſpät in ſeine entfernter liegende Werkſtatt gedrungen.

Ungewiß, was nun weiter zu beginnen, entſchloſſen, einen noch ſichern Zufluchtsort zu ſuchen, immer noch der Hoffnung Raum gebend, in den unterirdiſchen Kellern und Gewölben einen ſolchen zu finden, der neben vollkommener Sicherheit auch alle mögliche Bequemlichkeit darböte, ging er zu ſeinen Geborgenen zurück. Ermattung hatte über alle drei ihre Schlummerflügel gebreitet. Der Ritter lag langgeſtreckt; ernſt, ja ſtreng war ſein Antlitz zu erſchauen. Engelbertha ſaß auf einer Steinbank, und hatte das ſchöne Haupt zurückgelehnt; die zarten Wimpern waren geſchloſſen, die Ringellocken frei um den weißen Hals und die tiefathmende Bruſt; eine Hand lag offen im Schooße, die andre ruhte auf dem Herzen. Elfriede kauerte am Boden, und hatte den Kopf in den Schooß geborgen.

„Sie ſchlummern Alle!“ flüſterte ſich Ottmar zu, und nahte leiſen Trittes. „Schon kehrt die natürliche Röthe der Anmuth und Jugendfriſche auf Engelberthas Wangen zurück, die heute der Schreck und der Schmerz gebleicht hatte. O geliebte Engelbertha! Darf ich Armer denn ſo ſagen? Darf ich hoffen? O wie zieht es mich hin zu Dir, unwiederſtehlich!“

In höchſter Aufregung aller Empfindungen heißen Liebeverlangens nahte der Jüngling ſeiner Geretteten, er beugte ſich über ſie, er lauſchte dem

Weben ihres Athemzugs, er hauchte einen Kuß auf ihren Mund!

Plötzlich fuhr Till empor, und ſchrie mit zornerſtickter Stimme: „Ha Bube! Lüſtet's Dich nach ſolchem Lohn? So treffe Dich der meine!“ Die Frauen fuhren ſchreiend vom Schlaf auf, der Ritter hatte raſch ſein Schwert ergriffen, und holte zum Hieb aus. Engelbertha warf ſich in ſeine Arme, und rief: „Halt ein, mein Vater! lohne nicht mit Undank den Retter meines Lebens, meiner Ehre, den ich liebe!

„Du liebſt ihn? Ungerathene! Wehe Dir und mir!“ rief Till mit gebrochener Kraft. „Wirſt ſich das Gold an das Eiſen weg? Dann ſei verworfen auch von mir!“

„Vater! Vater!“ wimmerte Engelbertha.

„Zorn Gottes!“ fuhr, ſeine ſchwindende Kraft gewaltſam ſammelnd, der Ritter fort: „Iſt denn in den Sternen beſchloſſen, daß der Pöbel mich zu ſeines Gleichen machen ſoll? Habe, Gut, Ehre, raubte mir ſeine Frevelhand, jetzt ſtreckt ſie ſich nach meines Lebens Leben aus, nach meiner Tochter! So hab' ich lang genug gelebt, und dieſes Schwert, das heute mich befreite, thue mir noch den letzten, beſten Dienſt!“

„O haltet ein, Herr Ritter!“ rief Ottmar. „Straft mich für meinen Frevel, nur bringt dieſes theure Kind nicht zur Verzweiflung!“

Ein lauter Angſtſchrei, den plötzlich Elfriede ausſtieß, lenkte jetzt Aller Blicke auf einen hohen Mann, der eingetreten war, ohne daß es die Anweſenden in ihrer Aufregung bemerkt hatten. Auf ſeinem Haupte leuchtete ein golddurchwirktes Baret, das bleiche ernſte Geſicht umkrauſte ein goldrother Bart. Engelbertha erbebte.

Der Mann trat mit Ruhe zu Till, und nahm das Schwert aus deſſen Hand, während Ottmar, befangen von einem vorgefaßten Wahn, umſtrickt vom Wunderglauben an die alte Barbaroſſaſage tiefehrerbietig ſprach:

„Königlicher Geiſt dieſes Berges, Du forderſt das rettende Schwert zurück, das Du in voriger Nacht in meine Rechte legteſt! Nimm es mit Dank, und ſei uns gnädig.“

Till dagegen fuhr exaltirt auf: „Wer biſt Du Spuk, Popanz! Was unterfängſt Du Dich, mein Schwert zu nehmen? was hinderſt Du mich in Ausübung meiner gerechten Rache gegen jenen Ehrloſen?“

Der Blick des Fremden muſterte die Anweſenden mit großer Ruhe, er blieb mit Antheil an Engelberthas angſtbelebten Zügen hangen, mit Antheil betrachtete er Ottmar, dann blitzte ſein Blick zürnend und ſtrafend auf Till. „Dir ſoll ich Rede ſtehn? Wohlan, ich will,“ ſprach er dumpf und ernſt. „Wenn ich geſprochen habe, wirſt Du verſtummen, Till auf Tilleda. Ein Mährchen will ich Dir erzählen, höre zu. Es war einmal ein feiner Rittersmann, der minnete ein züchtiges Bürgerkind drüben in Heldrungen, das eine Weiſe war, und auf dem Schloſſe diente. Die arme Maid, bethört von ihrer eignen Neigung und ſeiner Werbung gab ihm Gehör, und als ſie nun, von dem ſchönhöfelnden Junker zur Mutter gemacht, an ſeine Schwüre und Verheißungen ihn erinnerte, verſtieß er ſie, hohnlachte er ihrem

Schmerz, ihrer Qual, und ſchwur ſich los von ihr, wie ein Bube. Die Arme ward hinweg getrieben, fand als eine Ehrloſe, Geſchändete, nirgend Aufnahme, und als endlich ihre Stunde kam, gebar ſie ein Söhnlein hier — hier in einer Kellerhöhle der alten Kaiſerburg. Eine mitleidige Hirtenfrau, arm wie ſie, leiſtete ihr Hülfe. Hier iſt ſie, ihren Verführer verfluchend, geſtorben, drüben am rothen See gruben ihr die Hirten ein Grab, dort wandert noch ihr Geiſt! Das ſind vierzig Jahre her, Herr Till auf Tilleda!“

Der Ritter ſtöhnte im Schmerz tief auf, und bedeckte ſein Geſicht mit einer Hand. Der Erzähler fuhr ſtreng fort: „Nicht wahr, das iſt ein recht alltäglich Mährlein? eine Geſchichte die leider alle Tage noch nur allzuwahr ſich wieder ebenſo begeben kann? Doch hört! Die Frau des Hirten wußte von der Sterbenden, wer des Söhnleins unnatürlicher Vater war, ſie trug es dem Ritter in ſein prächtiges Haus; er hatte jetzt ein ſchönes junges Weib, und war noch ſtolzer, wie zuvor. Sie ſagte ihm alles, da tobte er, und ſchrie:

„Wirf dieſe Brut den Raben hin zum Fraß, die um den Thurm des Kifhäuſers fliegen, oder wenigſtens ſuche einen andern Narren Dir, den Du mit Deinen Lügen berücken magſt! Weilſt Du noch einen Augenblick auf meiner Schwelle, ſo ſoll der Vogt Dich ſtäupen! Das arme Weib entfloh eilend mit dem winſelnden Wurm, der noch nicht einmal getauft war. Der Hirt und ſein mitleidig Weib beſchloſſen um Gottes Willen ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, und das Kind als das ihre aufzuziehen. Wie ſie's nun wollten taufen laſſen, wollte Niemand Pathe ſein; da ſprachen Hirt und Hirtin: „Gott ſei's geklagt! So thät es Noth, wir bäten Kaiſer Friedrichen zu Gevatter!“ Im Augenblick trat ein Pilger des Wegs daher, ſprach um einen Trunk Waſſer an, und ſah das Knäblein, und hörte ſein Unglück. „Wohlan, mich ſendet Gott,“ redete er zu den armen Hirten. „Ich hebe das Kind!“ Und als der Pfarrer fragte, wie das Kind heißen ſolle, ſo ſprach der Pilgrim: „Friederich!“ Gleich nach der Taufe hing er ein uraltes wunderliches Goldſtück mit einem Oehr um des Kindes Hals, und ſprach zu den voll Ehrfurcht dankenden Hirten: „Dieß Kind wird einſt eine Krone tragen!“ Dabei leuchtete des Pilgrims Geſicht wunderſam, und Hirt und Hirtin fielen vor ihm auf ihr Antlitz. Als ſie ſich erhoben, war er hinweggeſchwunden. Dieſe Leute glaubten bis an ihr Lebensende, daß jener Pilgrim Friedrich der Rothbart ſelbſt geweſen, und ſagten das dem Knaben, als er erwuchs, viele hundertmal. Oft hütete der Knabe die kleine Heerde hier oben auf dem Berge, und viel Wunderbares iſt ihm da begegnet. Doch es ſtarben ihm die Pflegeältern; mit ſeinem Kleinod, ſeinem Taufbrief als Hirtenſohn und ſeiner dürftigen Kleidung ſtrich er fortan in Gemeinſchaft mit ſeinem Ziehbruder bettelnd durch das Land. Da kamen eines Tages die Knaben an ein Ritterhaus, und Fried bettelte den Ritter an, der ſein Vater war, und eben heimkehrte von einem Jagdritt. Der Ritter hieb mit der Peitſche auf ihn ein, daß er blaue Striemen in Menge davon trug, und er weinte laut, und floh, doch fluchte er den ſchändlichen, nichtswürdigen Ritter nicht. Weit von der Heimathsflur, in Langenſalza, nahm aus Mitleid ein Schneider die Heimathloſen, Namenloſen auf, dem diente Fried lange Jahre als Junge, als Knecht, war treu und fleißig, trug ſein unverdientes Unglück ſtill, und ſtellte die Rache Gott anheim. Von Zeit zu Zeit pilgerte er auf den Kifhäuſer und weinte auf dem Grabe ſeiner Mutter. Oft und öfter ſah er in Träumen den Pilger erſcheinen, der ihm aus der Taufe hob, und hoffte, daß er ihn noch einmal ſchauen werde von Angeſicht zu Angeſicht. Noch ſah er ihn nicht, und er harrt noch ſeiner Zeit, die nicht lange mehr fern ſein kann, denn ſchon ſind Zeichen geſchehen. Münzer hat ſein Pannier aufgeworfen mit dem bunten Regenbogen, dem Zeichen des Friedens, der die Welt umſpannen ſoll; ehe jedoch der Regenbogen am Himmel der Zeit ſchimmert, muß der Herr im Wetter vorüber wandeln, und die Frevler niederſchmettern, die am Allerheiligſten gefrevelt, an ihren Brüdern. Unſrer ſind eine große Zahl aus Langenſalza zu Münzers Heer geſtoßen. Meine Schritte aber hat der Herr hierher gelenkt, daß ich da, wo ich die Heerden einſt geweidet, auf der Bergestrifft, nun mein Auge weide an ſeiner gerechten Rache, die ich in ſeine Hand gegeben. Soll ich weiter reden, Ritter Till auf Tilleda?“

Noch einmal ſtöhnte der Ritter auf, hob die Hände, machte ſtumme Zeichen der Verneinung, öffnete den Mund zu einem Ausruf, brachte ihn aber nicht hervor. Die Sprache war ihm genommen, ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Zurückſinkend winkte er Ottmar und Engelbertha, ſich ihm zu nähern, Beide ſanken vor ihm auf die Knie, und er vereinigte ihre Hände. Elfriede kniete voll Herzensangſt und kreuzigte ſich. Der Fremde war verſchwunden. In den Armen der Tochter und ihres Geliebten verſchied, ehe eine Stunde verging, der Ritter.

Wenige Tage darauf fiel jener ſchreckliche Schlachttag, an welchem über ſiebentauſend Bauern und ihnen verbündete Bürger dem Racheſchwert der Fürſtenmacht erlagen, wodurch ihr Bündniß nac ihr Aufſtand in Thüringen vernichtet wurde. Thomas Münzer ward in den Kerkerthurm zu Heldrungen geworfen, ehe ſein Haupt zu Mühlhauſen fiel. Ottmar führte Engelbertha, des Ritters verlaſſne Tochter, als ſeine geliebte Hausfrau in ſeine Wohnung, und beſtrebte ſich, ſie glücklich zu machen.

Von dem Erſcheinen des Kaiſer Friedrich auf dem Kifhäuſer war keine Rede mehr.

II.

Zwanzig Jahre waren vergangen, ſeit die Aufruhrflamme des Bauernkrieges auch in dem ſonſt ſo friedlichen Gefilde der güldnen Aue ihre ſchnell verloderte Gluth emporgeſchlagen hatte.

Im Gemüthe der Völker war aber immer noch der Trieb lebendig, der mißgeleitet jene blutrothe Blüthe hervorſproſſen ließ, der Trieb nach religiöſer, nach kirchlicher Freiheit, und die Kirchenverbeſſerung, vielfach zu hemmen geſucht von ihren zahlreichen und mächtigen Gegnern, ging ſichern, ruhigen, bedächtigen Schrittes vorwärts.

Vor zwanzig Jahren hatte der Bauernkrieg in dieſem Lande die Schwärmerbrandfackel geſchwungen, vor zehn Jahren hatte derſelbe Geiſt der Schwärmerei in einem andern Lande einen Schneider mit dem königlichen Purpur umkleidet, ihn auf den Thron erhoben, und ſogar der Welt das unerhörte Schauſpiel eines chriſtlichen Harems geboten, aber ſolcher gewaltſamen Verirrungen des nach Freiheit ringenden Völkergeiſtes ohnerachtet, wurden immer heller die Blicke, immer geläuterter die Anſichten, und immer ſiegreicher ſchwang die Wahrheit mitten unter Meinungkämpfen und unter großen politiſchen Bewegungen ihre Oriflamme. Für ſie erhob ſich der Schmalkaldiſche Bund, entzündete ſich der ſchmalkaldiſche Krieg. Und Luther lebte noch.

Hoffnung regt ewig ihre Schwingen. Trotz ſo mannigfacher Erregung im Leben des Volkes erſtarb nicht die hoffnungreiche Sage von der einſtigen Wiederkehr des Barbaroſſa.

Dieſe Sage flüſterte im Laub des Bergwaldes, im Rauſchen des Windes um die hohe Warte, im Säuſeln der Gräſer und Blumen der Matten zu den Hirten, zu Schäfern, zu Jägern, zu Bergleuten, immer noch ganz dieſelbe, die ſie vor zwanzig, die ſie vor hundert Jahren war. Auch die Trümmer der Kaiſerburg hatten keine merkliche Veränderung erlitten. Welche Hand hätte ſie antaſten ſollen außer dem Finger der Zeit, und dieſer glitt nur leiſe berührend darüber hin.

Es war wieder ein wonniger und ſonniger Frühlingstag, der mit ſeinem holden Licht die Ruinen übergoß, mit ſeinem freundlichen Grün den Boden ſchmückte, und dieſes ſogar aus den Mauerritzen hervorzauberte, in deren Höhlungen die Eidechſe ſich ſonnte, um welche braunrothe Schmetterlinge flogen. Unter der Warte graſeten Schafe, deren Lämmer die ſonſt ſtille Bergeinöde mit Geſchrei erfüllten. Zwei Hirtenknaben ſaßen unter dem alten Thurme, vesperten und plauderten. Der Aeltere erzählte dem Jüngern die alte, allbekannte Mähr vom verzauberten Kaiſer Friedrich, und hatte an dieſem einen ſehr aufmerkſamen und gläubigen Zuhörer: „Unter dieſem Schloß, das zerbrochen iſt, liegt noch ein Schloß gar ſchön und herrlich, da ſitzt der Kaiſer drinnen mit rothem Bart, der iſt ſchon zweimal um den Tiſch vor dem Kaiſer herumgewachſen; bald auch reicht er das drittemal herum. Wenn es nun ſo weit iſt, daß der Bart vollends herumreicht, dann wird der Kaiſer heraustreten aus dem unterirdiſchen Schloſſe, und die Burg Kiſhauſen neu erbauen. Dann wird er ſeinen Schild hängen an jenen dürren Birnbaum dort unten, und der Baum wird wieder grünen und blühen — und eben, daß er blüht, ſoll ein rechtes Zeichen ſein von des alten Kaiſer Wiederkunſt. Da wird man ihn ſehen auf dem Berge, und er wird den Türken bezwingen und das heilige Land erobern.

„Nun, da muß er bald kommen,“ verſetzte der zuhörende Knabe: „denn der Baum da drunten blüht ja, das ſiehſt Du doch!“

„Was? Was?“ fragte der erſte Knabe verwundert. „Weiß Gott, er blüht! Sollte das auch der rechte Baum ſein?“

Der Schatten eines Menſchen wurde jetzt den

Knaben ſichtbar, ſie blickten zugleich nach dem Nahenden hin, und ſahen mit großen Augen einen alten Mann mit langem grauröthlichem Barth, ſtraffem Haar von gleicher Farbe, und in wunderlicher fremdländiſcher Tracht. Auf der gebräunten Bruſt, die er offen trug, hing ein goldner Schaupfennig. In einer Hand hielt er einen weißen Stab, in der andern eine blaue Blume. Zur Seite hing ihm ein ſtarkes Schwert.

„Wer iſt das?“ fragte ängſtlich der jüngere Knabe. „Still! ſtill!“ flüſterte der Aeltere.

Der alte Mann, deſſen Mienen in ſich gekehrt und kummervoll erſchienen, wandelte faſt unhörbaren Trittes am Thurme vorüber, und lenkte ſeine Schritte nach der Unterburg, ſo daß er bald den Augen der Knaben entſchwand.

„Da iſts nicht geheuer! Wir wollen heimtreiben!“ ſprach aufſtehend der ältere Hirtenknabe; ſein Gefährte folgte, ſie pfiffen dem Hund, die Heerde zog abwärts, der Thalebene zu, und nach einer Stunde ging in Tilleda von Haus zu Haus die Mähr, daß der alte Birnbaum blühe, und

Kaiſer Friedrich ſichtbarlich über die Berghalde wandelnd erblickt worden ſei, und erregte Staunen, Verwunderung, Hoffnung, Zweifel, Widerſpruch und Beſtätigung.

Der folgende Tag war der Vorabend des Himmelfahrtfeſtes. Herrlich glühte ſein Morgen empor und beleuchtete den frühlingsgrünen Kiffhäuſer mit ſonniger Pracht. In der Waffenſchmiede vor Tilleda erwachte rührige Thätigkeit. Die Eſſe glühte und ſprühte, die Bälge fauchten. Der wohlhabende Meiſter Ottmar ſaß im Kreiſe ſeiner Lieben, der treuen Hausfrau Engelbertha, die immer noch ein ſchönes Weib war und in ihrem Geſicht den Ausdruck jener Kindlichkeit des Gemüthes trug, die ein Erbtheil reiner Seelen iſt — und der Kinder, die ſie ihm geboren, beim Frühmahl. Ihr Geſpräch galt der neuen Kunde, denn an der Schmiede hatten die Hirtenknaben zuerſt Ottmars Kindern erzählt, was ſie geſehen, und es wurden Erinnerungen an die Vergangenheit wach, die mächtig bewegten. Ein altes Mütterchen, welches auf der Ofenbank ſaß, horchte neugierig bin, und gab Worte in das Geſpräch, die bezeugten, daß ſie an die Wahrheit der Nachricht feſt glaube. Es war die alte treue Elfriede.

Jetzt ſchallte von fern her ein Geſang, der immer näher kam, doch war er bei weitem friedlicherer Art, als vor zwanzig Jahren der fanatiſche Frömmigkeitsausbruch empörter Bauern. Die Kinder riefen jubelnd: „Die Wallfahrer! die Wallfahrer!“ und ſprangen aus der Stube durch die Schmiede ins Freie. Auch Ottmar und Engelbertha folgten, und der Meiſter winkte den Geſellen ein wenig inne zu halten mit ſchmieden und hämmern, damit der Lärm die Andacht der Waller nicht ſtöre. Die Lehre Luthers, zu der ſich das ganze Volk der güldnen Aue freudig bekannte, war noch zu eng verwachſen mit dem alten Glauben, um dem Verehrung zu verweigern, was von deſſen Bekennern zu Ehren des Heilandes und der Gnadenmutter Ceremonielles ausgeübt wurde.

Der Wallfahrerzug war groß. Geiſtliche führten ihn an mit Kreuzen, Kirchenfahnen, Rauchpfannen, Weihbecken und Quaſten. Die Bewohner der Schmiede grüßten ehrerbietig, und lauſchten dem Geſang der Wallfahrer, der gar erbaulich durch den friſchen Morgen ſchallte:

„Wir wallen zu dem Kreuz hinan;
Du Heiland gingſt viel rauhere Bahn!
Ora pro nobis!"

„Du Gottesſohn der auferſtand,
Du Sieger, der den Drachen band,
Ora pro nobis!"

„Wir all' ſind Sünder, Herr vor Dir!
An Deinem Kreuze beten wir:
Ora pro nobis!"

„O Heiland, durch Dein Himmelsthor,
Führ' uns zu Dir, zu Dir empor!
Ora pro nobis!"

„Ich muß, ich muß hinauf, theures Weib," ſprach Ottmar leiſe zu ſeiner Hausfrau, als Beide in die Wohnſtube zurückgekehrt waren. „Ich muß ſehen, was an dem Gerücht iſt, und ob Er vielleicht wieder zum Vorſchein gekommen, der damals ſo ſpurlos verſchwand?"

„Mein Herz iſt bange um ihn!" antwortete

Engelbertha. „Es iſt recht, gehe hinauf, doch gehe nicht allein, nimm die Geſellen mit, und waffnet euch, morgen iſt ja Feiertag, und da heute die Himmelfahrtsnacht, ſo ſtrömt ohnehin das Volk gern auf den Berg. Wenn Du vielleicht die Nacht droben bleibſt, und es ereignet ſich etwas Sonderliches, ſo ſende mir einen Boten herunter, daß ich Nachricht von Dir empfange.“ —

Droben in der öden und einſamen Bergkapelle, die nur an wenigen Tagen des Jahres noch andächtige Beter in ſich verſammelt ſah, deren einſtige Pracht mehr und mehr verfiel, ſaß ein abenteuerlicher Mann mit verwirrtem Haar, und mit irrem Blick. Er hatte auf dem Schooße ein abgeſchabtes Mäntelchen von rother Wolle, und nähte eilfertig daran, bisweilen ruhte jedoch ſeine Hand und ſein Auge ſtarrte trübe vor ſich hin. Ein verglimmendes Feuer trieb noch kräuſelnde Rauchwölkchen empor, durch welche die Sonnenſtrahlen, die durch die Fenſter brachen, hell ſchienen. Nankendes Gezweig draußen ſtehender Bäume warf ſpielende, ſchwankende Schatten in das nicht allzugroße, jetzt unheimliche Gotteshaus, darin ernſt das ſchwarze Wunderkreuz über dem niedrigen Altar ſtand.

„So, noch einen Haſenſchwanz, dann ſind wir fertig!“ plauderte irre der räthſelhafte Mann vor ſich hin. „Einen Stich noch, dann Faden ab! Gott ſahe alles an, was er gemacht hatte, und es war alles ſehr gut. Auch ich bin höchſt zufrieden. Was fehlt dieſem Purpurmantel? Haſenſchwänzlein ſtatt Hermelinverbrämung Alles eins. Die Krone her, die Krone! Freilich, Deine glänzte reicher, Bockhold, Du glücklicher Schneider, der zum König ward! Doch blutig haſt Du büßen müſſen, während mir zu entweichen gelang. Und mir gebührte doch auch eine Krone! Sie ward mir ja verheißen! Mein Scepter iſt der ſchlanke Wanderſtecken, daran man ſich doch ſtützen und halten kann. Das hat vor manchem Kaiſer- und Königsſcepter er voraus. Nun fehlt nur noch ein Reichsapfel, dann habe ich die Kleinodien beiſammen! Wo find' ich den, wo find' ich den? — — „Ha dort! dort grinzt ein bleicher Todtenkopf im Winkel! Komm hervor! Biſt du auch morſch und wacklich, wie das Reich?“

Der Fremdling erhob ſich, hing ſich das Mäntelchen um, ſetzte ſich eine von Flittergold und Pappe gefertigte Krone auf, ſtützte ſich auf den Stab, und ergriff den Schädel. „Haha! Nun iſt der Kaiſer fertig!“ fuhr er fort im lauten Selbſtgeſpräch. „Nun ſchelte mir einer die Schneider! Aus Schneider können Könige und Kaiſer werden, wenn aber Kaiſer und Könige ſchneidern ſollten — o weh! Die zerſchneiden ganze Länder und balgen ſich um die Flicklappen. Das iſt eigentlich ſehr luſtig — wenn es nur nicht auch wieder ſehr traurig wäre! Armer Fried! Wo iſt denn nun Dein Reich, Dein Schloß, Deine Herrlichkeit? Da liegts — zerfallen, ach und zerfallen bin ich ſelbſt mit der Welt, mit mir — eine wandelnde Trümmer, jaja!“

Das Feuer war zu einem Aſchenhäufchen verglommen; der phantaſtiſche Mann vernahm Geräuſch, Stimmen, Lieder.

„Kommen ſie endlich! endlich! meine Unterthanen und wollen mir huldigen!“ rief er mit einem Blick voll Freude, dann aber überkam ihn wieder eine bange Scheu; und er barg ſich in einem ſeitwärts ſtehenden vergitterten, gothiſch verzierten Beichtſtuhl von Eichenholz, daß Niemand ihn ſehen ſollte.

Der Zug der Wallfahrer wimmelte in die Kapelle. Eilig ſäuberten fromme Hände das Kirchlein und bereiteten es vor zum morgenden Feierdienſt. Grüne Maien, unterwegs der Waldung entwandt, bedeckten bald den Boden, wölbten ſich zu Bogen, und Kränze von den Händen der Mädchen gewunden, wurden überall aufgehangen. Bald ſtand das ſchwarze Kreuz vom lebendigen lichten Grün umkleidet. Die Frauen und Jungfrauen ſangen während ihrer Arbeit:

„Schmückt die heilige Kapelle
Mit der Frühlingsblumen Reiz!

Schlinget grüne Maienkränze
Um das wunderthätige Kreuz!“

Als das Kreuz geſchmückt war, fielen Alle auf ihre Knie, und es ſangen die Männer:

„Wir wandern und wallen
Von nah und von fern!
Danklieder erſchallen
Am Kreuze des Herrn.“

Dann begann der weibliche Chor wieder mit hellen und ſanften Stimmen:

„Morgen iſt ein Tag der Freude
Feierlieder klingen nur.
Feſtlich ſchmückte ſich die Erde,
Da der Herr gen Himmel fuhr.“

worauf Alle im vollen Chor ſangen:

„Wir hoffen zu finden
Und hoffen ſo gern
Vergebung der Sünden
Am Kreuze des Herrn.“

Dann betete ein Prieſter und weihte gleichſam für den morgenden Gottesdienſt und das Meßopfer das Kirchlein wieder ein. Kruzifix und Kirchenfahnen wurden befeſtigt, aufgeſtellt, und die Waller zerſtreuten ſich in Gruppen auf dem Berge und in den ehrwürdigen Ruinen, theils ſich des wonnevollen Lenztages zu erfreuen, theils Anſtalten für das Uebernachten an bequemen Stellen zu treffen. Bald war ein mannichfaltiges buntes Menſchengewimmel auf dem Berge zu erblicken; zu den Wallfahrern geſellten ſich theils Neugierige aus Tilleda, welche nach dem wiedererſtandenen Kaiſer Friedrich ſich umſchauen wollten, theils andere Bewohner der Nachbardörfer, welche die Himmelfahrtnacht und den Feſtmorgen bei lodernden Freudenfeuern auf dem Berge zubringen wollten. Solches zu thun, waren ſie ſeit lange gewohnt, und dieſe fortgeerbte Gewohnheit mochte wohl im grünen Boden der deutſchen Vorzeit wurzeln.

Unter den Gekommenen waren nun auch Ottmar und zwei ſeiner Söhne, von achtzehn und ſechzehn Jahren, die gebeten hatten, den Vater begleiten zu dürfen, und ein Theil der rüſtigen Geſellen. Sie durchſtrichen vereint die Ruinen, fragten und wurden gefragt; Niemand hatte den Rothbart geſehen. Endlich nahten ſie der Kapelle, und kamen eben dazu, als ein Mönch, welcher mit dem Wallfahrerzug gekommen war, ſich dem Beichtſtuhl nahte, weil ein junges Weib aus dieſer Schaar zu beichten Verlangen trug. Entſetzt, und ſich bekreuzend, prallte der Mönch zurück, als er den Sitz ſchon eingenommen fand von einer Geſtalt, die wunderlich und ſchrecklich anzuſchauen war; mit einem Schrei enteilte das Weib aus der Kirche, und rief draußen Allen, die es hören wollten, zu, was ſie erblickt hatte. Der Pfaffe aber ward zornig, denn er wähnte, es hätten die Gegner des chriſtkatholiſchen Glaubens dieſem zum Hohn äffend ein Fratzenbild geputzt, und wollte ſchon ein Anathema gegen die frevelnden Ketzer donnern, als zur Steigerung ſeines Erſtaunens jetzt der Waffenſchmied aus Tilleda hinzutrat, den ſchlummernd Sitzenden ſah, und, die Hände emporhebend ausrief: „Er iſt's! er iſt's, der Barbaroſſa!"

Schon rief indeß draußen das Volk, auf Berg und Ruine verſtreut, ſich laut die Neuigkeit zu, daß ein Todter in der Kapelle ſitze, und Alles wimmelte herbei; bald war von Schauenden das ganze Kirchlein erfüllt, und Alle betrachteten den wunderlichen Mann. Sein Haar war ſtruppig und verwirrt, ſein Antlitz bleich und verwittert, ſein Aufputz höchſt abenteuerlich, doch verfehlte gerade dieſes nicht die Wirkung eines gewiſſen ehrfurchtvollen Schauers, deſſen ſich keiner erwehren konnte. Jetzt bewegte er ſich, jetzt ſchlug er die grau bewimperten Augen auf, ſah blinzelnd umher, und ſeiner Hand entrollte der Schädel, den er als Reichsapfel hielt, und zerſchellte auf dem Steinboden. Niemand wagte ihn anzureden; Alle fragten nur flüſternd, bang befangen: „Wer iſt der Mann? Wo kam er her? Er ſcheint nicht zu hören, nicht zu ſehen! Was ſoll man davon denken!“

„Er iſts, der geſtern uns erſchien!“ beſtätigten die Hirtenknaben, die ihre Heerde den Hunden zur Bewachung überlaſſen hatten, und die allgemeine Neugier jetzt doppelt theilten. Endlich trat Ottmar, der angeſehendſte und wohlhabendſte Mann in Tilleda, zugleich Dorfſchultheiß, der Erſcheiganz näher, und redete ſie an: „Mit Gunſt' wer ſeid Ihr, wunderbarer alter Mann? Was habt Ihr hier zu ſuchen?“

Der Alte hob die Hand empor, und blickte blinzelnd die Menge an, die gaffend ihn umſtand, und ſeufzte tief; dann ſprach er in abgebrochenen Sätzen, wie noch in den Feſſeln des Schlafes, doch rythmiſch faſt, und mit einer ſanften, eindringlichen und ſchmerzlichen Stimme: „Ich habe lange geſchlafen, und länger noch — geträumt. Ich habe die Zeit — erwartet — die Zeit hat lange geſäumt. Ich habe — der Zeit vertrauet — die Zeit — hielt mir nicht Wort! Darob mein Haar ergrauet und meine Kraft verdorrt. — Doch einſt wird wieder — grünen der alte kräftige Baum. Wann ſich die Zeiten erfüllen — erfüllt ſich mein Königstraum!“ —

Schweigen des Todes lagerte ſich über die dichtgeſchaarte Menge, als der Alte ſo ſprach, und ein Schauer durchbebte die Herzen der Hörer allzumal; dann aber, als er ſchwieg, riefen einige Jünglinge mit ſtürmiſcher Freude: „Heil dem

Rothbart! Heil dem Kaiſer! Heil Friedrich! Heil!“ und da durchzuckte es den Alten, als habe zündend in ſein Herz ein Blitz der Verjüngung geſchlagen, er trat kräftig aus der gothiſchen, mit Schnitzwerk verzierten Beichtzelle, darin er zu erblicken war wie ein altes Kaiſerbild auf dem Thronſeſſel, und ſprach mit Stolz und mit erhobner Stimme! „Ja, ich bin's! Ihr ſagt es, und es iſt wahr! Ich bin's, ich bin Friedrich, der Rothbart. Mein Banner ſoll wehen von der Warte! Mein Heerhorn ſoll über die güldne Aue ſchmettern, meines Schildes Laſt will ich hangen an des Birnbaums dürren Aſt. Das Reich will ich mir gewinnen! Sei mir gegrüßt mein Volk! mein liebes, theures, treues deutſches Volk. Bald, bald iſt die Zeit der Noth herum, und es ſchlägt die Stunde Deiner Freiheit!“

Freudiger Zuruf unterbrach dieſe Rede, und wollte kein Ende nehmen. Jetzt richtete ſich des Kaiſers Blick feſt auf Ottmar, eine dunkle trübe Erinnerung durchzuckte ſein Gehirn er ſchien Ottmar zu erkennen, und auch dieſer las, wie von einem Grabſtein in den leidenden Zügen, im irren Blick des Fremden die Schrift, die von deſſen Vergangenheit zeugte, und erkannte ihn. Hell trat das Bild einer Zeit, die auf ſein Leben ſo einflußreich geweſen war, vor ſeine Augen, die zwanzig Jahre, die zwiſchen dem Heute und dem Damals lagen, ſchienen kaum ſo viele Tage zu ſein.

In ruhigem Geſpräch war jedoch jetzt keine Zeit vergönnt. Der durch die Freude auf erwartete Feſtluſt, ſo wie durch die unerwartete plötzlich wie ein Wunder vom Himmel herabgeſtiegene Erfüllung einer alten feſtgeglaubten Weiſſagung tumultuariſch aufgeregte Volkshaufen ſchrie, jauchzte, jubelte, daß es durch alle Klüfte hallte, und führte in Triumph den Fremdling aus der engen Kapelle in den Ruinenraum, wo jenes noch leidlich erhaltene Thurmgemach, darin Till einſt ſtarb, mit friſchen Tannenzweigen austapezirt, und wohin nun alles was die Dorfbewohner zu ihrer Verkoſtigung mitgebracht hatten, dem Alten als Opfergabe dargelegt wurde.

Ottmar hielt ſich mit ſeinen Söhnen immer nahe bei dem Manne, noch wußte er nicht, was er aus ihm machen ſollte, denn ob er gleich die feſte Ueberzeugung hatte, daß es derſelbe Unbekannte war, der vor zwanzig Jahren ihm das Schwert unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen dargereicht, ſo war jener doch damals gleich räthſelhaft verſchwunden, wie er gekommen; ja es hatte geſchienen, als ſei er ein Rachegeiſt der Unterwelt, heraufgeſandt, die Seele des ergrauten Sünders abzufordern. Und nun das unerwartete Erſcheinen dieſes jetzt ſtark gealterten Mannes abermals, ſcheinbar verwirrt im Bewußtſein, und doch bewußt, es war zu hoch für Ottmars Gedanken, dieſe Räthſel zu löſen, und er beſchloß weiſe, deren Löſung der Zeit anheimzuſtellen.

Raſch verſtrich der Tag, unter dem Jubel des immer mehr ſich aus den Thälern anſammelnden Volkes; es wurde geſchmauſt, getanzt, geſungen. Große Holzſtöße wurden aufgeſchichtet, der größte vor der alten Warte, ja kühne Burſche erkletterten den nicht hohen Thurm und zogen an Strik ten mächtige Reiſigbündel hinauf zur Zinne, die ſie droben auf Querſtangen legten. Das ganze Volksfeſt ſchien einen orgiaſtiſchen Charakter annehmen zu wollen. Kaum war die Sonne hinterm Harzgebirge hinab, als Fackelſchein hin und her über den Bergrücken irrte, und ſo wie die Dämmerung über die güldne Aue ihren Friedensſchleier breitete, ſchlug auf dem Kifhäuſer eine Rieſenlohe empor, ſo hoch, wie noch nie, und kündete der ganzen Umgegend, ja fernen Ländern Ungewöhnliches. Der Thurm war von weitem anzuſchauen, wie eine glühende Metallſäule, und als nun die Flamme wachſend emporloderte, und auch droben das Holz ergriff, da ſtand er mit einer Feuerkrone, mit einer Gluthglorie, daß Alle ſtaunten, die in Nähe und Ferne dieſes Anblicks froh wurden.

Die aber, welche dieſes Freudenfeuer entzündet, wollten es zum Freiheitfeuer machen, rieſen hundertmal: „Heil dem Rothbart! Heil dem beſten Kaiſer!“ und ſangen tumultuariſch:

„Das iſt die rechte Himmelfahrt,
Wann Freiheit neu geboren wäre!
Herr Gott im Himmel ſei gepreiſt!
Die Freiheit iſt Dein Sohn und Geiſt.

„Die Völker haben lang geharrt,
O Retter, Deiner Gegenwart!
Nun ſtehſt Du auf, nun biſt Du da!
Gelobt ſei Gott! Hallelujah!“ —

Auch in den Ruinen entzündete ſich wunderbare Lichtfülle, und ſie ſtanden flammengeröthet, prachtvoll da, ein überaus erhabener Anblick. Magiſch kontraſtirte das lichte erbleichende Grün des jungen Laubwaldes mit dem Schein der Kerzen, dem Abglanz der Flammenlohe. Aus der Kapelle ſchimmerte matte Helle durch die bunten Scheiben. Die Wallfahrer hatten ſich größtentheils abgeſondert von den Umwohnern, und ſangen eine Hymne zur Kreuzesandacht. Melodiſch entquoll der reine Tonſtrom, ſchön und würdig wallte er auf Flügeln des Gebetes himmelan, und der Freiheitjubel um die Warte war zu fern, den frommen Geſang zu ſtören, der alſo lautete:

„O Crux! lignum triumphale!
Mundi vera salus, vale!
Inter ligna nullum tale
Fronde, flore, germine!
Medicina christiana
Salva sanos, aegros sana,
Quod non valet vis humana
Sit in tuo nomine![*]“

So begrüßte hier tiefinnerliche Andacht, dort gewaltig nach Außen brechende Freude die herannahende Mitternacht, die Nacht des Zaubers und der Wunder. Mehr oder minder war alles Volk von einem Taumel ergriffen. Fort und fort wurde die himmelanlodernde Flamme genährt, umtoſt, umjubelt. Liebende fanden ſich zu Liebenden, durchgingen die thaufeuchten Gebüſche in der linden Maiennacht, koſeten und küßten. Ihnen blühte die Wunderblume auf Erden, ihnen glühte der Glücksſtern am Himmel. Noch Andre, die ſchätzegierig nach dem gebenedeiten Kraute ſuchten, fanden es nimmer, wie ſie auch ſpürten, ſpähten, ſuchten und gruben. Wieder Andern fiel es ein, daß ſie im Ausbruch ihrer maßloſen Freude eigentlich Den vergeßen, Dem ſie galt, und ſie ſuchten ihn nun in allen Räumen des Wunderſchloſſes – er war verſchwunden.

---

[*] Heiliges Kreuz! Triumpheszeichen!
Heil der Welt, dem wir uns neigen!
Welch ein Baum iſt Deinesgleichen
So an Blüthe, Frucht und Schaft!
Du, dem wir Geneſung danken:
Stärk den Heilen, heil den Kranken!
Wirk — wo Menſchenkräfte wanken —
Deines hehren Namens Kraft!

Ottmar hatte in jener Zeit ſeines jungen Glücks, als er Engelbertha, das ſanfte, liebevolle, ſich kindlich ihm anſchmiegende, und kein anderes Glück als ihn erſehnende Weſen ſein eigen nennen durfte, oft den Berg beſtiegen, oft noch nach jenem Unbekannten umgeſchaut, und war zugleich neuer Erſcheinungen gewärtig geweſen. Doch weder war ihm Jener, den er ſuchte, wieder erſchienen, noch war ihm ſonſt Außergewöhnliches begegnet. Seine innige Verbindung mit Engelbertha fand keine Hinderniſſe. Ritter Till hatte keine Verwandten in der Gegend, er ſelbſt war kein Eingeborner, ſondern hatte ſich in Tilleda jene Kemnate gekauft, die einſt zur alten Kaiſerpfalz gehörte, und das einzige Ueberbleibſel war, das noch von jener zeugte. Jetzt war auch dieſe verwüſtet, bis auf die Grundmauern. Ottmar fand keinen Grund, das Haus wieder aufzubauen, und benutzte nur die geräumigen Keller zur Aufbewahrung ſeiner Kohlenvorräthe. Die treue Elfriede aber hatte Ottmar und Engelbertha ein wichtiges Geheimniß anvertraut. Sie wußte, daß in einem der Gewölbe eine ſchmale eiſerne Thüre ſich befand; den Schlüſſel dazu hatte der Ritter Till ſtets an einer Kette getragen; bei dem Ueberfall legte er, wie er ſich wappnen ließ, dieſe Kette ab, und verließ eilig ſein Gemach. Elfriede lief während des ängſtigenden Stürmens der Burg von einem Zimmer in das andere, und entdeckte den Schlüſſel, den ſie haſtig an ſich riß. Am Trauungstage gab ſie ihn redlich in Engelbertha's Hände zurück. Da gleich nach jenem Ueberfall der Graf von Mannsfeld mit ſeinen Reitern die Bauernrotte, welche dieſe Gegend beunruhigte, zu Paaren trieb, und ihrer gegen Zweihundert niederhauen ließ, da ferner bald darauf die große Vertilgungsſchlacht bei Frankenhauſen geſchlagen wurde, ſo blieben von dem bäuriſchen Raubgeſindel die Trümmer von Tills Hauſe undurchſucht, und Ottmar fand in den Kellern nicht nur noch manches nutzbare Gut, ſondern er fand auch jene, in einer Mauerecke angebrachte kleine Thüre, die zu einem Gang führte, in welchem eine Eiſentruhe ſtand, die an Geſchmeide und Geld gar einen ſchönen Brautſchatz für Engelbertha enthielt. Der Gang war verſchüttet, Ottmar machte aber ſeinen damaligen Altgeſellen, den ſtarken Wigand, zum Vertrauten, und grub mit ihm durch den Schutt. Manche Strecken fanden ſie ganz von ſolchem frei, an andern Stellen war der Schacht wieder eingeſtürzt, immer mehr aber wurde Beiden zur Gewißheit, daß dieſer ſich lang hinſtreckende Gang am Ende bis in die Tiefen der Kaiſerburg auf dem Kifhäuſer führen müſſe; dieß regte zum angeſtrengteſten Eifer an, und mancher kleine Fund an Waffen, Geräthen, Bruchſtücken, zum Theil von edeln Metallen, beſtätigte immer mehr, daß zwiſchen der Kaiſerburg auf der Höhe und der Kaiſerpfalz in der Thalebene eine geheime Verbindung durch dieſen Gang ſtatt gefunden habe, gerade ſo, wie die Sage von der benachbarten Rothenburg und dem Orte Kelbra berichtet, wo der Gang in ein Nonnenkloſter geführt haben ſoll. Ottmar theilte redlich das Gefundene mit Wigand, ja er gönnte ihm gern den beſten Antheil, da deſſen athletiſche Kräfte das Werk mächtig förderten. Indeſſen gehörte dennoch die Arbeit einiger Jahre dazu, bis des Ganges Ende gefunden, und dieſer gangbar wieder hergeſtellt war, und wirklich mündete er in einem tiefen Kellergewölbe der Unterburg aus. Zu dieſem, das ohnehin ſchwer zugänglich war, merkte ſich nun Ottmar genau den Eingang, und ſuchte ihn durch Steine und Buſchwerk zu verhüllen. Innen im Gewölbe brachte er eine eiſerne Thüre an, die durch einen Druck auf eine Feder ſich in das Gemäuer zurückſchob. Doch nur der Kundige fand den Punkt, wo der Drücker aus der Mauer ragte. Außerdem war die Thüre feſt und ſchwer, und nicht zu öffnen. Zugleich brauchte Ottmar noch die Vorſicht, ihr einen grauen Ueberzug von Sand und Mörtel zu geben, und in dieſen ſcheinbare Fugen einzuzeichnen, ſo daß die Mauer ſelbſt hell beleuchtet, doch ein Ganzes zu bilden ſchien.

Die Funde der Arbeitſamen und was Ottmar ſonſt noch Wigand ſchenkte, der das Geheimniß des Ganges zu bewahren ſich eidlich verpflichtete, gründeten des wackern Altgeſellen Glück und eignen Heerd. Er zog nach Reblingen und lebte dort noch lange, ſtets mit dem frühern Meiſter innig befreundet.

Als Ottmar in des Fremdlings Nähe getreten war, ſagte ihm ſein Herz, er beſonders müſſe ſich des Unglücklichen, denn als einen ſolchen mußte er ihn immer mehr erkennen, annehmen; auch hoffte er von ihm Näheres zu erfahren über deſſen ſeltſame und irre Wanderſchaft. Daher ſprach er zu dem Ermatteten, als ſchon der Abend die Burg umſchattete, und das gaffende Volk ſich verſtreute:

„Gehet mit mir, mein Herr und König! Führet mich hinab in Euer unterirdiſches Schloß, auf daß wir Geld und Gut, Waffen und Fahnen heraufholen."

„Ja — ja — Du haſt Recht! Das wollen wir!" rief der Geiſteskranke aus. Ottmar ſandte ſeine Söhne hinab zur Mutter und flüſterte ihnen Anordnungen zu. Er ſelbſt entzündete das Licht einer Blendlaterne, ſchlich mit Fried durch die Büſche und hatte ihn bald und ohne Aufſehen in das tiefe Gewölbe geführt. Willig, wider Erwarten, folgte der Fremdling nach, deſſen geſtörter Einbildungskraft ein Wunder vorſchwebte, das ſich mit ihm begebe. „Du biſt doch, guter Freund —" fragte er ſeinen Führer: „Du biſt doch der Schmied von Jüterbogk, der des Kaiſers Roſſe beſchlägt, und wir holen jetzt die Roſſe herauf, und rücken gegen den Feind?" —

Ottmar beſtätigte, reizte nicht durch Widerſpruch, und führte durch den Gang, der eine halbe Stunde weit ſich erſtreckte, den ſeltſamen Gaſt von dannen. Wie willenlos folgte dieſer, oft mit ſich ſelbſt ſprechend, und es war aus ſeinen Reden zu vernehmen, daß ſeine Gedanken und Ideen ſich in ganz andern und fernen Regionen ergingen.

„Münſter, ſie haben Dich ein Monſtrum geſcholten! Weil der Schneiderknecht Dein König wurde, ein König über Iſrael, ein König der Gerechtigkeit! Wie ſchön war ſein Aufzug, wie herrlich glänzte ſeine Krone, wenn er zu Gericht ſaß auf offnem Markt! Wie wunderſam, o Johann von Leiden, war Dein großes Abendmahl, da Du zwei und vierzig hundert Mann ſpeiſteſt an offenen Tiſchen, und mit Deiner ſchönſten Königin die weißen Brode brachſt, und ſie darreichteſt mit den Worten: Nehmet hin und eſſet, und verkündiget den Tod des Herrn — und alsdann das viertauſendſtimmige Gloria in Excelſis zum Himmel aufrauſchte! Und Johann der König wollte ausziehen, und das ganze Reich einnehmen. — Er hat es nicht gethan — es war nicht ſein, nicht ihm beſtimmt. Nicht ihm — einem Andern!"

„Deine Apoſtel gingen hin in alle Welt, Dein Reich zu verkünden. Ein Theil ward in Kerker geworfen und grauſam gepeinigt, ein Theil ward verhöhnt und geſteinigt, und ehe ſie ihre Sendung erfüllt, ward Münſter den Feinden überantwortet, ſtarbſt Du martervollen Tod, gezwickt mit glühenden Zangen, und Dein Leichnam wurde zum Abſcheu aufgehangen hoch am Thurm der Stiftskirche, in einem eiſernen Käfig. Es iſt nicht gut, ein Prophet ſein. Auch Münzer nahm ein blutiges Ende.“ —

„Aber was hatte ich verbrochen, da ich ruhig nach der Heimath kehrte? Da ließ der Rath zu Langenſalza mich greifen, und ich ſollte gerichtet werden, wie jene zweiundvierzig Bürger, weil ich wie ſie, zur Bauerſchaft gehalten, und ſollte das bekennen. Ich bekannte nichts, und ſie marterten mich, bis mir die Sinne vergingen. Oh! Oh!“

Der voranſchreitende Ottmar horchte aufmerkſam auf dieſe ſeltſamen Selbſtgeſpräche, aus denen ſich die Vergangenheit ſeines Begleiters mehr und mehr erſchloß, und fühlte mit ihm tiefes Mitleid. Er führte ihn aus dem Kohlenkeller heraus und in ſeine friedliche Wohnung, wo er ihm Wein und Speiſen durch die ſorgſame Hausfrau vorſetzen ließ. Die Kinder ruhten bereits, auch Elfriede ſchlummerte. Der alte Mann gebehrdete ſich wunderlich genug. Er verlangte hinweg, er ſprach: „Hier iſt nicht mein Reich, nicht mein Hofhalt. Gewiß, ihr habt Arges gegen mich im Sinne, ich ſoll wieder ein Gefangener ſein. Ich bin aber froh, daß ich erlöſt bin.“

„Und wo waret Ihr denn gefangen?“ fragte Ottmar freundlich; darauf flüſterte der Alte geheimnißvoll. „Siehſt Du, mein lieber Schmied und Waffenträger, ich bin da geweſen und dort, viele Jahre lang bin ich umhergereiſt, und nie zum Ziel gekommen. In das Henneberger Land trug mich mein flüchtiger Fuß, als ich dem Kerker zu Langenſalza entronnen. Dort waren heimliche Wiedertäufer, zu denen geſellte ich mich, und hielt mich ſtill. Doch ſagte ich Manchem, daß ich dereinſt noch auf meinem Haupte eine Krone tragen werde, und das ward dem Fürſten Wilhelm hinterbracht. Da wurde ich abermals gefangen und in den Kerker zu Schleuſingen geworfen. Da ſaß ich lange Zeit, bis meine Unſchuld an den Tag kam, denn es konnte mir nichts Böſes bewieſen werden. Nun wollten ſie mich frei laſſen, ich ſprach aber: „Ich ſitze unter der Erde, dahin ich mich verzaubert habe, und harre der Zeit, da ich hervorgehen werde. So habe ich jahrelang geſeſſen, gehofft, geträumt, bis vor Kurzem die Stimme an mich erging: „Mache Dich auf, gürte Deine Lenden, und wandre.“ Da hat des Herrn Hand mich hierher geleitet. Nun laß mich fort! Laß mich in meine Kaiſerburg. Morgen, wenn es tagt, ſoll die Fahne vom Thurme wehen!“

„So ſei es, doch ſchlummert zuvor ein wenig!“ ſprach Ottmar, und ſuchte es dem Alten bequem zu machen. Nach manchem Weigern ließ Fried es geſchehen, und entſchlief bald darauf.

„Was es mit dieſem Armen werden ſoll, weiß ich nicht!“ ſprach Ottmar zu ſeiner Hausfrau, als er mit ihr nun auch die ſpäte Ruhe ſuchte. Sie ſeufzte, ein ſchmerzliches Wehgefühl erfüllte ihre Bruſt, darüber, daß es überhaupt möglich für den Geiſt des Menſchen, alſo umnachtet werden zu können, und der grauſamen tyranniſchen Macht des Wahnſinns zu verfallen, und darüber, daß der Unglückliche ſie ſo nahe anging.

Als der Morgen des ſchönen Feſttages, etwas ſpäter, wie gewöhnlich, die Gatten weckte, war ihr ſeltſamer Gaſt nicht mehr in ihrem Hauſe. Mit Aurorens erſtem Kuß hatte er ſich aufgemacht und war durch das Fenſter entflohen. Der Geiſt, der in ihm Macht hatte, füllte ihn mit Jünglingskräften, und trug ihn wie auf den Flügeln der Morgenröthe wieder in das Kifhäuſerſchloß.

Der Himmelfahrtmorgen ſank wie ein Bote der Himmelsliebe an der Erde bräutliches, von Jugend- und Frühlingsfreude klopfendes Herz. Alles ringsum in der ganzen Natur grünte, blühte, athmete und hauchte Maienwonne, und es ſchien nicht blos der Feſtmorgen einer kirchlichen Dank- und Freudenbegehung, ſondern die lenzfriſche Welt ſchien mit ſtummem, aber doch beredtem Mund einzuſtimmen in den Jubelhymnus der Chriſtenheit. Auch der Frühling iſt ein allbeglückender Meſſias, Palmen ſtreuen ſich auf ſeinen Weg, und es tönt ihm, dem hohen König, ein millionenſtimmiges Hoſianna aller Erſchaffenen. Der Frühling iſt der verzauberte Kaiſer der Sage, der ſich im unterirdiſchen Kryſtallſchloß birgt, bis ſeine Zeit erfüllt iſt. Still ſitzt er im Halbſchlummer träumeriſch befangen, ſein ſilberner Bart iſt der Reif. Bisweilen, wenn warme Sonnenblicke die beſchneite Erde anlächeln, ſendet er ſeine Boten herauf zu den grauen Warten der Bäume und Felſen, und läßt fragen, ob die Raben noch fliegen? Und wenn ſie noch fliegen, ſchlummert er fort. Aber es kommt die Zeit, wo ſie nicht mehr um die dürren Wipfel auf beſchneiter Berghalde flattern, ſondern ſich in die knoſpenden Wälder bergen, und da tritt der Kaiſer heraus mit ſeinen Wappnern, da grünen die Bäume, denn an den dürren Aſt hängt der Frühling die Blätter- und Blumenlaſt ſeines Schildes.

Warme Dünſte dringen unſichtbar aus dem Boden, unterirdiſche Geiſter des Kampfes, die Sonnenſtrahlen ſind ihre ſpitzen Lanzen, Weſt- und Südwinde ſind ihre Kampfroſſe, und ſie ſchlagen mit den Wappnern des Winters, mit Schnee und Eis, die große Vertilgungsſchlacht. Da rinnen, wie Blutſtröme, die Bäche von den Bergen zu Thal, da geht ein mächtiges Wogen und Rauſchen durch die Natur; von den Hochwarten wehen weiß und grün die ſiegkündenden Standarten, und der verjüngte Kaiſer gewinnt ſich wieder ſein altes Reich, und bringt Freude, Freiheit, Friede und Glück in die Welt, die ihm freudig huldigt, dem Erſtandenen, dem **Caesar redivivus,** dem Frühling, der ſein heiliges Land erobert.

Fried, der ſich den Rothbart nannte, und ſich für den Rothbart hielt, ſaß am frühen Morgen ſchon wieder in der Bergkapelle, und empfing die jubelvollen Grüße des Volks, das ihn umwimmelte. Bis in ſein gealtertes Herz drang der belebende, verjüngende Pfeil des Frühlingsſonnenſtrahles, und entzündete es zu neuer Luſt. Wunderbar und phantaſtiſch war er anzuſchauen; den alten gothiſchen Betſtuhl hatte er in die Nähe des Altars rücken laſſen, und da ſaß er nun darin, faſt wie ſteinern. Aber um und um war das braune morſche Holz des Stuhles grün umhangen; Maiglöckchen dufteten aus den Kränzen, und junger Feldthymian. Von der jauchzenden Menge getragen, ward er aus der Kapelle geführt, und dieſes Getöſe, dieſe geräuſchvollen Huldigungen ſtiegen ihm wie Weindünſte in das ſchwache Haupt, und machten ihm Geiſt und Sinne trunken und er ſprach nun zu dem Volke draußen im Ruinenraum, während die Wallfahrer ihren Gottesdienſt in der Kapelle feierlich begingen, von einer erhöhten Stelle: „Bald kommt die Zeit, meine Treuen, wo wir das alte Reich erneuen, und das heilige Land aus der Heiden Hand befreien. Noch aber ziemet uns Schweigen, bald wird die Hülfe ſich zeigen, und ein Heer ſonder Gleichen ſtrömt zu mir aus allen Reichen. Noch harren wir auf die Geſandten, aus Baiern und andern Landen, die uns gute Kundſchaft bringen, dann laßt das

Banner uns ſchwingen, dann laßt uns triumphiren und lobiglich regieren. Indeſſen, ihr treuen Unterthanen, erhebt die Schwerter, erhebt die Fahnen, verkündet es allen Frommen, daß der Rothbart iſt wieder kommen!“

Tumultuariſcher Zuruf unterbrach den Sprecher, ſo dröhnend, daß das alte Gemäuer zitterte, und die Jünglinge trugen den Alten im Triumph auf dem ganzen Berge umher. Es wurde beſchloſſen, am morgenden Tage mit vereinter Kraft eine Wohnſtätte an paſſenden Stellen in die Burg zu bauen, und es bildete ſich eine Schaar, die den Kaiſer ſchützen und bewachen wollte. Zu dem Ende liefen Einige hinab, um Ottmar ſeinen ganzen Waffenvorrath abzukaufen.

Dieſer hatte das vorausgeſehen, und alles Waffengeräth verborgen. Er ſagte, daß er ſeine Vorräthe an den Grafen von Schwarzburg verkauft habe, und warnte freundlich die bethörten Enthuſiaſten, aber dieſe zogen mißvergnügt ab, und ſuchten ſich anderweit zu verſehen.

Wie der in das ruhige Waſſer geworfene Stein immer größere Wellenringe veranlaßt, ſo flog die neue Nachricht unglaublich ſchnell rings durch das blühende, mit Städten und Dörfern reich bebaute Land, und erregte überall Staunen, Neugier, Freude, doch auch hier und da Beſorgniß.

Von Dorf zu Dorf lief die Mähr, einem Lauffeuer gleich, und die halbe Bevölkerung, bereits aufmerkſam gemacht durch das Flammenzeichen, das wie ein Nothfeuer auf dem Kifhäuſer die Himmelfahrtsnacht durchglänzt hatte, machte ſich auf nach dem thüringeniſchen Mährchenberge. Den katholiſchen Wallern wurde bange, als ſie gewahrten, daß von Viertelſtunde zu Viertelſtunde die Schaaren des Volkes ſich mehrten. Sie fürchteten, es möge die Erregung einen Gegenſtand ſuchen, kriegeriſchen Muth daran zu üben, und ſich fanatiſch gegen ihren Zug wenden. Als daher die Meſſe vorüber war, und ſie ihre Andacht zum Kreuz nochmals verrichtet hatten, zogen ſie ſtill und geräuſchlos von dannen nach ihrer Heimath, dem Eichsfelde zu, verkündeten aber in Frankenhauſen, wohin ſie zunächſt gelangten, und in Sondershauſen die Erſcheinung eines Mannes auf dem Kiſhäuſer, der ſich für den wiedererſtandenen Rothbart ausgebe, und von dem Volke, das ihm ſchaarenweiße zuſtröme, für dieſen gehalten werde.

In Frankenhauſen waren gerade der Schwarzburgiſche Landvogt und der Kanzleiverwalter in Geſchäften ihres Herrn, des Grafen Günther, anweſend, und es kam ihnen ſolche Nachricht für die Ruhe des Landes ſehr bedenklich vor. Der Landvogt ließ daher am andern Tage ſeine Diener ſatteln, und ritt mit ziemlichem bewaffneten Gefolge auf den Kiſhäuſer.

Fried hatte die Nacht auf grünem Laublager zugebracht, beſchirmt und behütet von treuen Wächtern. Der Duft wohlriechender Blumen und Kräuter, mit denen ſein Lager beſtreut war, hatte betäubend auf ihn gewirkt, und in einem phantaſtiſchen Traumreich traten Blumengeiſter huldigend vor ihn hin. Der Schafthalm umrauſchte ihn mit einem Wald ſchlanker grüner Lanzen, das Helmkraut zog als Hülfsvolk ſchaarenweiſe mit ſeinen Blätterſpeeren vom rothen See heran; Zwergbirken harrten auf ſeine Winke, ſie dienſteifrig und windſchnell zu vollziehen. Das Ziegeunerkraut ſchlug die Zimbelblume als Handpauke und tanzte, eine braune Schöne, zu Ehren des Königs. Die Haſelnuß rührte als Wünſchelgerte an die Felſenwand, und es trat Goldwurz, Silberkraut und Eiſenhut mit Metallſchätzen beladen, aus dem neueröffneten Schacht. Die Bergmünze bot ſich zum Schatzmeiſter an, das Judenkraut, ſonſt auch Hexenkraut genannt, wollte dem Kaiſer Vorſchüſſe leiſten gegen mäßige Zinſen. Auch hohe und niedrige Geiſtlichkeit brachte Huldigungen dar. Biſchofmützen verneigten ſich, und Karthäuſernelken ſegneten. Waldglocken läuteten, das Gnadenkraut that ſich auf, und die Pflanze: Heil aller Welt flocht ſich, ein Ehrenpreißkranz, um das Kaiſerhaupt. Himmelskerzen ſtellten ſich als flammende Kandelaber auf, und zarte ſonnengoldblüthige Engelblumen ſangen dem Kaiſer das Gloria. Es war ein bethörendes, verwirrendes Säuſeln und Flüſtern, Flirren und Flattern; aus den Schaaren der Huldigenden tauchten Narrenkolben, und verhöhnend wackelte der Geißbart, zeigte ſich Ziegendill. Die Blume Pickelhäring nickte ſpaßhaft und neckiſch aus dem Waldesdunkel, und das Bockspeterlein ſchien heimlich über den Triumphzug zu lächeln, den der Kaiſer mit ſeinem Hofſtaat hielt. Aus dem Boden kroch als ſchwarze Ringelnatter die Tollwurz und ſchnellte ſich ſpringend nach dem Kaiſer, daß er erwachend ängſtlich aufſchrie, und nicht wieder ſchlafen mochte, weil ihm vor der ſchwarzen Schlange bangte. Mit trüben Blicken ſah er, allmählich zur Beſinnung kommend, ſich um, und mußte ſich auf ſich ſelbſt erſt beſinnen.

Viele Männer ſtanden in einer ſpätern Stunde um den Rothbart her, unter ihnen waren auch Ottmar, deſſen Söhne, der alte, immer noch ſtarke Wigand, auch Meiſter Hans, der Schmied aus Kelbra, weiland Ottmars Lehrknabe, und hörten ihm zu, wie er ſich vieler Königreiche und Kaiſerthümer rühmte, und das Ausbleiben ſeiner Boten beklagte, da wurde der Kreis plötzlich zertrennt von Gewappneten, die ſtracklich aus dem Walde hervorſchritten, wo ſie die Roſſe angebunden hatten, und der ſchwarzburgiſche Landvogt trat herriſch zu Fried und fragte: „Biſt Du der Kaiſer, der in dieſem Berge geſchlafen hat, und nunmehr herauf verrückt worden iſt?“

Der Gefragte ſah den Frager groß und ſtarr und verwunderugsvoll an.

„Verrückt?“ fragte er zurück. „Was iſt verrückt, guter Mann? Mir ward viel verrückt in meinem Leben — o ja.“

„Ein Landfahrer biſt Du, ein landſchädlicher Volksaufwiegler! Ich, der Landvogt unſers gnädigen Grafen Günther von Schwarzburg verhafte Dich in deſſen Namen! — Und ihr Leute, was wollt ihr bei dieſem Menſchen? Warum verlaßt ihr eure Arbeit und Geſchäfte? Geht heim, und wiederſetzt euch ja nicht dem Geſetz.“

„Wer ſtört die kurze Ruhe der Majeſtät!“ rief Fried mit auflodernder Heftigkeit, und griff an ſein Schwert: „Wer ſtört den Frieden dieſer Burg, in welcher der Friede wohnt? Ich bin der

Friede! Heda, Trabanten! Ihr wackre Mannen, ſtarken Säulen unſrer Macht und Herrſchaft! Seht dieſer Mann will Hand an unſre Majeſtät legen, ſo legt an ihn die Hand — bindet ihn und ſeine Schaar, die friedeſtörend mit der Zunge ſcheltend unſer Schloß beſtürmt!“

Die Gewappneten zogen ihre Schwerter, das beſtürzte Volk umher wagte keine Hand zu regen, Furcht und Scheu vor der Strenge des Geſetzes ſchüchterte es ein, und die Begeiſterung der Himmelfahrtnacht war davon geflogen, wie der Rauſch einer Orgie.

„Ihr fürchtet euch! Ihr greift ſie nicht?“ rief Fried entrüſtet. „Treuloſe! Ihr knietet vor mir und nanntet mich euren Kaiſer! Ihr rieft mir Heil, und haltet doch das Unheil nicht von mir ab, gehorcht nicht meinem kaiſerlichen Wort?“

„Du biſt kein Kaiſer!“ ſprach laut, daß Alle es hörten, der Landvogt. „Deine Majeſtät hat ihren Thron im Tollhaus! Ein Volksverführer biſt Du, und ſo faſſe und verhafte ich Dich.“

Fried ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, als er ſich gefangen ſah, und kein Arm ſich erhob, ihn zu befreien. Wie heller Wahnwitz blitzte es aus ſeinen graubewimperten Augen, und er begann zu ſingen:

Heiſa! luſtig, luſtig, luſtig!
Vor der Narrheit kniet die Welt.
Ihre Throne baut die Narrheit
Unters weite Himmelszelt.
Junge Narren, alte Narren
Sind auf Erden bunt geſellt,
Davon jeder ſeinen Sparren
Für den ſchönſten Sparren hält.

Heiſa, luſtig, luſtig, luſtig!
Heute will ich Kaiſer ſein,
War ich aber nun ein Kaiſer,
Und die Welt voll Narren mein,
Ei dann würd' ich bald geſcheidter,
Will kein Narrenkaiſer ſein.
Lieber werd' ich wieder Schneider,
Heute groß und morgen klein."

Unterm Singen führten die Knechte ihren Gefangenen in das Walddickigt hinein, wo ſie bald die Straße gewannen, die nach Frankenhauſen lief.

Ottmar näherte ſich beſcheidentlich dem Landvogt, und ſagte ihm einige aufklärende Worte, denen er die Bitte um Schonung des Unglücklichen hinzufügte.

Der verſammelten Menge war das, was vor ihren Augen ſich ſichtlich begab, wie eine Traumerſcheinung. Die ſie gehabt, gingen nach Hauſe, aber Andre kamen in Haufen und ſuchten den verlornen Kaiſer. Bei Tag und Nacht wurde der Bergrücken nicht leer.

Das überall vergrößernde Gerücht trug ſogar zu den Ohren des Kurfürſten von Sachſen, den weit wichtigere und höhere Intereſſen in jener ſo bewegten Zeit beſchäftigten die Kunde von der Erſcheinung des wiedererſtandenen Barbaroſſa, und daß viele Tauſende ihm und dem Kifhäuſer zuſtrömten. Eine ſolche Bewegung dicht an den Grenzen des Sachſenlandes konnte nicht gleichgültig laſſen, und er gebot ſeinem Kämmerer, Hans von Ponikau, deshalb anfragend an dem Grafen von Schwarzburg zu ſchreiben. Graf Günther antwortete im beruhigenden Sinn, und ließ dem Kurfürſten kund thun, was ihm von dem ſeltſamen Pſeudo-Barbaroſſa bekannt geworden war, und wie das Gerücht entſtanden. „Sie (der Landvogt und der Kanzleiverwalter) haben alſo denſelben mit ſich nach Frankenhauſen geführt, und ihn Uns am folgenden Tage nach Sondershauſen gebracht. Da geben wir ihm die Koſt, und er gehet an unſerm Hofe herum frei und ledig; denn es iſt ein armer wahnſinniger Menſch, ohne Falſchheit und Betrug, der nichts redet oder thut, das ſchädlich oder gefährlich wäre. Wir wollen dato mit dem Amtmann von Langenſalza, der eben bei uns zu thun hat, ſprechen, und für den armen Menſchen bitten, ihn ſein Lebelang mit Eſſen, Trinken und einer Wohnung zu verſorgen, oder Wir wollen ihn ſelbſt, um Gotteswillen das Almoſen reichen. Dieß und ſo viel iſt Uns von der Sache bewußt.“

Die milde und gütevolle Geſinnung des Grafen Günther von Schwarzburg fand aber mächtige Hinderniſſe ihrer Ausführung; einmal wollte der geſtrenge Amtmann von Langenſalza nichts von Fried wiſſen, da dieſer ein ausgemachter Landſahrer und Sektirer ſei, einer der Aufwiegler vom Bauernkriege her, und damals nur mit Noth der Hinrichtung entgangen; auch habe er ſich lange in Münſter gehalten bei der Wiedertäuferiſchen Unruhe in jener Stadt, und ſei dann da und dort zu Gefängniß angenommen worden, unter andern auch im Lande Henneberg. Anderntheils brachen nach einigen Tagen ruhigen Verhaltens wieder Stolz und Hoffnung mächtig hervor in dem Irren, und man ſah ſich genöthigt, ihn ſtrenger zu halten. Er wurde bald darauf von Sondershauſen nach Schloß Heldrungen in den Thurm gebracht.

Da lag er, ſeinen Träumen, ſeinen trüben Erinnerungen hingegeben. Wenn er die Augen aufſchlug, fiel ſein Auge auf eine Schrift an der Wand, mit Kohle geſchrieben, die lautete: „Alſo ging Jeremiä in die Grube und Kerker, und lag lange Zeit daſelbſt“ — und unter der Schrift ſtand mit großen Buchſtaben: Thomas Münzer. Darüber ſann und dachte Fried lange nach, und es vergingen ihm in tiefer Abgeſchiedenheit Frühling und Sommer, Herbſt und Winter.

Bis in den Kerkerthurm drangen die Schmeichellüftchen eines neuen Lenzes, und fächelten die bleichen Wangen des armen alten Gefangnen. Das Herz war ihm matt und trübe, und er hoffte auf ein neues Auferſtehen. Ein Singen und Klingen umwallte ihn ſüß und lieblich, er wähnte die Wallfahrerhymnen zu vernehmen, träumte auf dem Kifhäuſerſchloß zu ſitzen und war ſehr müde. „Singt nur, ihr Pilger, ſingt!“ ſprach er leiſe vor ſich hin. „Singt dem armen Namenlos ein Schlummerlied. Am Fuß des Kreuzes ſchläft ſich's ſanft und ſüß. Der Schlaf iſt der wahre Friedensengel. — Auch ich bin müde. Horch! Wer ſingt da! Meine Mutter! Sie kommt, ich ſehe ſie — ſie ſingt ihr altes Kind in Schlaf. Horch, Horch!“

„Schlafe, ſchlafe Du altes Kind!
Ueber den Berg her weht der Wind,
Um den Kifhäuſer fliegen die Raben,
Drunter da liegt der Kaiſer begraben,
Und ſchläft! bich! bich!
Schlaf auch, Du altes Kind!“

„Mir wird ſo hell — mein ganzes Leben lichtet ſich. O meine arme Mutter! Und der Pilger, der mich aus der Taufe hob, der mir die Krone prophezeite — es muß der Teufel geweſen ſein, der mir die hoffärthigſte Hoffnung einband. Ottmar meinte es gut, und Tills Tochter — wäre ich doch bei ihnen geblieben! Aber ich mußte mein Schickſal erfüllen.“ — —

„Iſt nicht Himmelfahrt heute? Bin ich nicht der auferſtandene Kaiſer? O warum haltet ihr mich? Gebt Freiheit! Freiheit! Laßt mich los! — Gute Vaſallen, bringt mich zur Ruhe, geht nach Hauſe, meine Krieger. Ihr habt doch ein nach Hauſe? Fried hatte nie eins! Horch! Barbaroſſa ſchlägt auf ſein dröhnendes Schild. Der alte Kaiſer ſteigt herauf mit ſeiner Tochter, mit ſeinem Hofe; er verzeiht mir, daß ich mich für ihn gehalten, er reicht mir die Hand, und es umwallt mich das Feierlied der Unterirdiſchen. Wie ſchön ſie ſingen! Ich ſtimme ein:

„Friede, Friede ſei aller Welt!
Friede unter dem Sternenzelt!
Unter dem Waſſer, am Meeresſtrand,
Ueber den Bergen, unter dem Land!

Freude ſei nun Friede geſellt!
Friede, Friede umarme die Welt!“

Und friedlich entſchlummerte der Müde, um auf Erden nicht wieder zu erwachen.

An demſelben Himmelsfahrtstage wandelte Engelbertha mit ihrem jüngſten Kinde, von ihrem treuredlichen Gatten begleitet, ungetrübten häuslichen Glückes froh, nach den Ruinen der Kaiſerburg. Beide ergingen ſich im Garten der Erinnerung und dachten mit Wehmuth auch des Unglücklichen, deſſen Lebensſtern in eine freudenloſe Wüſte gefallen war, wo er umirrend ſich nimmer auf richtige Bahn fand.

Lange Jahre hörte das Geſpräch vom wiedererſtandenen Kaiſer unter den Umwohnern der gülденen Aue nicht auf. Die Sage ſelbſt war der Barbaroſſa, der ſich verjüngt hatte, und nun wieder fortlebte im Munde des Volkes, ſein Reich behauptend. Was in die Gegenwart ſo anregend getreten, und doch auch wieder ſo zauberhaft ſchnell dem Auge des Volkes entrückt war, wurde ein regenerirter Mythus und die ſcheinbare Erfüllung verklang bald, ſehr bald wieder zur Verheiſſung, die immer noch in der Tradition lebendig iſt.

Immer noch vom alten Kaiſer
Spricht der Sagen-Mährchen-Mund;
Immer noch auf dem Kyffhäuſer
Thut ſich Zauberwalten kund.
Was dem Volk zum Eigenthume
Ward — Verſtändige — nehmt ihm nie!
Laßt ihm ſeine Wunderblume,
Laßt ihm ſeine Poeſie.

Der

Sohn der Hexe.

Nachtſtück aus Thüringen.

1.

An einem Herbſtmorgen des Jahres 1663 lag der Himmel trüb und wolkenſchwer auf dem Thüringer Waldgebirge, ſo trüb, daß es ſchien, als könne ſich der Tag nicht losringen aus der Umarmung der Nacht, und als wolle Gefild und Gewölk zuſammenſchmelzen zu einer chaotiſchen Maſſe, und ein Bild zeigen jener Düſterniß, die den Erdball umfing, ehe der Herr das Licht von dem Dunkel ſchied. Die gigantesken Felsmaſſen, die ſich über dem Marktflecken Schweina erheben, waren von grauen Nebelſchleiern überhangen, und an den Waldbergen zogen bleiche Wolken, gleich Geiſtern, langſam und feierlich ſchwebend, in mannichfachwechſelnder Geſtaltung, dahin. Und wie an dieſem Tag ein trüber Himmel die ſonſt ſchöne Flur, ſo umfing in dieſer Zeit ein düſtrer Geiſt die Menſchen, und bewältigte und befing ihre Sinne ganz und gar mit einer dämoniſchen Gewalt, und machte ſie ſich unterthänig; dieſer Geiſt aber, der ſo grauſam und unhold herrſchte, und mit tyranniſcher Macht die Menſchheit knechtete, war der Aberglaube.

Aus einer ſchlechten Bauernhütte, die dem Verfall nahe ſchien, trat ein Weib, welches von der Laſt der Jahre ſchon gebeugt war, und blinzelte aus kleinen Augen den trüben Morgen an.

„Friedel! Friedel!“ rief ſie, indem ſie ſich einen Tragkorb auflud, eine Sichel hineinwarf, und nach einer eiſernen Harke griff: „Friedel, tummle Dich! Es tägert ſchon, und wir haben ein gut Stück ins Krekkers, wo das ſchönſte Streuzeug wächſt!“

Der Gerufene, ein blaſſer, hagerer Junge von ein und zwanzig Jahren, trat gähnend aus dem Häuschen und warf das Tragband eines Schiebekarrens über die Achſeln, nachdem er den hölzernen Riegel vor die kleine Hofthüre geſchoben. Ganz verdroſſen folgte er mit ſeinem Karren der rüſtig voranſchreitenden Alten, die Anfangs nur die Lippen in leiſem Selbſtgeſpräch bewegte, dann aber laut und ungeſtört fortſprach, während ſie an Friedel einen ganz theilnahmloſen Zuhörer hatte.

„Hm, hm, daß ich juſt beim Schuhanziehen nieſen mußte! — Haſt Du Salz und Brod eingeſteckt, Friedel? Haſt Du der Katze Milch gegeben? Haſt Du die Ofengabel aus dem Ofen gethan? — Nu, Friedel, warum antworteſt Du mir nicht? Denkſt Du, ich wollte Dir das Jawort abgewinnen? Ich bin keine Hexe, Friedel, wie die Teufelsbarb und die Schickenkäth, ich kann gar nichts, und dafür, daß ich rothe Augen habe, kann ich auch nichts!“

Unter dieſem Geplauder der Alten hatten ſie die wenigen Häuſer des ſogenannten Hüttenhofs erreicht, die an der Stelle ſtanden, wo ſich nachmals die zahlreichen und ſchöneren Gebäude des dicht an Schweina liegenden Ortes Glücksbrunn erhoben haben. Nur einige arme Familien, Bergleute, bewohnten dieſe Häuſer, aber eines derſelben ſchloß in der Jungfer Klara Kortmann, der Tochter des Hüttenmeiſters, die Schönheitsperle der ganzen Gegend ein. Friedels Herz klopfte, als er ſich dem Hauſe näherte, und ſeine Blicke flogen leuchtend nach den runden Fenſterſcheiben und ſuchten Klara.

Da raſſelte ein Leiterwagen hinter ihm und ſeiner Mutter her, und Beide hatten eilig Noth, daß ſie zur Seite ſprangen, denn auf dem Wagen ſtand Wendel, der Sohn des reichen Schulzen, und hieb auf die Pferde, daß ſie ſchnaubend an den Fußgängern vorbeibrauſten. Friedel warf einen Blick voll Wuth und Groll hinauf zu dem Roſſebändiger, der ihn faſt ſammt ſeiner Mutter überfahren hätte und, ohne Beide des Grußes zu würdigen, ſtarr nach Kortmanns Fenſter ſchaute, freundlich hineinnickte, und der nahen Waldung zufuhr.

Auf dem Wagen ſaß noch Hans, des Schulzen Knecht, und ſprach zum Sohne ſeines Herrn, indem er ein Kreuz ſchlug: „Gott behüte! Führt uns der Satan gleich früh nüchtern das Hexenbeeſt in den Weg; nun paß' auf, Wendel, ob uns nichts paſſirt! Wenn ich nur das noch erleben ſollte, daß unſer Ort einmal rein würde von ſolch verfluchtem Geſchmeiß. Aber die liebe Obrigkeit iſt viel zu gelind, und läßt das Teufelsgut umherlaufen zu aller Welt Schande und Schaden. Anno neun und zwanzig, da ging's anders, Wendel! Da haben wir einen Mann und ſieben Weiber verbrannt, davon fünf auf einmal, das war eine Luſt; ich war damals noch ein Bürſchchen von ſiebzehn Jahren.“

Wendel achtete faſt ſo wenig auf das Geſpräch des alten Knechts, wie Friedel vorhin auf das ſeiner Mutter; er pfiff ein Liedchen und ließ die Pferde langſamer gehen, ſeine Gedanken waren alle im Hüttenhof zurückgeblieben.

Friedel hatte nichts von Klara geſehen, als einen flüchtigen Augenblick lang ihr weißes Linnengewand. Es kam ihm vor, als ob ſie in dem

Moment vom Fenſter ſich zurückziehe, wie ihre Blicke den ſeinigen begegneten.

Als ſie wieder eine Strecke gegangen waren, ſchrie die alte Suſe: „O Du mein Jeſulein! Siehſt Du nicht, Friedel, da iſt uns ein Haſe über den Weg gelaufen! Wirf drei Steine hinter Dich, daß uns heute kein Unglück begegnet!“ — Sie that ſelbſt nach dieſem Rath, und Friedel folgte ihrem Beiſpiel, ohne ihr zu antworten.

Der Himmel wollte ſich gar nicht lichten. Von Zeit zu Zeit ſchien der Nebel in ſeinen Staubperlen herabrieſeln zu wollen, aber die dichten Maſſen des Gewölks verringerten ſich nicht. In dem feuchten Walde krochen gelbe und ſchwarze Schnecken über den Pfad der Wanderer, und von Zeit zu Zeit ein ſchwarzer Molch, oder ein goldgefleckter Salamander. Einmal bückte ſich Suſe, hob eine Schnecke auf, und ſtrich ſich mit ihr dreimal über den braunen Hals, an dem ein Gebirge unlieblicher Kröpfe hing, dabei murmelte ſie unverſtändliche Worte. Friedel ſah das, und ſpuckte ſtillſchweigend hinter ihr aus; er trat Schnecken und Molche todt, ſo viel er konnte.

Das Krekkers war erreicht. Ein Gehölz, in welchem die gemeine Haide den Boden reichlich überwucherte, führte dieſen Namen, und die Arbeit, dieſes Gewächs abzuſchneiden und aus dem Boden zu raufen, begann. Weil es ſtatt Strohes von den Armen dem Vieh untergeſtreut wird, führt es in jener Gegend den Namen Streuzeug. Friedel und Suſe waren ſchon in voller Beſchäftigung, als auch von dem Dorfe Gumpelſtadt einige Männer und Weiber in gleicher Abſicht anlangten. Eine Frau aus dieſem Ort, Eveliſe genannt, geſellte ſich zur alten Suſe, und hatte ein langes und heimliches Geſpräch mit ihr, wobei ſie ſich bisweilen verſtohlen umſahen, ob ſie auch Niemand belauſche. Es vernahm keiner, was ſie mit einander beſprachen, aber mehr als einmal ſahen die Uebrigen mit argwöhniſchen und faſt ängſtlichen Blicken auf das Weiberpaar. Friedel blieb allein. Er thürmte hohe Haufen des faſt verblühten Schmuckes der thüringiſchen Wäl der auf, und hing dabei wilden und wüſten Gedanken nach, murrte ſie auch manchmal in leiſen Worten vor ſich hin, die Niemand hörte.

„Hexen können Viele,“ ſprach er unter andern: „und wiſſen möcht' ich nur', ob's meine Mutter auch kann? Immer will ſie's nicht Worts haben, und ſpricht, ſie könne nichts! Ich gäb' was andres drum, wenn ich ein wenig hexen könnte. Da müßte die Klara mich lieb haben, und der Schulzennickel den Hals brechen, und der Herr Amtmann müßte acht Tage lang Hunger leiden, und vier Wochen im Bock geſpannt ſitzen. Hernach müßt' ich ſehr viel Geld haben, und müßte feſt ſein, und wer mich ſcheel anſähe, dem müßt' ich einen Tort anthun können. Alle Blitz, Friedel, das wäre verdammt luſtig! Der gnädige Herr von Hund droben aufm Altenſtein, dem wir frohnen müſſen, den wollt' ich ſchön kuranzen! — Der alte Schäfer drüben in Steinbach, der hat die Zauberbücher, den Höllenzwang, den ſchwarzen Raben, den Schlüſſel Salomonis, aber er läugnet's, und giebt nichts heraus. Alle Wetter! wer nur auch Wetter machen könnte!“

Mit ſolchen ſelbſtſüchtigen Wünſchen vertrieb ſich der verwilderte Sohn der alten Suſe die Zeit. Rohheit und Selbſtſucht gehen immer Hand in Hand, wie Grauſamkeit und Wolluſt. Die Begierde nach Macht und unbeſchränktem Willen lodert am meiſten in ſolchen Gemüthern auf, die bei unbändigem Trotz dennoch die Geiſel wie die Kette fühlen, in die ein hartes Verhältniß ſie ſchlug, und Solche möchten ſich gern vom Himmel oder von der Hölle die Kraft leihen, mit Löwenſtärke die Ketten und die Unterdrücker zugleich zu zerreißen. —

Ein lauter Schrei ſtörte Friedel in ſeinen ſtillen Betrachtungen. Er blickte auf, und ſah', wie die Leute zuſammenliefen, und wie eine Gumpelſtädter Frau heulend ihren Arm emporhob, und ausrief: „Helft, helft mir, um Gotteswillen! Eine Otter hat mich geſtochen!“

Auch Friedel lief hin, und gewahrte, wie ſeine Mutter mit der alten Evliſe ſchon um die

Aengſtlichzagende beſchäftigt war. Sie brachte aus ihrer Taſche ein Papier, worin ein bräunliches Salz befindlich, und gab davon der Gebiſſenen ein, nicht ohne einige geheimnißvolle Bewegungen und halblaute Worte, während Eveliſe den Finger der Kranken feſt unterband. Dann legten die Weiber die einer Ohnmacht nahe Frau auf den Raſen, worauf ſie bald einſchlief, und nach einer halben Stunde ſtieg ſie wieder munter auf. Friedel aber hörte deutlich, wie die andern Leute zu einander ſprachen: „Merkt Ihr's? Die alte Suſe kann mehr als Brodeſſen! Vor den Schlangenſtich hilft kein Kraut, das haben wir vorm Jahr an Nachbar Gorgen's Jungen geſehen, dem der Doctor allerlei eingab, und auch Natternſalz genug, aber er mußte doch ſterben. Mit der alten Suſe mag es wohl nicht ganz richtig ſein.“

Friedel ärgerte ſich über dieſes Geſchwätz; er ging hin, und ſagte zu den Weibern, die er alſo reden hörte: „Wißt ihr was? Wenn ihr eure ungewaſchenen Mäuler nicht haltet, ſo ſchmeiße ich euch darauf, und es ſoll euch das Donnerwetter heimleuchten! Ihr ſollt meiner Mutter keinen böſen Namen machen, oder es ſoll euch etwas paſſiren! Merkt's!"

Auf dieſe Drohung ſchwiegen die Weiber ſtill, ſo gern ſie auch keifend über Friedel hergefallen wären, denn ſie fürchteten ſich vor der verderblichen Magie; nur als Friedel mit ſeiner Mutter und ſeiner Haide den Heimweg angetreten hatte, zankte eine: „Das iſt doch himmelſchreiend, daß uns der dumme Junge bedroht, und daß unſer eine ſich muß in Furcht jagen laſſen von den böſen Leuten! Solches Herengut müßte von rechtswegen verbrannt werden!"

Friedel aber ſchalt auf dem Heimweg mit ſeiner Mutter: „Ihr ſeid toll und thöricht, daß Ihr Andern helft! Teufelsdank wird Euch dafür und ein böſer Name. Wenn Ihr etwas könnt, warum lehrt Ihr es mir nicht? Ich wollte bald die Läſterzungen ſchweigen machen!" Die alte Suſe trug ſeine unhöflichen Reden ſtill, doch konnte ſie nicht verhindern, daß einige Thränen, die ihr die

Kränkung auspreßte, ihre alterſchwachen Augen noch höher rötheten.

Den Silberbach entlang fuhr mit Holz beladen der Wagen des Schulzen. Friedel und Suſe ruhten mit der Laſt ihrer Haide, und wollten den Wagen vorbeilaſſen. Hans hieb fluchend auf die Pferde: „Hat der Gottſeibeiuns die alte Wetterhexe wieder da? Ei da muß doch eine Million Kröten drin ſitzen!“

Friedels heißes Blut wallte auf, als er den Hans ſo läſtern hörte; er bückte ſich nach einem Stein, um ihn dem Schulzenknecht an den Kopf zu werfen. Der peitſchte jetzt auf die Pferde; ſie zogen raſch an, aber plötzlich lief ein Rad vom Wagen, dieſer fiel auf die Seite, und nur wenig fehlte, ſo wäre Hans, der neben her ging, des Todes geweſen. Schrecklich fluchend ſtand Hans. Der Schulzenſohn, der langſam nachgegangen war, ſprang eilend herbei, und ſchalt und eiferte. Friedel und Suſe gingen vorüber.

„Hilf mir, lieber Friedel!“ rief Wendel: „Hilf mir das Holz abladen!“ Friedel drückte ſich in ſeinem Tragband, that als höre er es nicht, und ſchob weiter; auch die alte Suſe ſah ſich nicht um. Nun zankte Wendel heftig mit dem Knecht.

„Das hat die Hexe zu Wege gebracht! Was ſchiltſt Du mich?“ vertheidigte ſich Hans. „Hab' ich's doch heute früh geſagt, daß uns ein Unglück begegnen würde, nun haben wir's. Laß Deinen Vater ein Schreiben machen, und zeige das Unthier ſammt ihrem nichtsnutzigen Jungen an!“

„Du biſt dumm, Hans!“ widerſprach Wendel. „Du haſt den Wagen ſchlecht beſchickt, und willſt's nun auf die Alte ſchieben! Halt Dein Maul, und wirf das Holz vom Wagen.“

Lange noch murrte Hans. Friedel war ſchon am Hüttenhof und jubelte innerlich: „Dem iſt Recht geſchehen, dem gönn' ich's! Guck nur einer, ich ſoll helfen! Ja, warte ein wenig! Am Nimmermehrstage frage wieder zu!“

Klara Kortmann ſaß in ihrer Hausflur und brechte Flachs. Suſe und Friedel grüßten ſie;

das ſchöne Mädchen dankte unbefangen. „So fleißig, Klara?“ rief Friedel.

„Ein Wenig!“ antwortete ſie, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen.

„Die andre Woche iſt Kirmes, tanzeſt Du mit mir, Klara?“ ſprach Friedel, und ruhte aus. Klara blickte ſchalkhaft lächelnd auf, ſchlug aber gleich die Augen erröthend nieder, und nickte leiſe, aber das Lächeln beſeligte Friedel; er nahm ſeine Laſt wieder auf, fuhr weiter, und dachte: „Zwei Wünſche hab' ich nur: Geld möcht' ich haben, und beten möcht' ich können, dann wüßte ich, was ich thäte!“ —

2.

Auf der Schweinaer Kirmes ging es hell auf. Schalmeien und Flöten durchjubelten die Herbſtnacht; nach ihren hellen und nach des Contrabaſſes ſonoren Tönen, denen ſich einiges unharmoniſche Trompetengeſchmetter zugeſellte, tanzte des Dorfes geputzte Jugend. Das Wirthshaus glich einem Bienenſtock, ohne Aufhören ging es dort aus und ein; alle Stuben waren gedrückt voll; in der Hausflur und in der Unterſtube ſaßen die Gäſte, Mann an Mann; oben wühlte die Luſt bunt durcheinander. Die Kirmſenburſche nahmen ſich gar ſtattlich aus in ihren kurzen feintuchenen Jacken, mit den blanken Stahl- oder Silberknöpfen, und den farbigen ſeidenen Tüchern, die mit einem Zipfel auf die Schulter genäht, maleriſch abwallten. Der Platzmeiſter hatte eine reine weiße Schürze vor, und eine weiße geſtrickte Zipfelmütze auf, jubelnd klapperte er mit der großen hölzernen Bierkanne, und ſchwang das Kerbholz. Die Kirmſenjungfern hatten ihren beſten Staat an. Vor den grün-, roth- oder gelbſeidenen Miedern prangten und dufteten mächtige Blumenſträuße, darunter viel Rosmarin und Lavendel. Das Haar trugen ſie nach dem Scheitel in die Höhe gezogen, und auf dem Wirbel in einen Büſchel verflochten, darüber ein Krönlein von Flittergold. Auf allen Wangen blühte Freude, aus allen Augen lachte Luſt. Der Tanz iſt gar ein heiterer jugendlicher Gott, aufregend und aufgeregt, ſein Coſtüm iſt frei und leicht, ſein Attribut ein Soccus und eine Flöte; Bacchus zeugte ihn in einer luſtigen Nacht mit der Muſe Terpſichore, aber die alten Mythologen haben ihn vergeſſen.

Viele von den Burſchen hatten ſich ſchon heiſer gejohlt und gejubelt, und mehrere waren bereits betrunken. Unter den Zuſchauern, die ſich in dichten Haufen drängten, war auch Friedel. Er war zu arm, um als Kirmſenburſch erſcheinen zu können, und durfte deshalb auch nicht am Tanz Antheil nehmen. Er lehnte an der Thüre, und ſeine Augen hafteten auf Klara Kortmann, die des Dorffeſtes Krone war. Schulzen Wendel war immer um ſie herum. Jetzt trat ſie am Arm einer Geſpielin zu dem Verdroſſenen und lachte! „Nun Friedel! Wer hat denn mit mir tanzen wollen? Jetzt wär' es Zeit!“

Friedel ward über und über roth vor Schaam. „Ich komme wieder, Klara!“ rief er, und ſtürzte fort, ſich haſtig und ungeſtüm Bahn brechend durch den Kirmesſtrubel, und nicht auf die ſcheltenden Stimmen derer hörend, die er getreten oder geſtoßen. Durch die kalte Nacht rannte er nach ſeiner Hütte, die alte Suſe lag ſchon zu Bette.

„Wer iſt da? biſt Du's Friedel? Was ſuchſt Du?“ rief ſie, als ſie in der Dunkelheit Jemand poltern hörte.

„Ich bin's!“ rief er; „ich ſuche nur was! Schlaft ruhig!“

In der Lade war ein kleines Käſtchen, darin lag ein alter lederner Geldbeutel, in dieſem befand ſich Friedels einziger Schatz, ſein Pathenpfennig, ein Mannsfeldiſcher Thaler, mit dem Ritter St. Georg auf dem Gepräge. Dieſer Thaler war bisher wie ein Heiligthum verehrt worden; die Sage haftete an ihm, daß ihn einſt der Doctor Luther mit nach Möra gebracht habe, und Friedels Pathe war aus Möra, das nur zwei Stunden von Schweina gelegen.

Friedel nahm den Thaler, und rannte wieder nach der Schenke. Dort packte er den Platzmeiſter am Arm, und gab ihm den Thaler, und rief „Juchheh! Nun bin ich auch ein Kirmſenburſch!“

Und er wühlte ſich hinein auf den Tanzboden; ſeine Augen ſuchten nur Klaren; eben begann ein Hopſer, und Friedel trat zu Klara, und bat ſie um den Tanz, und ſagte: „Liebe Klara, Dir zu Lieb' tanze ich, Dir zu Lieb' ſpränge ich ins Feuer!"

Da riß eine kräftige Fauſt Friedel von Klarens Seite, und Schulzen Wendel ſchrie: „Packſt Du Dich, Haſenkopf! Seht doch den Blaufuß! Was will Er denn ſcharwenzen? Gehört Er zu uns? Werft ihn hinaus!"

Ein dichter Kreis trat gleich um Klara, Friedel und den Schulzenſohn. Friedel faßte Klara am Arm feſt, und hob die linke Fauſt drohend gegen Wendel. „Ich habe meinen Thaler bezahlt, ſo gut wie Du, Neuntödter!"

„Lüge, daß Du ſchwarz wirſt! Wer gibt Dir Bettellaus einen Thaler?" ſchrie Wendel ganz zornroth, und faßte Klara am andern Arm, ſie von Friedel wegzureißen.

Andere tanzten ſchon und ſtießen und drängten die Streitenden. Der Platzmeiſter hätte den Streit gleich ſchlichten können; aber er war juſt unten und holte eine friſche Kanne Bier für die Muſikanten. Klara ſchrie, und Friedel, im Gefühl ſeines guten Rechts, ſchlug Wendel hinter die Ohren. Jetzt ging ein ſchlimmer Tanz los; Wendel ſchlug auf Friedel, und alle Burſche ſchlugen auf ihn, er wehrte ſich, er heulte, biß, kratzte; Zwölf waren über Einem, er warf Einen gegen den Andern, Einer trat den Andern, nun waren ſie nicht mehr über Friedel allein, ſondern jeder ſchlug auf den, der ihm zunächſt ſtand; laut auf kreiſchten die Mädchen, und flüchteten ſich zu den Muſikanten. Die Lichter wurden ausgelöſcht, die Stuhlbeine wurden ausgedreht, es gab eine fürchterliche Schlägerei; man ſtieß, ſchlug, drängte ſich, jauchzte, brüllte, tobte. Das ganze Haus ſchütterte. Von unten hinauf drängte Alles, was Füße hatte, dem Spektakel möglichſt nahe zu ſein, von oben herab wälzte ſich das Schlachtgewühl. Einige fielen von ſelbſt die Treppe hinab, andere wurden hinabgeworfen, bald prügelte man ſich auch unten. Vergebens gebot der Platzburſche

Ruhe, vergebens miſchten ſich die ältern Männer in den Streit, ſie bekamen für ihren guten Willen auch Schläge. Es war ein fürchterliches Getümmel. Laut frohlockten Knaben und Mägdlein, denn ohne Prügel war noch nie eine Kirmſe abgegangen, die Prügelei war des Feſtes Blüthe.

Knirſchend vor Wuth, blutig geſchlagen, und verfolgt von einer wildaufgeregten ſchlagluſtigen Schaar, ſtürzte Friedel aus dem Hauſe, der helle Hauſe hinter ihm drein. Friedel hob im Laufen Steine auf, und ſchleuderte ſie hinter ſich gegen ſeine Verfolger, und Steine ſauſten ihm nach. Schon waren der Verfolgte und die Verfolger dem Häuslein der alten Suſe nahe, als es plötzlich ringsum lichthell wurde; eine Feuerkugel ſtieg glänzend hinter dem Hauſe empor und fuhr mit Blitzesſchnelle über das Dorf hinweg.

„Der Drache! der Drache!“ riefen Wendel und ſeine Genoſſen entſetzt aus, und wendeten ſich zu eiliger Flucht um. Schreckübermannt waren Alle; Keiner ſprach eher, als bis ſie das Wirthshaus wieder erreicht hatten, wo man ſich noch immer luſtig prügelte; dort verbreitete ſich nun die ſchaurige Mähr, wie aus dem Hauſe der alten Suſe der Drache geflogen ſei, ein langes, feuriges Ding, wie ein Heubaum — und füllte die Herzen der Dorfbewohner mit Furcht und Entſetzen.

Friedel ſtand erſchöpft an ſeiner niedrigen Hausthüre und weinte grimmige Thränen. So war ihm bitter ſeine gehoffte Freude geſtört, ſein Verlangen war unerfüllt geblieben, und ſein Schatz, ſein heilig aufbewahrter Thaler, war dahin; die Schläge hatte er. Rache war der erſte Gedanke, furchtbare heimliche Rache. Er ging zitternd in das Haus, er ſchlich in die Kammer, wo ſeine Mutter ſchlief; er weckte ſie aus ihrem ruhigen Schlummer.

„Mutter! Mutter!“

„Was willſt Du? Biſt Du's, Friedel? Laß mich doch in Ruhe!“

„Mutter, ich bin zur Kirmes geweſen; ich habe meinen Pathenpfennig hingegeben und Prügel dafür bekommen. Mutter, Ihr könnt etwas!

Lehrt es mich, ich will dem Schulzenjungen einen Tort anthun!“

„Unglückskind!“ kreiſchte die Alte: „Den Thaler haſt Du weggegeben? Deinen Nothpfennig! Pfui über Dich Schandbalg! Ich kann nichts, aber ich wollte, ich könnte Dich karbatſchen, und ich wollte, ſie hätten Dich todt geſchlagen in der Schenke, Du Lotterbube!“

„Das iſt ja ein feiner Mutterſegen!“ ſprach Friedel. „Alſo Ihr könnt nichts? Das müßt Ihr einem Dummen weiß machen. Verſtellt Euch nur, leugnet nur, ich weiß, was ich weiß. Vorhin habe ich den Drachen leibhaftig aus unſerem Schornſtein fliegen ſehen, und Ihr könnt nichts! Vorige Woche habt Ihr der Frau im Wald den Schlangenſtich beſprochen, und Ihr könnt nichts! Habt Ihr nicht Nachbar Fiſchers Kalbeding geſterbet,*) weil er Euch eine alte Vettel geſchimpft hat?“

---

*) Ein Kalbeding heißt in der Volksſprache ein junges Rind weiblichen Geſchlechts; geſterbet ſo viel als umgebracht, todt gezaubert oder vergeben.

„Daß Deine Zunge verſchwarze, Du Lügenſack, Du Unkraut!“ wehklagte Suſe. „Du biſt betrunken, lege Dich hin und ſchwatze nicht ſo aus der Nachtmütze.“

„Wollt Ihr mich etwas lehren, oder nicht?“ ſchnaubte jetzt Friedel wild, und ſeine Stimme klang heiſer und war furchtbar drohend, und der Alten wurde bange, ſie dachte, Friedel wolle ſie ermorden.

„Morgen, Friedel, morgen!“ verſprach ſie: „ich muß mich erſt beſinnen!“

„Wenn Ihr nicht Wort haltet, wird's nicht gut,“ ſagte Friedel, und ſuchte ſein Lager auf dem Boden.

Der Schlaf floh den Erbitterten; er lag lange und wachte, und malte ſich Bilder der Rache aus, und ſeine Phantaſie trieb ein wildes Spiel mit ſeinen Gedanken. Der Geiſt der Rache iſt ein grauenvoller Nachtgott, zumal wenn Liebe die Zauberin iſt, die ihn aus dem Grabe der Menſchenbruſt heraufbeſchwört, darin er gefeſſelt ſchläft, bis die Furie Wuth zu ſeinem Lager tritt, und ihn mit den Biſſen ihrer Nattern aufweckt.

Draußen heulte der Herbſtwind um die Hütte, und erſchütterte das Gebälk; dann dünkte es einmal den Friedel, er höre einen Wagen rollen, darauf war es ihm, als vernehme er unter ſich ein Geräuſch, als wenn unten die alte Suſe umherkrieche, und er fragte ſich ſelbſt: „Nun, was poltert denn die wieder unten herum?“ Nun horchte er angeſtrengt. Da hörte er ſeine Mutter leiſe rufen: „Kilian! Kilian!“ und dann ging die Thüre auf, und er vernahm ein geheimnißvolles Flüſtern unten; aber als er nun ſo recht aufmerkſam hinunter lauſchte, überkam ihn plötzlich der Schlaf, und er konnte ſich ſeiner nicht erwehren: wunderbar genug aber ſpann der Traumgott den Faden weiter, den der Schlummergott abgeriſſen, und Friedel ſah, wie ein ſchwarzgekleideter Mann ſeine Mutter vor das Häuschen führte und in eine Kutſche ſteigen ließ, die davor hielt und mit zwei Füchſen beſpannt war. Gleich ſetzte ſich Friedel hinten auf die Kutſche, und nun ging es ſehr ſchnell fort über Stock und Stein hinauf auf den Inſelberg! Dort war es ſehr lebendig; es ſtanden Tiſche und Bänke oben, und waren Männer und Weiber in ziemlicher Anzahl auf der luſtigen Höhe verſammelt, von denen Friedel mehrere kannte. Aus Schweina waren ſeine Mutter und die Teufelsbarb oben, aus Gumpelſtadt die Eveliſe, und aus Steinbach die Schickenkäth und zwei Spielleute, die Friedel auch ganz genau kannte; einer hatte eine Zither, der andere eine Geige. Zu eſſen und zu trinken war vollauf da, und nach dem Eſſen wurde getanzt.

Am andern Morgen fand ſich Friedel in ſeinem Bette, und fühlte in allen Gliedern eine heftige Zerſchlagenheit, wußte aber nicht, ob das eine Folge der geſtern empfangenen Schläge ſei, oder Folge der raſchen Luftfahrt und des nächtlichen Schwärmens, denn er glaubte ſteif und feſt, daß er in der Nacht auf dem Inſelberg geweſen, obgleich er ſich durchaus nicht darauf beſinnen konnte, wie er nach Hauſe gekommen. Er ſtieg hinunter, und wollte ſeiner Mutter abermals mit

Bitten anliegen, ihm eine Sympathie zu lehren; da klopfte der Frohnbote des Amtes Altenſtein an die Hüttenthüre, und forderte Friedel vor das Gericht, denn der Schulzenſohn hatte ihn in aller Frühe verklagt.

3.

In der Gerichtsſtube auf dem Schloſſe Altenſtein ſaßen der Centrichter, zwei Schöffen und der Amtsactuarius; als Friedels Ankläger war der Schulzenſohn erſchienen, und hatte einige Zeugen mitgebracht, darunter den Platzmeiſter. Wendel klagte, daß Friedel ſich auf dem Tanzboden eingedrängt, und als er (Wendel) ihn weggehen heißen, habe Friedel ihn geſchlagen. Friedel vertheidigte ſich. Er ſagte, daß er ſeinen Beitritt als Kirmſenburſche erkauft habe, und berief ſich auf des Platzburſchen Zeugniß. „Habe ich Dir nicht einen Mannsfelder Thaler gegeben?“ fragte er.

„Den Teufel, Gott ſei bei uns, ſein Geld haſt Du mir gegeben!“ antwortete der Gefragte. „Geſtern, ja, da ſchien es ein Thaler, aber was iſt's heute?" Er griff in die Taſche, und brachte ein rundes halbverſaltes Stück Leder heraus. „Das iſts, was Du mir gegeben haſt, das kann ich beſchwören!"

Sprachlos ſtand Friedel da. Alle ſtarrten das Stück Leder an, der Centrichter ſetzte die Brille auf, faßte das Leder mit der Papierſcheere an, und murmelte: „Ja, ja, Hexengeld; o das kennen wir ſchon, iſt ſchon öfter da geweſen!" Es begann nun ein langes Verhör, Friedel war außer ſich vor Wuth und Ingrimm, alles war, alles zeugte gegen ihn. Auch der Drache kam zur Sprache, eifrig protocollirte der Actuar.

Ein zweiter Termin wurde anberaumt, und indeß ein Bericht an den Lebens- und Gerichtsherrn, Herrn Hund von Wenkheim, dem Schloß und Amt Altenſtein erb- und eigenthümlich gehörte, ausgefertigt, worin das wunderbare Factum der Thalermetamorphoſe beſonders hervorgehoben, und die alte Suſe, wie ihr Sohn, des Verdachtes der Hexerei bezüchtigt wurde.

Von allen dieſen Vorgängen verbreitete ſich ſchnell die Nachricht im Ort. Alte längſt vergeſſene Geſchichten wurden wieder aufgewärmt, und gingen, ausgeſchmückt, aufs Neue von Mund zu Mund. Man fing ſchon an, den Sohn der alten Suſe Hexenfriedel zu nennen, und dem Mütterlein ward Angſt und bange.

Als Friedel vom Altenſtein herunter gegangen war, und am Hüttenhof vorbei kam, ſah' er, daß der alte Schulz aus dem Hauſe des Hüttenmeiſters trat; er hatte ſeinen Abendmahlsrock an, und trug einen Blumenſtrauß im Knopfloch. Klara's Vater ſtand in der Thüre und ſchüttelte mit einem vergnügtem Geſicht die Hand des Schulzen auf biederherzige Weiſe. Der Schulz, als er Friedels anſichtig wurde, rief aus: „Nun, Du Stänkerer, Nichtsbedeuker, haben die Herren droben auf'm Schloß Dir die Leviten geleſen, wie ſich's gehört? Großplatzer, haſt Du das Sprüchlein nicht im Kopf: Armer Leute Hoffarth geht bald zu Ende!"

Noch eine Weile höhnte der alte Schulz ſo fort, aber Friedel, wie ſehr er auch darüber ergrimmte, ging ſeinen Weg, und fluchte nur im

Innern und wünſchte dem Schulzen tauſend Teufel auf den Hals. — Nachmittags riefen die Nachbarn einander die Neuigkeit zu, daß der Schulze Wendel mit der Jungfer Klara Kortmann Bräutigam ſei. Wie Friedel das hörte, ward er ſchneebleich im Geſicht, aber er ſagte zu Niemand etwas, nur innerlich that er einen ſchrecklichen Schwur, daß der Wendel ſterben ſolle, ehe er die Kirchfahrt halte. Mit ſeiner Mutter ſprach Friedel kein Wort mehr, weil ſie ihm keinen böſen Rath geben wollte, und weil ſie ihm bittere Vorwürfe gemacht, daß er den Thaler verſchleppt, ſchlimme Händel angefangen habe, und ſich, wie ſie, ins Unglück bringe.

An einem ſehr dunkeln Abend ſchlich Friedel durch den Ort und ging eine Strecke dem Waſſer nach. Zwiſchen Schweina und der Papiermühle ſtand noch ein kleines Häuschen, dem ähnlich, das die alte Suſe bewohnte, dort wohnte ein noch nicht bejahrtes, aber ſehr verrufenes Weib, das ſchon einigemal Kirchenbuße hatte thun müſſen. Das war die ſogenannte Teufelsbarb. Es war bekannt, daß ſie wahrſagen konnte aus der Hand und dem Geſicht; es war bekannt, daß ſie einen Erdſpiegel beſitze, darin ſie alles ſehe, was ſie ſehen wolle; der Drache fuhr oft in ihr Haus, und daß ſie noch nicht verbrannt war, dankte ſie der Sage nach nur dem Umſtand, daß ſie in früheren Zeiten bei dem Herrn Amtmann gedient, und hernach ein Kind von ihm, das kontrakt war, durch Sympathie geheilt hatte. Zu ihr ſchlich Friedel. Sie ſaß am Tiſch und nähte einige Wurzeln und Kräuter in ein Säckchen.

„Guten Abend, Barb!" redete ſie Friedel an.

„Schönen Dank, Friedelchen!" antwortete ſie mit ſchmeichleriſcher Gebehrde. „Was bringſt Du ſo ſpät, Friedelchen? Was für ein Geſicht machſt Du, mein Jüngchen? Juſt, als wenn Dir die Hünnerchen das Brod gefreſſen hätten! Setz' Dich her zu mir, Du kleiner Schnurrkauz, und erzähl' mir was!"

Friedel ſeufzte, und ſetzte ſich langſam. „Barb" — begann er: „Barb" — aber er vermochte nicht weiter zu reden.

„Nun, was haſt Du denn, was liegt Dir denn ſo ſchwer auf dem Herzen, das nicht heraus will? Rede doch!“ ermunterte das ſchlaue Weib. „Vielleicht kann ich Dir helfen mein Lämmchen! Habe ſchon Vielen geholfen.“

„Barb!“ fuhr Friedel fort: „es drückt mir bald das Herz ab. Wenn Ihr mir helfen könntet, das Leben gäb' ich drum! Ihr wißt's gewiß mit dem Schulzen Wendel und Hüttenmeiſters Klara, ſie ſind Brautleut.“

„Ei, daß Dich Stephchen hole!“ rief Barbara verwundert aus. „Glück zu!“

„Der Schulzenjunge hat mich verklagt und bringt mich ganz ins Elend — ach Barb, ich hab' die Klara lieb gehabt!“

„Armer Herzensfriedel! Nimm Dir's nicht zu ſehr an; es gibt noch andre Mädchen!“ wollte Barbara tröſten.

„So keine!“ ſprach Friedel gepreßt, und ſeufzte wieder, dann fuhr er fort: „Barb, ich möchte an den Schulzen Wendel. Verſteht Ihr mich? Ihr könnt mir einen Rath geben; Ihr könnt was."

„O Friedel, Du biſt nicht geſcheidt!" antwortete Barbara. „Was läufſt Du da zu mir? Konnteſt's näher haben. Deine Mutter kann mehr als ich."

„Schweigt ſtill, Barb, mit meiner Mutter. „Sie ſagt mir nichts, ſie hilft mir nichts. Helft Ihr mir und fordert, was Ihr wollt, von mir, nur kein Geld, denn das habe ich nicht."

„Du biſt gottlos, Friedel!" ſagte die Teufelsbarb, und ſah ihn mit liſtigen Augen und zugleich verlangend an. „Du könnteſt mich ins Unglück bringen. Geh' heim! Ich wüßte gar nicht, was ich Dir lehren ſollte; was willſt Du denn mit dem Wendel vornehmen?"

„Er muß ſterben!" ſprach Friedel dumpf.

„Friedel! ich bitte Dich! Was ſprichſt Du da! Wenn das Jemand hörte!" rief Barbara, und verlöſchte aus Beſorgniß, belauſcht zu werden, das Licht. Dann rückte ſie näher zu dem Jüngling und faßte ihn bei der Hand, und noch leiſer flüſternd, wie zuvor, wurde das Geſpräch fort geſetzt.

„Lieber Friedel, ich weiß nicht, warum Deine Mutter gegen Dich ſo iſt; ich weiß gewiß, daß ſie mehr kann, als ich. Ach, wenn Du wüßteſt, was ich weiß!“

„Ich weiß genug, Barb, aber ſchweigt ſtill von meiner Mutter. Ich will nun nichts von ihr wiſſen, ſondern von Euch! Was Ihr mir ſagt, das will ich thun, aber Ihr müßt den Wendel ſterben!“

„Das kann ich nicht, Friedel! Etwas anthun kann ich ihm, aber ſterben mußt Du ihn ſelbſt.“

„Wenn ich nur wüßte wie?“ ſprach Friedel. „Einſtweilen könntet Ihr ihm Nägel, Lumpen, Blei, Beine und altes Eiſen in den Leib hexen!“

„Und wenn ich Dir nun alles zu Gefallen thue, was hab' ich davon? Wenn ſie auf Dich einen Verdacht werfen und Dich ſcharf befragen, verräthſt Du mich?“ warf Barbara ein.

„Eh ſoll mir die Zunge im Maul verdorren,“ widerſprach Friedel: „ehe ich Euch verrathe. Aber macht es kurz! Sagt, was Ihr wollt, daß ich thun ſoll.“

Barbara ſchlang ihre Arme mit buhleriſcher Zärtlichkeit um Friedel, ſie reizte durch Liebkoſungen ſeine Sinnenluſt auf. In dem Dunkel, das ſie umfing, verſprach er ihr alles, was ſie wollte, that er, was ſie wollte, und als er die Hütte ſpät in der Nacht verließ, meinte er um ein furchtbares Geheimniß reicher zu ſein, und achtete das gering, um welches er ärmer geworden, ſeine Unſchuld und ſein gutes Gewiſſen.

4.

Am andern Tag, es war der dreißigſte November, bot Friedel ſeiner Mutter keinen guten Morgen. Verſtockt und verdroſſen war er aufgeſtanden, und hatte die Bibel zur Hand genommen. Er las den hundert und neunten Pſalm. Die alte Suſe wunderte ſich, Friedel in der Bibel leſen zu ſehen, es war dies ganz gegen ſeine Gewohnheit. Sie redete ihn an, ſie fragte ihn; er ließ ſich nicht irre machen und las weiter. Sie wurde unwillig über ihn, und ſchalt; Friedel that als höre er es nicht, und las, bis er den Pſalm zu Ende geleſen hatte; dann ſchlug er das Buch heftig zu, und fuhr ſeine Mutter an: „Was geht's Euch an, ob ich leſe, und was? Euch zu Gefallen könnte alles Unglück über mich armen Jungen kommen, Ihr hülfet mir nicht; ich brauch' Euch nun auch nicht! Es gibt noch Leute, die es beſſer mit mir meinen, als Ihr, aber verlaßt Euch drauf, es mag Euch zuſtoßen, was da will, von mir ſollt Ihr auch keine Hülfe haben!"

„Ei Du gottheilvergeſſenes Rabenkind!" eiferte Suſe: „Haſt Du ſolche Reden gelernt in dem lieben Gotteswort? Nichtsnutziger Geldvertrager, der einen in Schande und Unglück bringt! Nachtſchwalbe, die in der Finſterniß umherſtreicht! Pfui Dich! Pfui Dich, Du Galgenſtrick!"

„Ihr dürft Euch aufmachen mit Vermahnungen, Ihr dürft viel von Gottes Wort reden!" zürnte Friedel. „Ihr dürft Gottes Namen ja gar nicht nennen, und wenn es Euer Meiſter Kilian hört, den Ihr die vorvorige Nacht gerufen habt, mit dem Ihr auf den Inſelberg gefahren ſeid, dreht er Euch den Hals um. Denkt Ihr, ich wüßte nichts? O ich weiß genug, vielleicht mehr, als Ihr Euch einbildet und als Euch lieb iſt."

Die Alte ſchien über dieſe Rede zur Salzſäule geworden, wie einſt das Weib Lot's. Dann kreiſchte ſie laut auf, und riß ſich die grauen Haare aus dem Haupt, und fluchte dem unnatürlichen Sohn mit tauſend furchtbaren Verwünſchungen. „Den Fluch der Hölle über Dich!" ſchrie ſie heulend. „Belialsſohn! Giftiger als Natternſtich iſt Deine Rede; ſchwärzer als der Teufel iſt Deine Seele. Daß Du brennen müßteſt im helliſchen Feuer zehntauſend Jahre lang; daß Dich der Gottſeibeiuns quindleinweiſe hole! Hab' ich das an Dir verdient? Will Deine Lügenzunge mich auf den Scheiterhaufen bringen, mich armes, altes, unſchuldiges Weib! Daß Dich der Herr Gott verdamme, daß Dich die Finſterniß verſchlinge, daß Dich der Erdboden nicht mehr trage!"

„Ihr könnt trefflich fluchen!“ hohnlachte Friedel. „Mit alle dem lockt Ihr keinen Hund vom Ofen. Sagt mir lieber ein Mittelchen, womit ich dem Schulzenjungen etwas anthun kann, ſo will ich wieder gut ſein!“

Die Alte würdigte ihn keiner Antwort und keines Blicks weiter, ſondern ging hinaus in ihr Gärtchen, und machte ſich mit dem Gemüſekraut zu ſchaffen, das allein noch darin ſtand, ſonſt war jede Frucht ſchon abgeärntet, denn der Winter war nahe.

Winter und Alter! Wie wunderbar verſchwiſtert, zwei Schneeroſen, die beide weiß blühen. Das Alter des Jahres bringt die Mooſe zur Blüthe, und bringt unſern Kindern den ſchimmernden Chriſtbaum; der Winter des Lebens bemooſ't unſer Haupt, und läßt uns ſelbſt zu Kindern werden, während er uns zugleich am Baume des Lebens reift — und dann abbricht.

Am Abend nahm Friedel wieder die Bibel zur Hand und betete den hundert neunten Pſalm wieder. In der Nacht aber, die dem Abend folgte, trug ſich bei dem Schulzen etwas Sonderbares zu. Wendel lag ſchon im Bette und ſchlief, und der alte Schulz wollte ſich eben auch ſchlafen legen, da ging von ſelbſt die Thüre auf, und es war als trete Jemand in die Kammer, doch ſah man Niemand, und in dem Augenblick verlöſchte das Licht. Hierauf hörte der Schulze, der ſchnell in das Bette kroch, einen ſchlürfenden Gang, und es war, als bewege ſich Jemand zu Wendels Bette hin, gleich darauf begann dieſer im Schlaf ängſtlich zu ſtöhnen und zu ächzen, und athmete ſchwer und tief. Vergebens rief der Schulze den Namen ſeines Sohnes, dieſer antwortete nicht, ſondern ſtöhnte nur immerfort, wie von ſchweren ängſtlichen Träumen befangen, oder als reite auf ihm die geſpenſtige Nachtmähre.

Der Schulze wagte nicht aufzuſtehen, denn er wußte wohl, daß er nicht werde helfen können, und begnügte ſich, tief unter ſeine Bettdecke verſteckt, und Angſtſchweiß ſchwitzend, einige Vater Unſer zu beten, und einige Liederſtrophen aus dem

Geſangbuch. Nach einer langen halben Stunde, ließ Wendels Stohnen nach, und der Vater wagte ſich ſchüchtern aus dem Bette, als der Sohn mit matter Stimme ihn beim Namen rief — und ſchlug ein Licht. Nun erzählte Wendel, wie es auf ihm gelegen, gleich einer Centnerlaſt, und wie es ihn gezwickt und gedrückt habe, und es zeigten ſich auch an ſeinem Leibe der blauen Flecken genug, welche die Wahrheit ſeiner Worte beſtätigten, und daß es nicht blos Traum und Einbildung geweſen ſei, was er gefühlt. Vater und Sohn aber hatten gleich Verdacht, daß Niemand anders, als die alte Suſe dieſes Uebel und dieſe Nachtplage verurſacht, und der Vater ſetzte ſich hin und ſchrieb eine weitläuftige Klage auf.

Am andern Morgen traf auch ein Reſcript von dem gnädigen Herrn ein, das dem Beamten befahl, ein aufmerkſames Auge auf die alte Suſe zu richten, und ſie bei ſich ergebenden neuen Indicien und Hexereiverdacht ſogleich inhaftiren zu laſſen. Solche Indicien enthielt nun des Schulzen Klagſchrift und die alte Suſe ward eingezogen.

Friedel kümmerte ſich nicht mehr um ſeine Mutter. In den Terminen, die er noch hatte, blieb er ſich in ſeinen Ausſagen gleich, daß er dem Platzmeiſter ſeinen Pathenpfennig, einen ächten guten Mannsfelder Thaler, gegeben, und deßhalb ein Recht gehabt habe zu tanzen; von dem Drachen etwas geſehen zu haben, läugnete er geradezu.

Als er befragt wurde, ob ſeine Mutter hexen könne, ſagte er, er wüſſe es nicht, und er habe ſie niemals hexen ſehen.

Eifrig betete er, ohne daß es Jemand wußte und ſah, jeden Morgen und Abend den Pſalm, und ſchlich Nachts, wenn alles ſchlief, zur Teufelsbarb, und vollbrachte mit ihr die Werke der Finſterniß.

Der Schulzenſohn aber, vorher ein blühender Jüngling, begann jetzt zu kränkeln und ſiech zu /werden, und hatte doch keine ordentliche Krankheit. Er wurde bleich und ſchwach, und darüber triumphirte Friedel in ſeinem böſen Herzen, denn er wußte wohl, woher Wendels Siechthum komme.

Aber acht Tage ſpäter als ſeine Mutter, wurde auch er gefangen geſetzt.

Gegen die alte Suſe ging der Hexenprozeß ſeinen furchtbaren Gang; Zeugen wurden vernommen und vereidet, und es zeugten Leute gegen ſie, die ſie niemals beleidigt. Der Schultheiß betrieb auf das eifrigſte die Sache, und in kurzem kam das Urtheil, beide Gefangene, wenn ſie nicht nach gütlichem Verhör bekennen wollten, peinlich zu befragen.

Die Hauptklagepuncte aber wurden in folgenden Fragen der alten Suſe vorgehalten: Ob ſie nicht eine Hexe ſei? Ob ſie nicht ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, und von ihm Handgeld und die Mißtaufe empfangen habe? Ob ſie nicht der Nachbarn Vieh geſterbt, und Pulver in die Kohlgärten geſtreut, daraus Raupen worden? Ob ſie nicht gemacht, daß an des Schulzen Holzwagen ein Rad gebrochen? Ob Friedel nicht im Walde die Weiber bedroht, daß ihnen etwas paſſiren ſolle, ſo ſie nicht ſchwiegen? Ob er nicht dem Platzmeiſter einen Teufelsthaler gegeben? Ob nicht zum Oeftern der Drache in der alten Suſe Haus hinein oder auch heraus gefahren ſei? Was es für ein Bewandtniß damit habe, daß dem Schulzenſohn in der Nacht ſo Uebles begegnet, und ob nicht die Suſe mit Hülfe ihres infernaliſchen Sponſen den Wendel alſo ſehr geplagt?

Alles was Suſe und Friedel auf dieſe und andere Fragſtücke antworten konnten und antworteten, genügte den ſtrengen Inquiſitoren nicht; daß ſie nicht hexen könne, nichts vom Teufel, nichts vom Drachen wiſſe, daß ſie alle übrigen Anſchuldigungen läugne, war etwas in den Prozeſſen ſich ſtets Wiederholendes, ſo daß darauf keine Rückſicht genommen werden konnte, ſondern es wurde zur buchſtäblichen Befolgung des Urtheils vom Schöppenſtuhl zu Jena geſchritten, das vorſchrieb: „ſie auf alle in **Actis** befindliche, von ihr verneinte **inquisitional-Artikel** Anfangs in der Güte, und wenn ſie nicht gleich zu bekennte, vermittelſt ziemlicher Tortur eigentlich zu befragen.“

Darauf nahm der Scharfrichter die Marter vor. Er ſetzte das arme Weib auf einen Stuhl, und legte ihr die Daumſchrauben an. Sie ſtöhnte und ſchwieg, dann wurde der Zug an ihr angewandt. Ein ſchweres Gewicht ward an ihren Füßen befeſtigt, und an ihre zuſammengebundenen Arme ein Strick, ſo wurde ſie in die Höhe gezogen, und wenn ihr Peiniger ſie niederließ, legte er ihr wieder die Daumſchrauben an. So wurde auf grauſame Weiſe abgewechſelt mit Ziehen und Schrauben, bei der Mutter ſowohl, wie bei dem Sohne, gegen zwei Stunden lang. Laut jammerte das alte Weib bei der unerhörten Marter, und ſchwur bei ihrer Seelen Seligkeit, daß ſie keine Hexe ſei, daß ſie ein gutes Gewiſſen habe, und darauf ſterben wolle, wenn man ſie auch zu Todte peinige. Friedel biß die Zähne zuſammen und duldete ſtill. Da dieſer Grad nun den wahngläubigen Richtern nicht hinlänglich ſcharf ſchien, ſo wurden die Gefangenen in den Bock geſpannt, und in dieſer qualvollen Lage allein gelaſſen. Da ſaßen ſie einander gegenüber in dem ekeln Kerker, Mutter und Sohn, ganz ſtill eine lange Zeit und litten furchtbare

Schmerzen. Schon eine Stunde war vergangen und noch hatte keines ein Wort zu dem andern geſprochen, nur leiſe geächzt hatte die alte Suſe, und manchmal das Vater Unſer gebetet und einige Biebelſprüche. Dazwiſchen hatte Friedel Flüche und Läſterungen ausgeſtoßen, und ſo kämpften ſie beide auf verſchiedene Weiſe gegen ihren Schmerz. Endlich bedünckte es Suſen, ſie könne nicht länger aushalten und ſie wimmerte: „Das habe ich Dir zu danken, Friedel! Das habe ich an Dir!"

„Hab' ichs beſſer?" entgegnete er wild. „Ihr habt es ja nicht anders haben wollen! Helft Euch und mir! Ruft doch den Teufel, Eure Buhlſchaft! Wenn er mir loshift, will ich ihn auch anbeten!"

„Drache! Drache! Höllenbrand!" ſchmähte Suſe. „O wie geſchieht mir ſo weh und unrecht!" klagte ſie dann.

„Ich will Euch etwas lehren," begann Friedel wieder: „O' Ihr mir gleich nichts lehren gewollt! Betet den fünfzehnten Vers aus dem zehnten Pſalm, ſo wird Euch Kraft kommen die Pein auszuſtehen. Seht, ich meine es beſſer mit Euch als Ihr mit mir, und ſeht, ich weiß auch, wo Barthel Moſt holt! Ich will's Euch nur ausſagen, die Teufelsbarb hat mich viel gelehrt, und den Schulzen ſoll es noch bitter gereuen, daß er uns alſo plagt, denn ich bete den Wendel todt!"

Die letzten Worte überhörte Friedels Mutter faſt ganz, denn ſie war ſehr ſchwach, und halb ohnmächtig, doch ſprach ſie noch mit letzter Kraft die Worte des Pſalms: „Zerbrich den Arm des Gottloſen, und ſuche das Böſe, ſo wird man ſein gottloſes Weſen nimmer finden," und war es nun Zufall, oder war es ihr feſter Glaube, ſie fand nach dem Gebet auf eine kurze Zeit den anhaltenden Schmerz minder peinigend; Friedel begann auch zu beten, aber nur Strophen aus dem hundert und neunten Pſalm, und ſtets dabei die Gedanken auf den Schulzenſohn geheftet, da lautete ein Theil ſeines Gebets:

„Setze Gottloſe über ihn, und der Satan müſſe ſtehen zu ſeiner Rechten.“

„Wer ſich denſelben lehren läßt, deß Leben müſſe gottlos ſein, und ſein Gebet müſſe Sünde ſein!“

„Seiner Tage müſſen wenige werden, und ſein Amt müſſe ein Anderer empfangen.

„Darum, daß er ſo gar keine Barmherzigkeit hatte, und verfolgte den Elenden und Armen, und den Betrübten, daß er ihn tödtete.“

„Und er wollte den Fluch haben, der wird ihm auch kommen; er wollte des Segens nicht, ſo wird er auch ferne von ihm bleiben.“

Lange trug die Alte den heftigen Schmerz nicht mehr. Als der Henkersknecht und der Amtsdiener wieder zu ihr traten, flehte ſie:

„Macht mich los! O macht mich los! Auf meiner Feinde und meiner Ankläger Gewiſſen will ich ja eine Hexe ſein! Macht mich los, ich will alles ſagen, was ich weiß!“

Da nun der Scharfrichter ſie aus dem Bock erlöſ'te, jammerte ſie laut: „Ich bin keine Hexe, ich bin keine! Ich weiß nichts, ich kann nichts bekennen.“

Hierauf ward ſie wieder in den Bock geſpannt, und die Marter machte ſie halb wahnſinnig. Als ihre Qual fünf Stunden gedauert hatte, da merkten die Peiniger an ihr, daß es ihr nun ein ächter Ernſt wäre, zu bekennen, machten ſie los, und trugen ſie in die Gerichtsſtube. Friedel blieb noch ferner im Bock, ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ſeinen wilden Gedanken, ſeinen Gott läſternden Vermaledeiungen.

Die alte Suſe bekannte. Wort für Wort brachte der Actuar ihr Bekenntniß zu Papier. Sie bekannte, daß der Teufel öfters zu ihr in ihr Haus gekommen ſei, in Geſtalt eines Mannes in ſchwarzer Kleidung, und mit ſchwarzem Hut, und habe ſich Kilian genannt; bekannte, daß ſie ſich zu ihm verſprochen, und daß er ihr Handgeld gegeben habe; bekannte, daß ſie in der Küche Geniſt habe zuſammen kehren müſſen, darauf ſie getreten, und geſagt:

Ich trete auf dies Geniſt
Und ſchwere ab den Herrn Jeſum Chriſt!

worauf der Teufel mit einem Töpfchen Waſſer aus der Butte geſchöpft, und ſie in ſeinem Namen getauft habe. Ferner, daß ſie mit ihm Buhlſchaft getrieben, daß er aber eiskalt geweſen; daß er ſie mit ſich geführt zu den Hexentänzen, und nun nannte ſie eine Menge Weiber aus Schweina, Steinbach und Gumpelſtadt, die mit dort geweſen wären, und da wäre es luſtig hergegangen, es ſei getanzt, gegeſſen und getrunken worden, nur wären die Speiſen und Getränke unſchmackhaft geweſen. Dort habe ſie von ihrem Buhlen ein ſchwarzes Pulver empfangen, daraus nach ihrem Willen, wenn ſie es da oder dorthin geworfen, Schnecken, Läuſe oder Raupen geworden.

Furchtbar häufte die Unglückliche Bekenntniſſe auf Bekenntniſſe, alle voll graſſen Unſinnes, wie ſie eine bis zum Wahnwitz geſteigerte, durch Qual und Marter zerrüttete Phantaſie ihr eingab; aber gläubig, als ob ſie Evangelia predige, hörten es der Richter und die Schöppen an, kreuzten und ſegneten ſich, und ließen die Gefangene, als ſie, ſchwach und elend geworden, nichts mehr zu ſagen wußte in eine andre Stube tragen, weil eine Hexe, wenn ſie den Boden berührte, ſich mit des Satans Hülfe feſt machen konnte, und laſen dort der halb Ohnmächtigen ihre Bekenntniſſe wieder vor, ſie fragend, ob ſie darauf freiwillig beharren und auch ohne Marter dieſes bekennen wolle, widrigenfalls ſie wieder in den Bock müſſe. Da ſprach ſie zu allem Ja, und flehte, man möchte ſie mit dem Leben davon kommen laſſen, wenn das aber nicht ſein könne, ſo wolle ſie um das Schwert bitten.

Friedel ward ohnmächtig dem Werkzeug der Tortur entnommen. Er bekannte nichts; aber er war ſo ſchwach geworden, daß man glaubte, er werde ſterben, und ihn in eine andere, weniger kalte und feuchte Kammer führte. Dort lag er allein und regungslos, bis die tiefe Nacht hereingebrochen war, da raffte er ſich leiſe auf, ganz leiſe, und lauſchte nach allen Richtungen hin, aber alles war todtenſtill. Friedel ſchlich zum

Fenſter, die alten runden Scheiben waren von Staub und Schmuz ganz undurchſichtig, das Fenſter konnte nicht geöffnet werden. Friedel löſ'te vorſichtig eine Scheibe aus dem Blei, und der kühle Hauch der Nacht wehte ihn erfriſchend an. Lebensluſt erwachte mächtig in ihm, glühender Trieb nach Freiheit. Eine Scheibe nach der andern machte er los, das ſchwache Blei zerriß er mit ſeinen ſcharfen Nägeln; ſo oft er ein Stück Glas auf den Boden gelegt hatte, horchte er angeſtrengt, ob ſich nichts um ihn rege, es blieb aber alles ſtill, nur ein leiſes Gewimmer ſchien aus einem Kerker unter ihm zu dringen, und Friedel meinte, daß das wohl ſeine Mutter ſein müſſe, und ein Schauer überlief ihm den ganzen Leib, als er das dachte. Das Fenſter war auch noch mit Eiſenſtäben vergittert, aber Zeit und Witterung hatten dieſe roſtig und morſch gemacht, und es bedurfte nicht allzugroßer Anſtrengung, ſie loszubrechen aus dem verwitterten Mörtel; nach der Arbeit von einer Stunde ſtand der Weg zur Freiheit offen. Friedel blickte in die Finſterniß hinaus, alles war ſtill, nur das Waſſer rauſchte, und auf dem nahen Galgenberg kreiſchte ein Rabe. Ueber dem Hüttenhof hob ſich, wie ein dunkler Gigant, der Hohlenſtein; eine koloſſale Felsmaſſe, mit einer Höhle, die wie ein Thor gewölbt, der Eingang zu einem düſtern Reich ſcheinen konnte, und von welcher wunderbare Sagen umgingen; ein grauenvolles Schweigen ruhte auf den Gefilden, der Himmel war trübe, nur einzelne Sterne leuchteten matt durch die Schleier des Gewolks.

Friedel betete ſeinen Pſalm, und dachte an den Schulzenſohn, und wünſchte ihm den Zorn des Himmels und die Strafe der Hölle; dann ſchwang er ſich aus dem Fenſter, wagte den tiefen Sprung, und war frei. —

5.

Faſt ein Monat war vergangen, noch lag im Gefängniß die arme alte Suſe; ihr Urtheil war noch nicht eingetroffen. Immer kränker und ſchwächlicher wurde der Schulzenſohn. Von dem entſprungenen Friedel hörte und ſah man nichts mehr. Die Eltern Wendels waren in Verzweiflung wegen ihres Sohnes Krankheit, die kein Arzt zu ergründen vermochte; ſie wußten nur zu wohl, daß kein Mittel anſchlagen würde, denn man ſah ja, daß er behert war. Klara Kortmann härmte ſich ſtill ab um den Bräutigam, die blühende Roſe des Thales ward zur bleichen Lilie.

Als ärztlicher Rath fruchtlos war, ſuchte die Angſt der Mutter andere Hülfe. An einem Sonntagabend, als der Schulz in das Wirthshaus gegangen war, lief eine vertraute Magd nach dem Häuslein am Waſſer, darin die Teufelsbarb wohnte, und bat ſie heimlich und flehentlich, ſie möge doch zu der Frau Schulzin kommen, die einen guten Rath von ihr haben wolle.

Barbara lächelte triumphirend. Sonſt hatte die Schulzin oft auf ſie geſchimpft, hatte ihr nie auf einen Gruß gedankt, war ihr ausgewichen auf dem Wege, hatte vor ihr ausgeſpieen, als ſie an der Kirchenthüre im Büßerhemd auf den Knieen gelegen, und die Ein- und Ausgehenden um Vergebung angefleht hatte, und jetzt wollte dieſe Frau einen guten Rath von ihr. Barbara lächelte und dachte an das Vergangene, aber ſie ſagte nichts, als: „ich will kommen!“

Mit weinenden Augen führte die gebeugte Mutter das verrufene Weib an ihres Sohnes Krankenbett, das dieſer jetzt nur ſelten verlaſſen konnte, ſo ſchwach war er. Barbara befühlte ihn am ganzen Leib, ſah ihn feſt an, und ſeufzte dann tief auf. Aengſtlich drang die Mutter in ſie, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie den Wendel wieder verlaſſen hatten, ſprach Barbara: „Liebe Frau Schulzin, ich will Ihr wohl ſagen, was dem Wendel fehlt, aber helfen kann ich Ihr nicht, und ihm nicht. Zweierlei Krankheit gibt's, die ſich gleicht in ihrer Wirkung, und gegen die kein Doctor helfen kann. Entweder es iſt etwas von Ihrem Sohn einem Todten mit ins Grab gegeben worden, und nun vergeht er, wie das Begrabene verfault, oder es betet ihn Jemand todt, da vergeht er auch, und ſtirbt, ehe ein halbes Jahr herum iſt.“

„Aber wie ſoll ſich das zutragen?“ fragte jammernd die Mutter.

„Da fragt Sie mich zu viel!“ antwortete Barbara trocken. „Darauf kann ich Ihr gar keine Antwort geben, weil ich das ſelbſt nicht weiß. Ihr Sohn mag ſich beſinnen, vielleicht hat er einen Feind, der ihm ſo ſehr zuwider iſt.“

„Freilich hat er einen gottloſen Feind, den verfluchten Hexenfriedel! Ach Gott, ach Gott! mein armer Wendel!“

„Richtig, der wird's ſein!“ bekräftigte Barbara. „Ergebe Sie ſich in Ihr Schickſal, Frau Schulzin! Da iſt keine Hülfe; ja, wenn der Friedel da wäre, und ſeine Mutter würde losgegeben, und man könnte vielleicht machen, daß er nur einmal das Gebet vergäße, da wäre Ihrem Sohn gleich geholfen.“

„Wenn er da wäre, müßte er gehenkt oder verbrannt werden!“ rief die Schulzin eiſernd aus; „da würde er gleich das Beten vergeſſen!“

„O, das wäre ein ſchlechtes Mittel, Frau Schulzin,“ widerſprach Barbara. „Wenn er ge=

richtet wird und ſtirbt, ſo ſtirbt Ihr Sohn dieſelbe Stunde; wenn Friedel aber geſund bleibt, und das Gebet vergißt, dann brechen ihm ſelbſt die böſen Geiſter das Genick.“

„Zweihundert Gulden wollte ich Ihr geben, wenn Sie ihn dahin brächte;“ verſprach die Schulzin.

Barbara erwiederte hierauf liſtig: „Das nehme ich an, wenn Sie Ihren Mann vermögen will, daß er mir es ſchriftlich gibt, was Sie mir mündlich verſpricht; ferner, daß dem Friedel, wenn er wieder kommt, nichts gethan wird, und daß auch mir niemand zu Leib geht, wenn ich meine Kunſt verſucht habe. Bedenke Sie, daß Ihres Sohnes Leben an einem Fädchen hängt, daß der Feind alle Tage betet, und daß ein halb Jahr bald herum iſt!“

Die geängſtigte Frau verhieß das Verlangte, und als in dieſer Nacht das geräumige Ehebette ſie und ihren Mann umfing, beſprach ſie alles mit ihm, und ließ nicht nach mit Seufzern, Thränen und Bitten, bis er ſich ihren Wünſchen zu fügen verſprach. —

Das Urtheil kam von Jena an, und lautete folgendermaßen:

Demnach Suſanne, weiland Chriſtoph Haders Eheweib von Schweina geſtanden und bekannt, daß Sie mit dem Satan einen Bund gemacht, ſich von ihm in ſeinem Namen umtaufen laſſen, den Herrn Chriſtum verſchworen, mit dem Satan unnatürliche Unzucht getrieben, die Hexentänze beſuchet, Menſchen und Vieh Schaden zugefüget: ſo wird Sie wegen der von ihr bekannten und verübten Hexerei mit dem Feuer vom Leben zum Tode geſtraft, von Rechtswegen.

Urkundlich mit unſerm Inſiegel beſiegelt.

Verordnete Dechant, **Senior** und andere
Doctores
des Schöppenſtuhls zu Jena.

Aber obgleich nun das grauſam ſtrenge Urtheil der armen Gefangenen das Leben abſprach, ſo verzögerte man doch die Hinrichtung, und das geſchah auf geheimen Betrieb des Schulzen, der fürchtete, wenn die Alte verbrannt würde, dann werde Friedel um ſo weniger in ſeinem gottloſen Gebet nachlaſſen; daß aber Friedel es ſei, und kein Anderer, der durch ein verruchtes Zaubermittel ſeinem Sohn nach dem Leben ſtehe, davon hielt ſich der Schulz feſt überzeugt. —

Es war Winter geworden, die Wälder ſtanden entlaubt, und der Froſt hatte mit ſeinem Eishauch das letzte Blüthenleben der Fluren ertödtet. Schneegraupen rieſelten an einem kalten Decembertage nieder, als, in einen weißen Laken gehüllt, ein Weib auf dem Weg von Schweina nach Steinbach zuſchritt. Sie ging ſehr rüſtig fürbaß, obgleich der Wind ſich in ihren Gewändern fing und ihr den feinen Hagel in das Geſicht trieb. Niemand begegnete der einſamen Wandrerin, auch ſchien ſie nicht Luſt zu haben geſehen zu werden, denn als ſie durch die Schleier von Schnee in der Ferne einige dunkle, ihr entgegenſchreitende Geſtalten erblickte, wandte ſie ſich plötzlich von ihrem

Weg ab, und ſtieg tiefer hinab in das kleine Thal, wandelte über das gefrorne Gras der Wieſen und ſchritt der gegenüberliegenden, waldigen Berghöhe zu. Ihre Spur war bald wieder zugeſchneit. Als ſie den Fuß der Anhöhe erreicht hatte, klimmte ſie durch das entlaubte Gebüſch empor, ohne darauf zu achten, daß kein Pfad hinaufführte, und bald war ſie in einem ſchaurigdüſtern Hain, in welchem uralte Buchen und Tannen beiſammen ſtanden; jetzt fand ſie auch einen ſchmalen Pfad auf, den ſie verfolgte. Sie ſchien des Weges und der Gegend ſehr kundig. Eine Felswand ſtieg empor, um welche der Pfad herumbog; ſie verließ ihn, und klimmte die Felſen hinan. Wild übereinander gethürmt lagen die Blöcke dort, und über dem zerklüfteten Geſtein grünte in üppiger Fülle weiches Moos. Viel Schnee lag nicht an dieſer Stelle, an den Buchen hing noch das welke Laub, und ſchirmte, desgleichen die dichte Verzweigung und der Tannen dunkle Nadelbüſche. Die Wandlerin ſtand auf einem geräumigen Abſatz, den rings wieder hochemporſtrebende Felſen einſchloſſen, und in der Tiefe gähnte der Schlund einer Höhle.

In ſpäterer Zeit hat man nach dieſer ſtillen und ſchaurigen Felſenpartie Wege gebahnt und Treppen eingehauen, hat den Platz geräumt und geſäubert, und es iſt derſelbe, der jetzt das Felſentheater genannt wird; damals aber waltete noch kein Geiſt der Verſchönerung und ſanfter Cultur über Altenſteins und Liebenſteins jetzt ſo freundlichen Umgebungen.

Das verhüllte Weib ging näher zu der Höhle, und endlich ganz hinein. Plötzlich ſtand ſie ſtill in dem düſtern Gang und lauſchte. Sie hörte beten, und eine Stimme, die ihr nur zu wohl bekannt war, ſprach die Worte:

„Ich bin arm und elend, und mein Herz iſt zerſchlagen in mir.“

„Ich fahre dahin wie ein Schatten, der vertrieben wird, und werde verjagt, wie die Heuſchrecken.“

„Meine Kniee ſind ſchwach vom Faſten, und mein Fleiſch iſt mager, und hat kein Fett.“ —

„Friedel, Friedel!“ rief das Weib leiſe in den Höhlengang hinein, und die Stimme verſtummte, und es kroch der Gerufene zu der Ruferin, die ſich wieder herauszog an das trübe, ſchon abendlich verdämmernde Tageslicht. Friedel folgte ihr; er ſah entſetzlich aus. Bleichfarbig wie ein Todter, die Augen tiefliegend und ſtarr, das Haar verwirrt, der Bart wild um Mund und Wangen gewachſen, der Leib in Lumpen.

„Iſt der Satan noch nicht todt, Barb?“ war Friedels erſte Frage.

„Wendel lebt noch!“ antwortete ſie.

„So muß ich noch lange beten!“ fuhr er fort. „Ich kann Dir ſagen, Barb, daß ich des Betens müde bin, und ich hörte gewiß auf, wenn ich nicht von Dir wüßte, daß ich nicht aufhören darf; ach, Barb, ich halt' es hier nicht aus. Mich friert, mich hungert, mich durſtet. Erzähl' mir was Neues, Barb!“

„Das will ich, Friedelchen,“ erwiederte die Teufelsbarb: „aber trink' einmal, Du armer Junge, und iß!“ — Sie reichte ihm eine Branntweinflaſche, und Wurſt und Brod. Gierig verſchlang der Abgezehrte die Labe.

„Ich habe gemacht, Friedelchen, daß Dir nichts gethan wird,“ berichtete Barbara. „Du kannſt mit in mein Häuschen gehen, und dort will ich Dich verſtecken. Sehen laſſen mußt Du Dich nicht, der Leute wegen, aber in meinem Kämmerlein iſt's doch wärmer, als hier in der hohlen Scheuer.“

Friedel klapperte mit den Zähnen. „Was iſt mit meiner Mutter geworden?“ fragte er.

„Die ſitzt noch;“ entgegnete Barbara. „Das Urtel iſt da, daß ſie verbrannt werden ſoll, aber der Schulz thut's nicht. Er fürchtet ſich vor Dir, es iſt ihm um den Wendel bange.“

„Mag er's thun oder laſſen,“ ſprach Friedel drauf: „meinetwegen! Meine Mutter iſt an allem Unglück Schuld, und der Wendel muß ſterben.“

„Aber Friedelchen,“ wollte Barbara begütigen: „es iſt doch Deine Mutter, und Du konnteſt ihr das armſelige Leben friſten, wenn Du den

Wendel am Leben ließeſt, und könnteſt Dich auch wieder ſehen laſſen!“

Friedel ſchoß einen wilden, tückiſchen Blick auf Barbara. „Wie iſt das gemeint?“ fragte er heftig, ſo daß ſie faſt verlegen die Augen niederſchlug, und nicht gleich eine Antwort fand. Er aber rief zornlaut: „Willſt Du mich wieder bethören, wie Du mich ſchon bethört haſt? Meinſt Du, ich ſoll der dumme Narr ſein, der ſich von Dir am Gängelband führen läßt? Haſt Du mir nicht ſelbſt geſagt, daß ich hundert und neun Tage lang täglich früh und Abends den hundertneunten Pſalm beten ſoll, um den Wendel zu ſterben, und daß ich ſelbſt drauf gehe, wenn ich's einmal vergeſſe? Haſt Du das nicht? Und nun ſoll ich mit Beten aufhören! Ja, warte ein Weilchen! Beten will ich, beten ohne Aufhören, und nichts ſoll mich davon abbringen!“

Barbara erſchrack über dieſe Worte; ſie hätte gern die zweihundert Gulden verdient, die der geängſtigte Schulz verſprochen, und an Friedel lag ihr nichts mehr. Sie ſchmeichelte ihm aber dennoch: „Du verſtehſt mich falſch, mein guter Schatz!“ ſprach ſie: „ſo meine ich es nicht. Laß es nur gut ſein, mein Jüngchen, und geh' jetzt mit mir heim; es iſt dämmerig geworden, ehe wir mein Häuslein erreichen, iſt es ganz Nacht, und Niemand erkennt Dich.“

Friedel holte aus der Höhle ein kleines Bündel, und kletterte dann mit Barbara die Felſen hinunter, ohne zu ſprechen, und ſie gingen durch den Wald hinab, über die beſchneite Wieſe, bis auf den wenig betretenen Pfad, unter den hohen Felſen vorbei, die auf der Anhöhe über Schweina gelagert ſind wie ein Gigantenwall, oder wie der feſte Grund einer zertrümmerten Teufelsmauer; dann aber ſchlichen ſie außen an den Zäunen hin, längs des Dorfes, bis ſie das Hüttchen am Schweinabach erreichten. Barbara heizte ein, Barbara kochte für Friedel eine Suppe, und that ihm auf alle Weiſe gütlich. Nachher theilte ſie ihr Lager mit ihm, herzte und küßte und liebkoſte ihn, aber mitten in ihren zärtlichen Umarmungen betete Friedel ſeinen Pſalm zu Ende.

Mancher Tag verging. Friedel blieb in Barbara's Hütte, und alle ihre Künſte ſcheiterten an ihm. Sie konnte ihn nicht vergeßlich machen; ſie ſtand furchtbare Angſt aus. Der Schulz hatte heimlich gedroht, wenn Barbara nicht hülfe; und der Wendel ſtürbe, ſolle ſie allſogleich eingezogen werden. Und immer kränker wurde Wendel, immer ſchwächer, und ſchwächer mit ihm auch jede Hoffnung. Hoffnung knüpft ſich freilich immer ans Leben, denn Hoffnung iſt ſelbſt das Leben, wie das Leben eine ſtete Hoffnung.

6.

Es war ſchon März, und der Lenz verſuchte mit Sonnenſtrahlen die Flur aus dem langen Winterſchlafe wach zu küſſen, und als das noch nicht recht gelingen wollte, ſandte er den Thauwind, daß er das erſtorbene Leben aus dem Schlaf rufe. Von den Bergen ſtürzten die Gießbäche, in den Thälern ſchwollen die Flüſſe brauſend an. Das Aequinoctium war nahe.

Ueber drei Monate hatte nun die alte Suſe im Gefängniß geſeſſen. Eines Abends, ſchon ſehr ſpät, that ſich leiſe die Thüre ihres Gemachs auf, und mit einer Laterne trat Barbara zu ihr hinein.

„Was wollt Ihr?“ fragte Suſe, als ſie die unerwartete Beſucherin erkannte.

„Ich bringe Euch gute Nachricht, Frau Suſe!“ erwiederte Barbara.

„Ihr?“ fragte die Alte verwundert. „Ihr? Habt Ihr mir nicht meinen Sohn geſtohlen, daß er ſeine Mutter vergeſſen hat, und hat Euch angehangen?“

„Ach, was ſchwatzt Ihr doch ſo Uebles!“ widerſprach Barbara. „Rafft Euch auf, und folgt mir! Ihr ſollt frei ſein, Ihr ſollt nicht mehr in dieſem Loch ſitzen!“

Der Gedanke Freiheit blitzte wie ein Sonnenſtrahl in die Kerkernacht. „Frei? Und wann? und wie?“

„Gleich, wenn Ihr mir folgen wollt. Ich bringe Euch dieſe Nacht noch fort, ich verſtecke

Euch, und morgen, oder auch heute noch, wie Ihr wollt, bringe ich Euch nach Steinbach, zu meiner Muhme, zur Schickenkäth."

„Ach, mein Gott!" ſeufzte Suſe. „Macht mit mir, was Ihr wollt; mein Leben iſt bald dahin." —

Darauf folgte die alte Frau der Barbara, und ſie gingen miteinander durch die düſtern Schatten der Nacht langſamen Schrittes hin, denn Suſe war ſchwach, und konnte nicht ſchnell gehen. —

Friedel hatte Barbara's Hütte heimlich verlaſſen, gleich nachdem ſie fort war. Er war unkenntlich geworden, und ſchlich durch den Ort und kam auch an das Schulzenhaus. Es war ſehr dunkel, und die Aequinoctialwinde hauchten bald mit kaltem, bald mit warmem Odem den Nachtwandler an; die nahen Bergwälder brauſten dumpf. Vor dem Schulzenhaus war ein kleines umzäuntes Gärtchen, und Friedel kletterte auf den Zaun, und ſah von da hinein in die Stube. Wendel ſaß auf einem Großvaterſtuhl, und ſah ſo matt aus, als ob er ſchon todt wäre, die Mutter ſtand bei ihm, und Klara Kortmann. Beide weinten, und nach einer Weile ſchickte ſich Klara zum Fortgehen an; da ſprang Friedel ſchnell vom Zaun herab und verbarg ſich. Das trauernde Mädchen ging ſtill, in ihren Mantel gehüllt, dem Hüttenhof zu. Friedel ſchlich ihr nach; er hörte ſie unaufhörlich ſchluchzen, faſt hätte ſie ihm leid gethan. Dann ärgerte er ſich aber wieder, daß ſie den Wendel ſo ſehr liebe, wie er ihn haſſe, und vielleicht noch mehr, denn der Haß iſt wohl ein grimmiger Dämon, der die Saaten des Verderbens ausſäet, und große Macht hat; aber der ſanfte Genius Liebe iſt doch um Vieles mächtiger. Friedel aber triumphirte und ſprach zu ſich ſelbſt: „Heute Nacht noch ſtirbt der Wendel. Heute iſt der hundertneunte Tag, nur noch einmal brauche ich zu beten, dann niemals, niemals wieder! Ich kann Dir nicht helfen, Klara. Er oder ich, und jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Dann ſoll an die Barb die Reihe kommen; aber mit der will ich's kürzer machen: ich drehe ihr den Hals um. Sie hat mich irre machen wollen, ſie hat mich trunſen gemacht, ſie hat mir erzählt, ſie hat mich bethören wollen auf allerlei Art, aber Proſit! der Friedel iſt nicht dumm, der Friedel hat doch gebetet.“

Er war unter dieſem Selbſtgeſpräch auf den Weg gekommen, der von Liebenſtein nach Altenſtein führte, denn er wußte eigentlich nicht, wohin er wollte, ſondern irrte planlos in der Nacht umher, als er einen wandelnden Lichtſchein gewahrte. Er wich vor dem Licht, und ging ein Stückchen am Berg in die Höhe, darauf der Hohlenſtein ſtand, aber ſiehe! denſelben ſchmalen Pfad ſchlugen auch die nächtlichen Wanderinnen ein, denn er ſah nun, daß es ein Paar Weiber waren, und barg ſich hinter einem Buſch. Aufmerkſam betrachtete er ſie, und gewahrte mit Staunen, daß es ſeine Mutter war und die Teufelsbarb. Odem ſchöpfend ſtanden beide dicht am Fuß des Hohlenſteins ſtill, und redeten leiſe mit einander.

„Gegen mich braucht Ihr Euch nicht zu verſtellen;“ fluſterte Barbara. „Ihr wißt, daß ich auch Manches kann, ſo gut wie Ihr, und wir ſind ja doch auch ſchon mit einander bei Nacht auf dem Inſelberg zum Tanze geweſen."

„Schweigt ſtill davon, Barb!" antwortete Suſe: „Ich mag ſo was nicht hören. Ich habe große Sünde gethan, die mir der liebe Gott vergebe!"

„Ei was; Sünde hin, Sünde her!" ſpottete Barb. „An allem Unglück iſt Euer Friedel Schuld, ein gottloſer Bube, der ſich nicht um Euch bekümmert, und den Schulzen Wendel todt betet. Morgen werden wir eine Leiche haben, oder übermorgen!"

„Ich will den Friedel niemals wiederſehen!" rief Suſe aus. „Er hat mich in das Unglück gebracht."

„Ich glaube, er ſteht Euch auch noch nach dem Leben!" hetzte Barbara.

„Wenn ich den Friedel nicht dem Junker Kilian zu eigen gelobt hätte, wäre alles anders und beſſer!" ſprach Suſe: „ſo aber hat der Teufel von jeher den Jungen geritten, und ich glaube, daß er Kilians Kind iſt.“

„Satansweib!“ donnerte Friedel, und ſprang wüthend aus ſeinem Verſteck hervor.

Laut auf kreiſchten die Weiber, und Friedel führte einen Fauſtſtoß nach der Bruſt ſeiner unnatürlichen Mutter, daß ſie alsbald zu Boden ſtürzte und den ſteilen Berg hinab kollerte, bis ſie mit zerſchellten und zerbrochenen Gliedmaßen in der Tiefe des Erdfalls oberhalb des Hüttenhofs am Fuße einer alten Eiche wimmernd liegen blieb. Mit einem Fluch hauchte ſie die Seele aus. Barbara hatte die Laterne fallen laſſen vor Schreck, und war ſelbſt zu Boden geſunken. Friedel aber ſtand wahnſinnig lachend, daß es laut durch die Nacht ſchallte, auf der Berghöh, und rief das Wort: „Vergeltung!“ hinunter, und nun raffte ſich Barbara auf, und wollte ihn beſchwichtigen, aber das gelang ihr nicht.

Wie von Furien gepeitſcht, umbrauſt vom wilden Nachtorkan, floh Friedel von dannen. Barbara eilte ihm heulend nach, den Berg hinauf, über die ſtarren Felſenmaſſen hin; dann wieder thalwärts, wo die Felſen eine Schlucht bildeten, hinunter.

Da begann die Uhr im Dorfe zu ſchlagen, und es war die Mitternachtsſtunde, die ſie ſchlug, und Todesſchreck durchſchauerte den Geängſtigten. Er hatte das Fluchgebet vergeſſen! Er begann noch, aber er ſtockte, verwirrte ſich — ehe er drei Verſe gebetet hatte, hatte es ausgeſchlagen, und wie vom Blitz getroffen, ſtürzte er nieder; der Dämon Aberglaube würgte ſein Opfer. Nahe dabei ging eine Kluft tief in die Felſen hinab, dort ſchleppte ihn Barbara hin, und ſtürzte ihn hinunter. — Niemand wußte, daß die Felſenhöhle Friedels Grab geworden.

Am andern Morgen ward es kund im Dorfe, daß die alte Suſe entflohen ſei, und die Schergenknechte gingen aus, ſie zu ſuchen. Man fand ſie todt unter dem Hohlenſtein, und der Henker fuhr hinaus mit ſeinem Karren, lud ſie darauf, und ſchleppte ſie auf den Galgenberg, wo er ſie einſcharrte.

Von jenem Tage an genas der Schulzenſohn, und die ganze Familie, ja das ganze Dorf ward ſtark in dem Glauben, daß die alte Hexe ihm die Krankheit angethan. Auch Klara Kortmann blühte bald auf, verſchönt von bräutlicher Hoffnung, und als das Pfingſtfeſt kam, brachte es ihr den ſchönſten Kranz.

Barbara empfing den verſprochenen Lohn, und lebte ſcheinbar ruhig in ihrem Häuschen fort, der Schulz hatte ihr bei Lebensſtrafe Schweigen auferlegt, und ſie ſchwieg auch; aber in ihrem Innern ſprachen tauſend vorwurfsvolle, marternde Stimmen

Als der Schulz geſtorben war, begann ſie ihr altes Hexenhandwerk wieder von Neuem, ward angeklagt, eingezogen, und „da ſie," wie die alten Urkunden und auch das Kirchenbuch in Schweina ausſagen: „auf der Tortur hartnäckig leugnete, hat ihr der Teufel zwei Stunden nach der Tortur den Hals gebrochen. Hat bekommen **sepulturam asininam**, und iſt vom Scharfrichter auf den Galgenberg geſchleppt und verbrannt worden." —

Lange noch ſprach man im Ort von Wendels Krankheit, vom Hexenfriedel und ſeiner Mutter, lange noch führte der Aberglaube an den Ketten des Stumpfſinnes, der Furcht und der Befangenheit ſeine Leibeigenen, bis die Morgenröthe eines neuen Jahrhunderts und mit ihr der Phosphoros der Aufklärung auch in dieſe Thäler ſtrahlte, und den finſterſten Engel des Abgrunds verſcheuchte.

Der

Herr von Selerinski.

Erzählung nach dem Leben, aus der Provinz Weſtpreußen.

1.

Wie Herr Thaddäus von Selerinski ein Geizhals wird.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lebte in Weſtpreußen ein junger Edelmann, Namens Thaddäus von Selerinski, Lieutenant bei einem Grenadierregimente. Dieſer that in der Geſellſchaft der Kameraden und Freunde bisweilen ſeiner Güter Erwähnung, mindeſtens geſchah dieſes ſo oft, als auf Beſitzungen die Rede kam; wer aber die Vermögensumſtände des Herrn Lieutenants kannte, der vermuthete nicht mit Unrecht, daß die belobten Güter in partibus infidelium liegen müßten, indem es außerdem um die Kaſſe des Martisjüngers ein Merkliches beſſer hätte ſtehen müſſen. Er ließ ſich aber durch Vermuthungen, die nur zollfreie Gedanken blieben, und durch das leiſe Lächeln, das über manches Geſicht flog, wenn er ſeiner Grundſtücke erwähnte, nicht irre machen, ſchlug, wenn er Sold empfangen hatte, oft an die Taſche, und war dieſer, bis auf das letzte Zweigroſchenſtück, ausgeflogen, ſo ſteckte er zu dieſem einen Schlüſſel, und klingelte damit von Zeit zu Zeit; gab auch das Zweigroſchenſtück nicht eher aus, bis wieder klingender Succurs in die Taſche ſeinen Einzug hielt, und es hieß von ihm: Selerinski hat immer Geld. Kam freilich ein oder der andere Kamerad, auf dieſen ſchönen Glauben vertrauend zu ihm, um einen kleinen Vorſchuß bittend, dann war es entweder ſein feſter und feierlich beſchworner Grundſatz, nie Geld zu verborgen, um den Freunden, da Borgen Sorgen mache, die letzteren zu erſparen, und weil dabei ſo leicht aus Freunden Feinde werden — oder er nahm den Bedrängten vertraulich bei Seite, ließ den Schlüſſel mit dem Zweigroſchenſtück laut werden, und flüſterte lächelnd: „Was gibſt Du mir für alle meine Baarſchaft?" Sagte nun Jener einen Thaler, oder einen halben Thaler, um recht wenig zu bieten, ſo rief Herr Thaddäus fröhlich: „Topp," faßte die Hand des Kameraden, oder ruhte nicht, bis jener einſchlug, und zeigte ihm nun den Inhalt ſeiner Taſche, führte ihn in ſein Zimmer, ſchloß alle Fächer auf, und ſchwur auf Kavalierparole, daß er nichts mehr habe, worauf er ſich freundlich die gebotene Summe von dem Freunde ausbat, und wenn er ſie empfing, ſie ſogleich mit ihm vertrank, nächſtdem ihn ſchwören ließ, den kleinen Spaß nicht weiter zu erzählen. Ein Geizhals war Selerinski nicht, vielmehr das Gegentheil eines Solchen; er vergeutete ſein ganzes Einkommen bei Trink- und Spielgelagen, zechte, tanzte, machte mit, was ſich darbot, ſo lange die Baarſchaft reichte, und war als jovialer Geſellſchafter bei dem Offiziercorps beliebt. Gegen ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit war auch nichts einzuwenden, denn nach einem Treffen, in welchem das Regiment, bei dem er commandirte, ſtarke Verluſte erlitt, avancirte er zum Oberlieutenant. Eines Tages, als ſchon geraume Zeit ſein Schlüſſel mit einem Zweigroſchenſtück in fortdauernder Berührung ſtand, beſuchte er ſeinen Onkel, den alten General Selerinski, dem er von Zeit zu Zeit die Aufwartung machte, denn er hatte die Ausſicht auf eine Erbſchaft. Der General war eben damit beſchäftigt, mit Hülfe des Kriegszahlmeiſters die Kriegskaſſe zu revidiren. Der ganze Tiſch lag voll Gold, und die Erſcheinung des Neffen war ihm bei dieſem Geſchäft ſehr willkommen. „Komme er her, Er kann uns helfen!“ rief er ihm freundlich entgegen, und der Oberlieutenant erfüllte die Bitte des alten Mannes gern.

Die Alten waren gar nicht ſo abergläubiſch und befangen, als manche Klüglinge unſrer Zeit ſie darſtellen möchten; ſie thaten tiefe Blicke in die Natur der Dinge, und es offenbarte ſich ihrem forſchenden Geiſt manche geheimnißvolle Elementarkraft. So wußten ſie, daß in vielen Thieren, Pflanzen und Metallen ein Zauber walte, der eine Influenz auf die Menſchenſeele auszuüben vermöge, zu gewiſſen Zeiten und Stunden, planetariſch bedingt durch die Conſtellationen der Himmelskörper, die wieder herrſchende Macht übten auf die telluriſchen Stoffe, ſo daß eine ſtete Wechſelwirkung durch Sympathie und Antipathie Lebendes und Todtes, Ruhendes und Bewegtes anzog und abſtieß, verband und trennte, und im fortdauernden ſchöpferiſchen Werde der Weltſeele neue Organiſationen hervor rief.

Die geheimnißvolle Macht, der ſolariſche Geiſt nun, ſo im Golde wohnt, und ſeine Gewalt über die Menſchen ſo oft bewährt, wie Erfahrung tauſendfach lehrt, übte auch ſeinen Einfluß auf den jungen Oberlieutenant von Selerinski.

Wenn Du doch das ſchöne liebe Gold hätteſt, Thaddäus! flüſterte der dämoniſche Metallkönig: Höre nur, Thaddäus, wie das klingt, wie hell, wie rein, wie melodiſch, wie ganz anders, als der Schlüſſel, und das magere Zweigroſchenſtück in Deiner Taſche! Das iſt ein Klang, das heißt ein Klang! Und wie nett, wie freundlich, wie blank ſind dieſe Ducaten, wahrlich, eine Armee dieſer geharniſchten Ritter ſo in rechten Colonnen und Schwadronen auf einem Tiſche aufmarſchieren und manövriren zu laſſen, müßte eine königliche Luſt ſein; die alten dicken Kronenthaler bildeten das ſchwere Geſchütz, die franzöſiſchen Schildlouisd'or würden die edlen Knappen und Schildträger der holländiſchen Ritter, gleichſam ihre Arriergarde bilden, von Zeit zu Zeit müßte ein Karolin als Standartenträger oder Flügelmann ſtehen. Ei der Taus, Thaddäus, das wäre ein königliches Spiel, weit edler als das Schachbret mit den wenigen dürren Holz- oder Beinpuppen, da ließen ſich ganz andere Züge thun.

Solcherlei Gedanken beſchäftigten den Kriegsmann und gingen endlich in eine ſchmerzliche Wehmuth über, als immer kleiner der Haufen wurde, als endlich das Geſchäft beendigt war. **Sic transit gloria mundi**, ſo ſchwindet der Welt Herrlichkeit! ſeufzte Thaddäus von Selerinski innerlich, und ſein Trübſinn wurde in den Worten laut: „Wer doch dieſes ſchöne Geld beſäße!“ — „Ich dachte gar, was fällt Ihm ein, **mon cher Neveu**?“

brummte der General. „Braucht er Geld, hier iſt Seine Gage, und damit **contentez-vous**. Sei Er ein guter Wirth, **mon Neveu**, meide Er die **Libertins**, die ich in Seiner Geſellſchaft ſehe, ſei Er nicht ſelber ſolch ein **Roué**, ſonſt wird er im Leben keine **Fortune** machen, das ſag' ich Ihm. Meint Er vielleicht von mir etwas zu erben? O dieſer **Esperance** gebe Er die **Dimission**; ich bin ein armer Mann, ich habe nichts, als dieſe Orden, und mein graues Haar, das ich mit Ehren trage, und dieſen Degen, den mir der vorige König eigenhändig umgehängt, das ſind aber drei Stücke **mon Neveu**, die wiegen mehr als dieſe Goldrollen, darnach trachte er zuerſt, das iſt das Reich Gottes des Soldaten, dann wird ſich das Andere Alles von ſelbſt finden."

Der Neffe war die rauhe, oft mit franzöſiſchen Worten durchmiſchte Sprache des wackern alten Degens, ſeines Oheims, und deſſen Ermahnungen ſchon zu ſehr gewohnt, als daß ſie ihn befremdet hätten, weit eher würde ihm aufgefallen ſein, einmal dieſen Ton nicht zu hören. Dennoch kam es ihm heute vor, als liege in dem, was der erfahrne Mann von Erſparniß ſagte, eine tiefe Wahrheit, als müſſe er durchaus ſein Leben ändern. Er empfing ſeinen Sold mit einer noch nie in dem Grade empfundenen Freude; er that im Stillen einen theuern Eid, das Geld zuſammen zu behalten, er ſah ſich im Geiſt vor einem Tiſch voll Goldſtücken, die alle ſein eigen waren, der Zaubergeiſt im Golde umgarnte ihn, ſchlang um ihn eine diamantne unſichtbare Kette, und feſſelte ihn mit dieſer an ſeinen Triumphwagen, der ſtets mit Sclaven aller Art beſpannt iſt.

Der Oberlieutenant Thaddäus von Selerinski wünſchte ſeinem Oheim wohl zu leben und verließ ihn. Ein junger unbeſonnener Verſchwender und ſchlechter Wirth war er gekommen, ein raffinirter Geizhals, ſchon unterwegs unaufhörlich mit Entwürfen beſchäftigt, wie er ſeinen Mammon vermehren möchte, ging er nach Hauſe. —

2.

Wie Herr von Zelerinski ein Roßtäuſcher wird, Erſparniſſe bei ſich einführt, und das Regiment verläßt.

Der junge, ſonſt ſo joviale und frivole Oberlieutenant von Selerinski war mit einemmale wie umgetauſcht; ſein Körper ſchien nur noch umherzuwandeln, und aus dieſem die luſtige Lieutenant-Seele herausgehert, und dafür die Seele eines alten Harpax, ſo filzig wie ein Weichſelzopf, hineingeſchmuggelt zu ſein. Er verſtand ſich ein wenig auf Pferde, und beſaß ein altes Buch, welches verſchiedene Roßtäuſcherkunſtſtückchen lehrte; darauf baute er den Plan, ein Pferdehändelchen anzulegen, ſeine lieben Kameraden, nach einem alten Sprichwort, über den Löffel zu barbiren, und ſeinen Seckel dabei zu füllen.

Der erſte Gaul, den er ſich käuflich von einem polniſchen Juden zueignete, war eine alte jämmerliche Mähre, die an manchen Stellen keine Haare mehr hatte, Gallen an den Füßen, nußbraune Zähne, ach, und vor Hunger bald umfiel. Er kaufte das edle Roß für vier Thaler.

Jetzt wurde das alte ſchwarzgeräucherte Buch hervorgeſucht und heimlich ſtudirt; das Pferd wurde Niemand gezeigt, und bekam gute Wartung und reichliches Futter. Das Buch wußte guten Rath; da ſtand eine Salbe, die Haare an bloſen Stellen hervorzubringen, item eine Salbe, die Gallen zu vertreiben; da ſtand ein Pulver, die Zähne eines alten Gaules wieder weiß zu machen. Sämmtliche Recepte wurden angewendet, und ſchlugen trefflich an, zur großen Freude des Herrn von Selerinski. Nach acht Tagen ritt er das Roß in aller Frühe ſpazieren, und ſiehe, es machte ſich über ſeine Erwartung gut. Als es ein wenig warm wurde, bekam es einen recht friſchen Glanz, die Gallen waren bald abgeheilt, die Haare waren im Wachſen; die Zähne leuchteten wie Elfenbein, nur noch ein wenig ſchmächtig war es, doch noch eine gute Fütterung von 8 Tagen, ſo war auch dieſem Uebel abgeholfen. Herr Thaddäus ſchrieb bei Heller und Pfennig auf, wie hoch ſich die angewandten Medicamente, äußerliche und innerliche, ſo wie das Futter, beliefen, und nach 14 Tagen hatte er mit dem Einkaufspreis neun Thaler auf das Pferd verwendet. Nun rühmte er die Güte, die Tugenden ſeines neuen Pferdes, (ſein eignes Reitpferd hatte er ſchon am dritten Tage nach Einkauf der Mähre mit Vortheil an den Mann gebracht) und ritt mit dem herausgeſtutzten Roſinante auf die Parade. Und ſiehe da, ein junger Offizier, ſo eben erſt aus der Kadettenſchule gekommen, blind trauend auf dem Lobſalm des Oberlieutenants, kaufte dieſem das gute Rößlein für die Summe von ſechzig Thalern, und einem Thaler Trinkgeld dem Reitknecht, ab. Zu glänzend war der Erfolg dieſer erſten Speculation, als daß nicht Herr Thaddäus von Selerinski ſich hätte innerlich aufgefordert fühlen ſollen, auf der mit ſo vielem Glück verſuchten Bahn fortzuwandeln. Er kaufte bald ſchlechte, bald beſſere Pferde, nie ein ganz fehlerfreies; das Buch wußte ja faſt für alle Fehler Rath, die ein Roß haben kann. Herr Thaddäus weihte ihm dafür eine Verehrung, wie der gläubige Heide ſeinem Hausgötzen. Noch mehr, er bewarb ſich um die heimliche Freundſchaft eines Curſchmiedes, theilte dieſem einige probate Geheimmittel aus dem Buche mit, und empfing dafür des berühmten Curſchmiedes thätige und unentgeldliche Hülfe, wo es nur Noth that. Das alte Buch enthielt Recepte für blöde Augen, Recepte gegen Scheuen, gegen Bocken, gegen ſtetiſch ſein, gegen den Koller, die Druſe, gegen das Blähen, gegen das Wälzen u. ſ. w. Es lehrte Flecken machen und Flecken vertreiben, weiße und graue Haare ſchwarz färben u. ſ. w. Der alte Curſchmied verband mit vieler praktiſcher Erfahrung die genaue Kenntniß ſympathetiſcher Heilmethoden, wußte die Salben zu bereiten, die Wurzeln zu den Pulvern zu ſammeln, die Kräuter zu den Umſchlägen und Bähungen, desgleichen die Pflaſter zu kochen, und es war, als dieſe Beiden vereint wirkten, als gehe ein Pferd nach dem andern, wie aus einer Fabrik, aus Thaddäus Stall hervor, und er erwarb dabei nahmhafte Summen. Dabei führte er ein höchſt frugales und einfaches Leben, ſchränkte ſich auf das Allernöthigſte ein; ein Spielchen wie ſonſt zu machen, ein Fläſchchen Wein oder ſtarkes Bier, wie ſonſt, zu trinken, hätte er für eine Todſünde gehalten. Zu ſeiner Zeit war es bekanntlich Sitte, gepudert und friſirt zu erſcheinen, dieſes war allerdings eine läſtige und unvermeidliche Ausgabe, einem genauen Mann, wie dem Oberlieutenant, Herrn von Selerinski, ganz unerträglich, denn ſie betrug jedesmal zwei Groſchen. Er ſann hin und her, wie da eine Erſparniß einzurichten ſei, und endlich, in einer ſchlafloſen Nacht, als ein ganz elender, kranker Gaul, den er für drei Thaler nur gekauft, zu krepieren drohte, und ihm großen Kummer und Herzensbeängſtigungen verurſachte, fiel ihm ein Mittel ein, das ihm künftighin den Friſeur entbehrlich machte. Schon am nächſten Morgen führte er es aus.

Friſiren konnte er ſich ſchon zur Noth ſelbſt, aber ein Puderbeutel fehlte ihm, und einen ſolchen anzukaufen, konnte er ſich nicht entſchließen. Indeß ein erfinderiſcher Mann, wie Herr Thaddäus von Selerinski, weiß ſich zu helfen. An dem Weißbrod in dortiger Gegend bleibt gewöhnlich an der untern Seite eine Menge Mehl hängen, welches auf die Backſchüſſel geſtreut wird, bevor man das Brod in den Ofen ſchiebt, dieſes Mehl ſchabte Herr Thaddäus von Selerinski von ſeinem Frühſtückbrod ab, und beſtreute mittelſt eines ſelbſt verfertigten Puderquaſts ſein ſelbſtfriſirtes Haar.

Herr Thaddäus, dem die Juden und Roßkämme nicht genug ſchlechte Pferde ſchaffen konnten, ſchloß in der Stille einen Bund mit dem Abdecker, ihm alle Pferde, die jenem gebracht wurden, ſie zu erſchießen oder tod zu ſtechen, erſt heimlich zuzuführen, um Verſuche zu machen, ſie zu erhalten. Gelang dieſes, wie manchmal der Fall war, dann wurden die Pferde unkenntlich gemacht, und wieder verkauft, und einmal traf ſich's in der That, daß ein alter penſionirter Feldchirurgus ſein eigenes Pferd wieder kaufte, das er vierzehn Tage vorher zum Abdecker geſchickt.

Die Alten verbanden gewiß eine feine Ironie damit, daß ſie einen Pferdeverkäufer Roßkamm oder Roßtäuſcher nannten, nicht weil ein Solcher mit Roſſen handelt und tauſcht, ſondern mit ihnen täuſcht. Sie waren gar nicht dumm, die lieben Alten. Roßkämme nannten ſie dieſe Leute, weil ſie unablässig ihre Roſſe kämmen und ſtriegeln, damit ſie ein ſchönes blankes Anſehen bekämen, und das Wort ſtriegeln hat noch bis auf den heutigen Tag in vielen deutſchen Provinzen eine auf ſchlauen Betrng hinweiſende Nebenbedeutung. Indeß, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben, ſo auch das einträgliche Geſchäftchen des Herrn Oberlieutenants. Er hatte nun ſchon eine ziemliche Zahl Offiziere mit ſeinen Pferden angeführt; es erhob ſich ein Murren über ihn, und der Abſatz ließ nach. Als aber gar einem Offizier das kaum gekaufte Pferd, nach dem erſten Ritt, im Stalle tod zu Boden fiel, weil er es ein wenig angeſtrengt, und ihm nicht, wie Herr Thaddäus, vor dem Ausreiten ein tüchtiges Stück mit Brandwein getränkten Brodes gegeben hatte, als ferner ſich ein Pferdediebſtahl in der Nachbarſchaft ereignete, und Herr von Selerinski mehrere der geſtohlenen Pferde gekauft hatte, und darüber in Unterſuchung kam, da weigerten ſich die Offiziere, länger mit ihm zu dienen; es wurde ihm unter die Hand gegeben, ſeinen Abſchied zu nehmen, ja man flüſterte ſich in die Ohren, nur der Einfluß ſeines Oheims, des Generals, habe von dem **cher Neveu** die **Cassatio cum infamia** abgewendet. Dieſer wackere Mann nahm ſich die Entwürdigung ſeines Neffen ſo zu Herzen, daß er bald darauf ſtarb.

3.

Wie Herr Thaddäus eine res sine commodis (wie die Juriſten ſagen) übernimmt, und doch dabei ſeinen Schnitt macht.

Das Pferdegeſchäft hatte Herrn von Selerinski nach Abzug aller Unkoſten und Auslagen, zweitauſend Thaler baar eingebracht, ſo viel war demnach ſeine Ehre werth. Durch den Tod des alten Generals kam er in den Beſitz von ſechs tauſend Thalern und dadurch nun ſchon dem Ziel ſeiner

Wünſche etwas näher. Ein Mann wie der Herr Oberlieutenant in ſeinen beſten Jahren, mit ſpeculativem Geiſt begabt, kann nicht lange unthätig ſein, er ſann nach, was er nun beginnen ſollte und hatte bald den rechten Weg gefunden.

Der Beſitz eines Gutes und deſſen vortheilhafte Benutzung ſchien ihm ſowohl der wünſchenswertheſte Gegenſtand, als auch die zweckmäßigſte Beſchäftigung für ihn, allein das ſchöne liebe Geld ſo wieder hinzugeben für ein Gütchen, das vermochte er nicht übers Herz zu bringen, auch reichte ja kaum die Summe, die er beſaß, für ein mäßiges Bauerngut; er mußte auf Rath denken. Nun lebte nahe der Stadt, wo Herr Thaddäus wohnte, ein wohlhabender Pfarrherr, deſſen Bekanntſchaft er früher einmal zufallig gemacht hatte, und den er zuweilen beſuchte. Dieſer hatte kürzlich geſprächsweiſe den Wunſch geäußert, daß er gern ein Gütchen beſitzt, allein ein damals geltendes Landesgeſetz verbot allen Nichtadeligen ſtreng und ohne Ausnahme, Rittergüter zu beſitzen; auf jenen Wunſch des Pfarres gründete der Herr von Selerinski ſeinen Plan. Er verfügte ſich zu dem Paſtor, und brachte das Geſpräch wieder auf Oekonomie, von dieſer auf Güter, und jener ſprach aufs Neue ſeinen Wunſch aus, und klagte über das ſtrenge Geſetz.

„Topp! Nichts leichter als das, beſter Freund! Was Geſetz, was Verbot?“ rief Herr Thaddäus. „Wollen Sie, ſo ſollen Sie bald ein Gut beſitzen. Sie geben mir das Geld; da iſt ja eben das ſchöne Gut Thoden feil, mit den herrlichen Grundſtücken, — ich kaufe es, bewirthſchafte es für Sie, und ſtelle Ihnen eine Schuldverſchreibung darauf aus. Der ganzen Welt machen wir weiß, das Gut ſei mein, während ich insgeheim Ihr Pachter bin, und ſollte ich unverhofft ſterben, ſo reklamiren Sie Kraft meiner Verſchreibung, den gerichtlich beſtätigten Kaufbrief und Niemand kann Ihr Eigenthums-Recht gefährden und beſtreiten. Dies iſt für mich eine **res sine commodis**.

Der Pfarrer, Grauberg war ſein Name, dachte dem Vorſchlag nach, fand ihn nicht übel, und der Vertrag kam zu Stande; das Gut wurde im

Namen des Oberlieutenants gekauft, er bezog es, und hieß nun Thaddäus Selerinski auf Thoden. Der Pfarrer hatte nie Urſache dieſen Schritt zu bereuen; einen beſſern Pachter hätte er ſich nicht wünſchen können. Regelmäßig, auf den Tag zahlte der Herr auf Thoden die Pachtgelder, pünktlich berichtete er vom Erlös der Früchte, vom Verkauf der Gänſe, Hühner, Schafe, Kühe, ſtets nannte er ihn lieber Freund, theurer geſchätzter Freund, beſuchte ihn oft, kurz es gab nicht den kleinſten Mißton in dieſem Verhältniß, welches ſo geheim zwiſchen ihnen obwaltete, und das Kapital des Paſtors trug dieſem reichliche Zinſen.

Demnach gewann Herr Thaddäus beträchtlich bei dieſer Verwaltung; wie fing der kluge Mann das nur an?

Er erhielt den Pfarrer in dem Wahn, er müſſe auf dem Gut vier Pferde halten, während er es mit zweien bewirthſchaftete; die Fourage für die zwei Nichtſeienden, welche in die Ausgabe geſchrieben wurde, verkaufte Herr Thaddäus, und ſteckte das Geld in ſeine Taſche. Und ſolche Kunſtſtückchen wußte er mehrere zu prakticiren.

Die beiden Freunde ſtanden noch im beſten Vernehmen miteinander, als Herr Thaddäus vernahm, den Pfarrer Grauberg habe der Schlag gerührt, er ſei todt. Ein Schlag für den Edelmann, der ihn nicht rührte, ſondern erſchreckte. Er hatte wieder eine ſchlafloſe Nacht, in welcher er dem Nachdenken oblag, und die Früchte dieſes Nachdenkens wurden bei ihm zu klugen Handlungen. Er verfügte ſich in das Trauerhaus, ſprach der Witwe Troſt zu, bot ihr Rath und Hülfe an, zeigte ſich in aller und jeder Hinſicht als ein redlicher und wohlwollender Freund, und als ein Freund des Dahingeſchiedenen.

Die Pfarrwitwe war ein einfaches, ſchlichtes Weib, auf dem Land geboren und erzogen, und die Tochter des Schulzen im Orte, die der Pfarrer geheirathet hatte, weil ſie hübſch, gut und reich war, und er ſich dadurch eine Freundſchaft in dem Dorfe erheirathete, denn die reichſten Bauern waren dem Schulzen verwandt. Rechnen war ihr Witz nicht, Handeln nicht ihre Tugend, ſchreiben konnte ſie nicht, auch nicht Geſchriebenes leſen, aber keine Frau im Orte verſtand die Butter ſo reinlich zu bereiten, die Käſe ſo ſchmackhaft zu machen, wie die Frau Paſtorin. Keine verſtand ſich ſo auf die Abwartung des Viehes; ihre Kühe waren glatt und blank, wie geſtriegelt, ihre Gänſe die fetteſten. Sie war wirthlich, häuslich, thätig, unverdroſſen, das waren Tugenden; ſie liebte den Putz nicht, trank keinen Wein und war nun Eigenthümerin des Gutes Thoden, welches jährlich einen Ertrag von circa 3000 Thalern abwarf. Das waren Cardinaltugenden, wenigſtens philoſophirte Herr Thadäus ſo. Er hegte einen kühnen, heroiſchen Gedanken; es war der, ob er auf ſeinen unbefleckten, altadeligen Stammbaum ein ſolches Schulzenſpröſslein pfropfen dürfe? Er kämpfte mit ſich ſelbſt einen Kampf, und ging ſiegreich über ſeinen Stolz daraus hervor. Als das Trauerjahr, während deſſen er oft bei der Witwe eingeſprochen, herum war, bot er ihr Herz und Hand an. Sie war noch eine junge rüſtige Frau, kinderlos, und der Gedanke, eine gnädige Frau zu werden, ſchmeichelte ihr, auch war ihr das einſtmals prophezeit worden; ſie ſagte zu. Noch blieb es aber ein Geheimniß zwiſchen Beiden. In einer traulichen Stunde beredete der zärtliche Mann ſeine Sponſa, ihm doch die nachgelaſſenen Papiere ihres Seligen zu zeigen; arglos that es die Witwe; er ſuchte und ſuchte, ſchob unvermerkt eine Schrift unter den Rock in eine Taſche und ſagte, daß ſich nichts Erhebliches in dem Kaſten befinde. Bald darauf küßte er zärtlich ſein Bräutchen, und ging. Auf dem Nachhauswege gingen ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf. Er überlegte, daß eine Frau doch beträchtlich viel koſte, daß Hochzeiten und Kindtaufen ein ſchreckliches Geld wegnähmen, und ſchloß ſeine Betrachtungen mit dem Spruch des Apoſtels: „Wer heirathet thut wohl, wer nicht heirathet thut noch beſſer.“

Es iſt gar ſchön und tröſtlich, immer zu rechter Zeit einen bibliſchen Spruch zur Hand zu haben, es iſt ein ſolcher Spruch ein Stecken und Stab, womit man die Hügel und Berge des widerwärtigen Geſchicks überſteigen kann.

Herr Thaddäus hatte vor Zeiten manchmal in der Bibel geblättert. Hm, dachte er: Du ſollſt nicht begehren Deines Nächſten Weib; der ſelige Pfarrer war aber mein nächſter Nachbar, unſere Grundſtücke ſtoßen zuſammen. Ich will ſeine Witwe nicht begehren, denn ſie war doch ſein Weib. Er hielt im Gehen das Papier, das er vorhin in die Taſche gleiten ließ, ſo krampfhaft feſt in der Hand, daß es ganz warm wurde. Wie er nach Hauſe kam, las er es, und verbarg es gut. Es war die von ihm ausgeſtellte Schuldverſchreibung des Gutes Thoden, die bei dem Pfarrer Grauberg deponirt gelegen hatte. Der Pfarrer hatte kaum einmal gegen ſeine Frau erwähnt, daß er der geheime Grundeigenthümer des Gutes ſei, ſie hatte von ſolchen Dingen keine klare Kenntniß, und war zu ſehr mit ihrer Hauswirthſchaft beſchäftigt, als daß ſie ſich um jenes viel bekümmert hätte. Ihr Vormund hatte den Briefkaſten ihres Mannes gar nicht zu ſehen bekommen. Sie meinte, in Alles müßten die Leute ihre Naſe nicht ſtecken. Bei dem Herrn Bräutigam machte ſie, wie billig, eine Ausnahme.

Als dieſer nach und nach wegblieb, als ſie ſahe, daß er Vorwände ſuchte, einen Rücktritt herbei zu führen, ließ ſie es ruhig geſchehen. „Ob ich den zum Manne habe oder nicht!“ ſagte ſie, und ſo blieb ſie Witwe, und der Herr Thaddäus von Selerinski verwaltete nun mit vielem Vergnügen das Gut Thoden für eigne Rechnung.

4.

Wie Herr Thaddäus ſich gemüßigt ſieht, Proceſſe zu führen, und was dabei herauskommt.

Prophezeihungen müſſen eintreffen, ſonſt ſind ſie gar keine Prophezeihungen. Die Witwe des Pfarrers Grauberg wurde doch eine gnädige Frau.

War es auch nicht allgemein bekannt, daß ihr ſeliger Mann Beſitzer von Thoden ſei, ſo war es doch kein Geheimniß, daß er als ein wohlhabender Mann geſtorben und ſeine Witwe mithin eine gute Partie ſei. Herr Thaddäus hatte ſich noch nicht lange von ihr abgewendet, ſo trat ein neuer Bewerber, auch ein benachbarter Landedelmann, an ſeine Stelle, beſtürmte das Herz der Witwe und eroberte es zuſammt ihrer Hand. Es war der Herr von Preſſer. Er hatte Wind von dem Verhältniß des Herrn von Selerinski zu dem Pfarrer, der Himmel mochte wiſſen woher? Genug er getraute ſich, das Gut eben ſo trefflich bewirthſchaften zu können, als Jener; daher ſeine Bewerbung. Als er — leider erſt nach der Hochzeit — ſich bei ſeiner Frau nach den Verhältniſſen und Bedingungen erkundigte, unter welchen Herr Thaddäus ihr Gut adminiſtrire, wußte ſie ihm keine genügende Auskunft zu geben. Es war ihr wohl, als ſei früher einmal davon die Rede geweſen, auch entſann ſie ſich, daß ihr Mann und der Edelmann einander ſehr oft geſchrieben hatten, aber weiter wußte ſie nichts. Das Geld hatte der Herr Thaddäus allemal ſehr heimlich dem Paſtor ſelbſt in das Haus getragen. Mit verzweiflungsvoller Haſt wühlte nun der Getäuſchte alle Schriften des Seligen um, denn: war nicht das Gut der Witwe

Eigenthum, ſo war ſie faſt vermögenlos. Er fand eine Menge von Briefen, die auf ein ſolches Verhältniß hinzudeuten ſchienen, wie es ſtattgefunden haben ſollte zwiſchen dem Edelmanne und dem Paſtor, aber ſie gaben keine beſtimmten Reſultate. Auch war der Name unter den Briefen ſo ſchrecklich unleſerlich hingekratzt, daß er förmlich ausgeſtrichen ſchien, und man für Selerinski eben ſo gut Sobieski, Smolenski und dergl. leſen konnte. Der gepreßte Herr von Preſſer durchſtörte alle Predigtconcepte, alle Kalender, Haushaltungsbücher, er wendete die alten Kirchenbücher, die Tauf- und Sterberegiſter Blatt für Blatt um, ob etwa irgendwo ein Document verborgen liege; vergebens.

Es alterirte ihn ſchrecklich. Am folgenden Tage ritt er nach der Stadt, ſich bei einem Advocaten Rathes zu erholen. Dieſer, ein alter durchtriebener Rabuliſt, machte ihm friſchen Muth, ſie blieben lange beiſammen, wurden die innigſten Freunde und leerten mehr als eine Flaſche auf den glücklichen Erfolg des Proceſſes. Es war eine grimmig kalte Nacht, Herr von Preſſer war ſehr erhitzt, der Wein war ihm zu Kopf geſtiegen, er ritt ſehr ſchnell. Der Sturm peitſchte ihm Schnee und Regen ins Geſicht, er war, als er endlich heim kam, ſammt dem Pferde mit einer Eiskruſte überzogen. Bald fühlte er ein empfindliches Stechen im Hals, ein Wehthun auf der Bruſt, das immer zunahm. Der Advocat reichte die Klage ein, der Termin wurde feſtgeſetzt; zwei Tage vor deſſen Eintritt trat ein Bote zu dem Rabuliſten und brachte die Nachricht, daß der Herr von Preſſer an einer Lungenentzündung geſtorben ſei. Die niedergeſchlagene Witwe wollte den Prozeß nicht fortſetzen, er wurde demnach auch niedergeſchlagen. — Indeſſen, da das ſonderbare Verhältniß einmal auf ſolche Weiſe angeregt war, verbreitete ſich immermehr die Nachricht im Publicum, daß Herr Thaddäus Selerinski auf Thoden nicht der eigentliche rechtmäßige Beſitzer des Gutes ſei. Er hörte es und hörte es auch nicht, und ließ die Leute reden, was ſie wollten; war er doch im Beſitzthum, im Jus possidendi, und konnte deſſen Streitigmachung abwarten. Er führte ſeine Wirthſchaft mit einer alten Haushälterin, Namens Emerentia, die vor Zeiten ſeine Amme geweſen war, und ihn faſt tyranniſch beherrſchte. Sie war im eigentlichen Sinne das Factotum, denn außer ihr beſtand ſeine ganze Dienerſchaft nur in einem Knecht, und die Arbeiten auf dem Gute wurden theils durch Tagelöhner, theils durch Fröhner beſorgt.

Bei der armen Witwe meldete ſich, nach Ablauf des abermaligen Trauerjahres, wieder ein Edelmann aus der Nachbarſchaft, der Herr von Herzberg. Er hatte auch von der Geſchichte gehört, daß Herr Thaddäus als Drache auf dem Schatze der Witwe ſitze und ihn hüte, und faßte ſich ein Herz, dieſen Schatz zu heben.

Wie nun von jeher zur Hebung eines Schatzes einige magiſche Mittel nöthig waren, als z. B. Wünſchelruthe, Springwurzel, Höllenzwang u. ſ. w., ſo war bei dieſem, nachdem ſich die Wünſchelruthe ſeines Herzens ſo ſtark hinneigte, auch etwas nöthig, nämlich die Witwe. Herr von Herzberg wagte das Spiel und heirathete ſie. Als er ſich ſo genau als möglich von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, ging er zu demſelben Advocaten und ließ den Proceß einleiten. Herr von Selerinski nahm keinen Anwalt, denn ein Solcher hätte viele Koſten, Sporteln, Copirgebühren und dergl. liquidirt, und ſo etwas haßte Thaddäus.

Er erſchien in eigner Perſon vor Gericht und hörte, ruhig lächelnd, die Anklage an. Sie lautete auf unrechtmäßiges Beſitzthum des Gutes, Vorenthaltung deſſelben an die eigentliche Beſitzerin und Unterſchlagung des Ertrages ſeit dem Tode des Pfarrers.

Jetzt zog Herr Thaddäus ein Papier aus dem Buſen. Es war der gerichtlich beſtätigte, in aller Form Rechtens abgefaßte Kaufbrief des Gutes Thoden, welcher dem Käufer erb- und eigenthümlich das Gut mit Haus und Hof, Hut und Trift, Feld, Waldung, Teichen und Wieſen übergab, ihn in allen darauf ruhenden Gerechtſamen beſtätigte u. ſ. w.

Als nun Gegenpart vorbrachte, daß nach ſichern Nachrichten der Pfarrer das Geld dazu vorgeſchoſſen habe, forderte er die Beweiſe. Dieſe ſollten nun in den angeblichen Briefen beſtehen. Als Probe mag der kürzeſte hier folgen:

Werthgeſchätzter Freund!

Eine vortreffliche Erndte. Geſtern wurden vier Fuder Roggen und zwei Fuder Gerſte eingebracht. Von den jungen Ferkeln habe nun ſechs Stück, à zwei Speciesthaler, verkauft, ein hübſcher Preis, aber es waren auch muntere Dinger. Der lahme Schmuhl hat mir auf die ſchwarze Kuh mit der weißen Bläſſe zwölf Kronenthaler geboten, ich weiß noch nicht, ob ſie ihm dafür laſſen ſoll? Heute früh um vier Uhr hat die braune Lieſe gekalbt. Was meinen Sie dazu, beſter Freund, binde ich das Kälbchen auf oder verkaufe ich es? Sie wiſſen, daß ich mich ſtets bei Ihnen Raths erhole. Von den ſpaniſchen Kirſchen, die wir allein in der Gegend haben, wurden acht Thaler, zwölf Groſchen, vier Pfennige gelöſt; ich habe ſie knapp meſſen laſſen, ein wenig Stiele und Blätter dazu. Wer Kirſchen eſſen will, kann auch die Stiele mit bezahlen. Melden Sie mir doch bald viel

Angenehmes; Sie ſehen, wie viel Freude es mir macht, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Ich bin u. ſ. w.

So unbeſtimmt und ſchwankend waren alle Briefe. Lauter Berichte über Vieh und Früchte, Feld und Garten, Holzung und Wieſen, nie aber war deutlich ausgeſprochen, daß das Gut dem Paſtor gehöre.

Herr Thaddäus berief ſich auf ſeine intime Freundſchaft mit dem Verſtorbenen, von dem er ſich, als von einem durchaus erfahrenen Landwirth, in allen Fällen Rath geholt habe, und Herr von Herzberg verlor den Prozeß. Er wollte ihn mit Gewalt gewinnen, appellirte, verlor ihn in allen Inſtanzen und machte die traurige Erfahrung, daß beim Prozeſſiren nichts heraus kommt, als die Koſten. Dieſe kamen heraus, aus ſeiner Taſche nämlich, denn er mußte ſie ſammt und ſonders bezahlen. —

Nun machte Niemand weiter dem Herrn von Selerinski ſein Eigenthum ſtreitig. —

5.

Wie Herr Thaddäus Handelſchaft treibt und etwas verſchenkt.

Die beſte Sparcaſſe in der Nähe des Herrn von Selerinski war in der Stadt Elbing, die freilich zehn Meilen von ſeinem Wohnorte entfernt lag. Dort legte Herr Thaddäus ſeine Ueberſchüſſe an. Ein- oder zweimal im Jahre machte er die Reiſe dorthin, aber wie? Zu Fuße war es zu weit, auch ſchickte ſich das nicht für einen weſtpreußiſchen Edelmann, zu Wagen war nicht thunlich, denn er beſaß keine Kutſche, zu Pferde ging auch nicht an, denn die Pferde mußten an die Arbeit, und es iſt bekannt, daß die Pferde viel freſſen.

Doch der Scharfſinn unſeres ſparſamen Mannes half ihm aus allen Verlegenheiten. Er ſchaffte einen Eſel an. Solch ein Thierlein iſt wohlfeil zu erhalten; er zog, incognito reiſend, mit ihm fürbaß, ließ ihn unterwegs aus friſchen Quellen trinken und Diſteln freſſen, ein Futter, welches dem Eſelein auch den ganzen Sommer über auf dem Gute zu Gebote ſtand. Wenn das Geſchäft in Elbing abgethan war, kaufte er eine Anzahl Elbinger Käſe, die in dortiger Gegend ſehr beliebt ſind und in den Wirthshäuſern für Schweizerkäſe aufgetiſcht werden. Zu Hauſe verkaufte er ſie mit Vortheil, bis auf einen, den er zum eigenen Gebrauch behielt, dieſer mußte bis zur nächſten Reiſe nach Elbing ausreichen.

Eines Tages ritten zwei junge Leute aus einem benachbarten Amte an dem Gute des Herrn Thaddäus vorbei, es war im Herbſt und die Bäume hingen voll Obſt. Die jungen Leute kannten den Gutsbeſitzer und ſprachen unter einander: „Wir wollen hineingehen zu Herrn von Selerinski und ihn um ein Frühſtück anſprechen. Wollen ſehen, was er angiebt!“

Sie kamen und überraſchten Herrn Thaddäus beim Frühſtück, doch trug Emerentia noch eilend den Elbinger Käſe in die Kammer, und der Edelmann ſchob eine Schüſſel voll Kartoffeln geſchwind unter das Bett. Die Gäſte ſtürmten in die

Stube und fielen ihn um den Hals, ſo weit es ſein ſchmutziger Schlafpelz zuließ. „Guten Morgen, lieber, beſter Herr von Selerinski! Guten Morgen! O Theuerſter, vergeben Sie, daß wir Ihnen läſtig fallen, aber bei Gott, wir ſind ein gut Stück geritten, der Magen bellt; Herr von Selerinski, Sie ſind als ein gaſtfreier Mann bekannt.“ —

„Daß ich nicht wüßte, daß ich gar nicht wüßte, meine Herren,“ fiel Thaddäus erbleichend ein.

„Sie werden uns die Bitte um ein kleines Frühſtück nicht abſchlagen?“ ſprach der zweite der jungen Männer.

„Zu Befehl, ich bin zu Befehl!“ ſtammelte Thaddäus und rief mit heiſerer Stimme: „Emerentia, Emerentia!“

Allein die Gerufene erſchien nicht, denn es war längſt mit ihr die Verabredung getroffen, daß ſie, ſobald Fremde da wären, erſt auf den ſechſten Ruf erſcheinen ſolle, damit Herr Thaddäus in ihrem Nichtkommen eine Entſchuldinung habe, ſeinen Gäſten nichts vorſetzen zu können.

„Wie ſehr bedaure ich, hochgeehrteſte Freunde,“ nahm der Edelmann das Wort: „Ihnen nicht mit etwas Beſſerem dienen zu können, als dieſem Schwarzbrod und dieſem Salz.“

„Emerentia! Wo ſie nur der Teufel wieder hat, die alte Hexe! Emerentia! Wenn ſie da wäre, ſollte ſie gleich einen Schinken abkochen.“

„O, edler, theurer Freund und Gönner!“ rief lachend einer der ungeladenen Gäſte, „Das würde doch wohl ein wenig zu lange dauern. Roher Schinken leiſtet dieſelben Dienſte, auch haben Sie ja, wie wir im Vorbeireiten ſahen, ein köſtliches Obſt im Garten, wollen Sie uns einige Aepfel —“

„Sind noch nicht reif, edler Freund! Sind noch nicht reif!“ ſchrie Herr Thaddäus. „Ei, wie leicht könnten Sie die Ruhr bekommen! Nein — nein — aber halt — ja, Sie ſollen Aepfel haben. Nur einen Augenblick Geduld, laſſen Sie ſich nieder. Stopfen Sie ſich ein Pfeifchen, wenn Sie nämlich Tabak mitgebracht haben, der meine iſt mir ausgegangen, ich rauche ſelten.“ Er lief aus dem Zimmer, die Fremden wollten ſich krank la=

chen. Nach einer langen Weile kam er wieder und brachte ein kleines, langes Säckchen, ungefähr wie ein Arm, daran die Hand fehlt. Es war feſt zugebunden, in der andern Hand hatte er einen ſchönen Apfel. „Hier!“ rief er, „hier, vortreffliche Freunde! Verſuchen Sie dieſen Apfel, und dieſes Säckchen belieben Sie mit nach Hauſe zu nehmen. Schicken Sie mir aber das Säckchen wo möglich bald zurück.“ Die Freunde theilten den Apfel, fanden ihn köſtlich und nahmen das Geſchenk in Empfang.

„Großer Gott! verfluchte Beſtie!“ ſchrie plötzlich Herr Thaddäus wie unſinnig und zeigte erſtarrt zur Erde. Unter dem Bette hervor bewegte ſich eine leere Schüſſel und in ihr ein lebendiger Hundekopf, der ſie ausleckte. „Meine Kartoffeln! meine ſchönen Kartoffeln!“ klagte der Geizige weinerlich und trat nach dem Hunde.

„Diana, Diana!“ riefen die Freunde, öffneten die Thür und der Hund ſchoß hinaus; Emerentia hatte das Geſchrei gehört, fuhr mit hochgehobenen Beſen aus der Küche und eilte ſchlurfend, einen Pantoffel verlierend, hinter dem Hunde her.

Die Freunde verließen unter lautem Gelächter das Haus, beſtiegen ihre Pferde mit dem Aepfelſäckchen und gallopirten davon. Herr Thaddäus und Emerentia ſtanden beide athemlos und verſchnaufend in der Hausflur, ſchoſſen grimmige Blicke und brachen in Scheltworte aus über dieſe hungrigen Lungrer, dieſe Lumpenſäcke, dieſe ſchmarotzenden Tagediebe, ſammt ihrem gefräßigen Hunde. „Gift, Gift, Gift will ich ſtellen,“ keuchte Herr Thaddäus: „Wenn mir wieder ſo eine Beſtie ins Haus kommt.“ Emerentias rothe, feuerrothe Augen füllten ſich mit beißenden Thränen um die ſchönen Kartoffeln.

Die Freunde öffneten unterwegs ihren Apfelſack; eine ungeheure Menge Häckerling fiel heraus, endlich kam ein Apfel, dann wieder Häckſel und wieder ein Apfel u. ſ. f. Das ganze Säckchen enthielt ſechs Aepfel und nicht einen mehr; und alle waren wurmſtichig und hatten Fallflecken.

Im nächſten Dorfe, durch welches ſie ritten, warfen ſie die Aepfel armen Kindern hin, und ſchickten am folgenden Tage Herrn Thaddäus ſein

Säckchen mit Kartoffeln und einer Zwiebel, ſäuberlich in Häckerling eingepackt, wieder nach Thoden.

6.

Wie Herr Thaddäus ein Traktament giebt, und wie er mit dem Käſe flüchtig wird.

Das Gut Thoden hatte keine eigene Gerichtsbarkeit, allein in Folge eines alten Herkommens mußte alljährlich ein Beamter aus der benachbarten Stadt in Thoden gewiſſe Angelegenheiten beſorgen, und der Gutsherr hatte die Verpflichtung auf ſich, dieſen Beamten Mittags zu Tiſche zu bitten, weil kein geeigneter Gaſthof ſich in der Nähe befand, auch größtentheils zum Nutzen des Gutsherrn die Veranſtaltung getroffen war, daß der Beamte nach Thoden kam.

Dieſer Tag war für den dermaligen Gutsherrn jedesmal ein Paſſionstag; er zitterte vor ſeinem Herannahen, wie ein fauler Schulknabe vor der Prüfung, und ſegnete den Augenblick, wo der Beamte ſein Haus verließ. Heute ſollte nun der las ein gerader, oft ſehr derber, aber durchaus rechtlicher Mann bekannte Juſtizrath Frohmund kommen. Emerentia ſtand in der rauchenden Küche, wiſchte ſich oft mit der Schürze die rothen Augen, und hatte ſich ſehr geſchäftig.

Herr Thaddäus aber zog ſeinen Staatsrock an, die alte blaue Uniform mit rothen Klappen aus dem ſiebenjährigen Kriege, die ihm jetzt viel zu weit war, denn er war ſchmächtig geworden und ſein Nächſter hätte noch Platz darin gefunden.

Der Herr Juſtizrath erſchien; er kannte Herrn von Selerinski von der Schule her und machte gar keine Umſtände mit ihm. „Zieh Deinen ſchlappernden Roquelaur aus, alter Knabe, was thuſt Du mit der Uniform? Siehſt aus darin wie eine Vogeſcheuche! Komm, laß uns eins plaudern.“

Herr Thaddäus aber war gar nicht geneigt zu ſolcherlei deſpectirlichen Converſationen. Er war verlegen und einſilbig.

Emerentia erſchien mit der Suppe; Reis in Milch gekocht. Herr Thaddäus legte vor und nahm ſich ſelbſt reichlich. Nachdem der Juſtizrath gekoſtet, legte er den Löffel hin und ſagte zu dem eifrig eſſenden Wirth:

„Wohl bekomme dem Herrn Bruder dieſe angebrannte Milchſuppe, wo auf jeden Löffel voll nur ein Reiskorn kommt!“

„Angebrannt, Herr Bruder?“ — fragte ſtaunend Thaddäus, — „hm — hm — daß ich doch nicht wüßte!“

„Zum Teufel! wenn Du das nicht ſchmeckſt, Herr Bruder, dann ſage ich kein Wort mehr — aber laß nur, ich bin ohnedieß kein Suppenfreund, werde mich an das Andere halten.“

Das zweite Gericht erſchien, Cotelettes von altem Schöpſenfleiſch (denn Herr Thaddäus hatte vorige Woche einen Hammel todt ſtechen laſſen, der nicht mehr recht freſſen wollte) und Möhren mit Schoten; die Cotelettes waren in altem Talg gebraten, das Zugemüſe mit ſolchem geſchmort.

Der Juſtizrath hatte ſchon am Geruch dieſer edlen Speiſen genug; er bewunderte eine Zeitlang ſchweigend, wie Herr von Selerinski ſo muthig einhieb, bis dieſer endlich von ſeiner Arbeit aufſah und ſprach: „Nun — eſſen — Herr Bruder — eſſen. Der Herr Bruder müſſen vorlieb nehmen. Es giebt noch wenig Gemüſe, die Stadt iſt zu weit, ſind die Cotelettes nicht delicat?“

„Der Herr Bruder mag es mir nicht übel nehmen, wenn ich dafür danke,“ ſprach der Juſtizrath trocken. „Ich eſſe keine Lichter, und dieſe Carbonaden riechen ganz ſo; ich danke.“

„Der Herr Bruder hat freilich einen beſſern Tiſch,“ ſprach Thaddäus empfindlich. „Man kann aber hier auf dem Lande nicht Alles ſo haben, wie in der Stadt, das iſt unmöglich; ich denke, der Herr Bruder wird das einſehen. Emerentia! den Braten.“

Der Braten kam, er ſtammte auch von dem alten geſchlachteten Hammel.

Der Juſtizrath genaß nur einige Biſſen, ſchnupfte viel, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſche, während ſein Wirth ſich's köſtlich ſchmecken ließ, und ſagte ironiſch:

„Es thut mir leid, daß ſich der Herr Bruder vielleicht meinethalben ſo angegriffen; Braten war gar nicht nöthig, wenn ich nach dem Gemüſe ein wenig Butterbrod und Käſe gehabt, wär' ich ſchon zufrieden geweſen." Auf dieſe Worte wurde das Geſicht des Wirths ſo heiter, wie ein Maitag. Er legte Meſſer und Gabel mitten im Eſſen hin und rief: „Emerentia! Geſchwind den Braten weg! Butter! Butter! Schweizerkäſe!"

Dieſe Töne klangen erfreulich im Ohr des Juſtizraths, denn er hatte Hunger, und Hoffnung, ſich wenigſtens an dieſem Deſert ſatt eſſen zu können.

Das Verlangte erſchien, der Käſe war aber ſchon alt, denn es waren bereits drei Monate, daß Herr von Selerinski in Elbing geweſen, daher zeigten ſich beträchtliche Schimmelflecken, auch war jener ziemlich hart. Der Juſtizrath ſtrich ſich ein großes Butterbrod, aber über Thaddäus Geſicht zuckte der Schmerz, als er ſah, welches Stück Butter ſein Gaſt abſchnitt. In der Mitte war der Käſe noch weich und unverſchimmelt, und des Gaſtes Meſſer wüthete darin.

„Wollen der Herr Bruder nicht lieber hier ſchneiden?“ fragte der Wirth, am Teller drehend, aber ſein Gaſt ließ ſich nicht irre machen. „Was da — an Deinem alten Elbinger iſt nicht viel zu verſchneiden!“ rief der Juſtizrath und aß, was er konnte.

Bald ſchnitt er ſich ein zweites Stück ab, wieder aus der Mitte heraus, und ängſtlicher pochte das Herz des Herrn von Selerinski — er rückte unruhig auf dem Stuhle hin und wieder — er ſah nach dem Fenſter, nach der Uhr, er ſcharrte mit den Beinen. Der Juſtizrath ließ ſich das alles nicht anfechten, ſchnitt ein zweites Stück Butter ab, ein drittes Stück Käſe, während ſein Wirth noch am erſten aß, und ſprach: „Der Herr Bruder hat gute Butter, damit hätte die alte Emerentia die Möhren ſchmelzen ſollen und darin die Carbonaden braten. Schade, daß der Käſe ſo hart iſt!“ Sprach's und hob das Meſſer, ein viertes Stück herauszubohren, aber Herr Thaddäus ergriff mit ungemeiner Haſt den Teller und rief: „Ei, Herr Bruder! der Herr Bruder freſſen mir das Beſte aus dem Käſe heraus! Ich wünſche dem Herrn Bruder eine geſegnete Mahlzeit!“ Damit flüchtete er ſammt dem Käſe in die Kammer, und des Juſtizrathes ſchallendes Gelächter folgte ihm nach.

„Komm bald einmal zu mir in die Stadt,“ rief er: „da ſollſt Du Dich beſſer ſatt eſſen, alter Geizdrache, als ich mich bei Dir, und ſomit, Herr Bruder, Gott befohlen!“

Er rief es, und ging, und gelobte ſich heilig, nie wieder dieſe ungaſtliche Schwelle zu betreten.

6.

Wie der Herr von Zelerinski Damenbeſuch erhält und wie er dieſen mit Kaffee regalirt.

Daß Herr Thaddäus einen Viehhandel betrieb, war natürlich, hatte er doch Erfahrungen in ſolcherlei Angelegenheiten ſchon als Roßtäuſcher eingeſammelt; aus dem mitgetheilten Briefe an den Pfarrer Grauberg iſt auch dieſe Branche ſeiner Induſtrie bereits erſichtlich geworden. Nun iſt es in jener Gegend gar nicht ſelten, daß auch Frauen, die ſich der Landwirthſchaft annehmen, oft kleine

Landpartien machen, um ein oder das andere Geſchäftchen zu beſorgen, unter denen das des Viehhandels oben an ſteht. Zwei ſolcher betriebſamer Damen, begabt mit allen den glänzenden Talenten, die zum klugen Einkauf von einer Kuh, ein Paar Schweinen, einer Heerde Lämmer u. dgl. erforderlich ſind, waren die Generallieutenant von Roquinet auf Utten und die Oberamtmännin Luckardis, beide Nachbarinnen und intime Freundinnen, beide auch Nachbarinnen des Herrn von Selerinski auf Thoden.

Dieſe Damen, als ſie vernommen hatten, daß ihr berühmter Herr Nachbar einige ausgezeichnete Mutterſchweine zu verkaufen geſonnen ſei, beſchloſſen, ihm perſönlich die Aufwartung zu machen, und fuhren an einem ſchönen Tage nach Thoden.

Herrn Thaddäus rührte faſt der Schlag, als er die Equipage in den Hof rollen hörte; er eilte ſo ſchnell, als er konnte, ſich in den blauen Staatsrock mit den rothen Aufſchlägen zu werfen, und wurde mit dieſer Arbeit eben fertig, als die Damen in das Zimmer rauſchten. Zum Glück kannte er bereits Beide, bot höflich Stühle, ſetzte ſich zu ihnen und hörte, was ihr Begehr ſei. Es würde zu weit führen, das mit großer Lebhaftigkeit geführte Geſpräch über die Tugenden und guten Eigenſchaften der Mutterſchweine, ſo wie den Handel um dieſelben zu berichten. Man verfügte ſich hinunter vor die Koben, beſah das Rüſſelvieh, ſtieg wieder hinauf und zählte beinahe den geforderten Preis in blanken Speciesthalern auf den Tiſch. Da fühlte Herr Thaddäus in ſeiner Bruſt ein menſchliches Rühren und rief dreimal hinter einander: „Emerentia!" Jetzt aber, als er das Geld eingeſtrichen hatte, dachte er: das Geld habe ich, wozu noch Ausgaben? und rief nur noch zweimal: „Emerentia!"

Zu ſeinem großen Schreck und Aerger erſchien die Dienerin ſchon auf den fünften Ruf.

Er funkelte ſie mit grimmigen Augen an und rief barſch: „Kaffee!"

Nach einer langen Viertelſtunde, in der ſich das Geſpräch minder lebhaft, wie vorhin, um Wetter, Feldfrüchte und die letzte Ueberſchwemmung der Küſtenländer drehte, trug Emerentia

Kaffee, Sahne, Taſſen und Löffel auf, allein es fehlte — der Zucker.

Herr Thaddäus ſchritt gravitätiſch in die Kammer und brachte aus dieſer ein kleines Steinguttöpfchen voll Honig.

„Meine Damen!“ begann er: „Sie vermögen nicht zu ermeſſen, wie groß mein Bedauern und mein Mißmuth iſt, daß ich Ihnen nicht mit Zucker dienen kann, daß ich Sie bitten muß, mit Honig vorlieb zu nehmen, dieweil ich keinen Zucker im Hauſe habe; ich bitte tauſendmal unterthänigſt und gehorſamſt um Entſchuldigung.“

Die beiden Frauen beruhigten ihn und ſchenkten ſich ein, während deſſen er in einem Schubfach kramte, ſie konnten nicht begreifen, was er ſuche?

Es war ihm aber ſchwer auf's Herz gefallen, daß er die Frau Generallieutnantin, eine Dame von ſo altem Adel, mit Honig abſpeiſen müſſe; es fiel ihm ein, in der Kommode noch einige Stückchen Zucker geſehen zu haben, er ſuchte nach, fand glücklich und drückte heimlich der Frau von Roquinet die drei bis vier Stückchen in die Hand und flüſterte: „**A cause de votre noblesse!**“ Aber die Generallieutnantin verſtand ihn nicht, wußte nicht, was er wollte, zog die Hand in die Höhe, öffnete, ſah den Zucker, und beide Frauen kreiſchten in unauslöſchlichem Gelächter ſo laut auf, daß Herr Thaddäus ſich die Ohren zuhielt und ganz verblüfft ſtand, jene aber wurden blau vor Lachen, ſie hielten ſich krampfhaft am Tiſch feſt und die Thränen liefen ihnen über die Wangen; ja, ſie wären vor Lachen beinahe erſtickt.

Als ſie ſich ſatt gelacht hatten, was lange genug dauerte, brachen ſie auf und fuhren von dannen. Herr von Selerinski wurde ganz wüthend, daß er für ſeine Freigebigkeit den Weibern habe zur Zielſcheibe des Spottes dienen müſſen und überhäufte Emerentia mit Scheltworten, daß ſie ſchon beim fünften Ruf erſchienen ſei; dieſe aber vermaß ſich hoch und theuer, er habe ſechsmal gerufen. Er polterte, ſie keifte, er brüllte, ſie heulte, er ärgerte ſich, und ſie verſalzte ihm zur Strafe drei Tage hinter einander das Eſſen.

8.

Wie der Herr Neveu und Fräulein Nièce zu dem Herrn von Selerinſki kommen, und wie dieſer wieder jung wird und Bälle beſucht.

Eines Tages rollte eine Equipage in den Edelhof von Thoden, darin ſaß ein junger, hübſcher Mann und ein noch jüngeres und noch hübſcheres Frauenzimmer. Herr Thaddäus, dem Beide unbekannt waren, ſah ſie halb verwundert, halb mißmuthig, denn was konnten ſie wollen, als ſchmarotzen? Sie ſprangen aus dem Wagen, nahmen einiges Gepäck heraus und gingen in das Haus; der Kutſcher aber lenkte die Chaiſe herum und fuhr von dannen, dieß Alles ſetzte Herrn Thaddäus in gar großes Erſtaunen. Emerentia traute kaum ihren Ohren, als der junge fremde Mann ſie anredete, wie Einer, der ihr ſchon lange zu befehlen gewohnt: „Hier, alter Hausdrache, dieſe Schachtel und dieſen Mantelſack in das Gaſtzimmer! Wir werden hier wohnen, wo ſind der cher Oncle?

Die alte Haushälterin hatte weder Athem noch Worte; ſie hielt mit zitternden Armen das Gepäck und ſtand wie Lot's Weib. Die Fremden aber gingen hinauf, wo ſie Herrn Thaddäus ſchon hinter dem Fenſter wahrgenommen hatten, ſie öffneten ſtürmiſch die Thür ſeines Zimmers und eilten mit dem freudigen Ausruf auf ihn zu: „Theurer, beſter Onkel! Geliebter Herr Oheim! Wir grüßen Sie tauſendmal!"

Thaddäus ſchüttelte mit dem Haupt, wie ein Automat, ſein übriger Körper ſtand ſteif und hölzern. „Daß ich nicht wüßte, daß ich gar nicht wüßte" — ſagte er, aber mit geläufiger Zunge antworteten der Bruder wie die Schweſter: „hatten der werthe Herr Onkel nicht einen Bruder, der in ſeinem fünfzehnten Jahre nach Holland kam?"

„Kam er nach Holland?" fragte der Alte. „Er war ein Taugenichts, der davon lief und nie wieder etwas von ſich hören ließ."

„Er kam nach Holland," fuhr der Erzähler fort, „nahm Militairdienſte, kämpfte in Frankreich, gieng nach Amerika, erwarb Reichthümer —“

„Reichthümer?“ ſchrie Herr von Selerinski, „Wo ſind ſie, wo iſt er? lebt er noch? Ich habe nie Reichthümer erwerben können, ich bin ſein nächſter Verwandter, ich habe Anſprüche auf die Reichth—“

„Sie ſind ſein nächſter Verwandter, ſein Bruder,“ fuhr der junge Mann fort, „er kam aus Amerika zurück, verheirathete ſich in England mit einer reichen Lady, und wir ſind aus dieſer Ehe entſproſſen, wie Ihnen dieſe Documente —“

„Willkommen, tauſendmal willkommen in der Hütte der Armuth!“ rief Thaddäus, ſpreizte die Arme weit aus und drückte die Sprößlinge des Bruders an ſeinen dürren Leib.

„Schickt mir der Bruder etwas? O gute Seelen, gebt es heraus, o mein guter, reicher, glücklicher Bruder! Dieſe Freudenthränen — —“ er wiſchte ſich die Augen.

„Edler, herrlicher Oheim,“ flötete nun die junge Dame mit lockender Stimme: „ja, der Vater ſchickt Ihnen etwas, ſeinen letzten Gruß — und uns! Er iſt todt" — ſetzte ſie ſchluchzend hinzu.

„Er iſt todt!!" ſchrie Herr Thaddäus und ſank auf einen Stuhl, das Geſicht mit den Händen bedeckend.

„Geht zu meinem Bruder," fuhr die Sprecherin weich fort: „ſprach der Vater auf dem Sterbebette, er hat ein heiteres, reines, edelmüthiges Herz, er wird Euch väterlich aufnehmen."

„Ich habe ein edelmüthiges Herz," ſchluchzte Herr Thaddäus, „ich nehme Euch väterlich auf, ich will Euer Vermögen verwalten, ich will Euer Vormund ſein! O mein Bruder! Gebt mir Eure Banknoten, liebe Kinder! Arme gute Herzen, ich will Euer Vater ſein — gebt mir Eure Reichthümer in Verwahrung."

„Sie wollen unſer Vater ſein! Edler Mann, theurer Oheim!" riefen Beide, ihn gewaltſam umarmend und küſſend. „O Dank! hier finden wir den Vater, den edlen Beſchützer, der uns nährt und kleidet, nachdem teufliſcher Verrath uns um all unſer Vermögen gebracht hat."

„Wa — was?“ ächzte Herr Thaddäus: „Teufel — Verrath — gebracht hat? — Euer Vermögen?“ und ſeine Augen rollten wie Feuerräder.

„Unſre Mutter,“ ſprach der junge Mann, „ging gleich nach des Vaters Tode, den ſie verurſacht hatte, mit allen Schätzen, Kleinodien, Banknoten u. ſ. w. mit einem Lord davon; uns blieb kaum ſo viel, unſre Blöße zu decken, und zu Ihnen nehmen wir unſre Zuflucht, theuerſter Oheim!“

„Ja zu Ihnen!“ flötete Miß Beß und ſah den Alten zärtlich an, und als er ſchreien wollte: „Der Teufel iſt Euer Oheim, zu ihm ſcheert Euch, Ihr Vagabunden!“ da küßte ſie ihm die böſe Redensart vom Munde, daß ihm ganz wunderlich zu Muthe wurde. Er zappelte zwar ſträubend mit Händen und Füßen, allein es half ihm ſein Bemühen nichts. Er gab den Liebkoſungen des reizenden Mädchens nach, er hörte ſie an, er ſah ihre Thränen, ihr Lächeln, er vernahm ihr Flehen, ihr koſendes Geflüſter, ſeines Herzens ſtarre Rinde ſchmolz wie Wachs am Feuer, und Neffe und Nichte — durften bleiben.

Emerentia ſtand ſchon lange horchend an der Thür. Jetzt rief er drinnen: „Emerentia! Einmal für ſechsmal!“ und ſie eilte in das Zimmer.

„Wir haben Gäſte, gute Emerentia,“ ſprach er, „meines theuern ſeligen Bruders Kinder. Sorge für Eſſen und Trinken, ſchlage Betten auf, fege die Gaſtſtube!“

Emerentia glaubte zu träumen, ſie ſtarrte den Herrn an, ob es ſein Ernſt ſei, oder ob er etwa übergeſchnappt? Als er aber polterte: „Nun, was beſinnt ſie ſich lange? Was ſteht ſie noch da, die alte Hexe?“ da fuhr ſie wie ein Sturmwind zur Thür hinaus, die ſie heftig hinter ſich zuſchlug, und man vernahm draußen ein Krachen und Romoren, als ſpucke durch das Haus der böſe Feind.

Allein es kam für Emerentia noch ſchlimmer; Miß Bes ſtieß ſie vom Küchenthron, auf dem die Alte ſo lange Alleinregentin geweſen war; guter Kaffee und beſſere Speiſen, ſo gut, wie ſie ſeit Jahren nicht auf der Tafel des Herrn von Selerinski erſchienen waren, gingen unter den kunſtfertigen Händen des jungen Fräuleins hervor. Die alte Emerentia heulte und jammerte, ächzte und ſtöhnte, drohte täglich abzuziehen, blieb aber immer wieder da, denn ſie hätte nicht gewußt, wohin, und hier hatte ſie Nahrung und Obdach, und Niemand that ihr weh; nur das Gefühl der Zurückſetzung ward ihr unerträglich, ſie ſprach faſt den ganzen Tag mit ſich ſelbſt und ſagte Pſalmen her.

Der alte Herr Thaddäus von Selerinski verjüngte ſich ordentlich. Er wurde munter, freundlich, geſprächig, ſchmunzelte um das ſchöne Nichtchen herum und zeigte ſich mehr und mehr als ein alter verliebter Geck. Es gingen Dinge vor in Thoden, wo man ſich eher des Himmels Einſturz hätte träumen laſſen, als daß ſie geſchehen würden. Der Knecht mußte Wein aus der benachbarten Stadt holen, und die Wundermähr, Herr Thaddäus habe Geld für Wein ausgegeben, ſetzte alle Zungen in Bewegung. Das junge Geſchwiſterpaar wußte den alten Herrn noch mehr abzuſchmeicheln. Miß Bes machte ihn toll und thöricht. Sie begehrte Geſellſchaft, es ſei ſo einſam auf Thoden, und ihr zu Liebe legte Herr Thaddäus die alte Staatsuniform an, warf ſich in Putz und fuhr mit ihr und ihrem Bruder — in die benachbarte Stadt zum Ball. Welches grenzenloſe Staunen, welche Verwunderung von allen Seiten! Miß Beß war nicht wenig ſtolz auf den Sieg, den ihre jugendliche Reize über den Geiz und die karge Lebensart des alten Oheims erfochten. Er ſaß in ſeinem ſteifen Staat auf dem Ball und folgte mit den Augen jedem Schritt und jeder Bewegung ſeiner theuern Nichte. Zur Rechten ſaß ihm die Generallieutenantin von Roquinet mit ihrer Buſenfreundin, der Oberamtmännin Lucartis; Beide gedachten der Zuckerſpende und lachten unerhört. Ihm zur Linken ſaß der Juſtizrath Frohmund, ſchenkte ihm ein Glas Wein nach dem andern ein und rief halblaut: „Trink, alte Haut! Trink Dich einmal ſatt! Dein ſeliger Hammel ſoll leben!“ Herr Thaddäus ſaß wie auf Kohlen. Indeſſen machten die beiden jungen Männer, die der **Alte** einſt mit Aepfeln beſchenkt hatte, der Nichte bedeutend den Hof, darob brach ſein Ingrimm los, er rief den Neveu zu ſich, beſtand darauf, nach Hauſe zu fahren, und Schön-Nichtchen mußte ſich vom Balle trennen, was nicht ohne ein heimlich geweintes Thränchen ablief. Man fuhr ein wenig ſchmollend ab auf dem Leiterwagen, kam aber verſöhnt nach Hauſe. — Der Neveu mußte am folgenden Tage nach England reiſen, er hatte Hoffnung, einen Theil ſeines Erbtheils zu erhalten. Das Reiſegeld gab Thaddäus mit ſchwerem Herzen her, doch ſah er ihn gern ſcheiden. War er doch nun mit dem engelholden Nichtchen allein, brauchte ſeinen Liebesflammen keinen Zwang mehr anzulegen. Sie beſtrickte ihn mehr und mehr, er beſchloß, ſie zu heirathen, er gab ihr Geld zu Putz, zu Kleidern, zu Tändeleien, er zeigte ihr einen Theil ſeines Mammons hinter der Tapete verborgen, und — eines Morgens war das Nichtchen ſammt allen ihren Habſeligkeiten nebſt jenen werthvollen Papieren, auf und davon. Faſt einem Schlagfluß ähnlich war der Anfall, den der Schreck über dieſen unerhörten Verrath Herrn Thaddäus verurſachte; war er vorher jugendlich froh und oft ſogar läppiſch geweſen in ſeiner Liebe, ſo wurde er in ſeinem Kummer nun ganz kindiſch. Er weinte und jammerte, daß es zum Erbarmen war, über den entriſſenen Mammon, und rief in tauſendfachen Verwünſchungen alle Strafen des Himmels herab auf die Betrüger, denn etwas anderes waren der Herr Neveu und Fräulein-Nichte nicht geweſen. Emerentia half ihm weinen, dazwiſchen jubelte ſie auch ein wenig, daß die Strafe für ihre Hintanſetzung ſo ſchnell gekommen. Der Herr Thaddäus aber wurde noch magerer vor Gram und Kummer und verfiel zuſehens.

9.

Wie Herr Thaddäus von einem Diebe erſchlagen wird, dann als ein guter Chriſt ſeinem Mörder verzeiht und ſich über die Juſtiz todt ärgert.

War Herr von Selerinski früher vom Dämon des Geizes beſeſſen geweſen, ſo wurde er es nun noch ärger denn zuvor, und kargte auf eine unmenſchliche Weiſe. Er verringerte den ohnedieß geringen Lohn Emerentias und des Knechts, war grauſam gegen die Fröhner, drückte Bauern und Handwerksleute, ſchalt über jeden Groſchen, den er ausgeben mußte, und es gelang ihm nach zwei Jahren die Summe wieder zuſammen geſcharrt zu haben, die ihm von jenem vornehmen Gaunerpaar entwendet wurde. Aber der alte treue Knecht verließ ihn, er wollte um Hundelohn nicht dienen. Emerentia hielt aus, ſie wußte nicht wohin, die Arme, und war einmal den Mangel gewohnt.

Herr Thaddäus hatte ſchon den fünften Knecht, nachdem ihn der alte Hans verlaſſen. Einer nach dem andern lief davon. Dieſer fünfte war ein Spitzbube, er ſah es auf Selerinskis Schätze ab, als er ſich zu ihm in Dienſt begab.

In einer recht ſtürmiſchen Herbſtnacht, wo vor Wind und Regen Niemand unterwegs ſein konnte, führte er ſeinen Plan aus, dem Herrn einen Theil ſeines Mammons abzujagen.

Als Emerentia ſchlief, und zu vermuthen

ſtand, auch der alte Herr werde ſich niedergelegt haben, ſchlich Toffel mit geſchwärztem Geſicht und mit einem großen aber ſtumpfen Meſſer bewaffnet, aus ſeiner Kammer, ſchloß einen Fenſterladen auf, um raſch entſpringen zu können, und drang in die Stube. Zwar war die Thüre verriegelt, aber ein Ruck des kräftigen Kerls hob ſie aus den Angeln, und ohne ſonderliches Geräuſch ſchlüpfte Toffel in's Zimmer. Da war es freilich Nacht. Toffel tappte umher, er fühlte, aber überall nur verſchloſſene Schränke und Truhen. In der Nebenkammer ſchlief Thaddäus. Der Geiz und das böſe Gewiſſen haben einen ſchlechten Schlaf. Der Gebieter erwachte, hörte das Geräuſch, ſchrie: „Wer da? Emerentia! Toffel! Emerentia! Einmal für ſechsmal! Diebe! Mörder! He! Hülfe."

Dem Dieb war das Geſchrei ungelegen, er trat die Thür der Kammer ein, ſtürzte auf das Bett zu und packte den Kreiſchenden bei der Gurgel. Dies alles ging nicht ab ohne Krachen und Getöſe. Emerentia hörte dieſes, ſchlüpfte aus ihrem Kämmerlein, aber nicht dem Herrn zur Hülfe, ſondern in Todesangſt auf den Boden, wobei ſie in der Haſt zur Bewaffnung eine Ofengabel ergriff.

„Gib Dein Geld heraus!“ brüllte mit verſtellter Stimme der Knecht, den Herrn feſthaltend.

„Ich“ — winſelte, nach Luft ſchnappend der Geängſtigte: „ich — habe — keins.“

„Schurke, die Schlüſſel heraus zu dem Gelde!“ rief Jener wieder, und hieb ihn mit dem ſtumpfen Meſſer über den Kopf.

„Habe — kein — Geld — Verdammter! Laß mich — los —“ ächzte der Arme. Ein zweiter Hieb über den Kopf folgte. „Ich erwürge Dich, wenn Du nicht augenblicklich die Schlüſſel giebſt!“

„Und wenn Du mich erwürgſt — ich habe — keinen Pfennig! Um Gottes — Barmherzigkeit — ich — ſterbe.

„Stirb ins Teufelsnamen!“ ſchrie der Dieb wüthend, und führte Hieb auf Hieb; mit einem gellenden Schrei, den Thaddäus ausſtieß, war ſein Bewußtſein entflohn, er ſprach nichts mehr, ächzte, ſtöhnte nicht mehr. Blut rieſelte ihm vom

Haupt und feuchtete das Bett, und den Mörder packte die Furcht, ein Schauer des Entſetzens machte ihn machtlos. Er fühlte unter das Kopfkiſſen, kein Schlüſſel lag darunter. Er vernahm durch das Geheul des Sturms eine zeternde Stimme. Es war Emerentia, die auf dem Dache ſaß, und um Hülfe kreiſchte. Da verlor er die Beſinnung faſt, er raffte die Uhr mit der Tombackkette vom Tiſch, ſtürzte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, lief über die Aecker, watete durch Gräben, bis er in den Wald kam, und unter einer Eiche faſt athemlos niederſank.

Eine Weile blieb es todtenſtill im Schlafgemach des Herrn Thaddäus, dann ächzte dieſer: „Iſt er fort — der Satan! Au, mein Kopf — wenn ich mich nicht todt geſtellt hätte — hätte er mich — wahrhaftig — erſchlagen! Emerentia! Verfluchte falſche Hexe!“

Er kroch aus dem Bette, verband ſich den Kopf, ſchlug mit zitternder Hand Licht an. Kaum vermochte er, ſich aufrecht zu erhalten.

Zwei Landreiter kamen die Straße geritten, der Morgen graute, ſie hörten Emerentias Geſchrei und ritten ſchneller, da ſaß ſie ganz oben auf der Firſt, mit ihrer Ofengabel, als wollte ſie ſofort von dannen auf den Blocksberg. Die Reiter verwunderten ſich, ſaßen ab und eilten mit gezogenem Pallaſch in das Haus. Als ſie in Herrn Thaddäus Zimmer traten, glaubte dieſer, es ſeien abermals zwei Räuber, fiel zu Boden und ſtellte ſich wieder todt, aber aus ihren Bemühungen und Ausrufungen vernahm er, daß ſie als Helfer erſchienen, erwachte ſcheinbar, und erzählte ſein Unglück. Einer eilte auf den Boden und zog die ganz erſtarrte Emerentia herein. Sodann jagte er ſogleich nach der Stadt, die Anzeige von dem verſuchten Raubmord bei dem Gericht zu machen, während ſein Kamerad auf dem Gute als Schutzwache blieb, und nach Verlauf weniger Stunden waren der Juſtizrath Frohmund und die beiden jungen Actuare zur Stelle, vernahmen Herrn Thaddäus und Emerentia, und da der Knecht fehlte, auch das Haus von innen geöffnet war, ſo fiel der ſtärkſte Verdacht auf Toffel, und es wurden Anſtalten zu ſeiner Inhaftirung getroffen.

Vor allem wurde nach einem Chirurgen geſchickt, um Herrn Thaddäus Wunden zu unterſuchen und zu verbinden, allein dagegen proteſtirte er gerade zu und heftig. Er wiſſe ſelbſt Wunden zu heilen, und Pflaſter zu bereiten, rief er: er beſitze noch eine Menge Hausmittel und Salben, Salmiack, Kampfergeiſt u. dergl. im Ueberfluß (dieſe edlen Remedia hatte er noch vom Pferdehandel her aufbewahrt) und als der Juſtizrath deſſen ungeachtet nach dem Arzt ſandte, wurde Thaddäus ganz wild und ſchrie: „Man geht darauf aus, mich zu ruiniren, mich ganz zum armen Mann zu machen, zum Bettler!“

Es ſollte aber noch ſchlimmer kommen. Toffel wurde eingefangen, wie er die Uhr verkaufen wollte und der Criminalproceß gegen ihn eingeleitet. Er geſtand ſeine Frevelthat im erſten Verhör.

„Herr Bruder,“ ſagte Thaddäus zu dem Juſtizrath, als dieſer wieder bei ihm war: „wer bezahlt denn die Proceßkoſten gegen den Böſewicht?“

„Ei wer anders, als der Herr Bruder?“ fragte dieſer im Scherz zurück: „Der Delinquent hat nichts, der Herr Bruder hat genug und wird dem Staat nicht zumuthen, daß dieſer unentgeldlich es übernehme, den an dem Herrn Bruder begangenen Mordverſuch zu beſtrafen.“

„Der Staat mordet mich!“ ſchrie Herr Thaddäus. „Ich — ich — ich ſoll es bezahlen? Habe ich die Hülfe des Juſtizamts begehrt? Hat es nicht unaufgefordert ſich gemiſcht in meine Angelegenheit? Ich will keinen Proceß gegen Toffel! Er hat mich perſönlich beleidigt — ich verzeihe ihm nach Chriſtenpflicht — er mag zum Teufel gehen! die Rache iſt Gottes Sache — ich verzeihe!“

„Der Herr Bruder mag ihn immerhin verzeihen, das iſt löblich; allein deshalb muß Toffel doch wahrſcheinlich baumeln, nicht weil er den Herrn Bruder verwundet hat und beſtehlen wollen, ſondern weil er überhaupt einen Raubmord verſucht hat.“

Man ſoll ihn mir überlaſſen!“ rief Herr Thaddäus: „ich will ihn ſelbſt abſtrafen laſſen, er ſoll viele Prügel haben, der Coion!“

„Geht nicht an, Herr Bruder, geht nicht an,“ widerſprach der Juſtizrath. „Der Herr Bruder hat keine eigne Gerichtsbarkeit, keine Jurisdiction. Der Proceß geht ſeinen Gang.“

„Das größte Recht, und doch das größte, himmelſchreiendſte Unrecht an mir armen, armen Mann!“ ſchrie Thaddäus. „Ich bin an den Bettelſtab, ich bin ruinirt! Der Doctor will Geld, er Advocat will Geld, der Chirurg, der Apotheker! das Amt! Großer Gott! ich bin verloren! Zieht mich aus — reißt mir die Kleider vom Leib — Ihr geldgierigen Hunde! Blutſauger! Nehmt mein Blut! Geld bekommt ihr nicht — Geld hab' ich nicht! Verräther! Judas Iſcharioth!“

Tödlich erſchöpft — ſchwieg Thaddäus. Er verfiel in eine Schwäche, in ein Delirium, eine Hinfälligkeit — ein Schlagfluß kam dazu — er erlebte den andern Morgen nicht.

Toffel kam lebenslänglich in das Zuchthaus; eine Menge Seitenverwandte des verblichenen

Herrn von Selerinski auf Thoden meldeten ſich; der baare Nachlaß, der ſich in Kiſten und Kaſten wohlverſteckt nach und nach fand, belief ſich auf hundert fünfzig bis ſiebenzig tauſend Thaler.

Emerentia, die arme, alte Emerentia empfing mit Noth und Mühe ihren Lohn, den ſie von Jahr zu Jahr bei ihrem Herrn hatte ſtehen laſſen, der ihn verzinſte, und ſeine alten Kleider. Die blaue Uniform war darunter. Das Geld reichte gerade hin, ihr im Spital der nahen Stadt eine Pfründe zu verſchaffen.

Den hinterlaſſenen Reichthum des alten Herrn theilten die lachenden Erben.

Unterirdiſche Liebe.

Ein Phantaſiegemälde.

Es war allgemein bekannt, daß der Profeſſor Dĭptam der reichſte und dabei der ſonderbarſte Mann in der ganzen Stadt Erfurt ſei, wenn auch nicht die Hälfte der Dinge wahr, die man ſich von ihm in die Ohren flüſterte. So wollten Mehrere behaupten, er verfüge ſich, obgleich ſchon ſeit Jahren die Univerſität aufgehoben war, zu beſtimmten Stunden in ſein Auditorium, welches er zu dieſem Behufe im Winter heitzen laſſe, beſteige das Katheder, und halte mit lauter und vernehmlicher Stimme einen Vortrag, ohne auch nur eine lebendige Seele zum Zuhörer zu haben. Was, und worüber er rede, ſei nicht zu erlauſchen, indem vor dem Hörſaal ein kleiner Vorſaal befindlich, welcher ſtets verſchloſſen gehalten werde, und der Profeſſor auch die Thüre zu ſeinem Studierzimmer, aus welchem er unmittelbar in den Hörſaal treten könne, alsdann von innen verriegele. Andere wollten ihn gehört haben, wenn ſie außerhalb der hohen Mauern ſeines großen und prachtvollen Gartens nach irgend einen Luſtort hingegangen, wie er wunderliche Vogelſtimmen nachgeahmt und mit den gefiederten Bewohnern der Bäume abſonderliche Discurſe geführt. Der gemeine Mann behauptete mit allen möglichen Kernſchwüren, der kleine, ſtets etwas altmodiſch gekleidete und einen ziemlich langen Zopf tragende Profeſſor Diptam ſei ein vertrakter Herenmeiſter, habe ein Heckmännchen, könne Geiſter bannen, und halte jeden Dieb, der auf den unglücklichen Gedanken käme, in ſeinen Garten einzuſteigen, mit unſichtbaren Schlingen feſt. Daß der Profeſſor für alle und jede Arbeit, die er verrichten ließ, für Alles, was er kaufte, ſtets nur mit einer einzigen Münzſorte, nämlich ſächſiſchem Conventionsgelde, bezahlte, und zwar ſtets ſo blankem und neuem, als käme es nur erſt aus der Münze, erſchien Manchem auch wunderbar und bedenklich, wie erfreulich der Anblick der neuen Speciesthaler, Drittel- und Sechstelſtücke auch immer ins Auge fiel.

Daß Diptam in einem alten, aus früher Zeit her ſchon verrufenen Patricierhauſe wohnte, und zwar mit einer geringen Dienerſchaft ganz allein, daß bisweilen ein wunderlicher Duft aus dem Hauſe zu ſtrömen ſchien, und daß es auch manchmal beträchtlich darin knallte, vermehrte nur immer mehr die Scheu der gemeinen Leute vor dem Profeſſor und ſeinem unheimlichen Treiben; ja, es hatten einige Bürger einmal an einem Abende den Gottſeibeiuns aus dem Garten des Profeſſors leibhaftig langſam und majeſtätiſch in die Höhe ſteigen ſehen, derſelbe hatte feurige Augen gehabt, und ſtatt der Zunge war ihm eine ellenlange Flamme aus den Hals gefahren, ſo war er auf den Mond geflogen, und noch höher, bis er in einer blitzenden Gewitterwolke verſchwunden.

Wenn nun gleich die Verſtändigen, hörten ſie ſolche Erzählungen von ihrer befangenen Umgebung, ihr erklärten, daß dieſes muthmaßlich ein transparenter Luftballon geweſen ſei, daß der Profeſſor als ein großer Naturforſcher, oft chemiſche Experimente mit Hülfe ſeines alten Famulus mache, daher das Geknall, und der ſeltſame Geruch — ſo glaubten es die Leute und glaubten es nicht, je nachdem ihr Glaube ſich mehr zu dem Unbegreiflichen und Räthſelhaftdunkeln, als zu einer klaren Intelligenz hinneigte.

Alles dieſes, was ich nebſt vielen Andern wunderlichen Gerüchten von und über den Profeſſor Diptam hörte, trug nur dazu bei, mein Verlangen, dieſen ſonderbaren Mann genauer kennen zu lernen, aufs Höchſte zu ſpannen. Ein väterlicher Freund hatte mir ohnedieß einen Empfehlungsbrief an ihn mitgegeben, und mir gerathen ja nicht zu unterlaſſen, die trefflichen und koſtbaren Sammlungen Diptams zu ſehen, welche mir zu zeigen der Profeſſor nicht anſtehen würde, wenn er den Brief geleſen. Und wirklich hörte ich, als ich an der Tafel des Gaſthauſes zum römiſchen Kaiſer nach dieſen Naturalienkabinet

Erkundigungen einzog, daß es in der Stadt ſeines Gleichen ſuche an Vollſtändigkeit, Schönheit der Exemplare und Seltenheit einzelner Cabinetsſtücke.

„Gehen Sie hin," ſagte ein Tiſchgaſt: „wenn Sie ſich bei dem Profeſſor zu inſinuiren verſtehen, zeigt er Ihnen auch den Prinzen von Aethuſa."

„Was iſt das?" fragte ich erſtaunt, und auch die andern Gäſte richteten ihre Augen überraſcht auf den Sprecher, einen jungen Arzt. Dieſer lächelte ironiſch und geheimnißvoll zugleich, und ſprach: „So beliebt der Profeſſor etwas zu nennen in ſeinem Cabinet, was er mit großer Sorgfalt aufbewahrt, nur ſelten und nur ganz Vertrauten zeigt, und auch dieſe ſehen eigentlich nur einen kleinen Theil des geheimnißvollen Gegenſtandes."

„Und dieſer iſt?" fragten mit mir zugleich die Zuhörer.

„Dieſer iſt — wie ſoll ich es nun nennen —" fuhr der Redende fort: „eine Art Puppe, Alraun, Mandragore — man kann nicht klug daraus werden. Zuerſt ſchließt der Profeſſor einen kleinen

Kaſten von Ebenholz auf, hebt aus dieſem einen ſchön gearbeiteten ſilbernen Sarg, in dieſem liegt ein Elfenbeinkäſtchen, und dieſes hält eine ganz gewöhnliche Schachtel in ſich, in dieſer befindet ſich der Prinz von Aethuſa. Die Schachtel bleibt uneröffnet, und Sie erblicken durch ein in dem Deckel angebrachtes, rundes Glas einige Baumwollenwatte, in welcher, wie in einem Bettlein, ein grauenhaft anzuſehendes Ding liegt. Es zeigt ſich nämlich ein mißfarbiges, tiefeingefallenes Menſchengeſicht, einer Haſelnuß groß mit einer ſtark gebogenen Naſe, rothen Lippen und dunklen Augen, die man nicht ordentlich wahrnimmt; um den Hals ſcheint ein Baſt zu liegen und das Wenige, das man vom Leib ſieht, iſt wurzelartig, von lichtbrauner Farbe. Uebrigens läßt Ihnen der Profeſſor nicht ſo lange Zeit, es zu betrachten, als ich jetzt davon rede. Flugs iſt er wieder mit der Schachtel in dem Elfenbeinkäſtchen, mit dieſem im Silberſarg und ehe Sie ſich noch beſonnen, was Sie eigentlich geſehen, iſt alles wieder im vorigen Stand, und der Profeſſor öffnet eine

Thüre, die auf die Hausflur führt, macht ein ſehr verbindliches Compliment, läßt Sie hier austreten, verbeugt ſich nochmals ſehr freundlich und die Thüre fällt zu; im Flur aber ſteht der alte Jacob, macht einen ſteifen, altmodiſchen Bückling, [illegible] ſpricht: Euer Gnaden halten zu Gnaden, und wenn Euer Gnaden die ſieben Sächelchen gefallen haben, werden Sie dem armen Dienſtbotengeſinde ein kleines Trinkgeldchen — hm hm — halten zu Gnaden!“

Der junge Arzt ſchwieg, und die Gäſte ſahen einander an; es wußte Keiner recht, was er von dem Allen denken ſollte; mich litt es nicht länger in der Gaſtſtube, ich eilte in mein Zimmer, kleidete mich ſo elegant als möglich und eilte nach der Wohnung des Profeſſors hin; den Prinzen von Aethuſa konnte ich gar nicht wieder aus den Gedanken bringen. Ich ging alle Länder der Erde durch, nachſinnend, wo doch wohl das Königreich, das Fürſten- oder Großherzogthum Aethuſa liegen möchte, konnte mich aber auf kein ſolches beſinnen.

Jetzt ſtand ich vor dem grauen alterthümlichen Gebäude, das man mir als Diptams Wohnung bezeichnet hatte. Nach alter Art und Weiſe war die Thüre mit metallenen Löwenköpfen, die ſtarke Ringe in den Rachen hatten, verziert; dieſe, ſo wie ein mächtiger Thürklopfer in Delphingeſtalt, waren wie Gold ſo blank geputzt. Das Holzwerk der Thüre und die Pfoſten waren ſehr künſtlich ausgeſchnitzt, und darüber ruhte eine ſteinerne Gruppe mythologiſcher Figuren. — Es befiel mich eine gewiſſe Bangigkeit, ſchon hatte ich den Delphin in der Hand, um zu klopfen, — iſt es auch die gelegene Zeit — wirſt du dem gelehrten Mann nicht läſtig ſein — wird er dich nicht kurz abfertigen und gehen laſſen, woher du gekommen biſt? ſo fragte ich mich, faßte aber doch aufs Neue ein Herz, und klopfte, und erſchrak in dieſem Augenblick, denn ob ich gleich gar nicht ſtark geklopft hatte, ſo war es doch, als gehe ein rollender Donner durch das ganze Haus, und wie eine dumpfe Glocke ſummte es nach. Ich hatte die Thüre nicht genau angeſehen, ſie war ein großes, kunſtvoll gegoſſenes Erz.

Plötzlich ſprang ſie auf, von unſichtbarer Hand geöffnet, ich trat hinein, und mit lauten Klang fiel ſie hinter mir zu. Ich ſtand allein in der weiten Flur, ſechs Thüren, eine wie die andere, zählte ich, zu welcher ſollte ich eingehen in das innere Heiligthum? Es herrſchte ein ſonderbares Halbdunkel, ich ſtand zögernd, bis ich mit einem leichten Schreck gewahrte, daß ich nicht allein ſei. Ein alter Mann mit einem überaus freundlichen Angeſicht, ganz altfränkiſch gekleidet, ſtand nicht weit von mir, ohne daß ich ihn hatte aus einer Thüre treten hören. Ich verneigte mich, ich begann:

„Der Herr Profeſſor verzeihen gütigſt, wenn ich beſchwerlich — mein Name iſt, wie Ihnen dieſes Schreiben —“ „Bitte gehorſamſt,“ ſprach mit leiſem Tone der Alte: „der Herr Profeſſor ſind im Garten, werden ſehr erfreut ſein, haben Sie ſchon erwartet; belieben Sie nur hierdurch und den Gang hinunter zu gehen, Hochgeehrter Herr —“

Er nannte meinen Namen, er öffnete eine Thüre, ich trat in einen Laubengang von Taxus, und ſah mich wieder allein. „Träume ich denn?" rief ich, und fühlte an meine Stirne. „Der Bediente, den ich nie geſehen, kennt und nennt mich, der Profeſſor hat mich erwartet?" — Ich war nahe daran, einem abergläubigen Gedanken Raum zu geben, aber ich faßte mich. Mein väterlicher Freund konnte ja dem Profeſſor ſchon von meinrr Ankunft in Kenntniß geſetzt haben, was war nun noch zu verwundern? Beruhigt über meinen Zweifel, und der Vernunft im Stillen Abbitte thuend, ging ich durch den Laubengang, der mit Kies und bunten Muſchelſchalen beſtreut war. An ſeinem Ende gewahrte ich, daß ich mich in einem ſehr großen Garten befinde, der noch ganz im altfranzöſiſchem Geſchmack erhalten war. Hohe Wände von Taxus und Buxus, ſtreng unter der Scheere gehalten, ſtanden wie Couliſſen eines Rieſentheaters einander gegenüber, ſie waren wie italiſche Häuſer gebildet, Thüren waren hineingeſchnitten und Fenſter, oben darauf ſ[illegible]nden ausgeſchnittene Urnen und Vaſen, mit Göttergeſtalten wechſelnd. Ging man zu den Thüren hinein, ſo befand man ſich in kühlen, ſchattigen Lauben, und kam aus dieſen in die Räume, wo die Beete waren. Die Mauern des Gartens ſah man nicht, Alles war verbaut und verdeckt durch die hohen Laubwände. Der Tag war heiß; kaum flüſterte die Sommerluft in dem Laub der grünen Bogen und Wölbungen, und dabei war es ſo ſtill im Garten, ſo todt, ſo öde. Am Ende der unabſehbaren, ſich überall durchkreuzenden Gänge ſtanden Pyramiden und Obelisken, große runde Kugeln auf den Spitzen tragend; Alles von geſchnittenen Bäumen. Hier und da war ein Baſin mit Goldfiſchchen, ein Springbrunnen, auch ſchöne Bildſäulen ſtanden an den Ecken der Gänge, aber ihre hellblendende Weiße gab ihnen etwas ſeltſam Geſpenſtiges. Schien es doch, als ſei alles Leben aus dem Garten auf die Piedeſtale getreten, und darauf zu ſtarren Stein geworden; denn es waren nicht die Geſtalten aus Hellas lieblicher und ſchöner Mythenwelt, die da ſtanden, nicht der vollwangige

Dionyſos, der kräftige Herkules, Amathuſia mit den Grazien, Phöbus Apollon mit den Muſen oder lockende Nymphen waren hier abgebildet, nein, es waren ganz gewöhnliche Leute, Gärtner mit Harken, Mädchen mit Garben, Sicheln, Obſt oder Blumen; es waren geſchmackloſe Perſonificationen der Jahreszeiten, wie der Erdtheile, ſo daß auch dadurch keine erfreuliche Wirkung auf das Gemüth des mit dem Alterthum befreundeten Beſchauers hervorgebracht werden konnte. Alles kündete faſt peinlich die höchſte Blüthe des Roccoco.

Es mochte ſchon eine Viertelſtunde vergangen ſein, ſeit ich in den Gängen umherirrte, und noch hatte ich kein menſchliches Weſen erblickt, keinen Arbeiter, keinen Gartenburſchen, kein Kind, kein Weib, am wenigſten den Profeſſor. Als ich weiter ging, wurden die Räume enger, düſterer; es waren nicht mehr Häuſerwände, zwiſchen denen ich wandelte, eine regelloſere und doch ſtreng beſchränkende Phantaſie ſchien hier zu walten. Ruinen, Ungeheuer, Drachen, Wallfiſche, Elephanten, Rieſen, ſtanden hier umher, aus verſchiedenen Holzarten gebildet, dazwiſchen hoben ſich Bäume empor, denen vergönnt war, ſich frei im Reich der Luft zu entfalten; Bäume, die ich nirgend noch geſehen, und es ging ein wunderbares Rauſchen durch ihre Wipfel. Horch! was war das? Ich ſtand, ich lauſchte — Klänge, ſüß, lieblich, zauberhaft und herzergreifend, durchzitterten die Luft, waren es Harmonikaglockentöne, ſo waren ſie in ſolcher Zartheit, in ſolch ſüß befangender Wunderfülle nie an meinem Ohr vorüber gebebt. Immer mehr umfing es mich mit Zauberarmen

„Ich träume doch in der That recht lebhaft,“ ſprach ich zu mir ſelbſt, und wandelte immer weiter. „Das iſt der rechte Weg in das Land der Phantaſie,“ ſetzte ich mein Selbſtgeſpräch fort: „der Weg, von dem du je zuweilen geleſen haſt, daß er über das Gebiet des großen Moguls hinweg nach Dſchinniſtan führe. Es iſt jetzt drei Uhr, wenn du dich nicht aufhälſt, kannſt du gegen Sonnenuntergang dort ſein, dann geht gleich der Mond auf, und du kommſt noch zeitig genug zum Elfentheater, die heute Oberons und Titania's goldne Hochzeit aufführen, Zaubermelodram mit Geſang und Tanz, Text nach Shakespeare, Muſik von Theodor Amadeus Hoffmann — wo hab' ich doch gleich den Zettel? — Nein, das iſt zu toll!“ rief ich dann aus, „bin ich denn behert oder auf dem Wege überzuſchnappen, daß ich ſolch dummes Zeug träume, und laut rede, als wenn nicht hinter jedem Buſch der Profeſſor Diptam ſtehen und mich hören könnte; der gründliche, gelehrte Mann, was würde er ſagen, ſähe er in mir ſtatt eines ſoliden jungen Mannes mit hübſchen Kenntniſſen in den Naturwiſſenſchaften und erklecklichen Anlagen zu einem vortrefflichen Forſtcommiſſar, vielleicht gar Forſtrath — einen Phantaſten, der den Kopf voll poetiſcher Allotria hat? Schäme dich! Schäme dich! **Attention, Monsieur!**“

Als ich mir auf ſolche Weiſe den Text geleſen hatte, ſchritt ich wieder etwas beſonnener durch mein grünes Labyrinth, denn daß ich in einem ſolchen war, ſah ich nun wohl ein, ich überſah meinen Weg ſtets nur vier Schritte, ſo bog er wieder um eine hohe Hecke und alle Fernſicht war mir benommen. Plötzlich vernahm ich ein wunderbarliches Geſchwätz, Geſchnatter, Gekreiſch, welches von vielen Vogelſtimmen herzukommen ſchien. Erfreut, endlich doch irgend woher Lebensäußerungen zu vernehmen, ging ich den Stimmen nach, und ſah mich bald auf einem kleinen freien Platz, in deſſen Mitte eine im chineſiſchem Geſchmack erbaute geräumige Volière ſtand, in welcher eine Unzahl von Vögeln aller Farben und Länder durcheinander hüpfte, flatterte, ſchrie und kreiſchte. Ich trat näher und gewahrte mit Verwunderung, daß es meiſt ſeltne Ausländer waren, und viele darunter ſprachen vernehmliche Worte aus: „Victorialis! Athamanta! Dictamnus! Dictamnus! Victorialis von Aethuſa! Salep! Salep!“ tönte, ſchnarrte und pfiff es, und ich wußte gar nicht, was ich davon denken ſollte, daß die Vögel botaniſche Namen rieſen; ihr Gekreiſch wurde zuletzt ſo arg und laut, daß es meine Ohren nicht länger ertragen konnten, ich ging weiter. Siehe, da wandelte ich bald in einem Gange, der gebildet war von Cypreſſenbäumen und jungen Trauerweiden, und es wurde ſtill um mich her, das Vogelgekreiſch verhallte, und verſtummte allmälig, durch die Bäume rauſchte ein leiſes, melancholiſches Geflüſter, wie der Odem einer unſichtbaren Naturgottheit.

Ich war zu einem kühlen, ſchattigen Rundel gekommen; hohe ſtarke Linden wölbten ihre dichtbelaubten Zweige darüber, daß kein Sonnenſtrahl hindurch zu dringen vermochte. In der Mitte ſtand ein Monument von ſchwarzem Marmor, eine einfache Urne; der Würfel trug auf der einen Seite die Goldſchrift: **Athamanta**; ich ſchritt näher durch das Düſter; auf der entgegengeſetzten Seite las ich in gleicher Schrift **Victorialis**, im Hintergrund öffnete ſich eine düſtere Grotte, und wie ich mich weiter umſah, entdeckte ich eine Moosbank, auf dieſer ſaß der Profeſſor. —

Es war ein kleiner Mann mit ſilberweißen, altmodiſch friſirtem Haar und einem etwas langen Zöpflein, ſeine Tracht war auch nach altem Schnitt, doch keineswegs karrikirt. Er ſchlief, und ich ſchritt leiſe zur gegenüberſtehenden Bank, um auf ihr ſein Erwachen abzuwarten, dabei hatte ich volle Muße ihn recht genau zu betrachten. — Er war ſehr bleich, und ſeine Züge waren Verkündiger eines tiefen Kummers, ſeine Haut war auffallend weiß. Das ehrwürdige Haupt neigte ſich recht ſorgenſchwer nach vorn; gedachte ich ſeines tiefen Wiſſens, ſeiner anerkannten Verdienſte um Naturkunde, und dabei wieder der ſeltſamen Gerüchte, die ich über ihn vernommen, des Geheimnißvollen, was in ſeinem Benehmen, wie in ſeinem Hausweſen obwalte, ſo konnte ich mich einerſeits nicht einer gewiſſen Freude, anderſeits nicht eines leiſen Schauers erwehren, daß ich hier an dieſem einſamen Orte mit dem wunderbaren Mann ſo ganz allein ſei. Was hatte dieſer Greis nicht alles gelernt, erforſcht, ergründet? Welche Jahre, welche Ereigniſſe waren ihm vorübergegangen, ehe ſein Haar ſo weiß wurde, ſeine Kraft ſo ſinkend? Und wie viel Gutes hatte er gewirkt, wie reichen Segen und Belehrung und Erkenntniß ausgeſtreut! Furcht und Ehrfurcht bewegten mein Inneres, doch die Letztere gewann bald den Sieg über die Erſtere, und jetzt hob der Profeſſor ſein Haupt empor, und ſchlug die Augen auf. Er ſah mich noch nicht.

„Schlaf, Schlaf!“ ſprach er vor ſich hin, du haſt mich wieder mit deinen Flügeln umweht, ich danke dir! Es ſchläft ſich im Freien ſo ſüß, und drinnen weigerſt du mir ja grauſam den holden Mohn. Ja, einſt, als ich noch eine Tochter hatte, die mich einſang mit ſüßen Liedern, da fand ich dich immer, du warſt mir ein lieber, treuer Freund, aber nun ſeit Athamanta ſchläft — biſt du mir treulos geworden! O Schlaf, warum haſt du dich in meine Tochter verliebt, und ſie mir entführt? Das war nicht recht von dir, hätteſt du lieber mich genommen. Zwar ſagten Alle, du ſeiſt es nicht geweſen, der ſie mir raubte, ſondern dein Bruder, aber ich glaube es nicht!“

Ich wollte den armen Mann nicht behorchen, ich trat ihm näher, und neigte mich ehrfurchtsvoll vor ihm. Seine kummervollen Züge gewannen plötzlich einen andern Ausdruck und waren ſehr freundlich.

„Ah, ſieh da, Herr — und mir ſo ſehr empfohlen! Herzlich willkommen.“

Ich ſtammelte meine Freude, dem Herrn Profeſſor Diptam kennen zu lernen, und überreichte meinen Brief.

Er ſchob ihn, ohne zu leſen, in die Taſche. „Ja willkommen, werther Zögling eines mir theuren Freundes, wie ich keinen wieder gefunden habe!“ rief er mit wehmuthvoller Zärtlichkeit aus. „O ſagen Sie mir, wie lebt mein guter Prieſter der **alma mater**? bitte, erzählen Sie mir von ihm.“

„Er grüßt Sie aufs Herzlichſte,“ erwiderte ich: „und ich freue mich, daß die Ueberbringung dieſer freundſchaftlichen Grüße mir das Glück verſchaft, Ihnen, hochgeehrteſter Herr Profeſſor, auch meine unbegrenzte Achtung und Anerkennung Ihrer Verdienſte in Perſon verſichern zu können.

„Sie ſind zu gütig!“ lächelte Diptam. „Ich fühle meine Schwäche, doch habe ich redlich geſtrebt, und das ſollen wir Alle. Mit Rieſenſchritten ſchreitet die Wiſſenſchaft vorwärts, die Jüngern überholen uns, und die Jahre überflügeln uns; o quölle doch in der Natur für den hinfälligen Körper ein Lebensbalſam, wie ſie für den Geiſt eine ewige Quelle der Verjüngung iſt! Sehen Sie, lieber junger Mann, dies mein ergrautes Haar! Als es noch ſo braun war wie das Ihrige, o da war eine andere Zeit, die Zeit meines fröhlichen, kräftigen Wirkens; da ſtand ich in der Blüthe, und ſetzte köſtliche Frucht an — jetzt — bricht mein Winter herein, die Frucht iſt abgefallen, und der welke Stengel ſinkt ihr nach. Herr! Ich habe Linné gekannt!"

Des kleinen Mannes Augenſterne ſtrahlten wie in einer wundervollen Begeiſterung, als er den Namen nannte, und mich überwältigte ein Gefühl der Rührung, das ich nicht zu unterdrücken vermochte. Heilige Dankbarkeit, die uns große Namen mit kindlicher Ehrfurcht ausſprechen lehrt, du biſt Sprache des Weltgeiſtes! Die Erinnerung an hochverdiente Menſchen bleibt ewig ſchön und wird nicht geſchmälert, wenn die fortſchreitende

Erfahrung nachfolgender Jahre entdeckt, wo ſie geirrt haben. Leichter iſt es, der gebrochenen Bahn folgen, als ſelbſt Bahn brechen; leichter, dem Wegweiſer nachgehen, als ſelbſt Führer ſein; leichter einen Fund beſchauen, befühlen und beſchreiben, als ſelbſt mühſam forſchen und ſelbſt finden; die Wünſchelruthe der Entdeckung, die Glücksblume der Erfindung ſind nicht in eines Jeden Hand gegeben.

„Sie wollen meine Sammlungen ſehen?“ fragte Diptam, und ohne mir Zeit zur bejahenden Antwort zu laſſen, fuhr er geſprächig fort: „Sie ſollen alles ſehen, was ich habe, freilich iſt es aber nach alter Art geordnet, und Manches ſollte, wie ich recht gut weiß, einen andern Platz haben, aber — Gewohnheit iſt gleich einer treuen und freundlichen Hausfrau, die Jahre lang mit uns Leid und Freude getragen, man entbehrt ſie ſchwer, oder ſie iſt wie eine alte Amme, die uns als Kinder an ihren Brüſten nährte und uns groß zog, wer möchte ſie verſtoßen? Und einem alten Mann kann ein junger ſchon etwas zu Gute halten, nicht wahr?“

„Gewiß von Herzen gern!“ antwortete ich dem freundlichen Greis, von ſeinen liebreichen Weſen auf das Innigſte angeſprochen. „Es thut ſich ſogar in der Art und Weiſe, wie unſre Väter und Vorfahren Naturalien aufbewahrten, ihre größere Ehrfurcht und Verwunderung, ihr ſtärkerer Sammeleifer kund, und ungemein rührend iſt die Kindlichkeit, mit welcher ſie die ſelbſt erſt jugendlich aufſtrebende Wiſſenſchaft und Liebe zur Natur redlichen Sinnes pflegten.“

Der Profeſſor drückte mir warm die Hand. „Recht ſo, mein junger Freund,“ ſagte er: „das Herz und die Denkungsart Ihres verehrungswürdigen Lehrers ſprechen aus Ihnen. Keiner ſoll die alte Kunſt, das alte Wiſſen verachten, denn beides ſind die Fundamente, darauf die Neuen weiter bauen — und nur zu oft — ſieht ſelbſt die neue, hochachtbare Wiſſenſchaft ſich veranlaßt, alten von ihr verworfenen Wahrnehmungen neue Aufmerkſamkeit zuzuwenden.“

„Sie wollen die groſse Güte haben, theuerſter Herr Profeſſor, mir Ihre Sammlungen zu zeigen,“ ſprach ich, da Diptam ſchwieg.

„Meine Sammlungen! ja,“ erwiderte er mit einem melancholiſchen Blick auf das Denkmal. „Junger Mann,“ fuhr er mit einer Stimme fort, deren tiefe, jammervolle Wehmuth mir ins Herz ſchnitt: „Sehen Sie dieſen Stein an! Darunter liegt meiner Sammlungen Krone, mein Stolz, mein Glück, meine Hoffnung — meine Tochter Athamanta.“

„Armer Vater!“ bedauerte ich. „Erleichtert Mittheilung Ihren Schmerz, ſo erzählen Sie mir von ihr.“ „Erzählen?“ ſeufzte er. „Ich weiß nicht, ob mich ein Menſch verſtehen wird? Es hat mich noch keiner verſtanden. Dieſen Bäumen erzählte ich von Athamanten, und die Zweige rauſchten ſchwermüthig, und es träufelten Thränen nieder auf meiner Tochter Grab. Dieſen Blumen klagte ich oft mein Leid, und ſie neigten theilnehmend ihre Kronen, und beugten ſich leiſe über den Hügel, als wollten ſie mit ihren Sternenaugen hinunterſchauen in den Himmel der Tieſe, und den Engel ſehen, der darin ſchläft.“

„Meinen Vögeln habe ich von meinen Schmerz geſprochen, und ihre Stimmen ſind Echoklänge meiner Klage geworden, ſie rufen mir Athamantens Namen zu und noch andere liebe Namen, die ich nicht nennen kann ohne Thränen — aber kommen Sie, mein Herr — dieſer Platz hat mich ſo oft weinen ſehen, daß ich ihn nicht ohne Weinen mehr ſehen kann.“

Wir gingen durch das Laublabyrinth; wunderbar hatte mich der Profeſſor befangen, ſo wie er, war mir noch kein Menſch erſchienen, ſolche Tieſe der Wehmuth hatte ſich mir noch bei keinem offenbart, und ich habe ſchon ſehr Tiefbetrübte geſehen. Die phantaſtiſchen Gedanken, die mir angewandelt, als ich allein durch den Garten ging, hatten mich alle verlaſſen, ich ſah wohl, daß der Profeſſor anders war, als ich ihn mir gedacht, als man ihn mir geſchildert. Kein Sonderling, kein griesgrämiger Alter, befangen von wunderlichen Grillen und barocken Ideen ging neben mir, ſondern der perſonifizirte Schmerz, reinmenſchlich ausgeprägt; im Gewand eines liebevollen, ernſten Greiſes die heilige Trauer.

Als die Vögel in der Volière den Profeſſor erblickten, begannen ſie lauter zu ſchreien und zu rufen, aber er erhob den Arm nur ſanft und winkte, da ſchwieg eine der Stimmen nach der andern, und wie wir am Gitterhaus vorbeikamen, ſaßen die ſchönen, bunten Thiere alle ſtill, als ob ſie ſchliefen; einige hatten die Köpſchen unter die Flügel geſteckt, andere bewegten hinterwärts das kleine Haupt, und ſahen uns mit hellen Augen wie wehmüthig an, der Profeſſor aber ſah hinweg. Nun herrſchte wieder eine Todtenſtille im Garten, durch den wir beide ſchweigend, wie abgeſchiedene Geiſter wandelten.

In meiner Kindheit hatte ich einmal ein Bild geſehen: Elyſium, an jenes Bild mahnte mich der Garten; der gute beſchränkte Künſtler hatte nämlich Elyſium im Roccoco-Geſchmack dargeſtellt; hohe Lauben, Bogen und Gänge von geſchnittenen Taxus, darin ſich die Schatten mit gemüthlichen

Alongenperücken ergingen. — Nur zuweilen klangen durch die ſchwermüthige Stille des Gartens jene ſüßen Klänge, die ich ſchon vorhin gehört, wie Geiſterlieder, herüber geweht von ſeligen Gefilden, und verhallten in leiſen, zitternden Bebungen.

„Ja, mein lieber Herr," begann der Profeſſor nach einer Weile zu ſprechen: „dieſer Garten fängt auch ſchon an, ein Cabinetsſtück zu werden, und ſeines Gleichen iſt kaum noch zu finden bei Schlöſſern, deren Fürſten ausgeſtorben ſind, und bei einzelnen Sonderlingen, die das Alte lieben, weil es mit ihnen alt geworden. Dieſen Garten habe ich angelegt; in dieſen Garten hat Linné gewandelt, und ich an ſeiner Seite, wie Sie jetzt neben mir, und ich ein Jüngling wie Sie. Die Zeit vergeht, und wir mit ihr, aber das Leben der Natur iſt ewig! O, wenn Sie meine Tochter gekannt hätten!"

„Ich trauere mit Ihnen um Athamanta!" ſagte ich, und drückte ihm leiſe und theilnehmend die Hand. Er ſah mich ſchmerzlich lächelnd an, und ſprach mit bewegtem Gemüth: „Sie ſollen wiſſen, um wen Sie mit mir trauern, kommen Sie!“ — Er führte mich in das Haus und begann, mir ſeine Sammlungen zu zeigen. Hier machte er den beredten treuen Cicerone, und ſchien neu auflebend durch den Anblick der Wundergaben aus dem ewig überfließenden Füllhorn der Natur, ganz ſeinen Schmerz, wie ſeine Tochter vergeſſen zu haben. Jetzt war es nicht mehr der gramgebeugte Greis; der mit mir durch die Zimmer wandelte; der Naturforſcher, der gelehrte Profeſſor Diptam war es, dem der Balſam der Belehrung vom Munde quoll, wie Thau von Hermon. Was ich Alles geſehen? Ich weiß es kaum noch, aber Vieles und Wunderbares war es, doch die ſeltſame und verwunderliche Geſchichte, die mir ſpäter der Profeſſor vorlas, verwiſchte ganz den Eindruck, den ſein großartiges Muſeum auf mich gemacht. Wir hatten Säle und Zimmer voll Mineralien, ausgeſtopfte Thiere, Vögel, Schlangen, Schildkröten, Krokodile und dergl. durchwandert und gelangten endlich in ein großes Cabinet, worin Kunſtſachen und Curioſa aufbewahrt waren, nebſt Seltenheiten aus dem Alterthum. Da waren einige Mumien, kleine ägyptiſche Götterbilder, Canopen, ſteinerne Scarabäen und viel ſeltſames Bildwerk, und dort, mitten auf einem ehernen antiken Dreifuß ſtand — ein Käſtchen von Ebenholz; jenes Käſtchen, das mir der Arzt beſchrieben. Der Profeſſor nahte ihm mit einem Seufzer und ſchloß es auf.

Aus dem Ebenholzkäſtchen hob ſich der Silberſarg, aus dieſem das Käſtchen von Elfenbein, alles ſo, wie der junge Arzt geſagt; der letzte Deckel ſprang auf und in Diptams Hand ruhte eine kleine längliche Schachtel, ſieben Zoll lang; er hielt ſie mir entgegen und ſagte: „Sehen Sie!“

Ich ſah durch ein im Schachteldeckel angebrachtes rundes Glas ein bleichfarbiges, verzogenes Menſchengeſicht, einer Haſelnuß groß, und es ſah aus, als ſei es aus einer Wurzel geſchnitzt, auf dem Haupte ſchien ein netzartiges Geflecht angewachſen. Den Hals umgab in der That eine

Art Baſt, und auf der Bruſt lag ein alterthümliches, ganz kleines Kleinod, fünf Granaten, rund in Silber gefaßt; der Körper dieſer Geſtalt, die mir ein eigenes Grauen einflößte, ſchien aus Wurzeln zu beſtehen und ruhte auf Baumwolle. Als ich das Alles drei Augenblicke lang betrachtet, barg Diptam die Schachtel mit dem räthſelhaften Gebild wieder in das Elfenbeinkäſtchen, ſtellte dieſes in den Silberſarg, und bald verſchloß dieſen die letzte Hülle, das Käſtchen von Ebenholz, deſſen Form ganz die eines friſchen Grabes war. —

„Haben Sie geſehen?“ fragte der Profeſſor: „Was meinen Sie, was mich dieſes Erdmännlein koſtet? — Eine Tochter koſtet's mich“ und er nahm mich bekümmert bei der Hand, drückte an einer Tapetenthür, ſchlüpfte voran, ich folgte und ſah mich in einem kleinen Hörſaal verſetzt; alte Tiſche und Stühle, erſtere vollgemalt von der kunſtreichen Feder aufmerkſamer Zuhörer und mit vielen eingeſchnittenen Namen geziert, bildeten nebſt dem Katheder das einzige Geräth.

„Setzen Sie ſich, mein Herr,“ ſprach zu mir der Profeſſor, „und nehmen Sie Theil an einer Vorleſung, die ich heute halten werde, es iſt ein **collegium privatissimum**, ſoll Ihnen aber gar nichts koſten, als die Zeit, die Sie meinem Vortrage ſchenken, auch erlaube ich Ihnen nachzuſchreiben.“

Plötzlich, als er dies geſprochen, war er verſchwunden, ich wußte nicht wohin, und ſetzte mich erſtaunt dem Katheder gegenüber. Ich wußte gar nicht mehr, wie mir geſchah, ob ich wache oder träume und harrte, gefaßt, das Wunderbarſte zu hören, dem Wiedererſcheinen des Profeſſors. Nach einer Pauſe von zehn Minuten trat er durch die Thüre, die auf das Katheder führte, ein. Er hatte ſich umgekleidet und war ſehr im Putz. Das Heft, welches er jetzt auflegte, war in violblauen Sammet gebunden und hatte Goldſchnitt. Er verneigte ſich und las nun das Folgende mit einer nicht lauten, ſanft tremulirenden Stimme langſam ab, und ich ſchrieb nach, ſo ſchnell ich konnte.

„Meine hochzuehrenden Herren!„

„Wunderbar und geheimnißvoll iſt das Leben, das in den Tiefen blühet, und unenträthſelt ſind des Nachtreichs verborgene Schöpfungen; ja, was ſage ich, Alles, was wunderbar und geheimnißvoll iſt, birgt ſich in dunkle Tiefen, unerſpähbar dem ſterblichen Auge, unerreichbar ſelbſt dem durchdringenden Blick des Menſchengeiſtes. Alle Schöpfung iſt Geheimniß!"

„Wer iſt ſo kühn zu behaupten, der Mutterſchoos der Erde ſei nur nach außen hin gebärend? Kann er nicht auch Blumen und Früchte nach innen treiben? Eine Sonne ſendet nach allen Richtungen ihre Strahlen, ein Brennſpiegel vereinigt alle Strahlen auf einen Punkt. Alle Ströme empfängt das Meer und gebiert ſie ewig wieder. Schaffend ſchwebt über Meeren und Bergestiefen der Geiſt der Allmacht."

„In der Menſchenſeele ſind zwei entgegengeſetzte Pole, deren einer hinauf zeigt nach dem Zenith, deren zweiter abwärts deutet nach dem Nadir. Einem von beiden folgt die Seele. Sie ſind einander feind, wie Gutes und Böſes, Schönes und Häßliches, Mildes und Rohes, aber ſie ſelbſt ſind von allen dieſes keines. Den Flug zur Höhe nehmen Freude, Hoffnung, Liebe; den Flug zur Tiefe nehmen Trauer, Schmerz, Täuſchung, aber von allen dieſen ſei hier nicht die Rede, die Allegorie liegt außer dem Gebiete der Wiſſenſchaft."

„Es iſt ein Sinn in uns mächtig, der Forſchungstrieb heißt, und ſich ſchon früh, ſchon in der Kinderſeele offenbart, und ſeine Richtung ſteigt meiſt abwärts; im tiefern Sinn, als gewöhnlich das Wort genommen wird, möchte ich ihn Tiefſinn nennen, den Sinn, der in die räthſelhaften Tiefen des Erdſchooßes dringt oder dringen will, und aus der Hülle der Nacht das Geheimniß bringen an die Tageshelle."

„Aber ſelten nur erſchließt ſich dem Blick des ſterblichen Menſchen die verſchloſſene Tiefe ganz, was er ja erſchauen mag, ſind einzelne Strahlen und dämmernde Streiflichter der verborgenen Nachtſonne, die gleich Irrlichtern und Meteoren flackernd und flammend aus dem Erdenſchooß heraufglühen und dann wieder verſchwinden, und dann laſſen ſie niemals Freude zurück in der Menſchenſeele, ſondern nur den Schmerz und das Leid und die tiefe, ſchwarze Trauer. Meine Herren, hören Sie zu dem, was ich ſage, ein Beiſpiel, das eine Geſchichte iſt."

„Es war ein Mann, der hatte eine ſchöne Tochter, die er mit aller Liebe und Sorgfalt erzog. Aber einen Fehler beging er — o es iſt bitter, trübe Erfahrungen ſelbſt bekennen zu müſſen — er hütete ſie zu ſehr als eigenen Schatz; in ſelbſtſüchtiger Liebe entzog er ſein holdes Kind der Welt, in der allein ein junges Herz ſich glücklich fühlen kann; er entzog Athamanten der fröhlichen Kinderwelt. Er glaubte, in ſeinem großen, herrlichen Garten könne die Kleine genug ſpielen und froh ſein, aber er vergaß jene Worte, die vor der ewigen Weisheit ſelbſt geſprochen wurden: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei." E gab Athamanten keine liebenden Geſpielen ode Geſpielinnen gleichen Alters, wohl aber viel todte Spielzeug und Bücher genug mit bunten Bilder und angenehmen Mährchen, und dann bemühte e ſich, in ihr die Liebe zur Naturwiſſenſchaft zu e wecken, von der ſein ganzes Herz glühend erfüllt war. Und zu ſeiner Freude lernte das Kind viele lateiniſche Namen ausſprechen und behalten. Als das Mägdlein größer wurde und nun zuweilen in Geſellſchaft gehen ſollte, und einige Mädchenbekanntſchaften machte, da ſah ihr Vater ſchon, daß er gefehlt, ſie nicht im Leben ſelbſt ihr Leben entfalten zu laſſen, ſondern ſie ſo ſtill aufzuziehen, wie eine ſchöne Blume, nämlich im Garten. Athamanta floh die Geſellſchaft, nirgend fand ſie ein Herz, welches das ihre verſtand, und doch war ihr Herz ſo reich und gut. Sie wollte nun nicht unter Menſchen, ſie liebte allein zu ſein, pflanzte und pflegte Blumen, und vertiefte ſich in die Wunder der Natur; aber von einer ganz andern Seite, als die Wiſſenſchaft, betrachtete ſie der Allkraft ſchaffendes Weben; ihre Anſchauung war eine ideale, und wenn ich — ich meine, wenn Athamantens Vater mit ihr ſprach, ſo mußte er oft erſtaunen über ihre Aeußerungen, die verriethen, wie tief ſie denke, und wie ſich ihr ganz beſondere Pforten aufgethan, durch die ſie blicke und wandle in eine Wunderwelt, die andern Menſchen gänzlich verſchloſſen. So erhielt ihr Vater, als er einmal auf einige Zeit verreiſen mußte, einen Brief von ſeiner Tochter, in dem ſie unter Anderen das Folgende ſchrieb:

„Nun weiß ich auch, mein theurer Vater, daß es Geiſter giebt, und zwar Geiſter ſehr wunderbarer Art, geheimnißvolle Mittelweſen zwiſchen den ſichtbaren Menſchen und den unſichtbaren Engeln, die von kleiner zarter Geſtalt ſind, in den Tiefen wohnen und nur bisweilen in ſchönen Dämmerungen herauſſteigen aus ihren Reichen, und ſich erblicken laſſen von Menſchen, denen ſie freundlich gewogen ſind. Ein ſolcher erſcheint mir jetzt oft und ſpricht mit mir, wenn ich in unſerer Spiegelgrotte ſitze und vom leiſen Abendwehen umflüſtert, umſurrt von grauen Dämmerungsfaltern, darüber nachſinne, wie groß und unerforſchlich der Schöpfer in ſeiner Macht und in ſeinen Geheimniſſen iſt. Der Geiſt iſt ſehr freundlich mit mir 'und erzählt mir viel von ſeinem ſchönen Königreiche, deſſen

Thronerbe er iſt, und trauert, daß ich zu groß und ungeſchickt ſei, durch die kleinen Erdlöcher mit ihm hinabzuſteigen und ſein Reich zu betrachten. Beſchreiben kann ich Ihnen dieſen Prinzen von Aethuſa, ſo nennt er ſich, nun freilich nicht, denn er iſt ſo wenig materiell, daß ich ſelbſt noch kaum weiß, wie er ausſieht; ſein Name aber iſt Victorialis.“

„Ueber dieſe Nachricht erſchrack der Vater des jungen Mädchens nicht wenig und fürchtete, daß ihr Verſtand gelitten, beſprach ſich ſodann mit einem berühmten Arzt, welcher meinte: „Geiſter ſehen ſei eine ſchwärmeriſche Phantaſie und Anlage zu hyſteriſchen Leiden; Veränderung ihres Wohnorts, Zerſtreuung, Geſellſchaft, kleine Reiſen ſeien hier zuträglicher, als Arzneimittel; könne es geſchehen, daß man ſie bald verheirathe, ſo ſei dies das allerbeſte Remedium.“ Hierauf reiſete der Vater mit bekümmertem und ſorgenſchwerem Herzen nach Hauſe, fand aber ſein Kind nichts weniger als geiſteskrank, ſondern recht froh und munter. Athamanta erzählte ihm, welche Blumen indeß aufgeblüht, welche Käfer und Schmetterlinge ſie gefangen, wie viele Fremde da geweſen ſeien, und gedachte ihres Briefes gar nicht mehr, und als nun endlich der Vater fragte: „Aber ſage mir, liebes Kind, welche Bewandtniß hat es denn mit dem confuſen Zeug in Deinem Brief, was ſchreibſt Du von Geiſtern und unterirdiſchen Victoralisprinzen?“ da ward ſie roth bis an die Stirn, ſchlug ſchamhaft verwirrt die Augen nieder und ſchwieg. — „Nun?“ fragte der Vater: „keine Antwort? warum wirſt Du roth, mein Kind? Sage mir, was iſt's mit dieſem Beſuch, ich will es wiſſen, ich will ihn auch ſehen!“ — da ſtürzten, weil die Vaterſtimme ſo unfreundlich war, Thränen aus ihren Augen in reichlicher Zahl, und ſie flehte: „O nein, mein Vater, ſtören Sie nicht mein ſtilles Glück, morden Sie nicht meinen theuren Victorialis, denn er ſagt mir, wenn ihn ein Menſch erblicke, von dem er nicht geſehen ſein will, dann müſſe er gleich ſterben! Aus dieſem Grunde zeigen ſich auch die Geiſter der Wurzeln und Blumen ſo höchſt ſelten, weil ſie nach einem ewigen Geſetze, wenn ſie von Augen geſehen werden, denen ſie nicht erſcheinen wollen, elendiglich dahin ſterben müſſen!"

„Großer, heiliger Gott!" rief der Vater jetzt händeringend aus: „mein Kind, mein einziges Kind iſt verrückt geworden! O ich unglücklicher Vater."

„Nicht doch, Sie irren ſich," fiel Athamanta ein. „Die Menſchen mißbrauchen das Wort verrückt gräßlich, ſie bezeichnen Jeden damit, deſſen Blick tiefer bringt, als ihr Maulwurfsblick. Wer in das Reich der Geiſter ſchaut, wenn in ſeinem Innern die wunderſamen Lichtſtrahlen der Erkenntniß aufgehen, die Andere nur von Außen kennen, der iſt gleich nach ihrer Meinung verrückt. Glücklich bin ich, aber nicht verrückt, mein Vater. Victorialis liebt mich und ich liebe ihn wieder, und ich werde ihm immer angehören."

„Der Vater ſchwieg. Er wußte wohl, daß man den Menſchen, die eine fixe Idee haben, nicht hart zuwider ſein darf. Er beſchloß ſeine Tochter zu beobachten, aber er wurde gänzlich irre an ihr.

Sie war geſund, ſie verrichtete ihre häuslichen Ge-
häfte wie ſonſt pünktlich, ſie pflegte ihre Blumen
ie ſonſt, und die innige Heiterkeit, welche die
eſichter jener Glücklichen bezeichnet, in deren In-
erem eine ſchöne Harmonie herrſcht, war Atha-
anten recht ſichtbarlich aufgeprägt und ſtrahlte
ell aus ihren freundlichen Augen. Nur ging ſie
den Abend in die Grotte, ſobald es dämmerte,
nd weilte darin eine oder anderthalb Stunden,
is die Nacht hereingebrochen war, und litt nicht,
aß man ſie begleite oder abhalte. Ihr Vater,
m zu entdecken, ob nicht eine heimliche, ſtrafbare
eigung obwalte, ließ rings um die Grotte den
inſten Sand ſtreuen, und verbot allen ſeinen
euten, dort herumzugehen; aber ſo oft er nach-
h, fand er nur die Fußtapfen ſeiner Tochter,
nein und wieder zurück, und niemals die eines
ndern Menſchen. Da nun in der Grotte, die
r Vater ſelbſt angelegt und bekleidet hatte mit
ntem Geſtein, Meerſchnecken und Muſcheln, ſchö-
n Korallenzinken und runden Hohlſpiegeln, kein
terirdiſcher Gang war, und auch in ihr keine

Spur von andern Fußtapfen, ſo überzeugte er ſich, daß ſein Kind menſchliche Beſuche nicht erhielt, und daß entweder Athamanta hyperphantaſtiſche Träume habe, oder in der That ein räthſelhaftes Weſen ihr erſcheinen müſſe. Er ſchwieg aber und ließ ſie eine Zeitlang gewähren."

„Um dieſe Zeit (das Alles war im Frühling) geſchah es, daß Herr Apotheker **Salep**, der vor längerer Zeit Witwer geworden war, öfter zu dem Profeſſor, Athamantens Vater, kam, ihm laboriren half und botaniſiren, und ihm manche neue Pflanzen für ſeinen Garten brachte, und mehr und mehr zu verſtehen gab, daß er dafür ein anderes Blümlein aus dem Garten des Profeſſors ſich erbitten wolle, nämlich die Blume **Athamanta**. Hielt auch gegen das Ende ſeiner Trauerzeit geziementlich um die Tochter an, und der erfreute Profeſſor ſagte ſie ihm zu, hoffend, nun werde ſich die Grille des Mädchens, allabendlich in die Grotte zu gehen und, Gott weiß, mit was für Nachtgeiſtern Liebſchaft zu treiben, baldigſt legen. Er hatte auch den Apotheker Salep ſehr lieb gewonnen, indem dieſer die gründlichſten, naturhiſtoriſchen Kenntniſſe in allen Fächern beſaß und Experimente machen konnte, daß es eine Luſt war. Aber als der Vater Athamanten mittheilte, daß er ihre Hand dieſem würdigen Manne zugeſagt, da wurde ſie faſt ohnmächtig und einige Tage krank und hörte nicht auf zu weinen. Das betrübte ihren Vater ſehr, denn nun waren ihre ſonſt ſo blühenden Wangen bleich geworden, und ſie ging Abends doch wieder in die Grotte und weilte länger darin, als gewöhnlich, und kam ſehr betrübt wieder heraus."

„Am andern Morgen ging der bekümmerte Vater einſam durch ſeinen Garten, kam an die Grotte, betrachtete ſie und ſprach dann zu ſich ſelbſt halb und halb zu der Grotte: „Wenn du, ſonſt mein Lieblingsort, das Grab meines Friedens und Glückes werden willſt, ſo laſſe ich dich morgen oder heute noch niederreißen."

„O thun Sie das nicht, lieber Vater!" tönte da plötzlich Athamantens Stimme, und das bleiche Mädchen trat hinter der Taruswand hervor."

„Was machſt Du ſo früh im Garten, Kind?"

fragte der Vater faſt unwillig, aber auf dieſe Frage ſah ſie ihn traurig lächelnd an und antwortete gar nicht darauf, ſondern ſie ſagte: „Laſſen Sie ſich, beſter Vater, einige Blumen zeigen, die durch des Zufalls Laune hier bei der Grotte nahe beiſammen ſtehen und Bedeutung gewinnen durch ihre Namen, und dann folgern Sie ſelbſt, ob dieſes wunderbar iſt oder nicht. Sehen Sie zuerſt hier den herrlich blühenden **Dictamnus albus**, der auf deutſch Ihren Namen trägt. Seine Blüthen duften wie das ätheriſche Oel der Bergamottlimone, und die dunkeln Adern, die ſich mannichfach auf den lichtern Grund der Blumenblätter durchkreuzen, gleichen den Schriftzeichen des Orients, deren Sie kundig ſind. Wie der Ruhm des gelehrten Mannes ſich allezeit ausbreitet, ſo verbreitet dieſe Pflanze ihren ſüßen Duft rings umher. Gleich neben ihr iſt dürr und hochgeſtempelt eine **Orchis Morio** aufgeſchoßt, der Himmel weiß woher, denn ich habe ſie nicht gepflanzt. Sie wiſſen, daß man dieſe Pflanze Pickelhäring nennt, und daß ſie deutſchen Salep liefert; ob nun Ihr

Freund ein Pickelhäring oder ſonſt etwas Aehnliches iſt, laſſe ich an ſeinen Ort geſtellt ſein, genug die grünlich weiße Blume ſtinkt, und ich werde ſie hernach gleich ausreißen und über die Mauer werfen. Hier ſehen Sie die Pflanze blühen, deren Namen ich ſelbſt trage, die ſtolze **Athamanta Oreoselinum,** Vielgut auf deutſch, weshalb Sie mir auch dieſen Namen gaben, mein Vater, weil ich Ihnen ein hohes Gut ſein ſollte, aber ich dünke mich auch viel zu gut, mich mit der übelriechenden **Orchis** zu verbinden. Sehen Sie hier, hier ſteht mein Liebling, der purpurblüthige **Gladiolus,** der ſtolze Schwertträger, mein Victorialis, und hier neben mir ſteht die ſchöne **Aethusa Meum,** die künftighin, ich will es ſo, **Meum Athamanticum** heißen ſoll, denn dieſe beiden Pflanzen, die Athamanta und Aethuſa ſind ſich innig verwandt und befreundet, und wie die letztere iſt das Reich meines Geliebten geheißen, den jener ſchön prangende **Gladiolus** bedeutet! Alſo fort mit dieſer ſchnöden **Orchis,** fort mit dem Pickelhäring, fort mit der, wie mit dem Salep!"

„Dies ſprach ſie und alſobald riß ſie die arme **Orchis** aus der Erde und warf ſie über die Mauer, der Vater aber ſtand ganz erſtaunt und bekümmert dort, und meinte, ſeine Tochter ſei von einem traurigen Wahnſinn befallen. Sie aber ward, als ſie die Orchide weggeworfen, wieder ganz freundlich und ſprach zuſammenhängender fort: Laſſen Sie die ſchöne Grotte nur immer ſtehen, mein Vater! Das Brünnlein darin rieſelt ſo traulich, die kleinen Spiegel ſind ſo ſchön, und die **Marchantia polymorpha,** die ihre zarten Sternblüthen aus dem ſtillen Waſſer emporhebt, will auch leben. Und der kleine Victorialis klettert gern auf den Korallenzinken umher!“

„Du wirſt mich wahnſinnig machen mit Deinem Victorialis,“ zürnte jetzt der Vater heftig: „der Himmel mag wiſſen, woher Dir dieſe Narrheit gekommen, und was Du damit willſt! Bin ich ein Narr oder bin ich Dein Vater, daß Du mich meinſt äffen zu können durch kindiſchen Aberwitz! Gleich ſoll die Grotte weg, gleich auf der Stelle!“

„Weinend entfloh die Tochter dem Zorne des Profeſſors, da kam ehrbaren Schrittes der Apotheker Salep gegangen, und ihm erzählte der heftig erzürnte Mann ſeinen großen Verdruß und ſeiner Tochter traurige Verſtandesabirrung. Salep aber lächelte pfiffig und ſagte: „Laſſen Sie mich, beſter Freund, das Geheimniß zu ergründen ſuchen, das hier zu walten ſcheint, und dann werden wir bald ein Mittel finden, das arme Kind von ſeiner ſeltſamen Phantaſie zu heilen. Könnte ich mich in der Grotte verbergen und Athamanten beobachten, wenn ſie hier allein iſt, ſo kämen wir wohl leicht auf den Grund ihres räthſelhaften Benehmens.“ Nun war in der Grotte allerdings ein ſtarker Pfeiler, hinter welchem man wegſchlüpfen konnte und ungeſehen dahinter ſtehen, und es wurde verabredet, daß Herr Salep dort Poſto faſſen ſollte, ehe die Abenddämmerung einbreche.“

„Dies geſchah alles; Salep verbarg ſich in der Grotte, Athamanta ging unbefangen hinein, und in ziemlicher Entfernung ſtand der Vater und harrte ängſtlich des Ausgangs. Er mußte lange harren; die Dämmerung ſank tief herein, die Phalänen flogen, Johanniskäfer zogen leuchtend durch die milde Nacht, der **Dictamnus** duftete faſt betäubend. Da erfüllte ihn plötzlich ein gellender Schrei aus dem Munde ſeiner Tochter mit Entſetzen, und er ſtürzte nach der Grotte. Aus dieſer aber rannte Salep hervor und gegen ihn an, daß Beide zu Boden fielen, dazu ſchrie der Apotheker immer: „Ich hab's! Ich hab's! verfluchter Spuk, ich hab's hier in der Hand!“ Und er raffte ſich mühſam auf, der Vater war aber indeß ſchon, ohne auf ihn zu hören, in die Grotte geeilt, wo Athamanta in tiefer Ohnmacht lag, und mühte ſich, ſie wieder in das Leben zurückzurufen. Wenn das auch gelang — (hier trocknete ſich der Profeſſor auf dem Katheder eine Thräne) — ſo war es doch nicht für lange. — Schon zwei Tage darauf hatte der arme Vater keine Tochter mehr.“

„Meine hochzuverehrenden Herren, dies iſt das Beiſpiel zu meiner Behauptung, daß niemals Freude keimt aus den Erkenntnißblüthen der Nacht; immer iſt's ein Kakodämon, der uns bethört und auf uns lauert, wenn wir vorwitzig an die dunkeln Pforten anklopfen und uns büßt für den Frevel, an unſerem Erdenglück, an unſerer Lebensfreude. — So viel für heute — und für immer — ich muß meine Vorleſungen ſchließen!“ —

Er neigte ſein ſchmerzvolles Haupt zum Gruß und ging hinweg. Ich wußte nicht, was ich von alle dem denken ſollte, und blieb nachſinnend allein in dem Auditorium. Nach einer Weile trat der alte Jacob herein, derſelbe Diener, der mich in der Hausflur empfangen, und ſagte: „der Herr Profeſſor dankt Euer Gnaden für die Ehre des Beſuchs und die geſchenkte Aufmerkſamkeit; er ſei außer Stande, Sie jetzt zu ſprechen und bittet, wenn Euer Gnaden wieder durch dieſe Stadt kommen, ſeinem Hauſe nicht vorbei zu gehen, und wenn Euer Gnaden die Siebenſächelchen gefallen haben, werden Sie dem armen Dienſtbotengeſinde ein kleines Trinkgeldchen — hm — hm — halten zu Gnaden!“

Ich beſchenkte den alten treuen Knecht und trug ihm auf, dem Herrn Profeſſor meinen Reſpect und meinen Dank zu melden, und folgte jenem in die dämmerdüſtre Flur, die eherne Flügelthür fiel hinter mir ins Schloß. — —

Es mochte ein halbes Jahr vergangen ſein, als mein väterlicher Freund einen Brief und ein Paketchen in Wachsleinwand von unbekannter Hand erhielt, Alles ſchwarz geſiegelt. Der Brief lautete:

„Euer Wohlgeboren zeigen Endesunterfertigte das am 12. dieſes erfolgte betrübende Ableben Ihres unvergeßlichen Verwandten, des weiland Herrn Profeſſors Diptam, an. Ein Paragraphus im letzten Willen des Erblaſſers beſtimmt Ihnen aus ſeiner Sammlung beifolgendes Curioſum als Andenken. Er hat bei ſeinen Lebzeiten ungemein viel Stück darauf gehalten, und wünſcht, daß Euer Wohlgeboren ſelbiges gleichfalls hochhalten mögen. Wir ehren den Willen des theuren Verblichenen ſo ſehr, daß wir Ihnen beſagtes **Lusum naturae** übermachen, ſollte es auch das größte und koſtbarſte Kleinod ſein, und haben die Ehre, mit aller Hochachtung zu verharren

Dero

dienſtwillige
Profeſſor Diptams ſel. Erben.“

Wir ſtaunten Beide nicht wenig, als wir das Paketchen öffneten, und uns die Schachtel in die Hände fiel, die den Prinzen von Aethuſa enthielt, von dem ich meinem edlen Freund oft erzählt hatte. Ebenholz- und Elfenbeinkäſtchen, ſo wie Silberſarg hatte der Eigennutz der Erben für ſich behalten, aber die Schachtel war noch verſiegelt mit dem Wappen des Profeſſors, und grauenhaft ſah uns durch das Glas das kleine verzogene Menſchengeſicht der innenliegenden Puppe an. Wir öffneten gemeinſam die Schachtel, ein Baumwollendeckchen lag auf der Figur; als wir dieſes abnahmen, ſahen wir ein vollſtändiges Alräunchen vor uns liegen, welches aber nicht, wie ſonſt gebräuchlich, aus der Wurzel der **Atropa Mandragora** gebildet war, ſondern aus der der

Aethusa Meum Linn. oder des **Meum Athamanticum Gärtn.** Es hatte Händchen und Füßchen, und ſah ſehr abſcheulich und zuſammengeſchrumpft aus, daß man ſich wohl davor entſetzen mochte. Auf der Bruſt hing oben erwähntes Kleinod, fünf in Silber gefaßten Granaten, auf dem Haupt war etwas gewachſen, daß einer kleinen Zwiebel nicht unähnlich.

Wir hoben auch die Watte auf, die unter dem Alraun lag, und fanden am Boden der Schachtel ein zuſammengefaltetes Papier, deſſen innere Seite beſchrieben war und alſo lautete:

„Wahrhaftige Relation des Herrn Apothekers Salep über das vorliegende verkörperte Phänomenon, welche von ihm kurz vor ſeinem Tode aufgeſetzt, und dem Profeſſor Diptam verſiegelt überſandt worden.“

„Als dero nun in Gott ruhende Demoiſelle Tochter in die Grotte getreten war, ſetzte ſie ſich wie in Gedanken vertieft, auf die Bank, und ſeufzte einige Mal ſehr vernehmlich. Nach einer Weile hörte ich ſie laut reden, alſo ſprechend:

Wo bleibt heute mein Engel aus der Tiefe? elche Macht hält ihn zurück in ſeinem Kryſtall-hloß? Warum kommt er nicht herauf zu Atha-anten, die ſeiner harrt, ſehnſüchtig und mit be-übtem Herzen?"

„Da flüſterte ein feines, leiſes Stimmchen, zart und ordentlich ſchneidend, daß mich ein röſteln überlief: „Ich komme ſchon, mein könig-ches Lieb, ich komme ſchon, aber zum letzten al, denn mir ahnet Böſes. Der Salamander orpha hat berichtet, daß ein häßliches und ſehr ürres Menſchenungeheuer unſerer Liebe auf-uere!"

„Fürchte dich nicht, mein Kind, und komm mer herauf," ſprach Athamanta: „Niemand uert auf dich und ich will dich bergen in meinem uſen, daß kein Auge dich erblicken ſoll! Komm ur, und erzähle mir die Geſchichte vollends von r Pflanze **Lathraea**, wie ſie hinabgekrochen in uer Reich, und Eure Königin vom Tod errettet at, und darauf von ihr geſegnet worden, daß e, wenn alle Pflanzen im erwachenden Lenz mit grünen Blättlein herauſſchoſſen, allein ſich kleiden darf in die Farbe der Liebe, und roſenroth ihren erdwärtsgeneigten Blüthenſtengel an das Licht hebt!“

„Da begann das Spectrum eine wunderliche Geſchichte zu lispeln und zu flüſtern, die mir faſt den Verſtand verwirrte, und weil ich nur hörte und nichts ſah, wagte ich, mich leiſe ſo zu ſtellen, daß ich hinter den Pfeiler gemächlich hervorblicken konnte, und nun ſah ich Athamanten ſitzen und auf ihrem Buſen ſaß ein kleines winziges Ding, wie ein Kinderpüppchen, und war — lebendig. An ſeinem Halſe ſaß ein Stern, der leuchtete mit fünf blutrothen Strahlen ſehr hell und ſeltſam, da faßte ich mir ein Herz, ſegnete mich mit dem Namen der heiligen Dreieinigkeit, wiſchte hervor und packte das Geſpenſt. Athamanta ſchrie laut auf, und ſank zurück, ich aber hielt den teufliſchen Wurm feſt, der ſich elendiglich krümmte und ächzte, und in meiner Hand bald kalt und ſteif wurde. Das Uebrige iſt dem Herrn Profeſſor bekannt, in deſſen Hand ich das Teufelsgeſpenſt übergab, welches ſich, uns zu täuſchen und zu äffen, in einen ſchnöden Wurzelmann verwandelt hat."

Darunter ſtand von des Profeſſors Hand, der auch die Ueberſchrift geſchrieben hatte.

„Acht Tage, nachdem er die Relation aufgeſetzt, iſt der Herr Apotheker Salep gleichfalls mit Tode abgegangen, und es geht die Rede, ſelbiges ſei auf abſonderliche Weiſe geſchehen, ſo daß man nicht gern davon ſprechen mag."

Mehr kann ich, der Erzähler, nun von dieſer fragmentariſchen Geſchichte nicht mittheilen. Als auch mein theurer, bejahrter Freund geſtorben war, kam das ſeltſame Wurzelgebilde in meine Hände, und ich bewahre es heilig, als einen Beleg zur Wahrheit dieſer Erzählung, auf. Wer mich beſuchen will, und ein Verlangen tragen ſollte, den Prinzen von Aethuſa zu ſehen, dem will ich mich willfährig erzeigen, nur Frauen mit Mutterhoffnungen ausgenommen, ſintemal das kleine Alräunchen ſehr gräulich und ſchreckhaft anzublicken iſt.

Ferner erſchienen in demſelben Verlage noch folgende ſehr empfehlenswerthe belletriſtiſche Werke:

Belani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bände. Velinpapier. 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

— Sidonia. Macht des Wahns. Hiſtoriſche Novelle aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts. Velinpapier. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. Velinpapier. 1838. 1 Thlr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman nach dem Franz. Von Julius Schoppe. Velinpapier. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bände. 1838. Velinpapier. 3 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weiſe, Die Verlorene. Ein Roman. Velinpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Zeitloſen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1837. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Cyanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1838. 2 Thlr. 21 Gr.

— — Octavia. Ein Roman. 2 Bde. Velinpapier. 1838. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Vittoria. Roman. 3 Bde. Velinpapier. 1838. 4 Thlr.

Druck von G. Polz in Leipzig.

Clarinette.

Seitenſtück zu den

Fahrten eines Muſikanten

von

Ludwig Bechſtein.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Erſter Theil.

Leipzig, 1840.
Verlag von Auguſt Taubert.

Vorwort.

Die große Theilnahme, welche das leſende Publikum dem Buche zollte, als deſſen Seitenſtück das Gegenwärtige erſcheint, gab durch den Mund des Herrn Verlegers freundlichen Anlaß zu dieſer neuen, muſiko-romantiſchen Biographie.

Man erblickt hier einen nicht hochbegabten, aber ſeinem Glück thatkräftig nachziehenden, bisweilen auf bewegteſten Lebenswellen tüchtig geſchaukelten, und hin und her geworfenen Mann, welcher anſpruchlos erzählt, was er erlebt, und wie es ihm ergangen. Man ſieht eine, keineswegs fingirte, beſcheidne Geſtalt aus gedrückten Verhältniſſen auftauchen, ſieht ein ſchönes Talent erfreulich ſich ausbilden, und feſte Neigung zu einem Zweige des großen Baumes der Kunſt zum Lebensleitſtern werden; ſieht aber auch Verirrungen der Jugend, Leichtſinn und Thorheit, verfehlte Wünſche und belohntes Streben, und endlich eine odyſſëiſche Irrbahn, die der Held durchläuft, ohne das heimathliche grünende Ithaka erſehnter Wunſcherfüllung zu finden — mit einem Wort: man ſieht ein Leben.

Manchen Leſer ſchaut vielleicht beim Blick in dieſen Spiegel, in dieſer oder jener Lage und Stellung das eigne Bild daraus an, — dieß würde dem Buche Freunde erwerben.

Die geſchichtlichen Ereigniſſe, denen nahe zu treten, dem Helden dieſer Erzählung vergönnt war, die Notabilitäten, in deren Lebenskreis für

längere oder kürzere Zeit ſein eigner ſich einſt
ſind wahrheittreu geſchildert, doch mit Ab
nur leicht ſkizzirt. Man verlange nicht vo
nem der bloßen Unterhaltung gewidm
Buche den Ernſt tiefeindringender hiſtoriſ
Forſchung, und rüge leichte Irrthümer nicht
zu großer Strenge. Wie hoch der Verfa
außerdem den Werth gründlicher Geſchichts
ſchung anſchlägt und daß er ihren Weg
wandeln weiß, glaubt er in ſeinem W
Grumbach gezeigt zu haben, zu welchem
bewährteſten und unumſtößlichſten Schrift
cumente vom Anfang bis zum Ende das F
dament des romantiſchen Aufbaues bildeten.

Aber ſelbſt in ſolchen Büchern, wie d
Vorliegende, wird der Lernbegierige manch
Wink und manche Lehre finden, der Aufme
ſame manche Lebenswahrheit; ja ſelbſt d
ſtrenge Moraliſt wird neben den erotiſchen S
tuationen, die keinem bewegten Leben fern ble

ben, das Durchblicken einer ſittlichen Tendenz wahrnehmen, die überall feſtzuhalten, dem deutſchen Dichter und Schriftſteller ziemt.

Ich grüße meine Leſer!

Ludwig Bechſtein.

Meiningen, im Februar 1840.

Erſtes Kapitel.

Die Weidenflöte.

Wenn meine Erinnerungen mich in die längſt en ſchwundne Jugendzeit zurücktragen, ſo ſehe ich mi als muntern und lebensfrohen Knaben mit Alter genoſſen beiderlei Geſchlechts in einem großen und gu gebauten Dorfe tummeln, das im anmuthigen Tha eines Fluſſes nur einen Büchſenſchuß vom Fluſſe ſelb und der ſeinem Ufer genäherten Landſtraße liegt. Di Reſidenz des Fürſtenthums war nur eine gute Stund weit von meinem Wohnort entlegen, und hieß vorzugsweiſe die Stadt, während die in gleicher Entfernung unterhalb meines heimathlichen Dorfes gelegen Landſtadt nie als ſolche bezeichnet, ſondern nur mit ihren Namen genannt wurde. Es war natürlich, daß di Stadt ein Ziel der ſehnſüchtigſten Wünſche für die Dorfjugend war; die Stadt zu ſehen, welch großer Genuß

Mein Vater war ein Bauer, der nebenbei das beſcheidene Handwerk eines Schuhmachers trieb, da der geringe Grundbeſitz nicht ausreichend nährte. Ich weiß bis heute nicht, ob es ſeine Abſicht war, mich zu einem Jünger ſeiner Kunſt heranzubilden; er ſprach ſich nie über meine künftige Beſtimmung aus, und ich dachte nicht an dieſe, da ich mich immer leiblich beſchäftigt ſah, ſo daß auch der, faſt einem Jeglichen inwohnende Trieb die Welt zu ſehen, lange in mir ſchlummerte. Einen Theil des Tages nahm die Schule oder Sonntags die Kirche in Anſpruch, die übrige Zeit war die Kuh zu hüten, in das Holz zu gehen, und andern häuslichen Beſchäftigungen obzuliegen, und nebenbei wurde manche Stunde mit dem goldenen dolce far niente, dem eigentlichen Glück der Kinderjahre, ausgefüllt. Wer ſie nicht durchlebte, dieſe ſchöne Zeit müßigen Umherſchlenderns in Feld und Flur und Hain, die Streifzüge in Obſtgärten und Haſelnußwäldern, die verbotene Luſt des Vogelfangens, die Freude des Krebſens, die Knabenſchlachten und Knabenſiege, Ballſpiel, Wettlauf, Schaukeln und alle die unſchuldigen Spiele, welche die jungen Kräfte üben, ausbilden und das Blut raſcher und feuriger durch die Adern jagen, der entbehrt in der That die Erinnerung an einen Himmel voll Glück. Aber es iſt Gottes Wille, daß Paradieſe verloren werden; deutlich iſt es in der Mythe von der Erſchaffung des Menſchengeſchlechtes und ſeinem Fall ausgeſprochen und vorgezeichnet, was ſich ewig wiederholt. Der Garten Eden iſt die Jugend. —

In dem Dorfe, darin ich das Licht dieſer
erblickte, ſtand auch ein Schloß. Das Wort Sch
wurde von keinem Einwohner, ſelbſt nicht von
Herrn Pfarrer, anders ausgeſprochen, als daß nicht
gewiſſe längliche Falte der Ernſthaftigkeit und des
gefühlten Reſpects ſich temporär um dem Mund
bildet hätte; der Begriff Schloß erregte faſt ſ
Ehrfurcht, wie der Begriff Stadt, und ich geſ
daß ich in ſpätern Jahren minder ſcheu und ſchüch
vor den Rieſenbauten der Prachtpaläſte zu Verſa
ſtand, als am Gatter unſeres Dorfſchloſſes, das
leidliches Haus von drei Stockwerken war, mit ein
geſchmackloſen Schnörkeln dekorirt, weiß angeſtrichen
Schnörkel gelb, und zu dem eine Allee von zwanzig a
Lindenbäumen führte. Hinter dieſem Schloſſe lag
Garten; es konnte nicht fehlen, daß dieſer den ſto
Namen eines Parkes trug, eines Parkes, rings
einer hohen Mauer umgeben, unzugänglich, verp
nur an einigen wenigen, ſtets verſchloſſenen Thü
Einblick vergönnend, und ſeine Herrlichkeit durch
grünen Schleier hoher Taxuswände verhüllend, d
welche einige ſchneeweiße Statuen wie ſtarre Geſpen
von weitem ſchimmerten, auch bisweilen ſteif gepu
Geſtalten wandelten, wie abgeſchiedene Seelen im E
ſium — die weibliche Familie des Gutsherrn, mit b
weilen aus der Stadt zu Beſuch kommenden Dam

Der Park erſtreckte ſich bis an das Ufer des Fluſſes, wo er in eine blos durch Planken eingefriedete, kühl überſchattete Baumwieſe auslief, zu der man durch eine Thüre in der Umfangmauer heraustrat. An jenen Plankenzaun ſtieß ein der Gemeinde gehöriger Raſenplatz, welchen die Weiber zum Bleichen, die Knaben zum Ballſpiel und der Gänſehirte als Hutraſen in Benutzung hatten, und auf welchem, wenn gerade etwas im Dorfe gebaut wurde, der Architekt des Ortes ſeine Stämme und Blöche zimmern ließ. Dieſen ſchönen Platz zierten dicht am Ufer des Fluſſes einige alte Weidenſtämme, welche, von Zeit zu Zeit geköpft, immer wieder in ſtarken jungen Trieben ausſproßten.

Dieſe Weidenbäume und das Ausſproſſen ſtarker junger Triebe entſchieden das Schickſal meines Lebens.

Die Spiele der Knaben haben in der That etwas periodiſches, dem Gang der Jahreszeiten analoges und angepaßtes. Wenn zur Zeit des Sommerſolſtitiums Ballſchlagen an der Tagesordnung war, lockten heißere Monate täglich in das Bad, und überhaupt zu weitern Excurſionen, theils nach Beeren in die Wälder, theils auf die nahe Burgruine; der Herbſt beſchäftigte mit Aerntefreuden, Nüſſeſammeln, Vogelſtellen, und die Stürme des Octobers und Novembers erweckten jene Luſt an Papierdrachen, die ſo vieles Vergnügen gewährt. Der Winter brachte das unausſprechliche

Vergnügen der Rennſchlittenfahrten, und ſein ſpätere Verlauf ließ Schneeballenbombardements erblühe rieſige Schneemänner und Schneeburgen aufthürme Kaum trocknete aber an der Mittagsſeite der Kirch die aufwärtswandelnde Frühlingsſonne die Steinplatte unter dem einfachen Portal, ſo begann das Spiel d angeſchlagenen Pfennige, und das in jeder Provi anders genannte Spiel mit ſteinernen und thönern Kugeln, mit allen Variationen, welches oft ſo la und lärmend geübt wurde, daß ein gellender Pf im benachbarten Schulhauſe vom Herrn Cantor den Fingern hervorgebracht, warnend und höchſt deutſam zu uns herüberſcholl.

Wenn aber nun der Mai da war, der h blumen= und blüthenbekränzte Mai, da lockte es hinaus auf den Raſenplatz, da ruhte das Ballſp da ſaßen wir Knaben vornehmlich in den Abendſt den, wenn die Sonne hinter der grauen Warte, ſich von ſteiler Höhe über der oben erwähnten L ſtadt aufthürmte, hinabſank, in langer Reihe auf ei gefällten Stamm oder auf einem gezimmerten Ba hatten ſaftreiche Triebe und Zweige der Weiden den Händen, und ſcharfe Meſſer, und fertigten, und ſorglich auf die Schaale mit dem Meſſer klopfend, bis ſie vom Holze ſich löſ'te, große kleine Pfeifen. Zu unſerm taktmäßigen Kl ſprachen wir einen Vers, und wurden nicht müde, dieſen ſo lange zu wiederholen, bis wir den gewünſchten Zweck erreicht.

Einem Fremden, der nicht ſelbſt in ſeinen Jugendtagen ſolche harmloſe und fröhliche Kunſt geübt, würde es überraſchend und ſeltſam erſchienen ſein, eine Anzahl blühender Dorfknaben ſo ruhig beiſammen ſitzen zu ſehen, alle ſchnitzend und klopfend, und zu ihrer Arbeit rhythmiſch ſprechend:

Grath', grath', o Saft!
Der Teufel ſchlug e'n Pfaff.
Schlug ihn an das Ohr,
Fuhr er h'nauf nach Rohr.
Schlug ihn an das Bein,
Fuhr er wieder heim.
Als der Pfaff kam wieder heim
Mußt' der Saft gerathen ſein!

oder:

Es ging ein Männchen übern Berg
Hatt' ein gelbes Höschen an.
Riß hinein
Biß hinein,
Wie das Männchen wieder kam,
Mußt' mein Pfeifchen fertig ſein.

Welche unbewußte Kinderpoeſie! Wer dichtet ſie, die tauſend und aber tauſend Kinderſprüche und Kinderliedchen beim Spielen, beim Abzählen zum Fangen oder Verſtecken, beim Ringelreichen! Die Verschen ſproſſen hervor, wie Sommerlatten, ſie ſind unverſehens da, wie die Schwalben und Nachtigallen i April. Wer kann ſagen, ich ſah ſie kommen? Rei und Rhythmen ſind der Jugend in das Herz gewachſen, Erbtheil eines Poeſieparadieſes. —

Meine Weidenpfeifen waren immer die ſchönſte vollklingendſten, und ich hatte meine Luſt an den Töne die ich ihnen entlockte. Oft, wenn die Alters- un Spielgenoſſen ſich ſchon entfernt hatten, wenn de Lenzabend erfriſchend auf die Flur ſank, das Waſſe des Fluſſes ſanftmurmelnd dahin zog, und die Sphin des Weidenbaumes, das ſchöne Abendpfauenauge, ſie honiglüſtern in die Kelche der Blumen ſtürzte, ſaß i noch ganz allein, und hauchte Klänge in die vergänglichen Tonwerkzeuge der Kinderluſt. Mit den Klänge zog eine mir früher unbekannte namenloſe Sehnſuch in mein junges Herz. Ich war in das Alter getreten, wo der in unſerer Seele ſchlummernde Eros wi ein träumender Säugling ſich regt, die Augen aufſchlägt, und in einem Augenblick lächelt, um im andern zu weinen. Ich wurde ſtiller, träumeriſcher, ic war gern allein.

Eines Abends ſaß ich auch ſo, hatte mir eine große friſche Weidenflöte gefertigt, denn nur den friſchen, oder feucht erhaltenen war der melancholiſch ſüße Mollton abzugewinnen, der dieſem Knabeninſtrument eigen iſt, ſaß auf einem alten halbgezimmerte

Bauſtamme, der ſchon lange unbenutzt an der Planke des gutsherrlichen Grasgartens lag, träumte und flötete um die Wette mit der Nachtigall, die drüben im Garten auf einem vollblühenden Apfelbaume ihr Neſt hatte, und dachte zum erſten Mal in meinem Leben darüber nach, was ich wohl werden würde, denn ich war am vergangnen Oſterfeſt confirmirt worden, und im nächſten Juni wurde ich aus der Dorfſchule entlaſſen. Wie die dämmerumflorte Flur meiner Heimath, in unbeſtimmten Umriſſen nur erkennbar, ſo lag die Welt, ſo lag meine Zukunft vor mir. Ich war noch nicht ſelbſtbewußt genug, beſtimmte Hoffnungen zu denken; das Leben meiner Gegenwart regte ſo wenig zu andern als alltäglichen, auf Verbeſſerung materiellen Lebensgenuſſes hinzielenden Wünſchen an, wie jeder Bauer ſie hegt, am Ende jeder Menſch in beſchränkter und dürftiger Lebenslage. Die Blöße der meinigen war noch überhüllt vom Paradiesfeigenbaumblatt des Jugendfrohſinns, ich fühlte meine Armuth kaum. Welcher Stand war es nun, der zu erwählen mir wünſchenswerth ſchien? — Ich wußte es nicht, wußte nicht, ob ich als Schuhmacher dem Fortkommen anderer Menſchen hülfreich ſein, ob als Schneider Leute machen, als Leinweber meinen Nächſten kleiden, oder als Müller des Lebens Hitze und Mehlſtaub tragen ſollte. Auch ſehnte ich mich nicht im mindeſten danach,

einer dieſer ſehr nützlichen Künſte obzuliegen. Wer
ich recht ernſt darüber nachſann, was künftig mei
Beſchäftigung ſein ſolle, ſo mußte ich mir ſelbſt g
ſtehen, daß die eines angenehmen Müßiggangs all
übrigen bei weitem vorzuziehen ſei, und daß es unt
Andern recht hübſch ſein müſſe, muſicirend dur
die Welt zu ziehen.

Als ich, auf meinem Baumblock ſitzend, dieſe G
danken dachte, wurden immer klangvoller die Tö
meines Inſtrumentes; ich hauchte die Seele mein
kindiſchen Wünſche ganz in den hohlen Cylinder d
Weidenſchaale aus. Wie ſüßmelodiſch entwallte Klan
aus dem bittern Holz! Es waren nur Accorde, u
ſelbſt dieſe kaum, die ich pfiff und griff, von Note
konnte keine Rede ſein, noch weniger von einem To
ſtückchen; was ich der Weidenflöte entlockte, ware
Naturlaute, ſo ungekünſtelt, wie ſie der Bruſt d
ſeufzenden Nachtigall entquollen, und eben ſo wel
muthvoll. Ganz in ſinnendes Tonfühlen verſunke
hörte ich plötzlich hinter mir einen leiſen Seufzer, d
nicht aus der Bruſt der Nachtigall kam. Ich ſchre
auf, und ſah mich um. Da ſtand ein ſchlankes Mä
chen in voller Jugendfriſche aufgeblüht, vom Stra
des Mondes magiſch beleuchtet, und ſah mich ruhi
und friedlich an. Die großen blauen Augen ſchwam
men in jenem unnennbaren Zauberglanz, den au

knoſpende Jungfräulichkeit nur ein Mal im Blüthenalter verleiht, und ihr reiner beſeligender, ja himmliſcher Blick weilte auf mir, und traf mich wie ein Pfeil aus dem Köcher des Cynthiaſohnes. Das junge Mädchen ſtand da, wie die Erſcheinung aus einer andern Welt; ſie hatte meinen Tönen gelauſcht, und vielleicht hatten dieſe Töne in ihrem Innern jene Sehnſucht erweckt, deren magnetiſcher Strom Wonne und Wehmuth zugleich durch alle Nervenfäden ergießt. Jetzt trat ſie mir einen Schritt näher, und ſprach, ſo daß ich das Wehen ihres warmen Odems über den Zaun herüber fühlte, an dem meine Wange lag: „Du kannſt hübſch blaſen, Kleiner! Ich habe Dir ſchon lange gern zugehört!“ Ich war ganz verdutzt, ich wußte nichts zu erwiedern, deutlich ſah ich nun, daß es das Fräulein war, des Gutsherrn ältere Tochter, welche vierzehn Jahre zählte, und kommende Pfingſten, in vierzehn Tagen, confirmirt werden ſollte. Die Sprechende glaubte mich ermuntern zu müſſen, da ich nichts erwiederte, und fuhr fort, zutraulich zu plaudern: „Wer biſt Du, Kleiner?“

Es kam mir ſeltſam vor, daß mich das Fräulein, mit dem ich von ganz gleicher Größe war, faſt in einem Athemzug zwei Mal Kleiner nannte; ich wußte nicht, daß es eine kindiſche Herablaſſung war, und antwortete unbefangen: „Ich heiße Heinrich — und

mein Vater iſt der Schuſter im Dorfe.“ — „K
Du mich?“ fragte hierauf das blühende Kind
einer Gluth auf den Wangen, die ſelbſt im Mo
licht bemerkbar wurde, und ohne die Antwort
warten, nannte ſie ſich. „Ich bin Ottilie vo
der Vater iſt in die Stadt gefahren, und die S
ſter ſchläft ſchon, ich bin in den Garten gega
die Nachtigallen zu hören, und die Sprüche zu
tiren, die mir zu lernen aufgegeben worden ſin
hörte ich Deine Pfeife. Warſt Du ſchon in u
Garten, lieber Junge? Möchteſt Du nicht h
kommen?“

„Wenn es erlaubt iſt, gleich!“ ſprach ich e
trat vom Baumſtamm auf die Querlatte des
kenzauns und ſprang hinab in das thaufeuchte, d
Gras, das mir die nackten Füße kühlte, den
Sohn des Mannes, welcher die Füße anderer
kleidete, pflegte ſich zur Sommerszeit barfuß zu er
Eine Welt von Gedanken zog zauberſchnell durc
Gehirn, ich flog in einem Moment, wie Mal
durch ſieben Himmel. Dem ſchönen reizenden
chen ſollte ich nahe ſein, an ihrer Seite ſoll
wandeln, vielleicht ihr Kleid, wohl gar ihre
berühren, den Garten ſollte ich ſehen, ſein Heili
betreten, in deſſen Mitte vielleicht der Lebensbau
Paradieſes ſtand! War es denn wahr und wirkli

Vieles habe ich erlebt, erlitten, errungen und verloren in einer langen Reihe von Jahren, habe manches Wagniß, manches Abenteuer beſtanden; oft hat mich das Glück ſeliger Liebe aus überreichem Füllhorn mit überſchwenglichen Blüthen, genußreichen Früchten überſchüttet, und die Erinnerung daran iſt ein Prisma, das in den glühendſten bunteſten Farben brennt, aber die Erinnerung an jene Stunde iſt der reinſte, waſſerklarſte Diamant, der in das Dunkel meiner Lebensnächte noch das Licht ausſtrahlt, das er damals ſo ſehnſüchtig einſog. Ottilie war ganz Unſchuld, ganz holdſelige Mädchenroſe, aber dennoch nur halb noch Kind, halb ſchon Jungfrau, und was körperliche Entwickelung betraf, auch dieſe ſchon ganz.

Als ich herabgeſprungen war vom Zaun, faßte ſie mit warmer Hand die meine, neigte das von blonden Locken dicht umwallte Titusköpfchen zu mir und flüſterte: „Nun komm mit in den großen Garten!“ damit zog ſie mich mit ſich fort. Ich hatte keinen Willen, ich folgte, wir traten durch die offne Thür in den Park; ein Schauer überfröſtelte mich. Endlos ſchien ſich zur Linken und zur Rechten die ſtreng geſchnittene Taruswand zu dehnen, welche tiefen Schlagſchatten auf den Kiespfad warf, dort in der Ferne ſchimmerte es weiß und geſpenſtig im bleichen Mondenlicht, es waren Statuen; dort blitzte und

flimmerte es ſilbern, es war die Fontaine. Und jetz
erhob ganz in der Nähe eine Nachtigall ihren ſüſ
ſchmelzenden Geſang. Ein Druck von Ottiliens Han
zwang mich zum Stillſtehen, wir lauſchten mit ang
haltenem Odem, ihr zarter Buſen beengte die Hül
zitternd, und das holde Mädchen ſeufzte wieder
leiſe, wie ſie vorhin geſeufzt, und hob das vom Th
unbekannter Gefühle ſchimmernde Auge zum Mo
empor, der gerade durch eine Lücke in der Wand g
brochne Strahlen auf dem reinen ſchwärmeriſch
Antlitz ruhen ließ. Mich bezauberte Ottiliens ſüſ
Blick. Die Sängerin verſtummte, wir wandelten weit
und mich immer an der Hand führend, begann n
das Fräulein zu ſprechen, zu plaudern; ſie ſprach ga
einfach, gar nicht gewählt, und doch ſo viel beſ
als ich zu ſprechen vermochte, dieß fühlte ich, u
darum erwiederte ich wenig mehr als nichts, ſond
hörte mit offnem Munde zu. Ottilie entdeckte r
daß ſie demnächſt in der Stadt confirmirt werde,
ihre Mutter vor einem Jahre geſtorben ſei, daß
mit ihrer Schweſter heute zum erſten Male die Tra
kleider abgelegt habe, und daß ſie gar zu gern
ſo eine ſchöne Weidenpfeife haben möchte, wie die
auf der ich geblaſen. So im kindiſchen Durcheina
des Geſprächs wurde ein großer Theil des Gar
durchwandert, ich entſetzte mich vor einem Ungeh

von grauem Stein, das ich für ein wirkliches hielt, und verſprach die ſchönſte Pfeife, meine eigene, die mir als ein geringer Preis dafür erſchien, daß ich gewürdigt worden, den verſchloſſenen, ehrfurchtvoll aus der Ferne betrachteten Garten zu betreten. Und ob ich ihn nun betrat, betrachtete ich ihn denn? Nein, ich hörte Ottilie reden, meine Blicke tranken vom Kelch ihrer friſchen Lippen den Honigwein ihrer Worte, und meine Sinne berauſchten ſich im würzigen Hauch ihres Mundes. Ich hatte die Weidenflöte hingeworfen, als ich über den Zaun ſprang, ich ſchlug jetzt vor, zurückzukehren, und ſie zu holen, doch Ottilie verneinte. „Es iſt ſo dunkel und ſchaurig dort im Baumgarten und am Flußufer; zum erſten Mal wagte ich mich heute bei Nacht hinein, weil ich Dich belauſchen wollte. Horch! Ich glaube die Kutſche zu hören, mein Vater kommt zurück.“ Ich wollte gehen, aber ſie hielt mich noch, ſie wollte etwas ſagen, und ſchämte ſich. Das ſchwerfällige Fuhrwerk raſſelte indeß näher heran, und Ottilie lispelte: „Biſt Du mir gut, Heinrich? Ich bin Dir ſehr gut! Lege die Pfeife nur hinter den Zaun in das Gras, wo Du geſeſſen haſt, morgen ſuche ich ſie. Gute Nacht, Heinrich!“ Sie wartete keine Antwort ab, ſondern umſchlang mich raſch mit beiden Armen und küßte mich. Dann enteilte ſie flüchtig wie eine Silphide und verſchwand zwiſchen den Taxushecken. Ich ſtand wie mit Bl übergoſſen, mir war als ob ich träume, des hold Mädchens Kuß brannte auf meinen Lippen; lan ſah ich ihr noch nach, langſam ſchlich ich endli zurück, ſah mich um, ob draußen Niemand ſei, t mich bemerken könne, kletterte über den Zaun, ſuch meine Weidenflöte un legte ſie zwiſchen zwei Plank dahinter. — — Lange floh mich auf dem dürftig Lager, das ich endlich ſuchte, der Schlaf; Ottilie holdes Bild umgaukelte mich, und wob ſich ein den Glückstraum eines zum vollen Erwachen ko menden, ſüßtraulichen Liebelebens.

Der folgende Morgen fand mich zeitig auf d Raſenplatz, es war Sonntag, ich verſäumte daher kei Schule. Mit klopfendem Herzen ſtand ich, und harr ob Ottilie wohl kommen werde? Da dieſes Komm ſich verzögerte, erkletterte ich eine Weide, von der mein Terrain überſchauen konnte, und begann ei neue Flöte anzufertigen. Eben als ich ſie vollende hörte ich Geſpräch und lachende Stimmen, und a dem großen Garten traten im reizenden ländlich Negligé zwei junge Mädchen, es war Ottilie mit ih Schweſter. Die erſtere trug ein Körbchen am Ar und ſchien die Schweſter beredet zu haben, mit Morcheln zu ſuchen, welche die thaufriſche Maina im feuchten Grasgarten hervorgelockt haben konn

Im weiten Umkreis wurde der Raſen überwandelt, jetzt näherten ſich die lieblichen Kinder der Umzäunung, ich ſah, wie Ottilie ſuchte, und mein Herz klopfte freudevoll, als ſie ſich jetzt raſch bückte und in den kindlichen Jubelruf ausbrach: „Eine Pfeife! Sieh einmal Cäſarine! Eine ſchöne Pfeife!“ und alsbald erklang auch das Inſtrument, das am beperlten kühlen Raſen liegend, ſeinen vollen Ton behalten hatte, und nun von einem ſchönen Munde zu dem andern ging.

„Die hat gewiß ein Bauernjunge verloren oder verſteckt!“ rief Fräulein Cäſarine, doch Ottilie erwiederte nichts auf dieſe Bemerkung, ſondern legte ihr blühendes Geſicht an den Zaun, hindurchſpähend, als ob ihr Auge mich ſuche. Ich konnte nicht umhin, mich bemerkbar zu machen, ich ließ einen langgehaltenen Flötenton meines neuen Inſtrumentes hören, meine Gegenwart zu verkündigen. Cäſarine ſchrie auf, als ſie zur Weide emporſah, und in der Zweig- und Blätterhülle eine Geſtalt wahrnahm, und enteilte; Ottilie aber blieb ſtehen, ſah lächelnd zu mir hinauf, ſah mit einem Blick ihrer Schweſter nach, und als ſie gewahrte, daß dieſe bereits den großen Garten betreten habe, rief ſie mit voller ſtrahlender Freundlichkeit halblaut zu mir empor: „Guten Morgen guter Heinrich!“ Ich danke ſchön, lieber Heinrich!“ und folgte dann, hoch die Pfeife ſchwingend und ſpringend wie ein Reh Cäſarinen nach.

Mich machte es götterfroh, ein kleines Geheimniß zu beſitzen; ich trug ein ganzes ſeliges Eden in meine Bruſt; erſt als ich dieſes Paradies, und ach, wi bald! verloren hatte, lernte ich fühlen, wie ſchön e war, wie viel es mir galt.

Und am Abend war ich wieder auf dem Raſenplatz blickte ſeufzend hinüber nach dem Eldorado meine Sehnſucht, wünſchte das Glück von geſtern zurück Es war mir als müſſe Ottilie kommen; ich hört Tritte, hörte ſprechen, lachen; jetzt erklang ein To der Flöte aus dem Garten, ich ſah Ottilie mit de Schweſter innerhalb des Thores vorübergehen, ſie blickt rückwärts, es war als nicke ſie, doch heraus in de Grasgarten kam ſie nicht. Ich war die martervoll Unruhe des peinlichen Glücks, das die Erwartung au erhörende Liebe verleiht, noch nicht gewohnt, aber ic empfand ſie im vollen Maaße; der Schmerz hielt wi ein ſiegreicher Tyrann ſeinen Einzug in meine jung Bruſt, und die Thaufeuchte heißſehnſüchtiger Empfindungen ließ in meinen Augen die Gegenſtände ring um mich in zitternder Unklarheit ſchwimmen. Ic hatte keinen andern Wunſch, als nur noch ein Ma nur noch ein einziges Mal Ottiliens Hand faſſen, ſi umſchlingen, und ihr den Kuß wieder geben zu dürfe den ich geſtern von ihr empfing. Sie hatte ja geſagt, daß ſie mir gut ſei; ſie ſollte mein Schätzchen ſein. Ich bedachte nicht, daß Ottiliens Außenbleiben einen ganz natürlichen Grund habe; der Raſen war am Sonntagabend ſehr belebt, ich war nichts weniger, als allein auf dem Platz. Erwachſene Burſche mit ihren ländlichen Schönen ſaßen plaudernd und ſchäkernd auf dem Bauholze, hörten den Nachtigallen zu, und unterbrachen die wonnevollen Tonſtröme der geſiederten Königin des Geſanges mit ſchalem Witzwort und rohem Gelächter, das wie ein zweiſchneidiger Dolch meine Empfindungen verwundete. Liebespaare luſtwandelten Arm in Arm, und andere Mädchen und Burſche in abgeſonderten Reihen und Gruppen aus dem Dorfe nach der Brücke und der Landſtraße zu, wo ſie gehend, oder auf der Brückenbrüſtung ſitzend die Lieder ſangen, die im Munde des Volkes leben, und deren ewiger Grundton Liebe und immer Liebe iſt. Auch ich konnte dieſe Lieder ſingen, hatte ſie ſelbſt ſchon mit geſungen, und mir nichts dabei gedacht, jetzt ahnete ich allmälig ihr Verſtändniß. Mit Thränen der Unruhe und Sehnſucht, mich fern haltend, an den Zaun gelehnt, ein müßiger Träumer, hörte ich den Liedern zu, die von den Mädchenſtimmen ganz uniſono in einem hohen und faſt ſchneidenden Discant geſungen wurden, wie das auf dem Lande üblich iſt, einen

Diſcant, deſſen Schärfe nur durch die begleitend
Tenore der Jünglinge gemildert wurde, die bisweil
ein alter Burſche mit ſchnarrendem und tremulirend
Baß ſonor unterſtützte. War es nicht eine ewi
Wahrheit, die auch ich jetzt empfinden und begreif
lernte, was die Jugend meines Dorfes ſang:

„Allhier auf dieſer Erden
Kann ja nichts Schönres ſein,
Als wenn zwei junge Herzen
Mit einander ſcherzen,
Und treu verliebet ſein.“

„Keine Kohle und kein Feuer
Kann brennen ja ſo heiß
Als die verborgne Liebe
Als die verborgne Liebe,
Von der Niemand nicht weiß.“

Oder paßte weniger auf mich eine andere Strop
die eine neue ſo eben über den Platz ziehende, gaſſe
breit ſich führende Doppelreihe rüſtiger Dörferinn
und Burſche ſang:

„Küſſet Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer ſein
Die ich zu Dir ſende.
Tauſend ſchick' ich täglich aus,
Die da wehen um Dein Haus
Weil ich Dein gedenke,
Weil ich Dein gedenke.“

Doch allzuweit verlockt mich Erinnerung, auch v
ihr will ich jetzt mich losreißen, wie ich von ſo viele

Schönen, Theuren, Liebgewonnenen mich tauſendmal losreißen mußte auf meiner langen Erdenpilgerbahn; es liegt mir nichts weniger im Sinn, als ein Idyll zu erzählen, eine im ſentimalen Hinſchmachten ſich langausſpinnende Kinderei. So nennt ja der rauhe und kalte Spott der Erwachſenen den, ſich dem erwachenden Eros im Jugendherzen aufthuenden Himmel eines Glücks, das in ſolcher Gluth, Reinheit und Stärke der Empfindung niemals wiederkehrt. Es iſt für die Betheiligten etwas göttlichſchönes um ſolche Kindereien, und jeder, der die Barke des Gefühls aus Lebensſtürmen in den Hafen ſeines gereiften Alters rettete, wird im Allerheiligſten ſeines Herzens ein ſanftnachhallendes Echo haben für den Memnonsklang, den der Morgenkuß der Aurora Jugendliebe einſt in ihm erweckte.

Ottilie und ich ſahen uns öfter; es erblühte ein geheimer Umgang, eine Liebe, die zwar unbefleckt blieb, aber doch ausgeſprochen wurde, und hauptſächlich war es Ottilie, die ſie anknüpfte, und gern unterhielt. Ich begreife heute noch nicht, warum gerade ich der Beglückte war, nur das begriff ich ſpäter, daß in des Fräuleins Hände Bücher gefallen waren, die der Vater ihr hätte verſchließen ſollen. Aber der Vater war ein Landedelmann vom alleralltäglichſten Schlag, ebenſo ungebildet, wie bornirt, ebenſo roh, wie reich, heute Deſpot und morgen Dutzbruder eines und deſſelben Untergebenen; dabei zu geizig, den mutterlo gewordenen Töchtern eine Erzieherin zu halten, vi mehr dieſelben ganz ſich ſelbſt und der Aufſicht ein alten Magd überlaſſend, und dabei die Hoffnun nährend. daß die Mädchen ſogleich nach ihrer Conf mation n Stande ſein würden, ihm die Wirthſch zu führen. —

Im Zaun wurde eine Blanke losgemacht und lod an den Nagel gehängt, ſo daß dieſelbe ſich leicht und wiederſchob zum bequemeren Durchſchlüpfen mich. Meine Schuld war es nicht, daß des Fräulei aufblühende Jugendkraft den Pfad der Verirrung trat, und auch ſie wußte nichts von Schuld, ſie gl einer ſchönen Waldblume, die ſich frei und kräftig a ſich ſelbſt entwickelt, und ihrer Beſtimmung entgeg knospet, um zu blühen und Frucht zu tragen n ihrer Art.

Immer noch bewahre ich einen groſſen, ſchön Kupferpfennig, der zufällig im verſchlungenen Namen zeichen des prägenden Fürſten die Anfangsbuchſtal von Ottiliens Namen trug, und den ſie mir ſchenl Es war die erſte Gabe der Gunſt aus ihrer Ha und faſt auch die letzte. Als ich ſpäter aus mei Heimath ſchied, verwahrte ich dieſen für mich heilig Pfennig ſehr gut, ich vergrub ihn. Er war in Zettelchen gewickelt, das Ottilie mit einem Rei beſchrieben, den ſie wahrſcheinlich dem erſten Unterricht in der **ars amandi**, von der alten Magd ertheilt, verdankte, denn der Reim lautete äußerſt rührend:

„Mein Herz und Dein Herz
Die ſollen ſich einander lieben.
Hier haſt Du meine rechte Hand,
Und einen Kuß zum Unterpfand;
Das habe ich für Dich mein Schatz, geſchrieben.“

Die letzte Zeile war ein ſelbſteigner Zuſatz, der ihre Lernfähigkeit bewieß, ſie hatte den fehlenden Reim ergänzt. Wie glücklich, wie reich machten mich Blatt und Pfennig! Das Pandämonium der Kinderzeit hat in einer Nußſchaale Raum.

Als ich nach Jahren, elend, liebeleer, im Herzen ganz verödet, den Pfennig ausgrub, o wie arm war ich da.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ich noch nicht in der Stadt geweſen war. Jetzt kam das Pfingſtfeſt, am zweiten Feiertage ſollte Ottilie in der Hofkirche mit andern adeligen Fräulein und Kindern der fürſtlichen Dienerſchaft, welche die Hofgemeinde bildete, confirmirt werden, vortreten, wie das Volk dieſe heilige Handlung benannte, **scilicet** vor den Altar. Die frommen Lehren des Confirmantenunterrichts, der Ottilien erſt vom Dorfpfarrer, zuletzt aber acht Tage lang vom würdigen Hofgeiſtlichen ertheilt wurde, verfehlten ihre Wirkung nicht auf des Mädchens offenes und ſchuldloſes Herz. Sie wurde, ſeit ſie täglich in die

Stadt fuhr, ernſter, ihr Benehmen wurde gemeſſener, ſittſamer, zurückhaltender; es ſchien, als lerne ſie allmälig kennen den Baum des Erkenntniſſes, ehe ſie noch, allzufrüh, von ſeiner verlockenden Frucht genoß. In meiner Seele aber glühte eine allmächtige Liebe auf, die Ottilie hervorgerufen, mir war, als könne ich nicht ohne ſie ſein. In meinen Sonntagskleidern ſaß ich auf dem Tritt der alten Kutſche, in welcher Ottilie mit ihrer Schweſter und ihrem Vater am zweiten Pfingſtfeiertage zur Stadt fuhr; ich hatte am Weg gelauert, bis die Kutſche kam, ich grüßte gar höflich die vornehme Gutsherrſchaft. Der Edelmann blies Dampfwolken aus mächtigem Meerſchaumkopf, und ſpuckte mir zufällig auf den Rock, denn er ſah nicht, daß ich am Wege ſtand, und hätte er es geſehen, ſo wäre es ihm auch ganz einerlei geweſen. Ottilie ſaß ernſt, ſteif, friſirt und geputzt, das heitere, ländliche Mädchen war in eine Modepuppe des Jahres 1787 verwandelt; ich weiß nicht, ob ſie mich ſah, jedenfalls erhielt ich keinen Gruß von ihr. Ihre Schweſter, etwas weniger in die ſpaniſchen Stiefeln eines geſchmackloſen Koſtüms eingezwängt, lächelte heiter in die friſche Frühlingswelt hinein, ſelbſt eine friſche Frühlingsblume. Der Himmel war ſo blau, wie man ſich ihn am ſchönſten Feſt des Jahres nur wünſchen kann, und ich kann nie dieſes Tages denken, ohne daß mir der Anfang des Reinicke

Fuchs einfällt, den ich freilich lange nachher erſt kennen lernte:

Es geſchah an einem Pfingſten-Tag
Daß man die Wälder und Felder ſach
Grün ſtehn mit Laub und Gras
Und mancher Vogel fröhlich was
Mit Sange, in Hagen und auf Bäumen,
Die Kräuter ſproßten und die Blumen,
Die wohl riechen hier und dar,
Der Tag war ſchön, das Wetter klar.

Vor dem Wagen her ſchoß keuchend ein Mann, ein Friſeur aus der Stadt, der heute zum erſtenmal die natürlichen Locken Ottiliens gebrannt, geſteift und gepudert hatte; als er ſich eingeholt ſah, ſchwang er ſich federleicht zu mir hinten auf, und ich war nur froh, daß er mich nicht herunterwarf. Der Mann duftete von franzöſiſchen Pomaden wie ein Bouquet, doch war mir der Geruch des Aurikelſträußchens lieber, das ich aus meines Vaters Hausgärtchen heimlicherweiſe entwandt, für welchen Raub mich bei der Nachhauſekunft der Knieriemen erwartete. Die ſchönen Aurikeln ſollte Ottilie haben, aber noch wußte ich nicht, wie ich ſie in ihre Hände gelangen laſſen könne. Nächſt dieſem Sträuschen begleitete mich eine treffliche neue Weidenflöte, an die ich ſpäter immer denken mußte, wenn ich Götter und Göttinnen, vornehmlich Muſen mit Attributen abgebildet ſah; auch ich war ein Gott.

mindeſtens glücklich wie ein Solcher, und mein Attribut war die **Weidenflöte**.

Die Natur ſprach voller Harmonie zu meinem von Frohgefühlen bewegten Innern; die Thalwieſen grünten wie Smaragd, und Milliarden Goldſterne der Caltha und des Ranunkels leuchteten auf dem thauſchimmernden Teppich. Der Fluß, deſſen bis zum Rand gefülltes Bette in den anmuthigſten Krümmungen ſchöngezogener Wellenlinien die Wieſengründe durchſchnitt, ſpiegelte dunkelklar den blauen Himmel ab. Die Berghöhen zu beiden Seiten des Thales waren entweder nach dem Gipfel zu bewaldet, oder bis zu dieſem angebaut, und zwiſchen grünen Saatfeldern leuchtete da und dort goldhell ein Stück blühender Raps, die Honigweide fleißiger Bienen.

Der Haarkünſtler, der meinen Sitz theilte und bedeutend ſchmälerte, ließ ſich herab, eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, die meinen, ſeiner Meinung nach unendlich beſchränkten Dorfbegriffen angemeſſen war. Er fragte mich dieß und das, worauf ich ihm, wie ich eben konnte, einfache und klare Antworten gab. Es ſchien ihn zu frappiren, bei einem Bauernjungen das Ding zu finden, das man natürlichen Verſtand nennt; die Unterhaltung zog ihn an, und er vertraute mir nun, daß er, zwar nicht der **Figaro** aller Barbiere (wie ich einmal allen Ernſtes einen Sänger ſingen hörte, der den Text verbeſſern zu müſſen glaubte, und für deſſen Faſſungsgabe der Begriff Cicero eine unbekannte Inſel, das Wort ein Schreibfehler war), aber doch der Ausbund aller Friſeure ſei, der auf ausdrücklichen allerhöchſten Befehl heute zwanzig gute und alte Kunden in der Reſidenz habe im Stich laſſen müſſen, und dafür nach dem Edelhofe meines Dorfes geſprengt worden ſei, um die jungen gnädigen Fräulein zu friſiren, damit ſie beim Vortreten gegen die Stadtfräulein nicht abflachen. Obwohl nun für dieſe ganz außergewöhnliche Mühwaltung dem Meiſter Hofperruquier Angelo ein ganz außergewöhnliches Gratial zu Theil geworden war, ſo konnte er doch faſt nicht aufhören, über den Zeitverluſt zu jammern und zu lamentiren, den er heute, an einem, ihn ſo vielfach in Anſpruch nehmenden Tage erlitt. Er fragte mich, was ich werden wolle, und nannte mich, als ich dieſe Frage nicht zu beantworten wußte, und er meine Pfeife ſah, ſcherzhaft einen kleinen Hofmuſikus, wobei er mir vertraute, daß er auch Mitglied der Hofkapelle in der Eigenſchaft eines Geigers ſei, daß man als ſolcher ſein Glück machen, im fürſtlichen Schloſſe wohnen, aus der Hofküche ſpeiſen und alljährlich noch *einhundert* Gulden Gehalt beziehen könne. Mir ſchwindelte vor der Höhe der Glücksſtaffeln, welche dieſer Mann vor mir aufbaute; im *fürſtlichen* Schloſſe wohnen, aus einer Küche mit dem Landesherrn eſſen, jährlich *hundert* Gulden einnehmen und dafür wenig mehr thun, als einige Lakaiendienſte, und Muſik machen!

Das war unerhört, erſtaunlich, ich vergaß im Nachdenken über dieſe Herrlichkeit die Natur, mein Dorf, ja faſt Ottilien, und mein Herz ſtreckte Polypenarme der Sehnſucht aus, ſich an die Tonleiter, die zur irdiſchen Himmelsleiter werden konnte, anzuklammern. Ich hatte es kein Hehl, daß ich gar zu gern Muſik erlernen wolle, wenn dieß nur irgend möglich ſei, und Herr Angelo verhieß, mich unter die Flügel ſeiner Protection zu nehmen; zunächſt gebot er mir, daß ich in der Schloßkirche auf das Chor zu kommen ſuchen ſolle, um zum erſten Mal in der Nähe eine geſcheidte und ganz andere Muſik zu hören, als das Gedudel der muſikaliſchen Choradjuvanten auf meinem Dorfe.

Mein Horizont erweiterte ſich um Vieles auf dieſer kurzen Fahrt; die Stadt war erreicht, der Wall, der noch aus frühern Jahrhunderten ſtammte, wurde paſſirt, die Schildwache präſentirte, denn Ottiliens Vater trug eine Uniform aus dem ſiebenjährigen Kriege, in welchem er die Rolle eines Oberſten der allberühmten Reichsarmee geſpielt hatte, und der Wagen rollte durch einen alten baufälligen Thorthurm in die Hauptſtraße, durch die ein breitoffener ſchlechtgefaßter Canal ſeine nichts weniger als ſilbernen Wellen wälzte. Als gehalten wurde, ſprangen Angelo und ich herab, und der Kutſcher, der erſt kurz vor dem Thore aus einem Morgenſchläfchen erwacht war, führte, ſeine Kraft erprobend, nach mir einen knallenden Peitſchenhieb. —

Zweites Kapitel.

Die Reſidenz.

Nicht ohne manchen Stoß und Tritt zu empfangen, und wider Willen auch zu geben, war es meiner Herzhaftigkeit gelungen, mich in die übervolle Hofkirche einzudrängen und auf das Chor zu gelangen. Dort erblickte mein ſtaunendes Auge nie geſehene Pracht. Die fürſtlichen Kapelliſten prunkten in goldſchimmernden Livreen von ſcharlachrothem Tuch, ſo daß ich jeden mindeſtens für einen General oder Miniſter in höchſter Staatsuniform hielt; einige davon aber trugen das wohlkleidende Koſtüm der Kammerhuſaren; Alle waren friſirt und gepudert, und erfreuten ſich anſehnlicher Zöpfe. Es waren meiſtens junge, blühende und wohlgewachſene Leute, die ſich laut und lebhaft miteinander unterhielten, während die Kirche ſich mehr und mehr mit Andächtigen und Neugierigen füllte. Die Stühle um den Altar waren bereits mit den Aeltern der zu confirmirenden Kinder dicht beſetzt; am Eingang der Kirche paradirten zwei Grenadiere. Plötzlich verſtummte das Geplauder auf dem Chor, denn in dem dieſen gegenüber und mit ihm in gleicher Höhe liegenden, durch Glasfenſter abgeſonderten Fürſtenſtand öffneten Bediente eine Seitenthüre, dienſtthuende Kammerherren traten ein, und dieſe öffneten eine große Flügelthür in der Mitte, durch welche perſpectiviſch die Ausſicht in einen ſchönen Saal frei wurde, der im gleichen Geſchmack wie die Kirche ſelbſt, mit mannichfaltiger, häufig vergoldeter Stuccaturarbeit decorirt war. Fürſt und Fürſtin, gefolgt von Hofchargen traten in die Loge, und der Organiſt begann das Präludium. Mein Herz zitterte vor Freude, welches Glück ward mir zu Theil, ich war in der Stadt, ich war im Schloß, ich ſah den gnädigſten Landesvater, die gnädigſte Landesmutter, die ich bisher nur dem Namen nach kannte, und aus ſcheuer Fern nach Gebühr zu verehren gelehrt worden war. Während des Liedes wallte der geſchmückte Zug der Confirmanden durch das Schiff der Kirche, holde blühende Kinder, nur faſt alle ſo coſtümirt, daß man ihre Erſcheinung, träte ſie jetzt vor unſer Auge, wie ſie damals war, als grotesk belächeln würde, während ſie damals der im verjüngten Maasſtab ſich kundgebende Typus der herrſchenden Mode, der launiſchen Mode war.

Die Confirmanden ſaßen auf Bänken in zwei Halbkreiſen um den Altar, die Knaben zur Linken, di

Mädchen zur Rechten, und der Zufall wollte, daß Ottilie gerade unter der Stelle ſaß, wo ich ſtand, ſo daß ich wenig von ihrem Geſicht, deſto mehr aber vom blendenden Nacken der jugendlichen lieben Geſtalt gewahren konnte. Ich berechnete, daß, wenn mein Aurikelſträußchen ſenkrecht niederfalle, daſſelbe ihr nach den Geſetzen der Schwere jedenfalls auf den Kopf oder in den Schoos fallen müſſe, und daß es nicht auffallen könne, wenn zufällig ein Sträußchen vom Chor fiele, ſtießen doch häufig genug, ohne ſonderliches Aufſehen, in unſrer Dorfkirche nickende Schläfer ihre Geſangbücher von den Ständen herab. Und ſo fiel das Sträußchen, fiel auf Ottiliens Buch, ich ſah wie ſie erſchrak; ſie blickte einen Moment empor, wie mit Flammenpurpur übergöſſen, dann ſteckte ſie das Sträußchen an ihr Gürtelband, wo ich es prangen ſah, während die heilige Handlung vorgenommen wurde, wo ich es zittern ſah, und die innere Bewegung des gerührten, weinenden Kindes verkünden, als der Prieſter mit weihenden Segensworten die Hände auf die Häupter der knienden Confirmanden legte.

Meine Stimmung war fromm und heilig, ich erinnerte mich meiner eigenen Confirmation, ich betete, betete für Ottilien, meine Augen ſchwammen in Thränen. Und jetzt wurde die Exaltation meines Innern noch gehoben durch das prächtige Tonſtück, welches die fürſtlichen Muſiker aufführten; das waren Klänge, wie ich ſie ſo rein, ſo voll, ſo erhaben nie vernommen; ich hätte vergehen mögen, ſterben in ſüßer Luſt, in wonniger Empfindung. Ich war ganz Ohr, ganz Gluth; ich wußte mir kein größeres Glück zu denken, als ſolche Muſik hervorbringen zu können, dieſes ſchien mir noch weit beneidenswerther, als ſelbſt der prachtvolle Goldrock, das Eſſen aus der Hofküche, und jährlich einhundert Gulden.

Wahrlich ich habe die Welt geſehen! ich habe das Spiel großer Meiſter gehört, ich ward gewürdigt, ihr Schüler zu ſein; — nie wieder machte ein Tonſtück auf mein Gemüth, mein Herz, meine Sinne einen ſolchen tiefen unauslöſchlichen Eindruck. Die Perlenmuſchel meiner Empfindung öffnete ihre ſchillernden Schaalen; das Kryſtallkorn der Töne fiel hinein, ſie ſchloß ſich, und bildete ſtill die Perle aus. — Der Gottesdienſt und die Feierlichkeit war zu Ende; Ottilie verlor ſich im Kreiſe der Kinder und der Aeltern; es war großes Diner in einem hochadeligen Hauſe, zu dem Ottiliens Vater mit ſeinen Töchtern als Verwandter ebenfalls eingeladen war. Ich hatte keinen Bekannten in der Stadt, als den Hoffriſeur Angelo, den mein Auge vergebens in der Kirche geſucht; er hatte ſeine Wohnung mir nicht geſagt, und ich war zu ſchüchtern, ihm nachzufragen; er hatte mir aber drei Kreuzer geſchenkt, und ich kaufte mir eine Semmel. Dieſe ambulando aufſpeiſend, beſah ich mir behaglich die Stadt und ihre Herrlichkeit. Alles trat grandios vor mich hin, Häuſer, Straßen, die Hauptkirche; ich hatte nur den Maasſtab meines Dorfes anzulegen. In reiferen Jahren mußte ich oft lächeln, wenn ich im Vergleich zu andern Städten die kleinen und ärmlichen Verhältniſſe der heimathlichen Reſidenz, zumal wie ſie im Jahre 1787 ſich noch darſtellten, wiederſah, darüber, daß ich einſt, ſelbſt klein, mit ſtaunenden Augen das Kleine für Groß gehalten. Ergeht es uns im Leben von der Jugend bis zum Alter nicht mit Perſonen und Sachen eben ſo? Täuſchen ſich nicht bisweilen auf gleiche Weiſe die Intelligenteſten? Wer kann mit Gewißheit von ſich ſelbſt ſagen, daß er in allen Stücken die Kinderſchuhe ausgetreten?

Ottilie war meinen Augen entrückt. Ermüdet und abgeſpannt von den mächtigen Eindrücken, die heute auf mein ihrer ungewohntes Innere gewirkt, und hoffend, daß auf dem Heimweg, den ich langſam anzutreten begann, die gutsherrliche Chaiſe mich einholen werde, verließ ich am Nachmittag die bewunderte Stadt; doch lockte eine ſchöne künſtliche Ruine am Eingang in den fürſtlichen Park, zum Verweilen in ihren Schattenräumen. Ein edler Sinn des hohen Begründers ſprach ſich hier in gewählten Inſchriften aus; ich ſah mit Entzückung in eine liebenswürdige Schöpfung der ſchönen Gartenkunſt, wie ſie das zu Ende gehende Jahrhundert zu entfalten begann. Der barocke Geſchmack wich einer natürlichen Einfachheit, die nur bisweilen auf kleinen Räumen dennoch ein wenig zu viel einfach gekünſtelt wurde. Ein ſpiegelnder Teich, mit einem Schwanenpaar und einer bunten Gondel, über deſſen breiten Abflußkanal eine Ruinenbrücke hoch gewölbt war, erblickte ich unter mir, von Weiden, Hangebirken und Silberpappeln beſchattet; dort leuchtete marmorweiß von einer Inſel ein Denkmal, dort verband eine Naturbrücke zwei künſtliche Felshügel, dort barg ſich eine Eremitenzelle im Gebüſch, dort blitzten die Fenſter einer in Felſen gebauten Orangerie. Das alles zu ſehen gewährte mir unendliches Vergnügen, und alles war grün und frühlingsprächtig. Ein lautes, ſeltſames Geſchrei in meiner Nähe erſchreckte mich faſt, als ich hinſah, woher es kam, ſaß ein rieſiger Vogel auf einem Baume; er war es, der das gellende und unangenehme Geſchrei ausſtieß. Ich konnte nicht genug die Farbenpracht ſeines argusaugigen Schweiſes betrachten, ich hatte noch nie einen Pfau geſehen. Ich ſetzte mich auf eine Steinbank, ließ mich fächeln vom linden Frühlingswehen und ſtellte in Gedanken einen Vergleich an, was wohl ſchöner ſei, dieſe vor mir liegende Gartenpracht oder das Paradies, von dem uns der Schullehrer eine höchſt mangelhafte und ungenügende Schilderung gemacht. Früher hatte das Paradies in meiner Phantaſie keine andere Geſtalt und Lage, als der Park unſeres Gutsherrn, deſſen ſteife Herrlichkeit doch gar nichts war gegen das, was hier vor meinen Augen in voller Harmonie eines vollendeten Geſchmacks und Schönheitsſinnes, und in voller Naturfriſche grünte und blühte. Aber dieſe Naturfülle, dieſes hold entfaltete Frühlingsleben weckte in mir wieder jenes unausſprechliche Sehnen, das dem jugendlichen Herzen ſo eigen iſt, wenn daſſelbe ſich zum höhern Bewußtſein entfaltet, und ich dachte an Ottilie. Meine Weidenoboe fiel mir ein, ich hatte ſie an einem Brunnen, der mich erquickte, wieder feucht gemacht, und blies nun. Es war mir gelungen, einen Accord zu finden, der mich froh machte, und der Klang ſchien mir den geliebten Namen auszuſprechen: Ottilie! Drüben über dem Teich ſtand auf umgrünter Anhöhe eine herrſchaftliche Meierei. An dieſem Hauſe brach ſich der Schall, und die Echo rief in Tönen „Ottilie!“ herüber. Welche Freude! Welches Glück! Ottilie!

Ich wurde nicht müde, dieſen Accord zu wiederholen und der Echoſtimme zu lauſchen, als mich plötzlich Tritte Nahender aufſchreckten. Zwei Herren in Röcken traten meinem Sitz nahe und hart an mich heran. Ich ſah ſie verſchüchtert an, und zog meine Mütze.

„Biſt Du der Muſikant, der mit den Nachtigallen wetteifert?“ fragte der eine dieſer Herren, ein hoher ſchlanker Mann von imponirendem Aeußern, doch ſehr mild, und da ich ſchwieg, fuhr er fort: „Zeige doch her Dein Inſtrument!“ Dabei nahm er mir ohne Weiteres die Oboe aus der Hand. „Was? von Weidenſchale, und ſo reiner Ton? Selbſt gemacht?“ Ich nickte. „Wer biſt Du? woher?“ erfolgte raſche Frage; ich nannte Namen und Wohnort. „Notiren, ich bitte!“ ſprach der freundliche Mann zu ſeinem Begleiter, und dieſer zog ſchnell ein Schreibtäfelchen hervor, und ſchrieb einiges.

„Schon aus der Schule? Was willſt Du werden?“ fragte Jener wieder. Ich ſchwieg ſchüchtern, da ich keine entſchiedene Antwort zu geben vermochte, und das Examen nach meinen Aeltern, nach meinen Schuljahren ging weiter fort.

„Ein aufgeweckter Junge!“ ſprach halblaut der vornehme Herr zu dem Begleiter. „Soll was lernen, ſcheint ein muſikaliſches Genie. Man muß junge Talente unterſtützen, heranbilden!“ Dann zu mir ſich wendend, fragte er: „Würdeſt Du gern Muſik lernen, Kleiner?“ Dieſe Frage war Muſik an ſich für mein Ohr; ich ſprach ein ſo freudiges und lautes Ja, wie ein beglückter Bräutigam vor dem Altar, ſtand ich doch, wenn ich auch dieſes Gedankens mir nicht bewußt war, im Tempel der Natur, und gelobte mich im Augenblick der hohen Braut, die da **Kunſt** heißt.

„Du wirſt ein Muſikus werden!“ ſagte noch der freundliche Mann, und ſchritt hinweg; ich ſah ihm beſtürzt nach, und wandte mich dann, um nun im Ernſt den Heimweg anzutreten; wie beſchreibe ich aber mein Erſchrecken, als ich, mich umdrehend, plötzlich zwei rieſengroße Menſchen gemeſſenen Schrittes auf mich zuſchreiten ſehe, ſchwarz, wie der Teufel, aber viel reizender angezogen, als dieſer. Sie trugen Turbane von farbigen Shwals gewunden, Perlenringe in den Ohren, Perlen um die entblößten Hälſe, und ein mir durchaus fremdes, ideales Koſtüm; die Schärpen waren wieder Shwals, und aus dieſen ragten die edelſteinblitzenden Griffe großer Dolche. Weite orientaliſche Beinkleider reichten über die Knöchel zuſammengebunden, abfallend, bis zu den gelben Stiefeletten. Dieſe Männer ſahen mich ſo ſcharf an, daß ich an allen Gliedern zitterte, einer fletſchte holdſelig das breite Geſicht, zeigte die blendend abſtechenden Zahnreihen, und ſprach: „Kleine Mann! Sein Durklaukt aben lank mit Dir keſpräk keabt! Du aben geſproken mit Dein knädikſte Landes-Erre!“

Die Rieſen ſchritten vorüber, ich ſtand verdutzt, und wurde feuerroth. Später ward mir freilich klar, daß dieſe Männer die beiden Kammermohren des Fürſten waren, die in ehrerbietiger Entfernung Jenem folgen mußten. Ueberſtürmt von den mannichfaltigſten Empfindungen kehrte ich heim. Die gutsherrliche Chaiſe holte mich nicht ein.

Mein Vater hatte den Aurikelraub bemerkt, der Knieriemen tanzte auf meinem Rücken; eine Stunde ſpäter ſaß ich wieder am Parkzaun, und hauchte den Namen Ottilie in die Weidenoboe. Ich hoffte, die erkorene Huldin meines Herzens noch zu ſehen. Sie kam nicht.

Am Nachmittage des folgenden Tages trieb ich die Kuh von der Weide heim, da ſah ich, indem ich mich zufällig umwandte, als ich ſchon nah vor dem Dorfe war, auf dem Feldweg, der nach der Stadt zu führte, ſich etwas Rothes ſehr raſch vorwärts bewegen, dabei blitzte und funkelte es wunderlich um den rothen Punct; nach einer Weile unterſchied ich einen Menſchen, der des Weges lief, und wußte gar nicht, was ich davon denken ſollte. Neugierig verzögerte ich meine Schritte, und zugleich die der Kuh. Bei den erſten Häuſern holte mich der Mann ein, eine große kräftige Geſtalt in der Tracht der Heiducken, mit ſtattlichem Zopf, und einen Stab mit dickem blitzenden Metallknopf tragend, wie ein Regimentstambour. Der erhitzte Mann, ein fürſtlicher Laufer, hemmte ſeinen Trab, und fragte mich, wo der Schuhmacher — wohne? Es war meines Vaters Name, den er nannte.

Bald trafen wir Drei, der Laufer, ich und die Kuh in dem kleinen Häuschen ein, doch durfte ich nicht Zeuge der Unterredung ſein, die der rothe Mann mit meinem Vater hielt. Als dieſer mich rief, war jener ſchon wieder auf flüchtigen Sohlen enteilt.

„Junge,“ ſprach mein Vater zu mir, „da liegt noch Hammer und Pechdraht an der Erde, die mir vor Schreck und Ueberraſchung aus der Hand gefallen ſind. Du haſt, wie die meiſten Faullenzer und Tagediebe, mehr Glück als Verſtand! Warum haſt Du geſtern das Maul nicht aufgethan, und Deinem Vater nicht geſagt, daß der allergnädigſte Landesvater ſich herabgelaſſen, mit Dir Schlingel, zu reden? He?“

„Ihr ſchlugt ja gleich auf mich los, als ich kaum die Stube betrat,“ entgegnete ich, „da verging mir die Luſt, viel Erzählens zu machen.“

„Du biſt ein Ausbund!“ ſprach mein Vater weiter: „und all mein Lebtag wird nichts Geſcheidtes aus Dir werden. Zu einem reputirlichen Schuhmacher haſt Du kein Sitzfleiſch. Nun, ſo gehe denn hin, und werde ein Muſikant, ein Pfeifer, ein Cymbaliſte, weil es der gnädigſte Landesvater alſo befiehlt, der für Dich ſorgen, und Dich etwas lernen laſſen will. Aber daß Du aufpaſſeſt, daß Du gut thuſt! Kommſt Du mir wieder über meine Schwelle, und es ſtinkt in der Fechtſchule, daß Du nicht aushältſt oder Dich dumm und vernagelt anſtellſt, ſo will ich Dir dermaßen das Leder verſohlen, daß Du den Himmel für eine Baßgeige anſehen ſollſt. Du kennſt meine Querflöte, nimm Dich vor ihrem Piccolo in Acht!“ Dabei deutete er auf den Knieriemen. „Morgen ſollſt Du in die Stadt, ſollſt beſſer rechnen und ſchreiben lernen, und dabei Muſik. Da wird es ganz anders lauten, als Dein dummes Gedudel bisher mit Hoppen- und Weidenpfeifern. Du wirſt ein *pfiffiger* Kerl werden Du, ich ſehe es kommen!“

Mir war es recht; eine neue Welt that ſich vor meinen freudetrunkenen Blicken auf, aber Ottilie — ſie verlaſſen, aus ihrer himmliſchen Sphäre treten! Und ohne Lebewohl? Unmöglich.

Am Abend lockte melodiſcher, lauter und häufiger als je mein Weideninſtrument, das nun bald mit ſchwereren Tonwerkzeugen vertauſcht werden ſollte, denn ich nahm mir gleich etwas Ordentliches vor, ich wollte *alle* Inſtrumente ſpielen lernen. Als ſich keine Ottilie ſehen ließ, ſteigerte ſich meine heiße Ungeduld zur Keckheit, ich ſchlüpfte in den Baumgarten, ich trat in den Park, ich kroch durch die Taruswände, ich ſpähte nach Ottilien. Oft glaubte ich ſie kommen zu ſehen im weißen Kleid, aber eben ſo oft täuſchte ſich mein Auge, das eine weiße Statue für die Geliebte hielt. Es war kein Mondſchein, aber eine ſchöne

Lenznacht, die Nachtigallen flöteten, und ich war ſo kühn und unbeſonnen, meine Weidenflöte ſelbſt im Garten laut werden zu laſſen. Horch — es nahten Tritte — ich hielt den Athem an, ich lauerte und lauſchte. Ja — es war Ottilie, ſie kam — aber nicht allein, eine dunkle Geſtalt ging neben ihr — ich ſtand Todesangſt aus, denn ich glaubte, es ſei Ottiliens Vater, und wehe mir, wenn er den Eindringling bemerkte — doch dieſer war es nicht. — Die Wandelnden kamen näher; die in kürzeſter Zeit zur vollblühenden Jungfrau entwickelte Ottilie hing ſchuldlos hingegeben in den Armen des begleitenden, jungen Mannes, und dieſer flüſterte: „Ja, meine geliebte, theuerſte Ottilie, bei der keuſchen Luna, ſo heute nicht ſcheint, und bei der keuſchen Flamme, die mein Herz verzehrt, ich weihe mich zu Deinem Sklaven auf ewig! Die zärtlichſte Liebe ſoll uns vereinigen! O Tilia! das heißt: Süße Linde! Weißt Du, daß die Linde das Symbolum der Liebe iſt? Ihre Blätter ſind Herzen! O laß Dich herzen, mein Herz!“ Ottilie ſtöhnte in glühendem Luſtgeſeufze, ſie hing, wie willenlos am Arm des neuen erwachſenen Anbeters, der ihr freilich lieber ſein mochte, als ich, der Knabe, und ich hörte wuthzitterd das leiſe Geräuſch gegebener und wohl auch erwiederter Küſſe, für welches der Sprache noch ein edles Wort fehlt. O, ich kannte den Sprecher! Es war der ſeit Kurzem im Dorfe von dem gnädigen Herrn, als dem Kirchen- und Schulpatron, angeſtellte junge Schulmeiſter, früher Hauslehrer im Schloß, der zum Dank des Principals und Gönners Kind zu verführen ſuchte, und ich — war getäuſcht, betrogen, verrathen — und glühender Rache voll; die Bewegung meines Innern mochte unwillkührlich zur äußern werden, das Laub der Hecke rauſchte, hinter der ich mich barg, die Sommernacht war nicht dunkel genug, mich einem ſpähenden Auge zu entziehen. Ottilie ſchrie erſchreckt auf; ich fühlte mich plötzlich am Kragen ergriffen, und derb maulſchellirt, dann gewaltſam gegen die Taruswand geſchleudert, die mich zwar vor hartem Fall ſchirmte, doch verſtrickten und zerkratzten mich die Aeſte, und als ich voll kochenden Grimmes mich losgemacht, war das Feld geräumt von dem — Liebespaar. Knirſchend brach ich die Weidenflöte in Stücken, und warf die Fragmente in den Weg. Nach einer Weile hörte ich Peitſchenknall und ſtarken Auftritt eines Laufenden, und ſuchte ſchnell den Rückzug; der ruchloſe Böſewicht hetzte den Gartenknecht gegen den unwillkommenen Zeugen ſeiner überwallenden Zärtlichkeit, der ihn jedoch nicht einholte.

Das war das Ende vom Frühlingsblüthentraum meiner erſten Jugendliebe. Ich netzte mein Lager mit Thränen, und trat am andern Morgen bitterer Empfindungen voll, meine Wanderung nach der Reſidenz an. Der Weg führte hart an der Parkmauer vorbei, an einem der verſchloſſenen Gatterthore ſah ich Ottilie ſtehen, ſie ſah mich, ich blickte hinweg, ich ſchritt böſe vorüber. Wie am Schluß des erſten Theils der Goethiſchen Tragödie Fauſt klang hinter mir eine Stimme: „Heinrich! Heinrich!“ ich ließ ſie verhallen, und blickte nicht um, ich dachte: bleibe zurück im verlorenen Paradieſe, Schlange!

Der Schmerz, ſo frühzeitig, in Tagen, wo das Herz ſo rein, ſo heilig, ſo hingebend und gänzlich aufopfernd liebt, betrogen worden zu ſein, wurde zu meinem böſen Dämon, denn er lehrte mich, nie an eines Mädchens Liebe zu glauben, und alle ſpäter auf irrer Pilgerbahn von mir treulos Verlaſſenen, dankten dieſer Ottilie ihren Schmerz.

Ottilie ſelbſt, die ſchöne, früh aufgeblühte Tulipane wurde in ihrer Liebe zur Monſtroſe. — Sie war meiner Thränen, meines, wenn auch kindiſchen, doch warmen und wahren Gefühls nicht werth. Bald nach meiner Entfernung aus dem Heimathdorfe verlor ſie durch den Tod ihren Vater, und nun ſich völlig ſelbſt überlaſſen, erlebte in Kurzem die Nobleſſe in der Stadt den Skandal, daß das hochgeborne Fräulein aus gewichtigen Gründen den Herrn Schullehrer heirathete. Einige Jahre ſpäter vermählte ſich auch ihre Schweſter, eine Zöglingin der Liebe, mit — einem Kanzleiaſſiſtenten. Es iſt nicht ſelten, daß ſchöne Jugendträume traurig ausgehen; bei mir war es der Fall.

Ich war in der Stadt, und fand Koſt und Logis auf Rechnung meines hohen Wohlthäters bei Meiſter Angelo, dem Perrückengenius, der mich in ſpecieller Obhut und meine Studien zu überwachen hatte. Ein im Hauſe wohnender Kanzliſt ertheilte mir im Rechnen und Schreiben Privatſtunden, und mühte ſich ab, mir an einem lahmen Spinett die erſten Begriffe von Noten beizubringen. Am erſten Abend wurde ich mitgenommen in das Theater, dieſes befand ſich im größten Saale des Reſidenzſchloſſes, welches damals der alleinige Kunſtſtern war, der dem Städtchen ſtrahlte, und in welchem allein anſtändige Concerte, Schauſpiele, Maskeraden u. dgl. ſtattfanden, denn in der ganzen, durch ſpätern Anfall an das Fürſtenhaus erſt zu einiger Bedeutung gelangten, und durch trübe Ereigniſſe niedergedrückten Kleinſtadt, die mir als Urbild ſtädtiſcher Größe erſchien, war noch kein leidlicher Saal für öffentliches Vergnügen vorhanden, außer dem des Rathhauſes, der zu bürgerlichen Hochzeiten und Jahrmarktstänzen ſeine unebenen und knorigen Dielen darbot.

Ich hatte von einem Theater noch gar keinen Begriff, und wußte nicht, welcher Genuß meiner harrte, als ich den ſchweren Violinkaſten meines Gönners und

Pflegers, der ſich in die rothe Livree geworfen, in das Schloß und ächzend die hohen Treppen hinauftrug. Durch einige Düſterniß leitete mich Angelo in das Orcheſter, darin ſchon mehrere der Kapelliſten verſammelt waren, und wies mir einen Winkel an, darin ich auf die Muſik und auf das Spiel Acht geben, im Uebrigen aber mich ruhig verhalten ſollte.

Wie mich das alles entzückte, Spiel und Muſik, Muſik und Spiel, wie ruhig ich mich verhielt! Neben mich war ein hübſcher Knabe getreten, der mit großen Augen bald nach der Bühne hinſah, bald in das Orcheſter blickend, mit mächtigem Antheil den Handbewegungen der Muſiker auf ihren Inſtrumenten folgte. Bisweilen ſah ich ihn tactirend die kleine Hand bewegen. Sein ganzes Aeußere athmete Anmuth, Empfindung. Später erfuhr ich, daß dieſer Knabe der Sohn des Mannes ſei, welcher der kleinen ambulanten aber guten Schauſpielergeſellſchaft, die jetzt Stadt und Hof mit theatraliſchen Vorſtellungen erfreute, als Director vorſtand, und ſich von Weber nannte. Ich habe dann oft mit ihm geſpielt, mit dem kleinen, als Kind ſchon lahmen Karl Maria, in dem ein lebendigfriſcher Geiſt vielſeitig ausſtrahlend, rege war.

Ich ſelbſt war als angehender Jüngling, als Lernender, zu unbedeutend, um auf irgend eine Weiſe Einfluß üben zu können auf die neue Welt, die mich jetzt umgab, ich gab mich vielmehr mit offner Seele den Eindrücken hin, welche das Reſidenzleben und vornehmlich das Kunſtleben, in deſſen Kreis ich eingetreten war, auf mich machte, wie es bildend auf mich einwirkte, und ich will verſuchen, die flüchtige Skizze einer Zeit zu entwerfen, die nun ſchon über ein halbes Jahrhundert hinter mir liegt.

Ein feiner Hof, ein gebildeter Adel, den die liebenswürdige Perſönlichkeit des Fürſten in ſocialer Beziehung auf eine Weiſe mit den höhern Staatsdienern bürgerlichen Standes zu verſchmelzen wußte, die auf alle Theile erhebend einwirkte, bildete den Centralpunkt, um den die ſchönen Künſte ihren Reigen ſchlangen. Der Fürſt verſtand es, Talente zu erkennen, aufzufinden, ihnen Wege zu bahnen, ſie geiſtig zu beflügeln, und ſchmückte gern mit den Künſten der Malerei, der Poeſie, der Töne und ihrer Verſchwiſterung im Schauſpiel ſein edles Leben, das dem Wohle ſeines Landes ganz und ausſchließlich gewidmet war. Wenn nicht gerade eine gute reiſende Truppe in der Stadt einſprach, erfreute ein gebildeter Dilettantenkreis den Hof und das Publicum durch Darſtellungen, die ſchon deshalb gelungen ſein mußten, weil der Fürſt, der in Jünglingsjahren ſelbſt thätig bei den dramatiſchen Leiſtungen eines Liebhabertheaters am Hofe mitgewirkt hatte, mit freundlichem Ernſt und dem Geſchmack eines feinen Kenners und Kunſtkritikers die Proben und Arrangements leitete, und natürlich alle Betheiligten ſich beeiferten, durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſich des höchſten Wohlgefallens auch beim heitern Bühnenſpiele werth zu erzeigen.

Die Hofkapelle war eine der vortrefflichſten und legte neben ſo vielen andern, das wiſſenſchaftliche und geiſtige Leben fördernden und es höherer Entwickelung entgegenführenden Einrichtungen vollgültiges Zeugniß vom Geiſt und Geſchmack des Fürſten ab. Es konnte nicht fehlen, daß die mir innewohnende muſikaliſche Neigung volle Belebung in einer Kunſtſphäre fand, die faſt ausſchließlich aus gediegenen Elementen, wakkern Kräften beſtand. Meine Luſt zur Muſik wuchs mit jedem Tage, ich lernte in der That ſpielend faſt die meiſten Inſtrumente ſpielen, und vergaß über dieſen Uebungen die ganze Welt. Ich lebte ein reines Tönesleben, ich ſchwelgte in Muſik. —

Die fürſtliche Kapelle zählte ſehr wackere, zum Theil renommirte Mitglieder, von denen nur die Minderzahl den rothen Livreerock trug. Ich lernte bei anerkannt tüchtigen Meiſtern Flöte, Horn, Violine und Clarinette, und durfte heitergeſelligen Umgang pflegen mit den Trägern vorzüglichſter Leiſtungen im tonkünſtleriſchen Gebiete.

Nie werde ich das harmlosfröhliche Künſtlerleben vergeſſen, daß die Mehrzahl der Mitglieder dieſer Kapelle führte, nie die ſinnigen Feſte, die der Fürſt anordnete, und die durch Muſikgenuß in den meiſten Fällen die Weihe empfingen. Wir wanderten mit den Inſtrumenten in düſtere Felſengrotten, in ſchattige Buchenwälder, in ernſte Burgtrümmer und weckten oft die Stimme der in den Bergen ſchlummernden Echo. Bei ſolchen Feſten, zu denen häufig der benachbarte Landadel gezogen wurde, ſah ich auch bisweilen Ottilie, die nun eine Dame geworden, ehe ſie des Schulmeiſters Frau wurde. Sie that ſtets, als bemerke ſie mich nicht, und ging mit einem eiskalten, gleichgültigen und dummſtolzen Geſicht an mir vorüber. Das gab mir immer einen Stich in das Herz. Dagegen trat mit angeborener Leutſeligkeit der Fürſt oft dem Chor ſeiner Muſiker nah, ſprach zu dem und zu jenem ein erfreuendaufmunterndes Wort, rügte auch wohl mit der Delicateſſe der Humanität, was er zu rügen fand, und gewann ſich alle Herzen.

Ich hatte nach langem Umherprüfen unter den Inſtrumenten mich vorzugsweiſe für die Clarinette entſchieden, nachdem ich eine Zeitlang zwiſchen ihr, der Oboe und dem Baſſethorn geſchwankt. Die größere Einfachheit des letztern, die es minder für muſikaliſche Kunſtſtücke eignet, und der Rath meiner Gönner ließen mich die liebe Clarinette wählen, wobei ich jedoch auch für die andern Inſtrumente, deren Gebrauch ich erlernt, Vorliebe genug behielt, ſie nicht zu vernachläſſigen, eine Vorſicht, die mir ſpäter in den verſchiedenſten Lebenslagen tauſendmal nützlich wurde, mich großen Verlegenheiten entriß, und den Mangel fern halten half. O wie reich fühlte ich mich, wie frohlockte mein Herz, als ich ein gutes Inſtrument mein nannte!

Mit Recht kann ich ſagen, daß ich in einer guten Schule aufwuchs, und darf dieſer die Schuld nicht beimeſſen, daß ich nicht einer der Sterne erſter Größe am muſikaliſchen Kunſthimmel geworden bin. Zum Irrlicht hatte mein Schickſal mich beſtimmt, und ich bin meiner Beſtimmung nachgekommen.

Es war, ich ſage es noch einmal, es war eine ſchöne Zeit, die des harmlosfröhlichen Kunſt- und Künſtlerlebens, in welchem mitunter auch manche hochkomiſche und groteske Figur beluſtigend auftrat. Mein glattes Geſicht, meine kleine Geſtalt, eine gewiſſe natürliche Freundlichkeit und die ſich immer mehr als günſtiger Fortſchritt darlegende muſikaliſche Fertigkeit erwarben mir zahlreiche Gönnerſchaft. Ich ſah mich oft in Familienkreiſe gezogen, wo aufblühende Jugend ſich muſicirend ergötzte, und manche ſüße Erinnerung an kleine Liebſchaften, von denen jedoch keine die Tiefe der Empfindung in mir zu erwecken vermochte, wie jene erſte Liebe zu Ottilien, verſchönt mir das Andenken jener Zeit, die nur den einen Fehler hatte, daß ſie zu müßig war, ſich allzuſehr geſelligen Vergnügungen, zum Theil unter ernſten, zum Theil unter komiſchen Masken hingab. Es ſpukte noch ein Nachhall des geheimen Geſellſchaft-, Ordens- und Logenweſens, das einen Theil des vorigen Jahrhunderts charakteriſirte, durch die Zeit; manche Verbrüderung voll ernſter und ſittlicher Tendenzen wirkte noch fort, aber gleichzeitig fand auch das Ehrwürdige ſeine Parodien, bis die erſten Donner der Revolution von Frankreich dumpf herüber rollten, ihr Schall hier Entſetzen, dort Ermuthigung weckte, hier Furcht erregte, dort Schwindel, deutſcher Nachahmungsgeiſt die an der politiſchen Bewegung Antheilnehmenden in Clubs vereinigte, welche zum Theil geheim waren, und ſo mit einemmal und überraſchend der Ernſt der Zeit allen Theilen der Geſellſchaft ſein ſtrenges Antlitz zeigte. Schon paſſirten einzelne Emigranten durch die Reſidenz, und malten in grellen Farben die franzöſiſchen Zuſtände aus.

Die verheiratheten Mitglieder der Kapelle hatten mit Zuziehung unverheiratheter Kollegen und befreundeter Angeſtellten eine ſogenannte Mops-Loge, mehr zum Scherz und Vergnügen, als zum Ernſt dienend, etablirt, deren Einrichtung der Lachluſt reichen Stoff darbot, und lange genug von dieſer Verbrüderung die Antheilnahme an dem fern hielt, was die Zeit allgewaltig bewegte, denn man ſchrieb ſchon das Jahr 1790. Unter einer Menge nichtsbedeutender Aufnahmeceremonien und zum Theil läſtiger, zum Theil beluſtigender Formalien war die einfache Tendenz maskirt, ſich bei Kaffee, Thee, Kuchen oder frugalem Abendeſſen, bei Wein und muſikaliſcher Unterhaltung zu vergnügen. Beſondere Gunſt verſchaffte auch mir die Aufnahme, und wenn ich ſie ſchildere, ſo plaudere ich nur ein Geheimniß aus, das keins mehr iſt, denn kaum werden ſich einige Alte noch jener ebenſo zweck- als harmloſen ſocialen Spielereien erinnern, mit welchen man die im Ueberfluß vergönnte Zeit angenehm auszufüllen ſuchte; hier wird ſie einen heitern Gegenſatz zu Scenen weit ernſterer Art bilden, die bald genug ſich anreihend, mein Leben bewegten.

Ich ſollte die Ehre haben, ein Eingeweihter der Mopsloge zu werden. Ein Bruder inſtruirte mich mit großem Ernſt vorbereitend, und meine jugendliche Phantaſie zauberte mir Wunderdinge vor, die ich hinter dem geheimnißvollen Schleier erblicken würde, in den die Mopsloge ſich hüllte. Als der wichtige Tag kam, befand ich mich mit meinem vorbereitenden Freund in einer düſtern Kammer. Er nahm eine ernſte, kummervolle Miene an, ſprach nur leiſe und in kurzen Sätzen, dunkel und geheimnißvoll, und machte mich darauf aufmerkſam, daß ich nun bald etwas höchſt

Ernſtes erfahren werde, was mich in die größte Verwunderung ſetzen würde. So erfüllten mich denn alle bangen Schauer eines Neophyten, der des Hierophanten harrt, welcher ihm der Weihe entgegenführt. Der Wegweiſer trat ein, und fragte mich: „Iſt es Ihr ernſter Wille, in die Geſellſchaft der Mopſe einzutreten?“ Auf mein zitterndes Ja wurden mir nun die Augen verbunden, und ich dem Ziel zugeleitet. Bald darauf ſtanden wir, und ich hörte ein vernehmliches Kratzen und Scharren an einer Thüre, welches dreimal erfolgte. Hierauf wurde geöffnet, es klirrte eine Kette, und ich fühlte, daß Jemand mir ein metallnes Halsband umlegte. Zugleich wurde die Kette mir in die Hand gegeben, und ich an dieſer in ein Zimmer geleitet, darin ich lange umherſchritt, und zwar, wie ich nachher erfuhr, neunmal um einen beſtimmten, am Boden gezogenen Kreis, dabei hörte ich ein ſchreckliches Getöſe wie von Ketten, Degen, Stöcken und eine Menge verſtellter Stimmen riefen dumpf und wiederholt: „Gedenke an den Tod!“ Mir wurde bei ſothaner Ceremonie gar nicht wohl. Die Wirkung, welche dieſe Gaukelei auf meine Sinne machte, äußerte ſich in einem ſtarken Zittern, Schweiß drang aus allen Poren, und es wäre noch ſchlimmer mit mir geworden, wenn ich nicht mitten unter dem dumpfen Getöſe etwas vernommen hätte, das wie Gekicher und verhaltenes Gelächter klang. Endlich ſtand mein Führer mit mir ſtill, und ich hörte eine ernſte Stimme fragen: „Warum knurret ihr?“ Eine andere Stimme antwortete: „Es iſt ein Hund hereingekommen, der kein Mops iſt! Die Mopſe wollen ihn beißen!“

Weitere Frage: „Was will der Hund?“ Antwort: „Ein Mops werden!“ Frage: „Wie geſchieht das?“ Antwort: „Er muß ſich zu uns geſellen.“ Frage: „Will er das?“ Antwort: „Ja, Ober-Mops!“ — Frage: „Will er unſern Geſetzen Gehorſam leiſten?“ Antwort wie vorher. Frage: „Treibt ihn nicht Neugier in unſern Kreis? Abſicht auf Vortheil? Was bewegt ihn zu ſeinem Wunſche?“

Hierauf wurde erwiedert: „Nicht Neugier, nicht Abſicht auf Vortheil, hochwürdiger Groß-Mops treiben dieſen Jüngling, ſondern allein das Verlangen, einer ſo hochachtbaren Geſellſchaft anzugehören, wie die unſrige.“

Jetzt fragte der Präſes: „Hat er auch, was man haben muß, um ein Mops zu werden?“ — worauf der Antwortende mit leiſer Stimme mir gebot, die Zunge möglichſt lang herauszuſtecken. Ich gehorchte, und fühlte mich nun an der Zunge gefaßt, während gleichzeitig neben mir geflüſtert wurde: „Es iſt zu heiß, das Eiſen, es glüht zu ſehr, laß es noch ein wenig abkühlen;“ eine andere Stimme flüſterte antwortend: „Es iſt gerade recht, ihm unſer Zeichen auf die Zunge zu brennen!“

Todesſchreck ergriff mich, ich zog mit Anſtrengung meine Zunge aus den Fingern deſſen, der ſie hielt, ſprang entſetzt zurück, und würde die Binde abgeriſſen haben, wenn man mir nicht beide Hände gehalten hätte. Ein donnerndes Gelächter erfüllte den Saal, und ich hörte, daß der Obermops, mühſam das eigne Lachen unterdrückend, ſprach: „Es iſt gut, er hat, was er braucht. Fragt ihn nun nochmals, ob ſein Entſchluß, in die ehrwürdige Geſellſchaft der Mopſe aufgenommen zu werden, feſt und unabänderlich ſei, und ob er ſich allen ſtrengen Proben unterwerfen will?“ Die Frage wurde an mich gethan durch Den, welcher mich führte, und noch zitternd vom vorhinnigen Schreck, antwortete ich ein halblautes Ja. Fernere Frage: „Will er auf ſeine Glücksgüter verzichten, um die ehrwürdige Geſellſchaft der Mopſe zu bereichern?“ Wieder ein zagendes Ja. „Wird ſein Gehorſam geſchwind, blind und ohne Widerſpruch ſein?“ Ich antwortete freudiger mein Ja. „Will er die Brüder küſſen?“ — Ja!

Jetzt folgte eine Frage, die ich mich hüten werde, niederzuſchreiben, die meinen Unwillen im hohen Grade erregte, und von mir mit entſchiedenem Nein beantwortet wurde, gleichwohl fühlte ich etwas gegen meinen Mund gedrückt, und hörte wieder das ſchallende Gelächter einer zahlreichen Geſellſchaft, der ich, wie ich nun wohl merkte, zur größten ſpaßhafteſten Beluſtigung diente. Ich durfte jedoch mich noch immer nicht der Binde entledigen, ſondern wurde an einen Tiſch geführt, man legte meine Hand auf einen Degen, und ich mußte eine Art Gelübde feierlich nachſprechen, worin ich das Geheimniß der Geſellſchaft zu bewahren angelobte. Hierauf erging die letzte Frage: „Will der Herr Bruder das Licht ſehen?“ — und als ich ſie bejaht, nahm man mir die Binde ab. Mit Schreck und Staunen ſah ich mich in einem Kreis vieler Männer ſtehen, deren jeder die Spitze ſeines blanken Degens gegen meine Bruſt hielt, und ſich möglichſt mühte, ernſthaft zu ſcheinen; eine Anzahl Frauen und junge Mädchen blickten lächelnd und ſchalkhaft nach mir hin; jede hatte einen bouſſirten Mops auf dem Arm. Im vorſitzenden Großmops erkannte ich einen meiner geliebten Lehrer. „Nun müſſen wir dem neuen Bruder die Zeichen der Erkennung lehren!“ nahm dieſer das Wort, legte mir ſeinen ſtarken Mittelfinger auf die Naſenſpitze, klemmte mit Zeige- und Goldfinger mir die Mundwinkel, legte den Daumen unter das Kinn, und ſtreckte den kleinen Finger gerade aus, wodurch eine Verzerrung meines Geſichts bewirkt wurde, die abermaligen Stoff zu lautem Gelächter gab. Jetzt mußte ich der Reihe nach mit jedem Bruder und jeder

Schweſter dieſes Fratzenſpiel durchmachen, das Zeichen gebend und empfangend, und manchen ſchönen Mund, dem ich viel lieber einen Kuß aufgedrückt, für den Moment verunſtalten, während Lärm und Gelächter den höchſten Grad der Ausgelaſſenheit erreichte. Da jedes ehrenwerthe Mitglied ſich bemühte, mir mit boshafter Neckerei die Naſe recht derb einzudrücken, ſo glich ſie, als mir nach vollendetem Umgang ein Toilettenſpiegel vorgehalten wurde, in der That der Naſe eines Mopſes ganz genau, man wollte ſich vor Lachen wälzen, ich lachte mit, und ging drei Tage mit einer Naſe umher, die allmälig roth, blau, grün und gelb changirte, bevor ſie wieder ihre natürliche Farbe gewann. Nach der Ceremonie des Zeichens kam die des Kuſſes an die Reihe, welche einigermaßen den Schmerz der Quetſchung verſüßte; ich durfte, indem ich die Kußrunde machte, die Schönen zwar nur auf die Wange küſſen, nahm es aber bei den wirklich Schönen mit dieſer Vorſicht nicht allzugenau.

Sodann klärte mich der Bruder Redner über die Pflichten auf. Er ſprach unter andern: „Der Zweck unſerer Verbrüderung iſt kein anderer, als eine harmloſe, ungezwungene und anſtandvolle Geſelligkeit, wie ſie dem wahrhaft Gebildeten geziemt. Freundſchaft iſt der Stern, der unſerm Bunde ſtrahlt. Wir ſollen wetteifern in gegenſeitigem Vertrauen, in gegenſeitiger

Hülfleiſtung, wir ſollen in unſerer Treue beſtändig ſein, in unſern Anſprüchen beſcheiden, in unſerm Umgang leutſelig und menſchenfreundlich, in unſerer Liebe zärtlich. Wir haben den Scherz zu unſerm Ceremonienmeiſter erkoren, und indem wir uns ſeinen Anordnungen fügen, und die genannten Tugenden üben, beſtreben wir uns, die ſchönſte Tugend der Geſelligkeit, die Liebenswürdigkeit, zu entfalten. Dieſer Zweck iſt angedeutet durch die ſymboliſchen Zeichen, mit welchen der Boden dieſes Zimmers geſchmückt iſt."

Der Kreis, welcher mich umgab, trat jetzt weiter auseinander, und ich erblickte den Teppich, der die Dielen bedeckte, mit allerlei Bildwerk geſtickt. Ein großer Cirkel war von einem Quadrat ſo durchſchnitten, daß vier Ecken aus der Cirkellinie hervorragten, in jeder dieſer Ecken, die nach den Himmelsgegenden gerichtet waren, ſtand eine brennende Kerze. In der Mitte ſtand ein ausgeſtopfter Mops mit höchſt naſeweiſer Phyſionomie, das Schiboleth der Verbrüderung, zwiſchen zwei Säulen, deren Schafte mir als Treue und Freundſchaft gebeutet wurden, während man ihre Sockel Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit nannte. Vor dem Mops war ein Portal gezeichnet, die Palaſtpforte der Liebe, den Palaſt ſelbſt deutete ein Haus an. Aus einer Vaſe, dem Gefäß der Vernunft, ſchlangen ſich in verſchiedenen Windungen zwei goldne Bänder um mehrere einzelne oder vereinigte rothe Herzen, während auch noch andere Herzen einzeln auf dem Teppichfelde zerſtreut waren. Dieſe Bänder hießen die Bänder des Vergnügens; noch andere Symbole der Freundſchaft, als ineinandergeſchlagene Hände, verſchlungene Bäume und Ranken, und dergleichen fehlten nicht, und ich ſah, daß in dieſem Spiel doch mehr ſinnvolle Allegorie lag, als mich die lächerliche Aufnahmeceremonie erwarten ließ.

Sie iſt vorbei die Zeit der Allegorien, die Zeit, der in ſolchen Zeichen und Symbolen ſich gefallenden Vereine; Spruch und Bild ſind verbannt aus den modernen Kreiſen der Geſellſchaft, doch iſt auch zugleich mit ihnen der harmloſe Frohſinn gewichen, der jene beſeelte, und hat einem trüben Ernſt Raum gelaſſen, der, die Hand vor dem Mund, mit verhaltenem Gähnen häufig das ſteifgeſchnürte Fräulein Langeweile zur Tafel führt. Wer aber ſteht dafür, daß jene ernſten Spiele, jener ſpielende Ernſt ſich nicht noch im Laufe dieſes Jahrhunderts regeneriren? —

Auch wir, die Mopſe, ſetzten uns zu Tiſch, eine bunte Reihe meiſt jugendlicher Perſonen beiderlei Geſchlechts, und Fröhlichkeit belebte den Kreis. In Mitten der wohlſervirten Tafel paradirte der boſſirte lebensgroße Mops, und kehrte dem Obermops das hündiſche Antlitz zu. Edler Wein perlte in die Gläſer, eine Reihe ernſter und heiterer Geſundheiten begann, und die munterſte und lebhafteſte Unterhaltung würzte das Mahl. Als dieſes zu Ende war, führten mehrere der Mitglieder ein herrliches Quartett auf, und ich war ganz Entzücken, ganz Freude, und ſah goldene Zukunftſtunden in dieſem lebensfrohen Cirkel.

Ein einziger harmloſer Scherz brachte mich um alle das Glück, welches ich für mein Herz in dieſer ſchönen Verbindung hoffte. — Ich wohnte noch bei Angelo, dem alternden Coiffeur; auch er hatte gehört von der Mopsloge, und der Wunſch entbrannte in ihm, ebenfalls ein Mops zu werden. Der Himmel mag wiſſen, wer ihm zugetragen, daß auch ich, der blutjunge Muſiker, aufgenommen worden war, und es begann der Neid an ſeinem Herzen zu nagen; er drang in mich, ihm das Geheimniß zu vertrauen; nun beſtand das Geheimniß der Geſellſchaft eben darin, kein Geheimniß zu haben, folglich konnte ich keins verrathen. Meine Weigerung machte den Mann unzufrieden. Er wandte ſich an Andere, er meldete ſich zur Aufnahme, die Geſellſchaft fand ſeine Perſönlichkeit nicht geeignet für ihren Kreis und lehnte ſeine Reception ab; das machte böſes Blut; Meiſter Angelo wurde launiſch, ſpöttiſch, giftig, verurſachte mir trübe Stunden, und ich ſann dafür auf eine kleine Rache.

Die Frau eines meiner jungen Freunde gab ein

Kaffeekränzchen, zu welchem auch Angelo geladen war; ich fehlte nicht, und Angelo ſäumte nicht, ſich über die Mopsloge in Stachelreden zu ergießen. Wir neckten ihn dafür mit der Bemerkung, daß die Zöpfe jetzt aufhören und die Friſeurs außer Activität kommen würden. Er warf die Drohung hin, daß alle geheimen Geſellſchaften aufgehoben werden ſollten. Ich rief darauf anzüglich aus:

„Wenn auch die Zöpfe und Möpſe ſchwinden
Stets wird man Tröpfe und Schöpfe finden!“

Angelo biß erboſt und heftig mit dem einzigen Vorderzahn, deſſen er ſich noch erfreute, in einen dargereichten bräunlichen Faſtnachtskrapfen; ein Knar, und der Zahn, der auf einen harten Körper geſtoßen, brach ab. Mit Schmerz und Wuth, deutlich ſeinem Geſicht aufgeprägt, forſchte Angelo nach der Urſache ſeines Malheurs, und ſiehe, aus der weichen Hülle des Backwerks ſtieg verrätheriſch ein kleiner Mops von Porcellan, und unendliches Gelächter und Gekreiſch der verſammelten Frauen und Mädchen brach aus. Zornflammen ſprühend erhob ſich Angelo vom Stuhl, ſchleuderte das Möpschen mir ins Geſicht, und verließ grob ſcheltend die Geſellſchaft, die ihm nachlachte.

Mir wurde augenblicklich das Quartier gekündigt; in allen Kreiſen, zu denen der Schwerbeleidigte

Zutritt hatte, wurde ich als ein höchſt undankbarer, boshafter, nichtsnutziger Menſch dargeſtellt, und dermaßen verklatſcht und verläumdet, daß die Kunde von dieſem Jugendſtreiche, der von dem ſchwärzeſten Herzen zeugen ſollte, bis in die höchſten Kreiſe drang. Es wurde mir förder nicht wohl in der kleinen Reſidenz, der Mops biß mich aus.

Drittes Kapitel.

Erſte Ausflucht.

Ich hatte meine muſikaliſche Schule gut durchgemacht, meine Lehrzeit war beendigt, und das Ziel rückte näher, das ich erſehnt, danach ich geſtrebt, den ſcharlachrothen, mit Goldborden beſetzten Livreerock zu tragen, aus der fürſtlichen Küche zu ſpeiſen, im fürſtlichen Schloß zu wohnen, und jährlich einhundert Gulden Gage, oder wie man es ſonſt nennen wollte, zu beziehen. Der Mops, der fatale Mops verdarb alles, verrückte mir das Concept, ſchleuderte mich hinaus in die Fluth des wogenden Lebens — mir zum Heile, aber ich wußte ja lange nicht, was Welt, was Leben ſei, mir war der kleine enge, beſchränkte Lebenskreis der kleinen engen beſchränkten Reſidenz die Welt und ich fiel, ein blutjunges Opfer der Chikane eines Hofperruquiers, der ſeinen letzten Zahn an mir wetzte — und rächte.

Seitdem ſind mir alle Mopſe ſehr zuwider. —

Ich wurde dahin gebracht, daß ich mir ſelbſt zurief: **Fort!** Zudem entfaltete und entwickelte ſich nun mächtig der Trieb in mir, die Fremde zu ſehen; ich träumte von Kunſtreiſen, muſikaliſchen Triumphen, theilte mich Freunden mit, und ſo wurde ein Wanderplan entworfen. Einer meiner Lehrer rieth mir, ich ſollte ſuchen, mich auf meinem Lieblingsinſtrument, der Clarinette, noch mehr zu vervollkommnen, und ſprach prophezeihend: „Die Clarinette wird Dein Glück machen; vernachläſſige ſie nie, halte ſie hoch und theuer, wie eine Geliebte, wie eine anverlobte Braut! Es iſt gut, daß Du auf vielen Inſtrumenten Dich verſucht, doch — vielleicht iſt's auch nicht gut. Halte Dich an eins, werde tüchtig auf einem, bleibe der Clarinette treu. Ein Muſiker der mit vielen Inſtrumenten buhlt, wird ſelten ein großer Virtuos auf einem einzigen. Die Inſtrumente gleichen den Schönen. Jede nimmt gern Huldigungen an; ſieht aber eine Dir zärtlich zugethane Dich um Andere zugleich flattern und höfeln, girren und ſchmachten, ſo wird ihr gekränktes Gefühl ſich mit Stolz von Dir hinwegwenden, und Dein Herz, das durch die treue Liebe dieſer Einen unendlich reich hätte werden können, wird verarmen, denn auch jene Andern werden Dir nicht genügen, Du wirſt ſie verlaſſen und von ihnen, wie von Glück und Liebe verlaſſen ſein!"

Goldne Worte! Hätte ich ſie doch beſſer beachtet, als ich that; aber der Leichtſinn der Jugend hob mich, ein rieſiger Papillon, auf ſeine buntſchimmernden, farbenblitzenden Flügel, und trug mich in das Wunderland, das ich erträumte, erſehnte, und warf mich lachend in einen Ocean voll Luſt und Schmerz und Abenteuer, deſſen Wellen hoch über mir zuſammenſchlugen.

Ich ſchüttelte den Staub der Reſidenz von meinen Füßen, und pilgerte am leichten Wanderſtab, leichten Sinnes und wohlgemuth, die Clarinette im Futteral auf dem Rücken, in ſüdlicher Richtung die Landſtraße entlang.

Als ich ſo, mit gar wenigem Reiſegeld in der Taſche und einen Brief von meinem guten Lehrer an ſeinen eigenen Lehrer, den wackern Kammermuſikus Meißner in Würzburg, in der Frühe eines ſchönen Maimorgens des Jahres 1791 fürbaß ſchritt, zog mein ganzes zurückgelegtes Leben in einer flüchtigen Bilderreihe an mir vorüber. Die Kinder- die Knabenjahre gaben nur ein mattes Bild in der Cammera-obſcura meiner Erinnerung. Sie verſchwammen im farbloſen Dämmernebel unbewußter vegetativer Entwickelung, erſt als Ottiliens freundliche Erſcheinung hinzutrat, lichtete ſich das Bild, gewann Leben, Farbe, Präciſion, o! eine allzuſcharfe Präciſion, die mir zuletzt in das Herz ſchnitt. Dann ſah ich mich als befangenen, ſtaunenden Bauerknaben in der Hofkirche, hörte mich von nie vernommenen Tonwellen umrauſcht, fühlte mich von heiligen Empfindungen durchzittert; auch dieſer Jugendtraum war ſüß und ſchön.

Meine Lehrjahre, ſie waren theilweiſe Leidjahre, wie alle, aber bei Weitem nicht von ſolchem Intereſſe, ein Buch über ſie zu ſchreiben, und ſehr flüchtig waren ſie vorübergerauſcht. Oft rührte der Eros mit glühendem Pfeil an mein Herz, das zuweilen dennoch den Werth des Spruches empfand, der da ſagt, daß alte Liebe nicht roſte. Dulcamara!

Auch jetzt verließ ich ein Liebchen, das beim verſtohlenheimlichen Abſchied mich unter Thränen küßte — die ſechzehnjährige Tochter Angelo's, Angela, die mir im Herzen alles verzieh, was ich ihrem Vater, ſeiner Ausſage nach, zum Tort gethan, und die nicht glaubte, was er bei ſeiner Perruquier-Ehre hundertmal beſchwur: daß kein gutes Haar an mir ſei. Sie nahm ſich ſogar von dieſem verrufenen Haar eine Locke zum Andenken, und miſchte Honig zu dem Wermuth, den ihres Vaters Haß mir in voller Zornſchaale bot.

Ich verzieh ihm, denn ich hatte nicht ſo ſehr ihn kränken wollen, als er gekränkt ſich fühlte; ich war nicht undankbar. Meinen hohen Wohlthäter ſegnete ich, meiner Lehrer dachte ich mit Verehrung, meiner Liebe mit Schmerz, und da der Wald meiner Gedanken von zitternden Erinnerungsſonnenſtrahlen vergoldet wurde, fiel mir ein altes Scheidelied ein, das ich als Dorfknabe gar oft mitgeſungen, und ich ſang einzelne Strophen daraus, als ich in wundervoller Maipracht eines Laubwaldes, in deſſen Dunkel einfallendes Sonnengold herrliche Lichter ſtreute, munter vorwärts ſchritt:

„Wenn zwei gute Freunde ſind
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen.
Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
Ziehet in die Fremde,
Ziehet in die Fremde.“

Das Volkslied ſtimmte mich ſentimental, meine Augen wurden naß, das Herz behauptete ſeine Rechte. Es iſt immer etwas Wehmüthigfreudiges, wenn ein junges Leben zum erſtenmal hinaustritt in die ferne Fremde, die vor ihm liegt, ein unbekanntes Land, ein großes ungelöſ'tes Räthſel, ein verſchloſſenes Buch. Die jungen Wanderer ſchauen es ſtaunend an, ſie pilgern am Stabe der Hoffnung, ſie blicken nach den Lichtpuncten dieſer Ferne mit dem Sehrohr der Wünſche, der Erwartung; ſelten iſt dieſes ein recht tüchtiges, achromatiſches, das die Farben der Einbildung zerſtreut, ſondern es zeigt alle Bilder der Ferne von bunten Zauberringen umgeben, und das unkundige Auge meint, das wäre ſchön und eine Pracht, und müſſe ſo ſein. Je beſſer aber und erprobter das

Sehrohr iſt, je mehr zerſtreut es die falſchen Farben, und je näher es die fernen Puncte anzieht, je mehr ſieht das Auge ſie zittern, denn die bewegten Luft- und Dunſtwellen werden ſichtbar, und es bewährt ſich bei ſolchem katoptriſchen Experiment Goethes ſchönes Wort:

„Ach, in der Ferne zeigt ſich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.“

Ich hatte den Wald hinter mir, der mit andern Nachbarbergen die verlaſſene kleine Reſidenz meinem Blick entzog, ſchon nahte ich der Grenze Frankens hoffnungsvoll, und ſah mich doch noch manchmal um; immer war mir, als müſſe manche liebe Geſtalt auf den heimathlichen Bergen ſtehn, und mir Scheidegrüße winken. Im Lied erleichterte ich meinen reinen und wahren Schmerz, der mit dem Zauberwort Verſöhnung mein Inneres durchklang:

„Hinter jenem grünen Holz
Blüht mein jung friſch Leben.
Werd' ich denn mein Leben lang,
In der Fremde ſchweben?
Hab' ich Dir was Leid's gethan
Bitt' ich, denk nicht mehr daran
Wollſt Verzeihung ſchenken!
Wollſt Verzeihung ſchenken.“

Ich ſelbſt verzieh gern und willig manches Bittere, das mir wiederfahren war. —

Franken, eines der geſegnetſten Länder der deutſchen Erde, lag vor, lag unter mir, von der Höhe eines Grenzberges überblickte ich einen Theil ſeiner fruchtreichen Ebenen, begrenzt von waldigen Bergzügen und von der triftreichen Rhön. Ich ſtaunte darüber, daß die Welt ſo groß ſei. Mit der Neugier eines Neulings ſah ich mich um, ſah dort friedliche Dörfer hingeſtreut in ein friedliches Gefilde, ſah graue Warten, ferne Burgruinen, hohe Wegkreuze, friſchgrüne Waldungen, und das alles im ſchönſten Licht, ſo daß ich entzückt die Arme ausbreitete, und der Welt ein Willkommen rief, das dreifach aus dem nahen Waldesdunkel zurückſchallte. Die Welt hatte meinen Gruß erwiedert, ich warf mich in die Arme ihres vollen, friſchen Lebens.

Es würde zu weit führen, meine kleine Fußreiſe bis zur Hauptſtadt Frankens zu ſchildern; ich erreichte Würzburg nach zwei Tagen. Noch waltete damals das ſanfte Scepter des Krummſtabes, den der menſchenfreundliche Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal mit Würde und Weisheit führte. Die Straßen der mir unendlich groß erſcheinenden Stadt durchwandernd, fragte ich mich nach dem Hauſe des Mannes, an den ich empfohlen war, und ſtand bald ſchüchtern vor dem berühmten Virtuoſen, meines Meiſters Grüße ſtammelnd.

Philipp Meißner war ein lebhafter, kleiner Mann mit beträchtlichem Dickbauch, welcher, wie ich ſpäter oft ſah, bei Concerten ſeinem Inſtrumente zur Stütze diente. Er bot mir wohlwollend die Hand, ſtellte mich ſeiner Frau, einer muntern Schweizerin vor, und ließ Erfriſchungen auftragen.

Wir ſprachen noch, als mehrere Schüler des Mannes eintraten, der zu jener Zeit einer der erſten Clarinettiſten Deutſchlands war, Kleinhauß, und die Brüder Viernickel. Der ſelbſt noch keineswegs bejahrte Lehrer introducirte mich ihnen als einen Kunſt- und Strebensgenoſſen, ich ſah mich aufmunternd, erfreut begrüßt, heiteres Geſpräch kam in Gang, und endlich ſprach Meißner: „Nun wollen wir doch auch hören, was Er kann, und ob Er der Empfehlung meines ehemaligen Scholaren Ehre macht!“ Die Inſtrumente wurden hervorgeſucht, und Meißner legte eines ſeiner neueſten Clarinettquartette auf, das mich entzückte, zugleich aber eine nichts weniger als leichte Prüfung für mich war. Indeß ich beſtand ſie mit Ehren, der Meiſter zeigte ſich höchſt zufrieden und ſagte: „Er hat ſich ein ſchweres Inſtrument erwählt, und daran hat er recht gethan; wir Alle, wie wir hier ſind, werden es erleben, daß die Clarinette noch weit mehr, als jetzt, gewürdigt, und in Concerten gebraucht wird. Hauptſache iſt, daß man ſich Virtuoſität in allen auf dieſem Inſtrument möglichen Tonarten aneigne. Die

Clarinett ſchließt in ſich eine Sirenenſtimme, die ſchmachtend und zärtlich, lockend und bethörend das Ohr der Menſchen berührt, und durch das Ohr die Herzen bezaubert."

Ich war in einen neuen Himmel getreten. Meißner bot mir Koſt und Logis in ſeinem Hauſe, was konnte mir erwünſchter ſein? Mein Lebenskreis erweiterte ſich erfreulich, ich ſtand ſelbſtſtändiger da, bereicherte in vielen nützlichen Dingen meine Kenntniß, und genoß nebenbei auf heitere Weiſe das Künſtlerleben, wie es damals meine Lage und meine Umgebung darbot. Die jungen Schüler waren allzumal heitere, joviale Geſellen, der Meiſter, trotz ſeiner Corpulenz, ging frohſinnig und munter in allen guten Dingen mit gutem Beiſpiel voran, wir muſicirten bald am Biſchofhofe, bald in den Klöſtern, führten heute eine Meſſe auf, morgen ein Oratorium, und erheiterten zu anderer Zeit eine frohe Geſellſchaft, wo die edelſten Weine, die erleſenſten Speiſen den irdiſchen Sinnen ſchmeichelten.

In Stunden traulichen Beiſammenſeins erzählte mein Lehrer mir ſeine Lebensgeſchichte, und ich hörte ihm achtſam zu. Ich begann, dem Leben eines Künſtlers Intereſſe abzugewinnen; lehrreich iſt ja faſt ein Jedes, und es ſchien mir ein edles Reis, auf den Wildling meines eignen Lebens oculirt, wenn ich mit aufmerkſamer Beachtung den Mittheilungen Derer lauſchte, in deren Sphäre mein Genius mich führte. Biographien haben einen gar eigenthümlichen Reiz, ſie lehren, warnen, muntern auf, rathen ab, reizen oft zur Nachahmung, wie zur Nacheiferung und Nachlebung. Ja, der Aufmerkſame wird meiſt am Schluß einer inhaltreichen Lebensſchilderung ſich ſagen müſſen, daß der Held für ſich das Rechte und Beſte ergriffen, daß conſequentem Verfolgen eines beſtimmten und bewußten Zieles günſtiger und erwünſchter Lohn geworden, daß den redlich Strebenden ein guter Stern geſtrahlt habe, ſo wie gegentheilig das hochbegabte, aber diſſolute und extravagirende Genie trotz aller temporären Anerkennung und Bewunderung, trotz einem Zuſtrom glänzender Mittel dennoch phyſiſcher, wie pſychiſcher Verſunkenheit und ſicherm Untergang entgegentaumelt.

Eines Abends lenkte ſich ganz ungeſucht unſer Geſpräch auf die Lebensſchickſale meines Lehrers. Wir waren aus einem Kloſter, wo wir Freude und Vergnügen vollauf gehabt, heimgekehrt, waren in beſter Stimmung, und ich äußerte mich beklagend über das Loos der katholiſchen Geiſtlichkeit, daß ſie nicht heirathen dürfe. Meißner lachte, ſtrich ſich den Dickbauch und ſagte: „Davon verſteht Ihr nichts! Was einmal ſein muß, muß ſein. Jeder lebe ſeines Glaubens! Wäre ich zum Beiſpiel ein geiſtlicher Herr, ſo hätte ich vielleicht ein beſſeres Leben, wie jetzt, hätte aber freilich meine liebe Alte nicht.“ Dabei küßte er ſeine im Zimmer mit anweſende Frau herzlich, entkorkte eine Flaſche Leiſten zum Nachttrunk, ſchenkte uns und ſich ein, und fuhr heiter fort: „Würde ich mich nicht trefflich ausnehmen als ein Caplan, ein Decan, ein Domherr, ein Propſt? — Ich ſollte in der That Gottesgelehrter werden, und kam hier als ein Junge von ſieben Jahren auf die Schule; aber mehr als alle Schulſtudien zog mich die Muſik an, und namentlich ging es mir, wie Euch, ich zog die Clarinette allen andern Inſtrumenten vor. Mein Lehrer auf ihr war der Hofmuſikus Heßler, der es dahin brachte, daß ich in einem Hofconcert des hochſeligen Fürſtbiſchofs Konrad Adam, eines gebornen Grafen von Seinsheim, der ein eifriger, warmer Muſikfreund war, auftreten durfte. Ich war damals ſechzehn Jahre alt, hatte das Glück zu gefallen, und der gnädigſte Biſchof wurde mein Wohlthäter. Auf ſeine Veranlaſſung durfte ich mich ganz und ausſchließlich der Muſik widmen, von ihm kräftig unterſtützt, durfte ich reiſen. Dankbar ſei ſein Andenken geſegnet!“

Wir klangen an; gefühlvoll ſprach hierauf Meißner weiter: „Ich wandte mich dem Rhein zu, wohin mein Sehnen zunächſt mich zog. Zeigt uns doch der Strom unſeres Landes ſelbſt die Richtung, der wir folgen ſollen, wenn wir das Schöne ſuchen. Durch lachende Gefilde, zwiſchen herrlichen Rebenbergen fließt der Main, um im breiten Bette des Rheins zu verklingen, wie ein einzelner langgehaltener Ton in einem vollen rauſchenden Accord. Ich weilte in Mainz, in Mannheim, in Bruchſal, in Straßburg längere Zeit, fand überall Kunſtfreunde, Künſtlergönner, und endlich in der letzten Stadt ſchon eine mir zuſagende Anſtellung, welche der Hoffnung Raum ließ, mich an das Ziel meiner höchſten Wünſche zu tragen: nach Paris. Denn ich ſage Dir, es giebt nur ein Paris, und die Kunſt ſieht oder ſah ſich mindeſtens zu meiner Zeit dort auf die würdigſte, erhabenſte Weiſe gepflegt. Jetzt freilich wird ſie verſtummen oder nur dienen, um den Schrei der Verzweiflung, das Wuthgeheul des Aufruhrs zu accompagniren und zu übertäuben. Der Cardinal Prinz Rohan nahm mich als Kammervirtuoſen an, ich durfte ihm nach Paris folgen, und verlebte dort drei glückliche Jahre. Dort mußt auch Du hin, Heinrich, und Du wirſt hingelangen, wenn der allgewaltige Sturm vertobt iſt, der es jetzt in allen Tiefen erſchüttert, der die geheiligten Rechte der Menſchheit, die Souverainität des Volkes, und gährende Hefe, Staub und Moraſt der Weltſtadt in Wirbeln durcheinander treibt, und mit geheiligtem Blute miſcht."

„Ich habe mit den größten Muſikern zu Paris in freundlicher, ja mit vielen in freundſchaftlicher Beziehung geſtanden, und Nutzen von ihrer Belehrung, wie von ihrem Umgang gehabt. Jedem jungen Anfänger, der etwas Tüchtiges leiſtet, etwas Tüchtiges will, rathe ich, ein Gleiches zu thun. Nur immer die Augen auf, und Herz und Kopf auf rechtem Fleck! — Verhältniſſe brachten mich aus dem Dienſt des Cardinals in den des Marquis von Branca, und ich der Fremde, der Deutſche, wurde hernach erſter Clarinettiſt im Orcheſter der grand' Opera, und Hautboiſt in der Nobelgarde des Königs. Ich habe mitgewirkt in vielen großen Concerten des glänzenden Hofes zu Verſailles, deſſen Stern im Sinken war; ich habe Ehre, Ruhm, Freude und Gold geärntet; ſiehe mein Sohn, dahin kann man es bringen durch Fleiß und tüchtiges Studium. In manchem Concert spirituel, auf welche die Franzoſen ſo ſtolz waren, errang ich Lob und Beifall; ich könnte noch im Paris ſein — doch wäre es mir zum Heil? Schwerlich! Ich folgte einem ehrenvollen und vortheilhaften Antrag des Polenfürſten Vinzenz Potocki, den dieſer mir in Paris in eigner Perſon machte, nach Frankfurt am Main und gedachte dort mich bleibend niederzulaſſen. Allein nach langer Abweſenheit der Heimath ſo nah, zog mich Sehnſucht, ſie wiederzuſehen, nach meinem lieben Franken, wohin ein günſtiger Ruf mir vorausgeeilt war. Noch lebte und regierte der Gründer meines Glücks, mein fürſtlicher Wohlthäter, er hörte von meiner Wiederkunft, berief mich auf ſein prächtiges Sommerſchloß Veitshöchheim, hörte mich ſpielen, und es glückte mir, ſeinen Beifall in ſo hohem Grade zu erwerben, daß er mich nicht mehr von ſich ließ. Zehn Jahre, auf den Tag, hatte meine Irrfahrt in der Fremde gedauert; im Mai war ich von dannen gezogen, im Mai kehrte ich wieder heim, und wurde ſogleich als fürſtlicher Kammermuſikus angeſtellt. Ich blieb hier, machte große und lohnende Kunſtreiſen, und lernte auf einer ſolchen in der Schweiz dieſe kleine Frau kennen, die ſich gefallen ließ, ihre Heimath mit dem Frankenlande zu vertauſchen. Mein Wohlthäter ſtarb im Jahr 1779, doch ſein hochwürdigſter Nachfolger, unſer jetziger Herr Biſchof, beſtätigte mich in meiner Stelle, und legte meinem Gehalt noch zu. Ich habe manchen wackern Schüler gebildet und Manches componirt, was brauchbar iſt. Siehſt Du mein Sohn, das iſt der Lebenslauf eines Muſikers, dem die Welt die Ehre anthut, ihn einen Virtuoſen zu nennen; gehe hin und thue desgleichen!"

Der Saame dieſer wohlgemeinten und mit Herzlichkeit gegebenen Lehre fiel bei mir auf einen fruchtbaren Boden. Ich träumte in der Nacht von lauter Kunſtreiſen, Cardinälen, Miniſtern, Fürſten und

Biſchöfen; von Paris, von der großen Oper, und von der Nobelgarde Ludwig XVI. „Warum ſollte ich," fragte ich mich beim Erwachen aus dieſen feenhaften Träumen: „nicht auch noch dorthin gelangen, mein Glück machen? Ich bin jung; Gott ſei Dank, noch ſehr jung, bin ein hübſcher netter Kerl, blaſe meine C-Clarinette eben ſo gut, wie die B-, A-, G- und F-Clarinette, blaſe Horn und Flöte, ſpiele Violine, Guitarre und Clavier, was will man mehr? Etwas franzöſiſch hat mir der alte Emigrant, der ſich an unſerm Hofe anſiedelte, auch bereits beigebracht. Es wird gehen, es muß gehen!" Mit ſolchem freudigen Vertrauen, ſolchem Jünglingsmuth blickte ich in die Zukunft, und beklagte nur, daß ein dunkler Wolkenvorhang über ihren Gefilden verſchleiernd hing.

Ueber dem Himmel Europa's hallten vom Tajo bis zum Don die Wetterſchläge der franzöſiſchen Revolution, und erſchütterten die Herzen der Fürſten wie der Völker. Frankreich, Paris, die Coalition der Mächte, dieſe Worte waren in Aller Munde. Ueberall bedenkliche Mienen, bange Befürchtungen, Kriegsrüſtungen und Schlag auf Schlag eine ſchreckliche Nachricht nach der andern vom Stand der Dinge in Paris.

Schon waren die Heeresmaſſen von Oeſterreich, Preußen und Heſſen unter dem preußiſchen Feldmarſchall Herzog von Braunſchweig dem Rhein zugezogen, um Deutſchlands Grenzen zu ſchirmen, und ein furchtbar drohendes Manifeſt flog wie eine Brandrakete nach Paris, beleidigte und erbitterte die Nation wie die Nationalverſammlung, und half die Mordnacht vom 9. auf den 10. Auguſt und die Erſtürmung der Tuilerien bewirken. Die Guillotine, ein aus dem Grabe des Mittelalters wiedererwecktes, raſch arbeitendes Mordwerkzeug, ward erhöht, lieferte Opfer auf Opfer, und es floſſen Ströme von Blut. Septembertage! —

Das ſtille, friedliche Würzburg, ſo fern vom Kriegsſchauplatz, war oft vom Geräuſch der Waffen durchſchallt; ein Theil der preußiſchen Armee zog durch, ſo wie ein Theil der öſterreichiſchen. Kaiſer Leopold war geſtorben, und Kaiſer Franz II. berührte auf ſeiner Krönungsreiſe nach Frankfurt am Main die Biſchofſtadt. Mein Auge ſah eine Pracht der Waffen entfaltet, von der ich nie eine Ahnung gehabt; der Glanz der Garderegimentsmuſiker, wie verlockend wirkte er auf mein junges Herz. Ich ſah bis jetzt nur die glänzende Außenſeite des Krieges.

Von den Siegen der Armeen der Fürſtencoalition gegen Frankreich kamen keine erfreulichen Nachrichten. Das preußiſche Heer wich dem Andrang der franzöſiſchen Heeresmaſſen unter Dumouriez, Kellermann und Beurnonville, und räumte die Champagne; und während in Paris mitten unter dem Kampf entflammter Parteien das Königthum auf ewig abgeſchafft, und Frankreich zur einen, und untheilbaren Republik erklärt wurde, ſiegte General Montesquiou in Savoyen, Anſelme in dem ſardiniſchen Nizza, zwang Cuſtine die Rheinſtädte Speier, Worms, Mainz und ganz Frankfurt zur Uebergabe. Dumouriez zog von Valenciennes gegen die Niederlande, warf bei Jemappe die Oeſterreicher, eroberte auf einem Siegeszuge Mons, Gent, Brüſſel, Lüttich, und drang bis Aachen vor. Frankfurt am Main war es allein, das von Preußen und Heſſen wieder erobert wurde, und Luxemburg war es allein, das Oeſterreich noch behauptete. Mainz organiſirte ſich ſogleich franzöſiſch, bildete einen Nationalconvent und mehrere Clubs, und das große Feldgeſchrei Freiheit und Gleichheit ſchallte donnergleich, bezaubernd und berauſchend durch das Leben der Völker.

Jetzt kam Staunen und Entſetzen erregend, die Kunde von dem Königsmord. Das Unerhörteſte war geſchehen, und rüttelte gewaltſam die Rache auf gegen ein Volk, dem nichts mehr heilig war. Frankreich war ſo ſtolz und ſo übermüthig, Großbrittannien, Spanien und den Niederländern faſt gleichzeitig den Krieg zu erklären, während der blutige Bürgerkrieg in der Vendée es im Innern zerfleiſchte — und Europa ſtand auf gegen Frankreich.

Ueberall Bewegung, Truppenaushebungen und Werbungen, überall und in aller Munde Krieg.

Eine Schaar junger Muſiker ſaß in einer Taberne Würzburgs, meiſt Schüler Meißners, unter welchen ich der Jüngſte war. Lebhaftes Geſpräch galt den wichtigen Zeitintereſſen, und der Wunſch Einiger ward laut, ſich hineinzuſtürzen in den Völkerſtrom, der gegen Frankreich zu wogen begann, Ehre und Verdienſt zu gewinnen, denn Muſiker waren jetzt von allen Seiten geſucht. Einer, der ſonſt nie unter uns fehlte, fehlte noch, Zöllner, ein Horniſt aus Würzburg; doch jetzt trat er ein, lebhafter als gewöhnlich blitzte ſein Auge, muſternd überflog uns ſein Blick, es waren blos Freunde verſammelt.

„Wer —“ ſo rief Zöllner uns zu: „wer geht mit nach Holland? Ich habe vorhin einen Brief von meinem Bruder in Frankfurt erhalten, der Fagottiſt beim dortigen Theater iſt. Ein holländiſcher Capitain hat ihm aufgetragen, ſieben Deutſche, geübte Muſiker für ein Regiment zu engagiren. Kinder, hier iſt etwas zu profitiren, ein guter Gehalt iſt zugeſichert, und jeder erhält funfzehn Ducaten Reiſegeld! Was liegen wir hier? Friſch hinaus ins Weite, damit wir auch einmal gewahr werden, wie es draußen ausſieht. Gefällt's Einem nicht, iſt ja die Heimkehr unverwehrt. Es iſt eben ein Engagement, wie ein Andres. Ich nehme mein Horn und ſchnüre mein Bündel! Wer von Euch hat Courage, und geht mit?

„Ich gehe mit!“ ſprach entſchieden ein junger Horniſt aus Heidingsfeld, Namens Liling, „auch ich!“ ſtimmte Schäffler, Clarinettiſt aus der Nähe von Würzburg, bei. „Regimentsmuſiker!“ murmelte bedenklich Ruf, ein ſchon etwas bejahrter Fagottiſt, der ſchon mancherlei mit durchgemacht, und kraute ſich hinterm Ohr. „Wo iſt da das Finale?“

„Alter, Du mußt mit, denn ich habe ebenfalls Luſt!“ redete einer der Viernickel dem Bedenklichen zu: „denke Dir mal das freie friſche Soldatenleben, und Geld, alter Camerad, und ſchöne Mädchen!“

„Vive la liberté!“ rief Ruf, und that einen Zug aus dem kühlen Steinkrug mit dem blanken Zinndeckel. „Wenn Alle gehen, ſtellt der alte Ruf ſein Fagott auch nicht hinter den Ofen. Finale: er geht mit.“ — „Nun denn, ſo bin ich auch dabei!“ nahm ein dritter Schüler Meißners, Schindler, beiſtimmend das Wort, und ich war es nun nur noch allein, der ſeine Meinung abzugeben hatte, um die gewünſchte Siebenzahl zu füllen.

„Der Heinrich muß auch mit, das verſteht ſich!“ riefen nun die Einverſtandenen, und obſchon ich einige Einwendungen zu machen verſuchte, ſo ſiegte doch die Ueberredungsgabe der Kameraden, und hatte einen leichten Sieg.

Ernſter, als wir jungen Leute, nahm Meißner die Sache. Er klopfte bedächtig auf den Deckel ſeiner Emailledoſe, auf welcher ein Concertino von Haydn zu leſen war, nahm langſam eine Prieſe, und ſprach zu mir: „Daß Du einmal hinaus in die Welt willſt, Heinrich, finde ich in der Ordnung; daß Du gerade jetzt gehen willſt, finde ich nicht ſo ganz wohlgethan. Krieg iſt immer Krieg, aber der gegen ein Volk, das aus Patriotismus gegen fremde Einmiſchung in ſeine Sache kämpft, ſei dieſe nun eine gute oder eine ſchlimme, iſt der gefährlichſte. Zwar werden Muſiker möglichſt geſchont, allein ſie müſſen doch mit in die Schlachten, denn deshalb ſind ſie angeworben, auch der Militairmuſiker iſt Soldat. Halten kann ich Dich nicht, aber überlege Dir's noch, übereile Dich nicht!“

Ich hätte wohl dieſe Warnung des väterlichgeſinnten Freundes und Lehrers beherzigt, aber das Zureden der Freunde, die eine höchſt vergnügte Reiſe nach Holland, eine günſtige Stellung verhießen, war überwiegend, und ſo wurde denn zugeſagt, und die Reiſe beſchloſſen.

Ehe wir Würzburg verließen, bot es uns noch ein Schauſpiel eigner Art, brachte es uns ein Bild der lebhafteſten Volksbewegung. Oft und lange war unter ſo vielen Namen voll Auszeichnung im guten und böſen Sinn, der Name Dumouriez genannt worden. Seine glänzenden Siege hatten den Ruhm der Waffen Frankreichs erhöht, aber die Forderungen welche die Jacobiner an Belgien machten, die Laſten welche ſie dem eroberten Lande aufbürdeten, öffneten den Flamändern die Augen, ſie ſahen, daß ihnen von Frankreich nicht die Freiheit, ſondern der Druck der Unterjochung und Knechtſchaft werden würde. Dumouriez hatte verſucht, in Paris den Plänen der Partei der Jacobiner Schranken zu ſetzen, er hatte den König retten wollen, es war vergebens, und entmuthigt war er zum Heere zurückgegangen.

Die Heeresmacht Europa's hatte ſich aufgerollt gegen Frankreich. Oeſterreicher und Sardinier drohten von der Schweiz und den Piemonteſiſchen Alpen, Spanier in den Pyrenäen, ein Theil der Reichsarmeen mit Oeſterreichern, Engländern und Holländern vereinigt in Belgien und am Niederrhein, Oeſterreicher zwiſchen der Maas und Moſel, Preußen mit Oeſterreichern und der übrigen Reichsarmee am Mittel- und Oberrhein; nahe an 350,000 Mann trugen die Waffen gegen das unglückliche Frankreich. Große und ehrgeizige Pläne bewegten die Seele des franzöſiſchen Feldherrn, er wollte Holland erobern, dieſes Land mit Belgien zu einem ſelbſtſtändigen Staate vereinigen, und ſich zum Haupt dieſes Staates ausrufen laſſen. Dann wollte er gegen Paris marſchiren, die Hauptſtadt Frankreichs erobern, den Convent auflöſen, die Parteien auseinander ſprengen, Connetable von Frankreich werden, und dem Lande einen König aus dem Hauſe Orleans geben.

Dieſen großartigen, aber abenteuerlichen Plänen zu Folge hatte nun Dumouriez die Vertheidigung des Mittelrheins vernachläſſigt, und ſeinen Zug nach Holland gerichtet; zwar war dieſer Zug ſiegreich, aber mittlerweile drangen die Oeſterreicher nicht minder ſiegreich zwiſchen Rhein und Maas vor, und ſchlugen die Franzoſen bei Lüttich total aufs Haupt.

Dumouriez mußte Holland und ſeinen Plänen den Rücken kehren, um Belgien zu Hülfe zu eilen. Er vermochte nicht, dem öſterreichiſchen Feldherrn, dem tapfern Coburg zu wiederſtehen, und verlor die Schlachten bei Neerwinden und Löwen, ſpann aber ſeine ehrgeizigen gar nicht von ihm verhehlten Pläne fort, und ſuchte den Feind ſelbſt in ſein Intereſſe zu ziehen. Er wurde angeklagt, der Convent zog ihn zur Rechenſchaft, Camus mit Quinette, Lamarque, Bancal und der Kriegsminiſter Beurnonville wurden abgeordnet, den Bürgergeneral nach Paris zu fordern, und ihn, wenn er nicht freiwillig folgen wolle, abzuſetzen, und zu verhaften. Eine ſchwierige Aufgabe des Verfahrens gegen einen Mann, der an der Spitze einer Armee ſtand. Der Bürgergeneral ließ nach kurzem

Wortwechſel die Deputirten durch deutſche Huſaren arretiren, ging nach wenigen fruchtloſen Verſuchen, ſein Anſehen und ſeine Macht zu behaupten zu den Oeſterreichern über, und zog ſich nach Brüſſel zurück, von wo aus er nach Deutſchland und der Schweiz ſich wandte.

Unerwartet erſchien er in Würzburg. Die ganze Stadt kam in Bewegung, Alles wollte den Feldherrn Frankreichs ſehen, von dem der Ruf ſo viel erzählt, der früher ſo ſiegreich gefochten, der durch ſeinen Abfall den gegen Frankreich verbündeten Mächten faſt ſo viel genützt, wie ein Heer. Der engliſche Hof, wo der ehemalige Bürgergeneral logirte, war umlagert von einer ſchauluſtigen Menge, unter der auch ich nicht fehlte. Ich ſah Dumouriez, einen kleinen Mann mit feurigem Auge und von raſcher Bewegung, er führte eine Dame, Gräfin von ** an der Hand zum Wagen, welche ein wenig hinkte. Das Volk jubelte und rief ihm ein Lebehoch um das andere, und ſtaunte ihn mit Bewunderung an.

Lange ſchallte das **Vive Dumouriez** dem Weiterreiſenden nach. Es war eine Exaltation unter der Menge, die man hier kaum hätte erwarten ſollen; ſie trug dazu bei, auch uns höher und begeiſtert zu ſtimmen.

Viertes Kapitel.

Fahrende Muſikanten.

Es war eine luſtige Muſikerfahrt, die Fahrt von Würzburg nach dem ſchönen Frankfurt am Main, die wir voller Laune und Muthwillen in einem eigens dazu gemietheten großen Wagen machten, nachdem wir von dem wackern Meißner Abſchied genommen. Wir waren unſrer ſieben, drei Clarinettiſten, zwei Horniſten, ein Fagottiſt und ein Trompeter. Das Leben lag vor uns im Sonnengold heller Hoffnungsſtrahlen, wir zogen mit allem Muth, aller Energie und aller Unbeſonnenheit der Jugend aus. Ueberall Maienwonne, grüne Rebenhöhen, wallende Saaten, und auf den Wieſen die Smaragdfarben der Hoffnung. Im Mai war auch Meißner dem Süden zu, dem Glück entgegengeeilt. Der vielbeſungene Mai iſt der Hoffnungsgedanke der Natur.

Wir grüßten mit Sang und Klang die waldreichen Höhen des Speſſart, und raſteten in Heſſenthal, wo ſich uns ein tragikomiſcher Anblick bot. Die Bevölkerung des Ortes war zahlreich zu einem Concert unter freiem Himmel verſammelt. Der Concertgeber war ein Rabenvater aus dem Sachſenlande; ſein Orcheſter beſtand aus ſeinen drei Töchtern, armen Geſchöpfen, denen man am melancholiſchen Blick Druck, Hunger, Elend und tiefes Gefühl ihres Unglücks anſah, und doch nöthigte die ſeltene und noch mehr ſeltſame Ausübung ihrer muthmaßlich eingeprügelten Kunſt ein Lächeln ab. Der Vater ſpielte Violine, die ältere Tochter blies Waldhorn, die zweite blies Poſaune und die dritte, kleinſte, ein armes Kind von neun Jahren, blies auch Waldhorn. Zu dieſem Quartett ſang der Vater im ſonoren Baß eine Ariette.

Als das rührende Tonſtück zu Ende war, wurde ein zweites begonnen. Jetzt ſpielte der Vater Clarinette, deren Töne die Ohren von uns Allen grauſam marterten; die älteſte Tochter ſpielte Guitarre und ſang, die zweite blies Waldhorn, und die dritte ſang ebenfalls. Auch dieß Geſangduo, von Clarinette, Waldhorn und Guitarre begleitet, war vorbei, und einige von unſerer Geſellſchaft belachten die komiſche Seite dieſer Kunſtproduction, während andere das Betrübende herausfühlten, das in dieſer Doppelentwürdigung, der Menſchheit, wie der Kunſt, unerfreulich ſich zu Tage ſtellte. Wir blickten in einen Warnungsſpiegel, wir ſahen, wie die Kunſt nach Brode ging.

Mit einer wahrhaft entſetzlichen Unermüdlichkeit gönnte der fahrende Künſtler uns keine Zeit zu Bemerkungen, den gequälten Kindern keine Erholung. Er ſah in den hinzugetretenen Fremdlingen eine neue Ausſicht auf Gewinn, und raſaunte unbarmherzig auf ſeinen Inſtrumenten, ſtrapazirte ſich und die Clarinette ſchauderhaft, während zwei Waldhörner und die Poſaune raſende Fanfaren ſchmetterten; dann, als die Mädchen, kaum noch einen Odem in der gemarterten Bruſt habend, die Inſtrumente ſinken ließen, griff er, wie von einem muſikaliſchen Teufel beſeſſen, nach der Violine, fuhr mit den Fingern über die Saiten, als wolle er ſie mit einem Griff ſammt und ſonders zerreiſſen, harpeggirte mit einer Haſt, als brauſe ein wüthendes Heer der Töne hindurch, machte mit abſcheulicher Fertigkeit das Miauen der Katzen, das Kikeriki des Hahns, das Pickperwick der Wachtel, das Schluchzen der Nachtigall und den Ruf des Kukuks nach, und quinkelirte, daß uns Hören und Sehen verging. Nicht genug, er hielt die Violine hoch und frei über den Kopf, den Bogen desgleichen, und geigte friſch darauf los; er hielt den Bogen zwiſchen beiden Knien, und faßte das Inſtrument beim Hals und am Ende, ſchob es über dem Bogen auf und ab, und geigte, dazu ſang er ein Lied, welches begann:

Ein Menſch iſt kein Menſch, der das Geigen nicht kann,
Es kann ja nichts Schöneres ſein!

Er hielt die Violine hinter ſich und geigte, hielt ſie regelrecht, ſchob aber den rechten Arm mit dem Bogen unter dem aufgehobenen rechten Fuße weg, und geigte, kurz der Mann haſelirte dermaßen mit ſeinem Inſtrument, daß ich glaubte, er würde endlich von dieſer Tarentalla zum Tode ermattet, hinſtürzen: Nein! Fröhlich und vergnügt mit den Augen blinzelnd, rief er, indem er mit einem gewaltigen Strich einen Lauf durch alle Octaven perlirte, was zu einem lauten Bravo uns unwillkürlich hinriß: „jetzt kommt das Beſte!“ ſchraubte mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit den Bogen los, legte das Holz unter die Violine das Haar über die Saiten, ſchraubte wieder an, fuhr langſam über die Saiten hin, und lockte fremdartige, wunderſame, der Harmonica ähnliche Töne aus ihnen hervor, worauf die jüngſte Tochter mit dem Teller herumging. Obwohl wir nach Kräften gaben, war doch die Einnahme, die außer unſerer Einlage faſt ausſchließlich aus Kupfergeld beſtand, äußerſt gering.

Wir warfen einander bedauernde Blicke zu; ein gleichzeitig aufblitzender Gedanke theilte ſich verſtändigend mit; wir öffneten raſch den Deckel unſers nahe ſtehenden Wagens, von dem die Pferde abgeſpannt waren, weil der Kutſcher fütterte, und zogen unſere Inſtrumente daraus hervor. Staunen in der Verſammlung, Beſtürzung des Violinſpielers und ſeiner muſikaliſchen Töchter; Alles trat näher, den Wagen auf welchem wir Poſto faßten, umringend. Zwei von uns ſaßen auf dem Bock, drei blieben oben im Carton, einer ſaß im Kutſchenſchlag, und einer ritt auf der Deichſel, und ſo ſtimmten wir alsbald, contraſtirend, mit dem improviſirten Orcheſter ein ſchmelzendes Adagio an, gebildet von Waldhorn, Fagott, Flöte und Clarinette, Inſtrumenten, die ſchon unter ſich in einer weit würdigern Harmonie ſtanden, als Waldhorn, Guitarre, Violine und Poſaune. Merkwürdig war dabei das Geſicht des muſikaliſchen Rabenvaters. Während die Töchter mit trüben Blicken und Mienen, faſt ſtumpf und antheillos, apathiſch auf der Bank um eine junge Linde ſaßen, ſah der Alte voller Unwillen auf uns, denn wir, dieß dünkte ihm augenſcheinlich, ſpielten offenbar ſeinen Gewinn zu ſchmälern. Seine Mimik und ſein Gebehrdenſpiel waren vortrefflich, um die Wirkung grüner Galle zur Erſcheinung zu bringen. Er trank in ſtarken Zügen ſein Bier und ſtampfte das leere Glas heftig auf die Holztafel, ſich in raſch hervorgeſtoßenen Schimpfworten Luft machend. „Vagabunden!“ — „Lumpe!“ „Beutelſchneider!“ „Bettelmuſikanten!“ „Hoho, ſo kann ich's auch!“ — „Bierfiedler!“ — „Hungerleider!“ — „Satanshallunken!“ Dieſe und andere liebliche Redensarten ſtieß er ſo vor ſich hin, wie ein Raucher bisweilen in kurzen Stößen Tabakswolken dampfend ausbläſt; er paffte.

Unſer Publicum hatte ſich anſehnlich vermehrt. Das fränkiſche Volk ſtrömt gern herbei, wenn es Muſik vernimmt, und wir tiſchten wahrhaftig nichts Schlechtes auf. Immer zorniger, ſtechender, malitiöſer wurden die Blicke des Muſikers, je anmuthiger die Harmonie unſerer Tonſtücke ſich entfaltete, je mehr Beifall ſie weckte. Jetzt führte der Kutſcher die Pferde vor, um wieder anzuſpannen; wir endeten, und ich ergriff nun unſererſeits einen Teller, um einzuſammeln. Des Alten Blicke folgten mir, wie die einer Klapperſchlange; zu jedem Stück Geld, das klingend auf den Teller fiel, fügte er „grimmig ſchnurrend,“ wie die „gräulichen Katzen“ in Schillers Handſchuh — das Accompagnement eines fluchenden Schimpfworts. „Schurken, vermaledeite!“ „Eſel, verfluchte!“ — „Brotdiebe, niederträchtige!“ und ſo fort.

Die Freunde berichtigten unſere kleine Zeche, packten die Inſtrumente wieder ein, ſtiegen in den Wagen, und jetzt, als alles zur ſofortigen Abfahrt gerüſtet war, beendigte ich meinen Umgang, nahte den Virtuoſinnen — o Gott, die armen unerfahrenen Mädchen zitterten und blickten mich blöde an, ſie glaubten, ich wolle auch von *ihnen* Geld — und ſchüttete die Auflage, die faſt nur aus Silbergeld beſtand, der

Jüngſten in den Schoos. Das Kind wurde vor Schrecken bleich und roth, der Vater ſprang vom Sitz empor, ſtarr, mit offnem Mund — jetzt wollte er mich umarmen. Mit einem Satz war ich im Wagen, die Peitſche ſchwirrte, und wir rollten von dannen. Geſchrei ſchallte hinter uns her, vielleicht das Bravo des Beifalls.

Lange bildete der unglückſelige Erwerbszweig, zu dem wir hier die ſchöne Kunſt der Töne erniedrigt ſahen, den Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Hatte bittere Noth oder nur frevelnder Leichtſinn jenen Mann veranlaßt, ſeine Töchter zu opfern? Und vielleicht nur darum zu opfern, damit er ein gewohntes muſikaliſches Vagabunden-Leben führen könne?"

„Nein, was zu viel iſt, iſt zu viel!" rief der alte Ruf aus. „Einer meiner Freunde componirte vor Jahren einen Operntext von einem jungen Anfänger. Dieſer, ſich ſelbſt aus dichtendem Dilettantism erſt losringend, kannte das Theater wenig, und noch weniger die Anmaßungen und Prätenſionen der dramatiſchen Geſangkünſtler und Künſtlerinnen. Er hatte daher in ſeinem Buch den Sängern und Sängerinnen, weil es in der Nothwendigkeit des Sujets lag, zugemuthet, was Weniges zu tanzen! Hilf Himmel, welch ein Sturm, welch ein Unwille! Ich ſoll tanzen! ſchrie der erſte Sänger: Die Kerls, Componiſt und Dichter, ſind beide verrückt! – Ich ſoll tanzen? weinte die erſte Sängerin: das iſt mir noch nie und nirgend geboten worden. Uebrigens waren Beide jung und ſchön, und tanzten vortrefflich. — Sänger und Sängerinnen ſollen tanzen, denkt nur, welch eine Zumuthung, welch ein Unſinn! flüſterte es durch die Reihen der Kapelliſten, der Kollegen des Compoſiteurs. Kurz, die wenigen figurirten Pas, welche die erſten Partien vor dem Balletchor machen ſollten, wurden ſo ausgedeutet, als ſollten Primadonna und Primoſignore auf das Seil, Primadonna und Primoſignore tanzten nicht, und — Finale: die Oper wurde nicht gegeben. Dichter und Componiſt aber empfanden eine aufrichtige Reue über die Zumuthung, die ſie Beide einem erſten Sänger und einer erſter Sängerin gemacht, und ſündigten hinfort nicht mehr.“ — „Wenn unſere Primadonnen Waldhorn und Poſaune blaſen müßten, alle Wetter!“ rief Zöllner, und nahm raſch eine Prieſe.

„Die Polizei legt ſich in alles,“ bemerkte Liling: „warum duldet ſie, daß ſolch ein Mann ſeine Töchter in frühen Jahren durch eine übermäßige und unnatürliche Anſtrengung der Schwindſucht entgegenführt?“

„Dürfen und können die Töchter den Vater verklagen?“ warf Schindler ein. „Ex officio kann keine Behörde die Ausübung eines Talents unterſagen, erſcheine ſie auch barock, und das menſchliche Gefühl beleidigend.“ — „Schade um den Mann!“ bemerkte Schäffler: „Ein großer Virtuoſe geht in ihm unter. Welche unerhörte Kunſtfertigkeit, ſo vergeudet, ſo hinweggeworfen!“

„Das iſt's, und ſo geht es Vielen, leider Gottes!“ ſeufzte Ruf. „In der Jugend Fähigkeit, Talent, Genie, Ruhm, Reichthum, das iſt die Scala aufwärts, im Alter Nachlaſſen der Kräfte, Vernachläſſigung ſeiner ſelbſt, Kummer, Mangel, Hunger; Finale: der Schnaps und Verzweiflung! Cameraden, habe Jeder ſo Acht auf ſich, daß er ſich ſelbſt immer achten kann, dann wird ihm auch die Achtung der Welt nicht fehlen.“

Wir fuhren in dem freundlichen Aſchaffenburg ein; die Ankunft dort brach unſere Geſpräche über den muſikaliſchen Tauſendkünſtler ab, doch noch lange ſtand ſein Bild in meiner Erinnerung, warnend und unerfreulich. Der iſt weiſe, der von fremdem Unglück lernt, es iſt aber eine traurige Weiſe die, durch welche ſolche Weisheit erworben wird.

Wir kamen in Frankfurt an; Zöllners Bruder empfing uns mit Herzlichkeit und ſtellte uns Mann für Mann, dem holländiſchen Capitain vor, der uns ſofort anwarb und mit Geld verſah; wir waren für das Regiment Weldern beſtimmt, es war Freude in allen Herzen und wir lebten im dulci jubilo der Sorgloſigkeit. Der frankfurter Zöllner führte uns in die Geſellſchaft ſeiner Kollegen, wir wurden fetirt, wie nie, denn in Frankfurt hat man zu allen Zeiten gut gegeſſen und ſchön getrunken. In jener Zeit zumal war durch den Krieg, der Geld im Ueberfluß in Circulation ſetzte, der Puls des geſelligen Lebens ein erhöhter. Doch allzulanges Weilen war uns nicht vergönnt in der gaſtlichen Reichsſtadt, in der ich mich mit Staunen verlor, und wir rüſteten zur Abreiſe.

Wie Wenige von den vielen Tauſenden, die jetzt wanderluſtig und wanderfreudig aus dem übrigen Deutſchland dem ſchönen Rhein zuſtrömen, mit größter Bequemlichkeit ſeine Reize genießen, auf brauſenden Dampfſchiffen ſich den flachen Gefilden der Niederlande zutragen laſſen, und überall ſicher, ungefährdet und ſchnell an ihre Ziele gelangen, wie Wenige dieſer Reiſenden mögen wohl an eine Zeit denken, in der der Fuß des Wanderers bei jedem Schritt ſich gehemmt ſah, wo rheinab, rheinauf kriegeriſches Leben wogte, Heeresmaſſen ſich entwickelten, weite Lager ſich breiteten. Uns war es fürwahr nicht leicht gemacht, das vorgeſetzte Ziel zu erreichen. Dieſes Ziel war Maſtricht.

Mainz, von Cuſtine, für den das Beil der Guillotine ſchon geſchliffen war, behauptet, von Kalkreuth ſeit Monden eng blockirt und belagert, konnte von uns ſchon nicht paſſirt werden, der ganze Oberrhein war von Franzoſen beſetzt. Wir mußten einen weiten Weg machen. Noch zeigte ſich uns das Leben des Krieges nur von der heitern Seite; wir fanden in allen Städten, die wir berührten, freundliche Aufnahme, guten Verdienſt, indem wir Concerte gaben, neue Stücke componirten, und andere, die wir als neu hörten, für unſere Inſtrumente ſetzten. Wir zogen über Coblenz, Bonn, Köln, und eilten durchaus nicht, um über Jülich und Aachen uns unſerm Ziele zu nähern. Oft ſtießen wir auf Militairs, die ſich uns freundlich annäherten, und bei näherer Bekanntſchaft ſich als Werber für England, für Holland, oder auch für Frankreich kund gaben. Die Laune Bellonens würfelte in dieſen flachen Gefilden die Nationen bunt durcheinander. Mancher glänzenden Einnahme ohngeachtet erſchöpften ſich jedoch unſere Mittel, aber der gute Humor blieb uns treu. Oft waren wir gefahren, jetzt war es weder rathſam noch überhaupt möglich, zu Wagen zu reiſen, und ſo zogen die deutſchen Muſikanten ſtolz zu Fuße fürbaß, ohne ſonderliche Abenteuer zu beſtehen. Es begreift ſich, daß wir fleißig Nachrichten vom Stand der Dinge auf dem Kriegsſchauplatze einzogen, der ein ſo großer und ausgedehnter war, dabei kamen uns die widerſprechendſten Kunden zu, die oft bedenklich machten.

Die Geſchichte hat in ihren Annalen getreulich die Feldzüge der Alliirten gegen Frankreich aufbewahrt; mein Geſchick führte mich dahin, ſie zu durchkreuzen, ein einzelnes Stäubchen im wirbelnden blutrothen Strahl. Die Republik war hart bedroht, ihre Armee war zerrüttet, die beſten Feldherren Frankreichs hatten auf dem Schaffot verblutet, das als Lohn für die dem Vaterland geleiſteten Dienſte im Endpunct der Ausſicht ſtand. Jetzt entflammte wieder *Barrere* die Nation zu der furchtbaren Idee des *allgemeinen Aufgebots*, die Heere verſtärkten ſich durch das Zuſtrömen vieler Tauſende, die zwölf wandernden Tribunale der Revolutionsarmee durchzogen wie ſo viele Würgengel das unglückliche, aus immer neuen Wunden, die es ſich ſelbſt ſchlug, blutende Land. Frankreich glich in der That einem wüthenden Fanatiker, der für eine Heilige, die ihm jetzt *Freiheit* hieß, ſich ſelbſt zerfleiſchte. Die Tribunäle ſcheuchten und ſpornten zu den Fahnen der Armee, und machten aus den Gütern derer, die ſie hinrichteten, ungeheure Fonds disponibel. Wo dieſe Fonds nicht ausreichten, halfen die Aſſignaten nach.

Die Alliirten der Coalition hatten Frankreich allerdings eine furchtbare Streitmacht gegenübergeſtellt, allein ſie benutzten die Vortheile nicht, welche günſtig zu benutzende Ereigniſſe, wie Dumouriez Abfall, ihnen darboten. Statt mit der ganzen konzentrirten Macht auf Paris loszuſtürmen und der Hyder der Revolution an das Hauptſhaupt zu greifen, dehnten ſich die Armeen der verbundenen Mächte in einer unendlich langen Linie an den Grenzen aus, zerſplitterten ſich durch Belagerungen der Grenzfeſtungen, hauptſächlich der niederländiſchen, und ließen Frankreich volle Zeit, theils in ſeinen Gräueln fortzufahren, theils neue Streitkräfte zu entwickeln.

In eine Zeit meiſt nutzloſer Märſche und unerheblicher Scharmützel fiel unſere Ankunft in Maſtricht, das wir, nicht mehr ſonderlich begeiſtert, vielmehr mit banger Befürchtung in die Zukunft blickend, erreichten. Was waren und was wollten wir? Halbfertige Virtuoſen, die eine jugendliche Aufwallung von Ehrgeiz und, wir durften uns das nicht verhehlen, Gewinnſucht vermocht, die ſichere, friedliche und ſchöne Heimath zu verlaſſen, um uns in ein Leben voll Mühe und Gefahren zu ſtürzen, um privilegirtem Mord Muſik zu machen, in einem Lande, das unſerm Auge durch keinerlei Schönheit wohl that, deſſen Sprache uns ſchwer verſtändlich war, deſſen Sitte, Brauch und Gewohnheit uns fremd, deſſen Nahrungsmittel ſogar uns zum Theil unbekannt waren. — Anhaltendes Fußwandern hatte mir eine wunde Ferſe verurſacht, ich war nicht im Stande, weiter zu gehen.

Das Regiment, bei dem wir engagirt waren, ſtand längſt nicht mehr in Maſtricht, ſondern war in Holland ſtationirt, doch weilte General Welbern noch dort, und wir ließen uns bei dieſem, unſern Chef, anmelden, der uns äußerſt human empfing. Der General war ſchon bejahrt, und ſein ganzes Weſen athmete Menſchenfreundlichkeit. Wir mußten ihm viel erzählen von unſerer Herkunft, unſerer Heimath, unſerem Marſch; er war ſo gütig, ſich theilnehmend über mein Fußübel zu äußern, und ſprach: „Unter ſolchen Umſtänden können Sie nicht marſchiren, Sie bleiben hier, und laſſen Ihren Fuß heilen. Bei der Armee darf nichts hinken.“

Dieſe Milde, wie ſehr ſie dankbar anzunehmen war, trennte mich von meinen lieben Kameraden und Reiſegefährten, die nun beordert wurden, nach dem Ort ihrer Beſtimmung, Kortryk, wo das Regiment ſtand, abzugehen. Hoffnung auf baldiges Wiederſehen im Feldlager hielt zwar von dieſer Trennung überwältigenden Schmerz fern, aber dennoch fiel mir nach dem Weggang der Freunde der Gedanke ſchwer auf die Seele, was es heiße: allein in einem fremden Lande! Das Gefühl des gänzlichen Verlierens in einem unbekümmert um den Fremdling fluthenden Menſchenmeere iſt kein ermuthigendes.

Ich blieb, da der Zuſtand meiner Wunde entzündlich wurde, drei Wochen lang in Maſtricht; in dem alterthümlichen Trajectum ad Mosam, ſah mich gut verpflegt und behandelt, gewann das Vertrauen meines Generals und ſeiner Umgebung, durfte Proben meiner Kunſt vor ihm ablegen, und wurde von ihm, als ich vollkommen geheilt und geneſen war, mit Reiſegeld ſo verſehen, daß ich, nach ſeinem Willen, mit der Poſt die weite Tour zur Armee machen konnte. Mit größter Freigebigkeit mich beſchenkend, packte der gute alte Mann mir ſogar noch eigenhändig eine Partie Paſtetchen auf, und ſo verſehen begann ich den Wiederantritt meiner kriegeriſchen Laufbahn, die meinem Leben ſo wenig Gewinn brachte. Die Poſt, der ich mich anvertraut hatte, nahm nicht den kürzeſten Cours nach dem Ort meiner Beſtimmung, ſondern bot volle Gelegenheit, einen ſchönen Theil Belgiens und der Niederlande im raſchen zwar, aber doch anmuthigen und genußreichen Vorüberflug zu beſchauen. Ich reiſte mit dem Wohlbehagen eines Mannes, der aus der Erfahrung tagelanger meilenweiter Fußwanderungen das Glück ſchätzen gelernt hatte, nicht auf ſandigen, ſtaubvollen Heerſtraßen durch ſchattenloſe Länder zu pilgern.

Immer dem geſchlängelten Laufe des mit Frachtſchiffen bedeckten Fluſſes entgegen, durch ein an vielen Stellen äußerſt pittoreskes Stromthal, ging die Fahrt; bald war Lüttich erreicht, maleriſch als Doppelſtadt hingebreitet an der belebten Maas. Auf der Landſtraße und in den Städten war überhaupt das regſte Leben, Soldaten von allen Waffengattungen, Artillerie, Packwagen, tauſendfältiges Fuhrwerk bewegte ſich hin und her, und nahm an Menge zu, je mehr man ſich Brüſſel und Gent näherte. Auch von Lüttich ſchlug die Poſt nicht den nähern Weg ein, ſondern ſie blieb auf der großen Hauptſtraße, und ſo ſah ich denn die Pracht des Maasthales noch länger, die impoſanten Felſen, die grünen Wieſen, die ſanften Höhen; die ſchwebenden Terraſſen der Felſenfeſte von Huy, hoch gegipfelt über der prächtigen Kathedrale dieſer kleinen, alterthümlichen Stadt. Wie Bilder einer Zauberlaterne flogen in drängenden Zügen Berge und Thäler, Schiffe und Wagen, Roſſe und Reiter vorbei; die Poſtwagen waren ſtets faſt übervoll, und das lebhafteſte Geſpräch, oft lauteſte, fröhlichſte Unterhaltung ließ Langeweile ſo wenig aufkommen, wie üble Laune über das allerdings Anſtrengende dieſer etwas forcirten Fahrt. Oft wurde die Clarinette aus ihrem Futteral genommen und manch luſtig Stücklein muſicirt, und es war, als ob Ton und Klang den raſchen Schritt der Roſſe befeuerten; abwechſelnd ſtimmten wir Lieder an, und manches Mal erfreute ich mit den Volksliedern meiner Heimath die Reiſegefährten.

Der Deutſche, wenn er, bewußt oder unbewußt, feſthält am Charakter ſeiner Nation, und ſich nicht in einen verſchwimmenden, blaſirten Kosmopolitismus hinein reitet, bleibt unter allen Himmelsſtrichen derſelbe, und hat ſich nie und nirgend ſeiner Individualität als Deutſcher zu ſchämen. Es rührte manchen Graubart, als ich mit beweglicher Stimme das Abſchiedlied ſang, welches beginnt:

Adjes, behüt Dich Gott!
Ich muß jetzt reiſen fort.
Muß fremde Länder durchwandern
Adjes, behüt Dich Gott!

Huy, Namur und Leuven, (auch über dieſe Stadt führte, des großen Umwegs ungeachtet, die Hauptſtraße, die uns bei Jemappe mächtige Spuren der Verwüſtungen, die im Gefolge des Krieges ſind, in Menge enthüllte,) lagen hinter uns. Wir ſahen dort zerſchoſſene Bäume, halbverbrannte Dörfer, Höfe und Windmühlen; von manchen derſelben ſtand nichts mehr, als die angeſchwärzten Backſteinmauern; zertretene Felder, durchbrochene Einfriedigungen, und noch ſo vieles andere zeugte von der Schlacht, in welcher der tapfere Dumouriez auf dieſen Gefilden die Oeſterreicher zurückgeworfen. Das mächtige, ſtolze und heitere Brüſſel war erreicht, doch durfte ich mir auch hier kein betrachtendes Verweilen vergönnen, das mir am Ende auch nicht von Nutzen geweſen wäre, denn noch war in mir der Sinn für das Hiſtoriſchdenkwürdige, das Artiſtiſchanziehende nicht erwacht, und die Gegenwart ſprach ſo laut und mächtig und entſchieden, daß es gar nicht an der Zeit war, ſich mit alter Vergangenheit zu beſchäftigen. Raſch, wie auf Sturmesflügeln flog die Diligence über Aaloſt nach Gent; mit Staunen nur konnte auch dieſe Rieſenſtadt von mir betrachtet werden, und von da auf ſchlechter und durch zahlloſe Geſchirre zu Schanden gemachter Fahrſtraße am Ufer der mäandriſchen Lys näherte ich mich nun der Grenze Frankreichs, und Meenen (Menin), dem dermaligen Ort meiner Beſtimmung; freudevoll, da ich die Kameraden wieder zu ſehen hoffen durfte, aber auch beklommen, aus leicht denkbaren Gründen.

Auch Kortryk (Courtrai) war paſſirt; alle Mitreiſenden ſprachen von der Stellung der Heere gegen einander, von der Tapferkeit und dem Muth der Franzoſen, ihren Attakken, und von der Zaghaftigkeit der holländiſchen Truppen. Augenzeugen erzählten von der Niederlage des Herzogs von York bei Hondſchooten durch den Bürgergeneral Houchard, der in drohender Stellung dem Lager der Feinde bei Menin gegenüber ſtand.

Ich kam an im holländiſchen Lager, ich fand die Freunde, flog in ihre Umarmung. Sie waren das freie Soldatenleben ſchon gewohnt worden, und ließen ſich's wohl ſein. Ich wurde eingekleidet, mein Exercitium, mit dem es nicht allzugenau genommen wurde, begann. Abends ſolgte ein heiteres Bacchanal, das die Freunde mir zu Ehren gaben, dann wurde muſicirt — gegenüber, jenſeit des Fluſſes Lys lauerte der Tod und hörte unſern ſorgloſen Harmonien zu.

Fünftes Kapitel.

Feldlager in Belgien.

Nicht an mir iſt es, jene welthiſtoriſchen Kämpfe zu ſchildern, welche dem ſcheidenden Jahrhundert mit Kanonendonner das Grablied ſangen, nicht an mir, den ſo oft und vielfach und trefflich beſchriebenen Verlauf, den Frankreichs großer Aderlaß, die Revolution nahm, auch nur in Umriſſen anzudeuten, denn ſelbſt dieſe Umriſſe würden ein eignes Buch fordern. Nur das kann ich wiedergeben, was unmittelbar mich berührte, einige Kampfbilder, wie die Nordarmee ſie darbot, und ein Leben voll Mühſeligkeiten, das Leichtſinn und Liebe mit Annehmlichkeiten würzten. Einmal war nun von mir aufgelegt das Capriccio des Abenteurerlebens, und ich mußte es durchſpielen in allen Tonarten.

Das Lager bei Courtray war auf freiem Felde geſchlagen; wir campirten in Zelten, und freuten uns des Beiſammenſeins, von dem wir nicht wußten, wie lange ihm Dauer vergönnt ſein werde. In Ypern lagen Weißröcke, königlichfranzöſiſche Truppen. Die Nacht war mild und ſtill; weit über die Ebenen leuchteten unſere Wachtfeuer und die der Feinde, von Zeit zu Zeit vernahm man den Schritt der Patrouillen, der Wachtpoſten, ihren Anruf. Die Lys ſchlich leiſe und gänzlich geräuſchlos in ihrem Thalbette hin, um ihr trübes Waſſer in Gent mit der Schelde zu vereinigen. Das Leben des Lagers ruhte, ungeſchreckt durch einen oder den andern Kanonenſchuß, der bisweilen durch die Nacht ſchallte. Wir ſaßen noch, plauderten, tranken; die Freunde erzählten mir ihren Marſch, ihr Erlebtes, ich ſchilderte mein Ergehen, und wurde als Glückskind beneidet, ſie hatten alleſammt ſchon den unüberlegten Entſchluß bereut, Militairdienſt zu nehmen, und ſehnten ſich nach den Fleiſchtöpfen Aegypti, nehmlich nach Würzburg in die heitern Gärten, die gaſtlichen Klöſter, den wohlverſehenen Hofkeller, aus dem ſo mancher edle Tropfen Stein und Leiſten uns gelabt. Jetzt wurden ganz andere Leiſtungen von uns verlangt. Doch ſuchte jeder noch dem täglich bedrohten Leben möglichſt Reiz abzugewinnen.

Alles, was gegen den Soldatenſtand von den ihm Angehörenden ſelbſt Trübſeliges geſagt und geklagt werden kann, ſagten und klagten meine Gefährten. „Kinder, wir wollen uns ſchlafen legen,“ brummte endlich Ruf mit dem Ton eines Fagottes, der nicht ſtimmen will, indem er laut und lange gähnte: „Wir haben allzumal eine Ouverture vom Blatt geſpielt. Introduction: Begeiſterung; Allegro: luſtige Reiſe; Fortiſſimo: Beſchwerliche Märſche mit Begleitung von obligaten Kanonenkugeln, Finale: der Tod oder das Krüppelthum, und der Titel? Eine Dummheit. Gott beſſer's!“

Mehr oder minder, wenn auch im Stillen, gaben wir ihm Alle recht. Keine begeiſternde Idee war es, die uns in den Waffenlärm dieſes Fremdlandes trieb, und wo eine ſolche fehlt, bleiben Geiſt und Gedanke ungehoben, unbeflügelt. Todte Maſſen vermögen zwar, zweckmäßig geleitet, benutzt und angetrieben, auch Großes zu bewirken, doch immer muß es dann ein denkender und ſchöpferiſcher Geiſt ſein, der ſie zu beherrſchen, zu lenken, und nach Wunſch zu verwenden weiß.

Wir ſchlummerten noch nicht lange; es mochte gegen drei Uhr ſein, als die Allarmtrommeln durch die Zeltreihen unſers Lagers wirbelten. Der Lärm des Aufbruchs ließ das Kleingewehrfeuer eines Vorpoſtengefechtes überhören, das ſich in ziemlicher Entfernung gegen Ypern hin, zwiſchen den Feinden und den holländiſchen Truppen entſponnen hatte. Bald war Alles in ordnender Bewegung, Waffen klirrten, Adjutanten galloppirten heran. Regiment Weldern marſchfertig! Regimentsmuſik voran! lautete das Commandowort; ich ſpürte ein Fröſteln, und es ſchien mir, als habe ich zu einem Soldaten, was die Courage betraf, nicht die mindeſte Anlage. Dieſer Neulingsſchauer des Kanonenfiebers war verzeihlich; ſelten wird Einer ihm entgehen, die größten Feldherren haben ihn vielleicht empfunden, wenn auch nicht eingeſtanden, und ihn überwunden; es iſt juſt ſo ein Memento mori, wie die Seekrankheit, eine große ſtumme Naturſymbolik, welche an die Möglichkeit mahnt, es könne zu Ende gehen, der Menſch dürfe an den Tod denken, vielleicht — ihn erwarten auf den neubetretenen, unheimlichen Gebiete.

Bald ſtanden wir in Reih und Glied, bald rauſchte ein Marſch ermuthigend zum Nachthimmel empor, wir zogen dem Feind entgegen.

Mit dem Tagesgrauen mehrten ſich die Schüſſe in der Gegend, welcher wir zuzogen, hinter uns wirbelten noch die Reveillen, ordneten ſich andere Regimenter, toſte der Lärm des aufbrechenden Lagers. Kanonen donnerten in weitem Umkreis, und was erſt für ein Vorpoſtengefecht gehalten worden war, entwickelte ſich zur blutigen Schlacht. In unabſehbaren Colonnen ſtand dem Heere der Verbündeten, das ſich in den weiten Ebenen aufzurollen begann, die Streitmacht der Franzoſen gegenüber, übel armirt, ſchlecht organiſirt, aber fanatiſch begeiſtert für ihr Freiheitsphantom und darum ſchier unüberwindlich. Unſer Regiment ſtand im Centrum des Angriffs, es machte Front, hinter die wir Muſiker traten, das Commandowort Feuer! erſcholl, und eine krachende Salve trug den böſen Morgengruß in die feindlichen Glieder, der nicht unerwiedert blieb. Der Feind feuerte unaufhörlich, die Reihen unſeres Regiments lichteten ſich. Jetzt zog ein Regiment öſterreichiſche Infanterie heran, das Centrum zu decken, und kampfmuthig raſſelten im Donnergalopp die herrlich armirten ungariſchen Huſaren an uns vorüber, den angreifenden Feind in die Flanke zu fallen. Uns aber wäre das alte Troſtlied von Nöthen geweſen: Verzage nicht, du Häuflein klein, denn unſere Stellung war wahrhaftig keine beneidenswerthe, und die Kugeln, die dem Regimente galten, flogen zum Theil über daſſelbe hinweg und pfiffen uns um die Ohren.

Wir waren noch nüchtern, doch ſehnte Keiner ſich nach dem blauen Bohnenfrühſtück.

Das Regiment vermochte nicht, länger Stand zu halten, es ward geworfen, und bald ſtürzte alles in wilder Flucht durcheinander, während hinter unſrem Rücken die Schlacht noch forttoſete und donnerte. Unſer Häuflein ward auseinandergeſprengt; ich lief, ohne zu wiſſen wohin, denn ich kannte weder Richtung noch Himmelsgegend, und gerieth vor eine Batterie der Unſrigen. Kanonenkugeln ſauſten mir über den Kopf weg, Dampf umwogte mich, ich rannte beſinnungslos vorwärts, plötzlich ſchrie mich eine Stimme an: „Kerl, biſt Du des Teufels? Bücke Dich! bücke Dich!“ ich bückte mich ſo beträchtlich, daß ich der Länge lang zu Boden fiel, und kaum war's geſchehen, ſo brannte der Artilleriſt, vor deſſen Kanone ich gerathen war, ſein Stück los, und die zwölfpfündige Kugel flog über mich hin. Stand ich noch, ſo hätte ſie mir den Kopf abgeriſſen. Ich wünſchte ſehr, mich größerer Tapferkeit rühmen zu können, als mir vergönnt war, an den Tag zu legen, allein ich litt ſehr an Herzklopfen. Ich raffte die mit mir gefallene Clarinette auf, und kroch auf Händen und Füßen aus der Schußlinie der Batterie; ſeitwärts ſah ich ein Dorf liegen, und wandte mit Andern auf dieſes den eilenden, flüchtigen Schritt, in ſteter Gefahr, erſchoſſen zu werden, denn das Kanonenfeuer der Feinde beſtrich das ganze Terrain, wir fühlten den Luftdruck der donnerkrachenden Vierundzwanzigpfünder, deren Kugeln rechts und links und über uns dahin fuhren.

Am Eingang des Dorfes ſtieß ich auf Schindler, Liling und Zöllner, die gleiche Richtung, wie ich, eingeſchlagen hatten; von den übrigen Freunden wußte keiner etwas. Wir eilten dem Gaſthauſe zu, das von

Flüchtlingen, holländiſchen Marketenderinnen und anderem Volk wimmelte; wir riefen nach Kaffee, und da dieſes wohlthätige Getränk in Menge und in großen Keſſeln bereitet wurde, ſo dauerte es nicht allzulange, bis unſere Portion nebſt nöthigen Kumpen und Löffeln vor uns auf einem aparten Tiſchchen ſtand. Froh, nach mehrern bang und in Lebensgefahr hingebrachten Stunden eine Erquickung zu finden, faßten wir Poſto, und ſchöpften uns Kaffee, aber in dem Augenblick, als unſere Löffel ein Kreuzfeuer in die Schüſſel begannen, krachte es über unſern Häuptern wie ein praſſelnder Donnerſchlag, und eine Haubitzenkugel ſchlug durch die Decke herab, mitten in unſere Kaffeeſchüſſel, daß der ziſchende Trank mit Scherben vermiſcht uns in die Geſichter fuhr, der zerborſtene Tiſch uns gegen den Leib ſtürzte, wir ſelbſt im Augenblick zu Boden geworfen wurden von der Erſchütterung, die das Einſchlagen der Kugel in den Boden verurſachte. In ſeinen Grundfeſten erbebte das Haus, und tumultuariſch ſtürzte alles durcheinander. Jeder ſuchte in abermaliger Flucht ſein Heil, ich ſah mich auf's Neue von meinen Gefährten getrennt, und rannte, die Clarinette auf dem Rücken, gänzlich die Richtung verfehlend, aus dem Dorfe, in das freie Feld hinaus. Ein wüſtes Geſchrei vor mir ließ mich aufblicken; ich vernahm den Ruf „En avant! avant!“ und ſah einen furchtbaren Haufen Feinde ordnungslos heranziehen, gerade in der Richtung, die ich eingeſchlagen hatte, auf mich zu. Kaum einen Blick warf ich auf dieſe zerlumpten, abenteuerlich coſtümirten und aufgeputzten Geſtalten, auf die Mannichfaltigkeit ihrer bunt zuſammengerafften, doch geſchwungenen Waffen, ſondern wandte mich wieder der entgegengeſetzten Richtung in eiligſtem Fluchtlaufe zu; Flintenſchüſſe krachten, Kanonen donnerten fort und fort; ich hoffte noch, unſere Bagagewagen zu treffen, aber nichts war von ihnen zu erblicken, und planlos jagte ich, wie ein Wild, dem die Meute der Parforcejagd hart an den Ferſen iſt, querfeldein. Heiß brannte bereits die Morgenſonne, ich ermattete, ich konnte nicht mehr laufen, doch vor mir dehnte ſich eine Waldung, dieſe zu erreichen, ſtrengte ich alle meine Kräfte an; ich erreichte ſie, und ſank halb ohnmächtig im Schatten eines Baumes nieder.

Die ganze Gegend um Ypern, Menin und Courtray bildet eine ausgedehnte Felderfläche, in welcher nur ſehr geringe Erhebungen an Hügel und Berge erinnern. Dieſe wohlgebauten, mit zahlreichen Dörfern, Klöſtern, Windmühlen und einzelnen Kirchen und Kapellen bedeckten Fluren, ſind mit einer Menge kleiner und größerer, meiſt ſumpfiger Waldungen geringen Umfangs beſtreut, welche den bezeichneten Namen Buſch führen, Bosch, Bois. Ein Labyrinth von

Feldwegen, die ſich alle gleichen, und unzählige Mal von kleinen ſtillen Bächen durchſchnitten ſind, machen es dem der Gegend Unkundigen äußerſt ſchwer, ſich zu orientiren. Ich hätte ohne Hülfe in dem Buſch, der mich barg, verkommen können, und mein Verſchwinden wäre ein ſpurloſes geweſen. Aber die Vorſehung, die unſere Schritte überwacht, ſparte mich auf, um noch lange den Curſus der großen Schule, die da Leben heißt, durchzumachen; ich ſollte noch in mancher Claſſe lernen, lieben und leiden.

Das hohe Gras, der thaufeuchte Boden, der Schatten flüſternder Erlen, Birken und Weiden kühlte und erquickte mich; ich fand eine Stelle, die reines Waſſer bot, trank, und wuſch den Staub der Schlacht und den Schweiß der Flucht von mir ab, dann überlegte ich, wohin ich mich wenden ſolle. In der Ferne hörte ich immer noch Schüſſe, und ſah an einigen Stellen, muthmaßlich in der Richtung nach Menin, Dampfſäulen brennender Dörfer zum Himmel aufwallen. Von dieſer Richtung mich zu entfernen, hielt ich für rathſam, und wanderte auf dem nächſten gut gebahnten Wege, den ich fand, gerade aus. Er führte bald wieder durch ein Gehölz; ich ſchritt in Gedanken, die mich zur Heimath trugen, fürbaß, als mir plötzlich ganz unerwartet ein lautes qui vive? entgegenſchallte, und das verdächtige Knacken eines Flintenhahns hörbar wurde. „Prissonier!“ rief eine Stimme. „Ah — bon Camerad!“ eine andere. Ich ſah mich von der Mannſchaft eines franzöſiſchen Vorpoſtens umringt. „Deserteur?“ fragte vortretend der Lieutenant, indem er mir meinen Säbel abnahm.

„Non — non Monsieur — ich bin — Pardon!“

„Sie ſind ein Deutſcher! Reden Sie deutſch!“ fuhr der Lieutenant fort. „Wenn Sie nicht Deſerteur ſind, ſo ſind Sie Kriegsgefangener, und werden nach Compiegne transportirt!“

So groß nun auch die Luſt war, die Meißner in mir erweckt, dereinſt Paris zu ſehen, ſo wenig erſehnte ich jetzt, mich auf dieſe Weiſe der Metropolis voll Gräuel und Schrecken bedeutend zu nähern, und ſprach zu dem Lieutenant, einem Elſaſſer: „Ich bitte, Sie, mein Herr, laſſen Sie mich umkehren. Ich habe nicht gegen die franzöſiſche Nation gefochten; ich bin ein Muſiker.“

„Um ſo beſſer,“ erwiederte der Officier; „ſo wird man Sie gegen zwei Mann der Unſrigen auswechſeln.“

Ich ließ jedoch nicht nach mit bitten, und mochte nun meine große Jugend, oder eine Sympathie für mich als Deutſcher den Elſaſſer bewegen, genug, ich fand Erhörung, und er ſprach endlich: „Ich will Sie laufen laſſen; halten Sie ſich nur immer nordwärts,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſo werden Sie auf die große Straße ſtoßen, die von Courtray nach Gent führt. Das Ufer der Schelde iſt weit hinab mit unſern Truppen beſetzt!“

Tauſendmal dankte ich dem menſchenfreundlichen Militair, und zog mit erleichtertem Herzen von dannen; die Güte des Feindes erſtreckte ſich ſo weit, mir ein Stück Brot und Fleiſch mit auf den Weg zu geben.

Ich verfolgte nun, ein Vereinzelter, Verſprengter einen angenehmen Feldweg, der nordwärts ziehend, mich bald an einen Windmühlenhügel, bald durch einen Buſch, über Felder, Wieſen, an Gehöften vorbei und durch mehrere Dörfer führte. Oft blickte ich umher, die große Heerſtraße zu entdecken, allein dem Umblick in dieſen Ebenen bot ſich nur ein äußerſt beſchränkter Horizont. Endlich gewahrte ich zur Linken eine ziemlich gerade ausziehende dunkle Linie, an manchen Stellen gelichtet, ich blickte ſchärfer hin, und ſah, daß dieſe Linie ſich fortbewege, und eilte nun direct darauf zu.

Es war kein Rückzug, es war totale Flucht, eine vollkommene Retirade, was auf der Landſtraße dahin wogte. Holländiſche, preußiſche, öſterreichiſche Truppen bunt durcheinander, theils mit, theils ohne Waffen, zu Roß und zu Fuß zogen des Weges entlang. Mancher ſank an den Weg, den Ermattung den weitern Fortſchritt hemmte. Mancher blutete an friſchen

Wunden, und ſein Auge ſuchte vergebens den helfenden Arzt.

Der dahinbrauſende, ſchwellende Menſchenſtrom des geſchlagenen Heeres trug nun auch mich weiter und weiter, doch lange vermochte ich nicht Schritt zu halten mit den noch Kräftigen; ich mußte langſamer gehen, meine müden Füße weigerten den Dienſt; ich begann umher zu ſpähen, ob ich nicht einen paſſenden und bergenden Ort zur Raſt entdecken könne. Da gewahrte ich ſeitwärts am Rand eines Buſches ein lediges Pferd, das auf dem Raſen gras'te, und in der Meinung, daß dort mehrere Soldaten ein Ruheplätzchen auserſehen haben würden, lenkte ich meine Schritte darauf zu. Es war aber die Stelle ſtill und menſchenleer, das Pferd gras'te ganz allein, übrigens fand ich es gezäumt und geſattelt, in den Halftern ſteckten ſchön geſchäftete Piſtolen; der eine Hinterfuß des ſtattlichgebauten Thieres war blutbefleckt, Folge eines leichten Streifſchuſſes. Das Pferd ließ ſich ohne wild zu werden, beim Zügel nehmen; es war ein ächter Araber. Ich ſah mich ringsum, ob etwa der Reiter in der Nähe ruhe, fand aber Niemanden, und ſo dachte ich, nimmſt Du es nicht, ſo nimmt es ein Anderer, ſchwang mich darauf, und ritt vorwärts.

Ein Mantelſack war nicht vorhanden, man ſah am Riemenwerk, daß er abgeſchnitten worden.

Jetzt ging meine Reiſe leichter von Statten. Das aufgefundene Pferd, der Himmel mochte wiſſen, wie es an den Ort kam, wo ich es fand, war ausgeruht, und ich ritt ziemlich ſorglos dem Ziele zu, welches kein anderes war, als das große mächtige Gent. Mit Muße betrachtete ich nun Land und Gegend, ſtaunte über die Menge ſtattlicher Schlöſſer, deren jedes mit einem breiten und tiefen Waſſergraben umzogen war, und freute mich, als endlich die ſchon lang erblickten zahlloſen Thürme der Großſtadt dem Auge näher rückten, eine unendlich lange Allee entgegentrat, und der Einzug unterhalb der Citadelle ohne Anſtoß geſchah.

In Gent ſammelte und ordnete ſich das verſprengte und geſchlagene Heer. Auch unſere Muſiker fanden ſich größtentheils wieder zuſammen, und dem Kreiſe meiner deutſchen Freunde fehlte kein theures Haupt; jeder hatte das ſeine, gleich mir, als Preis der Flucht, davongetragen. Es begannen wieder gute Tage. Der Capitain der Muſik kaufte mir das aufgefangene Roß für zwanzig Louisd'or ab, und ich wandte einen Theil dieſes Geldes auf den Ankauf neuer Inſtrumente, denn ich hatte nichts gerettet, als meine Clarinette, das Einzige, was ich nicht in jenem Hauſe, darin ſtatt eines Stück Zuckers eine Haubitzenkugel in die Kaffeeſchale fiel, zurückgelaſſen. Auch Violine und Guitarre ſchaffte ich an, in Hoffnung, daß der herannahende

Winter für Spiel und Geſang volle Muße gewähren werde.

Dieſe Hoffnung bewährte ſich. Wir marſchirten vor der Hand nicht wieder in das Feld. Das Regiment mußte ergänzt werden, ſelbſt die Muſik war zu komplettiren. Glänzende Paraden fanden im Spätherbſt ſtatt; die Taktik der Mächte ſchien ſich darauf beſchränken zu wollen, Frankreich, den Degen in der Hand, beobachten zu laſſen, und die Grenzen zu behaupten. In dem ſchönen Gent waren wir dem Schauplatz des Krieges nah und doch ſicher; es bot dem Militair alle Freuden einer Großſtadt entſchädigend für das unruhvolle und ſtrapazieuſe Leben des Feldlagers und der Bivouaks. Ich fand mich in Alles und in alle Verhältniſſe hinein mit der Leichtigkeit ſorgloſer Jugend, und lernte leben.

Der Winter brach ein, die Winterquartiere wurden bezogen, und die Mehrzahl der Truppen wurde auf die der Stadt am nächſten gelegenen Dörfer einquartirt. Nahe der Hauptſtadt der Niederlande lag, ohnweit dem Ufer der Schelde ein Dorf, das die Namen zweier bedeutenden Städte in dem ſeinen vereinigte; es hieß Gent-Brügge. Dorthin wurden wir detaſchirt, je in ein Haus zwei Mann. Muſiker waren beſonders gern geſehen, und hatten ſich bei den ehrlichen Flamändern guter Aufnahme zu erfreuen.

Oft muſicirten wir zu ihrem und unſern eigenem Vergnügen, und erlebten heitere Tage, während der Löwe der Revolution fort und fort die edelſten Herzen Frankreichs zerfleiſchte.

Zwiſchen unſerm Dorfe und Gent lag ein wohlausgeſtattetes Kapuciner-Nonnenkloſter, St. Klara, dorthin wurden wir auch eingeladen Concert zu geben, und gefielen ſo ſehr, daß dieſe Einladungen ſich wiederholten. Lebhaft erinnerte uns die Freundlichkeit, mit der wir uns dort aufgenommen und bewirthet ſahen, an die gaſtlichen Geiſtlichen in Würzburg. Die erleſenſten Seefiſche, die feinſten Backwerke traten dort an die Stelle unſeres Kommisbrotes und Schiffszwiebackes, und Wein wurde uns zur Dispoſition geſtellt, ſo viel wir nur trinken wollten.

In dieſem Kloſter war eine junge, höchſt liebenswürdige Nonne, Schweſter Gudule, welche die Natur mit einer wahrhaft himmliſchen Stimme begabt hatte. Ich durfte ihren Geſang mit der Guitarre begleiten, ich durfte ihr Unterricht auf dieſem Inſtrumente geben. Schöne, unvergeßliche Stunden! Aus ihnen entſpann ſich eine ſüße, zarte Liebe, und dieſe Liebe regte mächtig die Sehnſucht in Gudula's jungfräulichen Herzen an, das Kloſter zu verlaſſen. Der glühende Samum eines neuen Kultus, der in Frankreich die Bilder der Gottheit von den Altären ſtürzte, der die Religion des

Fleiſches emancipirte, und nackte Hetären auf die entweihten Altäre der Tempel ſetzte, auf daß die Natur in ihren Meiſterwerken verehrt werde — wehte ſeinen Giftſtaub auch über Frankreichs Grenzen, warf die Saamenkörner des Zweifels, des Unglaubens und des Indifferentismus in manche junge Bruſt, und ſtiftete unſägliches Unheil.

Drang auch in die Kloſtermauern von St. Klara nicht in ſeiner vollen Kraft und Sturmgewalt der Gifthauch aus der blutgetränkten Wüſte, ſo wurden doch durch ihn die Gedanken freier, die Wünſche flammender, und heißer wallte das Blut.

Die holde Schweſter Gudule bebte nicht mehr vor dem Gedanken einer Entführung aus den Mauern von St. Klara zurück, wir ſannen und ſpannen im traulichen unbewachten Gekoſe Fluchtpläne aus, bauten goldne Luftſchlöſſer, träumten einen roſigen Traum, durchwebt mit den buntfarbigen Zaubergobelins der Hoffnung, wir träumten lange, und träumten ſüß, und ließen, in verliebter Thorheit, die günſtigen Stunden unbenutzt entfliehen.

Schon neigte der Winter ſich dem Ende zu; die Ströme ſchwollen an, die Felder wurden ſchwarz, das Feld unſerer Hoffnung grünte.

Ich wollte mir Civilkleider verſchaffen, wollte meinen deutſchen Paß als Muſiker benutzen, Gudule ſollte in männlicher Tracht als mein Bruder mich begleiten; dieſe Tracht ihr von mir verſchafft werden, ſie ſollte während unſerer Anweſenheit im Kloſter zu entkommen ſuchen, und dergleichen abenteuerliche Pläne mehr, die noch nicht reif genug ſchienen, um glücken zu können. Da traf mich, während ich mich in die ſüßen Vorſtellungen eines Wanderlebens mit der lieblichen Gudule hineinträumte, ein Schreck- und Donnerwort: der Befehl zum Aufbruch und Abmarſch.

Nur noch ein Tag war uns vergönnt, ein einziger. Seine Nachmittagsſtunden waren die eines wehmuthvollen Abſchieds. Wir Muſiker gingen noch einmal in das gaſtliche Kloſter, wir ſpielten Concert, ich blies auf meinem geliebten Inſtrument ein Solo, und mein Schmerz weinte ſich in Tönen aus. Gudule ſchluchzte, und war einer Ohnmacht nah.

Während meine Kameraden ſchmauſten, denen eine Ueberfülle an Fiſchen und Wildpretbraten aufgetragen war, fand ich den Augenblick, dem geliebten Mädchen ein kurzes, wehmüthiges Lebewohl zu ſagen — ohne Zeugen. Wir wechſelten nur wenige Worte, ich ließ ihr meine Guitarre zum Andenken, ſie gab mir einen Ring, und drückte mir ein gewichtiges Papier in die Hand.

Ein heißer, im glücklichen Moment auf die erbleichten Lippen der Himmelsbraut gepreßter Kuß, ein Blick in ein thränenvolles Augenpaar, ein Lebewohl — und wir waren getrennt auf ewig.

Wohl ihr, der kleinen Kloſterheiligen, deren Bild im Schimmer einer milden Verklärung am Himmel meiner Jugenderinnerungen leuchtet, daß ſie ihr Schickſal nicht an das meine kettete, denn es würde ein trübes, trauriges jedenfalls geworden ſein! Wie leicht tauſcht Jugend Herz um Herz, Schwur um Schwur, und wie ſchwer laſten dann auf dem Herzen des Redlichen die Schwüre! Scheint doch ihr Gewicht die Aſſonanz der Worte ſchwer und ſchwören in der deutſchen, nie genug durchforſchten Sprache mahnend anzudeuten. Ihr vernarbte vielleicht bald die Wunde, die der Pfeil des mächtigſten Gottes im Herzen zurückließ, und ließ ſie in ſtiller Reſignation ſich in das Unvermeidliche fügen, gleich Tauſenden, oder ſie fand ein anderes Herz, und machte ſich frei. Das Andenken an ihre Huld blieb mir ein innigwerthvolles, heiliges, durch keinen unreinen Gedanken entweiht; wäre ſie mit mir gegangen, o wie bald würde ihr Mitgang mir zur Bürde geworden ſein, Laſt aus Luſt gereiſt.

Das Regiment marſchierte.

Marſchieren war überhaupt das vorwaltende Element in jenem Feldzuge, deſſen Charakter durchgehends Unentſchiedenheit war. Die Strategie der Conföderirten vermied anfangs dem entſchloſſenen, enthuſiasmirten Feind gegenüber, Angriffe und Schlachten, und beſchränkte ſich dagegen auf ein ziemlich erfolgloſes

Manövriren, Hin- und Herziehen, ohne im Ganzen einen Schritt weiter zu kommen, und als ſpäter die Kämpfe an den Grenzen bedeutender und häufig wurden, förderten ſie in der Hauptſache dennoch nicht, änderten nicht die Gräuel in Paris, führten der gährenden Metropolis Frankreichs nicht näher, und glichen im Ganzen einem Schachſpiel, bei welchem ein Spieler zwar die Züge überdenkt, die er thun will, den aber ſein Gegner mit Winkelzügen überraſcht, an die er nicht dachte, und die ſeinen ganzen Calkul ſtören. Zudem hemmten auch auf mannichfache Weiſe glorreichen Fortſchritt die Zerwürfniſſe unter der verbündeten Armee, die aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt war, daß nationelle Antipathien Reibungen aller Art erzeugten. Die Engländer haßten die Holländer, und dieſe Abneigung wurde mit reichem Gegenhaß vergolten; Preußen und Oeſterreicher datirten ihren gegenſeitigen Hohn noch vom ſiebenjährigen Kriege. Eine klägliche Rolle ſpielten die Truppen der kleinen deutſchen Fürſten, zumal die der geiſtlichen, ſie wurden von allen Uebrigen auf alle Weiſe verhöhnt, und rächten ſich mit Haß, Bitterkeit und möglichſte Theilnahmloſigkeit. So war die Armee beſchaffen, die 133,000 Mann ſtark, dem 150,000 Mann ſtarken Feind unter Pichegru im April des Jahres 1794 gegenüber trat.

Sechſtes Kapitel.

Züge in Holland.

Im Heer der Verbündeten war Muth und freudige Bewegung. Die Oeſterreicher ſahen ihren geliebten Kaiſer in ihrer Mitte. Der tapfere Coburg brannte vor Begier, die ihm anvertrauten Schaaren zu Kampf und Sieg zu führen, dennoch ſchien der Feldherrengeiſt eines Fabius Cunctator die ſtrategiſchen Operationen zu leiten und zu beherrſchen. Man rückte vor, aber nicht weit. Die Oeſterreicher warfen ſich mit acht Colonnen den Franzoſen entgegen, und drängten ſie über die Oiſe und Sambre zurück. Unſer Regiment wurde zur Blokade von Landrecy (Landrecies) detachirt, welche wohlbefeſtigte Stadt hartnäckigen Widerſtand leiſtete. Unſer Lager ward in ſehr geringer Ferne von der Feſte, nahe bei dem Dorfe Maroilles geſchlagen, bei dem ein Flüßchen, der Terlon, in ſanften Krümmungen der Sambre zuſchleicht. Dort waren wir Muſiker wieder ſo guter Dinge, als das Leben der Feldlager erlaubte. Wir ließen uns die köſtlichen und berühmten Käſe von Maroilles trefflich ſchmecken, hatten an Butter und Milch Ueberfluß, und ſahen von weitem zu, wie Landrecies von allen Seiten auf das heftigſte beſchoſſen wurde. Leicht gewöhnt ſich der Sinn der Jugend an das Außergewöhnliche; wir hörten den Donner der Kanonaden, und muſicirten, wir ſahen die glühenden Bomben wie feurige Drachen, einen langen Flammenſchweif nachziehend, durch die Lüfte fahren, ſahen den Tod in tauſend Geſtalten und muſicirten pflichtſchuldigſt.

Die Oeſterreichiſche Uhlanen fielen plündernd und raubſüchtig in Maroilles ein, und ein zahlreicher Haufe der Einwohner, hauptſächlich aus Frauen, Mädchen und Kindern beſtehend, kam flüchtend mit einiger geborgenen Habe über den Terlon zu uns herüber, um bei den holländiſchen Truppen Schutz zu ſuchen; willig und freundlich nahmen wir die hülfloſen Flüchtlinge auf, und theilten mit ihnen den Raum unſerer Zelte. In das Zelt, darin ich campirte, wurde der Maire des Dorfes aufgenommen, den eine liebliche Tochter, Namens Urſula, begleitete. Wir wurden ſchnell bekannt, ja vertraut, und mitten unter den Donnern des Krieges entſpann ſich ein zärtliches Verhältniß. Urſula war unabläſſig bemüht, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen, ſie nähte, kochte, und ließ ſich an einem dankbaren Blick genügen. Es war eine Art Käthchen von Heilbronn, voll liebendläſtiger Anhänglichkeit, zärtlichſter Aufdringlichkeit. Vergebens ſagte ich der liebewarmen Flamänderin, daß ich ſo vieler Aufopferung nicht werth ſei. Sie lebte nur in den Gedanken um mich; ihr Vater ſah mit Schmerz dieſes gewaltige Aufflammen einer Leidenſchaft, deren ſtürmiſches Hervorbrechen mich an jene Ottilie erinnerte, doch vermochte er ſo wenig, ſie zu hemmen — wie ich, ſie von mir abzuwehren.

Als das Dorf längſt von den ergrimmten Feinden leer, und die Rückkehr frei war, wollte Urſula nicht wieder mit hinüber, ſie wollte bei mir bleiben, bei mir und mit mir leben und ſterben. Die Rieſenſtärke dieſer Leidenſchaft rührte mich tief. Urſula nahm mir mit tauſend Küſſen Gelübde vom Munde, die ich nicht halten konnte, ſie hatte einen Heißhunger nach Verſprechungen, ſie berauſchte ſich in Eiden. Nur unter der Bedingung, daß ich mitgehe, war ſie zu bewegen, Maroilles wieder zu betreten; wir gingen Arm in Arm durch ein Buſchwäldchen dem ſanften Terlon zu; es war Ende April, Frühlingswehen zogen über die Schlachtfelder Flanderns. Das nahe Auferſtehungsfeſt ſahen Tauſende nicht, die es zu ſehen gehofft. Wir ruhten an einer ſonnigen Stelle des knoſpenden Buſches; ich blies die Melodie eines ſüßen deutſchen Liedes auf der Clarinette, aufmerkſam hörte Urſula zu, da krachte ein

Schuß im vor uns liegenden Dorfe, dem bald mehrere folgten, und ſechs Schritte von uns ſchlug eine Bombe in den Boden, und wühlte ſich kreiſend in den lockern Sand. Entſetzt ergriffen wir die Flucht, nach dem Lager zu.

Die Franzoſen hatten in Maroilles eine Batterie aufgefahren und ließen ſie gegen unſer Lager ſpielen. Es war uns eine ernſte Mahnung geworden, in ſo kritiſcher bewegter Gegenwart nicht an müßiges Liebesgetändel zu denken. O wie Urſula ſich an mich klammerte, wie leidenſchaftlich heftig ſie mich beſchwur, ſie nicht zu verlaſſen! Aber ach, mein ſtetes Kommandowort hieß ſcheiden und meiden, und „meiden und ſcheiden thut weh!“ Dieß Lied ſang ich oft, ſehr oft der neuen Geliebten, ſie konnte ſeinen Sinn nicht faſſen, ſie fand ihn ungereimt, und ihre Liebe reimte auf ſcheiden: begleiten. Es that mir wohl, indem es mir das Herz brach, ſo geliebt zu werden, in den reinen Flammen eines holden Naturkindes mich verklärend baden zu dürfen.

Es war am dritten Oſtertag; alle Batterien donnerten gegen Landrecies; die Verſuche der Franzoſen, die belagerte und eng blockirte Stadt und Feſte zu entſetzen, wurden mit Verluſt zurückgeſchlagen; die ganze Atmosphäre war voll Pulverdampf und Rauch im Brand geſchoſſener Häuſer. Landrecies brannte.

Der Krieg entrollte das Tableau ſeiner Greuel; ich und meine Gefährten bebten davor zurück, aber zurück — in die Heimath, in den Schoos ſichern Friedens konnten wir nun nicht mehr, denn jetzt den Abſchied zu fordern, wäre nicht ehrenhaft geweſen, und man würde nicht geneigt geweſen ſein, uns denſelben zu ertheilen.

Am Abend war das Bombardement aus der Feſte und nach derſelben minder heftig; ich ging mit Urſula und ihrem Vater nach dem nahen Wäldchen, denn das Mädchen war in mein Inſtrument faſt ſo leidenſchaftlich verliebt, wie in mich ſelbſt; jede freie Stunde, deren wir Muſiker viele hatten, ſollte ich blaſen oder mit Urſula küſſen und koſen, und daß ich beide Wünſche gern erfüllte, wird Niemand mir verargen. Wir gingen in unbefangenen Geſprächen alle Drei, und dachten der Zukunft, in deren Zauberſpiegel Urſula ſich als meine kleine Frau mit innigem Wohlgefallen betrachtete, nur einzelne Kanonenſchüſſe krachten noch da und dort, als plötzlich ein entſetzliches Ereigniß uns aus unſern Zukunftträumen riß; eine Stückkugel fuhr mit ſauſender Schnelle daher, der biedere Maire ſtieß einen gellenden Klageruf aus und ſtürzte zu Boden, die Kugel hatte ihn den rechten Arm hinweggeriſſen. Mit dem Schrei der Verzweiflung warf ſich die Tochter auf den ſich in Schmerzen krümmenden und laut wimmernden Vater, und riß ſich die Gewänder vom Leib, das ſtrömende Blut zu ſtillen. Nie werde ich dieſen ergreifenden Moment vergeſſen. Ich lief ſogleich nach Hülfe und kehrte mit dem Chirurgen und einigen Kameraden zurück; auf die Tochter geſtützt, bleich und ohnmächtig fanden wir den verſtümmelten Mann, verbanden ihn und trugen ihn in unſer Zelt, wo er ſich indeß bald wieder erholte. Hier ſah ich das ſchönſte Bild reiner und unverfälſchter Kindesliebe, wie ſie mächtig und ſchrankenlos dem Schooße der unentweihten Menſchennatur entſpringt, und der Gottesſtimme im Buſen des Menſchen, zumal des Weibes, willig gehorcht. Dieſes Bauermädchen wich nun nicht mehr von des Vaters Seite, ſie pflegte ihn mit einer in Staunen ſetzenden Unermüdlichkeit; ihr Schooß war das Ruhekiſſen ſeines Hauptes, ſie redete ihm Troſt zu bei ſeinen Schmerzen, ſie ſprach ihm alle Gebete vor, die ſie wußte, und die Gottheit ſchenkte ihr die Freude, den geliebten Vater erhalten zu ſehen. Er blieb ihr, aber ich mußte von dannen.

Unſer Marſch ging, nachdem Landrecies ſich ergeben hatte, nun bald nach dieſer, bald nach jener Richtung des Kriegsſchauplatzes in Flandern, ohne daß ſich das Heer, trotz manchen Sieges, Paris im Weſentlichen auch nur einen Schritt näherte. Statt ſüdweſtlich zu ziehen, mußten wir nordöſtlich marſchieren, und folgten dem Laufe der Sambre abwärts bis Maubeuge, von wo wir nach Mons zogen. Ein anderer Theil des Heeres wurde von dem Generalfeldherrn Prinz Coburg nach Tournai entſendet, um unter dem Herzog von York Clarfait zu unterſtützen, während gleichzeitig andere Regimenter auf Charleroi los rücken mußten.

Mittlerweile verſtärkte der Wohlfahrtsausſchuß zu Paris die Moſelarmee mit 15,000 Mann vom Rheinheer unter dem Befehl des General Jourdan und dieſe marſchierte, 45,000 Mann ſtark, dem General Desjardins an der Sambre zu Hülfe. Der Succurs, welcher Clarfait geſandt worden, verhinderte nicht, daß die feindlichen Feldherren von Souham und Macdonald ihm bei Courtrai in einem blutigen Treffen aufs Haupt ſchlugen, dagegen lieferte der tapfere Kaunitz zwei Tage ſpäter dem General Desjardins bei Grandreny, zwiſchen Maubeuge und Charleroi, ſiegreich eine Schlacht, hinderte den Uebergang über die Sambre, und die beabſichtigte Einnahme von Mons, und ſo erfreute ſich unſere Armee eines Triumphes, dem bald andere Siege, bald auch Niederlagen folgten. Es war ein heißer, blutiger Mai und Juni; oft umſchwirrte mich im ſauſenden Kugelregen der Tod, aber der Engel des Lebens hielt ſeinen Schild ſchirmend über mich und meine befreundeten Kameraden. In Mons war franzöſiſches Theater, man gab mit Pomp Zemire und Azor, und ich ſah hier die beiden Prinzen von Oranien, mit einer zahlreichen Suite. Am andern Morgen rückten wir wieder nach Mauber. Die feindliche Sambrearmee empfing uns gerüſtet, und es wurde ein hitziges Treffen geliefert; gleichwohl behaupteten wir unſere Stellung dieſſeits des Fluſſes.

Der Abend nahte, wir ruhten ermüdet im Lager; mit einemmale höre ich eine ſehr bekannte Stimme nach mir fragen, und ſiehe, Urſula, die liebende Urſula kommt und wirft ſich in meine Arme. Sehnſucht und Liebe hatten ihr nicht Ruhe noch Raſt gelaſſen, ſie mußte mich ſuchen und ſehen. Ares und Eros wandelten nun Hand in Hand; ich konnte das ſo innigzärtliche, treuanhängliche und lieblichſchöne Naturkind nicht kalt und grauſam von mir ſtoßen, ich konnte nicht, und trug ruhig den neidgeborenen Spott meiner Kameraden. Der folgende Tag war wieder blutig; wir rückten gegen Charleroi, das von den Truppen der Verbündeten beſetzt, von den Franzoſen blokirt wurde; abermals wurde uns eine Bataille geliefert, ohne daß der Entſatz jener Feſte gelang.

Bald tagelang an einer Stelle raſtend, bald öfter die Lager wechſelnd, bald verdrängend, bald zurückgeſchlagen gingen faſt vierzehn Tage hin, während welcher das liebende Mädchen die Entbehrungen und

Strapazen eines Feldlagers mit mir ertrug, mir aufopfernd, wie eine Magd diente, und keine andere Heimath zu kennen ſchien, als mein Herz. Mit Einemmale erſchien ihr Vater, der einarmige Krüppel, und forderte mit trauervollem Ernſt ſeine Tochter zurück, die ihn und die Freunde in Maroilles verlaſſen hatte, um einem fremden Soldaten zu folgen. Jetzt ſtritt Liebe mit Liebe in Urſula's Herzen, doch ich ſelbſt durfte ihre Heimkehr nicht wehren, und ſo ließ ſie ſich vom Gehorſam überwältigen. Der Vater lockte ſie mit der Trugſpeiſe der Hoffnung; wenn Friede würde, ſprach er, da würde ich nach Maroilles kommen, und Urſula heirathen. Sie ſchüttelte weinend das Köpfchen. Es ſah gar nicht aus wie Friede im Lande Weſtflandern und im Lande Frankreich. Wir leerten den Scheidebecher miteinander, und dann begleitete ich Vater und Tochter noch eine Strecke Weges. Wir gingen durch ein nahegelegenes ſchönes Lindenwäldchen, Bois du Tilleul, in deſſen Mitte eine Einſiedelei lag. Dort warf ſich Urſula vor dem Kreuze nieder, und that ein Gelübde, mich wieder aufzuſuchen, wo ich auch immer ſei, und ich mußte ihr geloben, ihr treu zu bleiben. Der Vater erhob ſeinen ihm gebliebenen linken Arm, und ſegnete uns. Ich ging mit den Beiden, Kummer im Herzen, bis zum Dörfchen Pont ſur Sambre, ohngefähr die Weghälfte zwiſchen Landrecies und Maubeuge, und nahm weinend Abſchied von dem Mädchen, das mit ſo grenzenloſer Zärtlichkeit an mir hing; ich ſchied aus den Armen der Liebe, um meine Bruſt den mörderiſchen Kugeln eines Feindes darzubieten, gegen den zu dienen, mich die nichtigſten Beweggründe verlockt. Ernſt überdachte ich meine Lage; das Soldatenleben war ich müde, allein als Muſiker ohne den bunten Rock fortzukommen, ſchien in dieſem vom Klang der Waffen und Geſchütze durchſchallten Lande ganz unmöglich; ich mußte mich ſelbſt ermahnen, noch eine Zeitlang auszuharren.

Der Prinz von Coburg, ſich darin gefallend, die Heeresmaſſen zu vereinzeln, um iſolirte Puncte zu gewinnen oder zu halten, die ganz unſchädlich geblieben wären, wenn das Heer in einer großen konzentrirten Phalanx nach Paris geführt worden wäre, hatte nun zwar die Feſtungen Landrecies, Quesnoi, Condé und Valenciennes inne, vermochte aber nicht, Ypern und Charleroi zu behaupten, und zahlloſe Mannſchaft wurde in nutzloſen Schlachten, die, ſelbſt gewonnen, nicht förderten und vorwärts brachten, geopfert. Ja, wenn ein Marſchall „Vorwärts“ an der Spitze unſeres Heeres geſtanden hätte! Welch ein anderer Geiſt der Strategie im Jahre 1794 und im Jahre 1814!

Von Charleroi durch die Uebermacht der Feinde zurückgedrängt, zogen wir über Condé an den ſumpfigen Ufern der Schelde bis Tournai (Doornick); es wurde von unſern Truppen bei der letzten Stadt dem Feind ein heftiges tagelanges Treffen geliefert, und wir behaupteten den Platz, aber kaum vermochte der wandelnde Fuß vorwärts zu ſchreiten vor der Menge Todter und Verwundeter, welche alle Wege und Felder bedeckten.

Wir blieben fünf Tage in Tournai, dann mußten wir wieder über Condé, Valenciennes und Bouchain nach Cambrai marſchieren, das von den Franzoſen beſetzt war; auch dort erlitten unſere Regimenter ſehr empfindliche Verluſte, und Bellona reichte Frankreich einen Siegeskranz nach dem andern.

Die Armeen der verbündeten Mächte waren nichts weniger als verbündet, ſondern getrennt durch weite Strecken und feindliche Truppen. Pichegru rückte vorwärts und der Herzog von York wurde über die Schelde und Dyle zurückgedrängt. Nicht viel beſſer ging es dem Prinzen Coburg, den Jourdan und Kleber bedrängten, und der erſt in Maſtricht einen Haltpunkt fand. Wir folgten dem allgemeinen Rückzuge, und alle Kampfesfreudigkeit unter den Truppen war gelähmt. Kein edler und kühner Geiſt belebte in jener Zeit erhebend den Soldaten; dieſer ſah ſich despotiſch behandelt, ja tyranniſirt, noch herrſchte der Corporalſtock.

Wir rückten in retrograder Bewegung wieder nach Mons zurück, von Mons nach Namur, und ſo grüßte ich die Gefilde im Schmuck des Herbſtes völlig enttäuſcht wieder, die ich einſt ſo hoffnungsvoll durchfahren hatte. Von Namur rückten wir nach Lüttich in die Winterquartiere. Auch hier waren Muſiker vor jeder andern Einquartierung willkommen, und ich fand mit noch einigen meiner Freunde und Kameraden mein Logement in einem großen Gaſthof, dem Aigle d'or. In dieſem Gaſthof war ein Caſino, und wir vergnügten faſt jeden Abend die Geſellſchaft mit unſern Kunſtleiſtungen. An Sonn- und Feſttagen halfen wir bei Kirchenmuſiken, verdienten vieles Geld, und lebten, das vergangene Ungemach der Campagne eben ſo leicht vergeſſend, wie an das kommende nicht denkend, herrlich und in Freuden. Nur Schade, daß auch dieſe Herrlichkeit nicht lange dauerte. Die franzöſiſchen Waffen drangen immer weiter gegen uns vor, die Einwohner Lüttichs nahmen Partei für die Republik. Wie konnte es anders ſein? Unſere Stätte war keine bleibende, wir zogen nach Maſtricht, und der Stand der Dinge ließ fürchten, daß wir noch weiter nordwärts gedrängt werden würden.

Die mißliche Situation der verbündeten Heere, die Siege der Republik, die nach allen Richtungen hin ſich mächtig verbreitende günſtige Stimmung für die

Idee des Freiſtaates, und die daraus naturgemäß immer mehr erwachſende Abneigung gegen den Dienſt im Heere der Alliirten lähmte den Geiſt dieſes Heeres, und ſo ward eine günſtige Stellung nach der andern aufgegeben.

In Maſtricht geweſen zu ſein, ohne den berühmten Sandberg beſehen zu haben, dürfte für ein Vergehen gegen die Natur und ihre Wundermacht gelten; wir hörten ſo viel von ſeiner großen Merkwürdigkeit, daß wir ihn zu beſuchen beſchloſſen, und wählten zu dieſem Beſuch einen feſtlichen Tag, an den man das unterirdiſche Labyrinth zu Ehren des Stadthalters, eines Prinzen von Heſſen, illuminirte.

Wie ſoll ich ergreifend genug die Pracht eines durch die Kraft der Natur und die Nachhülfe der Menſchenhand geſchaffenen Wunders ſchildern, für das ich vergebens in der Sprache nach einer andern paſſenden Bezeichnung ſuche, als eben Wunder? Eintretend in dieſen gigantiſchen Felſenſäulenwald, der ſich vier Stunden im Umkreis unter der Oberfläche ausbreitet, mußte den Roheſten, Fühlloſeſten heiliger Schauer erfaſſen. Ein breiter Gang, nicht allzuhell erleuchtet, auch nicht allzuhoch, nahm uns Schauluſtige auf, in deſſen Tiefe ein Lichtmeer ſchwamm, ein Himmel voll heller Sterne, dem wir mit jedem Schritt uns näherten. Wogende Maſſen neugieriger

Schauluſtiger drängten gleich uns, demſelben Ziele zu, um ſich alsbald in die Unermeßlichkeit zu verlieren. Höher und höher über unſern Häuptern gipfelten ſich die Bogen der Felſenwölbung; Rieſenpfeiler wuchſen ſtark und mächtig empor, hunderte, tauſende, welche die laſtende Decke des Petersberges ſammt ſeiner Feſtung trugen. Roſſe und Wagen kreuzten ſich in den Säulengängen, und alles Lebende erſchien zwerghaft gegen die gigantesken Verhältniſſe dieſes Höhlenlabyrinthes. Aller Orten loderten Flambeaus; hohe Candelaber ſtreuten Lichtſtröme umher, die Maſſen des Sandſteines grell beleuchtend. Die Arbeit des Steinbrechens ruhte, Harmonien durchwogten die zahllos verſchlungenen Gänge, und trugen bei, das Gefühl von Andacht zu erhöhen, das dieſes unbeſchreiblich erhabene Bergesinnere ohnehin im Gemüthe jedes Fühlenden hervorruft. Wir hatten unſere Inſtrumente mitgenommen, und machten uns ſelbſt das Vergnügen, zu muſiciren, und den Schall unſerer Inſtrumente in den weitausgedehnten Räumen zu vernehmen. Aber die Unterwelt hat kein Echo, es fehlt ihr die freundliche Naturſtimme, die im Reiche des Lichtes Hügel und Haine, Berge und Felſen zu beleben ſcheint.

Wir beſahen Alles, was uns als ſehenswerth angeprieſen wurde; ſahen die Mumien einiger verirrten Arbeiter, die von keiner Fäulniß ergriffen, an den

Stellen, wo der Tod ſie ereilte, wie Ruhende ſaßen, ſahen das Wunderreich einer in den Sandſtein gebannten Welt einſt lebender Weſen, die zahlloſen Maſſen von Verſteinerungen, Schnecken und Muſcheln, Koralliten und Belemniten, Zähnen und Knochen großer Pflanzen- und Fleiſchfreſſer. Wir ſahen noch in dem mütterlichen Felſen, der ihn Jahrtauſende barg, den zum Theil erſt losgearbeiteten Kopf des rieſigen Ichthyoſaurus, kurz zuvor ehe er in die Sammlung ſeines erſten Beſitzers kam, ehe ein ehrgeiziger und habſüchtiger Pfaffe dieſem ihn abſtritt, und ehe der Kopf in das Nationalmuſeum zu Paris gelangte, dem er bis auf den heutigen Tag zur Zierde dient. Wir ſahen und ſtaunten die Naturſeltenheit an; bald darauf überließen wir uns jedoch dem Strom der Zerſtreuungen, die das erleuchtete Berginnere darbot; es waren zahlreiche Büffets vorhanden, man muſicirte, ſang, lachte, tanzte; man war ſo froh, als ſei auf und in der Erde ein ewiger Friede angebrochen.

Ein Jahr ſpäter, und ganz andere Scenen ſahen die Höhlungen und Säulengänge des Petersberges. Kriegsgetümmel erfüllte die Thäler der Maas und Jaar; furchtſame Landbewohner flüchteten ihr Vieh und ihre Habe in das Dunkel der Schauergrotten. Maſtricht war noch in der Gewalt der Oeſterreicher, während ſchon auf dem Bergrücken, deſſen nach der

Stadt auslaufenden Endpunct die Citadelle krönt, die ſiegreiche Tricolor wehte: da füllte man Pulvermaſſen in die Klüfte des Sandbergs, da galt es, nicht mit einer oder einigen gewöhnlichen Minen Schrecken zu verbreiten; der Berg ſollte donnernd berſten, und ein Heer in die Luft ſchleudern oder verſchlingen. Doch das Heer zog vom Berge, und der künſtliche Beſuv entlud ſich zu ſpät, ein Krater von fünfundfunfzig Fuß im Umkreis ſpie in einem entſetzlichen Moment Flammen und Felsmaſſen aus; tauſend Säulen ſanken zertrümmert — ohne zu ſchaden, und Maſtricht fiel dennoch in die Hand des ſiegreichen Frankreichs.

Es würde zu weit vom Ziele ab führen, wollte ich Schritt für Schritt den Bewegungen folgen, die unſere Armee machte. Zu viel des Stoffes liegt noch vor mir, der nicht unberührt bleiben darf, und ich fürchte, wenn ich weitläuftiger würde, den Leſer mit meinen Kreuz- und Querzügen durch Belgien und Holland zu ſehr zu ermüden, wie dieſe Züge mich ſelbſt ermüdeten.

Wir marſchierten von Maſtricht auf kürzeſtem Wege über Turnhout nach der holländiſchen Feſtung Breda. Dort war jetzt das Hauptquartier der Armee, in welcher wir dienten, dort ward uns das Vergnügen, abermals drei Wochen lang auf freiem Felde in ſchlechten Zelten, in Sturm und Unwetter, zu campiren.

Man muß es aus eigener Erfahrung kennen, dieſes Land der troſtloſen Flächen, der bodenloſen Sümpfe, Moräſte und Brüche (Brugeres), der Bäche und Kanäle, der ſteifen Alleen und hungrigen Waſſerratten, um zu begreifen, daß es einen armen Soldaten zur Verzweiflung bringen kann, wenn es ihm nicht Blindheit oder den Tod bringt.

Schon wurden die Lebensmittel rar und theuer, und ich und meine Kameraden berathſchlagten abermals, ob wir nicht beſſer thäten, uns ohne Lorbeeren nicht aus dem Staub — denn dieſen gab es nicht im Lager zu Breda, ſondern aus dem Moraſt zu machen, und lieber in der Heimath vor den Thüren und unter den Linden um das liebe Brot zu muſiciren, als hier unſerm Elend Muſik zu machen.

Wir blieſen eben in Breda Zapfenſtreich, als ein einſpänniges Geſchirr nahe an uns heranfuhr, in welchem ein Frauenzimmer ſaß. Dieſes verließ den Sitz, näherte ſich uns, und mit einem Freudenrufe, mich wiedergefunden zu haben, hing Urſula an meinem Halſe.

Welche Ueberraſchung, welche Freude! Sie hatte ihre Heimath verlaſſen, ihre Verwandten, ihre Freunde, ſie hatte dem Regiment nachgefragt aller Orten, und hatte tauſend Gefahren und Hemmniſſe überwunden, um mich zu finden, mich zu pflegen, und um mich zu ſein. Dieſe Anhänglichkeit mußte rühren, und ich feierte des treuen Mädchens Ankunft als ein Feſt im Kreiſe meiner Freunde, an welchem Urſula zwei bayonner Schinken zum Beſten gab, die ſie mitgebracht. —

Zwei glückliche Wochen vergingen mir im Lager, die mir Urſula's unermüdete, einzige Treue verſchönte. Sie wuſch und nähte für mich, hielt meine Sachen in beſter Ordnung, ſie ſchien ſich nie von mir trennen zu wollen, und auch ich dachte den Gedanken an Trennung nicht. Da trennte ein Höherer; der milde Stern, der ſo freundlicherhellend auf meinen Pfad geſunken war, ſollte frühzeitig erlöſchen.

Das veränderte Klima und die ungewohnte Lebensweiſe zogen Urſula bald ein heftiges Fieber zu. Ich brachte ſie in ein Bauernhaus in der Nähe des Lagers, und übergab ſie weiblicher Pflege. Der Arzt meines Regimentes behandelte ſie — nicht mit Erfolg. Das Fieber nahm an Heftigkeit zu, andere Zufälle geſellten ſich gefahrdrohend zu der Krankheit, es war Alles zu fürchten.

Als ich an ihrem Lager weinte, ſprach ſie matt: „Ich ſterbe, Heinrich, ſterbe für Dich! Vergiß mich nie! Nie wird Dich wieder ein Herz ſo lieben, wie das meine Dich geliebt hat!“ Und ſie ſtarb mir.

Auf das heftigſte erſchüttert von meinem wahren Schmerz, und zur Bewunderung einer ſolchen Energie des weiblichen Herzens hingeriſſen, lernte ich, was hohe, wahre Liebe ſei, und daß die Treue auch im dürftigen Gewande, auch in einem durch moderne Bildung nicht verfeinerten Geiſte und Gemüthe wohne. Es möchte äußerſt alltäglich erſcheinen, dem profanen Gedanken Worte zu geben: dieſes Mädchen war manntoll und lief einem Soldaten nach, zwei Redensarten, mit denen oft tiefwurzelnde Leidenſchaft abgefertigt wird, weil ſie nicht in der Robe einherrauſcht, weil nicht Straußenfedern vom Hute der Liebenden nicken, aber es iſt etwas Höheres um eine ſolche uneigennützige, ſich aufopfernde Treue. Friede ihrer Aſche.

Die Fahnen Frankreichs drangen ſiegreich in Holland vor. Am Tage nach Urſula's Beerdigung kauerten oder ſtanden wir um den Feldkeſſel, in dem unſer Fleiſch und unſere Suppe kochte, als ein Geſchrei das ganze Lager erfüllte: „der Feind! der Feind!" Von weitem knatterten Schüſſe wie Pelotonfeuer. Signal zu raſcheſtem Aufbruch. Alles fiel über den Keſſel her, verbrannte und verbrühte ſich, Säbelhiebe regneten auf das halbgare Fleiſch, jeder ſuchte ein Stück zu erhaſchen, man wollte es dem Feind nicht laſſen, und verſchlang es im Weitermarſchieren. Es war ein Vorpoſtengefecht, der Marſch griff mich heftig an; ich fühlte eine ungewohnte Hitze, ein Prickeln, eine Ermattung, am Abend hatte ich ſtarkes Fieber und glaubte nicht anders, als der Himmel wolle es ſchnell mit mir enden, und mich mit Urſula vereinigen.

Wehmüthig nahm ich von meinen Freunden Abſchied, für dieſes oder jenes Leben, dieſ ſtellte ich ergeben in Gottes Hand. Ich ſollte mit andern Erkrankten nach Utrecht in das Spital gebracht werden, denn in der Feſtung Breda konnte ich keine Aufnahme und Verpflegung finden. Ich ſchied reſignirt; meine Rolle ſchien ausgeſpielt.

Vierzehn Tage war ich Hoſpitalkranker in Utrecht, als die beunruhigendſte Gerüchte vom Sieg der franzöſiſchen Waffen Veranlaſſung wurden, mich mit andern Kranken auf dem Canal nach Rotterdam zu ſchiffen.

Maſtricht, Herzogenbuſch und Nymwegen waren in Feindes Hand, die Städte des Niederrheins huldigten eine nach der andern dem franzöſiſchen Feldherrn Jourdan, während Pichegru mit reißenden Fortſchritten ſeinen Waffen in Holland Reſpect verſchaffte.

Langſam mich erholend, nahm ich wahr, daß mein Lebensziel von der Vorſehung für jetzt noch nicht geſteckt ſei, doch fühlte ich mich unfähig für längern Dienſt, bat um den Abſchied und erhielt ihn. Nun war ich frei, frei von dem läſtigen Dienſt, aber arm, wie eine Kirchenmaus, denn wann und wie ſollten Soldaten und Künſtler ſparſam ſein? Geiz und Kargheit erſcheinen überall, wo ſie begegnen, als häßliche Laſter, am häßlichſten aber bei denen, welche dem Ziele der Ehre oder dem einer ſchönen Kunſt nachſtreben.

Da ich in Rotterdam keine meinen Neigungen angemeſſene Beſchäftigung fand, ſo fuhr ich nach Amſterdam, hoffend, dort als Muſiker eine Stellung zu finden, aber fremd und unbekannt, traurig, allein ſtehend in der großen Handelsſtadt, wollte es mir auch hier nicht gelingen. Ich ſann allerlei aus, was mir Verdienſt bringen könne, verſuchte das und jenes, — alles ſchlug mir fehl. Ich vergegenwärtigte mir die Erlebniſſe von hundert Abenteurern, die wie ich, auf gut Glück in die Welt gegangen, und das gute Glück beim Schopf genommen, es geherzt und ſich von ihm herzen laſſen nach Herzensluſt. Einem hatte ſein Talent geholfen, einem andern ſeine Figur; dieſer war durch Liebe, jener durch das Spiel, ein Dritter durch Bravour gehoben worden. Ich fühlte mich zu allem dieſem befähigt, allein es wollte ſich nichts ereignen, meinen Weiterſchritt durch das Erdenpilgerwandel glückhaft zu fördern. Kein Abenteuer ſtieß mir auf, kein Mädchen verliebte ſich in mich, kein Menſch gedachte meiner. Ich ſuchte eine Stelle bei den Orcheſtern der Theater, es waren alle Stellen beſetzt; ich ging in eine Muſikaliendruckerei, und — ſchrieb Noten ab, ein kümmerliches Brot, bei dem ich ſelbſt verkümmerte.

In einem kleinen Dachſtübchen verblies ich mir Abends mit meiner Clarinette den Hunger. Der Zufall wollte, daß in der Nähe der Muſikcapitain des Regiments Prinz Friedrich wohnte; er hörte mich, er forſchte dem Clarinettiſten nach, kam zu mir. Die Reihen dieſes Regiments waren ſtark gelichtet, ich ſollte Dienſte nehmen, und in kurzer Zeit ſollte ich dann als Clarinettiſt in das Muſikcorps kommen, auch gar nicht als gemeiner Soldat gehalten werden. Ich fragte, warum ich nicht gleich als Muſiker eintreten ſolle? und der Capitain erwiederte darauf halb ausweichend, daß juſt mein Inſtrument noch beſetzt ſei; daß ich aber zwölf Ducaten Handgeld erhalten werde. Ich beſtimmte mich nicht alſobald, ſondern erbat Bedenkzeit, zog dann Erkundigungen ein, und hungerte indeß noch einige Tage. Ich erfuhr, das Regiment Prinz Friedrich werde wohl nicht ſobald marſchieren, da es noch gar ſehr incomplett ſei, dieß war mir recht, denn ich ſehnte mich durchaus nicht nach dem Felddienſt, wohl aber bei meinem großen Mangel nach den ſo lockend dargebotenen zwölf Ducaten. Ich war noch nicht gewitzigt genug, und ließ mich anwerben O unglückſeliges Flötenſpiel!

Siebentes Kapitel.

Kriegsgefangen.

Als neuangeworbener Soldat im holländiſchen Regiment Prinz Friedrich ſah ich mich Anfangs ſehr gut behandelt. Ich erhielt pünctlichen Sold, mußte einen Monat lang mit in das Exercieren und theilte mein Nachtlager mit einem Unterofficier, ſo daß ich meine Lage erträglich fand, obwohl ich mich im Kreiſe meiner frühern Kameraden bei weitem beſſer befunden hatte; allein ich nahm bald wahr, daß ich ſtatt vorzurücken, immer mehr als gemeiner Soldat betrachtet und demgemäß behandelt wurde. Dabei wurde ſelbſt in der Hauptſtadt Hollands der Stand der Dinge immer bedrohlicher für das Gouvernement. Das Volk neigte ſich Frankreich zu, eine mächtige Revolutionspartei arbeitete im Stillen am Sturz der Monarchie, während das franzöſiſche Heer immer weiter vordrang. Aller Orten war höchſte Aufregung. Die Einwohnerſchaft erſehnte die franzöſiſche Freiheit; häufig hörte man den Ausruf: Vive la liberté! Die Heerführer begaben ſich in die Kaſernen, und ſuchten durch aufmunternde Reden die Mannſchaft zu encouragieren, auch unſer Kapitain kam, und hielt uns einen überſtyliſirten Sermon, eine Rede voll Moral von Vaterlandsvertheidigung und Treue. Ein großer Theil meiner neuen Kameraden waren angeworbene Ausländer gleich mir, und wir mußten innerlich lachen über die rührende Mühe, die der Mann ſich gab, uns begreiflich zu machen, wie löblich und rühmlich es für uns Alle ſei, uns für Holland todt oder zu Krüppeln ſchießen oder hauen zu laſſen. Während man nun eifrig rüſtete, den immer näher herandringenden Feind zu begegnen, ward zu dem äußerſten Hülfsmittel, ihn abzuwehren, gegriffen — man ſetzte das Land unter Waſſer.

Es war ein wunderſamer, aber beängſtigender Anblick, wenn man von den hohen Wällen der befeſtigten Plätze hinausſah auf die weiten überflutheten Flächen, über denen bisweilen ſchwer und dräuend das finſtere Gewölk des Himmels hing, bisweilen die Sonne helle Streiflichter warf, daß die Fernen wie ungeheure Schneefelder ſchimmerten. Nach manchem beſchwerlichen Wachtdienſt, den ich thun mußte, wie ein gemeiner Soldat, und wobei auf meine Kunſt als Muſiker nicht die mindeſte Rückſicht genommen wurde, kam eine Marſchordre, wir rückten aus. Ich trug die Muskete; im Torniſter zog meine Clarinette mit.

Ich ſehe, daß meine Erinnerungen raſchen Flug nehmen. Das Alter concentrirt ſie, während die Jugend ihre ſchimmernden Flügel gern weit auseinander breitet. Wohl könnte ich mehr erzählen von Amſterdam, von dem dort Erlebten, aber es bot mir des Erfreulichen ſo wenig, daß ich am liebſten ſchnell darüber hinweggehe. Unſer Zug ging durch das einförmige Holland wieder in das flamändiſche Land, bald befand ſich unſer Lager dem Feinde gegenüber; wir campirten auf feuchter Erde und ſchlechtem Stroh, auf dem Bette der Ehre. Dem klugen Erfinder dieſes Bettes ſollte man ein Denkmal ſetzen, eine Ehre ward mir und andern Ausländern wiederholt zu Theil, es war die, auf gefährliche Poſten als verlorene Poſten geſtellt zu werden.

Noch denke ich lebhaft einer regenfeuchten, merkwürdigen Nacht. Ein Bivouak von ſechzehn Mann, zu denen ich zählte, lagen wir auf einem einzelnen Gehöft. Ringsumher war tiefe Stille, nur die Waſſer rauſchten geheimnißvoll, über welche ein Nordweſt in ſtärkern oder geringern Stößen hinpfiff; ein halbes Dutzend Windmühlen ragten wie Rieſengeſpenſter mit ihren grauweißen Flügeln hoch zum Nachthimmel empor. Matt ſchimmerte das Licht unſers Hauſes durch Nebeldüſter, das wie das fataliſtiſche Gewebe des Verhängniſſes uns umſchleierte. Der Mann wechler uns befehligte, kommandirte jetzt acht Mann von uns zur Patrouille, die andere Hälfte der Mannſchaft ſollte indeſſen ruhen, und nach unſerer Rückkehr die Runde machen. Es war elf Uhr, und unmuthig traten wir, in die Kommißmäntel gehüllt, nachläſſig die Gewehre im Arm, den Marſch an. Der Führer kannte zum Glück das Terrain, er wußte uns gut im Zickzack zu leiten, kletterte immer voran, wenn ein Zaun im Wege ſtand, und ſprang immer zuerſt über die Gräben, wenn ſie ihm nicht allzubreit waren. Er blieb zuerſt im Sumpf ſtecken, wenn ſich unvermuthet ein ſolcher vorfand, und wurde dann von uns herausgezogen. Es war ein zweck- und planloſes Umherlaufen, dieſes Patrouilliren, mochte aber von der damaligen Taktik für klug befunden werden, denn wir ſtießen auf keinen Feind, und wären wir auf ihn geſtoßen, ſo würde es jedenfalls ſehr zu unſerm Nachtheil ausgefallen ſein.

Als wir ſo zwei Stunden in der Nacht uns matt und müde marſchiert hatten, näherten wir uns dem Gehöft wieder. Freundlich wie ein Troſtesſtern leuchtete durch die Hornfenſter der Schimmer des Lichts, winkte dort die erſehnte Ruhe. Mit gewohntem Pflegma rief, als wir uns nahten, die Schildwache an, erhielt befreundete Antwort, man gab die Parole; es wurde Halt! kommandirt. „Achtung! Schultert's Gewehr! Bei Fuß Gewehr! Tretet ab!“ — Freudig traten wir ab und in die weite Stube des Hauſes. In dieſem Augenblick ſahen wir uns auch ſammt und ſonders entwaffnet. Kräftige Arme packten jeden an, nahmen ihm die Flinte und den Säbel und drohende Worte geboten Stillſchweigen. Unſere acht Kameraden lagen gebunden auf der Streu. Ein Piket Franzoſen hatte den Hof überfallen, hatte mit leichter Mühe die Zurückgelaſſenen überwältigt, und mit Liſt ſich nun auch unſerer bemächtigt. Wir waren Kriegsgefangene.

Ich meinestheils fühlte mich ſo erſchöpft, ſo abgeſpannt, daß ich mir nicht die Mühe nahm, über das Loos nachzudenken, das mir fallen konnte. Schlechter konnte ich es in der Gefangenſchaft auf keinen Fall bekommen, als ich's bisher als holländiſcher Soldat gehabt, tauſendmal hatte ich den Leichtſinn verwünſcht, mit dem ich mich aus dem Schooß eines ruhigen Lebens in das Getümmel des Krieges geſtürzt, in dem blöden Wahn, ich werde und könne dabei Gold und Ehre gewinnen. Es iſt wahrhaftig nicht anziehend, Andern als Warnungsſpiegel zu dienen. Ich bin ein ſolcher Spiegel geworden, deſſen Fläche das Mißgeſchick oft ſehr trüb überhauchte.

Bald mußten wir aufbrechen; das feindliche

Detachement hatte gute Kundſchafter und Boten, wir gingen der holländiſchen Armee verloren, und kein Hahn krähte nach uns.

Die Feinde behandelten uns menſchlich. Als wir gegen Morgen das franzöſiſche Lager erreichten, erhielten wir ein Frühſtück, und wurden auf mehrere Wagen vertheilt, die raſch, und oft die Pferde wechſelnd, die Richtung ſüdweſtwärts nahmen. Leicht erlangte ich es durch Bitten, mich von meiner Clarinette nicht trennen zu dürfen. Andere, auch mit Gefangenen, gleich uns, befrachtete Wagen begegneten uns von andern Richtungen her, und wir ſahen an ihrer Zahl, wie ſehr Tapferkeit und Glück die franzöſiſchen Waffen begünſtigten. Wir kamen auf unſerer Eilfahrt durch bedeutende Städte, wir paſſirten jene unintereſſanten Gefilde, die der Reiſende begrüßt, welcher auf der Tour von Brüſſel nach Paris ſeine Glieder dem Pavé der Landſtraße preisgiebt, die Jedem ein Martyrium bereitet, der anhaltend oder vielmehr nicht anhaltend auf ihr fährt. Man fuhr uns ohne anzuhalten durch Cambray, St. Quentin, an Ham vorbei, durch Noyen, und gönnte uns erſt in Compiegne das gezwungene Verweilen der Gefangenſchaft. So ſah ich mich denn überraſchend ſchnell in den Schoos Frankreichs verſetzt, ſah mich Paris um ein Bedeutendes genähert, und doch ohne Hoffnung, dorthin zu gelangen, und hatte kaum Zeit gehabt, mir Land und Leute im Durchflug zu betrachten.

Leidensgefährten aller Waffengattungen waren hier in Compiegne zuſammengeſchaart; wir wurden in eine geräumige Kirche geführt, wo ſich ein Strohlager den Müden, von der langen Fahrt Durchrüttelten als einzige Bequemlichkeit darbot. Es waren unſerer nahe an zweihundert, welche die ſchadenfrohe Laune Bellonens hier im verödeten und verlaſſenen Heiligthum zuſammengewürfelt. Am Morgen erſchienen Frauen und Mädchen der Stadt Compiegne in großer Zahl, und betrachteten uns mit Antheil und Mitleid. Manche ſchöne Hand ſchlug noch unwillkürlich beim Eintritt ein Kreuz, und tauchte die Roſenſpitzen der Finger in den Weihwaſſerkeſſel, der leer war. Große Eimer voll Suppe mit gekochtem Pferdefleiſch wurden uns gebracht, und wir fielen mit Heißhunger darüber her. Der Krieg iſt ein gewandter Mundkoch, dem der Hunger als Küchengehülfe dient. Dieſe wiſſen Gerichte ſchmackhaft zu machen, die außerdem gar nicht munden wollen. Mich hatte Holland nicht verwöhnt, ich ließ ſie mir ſchmecken, dieſe Koſt, und ſie ſchmeckte mir ſechs lange Wochen hindurch.

Der Stand der Dinge auf dem Kriegstheater blieb allen Gefangenen durchaus verhehlt; wir hörten nichts von Auswechſelung, und konnten daraus mindeſtens ſo viel ſchließen, daß an Friede nicht zu denke ſei, und wußten nicht, wie wir es zu deuten hatten daß man eines Tages uns plötzlich Aufbruch gebot.

„Veränderung der Lage, willkommen! Neu Reiſe, willkommen! In Gottes Namen, von dannen!“ ſo riefen die Gefangenen erfreut. Es fiel un kein ſchlimmes Loos, aber ein wunderliches. Di Sehnſucht meiner Jugend, fremde Länder zu ſehen erfüllte mir das Schickſal im Uebermaaß. Ich ſah, nachdem ich von Belgien und Holland den größten Theil freiwillig geſehen, einen nicht minder großen Theil des nördlichen Frankreichs gezwungen. Man transportirte uns über Montdidier nach Amiens, ohne uns jedoch in dieſer ſchönen Stadt erholende Raſt zu gönnen, und in ſchnurgerader Linie ging es nordwärts mit uns, immer nordwärts; dieſe Richtung des Weges ſchien nicht darauf hinzudeuten, daß wir ausgewechſelt werden ſollten. Wir fuhren durch St. Omer, die Heimath eines berühmten Schnupftabaks; bald ſprach uns der Name einer franzöſiſchen Grenzſtadt mit vaterländiſchem Laute an: Caſſel. Dieſes Caſſel, denkwürdig durch eine Schlacht vom 11. April 1677, liegt auf einem Berge, einem wahren Naturwunder in dieſem Lande der Sümpfe und Moräſte, der Ueberſchwemmungen und meilenweiten Moore.

Immer raſtlos weiter durch die Flächen, die ſich endlos dehnten, durch die einförmigen Alleen von Dorfe zu Dorfe, ſahen wir endlich eine Feſte vor uns, es war Bergues, und es wehte der Nordweſtwind, der nach Mitteldeutſchland das meiſte ſchlechte Wetter bringt, von der Nordſee uns den Hauch des Meeres zu. Auf dem breiten Kanal eingeſchifft, der Bergues mit Dünkirchen verbindet, fuhren wir am Fort François und Fort Louis vorbei und ſahen uns bald in Mitten der volkreichen Hafenſtadt. Dünkirchen ſelbſt ſahen wir nicht, denn wir wurden wieder eingeſperrt gefangen gehalten.

Dem Meere ſo nahe, dem grandioſen herrlichen Meere, und es nicht ſehen dürfen, nicht hinausfahren dürfen durch den langen Kanal, durch die Dünen, und die ewige Natur in ihrer anbetenswerthen Herrlichkeit eines Sturmes oder eines ſanften Wellenſpiegels bewundern zu dürfen, es ſchmerzte mich tief. Wie lange ſollte ich noch Gefangener ſein, abgeſchnitten von aller Nachricht über die Kriegs- über die Weltereigniſſe? Es war ein dumpfer, auf die Länge unerträglicher Zuſtand.

Wir empfingen täglich anderthalb Pfund Brot, und jede Decade eine ſparſame Geldſumme in Papieren, für die wir uns, ſo weit ſie eben reichte, etwas zum Brote kaufen konnten; weſſen Brot nicht reichte, ſeinen Hunger zu ſtillen, der mußte das meiſte des Geldes für dieſes hingeben.

Und wieder waren faſt anderthalb Monate vergangen, Monate voll Hoffens und Harrens der Erlöſung von dem tödtlichen, leib- und ſeelenverderblichen Müßiggang, als unſer Geſchick wieder eine neue Wendung nahm, eine ſüdweſtliche. Man transportirte uns weit aus der Nähe des Kriegsſchauplatzes — in die Normandie. Von Dünkirchen ging [illegible] Reiſe nach St. Omer zurück, von da über Abbeville nach Rouen, von da über Brionne nach Bernay.

In der Nähe dieſer Stadt auf einem Dorfe war ein großes Proviantmagazin angelegt, und hier ward in einem ſchöneren Land, eine ſchönere Lebenslage, trotz der leidigen Gefangenſchaft, uns verheißen. Dort ſollten wir als Arbeiter Beſchäftigung finden, während ein großes Kloſter, von ſeinen frommen Bewohnern längſt verlaſſen, uns des Nachts über aufzunehmen beſtimmt war. In der Kirche dieſes Kloſters ſtanden Remontepferde, im Refectorium war Fourage aufgehäuft; in die Zimmer des Abts hatte ſich der Chef des Magazins mit ſeinem Buchhalter getheilt; der Pferdearzt bewohnte die Zelle des weiland frommen Pater Kellermeiſters. In dem herrlichen gothiſchen Kreuzgange trieb eine Schaar Handwerker ihr Weſen mit eifrigſter Arbeit, welche Lieferungen für die Armee fertigten, während zwiſchen ihren Werkſtätten ein Gewühl von allerlei Volk ſich drängte. Unſere Beſtimmung war, hier unſer Brot zu verdienen, die Handwerker griffen nach uns, wie die Käufer auf einem Sclavenmarkt; mit rohem Geſchrei, von Gelächter untermiſcht, wurden wir als Arbeitgehülfen vertheilt, und zum Theil mit in die Wohnungen dieſer Handwerker geſchleppt, deren Jeder für den Gefangenen haften mußte, den er mit ſich nahm. Ein ſtarker Mann mit einem blutrothen aufgedunſenem Geſichte ſtreckte eine fleiſchige Hand nach mir aus, und ich glaubte, in die Erde ſinken zu müſſen, als ich wahrnahm, daß ich einem Metzger zu Theil geworden. Ich eröffnete ihm ohne Weiteres, daß er auf meine Hülfe in ſeinem Geſchäft nicht bauen könne, daß ich vom Schlachten nichts verſtehe, allein er ſchlug dieſe Ablehnung mit der Beruhigung nieder, daß er andere Arbeit für mich habe. Ich ſollte ihm in ſeinem Garten Land umgraben.

Gütiger Himmel! Ich, ein zartgebauter junger Menſch, mit Fingern die bisher faſt nur gewohnt waren, ſich über den Tonlöchern und Klappen der Clarinette, über den Taſten eines Fortepianos, über den Saiten der Guitarre ſanft auf und niedergleitend zu bewegen, ich ſollte graben! Ja — ich mußte graben, und ich habe gegraben, und dazu geweint, geflucht, gebetet, und Holland, Belgien, Piccardie und Normandie zu allen Satanen und Sataniskendern der unterſten Hölle gewünſcht. Das half mir jedoch alles nichts. Abends ging ich in das Kloſter, natürlich nicht ohne beaufſichtigende Begleitung, und früh Morgens um 6 Uhr ging ich heraus, in das Haus des Fleiſchhauers.

Ich mußte graben von 6 Uhr bis um 9 Uhr, nüchtern, dann erſchien eine ſehr ſparſame Portion geröſteten Fleiſches, begleitet von einer Bouteille Apfelwein, dann grub ich von zehn bis zwei Uhr; da kam das Mittagsmahl, Milchſuppe, und weicher Käſe. Ein Fleiſcher und Milchſuppe, ein Fleiſcher und Käſe! O Tyrann! Ich ſah, wie er Ochſen und Schweine ſchlachtete, ich ſah ihn Fleiſch wiegen und Würſte ſtopfen, und — mußte mich mit Milchſuppe und Käſe ſättigen.

Zwei Tage hatte ich es ausgehalten; meine der harten Arbeit ungewohnten Hände ſchmerzten mich ſo, daß ich nicht einſchlafen konnte; ich dachte, lieber will ich verhungern, will lieber ſterben, als dem Fleiſcher länger dienen, und ging den dritten Tag nicht an die Arbeit, ſondern ſagte, daß ich krank ſei. Das Mitleid der Kloſterbewohner ließ mich nicht ohne Nahrung, und als der Abend dämmerte, als das Geräuſch in dem den ganzen Tag durchlärmten Gebäude allmälig ſchwieg, griff ich nach meinem Inſtrument.

Die Zelle, die mir als Schlafgemach diente, ging nach dem Hof heraus, ich konnte in einen Theil des gothiſchen Kreuzganges blicken, den der Mond mit magiſchem Licht beſtrahlte; dieſer Anblick weckte in mir deutſchwehmüthige Empfindungen; in Würzburg hatte ich ſolche Kreuzgänge geſehen, hatte in ſolchen Zellen freundliche Mönche beſucht, ich kam mir vor, wie Einer, der in eine fremde Welt entrückt iſt, wie ein Träumender, der ſelbſt im Traum ſich ſagen muß, daß er träume. Dieſe Empfindungen weckten entſprechende Töne, Phantaſien voll elegiſchen Schmerzes, Cadenzen voll Sehnſucht. Das Heimweh ſang, wie eine einſame Nachtigall, aus meinem Inſtrument, und weinte um ein verlornes Paradies.

Ich blieb nicht unvernommen, ich hörte Stimmen flüſtern, ſah unten im Hof lauſchende Geſtalten, bald ward ein Bravoruf laut, Beifallklatſchen erſcholl; Stimmen riefen: Da Capo!

Anfangs ſtörte mich das, doch ermuthigte es zugleich. Beifall war mir ſo lange nicht geworden, ich hatte die Zauberſtimme der Muſik in meinem Innern verſchloſſen halten müſſen, eines theils durch äußern Zwang, anderntheils durch innere Niedergeſchlagenheit. Jener Muſikcapitain, der mich Armen durch ſein ſchnödes Gold zum Regiment Prinz Friedrich verlockt, erſchien mir jetzt als ein hölliſcher holländiſcher Seelenverkäufer, der mein beſſeres Selbſt gefangen gehalten, indem er mich nicht dazu gelangen ließ, als Muſiker dem Regiment zu dienen, und jetzt fühlte ich mich wieder froh und frei, als die Macht der Töne mein Inneres wieder mit allmächtigem Zauberſtab berührte.

Himmelsruhe, Paradieſesfriede kam über mich als ich bis tief in die Nacht hinein, Clarinette geblaſen, und nun die dürftige Matrazze meines Lagers ſuchte. Ich dankte dem allliebenden Schöpfer in einem brünſtigen Gebet, daß er mir einen Paraclet in meinen Nöthen zugeſellt, mein liebes, mir immer theurer werdendes Inſtrument. —

Am andern Morgen um 6 Uhr klopfte es an meine Thür. Der Directeur des Magazins trat freundlich zu mir ein, lobte mein geſtriges Spiel, und ſprach: „Sie ſind ein Virtuos. Spielen Sie auch noch andere Inſtrumente, als Clarinette?"

Ich nannte bejahend Violine, Clavier, Guitarre, Flöte, Baſſethorn. Er ſchlug bewundernd die Hände über dem Kopf zuſammen: „Merveilleux! Und ſpielen Sie dieſe Inſtrumente alle vom Blatt!" „Alle!" erwiederte ich. Noch größere Verwunderung ſeinerſeits. „Unverzeihlich, unverantwortlich!" rief er mit aller Lebhaftigkeit eines Franzoſen. „Warum haben Sie das nicht gleich geſagt! Warum haben ſie ſich geplagt und gelitten bei dem Moucher? Und ſie ſprechen auch unſere Sprache? Wie ſchön iſt das! Wollen Sie mit mir kommen. Ich nehme Sie in mein Haus, in meine Familie!"

Ich erwiederte ihm Worte des Dankes, und folgte willig der beſſern Wendung meines Looſes. Der Directeur ſtellte mich ſeiner Familie vor; einer Frau noch in den beſten Jahren, einem anmuthigen Töchterchen in den allerbeſten Jahren, einem Sohn von zehn Jahren, und pries meine muſikaliſchen Fertigkeiten. Colette, ſo hieß das Töchterchen, welches ſiebzehn Sommer zählte, ſpielte ſchon etwas Clavier, der Sohn ſollte es anfangen, ich ward ſogleich als Lehrmeiſter dieſer Kinder angenommen, und der erfreute Hausherr ließ mich auf der Stelle mit beſſern Kleidern verſehen.

In dieſem enggezogenen Kreiſe, plötzlich herausgetreten aus allem Ungemach, allem Mangel, aus der Wüſte des Elends auf die Oaſe des Ueberfluſſes gerettet, habe ich ſchöne Stunden verlebt. Am Tage gab ich den Kindern Muſikunterricht, und beſchäftigte mich ſelbſt mit fortbildender Lectüre; Abends kam der Vater aus ſeinem Bureau im Kloſter nach Hauſe, und ich mußte ihm oft von meiner Heimath erzählen. Die Begriffe des Franzoſen von Deutſchland waren nicht die beſten, klarſten. Er glaubte, daß Rußland, Deutſchland und der Nordpol ſich freundnachbarlich aus den Fenſtern guten Morgen bieten könnten. Manchen Abend gaben wir ein kleines Concert, zu dem er Freunde einlud. Da ſang die Frau vom

Hauſe zum Clavier, auch Colette miſchte ihre zart-jungfräuliche Stimme mit den reinen Tönen ihrer Mutter, und ich begleitete Beide auf der Violine.

Meine kleine Schülerin ſchenkte mir viel Wohlwollen, das ich zu verdienen ſtrebte. Sie wurde meine Lehrerin in der Lectüre franzöſiſcher Bücher, und ließ ſich keine Mühe verdrießen, meiner noch etwas ungelenken deutſchen Zunge die richtigere Ausſprache aneignen zu lehren. So verging die Woche. Der Sonntag brachte geräuſchvollere Freuden; da ſammelte ſich Alt und Jung um den Freiheitsbaum. Ich ſtand unter ihm auf einem Faß und ſtrich die Geige. Alles flog im Freudenrauſche durcheinander, Städter und Städterinnen, Bauern und Bäuerinnen, Vornehme und Geringe; ich hatte die Ehre, der einzige Virtuoſe im Ort zu ſein, daher war meine Geltung eine allgemeine, und ich durfte Künſtlerneid, dieſen böſen Dämon, weder fürchten, noch dulden. Bald war ich bekannt und beliebt im ganzen Orte, hatte alles vollauf, die Mädchen nähten für mich Kragen und Chemiſetts. Mein Gönner, der Directeur, ſchenkte mir eine ſilberne Uhr, kurz ich hatte ohnſtreitig das glücklichſte Loos von allen meinen kriegsgefangenen Kameraden gezogen. So ſchnell vermag das Geſchick der Menſchen Looſe zu wenden!

Ich faßte eine zärtliche Neigung für die lieblich aufgeblühte Colette, und hatte die Freude, dieſe Neigung erwiedert zu ſehen. Schon wurden Pläne geſponnen, wie ich für die Zukunft meinen Unterhalt ſichern, und, nie wieder nach meinem Vaterland zurückkehrend, mir in Frankreich den eignen Heerd bauen ſolle. Was konnte mir in dieſer Zeit die Heimath bieten? Frankreich erſchütterte die Grundfeſten des ohnehin altermorſchen deutſchen Reiches, Verwirrung und Aufregung war allenthalben, hier bot ſich ein ſchützendes Aſyl, und eine von Liebe und Anhänglichkeit geebnete Lebensbahn. Mein Herz entſchied, ich beſchloß zu bleiben, aber anders war es beſchloſſen im Rathe des Himmels. Wie ein Donnerſchlag aus heiterer Bläue kam die Nachricht, daß wir ausgewechſelt werden ſollten. Schreck und Schmerz überſtürmten unſere Empfindungen. Vergebens bemühte ſich mein wohlwollender Gönner, in dem ich ſchon den künftigen Schwiegervater verehrte, mich ausnehmen, bei ſich behalten zu dürfen. Man fragte ihn ziemlich verfänglich, ob es in ſeinem Wunſche liege, daß zwei Söhne Frankreichs, die für die Republik gekämpft, gegen die ich als Muſiker ausgewechſelt würde, deshalb in der Gefangenſchaft bleiben ſollten, damit er ſeinen eigenſüchtigen Willen habe? und dieſe Frage war ein zweiſchneidiges Schwert, das auf ſein Haupt niederzufallen drohte. „Sie müſſen fort,“

ſprach er kummervoll zu mir, „ſonſt werde ich a Royaliſt verdächtigt, und mein Ziel wird die Guill tine!“ Die Hausfrau weinte, Colette fiel in Oh macht, der Kleine warf ſich ſchluchzend in meine Arm ach, alle dieſe guten Menſchen hatten mich innig lie gewonnen, aber tückiſch und grauſam entriß mich mei Schickſal dem Aſyl ihrer Liebe.

Von allen Seiten wurde ich beſchenkt, und trug als ich unter Thränen ſchied, die Summe von zwei hundert Franken baar mit mir, viel Geld in eine Zeit, wo Frankreich mit den nichtsnutzigen Aſſignate ganz überſchwemmt war, deren Werth ſchon auf ein überraſchende Weiſe zu ſinken begann.

Mit feuchten Blicken ſah ich die Gegend entſchwinden, in der ich ſchöne Tage verlebt, und folgt ſtumm und in mich gekehrt, in willenloſer Apathi der Hand des Geſchickes.

Die Reiſe ging wieder nach Amſterdam, zu meinem Regiment. Jetzt war ich als Clarinettiſt willkommen, ich empfing als Entſchädigung für ausgeſtandene Leiden ein Geſchenk von hundert Gulden. Raſch mußten wir zur Hauptarmee ſtoßen, gegen welche Pichegru unaufhaltſame Fortſchritte machte. Mit einem bei weitem nicht ſo gut gekleideten und armirten Heere, wie das Engliſch-Holländiſche, das ihm entgegentrat, mit einem Heere, das zum Theil aus Ohnehoſen und Ohneſchuhen beſtand, welches ſich lebhaft nach Verbeſſerung ſeines Zuſtandes durch reiche Beute in dem reichen Holland ſehnte, drang er ſiegreich vorwärts.

Wieder öffnete man die Schleuſen, dieſes Vordringen des entſchloſſenen Feindes zu hemmen, man verwandelte alles Land in Seen, und zog die Armee, auf dieſen mächtigen, von Natur und Kunſt dem Lande gegebenen Alliirten bauend, in die Winterquartiere. Aber die Natur, der man vertraute, wandte dem Feind ihre Gunſt zu; mit einer unerhörten Strenge fiel der Winter ein, und bald ſtarrten da grenzenloſe Eisflächen, wo vorher die Spiegel des Waſſers glänzten. Da zog die Armee Frankreichs herein in das lange vertheidigte Land; Heeresmaſſen und Geſchütze gingen über die feſten Brücken von Eis, und freiheitſehnſüchtig, in bethörter Lüſternheit nach der verbotenen Giftfrucht, jauchzte Holland ſeinen Eroberern zu. Faſt ohne Schwertſchlag rückte Pichegru gegen Amſterdam vor; die engliſche, mit den Hanoveranern vereinte Armee ging über die Yſſel zurück, und rückte in Weſtphalen ein, der größte Theil der holländiſchen ging zu dem Feind über, oder lief auseinander.

Ich befand mich in Amſterdam, und war unter den Zuſchauern, welche der Einſchiffung des Erbſtatthalters mit deſſen Familie und Hofſtaat neugierig beiwohnten. Dieſe erfolgte am 17. Jan. 1795, und zwei Tage darauf öffnete das mächtige Amſterdam ſeine Thore dem ſiegreichen Feinde, der unter der Maske eines Freundes kam. Alles jubelte und jauchzte; vom Freiheitruf zitterten und ſchütterten die Fenſter. Die Deputirten des Convents, welche als Apoſtel der Freiheit dem Volk alles nur erdenkbare Glück zu verkündigen, mit dem Heere gekommen waren, proklamirten bombaſtiſch Freiheit und Volksſouverainität, und riefen: „Kein Joch iſt's, das wir dem bataviſchen Volke bringen, nicht Schrecken, ſondern Vertrauen gehe uns voran. Preußen, der ſtolze Eroberer Hollands, hat euch Geſetze vorgeſchrieben, wir bringen euch die Freiheit.

Mit enthuſiaſtiſchem Dank der Nation wurde dieſe Freiheit acceptirt; ſie kam Holland theuer, ſehr theuer zu ſtehen. Die zerlumpte franzöſiſche Armee mußte bekleidet und verköſtigt werden, die neuproklamirte bataviſche Republik mußte ſich in allem und jedem der despotiſchen Mutter unterordnen, von der ſie als Adoptivtochter tyranniſirt wurde; Franzoſen befehligten an der Stelle holländiſcher Feldherren die Flotte, die Landmacht, die Feſtungen; das holländiſche Flandern mit den Städten Maſtricht und Venloo wurden für immer Frankreich einverleibt, und das eroberte, mit unendlicher Freiheit beglückte Land wurde der Ehre theilhaft: hundert Millionen holländiſche Gulden an die Republik Frankreich abzugewähren.

Unſer Regiment war verſprengt, aufgelöſt, jeder ging, wohin er wollte. Jetzt war ich frei, jetzt ſtand ungehinderter Weg in die Heimath offen. Was aber dort beginnen? Warum nun gerade jetzt, wo die ganze Welt wieder vor mir lag, nach Hauſe zurückkehren, arm, wie ich gegangen, wenig kenntnißreicher, wenig mehr ausgebildet in meiner Kunſt? Nein, nun wollte ich erſt ein würdiges Ziel erſtreben, wollte auf einer Kunſthöhe mich ſehen, ehe ich in das Vaterland zurückkehrte. Auch dorthin, wo ich zuletzt gefeſſelt war durch Bande der Freundſchaft und Liebe, wollte ich nicht zurück. Ich war in dem Alter, wo die elaſtiſche Strebſamkeit der Jugend alle und jede Bande verſchmäht, wo ihr ein ſtilles und beſchränktes Glück nicht erwünſcht, des Erſtrebens nicht werth ſcheint, ja ſogar lächerlich und verächtlich. Sie will dauernde Spannung, ſie gefällt ſich wohl in precairen Situationen, verfällt auf Thorheiten und predigt Thorheiten, und geht in Thorheiten unter, wenn nicht die reifende Beſonnenheit geſetzterer Jahre rettend zur Hand geht, und die Verkehrtheiten ſprudelnder maaß- und ſchrankenloſer Ideen und Thaten, denen Religion und Liebe fehlten, wieder gut macht, oft eben durch Religion und Liebe.

Achtes Kapitel.

Nach Paris!

Meine muſikaliſchen Freunde und Kameraden waren nach allen Richtungen zerſtreut, und es ſchien mir das trübe Loos beſchieden, allein und ohne Freund meine Weltgänge zu vollenden. Dieß that mir weh, denn jetzt, wo ich bei mir ſelbſt beſchloß, der Laufbahn als Militairmuſiker zu entſagen, und mich zum Mitglied einer großen Kapelle auszubilden, fühlte ich, wie wohlthätig Umgang und Mittheilung ſei, und wie ſehr dieſe gegenſeitiges Von- und Aneinanderlernen fördern. Ich hielt für weſentlich nöthig, mich nach einem geeigneten Gefährten umzuthun, und das gute Glück führte mir bald den erwünſchten Mann zu. In einem Concert hörte ich einen jungen Mann von ſehr angenehmen Aeußern mit Virtuoſität mein Inſtrument blaſen; der eigenthümliche Ton ſeiner Clarinette fiel mir auf, indem er mir wohlgefiel. Der Anſchlagzettel nannte den jungen Virtuoſen: Mſr. Gautier, Schüler Lefevre's. War mir ſchon der Name des Schülers nicht fremd, da ich von einem Gautier Claviercompoſitionen unter den Händen gehabt hatte, die, wie ich ſpäter erfuhr, vom Vater dieſes jungen Mannes herrührten, ſo war es noch mehr der Name eines der berühmteſten Clarinettiſten, den ſelbſt zu hören und kennen zu lernen, mein ganzes Herz brannte. Demnach ſuchte ich Gautiers Bekanntſchaft, und machte ſie leicht, da ich mich ihm als Kunſtgenoſſe vorſtellte. Er war äußerſt artig, und bald lenkte ſich das Geſpräch auf ſeinen Meiſter und auf Paris. Die Erinnerung an dieſe Stadt machte ihn zum Redner; er pries feurig ihre Schönheiten, ihre Reize, und rühmte die Freundlichkeit ſeines Lehrers. Mit lebhaften Farben malte er mir ein Bild des dortigen Kunſt- und Künſtlerlebens und beſtärkte mich in meinem Entſchluß, noch nicht nach Hauſe zurückzukehren, ſondern in Frankreich mein Glück zu ſuchen, mich in der Muſik auf alle Weiſe zu vervollkommnen und auch in der Sprache mich zu befeſtigen, ſo daß ich dereinſt, wenn Frankreich mich nicht dauernd faßte, in meinem Vaterlande als Muſiker und Sprachmeiſter vielleicht ein ehrenvolles Fortkommen findln könne.

Wir, Gautier und ich, ſchloſſen uns bei näherm Bekanntwerden ſo aneinander, und er gewann mich ſo lieb, daß er den Entſchluß faßte, mich auf meiner Reiſe nach Paris zu begleiten, ſobald ich dieſe antreten wolle. Meine Einwände, daß Paris jetzt wohl allzubewegt ſei, um für Concerte und dergleichen Sinn zu zeigen, ſchlug er lachend nieder. „Glaubſt Du," ſagte er: „daß die große Nation die Künſte verachtet? Glaubſt Du, Paris ſei weniger ein modernes Babylon als unter den Ludwigen? Der blutige Terrorismus iſt geſtürzt, die meiſten Häupter der Blutmenſchen ſind, ein gerechtes Opfer der Nemeſis, gefallen, der Löwe des Pöbels hungert; er brüllt nicht mehr nach Blut, er ſchreit nach Brot, und die aus der Hefe aufgährende Polykratie ſpielt in Sitzungsſälen, in Tempeln und auf Straßen eine abgeſchmackte Komödie, behängt ſich mit dem Firlefanz lächerlicher Koſtüme, trägt ſich antik und morgenländiſch, und ſucht unter den unnützeſten Freveln und Bedrückungen die ſchwankende Oberherrſchaft zu behaupten. Das Königthum iſt geſtürzt, das edelſte Blut iſt gefloſſen und vermiſcht worden mit dem unedelſten, die geprieſene Freiheit iſt eine Kette geworden, wie nie eine laſtendere auf Frankreich lag, und von der ſo feurig ausgerufenen Gleichheit findeſt Du nirgend eine Spur; die Hälfte des Volks iſt der Tyrann, und die andere Hälfte iſt der Sclave. Jene ſchwelgeriſche Ariſtokratie, die den ſchwelgeriſchen Hof umgab, die ſo ſtolz und trotzig auf das Volk herabblickte, ſie iſt freilich verjagt, dafür blähen ſich nun im erborgten Flitter die Emporkömmlinge, dünken ſich etwas Rechtes zu ſein, und blicken ſchon halb und halb mit Verachtung auf die dunkelrothe Schaumblaſe der Revolution, die ſie emporhob, und, zerplatzend, ſie noch höher ſpritzte. Mit wem möchteſt Du lieber Umgang pflegen, mit dem Edelmann der zum Kaufmann geworden, oder mit dem Kaufmann, der Edelmann ward? Jedenfalls wird der Letztere unerträglicher ſein! Paris, aus ſeinem frühern Frieden, aus ſeiner geſetzlichen Ordnung, ſeiner merkantilen Betriebſamkeit durch die Greuel der Revolution geriſſen, iſt müde, aber dennoch bedarf es der ſchönen Künſte. Die Machthaber bedürfen ihrer zu ihren pompöſen Feſten, mit denen ſie das Volk blenden, zu ihren olympiſchen Spielen, ihren mythologiſchen Farçen, ihren allegoriſchen Narrheiten, wo Hetären Veſtalinnen darſtellen, und blutbefleckte Henker olympiſche Götter."

„Nun wahrhaftig!" fiel ich ein: „Dein Bild iſt nicht anlockend! Sollen wir unſere Kunſt ſolchem ſchnöden Dienſt weihen?"

„Sagte ich das?" fragte Gautier zurück. „Du kannſt mitten in dem unruhigen Paris ruhig und friedlich Deiner Kunſt leben, wie Tauſende thun, Du kannſt dem bewegten Schauplatz fern bleiben, und in ſtiller Zurückgezogenheit Dich weiter ausbilden, um dann in einer beſſern Epoche, die nicht ausbleiben wird, nicht ausbleiben kann, glänzend hervorzutreten.

Laß uns reiſen! Ich ſelbſt bringe Dich zu Lefevre. Dort wirſt Du ein Wunder von Liebenswürdigkeit erblicken, Madame du Gazon, ſeine Geliebte, vielleicht jetzt ſeine Frau, die erſte Sängerin der Welt.“

Lange ſprach Gautier noch begeiſtert fort. Ueber jedes Thema, auf welches unſre Geſpräche ſich lenkten, ſprach er mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, mit einem Feuer, das wohl aus Frankreich ſtammen mußte, daß den eingebornen Holländer niemals eigen iſt. So wurde denn beſchloſſen, daß wir auf gut Glück es wagen wollten, uns in den Strom der Weltſtadt zu ſtürzen, ihre Weiſe anzuſehen, und wenn möglich in und von ihr zu lernen.

Durch einige Concerte, die wir vereinigt gaben, wobei ich ihm gern die Ehre der Clarinettpiecen ließ, und auf einem andern Inſtrument begleitete, brachten wir eine Summe zuſammen, die für den Anfang vor Mangel ſchützte, wir verſahen uns dann mit guten Päſſen, equipirten uns anſtändig, und fuhren mit einer kleinen eignen Equipage über Rotterdam den Grenzen Frankreichs zu.

Wir weilten lange auf dem Wege nach Paris, gaben Concerte in kleinen Städten, und brachten uns ſehr anſtändig durch. Die Kunden, die uns von dem Zuſtand in der Hauptſtadt zu Ohren kamen, waren nicht anſprechend. Das unabläſſige Wogen und

Gähren der Parteien war kaum beſänftigter unter der Fünfmännerherrſchaft des Directorats als früher, und wirkte weder nach innen, noch nach außen hin beruhigend. Frankreich ſah durch die günſtigen Erfolge energiſcher Waffenthaten und jugendlicher Begeiſterung für die Republik ſeine Grenzen erſtaunlich erweitert, Belgien und Holland waren unterjocht, das deutſche Reich wankte.

Wir hörten, als wir uns Paris bis auf wenige Meilen genähert, daß wir die ſtrengſte Viſitation unſrer Päſſe und Effecten zu erleiden haben würden, daß mit dem größten Mißtrauen jeder Fremde betrachtet und heimlich beobachtet, daß der geringſte Verſtoß gegen die Befehle der tyranniſchen Machthaber mit furchtbaren und ganz unverhältnißmäßigen Strafen geahndet werde, daß die Directorialregierung vorſchreibe, wie viel Geld Jemand bei ſich tragen dürfe, und daß ein zahllos verbreitetes Heer von Mouchards heimlich und verderblich wirkſam ſei.

„Wohlan denn!“ rief Gautier, als ich über dieſe Nachrichten mich muthlos zeigte: „ſo gehen wir einſtweilen nach Verſailles, dort leben mir gute und liebe Freunde, dort finden wir jede erwünſchte Unterſtützung, und können ruhig abwarten, bis Paris, die unverwelklich ſchöne, jetzt nur durch böſen Zauber verſtrickte Fee, uns ein freundlicheres Geſicht zukehrt.“

Ich ließ mich willig leiten, da der Begleiter mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit meine Einwürfe ſämmtlich aus dem Felde ſchlug und da es thörigt geweſen wäre, jetzt, ſo nah dem Ziel, bleicher Furcht Raum gebend, wieder umzukehren. Wir gingen nach Verſailles.

Schönes, reizendes Verſailles! Warum war ich nicht ſo glücklich, dich im Feſtſchmuck zu erblicken, in dem du einſt prangteſt, als alle Freudengötter ſich vereinigten, volle Kränze der Luſt auf die Stirnen der Capetinger und ihrer Höflingſchaaren zu drücken? Aus den Hallen und Sälen des ausgeraubten, halb verwüſteten Schloſſes wehte das Grauen der Verödung, in den verlaſſenen, der Natur überlaſſenen Gärten wandelte das bleiche Geſpenſt hohläugiger menſchenleerer Einſamkeit. Keine Scheere ſorgſamer Gärtner beſchnitt nach den ſtrengen Regeln einer ſteifen Zierlichkeit die hohen Lauben und Laubengänge; auch die Bäume, welche nicht gefällt wurden, ein Loos, das jedoch hunderttauſende derſelben traf, hatten Freiheit, ihre Aeſte zu breiten wohin ſie wollten, zu wachſen, wohin ſie wollten, und ſo ſtreckten ſie ſich phantaſtiſch da und dort empor, wie Befreite die die Ketten langer Gefangenſchaft abgeſchüttelt, und freier, ſtärker, rauſchte es durch die Laubkronen. Die Natur eilt ſtets mit geſchäftiger Hand die Spuren der Menſchenhand zu vertilgen. Nirgend wuchert Unkraut ſchneller, es grünt nirgend kräftiger auf, als über Schutt und Trümmern. Zwiſchen dem harten Pflaſter der Prunkhöfe drängt ſich gewalſam das weiche Gras, und übergrünt es bald, wenn kein ſorglicher Pfleger waltet. Die Marmorſtufen ſpalten ſich, und aus den Fugen hervor ſpringt das friſche lebendige Grün, wölben ſich die Polſter des Mooßes. Ueberſchattete Wege der Luſtwälder überzieht allmählig ein dunkelgrüner Byſſus, wenn kein Wandrer ſie mehr beſchreitet; einige Jahre, und hochaufgeſchoßtes Unkraut macht die Pfade unwegſam, auf denen einſt vielleicht ſelige Liebe flüſternd ging, gebrochene Herzen heimlich in verſchwiegener Waldnacht weinten, oder freche Luſt die ländliche Unſchuld verfolgte.

Mein Freund Gautier, der ſich vorgenommen, mir die Herrlichkeit des Verſailler Schloſſes und Parks zu zeigen, war betroffen, als er jetzt das alles ſo ſah, wie er es ſah, während vor wenigen Jahren noch die ſtolzeſte Pracht eines der ſchönſten Schlöſſer der Welt jede Anforderung des guten Geſchmacks befriedigt. Das sic transit Gloria ſtand mit Rieſenlettern über allen Portalen. Verödet waren die Prunkräume, die Boudoirs, das Oeil de Boeuf, der große Opernſaal, herrliche Gobelins hingen in Fetzen an den Wänden, und auf den zum Theil aufgeriſſenen und in den Kaminen verbrannten Parketböden erblickte man Blutflecken da und dort. Wir ſchauderten und eilten wieder nach dem Park. Keine Fontaine trieb ihren rauſchenden Waſſerſtrahl empor, die bronzenen Götter, Drachen, Krokodile, Schildkröten und Delphine ergoſſen keine Fluth mehr, Nereïden und Tritonen ſtanden trocken, und in den Marmorvaſen blühte kaum noch hier und da die Blume eines Zierkrauts, das einmal dort hineingepflanzt, ſich ſelbſt regenerirte, ohne die Pflege des Kunſtgärtners. Oede, öde, öde! Keine ſeidne Schleppe wallte jetzt über die glatten Treppen auf und nieder, es rauſchte keine Robe, wehte kein Fächer von Elfenbein, künſtlich durchbrochen und mit Miniaturmalerei verzierte Scenen arcadiſchen Schäferlebens darſtellend. Arcadien war zur Wüſte geworden. Nicht mehr umſprangen niedliche Bologneſerhündchen die holden, geſchminkten, gepuderten, ſchönfriſirten Damen des Hofes, und empfingen Zucker und Biscuit aus weißen, zarten Händen, die in Halbhandſchuhe von den feinſten brüſſler Spitzen gehüllt waren. Die Damen der Halle hatten die Damen des Hofes, die odeurs des poissons hatten die odeurs de mille fleures vertrieben.

Wir machten, ſehr ernſt geſtimmt, die Runde durch den ganzen Park von Verſailles, und fanden überall den gleichen Typus der Verwüſtung und Verödung den Anlagen aufgeprägt, deren verſchwenderiſche Ausſtattung Frankreich ſo unendlich viel gekoſtet hatte.

Als wir von der Höhe des Schloßberges auf die Stadt Verſailles niederſchauten, welche erſt dem Schloß ihr Daſein dankte, rief Gautier mit ſchmerzlicher Empfindung aus: „Sieh hier das Stigma des Freiheitſegens. Dieſe Stadt, die nur vom königlichen Hofe lebte, nur durch den königlichen Hof athmete, wie ſtraft ſie für ihre Frevel ein erzürnter Gott! Wo iſt das Leben hin, das ihre Straßen durchwogte? wo iſt der Gewerbfleiß, die Induſtrie, der Handel? Ein öder, ausgeſtorbener Flecken liegt dieſe Stadt der Neuzeit da, die keine andere Geſchichte, keine andere Erinnerung hat, als die an einen unſinnig verſchwendungsſüchtigen Hof, und eine neue Aera von ihrer Entvölkerung datiren wird. Der Sturz des Königthums hat Verſailles um dreißigtauſend Bewohner ärmer gemacht!

„Nun?“ fragte ich: „was nun beginnen, o Freund? Deine Verheißungen für uns, Paris betreffend, erfüllten ſich nicht, Deine Freunde ſind tod oder ausgewandert, und nicht mehr hier! Was ſollen wir thun?“ —

„Es bleibt nur eins!“ erwiderte Gautier: „Militairdienſt!“

Ich erſchrak; es lag ganz und gar nicht in meinem Lebensplan, noch einmal Dienſte zu nehmen, ich wollte ja Muſiker ſein mit voller Seele, voller Liebe, wie konnte ich das als Militair, wo ich Maſchiene ſein mußte, ſobald activer Dienſt mich forderte?

„Um zu dienen,“ warf ich verſtimmt ein, „hätten wir dieſe weite Reiſe nicht zu machen gebraucht, hätten nicht nöthig gehabt, den Flammenherd des Vulkans der Revolution ſo nahe zu treten, daß ſein nächſter Ausbruch uns erreichen und — begraben kann.“

„Wer kann alles voraus ſehen, voraus wiſſen?“ fragte Gautier empfindlich. „Noch ſteht ja dem, dem es hier mißfällt, die Rückkehr frei. Ich leide ſelbſt am Meiſten darunter, daß ich mich in meinen Hoffnungen täuſchte; ich habe nicht den Grad des Verfalls aller Induſtrie gekannt, der hier waltet; ich ſehe Die herab gekommen, welche ſonſt ſchöne Künſte unterſtützten, und ſehe rohen Pöbel bereichert. Das iſt auch einer der vielen Flüche, welche auf politiſchen Umwälzungen ruhen, daß ſie für Kunſt und Wiſſenſchaft verderblich werden, das Schöne vernichten und die ſich ſpreitzende Roheit emporbringen.“

„Dann dürfte nie eine Umwälzung ſtatt finden!“ warf ich ein. „Es kann moraliſche Nothwendigkeit eine ſolche gebieteriſch fordern; wenn der Körper eines Staates durch und durch verdorben iſt, müſſen, wie in einem organiſchen, menſchlichen — entſchiedene, energiſche Mittel zu ſeiner Heilung verſucht werden!“

„Ja wohl!“ erwiderte Gautier mit Spott. „Du huldigſt wohl der Partei der Aerzte, die für entzündliche Symptome ſtets Blutlaſſen angezeigt finden, und folglich Blut laſſen. Nun wahrhaftig, an ſolchen Aerzten fehlt es Frankreich nicht!“ —

Was halfen uns unſre Diskuſſionen? Es gab nur eine Quelle, unſre Exiſtenz zu ſichern, dieſe war und blieb der Militairdienſt. Es lag ein National-Garde-Regiment ſchwarze Huſaren in Verſailles, deſſen Muſikcorps neu formirt wurde. Eine Menge junger Leute adeligen Standes, deren Stammbaumblätter die Revolution mit rauher Hand abgeſtreift, drängten ſich, um leichten Dienſt zu haben, zur Muſik, Vortheil ziehend von manchem Talent und von mancher Fertigkeit, zu ganz andern Zwecken erlernt und angeeignet, denn als Bürgerſoldat Gebrauch von ihnen zu machen. Gar mancher vornehme Exjunker übte jetzt, ſtatt ſeiner Fanfaronaden Fanfaren ein, die minder leicht waren, als jene. Die reichen Aeltern zahlten gern große Summen, daß die Söhne nur unter die Muſiker aufgenommen wurden, die Söhne aber bedurften gar ſehr des Unterrichts, und da es mit Gautiers Hülfe und durch ſeine Verwendung mir gelang als erſter Clarinettiſt zum Regiment zu kommen, da ich ſo glücklich war, auf verſchiedenen Inſtrumenten Unterricht ertheilen zu können, ſo war mein Loos ein erträgliches, ja ein günſtiges; ich verdiente vieles Geld und erfreute mich einer geſicherten Stellung. Mein Begleiter aber, dem es nicht zuſagte, Regimentsmuſiker zu heißen, reiſte in ſeine Heimath zurück.

So war es wieder die Muſik und vornehmlich die liebe Clarinette, der ich, einſam in einem fremden Lande, unter fremder Umgebung ſtehend, mein Brod und mehr als dieſes verdankte. Mein Inſtrument vergalt die Liebe, die ich ihm erwieſen von Jugend an, und dieſes Inſtrument allein blieb mir treu, als auf wechſelvoller Lebenslaufbahn Freundſchaft und Liebe, Gunſt und Glück mir treulos wurden, und ſelbſt die Hoffnung der Pandorabüchſe meines Schickſals entſchlüpfte.

Während ich in ziemlicher Ruhe, Sicherheit und Sorgloſigkeit in Verſailles lebte, ſchritt unaufhaltſam die durch Thaten verkörperte Geſchichte der damaligen Gegenwart reich an Ereigniſſen weiter, eine Geſchichte, der ich ſo nahe getreten war, und die ich doch noch ſo wenig verſtand. Wie hätte ich, ein nicht außergewöhnlich befähigter, in mancher nützlichen Kenntniß zurückgebliebener Jüngling von ſiebzehn bis achtzehn Jahren, ruhigen, unbefangenen und ſichtenden Blick haben können auf den großen Gang der welthiſtoriſchen Begebenheiten in Frankreich, in Paris? Ich konnte nur hören und ſtaunen. Die Herrſchaft des Direktoriums mit dem Rath der Fünfhundert und dem der Alten dauerte noch fort in Paris, eine Polytyrannei mit terroriſtiſchen Maasregeln und Hülfsmitteln unter pomphaften theatraliſchen Masken. Die moderne Philoſophie der neuen Lenker des Staats ging unter in Zwietracht, Despotismus und Prunkſucht; aus Lenkern wurden Machthaber, und wie auf Schutthaufen zu allernächſt die Giftkräuter: Nachtſchatten, Stechapfel und Bilſenkraut aufkeimen und aufgrünen, ſo erwuchs hier über den Trümmern des geſtürzten Königthums maaslos wuchernd das Unkraut ſchlechter Verwaltung, beſtechlicher Juſtiz und tyranniſcher Polizei. Die Nation begann gleichgültiger zu werden gegen ihren Götzen, es trat nach den heißen Tagen des Enthuſiasmus, und nach dem ſchaurigen Blutregen, in dem ſich das Zeitgewitter der Revolution entlud, eine ſtarre Kälte ein, und der völlige Bankbruch des Staates, durch das gänzlich zerrüttete Fihanzweſen herbeigeführt, durch die Unmaſſe der nichts werthen Aſſignaten geſteigert, durch die Territorial-Mandate beſchleunigt, vermehrte, in das Ungeheure ſteigend, das Unglück der Nation. Nicht jeder meiner Leſer wird in ſeiner Erinnerung den Stand jenes ſchimpflichen Papiergeldes feſtgehalten haben, nicht Alle fanden Anlaß, ſich darüber zu unterrichten. Es gab Tage, wo ich 50000, ſchreibe funfzigtauſend Franken für ein Mittagseſſen zahlte. Ich ſchreibe aus meinen Papieren einen alten Aſſignaten Courszettel ab, er dadirt vom 30. Mai 1796. Ein Louisd'or = 18000 Livres, (Franks), eine Flaſche Wein, Mittelſorte, koſtete 500, ein Paar Schuhe 2090, ein Sack Kohlen 3000, ein Pfund Kaffee 1400, ein Ei 20 Livres; ein Pfund Butter 500, ein Bund Spargel 250, ein Pfund Puder 250 Livres. Für den Krankenbeſuch eines Arztes wurden 600 Livres notirt. Dabei ſtieg die Theuerung ſo, daß 1 Pfund Zucker mit 40 Franks in Silber bezahlt wurde.

Ich trug einmal an einem Tage in meinen Taſchen dreißigtauſend Franks in Aſſignaten bei mir, und mußte eilen, und froh ſein, für dieſen Reichthum die beſcheidene Summe von ſechs Fünflivresſtücken einzuwechſeln, denn im Durchſchnitt waren 1000 Franken Papier einen Franken in Silber werth.

Der allgemeine Geldmangel war Urſache, daß jenes Regiment, bei dem ich ſtand, aufgelöſt wurde; der Kaſſier deſſelben, ein freundlicher und gefälliger Mann, ſetzte mich von dem, was bevorſtand, in Kenntniß, und als ich klagend ausrief: „Was ſoll ich nun beginnen? Wo nun hin? antwortete er lächelnd mit dem Spruch: „Qui ne fait sa fortune a Paris, il est destinné, du perir en pauvreté et misère.“

Dieſʒ war ein Wink des Schickſals, ich wollte mein Glück machen, ich ging nach Paris.

Auf den palaſtreichen Höhen von St. Cloud ſtand ich, ſah unter mir die breite Seine in ſanften Windungen das reizende Bergamphitheater begrenzend umfließen, und ſah in der Ferne die rieſige Weltſtadt, ihre Häuſermaſſen, ihre Tempel, ihre Paläſte. Dort wogten im ewigerneuten Wellenſchlag alle Leidenſchaften gefeſſelt und entfeſſelt, Haß und Liebe, Wolluſt und Grauſamkeit, Herrſchſucht und Freiheitsdrang; es rangen Tugend und Laſter, Mangel und Ueberfluß, Noth und Freude in ſtetem Kampfe. In jenem dünnen Dunſtſchleier der über Paris hing, waren Millionen von Thränen mit aufgeſtiegen, der leiſe Hall von ebenſoviel Seufzern durchzog jeden Tag dieſe Athmoſphäre; Jammer und Flüche, Luſtjauchzen und Verwünſchungen ſtiegen täglich ohne Zahl aus jenen Häuſern empor. Und hier wo ich ſtand, einſam ſtand, war es ſo ſtill, ſo tiefſtill. Das Laub der Waldbäume rauſchte, in den Gartengängen war es kühl und ſchattig, dieſe einſt freudebelebten grünen Hallen waren nicht minder öde, wie der Park von Verſailles.

Ich ſetzte mich auf eine Marmorbank, deren geſchweifte Füße in Greifenklauen ausliefen, deren Armlehnen Sphinxe bildeten, und blickte ſinnend hin nach der Weltſphinx Paris, die Europa Räthſel aufgab, zu deren Löſung der Oedipus noch nicht erſchienen war. Jene Sphinx gab ihre blutigen Räthſel auf, zerriß die, welche ſie nicht löſen konnten, und als der Oedipus kam, ſtürzte ſie ſich vom Felſen ihrer Freiheit in den Abgrund der Knechtſchaft.

Noch einmal legte ich mir die ernſte Frage vor: Was willſt Du in Paris? und beantwortete ſie mir mit dem ernſten Vorſatz: Muſik treiben, nur Muſik, um nichts Andres mich kümmern. Ich will alle berühmten Meiſter der Hauptſtadt aufſuchen, will ſuchen, von ihnen zu lernen, will mich zu den Theatern drängen, will dort Erwerb ſuchen, um das Honorar für meine Studien zu erſchwingen, und ſo mir eine Carrière ſchaffen; eine Bahn des Friedens will ich wandeln mitten unter großer und kriegeriſcher Aufregung. Nie will ich wieder den bunten Rock tragen!“

So in guten Vorſätzen befeſtigt, ſtieg ich von den Höhen St. Clouds herab, ſuchte ein Fuhrwerk und eilte nach Paris. —

Ich übergehe billig Ankunft, Fremdlingſtaunen, Suchen eines Commiſſionairs, an den ein Bekannter von Verſailles aus mich adreſſirt, den ich nicht fand, und Suchen einer beſcheidenen Wohnung, die ich fand, und zwar fünf Treppen hoch, und ſehr beſcheiden auf dem Boulevard der Italiener, mit der Ausſicht in den Hof und über Dächer, zwiſchen haushohen Schornſteinen hindurch auf den Montmartre, auf welchem der neuerfundene Telegraph ſeine Flügel mit den Windmühlen um die Wette in Bewegung zu ſetzen ſchien. Ein Windöſchen, ein leibliches Bette ohne beliebte deutſche Decke, eine alte wackliche Kommode aus der ſeligverſtorbenen Perückenzeit, vom Hauseigenthümer wahrſcheinlich bei einem benachbarten Trödler acquirirt, ein mit einer eiskalten Steinplatte belegter Tiſch, drei Stühle und ein zerbrochener Spiegel bildeten mein Mobiliar. Ich war in Paris, und ſah nichts von Paris, als den ſo eben genannten berühmten Berg, mit ſeinen weißen langweiligen Häuſern und kreidefelſigen Steinbrüchen, Telegraphenthurm und Windmühlen. Ich übergehe ferner meine erſten Wanderungen nach dem Palais Egalité, wo man mich auf einer Seite zu verführen und auf der andern zu beſtehlen ſuchte, mich auch wirklich verführte, und wirklich beſtahl, wo mir ſchlechter Wein den Magen und ſchlechtes Spiel die Börſe verdarb, wo ich einer Schaar frecher Phrynen ob meiner deutſchen Blödigkeit zum Spott und Gelächter

ter diente, und mich nur wieder bei mir ſelbſt fand, als ich, eng eingezwängt und ſchwer athmend zwiſchen hunderten eng eingezwängter und ebenfalls ſchwer athmender Menſchen dem zur Seite Fliegen der Doppelgardine im Theater der großen Oper, und dem Anfang entgegenſah, bis der brauſende Töneſtrom mich zu gänzlichem Vergeſſen meiner Selbſt hinriß.

Mit dem Herzklopfen der Schüchternheit ſtand ich am nächſten Vormittag im Vorzimmer Xavier Lefevres, damals ſchon anerkannt tüchtiger Clarinettelehrer am Institut nationale de Musique, dem nachherigen Conſervatoire, an den mir Gautier ein Empfehlungsſchreiben zurückgelaſſen hatte.

Der Kammerdiener, der mich angemeldet, öffnete die innere Thüre, ich trat zu dem Meiſter ein, und ſtammelte meine Komplimente.

Lefevre empfing mich mit der Artigkeit eines Franzoſen, er hörte mich freundlich an, eröffnete erſt auf meine Bitte das Schreiben meines Reiſegefährten, blickte flüchtig hinein, und fragte raſch hintereinander: „Sie ſind ein deutſcher Muſiker, Clarinettiſt, wollen Paris ſehen und kennen lernen? Und Ihr nächſter Zweck?“ —

„Ich möchte um Ihren Unterricht bitten, möchte Stunden von Ihnen nehmen!“ antwortete ich.

„Dieſe Stunden Ihnen nach deutſcher Weiſe allein und in meiner Wohnung zu ertheilen," antwortete der Künſtler: „würde mir Zeit- Ihnen Geld-raubend ſein, und Sie dennoch nur langſam fördern. Beſuchen Sie mich heute um zwei Uhr, bringen Sie Ihre Clarinette mit, ich will ein Duo mit Ihnen ſpielen, dann wollen wir ſehen, was weiter für Sie zu thun iſt."

Nach dieſen Worten, die mich entzückten, fragte mich der Meiſter nach meiner Wohnung, gab mir einige gute Lehren im Bezug auf Vorſicht und Verhalten in Paris, und entließ mich ſo freundlich, wie er mich empfangen hatte.

Es war natürlich, daß ich kaum die bezeichnete Stunde erwarten konnte, ich nahm mein geliebtes Inſtrument aus dem Futterale, drückte es an mein Herz und flüſterte: „ſei mir treu, wie ich Dir!" und ging durch die volkbelebten Straßen zu Lefevre. Zwei Notenpulte ſtanden im Zimmer; im Nebenzimmer ſaß ein Weib, ſchön wie die Liebe, mit einem ſüßen Lächeln. Ein junger Mann bog ſich über ihren Stuhl, Lefevres Bruder, auch Clarinettiſt, wie ich ſpäter erfuhr. Der Meiſter legte eines der ſchönen Duos für Clarinette auf, deren die Kunſt ihm ſo manche dankt, an die ſo mancher alte Clarinettiſt gleich mir, mit Verehrung und Freude denkt, und gab mir die zweite Stimme. Wir blieſen; ich natürlich befangen, und ſchüchtern, er mit der Sicherheit des Künſtlers, dem meiſterhaftes Spiel eben nur Spiel iſt. Es war keine leichte Prüfung, die ich beſtand; ich that mein Möglichſtes, Beſtes. Als wir geendet, ſprach Lefevre: „Ihr Vortrag iſt gut, Sie ſpielen mit Gefühl und Empfindung, Lebenselemente deutſcher Künſtler, aber zeigen Sie mir doch Ihr Inſtrument.“ Ich reichte es hin; er unterſuchte, blies probirend und ſprach dann: „Ihr Ton hat noch nicht Feſtigkeit genug, und wird mit einem Blatt, wie dieſes, ſie auch nie erlangen. Ich werde Ihnen lehren, wie Sie ſich taugliche Zungenblätter ſelbſt verfertigen, und meinen Ton ſich aneignen können.“ Ich dankte erfreut, und Lefevre verhieß mir, daß ich Theil an unentgeltlichen Clarinetteunterricht ſeiner Schüler im Inſtitut nehmen ſolle. Wie hoch erfreut war ich; wie glücklich! Ich war auf dem beſten Wege.

Neuntes Kapitel.

Muſikaliſche Studien.

Das Lokal des Inſtituts lag in der Faubourg Poissonière, ich hatte volle Gelegenheit, auf dem Wege dahin, mir ein Stück Paris zu betrachten. Lefevre machte mich freundſchaftlich mit allen Merkwürdigkeiten bekannt, denen wir vorübergingen, und ſchilderte mir mit beredten Worten den damaligen politiſchen Zuſtand der Hauptſtadt, der wahrlich kein beneidenswerther war.

Das Ausſehen des gemeinen Volkes war grauenhaft; es bewegten ſich Geſtalten an uns vorüber, aus deren Phyſionomien der Hunger nach Brot ſchrie, deren Augen mit Banditenblicken dem Wohlgekleideten folgten. Blutdürſtige Parteihäupter, wie Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrere ſtachelten dieſes hungernde Volk auf, und hetzten es gegen die gemäßigte Partei. Moderantiſmus und Terroriſmus kämpften wie Löwe und Tiger auf Tod und Leben mit einander, das Volk verfluchte den Convent und ſchrie tumultuariſch nach Brot und nach der alten Conſtitution von 1793; ſo furchtbar war nie im großen Römerfreiſtaat der Volksruf: Panem et Circenses erſchollen. Es kamen ſechs Loth Brot täglich auf einen Mann des Volkes, und Weiber „wurden zu Hyänen", Blut floß in den Straßen von Paris und die Guilliotinen arbeiteten. Da ward von Tauſenden, wenn nicht laut, denn dieß brachte den Tod, doch im Stillen das alte Königthum mit ſeinen Mängeln und Laſten, ſeiner Fundalherrſchaft, ſeinen Adels- und Prieſterkaſtengeiſt zurückgewünſcht. Die Freiheit der Nation, ſo blutig erkämpft und erzwungen, war zum Schreckbild einer nackten Meduſe geworden, deren Anblick verſteinerte, die in einer Hand Henkerbeil und Kette, in der andern eine Scorpionengeißel hielt. Das Volk lernte allmählig, nur leider ſehr ſpät, die allgemeine und tauſendfach bewährte Wahrheit begreifen, daß in jedem wüthenden Revolutionär der vulkaniſche Feuerherd des Despotismus glüht, der Geiſt eines Tyrannen, der ſich ſchon auf dem Throne ſieht, den er mit eigner Hand umzuſtürzen gedenkt. Ein Glück nur, daß Throne einzeln ſtehen und ſelten ſind, und nicht jeder auf ſolche Weiſe Hochſtrebende zum Ziel gelangt — ſei nun dieſes Ziel der Dictatur in Politik, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt oder in den Kreiſen der Geſelligkeit zu erblicken.

Unter dieſen Auſpicien hob die königlichgeſinnte Partei wieder voll erneuter Hoffnung das Haupt, und von Verona aus erließ der Graf von der Provence unter dem Titel König Ludwig XVIII ſein bekanntes Manifeſt an die franzöſiſche Nation, darin er Dämpfung des Aufruhrs, und das Glück des frühern Regimes, die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung mit Abſtellung der eingeſchlichenen Mißbräuche verhieß. Dennoch war die Wirkung nicht die mit Zuverſicht von der königlichen Partei erwartete; die Menge, und noch dazu die Menge der Verſtändigen, Einſichtvollen, hoffte zwar einen verbeſſerten Zuſtand entgegen, allein ſie verſchmähte die Wiedereinführung des alten Regimentes, und die kriegeriſche Bewegung der Königlichen in der Vendé und an der Südküſte der Bretagne fand in den Tagen des Juli 1795 den bekannten, blutigen und kläglichen Untergang. Ueber dem abermals unterdrückten Königthum hob der Terrorismus noch einmal aufs Neue ſiegreich und von Feindesblute triefend, ſein Tigerhaupt.

Ich konnte nicht umhin, an die Revolution zu denken, als ich mit meinem Meiſter in das Inſtitut trat, und in ſeiner Klaſſe ein grauenvolles Töne-Charivari uns entgegenſchallte. Jeder übte ſich, unbekümmert um den Andern, möglichſt ſchön zu blaſen, die meiſten der Anfänger ließen aber alle möglichſt ſchlecht, bis der Mann eintrat, der mit dem überlegenen Geiſt der Kunſtfertigkeit Ordnung in das Tonchaos brachte.

Ich ſelbſt übte mitten in der bewegten Stadt, auf welcher der Blick der Welt gerichtet war, meine friedliche Kunſt und lernte mit Luſt. Lefevre hatte ſeine Freude an mir, und ich durfte ihn oft in ſeiner Häuslichkeit beſuchen. Da hörte ich auch ſeine Gattin ſingen, und lernte, was Geſang ſei. Früher hatte ich es noch nicht gewußt. Obgleich ſie den Schauplatz ihrer glänzenden Triumphe, die Bühne, verlaſſen, und ihn mit dem ſchönern einer ſtillbeglückenden Häuslichkeit vertauſcht hatte, obgleich die Jahre ihrer Jugendblüthe vorüber waren, in denen ſie als Madame du Gazon alles zum Entzücken hinriß, ſo war doch noch ihre Stimme eine himmliſche, und ihr ganzes Weſen athmete Gracie in jeder Bewegung, jedem Blick, und der Wohllaut ihrer Sprache war unbeſchreiblich.

Daß ich die Theater fleißig beſuchte, lag in meiner ganzen ſtrebſamen Stellung zur Kunſt. Hier ſah ich oft eine große Virtuoſenzahl vereinigt, ſah gelungene dramatiſche Darſtellungen und hatte die freundliche Ausſicht vor mir, vielleicht in nicht allzuſpäter Zeit ſtatt müßig auf den Bänken des Parterres, mitwirkend in einem oder dem andern der oft zahlreich beſetzten Orcheſter meinen Platz zu behaupten. Am meiſten zog mich die alte Oper a comique an im Salle Feydeau. Dort ſah und hörte ich Künſtler, deren Namen mehr oder minder wie Sterne am muſikaliſchen Himmel erglänzen. Mit Luſt und Anmuth bewegte ſich der heitre Gretry — obſchon ihn die Revolution arm gemacht, gleich Tauſenden, obſchon der Tod blühender und geliebter Töchter ſeinem gefühlvollen Herzen tiefe Wunden geſchlagen — in ſeiner Kunſtſphäre, und eine ſeltne Popularität ließ ſeine Lieder weithin durch Frankreich und über deſſen Grenzen hinaus zu Volksliedern werden. Eine rührende Arie aus ſeiner Oper Richard Löwenherz war das Schiboleth der royaliſtiſchen Partei geworden, und war unter Andern auch an jenem traurigberühmten Feſte der Garde du Corps zu Verſailles, am 1. October 1789 unter den vereinten Donnerwirbeln und Poſaunenſchmettern der Muſikchöre des Regiments Flandern und der Garde viele Hunderte entflammend und begeiſternd aufgerauſcht:

O Richard, o mon roi,
l'univers t'abandonne!

Immer noch füllten Gretrys Hurones, ſein Zemire und Azor, ſeine Karavane das Haus, und den fleißigen Künſtler lohnte Anerkennung und Dankbarkeit. Er wurde zum Mitglied des **Instituts** des sciences et arts ernannt, ſpäter wurde ihm der Vorzug zu Theil, Mitdirektor am Conſervatoire zu werden.

Neben Gretry ſtand ausgezeichnet des tiefdenkenden unnachahmlichen Gluck Schüler: Méhul, deſſen Geſänge im Munde aller Revolutionairs lebten, daher denn auch ſeine zahlreichen Opern ſich der Volksgunſt erfreuten; auch er hatte in dieſem Theater debutirt und ſah ſich jetzt geehrt und gehoben durch Beifall und Anerkennung, und zum Profeſſor der Muſik am Inſtitut ernannt.

Unter den noch nicht fertigen, aber freudig Strebenden zeichnete ſich damals der ſpäter ſo ruhmvoll genannte Boildieu aus, deſſen Romanzen großen Anklang fanden, und deſſen Stern im Steigen war, nicht minder der lieblich tändelnde d'Alayrac, ein Schüler und Freund Gretry's und l'Angle's.

Solche Umgebungen und die Beiſpiele ſiegreich errungener Ziele von Seiten der Ausdauernden, muthig Fortſchreitenden, mußten anregend wirken, und ſo ſtrengte auch ich allen Fleiß an, weiter zu kommen. So ſehr ich mich jedoch redlich mühte, immer vollkommener auf meinem Inſtrumente zu werden, ſo war es doch unmöglich, im Sturmſchritt den Gipfel der Virtuoſität zu erreichen. Ich genügte mir ſelbſt nicht, war unzufrieden mit mir ſelbſt. Freundlich und einſichtvoll ſprach der humane Lefevre mir Troſt zu und ſuchte meinen Mißmuth zu zerſtreuen, allein es gelang ihm nicht ganz; ich begann ſogar vermeſſen, an ſeiner Methode zu zweifeln, und faßte insgeheim einen kühnen Entſchluß.

Es rang damals mit Lefevre um den Ehrenkranz im Spiel der Clarinette Charles Duvernoys; dieſen ſuchte ich auf, machte ihm mein Compliment, und bat ihn, mich von ſeinem Unterricht profitiren zu laſſen. Es war nicht undankbare Geſinnung, die mich bewog, auch hier mein muſikaliſches Heil zu verſuchen, ich wollte Viel lernen; wäre ich nur dabei geblieben, und hätte ich nicht als Muſiker zugleich Vieles lernen wollen, ſo hätte ich dereinſt wohl mein Glück als Virtuoſe machen können. Ich vergaß aber des heimathlichen Lehrers und auch Meißners wohlgemeinte Warnungen. Möchten junge Künſtler, die vielleicht dieſe Blätter leſen, eine ſo vielfach bewahrheitete Erfahrung beherzigen, daß Zerſplitterung des Talentes, der Zeit und der Kräfte nirgend mehr ſchadet, als in der Muſik. Ich will damit nicht ſagen, daß es löblich und wohlanſtändig ſei, wenn ein Virtuos auf der Gotteswelt nichts weiter gelernt hat, als ſein Inſtrument ſpielen, wenn er keinen Aufſatz zu ſtiliſiren, keinen Brief orthographiſch richtig zu ſchreiben im Stande iſt, wenn ſein ganzes Streben, Sinnen und Denken ſo einſeitig auf ſein Inſtrument und die künſtleriſche Ausbildung auf demſelben gerichtet iſt, daß ihm kein Gefühl mehr bleibt für das übrige Schöne der Erde, kein Herz für Freundſchaft und Liebe, kein Sinn für die edlern Freuden des Daſeins — außer der Tonkunſt, nein, ich will nur ſagen, daß ein Streben nicht zum Heile führt, welches zerſtreuend und zerſplitternd von einem Inſtrument zum andern überſpringt, und ſich in die Zauberſphäre eines töneſeligen, muſikſchwelgenden Dilettantismus verlocken läßt.

Duvernoy, bei dem ich auch die Bekanntſchaft ſeines als Horniſt noch berühmtern Bruders Frederic machte, nahm mich artig und höflich auf, und lud mich zu einem Duo ein. Der Ton dieſes Künſtlers ſprach noch lieblicher und gefälliger an, wie der Lefevres; allein ich war ganz außer Stande, die Blätter ſeines Inſtrumentes zu blaſen, doch lernte ich es unter der neuen Anleitung dieſes Meiſters bald, und es gelang mir zu meiner großen Freude, ſeinen Ton beinahe zu erreichen. Wir blieſen öfter Duetten zuſammen, welche der Bruder mit dem Horn zu begleiten die Gefälligkeit hatte; um mich gegendienſtbar zu beweiſen, denn der edle Sinn des Künſtlers verſchmähte die Belohnung, gab ich zwei allerliebſten Zöglingen von 6 und 7 Jahren, welche Duvernoy bei ſich hatte, Unterricht im Singen.

Während ſo im guten Fortſchritt begriffen, ich mich mäßig verhielt mitten in der nach allen Richtungen hin verlockenden Weltſtadt, und ihren Erregungen keinen andern als den allgemein menſchlichen Antheil ſchenkte, gelang es mir doch nicht, in einer der vielerlei muſikaliſchen Vereine, welche die Kappellen der verſchiedenen Theater bildeten, eine ehrenvolle Anſtellung zu erhalten, denn herabſteigen mochte ich nicht und vor Bühnen niedern Ranges wollte ich nicht ſpielen. Ich glaubte, da ich immer und immer von den Direktoren hörte, daß mein Inſtrument beſetzt ſei, ein anders erwählen zu müſſen, und ſo wählte ich denn gleich ſtatt des einen, weil nach einem deutſchen Spruch viel auch viel hilft, ihrer drei, ich nahm Hornſtunden bei Frederic Duvernoy, ich ging zu Pierre Rode, den nachher ſo berühmt gewordenen Violinvirtuoſen, der damals im brillant beſetzten Orcheſter des Theaters Feydeau Dirigent der zweiten Violine war, und oft mit allgemeinem Beifall in Concerten ſpielte. Gütig und beſcheiden nahm mich der noch junge Meiſter an und auf, und ich hatte nur zu bedauern, daß ich ſeines Unterrichts nicht lange mich erfreuen konnte, denn er verließ 1796 Paris, um eine große Kunſtreiſe anzutreten. Noch bewahre ich einige Muſikalien von ſeiner eignen Hand geſchrieben, geſchrieben, als noch Jugendfeuer und

Begeiſterung in ihm glühte, der Lorbeer des Beifalls ihn krönte. Während ich des Unterrichts dieſes trefflichen Violiniſten genoß, trug mein muſikaliſcher Heißhunger mich zu Lamarre, dem Meiſter des Violoncellos; auch ihn ging ich um Stunden an, auch er gewährte. Ich kann nicht genug die Freundlichkeit dieſer Franzoſen rühmen, ſie übertraf die vieler meiner Landsleute bei weitem. Da ich juſt der Landsleute gedenke, ſo darf ich einen nicht unerwähnt laſſen, deſſen Namen ich ſchon in Würzburg, ſeiner Heimath, mit Beifall hatte nennen hören, es war ein geſchickter Nebenbuhler des ältern Duvernoy, Heinrich Domnich, der in heitrer Ruhe, ſo viel mir bekannt iſt, noch in Paris lebt. Immer höher entfaltete ſich die Kunſtblüthe; der junge Freiſtaat wollte zeigen, daß er Wiſſenſchaften und Künſte nicht minder ſorgſam zu pflegen verſtehe, als das Königthum ſie gepflegt, und ſo wurde das Nationalinſtitut der Muſik in das große und umfaſſende Conſervatorium umgewandelt, und mehrere meiner bisherigen Lehrer wurden als Profeſſoren an dieſer herrlichen Anſtalt angeſtellt. Domnich erhielt die Profeſſur des erſten Horns.

Auch auf der Guitarre wollte ich mich vervollkommen; ich ging zu einem der berühmteſten Guitarreſpieler, der damals noch ziemlich unbekannt in

Paris lebte, zu **Mauro Guiliani** aus Bologna. Von dieſem ausgezeichneten Künſtler war viel zu lernen: Er beherrſchte ſein ſchwieriges und beſchränktes Inſtrument unbeſchränkt, ſowohl in ſeinem meiſterhaften Spiel, als in ſeinen trefflichen Guitarrecompoſitionen, die nur eine große Geübtheit und Fertigkeit von Seiten des Spielers bedingen.

Ich zeigte zur Freude dieſes Meiſters gute Anlagen, ihn zu faſſen und dem ſchwierigen Pfad zu folgen, den er mir vorzeichnete, allein — wenn ſich ſchon das Sprüchwort bewährt, daß einer nicht zwei Herren dienen könne, ſo iſt der Dienſt zweier und mehrerer Inſtrumente von Seiten eines Muſikers noch minder anzurathen, ich wurde zwar **Künſtler** auf allen, allein nur ein Künſtler, der künſtelte. Ein Meiſter wurde ich nicht, ich blieb immer ein Muſikant unter den Muſikern.

So lebte ich, in zufriedner Beſchränkung, meine Tage glücklich und ſorglos heiter hin, einige Lektionen, die ich jüngern Lernenden ertheilte, verſchafften den nöthigen Unterhalt; meine Unterrichtsſtunden hatte ich faſt alle unentgeltlich; ich durfte das Conſervatorium beſuchen, und die Gunſt der Lehrer und Freunde hatte mir auch freien Eintrittt in das Theater Feydeau erwirkt.

In dieſem Theater ſaß ich an einem Octoberabend neben Guiliani, und gab mich dem reinen Vergnügen hin, welches die Vorſtellung gewährte, in der die St. Aubin das Publikum entzückte, während einmal wieder das politiſche Paris in ungemeiner Aufregung war.

Der Convent und ſeine Partei hatte die Wiederwahl von zwei Dritteln ſeiner Mitglieder beſchloſſen, um der gegenrevolutionairen Partei kräftig die Spitze bieten zu können, dieſe aber verwarf jene gewaltſame Maaßregel, klagte den Convent laut an, daß er dauernde Herrſchaft zu erringen ſtrebe, und traf mächtige Gegenanſtalten. Man ſah die verlaſſene und verödete Vorſtadt St. Germain ſich wieder beleben, zahlloſe Ausgewanderte langten dort an, die Stimmung der Bürgerſchaft wurde gegen den Convent aufgereizt, und ihre Sectionen griffen gegen ihn zu den Waffen. Das Wahlkollegium des Seinedepartements verſammelte ſich im Theater Francais, der Convent zog zu ſeinem Schutz die Truppen zuſammen, die in den Sandfeldern lagerten und concentrirte ſeine Gewalt in den bekannten Ausſchuß der Fünfmänner: Colombel, Barras, Daunou, Letourneur und Merlin von Douai.

In einer der Logen entſtand während der Darſtellung ein ungewöhnliches Geräuſch; die Hinaufblickenden ſahen einen jungen Mann von nicht großer, dabei hagerer Statur, und italieniſcher Phyſionomie lebhaft gegen einige andre Männer ſprechen, die ſo eben erſt eingetreten waren, man hörte mehrere den Namen Menou nennen, eines Generals der Conventstruppen, und jener bleiche junge Mann verließ mit denen, die zu ihm getreten waren, eilend das Haus. Es war der Corſe **Napoleon Bonaparte.** Er begab ſich in den Convent, der voll Beſtürzung war. General Menou ward des Verrathes angeklagt und verhaftet; Barras, der Oberbefehlshaber, ſchlug dem Convent vor, zu ſeiner Rettung dem jungen Krieger die Führung des Schlachthaufens der Vaterlandsfreunde von Neunundachtzig, anzuvertrauen. Bald erfolgte die geſchichtlich genugſam bekannte blutige Waffenthat Buonapartes; das von ihm befohlene fortgeſetzte Kartätſchenfeuer wirkte erfolgreich, und ſtreckte die Gegner des Convents ſchaarenweiſe nieder. Fünftauſend Mann des Conventheers ſtritten mit zwanzig Kanonen gegen eine Macht von vierzigtauſend Empörern unter Duhour, Lafond und Damican, Schlacht in Paris vom Pont Neuf bis zum Pont Louis XV, Schlacht in der Rue St. Honoré und ihren kleinen Nebengaſſen, Schlacht auf den Boulevards und in der Rue Vivienne, Schlacht im Theater Francais und im Palais-Royal. Abends um 7 Uhr war der Sieg für den Convent entſchieden. Ein Tag war hinreichend geweſen, ja nur einige Stunden dieſes Tages vermochten es, den Mann in den Augen ſeiner Mitbürger bedeutend erſcheinen zu laſſen, der ſpäter die Augen von ganz Europa auf ſich ziehen, die eignen Augen aber eroberungsſüchtig auf ganz Europa und den Orient werfen ſollte. Ich hatte den jungen General geſehen, und ſein Bild kam nicht wieder aus meinen Gedanken, der zwölfte und dreizehnte Vendemiaire blieb, gleich Tauſenden, auch mir unvergeßlich. Die Ruhe ward hergeſtellt, Napoleon ging nach ſeiner Verheirathung mit der Wittwe des Generals Beauharnois, nach Italien, um bald genug Europa mit dem Ruf ſeiner Waffenthaten zu erfüllen. Beſorgt richtete ſich der Blick der Deutſchen in Paris auf ihr Vaterland, in deſſen Herzen Jourdan ſiegreich, faſt unaufgehalten, Frankreichs Fahnen aufpflanzte, der über Würzburg vordringend, faſt bis Regensburg gelangte, während Moreau ſeine Heeresmaſſen über Schwaben und Baiern ergoß. Das Herz des tauſendjährigen deutſchen Reiches pochte fieberhaft, in matten Pulsſchlägen, es drohte ſein Verſcheiden. Noch einmal erſchien ihm ein Retter, der jugendliche Siegesheld Erzherzog Karl von Oeſterreich; er trieb die feindlichen Armeen aus Deutſchland, während gleichzeitig in Italien Napoleons Heldengeiſt auf Adlerflügeln ſich höher und höher zur Sonne des Ruhmes hob, und bald genug dem Namen des einen Mannes welthiſtoriſche Bedeutung verlieh. Es genügt, die Brücken von Lodi und Arcole zu nennen, Lonato, Caſtiglione, Roveredo, Baſſano, Rivoli, Corona, La Favorite, Mantua — die Geographie liefert mit wenigen Namen die Rieſenkonturen zum Carton des Weltgemäldes. Italiens Republiken zitterten, es zitterte der Kirchenſtaat. Und es kam die Zeit, wo die Republik Venedig aufhörte zu ſein, und wo es kein deutſches Reich mehr gab. —

Während der Gang der Geſchichte ſich mit großen und ernſten Schritten weiter bewegte, und das Direktorium zu Paris eine kurze Zeit lang durch Napoleons Siege gekräftigt, ſich gemäßigt zeigte und der Kampf der Parteien ruhte, geſtaltete ſich meine Lage immer günſtiger, und ich durfte vertrauendhoffende Blicke in die Zukunft richten. Meine Bekanntſchaften breiteten ſich aus, meine Einnahmen mehrten ſich, ich vermochte mich anſtändig equipirt zu erhalten, und hatte das Glück, den Damen zu gefallen.

Mein Stern führte mich einer wohlhabenden Familie zu, die aus einer Mutter und drei erwachſenen lieblich aufgeblühten Töchtern beſtand. Die Bürgerin Gobelier, früher Madame de Gobelier war Wittwe; ihr Gatte und ihr Vater hatten unter dem Wüthrich Robespierre ihr Haupt zur Guillotine getragen; ſie war eine Frau von trefflichem Herzen, lebhafter Phantaſie, und wünſchte, ihren Töchtern eine gute Erziehung zu geben, um ſie dereinſt wo möglich vortheilhaft zu verheirathen. Da Muſik von guter Erziehung nach ihrem Begriff unzertrennlich war, klimpern gehört ja, nach einem deutſchen Sprüchwort, zum Handwerk, ſo wurde für den Clavier- und Guitarre-Unterricht ein Lehrer geſucht. Ihren leicht inflammablen jungen und alten Landsleuten traute die beſorgte Wittwe nicht; es war der ſchon viele tauſendmal von der Erfahrung docirte Fall ihr nicht fremd, daß durch nichts leichter, als durch vereinten Geſang und Muſik junge Herzen der beiderſeitigen Geſchlechter ſich in gegenſeitiger Neigung erſchließen, denn Muſik iſt für jedes empfängliche Herz ein Sonnenſtrahl, der die Blüthen ſeiner ſchönſten und heiligſten Empfindungen wach küßt — daher ſuchte ſie einen Nichtfranzoſen, einen Deutſchen zum Lehrer, einen nordiſchen Bären, der zugleich die nöthige Schüchternheit beſäße, ſeine Augen nie zu den Augen liebenswürdiger Schülerinnnen aufzuſchlagen. Die Naturgeſchichte führt aber auch die Bären unter den Thieren auf, welche rothes warmes Blut haben, und ich entſinne mich nicht, daß irgend ein Handbuch ſie ſchüchtern genannt hätte. Ninon, Liſette und Louiſe hieß das Mädchenkleeblatt, das man meinem muſikaliſchen Unterricht anvertraute. Mit der erſten habe ich die Jüngſte und Schönſte genannt, die zweite war die Munterſte, Geiſtreichſte, und die dritte war die, unter deren Scepter bereits die Mutter ſich beugte, eine kleine Haustyrannin, voller Launen, Intriguen, voller Capricen und doch dabei zärtlich, gutmüthig, liebevoll, eines der vielen ſchönen Räthſel, welche die Natur unſerm Geſchlecht in dem andern zum Löſen vorlegt, an welcher jedoch gar mancher Mann vergebens ſeine Lebenszeit ſich abmüht.

Im Anfang des Unterrichts war ich in der That ſchüchtern und blöde, ja bisweilen betäubt; es ſitze nur Einer bei drei lauten, lebensfrohen, reizendholden Franzöſinnen, die unaufhörlich lachen, plaudern, keinen Augenblick Ernſt zeigen, des Lehrers Gravität hinter ſeinem Rücken nachahmen, ihm einen tollen Streich um den Andern ſpielen, er wird durch ein anmuthiges, aber dennoch heißes Purgatorium gehetzt. Dazwiſchen eine nur zu milde und gütige Mutter, die bald ſanft verwies, bald laut ſchalt, bald mitten im Verweiſen und Schelten mit in das laute Gelächter der Töchter einſtimmte. Nur als ich der Dame des Hauſes mit beſcheidnem Ernſt vorſtellte, daß bei der gleichzeitigen Theilnahme der drei Töchter am Muſikunterricht keine auch nur das mindeſte lernen werde, wurde verſtattet, jeder beſondere Stunden, natürlich in Gegenwart der Mutter zu geben. Ninon lernte und ſpielte mit Seele, ihr ganzes Gefühl ſpiegelte ſich in ihren Augenſternen, oft blickte ſie mich zärtlich ſchmachtend an; ſie war in dem Alter der Entfaltung, wo des Mädchens Herz Raum hat für eine Welt voll Liebe. Liſette war ſpöttiſch, ſarkaſtiſch, aber äußerſt eifrig und fleißig. Louiſe war trotzig, empfindlich, erklärte der Mutter geradezu, ſie könne nicht ſpielen in Gegenwart dritter Perſonen, und perſuadirte ſie in das Nebenzimmer; es dauerte nicht lange, ſo erſchien Madame Gobelier auch nicht mehr beim Unterricht der beiden andern Töchter; ſie glaubte ſie ſicher; denn ich ſchien ihr zwei Eigenſchaften zu haben, die vor übereilter Neigung ſchützen konnten. Ich erſchien ihr blöde und unbedeutend, zudem iſt es nichts weniger als ein Vergnügen für eine lebensfrohe, gern ſprechende und Geſellſchaft liebende Frau, dem langweiligen Unterricht eines Muſiklehrers beizuwohnen. Sie hörte nicht gern falſche Noten, und die Töchter griffen ſolche oft, und am allermeiſten in Gegenwart der Mutter.

Nach vierzehn Tagen war Ninon voll Unruhe, ich ſah ihre Augen oft voll Thränen; Liſette neckte mich mit ihren Schweſtern, und behauptete mir in das Geſicht, ich ſei in jene verliebt, und Louiſe warf mir eine Arie aus Martins il Tedesco Oper L'amoureux de quinze ans an den Kopf. Noch einmal vierzehn Tage ſpäter, und Ninon legte ihr Lockenköpfchen mit zärtlichen und leuchtenden Blicken auf meine Schulter, wenn ich ſang und ſpielte, und duldete die verſtohlenen Küſſe, die ich ihr auf ihren Alabaſternacken, auf den roſigen Mund drückte, wenn wir unbemerkt und ſicher waren; Liſette lohnte mit feurigen Küſſen die kleinen allerliebſten Kompoſitionen, die ich ihr dedizirte, die ich ihr ſang und ſpielte und überreichte; Louiſe nannte mich in einem Athem ihren Affen und ihren Abgott, prügelte mich, und biß mich wüthend in die Lippen, wenn ſie mich im ſtürmiſchen Gefühlsaufruhr ihrer lodernden ſich wunderlich genug offenbarenden Liebe an ſich preßte und küßte. Verdamme mich Keiner und Keine, daß ich, zum Paris dieſer drei Huldgöttinnen geworden, mich für klüger hielt, als jenen griechiſchen Hirtenjüngling. Jede glaubte ſich von mir im Beſitz des Apfels der Schönheit aus meiner Hand, und ich hatte jede von den dreien zu lieb gewonnen, ihre ſüße Illuſion zu ſtören. Am meiſten freilich zog mich die ſüße, liebezärtliche Ninon an, allein ich mußte fürchten, das ſo ſchön und zarterotiſch ſich geſtaltende Verhältniß werde ſich trüben und löſen, ſobald die Eiferſucht der Nebenbuhlerinnen erweckt würde.

Hier hingebendes Schmachten und Tändeln, da zärtliches Minneſpiel des Geiſtes und fortgeſetzte Huldigung, dort endlich ſtürmiſches Glück bei einer Schönheit, die geſtern ſchmollen, heute anbeten, morgen beſeligen konnte. Ich ward in drei Himmel entrückt und beneidete Muhamed nicht um ſeine Sieben.

Dieſes eigenthümliche zärtliche Verhältniß war allzu beglückend, als daß ich daſſelbe nicht hätte mit allen Mitteln, die ſich boten, aufrecht erhalten ſollen, ein Verhältniß, das mich vor den Netzen der Buhlerinnen bewahrte, das durch Ninon wohlthuende Empfindung in mir nährte, meinem Geiſt durch Liſetten Anregung und Aufſchwung gab, und durch Louiſen mich die Proteusnatur des Weibes, wie ſie in tauſend Individuen ausgeprägt erſcheint, kennen lehrte; ich trank aus dem Becher des Glücks, bis ich auf die Hefe kam. Wie ſelten finden die Menſchen dieſen Becher gänzlich rein!

Die Mutter war mit den Schweſtern zu einem Beſuch gefahren, Ninon blieb zu Hauſe, weil ſie die Muſikſtunde nicht verſäumen wollte. Wie lange war eine ſolche Stunde von ihr und mir erſehnt worden, ein ſolch trautes, trauliches Alleinſein zweier Herzen, die ſich angehören! Ich begann den Unterricht mit einem ſchmelzenden Duo, wir ſangen, wir ſpielten vereint, welche Wonne für ein junges Liebespaar. Bald aber verſtummten die Töne; wir blickten einander Auge in Auge; Ninons Wangen glühten, in ſüßer Unruhe hob ſich der jungfräuliche Buſen, wir umſchlangen uns feſt, wir tauſchten minutenlange Küſſe, ſchwammen im Fluthenmeer wogender Leidenſchaft, götterſelig, Himmel und Erde vergeſſend. Da geht raſch die Thüre unſers Zimmers auf, und Louiſe ſteht vor uns. Aufgeſchreckt laſſen wir von einander ab, und ſtarren nach der unerwarteten, unverhofften Erſcheinung hin. Louiſens ſchönes Geſicht wird zur Furienmaske, Ninon ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt zuſammen, ich erhebe bittend meine Hände.

„Traitres!“ knirrſcht Louiſe und ballt gegen uns beide die Fäuſte. Stummes Tableau, zu dem die Mutter mit Liſette echauffirt tritt. Dem Fiacre war ein Rad vom Wagen gefallen, der Putz der Damen in Unordnung gerathen, ſie kehrten eilend nach ihrer Wohnung zurück, die raſche Louiſe voraus. Es drohte eine Scene, eine furchtbare, für mich höchſt unangenehme, da ſpreitet Louiſe die Finger auseinander und thut, als ſei ſie mitten in der exaltirten Erzählung des Unfalls, der ſie mit Mutter und Schweſter betroffen, und Mutter und Schweſter ſchreiben die Röthe und Verlegenheit auf Ninons und meinem Geſicht dem Schreck zu, den uns die Nachricht aus Louiſens Munde erregt, und merken nichts.

Zehntes Kapitel.

Premier Clarinette.

Lauter, toſender Freudenjubel durchwogte Paris. Napoleon Bonaparte nahte der Stadt, wie ein römiſcher Triumphator. Alles ſtrömte auf die Straßen, den Helden des Tages zu erblicken, den Mann, der Republiken aufhob und gründete, der Krieg und Frieden in ſeinen Händen hielt, der beſtimmt ſchien, Frankreich groß zu machen vor allen Ländern und Völkern Europas, und dem man einen ſeltnen Dank zeigen zu müſſen, ſich verbunden hielt. Es trat eine merkwürdig aufgeregte, phantaſtiſche Zeit momentan in die Trockenheit der Gegenwart.

Im ungeheuern Hof des Palais Luxembourg bereitete ſich das Dankfeſt vor. In zahlloſen Caroſſen rollten die Geſandſchaften vieler europäiſchen Monarchien, wie alter und junger Republiken dorthin. Glücklich war, wer in irgend einem Fenſter, oder ſelbſt auf einem Dache ein Plätzchen gewann, den Feſtpomp mit anzuſehen. Die Stadt Paris war geſchmückt wie zur Ankunft und zum Empfang eines Meſſias, und gab ſich einem ſelten gewordenen Enthuſiasmus hin, denn das Volk der guten Stadt Paris war ſeither etwas ſtill geworden, ſehr ſtill. Das Direktorium der Fünfmänner hatte ſich nach manchem harten Kampf ſo ſiegreich behauptet, daß es wagen durfte, die Tyrannengeißel über das Land und Volk der Freiheit zu ſchwingen. Die Freiheit war zur leeren Redensart geworden, was ſie ſo oft ſich gefallen laſſen muß, das Direktorium herrſchte faſt terroriſtiſch. Man goulliotinirte nicht mehr, aber man deportirte, confiscirte, ſpionirte, erſchoß, kerkerte ein, wie es nun eben kam und ging. Keine für das höhere, reine Weſen der Freiheit begeiſternde Idee belebte dieſe neue volkbedrückende Herrſchaft, die in ſich ſelbſt den Keim ihres Verderbens trug: Uneinigkeit.

Ueber einen Triumphbogen ſchwebten die eroberten Fahnen der italiſchen Schlachten. Die Direktoren ſaßen unter einem Thronhimmel wie Acteurs einer Tragödie, ſteif, pomphaft, in bloßen Hälſen, frei abrollendem Haar, ohne Haarbeutel, in Tuniken und Santalen. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen lagerte ſich auf die Zuſchauermenge, als nun der Held des Tages durch jenes Triumphthor ſchritt, der ſchmächtige Mann mit dem ſtechenden Blick, in der einfachen Militairuniform, in der er ſeine Siege erkämpfte.

Welch ein Contraſt zu dem theatraliſchen Aufputz der Direktoren. Talleyrand ſtellte ihn vor, Marmont und andere Generale folgten.

In ſeiner Hand hielt Napoleon eine Rolle, wie ein Scepter, es war der Friedenstractat von Campo Formio, und ſprach Worte, die ganz Europa die goldne Freiheit verhießen, von der jetzt Frankreich beglückt ward. Die Geſchichte lehrt, daß er ſeinerſeits nichts unterlaſſen hat, dieſe Worte wahr zu machen. Als Sprecher der Direktorialregierung antwortete Barras, Napoleons Gönner und Freund, vielleicht im Innern zitternd vor der Uebermacht, die ſein junger Günſtling ſchon über die Gemüther der Nation errungen, mit großartigen Schmeicheleien, hinter denen ſich die ganze Schwäche des Direktoriums verbarg. Er ſprach es aus, das Wort der höchſten Bewunderung: „In Eurer Hervorbringung, Bürger-General, hat die ſchaffende Natur die ganze Fülle ihres Reichthums concentrirt. Die Weisheit eines Sokrates leuchtet gedankenklar durch Eure Eroberungen, Ihr ſeid es, welcher berufen iſt, die Menſchheit mit dem Kriege auszuſöhnen!“ und ſolcher emphatiſchen Tiraden mehr, von denen die ſtaatsklugſte den An- und Auftrag enthielt, England zu bekämpfen, und der engliſchen Nation die Freiheit zu bringen. Feſte reihten ſich an Feſte; alles huldigte dem

Sieger, dem Staatengründer, dem Friedensſtifter. Ihm zu Ehren ward eine Straße umgetauft. Sein Name durchklang vom Vivatgeſchrei getragen, alle Straßen der Stadt. Das Volk richtete hoffende Blicke auf ſeine Perſönlichkeit, es ſah mit prophetiſchem Blick in ihm den Mann, der einer läſtigen Herrſchaft ein Ende machen könne und werde, die der Nation drückender und koſtſpieliger war, wie die königliche Monarchie. In der allgemeinen Huldigung, die Bonaparte zu Theil ward, lag eine tiefe Demüthigung für die Direktorialregierung, und die dieſer von jeher abholden Factionen ſchürten mächtig das Feuer, daher jene ſich beeilte, die ſogenannte „Armee von England“ mobil zu machen, und ſich Bonapartes auf eine gute Art zu entledigen. Es iſt genugſam bekannt, daß England unerobert blieb, und Napoleon nach heimlichen und großen Rüſtungen in Toulon nach Aegypten unter Segel ging.

Ich ſetzte meine Stunden bei den Töchtern der Madame Gobelier fort, dieſe ſüßen, unvergeßlichen Stunden, nur mit dem Unterſchied, daß Louiſens Eiferſucht mich peinigte und mißhandelte, die nicht eher ruhte, bis ſie es bei der Mutter dahin gebracht hatte, daß Ninon nicht mehr allein mit mir ſein durfte. Ich wurde von allen Seiten beobachtet, und ſah, wie die ſanfte Ninon litt, und da ich Ninon mehr liebte, als ihre beiden Schweſtern zuſammen, ſo dachte ich auf Mittel, ſie dennoch allein zu ſprechen. Ein ſolches Mittel bot das Tivoli dar, zu welchem ſich Madame dann herabließ, wenn doppelte oder dreifache Eintrittspreiſe bezahlt wurden. Dort öffnete der große Volksgarten in der Rue de Clichy ſeine weiten Pforten, und man ſah das bürgerliche Paris im Sonntagsglanz. Von Zeit zu Zeit einmal dort hinzugehen, wenn es nicht geradezu von Proletariern und Griſetten wimmelte, wegen der erhöhten Preiſe — ward nicht für unanſtändig gehalten. Dort gab es tauſenderlei Luſtbarkeiten, Carouſels und Polichinells, Panoramen und Gondelſchaukeln, Ball- Kinderſpiele und Scheibenſchießen, Theater und Taſchenſpieler, und ein immer ſchauluſtiges Publikum. Und unter ſo vielen und vielerlei Herrlichkeiten gab es auch Bälle, Bälle im Freien, Bals Champêtres, bei denen der größte Anſtand herrſchte, der überhaupt auch die niedern Volksklaſſen in Paris vortheilhaft bei öffentlichen Vergnügen auszeichnet. Hier tanzte ich häufig mit Ninon und ihren Schweſtern und beſprach mit der bevorzugten Geliebten manch Stelldichein.

Ich liebte Ninon von ganzer Seele, und ließ es mein ernſteſtes Beſtreben ſein, mir eine geſicherte Stellung zu verſchaffen, um dann an ihrer Hand den eignen Herd zu gründen, und den Lebenspfad zu durchwandeln.

Meine Sterne ſtanden günſtig, die italieniſche Oper, zwar noch nicht auf der ſpätern Kunſthöhe, zu welche die Napoleoniſche Zeit ſie erhob, aber doch wackrer Talente ſich erfreuend, organiſirte ein Orcheſter, und übertrug berühmten Muſikern die Prüfung.

Ich meldete mich zur erſten Clarinette, und wurde zum Concurs zugelaſſen, denn außer mir rangen noch viele um dieſe Stelle, die achtzehnhundert Franken fire Einnahme verhieß.

Bei der Familie meiner Geliebten hatte ſeit einigen Wochen ein junger Franzoſe Zutritt, deſſen ganze Erſcheinung mir mißfiel. Er war brüsk, anmaßend, und in doppelter Hinſicht mein Nebenbuhler. Er höfelte um Ninon und bewarb ſich um dieſelbe Stelle, nach der ich ſtrebte. Stets ſah er mich verächtlich an; ich wußte nicht, auf welche Vorzüge er ſo ſtolz war, ich kannte ihn nicht, nur ſoviel erfuhr ich, daß ſeine Schweſter eine Favorite des General Menou ſei, allein dieſe Gönnerſchaft konnte ihn doch unmöglich ſo aufgeblaſen machen. Kurz vor dem entſcheidenden Tag lenkte ſich in ſeiner Gegenwart das Geſpräch bei Madame Gobelier auf den muſikaliſchen Concurs, und ich erwähnte, daß ich mir wohl getraue, den Preis davon zu tragen, daß wie ich ſtolz ſei auf meine Lehrer, Lefevre und Duvernoy, auch dieſe Lehrer ſich ihres Schülers nicht zu ſchämen hätten. Der junge Mann lächelte ſarkaſtiſch, und ſprach: „blaſen Sie beſſer, als ich, blaſen Sie wie ein Gott, wenn ein Gott bläſt, ich gewinne doch den Preis!“

Dieſe Sicherheit, dieſes Selbſtbewußtſein der Arroganz empörte mich, ich ſagte ihm einige beleidigende Worte, er forderte mich, wir beſtimmten das Rendezvous. Ninon weinte, die Mutter lachte, die beiden andern Töchter ſuchten zu begütigen.

Wir ſchlugen uns am Morgen des letzten Tages im Jahr 1797 und ritzten uns gegenſeitig die Haut ein wenig. Am Nachmittage kämpften wir den muſikaliſchen Wettkampf im Beiſein berühmter Meiſter und des Direktors der italieniſchen Oper. Jeder that ſein Möglichſtes und Beſtes. Ich blieb Sieger. Die Clarinette blieb mir treuer, als ich ihr. Die Kampfrichter erkannten mir den Preis zu, der junge Franzoſe, mein Nebenbuhler, rannte wüthend davon. —

Am andern Morgen flog ich auf Flügeln der Liebe und Freude nach der Wohnung meiner Angebeteten; ich wollte der Mutter und den Schweſtern Glück wünſchen, zum Neujahr alten Stils, wollte mir Glück wünſchen laſſen. Kein Gratulant konnte ſo froh ſein, wie ich. In meiner Hand trug ich das Zeugniß meiner Befähigung, die erſte Clarinette in der Oper der Italiener ſpielen zu können, unterſchrieben von drei berühmten Meiſtern.

Ich fand Madame Gobelier nur von ihren beiden ältern Töchtern umgeben, fand mich lau empfangen, kühl beglückwünſcht. Meine Blicke ſuchten Ninon. „Auch wir feiern heute ein beſonders Freudenfeſt, wie Sie, daran Sie gewiß freudig Theil nehmen werden!“ ſprach die Mutter zu mir, und öffnete eine Thüre. „Braut und Bräutigam!“ rief Liſette, und Louiſe ſagte lachend: „Gratuliren Sie, theuerſter Maitre! Gratuliren Sie!“

Mein ſtaunendes Auge erblickte den jungen Franzoſen, der Ninon an der Hand gefaßt hielt, und ſich ſpöttiſch gegen mich darbeugte. Ninon ſchlug verſchämt und ſchalkhaft lächelnd die Augen nieder; der junge Mann aber ſprach:

„Sie ſehen mein Herr, ich habe doch den Preis! Sie haben geblaſen wie ein Gott, beſſer, weit beſſer als ich. Ich gratulire zur Stelle, blaſen Sie lange geſund!“ —

Ich ſtand ſtarr wie eine Bildſäule, krampfhaft erſchüttert, ich blickte Alle an, auf jedem Geſicht ſchien Hohn und Schadenfreude zu ſtehen; ich bezwang mich, machte eine ſtumme Verbeugung und eilte raſch über die Schwelle, hinter welcher Leichtſinn und Falſchheit wohnten, eilte nach meinem Logis, und war ſchwach genug, einen Strom Thränen zu vergießen über die Untreue eines Herzens, das ſich mir innig und ganz hingegeben, das ich ganz mein eigen nennen durfte. Wieder eine Erfahrung mehr gemacht vom Leben und Lieben der Welt, eine herbe, bittre; ich war bis zum Tode betrübt.

Da lag es vor mir aufgeſchlagen das Blatt, das mich ſo ſehr beglückt hatte, jetzt war mir es gleichgültig. Ich habe es heilig aufbewahrt, und indem ich es jetzt, einundvierzig Jahre ſpäter, vor mich lege, bin ich ruhig genug, Betrachtungen an daſſelbe zu knüpfen, die mir damals nicht in die Gedanken kamen. Das Alter macht ruhig, die Jahre beſchwichtigen; das Alter hat Zeit zu Betrachtungen. Die Jugend betrachtet nicht, ſie erfaßt. Führe Kinder oder Menſchen, in denen das kindliche Element noch verwaltet, weil gewiſſe Geiſter in dieſem Leben nie reifen, in Sammlungen, immer wird ſich das Beſtreben entſchieden kund thun, mit den Händen zu ſehen. Nur die Altverſtändigen müſſen das oculis nec manibus zu würdigen.

Wehmüthig heiter weilt jetzt mein Auge auf den theuern Schriftzügen Etienne Mehüls, er ſchrieb mir mein Zeugniß. Es lautet wörtlich:

Nous attéston que Mr. ** est capable d'entreprendre la Partie de Premier Clarinett a l'opera des Italiens.

Paris le 1. Janvier Martini
1798. E. Mehul
Blangini.

Johann Martini, mein deutſcher Landsmann, deſſen Lebensſchickſale bunt genug waren, und kriegeriſch genug, hatte auch gleich mir, die muſikaliſche Weltfahrt als Soldat begonnen, nur mit mehr Glück und Neigung wie ich; er und Etienne Henri Mehul, deſſen Ruhm gerade damals auf den Flügeln ſeiner italieniſchen Oper Irato ſchwebte, mit der er die Pariſer Kunſtkennerſchaft höchſt glücklich myſtificirt hatte, waren beide erſte Inſpectoren am Conſervatoire; mein dritter Richter, nicht der ſüße Notenlyriker Felix Blangini, der damals noch im Aufſtreben begriffen war, und ein Jahr ſpäter nach Paris ging, war dem Direktor befreundet, war Capellmeiſter der Oper im Theater der Porte St. Martin, und von dieſem ernannt, das kunſtrichterliche Urtheil ausſprechen zu helfen. Der Dreiklang dieſer gefeierten Namen hallt harmoniſch in meiner Erinnerung nach.

Aber noch andere Betrachtungen konnte das einfache, unſcheinbare Blatt erwecken, hiſtoriſch intereſſante.

Frankreich hatte längſt keine Herren mehr, lauter Citoyens, ein Wort, das ich mich wohl hüten werde, mit dem deutſchen Ehrennamen Bürger zu überſetzen; noch war die Republik unerſchüttert, noch herrſchte und kämpfte mit ſeinen Gegenparteien das Direktorium, Frankreich hatte nur Bürger-Geſetzgeber, und ſiehe, da wagte ſich doch das kleine Mr. wieder hervor, und wahrhaftig nicht allein auf meinem Zeugniß.

Es waren ſechs Jahre vergangen, ſeit das freiheitberauſchte Frankreich erſt den alten Kalender und dann den alten Gott, Chriſtus und das Chriſtenthum abgeſchafft, und an die Stelle der Heiligentage ein verrücktes Durcheinander von Wurzeln und Kräutern, Bäumen und Sträuchern, Thieren und Oekonomiegeräthen u. ſ. w. in den Kalender geſetzt hatte. Geſtern am Tag des Pechs glaubte ich durch meinen Sieg mich an das Ziel aller meiner Wünſche getragen, und heute, am Tag des Terpentins, wurde all mein feſtes Hoffen flüſſig. Aber auf meinem Blatt ſtand ganz ſimpel: le premier Janvier, und nicht Nivos, wie es eigentlich heißen mußte. Dieß könnte nun höchſt unwichtig ſcheinen, allein dergleichen wiederholte ſich zu Paris tauſendfach, und dadurch wurde es bedeutend und bedeutſam, denn es war eine Rückkehr, es war das unausgeſprochene freiwillige Fügen in die frühern Formen und Gewohnheiten; dem natürlichen Sinne der Maſſe wiederſtrebte die unnatürliche und aufgezwungene Neuerung. Man lachte, wenn man ſtatt Iſidor, Erhardus, Martialis, Hyginius, Reinhold: Schiefer, Sand, Wurfſchaufel, Kieſel, Queckſilber, ſtatt Ludwig, Samuel, Gebhard: Hundskohl, Süßholz und Leiter im Kalender las, und dieſe ſeltſame Bezeichnung der Tage ging nie in das Volk über, es war ihm zu viel zugemuthet, ſein Gedächtniß mit dieſen Worten zu belaſten. Auch feierte es lieber nach ſechs Arbeitstagen als nach neun, einen Ruhetag, und auch das war naturgemäß.

Ich ſaß noch in der trüben Einſamkeit meines Zimmers, meinem Kummer anheimgegeben, als das Dienſtmädchen der Madame Gobelier, welches mir und Ninon oft zu vertraulichen Zuſammenkünften hülfreiche Hand geboten hatte, zu mir eintrat. Finſter und unwillig blickte ich die hübſche Griſette an, und erhob mich, ſie gehen zu heißen, als ſie mir ein parfümdurchduftetes Roſabillet darreichte, und ein Compliment von Demoiſelle Ninon ausrichtete.

„Nachdem, was ich heute im Hauſe Ihrer Gebieterin erlebt,“ ſprach ich kalt: „konnte ich weder eine Zuſchrift erwarten, noch kann ich eine ſolche annehmen. Ich bin von jenem Hauſe geſchieden, und erlaſſe der Bürgerin Gobelier und ihren Töchtern alle und jede Verbindlichkeiten gegen mich, deren ſie ſich vielleicht noch entledigen wollen!“

„Leſen Sie doch, ich bitte!“ rief das niedliche Dienſtmädchen, und wollte mir den Brief aufdringen, ich wehrte aber voller Ernſt und Aerger ab.

„Sein Sie doch nicht kindiſch, mein Herr!“ lachte das Mädchen mir ins Geſicht. „Die ganze Geſchichte heute früh war ja nur ein Poſſenſpiel, ein kleiner Scherz auf Ihre Koſten, eine Prüfung, die Sie eben ſo gut beſtehen ſollten, wie die geſtrige, muſikaliſche!“

Ich ſtaunte, und wurde nun erſt recht ernſtlich böſe. „Wie!?“ rief ich aus: „Man verſpottet mich, hat mich zum Beſten, verhöhnt meine heiligſten Gefühle, verletzt mein Gemüth auf das Bitterſte, und das alles aus Scherz? Ei, da ſoll Ihre Herrſchaft ſich einen andern Narren ſuchen, das ſagen Sie ihr nur von mir!“

Dem guten Mädchen, das ihren Gebieterinnen von Herzen zugethan war, traten die Thränen in die Augen, als ſie dieſe unerwartete Wendung meiner Geſinnung wahrnahm, und ſie ſprach bittend:

„Sie müſſen das Brieſchen der Demoiſelle Ninon leſen, mein Herr, wahrhaftig, Sie müſſen! Sonſt ſtoßen Sie ein ſchönes Glück von ſich, das Ihnen winkt, und brechen ein Herz, das nur für Sie ſchlägt.

Ninon iſt unſchuldig, die boshafte Louiſe hat den Spaß ausgedacht, und die Einwilligung der Mutter erzwungen, der Couſin hat ſie von Ninon, die ſich am meiſten ſträubte, erſchmeichelt, leſen Sie, und ich bin gewiß, Sie werden lachen und verſöhnlich ſein."

Hätte ich jetzt widerſtanden, hätte ich eine Verbindung, die ich gelöſt glaubte, auch gelöſt ſein laſſen, ſo hätte ich mir ein ſpäteres großes Unrecht, höchſte Verlegenheit, kränkende Beſchämung, bittre Reue, Löſung eines innigtrauten ſchönen Verhältniſſes, und eine lange Reihe trüber Stunden erſpart, aber ich erfaßte in dem roſenrothen Billet den täuſchenden Schmetterlingsflügel eines böſen Dämons, der in meiner Hand blieb. Es geht den Menſchen oft ſo.

Ninon ſchrieb:

„Mein theuerſter Freund!"

„Du biſt im Zorn von uns geeilt, vergebens rief meine Liebe Dir nach. Höre, richte und vergieb! Unſer Couſin, beſchämt von Deinem geſtrigen Triumphe, der mich mit Entzücken erfüllt, und über den wir uns Alle innig antheilnehmend freuen, verabredete mit der Schweſter einen Scherz, der eine Prüfung Deiner Standhaftigkeit, und wie er mir einredete, auch Deiner Liebe ſein ſollte. Er hatte unſre Neigung längſt beobachtet, und wollte, nachdem wir Dich ein wenig erſchreckt, und wie wir uns einbildeten, ein

Wenig außer Dir geſehen hätten, Dir das Räthſel löſen, und als ſchönſten Preis des Sieges mich als Braut in Deine Arme führen. Mutter und Schweſtern wollten unſere Liebe ſegnen, und der Tag ſollte für uns Alle ein Freudenfeſt werden. Er iſt mir aber zum Tag der Schmerzen geworden, denn ich muß Dich in einem unſeligen Wahn befangen, und leidend glauben, leidend durch mich, und um mich, wenn Du wahrhaft mich liebſt. Iſt das der Fall, leideſt Du, ſo wird der unbedachte Scherz doch eine Prüfung, die Dich zum Sieger und mich unausſprechlich glücklich macht. Was wir lange nicht wagten, dürfen wir nun ungeſcheut thun, der Mutter unſre Liebe vereint bekennen, wie ich ſie ſchon in vertrauteſter Stunde ihrem liebenden, zärtlich um mich beſorgten Herzen bekannte. Du haſt ja nun die erſehnte Stellung, ſie und die glückliche Ausübung Deiner Kunſt ſichern Dir und Deiner künftigen kleinen Frau ein beſcheidnes Auskommen. Trinke den Thee mit uns, mein Geliebter, komme, und ſiehe uns Alle als Abbittende, Beſchämte, und übe Großmuth gegen uns, vor allem gegen Deine Dich zärtlichliebende, ſchmerzlichbereuende Ninon.“

Ich fiel aus den Wolken, mir war als ob ich aus einem ſchweren laſtenden Traum erwache. Die Liebe loderte auf, das Herz machte ſeine Rechte geltend, ich ging aus dem Traum der Schwermuth in einen Glücksraum über, lachte und weinte, zitterte und jauchzte, gab dem Mädchen ein Goldſtück und ließ ſagen, ich würde erſcheinen.

Ich war erſter Clarinettiſt in der Oper der Italiener, ich ſollte nun jeden Theaterabend vor der Bühne ſitzen, und Comödie ſpielen ſehn, daß man mit mir ſelbſt Comödie ſpielte, wußte, ahnete ich nicht.

So taumelte ich denn freudetrunken, wie die vom Dunſtkreis der Flamme magiſch angezogene Mücke nach dem Lichte meiner Gedanken, ward mit zärtlichen Vorwürfen und noch zärtlichern Liebkoſungen empfangen, der leichtfertige Couſin war verbannt, der Spott Louiſens ſchwieg für heute, Liſette war ſchweſterlich freundlich, ein Lebensplan ward beſprochen, Verhältniſſe erörtert, und als ich ſchied, ſchied ich als Ninons Verlobter. So hatte der letzte Tag des ſcheidenden Jahres mir eine Stelle von jährlich 1800 Franks und der erſte des Neuen mir eine allerliebſte Braut gebracht. Wer konnte glücklicher ſein, als ich? . Es gab zu jener Zeit in Paris der glücklichen Menſchen ohnehin nur ſehr wenige.

Nun begann ein ſchönes, heitres Privat- und Künſtlerleben, getheilt zwiſchen meinem Amt und deſſen Pflichten und meiner zärtlichen Verbindung die wir jedoch noch eine Zeitlang heimlich zu halten, beſchloſſen. Es war ein ſüßer Brautſtand. —

Nicht ohne Theilnahme für das politiſche Leben, das mit raſchen Pulsſchlägen Frankreichs Herz, Paris oft freudig, oft bang erbeben machte, betrachtete ich daſſelbe doch nur mit der Ruhe eines Zurückgezogenen, nicht mit der Bewunderung eines Enthuſiaſten.

Während Bonaparte Frankreichs Fahnen zu den Pyramiden trug, und ſich mit dem Scheiks der Wüſte befreundete, ſeinen murrenden Generalen mächtig imponirte, mit den Soldaten jede Beſchwerde theilte, kämpfte das Direktorium mit Sardinien, und unterjochte es, ſandte es Jourdan und Bernadotte über den Rhein und erklärte Oeſtreich den Krieg, und ſah ſchon im ſtolzen Geiſt ganz Deutſchland unter ſeine Herrſchaft gebeugt. Da allarmirte die Nachricht von dem unglückſeligen Attentat gegen die franzöſiſchen Geſandten beim Raſtadter Friedenscongreß ganz Paris auf eine furchtbare Weiſe. Das Völkerrecht war verletzt, zwei Geſandte Frankreichs waren ermordet. Wüthende Redner traten auf Straßen und Plätzen auf, und ſprachen zum Volke, Flüche auf Flüche donnerten gegen Oeſterreich, dem man geradezu die Abſicht eines Meuchelmordes Schuld gab. Es war nicht gut, in Paris und zugleich ein Oeſterreicher zu ſein. Man ordnete ein pomphaftes National-Trauerfeſt an und hielt den Ermordeten neubürgerliche Exequien, da die kirchlichen abgeſchaft waren. Es wurden Reden gehalten, die dem Unbefangenen, der in jener Ermordung keine völkerrechtwidrige Abſicht, ſondern ein Zuſammentreffen unglücklicher Zufälle erblickte, das Haar empor ſträubten. Es ſchien Wunſch und Wille der Exaltirten zu ſein, daß die Nation alle Deutſchen ſeptembriſire, aber die franzöſiſche Nation hatte nicht mehr ſo viel heiſſes Blut, wie ehedem, und rächte nicht ein großes Unrecht, an dem die deutſche Nation unſchuldig war, durch die Greuel planloſer Grauſamkeit.

Unter Kämpfen nach innen und außen, unter Niederlagen und Siegen hielt ſich die Macht des Direktoriums oscillirend auf der ſchwankenden Spitze ihres Uebermuthes, während ihr mehrſeitig ſchmählicher Sturz drohte, und die Fünfhundert immerwährend die Fünf im Schach zu halten ſuchten. Gern hätten die wieder auftauchenden Jacobiner, auf den Zwieſpalt der Fünfherren fußend, wieder die blutigen Tage der Schreckenszeit zurückgeführt, aber die Maſſe der Proletarier war nicht mehr zu inflammiren, der beſſere Bürger hatte ſo viel Einſicht gewonnen, die nutzloſen Blutſcenen zu verabſcheuen und ſelbſt für die überall beutegierige, gern von allgemeiner Noth Vortheil ziehende und die Taſchen füllende Hefe, den

Pöbel, fehlte der anreizende Nerv, das Geld. Man konnte nicht mehr mit Aſſignaten locken, man konnte nicht mehr die Güter der Edelleute confiſciren, denn es gab keine Edelleute mehr. Der Pöbel war erſchöpft, wie die Kräfte der Regierung, der Stand der öffentlichen Angelegenheiten war ein unbeſtimmter, ſchwankender, beängſtigender, als plötzlich — wie ein raſcher Sturmwind ſchwer dräuende Wetterwolken auseinander treibt, die Kunde Frankreichs Hauptſtadt in Staunen und Bewegung ſetzte: Bonaparte iſt aus Aegypten zurück, iſt im Hafen von Frejus gelandet, iſt auf dem Wege nach Paris!

Alle Straßen und öffentlichen Plätze belebten ſich von einer exaltirten Menge; Alles hoffte einer neuen Geſtaltung entgegen, man erwartete den Helden vom Nil wie einen Meſſias, das Volk ahnete, ohne ſich dieſer Ahnung deutlich bewußt zu ſein, ſeinen künftigen Herrſcher, das Direktorium, ſeit dem 30. Prairial faſt eine Null, zagte ihm entgegen, es fürchtete den volkbeliebten Rival. Man rief ſich Glückwünſche zu, man ſprach laut von beſſern Zeiten, man verkündigte, wie das ganze Südfrankreich den Enthuſiasmus der Hauptſtadt theile, wie Alt und Jung Bonaparte zujauchze, ihn feierlich einhole, und in dieſen Huldigungen wollte, konnte Paris nicht zurückbleiben, es mußte alle überbieten.

Er ſteht noch lebhaft vor meiner Erinnerung, der große und ſchöne Oktobertag, als der junge Feldherr, vom jubelnden Volk umringt, von der ein Vivat um das andere ausbringenden Menge gefolgt, in Begleitung Berthiers und Anderer ſeiner Heerführer durch die Straßen von Paris ritt. Napoleon Bonaparte trug an dieſem Tage einen Leibrock von rothem Scharlachtuch, umgürtet von der freiheitfarbigen Schärpe, und nicht den nachher ſo berühmt gewordenen kleinen, ſondern einen großen dreieckigen Hut. Er ſaß hager, wie ein ausgetrocknetes Skelett auf dem Pferde, und die Sonne Aegyptens hatte den ohnedieß gelblichen Teint des Corſen zur Farbe antiken Erzes erhöht. Sein Auge blitzte, wie das Auge des Leoparden der Wüſte.

Die Soldaten der Expedition gewährten den Anblick eines diſſoluten Heeres, eines Heeres, dem es an allem Nöthigſten mangelte, wie es denn auch der Fall war, aber ihre Haltung drückte Stolz aus, Stolz auf das, was ſie geſehen, erlitten, errungen, und Stolz auf ihren Führer. Bald ſollte es anders und beſſer um ihr Aeußeres ſtehen.

Die berühmten Tage des 18. und 19. Brumaire, (9. und 10. November) erſchienen; der drei Tage lang vorbereitete und verſchwiegen gehaltene große Staatsſtreich ward ausgeführt, der in Napoleons Hand das unſichtbare Scepter des Herrſcherthums legte. Das Publikum der Stadt Paris vernahm, daß im Rathe der Alten etwas Ungewöhnliches vorging, daß etwas Beunruhigendes im Werk war. Schon früh um ſieben Uhr hatte ſich der Rath der Alten verſammelt, und den Beſchluß gefaßt, den Sitz beider geſetzgebender Verſammlungen nach St. Cloud zu verlegen. General Bonaparte ſollte das Commando der ſiebzehnten Militairdiviſion übernehmen, und den Gang der proponirten Translocation decken. Vor Napoleons Wohnung in der ihm zu Ehren ſogenannten Siegesſtraße, die früher Chanteraine hieß, hielten drei Reiterregimenter; Feldherren und Führer jeden Ranges umgaben ihn, und kaum hatte der Staatsbote ihm jenen Beſchluß des Rathes überbracht, kaum hatten die Heerführer glückwünſchend ihre Degen gezogen, als er ſich an der Spitze der Truppen nach den Tuilerien in Bewegung ſetzte, während zugleich durch alle Straßen von Paris Generalmarſch geſchlagen wurde. Gleichzeitig erblickte das Volk von Paris, das neugierig nach der Urſache des Lärms aus den Fenſtern ſah, oder aus den Thüren eilte, daß große Placate an die Häuſerecken geklebt wurden, welche dem Volk Vertrauen in den Rath der Alten riethen. Letzteres war eine Maaßregel des Polizeiminiſters Fouchet. Das Direktorium im Luxembourg mußte ſich ſelbſt auflöſen, ſeine letzte Stunde hatte geſchlagen. Am folgenden Tage ſchlug die des Rathes der Fünfhundert, und der Volksvertretung; Frankreich erhielt drei Conſuln: Siéyes, Roger Ducos und Bonaparte. Es ſteht geſchrieben: die Letzten werden die Erſten ſein.

Frankreich hatte kein Advokatenregiment mehr, es geſtaltete ſich zum Soldatenſtaat. Der Conſul Bonaparte ſorgte für ſeine Braven, er ließ die Truppen, die aus Aegypten heimgekehrt, neu kleiden, und führte ſie dann zu neuen Siegen. —

Mein Verhältniß zum Theater der Italiener führte mich allmählich zu den intereſſanteſten Bekanntſchaften. Die Künſtler vor der Bühne können und ſollen den Künſtlern auf der Bühne nie ganz fremd bleiben. Es iſt überhaupt ſchön, wenn die Künſte ſich verſchwiſtern. Als Napoleons Stern immer glänzender höher ſtieg, begann auch für die italieniſche Oper die Epoche ihres Ruhmes, ihres Glanzes. Aliprandi war der Name des damaligen Direktors, Andrea Nozzari war erſter Tenoriſt, der in ſeinen reifern Jahren Italien mit ſeinem Kunſtruhm erfüllte, und damals ſchon Alles entzückte. Martinelli ſpielte komiſche Rollen mit Meiſterſchaft.

Die erſte Sängerin, Madame Strina-Sacchi, nicht zu verwechſeln mit der Frau des großen Violoncelliſten Schlick in Gotha, eine äußerſt imponirende

Erſcheinung, erkor mich, ihr manche Rollen einzuſtudieren, dort trat ich in einen lebenvollen Kreis von Sängerinnen und Tänzerinnen, in die heiße Athmoſphäre, die hinter den Couliſſen herrſcht, die bald der austrocknende Sirocco des Mangels, bald der Feuerſamum der Leidenſchaft, bald der Miſtral der Kabale durchkreuzen, und ſo lernte ich denn nun auch die Myſterien der theatraliſchen Welt, von denen mein Stern bisher noch mich fern gehalten, in ihrem ganzen Umfang kennen. Die Waſſer- und Feuerproben der Liebe, der Eiferſucht, der Begünſtigung, des Neides, der Ränke und Kabalen waren mir vorbehalten und aufgeſpart, ich ſchaute ſie zumal in den Flammencolorit der italieniſchen Erregbarkeit, und wurde unwiderſtehlich hingeriſſen und umgetrieben auf dem Irionrade des Künſtlerlebens.

Ich wage nicht, den Vorhang ganz aufzurollen vor dieſer Partie meiner muſiko-dramatiſchen Laufbahn, und ſie in die vollen Farben ausführlicher Mittheilung zu ſetzen; ich liebe die leiſe andeutenden Konturen, die flüchtigen Croquies, und fürchte den Leſer zu ermüden, wenn ich ihm die zahlloſen kleinen Liebſchaften erzählen wollte, die ſich während der Jahre, wo ich bei der Oper der Italiener erſte Clarinette blies, bildeten und auflöſten, wie kleine Windwölkchen am Azurhimmel eines ſonnenhellen Sommertages.

Man nenne eine den Gracien und Amoretten gewidmete Lebensweiſe in den glücklichen Tagen, wo das Herz noch heiß pulſt, nicht frivol. Der Sohn der Kunſt konnte nicht lange ausdauern bei einer einzigen Liebe, und daß ſein nachheriges Liebeleben nicht ein deutſch-ſentimentales, deutſch-tiefes war, ſondern ein flatternder Schmetterling, lag im Geiſt einer Zeit, in welcher das Chriſtenthum mit ſeiner asketiſchen Moral in Frankreich abgeſchafft war. Ich ſelbſt billige heute nicht, was ich damals that, und werde mich bald genug als Spiegel der Warnung einem jüngern Geſchlecht vor Augen ſtellen. Damals aber war es einmal nicht anders, und wie das öffentliche Staatsleben ſich äußerlich den antiken freiſtaatlichen Formen anſchmiegte, ſo folgte das bürgerlichhäusliche in Sitte, Brauch und Tracht nach, deren erſte freilich vielfach in Unſitte und Mißbrauch ausarteten, und ebenfalls zu Giftfrüchten am Baume der Revolution und einer Freiheit wurden, die keine Tugend heiligte. —

Elftes Kapitel.

Guides de Napoleon.

Die Donner der Schlachten von Marengo und an der Bormida waren verhallt, der ruhmgetragene Sieger war in Paris eingetroffen, der erſte Conſul ſtand triumphirend über den Kampf der Parteien, und Royaliſten wie Republikaner erblickten mit gleichem Grimm in den gewaltigen Mann Frankreichs künftigen Tyrannen. Noch war Napoleon ein Solcher nur im eigentlichen Sinn des griechiſchen Wortes, nicht in dem, wie wir das Wort Tyrann zu brauchen gewohnt ſind, doch täuſchte der Feinde prophetiſcher Blick ſie nicht.

Es war die goldne Zeit des Conſulats; der Mann des Jahrhunderts trat aus dem Dunſtkreis der Revolution, in dem er groß geworden, und es begann wieder Hofluft durch die Säle und Zimmer der Tuillerien zu wehen. Eine unſichtbare Siegerin über die Formen der republikaniſchen Freiheit ging am Arm des ſelbſtbewußten Siegers durch die glänzenden, weihrauchdurchwallten Räume: die Etikette. Ihr jungfräuliches Angeſicht erröthete bei dem Gedanken an einen Sansculotten, ſie winkte, und die rothe Freiheitsmütze wich dem Chapeaubas, ſie winkte und der Freiheitbaum wich dem Stammbaum, ſie winkte, und die sella consularis wich einem Thron.

Wie hätten Leibwachen, Garden, Trabanten fehlen dürfen? Das Regiment der grünen Huſaren wurde errichtet, und der Elite, meiſt aus Kriegern beſtehend, die den ägyptiſchen Feldzug mitgemacht hatten und die unter den Namen Guides de Bonaparte eine glänzende Leibwache um die Perſon des erſten Mannes Frankreichs bilden ſollten, durfte eine ſchöne Regimentsmuſik nicht fehlen. Den Auftrag, dieſe zu organiſiren, erhielt Lefevre mit dem Titel eines Capellmeiſters. Mein großer Lehrer war ſo gütig, ſich meiner zu erinnern, ließ mich rufen, und machte mir den Antrag eine ſolche Muſikerſtelle anzunehmen. Ich willigte freudig ein, denn der verlockende Glanz, mit dem dieſe Garde bedeckt wurde, warf meine Vorſätze, nicht wieder zu dienen, über den Haufen; eine Menge junger Muſiker aus dem Conſervatoir ſtrömten zu, aber auch Meiſter hohen Ranges, wie Dacoſta, verſchmähten nicht, durch ihr eminentes Talent den Wünſchen des erſten Conſuls huldigend zu Willen zu ſein.

Unter der allgemeinen Benennung Trompette des Guides de Bonaparte wurden wir als reitende Muſiker inſcribirt. Crittli war Trompette-Major, Napoleons Stiefſohn, Eugen Beauharnois, Colonel der Guiden. Wir bekamen freie Wohnung in der Kriegsſchule, in derſelben, in welcher Napoleon ſelbſt ſeine Studien gemacht. Dort mußten wir vor allen die Manege durchmachen, reiten, ſatteln, zäumen, das Pferd behandeln, und überhaupt alles erlernen, was der Dienſt eines Cavalleriemuſikers erfordert, Appell und Signal blaſen und dergl. Natürlich wurde auch der Fechtunterricht nicht vergeſſen, und die ſorgloſe fröhliche Jugend, die aus nicht weniger als vierzig Muſikern beſtand, fand und fügte ſich leicht in Alles. Außer dem freien Logis hatten wir täglich Fleiſch und Brot, und jährlich achthundert Franks. Es war eine Luſt, die Pracht unſers Aufzuges anzuſehen, wie ſtach das ab gegen die Tracht der Sansculotten, gegen die zerriſſenen Nationalgarden, gegen die Anzüge der Armee, als ſie aus Aegypten heimkehrte! Solche Paraden hatte das Königthum in ſeiner glänzendſten, verſchwenderiſchſten Zeit nicht geſehen, wir ſtarrten von Gold. Mein Czacko mit ſeiner Zubehör koſtete allein funfzehn Carolin. Unſer kleiner Timbalier ritt ein Pferd, deſſen Schmuck 24,000 Franken werth war. Wir waren aber auch nicht wenig ſtolz darauf, zu des Conſuls nächſter Ehrenwache zu gehören.

Neben dem Dienſt war mir noch manche Zeit vergönnt, zumal des Abends, denn die glänzenden Paraden nahmen nur den Tag in Anſpruch, und wenn der Conſul Abends ausritt, oder fuhr, ward ſelten die Begleitung der Muſik erforderlich.

Eine neue Organiſation der italieniſchen Oper trat ins Leben, und überhaupt blühten unter der neuen Herrſchaft alle ſchönen Künſte zu größerer Entfaltung auf. Ich behielt meine Stellung bei der italieniſchen Oper als erſter Clarinettiſt, und bezog meinen Gehalt von ihr wie bisher fort.

Das trauliche Verhältniß mit meiner heimlich Verlobten dauerte ungeſtört, ich wurde oft im Hauſe der künftigen Schwiegermutter zu Tiſche geladen, und führte dafür Mutter und Töchter oft in das Theater. Sonntags machten wir gewöhnlich eine Luſtfahrt nach Verſailles oder St. Cloud, und kehrten oft ſpät in der Nacht zurück.

Welche Erinnerungen knüpfen ſich an das romantiſche St. Cloud! Mehr als einmal war ich ſo glücklich, von Madame Talma, die von ihrem berühmten Gatten getrennt lebte, ein Billet zu dem glänzenden Liebhabertheater zu erhalten, das zu den Menu-Plaiſirs des conſulariſchen Hofes gehörte; dort ſah ich Joſephine mit ihrem Stiefſohn künſtleriſches Talent entwickeln, ſah im vertrauten Familienkreiſe die reizende Georges und die zwar körperlich unſchöne, aber geiſtig bedeutende, ihre Rollen mit Klarheit und hoher Gluth der Empfindung auffaſſende Joſephine Duchesnois, ſah die Thränen der claſſiſchen Tragödie Frankreichs und Napoleons Lächeln.

In dieſe Zeit fiel ein kleines Abenteuer, welches mein Verhältniß zu der lieblichen Ninon herbeiführte. Ich hatte meine Geliebte mit ihren beiden Schweſtern nach dem Champs elesiés geführt, ein Bal champêtre war arrangirt, die Rotonde wimmelte von tanzluſtigen Herren und Damen. Ein junger Cadett, Namens de Derſac, der auf einen Advokaten losſtudirt, aber das Quartier Latin mit der Militairſchule vertauſcht hatte, und einer angeſehenen Familie in Orleans angehörte, ſchien großes Wohlgefallen an Ninon zu finden, und engagirte ſie, während ich mit Liſette anzte, zu einer Quadrille. Sie tanzte mit ihm, er ot ihr nach geendigtem Tanz Erfriſchungen, ſie ehnte beſcheiden ab, und kam wieder zu dem Tiſch, n welchem wir Platz genommen hatten, und den der nge, recht hübſche Mann fortwährend im Auge hielt, nd umkreiſte. Wir ſaßen gar nicht lange, ſo näherte ſich, und forderte Ninon abermals auf. Sein gan- s Benehmen verrieth einen bis über die Ohren verliebten Thoren, der nicht verſtand, ſeine Gefühle zu verhehlen, und ſich eine Blöſe über die andre gab, was der ſpottſüchtigen Louiſe Stoff genug zu Sarkasmen über ihn verſchaffte. Während des Tanzes wollte er Ninon wieder für den nächſten Walzer engagiren, doch ſchlug ſie dieß Geſuch aus natürlichen Gründen ab; ſie ſagte, daß ſie mit ihrem Liebhaber hier, daß ſie ermüdet ſei, und es nicht paſſend finde, mit einem Herren, den ſie nicht kenne, dreimal hintereinander zu tanzen. Hierauf erwachte der Groll dieſes Seladon gegen mich, den Beglückten, Bevorzugten. Als ich ſpäter im Kreiſe andrer Bekannten an einem Contretanz Theil nahm, und Ninon mit ihren Schweſtern unter den erleuchteten Bäumen ſich erging, näherte der Zudringliche ſich abermals meiner Geliebten, und überhäufte ſie mit Schmeicheleien, die zu einer förmlichen Liebeserklärung wurden. Mit Mühe machten ſich die Mädchen von ihm los, allein es half nichts, der Aufdringliche kam wieder, bat wieder um einen Tanz und hielt mit ungeſtümen Bitten noch an, als ich mich wieder zu meiner ſchönen Geſellſchaft fand. „Schaffen Sie uns dieſen Unausſtehlichen vom Hals!“ flüſterte mir Louiſe raſch zu, und nachdem ich vernommen, daß er wiederholt um den Tanz bat, nahm ich das Wort: „Bemühen Sie ſich nicht mein Herr! dieſe Dame iſt verſehen und verſprochen!“

„Dieſe Dame hat mich beleidigt auf dem Ball, da ſie mir den Walzer, um den ich bat, abgeſchlagen hat!“ erwiderte er. „Zur Sühne bitte ich jetzt um den nächſten Tanz!“

„Den Sie kein Recht haben, zu fordern, mein Herr! und den Sie auch nicht zugeſagt erhalten! Recommando!“

Ich nahm Ninons Arm, und wollte die Mädchen hinwegführen.

„Herr! Mit welchem Recht ſpielen Sie hier den Mentor? Ihr Benehmen iſt eine Beleidigung!“ rief er voller Wuth.

„Satisfaction ſteht zu Befehl, mein Herr!“ antwortete ich im vollem Bewußtſein deſſen, was ich meinem Dollmand ſchuldig war. „Morgen früh, neun Uhr, wenn es beliebt, Bois de Boulogne, zwiſchen La Meute und der Faſanerie.“ Mein Gegner nahm die Ausforderung brüsk an; wir tauſchten unſre Namen, und trennten uns. Er murmelte im Davongehen etwas von Zuſammenhauen, was meine Damen gar ſehr erſchreckte, ich tröſtete ſie aber damit, daß ich in der Kriegsſchule die Klinge gut zu führen gelernt habe. Doch war die Freude des Abends geſtört, und wir verließen bald darauf die eliſäiſchen Felder.

Am folgenden Morgen brachten muntre Pferde mich und einen Kameraden raſch zum Platz des Rendezvous, auch Monſieur Derſac ließ nicht lange auf ſich warten; er kam in Begleitung ſeines Secundanten; wir übergaben die Pferde der Obhut eines Reitknechts, und ſuchten in dem Gehölz, deſſen harmloſe Dryaden ſchon ſo viele tauſend blutige und unblutige Duelle ſahen, die geeignete Stelle. Bald ſtanden wir einander mit den blanken Degen gegenüber, der Kampf begann und währte keine zwei Minuten, ſo ſaß meinem Gegner ein ziemlich tiefer Terzſtich auf der linken Seite der Bruſt, ſein Secundant fing den Sinkenden auf, und mir ward nicht wohl bei der Sache. Da ſich jedoch bald ergab, daß das Herz nicht lädirt war, ſo nahm Derſacs Secundant den Kampf auf. Mein Secundant wollte für mich eintreten, ich duldete dieß jedoch nicht, und trat ſelbſt auf die Menſur. Wir machten mehrere Gänge, ohne daß etwas heraus kam; jetzt empfing ich einen Streifhieb über den Daumen, und mein Gegner durch eine Contrequart einen tiefen Hieb über die drei mittlern Finger. Mein Beleidiger lag ſechs Monate im Militair-Hospital, und ſeinem voreiligen Secundanten mußten die drei Finger abgelöſt werden.

Dieſe Geſchichte wurde bald ruchbar unter den Kameraden und verſchaffte mir einiges Renommé.

Mein jetziger Oberſt ließ mich rufen, und ich mußte ihm den Hergang erzählen. Er lobte meine Bravour und ſtellte mich ſeinem Schwiegervater, dem erſten Clarinettiſten in der großen Oper, Mr. Soller, als einen Kunſtverwandten vor. Durch dieſen gelangte ich wieder in neue Bekanntſchaftkreiſe.

Schöne und hochgefeierte Künſtlernamen klingen durch die Aeolsharfenſaiten meiner Erinnerung, einen Namen aber halte ich vor allen werth und heilig, es iſt der eines lieben, ſüßen, unvergeßlichen Mädchens, das einen Zauber über mich übte, wie ſpäter kein andres weibliches Geſchöpf, und das mir durch die Hoheit ſeines Weſens die reinſte Achtung abnöthigte. — — Die Verbindung mit meiner Verlobten durch förmliche Heirath fand durch einen Umſtand Verhinderung, den man in Frankreich unter den damals obwaltenden Umſtänden am allerwenigſten hätte vermuthen und ſuchen ſollen. Es war die Verſchiedenheit der Confeſſion.

Der alte Glaube lebte noch in Millionen Herzen, und der Gottheit, welche die Revolution kirchenſchänderiſch von den Altären verwieſen, brannten in dieſen Herzen noch fromme Liebesflammen. Vorzüglich waren es die edleren und beſſern Frauen, die das Heiligthum der Religion heimlich und tiefinnerlich bewahrten. Zu dieſen Andachtvollen, die ſogar insgeheim und im Verborgenen von zurückgekehrten Prieſtern Meſſe leſen ließen, gehörte auch Madame Gobelier, und ihre Schuld war es nicht, daß ihre Töchter mehr Weltſinn verriethen, wie die bigotte Mutter. So lange ſie von meiner Liebe zu Ninon noch nicht in Kenntniß geſetzt war, mochte ſie wohl gar nicht daran gedacht haben, daß ihre Kirche mich Ketzer nenne; ein Zufall brachte es zur Sprache, daß ich Proteſtant ſei, und das Mutterherz erbebte für mich, wie für die Tochter. Es wurden nun leiſe Andeutungen gemacht, Wünſche ausgeſprochen, Lockungen verſucht; ich ſollte übertreten, übertreten zu einer Kirche, die geſetzlich aufgehoben war, obſchon die Augen aller Frommen ſich auf Napoleon wie auf einen neuen Heiland richteten, der das Gottesreich wieder herſtellen werde. Ich liebte Ninon von ganzer Seele, allein ich hatte keine Luſt zu einem Religionswechſel, der mir moraliſch verwerflich, politiſch zwecklos, ja ſogar gefährdend erſcheinen mußte. Ich haßte und haſſe noch alles Convertitenweſen; jeder Uebertritt, er werde beſchönigt mit was für Gründen er wolle, erſcheint mir entweder als eine große Schwäche, oder als ein großes Unrecht. Die confeſſionellen Formen, ſo lange es ſich um dieſe handelt, ſind mehr oder minder alle dem klaren Bibelwort entgegen, daß wir Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten ſollen;

das höhere, geiſtige Weſen der Religion aber, die ideale Erhebung des Herzens und Gemüthes zu dem höchſten Weſen, und das tief empfundene Bewußtſein, daß eine Gotteshand über uns mit Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe walte, bedarf der Formen nicht. Schwerlich dürfte im geiſtigen Sein des unerforſchlichen Jenſeits die Frage an uns gerichtet werden, ob wir zu dem apoſtoliſchen, dem athanaſiſchen oder dem nicäaniſchen Dogma uns bekannt in der kurzen Spanne des irdiſchen Raupenſtandes, oder ob wir ein Jude, Türke oder Heide waren? Das äußere Bekenntniß kann vor Gott und Menſchen weder Werth haben, noch drüben irgend einen Rang geben, und das innere hat keinen irdiſchen Richter. Ich bin mit voller Ueberzeugung Chriſt, und nur Chriſt, weil des Heilands erhabene und milde Lehre mir das Herz erwärmt, weil ſie das Erdenſein veredelt, weil ſie der Gottheit nähert, aber die theologiſchen Grübeleien, Spitzfindigkeiten, die ganze Maſſe orthodoxen Unrathes, die ſpaltet, ſtatt zu einen, Haß lehrt, ſtatt der Liebe, dunkel macht, ſtatt zu klären, die habe ich immer da, wo es ſich um den Glauben und nicht um wiſſenſchaftliche Forſchung handelte, für etwas der Welt Unnützes, und mir möglichſt vom Leibe gehalten.

Während alſo die höchſte Staffel meines Liebeglücks noch vom Nebel eines bigotten Wahns überhüllt war, der mich für verworfen hielt, ſtrahlte meinem freien Auge der reinſte Aether entgegen.

Es geſchah, daß ich im Jardin Frascati luſtwandelte, dort erblickte ich zwei Mädchen, deren Schönheit alles überwog, was ich noch an Schönheit auf Erden erblickt, beſonders leuchtete die Eine, Aeltere, wie ein Stern, der auf die Erde herabgeſunken, beſtimmt ſchien, ihr Dunkel zu verſcheuchen. Ich fragte einen befreundeten Muſiker, der mit den jungen Damen einige Worte gewechſelt, nach ihren Namen, und erfuhr, daß es die beiden Demoiſelles Peingenez vom Theater Feydeau ſeien. Mein Bekannter ſtrömte über von ihrem Lobe, und ſtellte mich vor. Ich ſah mich mit einer ſo ſittigen Huld begrüßt, die jungen, blühendſchönen Mädchen entwickelten ſo viel heitre Geiſtes-Anmuth, daß ich mich unwillkührlich gefeſſelt fühlte. Die Unterhaltung war hinreißend, einzig. Ich wagte, um Erlaubniß zu bitten, die Künſtlerinnen beſuchen zu dürfen, und erhielt ſie. Bezaubert von alle der Anmuth und Liebenswürdigkeit, die ein natürlicher Ausſtrahl dieſer Huldgeſtalten war, ſchied ich von ihnen, das Herz voll Sehnſucht und Unruhe.

Mein Freund ſagte mir, daß dieſe Schweſtern ſich eines gänzlich tadelloſen Rufes erfreuten, daß ſie

Zutritt in den angeſehendſten und achtbarſten Zirkeln hätten, daß die Aelteſte im tragiſchen Rollenfach eine ausgezeichnete Künſtlerin ſei, und ich ſäumte nicht, des mir vergönnten Glücks theilhaftig zu werden, ich beſuchte die Schweſtern.

Die Demoiſelles Peingenez wohnten bei ihren Aeltern, ſie empfingen mich freundlich, ſtellten mich vor, und bald kam ein lebhaftes Geſpräch in Gang, das wie natürlich, die Bühne, Stücke, Rollen, Direktor und Schauſpieler zu Gegenſtänden hatte, aber da hörte ich, was mir hocherfreulich war, kein Wort des Neides und der Verläumdung gegen andre Künſtler und Künſtlerinnen, keine Klage über eingebildete Zurückſetzung, keine Lamentation über allzugeringe Gage. Es hat mir immer einen geringen Begriff von ſolchen Künſtlern beigebracht, die beim erſten oder zweiten Zuſammentreffen mit mir oder einem Dritten, deſſen Bekanntſchaft ſie kaum gemacht, ſogleich ihre kleinlichen Bühnenintereſſen zum Hauptgegenſtand des Geſpräches machten, die von ihrem Direktor und ihren Kollegen alle nur erdenklichen wahren oder erdichteten Schlechtigkeiten auftiſchten, ſchonungslos über alle örtlichen Verhältniſſe den Stab brachen, und immer ſich ſelbſt als gefallene Sterne glänzen ſahen, die ein grauſames Schickſal aus der ihnen gebührenden Sonnennähe, der höchſten Bühnenſtellung und

Anerkennung geſchleudert. Dagegen muß es ſtets mit Freude erfüllen, den gebildeten Künſtler über die geiſtige Auffaſſung ſeiner Rollen, über deren Darſtellung und überhaupt ſolche Intereſſen ſprechen zu hören, welche nicht in der Alltäglichkeit und der Sphäre des Egoismus wurzeln. Dann macht es Freude, mit Künſtlern zuſammen zu ſein, denn die Kunſt iſt es, die den oft matten Gang der Erdenſtunden beflügelt und Herz und Sinne aufwärts trägt. —

Ich erbot mich, gefeſſelt von der unnachahmlichen Liebenswürdigkeit der ältern Peingenez, Roſalie, ihr Muſikunterricht zu ertheilen, ihr, wenn ſie es wünſche, manche Rolle einzuſtudieren, und mein Erbieten wurde mit aller Gracie der Unbefangenheit angenommen, ſo wiederholte ich denn meine Beſuche, und kam an manchem Tage zweimal. Roſalie ſang und ſpielte ſehr ſchön, aber noch angenehmer war ihre Unterhaltung, anziehend, bezaubernd, über allen Ausdruck feſſelnd. Soviel Friſche und Jugendlichkeit des Geiſtes, ſo viel Gracie und Anmuth, ſo viel Sitte und Unſchuld war mir noch nicht begegnet, am allerwenigſten bei einer Actrice. Ich ſaß mit der reinſten Verehrung an Roſaliens Seite, und erſeufzte im Stillen, daß ich ſie nicht früher kennen gelernt, früher wie Ninon. Ich liebte Ninon noch, dieſe zarte, ſanftſchmachtende Huldin, deren Herz ich allein und ganz erfüllte, und Ninon verdiente, mit voller Seele geliebt zu werden, aber ein ganz andres Gefühl, als ich für ſie empfand, ward für Roſalien in meinem Herzen laut.

Wenn ich ſo neben dieſer Angebeteten ſaß, wenn ſie vor mir alle Reize, mit denen die Natur ſie verſchwenderiſch ausgeſtattet, entfaltete, den herrlichen Geſang, das kunſtreiche — Spiel wenn die Tiefe der Empfindung, mit welcher ſie ihre Rollen erfaßte, aus den Augen ſtrahlte, aus jeder Bewegung des Körpers ſprach, verſtummte ich, war ſcheu und ſchüchtern, mein Geiſt beugte ſich der Hoheit ihres Weſens. Aber auch in der gewöhnlichen freundlichen Converſation war ihr Weſen ſo geartet, daß es unbewußte Huldigungen erzwang; ihr Geſpräch war immer geiſtreich und offenbarte den Adel einer ſchönen Seele. Nie vorher und nie nachher begegnete mir wieder auf meinem mannichfachbewegten Erdenpilgergange ein Mädchen, auf das ſo ganz, wie auf Roſalie Peingenez, Schillers Worte gepaßt hätten:

Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Mir war ſtets, wenn ich bei ihr ſaß, als habe eine Fürſtin mich zu ſich emporgehoben, doch mein Herz brannte in reinen Flammen.

Ich huldigte Roſalien, ja ich huldigte ihr, obſchon ich meiner Pflicht gegen Ninon dadurch untreu wurde. Die Liebe zu Ninon war irdiſcher, die zu Roſalien himmliſcher Art, jene beglückte, dieſe beſeligte mich; jene war eine erhörte, befriedigte, dieſe eine ſehnende, ringende, ſtrebende, vom Zauberhauch des geiſtigen Liebreizes zu Flammen angefachte, die mich zu verzehren drohten.

Schüchterne Liebe ſpricht gern durch Blumen; ich verſäumte nie, wenn ich zu den Peingenez ging, einen kleinen Umweg über den Blumenmarkt, wo Sommer und Winter die lieblichſten Kinder der Flora feilgeboten werden, zu gehen, und einen ſinnvollen Strauß mitzubringen. Roſalie liebte die duftreichen Bouquets, welche die Pariſer Blumenhändlerinnen ſo ſchön und geſchmackvoll zu binden verſtehen, und ich beneidete die Blumen, die am Buſen dieſes himmliſchen Mädchens welken durften. Die Geliebte hatte ein Zimmer für ſich, in welchem ſie ihre Stunden nahm, ihre Rollen einſtudierte, oft war ich allein bei ihr, die jungfräuliche Glorie ihres Weſens hielt jeden Verdacht fern, wie jede Unzartheit, aber ihre ſorgloſe Unbefangenheit, und ſo mancher zärtliche Blick, manche Tändelei ermuthigten mich endlich, aus dem Bereich beſcheidner Anbetung und ſtiller Verehrung einen Schritt näher zu treten. Eines Tages, als ſie mit aller Begeiſterung eine Rolle durchgegangen, als die Gluth des Dichters ihr ganzes Weſen erfüllte, und ich in voller Bewunderung und wirklich von der Höhe ihrer Kunſtleiſtung und ihres ganzen ſeelenvollen Weſens durchdrungen, ausrief: „Roſalie! Sie ſind ein anbetenswerther Engel! Wer könnte Sie ſehen, und Sie nicht lieben!“ — da breitete ſie mit freudeſtrahlenden Blicken die Arme weit aus, und ich ſank überglücklich an ihr Herz. O wie rein hätte ich dieſe Wonneſtunde feiern können, die mir einen ungeahneten Himmel voll Seligkeit durch die edle Liebe dieſes Mädchens erſchloß, wäre nicht der Gedanke meiner Treubrüchigkeit vorwurfsvoll durch mein Inneres gezogen. Welche ſollte ich täuſchen? Täuſchte ich nicht Beide, und verdienten ſie das? Die Doppelliebe ward zur Doppelqual, und trug in ſich die Strafe für das Unrecht, das ich an Beiden beging.

Am folgenden Morgen erhielt ich von Roſalien eine beſondere Einladung zum Frühſtück; es wurde eine Rolle durchprobirt, dann klang die holde Geliebte, welche mir heute ſchöner als je erſchien, wie verklärt von ihrem Glück, in perlendem Petit-Champagner mit mir an, überreichte mir eine goldne Repetiruhr und küßte mich innig zärtlich, und dann ſprach ſie: „Ich bin Ihnen ſehr gut, mein theurer

Heinrich, ſo recht von Herzen, und Ihre Augen ſagen mir, daß auch Sie mich lieben. Laſſen Sie uns eines Glückes uns freuen, das des Lebens höchſtes iſt; es ſoll uns nicht quälen, nicht beunruhigen, wie Anderen von der Liebe wiederfährt; wir wollen im Austauſch unſrer Seelen, Herzen und Gefühle zwei Saiten gleichen, die neben einander und in einander die reinſte Harmonie tönen. Ich habe noch für keinen Mann empfunden, was ich für Sie empfinde, und gewiß, dieſes Gefühl wird dauernd ſein!“

Roſaliens Augen leuchteten in einer ſeligen, überirdiſchen Klarheit, ich verſtummte ganz im Bewußtſein meiner Unwürdigkeit, meiner Schwäche, die nicht zurückzutreten im Stande war, einen Fuß im Paradieſe.

„Meine Stellung“ fuhr ſie fort zu ſprechen: „erfordert, daß unſre Liebe eine geheime bleibe, nur der Schweſter und den guten Aeltern, vor denen ich nie ein Geheimniß hatte, nie eins haben kann und werde, wollen wir ſie anvertrauen, daher bleibe auch unſer äußeres Verhältniß ſich gleich. Sie beſuchen mich am Tage nicht häufiger, wie bisher, Sie zeichnen mich an öffentlichen Orten nicht aus, Sie ſetzen Ihre Muſikſtunden bei mir fort, ich werde ſchon Sorge tragen, daß wir uns an Abenden, wo ich frei bin, von unſerm Glück unterhalten können, denn dieſe

Abende müſſen Sie mir alle ſchenken, mein lieber, mein theurer Freund!“

Mir ſchwindelte vor der Höhe des Glücks, auf das dieſe Liebe mich zu tragen verhieß, ich war betäubt, verwirrt, und glaubte zu träumen.

Wohl könnte ich das veraltete deutſche Volkslied anſtimmen: „das waren mir ſelige Tage,“ aber ach, kein bewimpeltes Schifflein gehorcht dem Wunſche des Dichters, keins trägt „noch einmal mein Liebchen und mich!“ Ich bin ein Greis und blicke aus der öden Wüſte des Alters ſehnſüchtig in den Roſengarten der Jugend zurück, und freue mich, in Wahrheit ſagen zu können: „ich habe gelebt und geliebet.“

Es war eine Zeit, wo ich wünſchte, es möge ein Tag dreimal vierundzwanzig Stunden haben, mindeſtens hätte ich gern die Länge der Stunden, die ich bei der Peingenez zubrachte, verdoppelt und verdreifacht.

Aber wie ängſtlich ſchlug mein Herz, wenn ich nun zu meiner erſten Geliebten kam, wenn ihr ſchmachtender Blick mich vorwurfsvoll fragte, warum ich jetzt ſeltner komme? ob ich ſie nicht mehr liebe? wenn Louiſe über die vielen Stunden ſtichelte und witzelte, die ich zu geben vorgebe, wenn Liſette ſchalkhaft drohte, und die Mutter nicht mehr ſo zutraulich und freundlich war, wie ſonſt, ſondern mehr eine gewiſſe Zurückgezogenheit annahm.

Jeden Abend und jeden Morgen, wenn ich noch allein war, und Betrachtungen anſtellte über die Falſchheit meines Gemüthes, meine Unredlichkeit, und an die Zukunft, wie ſich's enden und löſen werde, dachte, kämpfte ich einen Kampf mit meinem beſſern Selbſt; aber Eitelkeit und Mitleid hinderten mich am offnen Rücktritt von Ninon, und heiße Liebe zu Roſalien erlaubte mir ein offnes Geſtändniß gegen dieſe nicht. Dabei war ich noch einer großen Verlegenheit ausgeſetzt; es war die, an irgend einem öffentlichen Orte einmal mit Ninon, der erklärten Verlobten, Arm in Arm Roſalien oder einem Mitglied ihrer Familie zu begegnen. Ich mußte zittern, wenn Andere ſich des ſchönen Spaziergangs freuten, ich mußte an einem Ort aushorchen, wohin man promeniren werde, um dann dieſen Ort zu vermeiden. In dieſer Tantalusquaal lag ſchon ein Theil meiner Strafe.

Paris iſt eine große Stad., allein die öffentlichen Vergnügungsorte, in denen ſich die vornehme und gebildete Welt bewegt, ſind jetzt, und waren es damals noch mehr, zu zählen, man konnte ſich leicht begegnen. Unter den reizenden Orangenbaumwald des Tuileriengartens, wo ſich jetzt die ſchöne Welt anmuthig ergeht, als müſſe es immer ſo geweſen ſein, wurde damals kein Frauenzimmer von Ehre erblickt; der Garten des Luxembourg war meiſt einſam, der

Tummelplatz der Kinder, ihrer Bonnen und zurückgekehrter Abbés. Die Champs Eliſées, einer der durch alle Zeiten beliebteſten Promenaden und Luſtorte, das Tivoli, das ich ſchon erwähnt habe, das Vauxhall und noch einige öffentliche Gärten waren es faſt ausſchließlich, wohin man anſtändige Damen führen konnte, wenn man nicht Luſtfahrten nach den benachbarten Städten und Schlöſſern vorzog, die freilich angenehmer, aber auch koſtbarer waren.

Wenig fehlte, ſo hätte ein ſchreckliches Ereigniß mich aller Verlegenheit eines doppeltbeglückten Liebhabers, und in jene Eliſeiſchen Felder entrückt, in denen es hoffentlich nur eine Liebe und eine Treue giebt.

Zwölftes Kapitel.

Die Höllenmaſchine.

Es konnte nicht fehlen, daß die Häupter der beiden Hauptparteien, in welche das politiſche Frankreich zerfallen war, gleich ſehr den Mann haſſen mußten, der ſtolz und groß über beiden Parteien ſtand.

Die Republikaner ſahen ihr Freiheitidol ſchmachvoll in den Staub getreten; die Freiheit Frankreichs, ſo theuer, mit ſo vielem Blut, mit ſo vielen Thränen erkauft, wo war ſie? Wer hatte ſie? Wer erfreute ſich ihrer? Die durch Jahrhunderte geheiligte Macht des Königthums war geſtürzt und gebrochen, um einen despotiſchen Emporkömmling zu heben, und ihn an die Spitze eines Volkes zu ſtellen, das aller Despotie ſich feierlich abgeſchworen. Solche unerträgliche Gedanken folterten die Republikaner, reizten ihren Grimm, forderten die Rache heraus.

Anders dachten die alten Anhänger des Königthums; ihre lebendige Hoffnung, die Bourbons wieder auf dem Throne zu ſehen, war immerdar wach;

mußte aber für immer aufgegeben werden, wenn, wie es ganz den Anſchein hatte, eine neue Dynaſtie ſich gründete, und auf dem wieder hervorgeſuchten Thron der Könige Frankreichs ſich feſtſetzte. Gegen den ausgeſprochenen Willen der Mehrzahl des Volkes, der die Könige abgeſchafft, konnten die Royaliſten, als ſchwächere Partei, nicht aufkommen, nichts ausrichten, gegen den einzelnen Mann aber, der ſo kühn war, ihnen als Herrſcher vor Augen zu treten, ließ ſich operiren. Wenn zwei Augen ſich ſchloſſen, hatte Frankreich keinen Tyrannen mehr. Es koſtete demnach eine Augenoperation.

Zu den intereſſanten Individuen, mit denen ſich der Kreis meiner Bekanntſchaften erweiterte, gehörten auch einige Perſonen des Ballets der großen Oper, die ich bei den Peingenez kennen lernte; vor allen der berühmte Sohn eines noch berühmteren Vaters, Auguſt Veſtris-Allard, ſeine Stiefmutter, Madame Anna Friederike Heinel-Veſtris, der Balletmeiſter Olivier, und eine Bravourtänzerin, die ich nur Louiſon bezeichne, ein heitres lebensfrohes und lebenswarmes Geſchöpf, Favorite eines alten Ruſſen, der ſie mit Gold und Juwelen überſchüttete, und Andre. In dieſen Kreiſen lernte ich immer heitrer das Leben erfaſſen, lernte die aſchfarbenen Hüllen deutſcher Philiſterhaftigkeit, die mir noch anhafteten, vollends abſtreifen, kroch hervor als bunter pariſer Stutzer-Papillon und umſchwärmte honiglüſtern die reizenden Mädchenblumen der Theater.

Der blanke, ſchmucke, jugendfrohe Guide ward überall gern geſehen, denn zwei Eigenſchaften zierten ihn, welche ihn neben ſeiner nicht unebenen Perſönlichkeit liebenswürdig erſcheinen ließen: er hatte Geld und wußte es auf anmuthige Weiſe mit vollen Händen zu verſtreuen.

Wohl möglich, ja mehr als möglich, daß ich die welthiſtoriſche Bedeutung meiner Zeit nicht erfaßte, daß ich, dem größten Mann des Jahrhunderts ſo nahe, nicht darauf ausging, ihm ſein Räuſpern und Ausſpucken abzugucken, und ein Kammerlakeientagebuch über ihn zu führen. Jetzt, da meine Erinnerungen das Buch ſind, in dem ich täglich blättre, tritt manches farbenklare Bild jener Zeit vor das ſinnende, aber altermatte Auge, das damals mir nur trüb und verworren ſich geſtaltete, und ich erfreue mich innig daran.

Bald in munterſter Geſellſchaft, bald auch allein von den Freudenfluthungen der lebenvollen Hauptſtadt mich fortreiſſen laſſend, trat ich eines Tages in einen Ballzirkel der Vorſtadt Montmartre, deſſen Orcheſter eine Geſellſchaft von drei Männern und zwei Frauenzimmern bildeten. Ich lauſche einen Augenblick der nichts weniger, als harmoniſchen Muſik, da ſchwebt über den Diſſonanzen, mit denen eine heiſſere Clarinette, eine dumpfe Flöte, eine verſtimmte Guitarre, eine lecke Mandoline und ein quikendes Flageolet die Füße der Tanzenden beflügeln, ein Violinenton ſo rein, wie die Stimme eines Engels über dem Geheul der Dämonen des Abgrunds. Ich bin gefeſſelt, meine Ungeduld wartet kaum das Ende des Tanzes ab, dann trete ich raſch zu den Muſiker: „Sie haben ein ſchönes Inſtrument mein Herr!“ „Ihnen zu dienen, mein Herr! Eine Amati vom Jahr Sechzehnhundert.“ Er reichte mir das Inſtrument, ich beſah es, fand Mängel, die in der Nachläſſigkeit ihren Grund hatten, der jedes Inſtrument in den Händen vagirender Muſikanten ausgeſetzt iſt, und fragte, ob die Violine feil ſei? „Ich gebe ſie um den Preis, den ſie mich ſelbſt koſtet, zwölf Louisd'or!“ war die Antwort. Das Herz lachte mir im Leib; wenn die Violine wieder in Stand geſetzt wurde, war ſie fünfzig bis ſechzig Louisd'or werth. Ich ließ mir des wandernden Virtuoſen Adreſſe geben, und die Zeit beſtimmen, wann ich das Inſtrument empfangen könne, und ſetzte meine Promenade weiter fort.

Am andern Morgen konnte ich kaum die Zeit erwarten, den Handel vollends abzuſchließen, denn ich fürchtete, es möge mir ein Andrer zuvorkommen, doch ich errang die koſtbare Violine und eilte raſch damit zu einem befreundeten Inſtrumentenmacher, der in der Rue St. Nicaiſe, und zwar da, wo ſie gegen die Rue St. Honoré mündet, wohnte, und Nikola hieß. Sein Antlitz überſtrahlte Heiterkeit, als er die treffliche Geige ſah, und er fragte ſchon, ob ſie mir feil ſei, da er einen Liebhaber wiſſe. Ich erwiderte, er möge das Inſtrument erſt repariren, dann wolle ich meine Forderung machen. Von ihm machte ich der liebenswürdigen Peingenez einen Morgenbeſuch und fand die muntre Louiſon dort. Wir frühſtückten mit einander, auch andre Künſtler und Künſtlergenoſſen geſellten ſich uns zu; es wurde ein wenig muſicirt, geſcherzt, geſungen, und Demoiſelle Louiſon äußerte den Wunſch, ich möchte ihr auch Guitarreſtunden geben, wie der Peingenez. „Ich ſpiele nur Clavier, doch iſt meine Stimme zu ſchwach für dieſes Inſtrument,“ ſprach ſie: „und ich liebe die Guitarre ſehr.“

Ich erklärte mich mit Freuden dienſtbereit; meine ſüßeſte Freundin drohte mir lächelnd mit dem Finger, die Stunden wurden beſtimmt, das Honorar lehnte ich ab.

Es nahte die Zeit der Proben; Louiſon und ich brachten Roſalie in das Theater Feydeau, und fuhren dann nach dem Theater Louvois, das damals der Demoiſelle Montanſier gehörte, und dem Rieſengebäude der Nationalbibliothek gegenüber ſtand. Es war der Tag, an welchem die Chriſtenheit den Weihnachtheiligabend beging, am 24. Dezember 1800, ich glaube der Tag des Wachſes, nach dem franzöſiſchen

Kalender. Mehrere Fiaker hielten vor dem Hauſe andre Fuhrwerke kreuzten in der gar nicht übrig breiten Straße, und ſchalten vereint auf einen Karrenführer, der mit einem ziemlich großen Faß den Eingang ſperrte, und keine Miene machte, den Platz zu räumen, bis er endlich murrend gehorchte, und langſam weiter fuhr. Wir konnten jetzt ausſteigen, ich empfing Worte des freundlichſten Dankes und die Aufforderung, morgenden Tages die Stunden zu beginnen. Ich küßte entzückt der ſchönen Tänzerin die Hand, und eilte durch die Rue de la Loir, wie die Rue Richelieu damals hieß, meiner etwas entlegenen Wohnung im Viertel St. Germain zu, um mich zur Parade anzukleiden. Ich hatte die lange ſchnurgerade Zeile der Geſetzſtraße hinter mir, da hemmte abermals der träge Karrenführer mit ſeinem Faß die lebhafte Paſſage da, wo die Rue de la Loir mit der Rue St. Honoré zuſammenſtieß, und von der entgegengeſetzten Seite die Straßen St. Nicaiſe, Rohan und Valois ihre Ausgänge in die Rue St. Honoré hatten, und verurſachte unangenehmen Aufenthalt. Endlich erreiche ich mein Ziel, aber ſonderbar — den ganzen übrigen Theil des Tages führte eine unbegreifliche Einſeitigkeit meines Gedächtniſſes mir immer wieder die Perſon des Kärners und ſein Faß vor Augen, ich konnte dieſes Bild nicht los werden, und es ging mir damit wie es mit gewiſſen Melodien oder Verſen oder Gedanken uns bisweilen geht, ſie drängen ſich unlieb auf, wir werden ihrer herzlich müde, können uns ihrer aber nicht entledigen.

Es war Abend, die Straßen waren laternenhell, vor den Tuilerien wirbelten die Trommeln der Garde; der erſte Conſul beſtieg ſeinen Wagen, um in ein Oratorium zu fahren. Ich war müßig über den Carouſelplatz geſchlendert, und wollte im Palais Royal zu Abend eſſen. In der Rue Nicaiſe, gerade gegenüber dem gegen dieſe gerichteten ſchmalen Seitenflügel des Tuilerienſchloſſes, wo der Wagen des erſten Conſuls paſſiren mußte, ſtand jetzt hart an den Häuſern der omineuſe Karren, der heute zum drittenmal mir in den Weg trat. Ich ſtand dicht dabei, als die voraus reitenden Guides ſchon heranſprengten; und ich weiß ſelbſt nicht, was mich antrieb, nicht geſehen ſein zu wollen; meine Hand zog am Klingelgriff zur Wohnung des Inſtrumentenmachers, es wurde geöffnet im Augenblick, als der Wagen des erſten Conſuls mit einer ganz ungewöhnlichen Schnelle daher rollte. Der Kutſcher, deſſen Geſicht beim Schein der Laternen wie Kupfer glühte, peitſchte unbarmherzig Schlag auf Schlag auf die ſchnaubenden Renner, vorbei, vorbei, und hinter mir ſchloß ſich die Thüre. Ich war noch nicht vier Stufen die Treppe hinan, ſo flammte ein Blitz, ſo bebte das Haus in ſeinen Grundfeſten, ſo brüllte ein entſetzlicher, betäubender, zu Boden werfender Donnerſchlag. Ich war niedergeſtürzt, wußte nicht, ob ich noch höre oder ſehe, in meinen Ohren klang es nach, als läute dicht davor die große Dom-Glocke von Notre-Dame.

Das Faß, welches ich geſehen, war die Höllenmaſchiene; ihre verderbliche Exploſion war erfolgt, aber ihn, dem ſie galt, hatte ſie nicht erreicht, obgleich der ungeheure Luftdruck alle Scheiben ſeines Wagens zerſchmetterte.

Mühſam zur Beſinnung kommend, eilte ich im Gedränge der ſchreiend aus allen Theilen des furchtbar erſchütterten, den Einſturz drohenden Hauſes eilenden Bewohner heraus auf die Straße, aus der eine dicke Dampfwolke zum Himmel ſtieg. Noch regneten Scherben zerſprungener Fenſter herab, Leichen, einzelne Glieder und Trümmern bedeckten den Boden, deſſen Pflaſter tief aufgewühlt war; ein Haus war in zwei Hälften geborſten, andre mehr oder minder ſtark beſchädigt. Es war ein Schreck, ein Wirr war ohne Gleichen, und bald wogte ein Meer von Menſchen im Quartier St. Nicaiſe.

Die Violine hatte mein Leben gerettet; denn dachte ich ihrer nicht, wollte ich nicht hinauf zu Nicola und nach ihr fragen, dann blieb ich ſtehen, wo ich ſtand, ließ den Wagen des erſten Conſuls und ſein Gefolge vorbei, und flog einige Secunden ſpäter in die Luft.

Daß dieſes Mordattentat gegen das Leben Bonapartes gerichtet war, begriff Jedermann. Die Maſchiene tödtete acht Menſchen, verſtümmelte und verwundete achtundzwanzig, beſchädigte eine Menge Häuſer und alarmirte die Stadt.

Der Verdacht der raſtloſen Polizei fiel nicht gleich auf die wahren Anſtifter dieſes Meuchelmordplanes gegen den erſten Conſul; man ſuchte ſie unter der demokratiſchen Partei, während ſie von der royaliſtiſchen ausgegangen war. Es wurde eingekerkert, hingerichtet, und verbannt, während das Volk in Napoleon mehr und mehr den Mann verehren lernte, über welchem ſchirmend die Allweisheit der Verſehung ihre Hand halte. Noch ahnete Niemand, Napoleon ſelbſt nicht, daß der tapfere und kühne Chouan, Georges Cadoudal der Erfinder, und im heimlichen Bunde mit Pichegru auch der Leiter des furchtbaren Mordverſuches war. Dieß ſollte erſt ſpäter ſich enthüllen. Das gräßliche Attentat hatte zur nächſten Folge die erneute Organiſation der Conſulargarde von 8000 Mann mit höherm Sold und beſſerer Bewaffnung, die Vermehrung der heimlichen Polizeiſpione, und der Gensdarmerie; die Abſchaffung der Nationalgarden, die ein lächerliches Bild von ordnungloſer Bürgermilitairſpielerei gewährten, und die Errichtung einer tüchtigen Municipalgarde aus gedienten Leuten, die der erſte Conſul ſelbſt ernannte, und dem Ober-Commando der regulirten Truppen unterordnete.

So wurde immer mehr und immer beſſer alles in militairiſche Form gegoſſen, der Thron auf dieſe baſirt, und die Errungenſchaften der Revolution ebenſo antiquirt, als alles, was noch an dieſe erinnern wollte oder ſollte, desavouirt wurde. Die Freiheit war nun eine alte, etwas vorlaute und unbeſonnene Dame; ſie fiel in Ungnade und verlor die Courfähigkeit.

Der Schreck, der mich lange anhaltend durchzitterte, war vorbei; ich dankte der Vorſehung, die ich nicht vergeſſen, für die Erhaltung meines gefährdeten Lebens, und freute mich deſſen. Roſalie Peingenez vergoß Thränen der Freude, als ſie mich am andern Morgen in ihre Arme ſchloß.

Das ſorglos heitre Liebeleben, wie nur Paris es zu gewähren vermag, ſetzte ſich fort. Der Winter verging mir höchſt genußreich, manichfach anregend. Ich machte mein Glück, und ſetzte mich in ſeinen Schoos, unbeſorgt um die Zukunft; die Begünſtigungen liebenswürdiger Mädchen und Frauen, die mir in reichem Maaße zu Theil wurden, wußte ich beſcheiden zu nützen, und ſo trat ich in Kreiſe ein, wo Niemand den gewöhnlichen Trompette de

Guides geſucht hätte. Freundlich bei Ninon, feurig bei Roſalie, hingebend bei Louiſon, die meine Neigung erzwang, lachte mir aus allen holden Augen Gunſt, und ich fühlte, was es heiße, im vollen Wortſinn Günſtling zu ſein. —

Das Jahr 1801 verlieh dem erſten Conſul Napoleon Bonaparte die Glorie eines Weltfriedensſtifters, hob den Ruhm ſeines Namens auf den brauſenden Fittigen der Volksbegeiſterung zu den Wolken, und gab der mäßigen Stadt Luneville im Flußthal der Meurthe welthiſtoriſche Bedeutung. Noch hallen in meinen Ohren die Freudenkanonaden des zwölften Februar nach, an welchem Tage die Nachricht des Luneviller Friedens zu Paris anlangte; noch ſehe ich in den Schauſpielhäuſern meine Huldinnen Triumphe ärnten, ſehe mich mit ihnen nach den Theatern durch das erleuchtete Paris im offnen Wagen rollen und nach der Rue de Rivoli lenken, wo ein freudenbewegtes Menſchenmeer den reſtaurirten Garten der Tuilerien durchfluthete, und unſre Luſt rankte ſich an der des Volkes empor, wie farbenglühende tricolore Ipomäen um den hohen, immergrünen Lebensbaum.

Der Frühling kam mit ſeinem erſten Lächeln, das die Kinder in den Garten des Luxembourg, und die friſchen aromduftigen Mandelblüthen aus den Zweigen lockte, und einen guten Theil der Pariſer vornehmen Welt, die Geld und Zeit übrig hat, auf das Land, zu Molken- und Kräuterkuren. Friſche Molken und Kräuter ſollen dann die Säfte des Körpers wieder reinigen, die des Winters tauſenderlei Genüſſe verdarben; man ſcheuert das Magengefäß, und läßt es neu emailliren, damit es wieder für den nächſten Winter friſche Dauer gewinne. Um dieſe Zeit giebt man den Schauſpielern in Paris Ferien, um dieſe Zeit gehen Kontracte zu Ende, und werden neue geſchloſſen, gleichzeitig mit dem gemeinen Löwenzahn blühen die Engagements der Theater.

Meine holden Peingenez gingen auch auf das Land und luden mich zur Folge ein; ſie hatten eine allerliebſte Ville in St. Denis gemiethet und verſprachen ſich und mir Freuden der Olympier von dem dortigen Aufenthalt. Es war Friede; ich konnte leicht Urlaub erhalten, und wenn das nicht, ſo brachte jeder dienſtfreie Tag mich in einer Stunde zum Herzen meiner ſüßeſten Geliebten. Ich bekam Urlaub von meinem biedern Oberſt, ſchwerer hielt er von der Dame Gobelier. Ich ſchützte eine Reiſe nach Rouen vor, wo ich einen guten Freund und Landsmann beſuchen müſſe, um aller Verhöre und Quälereien quitt zu werden. Ich hatte den Vorſatz aufgegeben, mich mit Ninon zu verbinden, denn das bigotte Weſen der Mutter mißfiel mir, und der fröhlichfreie Genuß des Lebens ohne die Feſſeln eines Ehebandes gefiel mir um ſo mehr, doch mochte ich nicht geradezu brechen, Ninon dauerte mich, ich liebte das gute Mädchen. Jetzt ſchäme ich mich meiner Schwäche, daß ich damals kein ernſtes Scheidewort ſprach, daß ich es geſchehen ließ, wie Mutter und Töchter ſich freundlich bemühten, mich mit Vorräthen auf die Reiſe zu verſehen, ich wurde in Wein und andre Lebensmittel förmlich verpackt, ſo daß ich als ein wandelndes Magazin nach Hauſe kam.

Luſtige Kameraden halfen den Medoc und Rouſſillon trinken, der mich in Rouen ſtärken ſollte, und die Paſteten, die Würſte und bayonner Schinken verzehren, durch welche die Liebe Ninons ihre Abſchiedſeufzer nachhallen ließ.

Ich fuhr nun aus einem Paradies in das Andere, bald nach St. Denis, bald nach einigen froh dort verlebten Tagen zurück, ich war reich, beglückt, ſorgenfrei, mein Jugendhimmel war völlig wolkenlos. Dergleichen hat aber ſelten Beſtand, denn einmal kann der Menſch langes Glück nicht ertragen, dann iſt daſſelbe auch ſelten ſolcher Laune, ſeine Gunſt einem Einzelnen langdauernd zuzukehren.

Wir dinirten eines Tages höchſt vergnügt in einem öffentlichem Garten zu St. Denis, der von Paris aus häufig zu Ausflügen benutzt wurde, denn gern ſtreiſt der Bürger der Metropolitanen von Zeit zu Zeit den drückenden Staub ſeiner Straßen und Chauſſeen ab und athmet friſch auf im Frühlingsgrün der Wälder und Gärten ſeiner Umgebung, und an hellſonnigen Lenztagen blühen die Blumen von Paris in den Bois de Boulogne, Verrieres, in den Forets von St. Germain, Marly und Bondy, in den Parks endlich von Verſailles, St. Cloud, Vincennes und la Tournelle.

Wir waren voller Munterkeit und Frohſinn, als eine ziemlich große Geſellſchaft unſerm Tiſche ſich nahte, die meine Damen freudig grüßten; es war die Familie Veſtris, es war Olivier, Luiſon, Volange — aber, wie erſchrecke ich, als ich in Denen, die zunächſt hinter dieſen auftauchen, die wohl bekannten Phyſiognomien der Dame Gobelier und ihrer drei Töchter entdecke. Ganz verlegen erhob ich mich, und hielt in der That mein Champagnerglas etwas ſchief in der Hand. Die alten Bekanntinnen traten mir faſt ſo ernſt nahe, wie das Maskentrio dem armen Don Juan, während meine Roſalie in überwallender Freude die Freundinnen umarmte.

„Iſt das die Reiſe nach Rouen?“ fragte verwundert Dame Gobelier: „Iſt das nach Rouen die Reiſe?“ fragte Liſette höhniſch. „Das iſt die Reiſe nach Rouen?“ fragte naſeweiß Louiſe, und: „die Reiſe nach Rouen, iſt ſie das?“ fragte Ninon ſchwärmeriſch vorwurfsvoll.

„Ja meine verehrten Damen! Die Reiſe nach Rouen, nach Rouen die Reiſe, ſie iſt es, das iſt ſie!“ antwortete ich, mich allſeitig gegen das vierblättrige Kleeblatt verneigend. „Ein Bekannter, auf der Rückreiſe von Rouen begriffen, nahm mich von dort mit hierher. Ich bin charmirt, Sie hier zu ſehen!“

Kaum ſahen Roſalie und Louiſon mich mit den Gobeliers im Geſpräch, als Beide jene, die ihnen nicht unbekannt waren, mit der Frage anredeten: „Kennen Sie dieſen Herrn ſchon?“

„Ja wohl!“ antwortete ſelbſtgefällig die Mutter: „ich werde ja meinen künftigen Herrn Schwiegerſohn kennen. Es iſt Monſieur Henri **, erſter Trompeter der Guides, meine Ninon iſt ſeine Verlobte.“

O Höllenmaſchiene, o Weiberzunge! Mir war's, als wanke der Boden, wie er wankte, als Cadoudals Pulverfaß neben mir explodirte. Louiſon wurde blaß, Roſalie erröthete, aber dieſer Engel von einem Mädchen barg ſeine Verlegenheit unter einem ſüßen Lächeln. „Der Herr gab mir einige Stunden, und iſt mit einem Freund hierhergekommen, wo wir uns freuten, ihn zufällig zu treffen,“ ſo ſprach ſie, und wandte ſich dann zu den übrigen Bekannten.

Dame Gobelier, ihre Töchter und einige mitgekommene Freundinnen ſetzten ſich an einen Tiſch des großen Gartenſalons, und zogen, mit deutſchen Kleinſtädterinnen wetteifernd, die mitgebrachten Artikel diverſer Kaltſpeiſen aus dem bauſchenden Ridiküls; die Peingenez gab mir einen Augenwink. Ich verließ den Saal, ſie folgte bald darauf, ich zitterte.

„Was ſind das für Streiche Heinrich? Keine Entſchuldigungen! Ich werde Dich loswickeln! Wenn die Geſellſchaft zurückkehrt, begleite ſie; laß Dir nichts merken. Wenn Du von uns gehſt, ſagſt Du Adieu und bedankſt Dich für empfangene Freundlichkeit. In acht Tagen kehren wir nach Paris zurück, dann wollen wir alles Nähere erörtern, bis dahin übereile nichts, beſchließe nichts. Ich zürne Dir nicht!" Windſchnell, ehe ich antworten konnte, war ſie entflohen.

Dieß: ich zürne Dir nicht! hätte mich in tiefſter Seele kränken können, wäre es im Ton der Gleichgültigkeit geſprochen worden, aber Roſalie ſprach es mit dem Ausdruck ihrer vollen, ſchönen Liebe, und mein zagendes Herz faßte wieder Muth.

Ich that, wie die Geliebte mir geboten, bei der Rückfahrt nach der Stadt war das Geſpräch nicht ſonderlich belebt, und meine Situation war eine peinliche. Wir fuhren an der Wohnung der Dame Gibelier vor, ich ward zum Abendeſſen eingeladen, und konnte nicht Nein ſagen.

Bei Tiſche wurden zahlloſe ſtichelnde Fragen gethan, wie es mir in Rouen gefallen? ob ich viel

Cider dort getrunken? ob ich viel neue Bekanntſchaften dort angeknüpft? meine Freunde geſund getroffen? und dergleichen mehr. Ich ſaß wie auf Kohlen. Nach Tiſche wurde ein Spaziergang in den Jardin du Temple beliebt. Dort nahm nun, wie ich vorausgeſehen, die Mutter mich ins Gebet.

„Sie machen der älteren Peingenez den Hof,“ ſprach ſie an meinem Arm, auf und abgehend, während die Töchter mit Freundinnen im Geſpräch waren: „ich weiß es, läugnen Sie nicht, und glauben Sie nicht, daß ich Ihnen eine Strafpredigt halten will. Paris iſt ein Ort, wo ein junger und weltunerfahrener Mann, wie Sie, leicht auf Abwege gelockt werden kann. Ich dringe Ihnen Ninon nicht auf, aber Sie brechen des Mädchens Herz. Prüfen Sie ſich über das, was Sie zu thun gedenken, ich gebe Ihnen noch eine Decade Bedenkzeit, und dann geben Sie eine beſtimmte Erklärung, ob Sie dauernd uns angehören, oder ein Verhältniß gelöſt ſehen wollen, das Sie, wie ich fürchte, zu drücken ſcheint. Wir müſſen klar in dieſer Sache ſein, Ihr Herz muß frei wählen, ſich frei entſcheiden.“ —

Grüßende und anredende Bekannte unterbrachen den Redefluß der lebhaften Frau, ich küßte ihr die Hand, und ſuchte die Schweſtern auf. Ninon war ſo ſchmachtend zärtlich, ſo liebenswürdig hingebend, mein Herz blutete und betete an. Aber ich konnte nicht heirathen, und wollte nicht heirathen. —

Kaum ſechs Tage war ich wieder in Paris, als Roſalie mir ihre Rückkunft melden ließ, und mich zu ihr beſchied. Sie nahm mich, als ich kam, ſogleich mit auf ihr Zimmer, und begann, indem ſie entſchieden eine Umarmung abwehrte. „Laſſen Sie mich, hören Sie mich an, und folgen Sie meinem Rath. Sie haben ſich mit Ninon de Gobelier verlobt; ſie iſt ein liebes, braves Mädchen, von guter Familie, Sie müſſen ihr Wort halten. Es ſollte mir ſchmerzlich leid thun, wenn dieſes Mädchen durch Sie betrogen würde, und ich möchte die Schuldnerin nicht ſein. Unſer Verhältniß iſt von heute an gelöſt!“

Ich ſank zu Roſaliens Füßen und rief mit Leidenſchaft: „Theuerſte Freundin, verdamme mich nicht ungehört! Ja, ich habe Ninon de Gobelier geliebt, habe mich ihr gelobt, bevor ich Dich ſah und kannte! Aber nun kann ich nimmer von Dir laſſen, Du, nur Du allein erfüllſt mein Herz, durch Dich erſt lernte es die Allgewalt der wahren Liebe kennen! Dort verehre ich, hier bete ich an!“

Die Gluth des Affects überwältigte Roſaliens angenommene Standhaftigkeit, ihre wunderſchönen Augen füllten ſich mit Thränen, doch blieb ſie äußerlich feſt, zog mich empor, und erwiderte: „Heinrich, Du mußt

Dein Wort halten! Ich werde Dich nie vergeſſen, ich werde Dir immer eine theilnehmende Freundin bleiben!“

„Nein!“ rief ich aus. „Ich verwünſche das Frevelſpiel, das ich mit zwei Herzen trieb; und ich kann das eigne Herz nicht fürder theilen, es gehört Dir, nur Dir! Ohnehin hat eine Bedingung von Seiten jener Familie meine frühere Neigung abgekühlt, ich ſoll meinen Glauben ändern, das thue ich nimmermehr. Dein will ich ſein, und auf ewig ſei jenes Band zerriſſen!“

Von Neuem ſank ich, und leidenſchaftlich bewegt, zu ihren Füßen. Roſalie lächelte ſchmerzlich, ſie hieß mich aufſtehen, und redete weiter: „Bedenke doch ja die Verhältniſſe, Heinrich! Wenn Du meinetwegen dieſe Verbindung aufgiebſt, wird die Reue nicht ausbleiben! Ich liebe Dich von ganzer Seele, aber ich bin nicht ſo glücklich, wie Ninon, eine Verbindung ſchließen zu können, die mein Herz befriedigen und beglücken würde. Meine Stellung beim Theater läßt ſie nicht zu. Einmal werden wir uns doch trennen müſſen, Heinrich, dann würde es mich tief betrüben, mir ſagen zu müſſen, daß Du, von mir angezogen, ein Glück verſcherzt, und ein gutes, liebenswürdiges Kind zum Tode gekränkt hätteſt!“

Jemehr dieſes engelgleiche Mädchen die hohe Geſinnung enthüllte, die ihm eigen war, deſto unwiderſtehlicher fühlte ich mich zu ihm hingezogen und gefeſſelt. Wie wir von einander ſchieden, miſchten wir unſre Thränen, und ſchwuren uns ewige Liebe.

Um mich aufzuheitern, denn die Liebe legte mir eine Centnerlaſt auf das Herz, nahm ich einen Miethwagen, und fuhr nach Sevres; dort ging ich in die Porcellanfabrik, und wählte ein koſtbares Theeſervice, reich mit Gold und Malerei geziert, als Cadeau für Roſalie, der mein Herz ganz ausſchließlich ſchlug, dann warf ich mich in einen Strom von Zerſtreuungen.

O Paris, Du anmuthige Sirene! Hätteſt Du mich doch immerdar in Deinem Liebesnetz gehalten! Ich ſchwamm in Deinem Ozean, ein farbenſchillernder Nautilus.

Von der thränenreichen Ninon löſte mich die feſte Erklärung, daß ich nicht übertreten werde, ſchon aus dem Grunde nicht, weil der erſte Conſul das Proſelitenweſen haſſe. Ein zweiter Grund war, daß die Trompettes des Guides unverheirathete Leute ſein mußten, und Heirathserlaubniß nicht erhielten. Das letztere beſtätigte mir mein gütiger Oberſt ſchriftlich auf mein Erſuchen. Die Zeit machte mich ſo glücklich, ihm ſpäter den Liebesdienſt vergelten zu können.

Dagegen wob ſich unvermerkt das Verhältniß zu Louiſon inniger und feſter. Es war mir unmöglich, dauernd an einem einzigen Gegenſtand die Gluthfülle meiner Liebe auszuſtrömen. Dieſer Ueberfluß hat mich vielleicht um das betrogen, was man gewohnt iſt, das wahre Glück des Lebens zu nennen, allein meine Schuld, (wenn überhaupt von Schuld hier die Rede ſein kann,) war es nicht, daß mir in Bezug auf Frauenliebe die tiefe Innerlichkeit des deutſchen Gemüthes abging. Sie lag vielleicht in meiner Bruſt, wie ſie im Buſen von Tauſenden meiner lieben Landsleute ſchlummert, und ſie zu Muſterbildern einziger Treue macht, aber ſie wurde mir im Jugendkeime gemordet. – Ottilie!

Paris gab mir, was ich erſehnt, Luſt, Freude, Genuß und Geld genug, meine Wünſche zu befriedigen. Jener Spruch hatte ſich an mir bewährt: Wer nicht in Paris ſein Glück macht, der iſt vom Schickſal außerkoren, in Armuth und Elend unterzugehen. Ich machte mein Glück, und darf die erſte Abtheilung der Mittheilungen aus meinem Lebensdrama mit den irgendwo geleſenen Verſen beſchließen, die auf mich volle Anwendung finden:

Wahrlich, ich habe gelebt, nicht reut mich
die fröhliche Wildheit;
Feſt an die feurige Bruſt drückt' ich das
freudige Sein.

Ende des erſten Theils.

Druck von C. Polz in Leipzig.

Clarinette.

Seitenſtück zu den

Fahrten eines Muſikanten

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1840.
Verlag von Auguſt Taubert.

Erſtes Kapitel.

Zwei Georges.

Des Zufalls Laune hatte mich in die todesgefährliche Nähe der Exploſion jener furchtbaren Höllenmaſchiene geführt, die Hand Gottes hatte mein Leben erhalten, und ich ſah mir heitre Tage des ſorgloſen Jugendglückes und der Liebe vergönnt.

Jetzt, im Februar des Jahres 1804, war es ziemlich am Tage, wer zu jenem furchtbaren Mordwerkzeug Kopf und Hand geliehen; ganz Paris ſprach beſtürzt von einer Verſchwörung gegen das Leben des erſten Conſuls, die Polizei war in voller Thätigkeit; man erzählte ſich laut, daß eine große Anzahl Chouans auf engliſchen Schiffen gelandet ſei; Verhaftungen wurden vorgenommen und die Unterſuchung gegen die Eingebrachten ging ihren furchtbaren Gang. Eine beängſtigende Nachricht drängte die andre. Dumouriez ſollte in Straßburg geweſen ſein, und nach mehreren Richtungen hin Fäden einer verderblichen Verbindung in Frankreich angeknüpft haben; eine Gegenrevolution bereite ſich vor, an deren Spitze der in Deutſchland lebende Herzog von Enghien ſich geſtellt habe, an welcher Pichegru und Moreau lebhaft betheiligt ſeien.

Die Maaßregeln, welche Bonaparte und ſeine Anhänger zur Unterdrückung der ihm und ihnen wirklich drohenden, keineswegs eingebildeten Gefahren trafen, waren energiſch und gewaltſam, ja ſolcher Art, daß ſie Europa mit Schreck erfüllten. Man griff nach dem Aderlaßſchnepper des Terrorismus. Der letzte Condé ſank zu Vincennes durch die mörderiſchen Kugeln eines haſtvollen und übereilten Todesurtheils. Moreau wurde verhaftet; eine Rebellenliſte mit ſechzig Namen, davon Pichegru und Georges Cadoudal die bedeutendſten waren, mit genaueſten Signalements wurde gedruckt, und ein Preis auf deren Verhaftung geſetzt. Ein treuloſer Freund verrieth Pichegru um ein Blutgeld von hunderttauſend Franken; er ward nach wilder Gegenwehr gefangen. Noch fehlten Andre, und Paris wurde von ſeinem Machthaber in Blokadezuſtand erklärt. Nur einige Barrieren und Thore blieben unverſchloſſen; Niemand durfte undurchſucht und ohne Ausweiß heraus oder herein. Alles Linienmilitair und die ganze Nationalgarde ward unter die Waffen gerufen; ein Wächtercordon mit geladenen Gewehren zu Fuß und zu Roß hielt den ungeheuern Ring der Stadt beſetzt. Georges Cadoudal war in Paris, die Polizei war ihm auf der Spur, aber wie ein Proteus entging der kecke Chouan in allerlei Verkleidungen ihrem Späherblick immer aufs Neue. Man durchſuchte Waarenballen, Fäſſer, Kiſten, ja man öffnete die Särge, damit nicht Cadoudal als Leichnam ſich aus der Stadt ſchmuggeln laſſe, alles vergebens, er ward nicht gefunden. Es ſtand Todesſtrafe darauf, Wer ihn herberge und übernachte. Zu dieſer Zeit wohnte ich in der Rue des Urſelines, einer Quergaſſe, welche ohnweit dem Pantheon die Rue St. Jacques mit der Rue d'Ulm verband. Das Haus war Eigenthum eines Kabrioletführers. Eines Abends gehe ich aus dem Theater nach Hauſe, und ſteige die weder breiten noch hellen Treppen zu meinem Logis hinauf, das ich nicht lange zu behalten Willens war; nur in momentaner Verlegenheit hatte ich mich zu der Wohnung in einer dem lebhaſtern Menſchenverkehr der Hauptſtadt ſchon minder nahen Straße entſchloſſen. Im Augenblick, als ich eingetreten bin, nimmt ein mir unbekannter, großer und kräftig gebauter Mann mir die Thüre aus der Hand, indem er hinter mir in das Haus tritt. Der Hausmeiſter ſchien zu ſchlummern, ich glaubte, mein Nachfolger gehöre in das von vielen Partien bewohnte Haus, kümmere mich nicht darum, daß er mir folgt, und ſteige ruhig meine drei Treppen hinan. Er ſtumm, aber ſchwer athmend, geht immer hinter mir drein, und betritt mit mir zugleich mein Quartier. Jetzt wird mir unheimlich, ich frage: „Mein Herr! Zu Wem wollen Sie? Wen ſuchen Sie?“ Es brannte ein Licht auf dem kleinen Vorſaal, über den man zu meinem Zimmer gelangte, und beleuchtete den Mann, welcher einen feuerrothen Backenbart trug, deſſen ſcheues und rollendes Auge dennoch Entſchloſſenheit und Verwegenheit ausdrückte. Seine ganze Erſcheinung imponirte, und flößte ein eigenthümliches Grauen ein.

„Ich will Sie nicht incommodiren, mein Herr!“ antwortete der Mann. „Ich will in meine Kammer, und ſchlafen gehen. Seit heute bin ich im Dienſte des Hausbeſitzers; bin Kabrioletkutſcher, meine Nummer iſt achtundvierzig, wenn Sie befehlen, mit mir zu fahren.“

Ich ſetzte in dieſe Ausſage ſtarken Zweifel, und wußte nicht, ſollte ich mein Zimmer aufſchließen, oder zuvor ihn erſt ſeine angebliche Kammer ſuchen laſſen? Das iſt Cadoudal! durchfuhr mich wie ein Blitz der Gedanke. Hier wäre ein Fang zu thun! Wenn ich ihn arretirte! — Der Menſch ſah aber nicht aus, wie einer, der ſich arretiren läßt von einem Einzelnen, er war mir an Wuchs, Körperkraft, ja an allem überlegen, und war er wirklich der, für den ich ihn hielt, ſo ließ ſich vorausſetzen, daß er nicht unbewaffnet ſein werde.

Da ich unſchlüſſig zögerte, nahm er das Wort: „Sie ſcheinen mir zu mißtrauen, mein Herr! Gehen Sie unbeſorgt auf Ihr Zimmer; ich bin kein Dieb!“

„Für einen ſolchen halte ich Sie auch nicht, mein Herr!“ erwiderte ich. „Ich halte Sie für einen Verfolgten, und als ſolchen —“

„Werden Sie mich nicht verrathen und überliefern wollen, nein! Sie werden nicht!“ rief er. „Sie werden mich nicht zwingen, Sie augenblicklich zu tödten!“ Eine raſche Bewegung, und ein Stilet blitzte in ſeiner gehobenen Hand.

„Sie ſind Georges Cadoudal!“ rief ich aus.

„Schweigen Sie, oder Sie ſind des Todes!“ ſprach er halblaut, mehr ſchmerzlich, als grauſam, und indem er den Dolch in die linke Hand nahm, zog er mit der Rechten eine Piſtole hervor, und ſpannte den Hahn.

„Sie werden mir erlauben, hier in dieſem Vorzimmer zu übernachten,“ fuhr der Chouan fort. „Ich bin todtmüde. Drei Nächte lang habe ich Schritt auf Schritt die Hetzhunde der Polizei hinter mir, und dicht an meinen Ferſen gehabt; ich habe keine Secunde geſchlafen. Mißgönnen Sie mir die Ruhe nicht, und laſſen Sie mich dieſelbe nicht mit Ihrem Blut erkaufen. Gehen Sie in ihr Zimmer, halten Sie ſich ruhig, verlöſchen Sie Ihr Licht, und ſchlafen Sie unbeſorgt. Mein Schlummer wird leiſe ſein; theuer, das ſchwöre ich Ihnen, verkaufe ich Leben und Freiheit.“

Er trat mit mir in mein Zimmer, ſah ſich um, nahm meine Piſtolen und meinen Säbel an ſich, blickte aus dem Fenſter, das die Ausſicht auf die Dächer der Nachbarhäuſer hatte, wünſchte mir gute Nacht, und zog den Schlüſſel ab, indem er mich von außen einſchloß. So konnte ich nicht heraus, und aus dem Fenſter Lärm zu machen, fühlte ich keinen Beruf; ich war ſein Gefangener, ſtatt daß er hätte der meine ſein ſollen.

Angekleidet und unruhig warf ich mich auf mein Lager, die angedrohte Todesſtrafe trat als ſchreckendes Geſpenſt vor mich hin; ich träumte von der Guillotine, ſah mich unter ihr liegen, mein Kopf fiel vom Beile getrennt, behielt aber ſeine Gedanken und fand ſich in einer höchſt unbequemen Situation. Schweißgebadet erwachte ich aus dem ſchrecklichen Traume, fühlte vergnügt, daß die Copula zwiſchen Kopf und Rumpf noch ganz ſei, und erhob mich leiſe, um zu lauſchen. Es war alles ſtill, der Morgen dämmerte über den öſtlichen duftumflorten Höhen empor; ich fand meine Sachen vor der offnen Thüre, der Flüchtling hatte ſein kurzes Aſyl bereits verlaſſen. Still hing ich Säbel und Piſtolen wieder an ihren Ort, ſchloß von innen ab, und legte mich beruhigt wieder zu Bette.

Am Nachmittage deſſelben Tages führte mich mein Weg von meiner Wohnung aus über dem Platz des Pantheon. Ein Haus war mit Wachen umſtellt. Da kommt in raſcher Eile ein Kabriolet entgegen. Ein großer Mann mit ſchwarzem Backenbart ſitzt darin; ich erſchrecke, dieß Auge kannte ich. Er hält, er wendet ſein Fuhrwerk; zwei Männer, die ihm nachgefolgt, rufen: „Halt! Halt!“ Er peitſcht auf das Pferd. Der eine Mann fällt dem Pferd in den Zügel, ein Piſtolenſchuß, und mit zerſchmetterter Stirn ſtürzt der Polizeiagent auf das Pflaſter. „Georges Cadoudal!“ ſchallt lauter Ruf. Jener ſpringt aus dem Kabriolet, ein zweiter Schuß, und verwundet läßt der zweite Polizeidiener von ihm ab; aber jetzt ſtürzen die Wachen, die jenes Haus umzingelten, herbei; vergebens ſchlägt der Wüthende einen dritten Mouchard mit der Kolbe der Piſtole vor die Stirne, er erliegt der Uebermacht, wird ergriffen, gebunden, und nach den Tempel abgeführt.

Dieſe Scene erſchütterte mich tief, ich beklagte im Herzen den Unglücklichen, den ſo bald ſein Schickſal ereilte, und hüllte den Umſtand, der mich mit ihm in Berührung gebracht, weislich in den Mantel tiefen Schweigens. —

Die Sonne des erſten Pfingſttages 1804 beſchien Paris als Kaiſerſtadt, und die eine und untheilbare Republik hatte aufgehört, zu ſein. Aus dem Tyrannen war ein Souverain geworden, aus dem Freiſtaat ein Kaiſerreich, deſſen Herrſcherwürde in einem Geſchlecht erblich ſein ſollte, welches das Glück hatte, ein bewunderungswürdiges Genie hervorgebracht zu haben. Der mächtige Sohn dieſes, nun welthiſtoriſchen Geſchlechtes, das große Genie Napoleon, that einen Blick in die Bücher der Geſchichte, und las aus ihnen, welche Macht zu allen Zeiten die Formen geübt, und ward ein Mann der Formen. Das Mittelalter, deſſen letzten Nachhall die Revolution übertäubt, deſſen letzten Schimmer ſie verlöſcht, ſah von ſeinem goldnen Harniſch die Roſt- und Blutflecken, mit denen die Gegenwart ihn überdeckt, hinwegpolirt, und der neue Monarch hatte einen Traum von Pipin und von Karl dem Großen.

Der Jubel der Pariſer, denn ohne Jubel konnte ein ſo wichtiges, folgenreiches Ereigniß nicht abgehen, war zwar geringer, wie der beim Antritt des Conſulates von Seiten Bonapartes, doch mangelten von keiner Seite her die officiellen Huldigungen, welche dieſe außerordentliche Gelegenheit hervorrief. Linientruppen und Garden wurden erfreut, und freuten ſich, der Armee eines Imperators anzugehören.

Ich, der ſorglos im Strom des Lebens ſchwimmende, heitre, junge und ſtets verliebte Guide Napoleons beſaß nicht den Ernſt, die neue Geſtaltung der Dinge philoſophiſch zu würdigen; ich konnte weder ſo apodyctiſch, wie eine Menge damaliger Publiciſten, aus der Thronbeſteigung Bonapartes das Heil der Welt demonſtriren, noch in der erneuerten Monarchie das vollendete Unglück Frankreichs erblicken, das die Gegenpartei in ihr erblickte. Mir fehlte die Beſonnenheit der Jahre, und ich gehörte der politiſchgrübelnden Jugend nicht an. Freudig und aufrichtig und im Herzen dankbar gegen Geſchick und Vorſehung, die meinen ſpätern Lebensmorgen ſo roſig färbten, dachte ich nicht an den möglichen trübern Abend, und ſang deſſen Lied, deſſen Brot ich aß, ſo lange, als mir dieſes zu eſſen, beliebte.

Dennoch, obſchon mein Antheil an den großen Ereigniſſen, deren Zeitgenoſſe und oft auch Augenzeuge ich war, keine politiſche Farbe trug, iſt mir vieles Erlebte äußerſt lebhaft im Gedächtniß geblieben, und viele Geſtalten, welche damals hoch gehoben, meteoriſch verklärt, oder tief erniedrigt, verdammt und gerichtet wurden, ſtehen ſicher gezeichnet im Spiegel meiner Erinnerung.

Nie werde ich ein Feſtin vergeſſen, das nach dem mit England geſchloſſenen Waffenſtillſtand den Guides und Gardegrenadieren im Tuilerienſchloſſe gegeben ward. Wie nahe war ich da dem Heros des Jahrhunderts, wie tief prägte ſich ſein metallfarbiges Bildniß mir ein! Alles ſtrotzte von Pracht und Glanz, alles erſchien in größter Galla. Nach dem Deſſert des brillanten Feſtdiners ſahen wir Joſephinen — damals noch nicht Kaiſerin — unterſtützt von zwei andern Damen hohen Ranges, den Kaffee einſchenken.

Bei dieſem Feſtin war es, daß nach aufgehobener Tafel eine Dame in einem der Vorſäle erſchien, und vor Napoleon gelaſſen zu werden verlangte. Auf die Frage nach ihrem Begehren erfuhr man, daß ſie darauf beſtehe, den erſten Conſul ſelbſt zu ſehen und zu ſprechen. Napoleon, gut gelaunt, ging mit Cambacérès, dem zweiten Conſul, in den Vorſaal. Eine höchſt anſtändig gekleidete Dame, wie man ſah, in Mutterhoffnung, fiel Napoleon zu Füßen, und trug in gutgewählten Worten ihr Anliegen vor. Es war keine Bitte um Unterſtützung, kein Flehen um Begnadigung eines Angeſchuldigten oder Verurtheilten, nein, ſeltſam und ungewöhnlich war das Verlangen dieſer Frau — ſie bat um ein Portrait des erſten Conſuls, ein Begehren, das ſie ſelbſt mit ihrem Zuſtande entſchuldigte. „Sie ſollen mein Portrait ſogleich erhalten, Madame!“ ſprach Napoleon, und kehrte ſich raſch um, in den großen Saal zurückzugehen. Mochte ihm der Gedanke kommen, daß es hier auf eine feine Bettelei abgeſehen ſei, oder mochte ihm die zudringliche Weiſe der Frau verletzen, genug, er erfüllte den Wunſch der Bittenden ganz anders, wie ſie erwartet. Er winkte Ruſtan, ſeinem Mameluken, und gebot ihm, der Dame im Vorſaal ein neues Fünffrankenſtück zu bringen. Dieſer auf der Stelle vollzogene Befehl machte die Bittende ganz beſtürzt, ſie erwiderte mit Stolz, daß es an ſolchen Portraits des erſten Conſuls ihr nicht mangele, und entfernte ſich, indem die Thränen getäuſchter Hoffnung ihr über die Wangen rollten.

Indeß war Napoleon nicht immer ſo hart gegen Bittende. Eines Sonntags hielt er große Revue auf dem Carouſelplatz, der von vielen tauſend Zuſchauern umdrängt war, und ritt an den Fronten der Truppen mit dem Generalſtab auf und ab. Da durchbrach eine alte Frau kühn die Reihen der Zuſchauer, des Militairs, und eilte, in der Hand eine Bittſchrift hoch empor haltend, auf den erſten Conſul zu, indem ſie ſich der Gefahr ausſetzte, überritten zu werden. Napoleon hielt ſeinen Schimmel an, und der ganze Generalſtab mußte halten bleiben. Er nahm das Schreiben und reichte es Moreau, der damals noch im Glanze ſeiner Ehren blühte. Moreau las die Schrift, und theilte deren Inhalt dem Conſul mit, während die Bittſtellerin ruhig dicht am Pferde Napoleons ſtehen blieb. Sie hatte einen Sohn unter den Truppen, der ein Tiſchler und ihre alleinige Stütze war; dieſen bat ſie frei, und der Gebieter belächelte die Zuverſicht dieſer Frau, die ſich zu ſo unpaſſender Zeit und Stunde an ſeine Perſon drängte, und gewährte die Bitte.

Doch mir liegt nicht ob, die Zahl der hundert und tauſend Anekdoten aus dem Leben eines Mannes zu vermehren, dem die ſeltne Auszeichnung widerfuhr, gleichzeitig von der halben Welt bewundert und von der andern Hälfte verabſcheut zu werden.

Napoleon Bonaparte war Kaiſer, und wurde als ſolcher von der Mehrzahl der europäiſchen Herrſcher anerkannt, nur der Norden weigerte beharrlich dieſe Anerkennung.

Mittlerweile erfolgte die feierliche Krönung in Notre-Dame mit alle dem Pomp, mit welchem der Held des Tages jeden öffentlichen Act zu umkleiden verſtand. Paris genoß die Freude, den Papſt zu ſehen, der aus Rom in die Seineſtadt bemüht worden war, eine Rolle in dem mitteralterlichen Schauſpiel zu übernehmen, das Napoleon dem Volke gab. Ich denke noch des ſchneidend kalten December-Morgens; wir hielten in einer Prachtparade vor den Tuilerien, von deren Palaſtpforten ein Zug ſich in Bewegung ſetzte, wie ihn Paris noch nicht geſehen.

Vom glänzenden Zuge der Guiden geleitet, im gekrönten achtſpännigen Prachtwagen fuhr Napoleon mit Joſephine nach der Notre-Dame. Vor ihm waren bereits der Papſt, die Kardinäle, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe nebſt den Großwürdenträgern zur Kathedrale gezogen, dort den Kaiſer zu erwarten und feierlich mit Reden zu begrüßen, ihn mit dem Krönungsmantel zu umkleiden und ihn zum Hochaltar zu führen.

Ein Pater in braunem Manteau ritt vor dem achtſpännigen Wagen, in dem der heilige Vater ſaß, nach altem Brauch, mit dem päpſtlichen Doppelkreuze, auf einem Eſel voran, und nahm ſich faſt aus, wie Peter von Amiens, der Kreuzzugprediger, als er den vom Himmel gefallenen Brief in der Hand, die Länder durchzog und das Volk enthuſiasmirte. Paris glaubte wenig mehr an den Himmel, aber doch noch ſehr an den heiligen Vater; es ſah auf den Eſel, blieb ohne Enthuſiasmus und lachte, aber mit tiefer Andacht und mit Rührung und Freude empfing das Volk den Segen des Papſtes, und ehrte dieſen mehr, als Napoleon lieb war. Im Uebrigen fehlte nichts, als das Koſtüm, um an die grandioſen Aufzüge Kaiſer Karl des Fünften zu erinnern. Guides und Garden im Golde, Lanzen, Fahnen, Banner, Standarten, Adler und Triumphinſignien ſchwebend über den Häuptern einer unüberſehbaren Menſchenmenge; prachtvoll geſchirrte Roſſe, rieſige Gallawagen, rauſchende Muſik, feierlicher Klang der Domglocken, Donner des Geſchützes, alles wirkte betäubend auf die Sinne. Man ſah in ihrem höchſten Glanze die ſechs Hauptwürdenträger des neuen Reichs, den Groß-Wahlherrn, den Reichs-Erzkanzler, den Staats-Erzkanzler, den Erz-Schatzmeiſter, den Groß-Admiral, den Conetable von Frankreich. Man ſah die Senatoren, die Staatsräthe, die Marſchälle, man ſah den ganzen, neugeſchaffenen prunkenden Hofſtaat, Herzoge und Grafen, Ritter und Barone, zum Theil gebildet aus Leuten, die aus dem Dunkel gänzlicher Namenloſigkeit an den Glanz der Tagesſonne getreten waren, während der achthundert, ja tauſendjährige wirkliche Adel Frankreichs in tiefen Schatten zurückgedrängt war. Glücklich prieß ſich, wer einen Platz in Notre-Dame fand, der Krönung beizuwohnen, wo der Papſt Kaiſer und Kaiſerin ſalbte, wo er Kronen, Mäntel, Schwerter und Ringe ſegnete, und wo nun Napoleon eine kleine Aenderung im bisherigen Krönungsritus römiſcher Kaiſer durch den Papſt vornahm, indem er ſich mit eignen Händen die Kaiſerkrone, und ſeiner Gemahlin die ihrige aufſetzte.

Hierauf ließ er ſich nieder auf den kaiſerlichen Thronſeſſel, auf dem Haupt die Krone, und in den Händen das Evangelienbuch, und leiſtete den Eid, den die Verfaſſung vorſchrieb. Laut ſcholl nun durch das ſäulengetragene Kirchenſchiff die Stimme des Ober-Heroldes: „Er iſt gekrönt, der allerglorreichſte und allerdurchlauchtigſte Kaiſer Napoleon, Kaiſer der Franzoſen! Er iſt gekrönt und auf den Thron geſetzt. Es lebe der Kaiſer!" und ein vieltauſendſtimmiges vive l'Empereur erfüllte erſchütternd die weiten Hallen der Kathedrale, wie die dicht vom Gewühl der Menge erfüllten Räume des Parvis.

Mehrere Tage lang hielten die Freudenfeſte die Truppen ſo in Athem, daß uns Muſikern der Athem faſt ausging, daher war ich herzlich froh, als dieſelben vorüber waren, und ich wieder meinem Glück, meiner Liebe und meinem einträglichen Nebenerwerb nachgehen konnte.

Es gefiel mir ſo wohl in Paris, daß ich für immer dort zu bleiben beſchloß. Ich ſehnte mich nicht nach Feldzügen, ich dachte an meine Campagnen in

Holland und Belgien, und als im Jahr 1805 ernſt und immer ernſter die Rede ging, daß Rußland und England ſich zu einem großen Kriege gegen den Kaiſer der Franzoſen und nun auch König von Italien rüſte, als neue Truppen ausgehoben und eingeübt wurden, forderte ich den Abſchied aus dem Muſikercorps der Guides, und engagirte mich bei der Municipalgarde der Stadt Paris, bei welcher ich als erſter Clarinettiſt hoch willkommen war. Dieſer Dienſt war zwar minder einträglich, wie der, welchen ich verließ, allein ich hatte die Gewißheit, innerhalb der Barrieren bleiben zu dürfen, und war faſt ausſchließlich Herr meiner Zeit, denn wir hatten jede Woche nur eine Probe, und alle vierzehn Tage, wenn nichts Außerordentliches vorfiel, nur eine Parade. Die Uniform war grün mit Gold und nahm ſich recht gut. Auch fand ich unter den neuen Kameraden manchen alten Bekannten vom Conſervatoir her; der jüngſte Lefevre war neben mir erſter Clarinettiſt, und der Direktor dieſer Gardemuſik war ein Deutſcher, Buck aus Fulda, der einundzwanzig Jahre lang in der großen Oper als Horniſt mitgewirkt.

Auch in dieſer Charge lachte mir das Glück und ließ mich ein intereſſantes Abenteuer beſtehen.

Eines Abends hatten wir unſern Oberſt, der ſeinen Geburtstag feierte, und in der Rue St. Marein, ohnweit unſrer Hauptwache wohnte, ein Muſikſtändchen gebracht. Beim Nachhauſegehen, auf welchem mein Weg der weiteſte war, denn ich wohnte in der Rue St. Jacques, hatte ich mich bereits von allen meinen Kameraden getrennt, und wollte über den Pontneuf ſchlendern. Es war heller Mondſchein, und die Quais, die Häuſerreihen, die Prachtpaläſte des Louvre und der Tuilerien, lagen zauberiſch beleuchtet vor meinen Blicken. Ich ſtand ſtill und nahm den Eindruck den dieſer Anblick machte, in mich auf, wandte auch den Blick zur entgegengeſetzten Seite, wo das Palais de Juſtice auf den Quai de l'Horloge ſchwarze Schlagſchatten warf. Quais und Brücken waren noch belebt, doch achtete ich nicht auf die zahlreich über die Trottoirs der Brücke herüber und hinüber Wandelnden, bis ich Jemand im vollen Laufe und keuchend nahen hörte, gleich darauf auch ſah und zur Seite trat, um von ihm nicht umgerannt zu werden. Der Menſch ſchien äußerſt exaltirt, er ſtieß, als er ſo lief, kurze Worte wiederholt hervor, und ich vernahm, daß er, indem er an mir vorüber kam, mehr als dreimal wiederholte: „Moi un soufflet! Moi un soufflet!“ Dabei ſchleuderte er ein Blatt Papier mit Heftigkeit gegen den Boden, und rannte weiter. Eine gute Weile hörte ich ihn noch, gleich einem Verrückten, mit ſich ſelbſt laut reden, während er die Brücke faſt überflog; auch ſtand er einmal ſtill, und bog ſich mit halbem Leibe über die Mauerbarriere, als wolle er ſich kopfüber in den Strom ſtürzen. Indeß lief er weiter, bog von der Brücke rechts ab zum Quai de la Monnaie, und entſchwand meinen Augen. Mehrere Perſonen blieben auf der Brücke ſtehen und ſahen ihm ebenfalls nach. Ich aber hob das Blatt, welches der Menſch hingeworfen, vom Boden auf, ſteckte es zu mir, und ging nach Hauſe.

Als ich mir Licht verſchafft, beſichtigte ich meinen Fund; es war ein zerknitterter und aufgeriſſener Brief, adreſſirt an Mademoiſelle Georges. Die Bezeichnung der Wohnung auf der Adreſſe ließ keinen Zweifel aufkommen, daß hier vielleicht eine andere Perſon gemeint ſein könne, als die wegen ihrer Schönheit celibrirte erſte Schauſpielerin am Theatre Francais, welche, wie allbekannt war, der höchſten Auszeichnung genoß, die dermalen eine Dame in Frankreich genießen konnte. Der Brief war eröffnet, die Adreſſe erregte meine ganze Neugier, ich las den Brief, und erſtaunte, denn er war von einem meiner vormaligen Befehlshaber, und ließ ein Verhältniß mit der Favorite des Gewalthabers ahnen, das, verrathen, beiden unfehlbares Verderben bringen konnte. Ich überlegte reiflich, was ich thun ſollte, ob den Brief vernichten, ob ihn den Schreiber zurückgeben, ob ihn an ſeine Adreſſe ſo, wie er war, beſorgen? Letzteres war das Anziehendſte, denn es verſchaffte die ſonſt ſchwer zugängliche perſönliche Bekanntſchaft einer vielfach beneideten Heldin des Tages, oder vielmehr der Nacht, zugleich glaubte ich nicht, mich einer Indiscretion ſchuldig zu machen, wenn ich den Brief übergab, da deſſen Unterſchlagung oder Vernichtung den Abſender, der dann über das Schickſal deſſelben in Ungewißheit blieb, auf's Aeußerſte beunruhigen konnte, und ich — war den braven Colonel Dank und Verbindlichkeiten ſchuldig, davon ich einen Theil abtrug, wenn ich mich zum Beſchützer ſeiner geheimen Neigung eigenmächtig aufwarf.

Auf das eleganteſte herausgeputzt, erſchien ich am andern Tage ſo früh, als die Schicklichkeit nur irgend erlaubte, in der Wohnung der Demoiſelle Georges, die am Place d'Odéon wohnte. Ich ließ der Künſtlerin in ihre Apartements ſagen, daß ein Muſiker der italieniſchen Oper, Municipalgardiſt und ehemaliger Guide ihr eine wichtige Mittheilung unter vier Augen zu machen habe, und ward eingelaſſen in das Heiligthum des Boudoirs.

Demoiſelle Georges war in einem wohlkleidenden Negligée, und ſtand mir gegenüber, ein Mädchen von wundervollem Wuchs, und ſeltner Wohlgeſtal aller Formen. Die Naſe war ein wenig gebogen die Augen waren lebhaft und voll Feuer, um de Mund lächelte Gracie und Anmuth, doch empfin ſie mich ernſt und fragte faſt betreten, was ich ih bringe?

Ich erzählte ganz einfach den Vorgang, doc kaum war das Wort Brief meinen Lippen entſchlüpft, ſo funkelten ihre ſchönen Augen voll Unruhe, ſteigerte ſich ihre Theilnahme an meinem Vortrag. Ich zog das verhängnißvolle Blatt hervor und die Gemüthsbewegung meiner ſchönen Zuhöreri wurde leidenſchaftlich.

„Sie, Sie fanden den Brief!“ rief ſie, „de jener Böſewicht in ſeinem Wahnſinn von ſich war den Brief, der mich verderben konnte, wenn er i eine untreue Hand fiele! O mein Herr! Geben Si geben Sie, und fordern Sie von meinem Dank jeden Lohn! Aber — las nicht ſchon Jemand de Brief? Reden Sie, ich beſchwöre Sie, Wer las ihn!“

„Ich las ihn, und ſonſt ſah ihn kein Auge!“ erwiderte ich. „Der Mann, der ihn ſchrieb, wa mein Oberſt, war gegen mich ſtets mild un gütig, ich wäre ein Elender, käme je ein Wort de Geheimniſſes, zu deſſen Mitwiſſer mich ein, vielleich günſtiger Zufall machte, über meine Lippen! Si können ſich meiner Discretion verſichert halten, Mademoiſelle.“

„Mein Gott, wenn dieß Papier in eine falſche Hand fiel!“ rief die Schöne, und zitterte, während ſie das Blatt entfaltete, las und küßte. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort des Schweigens!“ ſprach ſie gleich darauf, und ich fügte mich gern dieſem Wunſch der zagenden Weiblichkeit, obſchon ich ihn innerlich belächelte.

Schwüre und Betheuerungen ſind leere Formeln; wer ſein gegebenes Wort nicht hält ohne Schwur und Verſprechungen, dem wird es auch nicht heilig ſein mit ihnen, und jener Spruch des klaſſiſchen Dichters: Den Frevler bindet nicht der allerſtärkſte Eid, bleibt ewig wahr.

Beruhigter in ihrem Innern bat mich nun die Georges, Platz zu nehmen, ließ ſich ſelbſt auf einer Chaiſe longue nieder, und ſprach vertrauend: „Sie ſollen alles wiſſen, mein Herr; Sie ſind ein Deutſcher und ich vertraue Ihrer Redlichkeit, die ja Ihre Nation ſo ſehr für ſich in Anſpruch nimmt. Mein Verhältniß — die Welt kennt es, iſt meine Beſtimmung, und ſeiner Beſtimmung entgeht kein menſchliches Weſen; ich gehorche ihr — mit Furcht und Zittern — nicht mit Liebe. Mein Herz wagt nicht ſo hohen Flug. Der Schreiber dieſes Briefes liebt mich, und ich liebe ihn wieder, ſeit lange.“

„Aber wie kam es, daß dieſer Brief einem unbeſonnenen Thoren anvertraut wurde?“ warf ich fragend ein. „Wenn ein Mouchard ihn aufhob?“

„Der Himmel ſchützte mich durch Ihre Hand!“ fuhr die Schöne fort, während Thränen über ihre blühenden Wangen rollten. „O ich wußte heute mit dem Frühſten ſchon alles, darum fanden Sie mich auch ſchon auf, und in größter Unruhe, und erſchienen mir, wie ein Bote des Himmels. Den Brief, welchen Sie fanden, ſollte ich ſchon geſtern Nachmittag erhalten; der Colonel gab ihm ſeinem Bedienten, einem überſpannten hochfahrenden und über alle Maßen ehrgeizigen Menſchen zur Beſorgung. Der Himmel weiß, was dieſen abhielt, den Auftrag zu vollziehen, er vergißt ihn, oder hat den Brief aus der Hand gelegt, kurz, als nach dem Theater der Colonel, der eine Antwort von mir erwartet, nach dieſer fragt, geſteht der Unglückliche beſtürzt, daß der Brief noch gar nicht beſorgt ſei. Darüber auf das höchſte erbittert, giebt der Colonel jenem einen Schlag in das Geſicht, und befiehlt, augenblicklich noch den Brief zu beſtellen. Der Menſch, über den Schlag ganz vernichtet, auf das tiefſte gekränkt durch eine entehrende Behandlung, die er von ſeinem ſonſt ſo wahrhaft guten und liebenswürdigen Herrn nicht gewohnt war, und nie erwartet hätte, ſtürzt leidenſchaftlich fort, und — kommt von Sinnen. Ja, ſinnlos war er, als Sie ihn ſahen. Vom Pont Royal hat er ſich in die Seine geſtürzt, heute früh lag er ſchon in der Morgue, um acht Uhr hat man ihn geſehen und erkannt — ich Arme bin Urſache ſeines Todes!"

Ich ſchauderte und empfand inniges Mitleid mit dem Schmerz des gefühlvollen Mädchens.

Indeß trocknete Demoiſelle Georges bald ihre Thränen, und ſprach ruhiger fort: „Im Grunde iſt es vielleicht ein Glück für mich, daß dieſer Menſch nicht mehr iſt, er hätte mich verderben können, mich und — ihn. Wohl uns, daß der Brief in die Hände eines Redlichen fiel. Schenken Sie mir, mein Herr, die Ehre Ihres Beſuches noch oft, ich bitte darum, und rechnen Sie in allen Dingen auf meine unbegrenzte Dankbarkeit."

Ich verließ das reizende Mädchen nicht ohne den ſehnſüchtigen Wunſch, mehr verdient zu haben, als ihren Dank. Sie übte einen Zauber über mich aus, welcher ſogar auf Stunden das reine und ſüße Bild meiner edeln Peingenez in Schatten ſtellte. Immer voller wob ſich der Kranz meiner Jugendfreuden mit holdblühenden Mädchenroſen, und ich glaubte, mein

Glücks[illegible] könne nicht enden. Anziehende Verbindungen nach allen Seiten hin, Stunden und Geld vollauf, faſt in allen Theatern freien Zutritt. Wenn ich nicht in der italieniſchen Oper ſpielen wollte, ſtellte ich einen Erſatzmann, der, auch ein Deutſcher und ein geſchickter Clarinettiſt, gegen ein beſtimmtes Honorar gern meine Stelle vertrat.

Daß ich ſo wenig mich unter ſolchen Verhältniſſen und begabt mit allem Leichtſinn völlig ſorgloſer Jugend um die politiſchen Ereigniſſe der Zeit kümmerte, wundert mich heute, dennoch aber glaube ich, daß ich nicht Urſache habe, gerade darüber Reue zu fühlen. Tauſende ließen neben mir die Dinge gehen, wie ſie wollten, Tauſende thaten gleich mir, und ſchwammen im Strome des vollen Lebens, ohne den Trieb in ſich zu fühlen, das Beſtehende umzugeſtalten, die blutbefleckten Lorbeeren ſiegreicher Schlachten mit zu pflücken, und Tod und Verſtümmelung dabei zu wagen.

Napoleon war aus Italien, wo er ſich die eiſerne Krone auf das Haupt geſetzt, dem Prinzen Eugen, ſeinen Adoptivſohn, zum Vizekönig von Italien ernannt, Ligurien mit Frankreich vereinigt, aus der Republik Lucca ein Fürſtenthum, Parma, Piecenza und Guaſtalla zu franzöſiſchen Provinzen gemacht und auch das ſtolze Genua ſeinem Scepter unterworfen hatte, zurückgekehrt, und in das Lager zu Boulogne gegangen, um die Operationen der Armee und Flotte gegen England zu leiten, in dem Augenblick, wo Oeſterreich und Rußland, gegen ihn verbunden, ihre Heeresmaſſen in Bewegung ſetzten, und der ewigdenkwürdige Oeſterreich-Ruſſiſche Feldzug gegen Frankreich begann.

Napoleon Bonaparte beſiegte in der für ſeine Waffen ſo glorreichen Schlacht von Auſterlitz zwei Kaiſer, und ſchüttelte bald darauf eine ziemliche Anzahl europäiſcher Kronen durcheinander, die er dann nach ſeiner Gunſt vertheilte. Ihm ſelbſt wurde der glänzende Beiname des Großen — und Deutſchlands „tiefſte Erniedrigung“ begann, die Freiheit des Geiſtes, der Gedanken und der Preſſe wurden von dem Despoten in blutige Feſſeln geſchlagen.

Mein Abenteuer mit jenem Brief trug mir reiche Zinſen. Als ich die Georges zum zweitenmale beſuchte, ſagte ſie mir, ich möge zu meinem ehemaligen Colonel gehen, der mich zu ſprechen wünſche. Ich ging hin; nicht ohne einiges Herzklopfen trat ich vor den Mann, deſſen Befehlen ich früher gehorcht hatte, denn noch wußte ich nicht, ob er es gut oder übel aufgenommen habe, daß ich, mein Glück benutzend, mich da eingeführt, wo ich ihm nicht willkommen ſein konnte, und daß ich ein Wiſſender ſeines größten

Geheimniſſes ſei. Aber er empfing mich ſehr gütig, und ſprach: „Sie haben die Protection, die ich Ihnen früher angedeihen ließ, als ich Sie unter meine Garden brachte, als ein Ehrenmann belohnt. Wie gerne würde ich Sie weiter fördern, wären Sie in unſerm Corps geblieben, indeß — vielleicht thaten Sie beſſer, die ruhigere Stellung zu wählen. Nehmen Sie zum Lohn Ihrer Discretion ein Andenken von mir.“ Damit überreichte mir der Colonel eine koſtbare Clarinette mit vierzehn ſilbernen Klappen, und lud mich zu einem Duo ein, indem er auf ein bereitſtehendes Notenpult Muſikalien auflegte. Ich war ganz überraſcht und verwundert.

„Sie ſtaunen,“ ſprach er lächelnd: „in mir einen Kunſtgenoſſen zu erblicken! Ja, ich liebe und übe Muſik von früher Jugend an, doch vertauſchte ich frühzeitig mein Inſtrument, den Fagot, mit dem Schwert. Ich war mit Bonaparte in Aegypten, ich rettete ihm einſt das Leben, indem ich ihn unter den Säbeln vier verzweifelt tapferer Türken ſah und heraushieb. Ich avancirte ſchnell, diente mit Auszeichnung, und werde bald genug Paris und meinen Engel verlaſſen müſſen, um dem ungewiſſen Looſe des Kriegers aufs Neue entgegenzugehen.“

Dieſe Liebenden überhäuften mich auch ſpäter noch mit Zeichen der Dankbarkeit. Die Georges beſchenkte mich mit einer koſtbaren Brillantnadel, und ich durfte ſie beſuchen, ſo oft ich wollte. Manche ſchöne Stunde wurde bei ihr von mir unter heitern Scherzen zugebracht, beſonders mußte ich ihr Theaterneuigkeiten erzählen und die Späße und Calembourgs Brunets hinterbringen, die im Theatre Montanſier lange Zeit hindurch ein ſtets überfülltes Auditorium electriſirten, und dem beliebten Komiker zahlreiche Arreſtſtrafen zugezogen.

Ich theile ein Paar dieſer Calembourgs mit, die der Zeit nach freilich weit aus einander liegen.

Zur Zeit, als der pomphafte Aufruf von Seiten des erſten Conſuls erging, Englands Flotte zu vernichten und Albion im Sturm zu nehmen, erſchien Brunet mit einigen Nüſſen auf der Bühne; ſein Mitſpieler fragte: „Was wollen Sie mit dieſen Nüſſen?“ und er erwiderte raſch: „Ich mache kleine Schiffe, um damit nach England zu ſegeln.“ Es wurde applaudirt, daß der Saal zitterte, aber nach dem Stück empfingen die Polizeiagenten den Spaßmacher, und kündigten ihm Arreſt an. Lachend ſagte er zu ihnen: „Ich habe das vorausgeſehen, meine Herren, und habe deshalb meine Nachtmütze ſchon mitgebracht.“

Als weit ſpäter ſich die Nachricht von Napoleons Scheidung von Joſephine und ſeinen anderweiten

Heirathsprojecten verbreitete, die keineswegs von der Nation mit Freude vernommen wurden, erſchien Brunet in der Partie eines Heirathskandidaten, und der Mitſpieler fragte: „Nun? Ich höre, daß Du dich verheirathen willſt? „Ja!“ erwiderte Brunet: „ich habe um ein Mädchen in dieſer Straße (rue ici-Russie) geworben; man hat ſie mir abgeſchlagen, und ich heirathe nun eine andre Reiche (une autre riche-Autriche).“

Durch die neue Verbindung war ich auch im Stande, meiner vortrefflichen, und vor Allen hochgehaltenen Roſalie einen Dienſt zu leiſten, was mich ſehr glücklich machte. Sie hatte einen jungen Verwandten, welcher muſikaliſch war, und Trompete bließ, aber unter den Linientruppen diente, und äußerte gegen mich den Wunſch, ihn unter dem Muſikercorps der Guides zu wiſſen, indem ſie mich nach den Obliegenheiten fragte, welche dieſer Dienſt mit ſich bringe. Ich verhieß, für ihre Wünſche thätig zu ſein, und verwandte mich bei dem Colonel für ihn, der meinem Wunſche gern Gehör gab. Ich durfte den jungen Mann zu einer Prüfung bei dem Trompette-Major Crittly einführen, und er wurde unter der Bedingung, ſich auf zehn Jahre zum Dienſt bei dem Corps zu verpflichten, engagirt. Ich ärntete vollen Dank des geliebten Mädchens, die ſich über meinen Einfluß wunderte und freute, obwohl ſie, wie ſehr ich auch ſie liebte, nie den Grund dieſes Einfluſſes erfuhr.

Doch vernachläſſigte ich über der ſo werthen neuen Bekanntſchaft mit der celebern Schauſpielerin nicht meine früher geknüpften Liaiſons, während die Zeit mir in immerwährender Thätigkeit und Beweglichkeit erſtaunlich raſch verging. Kaum dachte ich noch der fernen Heimath. Sie erſchien mir, wie der Traum einer frühen Vergangenheit; es war mir, als ſei ich immer in Paris geweſen. Ich kannte die Stadt und ihre Umgebung ſo ganz, ja beſſer als mancher Eingeborne, ſie feſſelte mich, und ich blieb ſo gern gefeſſelt.

Meine Gefährten, mit denen ich auszog zu einem Abenteurerleben aus dem frommen Schooße der fränkiſchen Metropolis, waren bisher für mich faſt Alle verſchollen und verklungen; nur einige Wenige warf ihr Schickſal in die Weltſtadt, in deren Wogen ſie vor meinen Blicken auftauchten, und wieder verſchwanden. Ich habe Grund, zu zweifeln, daß irgend Einer von ihnen ſo glücklich wurde, wie ich; und ich habe Grund, zu glauben, daß Keiner unter ihnen ſo unglücklich wurde, wie ich.

Hart beſtrafte ſich an mir der Leichtſinn und die in den Tag hineinlebende Sorgloſigkeit, die in jenen Jahren die Grundzüge meines Charakters, oder vielmehr, meiner Charakterloſigkeit war. „Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell!" läßt Schiller ſeinen Helden treffend ſagen. So lange ich leichtſinnig und unbeſonnen war, lachte mir das Glück; als ich ernſthaft und beſonnen wurde, kehrte es mir den Rücken. Ahme kein junges Herz mir nach, um glücklich zu ſein!

Zweites Kapitel.

Nach Madrid!

Ein allbekanntes deutſches Sprichwort ſagt eben ſo derb, als wahr: „Wenn dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er aufs Eis, zu tanzen;“ ein andrer Spruch drückt milder ſeine goldne Wahrheit aus: „Es iſt leichter, Unglück zu ertragen, als Glück.“ Mir war auf die Länge allzuwohl in Paris, ich ſah mich nach irgend einem Eis um. Es war die Zeit, in welcher der Kaiſer ſeinen Bruder auf den Thron Spaniens erhob, welcher unſelige Gewaltſtreich ſo viel edles Blut vergießen machte, in deſſen Folgen auch ſo manche deutſche Mutter mit blutendem Herzen ſich von ihrem Sohne losreißen mußte — auf Nimmerwiederſehen.

Unter den Muſikern ging die Rede, daß an dem neuen Hofe zu Madrid eine Kapelle errichtet werden ſolle, und verlockend genug klang die Verheißung von zweitauſend Franken Gehalt für jeden der dort anzuſtellenden Künſtler.

Den Geiſt der ſpaniſchen Nation kannten wir nicht. Die Zeitungen verkündigten immer nur Erfreuliches, und in der That, jene Gerüchte beſtätigten ſich, es erging an mich ein förmlicher Antrag, eine Stelle bei der königlichen Hofkapelle in Madrid anzunehmen.

Da bei dem Theater, an welchem ich als erſter Clarinettiſt mitwirkte, einige Erſparniſſe eingeführt, einige Zahlungen nicht pünktlich geleiſtet wurden, ſo fand ich einen Unzufriedenheitsgrund, welcher leicht zum Beweggrund werden konnte, meine Stellung aufzugeben. Um dieſe Zeit wurde mir eines Morgens ein Landsmann gemeldet, und zu mir ein trat jener Fagottiſt Ruf, mit welchem ich einſt aus der Heimath nach Holland gereiſt war. Sein Aeußeres kündete Mangel, ſein Inneres war ſich gleich geblieben, eine etwas unpolirte, aber körnige Natur, nicht leicht mürb zu machen, immer guten Humors, und immer noch die gleiche Liebe für ſtarken Wein und beizenden Schnupftabak, die er früher an den Tag gelegt hatte.

„Freund, alter Freund!“ rief er, als wir uns umarmt hatten, wobei ein bräunlicher Staubregen auf mein blendendweißes Chemiſſet neueſter Mode fiel: „ſoll ich Dir erzählen, wie es mir ergangen? Schlecht! Wo ich mich herumgetrieben? Ueberall.

Was ich erworben habe? Nichts! In drei Worten mein Lebenslauf; kurz und gut! Finale: Vivat sequens! — Du biſt zum Pariſer Stutzer avancirt, biſt bekannt, haſt Bekannte. Thue etwas für den alten Ruf, laß ihn irgendwo mit ſeinem Fagot einſetzen, der hat immer guten Ton. Ich bin arm, wie eine Kirchenmaus, aber Gott verläßt keinen Deutſchen."

„Du biſt immer noch der alte, ehrliche und trollige Kerl," ſprach ich zu ihm: „der Du erſt warſt. Meinſt Du, hier ſei Mangel an Fagottiſten? Aber ich weiß eine Stelle für Dich."

„Eine Stelle! Herzensjunge! Her damit, ich nehme ſie auf der Stelle an!" rief Ruf in voller Freude.

„Fagottiſt in Madrid!" ſprach ich ironiſch.

„In Madrid!" erwiderte ſtaunend der alte Muſikus. „Das iſt ja wohl gar in Spanien! Dahin kann es von hier aus nicht mehr weit ſein. Allons marchons!"

Ich eröffnete Ruf nun im Ernſt, daß ich einen Antrag erhalten, dorthin zu gehen, und er beſtürmte mich, ihn mit zu nehmen, ehe ich noch den Entſchluß ausgeſprochen, die Stelle antreten zu wollen, der doch ſchon halb und halb in mir gereift war. Ich verſprach ihm, wenn ich ginge, nicht ohne ihn zu gehn, equipirte den Kunſtgenoſſen aus meiner Gardrobe, und gab ihm ein Frühſtück in einem der erſten Traiteurhäuſer.

Hierauf ging ich ernſtlich mit mir ſelbſt zu Rathe, was ich thun ſolle? Ich erwog die Vortheile, die ich verließ, gegen die, welche mich erwarteten. Ich ging zu meiner angebeteten Roſalie, und fragte ſie um ihren Rath. Dieſer war ſo klar, wie ihr ganzes Weſen. „Spanien,“ ſprach ſie: „iſt ein unruhiges, empörtes Land; der neue Thron ſteht noch nicht feſt. Warte ab, bis es ruhig dort iſt, mein Heinrich, und dann gehe hin, und verſuche Dein Glück. Gieb nicht unbedacht ein Einkommen auf, das Dir hier ſo gut als ſicher iſt. Warum willſt Du fort von hier?“

„Die Luft von Paris reibt mich auf!“ gab ich zur Antwort. „Ich glaube, daß eine Reiſe mir heilſam ſein wird. Die Wiederkehr bleibt ja unverwehrt!“ Sie lächelte ſchmerzlich, und ſchwieg.

Noch einige Tage, und ich rüſtete zur Abreiſe. Ruf ſollte mein Gefährte ſein. Ich ſtellte meinen Erſatzmann für längere, für unbeſtimmte Zeit, und nahm Abſchied von Freunden, Freundinnen und Bekannten.

Ich hatte nicht einmal Reiſegeld, obwohl mein Einkommen ein gutes zu nennen war, ſo hatte ich doch nie daran gedacht, Geld zurückzulegen. Sparen war mir etwas durchaus Fremdes. Ein Muſiker, ein Künſtler, und Sparſamkeit — wie hätte ſich das zuſammen reimen ſollen? Auf gut Glück in die Welt! das war der Wahlſpruch des Leichtſinnigen. Der Verkauf mehrerer entbehrlichen Inſtrumente und Koſtbarkeiten, die Dankbarkeit jener Liebenden, die Güte und Liebe meiner Schülerinnen machten mich reich, und gewährten einen Anhalt für den Nothfall. Concerte unterwegs ſollten die Reiſekoſten decken. An einem ſchönen Morgen ſagten wir Paris Adieu und fuhren mit einer Deligence nach Verſailles.

In froherer Stimmung als das erſtemal ſah ich nun, und auch unter günſtigerem Himmel das wundervolle Herrſcherſchloß und ſeine zwar verödeten, doch immer reizenden Umgebungen, und weilte mit Muße daſelbſt, mit dem ſtaunenden Freund alles beſchauend, was noch beſchaubar ſich den Blicken darbot. Ein unermeßlicher Stoff, wenn man will, für jahrelange Betrachtung. Verſailles iſt ein Buch der Geſchichte, ein Buch der Politik, ein Buch der Kunſt, ein Buch der Schönheit. Es iſt eine Bühne, auf der ſich idylliſche Jagd- und Hirtenſcenen, glänzende Feſte, und erhabene Schickſals-Tragödien abſpielten. Verſailles iſt Frankreichs größtes hiſtoriſches Denkmal.

Wie viel auch die grauſenvollen Stürme der Revolution verwüſtet hatten, ob wohl faſt alle Kunſtſchätze, Gemälde und Koſtbarkeiten zerſtört oder fortgeſchleppt, die Möbeln verkauft waren, dennoch war noch genug vorhanden, was Bewunderung einflößte, was Staunen abnöthigte.

Wir fanden, als wir Verſailles beſahen, nicht mehr den Zuſtand troſtloſer Verödung, in dem ich es vor Jahren zum erſten Mal ſah. Hunderte von Arbeitern waren beſchäftigt, zu reſtauriren, zu repariren, neue Alleen zu pflanzen; es war ein Napoleons würdiger Gedanke, die Prachtbauten eines der ſchönſten Reſidenzſchlöſſer Europa's nicht zu Ruinen werden zu laſſen. Er hat viel für Verſailles gethan, obſchon er es nie bezog, ſondern in dem nachbarlichen Groß-Trianon, umgeben von Pracht und Eleganz im Geſchmack der Gegenwart, ſeine Freudenſtunden genoß.

Die Gold- und Marmorpracht der Kapelle, die Bilderreihen ihres Plafonds waren noch erhalten, wenn auch die ſchönen und prunkenden Trophäen, welche die Pilaſter neben dem Hochaltar zierten, meiſt zertrümmert und zerſchlagen waren.

Es fand ſich ein kundiger Führer, der noch in Tagen des alten Glanzes in den Gallerien, Zimmern und Sälen von Verſailles heimiſch war, und ich verſchmähte es nicht, ihm in das Innere zu folgen, und über die Schauplätze zu ſchreiten, welche Erinnerung ſo denkwürdig machte.

Wenn es auch mehr Neugierde und Schauluſt war, die uns damals bewog, dem freundlichen greiſen Führer zu folgen, und wir uns nicht mit dem forſchenden Ernſt, der der Geſchichte ſeinem überlegenden Blick zukehrt, durch die unendlichen, und in ihrer ſchrecklichen Leere einen ganz eigenthümlichen und ſchauerlichen Eindruck machenden Räume des Königſchloſſes bewegten, ſo freue ich mich doch heute noch, jene günſtige Gelegenheit nicht verabſäumt zu haben, und irre oft noch im Gedankenfluge durch jene ſchweigſamen, und doch ſo vieles Geſchehene kündenden Säle und Gallerien, die, läge Verſailles in Deutſchland, der Volksglaube ſicherlich mit umirrenden Geiſtern bevölkern würde.

Aus dem impoſanten Veſtibule der Kapelle heraustretend, ließen wir die Treppe zu den Grand-Apartements zur Linken, durchſchnitten die eine Paſſage, gelangten in das Haus der rieſigen Königstreppe zu den Apartements, welche die königlichen Garden mit ihren Befehlshabern, die Kammerdiener, der Großmeiſter der Garderobe, und die übrige Bedienung inne hatten, und traten in das mittelſte Veſtibule, zu welchem man vom Marmorhofe aus gelangte. Eine breite Gallerie, die mit dieſem Veſtibule parallel läuft, und durch welche man auf die große Gartenterraſſe tritt, verbindet den linken Seitenflügel des immenſen Schloſſes mit dem rechten, und leitet zu den zahlreichen Zimmern ehemaliger Diener höhern Ranges, zu denen des Gardecorps der hundert Schweizer, den Sälen der Ambaſſadeurs und des Conſeil Privé, in denen allen das Grauen einer werdenden Ruine wohnte, während überall Reſte koſtbarer Stuccaturen, prachtvoller Wand- und Deckengemälde von Meiſterhänden noch ſichtbar waren.

Eine ſchmale Seitentreppe führte uns aus dem Rez-de-Chauſſée empor in die erſte Etage des rechten Flügels zu den Zimmern, welche die königlichen Kinder bewohnt hatten, zu den Apartements der Madame Maintenon, deren Fenſter nach den Höfen gerichtet waren. Wir betraten das berüchtigte Oeil de Boeuf. Dieſe Zimmer ſtießen an den großen Concertſaal, aus welchem man zur berühmten grandioſen Marmortreppe und den prachtvollen Saal der Garden der Königin gelangte, an welche ſich die ſchmuckloſen Zimmer dieſer ſelbſt mit der reizvollen Ausſicht nach Süden anreihten. Welche Fülle von Erinnerungen wird in dieſen Zimmern lebendig! Der Führer zeigte uns die verborgene Wandthüre, durch welche auf einer geheimen Wendelſteige Marie Antoinette ſich vor der Wuth des entfeſſelten Pöbels flüchtend rettete, um noch Tage voll grenzenloſen Schmerzes zu erleben. Wir durchwandelten die denkwürdigſten Räume raſchen Schrittes, ſahen das Schlafzimmer Ludwig XIV. mit ſeinem herrlichen Deckenbild von Paul Veroneſe, ſahen Erhabenes gepaart mit Lächerlichem, neben der Chambre du Conſeil das Cabinet des Peruques, und die Chambre des Chiens du Roi. Das Cabinet des Agats et Bijoux war ſeiner Koſtbarkeiten entleert, leer war die Bibliothek, leer das Kabinet der Medaillen, und der Fuß ermüdete auf der Wanderung; es beſchlich mich der Gedanke, verzaubert in einem verzauberten Schloſſe ſo fort und fort durch öde Gemächer, deren Zahl kein Ende nahm, wandeln zu müſſen — ein furchtbarer Gedanke, der mich nur erſt verließ, als wir aus dem Billardſaal in den Ballſaal, aus dieſem in das königliche Schlafgemach, dann in den Thronſaal und endlich in den Salon de la Guerre getreten waren, wo wir beim Hinabblick in den Garten ein Feenmährchen der tauſend und einen Nacht verkörpert zu erſchauen wähnten. Ein Fenſter auf, und einen vollen Odemzug der freien friſchen Luft. In den Sälen und Zimmern preßte ein eigenthümlicher und ſeltſamer Geruch die Bruſt zuſammen. Da lag in ſonniger Herrlichkeit der Rieſenpark zu unſern Füßen; was auch zerſtört und vernichtet worden war, uns, die wir es nicht in Tagen des höchſten Prachtflores geſchaut, mangelte es nicht. Unſerm ſtaunenden Auge boten ſich tauſend Gegenſtände der Bewunderung dar.

Doch der drängende Führer verhieß noch einen ſchönern Ueberblick und machte uns aufmerkſam auf das Deckengemälde des Saales, in welchem ſich ganz der grandioſe und pomphafte Stil des Zeitalters Ludwig XIV. offenbarte. Dieſe prunkvollen Allegorien, repräſentirt von Geſtalten in ſeltſamen, flatternden, bauſchenden Koſtümen, wo auf die wunderlichſte Weiſe das Klaſſiſchantike mit dem damals Modernen, das nun auch der Vergangenheit angehört, verſchmolzen iſt, erfordert Zeit, es zu ſtudieren, und Kennerſchaft, es zu würdigen.

Dieſer Saal des Krieges, deſſen Plafondbild Frankreich darſtellt, ein Schild mit dem Bilde Ludwig XIV. erhebend, vor dem ſich Deutſchland, Holland und Spanien beugen, umgeben von Bildern des Krieges, des Schreckens, der Zwietracht und des Mitleids, bildet ein nordweſtliches Eckzimmer gegen den Park, und leitet durch ſeine kunſtvoll verzierte Mittelthür auf die impoſante Gallerie, die ihres Gleichen in der Welt ſucht. Mit dem Saal des Krieges und dem gegenüber, an ihrem andern Ende liegenden des Friedens bildet ſie ausſchließlich die ungeheure Fronte des Hauptſchloſſes gegen den Park und wirkt überwältigend auf den Beſchauer. Zwölf rieſige Bogenfenſter und fünf zu drei Balkonen führende Glasthüren gewährten dem Lichte Raum, um in ebenſoviel gleich hohen Spiegeln, in einer Arkadenreihe angebracht, die ganze Pracht der zu Füßen des Schloſſes hingebreiteten Landſchaft mit ihren Baſſins, Gruppen, und aller ihrer hundertfachen Gartenzier zurückzuſtrahlen. Rothe Marmorpilaſter und Säulen, beide mit vergoldeten Kapitälen und Piedeſtalen lenkten den Blick empor zu jenen unvergleichlichen Deckengemälden, die einen allegoriſchen Cyklus des Lebens und der Thaten Ludwig XIV. darſtellen. Ja, das war die Gallerie eines Königſchloſſes, und welche Geſtalten hatten, traurig und froh, hier geweilt, aus dieſen Fenſtern geblickt nach der Sommerpracht des Tages, nach dem Glanz der Sternennächte, nach den Metoren der Feuerwerke!

Wir hatten genug geſehen, das zweite Stock bot der Schauluſt kein Genügen mehr, da wir das Prächtigſte und Impoſanteſte zuletzt erblickt, und ſtiegen die hallende Marmortreppe herab, müde vom Schauen, um unſre Augen im Freien zu weiden, uns im Labyrinth des Gartens zu verlieren. Die hohen und mächtigen Waſſerſäulen der Fontainen ſtiegen nicht mehr empor; manches Baſſin, um das einſt buhleriſche Lüftchen gefächelt, war trocken, und grüner **Byſſus** überzog das halbzertrümmerte Gemäuer ſeiner Einfaſſung, dennoch aber war noch die ganze Anlage dieſes wunderſamen Parks erkennbar, dennoch war noch Waſſer in den großen Reſervoirs vorhanden, und eine Ueberzahl von Kunſtwerken der Sculptur in Bronze und Marmor ſtellte ſich noch unverletzt dar neben den Vaſen und zeſchmacklos zugeſchnittenen Docken und Pyramiden von Buxus und Taxus, die längs der grandioſen Perrons gereiht waren; Kinder- und Thier-Gruppen in Bronce von Van Cleve und Marſi, Vaſen von Droully, Hardy, Prou, Götterbilder da und dort und alle von Meiſterhänden, Nachahmungen der beſten, der ſchönſten Antiken. Wie hätte ich vermocht, die Namen der Künſtler zu behalten, die ſchon dem Gedächtniß jener Gegenwart entfallen waren, obſchon ihre Namen in den Annalen von Verſailles immerdar glänzen werden, und ihre Werke, ſoviel derer noch erhalten ſind, wohl kein ſolcher Sturm mehr bedrohen dürfte, wie die Stürme waren, die über ihnen dahin zogen.

Leicht vermag eine lebhafte Phantaſie die Räume des Verſailler Parks zu beleben; Fontainengarben rauſchen hoch empor, den ehernen Beſtien entſprudelt Fluth in Bogen, tauſendfache Waſſerſtrahlen ſpritzen nach allen Richtungen hin, Blumen blühen in den Vaſen, Gondeln ſchwimmen in den Baſſins, und buntes Waſſergeflügel, Carroſſen durchrollen die Alleen, Liebende wandeln auf den Kieſpfaden; die Boskets blühen und duften, das Hainamphitheater mit ſeinen Kaskaden haucht erfriſchende Kühle, die verſteinerte Thierfabel, die ſteinerne und metallene Götterwelt ſcherzt und lacht und winkt von ihren Piedeſtalen und lockt Bewunderer an. Um die Königsinſel mit ihren ſieben Garben rollen längs ſchattender Arkaden die thronartigen zweirädrigen Baldachinchaiſen, die ein Mann zieht, ein zweiter ſchiebt, und in denen die fächernden Damen des Hofes, die gepuderten, duftenden, ſüßen und liebenswürdigen Stutzer ſitzen.

Wie reizend und herrlich mag ſich in ihrer Pracht die Colonnadenrotunde ausgenommen haben, tief verſteckt im Baumſchatten eines dichten Boskets mit ihren farbigen Marmorſäulen, ihren Baſins und Fontainen, ihren Vaſen und Masken und in Mitten auf kunſtvoll verziertem Piedeſtal Girardons köſtlicher Raub der Proſerpina! Und die Fontainen de l'Encelade, de l'Obeliske, die vorzugsweiſe ſo genannten drei Fontainen, die aber in einer ganzen Menge hochſpringender Waſſerſtrahlen beſtanden, wie lieblich rauſchten ſie im Grün der hohen, ſtreng geſchnittenen Taruswände! Und jetzt alles, alles todt, nur bisweilen noch an volksfeſtlichen Tagen eine matte Wiederkehr, ein ſchwaches Echo der hydrauliſchen Zauberkünſte und nur in den Hauptpartien, und nur auf einige kurze Viertelſtunden!

Das Waſſertheater, das Apollobad mit ſeinen Marmorgruppen und grünen Laubwänden, das großartige Neptunsbaſſin, der Triumphbogen und noch viele andre Fontainen wurden uns gezeigt, deren jede Einzelne ſchon einem fürſtlichen Park zur höchſten Zierde gereichen würde; wir durchirrten das Labyrinth mit ſeinen Statuen, wir wandelten im Park von Groß-Trianon, und in dem idylliſchen Müllerdörfchen, und kehrten endlich, faſt ermüdet, in ein Gaſthaus der Stadt Verſailles zurück, um uns zur Weitereiſe zu ſtärken.

Mein Gefährte, Ruf, war ganz verſtummt, die Fülle des Geſehenen hatte ihn betäubt. Ich wartete ruhig ab, bis er wieder Worte fand, und breitete mit ſtillem Ernſt die Karte vor mich auf den Tiſch, auf welcher unſre Route nach Madrid mit dem Auge zu überblicken war. Zum erſten Male kam mir jetzt, da meine eigne Elaſtizität des Geiſtes erſchlafft und abgeſpannt war, der ahnungsvolle Gedanke, ob der Schritt, den ich thue, nicht ein recht unbedachter ſei, ob ich nicht muthwillig einem ſichern Looſe mich entriſſen, um einem unſichern entgegen zu gehen, nur durch momentane und unerhebliche Unzufriedenheiten zu ſolchem Vorſatz beſtimmt?

Faſt hätte ich den Entſchluß gefaßt, umzukehren, aber ich ſchämte mich vor dem Gefährten, deſſen volle Hoffnung auf die Stelle in Madrid gebaut waren, deſſen Hohn und Vorwürfe ich fürchtete.

Wir leerten einige Flaſchen Wein, der friſche Muth kehrte wieder, und wir eilten nun, theils gute Gelegenheiten benutzend, theils wandernd, theils, wenn wir ermüdeten, Geſchirr miethend, ohne uns an andern Orten, als da, wo wir Concerte gaben, aufzuhalten, dem Ziele im Süden zu. Es war eine intereſſante Reiſe, gleichſam im Fluge gemacht, und jetzt nur noch wie ein wechſelvoller bunter Traum durch meine Erinnerung ziehend. Wir raſteten zunächſt in Fontainebleau, ſahen ſein Schloß und ſeine Gärten, die an die zu Verſailles erinnerten, doch gleicher Großartigkeit und Ausdehnung entbehrten. Unſer zweiter Raſtort war Orleans, weit größer und alterthümlicher wie Fontainebleau, und ganz die mittelalterliche Zeit vergegenwärtigend. Wir ſäumten nicht, uns das Haus des Heldenmädchens zeigen zu laſſen, das beitrug, den Namen dieſer Stadt berühmt zu machen.

Da uns daran liegen mußte, durch Concertgeden Geld zu verdienen, um meine Reſervereiſekaſſe nicht gleich zu erſchöpfen, ſo nahmen wir nicht den geradeſten Weg, ſondern kreuzten, wie irrende Ritter, in Mittel- und Südfrankreich umher. Von Orleans gingen wir dem Laufe der romantiſchen Loire folgend nach Blois, deſſen römiſche Waſſerleitung wir nicht unbetrachtet und unbewundert ließen, und eilten dann dem reizenden „Garten Frankreichs" zu, dem lebendigen Tours. Da bei der neuen politiſchen Verbindung Frankreichs mit Spanien Reiſende aller Art, ſo wie Truppenabtheilungen, die nach Spanien gingen, um das Feuer der Widerſpenſtigkeit einer Nation zu dämpfen, die ſich keinen fremden Herrſcher aufdringen laſſen wollte — nicht ſelten waren, ſo fanden wir oft vielfache Geſellſchaft, erwünſchte Anſprache und heitre Stunden, die wir unſrerſeits durch Uebung unſrer Talente auch wieder Andern verſchafften. Freilich kamen ſchon Nachrichten aus Spanien entgegen, die bedenklich lauteten, und abſchrecken konnten; allein wir waren nun einmal ſo weit, hatten bereits das flache Gebiet der Loire verlaſſen, waren dem Indre entgegengezogen, hatten Chateau-Roux mit ſeiner Bergfeſte und Guéret im Rücken, und nahten uns dem gebirgigen und ſteilen Hochlande der Auvergne, die Paris mit Schaaren von Laſtträgern, Kehrichtſammlern, Schuhputzern und kleinen

Murmelthierführern bevölkert, die man insgemein alle für Savoyarden hält.

Ich mußte oft über meinen Gefährten herzlich lachen, der, der Geographie äußerſt unkundig und ſonſt recht verträglich, drollig und ſogar bisweilen liebenswürdig, mir mehr und mehr Vorwürfe machte, daß ich ihn in der Irre herumſchleppe, daß ich den Weg nach Spanien gar nicht wiſſe, daß wir, wenn wir den rechten Weg gereiſt wären, ſchon längſt in Madrid ſein müßten. Wenn er nun zumal, da ich fort und fort an ihn zu tröſten hatte, faſt in jeder Auberge die Wirthe, die Kärner und bisweilen auch die Poſtillions deuſch fragte: „Wie weit iſt's noch nach Madrid, guter Freund?" und alle dieſe Leute ihn mit offnem Munde anſtarrten und ihn nicht verſtanden, und er ſich nun zu einem Franzöſiſch zwang, vor welchem die Hunde davon liefen, und dennoch eben ſo wenig eine befriedigende Antwort erhielt, theils weil von dem Gefragten gar Viele von der Exiſtenz der Stadt Madrid nichts wußten, theils, weil ſie nicht einmal das reine Franzöſiſch, geſchweige ſein ſchlechtes verſtanden, ſondern nur ihr heimathliches Patois — da fluchte Ruf und hatte ſich ungeberdig. „Zu toll, zu toll! Wir kommen nach Lappland, ſtatt nach Spanien! Wir werden Kapelliſten in Kamtſchadalien, aber nicht in Madrid. Mußte mich der und Jener reiten, Dich aufzuſuchen? Das Finale will ich nur ſehen, das!“

Die zahlreichen Lavaſpitzen und Baſaltkegel des Gebirgzuges Monte d'Or mit dem hochragenden Puy de Dôme hoben ſich vor unſern Blicken, wir paſſirten Clermont-Ferrant, und wandten uns von da nach Tulles an der Coreze. Die Bewohner dieſer Provinzſtädte trugen kein großes Verlangen nach unſerm Concert, wir reiſten manchen Tag ohne Einnahmen, indeß fanden wir das Leben wohlfeil, da mit Ausnahme des von der Natur dürftig und ſtiefmütterlich bedachten Theils der Auvergne, den wir paſſirten, edle Früchte, gute Weine und ſchmackhaftes Brod für weniges Geld reichlich dargeboten wurden.

Von Tulles gingen wir nach Perigueur, in der Dordogne, einer Landſchaft, die mit den berühmten Perigordtrüffeln geſegnet iſt. Wir koſteten in den Ruinen des römiſchen Amphitheaters eine Rebhühnerpaſtete, bei der ich Ruf ſchwören mußte, ihn nun demnächſt und auf allerkürzeſten Wege nach Madrid zu führen, da außerdem das Finale der langen Reiſe ſein werde, alle Stellen beſetzt zu finden, eine Möglichkeit, die ich nicht einmal in Abrede zu ſtellen vermochte.

Und doch, wie weit war es noch nach Madrid!

Wie unkundig war ich ſelbſt in Bezug auf die Länder, die Sitten der zu durchreiſenden Länder, wie ſchwer verſtändlich wurde mir mehr und mehr der provinzielle Dialekt der Bewohner der Auvergne, und andrer ſüdlicher Departements. Die Fahrgelegenheiten hörten auf; wir gaben ein Concert in Cahors, deſſen Erlös hinreichte, mir einen Mauleſel und Ruf einen wirklichen Eſel zu kaufen, auf welchen edlen Thieren wir romantiſch durch das Land zogen, wie Don Quixote und Sancho Panſa, vom Vin de Graves ziemlich graves.

Nachdem wir das bedeutende Montalban hinter uns hatten, zogen wir dem geſchlängelten Laufe der Garonne entgegen, und grüßten bald das lebenvolle, blühende und hiſtoriſch bedeutſame Toulouſe, deſſen Merkwürdigkeiten wir beſahen, und wo es uns gelang, durch einige Concerts neue Subſiſtenzmittel zu erringen, da ſchon einigemal ſtark in den Reſervefonds hatte gegriffen werden müſſen.

Von Toulouſe pilgerten oder vielmehr ritten wir den Gefilden der Gascogne zu, und erreichten nach manchem längern oder kürzern Aufenthalt in den kleinen Städten das nächſte Ziel unſrer heißen Sehnſucht, Bayonne, während wir Tagelang die impoſante Kette der Pyrenäen zur Linken den ſüdlichen Horizont begrenzen ſahen. Dieſe abenteuerliche Reiſe könnte allein mit ihren mancherlei Scenen ein Buch füllen, allein ich muß den quellenden Stoff eindämmen, da ſie in dem bunten Drama meines Lebens doch nur als flüchtige Epiſode erſcheint. Es koſtete uns nicht geringe Mühe, uns durch ſo mancherlei Provinzen und ihr unverſtändliches und eigenthümliches Sprachidiom durchzuſchlagen, und nach den Gefilden zu gelangen, die durch Bereitung vortrefflicher Schinken ſo berühmt ſind.

In **Bayonne** ſollte geraſtet, die Reiſekaſſe reſtaurirt, und Erkundigung über die ſpaniſchen Zuſtände eingezogen werden. Ruf ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als er vernahm, daß wir erſt etwa zwei Drittheile des Weges nach Madrid zurückgelegt, und erneute ſeinen komiſchen Jammer, daß ich ihn an der Welt Ende ſchleppe, daß ich ruchlos an ihm handle, daß ich ein Seelenverkäufer ſei, der ihn nach Algier, Tunis, Tripolis oder Marocco zu bringen gedächte, welche gräuliche Raubſtaaten, wie er ſich von der Schule her noch gar wohl erinnere, hier außen herum, bei Bayonne nämlich, liegen müßten.

Er wurde mir, durch dieſe oft von ernſtlichen Verwünſchungen begleiteten Lamentationen zuletzt mehr als läſtig.

Die Nachrichten, welche ich über den Stand der Dinge in Spanien einzog, lauteten nichts weniger, als tröſtlich, und es wurde uns von Verſtändigen und Wohlmeinenden abgerathen, die Reiſe fortzuſetzen.

Während in Deutſchland der neue Kaiſer der Franzoſen das tauſendjährige römiſche Kaiſerreich vernichtet, während der prahleriſche Protector des Rheinbundes alle Rechte und Freiheiten Deutſchlands, ſeiner Fürſten, Stände und Bürger frevleriſch mit Füßen getreten hatte, während der grauſame Sieger unermeßliche Contributionen erpreßte, den Verkehr der Völker in die Feſſeln ſeiner ſtarren Politik des Eigennutzes ſchlug, die heiligen Bande löſte, welche Fürſten an ihre Völker, Völker an ihre Fürſten knüpften, während die Hand Gottes ſchwer auf Deutſchland lag, auf daß in ihm unter dem harten Druck der Geiſt einer neuen Aera ſtill und kräftig reife, und ſonach auch das Weh der furchtbaren Prüfungen ſich als Bedingniß höherer Weltordnung offenbare — hatte ſich der ländergierige und raubſüchtige Polypenarm herriſch über die Pyrenäiſche Halbinſel geſtreckt, die alten Throne umgeſtoßen, hatte jeden Widerſtand beſiegt, und auf den Thron Spaniens den neuen Uſurpator gehoben.

Der Spanier haßte den Franzoſen, nicht nur aus dem alten und übererbten tiefwurzelnden Grund, der überhaupt Nationen ſcheidet, zwiſchen denen mächtige natürliche Grenzen, Ströme, Meerengen und Gebirge gezogen ſind, ſondern in Folge der Revolution, und auch hier minder wegen des Königsmordes und greuelvollen Blutvergießens, als wegen der Abſchaffung des Glaubens. Die am Uraltbergebrachten hängende, an den altkatholiſchen Kult ſich klammernde Geiſtlichkeit des Landes, das von Philipps Zeiten her ein Schrecken aller Ketzerei war, wirkte mächtig auf das gemeine Volk, überzeugte mit der Macht der Rede, daß Frankreich ein Reich des Antichriſts ſei, und bot alle Mittel der Schwärmerei und des religiöſen Fanatismus auf, um das ſpaniſche Blut zu rächen, das Murat in den Straßen und im Prado Madrids vergießen ließ. Dieſe Geiſtlichkeit wußte oder wollte nicht wiſſen, daß Napoleon ſich einen Wiederherſteller der Religion nannte, und daß ſeine glühendbegeiſterten Verehrer ihm die Namen eines Moſes und Meſſias beigelegt hatten. —

Und in einer ſo gefahrendrohenden, furchtbar erregten Zeit trieb mich meine Thorheit nach den Thoren von Madrid. Noch heute ſcheint es mir ein Wunder, daß ich dem ſo vielfach drohenden Verderben entging. In Bayonne machten wir ſchlechte Geſchäfte; es war Sommer; die vornehme Welt war auf ihren Villen verſtreut, und die Thore wurden zeitig geſchieſſen. Nach kurzer Raſt traten wir, ich nicht ohne Zagen, Ruf mit einer ungeſtümen Hoffnung, die Weiterreiſe an. Wir überſchritten die Pyrenäen auf der vielfach bereiſten und daher gefahrloſen Straße über Maja nach Pamplona, wo wir das nach dem Meere zu in ſanften Hügeln ſich verlierende Gebirge bald hinter uns ſahen. Zeitig genug hatten wir Gelegenheit, wahrzunehmen, daß die Einwohner des Landes kein Verlangen trugen, ſich von franzöſiſchen Muſikern, für die wir galten, etwas vorſpielen zu laſſen, ja wir hatten vom Glück zu ſagen, daß wir zu einem nach Madrid marſchierenden franzöſiſchen Linienregimente ſtießen, an das wir uns anſchloſſen, und mit deſſen regelmäßiger Bewegung wir gleichen Schritt hielten. So blieben wir unbedroht von der Erregung des Volkes, hatten Geſellſchaft und Unterhaltung, und kamen nicht viel weniger raſch vorwärts, als wenn wir allein in dem fremden und für uns ungaſtlichen Lande gereiſt wären. Wir überſchritten den Ebro bei Tudela und betraten den Boden Altkaſtiliens. Mühſam, ermüdend und langweilig war der Marſch entlang der Sierra de Moncayo und zum Theil über dieſelbe hin, in der Gluth der Sommerſonne, oft im tiefſten Sande. Von Siguenza folgten wir dem Laufe des Henares nach Guadalaxara, wandelten in Neucaſtilien, und ſahen am Nachmittage eines heißen Tages das heldenmüthige, edle und treue Madrid, von deſſen vielgerühmten Tugenden uns baldigſt eine Probe vor Augen treten ſollte.

Es war vier Uhr, und wir begegneten nahe dem Thore einer franzöſiſchen Wache, welche ſo eben abgelöſt worden war. Die Mienen dieſer Krieger waren ängſtlich und bedenklich, ſie ſahen ſich ſcheu nach allen Seiten um, die Straßen waren von Eingebornen faſt leer, und wo ja einer derſelben begegnete, war ſein Blick düſter, zur Erde gerichtet, mindeſtens verächtlich von denen abgewandt, die den blauen Rock trugen.

Es war der letzte Tag des Juli 1808. Joſeph Bonaparte ſaß erſt ſieben Tage auf dem ſpaniſchen Königsthron.

Ich fragte einen Sergeanten: „Kamerad wo logirt man gut und ſicher?“ Der Soldat warf mir einen höhniſchen Blick zu, und antwortete ingrimmig: „In Frankreich, mein Herr, nicht hier!“ während er mit ſeinen Begleitern raſch vorübereilte.

Wir gingen betreten weiter, ein andrer Trupp franzöſiſcher Soldaten, darunter auch Muſiker, ſtieß uns auf, und o Wunder, o Freude! wir erblickten ein bekanntes Geſicht, unſern alten Freund und Reiſegefährten, den Clarinettiſten Schindler, der ſich unter die neue Garde des neuen Königs hatte anwerben laſſen.

Er war äußerſt erſtaunt, uns hier zu begegnen, doch, wie es mir ſchien, eben mehr erſtaunt, als erfreut, und rief aus: „Um des Himmels Willen Brüder, wie kommt ihr hierher? Was wollt ihr hier? Kehrt um, kehrt um! Hier iſt unſers Bleibens nicht mehr lange!“

„Was? Umkehren?“ ſchrie Ruf. „Umkehren nach einer ſo ewig langen und ſchrecklichen Reiſe? Denkſt Du, wir wären ſo dumm? Das wäre mir ein Finale!“

Schindler ſann einen Augenblick nach, ohne ſich an Rufs Ausrufe zu kehren, und nahm dann raſch das Wort: „Hört Brüder, hier iſt nicht wohlgethan, auf der Straße ſtehen zu bleiben. Folgt mir, ich bringe euch in ein Wirthshaus, wo der Wirth kein verrätheriſcher ſpaniſcher Schurke iſt — ſondern ein ehrliches Blut, ein Schweizer!“ und ohne weiter viele Worte zu machen, und ſich in Erklärungen einzulaſſen, ſchritt er uns raſch voran durch mehrere der ſchönen Straßen und Plätze der herrlichen Hauptſtadt, und lenkte in den endloſen Prado ein, wo wir uns auf eines der brillanteſten Boulevards verſetzt glaubten. Ein rieſiger Roſenkranz ragte an hoch angebrachter Stange weit über die Straße und kündigte ſich als Gaſthausſchild an; wir traten erſchöpft in dieſes Hauſes kühlende Halle.

Drittes Kapitel.

Touren in Südfrankreich.

Wir hatten uns geſtärkt in dem gaſtlichen Roſario, deſſen Wirth ein braver Schweizer war, hatten gut und lange geſchlafen, und harrten auf Schindlers Beſuch, den dieſer uns am Morgen zu machen, verſprochen hatte. Er kam nicht; wahrſcheinlich mußte das Militair unters Gewehr, eine unruhige Bewegung deſſelben ließ dieß vermuthen, die wir wahrnahmen, als wir uns aus unſerm hoch, und nach dem Hofe herausgelegenen kleinen Zimmerchen herabbegaben. Man hörte Trommeln, das Haus war voll Menſchen, die Straße nicht minder, dieß konnte nicht befremden, wir wußten, daß wir uns in einer volkreichen Stadt befanden. Der Wirth und ſeine Gehülfen waren in vollſter Thätigkeit und ſchienen nicht Zeit zu haben, nach unſern Wünſchen zu fragen.

Wir verließen den Gaſthof, um einen Materialladen zu ſuchen und uns Tabak zu kaufen, den wir auch in der Nähe fanden. Während das Verlangte uns zugewogen wurde, hörten wir Generalmarſch ſchlagen, und hörten — Schüſſe, und immer lauter wurde Geſchrei und Lärm der Straße. Wir eilten nach unſerm Hauſe zurück, ein Glück, daß wir nicht den bunten Rock trugen.

Ein tumultuariſches Geſchrei ertönte von allen Seiten; aus den Fenſtern wurde herab auf die Straße gefeuert, an einer Ecke lag im Todteskampf ein franzöſiſcher Trommler, die Trommel neben ihm, und paniſcher Schreck ergriff uns. Das war das Ziel unſrer langen, mühſamen Reiſe! Zur aller unpaſſendſten Zeit waren wir gekommen, gekommen um in der ſchleunigſten Flucht unſer Heil ſuchen zu müſſen.

Dem Hauſe gegenüber war ein doppelter Wachtpoſten vor einem Palais aufgeſtellt, und wir waren ſchaudernde Zeugen, daß aus einem Haufen wildblickender Männer einer von athletiſcher Geſtalt ſich abſonderte, und den Uebrigen eine Wette anbot, daß er allein beide Wachen niederſtoßen wolle. Die ſchreckliche Wette wurde angenommen, und von dem Furchtbaren alsbald vollführt. Er lief die eine Wache ſeitwärts an und ſtieß ihr ſein langes Stilet in die Bruſt; der andre Mann ſah ſeinen Kameraden ſinken, fällte das Bajonet, allein der Mörder unterlief ihn, ſchlug das Gewehr bei Seite und ſtieß jenen augenblicklich nieder. Ein donnerndes Bravo! erſcholl;

uns ſtiegen vor Grauſen und Entſetzen die Haare zu Berge, und Ruf ſagte voll Angſt: „Bruder! Um Gottes Willen, mache, daß wir von hier fortkommen! Dieſes Finale hätte ich nicht erwartet, es kommt mir ganz ſpaniſch vor!“

Die exaltirten Söhne ihres Vaterlandes verließen jetzt ſtürmiſch den Roſenkranz, um den Mord weiter durch die Straßen Madrids zu tragen, das in vollem Aufſtand begriffen war.

Das Leben jedes Fremden war bedroht. Unſer Wirth ſah uns Zagende, und ſprach: „Meine Herren, eilen Sie, die Stadt zu verlaſſen! Ich kann Ihnen keinen andern Schutz gewähren, als daß ich Ihnen ein Pferd und ein Kabriolet gebe, und Sie bis El Pardo fahren laſſe, von wo Sie die Straße nach Norden leicht gewinnen können. Ich ſage Ihnen ſoviel, daß die Wuth der Bevölkerung gegen den franzöſiſchen König und gegen Frankreich ſo groß iſt, daß vielleicht morgen kein Franzoſe mehr in Madrid athmet. Fliehen Sie, meine Herren, fliehen Sie, bevor es zu ſpät wird! Ganz Spanien ſteht zum heiligen Kampfe auf, Europa ein großes Beiſpiel zu geben, und die korſiſchen Tyrannen zu vertreiben.“

Wir wußten unſrer Angſt keinen Rath, der entſchloſſene Wirth rief ſeinen Dienern raſche Befehle zu, den kleinen Wagen anſpannen zu laſſen, und uns ein Frühſtück einzupacken. Er ſelbſt ging zu einem Pult, nahm etwas heraus, und ſprach: „Hier meine Herren, nehmen Sie! Dieſe kleinen Kreuze hängen Sie um den Hals, ſo daß ſie auf Ihrer Bruſt ſichtbar bleiben. Dieſe allein werden Ihnen Schutz gewähren, wenn Sie ſtreifenden Guerillas in die Hände fallen. Jedem Spanier gelten Sie für Franzoſen, und jedem Franzoſen iſt der Tod geſchworen, denn jeder gilt für einen Unterdrücker Spaniens und für einen Gotteslaügner zugleich. Fanatiſche Geiſtliche ziehen den Guerillasbanden voran, und wer nicht als ein Gläubiger bezeichnet iſt, den ſtoßen ſie, fällt er in ihre Gewalt, mit eignen Händen nieder.“ —

Eine Viertelſtunde darauf fuhren wir im leichten Kabriolet, ſo gut es ging, in Spanier umgewandelt, durch das tobende, menſchenwogende Madrid, auf der Bruſt blitzten die zinnernen Kreuze. Die Straße nach Norden war mit Militair und zahlloſen Reitern und Wagen bedeckt, mit dem Fluchtzug des Königs. Wir ſäumten nicht, dieſem Zuge uns anzuſchließen; er ging raſch, und weil er zahlreich war, war er ſicher. Joſeph Bonaparte floh binnen wenigen Tagen von Madrid bis nach Vittoria. Dorthin gelangten auch wir im Gefolge der Gardemuſiker, denen wir uns anſchloſſen, und die mitleidig genug waren, uns als arme Kunſtgenoſſen aufzunehmen; wir hatten weder Zeit, uns um landſchaftliche oder hiſtoriſche Merkwürdigkeiten Spaniens zu bekümmern, noch zu verſuchen, etwas zu erwerben.

Weder die prahleriſchen Verſicherungen des franzöſiſchen Machthabers: das Glück Spaniens begründen zu wollen, noch das ſchmeichelhafte Herabſteigen zu den Lieblingsneigungen der Geſammtmaſſe des Volkes, weder glänzende Feſtins noch Erneuerung der antiquirten Stiergefechte, hatten die erwünſchte Frucht des Gehorſams und des Schmiegens unter das franzöſiſche Joch getragen. „Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los —“ wir ſangen in unſerm Herzen ein Tedeum, als wir glücklich und ungefährdet die Pyrenäen zum zweiten Male hinter uns hatten, und von Vittoria aus über Salina, Vergara und Fuenta Rabia dem Meerbuſen von Biscaya entlang reiſend, Bayonne wieder vor uns ſahen, das Napoleon ſelbſt vor kurzem verlaſſen hatte.

Dieſesmal war das Glück uns günſtiger in Bayonne, als bei unſerm erſten Beſuch; es gelang uns, ein Publikum zu finden, ſo wie einige Künſtler, die ſich zu Quartetten mit uns vereinigten. Wir conzertirten mehrmals im Hauſe des Präfecten, wo uns eine herrliche Bewirthung und ein ſehr anſehnliches Honorar zu Theil wurde. Ein Concert im Saal der Freimaurerloge brachte achthundert Franken ein. Was wäre ich geweſen ohne meine liebe Clarinette! Sie ward mir zum Fortunatusſäckel, ſie war meine Hülfe, meine Stütze, jetzt erſt lernte ich dieſes Inſtrument heilig halten und recht verehren.

Mein reiſemüder Gefährte hatte in Bayonne Deutſche getroffen, die ihm geſagt, daß wir viel zu lang, zu langſam und auf Umwegen nach Madrid gereiſt ſeien, und redete ſich ein, daß ein früheres Eintreffen ihm unfehlbar eine ſichere Stellung in der Kapelle des Königs verſchafft haben würde, daher ſprach er zu mir kurz und trocken, als ich ihm meine Idee kund that, die Städte Süd-Frankreichs zu bereiſen, in ihnen das Glück zu verſuchen: „Reiſe wohin Du willſt; ich gehe direkt nach Paris und von da nach Deutſchland zurück. Du haſt mich lange genug umhergeſchleppt, und was habe ich davon? Abgeriſſene Kleider und kaum das tägliche Brod. Nach Tarbes willſt Du? Ich habe genug gedarbt und gehe nicht mit. Finale: Adio!“

Ich ließ ohne Groll und ohne Schmerz den undankbaren Gefährten ſeinem Schickſal entgegengehen. Ohne ihn, ſein Treiben und Drängen wäre mir wohl nicht ernſtlich in den Sinn gekommen, in Spanien ein zweifelhaftes und gefährliches Glück zu ſuchen, das ich, vielleicht zu meinem Heile, dort nicht fand.

Meinem Vorſatz getreu, und mit guten Empfehlungen verſehen, die in Bayonne mir zu Theil wurden, zog ich auf eine Abenteurerfahrt im Süden Frankreichs aus. Abgewandt dem Gebiete politiſcher Bewegungen, auf dem meiner Kunſt keine Roſen blühten, wollte ich frei und froh wie ein heitrer Troubadour reizende Gefilde durchziehen, während über dem Norden die Stürme des Weltkampfes tobten.

Hinter mir ließ ich die Getreideebenen der Gascogne und pilgerte, dem Laufe des Adour folgend, dem Ober-Pyrenäendepartement zu, dieſesmal der majeſtätiſchen Pyrenäenkette näher, wie bei der Reiſe von Toulouſe nach Bayonne. Das Hochgebirge erſchien wie ein endlos hingeſtreckter dreifach übereinander himmelangethürmter Gigantenwall; aus dem der Pic du Midi de Bigorre umgeben von andern zackigen Hochgipfeln rieſig aufragten und mit ihren mächtigen Kronen an den Himmel ſtießen.

Ich war allein, und dieſes Alleinſein ſtimmte mich beſſer, poetiſcher, reiner und freier wie vordem mit meinem Gefährten, der — keine andre Seite des Lebens kennend und erfaſſend, als die materielle, ſich, heiter, oft in guten und beluſtigenden Scherzen äußerte, aber nicht heiter, verſtimmt oder unzufrieden, kleinlich und unmännlich klagte und jammerte, ſo daß man ſeine volle Noth mit ihm hatte.

Meine Gedanken flogen bisweilen nach Paris; ich dachte meiner Lieben dort und ſandte Wünſche für ihr Glück nach der Seineſtadt. Mein Alleinſein erzeugte dieſesmal nicht das erdrückende Gefühl des Verlorenſeins im weiten Schöpfungsall, das ſich wohl auch zuweilen auf Reiſen in fremden und mir unbekannten Ländern meiner Empfindung bemächtigte, ſondern eine recht friſche frohe Lebensluſt. Ich dachte daran, indem ich ſo, geſund, nicht ohne Geld, aber gänzlich ohne Sorgen dahinzog, daß das Glück der Gegenwart, dem ich mich mit voller Seele, mit offnen Sinnen hingab, mir einſt erſcheinen werde, wie ein ſchöner Traum — und wahrhaftig, ſo iſt es. Jetzt, wo ich mein Gedächtniß anſtrengen muß, um alle die ſchönen Bilder, die reizenden Gegenden in mir aufzufriſchen, kommt es mir vor, als habe ich in wunderbaren Viſionen auf einem andern, beſſern Sterne gewandelt, und ſei von ſeinem himmliſchen Strahlengebild in ein Daſein voll trüber Nacht, voll Kummer, Schmerz und Sorge geſtoßen.

Doch hinweg mit der elegiſchen Klage, die nicht laut werden darf und nicht ſoll. Wie paßt ſie zum bunten Schellengewand einer voll Leichtſinn und Liebesluſt verlebten Jugend? Dieſe nur zu ſchildern habe ich mir vorgenommen, wo ſie von mir Abſchied nimmt, wo des Lebens bittrer leidensvoller Ernſt als ſtrafender Cherub mit dem Flammenſchwert mir die Pforten des verlornen Paradieſes ſtreng vertritt, da werde ich raſch den Schleier fallen laſſen.

Das heitre Tarbes war erreicht, ich war nahe jenen geprieſenen Pyrenäenbädern, wo ein Zuſammenſtrom aus allen Nationen mit dem Gebrauche warmer heilkräftiger Quellen die Genüſſe einer reizenden, einer herrlichen Natur vereinigen. Dem muntern Sohne des Gebirges, dem Adour, der in Urzeittagen als allgewaltiger Strom die ganze Ebene von Bigorre mit Quarz und Granittrümmern überſäet haben muß, entgegen, durch ſtattliche wohlgebaute und reinliche Dörfer, durch Rebenpflanzungen, die dem edlen Gewächs ein freies Emporranken an Bäumen und hohen Spalieren vergönnen, und durch ſmaragdgrüne Wieſen, wie ſie immer in der Nähe von Hochgebirgen mit einer erleſenen Flora prangend, das Auge entzücken, naht man Bagneres de Bigorre, dahinter nun, je näher man dem Hochgebirge kommt, ſein gewaltiges Amphitheater in den impoſanteſten Gruppen ſich unausſprechlich erhaben über die ſanft in die Ebene herab ſich ziehenden Vorberge emporgipfelt.

In dem freundlichen Bagneres, deſſen Häuſer wie die in mancher Gegend des Thüringerwaldgebirges, mit Schiefer gedeckt ſind, und deſſen Nationaltracht des weiblichen Geſchlechts, beſonders im Betreff der buntfarbigen um den Kopf geſchlungenen Seidentücher, mich ebenfalls an manche Orte meiner heimathlichen Gegenden erinnerte, gefiel es mir ausnehmend. Es war belebt von Badegäſten, deren Menge mir günſtigen Erfolg für die Leiſtungen meiner Kunſt verhieß, es bot in aller Weiſe Eleganz mit Bequemlichkeit verbunden, und wirkte ſogar durch Erinnerungen an die Römerzeit, durch Inſcriptionen alter Denkſteine, belehrend und bildend. Ich begann, ſolchen anziehenden Gegenſtänden ein höheres Intereſſe abzugewinnen, wie früher. Zweiunddreißig Quellen ſprudeln die wohlthätige heiße und warme Fluth, von denen die des Bain de Salut die renommirteſte iſt. Ich nahm mir unter der reizenden Promenade le Couſton ein kleines Zimmerchen, und benutzte den Reſt des Tages, mir den Ort zu betrachten, das Vauxhall zu beſuchen, und mich an den mannigfaltigen Ausſichten in die Ebene von Bigorre, auf das Hochgebirge und in das ſchöne Campanerthal zu erfreuen, dem ich einen Beſuch zudachte. Zugleich ſondirte ich bei meinem Wirthe, ob und auf welche Weiſe ich wohl auf meinem Inſtrumente mich vor einem gebildeten Publikum hören laſſen könne? Ich erfuhr, daß es in Bagneres, ſo wenig, wie in andern frequenten Bädern, an Muſikern fehle, daß ein reiſender Künſtler den andern ablöſe, daß jedoch dieſes Drängen ambulirender Virtuoſen bereits nachgelaſſen habe, indem die Hauptblüthezeit der Saiſon faſt vorüber ſei, obſchon ein großer Theil der Badegäſte oft bis zum October verweile.

Noch ſehe ich mich im leichten bebänderten Strohhut, im nicht minder leichten Sommerrock, an hellem Bande eine gute Guitarre über den Rücken, in einem eleganten Futteral meine köſtliche Clarinette mit den Silberklappen tragend, auf einem allerliebſt aufgeputzten Eſelein die heitern, breiten und reinlichen Straßen von Bagneres durchreiten, die freundlichen Einwohnerinnen und die ſchalkhaften, meiſt auch eſelreitend ſich producirenden oder im Gehen ſtrickenden, auch wohl ſpinnenden Landmädchen grüßend, mir die Fremden beſehend, und die angenehme Gegend durchſtreifend. Schon am erſten Tag meiner Ankunft knüpfte ich, wie willkommen! deutſche Bekanntſchaft an. Zwei reiche Weinhändler aus Hamburg waren ſo gütig, Wohlgefallen an mir und meinem Guitarreſpiel zu finden; ſie waren ſchon geraume Zeit in Bagneres, und faſt heimiſch da. Wie leicht wird man heimiſch und allbekannt in einem kleinen Badeort von 4000 Einwohnern. Sie brachten mich zum Entrepreneur des Theaters, ich gab Clarinette-, Guitarre- und Flötenconcert, und fand Beifall und Aufmunterung, mein muſikaliſches Heil weiter zu verſuchen. In Geſellſchaft der neuen, deutſchen Freunde, die, wie faſt alle Weinhändler, ſorglos heitre, lebensfrohe Menſchen waren, die kaum eine andre Tiefe, als die ihrer Keller, kannten und anerkannten, beſuchte ich das durch unzähliche Schriftſteller geprieſene, durch den einzigen Jean Paul verherrlichte Campanerthal, deſſen reiche Naturpracht mächtig das Herz ergreift. Ich fand ungemein viel Anheimelndes in der Lage des Dorfes Campan, in ſeinen vielfach und trefflich bewäſſerten Wieſen, in der Wohlhabenheit verkündenden, oft ſtädtiſchen Formen ſich annähernden Bauart der Häuſer, in den rollenden, kryſtallklaren Gebirgsbächen, in dem zu Thale tanzenden Adour; nur die Flora war eine andre, nur die Formen des Gebirges waren grotesker und wilder, wie die meiner Heimath, und in meinem Herzen erklang das: „O wunderſchön iſt Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu ſein!“

Wir waren vergnügt — Schade nur, daß der Nachſatz nicht ſo beſtimmt, wie das treffliche Lied ausſpricht, in den Willen jedes Einzelnen gegeben iſt.

Auch Abenteuer fehlten nicht. Wie ſollten dieſe fehlen, wo Jugendkraft und offner lebensfriſcher Sinn ſich in die warmen Quellen der Luſt tauchen? —

Auf einer meiner Subſcriptionsliſten hatte ſich eine Dame unterſchrieben, die der Lohnlakai, den ich in Bagneres herum ſandte, mir als Mohrin bezeichnete. Dieſe Dame beehrte mich, nachdem ſie mein Spiel gehört, am andern Tage mit einer Einladung zum Kaffee. Ich ging hin und fand in ihr ein Mädchen, die noch nicht zwanzig Jahre alt war, gut engliſch und franzöſiſch ſprach, ſich Bedienung hielt, und in den mancherlei Gegenſtänden des Luxus, die ich bei ihr erblickte, Reichthum, ja Verſchwendung offenbarte. Eine koſtbare Guitarre, welche auf einem Divan lag, lenkte willkommen das Geſpräch auf Muſik; Demoiſelle Alma wußte mir viel Schönes über mein Spiel zu ſagen; ich ergriff die Guitarre, ſpielte, ſang, und wurde mit Entzücken gehört. Beſonders ſprach das engliſche Nationallied, das ich mit hübſchen Variationen ſpielte, meiner Zuhörerin an, und ſie ſtellte die Frage, ob ich ihr Guitarre-Unterricht geben wolle? Ich ſolle in ihrem Hauſe Logis, Koſt, und für die Stunde fünf Franken haben. Dieß Anerbieten war allzu lockend, als daß ich es nicht hätte annehmen ſollen. Der Unterricht begann ſogleich und führte zu unbeſchränktem Vertrauen von Seiten der Negerin. Sie erzählte mir ihre Geſchichte, die einem Roman glich, vielleicht, daß ſie ein ſolcher war, ich hatte indeß keinen Grund, an dem zu zweifeln, was Alma mir von ihrem Erlebten mittheilte. Sie war auf der Pflanzung eines weſtindiſchen Plantagenbeſitzers als Sclavin geboren worden. Als dieſer Pflanzer ſtarb, kam ſein Erbe, ein junger Lord, verkaufte die Beſitzung, da er nicht Luſt hatte, in Amerika zu bleiben, oder dort überhaupt Grundeigenthum zu beſitzen, und nahm Alma als vierzehnjähriges Mädchen mit ſich nach Europa, ſeiner Gemahlin ſie als Dienerin übereignend. Die junge Negerin erhielt guten Unterricht und ihr fähiger Sinn ließ ſie bald Geſchmack an den ſchönen Künſten finden. Nicht Sclavin mehr, doch gut und treu und gehorſam, hing ſie mit Liebe an ihrer Gebieterin, und hatte ein glückliches Loos, bis der Lady ein ſchrecklicher Argwohn kam, nämlich, daß der Lord ein mehr als gewöhnliches und erlaubtes Wohlgefallen an der ſchwarzen Schönheit finde. Wie weit ein ſolcher Argwohn begründet war, ließ Alma unberührt, doch ſchien es mir, als ſei ſie dabei nicht ohne alle Schuld, wäre es auch nur die geweſen, die Pflichten des Gehorſams und der Ergebenheit in dem Willen ihres Herrn maßlos erfüllt zu haben.

Der Scharfſinn und die Klugheit der überreichen Lady erſann ein Mittel, ſich dieſer Rivalin auf eine äußerſt großmüthige Weiſe zu entledigen. Sie beredete Alma, ihr Glück in der Lotterie zu verſuchen, und nachdem dieſe eine Zeitlang geſpielt, und Lord und Lady in die Pyrenäenbäder begleitet hatte, kam die Nachricht eines ſehr bedeutenden Gewinnes. Der Schatz wurde der Glücklichen eingehändigt, und ſie durch ihn reich und unabhängig.

Alma ließ in ihrer Erzählung durchſchimmern, daß der erhebliche Lotterie-Gewinn nur ein von der Lady fingirter geweſen. Lord und Lady reiſten aus Bareges ab, Alma blieb zurück mit alle dem Stolz, und der Vornehmheit einer Dienerin, die plötzlich eine Dame geworden, und die nicht weiß, wie ſie ein großes Vermögen zu Rathe halten ſoll. Ich nahm mir die Freiheit, ihr in dieſer Beziehung einige belehrende Winke zu geben, und ſie lohnte meine Warnung vor Verſchwendung mit einer Brillantnadel, die vierzig Louisd'or werth war, und mit Ringen von nicht geringerem Werth. Sie ſchien eine raſche und gewaltige Zuneigung zu mir gefaßt zu haben, die ich jedoch in gleicher Größe zu erwidern nicht im Stande war. Wenn ich Luſt gehabt, mich zu binden, ſo winkten mir in Paris ſchönere Bande, daher hinderte ich, daß die nicht feſt wurden, die hier mich zu umſchlingen drohten. Ich nahm Abſchied, nicht ohne daß mir das Verſprechen baldiger Wiederkunft abgenöthigt wurde, ich ſollte nur eine Kunſtreiſe machen — doch ſchied ich mit dem Gedanken der Nimmerwiederkehr, ich trug kein Verlangen danach, der Gemahl einer Negerin zu ſein.

Mein Sinn ſtand Anfangs nach Bareges, allein meine Freunde, die Weinhändler, riethen mir davon ab, ſie ſchilderten Bareges düſter, melancholiſch, unerfreulich und übertheuer, ich begnügte mich daher, noch einige Streifzüge um Bagneres theils allein, theils in ihrer luſtigen Geſellſchaft zu machen, ſog die Pracht der anmuthigen hehren, romantiſch-ſchaurigen Natur in mich, und wandte mich dann nordwärts, um über Miranda und Auch wieder nach Toulouſe zu gelangen, von wo aus ich, ſo war mein Reiſeplan, auf dem berühmten Canal von Languedoc dem Buſen von Lyon zuſchiffen wollte. Schon begann ich, vertraut zu werden mit dem weichen und melodiſchen romaniſchen Idiom, ich übte baskiſche Nationallieder ein, und bahnte mir oft mit ihnen günſtigen Weg.

Die Straße, die ich auf meinem Maulthiere reitend, jetzt durchzog, gehörte zu den ſchönſten, die ich jemals überpilgerte. Hinter mir das pittoreske Gebirge, vor mir die fruchtbarſte, von Hügeln umſchloſſene Thalebene mit Mais- und Getreidefeldern, mit Wieſen voll vollblühender buntfarbiger Ranunkeln, die in meiner Heimath nur ein Schmuck der Gärten ſind, zu beiden Seiten Alleen ſtarker, reichliche Aernte verheißender Wallnußbäume; dazu milderte der friſche Aushauch der Bewäſſerung die Hitze des Spätſommertages. Ich erreichte das Städtchen Rabaſteins, das in der Geſchichte der Hugenottenverfolgung durch das Unglück, welches es erlitt, eine traurige Berühmtheit erlangte, und aus einem blühenden Ort ein verödeter wurde. Seine Einwohner wurden ermordet, ſeine Häuſer niedergebrannt. Hier endet oder beginnt das Thal von Tarbes, welche Stadt man in ihrer freundlichen Schönheit zu Füßen der Pyrenäenkette in der Ferne liegen ſieht.

Die mit baskiſchen Fuhrleuten häufig belebte, jetzt hügelig werdende Straße nach Auch führte noch durch einige kleine Landſtädtchen, Milan und Miranda. Ueberall war ein gewiſſer Wohlſtand zu erblicken, aber auch bei dem Volke die Zufriedenheit und Genügſamkeit aller Bewohner ſolcher Gegenden, die, von vielbevölkerten Hauptſtädten fern, eines ruhigen Glückes ſich erfreuen.

Auch bot mir nicht die Hoffnung, Zuhörer zu finden, daher ich, nachdem ich die hochgethürmte berühmte gothiſche Kathedrale daſelbſt, in deren einfach-erhabene Architectur ſich jedoch manches ſpäter Hinzugefügte unpaſſend eindrängte, mir beſehen, ihre Glasmalereien, ſo viel ich davon verſtand, bewundert, und von der ſonnigen hochgelegenen Promenade die Landſchaft betrachtet — meine Reiſe weiter fortſetzte, um am nächſtfolgenden Tage Toulouſe nicht allzuſpät zu erreichen.

Der nächſte Morgen fand mich zeitig wieder auf dem Wege, und ich durchritt wohlgemuth das jetzt ziemlich gebirgige Gefild, bis ich in die mit Wäldchen, Baumgruppen und zahlloſen verſtreuten Landhäuſern geſchmückte Ebene von Toulouſe gelangte, das ſich in weiter Ferne ſchon meinen Blicken zeigte. Ich bereute nicht, dieſe Straße über Auch einer nähern, die mich wohl weniger ſicher geführt haben würde, vorgezogen zu haben. Die Pracht der Landhäuſer nahm zu, jemehr ich Toulouſe mich nahte, manche davon waren gethürmt und ähnelten Burgpaläſten, die Mehrzahl davon war grell bemalt, was einen guten Effeckt in die Ferne, aber keinen angenehmen in der Nähe machte. Sie nebſt Alleen und Gärten kündigten immermehr die Nähe einer großen Stadt an. Ich betrat die Vorſtadt St. Cyprien, ich ſtand auf der Garonnebrücke, ergötzte mich an der raſchen Laufes dahin ziehenden Strompracht dieſer Pyrenäentochter, und ſuchte, die ſchönen Kais überwandelnd, meinen vorigen Wirth wieder auf, der erfreut und verwundert zugleich war, mich wiederzuſehen, und mir aus den Zeitungen referirte, was in der Welt Neues ſich zugetragen. Ich geſtehe, daß es mir anziehender war, mich nach der Einrichtung der Academie der Blumenſpiele zu erkundigen, als von der Unterdrückung ganzer Völker zu hören. „Glückliches Land!“ rief ich aus: „das unberührt von dem, was Europa mit Flammen verheerender Kriege entzündet, noch die Poeſie belohnt, das noch goldne und ſilberne Blumen als Preiſe für die Kämpfer und Sieger im Reiche des Schönen und des Geiſtigen hat! Sei mir dreimal geſegnet! Hier ſang und rang die fröhliche Genoſſenſchaft der ſieben Trouvadours, hier blüht durch Jahrhunderte der Purpuramaranth der Poeſie, hier lohnt Anerkennung das würdige Streben, während bei mir daheim oft genug die Erzeugniſſe der Begeiſterung und des Fleißes dem kritiſchen Fallbeil eines rohen Söldlings buchhändleriſcher Perfidien oder der Fabrik-Ariſtarchie kläglicher Subjecte verfallen.“

Ich beſah Toulouſe bei meinem dermaligen Aufenthalt aufmerkſamer, wie bei meiner erſten Anweſenheit, trieb mich doch keine Eile, hatte ich doch Zeit, mir alles zu betrachten, was meine Aufmerkſamkeit irgend in Anſpruch nahm. Natürlich lenkte ſich dieſe auf das bewunderungswürdigſte Werk des Menſchengeiſtes, das dort aller Augen ſich darſtellt, auf den unter Ludwig XIV. begonnenen und vollendeten Canal Royale oder Canal von Languedoc, der aus dem Felſenſchooße des Schwarzen Gebirges ſeine

Waſſer empfängt, und in einer Ausdehnung von dreißig deutſchen Meilen, funfzig franzöſiſchen, das Mittelmeer mit der Garonne, und durch dieſe mit dem Ocean verbindet. Ich verſäumte nicht, dem Rathe zu folgen, der mir als wißbegierigen Touriſten gegeben ward, und das berühmte Reſervoir oder Baſſin von St. Ferriol zu beſuchen. Dieß that ich, nachdem ich durch einige Concerte und Vorträge im Theater mir eine gute Einnahme verſchafft hatte. Eine Barke trug mich über Villefranche nach Caſtelnauderry, von wo aus ein waſſerreiches Flußthal emporführt zu den Montes Noires. Wo dieſes Thal ſich mehr und mehr verengt und die Granitberge beider Seiten einander ſich nähern, zieht ein mächtiger Mauer-Damm aus dem harten Geſtein des Gebirgs ſich queer durch das Thal, und droben liegt nun das waſſerreiche Baſin in der Ausdehnung eines umfangreichen Sees vor Augen. Zwei verſchloſſene Tunnels führen in den Bauch der Erde. Mit Fackellicht ſchreitet der Führer voran, man wandelt, wie die Nixen der Sage, trocknen Fußes unter dem See, deſſen Waſſer neunmal hunderttauſend Cubiktoiſen beträgt, und dieſes ſchaurige Gewölbe hat den ſchaurigen Namen Voûte d'Enfer: Höllenkeſſel. Rieſige Metallhähne zeigen ſich am Ende des düſtern Ganges; der Führer öffnet ſie — mit Hülfe eines Hebebaums, und

Schreck und Zagen ergreift den Unkundigen. Donnerbrauſend, ziſchend, ſchäumend, toſend wie Katarakte ſtürzt von oben unendliche Fluth in ein tieferes Gewölbe, durch das es in den zweiten Tunnel, Voûte de Vidange — Entleerungskeſſel — fällt, und durch welchen nun der Strom ſich erſchütternd preßt. Es beben die Felſenmauern von der ungeheuern Bewegung des feſſelloſen Elementes, da ſchließt wieder der Führer mit gewaltiger Kraftanſtrengung den Hahn oder die Hähne und

„ſtille wird's über dem Waſſerſchlund
in der Tiefe nur brauſet es hohl.“

Ein Mann vermag es mithin, die Waſſermaſſe eines künſtlichen Sees, der gegen eine Stunde im Umfang, und gefüllt, eine Tiefe von 100 Fuß hat, zu regieren, ausſtrömen zu laſſen, und ihren Strom zu hemmen. Das iſt der Triumph des Menſchengeiſtes, des im Menſchen thätigen Gottesgeiſtes vielmehr, der Weltwunder vor die Augen der ſtaunenden Gegenwart ruft.

Und als ich dieß ſah, gab es noch keine Dampffahrten auf Eiſenbahnen, war ſo manche Erfindung noch nicht gemacht, deren Vervollkommnung zu ungeahneten Höhen praktiſcher Ausführung leiten kann.

Mein Entſchluß ſtand feſt, ich wollte auf dem Canal von Languedoc zum Mittelmeere ſchiffen wollte die berühmten Rhoneſtädte ſehen, und die Rhone aufwärts allmählig dem geliebten Paris mich wieder nähern.

So paſſirte ich denn auf dem Poſtſchiff die berühmten Schleuſen, fuhr auf den Canalbrücken über Flüſſe und Thalrinnen, erfreute mich von Zeit zu Zeit eines Blicks auf lachende Landſchaften, welche die Maisärnte mit vielen tauſend fröhlichen Schnittern und Schnitterinnen belebte, jedoch nicht oft, denn der Damm hemmte die Ausſicht faſt immer, wie es bei Canalfahrten in der Regel der Fall zu ſein pflegt, daher ſie viel Langweiliges haben. Doch unſerm Poſtſchiff fehlte es nicht an zahlreichen Paſſagieren, wodurch ſich denn auch mannigfaltige Unterhaltung bot; Muſik, Geſang und Freuden der Tafel würzten die Reiſe, die ſich in jeder Nacht unterbrach. Es wurde in Carcaſſone Nachtraſt gehalten und der folgende Tag brachte uns zu den hochintereſſanten Felſentunnel von Malpas, wo der Canal von Languedoc ein über 200 Schritte langes Sandſteingewölbe, das zu einer Höhe von dreißig und zu einer Breite von 20 Fuß durchbrochen, und mit Mauerwerk geſichert iſt, durchfließt. Dieſer Felſendurchbruch ſoll, der Tradition zu Folge, in geringerer Höhe und Breite ein Römerwerk ſein.

Wir ſahen die Rieſenfläche des wie ein abgefloſſenes Meer ſich ausbreitenden Stang von Thau und landeten in der Hafenſtadt Cette im Golf de Lyon, von wo aus, wie der Molo Neapels, weit in das Meer hinaus der hohe Damm ſich ſtreckt, der den ſtolzen Pharus trägt. Gern weilte ich hier und ließ das Poſtſchiff ſeine weitere Fahrt bis Aigues mortes verfolgen. Da lag das Mittelmeer in ſeiner unermeßlichen Ausdehnung vor meinen Augen, von Schiffen aller Flaggen belebt, und in geringer Ferne grünten die Reben von Frontignan. Das Fort St. Pierre ſteht ſtarr auf ſeinem meerumſpühlten Felsberge, und trotzt den oft donnernd emporſprützenden Waſſerbergen, deren Macht oft ſogar über den Molo die ſalzigen Fluthmaſſen wälzt.

In einem dem Hafen nahen Gaſthauſe ſaß ich einſam mit meinen Gedanken auf dem Balkon, vor mir ein Gericht der leckerſten Fiſche und eine Flaſche des hier heimiſchen köſtlichen feurigen Frontignan-Muscat, und trank das Wohl meiner fernen Lieben. Ob ſie meiner wohl auch noch gedachten? Statt der frohen, kam eine trübe Stimmung über mich. Was wollte ich hier? Ohne Ziel, ohne einen andern Zweck als den des zufälligen Erwerbes irrte ich umher in einem mir ſo gänzlich fremden Lande, und hatte nicht einmal eine Heimathſehnſucht in mir.

Ich nahm meine Freundin, meine Tröſterin in den Anwandlungen trüber Stunden aus dem Futteral, und gab meinen Empfindungen Töne, melodiſche, elegiſch-klagende. Schwarz wie des Chaos lag unter mir das weite Meer, und die Brandung donnerte dumpf. Das ungeheure Meer wirkte überwältigend, vernichtend auf mich, ach wie war ich ſo gar unbedeutend im All, und ſo klein, ſo klein.

Viertes Kapitel.

Rückkehr nach Paris.

Mein nächſtes Ziel, nachdem ich das meerbeſpühlte Cette verlaſſen, war nun Montpellier. Noch einmal erblickte ich vom Cidatellenberge in dämmernder Ferne die aus der Meerfluth ſtolz und hoch emporſteigende Pyrenäenkette über den Ebenen Perpignans und der Landſchaft Rouſſillon. Immer wirkt der Anblick eines Alpenlandes aus weiter Ferne zauberiſch und impoſant, die Berge ſcheinen ein den Horizont umlagerndes Gewölk. Ich grüßte nach dem Gebirge hinüber, das ich an ſeinem entgegengeſetzten Ende überſchritten hatte, zwecklos und erfolglos, und ſagte ihm Lebewohl, wie ich glaubte, für immer.

Ich ſchwelgte in den Reizen des ſchönen Montpellier einige Tage. Die ganze Stadt ſchien mir den antiken Charakter großartiger Heiterkeit und Ruhe auszuſprechen. Der Aquäduct erinnert an die ſchönſten Römerwerke; der Waſſertempel, die Baſſins, die Terraſſen, alles kündet einen Geiſt, der es verſtand, dem Nützlichen und Nöthigen die Form des Edeln und Schönen zu geben. Dieſes Prinzip ſollte allen öffentlichen Bauwerken zur Grundlage dienen. Es liegt in ſolcher Ausprägung des Genies viel Volkveredelndes, den Nationalſinn Belebendes. Wunderſchön iſt von den Höhen der raumvollen Terraſſen die tiefer unten mit ſchattenkühlen Baumreihen bepflanzt ſind, und des Platzes Peyrou die Ausſicht auf das tiefdunkle ferne Meer, auf die Gebirgsketten, die aus weiter Ferne in dieſes großartige und liebliche Naturparadies hereinblicken, im Norden und Nordweſten die Cevennen, und St. Espinouſegebirge, im Oſten — wie glühendes Gewölk, und nur an günſtig heitern Tagen, die Schneehäupter der Alpen Piemonts, im Südweſten die Vorberge der Pyrenäen, nur von einigen Hochgipfeln der Hauptkette überragt.

Dichter von großem Rufe haben dieſe Gegend entzückend und himmliſch genannt, allein man braucht kein Dichter zu ſein, und die Wahrheit dieſes Ausſpruchs zu empfinden. Am Ende prägt eine ſchöne Natur überall den Sinn für ihre Reize in das Menſchenherz, wenn es kein allzuverwahrloſtes iſt. Das Volk in Montpellier iſt, wie überhaupt die Provenzalen, ſorglos, fröhlich, tanzluſtig, muſikliebend, putzt und ſchmückt ſich gern theatraliſch und phantaſtiſch, und beluſtigt ſich gern mit öffentlichen Spielen und

Freudentänzen, zu denen immer Veranlaſſungen aufgeſucht werden. Ich ließ mich in verſchiedenen Kreiſen hören und ärntete nach Wunſch Beifall und Geld.

Die köſtlichſten Weine ſtanden hier zu mäßigen Preiſen zu Gebot. Ich koſtete wiederholt das Muskat-Traubenblut der Reben von Frontignan, von Rivesaltes, von Montbazin und Beziers, und die weißen und rothen Weine von Rouſſillon, von Hermitage, von Laudun und St. Peray, von Ceret und Collioure. Da ich von Montpellier nach Nimes meine weitere Tour richtete, ſo hatte ich Gelegenheit, in Lunel die Heimath des bekannten Muskatweins dieſes Städtchens zu grüßen, wo ich auch an der Quelle die Weine St. Drezery und St. Chriſtol verſuchte. Im Vin de St. George brachte ich der neuen Freundin in der Ferne ein ſtilles inniges Lebehoch. —

Nimes breitet ſich in einer weiten Ebene aus, die mit Villen, Römerdenkmälern, Olivenwäldchen und Plantagen geſchmückt iſt. Der Wanderer betritt einen antikklaſſiſchen Boden und wird allzumächtig angezogen von den zahlreichen Alterthumsreſten der Römerzeit, um ohne alle Aufmerkſamkeit an ihnen vorüberzugehen. Mir hatte weder meine Jugendbildung, noch die eingeſchlagene Carriere einen Impuls gegeben, der Vorzeit antheilvolle Betrachtung zu widmen, dennoch aber konnte ich nicht umhin, oft bei dieſem, oft bei jenem Denkmal zu verweilen, zu betrachten, im Betrachten zu vergleichen, und unvermerkt bildete ſich ohne Anleitung Sinn dafür und ſelbſt ein gewiſſes Urtheil in mir aus, ſo daß ich ſpäter überall dergleichen ehrwürdige Reſte mit Vorliebe ſah. Noch war ich jung genug, zu lernen, und wenn meine Reiſen auch keine Ziele ernſter Wiſſenſchaften verfolgten, ſo ließ ich mir mehr und mehr doch allmählig alles was ich wahrnahm, zu ſelbſteigner Belehrung dienen.

Hier in Nimes trat die Pracht erhabener Bauwerke der Römer überwältigend vor meine Augen. Das berühmte Amphitheater mit ſeiner trümmerbedeckten Arena, das ſo mächtig an das Coloſſeum zu Rom erinnert, war das erſte Monument, dem ich mich zuführen ließ. Ich vernahm, daß daſſelbe noch beſſer erhalten ſei, als ſein großes Vorbild in der Siebenhügelſtadt. Die alles umwandelnde Zeit machte es aus einem Schauplatz für Gladiatorengefechte und Thierkämpfe zu einer Schirmburg der Gothen gegen Chlodwig, ſpäter diente es den Sarazenen als Trutzfeſte, und noch ſpäter ſtieß Karl der Hammer den Bau mit Feuer an, welches alles hineingebaute Holzwerk verzehrte. Noch ſpäter wurde das römiſche Amphitheater in wechſelnder Erſcheinung Ritterburg, Kirche, Kaſerne, und endlich, da die felſenfeſte Mauermaſſe allen Stürmen der Zeit und allen Wandlungen trotzte, blieb es als erhabenſte Trümmer der Vergangenheit ſtehen, und die Armuth klebte ihre Hütten wie ſchmutzige Schwalbenneſter hinein und daran, bis die Prachtruine auf Napoleons Befehl auch von dieſen ekeln Anbauen geſäubert wurde.

Aehnliche Schickſale erlitt das ſchöne, unter dem Namen Maiſon carée bekannte Meiſterſtück antiker Architectonik. Ein Tempel der Diana deſſen Reſte in einem waſſerreichen Haine liegen, würde, wären Waſſerfälle vorhanden, an Tivoli mahnen. Die Tourmagne, ein achteckiger über 100 Schuh hoher Thurmkoloß machte den Archäologen viel Kopfzerbrechen. Nicht alle wollten ihn römiſchen Urſprungens erachten; Manchen galt er als Tempel der alten Gallier, als Königsmauſoleum, als Warte, als Pharus. Ich gab mich keiner archäologiſchen Grübelei, ſondern der Ausſicht hin auf das heitre Nimes, nach dem Rhonethal hinüber, auf die rebenreichen Hügel rings um die Ebene.

Ich ſchweige von den zahlloſen Alterthümern und Seltenheiten, die in den verſchiedenen Muſeen, Bibliotheken und Privatcabinetten von Nimes zu ſehen ſind.

Ich machte durch Uebung meiner Kunſt leidliche Geſchäfte, doch keine Bekanntſchaft von beſonderem Intereſſe, und verließ dieſe Stadt, um über Beaucair und Tarascon nach Arles zu reiſen. Heiteres Wetter, treffliche Straßen, reiche Aernte, volle Rebengelände — alles trug dazu bei, aufzuheitern. Ich betrat das Rhonedelta, ſchiffte über die kleine Rhone, überſchritt einen kleinen Theil der Inſel Camergue ohne Aufenthalt, und gelangte bald zur Brücke, die ſich über den breiten und mächtigen Strom, die große Rhone, ſpannt, und Arles lag vor mir, ſonnig und ſchön. Auch hier Römerreſte, faſt wohin der Blick ſich richtet, ein Amphitheater, größer wie das zu Nimes, Bäder, ein Forum, ein Kapitol, ein ägyptiſcher Obelisk, vor dem Luxor der einzige in Frankreich, Götterſtatuen und Torſen von hohem Kunſtwerth, Mithrasbilder, ſchöne Sarkophage aus der Todtenſtadt der elyſäiſchen Felder, heidniſche und chriſtliche; eine ganze Bevölkerung wurde bei Arles beigeſetzt, und heidniſcher Mythos wie chriſtliche Wunderſagen umklingen wunderbar in einander verſchmolzen die weit ausgebreitete Begräbnißſtätte. Ein mythiſcher chriſtlicher Heiliger, Trophimus, war einer der zweiundſiebenzig Sendboten Chriſti, der zu Epheſus wohnte, dann mit St. Petrus nach Rom ging und von dieſem nach Gallien entſandt wurde, die Heiden zu bekehren. In Arles begann er das Gott gefällige Werk, er beſtimmte den großen Todtenhof der Heiden zum Begräbnißplatz der Neubekehrten und ſiehe, Chriſtus erſchien perſönlich, und weihte das Leichenfeld für ſeine Bekenner ſegnend ein.

Wie ſich in Arles manches aus den Väterzeiten erhalten hat in Tracht und Brauch, Sitte und Gewohnheit des Volkes, ſo beſonders ein beliebtes Schauſpiel, als deſſen Heimath wir gewohnt ſind, uns immer nur Spanien zu denken. Ich meine die Stiergefechte. Als ich nach Spanien ging, freute ich mich darauf, ein ſolches zu ſehen. Mein Tag in Madrid ließ mich nicht dazu gelangen, wer hätte mir ſagen ſollen, daß ich in Arles Mitgenoſſe eines ſo grauſamen und dennoch unbegreiflich anziehenden Vergnügens werden würde! Gewöhnlich werden mit dieſer Volksluſtbarkeit auch Wettrennen verbunden. Die Thiere leben in gänzlich wildem Zuſtande auf der Inſel Camargue, die voller Etangs, grasreicher Weiden, Buſchwerke und Geröhrig iſt.

Bevor man die Thiere zur Arena laſſen kann, müſſen ſie gefangen werden, was nicht ohne Gefahr und Schwierigkeiten iſt. Man kreiſt ſie ein und treibt ſie mit Spießen und Tridenten nach der Stadt. Die Einwohner werden vorher durch öffentlichen Aufruf gewarnt, auf ihre Sicherheit bedacht zu ſein, und die Kinder nicht auf die Straßen zu laſſen. Dem

Pferden beſonders läßt man, bevor ſie zum Rennen gelangen, die ſorgfältigſte Pflege angedeihen.

Die Arena war feſt und ſtark von Holz aufgezimmert, und mit etwa zehntauſend Zuſchauern gefüllt. Ich hatte einen guten Platz und zur Logennachbarin eine noch junge Dame mit zwei Kindern mit einem äußerſt regelmäßigen, blaſſen und intereſſanten Geſicht. Sie war, wie auch die Kinder, in tiefer Trauer.

Muſik rauſchte empor, die Stille der Erwartung lagerte ſich über die weiten, dicht gedrängten Zuſchauerkreiſe. Zwei Matadores, ſcharlachroth gekleidet, traten auf den Kampfplatz, und ſalutirten der Menge. Sie waren einzig mit kurzen Dolchen bewehrt, an deren Griff eine dreifarbige Kokarde befeſtigt war. Jetzt ſchritt würdevoll der Präfect von Arles eine ſchmale Treppe neben der Hauptloge herab, und öffnete Kraft des ihm zuſtehenden Amtes eine Thüre des gewaltigen Bretterhauſes ſo, daß ſie ihn deckte, worauf er die Treppe wieder hinanſtieg. Als er ſeinen Platz wieder eingenommen, ertönte abermals ein Muſiktuſch und der erſte Stier ſchoß raſch aus der Oeffnung; er wurde mit Applaus empfangen. Kaum erblickte er die rothen Geſtalten, als er in voller Haſt auf ſie zurannte. Ohne Furcht wurde er erwartet, und kaum war er auf ſechs Schritte nahe, ſo flog ihm der Dolch des Kämpfers entgegen, mit ſo ſichrer Hand geworfen, daß gerade auf dem Blatt die Kokarde feſt aufſaß. Mit einem Seitenſprunge wich er dem rennenden Thiere aus, mit einem zweiten Sprunge war er bei ihm und packte es bei den Hörnern in dem Augenblick, als der Stier zuſammenbrach. Lauter Beifall umjubelte rings dem Sieger, man applaudirte mit den Händen, und zierlich verneigte ſich dankend der ſchöne wohlgeſtaltete Mann. Er hatte ſich hundert Franken als Kampfpreis gewonnen, und trat vom Schauplatz ab. Ein Anderer erſchien an ſeiner Stelle, denn die Regel erforderte, daß der Kämpfer immer einen Sekundanten habe, im Fall ihm der erſte Angriff nicht ſo glücklich gelingen ſollte.

Wieder kam ein Stier, und ſtürzte wuthentbrannt auf den Matador, an welchem jetzt die Reihe war. Auch dieſer warf, aber — ein Schrei des Schrecks — der Dolch ſaß nicht, er fiel zu Boden, und der Stier rannte gegen ihn an. Vergebens ſprang er zur Seite, das Thier machte eine raſche Biegung und dicht hinter dem ausweichend Fliehenden drohte das kurze dicke Horn mit markdurchbohrendem Stoß. Der Matador warf ſich raſch zur Erde, damit der Stier in ſeiner blinden Haſt über ihn hinwegſpringe, allein dieſer fiel mit den Knien der Vorderfüße auf ihn, brüllte, und ſtieß ſeine Hörner ſchäumend in den Sand der Bahn. Schon drohte dem Unglücklichen der Todtesſtoß, als der zweite Kämpfer den Schwanz des Thieres packte, mit herkuliſcher Kraft daran zog und den Stier in der That vermochte, von Jenem abzulaſſen, und ſeine Wuth gegen ihn zu kehren. Ein Fauſtſtoß — und an die Stirne des Stieres war die Kokarde angenagelt; dumpfbrüllend ſtürzte das Opfer in den Sand, und warf ihn mit letzter Kraft empor. Der Erlegene mußte von der Bahn getragen werden, ich weiß nicht, ob er noch ſo viel Beſinnung hatte, den Beifall zu hören, der ſeinem Gefährten belohnte. Dieſer empfing einen zweiten Preis.

Die Dame in meiner Loge zeigte viel Antheil an dem Unglück des Armen, den die Victorie ſo unhold war; ich entnahm aus ihrem Ausrufen und aus den Worten, die ſie belehrend oder beſchwichtigend an ihre Kinder richtete, daß ſie eine Engländerin ſei. Der Knabe mochte ſechs, das kleine Mädchen fünf Jahre zählen, und ich ſtellte im Stillen Betrachtungen darüber an, ob es wohlgethan ſei, ſo zarte Geſchöpfe an den Anblick eines ſo grauſamen und blutigen Schauſpiels zu gewöhnen, und wußte nur nicht, ſollte ich bei der Dame Mangel an Gefühl, oder allzugroße, den Kindern darum nichts verſagen könnende Liebe, weil man ſich ſelbſt nichts verſagen kann — in ihr vorausſetzen? Oder wollte ſie, die muthmaßlich junge Wittwe, einen blutigen Schmerz in der Bruſt durch den Anblick dieſer erſchütternden Scenen übertäuben? Der Ausdruck ihrer Züge kündete mindeſtens keine Luſt an dem, was ſie ſah, und dieß ſprach für ſie. Während ich bei mir ſelbſt dieſes dachte, ſtürzte ſich der dritte der Stiere auf den erſten der beiden ihn erwartenden Kämpfer, dieſer warf ſein Stilet, und im ſelben Augenblick wandte ſich der Gereizte mit raſchem Anprall gegen den zweiten Mann, der den ihm drohenden Stoß nicht erwartete, daher nicht raſch genug ſich zur Seite wandte, und in einem Nu hatte ihn auch ſchon der wilde Stier mit den Hörnern gepackt und man ſah ihn gegen zwölf Fuß hoch emporgeſchleudert werden, ſinken und noch einmal auffliegen, ehe der erſte Kämpfer dieß dadurch zu hindern vermochte, daß er einen zweiten, ihm zugeworfenen Dolch dem Thier in das Herz ſtieß. Die rohe Menge applaudirte dem Unglück ebenſo wie dem Glück. Meine ſchöne Nachbarin wurde ſchreckenbleich, ſie ſchloß die Augen, einer Ohnmacht nahe; ich erkühnte mich, ihr meinen Flacon anzubieten.

Der unerfreuliche Ausgang des Stierkampfes war Urſache, daß man es für dieſes Mal mit den drei Stieren bewenden ließ, doch vernahm ich, daß bisweilen fünf bis ſechs einander in die Arena gelaſſen wurden.

Nun ſollte das Pferderennen beginnen. Die Pauſe, welche durch den neuen Abſchnitt entſtand, füllte ich durch Geſpräch mit meiner Nachbarin aus, von der ich erfuhr, daß ſie in Nizza ihren Gatten verloren, dem ſie mit den Kindern im Frühjahr dorthin gefolgt ſei, um vielleicht in dem dortigen ſo ſehr gerühmten Klima die wankende Geſundheit deſſelben ſich ſtärken zu ſehen, aber der Auguſt war ihm zum Fackelträger des Todtenreiches geworden. Sie wohnte ſchon ſeit einem Jahre mit ihrem verewigten Gatten in Paris, wo auch ein Schwager von ihr, Lord Elſom, wohne, und wohin ſie für jetzt zurückkehren wollte, um ſpäter die Reiſe in die Heimath mit den vaterloſen Kindern anzutreten. Es ſchien der Trauernden Freude zu machen, daß ich unbefangen meine Theilnahme äußerte, daß ich von Paris, wie von einer zweiten Heimath ſprach, und mit einer nicht in läſtige Keckheit ausartenden Sicherheit des Weſens, die ſich auf Reiſen leichter als irgend in andern Kreiſen zu eigen machen läßt, mich ihr als einen Mann von Welt darſtellte. Sie hatte bisher mit der den Engländern eignen und für ſie ſo ſchwer abſtreifbaren Zurückhaltung, die ſo oft als Stolz gedeutet wird, oft auch wirklich Stolz iſt, vermieden, ſich irgend Jemand mittheilend und freundlich zu nähern, und war ſogar ihren Landsleuten in Nizza ausgewichen, weil ihre Verhältniſſe minder glänzend waren, als jene der Begütertſten.

Das Pferderennen begann. Sechs Pferde mit ſechs leichten Jünglingen betraten die Schranken, und eilten unter Trompetenſchall in ſauſender Carriere dem Ziele zu. Der beſte Gewinn, wenn ein Einziger das Ziel zuerſt erreichte, war ſechshundert Franken; kamen zwei zugleich, ſo theilten ſie den Preis. Das zweite Rennen bot dreihundert Franken dem Sieger, das dritte nur hundertundfunfzig. Jeder Renner empfing zwei Louisd'or für ſich vom Antheil deſſen, dem das Roß war. Die Pferde liefen mit erſtaunlicher Rapidität, und die Zuſchauer lärmten, jubelten und jauchzten.

Lady Elſom ſah dem Rennen mit mehr Antheil und Vergnügen zu, als dem blutigen und gefährlichen Stiergefecht; es mochte ſie mehr an die Gewohnheiten und Feſtlichkeiten der Heimath erinnern.

Ich hatte ihr nicht verhelt, daß ich Muſiker ſei, und da ich freundlich mit den Kindern ſprach, ſo ließ ſie den Wunſch laut werden, daß ich, ſo lange ſie noch in Paris weile, ihren Lieblingen, von denen ſie ſich keine Viertelſtunde trennen könne, Unterricht ertheilen möge. Sie öffnete ihr Portefeuille, um mir ihre Adreſſe einzuhändigen, da ich mit Vergnügen ihrem Wunſche nachzukommen verſprach, wenn ich wieder in der Hauptſtadt eingetroffen ſei, doch indem ſie mir die Karte darreichte, ſprach ſie, wohl nur halb im Scherz: „Wollen Sie mit mir reiſen? Es wird noch ein Platz im Wagen frei ſein.“ Es traten Thränen in die ſchönen Augen, von ſchmerzlicher Erinnerung geboren; wohl war ein Platz im Wagen frei, den freilich ich nicht in Anſpruch nehmen konnte. Das Gefolge der Dame beſtand aus einer Gouvernante, einem Kammerdiener, und einer weiblichen Bedienung. Die Gouvernante war eine reizende Schweizerin, erſt in Nizza von der Lady angenommen, die ſie nach England begleiten ſollte. Sie theilte den Platz im Innern des äußerſt bequemen Wagens mit mir, die Kinder ſaßen zu den Seiten der Mutter, Kammerdiener und Servante behaupteten das Kabriolet.

Daß ich den ſo ſehr gütigen Vorſchlag der herablaſſenden Lady annahm, geht aus dieſen Details hervor, die ich von unſerm Reiſewagen gebe. Ich bedachte, daß ich allzuviel Glück auf meiner Kunſtreiſe denn doch nicht machte, ſondern eben nur ſo durchkam, daß ich anſtändig weiter reiſen konnte, bedachte, daß von Arles nach Paris noch ſehr weit ſei, und eine derartige Gelegenheit wohl ſchwerlich ſich zum zweiten Male darbieten würde. Auf höchſt bequeme Weiſe konnte ich die ſchönen und theilweiſe berühmten Rhoneſtädte mit ihren Merkwürdigkeiten beſehen, und die Bekanntſchaft und Protection der Lady konnte mir in Paris nützlich werden. Endlich fühlte ich doch auch eine gewiſſe Sehnſucht dorthin, wie ein Heimweh, dann ging auch die ſchöne Witterung, die bisher mich erfreulich begünſtigt hatte, zu Ende, genug, mein Entſchluß ward nach reiflicher Ueberlegung, doch bald gefaßt, und ich hatte augenſcheinlich nicht Urſache, zu bereuen, der ſo gütigen Einladung Folge gegeben zu haben, und ſpäter fand ſich dennoch ſo bittre Urſache zur Reue darüber, dieſe Begleitung angenommen zu haben. Die mannichfachſte Unterhaltung kürzte die Reiſe an ſolchen Stellen, wo nicht die ſchöne Natur des mächtigen Stromthales der Rhone mit ſeinen Alterthümern, ſeinen imposanten Felspartbien, ſeinen mannigfaltigen und immer wechſelnden Reizen unſre Betrachtung ganz in Anſpruch nahm.

Dabei hatte ich Gelegenheit, durch manche kleine Dienſtleiſtung in den Städten und Raſtorten die Güte der Lady zu vergelten, da ihr Kammerdiener mit der franzöſiſchen Sprache nicht gut umzugehen wußte. Wir reiſten mit Extrapoſtpferden und raſteten in Avignon, Valence, Lyon, Macon, Chalon ſur

Rhone, und verließen dort das Stromthal dieſes Alpenſohnes, um über Dijon Auxerre und Melun nach Paris zurückzukehren.

Als ich in Arles mein Bündel geſchnürt hatte und von einem Höhenpunkt noch einmal die reizvolle Gegend überblickte, dachte ich bei mir ſelbſt: „Nun wirſt Du wohl niemals wieder in dieſe ſüdlichen Gegenden gelangen, auch kehrſt Du ohne Glücksgüter zurück; in Gottes Namen! Eine ſchöne Reiſe wurde denn doch gemacht und auch Erinnerungen ſind ein Reichthum.“

Der Gedanke hat ſich mir immer aufgedrängt, wenn ich Unſterblichkeitstheorien las, daß eine Unſterblichkeit ohne alle und jede Erinnerung an das Erdenſein doch eigentlich keine iſt, denn was ſollte ohne dieſe es dem Geiſte frommen, hienieden nach ſeiner Veredlung geſtrebt zu haben? Worin ſollte irgend ein Lohn oder irgend eine Strafe (wobei man nicht an die antiquirten Schreckbilder der ſogenannten Höllenſtrafen zu denken hat) im fortdauernden Leben der Ewigkeit beſtehen, die ohne Erinnerung nur als unverdientes Glück oder als unverdientes Leiden dem Unſterblichen erſcheinen müßten? —

Wir hatten einige Tage während der Reiſe üble Witterung, doch ging ſie vorüber, und eine klare Sternennacht lag prachtvoll über den Fluren, als wir an der Barriere d'Italie anlangten, und die rieſige Seineſtadt zu unſern Füßen ſich breitete. Wir fuhren im Hotél de Londre an, wo ein bildſchöner junger Mann, Lord Elſom, ſeine Schwägerin begrüßte und aus dem Wagen hob. Da es ſchon Abends zehn Uhr war, blieb auch ich für dieſe Nacht im Hotél de Londre. Mit einem eigenthümlichen Gefühl, aus Behaglichkeit wie aus Unruhe gemiſcht, legte ich mich nieder, und hörte wieder das ſonſt ſo gewohnte Geräuſch der rollenden Wagen, die bis nach zwei und drei Uhr in der Nacht die Häuſer erſchüttern und den Fremden, die das noch nicht gewohnt ſind, den Schlummer ſtören und rauben.

So hatte die Zauberfee mich denn wieder, und mir war, als werde ſie mich ſobald nicht laſſen. Mein erſter Ausgang galt Roſalien Peingenez, die nicht ohne Nachricht von meinem Ergehen auf der Reiſe geblieben war. Ich fand das liebe, liebenswürdige Mädchen beim Frühſtück und nahm mit Wonne wahr, daß bei meinem ihr ſo unerwarteten Eintritt ihre Wangen ſich vor Freude lieblich rötheten. Sie eilte mir entgegen und küßte mich mit unbefangener Herzlichkeit wie einen Bruder. Ich mußte mich zu ihr ſetzen, und erzählen, die Schweſter, die Aeltern wurden gerufen, man freute ſich über meine glückliche Rückkunft, lachte über meine verfehlten

Wünſche, nahm Theil an allem Guten und Erfreulichen, was mir wiederfahren, und erzählte mir die Pariſer Neuigkeiten der letzten Tage, die nicht von ſonderlicher Erheblichkeit waren.

Später machte ich bei Freunden, Freundinnen und Bekannten die Runde, und löſte meinen Remplacant ab, indem ich meine Stelle im Orcheſter der italieniſchen Oper wieder ſelbſt einnahm. Die heitre Luiſon ſagte mir, daß ſie noch keinen andern Guitarrelehrer angenommen, ſondern, da Sie Kunde vom Stand der Dinge in Madrid erhalten, zuverſichtlich auf meine Wiederkunft gerechnet habe. Sie ließ eine köſtliche Erfriſchung auftragen und wir unterhielten uns auf das Angenehmſte.

Als ich hier mich verabſchiedet, richtete ich meine Schritte nach der Wohnung der reizenden Georges, die mich mit der ihr eignen Gracie und Lieblichkeit empfing. Doch traf ich die Künſtlerin nicht allein, es war eine Dame hohen Ranges mit einem Officier bei ihr, denen ſie mich als einen Freund vorſtellte.

Später erfuhr ich von der Freundin, daß die Dame, welche ich mit ihrem Bruder dort getroffen, die Frau eines berühmten Generals ſei, der um ſein Haupt die Glorie des ſiegreichen Helden flocht. Sie aber war die Tochter eines Müllers bei Coblenz, von dem ein Sohn im preußiſchen Heere diente. In dem erſten Feldzug gegen Preußen führte das Geſchick den tapfern franzöſiſchen Führer in dieſe Mühle, er verliebte ſich in die reizende Müllerstochter und heirathete ſie.

Im Feldzug des Jahres 1806 bereits zum Brigade-General avancirt, führte er an der Spitze zweier Infanterie-Regimenter dieſe gegen die preußiſche Kavallerie, und gerieth mit einem preußiſchen Oberofficier in perſönliches Gefecht. Die Züge ſeines Gegners kamen ihm auffallend bekannt vor, ſie erinnerten ihn lebhaft an ſeine in Paris zurückgelaſſene Frau. Eine Vermuthung ſtieg in ihm auf. „Ergeben Sie ſich!“ rief er dem tapfern Gegner zu, der ſeinen Angriffen den ſtandhafteſten Widerſtand leiſtete.

„So lange ich die Klinge in der Fauſt halte, gewiß nicht!“ rief der preußiſche Officier und holte zum neuen Hiebe aus. Mit einem raſchen Fechterkunſtſtück entwaffnete der Brigade-General den Feind, und konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Gefangenen zu fragen: „Was für ein Landsmann ſind Sie, mein Herr!“

„Ich bin von Hundsrück bei Coblenz!“ erwiderte jener. „Und heißen —“ der General nannte ihm beim Namen.

„Sie kennen mich, mein Herr?“ fragte der Gefangene ganz verwundert. „Umarmen wir uns

ls Freunde, ich bin Ihr Schwager!“ ſprach der
Brigade-General. „Sie folgen mir, und bald ſoll
ine ehrenvolle Stelle in unſerm Heere die Ihrige
in.“

„Ich werde nie gegen Deutſchland die Waffen
agen!“ war die Antwort des Ueberwundenen.

Das Gefecht endete ſiegreich für die Waffen
rankreichs. Der Gefangene ging nach Paris zu
iner Schweſter. Er war es, den ich bei Demoi-
lle Georges getroffen. —

Ueberall im Kreiſe meiner Freunde und Bekann-
n freundlich willkommen geheißen, begann ich, mein
wohntes ſorglos heitres Leben fortzuſetzen, und ver-
umte auch nicht, Lady Elſom meine Aufwartung
machen, die mir ihre lieblichen Kinder zum Kla-
erunterricht anvertraute, und mich auch einigen an-
rn englischen Familien angelegentlich empfahl, ſo
ß ich bald wieder eine hinlängliche Anzahl Scho-
ren hatte, Kinder ſowohl, wie Erwachſene. Ich
pfing in der Regel für die Stunde drei Franken.

Lady Elſom entſchloß ſich auf Zureden ihres
hwagers, des jungen Lords, auch noch den näch-
Winter über in Paris zu bleiben, und eine
ohnung in einem Privathaus zu beziehen. Von
Reiſe her gewohnt, in mir einen Mann zu er-
ken, der neben ſeinem muſikaliſchen Talent auch

das praktiſche Leben von allen ſeinen Seiten kräftig zu erfaſſen verſtand, wurde ich auch hier um Rath gefragt. Wir fuhren nach der Vorſtadt St. Antoin, wo die meiſten und beſtausgeſtattetſten Meubelmagazine ſich befinden, die geſchickteſten Ebeniſten und Tapezierer, meiſt Deutſche, zur Ehre Deutſchlands ſei dieß geſagt, wohnen. Es wurde das Mobiliar für ſämmtliche Zimmer gekauft, und dieſe geſchmackvoll in einer Wohnung der Rue Richelieu eingerichtet.

Dieſe Dienſtleiſtungen meinerſeits ließen mich die nähere Bekanntſchaft des jungen Lord machen, der ein Menſch von guten Sitten, edlem Herzen und einer ſchönen Offenheit des Charakters war, die bei ſeinen Landsleuten nicht allzuhäufig angetroffen wird. Er nahm Guitarre- und Klavierſtunden bei mir, und zahlte mir für jede Stunde eine halbe Guinee. Faſt ſchämte ich mich, ein ſo hohes Honorar anzunehmen, allein er machte mir bemerklich, daß in London jeder Muſiklehrer von Renommée ſich die Stunde mit einer ganzen Guinee bezahlen laſſe.

Der gute Verdienſt, den ich hatte, und der Umſtand, daß man in dem Theater von Zeit zu Zeit nicht ganz prompt bezahlte, veranlaßten mich, meinen frühern Stellvertreter meinen Platz völlig abzutreten, und mich auf das Einkommen für meine Stunden ganz zu verlaſſen. Es war eine ſchöne

Zeit; meine Scholaren machten mir viele Freude, den Tag widmete ich der Arbeit, den Abend der Luſt, der Liebe, dem Vergnügen. In meinem Aeußern wetteiferte ich mit dem eleganteſten Stutzer der Hauptſtadt. Meine Finger blitzten von Diamantringen, ich hatte Bruſtnadeln mit werthvollen Antiken wie mit herrlichen Edelſteinen geziert. In meiner Wohnung ſah es koſtbar und vornehm aus; Mahagonimeubeln, hohe Spiegel, Girandolen und von den tauſenderlei kleinern Luxusgegenſtänden, die Paris in ſo ungeheurer Auswahl bietet, war bei mir ein ſchöner Theil beiſammen zu finden. Ich hatte mir den hübſchen Spruch zu eigen gemacht: das Beſte iſt gut genug für mich. Meine Guitarre koſtete fünf Carolin, mein Pianoforte vierzig Louisd'or. Wem es gelingt, ſei es durch Verdienſt, durch Arbeit oder Glück, oder durch Beides, ſich in Paris eine ſolche Stellung zu erringen, der iſt im Stande, ein wahrhaft beneidenswerthes Leben zu führen. Während Kampf und Krieg Europa durchflammten, während ſie in vielen Ländern Eigenthum, perſönliche Sicherheit und Leben bedrohten, ſchien der Fittig des Friedens über Paris geſenkt, wie eine roſenfarbne Wolke; ſelbſt der Parteienhaß grollte nur noch leiſe fort, wie ein Gewitter, [illegible] unter dem Horizont ſteht.

Unter allen meinen Schülern machte mir der junge Lord Elſom die meiſte Freude; ich mußte jederzeit nach dem Unterricht noch einige Zeit bei ihm bleiben, ihn bisweilen auf Spazierfahrten begleiten, wurde auch oft zum Thee bei der Lady Elſom geladen, und fand mich recht heimiſch in dieſem, ziemlich zurückgezogenen, feingebildeten und gemüthlichen Kreiſe.

Eines Tages fügte es der Zufall, daß unſer Geſpräch ſich auf das Theater Feydeau lenkte, und natürlich auch auf deſſen Künſtler und Künſtlerinnen, wobei denn auch der ältern Peingenez Erwähnung geſchah, und mit Erſtaunen nahm ich wahr, daß Elſom dieſem lieben Mädchen einen ganz außergewöhnlichen Antheil ſchenkte. „Ach!“ rief er aus: „ſie iſt eine charmante, göttliche Schauſpielerin! Ich wüßte keine, die ich ſo gern ſpielen ſähe, ihr ganzes Weſen iſt hinreiſſende Liebenswürdigkeit!“ Dieſes begeiſterte Lob freute mich für meine verehrte Freundin, ich ſtimmte von Herzen bei, und Elſom fragte: „Kennen Sie dieſes vortreffliche Mädchen nicht näher?“

„Wohl kenne ich ſie,“ erwiderte ich. „Ich gebe ihr Stunden, ſtudiere ihr Rollen ein —“

„O Sie Glücklicher!“ rief der junge Lord mit Feuer: „wenn doch mir das Glück zu Theil würde, ihre Bekanntſchaft auch zu machen, durch Sie vielleicht! Nicht wahr?“

„Dieß wird nicht ſo leicht geſchehen können," verneinte ich. „Dieſe junge Dame lebt mit ihrer Schweſter und der ganzen Familie in jener beſcheidnen und ehrbaren Zurückgezogenheit, die jede Annäherung fern hält, welche mißdeutet werden könnte. Sie weiß, wie leicht der Ruf einer Künſtlerin verletzt werden kann."

„Sie ſchlagen mir eine ſchöne Hoffnung nieder, doch gebe ich ſie nicht ſogleich auf," ſprach Elſom betrübt, und ich verabſchiedete mich bedauernd. Es lag nicht in meinem Willen, dieſe gewünſchte Bekanntſchaft einzuleiten, dazu kannte ich Elſom noch zu wenig, achtete und liebte Roſalien zu ſehr, um zur Gefährdung ihrer Ruhe ſelbſt die Hand zu bieten. Es galt, Elſom auf andre Gedanken zu bringen. Bei der nächſten Stunde, die ich meinem jungen Engländer gab, überbot er ſich ſelbſt in Höflichkeit und Freundlichkeit gegen mich, ließ ein Frühſtück ſerviren, und ſuchte das Geſpräch wieder auf das Theater zu bringen. Ich wußte ſchon, wo es hinaus wollte, und zog ein Theaterbillet hervor. „Heute" begann ich, „iſt das ſchöne Ballet Pſyche in der großen Oper. Man ſchlägt ſich um die Billets; es iſt kein Logenplatz mehr vakant; Auguſt Veſtris und Beaulieu werden heute brilliren, die erſten Tänzerinnen werden ſich ſelbſt übertreffen, das Corps der Pantomime und des Ballets wird in Heeresmaſſen aufrücken. Sie müſſen Pſyche ſehen!“

Ich hoffte, der zarten Aufmerkſamkeit des muſikaliſchen Freundes eine andre Richtung zu geben, allein es gelang mir nicht, denn als ich in nächſter Stunde ihn fragte, wie Pſyche ihm gefallen, hörte er nur mit halbem Ohr, war nichts weniger, als von dem in der That ſchönen Ballet begeiſtert, und fragte dagegen, ob ich indeß die Peingenez wieder geſprochen habe, und ob denn es gar nicht möglich ſei, daß ich ihn ihr vorſtelle, nachdem ich vorher ihr ſeinen Wunſch nach ihrer Bekanntſchaft kund gethan?

Ich erwiderte dem Dringenden freundlich, daß mein Verhältniß zu Roſalien ein ſo familäres nicht ſei, mich in weitre Converſationen mit ihr einzulaſſen, als was den Unterricht betreffe, und bereute innerlich, ihm ſo unbedacht zugeſtanden zu haben, daß ich das edle Mädchen kenne, denn mir bangte für ſie mehr als für mich.

„Ach, wenn ich ſie doch nur ein Mal in der Nähe ſähe!“ rief Elſom mit einem leiſen Seufzer. „Dieſe lieblichreizende Geſtalt; ſähe, daß ſie dem Ideal von bezaubernder Huld und Schönheit entſpricht, das ihre Erſcheinung auf der Bühne in mir hervorgerufen und zugleich verkörpert vor Augen gebracht hat. Dieß, daß ich ſie ſehe, werden Sie doch bewirken können? Sie dürfen nur wollen, mir nur einen Gefallen thun wollen!“

Ich kam in eine peinliche Verlegenheit. Der Wunſch war ſo billig, ſo beſcheiden, bot ich nicht die Hand, ſo beleidigte ich, und Elſom konnte andre Mittel, vielleicht unwürdige, ſuchen, ſein Verlangen zu befriedigen. Sah er Roſalien in meiner Gegenwart, ſo hatte ich, wie ich glaubte und mir ſchmeichelte, weniger zu fürchten.

„Wohlan denn, Sie ſollen ſie ſehen, am Tage und in der Nähe!“ ſprach ich, und er dankte mir innigfreundlich. Ich verließ ihn mit dem Vorſatz, ihn noch eine Zeitlang, wo möglich, hinzuhalten, und ihr nichts davon zu ſagen, daß eine neue Eroberung bevorſtehe, denn daß Roſaliens unwiderſtehliche Lieblichkeit meinen jungen Freund völlig bethören und bezaubern werde, ſah ich voraus und freute mich nicht im mindeſten darauf.

Fünftes Kapitel.

Zu den Kunſtreitern.

Ein herrlicher Sonntagvormittag lockte die ſchöne Welt von Paris in den orangedurchdufteten Tuileriengarten. Elſom hatte mir keine Ruhe gelaſſen, ſchon an einigen frühern Tagen hatten wir gemeinſchaftlich dieſen Garten, die ihm benachbarten elyſäiſchen Felder und andre Promenaden durchſtrichen, ohne meiner Sonne, deren Schein er erſehnte, zu begegnen, oder ihrer auch nur von fern anſichtig zu werden. Heute ſollte ſie ihm ſtrahlen, ich wußte, daß ſie den Spatziergang beſuchen werde. Wenn ich Roſalien ihn nicht ſehen ließ, ſo hatte ich keine Ruhe mehr, denn ſeine Unruhe war von einer furchtbaren Conſequenz. War ich zu Hauſe, ſo beſuchte mich mein Schüler, und forderte mich zu Spatziergängen oder Spatzierfahrten auf. Trat ich nach Tiſche in das Café des Italiennes am Boulevard gleiches Namens, um eine Taſſe Kaffee zu nehmen, ſo war auch mein Lord Elſom ſchon da, welcher in der Nähe deſſelben, da wo die Rue Richelieu nach dem genannten Boulevard ausmündet, wohnte, und ich mußte erſt einige Partien Domino mit ihm ſpielen, dann mit ihm auf Boulevards und Promenaden umher flaniren, wodurch ich Zeit und Stunden verſäumte.

An dieſem Sonntage nun erblickte ich, nachdem wir einige Male auf und abgewandelt, die Geliebte. Sie ging mit ihrer Mutter, Schweſter und einigen andern Damen, und wandelte wie eine glänzende Sonne unter bleichen Geſtirnen. Ich bezeichnete ſie dem Freund, und er war von ihrer Schönheit und Gracie entzückt. Wir grüßten beide die Damen ehrerbietigſt und verbindlichſt und ich empfing einen huldvollen Blick, um den ich beneidet wurde von meinem exaltirten Begleiter. Wir machten noch einige Male die Promenade, und dann lud Elſom mich zu einem Mittageſſen bei den Gebrüdern Provenceaux, wo er auf das Koſtbarſte auftragen ließ, und wir bis zur Theaterzeit blieben. Er ruhte nicht, bis ich ihm zuſagte, ihn in das Theater Feydeau zu begleiten, und ich begann in der That neugierig zu werden, wo es denn mit dieſer nach meiner heimlich Angebeteten hindrängenden Exaltation eigentlich hinaus wolle?

Roſalie ſpielte entzückend ſchön, und mein Engländer war Feuer und Flamme, er applaudirte wie ein Raſender, und rief wie ein Stentor die Künſtlerin heraus. Beim Schluß des Stücks ging ich auf die Bühne, und Elſom verhieß im Foyer zu warten. Ich traf die lieblichen Schweſtern zum Weggehn fertig, und ſie riefen mir entgegen: „Ach wie gut, daß Sie kommen! Sie begleiten uns nach Hauſe, die Mutter iſt heute nicht ganz wohl, und daher nicht mit uns gekommen!“

„Ihr Wunſch macht mich glücklich, meine Damen!“ erwiderte ich, „nur muß ich die Bitte wagen, mir durch die Haupt-Eingangshalle zu folgen, wo ein junger Freund, ein Schüler, auf mich wartet!“

„Und Wer? Wer iſt es?“ fragte mit einigem Zagen Roſalie.

„Ein glühender Verehrer von Ihrer Kunſt, wie von Ihrer Schönheit!“ gab ich zur Antwort, und ſo folgten mir denn, ſchon ein wenig neugierig, die ſchönen Schweſtern, denn das Gefühl, ſeine Leiſtungen in irgend einer Kunſt von irgend einer Geſammtheit wie von einem Individuum anerkannt zu wiſſen, iſt immer ein wohlthuendes, und namentlich iſt jede derartige Empfindung, ſelbſt wenn ſie, wie oft, in kleiner Eigenliebe wurzelt, den Bühnenkünſtlern zu verzeihen, ja bei ihnen ſogar zu billigen, denn ſie ſpornt zu wackerm Beſtreben, redlichem Mühen an, und der Augenblick, der ſchnell verrauſchte, iſt ihnen der kränzeſpendende Gott.

Ich erblickte bald meinen Mann, ſtellte ihn mit empfehlenden Worten vor, war aber ſo klug, Roſaliens Arm in dem meinen zu behalten, und Elſom das Vergnügen zu überlaſſen, die jüngere Schweſter zu führen.

Der Abend war ſternvoll, es war ein ſchöner Weg, wir begleiteten heiter unterhalten, die Damen bis zur Thüre ihrer Wohnung, und gingen dann noch in ein Kaffeehaus, nachdem Elſom ganz glücklich und liebetrunken mich auf der Straße umarmt hatte.

Wir ſchieden ſpät in der Nacht von einander, Elſom voll Feuer und Liebe, und ich im Herzen betrübt, denn daß ein Kampf bevorſtehe, ſah ich voraus.

Als ich wieder zu Elſom kam, ſprach er nach der erſten Begrüßung zu mir: „Theurer Freund, heute keine Stunde, ich bitte! Mein Herz iſt zu voll, meine Fiebern zittern, ich kann weder ſpielen, noch meine Gedanken von Noten feſſeln laſſen. In mir ſelbſt ertönen alle Saiten der Empfindung, ich liebe, Heinrich, ja ich liebe tief und innig, und Liebe iſt die Sphärenmuſik des Gemüthes!“

Ich ſah ihn ſtaunend an. Der ſchöne jugendliche Mann ſtrahlte wie ein Apoll im Widerſchein ſeiner innern Verklärung.

„Sein Sie gut, ſein Sie barmherzig!“ fuhr er fort. „Gehen Sie zu dieſem göttlichen Mädchen, bieten Sie ihr mein Herz und meine Hand, ich heirathe ſie!“

Mein Staunen war ſprachlos. Ich, ich ſollte zu ihr gehen, die unter allen den vielen weiblichen Bekanntſchaften, die ich gemacht, mir als die Verehrungswürdigſte erſchienen war, die mich mit ihrer ſtillen, reinen Neigung beglückte, die ich für mich zu erringen hoffte, und die nur deshalb bisher ſich mir verweigert hatte, weil ſie durch ihr Talent eine Stütze der Ihrigen war — ihr ſollte ich die Hand eines Andern antragen, eines jungen Mannes, den ein Wahn, ein Rauſch bethörte, der unbedacht den ernſteſten Schritt des Lebens thun wollte.

„Milord!“ ſprach ich: „bedenken Sie ſich wohl! Ein ſo raſcher Entſchluß — er könnte Reue nach ſich ziehen — und Ihre Familie“ —

Ich habe alles bedacht, alles, mein werther Freund! Glauben Sie nicht, daß ich unbedacht, unüberlegt handle. Dieſes Mädchen iſt für mich geſchaffen. Der Himmel der Unſchuld, Seelenreinheit und Herzensgüte, der aus ihren Augen ſtrahlt, in ihrem ganzen Weſen ſich kund giebt, kann nicht trügen; das

Theater wird ſie verlaſſen; hat ſie für die Ihrigen eine Sorge, ſo werde ich dieſe von ihr nehmen. Ich bin gänzlich unabhängig, habe keine Aeltern mehr, und Niemand lebt, der einen begründeten Einſpruch gegen meine Neigung, gegen die Wahl einer Lebensgefährtin erheben könnte. Nur eine Schweſter habe ich noch, ſie lebt bei weitläuftigen Verwandten, und wir ſind abgetheilt. Ich habe jährlich zwanzigtauſend Franks Einkünfte. Meine Schwägerin, Lady Elſom, wird ſich freuen, mich glücklich zu wiſſen. Ich bleibe, wenn meine Zukünftige es wünſcht, in Paris, wo ich billiger, als in London leben, eher ein Haus machen kann, welches Bedenken können Sie noch haben, meinen Auftrag zu übernehmen, meinen Antrag zu machen? Soll ich meine Dankbarkeit im voraus dokumentiren?“

„O nein!“ erwiderte ich, verwirrt und beklommen. „Um des Himmels Willen, Milord, kein Anerbieten an mich! Es iſt mir eine Pflicht, Ihren Wunſch zu erfüllen, Sie ſollen durch mich die Antwort erfahren.“

Ein koſtbares Präſent ſollte der Werbung den Weg bahnen, ich ſollte es Roſalien überreichen, lehnte es aber in der ſichern Ueberzeugung ab, daß dieſes ihren Entſchluß weder beſtimmen könne, noch beſtimmen werde, und verließ den Lord in großer Beſtürzung, voll Nachdenken über das, was ich thun, wie ich mich ſelbſt dabei verhalten ſolle?

Machte ich nicht den Antrag, ſo machte er ihn wohl am Ende ſelbſt, oder ſuchte ſich einen andern, minder betheiligten und bedenklichen Freiwerber; allmählig tröſtete mich der Gedanke, Roſalie werde ihn abſchläglich beſcheiden, denn ſie liebte die Kunſt, die Bühne, die Freiheit, ſie war als Künſtlerin geachtet und hatte ein ſehr genügendes Auskommen. Mehr als einen reichen Anbeter, die hingeriſſen von ihrer Schönheit und Würdigkeit Herz und Hand ihr angetragen, hatte ſie abgewieſen. Lord Elſom aber war jung, reich, ſchön und edlen Herzens, konnten nicht dieſe trefflichen Eigenſchaften Roſalien endlich dennoch beſtimmen, ſich ein ſchönes Lebenslos zu bereiten? Und ſollte ich Sie eigenſüchtig an einem Glücke hindern, das ſich ſo freundlich darbot? Nein! ich beſchloß, der Stimme meiner eignen Liebe jetzt Schweigen zu gebieten, Elſom redlich Wort zu halten, und dem Schickſal ſeinen Lauf zu laſſen, den ja ohnehin kein Sterblicher zu hemmen vermag.

Ich kam zu den Schweſtern, und bald begann die Jüngere die Frage aufzuwerfen, wo ich mit meinem Begleiter den Engländer an jenem Abend noch hingegangen? Ich ſagte, daß wir noch einige Gläſer Wein in einem Kaffeehaus zuſammen getrunken hätten, und ſie äußerte ſich belobend über Elſoms Aeußeres und ſein artiges feines Benehmen — es ſchien mir, als habe er einigen Eindruck auf ſie gemacht, und ich neckte ſie damit — um meiner Eröffnung einen Weg zu bahnen. Die Schweſtern lachten, und ich ſprach: „meine Verehrteſten, Scherz bei Seite! Wenn nun ein ſolcher Mann, wie Lord Elſom, unabhängig, reich, gut von Gemüthe und ſterblich in Eine von Ihnen verliebt, vorhanden wäre, und Ihnen den Antrag machte, oder machen ließe, ihm Ihre Hand zu reichen, und die Bühne zu verlaſſen, was würden Sie thun?“

Die jüngere Peingenez erröthete, und die Aeltere nahm das Wort, und ſprach mit der ihr eigenthümlichen ruhigen Klarheit, indem ſie mich lieb und hold anblickte: „Zu einem ſolchen Antrag müßte ſich nothwendig von meiner Seite die Ueberzeugung geſellen, daß ich den Mann lieben könnte, und durch ſeine Liebe beglückt ſein würde. Ich möchte nicht im Alter der launiſchen Gunſt des Publikums meinen und der Meinigen Unterhalt zu verdanken haben, denn dieſer würde dann ein kümmerlicher ſein. So lange ein talentvoller Acteur oder eine begabte Actrice jung ſind, ſo ſind ſie auf dem Theater angenehm, gern geſehen, feiern Triumphe, das alles wird ein Raub der flüchtigen Jahre. Wie Wenige retten Anmuth, Lieblichkeit und Gracie in die reifern Jahre hinüber, wie Wenige ſind mit dem Zauber ewiger Jugendlichkeit göttergeſegnet! Und wie Wenige ſind im Stande, in den Tagen ihres Glanzes etwas für die Tage zu erübrigen, welche uns nicht gefallen? Wer erſte Rollen ſpielt, und hohe Gagen zieht, braucht deſto mehr; die ſtets gewählte, ſtets neue Garderobe, in welcher man erſcheinen muß, zehrt den größten Theil des Gehaltes auf — und die Penſionen ſind kümmerlich, wenn es erſt dahin kommt, um dieſe Gnade nachſuchen zu müſſen. Schauſpieler ſind des Publikums Sclaven, dieß habe ich oft und tief empfunden, ich, die ich mich rühmen kann, beliebt zu ſein, ich, die im Genuß aller Annehmlichkeiten des Künſtlerſtandes lebt, gegen die das Publikum ſich über Verdienſt anerkennend und gütig zeigt. Darum würde ich ein ſo dargebotenes Glück, wie Sie, mein Freund, im Scherz andeuteten, nicht unbedacht von der Hand weiſen, nur den Charakter des Mannes müßte ich erſt kennen lernen, und wie geſagt, die Ueberzeugung gewinnen, daß ich mit ihm glücklich ſein würde."

Dieſe durchaus praktiſche Anſicht des angebeteten Mädchens ſtieß mir einen Dolch in das Herz; ich ſah es kommen, daß ich Roſalie verlieren werde, und fühlte das mit wahrem Schmerz, denn obwohl ich da und dort umhergeſchwärmt und ſüße Triumphe gefeiert hatte, ſtand doch die innige Neigung, welche die Vortrefflichkeit Roſaliens mir eingeflößt, hoch und überwiegend wie ein reiner Stern über meinen Irrwegen.

„Ich wußte genug, legte den Finger des Harpokrates auf die Wunde meines Schmerzes, und ging.

Bald genug ſuchte Lord Elſom mich auf, deſſen Ungeduld Flügel hatte, während mir gar nichts eilte. Noch konnte ich ihm nichts Beſtimmtes ſagen, und hielt ihn mit allgemeinen Aeußerungen und mit der Tröſtung hin, daß gut Ding Weile haben wolle, aber die Heftigkeit ſeiner Neigung wollte immer im Sturmſchritt vordringen.

„Komme ich durch Ihre Güte und Beihülfe auf den Gipfel meiner Wünſche,“ rief er: „ſo ſollen Sie mir Hausfreund, Tiſchgenoſſe, alles ſein, ja, wenn Sie mich nicht dankbar finden, möge das gehoffte Glück meiner Liebe wie ein zerbrechlich Glas in Scherben brechen!“

Es blieb mir gar keine Wahl übrig, ich ging zu Roſalien und bat ſie um eine Unterredung unter vier Augen, wo ich ihr nun mit ſchmerzlichem Ernſt alles ſagte. „Du kannſt ermeſſen, theuerſte, geliebteſte Freundin“ ſchloß ich meine Mittheilung: „mit welchen Empfindungen ich für einen Andern um Deine Hand anhalte; allein ich habe erwogen, daß meine Armuth Dir und den Deinen das gehoffte Lebensglück nicht bieten kann; daß, wenn ich dem Wunſche Deines Bewerbers nicht nachgekommen wäre, er ſich ein andres Organ verſchafft, ich einen Freund, und am Ende doch auch die Freundin verloren hätte. Aber was Du auch beſchließeſt, verſtoße mich nicht ganz aus Deinem Herzen!"

„Mein lieber Henry!" erwiderte ſie weich: „man vergißt nie im Leben Diejenigen, an denen das Herz mit wahrer und inniger Neigung hing. Ich will den Antrag mit meiner Mutter beſprechen, und was meine Mutter mir anräth, das will ich thun. Komme zu Mittag zu uns, Du ſollſt Beiſitzer im Familienrathe ſein."

In dieſem Rathe ſprach die Mutter: „Wenn ich ſehe, daß Du mein Kind, glücklich wirſt, ſo werde ich meine Einwilligung nicht verſagen. Doch möchte wohlgethan ſein, genaue Erkundigungen über den jungen Mann einzuziehen, vielleicht bei ſeinem Bankier." Ich erwiderte, daß dieſe überflüſſig ſeien, indem ich den Damen meine Reiſe mit der Lady, Elſoms Schwägerin, erzählte, durch welche ich über die Wahrheit ſeiner Angaben völlig beruhigt worden ſei. Es wurde nun beſchloſſen, daß ich auf einem Spatziergang meinen Lord der Mutter vorſtellen ſolle, daß man uns an einem Tage, wo Roſalie im Theater unbeſchäftigt ſei, einladen, und ſo Veranlaſſung zu näherer Bekanntſchaft geben wolle.

Dieß alles geſchah, und damit ich mich kurz faſſe, der Lord war überglücklich, drang mir in der Freude ſeines Herzens hundert Pfund Sterling auf, verlobte ſich mit Roſalien, die ihn wirklich innig liebgewann, denn ſeine Perſönlichkeit war einnehmend, ſein Charakter vortrefflich, und reiſte dann mit ſeiner Schwägerin und deren Kindern nach der Heimath ab, um ſeine Angelegenheiten dort völlig zu ordnen und um ſeine Schweſter auf den Continent zu holen, der er bereits gemeldet hatte, daß er ſich in Paris mit einem tugendhaften und liebenswürdigen Mädchen verlobt habe. Ein Brief aus Boulogne kündete, daß die Reiſenden ſich eingeſchifft, ein zweiter aus Dover, daß ſie den Boden Englands betreten hatten, ein dritter aus London, daß ſie in der Hauptſtadt angelangt waren, ein vierter Brief — nein, ein vierter Brief kam nicht; es vergingen eine Woche, zwei, vier — es kam kein Brief, es kam kein Bräutigam zurück und auf Briefe, die nun nach London geſandt wurden, kam keine Antwort. Roſalie litt ſchmerzlich, ſie hatte den Mann wahrhaft geliebt, der jetzt ſo falſch und treulos an ihr handelte, doch auch hier bewährte ſich des Mädchens große Seele; ſie trug mit äußerer Ruhe ihren Kummer, und ſprach kein verdammendes Wort über Elſom aus, ſondern widerlegte ein ſolches, wenn es im Kreiſe ihrer Angehörigen, wie ſo natürlich war, laut wurde, mit der Aeußerung: „Einer gemeinen Untreue iſt dieſer Mann nicht fähig, ein Ereigniß außerordentlicher Art muß ihn betroffen haben, ein überwältigendes Unglück, und die Zeit wird dieſes traurige Räthſel wohl noch löſen.“ Aus dieſen Gründen hielt Roſalie ſich auch ferner für gebunden, und lebte nur noch eingezogener und ſtrenger, denn je; ja ſie wehrte auch mir nun die kleinſte Gunſtbezeugung, deren ich früher mich erfreut, und nöthigte mir dadurch die innigſte Verehrung und Bewunderung ihres Charakters ab. —

Aus dieſer Liebe erwuchs mir bittres Leid. Nicht nur, daß in mein Herz eine ſchmerzliche Leere trat, ſondern der Trübſinn, der ſich meiner bemächtigte, machte mir meine Lage, ja ganz Paris verhaßt. Ich zerfiel mit mir ſelbſt, in mir ſelbſt, es war der freundliche Leitſtern verdunkelt, der mir bisher ſo hold gelächelt, deſſen Strahlen läuternd mein Inneres durchdrungen hatten, und ich grübelte fruchtlos an der Zergliederung der Möglichkeiten, unter denen Elſom wohl verſtummt und verſchwunden ſei, und ſagte mir, daß zu meinem Heile es beſſer geweſen ſei, wenn ich ihn gar nicht kennen gelernt. Wie weit war der

Weg zu dieſer Bekanntſchaft geweſen; ich mußte bis Madrid reiſen, und über Banniers du Lichon, Montpellier, Nimes, und Arles die Rücktour nehmen, mußte eine fremde Dame in der Arena eines Stiergefechtes günſtig für mich ſtimmen, daß ſie mir antrug, die Rückreiſe nach Paris in ihrer Geſellſchaft zu machen, um einen jungen Mann kennen zu lernen, der mich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, um mein höchſtes Glück brachte, und das ſchwere Opfer von meiner Seite noch dazu dadurch fruchtlos machte, daß er, nachdem er ſich ein Herz gewonnen, das für mich ſchlug, dieſes ſanfte Herz durch ſeine Nimmerwiderkehr faſt brach. An ſo wunderbaren Fäden hängt der Menſchen Schickſal.

An einem trüben Tage, an welchem ich finſter und verſtimmt darüber nachſann, was ich denn eigentlich wolle, welche meine Beſtimmung ſei, und ob ich ihr folge, oder ob ich auf einem gefährlichen Irrweg wandle, kurz als ich jene ſchattenfarbigen Grillen fing, die in keiner Naturgeſchichte ſtehen, aber, Vampyre des Geiſtes, den feinen Nervenäther des Frohmuths aus uns herausſaugen — als ich ſann, ob ich nicht beſſer thue, meine Stunden und alle meine Verbindungen in Paris aufzugeben, mich wieder in die Welt zu ſtürzen, wandernd und muſizirend von Ort zu Ort zu ziehen, trat ein reich betreßter Livreebedienter zu mir ein, der mir einen Brief darbot. Ich fragte, wer ihn ſende, und er bat mich, zu leſen.

Die Hand war mir fremd, unwillkührlich wendete ich den Brief um, da der Gedanke mich durchfuhr, es könne ein Wappen des Siegels Aufſchluß über die hohe Herrſchaft geben, die an mich ſchreibe, ich dachte nicht gleich daran, daß vor längerer Zeit die Wappen abgeſchafft waren in Frankreich, und hatte auch davon nur wenig Wiſſenſchaft, daß ſeit dem vorigen Jahre Frankreich einen neuen Adel mit neuen Wappen beſaß, auf denen, ſtatt der mittelalterlichen Helme, altdeutſche Barets oder Schweizerhüte, (Toques) mit Straußfedern oder Reiherbüſchen prangten. Das Siegel zeigte ein wunderſchönes geſtochenes Pferd in voller Carrière, und war offenbar ein Meiſterſtück der Stempelſchneidekunſt. Ich öffnete und las:

Mein Herr!

Man rühmt mir Ihr Talent und Ihre große Fertigkeit als Muſiker auf mehreren Inſtrumenten, beſonders aber auf der Clarinette, und ſagt mir, daß Sie im Augenblick ohne ein feſtes Engagement ſind. Sollten Sie geneigt ſein, ſich mit mir zu verbinden, ſo kann ich Ihnen in meinem Orcheſter für das genannte Inſtrument die erſte Stelle gegen vier Carolin pro Monat offeriren. Ich verweile auf meiner Tour nur in großen und Hauptſtädten, und zwar für gewöhnlich drei Viertheile des Jahres, und bringe den Reſt hier in Paris zu. Sie finden in meiner Geſellſchaft die Annehmlichkeiten eines ziemlich ſorgenfreien Lebens, Anſtand, Bildung und feine Geſelligkeit. Schon viele Muſiker von Renommée haben ihre Stellungen bei verſchiednen Theatern aufgegeben, und bei mir Engagements angenommen. Sie haben Jahrescontract und freie Reiſeſtation, auch können Sie über die Zeit des Tages vollkommen nach eignem Belieben disponiren. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

Franconi.

„Meine Empfehlung an Ihren Herrn, ich werde morgen antworten!“ ſprach ich zu dem Diener im goldſtrotzenden Rock, und belächelte die zerplatzte Seifenblaſe meiner ſtolzen Einbildung. Keinem friſchbacknen Marquis, keinem Duc, keinem Comte, Baron oder Chevalier gehörte dieſe Livrée, ſondern dem Herrn Franconi, dem Herrn Kunſtreiterchef Franconi.

Anfangs belächelte ich den Antrag verächtlich, dann dachte ich dennoch über ihn nach. Es ging mir, wie es manchem jungen Autor geht, deſſen Talent das Glück und die Liebe der Freunde bei ſeinem erſten Auftreten begünſtigte, den ein generoſer Buchhändler hohes Honorar zahlte, der leicht und ſchnell

Ruf gewann und Anträge erhielt. Dieſe Anträge ſind nicht immer glänzender Art, ſie ſind oft indignirend, erbärmlich, man weißt ſie mit Verachtung zurück, unterdeſſen hat der generoſe Buchhändler Makulatur gedruckt und Bankerott gemacht, und es werden nun doch die nur irgendleidlichen Anträge ſolider Häuſer acceptabel gefunden, wenn ſie auch nicht ſo glänzende Honorare verheißen, wie jener, der generos war und nicht rechnen konnte. Und in mir rief und ſtürmte es: fort aus Paris.

Ohne Jemand zu vertrauen, was ich vorhabe, ohne einen Rath der beſorglichen Freundſchaft zu wollen, ohne daher einen zu hören, ſchloß ich mit dem Direktor des Cirque gymnaſtique ab, und löſte alle meine Verbindungen. Die Geſellſchaft verließ Paris in den nächſten Tagen, und wollte nach Rouen. Der Cirkus war ſchon geſchloſſen, und ich trat in der That in den lebensfrohſten Künſtlerkreis.

Der in ſeinem Fache mit vollem Recht berühmte Direktor leitete ſein großartiges Etabliſſement mit vieler Umſicht und Energie; es wurde eine Pflanzſchule equilibriſtiſcher Künſtler und Künſtlerinnen für Europa. Die Familie der Direktion beſtand damals aus dem Haupt, zwei Söhnen, und einer an einen ausgezeichneten Equilibriſten, verheiratheten Tochter. Außerdem gehörten zum Perſonal noch zwei junge

Mädchen, die eine Franzöſin, die andre Italienerin, deren erſte in ihren Kunſtleiſtungen die vorzüglichſte, ja, außerordentlich war; ſodann ein junger Oſtindier, der aus ſeiner fernen Heimath ſchon die ſtaunenswertheſten Jongleurfertigkeiten mitgebracht hatte, ein Groteskreiter von außerordentlicher Körperkraft und Gewandheit, le jeun Romain genannt; einige Farceurs und viele andre Künſtler, Stallmeiſter, Reitknechte, Kutſcher und Domeſtiken. Das Haus Franconis bildete einen förmlichen kleinen Hofhalt; er hatte einen Secretair, einen Chatoullier, und unterhielt ein, wenn auch nicht zahlreiches, doch für die kriegeriſche Muſik, die zu ſeinen Vorſtellungen hauptſächlich nöthig war, ſehr gut eingeübtes Orcheſter, das in den Provinzſtädten die pomphaften Aufzüge der Geſellſchaft verherrlichen half, die mit Fahnen und Trophäen, in phantaſtiſchen Anzügen und mit Gold und Flitter behangen und das Auge der gaffenden Menge blendend, die Straßen durchritt. In meinen Jugendtagen hatte ich ſolche Züge bisweilen mit Staunen und Freude die Straßen durchreiten ſehen. Man nannte ſie damals ſchlechtweg: Engliſche Bereiter. Wer mir damals geſagt hätte, daß ich dereinſt an der Spitze ſolcher Züge mitreiten würde! —

Die kurze Zeit, welche ich noch in Paris verweilte, brachte ich meiſt in dem neuen Bekanntenkreiſe zu, wo es hoch und luſtig her ging. Es wurde Abends flammender Punſch und Glühwein getrunken, muſizirt, Karte und Domino geſpielt, geſcherzt und gelacht, und ſo machte ich in der That ſpielend die Bekanntſchaft des ganzen Perſonals, von dem die Mehrzahl muſikaliſch war, und ſich mir bald freundlich annäherte, da ich mein Licht leuchten ließ vor dieſen Leuten, und oft durch Guitarreſpiel die Stunden kürzte. Die vorhin erwähnte Franzöſin, Demoiſelle Palme, hatte eine wunderſchöne Stimme, mit welcher ſie mich weit mehr bezauberte, als mit ihrer Kunſtfertigkeit im Reiten und Voltigiren, ſo groß dieſe auch war.

Das fröhlichfreie Leben ſprach mich zerſtreuend an, und ich ſäumte keinen Abend, Franconi's zu beſuchen; ich ſah die herrlichen und wohldreſſirten Pferde, zu denen ich von meinem Cavalleriedienſt her noch viele Vorliebe hatte, und lernte ein wenig beſſer voltigiren, als ich ſchon konnte.

In dieſer Zeit wüthete in Spanien und Portugal der Krieg noch fort, den der Herrſcher Frankreichs in das Herz dieſer unglücklichen Länder getragen. Das heldenmüthige Saragoſſa hatte verblutet, und Joſeph Bonaparte ſaß wieder auf dem wankenden Throne; da erhob Oeſterreich ſein Adlerpanier, und ſeine eherne Rüſtung dröhnte donnernd nach Frankreich hinüber. Wüthend flog der Kaiſeradler Frankreichs dem Kaiſeradler Oeſterreichs entgegen. Jeder verhieß, Deutſchland zu ſchützen; Frankreich ſiegte, und Deutſchland blieb unterjocht. In Frankreich war Friede, die Künſte blühten, und das Volk ſtrömte den öffentlichen Schauſpielen und Luſtbarkeiten zu.

Ich war glücklich, wie Leichtſinn und Unbeſonnenheit es ſind, wenn Luſt und Liebe ſie mit vollen Lebenswellen umrauſchen. Die ſchöne Palme, nach deren Gunſtbezeigungen ſo viele Männer ſchmachteten, zeichnete mich aus. Sie lehrte mich, ſtehend auf dem Araberroß den Cirkus zu durchfliegen, und lachte mich aus, wenn ich in den Sand fiel, rieth mir aber auch zugleich freundſchaftlich an, die gefährliche Kunſt nicht weiter zu treiben, ſondern bei der Muſik zu bleiben, und Andern, die nichts beſſeres gelernt hätten, die halsbrechende Fertigkeit zu überlaſſen.

Auf der Reiſe ritt ich neben ihr und freute mich ihrer Unterhaltung. Es war ein ſchöner Traum. In Rouen war der Cirkus ſchon gebaut, manche Vorſtellung trug drei bis viertauſend Franken ein. Obſchon ich die Freuden, welche das ſorgloſe Künſtlerleben mir darbot, in vollem Maße genoß, ergab ich mich doch keinem trägen Müßiggange, ſondern ich ſtrebte nach ehrenvollem Erwerb, da mein Gehalt für meine Ausgaben nicht hinreichte. Meine Wohnung hatte ich bei einem Privatmann genommen, der ein wohlhabender Möbelhändler war. Er hatte zwei kleine Söhne und eine Tochter, und ich gab dieſen Kindern des Morgens drei Stunden Clavierunterricht, dafür hatte ich Logis, Koſt, Licht und Wäſche frei. Mein dankbarer Hauswirth verſchaffte mir noch andre Stunden, und ſo geſtaltete ſich während des Aufenthaltes in Rouen, der vier Wochen dauerte, mein Leben recht angenehm. Dennoch war es nicht ganz befriedigt; ich dachte oft an Paris, oft an Roſalien, ich ſehnte mich nach ihr, mehr, als ich mich geſehnt bei meiner erſten, langen Entfernung von ihr. Damals war ihre liebevolle edle Freundſchaft mir ein gewiſſes Glück, jetzt ein verlorenes, ich war ihr, ich war mir ſelbſt entflohen. Man ſchätzt das Glück zumeiſt erſt dann, wenn ſeine Blüthe Duft und Glanz eingebüßt hat.

Ich will nicht allzulange bei meinem Aufenthalt unter Franconis Muſikern verweilen, allein nicht verhehlen kann ich, daß mir die Erinnerung an jenen keine unliebe iſt. Dieſes Engagement gewährte mir den Vortheil ſchöner Reiſen, welche gemacht zu haben, Niemand bereuen würde. Die reizende Normandie grüßte ich wieder, die mein Fuß einſt unter weit trübern Verhältniſſen betreten, und wenn ich meine jetzige Lage mit meiner damaligen verglich, mußte ich mich zu aufrichtigem Dank gegen die Vorſehung verpflichtet fühlen. Mein Lebensloos ſchien mir ſo gefallen, raſtlos in mannichfachen Situationen durch die Länder zu ſchweifen, nachdem ich frühzeitig mich aus dem Schoos der Heimath entfernte, und ich hatte — kein Heimweh. Die frühen ſchönen Jünglingsträume von hoher Kunſtausbildung ſah ich nicht erfüllt, nur Fertigkeit, große Fertigkeit auf meinem Hauptinſtrument hatte ich mir zu eigen gemacht; ich verſtand, die Clarinette ſprechen zu laſſen zu den Herzen der Menſchen, daß Thränen in ſchöne Augen traten, dennoch war ich kein Dacoſta, kein Duvernoy, Lefevre, Bärmann, Backofen oder Joſeph Beer; zu einer ſo hohen Kunſtſtufe mich emporzuringen, war mir verſagt, ich konnte nicht komponiren, und es mangelte mir derjenige Bildungsgrad, der höher ſteht als Talent und Kunſtfertigkeit, mit denen vorzugsweiſe ohne jenen begabt, ſo viele ſich getroſt Künſtler nennen und nennen laſſen, mit einem Wort, der aus ſich ſelbſt ſchaffende Genius, der innere Gott. Dieſes offne Selbſtbekenntniß dürfte Anlaß geben, Vieles in meiner Lebenslaufbahn zu entſchuldigen, obwohl der Gedanke mir keine Beruhigung giebt, daß hundert, ja tauſend andre Virtuoſen nicht beſſer, nicht tiefer durchbildet ſind, als ich es war.

Die Geſellſchaft nahm die Tour um von Corneilles Geburtsſtadt in die Montaignes zu gelangen, über Evreux, Alencon, Laval, Angers und Nantes, weilte in allen dieſen Städten je nach deren Bevölkerung und dem Beſuch des Cirkus längere oder kürzere Zeit, und zog dann raſch über die Hafenſtädte der Küſte nach Bordeaux, das als ſüdlichſter Endpunkt der Reiſe beſtimmt war. Alle dieſe Städte, und vorzüglich das lebhafte, induſtriöſe Bordeaux geſehen zu haben, reut mich nicht. Das Zuſtrömen der Menge nach den Reiterkünſten und den ſceniſchen Darſtellungen des Cirque Olympique war außerordentlich, daneben ereignete ſich bei der Geſellſchaft manches, was für mich nicht ohne Intereſſe war, und in geſchickter Hand zu ſtoffreichen Romanen hätte verwebt werden können. In den Groteskreiter le jeun Romain verliebte ſich ein unabhängiges, vermögendes, junges und ſchönes Mädchen von guter Herkunft ſo ſehr, daß es ihm den Antrag thun ließ, ihr ſeine Hand zu reichen. Der ſchöne Kunſtreiter nahm keinen Anſtand, ſich in den Beſitz ihrer Perſon und ihres Vermögens zu ſetzen; ob er der Unbedachten ihre Liebe vergolten hat, wie jener Kunſtgenoſſe in Anderſens: „Nur ein Geiger“ weiß ich nicht. Die richtende Welt iſt mit dem über derartige Verhältniſſe, und über ſolche oft zur Leidenſchaft ſich ſteigernde Zuneigung aburtheilenden Wort Verirrungen immer raſch zur Hand, weil ſich ein Abweichen vom Pfade des Herkommens damit beſſer bezeichnen läßt, als mit dem feſten Begriff Beſtimmung. Wer eine Beſtimmung anerkennt in der Menſchen Thun und Wandel, Loos und Schickſal, wird ein milderer Richter ſein, als wer voll Phariſäerhochmuth ſich mit ſeiner ſtolzen Sicherheit brüſtet. Es giebt verſuchungloſe Glückliche, deren Mitgift durch das ganze Leben ein unſichtbarer moraliſcher Fallſchirm bleibt, das ſind Gottes Kinder, mindeſtens nach ihrer eignen Meinung.

Eines Tages hörte ich von unſerm Muſikdirektor, der Chef der Geſellſchaft habe eine neue Virtuoſin, und zwar eine Negerin engagirt für die große Trommel, und ſie werde den nächſten Umritt mit der Muſik in unſrer Geſellſchaft machen. Die Stunde kam, neugierig blickten wir auf die Schöne, die im idealen Koſtüm der dunkeln Kinder der Sonne Afrikas, reich mit Perlen- und Korallenſchnüren geſchmückt, den Turban auf dem Haupt, Goldreife um die nackten Arme und um die Knöchel ſich zu Roß ſchwang. Mir kamen dieſe Züge nicht fremd vor, ich nahte ihr, ſie ſah mich an, und ihre Wangen erglühten nach ihrer Weiſe, ein verlegenes Lächeln zeigte der Zähne Elfenbeinreihen, doch wandte ſie den Blick ab von mir, und ſchien zu wünſchen, ich möchte ſie nicht erkennen, mindeſtens jetzt nicht, vor der ganzen Geſellſchaft, die ſo eben in der Manége zum Paraderitt aufſaß.

Ja ſie war es, ich täuſchte mich nicht, ich hatte ſie erkannt, es war die Schöne, deren Bekanntſchaft ich in Bagneres de Bigorre gemacht, jene Demoiſelle Alma, und ein Schreck durchfuhr mich, als ich im Moment dieſen Lebenslauf „in abſteigender Linie“ überdachte. Was mußte in der kurzen Zeit, binnen welcher ich ſie geſehen und oft geſprochen, ſeit ich von ihr mit Geſchenken überhäuft werden war, geſchehen ſein, das ſie, die damals im Glanze des Reichthums Lebende zu dieſer Stellung gezwungen? Hatte ich ihr darum Muſikunterricht ertheilt, daß ſie zum Carrierelauf dreſſirter Pferde, zu den Künſten der Equilibriſten den Tamtam ſchlagen ſollte? Ihr Schritt ſchien mir ſo entwürdigend, ihr Loos ſo beklagenswerth, daß ich auf der Stelle beſchloß, meinen Contract zu kündigen. Ich hatte bisher nichts Entehrendes darin geſehen, Franconis Muſiker zu ſein, und ich war mit der Behandlung, die uns zu Theil ward, und die nicht achtungsvoller ſein konnte, recht zufrieden, allein — jetzt mit einem Male erwachte der Gedanke in mir, daß ich auf dieſem Wege das mir angeborne Talent vergeue, und doch wohl eine höhere

Wirkſamkeit werde erſtreben können, wenn ich nur ernſtlich wolle, denn im Grunde war die Stellung doch eine gleiche, ob man erſte Clarinette blies, oder die große Trommel ſchlug. Bald ſuchte Alma ein Geſpräch mit mir unter vier Augen, wo ſie mir nun unter ſtrömenden Thränen klagte, wie traurig es ihr nach meinem Weggang ergangen. Speculanten von allerlei Art hatten ſich an die ohne Lebenstact und Erfahrung ſich ſelbſt Ueberlaſſene gedrängt, treuloſe Bedienten hatten ſie beſtohlen, und das Vermögen, das eine großmüthige Grauſamkeit ihr zugeworfen, um ſich ihrer zu entledigen, war zerronnen wie ein Schaum. Ein natürlicher Hang zur Verſchwendung bei völliger Unkenntniß, mit dem Gelde umzugehen, hatte ſie den Mangel in die Arme geführt. Lange hatte ſie gehofft, ich werde wieder kommen, mit meinem Rath ihr nützen, an ihrer Seite und durch ihr Geld glücklich, dieſes weiſe verwalten — ach, ein Vertrauen, deſſen ich mich nicht hätte würdig machen können. Alma begriff nicht, daß ein Mann, der ihr freundlich und verbindlich genaht, für die Dauer einen Anſtoß an ihrer Farbe nehmen könne, noch viel weniger aber begriff ſie, daß ein Weib ohne Bildung des Herzens, ohne Bewußtſein der Würde des Geſchlechtes, diſſolut und unbeſtimmt und völlig charakterlos dem ſichern Untergang zueilt, wenn ihr Schickſal ſie ohne

Freund und Führer auf die ſchwankenden Wogen des Lebens wirſt.

Ich ſchenkte der armen Verarmten das innigſte Mitleid und erflehte vom Himmel eine günſtige Schickſalswendung für ſie. Dieſe blieb zu meiner Freude auch nicht aus, wenn ſie auch Alma's dermaliger Situation ſich anpaßte. Die Reize der Negerin entzündeten die Leidenſchaft unſers jungen Oſtindiers, er verband ſich mit ihr, weihte ſie ein in ſeine Künſte, lehrte ſie, goldne Kugeln um die glatten Arme und den Leib laufen zu laſſen, als wären ſie lebend, lehrte ſie Tänze der Devadaſſis, lehrte ſie auf galoppirendem Pferde mit der heiterſten Miene von der Welt den Cirkus umkreiſen, und nach dem Schall des Tamtams und der Becken, die nun Andre ſchlugen, Kugeln und Dolche werfen und fangen, als ſei das eben nur ein leichtes Tändelſpiel, zu dem nichts als die anmuthige Bewegung eines ebenmäßig gebauten Körpers und das lächelnde Zeigen elfenbeinweißer Zahnreihen gehöre.

Unſer Chef hatte ſtets die herrlichſten Pferde, und trieb mit ihnen einen lukrativen Handel. Ein köſtlicher Araberhengſt, der nicht dreſſirt war, ſondern den Franconi zu ſeinem Vergnügen hielt und ritt, gefiel einem Engländer ſo außerordentlich, daß ſeine Lordſchaft eines Tages bei ihm vorfuhr, und nach dem

Preis des Pferdes Emir fragte. Franconi antwortete ihm ganz trocken: „Wenn ich den Emir verkaufe, koſtet er fünftauſend Franken, doch verkaufe ich ihn jetzt noch nicht, vielleicht dann, wann ich Bordeaux verlaſſe.“ Der Lord bat, ihm das Pferd alsbald zu überlaſſen, und zeigte ſich bereit, die enorme Forderung einzugehen, doch Franconi blieb ruhig bei ſeiner erſten Erklärung. Einige Tage darauf war der Lord ſchon wieder da, dem das Pferd nicht aus den Gedanken kam, und bot noch tauſend Franken mehr, wenn Franconi es ihm ſogleich ablaſſen wolle. Vergebens. „Das Pferd iſt meine einzige Freude; ſoll ich mich von ihm trennen? Da ſind mir ſiebentauſend Franken noch zu wenig!“ ſprach der Kunſtreiterchef, und der Lord erbot ſich, auch ſiebentauſend Franken zu zahlen. Zögernd nur ſchlug Franconi ein, der Lord überſandte alsbald die Summe in blankem Golde, ließ den Araber holen, und den Stallleuten noch ein ſehr nahmhaftes Geſchenk einhändigen. Franconi aber gab ſeiner ganzen Geſellſchaft eine brillante Fête; Bordeauxwein und Champagner floſſen in Strömen; andern Tages ſandte er ſeinen älteſten Sohn mit Extrapoſt nach Limoges, um aus der dortigen Stuterei die zwei ſchönſten Araber unter den gerade vorhandenen einzukaufen.

Das ſorglos frohe Leben bei viel vergönnter Zeit, denn es wurde nur dreimal in der Woche geſpielt, und bei den Proben war ich unbeſchäftigt, der ziemlich häufige Genuß des feurigen Bordeaux und der ſo äußerſt delikaten, kleinen grünen Auſtern, für die ich eine wahre Leidenſchaft empfand, machten, verbunden mit dem ungewohnten Klima, endlich meine Geſundheit wanken; ich fühlte eine außerordentliche Abſpannung meiner Nerven, und entſchloß mich, einen Arzt zu conſultiren, der zufällig in demſelben Hauſe wohnte, darin ich mein Logis genommen, und zufällig auch Theaterarzt war. Er hörte meine Relation an, ohne eine Miene zu verziehen, that, als ich geendigt einige Fragen, und ſprach dann mit einem ſehr würdigen Ernſt folgende Worte zu mir, die einen tiefen Eindruck auf mich machten. „Sie leiden an zwei Uebeln mein Herr, während Sie mir nur eins klagen. Das eine, letztere werden einige ſtärkende Bäder und zweckmäßige Mittel, wohl leicht heben, beim Zweiten müſſen Sie ſelbſt Ihr Arzt ſein, und ihren Zuſtand ändern; das Zweite iſt Ihr Lebenswandel. Sie haben eine gefährliche und verderbliche Laufbahn betreten, indem Sie ſich an ein fahrendes Künſtlervolk gekettet, von dem nur ſelten ein Individuum die Tage eines ſchönen und ruhigen Alters erblickt. So lange Sie ſich mit Comödianten, Kunſtreitern und ähnlichem Volk herumtreiben, mögen dieſe noch ſo ſehr die innere Fäulniß ihres Weſens mit glänzendem Flitter überdecken, ſo lange kommen Sie zu nichts, vergeuden Ihre Kräfte, vergeuden Ihr Geld, und ſinken immer tiefer. Glauben Sie mir, ich kenne dieſe Künſtlercarrieren; im geſtreckten Galopp eilt man dem Elend, dem Abgrund, dem Verderben zu. Ich warne Alle, die zu mir kommen, aber leider faſt Alle vergebens.“

Ich war beſtürzt über dieſen Mann, der die Rolle des treuen Eckart in deutſchen Volksſagen übernommen zu haben ſchien, und wußte nicht, ſollte ich ihm heftig erwidern, daß ich ſeine Moral verachte, ſeine Anſicht über die eingeſchlagene Laufbahn nicht erbeten habe, oder ſollte ich ruhig ſeine Rede weiter hören, in der ſo viel Verletzendes und Beleidigendes und doch ſo viele einfache Wahrheit lag? Ich ſchwieg, und wollte hören, wie lange und wie tief er mit der Sonde ſeiner Ermahnung nach der Wunde meiner Eigenliebe ſuchen werde.

„Sie denken, junger Mann!“ fuhr er fort, indem er mich mit ruhig klaren Blicken anſchaute: „daß ich nicht berechtigt ſei, Ihnen einen Vorwurf zu machen; ich bin aber dazu berechtigt, denn ich heile die mir vertrauend Nahenden nicht blos mit Pillen, Pulvern, Decocten und Säften, ſondern mit der Seele. Nicht die Materie iſt das heilende Agens, ſondern der an ſie gebundene geiſtige Stoff, das ſehen wir augenſcheinlich an den alltäglichſten Getränken, da ihr Genuß nicht nur, bei der erlaubten Conſumption den Körper nährend und ſtärkend zuträglich iſt, ſondern auch auf den Geiſt ſeine Wirkung äußert. Folgen Sie meinem Rath, machen Sie ſich los und frei, gehen Sie einige Zeit nach Bagneres de Luchon, brauchen Sie das Bad verſtändig, und wandeln Sie nach hergeſtellter Geſundheit einen ehrenvolleren Künſtlerpfad, wie bisher."

„Er hat Recht!" ſprach ich zu mir, als ich von ihm ging. „Die Pille iſt bitter, aber ſicher heilſam; ich will ihm Folge leiſten."

Sechſtes Kapitel.

Ein Ausflug in die Pyrenäen.

Faſt zu derſelben Zeit, als ich vor einem Jahre die den Pyrenäen nahen Gefilde Südfrankreichs durchreiſt, grüßte ich ſie nun im Sommer 1809 abermals, doch bei weitem nicht ſo geiſtesheiter, wie damals, wo ich eine harmlosfrohe, Sängerfahrt antrat, nachdem ſich mein damaliger Gefährte von mir getrennt, und nur der Lichtſeite des Lebens lebte. Der Theaterarzt hatte mich doch vielleicht allzuſtreng beurtheilt, und mein beſſeres Selbſt war noch nicht ſo rettungslos verloren, als er glauben mochte. Ich nahm mir vor, ſobald ich mich hergeſtellt fühlen würde, ungeſäumt wieder nach Paris zurückzukehren, und eine ſichre und feſte Stellung mir zu begründen. Jetzt aber wollte ich mich ganz an den Mutterbuſen der Natur anſchmiegen, in den erfriſchenden Heilbädern meine Nerven ſtählen, und körperlich verjüngt, geiſtig beſſer aus den Thalengen der Pyrenäen hervorgehen. Das noch unangegriffene Geſchenk des verſchollenen Lord Elſom beſtimmte ich dazu, zu meiner Geneſung zu dienen. Ich konnte es gar nicht beſſer verwenden; war Elſoms Liebe nicht, dann kam mit mir wohl alles anders. Oft und immer wieder drängte ſich mir das Nachdenken darüber auf, wie wunderbar entſcheidend und meiſt willenlos der einzelne Menſch auf das Lebensloos ſeiner Mitbrüder einwirkt, einer begonnenen Laufbahn divergirende Richtung giebt, Entſchlüſſe, die für ein ganzes Leben gefaßt waren, oft wankend macht und über den Haufen wirft, und geringe Kleinigkeiten manches Mal Urſachen Welt- und Völker-bewegender Ereigniſſe werden. Das iſt das Weben des großen Weltengeiſtes, wir ſehen die Hand nicht und nicht die Einzelfäden, noch deren End- und Anfangspunkte, aber das Gewebe erblicken wir als ein ewig werdendes, als ein ewig großes Tableau, das in tauſendfachen Bildern uns unterrichtet, und das nichts geringeres iſt, als die Geſchichte der Menſchheit.

Meine Stimmung wurde feierlich und ernſt, als ich nun — ich machte die Reiſe mit der Poſt — dem erſehnten Ziele mich nahte, und das Luchonthal begrüßte. Hier in einer erhabenen Natur, unter dem Schatten des mächtigen Gebirges, deſſen Marmor- und Granitkamm von einem Ende des Horizontes zum andern hinſtreicht, das mit ſeinem Haupt aus den Fluthen des Mittelmeers auftaucht, ſeinen

Fuß in den Wellen der Bay von Biscaya badet, und in ſeinem tiefen Schooße die wunderkräftigen Waſſer kocht, die der kranken Menſchheit zum Heile ausſprudeln — liegt Bagneres de Luchon, mit ſeinen heißen, ſchwefeligen, ſalzigen und bituminöſen Quellen von mehr als 50 Graden des rheaumurſchen Wärmemeſſers, mit ſeinen unglücklichen Cagots, einer den Cretins anderer Hochgebirge im Aeußern ähnlichen, pariagleich verachteten Menſchenkaſte, die dürftig und kümmerlich ihr höchſt armſeliges Leben friſtet. Ich beſchloß, hier ganz mir ſelbſt zu leben, Streifzüge in das Gebirge zu machen, ſobald meine Kräfte es erlauben würden, und mich fern zu halten von ſolcher Geſellſchaft, deren Umgebung und Einfluß ſchädlich auf mich wirken werde.

Der Gaſthof des Badeortes führte den goldnen Adler im Schild; ich fand ſeine Einrichtung den Forderungen, welche an die Gäſte gemacht wurden, nicht entſprechend, und ging aus, mir ein Privatlogis zu ſuchen. Die Gunſt des Zufalls führte mich zu einem reinlichen Bürgerhauſe, aus welchem ſo eben eine engliſche Familie abreiſte. Die Familie, welche das Haus beſaß, war in der Flur und vor der Thüre verſammelt, und ſah den dahinrollenden Wagen nach; ein allerliebſtes Mädchen, welcher vielleicht in der Lady, oder auch nur im Kammermädchen ein geliebtes Herz zur Ferne zog, ſtand in Thränen. Ich wurde freundlich begrüßt, und auf meine Frage, ob ich hier ein möblirtes Stübchen haben könne, mit Freuden willkommen geheißen, obgleich von mir, dem einzelnen Badegaſt, nur ein kleiner Gewinn zu hoffen war. Dieſe einfachen Menſchen ſchienen zufrieden, daß nur ihr Haus nicht gänzlich leer ſtehe, und wenigſtens ein Gaſt wieder ihre Mühe und Sorgfalt für ſich in Anſpruch nehme. Ein kleines, aber mit Geſchmack garnirtes Zimmer nahm mich auf, die liebliche Marion ſchmückte es mit friſchen Blumen, und ließ durch die geöffneten Fenſter die wohlthuende kühle Gebirgsluft einſtrömen. Der Tag war ſonnig, und ich ſtaunte bewundernd die Ausſicht an, die ſich mir eröffnete. Der Blick in ein Thal war frei, über welchem giganteske Felsmaſſen trotzten, überblüht von Karthäuſernelken und mit bunten Flechten bekleidet. Hoch auf einem dieſer Felſen ragt ein Ruinenthurm, der Reſt eines Kaſtells, in mittelalterlicher Düſterniß, wie ein dunkler Rieſe über der ſchönen Alpenflora. Ein Bergfluß, irre ich nicht, die Pique, drängte ſich rauſchend durch ihr Felſenbette, und tanzte in anmuthigen Caskadellen den Thalkeſſel von Bagneres zu. Am Wege, der thalaufwärts führte, ſtand einſam eine alte Betkapelle. Das Ganze gab ein vollendet ſchönes Landſchaftbild, darauf das friſche Grün der Wieſen, und das Laub der zahlreichen Korkeichen, die das Thal zum Theil beſchatteten, den auffallendſten Kontraſt mit den Maſſen der nackten Felſen bildeten, die noch kühn emporſtarrten, während zugleich Wieſen und Flußbett mit großen Trümmerblöcken überſäet waren, die von den gewaltigen Naturrevolutionen früherer Zeiten hier ſprechende Kunde gaben. Im Hintergrunde bildeten beſchneite und beeiste Hochgipfel, Pics und Felſenkämme den Proſpekt, welche zur Maladetta gehörten.

Marion, die holdſelige unſchuldloſe Tochter des Hauſes, war erfreut, daß ich nicht nur jedes ihrer Worte verſtand, die ſie in ihrem baskiſchen Patois zu mir ſprach, während ſie mit andern frühern Gäſten viele Noth gehabt hatte, zu verſtehen, und ſich verſtändlich zu machen, ſondern daß ich auch in dem eigenthümlichen Volksdialekt ihrer Heimath ihr zu antworten wußte.

Das fröhliche Naturkind zeigte mir den Weg nach den Bädern, der durch eine Allee außerhalb der Stadt führte. Bald umfing mich zum erſten Male die wohlthuende warme Fluth. Das Waſſer iſt ſchlammigt, und ich gewahrte im Baſſin einige unſchädliche Schlangen, deren freie und ſpielende Bewegungen ſich anmuthig ausnahmen.

Die Tage ſchwanden mir heiter und angenehm dahin; die Familie des Hauſes war freundlich und aufmerkſam gegen mich; ich gab der kleinen Marion Guitarreſtunden, ſpielte oft des Abends unter dem Schatten vollbelaubter Eſchen, durch deren Blätter das Mondlicht blitzte, vor einem traulich ſich ſammelnden Zuhörerkreiſe der Nachbarn, und lebte mich in dieſe ſchöne ländliche Stille voll Muße und Einfachheit innig hinein. Die Bäder übten den wohlthätigſten Einfluß auf meine Geſundheit, und ich ſegnete den Arzt, der mir dieſelben verordnet, ſchrieb ihm auch dankbar, wie ſehr ich mich ihm verbunden fühle.

Wenn ich in meiner ſchönen Ruhe, die kein anderes Geräuſch unterbrach, als das der Gebirgsbäche, die ihre kryſtallklaren und forellenreichen Wellen der Garonne zuführten, an Paris dachte, an den Lärm ſeiner Straßen, das Rollen ſeiner Karoſſen, an Staub und Schmutz, Fäulniß und Verderben der Großſtadt, o wie beneidenswerth erſchien mir hier in Bagneres, das weniger frequentirt war von Fremden, als das am äußerſten Saume der Pyrenäen liegende Bagneres de Bigorre, der Einſiedlerfriede, dem ich für eine Zeitlang mich hingab. Nicht ohne Wehmuth dachte ich bisweilen an Roſalie Peingenez; ſie allein war es, nach der mein Gedanke ſich ſehnte, ſehnte ſelbſt in der lieben Nähe der friſchen Roſe, die ihrer Reize unbewußt, mir ſo nahe blühte, mir ſo liebevoll ſich zuneigte.

Wohl bemerkte ich dieſe Zuneigung, doch blieb mir auch nicht verborgen, daß ich um dieſelbe beneidet wurde. Ein junger, hochaufgeſchoßter und ſonnegebräunter Burſche, Namens Olivier, kam öfters auch zu Marion und ihren Aeltern, und ich erfuhr, daß er ein Gewerbe daraus mache, den fremden Badegäſten zum Führer in das Gebirge zu dienen. Als ſolchen hörte ich ihn loben, er ſei höflich, unverdroſſen, und weit in die Runde der wegekundigſte Guide. Er hatte jedoch in ſeinem Weſen etwas freies, keckes und zudringliches, was mir ihn nicht eben angenehm machte. Ich hatte bis jetzt meine Spaziergänge noch nicht weit ausgedehnt, da meine Kräfte eine eigentliche Gebirgstour noch nicht erlaubten, auch wurde wiederholt davon geſprochen, daß ſeit einiger Zeit mehrere Anfälle und Räubereien in den Engpäſſen der Pyrenäen und namentlich auf den Wegen von Bareges und Bagneres nach Venasque, am jenſeitigen Pyrenäenabhang, vorgefallen ſeien, ohne daß man auf die Spur der Räuber gekommen. Ich hatte auf dieſe Mittheilungen nicht ſonderlich Acht, da es mir durchaus nicht ungewöhnlich vorkam, daß in einer rauhen und öden Gebirgsgegend, zumal an der Grenze zweier mit einander im Krieg befindlichen Länder Räubereien vorkamen und gab auf dieſe Gerüchte hin meinen Plan nicht auf, das majeſtätiſche Gebirge in etwas kennen zu lernen.

Olivier legte mir ſeinen Wunſch mich zu führen, mehr als einmal ſehr nahe; er ſchilderte mir die Reize, wie das Schauerliche der Gebirgsgegenden und Päſſe mit ungemeiner Beredſamkeit, ſprach von den Rhododendron und ſonſtigen ſchönen Alpenpflanzen, von ſeltnen Mineralien, die man da finde, von den ſcheuen Bären, die man gar nicht zu fürchten habe, da ſie beim Anblick des Menſchen davon liefen, und von den flüchtigen Iſards, einer Gemſenart, deren Jagd ein großes Vergnügen gewähre, kurz, er detaillirte mir Fauna, Flora und das Steinreich, daß ich aus ſeiner Schilderung wohl wahrnahm, einen kundigen Gebirgswandrer vor mir zu haben, vor dem ich mich endlich zu geſtehen ſchämte, daß ich in allen drei Reichen der Natur ein Ignorant ſei.

Ich verſprach ihm, mich einmal ſeiner Leitung anzuvertrauen, machte aber indeſſen meine kleine Wanderungen meiſt ganz allein, wo mein Weg mich denn meiſt zu der vorhin erwähnten alten und einſamen, dicht umbuſchten und wie es ſchien, wenig beſuchten Kapelle führte, oder noch etwas weiter thalaufwärts zu dem Felſenthurme, den die Bewohner ſchlechtweg Caſtel viel, (Castel vieux) nannten, welche Benennung mich wieder gar lebhaft, an meine Heimath erinnerte, wo an ſo mancher Burgſtätte und Trümmer, deren eigentlichen Namen der Zeitſtrom überſandete, die gleiche Benennung Altenburg haften blieb. In Thüringen allein traue ich mir zwanzig und mehr Altenburgen nahmhaft zu machen.

Zwiſchen dem Thurm und der Wegkapelle lag ſeitwärts etwas erhöht eine verfallene Hütte unter Zwergkirſchbäumen verſteckt, deren große und wohlſchmeckende Früchte ein Labſal der Geſunden wie der Kranken waren; eine Sorte, die ein patriotiſcher Mann gewürdigt hat, in meine Heimath zu verpflanzen. Der Zufall und mein Appetit wollten, daß ich an der Anhöhe ein wenig emporklimmte, und einige dieſer Sauerkirſchen pflückte, wodurch ich mich der Hütte näherte, und ſah, daß an ihrer dicht mit Moos bekleideten Hinterwand eine Thüre befindlich war, welche muthmaßlich in eine Felſenkluft führte, zumal die Rückwand der Hütte dicht an die Felſen angelehnt war, dieſe Thüre ſtand nehmlich offen. Ich kümmerte mich nicht um das verfallene Häuschen, das aufs Haar den armſeligen von rohen Steinen aufgeführten Obdächern der Weinberge in Deutſchland glich, und blickte nur deshalb wieder hin, weil ein leiſes Geräuſch mein Ohr traf, das von dort her zu kommen ſchien. Und ſiehe, jetzt war die vorher offene Thür zu, der Blick gewahrte ihr Vorhandenſein durchaus nicht, und alles um mich war einſam und todtenſtill. Wer je ganz allein im fremden Lande an einem ſchwülen Sommertage ſich in einem öden Felsthale mitten in der feierlichen Stille der Natur befand, wird das ganz eigenthümliche Gefühl kennen, das eine ſolche Situation hervorruft. Es iſt nicht gerade Furcht, denn die Lage kann ſo ſein, daß ſie die größte Sicherheit gewährt, wie verbürgt, nein, es es iſt ein Gefühl des Räthſelhaften, des Unheimlichen, es beſchleichen wunderliche Gedanken die träumende Seele, und ſchrecken ſie aus dem vielleicht angenehmen Traume auf. Mich übergoß der deutſche Aberglaube mit ſeinem Froſteimer. Daß ich nicht geträumt, wußte ich, daß ich die Thür offen geſehen, wußte ich auch, daß ſie jetzt zu war erſah ich mit eignen Augen. Hingehen, und näher unterſuchen, hielt ich nicht meines Amtes, und ließ daher nach Sirachs Rath, meinen Vorwitz. Genug, ich hatte vorher eine Oeffnung erblickt, die jetzt verſchwunden war, ohne daß ich ein lebendes Weſen geſehen. Alle ſchlummernden Erinnerungen aus Jugendtagen an die Sagen und Mährchen meiner Heimath wachten auf in mir. Barg jene Felswand vielleicht einen Schatz? That ſie ſich auf in gefei'ter Stunde, führte von jenem alten Thurme vielleicht ein unterirdiſcher Gang in dieſe verfallene Hütte? Es würde mich nicht im mindeſten befremdet haben, wäre die Thüre noch einmal aufgegangen, und hätte ſich mir, aus ihr hervortretend, die Erſcheinung eines wandelnden verwünſchten Burgfräuleins mit einem Schlüſſelbund und langem wallenden Haar gezeigt. Doch dieß geſchahe nicht, ich trat den Rückweg an, und kehrte nach Bagneres zurück.

Geſprächsweiſe fragte ich Marion, als ich ihr, wie gewöhnlich, von meinem Excurs Kunde gab, was das für ein Häuschen ſei, und das liebe Kind ſagte mir davon was es wußte.

„Ach, die alte Cabane oberhalb der Kapelle,“ ſprach Marion: „darin wohnte früher ein alter Einſiedler, ein Kapuzziner, der ſchon lange tod iſt. Seitdem ſteht das Häuschen leer und verfällt, Niemand kümmert ſich darum, und Niemand hat Luſt, es als Einſiedelei zu benutzen.“

„Erzählt man ſich ſonſt nichts davon? Keine Geſpenſtergeſchichte?“ forſchte ich, aber Marion wußte nichts. Ich fand, daß die Volksſage ſich nicht aller Orten ſo raſch anſiedelte, wie in meiner Heimath. Als ich ihr ſagte, daß ich erſt eine Thüre offen, und dann plötzlich verſchloſſen geſehen habe, verwunderte ſie ſich einfach darüber, ohne weiter über den Grund und das Wie dieſer Erſcheinung nachzudenken; bald dachte auch ich nicht weiter daran.

Ich hatte die Freude, in Bagneres mehrere deutſche Landsleute zu finden, zwei Brüder, Kunſtdrechler aus Straßburg, und einen Schuhmacher aus Mühlheim bei Köln am Rhein, dieſe zeigten Luſt, eine Gebirgstour in meiner Geſellſchaft zu machen, da ſie, obſchon ſeit lange in dem Badeort angeſiedelt, doch noch keinen weitern Ausflug in die Pyrenäen unternommen hatten. Ein junger deutſcher Arzt aus Sachſen, den die Liebe zur Botanik nach den Pyrenäen gezogen, wollte ſich ebenfalls anſchließen. Olivier ſollte uns als Führer dienen, doch bevor der Entſchluß ausgeführt wurde, fragte ich Marion nochmals genauer über dieſen Menſchen aus, der ſo oft in das Haus kam, ſich aufdringlich zeigte und mich mit äußerſt eiferſüchtigen Blicken betrachtete und beobachtete. Marion geſtand mir unter Thränen, daß Olivier ſie heirathen wolle, daß ſie ihn aber nicht leiden könne, daß er ein überſpannter Schwärmer ſei, und von böſem Charakter; daß er, eiferſüchtig auf mich, oft ſchon ihr Vorwürfe wegen ihrer Freundlichkeit gegen mich gemacht habe, daher ich mich vor ihm hüten möge. Er habe ein hübſches Vermögen beſeſſen, dieſes aber durchgebracht, und habe ſich dabei einem ſchädlichen Müſſiggang ergeben. Durch Wald und Gebirge zu ſtreifen, ſei ſein Liebſtes; als Fremdenführer ſei er vortrefflich, aber — „ganz allein gehen Sie doch nicht mit ihm,“ fügte Marion war- und nend, mit einem zärtlich beſorgten Blick auf mich hinzu, und ich dankte ihr für dieſe liebevolle Beſorgniß.

Als Olivier bald darauf wieder kam, ſagte ich ihm, daß ich mich jetzt kräftig genug zu einer Gebirgsreiſe fühle, und nahm wahr, daß ein Zug von tückiſcher Freude über ſein Geſicht flog. Gewiß dachte er daran, mich in den Felſeneinöden der Pyrenäen künſtlich verunglücken zu laſſen. Ich verſchwieg ihm, daß ich Geſellſchaft haben werde, und beſtellte meine deutſchen Gefährten in der Frühe des beſtimmten Tages an meine Wohnung. Ein wolkenfreier Sonntagmorgen des Augpſt dämmerte auf; das rieſige Gebirge ſtreckte ſchleierlos ſeine Zacken und Zinken dunkelſchwarz zu dem Sternenhimmel empor. Marions Sorgfalt hatte für einen reichlichen Mundvorrath geſorgt, eine flüſſige Stärkung fehlte nicht. Ich war früh munter, und rüſtete mich erfreut zu dieſer kleinen Reiſe, von der ich mir mehr Genuß verſprach, als von ſo mancher großen, die ich ſchon gemacht, und die mir keine Befriedigung des Gemüthes gewährt hätten.

Olivier ſtellte ſich pünktlich ein, er trug einen ſpaniſchen Dolch im Gürtel, und zwei Piſtolen, einen langen Stock mit ſpitzem Stachel; an einem Bande hatte er eine Kürbisflaſche und zwei Paar Steigeiſen befeſtigt, ein Mantel hing ihm zuſammengelegt nachläſſig über die eine Schulter, ein hoher Hut mit breiter Krempe deckte das dunkle Wirrhaar, über das ein Netz von bunter Wolle gezogen war.

Jetzt hob er den Torniſter, der meine Reiſebedürfniſſe enthielt, auf den Rücken, warf meinen Mantel über den ſeinigen, und ſchickte ſich zum Weggang an, nachdem er einen prüfenden Blick auf mich geworfen. „Ihr wollt unbewaffnet gehen Mon Signor?“ fragte er forſchend, und ſeine Augen blitzten.

„Ihr habt Euch ja zum Ueberfluß verſehen,“ gab ich ironiſch zur Antwort: „ich für mein Theil fürchte mich nicht im mindeſten, bin auch vielleicht bewaffnet und denke, mit unſern Gefährten, auf die ich noch warten muß, werden wir eine hinlängliche Anzahl Männer bilden, einen etwaigen Angriff abzuwehren.“

„Gefährten? Welche?“ fragte mit Stirnrunzeln Olivier. Ich merkte ihn an, daß dieſes Wort ihm höchſt ungelegen kam.

„Ihr werdet ſie ſogleich ſehen,“ ſagte ich, und fragte: „Nun? Es ſcheint euch ungelegen, daß ich nicht allein die Tour machen will. Was giebt's?“

„Nichts mein Herr,“ erwiderte der Spanier. „Mir kann es recht ſein, es ſteigert meinen Führerlohn. Jeder Eurer Begleiter zahlt ſoviel, als —“

„„als ihm beliebt, Herrn Olivier zu geben, wenn wir gut und ſicher zum Ziele und zurück geleitet worden ſind,““ unterbrach ich den Einwurf mit ſehr entſchiedenem Ton; der Führer murmelte etwas durch die Zähne, das ich nicht verſtand, doch war es ſchwerlich ein Reiſeſegen.

Die Morgendämmerung verfloß vor dem Roſenkuß öſtlicher Helle. Die Bergeshäupter, die erſt ſo ſchwarz gelegen hatten, kleideten ſich in violette und Purpurgewänder, die Frühe hauchte uns kühl an, in den Thälern lag noch Nacht, und der Bergfluß rauſchte monoton unter ihren Schleiern und unter den träumendnickenden Farrenkräutern ſeiner Ufer, Nebel hoben ſich ſchleierweiß und geiſterhaft langſam ſchwebend empor.

Olivier war ungeduldig, da meine Erwarteten noch ſäumten. „Es iſt die höchſte Zeit, wir ſollten jetzt ſchon eine Stunde weit ſein!“ murrte er. Eine Stunde weit von Bagneres war es gerade bis in die Nähe des Thurmes von Caſtelviel.

Tritte ſchallten, ein Stock ſchlug auf das Granitpflaſter mit ſeinem Eiſenſtachel, der junge Doctor kam, die Botaniſirkapſel über den Rücken, leicht gerüſtet, einem deutſchen Studenten ähnlich, in der Hand den gewichtigen mineralogiſchen Hammer auf dem Ziegenhainerſtock wohl befeſtigt. Vor ihm her ſchoß in mächtigen Sprüngen ſeine große Dogge, und weckte mit einigen lauten Anſchlägen die Nachbarn. Ungern ſah Olivier dieſen Succurs kommen. Jetzt nahte ein vierter Mann, der ehrliche Schuhmacher, philiſterhaft bepackt, am handwerksmäßigen Knotenſtabe wandelnd, ein ſogenanntes Felleiſen, das noch von ſeinen Wanderjahren als heilige Reliquie aufbewahrt war, voll von allerlei Utenſilien, auf dem Rücken. Wir grüßten ihn noch, als ſich von weitem ein angenehmes Pfeifen vernehmen ließ, nebſt Männertritten. Die beiden Kunſtdreher kamen, ein heitres Tonſtück allerliebſt im Duo pfeifend, das ſie mit fröhlichem Glückauf gegen uns endigten. Sie trugen tüchtige Stockdegen, und jeder ein Jagdgewehr nebſt einem vollgefüllten Büchſenranzen, ein, eigentlich unbequemer, nur eine Schulter belaſtender Lederſack, wie ihn lange Zeit die deutſchen Jäger theils von glattem Leder, theils von Dachs- und Fiſchotter- oder Seehundfellen zu tragen pflegten, bis die elegantere Jagdtaſche dieß unförmliche Ding verdrängte, und zu den Bauern verwieß, denen es fürder den weißleinwandnen Queerſack erſetzt.

Olivier machte große Augen, als er die Geſellſchaft ſo wachſen ſah; Flinten, Degenſtöcke, ein eiſerner Stockhammer, ein Bullenbeißer, ein Knotenſtock und zehn deutſche Fäuſte, da mußten ſchon viele kommen, wenn ſie mit Succeß einen Anfall unternehmen wollten; er ſetzte ſich ungeſäumt in Marſch, wir folgten wohlgemuth. Der Weg führte durch das Thal der Pique aufwärts, Olivier war wortkarg, wir plauderten deſto lauter und fröhlicher, und freuten uns dieſes landsmannſchaftlichen Zuſammentreffens in einem Winkel der Pyrenäen, des herrlich emporglühenden Morgens, der impoſanten Gebirgsgipfel, der prachtvoll in ihrer höchſten Entfaltung um uns gebreiteten Natur. Die Sonne ging hinter den Vorbergen des Gebirges auf, die uns im Rücken lagen, und wir ſahen lange nur ihren flammenden Widerſchein; die Schatten des Thales deckten uns. Der Weg zog mählig bergan. Mit ſtets gleichbleibendem Schritt wandelte, ohne auch nur einmal umzublicken, der Führer voran, und pfiff bisweilen auf eine eigenthümliche Weiſe, als wollte er die Vögel aufſchrecken, oder die Rufe der Eulen und Geier nachahmen, die im Felsgeklüft der Berge niſteten. Doch nur das Echo wiederholte ſeine Stimme.

Unvermerkt waren wir bereits der Wegkapelle vorbeigekommen und wandelten unter der Anhöhe, auf welcher jene verlaſſene Hütte ſtand. Mir ſchien es, als pfeife Olivier jetzt ſtärker, betonender, und ich glaubte zu bemerken, daß er oft ſeitwärts emporſchielte. „Heda! Olivier!“ rief ich: „ſteht ein Mal ſtill, daß wir ausſchnaufen. Ihr eilt zu ſehr! Langſam voran, iſt deutſcher Wahlſpruch. Man muß ſich Zeit laſſen beim berganſteigen! Ihr erzählt uns ja nichts, nennt uns nichts! Was iſt's mit jener alten Kapelle dort, an welcher wir vorbeigingen?"

„Es iſt eine alte Kapelle, meine Herren!" antwortete mit großer Ruhe unſer Führer. „Und jener Thurm?" lautete die fernere Frage. „Ein alter Thurm!" ſcholl die Antwort. „Und dieſe Cabane da droben?" — „Eine alte Cabane!" — „„Zum Teufel, Freund Olivier! Ihr ſeid ein lakoniſcher Cicerone! Von einem Führer verlangen wir, daß er uns bei einem alten Gemäuer zu ſagen wiſſe, erſtens: was auf dieſem Platze muthmaßlich ſich befand, bevor die Sündfluth hereinbrach; zweitens: welche Nation ſich hier anbaute; drittens: welches Geſchlecht den Bau bewohnte, ehe er verfiel; viertens: wenn, warum, wodurch dieſer verfiel, und endlich was ſich bei, mit und um ihn her zutrug, nachdem er verfiel."

„Damit kann ich nicht dienen!" replicirte Olivier. „Es hat vorlängſt ein frommer Eremit von den Kapuzinern da droben gewohnt, der in der Gegend ſein Almoſen ſammelte, ſonſt iſt mir nichts bekannt, wer kann auch jeden Steinhaufen kennen? Solcher Steinzellen findet man im Gebirge nicht ſelten."

„Hier muß ein ſchönes Echo ſein, gebt mir einmal Eure Büchſe!" ſprach ich, und nahm das Gewehr zur Hand, indem ich auf die Hütte anſchlug. Olivier verfärbte ſich, raſch trat er auf mich zu und ſagte: „Schießt nicht! ich bitte, es iſt hier zu Land nicht Brauch am Sonntagmorgen. Am wenigſten ſchießt nach jener Hütte; der fromme Einſiedler liegt in ihr begraben! Spart euer Blei Herr, bis wir höher hinauf ins Gebirge kommen, da könnt ihr einen Bär oder Iſardbock es nachſenden.“

Ich ſetzte ab, und den Hahn in Ruhe, ſchwieg und wußte genug. Mit dieſer Hütte war es nicht richtig! Indeß wir gingen vorüber, ich behielt meine Gedanken für mich, und gab mich ganz dem Vergnügen hin, das eine Bergreiſe in ſo manichfacher Weiſe gewährt.

Der Thurm der pyrenäiſchen Altenburg ſtand jetzt wie eine Flammenſäule im Sonnengolde glühend, über uns. Die rothen Blutnelken ſtreuten balſamiſchen Duft; eine reizende, reiche Flora begann ſchon hier ihre Entfaltung, und unſer Botaniker begann freudig zu ſammeln. Wir folgten auf immer höher emporführendem Felſenpfade, deſſen hohes Gras voll blitzender Thautropfen hing, der Rinne eines Sturzbaches, der mit rauſchenden und ſchäumenden Wellen Katarakte bildete, die maleriſch und großartig Gemüth und Auge ergötzten. Hier blühte das Aconitum pyrenaicum und anthora, der Dianthus rupeſtris und ſuperbus, die Saxifraga cäſia, bryoides, hirſuta, geranioides und manche andre ſchöne und ſeltne Arten dieſer lieblichen Alpenpflanze. Wie treue Kinderaugen blickten blaue Gentianenblumen aus dem bethauten Grün, aber ſtolz und hehr, wie Flora's Königsſcepter, leuchtete von hohen Stengeln die Blüthenpracht der Gentiana lutea und purpurea. Alle dieſe ſchönen Pflanzen nannte uns der glückliche Botaniker und ich hätte ihn beinahe um ſein reiches Wiſſen beneidet und um die Beſeligung, die es ihm gewährte. Kenntniß und Wiſſenſchaft ſind nächſtdem, daß ſie unentreißbare Güter, ein nie genug zu würdigendes Glück. Wie armſelig kam ich mir vor, daß ich ſo gar nichts in der ſchönen herrlichen Gotteswelt kannte und zu nennen wußte, als was das Leben täglich vor Augen brachte, und meine Noten. Hier umklang mich eine Symphonie von der Allmacht und Allgegenwart Gottes, deren Noten die Natur lebendig ausgeprägt hatte in Blumen und Blüthen, Vögeln und Schmetterlingen, Wolken und Bergen. Der Bergbach hüpfte allegro, donnerte preſto von den Höhen zu Thale.

Wir erreichten eine Hochebene, die wie ein weites Becken auf drei Seiten von den Mauern des Gebirges umſchloſſen war, und ſahen mit einem Male überraſchend den ſilberſchimmernden Spiegel eines Sees vor unſer ſtaunendes Auge gelegt, in deſſen uns entgegengeſetztes Ende ein prachtvoller Waſſerfall wie ein breites flatterndes Silberband niederrollte. Hier lagerten wir uns, tiſchten zum heiterſten Pikenik alle unſre Vorräthe auf, und frühſtückten; die heißen Wangen kühlte der Hauch der Berge und des Waſſers.

Ueber alle Maaßen prachtvoll war der Hinabblick in das Thal durch welches wir emporgeſtiegen waren, und deſſen Seitenthäler. Jetzt entfaltete Olivier ſeine Führergaben, er nannte uns jeden Ort, den wir ſahen, bezeichnete die Lage ſolcher Ortſchaften, die wir nicht ſahen und nannte die das Felſenbaſſin des Sees umgrenzenden Höhen. Wir überblickten von hier aus einen großen Theil des ſüdlichen Frankreichs, doch ziemlich duftüberſchleiert, da unſer Auge nach Oſten gerichtet war. Hätten wir jetzt auf dem höchſten Gebirgskamm ſtehend, den Hinabblick nach Spanien gehabt, ſo würde das Auge in landſchaftlichen Reizen unſaglich geſchwelgt haben.

Olivier mahnte bald zum Wiederaufbruch, da wir die Wanderung noch weit ausdehnen wollten; wir umgingen den ſtill und heilig in der Felſeneinſamkeit ruhenden See, deſſen Name Seculejo iſt, und der auch an Fiſchen keinen Mangel haben ſoll, an ſeinem öſtlichen Rande, und kamen zu einer natürlichen

Felſentreppe, in der Nähe des felsabdonnernden Sturzbachs, den wir freudig anſtaunten. Aus einer Höhe von achthundert Fuß fallen die ſchäumenden, ſpritzenden Waſſer herab.

Die Felſentreppe, la Scala genannt, wurde von uns mit einigen muthloſen Blicken gemeſſen; in Deutſchland würde man ihr jedenfalls den populären Namen Kniebreche oder Teufelsleiter gegeben haben. Sie zog ſich zwar nicht ſenkrecht empor, aber immer ſteil genug, um tüchtig zu ermüden, zumal diejenigen, welche ſich allzuſchwer beladen hatten. Indeß ſie wurde überwunden; wir gelangten nun über den Waſſerfall, und folgten dem wildzerklüfteten Bette, deſſen Waſſer ihn bildete; in dieſer höhern Region umfing uns eine andre Natur, eine andre Flora; neue Berggipfel, zum Theil mit Schnee und Eis bedeckt, wuchſen am Horizont empor, und drohten jedes Weitervordringen abzuſchneiden. Hier kniete die Fichte, zur Krumholzkiefer geworden, und beugte ihr Haupt dem Sturm, der über die Gipfel einherbrauſte, hier ward das hohe Gras des Gebirgs zum kurzen Raſen, aber auch hier blühten noch Gentianen, Silenen, und die Arten des Rhododendron bildeten weit verzweigte Gebüſche. Ein kleines liebliches Veilchen von gelber Farbe kroch aus dem Moos zu Tage und die reiche Kryptogamenwelt felsumkleidender Flechten deckte ſich wie wunderſame Gewande über die röthliche Nacktheit des Granits.

Wieder erreichten wir das Plateau der hochgelegenen Terraſſe, und mit ihm den Fuß des ſchneebedeckten Espingo. Dicht unter ihm lagen in der traurigen Bergesöde zwei ſchwarze Seen, aus deren erſten das Waſſer kam, das den Kataract im Becken des Seculejoſees bildet. Hier ſtarb das Naturleben, der Espingo hob ſeine dreigezackte Eiskrone wie der rieſige Herrſcher eines Todtenreichs; wir hatten die Schneeregion betreten, kalt wehte ihr Hauch uns an, aber wir hatten den Muth, immer weiter, immer höher vorwärts zu dringen. Dieß thaten wir durch Schluchten und Geklüfte, nachdem wir unſre Füße mit den Steigeiſen verſehen hatten, und es begann ein anhaltendes Klettern. Nach einem nicht wenig erſchöpfenden Marſch von mehren Stunden befanden wir uns an einer unabſehbaren Gletſcherfläche und auf einer Höhe, von der ſich weithin der Blick in die Unendlichkeit dieſer erhabenen Gebirgswelt verlieren konnte. Wir ſtanden am Rande eines gefrornen Sees, welchen Olivier Sel de la Baque nannte. Da hier unſers Bleibens nicht lange ſein konnte, ſo ſtärkten wir uns durch etwas feurigen Wein, und zogen uns am Rande des Gletſchers ſeitab, und nach einem zackigen Granitkamm empor, von wo die Ausſicht über das Gebirge noch unendlich ſchöner ſich darſtellte. Die drei Pics des Espingo ſchimmerten nahe, weiterhin öſtlich erhob ſich der Spijole, der einen Eisſtrom nach dem Thale von Aſtos ſandte. Wir ſahen in die Gegend von Benasque hinab, in Thäler voll düſtrer Waldungen, erblickten die Kalkfelswände der Penna Blanka und ſahen vor dem Horizont hoch und ſchaurig die Maladetta, den höchſten Berg der Pyrenäen, hingelagert. Die Luft dieſer hohen Regionen wehte eiskalt; wir eilten, nachdem wir den unendlich erhabenen Eindruck dieſer Bergnatur in uns aufgenommen, wieder tiefer, und machten an einer ſonnedurchwärmten Stelle, unter Alpenroſenbüſchen, ſpät Mittag. Es glückte uns, von Ferne ein Rudel flüchtiger Iſards zu erblicken, doch viel zu fern, als daß unſre Rohre ſie hätten erreichen können.

Unſer Führer leitete uns nun einem Felſen zu, von welchem noch einmal die Ausſicht in das Gebirge, auf ſeine Gipfel, Ketten und Verzweigungen in prachtvoller Ausdehnung ſichtbar wurde. Dieſer war der Hochpunkt des Portillon, von welchem aus wir in das romantiſche Luchonthal hinabſahen. Der Sonnenſtand des heitern Tages gewährte einen unausſprechlichen Ueberblick über die Thorberge und auf die hinter ihnen ſich ausdehnenden Städte- und Dörferbeſäten Flächen, die Silberfäden der Flüſſe, das unermeßlich zu unſern Füßen hingebreitete Land. Wir ſtanden an Spaniens und Frankreichs Grenze.

Es wurde Zeit, den weitern Rückweg zu verfolgen. Wir ſtiegen tiefer und tiefer nieder in Thäler voll dichter Waldungen, voll ſammtgrüner Wieſen, voll rieſelnder Bäche, voll heiliger Stille. Der Bach, der mit uns zu Thale ging, war die Burbe; ihre Kaskadellen blitzten wie Silber, und wo ſie ruhig ſich hinſchlängelte, wetteiferte ihr Grün mit dem ſchönſten Schweizeralpenſtrom.

Nach anhaltender zwar, doch nicht ermüdender Wanderung, denn die Gebirgsluft ſtärkt wunderbar, wurde das Thal, in welches wir herabgeſtiegen waren, von einem andern, noch tiefer liegenden aufgenommen, und wir gewahrten in einiger Entfernung, wie es ſchien, im Thalgrunde, einem alten Thurm. Auf die Frage nach ihm antwortete unſer Führer trocken: „Nun, es iſt derſelbe Thurm von Caſtelviel, dem die Herren heute früh vorbeigekommen ſind. Wir waren höchlich überraſcht und erſtaunt, dieſen vom Thal aus ſo hochliegenden Thurm jetzt tief zu unſern Füßen zu ſehen. Jetzt ermaßen wir erſt, wie lange wir ſchon abwärts geſtiegen waren, und wie weit wir noch zu gehen hatten. Die Sonne barg ſich ſchon hinter die rieſigen Höhen, die uns im Rücken lagen, doch ehe die Schatten des Gebirges unſre Ferſen ereilten, erfreuten wir uns der ganzen Lieblichkeit dieſer maleriſchen Partien des Luchonthales, die ſich in Abendhelle zu kleiden begannen.

Tief unten im Thalgrunde ſchlängelte ſich die Pique hin, in deren Umarmung ſich die Burbe ſtürzte.

An einem ſchönen Punkt raſteten wir nun noch einmal, und entſandten unſern Führer in den Thalgrund, uns friſches Waſſer herauf zu holen. Er hatte ſich, wenn auch im Ganzen wortkarg, ſcheu und mißtrauiſch, doch gut und anſtändig benommen, ſo daß wir mit ihm und ſeiner Führung zufrieden ſein konnten. Auch hatte er uns ſo geleitet, daß wir innerhalb des vergönnten Tages viel geſehen, und Regionen betreten hatten, die wir in den Schweizeralpen in ſolcher kurzen Zeit zwar vielleicht erreicht haben würden, aber ohne an die Rückkehr zum Ort des Ausganges an demſelben Tage denken zu dürfen. Da das Geſpräch ſich auf Oliviers Ortskunde lenkte, theilte ich meinen Gefährten und Landsleuten nicht nur mit, was ich über ihn wußte, ſondern gab auch meinem Argwohn Worte, daß es mit der am Morgen erblickten verhüllten Schöne eine eigne und geheimnißvolle Bewandtniß haben müſſe, bei welcher Olivier betheiligt zu ſein ſcheine.

„Wir wollen hin, und das Ding unterſuchen!“ ſprach einer der Horndreher.

„Wer weiß welch ein gefährlicher Schlupfwinkel dieſe Hütte iſt!“ gab ſein Bruder dazu. „Es fehlt nicht im Gebirge an verdächtigem Geſindel. Ich möchte keinem rathen, ſich allein und ohne Waffen allzuweit von den bewohnten Orten zu entfernen.“

„Die Gebirgshirten“ von denen wir einige mit ihren Heerden anſichtig wurden,“ nahm der junge Arzt das Wort: „ſcheinen auch nicht die Ehrlichkeit der deutſchen zu beſitzen. Wir werden wohlthun, auf dem Heimweg, auf welchen uns jedenfalls die Nacht beſchleichen wird, uns zuſammenzuhalten und auf unſrer Hut zu ſein, zumal uns der Rückweg wieder an dem verdächtigen Häuschen vorbeiführt.“

„Ich denke, wir machen uns einmal ein Sonntagsvergnügen,“ rieth der kernfeſte Schuhmachermeiſter: „und ziehen mit verſtärkter Mannſchaft aus, jenes Hüttchen zu unterſuchen. Das hat mir in der Heimath immer die größte Freude gemacht, in Höhlen und Klüften auf Entdeckungsreiſen auszugehen, und in verfallenem Gemäuer herumzukriechen.“

„Laßt mich nur abwarten, ob Olivier mich noch einmal zu einem Gebirgsſpaziergang auffordert!“ ſprach ich. „Hat er Böſes mit mir im Sinne, ſo wird jenes jedenfalls geſchehen, denn heute iſt offenbar ſein vorgefaßter Plan mißglückt und geſcheitert. Ungern ſah er Euch kommen, meine lieben Wandergefährten.

„Wir wollen ihm einen recht guten Führerlohn zuſammenſchießen, damit er dieſen Groll vergeſſe,“ ſchlug der Doctor vor, und wir brachten außer dem, was ich für meine Perſon mit Olivier accordirt, noch eine hübſche kleine Summe zuſammen.

Olivier kehrte mit dem Tranke zurück. Wir ſtärkten uns und brachen auf. Die Berggipfel leuchteten in den Roſentinten der Abendgluth. In die Thäler ſenkten ſich ſchwarze Schatten. Spät, aber gänzlich ungefährdet, erreichten wir Bagneres. Marion hatte voll zärtlicher Unruhe meiner geharrt, und empfing mich mit dem freundlichſten Gutenabend. Olivier grollte.

Siebentes Kapitel.

Eine Räuberhöhle.

Die Tour auf die Pyrenäen hatte zwiſchen mir und Olivier, wie es kaum anders ſein konnte, freundlichere und traulichere Annäherungen herbeigeführt, als früher Statt gefunden hatten und Statt finden konnten. In der ewiggroßen Natur ſchrumpfen die Schranken zuſammen, und ſinken leicht ganz, welche Convenienz und übermüthiges Vorurtheil oder falſcher Hochmuth aufrichten. Leicht kann ein Führer zum Freund werden, und größere Dienſte kann er leiſten, als mit Geld aufgewogen und vergolten werden können. Obwohl nun Olivier nicht in den Fall geſetzt worden war, mir außergewöhnlich hülfreich zu ſein, und ich auf keine Weiſe ihn in irgend einer Sache zum Vertrauten gemacht, ſo nahte er mir doch wiederholt ſehr zudringlich und mit einer Art von Vertraulichkeit, die mir mißfällig wurde. Dabei ſchien er leiſe Winke und Andeutungen nicht zu verſtehen oder nicht verſtehen zu wollen, Winke die ihm ſagten, daß er mir läſtig falle.

Eines Tages hatte ich wieder meinen Lieblingsſpaziergang thalaufwärts eingeſchlagen, nach dem Thurm zu, da dieſe Bergpartie mich beſonders anheimelte. Ich ging allein, und in Gedanken mit mir zu Rathe, was ich zunächſt beginnen wolle und ſolle. Meine Geſundheit war vollkommen hergeſtellt, aber es gefiel mir in dem freundlichen Badeort, ich hatte durch Stundengeben einigen Verdienſt, hatte ein Herz, das mir warm entgegenſchlug, die unruhvolle Barke meines Lebens lag in der heitern Bergbucht von Bagneres ſtill vor Anker. Sollte ſie ſchon wieder hinaus in des Lebens ſtürmevollen Ocean? Darüber ſann ich. Ich durfte nur Marion die Hand bieten, ſo hatte ich eine engelgute und dabei kindlicheinfache, ſittenreine und ſchöne Frau, wurde von den Aeltern, deren einziges, vergöttertes Kind ſie war, auf den Händen getragen, theilte die im Sommer recht einträgliche Revenue der vermietheten Wohnungen, und konnte nebenbei mancherlei treiben, was meinen Neigungen und Fähigkeiten zuſagte.

Gegen alles dieſes aber ließ ſich die Frage aufwerfen: wird es wohlgethan ſein, ſich in einem, in Deutſchland kaum dem Namen nach bekannten Winkel der Pyrenäen zu vergraben, ſich für immer in ihm anfeſſeln zu laſſen? Konnte das beſcheidne Glück erträglichen Auskommens, das die Fremde bot, nicht auch die Heimath bieten? War ich ſchon ſo alt, um mich in das Joch ehrbarer Philiſterhaftigkeit freiwillig einzupferchen? — Die Wagezunge meines Entſchluſſes ſchwankte noch, als ich plötzlich Olivier neben mir ſah, ohne daß ich gewahrt, ob er mir nachgekommen, ob begegnet, ob aus dem erſten beſten Liguſterbuſch am Wege getreten ſei?

„So in Gedanken mein Herr!" redete er mich vertraulich an. „Gewiß wollen Sie nach Caſtelviel, um eine antiquariſche Forſchung im Ruinengemäuer dort anzuſtellen? Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?"

„O nein!" erwiderte ich, unangenehm überraſcht. „Ich wollte eben umwenden, Herr Olivier! Ich bin kein Alterthumsforſcher — nur Neues und Neuigkeiten reizen mich."

„Oh — ich glaubte nur, weil Sie damals ſo viel Antheil an jener verfallenen Cabane über dem Hügel dort nahmen — Sie wollten vielleicht Unterſuchungen am Grabe des Eremiten anſtellen. Wer weiß, ob es nicht der Mühe lohnte, wenn wir dort ein Wenig nachforſchten! Man ſpricht von einem vergrabenen Schatz, aber geheim müßten wir es thun; wir allein! Niemand dürfte darum wiſſen."

Es fiel mir ſeltſam auf, daß der Menſch ſich ſo an mich drängte, und mich jetzt mit einem Male in die Nähe jenes unheimlichen Ortes zu locken ſuchte. Ich beſchleunigte meine Schritte nach dem Bade zu, und ſprach im Gehen: „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo gehen wir wohl einmal mit einander zu jenem Häuschen! Für heute iſt es mir zu ſpät, dort über der Maladetta ſteigt ein Gewitter in furchtbarer Majeſtät auf. Wir werden Noth haben, bevor es uns ereilt, Bagneres zu erreichen.“

„Jenes Häuschen würde uns geſchirmt haben!“ antwortete er mürriſch, indem er mit mir gleichen, haſtigen Schritt hielt.

„Ich ziehe das Obdach eines wohlgebauten Wohnhauſes dem einer wüſten Hütte im Gebirge zu allen Zeiten vor!“ gab ich ihm darauf zur Antwort, und er brachte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Er beklagte, daß er keine ausſichtreiche Carriere eingeſchlagen und verfolgt habe, daß ihm noch alles, was er unternommen, mißglückt ſei; daß er gern heirathen möchte — ja, er begann mich zum Vertrauten ſeiner Neigung zu Marion zu machen, und mir vorzuſtellen, daß er dieſes Mädchen grenzenlos liebe, daß dieſe Liebe aber ſein Unglück ſei, indem Marion ihn ſo grauſam behandle. Er ließ nicht unbemerkt, daß er zum Aeußerſten ſich gebracht ſähe, wenn ſie ſich ſelbſt, und die Aeltern die Tochter länger ihm weigerten.

Hinter uns im Gebirge ſchmetterte der Donner in hallenden Schlägen, und zuckende Blitze flammten roth und bläulich über die Eisfelder der Maladetta.

„Wir können dem Himmel danken, daß ein ſolches Wetter uns nicht auf dem Gebirge übereilt!“ nahm ich bei dem erhaben ſchaurigen Anblick, mich nach der Gegend wendend, woher das Gewitter kam, das Wort, um dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben, was mir auch gelang, denn Olivier begann nun die in der That anziehende Schilderung von einem ſolchen Wetterſturm, den er mit ſeinem jüngern Bruder, der in Montpellier die Rechte ſtudiere, und einigen Reiſenden, die er von Bareges über den Mont Perdu nach Spanien geleitet, durchwandert und überſtanden hatte. Indeß Wer, der Gebirgsreiſen unternommen, hat nicht auch gekämpft nit den ſtürmiſchempörten Elementen, hat nicht geagt unter ihren drohenden Flügeln, und die Nichtigeit der irdiſchen Natur gefühlt? Im ſchönſten Weter und im Genuß aller Bequemlichkeiten zu reiſen, ſt keine Kunſt; man muß auch verſtehen, guten Muth Stürmen und Orkanen zu behalten, und nicht zu urren, wenn die Elemente da zur Einkehr nöthigen, wo außer dem dürftigen Obdach alles und jedes verſagt iſt, was ſonſt wünſchenswerth befunden wird.

Wir waren unter Dach, und im Begriff, uns zu trennen, als Olivier, von dem ich glaubte, er werde nun nicht noch einmal daran denken, des Berghäuschens zu erwähnen — nochmals begann.

„Heute iſt Freitag! Wäre vielleicht Monſignor am Sonntag Nachmittag ein Spatziergang thalaufwärts, zur Cabane, gefällig? Ich möchte darauf wetten, daß wir etwas Intereſſantes finden werden! Ganz gewiß.“

„Nun denn, es ſei!“ gab ich raſch entſchloſſen, zur Antwort. Rufen Sie mich nach Tiſche, um vier Uhr, Nachmittags in meiner Behauſung ab, oder erwarten Sie mich außerhalb des Ortes.“

Mein Entſchluß ſchien Olivier zu freuen, er wiederholte die Verſicherung, daß die Unterſuchung lohnend ſein werde, und entfernte ſich nicht ohne die nochmalige Bitte, das Vorhaben ja recht geheim und verſchwiegen zu halten.

Am folgenden Tage ſetzte ich meine Landsleute in Kenntniß, und bat ſie, ſie möchten ſich in aller Stille eine Stunde früher in der Nähe des Ortes unter den Granatbüſchen und anderm Strauchwerk um die Hütte verſteckt halten, und nur dann nahen, wenn ſie mich mit Olivier dieſelbe betreten ſähen.

Der Sonntag kam, ich erharrte in einiger Unruhe die beſtimmte Stunde. Die Familie meiner Wirthe war zu einem Beſuch nach Luz gefahren; ich war allein. Olivier ſtellte ſich pünktlich ein, mich abzurufen; auch an ihm war eine gewiſſe ſcheue Unruhe zu bemerken. Er ſchielte ſeitwärts nach den koſtbaren Ringen, die auf meinem Toilettentiſch lagen, und ſprach: „Wollen Sie dieſe Ringe nicht verſchließen, oder lieber anſtecken, mein Herr? Es iſt nicht wohlgethan, ſolche Effecten ſo offen liegen zu laſſen. Auch Ihr Portefeuille ſollten ſie ſtets bei ſich tragen!“

Ich mußte des deutſchen Anekdotenſpruchs denken: Schmeckſt D'e Paar Dechsle? bei dieſer gütigen Vorſicht, machte meinem Mann die Freude, die Ringe anzuſtecken, und mein Portefeuille, in welchem er ohnſtreitig gewichtige Wechſel vermuthete, in meine Bruſttaſche zu ſchieben, und ging. Auf dem Wege ſah ich mich nach gewiſſen, mit meinen Landsleuten verabredeten Zeichen um, abgebrochenen Büſchen von Bäumen und Sträuchern, auf beſondre Weiſe an den Weg gelegt, wie die deutſchen Jäger und Forſtleute zu thun pflegen, um Wild zu ſignaliſiren, fand dieſe Brüche, und folgte nun ruhig und ſorglos meinem Führer, der nicht müde wurde, ſich über unſre heutige Unternehmung freudig zu äußern. Der Weg war mit Spatziergängern belebt, die jedoch Alle nicht über halbe Stundenweite gingen, und als wir dreiviertel Stunden weit gegangen waren, war es ſo menſchenleer und einſam um uns her, wie damals, als ich zum erſtenmal in dieſe romantiſche Felſeneinöde mich verſetzt ſah. Mein Herz klopfte jetzt mächtig, denn es überfiel mich der Gedanke: Wenn Olivier böſe Abſichten hat, ſo kann er dich hier auf offner Straße, wo keine Seele ſich blicken läßt, eben ſo gut maſſacriren, als in dem Häuschen. Damit dieſes jedoch, wenn es verſucht werden ſollte, nicht allzuraſch gehe, legte ich die Hand an eins der heimlich zu mir geſteckten Doppelterzerole. Olivier, als wir uns nun der Cabane näherten, begann, als wolle er ſich zerſtreuen, wieder auf eigenthümliche Weiſe zu pfeifen, es war die Melodie eines, dem ſpaniſchen Fandango ähnlichen baskiſchen Nationaltanzes, und wir ſtiegen den Hügel empor. Meine Leute mußten gut verſteckt ſein, ich gewahrte von keinem das mindeſte.

Jetzt war die Hütte erreicht, ihr Dach war von Moos und Latten, die der Sturm theilweiſe zerknickt, von denen das Moos herabgeweht war. Die Steinmauern waren zum Theil verſchoben, alles kündete Zerſtörung und Verlaſſenheit an. Nur die Rückwand, die ein ſenkrechter natürlicher Fels bildete, war ganz mit friſchem dichten Moos überkleidet, und ſelbſt in der Nähe ward es dem Auge ſchwer, die Fugen einer Thüre zu entdecken.

„Nun Herr Olivier!“ ſprach ich ſehr laut, damit die Verſteckten mich hören ſollten: „wo iſt denn nur das Grab des Einſiedlers? Hier ſtehen wir ſchon am Ziele unſrer Forſchung. Die Felswand können wir nicht durchdringen!“

„Wer weiß, mein Herr?“ erwiderte Olivier mit tückiſchem Lächeln, und ſchlug mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stock an das Geſtein, da vernahm ich das Dröhnen einer eiſernen Thüre. „Was ſoll das?“ rief ich: „Hier iſt eine Thüre verborgen!“

„Der Geiſt des frommen Einſiedlers wird ſie ſogleich öffnen! Verhaltet euch nur ruhig, mein Herr Artiſt!“ gab Olivier zur Antwort, und richtete ſeinen Blick feſt auf mich.

„Hüthet Euch, daß Ihr mir keinen Fallſtrick legt!“ warnte ich. „Ich bin nicht ſo hülflos, wie Ihr vielleicht glaubt!“

In dieſem Augenblick ſchallten innen Tritte, während es gleichzeitig ſtark in den Büſchen um die Hütte rauſchte, die Thüre that ſich auf, es wurden zwei Männer ſichtbar, aber in demſelben Augenblick traten raſch meine Verſteckten in das Steinhaus, und im Nu waren Olivier und jene Beiden gepackt und feſtgehalten, während zugleich des Doktors große Dogge an dem Einen, der einen ſtarken Bart und eine Kutte trug, emporſprang. Der zweite hatte das

Coſtüm eines Bauers. Das Häuschen war ſo voll Leute geworden, daß man ſich kaum regen konnte, und Geſchrei mit Droh- und Scheltworten untermiſcht, erfüllte es ganz. Ich ſah mehrere mir fremde Geſichter, die alle zu meiner Partei gehörten, und vernahm überall freudigen Ausruf: „Das ſind die Räuber, die Wegelagerer, die Mörder! Jetzt haben wir ſie! Jetzt wiſſen wir ihren Schlupfwinkel! Ha! Euer Lohn ſoll euch werden!“

Die Perſonen, welche ſich hier zuſammengefunden und verſteckt hatten, um, wie ein heimlich genährter Verdacht hoffen ließ, diejenigen Leute zu überrumpeln und in ihrem geahneten Schlupfwinkel feſtzunehmen, welche ſeit einiger Zeit die Gegend unſicher machten, waren: der junge Arzt, die beiden Horndreher, der Schuhmacher, zwei ſeiner handfeſten Geſellen, der Schreiber des Polizeiinſpektors, mit einigen Häſchern, und noch vier Einwohner von Bagneres, die man in das Geheimniß gezogen hatte.

Die Männer der Polizei hatten ſich mit Stricken verſehen, und banden mit dieſen Hände und Füße der Gefangenen, der Schreiber lief in den Ort, um auf dem Bureau ſogleich Anzeige zu machen, und wir ſchickten uns an, vorſichtig in den Höhlengang hineinzudringen, der ſich hinter der künſtlich mit Moos verkleideten Thüre gähnend öffnete. Man rief warnend hinein, ſchoß hinein, und ſah mit einem Male in der Entfernung einiger Büchſenſchüſſe oben auf dem Bergrücken fünf Männer eiligen Laufes die Flucht nach dem Gebirge nehmen.

Die Gefangenen überhäuſten Olivier mit den furchtbarſten Verwünſchungen, ſie glaubten, er habe ſie verrathen, und habe ſich nur zum Schein mit ihnen zugleich feſtnehmen laſſen; während er Flüche über mich ausſtieß, und alle drei von denen hart bedroht wurden, die ſie überwältigt hatten.

Es war eine Scene, die des Pinſels eines Malers würdig geweſen wäre. Die ſchöne Natur, die romantiſche Umgebung, das verfallene Häuschen, die Gebundenen, zuckend und zornblickend am Boden liegend, der grimmig gegen ſie murrende Hund, die vielen Männer in verſchiedener Landestracht, oben die Fliehenden; Leben vollauf, und in allen Mienen Aufregung und Leidenſchaft. Man entzündete Spähne und Kieferzweige und drang nun, nachdem der Hund vorangeſchickt worden war, in die Höhle ein. Der Felsgang führte eine Strecke abwärts, und leitete an einer Seitengrotte vorbei, welche wir mit Proviantvorräthen angefüllt fanden. Brod, Eier, Schinken, geräuchertes Rindfleiſch, Wein und Aquavite waren in dieſem kleinen Höhlenbehälter aufgehäuft, und wurden zuvörderſt zu Tage geſchafft. Etwas tiefer fand ſich eine Kiſte, in welcher Piſtolen, Dolche und Munition befindlich waren. Eine Art von Kammer ſchien zur Schlafſtätte gedient zu haben, ſie war voll trockenes Laub.

Noch waren wir nicht zu Ende gekommen mit der Unterſuchung dieſes unterirdiſchen Grottenganges, als der Polizeipräfect aus Bagneres in Begleitung ſeines Schreibers und von vier Gendarmen des Weges daher geſprengt kam, und lebhaft ſeine Freude an den Tag legte, das Raubneſt aufgefunden zu ſehen. Die Scene belebte ſich nun noch mehr, er nahm ſogleich unſre Gefangenen in das Verhör und auch unſre Ausſagen zu Protocoll.

Olivier legte ſich jetzt auf's Läugnen. Er ſagte, daß er mich, auf mein Verlangen, hierher geführt habe, und weder wiſſe, wer ſeine Mitgefangenen wären, noch aus welchem Grunde man ihn überfallen und verſtrickt habe. Die beiden andern Gefangenen ſchwiegen trotzig, und der Präfect ließ ſie ſammt Olivier nach der Stadt transportiren. Dort hatte die neue überraſche Nachricht alles alarmirt, und die halbe Bevölkerung ſtrömte aus dem Thore heraus und thalaufwärts, um wo möglich alles recht genau, wie es ſich zugetragen, zu erfahren. Ein großer Theil davon ging bis an Ort und Stelle, und ſo wurde das belebte Tableau immer farbenreicher und maleriſcher.

Der Präfect ließ den Höhlengang verfolgen, der gegen zehn Minuten lang war, in der Tiefe über wildſtarrende Felſenſtufen aufwärts und zu einer engen Oeffnung führte, die auf der entgegengeſetzten Seite des Berges zwiſchen ſenkrecht emporragenden Felskoloſſen zu Tage ging, in einer gänzlich wüſten und ſteilen Partie der ohnehin öden Landſchaft.

Es dauerte bis zum Einbruch des Abends, ehe wir den Ort verließen, vergnügt über dieſes Abenteuer, das der Gegend ſo nützlich wurde. Meine Wirthsleute empfingen mich erfreut, und vernahmen mit Staunen die Wendung meines Excurſes. Marion äußerte gegen ihre Aeltern nun unverholen ihren Abſcheu gegen Olivier, und triumphirte, daß ihre Ahnung von ſeiner Schlechtigkeit ſie nicht betrogen.

In den Verhören war aus dieſem nicht das Geringſte zu bringen, ebenſo gab der bärtige Mann in der Kutte nichts weiter an, als daß er ein durch die Revolution vertriebener Prieſter ſei, der aus Armuth die Grotte bewohnt habe, und ſeinen Unterhalt in der Gegend erbettele, wie weiland ſein Vorgänger, der fromme Einſiedler. Indeß war all dieß Läugnen fruchtlos, und wurde widerlegt durch die Geſtändniſſe des dritten Gefangenen, welche dieſer in der Hoffnung machte, daß ſeine Strafe ſich mindern werde. Er ſei ein Maurer aus Campan, und habe nichts Böſes verübt. Eine Geſellſchaft Geiſtlicher habe ihn veranlaßt, mit ihnen nach jener Felskluft zu gehen, und dieſe wohnlicher einzurichten. Er habe theilweiſe den Gang erweitern, manche Felsſtücke untermauern, auch verborgne Schreine anlegen und ſolcher Arbeit mehr verrichten müſſen. Die Geiſtlichen hätten allen Ketzern den Tod geſchworen, und früher mehrere ermordet. Sie hätten Sorge getragen, daß es nie an reichlichen Lebensmitteln gefehlt, und ſo habe ihm das Leben in der verborgenen Höhle gefallen, in welcher auch noch an geheimen Orten Geld und Geldeswerth niedergelegt ſei.

Der Maurer wurde nach dieſer Ausſage ſogleich mit Gendarmerie-Begleitung wieder nach der Cabane geführt, und mußte die Orte angeben, wo er Geld verborgen wußte. Es fanden ſich 63 Stück Louisd'or, 42 franzöſiſche Laubthaler und 14 Fünffrankenſtücke, nebſt einer großen Anzahl von Ringen, Doſen, Bruſtnadeln, Pettſchaften und Brelocken, einige mit bekannten und berühmten Wappen in koſtbare Steine gravirt, und es unterlag keinem Zweifel, daß alles dieſes Raubgut ſei.

Der Präfecturrath gab ſofort Befehl, die Cabane zu demoliren, und die Höhlen zu verſchütten. Bei dieſer Arbeit fand ſich auch ein Stock mit vielen eingeſchnittenen Namen, darunter ſogar der berühmte Name Mirabeau's zu leſen war.

Es wurde nun ein Streifzug von Bauern und Gendarmen im Gebirge veranſtaltet, in deſſen Folge noch zwei Individuen eingebracht wurden, welche zu dieſer Räuberbande gehörten. Sie wurden im Verhör, als ſie jede Theilnahme läugneten, dem Maurer gegenüber geſtellt. „Kennt ihr dieſen Mann?“

„„Nein! Wir kennen ihn nicht!““

„Was ſagt ihr, Elende!“ rief der Maurer! War't ihr es nicht, die vor einem Jahre den Fremden ermordeten, der in Bagneres das Bad gebrauchte? Stießt ihr ihm nicht eure Dolche in das Herz und in das Haupt? Mußte ich euch nicht helfen, den Leichnam in eine Seitengrotte ſchaffen, und dieſe vermauern?“

Die Gefangenen verſtummten. Noch einmal ging es nach der demolirten Cabane, die zum Theil bereits verſchüttet war. Es wurde abermals auf- und nachgegraben; nicht ohne große Mühe ward endlich der Platz gefunden, wo der vermauerte Leichnam lag.

Schwere Feſſeln belaſteten die Eingekerkerten, unter denen auch Olivier blieb. Dieſer Böſewicht hatte mich in die Höhle zu ſeinen heimlichen Spießgeſellen aus doppelter Abſicht zu locken geſucht; er wollte den läſtigen und verhaßten Nebenbuhler los ſein, ſich von ihm für immer befreien, und ihn zugleich beerben. Später gelang es, noch dreier Mitglieder dieſer verruchten Geſellſchaft habhaft zu werden, daß waren zwei Geiſtliche und ein Schlotfeger. Die Behörde zahlte für Jeden, der des Verbrechens überwieſen werden konnte, den Gendarmen zwei Kronenthaler, und den Bauern einen Kronenthaler Fanggeld.

Es blieb im Orte keinen Tag verſchwiegen, daß ich die direkte Urſache zur Entdeckung dieſes bisher unbemerkt und unbekannt gebliebenen Schlupfwinkels gefährlichlicher Menſchen geworden. Die Einwohner fühlten ſich mir zu Dank verflichtet für die Art und Weiſe dieſer Entdeckungen, deren Opfer ich ſehr leicht hätte werden können. Wieder ein Beiſpiel wunderbarer Fügung. Ich mußte von einem Arzt gerade an dieſen Badeort geſchickt werden, mußte ein neues zärtliches Verhältniß anknüpfen, mußte die Eiferſucht eines verwahrloſten Menſchen erregen, mußte auf einſamen Spaziergang das momentane Offenſtehen einer Thüre im öden Berghäuschen gewahren, die ſich wohl außerdem am Tage niemals öffnete, und von Haß und Raubſucht zum Opfer erkoren werden, auf daß lange geübte Verbrechen an den Tag kämen, die Verbrecher ihren Lohn erhielten und die Sicherheit der Gebirgsſtraße zumal in der Nähe des Badeorts wiederhergeſtellt würde. Man überhäufte mich mit Freundlichkeit, mit Geſchenken, man zeigte, wenn ich durch die Straßen ging, aus den Fenſtern nach mir, und ſagte: das iſt der deutſche Muſiker, dem wir die Entdeckung der Diebesgrotte danken. Man lud mich zur Theilnahme an geſchloſſenen Zirkeln, und dieſes Abenteuer wurde in der That Urſache, daß ich noch länger in Bagneres blieb, als ich mir vorgenommen, da meine Geſundheit vollkommen hergeſtellt war. Es wurde mir nun, was mich nicht erfreute, ziemlich nahe gelegt, die liebliche Marion zu heirathen; aber ich fühlte ſchon mit Schmerz, daß es wahrſcheinlich des Schickſals Wille ſein werde, das gute Kind durch meinen Weggang tief zu betrüben. Sie hing an mir mit reiner, kindlicher Zuneigung — ſie war voller Liebe ſo werth. Endlich begann ich doch zu ſchwanken zwiſchen bleiben oder gehen. Kalte Ueberlegung trieb an, mich wieder in das Getümmel der Welt zu ſtürzen, nach einem glänzenden Glück zu ſtreben; das leichtbefriedigte Herz wollte in einem ſchönen Liebeleben hier in dieſen Bergen eine neue und anmuthige Heimath finden und gründen.

Das Herz, das bei den Lebensfragen der Liebe faſt immer Recht haben will, und ſich ſeines Rechtes freiwillig nie begiebt, hatte ſchon den kalten Verſtand überſtimmt, als ein unerwartetes Ereigniß, ein frevelhaftes Attentat mich raſch beſtimmte, Wagneres zu verlaſſen.

Die Theilnahme der Einwohner an mir hatte mich vermocht, zu meinem Beſten ein Concert zu geben, in welchem einige Muſikdilettanten mich unterſtützten; es wurde gedrängt voll, die Einnahme war brillant, Viele gaben mehr, als der Eintritt koſtete; man benutzte dieſe Gelegenheit mir auf eine feine und verbindliche Art Geſchenke zu machen; ich bot alle meine Virtuoſität auf, und unterhielt die Geſellſchaft durch mein Spiel auf der Clarinette, wie auf der Guitarre, angenehm und lange, während voller Beifall mir zu Theil wurde.

Als ich nach Hauſe ging, die gefüllte Kaſſette unterm Arm, begleiteten mich meine Landsleute bis nahe an die Thüre meines Wohnhauſes, wir waren alle weinfröhlich, denn die freundliche Freigebigkeit der Einwohnerſchaft hatte mich in Stand geſetzt, meine Landsleute und die, welche mein Concert durch ihr Spiel unterſtützt hatten, zu einer kleiner Fête, die ich nach dem Concert gab, einzuladen, und wir hatten wacker getrunken.

Nie in meinem Leben iſt mir etwas ſo zuwider geweſen, als ein Virtuoſe, der, wenn er irgendwo geſpielt, nach der letzten Note und dem letzten Geigenſtrich die Einnahme ſchleunigſt ad saccum ſchiebt, und ſich ſelbſt trocknen Mundes von dannen, und ich danke, obgleich in Armuth lebend, doch dem Himmel, niemals in meinen guten Jahren ſolch ein trockner Kerl geweſen zu ſein, deren es leider nur allzuviele im edlen Stande muſikaliſcher Kunſtjünger giebt. Uebrigens iſt ein knauſeriſcher Künſtler, er ſei Poet, Maler, oder Muſiker, ein Gräuel vor Gott und den Menſchen, und trägt auch, als ein wunderbares Zeichen, ſtets das Stigma der Hungerleiderei an der Stirne. Ich habe wohlhabende ja reiche Karger immer dürr und griesgrämig, und wohlwollende Freigebige auch bei geringen Einkünften immer wohlbeleibt und rundwangig gefunden, und heitern Humors, weil ſich hienieden ſchon das Laſter beſtraft und die Tugend ihren Lohn findet.

Als wir nun fröhlich uns ohnweit meiner Hausthüre gute Nacht geſagt und zugerufen, und ich eben die Thüre aufklinkte, ſo fiel ganz nahe ein Schuß und eine Kugel fuhr mir durch die Haare und in die ſtarke Eichenbole der Hausthür, daß die Splitter um mich her ſtiebten. Ich erſchrack zum Tode; es wurde augenblicklich Lärm, meine Freunde ſtanden, lauſchten; ſie hörten Jemanden laufen, und verfolgten alsbald mit lautem Haroruf den Flüchtling, ohne noch zu wiſſen, daß nach mir geſchoſſen worden war. Die Nachbarn erſchienen erſchreckt am Fenſter, oder eilten vor ihre Häuſer, ein Schuß in der Stille der Nacht war in dem ſtillen friedlichen Bagneres etwas Unerhörtes. Bald waren auch meine Hausleute mobil, und hörten mit Entſetzen, was geſchehen. Der Verfolgte war indeß noch nicht erreicht, da er einen ſtarken Vorſprung hatte, allein ſein Unſtern wollte, daß er, um eine Straßenecke biegend, eine ihm gerade entgegenkommende Patrouille ſehr heftig anrannte, die ihm, ſchon aufmerkſam gemacht durch das ihm nachfolgende Geſchrei, ſogleich den Weg verſperrte. Er wurde gepackt, wehrte ſich aber wüthend, und ſtach einer der Wachen mit einem Meſſer die Hand durch und durch. Doch wurde er hierauf ſogleich überwältigt und unſchädlich gemacht. Während dieſes geſchah, verbreitete ſich die Kunde des Mordverſuchs durch den ganzen Ort, es ſammelten ſich immer mehre der Bewohner auf der Straße, und jetzt führte man den Gefangenen vorüber, um ihn auf die Wache zu bringen. Laternen und Flambeaus beleuchteten hell die Menſchengruppen, und man hörte mit Staunen und Unwillen den Namen Pierre ausrufen.

Der Thäter war kein Anderer, als der Bruder des gefangenen Olivier, welcher von Montpellier in die Heimath zurückgekehrt war. Sein Bruder, den er geſprochen, hatte mich als die Urſache ſeiner Einkerkerung bezeichnet, und Jener mir Rache geſchworen.

Da indeß der Mordverſuch nicht gelungen war, ſo ließ ſich vorausſetzen, daß der Thäter mit temporärem Gefängniß beſtraft werden würde, und daß ich nach ſeiner Freilaſſung, wie nach der ſeines Bruders, der jede Theilnahme an einem Mord beharrlich abläugnete, neuen und ſchweren Verfolgungen mich ausgeſetzt ſehen würde. Deshalb entſchloß ich mich, Bagneres du Luchon zu verlaſſen, obgleich Marions Thränen mir das Herz ſchwer machten.

Man gab mir noch ein glänzendes Souper, überhäufte mich mit Freundlichkeit, indem man fühlte, wie leicht ich der Wohlfahrt des Ortes als Märtyrer hätte fallen können, und ſagte mir, es werde und müſſe mir gut gehen, wo ich auch ſei, weil durch mich für Bagneres ſo viel Böſes verhütet worden ſei, und die Verbrecher entlarvt wären. Ich würde bei den Einwohnern lebenslänglich im guten Andenken bleiben, und was der freundlichen Worte mehr waren.

Ich ſchied nicht ohne Wehmuth von Marion, von ihren Aeltern, von allen Freunden und Bekannten, von der ſchönen romantiſchen Gegend, und trat aus der friedlichen Naturſtille, die in meinem Innern ſelbſt eine ſo wohlthuende Ruhe hervorgebracht, ſo beſänftigend auf mich gewirkt hatte, und welche nur durch die Ereigniſſe der letzten Tage geſtört worden war, wieder heraus in die bewegte Menſchenwelt voll Unfrieden und Leidenſchaften.

Die Reiſetour, welche ich jetzt erwählte, führte mich über viele kleine Städte des ſüdlichen Frankreichs, in denen ich mehr oder minder einträgliche Concerte gab, wieder nach der Auvergne, und in die Hauptſtadt dieſer gebirgigen Provinz, **Clermont**. Da ich an dieſen Ort einige Empfehlungen hatte, ſo beſchloß ich jetzt ein längeres Verweilen in ihm. Mein Aufenthalt im Schooß der Pyrenäen hatte mir die erhabene Natur der Berge lieb gemacht, ich fühlte weit mehr Neigung wie in meinen frühern Jahren, mit ernſtem Blick bei den Wundern zu verweilen, welche die Hand der Allmacht über den Erdball verſtreut hat, auf daß der denkende Menſch ſie verehren und anbeten lerne. Das iſt gewiß, daß in jedem nicht gänzlich Fühlloſen oder gänzlich Verflachten die reiferen Jahre, die den Ernſt an ihrer Hand führen, immer mehr zur Betrachtung der Natur und zum nähern Verſtändniß ihres innern Weſens hinleiten. Dieſes oft unbewußte Hinſtreben des Geiſtes nach ihr iſt ja nichts anders, als die ſtumme Sehnſucht nach der Wiedervereinigung des Menſchengeiſtes mit dem Gottesgeiſt, deſſen Hülle die Natur iſt, welche zurückſtrebende Einigung in der Körperwelt ſichtbarlich ſich offenbart, indem das körperlichirdiſche der Erde wieder anheim fällt und zum Staube wird. Daraus erklärt ſich der tiefe Friede, der aus der Natur zum Herzen, zum Gemüthe des Menſchen ſpricht, wie die Mutterſtimme zum Kinde. Die Natur iſt die ewige Himmelsleiter, auf deren Sproſſen die Engel ſtehen, und dieſe Leiter iſt nur ein glänzender Lichtſtrahl aus dem Herzen des Ewigen.

Kundige Männer ſagen, daß die Ringgebirge des Mondes ausgeloderte Vulkane ſeien; wer ſich einen deutlichen Begriff davon machen möchte, wie eine ſolche erſtarrte und öde Welt zu naher Betrachtung vor das Auge geſtellt, ſich anſchaut, oder wer tiefſinnend ſchauen wollte, wie vielleicht unſre Erde in grauer Frühzeit ausſah, als noch vielleicht außer dürftigem Farrenkraut kein organiſches Weſen ſie belebte, als ſelbſt die wunderbaren Formen der Urweltthiere, die jetzt in Steinſarkophagen ſelbſt verſteinert im jahrtauſende langen Schlafe liegen, noch nicht vorhanden waren, der reiſe in die Auvergne, ſchaue ihr Gebirge an, und trete auf deſſen Kegelgipfel. Hier iſt eine Welt voll Oede, voll ſchauerliches Schweigen, voll Verlaſſenheit; hier iſt es, als ſei vor einem ausgeſprochenen Fluche des Ewigen die Natur erſtarrt und ihr pulſendes Leben zu Baſaltſäulen kryſtalliſirt.

Ich konnte dem Reiz nicht wiederſtehen, in den erſten Tagen meines Aufenthaltes in Clermont-Ferrant den Puys de Dome mit einem kundigen Führer zu zu beſteigen. Wunderbare Kontraſte ſtellte die ſchaffende und weltgeſtaltende Natur hier zuſammen; mitten in einer fleißig angebauten und fruchtbaren Provinz, und in Thälern, wie die Limagne, wo alles im Ueberfluſſe gedeiht, zeigen ſich unermeßlich öde Strecken, auf denen nur dürftiges Riethgras die Heerden blutarmer Hirten nährt, auf denen das einförmige Graugrün der mit keiner andern Pflanze untermiſchten Haide ſich unabſehbar da ausbreitet, wo nicht Baſalttrümmer in Stundenweite die Felder bedecken, deren ſcharfkantiges Gerölle den Weiterſchritt des Wandrers hemmt, und vor der Sonne erhitzt, ſeine Sohlen durchbrennt. Aber wenn man hinwegſieht von der Rauhigkeit dieſes einſt vulkaniſchen Hochlandes, wenn man ſeinen Blick der ſchrecklichen Erhabenheit der Natur zuwendet, wird man von einem ehrfurchtsvollen Staunen erfüllt. Breite Ströme von Stein, welche den meiſten Geologen unbedingt für Lava gelten, haben ſich von den Kegelgipfeln der Bergkette der Monts d'Or in verſchiedenen Richtungen abwärts gewälzt, und faſt alles Land hoch überdeckt mit ſchwarzgrauen Blöcken und Trümmermaſſen. Aus dieſen hohen Rieſendämmen erſtarrter Laven ragen nun die impoſanten Kegel empor, die Puys de Dome, Louchardiere, de Montadour, de Pariou, de Caume, de la Chopine, de Chaumont, de la Rugere, de Barme und Andre; an der Zahl ſechzig bis ſiebenzig; alle mehr oder minder durch giganteske Felswände und Felskämme, mit herrlichen Säulen, in Prismen und Hexagonen, grotesken thurm- und burgähnlichen Emporragungen, mächtigen Baſaltkugeln, ausgezeichnet.

Der Blick vom Gipfel des Puy de Dome auf dieſe eigenthümliche Bergwelt, mit ihren tiefen Kratern, ihren Riſſen, Spalten, Zerklüftungen und Abgründen, ihren in der Tiefe heimlich und grauenvoll brauſenden Waſſern, ihrer überwältigenden troſtloſen Oede erſchüttert das Menſchenherz und macht es beben. Man glaubt nicht mehr der befreundeten, blühenden, fruchtreichen Erde anzugehören, ſondern ſieht ſich auf einen andern Stern verwieſen, gleich einem abgeſchiedenen Geiſt, an einen Ort der Quaal, des Kummers und der Trauer.

Und dennoch ſah ich nur einen kleinen Theil dieſer merkwürdigen Bergkette, ich ſah nicht die imposanten Felspartien in der Umgebung von La Tour d'Auvergne, nicht die Porphyrwände im Valle Prentigarde, nicht die zweihundert Fuß hohen und nur einen halben Fuß dicken Baſaltſäulen unter Chez Chalorie, nicht die ſteinerne Orgel von Erpailly.

Mit der Oede dieſer Strecken und der Rauhigkeit dieſes Hochlandes harmoniren denn auch auf eine niederſchlagende Weiſe die Bewohner deſſelben, ein rauhes und rohes Hirtenvolk, deſſen Männer träge und trunkſüchtig, deſſen Weiber fleißig und unterdrückt ſind, und dabei doch lebhaft, leidenſchaftlich ihren Nationaltanz liebend, die wilde Montagnarde, welche der vornehme auf den armen Bergbewohner herabblickende Bürger Clermonts Bourreé d'Auvergne nennt. Die Lebensweiſe der Berghirten, in der Landesſprache Buronnier, ähnelt im Ganzen derjenigen der Schweizerſenner und Tyroler Almer, deren Hütten aber Paläſte ſind gegen die Raſenſtälle der Auvergner. Insgemein ſind dieſe Pächter der dürftigen Weiden, entrichten für das ihrer Obhut anvertraute Vieh eine Abgabe, und benutzen daſſelbe zur Bereitung von Käſen; Haferbrot iſt des Hirten Speiſe, Waſſer ſein Getränk, Stroh und Spreu ſein Bette. Natürlich iſt es daher, daß viele arme Auvergner ſich danach ſehnen, ihr Schickſal zu verbeſſern, daß ſie ihre Heimath verlaſſen, und ſich gern nach der großen Hauptſtadt drängen, von woher mancher von ihnen, deſſen Treue und redlicher Fleiß bei ängſtlicher Sparſamkeit ſich lohnte, bereichert zurückkehrte. Geſang und Tanz, oft vom Vortrag ihrer vaterländiſchen Weiſen begleitet, verſchaffen auf der Reiſe ein Einkommen; ein abgerichtetes Murmelthier, einige erlernte Künſte, ein kleiner Handel friſten kümmerlich genug die armen Wanderer, bis die Weltſtadt ſie umfängt, deren Thore die verhängnißvollen Eingänge ebenſowohl zu einem irdiſchen Himmel, wie zu einer irdiſchen Hölle werden können, je nachdem der Wille der Vorſehung die Eintretenden lenkt.

Achtes Kapitel.

Das Schwarzenbergiſche Feſtin.

In Clermont fand ich mich bald heimiſch. Ich war an die Vorſteher eines Damen-Inſtitus empfohlen, in welchem zweiunddreißig junge Mädchen von Stande erzogen wurden. Hier trat ich mit einer Abendunterhaltung auf der Guitarre auf, wohl erwägend, daß ich mit dieſem Lieblingsinſtrument der ſchönen Welt mehr Beifall finden würde, als mit der Clarinette, und am andern Tage bekam ich vierzehn anmuthige Schülerinnen in Guitarre-Unterricht. Bald wurde ich in weitern Kreiſen bekannt; es war lange kein geſchickter Guitarrelehrer nach Clermont gekommen, und ich bekam neben anziehenden Stunden viele anziehende Bekanntſchaften. Beſonders ſah ich mich von zwei Frauen ausgezeichnet, aus deren Gunſt ein für mich ſcheinbar höchſt ſchmeichelhaftes Abenteuer erblühte.

Madame Morelle war die Frau eines reichen und gemächlichen Negocianten, der ſich um ſeine Wechſelgeſchäfte weit mehr, als um ſein Weibchen bekümmerte.

Die Dame pflegte dafür mit Luſt die ſchönen Künſte, und machte für ſich ein höchſt anſtändiges Haus. Ihre Cirkel waren von Schöngeiſtern belebt, ihre Zimmer ſchmückten koſtbare Gemälde; ſie liebte, einen mit Geſchmack vermählten Reichthum offen vor das Auge der Welt zu legen. Da ſie von mir hörte, ſo erhielt ich Einladungen, ich mußte in Ihrem Salon Concert geben, und ſie nahm mich zum Lehrer an, um ſich auf der Guitarre fort zu üben. Ihrer Beſtimmung zu Folge hatte ich täglich Vormittags um zehn Uhr ihr Stunden zu geben. Eine Frau, die ſchön und geiſtreich iſt, und beides war Madame Morelle, dabei jung und liebenswürdig, und auch dieſes war ſie, und reich dazu, wird immer noch unter ihrem Geſchlecht doppelt ſo viele Neiderinnen haben, als unter dem unſrigen Anbeter. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zu einer andern vornehmen Dame, welche meine Bekanntſchaft wünſchte, um ebenfalls Guitarreſtunden bei mir zu nehmen. Ich fand in Madame de Clairfait eine allerliebſte Frau, die von ihrem Mann, der in Paris wohnte, durch Zwiſtigkeiten getrennt lebte. Sie hatte viel eigenes Vermögen, beſaß um Clermont viele Güter und Weinberge, und lebte ausſchließlich ihrem Vergnügen. Sie ſtellte mir den Antrag, ihr Guitarrelehrer zu werden, auf eine ſo freundliche und artige Weiſe, daß ich freudig einwilligte, ohne zu ahnen, welche eigenthümlichen Folgen dieſer Schritt nach ſich ziehen werde.

Die Lectionen nahmen ihren Anfang, ich hatte eine ſehr fleißige und gelehrige Schülerin an der jungen Dame, und ſchon in einer der erſten Stunden wußte ſie die Rede geſchickt genug auf meine übrigen Scholarinnen zu lenken. Die Biene ihrer Neugier flog von einer Mädchen- und Frauenblume zur Andern und blieb auf Madame Morelle haften, um mit dem Stachel der Eiferſucht dieſer eine Wunde zu verurſachen. Madame de Clairfait ſprach nicht gut von Madame Morelle, ich weiß nicht warum, und als ſie erfahren, daß ich dieſer um zehn Uhr Stunde gebe, ſo verlangte ſie bei der nächſten Lection von mir, daß ich künftig um zehn Uhr des Vormittags ihr Unterricht ertheile. Vergebens wandte ich ein, daß dieſe Stunde mir nicht mehr gehöre, die kleine eigenſinnige Frau, die recht wohl merkte, daß ich begann, ihr einige Gewalt und Herrſchaft über mich einzuräumen, capricirte ſich darauf, um zehn Uhr die Stunde zu nehmen, ſagte, daß ſie zu keiner andern Zeit mehr disponibel ſei, erhöhte das Honorar, und machte ihr Anliegen ſo dringend, das ich nicht umhin konnte, Madame Morelle zu bitten, mir zu geſtatten, ihre Lernſtunde ſtatt um zehn, um elf Uhr zu beginnen. Dieſe forſchte ſogleich ſehr eifrig nach der Urſache ſolchen Wechſels, und ſtellte ihre Fragen ſo ſchlau und verfänglich, daß ich, ohne es ſelbſt zu wollen, ihr den wahren Grund enthüllte. Darüber gerieth ſie nun in Feuer und Flammen. „Ei mein Herr!“ rief ſie: „iſt das auch artig, einer ſpätern Schülerin wegen mich hintenanſetzen zu wollen? Mich einer Cokette, die nur deshalb die Stunde früher haben will, um die Promenade recht zeitig beſuchen zu können, auf der ſie die Erſte und die Letzte iſt!? Einer Frau, die nicht das mindeſte zu thun hat, während mich in den ſpätern Stunden des Vormittags die Sorge für mein Hausweſen vollauf in Anſpruch nimmt! Einer Frau, die vor Hochmuth und Hoffarth berſten möchte; die mehr ſein will, als alle Andre, einer Frau, deren Aufführung ihren Mann von ihrer Seite und alle ihre Bekanntinnen aus ihrem Umgang geſcheucht hat! Nein, mein Herr! Sie geben mir die Stunde um zehn Uhr fort, und ich verdoppele Ihren Gehalt, oder Sie geben mir gar keine Stunden mehr!“

Dieſe ſeltſame und lächerliche Weiſe, zu rivaliſiren, ärgerte und beluſtigte mich zu gleicher Zeit, doch zog ich den dargebotenen Vortheil, und ſuchte Madame Clairſait zu beſänftigen, was mir nur mit Mühe gelang. Indeſſen mich beide Damen mit freundlicher Gunſt überhäuften, ſchien jede von ihnen keinen andern Wunſch zu kennen, als mich der Andern abwendig zu machen, und es kam mir in der That vor, als verdanke ich alles Liebe und Gute, was mir von einer jeden von ihnen zu Theil wurde, mehr einem auf das Höchſte geſteigerten eiferſüchtigen Haß, als der freien und unbefangenen Neigung eines mittheilungsſehnſüchtigen und hingebenden Gemüthes.

Madame Morelle wußte es bald dahin zu bringen, daß ich nicht mehr pünktlich zu ihrer Rivalin ging. Wenn die Lektion vorüber war, verwickelte ſie mich in anziehende Geſpräche über dieß und das, oder es erſchien mit dem letzten Glockenſchlag ein leckeres Frühſtück, wenn ich ſchon den Hut in der Hand hatte, es wurde Bouillon oder Wein präſentirt, und die Eile mit den Stacheln ſcharfer Rede gegeißelt, die mein Pflichteifer an den Tag legte. Ich wurde genöthigt, über die Zeit zu bleiben, und konnte dann auf Vorwürfe und Schmollen rechnen, ja es geſchah einige Mal, daß Frau von Clairfait ihre Bedienung ſandte, und anfragen ließ, ob ihr Muſiklehrer noch bei Madame Morelle ſei? und ob derſelbe nicht die Güte haben wollte, ſich bald einzufinden? -- worüber die Morelle ſich ſo erbitterte, daß ſie Befehl gab, wenn wieder ſolch ein Bote nahe, ihn aus dem Hauſe zu werfen.

Eines Tages empfing mich ein arger Sturm eiferſüchtiger Leidenſchaft. Die Clairfait kündigte mir an, daß ich ihr Haus nicht wieder betreten dürfe, wenn ich ihr nicht um neun Uhr Morgens Stunde geben wolle. Vergebens ſtellte ich vor, daß eine ſo frühe Stunde nicht ſchicklich ſei, daß Damen ihres Ranges um dieſe Zeit noch kaum die Morgentoilette gemacht haben könnten, ſie beſtand darauf, ich ſolle und müſſe kommen. Als ich nun ſolchen eigenſinnigen Willen erfüllt hatte, revangirte ſich dieſe Dame gegen ihre Nebenbuhlerin und Feindin, auch hier wurde ich bewirthet, wurde zu längerm Verweilen genöthigt und am Ende blieb ich nicht ungern länger, denn ich fühlte mich wohl und heimiſch bei der gemüthvollen, und äußerſt anziehenden Frau.

Madame Morelle merkte nicht ſobald, daß ich zu ihrer Stunde ſpäter kam, als ſie die Urſache meines verſpäteten Kommens ſogleich errieth, und mir zornig und mit Thränen in den ſchönen Augen ſagte: „Es iſt wahrhaftig der Mühe werth, daß ich um dieſer Clairfait Willen vernachläſſigt und beleidigt werde! Gehen Sie zu ihr mein Herr, und bleiben Sie bei ihr, da Sie von ihr nicht laſſen können! Ganz Clermont ſpricht davon, daß ſie eine Circe ſei! Gehen Sie!" Ich wendete alle meine Beredſamkeit, alle Bitten an, die Aufgebrachte zu beſänftigen, allein vergebens. Ich ſah mich von dieſer Seite verabſchiedet.

Am darauf folgenden Sonntage traf es ſich, daß die beiden erbitterten Feindinnen die Meſſe beſuchten und beim Herausgehen aus der Kirche hart an einander ſtießen, was vor der Thüre des Gotteshauſes einen äußerſt heftigen, mit Reden, die ſo ſpitz wie Dolche waren, geführten Wortwechſel veranlaßte, deſſen Ende von Seiten der Dame Morelle zu nichts geringerem führte, als zu einer Ausforderung auf Piſtolen, die anzunehmen, Frau von Clairſait keinen Augenblick zögerte. Wer hätte denken ſollen, daß zwei in der Geſellſchaft hochſtehende, feingebildete, reiche und reizende junge Frauen ſich von der lebhaften Wallung ihres Blutes zu einem ſo äußerſten Extrem, wie ein Duell für ihr Geſchecht iſt, hinreißen laſſen würden? Dennoch geſchah das Unerhörte, daß man hinter dem Weinberge in der Nähe eines Landhauſes eines Tages zu gleicher Zeit zwei Schüſſe knallen hörte, und Dame Morelle unverletzt und triumphirend, ihre Gegnerin aber, Frau von Clairſait, mit blutendem Mittelfinger der rechten Hand, den die feindliche Kugel geſtreift hatte, fand.

Die Sache wurde zum Stadtgeſpräch und durch die tauſendzüngige Fama wurde mir nun auch zugetragen, was meine Eigenliebe ſich nicht träumen ließ, daß der Haß beider Frauen ein tiefgewurzelter ſei, und daß nicht ich der eigentliche Gegenſtand ihrer ſo ungezügelten gegenſeitigen Aufregung. Ein Schauſpieler war der Glückliche, der vor längerer

Zeit beiden Frauen den Kopf verrückt hatte, der von beiden angebetet wurde, den keine der Andern gönnte, und der aus Clermont ging, ſchuld- und ſchuldenbeladen, und die eroberten Herzen mit ſich davon trug.

Dieſer Scandal, der am Ende doch meine Perſon in das Stadtgeſpräch verwickelte, verleidete mir den Aufenthalt; ich kündigte meine Stunden auf, ſchnürte mein Bündel, löſte meine Verbindlichkeiten und fuhr mit der Poſt nach Paris, ohne einer oder der andern jener leidenſchaftlichen Rivalinnen, die einander um eines Hiſtrionen Willen die Hälſe brechen wollten, Adieu zu ſagen.

Und ſo ſah ich mich abermals wieder in Paris, und begann, mir deſſen ewig wechſelvolle ſociale und politiſche Phyſionomie zu betrachten.

Der Winter war vor der Thüre; der Friede zu Schönbrunn hatte einen der unglücklichſten Kriege Oeſterreichs beendigt, und den Kaiſerſtaat um mehr als zwanzigtauſend Quadratmeilen Ländergebietes und vierthalb Millionen Menſchen ärmer gemacht; nur Tyrol kämpfte noch muthig den blutigen Freiheitskampf unter ſeinem unſterblichen Heldenführer Andreas Hofer, bis auch dieſer durch ſtrategiſche Mißgriffe zur Flucht ſich gezwungen, und durch ſchändlichen Verrath ſich in die Hand des Feindes geliefert ſah, um als Racheopfer zu verbluten, und ſeine Treue gegen ſein Vaterland mit dem Tode zu beſiegeln. Dieſer Opfertod Andreas Hofers kühlte manche Begeiſterung für den Ländertyrannen ab.

Einen ſo glanzvollen Winter, wie den des Jahres 1809 auf 1810 hatte Paris noch nicht geſehen. Während das Tagesgeſtirn des ſcheidenden Jahres ſeinem Winterſolſtitium zueilte, kulminirte die Napoleoniſche Glücksſonne auf ihrer höchſten Höhe, hell- und weitſtrahlend, und ſchien den Herrſchern und Völkern des übrigen Europas verſengend-blendend in die Augen. Wie die übermüthigen Triumphatoren der alten Welt es nicht verſchmähten, gefangene Könige vor ihren Siegeswagen einhergehen zu laſſen, ſo ſammelte der neue Triumphator um ſich her ſeine überwundenen und ſeine ſelbſtgeſchaffenen Könige, auf daß ſie den Glanz ſeines Thrones erhöhten. Fünf Könige und viele Fürſten mindern Ranges verherrlichten durch ihre Gegenwart das fünfte Jahresfeſt der Kaiſerkrönung. Ein edles Frauenherz wurde faſt gebrochen und zu bitterſchmerzlicher Entſagung gezwungen, weil der Herrſcher nach einem männlichen Erben verlangte, und die Gottheit, die nicht wollte, daß ein ſolcher den Thron Frankreichs behaupte, Joſephinens Schoos verſchloſſen hielt, und der politiſche Adlerblick richtete ſich klugumſchauend, nach Rußland und nach Oeſterreich. Es war die Zeit, wo der Komiker Brunet den oben erwähnten Calembourg machte. Um den Wunſch des Tyrannen zu befriedigen, um den Weltfrieden zu feſten, ward ein neues edles Frauenherz zum Opfer auserſehen, und die Erbtochter eines Thrones, daran der Sieger ſo heftig und ſo empfindlich gerüttelt hatte, mußte als Beſiegerin eines Herzens erſcheinen, dem für ſeine Herrſchſucht und Ländergier Europa zu klein war.

Ich hatte bald für mich wieder eine Unterkunft in einem Orcheſter in der Eigenſchaft als erſter Clarinettiſt gefunden; geſchickte Muſiker waren in dieſer Zeit der Freudenfeſte ein geſuchter Artikel; ich ſpielte auf manchem der Glanzbälle des Hofes mit; ich ſah von der beſcheidenen Entfernung meines Orcheſters die großartigſte Pracht entfaltet, und ſah die Fülle der Notabilitäten von welthiſtoriſchem Klang, von europäiſchem Ruf, von größter politiſcher oder wiſſenſchaftlicher Bedeutung. Leider war es in meiner Stellung ſowohl, wie bei meinem Bildungsgrade unmöglich, von dieſem körperlichen Schauen einen geiſtigen Nutzen zu ziehen. Was kümmerte es die hohen weltbewegenden Geſtalten der Männer, die reizvollen Diamantenſtrahlenden Frauen, ob ein Muſiker der Orcheſter ſie mit Antheil betrachte oder nicht. Es müſſen immer Tauſende von Menſchen Nullen ſein, damit einzelne Prädeſtinirte als Zähler gelten können.

Ich habe zur Hochzeitfeier Maria Louiſens aufgeſpielt, der fünf Königinnen die Schleppenſäume des Gewandes hielten, als der Cardinal Feſch die Ringe tauſchte, und ſie zum Bunde mit Napoleon Bonaparte einſegnete.

Eine Feſtlichkeit drängte die andre; die Erhebung einer Deutſchen auf den franzöſiſchen Kaiſerthron führte auch eine ungleich größere Menge meiner Landsleute nach Paris, als außerdem ſich dort eingefunden haben würden. Die vom Krieg gehetzte Welt athmete erſchöpft auf, und gab ſich Friedenshoffnungen hin, Hoffnungen, die zu erfüllen, Napoleon nicht in den Sinn kam. Nach wie vor vernichtete er die mehr als tauſendjährigen Namen deutſcher Gebiete und Volksſtämme, gab ihnen andere, riß Länder von Ländern, und fügte neue zuſammen, ſetzte Herrſcher ab und ein, wie es ſeiner Willkühr und ſeiner ſelbſtſüchtigen Politik beliebte, und vereinigte ganze Reiche mit Frankreich. Alle deutſche Nationalität zu vernichten, alle Selbſtſtändigkeit deutſcher und außerdeutſcher Fürſten, die eignen Brüder nicht ausgenommen, zu untergraben, war ſein Ziel und ſein Streben. Der Verkehr der Völker wurde in ſchmachvolle Feſſeln geſchlagen, und weil der Tyrann es wollte, mußten in Deutſchland aller Orten Scheiterhaufen errichtet werden, und darauf die ſogenannten engliſchen Waaren, hauptſächlich Kleiderſtoffe, öffentlich verbrannt werden, mochte ſie nun der Kaufmann noch auf ſeinem Waarenlager haben, oder mochten ſie bereits Eigenthum des der rohen Gewalt, die ſie ihm raubte, wenn er ſie nicht freiwillig hergab, unterliegenden Bürgers geworden ſein. So weit ging die empörende Knechtung, daß nichts mehr ſicher war vor dem Griff der franzöſiſchen Adlerklaue, keine Krone, kein Staatsſchatz, kein öffentliches, kein Privateigenthum. So weit demoraliſirte die ſchreckliche Tyrannenherrſchaft unſer Volk, daß ſich Spione und Sykophanten genug fanden, die für Geld die irgendwo geborgenen theuer erkauften Colonialwaaren an die Häſcher verriethen. Daß unter ſolchem Druck nicht ſchon damals das ganze Volk ſich in Maſſe erhob, iſt weniger ein großes pſychologiſches Räthſel, als daß der feilſte und ſchändlichſte Servilismus in Deutſchland unzählige Individuen zu begeiſterten Anhängern und Lobpreiſern des Tyrannen machte, die nur die Sonne ſeiner Größe bewunderten, aber kein Auge für die blutige Kometenruthe ſeiner Despotie hatten.

Es war der Schrecken Gottes, der lähmend, wie Gewitterſchwüle, über dem deutſchen Volk lag, ſeine Kraft feſſelte, und ſelbſt einen Theil ſeiner hochſinnigſten und hochherzigſten Männer zu Schmeichelrednern Napoleons machte, welcher fortfuhr, die drückende

Dämonenband auf die Preſſe, auf den Verkehr, auf alles, was intellectuell wie materiell deutſche Geſinnung auch nur leiſe andeutete, zu legen, bis ſein Nebucadnezartraum ſich zum Ungeheuern und Abenteuerlichen ausbildete, und das gold- und ſilberne Rieſenbild auf den Füßen aus Erz und Erde, aus Kanonen und Kriegern, donnernd zuſammbrach. —

Meine frühern Bekanntſchaften in Paris wieder aufzuſuchen, hatte ich nicht verfehlt. Roſalie fand ich in edler Reſignation ſich allen zärtlichen Beziehungen verſagend, ſie hoffte immer noch auf Nachricht von dem ſo ſpurlos verſchwundenen Lord Elſom, in dem ihr hoher und reiner Sinn einen Treuloſen nicht denken wollte und konnte. Sie war und blieb gegen mich nach wie vor freundlichfreundſchaftlich, die einſtige innige Neigung aber war einer ſittſamen Strenge gewichen, mit der ſie jede amoroſe Annäherung von ſich wieß.

Demoiſelle Georges, die ich gern wieder geſehen hätte, hatte Paris verlaſſen und eine Kunſtreiſe angetreten, auf der ihr großartiges Talent ſich die verdienten Triumphe errang.

Unter den zahlreichen Feſtlichkeiten, die das Jahr auszeichneten, in welchem Napoleon ſich zum zweiten Male vermählte, darf ich eins nicht unerwähnt laſſen, das mehrfach beſchrieben wurde, und durch ſeinen tragiſchen Ausgang eine ſchmerzlichergreifende Berühmtheit erlangt hat, mir aber beſonders erfolgreich wurde, und meiner Lebensirrbahn eine neue Richtung anwieß.

Daß unter den zahlreichen, Paris zugeſtrömten Deutſchen die Mehrzahl aus Oeſterreichern beſtand, machte das neue Verhältniß, daß durch ſeine edelſte Tochter Oeſterreich an Frankreich kettete, erklärlich, daher bildete auch der öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt von Schwarzenberg und ſein Haus einen glänzenden Kern, um welchen ſich deutſche Berühmtheiten gern drängten, da ſie in den hohen Perſonen dieſes Hauſes und in ſeiner politiſchen, möglichſt freien Stellung einen ſchönen und wünſchenswerthen Haltpunkt fanden. Es war, in würdigen Vertretern verſammelt, ein Deutſchland in Paris, das ſeine nationale Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit beſcheiden feſtzuhalten wußte mitten in der großen Abhängigkeit und dem ſich Unterordnenmüſſen ſo vieler Geſandtſchaften, Diplomaten und Literaturkräfte, die mehr oder minder den Thron umkrochen, vor dem ſich der Oeſterreicher jetzt mit ſelbſtbewußtem Nationalgefühl nur in Ehren beugte.

Es ging die Rede in Paris, daß der öſterreichiſche Botſchafter dem Kaiſer und der Kaiſerin ein Feſtin zu geben beabſichtige, welches an Glanz und Prachtfülle alle bisherigen überſtrahlen ſolle, und zu welchem die ungeheuerſten Zurüſtungen bereits gemacht würden. Einem ſolchen prunkvollen Ballfeſte war mehr als ein Muſikcorps vor allen Dingen nothwendig, die Orcheſter mehr als eines Opernhauſes wurden requirirt, durch andre Künſtler verſtärkt, und ſo geſchah es, daß auch ich mehr aus Schauluſt bewogen, als von dem Honorar gelockt, mich dem Orcheſter der Ballmuſik anſchloß.

Das Hotel der Geſandſchaft lag in der Rue du Montblanc, und wurde nebſt einem benachbarten Hotel, das eigends zu dieſem Zweck gemiethet worden war, in einem wahren Zauberpalaſt umgewandelt. Da in keinem der beiden Häuſer, ohnerachtet ihrer bedeutenden räumlichen Ausdehnung ein Ballſaal von ſolcher Größe ſich befand, wie das bevorſtehende Feſt ihn erforderte, ſo wurde ein ſolcher im Gartenraum aufgezimmert, und mit den Häuſern in ſo angemeſſene Verbindung gebracht, daß alles nur ein ſchönes und großartiges Ganze zu bilden ſchien. Dieſer Saal im Freien wurde mit Wachstuch überkleidet, das auch ſeine Decke bildete, ſo daß er gegen etwaige Ungunſt des Himmels volle Sicherheit bot, ſein Inneres aber ſtellte ſich auf das prachtvollſte verziert dar. Das Auge vermochte kaum ſich ſatt zu ſehen an dieſer, durch die Zaubermacht des Geldes aus Nichts hervorgebrachten Luſthalle voll glänzender Spiegel, blitzender Kronenleuchter, herrlicher Tapezierereien, farbiger Guirlanden von künſtlichen, ſtets friſch erſcheinenden Blumen, die zwiſchen anmuthig verſchlungenen luftigen Gehängen zarter Stoffe ſich längs der Wandgeſimſe und unter der Decke verbreiteten. Alles erſchien leicht, ätheriſch, feenhaft. Die ſchweren Kryſtalllüſtres ſchienen an zarten Blumenketten zu ſchweben; nirgend erblickte das Auge eine Lücke, einen Mangel, alles war ebenmäßig geordnet und floß zu voller Harmonie phantaſtiſcher Schönheitfülle in einander.

Das mächtige und ſchöngezierte Portal des Saales nach dem Freien und dem Garten hinaus, trug eine transparente deutſche Inſchrift, beſtimmt, dem hohen Paare zu ſchmeicheln, das durch dieſe Pforte eintreten ſollte, und der Fond zeigte auf nicht hoher, mit Prachtteppichen bekleideter Tribüne die Thronſeſſel für das kaiſerliche Paar. Das Orcheſter war auf der einen Seite des Saales, ohngefähr in deſſen halber Höhe, errichtet, und wir gelangten auf daſſelbe durch eine Treppe von außen; dem Orcheſter gegenüber führte ein andrer Ausgang aus dem Saale in eine, gleich ihm verzierte Gallerie, welche zu den Prunkgemächern des Hotels leitete.

Da dem Kaiſerpaare, und vornehmlich der Kaiſerin, eine überraſchende heimliche Freude zugedacht war, und der erſte Theil des Feſtins im Garten beginnen ſollte, ſo wurden die verſchiedenen Muſikchöre in deſſen Räume zunächſt beordert und ihnen die Stellen angewieſen, welche ſie einzunehmen hatten, um den Weg der hohen und höchſten Herrſchaften durch den Garten mit Blumen heitrer Melodien zu überſtreuen, während jedoch eine andre Abtheilung zurückblieb, den eintretenden Herrſcher mit Fanfaren und Paukenwirbeln zu begrüßen.

Der erſte Juli war zur Feier dieſes Feſtes beſtimmt, alle Dignitäten des Hofes und der Stadt waren geladen; mit einem Aufgebot unſaglicher Anſtrengungen aller mitwirkenden Kräfte war Unglaublichſcheinendes geſchehen, damit alles fertig ſei und nichts mangle; alles war voraus beſtimmt, alles, wie und wann es kommen ſolle, reiflich erwogen und abgemeſſen. Die überreich ausgeſtatteten Büffets, aller Orten zweckmäßig vertheilt, für die Gäſte, für das mitzuwirken beſtimmte Balletcorps der großen Oper, für die Muſiker, für die wachthabenden Garden, ſelbſt für die für einen unvorhergeſehenen Unglücksfall zahlreich beorderte Spritzenmannſchaft brachen faſt unter ihrer Laſt; die galonnirten Diener eilten, an der Zahl einige Hunderte, raſch und raſtlos hin und her; die Haushofmeiſter und diejenigen welchen die

Oberaufſicht als Feſtordner übertragen war, überzeugten ſich, daß alles an ſeinem Platz ſei, daß nichts verſäumt, nichts vergeſſen, und begrüßten aufathmend die Stunden, in denen nun das Feſtin nach der Vorſchrift, wie an einer Schnur ſich ruhig abwickeln und ſeine Herrlichkeit ſich abſpielen werde, wie ein großartiges Orcheſterſtück. —

Der Menſch denkt und Gott lenkt!

Dieſe Wahrheit ſollte zermalmend klar werden, ſollte zu einer grauſenhaften, überaus entſetzlichen Erſcheinung kommen.

Die Muſik war pünktlich auf ihrem Platz. Als ich mit einigen Kunſtgenoſſen dem Hotel nahte, hatten wir bereits Mühe, uns durch die Maſſen des Volkes zu arbeiten und zu drängen, das ſchauluſtig in dichten Schaaren den Palaſt umwogte.

Schon entzündeten, obwohl die Sonne kaum in den Schoos des fernen Horizontes niederſank, hunderte von Arbeitern die farbigen Lampen der Illumination an beiden Hotels, ſchon zogen gemeſſenen Schrittes die zur Ehrenwache beorderten Diviſionen der kaiſerlichen Garden auf, und vertheilten ſich in zahlreiche Wachtpoſten vor alle Eingänge, Portale, in Vorſäle und Hallen, ſo wie in die Gärten, um überall unberufenen Zudrang abzuhalten, die Ordnung ſichern zu helfen, ſo wie auch den erwarteten Dignitäten militairiſche Ehren zu erweiſen.

Wagen auf Wagen rollten heran, Wer hätte zu ſpät kommen mögen? Wer der Letzte ſein? Wir eilten die uns angewieſenen Plätze einzunehmen, auf denen ein Jeder ſeinen Namen und ſein Inſtrument fand, ſo daß auch hier nicht Gedränge, nicht Unordnung entſtehen konnte, nicht das Hereinſchleppen von Muſikkäſten, wie wir es in den deutſchen Theater-Orcheſtern oft erblicken, wenn ſchon ein Theil des Publikums verſammelt iſt, nicht das rumpelnde Zurechtrücken der Notenpulte. Daß auch jenes quinkelirende Stimmen der Geigen, das Töneprobiren der Flöten, Oboen, Fagotts, Hörner und Clarinetten, welches ſo oft vor Opern und Concerten aus leidiger Angewöhnung vieler Muſiker ins Unendliche unſchicklich fortgeſetzt wird, zur Pein der Zuhörer, hier völlig hinwegfiel, verſteht ſich von ſelbſt.

Es gewährte das höchſte Intereſſe, vom ruhigen Sitz in der hohen, maleriſch mit Muſſelin drappirten Säulen und mit Blumengewinden umhangenen Orcheſterbühne, von einem Lichtmeer umfluthet wie aus einem indiſchen Feenpallaſt herabzublicken auf die unten im Saale ſich anſammelnden, ſich feierlich begrüßenden Ballgäſte. Dieſe waren bereits alle von der glänzenden Umgebung des Oeſterreichiſchen

Botſchafters verehrend empfangen, und die Damen mit duftenden Bouquets begabt worden. Eine Schönheit übertraf, eine Toilette überſtrahlte die andre. Bald zog ſich ein wundervoller, noch unterbrochener Ring der holdeſten Frauenblumen die Wände des Saales entlang, welcher ſich allmählig zum Kranz füllte, bis alle Seſſel eingenommen waren, während die Herren in der Mitte des Saales zuſammen traten, und einen Kern bildeten, aus welchem die Sterne zahlloſer Orden, der Glanz mannichfacher Uniformen und Hofkleider blitzten. Manche grüßten und beſprachen ſich freundlich, Andre ſtanden ſteif und gemeſſen, der Perſonen und Dinge, die da kommen ſollten, in Ehrfurcht harrend, noch andre traten zu den Damen, verbindliche Geſpräche anknüpfend, und noch Andre betrachteten mit Antheil und Bewunderung die entfaltete Pracht der Decorateur- und Tapezierarbeit. Mehr und mehr füllte ſich der Saal, ununterbrochen dauerte das ferne, dumpfe Rollen der vorfahrenden Wagen; Fürſten und Fürſtinnen, Könige und Königinnen traten ein, und noch war es feierlich ſtill, noch durchrauſchte kein melodiſcher Ton den Saal, nur Prachtgewänder rauſchten, nur ein murmelndes Flüſtern ſtieg zu unſerm Sitz empor.

Aber wir ſaßen geſpannt, die Inſtrumente zitterten in unſern Händen in Folge einer bangfreudigen

Ungeduld, der Dirigent blickte geſpannt nach einer Stelle. Wir horchten und lauſchten faſt athemlos hinab.

Horch! Commandoruf! Klirrende Gewehre! Trommeln, Trompeten, volle türkiſche Muſik in der Ferne, Bewegung im Saal, die Mitte wird frei, alle Damen erheben ſich, eine ſeltſame Pauſe. Jetzt erſcheint ein goldbetreßter Offizial am Eingang zur Gallerie, es weht ſein weißes Tuch; unſer Direktor blickt links und rechts, nickt, der Tactſtock fällt — die Pauken wirbeln, wie ferne Donner; Napoleon und Marie Louiſe treten in den Saal, und im feierlich erhabenen Forte, daß zum Fortiſſimo ſich ſteigert, grüßt das mächtige Paar unſer Tuſch, der in eine herrliche Siegeshymne ſich auflöſt. Ein Gefolge von Männern und Frauen hohen Ranges, an deſſen Spitze Fürſt und Fürſtin von Schwarzenberg, Fürſt und Fürſtin Metternich, ſchließt nachwandelnd dem Herrſcherpaare ſich an, und nachdrängend folgen noch Hunderte Geladener, welche am Eingang, in den Vorhallen oder in der Gallerie weilend, der Ankunft des Kaiſers entgegengeharrt haben.

Der Kaiſer in ſeiner gewohnten ſtarren Haltung blickte im Saal umher, ſein Adlerauge überflog im Nu und prüfend die Anſtalten, die Verſammlung, und er richtete an Naheſtehende Worte des Geſpräches, doch nicht lange. Er war davon unterrichtet, daß das Feſtin im Garten beginnen ſollte, bot daher nach ſehr kurzem Verweilen der Kaiſerin wieder den Arm, welche huldreich mit einigen fürſtlichen Frauen geſprochen hatte, und folgte ſeinem hohen Wirth, welcher das Kaiſerpaar den für daſſelbe im Freien bereiteten Ergötzlichkeiten zuführte.

Alles drängte nach, an allem dargebotenen Schönen möglichſt ſeinen Antheil zu empfangen, es konnten, ja es ſollten Stunden vergehen, bevor der Ball begann; wir waren, wenn nicht Alle, doch ein Theil von uns, dem ich mich gern hatte zugeſellen laſſen, zu einer Stelle im Garten beordert, nach der ein Official uns auf jetzt unbetretenen Wegen hinführte, wo wir wieder ein völliges Orcheſter in Bereitſchaft gehalten ſahen.

Ueber dem Garten wogte nicht minder ein Lichtmeer, wie durch den Saal, und eine Fülle ſüßer Töne vermählte ſich mit dem Dufte der Blumen, mit dem linden Wehen der Julinacht.

Wenn jetzt ein Prophet aufgetreten wäre, und predigend verkündigt hätte, wie es ſtehen werde um die politiſche Geſtaltung Frankreichs und Europas nach zehn Jahren und nach aber zehn Jahren! Er würde wohl verlacht worden ſein, denn der Glanz des Kaiſerthrones ſchien auf granitenen Säulen zu ruhen; Napoleons ſtolze Hoffnung ſtützte ſich auf einen diamantnen Anker; beſchloſſen und beſiegelt ſchien im Buche der Geſchicke die Gewißheit zu ruhen, daß die Sonne eines langen Glücks jenen Thron unbewölkt und nie verfinſtert überſtrahlen werde.

In die hell und bunt beleuchteten Wege waren Sinnbilder, Deviſen und derartiger allegoriſirender Schmuck vielfach angebracht, der das Auge auf ſich lenkend, da und dort die wandelnde Schaar auf Momente verweilen ließ, bis die Herrſchaften zu einem Raſenteppich gelangten, wo eine Anzahl Prunkſeſſel bereit ſtanden. Als die Kaiſerin Platz genommen und die Augen empor richtete, erblickte ſie, wie vor ihr ſtaunendes Auge hingezaubert, in einiger Entfernung Schloß Laxenburg, als ſei es von Geiſterhänden, ein Loretto der Heimath, hierher getragen; noch mehr, es ertönten heimathliche Weiſen von den verborgenen Muſikerchören, die Boskets belebten ſich, es wimmelte ein Volk heran in fremder, ach und doch ſo lieber Tracht, Tyroler und Steyrer, und ordnete ſich zu ſeines Landes freudebelebten Reigen. Es war das Balletperſonal der grand' Opera, das in dieſen Oeſterreichiſchen Nationalkoſtümen hier auftrat, und durch herrliche Tänze, durch ſinnige Pantomime Erinnerungen auffriſchte und allegoriſch huldigte.

Bald darauf verkündigte ein Pfauenſchweif hoch zum Nachthimmel, der ſich zu verdüſtern begann, aufrauſchender Raketen den Beginn eines eben ſo grandioſen als verſchwenderiſchem Feuerwerks, ſo prachtvoll, wie ich nie wieder eins ſah, das ich aber nicht zu beſchreiben vermag, weil keine ſchöne Kunſt weniger dauernden Halt im Gedächtniß findet, als die des Pyrotechnikers. Das Ende dieſer brillanten Herrlichkeit durfte ich auch nicht abwarten, es war Zeit, ſich wieder im Orcheſter des Saales einzufinden, da nun die Rückkehr aller Gäſte in dieſen bevorſtand. Es dauerte noch geraume Zeit und wir, die wir im Garten geweſen waren, ſaßen längſt wieder ruhig auf unſerm Poſten, als das Zeichen gegeben wurde, der Kaiſer trat in den Saal, und ſogleich neues Trompeten- und Poſaunenſchmettern ihn grüßte, das dieſes Mal alsbald in heitre Ballmuſik überging, ſowie Kaiſer und Kaiſerin ſich auf die für ſie bereiteten Thronſeſſel niedergelaſſen hatten.

Den feſtlichen Reigen ſah man eröffnet von der Königin von Neapel mit dem Fürſten von Eſterhazy, andre hohe Paare ſchloſſen ſich an, Erfriſchungen wurden dargeboten, und die Freude wiegte ſich auf Roſenſchwingen, die Blitze der Luſt zuckten in Millionen Diamantenſtrahlen auf. Ob nicht auch mancher verſchloſſene Schmerz in mancher Bruſt da drunten zuckte, rang und ſchwieg? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, daß dem ſo war. Es klirten da goldne Endglieder

der Eiſenkette, die mein deutſches Vaterland ſchmachvoll belaſtete.

Quadrillen wechſelten mit andern Contretänzen auf anmuthige Weiſe ab, während Kaiſer und Kaiſerin ſich von ihren Sitzen, nachdem ſie den Tanz eine Weile zugeſchaut, wieder erhoben hatten, und Er auf der einen Seite, Sie auf der andern, die dichtgeſchaarten Reihen der Nichttanzenden durchwandelten, freundliche Anreden an Einzelne richteten und Vorſtellungen ihnen noch unbekannter Fürſtlichkeiten oder deren Familienangehörigen huldvoll entgegennahmen.

Wir ſpielten eine Ecoſſaiſe, als uns gegenüber den hellerleuchteten Saal plötzlich eine Helle durchzuckte, wie ein Blitz, doch ebenſobald wieder verſchwand. Unſre Augen durften kaum von den Noten ab, und nach jener Richtung ſtreifen, daher hatten auch die Wenigſten von uns gewahrt, daß ein Stück Gaze, welches ſich vielleicht von ſeiner Befeſtigung gelöſt hatte, von einer Kerzenflamme entzündet worden und in ſchnell verlodernden Brand gerathen war, der eben ſo raſch, wie er entſtanden, getilgt ſchien; ich ſah nur, daß ein Herr einen glimmenden Fetzen des Gewebes zu Boden warf und austrat. Die Wenigſten hatten Gelegenheit gehabt, Notiz davon zu nehmen, aber, o Graus! Von den brennendem zundergleichen Stoff waren einige Funken empor geflogen, hatten ſich an höher hängende Gewebe geheftet, dieſe hatten gierig den Gluthſtoff empfangen und mit einem Male loderten züngelnde Flammen da, loderten dort, liefen wie feurige Schlangen an den Geſimſen hin; Schrecken feſſelte uns eiſern Hände wie Mund, es verſtummte ein Inſtrument im bebenden Mißton nach dem Andern; drunten waren die Reihen der Tänzer ſchon zerſtoben, maßloſe Verwirrung drohte hereinzubrechen, ach ſie drohte nicht nur, ſie brach in grauſenvolle Wirklichkeit herein. Ein Funkenregen fiel in den Saal, den Funken folgten lodernde Gardinen; meine Gefährten öffneten zu raſcher Flucht die Thür, welche zur Treppe und hinab in den Hof führte; ſchon brannten auch über uns die Gehänge, ſchon theilte ſich die Flamme den leicht entzündbaren Stoffen der Bekleidung unſrer Bühne mit. Ein eiſigkalter Luftſtrom drang uns Fliehenden entgegen; ein Gewitter hatte ſich zuſammengezogen und hing nachtſchwarz über Paris, der Luftzug wehte von uns ab den erſtickenden Qualm, aber er ſtürzte ſich in den lodernden Brand und fachte ihn zu immer wachſender Gluthenlohe an. So lange wie möglich, ſuchte ich Stand zu halten auf der Bühne, um zu ſehen, wi das hereinbrechende Unglück ſich geſtalten werde. Der Kaiſer ſtand ernſt im Saal, umſchaart von ſeinen Getreuen, deren gezogene Degen im Flammenſchein blitzten. Fürſt Schwarzenberg redete zu ihm, jetzt gab er der Kaiſerin den Arm, und folgte dem Fürſten zum Ausgang in den Garten, und ihm nach quollen in zagender Haſt ohne alle Rückſicht auf Rang und Stand die Schaaren der glänzenden Verſammlung. Viel zu eng waren die drei Ausgänge des Saales, um ſchnell genug die angſtvoll Drängenden zu entlaſſen. Grauſiges Geſchrei der Frauen und Jungfrauen erſcholl, das haarſträubende Entſetzen ſchritt auf Flammenflügeln durch den nun ſchon über und über gluthgerötheten Raum. Die dünnen Decken, von den Flammen bereits ergriffen, ſtürzten in ihren einzelnen brennenden Theilen herab, die Blumen, die Guirlanden loderten in farbigen Flammen auf, die Stricke der Kronleuchter, die jene anmuthig verhüllt hatten, begannen zu brennen, und praſſelnd und klirrend ſtürzte die Wucht der ſchweren Lüſtres mit ihren ſchmelzenden Kerzen, ihren ſchweren Metallreifen in den Saal, der noch immer nicht leer war, denn den fliehen Wollenden drängte draußen das Gewühl Tauſender entgegen, die retten wollten; die Pompiers eilten herbei, Waſſerſtrahlen ſchoſſen ziſchend in die Gluth, aber das entfeſſelte Element des Feuers ſpottete des ſchwachen Feindes. Balken und Sparren brannten, das Wachstuch der

Decken und Saalwände, das die Gluth der heißen Tage gedörrt, entzündete ſich im Nu, und beleuchtete das aufſchreckende Paris.

Wie ich durch die Menſchenmaſſe hindurch gekommen, ohne zerdrückt und zertreten zu werden im entſetzlichen, troſtloſen, laut zum Himmel aufjammernden, zeternden Gewühl der Menge, weiß ich heute noch nicht. Alles rief nach Rettung, nach Hülfe, tauſend geliebte Namen ertönten gleichzeitig gerufen, und ach, nur wenigen Rufen ſcholl willkommene Antwort; Frauen, Mütter, ſanken in Ohnmacht, fielen in erſchütternde Krämpfe, Fürſten und Fürſtinnen wurden verwundet mit Mühe den Flammen entriſſen, die Stufen zum Portal brachen zuſammen. Ballkleider brannten, und die grauſe Wirklichkeit ſtellte ein Bild der Hölle dar, wie kaum die glühendſte Phantaſie der fanatiſchſten Orthodoxie alter Zeit zu entfalten vermocht hätte. Was kaum noch friſche Lebensblüthe voller Lieblichkeit war, machten Minuten zur bleichen Todesfrucht. Unnahbar, von Flammen umgeben, ſtreckten noch flehende Arme ſich nach Hülfe aus, aber plötzlich verſank alles, wie von einem grauſen Orkus verſchlungen, denn der Boden des großen Saales, über ein in einer Vertiefung liegendes Baſſin des Gartens gezimmert; brach krachend ein. Funken ſtiebten, Waſſer ziſchte, Dampf wallte auf, Seufzer ſtarben. — Eine Dame, eine von den letzten, die dem Saal enteilten, deren Kleid ſchon brannte, taumelte beſinnungslos in meine Arme; ich tilgte, indem ich ſie dicht umfing, den Brand, und trug ſie nach einem Bosket, damit ſie ſich erhole, Gott dankend, daß er mir gnädig vergönnt, hier hülfreich zu ſein.

Während ſo der Saal in feurigen Trümmern lag, die Gallerie noch brannte, die Paläſte bedroht waren, räumten mit raſcher Gewalt kaiſerliche Gardeſoldaten den Garten und die Höfe von unthätigen Zuſchauern, und man erblickte wieder den Kaiſer, der unverhofft zurückgekehrt war, und mit ſeinem Feldherrnblick die Anſtalten zum Löſchen des Brandes energiſch leitete. Wehklagende Stimmen erfüllten die Luft und den ganzen Garten, die Gemahlin des Fürſten Schwarzenberg, Schwägerin des Feſtgebers, wurde vermißt, der unglückliche troſtloſe Gatte durchirrte ſuchend den Garten, zahlreiche Diener rannten umher, man fragte, man ſpähte, alles vergebens.

Die Caroſſen vor dem Hauſe waren faſt alle abgefahren, nachdem allmählig aus der Verwirrung auftauchend, die Geretteten ſie gefüllt. Die Dame in meinen Armen erholte ſich, ſchrack zuſammen, als ſie einen ihr gänzlich fremden Menſchen ſorglich für ſie beſchäftigt ſah, und ging dankend auf meinen Vorſchlag ein, ſie durch den Garten, der einen Ausgang in die benachbarte Seitenſtraße hatte, zu geleiten. Der allgemeine Nothſtand hob die enggezogenen Schranken jedes andern Standes auf; ich durfte meine Gerettete führen; ich erfuhr überraſcht einen ſehr hohen Namen, erkundete den Wagen unter den letzten, die noch ängſtlich hielten; liebende Verwandte fanden ſich dort zuſammen, Dankesworte, wahr gemeinte, feurige, umſtrömten mich. Das Feuer erloſch widerſtrebend. Das Gewitter brach furchtbar los, und vor dem grellen Schein der flammenden Blitze erbleichte die Gluth der noch aufſchlagenden Flammen, die von einem ſtrömenden Gußregen vollends überwältigt wurden.

Neuntes Kapitel.

Vaucluſe.

Ueberaus ſchrecklich und betrübend waren am Tage nach dem Brande die überſichtlichen Kunden des durch ihn veranlaßten Unglücks. Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, eine Mutter von acht Kindern, deren neuntes ſie unter dem Herzen getragen, ward als verbrannte, verſtümmelte, kaum kennbare Leiche unter den Trümmer des eingeſtürzten Saales aufgefunden, und nur an einem Collier erkannt, in das die Namenszüge ihrer Kinder eingegraben waren; der Fürſtin von der Leien waren die Kleider vom Leibe gebrannt, ſie ſtarb an den Wunden; die Prinzeſſin von Schwarzenberg war ſchrecklich verletzt, der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt Kurakin desgleichen; die Gemahlin des Oeſterreichiſchen Botſchafters war geſtürzt und mit Füßen getreten worden, doch lebte ſie — über zwanzig Perſonen erfaßte gleichzeitig oder nach ſchmerzlichen Leiden an ihren Brandwunden die Hand des Todes; verletzt und beſchädigt war eine ungleich größere Menſchenzahl. Diamanten, Edelſteine, Gold und Perlen waren verſtreut, gleich nutzloſem Tand, und verdarben oder fielen gierigen Händen anheim. Der Schade betrug einige Millionen Franken.

Jener Brand war zu vergleichen der ſchreibenden Hand am Feſte Belſazars, ihr warnendes Mene mene blitzte dem Gewalthaber prophetiſch ins Auge, aber dennoch trug er kein Verlangen nach einem ausdeutenden Daniel. Ruhmſucht und Ländergier beherrſchten Napoleon ſo dämoniſch, daß die Segnungen, welche der Friede den Völkern gewährt, ihm verhaßt wurden, denn immer unter dem Schein und der Heuchelmaske, dieſen Frieden für Europa herbeiführen zu wollen, ſann er auf neuen Krieg, und ſo eilte er unaufhaltſam der Erfüllung ſeines Schickſals entgegen.

Die Dame, welcher ich in der allgemeinen Angſt und Verwirrung einigen Beiſtand zu leiſten das Glück gehabt, war dankbar; ich wurde zu ihr beordert, empfing Beweiſe des Wohlwollens, und, um meine Verhältniße befragt, einen Antrag als Muſiklehrer zweier liebenswürdiger Töchter, die ich nach Nizza begleiten ſollte, wohin die Herrſchaft ſich zu begeben beabſichtigte, um in dem milden Klima Heilung und Erholung zu ſuchen. Der Antrag war ehrenvoll, glänzend, nichts feſſelte mich mehr in und an Paris; die Reiſeluſt und die Sehnſucht nach dem ſchönen friedlichen und glücklichen Süden erwachte in mir aufs Neue, ſo ſagte ich freudig zu und folgte der neuen Beſtimmung. Ich hatte von den Annehmlichkeiten Nizzas ſo viel gehört, daß ich nicht ungern dorthin ging, zumal eine ſo günſtige Stellung mir viel Zeit vergönnte, ohne daß ich nöthig hatte, auf den Erwerb durch Concerte oder Stunden in Privathäuſern bedacht zu ſein. Es wurde mir, neben Koſt und Logis, ein jährlicher Gehalt von ſiebenzig Louisd'or zugeſichert. Meine kleinen Schülerinnen waren herrliche Kinder und ihre Mutter eine Dame von der edelſten Bildung des Geiſtes und Herzens.

So begann denn wieder eine neue Fahrt, die auf bekannten Wegen mich dem romantiſchen Rhonethale zuführte, das ich, in ſchöner Jahreszeit, geſund, ſorgenfrei, in erwünſcht glücklicher Lebenslage, mit Entzücken begrüßte. Die Herrin hatte mit ihrem Gefolge Lyon zum mehrtägigen Raſtort beſtimmt, und ich beſchloß nun, den landſchaftlichen Reizen der Rhone- und Saone-Ufer mit voller Befriedigung mich hinzugeben. Mein früherer Aufenthalt in Lyon, als ich mit Lady Elſom reiſte, hatte kein genügendes Verweilen verſtattet.

Da wanderte ich nun den Geſtaden der Flüſſe entlang, die bei Lyon einander in die Arme ſtürzen, ſchaute die paradieſiſchen Hügelreihen von Fourvieres und St. Juſt, die prachtvolle Anhöhe St. Sebaſtian, die düſtern Palaſtſtraßen und die lachenden Kais, belebt von Tauſenden, von Eleganz, wie von Induſtrie, erfreute mich der reizvollen Ausſichten über geſegnete, unabſehbare Ebenen, und ferne Gebirgsketten, welche maleriſch den Horizont ſäumen, wie impoſante, über die Fernen gelagerte Wolkengruppen. Die heitern Villen mit ihren anmuthigen Gärten, die wie verſtreute Blumenſträußer auf einen Prachtteppich rings um prangen, gewährten der Betrachtung mannichfachen Genuß. Die vorzüglichſten derſelben haben beſondre Namen, was an die berühmteren Villen Italiens erinnert, wie die günſtig gelegene Villa Mont Thierry, das comfortable Mon Caprice, das Maiſon rouge mit der nahen Villa Morel, die reiche La Mignonne, das ſtolze La Sauvagere, und ſo viele Andre. Das Gedächtniß liebt, ſich an Namen zu ſtärken, ein namenloſes Haus bleibt unbemerkt. Wo das Volk keine Namen nennen hört, erſinnt ſein Witz welche, wie St. Matheis ein Eis macht, wenn er keins zu brechen vorfindet. Als in meiner Heimath einſt, und beinahe gleichzeitig auf Berghöhen eine Reihe freundlich ſituirter Miniaturvillen entſtand, Gartenhäuſer genannt, nannte das Volk ſie weder nach den Beſitzern, noch nach ſonſtigen Weſenheiten, ſondern in Gedanken die materiellen Mittel der Erbauer und deren Eigenſchaften erwägend, brachte daſſelbe jene Landhäuschen in eine ſich vom Großen zum Kleinen abſtufende Reihe, und nannte ſie, wie ſie aufeinander nach ihrer natürlichen Lage folgten: Großmuth, Hochmuth, Demuth, Armuth. Gewiß naiv! Wir achten im Allgemeinen viel zu wenig auf den Mutterwitz des Volkes, wir ſammeln deſſen Sagen, deſſen Sitten, deſſen Gebräuche, Feſte, ſeine Lichter und ſeine Schatten, aber wir vernachläſſigen auf ſeinen Humor zu achten, der überall hervorbricht, wie der Funke aus dem Stein, ſobald der Stahl des Scherzes an den Stein der Neckeluſt ſchlägt. Die Berliner Witzbüchlein haben für ihren Ort ihr Gutes, nur iſt zuviel Gemachtes darin, und die Spekulation auf den Druck leuchtet zu ſehr daraus hervor. — Dieß beiläufig.

Auch der ſehr ſchmalen, aber lang in der Saone hingeſtreckten Inſel Barbe widmete ich einen Excurs, und landete mit einem leichten Fiſchernachen, darin ein ſehr hübſches ländliches Kind mich zum Inſelufer ruderte, auf der äußerſten Zunge, wo alsbald ſchattige Alleen mich, den einſamen Wanderer, aufnahmen. In dieſer friedlichen nur an beſondern Tagen volksfeſtlich unterbrochenen Stille ſenkte ſich Wehmuth über mich; ich fühlte mit Schmerz, wie vereinſamt ich ſei, wie haltlos doch im Ganzen mein

Leben ſich verzehre. Im Bewußtſein, kein ächtes und rechtes Lebensziel zu haben, im Gefühl des Verfehlens höherer Lebensaufgaben liegt Pein und Strafe, und dieſes Bewußtſein bleibt keinem aus, der in ſolcher Lage ſich befindet, er müßte denn gänzlich roh ſein. Da wird das Herz am ſtillſten, wo die Natur zu ihm ſpricht durch die Zauberhieroglyphen ſchöner Gegenden, reizender Gefilde, erhabener Einſamkeiten. Am meiſten wird ſich's nun der eignen Kleinheit bewußt, und blickt verzagend umher nach einem kräftigenden Haltpunkt. Leicht wird es dann krank, gefühlskrank, und nur zwei heilkräftige Mittel giebt es, die es nicht in Apathie verſinken laſſen: Freundſchaft und Liebe. Mir fehlten beide, darum fühlte ich ſo tiefſchmerzlich mein Alleinſein.

Ich ſtand an der Grenze meiner Jugend; ich zählte dreiunddreißig Jahre, und was war's, das ich erſtrebt und errungen? Eine zwar angenehme, aber doch abhängige Stellung. Eine Anwandlung von Dankbarkeit und Großmuth hatte mich engagirt, eine Anwandlung von Laune konnte mir kündigen. Wenn ich mein vergangenes Leben überblickte, und ich that dieß wirklich auf dem einſamen Spatziergang durch die Alleen der Inſel Barbe, ſo hatte ich im Ganzen nicht ſchlecht und ſehr oft recht ſchön gelebt, aber dennoch — dennoch — ich war nicht glücklich. Die ſchöne Inſel, deren Ausſichten auf die Ufer gegenüber ſo reizend ſind, deren Erinnerungen in eine ſo frühe Zeit, bis zum Beginn des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt hinausreichen, mußte mich ſo eigenthümlich wehmüthig ſtimmen. Hierher, in ihre umbuſchte Felſeneinſamkeit flüchteten ſich fromme galliſche Chriſten, die Antonin verfolgte. Inſel Barbe war es, auf der Karl der Große eine Burg erbaute, in deren Trümmern mir zu wandeln vergönnt war; ſie war es, wo dieſes Herrſchers koſtbare Bibliothek mit ihren unerſetzlichen Schätzen altheidniſcher Prieſtergeſänge, die der große Kaiſer zu ſammeln befohlen hatte, vernichtet wurde. Ach, ſo findet alles Irdiſche ſein Ziel der Endlichkeit.

In meinem Nachdenken über mich ſelbſt feierte meine Seele einen Act jener Läuterungen, in welche der nicht ganz Verdorbene von Zeit zu Zeit, wie in ein Bad, ſich taucht, damit ſein beſſeres Selbſt leichter höhern Flug erſtreben lerne. Solche innerliche Wiedergeburtsacte des Geiſtes und Gefühls ſind heilſam und förderlich zur fernern Reife; ſie machen die Seele erzittern wie linde Froſtſchauer den Leib; nicht unbedeutſam heißen ſolche winterkündende Schauer des Herbſtes: Reife. Die geiſtigen ſollen uns mahnen, wozu wir im Herbſt des Lebens reifen.

Lange nachher las ich einmal irgendwo die anſpruchloſen Verſe, die meinen damaligen Gefühlen Worte gaben:

Nicht an das flüchtige Leben
Binde den ſtrebenden Sinn!
Wie die Gedanken entſchweben,
Schwebt auch das Leben dahin.

Näher dem himmliſchen Ziele
Lenke das ſehnende Herz!
Nur in der Gluth der Gefühle
Läutert ſich jeglicher Schmerz.

Dieſe Worte fand ich, als ich ſie las, ſo ſchön und ſo wahr, und hatte nur das eine zu beklagen, daß ich ſie zu ſpät las, um ſie zu meinem Heile beherzigen zu können, und ſie nicht beherzigt haben würde, wenn ich ſie früher geleſen hätte.

An einem andern Tage durchſtrich ich das kleine Thal Roche-Cardon, auch durch Erinnerung merkwürdig, wenn gleich nicht ſo hochalterthümlicher Art, wie Isle Barbe. Roche-Cardon war die bevorzugte Favorite eines Mannes, dem jede reizvolle Gegend eine Odaliske für ſein Herz wurde, es war Rouſſeaus Lieblingsaufenthalt. Es iſt ein unausſprechliches Glück, wenn man nichts mehr auf Erden zu lieben hat, und von Niemand mehr geliebt wird, die Natur noch lieb haben zu können. Eine Quelle, welcher man den Namen des Philoſophen von Gent gab, Rouſſeaus Quelle, ſtürzt ſich aus einer moosbekleideten Felsgrotte in kleinen Caſcadellen als murmelnder Bach durch Färbeginſterbüſche, Heidekraut und Myrtillen vom Hügel thalab. In dieſem lieblichen, einſamen, für die ſüße Melancholie der Sehnſucht ſo ganz geſchaffenen Thale dichtete Rouſſeau ſeine neue Heloiſe, und ſchnitt in die Rinde der Bäume den Namen Julie ein.

Man hat durch das Gebüſch einen reizenden Hinabblick auf einen Theil der Stadt, auf die zahlloſen Villen. Allenthalben bieten ſich dem Auge anziehende und merkwürdige Punkte, und mitten in den durch modernen Luxus verſchönten und wohlkleidenden Schmuck der Gegenwart tritt die Romantik mit dem Pilgerſtabe, dem Ritterſchwert, der Minneſängerharfe. Dort thront in alterthümlicher Hoheit Schloß La Ducherre, wo König Heinrich IV. und die ſchöne Gabriele ſich liebend freuten; dort ruhen die Trümmer des Kloſters zu den beiden Liebenden, das an der Stätte eines altrömiſchen Sacellum erbaut wurde; dort ragt der grandioſe ſenkrecht abgeſchnittene Pierre ſciſe mit ſeiner reizvollen Ausſicht; dort hängen, wie ſchwebende Gärten, die Häuſerreihen des Hügels Fourvier, deren Rückwände ſich an die Granitmaſſen des Berges anklammern; dort ragen Schlöſſer und Kaſtelle trotzig empor. Unter ihnen der „Thurm der ſchönen Deutſchen," den eine Sage voll Liebe und Eiferſucht berühmt und interreſſant macht. Und hochthronend erhebt ſich die Kirche Notre-

Dame des Fourvieres auf der Anhöhe gleiches Namens, auf der Städte eines alten Forums, das dem Trajan ſein Vorhandenſein dankte. Zwar an ſich einfach und in architectoniſcher Beziehung nicht ſchmuckreich, iſt dieſe Kirche von zahlreichen Wunderſagen umklungen, die ſich alle auf die Macht der hülfreichen Himmelskönigin beziehen.

Ich verſagte mir nicht das Vergnügen, vom Thurme des Tempels die unermeßliche Landſchaft zu betrachten; man überſchaut die Dauphinée, die Kette der Alpen mit dem rieſigen Montblanc begrenzt die öſtliche Ferne, zu Füßen liegt Lyon mit ſeinem ſteinernen Häuſermeer, im Kranze blühender Gärten, wohlgepflegter Alleen, lieblicher Villen, und umarmt von den beiden Strömen, deren Ufer von Menſchen, deren Wellen von Schiffen ſo belebt wimmeln. Aus den Häuſermaſſen tauchen die hohen Dächer und Thürme von zahlreichen Kirchen und Klöſtern auf. —

Zahlreiche Römeralterthümer ſind in Lyon dem forſchenden Auge dargeboten, noch zahlreichere mögen unter den Häuſerfundamenten verborgen ruhen, und des Zufalls harren, der ſie zu Tage fördert. Auf den Höhen von Fourvieres und St. Juſt ſtand das alte Lugdunum mit ſeinem Theater, ſeinem Forum, ſeinen Aquäducten, ſeinen, von Agrippa, dem Schwiegerſohne des Römerkaiſers Auguſt angelegten merkwürdigen Militair-Straßen, deren Netz über Gallien hier in Lyon durch vier breite Fäden den Centralpunkt ſand, und deren Anlage auch noch in ihren fragmentariſchen Reſten die höchſte Bewunderung des Genies ihres Erbauers für ſich in Anſpruch nimmt.

Die Umgebungen Lyons bieten eine Auswahl der mannichfaltigſten Luſtparthien und landſchaftlichen Schönheiten dar; Kunſt und Natur, bald jede für ſich, bald beide in ſchönſter und edelſter Vereinigung, Rebenhügel und Felseinöden, prangende Schlöſſer und Burgtrümmer, natürliche Quellen in rauſchenden, ſich ſelbſt überlaſſenen Hainen, wie die künſtlichſten Fontainen in Pracht- und Ziergärten. Eine große Zahl der Dörfer, denen die Stadt ſehr nahe gerückt iſt, enthalten Gaſthäuſer für alle Anforderungen des Luxus bis herab zur einfachen Weinſchenke, an der ein Rebenkranz im Winde wehend, ſich hin und her ſchwingt. Es iſt angenehmer, in ihnen zu promeniren, als in Lyon ſelbſt.

Viel ſah ich, und viel des Schönen, wenn auch im Fluge. Die Herrin hörte gern meine Berichte, die ich machte, wenn die Stunden, die ich an jedem Morgen den Kindern gab, vorüber waren, und bisweilen ſlog ein Lächeln über die feinen, geiſtreichen Züge der vornehmen Frau, das wohl meiner Unbefangenheit galt, mit der ich ſo viel Werth auf manches

Geſehene und Wahrgenommene legte. Doch ſchien mir auch bisweilen ihr Lächeln ein ſtummer Verkünder ſchmerzlicher Reſignation, ein Lächeln, das die Freuden der Welt hinter ſich hat, ihrer nicht mehr froh zu werden vermag, oder ſie verachtet. Ich verſchweige aus einer reinen Abſicht und aus tiefen innern Gründen den Namen dieſer Dame. Sie behandelte mich immer mit ausgezeichneter Güte, ihr Weſen flößte die höchſte Achtung, ja Ehrfurcht ein; an den Kindern hing ſie mit vollſter zärtlichſter Mutterliebe.

Merkwürdig war es, daß ich faſt auf ganz gleiche Weiſe dieſe Reiſe nach dem Süden der Rhone entlang machte, wie ich ſie abwärts gemacht, doch erſchien mir das gegenwärtige Verhältniß, obgleich ich jetzt gebunden, und damals als ich mit Lady Elſom reiſte, frei war, angenehmer und vorzüglicher, abgeſehen davon, daß fürſtlicher Reichthum mich jetzt umgab.

Wie glücklich waren dieſe Kinder! Sie hatten einen edlen Vater, welchen der Kriegsdienſt fern von den Armen ſeiner Lieben hielt, eine vortreffliche Mutter, die mit unermüdlicher Sorgfalt darauf bedacht war, die Anlagen ihrer Lieblinge auszubilden, die ihnen einen beſondern Führer hielt, der den Unterricht theils ſelbſt ertheilte, theils überwachte; ihnen galt jegliche Sorgfalt der zahlreichen Dienerſchaft, ihre Erziehung wurde mit Geiſt und mit voller Liebe geleitet. Wenigen wird ſolche Bevorzugung zu Theil, Wenigen wird ſchon frühzeitig die künftige Lebensbahn ſo ſorglich geglättet, daß ſie dieſelbe, wenn ſie ſie nun betreten, ſelbſtbewußt und ſelbſtſtändig betreten, und faſt nicht mehr irren, nicht mehr ſchwanken können, wenn Neigung und Leidenſchaften nicht abſolut auf Irrwege führen. Und dennoch ſehen wir nicht ſelten auch die alſo und ſicher Geleiteten ſtraucheln und fallen, und ſehen Andre, deren Gang zum Gipfel rauh und ſteinigt war, glücklich anlangen, wenn jene noch auf halbem Wege langſam aufwärts dringen.

Und wie ſchön wußte die Herrin zu ſprechen, wenn ſie gütig ihre Untergebenen der holden Rede würdigte. Es war neben der Gedankenklarheit ein unausſprechbarer Wohlklang in ihrer Stimme, und was ſie ſprach, war, ich will nicht ſagen, überdacht, denn die Rede floß ihr, wie Perle an Perle auf eine ſilberne Schnur gereiht, vom Munde, ſo daß an ein langes Ueberlegen der Worte nicht zu denken, aber immer rein, immer wahr, immer in jeder Beziehung befriedigend.

Von Lyon aus ſetzte ſich die Reiſe gen Avignon fort, dem wieder einige Tage betrachtenden Verweilens gewidmet werden ſollten, doch ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß wir die berühmte Vaucluſe nicht unbeſucht laſſen durften, der wir auf dieſer Reiſe ſo nahe waren.

Die Reiſewagen wurden in Orange gelaſſen, wo wir nach heitrer Fahrt durch das alterthümerreiche, erinnerungenreiche, pittoreske und hochromantiſche Rhonethal eine Nachtraſt hielten, und der nächſte Morgen ſah die Herrin, die Kinder, den Hofmeiſter, die Gouvernante, die Kammerfrau, zwei Lakaien und mich in zwei Chaiſen mit Extrapoſt auf der Straße längs der Alpinen eilen, die der weitſichtbare Mont Ventoux beherrſcht, der uns zur Linken liegen blieb. Bald waren die Ortſchaften Cavaillon und Bonpas durcheilt, und friſche Pferde führten die Equipagen nach dem reizendgelegenen, aber keineswegs ſelbſt reizenden Isle, das die Sorgue vom Lande trennte und mit ihren beiden Armen liebmütterlich umfängt. Der Segen einer reichen Natur iſt freigebig ausgegoſſen über dieſen ſchönen Landſtrich. Schade, daß das alterthümliche Städtchen bei den Reiſenden in übeln Geruch gekommen eben wegen ſeines übeln Geruchs, und daß deswegen die Fremden außerhalb dem mephitiſchen Dunſtkreis, den ſeine Mauern umfangen ſollen, ihr Unterkommen ſuchen müſſen. Dieſes Unterkommen verkündet mit großen Lettern das Hotél de Petrarque et de Laure. Die ſpeculative Induſtrie iſt minder ſublim, wie die ſpekulative Philoſophie, ſondern ſie ſtößt überall mit der Naſe die Leute auf die Tafel mit der Schrift: **hic Rhodus, hic salta.**

Wir waren nur zwei Stunden gefahren, nahmen eine Erfriſchung ein, beſtellten ein Mittagmahl, und eilten dem vielberühmten Felſenthale zu, aus dem die Sorgue ihre Kryſtallfluth in reichlicher Strömung wälzt, und darin der gefeierte Einſiedler an der Sorgue ſeine Liebe und die Schmerzen ſeiner Sehnſucht ſang. Durch eine fruchtbare Ebene, unter einer Schattenallee näherten wir uns der öſtlichen Bergkette, und unſer Blick weilte mit Wohlgefallen auf den geſegneten Triften, auf den vielfach gewäſſerten Wieſen, die von langen Reihen laubreicher Maulbeerbäume, Pappeln und Ulmen bepflanzt waren. Auch der Oelbaum wird hier gepflegt und es rankt ſich die Rebe zärtlich an ihm empor.

„Hier bietet“ ſprach bei Betrachtung eines ſolchen rebenumſchlungenen Oelbaumes die Herrin: „hier bietet die Natur ein ſymboliſch ſchönes Bild des Friedens und der Freude. Wie glücklich ſind dieſe Gefilde, und göttlicher Segnung wie voll! Andre Länder zertritt der Krieg, und tränkt ſie, ſtatt mit fruchtbarem Regen, mit Menſchenblut.“

Immer mehr dem Gebirge uns nähernd, aus

dem maleriſch und impoſant der Ventour emporragt, deſſen Thalklüfte einen Aeolasſchlund bilden, der oft entfeſſelt, dem Berge ſeine Benennung verlieh, erblickten wir unter den nächſten Vorbergen eine röthlich ſchimmernde Felswand von großer Ausdehnung und beträchtlicher Höhe, der Bergſtrom grüßte uns mit heiligem Rauſchen; ländliche Wohnungen waren vom Eingang des Thales idylliſch verſtreut. Der ſteinige Weg begann beſchwerlich zu werden, die Reiſegeſellſchaft ſtieg aus, und wanderte, erquickt von der Thalfriſche, die fächelnd entgegenhauchte, längs dem Bette des grünen Gebirgsfluſſes aufwärts, der raſchen Laufes über die langhinwallenden Ranunkulus- und Potamogetonarten dahin rollte, die aus der breiten Fläche emporgrünten und blühten.

„Die Najade der Sorgue hat ein reizendes Bette,“ bemerkte die Herrin: „ich freue mich, ihre Wiege wieder zu ſehen, welche jene Felsrieſen, gleich ſchimmerndern Wächtern um ein verzaubert ſchlummerndes Königskind ſo ernſt und trotzig umſtehen. Sehen Sie, dort ragt auch die Trümmer einer Burg auf hohem Felskegel über dem Thalkeſſel empor; es iſt Saumane, das einſt den Beſitzern und Herren von Vaucluſe gehörte, irrig nennen Viele jenes Burggemäuer das Haus Petrarks.“

Wir lauſchten mit ehrfurchtsvollem Schweigen den Belehrungen unſrer hohen Dame, die ihre Umgebung würdigte, ihr als einen holdſeligen Cicerone zuzuhören. Sie hatte ſchon öfter in dieſem hochromantiſchen Thale verweilt, kannte es ganz, und hatte aus dieſem Grunde auch jede ſich andrängende gewinnſüchtige Begleitung zurückgewieſen, doch auch die Zurückgewieſenen durch Gaben ſo erfreut, als wenn ſie die angebotenen Dienſte wirklich geleiſtet hätten.

Wir erreichten in anziehenden und ſinnigen Geſprächen, die der Geſchichte und dem Intereſſe des Punktes galten, den wir aufſuchten, das Dörfchen Vaucluſe, in welchem für die Herrin und die lieblichen Kinder Trageſeſſel und kräftige Träger gewonnen wurden, denn nun begann der Weg zur Sorguequelle rauh und ſteinig zu werden; näher und näher treten die wilden Felspartien, höher erheben ſich ihre gezackten Zinnen und Kronen, feierlicher rauſcht der Strom und das über Wildniſſe gelagerte Schweigen der Natur wirkt mächtig ergreifend auf die Menſchenſeele. Die wilde Tochter der Natur, die brauſende Sorgue, hatte mit wühlender Kraft ſich ihr Bette gegraben, und geſchwellt vom Frühlingsſchneegewäſſer einiger Jahrtauſende ringsum ihr Gebiet mit nackten Trümmerblöcken überſtreut, welche die leiſe das Nackte überhüllende Mutterhand der Natur mit lebensfriſchen Gewändern dunkeln Mooſes bekleidete, das grünte und ſtarb, ſich verjüngte und wieder ſtarb und ſo zur dichten Decke des Geſteins wurde. Spätere Zertrümmerungen harrten noch dieſes Gewandes, und die Felsmaſſen, von denen ſie abgeſtürzt und abgeriſſen waren, ſtarrten ſenkrecht empor, und umzogen das grandioſe Becken der Sorguequelle wie eine Gigantenmauer von einer Höhe, die in wechſelnden Dimenſionen zwiſchen 500 und 600 Fuß ſchwanken mochte.

„Wie ſehr geeignet iſt doch dieſe Felſeneinſamkeit mit ihrer ſchauerlich ſchönen Umgebung für einen geiſtreichen Anachoreten!“ ſprach die Herrin beim Hinabblick in das dunkle, klüftevolle Baſin, darin die breite Quelle farbenſpielend im tiefen Schweigen und unbewegt lag. „Und wie wonnevollreizend mag es geweſen ſein, hier der allwaltenden Natur in das tiefe Geheimnißauge zu ſchauen, und dabei eine ſehnſuchtvolle Liebe im Herzen zu tragen, eine Liebe, welche die Welt verdammt, die Moral ſündlich nennt, und die dennoch, von Jugend und Alter geprieſen, unſterblich fortklingt. Der Sänger Lauras, einer der ruhmgekrönteſten Gelehrten, verfaßte ſchätzbare Bücher, ich habe von dieſen nur wenig geleſen, kenne ſie kaum, nur die unſterblichen Lieder ſeiner Liebe ſind mir bekannt, ich kann ſie täglich mit neuem Entzücken leſen, ſie haben die Herzen nun ſchon ſeit beinahe fünfhundert Jahren erwärmt, durchglüht, beflügelt, und werden das ewig thun, ſo lange die Menſchheit lebt. Wo hat je ein Dichter mit ſo hohem Aufſchwung der Phantaſie, mit ſo reiner, ja himmliſcher Gluth der Empfindung die edle Weiblichkeit verherrlicht, wie er? In dieſer Felſeneinöde hauchte er die Seufzer ſeiner Seele in Sonnetten, Seſtinen und Canzonen aus, hier malte er das Urbild aller irdiſchen Schönheit und Tugend mit den überirdiſchen Farben ſeiner Begeiſterung, und verklärte das Weib Laura zum Seraph Laura, dem ſeine Wehmuththräne, als ſie geſtorben war, in die Unſterblichkeit nachzitterte."

Die edle Herrin ſchwieg erglühend, und ſtand ſchön und würdevoll, ſelbſt einer Verklärten ähnlich, zu der wir nur verehrend aufblicken konnten, vor uns da. Wie verſtummte doch in der Nähe dieſer göttlichen Frau alles irdiſche, unedle und unlautre Begehren, ſie ſchien nur geſchaffen für eine platoniſchtiefe, ideale Seelenliebe, ſie ſelbſt erſchien mir, wie eine Laura, unſterblicher Feierlieder werth, der nur ein Sänger fehle, wie Petrarca.

Es giebt ſolche Frauen, doch ſind ſie ſelten, welche die feinere Organiſation ihrer Sinne, die höhere Bildung ihres Herzens, der edle Aufflug ihres Geiſtes vollkommen befähigt, ſolcher ätheriſchen Liebe werth zu ſein, aber noch ſeltner ſind die Männer, die wie der Sänger in Vaucluſe das reine Sehnen ohne irdiſche Befriedigung durch Jahre dauernd zu nähren vermögen, und die, wenn ihrer Geliebten und ihre eigne Lebensſonne längſt geſunken, noch zum hohen Abendrothäther ſpäterer Jahrhunderte den Purpurroſenſchimmer ihrer heiligen Liebe aufglühen laſſen.

„Einſt ſtand ich in einer Mondnacht in dieſem erhabenen Tempelheiligthum der Natur!“ begann aufs Neue die Herrin mit ſanfter Stimme zu reden. „Die feierlichſte Stille umgab mich und meine Begleiter; nur das entferntere dumpfe Rauſchen der Sorgue vernahmen wir. Der Hinabblick in das Becken da drunten mit ſeinen geheimnißvollen Klüften, ſeiner lautloſen Ruhe, ſeinem Widerſpiegeln einzelner funkelnder Sterne, war magiſch und wunderbar. Es wurde ein Sehnen wach, ſich in dieſen tiefruhenden Himmel hinab zu ſtürzen, ſich loszureißen von den Feſſeln, welche die Pſyche an die irdiſche Hülle inden. Ich dachte an Petrarcas Gedichte, und fand in Räthſel in ihnen, das ich mir nicht zu deuten ermochte; nur die Größe ſeiner Liebe erſchloß es. Er hatte nur Laura im Herzen, und für die Schauer ieſer majeſtätiſchen Felſennatur kein richtiges Auge, onſt würden ſie ihn zu Oſſianiſchen Geſängen begei- ert haben, zu kriegeriſchen, himmelſtürmenden. Aber ie Liebe, die Löwenbändigerin, überwältigte auch dieſen großen und kräftigen Geiſt, und nährte ſeine Gluth nur mit ſanften und keuſchen Flammen.“ —

Wir ſtiegen jetzt vorſichtig zur Tiefe, zum Rand des Baſſins, da ein ſehr niedriger Waſſerſtand dieß zu thun erlaubte, und ich bewunderte mit frohem Gefühle die Pracht der Grotten, welche mit grünen Mooſen, mit Jungermannien und Marchantien bekleidet, und mit dem Duft der Veilchenſteine ganz erfüllt waren. Hart am Spiegel der kryſtallklaren tiefen Quelle ſtehend, ergötzte ihr Farbenſpiel, das ich nur auf ähnliche Weiſe an Alpenſeen wieder ſah, und das vom herrlichſten Stahlgrün, vom leuchtendſten Ultramarinblau zu zarteren Nuancen dieſer beiden Farben überging.

Die Hand der Herrin warf vor unſern Augen ein neugeprägtes Silberſtück in den Kryſtallſchoos der Fluth. Langſam und ſchaukelnd ſank es tiefer und tiefer, mit Luſt folgte der Blick ſeiner ſchwebenden Bewegung, bis es ruhen blieb, und wie ein kleiner reiner Stern aus unabſchätzbarer Tiefe heraufleuchtete.

Ich wußte von Petrarca und ſeiner hohen Liebe wenig mehr als nichts; in den enggezogenen Kreis meiner Studien war von dem berühmten Wiederherſteller der Wiſſenſchaften, von dem zärtlich Liebenden, von dem großen Dichter, beinahe keine Kunde gedrungen. Mit offnem Ohr und lernbegierig lauſchte ich daher, als die Herrin an ihre Umgebung, und ſomit auch an mich, das belehrende Wort richtete:

„Wir dürfen von dieſem wunderſamen Orte nicht ſcheiden,“ ſprach ſie: „ohne uns lebhaft das Bild des Mannes zu vergegenwärtigen, der dieſer Quelle unvergänglichen Ruhm verlieh. Ohne ihn würde der Reiſende ſie wohl auch als eine anziehende Naturmerkwürdigkeit beſuchen, aber bei weitem nicht mit dem Antheil ihr nahen, wie jetzt. Jene ſchöne Denkſäule, ein Zeichen menſchlicher Kunſt mitten in der Felſenwüſte, ein Zeichen hoher Verehrung, die wir dort droben in beträchtlicher Höhe ſeit dem vorigen Jahre emporgerichtet erblicken, deren einfache, ſinnvolle Inſchrift A Petrarque 1809 weit lesbar dem thalaufwärts Kommenden entgegenſchaut, würden wir nicht gewahren. Der Dichter, der ſeine heftige, beſtändige und unerſchütterlichtreu ausdauernde Liebe mit Stolz und Härte zurückgewieſen ſah, begrub ſich in dieſe Einöde. Hier wohnte er in einer armſeligen Hütte, ein glühender Anachoret, einſam im Schooße ieſes grandioſen Felſenamphitheaters, das ſo wie es ſt, aus der Hand der Natur hervorging, hier wohnte r Jahre lang, von einer ſchwarzen Bäuerin, wie er elbſt ſagt, und einem Bauer, ihrem Mann bedient, ſchweigſam in freiwilliger Dürftigkeit, ein Hund ſein Geſellſchafter, dem Studium hingegeben und zwei kleine Gärten pflegend, deren einer an ſeine Hütte, der zweite an das Felſenbette der Sorgue ſtieß. Mit Luſt ließ man die Schilderungen ſeines Aufenthalts in dieſem Grottengefild von ihm ſelbſt, bis er jenen endete, und wieder in die Welt trat, um ſie mit ſeinem Ruhm zu erfüllen."

Nicht ohne feierliche Bewegung des Gemüthes ſchieden wir von dem geweihten Orte, und traten den Rückweg an, oft zurückblickend, ſeiner impoſanten Schönheit uns erfreuend, und bisweilen die Augen weilen laſſend auf dem Mont Ventour, der über die Vorberge hochragend ſeinen Gipfel wieder mehr und mehr der Betrachtung darbot. Bei dieſem Anblick des ſchönen Königes dieſes Gebirges nahm die milde Herrin wieder das Wort: „Auch jenen Gipfel hat Petrarca beſtiegen und von ſeiner Reiſe auf ihn eine anziehende Beſchreibung hinterlaſſen. Er wählte lange unter den Freunden, die ihn umgaben, da er ſie alle mehr oder minder für eine ſo ſtarke, ja gewagte Tour in mehr als einer Beziehung nicht befähigt und für ſich zur Geſellſchaft nicht geeignet glaubte, bis er endlich ſeinem Bruder Gerard vor allen Freunden den Vorzug gab. Zwei Diener durften ſich anſchließen, und ſo wurde der Anfang friſch gemacht, die Bergreiſe zu vollbringen, die, wegen der Steile des Ventour nicht ohne Beſchwerden war. In der Mitte raſteten die Wanderer bei einem alten Hirten, der ernſtlich davon abmahnte, bis zum Gipfel zu dringen, allein gerade dieß lockte an, jugendkräftigen Muth zu zeigen, und der ermüdende Marſch ward von Neuem begonnen, und nicht ohne Ermatten fortgeſetzt. Doch die Elaſtizität der Dichterſeele wußte ſelbſt die Abſpannung der Kräfte philoſophiſch zu betrachten, indem Petrarca die Körperſchwäche bei dieſer Aſcenſion mit dem Zuſtand einer nach dem Gipfel der Seligkeit ringenden Seele verglich, und aus ihr neuen Strebemuth ſchöpfte. Endlich ward der höchſte Gipfel des aus übereinander aufgethürmten Höhen beſtehenden Ventour erreicht, und die Blicke des entzückten Dichters, die über unermeßliche Fernen zu ſchweifen vermochten, richteten ſich zuerſt nach der Gegend ſeiner Heimath, nach Italien hin. Die Alpenkette, die er erblickte, hemmte, am Horizonte hingelagert, das Weiterdringen ſeines Fernſchauens, und rief Heimwehſchmerzen in ihm wach. Dann blickte er hinab nach Avignon, ſah die Rhone ſilbern in der Tiefe dahinfluthen, und ſein Gedanke weilte bei der Heimath ſeines Herzens, ſeiner Liebe, die er vergebens bekämpfte. Dann flog zum fernen mittelländiſchen Meer ſein Auge und ſeine edle Seele ſchwelgte im Entzücken über die Pracht der Natur, doch ſchlug er ſelbſtquäleriſch dieſes Entzücken im Bande, indem er mitten im Anſchauen des offen vor ihm aufgeſchlagenen Gottesbuches in den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtin las und einer asketiſchen Betrachtung ſich überließ, bis die dem Saum des Horizontes zueilende Sonne, welche die Ferne wie die Nähe mit einem vom Himmel quellenden Ozean von Gold überfluthete, zur Rückkehr mahnte.“

Gern hätte ich fort und fort der ſüßen Rede zugehört, doch das Dorf Vaucluſe war wieder erreicht, bis wohin die Chaiſen langſam nachgefahren waren, die Träger wurden belohnt und verabſchiedet, und wir fuhren jenem vorhin erwähnten Gaſthaus zu, zu dem ein naturgemäßes irdiſches Verlangen nun doch ſich hinſehnte. Unterwegs begegnete noch eine groteske Cavallcade auf Pferden, Mauken und Eſeln, die aus einer Geſellſchaft reiſender Engländer und ihrer Damen beſtand. Der Eine, ein wohlbeleibter und beträchtlich ſchwitzender Mann ließ auf ſein bemooſtes Haupt den ſegensreichen Schatten eines buntſeidnen Sonnenſchirms fallen, was ihm einen Chineſen ſehr ähnlich machte. Eine Lady that es ihren Augen zu Leide, im Reiten die blendenden Sonnenſtrahlen auf die weißen Blätter des Guide de Voyageur fallen zu laſſen, und war ſo vertieft in dieſes trockne Studium, daß ſie der murmelnden Welle der Sorgue, der herrlichen Natur rings umher, den pitteresken Felſen der vor ihr aufgethanen vallis clausa keinen Blick vergönnte. Alle ritten ſteif, ſtolz und ſtumm, kein Zug war bewegt, kein Mund ſprach und kein Mund lachte.

Uns umfing im wohlausgeſtatteten Gaſthaus ein leckres Mahl. Die Sorgue hegt in ihrem grünen Bette ſchmackhafte Aale, Krebſe und Forellen im Ueberfluß. Wie ich hier gegeſſen habe, wird mir unvergeßlich bleiben. Auch die Tafel wurde durch die Unterhaltung der edlen Dame gewürzt, ihre Freuden ſelbſt geweiht.

Ich fühlte mich innig beglückt in meiner dermaligen Situation, mir blieb faſt kein Wunſch mehr.

Nach dem Mahle brachten raſche Pferde uns bald nach Orange zurück. Impoſant ſahen wir ſein römiſches Theater, gleich einer mächtigen Schloßruine, über der Stadt emporragen, ſein Thriumphtor blieb nicht unbetrachtet; in einſamer Hoheit ſteht es nicht weit von der Stadt mitten in der Ebene, wie für die Ewigkeit gefügt, nur ſeiner Säulen einige brachen, und an der Südſeite verwitterte mählig das Geſtein unter dem Hauche des Miſtral.

Da der Ort außer den Römermonumenten wenig Anziehendes darbot, ſo wurde nach kurzem Verweilen die Reiſe fortgeſetzt, während welcher Erinnerung an das reizende Vaucluſe die Phantaſie lang nachhaltig angenehm beſchäftigte, bis die Wunder Avignons dieſe Eindrücke verdrängten.

Zehntes Kapitel.

Reiſe nach Nizza.

In dem uralten Avignon, deſſen zierliche, vielgethürmte Mauerumfaſſung wie geleckt erſcheint, obgleich auch dieſe alt iſt, raſteten wir wieder, und verabredeten gemeinſchaftliches Betrachten des vielen landſchaftlich und geſchichtlich Merkwürdigen, was dieſe berühmte Stadt mit ihrer Umgebung dem Freund der Natur und der Vorzeit darbietet. Jener Excurs nach der reizenden Vaucluſe hatte die Reiſe-Geſellſchaft auch geiſtig genähert; die Herrin verſtand ſo fein, in ihrer Umgebung den Sinn für alles Schöne zu wecken, und auch dem Minderbegabten größern Antheil einzuflößen an dem, was in äußerlicher Erſcheinung zu dem Innern ergreifend ſprach, daß Jeder ſich in ſo edler Nähe wohl fühlte, und allmählich die Schüchternheit beſiegend, Worte fand, die ſein Empfinden auf angemeſſene Weiſe kund thaten. Es war kaum ein bemerkenswerthes Object, an welchem unſre hohe Frau nicht eine für ihre Umgebung anziehende oder lehrreiche Seite mittheilend hervorzuheben gewußt hätte. Als unſer erſter Ausflug uns nach dem Rhoneufer führte, und die impoſanten Trümmer der alten Steinbrücke über den Strom unſre Blicke auf ſich zogen, theilte die Herrin ſofort uns die örtliche Sage über die Entſtehung des Baues mit.

„In der Nähe Avignons lebte einſt ein frommer Schäfer, deß Name war Benezet. Ihm, beim Hüten ſeiner Heerde, öffnete ſich der Himmel, ein Engel erſchien dem ſeligen Seher, und gebot ihm, hinein zu gehen nach Avignon, den Bürgern ſein Geſicht und den göttlichen Befehl zu verkünden, über die ganze Breite des Stromes eine Brücke zu bauen, auf daß die frommen Pilgrimme, die vom jenſeitigen Ufer kämen, nach Rom und Paläſtina zu wallen, hier ſichre Steige fänden. Der Jüngling gehorchte und verkündigte zu Avignon, was ihm geboten war, aber man verlachte ihn, hielt ſolchen Brückenbau wegen dem oft übertretenden und reißenden Strom für unmöglich, und legte keine Hand an. Nun wandt ſich der Abgeordnete des Himmels an den Biſchof der Stadt, und dieſer gebot ihm, ein Zeichen zu thun, daß der Himmel ihn ſende, ſo ſolle ihm dann geglaubt werden. Da lag juſt ein ungeheurer Felsblock am Ort der Verſammlung, wo der Biſchof dieſes Wort ſprach, und dieſen ergriff Benezet, und trug ihn mit weit übermenſchlicher Kraft an das Ufer der Rhone. Dieſes Mirakel öffnete Augen und Herzen und freigebige Hände, der Brückenbau wurde begonnen und vollbracht, der Jüngling, nachdem er geſtorben, wurde heilig geſprochen, ein Kloſter ward ihm zu Ehren gegründet, und eine Kapelle an der Brücke ihm geweiht, die wir dort noch immer in alterthümlicher Einfachheit erblicken. Die Brücke ſpannte ihre Bogen vom Kai Avignons hinüber zur langgeſtreckten Inſel Bartelaſſe, ſetzte auf dieſer ſich fort und verband ſich dann mit Villeneuve an jenſeitigen Ufer, wo der Strom am breiteſten und ſtarkfluthendſten iſt, und endete in jenem Thurm, der ſo ernſt und düſter vom Ufer der eben genannten Stadt herüberblickt.“

Dieſem Thurme führte eine Wanderung und eine Fähre uns zu. Eine Art Altan winkte einladend an ſeiner Höhe, und gewährte uns einen wunderſchönen Anblick auf die Inſel mit ihren belebten Promenaden, und auf Avignon mit ſeinen zahlloſen Thürmen, ſeiner maleriſchen Mauer, ſeiner hochthronenden Papſtburg. Ueber weite geſegnete Ebenen vermochte das Auge zu ſchweifen; wir ſahen durch den mächtigen Ventour die Gegend bezeichnet, wo die Vaucluſe liegt, und richteten dann der nächſten

Umgebung die Blicke zu, hinab auf Villeneuve les Avignon, das mit den Ruinen eines Karthäuſerkloſters, darin Papſt Innocens VI. ruhte und einer Citadelle, St. André, recht anmuthig ſich am Stromufer ſonnte. Dieſe „Neuſtadt" erinnerte mich an ſo manche andre und an das häufige Vorkommen bei bedeutenderen Städten, daß immer jenſeits, über dem Strom drüben, ebenfalls Bewohner ſich anſiedelten; wo volkreicher Andrang mächtig war, dehnten ſich die bewohnten Räume gleich zahlreich an beiden Ufern aus, wie bei London, Paris und andern großen Hauptſtädten, anderorts aber blieb nur der eine Theil der mächtigere, die ſpätern Anbaue jenſeits behielten eine gewiſſe Abhängigkeit von der reichen Nachbarin, und bildeten zum Theil ſchützende Vorhuten und Vorſtädte. Solchen Verbindungen danken die größten und berühmteſten Brücken ihr Entſtehen. —

Hatten wir vom alten Brückenthurm bei Villeneuve unſerer Erinnerung die maleriſche Lage Avignons gegen die Rhone eingeprägt, ſo war der Wunſch natürlich, uns auch die mit Recht berühmte Ausſicht vom Gipfel des Felſens zu verſchaffen, welcher die alte Burg der Päpſte trägt, die ein ſehr kernhaftes, trotziges und kriegeriſches Anſehen zeigt, und auf ſcharf abgeſchnittener Felswand thronend von der Seite des Stromufers aus gleich unangreifbar und unüberwindlich ſcheint

„Jener halbverwüſtete Thurm auf dem Felſen Dons,“ ſprach die Herrin, indem ſie uns einen über den Burgpallaſt aufragenden Thurm zeigte, „iſt der berüchtigte Eiskeller, ſchauderhaften Andenkens, in welchen der Menſchenwürger Matthieu Jouve Jourdan die beklagenswerthen Opfer ſeiner kaniballiſchen Grauſamkeit ſtürzen ließ, bis auch ihn die allvergeltende Nemeſis unter das Fallbeil ſchob. So ſtarb ein Ungeheuer, das tauſendfachen Tod verdient hatte, keinen andern, als den ſo viele Gerechte und ſelbſt der fromme König, mit ihm theilten.“

Die Herrin ſeufzte leiſe auf; eine ſchmerzliche Erinnerung zog vielleicht durch ihre Seele, und ſpäter, als wir nun die Burg ſelbſt beſuchten, vermied ſie, der traurigen Glaciere wieder Erwähnung zu thun. Auch erfreute uns Alle dort bald an heitrer Stelle der Hinabblick auf das graue Avignon und ſeine grüne Flur, auf den fernhinſichtbaren Prachtſtrom, ſeine Inſeln und auf alte Schlöſſer und Klöſter. Nähere und fernere Bergketten umranken den ausgebreiteten Horizont, Cevennen, Lure, Alpinen und Alpen.

Noch wurden einige Kirchen und Römerdenkmäler von uns beſucht, und dann die Reiſe weiter fortgeſetzt, um dem Ziele zu nahen. Der Fluß Durance, welcher das Departement von Vaucluſe im

Süden begrenzt, wurde nun eine weite Strecke unſer Wegweiſer, nachdem er uns in ſein Thal aufgenommen hatte. Dieſe raſche und unbändige Gebirgstochter hat ſich an ihrem Ausſtrom in die Rhone ein breites Kieſelbette gegraben, und es mit Trümmern beſtreut, die ſie den Felſen entriß, die weiter aufwärts ſie einengen. Unſre Fahrt ging raſch durch das cypreſſenreiche Thal; wir ſchenkten weder den zierlichen und ſchönen Römerdenkmälern bei St. Remi, dem Geburtsort des Noſtradamus, noch den ſonſtigen Merkwürdigkeiten, die jenes Thal bot, ein längeres Verweilen, als flüchtiges Beſchauen geſtattete; wir ſparten vielmehr noch würdigern Gegenſtänden die Befriedigung unſrer Schauluſt auf.

Nach einer ſchönen und angenehmen Fahrt, und nachdem wir ſchon geraume Zeit das Thal der Durance verlaſſen hatten, ſahen wir uns in dem über alle Beſchreibung reizenden Thale von Aix der Stadt nahe, die am Fuß einer dreifachen Gebirgsmauer rings von lieblichen Villen, Gärten und Olivenhainen umgeben im goldglänzenden Abendſchimmer vor uns lag.

„Frankreich hat viele Paradieſe! Dieſe Gegend iſt eins von ihnen!“ ſprach unſre Herrin, als wir durch ſchattige Alleen in Aix einfuhren. Ein Hotel auf dem belebten Cours, den Fontainen, ſtattliche Häuſer, und lange Baumreihen zieren, nahm uns auf.

Am folgenden Morgen gab es Römerdenkmäler, ſehenswerthe Werke neuerer Architectur und Plaſtik, und Reliquien der Kunſt eines Königs, Renatus, zu beſchauen, eines Königs, deſſen Andenken im Volke mythiſch fortlebt. Vieles erinnert noch in Sitte, Sang und Sage des Volkes dieſer Hauptſtadt der Provence, an die goldne Zeit, wo in dieſen Gefilden die provencaliſche Poeſie blühte, die Harfen der Troubadours rauſchten. Auch König Renatus war ein Troubadour, und wußte nicht nur die „zarten Saiten der Leier, ſondern auch des Bogens Kraft“ zu ſpannen. Er erfand dem Volke ein immer noch fortlebendes, in Südfrankreich berühmtes geräuſchvolles Maskenfeſt, das er mit der Frohnleichnamsfeier verband, und das noch alljährlich ſein Andenken erneut; er war Sänger und Maler, ſchätzte und ſchützte die ſchönen Künſte, war tapfer und großmüthig, und wäre würdig, der poeſiegefeierte Träger eines Dramas oder einer ſagengeſchichtlichen Novelle zu werden, zumal auch der Schmerz ſeinem Leben nicht fern blieb, und die Königskrone ihm von ſeinem lorbeerumkränzten Haupte fiel. —

Wir hatten das heiterſchöne Aix verlaſſen, und zogen nun, in Erwartung immer ſich ſteigernden Genuſſes, die Straße nach Marſeille entlang. Während die Reiſewagen langſam aus dem reizenden Thale von Aix zu minder bewachſenen und fruchtreichen Höhen emporfuhren, die zum Theil zu impoſanten Felsformationen ſich geſtalteten, äußerte die Herrin: „Aix iſt mir immer erſchienen wie ein romantiſches Idyll ein Gegenſatz zu dem volkwimmelnden Marſeille, das ich einem ſcenen- und perſonenreichen Schauſpiel vergleichen möchte, oder wie ein freundlich einleitendes Vorwort zu einem lebhaftanregenden Buche. Das leere Blatt, welches zwiſchen Vorwort und Beginn des Werkes liegt, iſt dieſe Straße voll unermeßlichen Staubes; ſobald wir es umſchlagen, blicken wir ſchon auf die mit einem herrlichen Initial gezierte erſte Seite des Buches; dieſen Hinabblick gewährt uns die ſogenannte Viſta, eine Bellevue im eigentlichſten Sinne des Wortes, die uns am Spiegel des Meeres das prangende und große Marſeille zeigt, das nach allen Richtungen ſeine Häuſerreihen in die Umgegend vereinzelt zu haben ſcheint, wie ein Stern ſeine Strahlen ausſtreut. Gegen fünftauſend Landſitze, große und kleine und im mannichfaltigſten Bauſtil aufgeführt umgeben mit ebenſo viel wohlgepflegten Gärten den Kern der berühmteſten Hafenſtadt Südfrankreichs, die den Occident mit dem Orient verbindet.“

Nach nicht allzulanger Fahrt wurde der Theil der Hochſtraße erreicht, welchen man die Viſta nennt, und zu Füßen maleriſch prachtvoll lag Land und Meer, letzteres mit in Abendſonnenſchein erglühenden Felſeninſeln, und mit nahen und fernen Schiffen wie beſäet, erſteres mit Villen und Gärten, Hainen und fernern Alphöhen, und einem Theile Marſeilles, den andern deckte noch ein vorſpringender Hügel; alles magiſch beleuchtet, und von der ſinkenden Sonne überflammt wie ein ſchönes bräutliches Jungfrauenantlitz vom Purpur holder Scham. Wir ſchwelgten in dieſem Anblick voll Entzücken, und genoſſen ihn ſtummfeiernd. O wie ſchön war dieſes Land, o wie glücklich, Wem hier eine Heimath winkte!

Als wir weiter fuhren, nachdem der Vollgenuß des über alle Beſchreibung herrlichen Ausſichtanblicks von uns empfunden worden, führte die abwärts in das fünf Stunden im Umfang haltende Thalbaſſin ziehende Straße uns langgeſtreckten und hohen Gartenmauen näher, die unendliche Zeilen bildeten, zwiſchen denen wir in ausſichtloſer Geduld langſam dahin rollten; der Glanz des Abends ſtarb am Himmel und in der dunkeln Meeresfluth, die Sterne erglimmten am nachtblauen Aether, ein friſcher Lufthauch vom Meere her kühlte die heißen Wangen; unter dem mondſtrahlverſilberten Flügel der Nacht nahten wir Marſeille. Die Herrin ſchlummerte, ihr ſüßes Antlitz leuchtete, wie ein Mond der Schönheit, durch den zarten Schleier, der es überflorte; meine Gedanken hingen mit meiner ganzen Seele an dieſen Zügen voll überirdiſcher Milde und Reinheit, und ich fühlte mich bebend umſtrickt von der Zauberfülle ſo hohen Liebreizes.

Die Reiſe hatte ſo ſittigtraulich angenähert; es koſtete einen Rieſenkampf, unentflammt zu bleiben in der Sphäre ſo vieler Huld und Schönheit, kalt gegenüber zu ſitzen dem warmen Leben voll anreizender Formen, voll körperlicher, wie geiſtiger Schöne, und jeden kühnen, verlangenden Gedanken zu unterdrücken. Doch eben dieſe vertrauende Nähe beſſerte und heiligte, während ſie verzehrte; ſie verſengte nur die Schlacken der erbſündlich ſchlechten Körperlichkeit, und hob den anbetenden Geiſt zum Empyreum einer überſinnlichen Liebe, welche demüthig und unterwürfig machte, ſcheu und zurückhaltend, blindgehorſam und unbedingt ergeben. Mit einem Male ward mir die Zaubermacht klar, welche die wahre innige Minne auf die chevalereske Welt des Mittelalters übte; ſie war nur ein Ausſtrahl des wahren Frauenthums, ſie war die Blüthe jener Wunderzone, auf welcher das ſterblich Weibliche an das unſterblich Himmliſche, das Weſen der Frau an das Weſen des Engels grenzt.

Auch Marſeille, da es nicht unſer Reiſeziel war, diente nur kurze Zeit unſrer Schauluſt. In der herrlichen, ſchnurgeraden, Alleengeſchmückten und breiten Straße des Corſo wurde ein angeſehenes Hotel erwählt, und der andre Morgen fand uns alle zeitig munter und zu erheiternden Ausflug gerüſtet. Der erſte führt uns zum Maſtenwald des wimmelnden Hafens, deſſen Kaufläden und Boutiken die Spenden der Induſtrie des Morgenlandes mit denen des Abendlandes vereinigt der Schau- und Kaufluſt vor Augen gelegt hatten, und die Fülle herrlicher Südfrüchte zu Spottpreiſen darboten. Zu beklagen war, daß die tyranniſche Handelsſperre, die Feſſel, die dem freien Verkehr der Nationen durch Napoleons eiſernen Willen angelegt war, auch hier ſich ſichtbar zeigte. Wir kehrten, da bald genug die unſaubre Exhalation des Hafens uns zwang, ihn zu verlaſſen, durch die Straße von Rom, die ſich in die von Aix endigt, zurück, und durchſchnitten ſo in einer Linie die große Stadt. Mehr als ein Reiſebeſchreiber von Ruf nennt dieſe Straßenzeile einer der ſchönſten Frankreichs, ja Europas. Gleichwohl iſt nicht immer auf ſolche Aeußerungen zu gehen. In einem allverbreiteten, wacker gearbeiteten, dreibändigen geographiſchen Handbuch wird unter Anderm Nancy eine der ſchönſten Städte Europas genannt, eine

Bezeichnung, die ich durchaus nicht unterſchreiben kann; und wohl Niemand, der viele ſchöne Städte ſah, und auf der Tour von Paris nach Straßburg Nancy berührte, wird jener zwar anſehnlichen, reichen und blühenden Stadt ein ſo glänzendes Epitheton zugeſtehen. Ich fand in ihren Straßen viel Unreinlichkeit, hauptſächlich Stroh, die zur Schönheit im Superlativ ſchlecht harmonirt, und fand dort im ganzen den characterloſen Ausdruck, der faſt allen Städten Mittelfrankreichs anhaftet. Paris zehrt alles geiſtige Mark auf. Ein Glück für Deutſchland, daß eine ſo furchtbar conſummirende Metropolis ihm mangelt, wie ſehr auch Manche aus allerdings auch achtbaren Gründen dieſen Mangel beklagen. Dennoch fehlte es, der Handelsſperre ohngeachtet, in Marſeille nicht am Anblick der verſchiedenſten Nationen und Nationalitäten. Wie in einem großen Völkerbunde vereint bewegt ſich hier harmlos und ungezwungen nebeneinander der Stolz des Engländers, die Gravität des Spaniers, das Pflegma des Holländers, die Liſt des Griechen, die Spekulation des Italieners, die Seelenruhe des Muſelmannes, die Ungenirtheit des Amerikaners. Ein ſolcher Welthafen bietet der Menſchenbeobachtung, dem Studium der Phyſiognomik, wie den ſcharfſinnigen Schlüſſen des Enthnographen unerſchöpflichen Stoff. Das Fremdland ſendet ſeine

Wunder her, Bäume- und Strauchwerk heißer Zonen, Myrrhen und Weihrauch, Löwen und Leoparden, Affen und Kameele, Elephanten und Rieſenſchlangen; der Orient ſendet ſein Prachtgewebe, Italien und Griechenland ſeine Feuerweine, die Türkei ihre Tabake. Das Abendland bietet die gefüllte Hand zu Kauf und Tauſch, rings iſt Leben und Lebensgenuß; die Barken und Schiffe aus Nachbarhäfen entladen ihre Früchte, ihre Fiſche, ihr Holz. Die Gold- und Silberläden wetteifern an Pracht und Eleganz mit denen in Paris; Merkur hat in Marſeille goldne Schwingen. Dieſe Stadt ſah eine ariſtokratiſche Induſtrie, die den wirklichen Adel mit dem Geldadel auf beſonnenkluge Weiſe zu verſchmelzen wußte. Wenn im Mittelalter und ſpäter, berühmte Kaufleute ſich zu Adeligen, Grafen und Fürſten aufſchwangen, ſo adelten hier die Nobelgeborenen den ganzen Stand, und geſellten auf friedliche Weiſe das Schwert der Elle, den Wappenſchild dem Firmaſchild.

Wir durchfuhren die Straßen, die Promenaden, die Boulevards, die Plätze, einen gut gearbeiteten Plan der großen Stadt zur Hand, beſahen die Denkſäulen, an denen es nicht mangeln kann in einer Stadt, die manche große und folgenreiche Epoche in ihrer Geſchichte ſah. Die Kämpfe der Ligue, das Wüthen der Peſt 1720, die Revolution boten eben ſo ausgezeichnete Perſonen, als dankbare Stoffe für die künſtleriſche Darſtellung, die bemüht war, das Andenken an unheilvolle Zeiten zu verewigen. Die große Peſt raubte Marſeille 40,000 Menſchenleben, die Revolution minderte die Bevölkerung um 50,000, und die Napoleoniſche Herrſchaft zertrümmerte den blühenden Handel. Die Marſeillaiſe wurde für lange Zeit ſein Grabgeſang.

Auch ein Ausflug in die Eygaladen, am Fuße der oben erwähnten Viſta und an den ſanften Wellen der Huveaune wurde von uns unternommen, und belohnte ſich durch die Eindrücke, welche die Pracht der Vegetation, der anmuthig gelegenen und [illegible]ten Baſtiden, dieſer Landſitze, welche meiſt neben den holden Kindern der ſüdlichen Sonne, dem Oel- und Orangenbaum, dem Citrus und der Feige auch die Pracht einer exotiſchen Flora ziert, wo die Räthſelformen der Cacteen ſich noch heimathlich fühlen, und üppig und vollblühend nicht daran denken laſſen, daß ſie der Südſpitze Afrikas entſtammen. Die Herrin bevorzugte dieſe ſeltſamen Pflanzenformen, die in heutigen Tagen die Mode hoch begünſtigt. Nicht minder beſuchten wir die ſehenswerthe Anſtalt, in welcher man die rohen Korallen zu Schmuck und Künſtlichkeiten verarbeitete. Mühſam muß hier der Menſchenfleiß mit dem harten und ſpröden Stoff ringen, um ihm eine edle Form und ein angenehmes Aeußere zu geben; ein Bild der Erziehung — denn auch hier wird manches Stück, allen angewendeten Fleißes ohngeachtet, eine Mißbildung. Die Anſtalt verdient, daß man ſie beſehe; die Pracht der Kabinetſtücke, zum Verkauf in ſchönen Reihen ausgelegt, feſſelt ſchon den Blick; die glänzenden Farben, das reinſte Weiß, das tiefſte Schwarz und das Roth vom ſanften Roſenanhauch durch alle Nuancen bis zum tiefen eigenthümlichen Roth der Koralle — befriedigen das Auge und lenken den erſten Gedanken auf die Schöpfungs-[illegible] Meerestiefe. Sind nicht die Korallen und Korallenmooſe die Cacteen der Waſſerwelt? Und die erſten ſogar zum Stein erhärtet. Aus dem wunderlich gebogenen Korallenzweig muß des Künſtlers Phantaſie ſich ein Bild erſchaffen deſſen roheſte Form nur ſie gegeben findet, und dann dieß Bild geſtalten. So findet man nun Chriſtusbilder, Schlangen, Schildkröten, Krokodile, ja alles erdenkliche zierlich geſchnitten, fein polirt beiſammen, und die Mängel an der und jener Zierlichkeit birgt täuſchend ein wenig hartes, korallenfarbiges Wachs. Zahlloſe Schnüre von Roſenkränzen, Korallenperlen, und andre kleinen Zierlichkeiten harrten fertig des Käufers oder der Verſendung. Die weiße Hand der Herrin wählte für ſich und ihre Begleitung, für jeden ein kleines

Andenken aus, und ich empfing den einer Antike nachgebildeten Kopf des Apollo Muſagetes, den ich aus ſo verehrter Hand als Heiligthum ſchätzte, und lange, lange aufbewahrte. Die Herrin verſtand, ſo ſinnig zu geben; ach, hätte ich doch die Hand küſſen dürfen, die mich ſo erfreuend beſchenkte.

Nach einigen Tagen genußreichen Aufenthaltes zu Marſeille ſetzte ſich die Reiſe weiter fort. Durch abwechſelnd romantiſche und auch wieder ſteile Strecken und durch eine bergige Gegend gelangten wir in die pittoreske Felſenklauſe von Olioulles, wo die Natur ein Bild maleriſcher und grotesker Zerriſſenheit vor Augen geſtellt hat, ein Bild, wie es die [illegible] Steine, und im Kleinen die Felſen in der Nähe der Baſtei und im Ottenwalder Grunde in der ſächſiſchen Schweiz bieten. Unter hohen Felſennadeln, ſenkrechten Thürmen und nackten Mauern windet die Straße ſich labyrinthiſch hin, bis die Höhen, indem ſie ſich verflachen, wieder begrünt erſcheinen, und nahe bei dem Flecken Olioulles Olive und Orange, Granatbaum und Kappernſtrauch entgegengrüßen, worauf man über eine Anhöhe gelangt, von welcher ſich der Hinabblick in jenes weite Strandbecken eröffnet, das die befeſtigte Hafenſtadt Toulon umſchließt.

Die Herrin beſchloß, in Toulon keinen verweilenden Aufenthalt zu nehmen, und ſo entging mir die Beſichtigung des merkwürdigen Arſenals, des furchtbaren Bagno, der impoſanten Kriegsſchiffe.

Wir fuhren über La Valette und Hyeres nach Frejus, und weideten unſre Augen am Anblick des unermeßlichen Meeres, in welchem ſonnig und ſchön die Hyeriſchen Inſeln ſchwammen, die Lavendelduftenden Stöchaden. Es erfüllte mit Luſt, oft einen Blick auf das Meer, und auf die grünenden Gefilde von Hyeres, zu werfen, das paradieſiſch mitten in Orangenhainen, unter Weinbergen und Wäldchen immergrünen Eichen liegt, und von welchem Ort die Reiſebeſchreiber Südfrankreichs die anziehendſten Schilderungen entworfen haben.

Frejus grüßte uns vergnügt Reiſende mit Römerbauten in Trümmern, einer Porta aurea, einer arg verwüſteten Arena, einem einſam am Strande aufragenden antiken Pharus, einem hoch und ſtolz gezogenen Aquäduct, um deſſen Ruinenbogen der immergrüne Eppich ſeine kletternden Ranken ſchlingt. Hier war demnach, wie in der ganzen Provence, klaſſiſcher Boden, und ein mächtiges Volk ließ die impoſanten Spuren ſeiner Kunſt, Betriebſamkeit und in Vielem unerreichbaren Technik der Bewunderung der Nachwelt zurück, die ſich kaum zu erklären weiß, warum für Orte und Colonien, die nicht allzugroßer Ausdehnung ſich erfreuten, ſo immenſe Kräfte in großartigen Bauwerken und vielfacher architectoniſcher Zier aufgeboten wurden? Unſre Herrin erläuterte uns den Namen Frejus, der durch Napoleons Landung nach dem ägyptiſchen Feldzug und ſofortige Freiſprechung von der Quarantaine noch eine Denkwürdigkeit mehr erhalten hatte, mit ihrer gewohnten Kennerſchaft, indem ſie uns ſagte, daß der Ort Forum Julii zu Ehren ſeines Erweiterers, Julius Cäſar, genannt worden ſei; das Wort Forum ſei in Foro, Fro, Fre zuſammengeſchmolzen, und das Julii in Jules, Juls, Jus.

Dem Goldthor zu Frejus entſpricht ein [illegible] fluß, Argens, der mit vielen deutſchen Sil[illegible] den ſagenhaften Namen theilt, der jedoch Frejus kein Silber, ſondern unendliche Sandmaſſen zuführte, die den Hafen verſchlemmten, und aus ihm und der Rhede die Meeresfluth zurückzuweichen zwangen, ſo daß auch leider der Zuſtrom des Silbers, den lebhafter Handel erzeugt, zurückwich, und der Ort verarmte.

„Dieſer Stadt dürfen wir nicht ohne ernſte Beachtung vorübergehen,“ hatte die Herrin voll milden Ernſtes geſprochen. „Frejus iſt eine Zeugin von der Wandelbarkeit irdiſcher Größe und Hoheit. Einſt blühende Römerſtadt, mit einem Hafen von nicht geringerer Bedeutung wie heute Marſeille einen beſitzt, mit Tempeln und Paläſten prangend, und durch den großen Cäſar gehoben, eine Wiege berühmter Männer, iſt es heute ein verödeter Hafenort, den ſtatt einer römiſchen Mauerkrone ein Kranz von Schilf ſchmückt. Wo früher der Hauch des Meeres ſich mit der Duftfriſche einer blühenden und fruchtbaren Landſchaft miſchte, die der Bewohner Geſundheit ſtärkte, ſoll jetzt der Dunſt ſandiger und moraſtiger Lagunen vielfache Krankheit erzeugen. Solche Betrachtungen ſind geeignet, wenn der innere Blick ſich auf die blühendſten, verkehrbelebteſten Städte richtet, mit Wehmuth und kummervoller Ahnung für deren Zukunft zu erfüllen, doch ſollen wir dieß nicht, ſollen nicht Unglückspropheten werden, nicht den Schleier der Zukunft ſchwarz ſehen, wie die Nacht, ſondern blau wie den tiefen Himmel über uns, eben weil der Himmel über uns iſt, und ſeine Bläue nichts anders, als die vom Lichte unſrer Sonne hellgeſtrahlte Nacht.“

Dieſe Wendung der Rede regte mich zu tiefem Nachſinnen an über die Wunder der Offenbarung, die Gott in manches Menſchenherz legt, und über die Hoheit und den namenloſen Liebreiz, die ſich immer und überall und in Allem ausdrückten, was dieſe herrliche Frau dachte, ſprach und that.

Nach dem wir in Frejus betrachtet hatten, was als der Betrachtung würdig uns geprieſen war, oder worauf die Herrin die Kinder und ihre Umgebung aufmerkſam gemacht wiſſen wollte, ſchickten wir uns zur letzten Fahrt an, die dem Ziele uns zuführen ſollte; ich that es mit einigem Bedauern, denn ich hätte ſo durch die ganze Welt über Land und Meer reiſen mögen, den Worten der Herrin lauſchen, und zu ihren Füßen ſitzend muſiziren, ſie zur freundlichen, antheilnehmenden, ſtets mit Güte und Milde, und doch mit hoher Verſtandesklarheit urtheilenden Zuhörerin. Doch es endet ja jedes Erdenglück, das hohe, reine, ſittliche, wie das materieller Genußſucht Dargebotene, und nur der Unterſchied findet Statt, daß die Farben des letztern in der Erinnerung nachdunkeln bis zum Nachtſchwarz, während die des erſten ſich zur himmelblauen Aetherfarbe verklären.

Als wir Frejus verlaſſen hatten, ſahen wir das Gebirge Eſterel vor uns majeſtätiſch emporwachſen, und in einem mächtigen Zuge von Norden nach Süden unſre Reiſebahn durchkreuzen. Auf dieſer Straße entfaltete ſich eine Fülle pittoresker An- und Ausſichten, auf Felspartien, Wälder, kleine Städte und Dörfer; im Norden zur Rechten die ferne Alpenkette, zur Linken das uferloſe weite Meer, in dem die Gruppen kleiner Inſeln ſich ſonnten. An Wegen und Rainen grünte, wie in meiner Heimath die Schleendornhecke, der dunkle Arbutus; von den Felſen nickten

Saxifragen; Oelbaum und Lorbeer ſtanden friedlich beiſammen, und von der ruhigen See herüber fächelten kühle Lüftchen. So erreichten wir die Stadt Cannes in deren Nähe und ihr gegenüber die Inſel St. Marguerite mit ihrer Schweſterinſel St. Honorat aus der Meerfluth emporwächſt, und eine Citadelle trägt, deren Mauern einſt den myſteröſe Gefangenen, den Mann mit der eiſernen Maske einſchloſſen, deſſen geſchichtliches Räthſel ſchon ſo viele löſungverſuchende Federn bewegt hat. Es konnte nicht fehlen, daß das Geſpräch ſich auf jenen Gefangenen lenkte und hin und her Vermuthungen ausgeſprochen wurden, welche die Herrin unerörtert ließ, bis ſie mit ihrem feinen Lächeln im holdſeligen Antlitz die Roſenlippen öffnete, und uns ſagte: „Jener geheimnißvolle Gefangene, über welchen man bereits ſo viel fabelte, war kein Anderer, als ein Günſtling des Herzogs von Mantua und Montferrat, Karl von Gonzage, mit Namen Graf Mattioli. Eine kecke That, durch die er ſich wichtiger Depeſchen und Papiere, welche der Hof von Frankreich durch einen vornehmen Geſandten nach Rom ſchickte, bemächtigte, hatte für Mattioli die nachtheilige Folge der Gefangennehmung durch franzöſiſche Feldjäger, worauf er ſofort auf jene Inſel transportirt, durch eine Maske aber auf der Reiſe und ferner ſeiner Umgebung unkenntlich gemacht wurde. Später brachte man ihn nach der Baſtille, wo er im November des Jahres 1703 ſtarb. Daß ſich die Sache ſo und nicht anders verhält, weiß ich aus dem Munde einer Dame, die dem Geſandten, welcher die erwähnten Depeſchen Ludwigs XIV. nach Rom bringen ſollte, ſehr nahe verwandt war. Jener Gefangene ahnete gewiß nicht, daß ſein Loos als Sage mannichfach verwandelt, ganz Europa durchklingen würde."

So aber, wie unſre verehrte Dame hier ſchließend ſich äußerte, mag es ſich wohl mit manchem Leben ereignen. Wenn ein Jahrhundert und mehr vorüber, wird durch die Cedern des Libanon eine arabiſche Sage ſäuſeln von einer wunderſamen Frau, die vor Zeiten Palmyras Königin geweſen, und Lady Stanhope wird in mythiſcher Verklärung erſcheinen. Anderer Beiſpiele hier nicht weiter zu gedenken.

Ueber Antibes und St. Laurent und über den reißenden und breiten Alpenſtrom Var gelangten wir auf raſcher Fahrt zum wundervollen Anblick des überaus reizenden Thales von Nizza, das als endliches Reiſeziel von der Mehrzahl der Gefährten entzückt begrüßt wurde.

Nizza hat eine prachtvolle Lage; es ruht mitten im Schooße eines Bergamphitheaters, deſſen Gigantenſitze nach der Ferne emporgethürmt wie der Pelion auf dem Oſſa in mannichfachen Abſtufungen ihrer Farbentöne verklingen, und hat gegen das Meer hin offenes, ebenes, wie die Höhen, rings mit Gärten und Villen beſäetes Land. Nach dem Meere hinab reicht es mit den langen Armen heitrer Straßen, deren Häuſer in Gärten voll Orangen, Citronen und Feigenbäume ſtehen, und die, wie die Straßen der Stadt ſelbſt, von der lebhaften Menge allerlei Volkes wimmeln, das der Verkehr in ihnen rührig hin und wieder treibt.

Angelangt in der Stadt, die mit ihrer himmliſchen Lage, ihrer Fülle von Südfrüchten, ihrem der Geſundheit ſo zuträglichen milden Klima alljährlich das Ziel von Tauſenden Reiſender iſt, welche Geneſung, Zerſtreuung, Erholung, neuen Lebensmuth und friſche Körperkraft dort ſuchen, und der Mehrzahl nach auch finden, wurde in einem vornehmen Hotel, daß ſich günſtiger Lage erfreute, eine zimmerreiche Etage gemiethet, und es richtete ſich die Herrin mit ihrem Gefolge wohnlich ein. Meine Unterrichtsſtunden, die ich den Kindern zu geben hatte, wurden feſtbeſtimmt, nicht minder der übrige Unterricht geregelt, und die vielen Verbindungen und Bekanntſchaften unſrer Dame mit den erſten Familien Nizzas ſowohl als den angeſehendſten Fremden begann mir eine Kluft fühlbar zu machen, die ich ſobald nicht vermuthet hatte.

Was ganz natürlich war, was Rang und Stand der Herrin zu thun geboten, kränkte mich. Ich ward nicht mehr, wie auf der mich ſo ſehr beglückenden Reiſe, gewürdigt, mit ihr an einer Tafel zu ſpeiſen, mich auf gemeinſamen Ausflügen an ihrer Seite zu zeigen, und ihrer holdſeligen Rede zu lauſchen. Ihr Haus bildete ſich zu einem kleinen Hofhalt aus, mit ſtrengerer Etikette, als mir nöthig ſchien. Daß ich außer den wenigen Stunden des Unterrichts ganz mein eigner Herr war, und eine Fülle von Zeit mein nennen durfte, ſchlug ich nicht hoch genug an.

Mit einem Gefühl, daß ſich mächtig von gewöhnlicher Unzufriedenheit unterſchied, das mich unruhig machte, tiefinnerlich verſtimmte, und ſehr ſchwer zu überwinden war, durchſtrich ich Stadt und Umgegend, ſuchte mich an den allenthalben ſich darbietenden reizenden Ausſichten zu zerſtreuen, und die heilende ſanfte Hand der Natur abermals auf die Wunde meiner Bruſt zu legen. Hafen und Corſo, Ufer und Meer, Felſen und Klippen, Straßen und Plätze wurden von mir beſucht, befahren, überwandert, es war keine rechte Ruhe und kein Frieden in mir. Ich hatte ſo ſchön geträumt, zu ſchön, und mußte alle mein Leid in tiefes Schweigen begraben. Lange nicht mehr mit dem Intereſſe, das ihre Rede, ihre Unterhaltung, ihre Belehrung eingeflößt hatten, beſah ich jetzt die Reſte der Vorzeit, die Römeralterthümer, die Ruinen des Amphitheaters, das die dem Volk innewohnende Poeſie die Kufe der Feen nennt, und mit dieſen geiſterhaften Weſen bevölkert.

Einſam und einem unbefriedigten Sehnen hingegeben, machte ich oft weite Ausflüge, überblickte von verſchiedenen Anhöhen Meer und Land oft in der Verklärung ſonnegoldner Abendbeleuchtung, und es kamen Erinnerungen zu mir, wie Genien. Alle Erdenparadieſe, die ich geſchaut mit leiblichem Auge, traten vor mein Gedächtniß; auch auf die vergeſſene Heimath richtete ſich ein Seufzer und ein Sehnſuchtblick. Der hohe Berg Montalban ſah mehr als einmal meine Thränen fließen; ich war kindiſch, ich fühlte das, und gleichzeitig fühlte ich, daß meine Situation mit dieſer unmännlichen Sentimentalität, in welche ich mich verſenkt, nicht andauern könne, nicht dürfe; ich mußte ſuchen, die Bande ſelbſt zu löſen, die mich für eine kurze, doch ſelige Zeit erhebend und läuternd ſo hoch beglückt.

Elftes Kapitel.

Leben in Nizza.

Da die Fülle der mir vergönnten Freiſtunden mir ein ſehr häufiges Verweilen in Kaffeehäuſern und unter dazu gehörigen Zelten im Freien vergönnte, ſo blieb ich in Nizza nicht allzulange ohne Bekanntſchaft. Es fand ſich da, wo ich am meiſten einſprach, in einem Café des Corſo, zu beſtimmter Zeit täglich ein Mann, der mich beſonders anſprach, ohne daß ich jedoch Veranlaſſung hatte, mich ihm zu nähern. Eines Tages kam er in Geſellſchaft eines andern Herrn, während ich einen Becher Eis verzehrte, mit jenem in lautem Geſpräch, von dem ich folgendes zu vernehmen bekam: „Er muß fort, er muß von unſrer Herrin den Abſchied bekommen, es iſt nicht mit ihm auszuhalten! Tag für Tag in Aquavit betrunken, und ſtets in einer Atmoſphäre von Branntwein, Schnupf- und Rauchtabak, daß man ſeine Nähe mehrere Schritte weit ſchon wittern kann, nein, ſolch ein Mann iſt nicht tauglich, in hohen

Kreiſen ſich zu produciren; ſeine Lebensweiſe wirft einen Schatten auf uns, ſeine Kollegen, und nirgend kann man in anſtändiger Geſellſchaft mit ihm ſich ſehen laſſen, zudem bläßt er täglich ſchlechter."

„Alles ſehr wahr; hätten wir nur gleich wieder einen andern geeigneten Virtuoſen für unſre kleine Kapelle!" warf der zweite Herr, ebenſo wie der erſte, ein noch junger Mann, ein. Ich aber horchte hoch auf, und wandte den Sprechenden meine Aufmerkſamkeit zu.

„Gerade für dieſes ſchwierige Inſtrument findeſt Du nicht ſogleich ein geeignetes Individuum," fuhr jener in ſeinem Einwurfe fort. „Suche Geiger, die werden ſich zu Dutzenden bieten, Oboiſten, Trompeter, Horniſten, Poſauniſten findeſt Du wohl auch, aber für die Clarinette —"

Die Clarinette! war es doch, als durchzucke mich ein Blitz. Sollte abermals dieſes geliebte Inſtrument dazu berufen ſein, mir einen neuen Weg zu zeigen? da auf dem, welchen ich jetzt wandelte, mir zwar nicht die Füße bluteten, aber das Herz.

Ich näherte mich den Sprechenden beſcheiden: „Wenn die Herren einen geſchickten Muſiker ſuchen, deſſen Inſtrument die Clarinette, ſo ſteht ein ſolcher in meiner Perſon vor Ihnen!"

Der ältere der beiden Männer überflog mich mit einem ſpöttiſchen Blick, und ſprach: „Sehr verbunden, mein Herr, leiſten Sie uns Geſellſchaft, und laſſen Sie hören, was Sie außerdem leiſten und was Sie wünſchen.“

Ich nannte meinen Namen, worauf er erwiederte: „Und ich bin Barſotti, Kapellmeiſter in Dienſten einer hier domicilirten Fürſtin, in dieſem Herrn ſtelle ich Ihnen vor Herrn Ferdinando Giorgetti, erſten Violiniſten in der Privatkapelle ihrer Hoheit. Unſer Clarinettiſt zeigt ſich untauglich, wie Sie vernommen haben, wir müſſen ſuchen, einen Andern zu engagiren doch iſt unumgänglich nöthig, daß derſelbe, neben ſonſtiger Tauglichkeit, Würdigkeit und Virtuoſität auch noch einiger andern Inſtrumente mächtig ſei, namentlich der Violine und Bratſche, um auch bei den kleinen Quartetten mitwirken zu können, welche die Herrin ſo ſehr liebt, die ſelbſt eine celebre Virtuoſin iſt, und namentlich auch Ihr Inſtrument, mein Herr, zu beherrſchen weiß.“ Dieß alles ſprach der Mann mit einem feinen Hohnlächeln, welches verrathen ließ, daß viel Satyre in ſeiner Rede ſei.

„Ich getraue mir dieſen Anforderungen zu genügen,“ war meine zuverſichtliche Antwort, und meine Hoffnung wuchs, in ein neues Verhältniß zu treten.

So iſt der Menſch, ſo ſind mindeſtens Viele. Nur der Wechſel ſtreut Roſen auf ihre Lebensbahn, und wenn ſie die mit Letztern unvermeidlich vereinbarten Dornen fühlen, klagen ſie voll Unzufriedenheit. Es iſt auch hier, in ſolchen Stimmungen, das Bild der Schlange ein deutſames Symbol, der Schlange, welche die alte Haut abſtreift, in welcher ihr kaum zuvor ſo wohl war. — Barſotti beſchied mich am andern Morgen in ſeine Wohnung, um vor ihm eine Probe meiner Kunſt abzulegen, und ich beſchloß, wenn ich dort genüge, meiner edlen Herrin den Dienſt zu kündigen. Zudem ſchmeichelte es meiner Eitelkeit, in höhern Rang zu treten, und aus der ſimplen Stufe eines Muſiklehrers zweier Kinder zu der eines fürſtlichen Kammervirtuoſen mich aufſchreiten zu ſehen. Ach, ich kannte noch nicht das enge und peinliche, das einen ſolchen Miniaturhofhalt umgiebt, wo der Sphäre des Prunkes und der Herrſchergröße auf drei Schritte ringsum ein Grenzpfahl entgegentritt. An ſolchen Hofhaltungen, wo der Hofmarſchall und der Hausintendant in einer Perſon ſich vereinigt finden, die Kapelle aus einem Quartett beſteht, der Kapellan nach Rabener auch Hamſter fängt oder ſonſtigen nützlichen Beſchäftigungen obliegt, und die übrige Dienerſchaft, ſechs bis acht Mann hoch, ſich täglich zankt, verläumdet und einander gegenſeitig Beine ſtellt, wo man von oben bis unten groß thut, ſtatt groß zu ſein, iſt nicht eben gut ſein. Daß ich mich kurz faſſe, ich beſtand meine Prüfung, ich kündigte meinen Dienſt, meinem Vorgänger wurde gekündigt, und nach Verlauf eines Monats trat ich die neue Charge an, mit einem Jahres-Gehalt von 100 Louisd'or und Logisgeld. Als ich aus dem Hauſe ſchied, und meiner bisherigen Herrin mich empfahl, bereitete dieſe mir noch die tiefe Beſchämung, daß ſie mir ein werthvolles Geſchenk überreichte, und dazu ſprach: „Ich hätte nicht geglaubt, Sie ſo bald zu verlieren; ich war zufrieden mit Ihnen und mit dem Fortſchritt der Kinder. Sie empfangen in Ihrer neuen Stellung einen höhern Gehalt; war es Ihnen darum zu thun, warum ſagten Sie es mir nicht? Ich hätte nach Kräften gethan, was möglich, Sie an mein Haus zu feſſeln. Ich bleibe Ihrer mit dankbarer Geſinnung eingedenk. Es gehe Ihnen wohl, und ſollten Sie meiner Hülfe je bedürfen, ſo klopfen Sie getroſt an."

Dieſe Güte vernichtete mich faſt; es fehlte wenig, ſo wäre ich der herrlichen Frau zu Füßen geſunken, und hätte ſie um Gottes Willen gebeten mich wieder anzunehmen, mich als ihren Sclaven bei ſich zu behalten; doch ſie zog ſich raſch zurück, die Kluft zwiſchen ihr und mir gähnte weit, und zerſchmettert ſchied der unzufriedne Thor von ſeinem ruhigen, ſchönen Glück.

Mein Kapellmeiſter ſtellte mich der neuen Herrin vor. O welch ein Abſtand, ſchon im Aeußerlichen von jenem Frauenengel, aus deſſen paradieſiſcher Nähe ich mich ſelbſt verbannt! Eine kleine, korpulente, unterſetzte Frau mit breiter Naſe, vieler Schminke auf den Wangen, einer rauhen Stimme, und in ihrer Haltung die ganze Unleidlichkeit einer ſich abſolut geltend machen wollenden Superiorität über ihre Untergebung, verbunden mit einer ekelparfumirten Halbherablaſſung — trat mir entgegen, und begann ſogleich ein ausforſchendes Geſpräch über meine Herkunft, meine frühern Verhältniſſe, mein ganzes Leben; ſie ging ſoweit, mich zu fragen, wer und was mein Vater, und was meine Mutter für eine Geborne geweſen? Dieſe unerſättliche grenzenloſe Neugier iſt auch ein charakteriſtiſcher Zug ſolcher mediatiſirten Miniaturſouverainität, denn da ſie nichts zu thun und zu denken hat, ſo bekümmert ſie ſich äußerſt angelegentlich um ihre dienende Umgebung, und überwacht mit Sorgſamkeit die Lebensläufe in allen auf- und abſteigenden Linien und vom Kammerherrn bis zum Laufjungen, von der Hofdame bis zur Wäſcherin. Erſterer hatte die neue Herrin drei, zwei zuviel für ihre Verhältniſſe.

Das Geſpräch der Audienz lenkte ſich, fort und fort in Fragen beſtehend, denn die ausfragende Converſation iſt die bequemſte, und man erfährt doch etwas, endlich auf Muſik, auf Inſtrumente, und ich wurde gewürdigt, in einen Schrank blicken zu dürfen, den ein dienſtthuender Kammerherr öffnete, in welchem eine große Anzahl Clarinetten, Violinen und Bratſchen hingen und lagen. Ich mußte ein Adagio blaſen, und es wurde nun noch eine Frage an mich gerichtet, die einzige von den vielen, die mir gefiel: ob ich im Beſitz einer guten Violine ſei, und ob ich eine ſolche mir wünſche? Da ich die erſte Hälfte verneinen, die zweite bejahen mußte, ſo griff die hohe Hand nach einer Violine und reichte mir dieſelbe mit den Worten: „Nehmen Sie dieſe zum Geſchenk, und laſſen Sie uns auf ihr heute Abend im Quartett Ihre Virtuoſität bewundern.“ —

„Sie ſind ja ein Glückskind!“ ſprachen Barſotti und Giorgetti zu mir, als ich nach beendigter Audienz ihnen das allerdings werthvolle Inſtrument zeigte. „Eine Violine von Straduario, Guarnerios berühmten Schüler! In der That, das nennen wir generös. Kommen Sie, laſſen Sie uns gleich Probe halten, doch zuvor einmal trinken auf gute Kameradſchaft und das Wohl der edlen Geberin.“

Barſotti lächelte dabei wieder ſo ſarkaſtiſch, daß ſich der Schalk in ihm nicht verläugnete.

„Wenn unſre Frau mit Ihnen Clarinette bläßt,“ rieth mir Barſotti beim Becher: „ſo werfen Sie nur den Weihrauch des Lobes handvoll auf das Turibulum; ſie verträgt von dieſem Qualm eine ſtarke Doſis, und Sie bleiben dann in Gunſt.“

„Bläßt ſie wirklich gut?“ fragte ich, und Giorgetti erwiederte: „wie eine Katze am ſchönen Märzabend.“

Die Wohnung unſrer Herrin war in der Vorſtadt St. Croix, in der Nähe des Hafens, doch faßte das Haus nicht ſoviel Raum, auch die fürſtlichen Muſiker aufzunehmen, daher ich genöthigt war, mir, wie meine Kameraden, ein Privatlogis in der Stadt zu miethen. Der Concertabend kam; das Quartett* begann, und wurde gut ausgeführt. Die Herrin blies ein Clarinettſolo; ihr Ton war allerdings zum Davonlaufen. Sie ließ ſich herab, mir nahe zu treten, und mich um mein Urtheil zu fragen. In ſolche mißliche Lage gerathen Künſtler oft. Wie heißen die, welche dann aufrichtig die Wahrheit ſagen? Ich ſagte meiner gnädigen Fürſtin, daß ſie in Ihrem Spiele die Schwierigkeiten von Kreutzer, das Reizende und Angenehme von Rode, und die zarte Anmuth der Italiener habe. Meine Herrin lächelte huldvoll, und meine neuen Kameraden biſſen ſich auf die Zungen.

Die Fürſtin war gewohnt, allmonatlich ein öffentliches Concert in Nizza zum Beſten der Armen geben zu laſſen, in welchem jedem ihrer angeſtellten Künſtler oblag, ein Solo auf ſeinem Inſtrumente zu ſpielen. Als am nächſten Sonntag nach meiner Anſtellung der Zettel umhergetragen wurde, und das Auftreten eines neuen Clarinettvirtuoſen verkündigte, verſchaffte dieſer Kunſtgriff ein zahlreiches Publikum, und verſchaffte zugleich dem löblichen Zweck eine reiche Einnahme. Mir aber zitterten Herz und Hand, als ich in den erſten Reihen der vornehmen Zuhörerinnen meine hochverehrte frühere Gebieterin erblickte, und wahrnahm, daß ihr Auge bisweilen mit Antheil auf mir zu weilen ſchien. Doch ich faßte mich, nahm mich zuſammen, und bließ mit dem höchſten Gefühl, der höchſten Begeiſterung. Lauter Beifall belohnte mich, und ich war ſtolz darauf und fand eine ſüße Befriedigung meines Strebens darin, ſie zur antheilnehmenden Zuhörerin gehabt zu haben, deren Beifall mir immer noch höher galt, als der aller Uebrigen zuſammen.

Gleichwohl war ich, wie ſchon geſagt, auf meine neue Stellung doch auch ein wenig eitel; wir Kammermuſiker erſchienen in ſtreng vorgeſchriebener Hoftracht, in einer Art Uniform: ganz ſchwarz, ſeidne Beinkleider und Strümpfe, Schuhe mit Silberſchnallen, Stahldegen mit blinkendem Griff in ſchwarzlakkirten Scheiden, ſchwarzer dreieckiger Hut mit ſchwarzer Kokarde. Dieſe mit Abſicht und Bedeutung gewählte Trauerfarbe hatte ihren Grund in politiſchen Verhältniſſen unſrer Gebieterin, die ich mit Abſicht fürder ganz unerwähnt laſſe, obwohl dieſelben Urſache wurden, daß auch meine jetzige, ſichre, glänzende und angenehme Stellung von keiner Dauer war.

Ich gehe raſch über den Zeitraum mehrerer Monate hinweg, während deſſen meine erſte Herrin mit ihren Kindern Nizza verließ, während deſſen ich mancherlei Bekanntſchaften und Verbindungen in der Stadt anknüpfte, und mein Verhältniß nichts weniger als mit zufriednem Auge anſehen lernte, als — ich kann wohl ſagen, eine Kataſtrophe daſſelbe überraſchend ſchnell löſte, und mich jener Freiheit zurückgab, deren Eigenthum, nach einem deutſchen Sprichwort, vor der Thüre iſt.

Ich hatte ſchon geraume Zeit einen lebhaften Verkehr des Chambellans unſrer Gebieterin, eines verſchmitzten Mannes, der, wie wir allen Grund hatten, zu vermuthen, ein verkappter Jeſuit war, mit Engländern bemerkt, die in Nizza ſich aufhielten, doch mich weiter nicht darum bekümmert, da es nie meine Sache war, Dingen, die mir nicht frommen konnten, nachzuſpüren. Doch ließ ſich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß dieſe vielfachen Beziehungen zu jenen Fremden vielleicht einen politiſchen Grund haben möchten. An einem Sonnabend ſollte Quartett ſein, und ich hatte mich des Nachmittags in ein Vorzimmer unſrer Fürſtin begeben, in welchem der Muſikalienſchrank aufgeſtellt war, um ein Tonſtück zu ſuchen. Zugleich hatte ich meine werthvolle Straduario-Geige mitgebracht, und den Kaſten auf einen Stuhl ſtellen laſſen, um Abends unbehindert zu ſein. Die Herrin war in ihrem Zimmer beſchäftigt, ihren kleinen Prinzen in einem Buche leſen zu laſſen, und ein Hoffräulein ordnete in demſelben Zimmer, wo ich mich befand, einiges in einem Garderobſchrein.

Mit einem Male werden ungewöhnliche Tritte vernommen, man hört das Rollen eines Wagens, hört das klirrende Aufſtampfen von Gewehren, jetzt auch laute Stimmen auf dem Coridor, darunter die des Chambellans, und eine noch lautere, donnernde: „Vous etes Arrestant! Au nome de l'Empereur!“

Dieſe Stimme war ſtark genug, bis in die Zimmer hereinzubringen; das Hoffräulein ſtieß einen Schrei des Schrecks aus, die Fürſtin zog ihr Kind an die Bruſt. Die Thüre ging auf, ein kaiſerlicher

Officier trat ein, und man ſah durch die geöffnete Thüre Gendarmen. Die Ordonanz überreichte der Herrin ein Papier; ſie ſchlug es auf, las, und brach in einem Thränenſtrom aus. Der Officier nahm der Hofdame den Schlüſſel zum Garderobeſchrank aus der Hand, mir den zu den Muſikalien. Jene durften kein Kleid, keinen Hut, keinen Shawl mehr anrühren, ſondern mußten augenblicklich ſich hinabbegeben, um in den vorgefahrenen Wagen zu ſteigen. Die Herrin warf mir einen Blick voll Schmerz zu, als ſie durch das Zimmer ging. Die Officen ſammelten ſich, flehten, weinten, es ging alles raſch und ſtürmiſch, und auf Niemand wurde Rückſicht genommen. Ich ſtand ganz verduzt und verſteinert; endlich ergriff ich meinen Violinkaſten und wollte mich hinwegbegeben, allein ein ſtrenges Halt ſchallte mir entgegen, und ich ward bedeutet, das Inſtrument da zu laſſen. Alles wurde verſiegelt. „Niemand darf etwas anrühren, iſt höchſter Befehl!“ hieß es: „doch ſteht den Dienern frei, ihr Eigenthum nach aller Form zu reklamiren.“ —

Als der Sturm vorüber war, als wir Alle faſt rathlos und klagend über das ſo plötzlich hereingebrochene Ungeahnete und Unerhörte ſprachen, und ich mich befragte, was zu thun ſei, und in welcher Form man reklamiren könne, ſo ſagte Barſotti:

„Denkt nicht daran! Ich laſſe unter den Händen dieſer Großſiegelbewahrer über dreitauſend Franken an Werth, und reklamire nicht. Laßt uns das Weite ſuchen, und froh ſein, daß man nicht auch uns, wie den Kammerherrn, beim Kopf genommen, denn dieſer wird ohnfehlbar erſchoſſen!" — Später hörten wir, daß dem alſo geſchehen. Vor der Thüre war mein.

Da ſtand ich wieder einmal, hülflos und mittellos, blos auf mich ſelbſt und auf meine Kunſt verwieſen, und mußte nur dem Himmel danken, daß ich meine Clarinetten nicht ebenfalls im Palais der Fürſtin gehabt, wie die ſchöne Stradunario-Violine, die mir für immer verloren blieb. Meine Gefährten zerſtreuten ſich, nur Giorgetti blieb in Nizza und wir ſprachen uns zuweilen, um uns unſer Leid zu klagen, und Zukunftpläne zu entwerfen. Als ich wiederholt den Verluſt der trefflichen Violine beklagte, ſprach Giorgetti lachend: „Wenn Ihnen ſo ſehr viel am Erwerben einer ſolchen Violine liegt, ſo laſſen Sie uns eine ſuchen!"

„Wie ſo ſuchen?" fragte ich verwundert. „Wo findet man ſolche Inſtrumente und zu nicht allzuhohen Preiſen?"

„In meiner Heimath, woher dieſe Violinen ſtammen. Laſſen Sie uns nach Cremona pilgern, es müßte wunderlich zugehen, wenn nicht ein glücklicher Zufall uns Inſtrumente von Andrea und Giuſeppe Guarnerio in die Hände ſpielte. Dort ruht mancher Schatz ſolcher Art in Rumpelkammern vergraben.“

Dieſe Aeußerung regte mich mächtig auf, und hob aufs Neue die Schwingen meiner Reiſeluſt. Nach Italien! Warum nicht? Wir durften nur den Buſen von Genua durchſteuern, von Genua nach Parma, von Parma nach Cremona reiſen, oder wir konnten auch geradenweges nach Livorno ſchiffen, und von da den Arno aufwärts gehen, nach dem göttlichen Florenz, das des unſtäten Giorgetti Geburtsſtadt war. Wir konnten zuſammen reiſen, zuſammen Concert geben, mein Schickſalsgenoſſe hatte ſich in ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Namen, ſowohl durch ſein Spiel, als durch ſeine gediegenen Compoſitionen gemacht, der auch über dieſes Vaterlandes Grenzen hinausdrang, nebenbei ſpürten wir den Inſtrumenten berühmter Meiſter nach, reparirten und verkauften ſie mit Vortheil. Goldne Luſtpaläſte! Wie gern erbaut euch der Menſch, und ſchaut aus euern lichtſchimmernden Fenſtern ſeelenvergnügt auf das unter ihm liegende Nebelland ſeines Leids, bis er, aus dem Traum erwachend, ſich wieder in den drückenden Dünſten findet, und unerreichbar hoch über ihm der meteoriſche Farbenring die bleiche Mondſcheibe ſeines Licht- und Luſthauſes umkreiſt.

Wir verabredeten in der That die Reiſe, doch blieben wir noch eine Zeitlang in Nizza, gaben Concerte und Unterricht, und fanden Antheilnehmende, und Wohlwollende. Wir nahmen uns vor, den Winter über noch in Nizza auszuharren, das zu keiner Jahreszeit leer von Fremden bleibt, für welche namentlich der Winter diejenige Zeit iſt, die Bruſtleidenden Heilung, oder doch Linderung und Geneſungshoffnungen bringt. Glück und Zufall ließen mich mittlerweile eine neue Verbindung anknüpfen, welche beinahe Urſache geworden wäre, jenen Reiſeplan gänzlich aufzugeben.

Gewöhnlich frühſtückte ich mit Giorgetti im Gaſthaus zum kaiſerlichen Hof; eines Morgens erwartete ich ihn, und als er kam, verband er mit ſeinem Morgengruß die Nachricht: „So eben iſt ein Reiſewagen voll Ihrer Landsleute angekommen. Drei Herren und zwei Frauen, beide recht hübſch, ſie reden deutſch, polniſch oder ruſſiſch, und ſcheinen ſich franzöſiſch nicht gut ausdrücken zu können.“

Ich ging in das Fremdenzimmer, halb aus Neugier, halb in der Abſicht, vielleicht den neuen Ankömmlingen hülfreich ſein zu können.

Ich fand einen Herrn, dem man die Hypochondrie aus allen Zügen leſen konnte, einen jungen Mann, welcher die Rolle eines Cicisbeo bei der einen, ebenfalls noch ſehr jungen Frau zu ſpielen ſchien, einen heiter und ſorglos in die Welt blickenden, wohlgenährten Herrn, welcher als Arzt von dem Kranken zum Reiſebegleiter erwählt worden war, und endlich ein noch ſehr junges Mädchen, das zaghaft und befangen unter den vielen Fremden, die das Zimmer erfüllten, verweilte, dem der kranke Herr, das Haupt dieſer Geſellſchaft, viele Aufmerkſamkeit erzeigte, und dem ich durchaus nicht abſehen konnte, welche Rolle es hier ſpiele, welche Stelle bekleide. Die Dienerſchaft beſtand aus einigen Individuen, die Eſth- und Liefland ihre Heimath nannten, verſtand weder deutſch, noch ſonſt eine Sprache civiliſirter Völker, und ſchien kein andres Bewußtſein als das ſeiner Leibeigenſchaft zu haben.

Daß ruſſiſche Unterthanen zu dieſer Zeit dieſem Süden zueilten, konnte noch nicht befremden. Noch wurden die Schwerter Rußlands und Frankreichs gegenſeitig von der Hand der Politik in den Scheiden gehalten, und alles, was in nächſter Zukunft drohte, was die Politik der Selbſtſucht und des Eigennutzes verſuchte und wagte, um das Band eines leidlichen Friedens gewaltſam wieder zu ſprengen, und die Waffen der Eroberungsſucht in einem fabelhaften Zuge bis zum Ende Europa's zu tragen, davon ward noch nichts laut in dieſen Provinzen, denen ein gänzlich ruhiges Fügen in die Beſchlüſſe der gewaltigen Macht, die ſie an Frankreich gefeſſelt, geboten und wohlanſtändig war.

Die Fremden fragten in gebrochenen Lauten der galliſchen Zunge nach einem Commiſſionair, der Einen von ihnen zum Banquierhauſe Avitor führen ſolle, und da ein ſolcher nicht zur Hand war, hielt ich es nicht unter meiner Würde, eine Handlung der Gefälligkeit gegen ſtammverwandte Landsleute zu üben, und bot in deutſcher Sprache mich zum Wegweiſer an. Die verlegenen Geſichter klärten ſich auf, ich ſah mein Erbieten dankbar gewürdigt, und wurde ſogleich mit allen Wünſchen der Reiſegeſellſchaft bekannt gemacht, da man mich ſogleich für einen Commiſſionair nahm und hielt. Ich mochte die freundlichen Leute nicht durch eine abſchlägliche Antwort betrüben, bedachte, daß ich Zeit genug übrig habe zu einigen Gängen für Herrn Kaufmann Kramann und Compagnie aus Riga, dieß war der Name des hypochondriſchen Herrn, und ſo miethete ich zunächſt in ſeinem Auftrage eine hübſche Wohnung unter den Orangen in der Küſtennähe auf drei Monate für einhundertundzwanzig Napoleonsd'or. Dieſe Wohnung vereinigte ſo viel Comfort, als irgend eine in Nizza darbot, obſchon deſſen dort nicht allzuviel angetroffen wird. Die Häuſer, ſelbſt die größern und ſchönern, ſind im Innern unreinlich, haben dünne Wände, ſchlechtſchließende Thüren und Fenſter, und nur das außerordentlich angenehme und milde Klima und die herrlich entfaltete, vor rauhen Winden ſtets geſicherte Umgebung machen den Aufenthalt angenehm, und den Mangel des Brennholzes nicht fühlbar.

Ich hatte das Glück, dieſen Fremden, für welche ich ſo thätig mich bemühte, zu gefallen; das kleine Mißverſtändniß, das ſie in mir einen alldienſtfertigen Lohnlakaien hatte erblicken laſſen, klärte ſich bald unter Lachen und Scherzen auf; die Frau und das junge Mädchen waren allerliebſt, und der Hypochonder ruhte nicht, bis ich ihm mit Hand und Mund verſprochen, bei ihm als Freund zu bleiben, als Dolmetſcher, Geſchäftsträger, Muſiklehrer, als was ich wollte. Ich ſollte Charlotten, ſo hieß das junge Frauenzimmer, Unterricht ertheilen, und ſogleich wurden mir 9 Franken für die Stunde geboten. Ich ſah mich plötzlich und unerwartet wieder in ein angenehmes Verhältniß geſetzt; es that mir wohl, die faſt vergeſſene Sprache meines deutſchen Vaterlandes zu hören und reden zu können, und blieb gern als Geſellſchafter dieſer — bis auf den Hypochonder, lebensfrohen und einfachen Menſchen, welche eine durch nichts getrübte Liebenswürdigkeit des Charakters entfalteten und gegen mich ſowohl, wie in ihrem eignen Kreiſe zwanglos an den Tag legten. Die Ehe des Herrn Kramann war ohne Kinderſegen; Herr Neumann war Hausfreund und Compagnon des bedeutenden Geſchäftes, der, wie ich bald genug wahrnahm, eine ſtille Neigung für die Frau ſeines Geſchäftsfreundes gefaßt hatte; Madame Kramann ſchien nicht glücklich, doch barg ſie dieß mit feinem Tact unter dem Schleier des Heiterſcheinens. Charlottchen war eine Verwandte und lebte in einem ſchweſterlichen Verhältniß mit der Herrin des Hauſes, der Doctor endlich war in alle Weiſe tüchtig und harmlos, und ein leidenſchaftlicher Naturforſcher, der mich, als kaum mein neues Verhältniß arrangirt war, lebhaft für ſich in Anſpruch nahm; ich ſollte mit ihm alle Höhen um Nizza beſteigen, und ihn dahin führen, wo die ſchönſten Pflanzen wüchſen. Ich verſprach, ihn gern überall hinzubegleiten, nach den Pflanzen aber müſſe er ſich ſelbſt umſehen, denn außer dem, was mir noch von den Pyrenäen her im Gedächtniß geblieben, und was aller Orten in und um Nizza in den Weg trat, Opuntie und Agave, Granate und Feige, Olive und Piſtazie, Capper und Arbutus, ſei ich im Reiche Flora's leider ein Fremdling.

Der Doctor aus dem Norden that einen Freudenſprung, als er mich die Pyrenäen erwähnen, und einige Bäume und Sträucher nennen hörte, deren

Vorhandenſein ihn ſchon beglückte, und rief: „Sie ſind mein Mann! Wir wollen ein Götterleben führen! Früh eine Excurſion; vor Tiſche muſiciren, nach Tiſche ein Spatzierritt, eine Waſſerfahrt, ein Bad im Meere! Der Himmel hat Sie uns zugeführt!“

So wohlwollend und für meine Verhältniſſe einträglich gehalten, fand ich mich ſchnell in die neue Situation hinein. Ich führte den guten Doctor auf alle Höhen, die mit zauberiſcher Ausſicht Nizza amphitheatraliſch umgürten. Wir botaniſirten eifrig, und ich ergötzte mich an der Freude des Naturforſchers, und theilte ſie, als wir in Ziergärten von der Ceratonia ſiliqua die reife Fruchtſchote pflückten und friſch verſuchten, die im Norden der Apotheker getrocknet unter den Bruſtthee miſcht, und der Schulknabe als Johannisbrot ſich zur leckern, obſchon äußerſt beſcheidnen Näſcherei dienen läßt. Der Paternoſterbaum bot ſeine gekerbten Saamen, das cretiſche Farrenkraut trieb neben andern ſeltneren Cryptogamen ſeine Federbüſche, die Aſter Tripolium, die unſre heimathlichen Gärten ziert, ſchmückte mit ihren violblauen Sternblumen rings die bergigen Gefilde. Von Jujubenbaum hingen die wohlthätigen und labenden dunkelrothen Beeren, die Bruſtkranken, welche in Nizzas Klima Heilung ſuchen, ſo willkommen ſind, und die Agave, als Umzäunung verwandt, breitete ſtolz ihre Rieſenblätter, und ihre hohen Blüthenſtengel prachtvoll empor.

Mein Unterricht, den ich Lottchen ertheilte, gefiel auch Madame Kramann ſo wohl, daß ſie ſelbſt Stunden nahm; wir muſicirten oft zuſammen, und die Damen lehrten mir liefländiſche Lieder. Mit dem alten Herrn machte ich Abends in Geſellſchaft des Herrn Neumann und des Doctors die Whiſtpartie voll, wir rauchten nach nordiſcher Weiſe, tranken Punſch und Glühwein, und bisweilen mußte ich Bilder aus der Reiſemappe meines Lebens ſcizziren. Ich that dieß gern und mit Humor, der mir jetzt nicht ſo zu Gebote ſteht, wie damals. Kramann machte mir Geſchenke mit vollen Händen, er liebte mich, mir gelang es von Allen, die ihn umgaben, ihn am meiſten aufzuheitern, ſo daß bei einem botaniſchen Excurs der Doctor lachend zu mir ſagte: „Sie ſind eigentlich der Arzt unſeres guten Kranken, der ein Malade imaginair iſt, und nicht ich. Nützen Sie dieſes Attachement, der Mann kann nicht nur Ihr Glück machen, ſondern er hat auch die Mittel und den Willen dazu und hat das Herz auf dem rechten Fleck. Er iſt einer der erſten und reichſten Kaufleute Riga's, und hat keinen Kummer, als ſeine Kinderloſigkeit und ſeine, aus dieſem zum Theil mit entſpringende Hypochondrie.“

Oft machten wir Alle zuſammen kleine Touren auf Mauleſeln, beſuchten und beſahen da, wo es vergönnt war, die romantiſchen Villen, deren Menge zahllos rings an den Abhängen des Gebirgsamphitheaters verſtreut iſt. Da der Botaniker nach ſeltnen Bäumen, Sträuchern und ſonſtigen Gewächſen unabläſſig hinſtrebte, ſo mußten die reichen Gärten des Kloſter St. Pont und St. Barthelemi, die der Franciscaner und Kapuziner beſucht werden; im Garten des Kapuzinerkloſters ragen zwei Palmen empor, durch deren breites Gezweig das Zauberwehen ihrer fernen Heimath ſäuſelte. In den Privatgärten fand ſich wenig des Seltnen vor, ſie dienten blos der Küche, aber ſelbſt die ſüdlichen Küchengewächſe erfreuten den nordiſchen Freund. Das Herz lachte ihm, Artiſchoken im Freien zu finden, und auf dem Felſenberge Montalban prangte die ſubalpiniſche Herbſtflora noch in voller üppiger Pracht. Villafranca, die griechiſche Trümmerſtadt Cemenela, die Plinius Cimenelion nannte, die Abtei St. Pons, Schloß St. Andre und deſſen immergrüne Najadengrotte blieben nicht unbeſucht, ihre Schönheiten von uns nicht unbewundert.

Während dieſes harmloſen und heitern Zuſammenlebens mit der Familie geſchah in Frankreich die unerhörte Rüſtung gegen Rußland; wir erfuhren von ihr, doch ſchien ſie Herrn Kramann nicht ſonderlich zu kümmern. Der Winter von 1811 auf 1812 verging noch im guten Wohlſein. Unſer Hypochonder bekam in Nizza Apetit nach Bier, ein Gelüſt, an deſſen Befriedigung in dieſem Süden nicht zu denken war. Es wurde daher nach Lyon geſchrieben. Während wir in Sommerkleidern unterm Schatten der Orangen ſaßen, langte ein Brief an, welcher die Nachricht enthielt, daß das verlangte Bier nicht geſendet werden könne, weil die Rhone gefroren ſei.

Napoleon ging ſeinem Verhängniß entgegen; im Mai verließ er St. Cloud, um ſich zur Armee zu begeben. Laut und lauter ward es nun ausgeſprochen, was der Plan des Eroberers ſei, und nun endlich bangte Kramann für ſeine Beſitzungen, für ſein Geſchäft. Herr Neumann mußte auf der Stelle mit Extrapoſtpferden abreiſen, während die Familie ſich zur Rückreiſe vorbereitete.

„Begleiten Sie mich in meine Heimath!“ trug Kramann mir an. „Ich will für Sie in aller Weiſe ſorgen! Ungern würde ich mich von Ihnen trennen!“ Auch der Doctor rieth mir, einzuſchlagen, und die Frau vom Hauſe vereinigte ſich mit Lottchen, mir die Reize Rigas zu ſchildern, und das Glück, das dort jedes Talent mache.

„In unſrer Stadt herrſcht neben vielem Wohlſtand viele Bildung und ein reger Sinn für jede ſchöne Kunſt, mehr als irgendwo," ſprachen die Frauen. „Sie werden mit Ihrem Spiel Glück machen, und unſre Verbindungen werden Ihnen günſtige Wege bahnen."

Ich äußerte verbindlich, daß die ſchätzbare Bekanntſchaft mit meinen gütigen Freundinnen und Freunden aus Riga mir die vollkommenſte Bürgſchaft des dortigen guten Tones, der Bildung, und der Bevorzugung aller Lebenverſchönernden Künſte ſei, [illegible] daß ich mit innigem Dankgefühl ihre Güte erkenne.

Vielleicht hätte das Glück meines Lebens ſich für alle Folgezeit begründen laſſen, wenn ich den eben ſo freundlichen, als wohlwollenden Antrag der Familie angenommen hätte; die Ausſichten, die mir eröffnet wurden, waren reizend, aber, dieß konnte ich mir nicht verhehlen, es ſchwebte ein Nebelflor über ihnen, ſo daß ich ihre Pracht nicht klar ſah. Es wurde nichts beſtimmt ausgeſprochen, nichts beſtimmt geboten. Sollte ich als bloßer Geſellſchafter dienen, ſo war dieſe Stellung für mich nicht ehrenvoll genug; ich wollte nicht nit Müſſiggang meine Tage verbringen. Mein gütig-eſinnter Gönner konnte ſterben, oder man konnte mei-er überdrüſſig werden, ſo ſtand ich im Norden allein, ie jetzt im Süden. Ich hatte eine ſtille Neigung zu dem ſanften Lottchen gefaßt, ſie zu mir; wir verbargen dieſelbe, denn wir nahmen wahr, daß Herr Kramann das junge Mädchen mit dem Auge der Liebe und Eiferſucht betrachte. Eine Entdeckung konnte plötzliche Trennung veranlaſſen.

Eines Tages hatte ſich der Hypochonder plötzlich zur Abreiſe entſchloſſen, die nun überraſchend ſchnell betrieben wurde. Wir nahmen Abſchied, nicht ohne Schmerz; wir hatten uns mehr oder minder an einander gewöhnt, in einander verlebt. Die Liebe zwiſchen Lottchen und mir war noch nicht Leidenſchaft, daher der Abſchied kein herzzerreiſſender, nur ein ſtillwehmüthiger. Ich wurde reichlich beſchenkt.

Der Doctor verſprach mir zu ſchreiben, und hielt Wort. Doch erſt nach Jahresfriſt ſeit unſrer Trennung fand mich ein Brief von ihm, darin eine Stelle lautete: Sie werden ſich wundern, lieber Freund, zu vernehmen, welche großen Veränderungen im Hauſe des Herrn Kramann ſich zugetragen haben. Er hat ſich im vollen, ja liebevollen Einverſtändniß mit Madame Kramann von dieſer ſcheiden laſſen; dieſe hat den Compagnon, Herrn Neumann geheirathet, Herr Kramann aber das gute Lottchen. Jetzt blüht beiden getrennten Gatten das ihnen verſagte, und ſo heiß erſehnte Glück, Kinderſegen; alles iſt wohl, lebt in Freundſchaft, Freude und Friede, und grüßt Sie mit dem Wunſche, daß es Ihnen wohl ergehe. —.

Als die Familie, mit der ich ſo glückliche Tage verlebt, Nizza verlaſſen hatte, blickte ich umher, nach neuen Bahnen des Erwerbes, und ſuchte Giorgetti wieder auf, der immer noch Geneigtheit zeigte, mich auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten. Dieſe wurde beſchloſſen und ausgeführt, und ſo nach kurzer erfreulicher Raſt der Wanderſtab wieder ergriffen, um im Wechſel von Mangel und Ueberfluß von den Süßigkeiten, wie von den Bitterniſſen des Erdenlebens zu koſten.

Zwölftes Kapitel.

Es war von Giorgetti und mir feſt beſchloſſen, die Reiſe nach Italien zu machen, nur wurde die früher halb und halb gefaßte Idee, direkt nach Florenz zu gehen, von uns wieder aufgegeben; wir wollten nun über Genua nach Cremona, um unſer Glück im Auffinden alter Cremoneſer Geigen zu verſuchen.

Noch einmal, um Abſchied zu nehmen von ſo vielen ſchönen und lieben Stellen, an denen ich in glücklicher Lage verweilt, durchſtreifte ich Nizzas Umgegend in Geſellſchaft des neuen Freundes, und erzählte ihm, was mir bisher hier Liebes und Gutes wiederfahren. Wir gaben uns mittheilend, uns gegenſeitig unſer Erlebtes vertrauend, an herrlichen Frühlingstagen ganz dem Eindruck hin, den jene paradiſiſche ſüdliche Natur auf fühlende Seelen macht. Wir ſtanden auf den Höhen über Villafranca, und ſahen die Sonne flammend hinter dem Eſterelgebirge verſinken, ſahen wie eine rothe Wolke das ferne Eiland

Corſika in der leuchtenden Meeresfluth ſchwimmen, athmeten mit Wohlbehagen die aromgewürzte Luft der Berge, und hörten den lieblichmelodiſchen Ruf des Pyrols, deſſen Stimme auch in den Wäldern meiner Heimath den Lenz begrüßt, und an ſie mich mahnte. Wir weilten am Ufer des Paillon, deſſen Wogen von Strömen der Gebirge mächtig angeſchwollen, ſich brauſend dem Meere zuwälzten, und große Steine mit ſich dahin riſſen. Und dieſen Fluß hatten wir in Tagen des Sommers faſt verſiegt, im Kies ſich verlierend, trockenen Fußes auf Steinblöcken überſchreitbar, geſehen. Wir weilten nicht minder gern noch einmal auf den Meeresuferterraſſen, wo der Blick in die Unermeßlichkeit der Waſſerwüſte ſchweift und die Schiffe grüßt, die von Weſten, Süden und Oſten dem Freihafen Nizzas zuſteuern, oder aus dieſem zu Handel und Fiſchfang hinausziehn, oder auch nur in ziemlicher Entfernung vorüber ſegeln, und von Marſeille und Toulon nach dem ſtolzen Genua lenken.

Dann, bei ſolcher Betrachtung, ergötzt das Auge jene eigenthümliche Welt der Waſſerbewohner, die in bunteſter Mannichfaltigkeit ſich im freien Element noch des Lebens freut, oder gefangen dem Fiſchmarkt zugeführt wird. Da ſpielt der, ich möchte ſagen, menſchenfreundliche Delphin, da ſcherzen runde und lange, glatte und ſtachliche Fiſchlein in bunten oft brennenden Farben anmuthig durch einander; ſeltſamgegliederte Mollusken breiten ihre floſſenartigen, oft gefranzten Fangarme nach Raub; Echiniten kugeln dahin, Krabben aller Art faſſen hurtig ihre Beute; Seehahn und Seepfau ſchimmern und ſchillern prächtigbunt, Rochen und Seeteufel ziehen wie häßliche Geſpenſter in abſchreckender Geſtaltung durch die lichten Schaaren, und ſchlangenartig windet ſich der Seeal, die Seeſchlange, die köſtliche, ſchon von den Römern hochgeſchätzte Muräne neben ſilberſchlängelnden, bandartigen Argentinen durch das Gewühl. Pfeilfiſch und Seenadel ſchießen ſcharf durch die Fluth, und das kleine niedliche Seepferdchen entfaltet in wunderlichen Windungen die Muskelkraft ſeines zierlichen Leibes. Auf ſtillem Waſſer ſchwimmt die zartgebaute Schaale des Nautilus wie ein Seegelſchiff und die ausgebreitet erhobenen Fangarme des Thieres, das ſie bewohnt, ſpielen dauernd in jenen Irisfarbenglanz der haucherzeugten, ſchaumgebornen Seifenblaſe.

Es liegt in der dem Menſchenherzen eigenthümlichen Natur, den Becher des Wehs, den *Scheiden* beut, gern auszukoſten, ſei es ein Scheiden von geliebten Herzen, ſei es auch nur von geliebten Gegenden. Alles wird dann, wie mit einem Male, doppelt lieb. Die Anerkennung alles Guten, das die Herzen in ſich faſſen von denen wir uns trennen, wird noch einmal und viel ſtärker rege, als es früher geſchah, die Empfindung der Liebe, Treue und Anhänglichkeit concentrirt ſich. So drängt auch die Schönheit reizender Gegenden, wenn wir ſie verlaſſen müſſen, alle ihre Sonnenſtrahlen auf einen Punkt, der uns ſchmerzlich in das Herz brennt. Anhöhen und Meerſtrand, Gärten und Schattenhaine, Felſen und Thäler riefen, rauſchten und flüſterten uns ein Echo des Lebewohls zu, das wir ihnen im Geiſt ſagten.

Ueber dem Umherſtreifen in der zur Frühlingsherrlichkeit erwachenden Natur war von uns Reiſegenoſſen eine günſtige Schiffsgelegenheit nach Genua verſäumt worden, und wir mußten den Landweg einſchlagen, der uns allerdings minder ſchnell zum Ziele zu bringen verhieß, doch glaube ich, daß ſeine hohe Schönheit uns hinlänglich entſchädigt hat für das immer Langweilende einer Waſſerfahrt, und den entbehrten Anblick des allerdings hochmaleriſchen Küſtengebirgs vom Meere aus, über deſſen langhingeſtreckten Rücken wir anfänglich unſern Zug nahmen, wie frohe Wandervögel. Jeder von uns war Beſitzer eines muntern Eſeleins, auf deſſen Rücken wir bergempor und immer bergempor uns tragen ließen, und zwar auf wohlgebahnter, kühngezogener, muſterhaft angelegter Gebirgsſtraße, die dem Himmel zuzuführen ſchien, und mindeſtens in den Himmel eines reinen

Entzückens uns führte, den der Hinabblick auf das Küſtenland und das uferloſe Meer in mannichfaltiger Abwechſelung unſerm ſtaunenden Auge gewährte. Die von Napoleon neugebaute, ſchon von den Römern gekannte und gepflegte Straße zieht ſich, wenn ſie das Becken von Nizza verlaſſen und nach ſteilem Emporſteigen ihre höchſte Höhe erreicht hat, unterhalb des Bergkammes faſt eben, oder nur in ſanften Hügelwellen, hoch über den unten reizend ruhenden Küſten, mit den zahlreichen Buchten, grünen Wäldern und Wieſen, Bergbächen, Fiſcherdörfern und Uferorten hin. Von dieſer Höhe flog unſer Blick mit Luſt meerhinüber nach Corſika, das weißſchimmernde Bergzacken wie ein Stück Mond, in dem reinen Aether emporſtreckte; dann brachte des Weges Biegung uns auf eine Zeitlang tiefer in das Gebirge, ſo daß der Anblick des Meeres uns entzogen blieb, und führte durch reizvolle Einöden, in denen eine reiche Flora rings um den Pfad des Wandrers blüht und duftet. Wer trank nicht ſchon, auf ſolchen Bergrücken wandernd, auf denen noch das vegetabile Leben in ungehemmter Entfaltung friſch zur Seite bleibt, den lebendigen Odem Gottes, der im kühlen Lufthauch uns umfächelt! Man wird auf ſolcher Wanderung nicht müde, denn wunderſam belebend und kräftigend wirkt die Gebirgsluft ſolcher Höhen, die zwiſchen 1000 und 3000 Fuß über der Meeresfläche ſich hinſtrecken.

Wir blickten hinab in die Felſentiefen, ſahen auf Burgen, Schlöſſer und Orte der Küſte, und dann oft wieder auf die beeiſten Zacken und Hörner der See-Alpenwelt, die bisweilen zwiſchen dem Höhenzuge des vorderſten Bergkammes durchblickend, nach dem Meere ſchauen. Immer über Felſen und hoch in den Lüften zieht die Straße, an impoſanten Trümmern der Römerzeit vorbei, über das graue Eza, das alte Torbia, das heitre Monaco, welche Orte alle auf Felſen horſten. Aus der Vogelperſpektive im eigentlichſten Sinn ſahen wir herab in die Gaſſen und Gäßchen der Hafenorte, ſahen Menſchlein drunten ſich regen und bewegen wie Ameiſen. Bisweilen grüßt ein Rieſelbach, der in grüner Rinne zu Thale eilt, den Wanderer, oder ein Brunnen quillt aus metallener Röhre, Labung bietend, und weckt dankbare Gefühle gegen die, welche oft auf derartigen Hochgebirgsſtraßen dem Bedürfniß ſo freundlich entgegenkommen.

Uns war, als zögen wir an einer Kette in der Tiefe ruhender Paradieſe vorüber, voll mannichfaltigen Grüns, voll Duft und Blüthe, voll Frucht und Segen. Ueber Fels und Buſch und Baum hob bisweilen eine Prachtvilla wie ein bunter Märchenvogel, die Flügel ihres Baues. Zu ſolchen zauberſchönen Orten ſchien unſre Straße hinabzuſteigen. Wir traten in Olivenhaine, voll uralter, mächtiger Stämme, durchritten die würzigen Citronenwälder bei Mentone, erreichten dieſen Ort, erquickten uns an feurigem Wein und an in Fülle zu Spottpreiſen dargebotnen Südfrüchten, an der ſüßen Feige, der labenden Dattel, der Goldorange, und zogen, faſt immer Angeſichts des Meeres, dem uralten Ventimiglia zu, welches die Römer Albintimiglium nannten.

Wir machten hier in einem Gaſthauſe, das hart am Ufer des Bergfluſſes Roye lag, Mittag, und gönnten uns und unſern Thieren eine willkommene Sieſta. Das Flüßchen, das vom Col di Tenta herab ſeine Wellen wälzt, murmelte ſo traulich, der Schlaf ſtärkte uns, und wir zogen fröhlich weiter. Bald grüßte Oleandergebüſch, bald ſahen wir mit Staunen Bordighiera's Dattelpalmenhaine, bis auch in der Nähe von St. Remo, ein Cypreſſenwäldchen von einer kapellengekrönten Anhöhe mit ſeinem ernſten Grün an das Ernſteſte im Leben, an den Tod, uns feierlich mahnte. Die freundlich mütterliche Natur ſorgt immer dafür, daß mitten im verſchwenderiſch gebotenen Ueberfluß ihrer Gabenfülle, mitten in ihren ſonneheitern Gebilden der das grelle Licht mildernde Schatten nicht fehle, welcher neben dem vollen

Leben als ewiger Begleiter wandelt. Und dazu bedarf ſie nicht einmal immer Bilder der Zerſtörung oder der Verweſung vor das Auge zu bringen, nein, ſelbſt das friſche Leben dient ihr zum Gegenſatz, wo ſolcher nöthig erſcheint. Nicht der Menſchen Witz und Weisheit allein legte ſeit längſtvergangenen Tagen eine gläubig anerkannte Symbolik in ſo vieles Erſchaffene, die Natur ſelbſt ſpricht durch eine ſolche bedeutſam zu ihren Kindern, und Kundige wiſſen dieſer Sprache zu lauſchen, während das Auge und das Ohr der Alltagsmenge ihren Hieroglyphen und Geiſterlauten ewig verſchloſſen bleibt.

Unſre ganze Reiſe ſchien nur ein Luſtritt durch ein Gartenparadieß zu ſein, bisweilen durch einen angeſchwellten Bergbach unterbrochen, der durchritten werden mußte, wobei mehr denn einmal die Hülfe weg- und flußkundiger Männer in Anſpruch genommen wurde. Als der Abend allmählig herabſank, die Küſte mit Gold bemalte, das Meer mit Silber, den Himmel mit Roſen, da bot ſich in Oneglia ein gutes Abendbrot und Nachtlager, und es war einer der glücklichſten Tage meines Lebens vergangen. Von Oneglia aus ſetzten wir, vom herrlichſten Frühlingswetter begünſtigt, die Reiſe fort; faſt beſtändig, wenn nicht der wieder bergemporziehende Weg einmal tief in eine Bucht bog, Angeſichts des Meeres.

Immer uns dem Buſen von Genua nähernd, ſtiegen wir über Alaſſio empor, und ſahen nun das über dem unermeßlichen Meere blaudämmernde Land Italiens. Die Straße entſtieg mehr und mehr dem Küſtenlande, als wolle ſie den impoſanten Hochgipfel des Monte Calvo zuſtreben; Myrthengebüſche und Granatenbäume kündeten, daß wir Italien uns nahten. Nach einem ziemlich anſtrengenden Ritt überraſchte der Anblick eines zu Füßen liegenden Städtchens, das ſich den Blicken in ſchöner ſonniger Beleuchtung zeigte; mit Burgen und Zinnen und einer alterthümlichen Kirche ragte es aus dem Grün ſeiner hesperiſchen Gartenhaine empor, felsumgürtet, und mein Gefährte deutete lächelnd hinab und ſprach: „Dieß wäre für Ihren Reiſegefährten nach Madrid, für Signor Ruß der rechte Ruhepunkt geweſen, dieß iſt Finale. Zum Glück für uns kein Kap Finis Terrae. Laſſen wir dort das Finale unſrer Landreiſe ſein, unſre Eſel verkaufen, und auf leichter Barke uns morgen früh hinüber nach Genua rudern.“

Ich war den Vorſchlag zufrieden, wir raſteten in dem netten Städtchen Finale und hatten nun am andern Tage das für mich unausſprechliche Vergnügen, die altberühmte Dogenſtadt allmählig in der Ferne entgegen leuchten, näher ſchwimmen, und endlich in ihrer großartigen Palaſtentfaltung prächtig vor

Augen liegen zu ſehen, während die Fahrt Muße gewährte, bei dieſer allmähligen Annäherung im Geiſte die Heldenbilder der Vorzeit, deren Namen unvergänglich durch die Weltgeſchichte klingen, vorüberſchreiten zu laſſen.

Es heißt mit Nutzen für den innern Menſchen reiſen, wenn der Waller ſich beim Annähern bedeutender Städte lebhaft das Bild jener großen Menſchen vergegenwärtigt, welche in dieſen Städten geboren wurden, in ihnen lebten, ihnen Glanz verliehen, oder auch in ihnen litten und endeten. Im grünen Mantel ihrer Bergterraſſen, auf denen prächtige Villen wie Edelſteine verſtreut waren, ruhte Genua maleriſch hingegoſſen am Buſen des Meeres, das es einſt beherrſchte, jetzt — eine verwittwete Königin.

In Genua lag nun mein Geſchick faſt ganz in des Reiſegefährten Hand, denn ich war des Italieniſchen noch ziemlich unkundig, und ermangelte jeder Bekanntſchaft und Verbindung. Indeſſen war Giorgetti treulich für unſer beiderſeitiges Wohl beſorgt und thätig. Er, der Vielgereiſte, hatte Freunde in Menge, machte mich bekannt mit Menſchen, wie mit Sehenswürdigkeiten, und hatte bald genug in einigen Cirkeln Concerte veranſtaltet, deren Ertrag befriedigend ausfiel.

Der reizende Halbmond der alten Dogenſtadt mit ihrer herrlichen und üppigen Umgebung wurde recht von uns betrachtet; oft überſchauten wir von den Hafenterraſſen, oder von der mächtig durch die Luft hoch über den Häuſern hin geſpannten Brücke zwiſchen den Hügeln Sarzano und Carignan Stadt und Gefild, Meer und Küſte, und geſtanden uns, daß die Natur doch unerſchöpflich ſei in maleriſchen und großartigen Landſchaftpanoramen, welche dieſen Meerbuſen umgürten.

Als ich nun nach dem höchſt angenehmen Aufenthalt von mehrern Tagen meinen Gefährten an die Reiſe nach Cremona erinnerte, lachte er mich aus, und ſagte: „Freund, nach Cremona kommen Sie immer noch. Laſſen Sie Geigen Geigen ſein. Wir wollen nach Süden ziehen, und den Weg die Küſte entlang nehmen; ich habe in allen Städten und Städtchen gute Bekannte; wir werden überall Concert geben, und ſo überall die Mittel zur Weiterreiſe finden. Von Piſa aus gehen wir nach Florenz, oder wir reiſen, wenn es uns zuſagt, auch noch bis Livorno, und wenn Gott will, noch weiter. In dem ſchönen Florenz, meiner Heimath, raſten wir. Sie werden ſehen, daß es Ihnen dort wohl gefällt, daß Ihnen dort ſelbſt heimiſch wird. Der Florentiner, dieß darf ich zum Ruhm meiner Landsleute ſagen, zeichnet ſich vor den Bewohnern des übrigen Italien vortheilhaft aus. Er iſt ohne Arg, kennt keine Falſchheit. Er hat ein Herz, wie Florenz das Herz Italiens iſt. Ich will den körperlichen Vergleich nicht weiter ausſpinnen, ſonſt kommen Rom und Neapel ſehr zu kurz. Alſo — eingeſchlagen, Freund! zur fröhlich freien Künſtlerfahrt nach dem geprieſenen Süden! Ich werde Cicerone ſein und Mentor, Pater Burſarius und Wegweiſer; alles zugleich!" Warum hätte ich Nein zu ſo freundlichem Vorſchlag ſagen ſollen? Einmal gehörte ich doch der allverbreiteten unſichtbaren Loge der Leute an, die ihre Sache auf Nichts geſtellt haben, und ließ mich folglich gern leiten und beſtimmen. Sodann, was, oder wo hatte ich etwas zu verlieren? Es mußte mir nützen, Italien kennen zu lernen, ſeine Muſik, ſeine melodienvolle Sprache, Giorgetti verhieß die perſönliche Bekanntſchaft großer Meiſter. Freudig ſchlug ich ein; am nächſten Morgen hatten wir das herrliche Genua hinter uns.

Dieſes Mal ging die Reiſe nicht zu Eſel, ſondern wir hatten unſre Leiber und unſre Inſtrumente einem Vetturin anvertraut, jenem bekannten und ziemlich verrufenen Weiterbeförderungsmittel auf italiſchen Straßen. Langſam und keuchend zogen die Rößlein den ſchweren Wagen, den nächſt uns noch allerlei Volk erfüllte, bergempor; abermals ſtellte ſich unſerm Blick ein bergiges und waldreiches Küſtenland dar, wieder blickten wir, wie auf der Reiſe von Nizza nach Finale, von der Hochſtraße tief hinab in die grünen Thalrinnen und Meeresbuchten, und über das ſpiegelnde Meer hinüber zur blauen weſtlichen Küſte, über welche die beeiſten Gletſcherhörner der Seealpen empor ragten. Unſerm Auge glitten langſam die Uferorte Bogliosco, Nervi und Recco vorüber, bis in Rapello das Mittagsmahl uns ſtärkte. Noch lange Zeit erfreute uns der wonnige Anblick von Meer und Küſten, wir kamen durch Chiavari und Seſtro di Levante, und trafen mit der Nacht in Bracco ein, nachdem wir halbträumend kaum bemerkt, daß die Straße ſich vom Meere entfernte, und dunkeln Wäldern ſich zulenkte. Ein Gebirgsthal von ſchauriger Schönheit umfängt den Reiſenden, aus dem ſich der Weg wieder empor zieht und von freier Höhe eine reizvolle Ausſicht hinab nach Spezzia gewährt, deſſen tiefeingeſchnittene Bucht und ihre grünen Inſeln. Von Spezzia aus verläßt abermals die Straße das Ufer und zieht über den breiten Magro als Fähre, um nach Sarzana zu geleiten, wo ein ehrwürdiger Dom und eine alte Burg forſchender Betrachtung ſich darbieten. Nun verließen wir das ſardiniſche Gebiet, und fuhren an den Marmorbergen von Carrara vorüber, dann in die ebenen Gefilde der

Republik Lucca, die ſich in das Toscaniſche fortſetzen, und langten, etwas ſtaub- und reiſemüde, in Piſa an.

In dieſer uralten, vielleicht älteſten Stadt Italiens, die ſchon nach einigen Geſchichtſchreibern vor Troja's Zerſtörung erbaut worden ſein ſoll, die in ihrer öden menſchenleeren Palaſtpracht an das deutſche Augsburg erinnert und an noch ſo manches Große und Trauervolle, die eine Menge bewunderungwerther Gemälde des älteſten Stils und der älteſten Meiſter noch aufbewahrt, in ihrem Campo ſanto vornehmlich eine Fülle hochalterthümlicher Kunſtgebilde an Säulen, Sarkophagen, Mauſoleen, Bronzethüren und Moſaikfußböden — in Piſa hatte Giorgetti liebe und gute Freunde, durch die er Sorge zu tragen verſtand, daß es uns Beiden dort wohl ward. Der erſte unſerer Gänge galt natürlich, meine deutſche Schaubegier zu befriedigen, dem ſchrägen Thurme, deſſen wegbreite Schneckentreppe wir gemächlich emporſtiegen, um aus jedem der ſieben Marmorſäulenſtockwerke auf die Stadt und ihren Strom hinabzuſchauen, auf die Mauer der Apenninen, auf das ewige Meer und weit hinab die Küſte entlang nach der Welthandelſtadt Livorno.

Giorgetti führte mich bei einer ihm engbefreundeten franzöſiſchen Familie ein, Namens Bellier, beſtehend aus dem Herrn des Hauſes, der Hausfrau und einigen noch jungen Kindern. Madame Bellier war äußerſt muſikaliſch und ſpielte meiſterhaft Klavier. Bei einem Thee begleitete ich ſie in einigen Muſikſtücken und gefiel ſo ſehr, daß der Gatte mir antrug, ich möchte einige Stunden der Woche feſtſetzen, in denen ich ſeine Frau mit der Clarinette am Klavier begleiten ſollte, indem dadurch ihr Spiel noch feſter und ſicherer werde. Die Freundſchaft Giorgettis verſchaffte mir noch mehr Bekanntſchaften und Stunden, und an den Abenden ließen wir uns gemeinſchaftlich in öffentlichen und Privatzirkeln hören.

In einem der Letztern, wo ich mit aller Präciſion und Virtuoſität eine höchſt ſchwierige Clarinettecompoſition von Göpferts anerkannter Meiſterhand vorgetragen, und mit den Tönen des deutſchen Meiſters die Ohren und Herzen meiner italiſchen Zuhörer erfreut, trat einer der letztern, ein angeſehener Verwandter der Familie auf mich zu, und ſprach belobende und aufmunternde Worte zu mir. „Sie müſſen nach Livorno gehen, wo ich wohne!“ ſagte dieſer Herr. „Bei uns iſt kein einziger Clarinettiſt, der ſein Inſtrument ſo beherrſcht, wie Sie. Ihre Art zu ſpielen, wird dort als eine neue, noch nie gehörte, Aufſehen erregen, und Ihnen äußerſt lukrativ ſein. Ich laſſe Ihnen meine Adreſſe; folgen Sie meinem

Rath, und ſuchen Sie mich auf, ſobald Sie nach Livorno kommen.“

Da dieſer freundlich aufmunternde Vorſchlag ſo ganz in unſern früher gefaßten Reiſeplan paßte, ſo hinderte nichts deſſen Ausführung. Der Freund entſchloß ſich leicht, mich zu begleiten, und ſeine Heimathſehnſucht, die von Piſa aus freilich raſcher und früher ihr Ziel gefunden hätte, zu beſchwichtigen; ſo ſagten wir denn nach einigen in Piſa froh verlebten Wochen dieſer Stadt Valet, und fuhren durch die kräuterduftende Ebene nach dem nachbarlichen Livorno, das voller Fabrikthätigkeit und Handelsbetriebſamkeit, weit mehr die materiellen Intereſſen des menſchlichen Lebens, als die geiſtigen, vertritt. Ungeheuer volkreich, bildet in Livorno das Gewimmel der zahlreich Gehenden, Reitenden und Fahrenden in minder prächtigen Gaſſen einen lebhaftern Kontraſt zur Straßenöde des ungleich ſtattlicheren und häuſerreichen Piſa. Der Hafen iſt nicht durch architectoniſche Pracht ausgezeichnet, aber durch ſeine Sicherheit, und ſeine Lage hochbedeutend; die größten Kauffartheiſchiffe liegen hier vor Anker. In guten himmelhellen Stunden kann der meerüberfliegende Blick das ferne Felſeneiland Elba ragen ſehen, und da, wo Meer und Himmel durch einen zarten Saum getrennt erſcheint, oder in einander ſchmilzt, die Berghäupter Corſikas gewahren. Es iſt hier ein bedeutendes Lazareth und für die aus dem Orient kommenden Schiffe eine ſtrenge Quarantaine.

Wir ſäumten nicht, den gütigen Herrn Romin aufzuſuchen, der uns, und beſonders mir für dieſen Ort in Piſa ſo viele Hoffnungen erregt, und fanden ihn, der ein wohlhabender Seidenfabrikant war, äußerſt erfreut, zuvorkommend, und auf alle Weiſe bemüht, ſeine Verheißungen wahr zu machen. Er lud uns zum Mittagtiſch, machte bei ſeinen nächſten Bekannten die Runde, und führte uns gegen Abend in das Kaſino ein, wo er uns allen Muſikfreunden vorſtellte und mit ſchamrötheerzeugendem Lob uns überſchüttete. Der Dilettanti waren nicht Wenige, und es wurde noch für denſelben Abend ein Concert angeſagt und arangirt, bei welchem viele Mitglieder ihre Hülfe bereitwillig zuſagten. Alle Muſikfreunde, die wir am ſpäten Nachmittag im Kaſino anweſend getroffen, fanden ſich Abends wieder ein, brachten Frauen und Kinder, Mühmchen, Schwägerinnen und ſonſtigen Anhang mit, ein Mitglied des Vorſtandes war ſo gütig, ſich zum Kaſſier herzugeben, und der Saal wurde ſo voll, daß kein Apfel zur Erde konnte. Wir nahmen über vierhundert Mailänder Liren ein, und hatten durchaus keine Koſten.

Nach dem kurzen Aufenthalt weniger Tage hatte ich in Livorno ſo viele Bekannſchaften, ſo viele Stunden zu geben, und gefiel mir auch ſo wohl in der gewohnten Thätigkeit, daß ich den Entſchluß faßte, längere Zeit dazubleiben, während Giorgetti mir den ſeinigen kund that, ſeine Heimath zu beſuchen und einige Zeit in Florenz zu verweilen. So ſchieden wir herzlich von einander und verſprachen, uns gegenſeitig brieflich Nachricht zu geben, um wo möglich ſpäter noch eine gemeinſchaftliche Kunſtreiſe zu machen.

Ich hatte das Glück, Unterricht in einem Erziehungsinſtitut, das einige zwanzig junger Penſionairinnen umfaßt, im Solfeggiren zu ertheilen, und mußte den Schülerinnen die Noten franzöſiſch nennen, wie überhaupt zur Bedingung gemacht wurde, daß ich nur franzöſiſch unterrichte und rede, was mir ein Leichtes, und um ſo willkommener war.

Waren mir nun einige Monate meines Lebens ſo zu ſagen abenteuerlos verfloſſen, und hatte ich mich im ruhigen Gleiſe fortbewegt, theils einer ſchönen Freundſchaft, theils den Eindrücken der Natur hingegeben, und dabei meine Kunſt keineswegs vernachläſſigt, ſondern in geeigneten Stunden mit Fleiß und Eifer fortgeübt, ſo bot ſich in Livorno wieder ein Gegenſtand für zärtliche Empfindungen die ſich nicht unterdrücken ließen, doch gehe ich darüber hinweg und eile zur Schilderung eines Ereigniſſes, das ganz geeignet war, alle Gedanken an vage Libeleien zu verſcheuchen, und ſie dem ſchrecklichen Ernſt drohender Todtesgefahr zuzuwenden.

Ich hatte die Bekanntſchaft zweier lebensfroher Muſiker gemacht, die zum Orcheſter des Theaters gehörten, und mit ihnen an einem Sonntag eine Waſſerfahrt verabredet. Das Wetter war ſo warm, die See ſo ruhig, ſo ſtill, ſo kühlig, es war eine Luſt, ſanft über den unermeßlichen Meeresſpiegel hinzugleiten, dem Vögel gleich, der leicht von ſeinen Schwingen getragen, über die Länder der Erde dahin fliegt. Ein mäßiges Fahrzeug mit einem Segel, von einem kräftigen Schiffer geführt, trug uns weit hinaus in die See. Wir hatten mehrere Flaſchen feurigen Weins, einigen Mundvorrath, unſre Inſtrumente, und hatten den Schiffer für den ganzen Tag gedungen. Wir wollten nach Piſa fahren, dort Mittag machen, und am Nachmittage zurück. Wohlgemuth und guter Dinge klangen wir an, muſizirten und ſangen, und brachten dem vollen Leben und allem, was es Liebes, Freundliches und Schönes in ſich hält, manch evviva!

Die Küſte war in ziemliche Ferne zurückgetreten, zum erſten Male ſah ich mich dem übermächtigen Element ganz dahin gegeben, denn die Küſtenfahrt von Finale nach Genua hatte nichts Beängſtigendes gehabt. Unſer Schiffer blickte jetzt auf ſein Segel, murmelte etwas in den Bart, ſah ſcharf nach Piſa hin, dem wir zuſteuerten, deſſen Häuſer wir in weiter Ferne glänzen ſahen, und ſchüttelte den Kopf. Ein Silberſtreifen breitete ſich im Nordoſt über das ganze Meer, der näher und näher zu kommen ſchien, der Wind hatte umgeſetzt, und erreichte bald mit den ſchaumkräuſelnden Wellen unſer Schiff, geradezu deſſen Lauf hemmend. Wir gewahrten bald, daß wir nicht vorwärts kamen, die Wellen wuchſen und wuchſen höher und höher.

„Friſch ans Ruder, meine Herren!“ ſagte der Schiffer: „wir müſſen durch, ſonſt treibt uns der Wind in die offenbare See hinaus, und wir ſind verloren!“

Raſch griffen wir zu den Rudern, und arbeiteten mit mehr oder minderm Ungeſchick, aus Leibeskräften; aber ach, wie bald erlahmten dieſe Kräfte an der ſchweren, ungewohnten, ungekannten Arbeit! Das Fahrzeug ſchwankte, hob ſich, ſenkte ſich, die Wellen ſchlugen in das Schifflein, uns ward mächtig bange; der Schiffer, der ſein Segel längſt eingerefft hatte, winkte uns, das jetzt gänzlich erfolgloſe Rudern einzuſtellen, und dafür das Waſſer auszuſchöpfen, das in das Schiff ſchlug, und uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Dabei ſprach er halb und halb ſang er ein langes litaneiähnliches Gebet an ſeinen Schutzpatron, welches er nur einige Male durch das Gebot unterbrach, daß wir ganz ruhig und ſtill ſitzen ſollten.

Wer noch nicht über dem Abgrund der Meerestiefe oder eines ſturmbewegten Sees in ſchwankendem Schifflein zum erſten Male mit zagender Seele geſchwebt hat, der kennt nicht das Gefühl, welches in ſolcher Lage das Herz beengt, die Bruſt einſchnürt. Da drängen dem Lebensfroheſten Todesgedanken ſich gewaltſam auf, und er kann das Zittern nicht abwehren und von ſich weiſen, das ihn mit durchbebenden Schauern wie ein tobendes Fieber packt.

„Nur ruhig!" ermahnte der Schiffer. „Hilf uns heilige Jungfrau! Hilf uns heiliger Benedict! Sanct Petrus ſei uns gnädig! — Nur ruhig! Der Wind wird ſich wieder drehen; wir dürfen nicht ſegeln und nicht rudern, wir müſſen mit dem Winde treiben."

Jetzt erſchien uns ein Hoffnungsſtrahl. Wir gewahrten in ziemlicher Ferne ein Segel, das ſich zu nähern ſchien; es war eine Fregatte mit engliſcher Flagge; dieſe konnte uns aufnehmen an ihren ſicherern, ſchützenden Bord. Der Schiffer, als er die Fregatte gewahrte, kreuzigte und ſegnete ſich, und drehte das Steuer, unſerm tanzenden Schiff eine andre Richtung zu geben. „Ein Pirat!" ſprach er: „o heiliger Januarius! Wenn er uns ſieht, ſind wir verloren. Der nimmt uns alles ab, was wir haben, und führt uns in die afrikaniſche Sclaverei!"

Dieſe Reſolution war nun vollends entmuthigend; wir ließen nun alle Hoffnung ſinken und ergaben uns ſo ſtill als es in dem ſturmwellengeſchaukelten Fahrzeug möglich war, das uns oft gegeneinander warf, in die Hand und den Willen des Höchſten, der Welten und Wogen lenkt. Die Fregatte hatte mit ſich zu thun gehabt, hatte uns wahrſcheinlich gar nicht bemerkt, und entfernte ſich aus unſerm Geſichtskreis, worauf uns nur das Nachdenken darüber blieb, ob es nicht beſſer ſei, gefangen und beraubt zu werden, als den Tod in den Wellen zu finden?

Der ſtarke Wind ließ durchaus nicht nach, und wir ſahen nun keine Küſte mehr, nichts wie den Himmel, nichts wie ſchaumſpritzende, lautbrauſende Wogen, wußten nicht wo wir waren, hatten weder Kompas noch ſonſt ein heilbringendes Geräthe, und ſelbſt unſer Mundvorrath war gering. Wir waren weit ab vom Lande in das Mittelmeer hinaus getrieben. Der Schiffer tröſtete, ſeufzte, betete. Der Abend kam, die See ging dauernd hoch, wir Verzagende, Durchnäßte, ſahen kein rettungverheißendes Land.

Der Schiffer empfahl ſich ſeinem Schutzpatron, ſtreckte ſich auf die Bank und ſchickte ſich an, zu ſchlafen. Uns in unſrer Angſt, ſchien dieſes Beginnen unverantwortlich, unbegreiflich, ja ein Vergehen gegen uns, er aber belächelte mit der Ruhe eines Weiſen unſre Vorwürfe und unſre ernſten Ermahnungen, in ſo gefahrdrohender Stunde wach zu bleiben. „Meine Herren!“ ſprach er phlegmatiſch: „ich bin müde, und wundre mich, daß Sie es nicht noch mehr ſind, als ich. Auch Sie werden ſchlafen, dann werde ich wachſam ſein. Wir können jetzt nichts beſſres thun, als uns in den Schutz Gottes und ſeiner Heiligen empfehlen. Die Nacht bricht ein. Feliciſſima Notte!“

„Daß Euch und Eure feliciſſima Notte mitten auf ſturmbrüllender See in einer krachenden waſſerſchöpfenden Nußſchale der Satan hole!“ ſchrie ich wild. „Wenn wir nun an eine Klippe getrieben werden, und an ihr Euer Schiff zerſchellt! Wenn uns nun ein großes Schiff anſtößt und in den Grund ſegelt! Wenn nun eine Welle —“

Indem ich dieß Wort ſprach, ſchlug eine Welle über das Schiff weg, und entführte die Guitarre, die auf der Bordbank lag, unſer Fährmann aber hüllte ſich tiefer und feſter in ſeinen Mantel und ſang halblaut mit wohlklingender Stimme:

O sanctissima,
O piissima,
Dulcis virgo Maria!
Mater amata
Intemerata
Ora, ora pro nobis

Und Sturm und Wellen begleiteten mit ſchaurigen Orgeltönen des gottergebenen Schiffers frommen Geſang.

Wir redeten uns müde — er ſchlief.

Unſer geringer, auf eine Spatzierfahrt berechneter Mundvorrath war ſehr zuſammengegangen, und wir hatten nur dem Himmel zu danken, daß wir uns zu dieſer mit Wein verſehen hatten, denn ohne deſſen wohlthätiges Feuer würden die Kälte der Nacht und die Näſſe uns noch weit empfindlicher geweſen ſein, als ſie es ohnehin waren. In unſrer dermaligen Lage durften wir nicht wagen, uns zu ſättigen, denn wir wußten nicht, wie lange wir umhertreiben würden in der ſchrecklichen, todbrohenden, verderben gähnenden Meereswüſte. Dieſe Nacht grub ſich mit unauslöſchlichen Schreckenszügen in unſer Gedächtniß.

Es war bereits 11 Uhr; der Himmel war ſchwarz umzogen, fort und fort toſte die See, pfiff und heulte der Wind im Takelwerk, klatſchten die eingezogenen, naſſen und ſchweren Segel, ſchlugen die Wellen über Bord; kein Stern erglänzte, kein St. Elmsfeuer flackerte heilkündend auf der Spitze des Maſts. Die Schiffslaterne war das einzige Licht, das wir ſahen; ſie leuchtete, wie ein verirrter Glühwurm über einem im Gewitternachtwind wogenden Aehrenfeld.

Wir waren nun alle drei von Anſtrengung, Angſt und Kälte ſo ergriffen, erſchöpft und abgemattet, daß

des Schiffers Prophezeihung ſich erfüllte. Wir vermoch
ten nicht länger dem uns übermannenden Schlafe zu wi
derſtehen, und rüttelten den Schiffer wach. Er ſprang
munter und rüſtig auf, hieß uns guten Muthes ſein
tröſtete damit, daß auch das Meer ein Ende habe
daß das, was wir für einen Sturm hielten, Kinder
ſpiel ſei gegen einen wirklichen Sturm, es ſei ja nu
ein contrairer Wind, und wir ſollten nur ruhi
ſchlafen, er wolle nun ſchon wachen.

Wir überließen uns ſorgenvoll dem Schlumme
deſſen Uebermacht wir nicht zu widerſtehen vermochte

In tiefer Nacht erwachte ich; es war noch alle
wie erſt, Sturm, brauſende Wellen, Schwanken un
Zittern des Schiffleins, die Schiffslaterne brannt
trüb und düſter. Ich ließ die Uhr repetiren. S
ſchlug zwei. Ich rief den Schiffer an, keine An
wort. Er lag am Steuer, ſchlief und ſchnarchte w
ein Murmelthier. Er hatte es Gott überlaſſen, Wach
zu halten, daß wir nicht verſänken. —

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. Polz in Leipzig.

h:
i:
g
n,
e,
r:
ar
ig
r,
n.
s,
nd
te
ie
ls
ie
he

Clarinette.

Seitenſtück zu den

Fahrten eines Muſikante

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Theil.

POLIZEI-BE…
GENTHIN.

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Leipzig, 1840.
Verlag von Auguſt Taubert.

Erſtes Kapitel.

Günſtige Wendung.

Nicht ſchöner wüßte ich die Weitererzählung meiner Schickſale und zunächſt den Verlauf meiner ſturmvollen Meerfahrt zu beginnen, als mit den Verſen aus Johannes Falks Weltenhymnus:

Wie ein Vöglein, das verſchlagen
Weint im ſtillen Ozean,
Komm, zur Heimath mich zu tragen,
Liebe — Dir gehör' ich an.

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht:
Weil ich an die Heimath glaube
Hab' ich ſie auch ſchon erreicht.

Die Nacht auf dem Meere, die wir in ſorgenvollſter Unruhe, in durchnäßten Kleidern zubrachten, war kalt, ſehr kalt. Der von Zeit zu Zeit mühſam ſich ermunternde Schiffer, der die Todtenruhe des mythologiſchen Fährmanns zum Schattenreiche bewahrte, und ſehr leicht für uns zum Charon werden konnte, tröſtete mit dem Morgen, der doch endlich anbrechen müſſe, an welchem dann der Wind ſich drehen werde.

Wir konnten, vor Froſt mit den Zähnen klappernd, die mathematiſche Gewißheit des erſten Theils dieſer Vorausſagung nicht bezweifeln, aber die Zeit ward uns ſchrecklich lang, bevor ſie ſich erfüllte.

Matt und müde waren wir wieder entſchlummert, und als wir erwachten, ſchien uns heller Tag in die Augen, die See ging noch hoch, und es wehte ein feuchter Nordweſt. Wir ſahen ein majeſtätiſches Gebirgsland vor uns liegen, deſſen Küſte unſre Augen noch niemals erblickt hatten, und gewahrten, daß der Schiffer mit vollen Segeln und mit dem Winde fuhr. Unſer Staunen war nicht gering, als dieſer unſer Schiffer, wohlgemuth ſein Morgenpfeifchen ſchmauchend, auf unſre Frage: „Was iſt das dort für eine Küſte?“ gedehnt antwortete: „Corſika, meine Herren! Wir ſteuern direkt auf Ajaccio los!“

„Aber um Gott! da wollen wir ja nicht hin! Wir wollen nach Livorno!“

„Werden auch noch hinkommen, ſo es Gottes und ſeiner Heiligen Wille iſt!“ replicirte der conſequente Mann. „Danken wir allen Heiligen, daß wir nicht noch weiter hinaus in das Mittelmeer verſchlagen wurden, und daß wir nicht an irgend einer Küſte Schiffbruch litten. Der Wind bläſt nach Corſika, und wir müſſen darauf los ſegeln, da wir nun einmal kein anderes Land vor Augen haben.“

Es war gegen ſo ſchlagende Argumente nichts einzuwenden; wir tranken im letzten Reſt unſers Weines auf eine glückliche Rückkehr nach Livorno, und ſuchten zu einem Frühſtück die letzten Reſte unſers Mundvorraths zuſammen, die aber nur noch in einer Livorner Wurſt und einer Rinde Brod beſtanden.

Um zehn Uhr Morgens legte unſer Fährmann an und wir ſchifften uns aus. So betraten wir, wie hergezaubert, Napoleons Geburtsland und Geburtsſtadt, ſehnten uns aber für den Augenblick weit mehr nach einer Mahlzeit, als nach der Beſchauung des Hauſes, in welchem der weltbewegende Mann das Licht begrüßte. Ein kleines Haus in der Ufernähe, das ſich als Materialladen darſtellte, ward von uns betreten; wir fanden eine lebhafte Kleinhändlerin als deſſen Herrin, der wir unſer Mißgeſchick erzählten und die wir um Brot baten. Sie ſchenkte uns nicht nur ihr Mitleid, ſondern hieß uns ſitzen und harren, und bereitete mit gaſtlicher Geſchäftigkeit eine ſchmackhafte Polenta, aus Maisgrütze und Milch, deren würzduftende Wärme uns äußerſt wohl that. Wir ſandten auch unſerm Schiffer, der am Ufer bei ſeinem Fahrzeug blieb, und Acht hatte, ob nicht vielleicht ein großes Schiff käme, das uns auf- und ſeine Felucke ins Schlepptau nehmen könne, etwas zu ſeiner Sättigung und dann machten wir uns auf, im Geleit eines muntern Knaben, Napoleons Geburtshaus zu ſehen.

Es ſcheint fürwahr eine in der Weltordnung bedingte Eigenthümlichkeit der Geſchicke zu ſein, daß Genien, die auf Jahrhunderte, Jahrtauſende hinaus bedeutend wirken, deren Leben und Streben Epochen in der Weltgeſchichte bildet, an geringen, unbekannten Orten, in niedrigen Hütten und Häuſern in das Daſein treten. Man zeigte uns ein nichts weniger als hohes und umfangreiches Häuschen, mit ſehr kleinen und niedrigen Fenſtern, in welchem ſich ein Krämer angeſiedelt hatte, der mit Colonialwaaren handelte und hauptſächlich in Pfeffer, en Gros und en Detail, Geſchäfte machte.

Dieſes Haus war ſo ziemlich die einzige Merkwürdigkeit, die wir von Ajaccio und von Corſika ſahen. Wir überließen uns den ganzen übrigen Tag der Ruhe, deren wir ſo äußerſt bedürftig waren, und erhielten Abends ſieben Uhr durch unſern Schiffer die frohe Botſchaft, daß ein Marſeiller Handelsſchiff angelangt ſei, welches Waaren in Ajaccio auslade, und dann nach Genua ſteure. So wurde uns die Hoffnung, früher als wir erwarten konnten, wieder die Küſte des Feſtlandes zu betreten, und wir ſäumten keinen

Augenblick, die willkommene Gelegenheit zu benutzen, um ſo weniger, da es ſich glücklicherweiſe traf, daß einer meiner Gefährten in Genua einen Onkel hatte, der uns, wie der Freund verſicherte, aus aller nothwendig erwachſenden Geldverlegenheit befreien konnte, und befreien werde. Unſer Schiffer brachte mit dem Kapitain des Kauffahrers bald alles Nöthige in Ordnung, und führte uns dann in einem Nachen zu dem Schiffe hin, das drei Büchſenſchüſſe vom Ufer entfernt vor Anker lag.

Der Kapitain war ein freundlicher Mann, der unſer Abenteuer, das leicht ſehr ſchlimm für uns ausfallen konnte, belächelte, und uns ſagte, daß er in Genua acht Tage verweile, und dann nach Livorno fahre. Könnten wir dort ſo lange raſten, ſo wolle er uns dann unentgeldlich mit nach Livorno nehmen. Wir hörten mit Dank und Freude dieſen Vorſchlag und empfahlen unſre neue Fahrt in den Schutz des Himmels.

Um zehn Uhr wurden die Anker gelichtet, und der Weſtküſte Corſikas vorbeigeſegelt. Der Wind aber blies die Nacht und den ganzen folgenden Tag ſo contrair, daß wir erſt gegen Mittag des zweiten Tages in den Hafen von Genua einlaufen konnten.

So brachte dieſe ſeltſame Irrfahrt wider Willen mich abermals in das ſchöne und reiche Genua, wo ohne Verzug der Onkel des Muſikers aufgeſucht wurde, der, Vater einer ziemlich zahlreichen Familie und angeſtellt beim Orcheſter des Theaters, nicht der Mann ſchien, uns, wie der Freund verheißen, thatkräftig zu unterſtützen; indeß, nachdem dieſer Mann die jüngſten Erlebniſſe des Neuveu und ſeiner Freunde vernommen, bot er doch mit lobenswerther Gaſtlichkeit alles auf, uns nach Kräften hülfreich zu ſein. Er lud uns ein, ſein Mittagsmahl zu theilen, und klagte während deſſelben über ſein geringes Einkommen. Wir verhießen ihm reichliche Wiedererſtattung jeder Aushülfe in der Noth, und ließen uns ſeine Gerichte, die aus Sagoſuppe und Maccaroni beſtanden, recht wohl ſchmecken. Dieſe Mehlſpeiſen, welche einen großen Theil der Nahrung des genügſamen Volkes ausmachen, werden in Genua ſelbſt in vielen Fabriken verfertigt, und wer es vermag, oder dazu genöthigt iſt, ſich mit ihnen Tag für Tag zu begnügen, lebt wohlfeil.

Die Eigenſchaft wohlfeilen Lebens, ſo manchen Provinzen und Städten, namentlich kleinen, nachgerühmt, iſt nichts weniger, als anlockend, und es iſt durchaus kein Glück, wohlfeil zu leben, weil in dieſem Sinne wohlfeil oft nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als ſchlecht und miſerabel, und folglich wird einem Orte, dem man wohlfeiles Leben nachrühmt, durchaus kein Kompliment gemacht. Man lebt wohlfeil, wo es nichts Theures zu kaufen giebt; man lebt wohlfeil, wenn man Theures zu kaufen, nicht im Stande iſt. Iſt man aber Theures zu kaufen im Stande, und dennoch gezwungen, wohlfeil zu leben, weil in den provinciellen Winkel Genüſſe des Hautgouts noch nicht gedrungen, ſo iſt das nur für den Kyniker und Stoiker ein Amuſſement, keineswegs aber für den lebensfrohen Epikuräer, der Gottes gute Gaben mit dankbarem Gemüthe zu würdigen und reſpective zu genießen weiß.

Als wir ohne erſt anzufragen, aus allem, was wir bei unſerm gütigen zwar, aber dürftigem Wirth hörten und ſahen, wahrnahmen, daß eine Anleihe uns zu machen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit ſei, ſo ſuchten wir unſern Kapitain auf und ſtellten ihm das Mißliche unſerer dermaligen Lage vor. Dieſer lachte, ließ ein ſolides Frühſtück auftragen, und ſprach: „Machen Sie ſich doch deshalb nicht die geringſte Sorge, meine Herren! Ich bringe Sie ohne alles Nebenintereſſe nach Livorno zurück, und will Ihnen gern ſo viel Vorſchüſſe leiſten, als Sie hier bedürfen, damit Sie nicht Noth leiden, dieſes zahlen Sie mir in Livorno zurück, und außerdem nehme ich nichts von ihnen.

Wir liehen jeder einen Louisdor von dem menſchenfreundlichen Schiffskapitain, und erboten uns, ihm gern Koſt und Fracht zu zahlen, doch er lehnte das beharrlich ab.

„Sie haben als Neulinge ihr Schifflußt gebüßt,“ ſprach er: „glauben Sie mir, daß ich ſchon in ganz andern und gefährlicheren Lebenslagen war, aus denen Gott und gute Menſchen mich befreiten. Ihr Schiffer, der mit ſeiner Felucke unvorſichtigerweiſe in See ſtach, und ſein und Ihr Leben aufs Spiel ſetzte, hat mir alles, was Sie ausgeſtanden, treulich erzählt. Laſſen Sie ſich dieſe Waſſertaufe nur wohl bekommen!“

Wir waren ſo froh, als hätten wir das große Loos gewonnen, und vergaßen leicht und gern das überſtandne Ungemach. Die ſorgloſe Freigebigkeit des Kapitains hatte uns reich gemacht; das uns geliehene Geld brauchten wir blos für kleine Bedürfniſſe, denn des Gefährten Onkel ließ ſich's nicht nehmen, uns für die Zeit unſers Aufenthaltes als Koſtgänger zu bewirthen, und uns als ein treueifriger Cicerone überall hinzubegleiten, wo der Schau- und Wißbegirde irgend etwas Merkwürdiges dargeboten war. Dadurch füllten wir die Zeit, welche wir jetzt faſt gezwungen in dem vorzugsweiſe ſo genannten ſtolzen Genua zubringen mußten, auf die angenehmſte Weiſe von der Welt aus. Wir hatten die

Marmorpracht vieler Häuſer und Paläſte zu bewundern; beſahen den Dom und ſeine Koſtbarkeiten, darunter das unſchätzbare Kleinod des sacro Catino, jener angeblichen Smaragdſchaale, an welche ſich die Tradition knüpft, daß die Königin von Saba ſie dem König Salomon verehrt, und daß ſie es geweſen, in welches der Heiland bei Einſetzung des Abendmahls den Biſſen getaucht, den er Judas gab. Es iſt ein gefärbter Glasfluß.

Auch in Genua beſuchte ich eine Corallenfabrik und ſah in ihr koſtbare preißwerthe Sachen. Nicht ohne eine ſchmerzliche Empfindung gedachte ich jener liebenswürdigen und herrlichen Frau, der ich einſt gedient, und deren Andenken von einem ähnlichen Beſuch ich noch trug. Ein Engländer handelte gerade um ein äußerſt ausgezeichnetes, ganz makelloſes Korallenbäumchen, für das man die Summe von 2000 Thalern forderte. Ich ſah fauſtgroße Korallenklumpen, ja einige von der Größe eines Kinderkopfes. Die verarbeiteten Corallen gehen vielleicht durch zwanzig Hände, bevor ſie für den Markt fertig ſind. Man macht ganze Urketten aus dieſem eigenthümlichen Stoff, die mit einigen Breloques daran immer 10 bis 15 Louisd'or koſteten. Oft, wenn wir durch die zum Theil ziemlich engen Gaſſen Genuas wandelten, hörten wir ein klapperndes Geräuſch, wie von zahlloſen Schlagmühlen, und erfuhren hernach, daß dieſes aus den vielen Nudelfabriken komme.

In Livorno wußte nun von unſern Freunden und Bekannten Niemand, wo wir hingekommen, und wir mußten für verloren gelten.

Der Tag, an welchem wir mit unſerm braven Kapitain nach Livorno fahren ſollten, rückte ſchnell näher; wir machten kurz vor der Abreiſe noch die Bekanntſchaft zwei junger Reiſender aus Philadelphia, welche ſich Europa beſehen wollten, und ſich entſchloſſen, um unſre Geſellſchaft nicht ſobald zu verlieren, den Weg zu Schiffe vorzuziehen. Wir führten ſie dem Kapitain zu, und es begann die fröhlichſte Seereiſe bei herrlichſtem Wetter, Angeſichts der maleriſchen und reizvollen, in aller Frühlingsſchöne prangenden italiſchen Küſte. Allein auch auf dieſer, nicht minder froh wie jene Spazierſchifffahrt in der Felucke begonnenen kleinen Seereiſe verfolgte uns ein Unſtern, denn der Wind, der vorher ſo günſtig geweht, ſetzte um, die Wellen wuchſen zu bedeutender Höhe, die Nacht kam dazu, und unſer Kauffahrer wurde tüchtig geſchaukelt, und über hundert Stunden ſeewärts getrieben. Da verredete ich, jemals wieder das mittelländiſche, noch ſonſt ein Meer zu befahren, nach dem Vers:

Ich geh nicht mehr zur See, zur See,
Hier bleib ich auf dem Land.

Gegen Morgen wurde das empörte Element wieder etwas ruhiger, aber der Steuermann machte ein bedenkliches Geſicht, und ſagte zu dem Kapitain, daß wir weder an dieſem Tage die Küſte erreichen würden, noch auf eine ruhigere Nacht zu rechnen hätten. Wir vertrieben uns und unſeren Reiſegenoſſen die Zeit des Tages mit muſiciren, Kartenſpiel, Schach, rauchten ächte Havannah-Cigarren, von denen unſre jungen Amerikaner einen guten Vorrath mit ſich führten, und ſahen ziemlich ſorglos der Nacht entgegen. Der gutgebaute Kauffahrer gewährte ein ganz andres Gefühl von Sicherheit, als jenes kleine Ruderſchiff, auf welchem wir von der Küſte Livornos nach Corſika verſchlagen worden waren.

Was der Steuermann prophezeiht, traf pünktlich ein; es kam ein ſo ſtarker Sturm, daß man glaubte, es breche oben auf dem Verdeck alles in tauſend Stücke, ſo krachte und polterte, riß, pfiff und heulte es über unſern Köpfen. Der Kapitain ließ die Anker auswerfen, und wir hatten das Vergnügen, einen Tag und eine Nacht an einer und derſelben Meeresſtelle liegen zu bleiben, von Sturm und Wellen umtoſt. Als der Sturm aufgehört hatte, trat Windſtille ein, und wir kamen nicht weiter. Endlich erſchien ein ſchöner Morgen, der günſtigen Wind brachte; wir tranken den Kaffee auf dem Verdeck, waren Alle fröhlich und guter Dinge, und ſteuerten mit vollen Segeln auf Livorno zu, deſſen weit ins Meer hinausreichenden Molo wir, als wir ſeiner anſichtig wurden, mit lautem Hurrah grüßten.

Im Kreiſe unſrer Bekannten wurde bald unſre abenteuerliche Seefahrt zur Tagesneuigkeit, und wir hatten kaum Mund und Zunge genug, überall wo man es zu hören verlangte, zu erzählen, wie es uns ergangen. Die Verwandten der jungen Muſiker waren in der größten Beſtürzung geweſen, wo ihre Angehörigen hingekommen ſein möchten. Auch in das Inſtitut, wo ich Stunden gab, wurde ich bald gerufen, und mußte erzählen. Es gewährte mir Freude, in dieſem fremden Lande doch ſo viel Antheil zu finden.

Bald war alles im alten Gleiſe; ich gab meine Stunden fort, erhielt neue Scholaren, und fand die Empfehlung jenes gütigen Mannes, der mir den Aufenthalt in ſeiner Stadt angeprieſen, vollkommen gerechtfertigt. Es ging mir gut in Livorno, und ich lernte mich heimiſch in dieſer Stadt fühlen.

Eines Tages erhielt ich eine Aufforderung, im Theater, wo man il matrimonio secreto gab, das Clarinettſolo zu blaſen, weil der Clarinettiſt der Opera das Oboeſolo blaſen mußte, der jedoch auf einem Inſtrument ſo mittelmäßig war, wie auf dem andern.

Ueberhaupt hatte ich vielfach Gelegenheit, wahrzunehmen, daß es in Italien an Clarinettvirtuoſen fehle, und daß dieſes ſchöne Inſtrument deutſcher Erfindung ſich nur langſam den Weg in jenem Lande gebahnt habe. Um ſo glücklicher waren meine Erfolge. Der Theaterdirektor trug mir ſogleich Engagement an, allein da meine Privatſtunden mir mehr eintrugen und mich in beſſern Kreiſen gefeſſelt hielten, als ich beim Theater zu finden hoffen durfte, ſo ſagte ich ihm blos unter der Bedingung meine Unterſtützung zu, daß er mich für jede Vorſtellung beſonders honorire, was er auch einging.

Meine genußreichſten Stunden verlebte ich im Kreiſe einer ſehr angeſehenen Familie, welcher ich durch die Vorſteherin des erwähnten Erziehungsinſtituts empfohlen war. Herr von Pignatelli hatte zwei Töchter, eine von ſiebzehn und eine von funfzehn Jahren, und eine Nichte, die mit der älteſten Tochter im gleichen Alter ſtand; dieſen jungen Damen hatte ich Muſikunterricht, Geſang, Clavier und Guitarre zu ertheilen, und mit dem Herrn des Hauſes, der recht gut Violine ſpielte, bisweilen Duetten aufzuführen. Monſignore de Pignatelli war ein feiner und liebenswürdiger Mann, deſſen Umgang mich bald von anderm, minder geiſtig hoch ſtehendem, abzog. Als er wahrnahm, daß ſeine Kinder gute Fortſchritte machten, und meine Violinbegleitung ihm beſonders wohlgefiel, machte er mir den höchſt ehrenvollen Antrag, ganz bei ihm zu wohnen, damit ich auch die Uebungen der Kinder leiten und bisweilen des Abends mit ihm muſiciren könne. Ich willigte mit Freuden ein, und trat in eine der glücklichſten Lebenslagen. Die jungen Mädchen waren ſchön, unbefangen, jugendfriſch und jugendfroh, talentvoll, und ich ſah mich von ihnen wie ein älterer Bruder behandelt. Ein äußerſt anſtändiges Logis wurde mir eingeräumt; mein Frühſtück erhielt ich auf mein Zimmer, den Mittagstiſch theilte ich mit der Familie. Die Nachmittage und Abende wurden meiſt in einem ſchönen, der Stadt nahe gelegenen Garten zugebracht, den eine heitre Villa krönte, und zahlreiche Orangenbäume ſchmückten. Inmitten eines trefflich gepflegten, und kunſtvollſinnig angelegten Ziergartens war ein kleiner Teich, rundum mit exotiſchem Strauchwerk und erleſenen Blumen eingefaßt, in welchem eine große Anzahl chineſiſcher Goldfiſchchen ſchwammen. Eines Tages ließ ich den Wunſch laut werden, einige dieſer Fiſchchen in einem Glaſe auf meinem Zimmer zu haben, und ſogleich ergriff Fräulein Mirandolina, ſo hieß die älteſte Tochter, einen kleinen Fiſchhamen, der am Strande hing, und verſuchte mir einige dieſer allerliebſten Thiere zu fangen; doch waren die Fiſchchen ſcheu, und zogen ſich zurück, ſo daß es nicht ſogleich gelang, einiger habhaft zu werden. Ungeduldig beugte ſich die junge ſchöne Fiſcherin weit über den Uferrand und hielt ihr Netz ſo weit als möglich vom Ufer in das Waſſer, da wich plötzlich treulos der Stein, auf den ſie getreten war; ſie ſchwankte, vermochte ſich nicht zu halten, und ſtürzte in das Waſſer hinein. Der Teich war nicht groß, aber tief, und es drohte der Armen große Gefahr. Ich ſprang zwar augenblicklich zu ihrer Rettung nach, allein es gelang mir nicht gleich ſie zu erfaſſen, und wenn ich nicht hätte ſchwimmen können, ſo waren wir beide verloren. Nicht ohne Anſtrengung brachte ich ſie zum Ufer, aber leblos, und der Unglücksfall alarmirte das ganze Haus. Es dauerte faſt eine Stunde, ehe Mirandolina ſich erholte und ihr ſcheinbar entflohenes Leben, das ſie um meinetwillen faſt eingebüßt, zurückkehrte. Obſchon ich nur meine Pflicht gethan, wurde ich doch mit Dankesäußerungen überhäuft, und Herr von Pignatelli bat mich, ſein Haus wie ein älterliches zu betrachten.

Dieſes Wort ließ die günſtigſte Deutung zu, und ich ſchrieb es in mein Herz. Ich liebte meine Gerettete, die ein unausſprechlich ſüßes und anmuthiges Geſchöpf war; ihrem Adel und ihrem Reichthum hatte ich freilich nichts entgegen zu ſtellen, als mein Selbſt und meine Kunſt, allein die Liebe hatte ja ſchon zu vielen tauſend Malen Hinderniſſe ſolcher Art beſiegt, daß ich in ſolchem Siege, wenn ein gutes Geſchick ihn verlieh, nichts Außergewöhnliches erblicken konnte. Mirandolina's Herz erſchloß ſich mir mit aller Jugendgluth und Liebeswärme; wir hätten ſehr glücklich mit einander ſein können.

Wo aber wäre eine ſchöne Liebe ohne trüben Wolkenſchatten, wo ohne Kampf? Hier vereinigte ſich alles ſo erwünſcht; das Herz der Jungfrau war mein; dem Vater war ich faſt unentbehrlich; er fühlte ſich mir zu Dank verpflichtet, meine Lage konnte die geſichertſte werden, zumal auch die übrigen Angehörigen mir geſchwiſterlich wohlwollten.

Da trat das Schickſal, das Herzen trennende, in der Geſtalt eines abholden Nebenbuhlers finſter in meinem ſchönſten Lebens- und Liebenstraum. Ein reicher Kaufmann, Namens Lorgiér kam oft in Geſchäftsangelegenheiten zu Herrn von Pignatelli, und ſtets ſchien er mich mit argwöhniſchen und neidiſchen Blicken zu verfolgen. Ohne dieſen Mann zu kennen, ohne ihn nur im Entfernteſten beleidigt zu haben, oder ihm zu nahe getreten zu ſein, mußte ich gewahren, daß ich ihm im Wege, und ſeine Geſinnung gegen mich eine feindliche war. Wenn der gütige Pignatelli mir, wie nicht ſelten geſchah, in Jenes Gegenwart Freundliches ſagte, oder mir Lobeserhebungen machte, ſo that Herr Lorgiér, als höre er es nicht, ging mit ſpöttiſchem Lächeln darüber hin, oder ſuchte raſch dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben. Dieß widerwärtige Benehmen drückte mich, doch ließ ich keine Empfindlichkeit blicken, um nicht Urſache einer Verſtimmung oder eines Mißverhältniſſes zwiſchen meinem gütigen Gönner und ſeinem Geſchäftsfreund zu werden. Da nun aber die ſo deutlich an den Tag gelegte Abneigung des Herrn Lorgiér gegen mich in meinem ganzen Verhältniß zum Hauſe nichts änderte, ſo ſchlug er einen andern Weg ein, mir zu ſchaden, indem er auf ſcherzende Weiſe die jungen Damen vor mir warnte, und ihnen ſagte, ich mache allen meinen Schülerinnen in jener Penſionsanſtalt die Kur. Auch dieß verfing nicht, und nun ſpielte er oft höniſch auf meinen Irrglauben an, und gab zu verſtehen, daß ein ſo genauer Umgang mit einem Ketzer ein nachtheiliges Licht auf eine ſo hochſtehende Familie werfen werde. Man lachte ihn aus.

Mit einem Male wurde nun der Mann freundlich und zuvorkommend gegen mich, und es reifte ein Plan in ihm, mich zu verderben und mich bei der Familie in Mißkredit und aus ihrem Kreiſe fort zu bringen, der nicht bübiſcher und ſchändlicher ſein konnte. Da Herr Lorgiér, der mit ſeinem Bruder ein Kompagniegeſchäft betrieb, ein Haus machte, ſelbſt ein Schiff beſaß, das er nach Oſtindien befrachtete, und in alle Weiſe ein angeſehener Mann war, ſo konnte und durfte ich Einladungen nicht ablehnen, die von ſeiner Seite an mich gleichzeitig mit meinem Gönner und deſſen liebenswürdigen weiblichen Angehörigen ergingen, und ich geſtehe, daß ich auf ſeiner Villa in ſchönen Kreiſen angenehme Stunden verlebte. Jetzt machte Herr Lorgiér, welcher Mirandolina liebte, mindeſtens gern ihre Hand erbeuten mochte, ſich ein Geſchäft daraus, mich immer mit der Nichte des Gönners zuſammen zu bringen, mit ihr mich zu necken und die Meinung zu verbreiten, als habe ich mit Bianka, ſo hieß das junge und blühende Mädchen, ein Verhältniß, wodurch er dieſe oft in Beſtürzung und mich in Verlegenheit ſetzte. Sein ganzer Plan ging offenbar dahin, bevor er zum äußerſten Schritt, mich aus Mirandolina's Herzen zu drängen. Mirandolina aber war zu einfach und klar, um ſich Täuſchungen zu überlaſſen. Sie fragte mich eines Tages, ob es wahr ſei, daß ich ihre Couſine liebe, und beim Vater um deren Hand werben wolle? Ich erwiederte ihre Frage mit der ſtaunenden: Wer ihr dieſes geſagt? und das unbefangene Mädchen nannte geradezu Herrn Lorgiér, der ihr dieſe Nachricht als Neuigkeit zugeflüſtert

Ich wurde darüber ſo verſtimmt, daß ich meinen Mißmuth nicht zu überhüllen vermochte, mein Gönner nahm ihn wahr, und ſtellte mich darüber zu Rede, was mir fehle, und worüber ich verdrüßlich ſei? Ich ſagte ihm ganz offen, daß ſein Freund, Herr Lorgiér, ſich um mich auf eine Weiſe bekümmere, die auf keine Weiſe zieme, und mir hochläſtig ſei, da ich ja ihm durchaus nichts in den Weg lege, und ſein ſeltſames Benehmen gegen mich nur als Neid darüber deuten könne, daß ich in der Familie einige Geltung habe. Der Gönner tröſtete mich freundlich, und ſprach: „Sein Sie ruhig; ich laſſe mich nicht irren. Am beſten iſt's, Sie gehen den Grillen des Ihnen abgeneigten Mannes, mit dem ich nicht brechen darf, eine Zeitlang aus dem Wege. Ich reiſe in dieſem Sommer mit den Meinen nach Neapel; begleiten Sie uns. Ich habe dort einen Freund, der nicht nur ein großer Verehrer, ſondern auch ein Kenner der Muſik iſt, eine Sammlung alter Muſikinſtrumente beſitzt, die Ihr höchſtes Intereſſe in Anſpruch nehmen wird, und ich ſichre Ihnen dort auch außerdem genußreiche Stunden."

Wie dankbar ich ein ſo großmüthiges Anerbieten annahm, durch das mir vergönnt ward, längſt gehegte Wünſche zu erfüllen, das mir Gelegenheit verſchaffte, koſtenfrei Italiens berühmteſte Städte zu ſehen, und in ſo theurer lieber Geſellſchaft, kann ich nicht ſagen. Alles ſchien ſich zu vereinigen, mich meinem Glück in die Arme zu führen. Ich ſchrieb, ſobald der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt war, an Giorgetti, der noch in Florenz weilte, um ihm ein Rendezvous in ſeiner Vaterſtadt zu geben, und freute mich mit den Kindern des Hauſes wie ein Kind auf die Reiſe. Mein Gegner aber, Herr Lorgiér, hatte allerlei Stichel- und Stachelreden in Bereitſchaft, womit er, ſo oft er kam, ihnen und mir die ſchönen Hoffnungen verdarb, was am Ende jedoch keine andre Folge hatte, als daß die jungen Damen ihn fortan nicht mehr mit gewohnter Freundlichkeit, ſondern mit kalter Höflichkeit behandelten. Als er dieß wahrnahm, wuchs ſein Groll und Grimm gegen mich, der ihn nun einmal im Wege ſtand, immer mehr, doch unterdrückte ſein tückiſches Gemüth jenen ſo viel als möglich. Mit einem Male hörten ſeine Beſuche auf, die er ſonſt täglich zu machen pflegte.

Ich begegnete ihm eines Tages, und fragte ihn, warum er das Haus meines Gönners meide? Er ſtammelte eine Entſchuldigung, die er mit einer Lüge verband; er ſei einige Tage verreiſt geweſen. Ich hatte ihn aber jeden Abend im Theater geſehen. Dann ſagte er mir, daß er in den nächſten Tagen wieder auf das Land gehe, eine Stunde von Livorno, daß ſein Bruder vielleicht auch mit führe, und ich ihm

Geſellſchaft leiſten möge. Ich fürchtete eine Falle, lehnte die Einladung dankend ab, und ſagte, daß ich vor der Abreiſe mit Herrn von Pignatelli noch mancherlei zu ordnen habe, und wurde ſo den falſchen Mann los. Hätte ich doch ſpäter eben ſo ſtandhaft jeder Einladung widerſtanden — ich würde die Tage meines Alters in heitrer Ruhe und im Schooße des Glücks, ſtatt in Kummer und Armuth verleben.

Wir reiſten mit Extrapoſtpferden im eignen prachtvollen Wagen des Gönners; ich war ſo glücklich, Mirandolinen gegenüber zu ſitzen, und in ihren freudeſtrahlenden Augen mein Glück zu leſen. Die Fahrt ging über Piſa, und am Arno aufwärts auf belebter Straße nach Florenz. Am Gaſthaus, wo wir abſtiegen, empfing mich freudig mein Gefährte Giorgetti, und erbot ſich mit der den Florentinern eignen Liebenswürdigkeit, uns umher zu führen, und alle ſehenswerthe Herrlichkeit ſeiner geliebten Vaterſtadt uns zu zeigen; ein Vorſchlag der ſchon der jungen wißbegierigen Damen wegen, welche dieſe Reiſe zum erſten Male machten, dankbar angenommen wurde. Der erhabene Bau des Domes, Santa Maria del Fiore, Brunelleschis unſterbliches Meiſterwerk, nahm uns in ſeine kühlen Hallen voll ernſter Schönheit als Bewundernde, Anſtaunende auf. Hier traten in Sculptur und Schilderei die Schöpfungen hoher

Meiſter vor unſer Auge, und es wurden Gedanken der Unſterblichkeit lebendig. Gallerieen von Gemälden und Antiken feſſelten lange, und in ihnen wurde der Gönner zum Lehrer, und wieß die Töchter und auch mich, den Unkundigen, auf das Vorzüglichſte hin. Hier lernte ich einen Genius der Kunſt ahnen, der zu den Seelen Geweihter mit verſtändlichen Lauten ſpricht, und aus dem tiefen ſchöpferiſchen Urborn des Weltengeiſtes ewig bildend und belebend ausquillt. Die Künſtlergenien eines Dante Allighieri, Michel Angelo, Fra Giovanni da Fieſole, Leonardo da Vinci, Vaſari, Correggio, Dominichino, Rafael, Tizian, Paul Veroneſe, Andrea Ugolino, Benvenuto Cellini, Brunelleschi, Lorenzo Ghiberti und ſo vieler andern weltberühmten Meiſter legten hier in unſterblichen Werken der Dichtkunſt, Malerei, Sculptur, Architectur und Erzbildnerei hohe Zeugniſſe ab von jener begeiſternden Aetherflamme, deren ſtrahlende Wärme edle Herzen durchglüht, und durch Jahrhunderte fortzeugend im Künſtlerbuſen die Blüthe würdiger Nacheiferung weckt. Nächſt dieſen Meiſterwerken waren die hehren Antiken zu bewundern, deren Bildner keine Geſchichte nennt, und die doch nicht minder das Sehnen im Buſen trugen, ihr geiſtig Erſchautes in edlen Formen voll Wahrheit und Schönheit auszuprägen.

So lange wir in Florenz verweilten, ſäumten wir nicht, von Kabinet zu Kabinet uns ſchauluſtig führen zu laſſen, doch ſahen wir uns auch das wimmelnde Leben der ſchönen Straßen an. Unter einem Zelte bot ſich dem fühlenden Herzen ein Anblick, der eben ſo zur Bewunderung einer Kunſtfertigkeit, als zum tiefen Bemitleiden eines großen Unglücks hinriß; wir ſahen einen jungen Muſiker, welcher den rechten Arm entbehrte, und mit dem rechten Fuße den Bogen zwiſchen die Zehe faßte, auf niedrigem Seſſel ſitzend, ſchul- und kunſtgerecht Violine ſpielte, und zwar mit einer nicht gewöhnlichen Virtuoſität. Seine Töne waren wehklagende Mahner an die Mildthätigkeit, und ich ſah mit Freude, daß unſre Damen ihn reich begabten, und mit Augen voll Thränen von ihm gingen.

Mein nächſtes Intereſſe, das meiner Kunſt, ließ mich in großen Städten oft nach Sammlungen alter Inſtrumente fragen und forſchen, und ich verſäumte ſelten deren nähere Betrachtung, wo ſolche ſich darbot. In einem Muſeum traf ich einige derſelben, doch nicht viele an. Zunächſt zwei Stainer Violinen, eine große und eine kleine. Ich habe es ſtets für der Mühe werth erachtet, dieſen Geigen beſondre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, denn die Arbeit an ihnen iſt vorzüglich, und ihr Werth nimmt mit ihrem Alter zu. Jacob Stainer, Amatis kunſtfertiger und berühmteſter Schüler, wählte mit der größten Sorgſamkeit das Holz zu ſeinen köſtlichen Inſtrumenten, deren Ton und Bauart von den gewöhnlichen Violinen abwichen. Er nahm das ausgewachſene, feſte, feingeäderte Holz der Haſelſichte, und zierte ſeine erſten Geigen mit einem Löwenkopf; dieſe waren ſtark gewölbt, und roth lackirt, während die kleinern Formates gelb lackirt und flach ſind, und nur eine Schnecke als Wirbelkaſtenzier tragen. Die ächten Stainerſchen Violinen ſind faſt zu koſtbar zum Concertſpiel, ſie ſind werthvolle Cabinetsſtücke, doch iſt ihre Wirkung im Quartett unvergleichlich. Wer je eine ächte Stainer Violine ſelbſt ſpielte, oder auch nur ſpielen hörte, erkennt am Ton eine zweite, der glockenartig und ſilberrein iſt. Sodann ſah ich eine ächte Violine von Giovanni Battiſta Ruggiero, welcher den Beinamen il Bon führte, auch eines der ſeltnern und hochgeſchätzten Inſtrumente.

In der Oper hatte unſre Reiſegeſellſchaft mit mir das Glück, den berühmten Tenoriſten Andrea Nozzari zu hören, deſſen, wenn auch nicht übermäßig ſtarke, aber wunderſchöne Stimme in den kunſtreichſten Rouladen oft zum Entzücken hinriß, und ſo rein aus der Kehle quoll, daß man bisweilen verſucht ward, zu glauben, man höre die Töne einer Clarinette.

Nach genußreichen Tagen in dem ſchönen, reichen und gaſtlichen Florenz, das auch durch Tugenden der Humanität ſich vortheilhaft vor andern Städten Italiens auszeichnet, und darin der Fremde ſich weit eher, als in jenen heimiſch fühlen lernt, ſetzte ſich unſre Reiſe heiter fort, der ewigen Roma zu.

Zweites Kapitel.

In Neapel.

Rom! klang es in dem glockentönenden Avignon; von Rom zeugten die alterthümlichen Bauten, Monumente und Straßenreſte durch ganz Südfrankreich und Savoyen; Roms antikklaſſiſcher Geiſt offenbarte ſich in allen Städten Oberitaliens, die zu ſehen, mir vergönnt war, und nun nahte ich ſelbſt dieſem unſterblichen Rom, um mich zu verlieren unter ſeinen erhabenen Trümmern, und um die Größe einer Vergangenheit anzuſtaunen, welche keine Gegenwart und Zukunft wieder zu erreichen vermag.

Was vermöchte ich von Rom zu ſagen? Ueber der Siebenhügelſtadt wölbt ſich der ſiebenfarbenſtrahlende Aetherbogen der Kunſt, an welchem ſchon ſo viel Hunderte hochbegabter und befähigter Reiſenden und Reiſeſchilderer zerlegten. Ich ſah und ſtaunte, und ſog ſtill von den Blüthen entzückten Schauens den Honig der Erinnerung ein. Von einer kunſtgenußreichen Anſchauung zur andern im Gefolge meines verehrten Gönners ziehend, blieb mir für eigne Wege und eigne Betrachtung wenig Zeit, und in welcher Geſellſchaft hätte ich auch lieber verweilen mögen, als in der, welcher günſtige Sterne mich zugeführt?

Wandelnd unter der Trümmerſtadt des alten Roms kam mir ein ſehnſüchtiger Wunſch in das Herz; es war der, an der Seite jener verehrten Frau zu ſchreiten, die ich nach Nizza begleiten durfte. Ich hätte wieder andachtvoll, wie in der Vaucluſe, ihrer Rede lauſchen mögen, und ihre klaren Urtheile hören. Meinen jugendlichen Gefährtinnen fehlte, gewiß zu ihrem Glück, der tiefe Lebensreſt, den nur die Jahre voll Erfahrungen verleihen; ich aber konnte die Gedanken, welche mich erfüllten, ihrer ſo natürlichen ſcherzfröhlichen Heiterkeit nicht immer anpaſſen. Zu gewaltig ſprechen Roms großartige Trümmer, die Steinlettern eines ſo großen und bedeutenden Theiles der Weltgeſchichte, zu dem denkenden gereiften Geiſt, und was neben den Trümmern noch wohl erhalten er Bewunderung ſich darſtellt, nimmt ſo ganz das rnſteſte Nachſinnen für ſich in Anſpruch, daß nur in Austauſch entſprechender Gefühle hier Herz und eiſt zu befriedigen vermag.

Dort zeugt ein Obelisk, das Rieſengebild eines remdlandes, von der Kunſt und Kultur des Volkes, das in Blüthe ſtand, als Romulus und Remus noch an den Brüſten der Wölfin tranken, und an der Stätte der Stadt noch wilde Heerden weideten. Dort ragt einſam eine Säule über zerbrochnen Schweſterſäulen, wie eine trauernde ſchmerzverſteinte Niobe über den Leichnamen ihrer Kinder. Wenn wir die Kräfte bewundern, die hier thätig waren, um aufzubauen, müſſen wir ſelbſt vor der Größe der Kraft erbeben, die hier thätig war, zu fällen, zu ſtürzen, zu zerbrechen und niederzureißen. Rom war, und auf ſeinem wichtigſten Platze, wo ſeine Redner mit Begeiſterung ſprachen, weiden jetzt zahme Heerden. Kapitol und Koloſſeum, das Pantheon und die mächtigen Triumphbogen, und die zahlreichen Tempel, ich habe ſie alle geſchaut, und nicht minder die Weltwunder des neuen Roms, Vatican und Peterskirche betreten, Lateran und Quirinal und andre Prachtpaläſte desgleichen, und in allen reiche, oft überreiche Kunſtſchätze geſehen und angeſtaunt, ſo daß an manchem Tage der Geiſt mit dem Körper ſich erſchöpft und ermüdet fühlte.

Nach ſo langem Verweilen in Rom, als nöthig war, all ſein Schönſtes und Merkwürdigſtes zu ſehen, ſetzte unſre Reiſe nach Neapel ſich fort. Das alte Rom ſcheint nicht enden zu wollen; immer geleiten den Reiſenden noch Reſte von Trümmern, und übergrünte Schutthügel durch die Campagna, ſie ziehen mit, ernſten Erinnerungen vergleichbar, bis das Herannahen anderer Orte, anderer Situationen, ſie vermiſcht, und zurücktreten heißt. Wir ſahen die Stadt Albano und ihren berühmten See, der gleich dem Thale von Ariccia und dem See von Nemi in Folge vulkaniſcher Eruption entſtanden ſein mag. Aus einer Gegend voll herrlichkräftiger Eichenwälder kamen wir in die flache der pontiniſchen Sümpfe, aus welcher aber zur Linken die Volsker Gebirge ſich pittoresk erheben, während von Zeit zu Zeit zur Rechten ein bläulicher blitzender Streifen dem fernſchweifenden Blick die Nähe des Meeres anzeigt. Gleichwohl reicht deſſen erfriſchender Aushauch nicht hin, jene der Gegend eignen Fieber fern zu halten, welche die Wangen der Jugend bleichen, und bleiſchwer in den Adern der Erwachſenen raſten. Bei dem ſchönen und vielgerühmten Terracina, wo uns kein Fra Diavolo ſchreckte, konnte das Auge wieder feſſellos über das Meer ſtreifen, und jenen Hochgipfel ſuchen, den zu ſchauen unſer aller Herz ſich ſehnte. Noch war dieſe Befriedigung unſrer Wünſche unmöglich; wir hatten über den erfreulichen Anblick, der uns wurde, den geographiſchen Maasſtab und den Meilenzeiger anzulegen vergeſſen. Von Ort zu Ort leitete uns heitres Geſpräch, angenehme Betrachtung, und mit der Anſtrengung der Reiſe wechſelte die nöthige Ruhe ab, die man ſich vergönnen muß, um mit Frohgefühlen lange genießen zu können. Caſtellone und Gaëta wurden ſchon erreicht und wir ſahen dunkelblau im grünen Meere die Inſeln Iſchia und Capri ſchwimmen. Die Hoffnung, den Veſuv weit vor Neapel von Ferne zu erblicken, der, wie wir hörten, im Ausbruch begriffen war, was unſre Neugier und Schauluſt ungemein anregte, blieb uns vereitelt, bis wir ſelbſt Capia im Rücken hatten, und in einer warmen italiſchen Sommernacht, ich auf weislich gewählten Sitz im Cabriolet, der Königsſtadt entgegen fuhren. Eine Stelle des ſüdlichen Himmels erſchien geröthet, wie von einer Brunſt, ſpäter ward anhaltender ferner Donner vernommen, und mit einem Male brachte eine Beugung des umdunkelten Weges uns die erhabenſte Naturerſcheinung, die ich jemals ſah, vor das erfreute, ſtaunende Auge. Die Bucht von Neapel lag vor uns, die noch zwei Stunden ferne Stadt ruhte, unſerm Blick entzogen, unter dem Schleier der Nacht, und von einem, in dieſer Weite nicht allzuhoch erſcheinenden Berge erhob ſich, einem wunderbaren Meteore gleich, eine ſcheinbar ruhigſtehende glühende Feuergarbe, einer ſtarken Palme ähnlich, die am Gipfel ihre vom Wind bewegten Zweige hehr und herrlich ausbreitete. Es war dem

Ohre, als vernähme es in dem donnernden Brauſen, das von fern her drang, das Rauſchen des Windes, der durch die Wipfel jener Feuerpalme fuhr. Ich dachte an Moſes und den brennenden Buſch, darin der Herr erſchien in ſeiner Herrlichkeit. Hier ward ſie offenbart, und glühte mit Flammenzügen ſich in jedes Herz.

Neapel war voll Leben ſelbſt noch in der tiefen Nacht. Die Eruption gab ein Schauſpiel ab. In mir aber ward das Verlangen wach, wenn es irgend möglich, gefahrlos dieſen berühmten Bergesgipfel zu betreten, ihn wirklich zu beſteigen. Und wer möchte in Neapel geweſen ſein, dieſen Wunſch nicht gehabt, und ihn nicht erfüllt haben?

Der Gaſtfreund des Herrn von Pignatelli, von nſer aller Ankunft in Kenntniß geſetzt, nahm uns it unverkennbarem Wohlwollen auf. Er war, wie ein Gönner, Wittwer, und hatte neben zwei Söh- en eine einzige Tochter von vierzehn Jahren, welche h gar ſchnell mit den liebenswürdigen Jungfrauen freundete, die als Gäſte ihr väterliches Haus be- aten. Die beiden Knaben waren jünger, aber nicht inder, wie die Schweſter, muſikaliſch.

Was mir Herr von Pignatelli von ſeinem Freunde agt, fand ich in reichem Maaße durch deſſen lie- ıswerthe Perſönlichkeit beſtätigt. Er war verſtändig, ſehr unterrichtet, und von ganzer Seele Melomane in einem hohen und edlen Sinn.

Die erſte von den vielen Sehenswürdigkeiten Neapels, die nach einander zu beſchauen vergönnt ward, war nicht die geringſte; es war die reichausgeſtattete Privat-Sammlung muſikaliſcher Inſtrumente, die der Herr des Hauſes beſaß, und mit jenem bewußten Stolze zeigte, welcher einſichtvollem und wiſſenſchaftlichem Sammeleifer ziemt, der das leicht Zerſtörbare erhält, der oft unbeachtet im Staube vorkommenden Seltenheiten eine würdige Stelle einräumt, und doch dabei nicht den vollſten Werth auf die eigenſüchtige Beſitzesfreude legt, ſondern das Aufbewahrte gern auch Andern zum belehrenden Anſchaun dienen läßt. Hier hingen in wohlgeordneten Reihen alte, prachtvoll verzierte Gamben; eine davon hatte einen ſehr langen Hals mit einem äußerſt zierlich in Elfenbein ausgeſchnittenen Frauenzimmerkopf; hier ſah ich Lyren älteſter Form und von höchſter Seltenheit; Gambenlyren, mit verſchiedener Saitenzahl. An Lauten, Mandoren, Mandolinen, Theorben war ein Ueberfluß vorhanden, nicht minder an alterthümlichen Blasinſtrumenten aller Art und Form. Ich ſchwelgte in einem Himmel des Vergnügens, und vermochte lange nicht, mich vom Anblick dieſer altmuſikaliſchen Herrlichkeiten loszureißen. In Sonderheit zogen mich aber vor allen andern Inſtrumenten die Violinen an. Da war eine ganz kleine Stainer von glockenreinem Ton, der beſonders in großen geſchloſſenen Räumen von beſonderer Wirkung iſt; die ich hier ſah, hatte feuerrothen Lack, hohe Zargen, die wie der Boden, vom herrlichen Maaſerholz auf das ſauberſte gearbeitet waren; die ſchön ausgeſchnittene Schnecke war nicht kleiner, wie bei einem großen Inſtrumente. Hier waren Violinen von Amati, Stradivario, Ruggieri, Guadagni, Guarnari, Caspar de Salo; letztre ganz nach altem Format gebaut, mit ſehr kurzem Hals; dann Geigen von Popella, Colliano, Boniani und ſo manchem italieniſchen Meiſter, deren Violinen höchſte Schätzung verdienen, wenn die Namen ihrer Verfertiger auch nicht über die Alpen drangen.

In Neapel wurde die Kunſt der Töne ſtets durch ihre würdigſten Heroen vertreten, und es wurde mir in dieſer Stadt das Glück zu Theil, bisweilen den größten Meiſtern nahe zu ſein, ſie zu hören und ſelbſt die perſönliche Bekanntſchaft einiger von ihnen zu machen.

Zuerſt führte unſer muſikaliſcher Freund uns in die Conſervatorien della Pieta und St. Onofrio, deren Einrichtungen wir beſahen, doch fand ich, daß dieſe weit von dem Conſervatoire zu Paris übertroffen wurden. Allein dem ohngeachtet ſtehen ſie hochachtenswerth in der Reihe muſikaliſcher Bildungsanſtalten da, wenn man die großen Künſtlernamen überdenkt,* die aus ihnen hervorgingen. Ich will nur Cimaroſa, Spontini, Paer, Durante und Paiſiello nennen. Muſikbegeiſterung durchglüht aber auch faſt jeden Kunſtgenoſſen in Neapel, und gleich in den erſten Tage meines Dortſeins erlebte ich davon ein intereſſantes Beiſpiel.

Im Theater, das wir zu beſuchen nicht ſäumten, wurde Coſa rara gegeben. Der erſte Violiniſt des Orcheſters, ein bejahrter und unbemittelter Mann beſaß eine Amati-Geige und entlockte ihr in ſeinem Solo bezaubernde Töne. Unter den Zuhörern befand ſich ein reicher Graf aus Dänemark, der ein leidenſchaftlicher Muſikfreund und ebenfalls ein Inſtrumentenſammler war. Er hörte ſogleich aus dem Ton dieſer Violine ihre Vortrefflichkeit heraus, begab ſich im Zwiſchenact in die Nähe des Orcheſters, und ließ durch ſeinen Kammerdiener anfragen, ob der Violiniſt ihm nicht ſein Inſtrument verkaufen wolle? Die Rückantwort war ein einfaches Nein. Der Graf ließ dem Muſiker ſagen, er möge doch eine Preisforderung thun, die Violine ſolle nach ihrem höchſten Werth bezahlt werden. Als einige Kollegen des Muſikers dieß Anerbieten hörten, redeten ſie ihm zu, das Inſtrument wegzugeben, da er doch ein bejahrter Mann ſei, und das Geld für ſich und ſeine Familie gar wohl gebrauchen könne. Ehe er jedoch ſich entſchied, unterbrach der beginnende neue Act die Verhandlung, die ſich jedoch, ſobald es ſchicklich war, wieder anknüpfte. Der Muſiker, der Zudringlichkeiten müde, die ſein werthes Inſtrument ihm feil machen wollten, griff zu einem in ſolchem Fall oft bewährten Mittel, er ſuchte durch eine überſpannte Forderung den Liebhaber ſeiner Amati abzuſchrecken, der ihm jetzt perſönlich zu Leibe gerückt war. Er forderte hundert Dukaten.

Der Graf, ein Kenner, der das Inſtrument nur nach dem Klang beurtheilt, der deſſen Jahreszahl noch nicht geſehen hatte, und wohl wußte, daß daſſelbe mit ſo viel Thaler bezahlt war, bat nun, ihm das Inſtrument zu näherer Betrachtung in die Hand zu geben, indem er ſprach: „Dieſer Preis iſt zu hoch, dieſen zahle ich nicht.“ Die Violine betrachtend, und die Jahrzahl 1599 entdeckend, entſchloß er ſich jedoch ſchnell anders, und ſprach: „Topp! Ich ahle Ihnen hundert Dukaten!“ und gab die Geige icht wieder aus der Hand. Der Eigenthümer ſollte un mit dem Grafen in deſſen Wohnung fahren, um aß Geld in Empfang zu nehmen, allein es war ihm n unerträglicher Gedanke, ſich von ſeinem lieben

Inſtrument zu trennen; die eben ſo übertriebene, als übereilte Forderung reute ihn, und er ſprach: „Nein mein Herr, die Violine iſt mir um keinen Preis feil. Ich laſſe ſie nicht! Geben Sie mir mein Inſtrument!"

„Sie haben gefordert, ich zahle ohne Abzug Ihre Forderung, und die Violine iſt mein!" Hier, wenn Sie mich nicht begleiten wollen, meine Adreſſe. Uebrigens werde ich Ihnen morgen das Geld ſenden!" So ſprach der Graf, ſchwang ſich mit der Geige in ſeinen Wagen, und fuhr von dannen. Der Muſiker war außer ſich, und ſeine Kameraden, die ihn umringten, hatten Mühe, ihn zu beſänftigen. Sie ſtellten ihm vor, daß er in ſeinem Alter ſich mit dem Geld gute Tage machen könne, daß er ja noch andre gute Violinen habe, aber er weinte wie ein Kind, oder wie nach einem verlornen Kinde. Die Freunde geleiteten ihn zu ſeiner Wohnung, wo der Trauerfall der ebenfalls betagten Frau erzählt wurde, welche die Sache bei weitem nicht ſo tragiſch fand, wie ihr Mann, und am andern Morgen, als der Graf die hundert Dukaten ſandte, dieſe in Empfang nahm, und in einem Schrank ſchloß. Allein ihre Vorſicht half ihr nichts, ſondern zog ihr die heftigſten Vorwürfe zu. Der wunderliche Alte ſchlug den Schrank auf, nahm das Geld, lief vor Gericht, deponirte es, nahm einen Rechtsanwalt, verklagte den

Grafen, und dieſer verlor den Proceß, weil er vor Zeugen auf die Forderung des Muſikers erklärt: „dieſen Preis zahle ich nicht!" — empfing ſein Geld zurück und der Muſiker ſeine Violine. Vergebens bot der Graf noch fünfundzwanzig Dukaten mehr, vergebens beredeten die Freunde, vergebens ſchalt und wehklagte die Frau. Der Alte ſprach: „Ich und meine Amati ſind eins. Sie iſt meine Seele. So lange ich athme, iſt meine Seele bei mir. Sterbe ich, ſo mache Du mit der Violine was Du willſt." —

Ich hatte gehofft, in Neapel vielleicht gute alte Violinen wohlfeilen Kaufes zu erhalten, allein hierin täuſchte ich mich ſehr. Ich fand die Violinen in keinem Lande theurer, als da, wo die beſten heimiſch ſind, das macht aber auch, weil die Geige das bevorzugteſte aller Inſtrumente iſt, und unter allen Virtuoſenklaſſen Italien die meiſten Sänger und Violinſpieler hervorbringt, während für Blasinſtrumente weit weniger Talente in dieſem Lande aufblühen.

Die vornehmſte der Bekanntſchaften, welche ich in Neapel machte, war die des Präſidenten des Conſervatoriums, des liebenswürdigen Greiſes Paiſiello. Obſchon wir ihn, der des Glückes und der Mächtigen Gunſt und Ungunſt in vollem Maaße erfahren, leidend und kränklich fanden, ſo hinderte dieß doch nicht den berühmten Mann, uns freundlich zu empfangen, und uns, während wir die herrlichen Weine, die unter Neapels ſüdlicher Zone gereift waren, koſteten, er aber Waſſer trank, manches Anziehende aus ſeinem Leben zu erzählen. Mit Vorliebe ſprach er von ſeiner Stellung in Paris, wo er als Direktor der kaiſerlichen Kapelle einen Gehalt von 36000 Franken bezog und eine Hofequipage zur Verfügung hatte. Dennoch rühmte er ſich, zu Napoleon geſagt zu haben, er wolle lieber in Italien zu Fuße gehen, als in Frankreich fahren. Künſtlerbizarrerie, die vielleicht mehr in einer gewiſſen Eitelkeit, als in warmer Vaterlandsliebe wurzelte. Der ausgezeichnete, große Componiſt, am Inſtrument immer noch rüſtig und von des Schaffens heiliger Gluth beſeelt, erfreute uns mit freien Phantaſien am Clavier, die immer das eigenthümliche Gepräge ſeiner Meiſterſchaft trugen. Doch noch anziehender waren die Mittheilungen aus ſeinem bewegten Leben. Und iſt nicht faſt jedes wahrhafte Künſtlerleben ein bewegtes? Nicht die engern oder weitern Kreiſe, in denen es ſeine Bahn um die Sonne der Kunſt durchzieht, verleihen ihm die größere oder mindere Wichtigkeit, ſondern die vielfachen Schickſalsfäden, welche die conzentriſchen Lebenskreiſe kreuzen, oft ſcheinbar unauflöslich ſich in ihnen verwirren, und am Ende doch zu Tönen voll Klarheit verklingen. —

Der Veſuv ſpie und donnerte nicht mehr; nur leichte graue Dampfwölkchen zogen, wie wetterkündende Nebel, um ſeinen Gipfel. Ein, ſchöne und günſtige Witterung verheißender Tag ward auserſehen, den merkwürdigen Berg zu beſteigen. Unſre Geſellſchaft war zahlreich; der Gönner, ſeine drei Zöglinge, der Gaſtfreund mit ſeiner Tochter, ein Theil ſeiner männlichen Dienerſchaft und die unſre nebſt einigen als Laſtträger gemietheten Lazzaronis bildeten wir mit zwei Wagen, mehreren Mauleſeln und drei Sänften für die zwei Damen einen recht hübſchen Caravanenzug. Wir brachen gegen Mitternacht mit Laternen und Fackeln, wohlverſehen mit Proviant und in der glücklichſten Stimmung auf, und nahten dem Zaubergebiete des Feuerberges. Bald genug zogen wir über erſtarrten Lavaſtrömen hin, bald genug war an einen Gebrauch der Wagen nicht weiter zu denken.

Die Beſchwerlichkeiten einer Beſteigung des Veſuvs, das Sinken des Fußes bei jedem Schritt in Bimsſteingerölle, Schlacken und heiße vulkaniſche Aſche — es iſt oft beſchrieben, ich will es nicht wiederholen. Als wir nun droben ſtanden in der Brandwüſte, als rings über grünenden Rebenhöhen die Welt der Zerſtörung, zum Theil friſcher Vernichtung ausgebreitet lag, da faßte ein wunderbares Grauen und Erbangen die menſchliche Seele. Aber zu der Zagenden, ihre Nichtigkeit fühlenden ſpricht wieder tröſtend und aufrichtend dieſelbe Macht, die hier ihr Gewand des Schreckens vor Augen legte, die Natur, durch die herrliche Ausſicht auf das Meer mit ſeinen Inſeln, auf die Bucht von Neapel mit ihren umfangenden Bergesmauern, alles in der Grüne und Friſche ſüdlicher Vegetation, auf die reichen Rebenpflanzungen am Veſuv, am Monte Somma und Monte nuovo; das alles im Gold eines rein aufglühenden Morgens betrachtet, iſt von überwältigender, zauberiſcher Wirkung auf Geiſt und Sinne. Ich belud mich mehr als nöthig, mit den verſchiedenartigſten Stücken Lava, von denen ich doch gar wenige für die erinnernde Betrachtung der ſpätern Jahre aufzubewahren vermochte.

Ueber Reſina ſetzten wir den ebenſo lohn- als lehrreichen Excurs auch nach Pompeji fort, dieſer zum Theil aus dem langjährigen Aſchengrabe erſtandenen Stadt, deren Anblick auf das Gemüth einen tiefen und wunderbaren Eindruck macht. Sie vergegenwärtigt das eigentliche Leben der Alten, ohne doch im Gegenſatz zu dem unſrigen dieſes Leben ſonderlich beneidenswerth erſcheinen zu laſſen, obſchon vieles Aufgefundene in Tempeln, Arenen und Privathäuſern von Reichthum, Kunſtliebe und Bequemlichkeitsſinn zeugt. Die Straßen ſind ſehr eng, die Häuſer meiſt ſehr klein, die Zimmerräume oft aller Fenſter ganz entbehrend. Dennoch bereichert der Anblick des alten Pompeji auch den Geiſt des Nicht-Archäologen erſtaunlich, eine neue Welt der Ideen wird durch ſolche Anſchauung erſchloſſen. Zu tiefem Ernſt geſtimmt, verläßt man die Stätte, wo ein grauſer Unglückstag mit jäh einbrechender Vernichtung das in voller Beſchäftigung ſich rührig bewegende Leben überfiel. Eruptionen des Berges waren die Bewohner, die ihre Stadt in ſeine Nähe, und auf erſtarrte Lava gebaut hatten, gewiß ſchon gewohnt, aber ſie ahneten nicht, was ihnen drohte. Viele Skelette wurden ja gefunden, deren Lage oder Stellung zeigte, wie ſie nur erſt, des unermeßlichen Unglücks ſich bewußt werdend nach werthvollem Gut, es zu retten, gegriffen, während ſie ſchon unrettbar dem Untergang geweiht waren. Die Phantaſie ſchaudert, denkt ſie ſich endlos vom Himmel herabſtürzenden heißen Aſchenregen, der über Hütten und Häuſern zu Bergen wächſt, und mit Erſtickungsdämpfen alle Räume und alle Ritzen erfüllt, wobei die in die kühlſten Keller Geflüchteten nur Lebendigbegrabene werden, und, ſich vielleicht einige Stunden lang ihres Elends mit Grauſen bewußt, weit bejammernswerther, als jene, deren Lebenslicht die finſtre Todesnacht urplötzlich überhüllte. —

Unſer ferneres Verweilen in Neapel galt ſeinen Muſeen, ſeinen zahlreichen übrigen Kunſtanſtalten, und mancher frohen Stunde auf der reizend gelegenen Villa des Gaſtfreundes. Hier erſchloß ſich das Herz der wonneathmenden Natur mit vollem dankbaren Frohgefühl. Hier wiederholte mir Mirandolina die Schwüre ihrer ewigen Liebe und Treue, deren Ewigkeit ich, einem grauſamen Verrath erliegend, bald inne werden ſollte.

Die Reiſe vollends, gemeinſchaftliche Neigung und fortgeſetzte gemeinſchaftliche Uebung unſrer ſchönen Kunſt hatte mir des Herrn von Pignatelli ganzes Gemüth noch mehr gewonnen und zugewandt, und ich durfte mich den ſeligſten, ſchönſten Lebenshoffnungen überlaſſen. Ich war in die Jahre getreten, wo der irre Schiffer gern nach dem Pharus blickt, welcher nach mancher ſturmvollen Fahrt die Stätte des ſchirmenden Hafens anzeigt.

Drittes Kapitel.

Wälſche Perfidie.

Wir waren wieder in Livorno, und es ſetzte ſich das angenehme, zwiſchen Arbeit und Genuß getheilte Leben im Hauſe des großmüthigen Gönners fort. Aber auch Herr Lorgiér fand ſich wieder ein, und obgleich ſein Benehmen gegen mich freundlicher geworden war, ſo war doch ſeine innere Abneigung nicht vermindert worden. Er legte immer offener die Abſicht an den Tag mich von Mirandolina zu entfernen, und durch den Beſitz von Bianka mich zu entſchädigen. Er ſtellte mir vor, indem er meine ihm wohlbekannte Neigung zu Mirandolina ganz ignorirte, daß dieſes anmuthige und liebenswürdige Mädchen, Bianka, ſehr vermögend ſei, daß für mich nichts wünſchenswerther ſein könne, als im Schooße ruhigen Glückes ganz meiner Kunſt, der er volle Anerkennung zollte, zu leben, und daß es Herrn von Pignatelli und allen meinen Freunden äußerſt lieb und erfreulich ſein werde, wenn ich mich für die Dauer in Livorno durch ſo ſüße Bande halten ließ.

Alle dieſe Locktöne klangen mir nicht fremd. Ich wollte ja bleiben, wollte mich halten laſſen, wollte im Schooße ruhigen Glücks ſorgenlos nur der Kunſt und der Liebe leben, aber nicht gerade nach dem Sinn dieſes Scheinfreundes. An Mirandolinens Seite wollte ich das alles, und die Holde theilte meine Wünſche und Hoffnungen. Doch grauſam ſollten dieſe zertrümmert werden.

Bei einer wiederholten Zuſammenkunft ſprach Lorgiér, mein böſer Dämon, von einer Luſtpartie, die er mit mehrern Bekannten veranſtaltet habe, und lud mich dringend zur Theilnahme ein. Es ſollte ein ganzer Tag in einer reizend am Meeresufer gelegenen Villa in der Nähe eines, nur ſtundenweit entlegen Vergnügungsortes verlebt, und Abends zurückgefahren werden. Ich ließ mich überreden, dieſe Luſtpartie mitzumachen. Das Vergnügen, welches ich mir verſprach, glich der Flamme, in das die Mücke ſich unbeſonnen ſtürzt. Kein guter Engel warnte mich. Am andern Morgen verfügte ich mich zur Wohnung des Herrn Lorgiér, und um ſieben Uhr fuhr die Geſellſchaft junger lebensfroher Männer in zwei Wagen nach dem Luſtort hin. Dieſer hatte in der That eine reizende Lage, mehrere prachtvoll aufgeführte Landhäuſer lagen zwiſchen blühenden Gärten hingeſtreut, überall hingen ſchon reife Trauben an den Rebenpflanzungen, und die Bäume des Südens boten würzige Blüthen und labende Goldfrucht zugleich. Der Tag war ein Feſttag, und der Ort volkbelebt; es fand ſich viele Geſellſchaft aus Piſa, und auch eine Menge Knaben und Männer, welche ſich den ankommenden Gäſten zu Führern nach dem und jenen ſchönen Ausſichtpunkt, oder zu andern Dienſten antrugen.

Unter den Flügeln heitrer Geſelligkeit ſchwand der ſchöne Tag raſch dahin. Wir ſpeiſten zu wiederholten Malen vortrefflich und der trefflichſte Wein ward nicht geſpart. Es war gegen ſechs Uhr Abends, als Herr Lorgiér zu mir ſagte: Ich habe noch ein kleines Geſchäft bei einem Kaufmann, der ſeine eine halbe Stunde von hier entlegne Villa bewohnt, abzumachen. Haben Sie die Güte, bis zu meiner Rückkunft hier zu verweilen, und erwarten Sie mich dann auf der Bellevue, wo ich Sie mit dem Wagen, da ich dort vorbeifahren werde, abholen will, dann fahren wir nach Hauſe. In einer guten Stunde denke ich dort zu ſein, denn mein Geſchäft iſt raſch abgemacht. Ich konnte nichts einwenden, fand auch keinen Grund zu irgend einem Einwand, und ließ es mir in der Geſellſchaft der Gefährten recht gern und recht wohl gefallen. Es wurde noch tüchtig den Flaſchen zugeſprochen, und ich erhob mich nach Verlauf einer Stunde mit dem Bewußtſein, des Guten etwas zu viel gethan zu haben. Doch hoffte ich von der friſchen Abendluft Abkühlung, und ging unbemerkt von der Geſellſchaft. Sogleich trat mir einer jener zudringlichen Commiſſionaire entgegen und redete mich an: Sie wünſchen zur Bellevue, mein Herr? Ich werde die Ehre haben, Sie dahin zu führen, wie Herr Lorgiér mir aufgetragen.

Dieſe Aufmerkſamkeit war mir ſchmeichelhaft, und da ich leicht hätte den Ort verfehlen, oder die Stunde verſäumen können, ſo war es mir ſogar lieb, daß Jemand vorhanden war, der meine Schritte leitete. Wir hatten vielleicht zehn Minuten zu gehen, welche mein Führer mit Geſchwätz ausfüllte, das den Garten prieß, welchen ich ſehen werde, das Haus, welches man die Bellevue nenne, und endlich die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Dame und ihrer Töchter, die daſſelbe bewohnten. Bald betraten wir einen in der That recht geſchmackvoll angelegten Garten, an deſſen Ende auf einem Hügel ein ſtattliches Haus ſtand. Ich gab dem Führer eine Belohnung, er entfernte ſich, indem er mir mit ſchlauem Lächeln recht viel Vergnügen wünſchte, und ich ſah mich von einer Frau empfangen, die noch in den beſten Jahren, dabei ſehr vornehm gekleidet war, und mich mit einem gewiſſen feierlichen Anſtand empfing, ſo daß ich in Zweifel gerieth, ob ich auch am rechten Ort ſei, denn ich hatte zu fragen vergeſſen, ob dieſe ſogenannte Bellevue ein Gaſt- oder ein Privathaus ſei, das vielleicht einer den Herrn Lorgiér befreundeten Familie gehöre. Ich ſtotterte daher einige verlegenen Redensarten, und ſagte, indem ich um Entſchuldigung bat, wenn ich ſtöre, oder am unrechten Ort ſei, daß ein Freund, Herr Kaufmann Lorgiér, mich hierher beſtellt, um mich hier abzurufen.

„Sie ſind ganz am rechten Ort, mein Herr,“ erwiderte die freundliche Dame, indem ſie mich in ein ſehr geſchmackvoll möblirtes Zimmer treten ließ. „Herr Lorgiér iſt ein Vetter von uns, und wird wohl bald kommen. Verweilen Sie hier, und ſagen Sie mir, womit wir Ihnen dienen können.“

Ich wollte für alles danken, allein die Frau drang in mich, frei zu ſagen, was ich befehle, ſo daß ich um eine Taſſe Kaffe bat. „Ich werde Ihnen meine Töchter zur Unterhaltung ſenden, und alles Uebrige beſorgen!“ ſprach die Frau, indem ſie mich allein ließ. Ich dachte nicht viel, denn der Kopf war mir ſchwer; da ging die Thür auf, und es tra- en mit ſittſamen Anſtand zwei ſchöne Mädchen in as Zimmer, die mich ſehr artig begrüßten, und das Geſpräch ſogleich auf ihren Couſin, Herr Lorgiér, lenkten, ſo daß ich ein Thema hatte, zu ſprechen. Unſre Unterhaltung wurde lebhaft und angenehm; die jungen Damen zeigten Geiſt und Gracie, Sittſamkeit und Schalkhaftigkeit in ſchönſter Vermählung. Der Kaffee kam, aber Herr Lorgiér kam nicht. Es verging eine Stunde, noch eine. Ich wurde unruhig über des Freundes Ausbleiben, aber Mutter und Töchter bemühten ſich, mich zu beruhigen, indem ſie ſagten, daß Lorgiér ſeinen Freund wahrſcheinlich nicht angetroffen, daß dieſer vielleicht zu Beſuch in einem noch entlegenern Landhaus und jener auch dorthin gefahren ſein könne, oder auch, daß man meinen Freund nicht ſo ſchnell, als er gewollt, fortgelaſſen habe, und daß er jedenfalls noch kommen werde. Ich ließ mich gern bereden, befand ich mich doch in recht angenehmer Geſellſchaft, und ſcherzte und plauderte wieder eine Stunde hin. Es war dunkel geworden, und der Himmel hatte ſein ſtrahlendes Sternengewand angethan. Ich ſagte, daß mir das Ausbleiben des Herrn Lorgiér unerklärlich ſei, und ich nun den Weg nach der Stadt zu Fuße antreten wolle. Dieſem Vorſatz wurde allſeitig widerſprochen. Es ſei nicht das erſte Mal, daß mein Freund, der Vetter und Couſin, von jenem Landhaus erſt um Mitternacht herübergekommen wäre. Ich ſolle jedenfalls da bleiben, und wenn ich mich müde fühle, lieber ein wenig auf dem Kanapee ſchlummern, auch wurde mir in einem anſtoßenden Kabinet ein Bette zur Dispoſition geſtellt. Ich äußerte mich für ſo viele Freundlichkeit und Gaſtlichkeit ſehr dankbar, und nahm, da ich mich in der That müde und ſchläfrig fühlte, es nicht ungern an, daß die Damen ſich entfernten. Da ich glaubte, daß Lorgiér nun gewiß bald kommen werde, ſo drückte ich mich in die Sophaecke, ließ das Licht brennen, und ſchlief äußerſt bald und in Folge des vielgetrunkenen Weines ſehr feſt ein.

Als ich erwachte, war das Licht tief herabgebrannt, meine Uhr ſtand ſtill, weil ich ſie aufzuziehen vergeſſen hatte, und ein Froſtſchauer befiel mich, denn die Nacht war ſehr kühl. Um und um herrſchte tiefe Stille. Ernüchtert, dachte ich an das Seltſame und Eigenthümliche meiner Situation, doch da an dieſer nun einmal nichts zu ändern war, ſo verließ ich das Kanapee, kroch in das, gegen die Nachtkühle doch mehr Schutz gewährende Bett, trank ein Glas Waſſer, und löſchte das Licht aus, worauf ich ſehr bald wieder einſchlief, um erſt am hellen Morgen nach einem äußerſt fatalen Traume zu erwachen. Dieſer Traum hatte mich auf den überhängenden Thurm zu Piſa geführt, auf deſſen Schneckentreppe ich raſtlos umherlief, auf und ab, wie eine

Reiſe in einem Schneckenbauer. Immer war es Mirandolina, die vor mir her ſchlüpfte, aber immer ſah ich nur ihr flatterndes Gewand, das ſtets hinter der Biegung entſchwand. Dann war Herr Lorgiér gekommen, hatte mich mit Hülfe des Commiſſionairs an einen Strick gebunden, und machte ſich das grauſame Vergnügen, mich von oben am Ueberhang des Thurmes hinabzulaſſen, einmal, um mit mir, wie mit einem Bleiloth die Größe des Ueberhanges zu meſſen, hauptſächlich aber, um ſeinen Freunden die Lehre von der Geſchwindigkeit des Falles zu demonſtriren. Ich konnte genau berechnen, daß ich vom Thurmgipfel herab bis zur Hälfte des erſten Stockwerks eine Secunde lang fiel, von da bis zu Ende des zweiten Stockes wieder eine Sekunde, und in der nächſten Sekunde bis zur Mitte des fünften, wo der todesängſtliche Gedanke der Zerſchmetterung am Boden mich übermannte. Da reichte glücklicherweiſe der Strick nicht ganz herab, weil er aber nicht ganz herabreichte, und oben am Gipfel befeſtigt war, ſo that er einen furchtbaren Zuck und Ruck, von dem ich erwachte. Ich ſprang ſogleich vom Bette, öffnete ein Fenſter, in das der Strahl der Sommermorgenſonne belebend fiel, und verwünſchte die nachwirkende Kraft des Weines, die mir einen ſo ſeltſamen und ängſtigenden Traum, und jetzt heftigen Kopfſchmerz erregte.

Als ich mich hörbar machte, trat eine allerliebſte Griſette in der Tracht italieniſcher Landmädchen ein, und fragte nach meinen Befehlen. Ich befahl nicht, ſondern bat, mir zu ſagen, ob Herr Lorgiér noch gekommen ſei? Zu meinem nicht geringen Erſtaunen vernahm ich, daß dieß nicht der Fall. Das Mädchen entfernte ſich, um mit dem Kaffee zurückzukehren und bald darauf trat die Dame des Hauſes ein, freundlich guten Morgen bietend, und ſich erkundigend, wie ich geſchlafen. Es wäre unartig geweſen, der gaſtlichen Frau gegenüber nicht möglichſte Zufriedenheit und Heiterkeit an den Tag zu legen. Ich äußerte den Wunſch, in ihrer und ihrer liebenswürdigen Töchter Geſellſchaft zu frühſtücken, und ſah dieſen ſofort erfüllt. In allerliebſtkleidenden, doch ſittigen Morgenanzügen erſcheinend, kamen die roſigen Kinder und der Trank der levantiſchen Bohnen mundete noch einmal ſo gut. Natürlich wurden nochmals Fragen meiner Beſorgniß laut, die allſtimmig durch die Vermuthung beſeitigt wurden, es müſſe Herrn Lorgiér etwas ſehr Wichtiges und Außergewöhnliches begegnet ſein, daß er nicht gekommen, denn noch jedesmal, ſo oft er die Nachbarſchaft beſucht, habe er auch auf der Bellevue eingeſprochen.

Dem Kaffeefrühſtück folgte nach ſüdlicher Landesſitte ſogleich ein Gericht appetitlicher gebratner

Würſtchen und ein Glas ſtarkes Bier, welches einen angenehmen Kontraſt zum Kaffee bildete, und auf mich reſtaurirende Wirkung zu machen, nicht verfehlte. Sodann wurde mit einem kleinen Gläschen ächten feurigen Cypriers geſchloſſen.

Da ich nun keinen Grund fand, länger auf den ſaumſeligen Freund zu warten, vielmehr vorausſetzen mußte, daß er durch irgend Etwas veranlaßt worden ſei, ohne mich nach Livorno zurückzukehren, ſo ſchickte ich mich zum Aufbruch an, und gerieth in eine neue Verlegenheit, denn ich wußte durchaus nicht, ob ich nun nach meiner Schuld fragen, oder blos dankend ſcheiden ſollte. Ich ſuchte ſo fein als möglich, dieſe Ungewißheit anzudeuten, und empfing die Weiſung, daß von einer Bezahlung keine Rede ſein könne, da ich ja nichts genoſſen, und das Haus kein Gaſthaus ſei, daß vielmehr Herr Lorgier ein intimer Freund und Verwandter des Hauſes, und man ſich eine Ehre daraus gemacht, mich zu gaſten. Die jungen Mädchen ſchienen große Luſt zu haben, einen Morgenſpatziergang zu machen, und legten mir das Ausſprechen des Wunſches möglichſt nahe, mich als holde Wegweiſerinnen eine Strecke zu begleiten, der mit meinen eignen Wünſchen ja ganz im Einklang ſtand. Ich harrte nun noch, bis die Toilette gemacht war, die nicht feiner und gewählter ſein konnte, und prieſs mich glücklich, an der Seite zweier ſchönen und gebildeten jungen Damen von Stande eine Morgenpromenade unter dem herrlichen heitern Himmel Italiens, durch die lachenden Ebenen zu machen. Unter allerlei Geſprächen wurde der Weg unmerklich ſchnell zurückgelegt, und ich ſah mich, ehe ich es ſelbſt glaubte, mit meinen zutraulich und herzlich plaudernden Begleiterinnen bei Livorno angelangt. Es wäre ungalant geweſen, die Damen zurückgehen zu laſſen, ohne ihnen eine Erfriſchung anzubieten, auch ſagten ſie, daß ſie, einmal in der Stadt, einige Einkäufe bei einem Schweizerkonditor machen wollten, den ſie mir nannten. Ich kannte dieſen gar wohl, denn er wohnte dem Hauſe des Herrn von Pignatelli gegenüber, ich beſuchte ihn, faſt täglich, und er betrieb die beſte Chokoladenfabrik in ganz Livorno. Dem Laden dieſes Mannes ſteuerte ich wohlgemuth und ohne Arg zu, und warf dabei ſehnſüchtige Blicke hinauf nach den Fenſtern, wo mein Gönner und mein ganzes Glück wohnte. Es war die Frühſtücksſtunde, die der Vater bei den Töchtern und der Nichte zubrachte, und ich erblickte in der That ihn und Mirandolina am Fenſter; hinter ihm im Schatten ſtand noch Jemand, den ich nicht erkennen konnte. Pignatellis Blick richtete ſich ſtreng auf mich, er ſah durch die Lorgnette; das Fenſter ſtand offen. Die Neugierde, zu ſehen, wer die Damen wären, mit denen ich ging, war wohl verzeihlich; ich freute mich ſchon darauf, die Freundinnen ſeines Freundes, die nach ihrer Verſicherung mit der Familie Pignatelli gar wohl bekannt waren, dort einzuführen, nur hatten ſie den Wunſch ausgeſprochen, daß ich dieß nicht ſo ſehr bald thun möge.

Eben als ich zu verbindlichem Gruß den Hut zog, und mich tief verneigte, mußte ich ſehen, daß Herr von Pignatelli die Hand ſeiner Tochter ergriff, und ſie vom Fenſter raſch hinwegführte, nachdem er dieſes mit Heftigkeit zugeworfen. Ich erſchrak, ich war über dieſe plötzliche Unfreundlichkeit betroffen. Zürnte mein Gönner, daß ich geſtern Abend nicht zurückgekehrt? zürnte er, daß ich mit dieſen jungen Damen ging, oder hing ſein plötzliches Verlaſſen des Fenſters gar nicht mit meinem Erſcheinen zuſammen?

Mit geſtörten Gefühlen, doch mit möglichſter Faſſung ließ ich meine Begleiterinnen bei den Schweizerconditor eintreten, wo ich Chocolate und Confect beſtellte. Durch die Scheiben ſah ich, daß ſo eben Herr Lorgiér Pignatellis Haus verließ.

Wir ſaßen, wieder unbefangen plaudernd, und Chocolate ſchlürfend in dem kühlen Büffetcabinetchen des Schweitzers, als ein Morgengaſt hereintrat, ein wohlbekannter, derſelbe Muſiker, und zweite Horniſt beim Theater, mit dem ich die unfreiwillige Waſſerfahrt nach Corſika und Genua gemacht, derſelbe, deſſen Onkel dort uns ſo gütig behandelt. Er redete mich traulich an, wie einen alten Bekannten, und machte mir einige Vorwürfe darüber, daß ich mich von ihm und ſeinen Kollegen zurückgezogen, daß ich alte Freunde über den neugewonnenen, vornehmen, vernachläſſige, welche Redensarten ich mit meiner Abweſenheit von Livorno und der Reiſe nach Neapel entſchuldigte. Dieſe Vertraulichkeit gegen mich konnte mich nicht befremden, allein wie ward mir, als der junge Mann ſich nicht minder vertraulich an meine Begleiterinnen wandte, und Worte an ſie richtete, die niederzuſchreiben ich erröthen müßte. Ich brauchte das aromdurchduftete Eis nicht, das der Conditor jetzt auftrug, ich war wie mit Eis übergoſſen, und die Wahrheit dämmerte mir nicht, ſie brach mir mit ſo plötzlicher blendender Helle an, daß mir die Augen übergingen.

So abgekühlt, ſchickte ich mich zum raſchen Aufbruch an, indem ich meinen Begleiterinnen ſagte: „Sie entſchuldigen mich, meine Damen, daß ich Sie jetzt in Geſellſchaft dieſes meines guten Bekannten, der, wie ich ſehe, auch der Ihrige iſt, laſſe. Thun Sie ſich keinen Zwang an. A Dio!“ — Ein freches Hohngelächter ſchallte mir nach. Mit pochendem Herzen eilte ich in das Haus meines Gönners hinüber, ihm mein Abenteuer zu erzählen, ihn aufzuklären. Er war nicht zu ſprechen. Ich wollte zu den jungen Damen, wollte die gewohnte Muſikübung mit ihnen halten; der Vater hatte dieſes unterſagt.

Ich ging auf mein Zimmer, empört darüber, daß ein Verdacht mich ſo ſchonungslos richte, und ſchrieb einige Zeilen an Herrn von Pignatelli, die ihn um Gehör baten, mich vor ihm zu rechtfertigen. Mein Billet ward uneröffnet durch den Diener zurückgebracht, begleitet von einem des Hausherrn und einer Geldrolle. Ich las zitternd:

Mein Herr!

Sie haben die ſchöne Stelle in meinem Herzen, die Ihnen die Rechte des Freundes einräumte, und Ihnen ſogar die Rechte des Sohnes einräumen wollte, freventlich beſudelt, ſo daß wir für immer getrennt ſind. Sie verlaſſen mein Haus noch heute, das Beifolgende möge Sie für den materiellen Verluſt entſchädigen, und meine Schuld für Ihren Unterricht decken. Wenn nicht mir, ſo hätten Sie doch meiner ſchuldloſen Tochter den erniedrigenden Anblick ſcandalöſer öffentlicher Production mit den verrufenſten Curtiſanen erſparen ſollen. P.

Das war zu ſtark und zu viel. Ich war bis zu einer Ohnmacht erſchüttert, und brütete dumpf und rathlos an meinem Tiſch vor mich hin; die Geldrolle warf ich auf den Boden, daß ſie borſt, und die Stücke in der ganzen Stube umherrollten.

Jetzt kam mit lachendem Geſicht der junge Muſiker zu mir, er hatte mit den beiden Mädchen Champagner getrunken und ſich ſehr beluſtigt. Er wollte ſich krank lachen über meinen Zorn, und wenig fehlte, ſo hätte ich ihn zur Thüre hinausgeworfen. Mein heftigſter Grimm entflammte jetzt gegen Lorgiér; ich durchſchaute das ganze verrätheriſche Spiel, das mit mir getrieben worden. Es war ein angelegter, teufliſcher Plan, auf mein Verderben abgeſehen. Ich mußte in ein, mir, dem Fremdling unbekanntes, verrufenes Haus gebracht werden, deſſen feile Bewohnerinnen aber mußten den Schein des Anſtandes erheucheln, damit ich ihre ungeſucht ſich darbietende Begleitung zur Stadt annehme, ſie mußten vorgeben Einkäufe bei jenem Schweizer, der dem Herrn von Pignatelli gegenüber wohnte, machen zu wollen, damit er, der ſittenſtrenge Mann, mich mit ihnen dort hineingehen ſähe, und daß dieß geſchehe, war Herr Lorgiér ſchon zeitig bei ihm, da er ihn einer vorhabenden Reiſe halber in Geſchäftsſachen noch eilig zu ſprechen hatte; aller Eile ungeachtet aber nahm er die Einladung an, zum Frühſtück zu bleiben, und lauerte am Fenſter auf mich, wie der Tiger auf ſeine Beute. Nein, nicht wie ein Tiger, denn dieſer ſtürzt ſich doch perſönlich auf ſein Opfer, nein, für ſolchen Teufelsſinn in der Menſchenſeele giebt es in der Thierwelt kein Beiſpiel. Ganz wüthend ſchrieb ich ihm einen furchtbaren Schmähbrief und forderte ihn auf Piſtolen. Der Muſiker trug das Billet von dannen. Ehe ich in der trüben Einſamkeit, in der ich, ein aus dem Himmel Gefallener, jetzt verſenkt ſaß, Antwort empfing, kam ein Diener jenes weiblichen Erziehungsinſtituts, an welchem ich bisher immer noch Unterricht ertheilt, und dieſen jetzt, nach meiner Rückkehr, wieder beginnen wollte, und gab einen Brief der Vorſteherin an mich ab.

Dieſer Brief enthielt die dürren Worte:

„Wir bedauern recht ſehr, Ihnen ſagen zu müſſen, daß die Ehre und der gute Ruf unſrer Anſtalt nicht geſtatten, daß ein Mann dieſelbe als Lehrer und überhaupt betrete, der ſich ſolche Geſellſchaft zu öffentlichem Umgang erwählt, wie wir heute mit eignen Augen und gerechtem Erſtaunen von Ihnen wahrgenommen.“

Ich war in aller Einfalt und Unſchuld heute auch an dem Erziehungshauſe mit meinen Begleiterinnen vorbeipromenirt.

„Erſt dieſen Schurken den Hals gebrochen, dann fort! Fort aus dem Lande der Tücke und Falſchheit, der Bosheit und Leichtgläubigkeit!“ rief ich, und überdachte, was mir zu ordnen obliege.

Es nahten Tritte, Lorgiérs Bruder trat zu mir ein. Er hatte meinen Brief empfangen und geleſen. Ich glaubte, er wolle den Vermittler ſpielen und empfing ihn mit dem finſterſten Ernſt.

„Sie ſind mit Recht entrüſtet über einen Ihnen geſpielten Streich!“ begann er, und „Bubenſtreich!“ corrigirte ich ſeine Rede. „Allein mit Unrecht beſchuldigen Sie meinen Bruder, der ſich eben ſo gut zu rechtfertigen als Ihre beleidigenden Vorwürfe entſchieden zurückzuweiſen wiſſen würde, hätte er nicht ſo eben eine Reiſe angetreten.“

Ich lachte bitter, und ſagte: „So iſt es recht! Schurkenſtreich zu Schurkenſtreich! Erſt mich in das Verderben geſtürzt, mich um mein Glück, das mir hier ſo hold lächelte, bübiſch beſtohlen, und nun feig die geforderte Satisfaction verweigert, und eine Reiſe vorgeſchoben. Aber ich werde die Rückkunft von dieſer Reiſe abwarten, ich werde, mein Herr, und ſollte ich, wenn meine Mittel aufgezehrt ſind, als nackter Bettler laurend im Hafen liegen. Warum war geſtern noch keine Rede von einer Reiſe, die heute angetreten werden mußte?“

„„Hielte ich es nicht für nöthig, die Ehre meines Bruders gegen Ihren ſchändlichen Verdacht zu rechtfertigen, ſo würde ich kein Wort an Sie verlieren, mein Herr!““ erwiderte der ältere Lorgiér. „Das Geſchäft, weshalb mein Bruder Sie geſtern verließ, hatte die heutige Reiſe zur Folge. Sie wiſſen wohl nicht, daß oft durch raſches Handeln bei einem Kaufmann große Summen gerettet und gewonnen werden können! Mein Bruder war übrigens zu rechter Zeit an den Ihnen bezeichneten Platz, und Sie fehlten, wie er mir heute ſagte. Er wartete eine ihm jetzt ſehr koſtbare halbe Stunde mit Wagen und Pferden auf Sie, und glaubte, da Sie nicht kamen, auch Niemand Sie geſehen haben wollte, Sie ſeien mit uns oder mit andrer Geſellſchaft zurückgefahren, oder ruhten vielleicht aus. Er hat die ganze Nacht im Bureau gearbeitet, und iſt heute noch zu Herrn von Pignatelli geeilt, ſich nach Ihnen, und ob Sie zurück ſeien, zu erkundigen, da er hörte, daß Sie mit uns nicht gefahren.“

„Ich danke für die zärtliche Beſorgniß Ihres Herrn Bruders!“ ſpottete ich giftig. „Ihr Mährlein klingt ſo plauſibel, daß ein Dummkopf es glauben könnte. Warum wurde ich nicht zum richtigen Ort geführt? Warum wartete der Commiſſionair auf mich, und wußte ſchon vorher, wohin ich mich begeben wolle? Warum war man in jenem Hauſe, in das ich gelockt wurde, auf meine Ankunft vorbereitet? Warum anders ſpielte man dort die Angenehmen, Sittſamen und Anſtändigen, als damit ich dort übernachten, und heute die ſchöne Begleitung annehmen ſollte, die mich nun in den Augen meiner Freunde und Gönner brandmarkt? O ich durchſchaue ganz die Infamie dieſes elenden, dem ſchnödeſten Eigennutz und der raffinirteſten Bosheit entſprungenen Schurkenſtreichs!"

„Ich ſchwöre Ihnen bei Gott und allen Heiligen, daß mein Bruder eines ſolchen nicht fähig iſt!" betheuerte Herr Lorgiér. Die ganze Schuld trägt der Commiſſionair, der vielleicht die Beſtellung zur Bellevue erlauert hatte. Dieſe zudringliche und verdorbene Menſchenklaſſe ſteht ja faſt überall im Solde des Laſters, und jener Mann, der in Ihnen ſogleich den Fremden erkannte, der wohl auch wahrnahm, daß Sie in leichter Exaltation waren, führte Sie in das, dem Ort, wohin mein Bruder Sie beſtellt hatte, nahe gelegene Haus. Daß man ſich dort nicht unanſtändig und zudringlich gegen Sie benahm, iſt Folge ſtrenger polizeilicher Vorſchrift, auch gehört jenes Haus in die Kategorie der höchſten Sphäre der Proſtitution, welche die Flecken der Schande mit Goldflittern des Scheins zudeckt."

„Alles Uebrige,“ fuhr Lorgiér fort: „was noch erfolgte, die Ihnen halb aufgedrungene halb gern von Ihnen angenommene Begleitung der Phrynen zur Stadt iſt Zufall, nicht Abſicht geweſen. Und nun kein Wort mehr, mein Herr, weder der Anklage, noch der Vertheidigung. Widerrufen Sie Ihre ehrenrührigen Beſchuldigungen meines Bruders, oder ich werde an ſeiner Stelle bereit ſein, Kugeln mit Ihnen zu wechſeln.“

„Herr Lorgiér!“ nahm ich hierauf das Wort: „ich halte Sie für einen Ehrenmann. Sie ſind von der Unſchuld Ihres Herrn Bruders überzeugt, ich kann es nicht ſein. Schuldig oder nicht ſchuldig, mein Glück iſt gemordet, iſt frevelhaft in den Staub getreten, man hat mich um Ehre und Achtung derer beſtohlen, von denen mein Glück abhing. Ich verlaſſe Livorno, thun Sie mir nur die eine Liebe, und klären Sie Herrn von Pignatelli über dēn Zuſammenhang auf, auf daß dieſer herrliche Mann in mir nicht einen Elenden ſehe, der des ihm zugedachten Glückes ſich unwürdig zeigte.“

Dieß verſprach der Bruder meines Feindes. Ich kenne die Art und Weiſe nicht, in welcher er Wort hielt, wahrſcheinlich war ſie nicht überzeugend genug, denn ich ſah mich nicht, wie ich erwartet, durch einen Widerruf der heute empfangenen Zeilen von meinem Fall aufgerichtet, ſondern blieb ein Opfer des Scheins, der mich anklagte und richtete. Mein Traum traf ein, ich lernte die Lehre von der Geſchwindigkeit des Falles. Ich hatte auf dem Höhengipfel meines Glücks geſtanden, der neigte ſich, wie der Thurm von Piſa, und ich ſtürzte in den Abgrund des Leidens und der Verzweiflung.

Weinend packte ich meine Sachen, meine Inſtrumente, deren ich manche werthvolle beſaß, und eine Menge zu Schmuck und Belehrung allmählig, und zumal auf der letzten Reiſe, Angeſammeltes, in Kiſten und Käſten, ließ alles in ein Gaſthaus ſchaffen, und verließ mit bittern Kummer ein Haus, aus dem mich ohne meine Schuld ein Dämon trieb, und in dem es mir ſo heimathlich wohl geworden war, wie noch nirgendwo in den vielen Orten, wo meine Lebensbarke raſtete.

Wieder war ein Act ausgeſpielt, und der arme Acteur, dem Herz und Bruſt ſchmerzte, fand noch nicht die erſehnte Ruhe, welche das letzte Fallen der Gardine vergönnt.

Ich eilte nach Florenz, um Giorgetti aufzuſuchen, ihm mein Leid zu klagen, und ihn zu fragen, ob er vielleicht noch Luſt habe, mit mir zu reiſen! Er hatte ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und eine neue ſeiner vielen unſtäten Künſtlerbahnen betreten, ohne mir

Nachricht davon zu geben, da er von mir ſelbſt wußte, daß ich feſt entſchloſſen ſei, in Livorno zu bleiben, und in dieſer Stadt mir den häuslichen Herd zu gründen.

Die trübſte Melancholie kam über mich. Alle marternden Gedanken verfehlten Daſeins, alle Vorwürfe und Selbſtanklagen des Leichtſinns, der Unbedachtſamkeit, das „durchbohrende Gefühl meines Nichts.“

Ich ging nach Livorno zurück und irrte, wie ein Schatten, im Getümmel des Welthafens, ſah die Flaggen und Wimpel der Schiffe aller Nationen, und wünſchte mich in die Waſſerwüſte des Ozeans, auf eine einſame Inſel. Die ganze Menſchheit erſchien mir haſſenswerth, denn was war ſie anders, wenn ſelbſt die Guten und Einſichtvollen nach dem Schein richteten, wenn die Lüge triumphirte, und Unſchuldige nach Gelüſt und Gefallen in das Verderben ſtürzte?

Gott ſei Lob! Die Welt iſt nicht ſo ſchwarz, als meine Myſantropie ſie ſah, als mancher andre ſchwarzgallige Eiferer ſie ſchildert, der mit ſalbungsvollem Bombaſt gegen ihr Verderben und ihre Sündhaftigkeit donnert. Viele Menſchen ſind ſelbſt beſſer als ſie ſcheinen, und aus Grundſatz iſt ſelten Einer durch und durch Böſewicht. Schlechte Erziehung, Noth, Sklavenbande, oder Druck, der dieſen ähnelt, führen gar viele erſt dem Verderben zu, die vielleicht in Jugendjahren noch als fromme Kinder gläubig zum Vater beteten. Die Individuen ſind es überall, nicht die Maſſe, welche auf alle Kreiſe der Geſellſchaft günſtiges oder nachtheiliges Licht fallen laſſen; in der Regel aber wird, was Tugend und Vorzug, oder Fehler und Laſter der Einzelnen iſt, der Geſammtheit aufgebürdet. Das giebt dann erwünſchte Themata zu Predigten über die Schlechtigkeit, Verworfenheit, Nichtsnutzigkeit der Menſchheit, die vorwaltende Heuchelei, Lüge und Verſtellung, den Egoismus, den falſchen Prunk und was ſonſtige Erdenmängel mehr ſind, die uns theils anhaften, theils angedichtet werden. Die Menſchheit geht aber noch heute, wie vor Jahrtauſenden, rein aus Gottes Hand, und iſt ſein hehres Ebenbild, das die modernen Pharisäer nicht ins Angeſicht ſchmähen ſollten.

Ich wurde ernſtlich krank, und litt ſehr an den Nerven; meine geiſtige Kraft war nicht energiſch genug, den ſo plötzlichen Verluſt nicht nur eines materiellen, ſondern eines Seelenglücks zu ertragen. Der Arzt verordnete mir Bäder; ich brauchte ſie, und wurde immer ſchwächer. Der Arzt rieth Veränderung des Klimas an, ich ſollte in nördliche Länder gehen. Das war leicht gerathen; ging ich, ſo war er den Patienten los. Ich war ſo tief herabgeſtimmt in meinem Innern, daß ich gar nicht den Wunſch empfand, ein Inſtrument zu berühren. Ich zehrte von meinem Erübrigten; lange konnte es nicht dauern, ſo mußte ich entweder auf neuen Erwerb denken, oder, wenn ich dieß nicht that, nicht thun konnte, ſo fiel ich dem Mangel anheim.

Ich dachte daran, nochmals nach Paris zu reiſen, allein ich verwarf dieſen Gedanken wieder; ſollte ich den Wenigen, in deren Gedächtniß mein Andenken vielleicht noch lebte, wieder als ein muſikaliſcher Abenteurer entgegen treten, der ſich keinerlei Errungenſchaft rühmen konnte, als der der Erfahrung, der bereicherten Menſchenkenntniß und des Schmerzes über getäuſchte Hoffnungen? Nein, das wollte ich nicht. Auch war Paris jetzt ſtiller als ſonſt, da der Herrſcher fern war, um Rußland zu beſiegen. Immer noch hoffte ich, Rachegedanken brütend, auf Lorgiérs Rückkunft; er ſollte fallen, oder ich, allein ſeine Rückkehr verzögerte ſich mehr und mehr.

Da traf ich eines Tages unverhofft im Hafen den Schiffskapitain aus Marſeille, der ſich ſo freundlich unſrer angenommen, als wir hülflos an der Corſiſchen Küſte lagen. Er war Tags vorher mit ſeinem Schiff und neuer Ladung wieder angelangt, erſchrack über mein übles Ausſehen, und ließ ſich willig die Geſchichte meines Unglücks und meiner Krankheit erzählen. „Was Krankheit, was Doktor, was Bäder!“ rief er aus, als ich geendigt. „Gehen Sie mit mir, ich will Sie kuriren! Burgunder iſt meine Medizin, und zur Veränderung des Clima's will ich Ihnen auch verhelfen, wenn Sie dieſe wünſchen. Wenn ich meine Ladung habe, reiſe ich nach Marſeille zurück, dort wird ein Schiff nach den Nordſeehäfen mit Waaren der Levante befrachtet, das mein Sohn führt, und Sie machen die Reiſe nach Havre de Grace mit. Dorthin kommt mein Bruder mit einem Kauffahrer von Havana, mit deſſen Schiff Sie wieder nach Marſeille fahren können. Die Seeluft wird Ihren Nerven ſchon aufhelfen, und mein Sohn iſt ein guter Junge, den Sie lieb gewinnen werden! Von Ihnen wird es dann abhängen, ob Sie wieder mit zurück wollen, oder ihr Lebensſchiff am andern Ort vor Anker legen.“

Viertes Kapitel.

Neue Fahrt mit vollen Segeln.

Es war ein überraſchendes Bild, das der wackre Kapitain mit wenigen Worten vor mir aufrollte; je mehr ich es betrachtete, deſto mehr gefiel es mir wohl. Ja, was ließ ich mich hier halten von Kummer und Gram? War ich nicht frei? War nicht Beſtimmung alles, was mir begegnete? Lag nicht in einer höhern Hand die Führung meines Lebens? Da nun einmal Geſchehenes nicht ungeſchehen gemacht werden konnte, da mein ehemaliger Gönner zu keiner beſſern Einſicht zu gelangen ſchien, und ich zu ſtolz war, ihm dieſe, nachdem er mich ſo ungerecht verurtheilt und verſtoßen, aufzudringen, ſo konnte ich fürwahr nichts beſſeres thun, als dem Orte Valet ſagen, wo ich ſo glücklich geweſen war, und die Erinnerung an ihn ſo manchem andern ſchönen Lebenstraum zuzugeſellen, der mir nicht in Erfüllung gegangen.

Daß ich es verredet, wieder zur See zu gehen, durfte ich gegen den biedern Kapitain nicht äußern; er würde mich ſonſt übel verhöhnt haben, und ich ſelbſt ſchämte mich jetzt jener kindiſchen Furcht. Wie leicht vergißt der Menſch überſtandenes Ungemach. Und iſt doch Keiner frei von dem gemeinſamen Menſchenlooſe, Ungemach zu überſtehen.

Nächſt meinen Clarinetten beſaß ich eine ſchöne Terz-Guitarre, eine Flöte, eine gute Violine, und eine von mir reſtaurirte alte Amati-Violine, zu der ich Hals, Deckel und Boden vereinzelt in Neapel aufgekauft.

Nicht ohne ein bittres und ſchmerzliches Gefühl im Herzen ſah ich vom Bord der Thetys, ſo hieß der Kauffahrer, die Küſte Italiens ſchwinden, und meine trübe melancholiſche Stimmung wich nicht ſo ſchnell, wie der gute Kapitain geglaubt hatte, der mich zu ſeinem Koſtgänger machte. Ohne irgendwo anzulanden, ging die Fahrt nach Marſeille, doch kamen wir an einem ſchönen Tage Nizza nahe genug vorbei, daß ich das Haus erkennen konnte, darin ich gewohnt hatte, und der paradiſiſchen Gegend Grüſſe hinüberſenden, in welcher ich glückliche Tage verlebte. Mein Loos ſchien im Schlußvers jenes tief gemüth- und wehmuthvollen Schubertſchen Liedes ausgedrückt

Im Geiſterhauch tönt's mir zurück:
Wo Du nicht biſt, da iſt Dein Glück.

In Marſeille angekommen, entzog ich mich dem lebenvollen Getümmel der Hafenſtadt ſo viel als möglich. Auch war langes Verweilen nicht vergönnt; das nach Havre de Grace beſtimmte Schiff lag ſegelfertig; ich ſchied von dem wackern Kapitain mit innigem Dank und begab mich auf das Schiff ſeines Sohnes, das den Namen Agave führte. Der noch junge Mann war einfach in ſeinem Weſen, wacker und gutmüthig, und gefiel mir recht wohl. Er machte mich mit ſeinen Paſſagieren bekannt, deren nur wenige waren. Eine wohlhabende Frau kam mit ihren Kindern, zwei ſchönen muntern Mädchen und einem Sohn von ſiebenzehn Jahren aus Amerika, um in der Vaterſtadt ihres verſtorbenen Mannes, in Havre, ſich zu domiciliren. Sie hatten alles Eigenthum in Amerika verkauft, und bereits an dem Ort ihrer neuen Beſtimmung ein Haus kaufen und wohnlich einrichten laſſen. Ihr Mann war Kaufmann, hatte ſelbſt ein Schiff beſeſſen, und war nach Europa gereiſt, um ſich und den Seinigen den Herd in der Heimath zu gründen, nachdem das Glück in Amerika ihm wohlgewollt, aber er ſah Jene nicht wieder, eine ſchnelle Krankheit raffte ihn weg. Dieß alles erfuhr ich allmählich und geſprächsweiſe, und indem ich mich mehr und mehr an die freundliche und lebhafte Frau anſchloß. Manche der langen und langſam dahin ſchleichenden Stunden, welche eine Meerfahrt begleiten, kürzte ich durch Erzählung meiner Wanderungen, oder durch muſikaliſche Unterhaltung. Es war zu Unterrichtsſtunden, die ich den Kindern der Dame ertheilte, viele Zeit vergönnt. Als ich die Kette der Pyrenäen in blauer Ferne aus dem Spiegel der Fluth emporſteigen ſah, ſandte ich ihr einen ſchmerzlichen Gruß. Wie oft hatte nun mein Geſchick mir Gelegenheit geboten, im Schooße eines beſcheidnen Glücks zu raſten! Und faſt immer hatte eigner Unruhetrieb, oder Zufallsſtücke mich weit von dannen getrieben. In Paris, wie in Bagneres wollten liebende Arme mich halten; in Nizza wollte großmüthige Freundſchaft mich dem Norden zuführen und mir ein günſtiges Loos begründen, in Livorno war ich einem nun endlich heißerſehnten Glück ſo nah, und immer trieb es mich weiter, weiter in die weite Welt. Welche Orte ſollte ich noch ſchauen, welche Bekanntſchaften noch machen, welche Verbindungen anknüpfen, welche Abenteuer erleben oder beſtehen, und wo den Ort finden, zu dem ich ſagen würde: bis hierher, und nicht weiter?

Dieſe Fragen, die ich auf der Fahrt oft an mich ſelbſt richtete, konnte ich mir freilich nicht beantworten, denn der Sterbliche vermag ja nicht, mit Gewißheit zu ſagen, was er am morgenden Tage beginnen will. Der raſtloſe Schritt der Zeit reißt ihn weiter, und oft, ſehr oft weit vom nahen, ſchon erreicht geglaubten Ziele. Alſo erging es auch mir.

Wir hatten im Ganzen eine günſtige Fahrt. Der Kapitain hielt, aus Furcht vor den afrikaniſchen Seeräubern, ſich nicht allzufern von den ſpaniſchen Küſten, denen wir uns bisweilen ſo ſehr näherten, daß wir ihre Reize theils mit bloßen Augen, theils mit guten Fernröhren, ruhig vom Verdeck betrachten konnten. In Malaga nahmen wir Waſſer ein, und nebenbei von ſeinem edlen Wein. Ich ſah Gibraltar auf ſeinem Felſenhorſt, und Afrikas blaue Küſte. Wir umfuhren das Cap Santa Maria und blickten nach Algarves reizenden Ufern hin; umſchifften Cap St. Vincent und ſteuerten nordwärts der Küſte von Alentejo entlang. Jetzt trat wie hemmend Cap Espichel weit heraus in die Waſſerbahn, die unſer Schiff durchfurchte, dann ergoß der Tajo aus breiter Mündung, wie ein See ſchimmernd, ſeine Gewäſſer in den Atlantiſchen Ocean. Wir landeten und raſteten in Liſſabon.

Wie viel des Geſehenen könnte ich hier ſchildern, allein würde ich vermögen, Neues zu ſagen? Ich bin kein Reiſebeſchreiber. Viele Tage dehnte ſich die Fahrt, bisweilen durch widrigen Wind verzögert, Angeſichts der Küſten von Eſtrematura Beira und Entre

Duero et Minho. Endlich ſahen wir Galizien, und wahrlich, Cap Finisterre ſchien den Namen mit der That zu führen, als es ebenfalls wie eine Rieſenculiſſe ſich vor den Blick ſchob, und mir Unerfahrenen, Seereiſemüden, die Fahrt kein Ende nehmen zu wollen, und an das Ende der Welt mich zu bringen ſchien. Jetzt aber gewann die Agave die hohe See, und ſteuerte an der Grenze des mächtig großen Buſens von Biscaya, an dem zwei Länder ruhen, wie ein Zwillingspaar an einer Mutterbruſt, der nordweſtlichſten Spitze Frankreichs, der Bretagne zu. Der Kanal nahm uns auf, wir grüßten die fernen Eichenwälder der Normandie, und endlich, nach langer, doch ſonder Schrecken, Angſt und Mißgeſchick, verlaufener Fahrt nahten wir dem Hafen von Havre de Grace.

Die Wittwe hatte längſt die Freundlichkeit gehabt, mir den Antrag zu ſtellen, ihr Gaſt in dem für ſie und die Ihren völlig eingerichteten und ihrer Ankunft harrendem Hauſe zu ſein, und ich trug kein Bedenken, von dieſer Güte Gebrauch zu machen, da ich dieſelbe durch fortgeſetzten Muſikunterricht bei ihren Kindern vergelten konnte.

Wir waren nur etwa drei Stunden von dem Hafen entfernt, als ein ſtarker Wind ſich erhob, welcher zum Sturm wurde, der nach allen Anzeigen bedrohlich zu werden ſchien. Der Kapitain benutzte indeß den, unſerm Cours günſtigen Wind, ſteuerte mit vollen Segeln der Rhede zu, und ging vor Anker. Wir ſäumten nicht, uns auszuſchiffen, und ſchieden mit Dank von dem Kapitain, und mit der Hoffnung, ihn wiederholt in Havre zu begegnen. Das für die reiche Wittwe angekaufte Haus lag in der Hafennähe, und wir ſahen uns von einem Freund ihres Gatten, der alle Geſchäfte geleitet hatte, ebenſo erfreut, als ehrfurchtvoll begrüßt. Die Kinder blickten freudig umher, aber ihre Mutter weinte. Sie dachte des Gatten, an deſſen Seite ſie das Glück einer ruhigen Exiſtenz zu theilen gehofft hatte, mit Wehmuth und trauernder Liebe. Ich ehrte ihren Schmerz mit ſchweigender Theilnahme.

Der Sturm, der ſich erhoben, war zum Orkan geworden, und wir hatten Gott zu danken, daß wir uns auf feſtem Lande und wohl geborgen ſahen. Man vernahm Nothſchüſſe und ſtürmende Glocken. Auf Plätzen und Straßen rief man ſich die Nachricht zu, daß ein Schiff Angeſichts des Hafens mit den Wellen kämpfe; viele Menſchen eilten an das Ufer; wir vermochten von einem hochgelegenen Zimmer den Hafen und das Meer zu überſchauen. Es war ein ſchrecklicher Anblick, der Kampf und das donnernde Toben berghoher Wellen, auf denen bald das große

Schiff, wie eine grauſige Meereröſcheinung, ſichtbar ward, bald wieder hinter und unter ihnen verſchwand. Jede Welle, die ſich mit furchtbarer Uebermacht darauf zu wälzte, ſchien es zu begraben, dann tauchte es wieder auf, und man hörte den dumpfen Schlag der Nothſchüſſe, ja es ſchien der Sturm auf ſeinen heulenden Fittig das Wehgeſchrei der Verzagenden an Bord zum Ufer zu tragen. So wenig bei ſo furchtbar ſturmbewegter See es jenem Schiff, einem ſtattlichen Oſtindienfahrer, möglich war, Anker zu werfen, ebenſo wenig war irgend Jemand im Stande, mit Böten ihm hülfreich zu nahen. Wie ſchrecklich war für jene Hülfloſen im Schiff dieſer Augenblick, wo ſie den größten Theil der Einwohner der volkreichen Hafenſtadt am Ufer erblickten, von denen auch nicht Einer zu retten vermochte, und für dieſe Einwohner wie kummervoll der Gedanke gänzlicher Hülfloſigkeit. Auch ich hatte das Haus verlaſſen, und ſtand am Ufer mit zagender Seele. Das Schrecklichſte, was ſich ereignen konnte, geſchah, der Oſtindienfahrer ſcheiterte völlig und barſt in mehrere Stücke, von allen Seiten ſtürtzten die Waſſerwogen in das Unglücksſchiff; lauter gellte der Angſtruf; man ſah, wie mehre Perſonen ſich über Bord ſtürzten, in Kähne ſprangen; aber die Kähne ſchlugen um, die Schwimmer wurden von den Wellen verſchlungen, und das Schiff legte ſich um mit ſeinen zerbrochnen Maſten und der zerſtörten Takellage wie ein verendender Elephant, und entſchwand dem Auge. Ein einziger Matroſe hatte ſich an eine Tonne geklammert, mit der er ſich über die Wellen auf- und abwälzte; ſo ward er zum Strande getrieben, wo man ihm Stricke zuwarf und ihn rettete. Halb tod kam er an das Land, um wie ein Bote Hiobs Kunde zu geben von des Schiffes Namen und Eigenthümer.

Ich ſchauderte und verſchwur aufs Neue jede Seereiſe. Das jammervolle Unglück füllte jedes fühlende Herz mit Trauer, und ſtill und niedergeſchlagen verließen Viele, die Zeugen geweſen, den Hafen. Mußten Kapitain, Paſſagiere, Steuerleute und Matroſen den Weg um die Hälfte der Erde gemacht haben, vielleicht heiter, gefahrlos und glücklich, um hier von einem ſchrecklichen Geſchick ereilt, „das nahe Rettungsufer im Geſichte“ ihr unverhofftes, ſchnelles Ziel zu finden! Solche Ereigniſſe des Menſchenlebens, ſolche Unglücksfälle der furchtbarſten Art können ſehr nachdenklich machen, und Fragen an den Himmel und die Vorſehung richten laſſen, für welche irdiſche Erkenntniß und Einſicht nimmer eine löſende Antwort findet.

In dem Hauſe der neuen Freundin wurde mir alsbald eine erwünſchte Wirkſamkeit. Ich übernahm die Function eines Haushofmeiſters, und fand mich in dieſe mit Leichtigkeit und Geſchick. Die Wittwe, eine Eingeborne Baltimores, die von dort nur ein Dienſtmädchen mitgebracht, kannte zu wenig Landesart und Sitte, um gleich ohne Anſtoß in Verkehr mit der Außenwelt zu treten, und doch fand ſie, daß, obwohl ſie ſich eine völlige häusliche Einrichtung verſprochen, und mir oft geſagt, daß ſie dieſe finden werde — noch Tauſenderlei Mangelndes, das zur Vollſtändigkeit eines comfortablen Haushaltes gehört. Hier entfaltete ich nun ein Talent, daß ich für mich ſelbſt nie geübt, doch aber bei Lady Elſom theilweiſe ſchon erprobt. Ich warb zunächſt eine Köchin an, dann eine Magd für gröbere Hausarbeiten, dann wurden Vorräthe aller Art eingekauft. Madame Sellier, dieß war der Name der Wittwe, vertraute meiner Redlichkeit unbedingt, und gab mir bedeutende Summen in die Hand. Den Kindern, die jenes, für ein europäiſches Ohr ſchreckliche amerikaniſche Patois ſprachen, das ein Miſchling von engliſch, franzöſiſch, deutſch, ſpaniſch und portugieſiſch iſt, und dereinſt vielleicht zu einer vermittelnden Univerſalſprache ſich ausbilden dürfte, wozu aber, bevor es zu ſolcher reift, nicht Jahrzehnte, ſondern Jahrhunderte gehören, ertheilte ich neben den Muſikſtunden Unterricht im rein franzöſiſch Sprechen, daran auch die Mutter oft freundlich und lernbegierig Antheil nahm. Meine Melancholie hatte ſich verloren.

Unſer Kapitain wurde öfters, ſo lange ſeine Anweſenheit in Havre dauerte, eingeladen, und brachte eines Tages ſeinen Oheim mit, der von Havana angekommen war. Es war dieß ein jovialer Mann, wie ſein Bruder, der mir ſagte, daß er mich mit Freuden mit nach Marſeille nehmen wolle, wenn ich Luſt habe ihn zu begleiten, allein ich dankte ihm herzlich für ſeine Güte. Mir war alle Luſt zu einer abermaligen Seefahrt vergangen; ſodann ſehnte ich mich nicht nach Livorno zurück. Schon war das Jahr 1812 weit in den Herbſt vorgerückt, und ich gedachte, wenigſtens den Winter über in Havre de Grace zu bleiben, um ſo mehr, da die politiſchen Nachrichten aus dem Norden begannen, bedenklich zu lauten, und erfahrene Politiker eine Kriſis weiſſagten, welche auf alle Länder beunruhigend wirken konnte. Mit voller Seele gab ich mich in ungeſtörter Ruhe der Uebung meines Inſtrumentes hin, und verſchaffte mir durch das mir zu eigen gemachte Talent, alte Inſtrumente zu reſtauriren, oft nahmhafte Einnahmen.

Ein bejahrter Schiffskapitain, der ſich in Ruhe geſetzt hatte, und bei welchem der Sohn von Madame Sellier Zeichnen-Unterricht hatte, beſaß ein kleines Kabinet muſikaliſcher Inſtrumente, und die gleiche Vorliebe für dieſelben befreundete mich ihm bald. Unter dieſen war eine Lyra da Braccio, doppelt eingelegt, wie ich ſchöner und conſervirter auf allen meinen Reiſen noch keine geſehen. So manches werthvolle Inſtrument, das früher entzückte, iſt bei Seite geſchoben worden, und hat neueren Erfindungen in dem unerſchöpflichen Gebiet der Tonkunſt weichen müſſen. Für Manches derſelben würde ſich heute Mund und Hand nicht mehr finden, die ſeiner Spielart mächtig wären. Ich verabredete mit dem Kapitain ein Concert antique, das wir gemeinſchaftlich arrangieren, und eine Anzahl junger Talente für daſſelbe inſtruiren wollten. Die Idee war indeß leichter anzuregen, als auszuführen, denn weit ſeltner, als die Inſtrumente, fanden ſich die alten Muſikſtücke für dieſelben, und der Plan, der uns eine Zeitlang angenehm beſchäftigte, kam nie zur Ausführung.

Die Perle in der Inſtrumentenſammlung des Kapitains Marbrier war eine kleine Stainer Geige, die mich entzückte, und in mir das lebhafteſte Verlangen nach ihrem Beſitz erregte, allein ſo ſehr ich dieſe Wünſche an den Tag legte, ſo dachte der enthuſiaſtiſche Sammler nicht daran, ſich dieſes werthvollen Inſtrumentes zu entäußern; er war vermögend, und hatte nicht nöthig, ſich von einem liebgewonnenen

Eigenthum zu trennen. Ein günſtiges Ohngefähr ſetzte mich dennoch in den hocherfreulichen Beſitz des ſeltnen Inſtrumentes. Der Eigenthümer war mit einem chroniſchen Magenhuſten geplagt, deſſen Anfälle bisweilen ſo heftig eintraten, daß er ganz blau im Geſichte wurde, und man jeden Augenblick fürchtete, er werde ausbleiben. Durch dieſe Krankheit litt des Mannes einzige Tochter, eine liebliche Jungfrau von ſechszehn Jahren, zwiſchen der und dem Sohne der Wittwe ſich ein zartes Verhältniß angeſponnen hatte, unbeſchreiblich, denn ſie mußte faſt ſtets um den Vater bemüht ſein, ihm den Kopf halten, wenn der ſchlimme Anfall kam, und ſo ſehr oft für ſein Leben zittern. Eine Menge Mittel waren ſchon erfolglos gebraucht worden, das Uebel wuchs, und drohte über lang oder kurz mit einem Erſtickungstod, einem Nerven- oder Blutſchlag. Der ſonſt ſo wackre Mann dauerte mich, und ich ſann darüber nach, ob ihm nicht zu helfen ſei. Da fiel mir ein Mittel ein, welches bei einem ähnlichen Kranken in Nizza jener menſchen- und pflanzenfreundliche Doctor aus Riga angewendet, welcher Kranke ſich, nachdem die conſultirten Aerzte ihn für incurabel erklärt, noch Hülfe ſuchend, an Jenen gewendet hatte. Ich erwähnte, daß ich ein Mittel wiſſe, wodurch ich hoffe, den Kapitain binnen drei Monaten von ſeinem Huſten zu befreien, und er ſtöhnte, eben von einem heftigen Anfall ganz erſchöpft in den Armen ſeiner weinenden Tochter ruhend: „Ach Herr! — Wenn Sie das vermöchten — was Sie verlangen — alle meine — Inſtrumente!“

„Nicht um Ihre Inſtrumente, und nicht aus Intereſſe rathe ich das Mittel an, von deſſen Wirkſamkeit mich der Augenſchein überzeugt hat,“ entgegnete ich.

„Was es auch koſten möge! Fordern Sie, und wenn es — hundert Louisd'or koſtet,“ rief er, zugleich Hoffnung mit dem Odem ſchöpfend, aus. Ach, Hoffnung iſt ja Lebensluſt. Wir athmen entzückt ihren verjüngenden Strom in uns ein.

„Mein Mittel koſtet nicht hundert, nicht funfzig und nicht zehn Louisd'or,“ ſprach ich, und ging daran, es zuzubereiten.

Nach dem dieſes Medicament einen Monat lang gebraucht worden war, wurden die Huſtenanfälle ſchon ſeltner und zugleich milder, und nach abermals vier Wochen kam der junge Sellier nach der Zeichnenſtunde zu mir, und ſagte mir, daß Herr Marbrier mich dringend bitten ließe, ihn zu beſuchen. Der Kapitain empfing mich mit einer Umarmung, und ſprach: „Ein Engel hat Sie mir zugeführt. Mein Huſten iſt hinweg; ich ſpüre nicht mehr die ängſtigende Hitze auf der Bruſt. Sie ſind mein Helfer! Nehmen Sie das Inſtrument, das Sie ſich oft wünſchten, als ein Zeichen meines Dankes. Sie haben mich von meinen Schmerzen befreit, es iſt billig, daß Ihnen ein Andenken werde. Da Sie Kenner ſind, und das Inſtrument zu ſchätzen wiſſen, ſo beruhigt mich der Gedanke, es in guten Händen zu wiſſen. Oefter ſchon ſind mir hundert Louisd'or für dieſe kleine Violine geboten worden, doch nie hätte ich ſie verkauft. Ich kann, nächſt Gott, Ihnen nicht genug danken."

Die wirklich werthvolle, wenn auch von dem Eigenthümer, wie das der Sammelliebe ſo oft geſchieht, überſchätzte Geige war eine von jenen, die Stainer noch unter Amatis Anleitung gefertigt; ſie war von dem ausgeſuchteſten Holze und hatte einen bezaubernden Ton. Ich war hocherfreut über dieſes Geſchenk und nahm es dankbar an.

Jenes einfache Mittel, daß den Krampf-Magenhuſten des Kapitains heilte, wird, wenn ich es mittheile, vielleicht belächelt werden, ſobald ein Jünger der mediciniſchen Schule, nicht der Salernitaniſchen, es erblickt. Die ſtolze Doctrin blickt immer halb oder ganz vornehm auf die beſcheidne Hausmittelofficin. Ach, der Infallibilitätsglaube hat ſchon Vielen unter das Gras geholfen. Könnte aber nicht vielleicht einem armen, an ähnlichem Uebel Leidenden das Mittel nützen, das im entgegengeſetzten Falle ganz unſchädlich iſt? Ich gebe immer der deutſchen Küche vor der lateiniſchen den Vorzug.

Man nehme von 2 bis 3 jungen Ziegen, ſobald dieſe zum Schlachten reif ſind, das Fleiſch vom Hals, füge dieſen ein Pfund Fleiſch von einem jungen Kalbe hinzu, und 5 bis 6 Hammelfüße Dieß alles wird fein gehackt, und in Ermangelung von Hammelfüßen werden die von einem Saugkälbchen genommen. Dieſe Maſſe wird zu ſtarker Gallerte gekocht, von welcher des Tages zwei bis drei Mal, beſonders aber Morgens nüchtern, einige Taſſen warm getrunken werden, nachdem unter jede auf ein Mal zu nehmende Portion zwei bis drei rohe Eier geſchlagen wurden. Probatum est. Die Hauptſache dabei iſt der Hals der jungen Ziegen; glaube Niemand, der das Mittel vielleicht verſuchen will, daß dieß gleichgültig ſei, und die übrigen Körpertheile dieſer Thiere gleiche Wirkung thäten.

In Havre de Grace ging und gefiel mir es recht wohl. Es war ein lebhaftes Zuſammenſtrömen vieler und verſchiedenartiger Künſtler daſelbſt, welche je mehr der Winter nahte, vom vielfach bewegten Leben der Städte Gewinn zu ziehen ſuchten.

Eines Tages trat ein Fremder, ein nicht mehr ganz junger Mann von vielem äußern Anſtand und angenehmer Bildung bei mir ein, der mir einen Brief überreichte. Ich ſtaunte, der Brief war von Herrn von Pignatelli, meinem ehemaligen Gönner, welcher durch den befreundeten Schiffskapitain aus Marſeille meinem dermaligen Aufenthalt erfahren. Pignatelli ſchrieb, daß der Ueberbringer auf einer Kunſtreiſe einen muſikaliſchen Begleiter ſuche, und er mich ihm warm empfohlen, ſo wie ich in jenem einen wackern Mann kennen lernen werde. Wegen des einſt Vorgefallenen ſei er von meiner Unſchuld jetzt völlig überzeugt, und habe ſchmerzlich das mir angethane Unrecht bereut. Es ſei auch damals, wie ſo oft im Leben, ein Sieg des Schlechten über das Gute gefeiert worden, und an dieſen Triumph hätten ſich andre, nun nicht rückgängig zu machende, geknüpft. Ich ſolle ihn in einem freundlichen Andenken behalten. — Ich wußte genug, und war ſchwach genug, zu zittern, und mich von dieſer Nachricht bewegen zu laſſen. Mirandolina war Madame Lorgier, und — nicht glücklich. Der Fremde, der den Brief überbracht, dem ich, der mir ſo angelegentlich empfohlen war, war der berühmteſten Guitarrevirtuoſen einer, war Mauro Giuliani, mein einſtiger Lehrer. Mein Staunen und meine Freude waren gleich groß, nicht minder die des Virtuoſen, als er nun in mir einen ſeiner ehemaligen Schüler wieder erkannte. Giuliani hatte in Livorno zwei Concerte gegeben, hatte die Bekanntſchaft des Herrn von Pignatelli gemacht, und die Rede war auf mich gekommen. Pignatelli hatte vortheilhaft von mir und meinen Talenten geſprochen, und Jener den Wunſch laut werden laſſen, daß er einen ſolchen Mann als Reiſegefährten haben möchte, mit dem er gemeinſchaftlich Concert geben könne. Pignatelli hatte mit neu erwachendem Antheil an mir meinen Aufenthalt erkundigt, und Giuliani, der ohne dieß eine Reiſe durch Frankreich beſchloſſen hatte, war nach Havre gekommen und hatte mich aufgeſucht. Ich mußte ihm in ſeinen Gaſthof folgen, wo er mir ſeine Erlebniſſe erzählte und ſeine Reiſepläne detaillirte. Mit Vorliebe erzählte er von Deutſchland, namentlich von Wien, wohin er ſich bereits im Jahr 1807 begeben, und die glänzendſte Aufnahme gefunden hatte; er zeigte mir ſeine geiſtreichen Compoſitionen, deren Schwierigkeiten ſowohl für das Hauptinſtrument als die Begleitung freilich geübte Künſtler erforderten, und forderte mich nun allen Ernſtes auf, ſein Reiſegefährte mit gleichem Antheil des Gewinnes zu werden. Wir wollten gemeinſchaftliche Concerte geben, einander gegenſeitig begleiten, Giuliani wollte neue Compoſitionen für Guitarre mit Clarinettebegleitung ſchreiben. Uebrigens vermochte ich ja nicht minder fertig ihn auf andern Inſtrumenten, auf der Flöte, wie der Violine und Guitarre zu accompagniren, und ſo erſchien der Antrag reizend, paſſend und annehmbar.

Madame Sellier und mein dankbarer Freund hörten ungern, daß ich ſcheiden wollte, doch da ſich in Havre keine Gelegenheit darbot, die mir ein dauerndes Glück verſicherte, ſo wurde ich mit werthvollen Andenken begabt, entlaſſen, mußte aber bevor ich ſchied noch der Hochzeitfeier der beiden jungen Liebenden als Gaſt beiwohnen, an deren Glück ich einigen Antheil hatte.

Von Giuliani und mir wurde nun beſchloſſen, gleich in Havre mit einem Concert aufzutreten, bevor wir jedoch dieſen Entſchluß ausführten, beſuchten wir ſelbſt die Vorſtellungen anderer Künſtler, welche ſich zu dieſer Zeit dort producirten. Der eine war der berühmte Hoboen-Virtuoſe und Componiſt Garnier aus Paris, der andre war der nicht minder renommirte Meſtrino, welcher ſich dem Erſtgenannten angeſchloſſen hatte. Obgleich beide Künſtler nicht mehr jung an Jahren waren, ſo blühte doch in ihrem Spiel die ewige Jugend der Kunſt und des Genies erfreulich zu Tage. Ihre Spielart würde noch heute Beifall und Bewunderung erregen.

Giuliani, deſſen allverbreiteter Ruf ihm überall günſtige Wege bahnte, erhielt, ſobald ſeine Anweſenheit bekannt wurde, eine Menge Einladungen in die erſten Häuſer, und ſo geſchah es, daß wir mehrere Privatunterhaltungen gaben, bevor es zu einem eigentlichen Concert kam. Ich lernte in ihm einen Mann von liebenswürdig heitrer Bonhommie kennen, mit welchem zuſammen zu leben eine Freude war. Er achtete in mir den Künſtlergefährten und theilte redlich mit mir den Ertrag der Einnahmen, die ich ja mit verdienen half, wenn auch ſein gefeierter Name mehr Zuhörer anzog, als mein unbekannter und ungenannter. Er war der lebendige Gegenſatz eines noch weit berühmtern Virtuoſen, dem das Geſchick mich ſpäter zugeſellte, und der in ſeinen Gefährten nur Bedienten ſah. Unſre Productionen, die wir gemeinſam aufführten, waren da, wo uns kein begleitendes Orcheſter zu Gebote ſtand, oder der Cirkel, vor dem wir ſpielten, ein ſolches nicht erforderte, der Art, daß Giuliani mich mit der Guitarre ſecundirte, wenn ich ein Clarinetten-Concert vortrug, wogegen ich ihn mit der großen Guitarre zu ſecondiren hatte, wenn er auf der Terz-Guitarre ſeine überall anſprechenden herrlichen Compoſitionen mit ſeiner gewohnten Meiſterſchaft vortrug. Außerdem ſuchten wir unſern Vorträgen jede Mannichfaltigkeit durch Abwechslung der zur Guitarrebegleitung nur irgend paſſenden Inſtrumente zu geben.

Wir nahmen in dem erſten Concert eine Entrée von 3 Franken, und erfreuten uns einer Einnahme, die 1600 Franken überſtieg. Jetzt war die Gelegenheit gekommen, bei welcher ich das mir verliehene Licht günſtig leuchten laſſen konnte, das ich bei meinem bisherigen Aufenthalt in Havre unter den Scheffel geſtellt hatte. Von vielen Seiten her empfing ich Aufforderungen zu bleiben, ich ſollte vortheilhaft placirt werden, man wollte mir feſte Einnahmen garantiren — ich dankte, denn Giuliani hatte mein Wort und Guitarre und Clarinette, dieſe wohlverträglichen Inſtrumente reiſten in Geſellſchaft von Flöte und Violine durch das nördliche Frankreich.

Aber die Zeit war nicht muſikaliſch geſtimmt, die Welt war voll Unruhe und Aufregung. Frankreich und Deutſchland hatten Urſache blutige Thränen zu weinen über die Hunderttauſende ihrer, den ehrgeizigen Plänen eines ſchrecklich enttäuſchten Eroberers nutzlos dahingeopferten Söhne. Der furchtbare Winter, die eigenthümliche Strategie der ruſſiſchen Feldherrn, das brennende Moskau hatten Napoleon nach Paris zurückgeſcheucht und waren Urſache neuer unerhörter Aufgebote. Durch alle ihm noch verbündeten Länder ſcholl neuer Waffenlärm nach der kurzen trüglichen Stille, welche geherrſcht hatte, während der Heereskoloß nach Rußland gezogen war. So brach das verhängnißvolle Jahr 1813 an, deſſen erſten Tag Giuliani und ich, nachdem wir uns auf der Reiſe nicht allzulange, doch mit gutem Erfolg, in Rouen verweilt, in Paris begrüßten.

Es iſt durch alle Zeiten nicht ohne das höchſte Intereſſe, in gewiſſen Zwiſchenräumen, deren Länge ſich freilich nicht nach dem Kalender, nach Wochen, Monaten oder Jahren berechnen läßt, den Boden der Weltſtadt zu betreten. Immer wird ſie dem denkenden Reiſenden in einem andern Licht erſcheinen, immer einen andern Charakter zeigen, den ſie auch äußerlich zur Schau trägt, wie eine Modedame ihren neuen Putz, zu dem ein und daſſelbe Lächeln ſo wenig paſſen würde, wie ein und dieſelbe Friſur. Die Schöne, Paris genannt, wird man aber meiſt heiter, aufgeräumt, bisweilen ſelbſt aufgeregt und etwas leidenſchaftlich finden, bisweilen aber auch ſehr an Ennui leidend und dann plötzlich auf ein Extrem verfallend. Dabei weiß ſie ſehr den äußern Anſtand zu wahren, und hütet ſich, ihren Schmerz, ihren Gram, ihre inneren Leiden vor das Auge der Welt treten zu laſſen, weil ſich dieß einer Dame von Stand und Bildung nicht ziemt.

Napoleon befand ſich wohl nach der großen Rückreiſe aus Rußland; er war ein Mann von ſtarken Nerven und geſunder Konſtitution, ſonſt hätten ihm die Zweimalhundert und dreiundvierzigtauſend ſeiner Krieger, die in Rußland erlegen waren, ein Weh verurſachen können. Ich ſah ihn, und er ſah aus, wie immer — ehern. Die Deklamationen des Moniteurs und anderer Pariſer Zeitungen athmeten ſtolze Zuverſicht. Man täuſchte das Volk über den grenzenloſen Verluſt mit erlogenen Siegesnachrichten.

Mit einem ganz andern Auge, als ehedem, ſah ich jetzt Paris wieder. Es imponirte mir nicht mehr, es reizte mich nicht mehr, es regte mich weder zu irgend einer Bewunderung, noch zur Freudigkeit an. Sonſt hatte es mir ſo glückliche Stunden geboten, daß ich im Sinne hatte, es ſolle meine neue Heimath werden. Jetzt fühlte ich mich nicht heimiſch dort, nicht heimathlich angeſprochen. Die Flamme der Jugend war verlodert, und an die Stelle einſtiger Begeiſterung trat die kalte Reflexion. Wo waren ſie hin, die holden Roſen, denen meine Jugend gehuldigt, mein Herz geglüht? Verblüht, entblättert. Ich ſuchte ſie wieder, und fand keine mehr. Da trieb es mich fort aus dem ängſtlich bewegten, froſtigen Paris, und ich bewog leicht den lieben Gefährten, mit mir wieder dem Süden zuzueilen. Wir ließen Paris hinter uns, und flogen, wie verſpätete Wandervögel, der Rhone zu, daß ſie uns hinab zum Meere trage.

Fünftes Kapitel.

Auf Kunſtreiſen.

Das alte Avignon hatte mich wieder; ich ſchwelgte in der Erinnerung ſchöner Stunden und Tage, und erzählte den antheilvollen Gefährten von *ihr*, deren entzückender geiſtiger Reiz dauernder in meinem beſſern Selbſt lebte, als die Erinnerung an ſo manche körperliche Schönheit, die nur dem ſinnlichen Wohlgefühle raſch entfliehende Luſt gewährt. Wir concertirten in Avignon, Nimes, Montpellier; alte Bekannte wurden aufgeſucht, neue Bekanntſchaften ſpannen ſich an. Dieß iſt nirgend leichter gethan, als auf ſolcher muſikaliſcher Künſtlerfahrt. Diejenigen ſind überall willkommen, welche verſtehen, die Menge zu amuſiren, wenn auch das Amuſement oft ein eitles, und die Menge eine thörigte iſt. Wer ärntet denn in unſern thatenloſen Tagen die Triumphe, welche ſonſt dem Heldenthume zugeſtanden wurden? Der Fleiß? Bisweilen! Der Genius? Selten. Das Talent, die Fertigkeit, unter dem Namen *Kunſt* ärnten ſie immer. Sei ein Charlatan im Geſang, ein Charlatan auf irgend einem Inſtrument, ein Charlatan in der Taſchenſpielerkunſt, ein Charlatan auf der Kanzel, und du wirſt vollen Zulauf haben. Ich habe einen Pfarrer gekannt, der konnte machen, daß unter ſeiner Predigt alle Leute weinen mußten. Sein Ruf war groß, ſeine Kirche war immer voll, denn der Menſch hat eine unbewußte Geneigtheit zum Weinen, und es giebt Leute, denen Weinen eine ſüße Befriedigung gewährt. Ich habe einen Taſchenſpieler gekannt, der die unglaublichſten Aufſchneidereien von ſich ſelbſt in die Zeitungen rücken ließ, und die Backen mit dem Wind ſeines Eigenlobes übervoll nahm; man riß und ſchlug ſich um die Billets zu ſeinen Vorſtellungen, denn der Menſch hat auch eine unbewußte Geneigtheit, ſich anführen zu laſſen. Nicht minder lernte ich, nicht nur einen, ſondern ſehr viele Muſiker kennen, denen eine gewiſſe, durch Uebung erlangte Fingerfertigkeit, verbunden mit angebornem Talent zu außergewöhnlichen Leiſtungen verhalf, mit denen ſie Sinn und Gefühl der Menge gefangen nahmen, die ſie dafür bis zum Himmel erhob, denn der Menſch iſt ſehr geneigt, ſich entzücken zu laſſen für ein Weniges. Und dieſer falſche Kunſtenthuſiasmus ſteigert ſich in unſern Tagen bis zur Manie. Die fingerfertigen Virtuoſen ſchießen auf wie die

Pilze, und die Berichte über ſie füllen zwei Drittheile der Spalten nicht politiſcher Zeitungen, aber auch in die Spalten der politiſchen drängen dieſe Berichte ſich ein, ſo daß man glauben ſollte, es gäbe in der Welt kaum etwas Wichtigeres zu erzählen, als wie jener Geiger gegeigt, jene Pianiſtin geſpielt, jene Sängerin geſungen. Die Welt will amuſirt ſein.

Doch ich will nicht länger vom Gange meiner Erzählung durch niederſchlagende Betrachtungen abſchweifen, obſchon dieſes Thema einer eigenthümlichen Zeitrichtung der mannigfaltigſten Variationen fähig iſt.

In Montpellier wurde Giuliani und mir das Glück zu Theil, Rudolph Kreutzer zu begegnen, und die in Paris nur flüchtig gemachte Bekanntſchaft mit dieſem wackern Virtuoſen und Componiſten zu erneuern. Leider traf ihn auf einer gemeinſam mit ſeinen und unſern Freunden gemachten Luſtfahrt ein Unfall; der Wagen, in welchem er ſaß, ſtürzte um, und Kreutzer brach den Arm. Dieſer betrübende Zufall endete ſchnell unſre frohen Spatziergänge und Ausflüge in die, ſelbſt im Winter ſchöne Umgebung Montpelliers, und wir entſchloſſen uns zu raſcher Weiterreiſe nach Marſeille.

Dort ſuchte ich meinen freundlichen Schiffskapitain, dem ich mich ſo dankbar verpflichtet fühlte, vor allen Andern auf, und erzählte ihm, wie es mir ergangen, und daß ſeine antimelancholiſche Kur trefflich angeſchlagen.

Rudolph Kreutzer hatte uns viel von einer liebenswürdigen muſikaliſchen Frau erzählt, Madame Cardon in Marſeille, deren Gatte ein reicher Kaufmann war, und uns an dieſe Familie ein Empfehlungsſchreiben eingehändigt. Wir gaben bald nach unſrer Ankunft den Brief ab, und empfingen eine Einladung zum Mittageſſen. Die Frau vom Hauſe war die anmuthigſte Wirthin und ihr Gemahl zeigte ſich ihrer vollkommen werth. Als ſich bei Tiſche das Geſpräch darauf lenkte, daß wir zuerſt ein Concert in einem auserleſenen Privatzirkel zu geben wünſchten, bot uns Herr Cardon ſogleich ſeinen Salon für dieſen Zweck an, und ſagte lächelnd: „Wenn Sie bei uns ſpielen meine Herren, dann ſoll meine Frau Sie mit der Violine accompagniren, oder auch ein Solo vortragen, ſofern es Ihnen lieb iſt.“

Wir hatten wohl gehört, daß Madame Cardon ſehr muſikaliſch ſei, aber nicht, daß ſie eine Violinvirtuoſin, und glaubten, ihr Mann ſcherze, zumal wir ſie erröthen ſahen. Herrn Cardons Auge begegnete unſern ungläubigen Blicken, und unſre Zweifel errathend, nahm er nochmals das Wort: „Sie glauben das nicht, meine Herren, daß meine Frau Violine ſpielt? Sie ſehen in ihr eine Schülerin des großen Rode."

Wir äußerten ein freudiges Erſtaunen, und waren begierig, Näheres über die muſikaliſche Bildung der intereſſanten und geiſtreichen Frau zu erfahren. Als der Kaffee ſervirt war, bat ihr Mann, etwas zu ſpielen, und wir unterſtützten ſeine Bitte angelegentlichſt. Ohne Ziererei, die ſo oft im Voraus einen Dämpfer auf das Inſtrument des Genuſſes ſetzt, gewährte Madame Cardon; es wurden zwei elegante Violinkäſten in das Zimmer getragen; an mich erging die Bitte, zu ſecondiren, und Variationen von Rode wurden aufgelegt. Die Frau ſpielte mit bewunderungswerther Reinheit, Präciſion, und mit vollem wahren Gefühl, ſo daß wir in der That berechtigt waren, ihr alles Freundliche über ihre Meiſterſchaft zu ſagen. Es lag in der Natur der Sache, daß wir fragten, auf welche Weiſe ſie zu ſolcher Meiſterſchaft gelangt, und aus ihrem eignen, wie aus den ergänzenden Mittheilungen ihres Mannes entnahmen wir allmählig und nicht in zuſammenhängender Erzählung die eigenthümliche muſikaliſche Richtung der lieblichen Frau. Sie war die jüngſte Tochter einer gebildeten und wohlhabenden Familie in Riga; der Vater war enthuſiaſtiſcher Muſikfreund, ja noch etwas mehr als das. Der Himmel hatte ihn mit fünf Töchtern geſegnet, und keinen Sohn, den er ſich ſo lebhaft wünſchte, um einen Muſiker aus ihm zu erziehen, geſchenkt. Da nun der Menſch ſich möglichſt ſträubt, in dem, was eine höhere Macht über ihn verhängt und verfügt, ſein Beſtes zu erkennen, und ſich immer nach Kräften müht, die ihm widerwärtigen Schickſalsbeſchlüſſe nach ſeinem Willen umzukehren, ſo beſchloß der Muſikfreund in Riga, daß alle ſeine Kinder, es möchten nun Söhne oder Töchter ſein, die Kunſt der Töne erlernen und — erwachſen, dieſelbe zu ſeiner Freude üben ſollten.

Daher betrübte ſich auch nur bei der Geburt des erſten Mädchens der Melomane darüber, daß das Kind kein Sohn ſei. Beim zweiten Mädchen war ſein Entſchluß ſchon gefaßt, die Töchter Muſik lernen zu laſſen, denn nun freute er ſich den Duetten entgegen, welche die muſikaliſchen Wunderkinder, die er erzeugt zu haben hoffte, vor ihm aufführen würden. Dieſe Duetts beſtanden freilich lange genug nur im Schreien. Der glückliche Vater hörte nicht auf, die Vorzüge eines Duetts vor allen andern Executionen der Kunſt zu preiſen. Das Duett, ſprach er: iſt ein conſonirender Töneſtrom, der in harmoniſcher Vermählung ſanft dahin fließt, es iſt das Bild einer glücklichen Ehe, in welche alle Diſſonanzen, die das Leben mit ſich bringt und hervorruft, ſich in erfreuliche Accorde auflöſen, und auch darin ſelbſt iſt er der Ehe vergleichbar, daß in ihm, wie dort verſchiedene Gemüthsarten, verſchiedene Tactarten und heterogene Charactere des Geſanges ſich vereinigen laſſen. Die erſte Tochter lernte Clavier, die zweite Violoncello. Als nun die Dritte geboren wurde, erhob der beglückte Vater die Vorzüge eines Terzetts oder eines Trio's bis zum dritten Himmel, und hörte ſchon die Kinder im Geiſt als die Genien in der Zauberflöte und in andern klangreichen Vocalcompoſitionen, ſprach auch viel vom kleinen und großen Dreiklang und dergleichen. Indeß bald wich der Ruhm des Terzetts dem Quartett; denn, ſprach der jubelnde Vater: nur im Quartett vermag ein Componiſt ſeine Meiſterſchaft zu zeigen, nur aus der Selbſtſtändigkeit von vier gleichzeitig wirkenden Tonſtimmen erblüht die ächte Harmonie. Dieſe vier Stimmen verglich er mit allem Vergleichbaren, mit den Lebensaltern, mit den Tages- wie mit den Jahreszeiten, mit der Quadratur des Zirkels und dem Pythagoräiſchen Lehrſatz. Im Quartett, ſprach der Melomane weiter: kann der ächte Virtuoſe beweiſen, was Kunſt iſt, durch gefühlvollen, ſeelenvollen Vortrag, durch in ſich Aufnehmen des ganzen Tonſtücks, davon ihm obliegt, einen integrirenden Theil zu harmoniſcher Erſcheinung zu bringen. Die dritte Tochter lernte Violine und die vierte Bratſche. Da beſcherte der Himmel ein fünftes Kind, wieder ein Mädchen, und der Familienhimmel des Muſikenthuſiaſten hing nun voll Inſtrumente eines Quintetts, es kam noch eine Geigenſtimme zum ſchon vorhandnen Quartett. Dieſe jüngſte Tochter war es, die uns jetzt anmuthig von den muſikaliſchen Freuden ihres Vaters unterhielt.

„Wir fünf Töchter,“ ſo erzählte Madame Cardon: „erhielten von guten Lehrern unſrer Vaterſtadt Muſikunterricht, ſobald unſre Jahre dieſen zuließen. Die jüngern hörten und ſahen die ältern Geſchwiſter wenig Anderes thun und treiben, als Muſik, dieß weckte an ſich ſchon Nachſtrebetrieb, und der Töne Wohllaut ſchmeichelte ſich dadurch frühzeitig in unſre Herzen. Wir trieben mit Luſt Muſik, und lernten mit Eifer, um den Vater zu erfreuen. Ein Quartett, und ſpäter, als ich einſtimmen konnte, ein Quintett in heiterm Familienkreiſe, vor auserleſenen Freunden, war des Vaters höchſtes Glück, und wer hätte ihm eine ſo reine und edle Freude mißgönnen ſollen? Freilich nannten die Spötter, und wo fänden ſich nicht Spötter für alles Schöne, Gute, Edle, Erhebende und Begeiſternde? — uns, den Vater mit eingeſchloſſen: Ut re mi fa sol la, und fanden darin, daß unſre Aelteſte Cäcilie, die Zweitgeborne Doris, die Dritte Euphemie, die Vierte Feodora und ich

Georgine hieß, gar bald die, wiewohl unſchuldige Lächerlichkeit oder mindeſtens Schwäche heraus, in den Anfangsbuchſtaben unſrer Namen das muſikaliſche Alphabet repräſentirt zu ſehen. Bitter war es, und ſchmerzlicher zu tragen, daß man eine meiner Schweſtern, welche das Schickſal dazu auserſehen hatte, gattenlos zu bleiben, von dem Inſtrumente, das ſie ſpielte: Alt-Viole nannte, als ſie in reifere Jahre trat und ihre Jugend verblühte."

Wir ſchenkten dieſer Erzählung vollen Antheil, und erfuhren unter Anderm noch eine recht hübſche Anecdote aus dem Munde der beredten und talentbegabten Frau.

„Mein Vater," ſo erzählte ſie: „war bei ſeiner großen Vorliebe für Muſik, auch ein großer Liebhaber und dabei Kenner guter und werthvoller Inſtrumente, und ließ ſich nicht leicht eines dergleichen entgehen, wenn es ſich zu nicht gar zu übertriebenen Preiſen darbot. Eines Abends ſahen wir auch eine kleine Geſellſchaft bei uns, als meinem Vater angeſagt wurde, es ſei ein Fuhrmann draußen, der ihn ſprechen wolle, dabei ließ der Diener die Bemerkung fallen, es ſchiene dieſer Mann ein drolliger Kauz, der auch eine Violine bei ſich habe. In heitrer Geſellſchaft wird ein guter Scherz immer willkommen ſein, und unſer Vater dachte ſich mit dem Manne einen

Scherz zu machen. Der Fuhrmann wurde in das Geſellſchaftszimmer gerufen, er trat ſichtlich verlegen, wie es uns bedünkte, ein, und fragte, ob mein Vater keine Fracht nach Mitau habe? Dieſer verneinte lächelnd, und fragte: Was hat Er denn hier für ein Inſtrument, mein guter Mann? — J, da habe ich mir unterwegs eine Geige gekauft für meinen Jungen daheime! antwortete der Fuhrmann. Eigentlich hat ſie mir einer aufgeſchwatzt, und ich kann das Dings gar nicht gut unterbringen. Wollen Sie mir's wieder abkaufen, ſo bin ich's wohl zufrieden."

„Mein Vater nahm die Violine, beſah ſie, und reichte ſie mir mit ſtummem Ernſt; das Inſtrument ſah gar nicht danach aus, daß man es Jemand aufſchwatze. Es war eine Violine von Guarnerio. Längſt hatte ich für mich eine ſolche Geige gewünſcht, und fragte haſtig und freudig erſchrocken nach dem Preis."

„Hä hä Mamſellchen! lachte der Fuhrmann: Wollen Sie denn ſpielen? — Allerdings. — Nun ſo ſpielen Sie doch einmal auf der Violine. Ich höre für mein Leben gerne geigen."

„Ich that einige Bogenſtriche; das Inſtrument war ohne Tadel. Alle Gäſte umſtanden uns aufmerkſam und antheilvoll. Mein Vater glaubte ſchon das Inſtrument in ſeiner Sammlung prangen zu ſehen, und gab mir einen bedeutſamen Wink. Da ich daſſelbe billig zu erwerben hoffte, denn nach ſeinem vollen Werth es zu kaufen, hätte meine Sparbüchſe nicht hingereicht, ſo machte ich einige Ausſtellungen daran.

„Was? rief der Fuhrmann. Sie tadeln dieſe Geige? Man ſagte mir doch, ſie ſei ſehr gut; und ſie iſt auch gut, das ſollen Sie gleich hören.“ Der Fuhrmann legte ſeinen großen dreieckigen Hut und ſeine Peitſche ab, faßte die Violine komiſch genug, griff den Bogen auf eine ſchauderhafte Weiſe an, und entlockte jener die haarſträubende und ohrenzerreiſſende Weiſe eines Kirmſentanzes, ſo daß wir Alle unmäßig lachten und uns zuletzt die Ohren zuhielten. Mit einem Male endeten die harten und rauhen Töne und es ſäuſelten Klänge wie Aeolsharfengelispel um uns her. Ein ſanftes Präludium leitete einen zaubervollen Vortrag ein. Alles horchte und ſtaunte, kein Athem war hörbar, meinem Vater rollten große Thränen über die Wangen, und als der Virtuoſe endigte, ſtürzte er ihm in die Arme und rief: „Wer ſind Sie? Sie ſind kein Fuhrmann! Sie ſind ein Engel!“ — „Der nicht vom Himmel, ſondern von Paris kommt!“ ergänzte der Fremde lächelnd. „Ich bin an Sie empfohlen, hörte von Ihrer Kunſtliebe, von Ihren holden muſikaliſchen Töchtern, und erlaubte mir, mich ſelbſt bei Ihnen einzuführen. Vergeben Sie dieſe Zudringlichkeit einem Muſiker, der ſich Pierre Rode nennt.“

„Rode! Rode! rief alles voller Staunen aus. Der Virtuoſe ſtreifte ſeine Fuhrmannsblouſe ab, und ward mit Bewunderung und Enthuſiasmus willkommen geheißen.“

„Im Verlauf des Geſpräches ergab ſich nun, daß Rode nicht allein, ſondern in Geſellſchaft Boyeldieu's nach Petersburg zu reiſen beabſichtigte, von wo aus der Kaiſerhof ihm die vortheilhafteſten Anträge und Anerbietungen gemacht hatte. Die Freude meines Vaters war unbeſchreiblich. Er ruhte nicht, beide Künſtler mußten ihre Wohnung in unſerm Hauſe nehmen, und es begann eine Zeit muſikaliſcher Genüſſe für uns, die in ſolcher Vollendung nie wiederkehrten. Ich ward gewürdigt, Rodes Schülerin während der acht Wochen zu ſein, auf welche meines Vaters Bitten den Aufenthalt der Künſtler in Riga verlängerte. Auch gaben ſie öffentlich mehrere äußerſt beſuchte Concerte, und begründeten ſchon hier den Ruf im Norden Europas, der dann ſpäter von Petersburg aus auf den glänzendſten Adlerſchwingen flog. Die Hoffnung, Beſitzerin jener Violine zu werden, mußte ich freilich fahren laſſen. Sie war ein Geſchenk von Rodes Lehrer, Viotti, von dem der dankbare Schüler, der nun ſelbſt der erſten Meiſter einer war, uns viel Unterhaltendes zu erzählen wußte.“

Madame Cardon endete ihre Erzählung und wir unſern Beſuch. Ihr Gatte aber bewieß ſich gegen uns gerade ſo gaſtfreundlich, wie ſein Schwiegervater ſich gegen Boyeldieu und Rode bewieſen hatte. Er räumte uns Zimmer in ſeinem Hauſe ein, bewirthete uns, arrangirte unſre Concerte, ließ für die Annoncen Sorge tragen, und ſo erblühten Giuliani und mir recht heitre, angenehme Tage und Stunden. Madame Cardon war ſo freundlich, auch in einem größern Concert mit uns aufzutreten, und wir zogen von dieſer Güte einen weſentlichen Nutzen.

Jetzt lernte ich das ſociale Leben von Marſeille erſt recht kennen, und es ſagte mir außerordentlich zu. Ich hatte früher dieſe Stadt nur im Sommer geſehen; im Winter bot ſie ein ganz andres Bild und in Herrn Cardons Hauſe fanden wir ganz die heitre Gaſtlichkeit des Nordens und deſſen Kunſtliebe, die beide in ſo hohem Grade in Riga heimiſch ſind. Cardon hatte dort die Kaufmannſchaft erlernt, und die Bekanntſchaft ſeiner liebenswürdigen Frau gemacht. Ohne ſelbſt ausübender Künſtler zu ſein, hatte er doch Freude an der Kunſt und ihren Genoſſen, pflegte und förderte ſie gern, denn es machte ihn nicht nur der Beſitz einer ſolchen Frau ſtolz und glücklich, ſondern er freute ſich auch, durch nahe Verwandtſchaft der Künſtlerfamilie Cardon anzugehören, von welcher ſich mehrere Glieder in Frankreich einen ehrenvollen und rühmlichen Namen gründeten.

Wir gaben eine ganze Reihe muſikaliſche Soireen in den Häuſern der erſten und reichſten Familien. Eine Menge Kunſtjünger ſchätzten ſich glücklich, mit uns auftreten zu dürfen, und ſo füllte manch jung aufblühendes Talent die Pauſen durch muſikaliſchen Vortrag aus, die wir zur Erhaltung unſrer Kräfte machen mußten. Anſehnliche Honorare ſtrömten uns in Fülle zu, wir theilten ſtets lachend wie einträchtige Brüder, und wurden mit guten und fröhlichen Kumpanen bei Wein und Spiel Vieles, ja das Meiſte wieder los. Mein Leben war wieder ein recht äußerliches, in den Tag hinein ſorgloſes geworden; ich gab mich der Strömung hin, dem Grundſatz treu, daß das Glück am Schopf zu faſſen, und der frohe Augenblick, der nicht wieder kehre, zu genießen ſei.

Am Nachmittage vor unſerm erſten großen Concert waren wir ſo fröhlich im Kreiſe der Kunſtjünger, die uns unterſtützten und die wir tractirten, daß ich unvermerkt ein Wenig zu viel trank, was mir hernach ſehr unlieb war, denn mein Spiel fiel nicht zu meiner eignen Zufriedenheit aus, und es blieb auch von hell Sehenden nicht unbemerkt, daß mir etwas Menſchliches begegnet. Wir hatten eine Einnahme von 1800 Franken und es kam in den Zwiſchenacten ſchon ein Subſcription auf ein zweites Concert zu Stande, von dem ſich kein Zuhörer und keine Zuhörerin ausſchloß. Da nahm ich mich beſſer zuſammen, blieb fein nüchtern und wählte zum Vortrag meine Clarinettvariationen das ſchöne Thema: Wer niemals einen Rauſch gehabt. Ich wurde wüthend applaudirt, man rief bis! da Capo! und ich mußte das Tonſtück wiederholen. Madame Cardon ſpielte ein Concert von Rode, und Giuliani ein wunderſchönes Potpourri eigner Compoſition mit ſeiner enormen Fertigkeit und der anerkannten Meiſterſchaft, mit welcher er ſein ſchwieriges Inſtrument zu beherrſchen wußte. Bald darauf erhitlten wir eine Einladung zu einer muſikaliſchen Abendunterhaltung eigenthümlicher Art. Es waren drei äußerſt reiche türkiſche Kaufleute mit ihrem Schiff angekommen, logirten im Hotél imperiale und trugen Verlangen, uns zu hören. Wir hatten zwar Orientalen zu ſehen in Marſeille täglich Gelegenheit, waren aber Beide niemals in deren häusliche Kreiſe getreten, daher ſchien es anziehend genug für uns, daß unſre Kunſt auch den Söhnen des Morgenlandes und Bekennern des Islam dienen ſollte, und wir waren ſehr begierig, zu erfahren, ob es uns gelingen werde, den ernſten und ruhigen Türken Beifall abzugewinnen. Wir verfügten uns an den Ort unſrer Beſtimmung und ließen uns vor den Türken hören, welche keine andre Geſellſchaft um ſich hatten, als einen Dolmetſcher und einige Sclaven. Es waren drei ſchöne Männer in den beſten Jahren, zwei trugen wohlgepflegte lange Bärte, einer war bartlos; ſie ſaßen nach ihrer Landesſitte auf Polſterkiſſen, rauchten herrlichen Tabak und hörten mit größter Ruhe und bisweilen mit einem Wohlgefallen ausdrückenden Augenblinzeln unſerm Spiele zu. Unſre Bewirthung war köſtlich, und beſtand neben dem, was die Jahreszeit bot, aus den erleſenſten Weinen. Als wir endeten, wurden wir erſucht, am nächſten Abend wieder zu kommen, ohne daß uns ein Wort des Beifalls geſagt, oder eine Belohnung geboten worden wäre. Das erſtere beleidigte unſern Künſtlerſtolz, und wir beriethen, ob wir zu den ſtummen Türken noch einmal gehen ſollten oder nicht, die uns mit der ganzen Verachtung zu betrachten ſchienen, die ſie in ihrer Heimath ihren Muſikern und öffentlichen Tänzern zollen. Allein wir erfuhren am folgenden Tage, daß wir bei den Orientalen dieſes Mal eine auserleſene Geſellſchaft finden würden, was uns dann bewog, noch einmal unſre Kunſt dort zu produciren. Und in der That, Alles kündigte heute den hohen Rang der

Fremden an. Wir fanden dort den Präfecten der Stadt Marſeille, mehrere Conſuln und Geſchäftsträger auswärtiger Staaten, die erſten Honoratioren der Stadt, im Ganzen eine höchſt brillante Geſellſchaft von mehr als dreißig Perſonen, darunter auch einige Frauen aus der Levante, welche in ihrem ſchönen und reichen Nationalcoſtüm aller Augen auf ſich zogen. Ihre Turbane blitzten von Diamanten. Wir thaten, als der muſicaliſche Theil der Soirée begann, unſer Beſtes, darauf trat auch jener bartloſe Türke auf und ſang eine franzöſiſche Arie. Er hatte eine entzückende Frauenzimmerſtimme von großem Umfang, um die wir ihn nicht beneideten. Wir blieben bis Mitternacht und ſchieden vergnügt aus dem vornehmen und edlem Kreiſe.

Am andern Tage, als wir beim Kaffee ſaßen, kam der Türke, welcher geſungen hatte, in Geſchäften zu Herrn Carbon, und da er wußte, daß wir bei dieſem wohnten, ſo beſuchte er auch uns, ſagte uns für ſich und ſeine Gefährten viel Schmeichelhaftes und händigte uns hundert Napoleonsd'or ein, ſagte auch, daß er und ſeine Begleiter jedes Jahr ein Mal nach Marſeille kämen, und daß wir dann, wenn wir auch anweſend wären, ſie wieder mit unſrer Kunſt erfreuen ſollten.

Unſer Aufenthalt dauerte jedoch nur noch wenige

Tage, und es hatte nicht den Anſchein, als wenn wir gerade übers Jahr wieder in Marſeille ſein würden. Wir ſchieden dankbar von unſerm gaſtlichen Wirth und ſeiner liebevoll gütigen Frau, mit den beſten Empfehlungen nach Toulon an den dortigen Präfecten und angeſehene Handelshäuſer, und machten, da die Jahreszeit zur Landreiſe nicht einladend war, die Fahrt mit günſtigem Winde zur See. Wir kamen am frühen Morgen im Hafen zu Toulon an, und traten in das erſte, auf unſerm Wege zur Stadt ſich darbietende Kaffeehaus ein, um zu frühſtücken. Keiner ahnete, daß einem von uns ein ſeltſamliches Abenteuer hier begegnen werde. Wie wir eingetreten waren, kam ein recht wohl gekleidetes, nicht mehr ganz junges Frauenzimmer uns entgegen, und fragte freundlich, was uns zu Dienſt ſtehe? Dabei richtete ſie ihre dunkeln Augen feſt auf uns, und ehe noch unſre Antwort erfolgt war, ſtieß ſie einen Schrei aus, und fiel in Ohnmacht. Ich rief nach Hülfe und alarmirte das Haus, während mein Gefährte bleich und zitternd ſtand, den Kopf in die Hand legte, ſich an einer Säule hielt, und lautlos nach der ohnmächtigen Perſon hinſtarrte, welche man aus dem Gaſtzimmer hinwegtrug, ohne daß ſie aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte. Der Kaffee kam, Giuliani genoß faſt nichts, nur ein Gläschen Likeur ſtürzte er raſch hinunter, und als ich fragte: „Was bewegt Sie ſo ſehr? Sind Sie nervenſchwach, daß die Ohnmacht dieſer Perſon Sie ſo alterirt? Ich weiß, es giebt Perſonen, die können, ohne ſelbſt Ueblichkeit zu empfinden, Niemanden, übel werden ſehen.“

„Hernach, hernach!“ ſeufzte Giuliani mit kummervollem Ton und Ausdruck. „Wenn wir in unſerm Logis ſind, ſollen Sie alles wiſſen. Laſſen Sie uns eilen, aus dieſem Hauſe zu kommen!“

Höchſt geſpannt auf die Aufſchlüſſe, die mir über den räthſelhaften Zuſammenhang jener Ohnmacht und dieſer Gemüthsbewegung meines muſikaliſchen Freundes und Reiſegefährten werden ſollten, that ich nach ſeinem Wunſche und beſchleunigte mein Frühſtück.

Giulianis mit Seufzern und leidenſchaftlichen Geſticulationen begleitete Mittheilung lautete:

„Jene Perſon, die uns im Kaffeehauſe nach unſern Befehlen fragte, iſt — oder war vielmehr — meine Frau. Ich wohnte in Parma, und lernte ſie damals als ein ſehr junges Mädchen kennen, in welches ich mich ſterblich verliebte. Fiora zählte erſt funfzehn Jahre. Ich gab ihr Unterricht auf meinem Inſtrument, und hatte aus Liebe die größte Geduld mit ihr; auch bildete ich mir den ſchönen Traum aus, ſie, die lenkſame, fügige, noch ganz reine und unbefangene Jungfrau, die noch halb Kind war, für mich zu bilden, zu erziehen gleichſam, und dann mit ihr das glücklichſte Leben zu führen. Da es mir in der That gelang, ſie ſo für meine Perſon einzunehmen, daß ſie mit voller Seele hingebend an mir hing, und ihre Aeltern in ihrer Verbindung mit mir nicht minder ein Glück ſahen, wie ſie ſelbſt, ſo vereinte mich der Segen der Kirche mit dem jugendlichen reizenden Geſchöpf, wie ich wähnte, für das ganze Leben. Ein ſchönes, glückliches Jahr voll aller Süße der zärtlichſten gegenſeitigen Liebe verfloß uns im Vollgenuß eines ungetrübten Daſeins; wir lebten nur der Kunſt und unſerm Glück, das die Geburt eines Knaben noch erhöhte. Aber auch mir war beſchieden, die Unbeſtändigkeit des Glückes zu erfahren, und vom Wetterſtrahl des Unglücks zu Boden geſchmettert zu werden. Ein Engländer, ein liebenswürdiger, ſchöner und reicher junger Lord kam von Mailand nach Parma, ließ ſich bei mir einführen, bat, da er mich zum öftern ſpielen gehört und wahrgenommen hatte, daß ich mein Inſtrument, die Guitarre, auf eine höhere und würdigere Weiſe zu bewältigen wiſſe, als die ſtümpernden Alltagsklimperer, auf das Dringendſte, ihn in Unterricht zu nehmen, bot ein reiches Honorar, das erwünſcht kam, da ich bisher mehr dem Glück und der Liebe gelebt, als dem Erwerb, und ſo ſah ich ihn denn eine Zeitlang täglich in meinem Hauſe, wo das harmloſe, unbefangene, an Kindlichkeit grenzende Walten meiner Frau ihn entzückte. Ja, kindlich nenne ich ſie mit Recht; ſie hing an mir, der ihr an Jahren weit voraus war, mit der Verehrung, die ein dankbares Mädchenherz für einen ältern Freund, einen Lehrer, einen Vater empfindet, und die nur meine eigne blinde verliebte Thorheit für wahre, innige Liebe nahm. Der Engländer überbot ſich in dankbarer Freundlichkeit gegen ſie und mich, und ich hatte kein Arg, eben weil ich liebeſelig und blind war. Der Trieb nach Veränderung des Wohnorts, der bei Künſtlern unſrer Sphäre ſo naturgemäß iſt, und ſo Manchen bis an ſein Lebensziel von Lande zu Lande treibt, veranlaßte mich, ein Anerbieten meines, übrigens ſehr gelehrigen Schülers anzunehmen, das meine Lage verbeſſerte, und Ausſicht auf neuen Gewinn verhieß. Er ſtellte uns nehmlich ein Haus in Mailand, das er gemiethet, zur freien Dispoſition, da er daſſelbe nur einige Monate im Jahre bewohne, und es hinreichend Gelaß für uns Alle darbiete. Dabei wußte er die Annahme dieſes Erbietens als für ihn ſo vortheilhaft und erwünſcht herauszuſtellen, ja ſie als ein Opfer, daß ich ihm bringe, zu würdigen, da ſeine Geſchäfte ihn nach Mailand zurückriefen, und er doch meines fortgeſetzten Unterrichts nicht entbehren wollte, daß ich nach mancher Weigerung einwilligte, um ſo mehr, da ich die Abſicht hatte, in den Städten der Lombardei Concerte zu geben. Ich ſiedelte demnach mit den beiden Engeln, die das Glück in meine Arme gelegt, nach Mailand über, richtete für uns in dem zwar nicht großen, aber bequemen und reizend gelegenen Hauſe meines Schülers alles aufs Beſte ein, und es ſetzte ſich einige Monate lang das angenehmſte Leben fort. Meine Geſchäfte und die neuangeknüpften Verbindungen riefen mich oft vom Hauſe, indeß vertrieb der Engländer meiner Frau die Zeit durch Muſik oder gewählte Lektüre, und ich hatte, da ſeine Annäherungen an ſie ſtets in den Schranken der ſtrengſten Ehrfurcht ſich zu halten ſchienen, nicht die mindeſte Urſache zur Eiferſucht."

„Eines Abends kehre ich fröhlich aus einer Geſellſchaft nach Hauſe zurück, finde die Stube leer, in welcher meine Frau mich ſonſt immer erwartete, glaube, ſie habe ſich, vielleicht ermüdet, oder unwohl, ſchon zur Ruhe begeben, trete in das Schlafzimmer, und ſehe, daß auch dieſes leer iſt, und die Betten, ſelbſt das des Kindes, unberührt ſind. Ich ſchelle der Bedienung, ich rufe — alles bleibt ſtill. Wir hatten blos ein Dienſtmädchen, und dieſes ſchien ebenfalls abweſend. Ein Beſuch in der Nachbarſchaft, denke ich, da das Kind mitgenommen worden, und folglich auch das Mädchen, und ſchicke mich an, zu warten, doch mit einem voll Ungeduld und Unruhe klopfendem Herzen, denn die Zeit zu Abendbeſuchen war vorüber. Ich gehe nach den Zimmern des Freundes, des Schülers — auch dieſe ſind verſchloſſen; ich rufe nach ſeinem Bedienten, er iſt nicht zu finden.“

„Wachſende Angſt und Sorge trieben mich aus dem Hauſe; ich klopfe bei den Nachbarn an, die wir gut kannten, frage, ob ſie meine Frau nicht geſehen, nicht den Engländer? Niemand hatte meine Frau geſehen, aber der Lord, meinte man, müſſe abgereiſt ſein, denn man habe ihn zwiſchen ſieben und acht Uhr, gefolgt von ſeinem Bedienten, der einen Koffer getragen, haſtigen Schrittes die Straßen durcheilen ſehen.“

„Verreiſt, abgereiſt? Ohne mir ein Wort zu ſagen, mir, dem bisher alles vertraut worden war? Dieſer Gedanke übergoß mich mit Entſetzen. Sollte Fiora? Unmöglich! Mein Gehirn brannte; ich ſtürzte in meine Wohnung zurück, und brach, da kein Schlüſſel ſich fand, die Thüre des Kleiderſchrankes meiner Frau auf, er war zum größten Theile leer und ſein ödes Dunkel ſtarrte mich an wie die Augenhöhle eines Todtenſchädels. Im Innerſten vernichtet, ganz zermalmt von dem Gedanken ſolchen grenzenloſen an mir verübten Frevels ſtürzte ich zu Boden und eine Ohnmacht verhüllte mir ſtundenlang das Bewußtſein des Verbrechens. Es war tief in der Nacht, als ich mich erholte, und meine verworren ſich durchkreuzenden Gedanken zuſammenraffte. Ich war allein — oh, ſchrecklich allein — und es iſt doch nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ſo allein, nicht gut! Zum Poſtbureau ſchleppe ich mich, rufe, klopfe, läute, Alles ſchläft den trägſten Schlaf, während ich verzweifle. Endlich werden drinnen ſcheltende Stimmen laut, und die Schaarwache kommt, und will mich als einen nächtlichen Ruheſtörer in Haft nehmen. Mit Mühe begütige ich, und gebe halb und halb meine Schmach preis, und dennoch erfuhr ich nichts, als daß der Engländer mit Extrapoſtpferden um acht Uhr nur in Begleitung ſeines Bedienten auf der Tour nach Pavia abgereiſt ſei.“ —

„Als es Tag war, o welch ein ſchrecklicher, grauſenvoller Tag für mich, und ich in der verödeten Wohnung, die Quaalen der Hölle im Herzen, verzweifelnd lag, erſchien ein Diener des Hausbeſitzers, mit einem Billet, das die Anzeige enthielt, die Miethe des bisherigen Bewohners ſei abgelaufen und die höfliche Anfrage, ob ich vielleicht geſonnen ſei, in die Miethe einzutreten?“

„Mit Hohnlachen riß ich den Brief in Fetzen, und trieb mit Reden, die wie Läſterungen des Wahnwitzes klangen, den beſtürzten Diener von dannen.“ —

„Jahre ſind vergangen, nie ſah, nie hörte ich, aller Erkundigungen ohngeachtet, wieder etwas von ihr, noch von dem Kinde, das die undankbare, grauſame Schlange mir tückiſch vom Herzen geriſſen, und nun begreifen Sie wohl meinen vernichtenden Schmerz, als ſie mir heute entgegentrat in Geſtalt einer dienenden Magd, und das centnerſchwere Bewußtſein ihrer ungeheuern Schuld ſie zu Boden warf, welche, wie es ſcheint, die Hand der allrächenden Nemeſis ſchon in den Staub beugte.“ “ —

Der Erzähler ſchwieg, auf das Heftigſte erſchüttert, und ich verſtummte vor dem Schreckniß. Eine ganz romanhafte Begebenheit trat plötzlich wahr und verkörpert in die Gegenwart und mußte, dieß fühlte ich, zu einer Erläuterung und Löſung kommen, die, das war zu fürchten, tragiſch enden konnte.

Sechstes Kapitel.

In die Schweiz.

Mein Gefährte blieb nach ſeiner Erzählung anhaltend beſtürzt, und kummervoll bewegt; er ſchien einen Kampf in ſich durchzukämpfen und mit ſich widerſtreitenden Entſchlüſſen zu ringen. Ich, ſchon gewohnt, mich mehr als er, den Anordnungen und Vorbereitungen zu unterziehen, welche ein Concert erfordert, widmete mich dieſes Mal ganz den materiellen Geſchäften, und ließ den Freund ungeſtört. Endlich aber erklärte er mir, daß es ihm unmöglich ſei, auch nur eine Note zu ſpielen, bevor er nicht völlig aufgeklärt ſei, wie es um Fiora ſtehe, und was aus ſeinem Kinde geworden, und ſo erbot ich mich, vorerſt ſtatt ſeiner die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieß Erbieten nahm Giuliani mit dem größten Dank an; ich begab mich in jenes Kaffeehaus und fragte nach der Perſon, welche Tags zuvor bei meinem und meines Gefährten Eintritt ohnmächtig geworden. Man ſagte mir, daß ſie krank danieder liege, daß ein plötzlicher Schreck, deſſen Urſache ſie verhehle, ihr den Unfall zugezogen, und der Arzt ihr geboten habe, ſich ruhig zu verhalten. Ich ſagte, daß ich einen Auftrag für ſie habe, und ſehr wünſche, ſie ohne Zeugen ſprechen zu dürfen, und fügte hinzu; daß das, was ich ihr mitzutheilen habe, ſolcher Art ſei, daß es ihr Befinden nicht verſchlimmern werde.

So ſah ich mich denn der Treuloſen gegenüber; ſie weinte laut, als ich mich ihr als Abgeordneten ihres getäuſchten und verlaſſenen Gatten nannte, und ſchlug beide Hände vor ihr Geſicht, das trotz der vergangenen Jahre, trotz der ertragenen Leiden, trotz der dürftigen Stellung noch Spuren hoher Schönheit trug, die nur jener Schmerzenszug überflorte, der manches Frauenantlitz anziehend und unwiderſtehlich macht. Voll Leidenſchaft gab ſie ſich allen möglichen ſchrecklichen Befürchtungen hin. „Wollen Sie mich meinem Aſyle entreiſſen? Wollen Sie mich den Gerichten überliefern in ſeinem Auftrag? O haben Sie Erbarmen, Herr! Tödten Sie mich nicht, decken Sie vor der Welt meine Schmach nicht auf! Habe ich doch furchtbar und unſaglich für meinen Treubruch an dem Manne gelitten, dem ich zum Altar gefolgt, ehe ich wußte, was Liebe war!"

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, fragte, was aus ihrem und Giuliani's Sohne geworden, und vernahm mit Freude, daß dieſer lebe, hier ſei, und daß ſie an ihm ihre Mutterpflichten nach Kräften erfüllt habe. Dieß war mir vor der Hand genug; ich bat ſie, nichts Schlimmes zu gewärtigen, und ſagte ihr, daß ihr ſchwer beleidigter Gatte viel zu edlen Herzens ſei, als daß er irgend eine fremde ſtrafende Gewalt gegen ſie anrufen werde. Den Sohn von ihr zurück zu fordern, dazu habe er freilich ein Recht, und ihr ſelbſt müſſe das lieb und willkommen ſein.

Am folgenden Morgen trat ſie, einen holden und gutgekleideten Knaben an der Hand, in unſer Zimmer, und warf ſich zu Giulianis Füßen, in einen Thränenſtrom ausbrechend, und die erſchütterndſten Worte an ihn richtend, der weit mehr ſchmerzvoll als zürnend von ihr halb abgewendet ſtand. „Höre mich, mein ſchwerbeleidigter Gatte, höre mich, ehe Du mich richteſt! Ich komme nicht, um Deine Verzeihung zu betteln, denn ich verdiene keine; ich komme nicht um Anſprüche zu erheben, denn ich habe keine mehr an Dich! Ich will Dir nur ſagen, daß ich elend, grenzenlos elend geworden bin, daß ich den Himmel an Deiner Seite hingab, um an der eines Teufels die Hölle im Menſchenherzen zu finden und ihrer Qual und Verdammniß theilhaftig zu werden! — Ich war eine unerfahrene Perſon, ich kannte die Liebe nicht — ihre Höllenflammen nicht, die jener Verführer mir einzuflößen wußte, dem Du ſo unbedingt vertrauteſt. Er überredete mich zur Flucht, ich ſollte auch unſer Kind verlaſſen, dieß vermochte ich nicht. Mit tauſend Scheingründen beſtürmte er mein Pflichtgefühl, mein Gewiſſen. Er ſagte, für jeden Künſtler Deinesgleichen ſei eine Frau nur eine Bürde, die ihn ſeiner Kunſt entziehe, ich könne Dir keine größere Liebe beweißen, als wenn ich Dich verließe. Ach, was rede ich — ich nahm das Kind mit, unſer liebes unſchuldiges Kind. Hierher, nach Toulon richteten wir unſre Flucht, hier lebten wir unter verändertem Namen, er mit dem Frohgefühl eines Elenden, ich mit nagendem Gewiſſen, und nur zu ſchnell enttäuſcht; unſer Kind war ihm im Wege, er wurde meiner ſelbſt bald müde und nach zwei Monaten ſah ich mich plötzlich verlaſſen und der Schmach, den Jammer und dem Mangel Preis gegeben. Ich mußte Erwerb ſuchen für mich und mein Kind; um keinen Preis hätte ich vermocht an Dich oder meine Aeltern reuig zu ſchreiben, ich wollte für euch alle tod ſein, nur dem Kinde leben. So nahm ich niedre Dienſte, büßte im Staube meine Schuld ab, und hielt mich fortan rein und redlich. Ich habe Deinen Knaben zur Schule geſchickt, ich habe ihm Religion und Tugend gelehrt, ich überliefre Dir ihn geſund und blühend, o laß das Kind nicht entgelten, was ſeine Mutter verbrach, nimm Dich ſeiner an, auf daß er mit Ehren einen Namen führe, den ſeine Mutter in den Koth trat."

Giuliani umarmte weinend das Kind, und die Flehende brach in laute Dankesäußerungen aus. Er hieß ſie aufſtehen und ſich faſſen. „Du fühlſt, daß Du Dich ſelbſt von mir geſchieden!" ſprach er bekümmert. „Du haſt mir mehr Schmerz verurſacht, als je ein Mann in gleicher Lage wie ich, empfunden hat, doch das Schickſal hat mich gerächt, darum ſei Friede zwiſchen uns. Für den Knaben werde ich ſorgen."

Sie wankte erſchöpft hinweg, ich geleitete ſie, die in Thränen zerfloß, der Knabe ging mit uns; man gab auch ihm in dem Kaffeehauſe wo ſeine Mutter diente, Koſt und Wohnung. Ich fragte Fiora im Gehen nach dem Namen ihres Verführers, und mein Blut erſtarrte, als ſie ihn nannte; es war derſelbe Mann, der ein von mir ſo heiß geliebtes Weſen in Paris verlaſſen, und ſpurlos verſchwunden war, nur daß ſein verderblicher Plan ihm dort nicht gelang, und an einem edlen und ſtarken Charakter die Künſte geſcheitert waren, mit welchem er bei der jugendlichen Unerfahrenheit und vielleicht überwiegenden Sinnlichkeit Fiora's leichtes Spiel hatte. Ich miſchte meine Verwünſchungen dieſes Elenden mit denen der durch ihn lebenslänglich Unglücklichen.

Unter ſolchen Umſtänden beſchloß mein Reiſegefährte in Toulon kein langes Verweilen, doch gaben wir zwei Concerte, welche äußerſt zahlreich und beſonders von Militair beſucht waren. Giuliani empfahl ſeinen Knaben der Sorgfalt eines ihm befreundeten Officiers und beſtimmte ihn für den Soldatenſtand, indem er ihn in eine Militairſchule brachte, und Koſt und Unterricht auf ein ganzes Jahr vorausbezahlte.

In dieſer Zeit umwölkte ſich immer drohender der politiſche Himmel gegen Napoleon und Frankreich. Es erfolgte die Allianz zwiſchen Preuſſen und Rußland, es erfolgte jene glorreiche Erhebung Preußens, auf welche jetzt mancher Malkontente, ſo ſehr, wie mancher Uebermüthige, mit ſpöttiſcher Verachtung blickt, weil nicht alle Hoffnungen ſich erfüllten, die an jene Erhebung ſich knüpften. Dennoch war und bleibt ſie ein großes Zeichen der Zeit, ein ſichtbares Walten der Vorſehung, ein Zeugniß deſſen was die Völker vermögen, wenn ein ernſter, heiliger Wille ſie beſeelt, ein Warnungsſpiegel für alle und jede Tyrannei. Aber an die Erhebung Preußens ſchloß damals ſich noch nicht die von ganz Deutſchland, und der wieder kräftige Gewalthaber zog zu neuer Länderunterjochung aus. Heere wogten gegen Heere, Könige zitterten. Reiche bangten hoffend oder zagend den Erfolgen des neuen Feldzugs entgegen.

Wir glaubten wohlzuthun, unſre Kunſt in Gegenden zu tragen, welche dem Kriegesgewitter und der ängſtlichen Stimmung, die deſſen neues Ausbrechen überall veranlaßte, möglichſt fern lagen, doch war die Wahl ſchwer, denn allenthalben war ſtille Gährung, allenthalben waren Späher im Solde der Despotie, unſichtbar wankte ſchon das franzöſiſche Joch. Es iſt keine Zeit für Concerte, wenn allenthalben Kanonen und Pulverwagen über die Heerſtraßen rollen. Wir beſchloſſen nach Straßburg zu reiſen, und führten dieſen Entſchluß aus, indem wir wieder die Rhone aufwärts gingen, von deren ſchönen Ufern ich nun in Lyon zum letzten Male Abſchied nahm.

In dem kleinen Verdün ſchied ich auch von der Saone und beſchritt eine Reiſebahn, auf der mein Fuß noch niemals gewandelt. Unſer Weg führte uns dem Doubs entgegen und in die, an ſeinem Ufer in der weiten vom fernen Jura begrenzten Ebene heiter liegende Stadt Dole, in welcher wir aber nicht verweilten, ſondern unſre Weiterreiſe beſchleunigten, um noch vor Einbruch der Nacht das ungleich bedeutendere Beſançon zu erreichen, wo Giuliani Briefe erwartete. Der glückliche Mann;

er hatte liebende Verwandte, die ſich um ihn kümmerten, um ihn beſorgt waren; ich hatte Niemand, der an mich ſchrieb, der Theil an mir nahm, und ich durfte nicht einmal darüber klagen, hatte ich doch ſelbſt es verſchmäht, Bande zu knüpfen, die mich ſanft umſchlungen haben würden. Ich reiſte ſchon dem Alter zu, und ſtand noch allein in der Welt, und hatte die trübe Ausſicht, immerdar allein in ihr zu ſtehen, ein heimathloſer abenteuernder Landfahrer.

Wir fuhren längs des ſtattlichen und breiten Napoleonscanales, der in gerader Linie die vielen Krümmungen des Doubs überholt, durch eine recht anmuthige Landſchaft, welche im Sommer von unvergleichlichem idylliſchen Reiz ſein muß, und welche man mit dem ſchönen auszeichnenden Namen des Thales der Liebe belegte. Gerade dieſe Benennung regte in mir die wehmüthigen Betrachtungen an, welche an das Glück der Liebe ſich knüpften.

Oft hörte ich Unverheirathete mit dem Glück ihrer Freiheit und Unabhängigkeit ſich rühmend brüſten, und ich ſelbſt war wohl thörigt genug, einzuſtimmen in dieß überhebende Preiſen einer Stellung, die ſich von aller Umſtrickung emanzipirt. Der alſo Freie kennt nicht die bange Sorge beim Erkranken ines ihm liebend Angehörigen, die kummer- und hränenvoll durchwachten Nächte, noch weniger den tiefen Schmerz beim Verluſte einer Gattin, eines eignen Kindes; er kennt die Sorge nicht für den Unterhalt der Angehörigen, nicht das tauſendfache Bangen um ihr leibliches und geiſtiges Wohl; auch die Opfer kennt er nicht, welche dem Hauſe, der Familie gebracht werden müſſen, wenn die äußern Verhältniſſe nicht glänzende ſind. Aber alle dieſe Sorgen, Schmerzen und Opfer will das Leben, es fordert ſie gebieteriſch, und ſtraft an denen, die ſich ſeinen Anforderungen entziehen, oft ſtreng das Auflehnen gegen die weiſen Anordnungen und ewigen Geſetze der Natur. Sie ſtraft mit Vereinſamung des Gefühls, mit Verödung des Herzens. Sie ſtraft mit Verſagung des lächelnden Grußes der Liebe, der Freude am Wohlgelingen unſers Schaffens und Wirkens für den häuslichen Heerd, des Glückes, das wir im Glück und der Zufriedenheit unſrer Angehörigen finden; ſie ſtraft mit Reue und Menſchenfeindlichkeit, und der Vater, der am Grabe ſeines Kindes weint, iſt beneidenswerther, als der Einſame, dem nie das Engelauge ſeines geliebten Kindes anlächelte.

Wir erreichten das zum Theil vom Doubs umarmte Beſançon, das mit ſeiner Citadelle maleriſch zwiſchen Waldbergen liegt, aber nicht eine heitermoderne, ſondern mittelalterlich düſtre Phyſionomie zur Schau trägt.

Giuliani fand die gehofften Briefe, und noch mehr, er fand einen alten lieben Freund, der ihn überredete, ihn nach Paris zu begleiten. Auch mir wurde dieſer Antrag geſtellt, doch hatte ich kein Verlangen mehr nach Frankreichs Hauptſtadt, denn ich konnte keine Hoffnung an ſie knüpfen. Meinem deutſchen Vaterlande ſchon ſo lange fern, gab ich einem ſtillen, ſpät erwachten Sehnſuchttriebe nach, und trennte mich auf freundliche Weiſe von dem bisherigen Gefährten, der mir durch ſeine Bildung und ſeine Humanität nicht minder lieb und achtungswerth geworden war, wie durch ſeine große Künſtlerſchaft, in der ihn von den vielen Guitarrevirtuoſen, die ich vor und nach meiner Verbindung mit ihm gehört habe, keiner übertraf.

Ich ſtand nun abermals ganz allein, mit der eigenthümlichen Empfindung im Herzen, die jede Trennung erzeugt. Es iſt ſtets eine Leere, welche ſich ſeltſam fühlbar macht; man glaubt ſich freier, denn jede Liebe, jede Freundſchaft, ſei ſie noch ſo hoch und heilig, fordert theilweiſe Beſchränkung unſrer perſönlichen Gewohnheiten und Neigungen als erſtes Opfer von uns, welche Forderung die Trennung wieder aufhebt. Man hat mehr Zeit für ſich, für das eigne Selbſt. In manchen Fällen kann dieſes Hervortreten eines naturgemäßen Egoismus ſogar ein vorübergehendes Wohlgefühl erregen, in den meiſten

Fällen aber iſt die Empfindung, die uns bei derartigen Trennungen befällt, eine drückende und laſtende.

So wurde ſie es damals mir. wurde es um ſo mehr, da ich kein rechtes Reiſeziel hatte, weil das vorgenommene durch die Willensänderung des Gefährten aus dem Geſichtspunkt entrückt war. Ich hatte in Straßburg ſo wenig etwas zu ſuchen, als in jeder andern Stadt, und beſchloß vorerſt nach Baſel zu reiſen. Durch reizende Gegenden zog ich über Clerval, Belfort und Altkirch, ein einſamer Pilger, und labte mein Auge am Anblick der Vogeſen, deren Häupter freilich noch von Schnee überdeckt waren. Die Gebirgsbäche waren angeſchwollen; es wurde Frühling. Mein Herz hatte kein Frühlingsgefühl.

Das altberühmte Baſel erreicht habend, nahm mich an der Brücke, welche Groß- und Kleinbaſel verbindet, der Gaſthof zum Storch unter ſeine Fittige. Ernſt über den Verfolg meiner Kunſtreiſe auf eigne Hand nachſinnend, kam mir der Gedanke, mehr als bisher mich an Künſtler-Renommeen anzuſchließen, wo möglich ſelbſt eine ſolche zu werden, mir in der Schweiz und in Deutſchland durch mein Spiel einen geachteten Namen zu erwerben, und irgendwo und wie eine feſte Anſtellung als Muſik-Lehrer an einen Inſtitut, oder als Mitglied einer Kapelle zu ſuchen. Schade, daß ich ſolchen Vorſatz nicht längſt gefaßt und ausgeführt hatte, die Heimath, oder doch mein großes Vaterland hätte mein Talent gewiß gewürdigt; ſo hatte ich das Vaterland verlaſſen, verläugnet, war der fremden Lockung gefolgt, unter Fremdlingen ſelbſt ein Fremdling geworden, der faſt die Sprache ſeiner Heimath verlernt hatte, und kehrte nun zur allerungünſtigſten Zeit zurück, wobei ich wenigſtens wohl that, in eine der Muſik am günſtigſten Städte mich zu begeben. In Baſel beſtand eine ſtehende Concertgeſellſchaft, gebildet aus zahlreichen Muſikfreunden und mitwirkenden Dilettanten. Ich wandte mich an ihren Direktor, den geſchätzten Johann Tollmann aus Mannheim, und fand in ihm einen ganz für Muſik glühenden und begeiſterten Mann, deſſen Humanität und uneigennützige Freundlichkeit gegen fremde Künſtler zu bekannt ſind, als daß ich ſie anzurühmen brauche. Auch ich erfuhr in vollem Maaße ſeine Güte und dankte ihm das Auftreten in zwei Concerten, die mir ein Honorar von funfzehn Carolin eintrugen. So gut hat mich nie ein Fürſt honorirt, als die Geſellſchaft der Liebhaberconcerte in Baſel. Ich ſchied von dem menſchenfreundlichen Tollmann mit beſtem Dank, und ſah mich durch dieſen günſtigen Anfang meiner muſikaliſchen Laufbahn im Schweizerlande höchlich aufgemuntert und ermuthigt.

Es iſt etwas Großes um friſchen Lebensmuth.

Er trägt den Keim alles guten Glücks und Wohlgelingens unſrer Beſtrebungen ſchon in ſich. Von Frühlingshauch umweht, in froher Stimmung und ſtillverſunken in das Anſchaun der ſchon ſo oft und viel und mit vollem Recht geprieſenen Natur des ſchönen Schweizerlandes, reiſte ich von Baſel rheinaufwärts, folgte dann eine Strecke der heitern Aar, und ließ mich von der Limmat, dem Ausfluß des Züricher Sees nach Zürich leiten, wo ich mich unter den Schutz des renommirten Schwertes ſtellte. Als ich mir das Fremdenbuch vorlegen ließ, fiel mein erſter Blick auf den Namen einer mir bis jetzt noch nicht begegneten, der Sache nach aber für mich höchſt intereſſanten Perſönlichkeit, nehmlich einer Clarinettvirtuoſin. Virtuoſinnen auf dieſem ſo ſchweren und ſchwierigen Inſtrumente ſind aber ſchon deshalb ſelten, weil daſſelbe ſich ſo wenig wie Fagott oder Trompete für ein Frauenzimmer eignen will; erregt doch ſchon der Anblick einer Flötiſtin in dem, ihrer nicht gewohnten Zuſchauer ein Gefühl, als ſei dieſes oder jedes andre Blaſeinſtrument für die weibliche Bruſt ebenſo unpaſſend, als für die Weiblichkeit überhaupt. Es war Demoiſelle Caroline Schleicher, welche im blühenden Alter von neunzehn Jahren mit ihrem Vater und einer ältern Schweſter mehrere Kantone der Schweiz regelmäßig bereiſte, nachdem früher alle Drei bei dem Züricher Concertverein förmlich angeſtellt waren. Der Vater war Virtuoſe auf dem Fagott, die ältere Tochter ſpielte vorzugsweiſe Violine, doch auch Clarinette, während die jüngere ebenſo die Violine beherrſchte. Eine Jugenderinnerung brachte mir jenen herumziehenden muſikaliſchen Vagabunden, der mir auf dem Speſſartwalde einſt aufſtieß, mit ſeinen armen muſikaliſchen Töchtern in die Gedanken, aber hier fand ich einen ſo würdigen Gegenſatz ſolcher leidigen Abenteurer, daß ich mich wahrhaft freuen durfte, in den Kreis dieſes Trios befreundet getreten zu ſein, und nur mit großer Achtung kann ich dieſer wahren Künſtler-Familie gedenken. Demoiſelle Coroline Schleicher bewährte ſich als Meiſterin auf der Clarinette; ich hatte das Vergnügen, in einer vielbeſuchten Production ein Doppelconcert mit ihr zu blaſen, und empfing, im traulichen Kreiſe mit dem einfach natürlichen und beſcheidnen Künſtlerkleeblatt manche anziehende Mittheilung aus ihrem Leben. Da dieſes Leben in der Geſchichte muſikaliſcher Künſtler nicht unaufgezeichnet geblieben, ſo darf ich darüber ſchweigen, habe mich aber ſpäter oft und innig gefreut, von Caroline Schleicher, hernachmals verehelichte Krähmer zu hören, daß ſie ihre Laufbahn mit Ruhm und Ehren verfolgte, und ein Glück erreichte, das im Ganzen doch ſelten den Künſtlern und noch weniger den Künſtlerinnen zu Theil wird, denen vom Schickſal geboten iſt, wandernd und reiſend ihren Erwerb zu ſuchen. Auch Zürich bot mir nicht, was ich ſuchte, feſte Stellung. Mein Spiel gefiel, allein es war kein Platz für mich offen, obſchon es nicht an zahlreichen Muſikvereinen fehlte. Der Winter war vorüber, die regelmäßigen Concerte hörten auf; ſo blieb mir nichts, als den ſchönen Umgebungen des lebhaften Zürich und ſeinem anmuthigen See, nachdem ich nur flüchtig beſchauend ihre Reize in mich aufgenommen, Valet zu ſagen, und mein Stab weiter zu ſetzen. Es wurde mir überhaupt wenig Hoffnung gemacht, während des Sommers in den Hauptſtädten der Schweizer-Cantone mit Concerten zu reuſſiren, indeß beſchloß ich, dennoch in der Schweiz zu bleiben, da in dem kriegbewegten Deutſchland noch viel weniger als hier für mich zu hoffen war. Gegen Mangel ſchützte mich ein kleines in günſtigen Tagen der letzten Zeit, wo ich mit Giuliani gereiſt war, zurückgelegtes Kapital und der Beſitz mehrer werthvoller Inſtrumente, die ich allmählig zu veräußern gedachte, da es, wie hoch ich auch dieſelben ſchätzte, weil ſie meiſt Gaben befreundeter Hände waren, allzu beſchwerlich und koſtſpielig für mich wurde, ſie mit mir umherzuführen.

Man hatte mir geſagt, daß ich am beſten thun werde, nach Bern zu gehen, und ich nahm mir vor, dieſen Rath zu folgen, mein Heil zu verſuchen, und wenn es mir nicht glücken ſollte, mich dort fixirt zu ſehen, einen Excurs in das Berner Oberland zu machen, und die Alpen in ihrer Pracht und Erhabenheit mir nahe zu beſehen. Mein Herz mußte ſich der Natur anſchmiegen, denn ich hatte ja keine Menſchenſeele mehr, die ich meiner liebend denken gewußt.

Mein Reiſeweg bot Naturfreuden in reicher Fülle dar. Der Lenz war als ſiegreicher König eingezogen, dem zu huldigen, ſelbſt die republikaniſche Schweiz nicht das mindeſte Bedenken trug.

Ich ging nach Bremgarten und grüßte dort das romantiſche Thal der Reuß, deren raſchen Laufe ich bis Mellingen folgte, bis zu deſſen Umgebung vor Zeiten mächtige Wogenfluth ungeheure Granitblöcke von den Alpen herabwälzte, die noch immer dort verſtreut liegen. Bald lachte mir von ſonniger Anhöhe das heitre Schloß über Lenzburg entgegen, und ich ſäumte nicht, den Berg zu beſteigen und mich an der herrlichen Fernſicht, die ſich droben gewährt, zu erfreuen. Nach kurzer Raſt eilte ich dem geſchichtlich merkwürdigen Aarau zu, wo ich in einem der Liebhaberconcerte auftrat. In Aarau traf ich mit einem Handelsreiſenden zuſammen, der die Güte hatte, mich mit nach Bern zu nehmen, und wir eilten auf gutem und kürzeſten Wege dieſer berühmten Stadt zu, die mit der Reinlichkeit ihrer breiten Straßen, ihren langhingeſtreckten Arkadengängen vor den Häuſern, ihren zahlreichen Brunnen auf den Fremden einen ſehr vortheilhaften Eindruck macht. Bei Tiſche wollte ein günſtiger Zufall, daß ich Nachbar eines Mannes wurde, der ſich als enthuſiaſtiſchen Muſikfreund und Kenner kund that, und mit dem ich bald in ein lebhaftes Geſpräch mich verwickelt ſah. Herr von Wolf war Attaché einer Geſandſchaft, und gerieth in Entzücken, als ich geſprächsweiſe fallen ließ, daß ich im Beſitz einiger Violinen von Stainer und Amati ſei. Eine Stunde ſpäter beſaß ich eine Violine weniger und hatte dafür 55 Louisd'or in der Taſche, welche ich zum Reiſegeld auf die Alpen beſtimmte. Ich beſah mir das ſchöne ſtattliche Bern, ſein hochragendes Münſter, und deſſen oft beſchriebene Sehenswürdigkeiten, ſein Muſeum, und ſeine Bärenbehälter, aus denen der große Kaiſer der Franzoſen die Bären als Triumphinſignien nach Paris ſchaffen laſſen, und hatte nur zu bedauern, daß das ſchöne Hotel de Muſique, in welchem auch das Theater befindlich iſt, dermalen verwaiſt ſtand.

Neben jenem muſikaliſchen Geſandſchaftsattaché hatte ich an der Tafel im Falken die Bekanntſchaft zweier Reiſenden aus Breslau gemacht, welche dem

Berner Oberland einen Beſuch zudachten, und da es ſich in nicht großer Geſellſchaft ſtets beſſer reiſt als allein, zumal in einem Gebirgsland, ſo vereinigten wir uns zu gemeinſchaftlicher Berg- und Alpenfahrt. Mit ſteigendem Entzücken näherten wir uns der immer majeſtätiſcher vor unſern Blicken ſich erhebenden Gebirgswelt, deren beeiſte Kronen und Zackenhörner leuchtend in die Thäler ſchauten. Unſer Weg führte uns immer längs der Aar, der muntern Tochter des Grimſel hin, die ſtarken Falles, (er beträgt von Thun bis Bern 219 Fuß,) und daher raſchen Laufes, entgegenkommt, um in die Umarmung des Rhein zu eilen, der bei der Vereinigung an Größe ihr nachſteht. Da in Folge des Falles die Schifffahrt aufwärts nur langſam von Statten geht, ſo hatten wir den Landweg vorgezogen. Das kleine alterthümliche Städtchen Thun bot uns wenig Anziehendes. Wir enteilten ſeinen Mauern bald, und ließen uns zu einigen Ausſichtspunkten geleiten, von denen der St. Jacobs Hügel die umfaſſendſte bot. Ein reiches Bergpanorama breitete ſich vor unſern Blicken aus. Das Stockhorn hob ſich ganz nahe impoſant empor, die Aletſch-Gletſcher, Vieſchaar- und Oberaar-Gletſcher glänzten herüber, und in den herrlichen ſpiegelnden See warfen die Grindelwald-Gletſcher, das Schreckhorn, Finſter-Aarhorn und die Jungfrau ihre blendenden Bilder. In ſolcher Nähe der erhabenen Alpenwelt erwacht lebendig der Wunſch in der Menſchenbruſt, ihr noch näher zu treten, und von jenen ragenden Hochgipfeln herabzublicken auf das niedere Land.

Wir dingten in Thun zwei Führer, und rüſteten uns zur Beſteigung des Stockhorns, die uns minder ſchwierig dargeſtellt wurde, als jene der Gletſcherberge, obſchon die abentheuerliche Form dieſes einer gigantiſchen Thurmruine ähnelnden Berges ziemlich abſchreckend und den Unkundigen unerſteigbar erſcheint. Wir brachen in der Nacht auf, und nahmen auf den Rath unſrer Führer nicht den geraden Weg zum Gipfel von Thun aus, der als allzurauh und beſchwervoll verrufen iſt, ſondern wanderten über Amſoldingen an nachtüberſchleierten, geheimnißvoll ruhenden See in welchen die ſchon glühenden Gletſcherhäupter ihr Purpurroſenlicht warfen, dem Simmenthale zu, wodurch wir einen Theil vom Fuß des Berges umgingen. Der grüne Alpenfluß rauſchte anmuthig durch die Friſche des Lenzmorgens, und als dieſer auch die niedriger gelegenen Höhen mit ſeinem Licht übergoldete, hatten wir Erlenbach ſchon hinter uns, das ſich heute ungewöhnlich früh belebte, weil einer ſeiner vielbeſuchten Viehmärkte gehalten werden ſollte, zu welchem aus den zahlreichen Dörfern des Simmenthales eine Menge Landleute herbeiſtrömten, die prachtvolles Alpenvieh nebſt Pferden zu Markte führten. Aus Tracht und Anſtand dieſer Alpenbewohner gab ſich die Wohlhabenheit kund, die eine der Auszeichnungen des geſegneten Simmenthales iſt. Dieſes Thal erſchien uns, als wir es bei ſeinem Eingang betraten, rauh und düſter. Stockhorn und Rieſen ſtoßen hier am Fuße zuſammen und bieten in gigantesken, doch herrlich von der Alpenflora überblühten Felsformen ein romantiſchſchauriges Bild. Doch ſchon nach Latterbach und Erlenbach zu wird der Anblick milder und freundlicher, und im Verfolg des Thales, das wir ſpäter weit überblickten, zeigt ſich daſſelbe höchſt anmuthig, mit Ortſchaften, alterthümlich gebauten Einzelhöfen, Burgen und Burgtrümmern wie beſäet, während der Smaragdſchmelz ſeiner Wieſen mit dem hellern und tiefern Grün der ausgedehnten Bergwälder harmoniſch wechſelt, und Felſen, Bergbäche und Kaskadellen das ſchöne Bild einer Schweizerlandſchaft vollenden, deſſen ſüdlichen Rahmen die fern herüberleuchtenden Gletſcherwände des Diableret, Dungel, Geltenhorn und Gemmi-Paſſes bilden.

In Erlenbach hatten wir den gut fahrbaren Thalweg verlaſſen, und ſtiegen nun an der Südwand des Stockhorn empor. Ein kleines Baſſin, in beträchtlicher Höhe über der Thaltiefe, deſſen Najade den

Erlenbach aus ihrer Urne gießt, bot in ſeiner Nähe einen herrlichen Ruheplatz, an welchem wir uns mit vollem Entzücken den Eindruck überließen, den die Pracht der Alpennatur an ſonnigen Tagen auf jedes Herz macht. Ich hatte mein Inſtrument einem der Führer gegeben, und auch ein Waldhorn mit herauftragen laſſen, und weckte nun bald mit dieſem, bald mit jenem die Echo in den bewaldeten Höhen. Bald antworteten den muſikaliſchen Rufen von nahen Weideplätzen die Klänge des Alphorns, nebſt muntrem Jodeln der Senner und es zog ein melodienreiches Grüßen von Alpe zu Alpe durch den jungen wonneſamen Morgen. Wir ſtiegen höher, nicht ſonder mannigfache Beſchwerde, beſonders für meine Gefährten aus Breslau, denen die große und kleine Sturmhaube, das hohe Rad und die Rieſenkoppe ihres heimathlichen Gebirges bisher für das Nonplusultra mächtiger Berghöhen gegolten. Hier war ein Berg von 6767 Fuß zu erſteigen, der immer noch klein war gegen die Berggiganten, die von ſeinem Hochgipfel geſehen, in unausſprechbarer Hoheit ihre Kronen aus ewigem Eis und ewigem Schnee in einem weiten Halbkreis zum Blau des Aethers erhoben.

Wir ſtanden gegen Mittag ſtaunend, anbetend auf dem rothgrauen Felſen-Gipfel des Stockhorn, und ließen uns die anziehendſten Punkte der Ausſicht von dem Führer nennen. Weit flog der Blick nach Weſten und Norden in das niedrigere Land. Die Spiegel der Seen von Neuenburg, Morat und Biel blitzten fern herüber. Wir ſahen Freiburg, Bern, und konnten weit den geſchlängelten Lauf der Flüſſe verfolgen. Im Oſten zog ſich die Bergkette des Entlibuch weit nordwärts, und der Blick kehrte an ihrer Wand zurück, um auf dem Thuner See zu weilen, und die Gletſcherberge zu bewundern, welche wie ewige Hochwächter um ſein tiefes Bette ſtehen. Faulhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Finſter Aarhorn, Mönch, Jungfrau, Geſpaltenhorn, Doldenhorn und ſo viele Andre erfüllen die Seele mit Staunen und mit Bewunderung der göttlichen Allmacht, welche ſich hier die erhabenſten Tempel erbaute.

Berge von der Höhe des Stockhorns gewähren übrigens auf ihren Gipfeln doch nicht den Hochgenuß im wörtlichſten Sinne, den die Gipfel deutſcher Binnengebirge, die nur bis etwa 3000 Fuß anſteigen, darbieten. Nur der Umſtand, daß ein ganz andrer Maaßſtab ſich dem Auge aufdringt, in den es ſich auch gern und freiwillig fügt, macht das Verweilen auf ſolchen Spitzen eigenthümlich genußreich, da ſie den Blick auf die unendlich höheren Eisgebirge lenken, die in ihrer ganzen imponirenden Majeſtät ſich zur Kette aneinanderreihen. Alles Land mit ſeinen

Thälern und mäßigeren Höhen verſchmilzt zur unermeßlichen Rundfläche, man muß zuletzt den Führern aufs Wort glauben, wenn ſie den und jenen Fernpunkt mit einem bekannten und anziehenden Namen nennen; geht es doch ſelbſt im Kleinen auf den Gebirgen meiner Heimath nicht anders, wo nur das ortskundige Auge das bezeichnete wirklich ſchaut, andere fremde Seher aber wohl thun, jenen Seligen ſich zuzugeſellen, die nicht ſehen, und doch glauben. Reizend und ſchaurig zugleich iſt der Hinabblick in nahe Thäler, Klüfte und Rinnen, auf Spuren der Verheerungen des Schnee- und Lavinenfalles, und auf die ragenden Hörner der Stockhornkette, den Ganderitſch, Rothenkaſten, Mährenfluch und Ochſan, welche ſämmtlich an Höhe mit dem eigentlichen Hauptſtock dieſes Gebirges wetteifern, ja zum Theil ihn überragen.

Wir ſchlugen entzückt, befriedigt, doch nicht geſättigt, den kürzeren abwärts minder beſchwerlichen Rückweg ein, der uns nicht wieder in das Simmenthal führte, ſondern durch die kleinen Alpendörfchen Ober- und Niederſtocken, nach Strählingen und von da wieder zu den Geſtaden des ruhigen, tiefdunkelblauen Sees. Wir beſtiegen am Ufer ein Schiff, und hatten, ſüß ruhend von der anſtrengenden Wanderung noch den Genuß einer Waſſerfahrt am einzig ſchönen Abend, mit deſſen letzten verdämmernden Glühen wir nach Thun in unſer beſcheidnes Quartier zurückkehrten.

Die Bergwanderung und der ermuthigende Zuſpruch unſrer Führer hatte uns Luſt gemacht, uns noch höher zu wagen. Wir hatten auf der Stockhornſpitze zwar noch Schnee genug getroffen, aber doch keinen ewigen, und keinen eigentlichen Gletſcher. Die ewige herrliche Jungfrau der Schweiz hatten wir ſo oft nennen und preiſen hören, daß wir in unſrer Unbefangenheit allen Ernſtes daran dachten, ihr einen Beſuch abzuſtatten. Die Führer lächelten ſchlau, und erboten ſich, uns abermals zu leiten, nur müßten wir ihre Zahl verdoppeln und den Lohn vervierfachen. Es leuchtete uns nicht ein, daß dieß nöthig ſei, wir überlegten nicht, daß dieſe Menſchen ihr Leben und die Exiſtenz ihrer Familien auf das Spiel ſetzen, und daher ein natürliches Recht haben, letzteres hoch anzuſchlagen und auf großen Gewinn zu rechnen. Nach einiger disputirenden Unterhandlung nahm der älteſte unſrer Führer, ein verſtändiger und rechtlicher Mann, Namens Jacky, das Wort, und ſagte uns: „Meine Herren, die Jungfrau können und werden Sie nicht beſteigen, es iſt dieß unnachahmliche Wageſtück erſt in vorigem Jahre zum erſten Mal einigen kühnen Männern geglückt, den Gebrüdern Meyer aus Aarau. Was frommte es Ihnen, die Sie blos zu Ihrem Vergnügen reiſen, Ihr Leben zu wagen, um in Eis- und Gletſcherklüften mindeſtens halb umzukommen? Laſſen Sie den Gedanken an die Jungfrau fahren, wir wollen Sie dafür zur Frau bringen, und Sie ſollen Gletſcher genug ſehen. Auf dieſer neuen Tour führen wir Sie auch zur ſehenswerthen Beatenhöhle, und werden Sie überhaupt zu Ihrer Zufriedenheit leiten."

Dieſer verſtändige Vorſchlag fand Beifall und Annahme. Wir gönnten uns einen Tag Raſt, den wir zu kleinen Ausflügen in die nahe Umgegend von Thun benutzten, und dann ſahen wir mit freudiger Ungeduld dem dritten Morgen entgegen, an welchen ein wolkenloſer Himmel uns nie geahneten Naturgenüſſen zuführen ſollte.

Siebentes Kapitel.

Gebirgswanderungen.

Das Reiſen in ſchönen Gegenden und unter günſtigen Verhältniſſen bleibt immer ein Doppelglück, weil es in der Gegenwart befriedigt und aus der Vergangenheit den vollſten Alpenroſenſtrauß heitrer Erinnerungen reicht. Wie tauſend- und abertauſendmal ſind Schweizerreiſen beſchrieben, und wahrlich, ich möchte nicht dieſe vielbändige Literatur vermehren. Nur ein flüchtiges Albumblatt mit leichten Federzügen überfahren, lege ich ein, indem ich einige in der Schweiz froh verlebte Tage zu ſchildern verſuche, und weiß nur zu wohl, daß Andre das beſſer ausſprachen und ſchilderten, was ich doch vielleicht nicht minder tief, wie ſie, empfand.

Wir überſchifften in beſter Stimmung den Thuner See, deſſen erſt liebliche, nordwärts aber immer düſtrer und felsreicher werdende Ufer der anbrechende Morgen mit Gluth überſtrahlte; der See war noch duftüberflort, als wir bei Merlingen anlegten, dicht vor uns die weit in den See vorſpringende Felſen-Naſe des Beatenberges, die Wandfluh. Umblickend ſahen wir über alle Vorberge majeſtätiſch den Kandergletſcher ragen, und dorthin deuteten unſre Führer, indem ſie ſagten, das ſei einer der Punkte, zu denen ſie uns geleiten wollten. Daß wir jetzt gerade den entgegengeſetzten Weg einſchlugen, hatte nichts auf ſich; es war ein kurzer Abſtecher, der ſich überreich belohnte. In einer Viertelſtunde hatten wir ſchon das Ziel nach raſchem Steigen erreicht; wir ſtanden vor der vielbeſuchten Beatenhöhle, und bewunderten, bevor wir ihre kühlen Grotten betraten, die Ausſichtpracht auf den Thunerſee, und die ſeine ſüdlichen und ſüdweſtlichen Ufer überragenden Matten, Triften und Berge, von denen Stockhorn und Nieſſen ſich uns am nächſten und in voller maleriſcher Herrlichkeit darſtellten. Die Höhle ſelbſt, durch Sagen des Volkes rings in der Gegend gefeit und gefeiert, iſt von großer Ausdehnung vom Beatenbache durchfloſſen, der einen ſechs Fuß hohen Waſſerfall in ihr bildet, und an einigen Stellen reizend mit Moos und Epheu überkleidet. Wir durchdrangen ſie nicht ganz, ſondern ließen uns, an ihren pittoresken Eingang gelagert, Angeſichts der wundervollen Bergnatur, die Sagen von den Führern erzählen, die von der Höhle umgehen, von einem gräulichen Drachen der ſie einſt bewohnt, und von dem Gottesmann Beatus, der ſpäter als der Drache, ſie ebenfalls inne gehabt, und den heidniſchen Umwohnern das Chriſtenthum verkündigt. In den alten frommen und gläubigen Zeiten ſei gar mancher andächtige Pilgrim zur Höhle gekommen, und habe ſie mit Verwunderung geſehen, heutzutage ſei Zweck und Abſicht der Reiſenden ein andrer, als Bußfahrten, doch den Einwohnern einträglicher, denn die Pilgrimme hätten eher ſelbſt Almoſen begehrt, als die Armen der Gegend begabt, der Gegend, in der ſich täglich während der Reiſezeit viele tauſend Hände zum Empfang öffnen, den Reiſenden zur nicht geringen Plage.

Wir verließen die Beatenhöhle, beſtiegen unſer Schiffchen wieder und fuhren an dem reizenden Ufer hin bis Unterſeen, von wo aus wir nach einer kurzen Virtelſtunde in dem idyliſchen Interlaken eintrafen, das mitten im prangenden Wieſengrün, von hohen laubreichen Nußbäumen umgeben, ganz geſchaffen ſcheint, den Naturfreund genußreichen Aufenthalt zu gewähren. Stolz rauſchend enteilt die Aar dem ganz nahen Brimzer See, um ihre ſchäumenden Wellen nach kurzem Lauf in den Thuner See zu rollen. Wie ein breites grünes Band erſcheint ſie, das die Seen verbindet. Von einem nahen Hügel, dem Hohenbühel, welchen ein offner Pavillon ziert, liegt die ganze Natur-Pracht der Alpenwelt dem entzückten Auge erſchloſſen; dort der tiefdunkle Spiegel des Brinzer Sees, dort der in lichten Farben ſchimmernde Thuner See; dort das freundliche Unterſeen, Goldſchwyl und die Bergwand der Hartenfluh, dort Matten und der felsreiche Eingang in das berühmte Thal von Lauterbrunn, aus dem die vereinten Bergbäche der Lütſchinen ihr eisgrünes Gletſcherwaſſer ſtrömen. Der Gießbach Abendberg, Lauchhorn und Rothhorn ſenkten zunächſt ihre Abhänge nach dem Thale der Seen, droben aber in der Wolkenferne leuchteten die wunderſamen Lilienkronen der zackigen Eisgebirge, die Grindelwaldgletſcher, das Schreckhorn, der Mönch, die Aletſchgletſcher und die erhabene Jungfrau. Voll ſchauluſtiger naturfreudiger Ungeduld drängten wir die Führer zum Weitermarſch, die ſich in Interlaken noch mit allerlei, zumal flüſſigen Nöthigkeiten verſahen, denn wir wollten auf den Bergen eine Nachtraſt halten. Wir ſchritten nun wacker fürbaß, über Matten, Geſteig und Wyler, und verließen in Zweilütſchinen das rechts emporziehende Lauterbrunnerthal, um die Straße nach Grindelwald zu verfolgen. Das Lütſchinenthal, höher aufwärts Grindelwaldthal genannt, folgt dem Laufe der ſogenannten ſchwarzen Lütſchine aufwärts, und legte in einer Fülle ſchöner Alpenpflanzen, in maleriſchen

Felswänden, in ſonnigen Matten, auf welche weidende Heerden verſtreut waren, alle ſeine Reize vor Augen. Fernher donnerndes Getöſe in den Lüften ſchreckte uns aus freudiger Betrachtung, und wir blickten zum wolkenloſen, uns warm genug machenden Himmel auf, da hörten wir von den Führern, daß dieſes Geräuſch von niedergehenden Lauinen herrühre.

Wir erreichten das große häuſerreich in der geöffneten Thalbreite verſtreute Dorf Grindelwald, das die hohen Wände und Zacken des Schreckhorns, Wetterhorns, Vieſcherhorns, des Finſteraarhorns, Rothhorns und Faulhorns umſtarren, nicht minder ſetzen die Scheidecke, die Eigerberge, der Mettenberg, die Gemſenfluh und das Schwarzhorn ihren umblühten Fuß in die breite Thalrinne, und zahlloſe Bäche und Bächlein tanzen luſtig herab, um die Fluth der ſchwarzen Lütſchine zu mehren.

Wir ſtärkten uns im Gaſthauſe zum Bär zur Weiterreiſe. Unſre Führer brachten uns den am bequemſten und leichteſten zugänglichen Gletſchern des Grindelwald nahe, von denen nach kurzer genußreicher Wanderung einer ſchnell verronnenen Stunde der Obere oder ſogenannte Große vor uns lag, ähnlich einem ſturmbewegten und plötzlich erſtarrten Gewäſſer, ein ganzer See von Eis, deſſen Spalten voll Schneewaſſer, oft krachend und unter Echodonnern den Lütſchinenbach aus ſeinem eiſigen Schoos gebärend. Wir ſahen die Spuren ſeines einſtigen Vorrückens und Zurücktretens, und hörten von den Führern, daß vor langen Jahren einzelne Häuſer von Grindelwald weit höher hinauf noch geſtanden hätten, daß aber das ſtete Weiterſchreiten des Gletſchers ihren ſchleunigen Abbruch nöthig gemacht. In ruhiger Majeſtät ragte das Schreckhorn über dem ſtarren Eismeer.

Die Führer blickten bedenklich nach dem uns zur Linken nahe genug liegenden Wetterhorn, um deſſen Gipfel ein Nimbus dunſtigen Gewölkes ſchwebte, und mahnten uns, nicht allzulange zu verweilen. Sie leiteten uns jetzt dem untern Gletſcher zu; der Weg führte über einen Steg des Bergelbachs, der in die ſchwarze Lütſchine fällt und war, da wir nicht ſonderlich zu klettern hatten, mehr angenehm als mühſam, entgegen ſtanden der Mattenberg, der Eiger und die Viſchhörner, und bald traten wir in die feierliche Stille der Eisgrotte, aus welcher ein kryſtallgeborner Bach ſein mit Eisſtücken vermiſchtes Waſſer wälzt. Der untere Gletſcher übertrifft den obern, obgleich dieſer der große und jener der kleine heißt, vier Mal an Ausdehnung, und viele Reiſende thun ſehr übel, den untern Gletſcher nicht zu beſuchen, wenn ſie den obern ſahen, weil ihre Unkunde wähnt, Gletſcher ſei Gletſcher, und es ſehe einer aus, wie der andre. Wie den obern Gletſcher das Schreckhorn, ſo beherrſcht den untern die himmelragende Pyramide des Finſteraarhorn, des höchſten Gipfels des Berner Oberlandes, und des dritthöchſten der Schweiz, ja Europa's, nur vom Montblanc und Mont Roſa an Höhe übertroffen. Wie wir uns ſattſam am Anblick des Gletſchers und ſeines Eismeeres erfreut, ſollte die Alpenwanderung fortgeſetzt werden, als ſich mit einem Male der Mangel eines wohlüberlegten Planes fühlbar machte, und an den Tag kam, daß wir weit beſſer gethan hätten, nicht den kürzeſten Weg nach Grindelwald einzuſchlagen, ſondern über den Brienzer-See zu fahren und über Meyringen, am Reichenbach und ſeinen prachtvollen Waſſerfällen vorbei hier herauf zu gehen, und von hier aus in das Lauterbrunnerthal hinabzuſteigen. So ſtanden wir, wie jener Eſel zwiſchen den Heubündeln, die für uns zur rechten der Reichenbachfall, zur Linken der Staubbach waren, beide wollten wir ſehen, von beiden waren wir ſo ziemlich gleich fern. Der wackre Jacky gab auch in dieſer faſt zum Zwiſt ausartenden Verlegenheit den vernünftigſten Ausſchlag, indem er uns ſagte, daß der Weg in das Lauterbrunnerthal der beſchwerdvollere ſei, während wir in das Thal des Reichenbachs lenkend, Meyringen, wenn auch ziemlich ſpät am Abend erreichen könnten, und für den Fall, daß die immer drohender werdende Prophezeihung des Wetterhorns ſich erfülle, böten eine Menge gaſtlicher Sennhütten uns Schutz. Da es uns nicht an Wanderzeit gebrach, ſo folgten wir gern dieſem Rath, und traten die nicht wenig ermüdende Wanderung über die große Scheideck an, deren Gipfelhöhe aber jede Anſtrengung durch die prachtvolle Ausſicht lohnte, die ſie uns darbot. Wir ſahen mit Luſt Grindelwald und ſeine Gletſcher liegen, ſahen die Schwarzwaldalp und Apigelnalp maleriſch neben uns, ſahen das Nellihorn, das Wellhorn, und das Eisbette des herrlichen Reichenbachs, den Roſenlauigletſcher mit den raſchen Murmelbächen, die aus ihm zu Thale niederquellen. Der Schwarzwaldgletſcher war von Wolkenſchatten überhüllt, und nachtſchwarz ſtieg ein Wetter über den Eisnadeln des Hochgebirgs empor, vor deſſen Ausbruch wir uns eilend flüchten mußten. Der Weg zur nächſten Sennhütte war weit; es ging ein unheimliches Brauſen durch die Lüfte, von den Matten ſchritten die Heerkühe ihren Heerden mit laut und fernhintönenden großen Schellen voran, den Hütten zu, wo ſie Schutz zu finden gewohnt waren. Binnen wenigen Minuten war der heitre Charakter dieſes Alpenparadieſes verwiſcht, und es erſchien alles dräuend und fürchterlich; nicht lange, ſo lohte über ihnen das blitzende

Flammenſchwert eines zürnenden Cherubs, und jagte uns Fliehenden Furcht und Zagen ein, das der laut ſchmetternde Donner nur vermehrte. Scharf pfiff der Wind von den Gletſchern des hohen Zackenkammes der Gebirge über den Granitgrat der Scheideck, ſo daß wir uns kaum mit Hülfe der Alpenſtöcke zu halten vermochten, bis wir endlich über die Apigelnalp fliehend, die erſte Rinne des Reichenbacher Thales erreichten, die uns ſchirmend aufnahm, da der Sturm über unſre Häupter hinbrauſte. Geballte Nebelmaſſen ſchwebten ſo nahe an uns vorbei, und rollten zu Thale, wie wir zuweilen in Träumen erblicken, ſie waren mit Händen zu greifen, und zogen pfeilſchnell und immer dichter, bis ihr Flor uns ganz einhüllte, und wir fürchteten, die Führer, die ſelbſt ängſtlich zu werden ſchienen, würden den Weg verlieren. Endlich, o Freude, winkte eine hochgelegene Sennhütte, auf welche wir eiligſt zuſteuerten, als bereits das Unwetter losbrach und durchnäſſend mit Schnee und Hagel uns überfiel; und Heil war bei dem Unheil, denn einmal trafen wir den Senner zu Hauſe, und dann war dieſes Haus kein ärmliches, ſondern es wurde in ihm neben der Alpenwirthſchaft auch noch Gaſtwirthſchaft betrieben, ſo daß wir jede hier zu erlangende Erquickung fanden. Der Schwarzwald-Aelpler trug auf, was er vermochte, prophezeihte Anhalten des ſchlechten Wetters, erzählte von Engländern, die er zu Mittage geſpeiſt, die uns begegnet ſein müßten, da ſie nach Grindelwald gewollt, und legte uns ſein Album vor, auf daß wir die Namen der letzten Gäſte darin läſen.

Und wie lautete der eine, mir ewig unvergeßliche Name? — Lord Elſom! Es war ſeine, mir ſo wohl bekannte Hand; der Treuloſe, Meineidige lebte alſo noch, war mir nahe, wäre mir ohne das Gewitter, und den Zufall, daß ſein Führer vielleicht einen andern Pfad einſchlug, wie der unſrige, oder ſich verirrte, begegnet. Ich war höchſt aufgeregt, wollte zurück, ihm nach, ihn ſprechen, fragen, zur Rede ſtellen; in Grindelwald mußte ich ihn treffen, denn es war keine Sennhütte weiter in der Nähe des Weges. Endlich gab ich doch dem Zureden meiner Begleiter und der Führer nach, und blieb, wo ich war, denn die Führer weigerten ſich, mich zu begleiten, und wie hätte ich, ein einzelner Fremdling, vermocht, den Alpenweg allein zu finden, zumal in einem Gewitter?

Welche Gedanken ſtürmten hier auf mich ein! Ich ſah nicht den prächtigen Niedergang des Gewitters, hörte nicht auf die bewundernden Exclamationen meiner Gefährten; ich ſann trübe und anhaltend darüber nach, was ich beginnen, wie es anfangen, jenem Elenden unter die Augen zu treten und Rechenſchaft für gebrochene und beleidigte Herzen zu fordern. Aber wer und was berechtigte mich dazu? War es an mir und mein Beruf, Werkzeug in höherer Hand zu werden, das ebenſo gut ſtrafen, als zerbrochen und hinweggeworfen werden konnte? — Ich fügte mich, doch ſtill grollend mit dem Geſchick; der Tag und ſeine reine Naturfreude war mir verdorben.

Der Aelpler, auf ſeinen Vortheil bedacht, ſtellte uns vor, daß wir nichts beſſeres thun könnten, als in ſeiner Hütte übernachten; einmal werde es noch lange regnen, dann ſei der Weg abwärts ohnehin ſchlecht und durch den Regen äußerſt ſchlüpfrig und abſchüſſig, dann ſeien die Waſſerfälle des Reichenbachs in der ungleich günſtigeren Beleuchtung der Vormittagsſonne weit beſſer zu betrachten, endlich würden wir, da es ſchon ſpät Nachmittag, ſchwerlich, wenn wir nur irgend bei den Fällen verweilten, vor Mitternacht in Meyringen anlangen, und müßten fürchten, beide Wirthshäuſer, den wilden Mann, wie das Landhaus, bereits von Fremden beſetzt zu finden.

Alle dieſe erheblichen Gründe konnten uns jedoch nicht abhalten, als der Regen nachließ, der Donner ſeltner und ferner rollte, und der Himmel wieder tief blau durch das ſturmzerriſſne Wettergewölk lächelte, aufzubrechen. Die Zeche, die wir für den kurzen Aufenthalt und das, was wir genoſſen, zahlen mußten, war ſo für Engländer berechnet, daß wir recht froh waren, unſer Bleiben nicht noch länger ausgedehnt zu haben. Wohl war der Weg abwärts über die Schwarzwaldalp ſchlecht und ſchlüpfrig, wohl hingen über manchem Theil der Gebirgslandſchaft noch graue wogende Wolkenvorhänge, allein jene war doch ſchön und anziehend, auch im Regenmantel und im Schleier; hie und da blickte doch durch die Verhüllung eine reizende Stelle. Wir kamen an zahlreichen kleinern und größern Kaskaden vorbei, wurden aber müde, ſtumpf, und beſchloſſen, ohne Aufenthalt nach Meyringen zu gehen, und erſt am morgenden Tage die berühmten Katarakte des Reichenbachs mit friſchem Geiſt und in beſter Beleuchtung zu betrachten.

Wir fanden noch ein recht gutes Unterkommen und bald umfing meine Gefährten der wohlthätige Schlummergott. Sie waren gute, flache Menſchen, und hatten weder beſonders ſchöne, noch ſchmerzliche Erinnerungen. Solche Menſchen haben Anlage, ſteinalt zu werden.

Mich floh der Schlaf; ich überdachte mein Leben, dieß dem Augenblick und ſeinen flüchtigen, nur allzuvergänglichen Reizen geweihte Leben, das ſich in die romantiſchen Bergparadieſe der Schweiz begrub und den Lauinendonner lauſchte, während der

Donner der Schlachten über die Länder rollte. Doch ein Jeglicher erfüllt ſein Schickſal, und keiner ſchreibt ſich ſelbſt die Bahn vor, die er durchwandelt. Bauen und vertrauen wir auf eine höhere Führung und Weltordnung, dann iſt nichts zwecklos, dann iſt kein Leben und keine Lebensrichtung verfehlt, und jedes aburtheilende Raiſonnement vom Uebel. Die Zweckmäßigkeit alles Vorhandenen ruht dann in ſeinem Vorhandenſein.

Das nächſte Frühroth geleitete uns zu den donnernden Katarakten des Reichenbachfalles, die zum Theil noch überſchattet waren vom Waldgrün und Felsdunkel, und darum um ſo tiefern Eindruck machten Sei es, daß man den breitern, untern Fall betrachte, oder den höheren oberen, das Auge wird nimmer müde, auf der ſchäumenden, bewegten Fluth zu weilen, zu deren toſender Unruhe der tiefe Friede der Berg- und Waldeinſamkeit ſeiner herrlichen Umgebung den anziehendſten Kontraſt bildet.

Die Rhododendren klettern durſtig an den Felswänden hinab, um des weit umherſprühenden Schaumregens theilhaft zu werden, und in mannigfachſten Formen und Farben umkleidet die Alpenflora das Geſtein an ſolchen Stellen, über die nicht fort und fort die endlos rollende Fluth ſich ergießt. Ernſt und erhaben blicken in der Hohe, wo die gigantesken Felswände ſich öffnen, die Gletſcherberge mit ihren Schneekronen in das enge Alpenthal herein, als ſeien ſie die Mütter dieſer donnernden Waſſermaſſen.

Reichlich lohnt es der Mühe, von unten nach oben ſteigend, die natürlichen Terraſſen zu überwandern, über welche der Fall in ſieben bis acht Abſtufungen ſich ſtürzt; jede der Letztern bringt ein ſchönes Einzelbild vor das Auge, das überall ſchon ein geprieſener Waſſerfall heißen würde, und nun dieſe Vereinigung aller zu *einem* Ganzen. Das ſchildernde Wort erlahmt, und der beſchreibende Ausdruck mangelt. Wer aber möchte, wenn er hier in entzückendes Schauen ſich verſenkt, noch andrer geringfügiger Dinge gedenken, wie ſo mancher Schweizbereiſende in ſeinen Beſchreibungen thut? An ſolchen Stellen verſchwindet jedes Ich, und ſchrumpft zur Unbedeutendheit zuſammen gegenüber der allgewaltigen Natur, wie die Menſchenſprache ein nicht mehr vernehmbarer Schall wird, neben dem Donnerlaut der Katarakte. —

Wir waren ſo glücklich, die ſpielenden Regenbogenbänder des Falles im Licht der Morgenſonne flattern zu ſehen, auch ſtiegen wir unter einen der ſtäubenden Waſſerſtürze, und blickten durch ihn hindurch wie durch eine Glasglocke weit und tief hinab bis zum Brienzer See, deſſen Grün in den ſchönſten

Nuancen herausleuchtete, und dann wanderten wir an noch gar manchem ſchönen Waſſerfall vorbei, dieſem See ſelbſt zu, um auf ihm und an ſeinen Ufern einen ſchönen Tag zu verbringen, und vornehmlich den Gießbach zu beſuchen, der an Schönheit dem Reichenbach wenig nachſteht. Freundliche Naturſängerinnen erfreuten uns am Abend mit ihren Liedern.

Glückliche Stunden, in denen mir nichts mangelte, als ein Freund und eine Geliebte. Wie drükkend aber war dieſer Mangel, und wie oft mag er in ähnlicher Situation von tauſend Individuen empfunden worden ſein! Doppelt und dreifach ſind Naturgenüſſe ſüß, wenn nahe verwandte Seelen ſie mit uns theilen, wenn das herüber und hinüber gewechſelte Wort die gleichgeſtimmten Saiten der Gemüther lieblich ertönen macht, und nicht fremde Empfindungsloſigkeit oder Mangel an Tact der ohne Genuß mit Genießenden einen Mißton hervorbringt. Recht bedeutſam bezeichnet die Sprache mit dem Mangel materieller Sinne-Befähigung die geiſtige, wenn ſie von ungenießbaren Menſchen, und Menſchen ohne Geſchmack und Gefühl redet.

Wir überfuhren am Nachmittage den Brienzer See, und wanderten dann unter Nußbäumen und Obſtalleen über Interlaken nach Unterſeen, wo wir zeitig die Ruhe ſuchten, um am folgenden Morgen bald nach dem Staubbach aufzubrechen. Es blieb uns nichts übrig, als eine bereits von uns überwanderte Wegſtrecke noch einmal zurückzulegen, nehmlich die von Unterſeen über Matten bis Zweilütſchinen. Wenn ſolche Wiederholung in der Gegenwart läſtig erſcheint, ſo ſollte ſie es nicht, denn wie gern möchten wir, führt Erinnerung die Bilder paradiſiſcher Gegenden, die wir einſt durchpilgerten, vor unſer Auge, noch einmal und öfter wieder jene Wege gehn. Wie eine Heimwehſtimme locken ſolche Bergparadieſe in ihren, ſpäter für uns unerreichbaren Schoos. —

Wir traten in ein über alle Beſchreibung ſchönes Felſenthal. Schon von weitem ſahen wir das nebelgewobene Silberband des Staubbachs über den ſteilen Abhang des Pletſchberges herabwehen; ein Fall von 900 Fuß zerſtäubt alle Tropfen in feuchte Atome, und macht das Waſſer zur Silberwolke, darin ſich in unendlicher Prachtfülle fort und fort im Morgenſonnenſtrahl kreisförmige Regenbogen bilden. Doch nicht der Staubbach allein, obſchon er der merkwürdigſte und eigenthümlichſte Waſſerfall der Schweiz iſt, zieht das Auge hier auf ſich. Von allen Seiten rollen maleriſche Kaskaden in das Thal, **lauter Brunnen**. Die Führer leiteten uns zu einem einzigreizenden Standpunkt auf der Brücke des Dorfes.

wo wir zur rechten die Pracht des Staubbachs, zur Linken die ganze Majeſtät der Jungfrau entfaltet ſahen, die ihren Fuß in dieſes Thal ſetzt, und in der fernen Tiefe des Hintergrundes brauſte der Schmadrifall von dem das Thal begrenzenden Gletſcher gleiches Namens aus ſeiner Wolkenhöhe vom Fuße des zwölfthalbtauſend Fuß hohen Breithorns nieder.

Nachdem wir uns in guteingerichteten Wirthshauſe zu Lauterbrunn geſtärkt, ſtiegen wir in der Nähe des Staubbachs auf mühſamen Pfade ſteil empor, um zu dem obern Fall deſſelben zu gelangen, den nur wenige Reiſende ſuchen und ſehen. Wir wollten gleichſam ſeine Quellnymphe in ihrem Heiligthum aufſuchen. Nach anderthalbſtündigem Klettern lohnte uns ein entzückender Anblick. Ein gähnender Höhlenſchlund, von den Führern Staubbach-Balm genannt, war von zwei rauſchend abſtürzenden Waſſerſtrömen überſchleiert, und tief unten lag das Thal mit dem friedlichen Dorfe, ſchwebte der Staubbach, rollten die Silberfäden der Gebirgsbäche. Gegenüber ſtand, der Betrachtung recht nahe gerückt, die hehre Jungfrau, das gegen 3000 Fuß über dem Meere liegende Dorf Lauterbrunnen noch um 10,400 Fuß überragend, von Einöden und Schauerklüften umſtarrt, neben ihr ragt der Mönch, deſſen Höhe 12000 Fuß überſteigt, und weiter nördlich grenzt die Bergwand der Lauterbrunn-Scheideck (Wengernalp) das Thal ein, über deſſen entgegengeſetzte Seite die Hundshörner, das Drettenhorn, der Swalmernberg und der Abendsberg mit zum Theil zackigen und drohenden Felſenzinnen mächtig emporragen. Im Rücken dräuen über dem Schmadri-Gletſcher das Mittaghorn, das große Horn, das Breithorn und Tſchingelhorn.

Dieſen einſamen Fels- und Eisreifen näherten wir uns mehr und mehr, denn wir ſollten die Bergwelt noch mehr als vom niedriger gelegenen Grindelwaldgletſcher in ihrer ganzen Erhabenheit kennen lernen. Als wir den Staubbach verlaſſen hatten und ſüdwärts wohlgemuth weiterſchritten, ſahen wir bald das hochgelegene Alpendörfchen Mürren oder Mören, welches über 5000 Fuß hoch auf gras- und quellenreicher Trift ſeine Firſten breitet. Wir verfolgten von hier aus über Matten voll Gentianen und Saxifragen den ſanft emporziehenden Alpenpfad, der von Lauterbrunnen in das Gaſteren Thal leitet, eine weite Strecke, und ſtiegen dann einen ſchmalen Hochrücken hinan, der zu beiden Seiten ſchroff abhängig ſich in zwei von Bergbächen durchfloſſene Thäler ſenkte.

Dieſer Kamm führte uns zu dem Gämſi-Gletſcher, welcher überwandert werden mußte. Wir ſtanden endlich nach einem gefahrvollen und mühevollem Wege auf einem Punkt, von welchem aus mitten aus der impoſanteſten Umgebung ein umfaſſender Fernblick ſich bot.

Zurückblickend erſchauten wir den überſchrittenen Bergkamm, Mönch und Jungfrau und alle die Hörner und Zacken, die das Lauterbrunnenthal begrenzen. Zur Linken ſtürzte die Bergwand ſchroff ab, und in das Gaſterenthal, welches hier ſeinen Anfang nimmt, ſenkten ſich der Kander- und der Tſchingel-Gletſcher in ihrer ganzen Breite, vom Tſchingelhorn und Schillhorn begrenzt. Deutlich lag nach Südweſt die Kante des Gemmipaſſes hingeſtreckt, näher uns hob ſich das Oldenhorn, und nun ſagten die Führer uns lächelnd, daß ſie ihr Wort gehalten, und uns zwar nicht zur Jungfrau, aber doch zur Frau gebracht, und daß wir den Blümlisalpgletſcher zu unſern Füßen hätten. Ein langer Bergrücken ſenkte ſich mählig nordweſtlich weit hinab zum Adelboder Thale, wir ſtanden faſt 11000 Fuß hoch über der Meeresfläche; die Luft war kalt und rein, die Fernſicht auf das verſteinerte Meer der Firngipfel unermeßlich erhaben. Die Kander ſtürzte ſich mit vielen Fällen durch das Gaſteren Thal, und aus dem Blümlisalpgletſcher ſammelte ſich hoch über dem nicht langen Oeſchinenthal ein Alpenſee, aus welchem ein Bergbach mit einem Waſſerfall hinab nach Kanderſteg rollte. Seinen raſchen Wellen nach nahmen auch wir den Weg zu Thale, und folgten durch das quellenreiche, im vollſten und üppigſten Segen der Alpenflora prangende Kanderthal den Saumweg, abwärts der zum Gemmipaß emporführt. Aus dem Kanderthal traten wir, die höhere Bergwelt nun ſchon weit hinter uns laſſend, bei Frütigen in das nach dieſem Flecken genannte Thal, das ſich hier in das Kander- und Adelbodenthal veräſtet. Heitre Frucht-Gelände und anmuthige Matten begegnen hier allenthalben den Blick, je mehr man ſich der offneren Gegend des Thuner-Sees nähert, die Breite der Thäler nimmt zu, wir traten in das Ufergefild des Thuner-Sees bereits und blieben, da der Tag ſich merklich zum Ende neigte, die Nacht in dem reizend gelegenen Dorfe Spiez, das auf maleriſch in den Thuner-See ſich hinausſtreckender Landzunge nebſt einem alterthümlichen Schloß erbaut iſt. Letzteres iſt Eigenthum der Familie von Erlach und enthält manche mittelalterliche Sehenswürdigkeit. — Hier trennte ich mich von meinen bisherigen Gefährten. Die ſchönen genußreichen Tage waren vorüber, und ich mußte darauf bedacht ſein, wenn ich meine Kaſſe nicht ganz erſchöpfen wollte, zu erwerben. Aber wo? das war die große Frage. Ich ſchwankte zwiſchen Freyburg und Lucern. Die größere Bedeutſamkeit der letztern Stadt und der Umſtand, daß ſie im Winter eben ſo wie andre Städte der Schweiz, ſtehende Liebhaberconcerte, und eine perpetuelle Muſikgeſellſchaft hat, ließen mich für Luzern entſcheiden.

Die Reiſe dorthin bot mir zugleich Gelegenheit, noch einen großen und vielbeſuchten Theil des herrlichen Gebirgslandes zu ſehen, und ſo ſchickte ich mich ziemlich harm- und ſorgenlos zur muſikaliſchabenteuernden Weiterfahrt an.

Der Weg, den ich einſchlug, ſtand den bisher gemachten Alpenpartien an Reizen, wie an Beſchwerlichkeiten wenig nach, gleichwohl war er der kürzeſte. Meine Effecten ließ ich größtentheil in Thun zurück, bat den Wirth, ſie mir bis auf weitre ſchriftliche Ordre, wenn ich nicht ſelbſt käme, aufzuheben, und trat mit einem Führer, der mein weniges Gepäck und einen Violinkaſten mit meinem beſten Inſtrument, belaſtet war, (die Clarinette trug ich ſelbſt,) die Wanderung an. Dieſe begann von dem romantiſchen und waldigen Brienz aus und führte am Fuße des Brienzer Grats mählig emporleitend über viele kleine Dörfer eine ſehr hohen Region zu, von deren Gipfel ſich prachtvolle Fernſichten hinab auf die Seen, in das Haſlithal nach Meyringen und auf die Gletſcherberge die mein Fuß überſchritten, öffneten. Wie eine bunte Landkarte lagen die Ufer mit den allmählig immer höher anſteigenden Geländen uns zu Füßen

Auf der entgegengeſetzten Seite ſahen wir in die Landſchaft des Entlibuch und nach Söhrenberg hinab, und erblickten den Spiegel des hochgelegenen Lungern-Sees, an den das Dorf Lungern hingebaut iſt. Wir befanden uns auf dem Brünig, unter dem hochragenden Weilerhorn, und hielten Raſt in dem Grenzzollhauſe zwiſchen dem Berner Oberland und Unterwalden.

Lange ſchon hatte der Sarner-See durch die tief in die Thäler ſich ſtreckenden Waldungen, uns entgegengeblinkt; jetzt war auch er erreicht, und das idylliſche Kirchdorf Sachſeln begrüßt, wo eine ſchöne, auf Marmorpfeilern ruhende Kirche die Reſte und Reliquien des berühmten Bruders Klaus von der Flüe aufbewahrt.

Dieſer in alten Schweizer Volksliedern und mündlichen Traditionen fortlebende Bruder Klaus entſtammte dem Geſchlecht der Löwenbrugger und that ſich erſt als tapferer Krieger, dann als wackrer Rathgeber, und endlich als Anachoret hervor. Sein geehrtes Andenken mahnte nun an ſo manche andre Heldenthat, in dieſer Gegend geſchehen und an ſo manchen Helden, und die Landſchaft, welche ſich reizvoll zu dem Vierwaldſtädter-See hinab ausbreitete, ließ mich keinen Augenblick bereuen, dieſen Weg eingeſchlagen zu haben. Zur Linken hob nahe der weitgenannte

Pilatus, zur Rechten in größerer Ferne der noch mehr gefeierte Rigi das Haupt, und ſo eilte ich wieder erhebenden Naturgenüſſen zu, die ich durchzukoſten beſchloß ſo lange als möglich, ſollte ich mich auch, um dieß länger thun zu können, bedeutend einſchränken müſſen.

Achtes Kapitel.

Auf dem Rigi.

Mehr als ich ſelbſt gehofft, ſollte mir vergönnt ſein, die herrliche Schweiz zu beſehen und zu bereiſen, und ohne allzugroße Geldopfer. Das dem Sorgloſen oft mehr als den Berechnenden günſtige Glück führte mir bald wieder einen Gefährten zu, der mit ſplendiden Mitteln verſehen, und dieſe nicht karg verſtreuend, zugleich ein großer Muſikfreund war, und ſich mir auf eine freundliche Weiſe, indem er mich an ſich zog, zugeſellte.

Im Gaſthof zum Adler des heitern Luzern hatte ich einen jungen angenehmen Reiſenden zum Tiſchnachbar, der einem alten Augsburgiſchen Patriciergeſchlecht entſproßt, in einer Bayeriſchen Hauptſtadt domicilirt war, und ſich von Langemantel nannte. Wir wurden bald näher bekannt; er fragte mich, wo ich herkomme und theilte mir mit, daß er ſehr raſch und mit Extrapoſt fahrend über Memmingen an den Bodenſee, und von da über Konſtanz und Zürich nach Luzern gereiſt ſei, ſich höchſt bedeutend gelangweilt, und von den geprieſenen Schönheiten der Schweiz noch ſo viel als keine geſehen habe. Ich nahm bald genug wahr, daß dieſer junge und ſonſt recht wohlgebildete Mann die Kunſt zu reiſen noch nicht verſtehe, und deutete ihm dieß beſcheiden an. Wer mit Nutzen und Vergnügen reiſen will, muß mit den mindeſten Anſprüchen an die Fremde die Kraft verbinden, ſo viele Bequemlichkeiten opfern und entbehren zu können, als möglich. Viele von denen, die zu ihrer Luſt auf Reiſen gehen, verſehen es gewöhnlich darin, daß ſie überall Land und Leute beſſer, ſchöner und anziehender zu finden hoffen, als ſie zu Hauſe gewohnt ſind. Dieſes Finden tritt aber nur in ſeltnen Fällen ein, denn die ſchönſte Gegend hat neben den Vorzügen ihre Mängel, und dient uns dazu, daß wir den Werth der Heimath immer mehr ſchätzen lernen. Das „ländlich, ſittlich“ darf nie aus den Augen geſetzt, und die Parodie dazu „ländlich, ſchändlich“ muß ohne allzugroßes Murren da, wo ſie ſich aufdrängt, in den Kauf genommen werden.

Herr von Langemantel fragte mich nach meinem Reiſeplan, und ob ich frei über meine Zeit disponiren könne, und da ich ihm darüber genügenden Aufſchluß gab, ſo ſtellte er mir offen den Antrag, ihm Gefährte zu bleiben gegen freie Station ſo lange jene Geſellſchaft mir gefiele. Ich ſolle keine andre Verpflichtung haben, als anziehende Touren und Excurſe in Vorſchlag zu bringen, dieſe mit zu machen, und den Verkehr mit Gaſtwirthen, Poſtmeiſtern, Schiffern und alle den kleinen Tyrannen und Quälgeiſtern der Reiſenden auf mich zu nehmen. Letzteres verſprach ich unter der Bedingung zu thun, daß der künftige Reiſegefährte ſich dann niemals mit Streit und Widerſpruch einmiſche, denn ich merkte aus ſeiner ganzen Erzählung, daß er zur Klaſſe jener niemals zufrieden zu ſtellenden Reiſenden gehöre, die ſich mit jedem Wirth, jedem Poſtillon und jedem Kutſcher zanken, ſich ärgern, den Reiſegenuß ſich verbittern und dabei doppelt ſo viel Geld ausgeben müſſen, als ein Anderer, der die Menſchen kennt, und ſie überall zu behandeln verſteht, wie es ſich gebührt, nehmlich **gut**.

Es hat mir auf meinen vielfachen Wegen zu Fuße wie zu Wagen ſtets eine nicht geringe Genugthuung verſchafft, wenn ein einfacher Führer, oder ein Kutſcher mir treuherzig ſagte: „Mit Ihnen möchte ich durch die ganze Welt reiſen!“ Der gemeine Mann fühlt mit gar richtigem Tact heraus, wes Geiſtes Kind ein Fremder iſt, der ſeiner Leitung ſich anvertraut.

Von Führern iſt vieles zu lernen, was kein Reiſecompendium enthält, und Führer ſind gern mittheilend, wenn man durch Freundlichkeit ſie gewinnt. Sitten und Sagen des Landes ſind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung kürzt angenehm manchen Weg durch öde oder doch reizarme Strecken.

Ich proponirte nun von Luzern aus eine Fahrt auf dem Vierwaldſtädter-See, eine Tour auf den Rigi und eine auf den Pilatus. War ich auch an alle dieſen Punkten noch nicht geweſen, und daher nicht zu einem Führer befähigt, ſo hatten doch die wenigen im Berner Oberland verlebten Reiſetage mir von Landesbrauch und Sitte ein deutliches Bild gegeben, und mir gelehrt, was unerläßlich zu beachten ſei bei Schweizreiſen, ſo daß ich mit Nutzen dem meiner Leitung ſich Vertrauenden zu dienen hoffen durfte.

Noch immer war der Schweiz, die auf Frankreichs Stern vertraute, und im übrigen in ihrer republikaniſchen Selbſtſucht ſich wenig darum kümmerte, ob andre Nationen und Völker dem Druck maaßloſer Despotie unterlagen oder mit energiſcher Anſtrengung die fremden Ketten abſchüttelten — das im Norden immer lauter heranziehende Kriegsgewitter fern, zudem machte der Waffenſtillſtand nach der Schlacht bei Bautzen den Kanonendonner eine Zeitlang verſtummen.

Da die Witterung ſich äußerſt günſtig zeigte, ſo ſäumten wir nicht, unſre Ausflüge zu beginnen. Ich konnte um ſo eher mein Begleiteramt antreten, als ich in Luzern durchaus keine muſikaliſchen Geſchäfte machte. Es hätte mir darob und für die Zukunft bange werden können, allein ich tröſtete mich mit dem Looſe ſo vieler tauſend fahrender Künſtler, Muſiker und Schauſpieler, die ſich im Sommer oft auf halbe und noch öfter auf gar keine Gage geſetzt ſehen, und hoffend dem Winter entgegen blicken, wo ihr Waizen blüht und reift.

Ich hielt für wohlgethan, mit der Beſteigung des Rigi den Anfang unſrer Excurſe zu machen. Sie hilft orientiren, lenkt den Blick auf die Einzelſchönheiten der Gegend, auf ihre hiſtoriſch-klaſſiſchen Stellen, und läßt ein unauslöſchliches ſchönes Bild in der Erinnerung Aller zurück, deren Verhältniſſe ſie dieſem anziehenden Hochpunkt jemals zuführten.

Wir fuhren längs der angenehmen Ufer des Luzerner-Sees nach Küßnacht, immer den majeſtätiſchen Berg mit ſeinem hochragenden Kulm im Geſichte, der von dieſer Seite geſehen, ſchroff abſchüſſig ſeinen Fuß in den Vierwaldſtädter- und Zuger-See ſetzt, und mit ſeinem Hochrücken jene lieblichen Matten dem Auge verbirgt, die ihn ſo ſehr auszeichnen. Sodann ging die Fahrt, von Küßnacht ohnweit der Trümmerſtätte von Geßlers Burg vorbei nach der zwiſchen dieſem anſehnlichen Dorfe und Immenſee gelegenen Tells Kapelle und der hohlen Gaſſe; grüßten dann die theils lachenden, theils ſchaurigen Ufer des Zuger Sees und ſeinen wimpelbelebten Spiegel und fahren nun, die ſteile Senkung des Rigi immer zur Rechten, nach dem hiſtoriſch intereſſanten Dorfe Art. Ganz anders ſtellte ſich von dieſer Seite geſehen, der Rigi dar, der hier einen freundlichen Gegenſatz zu ſeinem Nachbar, dem Ruſſi oder Roßberg bildet, den im Jahr 1806 eines der furchtbarſten Naturereigniſſe zum Schrecken der ganzen Gegend machte. Ein Theil ſeines Gipfels brach, und das blühende Land an ſeinem Fuße wurde zur felsreichen Wüſte. Die Orte Goldau, Lauerz, Röthen und Buſinnen überſchüttete ein Steinregen; Kirchen, Häuſer und Ställe verſchwanden dem Blick, über dreihundert Gebäulichkeiten, über vierhundert Menſchen und eine Menge Hausthiere fanden den Untergang. Auch eine Anzahl Reiſender, die den Rigi beſteigen wollten, theilten das Unglücksloos. Einzelne Waſſerſtellen, die Weiher genannt, ruhen zwiſchen den Steintrümmern als Ueberbleibſel des Theiles vom Lauerzer-See, welcher mit verſchüttet wurde und zwiſchen jenen Trümmern grünte freudig die Alpenflora empor. Wir folgten nun dem kleinen Bergbach, der Rigi-Aa, der in den Zuger See fällt, eine ziemliche Strecke, ſchritten bald über Matten, bald durch ältere Steinwüſten, von Farrenkräutern üppig überwachſen, kamen an das Dächli, ein einzelnſtehendes Haus, und gelangten nach mehrſtündiger Wanderung an das Hoſpizium und die Kapelle Maria zum Schnee, wo wir nebſt einigen andern Reiſenden die Nacht zuzubringen beſchloſſen, und uns Quartier beſtellten, denn damals ſtanden auf der Rigi-Staffel ebenſowenig, wie auf dem Kulm, Gaſthäuſer, und die Reiſenden ſtrömten auch nicht ſo in Schaaren zu, wie heutiges Tages.

Der aufwärts führende Pfad brachte uns nun zur Rigi-Staffel, einem entzückenden Ausſichtpunkt mit einigen Sennhütten. Auf dieſem Wege zog unſre Aufmerkſamkeit die in den Fels gehauene Denkſchrift auf ſich, welche der Kriegsrath Reichhardt aus Gotha ſeinem verewigten Fürſten, Herzog Ernſt II. zu Sachſen, hier einhauen ließ. Die Geſinnung, welche die Denkſchrift athmet, ehrt eben ſo ſehr ihren Urheber, als den, deſſen Andenken ſie auf die Nachwelt zu bringen, beitragen ſoll. Sie lautet:

> Dem frommen Andenken weiland
> Ernſt II. zu Sachſen Gotha,
> Hehr durch Ahnen und Kenntniſſe,
> Größer durch Edelſinn und Biederkeit
>
> widmet dieſes im Angeſicht der Alpen und des freyen Volkes, das er liebte und hoch ehrte, 1804. R.

Wunderbar erfaßt den Rigiwanderer, wenn er die Staffel betritt, die Unermeßlichkeit der Ausſicht.

Doch da die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſo ſäumten wir nicht, dem Kulm zuzueilen, und von ihm aus uns des vollen herrlichen Anblicks zu erfreuen, den dieſer Hochgipfel gewährt. Wir warfen unſre Steine in das Keſſisbodenloch am Wege, die in eine tiefe Kluft fallen, und weit unten wieder herausrollen, und erreichten nach halbſtündigem Emporſteigen den Kulmgipfel und ſein hochragendes Kreuz.

Während die Weſtgegend vom Golde der ſinkenden Sonne magiſch überflammt war, richteten wir die Blicke zunächſt nach der Gegend, aus der wir kamen, und konnten den ganzen Weg von Luzern nach Küßnacht und Immenſee überblicken. Der Hochrücken des Berges erſchien wie eine rieſige Inſel, ſo umgaben ſeinen Fuß faſt nach allen Seiten die zum Theil ſehr umfangreichen Seen, und gerade dieſer Hinabblick auf die magiſchen blauen und grünen Spiegel macht die Rigi-Ausſicht ſo einzig und giebt ihr vor ſo vielen andern Hochpunkten der Schweiz den allgeprieſenen Vorzug. Wir ſahen in das käſeberühmte Emmenthal, und Emmen und Reus erſchienen wie zerſtückte Bänder, und, namentlich die Reus, weit mit den Blicken verfolgbar. In noch weiterer Ferne blinkten die Sempacher, Baldegger und Hallwyler Seen, und unter dem wellenförmigen Abſchnitt der fernen Haſenmatt und des Weiſſenſtein blitzte noch, wie eine verlorne Perle, ein Stückchen vom Egolzweiler- und Mauenſee. Auch eine Wartburg wurde mir von dem Führer angedeutet, und ein Oertchen Eſchenbach lag in dem friedlichen Gefilde, in dem man ſich die Heimath des berühmten Minneſängers denken könnte, wäre dieſer nicht ein edler Franke geweſen. Die ferne Gegend von Baſel und Aarau überfliegend, haftet der Blick auf der nebelblauen, den Horizont abgrenzenden Bergkette des Schwarzwald, und kehrt wieder in die nähere, und doch noch ferne Umgebung zurück, um ein Stückchen des Türler-Sees, Zürich, Zug, den aus dem Zuger-See aufragenden Walchweiler Berg, und über dieſen etwas vom Züricher-See, ein Theil vom Pfäſſikon- und Greifſen-See zu entdecken. Die furchtbare, einem erſtarrten Lavaſtrom gleichende Steintrümmerſtraße vom Gipfel des Roßberg zeigt ſich jetzt in ihrer ganzen ſchaudererregenden Ausdehnung, und über dem eingeſtürzten Gipfel beginnt nun in öſtlicher Richtung die maleriſche prachtvolle Alpenkette mit dem hohen Säntis und alle den zahlloſen Spitzen, Zacken und Hörnern, die im ewigen Schnee leuchten und glühen, während ihre bewaldeten Vorberge, deren Gipfel faſt alle mit aufgepflanzten Kreuzen geſchmückt ſind, dunkel vor ſie hintreten, wie ſchwarze Mönche vor kerzenprangende Hochaltäre.

Freundlich liegt Schwitz über dem Lowerzer-See, in deſſen Spiegel die romantiſche Inſel Schwanau mit einer im großen Freiheitkampfe der Schweizer zerſtörten Trümmerburg ſchwimmt. — Bald zur Nähe, bald zur Ferne muß das ausſichttrunkne Auge ſchweifen, überall miſcht ſich das Liebliche mit dem Erhabenen, und des Glückes Gunſt kleidete alles Land in das Zauberlicht eines wonnevollen Sommerabends.

In ziemlicher Nähe imponirt die ſenkrechte Felswand der Rothen-Fluh mit einem herrlichen Waſſerfall, dann decken Schnee-Aelpli, Doſſen und Schild, lauter anſehnliche, zum Rigigebirge gehörende Stöcke, einen Theil der Ausſicht in die Nähe und auf den Vierwaldſtädter-See, aber hoch erhaben über ihre bewaldeten Häupter ragen die ſtarren Wogen des Gebirgsmeeres zur fernſten Ferne, wunderſam in Schatten und Lichtern wechſelnd, und das Licht der im Weſten groß und feuerroth ſinkenden Sonne wiederſtrahlend, das in den langen Sommertagen beinahe noch auf ihren Purpurkronen flammt, wenn ein Dämmerſtreif im Oſten ſchon wieder die Rückkehr der Tageskönigin verkündet. Der Gotthard-Paß und der Grimſel-Paß werden von den Führern bezeichnet, und in der Richtung über Stanz, Sarnen und den Sarner-See ſah ich nun auch, wo ich meinen Weg genommen, ſah die Brünig, und hoch über ihr jene

Alpen, in deren Nähe mein Fuß gewandelt, ihre Pyramidengipfel in den Aether ſtrecken, über den die Aurora der Nacht ihre Schattenſchwingen zu breiten begann. Man konnte den Grindelwaldgletſcher mit Hülfe eines Fernrohrs recht gut erkennen. Die lange Reihe der Hochalpenberge unterbrach und beſchloß der düſtre, unwirthliche Pilatus mit ſeinen ſcharfen und ſpitzen Hörnern, der an Höhe den Rigi übertrifft, und es kehrte der Blick, in das flammende Abendgold ſich tauchend, und der Sonne, die ſo hehr dieſe Bergwelt angeſtrahlt hatte, Dankesgrüße nachrufend, nun wieder zur Nähe zurück, und weidete ſich noch an den Zauberfarben, die der den Berg umgürtende See emporwarf.

Mein Gefährte zeigte für die Reize der Natur ein empfängliches Gemüth, das dieſer Empfänglichkeit nur noch nicht zugeleitet ſchien. Ein Unglück für manche im Ueberfluß Geborene, die ihr Geldreichthum ſo gefangen nimmt, daß ſie die überquellende Fülle der Natur und ihre Reize gering achten. Ich erzählte ihm, als wir wieder hinab nach dem Hoſpizium gingen, kühl vom Nachtwind umhaucht, doch noch im milden Abendlichte wandelnd, während nächtliches Dunkel die Länder unter uns einſchleierte, von allem Schönen, was ich auf meinen vielen Reiſen geſehen, und daß auch in mir erſt in ſpätern Jahren jener

Sinn erwacht und lebendig geworden ſei, der ſich durch Naturgenuß für manches Erdenweh, für manche Entbehrung zu entſchädigen weiß.

Wir traten am andern Morgen den Rückweg über das kalte Bad, und das maleriſche Felſenthor nach Wäggis an, nachdem wir von der Staffel, zu der wir noch einmal emporgeſtiegen waren, die Reize der Rigi-Umſicht auch in der Morgenbeleuchtung betrachtet, und überfuhren nun den See, direkt nach Luzern zurückkehrend. Ein Spatziergang nach den alterthümlichen Holzbrücken dieſer Stadt, die eine eidgenöſſiſche Bilderchronik darbieten und auf eine nahe, ausſichtreiche Anhöhe, zu allen Winden genannt, ließ uns dieſen Tag heiter beſchließen. Am Folgenden traten wir eine neue Tour zu See und zu Lande an, fuhren unter dem rauhen Pilatus, deſſen Beſteigung von uns aufgegeben wurde, nach Winkel, betrachteten das maleriſche Stanzerhorn, und erfreuten uns des zur Linken ſtolzruhenden Rigi, der ſeinen Schatten in den See warf. Von Winkel fuhren wir wieder über den See, legten in Stanzſtadt an, und ſahen dort das Denkmal Arnolds von Winkelried. Das Dörfchen Winkelried, das dieſen Schweizerhelden gebar, liegt nur eine halbe Stunde von Stänz. Bald waren wir in dem leider nur durch ſein Unglück bekannt gewordenen Flecken Buochs, wo wir abermals einen Kahn gewinnen mußten, um Tells Platte und des Grütli zu ſehen. Die Fahrt auf dem Waldſtädter-See iſt, bei gutem Wetter, hochlohnend; Waſſerfälle, die den See zueilen, Kapellen, die ſeine Ufer ſchmücken, und an der ſüdlichen und öſtlichen Seite impoſante Felſen, bieten genugſame Abwechſelung pittoreſker Bilder dar. Leider ſtört den Genuß überall, wo man das Land betritt, die weit verrufene Bettelei, welche die traurige Ueberzeugung gewährt, daß die oft geprieſenen republikaniſchen Regierungsformen ebenſo wenig vermögen, dem Pauperismus zu ſteuern, als die monarchiſchen, und daß ein ſehr großer Theil des Volkes nichts vom Glück weiß. Sie ſind ſchön und heilig dieſe Erinnerungen der errungenen Freiheit, an dieſe Tellsplatten und Tellskapellen, und an Tells Thaten, welche die Forſchung — zur Mythe ſtempelt, obſchon ſie im Bewußtſein des ganzen Schweizer-Volkes, und in alten Liedern leben, und ſo lange fortleben werden, wie die Alpen ſtehen; denn das Volk hat ein beſſeres Gedächtniß, wie ſeine Herren, die nur zu gern die mit dem Blut deſſelben erkaufte Freiheit ſammt allem, was mit dieſer Errungenſchaft verbunden war, in eine mythiſche Ferne rückten, und auf eine haltloſe Sage reducirten, auf ein Volks-Mährchen.

Wir wendeten, fuhren am Geſtade von Brunnen und Gerſau vorbei und nach Luzern zurück, von wo wir dann die Reiſe nach Bern antraten. Der Weg den wir wählten, führte uns durch das 9 bis 10 Stunden lange und ſehr breite fruchtbare Emmenthal, das wir jedoch an der nördlichen Abdachung des Entlibuch verließen, und über Wilisau und Burgdorf unſerm Ziele zueilten.

So war ich wieder in Bern, wie hergeſchneit, und war meinem Grundſatz, nur die muſikaliſche Laufbahn zu verfolgen, treulos geworden, doch entſchuldigte ich mich ſelbſt vor mir ſelbſt mit der ungünſtigen Zeit, und beſchloß, den Becher der Freude zu leeren, den die Gegenwart bot, da ein prophetiſches Ahnen mir ſagte, daß mir auch Leidenskelche nicht geſchenkt ſein würden.

Bei dieſer Wiederkehr ließ ich mich mit meinen Reiſegefährten nun allem Sehenswerthen zuführen, was Bern den Fremden bietet, und da fiel uns vor allem die Menge der Bäder auf, von denen faſt in jedem Wein- und Kaffeehauſe außer der Stadt eins anzutreffen, und wo man im Bezug auf die Bedienung eine Toleranz übt, die anderswo Unmoral heißen würde.

Eine Menge geſchloſſene Geſellſchaften, Leiſten genannt, aber auch Caſino's öffneten ſich den Fremcen mit großer Liberalität, während ſie ſelbſt das Vorherrſchen eines illiberalen Abſonderungs- und Kaſtengeiſtes dokumentirten.

An einem Sonntag machten wir einen Ausflug von Bern nach dem ohnweit Thun am Fuße des Stockhorn gelegenen Bädern Blumenſtein, und Gurnigel; wir fanden eine belebte Geſellſchaft und ich hatte die Freude, den Geſandſchaftsattaché, Herrn von Wolf dort zu finden, der mit ſeinem Violinkauf noch höchſt zufrieden, ja im Beſitz des von mir erhandelten Inſtrumentes glücklich war. Die beiden Kurorte wimmelten von den in der ganzen Gegend ob ihrer Schönheit und der Kleidſamkeit ihrer Nationaltracht geprieſenen Mädchen der Landſchaft und des Dorfes Goggisberg, welche mit ihren ländlichen Reizen anmuthig kokettirten. Lange Haarflechten, lange Taillen, kurze Röckchen, die nicht bis über die Knice reichten und ein bunter Anzug ließen dieſe Mädchen, die ſich mit ihren Burſchen im muntern Tanze drehten, allerliebſt erſcheinen. Es hielt auch dem Fremden nicht ſchwer, Bekanntſchaft mit dieſen holden Naturkindern anzuknüpfen, und um das Recht des bekannten Fenſterngehens zu erwerben, bedurfte es nur der Verſtändigung mit den Burſchen des Ortes, wo das Mädchen wohnte, durch eine Spende von Wein, Brod und Käſe, wobei aber, bei Geldſtrafe, genau die Sitte und das Herkommen dieſer Gewohnheit reſpectirt werden mußte.

Ein Volksfeſt lockte uns, ſo wie Herrn von Wolf und ſeinen Chef, mit vielen andern Fremden nach Thun. Man erneute das Andenken Wilhelm Tells durch ein Schützenfeſt. Ein ſtattlicher Mann ſchritt als Tell, den Knaben an der Hand, von mehr als zweihundert Schützen geleitet, zu dem für die Schießübungen beſtimmten Platz. Der Apfel wurde einer Puppe von Stroh richtig mit dem Pfeile abgeſchoſſen, und der weite Raum hallte von Jubel. Man ſchoß mit furchtbar ſchweren Standrohren nach dem Scheiben, während eine Anzahl Knaben ſich mit Pfeil- und Bolzenſchießen beluſtigte. Abends wurde Tell wieder mit Muſik und Jubel nach Hauſe geleitet, und in allen Wirthshäuſern, deren der kleine Ort fünf zählte, wurde getanzt. Ich hatte mit einer jungen Schweizerin aus Munſingen, in Blumenſtein Bekanntſchaft gemacht, die ich zu meiner Freude hier im Geleit ihrer Aeltern wieder traf, ein herziges Geſchöpf, unſchuldvoll und ſchön, die ſich mit kindlicher Hingebung an mich anſchloß. Wir tanzten im Freihof, der von Fremden wimmelte, und meine Tänzerin, Aenneli, zog die Aufmerkſamkeit eines Fremden auf ſich, der ſich in ihre Nähe drängte, und als ich kaum den Rücken wandte, um einen Bekannten zu ſprechen, mit neugierigen Fragen und lockenden Anträgen ihr nahte. Sie ſolle ihm nach Deutſchland folgen, ſolle haben, was ſie nur verlange, ſolle ſogleich zwanzig Louisd'or Taſchengeld erhalten, und was der plumpen Verheiſſungen mehr waren. Das Mädchen antwortete ihm gebührend abfertigend, und flüchtete ſich in meinen Schutz. Bald darauf ſah ich den Fremden im Geſpräch mit dem Geſandten, und erfuhr von Herr von Wolf, daß jener Herr ein deutſcher Prinz ſei. Ich freute mich, dem edlen deutſchen Prinzen, der im Jahre 1813 nichts beſſeres zu thun wußte, als eine Luſtreiſe in die Schweiz zu machen, die gehoffte Beute zu entreiſſen, und brachte Aenneli ungekränkt ihren Aeltern wieder.

Auch auf das Stockhorn führte ich meinen Gefährten, doch trafen wir nicht das beſte Wetter, dafür eine heftige Kälte, ſo daß der verwöhnte Jüngling auf alles Beſteigen ſehr hoher Berge, und auf die Nähe aller Gletſcher verzichtete.

Wir durchreiſten Unterwalden, gingen durch den Kanton Uri, verfolgten das Schächen-Thal mit ſeinen ſchönen und zahlreichen Waſſerfällen, bis zu den Clariden, und ſtiegen über den Klauspaß in den Kanton Glarus hinab. Dem Wellenrollen des muntern Fätſchbaches folgend, und ſeinen Fall bewundernd, gelangten wir durch das Thal Urner-Boden zum Dorfe Linththal, und in das Thal gleiches Namens, das uns nach Glarus brachte. Hier ſcheint die Welt, wenn nicht mit Bretern verſchlagen, doch mit Bergen zugeſtellt; rings erhabene Naturpracht, rings Waſſerfälle und Sturzbäche, rings Alpenwirthſchaft. Hier iſt die Bereitung des bekannten Schabziegers heimiſch, des ſo beliebten grünen Kräuterkäſes, zu dem jedoch kein andres Kraut kommt, als der würzige Steinklee, Trifolium Melilothus. Außerdem blüht aber die herrlichſte Alpenflora auf allen Höhen, und dem Kranken fächelt ihr Duft Geneſung. Das Städtchen Glarus (denn einen Flecken hört der Hauptort des Kantons ſich ungern nennen) hat, die Alpenwirthſchaft abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit mancher betriebſamen Thüringerwaldſtadt. Es iſt viel Manufactur- und Fabrikleben darin, und daraus entſpringender Wohlſtand. Viele Häuſer ſind mit Schiefer bedeckt und bekleidet, den die trefflichen Brüche des Plattenberges im nahen Sernſt-Thale liefern. Ich fand für Muſik außerordentlich viel Sinn, und faſt in jedem Hauſe der wohlhabenderen Einwohner einen Wiener Flügel. Ein kleines Concert wurde arrangirt, das nicht nur zu meiner, ſondern auch zur Zufriedenheit der Zuhörer und Zuhörerinnen ausfiel. Meinen Gefährten machte es Vergnügen, auch etwas vorzutragen, und wir verbrachten einen frohen Abend.

Es wurde mir der Wunſch angedeutet, ich möchte bleiben, und Guitarre- und Clavier-Unterricht geben; ich ſollte ſogleich Scholaren bekommen, denn, ſagte man: wir haben hier zwar einen Muſiklehrer, aber er hat ſich dem Trunk ergeben und iſt ein Schwindſuchtcandidat. Ich hatte nicht übel Luſt, in dem ſtillen, von der Welt abgeſchiedenen Alpenthale zu bleiben. Vielleicht winkte abermals. wie in Bagneres, eine Verbindung, die ich nicht wieder thörigt aufzugeben beſchloß, allein ich merkte Herrn von Langemantel an, daß er nicht Luſt hatte, mich von ſich zu laſſen, und war ihm perſönlich zu gut, als daß ich ihn hätte durch Trennung betrüben mögen. Ich ſagte meinen freundlichen Bekannten Lebewohl, verhieß wiederzukommen, und folgte Herrn von Langemantel nach St. Gallen. Wir beſuchten Mollis und Näefels und des letztern Ortes denkwürdiges Schlachtfeld mit ſeinen Gedächtnißſteinen; beſahen und beſuhren den hochromantiſchen Wallenſtädter-See und nahmen die ſehenswerthen Waſſerfälle des Serenbaches und Baierbaches in Augenſchein. Der letztere ſtürzt ſich aus einer ſchattigen Felskluſt brauſend in den erſten, welcher, alle ſeine Abſtufungen eingerechnet, aus einer Höhe von faſt 1600 Fuß ſeine Schaumwellen zu Thale rollt. Ueber Uznach, Lichtenſteg und das im Jahr vorher durch einen Brand ſtark beſchädigte Heriſau gelangten wir nach dem in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie in lebhafter Induſtrie blühenden St. Gallen. Dort war Herr von Langemantel an den Beſitzer einer Mouſſelinfabrik empfohlen, Herrn Gabriel Schübler. Wir wurden bald in deſſen Haus zum Mittagstiſch eingeladen, und ſahen uns fürſtlich bewirthet. Der Fabrikant war noch nicht lange verheirathet, hatte eine ſchöne und liebenswürdige Frau, und zugleich deren Schweſter bei ſich, die noch ſchöner war. Beide waren muſikaliſch, die Frau ſpielte vortrefflich Clavier, die Schweſter ſang, und ſo kam es, daß wir uns nach Tiſche zu muſikaliſcher Unterhaltung vereinigten, und die holde Kunſt der Töne die Gemüther ſchnell befreundete. Das iſt nicht der geringſte Zauber den die Muſik übt, daß ſie ſchneller als die Sprache die Herzen annähert, daß ſie durch Harmonie Harmonie erzeugt. Später zeigte uns Herr Schübler ſeine engliſchen Maſchienen in der Fabrik und führte uns zur großen Mouſſelinbleiche, dann lud er uns wieder zu Thee und Abendeſſen ein. Es wurde wieder muſicirt, und die Stunden vergingen ſo raſch, wie froh. Da das Geſpräch auch auf alte Inſtrumente kam, ſo holte Herr Schübler eine Violine, welche jedoch unbezogen war, und gab ſie mir mit den Worten, ich möge ſagen, ob dieſes alte Ding noch das Beziehen werth ſei? Ich ſah ſchon an der Bauart, daß es eine Italienerin war, und freudig ſchlug mein Herz, als ich innen einen vergilbten, mit Spinnweben überzogenen Pergamentſtreifen entdeckte, auf welchem, nach einigem Reinigen mit einer Feder die gedruckten Worte deutlich zum Vorſchein kamen:

Antonius Stradiuarius, Cremonensis
Faciebat Anno 1670.

Ich mußte glauben, daß dieſe Violine dem ältern Stradivario angehöre, da die Jahrzahlen des Antonio bis 1724 gehen; um ſo ſchätzbarer war das ſeltene Inſtrument, deſſen Beſitz mir äußerſt wünſchenswerth erſchien. Der Beſitzer ſagte mir jedoch, daß dieſe Violine von ſeinem Großvater ſtamme, und er ſie nicht veräußern möge. Ich ließ meinen Wunſch fürder unberührt, und ging dafür um ſo williger auf den der ſchönen Schwägerin des Herrn Schübler ein, ihr Stunden zu geben und ihr die Guitarreſtückchen zu lehren, die ſie mit äußerſtem Wohlgefallen von mir gehört.

Der gefällige Wirth brachte noch ein Inſtrument herbei, es war eine Art Stockflöte, dem Czakan der Böhmen ähnlich, doch eigentlich noch mehr Stock-Clarinette, und von ganz eigenthümlicher und ungewöhnlicher Bauart, die aber einen herrlichen Ton hatte. Sie ſchien mir neu, und ich fragte nach ihrem Verfertiger. Dieſer, ward mir geſagt, ſei ein Alpenhirt, Namens Ulrich, und wohne in Alt St. Johann, einem Dorfe im Thale der Thur, hinter den ſieben Kuhfirſten und dem Säntis, ſei aber des Sommers über in ſeiner Sennhütte auf den Alpen.

Das Inſtrument war ſo ſchön, und verſprach ſo viel Annehmlichkeit auf Reiſen, da man ſich deſſelben wie eines Spatzierſtocks bedienen konnte, daß ich mir lebhaft den Beſitz eines ſolchen wünſchte. Da mein Reiſegefährte in Folge der kriegeriſchen Bewegungen in Deutſchland Briefe empfing, die ihn in ſeine Heimath riefen, da ich mit meiner Kunſt jetzt nirgend Glück zu machen hoffen durfte, indem der Klang der Waffen die Länder durchrauſchte, und da ſich mir in St. Gallen, wie in Glarus die Gelegenheit darbot, durch Stundengeben meinen Unterhalt zu finden, ſo hielt ich für wohlgethan, in den einſamen Thälern der Schweiz, die ſich in dem großen Kampfe, der gegen Frankreich entbrannte, neutral zu halten beſchloſſen hatte, mich noch eine Zeitlang zu verweilen. Zunächſt dachte ich, den kunſtfertigen Inſtrumentenmacher des Gebirges aufzuſuchen, und dann vielleicht auf irgend einem freundlichen Wege in den Beſitz der mißachteten und vernachläſſigten Stradivario-Violine zu gelangen.

Neuntes Kapitel.

Gemſenjäger.

Nach einigen froh verlebten Tagen reiſte Herr von Langemantel nach Bayern zurück, und ich ſchied von der mir ſchnell befreundet gewordenen Familie des Herrn Schübler mit warmem Dank und dem Verſprechen, wiederzukommen ſo bald ich wolle und könne. Ungern, wie ich mir ſchmeichelte, ſah die ſchöne Elſi mich gehen, und flüſterte mir beim Abſchied zu, daß ſie ihre Schweſter ſchon bereden wolle, ihr bei dem Gatten bitten zu helfen, mir das alte Inſtrument abzutreten, auf dem ja doch Niemand ſpiele. Ich ließ meine Effecten, die ich von Thun nach St. Gallen hatte ſchaffen laſſen, dort in Verwahrung, und trat wohlgemuth meine Bergwanderung an. Bei Lichtenſteg öffnete ſich das Thurthal, und ich ließ des Alpenwaſſers laut murmelnde Wellen mir als Wegweiſer dienen. Das Thal umzieht in weiten Bogen die Bergſtöcke des gletſcherreichen Säntis, und an deſſen ſchroffſten Abhang nach Süden fand ich faſt am Ende einer Reihe kleiner hochliegender Dörfchen auch das geſuchte Alt St. Johann, wo ich dem Senner Ulrich nachfragte. Die kleine Bevölkerung ſammelte ſich neugierig um mich; ein Fremder war in dieſem Thale eine Seltenheit, denn die Reiſenden, welche den Säntis beſteigen, nehmen ihre Wege über Appenzell und Weisbad zu den verſchiednen Hochgipfeln.

Es begann ein höchſtanſtrengendes und furchtbares Klettern, wie es mir bei meinen vielen Alpengängen noch nicht vorgekommen war; ſo daß auf drei Schritte vorwärts faſt immer zwei rückwärts gingen. Schon ermüdete ich, und begann die ganze abenteuerliche Idee, einen Clarinettenmacher in der Nähe der Gletſcher aufzuſuchen, zu verwünſchen, als mein muntrer Führer mir in weiter Ferne eine Sennhütte zeigte, die unter dem Kopf des hohen Mesmers einſam auf der Alpe lag; dort ſollte ich meinen Mann finden und fand ihn, nachdem ich noch zu guter Letzt, als ich dem Hauſe recht nahe, zwanzig bis dreißig Schritte zurückgerutſcht war. Ich traf den Alpenhirten mitten unter ſeinem Vieh, einen freundlichen, ſchon bejahrten Mann, der geſchmeichelt lächelte, als ich ihm ſagte, daß ich um ſeiner Bekanntſchaft Willen die beſchwerliche Reiſe zu ihm herauf gemacht. Er verließ ſeine kleine Heerde von 16 Stück Kühen, führte mich in die einfache Hütte ein, wo er bereits wieder eine Stock-Clarinette in der Arbeit hatte, und lud mich ein, ſo lange bei ihm zu bleiben, bis das Inſtrument fertig ſei. Ulrich war nicht allein, zwei jüngere Brüder und ſeine Mutter, welche hundertundzwei Jahre alt war, und dabei rüſtiger auf ihren heimathlichen Bergen, als ich, theilten ſich in die Geſchäfte der Alpenwirthſchaft, welche in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen, mir jetzt Gelegenheit geboten war. Das Vieh fand ich nur mittelgroß, bei weitem nicht ſo ſchön wie das in der Umgegend des Rigi oder des Stockhorn und zumal im Simmen-Thale. Es graſte frei auf den Matten umher, fand ſich, von der ſtattlichen Heerkuh geleitet, zur beſtimmten Zeit zum Melken ein, und ſuchte Nachts den Stall, der wärmer war, als die kleine Kammer des Sennen und ſeiner Angehörigen. Ich wurde gaſtlich mit der einzigen Koſt bewirthet, die den armen Aelplern zu Gebote ſtand, Milch, Käſe und Gerſtenbrot; erſtere lauter Rahm, von vortrefflichem Geſchmack und ausnehmender Fettigkeit. Der Käſe war ſchmackhaft und es ſtand mir frei, das Brot mit Butter zu verſpeiſen; als durſtſtillendes Getränk ward Buttermilch empfohlen und freundlich dargereicht.

Abends buk die gute Alte einen feſten Kuchen von Rahm und Gerſtenmehl, und am andern Morgen wurde die Milch warm getrunken und Käſeſchnitten eingeſtippt, wie Zwieback.

Während den Brüdern die Obhut der Heerde überlaſſen blieb, wanderte Ulrich mit mir auf den Alpen umher und führte mich zum höchſten Gipfel des Säntis hinan; er zeigte mir die Menglisalp mit ihrem Sennhüttendörfchen, die tiefer liegende Schwendi, das enge Seealpthal mit dem kleinen Doppelſee; die tiefer als der Hochgipfel gelegene, aber unerſteigbare Gyrenſpitz, die Wagenlucke mit ihren ſchrecklichen Schluchten voll Schnee und Gletſchereis, und die unermeßliche Fernſicht, die nur deshalb weniger reizend ſich darſtellte, weil ſie aus einer Höhe von mehr als achthalbtauſend Fuß überſchaut wurde. Der ganze Spiegel des Bodenſees zeigte ſich unter einem Nebelſchleier.

Wie ſtill war es auf dieſen öden Höhen! Die Einſamkeit und das Schweigen der Wüſte walteten hier, wenn nicht etwa das, einem Kanonenſchuß gleiche Krachen niedergehender Lauinen langnachrollend die Stille unterbrach. Es gewährte ein eigenthümliches Gefühl, ſo fern getreten zu ſein von alle dem regen und haſtigen Treiben der Menſchenwelt, allen Kämpfen, Siegen und Niederlagen, allem was die Gemüther mit Bangen oder Freude erfüllte, allem Ringen und Streben, dem verfehlten ſowohl, wie dem belohnten. Wenn die Fortdauer der aus dieſem Leben abgeſchiedenen Geiſter ſo beſchaffen iſt, daß noch menſchliche Denkkraft im Bewußtſein einer körperloſen Pſyche ſtattfinden kann, ſo muß ein ſolcher Geiſt auf ähnliche Weiſe empfinden, indem er ſich an die ewig wahre Natur, als die Vermittlerin des irdiſchen Weſens mit Gott, einzig gewieſen ſieht. Hier war Weltfriede, göttliche Ruhe, das erhabenſte und zugleich befriedigendſte Stillleben — für einen Weiſen, einen Anachoreten, nicht für mich, der ich mit voller Seele an den Freuden der Welt hing und nach ihren Zerſtreuungen mich ſehnte. Daher hielt ich es nicht lange aus bei dem Sennhirten von Alt St. Johann, obſchon die guten einfachen Bewohner des Gebirges ihr Möglichſtes und Beſtes thaten, mich zu bewirthen und zu unterhalten. Da am nächſten Tage Sonntag war, ſo ſollte mir eine ganz beſondere Güte angethan werden, und es erſchien neben den einfachen Milchſpeiſen geräuchertes, auf heimlicher Bürſch geſchoſſenes Gemſenfleiſch. Allein ich machte vergebliche Verſuche, daſſelbe zu zerlegen, und fragte, warum es ſo ſehr hart ſei? Das ſteinalte Mütterchen ſchmunzelte freundlich und gab die Erklärung, daß die Urſache dieſer Härte füglich eine andre nicht ſein könne, als weil das Fleiſch bereits über Jahr und Tag im Schornſtein hänge, denn auf ihren Tiſch käme faſt nie ein ſolcher Leckerbiſſen. — Ich hatte mir eine tüchtige Verkältung zugezogen, denn mein Nachtlager war überluſtig unter dem kleinen Dachraum der Sennhütte im Wildheu, das die Alpenhirten, oft mit Lebensgefahr von ſolchen Stellen abneigen, wohin kein Thier den ſcheuen Fuß zu ſetzen wagt, daher verſprach ich, wieder nachzufragen nach dem Inſtrumente, und ſchied von den einfachen Hirten, die nur mit Mühe zu bewegen waren, für meine Bewirthung etwas anzunehmen.

Mit einem heftigen Huſten, Schnupfen, und ſtarken Bruſtbeſchwerden ſtieg ich in das von der Welt und ihrem Treiben ſo ferne Alpenthal der Thur nieder, fragte nach einem Arzt, und wurde nach Neu St. Johann gewieſen, wo einer wohnen ſolle. Ich war ſo glücklich, den Aesculap aufzufinden, der mir aus ſeiner Hausapotheke ein obſoletes Pulver gab, erfreut, wie er kein Hehl hatte, einmal einen Patienten zu ſehen. Der Mann war aus Memmingen, und gab mir zu dem Rath, mir ein paar recht ſtarke Schuhe machen zu laſſen, wenn ich wieder auf dem Gebirge herumklettern wolle, noch mit vielem Humor eine Geſchichte ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit. Der Guckuk, ſagte er, habe ihn in dieſen traurigen und armſeligen Erdwinkel geführt, in welchen er auch nicht zu bleiben gedenke. Er beziehe vom Kanton eine kleine Beſoldung, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ſei, und außerdem verdiene er das ganze Jahr keinen Kreuzer, denn es werde Niemand krank, und ſei dieß ja der Fall, dann kurirten ſich die Leute mit Waſſer und Molken. Wahrlich, die Natur hat in dieſen Alpenthälern für eine Ueberfülle von Waſſerheilanſtalten geſorgt. Ich wandte mich aus dem Thur-Thale wieder in das Linth-Thal und pilgerte nach Glarus, wo ich mich zu längerem Aufenthalt freundlich veranlaßt ſah.

Bei einem Ringfeſte, welche in die ſchöne Jahreszeit fallen, machte ich die Bekanntſchaft eines jungen Fabrikanten aus Mollis, Melchior Schindler, welcher mich freundlich einlud, ihn zu beſuchen. Ich traf dort ein wunderſchönes Mädchen, ſeine Schweſter, und ſah mich von ſeinen Aeltern wohl aufgenommen. Man bewirthete mich ſehr gaſtlich, und es kam zu der Verabredung, daß ich allwöchentlich dreimal von Glarus nach Mollis kommen, und der ſchönen Emmi Guitarre- und Geſangſtunden geben ſollte. Die Jugend habe, meinten die Aeltern, in den kleinen Orten dieſer Gegend, außer der Muſik faſt keine anſtändige Unterhaltung. Da ich auch in Glarus eine Menge Stunden bekommen hatte, ſo richtete ich mich förmlich ſo ein, daß ich drei Tage dort Unterricht ertheilte, und drei in Mollis, und machte den angenehmen Weg von einer guten Stunde oft und mit dem größten Vergnügen. Den Sonntag, oft aber auch den Sonnabend, benutzte ich zu größern Ausflügen in die Gegend, auf denen die jungen Leute mich begleiteten, oder es wurden Concerte und Bälle veranſtaltet. Von Zeit zu Zeit fuhr ich nach Zürich, um neue Muſikalien einzukaufen.

Bei den vorhin erwähnten Ringſpielen und Wettkämpfen, denen ich oft als Zuſchauer beiwohnte, hatte ich Gelegenheit, eine Täuſchung wahrzunehmen, mit welcher Fremde, beſonders wettluſtige Engländer oft angeführt werden. Es treten dann gewöhnlich ein von äußerm Anſehn ſehr ſtarker und ein anſcheinend ſchwacher Kämpfer auf den Schauplatz, und man giebt ſich verſteckt Mühe, die Fremden zu Wetten über den Ausgang des Ringkampfes zu veranlaſſen. Natürlich bauen jene auf die ſcheinbar überwiegende Körperkraft des von der Natur Begünſtigten, und die Eingebornen nehmen die Wette an. Nun ringen die Ringer vielleicht eine halbe Stunde lang mit der größten Anſtrengung, bis endlich der Schwächere obſiegt, den Stärkern erhebt und zu Boden wirft — weil beide darüber im Einverſtändniß ſind.

Mir wiederfuhr eine andre, ſehr unliebe Täuſchung; ich, inniger Frauenliebe ſo lange fern und fremd, verliebte mich in die reizende Emmi, welche ein holdſeliges Naturkind voller Anmuth und Liebreiz war, und baute einmal wieder Luftſchlöſſer von Glück und einer ſchönen Zukunft, weil ich mir einbildete, beides könne mir noch beſchieden ſein; die Achtung, die ich gegen die gaſtliche und mir ſo wohlwollende Familie Schindler empfand, hielt mich jedoch ab, voreilig das noch ſehr junge Mädchen mit Liebeswerbungen zu beſtürmen.

Auf einer Jagdparthie, die ich mit Freund Melchior an einem ſchönen Sonntagmorgen machte, nachdem ich, wie ich gewöhnlich that, die eine bedungene Stunde in drei verlängert und bei Schindlers übernachtet hatte, entdeckte ich mich dem Freund, zu welchem ich in ganz vertraute Kameradſchaft getreten war, und fragte ihn, ob ſeine Aeltern mir wohl zürnen würden, wenn ich Emmi von ihnen zur Frau begehre? Er hörte mich mit ſtillem Lächeln an, und erwiderte dann: „Lieber Freund, da kann nichts daraus werden; Du denkſt Emmi wäre noch ein Mägdelein, ſie iſt aber ſeit einem halben Jahr verheirathet, und mich nimmt's nur Wunder, daß zufällig nicht die Rede auf ihren Mann gekommen iſt, wenn Du da warſt, denn außerdem wird doch im Hauſe genug von meinem Schwager geſprochen.“

Ich war ganz verſteinert, und mein ſtattliches

Luftſchloß praſſelte zuſammen, wie ein hohes Kartenhaus. Melchior klärte mich auf. „Es iſt üblich bei uns,“ ſprach er: „und zugleich nothwendig, daß, wo in einem Handels- und Fabrik-Hauſe zwei Brüder, Söhne, oder zwei Compagnons ſind, immer der Eine ein Jahr lang ſich in der Stadt aufhält, wo von dem Fabrikat die größte Niederlage iſt; wir haben unſer Haus in Wien, und mein Schwager mußte ſofort nach ſeiner Hochzeit dorthin abreiſen. Wenn er heimkehrt, iſt die Tour an mir. Dieſer Wechſel iſt ſehr angenehm, er hält uns in ſteter Verbindung mit der Außen- und Geſchäftswelt, von der wir ſonſt in unſern engen Thälern nichts gewahr würden.“

Ich bat den Freund, von meinem Antrag zu ſchweigen, und mich nicht bei den Seinen bloß zu ſtellen; es blieb mir aber eine Wunde im Herzen. Die junge Frau war gar zu lieb, harmlos, kindlich, und konnte einen Stoiker zur Verzweiflung bringen. Ich wurde betrübt und niedergeſchlagen, und war nahe daran, wieder nach St. Gallen zu gehen, aber meine Verbindungen hielten mich feſt. Man erwieß mir in Glarus alle mögliche Freundlichkeit und ein Mann, in deſſen Hauſe ich auch unterrichtete, ſtellte mir, als der Winter ſich eingefunden hatte, ſogar Pferd und Schlitten zur Diſpoſition, um in Mollis meine Stunden fortgeben zu können. —

Die Schlacht von Leipzig war geſchlagen, Napoleon mit den Trümmern ſeines Heeres über den Rhein; die Throne, welche der Machthaber aufgeſtellt, brachen zuſammen, ganz Deutſchland erhob ſich, und der Feldzug der Alliirten gegen Napoleon und Frankreich begann. Die Kunde der weltgeſchichtlichen Begebenheiten drang auch in die Gebirgsthäler der Schweiz, doch fand die Begeiſterung, die Deutſchlands Jugend entflammte, und ihr verheißungreich das Schwert zum Erringen der Freiheit in die Hand gab, in jenen Thälern kein Echo. Die Schweiz hielt ſich für frei, obſchon auch auf ihr der napoleoniſche Druck laſtete, die Kantone waren ja ſouverain und kein Kanton mit Ausnahme Berns, erhob den Arm, der franzöſiſchen Vormundſchaft ſich zu entlaſten. Man hielt für bequem und genehm, den Weltkampf vorüber toſen zu laſſen, und erklärte ſich für theilnahmelos. Nur die unantaſtbare Neutralität ſollte nöthigenfalls mit bewaffneter Hand geſchützt werden.

Die gekrönten Sieger gaben der, ihren großen Zwecken bedrohlichen, mindeſtens ſchädlichen Neutralitätserklärung der Schweizer Tagſatzung vom 20. November 1813 keine Folge, und die Schweiz ſah ſich nicht minder als andre Länder von den Schaaren der gegen Frankreich wogenden Heere überſchwemmt.

Ich hätte wieder gute Gelegenheit gehabt, als

Regimentsclarinettiſt noch Paris zu gelangen, allein die Luſt mangelte mir, und um jeglicher Verſuchung zu entgehen, die von Seiten der freiheitbegeiſterten, ja freiheitberauſchten deutſchen Landsleute kommen konnte, die überall freudig anwarben, zog ich mich weit zurück.

Ich ging wieder nach Alt St. Johann, um bei Ulrich anzufragen, ob die Clarinette, die ich für mich beſtellt, fertig geworden? Wer mir aus ſo wenig patriotiſchem Thun einen Vorwurf machen möchte, mag es; ich mache mir keinen.

Ich war dem deutſchen Vaterland zu lange fern und zu entfremdet, konnte auch keine Hoffnung an daſſelbe knüpfen, als daß ich mich aus innerer Nothwendigkeit den muthigen und ehrenwerthen Männern hätte zugeſellen müſſen, die für Deutſchlands Rechte und ſeine Freiheit ſtritten.

Ich traf meine gutmüthige Hirtenfamilie in ihrem kleinem Häuslein zu Alt St. Johann, und erregte durch mein Kommen große Freude. Die alte Mutter buk einen Kuchen, kochte Kaffee und lud einen befreundeten Nachbar zu meiner Unterhaltung ein, der mir die Chronik des Dörfleins erzählte und der Familie, ich weiß nicht zum wievieltem Male die Reihe aller Ereigniſſe vortrug, welche im Dorfe ſtattgefunden hatten, während jene auf den Alpen weilten.

Anziehender war für mich die Schilderung eines im vorjährigen Winter erfolgten ungeheuern Schneefalles, durch welchen Alt St. Johann dermaßen eingeſchneit wurde, daß der Schnee mehre Klaftern hoch über den höchſten Häuſern gelegen, und das Dorf ganz und gar verſchwunden ſei. Zwei und einen halben Tag brachten die Einwohner unter der Schneedecke in tiefer Finſterniß zu. In den Nachbardörfern wurden die Gemeinden durch die Sturmglocke zur Hülfeleiſtung entboten.

Da das Inſtrument noch nicht ganz fertig war, ſo blieb ich noch einige Tage, um deſſen Vollendung abzuwarten. Während nun Ulrich an die Arbeit ging, ſuchten mir ſeine Brüder eine Unterhaltung zu verſchaffen, indem ſie mich zu einer heimlichen Gemſenjagd einluden. Ich nahm gern die Gelegenheit wahr, auch in dieſer edeln Kunſt zu profitiren, um mindeſtens davon erzählen zu können, denn daß ich nicht ſonderlich viele Gemſen ſchießen würde, konnte ich mir recht gut denken. Man verſah mich mit einem Theil der Munition und des Proviants, beſtehend in Gerſtenkuchen und bitterm Aquavit, der über der heilſamen Wurzel des rothen Enzian digerirt war, Steigeiſen, Stab, Lederriemen und einem Stutz, deſſen

Schwere mir gar nicht zuſagte, doch war ein leichterer nicht vorhanden.

Von der Gemſenjagd, ihren Mühen und Laſten, hatte ich ſchon ſehr viel erzählen hören. Wir traten ſie ohne Hunde an, ganz ſtill, unſrer drei, und wanderten auf einem kürzern Pfade, als der, den ich geſtiegen war, zur Sennhütte Ulrichs. Ich fiel mehr als ich ging, der Pfad zog ſich ſtundenlang entſetzlich ſteil empor; zum Tod erſchöpft, erreichte ich mit meinen ungleich rüſtigeren Gefährten die Hütte, in welcher ein Feuer entzündet, und der Flaſche weidlich zugeſprochen wurde. Dann ſuchten wir ſogleich die Ruhe, um vor Tagesanbruch wieder aufzubrechen. Die Gefährten nahmen mich beim Schlafen zwiſchen ſich, ſonſt wäre ich in der kalten Nacht ſteif wie ein Scheit Holz gefroren.

Kaum graute der Morgen, als wir raſch weiter eilten, und einem Felſengrat des hohen Säntis zuſchritten, der in einer halben Stunde erreicht wurde. Es wurde ein günſtiger Standpunkt auserſehen, wo wir Halt machten; der eine Ulrich lehnte jetzt Gewehr und Alpenſtock an die Felswand, legte auch Hut und Mütze ab, und kroch leiſe mehrere Schritte auf allen Vieren nach einer Stelle hin, wo einige aneinander gelehnte Steinplatten einen Durchblick auf andere Felsgrotten geſtatteten. Dieſen Ort nannte mein zweiter Gefährte ein Luegi, und wir ſahen, uns ſtill verhaltend, ſeinen Bruder lange und anhaltend hindurch lugen, wobei er ſich eines kleinen Handperſpektivs bediente, das ich in den Händen eines einfachen Naturſohnes nicht vermuthet hätte. Es iſt aber ein ſolches Inſtrument den Gemſenjägern unentbehrlich, ſo wie es nothwendig iſt, mit dem früheſten Morgen zum Abſchleichen der Geiſen auf dem Anſtand zu ſein. Nach einer Weile hielt der Schütze am Luegi die Hand hinter ſich, winkte fünf Mal, was andeutete, daß er fünf Gemſen ſähe, und kroch leiſe, ohne ſich aufzurichten, zu uns zurück. Wir hielten uns ganz ruhig, dicht an den Felſen gedrückt. Nach drei Minuten etwa ſahen wir eine Führgeis in ziemlicher Entfernung auf einem mit Eis bedeckten Felszacken erſcheinen, aber unglückerweiſe wehte der Wind von uns nach ihr hin, und ſie hatte binnen wenigen Augenblicken Witterung. Sie hob den Kopf, ſah uns, that einen Pfiff, wie wenn ein Menſch pfeift, einen raſchen Satz und war verſchwunden. Gleich darauf erſchienen noch vier Gemſen hintereinander, die aber raſch, wie ein hüpfendes Irrlicht da und auch nicht da waren.

„Die kommen nicht wieder!“ murrten die Jäger ärgerlich, und wir krochen vorſichtig und auf immer ſchwierigerem Pfade weiter, immer einer der Jäger ſcharf ſpähend und ſchleichend voraus, wir zwei andern langſam hinter drein, bis wir an eine geeignete Stelle kamen, wo wieder ein Luegi war, und die vorige Scene ſich wiederholte. In höchſt unbequemer Stellung und viel länger als vorhin lag der lauernde Schütze, der ſein Hemde über das Oberkleid gezogen hatte, damit die Geiſen, wenn ſie ihn ja erblickten, ihn für Schnee hielten. Endlich gab er wieder ein Zeichen, blieb aber feſt in ſeiner angenommenen Stellung, woraus zu entnehmen war, daß auch die Gemſen, die er erblickte, etwas ihnen feindſeliges gemerkt hatten, und ſtutzten.

Es geht nichts über den ſcharfen Gehör- und Geruchsſinn dieſer ſchönen und klugen Thiere, und nichts über die Beſchwerlichkeiten ihrer Jagd. Mir wurde Zeit und Weile lang, ich erfror faſt Hände und Füße, Naſe und Ohren, und dachte: ein Mal auf die Gemſenjagd gegangen, und niemals wieder. Mein Nebenmann flüſterte mir zu, ſobald ich eine Geis erblicke, dürfe ich mich beileibe nicht rühren, ſondern müſſe in unbeweglicher Stellung verharren, bis man ſicher ſei, daß ſie einen nicht entdeckt habe, und ruhig weidend auf Schußweite nahe komme.

Nach einer Weile winkte unſer Vordermann wieder, deutete nach oben, und ſiehe, da ſtand ein fetter ſchwärzlicher Bock über uns, der ſich bedächtig umſchaute. Ich hielt mich ſtill, und mein Nebenmann ſchoß. Mit einem gellenden Pfiff und einem mannshohen Satze ſprang das Thier über uns hinweg; alsbald ſprang der Vormann auf, ergriff ſeinen Stutz, eilte nach, ſchoß, war aber ſo unglücklich zu fallen, im Augenblick, als er losdrückte, und die Kugel ſtreifte nur den Bock. Dieſer ſtand nur zwanzig Schritte von uns, man ſah, daß er angeſchoſſen war, ich legte an, gab Feuer, und der Bock ſtürzte zuſammen. Meine Begleiter ſtießen ein kurzes Freudengeſchrei aus und ſtürzten auf unſre Beute, während ich noch ein ganzes Rudel Gemſen mit Windesſchnelle über Geklüft und Abgründe ſpringen ſah.

Als ich mühſam zu der Stelle geklettert war, hatten die Bergſchützen dem Bock bereits vollends den Genickfang gegeben, und überhäuften mich mit Lobſprüchen, die ich gar nicht verdiente. Da nach ſo vielen Schüſſen und dem Pulverdampf jede Hoffnung entſchwunden war, noch einmal glücklich zu ſein, ſo wurde das erlegte Thier auf der Stelle zerwirkt, ſein Eingeweide auf dem Felſen zum willkommenen Fraße der Geier und Steinadler, die beſtändig mit Geſchrei über ihren Felſenhorſten kreiſten, gelaſſen, die Läufe zuſammengebunden, und das ausgewirkte, und dadurch leichtere Wild von dem ältern meiner Begleiter auf den Rücken geladen. Die Jäger wuſchen ihre ſchweißbefleckten Hände im Schnee, und wir traten den Rückweg zur Sennhütte an, wo ein Mahl bereitet wurde, das ich nicht ländlich nennen kann. Ich war sehr abgespannt, und schlief eine Stunde, während die Jäger den Talg des Bocks absonderten, die Haut abzogen, und das Geweih ausbrachen, um es mir zum Andenken zu verehren.

Es wurde sehr spät in der Nacht, als wir heimkehrten. Ich wünsche allen Jägern und Jagdgenossen mehr Vergnügen, als mir die Gemsenjagd gewährt. Aber diese Ueberzeugung trug ich mit mir davon, daß alle Schilderungen der Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Jagd, die ich bisweilen für übertrieben gehalten, Letzteres nicht sind, sondern daß dieselbe vielleicht mehr Menschenleben auf das Spiel setzt, als eine Löwen- oder Tigerjagd, obgleich die Gemse eines der furchtsamsten Thiere ist. Dennoch hat schon mehr als eine in der Todtesangst durch einen wüthenden Sprung den Schützen mit sich in den Abgrund gerissen.

Als am andern Tage, den die guten Leute nach ihrer Art festlich begingen, und mich noch nach Kräften tractirten, da ich mit dem fertigen, in der That vortrefflichem Instrumente der Stock-Clarinette, für das ich sechzig Schweizerfranken zahlte, versehen, nun zu scheiden gedachte, das Gespräch sich noch meist um die Gemsenjagd drehte, erzählten Ulrich und seine Brüder mir mehr als eine Jagdgeschichte, unter andern die traurige eines Jägers aus Glarus, der, ein Familienvater, im Beginn des vorjährigen frühzeitigen Winters auch, und zwar unvorſichtiger Weiſe allein, auf die Gemſenjagd gegangen war. Er kehrte nicht zurück, wurde geſucht, und nicht gefunden, um ſo weniger, da ſehr bald tiefer Schnee die Alpen ganz unzugänglich machte. Im Frühjahr, als der Schnee geſchmolzen, gingen einige Schützen auf das Gebirge, und ſiehe, da fanden ſie den Vermißten, auf einem Stein ſitzend, an eine Felswand gelehnt; er hatte ſeinen Fuß, den er durch einen unglücklichen Fall oder Sprung gebrochen, mit dem Halstuch verbunden, und war hilflos in der Felſeneinöde umgekommen, und vom Schnee überdeckt worden. Der Leichnam war durch die Kälte friſch erhalten, und man hörte, als man ihn in ein Haus des nächſten Dorfes brachte, mit einem gewiſſen Grauen, daß die Uhr, die er bei ſich getragen, noch ging. Die Kälte der erſten Nacht hatte ſie erſtarrt, die Wärme regte jetzt die noch halb aufgezogene wieder zum Gehen an.

Ein andrer Jäger aus Mollis, erzählte einer meiner Jagdgefährten: hatte ſich an einen gefährlichen Standpunkt einer Gemſe genähert, nach der er ſchoß. Als der Schuß losknallte, flog dicht über ihm ein Steinadler auf, und der Jäger merkte aus des Vogels Geſchrei, daß er ſich unter einem Horſte mit

Jungen befinde, der zwiſchen faſt unerſteigliche Felsklippen gebaut war. Der Jäger, nachdem er ſeinen Stutz wieder geladen und über den Rücken gehängt, zog ſeine Schuhe aus, kletterte an dem Felſen empor, und gewann einen ſo gefährlichen Standpunkt, daß er zwar in das Neſt ſehen und greifen konnte, aber nur eine Hand frei hatte, und mit der andern ſich am Felſen halten mußte, um nicht in den ſchwindelerregenden Abgrund zu ſtürzen. Schwindlich freilich darf kein Gemſenjäger ſein, gegen den Schwindel trinken ſie das friſche Blut geſchoſſener Gemſen, das iſt ein probates Mittel. Im Augenblick nun, als der Jäger nach den faſt flüggen jungen Adlern in den Horſt greift, kommt der alte Adler geflogen, krallt ſich mit den ſcharfen Fängen auf des Jägers Bruſtkoller an und hackt ihm mit dem Schnabel in das Geſicht, in den Kopf, eine Wunde nach der andern. Entſetzlich iſt des Mannes Lage und vergebens ſucht er mit der einzigen freien Hand ſich des grimmigen Raubthieres, das ſeine Jungen mit aller Wuth vertheidigt, zu erwehren. Er kann ihn nicht losbringen, denn die Krallen und Fänge haben ſich tief in Koller und Hemde eingehäkelt. Faſt machtlos läßt er von dem Adler ab, der fort und fort kreiſchend und mit den ungeheuern Schwingen ſchlagend, auf ihn los hackt, dreht mit der freien Hand, während die andre ſich krampfhaft an den Felſen klammert, die Büchſe ſo, daß ihre Mündung auf den Leib des Thieres ſich richtet; es gelingt ihm, den Hahn in der furchtbaren Lage zu erreichen und zu ſpannen, er drückt ab, und der Adler ſinkt an ihm nieder. Von Blut überſtrömt, ſchmerzgefoltert, wäre der Jäger dennoch verloren geweſen, wenn ihm nicht ein Kamerad zu Hülfe gekommen wäre, der ihn vom Fels herunter half, ihn verband und erquickte, da der Arme einige Mal ohnmächtig wurde. Als er nach Hauſe gebracht wurde, ſank er in eine, eine halbe Stunde lange Ohnmacht, und mußte unter den Händen des Arztes und Chirurgen dreiviertel Jahre zubringen. —

Unter den Excurſen, die ich von Glarus aus mit Freunden und Bekannten in die Umgegend machte, war auch einer in das Thal der Sernſt, das Kleinthal im Gegenſatz zu dem Linththal genannt, nach dem Wichler Bad, daß am Ende des Thales unter den eisbedeckten Hausſtock und den langgedehnten Bergwänden des Tſchingels in ſchauriger Einöde liegt. Der Weg dahin führte über das Pfarrdorf Elm, wo noch Nachkommen des Werner Stauffacher leben, ein Ort, welchem mehrere Monate im Jahre die Sonne nicht ſcheint; ihre Rückkehr und ihr Scheiden iſt dadurch bezeichnet, daß bei erſterer am 15. März die Sonne durch das Martisloch, (vom März der Name, Andre ſagen Martinsloch) einer großen Bergesöffnung an Tſchingel-Spitz auf den Elmer Kirchthum ſcheint; eine einzige und höchſt eigenthümliche Naturerſcheinung, in dem düſtern Thale plötzlich mitten aus mächtiger Felswand die Sonne ſtrahlend hervorbrechend zu ſehen.

Außerdem erwecken dieſe Thalengen nur ſehr trübe Betrachtungen; ſie ſind faſt ausſchließlich von Bettlern und Cretins bewohnt. Als wir in dem Wichlerbad ankamen, umringten uns gegen hundert Arme, die mit Ungeſtüm forderten, und deren man ſich kaum zu erwehren vermochte; alle waren halbnackt, und ich hörte, daß die Wenigſten darunter wüßten, wie Brod ausſähe. In der That beſchränkt ſich der ganze Feldbau in dieſen Thälern auf den Anbau der Kartoffeln. Man erſchrickt, wenn man die jammervollen Geſtalten ſieht, zumal die der Cretins. Im kälteſten Winter kommen ſie barfuß, höchſtens in Holzſchuhen, nach der Stadt.

Die Neigung zu meiner jungen und ſchönen Schülerin in Mollis drohte mir und ihr gefährlich zu werden, und da ich dieſelbe vergebens zu bekämpfen ſuchte, ſo nahm ich mir vor, um nicht den Frieden einer glücklichen Familie zu ſtören, die mich ſo gaſtfreundlich aufgenommen, dieſe Gegend zu verlaſſen. Ich wartete nur noch die Feſtlichkeit der Verſammlung der Landesgemeinde ab, von der ich ſo viel erzählen hörte, und bereute es nicht, einen ſo großartigen Act republikaniſcher Freiheit und Regierungsform beizuwohnen, der im ſogenannten Zaun, einem großen freien Platz mit Tribunen und amphitheatraliſchen Sitzen, abgehalten wurde. Hier kommen die Bürger des ganzen Cantons zuſammen, und wählen ihren Landrath, der aus zwanzig Landmännern und ſechzig Rathsherren beſteht, prüfen neue Geſetzvorſchläge des Landrathes, nehmen ſie durch Acclamation an, oder opponiren, wozu jeder Einzelne, der die Befähigung hat, ſeine Meinung vorzutragen, ohne Unterſchied des Standes, berechtigt iſt. Damals gab der Wirth zum goldnen Adler, bei dem ich wohnte, einem der tüchtigſten Sprecher ab. Der Tag endete mit geräuſchvollen Feſtlichkeiten.

Zehntes Kapitel.

Noch einmal glücklich.

In St. Gallen, wohin ich mich von Glarus aus, wieder begab, fand ich bei der Familie Schübler willkommene Aufnahme. Man hatte ſchon an meiner Rückkehr gezweifelt. Die muntre Elſi freute ſich ſehr, ihre Stunden mit mir fortſetzen zu können, und machte mir Hoffnung auf die Stradiuario-Violine. Lieber wäre mir die Hoffnung auf Elſi's Herz und Hand geweſen, allein der ſüße Mädchenengel hatte ſchon eine andre Neigung, und dieſen Andern zu erfreuen, und durch ihr Talent ihm das Leben verſchönern zu helfen, mußte ich mich ihr dienſtbar und gefällig erzeigen. Wie manchem armen Muſiklehrer blutet nicht das Herz, wenn die blühenden Reize einer lieblichen Schülerin es entflammten, und er mit Qualen einer Liebe im Buſen, die Erwiederung nicht hoffen darf, die er nicht einmal zu geſtehen wagen darf, Stunden geben muß in der Kunſt, welche vor allen andern geeignet iſt, zärtliche Empfindungen zu wecken und zu nähren. Ich kenne dieſe Tantalusqual, haben ſie oft empfunden und oft überwinden müſſen.

Ich bekam die Violine, nach deren Beſitz ich mich ſehnte, in die Hände, um ſie herzuſtellen, und als ich damit zu Stande gekommen war, wurde ich von Herrn Schübler erſucht, an einem Abend, wo mehrere ſeiner Freunde ihn beſuchten, ihm etwas darauf vorzuſpielen, damit er doch auch den Ton des Inſtrumentes höre. Ich that mein Beſtes, und der Eigenthümer der Violine belobte, als ich geendigt, höchlich mein Spiel, und ſagte: Sie haben ſich die Violine reparirt. Ich mache Ihnen ein Präſent damit, bedanken Sie ſich bei meiner Frau und Schwägerin. Nur eine Bedingung habe ich dabei, es iſt die, daß Sie noch vierzehn Tage hier und unſer Gaſt bleiben, und der muſikſeligen Elſi einige ihrer beſten Stückchen aufſchreiben und lehren.

Ich war ſehr glücklich über das werthvolle Geſchenk, daß ich gegen 60 Carolin ſchätzte, und über die freundliche Art, mit welcher mir meine ſo gern dargebrachte Mühe vergolten ward.

Auch dieſe ſchöne Zeit verging, und mein Loos hieß ſcheiden. Der beendigte Krieg, und Napoleons Verbannung auf Elba ließ hoffen, daß die Welt ſich wieder mehr, als in der letzten Zeit möglich war, den Künſten des Friedens zu wenden werde, und ich machte mir den Plan, über Winterthur und Zürich wieder nach Baſel, und von da rheinabwärts zu gehen, wo es immer möglich, Concerte zu geben, und nebenbei durch vortheilhaften Eintauſch und Wiederverkauf guter Inſtrumente erlaubten Gewinn zu ziehen; überhaupt aber ſo lange zu ſuchen, bis ich eine meinen beſcheidenen Wünſchen entſprechende Stelle in irgend einer Kapelle finden würde.

Die Künſtlerirrfahrt, welche ich nun antrat, als ich den traulichen und ſchönen Bergaſylen der Schweiz und allen lieben Freunden, die ich dort verließ, Lebewohl geſagt hatte, bot des romantiſchen Intereſſes nur wenig; brachte mich aber dafür mit einer großen Menge Muſiker in Berührung, von denen mancher gleich mir irrend durch das Leben zu pilgern, ſich gezwungen ſah, und an dem ſich, oft bei dem hervorragendſten Talent der harte Spruch bewährte, daß die Kunſt nach Brod gehen muß.

Von Zürich lockte, bevor ich nach Baſel ging, das Ausſchreiben eines großen Muſikfeſtes mich noch einmal nach Bern. Im Zuſammenſtrömen vieler Kunſtgenoſſen an einem gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt liegt ungemein viel Anziehendes und Förderndes; ich bereute nicht, nach Bern zum Muſikfeſt gegangen zu ſein, denn ich fand manchen frühern lieden Bekannten wieder, und knüpfte neue Bekanntſchaften an. Tollmann dirigirte die Inſtrumente, und Carl Maria von Webers Bruder den Geſang der Feſtproductionen. — Ich logirte im Falken, und machte dort die Bekanntſchaft eines der originellſten Muſiker, den, wie mich, das Schickſal mannigfach umgetrieben, wenn auch nicht außer Deutſchlands Grenzen, und in welcher ein ungemein ſchöpferiſcher Geiſt thätig war, der nur mit den ſocialen Verhältniſſen des Lebens oft in widrige Conflicte gerieth, wie dieß gar nicht ſelten bei begabten Künſtlern der Fall iſt. Es war Louis Böhner, den ich in Bern traf, noch in der Fülle ſeiner Kraft, noch voll Jugendbegeiſterung. Als Orgel- und Pianoforteſpieler ausgezeichnet, als Componiſt reich an Ideen, wie an Melodien, ſchien dieſer Mann von den Muſen geweiht, und beſtimmt, eine glänzende Laufbahn zu wallen. Er wallte ſie nicht; das Leben befriedigte nicht ſeine Anforderungen, er nicht die des Lebens, beide zerfielen mit einander. Jetzt ſteht der einſt ſo geniale Thüringer ein vereinſamter bleicher Kunſtſtern tief am Horizont. Wer ſchaut nach einem ſolchen, wenn in allen Graden bis zum Zenith der Himmel voll glänzender Sterne erſter Größe, voll Kometen und — Meteore glüht? Böhner war der liebenswürdigſte Gaillard, froh und lebensmuthig bis zum

Ueberſprudeln, dann auch wieder ſentimental ſchwärmeriſch, ächt deutſch, ächt thüringiſch, nie ſeine dunkelgrüne liederreiche Heimath verläugnend. Das Letzte war ein großer Vorzug, um den ich ihn beneidete. In Mühlhauſen war ihm eine Muſikdirektorſtelle mit einem Gehalt von 1500 Franken angetragen worden. Er hatte ſie ausgeſchlagen, weil das franzöſiſche Element, das in dieſer Stadt ſich vorherrſchend kund gab, ſeinem deutſchen Sinn zuwider war. Er hatte nicht den kosmopolitiſchen Sinn, deſſen ich mich erfreute, dafür war er unendlich glücklicher als ich, denn er hatte eine Heimath, die er liebte, nach der es ihn zog, die er prieß, und der er, was rühmend anzuerkennen iſt, auch in gedrückten Verhältniſſen treu blieb.

Wir ſpielten zuſammen in einem Concert, und es bildete ſich der Plan aus, daß wir gemeinſchaftlich nach Italien reiſen wollten, der ſich aber hauptſächlich deshalb zerſchlug, weil Böhner bei ſeinen Kunſtreiſen Orgelconcerte zu geben ſuchte, bei denen meine Hülfe ihm nicht nützen konnte, und ich ſehr in Frage ſtellte, ob er mit Orgelconcerten in Italien Glück machen werde. Dazu kamen die auch jenes Land jetzt mit dem Lärm der Waffen theils erfüllenden, theils bedrohenden Unruhen. Es wurde daher beſchloſſen, in Süddeutſchland unſer Heil zu verſuchen. Wir reiſten über Baſel, Freyburg und Straßburg, wo wir zwei Concerte gaben, nach Baden-Baden und Carlsruhe. Wir concertirten, wo wir konnten, und lebten ein fröhliches Reiſeleben.

Von Carlsruhe wandten wir uns nach Stuttgart, wo unſre Wege auseinanderliefen. Wir trafen mehrere renommirte Muſiker, in deren Kreiſe wir Anregung und Theilnahme fanden. Böhner wandte ſich nach Nürnberg, und ich kehrte wieder nach dem Rhein um. Ich übergehe den Aufenthalt in den verſchiedenen Städten, die ihr Bild im Wellenſpiegel des vaterländiſchen Stromes beſchauen. Es ging mir abwechſelnd gut und ſchlecht; ich ſpielte oft mit Glück, oft auch ließ Zufallslaune den Concertſaal leer. Der Friede fehlte noch immer dem erſchütterten Europa, und ich hatte kein Glück mehr, und fand die Ruhe nicht, nach der ich mich ſehnte. Früher, als ſie mir da und dort ſo mildfreundlich winkte, ſehnte ich mich nicht nach ihr.

Ein Zufall ſollte Urſache werden, mich wieder auf eine Zeitlang in ein Aſyl einzuführen, wo ich mich beſſer befand, als auf den immerwährenden Reiſen, deren Unkoſten jeden Erwerb verſchlangen. Es war in Düſſeldorf, wo ich im Gaſthauſe bei Tiſche mit einem Manne zuſammentraf, welcher eine

Blume mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtete, die unter Andern in einem auf die Tafel geſtellten Bouquet ſich befand. Dieſe Blume war ein Alpenkind, und ich nannte ſie mit dem Namen, den ich ihr in der Schweiz hatte beilegen hören. Der Mann fragte gleich ſehr artig, ob ich Botaniker ſei? Dieß mußte ich freilich verneinen, und erwiederte, ich ſei blos ein Freund der Blumen, habe aber dieſe Blume in ihrer Heimath häufig wild wachſen ſehen. Im Laufe des, ſich viel über die Alpenflora verbreitenden Geſpräches eröffnete mir nun mein Tiſchnachbar mit freundlicher Beredſamkeit, daß er mit Vorliebe Botaniker und zugleich Hofgärtner an einem benachbarten und bekannten kleinen rheiniſchen Fürſtenhof ſei. Er nannte mir das Schloß, und machte von deſſen Schönheiten, Alterthümern und prächtigen Garten eine reizende Schilderung; nicht minder wußte er viel Schönes und Gutes von ſeiner Herrſchaft zu ſagen, wobei er noch beſonders die Liebenswürdigkeit einer jungen Wittwe prieß, welche die Tochter erſter Ehe der Fürſtin, und in Paris geboren, wie erzogen ſei. Einige Namen, die mir der Hofgärtner nannte, ließen mich einer Vermuthung Raum geben, die mein Herz lebhafter klopfen machte, doch mußte der Nachbar mehrere Fragen, die ich jetzt an ihn richtete, unbeantwortet laſſen, da er in die Familiengeſchichte ſeiner

Gebieterin nicht ſo weit eingeweiht war, um mir von der Tochter erſter Ehe derſelben mehr ſagen zu können, als daß ſie drei Kinder habe, daß ſie noch äußerſt ſchön, und nicht minder liebenswürdig und geiſtreich ſei, als ihre Mutter. Unſer Geſpräch endete damit, daß der freundliche Herr mich einlud, ihn in dem nachbarlichen Schloſſe zu beſuchen, was ich halb und halb zuſagte. Ich blieb in einer Stimmung die voll Unruhe, Sehnſucht und ſtilles Verhöhnen meiner Thorheit war; doch beſchloß ich, jene Einladung Folge zu leiſten, um mich zu überzeugen, ob ich irre, oder meine Vermuthung in Wahrheit wurzle.

Ich machte die kleine Reiſe in jene ortreichen aber bergloſen Gefilde, in denen mich ein unausſprechliches Sehnſuchtgefühl nach den Alpen ergriff, und war froh, als die alterthümliche Schönheit des großen, zugleich mit ſtattlichem Neubau verſehenen Schloſſes mir entgegen trat, und die Bäume ſeines Gartens mit dichtem Laubdach mir die Ebenen verhüllen, an welche ich zwar auch Erinnerungen hatte, jene von meinem unſeligen niederländiſchen Kriegsleben her, welche mich aber keineswegs erfreuten, da die Jahre, in denen ich jetzt ſtand, mich deutlich erkennen lehrten, daß ich durch den unüberlegten Entſchluß, mich zum Kriegsdienſt anwerben zu laſſ:n, die ganze unſtäte Laufbahn meines Seins vorbereitet und vorgezeichnet hatte.

Ich trat in den herrlichen, umfangreichen, und wie ich wahrnahm, mehr der wiſſenſchaftlichen Botanik als der bloßen Kunſt- und Ziergärtnerei dienenden Park, obwohl auch letztere auf die angemeſſenſte Weiſe vertreten war, und fragte bei einigen Arbeitern nach dem Herrn Hofgärtner. Man wieß mich in eine lange Allee, an deren Ende ich ihn finden ſollte, und ich durchſchritt ſie gedankenvoll, in nicht froher Stimmung. Was wollte ich denn hier? Eine Erinnerung auffriſchen? Einer Vermuthung Gewißheit erlangen? Was hatte ich, wenn ich mich in meiner Hoffnung irrte, und was, wenn ich nicht irrte?

Wenn ich nun die Huldgeſtalt wieder ſah und fand, die ich unter allen Frauen am höchſten und am reinſten und wahrhaft verehrt, aus ſcheuer Entfernung angebetet hatte, was half es mir? Durfte ich etwa für meine unbedeutende Perſon eine Hoffnung wagen, weil ſie nun frei war? Wie thörigt wäre ſolch Hoffen geweſen! Hoch über mir ſtehend in allem Glanze vornehmer Ariſtokratie, und jetzt, wenn auch einem bürgerlichen Vater entſproßt, (ſofern nehmlich die Gemeinte mit der Dame identiſch war, die ich hier zu ſehen hoffte,) die Tochter einer Fürſtin! Sollte, konnte ich mit Glück die Rolle eines David

Rizio ſpielen, auf deſſen muſengeküßtes Haupt eine berühmte Königin den Roſenkranz ihrer Liebe drückte? Das ließ ſich nicht bejahen, nicht verneinen; iſt doch die Gunſt der Frauen eine freie, die nicht nach Stammbäumen und Ahnentafeln fragt, und wurden doch ſchon Geringere durch ſie aus dem Staube erhoben, und mit allem Glanz glücklicher Lebenslagen umgeben! Aber ich — ich? Hier hätte der Eitelſte beſcheiden zweifeln müſſen.

Noch hatte ich die lange Allee, die mich mit jenem ſüßen geheimnißvollen Hauch umflüſterte, der in warmen Sommertagen durch umfangreiche Gärten weht, und zumal wenn dieſe uns fremd ſind, eine eigenthümliche Magie übt, die an Feenmährchen und Kindheitträume mahnte, nur kaum zur Hälfte durchwandert, als ich in der Nähe Kinderſtimmen vernahm. Aus einem Seitengang ſprangen zwei Mädchen, die mit Lachen und Schäkern einen kleineren Knaben, der ſeine erſten Laufverſuche noch nicht weit hinter ſich hatte, an beiden Händchen führten und abwechſelnd hoben. Ein niedliches Bologneſer-Hündchen hetzte voraus, und erhob, als es mich, den Fremdling gewahrte, einen abſcheulichen Lärm mit Kläffen und Bellen. Ich ſah die größeren Kinder an. Ach, bekannte Züge, es war nicht anders, ich täuſchte mich nicht, mein Herz klopfte. Die Mädchen betrachteten mich mit großen Augen, ſcheu; es mochten nicht oft Fremde ihnen hier begegnen, und doch ſchien auch in ihren Seelen eine Erinnerung aufzudämmern. Ich nannte ihre Namen: „Conſtanze! Alexandine!“

Ehe noch eine Antwort von Seiten der Mädchen erfolgte, war die Mutter leiſe genaht, und ſtand vor mir in ihrer freundlichen Milde, in ihrer würdevollen Haltung, lächelnd wie einſt, doch noch etwas bleicher wie einſt, und redete mich an, als ob wir nur ſeit einer Woche fern von einander geweſen ſeien: „Da ſind Sie ja wieder, lieber Herr Heinrich! Ich wußte wohl, daß wir uns noch einmal finden würden, und heiße Sie hier, wo ich freilich ſelbſt nur ein Gaſt bin, freundlich willkommen. Wollen Sie Ihre Stunden wieder bei meinen Kindern beginnen? Conſtanze und Alexandrine haben indeß gute Fortſchritte gemacht, Felix iſt freilich noch zu klein, doch taſtet er gern mit ſeinen niedlichen Fingern auf der Claviatur umher, und lauſcht gar aufmerkſam, wenn ich oder die Mädchen ſpielen.“

Abgeſchnitten war mir jede formelle Redensart, jedes verlegne Complimentenſtammeln vom Erfreutſein, Verzeihung bitten, daß ich wage u. ſ. w. Keine Frage, ob mich mein damaliger Entſchluß nicht bald gereut, ob es wohl oder übel mir ergangen? Nein, von alledem nichts, von ehedem aber dieſelbe Güte und Würde im Blick und Gebehrde. Mit einem Seherauge ſchien die Herrin meine Vergangenheit zu leſen, meine Wünſche zu errathen. Sie wollte mich wieder an ſich feſſeln! Wie günſtig für mich hätte ich dieß deuten können, wenn ich den Muth gehabt, ihrer geiſtigen Hoheit ein irdiſches Verlangen zuzutrauen. Und als ob ſie meine Gedanken durch und durch blicke, und für nöthig halte, mir ſogleich wieder die mir gebührende richtige Stellung unter ihr anzuweiſen, auf daß ich auch in Gedanken nicht zu unziemender Kühnheit mich erhebe, ſo wandte ſie ſich zu den Töchtern, welche die Jahre, ſeit ich ſie nicht geſehen, recht erfreulich entwickelt hatten, und fragte ſie, ob ſie ſich nicht mehr des Herrn Heinrich, ihres Lehrers in Nizza, erinnerten? und ſagte ihnen, daß ich die Güte haben werde, ihnen wieder Muſikunterricht zu ertheilen, ſie möchten nur recht aufmerkſam und folgſam ſein.

Ich ließ alles geſchehen, und brachte nur ſtammelnd hervor, daß ich mich überglücklich ſchätze, wieder in ihrer Nähe zu athmen, und daß ich tauſendmal die Thorheit bereut habe, mich ſelbſt aus derſelben verbannt zu haben. Dieſe Sprache mußte ihr ſchon zu kühn klingen, denn ſie warf mir einen ſtolzen Blick zu, und erwiderte: „Wenn wir auch damals länger beiſammen geblieben wären, als in Ihren

Wünſchen lag, ſo hätten trübe Ereigniſſe, die mich ſpäter betrafen, uns doch trennen müſſen, und ich fand darin eine Freundlichkeit des Schickſals, daß es mich nicht gezwungen, ohne einen Grund der Unzufriedenheit Sie zu entlaſſen. So dient auch das für den Moment oft ſcheinbar ſehr Unangenehme als Mittel, welches die verborgene Führung, die uns leitet, zu unſerer ſpätern Beruhigung anwendet. Sie werden indeß, gleich mir, an Jahren, wie an Lebenserfahrungen reifer geworden ſein. Ich werde Sie zu gelegener Stunde dem Fürſten und der Fürſtin, meiner Mutter, vorſtellen, und hoffe, daß ich im Bezug auf Ihre Bedingungen für den Unterricht meiner Kinder Sie werde zufrieden ſtellen können. A rivedere Maestro!“

Da ſchwebte ſie hin, leichten und doch gemeſſenen Schrittes, und die Kinder hüpften jauchzend vor ihr her und das Hündchen umſprang ſie freudig bellend, ich aber ſtand, als hätte ich eine Erſcheinung gehabt, mit Herzklopfen, zitternd, froh und bang, und ſah ihr lange, lange nach.

Wohl war es eine Erſcheinung, die beſeligend an mir vorübergezogenen, wie ein Engel auf einer hohen lichten Wolke. Die Höhe aber war es eben, die mich erſchreckte, die mich verzagen ließ.

Der Hofgärtner war gefunden; er empfing mich höchſt artig und leutſelig, und führte mich durch den ganzen Garten, machte mich aufmerkſam auf jede ſchöne, zur weiten Landſchaft in harmoniſcher Beziehung ſtehende Parkanlage, auf jede Gruppe exotiſcher oder ſonſt ſeltner Sträucher, allein ich hörte ſeine belehrenden und anziehenden Mittheilungen nur mit halbem Ohr, denn meine Seele war noch ganz erfüllt von dem Zauber der Erſcheinung, deſſen Lichtſphäre mich umfloſſen, und davon mein gefälliger, nur im Pflanzen-Syſteme Juſſieus und im Reiche Floras ſchwärmender Geleiter keine Ahnung hatte.

Später erfuhr ich denn doch im Zuſammenhang die ganzen Familienverhältniſſe meiner Herrin, welche Preiß zu geben, ich mich jedoch nicht für berechtigt halte. Nur ſo viel vermag ich zu ſagen, daß ihr Gatte, an Jahren ihr weit voraus, ein Opfer der Strapatzen des Krieges geworden war, nachdem ſie ihm kurz zuvor den kleinen Felix geboren. Die mit einem deutſchen Fürſten vermählte Mutter, deren hoher Geiſt auf die reizende Tochter vererbt war, bewog dieſe leicht, um die Enkel um ſich zu ſehen, ihren Wittwenſitz in dem raumvollen Schloſſe aufzuſchlagen.

Dieſes Schloß wurde mir von dem Intendanten, zu dem ein Diener der Gebieterin mich führte, gezeigt. Es war burg- oder caſtellartig erbaut, der

Sage, und der architectoniſchen Conſtruction nach ſehr alt, wie denn auch die weit verzweigte Familie ſeines Beſitzers ihre Abſtammung aus ſehr frühen Zeiten datirte. Es hatte noch eine Zugbrücke, ſtarke Mauern mit Zinnen, hallende Thore und hohe Thürme. Der Altbau enthielt neben den Wohnungen eines Theiles der zahlreichen Dienerſchaft auch ſchöne Waffenſammlungen und viele in der Gegend ausgegrabene Römeralterthümer, während im Neubau die eleganten und geſchmackvoll dekorirten Zimmer zum Aufenthalt der Herrſchaft dienten, und der Betrachtung manches werthvolle Gemälde und manches Kunſtwerk ſpäterer Zeiten boten.

So trat ich denn meine frühere Stellung als ein Diener meiner angebeteten Herrin wieder an, und widmete den gutgearteten Kindern alle Sorgfalt, hatte auch die Genugthuung ſie erfolgreich weiter zu bringen, und meine Mühe dankbar anerkannt zu ſehen. Konnte ich mehr verlangen? — Ich war Thor genug, dieß zu thun, und dabei in einer heiß und fruchtlos genährten Sehnſucht mich einige Jahre lang abzuquälen. Das peinlichſte Glück, was ich je empfunden, war jetzt mein; täglich ſah, ſprach ich die hohe Wittwe, deren bleiches Ausſehen allmählich einem ſanften Roſenanhauch ihrer Wangen wich, deren wunderſame Freundlichkeit zunahm, ſo daß es mir ſchien, als ſchlage auf dem Altar dieſes edeln makelloſen Frauenherzens die erloſchene Flamme der Liebe, wenn auch nicht mit Jugendgluth, doch immer einen Verklärungsſchimmer um ſich verbreitend, noch einmal empor, und ich war, dieß fühlend, noch einmal glücklich.

Ja, ich hatte recht geſehen, dieſes herrliche Herz feierte den Auferſtehungsmorgen begeiſternder Gefühle, aber, und dieß ſchmetterte mich nieder, nicht mein dunkler Stern war es, an dem dieſe Gefühle ſich entzündeten, nicht mein erbarmenswerthes unwürdiges Ich durfte eines Glückes ſich rühmen, um das Engel einen Sterblichen beneiden konnten; ein Anderer war es, welcher dort Flammen erregt hatte, welche beſeligten und — tödteten. Der Hohn meines Schickſals hatte mich nur herbeigeführt, um Zeuge der hochtragiſchen Entwickelung des Geſchickes einer Frau zu werden, für deren Leben ich gern tauſendmal das meinige, freilich unendlich werthloſere, zum Opfer dargebracht hätte.

Der Fürſt bekleidete einen hohen militäriſchen Rang in der Armee ſeines Königs, und war nicht immer im Schloſſe anweſend. Kam er aber, ſo geſchah es meiſt in Begleitung eines jungen Mannes voll Welt und Bildung, der ſich im Befreiungskriege ausgezeichnet hatte, der Sohn des geachteten Bürgermeiſters einer Stadt der preußiſchen Rheinprovinzen war, und der bei dem Fürſten den Dienſt eines Adjutanten verſah. Jung, lebhaft, ein feuriger Antinous, und einer von Jenen, denen nach Göthe „gar nichts dran gelegen ſcheinet, ob er reizt und rührt“ gelang es ihm, die klare, verſtändige junge Wittwe ſo für ſeine Perſon einzunehmen, daß das franzöſiſche Feuer ihres Blutes in früherer Lebhaftigkeit emporflammte, und ſie allmählig eine unüberwindliche Neigung zu dem ſchönen und geiſtreichen Officier faßte, welche ſie aber lange Zeit klüglich vor aller Welt verbarg, indem ſie mit ächt weiblicher Gewandheit und Selbſtbeherrſchung ihr inneres Frohgefühl über ihre, zart erwiederte und herzbeglückende Liebe, da ſie es nicht gänzlich zu verbergen vermochte, in eine allfreundliche Begegnung gegen ihre geſammte Umgebung kleidete. So erſchien ſie immer liebenswürdiger, immer anbetenswerther, und verbreitete um ihr ganzes Weſen einen wahrhaft beglückenden Zauber, wie nur irgend ein hoch begabtes, reiches, und gefühldurchglühtes Frauenherz ihn auszuſtrahlen vermag.

Aber auch dem ſeligſten Glück iſt ſein Ende im Buche der Geſchicke vorgezeichnet, und dieſes Ende iſt ſo ſelten ein ruhig friedliches Erlöſchen der früher leidenſchaftlich lodernden Empfindungen, viel öfter dagegen ein plötzliches Hereinbrechen ſchwarzer Unglücksnächte voll Thränen, Trübſal und Grauen Ich ahnete ſo wenig etwas von dem Verſtändniß der liebenden Frau mit dem Adjutanten, wie die übrige Umgebung. Ob die Mutter in das Vertrauen gezogen war, weiß ich nicht. Das Verhältniß, wie es beſtand, war offenbar ein ſchuldloſes, nicht unwürdiges, denn Wer hätte ein Bedenken darin finden können, wenn ſie, die Bürgerlichgeborne, obſchon die Wittwe eines Barons, und die Stieftochter eines kleinen mediatiſirten Fürſten, deſſen Territorium noch keine Quadratmeile umfaßte, mit einem bürgerlichen Officier ſich vermählte?

Wie wurde mir, als eines Tages die Herrin zu mir in das Zimmer trat, darin ich ſo eben die Stunde beendigt, die Kinder ſich entfernen ließ, einen langen, forſchenden Blick auf mich warf, der mir unvergeßlich bleiben wird, und mit gewohnter ſüßer Rede anhob: „Sie haben, lieber Herr Heinrich, ſich immer ſo treu anhänglich an meine Perſon bewieſen, daß ich glaube, Ihnen unbedingt vertrauen zu dürfen. Wollen Sie mir einen großen Dienſt leiſten?" Ich bejahte unruhe- und erwartungsvoll, und ſie fuhr fort: „Eine Neigung, vor welcher ich nicht zu erröthen brauche, verbindet mein Herz mit einem Manne, der dieſe volle und glühende Neigung in jeder Hinſicht verdient. Unſerer Liebe aber droht

Verrath, Gefahr und alles Unheil. Ein Brief ſoll warnen und abwenden. Ich müßte mich ſehr täuſchen, fände ich in Ihnen nicht den treueſten, verſchwiegenſten Boten. Sie ſind Herr Ihrer Zeit, und Niemand beargwohnt Sie. Eilen Sie ſogleich nach Neuenhaus, und übergeben Sie dieſe Zeilen. Ich lege mein Lebensglück in Ihre Hand, dieß erwägen Sie wohl!“

Ich zitterte, meine Augen füllten ſich mit Thränen, ich hatte kein Wort, kein einziges der Erwiederung. Mein letztes Traumbild eines beglückenden Wahnes zerrann, und ich kam mir vor, wie ein Bettler, dem geträumt hat, er ſei ein König, und ſchwelge, und erwachend ſich halbnackt auf dem Strohlager findet. Sie — war von mir gegangen, ohne meine Antwort abzuwarten, deren ſie auch gar nicht bedurfte, denn ſie wußte, daß ich ihr Sclave war und willenlos gehorchen werde.

Ich vollzog meinen Auftrag. Der Glückliche, dem ich den Brief überbrachte, und ihm zum erſten Male nahe trat, behandelte mich wie einen Bedienten, und ließ viel Uebermuth in ſeinem Benehmen blicken. Antwort ſei nicht nöthig, ſagte er: morgen werde er ſelbſt kommen. Ich richtete dieſen Auftrag im Park aus, an derſelben Stelle, wo ich ihr zuerſt begegnet war. Sie erbleichte, und flüſterte halblaut: „Der Bethörte! Er ſtürzt ſich und mich in das Verderben!“ Mit bedeutungsvoller Gebehrde einen zarten Finger auf die roſigen Lippen legend, und mir mit wehmuthvollen Blick Dank nickend, entſchwand ſie.

Der Fürſt wußte alles, und zürnte. Sein Stolz lehnte ſich gegen jeden Gedanken einer Verbindung ſeiner Stieftochter mit einem bürgerlichen Officier auf; die Mutter, viel zu geiſtvoll, durchbildet und an Lebenserfahrungen reich, um nicht einzuſehen, daß das Glück des Lebens nicht abhängt von Zufälligkeiten der Geburt oder des Ranges und Reichthums, vermochte dennoch nicht, ihren Gemahl milder zu ſtimmen, der neben dem genannten wohl auch noch andre Gründe haben mochte, unbedingt zu verneinen

Traurig und von ahnungsvoller Sorge gedrückt, ſaß ich am andern Morgen im Park, mit einem Buche. Ich wollte leſen, vermochte es aber nicht, und brachte die Herrin, ihre Liebe und mein Leiden nicht aus den Gedanken. Eine düſtre Taxuslaube nahe der Hauptallee, deren ſchattiges Dunkel mich jedem Auge verbarg, hatte ich aufgeſucht; ich wollte allein ſein, allein mit meiner Trauer und allen meinen verfehlten Wünſchen und Hoffnungen.

Von weitem hörte ich einen Reiter in die Bu[illegible] ſprengen, und eine ziemliche Weile darauf vernah[illegible] ich in der Allee ſporenklirrende Tritte. Der Adjutant kam allein und ging mit verſchränkten Armen vor meinem Verſteck auf und ab. Gern hätte ich mich entfernt, allein ich mochte ihm nicht begegnen. Bald ſenkte er das Haupt, bald hob er es kühn empor und blickte frei zu den Wolken. Ich ſah, daß ſein Gemüth ſehr bewegt war, und daß er mit verzweifelten Entſchlüſſen kämpfte. Dann ſtampfte er wieder ungeduldig mit dem Fuße. Ich merkte, daß der Fürſt ihn hierher zu einer Audienz beſtellt hatte, und daß dieſer den ehemaligen Liebling ſo lange harren ließ, war ſchon ein übles Zeichen. Endlich kam der Fürſt, finſter, ungnädig, mit ſtolzer Haltung. Ich konnte jetzt nicht aus meinem Verſteck, und hielt mich lautlos.

Die Audienz war kurz, entſcheidend. Der Officier trug beſcheiden, doch männlich ſein Anliegen vor, er bat, ihn mit der Hand der Geliebten zu beglücken, ſchwur exaltirt ohne ſie nicht leben zu können, und gelobte, ſie auf den Händen zu tragen, ihren Kindern ein zärtlichliebender Vater zu werden.

Der Fürſt hörte mit düſterm Schweigen ſeines Adjutanten Rede an, dann ſprach er ſchneidend: Ich bewundere Ihre Kühnheit, Ihre hochfliegenden Ideen! Schade, daß nichts daraus werden kann! Sie haben die Gunſt, die ich an Sie verſchwendet, indem ich Sie zu mir emporzog, mit Undank vergolten, da Sie das Herz meiner Stieftochter bethört, die ich von kindiſchen Liebesgrillen bei ihren Jahren längſt frei wähnte. Geben Sie jede Hoffnung auf, jede! ſage ich Ihnen! Ihre Handlungsweiſe zwingt mich, Sie aus meinen Dienſten zu entlaſſen. Sie treten wieder zu dem Landwehrregiment. Sie haben unbedacht gehandelt, ſage ich, ſehr unbedacht! Das iſt in dieſer mir fatalen Sache mein erſtes und letztes Wort!"

Der junge Officier war todtenbleich, er zitterte, biß ſich in die Lippen und ſprach gebrochen: „Ich gebe jede Hoffnung auf, mein Fürſt! Euer Durchlaucht Gnade vergönne mir nur ein Abſchiedwort! Nur um dieſes flehe ich von der Geliebten, dann geſchehe Euer Durchlaucht Wille!"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, nichts zu verbieten, Adieu!" erwiderte der Fürſt, wandte dem Gebeugten den Rücken und ſchritt raſch und unwillig die Allee entlang. Der Officier ſtarrte ihm lange nach, ſchlug ſich dann an die Stirne, und ſtieß halblaut und dumpf die Worte hervor: „L'un ou l'autre, ou mourir!" worauf er haſtig von dannen ging.

Welches Schickſal entwickelte ſich vor meinen

Augen! Ich ſah den Tempel einer leidenſchaftlichen und heftigen Liebe von Zertrümmerung bedroht, und es ſtand zu fürchten, daß ſein Zuſammenbrechen die beiden Liebenden begraben werde. Doch mußte ich ſchweigen, konnte nur ein theilnahmeloſer Zuſchauer bleiben. Theilnahmelos? Namenlos litt ich dabei.

Elftes Kapitel.

Paganini.

Die Stunde des Muſikunterrichts im Schloſſe ſchlug, ich verfügte mich nach den Apartements der Herrin, und fand dieſe tief erſchüttert und in Thränen. Weinend umfaßte ſie die blühenden, lieblichen Töchter, die in ihrer Unſchuld vergebens die Mutter fragten, warum ſie weine? Ach, die ſo beredſame Frau, deren Lippen ſonſt immer Worte voll Wohllaut und Melodie entquollen, war jetzt ſtumm, ſtumm vor innern Schmerz, und ſchob die Töchter ſanft in das Nebenzimmer, wo ich am Flügel bereits Platz genommen hatte. Auch der kleine Felix geſellte ſich zu uns, dem Spiele zu lauſchen. Die Thüre blieb offen, ich ſaß ſo, daß ich in das Zimmer der Herrin ſehen konnte, darin noch überdieß ein hoher tragbarer Pfeilerſpiegel ſtand, welcher mir einen großen Theil des Zimmers reflektirte.

Eine Kammerfrau trat ein, und meldete, daß der Herr Adjutant um gnädiges Gehör bitten ließe.

er habe nur zwei Worte zu ſagen. Die Herrin neigte gewährend das ſchöne Haupt, und kehrte ihr erbleichendes Antlitz der Thüre zu, indem ſie einige Male ihr feines Battiſttuch an ihre verweinten Augen drückte. Sie hatte ein weißes Kleid an, das ſie in reichen Falten umfloß, und glich, wie ſie ſo da ſtand in der Hoheit ihres Schmerzes, einem ſchönen Marmorbild.

Der Geliebte trat ein, unſichern, wankenden Schrittes, und auf ſeinen Mienen war der Gram gelagert, auf deſſen düſtern Vorhang unermeßlicher Kampf des Innern ſich abſchattete.

Da ſein Schmerz zu groß war, als daß er der Rede hätte mächtig ſein können, ſo begann ſie mit mehr Faſſung, als er zu erringen vermochte, doch mit leiſem Beben der Stimme: „Zwei Worte haſt Du mir zu ſagen, mein theurer Freund? Oh, ich ahne ſie; es ſind Worte des Unglücks, die uns vernichten, es ſind Wächter an einer offnen Gruft, die uns zu verſchlingen droht.“

„„Ewiges Lebewohl!““ ſprach er dumpf, mit einem unendlichen Flammenblick auf ſie, welche ſchwankte, doch ſich erkräftigte und nur leiſe die Lilienhand auf den Pfeilerſpiegel legte, daß dieſer als Stütze diene.

„Ich habe den Abſchied und komme zum Abſchied!“ fuhr er fort. „Es iſt alles aus, mein Glück iſt tod, ich werde ihm nachſterben.“

„Unſer Glück war die Liebe, ein Phönix, der in Todtesflammen ſich verjüngt,“ ſprach ſie. „Glaubſt Du, daß ich nun noch länger leben kann? Ich bin bräutlich geſchmückt, zur Vermählung!“ Die Herrin ſank an ſein Herz; er küßte ſie innig.

Darauf folgte Stille, wie bei dem lautloſen Gebet an offnen Gräbern, wenn die Särge eingeſenkt ſind, und dann — ein entſetzlicher Moment. Der Verzweifelnde gab ihr den Tod, und ſich. Zwei blutende Leichname ſanken zu Boden; die Kinder hatten keine Mutter mehr; ihr und mein Geſchrei zeterten das Haus zuſammen, und das ſtarre Entſetzen vereinigte bald die meiſten ſeiner Bewohner im Prunkgemache des Doppelmordes. Die Herrin, dieſer Engel in Frauengeſtalt, lag ſtill mit dem Geſicht nach dem Boden, einen Arm unterm Haupt, als ob ſie ſchlummre, mit der andern Hand hielt ſie die Linke ihres Mörders umfaßt; dieſer röchelte noch, während ſein Blut unaufhaltſam der Wunde entquoll, und ſcharrte im Todteskampfe mit den Sporen tiefe Riſſe in das blanke Getäfel des Parquets. Außer ſich vor Schreck, Wuth und Zorn ſtürzte der Fürſt in das Zimmer, und trat mit dem Fuße nach den Sterbenden, indem er die Worte hervorſtieß: „Du Ungeheuer! Du Böſewicht!“ welche jener mit nichts erwiderte, als mit dem letzten vorwurfsvollen Blick ſeiner brechenden Augen.

Groß war der Schmerz der alternden Mutter, die ihre geliebteſte Tochter, in der ihre eigne Liebenswürdigkeit, ihr tiefes Gemüth, ihr herrlicher Geiſt verjüngt emporgeblüht war, jetzt vernichtet vor ſich ſah.

Dieſes unglückſelige Ereigniß löſte mein Verhältniß; die Kinder kamen zu Verwandten nach Paris; das Zimmer, in welchem der Mord geſchehen war, wurde in eine Kapelle umgewandelt. Ich ſchied unter bittern Thränen, um mich von Neuem in das wogende Treiben des Lebens zu werfen. Die Clarinette mußte nun wieder faſt ausſchließlich die Spenderin des Lebensunterhaltes werden.

Es war Friede. Der Welterſchütterer war auf den einſamen Felſen im Ozean verwieſen; Europa hatte nun Ruhe vor ihm, und die ſchönen Künſte des Friedens begannen ihre vollſte Entwickelung.

Auf meiner neuangetretenen Kunſtreiſe gab ich, nach kürzerm oder längerem Aufenthalt in den Städten, Concerte in Düſſeldorf, Elberfeld, Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Frankfurt und Mannheim, oft gelang es auch blos, in Theatern während der Zwiſchenacte auftreten zu dürfen.

Getroſt kann ich hier mehrere Jahre des muſikaliſchen Herumziehens und Umhertreibens in theils günſtigen, theils ungünſtigen Verhältniſſen überſpringen. Sie förderten mich nicht und brachten nicht zu dem verhofften Ziele einer Anſtellung; die immerwährenden Reiſen zehrten immer wieder den Erwerb auf, den günſtige Stunden eingebracht.

Auch meine Heimath ſah ich in dieſer Zeit wieder, meine Lieben nicht, denn ich hatte keine. Mein Vater war todt, und ich war in meinem Dorfe verſchollen und vergeſſen. Den kleinen Nachlaß des Vaters hatten die Gerichte für einige Schulden, die der alte Mann gemacht, in Beſchlag genommen und verkauft. Es war für mich kein Heller übrig geblieben, ja man war nicht übel Willens, die Reſte eines Koſtenbetrages von mir zu fordern, daher ich mich eiligſt von dannen hob.

Die kleine Reſidenz der Heimath hielt dem Wanderer eine ganz andere Phyſionomie entgegen, wie früher dem Muſiklehrling. Sie verarbeitete in ſich viel vorwärtsſtrebenden, verjüngenden Stoff, nur daß ich gealtert, nahm ich an den zahlloſen Veränderungen war, die überall meinem Auge begegneten. Alte Thürme waren eingelegt, offne Canäle gefaßt und verdeckt, neue Häuſer, neue Villen waren in Menge entſtanden. Auch der Geiſt der Geſellſchaft war ein anderer, beſſerer nicht mehr ſo kleinlich und peinlich, tändelnd und ſpielend, wie ehedem. Kein Mitglied der Hofcapelle trug mehr den Livréerock.

Von den ältern Mitgliedern lebten nicht viele mehr, dieſe Wenigen aber ſchalten mich, daß ich in der Welt umhergelaufen, wie der ewige Jude, und nicht längſt wieder gekommen und um eine Stelle mich beworben, die mir, wenn ich zu rechter Zeit gekommen, nicht entgangen wäre; jetzt freilich — ſei keine vacant, alles beſetzt, meiſt mit jungen Talenten, die nicht Luſt hätten, zu ſterben oder zu quittiren.

Ich hatte wenig oder nichts von meiner Reiſe aus der Fremde in die Heimath gehofft, und ſchied ohne Groll von ihr. Der Park hatte noch ſeine frühere Geſtalt. Ich ſuchte die künſtlichen Ruinen, welche die Piatät gegen ihren Erbauer erhalten hatte, und das Plätzchen wieder, wo ich einſt auf der Weidenflöte geblaſen, von wo die Wendung meines Schickſals ausging, und weinte dem Andenken meines zu früh verſtorbenen fürſtlichen Wohlthäters eine Thräne. Er hatte es gut mit mir im Sinne gehabt, und ich ſegnete ſein Andenken. Herbſtwehen umſchauerte mich. Als ich an dieſer trauten Stelle in die Weidenflöte die Seufzer meines jugendlichen Gefühls hauchte, leuchtete Frühlingspracht über dem Garten, war in mir ſelbſt ſeliger Frühling.

Jetzt nahm ich meine ſtete Begleiterin auf Spaziergängen, die Stockclarinette, und weckte mit einem andern Accord die nahe Echo. Es lautete übel; kein Schwanenpaar zog über den Spiegel des Teiches; zwei Raben erfüllten von einer hohen Tanne die Luft mit heiſſerm Geſchrei. —

Ich ſchüttelte den Staub der Heimath von meinen Schuhen, und ging.

Am Himmel der Muſik war das Kunſtgeſtirn Paganini glanzreich emporgeſtiegen, und alle Zungen und Federn prieſen ſein wunderſames, dämoniſch bezauberndes Spiel. Es war ein verzeihlicher Wunſch, den Wundermann kennen zu lernen, von dem ſeit Jahren die Zeitungen ſo Unglaubliches berichtet hatten, lange bevor er den Fuß nach Deutſchland ſetzte, um alle ſeine Hörer zu begeiſtern. Auch ich erſehnte den Zeitpunkt, wo mir das Glück beſchieden wäre, ihn zu hören, ohne noch zu ahnen, daß mir vergönnt ſein werde, ſpäter ſeine nahe und nächſte Bekanntſchaft zu machen.

Auf einer Kunſtreiſe, welche ich, vergeſellſchaftet mit dem Violiniſten Salomon Waldteufel aus Straßburg und deſſen Brüdern nach Baden-Baden machte, beabſichtigten wir dort ein großes Vocal- und Inſtrumentalconcert; allein Paganini war da, Paganini ſpielte, was durften wir für uns hoffen? Er ſpielte, und nahm an einem Abend 8000 Franken ein.

Wir wußten nicht, ob wir wagen ſollten, un-
Concert zu annonciren. Spielte Paganini noch
Mal, ſo war für uns keine Hoffnung. Ich
ym unſre Subſcription, auf welcher nur erſt ſechs
adegäſte mit neun Logenplätzen und drei Nobelgalle-
plätzen unterzeichnet ſtanden, und ging zagenden
hrittes zu dem großen Virtuoſen. In ſeinem Zim-
r ſah es wunderlich genug aus, er ſelbſt erſchien
einer Art langer talarähnlicher Kutte von ſchwar-
Farbe, dazu ſeine langen auf Schultern und Nacken
wallenden Haare, und ſeine frappante Phyſiono-
e, alles gab ihm ein dämoniſches, mephiſtopheli-
es Anſehen, mit dem nur wieder eine anſcheinende
attigkeit und Hinfälligkeit des ſchwächlichen Kör-
es kontraſtirte.

Ich bat ihn, zu entſchuldigen, daß ich mir die
eiheit nähme, bei ihm anzufragen, ob er noch ein
ncert geben werde, in welchem Falle meine Beglei-
und ich auf ein ſolches verzichten müßten, ſo
r wir auch einer Einnahme bedürften.

Paganini ließ ſich unſre Einladung überreichen
d ſprach dann: „Ich werde Ihnen keinen Ein-
g thun, ich werde hier nicht wieder ſpielen, und
ll ſelbſt in Ihrem Concert zwei Plätze zeichnen.“

Wer war froher als ich! Die Signatur Paga-
nis war für uns beim übrigen Publikum der beſte

Empfehlungsbrief; wir machten eine brillante Einnahme, die wir mehr als unſerm Spiel der eigenthümlichen Perſönlichkeit des berühmten Künſtlers dankten; man kam, um ihn zu ſehen.

Bald darauf empfing ich eine Einladung, mit Paganini zu frühſtücken, die mich in die größte Verwunderung ſetzte, denn zu tractiren, war, wie man hörte und längſt gehört hatte, nicht ſeine Sache, und eine Sympathie für mich als Künſtler von ihm noch viel weniger zu erwarten; ich war ihm fremd, und er auf der einen Seite viel zu eitel, auf der andern wirklich viel zu groß, als daß in dieſer Beziehung an irgend eine Einigung zu denken geweſen wäre.

Wir frühſtückten in dem Cabinet eines Gaſthauſes, und das war mir lieb, denn in ſeiner Wohnung fand ſich nichts von dem vor, was man im gemeinen Leben apetitlich nennt, dagegen aber ausdruckvolle Typen des ärgſten Kynismus vollauf.

Ich kam wenig dazu, die aufgetragenen Speiſen zu kauen. Der große Mann hielt ein wahres Examen rigoroſum mit mir. Von meiner Heimath, meiner Jugend, meinem Aufenthalt in Paris, meinen Reiſen mußte ich erzählen, und er ſchien mit beſonderm Antheil zu hören, daß ich der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache vollkommen mächtig war, daher unſre Converſation auch in der letztern faſt ausſchließlich geführt wurde. Daß ich auch Violinen zu behandeln wiſſe, zu beziehen, zu repariren und gut zu verpacken, belobte er ebenfalls, wogegen ihm völlig gleichgültig ſchien, daß ich neben Anderem auch Streichinſtrumente zu ſpielen verſtand. Noten ſchreiben, reſpective abſchreiben zu können, erklärte er für eine vortreffliche Eigenſchaft, und eine Correspondenz zu führen für ſehr angenehm, ſofern man Jemand habe, der ſich für uns dieſer Mühwaltung unterziehe, wobei er nicht unbeklagt ließ, daß treue und in ſolchen Dingen brauchbar=dienſteifrige Menſchen eine große Seltenheit ſeien.

Alle dieſe Präludien ſchienen mir auf etwas hinzudeuten, auf einen Antrag hinauslaufen zu wollen. Er ſchien ein Anerbieten meinerſeits zu erwarten, doch hielt ich mit Abſicht jedes Wort zurück, was auf ſolche Weiſe hätte gedeutet werden können, ließ es gern geſchehen, daß mir fleißig von ihm eingeſchenkt wurde, und wartete ab, bis Paganini endlich vertraulich das Wort nahm.

„Sie ſind ein erfahrener Mann, ein Mann, der die Welt geſehen hat, und die Menſchen kennt. Sie ſind frei, unabhängig, an Niemand gebunden. Ihre Kunſt gewährt Ihnen ein gutes Einkommen, aber kein ſichres. Was ſagen Sie dazu, wenn ich Ihnen die Propoſition mache, ſich an mich zu attachiren?

Dieſer Antrag, ich hatte ihm entgegen geſehen, konnte mir in meinen dermaligen Verhältniſſen nur willkommen ſein, doch ſagte ich nicht unbedingt zu, ſondern bat dem berühmten Meiſter, ſich näher zu erklären. Ich wußte, daß ich einen eigenſinnigen, als karg verſchrienen, launenvollen und leidenſchaftlichen Mann vor mir habe, mit dem zu reiſen zwar ungemein intereſſant und in mancher Beziehung ſogar belehrend ſein mußte, der aber auch ſeine Umgebung nicht wenig quälte, und durch ſeine diſſolute Lebensweiſe ſie zu ähnlicher nöthigte.

„Mein bisheriger Geſchäftsführer,“ fuhr er fort: „hat durch ſein achtungloſes Benehmen gegen mich eine Entzweiung und Trennung herbeigeführt.“ Ich hörte ſpäter, jener habe dem Meiſter ob aus Verſehen oder mit Abſicht, den Schaum einer Flaſche Champagner in's Angeſicht geſprützt. „Ich brauche Jemand, auf deſſen Treue ich mich muß ganz und unbedingt verlaſſen können, der die Arrangements zu den Concerten beſorgt, und die Correspondenz führt, damit ich um dieſe Nebendinge mich ſo wenig als möglich zu bekümmern habe. Wollen Sie gegen ein angemeſſenes Honorar und freie Station ſich der Beſorgung meiner Geſchäfte unterziehen, ſo laſſen Sie uns einig werden. Ich denke, es ſoll Sie nicht gereuen.“

Ich verſprach, mir den Antrag zu überlegen,
und Paganini entſcheidende Antwort zu bringen.

Der Geſchäfte leitende Gefährte eines berühmten
Mannes zu ſein, iſt nicht unehrenvoll, wie es ja
überhaupt nicht unehrenvoll iſt, zu dienen, wenn das
Schickſal die goldne Unabhängigkeit verſagt. Das
neue Verhältniß verhieß neue Reiſen in die Haupt-
ädte Europa's unter ſtets günſtigen Auſpicien,
ch kam in Berührung mit allen Berühmtheiten; ich
lickte allmählig hinter den myſterieuſen Schleier,
er Paganini's Jugendleben überhüllte und drang in
ie Geheimniſſe, welche wie ein Nimbus die phan-
aſtiſche Geſtalt des genialen Muſikers umfloſſen, und
hn zu einer Wunderſage machten, zu einer hochro-
mantiſchen Erſcheinung.

Je mehr ich über dieſes alles ſann, deſto mehr
hien mir wohlgethan, das günſtige Anerbieten nicht
on mir zu weiſen.

Unſer Vertrag kam auf eine Weiſe zu Stande,
e mich zufrieden ſtellte. Er ſicherte mir ein Tage-
ld von 6 Franks, Koſt und Wohnung frei, und
nen Platz im Reiſewagen; bei einer Trennung, die
nen Monat zuvor von jedem Theile anzukündigen
ar, Erſtattung der Hälfte der Reiſekoſten — in
eine Heimath.

Und ſo hatte mein Loos, das mich beſtimmte, fort und fort unſtät durch das Leben und die Länder zu irren, mich an einen Mann gefeſſelt, deſſen Ruhmesſonne alles überſtrahlte, was je in muſikkünſtleriſcher Virtuoſität geglänzt. Die Welt war voll von dem Namen Paganini.

Die Reiſen, die ich nun mit dem vielbewunderten und als Künſtler gewiß bewundernswerthen Manne machte, ſchildre ich nicht; Anecdoten von ihm und über ihn theile ich nicht mit. Andre haben dieß zur Genüge gethan. Mir ſei vergönnt, nur einen kurzen ſummariſchen Abriß ſeiner Perſönlichkeit, ſeines Charakters, ſeines Spieles und ſeiner Lebensweiſe zu geben, und dadurch bei meinen Leſern die Erinnerung an ihn aufzufriſchen. Ein dreiviertel Jahre langes Beiſammenſein befähigt mich zu dieſer Mittheilung über das Leben eines merkwürdigen Mannes, welcher ebenſo mit der Fülle unermeßlichen Lobes als mit maßloſem Tadel überſchüttet worden iſt.

Da ich in Frieden von ihm ſchied, iſt mein Urtheil ein unparteiiſches, nicht vom Haß dictirtes, aber auch ein durch Illuſion unbeſtochenes, die zu vernichten, ein weit kürzerer Zeitraum hinreichte, als ich ihm Geſellſchaft leiſtete.

Dieß kann ich getroſt behaupten, daß ein originellerer Menſch, wie Paganini, mir niemals im Leden begegnete. Er zeichnete ſich, wie im Concert durch unnachahmliche Virtuoſität, ſo im Hauſe durch unbeſchreibliche Bizarrerien aus. Von einer Regelmäßigkeit im Bezug auf Frühſtück, Mittagstiſch und Abendeſſen war nie bei ihm die Rede. Es kam ihm nicht darauf an, früh Morgens zu diniren, Mittags Chocolate zu trinken, und Mitternachts Kaffee und kaltes Fleiſch zu genießen. Selten, daß er vor ein oder zwei Uhr zu Bette ging. Gern, ja faſt ausſchließlich nahm er in den ſtillen Stunden der Nacht die Violine zur Hand, eine herrliche Guarnerio, und ſpielte ſeine entzückendſten Sachen — für ſich allein. Selten aber, daß er länger als eine halbe Stunde anhielt, dann ſuchte er noch Geſellſchaft, doch nicht jene belebende, wohlthätig den Geiſt anregende der Converſation, ſondern die des grünen Tiſches, und opferte mit der leidenſchaftloſeſten Ruhe eines profeſſionirten Spielers Tauſende dem Pharo.

Dennoch, obſchon das Spiel nichts dazu beitrug, Paganini körperlich abſchreckender erſcheinen zu laſſen, als er ohnehin erſchien, ſo gewährte er doch des Nachts einen grauenhaften Anblick, und mehr denn ein Mal überrieſelten mich Furchtſchauer, wenn er überraſchend vor mich trat mit ſeinem fahlen, hohläugigen Geſicht, der gebogenen Naſe, den finſtern Braunen, dem zu den Schultern und zum Nacken niederringelnden ſchwarzen Haar, wie ein wandernder unſeliger Geiſt.

Nie ſah ich den Künſtler berauſcht, obſchon er kein Feind guter Weine und des Champagners, und von äußerſter Reizbarkeit war.

Seine Vorliebe gegen das ſchöne Geſchlecht, eine ſeiner Hauptleidenſchaften, iſt bekannt, und gehörte mit in den Ring wunderbarer Seelenkräfte, deren eigenthümliche Miſchung das aus ihm ſchuf, was er geworden iſt.

Von Eitelkeit war er nicht frei; er liebte es, daß die Menſchen ſich nach ſeiner perſönlichen Erſcheinung drängten. Er fand in den neugierigen Blicken der Menge, die auf ihm ruhten, nur den Wiederhall der Bewunderung ſeines Spiels. Wer ihn nicht hören konnte, wollte doch den Mann ſehen, der ſo die Herzen bezauberte und gefangen nahm, wie nicht leicht vor ihm ein Künſtler gethan. Er vernahm es gern, wenn ihm von ſeiner Umgebung Lob geſpendet wurde, und wenn ich ihm ſagte, daß ich mich glücklich ſchätze, ihn ſo oft ſpielen zu hören. Gewöhnlich componirte er des Morgens bis zehn Uhr; oft ſpielte er mir die neuen Compoſitionen vor und fragte mich, ob das Tonſtück werth wäre, vor das Ohr des Publikums gebracht zu werden? Wenn ich dann bejahte, ſo ſchrieb er es nieder, zerriß aber ſehr oft wieder das

chriebene, ſpielte Abends es noch einmal, fragte
der, ob es gut ſei, und fügte dann erſt die Be-
tung hinzu.

In geſchäftloſen Zwiſchenſtunden ließ er ſich von
em kleinen Sohn, einem wunderſchönen Kinde,
nniſiren, an dem er mit der zärtlichſten Liebe hing.
mand glaubte, daß dieſer Knabe ſein Sohn ſei,
n es war zwiſchen den Geſichtszügen beider ein
rſchied wie zwiſchen einem Mohren und einem
ßen. —

Neben den immenſen Lobpreiſungen, welche Pa-
ni zu Theil wurden, traf ihn oft auch die Fluth
Tadels und der Schmähung, der kein Talent,
künſtleriſches Genie entgeht. Es lag mir ob,
die Zeitungsartikel zu überſetzen, die ihn und
Spiel betrafen, und dann äußerte er ſich wohl
eilen mit gerechtem Stolze, wenn ſein Ehrge-
allzuſehr gekränkt war.

Als ich einmal die Stelle irgend eines Blattes
as, die ohngefähr des Inhalts war, Paganini
in kranker Menſch, der nach Deutſchland gekom-
, den Deutſchen das Herz zu zerreißen, aber
Spiel ſei ſo ſchwach und krankhaft, verzerrt
unkünſtleriſch, wie ſeine ganze Perſönlichkeit,
muſikaliſche Carrikatur, und er ſolle doch nach
ien ſeine krampfig forcirte Spielart zurücktragen,

da ſprach der Meiſter im ruhigen Bewußtſein ſeines Künſtlerthums die wichtigen und wahren Worte: „Von Allen die gegen mich ſchreiben, wird freilich Keiner vermögen, durch ſein Spiel ein Herz zu zerreißen, oder auch nur zu rühren; nur mit der Feder vermögen ſie allenfalls und mit ihrem liebloſen und ungerechten Tadel, das erſtere, denn die Kritik rührt nie, ſie *zerreißt*. Laßt ſie ſchreiben, ſo viel ſie wollen! Auch der Tadel wird zum Träger meines Ruhmes. Ich habe in der muſikverſtändigſten Stadt Deutſchlands, in Wien, gleich bei meinem erſten Auftreten, eine neue Epoche der Virtuoſität begründet, und die Kritik ſelbſt gefeſſelt, wie Herkules den Nämäiſchen Löwen, ſo daß ſie mir willig jeden Tribut des Lobes zollte. Man hat mich mit Lobgedichten überſchüttet, und um mein Künſtlerleben einen Kranz von phantaſtiſchen Mährchen und Sagen gewoben. Glaubte man nur irgend noch an den Teufel, ſo müßte ich gewiß mit *dieſem* im Bunde ſtehen, weil meine Kunſt den Menſchen übermenſchlich dünkt, und nun kommen dieſe armſeligen Lehrlinge, und ſchreiben gegen mich, und ſpritzen ihr Neidgift auf mich, weil mich ihrer keiner je erreichen wird und kann. La dissomiglianza è madre dell' odio! Ihre Unähnlichkeit mit mir iſt die Mutter ihres Haſſes gegen mich. Was können ſie ſagen über mein Spiel, da ſie es nicht faſſen und begreifen? Sie ſollen zu mir kommen, und von mir ſpielen lernen! Was iſt das für ein Geſchwätz vom Herzzerreißen? Es ſcheint denn doch, daß die Deutſchen gern von mir ſich die Herzen zerreißen laſſen, ſonſt würden ſie ſich nicht ſo in Schaaren zu meinem Spiel drängen, und immer wird es beſſer ſein, wenn ein Künſtler mit den Tönen ſeiner Geige die Herzen der Zuhörer zerreißt, als ihre Ohren."

Des Vormittags war der große Künſtler ſelten heiter und aufgelegt, dagegen Nachmittags beim Kaffee am meiſten munter und mittheilend, und da erzählte er mir oft von ſeinen Reiſen und Erlebniſſen, ſeiner trüben Jugend und ſeinem glücklichen aber auch ſtürmiſchen Liebeleben, und wiederlegte die Fabeleien, die man über ihn und ſeine Vergangenheit dem Publikum aufgetiſcht hatte, um die ſeltſam überraſchende Erſcheinung ſeiner Perſönlichkeit und ſeines dämoniſchen Spiels mit ſeiner ganzen geiſtigen und künſtleriſchen Entwickelung und ſeinem Bildungsgang in Einklang zu bringen. Solcher Fabeln bedurfte es jedoch ganz und gar nicht, denn ſein wirklicher Lebensgang war an ſich poetiſch und romantiſch genug, und nicht nur von der Sonne der Kunſt lichtvoll aufgehellt, ſondern auch von der Nacht des Schmerzes tief überflort worden, ſo daß aus ſeiner wunderſam begabten Natur ſich in reicher Fülle die höchſte Virtuoſität in der Kunſt entwickelte, für welche von früher Jugend an ſeine ganze Seele glühte. Glühte, ſage ich, denn wie wäre anders, als Gluth die Begeiſterung zu nennen, mit welcher Paganini ſpielte?

Wenn man die ſchwächliche, von den Kleidern umſchlotterte, faſt zerbrechliche Geſtalt des Künſtlers auf die Bühne treten ſah, mußte man glauben, daß ein Hauch ſie umwehen könne, aber wie erſtarkt wurde dieſe hinfällige Geſtalt durch den Zauber, der in den Tönen wohnt! Wie markig war der Arm geworden, der den Bogen ſo ſicher, ſo kräftig, ſo eiſern führte! Nur Begeiſterung, wahre Begeiſterung für ſeine Kunſt konnte in die Adern des Künſtlers dieſes Feuer der Energie. gießen, das ſein bezauberndes, zum Himmel empor tragendes, zur Hölle hinabſtürzendes Spiel durchflammte.

Daß Paganinis Art zu ſpielen nicht gründlich und den Forderungen ſtrenger Regeln gemäß ſei, iſt oft tadelnd ausgeſprochen worden, und nicht in Abrede zu ſtellen ja man hat ihm laut und öffentlich, weil er von der allgemein angenommenen Methode abwich, den Vorwurf der Charlatanerie gemacht. Ob nun an einem über alle Gewöhnlichkeit himmelweit hinausragenden Künſtler, wie Paganini, überhaupt der Leiſten der Schule zu legen ſei, ob man von ihm Beobachtung der hergebrachten Methode, Haltung im ausgefahrenen Gleis des reinen Styls und dergl. im Ernſt zu fordern berechtigt geweſen ſei, ſtelle ich ſehr in Zweifel, denn hätte er ſolchen Forderungen genügt, ſo wäre er ſchwerlich Der geweſen, der er war. Wenn ein Künſtlergenius ſich der Formenfeſſeln entſchlägt, die für den Schüler da ſind, auf daß dieſer, wenn er kein Genius iſt, ſie ſich aneigne und zu Nutzen und Frommen in untergeordneter und beſchränkter Kunſtſphäre dienen laſſe — iſt immer mit vollem Recht auf jenen der Vers anzuwenden:

Tanzt die Grazie doch nach unſtudirten Geſetzen,
Sprach ein unſterblicher Mund, welcher die Sache verſtand.
Bleibe dem Schönen getreu, ſo kannſt Du die Regel verletzen!
War das Schöne doch da, eh man die Regel erfand.

Daß in der Spielweiſe Paganinis viel Aben-
euerlichbarockes lag, iſt nicht hinwegzuläugnen; daß
icht alles, was er gab, ſein Eigenthum war, des-
leichen. Er hatte in Italien ſich aus ganz alten
Schulen vieles zu eigen gemacht, was in der muſi-
aliſchen Welt vergeſſen war, und trat damit, wie
it etwas Neuem hervor, aber die erſtaunenswerthe
ngeheure Fertigkeit lehrt keine Schule, kein Meiſter.
e iſt das Ergebniß beſonderer Begabung und des

achtungswürdigen Fleißes, den anzuerkennen, manche Kritiker in allen Gebieten der ſchönen Künſte keine Neigung haben, und auf den ſie nur einen geringen, oder gar keinen Werth legen. Ohne Fleiß aber, ohne die äußerſte Beharrlichkeit im ein Mal Erfaßten wird Keiner groß.

Wäre Paganinis Lichtſeite ſeiner Künſtlerſchaft nicht durch den Schatten mancher unrühmlichen Leidenſchaft verdüſtert worden, ſo würde ich nie den Wunſch gefaßt haben, mich von ihm zu trennen, denn er vermochte in guten Stunden äußerſt human, äußerſt liebenswürdig zu ſein.

Zwölftes Kapitel.

Finale.

Unbemittelt, ja arm, wie ich mich ihm zugeſellt, verließ ich Paganini, da es mir nicht länger gefiel, ſeine Launen zu ertragen und unter der ſchnödeſten Kargheit zu leiden. Er konnte Tauſende ohne Klage am Pharotiſche unter der Krücke des Croupiers verſchwinden ſehn, er konnte ähnliche Summen verſchleudern, wenn es galt, ein Gelüſt zu befriedigen, und konnte murren und knauſern, wenn es Kleinigkeiten galt, die der Rede nicht werth waren.

Seitdem bin ich nicht wieder zu irgend Jemand in ein dienſtliches Verhältniß getreten, und mein Weg iſt nicht wieder hell geworden. Jener wandernde Virtuoſe, den ich einſt auf dem Speſſartwalde begegnet, war glücklicher und reicher, als ich jetzt es bin; ich, dem die Gabe fehlte, durch ſeiltänzeriſche Virtuoſität den niedrigſten Pöbel zu beluſtigen. Doch neide ich keinem dieſe traurige Gabe.

Die Tage, die Jahre ſind gekommen, von denen ich ſagen muß, ſie gefallen mir nicht. Wenn ich das verſchwendete Kapital der mir geſchenkten Lebensjahre überrechne, ziehe ich das trübſte Facit. Meine Erinnerungen ſind ſchön, die meiſten, doch ihre glänzenden Alpenhöhen überdüſtert der Nebelflor des Kummers. Junge Künſtler, talentbegabte, muſikbegeiſterte, ahmt mir nicht nach! Stürzt euch nicht leichtſinnig in die lockende Lebensfluth, und vor Erfahrungen, die das heilige Gefühl der Liebe im frühen Jugendkeime morden, bewahre Jeden ſein guter Genius. Es klingt recht luſtig, in ſorglos harmloſer Jugendkraft mit Göthe zu ſingen: „Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt. Juchhe!“ aber es iſt die traurigſte, ſchmerzreichſte Klage, die um ein verfehltes Leben, und der Lebenslagen härteſte, in den Tagen des Alters reduzirt zu ſein auf — Nichts. Warum muß ich mich als Warnungsſpiegel aufſtellen? Hätte ich nichts Anderes, Beſſeres werden können? —

Wenn ich nachſinne über mein Loos und Schickſal, und warum es ſo trüb ſich gewendet, ſo finde ich die Urſache in einem Grunde, den vielleicht nicht Jeder findet, und dieſer Grund iſt nicht jugendlicher Leichtſinn, nicht Abenteuerſucht, nicht Hang zu reiſen und die Welt zu ſehen, dieß alles iſt ja verzeihlich und führt nicht immer zum geiſtigen Verfall, oft vielmehr zum Glück, ſondern der, daß ich heimathlos geworden. Heimathlos! ein troſtloſer Gedanke, ein Gedanke, der allen Troſtes los und bar iſt. Ich vergrub einen Schatz, und als ich kam und ihn wieder ſuchte, fand ich ſeine Stätte nicht mehr. Das Land war noch da, der Ort, das Haus, darin ich geboren wurde, aber kein Herz, das mich wieder erkennen wollte. Nicht in Ländern, Städten, Schlöſſern, iſt unſre Heimath, ſondern in den Herzen der uns Befreundeten. Dieſen hatte ich mich allen entzogen, und ſpäter fand ich ihrer keines mehr, und warf einen Haß auf mein unſchuldiges Heimathland. Jetzt muß ich mich ſelbſt haſſen, daß ich alſo that. Von allem, was mir je auf Erden lieb und theuer wurde, lebe ich gänzlich getrennt, und fern; ich kann nicht ſagen, wo Dieſer oder Jene hingekommen, die ich in aller Herren Ländern fand, und nur für kurze Strecken des Erdenlebensweges mich befreundet an ſie ſchloß, ob ſie noch leben oder ob ſie geſtorben ſind, denn ich correspondirte nie viel, und nun correspondire ich ſchon längſt nicht mehr. Meine Inſtrumente hängen mit Staub überzogen, an der dürftigen Wand des armſeligen Zimmerchens, darin der alte fahrende Muſikus ſeine letzten Tage verſeufzt, es ſind dieſelben keine andern, als die Clarinette und eine alte Violine. Erſtere ſoll man mir mit in den Sarg legen.

Ich habe eine Phantaſie niedergeſchrieben und verſucht, ſie in Tönen zu verklären. Die Töne aber habe ich nicht aufgeſetzt, ſondern ſie wurzeln in meinem Gedächtniß. Hätte ich ſie aufgeſchrieben, und es käme ein kritiſches Kennerauge darüber, ſo würde ſolches mir die Schreibfehler aufſtechen. Dieſe Phantaſie iſt mein Schwanengeſang, ſie iſt das Finale meiner Lebensirrfahrt, ich blaſe ſie zuweilen Abends oder Nachts auf der Clarinette — und weine. Sie ſtehe hier. Will ein deutſcher Componiſt ſie in ſymphoniſche Muſik kleiden, ſo ſei ſie ihm vermacht, ſie kann eine deklamatoriſche Abendunterhaltung abgeben, und mit Orcheſterbegleitung geſprochen werden. Der Componiſt denke meiner dabei, und ſei, wenn er noch jung iſt, glücklicher, als ich in meinem Alter bin, und wenn er nicht mehr jung iſt, ſei er ſo glücklich, als ich in den Jahren meiner beſten Kraft und meiner feurigſten Jugend war. —

Das verlorene Paradies der Heimath.

Jerremeriade eines alten fahrenden Muſikers.

Heimath, wo biſt Du?
So tönt mein Sehnſuchtruf ins Morgenroth.
Heimath, wo biſt Du?
So hallt er in den Schoos der ſtillen Nacht.
Heimath, wo biſt Du?
Giebt höhnend mir der Wiederhall zurück.
Mein Gedanke irrt
Suchend über die weite Erde.

Suchend nach der theuern Heimath
Die mein irrend Herz verlor,
Pilgre ich von Land zu Lande
Thalhinab und bergempor.
Und ich kann das Land nicht finden

Wo der Knabe froh geſpielt.
Wo beglückt zum erſten Male
Sein erwachend Herz gefühlt.

Mir hat getönt
Mich hat lieblich umſäuſelt
In Jugendtagen,
In Kindheitträumen
Der Engel Harfenſpiel.
Du meine Heimath warſt
Die Harfe der Engel;
Du rufſt mir nimmer.
Aengſtlich lauſch' ich oft
Im Dämmer der Frühe,
Im Abendſtrahle,
Ob nicht ein leiſer Ton
Aus weiter weiter Ferne
Hergetragen, ſchwebe?
Alles ſtill!

Still, wie über Gräbern,
Iſt es rings um mich.
Einſam, wie in Wüſten

Oed' und ſchauerlich.
Und kein Ruf der Heimath,
Mich erreichen will;
Ob ich zitternd lauſche,
Alles, alles ſtill.

Nur mein Herz iſt nicht ſtill!
Es ſehnt ſich immer
Nach dem Heimathparadieſe,
Dem verlornen Paradieſe,
Wird zu rufen nimmer müde. —
Zu lange ſchlief es
Eingelullt vom Sirenenlied der Fremde
Gleich den Bergentrückten,
Die Zauberſchlaf in Schattengrotten
Gefangen hielt.
Sie treten heraus,
Geblendet vom Licht,
Kennen nicht mehr die Welt,
Kennen kaum ſelbſt ſich noch;
Ach! Und Niemand kennt ſie mehr.
Sie erſcheinen wie Geiſter
Einer andern Welt.

Grauenvoll anzuſehen,
Und in Staub zerfallend, ſinken ſie hin.

So zerfällt in Staub meine Hoffnung,
Und der Paradieſesbaum
Der Jugendfreuden
Steht verwandelt in einen Dornenſtrauch,
Blätterlos, blüthenlos,
Früchtelos, ſchattenlos,
Mitten in meines Weges Wildniß da
Niemand kennt ihn mehr. —

Was treibſt Du, Heimathloſer, Dich
Von Land zu Land umher?
Wer ſeinem Paradies entwich
Der findet's einſt nicht mehr.
Das Heimathland, das Heimathherz
Erſetzt kein fremdes Glück.
Und ewig zieht ein ſtummer Schmerz
Nach ihnen Dich zurück.

Wer ſieht meine Thränen?
Wer hört meine Seufzer?

Wer fühlet mein Leiden?
Niemand lebt, der mich tröſtet.
Wo ſind meine Freuden?
Abgeblüht.
Wo ſind meine Freunde?
Verweht wie Staub.
Was bin ich noch?
Ach! Ein umirrender Schatten,
Eine Laute klanglos, unbeſaitet,
Aus deren Höhlung nur der Gram noch ſeufzt,
Wenn der Sturm ſie berührt
Mit ſeinem allerſchütternden Hauch —
Mächt'ger Empfindungen Sturm.

Die Aeolsharfe rauſchet
Süßen Klang.
Ach, meine Seele lauſchet
Schwermuthbang.
Aus meiner Seele zittert
Rieſengroß
Ein Schall, der mich durchſchüttert:
Heimathlos!

Wohin iſt mein Haar?
Mein weiches, reiches Lockenhaar,
Darin der Liebe Roſenfinger wühlte?
Wohin iſt die Glätte
Meines Angeſichts,
Und der Lippen friſche Farbe,
Darauf der Mund der Liebe küſſend ruhte?
Kaum daß noch dürftig eine graue Locke
An meinem Scheitel flattert!
Und voller Falten iſt mein Angeſicht,
Und welk der Mund,
Der einſt dem Herzen Andrer Freuden ſchuf.
Hin, hin, hin iſt alles, alles hin;
Und nichts mir geblieben
Als vernichtende, zermalmende Gedanken;
Und die Klageſeufzer des Propheten,
O wie ſind ſie Verhall meines Weh's:
„Ich bin ein elender Mann!
Bin in die Finſterniß geführt,
Nicht zu dem Lichte.
Der Herr hat alt gemacht mein Fleiſch und Haut,
Und mein Gebein zerſchlagen.
Mit Galle und Mühe hat er mich umgeben;

Vermauert hat er meinen Weg,
Hat meinen Steig mir umgekehrt
Und mich des Weges fehlen laſſen.
Mit Bitterkeit bin ich geſättigt,
Und mit Wermuth getränkt!“ —

Wie ſang ich einſt, wie klang das ſüße Lied?

„Wie ein Vöglein, das verſchlagen
Weint im ſtillen Ozean,
Komm, zur Heimath mich zu tragen,
Liebe, Dir gehör ich an!“

„Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht;
Weil ich an die Heimath glaube,
Hab' ich ſie auch ſchon erreicht.“

So klang das ſüße Lied,
Doch eine Dichtung war es nur.
Nicht Liebe trug mich zur Heimath,
Nicht an der Heimath hing mein Herz,
Nicht an die Heimath glaubte mein Herz,
Und darum blieb ſie unerreichbar mir.

Sie ſtarb mir ab, ich ihr,
Und von ihr ſchied ich mich. —
Singt nicht ein altes Lied
Daß ſcheiden und meiden wehe thut?
Ich ſchied und mied —
Und fühlte keinen Schmerz.
Jetzt aber trag ich ſeine Centnerlaſt;
Mit Wucherzinſen zahlt
Mein Heimathland mir meinen Haß zurück,
Indem es mich verläugnet, mich verläßt,
Wie ich ihm einſt gethan.

Wer dich verlaſſen,
O traute Heimath,
Wer deine Liebe
Vom Herzen ſtieß,
Wird bitter büßen
Was er geſündigt,
Und hat verloren
Sein Paradies.

Zur Heimath ſehnt ſich
Der Wandervogel;

Zur Heimath kehrt er
Im Lenz zurück.
Im Heimathlande
Blüht ſeine Liebe,
Blüht in Verjüngung
Sein höchſtes Glück.

Der iſt der Thränen
Iſt werth des Mitleids,
Dem keine Heimath
Auf Erden winkt.
Der in Verbannung,
Das Herz voll Heimweh,
In kalter Fremde
Zur Grube ſinkt.

Kein überwältigendes Schickſal,
Kein Cherub mit dem Flammenſchwerte trieb
Aus meinen Heimatheden mich hinweg.
Nur Jugendleichtſinn that's
Nur Drang die Welt zu ſehen,
Die ſchöne, große, weite Welt,
Darin der Strom des Lebens mächtig fluthet,

Auf deſſen oft von Sturm empörten Wogen
Der Leidenſchaften Segelſchiffe ſchaukeln.
Mit roſenrothen Flaggen.
Zum Bord, zum Bord winkt reizvoll
Ein Götterweib, die Liebe,
Ein Götterweib, das Glück.

Mir auch waren das ſelige Tage
Wo mich ſonder Sorgen und Klage
Ein bewimpeltes Schifflein trug.
Wo wir, freud'ge Genoſſen, fuhren;
Glück und Liebe, die Dioskuren,
Folgten weihend dem heitern Zug.

Alle Freudengötter bekränzten
Uns und blühende Schenken kredenzten
Wonnig lächelnd den goldnen Wein.
Wem der Becher einmal noch ſchäumte!
Wer wie einſt ich, einmal doch träumte:
Im Elyſium ſelig zu ſein!

Doch — die Farben ſind abgeblichen,
Glück und Liebe treulos entwichen,
Freude ward mir ein fremdes Wort.

Ach mein Glücksſchiff, das mich getragen,
Iſt in Meereswüſten verſchlagen,
Nimmt mich nimmer, nimmer an Bord

Heimath, wo biſt Du?
Biſt Du, wo ich nicht bin,
Gleich dem Glück, das mich flieht,
Wie ich Dich einſt geflohn?
Kein Auroraſchimmer der Frühe
Zeigt Dich mir!
Keines Abendglühens Roſenwolke
Seh ich ſchweben über Dir!
Mein Ruf iſt leerer Schall.
Vergebens ſuch ich Dich,
Wie Ahasver den Tod.

Das iſt meine Strafe, —
Für ein nichtiges Leben,
Das Dir o Heimath
Nicht gehörte, nicht galt
Für Dich kein Streben,
In Dir keinen Halt.
Mich lockte die Fremde

Mit Zaubergewalt,
Und hielt mich beglückend,
Und hielt mich umſtrickend;
Der Pilger war feurig,
Der Pilger — ward alt;
Ward alt und kalt
Voll Sehnſucht blickend
Nach Deiner Ferne
Und Seufzer ſchickend
Nach deinem Sterne —
O Heimath der Seelen,
Winke mir bald!

Still trauernd Herz!
Dein Paradieß erblüht
In einem andern Land
Dort weint kein Schmerz,
Und keine Hoffnung flieht
Ein Engel beut die Hand
Dem Irrenden, dem Heimathloſen,
Und führt in ein Gefild voll Roſen
Ihn himmelwärts.

Ferner erſchienen in demſelben Verlage noch folgende ſehr empfehlenswerthe belletriſtiſche Werke:

Bechſtein, Ludwig, Aus Heimath und Fremde. Erzählungen. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 3 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die ſeligen Fräulein. — Der Förſter von Belrieth. — Der Geiſt auf Chriſtburg. — Das Hausgeſinde. — Der Zaubergarten. II. Der Pſeudo-Barbaroſſa. — Der Sohn der Hexe. — Der Herr von Selerinski. — Unterirdiſche Liebe.

— — Hallup der Schwimmer. Novelle. 1839. eleg. geh. . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

Belani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Hiſtoriſche Novelle aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts. 1838. eleg. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. 1838. eleg. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: Des Beduinen Tochter. — Der Polterabend. — Hiſtorie vom Ritter Zeno und den heiligen drei Königen. — Das Auto-da-fé.

— — Das Haus Braganza (von 1807 — 1832). Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde in zwei Abtheilungen. 4 Bde. 1839. eleg. geh. 6 Rthlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Belani, H. E. R., Dom João VI. und ſein Hof. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der neueren Geſchichte Portugals und Braſiliens. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . . . 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Die feindlichen Brüder. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der neueſten Geſchichte Portugals und Braſiliens. 2 Bde. 1839. eleg. geh. 3 Rthlr.

— — Der abtrünnige Bourbon. Geſchichtlicher Roman. 3 Bde. 1840. elegant geheftet 4 Rthlr. 12 Gr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman. Nach dem Franzöſiſchen von Julius Schoppe. 1837. eleg. geh. . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Herloßſohn, Carl, Eine Theater-Liebſchaft. Novelle. 1839. eleg. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 3 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Gondoliere. Novelle. — Die Mädchen von Scio. Novelle. — Arabesken und Deviſen. II. Eduard. Novelle. — Meine Weihnachtsfreuden. — Maler und Kaufmann. Novelle. — Der letzte Ball. — Arabesken und Deviſen. III. Der Förſter und ſein Kinder. — Fatime. Serbiſche Novelle. — Die Verſuchung. Novelle. — Maler Ghigi. Novellette. — Die Neujahrsnacht. Erzählung. — Arabesken und Deviſen.

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 1838. eleg. geh. 3 Rthlr.

Schoppe, Amalie, geb. Weiſe, Die Verloſene. Ein Roman. 1837. eleg. geh. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Zeitloſen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. 1837. eleg. geh. . . . 2 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Die Maler. — Das Turnier. — Das Mordloch. — Der Kuß. II. Die Folter. — Das Wagſtuck. — Victorine. — Sittengemälde des Auslandes.

— — Octavia. Roman. 2 Bde. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — Cyanen. Novellen und Erzählungen. 2 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 2 Rthlr. 21 Gr.

Inhalt: I. Eliza. — Der Wilddieb. — Die zwei Schuldigen. — Der Sängerkrieg zur Wartburg. — Das Mädchen von Navarra. II. Die Marcheſe von Santaval. — Das Staatsgeheimniß. — Hertha von Reventlow. — Die Ahnungen. — Frauenliſt.

Schoppe, Amalie, Vittoria. Roman. 3 Bde. 1838. eleg. geh. . . . . 4 Rthlr.

— — Die Rache, oder der Leinenweber von Segovia. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . . 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Tycho de Brahe. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 1839. eleg. geh. . . . 2 Rthlr. 4 Gr.

— — Die Schlacht bei Hemmingſtädt. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 1840. eleg. geh. 2 Rthlr. 18 Gr.

Thüringen
in der
Gegenwart.

Von

Ludwig Bechſtein.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Land und Volk.
Sitte und Sage.
Kennen und Wiſſen.
Handel und Wandel.

Gotha.
Druck und Verlag des Verlags-Comptoir.
1843.

Dem

Thüringer Volke

als eine Feſtgabe
zur
tauſendjährigen Jubelfeier
des
deutſchen Reichs
und
zum erſten großen
Thüringer
Sängerbundes-Feſte
in
Molsdorf
am 16. Auguſt 1843
gewidmet

vom Verfaſſer und vom Verleger.

Meiningen und Gotha, am 11. Auguſt 1843,
dem tauſendjährigen Jubeltage des deutſchen Reichs.

Segen allen deutſchen Landen
Heil und Segen, ewig neu!
Aber mit gar ſüßen Banden
Feſſelt **Heimath** unſre Treu.
Unſre Liebe bleibt inbrünſtig
Immerdar Dir zugewandt;
Bleib' auch Du uns hold und günſtig,
Du geliebtes theures Land!

Heimathland, Wir, Deine Söhne,
Wünſchen Deine Zukunft groß.
Reife zur Vollendungſchöne,
Zieh ein großes Völkerloos!
Immer ſchirmen treue Hüter
Von Geſchlecht Dir zu Geſchlecht
Die unſterblich hohen Güter:
Edle Freiheit, Sitte, Recht.

Meiningen.

Ludwig Bechſtein.

Mit dem Freunde, geiſtverwandt,
Tret' ich vor Dich, Hand in Hand,
Mein geliebtes Vaterland,
Bring' auf Deinen Hochaltar
Angeſichts der Sängerſchaar
Mit ihm dieſe Gabe dar.

Wie ſein treuer Forſchertrieb
Dieſes Buch begeiſtert ſchrieb:
O ſo ſei Ihm hold und lieb!
Wie ich treu mit reiner Brunſt
Es geſchmückt durch deutſche Kunſt:
Schenke mir auch Deine Gunſt!

Werde Wahrheit, ſchöner Traum!
Vaterland, aus Deinem Raum
Steig' der Eintracht ſtarker Baum!
Bringt er Früchte Dir zum Lohn,
Gönn' dem Dichter, Deinem Sohn,
Freundlich einen Theil davon.

Sieh ein neu Jahrtauſend zieht
Auf, und manch prophetiſch Lied
Tönt aus innerſtem Gemüth.
O daß in Erfüllung geht,
Was uns vor der Seele ſteht!
Unſer brünſtiges Gebet.

Werd' ich auch den Tag nicht ſehn,
Wann auf Deinen ſtolzen Höhn
Treu verbundne Völker ſtehn,
Wird mein Grab doch lichter grün,
Wenn in Lieb' und Eintracht kühn
Alle Herzen für Dich glühn.

Gotha. **Ludwig Storch.**

Thüringen! Laß Dein Banner wehen
Im Morgenroth der neuen Zeit!
Tritt hin, wo münd'ge Völker ſtehen
In geiſterwachter Herrlichkeit.
Laß Deine rüſt'gen Kräfte ſehen
Auch Du, mein Volk, und ſei bereit
Im ehrenvollſten That-Entfalten
Mit Andern gleichen Schritt zu halten.
Mit dem Jahrhundert ſollſt Du gehen,
Das dieſer Tag beginnt und weiht!

So ſang ich in freudiger Begeiſterung dem Johannestage des Jubeljahres 1840 entgegen, erfüllt von hoher und reiner Liebe zu dem Lande, das ich mit Freude meine Heimath nenne, einer Liebe, die ich nie verläugnet habe, nie verläugnen werde. Es gewährt ein ſchönes, befriedigendes Bewußtſein, mit aller Innigkeit der Gefühle an einer Heimath zu hängen, ſie ganz zu durchforſchen, zu erkennen, ihre Vorzüge an das Licht zu ziehen, im Buche ihrer Vergangenheit zu leſen, ihre Gegenwart zu würdigen, und ihrer Zukunft Glück zu verkünden. Solche Liebe zum Heimathlande iſt ja eine ſo naturgemäße, und namentlich iſt ſie dem deutſchen Volkscharakter ganz entſprechend. Das Haus, die Familie nimmt zunächſt des Mannes Herz in Anſpruch, dann fordern Wohnort und Wirkungskreis für ſich ſeine Thatkraft; das Land aber, in dem er lebt und wirkt, darin ſein Herd gegründet ſteht, fordert ſeine Treue, ſeine Anhänglichkeit, ſeinen Patriotismus, die edelſte Tugend des Mannes.

Dann erſt, wenn Vaterlandsliebe in einem heimathlichen Boden wurzelte und erſtarkte, vermag ſie zum Baum zu erwachſen, der ſeine Zweige über ein großes Geſammtvaterland ausbreitet.

Vergebens ſpöttelt ein hohler und haltloſer Kosmopolitismus, der wie eine Luftpflanze ſeine dünnen Wurzelfaſern, Boden ſuchend und nicht findend, in das Nichts hinausſtreckt, über provinzielle Sympathien, nicht daran denkend, daß jede deutſche Provinz ein Theil und Glied des Körpers Deutſchland iſt, daß in jeder einzelnen dieſelbe Kraft lebendig ſein muß, die das Ganze beſeelt, und daß einem Lande geiſtige Vertretung ſo wenig mangeln darf, wie einem Körpertheile Blutumlauf, Gefühl und Lebensäußerung.

Nur dann möchte provinzieller Patriotismus Bemitleidung ſtatt Beachtung verdienen, wenn ein Gefühl eitler Ueberſchätzung ihn antreibt, kalt und verächtlich auf nachbarliche Gebiete herabzuſehen und beſcheidene Verdienſte gegen die eignen vielleicht glänzenderen in Schatten ſtellen zu wollen, wie es nicht minder Bemitleidung verdient, wenn ein oder der andere Schriftſteller mit verletzendem Hochmuth über die kleineren Staaten ſpöttelt und abſpricht.

Das wahre Nationalgefühl hat die wichtige Aufgabe, nach jener Einheit hinzuſtreben, deren Deutſchland bedarf, um ein großes Volk und Land zu heißen; dieſe Einheit wird aber nicht im Sturme gewonnen, nicht durch Redensarten erobert; ihre Bluthe ſchlummert noch in der Knoſpe der Zeit, der Gegenwart, wie der Zukunft; ſie wird ſich entfalten, und zur Segensfrucht reifen fur die kommenden Geſchlechter.

Deutſchland muß mehr und mehr ſich ſelbſt und ſeine Kräfte nach jeder Beziehung und Richtung hin kennen lernen, um ſich ihrer recht freudig bewußt zu werden, ſie zu uben, ſie zu nützen. Bildung und Geſittung, Kunſt und Wiſſenſchaft, Cultur und Induſtrie ſind die Lebenspulſe dieſes Makrokosmus. Wenn Deutſchland ſeine Kräfte ganz kennt, ſie ganz zu benützen gelernt hat, wird es unuberwindlich ſein.

Ich wähle einen feſtlich frohen Moment, der mich mit treuverbruderten Genoſſen auszeichnend hinſtellt vor die Schaaren verſammelter Tauſende des biedern thuringer Volkes, der einen ahnungsvollen prophetiſchen Dichtertraum mir erfullt, der in meine Hand das Panier mit dem thüringer Löwen giebt und mich es weihen läßt, Dir, mein thüringer Volk, ein dauerndes Zeichen meiner lautern ungeſchminkten Liebe zu geben. Ich verſuchte, freilich innerhalb beſchränkten Raumes weniger Bogen, Thuringens Land und Volk, Sitte und Sage, Können und Wiſſen, Handel und Wandel überſichtlich vor Augen zu ſtellen; vielleicht athmet dieſe Schilderung mehr Liebe und guten Willen, als umfaſſende Kenntniß, doch iſt ſie auf grundliche Quellen und den Blick eigner Anſchauungen geſtutzt und auf jene redliche Treue des Schriftſtellers, die wiſſentlich nichts Unwahres verkundet, nicht Schatten fur Licht hält und auch nicht mit Flittern eines erlogenen Ruhms zu täuſchen ſucht.

Mit Liebe und Wärme aber muß uberall ſolche Schilderung geſchrieben werden, ſonſt gleicht ſie nur einer klingenden Schelle. Die Liebe zum Lande Thuringen iſt ſein Panier uber mir.

Land und Volk.

Thüringen und Thüringerland! Dieſe Namensbezeichnung, unaustilgbar fortlebend, wird noch immer vernommen und wird immerdar vernommen werden, obſchon das Königreich Thüringen vor mehr als 1300 Jahren aus der Reihe alter Königreiche geſtrichen ward. Dieſes Reich, deſſen Grenzmarken wir nur in leichten Umriſſen, wie ferne Höhenzüge im Frühnebel, erblicken, nicht mit hiſtoriſcher Gewißheit nachweiſen können, umfaßte in großartigſter Ausdehnung ungeheure Länderſtrecken. Bis zur Elbe und wohl noch über ihre jenſeitigen Ufer reichte das nördliche Thüringen, das weſtliche bis zum Rhein, wo es an Franken grenzte, das ſüdliche dehnte ſich bis zur Donau, das öſtliche bis an die ſlaviſchen Marken. Dieſe fabelhafte Größe verringerte ſich zur Zeit jener gewaltigen Völkerkämpfe, wo Sachſen von Norden, Franken aus Süden Thüringen heerend durchzogen, die große Schlacht bei Scheidungen an der Unſtrut die thüringiſche Königskrone in Stücken ſchlug, und die übermächtigen Feinde ſich in das Land theilten.

Sind auch die Nachrichten über alle dieſe Kämpfe mehr oder minder ſagenhaften als geſchichtlichen Klanges, ſo haben ſie doch ein Gewicht in der Schaale der Forſchung, denn haltloſe, ganz aus Luft gewobene Geſchichtsſagen giebt es nicht. Würde der Orient ſeine mannichfach abweichenden, in der Hauptſache doch übereinſtimmenden Fluthſagen haben, oder vielmehr, würden ſolche Fluthſagen über die ganze bewohnte Erde verbreitet ſein, wenn furchtbare Weltüberſchwemmungen nicht ſtattgefunden hätten? Wir müſſen die unverbürgten Kunden aus alter Zeit in ihrer Geltung laſſen, ſo lange uns gründlich verbürgte mangeln.

Was nun von jenem uralten halbmythiſchen Königreich Thüringen übrig blieb, war ein Ländergebiet in Mitten Deutſchlands, das noch neben dem Thüringer- und Harzwald das heutige Franken umfaßte und von den Frankenkönigen beherrſcht wurde.

Die ſlaviſchen Volksſtämme Wenden und Sorben, oft unter der Benennung Sorbenwenden als eine Völkerſchaft gedacht und namhaft gemacht, immerwährend in Kampf und Reibung mit den kriegeriſchen, raubzugluſtigen Avaren, drängten und wurden ſelbſt immer weiter nach Weſten vorgedrängt, ſo daß endlich die auſtraſiſchen Frankenkönige ihr Oſtland zu ſchirmen bedacht waren, und Thüringen in Ratulf einen Herzog gaben, der dem Lande als Schirmvogt und Heerführer gegen die ſlaviſchen Völkerhorden dienen ſollte, und der zeitig genug ſich Selbſtſtändigkeit erkämpfte. So ward Thüringen ein Herzogthum, immer noch groß und umfangreich genug, um heute ein Königreich zu heißen. Die Reihe der thüringer Herzoge, welche auf Ratulf folgte, hatte ihren Herrſcherſitz auf der Hochburg zu Würzburg, im Herzen des heutigen Frankenlandes. Der Stamm wurde üppig und tyranniſch; das thüringer Volk legte die Art an ihn und hieb ihn ab, und die Herzoge Thüringens hörten auf zu ſein.

Im Weſtfrankenland erhob ſich mittlerweile neben dem morſchen Königsſtamme der Merovinger die mächtig wachſende Ranke der Hausmeier, und bald warf auch über Oſtfranken der Stern der Pipine ſeine blutigen Strahlen. Des Frankenreichs Marken umzogen jetzt ein ungeheures Ländergebiet, deſſen Völker jedoch nicht alle mit unterwürfiger Geſinnung die Sonne Karls des Großen aufgehen ſahen. Die Sachſen kämpften auf Tod und Leben mit dem gewaltigen Herrſcher um ihr Ureigenthum, die Freiheit. Thüringen, das unterjochte, mußte voll Groll und Unwillen dem Gewalthaber Heereszuzug leiſten, und Karls Eiſenhand laſtete ſchwer auf dem Lande. Dazwiſchen hörten die Einfälle der Oſtvölker nicht auf, ja ſie ſpannen ſich blutig und verheerend fort, und die Karolinger mußten wieder Herzoge und Markgrafen beſtellen, um die Grenzen des Landes zu ſchirmen. Die Reihe der neuen thüringer Herzoge endete in König Heinrich dem Städtegründer.

Hundert und funfzig Jahre ſpäter ſproßte unter dem Scepter der deutſchen Könige fränkiſchen Stammes abermals ein Herrſcherſtamm mitten im Schoos des Thüringerlandes empor, anfänglich nur als Richter, die Landgrafen von Thüringen, und viele Jahrhunderte herrſchten ſie und gaben dem Lande eine Geſchichte voll eigenthümlicher Romantik, bis auch ihre Sterne bleichten, und das Land aufs neue getheilt und geſpalten, in Meiſſen, Sachſen und Heſſen zerfiel, während alte mächtige thüringiſche Grafſchaften, deren einſtige Gebieter zum Theil Vaſallen der Landgrafen waren, ſich zu ſelbſtſtändigen Reichs-Fürſtenthümern emporhoben.

Und ſo iſt das heutige Thüringerland unter viele Oberherren getheilt, doch iſt in ſeiner Bevölkerung das Nationalgefühl ſo wenig erloſchen, als der alte Name, der es durch ſo lange Jahrhunderte zuſammenhielt, und der aufs Neue für ſeine Sphäre politiſch wichtig und bedeutſam in die Gegenwart tritt.

Was iſt nun und woraus beſteht das heutige Thüringen? Wäre es noch Sitte, wie in den Vätertagen — wo der neue Landgraf im Geleit ſeiner Vaſallen den Rennſteig, die einſtmalige Länderſcheide zwiſchen Thüringen und Franken, von einem Ende zum andern, reiten mußte, um perſönlich ſeines Landes Marken kennen zu lernen, den Rennſteig, deſſen weiter unten ausführlicher gedacht werden ſoll — größere oder kleinere Flurzüge zu halten, wie jede Stadt um ihr Weichbild, jedes Dorf um ſeine Feldmarkung hielt, ſo würde ein ſolcher Zug um das, was man heute noch Thüringen zu nennen pflegt, folgendermaßen auszuführen ſein, wobei wie dort die Grenzſteine im Kleinen, ſo hier im Großen Burgen und Schlöſſer, Dörfer und Städte die Markſäulen bilden.

Geſetzt, daß dieſer Zug im Weſten begönne, dann würde da der geeignete Anfangs-Punkt ſein, wo Angeſichts der Wartburg das Flüßchen Hörſel ohnweit Eiſenach in die Werra fällt. Dieſer letztere Fluß, dem Schooß des Thüringerwaldes entſprungen, bezeichnet durch ſeinen Lauf am allergeeignetſten die imaginäre Weſt- und theilweiſe Südgrenze Thüringens.

Er umarmt die letzten auslaufenden weſtlichen Strahlen des Hochgebirgs, aus dem bis zu ſeinem Niveau an dieſem Ende der Rennſteig niederſinkt. Die Werra bildet ein in vieler Beziehung maleriſches und romantiſches Thal, in welchem heiter ſituirt wir zunächſt die Orte Gerſtungen und Berka begrüßen. Hier iſt großherzoglich S. weimariſches Territorium, in dem eine heſſiſche Parzelle: Philippsthal, (früher Kreuzburg) liegt, Beſitzung und Reſidenz der Landgrafen von Heſſen-Philippsthal, mit einem raumreichen Schloß und ſchönen Parkanlagen dicht am Flußufer. Nahe dabei liegt die früher heſſiſche, jetzt S. weimariſche Stadt Vacha von alterthümlichem Ausſehen, durch die die große frankfurter Heerſtraße über Fulda, Gelnhauſen und Hanau zieht, und wo zugleich die kaſſeler Straße über Friedewald nach Hersfeld und Kaſſel abgeht; eine ſchöne und gutgebaute breite Brücke führt über den Fluß, und längs dieſem zieht eine gute Strecke die von Eiſenach über Markſuhl kommende leipzig-frankfurter Hauptſtraße. Der von einer Ruine gekrönte Krainberg beherrſcht dieſe friedliche Gegend, und in ſeiner Nähe vereinigt ſich die das Werrathal herabziehende Straße mit der erwähnten, auch mündet in letztere eine vom Rhöngebirge über Dermbach und Lengsfeld kommende ein. Dann wird S. meiningiſches Gebiet erreicht und die Salinenſtadt Salzungen. Mit Gründen hoher Wahrſcheinlichkeit iſt die Meinung zu vertheidigen, daß die Völkerkämpfe der Frühzeit um die Salzquellen, deren Tacitus gedenkt, in dieſer Gegend ſtatt fanden, denn hier waren die Sitze der Hermunder und Katten ſich nahe, hier war ein Grenzfluß, hier waren Salzquellen nicht nur im Fluſſe ſelbſt und in deſſen Nähe, ſondern auch in den Wäldern, deren Tacitus in einer oft citirten Stelle ausdrücklich gedenkt. Nun haben zwar vom Namen des Salzes auf den Flußnamen Bezug nehmend, die meiſten Forſcher irgend einer Saale, der thüringiſchen, wie der fränkiſchen, ja ſogar der Saale bei Hanau, den Schauplatz jener Kämpfe zu vindiciren geſucht; die halleſchen Salzquellen an der thüringiſchen Saale, die kiſſinger an der fränkiſchen ſchienen zu dieſer Annahme zu berechtigen, es ſollte nun einmal eine Saale der heilige

Salzfluß ſein. Keine der beiden Saalen hat aber in ihrer Ufernähe ſo zahlreiche Soolquellen, wie die Werra. Man denke an die Salinen zu Allendorf, zu Kreuzburg, zu Salzungen, in deſſen Nähe noch eine Menge ſolcher Quellen, z. B. bei Unterrohn, Liebenſtein u. a. O. ſich befinden, deren heutige Ergiebigkeit nur den Betrieb nicht lohnt. So ging auch die ſchmalkalder Saline ein, die nur in geringer Entfernung vom Werrafluß gelegen war.

Des Fluſſes ſüdöſtliche Richtung führt von Salzungen aus unter der Stätte der ehemaligen Burg Frankenſtein, die vielleicht als frühe Frankengrenzwacht eben ſo im Thalgrund ſich erhob, wie drüben am Abhang des Gebirges für Thüringen der Markgrafenſtein (heute Altenſtein) thronte — vorüber nach der heſſiſchen Parzelle Barchfeld, wo ein freundliches Schloß, Sitz des Prinzen Ernſt von Philippsthal-Barchfeld, ſteht. Hier iſt der Fluß, deſſen rechtes Ufer immer thüringiſcher Boden, wie das linke fränkiſcher, eigentliche Grenze zwiſchen S. Meiningen und der kurheſſiſchen Herrſchaft Schmalkalden; er ſchlängelt ſich durch die ſtattlichen ehemaligen Kloſterdörfer Herren- und Frauenbreitungen, in deren Nähe ein chauſſirter Weg in das Druſenthal, nach Brotterode, über den Inſelsberg nach Reinhardsbrunn und Gotha führt, und biegt weiter aufwärts um den Hügel der ehemaligen Burg Todtenwart, an deſſen Fuße wir wieder den heſſiſchen Grenzlöwen erblicken, und wo die Straße nach Schmalkalden in die Werraſtraße einmündet. Ohnweit Schmalkalden theilt ſich der Straßenzug über das Gebirge in zwei Strahlen, der eine, alte, führt über Floh und Schnellbach zum Gebirgskamm am Roſengarten empor, über Tambach und Georgenthal nach Gotha; der zweite, neue, über Seligenthal und Hohleborn durch einen romantiſchen Grund nach Kleinſchmalkalden und überſteigt das Gebirge an minder hoher Stelle, von wo er nach Friedrichroda abfällt und nach Reinhardsbrunn u. ſ. w. leitet. Die nächſte Stadt, welche ſtromaufwärts nun erreicht wird, iſt Waſungen, über der die Warte der ehemaligen Burg Maienluſt von ziemlicher Höhe herabſchaut. Eine Beugung des Flußthales läßt bald darauf die neue mittelalterlich aufgeführte Burg Landsberg auf iſolirtem

Berge mitten aus dem Thalgrund maleriſch aufragend erblicken, von wo aus nur noch eine kleine Stunde nach Meiningen iſt. Bevor dieſe Herzogreſidenz erreicht wird, kommt wieder vom Gebirge herab eine Straße, deren Zug über Kuhndorf, Schwarza, Benshauſen, Zella, Mehlis bis Oberhof emporſteigt, dort den Gipfel des Gebirgskammes erreicht und dann nach Schwarzwald und Luiſenthal abfällt und über Oberhof und Ohrdruf nach Gotha, oder auch nach Arnſtadt u. ſ. w. leitet. Eine andere alte Straße geht in der Nähe von Meiningen aus dem Werrathale ab in das Frankenland und führt über Mellrichſtadt und Neuſtadt nach Kiſſingen, Schweinfurt, Würzburg ꝛc. eine zweite neuere über Römhild nach Bamberg.

Thalaufwärts iſt die Meiningen nächſte Stadt Themar, in deren Nähe die Schleuſe in die Werra fällt, wo zugleich die Straße von Schleuſingen herabkommt; von dort aus gehen wieder Straßenzüge nach Suhl und Ilmenau, deren letzter ebenfalls neu und in der Anlage ganz vortrefflich iſt. In Hildburghauſen, wo die Werra ihren größten Bogen nach Süden macht, indem ſie nordoſtwärts vom Walde herabkommt, geht eine Straße nach Süden über Rodach und Coburg. Bei Eisfeld iſt die Werra ſo unbedeutend, daß ſie noch nicht Grenzfluß genannt werden kann. Die letzten ſüdlichen Enden des Thüringerwaldes ſenken ſich bis nach Coburg hinab, öſtlich aber ſetzt ſich dieſes Gebirge in den Frankenwald fort, aus deſſen Schooſe die Rodach in den Main fließt, und über den der Rennſteig ununterbrochen fortläuft. Der Name Frankenwald, wie Landesart und Sitte deuten auf fränkiſches Element hin; man kann dieſen Landesſtrich kaum mehr zum heutigen Thüringen zählen. Dagegen führt die Straße von Eisfeld — von wo ab wieder eine Gebirgsſtraße empor und über den Kamm hinüber in das Thal der Schwarza und nach Rudelſtadt leitet — über Schalkau nach Sonneberg, das auch nach Süden und Norden gut erhaltene Straßen ſendet, die eine über Neuſtadt nach Coburg, die andere den Steinachgrund immer aufwärts bis zur Höhe des Rennſteigs und auf ihm hin bis Spechtsbrunn, in deſſen Nähe die Straße mit der von Neuſtadt über Oberlind und Judenbach hinaufziehenden ſich vereinigt und abwärts nach Gräfenthal und Saalfeld führt. Eine andere Straße führt, rudolſtädtiſches Gebiet berührend, vom Gebirgskamm herab über Wallendorf und Reichmannsdorf ebenfalls nach Saalfeld.

Wer den Frankenwald noch zu Thüringen rechnen will, wie er eigentlich und urſprünglich dazu gehört, da er mit dem Thüringerwald nur ein Gebirge bildet, und an deſſen Südende noch ein Flüßchen die thüringiſche (im Gegenſatz zur fränkiſchen) Moſchwitz heißt, dem iſt die mäandriſche Saale auf eine weite Strecke öſtlicher Grenzfluß. Sie windet ſich im fürſtlich reußiſchen Gebiete durch enge, düſtre, ſchaurige, romantiſche Thalkrümmen, wendet ſich bei Ziegenrück plötzlich weſtwärts, nachdem ſie bei Walsburg in den ziegenrücker Kreis einſtrömte, tritt dann in fürſtlich ſchwarzb. rudolſtädtiſches Land und darauf in S. meiningiſches, da ſich in ihrer Fluth die alte Stadt ſpiegelt, der ſie den Namen gab, Saalfeld, wo Karl der Große die Sorbenburg als Abwehr gegen die Slavenhorden in die Stromnähe ſtellte. Von ihr ab, wo wir das Gebiet des Thüringerwaldes verlaſſen, bleibt ſie nun auf lange Strecken hin thüringiſcher Grenzfluß, verläßt bald das meiningiſche Gebiet, fließt der Fürſtenreſidenz Rudolſtadt ſtolz vorbei, nimmt im Herzogthum S. Altenburg bei Orlamünde die voigtländiſche Orla auf und ſtrömt faſt in direkter Richtung nach Norden, Kahla und Lobeda (jetzt im Großherzogthum S. Weimar) vorüber nach Jena, von da über Camburg in die Nähe Naumburgs, wendet ſich eine Strecke oſtwärts, indem ſie den Grenzen des heutigen Thüringen entflieht, doch aber noch die thüringiſche Grenzplatte umarmt, an deren Oſtende Merſeburg, am Weſtende Querfurt liegen. Halle iſt mit Eisleben immer noch in hiſtoriſcher und geiſtiger Beziehung Thüringen zuzuzählen.

Dagegen ergießt ſich ein dritter thüringiſcher Grenzfluß ohnweit Naumburg in die Saale, deſſen Laufe wir entgegen ziehen. Es iſt die Unſtrut. Hier tritt Freyburg zunächſt entgegen mit ſeiner alten thüringer Landgrafenveſte, der Neuburg, die hier kaum minder ſagenumklungen am öſtlichen

Landesende aufragt, wie am weſtlichen die Wartburg. Dem Fluß entgegen geht unſer Weg eine Strecke nordweſtlich über Scheidungen, das thüringiſche Ilium, und Memleben, die von der Geſchichte geheiligte Trümmer. Bei der Salinenſtadt Artern macht die Unſtrut ihren nördlichſten Bogen; dort verlaſſen wir ſie, denn dort mündet in die Unſtrut, wie dieſe bei Naumburg in die Saale, die Helme ein, deren Lauf uns den Weg zeigt nach der güldenen Aue, wo die Fülle thüringiſcher Romantik ausblüht in Kaiſerburgen und Kaiſerpfalzen, wie Kyffhauſen, Wallhauſen, Tilleda, wo um den alten Kaiſer Friedrich, wie der Barbaroſſathurm auf dem Kyffhäuſer noch vom Volke genannt wird, die weiſſagenden Raben fliegen, wo vom Eulengeſchrei bei Frankenhauſen immer noch der Weheruf der Thomas-Münzerſchlacht herüberſchallt. In das Thal der Helme ſetzt der Harzwald ſeinen ſüdlichen Fuß; auch er gehörte früher zum Thüringerlande, doch dermalen liegt er mit ſeinen mannichfaltigen und pittoresken Felſenthälern, idylliſchen Gründen und dem myſtiſchen Brocken außer den Grenzen mindeſtens dieſer Schilderung. Ueber Roßla und Kelbra führt der Weg im Helmethale hin; Kelbra liegt dicht am Fuß des kleinen Kyffhäuſergebirges und zunächſt unter der Rothenburg, dann kommt von Nordhauſen die Zorge herab, und ein ſanftes Hügelland breitet ſich vor den Blicken aus, das im Süden zum Eichsfelder Plateau mählich emporwächſt, deſſen Kamm uns hier zur Grenzſcheide wird, denn jenſeits hinunter iſt hannöverſches und braunſchweigiſches Land. Und von hier aus ſteigen wir wieder in das Werrathal nieder, etwa bei Treffurt, wo der Normannſtein einſt auch als gebietende Landeswarte und Schirmhut geſtanden, und grüßen nach kurzer Wanderung dem Strom entgegen, über Kreuzburg, den Punkt, von dem aus wir den Grenzzug begonnen.

Was nun innerhalb dieſer Marken liegt, iſt das heutige Thüringerland. Viele Souveraine des deutſchen Staatenbundes halten ihre Scepter darüber, manche Gebiete derſelben ſind ganz in den Schoos dieſes Landes gebettet, Andern wurden nur Theile deſſelben, alle aber herrſchen gerecht und mild, und die Länder können nicht klagen, daß

Willkühr und despotiſche Gewalt den Stab Wehe über ſie ſchwinge.

Sind ſo die Grenzen erörtert, ſo iſt des Binnenlandes, welches ſie umziehen, näher zu gedenken.

Das Thüringerwaldgebirge, des Landes hauptſächlichſter und wichtigſter Höhenzug, beginnt in Südoſten mit dem Frankenwalde, wo die Waldſteiner Bergkette dieſen gegen das Fichtelgebirge abſchließt, zwiſchen den Städten Lichtenberg, Lobenſtein, Leutenberg und Münchberg. Doch iſt der Frankenwald arm an bedeutenden Hochgipfeln, mehr ein wellenförmig emporgehobenes, von vielen Thalrinnen durchfurchtes Hügelland. Seine höchſten Höhen ſind der Culm (2370' al. 2299') und der Wetzſtein (2250'), und von dieſen an zieht ſich in der Richtung von Südoſten nach Nordweſten das Gebirge in einer Länge von 15—18 geographiſchen Meilen bis zum Dorfe Hörſchel an der Werra. Sehr verſchieden iſt die Breite des Thüringerwaldes, von ¾ Meilen am Südweſtende nimmt ſie zu bis zu einer Ausdehnung von fünf Meilen. Da die oben angegebene Begrenzung des Thüringerlandes durch die Werra recht wohl als Weſtgrenze des Waldes gelten kann, da die Vorberge des Waldes ſich bis zu ihren Ufern hinabſenken, ſo wäre nur ſeine Nordgrenze von Saalfeld aus noch nachzuweiſen. Dieſe zieht eine Strecke der Schwarza entlang, folgt der bei Blankenburg einfallenden Rinne bis zur hohen Vorwarte des Gebirgs, dem Singerberg über Stadtilm, berührt die Reinsberge, ſtreift über das hohe Plateau, das zwiſchen Plaue und Arnſtadt emporſteigt, waldwärts hin und berührt die Städte und Orte Ohrdruf, Georgenthal, Friedrichrode, Waltershauſen, von wo ab die waldigen Vorberge bis an das Hörſelthal ſich erſtrecken, welches Flüßchen bis zu ſeinem Einfall in die Werra als Thüringerwaldgrenzfluß mit zu betrachten iſt.

Dieſes Waldgebirge umſchließt in ſeinen verſchiedenen Diſtricten und Gebieten blühende Orte, mannichfaltigſte Gewerbthätigkeit, wichtigen Bergbau, zahlloſe Naturſchönheiten, maleriſche Burgen und Ruinen und die Fülle jener Romantik, die mit dem Namen des Landes Thüringen ſo innig verwachſen iſt, wie mit dem Vogel die bunte Schwinge. Daher werden wir ſpäter auf den Thüringerwald beſonders zurückkommen.

Im innern Thüringen breitet ſich vom Fuße des Waldgebirges bis zu dem des Harzes ein Terraſſenland aus, deſſen niedrigſte Fläche, von ſanftgeneigten Höhenzügen umgeben, im Unſtrutthale, da wo die Gera einfällt, ein Centralbaſſin mitten in einer weiten Hochfläche bildet, das etwa nur 500' Meereshöhe hält, und als deſſen Mittelpunkt Weißenſee zu betrachten iſt. Eine alte thüringiſche Fluthſage will, daß die ganze Gegend um Erfurt in früher Vorzeit einen See gebildet habe, der nur erſt durch Rieſenhülfe bei der Sachſenburg einen Durchbruch erhalten und dann abgefloſſen ſei. Und in der That, wer auf der Sachſenburg ſteht und die weiten Ebenen überblickt und den von der Unſtrut wirklich durchbrochenen Felsbergdamm, den die Höhen der Hainleite und die gegenüberliegenden der Schmücke bilden, mit ſinnendem Ernſt betrachtet, dem wird klar werden, daß dieſe Sage ein ſchwacher Nachhall vorzeitlicher Naturphänomene ſei, von denen alle Schriftkunde mangelt.

Dem Weſtende des Thüringerwaldgebirges, wo es bis zum Werraufer herabſteigt, nähert ſich ein eigenthümlicher Höhenzug, der wie eine oft unterbrochene Vormauer des Gebirgs, meiſt aus ſterilen, ſchroffanſteigenden Kalkbergen gebildet iſt und ſich weit ſüdoſtwärts verfolgen läßt. Er beginnt mit den Hörſelbergen, deren höchſter mit ſagenreichem Gipfel (1529') in ſeiner äußern Geſtaltung von weitem und namentlich von Tenneberg aus geſehen, Aehnlichkeit mit dem Rigi, von deſſen nordweſtlicher Seite, hat.

Die Fläche der Leine unterbricht zum erſtenmale dieſen Bergzug, der aber bei Gotha in den Seebergen (1280' Gipfelhöhe des großen S.) gleich wieder anſteigt und in das Thal der Apfelſtedt ſchroff abſetzt.

Weithinziehend ſetzt ſich eine hohe Bergterraſſe zwiſchen Ohrdruf und den drei Gleichen fort, und die Burgberge von Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg ſind als Thürme dieſer Gebirgsmauer zu betrachten. So ſtreicht der Höhenzug von Tambuchshof bis zum Gute Eichsfeld bei Arnſtadt, und hat dort in den ſogenannten Kalkbergen und dem Arnsberg noch eine Vormauer, während die Altenburg dicht über Arnſtadt eine ziemliche Erhebung über die Terraſſe bildet, die in jener Gegend von tiefen felſigen Thalrinnen (Jonasthal mit dem Jungfernſprung) durchſchnitten und vom Thal der Gera unterbrochen iſt. Weiter zieht ſich die Vorbergkette mit dem Walperholz und den großen Buchen, mit der großen und kleinen Kuppe zu den iſolirten Höhen des Reineberges und des Singerberges (1685') und endet mit dem Saalknie bei Rudolſtadt.

Das Eichsfeld, eine gebirgige Hochebene, als deren Grenzmarken man die Städte Treffurt, Wanfried, Heiligenſtadt, Worbis, Duderſtadt, Sondershauſen und Mühlhauſen allenfalls bezeichnen kann, hat keine hervorragenden Berggipfel, ſteigt zu einer Höhe von 1000' bis 1200' empor, breitet ſich einförmig aus und ſinkt ſteil in das Thal der Wipper. Man rechnet es kaum noch zu Thüringen, etwa ſo wie den Frankenwald, beide ſtarke Schlußglieder der eigentlichen Waldkette, welche dieſe im Norden mit dem Harze, im Süden mit dem Fichtelgebirge verbinden.

Ein zweiter, dem Waldgebirge paralleler terraſſengleicher Höhenzug beginnt in der Nähe des Eichsfelder Plateau's mit dem Hainich, ſetzt ſich in dem Hartberg und Fahnerberg fort, ſinkt in das Gerathal bei Erfurt nieder, hebt ſich gegenüber im Steigerwald, ſinkt ins Ilmethal und hebt ſich über Berka zur Ilmplatte empor — im Saalthale bei Rothenſtein unterhalb Kahla in einer ſteil abſchüſſigen Felswand das Ende erreichend.

Sodann durchzieht eine fernere Bergreihe das innere Thüringen, ebenfalls vom Eichsfelde den Anfang nehmend. Dazu gehören die heilinger Höhen, deren letzte Strahlen in das obenerwähnte Centralbaſſin abfallen, und an deren Fuß die Unſtrut ſüdlich, die Helbe nördlich, hinlaufen. Im hohen Ettersberge bei Weimar (1431') zeigt ſich ein Kettenglied, weithin das niedrige Hügelland überſchauend, dann endigt dieſer breite Hochebenrücken in den ſteilabſchüſſigen Felsbergen des linken Saalufers zwiſchen Jena und Dornburg.

Zwiſchen Helbe und Wipper reicht ein Gebirgsarm vom eichsfelder Plateau auslaufend, zum Theil bewaldet, weithin ſüdöſtlich, es iſt die Hainleite mit den hervorragenden

Höhen des Frauenbergs und Poſſen. Die Wipper durchreißt dieſen Bergzug und fällt unweit der Sachſenburg in die Unſtrut. An jener Strompforte erhebt ſich der Damm der Schmücke, der ſich als Finne fortſetzt, Eckardtsberga in ſeinen Schoos umfängt und abermals mit ſchroffen Höhen (dort zum Theil, wie die Strecke von Naumburg bis Jena überhaupt, als ergiebiges Weingelände benutzt) in das Saalthal abſetzt.

Noch liegt zwiſchen dem thüringiſchen Binnenland und dem Harz ein Bergrücken, der ſeinen weſtlichen Fuß bis Gieboldehauſen und Duderſtadt ſetzt, zwiſchen Wipper im Süden, Helme im Norden lang hinzieht und dann unter dem Namen die Pfingſtberge das ziemlich iſolirt erſcheinende Kiffhäuſergebirge bildet, das am Barbareſſathurme den höchſten Punkt (1458′) erreicht, dann durch die guldene Aue weit unterbrochen ſich im Wendelſteiner Forſt mit ſchroffen Wänden in das Unſtrutthal hinab fortzuſetzen ſcheint und ſich zur thüringiſchen Grenzplatte erhebt, die an den Eisleber Seen ihr Nordende hat. Dort dämmte und hemmte ein mächtiger Höhenzug hinter Sangerhauſen ſich der Unſtrut entgegen, nachdem dieſe ſiegreich zwiſchen Schmücke und Hainleite ſich Weg gebahnt, und der Strom mußte eine andre Bahn einſchlagen, deren weite Krümmung bei Artern deutlich wahrnehmbar iſt.

Die deutſchen Bundesſtaaten, welche an Thüringen im engern Sinn ganz oder theilweiſe Antheil haben, ſind:

Das **Königreich Preußen**, Provinz Sachſen, davon ein Theil des Regierungsbezirks Merſeburg mit den Stadtkreiſen Eckardsberga, Naumburg, Querfurt und Sangerhauſen, und der Regierungsbezirk Erfurt mit den Stadtkreiſen Erfurt, Heiligenſtadt, Langenſalza, Mühlhauſen, Nordhauſen, Schleuſingen, Weiſſenſee und Worbis, wozu man noch den zum Regierungsbezirk Erfurt ebenfalls gehörenden Kreis Ziegenrück im Voigtlande zählen kann. Das Areal dieſer ausgedehnten Gebiete begreift ohngefähr 90 Quadratmeilen, mit etwa 293,400 Einwohnern.

Preußen hat in ſeinem thüringiſchen Antheile ein geſegnetes, volkreiches, gewerbthätiges Land, davon nur das Eichsfeld im Bezug auf Bodenergiebigkeit eine Ausnahme macht, doch wird auch dort durch Mergeldüngung der Boden von Jahr zu Jahr gebeſſert. Nordhauſen, Mühlhauſen und Langenſalza ſind wahrhafte Handelsſtädte, Erfurt iſt mit ſeinen Feſtungen Petersberg und Cyriaksburg Landesſchirmhut, Henneberg hat in Suhl eine der bedeutendſten Waffenkammern.

Das Großherzogthum Sachſen Weimar-Eiſenach iſt bis auf einen in das Frankenland zum Gebirgsfuß der Rhön ſich überſtreckenden Landestheil eiſenachiſchen Gebietes ganz thüringiſches Land. Daſſelbe liegt zum größern Theil auf dem nordöſtlichen Abhang des Thüringerwaldes und beſteht aus dem Fürſtenthum Weimar mit etwa 46 Q.-M. und 137,000 Seelen, und dem Fürſtenthum Eiſenach, das bei 21 Q.-M. 70,000 Einwohner zählt, von denen freilich ein großer Theil fränkiſchen Boden bewohnt. Andre ſchreiben dem Geſammt-Großherzogthum eine Arealfläche von 66 Quadrat-Meilen mit 240,000 Einwohnern zu*).

Weimar iſt für Thüringen ein Name voll wichtiger Erinnerungen. In Bernhard dem Großen ſtellte es einen ruhmreichen Helden des dreißigjährigen Krieges; ſeine Wartburg iſt für immerdar eine geheiligte Stätte. Und wer könnte ſeinen Carl Auguſt vergeſſen und das, was durch deſſen geiſtfördernde Macht der deutſchen Literatur zu Theil geworden! Auch die Univerſität in Mitten Thüringens, Jena, ſeit Jahrhunderten ein Sitz deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit, von den thüringiſchen Souverainen des Sachſenſtammes gemeinſam geſchirmt und gepflegt, liegt im Weimariſchen Lande.

Das Herzogthum Sachſen Meiningen-Hildburghauſen begreift einen großen Theil des Thüringerwaldes und zieht als ein ziemlich ſchmaler Landſtrich am Südweſtabhang deſſelben zwiſchen dem Thüringerwald und dem Rhöngebirge hin. Es umfaßt 43 Quadratmeilen, mit 150,000 Einwohnern**). Althergebrachte Eintheilung iſt die in das Unterland und Oberland, für welche die Stadt Hildburghauſen ohngefähr die Mitte bildet. Durch das Fürſtenthum Saalfeld reichen Meiningiſche Landestheile faſt noch über die Grenzen des heute ſogenannten Thüringen hinaus, ebenſo hat S. Meiningen auch noch im Ilm-Saalgebiet einige Parzellen.

---

*) Wieder verſchieden lauten die Angaben in der vorn bei Handel und Wandel gegebenen tabellariſchen Überſicht der thüringiſchen Zoll- und Handelsvereinsſtaaten.

**) Das H. S. M. Hof- und Staats-Handbuch 1843 giebt S. 168. 43⅝ Q.-M. mit 152,640 E. an.

Meiningen hat in ſeinem Oberlande einen Welthandel, dem ſich kaum die Induſtrie eines andern deutſchen Binnengebirgs wird zur Seite ſtellen können. Was dem Ertrag des gebirgigen Bodens durch Agrikultur abgeht, erſetzt der Reichthum an ausgebreiteten Waldungen. Im Meiningerlande zu Mohra wohnten Luthers Aeltern, ward er von Altenſtein aus in ſein Pathmos geführt. Durch das Meiningerland wird, wie man noch immer freudig hofft, eine wichtige Eiſenbahn den deutſchen Oſten mit dem Weſten verbinden. Im Saalfeldiſchen iſt blühender Bergbau.

Das Herzogthum Sachſen Coburg-Gotha, aus zwei iſolirten Fürſtenthümern beſtehend, Coburg, am Südabhang des thüringiſchen Gebirges ſchon im Maingebiete, und Gotha, am Nordoſtabhang, umfaßt nahe an 38 Q.-M. mit 136,000 Einwohnern.

Coburg-Gotha hat in dem gemeinſamen Stammvater der jetzigen Sachſenherzoge, Ernſt dem Frommen, ein hiſtoriſch großes Vorbild, hat in Gotha eine thüringiſche Metropole, die an artiſtiſcher, wiſſenſchaftlicher und commerzieller Bedeutung ſelbſt Erfurt überſtrahlt, und in Coburg eine heitre, genußreiche Stadt, welche die Lebenselemente des deutſchen Norden mit dem Süden vermittelt.

Die Fürſtenthümer Schwarzburg Rudolſtadt und Schwarzburg Sondershauſen. Erſtes zerfällt in eine obere und untere Grafſchaft und hat auf 19 Q.-M. 61,000 Einwohner. Sondershauſen zählt in ſeiner Ober- und Unterherrſchaft 17 Q.-M. und 52,000 Einwohner.

Die beiden Schwarzburg ſind an Waldungen reich und beſitzen einen guten Theil der thüringiſchen Kornkammer in der güldnen Aue. Die Fürſtenhäuſer zählen unter ihren Ahnen einen deutſchen König, und die Lande bergen manchen Ort großer und geſchichtlich wichtiger Erinnerungen.

Vom Kurfürſtenthum Heſſen liegt im thüringiſchen Bereich ein Theil der Provinz Fulda: der Kreis Schmal-

kalden. Er umfaßt 5 Quadratmeilen mit 25,000 Einwohnern. Die Stadt Schmalkalden, geſchichtlich von ewiger Denkwürdigkeit (Schmalkalder Artikel, Fürſtentage) iſt des Kurfürſtenthums erſte Fabrikſtadt.

Das Königreich Baiern reicht weit herauf über den Frankenwald und legt einen Finger auf den Rennſteig, damit 2⅔ Q.-Meile mit 5,400 Einwohnern bedeckend.

Von den reußiſchen Fürſtenthümern könnte man blos jenen den Frankenwald berührenden Theil mit Lobenſtein zu Thüringen zählen.

Anders erſcheinen die Zahlenverhältniſſe, wenn es ſich um die Antheile der genannten Staaten am eigentlichen **Thüringerwalde** handelt. Hier hat den Hauptantheil:

Meiningen	mit	11	geograph. Q.-M.	mit	30,000	Einw.
Coburg-Gotha	„	7½	„	„	20,000	„
Schwrzb. Rud.	„	6	„	„	24,000	„
Preußen	„	3¾	„	„	17,000	„
Kur-Heſſen	„	3½	„	„	20,000	„
Weimar	„	3	„	„	7,300	„
Schwrzb. Sondershauſen	„	3	„	„	9,000	„
Baiern	„	2⅔	„	„	5,400	„

wonach der Thüringerwald ein Areal von 40 Q.-Meil. mit 133,000 Einwohnern deckte.

So nach **Völkers** lehrreichem und fleißig ausgearbeitetem Buche: „Das Thüringer Waldgebirge. Weimar 1836.“ und nach einer ganz enggezogenen Grenze. Will man die dem Wald nahe gelegenen Städte und Ortſchaften mit ihrer Bevölkerung hinzuzählen, ſo ſtellen ſich die Zahlenverhältniſſe wieder ganz anders und weit höher heraus, denn während nach obiger Angabe zum Walde nur 12 Städte gerechnet ſind, iſt der ganze Frankenwald und eine über 20 Quadratmeilen große Strecke längs der Süd- und Nordſeite des Gebirgs mit den volkreichen Städten Eiſenach, Ohrdruf, Meiningen, Hildburghauſen, Saalfeld und andern ausgeſchloſſen.

Einige Antheile der genannten Staaten zerfallen wieder in zwei von einander geſonderte Gebiete. So hat Meiningen in ſeinem Oberlande über 16 Quadratmeilen Thüringerwald, beſtehend aus einem großen Theil des Verwaltungsamtes Saalfeld (circa 5 Q.-M.) und den Verwaltungsämtern Gräfenthal (1), Sonneberg (3¼) und Eisfeld (3½) — und im Unterlande nur 1 Quadratmeile im Verwaltungsamte Salzungen, die aber eines der an Naturſchönheiten reichſten und in geognoſtiſcher und mineralogiſcher Beziehung intereſſanteſten Thüringerwaldgebiete umſchließt.

Weimar hat einen weſtlichen Antheil am Waldgebirge. Dieſer gehört zum Amte Eiſenach, und einen nördlichen, der zum Amte Ilmenau gehört.

Bevor eine mehr in das Beſondere eingehende Schilderung des Thüringerwaldes verſucht wird, ſei des Volkes gedacht, welches das Land bewohnt. Insgemein begnügen ſich die Compendien damit, den Thüringer ehrlich, kräftig, derb, betriebſam und gaſtfrei zu nennen, und damit iſt mehr oder minder nichts weiter, als der deutſche Volkscharakter im Allgemeinen bezeichnet.

Der Blick nach den Ur-Stammvätern iſt immer ein halb getrübter, denn wo wäre leuchtende Klarheit lange vor Sonnenaufgang?

Welche Germanenſtämme das heutige Thüringen bewohnten, oder durchzogen, wer vermag es mit Beſtimmtheit zu ſagen? Vor der Römerzeit fällt der Forſcherblick in tiefe Nacht, und zur Römerzeit iſt ebenfalls wenig mehr, als der Schleier haltloſer Tradition erkennbar.

Die Völker, welche im Kern Deutſchlands ſeßhaft waren, mögen wohl alle dem großen teutoniſchen Hauptvolke der Hermionen, Herminonen, daraus die Römer Germanen bildeten, angehört haben. Aus ihnen, den Autochthonen des Landes, ſonderten ſich die Stämme der Cherusker, der Chatten, der Hermunduren, und mit großer Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß aus den letztgenannten das Bergvolk, die Thüringer, nicht als ein werdendes und ſich bildendes, ſondern als ein bereits gewordenes und mächtiges fertig in die Geſchichte trat. Dieſe lehrt wie Thüringen und Thüringer anwuchſen zu einem weithin ſich ausbreitendem Lande und Volke, das blutige Schlachten ſchlug, ſchwere Kämpfe beſtand und endlich dem Andrängen feindſeliger und liſtiger Nachbarſtämme unterlag, nachdem ſein Herrſcherhaus in mancher Frevelthat die Saat blutigen Verderbens geſäet hatte. Das von Franken unterjochte Thüringen hatte ſeine Beſieger im Süden und Weſten, im Norden die Sachſen, und — ſpäter — im Oſten wildhereinbrechende Slavenhorden zu feindlichen Nachbarn.

Die Thüringer waren ein Volk, das von jeher die Sitten der Väter achtete und ſie mit der eiſernen Feſtigkeit aufrecht erhielt, die zum Theil noch heute unvertilgbar fortlebt. Sie waren Jäger, Fiſcher, Ackerbauer, Hirten und Krieger. Jagdluſt, Fiſch- und Vogelfang ſind noch heute hervorſtechende Merkmale des thüringiſchen Volkscharakters, namentlich, wo die ungeheuern Waldungen dieſe Neigung begünſtigen. Ackerbau und Viehzucht iſt in Thüringen vorzugsweiſe blühend und heimiſch, und den Vorwurf der Feigheit darf keiner dem Thüringer machen. Ein Roß, ein Rindergeſpann, ein Schwert, ein Speer, ein Schild — das war die für das ganze Leben bedeutſame Morgengabe, die der thüringiſche Jüngling der Frühzeit der Braut übergab, mit der er ſymboliſch andeutete, daß er ihr mit dieſen Stücken Nahrung, Schutz und Schirm verſchaffen werde. Schattenſeite war Trunkliebe, die leicht Händelſucht erzeugt, und auch ſie blieb als nachtheiliges Erbſtück am Volkscharakter haften.

Der Kult des Urvolks war wohl der des übrigen Deutſchlands, wie Tacitus ihn ſchildert: Naturdienſt, hoch erhaben über der Idololatrie des Slavenvolkes. Doch klang wohl vieles herein von dem germaniſchen und ſcandinaviſchen Norden, Thor-Wuotans-Mythus. Schutz und Verehrung heiliger Haine, Schickſalserforſchung durch Sortilegien, mittels geworfener Zweige und Stäbe oder aus dem Schnauben und Wiehern heiliger Pferde, Prophetien, Jahreszeitenfeſte mit Orgien, eigenthümliche Bräuche bei Todtenbeſtattungen, Nothfeuer u. dgl. waren gewiß auch den Thüringern, gleich andern Germanenſtämmen, Elemente einfachen Dienſtes eines nur geahnten höhern Weſens; ſie ſind die »heidniſchen Gräuel«, von denen der fromme Eifer früherer Schriftſteller ſpricht. Als nun allmählich vor, und dann unter Bonifacius das Chriſtenthum ſich Bahn brach, ward vieles von jenen ſogenannten Gräueln hinweggetilgt, noch mehr aber unter veränderten Formen und ungewandelter Symbolik beibehalten, und ging ſo in Mark und Blut des Volkes über, daß die Spuren davon ſich noch in der Gegenwart auffinden und nachweiſen laſſen. Schwerer aber iſt es, davon auszuſcheiden, was in Brauch und Mißbrauch, in Sitte und Sage die ſpätern Bewohner des Landes von den Nachbarvölkern angenommen haben, mit denen Miſchung unvermeidlich war. Die Franken trugen als Ueberwinder und Gebieter ihre Sitten und Gewohnheiten in das Herz Thüringens; zum Glück waren dieſe ſelbſt einfach und von denen der Beſiegten wenig abweichend. Die Slaven, an der Oſtgrenze bis dicht an den Wald vorgedrängt, ja noch in dieſen einige Strecken hineingeſiedelt, brachten das heterogene Element ihres Volksthums mit, und Karl der Große trieb überwundene Sachſen und Nordelbinger in Schaaren nach Thüringen und Franken, dort in öden Strichen Colonien zu begründen. Daß auch freiwillige Einwanderung von Norden her Statt fand, behauptet wenigſtens die Sage, welche Bergleute vom Harz kommen und den Gebirgsſegen des Thüringerwaldes zuerſt dort erſchließen läßt. Aber ſolche Einwanderung war ſchwerlich die eines ganzen urzeitlichen Volksſtammes, ſondern wohl nur die von Familienhorden, und erfolgte zu einer Zeit, in der ſchon die Kultur nach mehrfacher Richtung hin ſich Boden gewonnen hatte.

Die einzigen Zeugniſſe von dieſer Kultur der Ahnenvölker ſind die wenigen Reſte und Mitgaben an verehrte Todte, die wir in den altdeutſchen Gräbern finden. Dieſe Gräber ſind in Bau und Anlage verſchieden, und noch weit mannichfaltiger ſind ihre Beigaben. Was ſich Römiſches darin, und auch ſonſt auf Aeckern, in Wäldern, an Haſten (häufigſtes Vorkommen) und ſonſtiger Zier, kleinen Schlüſſeln und Münzen findet, beweiſt nichts und am allerwenigſten Römerſeßhaftigkeit in Thüringen, ſondern war Tauſch oder Handelsartikel, Beute, oder auch, wie namentlich die Haſte, vielleicht Nachahmung römiſcher Fabrikate. Die Grabhügel ſind meiſt am Thüringerwalde und nach Franken zu Leichenbrandſtätten unter und über mächtigen Steinlagern, mit Urnen einfachſter Art, wenig oder nicht verziert, meiſt zertrümmert; Funde nur von Stein oder Bronze, faſt kein Eiſen. Im Oſtland Begräbnißſtätten ohne Leichenbrand, oft noch die Armillen an den Knochen; in Gebieten, wo Slaven angeſiedelt waren, viele und ſchön verzierte Urnen, oft kaum unterm lockern Boden geborgen, ganze weitverbreitete Begräbnißſtätten und mancherlei Fundſtücke von Stein, Bronze und Eiſen. Die Bronzeſachen wetteifern bisweilen an Schönheit mit den hochnordiſchen, ſind von edelm Roſt grünglänzend überzogen und beſtehen aus Haupt-, Hals-, Arm- und Fingerringen, Spiralen verſchiedener Größe, Haften, Nadeln, kleinen und größern Dolchen und den ſogenannten Frameen (Celte, Streitmeiſel) ꝛc. Die Steinſachen ſind meiſt Keile, Abhäutemeſſer, mit und ohne Durchbohrung, Wortel, Feuerſteinpfeile und -Meſſer, dieſe beiden ſelten; Idole nicht minder ſelten, höchſtens kleine Thonbildchen. Das merkwürdigſte, höchſtwahrſcheinlich ſlaviſche Idol iſt der auf der Rothenburg am Kyffhäuſer aufgefundene, in Sondershauſen aufbewahrte ſogenannte Puſterich, aus dem die Fabelei früherer Gelehrten gleich einen thüringiſchen Götzen ſchuf, die hundert blinde Nachbeter fand.

Die Zeit hat ihre mächtigen Wandlungen geübt und die Volksſtämme der Frühzeit, die wohl ſchroff geſondert, oft feindſelig neben einander beſtanden, friedlich gemiſcht und verſchmolzen. Doch blieb das rein germaniſche Element vorwaltend im Charakter der Thüringer, und es mangelt unſerm Volke wohl kaum eine Tugend, während manche Leidenſchaft und Laſterhaftigkeit weit minder ſtark hervortritt, wie bei andern Völkern. Der Thüringer iſt im Allgemeinen redlich und zuverläſſig, einfach im Aeußern, freundlich, gemüthlich, geſellig und gefällig. Er iſt fleißig, betriebſam, mäßig im alltäglichen Genuß, aber nicht karg an Freudentagen, gaſtfrei im hohen Grade; er iſt aufgeweckt, ſpott- und neckeluſtig, leicht reizbar, aber auch leicht verſöhnlich. Er hat eine ſtarke Heimathliebe, namentlich der Gebirgsbewohner. Mehr als ein Thüringer iſt am Heimweh geſtorben. Aber neben der innigen und ehrenwerthen Heimathliebe des

Thüringers hat er auch einen lebhaften Wandertrieb, ſieht ſich gern um in der Fremde, iſt lernbegierig und bringt Nützliches daheim in Anwendung. Der Vogelhändler Thiem reiſte weit umher im Betrieb ſeines intereſſanten Geſchäfts. Man ſagt für wahr, er ſei in einem Urwald Braſiliens mit Alexander von Humboldt zuſammengetroffen. Döbel, ein ſchlichter Wagnergeſelle aus Berterode, wanderte nach Paläſtina, erwarb ſich das Reiſegeld durch ſeiner Hände Arbeit, ſammelte ein kleines Kabinet von allerhand Kunſtſachen und Naturalien, und beſchrieb, heimgekehrt, ſeine Reiſe in einigen angenehm zu leſenden Bänden. Der Reiſende Robert Schomburg, der uns ohnlängſt das Innere des nach Weſten noch unbegrenzten Landes Guiana erſchloſſen, iſt ein Thüringer. Auch die von mir herausgegebenen »Fahrten eines Muſikanten« beruhen auf Erlebniſſen eines Thüringer Landsmannes.

Lebensfrohmuth iſt ein hervorſtehender Zug im thüringiſchen Volkscharakter, daher die Neigung zu Gaſtereien, Volksfeſten, Luſtpartien, daher der Höhenzug nach den Berggipfeln, auf denen ja, nach Schillers Wort „Freiheit“ iſt. Es darf irgend eine heitre Geſellſchaft nach einem Dorfe oder in deſſen romantiſche Nähe eine Partie machen, gleich finden ſich Muſikanten ein, und zwar keine Bettelmuſikanten, wie ſo häufig anderwärts, ſondern angeſeſſene, oft wohlhabende Männer und Burſche, die aus Liebe und Neigung die Kunſt treiben und oft nicht einmal Geld verlangen, ſondern mit einem freien Trunk zufrieden ſind.

Gewohnt mit Vernunft und Mäßigung regiert zu werden, meiſt unter angeſtammten Fürſten wohnend, mit von den Vätern ererbter Pietät gegen deren Häuſer erfüllt — nicht allzudrückend mit Steuern und Abgaben belaſtet, obwohl dem Volke noch gar manche Erleichterung von Seiten der Regierungen zu gönnen wäre, namentlich im Bezug auf die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, Mehl, Salz und Holz, endlich zu ſehr in Einzelländer getrennt, um ſich als große Geſammtheit zu fühlen, giebt dem thüringiſchen Volke ein eigentlich politiſcher Charakter, ein aus ſolchem entſpringendes nationales Selbſtgefühl ab. Nie aber blieb Thüringen zurück, wenn es galt, große Geſammtintereſſen zu wahren und zu vertreten. Daher mehr ein Geiſt der Ordnung, der Ruhe, des Vertrauens, als ein Geiſt der Unzufriedenheit und der Aufregung. Im Bezug der kleinern Herrſcherhäuſer zum Volke immer noch, wie früher in weit höherem Grade der Fall war, gegenſeitige, perſönliche Annäherung, perſönliche Antheilnahme an Freud und Leid, und das ſchöne Verhältniß eines Landesvaters zu Landeskindern. Das kann freilich nicht beſtehen in den zu Preußen angefallenen thüringiſchen Provinzen. Preußen, die Stütze und Säule des Proteſtantismus, die geiſtige und materielle Waffenmacht, die vielleicht zum Heile Thüringens im Herzen Thüringens feſten Fuß gewann, hat doch in Thüringen keine andern Intereſſen als deutſche zu ſuchen, und findet keine andern. Man kann nur darüber lächeln, wenn man bisweilen in Thüringen bei Dinées und Soupées ex officio ſingen und declamiren hört: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben!“ Das Volk weiß nichts von dieſem undeutſchen Liede und ſingt's nicht, ſo gern es ſingt.

Mehr mit der Natur, als der Kultur, zumal wenn dieſe ſich berliniſirend aufdrängen wollte, befreundet, liegt in dem offnen, unverſtellten, geraden Weſen des Thüringers allerdings eine gewiſſe Derbheit, die einen ſchneidenden Gegenſatz zum geſchmeidigen, biegſamen Salonmann bildet.

Froh und luſtig am Freudentag, tüchtig und arbeitgewohnt am Werkeltag, ſeiner Pflicht lebend und den Geſetzen gehorſam, ſieht der Thüringer nicht ein, wozu er Umſtände machen, oder ſich etwas ihm Unangenehmes gefallen laſſen ſollte. Er liebt Komplimente nicht und macht ſie nicht; iſt er freundlich, ſo kommt ſeine Artigkeit aus dem Innern und iſt natürlich, nicht erkünſtelt. Gereizt kann dieſe Derbheit ſich wohl zur Grobheit ſteigern, der handgreifliche Demonſtration nicht allzuweit aus dem Wege liegt. Nicht ohne Würdigung des Volkscharakters leitete man früher den Landesnamen von durus (hart, rauh) ab, und ſingt ein italieniſcher Dichter:

Noi trovammo Duringia per quel seno
Che vuol dir gente come terra dura.
Dur sono allor nemici senza freno,
Forte è la terra e l'aere sano e pura,
Chiusa da monti e di metalli pieno. —*)

Wer hätte das kräftig derbe Element im thüringiſchen Nationalcharakter beſſer vertreten und zur Anſchauung gebracht, als Thüringens größter Sohn, Luther!

Auf dieſen Felſen baute daher auch Thüringen ſeine Kirche — und die thüringiſchen Fürſten ſchützten und ſchirmten ſie. Der Thüringer iſt religiös, fromm, ohne Schwärmerei und Kopfhängerei, obgleich es in der Vorzeit nicht an einheimiſchen Schwärmern und Propheten gefehlt hat: **Münzer, Pfeifer, Storch** u. A. Nur im Ober-Eichsfeld, das größtentheils katholiſch blieb, iſt noch einige Bigotterie bemerkbar, und jener ſittenverderbliche Hang zu müſſiggängeriſchen Wallfahrten nach der fränkiſchen Wunderkirche Vierzehnheiligen dauert aller Verbote ohnerachtet noch fort.

Im Uebrigen herrſcht eine verſtändige Religionsfreiheit, und die edle Toleranz, welche einer aufgeklärten Zeit ziemt. Sektenweſen findet in der Gegenwart keinen Boden mehr, aus frühern Zeiten rühren noch einige gewerbthätige und darum achtungswerthe Herrenhuterkolonien her; Mennoniten ſind einzeln und zerſtreut; Juden leben in Städten und Dörfern oft zahlreich beiſammen und ſtets in freier Religionsübung, doch ſind viele Orte vorhanden, in denen ihnen zufolge alter Statuten und Rechte Anſäſſigmachung ein für allemal verſagt iſt. Staatsbürgerrecht genießen ſie nur theilweiſe.

Der freilich nicht ganz zu Thüringen zu rechnende K. Pr. Regierungsbezirk Merſeburg zählt 627,000 Evangeliſche,
2,800 Katholiken,
200 Juden.

---

*) Das Wortſpiel in *Duringia*, *dura* und *dur* im Deutſchen wiederzugeben, iſt unmöglich. Die wörtliche Überſetzung lautet:

Wir fanden Thüringen in jener Gegend,
Die Volk wie Land als rauh bezeichnen will.
Hart iſt das Volk als Feind und unaufhaltſam;
Stark iſt das Land, die Luft geſund und rein,
Begrenzt von Bergen iſt's und voll Metalle.

Der Regierungsbezirk Erfurt zählt 198,000 Evangeliſche,
90,200 Katholiken,
1,800 Juden,
davon kommen allein 35,300 katholiſche Chriſten auf den Kreis Heiligenſtadt, wo das Verhältniß der Evangeliſchen zu den Katholiſchen wie 1 : 12 iſt; und 29,300 Katholiken auf den Kreis Worbis. Der Flecken Schwarza umfaßt die meiſten Juden.

In Erfurt hat ſich eine altlutheriſche Gemeinde gebildet, die ihren Gottesdienſt nach dem alten Ritus (vor der Einigung mit den Reformirten) in einem Betſaale hält, und den ein ordinirter Prediger leitet.

Das Großherzogthum Sachſen Weimar-Eiſenach zählt unter 250,000 Seelen etwa 11,000 Katholiken, in der Reſidenz einige griechiſche Chriſten, und 1400 Juden.

Das Herzogthum Sachſen Meiningen-Hildburghauſen zählt 150,153 Evangeliſche, über 900 Katholiken, 71 Mennoniten, 154 Israeliten.

Im Herzogthum Sachſen Coburg-Gotha findet man verhältnißmäßig wenig Katholiken und wenig Juden, eben ſo in den Schwarzburgiſchen Fürſtenthümern, doch haben die wenigen Katholiken in Gotha, Rudolſtadt und Arnſtadt Kapellen, in denen Geiſtliche aus Erfurt jährlich zu beſtimmten Zeiten Gottesdienſt halten.

Kurheſſen hat in ſeinem Kreis Schmalkalden auch nur wenige Katholiken. Juden wohnen jedoch zahlreich im Orte Barchfeld, über 170; außerdem wohnen Reformirte und Lutheraner untereinander; daß ſie dort noch nicht, wie im übrigen Heſſen zu einer Kirche vereinigt ſind, ward vieler Einigungsverſuche ohnerachtet, bisher immer noch durch Sonderintereſſen hintertrieben. Die reformirte Lehre und ihr Kult wurden im Jahre 1640 u. f. gewaltſam in Schmalkalden und den Dörfern des Kreiſes eingeführt.

Noch muß eines eigenthümlichen räthſelhaften Volksſtammes erwähnt werden, der ſeit alter Zeit auch durch Thüringen nomadiſirt, die Zigeuner. Früher mag Thüringen von ihnen gewimmelt haben, davon zeugt noch mancher Zigeuner-Pfad, -Weg, -Steig, davon zeugen ſo viele Sagen, in denen dieſes Volk eine Rolle als Wahrſager oder Feuerbeſprecher ſpielt. Jetzt ſieht man nur ſelten eine oder einige Familien am Heerweg, an Brunnen oder in einer Waldbucht lagern, die gelbliche Haut ſonnegebräunt, Haare glänzend ſchwarz, die Augen dunkel und feurig, meiſt elend, in Lumpen einhergehend, vereinzelt in den Dörfern bettelnd. Als ich jüngſt auf dem Walde einen Alten fragte, ob es noch Zigeuner in ſeiner Gegend gäbe, ſagte er: „Nein, es giebt keine mehr, ſie werden nicht mehr paſſirt.“

Zu Friedrichslohra (Kreis Nordhauſen) iſt (oder war) eine evangeliſche Miſſionsanſtalt für Zigeuner und eine Colonie derſelben, etwa 80 bis 100 Köpfe. Man bemühte ſich ſeit Jahren, ſie zu fleißigen, ordnungsliebenden Menſchen zu machen, allein der Charakter dieſes Volksſtammes iſt ſo typiſch und ſo feſtſtehend ausgeprägt, daß von großem Segen und großer Freude an ihrer Civiliſation noch nicht viel verlautete.

Sorge für die Armen und deren phyſiſches und ſittliches Wohl ſteht in keinem der thüringiſchen Staaten zurück, dennoch wird das Ueberhandnehmen des Pauperismus mehr und mehr fühlbar. Daher auch geſteigerte Auswanderungsluſt, immer aber noch nicht in ſo hohem Grade, wie in Baiern, Würtemberg und Heſſen. Es iſt in Thüringen immer noch zu leben, und auf dem Walde, wo die ärmſten Bewohner nur auf den geringen Verdienſt angewieſen ſind, den das Holzmachen verſchafft, bin ich, ſo oft ich durch die ungeheuern Forſte wandelte und mit den Leuten vielfach Zwieſprach hielt, noch niemals um eine Gabe angeſprochen worden. Weit mehr Bettelei herrſcht da, wo das Gebirge ſich abdacht, dann im Flachland und in den größern Städten. Am zahlreichſten ſind Bettlerſchaaren, meiſt Kinder, bei Kirmeſſen bemerkbar, die halten dann an Brod und Kuchen ergiebige Aernten. Man giebt ja am Freudentag doppelt gern und läſſet, nach Jeſu Wort, die Kindlein zu ſich kommen, und wehret ihnen nicht.

Aus dem Element des Lebensfrohmuths, der jedem ſeinen Theil gönnt, der gern neben der Freude Andrer das leichtbewegliche Zelt der eignen Freude aufſchlägt, entſpringen noch mehrere Eigenſchaften des thüringiſchen Volkes: Muſik- und Tanzliebe. Muſik klingt durch alle Feſte, kirchliche wie häusliche; Muſik ſammelt Hunderte, ja Tauſende auf einen Punkt. Gute Muſik zu hören, reiſt man aus Gegenden, wo ſie ſelten gehört wird, bisweilen meilenweit. Der Muſik zu Liebe beſucht mindeſtens die Hälfte aller Beſuchenden die Vogelſchießen, und die andere Hälfte, beſonders ihr ſchöner Theil, will tanzen. In mehr als einem thüringiſchen Dorfe haben ſich ſo gute Muſikchöre gebildet, u. A. in Steinbach bei Liebenſtein, daß ſie förmlich verſchrieben werden und Meſſen bereiſen. Da aber nach altem deutſchen Sprichwort dem, der gern tanzt, leicht gepfiffen iſt, ſo wird gerade nicht überall auf guter Muſik beſtanden, ſondern man tanzt nach jeder, im Nothfall nach dem Clavier, nach der Violine, ja auch nach der Zither.

Volksbälle, namentlich Vogelſchießbälle dauern bisweilen bis zum hellen Morgen, und dieſer Bälle ſind in der Feſtwoche mindeſtens drei bis vier, wo man nicht jeden Abend tanzt.

Lieblingsinſtrument, zumal auf dem Walde, iſt die Zither. Man findet ſie faſt in jeder Hütte.

Welche Muſiker Deutſchland Thüringen dankt, werde ich in der Abtheilung „Können und Wiſſen“ nachweiſen.

Ein Volk, deſſen Sinn für die holde Tonkunſt geöffnet iſt, wird gewiß auch geſangliebend ſein, und das Thüringervolk iſt es im hohen Grade. Macht doch in Luthers bekanntem Kernſpruch der Geſang das Lebensfreudentrio erſt vollſtändig.

Im Handwerker- und Bauernſtand lebt die Geſangliebe durch die Volkslieder fort, deren in der Abtheilung „Sitte und Sage“ gedacht wird, und die Gebildeten bilden ſie aus und pflegen ſie liebevoll in zahlreichen Geſangvereinen, Liedertafeln und Liederkränzen, die ſchon in geſelliger Beziehung ſittigend und veredelnd wirken und wieder tief in das Volksleben hinein Wurzel ſchlagen. Faſt jede thüringiſche Stadt hat einen oder einige Vereine für Männerchorgeſang, neben den muſikaliſchen Vereinen der Städte für höhere Anforderung, für Aufführung von Cantaten, Oratorien u. dgl.

Die meiſten einander nahen Liederkränze und Geſangvereine ſtehen unter ſich in Verbindung, geben ſich an geeigneten Orten auf ausſichtreichen Höhen manches Stelldichein, indem ſie dorthin fahren auf laubgeſchmückten Wagen mit flatternden Fahnen, liederfreudig ſingen und mit am Banner deutſcher Eintracht weben, das einſt als Oriflamme wehen wird über alle Brüderſtämme Germaniens. Im Jahre 1842 traten 10 Liedertafeln zu einem Thüringer Sängerbund zuſammen, luden noch andre ein, und ſo ward dem Volksgeſang ein großartiger Haltpunkt begründet. Schon hat ſich die Zahl der verbundenen Liedertafeln verdoppelt.

Was man ſonſt noch als nationelle Liebhabereien der Thüringer anführt, Blumenpflege und Singvögel, giebt dem Volkscharakter das ehrenvolle Zeugniß inniger und ſinniger Naturbefreundung. Das Landvolk hat für beſondre Blumen eine beſondre Vorliebe; dieſe ſind hauptſächlich Nelke, Roſe, Lavendel, Lack und Levkoje (Veil); es ſind dieſelben, die ſchon in den mittelhochdeutſchen Volksliedern genannt werden, wo die Kultur der Gärten ſo manches Gewächs noch nicht eingebürgert hatte; dazu kommen noch einige ſtarkduftende Kräuter: Quendel, Rosmarin, Münze, Ziegenbart (Artemisia Abrotanum) u. a. Einer pflegt dieß, der andre das mit Vorliebe; ſo die Singvögel. Von der Finkenliebe der Ruhlaer erzählt man manche hübſche Anekdote. Durch den Vertrieb ihrer Fabrikate kommen ſie weit herum. Nun hatte auch einmal ein Ruhlaer einen Finken, der prächtig ſchlug, da kam ſein Nachbar von einer Reiſe nach Oſtpreußen zurück, hörte dieſen Finken und ſagte zum Beſitzer: Dein Fink ſchlägt gut, aber hinter Königsberg ſteht einer, der ſchlägt noch zehnmal beſſer. Jener hört das, läßt ſich genau den Wald beſchreiben, darin der Nachbar den ausgezeichneten Finken gehört hat, nimmt Geld auf ſeine Habe auf und reiſt zu Fuße nach Königsberg und weiter, jenem Walde zu. Er hört den Finken, überzeugt ſich, daß der Nachbar wahr geſprochen, und es gelingt ihm den Vogel zu fangen. Ganz glücklich, aber faſt bettelarm, erreicht er mit ſeinem Schatz die Heimath wieder, verkauft ihn um keinen Preis, und als ihm die Gerichte wegen gänzlicher Inſolvenz alles nehmen, und zuletzt auch den Finken, der dann um wenige Thaler verkauft wird, ſtirbt er am gebrochenen Herzen.

Man fängt, zähmt, richtet ab und hält in Käfigen über 80 Arten von deutſchen Vögeln, theils ihres Geſanges, theils ihrer Schönheit, theils ihrer Gelehrigkeit wegen. Lieblingsvögel ſind der Gimpel (Lubich, Dompfaff), Finke, (der Finkenſchlag hat eine förmliche Terminologie und Abſtufungen, die den Werth des Vogels beſtimmen), Kreuzſchnabel (Grunitz), Turteltaube, Buchfink, Hänfling, Stieglitz, Zeiſig, Ammer, Blau- und Rothkehlchen, Meiſe, Seidenſchwanz, Zaunkönig, Staar, Goldhähnchen, Amſel, Dreſſel, Lerche u. a.

Faſt in keinem Hauſe auf dem Walde mangeln Singvögel, in keinem noch ſo kleinen Gärtlein Blumen. Die vielen herrſchaftlichen Gärten der Reſidenz- und anderer Fürſtenſchlöſſer, rings im Lande wie ſchimmernde Perlen verſtreut, und die großen Handelsgärtnereien nicht minder, gehen aber auch im Bezug auf höhere Blumiſtik und veredelte Gartenkunſt überhaupt Beiſpiel gebend voran, und ſo ſieht man da und dort oft eine reiche Flora der ſchönſtblühenden Gewächſe beiſammen. Der Erfurter und der thüringiſche (Gothaer) Gartenbauverein halten regelmäßige Blumen-, Gewächſe- und Obſtausſtellungen, doch auch in andern Städten Thüringens finden dergleichen Statt, und eine Menge gebildeter Männer erfreuen ſich an der Kultur der Aurikeln, Nelken, Roſen, Dahlien, Pelargonien, Cacten, und welche Kinder der Blumengöttin ſonſt noch Mode oder Vorliebe bevorzugen heißen. Häufig ſind es wackere Paſtoren und Schulmänner auf dem Lande, welche ihre Freiſtunden ſo angenehm und nützlich, ſich und andern zu Genuß und Freude, ausfüllen, und nebenbei auch zum Theil einen ehrenhaft verdienten Gewinn davon haben.

Die Wohnungen in Thüringen ſind von denen im übrigen Deutſchland nicht weſentlich verſchieden. Im Allgemeinen baut man ſelten maſſive Häuſer; gewöhnlich werden bürgerliche Wohnungen zweiſtöckig (ein Erdgeſchoß und ein Oberſtock) und von Fachwerk erbaut. Die Bedachung meiſt Ziegeln, Schiefer oder Schindeln; Strohdächer werden ſelten gefunden, im Herzogthume S. Meiningen ſind dieſelben längſt ganz verboten. Eigenthümliches Aeußere haben viele Häuſer im Meiningiſchen Oberlande und in einem Theil des Schwarzburgiſchen Gebietes, da, wo große Thonſchieferbrüche in der Nähe ſind. Da wird nicht nur das Haus mit Schiefer gedeckt, ſondern auch deſſen Wetterſeiten mit rhomboidalen Schieferplatten gleich der Dachung netzförmig überzogen. Da dies ein melancholiſches Anſehen giebt, wird auf dem ſchwarzblauen Schiefergrund mancherlei Zierrath von Stanniol angebracht, als Einfaſſung der Fenſterrahmen, der Geſimſe, der Ecken, Dachränder ꝛc. Man erblickt da Jahrzahlen, Namen, Bibelſprüche, Reimverſe u. dgl., und das alles macht ſich hübſch und überraſcht den Reiſenden, dem dieſe Art der Hausausſchmückung noch unbekannt iſt.

Die Häuſer der ſehr hochgelegenen Waldorte ſind meiſt mit Brettern gedeckt und mit Bretterwänden gegen das Ungeſtüm der Winterwitterung bekleidet, ſelbſt die Kirchen, und ſo ein Ort, deſſen oft ſilbergraue Häuſer einzeln verſtreut mitten auf einer hohen Waldmatte liegen, gewährt ebenfalls einen eigenthümlichen Anblick.

Gern theilte ich nun recht viel über die Sprache der Thüringer mit, allein deren überaus zahlreiche und mannichfaltige Dialektverſchiedenheiten geſtatten hier keine tief in ihr Weſen eingehende Beſprechung. Wenn es ſchon jedem Andern, als dem Eingebornen nicht leicht iſt, Volksdialekte eines oder einiger Orte und Gegenden zu ſprechen, ſo iſt es noch weit ſchwerer, dieſe zu ſchreiben; es ſchleichen ſich meiſt viele Fehler ein, und der, welcher ſie lieſt, lieſt insgemein wieder ganz anders, als das Geſchriebene ausgeſprochen werden muß. Es frommt nicht, eine Menge Idiotismen aus der und jener Gegend vor Augen zu legen, wenn nicht ein ausführliches wiſſenſchaftliches Sprachwerk dies erheiſcht.

Es wäre ein Verdienſt, ein thüringiſches Idiotikon zu ſammeln und daſſelbe mit reichen Dialektproben als Anhang auszuſtatten, aber es wäre dieß eine ſehr mühſame Arbeit, welche innern Beruf, Kenntniß, Fleiß, Eifer, Geduld und Ausdauer erfordert.

Die Mundarten der thüringiſchen Ebenen laufen nicht ſo auseinander, wie die auf dem Walde, zum Theil haben ſie wenig angenehmes. Nach dem Harz zu, um Nordhauſen und in der guldnen Aue ſpricht man das eigentlich Thüringiſche, meiner Meinung nach, am reinſten und entſchiedenſten. In meinem »Deutſchen Muſeum«, (erſter Theil, Jena, 1812.) habe ich aus jener Gegend eine Sage im Dialekt mitgetheilt, die als Typus volksthümlicher Ausdrucksweiſe dienen kann. Derſelbe Dialekt wird auch noch im Gothaiſchen angetroffen und geht bis zum Walde nach Arnſtadt und Ilmenau hinauf, dort ändert er ab.

Im Eiſenacher Gebiete und der Sondershauſen'ſchen Unterherrſchaft hat der Dialekt etwas Gedehntes, Singendes, das durch Lautzeichen nicht anzudeuten iſt. Als einen Spottvers legte man zur Zeit der Franzoſenkriege den Eiſenacher Frauen folgenden Angſtruf in den Mund:

Wu' ſchießen's ân?
Ver'm Jergenthu'r!
Daß Gott ons armen Männern!

(Wo ſchießen ſie denn? — Vor dem Görgenthor! — Daß Gott (gnade) unſern armen Männern!)

Der Dialekt der Salzunger Gegend iſt weich, ebenfalls ein wenig ſingend, durch die dürftigen Behelfe der Schriftſprache kaum ausdruckbar, reich an Diminutiven. Z. B. »Sei ſtell, Kinche, heul net, ich keif Dei au e Suckſchwienche un e Tuſcherche un e Bilentche un e Muhkuhche un e Kallche. Schwerrehacke! Sei ſtell! Libätche! Du haſt nun dickſat genung geflennt!«

(Sei ſtille, Kindchen, heule nicht, ich kaufe Dir auch ein Saugſchweinchen und ein Täuſchchen (Tragſchwein) und ein junges Entchen, und ein Kuhchen und ein Kalbchen. Potz tauſend! Sei ſtill, Lisbethchen! Du haſt nun vollkommen genug geweint.)

Er ändert das Werrathal aufwärts faſt von Ort zu Ort ab, in Breitungen ſpricht man anders, wie in Schwallungen, dort anders wie in Waſungen, hier wieder anders wie in Meiningen, und ſo fort.

Die ſogenannte Waſunger Arie, ein Scherz- und Spottlied, beginnt:

Ihne Rächening, ihne Rächening
Vohn Dihner Hushalting.

(Ihne Rechnung von Deiner Haushaltung)

Nach dem Walde hinüber und über dem Gebirgskamm, in Steinbach bei Liebenſtein, Ruhla, Broterode, Schmalkalden, Cabarz und Tabarz iſt die Volksſprache ſchlurfend. In meinem Sagenſchatz des Thüringerlandes, Band 4, theile ich viele Sagen im Steinbacher Dialekt mit; er nähert ſich doch dem im Werrathale und folglich dem fränkiſchen mehr an, als dem nordthüringiſchen. Auf dem Hennebergiſchen Waldabhang iſt der Dialekt wieder eigenthümlich, noch mehr nach Franken hin neigend und zeigend; ſiehe Deckerts Gedicht von der Todtenlache bei Schleuſingen in meinem thüringiſchen Sagenſchatz, Band 3. Auch in Hildburghauſen klingt die Mundart mehr baieriſch als thüringiſch. Von da wieder waldaufwärts, Eisfelder Gegend, lautet ſie in einem Beiſpiel:

As kommt a Ree	Es kommt ein Regen
Dar mecht uns Bee	Der macht uns Beine
As kommt a Gees,	Es kommt ein Guß,
Das mecht uns nees.	Der macht uns naß.
As kommt a Muck'n,	Es kommt eine Mucke,
Die mecht uns truck'n.	Die macht uns trocken.

Derſelbe Vers würde im meiningiſchen Dialekt lauten:

Es kommt ä Rä,
Der macht ens Ba
Es kommt ä Guba,
Der macht ens nahs
Es kommt ä Mocke,
Die macht ens tracke.

Die Waſunger ſagen:

Es kummt a Ra
Von der Ga.

(Es kommt ein Regen von der Geba.)

Die Coburger haben den Scherzvers:

Wer übern Kirchhof geht ohne Wind,
Durch den langen Kram, ohne zu kriegen a Kind,
Den Steinweg h'naus ohne Spott,
Der därf ſich's rühmä für ä Gnad von Gott.

Oder ländlich:

Du! Evekunnel! (Eva Kunigunde) wend mer ner dein Rache (Rechen) um, as die Zah net in de Hoh ſtenn, ſunſt ſtichſte mer die Engl im Himmel toadt.

Das meininger Oberland ſpricht folgenden Dialekt:

Zwei Bauern unterhalten ſich im freundſchaftlichen Geſpräch uber die Heren.

Peter: Wäßt'n ach derwaba [1]) woß die Laut kueß'n? [2]) **Nikel:** Ha! daber [3]) Tauſ'l! Woß wäß ihg, di Laut kueß'n ähmol van **Ollerla**, woß ſolls dann amohl ſei? P. Mier mog d'r gor nett racht dervohe g'ſchwatz; ob'r aß ſell dach di gwihſa Wohrat [4]) ſei. N. Narr, ihg wäß jo niet, wu vabe da kueſt [5]). P. Ha! daß der Bueß, Gott ſei bei uns, di vergauga Nacht in Duhrſ gwaaſt iß. N. Ach giah wack, Luder! [6]) Bullzich gohr! [7]) Ha wuhländen [8]) denn? P. Olln doh nieden in ſalln Schluet [9]) iß'r haltig naig'fohrn. N. Ach, Pieterla, ſei ſtill, aß überläſſt mich eißzitterkohlt, ob'r wie hott'r denn ausg'ſahn? P. Ha, wie hott'r ausg'ſahn? wie haltig der läbhaftech Drach ausſecht, as iß haltig deß pura halle Feuer gawaaſt. N. Do hottmerſch! [10]) Mai Tued [11]), Gott hohma ſalig! [12]) hotts ſei ummer darzielt [13]), deß in dan Rackernaaſt pura halla Hären g'waat hamma [14]). P. Ach mai! woß willſta närr ſohg van dann Tuade, as hott halt vurdaß'n un zalattig vur Ohlterſch [15]) ſchuä ſua gahäßen [16]). Ha, hinza [17]) fellt mir ah ai, ſallmohl, wie der ohlt Härenſtoffl ſai drackata Himmelfohrt gahalten hott, as wërd nummehr haßt döß, öpper nän Johr ſänna[1], dahn hott ah der Bueß g'buhlt. Salla Nacht will ich d'r holt zalattig nett vargaß. N. Ha Piet'r! wie werſch dänn? P. Ha, Du trauter Nick'l, döß wohr d'r a Watt'r, haßt döß, mer hott olla Agenblick[2] g'dacht, di Wahlt fiel za unterſchich un za överſchich ai[3], un gablubckt hott'r ſaller Stoffel öppar wi a Stuck Veh, un an Gaſtaack hott der Bues hieterſchich galeßen, deß as gaaz Duhrf vuhl gawahſt iß[4]. Ihg hob die Schmeck'n[5] nuch ummer derwahe en mön Stohl, wenn da öpper mäheſt? dößhalm kunnt ach keana van ſalln zwu Miadlana ahe[6]. N. Gott behut un bewahr anniedwiddiga[7] arma Chriſtenſiel! aß mucht änner ah näar g'wiß, wuh ſott's G'zeug hiba dacht. P. Un dara buaß'n Weer gitts halt dach; die Wolperſchnacht[8] ſah dech närr a bißla vuhr! N. Ha, wie kammer ſchich vuhrgſah? P. Ei dert derfur kammer ſchuba, m'r därf närr drei Kreuz mach, haßt döß, anniedwiddige Thur, do muß'n ſa derwahe blei. N. Sotta Kreuz[9] macht m'r dach van Huelz?[10] P. Ihg mäht öppar gohr! biſta denn daab? Van Kualna oddr Ruadl[11]. N. Wi grues ſchnitzt märſcha dänn ohr? P. Ha, ohlt's olberich Schoof![12] aß ſänn ja närr Wohrzäch'n addi Waad[13]. N. Nuhjabe dach! mer mußa dach agahääk kunn[14]. P. Ha, verſtiehſta mihg dänn öppar nuch ummer niat? dab'r Klues, heßt'n öppar dei Hihrn za Jack'teek derfruhrn?[15] do guck amohl haar! do nahm ich maitwag'n — wuländen iß nu mai Ruad'l? — do lang amohl hianauf uff döß Kannelbraat! — Niat do heſt'n! wätter geſt'n![16] — Sua! ſächſta nu ka ihg derich racht aus den Grund raus verdeutſch, do mach ihg drei dara Zäch'n; nu wörſchta mig ja verſtänna? N. Ja ſua! deß iß öppas annerſch! döß dohiga kaa ihg jo ollſn derhämma gathna[1]. Ober ihg muß dach nuch amohl dumm freg[2]; wi kumma dänn ſotta Luder durch a Thur duhrg? P. Wäſt'n döß nuch niat, ſie kunna duhrg nidwiddiga Klunz. N. Ha! ſu halſe ja ſotta Kreuz nuch wän'ger[3]. P. Ja, ſi warn ſich hut'n, wiſa a ſotts Zachn dergitzn, do pralln ſe derwahe wack, un kunt'r kä ſotta Miara uſu Hucks[4], huhr närr drauf! wenn dai Hausthurſchlues[5] klappert, widi Gleck älf ſchlächt, do iß ähana egarrallt[6], un dara Klapperra hurſchta darneg miar; denn dara Schindnaßer ſännara gaaza Naſtr vuhl in Duhrf[7]; mich hamm ſa ſcha eppas geartert, öft kunnt ihg niat mer in Bett gablei, un hab mich uff die Baak galiegt[8], do hott mig amohl ähana in Schloof runter gamuhrt, daß mer Kuepf un Baa zwu Took wiha gathan hamma, un dach gaſchacht dan Luderna neſt[9].

---

[1]) Weißt Du auch davon. [2]) leſen, reden. [3]) tauber, dummer. [4]) gewiße Wahrheit. [5]) wovon Du ſprichſt. [6]) Ah geh weg Luder! (freundlichtrauliche Benennung) [7]) Vollends gar. [8]) Wo denn? an welchem Orte. [9]) Halt dort unten in jenem Schlot (Schornſtein). [10]) Da hat man's. [11]) Mein Pathe (Tod). [12]) Habe ihn ſelig. [13]) erzählt. [14]) gewohnt haben. [15]) vor deſſen und zu Lebtag vor Alters. [16]) ſchon ſo geheißen. [17]) jetzt.

---

[1] Heißt das, über neun Jahre ſein.
[2] alle Augenblicke.
[3] die Welt fiele zu unterſt und zu oberſt ein.
[4] daß das ganze Dorf voll geweſen iſt.
[5] den Geſchmack (für Geruch).
[6] deßhalb kommt auch keine von jenen (Steffels) zwei Mädchen an.
[7] eine jedwede.
[8] Walpurgisnacht.
[9] Solche Kreuze.
[10] Holz.
[11] Kohlen oder Rothel.
[12] altes albernes Schaf.
[13] Wahrzeichen an die Wand.
[14] anhängen können.
[15] haſt Du etwa Dein Hirn zu Jacobstag erfroren?
[16] Nicht Du haſt ihn? Wieder giebſt ihn! (Scherzſpruch).

Nach Blankenburg hin und im Schwarzburgiſchen ſchmilzt der oſtthüringiſche Dialekt mit dem nordthüringiſchen zuſammen. Ich gebe in ihm eine Sage:

Emal hat a Schafer, dar huß Hans-Jörge, offen alen Schloſſe jehutt, unn wie e ſalt ſiecht, da ſieht e a wennerſchienes Blimechen offen Raſen; die warr janz blewe unn hatt in der Mötte an jalen Starn. Da denkt e, die willſie metnahme unn willſiſe dinn Schatze metbränge. A ſteckt ſe off ſin Hut; a hat ſe abber kaum dreſſe, da kommt anne ſchlußſchleierwiße Fra unn wenkten. A jieht met, unn da kommenſe an anne Thär, da hulle ſei Blimchen dra, unn da ſprank ſe auf. Ezt kammenſe in an Saal, da lug's Jeld röm, wie Hewe, unn da dorſt a ſech metjenahme, wie väl a wolle. Un wie a wödder naus welle, da rufften de Frau zu: „Hanns-Jörge verjäß dei Beſtes nöch!“ Abber a beſann ſech jar nech, ſo anne Frede hatte ebber ſei Jeld; unn wie a aun de Thär kamb, da rufft de Fra noch emal aſu. Abber a wolle mache, daß er naus kahmb (käme), unn wie a öbber de Schwelle well, da ſchluck de eiſerne Thär zeſamm, unn ſchlucken alle beede Farſchen (Ferſen) 'ewack. Da merkt e erſt, daß a ſei Blimichen verjaſſen hatte, as hulf en aber niſcht, a blob uf der Stelle tued.

---

[1] Dieſes da kann ich ja alſo daheim thun? [2] fragen. [3] noch weniger. [4] und kann Dir keine ſolche Mähre auf den Hals. [5] Hausthürſchloß. [6] da iſt eine angeprallt. [7] dieſer Schindäſer ſind ihrer ganze Neſter voll im Dorfe. [8] Bank gelegt. [9] und doch geſchah den Ludern nichts.

Nach dem Oſterlande zu und über Naumburg hinaus geht das thuringiſche Idiom allmählig in das meißniſche über.

Hier iſt ganz charakteriſtiſch, daß im thuringiſchen und meißniſchen die Doppellaute ei und au, wie nach einer Uebereinkunft oder Regel, verſchieden ausgeſprochen werden. In Nordthuringen, von Eisleben bis zum Eichsfeld, wird ei wie i, aber nur dann ſo ausgeſprochen, wenn der Meißner (ſchon von Halle und Merſeburg an) gegen Oſten und Suden das ei beibehält. Lautet aber das ei meißniſch wie ee, ſo ſpricht der Thuringer daſſelbe rein und richtig z. B.

Hochdeutſch.	Thüringiſch.	Meißniſch.
Leim:	Liem,	Leim (gluten)
Leimen:	Leimen,	Leem (lectum)
nein:	nei,	nee
reifes Getraide:	riefes Getraide,	reifes Getreede.
keine Zeit:	keine Ziet,	keene Zeit.
mein Bein:	mien Bein,	mein Been.
weit und breit:	wiet und breit,	weit und breet.
Braut:	Brut,	Braut.
Baum:	Baum,	Beem.
das Haus raucht:	das Hus raucht,	das Haus reecht.

Doch hat dieſe ſcheinbare Regel auch ihre Ausnahmen. Der Raum geſtattet jedoch nicht, über die ſprachlichen Beziehungen weitläuftiger zu werden.

Der Thüringerwald.

Nachdem das Hauptgebirge Thüringens in einfachen Umriſſen hinſichtlich ſeiner Ausdehnung und ſeiner Begrenzung ſchon oben vor Augen geſtellt wurde, kehre ich zu ausführlicher Schilderung des Thüringerwaldes zurück, denn neben jenem reichen Fruchtlande der güldenen Aue und jenen dem Walde weit fernen reizenden Hügelgeländen des Saal- und

Unſtrutgebietes iſt und bleibt der Wald Thüringens pochendes Herz, ſein Schmuck und ſeine Krone.

Wir beſitzen über den Thüringerwald einige treffliche, ſehr brauchbare Monographien, auf die ich zunächſt und unbedingt jene Leſer verweiſen muß, die mehr Belehrung über dieſes anziehende, gewerbthätige, romantiſch ſchöne deutſche Binnengebirge für ſich gewinnen wollen, als ich in überſichtlicher gedrängter Schilderung auf wenigen Seiten zu geben im Stande bin. Dieſe Werke ſind:

1) Der Thüringerwald beſonders für Reiſende geſchildert von K. E. A. von Hoff und C. W. Jacobs, 4 Hefte (Bände) mit Kupfern und Karten. Gotha, 1807 u. 1812.

Den ehrenwerthen Verfaſſern führten Liebe und autoptiſch erworbene Kenntniß die Feder; ihr Werk wurde zur Quelle, aus der mancher Späterkommende ſchöpfte; daſſelbe zerfällt in eine erſte oder nordweſtliche, und in die zweite oder ſüdöſtliche Hälfte, und erörtert mit Gründlichkeit des Waldgebirges Lage und Ausdehnung, macht Flüſſe, Seen, Teiche, Geſundbrunnen und Salzquellen namhaft, beſpricht Klima, Bevölkerung, Natur- und Kunſtprodukte, beſchreibt dann die Thäler in naturgemäßer Aufeinanderfolge mit allen ihren naturhiſtoriſchen, gewerblichen und romantiſchen Merkwürdigkeiten; ihren Städten, Schlöſſern, Dörfern und ſelbſt Einzelorten. Ein dreifacher Anhang umfaßt Politiſches, Gewerbliches und die Straßenzüge. Hier iſt vieles anders geworden und beſſer.

Ein kleines, aber ſehr gediegenes und inſtruktives Werkchen iſt:

2) Der Thüringerwald, Schilderung dieſes Gebirges nach den neuſten Beobachtungen als Commentar zu einer Anſicht der Nordſeite des nordweſtlichen Theils deſſelben ꝛc. von J. von Plänkner. (Gotha 1830).

Daſſelbe ſchildert in kurzer topographiſcher Ueberſicht das Gebirge, zählt deſſen ſtatiſtiſche Beſtandtheile tabellariſch, aber weitumgreifend auf, und giebt die beſtvorhandne Ueberſicht des Rennſteigs und aller der Strecken, die dieſe merkwürdige, bei keinem andern deutſchen Gebirge in ſolcher Eigenthümlichkeit nachzuweiſende Bergſtraße im eigentlichſten Sinne des Wortes durchzieht.

Nicht minder enthält v. Plänkners Schrift zahlreiche und intereſſante Höhenangaben, zum Theil auf die gründliche „Höhenmeſſung einiger Orte und Berge zwiſchen Gotha und Coburg ꝛc. von K. E. A. von Hoff. Gotha, 1828. Fol.“ geſtützt, ſowie eine wiſſenſchaftliche Hydrographie des Thüringerwaldes. Klima, Renten über das Gebirge ſchließen ſich an, und dann erſt folgt die Erläuterung der auf der Anſicht — die ein anziehendes Tableau von faſt 6 Fuß Länge bildet — befindlichen Punkte.

3) **Taſchenbuch für Reiſende durch den Thüringerwald von Dr. Carl Herzog. Mit einer Karte von Thüringen. Magdeburg 1832.**

Dieſes mit vieler Liebe geſchriebene Buch giebt zunächſt Vorerinnerungen für Reiſende durch den Thüringerwald, den es in weiter Ausdehnung umfaßt, Reiſerouten, geognoſtiſche Verhältniſſe nach Profeſſor F. F. Voigt zu Jena, eine Phanärogamen- und Kryptogamenflora und eine Fauna mit Ausnahme der Inſecten und der niedrigern Thierklaſſen. Es folgen die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe, eine kurze Abhandlung über Volksthum ꝛc. und endlich der Haupttheil des Ganzen, eine Topographie des Thüringerwaldes in alphabetiſcher Form, eine Darſtellungsweiſe, die zum Nachſchlagen ſehr bequem iſt. Der Verfaſſer hat neben dem allgemeinen auch das geſchichtliche Intereſſe beſonders gewahrt und manche dankenswerthe Notiz eingewebt.

Von der Karte, die zu dieſem Buche gehört, läßt ſich zu ihrem Lobe ſagen, daß ein ſchwarzer Strich auf ihr den Lauf des Rennſteigs ſtark kenntlich macht und daß die Thäler ſehr anſchaulich gehalten ſind.

4) **Das Thüringer Waldgebirge nach ſeinen phyſiſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen und topographiſchen Verhältniſſen geſchildert. Ein Wegweiſer für Reiſende ꝛc. von Profeſſor Dr. H. L. W. Völker. Mit einer Karte vom Thüringerwaldgebirge. Weimar 1836.**

Der Inhalt dieſes ſehr brauchbaren Werkes entſpricht vollkommen ſeinem Titel, läßt nichts in den genannten Wiſſensgebieten unberührt und giebt namentlich im Bezug auf die Erwerbszweige und das Fabrikweſen in ſeinem ganzen Umfang ſehr genaue und ausführliche Berichte; in den ſtatiſtiſchen Angaben, im Bezug auf Größenverhältniſſe der verſchiedenen Staatenantheile am Walde, zieht Völker weit engere Grenzen, wie ſeine Vorgänger. Die zweite (ſtärkere) Abtheilung des Werkes enthält einen topographiſchen Wegweiſer im Thüringerwalde, welcher ſehr genau und gründlich iſt, nur muß man ſich mit der Einrichtung des Werkes erſt vertraut gemacht haben. Die Karte, eine Weiland'ſche, iſt bis jetzt die beſte über den Thüringerwald. Sie enthält auch Höhenangaben und Höhenprofile.

5) **Wanderbuch durch den Thüringerwald von Dr. Ludwig Storch. Ilmenau (jetzt Gotha) 1841.**

Dieſes Buch, welches ſein Verfaſſer als treues Liebeszeichen mir zueignete, ſchrieb derſelbe mit der Fülle glühender Heimathliebe, die ſein Inneres erfüllt. Storchs Buch iſt minder reich an ſtatiſtiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und commerziellen Notizen, dafür aber im Bezug auf die Oertlichkeiten um ſo genauer, Irrthümer der Vorgänger verbeſſernd, und für Fußreiſende am bequemſten mitzuführen. Seine Schilderung iſt blühend und allverſtändlich, ſie beſchreibt zuerſt Lage, Geſtalt und Grenzen des Waldgebirges, hierauf den Hauptgebirgsrücken und Höhenſtock des Gebirgszuges und durchgeht dieſen dann in einzelnen Wanderungen, die in vier großen Abtheilungen die ſämmtlichen Thäler umfaſſen, die er alle ſelbſt durchwanderte und mit dem Auge poetiſcher Weihe umfaßte, und ſo iſt ſein Buch ein freundlicher Geleitsmann, ſeinen Zweck erfüllend und in der Thüringerwald-Literatur eine ehrenhafte Stellung behauptend.

Wer die Kenntniß des Thüringerwald-Gebirges nach jeder örtlichen, wie wiſſenſchaftlichen Richtung hin zu ſeinem Studium machen wollte, konnte keines dieſer Bücher entbehren, vielmehr mußte derſelbe auch

6) die „Geologiſche Beſchreibung des Thüringerwaldgebirges von Joh. Ludw. Heim, 6 Bände, mit Kupfern. Meiningen, 1796.“ zur Hand haben. Doch bilden dieſe ſämmtlichen Bücher noch nicht die vollſtändige Literatur des Thüringerwaldes, es zählen noch zu derſelben

7) meine Wanderungen durch Thüringen (3. Section des maleriſchen Deutſchlands) mit 30 Stahlſtichen;

8) der Thüringerwald mit ſeinen nächſten Umgebungen ꝛc. Herausgegeben von W. v. C. M. (Clemens Millwitz.) Erfurt, 1830. mit vielen Lithographien.

9) Wegweiſer durch den Thüringerwald für Naturfreunde, nebſt einem Panorama vom Dolmar, von A. Schaubach. Meiningen, 1831.

Das Panorama, über 13 Fuß lang, giebt eine Anſicht der Südſeite dieſer Gebirgskette, wie ſie ſich vom Dolmar aus hochmaleriſch darſtellt, welche mehr als 5 Fuß des Rundgemäldes einnimmt.

10) Taſchenbuch, der Geſchichte und Topographie Thüringens gewidmet, mit Kpf. von Dr. Ludw. Fr. Heſſe. Rudolſtadt, 1816.

11) Hiſtoriſch-topographiſche Schilderung der Bergſtadt

Ilmenau und ihrer Umgegend von J. A. Fr. Schmidt mit Grundriß und (geognoſtiſcher) Karte.

Anderer Monographien von Einzelpunkten, wie Wartburg, Liebenſtein, Meiningen, Schwarzburg, Elgersburg, Coburg u. ſ. w. nicht zu gedenken. Wohl aber muß noch angefuhrt werden, nicht allein fur den Wald, ſondern uberhaupt fur einen groſſen Theil Thuringens wichtig und lehrreich, die: »Ausfuhrliche geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung des Regierungsbezirks Erfurt. Von Carl Auguſt Noback. Erfurt, 1840. 4.«

Ein Buch, das mit vielem und muhſamem Fleiße ausgearbeitet wurde, und zwar auf den Grund amtlicher Quellen, wie nach hinterlaſſenen Materialien des Profeſſors Volker.

Sehr ſchon und poetiſch leitet Ludwig Storch ſeine Beſchreibung des Thuringerwaldes ein: »Die Geſtalt des Gebirges gleicht einem groſſen grunen Blatte; mitten hindurch bis zum Ende zieht ſich der Hauptgebirgsrucken als Hauptrippe; von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrucken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grunen ſaftigen Thaler ſind das grune weiche Fleiſch des Blattes. Ja, ein grunes, freundliches Blatt iſt dieſer Thuringerwald, entſproſſen dem gewaltigen Gebirgsſtamme, der ſeine Aeſte und Zweige durch Europa ausbreitet, ein ſchones grunes Blatt iſt unſer Thuringerwald, das ſich Deutſchland zu Schmuck und Zierde an ſeine treuſchlagende Bruſt geſteckt hat. Aber es iſt auch die Geſtalt eines Herzens, die dieſes Gebirge tragt, durchpulſt von grunem Waldleben, voll heimlichſuſſer deutſcher Traume, voll ſtiller ſentimentaler Poeſie, voll Sehnſucht und Hoffnung, ein deutſches Herz iſt er, er iſt das Herz Deutſchlands, das ſeine Adern, ſeine friſchen klaren Quellen und Strome, dem Rheine, der Elbe und der Weſer zufuhrt. Sie gehen aus von ihm, goldfuhrend und prachtig, wie die vier Strome, die von Eden ausgingen. Und auch ein Garten Eden iſt der Thuringerwald, baum- und waſſerreich, gras- und blumenreich, kuhl und anmuthig. Wie das waldige, bergige Arkadien in der Mitte der Peloponnes lag, ſo liegt der Thuringerwald in der Mitte Deutſchlands; er iſt das deutſche Arkadien.«

Wenn wir den Wald nach dieſem ſo poetiſchen, einem wahrhaften Dichterherzen entſprungenen Bilde, gleichſam aus der Wolkenhöhe, ſchwebenden Fluges betrachten, ziemt es, ihn auch näher zu beſchauen. Dies gelingt am leichteſten auf einer großen Wanderung über den Rücken des Gebirges, über welchen ſich der uralte Rennſteig hinzieht. Die Sage will, daß vor Zeiten jeder neue Landgraf, gefolgt von Vaſallen und Dienern, über den ganzen Rennſteig reiten mußte, damit er auch das Land kennen lerne, über das er herrſchen ſollte. Es liegt, wie in ſo vielen Sagen, auch in dieſer eine tiefeindringliche Lehre. Jeder junge Fürſtenſohn ſollte im Geleite kundiger Männer nach jeder Richtung das Land durchreiſen, über das der Vater das Scepter hält, damit er's kennen lerne aus eigner Beſchauung; das würde ihm, dem Lande und dem Volke gleich ſehr zu Gute kommen.

Der Rennſteig, der ſchon als vorhanden im 9. Jahrhundert geſchichtlich namhaft gemacht wird, wo er Ryneſtiegk, Rinneſteig, Renneweg heißt, war wohl urſprünglich Landesgrenze, wie er es zum Theil weite Strecken lang noch heute iſt, wo er denn auch im Munde des Volkes vorzugsweiſe Grenzweg heißt, und welches auch die urſprüngliche Bedeutung ſeines Namens iſt; Rain iſt Grenze und Steig iſt Bergweg, auf dem man ſteigt, auf oder nieder. Alſo nicht von Rennen, auch nicht als Folge eines Krieges abzuleiten. Selbſt die ernſte hochachtbare Forſchung irrt bisweilen über die eine oder die andere Grenze auf Abwegen von Lieblingshypotheſen, deren Unhaltbarkeit praktiſcher Sinn auf den erſten Blick inne wird. Karl der Große mag ihn wohl haben anlegen laſſen, als er Thüringen und Franken ſchied. Von dieſer gang-, mitunter auch fahrbaren Zinne der Gebirgsmauer blickt man an vielen Stellen hinunter in das waldige Land, in friedliche, doch von rühriger Thätigkeit der Menſchen belebte Orte, und gelangt ſchnell zu allen nähern oder fernern Punkten hinab, namentlich im nordöſtlichen Gebirgstheile. Dennoch iſt jedem gewöhnlichen Touriſten geradezu abzurathen, den Rennſteig von einem Ende zum andern zu überwandern; denn dieſer geheimnißvolle, eigenthümliche Waldesweg kommt mir vor, wie ein erhabenes, altdeutſches Epos; wer es in ſeiner Urſprache nicht leſen kann, wem Sinn und Seele dafür mangeln, ſeine oft tiefverhüllten Schönheiten aufzufinden und durchzufühlen, der wird es bald ermüdend und langweilig finden und es zur Seite legen. Und ſo wird auch ein gewöhnlicher Touriſt auf unſerm Rennſteig bald ſo müde werden, wie er dieſen ſelbſt müde wird, und ihn, ein für ihn unerſchließbares Myſterium, zur Seite liegen laſſen. Das Waldgebirge bietet ja der ſchönen, mit mancherlei Comfort verſehenen und dabei reizenden Orte ſo viele, daß eine Pilgrimſchaft zum hohen Montſerrat Thüringens nur für ſolche Wiſſende erſprießlich werden kann, die, frommen Einſiedlern gleich, mit Goethes Pater profundus aus tiefer Region zur verklärten Höhe aufſchauen und ſie mit reinem Gefühle zu begrüßen und zu gewinnen vermögend ſind. Bald zur Höhe lange anſteigend, bald über breite Waldflächen hinziehend, bald ſich niederſenkend, um drüben wieder empor zu führen, läuft der Rennweg fort, und es bleibt dem Wandrer manchmal viele Stunden weit jede Ausſicht verſchloſſen, er pilgert meiſt zwiſchen einförmigen Tannen im melancholiſchen Schweigen der Einſamkeit, das nur der Prophetenruf des Guckucks, der Flötenton von Amſeln und Zippen, das Hacken des Spechts, oder der ſchallende Schlag der Holzhaueraxt bisweilen unterbricht. Er begegnet nur Holzmachern, Köhlern und Harzſcharrern, oder einem Waidmann, die ihm wohl alle freundlich Rede ſtehn, aber auch durch gutgemeinte Angaben des zu verfolgenden Pfades ihn leicht verwirren können; oft kommt in Meilenweite kein wirthlicher Ort, nicht einmal eine Quelle, oft führt der Rennſteig über moorige Wieſen, über moraſtige Stellen, über Knüppeldämme, bisweilen iſt er ſtellenweiſe bei ganz trocknem Wetter voll Schmutz und Waſſer. Mit der in manchem Buche angeführten Fahrbarkeit iſt es ebenfalls eine mißliche Sache. Schmalſpurig, wie die Ochſenwagen, auf denen die deutſchen Kaiſer fuhren, tiefeingeſchnitten, bisweilen wild überwachſen, mit Kies und Gerölle von Schlagwettern überſchüttet, würde eine Fahrt mit weit mehr Gefahr und Unbequemlichkeit verbunden ſein, wie eine Wanderung. Auch auf Führer iſt ſich auf dem Kamm des Gebirges wenig zu verlaſſen, ja es iſt oft ſchwer einen zu erhalten. Die Leute haben alle zu thun, und überwandern den Weg nur kurze Strecken, wiſſen über 2 bis 3 Stunden hinaus keinen Beſcheid. Als ich ohnlängſt in Limbach nach der Weglänge von dort bis Gießhübel fragte, ſchwankten die Angaben ſelbſt gebildeter Leute, Jäger und Porzellanmaler, zwiſchen drei und ſechs Stunden. Und die Stunden auf dem Walde hat in der That, nach dem thüringiſchen Gleichniß, der Fuchs gemeſſen und den Schwanz zugegeben. Daher iſt der Rennſteig nicht für den Mann, der Lebens- und Geſchäftsproſa, er iſt für den Natur- und Gebirgsfreund, für den Dichter. »Wer da weiß und es in ſich empfunden und erlebt hat,« ſagt Ludwig Storch in ſeinem Wanderbuch: »daß alle großen und ſchönen Gedanken und Gefühle nur Kinder der Stille und Einſamkeit ſind, der wird dieſen Weg mit immer neuen Entzückungen wandern, und ſein Herz wird ihm in der Bruſt wachſen; er wird den Geiſt des Gebirges in ſeinem ſtillen Schaffen und Wirken erblicken.« —

Wenn eine Wanderung vom Dorfe Hörſchel aus, wo der nordweſtliche Endpunkt des Waldes iſt, begonnen würde, ſo führt der Weg, der dort noch nicht Rennſteig heißt, zu einer Berghöhe, Bornthal, auf welcher die Blicke in das ſchöne Flußthal der Werra zurückfliegen, auf maleriſche Ruinenſchlöſſer und auf die ehrwürdige Wartburg. Wenn die Hoheſonne erreicht iſt, wo eine ſchöne, zum Theil durch Felſen geſprengte Chauſſee nach Eiſenach einestheils, anderntheils nach dem wunderſchönen romantiſchen Wilhelmsthal hinabführt, beginnt der eigenthümliche Gebirgskamm, und der Rennſteig ſtellt ſich hochalterthümlich dar; im harten Granit erblickt man die alten Wagenſpuren tief eingeſchnitten, und die grauen Markſteine, die in kurzen Zwiſchenräumen von einander ſtehen, laſſen nun den Fuß des Wanderers nicht irre gehen, zumal daneben eine ſchöne neue Chauſſee lange hinläuft. Prächtiger Buchenwald ſchattet, dann folgt Nadelholzwaldung, blumige Waldesmatten breiten ſich aus, Wegweiſer ſtehen von Strecke zu Strecke und deuten die Straßen und Pfade an, die nach vielfacher Richtung ſich abwärts in die Gebirgsthäler ſenken, wie nach Wilhelmsthal, Heiligenſtein, Ruhla, ſpäter nach einigen Stunden nach dem romantiſchen Naturpark Altenſteins, nach dem Bade Liebenſtein; es folgt die Nadelholzwaldung der Vogelheide, und am Glöckel hebt ſich eine maleriſche Granitwand mit einem Felſenſeſſel, von deren Gipfel man weit in das Land ſchaut. Später wird ein anderer Hochthron erreicht, der Gerberſtein, pittoreske Felsgruppe, von wo wieder Wege nach den vorhingenannten Orten, wie nach Broterode und Winterſtein abwärts führen, und wo herrliche Waldwieſen ſich ausbreiten, von denen prachtvolle Ausſichten nach Thüringen, wie nach Franken ſich gewähren. War der Rennſteig lange ſchon eine ziemliche Strecke Grenze zwiſchen S. Weimar und S. Meiningen, ſo wird nun ein Punkt erreicht, wo ein Dreiherrenſtein verkündet, daß die Gebietstheile dreier Fürſten dort ſich berühren, nämlich S. Meiningen, S. Gotha und Heſſen-Caſſel. Doch endet dort das Meiningiſche, und der Weg wird blos Grenze zwiſchen Gotha und Heſſen. Die Grenzſteine aus Granit, Sandſtein und Waldwacken laufen im Zickzack abwechſelnd zur Rechten und zur Linken fort, ſind gothaiſcher Seits mit S. G. heſſiſcher mit H. d. H. S. (Herrſchaft Schmalkalden) ſignirt, und tragen zum Theil die Jahrzahl 1772.; unter den gothaiſchen Steinen liegen als Marken Ziegelſtücke, Glas, Kohlen und Bleiplättchen mit den Buchſtaben S. G., unter den heſſiſchen Blei mit H. und grüne Eiſenſchlacken. Die Entfernung der Steine von einander beträgt 12 bis 32 Ruthen. Schöner Buchenwald wechſelt ab mit freien Plätzen; unter den Benennungen dieſer Berg- und Walddiſtricte iſt zwiſchen der rothen Pfütze und dem Strohbohrel auch ein Zigeunerskopf. Der Mittelberg gewährt die Anſicht pittoresker Felsmaſſen, und über ihn wird der Unter-Inſelberg erreicht*). Beim Stein 51 beginnt der große Inſelberg (2856'), die Krone des Gebirges. Steil zieht der Weg zu ihm hinan, aber es lohnt ein Prachtpanorama, ſchöner als das vom Brocken, ſchöner als das von der Schneekoppe des Rieſengebirges. Denn auf jenen noch höhern Bergen iſt der Beſchauer dem Lande unter ihm faſt zu fern getreten. Da liegt ein Theil des ſchönen Thüringerlandes zu unſern Füßen, und wenn irgend günſtiges Wetter uns zu Theil ward (im ungünſtigen iſt jede derartige Wanderung nicht anzurathen), ſo mahnen zahlloſe Punkte an große Männer und an hehre Erinnerungen. Die Wartburg hebt ſich aus dem Grün der Wälder, Schloß Tenneberg ragt über die anmuthigen Thäler empor, welche Waltershauſen, Schnepfenthal und Reinhardsbrunn bergen. Schloß Friedenſtein über Gotha, Ernſt des Frommen Schöpfung, glänzt als ſtattlicher Fürſtenbau herüber; fern her vom Horizonte grüßt durch Duftflöre der Brocken des Harzes, ragt die graue Warte des Kyffhäuſers. Erfurts ſtattliche Citadellen und Feſtungsberge ſtehen ernſt und trotzig, wie Schirmherren Thüringens, und der hohe Ettersberg, der Weimar deckt, ruft Erinnerungen an eine geiſtige Blüthezeit wach, die für Deutſchland zur Segensfrucht gedieh. Dort über geſegneter Fruchtflur ruhen die Schweſterburgen, die drei Gleichen, zwei davon in Trümmern, einſame Säulen vom Tempel thüringiſcher Romantik, und in ihrer Nähe, wie ein Stern erglänzend, ſteht auf der Berghöhe eine Säule der Wiſſenſchaft, die Sternwarte Seeberg. Näher wird eine Säule der Erinnerung erblickt, der thüringiſche Kandelaber, Winfried: Bonifacius zu Ehren errichtet. Zwei prachtvolle, des Beſuchs der Reiſenden vor allen werthe Thäler laden in ihre Tiefen. Das eine Thal, der Lautenbach, weiter unten Druſenthal, führt über Broterode, das dicht am Inſelbergfuß liegt, zu einer erhabenen und ſchaurigſchönen Felspartie; ein Granitberg brach dort zuſammen, und der Thalbach rollt ſchäumend und brauſend durch die ſenkrechte, über hundert Fuß hohe Felſenpforte, die er, früher wie ein Strom, ſich wühlte. Am Ende dieſes Thales wird eine ſchöne Chauſſee erreicht, die über den merkwürdigen Stahlberg nach Schmalkalden führt, eine andere leitet in das Werrathal, eine dritte nach Liebenſtein.

---

*) Ich ſchreibe nicht aus Laune oder lächerlicher S-Ketzerei Inſelberg, während man allgemein Inſelsberg ſpricht, ſondern ich ſtütze mich auf das Vorbild älterer Handſchriften, die das fälſchlich eingeſchobene s auch nicht haben.

Das zweite der genannten Thäler iſt das Felſenthal, voll pittoresker Steinpyramiden, einer mächtig durchbrochenen

Wölbung, dem Thorſtein, durch den hindurch der Fußpfad lenkt, und voll der idylliſchen Anmuth, welche dieſen waldigen Gründen eigen iſt. Es öffnet ſich bei Großtabarz und ſtößt auf eine Chauſſee, die nach Reinhardsbrunn und Gotha führt.

Ein Steinhaus, das auf dem Hochgipfel des Inſelbergs ſtand, iſt abgebrochen; dem Vernehmen nach ſoll ein neues, ſchönes Schloß ihn zieren. Wenige Schritte unter dem Gipfel iſt ein einfaches Gaſthaus befindlich, darin eine Sommerwirthſchaft die Reiſenden aufnimmt. Der Inſelbergſtein, eine Porphyrklippe, ragt über ſteil abſchüſſiger Höhe wie der Thronſitz eines Gebirgsfürſten empor, und an dieſer öſtlichen Seite ſinkt der Rennſteig nieder, iſt dort durchaus unfahrbar und hört eine gute Strecke auf, Grenzweg zu ſein. Er zieht über S. gothaiſches Gebiet, über Wieſenflächen, Sättel und Anhöhen, die, wie der große Jagdsberg und die Kalte-Heide, herrliche Ausſichten nach Franken gewähren.

Wege von Broterode nach Friedrichrode und dann wieder die Chauſſee von Kleinſchmalkalden nach Friedrichrode durchſchneiden den Rennſteig, der jetzt eine lange Strecke faſt ganz nach Süden zieht. Bei der hohen Leite und am Roſengarten iſt er wieder zu bedeutender Höhe emporgeſtiegen, und da, wo die von Stadt Schmalkalden heraufkommende, nach Tambach hinabführende, Straße ihn ſchneidet, wird er wieder auf Meilenweite Grenzweg zwiſchen Gotha und Heſſen. Von dieſer Höhe ſind auf beiden Seiten des Gebirgskammes reizende, romantiſche Thalgründe zu gewinnen. Zur linken, in der Nähe von Tambach, der Spittergrund und der Schmalwaſſergrund, mit Glasfabriken, Waſſerfällen und dem prächtigen Falkenſtein; zur rechten die ſchönen Thäler des Lauterbachs, das ſich bei Asbach in ein Felſenthor öffnet, und des Schönbachs (Kanzlersgrund), der an mächtigen Felsbildungen, am Fuß der Sagenberge Ruppberg und großer Hermannsberg vorüberrollt, und das gewerbthätige Steinbach-Hallenberg mit Eiſenhammerwerken und prächtiger, wie ein Adlerneſt auf ſteilem Felsgipfel über dem Ort horſtenden Burgtrümmer, durchfließt. Auf und ab, immer durch weitausgedehnte Waldſtrecken, Angeſichts rieſiger Porphyrhörner und Gruppen, in ſchaurigſchöner Waldſtille, über tiefen Thalgründen wandern wir, da öffnet ſich die Dickung, und überraſchend ſteht eine gothiſch verzierte Steinſäule auf einem Rondel vor uns da. Es iſt ein vom Herzog von Coburg-Gotha errichtetes Monument, das mit Wappen der umliegenden Länder geziert und mit einem Gitter von Gußeiſen umgeben iſt. Von dem nur eine Viertelſtunde entlegenen Walddorfe Oberhof, (2527′) dem höchſten Orte des Gebirgs, zieht die von Gotha und Ohrdruff kommende neue Chauſſee über die Hochebene und ſenkt ſich nun nach Zella, wo ſie ſich theilt und über Suhl nach Schleuſingen, wie über Mehlis und Benshauſen nach Meiningen führt. Der Hochebenrücken heißt die Zeller und die Suhler Leube. Der Rennſteig verläßt ſie an der ſogenannten Anſpanne, wo ein anmuthiger Hinabblick nach Suhl und in die romantiſche Bergnatur ſeines Thalkeſſels geboten iſt, und zieht wenige hundert Schritte unterm Gipfel des großen Beerberges (3062′), des höchſten der Thüringerwaldberge, hin. Eine Viertelſtunde davon erhebt der Schneekopf (3019′) ſein Bergeshaupt, und ſein Schoos entſendet nach Norden die Quellen der Ilm und Gera, nach Süden den Lauterbach, der unterhalb Suhl zum Flüßchen Haſel wird, das bei Einhauſen in die Werra fällt, nachdem es bei Rohr die Schwarza aufgenommen. Eine kleine Strecke iſt jetzt der Rennſteig Grenzweg zwiſchen Gotha und Preußen, ſpäter beim Mordfleck ſteigt er ganz in preußiſches Gebiet. Unter dem Schneekopfgipfel liegt die Schmücke (2877′), wo ſich dem Rennſteigwanderer, wie auf dem Inſelberg, eine Nachtraſt bietet. Es iſt ein Haus auf einer Hochmatte, ſehr ſchön, wahrhaft ſchweizeriſch gelegen, ſtets im Sommer vom Heerdenglockengeläute umtönt. Von hier ziehen Wege in das Gerathal, nach Elgersburg, Plaue und Arnſtadt, in das Ilmthal nach Ilmenau, wie nach Suhl hinab. Der Rennweg ſenkt ſich vom höchſten Gebirgsſtock ziemlich abwärts und durchſchneidet dann eine der ſchönſten Gebirgsſtraßen, die von Ilmenau heraufkommt und durch das Thal der Nahe nach Schleuſingen abſinkt. Dicht unterm Hundskopf oder Hundsberg hin leitet der Pfad abermals zu einem Dreiherrenſtein, wo ſich aber ſogar vier Gebietsnachbarn, jeder aus einem andern Lande herüber, die Hände reichen können. Hier grenzen Preußen, Weimar, Meiningen und Schwarzburg-Sondershauſen, und wird der Rennſteig nicht nur wieder Grenzweg, ſondern heißt auch gar nicht anders auf eine lange Strecke.

Dort entſpringen hoch oben im Gebirgesſchoos auf fränkiſcher Seite die Schleuſe, auf thüringiſcher viele Bäche, die zur Ilm und zur Schwarza hinabrinnen. Ueber den Ebereſchenhugel hin führt der Weg nach Neuſtadt, ein meiningiſches Dorf, das erſte des Rennſteigs, doch folgen bald mehrere und unterbrechen die in dieſem Gebirgstheile namentlich große Einförmigkeit des Grenzweges. Dort beginnt die ſudöſtliche Hälfte des Waldes, und die Höhen ſind lebhafter, gewerbbetriebſamer. Einige gute Straßenzüge überſteigen hier in gewiſſen Entfernungen den Kamm des Gebirges, ſo die von Hildburghauſen, wie die von Eisfeld in das Schwarzathal. Ein zweites Oertchen iſt Kahlert; ein drittes, Maſſerbergen, liegt dicht am Abhang des nördlichen Kammes, dann wird unterm Eſelsberg abermals ein Dreiherrenſtein erreicht, wo die beiden Schwarzburg aneinander und an Meiningen zugleich grenzen. Später kommt man zur Pechleite, auf der ein ſchöner Freiplatz, wo die Straße von Sophienau nach Goldsthal den Bergkamm überſteigt, und die beiden Gleichberge ſich impoſant vor Augen ſtellen. Nicht ſonderlich wegſam geht es wieder durch Waldung empor, bis an einer Stelle, wo rechts ein großer Kieſelſtein am Wege ſteht, wieder ein hübſcher Ausſichtspunkt ſich bietet. Hier führt der Weg durch lauter Jungholz fort, an mehr als einem Vogelheerd vorbei und zu dem kleinen Dörfchen Friedrichshöhe, von da auf breiter Hochrückenfläche in eine Einſattlung hinab nach Limbach. Zur rechten bleibt der Bleß, der die Quellen der Werra und der Itz zu Thale ſendet, während unter Limbach die Schwarza ausquillt. Limbach bietet ſich als dritter Raſtort und als freundlichſter zugleich; die Gebäude des Oertchens gleichen zum Theil kleinen Luſtſchlöſſern, die nach einer Wanderung durch ſo viele einſame

Waldſtrecken und auf einer Höhe von 2300 Fuß ſehr angenehm überraſchen. Auf dieſen Höhen nähern ſich die Menſchen einander freundlich und traulich, es beſteht in Limbach eine Caſinogeſellſchaft, deren Mitglieder aus Fabrikherren, Malern und Forſtmännern aus Limbach, Steinheide, Siegmundsburg, Friedrichshöhe und Alsbach zuſammengetreten ſind; ja es iſt ſogar ein Schauſpielhaus eingerichtet; höher wird es die Kunſt in Deutſchland ſchwerlich bringen. Concerte und Bälle ſind gar nichts ſeltenes. Hier überſteigt eine Fahrſtraße durch den Theuerngrund (Thal der Grümpen), und von Schalkau aus vom Auguſtenthal herauf und nach Alsbach hinab in das Schwarzathal den Bergkamm, auch iſt in geringer Entfernung von Limbach die Einſattlung wieder ſo ſchmal, daß man weit hinab in die ſchwarzburgiſchen, wie in die meiningiſchen Forſte blicken kann.

In der Nähe liegt das kleine Bergſtädtchen Steinheide, 2417 Fuß hoch, dicht unterm Kieferle, über 2717 Fuß hoch.

Nach der Raſt in dem guten Wirthshaus zu Limbach kann die Wanderung fortgeſetzt werden; der vordem ſo einſame, übelfahrbare Weg iſt hier beſſer, ſteigt den Petersberg hinan, zieht am Sandberg vorbei, welcher einer Menge Porzellanfabriken das Material liefert und vier große Brüche mit ſenkrechten Wänden hat. Es wird das Dorf Igelshieb erreicht, an welches ſich Neuhaus, am thüringiſchen Abhang, anreiht. Jetzt folgt der Rennſteig ganz einer Chauſſee, bis dieſe ſich in Ernſtthal in den Steinachgrund hinabſenkt, und nach Sonneberg, Neuſtadt und Coburg führt, und tritt in meiningiſches Gebiet. Ein heitrer Weg über den hohen Schoos läßt nach dem maleriſchgelegenen Spechtsbrunn gelangen, dahinter bald wieder eine Straße, die von Judenbach nach Gräfenthal und Saalfeld ihn durchſchneidet. Dort entſpringt fränkiſcher Seits die Tettau, und dort beginnt nun baieriſches Land, und über die Schildwieſe und das Lange Brücklein gepilgert, erinnert ein hoher hölzerner Bildſtock, auf dem Platz zum Rothen-Dorn oder Rothen-Stock, den Wanderer, daß er fränkiſchen Boden betreten. Andere nennen es Rothenthurm und bezeichnen die Stelle als Grenze zwiſchen Thüringer- und Frankenwald. Doch das Gebirge iſt ein Ganzes, Niemand kann ſagen, wo der Thüringerwald in dieſem Gebiete endet, der Frankenwald beginnt. Dort herum heißt der Rennſteig Schleifweg, weil man auf ihm zur Winterzeit das Holz auf Schlitten in die Thäler der Haßlach und Steinbach ſchleift, welche beiden Bäche ziemlich hoch unterm Gebirgskamm entſpringen, und ſich dann zur Haßlach vereinigen, um bei Kronach in die Rodach zu fallen. Es werden manche Berge überſtiegen, unter denen, nachdem wieder meiningiſcher Boden erreicht wurde, der Wetzſtein (2250') der höchſte und zugleich ausſichtreichſte iſt, doch führt der Rennſteig nicht ganz zu ſeinem Gipfel hinan. Die ganzen mächtigen Hauptgebirgsſtöcke bis zum Schneekopf werden hier überſchaut, und nach Franken iſt ein überraſchend ſchöner Blick vergönnt. Der Wetzſtein ſteht als ragender Grundpfeiler dem Oſtende des Thüringerwaldes ſo nah, wie der Inſelberg dem Weſtende, und von ſeinem Gipfel wird, wie von jenem, manche romantiſche Burg, mancher gefeierte Ort erblickt, ſo Coburg im Schooße ſeiner herrlichen Naturumgebung, mit ſeiner ſtattlichen Feſte, das betriebſame Neuſtadt an der Heide, mit ſeinem mitten in die Flur, wie ein Nagelfluheberg im Alpenland, geſetzten waldigen Muppberg, Schloß Banz, Wallfahrtkirche Vierzehnheiligen. Sonneberg birgt ſich dem Blick in ſeine Thalſchlucht. Auf der thüringiſchen Seite liegt in geringer Entfernung das Städtchen Lehesten, und in deſſen Nähe ein höchſt merkwürdiger Dach- und Tafel-Schieferbruch, deſſen Schiefer für den beſten in Deutſchland gilt und nicht nur in der Nähe gut benutzt, ſondern auch weit verfahren wird.

Wer von Limbach früh ausging, wird wohl thun, auf dem Rennſteigdörfchen Brennersgrün, oder ($^3/_4$ Stunde weiter) im Dorfe Grumbach zu übernachten. Zwiſchen Brennersgrün und Grumbach ſtoßen die Grenzpunkte von Baiern, Meiningen und Reuß-Lobenſtein zuſammen, und nachdem der ziemlich flache Mittelberg überſchritten worden, kommt bei Rodacherbrunn die Chauſſee von Kronach über Nordhalben herauf, begleitet den Rennſteig eine Strecke und führt dann nach Lobenſtein, Ebersdorf und Saalburg zu den Windungen des romantiſchen Saalthales. Der einzige nennenswerthe

Berg dieſer Strecke iſt der Culm (2273'), auf dem man, wenn er nicht dicht bewaldet wäre, eine prachtvolle Ausſicht des Fichtelgebirges genießen würde. Doch bietet ſich eine ſolche hinter dem Dorfe Schlegel vom unbewaldeten Krähenhügel dar, ſowie noch weiter auf dem Wege nach Kiesling ſich freundliche Ausſichten nach Ebersdorf und die, die hübſche Städtchen umgebenden, Luſtorte und Schlöſſer gewähren. Unter Blankenſtein, wo die Selbitz in die wilde thüringiſche Moſchwitz fällt, und dieſe der nahen Saale zurollt, erreicht der Rennſteig ſein Ende. Es ſind die Entfernungen der angegebenen Raſtorte folgende: Von Blankenſtein bis Brennersgrün 4 Stunden, von da bis Limbach 11 Stunden, von da bis zur Schmücke 10 Stunden, von dieſer bis zum Inſelberggipfel auch 10 Stunden und von ihm bis Hörſel 8½ Stunden, mithin beträgt die ganze Bergwanderung, wenn keine Abſchweifung in die Thäler und kein ungewöhnliches Verweilen beliebt wird, 43½ Stunden, und iſt in 5 Tagemärſchen zu vollenden, wobei noch Muße bleibt, ſich das ſchöne Saalthal bei Saalburg am fünften Tage zu betrachten.

Dies wäre ein flüchtig überſichtliches Bild des Hauptjochs unſers Gebirgs. Die Gebirgsſtöcke, die wie Strahlen von ihm nach Süden und Norden, jedoch mannichfach verzweigt, ſich abſenken, ſind faſt alle von ſchönen, theils einſamen, theils belebten Thälern durchfurcht, in deren Schooße lebensvolle Thätigkeit herrſcht, und an deren Ausgang wir betriebſame Städte finden, welche die Produkte des Waldes ſammeln und weiter führen, ſo weit ſie ihnen nicht zu eigenem Bedarf zu Gute kommen. Was in dieſer Beziehung bemerkenswerth iſt, wird im Abſchnitt »Handel und Wandel« erörtert, welcher vorzugsweiſe von den gewerblichen und merkantilen Intereſſen Thüringens ein anſchauliches Bild geben ſoll.

Die Thäler haben entweder eine ziemlich parallele Richtung mit dem Hauptgebirgsrücken, wie das der Elna, des Schönbachs und wenige andere, oder, wie in den meiſten Fällen, eine transverſale. Oft geſchieht es, daß zwei Thalbäche von entgegengeſetzten Richtungen zuſammenfließen, wo der dazwiſchen liegende Bergausläufer in eine Felsgräte endigt; dies nennen die Waldner Gabeln und Doppelgabeln, wenn mehrere ſolcher Gründe zuſammenſtoßen. Faſt in jedem Thale fließt ein Bach, oder mindeſten das Rinſel einer Quelle, und dies giebt ihnen insgemein die ſchöne Friſche und das Anheimelnde, was wie eine traute Flüſterſtimme aus dem Rauſchen der kleinen Wellen zum Herzen ſpricht. Doch giebt es auch Quellen, die bei bedeutender Trockne des Sommers verſiechen; darunter ſind ſelbſt die der Werra bei Schwarzenbrunn, der Itz bei Stelzen, der ſchmalen Gera bei Liebenſtein (gothaiſche). Im Gegenſatz zu ſolchem Waſſermangel ſtürzt ſich in den meiſten Frühjahren der aufgelöſte Waldſchnee ſo ſchwellend in die Thäler, daß merklicher Schaden verurſacht wird.

Die auf dem Thüringerwald entſpringenden Flüſſe und Flüßchen gehören dem Rhein-, Weſer- und Elbgebiet; überhaupt ſtrömt alles thüringiſche Waſſer der Nordſee zu. In den Main fallen durch die Rodach: Haslach, Tettau, Steinach, Itz, nachdem letzter die Rothen, die Grümpen und die Effelder aufgenommen hat. Die Werra nimmt auf: (mehrere kleine Bäche und was vom linken Ufer einfällt ungerechnet), die Schleuſe, Haſel, Helbe, Schmalkalde, die Druſe, den Farrenbach, die Grumbach, die Schweina, die Fiſcha, Elna und die Hörſel, und wird bei Münden mit der Fulda vereinigt zur Weſer. Die Saale, eine Tochter des Fichtelgebirges, nimmt die thüringiſche Moſchwitz, die Friſa, den Lutſchbach, die Loquitz, die Schwarza und die Ilm auf; die Gera fließt zur Unſtrut, mit dieſer vereint in die Saale.

An Waſſerfällen iſt der Thüringerwald eigentlich arm; pittoresk ſind der Spitterfall und der Waſſerfall im altenſteiner Park. Kleine Seen und oft große Teiche ſind bei Ilmenau, Langewieſen, Manebach, Reinhardsbrunn, Georgenthal, Wilhelmsthal, Breitungen und Schwallungen im Werrathale; der bedeutendſte See iſt bei Salzungen, bei Frauenſee iſt der Hautſee mit einer ſchwimmenden Inſel merkwürdig.

Mineraliſche und ſaliniſche Quellen ſind nicht ſelten vorhanden. Liebenſtein iſt als ein heilkräftiges Mineralbad (eiſenhaltiger Säuerling) bekannt; in neuerer Zeit wurde dort auch eine Süßwaſſerheilanſtalt trefflich eingerichtet. Außerdem ſind noch ſolche Heilanſtalten zu Elgersburg, Ilmenau, Blankenburg und Ebersdorf. Die bedeutende Saline zu Salzungen liegt noch auf thüringiſchem Boden, dort iſt auch ein frequentes Soolbad, ebenſo in der Saline Wilhelmsglücksbrunnen bei Kreuzburg; die ſchmalkalder Saline ging ein, doch wird ihr Waſſer ebenfalls als Soolbad in Anwendung gebracht. Auch bei Plaue ſind Soolquellen, doch unbenutzt. Ruhla hatte früher eine Badeanſtalt, die Quelle iſt alkaliſch erdiges Stahlwaſſer. Langenau (baieriſch) an der Tettau, hat einige Mineralquellen, deren eine im Geſchmack dem ſelterſer Waſſer nahe kommt. Reiche Beute findet im Thüringerwalde der Mineralog und Botaniker. Auf das Urgebirge hingelagert, das in allen ſeinen Gebilden, mannichfaltigen Graniten, Porphyren, Feldſteinen, Quarzen, Dioriten, Grauwacken, in Gneus, Glimmerſchiefer, Sienit, Thonſchiefer ꝛc. vielfach zu Tage ſteht, findet ſich vom Flötzgebirge das Todliegende mit der Steinkohlenformation (letztere mächtig und ergiebig bei Neuhaus), wie mehr nach den Abdachungen des Gebirgs, und der bunten Sandſteinformation (hochintereſſante Fährtenabdrücke urweltlicher Thiere bei Heßberg), und die ältere Flötzkalkformation (bituminöſe Mergelſchiefer mit Kupfererzen und Fiſchabdrücken, auch Zechſtein bei Glücksbrunn und Schweina) Dolomit, Rauchkalk, Höhlenkalk unter und bei Altenſtein, Baſalte ſtehen am Dolmar, Feldſtein bei Lengsfeld (Säulenbaſalt), Döllberg bei Suhl, Stopfelskuppe zwiſchen Eiſenach und Markſuhl zu Tage.

Von Produkten des Mineralreichs im thüringiſchen Gebirge werden folgende bergmänniſch abgebaut: Eiſen, Braunſtein, Kobalt, Vitriol- und Alaunſchiefer, Marmor, Schwerſpath, Schiefer, Porphyr, Quarz und Sand zu Mühlſteinen, Sand zur Porzellanfabrikation, Porzellanthon und Thon zu Ziegeleien.

Die ſehr reichhaltige Flora des Waldes bietet viele Subalpinen; oft pflückte ich, doch nur an einem einzigen Standort, in der Nähe von Arnſtadt, die prächtige Gentiana lutea mit eigener Hand. Dort überhaupt ein beſondrer Pflanzenreichthum. Ein Verzeichniß auch nur der ſeltenſten Pflanzen des Waldes würde den Raum zu ſehr beengen. Mit Arzneikräutern wird beträchtlicher Handel getrieben. Ebenſo kann der Fauna nur inſofern gedacht werden, daß der Wald gegen 160 bis 170 Arten verſchiedener Vögel theils immer, theils zeitweiſe hegt. Von Amphibien gehört ihm die Coluber thuringiensis eigenthümlich. Von Fiſchen wird die in den Waldbächen nicht ſeltne gemeine und Lachsforelle als ein Leckerbiſſen geſchätzt. Käfer ſind häufig, unter ihnen die verwüſtenden Borkenkäfer Bostrichus typographus, B. pinastri und abietiperda Bechsteini. Eine ſeltſame, faſt fabelhafte Erſcheinung iſt auch auf dem Walde der Heerwurm, die millionenfach zuſammengeſchaarte Larve der Typula Johannis oder mirabilis, welche wie eine lange Schlange ſich über die Wege windet und wieder zuſammenwächſt, wenn man ſie trennt. Am ausführlichſten hat Oken darüber geſprochen.

Noch iſt einer Eigenthümlichkeit der Waldbewohner zu gedenken, ihre Namengebung in Schimpf und Ernſt. Zur Neckeluſt geneigt, wohin eine Menge Spottlieder und Spottverſe, ſo wie das nie ausſterbende Erzählen von Lalenſtreichen einiger darin ſtarken Orte deuten, von Natur witzig und humoriſtiſch, äußert ſich gerade bei den Schimpfnamen, die ſie einander geben, viel Ueberraſchendes. So gut es ein durchgängig angenommener und aufrecht erhaltener Ehrenpunkt iſt, nichts auf ſich ſitzen zu laſſen, ſo werden doch eine Menge recht eigentlicher Schimpfnamen im traulichen Geſpräch freundlich ausgetauſcht, ohne daß ſie im mindeſten beleidigen. Es kommt alles auf den Ton an, in welchem ſie ausgeſprochen werden, und der feine Sinn des volksthümlichen Ehrgefühls, das dem Thüringer im hohen Grade eigen iſt, fühlt auf der Stelle den animus injurandi heraus. Im eben gegebenen Geſpräch zweier oberländer Bauern iſt davon zugleich eine Probe gegeben. „Du Luder!“ iſt gar nicht böſe gemeint; tabes (taubes) Luder, taber Klubs, taber Kerle, ziehen im gewöhnlichen Geſpräch nicht. In Hitze hervorgeſtoßen, um zu beleidigen, erfolgt insgemein eine Ohrfeige als Antwort. Gemeine thüringiſche Schimpfwörter ſind: Schinnleich (Schindluder) Schingerrackerluder, ägyptiſches Luder (gewiß Anſpielung auf die Zigeuner), Dus, Strunze (liederliches Frauenzimmer), Krot, Krötekröt, Schindkröt, Klotzkröt, Blitzkröt, Donnerkröt, Donnerwetterkröt, Kartoffelskröt, Erdäpfelsgehänkkröt, Kartoffelſachs, Säuſacksferer, Kable, alte Kable, Keſſelflickerswaare, Scheerſchleifersgezügk, ſchraer Kerl, (Lump), Gobes, Kalleg, Weibsthier, Weibsmenſch, Herrnthierer (vornehme Damen) ꝛc. Neben den Schimpfnamen floriren an vielen Orten Spitznamen in Unzahl, dieſe vererben durch ganze Generationen und drängen oft die wahren Namen zur Seite; die damit Bezeichneten laſſen ſie ſich theilweiſe gefallen, theilweiſe nehmen ſie dieſelben ſehr übel, und ſo kann man, wenn einem blos der Spitzname einer Perſon genannt wird, und man ſie nun ganz unſchuldig damit anredet, ſchlecht wegkommen.

Solcher Spitznamen ſind unzählige, oft haben ſie gar keinen Sinn, oft haben ſie auch Sinn, wie Waldteufel, Blinzelmerten, Pfennigſucher u. A. Die Eigennamen endlich werden ganz ſeltſam abbrevirt; wer das Idiom nicht kennt, wird nicht ahnen, daß Krumes, Gobes, Dines, Simme, Bliez, Murz, Lurz, Frink, Kunne, Ott, Barr — Hieronymus, Jakob, Auguſtin, Simeon, Simplicius, Moritz, Lorenz, Veronika, Kunigunde, Ottilia, Barbara heißen ſollen. Dann iſt an vielen Orten ſprachüblich, dem Vornamen eines Individuums auch noch die Vornamen der Aeltern, ja ſogar die der Großältern hinzuzufügen; ſind nun auch dieſe, wie meiſt der Fall, aus mehrern zuſammengezogen, z. B. Annſebill (Anna Sibilla), Annreschen (Anna Thereſe), Grethlies (Margarethe Eliſe), Marigreth (Marie Margarethe), ſo entſtehen Namen von ſolcher Länge, wie Babſt Chriſtels Gehannſe Heine Hänsche: Das Hänschen vom Johann Heinrich, dem Sohne von Sebaſtian Chriſtian. Der Zuname wird im gemeinen Leben ſelten vom Volke unter ſich ausgeſprochen. Es verſteht ſich, daß dies nicht Norm für alle Waldorte iſt, es iſt nur in einzelnen ſo Art und Brauch.

Um in den Volksgeiſt aber recht einzudringen, iſt es nöthig, ſelbſt im Volke zu leben oder gelebt, ſeine Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche mitgemacht zu haben, die Weiſe zu kennen, wie es ſeine ureigenthümliche Poeſie bewahrt, wie es ſeine Feſte feiert, ſeine Lieder ſingt. Was mir ſelbſt davon aufgegangen, verſuche ich im folgenden Abſchnitt, doch auch nur andeutend, keineswegs erſchöpfend, in Umriſſen nur, vor Augen zu legen.

Sitte und Sage.

Immer noch gehen in unſichtbarer Verſchwiſterung Sitte und Sage in Thüringen Hand in Hand. Viel des aus Vätertagen Ueberkommenen wird ſtill fortgepflanzt und weiter vererbt auf die ſpätern Enkel. Wir faſſen gar nicht, welche große Menge volksthümlicher Bräuche, Gewohnheiten, Luſtbarkeiten ſogar noch dem germaniſchen Heidenthum entſtammen, oder den erſten Zeiten der Einwanderung des chriſtlichen Glaubens. Eine ſchreckhafte Geſtalt ſteht wie ein geſpenſtiger Wächter am Thore der Vergangenheit und reicht mit ihren Rieſenarmen in die Gegenwart herein. In den Falten ihres Nebelmantels bergen ſich tauſend und aber tauſend Phantome, wie Elfen der Nordlandsmythen, neckiſch theils, theils unheimlich und grauenvoll, ſie erſcheinen und ſchwinden, gehen und kommen wieder, und verweilen in jedem Haus, in jeder Hütte. Dieſe Geſtalt iſt der Aberglaube, ein König, deſſen Reich nicht zu ſtürzen iſt. Sein Reich iſt ein mehr als tauſendjähriges, denn ſeit tauſend Jahren, von Bonifacius bis heute, wird gegen ihn gekämpft und gepredigt, gerade mit ſoviel Erfolg, wie die Predigten um Austilgung der Ketzer haben. Manches beklagenswerthe Opfer iſt ihm gefallen, dieſem Nachtgeiſt, und manches fällt ihm immer noch. Es iſt nicht allein in Thüringen ſo, es iſt anderwärts nicht viel beſſer, in manchen Ländern noch viel ſchlimmer. Wer aber vom Vorhandenſein abergläubiſcher Elemente im Volksleben auf Mangel an Intelligenz ſchließen wollte, würde dennoch fehl ſchließen. Thüringen iſt kein Dunkelland und ebenſowenig ſtabil; allein die Elemente des Volks-Aberglaubens ſind in ihm noch in reicher Fülle vorhanden. Vieles wurzelt in der germaniſchen Frühzeit, und nicht Alles iſt gerade ſchädlich. Vieles, was nicht mehr von abergläubiſchen Bräuchen im Ernſt beobachtet oder geredet wird, wird im Scherz beobachtet und geredet; vieles davon mag über ganz Deutſchland, ja über ganz Europa verbreitet, vieles auch blos Thüringen, ja nur einzelnen Länderſtrecken Thüringens eigenthümlich ſein. Nur Einiges ſei hier angeführt.

Man ißt am Neujahrsabend Linſen, ſo hat man das ganze kommende Jahr über Geld; man ißt aber auch Häringe oder Häringsſalat, dann vertritt der Roggen (Laich) dieſes Fiſches die Stelle jener Feldfrucht. Daß man vor Alters die Thüringer Häringsnaſen ſchimpfte, ſteht mit dieſem Brauch vielleicht ebenſo in Zuſammenhang, wie das Wahrzeichen an der Johanniskirche zu Saalfeld, das ſteinerne Häringsmännchen, welches dort, an der Sorbengrenze, wohl nicht bedeutungslos angebracht wurde. Am Abend vor der Erſcheinung Chriſti fährt Frau Holle über die Kreuzwege, hält Mitternachts vor den Schmieden, läßt ihren Wagen beſchlagen und lohnt reich, wenn der Schmied ſo beſcheiden war nichts für ſeine Mühe zu fordern. Auch muß der Flachsrocken rein abgeſponnen ſein, ſonſt zerzauſt ihn Frau Holle den ſäumigen Mädchen und peinigt ſie. Oder ſie müſſen den Rocken friſch wickeln, ſo kommt Frau Holle und thut etwas hinein. Faſtnachtpoſſen und Mummereien ſind in Thüringen weniger im Schwung wie anderwärts; das ehemalige Todaustreiben hat nur noch an wenigen Orten in einem Kinderfeſte ſeinen Nachhall. Am Grundonnerstag muß man Faſtenbretzeln eſſen, ſo bekommt man das ganze Jahr kein Fieber, oder neunerlei grüne Kräuter, die man an einigen Orten ſchöne Kräuter nennt, das hilft gegen mancherlei Krankheit, und obſchon daran Niemand mehr glaubt oder zu glauben eingeſteht, ſo werden die Kräuter doch gegeſſen. Ebenſo ißt man zu gleichem Zweck die drei erſten Schlehenblüthen, die man findet, nicht minder auch die erſten Kornblüthen. Das Oſterfeſt bringt ſein Wunderwaſſer; vor Sonnenaufgang geſchöpft, iſt es gut für die Augen, wie der Thau der Oſternacht auf Tüchern aufgefangen, glatte Haut macht. Die Sonne, das glauben noch

Viele auf dem Lande, hüpft am erſten Oſtertag beim Aufgang dreimal freudig empor. Oſterfeuer erinnern an manchen Orten noch an altgermaniſchen Brauch. In der Nacht vor Walpurgis fahren die Hexen zum Tanze; daher bezeichnet man da im Ernſt, dort im Scherz die Thüren der Häuſer und Ställe mit Kreuzen, legt Beſen kreuzweis vor die Thüren ꝛc. An manchen Orten wird oder wurde ſonſt geſchoſſen, mit Peitſchen geknallt u. dgl., um die Hexen zu vertreiben, und ein Lärm verführt, als feire man ſelbſt den Hexenſabbath. Leider glaubt immer noch das Landvolk in den meiſten Dörfern an Hexen und an Alles, was mit dieſem furchtbaren Wahnglauben im Zuſammenhang ſteht. Himmelfahrt- und Pfingſttagmorgen geht es den Höhen zu, oft mit rohem und wüſtem Geſchrei. Trinitatis iſt der goldene Sonntag, an ihm, wie am Johannistage werden in den Wäldern die Heilkräuter geſucht, da blühen die Glücksblumen, da ſtehen die verzauberten Höhlen voll Schätze offen, doch nur den Sonntagskindern. An manchen Orten pilgert man ſchon am Vorabend zu den Berggipfeln, entzündet lodernde Feuer und umtanzt ſie, theils aus orgiaſtiſcher Luſt, theils — weil das gut gegen Zauberei iſt. Teufelsbündner, im angrenzenden Voigtland Pilzen- oder Binſenſchnitter genannt, gehen an Johannis- und Marientagen, auch zur Aerntezeit mit Sicheln an den Beinen durch die Getraidefelder, dann zehntet ihnen der Teufel von den durchwandelten Aeckern.

Althennebergiſcher Volksglaube iſt auch noch, daß, wenn das Korn auf den Feldern ſich mit den Aehren nach Frankenland, von Mitternacht gegen Mittag, wendet, ſo bedeute es Theuerung, wendet es ſich aber nach Thüringen, von Süden gen Norden, ſo zeige das reiche Aernte und wohlfeile Zeit an.

So hat faſt jeder Monat, ja jeder wichtige Tag des Kalenders irgend ein abergläubiſches Anhängſel; von dem, was im Bezug auf Witterungsregeln und Planeteneinfluß verwaltet, gar nicht zu reden. Seit die Kalender vernünftiger geworden, obſchon ihre Wetterprophezeihungen immer noch viel Abgeſchmacktes auftiſchen, iſt hierin mancher nützliche

Weiterſchritt geſchehen, aber noch lange nicht ſo viel, als die wahre Aufklärung fordert. Die Hauptblüthezeit des Aberglaubens und abergläubiſcher Meinungen und Gebräuche iſt die des Advents und die der zwölf Nächte. Da zieht das wüthende Heer über die Berge und Wälder, ja durch Häuſer, wo in gerader Linie drei Thüren aufeinandergehn; da wandern die Geiſter (Spukedinger), tanzen die Irrwiſche, flackern die Feuermänner, kurz, da thut der Aberglaube ſein Tabernakel auf und entſendet alle ſeine Phantome. Andreasnachtnarrheiten werden von den Mägden verübt; St. Niklasmummereien ſchrecken die Kinder, und die Chriſtnacht bringt ihr Bleigießen, Salzhäufchen ſetzen, Lichtlein und Näpfchenpfennig ſchwimmen. Manche ſchütteln die Bäume und werfen die Broſamen vom Tiſchtuche, wenn abgegeſſen iſt, an die Wurzeln, da werden ſie tragbar u. ſ. w. Von beſonderen Jahreszeitenfeſten in Thüringen wird weiter unten die Rede ſein.

Vom Götterweſen der Frühzeit iſt kaum noch eine Spur bemerkbar. Im wüthenden Heer klingt Wuotans Heer durch, an Donar mögen die vielen Donnersberge erinnern, obwohl es ſehr mißlich iſt, aus heutigen Berg- und Ortsnamen, wenn ſie nicht aus frühen Urkunden gleich- oder verwandtlautend nachgewieſen ſind, auf mythologiſche Namen ſchließen zu wollen.

Ob die Thüringer ſelbſt ihren Namen vom Thor ableiten dürfen, bleibt zweifelhaft. Oſtara dürfte wohl, nach J. Grimm, ein weibliches Götterweſen bezeichnet haben, eine Morgengöttin, und dahin die vielen Oſterburgen noch deuten, aber der hiſtoriſche Nachweis mangelt. Nur Frau Holle iſt im Thüringerlande allbekannt, iſt Wintergöttin, Spinnefrau, des wüthigen Heeres Genoſſin und Gefährtin, wie auf dem Harzwald die Tutoſel im Gefolge des wilden Jägers Hackelberg, der mit ſeinem Zuge nur eine Erneuung des urzeitlichen Wuotansheeres iſt. Im Frankenlande und im Frankenwalde bis in das Voigtland und nach Saalfeld hin tritt an die Stelle der Frau Hulda die Bertha, Perchta, als wilde Jägerin und lebt in zahlreichen Sagen des Volkes fort.

Die man ſonſt für thüringiſche Götzen ausgegeben: Krodo, Heſus, Bil, Lara, Jecha und das ſlaviſche Götzenbild Püſterich zu Sondershauſen, ſind in das Reich der Gelehrtenfabel zu verweiſen. Hingegen ſind die Wald- und Jungfrauen der deutſchen Mythe von allen, was von da ab überkommen, in der Sage noch am allerlebendigſten. Da iſt kaum ein eigenthümlicher felsgekrönter Berggipfel, wo nicht eine weiße Frau oder Jungfrau mit dem Schlüſſelbunde wandelt, der Erlöſung entgegenharrt und bereit iſt dem Erlöſenden mit reicher Schatzbegabung zu vergelten. Ebenſo kaum eine Burgtrümmer, wo nicht dieſe Sage ſo mannichfaltig variirt, wie die Flügel der Schmetterlinge, an dem grauen Gemäuer haftet. Die Zwergſage tritt verſchiedenartig aber vereinzelter auf; in einer Gegend z. B. um Ruhla und Steinbach ſind die Zwerge hülfreiche Kobolde, in einer andern, um Meiningen, giebt es noch Wichtleinshöhlen, aber die Sage von ihnen iſt abgeſtorben. Hingegen leben Wichtelmännlein-Sagen weiter abwärts im Werrathale, um die Orte Warta, Spihra und Gerſtungen. Am Hörſeelberg wohnen Hütchen. Die Zwerge auf dem Kyffhäuſer, die dem verzauberten Rothbart dienen, ſind mehr als ritterliches Ingeſinde, als Hofzwerge zu denken, denn als Elbe, und der Name Elbe für Zwerge oder Wichtlein kommt in Thüringen nicht vor, wohl aber heißt der wilde Jäger Elbel in der Gegend bei Mila, wo noch Elbelsſtein und Elbelskanzel an ihn erinnert. Allbekannt und vielfach geglaubt iſt der oder das Alp, Incubus. Die Landmädchen im Werrathale haben ſogar einen Segen dagegen.

Die Nixenſage tritt nicht ſelten an den Flüſſen und Seen auf, Ilm, Saale, Unſtrut haben an verſchiedenen Orten ihre Nixen, auch Werra und Schleuſe, letztere in der Todtenlache, nahe an ihrem Ufer, ebenſo der ſalzunger See u. A. Alle Ströme und Flüſſe fordern an gewiſſen Tagen ein Menſchenopfer.

An die Rieſen erinnern mehrere Sagen, doch nicht allzuoft. Rieſenfinger (der Fuchsthurm) bei Jena, der Rieſenlöffel (eine ſteinerne Monſtranzniſche) bei Arnſtadt; bei Blankenburg im Schwarzathale wiederholt ſich ganz gleichlautend die elſaſſiſche Sage vom Rieſenſpielzeug, die auch ſonſt noch »weit umgehend« iſt, wie J. Grimm ſagt, und vielfach metriſch behandelt ward. So überraſchte mich ihr Begegnen ganz neuerlich am Bleß im meininger Oberland, bei Eisfeld, und auch an der Burgtrümmer Rauenſtein, im Thal der Grümpen, iſt ſie lebendig.

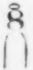
Hunn- und Hünen-Koppen und Berge ſind in Thüringen mehrere. An die Stelle der Rieſen tritt oft der Teufel, namentlich wenn an mächtige Steinblöcke und Felsgebilde ſich Sagen knüpfen, wie beim Teufelsſtein im Hennebergiſchen u. a. O.; ſonſt ſpielt er mehr im Mährchen ſeine Rolle, als in der Sage, mindeſtens in Thüringen, und »ſeine Großmutter« erſcheint mehr als Redefigur, als daß ſie als ſelbſtſtändiges dämoniſches Weſen aufträte. Bisweilen ſchildert ihn der Volkswitz auf höchſt ergötzliche Weiſe dumm und tölpiſch. Wo er als Feuerdrache gedacht wird, iſt Volksglaube, wenn man ihn zu einem Schornſtein einfahren ſieht, daß er bringe, ausfahren — daß er hole. Elementaraberglaube iſt in Thüringen häufig, und war es früher noch mehr. In heiligen Stunden wird ſtillſchweigend zum Waſſer gegangen und davon geſchöpft, wohl auch werden Blumen hineingeworfen. Viel wird auf Hungerquellen gehalten, und aus ihrem Hervorbrechen oder Verſiechen wohlfeile oder theure Zeit geweiſſagt. Pflaſter und Verband von Wunden muß man, wenn friſche aufgelegt worden, in ein fließendes Waſſer werfen, dann heilen jene bald. Dem Feuer darf man nicht fluchen. Nothfeuerentzündung iſt wohl größtentheils in Thüringen erſtorben und abgekommen, in vielen Gegenden kennt man daſſelbe nicht einmal mehr dem Namen nach. Von altem Feuerdienſt zeugen aber noch die Oſter- und Johannisfeuer; ja das Feuer in der Chriſtnacht, zu Schweina feſtlich entzündet (ſ. u.), ſcheint eben auch nur ein Nachhall altheidniſcher Solſtitialfeier zu ſein. Zigeuner können das Feuer beſprechen.

Die Luft reizt mehr zu Wetterprophezeihungen, als ſonſt zu myſterioſen Prodigien. Im fränkiſchen Theil Thüringens, wo die Hexen Truten heißen, hießen auch Sturmwinde ſo, die Heu und Wäſche in die Lüfte führen, was als Hexenthat betrachtet wird. Daß Frau Helle ihr Federbett ſchüttelt, wenn es ſchneit, iſt mehr Scherzſpruch der Kinder, doch erinnert es an den urdeutſchen Mythus. An Regenbogenſchüſſelchen wird ſo lange geglaubt, als man noch hin und wieder dieſe alten räthſelhaften phöniciſchen und keltiſchen Goldmünzen findet. Jeder neue Fund beſtätigt dem Landvolk die Meinung, daß da, wo der Regenbogen aufſteht, ein ſolches Goldſchüſſelchen vom Himmel fällt. Sie heißen aber auch Sternſchüſſelchen und liegen da, wo ein Stern vom Himmel fällt. An die Thierwelt knüpft ſich in Thüringen manches Abergläubiſche. Wer junge Hunde oder Katzen zum Erſäufen hinwegträgt, verträgt ſein Glück, Störche und Schwalben ſind heilig; wo ſie Neſter bauen, kehrt Glück ein. Störche helfen beim Brandlöſchen. Auf das erſte Kukuksgeſchrei wird halb im Scherz, halb im Ernſt gehorcht, es iſt immer noch Waldorakel. Von Schlangen weiß die Sage viel zu erzählen, ſo wie vom Schlangenkönig oder der Schlangenkönigin, doch hält man ſie auf dem Walde nicht für unverletzlich, ſondern tödtet ſie häufig, weil ſie, auch die unſchädlichen Blindſchleichen und Ringelnattern, ſo wie Salamander und Eidechſen durchgängig, und aller Belehrung in den Schulen ohnerachtet, ein für allemal für giftig gelten. Im Scherz und Ernſt wird das Begegnen von Schafen und Schweinen für ominös gehalten.

Noch ſind nicht alle Wahrſagerinnen und Kartenſchlägerinnen in Thüringen ausgeſtorben. Erſt vor wenigen Jahren ward eine der berühmteſten in Vogtei Herges zu ihren Vätern verſammelt. Eine andere in gar namhafter ſchöner Bergſtadt vererbte die Kunſt ihrer Tochter; ich habe letztere in einer romantiſchen Nacht mit Freunden und Freundinnen ſelbſt beſucht, und ſie ſagte uns Wunderdinge aus der Karte, während von draußen Sturm und Regen praſſelnd an die Fenſter ſchlugen, der Donner über die Wälder langnachhallend hinrollte, und von Zeit zu Zeit ein greller Blitz Höhen und Tiefen überflammte.

Kräuteraberglaube iſt in Fülle in Thüringen heimiſch, vornehmlich am Waldgebirge und in deſſen Angrenzungen. Die wunderlichen Kräuternamen: Allermannsharniſch, Doſten und Dorant, Berufkraut, Teufelsabbiß, Johannishand, goldner Widerton, Farrnkrautmännlein und Weiblein, Siebenzeiten u. A., wie oft habe ich ſie vom Mund der Wäldner ausſprechen hören und ſie ſelbſt verabfolgt, auch von den Wurzelgräbern deren Tugenden preiſen hören!

Weniger erſtreckt ſich der Aberglaube, Brauch und Mißbrauch auf das Reich der Metalle und Steine. Das lebt zu wenig und wirkt zu wenig auf das Leben. Doch muß ich eines metalliſchen Zaubermittels gedenken, das ich erſt ohnlängſt fertigen ſah, es war ein Ring um Gottes Willen. Von drei Schulknaben werden 3 Sechskreuzerſtucke erbettelt, die werden zum Goldſchmied gebracht und dieſer wird dreimal um Gottes Willen gebeten, daraus einen Ring zu fertigen. Dieſer darf nichts von Metall dazu, auch nichts davon thun, auch am Geſchmolzenen nicht feilen, eben ſo wenig eine Bezahlung dafur annehmen. Wenn die Perſon, die ihn beſtellt hat, kommt, ihn abzuholen, muß er ihr den Ring ſtillſchweigend an den Finger ſtecken, und iſt das Alles erfullt, ſo hilft der Ring gegen die Gicht nach dem Volksglauben unfehlbar. Ein andres metalliſches Zaubermittel iſt die Wünſchelruthe. Sie wird gemacht von Meſſingdraht in dieſer Form



und dann getauft, um wirkſam zu werden. Die Taufe der metallnen Wunſchelruthe fand ich noch in keinem Buch; ich theile ſie nach mundlicher Ueberlieferung mit. Wenn dem Metalldraht die nothige Form gegeben iſt, geht man an einem Charfreitag vor Sonnenaufgang zu einer Quelle oder einem Bach, der oſtwarts fließt, ſchöpft mit hohler Hand Waſſer taufend auf die Ruthe und ſpricht dazu die drei erſten Verſe des erſten Kapitels im Evangelium Johannis. Gleich nach der Taufe ſoll die Ruthe ihre Kraft äußern.

Auch an den Erdſpiegel glaubt das Landvolk. Wer ihn beſitzt, ſieht in ihm Alles, was vorgeht und vorgegangen, es ſei wo es ſei, daher werden auch Diebe durch ihn entdeckt, wie durch Erbſchlüſſel und Erbſiebe.

Sympathetiſche Mittel werden ſehr häufig in Anwendung gebracht, wobei auf die Bedingniß, Alles ſchweigend zu verrichten, hoher Werth gelegt wird. Hoffnung, von einem oder mehrern Uebeln Erledigung zu finden, ſtößt alle Vernunftgründe über den Haufen. Daher zu Wunderdoctoren unbedingtes Zutrauen, wie die neueſte Zeit bei den Mathä's, Vater und Söhne, lehrte. Am Tage, wo ich dieſes niederſchrieb, überzeugte ich mich perſönlich, daß gegen hundert Leute des einen jungen Mannes Hülfe ſuchten, während etwa gegen dreihundert bereits von ihm behandelt wurden und ſchwitzten. Die Leute erwiedern, wenn man ſie fragt, warum ſie ſo blindgläubig Hülfe für jedes Uebel, auch jeder Kur ganz unangepaßte, ſuchten: „Man ſucht das Feuer in der Aſche!“

Geſpenſterglaube iſt in Thüringen nicht ſeltner, als im ganzen übrigen Deutſchland, obſchon nicht als ſyſtematiſch ausgebildetes „Hereinragen einer Geiſterwelt“ in die unſrige im Schwung. Das Landvolk glaubt noch zum Theil an das ſtrafende Wandern ruheloſer Seelen, die im Leben Unrecht thaten, betrogen und beſtahlen. Falſche Feldmeſſer, Grenzſteinverſetzer, harte Beamte, Verkäufer, die zu leichtes Maaß und Gewicht gaben, haben keine Ruhe und müſſen zum Theil als Feuermänner wandern. An Ahnungen glauben ſelbſt viele Gebildete, ohne deshalb ſelbſt Viſionairs zu ſein; und warum ſollten ſie nicht? Die Ahnung iſt eine Geiſterſprache welche die Seele in der Körperhülle vernimmt, ohne ſie ganz zu verſtehen, ſie kann nur durch Glauben oder Unglauben, bejahend oder verneinend darauf antworten. Von ekſtaſirten Hallucinantinnen hört man wenig, noch weniger iſt religiöſe Schwärmerei vorherrſchend, ſelbſt nicht in den herrnhutiſchen Ortſchaften, ſondern auch dort mehr eine thätige, chriſtliche Frömmigkeit im Geiſt und in der Wahrheit. An Sagen aber von Erſcheinungen, dämoniſchem Beſeſſenſein, von Bergentrückung, Verzauberungen und Verwünſchungen iſt das Land nach jeder Richtung hin reich. Noch einmal des wüthenden Heeres zu gedenken, ſo zieht dies hauptſächlich im Geleit der Frau Holle, im Mannsfelder Land, und zwar dort nicht blos in der Advents-, ſondern auch in der Faſtenzeit, im Voigtland zieht es ohne die Frau Holle, ebenſo an der Sudgrenze, nach Franken hin, im Hennebergiſchen.

Von Sagen uber verzauberte Schätze, Wunderblumen, Springwurzeln, Wünſchelruthen, von Venetianern u. dgl. iſt das Flachland, noch weit mehr aber das Gebirge voll; dieſen letztern geſellen ſich als Geiſterbanner oder Beſchwörer, Feuerbeſprecher, Schätzeheber, Popanzträger u. ſ. w. zum öftern Jeſuiten zu, die als gefürchtete Exorciſten noch heute im Andenken ſind. Mancherlei Formeln und Segnungen werden heilig und heimlich aufbewahrt, gut gegen allerlei Uebel und von Vater auf den Sohn vererbt, oder vielmehr ſie können nur von einer männlichen Perſon einer weiblichen, und ſo umgekehrt, gelehrt werden, ſonſt bleibt ihre Anwendung unkräftig. Mit ſolchen Formeln und Segensſpruchen könnte ich Bogen fullen.

Einmal eingetreten in die magiſchen Kreiſe dieſes Gebietes, das ſo innig mit dem der Sage verſchmolzen iſt, ſei hier gedacht, welche Richtungen dieſe auf ihren Flügen und Zugen in Thuringen nimmt, welche Bergpaläſte ſie zu ihren Lieblingsſitzen erkoren, welche Waldaſyle ſie ſich zu heimlichtraulichem Verweilen auserwählt. Um die Wartburg und in ihrer ganzen Umgegend, zu welcher auch der Hörſeelberg gehört, der nur wenige Stunden von ihr zwiſchen Eiſenach und Gotha ſeinen kahlen Hochrucken hinſtreckt, rauſcht die Aeolsharfe der Sage nur romantiſche Akkorde. Hier bluht die Ritterzeit in kräftigen und milden Bildern. Die Landgrafen voll Muth und Kampf und Tapferkeit, die Minneſinger, die Zuge nach dem heiligen Lande, die heilige Eliſabeth, Margarethens Mutterſchmerz, die Kämpfe fur das Kind von Brabant, der ſtarke Luther, erſt als armer frommer Currentſchuler in Eiſenach vor den Thuren ſingend, dann als Ritter Görg auf der Wartburg, ſeinem Patmos, die Bibel uberſetzend und dem Teufel nach thuringiſch derber Art das Tintenfaß an den Kopf werfend, welcher Poeſiereichthum iſt nicht hier auf dieſem einen kleinen Punkte vereinigt! Und drüben im geheimnißvollen Bergesinnern der Liebeshof der Frau Venus, welche mit Hulda, Holle, identiſch ſcheint, der Fegefeuerſitz von mythiſchem Düſter umflort. Und noch heute hoch oben dicht unter dem Horn des Berges die unheimliche Oeffnung zu einer undurchforſchten Kluft, wohinein der Tanhäuſer gegangen, vor der der treue Eckart als Hüter ſitzt, „und warnt die, ſo hinein wollen.“ Es iſt kein künſtlich Machwerk um dieſen höchſt eigenthümlichen Sagenkreis vom Hörſeelberg, etwa nur aus einigen Chronikandeutungen und Agricola's Sprüchwörtern gezogen und dann weiter von uns jüngeren, Ludwig Storch und mir, ausgeſponnen, ſondern ächte alte Volksſage und Poeſie des Volkes, obſchon es der Berge, die den Namen Venusberg geradezu führen, nicht nur in der Schweiz, ſondern auch im Thüringerwalde ſelbſt giebt, und namentlich die Tanhäuſerſage, wie die mit derſelben verſchmolzene vom treuen Eckart auch anderwärts vorkommt. In der Bibliothek zu Jena liegt ein altes poetiſches Manuſcript von 1592, betitelt: Der Hörſeelbergk, das, obſchon der Verfaſſer ziemlich trocken dichtete, doch den Herüberklang der Sage vom treuen Eckart aus frühern Zeiten vollkommen beſtätigt.

„So iſt nun das vom Hörſeelbergk
Gewiß, und gar kein Narrenwerck
das wunderding an ſelbigen Ortt
geſehen werden vnd gehort ꝛc.“

dann weiter unten:

„Bald ſieheſtu zu der linken ſtan
Ein groſſen grawen alten Mann
Den man den trewen Eckhard nent,
An ſeiner kleidung ihn man kennt.
Die iſt altfränkiſch unbekannt.
Ein Scepter trägt Er in der Handt
Der dir bald winkt, dich vnterricht
Was für gefahr vnd grauſen geſchicht ꝛc.“

Jenes Gedicht macht nun den treuen Eckart zum Führer in das Bergesinnere und ſchildert in dante'ſcher Weiſe, nur minder erhaben und phantaſiereich, die Schreckensbilder dieſes thüringiſchen Purgatorio.

Weiter waldaufwärts klingt die Sage wie Kloſter- und Heerdenglockengeläute. Da ragt auf ſtattlicher Berghöhe Schloß Tenneberg, ruht im Thalfrieden Reinhardsbrunn, und auf die Särgeſtätte der alten thüringer Landgrafen ſchaut ihre Wiege, die Trümmerſtätte der Schauenburg, ernſt und umwaldet herab. Und nicht allzufern dieſer Gegend ſteht auf ragender Höhe der thüringiſche Candelaber, deſſen himmelandeutende Flamme kündet, daß hier Bonifacius weilte, waltete und lehrte, daß er hier den Chriſtenglauben predigte und ihn erneute, wo er erſtorben war. Manche Sage von dem erſten unter ihm erbauten Johannes-Kirchlein über Altenberga u. ſ. w. miſcht ſich unter die Legenden von dieſem römiſchen Miſſionar in Germanien.

Felsreiche Thäler, ragende Höhen, unter ihnen des Gebirges Haupt und König, der Inſelberg, ſind von Berg- und Venetianerſagen umklungen, die mannichfach abändern, je nachdem die Gebirgsſtrahlen nach Norden und Süden ſich abſenken. Eigenthümliche Färbung haben die Sagen in der Ruhl, in und um Broterode und um Steinbach, wie Tracht und Dialekt in dieſen Orten weſentlich abweicht. Dort, wo früher lebhafter Bergbaubetrieb ſtattfand, wie nach Schmalkalden hin, wo derſelbe noch lebhaft ſtattfindet, lebt auch die Bergmannsſage noch fort, und Jägerſagen laufen mit dem Rennſteig über das ganze Gebirge. Bedeutende Einzelhöhen, z. B. der große Wart- oder Martberg bei Ruhla, der Gerberſtein, der Inſelberg, der große Hermannsberg über Steinbach-Hallenberg, der Ruppberg, der Schneekopf u. A. ſind ſagengekrönt, wie ſie zumeiſt auch wunderſame Granit- und Porphyrkronen auf ihren hochragenden Häuptern tragen. Um dieſe Gipfel wandelt die Sage verkörpert als weiße Waldfeine und lockt mit Blumenſchüſſeln und Schlüſſelblumen nach dem Zaubergolde ihrer Kryſtallpaläſte. Sie will, daß ihre Schätze gehoben werden. Um dieſe freien Höhen weht der Duftſchleier der Poeſie in urewiger Schönheit

In geheimnißvollen Mooren, den Teufelskreiſen auf dem Schneekopf, waltet Herr Urian, neckt und wird geneckt, dazwiſchen ſtehen goldene Hirſche im Gebirgesſchoos, ſpannen ſich über Schluchten goldne Brucken, ruht verzaubertes Erz im Silbertiegel, tönt wunderſamer Mährchenklang von der Spielmannsleite. Die Thalbäche fuhren das Gold der Sage und ihr trauliches Wellenrauſchen flüſtert uns die holdeſten Waldesgeheimniſſe zu. Hohe und einſame Waldesmatten bergen verſunkene Orte, aus deren Tiefen herauf Thiere Glocken wühlen, deren Schauertöne noch den Nachkommen der Vorväter Unthaten kunden und die Stimme des Fluchs heulend wiederholen. Mit den Bächen, die von dem Gebirge abwärts fließen und zu Flüſſen werden, zieht die Sage in die Thäler, umgrunt mit leuchtendem Moos einſame Felskoloſſe, ſtellt ſie als Denkmäler halbverklungener Ereigniſſe hin, von denen oft nichts mehr haften blieb, als ein Name, und ſchmuckt Schlöſſer, Burgen und Kloſtertrummer mit ihrem Abendgold. So ſtehen wie zwei verwaiſte Wittwen, die byzantiniſchen Kirchentrummer der bedeutenden Abteien Paulinzelle und Veßra an beiden Seiten des Gebirgszugs, in ſtillen Thälern, von der Sage geſchmuckt und verklart; die Burgen aber ſind nicht zu zählen. Und keine Burg, kein Bach, kein Bergeshaupt, kein Thal iſt ohne Sage, noch weniger ein Ort. Im Schooſe der Burgkeller ruhen insgemein mächtige Schätze und verſteinerte Fäſſer uralten Weines, ſo auch in den Kloſtertrummern, wo ſolche immer ſich finden. Den öſtlichen Theil des Gebirgszuges belebt zumeiſt das Vorwalten der Bergmannsſagen, durch welche wieder hiſtoriſche Erinnerungen klingen, wie Töne ferner Domglocken. Und das iſt nur der Wald, das Hochgebirge. Will nun ein Freund der Sagen das Land durchziehen nach dieſem bunten phantaſtiſchen Schmetterling, der mag vom Gebirge niederſteigen, wo er will, allenden wird er ſie finden, und oft ſehr poetiſch, ſehr ausgebildet. Ueber kein Land ſchuttelte die Sagenpoeſie ihr Blumenfullhorn ſo reichlich aus, als uber das thüringer, ſelbſt das ſagenreiche Rheinland muß hierin zurückſtehen, iſt es doch nur zur Rechten und Linken ein ſchmaler Uferſtrich, an den ſich ſagenreiche Berge und Burgen reihen. Des Thuringerlandes uralte Städte: Erfurt, Rudolſtadt, Saalfeld, Ohrdruf, Gotha, Weimar, Eiſenach ꝛc. haben ihre beſonderen Localſagen, in denen viel und mancherlei aus Heiden- und Hunnenzeiten, wie aus den Kriegesgewittern der ſpätern Aeren mit ihren Drangſalen und Kämpfen von Mund zu Munde geht, an die auch manch alter Brauch, manch altes Wahrzeichen erinnert. Klingt doch noch allnächtlich um zwei Uhr in Weimar das Schweden- oder das Zweiglöckchen, weil es einſt, wie die Volksſage will, von ſelbſt, oder von Engelhand gezogen, erklungen und die Einwohner zur Gegenwehr geweckt, als ein Feind die Stadt uberſallen wollte. Oft war ich als Kind mit des Thurmers Kindern bei dieſem Glöckchen und hörte in mancher Nacht ſeinen geheimnißvollen Wächterruf. Volksfeſte, deren hernach ausfuhrlicher gedacht wird, erinnern noch heute an ſagengeſchichtliche Ereigniſſe. Ueber die guldne Aue ziehen vom Kyffhäuſer herab der Sage Zaubergeſpinnſte, und am Harzwald erklingt im Wiederhall, was ſie auf dem Thuringerwalde ſang, wie die Kyffhauſerſagen wieder im Waldgebirge hie und da ein, wenn auch ſchwaches Echo finden; ſo namentlich am großen Hermannsberg und im Singerberg, letzterer in der Nähe von Rudolſtadt und Stadtilm.

Häufig klingt die Sage ganz neu, es werden Perſonen genannt, und mit ihr in Verbindung gebracht, die mancher Lebende noch gekannt hat, beſonders iſt dies bei Jagerſagen der Fall, und dieſes Element hilft ihr die Fortdauer ſichern.

Es wird wohl nicht anmaßend erſcheinen, wenn ich Leſer, die ſich näher fur dieſe Gegenſtände intereſſiren, auf mein Werk: »Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thuringerlandes« verweiſe, davon bereits 4 Bande (Hildburghauſen, Keſſelring) erſchienen, und das in einer neuen Folge (Gotha, Verlagscomptoir) bald fortgeſetzt wird. Hier ſoll, um einiges Geſagte mindeſtens mit Beiſpielen zu belegen, nur eine kleine bunte Reihe bis jetzt noch nicht aufgenommener thüringer Sagen ſtehen, von denen die meiſten blos mündlicher Ueberlieferung angehören. Allbekanntes möchte ich nicht wiederholen.

Das kleine Hütchen.

In einem Dorfe hinter dem Hörſeelberge giebt es Hütchen, das ſind kleine Hausgeiſterlein von gar hülfreicher Art, doch leichtlich zu erzürnen. Ein ſolches Hütchen war im Gehöft eines Bauers viele Jahre lang, half bei der Arbeit unſichtbar und ließ ſich wohl bisweilen auch ſehen. Zuſehends mehrte ſich des Bauers Reichthum, aber wie es faſt immer der Fall iſt, daß der, welcher hat, nie genug haben kann, ſo auch dieſer Bauer. Einmal erblickte er das kleine Hütchen, wie ſich's gar emſig hatte und mit aller Mühe einen langen Strohhalm, der ihm ſehr ſchwer zu halten war, die Bodentreppe hinanzog. Ueber ſolche zweckloſe und nichtsnutze Arbeit erzürnte ſich der Bauer, fuhr das Hütchen zornig an und rief: »Ei, daß dich, du fauler Schlingel!« Augenblicklich verſchwand das kleine Hütchen, auf der Treppe aber lag jetzt ſichtbar ein großer Sack voll Getraide, daran vier Mann zu tragen hatten; das war der Strohhalm geweſen. Das Hütchen ließ ſich nie mehr weder hören noch ſehen, und nach einiger Zeit brannte das Haus des reichen Bauers nieder ſammt der vollen Scheuer, ſein Vieh fiel, und er kam durch allerlei Unglück ſo herunter, daß er bettelarm wurde.

Der Wolfram.

Im hohen Chor des Domes zu Erfurt ſteht, gegen den Hochaltar gekehrt, ein ehern Bildniß, eine Mannesgeſtalt von der Größe eines Knaben, das wird der Wolfram genannt; es hält in jeder Hand einen Kirchenleuchter und ſoll, wie die Meßner ſagen, aus Heidenzeiten herrühren; doch dem iſt nicht alſo. Ein junger Patricier, des Namens Wolfram, beging ein großes fleiſchliches Vergehen; ſolches zu ſühnen, verurtheilte ihn der Papſt zu harter und langer Kirchenbuße, daß er ein ganzes Jahr lang täglich, in der Hand einen Leuchter mit zwei brennenden Kerzen, vor dem Altar ſtehen ſollte und zwar ſo lange, als der Dienſt der Meſſe daure. Dies that nun auch Wolfram, aber er fiel darob ganz von Kräften und vermochte ſich kaum aufrecht zu erhalten. Da ward heftig für ihn gebeten, bis ihm die Strafe erlaſſen wurde, doch ſtiftete er noch zur Sühne und zum Gedächtniß ſeiner Reue und Buße das metallene Bild und trat darauf in einen ſtrengen Orden, darin er bald hernach Todes verblichen iſt.

Voll Maas! Voll Maas!

Bei Arnſtadt liegt ein ſchöner kräuterreicher Bergwald, das Walperholz, ſo geheißen, weil auf der Höhe in alten Zeiten ein Kloſter zur heiligen Walpurgis geſtanden hat. Dort iſt eine Waldecke, wo man es nennt an den hohen Buchen, und ſteht auch eine ſogenannte Jagdbuche dort. An dieſer Buche befindet ſich ein runder Platz, darauf nie Raſen wächſt, auch ſonſt kein Gras und kein Kraut. Dorthin iſt gebannt der ruheloſe Geiſt einer Bierzapferin, weil ſie bei ihrem Leben zu geringes Maas gegeben hat, deren Name iſt Frau Holle. Zu Zeiten ſieht man ſie in altväteriſcher Tracht raſtlos um die Jagdbuche wandern und hört einen kläglichen Ruf, den ſie fort und fort ausſtoßt: „Voll Maas, voll Maas!“

In dieſer Sage iſt ſicher der mythiſche Name Frau Holle auf den des gebannten Geiſtes übertragen worden; ſie erinnert an eine im thüringiſchen Sagenſchatz Band 3 S. 181 mitgetheilte, wo die Wandlerin ruft: Drei Quärtchen für eine Kanne! Drei Viertel für ein Pfund! —

Die Ritter des großen Hermannsberges.

Mitten im Thüringerwaldgebirge liegt der große Hermannsberg, und über ſeinem Gipfel hinweg zieht ein haushoher Porphyrkamm, ähnlich einer Rieſenmauer. Da droben ſoll ein Schloß geſtanden haben, bewohnt von einem Grafen, welcher Hermann hieß. Er führte gar ein übles Leben mit ſeinen Rittern und gewann dadurch einen großen Schatz, daß er zwölf Seelen opferte. Zur Strafe ſeiner Unthaten ward er mit den Seinen in den Berg verflucht; zu Zeiten hört man ein wildes wüſtes Toben dieſer Ritter, ſieht auch wohl den Grafen umgeben; ſo hat ihn mancher Förſter und Kreiſer auf ſich zukommen ſehen mit einem ſpinnwebenen

Geſicht. Ein Führer geleitete einen Fremden über die Waldeſtrift, wo man von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis geht, an einem Märzmorgen. Es hatte einen friſchen Schnee gelegt. Da kam der Geiſt ſichtbarlich und ging an den Wanderern vorüber; wie ſie ſich umſahen, weil ſein Ausſehen ſie entſetzte, war er verſchwunden und im Schnee war, wo er gegangen, kein Fußtapfen zu erblicken.

Einſt hütete ein Hirte am großen Hermannsberg, da verlief ſich der Brüller (Heerdochſe), und der junge Knecht ging in den Wald, ihn zu ſuchen. Da kam er zu einer Geſellſchaft Herren, die vergnügten ſich mit Kegelſchieben und da ſie ihn ſahen, winkten ſie ihm, ihnen die Kegel aufzuſetzen. Dies that er, und als ſie ihr Spiel beendigt hatten, gingen ſie hinweg und ſagten, er möge nur die Kegel mitnehmen. Er belud ſich mit dem Spiel, kam wieder zur Heerde, zu der ſich indeß der Ochſe wiedergefunden hatte, trieb ſie heim und wurde verwundert gefragt, wo er denn bleibe und geweſen ſei? Er ſei ſchon drei Tage nicht nach Hauſe gekommen. Er aber betheuerte, kaum eine halbe Stunde von der Heerde gegangen zu ſein, die Herren hätten ihn genöthigt, ihnen die Kegel aufzuſetzen. Da fragte man weiter, ob er auch einen Lohn bekommen? O ja, ſagte der Knecht. Ich habe das ganze Spiel mitgebracht, draußen liegt's unter der Treppe. Nun wollte der alte Hirt ſelbſt den Ranzen mit den Kegeln unter der Treppe hervorziehen, vermochte das aber nicht, hingegen der Junge, wie er angriff, brachte ihn gleich hervor, und da waren die Kegel von purem Golde. Zu einer andern Zeit, als der junge Knecht wieder im Walde hütete und herumſchweifte, fand er die Geſellſchaft wieder, ſetzte wieder auf, und da bekam er auch die Kugeln. So war er zweimal glücklich.

In einem Dorfe am Fuße des großen Hermannsberges ſaßen an einem Winterabend einige Männer und karteten, und die Magd ſaß auf der Ofenbank. Da es ſchon ſpät war, ſo war ſie an ihrem Spinnrad eingenickt. Sie zu ermuntern, ſprach ihr Herr: Magd, geh' hinauf auf den Hermannsberg, hol' uns eine Flaſche Wein. Dies ſagte er, weil die Sage geht, daß in den verſchütteten Kellern des ehemaligen Schloſſes viele Fuder ſteinalten Weines liegen. Die Magd, dumm und ſchlaftrunken, macht ſich in der That auf, empfängt auch droben, ſie hat nicht zu ſagen gewußt wie? eine Flaſche Wein in ihre Hand. Als ſie herunter und wieder in die Stube kommt, fährt der Herr ſie an: Wo biſt Du geweſen? Wo bleibſt Du ſo lange? — Ihr habt mir ja geheißen, vertheidigt ſie ſich, daß ich auf den Hermansberg gehen ſolle und Euch Wein holen, ſo hab' ich's gethan, und hier iſt auch der Wein. Verwundert hörten und ſahen das die Männer, die Flaſche war ganz grau und ſchimmlich. Doch brachen ſie ſie an und tranken mit gutem Muth den alten Felſenwein. Er war vom Beſten und brannte wie Feuer.

Vom Ebersgrund.

Unterm Weg von Schmalkalden nach Steinbach-Hallenberg zieht ſich ein hügeliger Wieſengrund hin, darauf hat vor Zeiten ein Dorf geſtanden. Das Dorf war reich und ſeine Bewohner hatten Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Da wurden ſie ob des gewonnenen Reichthums übermüthig, frevelten am Heiligen, gingen nicht mehr in die Kirche und führten ein gottloſes und üppiges Leben. Nun diente in Ebersdorf eine fromme Magd, die war gebürtig aus Springſtillen, einem Dorfe nahe bei Schmalkalden, die bat an einem Sonntag Urlaub von ihrer Herrſchaft, daß ſie nach Hauſe gehen dürfe und das heilige Abendmahl empfangen. Ueber dieſen Gott wohlgefälligen Vorſatz wurde ſie geſcholten und verhöhnt, doch durfte ſie von dannen und ging weinend ihres Wegs. Als ſie zurückkam, fand ſie das Dorf nicht mehr, nur ragte da, wo es geſtanden, in der Mitte ein Hügel, und aus dieſem blinkte der Thurmſpitze goldnes Kreuz, wie ein Kreuz über einem großen Grabe. Das Dorf war verſunken, doch hörte ſie noch in der Tiefe die Hähne ängſtlich krähen. Da wandte ſich die Magd abermals zurück in ihren Heimathort und kündete, was ſie geſehen; Niemand aber glaubte ihr, doch gingen viele Springſtiller mit und ſahen das Wunder, welches ſich begeben. Nun war auch das Kreuz vollends in die Tiefe geſunken, auch krähte kein

Hahn mehr nach dem Dorfe und uber ſeiner Stätte lagerte tiefe, grauenvolle Stille. Nach einiger Zeit nahmen die Leute von Springſtille Beſitz von der Flurmarkung, und daher kommt es, daß noch heute viele Springſtiller im Ebersgrunde Wieſen beſitzen. Man ſieht noch den Kirchbugel in des Thalgrundes Mitte und erblickt in der Nähe alte Heckenlinien, die Abgrenzungen ehemaliger Gärten.

Der Tannenbuſch.

Zu Birnau lebte ein alter Förſter, der hieß Jacob, den neckte oft, wenn er im Walde ging, mancherlei Spuk. So geſchah es ihm auch zu einer Zeit, daß, wenn er auf den Anſtand ging und ihm ein Hirſch in den Schuß kam, ihm, ſo wie er ſchießen wollte, ein Tannenbuſch vor die Buchſe trat, ſo daß er niemals ſchießen konnte, denn ſowie er ſich ſeitwärts bog, ruckte der Buſch nach, und wenn er dann ärgerlich das Rohr abſetzte und an eine andere Stelle ging, ſo war zwar der Tannenbuſch fort, aber auch der Hirſch. Das machte dem alten Förſter viele Sorge, und er ging nach Dreiſſigacker, allwo ein Scharfrichter wohnte, den fragte er um Rath in dieſer Sache. Der Scharfrichter beſann ſich gar nicht lange, ſondern ſagte: Wenn Euch der Tannenbuſch wieder vor den Lauf tritt, ſo zieht Euren Hirſchfänger und putzt ihn nur aus. Bald ging der alte Förſter Jacob wieder auf den Anſtand, und ſiehe, es währte nicht lange, ſo zeigte ſich ein Hirſch, und auch der Tannenbuſch ſtand vor der Mundung des Gewehrs. Flugs that der Förſter, wie der Scharfrichter ihm gerathen hatte, zog den Hirſchfänger und begann den Buſch auszuputzen. Doch war es ein hartes Holz, kein Zweiglein fiel ab, aber in den Stahl des Seitengewehrs ſprang manche Scharte, ſo daß Jacob bald abließ und nach Hauſe ging. Im Dorfe Birnau aber fand ſich eine Frau todtlich krank, hatte viele Wunden an ihren Armen und Beinen, und kein Menſch wußte, wie ſie dazu gekommen. Sie war die Hexe, die in Geſtalt eines Tannenbuſches den Förſter geäfft, weil er ſie zum öftern im Walde auf dem Holzdiebſtahl angetroffen, ihr den Korb zertreten, ſie geprugelt, in die Waldbuße geſchrieben und ihr ſonſt allerlei Tort und Schimpf angethan hatte.

Die Reiſſteigshalde.

Ueber dem Marktflecken Ruhla liegt am Reiſſteig eine große Waldwieſe, die Reiſſteigshalde. Dieſe kann man an gewiſſen Tagen nicht finden. So ging es dem alten Oberförſter König in der Ruhl, der noch in aller Andenken lebt. Eines Tages, im Spätherbſt ging derſelbe am Reiſſteig hin, um ein feiſtes Stuck Wild bei einer, auf der Reiſſteigshalde angelegten Salzlecke zu ſchießen. Im Walde war ein Schneiſſengang befindlich, und wenn man dieſem folgte, konnte man nicht fehlen. Oben ging dann der Weg uber eine Wieſe hinweg, die man mußte rechts liegen laſſen, dann wieder in das Holz hinein. Fruh 9 Uhr ging Oberförſter König in Ruhl aus, ging anfangs in Gedanken, ſtand plötzlich mitten im Bergwald, glaubt zu weit links gegangen zu ſein, geht zuruck bis nahe an die Halde, ſieht ſie nicht, verirrt ſich wieder zu weit rechts, geht noch mehr zuruck, achtet auf die Schneiß, kommt aber immer nicht zum Salz, und ob er gleich der kundigſte Berggänger ſeines Wohnortes, und dieſen Weg mehr denn als 500 Mal gegangen, ſo iſt er doch von fruh 9 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr im Walde umhergeirrt und dieſen Tag doch nicht zum Salz gekommen. Am andern Tag hat er es, wie er oft ſelbſt erzählt hat, ohne einen Schritt irre zu gehen, gefunden.

Vom Backofenloch.

Derſelbe Oberforſter König hat das folgende nicht nur erzählt, ſondern es iſt auch von ihm in das Ruhlaer Forſtarchiv eingetragen worden. Als junger Burſche und Jägerlehrling beging König häufig das ausgedehnte Ruhlaer Forſtrevier. Einmal auf dem Heimwege begegnet ihm ein fremder Mann und fragt nach dem Backofenloch. Dieſes iſt eine Hohlung nahe dem Gipfel des großen Wartbergs, gegenuber der ſchroffen Wand des Horſeelenberges. König geleitet den Fremden, der ein Venetianer war, zu der gewunſchten Stelle, dieſer kriecht in das Loch, holt einen Sack voll des gelbgrauen Sandes, der darin befindlich iſt und giebt dann ſeinem Führer ein in Papier befindliches Pulver, indem er ihm ſagt: In dieſer Berghöhle liegen große Schätze. Suche nur darin nach braunen und ſchwarzen Körnern, wirf ſie dann in einen Schmelztiegel und ſetze etwas von dieſem Pulver dazu. Damit ging der Fremde von König hinweg; der aber, als ein junger Burſche, achtete nicht ſonderlich dieſer Rede, noch des Pulvers, ſondern ſteckte es ein und warf es daheim in ſeine Lade. Jahre vergingen, und er dachte gar nicht mehr daran. Da traf er eines Tags abermals einen Walen im Revier, der nach dem Backofenloch fragte. Auch dieſen geleitete König hin, und auch dieſer ſprach wieder von Reichthum der Höhle und erwähnte der ſchwarzen braunen Körner. Dadurch aufs Neue aufmerkſam gemacht, gedachte König doch einen Verſuch zu machen, ging in die Höhle, ſuchte und fand auch von den beſchriebenen Körnern, nahm ſie mit und ſuchte daheim das Pulver. Nach langem Suchen fand er das Papier, das war aber murb und zerrieben, und das Pulver größtentheils herausgefallen, ſo daß nur noch ein kleiner Reſt vorhanden war. Dies nahm er, warf's mit den Körnern in einen Tiegel, glühte ihn und ſchmolz ein großes Goldkorn. Später habe er nur mit Mühe einige Körner gefunden und auch in dieſen, ohne das Pulver, ein winzig Körnlein Gold gefunden. In des Backofenlochs Nähe, am großen Wartberge, iſt auch das von den Venetianern verſetzte (verzauberte) Geißbeinsloch, voller Schätze, doch nimmer zu finden. Vergl. Th. S. S. Bd. 2. S. 147.

Die Schlange am kalten Brunnen.

Zwiſchen dem großen Hermannsberge und dem Ruppberg liegt ein andrer hoher Berg, der Donnershauk. Wo deſſen Fuß ſich zum Junker, ſo heißt ein Wald- und Weideplatz, der früher den Junkern auf dem Ruppberg gehörte, hinabſenkt, entſpringt ein friſcher Quell, der kalte Brunnen. Dort hütete einſt ein Bärenbacher Hirt; da kam zu ihm die Jungfrau des Ruppbergs herabgewandelt, die ſprach zu ihm: Dort bei dem kalten Brunnen liegt ein großer Stein und unter ihm ein großer Schatz, hebe beide, ſo werde ich aller Quaal überhoben ſein! Der Hirte ging hin, aber da lag auf dem Stein eine mächtige Schlange, die bäumte ſich ziſchend gegen den erſchrockenen Hirten und zeigte ihm den aufgeſperrten Rachen und die drohenden Zähne. Zaghaft entfloh der Hirte, doch ſpäter iſt der Stein hinweggekommen, desgleichen auch der Schatz und die Jungfrau erſcheint keinem mehr. Aber der Brunnen quillt noch fort; ich trank aus ſeiner kalten Fluth, als mein Geleiter mir dies und vieles Andre noch erzählte.

Ottermahlzeit.

Eine Wäldnerin zu Ernſtthal, deren Mann im Taglohn arbeitete, kochte ihm eines Abends eine Suppe. Wie ſie ſo in die lodernde Heerdflamme blickte, ſchien es ihr, als ſpringe etwas Lebendiges aus dem Feuer in den Topf. Mitterweile kam der Mann nach Hauſe, und die Frau ſchickte ſich an, ihm die Suppe vorzuſetzen. Wie ſie dieſelbe aus dem Topf in die Schüſſel abgoß, nahm ſie mit Schrecken und Schaudern wahr, daß eine große Otter im Topfe lag und mitgekocht war. Sie wußte nicht, ſollte ſie das Eſſen wegſchütten oder anrichten. Doch dauerten ihr die Zuthaten, auch hatte ſie weder andere Butter, noch andre Eier, und der Mann hätte dann trocken Brod eſſen müſſen. Sie richtete die Suppe an, aß aber ſelbſt nicht davon, hingegen ihr Mann ließ ſich dieſelbe trefflich ſchmecken, ließ nichts übrig und ſagte, in ſeinem ganzen Leben habe ihm noch keine Suppe ſo gut und kräftig geſchmeckt, wie dieſe. Die Frau ſchwieg und dankte Gott, daß die Ottermahlzeit keine böſen Folgen an ihrem Manne äußerte. Es vergingen einige Jahre, bis es einmal eine Gelegenheit gab, daß das Geſpräch auf Ottern und Schlangen kam, da konnte es die Frau nicht unterdrücken, zu ihrem Mann zu ſagen: Du haſt auch einmal Otterſuppe gegeſſen. Weißt Du noch? Damals, wo es Dir ſo gut ſchmeckte, da war mir eine große Otter aus dem Feuer in den Suppentopf gehüpft und hatte mitgekocht! — Wie die Frau dieſes Wort geſprochen hatte, ſtürzte der

Mann, ohne einen Laut von ſich zu geben, zu Boden und war todt.

Die vierzig Ritter.

Zu Eisfeld, zwiſchen dem Schwan und dem Adler floß vor Zeiten die Werra hindurch und bildete einen ſumpfigen Weiher. In dieſen geriethen vierzig geharniſchte Ritter, welche von Feinden verfolgt wurden; ſie blieben, gehemmt durch ihre ſchwere Rüſtungen, ſammt ihren Pferden, in Sumpf und Moraſt ſtecken und ſtarben eines jämmerlichen Todes.

Dieſe Sage, die ſo einfach und ſeltſam aus ferner Zeit herüberklingt, ſcheint eigenthümlich nach jenen vierzig römiſchen Rittern hinzudeuten, deren Martyrertag der 9. März iſt, und die Kaiſer Licinius im Jahre 320 nach Chriſto im kalten Winter, aber nackend, auf einen gefrornen Weiher ſetzen und elend umkommen ließ.

Die Erbſenſteine.

Hoch über dem Dorfe Krock, eine Stunde von Eisfeld, ſteht auf einem ſteilen Hügel die alte Kirche des Ortes, die man vor Zeiten Irmenkirche nannte. In ihrer Nähe iſt auch ein tiefer Brunnen befindlich, der wird der Irmenbrunnen genannt. Dort ſoll, ſo geht die Sage, eine Königstochter gewohnt haben, die an dieſen Ort geflüchtet war aus heimlicher Liebe. Endlich aber war ihre ganze Habe verzehrt, und ſie beſaß nichts weiter, als ein Mäßchen Erbſen, das nahm ſie und ging traurig von dannen, nach Eisfeld. Aber das Säcklein, darin die Erbſen waren, hatte ein Loch, und am Krocker Berge verlor ſie faſt alle. Wo die Prinzeſſin, die am Irminborn gewohnt, hingekommen iſt, das weiß man nicht, aber die Erbſen wurden alle zu Steinen und zeugen noch von ihr, denn tagtäglich findet man deren noch an jener Stelle, kleine runde Kieſelſteine, erbſengroß und erbſenfarben, wohl auch bisweilen etwas größer.

So iſt hier ein Naturgebilde zum Träger einer Volksſage geworden, wie anderorts die Bonifaciuspfennige — Glieder von Enkrinitenſtengeln. Und ſollte man es glauben, dieſe Sage findet ihr Echo in Paläſtina! Auf dem Wege von Jeruſalem nach Bethlehem liegt der »Erbſenacker«, ein ſteriles Landſtück. Dort ſäete ein Bauer Erbſen. Maria ging mit dem Chriſtuskind vorüber und fragte ihn: »Was ſäeſt Du?« »»Steine!«« höhnte der Bauer. »Nun ſo trage Dein Acker Steine!« und von Stund an findet man dort dieſelben erbſenförmigen Kieſelſteine. **Döbel**, der in ſeinen Wanderungen dieſe paläſtiniſche Sage erzählt, hat deren einige mitgebracht; ſie gleichen den thüringiſchen auf ein Haar, und ſind weder Verſteinerungen, noch kalkartige Gebilde, doch gelten ſie als erſtere den ältern Naturforſchern unter dem Namen Pisa bethlehemitica.

In der Sage vom kleinen Hütchen wäre das Element der Elfenſage, im Wolfram die Lokalſage, die häufig an frühen Denkmalen haftet, deren Entſtehung unbekannt, wie das Metallbecken auf dem Markt zu Goslar — im Voll Maas die Spukſage vom Erlöſung hoffenden Wandern und gebannten Geiſtern vertreten. In den Sagen vom großen Hermannsberg iſt die Sage von Burggeiſtern mit ihrem ganzen Zauberapparat lebendig, in der vom Ebersgrund zeigt ſich die oft ſich wiederholende Tradition von verſunkenen Orten, die durch ganz Thüringen und Oſtfranken, aber auch durch ganz Deutſchland wiederklingt. Im Tannenbuſch und der Reifſteigshalde ſind Jägerſagen, im Backofenloch iſt eine Venetianerſage gegeben. Die Schlangengeſchichten hört man meiſt aus dem Munde der Hirten. Die vierzig Ritter erſcheinen als Nachhall einer verklungenen Legende.

Aber nicht die Volksſage allein, auch das Volksmährchen findet ſich in Thüringen ausgebildet und im Volke fortlebend; das ächte Mährchen, das bis heute ſo viele Leute noch nicht von der Volksſage zu trennen wiſſen, denen alles, was nicht wahr iſt, Mährchen heißt, eine Begriffsverwirrung, die ihren Gipfelpunkt erreicht, wenn man auch noch den hierher gar nicht paſſenden Ausdruck Legenden hinzufügt. Zur Probe gebe ich ein dem Thüringerwaldſchooße entſprungenes Mährchen, das ich zwar ſchon vor einigen Jahren in Ed. Dullers Phönix mittheilte, das aber werth iſt, vor allen andern ſeine Gattung zu vertreten.

Der Teufel iſt los, oder: wie der Teufel den Branntwein erfunden hat.

Vor vielen, vielen Jahren haben die gothaiſche und die meiningiſche Herrſchaft einmal einen Streit über den Grenzzug zwiſchen Steinbach und Winterſtein*) vorgehabt. Da ſind auf jeder Seite Zeugen geweſen, die haben behauptet: ſo ginge der Grenzzug; und die andern behaupteten: ſo ginge er. Unter dieſen ſind ihrer auch zwei geweſen, welche die Schwarzkunſt erlernt und ihre Seele dem Teufel verſchrieben hatten. Davon war der Eine in Steinbach, der Andere in Winterſtein.

Dieſe Beiden haben einmal ein Jeder in der Nacht wollen falſche Grenzſteine ſetzen, ſo, wie jeder von ihnen die Grenze behauptet hatte, und haben die Steine mit ſchwarzer Kunſt wollen machen, daß ſie ausſahen, als ob ſie ſchon viele, viele Jahre da geſtanden hätten. Da ſind ſie alle zwei, als feurige Männer hinauf auf die Höhe gegangen. Und wie der Eine hinauf kommt, da iſt der Andere ſchon da. Aber Keiner hat etwas von dem Andern gewußt, daß dieſer denſelben Gedanken hatte.

Da fragt der Eine den Andern: „Was er denn da mache?“

„„Was er danach zu fragen habe? Und erſt ſolle er ihm ſagen, was er da machen wolle?““

„Da wolle er Grenzſteine ſetzen und wolle den Grenzzug richtig machen, wie dieſer eigentlich ſein müſſe.“

„„Das habe er ſelbſt ſchon gethan, und da ſtünden die Steine, und ſo ginge der Grenzzug.““

„Das ſei nicht richtig, und ſo ginge der Grenzzug; ſein Herr hätte ihm geſagt, er hätte Recht, und er ſolle nicht nachgeben.“

---

*) Winterſtein, S. gothaiſches Kirchdorf an der Emſe in einem engen Thale.

„„Wer denn ſein Herr wäre, das würde ihm auch ein ſchöner Monſieur ſein!““

„Der Teufel ſei ſein Herr! Ob er nun Reſpekt habe?“

„„Das wär' nicht wahr, der ſei ſein Herr, und hätte ihm geſagt, er habe Recht und ſolle nicht nachgeben, und den Augenblick ſolle er ſich packen, oder er ſolle die Tauſendſchwerenoth kriegen.““

Und ſo kamen die zwei hintereinander, und zuletzt da gab der Steinbacher feurige Mann dem Wintersteiner eine Maulſchelle, daß ihm der Kopf herabflog, und hullerte den ganzen wintersteiner Graben*) hinab. Und der feurige Mann ohne Kopf rannte hinter ſeinem feurigen Kopfe her und wollte ihn haſchen und wollte ihn ſich wieder aufſetzen. Aber er konnte ihn nicht einholen, bis ganz drunten im wintersteiner Graben.

Wie nun der Eine dem Andern die Maulſchelle gegeben hatte, und jener hinter ſeinem Kopfe herlief, da kam auf einmal der dritte feurige Mann dazu, und fragte den Steinbacher: „Was er da gemacht hätte!“

„„Was es ihn anginge und was er ihm zu befehlen habe? Den Augenblick ſolle er ſich ſeiner Wege ſcheren, oder er machte es ihm gerade ſo wie jenem.““

„Ob er nicht mehr Reſpekt vor ihm habe? Ob er nicht wiſſe, daß er ſein Herr, der Teufel, wäre?“

„„Und wenn er der Teufel ſelbſt wäre, ſo läge ihm alleweil nichts daran, er könne ihn recht ſchon rein machen!““

„Dieſen Gefallen wolle er ihm thun, er ſolle aber ſein Lebtag dran gedenken!“

Und da fing der Teufel an und machte ihn rein, daß die Feuerputzen und die Funken auf dem ganzen Hirſchpalz (eine Weideblöße) herumflogen.

Aber wie er ihn ſo rein machte, da erſah mein feuriger Mann den günſtigen Augenblick und griff hin und erwiſchte den Teufel im Nacken, hielt ihn feſt und ſagte ihm:

„Nun wäre er in ſeiner Gewalt, nun ſolle er ſehen, daß er in der Menſchen Händen ſei. Er hätte ſein Lebenlang genug armen Leuten den Hals herumgedreht, nun ſolle er auch ſelbſt einmal erfahren, wie es thäte, wenn einem der Hals herumgedreht würde.“

---

*) Ein enges Waldthal, von einem Bächlein durchfloſſen, das in die Emſe fällt: der Weg von Winterſtein nach Steinbach zieht hindurch.

Und fing an und wollte den Teufel den Hals herumdrehen. Wie der Teufel ſah, daß dieſer Ernſt mit ihm machte, legte er ſich auf's Bitten und gab ihm die himmelbeſten Worte, er ſolle ihn doch gehen laſſen, und ſolle ihm den Hals nicht herumdrehen; er wolle ihm auch Alles thun, was er nur von ihm verlangte. Da ſagte ihm der: „Weil er alſo gar erbärmlich thue, ſo wolle er ihn nur gehen laſſen, aber zuvor müſſe er ihm ſeine Verſchreibung wieder geben, in welcher er ihm ſeine Seele verſchrieben hätte, und müßte ihm auch verſprechen, und müßte ihm das bei ſeiner Großmutter beſchwören, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auf all ſein Lebetage von keinem Menſchen ſich wieder die Seele verſchreiben laſſen.“

Wollte der Teufel wohl oder übel, einmal ſtak er in der Klemme, und wenn er loskommen wollte und wollte nicht den Hals herumgedreht haben, ſo mußte er in einen ſauern Apfel beißen und gab jenem ſeine Verſchreibung wieder und verſprachs ihm und verſchwur ſich bei ſeiner Großmutter, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auch ſein Leben Lebetag von keinem Menſchen ſich wieder laſſen die Seele verſchreiben. Wie er das Alles gethan hatte, ließ jener den Teufel los.

Wie aber der Teufel wieder ledig war, da that er einen Sprung zurück, daß ihn Jener nicht etwa unverſehens noch einmal erwiſchen konnte, und ſtellte ſich hin und ſagte: „So, nun wäre er wieder ledig, wenn er ihm nun auch ſeine Verſchreibung wiedergegeben hätte und hätte ihm verſprochen und beſchworen, daß er kein Theil mehr an ihm haben wolle, ſo hätte er ihm doch nicht verſprochen, daß er ihm auch nicht den Hals umdrehen wolle, wenn er ledig wäre. Und auf dem Flecke drauf ſolle er alleweil ſterben, dafür, daß er ihn gegurgelt*) hätte und hätte ihm wollen den Hals umdrehen.“

*) Gurgeln: thüringiſcher Provinzialismus für: bei der Gurgel packen, dieſe einſchnüren.

Und damit fuhr der Teufel auf ihn hinein und wollte ihm den Garaus machen, der aber riß aus und lief zum Walde hinein. Und der Teufel immer hinter ihm her. Und endlich erſah es Jener und kam an eine alte Buche, die war hohl, und hatte unten ein Loch. Da kroch er geſchwind hinein und wollte ſich verſtecken vor dem Teufel. Aber er war nicht weit genug hineingekrochen, und die Fußzehe guckte ihm noch heraus. Und weil er über und über feurig war, da leuchtete die Zehe durch die Nacht, und der Teufel wurde es gewahr, wo Jener ſich hin verſteckt hatte, und kam und wollte ihn an der Fußzehe erwiſchen.

Aber der in ſeinem Baume hörte es, wie der Teufel getappt kam, und wie er nach ihm greifen und ihn erwiſchen wollte, da zog er ſich vollends hinein und machte ſich weiter im Baume hinauf. Da kroch der Teufel auch hinein, und Jener machte immer weiter im Baume hinauf, und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich da hatte der Baum oben in der Höhe ein Aſtloch, da kam Jener dran und kroch heraus. Und wie er draußen war, da nahm er etwas und verkeilte das Aſtloch, wo er herausgekrochen war, und ſtieg geſchwind hinab, und verkeilte auch das untere Loch, und machte es mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche und konnte nicht herauskommen und half ihm Alles nicht, er mußte drin ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt, und vielmal zu jener Zeit, wenn die Leute von Winterſtein gekommen ſind, oder ſind nach Winterſtein gegangen, da haben ſie ihn hören blöcken und grunzen in ſeiner Buche. Endlich aber, wie der Schlag (Holzſchlag) dort hinaufgekommen iſt, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf, und ging heim in die Hölle und wollte ſehen wie es da ausſähe? Aber da war Alles leer darin, wie es in der Kirche in der Woche iſt, und war keine Seele mehr zu hören und zu ſehen. Seit der Teufel damals fortgegangen und nicht wieder gekommen war, und auch kein Menſch wußte, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und da war ſeine Großmutter für Herzeleid geſtorben, und wie die todt war, da packten alle die armen Seelen, die dazumal in der Hölle waren, auf und machten ſich auf und davon und gingen alle mit einander in den Himmel. Und da ſtand er, Maus-Mutter-Sternallein in der Hölle, und wußte ſeines Leibes keinen Rath, wie er's wohl anfinge, daß er wieder arme Seelen bekäme, weil er es nicht mehr thun durfte, und hatte es damals bei ſeiner Großmutter verſchwören müſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchreiben laſſen, und auf andere Weiſe bekam er damals keine Menſchen in die Hölle. Und da ſtand er und wußte ſeines Herzeleids kein Ende und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe raufen, vor lauter Herzeleid und Jammer. Da fiel ihm auf einmal etwas ein.

Wie er in der alten Buche auf dem Hirſchpalz geſteckt hatte und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da hatte er über allerlei nachſimulirt, und den Branntwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm alleweil mitten in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich, das müſſe ein Mittelchen ſein können, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

Und da packte er auf der Stelle auf und ging nach Nordhauſen und wurde ein Schnapsbrenner und machte Branntwein drein und drauf und ſchenkte ihn in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäuſern Allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird, und verſprach ihnen viel Geld und Gut, wenn ſie's lernten und Branntwein brennten. Und die Nordhäuſer ließen ſich's auch nicht zweimal ſagen und wurden alle Schnapsbrenner und machten Branntwein und ſchenkten ihn in die Welt hinein. Seit dieſer Zeit ſchreibt ſich's her, daß bis auf den heutigen Tag ſoviel Branntwein in Nordhauſen gebrannt wird, wie an keinem anderen Orte in der ganzen Welt.

Aber wie ſich's der Teufel gedacht hatte, alſo ging es auch. Wenn die Leute erſt ein wenig Branntwein im Leibe hatten, da fingen ſie an zu fluchen und zu ſchwören, und fluchten und verſchwuren ihre Seele zum Teufel, daß ſie der Teufel bekam, wenn ſie geſtorben waren, und brauchte ſich ſie nicht erſt laſſen zu verſchreiben und brauchte ihnen darum nicht zu dienen, wie er ſonſt hatte thun müſſen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn ſie ſich den Kopf erſt richtig vollgeſoffen hatten in Branntwein, da fingen ſie auch an und packten ſich und prügelten ſich und brachen ſich ſelber die Hälſe, daß ſich der Teufel nicht erſt brauchte die Mühe zu geben, und brauchte ſie ihnen herumzudrehen. Und wenn der Teufel ſonſt mit aller Mühe und Noth hatte alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle bekommen, da kamen ſie jetzt dutzend- und ſchockweiſe alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden, und konnte der Teufel die Seelen nicht mehr unterbringen und mußte ein ganz neues Stück laſſen anbauen an die Hölle.

Und kurz und gut, ſeit der Teufel aus der alten Buche auf dem Hirſchpalz jenesmal wieder losgekommen iſt, ſeit der Zeit iſt der Branntwein aufgekommen, und ſeit der Branntwein in der Welt iſt, da kann man erſt recht eigentlich ſagen:

»Der Teufel iſt los.«

In dieſem Mährchen iſt alles compakt, entſchieden und obſchon lokal ausgeprägt, doch charakteriſtiſch, zugleich den Volksaberglauben dokumentirend. —

Folgendes iſt ein thüringiſches Kindermährchen.

Die Aehren.

Vor Zeiten waren die Halme, die jetzt nur eine einzige Aehre tragen, voll Kornähren bis herab auf den Boden. Da war eine Frau, die nahm jedesmal ſolche Aehrenhalme, ſo oft ihr kleines Kind ſich verunreinigt hatte, und reinigte es damit, dann warf ſie die Aehren auf den Miſt. Darüber zürnte der liebe Gott und ſchuf, daß hinfort jeder Halm nur eine Aehre trug, damit die Menſchen das liebe Korn und Getraide achten und ſchonen lernten. —

Welche tieſe eindringliche Moral in dieſem einfachen Mährchen! So erwächſt Lehre und Warnung aus dem Schooſe des Volkslebens ſelbſt, wie ein Heilkraut.

Selbſt die Fabel erblüht noch hie und da aus dem thüringiſchen Volksleben, wenn auch ſeltner, doch in eigenthümlicher Friſche. Auch davon ein Beiſpiel, wie es mir auf dem Walde erzählt wurde.

Der Haſe und der Fuchs.

Ein Haſe und ein Fuchs reiſten zu winterlicher Zeit ſelbander. Da ſah der Fuchs von Weitem ein Mädchen kommen, welches Semmeln trug, und ſagte zum Haſen: Stelle dich todt, ſo wird das Mädchen ſeinen Semmelkorb hinſtellen und dich aufheben wollen, derweil erſchnappe ich den Korb mit den Semmeln. Der Haſe ſtellte ſich todt, und das Mädchen ſtellte den Korb mit den Semmeln hin, den erwiſchte der Fuchs und lief damit davon, gleich hinterdrein lief auch der Haſe. Der Fuchs behielt aber den Korb mit den Semmeln und gab dem Haſen nichts davon. Das verdroß den Haſen ſehr. Nun kamen beide an einen kleinen Weiher, da ſprach der Haſe zum Fuchs: Mich hungert, und dort in dem Teiche ſind viele Fiſche; möchteſt du nicht mir zu Liebe deinen Schwanz ein wenig in das Waſſer hängen, ſo werden ſich Fiſche daran hängen, die wir eſſen können. Das that der Fuchs, und über eine kleine Weile fror ihm der Schwanz an. Da nahm der Haſe die Semmeln, fraß ſie auf, ſagte zum Fuchs: Nun warte du bis ins Frühjahr hinein, bis es aufthaut, und lief davon.

Selbſt in bildlicher Redeweiſe drückt ſich der Thüringer oft prägnant, ſchlagend witzig, bisweilen ungeſucht ſogar hoch poetiſch aus. So traf ich ohnlängſt auf dem Walde einen Alten, als es eben nach langer Dürre regnete. „Ha!" rief der Mann aus, „der Regen! das iſt ein goldner Wagen, der in unſer Land fährt!"

Der ächte Volkscharakter äußert ſich am lebhafteſten und wird am beſten erkannt aus den Volksvergnügungen.

Dieſe laſſen ſich naturgemäß in allgemeine und beſondere zerfallen. Jene ſind dem ganzen Lande gemein und dieſelben, dieſe wurzeln meiſt in hiſtoriſchem Grund und Boden, ſind in mannichfachen Veränderungen aus frühen Zeiten überkommen, zum Theil ſchon verwiſcht und verweht, zum Theil noch mit eiſerner, unaustilgbarer Vorliebe beibehalten und fortgepflegt, ſelbſt dann noch, wenn die Urkunde verloren ging, und der alte Brauch wie ein Räthſel beſteht, zu welchem Schlüſſel und Löſung fehlt.

Allgemeine Volksbeluſtigungen in Thüringen ſind: **Märkte, Vogelſchießen und Kirmſen.**

Nicht nur Jahrmärkte, ſondern in Städten lebhaften Verkehrs, wie Gotha, Arnſtadt, Mühlhauſen, Nordhauſen ſelbſt Wochenmärkte ziehen eine große Menge Landleute beiderlei Geſchlechts herbei; dieſe kommen zu Fuß oder zu Wagen, oft in ganzen Karavanenzügen, und es entwickelt ſich das bunteſte, lauteſte Treiben. Während der Bürgershandelsmann ſeine Buden mit allmannichfaltigem Bedarf für den Landmann aufbaut und ausſtattet, umdrängen Städter und Städterinnen das vom Lande in Maſſe herbeigeführte Getraide, Holz, Obſt, Gemüſe, und Handel und Wandel geht ſeinen Gang. Sind Ver- und Einkäufe gemacht, dann wiederhallen Bier- und Weinhäuſer von Heiterkeit, denn es iſt Brauch und Sitte, daß namentlich der Burſche ſeiner Schönen in der Stadt etwas „zu Gute thut.“ An Jahrmärkten iſt in den meiſten Städten (früher war's in allen der Fall) des Nachmittags Freitanz auf dem Rathhaus, wo das junge Volk nicht verſchmäht, einige Reihen zu drehen, wofür blos den Stadtmuſikanten eine kleine Gabe gereicht ward.

Indeß ſind ſich Jahrmarktleben und Treiben aller Orten ſo ziemlich gleich, und es iſt hier nur einiger beſonderer Jahrmärkte zu gedenken, welche vorzugsweiſe zu Volksfeſten der Bewohner jener Gegenden, in denen ſie gehalten werden, geworden ſind.

Der Günſtedter Ablaß.

An der Stelle, wo das Hoſpital zu Günſtedt, königl.

Preußiſcher Flecken des Kreiſes Weißenſee, jetzt ſteht, ſtand früher eine Kapelle mit einem Holzbilde des Heilandes in der Geißelung, welches Bild noch in der Ortskirche aufbewahrt wird. Daſſelbe ward vor der Reformation als Mirakelbild verehrt, und die Mönche aus Erfurt und Griesſtadt (ehemalige Deutſchordenscommende der Ballei Heſſen) ertheilten dort in der Woche vor Himmelfahrt großen Ablaß. Dieſer zog Menſchen in Schaaren herbei, und ſo entſtand für alle Folgezeit einer der belebteſten, wirklich volksfeſtlichen Jahrmärkte, der auf einer weitausgedehnten Wieſe, das Rieth, noch immer gehalten wird. Unabſehbare Budenreihen, Zelte, Schenkwirthſchaften, Seiltänzer, Affen- und Hundecomödien, Muſikbanden, Drehorgeln, kurz der ganze Zubehör ſolcher öffentlichen Luſtbarkeiten erfüllen den weiten volkwimmelnden Raum, und jeglichem Lebensbedürfniß wird hier Befriedigung feil geboten. Aus ziemlicher Entfernung kommen Käufer und Verkäufer herbei, man giebt ſich Zuſammenkünfte, findet ſich unverhofft, verbringt einen frohen Tag. Gegen Abend des erſten Tags zerſtreut ſich die Menge, doch der Markt dauert auch noch den zweiten Tag fort. Ein zweiter großer Jahrmarkt findet dort noch am 22. September mit einem Viehmarkte verbunden Statt, doch lange nicht ſo lebhaft beſucht, wie der erſte.

Ein andrer vielberühmter Jahrmarkt in Thüringen wird gehalten auf der

Eſelswieſe bei Querfurt.

Auch dieſer dankt ſeinen Urſprung einer Wallfahrtkapelle, die ein ſagengeſchichtliches Ereigniß begründete. Der Eſel des heiligen Bruno, eines Preußen-Apoſtels, ſtand dort auf einer großen Wieſe ſtätiſch ſtill, wie weiland die Eſelin Bileams, und verkündete ſo des Heiligen ſpäter erfolgtes Martyrthum. Die Kapelle ward an der Stätte erbaut, wo der Eſel geſtanden, und in ihr jedesmal am Donnerstage nach dem Oſterfeſt reicher Ablaß geſpendet. Und aus der Wallfahrt, zu der alles Volk aus Nähe und Ferne gelaufen, geritten und gefahren kam, ward ſpäter ein freier Markt, auf welchem dem lebhafteſten Verkehr aller Vorſchub geleiſtet wurde, nachdem die Waare des Ablaſſes verlegen und unbegehrt geworden.

Es würde zu weit führen, hier die hiſtoriſchen Anläſſe zu belebten und beliebten Jahrmärkten, deren es eine Menge giebt, weiter zu entwickeln. Faſt jede thüringiſche Stadt hat mindeſtens einen Jahrmarkt, auf dem irgend ein eigenthümlicher Brauch vorherrſcht, und ſollte es nur ein beſonderes Backwerk ſein, das ausſchließlich an ihm gebacken wird. Häufig ſind Jahrmärkte mit Vogelſchießen und Kirmſen verbunden.

Die **Vogelſchießen** ſind in Thüringen ſehr beliebt und ſehr verbreitet. Es geht ſo weit, daß in gewiſſen Diſtrikten nicht nur jeder Ort, jedes Dorf, nein oft jede einzeln gelegene Schenke ein eignes Vogelſchießen hält, und iſt die Witterung irgend gut, ſo fehlt es dieſer Lieblingsluſtbarkeit nicht an Gäſten, denn die Grundelemente, Bier, Bratwürſte, etwas Muſik, und ſonſtige Ergötzlichkeiten, hier und dort auch Glücksſpiele, ſind dabei ſtets vorhanden, abgeſehen von dem Vergnügen des Zielſchießens, an dem verhältnißmäßig doch immer nur eine geringe Zahl der Anweſenden thätigen Antheil nimmt. Viele Vogelſchießen haben aber eine beſondre Berühmtheit erlangt, doch ſchwankt dieſe häufig, nimmt ab und zu, je nachdem die Feſtordner es verſtehn, die Menge zu befriedigen und durch Luſtbarkeiten anzulocken, oder je nachdem ſonſtige politiſche und commerzielle Verhältniſſe in Betracht kommen. Dieſe mit ſolennen Volksfeſten verbundenen Schießübungen der ſtädtiſchen Schützengeſellſchaften heißen zwar Vogelſchießen, doch iſt meiſt Scheibenſchießen damit verbunden, und der beſte Schuß auf die Scheibe macht an vielen Orten der Schützenkönig, und nicht immer der Schuß, der den letzten Span des Vogelcorpus von der Stange herunterbringt. Ein Schießhaus, klein oder groß, je nach Bedarf, hat faſt jede thüringiſche Stadt, jedes Städtchen, faſt jedes Amtsdorf, einen Schießraſen mindeſtens haben viele Dörfer. Die meiſten Schießen werden mit Standrohren oder auch mit Büchſen gehalten, Stahl- und Armbruſtſchießen ſind minder häufig, wie in andern deutſchen Provinzen. Die meiſten Schützengeſellſchaften, als Corporationen, ſind an manchen Orten förmlich militäriſch organiſirt, haben Uniform, Exercierreglement und dgl., an andern beſtehen derlei ſelbſtauferlegte, oft läſtig werdende Feſſeln nicht. Viele dieſer Geſellſchaften leiten mit Fug und Recht ihr Beſtehen ſchon aus dem Mittelalter her, wo ihre Schießwaffe freilich nur die weitverbreitete Armbruſt war, daher noch hie und da alterthümlich künſtliche Kleinode neben der Zier mannichfacher Münzen und Medaillen. Die Antheilnahme der Fürſten und Landesherren iſt noch nicht ganz erloſchen, und betheiligen ſich bei dem ſolennen Schießen dieſer oder ſeine Prinzen nicht perſönlich, ſo gehört ihm doch ſtets der erſte Schuß auf — die Krone. Der Vogel, der dem Feſte überall den Namen gab, das hie und da auch Freiſchießen heißt, weil es ein freies Volksfeſt iſt, an dem jeder Fremde, ohne Mitglied der Gilde zu ſein, Antheil nehmen und ſeine Schüſſe ſelbſt thun, oder durch Geſellſchaftsglieder thun laſſen kann — iſt der doppelte Reichsadler, meiſt groß und ſchön geſchnitzt, bemalt, verſilbert und vergoldet, in einer Kralle den Reichsapfel, in der andern Schwert und Scepter, auf der Bruſt ein Fähnlein oder einen Stern. Er prangt auf möglichſt hoher Stange; in ſeiner Nähe ſind die Stände für die Scheiben mit der Schießmauer.

Alles, was Feſte dieſer Art verſchönen und verherrlichen kann, wird nach Kräften an- und aufgewandt, um ſich und Andere zu vergnügen. Gute Muſikchöre, oft weither verſchrieben und theuer bezahlt, Böller- und Kanonendonner, Aufzüge mit Fahnen, darunter oft ſehr koſtbare von den Händen verehrter Fürſten und Fürſtinnen, mit Prunkſcheiben, Aufzüge, in denen der Schützenkönig das Kleinod an ſilberner Kette auf der Bruſt trägt, Feſtmahle, Concerte, Bälle, Glücksſpiele, Feuerwerke, Illuminationen, Sehenswürdigkeiten aller Art, Schenkbuden aller Art, Panoramen, Athleten, Akrobaten, Feuerkönige, Taſchenſpieler, u. dergl. darſtellende Künſtler bis zur leichtbeweglichen Polichinelbude, nicht minder Carouſſels, Rieſen, Zwerge, Menagerien ꝛc. ſind auf größern Vogelſchießen Thüringens zu finden. Sie ſind dem Städter, was dem Landvolke (das übrigens in unüberzählbaren Schwärmen wenigſtens an den Haupttagen Theil nimmt) die Kirmſen. Da erwartet man Beſuch, freut ſich thüringiſche Gaſtlichkeit üben zu können, ſieht und ſpricht alte Bekannte und genießt, jeder nach ſeiner Weiſe. Die Dauer der größern Vogelſchießen erſtreckt ſich auf 8 bis 9 volle Tage, früher war ſie oft noch länger. Zu den brillanteſten Vogelſchießen gehören die der Städte Gotha, Erfurt, Weimar, Rudolſtadt, Coburg, Arnſtadt, Meiningen, Hildburghauſen, Schleuſingen, Ilmenau, deren Schießhäuſer faſt alle in ſchöner, romantiſcher Umgebung gelegen ſind. Das Erfurter z. B. beherrſcht eine herrliche Ausſicht, das Arnſtädter birgt ſich am Eingang eines romantiſchen Thales, die Umgebung des Ilmenauer athmet den ganzen Zauber des Waldgebirges, das Rudolſtädter liegt mitten im Schooſe heitrer, durch Kunſtanlagen verſchönter Natur, ebenſo das Meininger Schießhaus.

Kirmſe heißt aber das Zauberwort für die Freuden des Landmannes, Kirmſe, aus Kirchmeſſe gebildet, iſt mit Kirchweihe gleichbedeutend. Doch auch Städte haben ihre, zum Theil volkbelebten Kirmſen; von dieſen war und iſt die mit einem Jahrmarkt verbundene Peter-Kirchweihe zu Erfurt eine der bekannteſten; ihre Feier fällt auf den Sonntag nach Oſtern. Zahlloſes Landvolk ſtrömt da zur alten ehrwürdigen thüringiſchen Metropolis, es wird getanzt, gezecht, gejubelt, auch gilt dieſe Kirchweihe zugleich als fröhliches Kinderfeſt. Eine andre auf ähnliche Weiſe begangene Erfurter Kirmſe iſt die Hospitalkirchweihe. Im Altgothaiſchen, Meiningiſchen und mehrern andern thüringiſchen Vereinsſtaaten haben nur einzelne Ortſchaften das Vorrecht, beſondere Kirmſen zu halten, die übrigen feiern gleichzeitig an beſtimmten Tagen, meiſt im Spätherbſt, die Landkirmſe. Zur eigentlichen Kirmſefeier durch Tanz verbinden ſich gewöhnlich eine Anzahl Burſche zu einer Sodalität, deren es dann an größern Orten oft 2 bis 3 giebt, ſie machen eine gemeinſchaftliche Kaſſe, dingen für die Dauer der Kirmſe (3—4 Tage) Muſikanten, miethen einen Tanzſaal, errichten eine Maie (Maie iſt eigentlich Birke, hier wird aber eine hohe Tanne verſtanden), die, mit Kranz und Bändern geziert, auf einem geeigneten Platze aufgerichtet wird. Schon deren Holen aus dem Walde und ihre Ausſchmückung veranlaßt vielen Jubel. Außerdem iſt nach altem deutſchen Brauch die Dorflinde, der meiſt ummauerte Gemeindeverſammlungsplatz, auch der Platz dieſer ländlichen Feſtluſt, mindeſtens für einen Theil der Kirmſentage.

Faſt jeder Ort hat ſeine beſondern Bräuche, im Allgemeinen aber iſt da, wo eine Kirmſe recht ſolenn begangen wird, ihr Hergang folgender. Muſikanten blaſen feſtlich den Kirchweihmorgen an, bald tönt der dreimalige Glockenruf zum Gottesdienſt, zur Kirmſenpredigt. Im beſten Sonntagsſtaat wallt Alles zur Kirche, die Kirmſenburſchen, meiſt ſchon mit ihren Mädchen, mit großen Sträußern geſchmückt, paarweiſe, Muſik voran. Der Kantor oder Schulmeiſter führt mit ſeinen Choradjuvanten, nach verleſenem Feſtevangelium, eine Cantate oder Motette oder dgl. auf, und es folgt die Predigt und der übrige Ritus. Nach der Kirche begiebt ſich der Zug der jungen Leute meiſt unter die Linde oder in das Wirthshaus zu einem „Gelag,“ bei dem Kuchen, Bier, Branntwein, Tabak u. dgl. die Hauptrolle ſpielen. Ein oder einige „Platzmeiſter“ halten Ordnung, ſorgen für das leibliche Bedürfen, regeln, ſoweit man auf einer Kirmſe ſich regeln läßt, den Tanz, und führen die Kaſſe. Sie ſind meiſt an beſondrer Tracht kenntlich. Einer mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißen Schürze trägt die hölzerne oder lackirte Bierkanne, welche thüringiſch Schleifkanne, hennebergiſch Rätze heißt. In den Häuſern der Wohlhabenden, der Gutsbeſitzer, Pachter, Pfarrer, Förſter ꝛc. haben ſich indeß zahlreiche Gäſte aus den Städten eingefunden und die Kirmſen-Eſſen nehmen ihren Anfang. Haupt- und Lieblingsgerichte ſind Fiſche, Gänſe, Wildpret, Klöſe, Sauerkraut, und das Deſert beſteht aus Kuchen verſchiedenſter Art, namentlich Roſinen- und Mattenkuchen. Gleich nach der Mahlzeit wird Kaffee gegeben und unter Geſprächen, Spielen und Scherzen der Nachmittag verbracht. Ein Lieblingsſpiel der jungen Welt heißt der Kirmſenbauer. Ein insgemein durch's Loos Erwählter ſetzt ſich inmitten des Zimmers auf den Stuhl. Die Uebrigen machen bunte Reihe, faſſen ſich an den

Händen und ſchließen einen Kreis, worauf ſie den Sitzenden umwandeln und ſingen: Man giebt dem Bauer ein'n Stoß, :,: wobei jeder Mitſpielende dem Sitzenden einen leichten Stoß giebt, dann geht es ſo fort: Man giebt dem Bauer ein'n Schlag, ein'n Rupf, wobei der Sitzende leiſe geſchlagen und am Haar gerupft wird, endlich, nach ſo viel Leiden, heißt es auch: Man giebt dem Bauer ein'n Kuß, den natürlich nur der weibliche Theil der Geſellſchaft ertheilt; jede mitſpielende Schöne muß den Bauer küſſen. Hierauf heißt es weiter: „Der Bauer wählet ſich ein Weib." Dieſer wählt nun die der Jungfrauen, die ihm die Liebſte iſt, ſie nähert ſich ohne Weigern, küßt ihn und ſetzt ſich auf ſeinen Schoos. Nun bekommt auch die Bäuerin von jedem der das Paar umkreiſenden Mitſpieler einen Kuß, worauf die Bäuerin dann noch einmal den Kirmſenbauer küßt und das Spiel ſich endet, jedoch ad libitum mit einem neuerwählten Bauer fortgeſetzt werden kann.

Es liegt eine artige Symbolik in dieſem Spiel. Stoß, Schlag und Haarrupfer ſcheinen die mühevolle Arbeit des Bauers durch drei Viertheile des Jahres anzudeuten. Nun kommt die Kirmſe, deren Angenehmes durch den Kuß der Schönen ſich ausdrückt, und das Erwählen der Hausfrau und ihre Küſſe deuten das ſtillhäusliche Winterleben mit ſeinen Familienfreuden an. Es kommt auch vor, daß die Bäuerin ſich noch ein Kind wählt.

Das junge Landvolk durchzieht an manchen Orten nach der Kirche das ganze Dorf mit Muſik, feſtlich geputzt, mit Bändern und Blumen. Die Kirmſenburſchen tragen ein auf die Achſel geſtecktes bunt ſeidenes Tuch, das ſie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachſene Töchter wohnen, die zu den Kirmſenjungfern gehören, wird Kuchen zum Feſte geſteuert, den man auf einem Schiebekarren voraus und zum Gelage fährt. Auch ziehen wohl die Kirmſenburſchen und Mädchen in die Häuſer der genannten Honoratioren und tanzen dort, wenn es nur irgend der Raum erlaubt, einige Reihen. Auch der Hahnenſchlag iſt an manchen Orten üblich, der Bärentanz, wobei der den Bären Vorſtellende in Gerſtenſtroh gebunden wird und Gaben oder Scherzprügel bekommt, ſowie Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge nach befreundeten Nachbarorten u. dgl. So auch wird zum oftern nach einem Hammel geritten, der, geſchmückt, in feierlicher Prozeſſion durch das Dorf geführt und geleitet, dann unter Muſik und Jubel geſchlachtet und endlich verzehrt wird.

Eine Eigenthümlichkeit thüringiſcher Kirmſen iſt und war ſonſt noch mehr die freilich nicht zu rühmende, daß es in der Regel nicht ohne tüchtige Prügel abging. Dieſe waren die beißende Würze, meiſt aufkeimend aus Eiferſuchten und verwandten Leidenſchaften. Ein geringer Anlaß war oft das Zündkraut, das, aufflammend in einer tüchtigen Ohrfeige, das ſchwere Geſchütz einer Schlägerei losbrannte, die wohl ſtundenlang währen konnte. Schnell bildeten ſich Parteien, der Geiſt ſtarker Biere entflammte die Kampfluſt, Stuhlbeine wurden ausgedreht, um damit zuzuſchlagen, ſteinerne Bierkrüge flogen nach den Köpfen, es ging nicht ab ohne Blut. Wehe aber dem Dorfe, in dem bei ſolcher Schlägerei Einer todt blieb, das hatte „ſeine Kirmſe verſchlagen,“ durfte in einhundert Jahren nicht wieder Kirmſe feiern. Man hört genug Dörfer nennen, in denen die zweite und dritte oder vierte Generation ein Volksfeſt entbehrt, weil einer ihrer Urelternväter das Unglück hatte, einen andern an ſolchem Freuden- und Friedensfeſte zu erſchlagen.

An beſondern Volksfeſten ſind immer noch die thüringiſchen Orte reich, obſchon die Mehrzahl der früher gefeierten nicht mehr gefeiert, oder doch nicht mehr mit dem frühern Glanze begangen wird. Auch hier leuchtete mit mancherlei Feſtluſt die Metropole voran. Am Trinitatistage, doch nur alle ſieben Jahre, ward mit allem nur erdenklichen Pomp das Kirchenfeſt der Erfurter Heiligen, Eoban und Adelar, Bonifacius Gefährten, begangen, deren Gebeine in einem maſſivſilbernen Sarge ruhten. Tauſende von Wallern fanden ſich ein, und gegen 8 Uhr Morgens ſchritt aus dem Dome die feſtliche Prozeſſion unter dem Geläute aller Glocken. Das goldne Banner der Stadt mit dem Bildniſſe der beiden Heiligen ward vorangetragen, Prieſter, Mönche, Ordensbrüder ꝛc. folgten, zwölf Senatoren der edelſten Geſchlechter trugen den Sarg von Kirche zu Kirche. Es folgten der Weihbiſchof mit dem Hochwürdigſten, dann die Rathsglieder, die Wappner, die Trabanten, die Junkherren, die Armbruſt- und die Büchſenſchützen — doch dieſe Feier endete ſchon im Anfang der Reformation, und der Silberſarg ward ſpäter in kleine dünne Bracteaten ausgeprägt, die noch heute Sargpfennige heißen.

»Der Walperzug nach der Wagdweide« hieß ein anderes Erfurter Feſt, an welchem die Bürgerſchaft zur Erinnerung an einen im Jahre 1304 am Walpurgistage unternommenen kühnen und glückgekrönten Zug gegen einige Raubburgen nach der Höhe des Steigerwaldes in Schaaren wallte, wo das von ihr gebrochene Raubſchloß Dienſtberg ſtand, grüne Maien abſchnitt und mit toſendem Jubel bei Wein und Bier unter Zelten und im Freien ſich vergnügte. Daß dabei Prügel nichts ſeltenes waren, lag in der Natur der Sache, und da öfters Mord und Todtſchlag dabei vorfielen, ſo ward das Feſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf hohen Befehl eingeſtellt. Gleichwohl blieb vom Walperzug ein langer Nachhall.

Der reizende Steigerwald öffnet nicht minder noch heute ſeine grünen Hallen der Feſtluſt des grünen Montags (im Juli). Es war in frühern Zeiten der Tag der Rathsmeiſterwahl aus den fünf großen Handwerken: Tuchmacher, Fleiſcher, Kürſchner, Schmiede und Gerber (Lober). Am Feſt aber nehmen alle Handwerker Theil, die den Hammer führen. Da ſtehen Maien vor den Läden der Schuhmacher, und den Eingang der Schuhgaſſe ſchmückt insgemein eine Ehrenpforte. Vor und nach Tiſche zieht Alles in den Wald und ergiebt ſich dem Genuß der Freude.

Das Frohnleichnamsfeſt ward früher in Erfurt mit großer Pracht begangen, und beſonders war es die Feſtprozeſſion, welche Schaaren von Zuſchauern aus der ganzen Umgegend herbeizog. Ihr Urſprung datirt aus der Jeſuitenzeit, und ſie brachte der Stadt vielen Vortheil durch die ungeheure Menge zuſtrömender Fremden. Auf den Straßen waren Altare errichtet, wo Meſſen geleſen wurden, und bei der Wandlung dröhnten Kanonenſchüſſe von den Feſtungsbergen, erklangen die Glocken, rollte die Maria Glorioſa, die große Domglocke, ihren dumpfen feierlichen Metalldonner über die Stadt und die Gegend hin. Auch dieſes prachtvolle, religiöſe Kirchenfeſt lebt nicht nur in der Erinnerung, ſondern es wird noch alljährlich ernſt und feierlich begangen, nur minder pomphaft.

Ganz beſonders freudige Feſtluſt brachte den Erfurtern »der Martins-Tag und -Abend.« Der heilige Martin war einer der Schutzpatrone von Mainz und Erfurt, Grund genug, ſein Andenken zu ehren und ſeine Gänſe zu ſpeiſen. Aber auch eines andern Martin war dabei zu gedenken, Martin Luthers, der aus der Erfurter Auguſtinerkoſterzelle als der Schwan trat, den Huß ſterbend prophezeite. Auch am Martinsfeſte nahm die glückliche Kinderwelt ihren fröhlichen Antheil; Martinslichter in allen Formen und Farben durchirrten des Abends die Straßen, man ſang beſondere Liedchen, und von der Domcavade erſchollen ernſte Geſänge, während in Paläſten und Hütten die altthüringiſche Gaſtlichkeit fröhliche offne Tafel hielt.

Mühlhauſen feierte ſonſt ein glänzendes Gregoriusfeſt, an welchem, wie am Erfurter grünen Montage, alle Handwerker Theil nahmen, und mannichfacher Putz, manche beluſtigende Mummerei zur Erſcheinung kam, wobei Knaben, Bürger, Soldaten in bunten Aufzügen ſich zu überbieten ſuchten. Es iſt dieſes Feſt, das noch in gar manchem thüringiſchen Ort ſeinen Nachhall findet, und das auch in Sachſen verbreitet war und iſt, abgeſtellt worden. Hingegen ſteht ein andres, wahrhaft ſchönes Volksfeſt zu Mühlhauſen noch in voller Blüthe und möge immer dauern. Es iſt das Poppenroder Brunnenfeſt. Eine kleine halbe Stunde von der Stadt lag ein, jetzt nicht mehr vorhandenes Dorf Poppenrode, deſſen mächtiger Brunnen nach der Stadt geleitet wurde, und dieſer von vielfachſtem Nutzen iſt, denn ſein Waſſer treibt zwölf Mühlen, ſpeiſt zwei Teiche, deren Areal 216 Acker umfaßt, und dient in der Unterſtadt noch mehrern Fabriken und Gerbereien. Nahe dem Brunnen iſt ein Luſthaus erbaut und ſeine Umgebung ſelbſt eine lachende

Anlage neben einem kleinen ehrwürdigen Haine. Alljährlich im Juni ziehen die Behörden, das geiſtliche Miniſterium, die Lehrer und ſämmtliche Schulen unter Abſingung frommer Lieder nach dem Brunnen hinaus, es wird eine Rede gehalten, in welcher dankbar die Segnungen, welche dieſer Brunnen der Stadt Mühlhauſen gewährt, hervorgehoben werden. Lob- und Danklieder folgen der Rede und unter Trompeten- und Paukenſchall ertönt das feierliche „Herr Gott, Dich loben wir!“ in welches die ganze zahlreich verſammelte Menge einſtimmt. Dann überläßt ſich dieſe der geſelligen Freude. Der größte Theil der Bevölkerung Mühlhauſens wohnt dieſer Feier bei, und aus der ganzen Umgegend finden ſich zahlreiche Theilnehmende ein. Die weibliche Jugend, die mit Blumen und Kränzen geſchmückt, hinauszieht, wirft dieſe in das Baſſin der Quelle, wo ſie lange fortblühen und grünen. Als ich zum erſten Mal dem Bach entgegen hinaus nach Poppenrode ging, nicht wiſſend, daß wenige Tage zuvor das Brunnenfeſt gehalten worden war, überraſchte es mich, daß von Zeit zu Zeit auf dem ſtill dahingleitenden Bach eine ſchöne Blume geſchwommen kam, und der Anblick dieſer friſchblühenden holden Frühlingskinder, goldgrün und in allen Farben wunderbar aus dem Baſſin leuchtend, während die Sonnenſtrahlen durch der Bäume Laub herabzitterten, regte eigenthümlich poetiſch an, ohne daß ich vermochte, meinen Gefühlen Worte zu geben. Das alterthümliche Brunnenhaus trägt die ſchöne ſinnige Inſchrift:

Ut lymphae Nymphas nimbus coronat,
Ad fontem frontem fronde coronet.

Altberühmt und nicht minder bis in die Neuzeit fortlebend iſt das Kirſchenfeſt zu Naumburg, ein Kinderfeſt, an welchem die Bevölkerung gern und freudig Antheil nimmt. Die allbekannte Sage verweiſt ſeinen Urſprung in die Huſſitenkriege. Ein Biſchof Naumburgs, Gerhard von Goch, ſtimmte auch mit für Huſſens Feuertod auf dem Conzil zu Conſtanz. Jenen zu rächen am Gebiete dieſes Biſchofs führte Procop ein 10,000 Mann ſtarkes Böhmenheer nach den thüringiſchen Gefilden und zog um Naumburg den Ring einer todtdrohenden Belagerung. Der Bürgermeiſter der

Stadt ſandte ſechshundert Kinder in Sterbehemden in das feindliche Lager, daß ſie um Gnade flehen ſollten, und wirklich rührten ihre Bitten den ſtrengen Huſſitenfeldherrn. Er brach in der nächſten Nacht das Lager ab, und zog mit ſeinem Heer von dannen. Die Geſchichtsforſchung hat längſt dieſer Sage Fehde geboten und ſie mannichfach bekämpft, aber die Sage iſt unüberwindlich, und hier iſt ihr das alljährlich am 28. Juli von der ganzen Bevölkerung freudig gefeierte Volks- und Kinderfeſt Schirm und Schild, auf das ſie ſich ruhig lächelnd ſtützt, wenn die Gegnerin aus alten Pergamenten Trophäen baut.

Thamsbrück, Stadt im Kreis Langenſalza, feiert ein ſogenanntes **Ablaßfeſt** am Montag vor Johannis. Das Bürgermilitair zieht mit Muſik und Fahne auf das Rieth, und macht einige Manöver, worauf Tanz und Volksluſtbarkeiten folgen. Dieſes Feſtes Urſprung wird auf doppelte Weiſe angegeben. Einmal, weil 1517 Tezel dort zum letztenmal Ablaß verkauft habe, dann aber, weil 1197 der Ort für ein Fräulein von Cammerforſt zu einem Feldzug nach Oſtfriesland drei geharniſchte Ritter ſtellte, wofür jenes Fräulein eine Waldung im Cammerforſter Revier von 380 Acker an die Stadtgemeinde abgelaſſen haben ſoll.

Groß-Bargula, Dorf im Kreis Langenſalza, wo nach einer Sage Karl der Große erzeugt worden ſein ſoll, wo Bonifacius die erſte Kapelle erbaute und zu Beglaubigung der Wahrheit deſſen, was er lehrte, ſeinen Stab in den Boden ſtieß, der alſobald zum grünenden Wunderbaum wurde, hat am Pfingſtfeſte eine ganz eigenthümliche Volksluſtbarkeit, den **Graskönig**, herſtammend aus altgermaniſcher Sitte der Laubeinkleidung (in Baiern »der Waſſervog'l«). Ein junger Burſche wird ganz in grüne Pappelzweige gebunden, ein Blumenkranz ſchmückt ſein Haupt, man hebt ihn auf ein Pferd und durch das Gewimmel der Zuſchauer bewegt ſich der Zug. Zwei Reiter mit weißen Stäben und in ihrer Sonntagstracht eröffnen ihn, dann folgen, ebenfalls beritten, die Muſikanten. Neben dem Graskönig reitet zur Rechten und zur Linken ein Burſche, des Königs Pferd zu lenken. Nun geht es zum Amtshaus und zu den Honoratioren, der

König wird präſentirt, und es werden die üblichen Geſchenke in Empfang genommen. Hierauf naht der Zug den „ſieben Linden“ auf dem nahen Sommerberg, der König wird vom Pferd gehoben, und ſein grünes Gewand wird zerſchnitten. Alles fällt über die Zweige her, jeder ſucht ſich eines derſelben zu bemächtigen, denn das iſt Dorfglaube, wo auch nur ein einziger dieſer Zweige auf ein Flachsfeld geſteckt wird, geräth der Flachs und wird lang. Ein luſtiges Gelag mit Muſik und Tanz beſchließt die Feier, die oft bis zum Grauen des nächſten Morgens dauert. Auch in Gispersleben (Dorf im Kreiſe Erfurt) iſt eine ähnliche Feier üblich.

Ihr verwandt iſt das Laubmännchen in Ruhla, das dort die Kinder machen aus friſch abgeſchnittenem Buchenlaub, womit einer über und über bekleidet wird. Die oben überm Kopf zuſammengebundenen Zweige bilden die Krone; da geht es im lauten Jubel durch den ganzen Ort. Dann tanzen die jungen Mädchen ſingend mit dem Laubmännchen. Anderwärts nennt man ſolchen in Laub eingekleideten den grünen Mann, den Lattichkönig, und führt ihn dem Schulzen vor, der rathen ſoll, wer im Laub ſteckt, und wenn er das nicht erräth, ſich mit Bier löſen muß. Dieſe Sitte erinnert ſehr an die in England, wo der Laubmann Jack im Grün heißt und ſeinen Umzug am 1. Mai hält.

Dieſe Frühlingsmummereien leiten dahin, des Sommergewinnens zu gedenken, das in Eiſenach, hauptſächlich von der Georgenthorvorſtadt-Jugend als Volksfeſt begangen ward und mit Einſchränkungen noch begangen wird. Es wurde am Lätareſonntag gehalten und war ein eigentliches Todtaustreiben, wie es in Böhmen, in Niederſachſen, im Voigtland und andern Ländern gefeiert wurde. Es wurde eine insgemein ſtrohene Puppe herumgetragen und zuletzt verbrannt, oder in das fließende Waſſer geworfen. Dazu ſangen die Kinder mancherlei Verschen, z. B.:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär er dies Jahr hinne (im Ort) geblieben.

Oder:

Wir tragen den alten Tod hinaus

Hinter's alte Hirtenhaus.
Wir haben nun den Sommer gewonnen.

Früher ſollen bei dieſer Kinderluſt junge Mädchen und Burſche ein Rad angezündet, an das ein Strohmann gebunden war, und es von der Höhe des Mittelſteins haben herablaufen laſſen. Als Jugendfeſt iſt aber das Sommergewinnen noch immer im Gang. Aehnliche Todtaustreibung im Schwarzburgiſchen, zu Mankenbach im Thale der Lichte, und Unterhain, beide im Amte Königſee, auch zu Unterweißbach u. a. ebenfalls Lätare; die Figur aus Birkenbuſchen, nur in einen Waſſertümpfel geworfen.

Das ſo häufig verbreitete Gregoriusfeſt wurde in Meiningen, wie in Suhl unter dem Namen Biſchof alljährlich am Montag nach dem erſten Mai von der Jugend gefeiert. Ein Knabe ward als Biſchof verkleidet und durchzog im Geleite die Stadt; ſpäter, als das abkam, trugen die Currentſchüler zwei mit prachtvollen Bändern ganz voll behangene Spieße in zwei Abtheilungen durch die Stadt, und eine zahlloſe Kinderſchaar ſchloß ſich jubelnd an. Während jene in den Häuſern eine kleine Geldſpende empfingen, ſchrien die Kleinen in einem fort: Dreimal 'rum, der Biſchof kommt, Vivat hoch! War der Umzug geendet, ſo theilten die Currentſchüler das Geld und machten ſich luſtig; an die übrigen Schüler der untern Klaſſen wurde am andern Tag eine Spende, in Folge eines Legats vertheilt, am Biſchofstage ſelbſt aber wurden Excurſionen in Begleitung der Lehrer gemacht, welche Urſache waren, daß die Kinder ſich wochenlang vorher auf den Biſchof freuten. Jeder Knabe trug ein ſo geſchältes Weidenſtöckchen, daß die Hälfte der Schale noch daran ſaß, oder eine bemalte Papierfahne, oder auch hölzerne Spieße. Wie oft bin ich ſelbſt mitgezogen! Jetzt iſt das ganze harmloſe Kinderfeſt abgeſtellt und nur der Name lebt noch fort, wie der Brauch eines weiten Spaziergangs.

Dafür blüht dieſes heitre Lenzfeſt, das man der Jugend nicht entziehen ſollte, in Coburg unverkümmert und mit allem Luſtglanze fort. Da führen, Muſik und Fahnen voran, die Lehrer ihre Schaaren im Feſtſchmuck zum Theil in hübſcher Verkleidung, da erſcheinen auch noch Knaben, die Brazeln an Stäben tragen, wie das Wunderhorn einen abbildet, und auch die Mädchen halten, weißgekleidet, mit Blumenkränzen im Haar ihre Freudenzuge hinaus auf eine mit Zelten und Laubhütten geſchmückte Wieſe, die wie ein Smaragd im Ring der paradieſiſchen Natur um Coburg liegt, und Alt und Jung giebt ſich dem Genuß erlaubter Freuden hin.

Schmalkalden hat eine acht Tage lang dauernde Johannisfeier. Vom Sonntag vor bis zum Sonntag nach Johannis halten die Bewohner der verſchiedenen Viertel und Vorſtädte Tänze auf öffentlichen Plätzen innerhalb grüner Lauben und Schranken, eine Feſtlichkeit, welche dort, doch ohne kirchliches Begehen, die Kirmſe vertritt. Auch bei Apolda eine Johannisfeier, früher mit Laubeinkleidung, dem Kornblumenmann, in einem heitern Kinderfeſt, aber ohne den Laubmann, nachhallend. Stadtilm hat einen Kirſchenmarkt mit Schäfertanzen.

Hie und da in Thüringen gehören auch die freien Bürgerjagden zu den Volksfeſtlichkeiten, ſo in Gotha und Erfurt, die zu vielfachen Spaß Anlaß geben und eine große Menge Theilnehmende hinaus in die herbſtlichen Gefilde führen. Iſt dieſe Jagd auch nur niedre, ſo iſt doch die Luſt eine unendlich hohe und den wackern Leuten, die ſie genießen, wohl zu gönnen. Es ſind ohnehin dem Gewerbtreibenden der Freudentage nicht allzuviele vergönnt. Da wird gar mancher arme Lampe geſchoſſen, nicht immer mit Blei, oft mit Silber, um nur eine Beute in der Jagdtaſche mit nach Hauſe tragen zu können, und der Hauptſpaß endet, wie immer, mit Muſik und Tanz unter Zelten und Buden und mit fröhlichem Zechen.

Ebenſo verdienen die Kriegerfeſte zur Erinnerung an die Schlacht bei Belle-Alliance, ſeit 1835 im Großherzogthum Weimar kirchlich begangen, den Volksfeſten, die im Schooſe Thüringens entſtanden, beigezählt zu werden, da ihre Feier ſich ganz volksthümlich, mit Aufzügen, Muſiken u. ſ. w. geſtaltet. Am verletztgehaltenen zu Jena waren noch 2000 alte Krieger verſammelt, und Profeſſor Kries ihr Führer. Als die Schlacht an der Katzbach geſchlagen war, führte

Major Lincker Blücher von 800 Thuringern noch 50 Mann vor und empfing das Lob der Tapferkeit von der ganzen Armee.

Wie die oben erwähnten Frühlings- und Sommerfeſte ein Nachhall altdeutſcher Jahreszeitenfeiern ſind, ſo auch ſicherlich ein Winterfeſt, das in Schweina (Herzgl. S. Meiningiſcher Flecken) alljährlich noch begangen wird und auf das ich zuerſt aufmerkſam gemacht habe in Meyers Thuringens Merkwürdigkeiten 2tes Heft. Dicht über dem Ort erhebt ſich ein Berg, der Döngels- oder Tungelsberg genannt, was man von Antonius ableiten will. Am Chriſtheiligabende verfügen ſich Knaben und Jünglinge auf dieſen Berg und errichten eine hohe Feldſteinpyramide, wobei einige geiſtliche Lieder abgeſungen werden. Am Abend aber beginnt ein Feſtzug aus dem Ort auf die Höhe, mit längſt zuvor bereiteten ungeheuern Fackeln aus Schleuſen von Fichten- oder Birkenholz, die mit Hobelſpänen, Werg und Pech ausgefüllt und mit Reifen verbunden ſind. Die Fackelträger treten in eine Reihe und ſingen ſchöne Weihnachtlieder, dann werden die Fackeln auf einen Haufen geworfen und die Schaar zieht wieder herab; auf dem Plan werden beim Scheine von Laternen und Grubenlichtern Chriſtfeſtlieder aus dem Geſangbuche geſungen, und die Ortsmuſikanten begleiten den Geſang mit ihren Inſtrumenten. Um 12 Uhr Nachts wird mit allen Glocken geläutet, vom Cantor und dem Chor noch ein Lied angeſtimmt und mit Läuten und Singen dreimal abgewechſelt. Ein ähnliches Winterfeſt hat Eisfeld; einer Sage nach verging ſich die Aebtiſſin eines dortigen Kloſters und kam mit Zwillingen nieder, zur Strafe wurde ſie mit ihrem Kinderpaar verbrannt. Nun iſt es üblich, daß am Sonntag nach Neujahr nach dem Nachmittagsgottesdienſt Muſikanten und Chor ſich auf dem Markt verſammeln, wo mit Muſikbegleitung das Lied: „Nun danket alle Gott,“ geſungen wird. Alt und Jung läuft hinzu und ruft: Frau Holle wird verbrannt! Frau Holle ſoll jene Aebtiſſin geheißen haben, man ſieht aber gar wohl, daß uralter Brauch ſich nur an die ziemlich haltloſe Sage anklammerte, und daß das Verbrennen der Winter- und Schneegöttin, die nun aufhört, ihr Federbette zu ſchütteln (Flocken zu ſtreuen), eine Symbolik war, die ſich erhielt, ohne von den Nachkommen verſtanden zu werden. In Waſungen heißen die Gänſe Hullala, vielleicht eine Identification der Hulla, Hulda, mit den Federn, die ja auch zumeiſt im Winter gewonnen werden.

Bei der ſchon oben erwähnten Vorliebe des Thüringervolkes für Muſik, Geſang und Tanz kann es nicht fehlen, daß auch das Volkslied noch lebendig iſt, und in der That, es wird noch allüberall in altgewohnter Weiſe geſungen, zumal auf dem Walde. Eigenthümlich einfache, meiſt ſchwermüthige, zum Herzen dringende Melodien begleiten dieſe Lieder, von denen manche, wie auch bei der Sage der Fall iſt, über einen großen Theil Deutſchlands verbreitet ſind, andre nur gewiſſen Provinzen angehören. Die Zeit und die vorwärtsſtrebende Kultur und Bildung ändert der Hauptſache nach nichts an dieſen Geſängen, es ſind immer dieſelben Gefühle und Gedanken, wie die Liebe der Geſchlechter ewig dieſelbe iſt, und die Liebe iſt auch das ewige Thema der Lieder. Es ſind noch heute dieſelben Völkerſtimmen, die Herder, Achim von Arnim und Clemens Brentano belauſchten, auch mein lieber Freund Profeſſor O. L. B. Wolff in Jena gab in ſeiner Halle der Völker, neben vielen trefflichen ausländiſchen Liedern, eine Reihe von ſolchen, die im Itzgrunde heimiſch ſind, doch ſind dieſelben auch in Thüringen, wie in Franken weit verbreitet und blühen einestheils unvertilgbar, anderntheils in immer neuen und ſchönen Veränderungen, wahre Penſées im Garten deutſcher Volkspoeſie, von einem Jahr in das andere hinüber. Wie oft habe ich als Knabe auf dem Dorfe mit Bauernburſchen und Bauernmädchen Arm in Arm bei gaſſenbreitem Abendwandeln die Lieder mitgeſungen: Morgen reiſ' ich weg von dir ꝛc. Marſchieren drei Regimenter wohl über den Rhein ꝛc. Es kann mich nichts Schönres erfreuen ꝛc. Herzlich thut mich freuen ꝛc. und ſo manches andre, von denen mir nur noch Einzelſtrophen durch das Gedächtniß ziehen, und deren Anfänge ich vergeſſen habe. Eins dieſer Lieder, ein Soldatenabſchied, das ich aus der Erinnerung niederſchreibe, iſt mir noch nicht gedruckt begegnet.

„Bauer, das ſag' ich Dir!
Bei Dir iſt mein Quartier,
Und wenn der Trompeter thut blaſen,
So weck' mich fleißig (zeitig) auf!“

„„Soldat, ſteh' Du nur auf!
Der Trompeter bläſt ſchon draus,
Dein Pferd iſt ſchon geſattelt,
Der Mantel gebunden d'rauf.““

„Mein Pferd, das ſag' ich Dir,
Du reit'ſt geſchwind mit mir.
Du mußt mich heute noch tragen
Vor mein fein's Liebchens Thür!“

„Da kam ich vor ein Haus,
Da ſchaut' das Mägdlein h'raus,
Mit ihr'n ſchwarzbraunen Aeugelein
Zu dem kleinen Fenſter h'raus.“

„Adjes, behüt' Dich Gott!
Ich muß jetzt reiſen fort,
Muß fremde Länder durchwandern,
Adjes, behüt' Dich Gott!“

„„So reiſ' in Gottes Hand,
Zu Waſſer und zu Land,
Und wenn Du wiederkommſt vor mein Haus,
Ich verlaß' Dich nimmermehr.““

Unnachahmlich ſchön und rührend iſt die Melodie des in Thüringen häufig geſungenen Volksliedes:

Ein ſchönes Mädchen einſam ſaß,
Im Wald an einer Quelle,
Ihr' Aeuglein war'n von Thränen naß,
Schmerzvoll vor ihre Seele.

Beſonders geſangliebend ſind unter andern die altenſteiner Gemeinden, von denen ſogar die Steinbacher ihre angeborne Geſangliebe zur Kunſtausübung ſteigern, durch welche letztere dem Fortblühen des Volksliedes aber mehr geſchadet als genutzt wird.

Eines der bekannteſten Abſchiedlieder, welches im Bragur, Bd. 1. S. 170, im Wunderhorn, Bd. 3. S. 74. und ſehr abweichend in Wolffs Halle der Völker, Bd. 2. S. 161. ſteht, theile ich hier ebenfalls mit, wie ich es erſt noch vor kurzem von einer ganzen Schaar Burſche und Mädchen, mit denen ich an einem ſchönen Frühlingsabende nach Schloß Altenſtein lustwandelte, ſingen hörte. **Meines weicht wieder von jenen beiden merklich ab und iſt ſehr gekürzt.** Wer Luſt hat, möge vergleichen:

Jetzt muß ich in Trauern leben,
Sagt mir an, ob ich's verſchuld't? :,:
Meinen Geiſt muß ich aufgeben!
Leiden will ich's in Geduld. :,:

An dem Himmel ſtehn zwei Sterne,
Leuchten heller als der Mond. :,:
Der eine ſcheint für mein ſein's Liebchen,
Der andre in den grünen Wald. :,:

Spielet auf, ihr Muſikanten!
Spielet auf ein Saitenſpiel! :,:
Meinem Schätzchen zu Gefallen,
Weil ich von ihr ſcheiden will. :,:

Rosmarin und Veilchenblätter
Schenk' ich meinem Schatz ein'n Strauß,
Ihr zu Lieb und mir zu Ehren,
Das ſoll ſein der Abſchiedſtrauß.

Nicht immer ſind die Lieder ſittſam und ſittlich; man vernimmt manches Rohe; doch iſt daraus nicht immer gleich auf Entſittlichung im Allgemeinen zu ſchließen; es iſt die bäuriſchderbe, geſundſinnliche Natur, die auch im Gaſſenhauer durchſchlägt und die Worte nicht auf die Goldwage höherer Geſittung legt. Von einem dieſer freilich nicht mittheilbaren Lieder führe ich blos den Anfang an:

Es hatt' ein Bauer ein'n blinden Sohn
Und die tike, tike tik, und die tike, tike tik,
Und die tike, tike tik ralalalallerelala
Der wollt' bei der Gret auf die Heirath gehn,
Und die tike ꝛc.
Und als er kam vor des Mädchens Thür
Und die tike ꝛc.
Da lag ein großer Riegel für
Und die tike ꝛc. ꝛc.

Wenn ſo eine Schaar von dreißig bis vierzig Burſchen ein derartiges lebendiges Lied ſingen, ſchüttern die Fenſter, zumal wenn mit den Fäuſten auf den Tiſchen accompagnirt wird. Sogar ein Scherzlied mit katholiſchem Anhauch fand ich, vielleicht daß es durch die glucksbrunner Fabrikarbeiter aus dem nahen Baiern herübergeflattert iſt; die jungen Leute ſangen es nach einer recht hübſchen Melodie, ganz verſchieden von der des Studentenliedes: Was kommt dort von der Höh', in deſſen Weiſe die Dichtung gehalten iſt. Geſprächsweiſe wurde die Ueberſchrift genannt:

Durch die Maus in den Himmel.

Ich fing mir eine Maus:|:
Ich fing mir eine ſchöne Maus
Ich fing mir eine Maus.

Die Maus, die hat ein Fell ꝛc.

Für's Fell bekomm' ich Geld ꝛc.

Für's Geld kauf ich ein Haus ꝛc.

In's Haus führ ich ein Weib*) ꝛc.

Da krieg ich einen Bub'n ꝛc.

Der Bub', der wird ein Pfaff' ꝛc.

Der Pfaff' lieſt eine Meſſ' ꝛc.

Durch die Meſſ' komm' ich in Himmel ꝛc.

Im Himmel iſt es ſchön:|:
Im Himmel iſt es wunderſchön,
Im Himmel iſt es ſchön.

---

*) Die Mädchen ſingen natürlich ein'n Mann

Im Himmel iſt noch Platz :|:
Im Himmel iſt ein ſchöner Platz.
Für mich und meinen Schatz.

Der dieſen Mittheilungen vergönnte Raum verſtattet mir nicht, der Lieder noch mehrere zu geben. Vielleicht in der Folge bei anderer Gelegenheit.

Tanzlieder ſind jetzt nicht mehr üblich, oder doch nur ſelten, aber es iſt erwieſen, daß man früher beim Tanze ſang, und die Spur der Tanzlieder reicht in frühe Zeiten hinauf. Die Minneſänger ſelbſt, die ihre Lieder meiſt mit der Fiedel begleiteten, mögen wohl zum öftern Tanzweiſen geſungen haben; daß dieſe letztern in Thüringen häufig waren, beweiſ't eine Stelle aus dem Parcifal Wolframs von Eſchenbach:

Dô vragete nûn hêr Gawan
Umb guote videlære
Ob der dâ keiner wære,
Dâ was wërder knappen vil
Wol gelêrt uf seiten-spil:
Ir keinen kunst was doch so gânz
Sine muesten strichen alten tanz;
Niuwe tenze was dâ wênek vernomen,
Dër uns von Duringen vil ist komen.

Ein ſpäteres Lied, das höchſt charakteriſtiſch thüringiſch-heſſiſche Tanzluſt überhaupt und eine Kirmſenſchlägerei um eine ſchöne Magd ſchildert, ſteht im Wunderhorn Bd. 2. S. 251. aus Kornmanns Mons Veneris. Es beginnt:

Zu Felsberg bat mich Klebte
Ich ſollt' ihm ſchreiben recht
Was ich geſehen hätte,
Von manchem ſtolzen Knecht,
In ein'm Dorf hieß Beſſa,
Da war ein groß Kürmes,
Darzu ein großer Tanz
Um einer Käthen Kranz,

ſo, und nicht „um einen Ketten-Kranz,“ wie die Herausgeber des Wunderhorns mißverſtehend druckten, iſt der Ausdruck des alten Gedichtes. Beſſa, alturkundlich Passahe, iſt ein kurheſſiſches Kirchdorf im Juſtizamt Gudensberg. Daß aber auch in neueſter Zeit die Muſikanten an gewiſſen Orten zum Tanze ſpielten und zugleich ſangen, weiß ich aus eigner fröhlicher Erinnerung, ſo wie, daß durch ſolch' originellen Brauch die Tanzfreude ſich ungemein erhöhte, und alle Theilnehmenden höchlich beluſtigt wurden.

Der thüringiſche volksthümliche Lieblingstanz iſt der Schleifer, Ländler oder Dreher, ein mäßig geſchwinder Walzer im $^3/_8$ Takt. Was vor einigen Jahren als Schottiſch wieder auftauchte, war nichts als frühbeliebter deutſcher Geſchwindwalzer. Wenn die Paare ſich zuſammengefunden und in Ordnung aufgeſtellt haben, beginnt die Muſik in ſanften Takten, während alle Paare ruhig gehen, dann wird abgewalzt, doch ſo, daß Tänzer und Tänzerin jedesmal erſt mindeſtens einen Takt der Muſik neben einander ohne Drehen ſich führend tanzen. Die bäuriſche Tänzerin, denn nur vom bäuriſchem Tanze kann hier die Rede ſein, da der vornehme längſt in allen möglichen außerdeutſchen Lieblingstänzen aufgegangen iſt, erſchien und erſcheint meiſt ſehr paſſiv, blickt ernſthaft zur Erde, und hielt früher beim Drehen faſt ſtets den Tänzer ſo, daß ſie ihm und er ihr beide Hände auf die Schultern legte. Dadurch gewann der Anblick der tanzenden Paare gerade nicht an Grazie, aber er gewährte einen Ausdruck von Innigkeit und züchtiger Hingebung, der dem deutſchen Volkscharakter entſprechend war und ebenſo dem ganzen Geiſt der Muſik, die ihn hervorrief.

Will man einmal wüthen, ſo wird Zweitritt getanzt, ein wilder bacchantiſcher Dreher, der die Pfoſten des Gebäudes erzittern macht. Bisweilen klatſchen beim Walzer die Tänzer Takt, ſtampfen wild mit dem Fuße, jauchzen laut; zu allem dieſen iſt beim Zweitritt keine Zeit. In Ruhla hatte man unter mehrern von den Vätern vererbten Tänzen, deren Namen, Springer, Birnſchüttler, Schlagmüller und Siebenſprung waren, einen Nationaltanz, der, gänzlich abweichend von den in Thüringen üblichen Volkstanzen ſicherlich als ein Erbſtuck aus den fruhen Väterzeiten und als aus einem andern Lande mit herubergebracht, anzuſehen war. Er hieß vorzugsweiſe „der ahle Dutſche“ (alte Deutſche) und zerfiel in zwei Theile, deren erſter lebhaft an die Tanze im baieriſchen Hochland, um Schlierſee und Tegernſee, erinnert. Man tanzte abwechſelnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine, gewöhnlich auf jedem einen ganzen Takt, wobei das zweite Bein hoch erhoben wurde. Die Hande, womit ſie ſich faßten, hielten Tänzer und Tänzerin bis zum Kopf empor, der andere Arm ward gravitatiſch in die Seite geſtemmt; dann tanzten beide iſolirt, mit voller Figur einander im Auge, und beide Arme in der Seite haltend. Der zweite Theil machte eine lange, bunte Reihe, jedes faßte den Vormann uber der Hufte, und nun wurde vorwärts gehupft, mit gleichen Beinen, und zwar ſo vehement, daß das Haus in ſeinen Grundfeſten erbebte. Man ubt ihn nicht mehr, dieſen eigenthumlichen Tanz, vor Jahren wurde er ſchon nur zum Scherz aufgefuhrt. Seine Muſik iſt vor dem Untergang gerettet, ſie ſteht in Moſch und Ziller: Verſuch einer Beſchreibung der Sachſen gothaiſchen Lande. Gotha, 1813, welches Werk auch einige Trachtenabbildungen giebt.

Ueber thüringiſche Volkstrachten wäre ein Buch zu füllen, trotz dem, daß das altnationelle mehr und mehr ſchwindet und einer Art ſtadtiſchen Putzes weicht, der mehr ubereinſtimmend iſt und weder etwas Maleriſches, noch etwas Schones hat. Der große Krieg hat unſerm Volke ein Andenken hinterlaſſen, das einigermaßen praktiſch erſcheint, die ruſſiſche Mutze. Wo dieſe in ihrer Steifheit und Unſchönheit und vollends als Dienſtmütze mit zweifarbigem Tuch vorkommt, wie in preußiſchen und heſſiſchen Provinzen, erinnert ſie an allerhand — nicht Wunſchenwerthes, am meiſten daran, daß wir nicht gar, ſtatt unter die ruſſiſche Mutze, unter den ruſſiſchen Hut kommen wollen. Die Volkstrachten wechſeln ſo häufig ab, wie die Dialekte, bisweilen nur in kleinen Nuancen zu größern ubergehend, bisweilen auch ſchroff ſich unterſcheidend, iſolirt, wie abgeſchnitten. Im öſtlichen Theile des Waldes geben die Alten noch in kurzen Lederhoſen, langen, dunkelfarbigen Röcken mit großen blanken oder mit Kämelgarn uberſponnenen Knopfen, Schnallenſchuhen und großem dreieckigen Hut; die männliche Dorfjugend gewinnt im unſern Tagen faſt durch ganz Thuringen eine Art einfacher, nationeller Tracht, Stiefeln, lange Tuch- oder Sommerzeughoſen, bunte Weſten und eine Jacke von grünem oder braunem Tuch, dazu eine leichte Tuchmutze, doch iſt nach Franken hin auch noch die Pelzmütze, der Bortel (aus Baret gebildet), ublich. Dieſe Tracht iſt bequem und kleidſam. Der abgeſchmackte Frackrock widerſteht dem geſunden Sinn der Dörfler, und es nehmen ihn nur ſolche an, die vielleicht als Handwerker in Städten arbeiteten und dann zu ihrem Dorfe zuruckkehren. Das weibliche Geſchlecht hält ziemlich feſt an altgewohnter Tracht, die oft recht maleriſch, oft aber auch unſchön iſt. Weſentliches Stuck iſt die Haube, deren Variationen gar nicht zu beſchreiben ſind; ſie iſt oft koſtſpielig, da das Haubenläppchen (Fleck) aus Sammt und Seide, echte Gold- und Silberſtickerei zeigt, und die Bänderfülle, die in mächtigen Schleifen das hintere Ende ziert, nicht minder theuer kommt, als die feinen Bänder und Spitzen, welche die Haube umgeben. Sonntagsſtaat in manchen wohlhabenden Dörfern um Gotha, namentlich Friemar, ſind ſchwarzſeidene ſtädtiſche Kleidung, mit Beibehaltung der Bänderhaube. Auf andern Dörfern werden dieſe Hauben mit wallenden Marabouts geſchmückt, und die ubrige Kleidung iſt ſtädtiſch, mit feinen ausgenähten Halstuchern und Krägen, die mit bruſſler Spitzen beſetzt ſind. In Volkenrode tragen die Frauenzimmer Federbuſche und hohe Schleifen auf den Hauben. Großer Luxus wird auch mit bunten ſeidenen Kopf- und Halstüchern getrieben. Die Mieder ſind insgemein bei der weiblichen Jugend bunt, bei verehelichten Frauen dunkelfarbig, die Röcke von Tuch oder Wollenzeug, grun mit lichtgrunem Beſatz, ſchwer und faltenreich. Oft vertritt ein einfaches Tuch die Haube, das um den Kopf gewunden wird, und von dem ein breiter Zipfel bis zum Nacken abfällt. Iſt das Tuch, das ſo faſt turbanähnlich um den Kopf gewunden wird, von bunter Seide, ſo ſteht es ſehr gut und kleidſam zu Geſicht.

In den Städten war lange Zeit eine beſondere Kirchentracht der Bürgerfrauen üblich, beſtehend in einer einfachen Gold- oder Silberhaube mit weit- und ſteifvorſtehender feiner Spitzengarnitur und ſeidnen Bänderſchleifen von entſprechender Farbe, gelb oder weiß. Halstuch und Strümpfe weiß, Schürze und Schuhe ſchwarz; ein großer und ſchwerer blauer Tuchmantel vollendete den kirchlichen Anzug. Sein Kragen lief nach hinten und nach den beiden Vorderenden ſehr ſpitz aus und hatte einen reichen Gold- oder Silbertreſſenbeſatz, der bei ärmeren, die wohl auch den Mantel ſchwarz trugen, durch ſchwarze Spitzen erſetzt ward. Solche Hauben und Mäntel erbten durch ganze Generationen, ich ſah ihrer noch genug in jüngern Jahren, namentlich in Arnſtadt, jetzt ſind ſie an manchem Orte ganz verſchwunden, ein Zeichen ſinkenden Wohlſtandes, denn daß ſie einem äſthetiſch verfeinerten Geſchmacksſinn gewichen, iſt nicht wohl zu glauben.

Eine, in Thüringen, zumal nach Franken hin, eigenthümliche weibliche Kopfbedeckung iſt der Schaubhut, ein praktiſcher Strohhut von der Form einer großen Haube für Mädchen meiſt mit grünem Bande und Roſette, für Frauen und bei Trauer mit ſchwarzem beſetzt, und bei Wanderungen, wie bei der Feld- und Wieſenarbeit getragen, der zu blühenden Geſichtern gar wohl ſteht. Gern ſchmükken die Mädchen dieſen Hut auch mit künſtlichen Blumen.

Trachten von beſonderer Eigenthümlichkeit finden ſich noch auf dem Walde und zumal in der Gegend um den Inſelberg, in den Orten Cabarz, Tabarz, Broterode, Ruhla. Wieder andre im Schwarzburgiſchen. Die Anzüge der Bräute waren, früher mehr als jetzt, beſonders bedungen, oft ſehr koſtſpielig, und das Brauthaid (eine Art Brautkrone von Flittern und Bändern) funkelte von Gold- und Silberzier.

Hochzeiten und Kindtaufen, ſeltner Leichenbegängniſſe, haben noch immer in ihrem Gefolge bedeutende Schmauſereien mit Muſik und Tanz, und erſtere Feier namentlich dauert bei Wohlhabenden in der Regel länger als einen Tag, meiſt drei, ja wohl gar acht Tage.

Daß bei ſolchen Gelegenheiten mitunter und nicht ſehr ſelten des Guten zu viel gethan wird, daß aus Schmauſereien bisweilen Schmeiſereien werden, möchte ich nicht als nationalcharakteriſtiſche Züge der Thüringer gelten laſſen; dergleichen begegnet in andern Ländern ebenfalls. Ein gewiſſer Wohlſtand, der im Flachland durch geſegnete Fluren, wohlgeordnete Wirthſchaften, zahlreiche Ritter- und Bauerngüter bemerkbar wird, und anderſeits ein Hang zum ſinnlichen Wohlleben, den auf dem ärmern Walde die Fabriken nähren, läßt hier nicht ſelten Fünf gerade ſein. „Sich ſehen laſſen,“ bezeichnet charakteriſtiſch genug einen Anflug von leichtſinniger Verſchwendung, ja Vergeudung des durch den Fleiß einer oder mehrer Wochen Erworbenen, und Originale zum Goethe'ſchen: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt,“ finden ſich auf dem Walde durch alle Stufen der Geſellſchaft. Dennoch iſt der Thüringer, und namentlich der Wäldner, ehrlich, genügſam, mit geringem Lohn zufrieden. Nirgend wird man ſehen, daß auf dem Walde lungernde Müſſiggänger ſich, wie z. B. in der ſächſiſchen Schweiz, zu Führern aufzudrängen ſuchen, oft muß man froh ſein, einen zu bekommen. Spricht man dieſe Leute freundlich an, ſo kann man darauf rechnen, gut unterhalten zu werden, und da vernimmt man Allerlei, zunächſt von der Familie, dann über Land und Leute, Herren und Diener, mitunter auch Klagen über drückende Volkslaſten, das leidige Zuvielregieren der Behörden und die Despotie einzelner Beamten, doch auch das ungeſchminkte Lob der Guten und Tüchtigen. Von Förſtern, Fabrikherren und Gewerkbeſitzern wird oft die ganze Verwandtſchaft genannt, und ihre Familienchroniken gehen von Mund zu Munde. Auch Sagen werden dem erzählt, der gerne welche vernimmt, doch gehört eine eigene Weiſe dazu, dieſelben hervorzulocken, da das Volk zu weit vorgeſchritten iſt, ſie noch zu glauben, mindeſtens wird nicht leicht Jemand den Glauben daran eingeſtehen. Iſt durch freundliche Begegnung und Mittheilung das Vertrauen geweckt, dann kann man darauf rechnen, Alles zu erfahren, was der Geleitsmann nur irgend ſelbſt weiß. Wer aber meint, den Leuten durch vornehmes Weſen zu imponiren, ſich barſch und rauh zeigt, vielleicht gar ſo ſchwach iſt, eines Titels wegen Reſpekt zu verlangen, der kann auf eine ſtumme Begleitung rechnen und wird ſicherlich heimlich verlacht.

So oft und ſo lange ich Thüringen durchreiſt und durchwandert habe, bin ich nie dem offenbaren Betrug, der Hinterliſt, oder ſonſt einer Schlechtigkeit, wie ſie anderwärts nicht ſelten gegen Reiſende verubt wird, begegnet. Oft boten ſich Leute auf ganzen Strecken zu Führern an, die dann jede dargebotene Belohnung verſchmähten, nie wurde mir vorkommenden Falles der Wunſch, eine Strecke weit mitzufahren, abgeſchlagen.

Schattenſeiten des Volks ſind auf dem Walde namentlich einiger Hang zum Wildern und vornehmlich zum Holzdiebſtahl. Die durch landſchädliche Plusmacherei immer mehr künſtlich geſteigerten Holzpreiſe, neben der ſchwer abzulegenden Gewohnheit, ſtark zu heizen, im Winter aber auch das wahre Bedürfniß, nähren den letztern, den der Wäldner im Naturrecht begründet glaubt und ohne Scrupel entſchuldigt. Es heißt ja Hol's, die Herrſchaft wird davon nicht arm, es kommt ja jährlich ſo viel um; das ſind die Gründe, mit denen das Gewiſſen zufrieden geſtellt wird, und ſo wird alljährlich aus den über ſechsmalhundert und funfzig tauſend Morgen Waldungen, welche über das thüringiſche Hochland, wie grüne Mäntel gebreitet ſind, auch einiges geſtohlen. Auch Kohlen werden von ſogenannten Mützenköhlern, die in tiefen Waldeinſamkeiten kleine Meiler errichten, heimlich gebrannt. Selten hört man von Waldbränden, meiſtens im Mai, wo nach dem Volksſpruch das Feuer mit Holz und Heu ranzt (ranzen heißt einestheils ſich luſtig machen, herumtummeln, anderntheils bei gewiſſen Thierarten, ſich begatten). Dann iſt aber auch alles hülfebereit, es bedarf kaum des Aufgebotes, um ganze Gemeinden an die Orte der Gefahr zu verſammeln, und es bewährt ſich auch hier eine der heimiſchen Nationaltugenden des biedern Thüringervolkes.

Können und Wiſſen.

Wer daraus, daß in Thüringen noch vielfach feſtgehalten wird an Väterbrauch und Väterſitte, daß die Poeſie noch nicht ganz vertrieben iſt durch die kalte Reflexion und den Hohn der Selbſtſucht, daß die Sage noch lebt in den Wäldern und Hainen, Burgen und Bergen, und daraus, daß Aufregung ohne Zweck und Ziel beabſichtigende Mißvergnügling äußerſt wenig Sympathie im Volke finden — ſchließen wollte, es mangle dem Lande an Intelligenz, geiſtiger Regſamkeit, Streben nach höheren Intereſſen und Vertretern derſelben, der würde ſich mächtig irren. Ein Land, das im Herzen Deutſchlands liegt, kann ſich den Pulsſchlägen nicht verſchließen, die das Geſammt-Vaterland beleben. Die Sonderintereſſen der einzelnen Staaten gehen ja ohnehin in denen des großen Ganzen auf. Daß Preußen, der Staat der Intelligenz, des Fortſchrittes, der Induſtrie, der Kultur und der Kraft, wichtige Theile Thüringens unter ſeinem Scepter hält, iſt für ganz Thüringen eine Bürgſchaft, daß es nicht ſinken werde, vielmehr, daß es, Schritt haltend mit der allgemeinen Völkerentwickelung, in eigner ſelbſtbewußter Thätigkeit rührig vorwärts ſtrebend, der Zukunft entgegengeht, reif für die Segnungen und ſtark für die Prüfungen, die in ihrem verhüllten Schooſe ruhen.

Aus dem Hügelland, wie aus dem Bergland Thüringens ſind Männer getreten, die neben Deutſchlands Beſte ſich ebenbürtig ſtellen dürfen, und erwägt man die geringe Zahl der Quadratmeilen thüringiſchen Bodens gegen das übrige Deutſchland, ſo würde in einer Statiſtik deutſchen Geiſtes und deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit ſich für Thüringen ein überwiegend günſtiges Ergebniß herausſtellen. Eine ſolche

Statiſtik verdiente in der That geſchrieben zu werden, wäre es zum Anfang auch nur für einzelne Länder. Zuſammenſtellungen berühmter Männer, die eine und dieſelbe Heimath theilen, ſind gewiß verdienſtlich, aber ſchwer; was ich für Thüringen im Nachfolgenden mittheile, macht nicht den mindeſten Anſpruch auf Vollſtändigkeit, ich kann auf ſo beſchränktem Raume nur andeuten, nur einzelne Namen aus der Menge herausgreifen.

In einigen thüringiſchen Sagen weht ein Klang vom Nibelungenlied, von Chrimhilde und Attila. Der jenaer Minne- und Meiſterſingercoder, der wichtigſte nach dem pariſer, und wahrſcheinlich in Thüringen geſchrieben, enthält am vollſtändigſten das Gedicht vom Wartburgkrieg im Thüringerherrenton und Klinſors ſchwarzem Ton.

Thüringen überhaupt nahm Antheil an dem Aufſchwung der Poeſie ſchon unter dem Glanzgeſtirn der Hohenſtaufen; von den Zinnen der Wartburg wehte ihr freudiges Banner. In Thüringen erklang die Sängerharfe eines Wolfram von Eichenbach, Heinrichs des Erlauchten, des meißner Markgrafen; eines Heinrich von Veldeck, Reinmars des Alten und Reinmars von Zweter, des Tanhuſer, des Nithart, Walthers von der Vogelweide, und die Minne- und Meiſterſänger Chriſtian von Lupin, Heinrich Hetzbold von Weißenſee, der tugendhafte Schreiber, Meiſter Stolle, der Düring, der Hofgart, Biterolf und Andre waren Thüringer. Ich würde auch noch Heinrich von Oſterdingen und Klinſor von Ungerland nennen, erklärte nicht neuere Forſchung dieſe beiden für mythiſche Perſonen.

Schon im Jahr 1250 ward auf des thüringer Landgrafen Heinrich Raſpe's Geheiß die Bibel überſetzt.

Lebensbeſchreibungen und Chroniken lieferten in früher Zeit die Thüringer Johann Rothe, der auch ein Lehrgedicht von der Keuſchheit und die erſte thüringiſche Chronik ſchrieb, Nikolaus Mareſchall und der Mönch Dietrich von Apolda.

Thüringen gab Deutſchland ſeinen Luther, Thüringer waren Luthers Freunde und theilweiſe ſeine Gehülfen am großen Werk der Reformation: Agricola, Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Aurifaber.

Der Hiſtoriker Cyriak Spangenberg aus Nordhauſen, Ludwig Helmbold, der deutſche Aſſaph, aus Mühlhauſen, der berühmte Johann Arndt, Verfaſſer der vier Bücher vom wahren Chriſtenthum, aus Ballenſtädt, der Lyriker und Epigrammatiſt Ernſt Chriſtoph Homburg aus Mihla bei Eiſenach, der geiſtliche Liederdichter und Tonkünſtler Michael Altenburg aus Tröchtelborn, der Epigrammatiſt Valentin Löber aus Erfurt, Ueberſetzer Owen's; die Lyriker und geiſtlichen Liederdichter und Dichterinnen Georg Neumark aus Mühlhauſen, Verfaſſer des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," Gottfried Wilhelm Sacer, Emilie Juliane und Ludämilie Eliſabeth, Gräfinnen von Schwarzburg Rudolſtadt; die Hiſtoriker Paul Jovius aus Themar, Georg Michael Pfefferkorn aus Iſſta bei Eiſenach, der Polyhiſtor Tentzel aus Greuſſen, die Linguiſten Hiob Ludolff und Caspar von Stieler aus Erfurt, ferner die geiſtlichen und weltlichen Lyriker Ludwig Heinrich Freiherr Bachoff von Echt aus Gröben bei Jena, Samuel Rodigaſt, Verfaſſer des Liedes: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan," Johann Chriſtian Wetzel, Salomon Frank, Johann Caspar Schade, Erdmann Neumeiſter, nannten alle Thüringen ihr Vaterland.

Als einer der früheſten Romanſchreiber zeichnete ſich Chriſtian Friedrich Hunold von Wandersleben aus, als Rhetoriker Friedrich Andreas Hallbauer aus Allſtädt, als didaktiſcher Dichter Daniel Wilhelm Triller aus Erfurt.

In der Zeit immer höher aufblühenden Geſchmacks ſtellte Thüringen unter die Fahnen der Literatur den heitern Juſtus Friedrich Wilhelm Zachariä aus Frankenhauſen, den Idyllendichter Jacob Friedrich Schmidt aus Zella St. Blaſii im Thüringerwalde, den allbeliebten Johann Karl Auguſt Muſäus aus Jena, den Naturhiſtoriker Johann Chriſtian Daniel von Schreber aus Weißenſee, den berühmten Pädagogen Chriſtian Gotthilf Salzmann aus Sömmerda bei Erfurt, den gründlichen Hennebergiſchen Hiſtoriker Johann Adolf von Schultes aus Reinhardsbrunn.

Johann Georg Pfrenger aus Hildburghauſen ſchrieb ſein Gegenſtück zu Leſſing's Nathan der Weiſe, Johann Chriſtoph Frebing aus Ohrdruf gute Bücher für das Volk, der correcte Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha geſchmackvolle Dramen und Singſpiele. Weimar brachte ſeinen Friedrich Juſtin Bertuch hervor, Sondershauſen den begabten, aber unglücklichen Johann Karl Wetzel, Langewieſen auf dem Thüringerwalde den genialen Wilhelm Heinſe, Gotha ſeinen fleißigen Belletriſten und Literarhiſtoriker Heinrich Auguſt Ottokar Reichardt, Erfurt den unvergeßlichen Patrioten Rudolph Zacharias Becker, Buttſtädt den begabten Heinrich Carl Friedrich Peucer.

In den ſtrengwiſſenſchaftlichen Doctrinen thun und thaten ſich im neunzehnten Jahrhundert eine große Anzahl Thüringer hervor; ich nenne nur die Naturforſcher Blumenbach, Friedrich Siegmund Voigt, beide aus Gotha, Bechſtein aus Waltershauſen, Batſch aus Jena, Schäffer aus Querfurt, H. O. Lenz aus Jena, die Geographen Gaspari aus Schleuſingen,, Cannabich aus Sondershauſen, und den in Thüringen längſt heimiſch gewordenen Guts-Muths aus Quedlinburg; die Philoſophen Tennemann aus Kleinbeerenbach bei Erfurt, Gottlieb Ernſt Schulze aus Heldrungen, Johann Karl Friedrich Manſo aus Blaſienzella, Chriſtian Ernſt Gottlieb Jens Reinhold aus Jena, die Phyſiker und Chemiker Reinhold aus Saalfeld, Johann Karl Fiſcher aus Allſtädt, Bucholz und Tromsdorf aus Erfurt; die Aerzte Chriſtian Wilhelm von Hufeland aus Langenſalza, Heinrich Julius Schlegel aus Jena, Ernſt Ludwig Heim aus Selz bei Meiningen, Hohnbaum aus Hildburghauſen, Friedrich und Ferdinand Jahn aus Meiningen; die Philologen und Archäologen Friedrich Auguſt Wolf aus Hainroda bei Nordhauſen, Johann Chriſtian Auguſt Heyſe und der große Geſenius, beide aus Nordhauſen, Friedrich Münter, der berühmte Orientaliſt, aus Gotha, G. Karl Wilhelm Schneider aus Weimar, Mitternacht aus Hardisleben, Sonntag aus Weida, Faber aus Rodach, Sickler aus Tonna, Friedrich Wilhelm Thierſch aus Kirchſcheidungen, Roſt aus Friedrichrode, Wüſtemann aus Gotha; die Rechtsgelehrten Weigel aus Weida, Huſanus aus Eiſenach, Paul Johann Anſelm von Feuerbach, Friedrich Karl Eichhorn, beide aus Jena; die Theologen Deyling aus Weida, Dillherr aus Themar, Semmler aus Saalfeld, Johann Friedrich Röhr aus Roßbach bei Naumburg, Wilhelm Martin Lebrecht de Wette aus Ulla bei Weimar; die Geographen von Hoff und Stieler aus Gotha; der Artillerie-Schriftſteller Tilke aus Taubenburg. Als Hiſtoriker, Literarhiſtoriker oder Aeſthetiker erwarben Ruhm und Verdienſte von Schlichtegroll aus Walterſhauſen, Reinwald aus Waſungen, G. B. Friedrich Aſt, Friedrich Chriſtian Wilhelm Jacobs und Johann Friedrich Wachler aus Gotha, Leopold Ranke aus Wiehe, Heinrich Leo aus Rudolſtadt, Johannes Voigt aus Bettenhauſen bei Meiningen, Johann Gottfried Gruber aus Naumburg, Wilhelm Ernſt Weber aus Weimar, Heinrich Erhard aus Erfurt, Ferdinand Wachter aus Renthauſen bei Neuſtadt an der Orla, und viele Andre.

Von thüringiſchen Fürſten traten als beifallgekrönte Schriftſteller, jeder in eigenthümlicher Sphäre auf, Emil Auguſt Leopold, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, und Karl Bernhard, Herzog zu Sachſen Weimar-Eiſenach.

Welche Erfolge die theils wiſſenſchaftlichen, theils belletriſtiſchen Werke der thüringiſchen Schriftſteller Kaspar Friedrich Loſſius aus Erfurt, Chriſtian Karl André aus Hildburghauſen, Auguſt Friedrich Ferdinand von Kotzebue und Chriſtian Auguſt Vulpius aus Weimar, Valerius Wilhelm Neubeck aus Arnſtadt, Karl Gottlob Cramer aus Pödelitz bei Freiburg, Ernſt Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, gehabt haben, iſt allbekannt.

Auch edle thüringiſche Frauen ſind voll Zartgefühl und Würde in die Halle der deutſchen Literatur getreten, Emilie Harms aus Gotha, Sophie Albrecht aus Erfurt, Friederike Sophie Karoline Auguſte von Wolzogen aus Rudolſtadt, Friederike Brun aus Gräfentonna, Amalie von Helwig und Wilhelmine Genſicken aus Weimar u. A.

Auch die berühmte Bethmann, Deutſchlands größte naive Schauſpielerin, war aus Gotha.

Die Neuzeit brachte in Thüringen manchen im Gebiete der ſchönen Literatur wacker Strebenden hervor, der Anerkennung und Werthſchätzung fand. Ich nenne von dieſen nur Ludwig Storch aus Ruhla, **Karl Meyer** aus Gotha, Karl Auguſt Förſter aus Naumburg, **Kaspar Friedrich Gottſchalk** aus Sondershauſen, Friedrich Albrecht Franz Krug von Nidda aus Gatterſtädt bei Querfurt, Wilhelm **Gerhard** aus Weimar, **Chriſtian Schreiber** und Chriſtian **Müller** aus Eiſenach, Auguſt **Kuhn** aus Eckartsberga, Karl Heinrich Grumbach aus Merſeburg, Karl Panſe aus Naumburg, Theodor Chriſtian **Tetzner** aus Frankenhauſen, Friedrich Moſengeil aus dem Meiningiſchen, Guſtav von Heringen aus dem Schwarzburgiſchen, Dr. Frommann aus Coburg, Philipp Heinrich **Welker** aus Georgenthal, Adolf Bube aus Gotha, Ludwig Hilſenberg aus Erfurt und viele Andere, ſowie die Frauen Charlotte Luiſe Wilhelmine von Ahlefeld aus Stedten bei Weimar, Eliſe Charlotte **Rächler** aus Nordhauſen, Adelheid von Stolterfoth aus Eiſenach, Luiſe **Marezoll** aus Jena, Talvj aus Halle, Lina **Reinhard** u. A., und manches in der Stille knospende ſchöne Talent wird noch ſeine Geiſtesblüthen auf den Altar des Vaterlandes legen. Auch an Naturdichtern iſt Thüringen nicht arm, und die Gegenwart ſchenkte uns einige ganz ausgezeichnete, davon ich nur den Büchſenſchäftermeiſter **Horneffer** aus Suhl, den Schuhmachermeiſter Neumann aus Waſungen, der als Dialektdichter neben Hebel zu ſtellen iſt, und den jungen Landmann Ernſt Stertzing aus Neubrunn bei Meiningen nenne. Von dieſen dreien hat Storch's Thüringer Bote erfreuende Proben mitgetheilt. In Jena lebt der Schriftſetzer **Treunert** als Lyriker hochbegabt.

Manche der oben Genannten fanden im Auslande ehrenvollen Ruf und entſprechende Stellungen. Auch eine Anzahl kaiſerlich ruſſiſcher Staatsräthe und ſonſtige Beamte der Krone ſind Thüringer; ich nenne nur den Diplomatiker Geheimen Rath Beck aus Arnſtadt, den Director mehrerer Departements im kaiſerlich ruſſiſchen Generalſtabe Reiſſig aus Weißenſee, Dorn, einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten, Profeſſor am orientaliſchen Inſtitut, Frommann, erſter Prediger an der Petrikirche in St. Petersburg, iſt aus Coburg, der Erzieher des Großfürſten Conſtantin, Hofrath Auguſt von Grimm, mit dem ich mich in Jugendtagen in den heitern Gefilden Arnſtadts oft erging, wo wir, innig befreundet, unſere kleinen Leiden und Freuden theilten, iſt aus Stadtilm. Er iſt ein ſinnig gemüthvoller Componiſt und Dichter.

Dagegen iſt das kleine Thüringen den ſtrahlendſten Sternen der Nationalliteratur zur zweiten Heimath geworden, hat vielen andern Begabten Aſyle gewährt und darf einen Antheil von ihrem Ruhme in Anſpruch nehmen. Das ſchöne Lob, günſtig gnädige Schirmherren edler Wiſſenſchaften und Künſte zu ſein, iſt ſchon von den Zeiten der Reformation her den Herrſchern der Thüringerlande unbeſtreitbar und erreichte unter der Aegide Karl Auguſt's ſeine glänzendſte Höhe.

Goethe, Schiller, Herder, Wieland — ſie wurden und waren die Unſern, und was durch ſie Hohes, Edles, Schönes, geiſtig Anregendes an dem kleinen thüringiſchen Flüßchen Ilm geboren wurde, es iſt Deutſchland, Europa, ja der ganzen civiliſirten Erde zu Gute gekommen. Wenn ich alle Uebrigen zu nennen vermochte, die in Thüringen ruhmvoll lebten und wirkten, zum Theil noch leben und wirken, ſo würde ihrer eine lange Reihe werden; nur einige Namen hervorzuheben ſei vergönnt, die davon zeugen mögen, daß Thüringen auch Wiſſenſchaft und Kunſt des Auslandes wohl zu würdigen weiß und wußte.

Neben dem Glanze der Gelehrſamkeit, den die thüringiſchen Hochſchulen Jena, Halle, und früher Erfurt durch ihre Lehrer ausſtrahlten, waren es vornehmlich und ſind es bis dieſen Tag die zahlreichen Fürſtenreſidenzen, wo Wiſſenſchaften und Künſte Schutz, Anerkennung und Pflege fanden. Mag in politiſcher Beziehung die Trennung des Innendeutſchlands in viele kleine Staaten von Vielen beklagt werden, den Künſten und Wiſſenſchaften iſt dieſe Trennung nicht zum Nachtheil gediehen, ſie leitete zu manchem edeln Wetteifer der Fürſten hin; jeder ſtrebt, ſoviel in ſeinen Kräften ſteht, die Künſte zu unterſtützen, die Wiſſenſchaften zu fördern, und ſo bringen die Meiſten von ihnen, Schillers unſterblichen Spruch:

„Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt Du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an,“

in Bezug auf deutſchen Ernſt und deutſche Wiſſenſchaftlichkeit redlich in Erfüllung.

Der mit Ruhm genannte **Dichter Novalis (Freiherr Friedrich von Hardenberg)** bekleidete die Stelle eines königlichen ſächſiſchen Amthauptmanns über Thüringen. In Erfurt glänzte Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, es lehrten dort Eoban Heſſe, Wieland, Heinrich Schorch, Johann Georg Meuſel. In Weimar wurden heimiſch, Joachim Heinrich Chriſtoph Bode, Karl Ludwig von Knebel, Friedrich Hildebrand von Einſiedel, Johanna Karoline Amalie Ludecus (Amalia von Berg), Georg Reimbeck, Johann Daniel Falk, Johanna Schopenhauer, Friedrich Maier, Friedrich Karl Ludwig Freiherr von Seckendorf, Friedrich Wilhelm Riemer, Stephan Schütze, von Schorn, Freiherr von Biedenfeld, Oskar Ludwig Bernhard Wolff (jetzt in Jena), Eckermann, von Sternberg, Apel von Maltitz, meiſt edle Dichternaturen, welche Thüringen gern zu den Seinen zählt.

In Jena lebten und lehrten David Chriſtian Seyboldt, Heinrich Eberhard Gottlieb Paulus, Johann Gottlieb Fichte, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling, Johann Dietrich Gries, Martin, Baumgarten-Cruſius; lehren in der Gegenwart die berühmteſten Männer Heinrich Luden, Eichſtädt, Wilhelm Karl Friedrich Suckow, Dietrich Georg Kieſer, Friedrich Sigismund Voigt, Karl Wilhelm Stark, Karl Friedrich Bachmann, Jacob Friedrich Fries, Ferdinand Hand, Johann Wolfgang Döbereiner, Ernſt Reinhold, Karl Wilhelm Göttling, Friedrich Gottlieb Schulze, Karl Hermann Scheidler, Heinrich Wilhelm Ferdinand

Wackenroder, Ferdinand Wachler und Andere. Dort fand auch Heinrich Döring ein Aſyl.

In Gotha und Coburg lebten und leben von Nichtthüringern von Thümmel, Baron von Grimm, Löffler, Bretſchneider, Uckert, Rückert (auf Neuſes), Kries 2c., die Aſtronomen von Zach und von Lindenau, Enke und Hanſen.

Meiningen erfreute ſich eine Zeitlang mindeſtens des Verweilens von Schiller und Jean Paul Friedrich Richter; als eingeborne Schriftſteller zeichneten ſich außer den obengenannten noch aus die Mitglieder der Walchiſchen Familie im Meiningiſchen, in Schleuſingen und in Jena, wie die der Familie Heim, der Geolog Johann Ludwig Heim (Sohn des hennebergiſchen Hiſtorikers Johann Ludwig und Bruder des berühmten berliner Arztes Ernſt Ludwig Heim), der Philolog und Aſtronom Konrad Schaubach, der Hiſtoriker Georg Emmrich, der früh geſtorbene Karl Schöppach.

Doch ich unterlaſſe weitere Namhaftmachung aus dieſem Gebiete, um keinem Einzelnen, der ein Recht auf dieſelbe hätte, durch unwillkührliches Verſchweigen wehe zu thun. Das Talent regenerirt ſich in der Menſchenwelt oft ſo überraſchend und wunderbar, wie ſeltne Pflanzen und Blumen, die bisweilen an fremden Stellen begegnen und hervorgekommen erſcheinen, wo Keiner ſie ſuchte und ahnete. Der Blüthenſtaub des Genius ſchwebt befruchtend über der Welt, wie eine lichte Wolke, und bewirkt, wo er ſich niederſenkt, das Entfalten göttlicher Keime.

Die plaſtiſchen und zeichnenden Künſte werden in Thüringen nicht vernachläſſigt. Zahlreiche Denkmale, zum Theil von hohem Kunſtwerthe, geben von früher Ausübung derſelben Zeugniß, doch gingen die Namen der Meiſter mehrentheils verloren; in neuern Zeiten mag unſer Thüringen mit gerechtem Stolz auf folgende Namen blicken. Samuel Bottſchild aus Sangerhauſen, der 1707 als erſter Hofmaler und Gallerieinſpektor und Direktor der Akademie zu Dresden ſtarb; Friedrich Wilhelm Eugen Döll aus Hildburghauſen, Hofbildhauer und Profeſſor der bildenden Künſte in Gotha, wo er 1816 ſtarb. Sein Denkmal Winkelmann's ſchmückt Roms Pantheon. Johann Veit Doll aus Suhl, königlich preußiſcher Hofgraveur, Akademiemitglied, einer der erſten Steinſchneider. Sein Sohn ward Hofmedailleur und Münzmeiſter zu Karlsruhe. Chriſtian Nicolaus Eberlein aus Rudolſtadt, geſchickter Bildmaler, ſtarb als herzoglich braunſchweigiſcher Galleriedirector zu Salzdahlum 1788. Mit großem Fleiß arbeitete Johann Heinrich Meil, 1729 zu Gotha geboren, in den Kunſtfächern der Malerei, Plaſtik und Metallotypie, der in Leipzig und Berlin ſeine Kunſt übte, und 1803 ſtarb. Ebendaſelbſt ſtarb 1785 der Modellmeiſter der königlichen Porzellanmanufaktur, Friedrich Elias Meyer, Bildhauer aus Erfurt. In neuerer Zeit erwarben ſich anerkennenswerthes Verdienſt Profeſſor Rathgeber zu Gotha, Pfeifer aus Suhl, Angelica Facius zu Weimar, denen man herrliche Medaillen dankt, Münzgraveur Helfricht zu Gotha, deſſen Medaillen man mit Fug den beſten an die Seite ſtellen kann. Karl Barth, einer der erſten Stecher Deutſchlands, iſt aus Hildburghauſen gebürtig; Bahmann aus Suhl; Darnſtadt aus Neuſtadt a. d. O. Das bibliographiſche Inſtitut zu Hildburghauſen beſchäftigt fortwährend ausgezeichnete Stecher, von denen ich nur die Thüringer Meyerodt und Nordheim aus Weimar nenne. Unter den vaterländiſchen Plaſtikern verdient noch rühmlichſte Erwähnung der Hofkunſtdrechsler Schulz in Meiningen, nebſt ſeinen beiden Söhnen. Er wurde in Anerkennung ſeiner Leiſtungen zum Mitglied der Berliner Akademie der bildenden Künſte ernannt, und empfing eine goldne Ehrenmedaille. Die aus dem Atelier dieſer Künſtlerfamilie hervorgegangenen Elfenbeinarbeiten zieren manches auswärtige Kabinet und beurkunden nicht nur tüchtiges Studium, ſondern laſſen auch in der Technik nichts zu wünſchen übrig.

Auch in dieſem Kunſtgebiete gehen die Fürſten Thüringens rühmlich voran, und gewähren wackern Künſtlern Sold und Ehre. Die Freude an edler Bauluſt, die in der Jetztzeit theils neu in's Leben rufend, theils umgeſtaltend und ſchmückend bei ſo manchem Fürſtenbau rege iſt, z. B. Schloß Landsberg bei Meiningen, durch Landbaumeiſter Auguſt

Döbner entworfen und ausgeführt, die durch Hofbaurath Eberhardt in Gotha zum Theil kunſtvoll erneuten und verſchönten Fürſtenſchlöſſer Ehrenburg und die Feſtung zu Coburg, Kalenberg, Roſenau, Reinhardsbrunn, ſodann die Reſidenz zu Weimar, die Wartburg und ihr künſtleriſcher Ausſchmuck gewähren zahlreichen einheimiſchen und fremden Künſtlern willkommene Beſchäftigung. In Weimar malen Rehr, Preller, Remde, in Coburg Schneider, in Meiningen Lindenſchmit, Eberlein u. A. Ebenſo ſind tüchtige Decorationsmaler in Weimar, Gotha, Coburg und in Meiningen beſchäftigt. In letzter Stadt zeichnet ſich Paul Schellhorn als Decorations- und Dioramenmaler aus. Dazu kommen noch Kapellen, Theater, Grabmonumente, Altäre. Wer dieſe Bauten mit ihrem ornamentalen Schmuck in Stein und Holz, ihre Malereien in Oel, Fresco und Enkauſtik ꝛc. betrachtet, mag ſich ſelbſt ſagen, daß in unſrer Heimath Elemente genug vorhanden ſind, künſtleriſches Streben zu fördern. Tüchtige junge Plaſtiker ſind auch Ferdinand Müller, Hofbildhauer in Meiningen, und Conradi in Hildburghauſen. Von lebenden einheimiſchen Malern erwarben Etzdorf aus Pösneck, S. Diez aus Sonneberg, Jacobs aus Gotha, Schneider aus Coburg, Wagner aus Meiningen, Luiſe Seidler aus Weimar höchſt ehrenvollen Ruf. S. Diez gab in London Portraits of the royal family and distinguished nobles and commoners of Great Britain heraus. Er hat ein koſtbares Album europäiſcher Notabilitäten gezeichnet.

Noch muß ich hier wiederholt eines vaterländiſchen Inſtituts gedenken, dem in artiſtiſcher Beziehung ein zweites in Deutſchland nicht gleich kommt. Es iſt das bibliographiſche Inſtitut zu Hildburghauſen, aus dem die trefflichſten Stahlſtiche in überraſchender Schnelle der Aufeinanderfolge hervorgehen, das die wackerſten Kräfte beſchäftigt. Der beſcheidene Sinn des Chefs, Joſeph Meyer, verſchmäht jede öffentliche Lobeserhebung, weil ſolche, zumal aus Freundesmund kommend, ſo leicht mißdeutet wird, daher ſtütze ich mich, weil ſein wichtiges Etabliſſement hier unerwähnt zu laſſen, eine arge Vernachläſſigung wäre, auf die Worte des Grafen Razynski in deſſen Werk: Geſchichte der deutſchen Kunſt. Aus dem Franzöſiſchen von F. H. von der Hagen. 3 Bde. 1841. 4. Graf Raczynski erwähnt Bd. III. S. 415 „die erſtaunliche Thätigkeit, welche dieſes Inſtitut (das bibliographiſche) entwickelt, das ſich aber nicht der Gunſt des Buchhandels zu erfreuen ſcheine. Es beſchäftigt 120 Künſtler, größtentheils Stahlſtecher und Deutſche. 70 Preſſen ſind in beſtändiger Bewegung. Die Werkſtätten der Anſtalt in Hildburghauſen, Maßfeld, Neuſtadt, Schweinfurt, Amſterdam, Paris und Philadelphia beſchäftigen 100 Perſonen. Hr. J. Meyer hat Stahlſtiche anfertigen laſſen, die ihn 5 bis 10,000 Gulden gekoſtet haben.“

Allen übrigen ſchönen Künſten voraus aber erſtrebte die Muſik auf Thüringens geſangreichem Boden hohen Aufflug. Thüringen hat Deutſchland mehr berühmte Muſiker geboren, wie kaum ein anderes deutſches Land, und immer noch pflegt es in allen ſeinen Gauen und Marken dieſe göttliche Kunſt mit hoher Liebe. Die Anlage und Neigung zur Muſik wird den meiſten Individuen angeboren, und aus manchem einſamen thüringiſchen Dorfe erwuchſen der muſikaliſchen Kunſt kräftige Stutzen, berühmte Vertreter.

Vom ſagenhaften Minneſinger-Liederſtreit auf der Wartburg an, bis auf unſre Tage iſt Thüringen von Sang und Klang durchhallt. Luther's Verdienſte um die deutſche Muſik und um den Choralgeſang iſt allbekannt. Lukas Loſſius aus Bacha förderte durch ſeine Pſalmodie den Geſang mächtig, der Creuzburger Michael Prätorius errang durch ſein beifallgekröntes syntagma musicum einen Weltruf.

Der meininger Sänger und Componiſt Ornithoparchus ließ 1533 oder noch früher ſein gründliches Werk Musicae activae Micrologus erſcheinen. Johann Thüring, ein Kantor aus dem weimariſchen Dorfe Willerſtedt, erwarb ſich ſchon zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts als Kirchencomponiſt Ruf und Ruhm; der Tonndorfer Avianus, der Steinbacher Johann Avenarius, die Schleuſinger Michael und Sebaſtian Frank wirkten für Muſik erfolgreich, eben ſo Schwenkenbecher aus Magdala, Schnegaß zu Friedrichrode, Gerber aus Sondershauſen, und viele Andere, bis in Eiſenach am 21. März 1685 der ſtrahlende Stern am Himmel deutſcher Tonkunſt, Sebaſtian Bach aufging. Was er ihr war und leiſtete, was durch ſeine Schule der Muſik zu Gute kam, bedarf nicht meiner Auseinanderſetzung. In Weimar wurden Wilhelm Friedemann und Carl Philipp Emanuel Bach geboren, aus dem gothaiſchen Dorfe Wechmar ging Heinrich Bach hervor und bildete mehrere ſeiner Söhne zu geſchickten Muſikern und Organiſten. Eiſenach, wo Luther vor den Thüren geſungen, brachte außer dem großen Bach, auch den genialen blinden Virtuoſen Friedrich von Erlach, den Violiniſten Johann Wilhelm Hertel, den Muſiktheoretiker Carl Joſeph Klein und Johann Jacob Löwe hervor, nicht minder einen Hertel, Telemann und Birkenſtock.

Nordhauſen gab Deutſchland den verdienſtvollen Johann Auguſt Günther Hainroth, die Brüder Johann Wilhelm und Johann Georg Chriſtian Heſſe, Heinrich Michael Keller. Mühlhauſen den frommen Organiſten Ahle, der es bis zur Bürgermeiſterwürde ſeiner Vaterſtadt brachte, und unter andern einen muſikaliſchen „Thüringer Luſtgarten“ herausgab. Sein Sohn Johann Georg, zeichnete ſich auf gleichem Gebiete frühzeitig aus, ward gekrönter Poet und beurkundete dadurch einen vaterländiſchen Sinn, daß er den meiſten ſeiner Compoſitionen, denen er Muſennamen gab, das Prädikat Unſtrutiſch vorſetzte: Unſtrutiſche Calliope, Unſtrutiſche Polyhymnia u. ſ. w.

Wer kennt und achtete nicht den Namen Georg Neumark? Auch ein Mühlhäuſer. Das Mühlhauſen nahe Dorf Görmar gab Deutſchland den mit Achtung genannten Dichter und Componiſten M. Johann Lorenz Albrecht; ein andrer Albrecht, Johann Matthäus, der als geſchätzter Organiſt zu Frankfurt am Main 1768 ſtarb, wurde zu Oſterbehringen bei Gotha geboren; zu Großenbehringen Ernſt Wilhelm Wolf.

Andere Ortſchaften im Gothaiſchen, Weimariſchen und Erfurtiſchen brachten die Muſiker und Componiſten Johann Ludwig Böhner aus Tottelſtädt, als genial und eigenthümlich, viel bekannt und genannt, Johann Chriſtian Heinrich

Rink, den großen Hoforganiſten zu Darmſtadt, aus Elgersburg, den Gambiſten Rieſch und den Nürnberger Harfner Lang aus Ilmenau, Johann Heinrich Buttſtädt aus Bindersleben, den berühmten Gambiſten Ernſt Chriſtian Heſſe aus Großengottern, den vielſeitigen Johann A. Göpel aus Pferdingsleben, Johann Peter und Johann Chriſtoph Kellner aus Gräfenrode, erſten Lehrer der Tonſetzer Kirnberger aus Saalfeld und Ringk aus Frankenhain, Johann Chriſtian Rüdiger aus Biſchleben, Johann Baltin Scherlitz aus Geſſel, Auguſt Heinrich Wenk aus Bruheim, den tüchtigen Carl Gottlieb Umbreit aus Regſtedt hervor; zu Langenſalza ward Chriſtian Johann Philipp Schulz geboren. Die Namen der Erfurter Muſiker und Organiſten Conſtantin Bellermann, Carl Volkmar Bertuch, Chriſtian Reinhardt, Ludwig Ernſt Gebhardi, Johann Wilhelm Häßler, Johann Peter Theodor Rehrlich, Wilhelm Auguſt Traugott Roth, Johann Chriſtian Kittel (Sebaſtian Bachs letzter Schüler) haben in der muſikaliſchen Welt den beſten Klang.

Die „leiſere Welle“ der Ilm lauſchte den ernſten Tönen Gottfried Wilhelm Finks aus Stadtſulza, deſſen mit hoher Achtung genannter Name wohl keinem deutſchen Muſiker von Bildung fremd iſt.

Der treffliche Kirchencomponiſt Johann Friedrich Doles aus dem meiningiſchen Dorfe Steinbach, der ganz ausgezeichnete Celliſt Juſtus Johann Friedrich Dotzauer aus Häſelrieth bei Hildburghauſen, der Muſikäſthetiker Dr. Wilhelm Chriſtian Müller aus Waſungen, der geſchätzte Theoretiker Johann Gottfried Vierling aus Metzels, alle nennen wir mit Stolz die Unſern. Gotha entſtammten die Brüder Romberg, Johann Chriſtian Reinhardt und ſeine Gattin Adelheid, geborne Galetti, ſo wie L. Spohr's Gattin, eine geborne Scheidler, berühmte Harfeniſtin. Aus Weimar ſtammte der Violiniſt und Bratſchiſt Kranz, die Brüder Eberwein u. A. Meiningen gebar den Cembaliſten Ambronn. In Kühndorf bei Meiningen ward Johann Ludwig Willing geboren. Salzungen gab Friedrich Chriſtian Ruppe das Leben.

Aus dem Hildburghäuſiſchen gebürtige Muſikſchriftſteller und Componiſten ſind Chriſtian Carl André, Johann Andreas Gleichmann aus Beckſtadt, in Eisfeld wurde Dillinger, ein älterer Kirchencomponiſt geboren, in Stelzen bei Eisfeld Johann Georg Gleichmann. Dem S. weimariſchen Orte Buttelſtädt entſtammte der Orgelvirtuos Krebs, und ebendaher war auch Johann Friedrich Faſch, Vater von Carl Friedrich Chriſtian Faſch, dem Stifter der Berliner Singakademie. Zu Stotternheim ward Georg Peter Weimar geboren, und ebendaher der Londner Horniſt Müller; zu Raſtenberg Ernſt Friedrich Rösler, ein ausgezeichneter Orgelvirtuoſe. Zu Coburg erblickte Johann Ernſt Rothe das Licht der Welt, zu Großneundorf im Amte Gräfenthal der Orgelvirtuos Johann Gottlieb Nicolai. In Sondershauſen wurden geboren Chriſtian Ludwig Borberg, Ernſt Ludwig Gerber, Auguſt Friedrich Rothe, in der Nähe zu Großenfurra M. Georg Ludwig Agricola, ein älterer Kirchencomponiſt. Arnſtadt ſtellte die Brüder Gräſer, den Trompetevirtuoſen Gottlieb Friedrich Brand. In Stadtilm wurden die Brüder Friedrich und Albert Gottlieb Methfeſſel geboren. Wo hätte neben Wenzel Müller ein Liedercomponiſt mehr Beifall, Anerkennung und Verbreitung ſeiner Compoſitionen gefunden, als der letztgenannte? Königſee gebar den Theologen und Muſikalterthumsforſcher Johann Georg Abicht; zu Hauſen, auch im Schwarzburgiſchen, wurde Johann Kaspar Vogler geboren, den Sebaſtian Bach ſeinen ausgezeichnetſten Schüler nannte.

Die mehr oder minder einheimiſchen und auswärtigen Rufes ſich erfreuenden Componiſten und Muſiker Drobs, Einicke, Eyſel, Johann Peter Heuſchkel, Georg Michael Kemmlein, Johann Kirchner, Friedrich Hartmann, Reinmann, Johann Conrad Roſenbuſch, der vielzerſtreute, gemüthsinnige Benda, gehörten alle Thuringen an.

Unter den jüngern thuringer Muſikern, Virtuoſen und zum Theil Componiſten darf ich nennen: Johann Simon Hermſtedt aus Langenſalza, welchen Fink den erſten Clarinettiſten unſrer Zeit nennt, Carl Heinrich Meyer aus Nordhauſen, Friedrich Rohr aus Gotha, Andreas Zollner aus Arnſtadt, Daniel Elſter aus Benshauſen, die Brüder Eichhorn, Johann Gottfried Ernſt und Johann Carl Eduard, aus Coburg, Friedrich Müller aus Orlamünde.

Als zum Theil berühmte und geſchätzte thüringiſche Orgelbauer und Inſtrumentenmacher verdienen genannt zu werden: Georg Matthäus Riſch aus Ilmenau, Johann Georg Finke zu Saalfeld, Carl Auguſt und Heinrich Grenſer aus Wiehe, Hortung zu Schloßvippach, Ratzmann zu Ohrdruf, der Glockengießer Johann Gottfried Hahn aus Gotha, Jacob Auguſt Otto ebendaher, mit fünf Söhnen, ſämmtlich treffliche Inſtrumentenmacher in auswärtigen Städten, Georg Chriſtoph Heidenreich aus Tennſtedt, Johann Georg Schank aus Oſtheim, der zu Weimar wirkſam war, Johann Friedrich Schulz aus Mühlhauſen, Voigt zu Liebenſtein und Schneider zu Salzungen fertigen ſehr geſuchte, treffliche Fortepiano- und Flügelinſtrumente. Die Brüder Wagner aus Suhl erbauten die berühmte Orgel in der Dresdner Frauenkirche. J. A. Stumpf aus Ruhla iſt königlicher Harfenfabrikant in London. Er hat ſchon weit über Eintauſend gute Pedalharfen gefertigt. Die Pedalharfe darf dort in keinem vornehmen Hauſe fehlen. Ein einziges ſolches Inſtrument koſtet 1100 Gulden. Ohnlängſt erfand und baute ein armer Glaſergeſelle zu Burgtonna ein neues Taſteninſtrument, das er orgelähnliches Fortepiano nannte und in Gotha aufſtellte. Es hat 6½ Octaven von klangreichem, gleichförmigen Ton und eine zweite Claviatur für die zarten Tonarten, die von wunderbaren Klang dem Inſtrument entſtrömen.

Wie günſtig und fördernd in muſikaliſcher Beziehung die meiſt ausgezeichneten und vortrefflichen fürſtlichen Hofkapellen und Regimentsmuſiken oder auch letztere allein in den Städten Erfurt, Weimar, Meiningen, Coburg, Gotha, Rudolſtadt, Sondershauſen, Mühlhauſen und Langenſalza wirken, leuchtet ein. Aber auch in Städten, wo weder Hofhaltungen ſind, noch permanente Regimentsmuſiken, wie Arnſtadt, Hildburghauſen, Eiſenach, Schleuſingen, Frankenhauſen ꝛc. beſtehen Muſikvereine, die ſich und ihren Mitbürgern manchen hohen Genuß verſchaffen.

Der Geſangpflege in Thüringen erwähnte ich ſchon oben; es iſt kaum möglich, alle Sangvereine, Liedertafeln und Liederkränze zu kennen und zu nennen, jede Stadt hat ſolche, und gar mancher Amtsort, manches Dorf. Ein großer »Thüringer Sängerbund«, deſſen Sitz und Leitung Erfurt, die Metropole, ſucht alle zu vereinen.

Die grandioſen Muſikfeſte, welche der mit Ehren genannte Frankenhäuſer Cantor Georg Friedrich Biſchof (ſpäter in Hildesheim) ſchon im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts veranſtaltete, ſind noch nicht vergeſſen, ja er war es, der mit dieſen Feſten ganz Deutſchland voranging, obſchon er ſich ihnen aufopferte. Ihr Klang und Glanz hallte und ſtrahlte, unterſtützt von den wackerſten Kräften zu Erfurt, zu Lübeck, zu Hamburg, zu Helmſtedt, zu Quedlinburg wieder; es vereinten ſich ganze Städte zu großartiger Feſtproduction nach Thüringens Vorgang, und am Rhein, an der Elbe und am Neckar wurden Muſikfeſte begangen. Der thüringiſch ſächſiſche Muſikverein wurde gegründet, die erhabenſten Tondichtungen kamen durch ihn und ähnliche Vereine zur Aufführung. In wie hohem Grade ſolche Feſte und Vereine zur Einigung, Belebung des Nationalſinnes und Gefühles, zur Sittigung und Veredlung beitragen, bedarf keiner Erörterung.

Die theatraliſche Kunſt findet zwar in großen Städten und namentlich in den Reſidenzen mächtiger Herrſcher eine glänzendere Pflege, als in den kleinern möglich iſt, ihr angedeihen zu laſſen, doch lehrt Erfahrung, daß die Wegſchleuderung enormer Summen an fehl- und ſpielfertige Hiſtrionen nicht immer die wahre Kunſt der Bühne fördern, ſo wenig wie der übertriebene Dekorationsprunk, der nie höher ſtieg, als zur Zeit des tiefſten Verfalls der dramatiſchen Poeſie, in jener Schnörkel- und Perückenperiode, wo keine Hof-Oper gegeben ward, ohne mit erſtaunlichen Maſchinerien alle Elemente, Himmel und Hölle, große und kleine Himmelslichter in Bewegung zu ſetzen.

Wie die wahre deutſche dramatiſche Kunſt von Thüringen aus Impulſe empfangen, wie Gotha unter der Leitung eines Eckhoff und Iffland, Weimar unter Goethe und

Schiller vorgeleuchtet, iſt bekannt, ebenſo, daß nachher die Bühne überall rückwärts gegangen. Stehende Hoftheater unterhalten blos S. Weimar, Schwarzburg-Sondershauſen und S. Coburg-Gotha, letztere wechſelt zwiſchen den beiden Reſidenzſtädten, die vorletztere zwiſchen Sondershauſen und Arnſtadt. Meiningen hat nur in den Wintermonaten Theater, Rudolſtadt im Sommer, Erfurt wird auch nur von ambulanten Bühnen zu unbeſtimmter Zeit beſucht.

Schauſpielhäuſer erſten Ranges, zum Theil neu und würdig, beſitzen Weimar, Gotha, Coburg, Meiningen, zweiten und dritten Ranges befinden ſich zu Rudolſtadt, Sondershauſen, Hildburghauſen, Liebenſtein u. A.

Theaterlokale mit andern Zwecken verbunden haben Erfurt, Naumburg, Mühlhauſen, Eiſenach, Arnſtadt ꝛc.

Im Uebrigen herrſcht in Thüringen viel Sinn und Vorliebe für die dramatiſche Kunſt, daher ambulante Theatergeſellſchaften, wenn ſie nicht, wie leider aber häufig der Fall iſt, liederlich und mit Unredlichkeiten gegen die Mitglieder geleitet werden, mehrentheils ihre Rechnung finden.

Aus dieſer Vorliebe gehen auch zahlreiche Liebhaber-Theatergeſellſchaften hervor, die ſich in jedem Ort von Zeit zu Zeit bilden, eine Zeitlang fortbeſtehen und endlich, mehrentheils mit einigen Schulden, die Niemand bezahlt, ſich ſanft auflöſen.

Dieſe harmloſen Vereine gewähren den Antheilnehmenden viel Vergnügen, regen manche zur Fortbildung an, wecken ſchlummernde Talente, knüpfen Liebesbande oft für die Lebensdauer, gewähren ihre Ueberſchüſſe der Einnahme, wenn deren vorhanden ſind, den Ortsarmen, und ſind daher wohl zu dulden und zu fördern. Ich habe ſelbſt in jüngeren Jahren in dieſer Richtung mitgeſtrebt, und die Theatermühen jener Tage mitten in einengender Beſchränkung, bei nicht hochgeſpannter Erwartung und ſchonendem Urtheil, gehören zu meinen heiterſten Erinnerungen. Selbſt für volksdramatiſche Darſtellung, Marionetten- und Polichineltheaterweſen, iſt Thüringen immer noch ein ergiebiger Boden, und an den belebten Vogelſchießen fehlt ſelten der luſtige Casperle.

Wo aber die Kunſt ſich frei, ſtark und tüchtig entfalten ſoll und will, wird es ihr von großem Vortheil ſein, wenn gründliches Wiſſen ſie unterſtützt. Ein unfruchtbares Wiſſen bei totalem Unvermögen nützlicher und erfreuender Produktion, iſt der Welt zu gar nichts nütze, iſt höchſtens der todte Buchſtabe, der die empfangene Schwärze bewußtlos auf das weiße Papier wiedergiebt.

Auch der geiſtigen Förderungsmittel zum Eindringen in alle Wiſſensgebiete ermangelt Thüringen nicht, ja es hat dieſelben im vollen Maaße. Es iſt mit reichen Hülfsmitteln begabt, die im Verhältniß zum Territorialumfang andrer Staatengebiete in uberwiegender Mehrzahl vorhanden ſind.

Die Landes-Univerſität Jena, begrundet vom Churfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen, und 1557 vom Kaiſer Karl V. beſtätigt, im folgenden Jahre feierlich eröffnet, hat in der langen Zeit ihres Beſtehens manchen Sturm der Zeit würdig beſtanden, und iſt immerdar eine treue Pflegerin der Wiſſenſchaften geweſen. Nach einem erneuten Statut ihrer fürſtlichen Tutoren hat ſie als eine höhere Bildungsanſtalt die ſchöne Aufgabe: „gehörig vorbereitete Jünglinge für die Kirche und den Staatsdienſt tüchtig zu machen, überhaupt aber das Wahre, Schöne, Gute und Heilige nicht nur in ſich zu bewahren, ſondern auch immer mehr zu verbreiten.“ Als eine geordnete Corporation in dieſem Sinne ſanctionirt hat ſie mit dem Prorector, dem Concilium (engern Rathe) und dem Senate (weitern Rathe), ihre Vorſtände und Vertreter, und ſteht unmittelbar unter dem Miniſterium zu Weimar und dem des jedesmaligen Inſpektionshofes der herzoglich S. gothaiſchen Linien. Rector magnificentissimus iſt ſtets der regierende Großherzog zu Sachſen Weimar. Ein beſonderer Regierungsbevollmächtigter hat die Inſtruktion eines Curators der Univerſität. Die Geſchäftsleitung führt aus jeder Fakultät ein Mitglied mit dem Prädikat Dekan, dieſe bilden das Concilium, unterm Vorſitz des Prorektors; ein Senior ſteht jedem Dekan zur Seite. Das erſte Mitglied der juriſtiſchen Fakultät führt den Titel Ordinarius, der Prorektor heißt Magnificenz, ſein Amt iſt ein halbjähriges und geht der Reihe nach von einer Fakultät auf die andere über. Der Senat beſteht, ebenfalls unter dem Vorſitz des Prorektors, aus ſämmtlichen ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern der Fakultäten. Ein Univerſitäts-Amtmann iſt dem Concilium und Senat in Rechts-, Polizei- und Disciplinar-Sachen zugeordnet; ihm liegt ob, die betreffenden Unterſuchungen zu führen und zum Spruch zu bringen. Ein akademiſches Syndikatgericht verwaltet die bürgerliche Gerichtsbarkeit über alle Univerſitätsmitgligder, mit Ausnahme der Studirenden. An wiſſenſchaftlichen Inſtituten beſitzt Jena eine Bibliothek, ein mineralogiſches und zoologiſches Muſeum, phyſikaliſchchemiſche Kabinette und Laboratorien, eine Klinik, wie mehrere mediciniſchpraktiſche Anſtalten, ein Münzkabinet, einen botaniſchen Garten, ein anatomiſches Inſtitut und Muſeum; ferner ein philologiſches, theologiſches, homiletiſches und katechetiſches Seminar, eine Sternwarte und meteoroligiſches Inſtitut; die der Univerſität zum Gebrauche überlaſſenen Sammlungen des Bergraths-Profeſſors Dr. Schueler, verbunden mit einer naturwiſſenſchaftlichen und technologiſchen Bibliothek. Die Unterhaltung der Univerſität iſt durch den Grundertrag der Herrſchaft Remda, des Rittergutes Apolda, mehrere Legate und durch die Beiträge der Durchlauchtigſten Erhalter geſichert. Eine Immediatcommiſſion verwaltet das akademiſche Finanzweſen.

Die akademiſchen Lehrer zerfallen in ordentliche Profeſſoren, ordentliche Honorar-Profeſſoren, außerordentliche Profeſſoren und Privat-Docenten.

Die Zahl der ordentlichen Profeſſoren iſt etatsmäßig auf dreiundzwanzig feſtgeſetzt, die der Honorar- und außerordentlichen Profeſſoren unbeſtimmt. In der Gegenwart ſind die Lehrſtühle der theologiſchen Fakultät mit 5 ordentlichen und ordentlichen Honorar-Profeſſoren, 2 außerordentlichen und 1 Privat-Docenten beſetzt. Die juriſtiſche Fakultät zählt 5 ordentliche Profeſſoren, 1 ordentliche Honorar-Profeſſoren und 1 außerordentlichen Profeſſor nebſt 2 Privat-Docenten. Die mediciniſche Fakultät hat 5 ordentliche und Honorar-Profeſſoren und 4 außerordentliche Profeſſoren. Bei der philoſophiſchen Fakultät leſen 9 ordentliche, 5 ordentliche Honorar-, nebſt 10 außerordentlichen Profeſſoren und 3 Privat-Docenten. Für die neuern Sprachen und Künſte ſind 10 akademiſche Lehrer vorhanden.

Die Zahl der Studirenden betrug im Sommerſemeſter 1841 447, im Winterſemeſter 18$^{41}/_{42}$ 414. Von letztern waren 185 Ausländer, 229 Inländer, und davon ſtudirten 106 Theologie, 149 Jus, 83 Medicin, 76 Philoſophie.

Halle, an der Grenzſcheide Thüringens, gegen die nordiſchen Marken gelegen, iſt als Univerſität auch für Thüringen von hoher Wichtigkeit; es bildete und bildet fortwährend ihm tüchtige Männer und ſteht mit trefflichen, zum Theil großartigen Bildungs-Inſtituten, in Achtung gebietender Ebenbürtigkeit neben andern deutſchen Hochſchulen. Halle hat in der Regel in der theologiſchen Fakultät 7 ordentliche, 4 außerordentliche Profeſſoren, in der juriſtiſchen, wie in der mediciniſchen 8, in der philoſophiſchen 24 ordentliche und außerordentliche, meiſt vom Staat beſoldete Profeſſoren, ohne die Privat-Docenten. Es hat von wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Apparaten die Univerſitätsbibliothek, den botaniſchen Garten, das anatomiſche und zoologiſche Muſeum, ein Naturalien- und Mineralienkabinet, ein Kunſtkabinet und die zur Heilkunde erforderlichen Anſtalten.

Als die älteſte Univerſität Thüringens, Erfurt, allmählig von ihrem Erlöſchen ereilt wurde, fiel den dortigen Lehranſtalten manch reicher Schatz an Büchern und wiſſenſchaftlichen Apparaten als Erbe zu.

Die Sachſen Meiningiſche, bald nach ihrer Begründung durch Herzog Georg zu einer Forſtakademie erhobene Forſtlehranſtalt Dreißigacker erfreute ſich eine lange Reihe von Jahren zahlreichen Beſuches und hoher Blüthe. Zeitverhältniſſe brachten den Flor dieſer berühmten Anſtalt in Abnahme, nicht die Entziehung fürſtlichen Schutzes. Sie beſitzt eine natur- und forſtwiſſenſchaftliche und cameraliſtiſch-ökonomiſche Bibliothek, ein Naturalienkabinet, das im Bezug auf die deutſchen Vögel vollſtändig iſt, eine Mineralienſammlung, ein treffliches phyſikaliſches Kabinet nebſt chemiſchem Laboratorium.

Richtet ſich der Blick auf die Schulanſtalten Thüringens, ſo werden dieſelben nicht nur faſt durchgängig vortrefflich befunden, ſondern manche derſelben bewahren ſchon aus alten Zeiten den ehrenvollen Ruf in der Nähe und Ferne. Es ſei in dieſer Beziehung nur an Schulpforte erinnert, wo in einer friedlichen Thalenge, die ſelbſt eine Pforte Thüringens heißen konnte, eine der berühmteſten Bildungsanſtalten liegt. Doch auch andere ehemalige Kloſterſchulen wandelte die Zeit zu berühmten Gymnaſien um, wie die Domſchule zu Naumburg, die heute noch ſogenannte Kloſterſchule Roßleben, die Gymnaſien zu Gotha, Schleuſingen u. A.

Der thüringiſche Antheil des preußiſchen Regierungsbezirks Merſeburg hat Gymnaſien und zum Theil auch Bibliotheken in Merſeburg, Naumburg und Eisleben, Städte geringern Ranges haben höhere Bürgerſchulen. Der ganz thüringiſche Regierungsbezirk Erfurt umfaßt in ſeiner Hauptſtadt eine Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften, 2 Gymnaſien, 1 Schullehrerſeminar und eine Menge Elementarſchulen nebſt mehrern reichhaltigen Bibliotheken. Nordhauſen hat ein Gymnaſium mit 12 Lehrern und 200 Schülern, eine Realſchule mit 8 Lehrern und 150 Schülern. Das Mühlhäuſer Gymnaſium zählt 11 Lehrer und über 100 Schüler. Dort befindet ſich ein Nebenſeminar und eine zahlreiche Bürgerſchule, nebſt 8 Elementarſchulen ohne die Töchterſchulen. Heiligenſtadt hat ein katholiſches Gymnaſium mit 11 Lehrern und 100 Schülern, 1 Seminar mit 27 Zöglingen, ohne die Bürger- und Elementarſchulen. Die Kreisſtadt Langenſalza hat blos Elementar- und Bürgerſchulen, ebenſo die Kreisſtadt Weißenſee. Schleuſingen zählt bei ſeinem Gymnaſium 10 Lehrer und 70 Schüler.

Die thüringiſch-ſächſiſchen Reſidenzen haben ohne Ausnahme tüchtige Gymnaſien, Bürger- und Realſchulen, die meiſt mit entſprechenden Sammlungen dotirt ſind. Wo Gymnaſien befindlich ſind, ſind insgemein die Claſſen des Progymnaſiums mit denſelben vereinigt. Das Gymnaſium Guilielmo-Erneſtinum zu Weimar zählt 13 Lehrer und 150 Schüler; es ſind bei demſelben nützliche Sammlungen. Ebenſo befindet ſich dort ein Schullehrerſeminar. Eiſenach hat ein Gymnaſium, das ſchon zu Luther's Zeiten und durch ihn blühte, 11 Lehrer und wohl 150 Schüler mit guter Bibliothek, auch ein Lehrer-Seminar. Progymnaſien in Jena und Neuſtadt an der Orla. Die pharmazeutiſche Lehranſtalt Profeſſor Döbereiners zu Jena erfreut ſich des beſten Rufes. Meiningen hat ſein Gymnaſium Bernhardinum mit 11 Lehrern und gegen 100 Schülern, verbunden mit einer bändereichen Bibliothek und mathematiſch-phyſikaliſchem Apparate; zugleich eine Realſchule mit 8 Lehrern und 96 Schülern, mit mineralogiſcher Sammlung, phyſikaliſchem Kabinet und kleiner Bibliothek. Auch das daſelbſt befindliche blühende bernhardſche Erziehungs-Inſtitut für junge Engländer verdient Erwähnung. Meiningen hatte früher eines der erſten Seminare Deutſchlands. Ein zweites Landesgymnaſium iſt in Hildburghauſen befindlich, 10 Lehrer, 66 Schüler mit guter Bibliothek und Sammlungen. Ebendaſelbſt iſt das Landſchullehrer-Seminar mit 9 Lehrern und 60 bis 70 Zöglingen. In Saalfeld eine Realſchule und ein Progymnaſium. Sachſen Coburg-Gotha hat in Coburg ſein berühmtes Gymnaſium Caſimirianum, eine lateiniſche Realſchule und ein Taubſtummen-Inſtitut, in Gotha das nicht minder gefeierte Gymnaſium illuſtre, 11 Lehrer und über 100 Schüler, nebſt bedeutenden, damit verbundenen Sammlungen, das erneſtiniſche Realgymnaſium, ein homiletiſches Seminar zu praktiſcher Fortbildung der Predigtamtskandidaten, und ebenfalls eines der älteſten Schullehrer-Seminare Deutſchlands. Die berühmte Salzmann'ſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal darf, obſchon nur Privatunternehmung, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden; ſie wirkte und wirkt erfolgreich, bildend und erziehend, und gebietet über alle, einem derartigen Pädagogium und Philantropin nöthigen Hülfsmittel. Das dortige Naturalienkabinet iſt ſehenswerth, wie überhaupt die ganze großartige Anſtalt im Schooſe der reizendſten Naturumgebung, da, wo am Ausgang des Thales von Reinhardsbrunn der Wald ſich abdacht und die weite nördliche Fläche ſich auszubreiten beginnt. Ohrdruf hat ein Lyceum mit 10 Lehrern.

Die beiden ſchwarzburgiſchen Reſidenzen ſtehen ihren thüringiſchen Schweſterſtädten nicht nach. Sondershauſen hat ein mit einem Schullehrer-Seminar verbundenes Lyceum mit 13 Lehrern und 73 Schülern, Arnſtadt ein Gymnaſium mit 7 Lehrern und 80 Schülern, Rudolſtadt das Gymnaſium Ludovicianum mit 1 Realklaſſe und Sammlungen, auch ein Seminar. In der Nähe Rudolſtadts, in Keilhau iſt ebenfalls eine Erziehungsanſtalt mit 6 Lehrern befindlich, deren Ruf über die Grenzen Thüringens hinausreicht. Frankenhauſen hat ein Lyceum, Schmalkalden ein Progymnaſium. Es würde zu weit führen, der ſonſtigen Lehranſtalten Thüringens zu gedenken, wohl aber ſei noch vergönnt, die Sammlungen, welche ſehr mächtige Förderungsmittel der geiſtigen Bildung ſind, aufzuführen. Hier nehmen die zu Gotha im Schloß Friedenſtein aufbewahrten, den drei Herzogen zu Sachſen Coburg-Gotha, Sachſen Meiningen und Hildburghauſen, und Sachſen Altenburg gemeinſchaftlich als Familien-Fideicommiß gehörigen, die erſte hochbedeutungsvolle Stelle ein.

Dort tritt dem Beſchauer eine Gallerie von mehr als 800 Gemälden aller Schulen entgegen, außer den zahlreichen hiſtoriſch werthvollen Bildern, die noch in den fürſtlichen Zimmern und auf den Corridors des ſtattlichen Fürſtenbaues zerſtreut ſind. Dazu gehört eine hochſchätzbare Sammlung von Miniaturgemälden, Handzeichnungen, Holzſchnitten und Kupferſtichen in 200 Bänden, dabei 700 Handzeichnungen. Die Bibliothek, vom Herzog Ernſt I. begründet, umfaßt bei einer Bändezahl von 150,000 und 3000 Manuſcripten herrliche Literaturſchätze und Literaturſeltenheiten.

Das Münzkabinet, zu welchem eine beſondre numismatiſche Bibliothek gehört, iſt eines der reichhaltigſten, nicht nur Deutſchlands, ſondern Europa's, und es iſt mit demſelben eine Sammlung werthvoller Abgüſſe verbunden. Das chineſiſche Kabinet iſt wohl unbeſtritten, neben den Wiener und Berliner Sammlungen, das reichſte deutſche und enthält eine Fülle von Geräthen und Künſteleien des Reiches der Mitte, nebſt zahlreichen und koſtbaren Büchern. Das Kunſt- und Naturalienkabinet, unter dem Namen Muſeum vereinigt, läßt zuerſt eine ethnographiſche Sammlung, Waffen, Trachten und Inſtrumente orientaliſcher Völker erblicken, dann ein Zimmer voll eigentlicher Kunſtarbeiten, daran meiſt die Stoffe an ſich ſchon hohen Werth haben; zwei Doppelfenſterflügel voll guter alter Glasmalerei ſind hier paſſend angebracht. Es folgen Alterthümer, ägyptiſche, hetruriſche, römiſche, deutſche, und dann das eigentliche Naturalienkabinet, in ſchönen lichten Räumen wohl geordnet, ausgezeichnet durch Mineralien und Conchylien. Die trefflich geordnete Sammlung der letztern zählt jetzt 18,000 Stück. Auch eine Sammlung von Abgüſſen nach Antiken und eine Modellkammer iſt vorhanden. So ſteht Schloß Friedenſtein mit ſeinen koſtbaren Schätzen, wie ein Landespalladium da, und das ſchon jetzt in wiſſenſchaftlicher, wie in merkantiler Beziehung bedeutende Gotha wird Thüringen noch viel mehr werden, wenn im Laufe friedlichgünſtiger Zeiten die vorhandnen Kräfte ſich immer mehr entwickeln, ſich, nach außen hin ſtrebend, nach innen einigend, bewähren. Dann wird erſt recht das Beiſammengebliebenſein dieſer wahrhaft königlichen Sammlungen, das die Weisheit der drei betheiligten Sachſenfürſten, jedem Eigennutz fern, nach der Erbvertheilung beſchloſſen, noch weit mehr, als es jetzt geſchieht, der Wiſſensförderung zu Gute kommen.

Die zweite wichtige Stelle in Bezug auf großartigſte Wiſſenſchaftsinſtitute nimmt Weimar ein. Die dortige großherzogliche Bibliothek zählt 130,000 Bände und hat eine ſchöne, das Auge erfreuende Aufſtellung, würdigen Schmuck von Büſten und Gemälden, darunter Ahnen des Fürſtenhauſes von Kranach's Pinſel, Büſten Goethe's von Trippel, David, Klauer; Schiller's von Dannecker. Mit der Bibliothek iſt eine Münz- und Medaillen-, eine Anticaglien- und Alterthümerſammlung verbunden. Nächſtdem beſitzt Weimar eine Militairbibliothek, eine Gemäldegallerie von mehr als 100 Bildern, und eine Handzeichnung- und Kupferſtichſammlung von mehr als 11,000 Blättern.

Die Univerſitätsbibliothek zu Jena zählt über 100,000 Bände, darunter der berühmte Minneſingercoder. Das mineralogiſche Muſeum mit der Petrefactenſammlung, die zoologiſche, anatomiſche und andre Sammlungen ſind ausgezeichnet.

Erfurt beſitzt die königliche mit der ampionianiſchen vereinigte Univerſitätsbibliothek mit 40,000 Bänden, darunter viel aus ehemaligen Kloſterbibliotheken; die des evangeliſchen Stadtminiſteriums mit einer großen Sammlung von Erfurter Chroniken, nebſt mehrern andern Bibliotheken. Das dortige evangeliſche Waiſenhaus (Martinsſtift) hat eine Naturalien- und Curioſitätenſammlung.

In Meiningen zählt die herzogliche Bibliothek 28,000 Bände; es iſt eine zwar kleine, aber ſehr gute Bildergallerie, ein Kupferſtich-, ein Münz- und ein Naturalienkabinet vorhanden.

Coburg hat eine herzogliche Bibliothek von 40,000 Bänden; eine Gemäldeſammlung und ein bedeutendes Kupferſtichkabinet.

In Rudolſtadt befinden ſich nicht minder fürſtliche Gemälde-, Abgüſſe-, Münz- und Naturalienſammlungen und eine Hauptbibliothek von 40,000 Bänden. Sondershauſen hat ein hübſches Naturalienkabinet, darin der bekannte Püſtrich aufbewahrt wird. Arnſtadt beſitzt eine anſehnliche Kirchenbibliothek. Eiſenach hat ebenfalls eine alte und wichtige Kirchenbibliothek.

Bedeutende Sammlungen ritterlicher Armaturen und Rüſtungen ſind in Thüringen auf der Wartburg, wie auf dem Schloſſe Schwarzburg und auf der Feſte Coburg. Auch auf Schloß Landsberg wird eine ritterliche Waffenhalle angelegt.

Aehnliche Sammlungen erſtreben neben andern dazu gehörigen die alterthumsforſchenden Vereine; der thüringiſch-ſächſiſche Verein für Geſchichts- und Alterthumsforſchung zu Halle und der hennebergiſche alterthumsforſchende Verein zu Meiningen.

Vereine für reinwiſſenſchaftliche Zwecke aber verdienen gleich ſehr Würdigung von Seiten der Staatsbürger, wie Unterſtützung von Seiten der Staatsoberhäupter und Regierungen, denn ſie gereichen überall einem Lande zur Ehre, und wenn auch nicht immer ein materieller Nutzen aus ihrer geiſtigen Strebſamkeit handgreiflich in die Augen ſpringt, ſo iſt derſelbe doch vorhanden und einem edlen Samenkorn gleich, das langſam keimend im Boden ruht, bis ſeine Cotyledonen ſtark hervorbrechen, und ſein Keim zur Wurzel eines gute Früchte tragenden Baumes wird. Oft reichen ſich in dieſen Vereinen Können und Wiſſen ſchweſterlich die Hände, wie tragende Rebenranken ſich in einander flechten. Auch in Thüringen entblühen ſolche Vereine nicht nur den Univerſitäten und Großſtädten, wie z. B. die Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt, die naturforſchende, die mineralogiſche und andre Geſellſchaften in Jena, ſondern ſie treten aus dem engern Gleis einſeitiger Fachgelehrſamkeit heraus, ziehen auch den einfachen ſchlichten Sinn des Bürgers und Landmanns in ihre Kreiſe und wirken nach jeder Richtung hin anregend und Samen für die Zukunft ſtreuend.

Sonſtige wiſſenſchaftliche Vereine beſtehen in Thüringen nicht wenige, alle aufzuzählen würde ein fruchtlos ermüdendes Beginnen ſein. Nicht die Zahl, oder der hochtönende Name, ſondern die Thätigkeit macht derartige Vereine wichtig, bedeutſam und erfolgreich. Genug, daß ſie nicht mangeln, daß nach jeder Richtung hin wackre Strebſamkeit im Forſchen und Fördern ſich verbreitet und zur Uebung des Könnens, wie des Wiſſens hinlenkt, ſei deren Richtung und Strebeziel nun den geiſtigen oder den materiellen Intereſſen gewidmet.

Viele Organe öffentlicher Mittheilung und Beſprechung, wie geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Strebens gehen aus thüringiſchen Preſſen hervor, ich führe ſie an, indem ich jedem derſelben, ſo es mit Takt und Geſinnungstüchtigkeit redigirt wird, die längſte Lebensdauer wünſche.

Von ſelbſt verſtehen ſich Regierungs-, Kreis-, Intelligenz-, Amts- und Wochenblätter, ſo wie Geſetzſammlungen in ſämmtlichen Reſidenzen und den größeren Städten, in denen doch auch gar manche nützliche Belehrung niedergelegt wird. Außer ihnen erſcheinen in Gotha: Der allgemeine Anzeiger und Nationalzeitung der Deutſchen, redigirt von F. G. **Becker**, vornehmlich volksthümlicher Belehrung und patriotiſcher Beſprechung vaterländiſcher Intereſſen gewidmet, ſehr verbreitet und geſchätzt. Die gothaiſche Zeitung, rein politiſch, nebſt Anzeigen. Der Thüringer Bote, redigirt von Dr. Ludwig Storch; ein Volksblatt, noch jung, doch mit wackrer Tendenz, unterhaltend, belehrend, mittheilend. Allgemeiner Polizei-Anzeiger für Thüringen, Franken und Schwaben, herausgegeben von Eberhardt. Der Phönix, techniſche Modezeitung für Herrenkleidermacher, herausgegeben von A. Döll. Weimar bringt die weimariſche Zeitung, politiſch, mit kritiſcher Beigabe. Neue Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, herausgegeben von L. F. und R. Froriep. Landwirthſchaftliche Berichte aus Mitteldeutſchland, herausgegeben von Gumbrecht. Der Elegante, ein Monatsblatt für Herrenkleidermacher ꝛc. Jena trat zwar den Verlag der altberühmten Literaturzeitung an Leipzig ab, dieſelbe wird aber von einem Gremium Jenaiſcher Gelehrten überwacht und geleitet. Verantwortlicher Redacteur iſt Profeſſor Dr. F. Hand.

Dort erſcheinen noch Minerva, ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts, herausgegeben von Bran, und deſſelben Herausgebers Miscellen aus der ausländiſchen Literatur. Ein periodiſches Werk, politiſchen, hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen, geographiſchen und literariſchen Inhaltes. Archiv, ſo wie Repertorium für die geſammte Medicin, herausgegeben von Häſer. Zeitſchrift für Gärtner, Botaniker und Blumenfreunde. Frau Amalie Schoppe, geb. Weiſe, redigirt dort ein »Theateralbum.« Der Frauenſpiegel der Fräulein Luiſe Marezoll erſcheint in Leipzig. Eiſenach bringt ein Sonntagsblatt für Stadt und Land. Meiningen hat ein Volksblatt, Zeitſchrift für Stadt und Land, unterhaltend, belehrend, gemeinnützig und Vaterländiſches beſprechend, nebſt kurz überſichtlichen Referaten aus den politiſchen Zeitungen. Hier erſcheint auch durch den hennebergiſchen Verein: Beiträge zur Kunde deutſchen Alterthums, in zwangloſen Heften. Hildburghauſen hat die allbekannte, weitverbreitete Dorfzeitung, verbunden mit dem Plauderſtübchen; dort erſcheint auch: der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts, ein Wochenblatt für israelitiſches Leben, beſonders in religiös kirchlicher Beziehung. Herausgegeben von Dr. Heß. Saalfeld hat einen Thüringer Stadt- und Landboten.

Das preußiſche Thüringen vertritt mit zahlreichen zum Theil bedeutenden Erſcheinungen die periodiſche Literatur.

In Halle erſcheint die bekannte Allgemeine Literaturzeitung, herausgegeben von Friedländer, Gruber, Kämptz, Maier, Muhlenbruch, Voigtel, Wegſcheider. Die halliſchen Jahrbücher von Ruge und Echtermeyer erſchienen in Leipzig. Archiv des Criminalrechts, neue Folge, in Heften, herausgegeben von Abegg, Birnbaum, Heffler, Mittermaier, Wachter, Zachariä. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch antiquariſcher Forſchungen, herausgegeben von Förſtemann. Mittheilungen über Erziehung und Unterricht, herausgegeben von C. C. G. Zerrenner. Linnäa, Journal für die Botanik in ihrem ganzen Umfange, herausgegeben von v. Schlechtendal. Halliſcher Courier, Zeitung für Stadt und Land.

Eisleben bringt die pädagogiſche Literaturzeitung für das Bürger- und Volksſchulweſen, herausgegeben von H. F. F. Sickel; den Bergwerksfreund, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute ꝛc.

Naumburg hat Naumburger Blätter, das Echo, Wiederhall aus dem Leben und der Literatur der Zeit.

Erfurt hat ſeine Erfurter politiſche Zeitung; die Zeitſchrift für das Forſt- und Jagdweſen ꝛc., neue Folge, redigirt von Behlen; die thüringiſche Gartenzeitung, redigirt von Benicken, unter Protection des erfurter Gartenbauvereins, herausgegeben von Stenger. In Nordhauſen erſcheint eine berg- und hüttenmänniſche Zeitung. Mühlhauſen hat ein gemeinnützıges Unterhaltungsblatt. Weißenſee hat ein Weißenſeer allgemeines Unterhaltungsblatt, nebſt Volksblatt für Thüringen; Provinzialblätter für die Provinz Sachſen, redigirt von Förſtemann; die numismatiſche Zeitung, herausgegeben von J. J. Leitzmann. Neue Blumen-Zeitung, herausgegeben von Häßler. Von demſelben: Gemeinnützige Mittheilungen über Wein-, Obſt- und Gemüſebau, Bienenkunde, Feld- und Hauswirthſchaft. Schleuſingen bringt in dem henneberger Kreisblatt auch Hiſtoriſches und Unterhaltendes. Rudolſtadt bringt zur Unterhaltung für Geiſt und Herz, das Mittwochsblatt mit dem Beiblatt Helios, populär kritiſche Zeitung für Literatur und Kunſt, herausgegeben von G. Fröbel; gemäßigt und beſonnen redigirt, gern anerkennend, nicht abſprechend. Zeitſchrift für Landwirthſchaft, herausgegeben von L. v. Breitenbach. Auch wird dort, nach einem Vertrag mit dem Herausgeber des preußiſchen Volksfreundes, dieſes populäre Unterhaltungsblatt unter dem Titel: „Der Vaterlandsfreund“ mit ſtarker Auflage wieder gedruckt. In Neuſtadt an der Orla erſcheint das Magazin für deutſche Volksſchullehrer. Sondershauſen hat eine politiſche Zeitſchrift: Der Teutſche; auch erſcheint dort ein Unterhaltungsblatt, herausgegeben von F. v. Sydow. Arnſtadt hat eine landwirthſchaftliche Dorfzeitung, redigirt von Buddeus, begründet von v. Pfaffenrath in Saalfeld, der ſich jedoch veranlaßt ſah, ſeine Zeitſchrift einem andern Verlage zu übergeben, desgleichen eine Hauswirthſchaftszeitung, redigirt von Gunther. Thuringia oder thüringiſche Vaterlandskunde, redigirt von Dietz.

Freilich iſt in der Zahl der kleineren localen Unterhaltungsblätter manches, das ſich nur innerhalb ſehr enggezogener Leſekreiſe hält, das, takt- und geſinnungslos geleitet, auf altbetretener Bahn bleibt, und treulich wiederkaut, was die Zeitungen des Auslandes auftiſchen, oder aus allerlei neuen und ältern Schriften ſeine Beiträge zuſammenſtoppelt. In gewiſſen Städten will die periodiſche Preſſe durchaus nicht gedeihen, doch iſt auch hierin ein Beſſerwerden zu hoffen. Grund mag darin liegen, daß die geleſenſten Zeitungen ſchnell den Weg in das Herz Deutſchlands finden, daß die Männer der Intelligenz dieſe leſen, und ſich von den kleinen vaterländiſchen Blättern ſtolz und vornehm abwenden, ſie nur als Koſt für den geringern Bürger und Landmann betrachten. Doch das Gute bricht ſich ſiegreich Bahn, auch in die niedern Kreiſe. Gar viele Leute leſen jetzt in Dörfern, wohin ſonſt kaum ein Buch drang, außer Bibel, Katechismus und Geſangbuch, und leſen gern Nützliches und Belehrendes. Staaten und Private gehen mit gutem Beiſpiel voran. Im Meiningerlande werden auf höhere Veranlaſſungen überall Dorfbibliotheken begründet, die nicht minder heilſam auf das Volk einwirken werden, wie die in dieſem Staate ſeit lange eingeführten Friedensgerichte und freien Gerichtstage, die dem Landvolk Tauſende unnützer Proceſſe erſparen.

Im Gothaiſchen zu Neukirchen ging Pfarrer Schwerdt rühmlich voran mit Anlage einer Wanderbibliothek, die ſich über zwölf Dörfer mit nützlichen Schriften verbreitet. Der unermüdlich thätige Buchhändler Voigt in Weimar ſchenkte eine Menge zweckmäßiger Bücher an die Dorfgemeinden und Schulen des Großherzogthums Weimar, und gab zur Gründung einer Gemeindebibliothek in Ballſtädt im Gothaiſchen 120, zu der Gutenbergs-Bibliothek 68 Werke. Möchten ſolche wackre Beiſpiele Nachahmung finden! Leihbibliotheken und Leſeinſtitute, Journalzirkel, auch theilweiſe mit Muſikalienverleihung, finden ſich in ein- oder mehrfacher Zahl faſt in jeder thüringiſchen Stadt. Die Zahl der betreffenden Leihbibliothek-Firmen beträgt, Halle, Eisleben und Naumburg eingerechnet, gegen dreißig, darunter in Halle, Gotha und Erfurt mehrere bedeutende.

Eines der wichtigſten Förderungsmittel der Intelligenz iſt unbeſtritten der Buchhandel, daher er hier ſeine Erwähnung beſſer findet, als weiter unten in der dem Merkantilen gewidmeten Abtheilung. Zwar iſt der Buchhandel Thüringens nicht in allen Theilen des Landes von Wichtigkeit, doch überall ziemlich lebhaft, woran die zahlreichen, wiſſenſchaftlichen Anſtalten, Bibliotheken, Akademien, Gymnaſien und Schulen, wie die Behörden vielen Antheil haben, und unter den Verlagsbuchhandlungen ſind manche ſehr ehrenwerthe Firmen.

Städte über 1000 Einwohner haben ſelten weniger als zwei Buchhandlungen und mindeſtens ein Buchdruckereigeſchäft. Eine kurze Ueberſicht der buchhändleriſchen und typographiſchen Betriebſamkeit nach den Städten in alphabetiſcher Folgereihe mag darlegen, daß die Förderung der Literatur in Thüringen nicht unvertreten iſt.

Arnſtadt hat 2 Buchhandlungen, Coburg deren 1, darunter die alte bekannte Firma Meuſel und Sohn. Eiſenach hat bei 10,000 Einwohnern nur 1 Buchhandlung, Erfurt hat deren mit 28,000 Einwohnern 6, darunter die Keyſer'ſche bereits 1777 begründet wurde. Von den jungen Firmen: L. Hilſenberg und Expedition der Thüringer Chronik iſt die erſtere wieder erloſchen. Die neun Buchdruckereibeſitzer ſind theilweiſe auch zu buchhändleriſchem Geſchäftsbetrieb berechtigt und üben ihn aus. Frankenhauſen hat 1 Buchhandlung. Gotha (gegen 15,000 Einwohner) hat 9 Buchhandlungen, darunter die alten renommirten Firmen Becker und Perthes. Neubegründet durch den mehrerwähnten Dr. Ludwig Storch wurde ohnlängſt das Verlags-Comptoir mit eigner Druckerei. Halle hat 11 buchhändleriſche Geſchäfte im Betrieb, zum Theil mit Druckereien. Am bekannteſten davon ſind: die Buchhandlung des Waiſenhauſes, Gebauer, Schwetſchke und Sohn. Letztere beſteht ſeit 1738. Heiligenſtadt hat 1 Buchhandlung. In Hildburghauſen beſtehen zwei Buchhandlungen, die Keſſelring'ſche mit dem Verlag der Dorfzeitung und das bibliographiſche Inſtitut, ausſchließlich für Verlag und eignen Druck deſſelben, nebſt Stahlſtich- und Kartendruck, wie ſchon bemerkt, eins der bedeutendſten Etabliſſements in Deutſchland. Jena hat 7 Buchhandlungen und Druckereigeſchäfte, unter denen Bran, Frommann und Mauke ſich rühmlich auszeichnen und lange beſtehen. Ein junges Etabliſſement iſt Luden. Ilmenau hat 1 Buchhandlung. In Langenſalza blüht die Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. Meiningen mit nicht ganz 6000 Einwohnern hat 3, Mühlhauſen mit über 12,000 Einwohnern nur 2 Buch- und Muſikalienhandlungen. Naumburg zählt der Firmen 1, Neuſtadt an der Orla 1, Nordhauſen 6, Pösneck 1, Rudolſtadt 3, Saalfeld 1, Salzungen 1, Sangerhauſen 1, Schleuſingen 1, Schmalkalden 1. Die Erziehungsanſtalt Schnepfenthal hat ihre eigene Buchhandlung. Sondershauſen hat 2, eine Verlags- und eine Sortimentsbuchhandlung. Sonneberg 1, Suhl 1, Vacha 1, Weimar zählt 8 Etabliſſements, unter denen das Landes-Induſtrie-Comptoir und das Geſchäft von B. Fr. Voigt bedeutend ſind. Weißenſee hat 1 Buchhandlung.

Von dieſer Anzahl Etabliſſements ſind 9 bis 10 mit Bücher-Antiquargeſchäft verbunden, das in Haupt- und Reſidenzſtädten, wie in Halle, Erfurt, Weimar, Gotha, Coburg, Meiningen ꝛc. nicht ohne Bedeutung iſt. Muſikalien führen und vertreiben 20 bis 21 Firmen, von denen mehrere eigenen muſikaliſchen Verlag haben. Handel mit muſikaliſchen Inſtrumenten hat Körner in Erfurt, Mahr in Hildburghauſen, die Schulbuchhandlung des thüringiſchen Lehrervereins zu Langenſalza, letztere vornehmlich mit Pianoforte's, u. A. Auch Landkartenhandel verbinden viele Buchhändler mit ihrem Geſchäft, und aus dem bibliographiſchen Inſtitut zu Hildburghauſen, wie aus dem geographiſchen in Weimar und dem ehemaligen Stieler'ſchen Atelier, jetzt Wilhelm Perthes in Gotha gehen zahlreiche gute Karten hervor.

Kunſthandel verbinden gegen zwanzig Firmen mit ihrem Geſchäft und lithographiſche Inſtitute ſind in den meiſten Hauptſtädten. Buchdruckereien beſtehen in Arnſtadt 1, Eiſenach 1, Erfurt 9, welche letztere ein Perſonal von mehr als 70 Perſonen beſchäftigen, Gotha 2, Halle 12, Heiligenſtadt 2, Hildburghauſen 2, das bibliographiſche Inſtitut mit vielen Schnellpreſſen und zahlreichem Perſonal und die Gadow'ſche Hofbuchdruckerei, beide mit Schriftgießerei und Stereotypiranſtalt verbunden, Jena 5, welche vielen auswärtigen Verlag drucken, Ilmenau 1, Meiningen 1, Merſeburg 1, Mühlhauſen 2, Neuſtadt an der Orla 1, Nordhauſen 4, Rudolſtadt 2, Schleuſingen 2, Suhl 1, Schmalkalden 1, Sondershauſen 1, Vacha 1, Weimar 1, Weiſſenſee 1, Worbis 1.

Eine Menge theils nützlicher, theils das Leben verſchönender Erfindungen ſind von Thüringern gemacht worden.

Friedrich Sturm in Suhl verbeſſerte das von dem Franken Eſchenbach zuerſt erfundene Aeolodicen, und nach ſeinen Verbeſſerungen wurde dieſes ſchöne, für ernſte Tonſtücke, Kirchenchoräle geeignete Inſtrument vielfach verbreitet, ja ſelbſt in kleinen Kirchen aufgeſtellt, wo es die Stelle der Orgel paſſend vertreten kann. Der bekannte M. Chriſtian Müller aus Waſungen erfand ein Harmonikon und eine Taſtatur zur Harmonika. Auguſt Heinrich Wenk aus Brüheim im Herzogthum S. Gotha, geſchätzter Virtuos, Componiſt und Verfertiger äußerſt beliebter Fortepiano's, vervollkommnete ebenfalls die Franklin'ſche Harmonika und verbeſſerte den Chronometer. Dr. Georg Carl Pfranger in Schleuſingen baute eine chromatiſche Harfe, Gleichmann aus Stelzen bei Eisfeld ein Gambenwerk. Buſchmann, ein Poſamentirer zu Friedrichrode, erfand das Terpodion, das Uranion und — eine Hanfzwirnmaſchine. Johann Wilhelm Haäſe, weimariſcher und eiſenachiſcher Baumeiſter, erfand brauchbare Rammmaſchinen, ein anderer weimariſcher Baumeiſter Johann Friedrich Rudolph Steiner ſtellte unverbrennliche Bauernhäuſer her, und Dr. Glaſer zu Suhl erfand einen Anſtrich, der alles Holzwerk vor Feuersgefahr ſchützt; Richter in der Ruhl eine Spinnmaſchine, die, von einer Perſon gedreht, zwölf Spulen des feinſten Fadens auf einmal ſpann. Der berühmte Mathematiker Weigel in Jena erfand mehrere mechaniſche Maſchinerien. Leicht dirigirbare Hand- und Schrotmühlen verfertigte nach eigner Erfindung G. Fiedler in Langenſalza, und Ingenieurhauptmann Beſſer in Gotha führte ohne Gehülfen und ohne in England geweſen zu ſein, den Bau einer Dampfmaſchine auf einem Steinkohlenweg zu Eckartsberg aus. Baron Jacob Johann v. Kullmar in Arnſtadt verfertigte koſtbare, zum Theil automatiſche Kunſtuhren, zu denen er alle Theile ſelbſt arbeitete, ja ſogar die Glocken ſelbſt goß; ein anderer Uhrmacher Jacob Andreas Mahn in Meiningen erfand für ſich ein Perpetuum mobile. Selbſt Herzog Ernſt II. von S. Gotha gab einige Pendeluhren ſeiner Erfindung an und ließ ſie durch den Mechanikus Klindworth zu Göttingen fertigen. Major von Zach erfand eine Vorrichtung, um Verſuche zur Ermittlung der wahren Länge des Secundenpendels zu machen. Der Cammeraſſeſſor und Provinzialgeometer Rommerdt zu Ohrdruf erfand ein vorzügliches Meßinſtrument; Baucontroleur Steiner in Weimar veröffentlichte einen holzſparenden Schneckenofen; Ludemann in Heiligenſtadt eine Papier-Waſchmaſchine zum Reinigen der Lumpen; Rathsmeiſter Reinhardt in Erfurt einen Gätepflug; Senator Seidler in Nordhauſen ſtellte vorzügliche Studier- und

Sparlampen her; Andreas Luther in Schalkau ähnliche Sparlampen; Neuenzahn jun. beſchrieb eine von ihm weſentlich verbeſſerte Malzdarre; eine ähnliche M. Siegling, Profeſſor der Mathematik in Erfurt, und ſo wurden noch viele andre Erfindungen in den techniſchen Gewerben von Thüringern gemacht, und fortwährend iſt man auch in dieſem Lande bemüht, in der Ausbildung und Ausübung nützlicher Kenntniſſe weiter zu kommen. In neuer Zeit erfand Röbling in Mühlhauſen einen patentirten, bewährten und allgemein geſchätzten Sparheerd; Mechanicus Ehrhardt aus Blaſienzella fertigte in der königlich ſächſiſchen Maſchinenfabrik eine Lokomotive, welche 12 Pferdekräfte mehr hatte, als die beſten engliſchen.

Wenn oben der wiſſenſchaftlichen Vereine gedacht wurde, ſo dürfte auch noch der ſocialen und praktiſchthätigen zu gedenken ſein, die oft noch mehr als jene nach Verwirklichung ſchöner und nützlicher Lebenszwecke hinſtreben.

Zu den ſocialen Vereinen, welche die Förderung einer vernunftgemäßen Aufklärung des Verſtandes, einer Veredlung der Sitten und überhaupt der großen Sache der Humanität ſich angelegen ſein laſſen, iſt man ja wohl berechtigt, die Freimaurerlogen zu rechnen. Thüringen zählt verhältnißmäßig deren viele, und obſchon den Laien ihre rituale Thätigkeit in Folge hergebrachter Satzungen verborgen bleibt, ſo iſt ihr moraliſcher Einfluß auf eine große Zahl gebildeter Männer und durch dieſe weiter auf den Kern des Volkes gewiß nicht als unwichtig zu erachten.

Eisleben hat die Loge zum aufblühenden Baum, Merſeburg zum goldnen Kreuz, Naumburg zu den drei Lichtern, Halle zu den drei Degen, Sangerhauſen zur Brudertreue, Erfurt Karl zum eiſernen Kreuz. In Heiligenſtadt führt die Loge den ſchönen und bedeutungsvollen Namen zum Tempel der Freundſchaft, in Mühlhauſen Hermann zur deutſchen Treue, Nordhauſen hat die Loge zur gekrönten Unſchuld; Schleuſingen und Suhl halten ſich zur Loge Karl zum Rautenkranz in Hildburghauſen. Andre preußiſche Maurer in der Grafſchaft Henneberg nehmen Theil an der Loge Charlotte zu den drei Nelken in Meiningen. Die Loge zu Weimar heißt Amalia, die zu Gotha Ernſt zum Compas. Halle, Merſeburg, Heiligenſtadt, Mühlhauſen, Gotha und Erfurt gehören zur großen National-Mutterloge in Berlin, Eisleben und Nordhauſen zur großen Landesloge von Deutſchland, Sangerhauſen zur großen Loge Royal York zur Freundſchaft, Weimar zur großen Loge in Hamburg, Meiningen zur großen Landesloge von Sachſen, Hildburghauſen iſt eine iſolirte Loge. Schottenlogen ſind die zu Halle, Merſeburg, Erfurt und Gotha.

Andre mehr der praktiſchrealen Richtung zugewandte Vereine für Landwirthſchaft, Obſt- und Gartencultur, Torfbau, Brauerei, Induſtrie und Gewerbe ſind in den meiſten Reſidenzen und den größern Städten. Im Herzogthum S. Meiningen beſtehen von der herzoglichen Regierung in das Leben gerufene Landes-Culturvereine in jedem Verwaltungsamtsbezirk, dann haben noch Hildburghauſen, Saalfeld, Salzungen und Schalkau Gewerbs- und Landwirthſchaftsvereine. Die Kaufmannſchaft in Gotha unterhält in ihrer Innungshalle eine eigne Schule für ihre Lehrlinge und nimmt keinen Lehrling an, der nicht ſo weit vorgebildet iſt, dieſe Schule mit Nutzen beſuchen zu können. Gotha hat einen Kunſt- und Gewerbverein, einen Gartenbauverein, iſt der Verſammlungsort des thüringiſchen Gartenbauvereins, auch in den übrigen Städten blühen Gewerbvereine. Welcher großartige, über ganz Deutſchland ſich wohlthätig verbreitende, vom Herzen Thüringens ausgegangene Verein iſt nicht die auf Gegenſeitigkeit begründete Feuerverſicherungsbank in Gotha, die nicht nur vielen andern ähnlichen Inſtituten Deutſchlands als Muſter voranging, ſondern auch ihre Tüchtigkeit in einer Zeit harter Prüfung bewährte und die Lebensverſicherungsbank, mit ihren enormen Fonds, die den Namen ihres Gründers Ernſt Arnoldi der Unſterblichkeit überliefert! Der Stand dieſer Bank war am Jahresſchluß 1841 folgender: Verſicherte 10,875, Verſicherungsſumme 17,669,100 Thaler, Einnahme an Prämien und Zinſen ſeit dem 1. Januar 312,654 Thaler, Ausgabe für 164 Sterbefälle 106,400, Betrag der verzinslichen Ausleihungen 2,911,231 Thaler, Geſammtfonds 3,100,000.

Am Schluß von 1842 waren 11,523 Perſonen verſichert, mit einer Summe von 18,600,800 Thaler.

Die Feuerverſicherungsbank war nach dem großen Unglück in Hamburg im Stande zwei Millionen Thaler prompt zu vergüten und den laufenden Verſicherungen immer noch eine Garantie von 1½ Millionen Thaler zu bieten, was wohl kaum eine andre deutſche Anſtalt vermocht hätte.

Eiſenbahnvereine haben ſich ſchnell da gebildet, wo naheliegende Intereſſen zu Hoffnungen berechtigten. Wie viel oder wie wenig von dieſen Hoffnungen ſich erfüllt, wird die Zeit lehren. Jedenfalls giebt unſre Gegenwart mächtige Impulſe, mächtigere, als kaum eine andre Epoche gegeben. S. Weimar hat ebenfalls Vereine für Blumenzucht und Gartenbau, eine Landes-Central-Baumſchule, Vereine für Gewerbthätigkeit und landwirthſchaftliche Ausbildung, und wirkt durch die freien Gewerbsſchulen ungemein auf Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in den Handwerkerſtänden. In Jena blüht ebenfalls ein landwirthſchaftlicher Verein, nicht minder beſteht ein ſolcher zu Erfurt.

Elemente des Rückſchrittes ſind im Leben des thüringiſchen Volks nicht enthalten, und im Leben der thüringiſchen Staaten dürfen wir ſolche nicht vorausſetzen. Intelligenz, Kultur, Recht und Sitte durchdringen ſich wechſelſeitig und kräftigen das ſociale Leben. Findet ſich auch noch hier und da ein wunder, oder gar ein fauler Fleck in geſelligen Zuſtänden, deſſen Berührung Schmerz, Zorn und Abwehr erregt, ſo iſt man deshalb nicht berechtigt, zu zweifeln, daß er jemals heilen werde. Die Zeit heilt ſo viele Wunden und ſchneidet oder brennt jene angegangenen Theile, die dem ganzen Organismus Vernichtung drohen, unter dem Auge der göttlichen Obhut hinweg. Es wäre eine Verſündigung gegen ein Volk, nicht an deſſen Vervollkommnung zu glauben.

Da Volkswohl, Volksglück der höchſte und Hauptzweck aller und jeder Staatsregierung ſein ſoll, ſei deren dem Wechſel unterworfene Form welche ſie immer wolle, da in der ihr anvertrauten Macht der Kern des geiſtigen und materiellen Könnens liegt, wie ein Samenkorn, das auf gutem Lande zum ſegensreichen Fruchtbaum erwächſt, im Boden des Mißbrauchs aber zum Giftbaum werden kann, ſo müſſen auch die Regierungsformen und die Verwaltung der thüringiſchen Staaten hier eine, wenn auch nur überſichtliche Andeutung finden.

Es kann nicht anders ſein, als daß Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung in den verſchiedenen, von einander im Bezug auf die Regierungsform unabhängigen, Staaten Thüringens verſchieden ſind; doch iſt in allen ein Hinſtreben nach geſetzlicher Ordnung, ein Anerkennen aller Rechte mit Freude wahrzunehmen, ſo daß ſich hoffen läßt, die Zukunft werde noch überall das bringen, was die Gegenwart noch da und dort verweigert.

Das Königreich Preußen hat bis jetzt bekanntlich blos Provinzial-Landſtände, ſeine Regierungsform iſt die unbeſchränkt monarchiſche.

Dem Großherzogthum S. Weimar-Eiſenach gab ſein Regent Carl Auguſt zuerſt unterm 5. Mai 1816 eine Verfaſſung, welche ſpäter unter die Garantie des deutſchen Bundes geſtellt wurde. Die weimariſchen Landſtände, deren Verſammlungshaus das großherzogliche Witthumspalais in Weimar iſt, prüfen in Gemeinſchaft mit der Landesregierung die Staatsbedürfniſſe und beſtimmen den Etat, ſo weit derſelbe die Landſchaftskaſſen und die Unterthanenbeiträge betrifft. Ohne Bewilligung der Landſtände können neue Steuern und Laſten den Unterthanen nicht aufgelegt werden. Die Stände prüfen die Verwendung der Einkünfte, beantragen Abſchaffung von Mißbräuchen und Mängeln, können in vorkommenden Fällen Miniſter, wie Behörden in Anklageſtand verſetzen und nehmen Antheil an der allgemeinen Geſetzgebung, wie ſie gegen Geſetze, die ohne ihr Wiſſen und Verwilligung erlaſſen werden, ein Veto einlegen können. Ferner wählen ſie die Landräthe, 2 Beiſitzer im Landſchaftscollegium und den Hauptlandſchaftscaſſier. Alle drei Jahre halten ſie als eine Kammer einen Landtag; dieſer wird gebildet aus dem lebenslänglichen Landmarſchall, ſeinen 2 Aſſiſtenten, 10 Abgeordneten vom Stande der Rittergutsbeſitzer, 10 vom Stande der Bürger und 10 vom Stande der Bauern, die in Perſon oder durch ihre beſtimmten Stellvertreter beiwohnen. Der

Kreis Weimar-Jena giebt zu jedem Stande 5, der Kreis Eiſenach 3, der Kreis Neuſtadt 2, die Rittergutsbeſitzer aber geben 3 Abgeordnete. Die Wahlfähigkeit zum Landſtand iſt abhängig gemacht von ehelicher, chriſtlicher, deutſcher Geburt, Alter von 30 Jahren, gutem Rufe, Bekenntniß zur chriſtlichen Religion, ſodann für den erſten Stand der ererbte oder mindeſtens dreijährige Beſitz eines Rittergutes im Wahlbezirke; für den zweiten Stand ein ſicheres, jährliches Einkommen von mindeſtens 300 Thalern, in Weimar und Eiſenach 500, für den dritten Stand ein Grundbeſitz von 2000 Thalern Werth.

Die landtägigen Berathungen ſind nicht öffentlich, doch werden dieſelben gedruckt, und der Fürſt hat das Recht, die Beſchlüſſe des Landtages durch Beſtätigung und öffentliche Kundmachung zu ſanctioniren oder nicht. Gründe für letztern Fall braucht derſelbe nicht anzugeben, ebenſo kann er den Landtag vertagen oder auch ganz auflöſen. Das Herzogthum Meiningen hatte vor und nach dem Anfall des Herzogthums Hildburghauſen, des Fürſtenthums Saalfeld ꝛc. ſehr verſchiedenartige ſtändiſche Inſtitutionen. Der jetzt regierende Herzog Bernhard vereinigte durch das Staatsgrundgeſetz vom 23. Auguſt 1829 die verſchiedenen Landestheile zu einem Ganzen und gab dem Geſammtlande, neben neuer Organiſation, auch eine landſtändiſche Verfaſſung. Die Stände des Herzogthums werden gebildet aus den Rittergutsbeſitzern, den Bürgern und den Bauern; jeder Stand ſendet 8 Abgeordnete zum Landtag, der verfaſſungsmäßig alle 3 Jahre in der Reſidenz zuſammentritt; der Ständeſaal iſt im herzoglichen Reſidenzſchloß. Ein landſchaftlicher Vorſtand, beſtehend aus dem Landmarſchall, 2 von den Ständen aus ihrer Mitte gewählten Vorſtehern und einem Landſchaftsſyndicus als Secretair, beſorgt während der Abweſenheit der Ständeverſammlung die ihm geſetzlich zugewieſenen Geſchäfte, und unter Hinzutreten eines vom Landtage gewählten Ausſchuſſes diejenigen Arbeiten, welche dem Abſchluſſe der Rechnungen der Hauptkaſſe vorbereitend vorangehen. Die Befugniſſe des Landtages, wie im Bezug auf ihn auch die des Fürſten, ſind im Allgemeinen dieſelben, wie bei dem des Großherzogthums.

Das Herzogthum Coburg-Gotha hat 2 ganz von einander verſchiedene Verfaſſungen. Der jetzt regierende Herzog Ernſt hob für das Fürſtenthum Coburg die von ihm vorgefundene, veraltete Verfaſſung auf und berief unterm 27. April 1821 eine Landſchaft, beſtehend aus Abgeordneten der Rittergutsbeſitzer, der Bürger und der Bauern, die ſtets in gleicher Zahl zu wählen ſind. Ihre Aufgabe iſt, das Volksintereſſe zu wahren und das Steuer- und Staatsſchuldenweſen zu beaufſichtigen.

Dagegen beſteht im Herzogthum Gotha noch die alte feudalſtändiſche Verfaſſung. Nach ihr iſt der Bürger- und Bauernſtand faſt gänzlich unvertreten. Es bildet ſich die dortige Landſchaft in einer Kammer aus drei Klaſſen: 1) dem Grafenſtand, beſtehend aus den Fürſten von Hohenlohe-Kirchberg und Hohenlohe-Langenburg, als Herren der Grafſchaft Obergleichen, dieſe ſtellen 2 Abgeordnete; 2) dem Ritterſtand mit 60 Stimmen, welcher 6 ordentliche und 2 außerordentliche Deputirte ſendet, und 3) den Städten Gotha und Waltershauſen, von denen Gotha 2, Waltershauſen 1 Deputirten wählt. Dieſe 13 Abgeordnete halten jährlich einen Deputations-Tag. Die Landtage finden alle 4 bis 6 Jahre in Gotha Statt, wo auch ein Landſchaftsconſulent ſeinen dauernden Sitz hat. Für die Rittergutsbeſitzer (die Ritterſtube) war früher Adel Bedingniß, dieſe hat der Herzog ſeit 1829 aufgehoben und den nichtadeligen Rittergutsbeſitzern das ihnen verweigerte Stimmrecht freiwillig eingeräumt.

Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt hat durch ſeinen Fürſten Günther ſeit dem 8. Januar 1816 ſeine dermalige ſtändiſche Verfaſſung erhalten. Es werden aus dem Stande der Rittergutsherren, der Bürger und der Bauern je 6 Abgeordnete jedesmal auf 6 Jahre gewählt, welche aber auch nach Ablauf dieſer Zeit ihre Wählbarkeit behalten.

Das Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen erfreut ſich erſt ſeit 1840 einer landſtändiſchen Vertretung, die ihm ſein Fürſt Günther Alexander gegeben.

In den reußiſchen Fürſtenthümern iſt die monarchiſche Staatsform ebenfalls mit landſtändiſcher Vertretung vereint.

Die kurheſſiſche Herrſchaft Schmalkalden ſandte bereits zu den frühern nicht alle heſſiſchen Lande umfaſſenden Landtagen ihre Abgeordneten. Kurfürſt Wilhelm II. übergab unterm 8. Januar 1831 den Abgeordneten des Heſſenlandes deſſen neue Verfaſſungsurkunde, nach welcher dieſes Land ein untheilbares und unveräußerliches Ganze, und die Regierung monarchiſch mit Zuſtimmung der Landſtände bleiben ſoll ꝛc. So beſteht nun der kurheſſiſche Landtag aus folgenden Vertretern: 1) einem Prinzen des kurfürſtlichen Hauſes für eine jede der dermalen apanagirten Linien, 2) einem Haupt jeder fürſtlichen oder gräflichen Standesherrſchaft, 3) dem Erbmarſchall, der jedesmal aus der Familie der Riedeſel Freiherren zu Eiſenbach gewählt wird, 4) einem der ritterſchaftlichen Vorſteher der adeligen Stifter Kaufungen und Wetter, 5) einem Abgeordneten der Landesuniverſität, 6) 8 Abgeordneten der Ritterſchaft, 7) 16 Abgeordneten der Städte und 8) 16 Abgeordneten des Bauernſtandes. Die Verhandlungen der Stände ſollen öffentlich ſein. Der Landesherr beruft die Stände, ſo oft er es für nöthig erachtet, doch iſt ihr Zuſammentreten alle drei Jahre geſetzliche Bedingung. Vertagung und Auflöſung der Stände iſt in die Macht des Fürſten gegeben. Die Befugniſſe der heſſiſchen Landſtände ſind im Allgemeinen die der übrigen deutſchen vertretenen Bundesſtaaten.

So iſt Thüringen, wenn man daſſelbe als ein Geſammtland betrachten wollte, je nach den Intereſſen ſeiner Einzeltheile größtentheils ſtändiſch vertreten.

Inwiefern nun dieſen Einzeltheilen aus der Wirkſamkeit ihrer landſtändiſchen Vertreter Frucht und Nutzen erwachſen, iſt hier zu ermitteln eineſtheils nicht Ort und Aufgabe, anderntheils ſind die Zeiträume des Beſtehens von Ständen nach neuern Anforderungen noch zu kurz, als daß ſich ein erſchöpfendes Reſultat auf den Grund geſchichtlichen Ueberblicks gewinnen ließe.

Die königlich preußiſchen Gebietstheile in Thüringen gehören, wie oft erwähnt, der Provinz Sachſen an, welche die Regierungsbezirke Magdeburg, Merſeburg und Erfurt in ſich ſchließt. Die Provinzial-Behörden umfaſſen theils die ganze Provinz, theils nur Einzeltheile derſelben. Erſtere ſind 1) der Ober-Präſident, 2) das königliche Conſiſtorium und Provinzial-Schul-Collegium, 3) das königliche Medicinalcollegium, 4) die königliche Provinzial-Steuer-Direktion, 5) die königliche Intendantur des 4. Armeecorps zu Magdeburg, 6) das königliche Oberbergamt für die niederſächſiſchen und thüringiſchen Provinzen zu Halle, 7) die königliche Generalcommiſſion zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, der Separationen und Ablöſungen zu Stendal. Letztere beſtehen aus 1) den königlichen Regierungen zu Magdeburg, Merſeburg und Erfurt, 2) den königlichen Oberlandesgerichten zu Magdeburg, Naumburg und Halberſtadt, 3) der Generalinſpektion des thüringiſchen Zoll- und Handelsvereins zu Erfurt.

Da die königliche Regierung zu Magdeburg gar nicht, und die zu Merſeburg nur theilweiſe für das eigentliche Thüringen in Betracht kommt, die äußere Form der betreffenden Collegien aber ſich im Ganzen ziemlich gleich iſt, ſo wird es genügen, hier nur die Civil-Verwaltung der Departements-Regierung zu Erfurt in Kürze aufzuführen.

Dem Regierungs-Collegium, das aus 11 Räthen ohne die Aſſeſſoren zuſammengeſetzt iſt, und dem die Stadt Erfurt direct unterſtellt iſt, ſteht ein Chef-Präſident vor, jedem der 9 Kreiſe des Regierungsbezirkes ein Landrath, dem ein Kreis-Secretair, ein Einnehmer, ein Phyſikus und ein Chirurg zugeordnet ſind. Kreisthierärzte kommen einer auf 2 bis 3 Kreiſe. Der landräthlichen Verwaltung ſtehen die Kreisſtände zur Seite. Die Angelegenheiten der Stadtgemeinde leitet ein Magiſtrat, beſtehend aus dem Bürgermeiſter und mindeſtens 3 Rathsmännern, die in Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen Stadträthe heißen. Den Stadtrath zu Erfurt dirigirt ein Oberbürgermeiſter, der dort in Hinſicht auf Polizei- und Communal-Verwaltung die Stelle des Landraths einnimmt, außerdem beſtehen noch in Städten, deren Umfang ſie nöthig macht, Bezirksvorſteher.

Die Angelegenheiten der Landgemeinden leitet an jedem Ort ein Schulze mit mehrern Scheppen, die vereint das Dorfgericht bilden, zugleich ſind die Scheppen als Ortsgerichts-Taxatoren verpflichtet. Die Kirchen- und Schulverwaltung im Regierungsbezirk zerfällt in die evangeliſche und katholiſche, welche dem königlichen Conſiſtorium und dem Provinzial-Schul-Collegium, wie der königlichen Regierung zu Erfurt reſortiren. Erſtere iſt in 15 Ephorien, reſp. Superintendenturen eingetheilt, letztere, die katholiſche Kirchen- und Schulverwaltung, gehört zum Sprengel des Biſchofs von Paderborn; doch führt über die katholiſche Geiſtlichkeit das biſchöfliche geiſtliche Gericht zu Erfurt und das biſchöfliche Commiſſariat zu Heiligenſtadt die unmittelbare Aufſicht. Forſtverwaltung und Forſtweſen ſtehen unter einem Oberforſtmeiſter mit einem Regierungs- und Forſt-Aſſeſſor. Die königlichen Forſte ſelbſt ſind in die 2 Forſt-Inſpektions-Bezirke Schleuſingen und Mühlhauſen vertheilt, wobei die Oberförſterei Erfurt unter unmittelbarer Leitung des Oberforſtbeamten ſteht. Jene aber theilen ſich jede in 7 Oberförſtereien, und dieſe wieder in verſchiedene Schutzbezirke. Das Bauweſen leitet ein in Erfurt ſeßhafter Regierungsbaurath, dem die verſchiedenen Bau- und Wegebaubeamten unterſtellt ſind.

Die direkte Beſteurung zerfällt in Grund-, Klaſſen- und Gewerbſteuer; erſtere erfolgt in den beſondern Landestheilen nach verſchiedenartigen Grundſteuerverfaſſungen.

Die Klaſſen- und Gewerbſteuer beruht auf einem Geſetz vom 30. Mai 1820. Sämmtliche direkte Steuern werden durch Ortserhebungen bewirkt und fließen in die, landräthlicher Aufſicht unterſtellten, Kreiskaſſen. Die indirekten Steuern fallen zum Theil, wie in den übrigen thüringiſchen Staaten, dem thüringiſchen Zoll- und Handelsverein zu, deſſen weiter unten noch beſonders gedacht wird. Denſelben leitet eine in Erfurt permanent ſeßhafte gemeinſchaftliche Oberbehörde: die General-Inſpektion des thüringiſchen Zoll- und Handelsvereins, welche unter Aufſicht der oberſten Finanz-Behörden ſämmtlicher thüringiſchen Zollvereinsſtaaten die Controle und Verwaltung über die innerhalb des Vereinsgebietes aufkommenden gemeinſchaftlichen Abgaben an Zöllen, Ausgleichungsabgaben, Branntweinſteuer führt und die Salinencontrole, wie die Steuer von Wein und Tabak, die innerhalb der Vereinsgebiete wachſen, überwacht. Hauptſteuerämter ſind zu Erfurt, Nordhauſen und Langenſalza, in Heiligenſtadt iſt ein Hauptzollamt.

Die Juſtiz-Verwaltung leiten in der Provinz Sachſen drei Oberlandesgerichte, und zwar mit den Sitzen zu Magdeburg, Halberſtadt und Naumburg. So kommt es, daß die im Regierungsbezirk Erfurt beſtehenden Gerichte theils unter das Oberlandesgericht zu Halberſtadt, theils unter das zu Naumburg gehören, und zwar zu erſterem die landräthlichen Kreiſe Heiligenſtadt, Mühlhauſen, Nordhauſen und Worbis, mit Ausnahme des Dorfes Zaunröden, zu letzterem die Kreiſe Erfurt, Langenſalza, Schleuſingen (mit Ausnahme des gräflich ſtollbergiſchen Juſtizamtes Schwarza), Weißenſee, Ziegenrück und das vorhin genannte Dorf.

Es würde zu weit führen, den Geſchäftsumfang der Land-, Stadt- und Patrimonialgerichte zu detailliren, dieſer, ſowie der Inſtanzenzug im Departement und alles dahin Einſchlagende iſt in C. A. Noback's oben angeführtem Werke: Beſchreibung des Regierungsbezirks Erfurt 2c. — ausführlich enthalten. Vom Poſtweſen wird in der letzten Abtheilung die Rede ſein.

Der Militairetat ſteht unter der höchſten Leitung des commandirenden Generals des vierten Armeekorps, Generallieutenant Prinz Karl von Preußen, königliche Hoheit zu Berlin. Der Erfurter R. B. iſt in Landwehr-Bataillons- und Compagnie-Bezirke getheilt; es ſtationirt in dieſen das 31. Landwehr-Regiment, deſſen 2 Bataillons in Erfurt und Mühlhauſen ihr Stabsquartier haben und deren Hauptörter für die 8 Compagnien Erfurt, Langenſalza, Schleuſingen, Weißenſee, Mühlhauſen, Worbis, Heiligenſtadt und Nordhauſen ſind. Außerdem befinden ſich verſchiedne Garniſonen von Linientruppen im Erfurter Regierungsbezirk, und in der Kreishauptſtadt ſelbſt 3550 Mann Beſatzung.

Der Central-Verwaltung des Großherzogthums Sachſen Weimar ſteht als höchſtes Landes-Collegium das Staats-Miniſterium vor. Seiner unmittelbaren Leitung ſind die Staats-Kanzlei, die Staats-Archive, die großherzoglich wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten und Sammlungen, auch die zu Jena, unterſtellt.

Die obern Landesbehörden ſind: für die Juſtiz-Verwaltung, 1) das den erneſtiniſchen und reußiſchen Staaten gemeinſchaftliche Ober-Appellations-Gericht mit dem Schöppenſtuhl zu Jena, 2) die Landesregierungen zu Weimar und zu Eiſenach, jede unter einem Canzler. Die Polizei- und Militairökonomie-Verwaltung leitet die Landes-Direction zu Weimar unter einem Präſidenten und Vicepräſidenten. Die Finanz-Verwaltung leiten zwei obere Central-Behörden, 1) die Kammer, 2) das Landſchafts-Collegium unter beſondern Präſidenten. Die kirchliche Verwaltung ſteht, was die proteſtantiſche Kirche betrifft, unter dem Ober-Conſiſtorium zu Weimar und zu Eiſenach; für das katholiſche Kirchen- und Schulweſen beſteht eine Immediatcommiſſion, welche unmittelbar unter dem Miniſterium ſteht, ebenſo wie die für das Erziehungs- und Unterrichtsweſen. Verſchiedenheit der chriſtlichen Konfeſſion hat im Großherzogthum auf den Genuß bürgerlicher oder politiſcher Rechte keinen Einfluß. Das Bauweſen leitet eine Oberbaubehörde. Sechs Landrathe überwachen die Gegenſtände der Kameral-Verwaltung, der Landwirthſchafts-, Sicherheits-, Geſundheits- und Armenpolizei in den ihnen angewieſenen Bezirken. Als inquirirende Behörden für Verbrecher fungiren die Criminal-Gerichte zu Weimar, Weida, Eiſenach und Dermbach. Das großherzogliche Militair beſteht bundesmatrikelmaßig aus 2010 Mann activer Truppen und 1005 Mann Reſerve, nebſt einer zweiten Reſerve, die von der geſammten jungen Mannſchaft von 20 bis 25 Jahren gebildet wird. Es zerfällt in 4 Compagnien oder 2 Linienbataillons zu Weimar und Eiſenach und hat eine fünfte oder Scharfſchützen-Compagnie. Ein Huſarencorps in der Reſidenz erhält den Stamm einer Kavallerie-Diviſion. Kommandanturen befinden ſich zu Weimar, zu Eiſenach und auf Schloß Wartburg. Das Militair gehört zur Reſerve-Diviſion des Bundesheeres mit der vorzugsweiſen Beſtimmung, im Kriegsfalle, vereint mit den Kontingenten der Herzoge zu Sachſen und zu Anhalt, des Landgrafen zu Heſſen-Homburg und der freien Stadt Frankfurt, zur Beſetzung der Bundesfeſtung Mainz zu dienen.

Von Wohlthätigkeitsanſtalten des Staates beſitzt Weimar Waiſen-Inſtitute in der Reſidenz und in Eiſenach, Prediger- und Schullehrerwittwen-Fisken, öffentliche Heilanſtalten zu Jena, mit der Irrenanſtalt, ein Landeshospital zu Blankenhain, eine Hebammenſchule zu Eiſenach. Feuerlöſchanſtalten ſind in allen Landesbezirken angeordnet, Landesſtrafanſtalten beſtehen als Zuchthäuſer zu Weimar und Eiſenach, und als Zwangsarbeits- und Beſſerungs-Anſtalten ebendaſelbſt. Das Großherzogthum hat auch ein eignes Brand-Aſſekurations-Inſtitut zu Weimar, und in beiden Reſidenzen freie Gewerbſchulen. Die großherzoglichen Forſte, Jagden und andere Regalien, als das Berg- und Salinenweſen, Ilmflöße, Münze zu Eiſenach ꝛc. unterliegen beſondern Verwaltungen. Die Lokal-Verwaltung im Großherzogthum umfaßt 1) die Juſtizämter und Patrimonialgerichtsſtellen, 2) die Stadtgerichte, letztere blos zu Eiſenach, Ilmenau, Jena und Weimar, 3) die Stadträthe, 4) die Stadt-Polizei-Kommiſſionen zu Weimar, Eiſenach und Jena, 5) die Amts-Advocaten, 6) die Aerzte und Chirurgen, 7) die Geiſtlichen und Schullehrer, 8) die Rentämter, 9) die Amts-Bezirks- und Stadt-Steuereinnahmen.

Der Central-Verwaltung des Herzogthums S. Meiningen-Hildburghauſen ſteht ein Geheimeraths-Collegium als rathgebende Behörde zur Begutachtung aller derjenigen Gegenſtände wichtigern Umfangs voran, welche ihm auf Befehl des Herzogs zugewieſen werden. Das Landes-Miniſterium iſt die oberſte Stelle, durch welche der Herzog die geſammte Staatsverwaltung der Verfaſſung gemäß leitet. Ihm ſind die Hauptarchive und die herzoglichen Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft unterſtellt.

Die Oberbehörden zerfallen in: A. Juſtizbehörden. Dieſen ſteht das gemeinſchaftliche Ober-Appellationsgericht zu Jena voran, dann folgt das Oberlandesgericht, deſſen Sitz zu Hildburghauſen iſt, und der Schöppenſtuhl zu Jena. B. Verwaltungs- und Finanzbehörden. Dieſe werden gebildet 1. durch die Landesregierung, deren Sitz die Reſidenzſtadt Meiningen iſt, und deren Geſchäftskreis ſich auf alle Gegenſtände der innern Landesverwaltung erſtreckt, ſo weit für dieſelben nicht beſondre Verwaltungsbehörden angeordnet, oder ſie andern Behörden nicht ausdrücklich übertragen ſind. Sie zerfällt in drei Abtheilungen: 1) die Verwaltungsabtheilung, welcher die innern Angelegenheiten der Landeshoheit, der Sicherheits-, Ordnungs-, Gewerbs- und Landwirthſchaftspolizei, das Communal-, Corporations- und Inſtitutenweſen, die Medizinalangelegenheiten in polizeilicher und ſcientifiſch techniſcher Hinſicht (letztere unter Beirath und Mitwirkung der Medizinaldeputation), das Berg-, Hütten-, Münz- und Bauweſen — ſoweit daſſelbe nicht der zweiten Abtheilung überwieſen iſt, die Militairſachen, bei welchen eine Einwirkung der Civilverwaltung ſtattfindet ꝛc. reſortiren, und die zugleich das Obercenſurkollegium bildet. 2) Die Finanzabtheilung. Dieſe bearbeitet ſämmtliche Angelegenheiten, welche ſich auf das Domanial- und Landesvermögen, deſſen Pflege, Verwaltung und Einkünfte beziehen, ſoweit dieſelben nicht der beſonders beſtehenden Domänen-Deputation überwieſen ſind. Zu ihrem Geſchäftskreis gehört das geſammte Etats-, Kaſſen- und Rechnungsweſen und die Aufſicht auf die Hauptkaſſe, deren Curatel ein Mitglied dieſer Abtheilung führt. Sie bildet zugleich den Lehnhof. 3) die Forſtabtheilung. Sie verwaltet das geſammte Forſt- und Jagdweſen, beziehungsweiſe unter Mitwirkung der Finanz- und Verwaltungs-Abtheilung, und handhabt mit der letztern die Forſt- und Jagdpolizei, auch iſt ihr zugleich die Aufſicht und Leitung der Forſt- und Jagdacademie Dreißigacker übertragen. Als Verſicherungsanſtalt gegen Brandſchäden an Gebäuden iſt durch Staatsverträge die von Kurheſſen allen Hauseigenthümern im Herzogthum geöffnet, ohne daß jedoch ein Zwang Statt findet. Die Hauptkaſſe vereinnahmt, verausgabt und verrechnet die ſämmtlichen Einkünfte aus den Domänen nach Maßgabe des Hauptetats, unter verſchiedener Buchführung für die beiden Einnahmequellen. Das Rechnungsbureau revidirt die monatlichen Abrechnungen und die Quartalſtatus der Amtseinnahmen, calculirt die Belege und beſorgt die Aufſtellung der jährlichen Einnahme- und Ausgabe-Rechnungen.

II. Die **Kirchen- und Schul-Behörde**. Dieſe iſt das herzogliche Conſiſtorium mit dem Sitz zu Hildburghauſen. III. Die **Rechnungskammer**, welche Sorge trägt, daß die Staatskaſſe-Rechnungen, ſowie die der Städte und wichtigern Anſtalten pünktlich abgelegt, revidirt, juſtificirt und abgeſchloſſen werden; zugleich liegt ihr die Mitwirkung ob bei Auf- und Feſtſtellung der Etats über Einnahme und Ausgabe und zur Aufrechterhaltung geſetzmäßiger Ordnung im Staatshaushalt. Sodann beſteht noch IV. eine beſondere **Staatsſchuldentilgungscommiſſion**. Das S. meiningiſche Bundescontingent beſteht aus einem 1150 Mann ſtarkem Bataillon leichter Infanterie, in 1 Jäger- und 4 Schützencompagnien getheilt. Eine Compagnie ſchön uniformirter Feldjäger dient auf dem Lande zur Aufrechthaltung polizeilicher Ordnung.

Zu der **Amts- und Localverwaltung** zählen 1) die Untergerichte, welche in Kreis- und Stadtgerichte, Land- und Patrimonialgerichte zerfallen. Kreis- und Stadgerichte ſind zu Meiningen, Hildburghauſen, Saalfeld und Salzungen; Land- und Stadgerichte zu Waſungen, Römhild, Heldburg, Eisfeld, Gräfenthal, Camburg und Kreisgerichtsdeputationen zu Themar und Krannichfeld. Das wohlthätige Inſtitut der Friedensgerichte beſteht ſeit 1835. 2) Die **Verwaltungsämter**, deren das Herzogthum 12 zählt, 3) die **Ortsbehörden**, die in einigen Städten Magiſtrat, in andern Stadtrath heißen, auf den Dörfern aber durch die Schultheiſſen gebildet werden. Eine Reſidenz-Polizei-Direktion uberwacht in der Reſidenz die geſetzliche und ſittliche Ordnung. Krankenanſtalten ſind in Meiningen, Hildburghauſen, wo auch eine Irrenanſtalt, Saalfeld und Sonneberg. Eine Correctionsanſtalt iſt in Maßfeld. Zu Saalfeld beſteht ein Berg- und Münzamt mit der Münze. Für den Hoch- Straßen- und Waſſerbau beſtehen Bauinſpektionen. Landesculturvereine ſind in allen Bezirken angeordnet. Penſionsanſtalten, Wittwenfisken, Hospitale, Stipendien und andre milde Stiftungen zahlreich vorhanden.

Das Herzogthum Sachſen Coburg-Gotha hat für die beiden, von einander geſondert gelegenen, Fürſtenthümer zwar auch eine zum Theil geſonderte Staats-Verwaltung, doch ſeit dem 30. November 1836 ein gemeinſchaftliches Miniſterium, oder Geheimeraths-Collegium, welches aus 4 Geheimen Räthen, 2 aus jedem Fürſtenthum gebildet iſt. Seit dem 30. October 1828 wurden die bisherigen Oberbehörden beider Fürſtenthümer durch den jetzt regierenden Herzog aufgelöſt und die Juſtiz von der Verwaltung getrennt. Nun bekam Gotha wie Coburg ſein eignes Juſtizcollegium, ſeine Regierung und ſein Conſiſtorium. In Coburg bildet das herzogliche Conſiſtorium die zweite Section der Landesregierung. Die Juſtizcollegien beider Länder haben in Proceſſen gegenſeitigen Läuterungsinſtanzenzug und das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Jena bildet die letzte Inſtanz. Für das Militairweſen iſt in Gotha vor Kurzem eine beſondere Abtheilung bei der Regierung eingerichtet worden. Das Bundescontingent beſteht aus einem Regiment Linienmilitair, davon 4 Compagnien auf Gotha, 2 auf Coburg kommen, zuſammen 1125 Mann mit 562 Mann Reſerve. Die Reſidenzſtadt Gotha hat auch Bürgermilitair: 1 Bataillon Infanterie und 1 Diviſion ſehr ſchön uniformirter Uhlanen; in den Städten Waltershauſen, Ohrdruf und Zella beſtehen Bürgermilitaircompagnien.

Die Verwaltung des Forſtweſens wurde 1829 für beide Fürſtenthümer neu organiſirt, die Juſtiz- und Rentämter erhielten 1830 eine neue Eintheilung, und die geiſtliche Unterbehörde für das Kirchen- und Schulenweſen bekam 1839 eine neue Organiſation. Das Fürſtenthum Gotha iſt in 9 Aemter abgetheilt und hat in der Reſidenz ein beſondres Criminalamt; das Fürſtenthum Coburg zerfällt in 3 Aemter. Die Stadt- und die Landgemeinden des ganzen Staates erfreuen ſich geſetzmäßiger und geregelter Leitung. Das Polizeiweſen iſt in Gotha namentlich auf eine hohe Stufe getreten, wo der Polizei-Anzeiger des Ober-Polizeiraths Eberhardt ſchon längſt zum Schrecken aller Stromer und

Vagabunden geworden. Auf dem Lande verſieht die Gensdarmerie den Polizeidienſt. In allen Städten beſtehen Gewerbvereine, faſt alle Dörfer haben Induſtrie- und Sonntagsſchulen. Auch an Wohlthätigkeitsanſtalten iſt S. Coburg-Gotha reich. In beiden Reſidenzen beſtehen Waiſenhäuſer, Krankenhäuſer, Sparkaſſen und milde Stiftungen. Das Landarmenhaus zu Langenhain bei Gotha, ſeit 1831 beſtehend, iſt ein ſehr achtungswerthes Inſtitut.

Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt, in neuerer Zeit ungleich mehr als früher conſolidirt und in ſich ſelbſtſtändiger geworden, hat zur höchſten Landesbehörde ein Geheimerathscollegium in der Reſidenz. Die Landesregierung hat Abtheilungen für die Juſtiz, für die Adminiſtration, für Leitung der Polizeiangelegenheiten und für Waiſen- und Armenanſtalten. Zu Frankenhauſen wird die adminiſtrative Leitung durch eine Landeshauptmannſchaft verſehen. Berufung in Proceßſachen findet an das mit dem Fürſten zu Schwarzburg-Sondershauſen und zu Anhalt gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Zerbſt Statt. Das Conſiſtorium zu Rudolſtadt, deſſen Beiſitzer aus ſämmtlichen Regierungsmitgliedern und 2 Geiſtlichen gebildet ſind, iſt auch in zwei Abtheilungen geſondert, während in Frankenhauſen die Conſiſtorialſachen der Landeshauptmannſchaft mit unterſtellt ſind, weshalb der dortige Superintendent den Sitzungen beiwohnt.

Ein mit der Regierung verbundenes Steuercollegium verwaltet das Steuerweſen, und die fürſtliche Kammer, unter einem Präſidenten und 3 Räthen, leitet das Rechnungs- und Forſtweſen in der Oberherrſchaft, während in der Unterherrſchaft zu Frankenhauſen ein beſonderes Rent- und Forſtdepartement beſteht. Das Bundeskontingent beſteht aus 539 Mann. Auch für Wohlthätigkeitsanſtalten iſt Sorge getragen, und man rühmt dem kleinen Lande nach, daß es ſich in einem ſehr glücklichen Zuſtand befinde.

Das Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen erhielt durch den jetzt regierenden Fürſten eine ganz neue Organiſation. Auch hier bildet ein neu conſtituirtes Geheimerathscollegium die oberſte Landesbehörde. Regierungen beſtehen zu Sondershauſen und zu Arnſtadt, und bilden die oberſten Juſtiz- und Verwaltungsbehörden; mit ihnen vereinbart ſind durch einige geiſtliche Beiſitzer die beiden Conſiſtorien für Leitung der Kirchen-, Schul-, Ehe- und milden Stiftungsſachen. Zu Sondershauſen beſteht eine Rentkammer für die Domainenverwaltung und die der übrigen fürſtlichen Einkünfte, ihr reſortiren die Kammer zu Arnſtadt und die Kammerexpedition zu Gehren. Forſtcollegien beſtehen zu Sondershauſen und zu Gehren; am letztern Orte auch ein Bergamt. Die Aemter, die Stadt- und die Patrimonialgerichte bilden die niedern Gerichte, von welchen Berufung an die Regierungen und von dieſen an das Oberappellationsgericht zu Zerbſt geht. Das Bundescontingent beſteht aus 451 Mann, die für den Kriegsfall zur 2ten Diviſion des neunten Armeecorps ſtoßen.

In den fürſtlich Reußiſchen Landen ſind die Regierungsformen verſchieden, obſchon der am längſten herrſchende der Fürſten in Folge alten Familienvertrages eine Art Supremat oder Senioriat übt und als primus inter pares die Stammesangelegenheiten leitet. Die ältere Linie, Reuß-Greitz hat für die Landesverwaltung ein Regierungs- und Juſtiz-Collegium, welches mit Zuziehung des Superintendenten der Reſidenz Greitz, des einzigen im Lande, zugleich das Conſiſtorium bildet, dann ein Kammer-, Finanz-, Oeconomie- und Forſtdepartement. Dieſen beiden Collegien ſind die Hauptſtadt und die Aemter untergeordnet. Das Bundescontingent beſteht aus 225 Mann. Die jüngere Linie, in die Reuß-Schleitziſchen und die Reuß-Lobenſtein-Ebersdorfiſchen Sonderlande zerfallend, aber nur einen Bundesſtaat bildend, hat eine Geſammtregierung zu Gera, welche zugleich Lehenscurie und mit Zuziehung zweier geiſtlichen Beiſitzer das Conſiſtorium bildet. Sonderbehörden aber für Juſtiz-, Kameral- und Landesverwaltung beſtehen zu Schleitz und zu Lobenſtein als Juſtizämter, Criminal- und Patrimonial-Gerichte, Stadträthe, Berg- und Forſtämter. Gegen Erkenntniſſe der Unterbehörden findet an die gemeinſchaftliche Regierung und von dieſer Berufung an das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Jena Statt.

In der kurheſſiſchen Herrſchaft iſt die Stadt Schmalkalden Sitz eines Kreisamtes, eines Landgerichtes, eines Bergamtes und eines geiſtlichen Inſpectorats; Juſtiz-Aemter ſind zu Steinbach-Hallenberg, zu Brotterode und zu Herrenbreitungen.

Aus dieſen nothwendig nur kurzen Andeutungen geht hervor, daß es in allen, an Thüringen Theil habenden Staaten an einem wohlgeordneten Rechtszuſtande und an ſorglicher Ueberwachung des geſammten Staatsorganismus nicht mangle. Zweckmäßiger Fort- und Weiterſchritt iſt dabei von keiner Seite ausgeſchloſſen, und die Geſammtmaſſe des Volkes fühlt ſich im Ganzen wie im Einzelnen glücklich unter dem Scepter ſeiner größtentheils gütigen, wohlwollenden und alles Gute gern fördernden Regenten, wie unter der Leitung intelligenter Regierungen, deren Zweck und Aufgabe naturgemäß kein andrer ſein kann, als Land und Volk immer größerer Vervollkommnung durch Förderung geiſtiger, wie materieller Intereſſen, durch Künſte, wie durch Gewerbe, entgegen zu führen.

Handel und Wandel.

Ohne Verkehr und ohne Abſatzwege der induſtriellen Betriebſamkeit ,iſt ein Land arm, ja letztere wird nur durch erſtere bedingt. Alles, was Kunſt und Wiſſen und Gewerbe erfreulich ſchaffend zu Tage fördern, iſt ein todter Schatz, wenn es nicht, wie Sonnenradien, allſeitig ausſtrahlend, aller Orten hindringen, Bedürfniſſen abhelfen, oder geiſtig weiter zeugen, und die Mittel zu fernerer Förderung gewinnen kann. Paſſend bezeichnet und bedeutſam die deutſche Sprache mit dem Worte Wandel, wenn ſie es neben Handel ſtellt, die Wege, die der Verkehr geht; beide ſind ein Ganzes in ihrem Zuſammenklang, wie Leib und Seele nur in Verbindung einen lebendigen Organismus bilden. Produktion über den eignen Bedarf zum Verkauf und Eintauſch an das Ausland iſt die Grundlage zum Nationalreichthum. Einfuhr und Ausfuhr ſind die Wagſchalen für das materielle Volkswohl. Ueberwiegt der Kapitalwerth der letztern, dann wohl dem Lande! Durchfuhr kommt nur einzelnen dabei Betheiligten zu Gute, dem Ganzen wenig, doch hilft ſie die Staatskaſſe in etwas bereichern.

In Thüringen iſt Entwickelung der gewerblichen Lebensthätigkeit faſt nirgend gehemmt; wenige Höhen ſind ſo hoch und ſteril, daß ſie weder für Obſt- und Feldbau, noch für forſtliche Cultur geeignet wären. Wo erſterer wegen Rauhigkeit des Gebirgsklima's nicht möglich iſt, tritt regſte Benutzung des Holzes für jeglichen menſchlichen Bedarf, treten zahlloſe Fabriken, tritt der Bergbau an ſeine Stelle. Die Bevölkerung iſt mehr dicht, als das Gegentheil zu nennen, ja es iſt dem hier und da ſich mächtig regenden Trieb zur Auswanderung wohl eben ſo viel Antheil an der theilweiſen Uebervölkerung als andern laſtenden Um- und Uebelſtänden beizumeſſen.

Den Handel und Wandel Thüringens nach ſeinen geſchichtlichen Momenten zu erfaſſen und nach dieſen ausführlich zu ſchildern, iſt hier nicht meine Aufgabe. Seine Gegenwart iſt es, die nach jeder Richtung hin erörtert werden muß, dabei ergiebt ſich naturgemäß und von ſelbſt mancher Rückblick auf die Vergangenheit.

Die Sonderintereſſen der vielen kleinen Staaten mit verſchiedenen Bedürfniſſen erſchwerten früher mächtig den Verkehr; dazu kam ein Mangel an guten Straßen, dem in unſern Tagen erfreulich geſteuert iſt. Ich kann mich noch auf die Zeit erinnern, wo über den Thüringerwald keine einzige Chauſſee führte, wo Wagen auf dem Wege von Meiningen nach Waſungen und weiter im tiefſten Sande hinſchlichen, wo die Kornkammer Arnſtadt noch nicht mit dem Gemüſegarten Erfurt durch das freundlich annähernde Band einer guten Hochſtraße verbunden war. Das iſt jetzt alles anders und beſſer, und durch die Eiſenbahnen wird es noch beſſer werden.

Der thüringiſche Zollverein im Verbande mit dem preußiſch-deutſchen Zollvereine hat Thüringen auch in politiſcher Beziehung wieder eine Bedeutung gegeben, hat den alten Landesnamen wieder zu Gnaden angenommen, und vereinigt die verſchiedenen kleinen Staaten und Provinzen in einen Handelsſtaat. Dieß iſt für alle Folge für das Land von großer Wichtigkeit, hauptſächlich für die Staatskaſſen.

Der thüringiſche Zoll- und Handelsverein wurde von den betheiligten Staaten unterm 10. Mai 1833 geſchloſſen und zwar „in Erwägung, daß die in Rede ſtehenden Länder und Landestheile wegen deren vermiſchter Lage und der hierdurch bedingten, gegenſeitigen Abhängigkeit des Verkehrs weder im Einzelnen die Einführung einer beſondern Zollgeſetzgebung zulaſſen, noch geeignet ſeien, abgeſondert einem bereits beſtehenden größern Zollverbande angeſchloſſen zu werden, und von der Ueberzeugung ausgehend, daß ſich nur in der Vereinigung zu einem gemeinſchaftlichen Zollſyſtem die Ausſicht eröffne, dieſen Ländern und Landestheilen nach deren immer fühlbarer werdenden dringenden Bedürfniſſen die Vortheile eines möglichſt erleichterten Verkehres, wie andere größere Staaten denſelben gemeſſen, ſowohl unter ſich als auch im Verhältniß zu angrenzenden Staaten zuzuwenden.“

Zwar ſind die Grenzen der thüringiſchen Vereinsſtaaten anders gezogen, als die erſte Abtheilung oben nach altherkömmlicher und natürlicher Begrenzung die Grenzen Thüringens angiebt, da participiren 1) Weimar (ohne die thüringiſchen Aemter Allſtädt, Oldisleben und das fränkiſche Amt Oſtheim, 2) Meiningen, 3) Coburg-Gotha (ohne das thüringiſche Amt Volkenrode und das fränkiſche Königsberg), 4) Altenburg, 5) Reuß, 6) Preußen, blos mit den Erfurter Regierungsbezirkskreiſen Erfurt, Schleuſingen und Ziegenrück und einigen zum Merſeburger Regierungsbezirke gehörigen Dörfern, 7) Schwarzburg Rudolſtadt (die Oberherrſchaft), 8) Schwarzburg Sondershauſen (auch blos die Oberherrſchaft), 9) Kurheſſen (Kreis Schmalkalden), 10) Baiern (Enclave Kaulsdorf).

Nachfolgende Tabelle giebt eine Ueberſicht des Areals und der Einwohnerzahl der betheiligten Staaten; ſie ſtützt ſich auf eine in dem verdienſtvollen Buch von Dr. C. F. W. Dieterici: Statiſtiſche Ueberſicht der wichtigſten Gegenſtände des Verkehrs und Verbrauchs im preußiſchen Staate und im deutſchen Zollverbande, in dem Zeitraum von 1831 bis 1836 Berlin, Poſen und Bromberg, 1838 — S. 72 enthaltne, führt aber die Staaten in andrer Reihenfolge nach der Bedeutſamkeit des Flächeninhaltes auf und bereichert die Zahl der Städte bis mit 5000 Einwohnern mit mehrern dort hinweggelaſſenen, nämlich Schmalkalden, Langenſalza, Mühlhauſen, Nordhauſen. Die Seelenzahl iſt dort nach einer amtlichen Zählung von 1834 angegeben *).

---

*) Auf Angaben von Häuſer- und Einwohnerzahlen iſt ſich, ſobald man in das ganz Specielle eindringen will, wenig zu verlaſſen, denn von Jahr zu Jahr ergeben neue Zählungen ein Steigen der Bevölkerung. In F. Pfiſter's kleinem Handbuche von Kurheſſen, Kaſſel 1840, werden Schmalkalden 756 Häuſer und 5350 Einwohner zugeſchrieben, während die „Beſchreibung von Kurheſſen“ von G. Landau, Kaſſel, 1842, ſchon 763 Häuſer zählt und 5405 Einwohner. Beide ehrenwerthe Verfaſſer ſchrieben 2 Jahre von einander; in dieſer Zeit können recht wohl 7 neue Häuſer erbaut worden ſein. Wohin man kommt iſt Bauluſt rege: ein Zeichen des Friedens und wachſenden Wohlſtandes Einzelner, der wieder Andern zu Gute kommt.

Ueberſicht des Flächenraums und der Volkszahl der Länder des thüringiſchen Zoll- und Handelsvereins.

Namen der Länder	Flächeninhalt in geogr. Q.-M.	Einwohner nach einer amtlichen Zählung zu Ende 1834	Es kommen alſo Einwohner auf die Q.-M.	Städte bis mit 5000 Einwohnern. Namen der Städte	Städte bis mit 5000 Einwohnern. Einwohner
1. Großherzogth. Sachſen Weimar Eiſenach, ohne die Aemter Allſtädt, Oldisleben und Oſtheim.	60,90	226664	3722	Weimar Eiſenach Jena	11005 9270 5792
2. Herzogth. Sachſen Meiningen mit dem Dorfe Alt Löbnitz.	44,42	146529	3299	Meiningen	6000
3. Herzogth. Sachſen Coburg-Gotha, ohne die Aemter Volkenrode und Königsberg.	32,58	129740	3982	Gotha Coburg	13006 9067
4. Herzogth. Sachſen Altenburg.	24,47	117921	4819	Altenburg	12629
5. Fürſtenth. Reuß: Schleiz, Greiz, Lobenſtein-Ebersdorf, Gera.	21,43	99626	4649	Gera Greiz	9050 6300
6. Vom Königreich Preußen die Kreiſe Erfurt, Schleuſingen und Ziegenrück des R.-B. Erfurt, die Dörfer Kitſchlitz und Mollſchütz, zum R.-B. Merſeburg gehörig.	16,43	88329	5376	Erfurt Mühlhauſen Nordhauſen Suhl Langenſalza	28323 11491 11023 7118 6052
7. Von dem Fürſtenthum Schwarzburg Rudolſtadt die Oberherrſchaft.	12,29	50332	4095	— —	— —
8. Von dem Fürſtenthum Schwarzburg Sondershauſen die Oberherrſchaft	6,53	23750	3637	— —	— —
9. Vom Kurfürſtenthum Heſſen der Kreis Schmalkalden.	5,47	25153	4598	Schmalkalden	5405
10. Vom Königreich Baiern die in Thüringen belegene Enklave Kaulsdorf.	—	431	—	— —	— —
Summa	224,52	908475	4046	1 Stadt zw.	20-30000 E.
				5 Städte „	10-20000 „
				9 „ „	5-10000 „
				15 Städte über 5000 Einw.	

Nach dem Vertrag vom 10. Mai 1833 trat dieſer thüringiſche Staatenverein zum großen Zollverband zwiſchen Preußen, Baiern, Würtemberg, Sachſen und den beiden Heſſen.

Zu dieſem großen preußiſch deutſchen Zollvereine gehören nachfolgende, in den thüringiſchen Zollverein nicht mit inbegriffene Diſtrikte thüringiſchen Bodens.

Namen der Länder	Flächeninhalt in Q. M.	Einwohner	Städte bis mit 5000 Einwohnern	
			Namen der Städte	Einwohn.
1. **Vom Königreich Preußen der Regierungsbezirk Merſeburg circa $^1/_3$.**	62	26952	Halle Naumburg Merſeburg Eisleben Sangerhauſen	25200 11600 8750 7150 5150
2. **Schwarzburg Sondershauſen, Unterherrſchaft.**	8	3350	— —	—
3. **Schwarzburg Rudolſtadt, Unterherrſchaft.**	3	13900	— —	—
4. **Sachſen Weimar-Eiſenach, die Aemter Allſtädt und Oldisleben.**	2	8330	— —	—
5. **Sachſen Coburg-Gotha, Amt Volkenrode.**	1	2570	—	—
Summa	76			

Um ein richtig anſchauliches Bild von der Wichtigkeit des thüringiſchen Zollvereins im Bezug auf die Beſteuerung und die dadurch erzielten Staatenrevenuen zu gewähren, mag folgende officielle Tabelle dienen, welche für das Rechnungsjahr 1841 geſtellt iſt, und im Bezug auf die Einwohnerzahl der betheiligten Lande das raſche und überraſchende Wachſen der Bevölkerung zugleich mit vor Augen legt, wenn man die Ueberſicht vom Jahr 1834 damit vergleichen will.

Nachweiſung
über
die Zollrevenuen in den thüringiſchen Vereinsſtaaten für das Jahr 1841.

Nr.	Benennung der Vereinsgebiete	Seelenzahl	Nach der Zoll-Einnahme ſind zu empfangen an											
			Zollgefällen 1.			Branntweinſteuer u. Uebergangsabgabe v. Branntw. 2.			Uebergangsabgab. v. Wein, Moſt, Tabaksblät. u. Fabrik. 3.			Zuſammen 4		
			ℛ	ſgr	₰	ℛ	ſgr	₰	ℛ	ſgr	₰	ℛ	ſgr	₰
1.	Preußen	93883	67662	8	7	37378	28	10	1258	26	3	106300	3	8
2.	Kurheſſen	26575	19152	24	11	10580	20	5	356	10	4	30089	25	8
3.	Sachſen Weimar	236042	170117	14	11	93978	21	10	3165	2	6	267261	9	3
4.	Sachſen Meiningen	152640	110008	28	10	60772	21	5	2046	22	5	172828	12	8
5.	Sachſen Altenburg	122717	88443	5	11	48859	1	6	1645	15	4	138947	22	9
6.	Sachſen Coburg-Gotha	136067	98064	19	8	54174	8	2	1824	15	8	154063	13	6
7.	Schwarzburg Sondershauſen	24628	17749	18	4	9805	14	9	330	7	1	27885	10	2
8.	Schwarzburg Rudolſtadt	52444	37796	25	3	20880	8	1	703	6	7	59380	9	11
9.	Reuß Schleiz	22215	16010	16	3	8844	23	2	297	26	5	25153	5	10
10.	Reuß Greiz	33062	23828	2	—	13163	13	2	443	9	10	37434	25	—
11.	Reuß Lobenſtein-Ebersdorf	22886	16494	4	1	9111	27	9	306	26	4	25912	28	2
12.	Reuß Gera	28828	20776	17	7	11477	20	11	386	16	8	32640	25	2
	Summa	951987	686105	6	4	379028	—	—	12765	5	5	1077898	11	9
	Außerdem an das Königreich Baiern für die vom thüringiſchen Gebiete umſchloſſene Enclave Kaulsdorf	434	312	23	8	—	—	—	5	24	7	318	18	3
	Summa	952421	686418	—	—	379028	—	—	12771	—	—	1078217	—	—

Die gemeinſchaftliche Oberbehörde für den thüringiſchen Zoll- und Handelsverein im Bezug auf Controle und Verwaltung hat unter dem Namen: Generalinſpection des thüringiſchen Zoll- und Handelsvereins ihren Sitz in Erfurt.

Um einigermaßen eine Ueberſicht der dem Handel und Verkehr dienenden Produkte Thüringens zu geben, ohne doch weiter mit Maſſen ſchwerfälliger Zahlentabellen die Geduld der Leſer zu beſtürmen, will ich in allgemeinen Umriſſen des Bergbau- und Hüttenweſens, der Salinen, der Forſte, der Boden-Cultur, der Viehzucht und der Fabrikation gedenken.

Der Bergbau iſt in vielen Theilen der thüringiſchen Vereinsſtaaten von großer Wichtigkeit. Preußen hat außer ſeinen zum Harze gehörenden Landestheilen und außer dem reichen Mannsfelder Bergſegen (in Eisleben der Sitz des vereinigten Mansfeld-Thüringiſchen Bergamtes), im Kreiſe Ziegenrück des Erfurter Regierungsbezirks, bei Groß- und Klein-Cannsdorf (im erſten Ort der Sitz des Henneberg-Neuſtädter Bergamts) wichtigen Bau auf Kupfer, Silber, Kobalt und Eiſenerze. Dieſer ergab im Betriebsjahr 1838 in 11 Gruben mit 234 Arbeitern $5477\frac{3}{8}$ Centner Kupfererz, $262\frac{5}{8}$ Centner Silbererz, $289\frac{1}{2}$ Centner Kobalterz und 13,836 Centner Eiſenſtein. Der Geldwerth am Urſprungsort betrug für die Kupfererze 18,851 Rthlr., für die Silbererze 192 Rthlr., für die Kobalterze 1557 Rthlr., für die Eiſenſteine 11,319 Rthlr.; in Summa 31,919 Rthlr. Der dortige Hüttenbetrieb mit nur einer Hütte ergab 758 Centner Garkupfer im Werth von 25,912 Rthlr., 265 Mark Silber zu 3186 Rthlr. Die leichtflüſſigen und ſehr guten Eiſenerze dienen vielfach dem Hüttenbetrieb des Thüringerwaldes zu Verſetzung mit ſtrengflüſſigeren. Der Kreis Schleuſingen hatte in frühern Zeiten vielen und ſehr ergiebigen Bergbau, jetzt iſt derſelbe unerheblich. Bei Schmiedefeld ſind Magnet- und Rotheiſenſteingruben, die etwa 500 Tonnen jährlich Ausbeute gewähren. Eine Erfurter Aktiengeſellſchaft begann 1838 das Aufſuchen von Steinkohlen in dieſem Kreiſe, und zwar bei Goldlauter, verbaute 14,500 Thaler und wurde leider noch nicht auf befriedigende Weiſe fündig.

Kurheſſen hat in ſeinem thüringiſchen Antheil, Kreis Schmalkalden, hochwichtigen Bergbau. Stahlberg und Mommel liefern mit 120 bis 130 Arbeitern jährlich über 28,000 Tonnen Eiſenſteine, davon 4 bis 5000 ins Ausland gehen; die übrigen werden in 7 Blauöfen geſchmolzen und von 13 Eiſenhammern mit eben ſo vielen Friſchfeuern verarbeitet, die jährlich 20 bis 30,000 Centner Stabeiſen bereiten. Der Werth der Eiſenproduktion wird auf 118 bis 119,000 Thaler veranſchlagt. Der Bergbau gehört Gewerkſchaften, die ihn vom Staate zu Lehen tragen und dieſem zehnten.

Weimar hat in ſeinem hennebergiſchen Antheil, im Amte Ilmenau, Bergbau auf Eiſen, Braunſtein und Steinkohlen. Schon im Mittelalter war der Bergbau im Hennebergiſchen zu ſolcher Blüthe gediehen, daß Ottokar von Hornegks Reimchronik ſeiner ruhmend gedenkt. Eine Menge Ilmenauer Ausbeutethaler und kleinere Munzen wurden ſpäter ausgeprägt, die das Ilmenauer Silber- und Kupferbergwerk lieferte; jetzt iſt nur lebhafter Bau auf Braunſtein im Gange, namentlich bei Ilmenau, Elgersburg und Oehrenſtock; Steinkohlen dagegen liefert das Werk bei Kammerberg und Manebach, jährlich im Durchſchnitt 1001 Scheffel Kohlen; letzteres Bergwerk iſt herrſchaftlich.

Auch Meiningens Bergbau iſt bedeutend. Dieſer Staat hat Bergreviere in den Aemtern Saalfeld, Gräfenthal, Sonneberg und Eisfeld. Im Jahre 1840 waren im Betrieb:

					im Werth von		
33	Eiſenſteingruben mit 90 Mann Beleg. u. förderten	65,000	Ctr.	Eiſenſtein	10,833	fl.	— Kr.
2	Steinkohlengrub. mit 150 Mann Beleg. u. förderten	51,000	„	Steinkohlen	25,500	„	— „
29	Farbenerdengrub. mit 40 Mann Beleg. u. förderten	7,000	„	Farbenerden	7,000	„	— „
4	Alaun- u. Vitriolgruben m. 18 M. Beleg. u. förd.	1,000	„	Vitr. u. Alaun	5,000	„	— „
7	Porzellanſandbrüche mit 63 Mann Beleg. u. förd.	33,000	„	Porzellanſand	16,500	„	— „
33	Dach- und Tafelſchieferbrüche mit 360 M. Beleg. u. förderten	48,000 61,000	„ „	Dachſchiefer Tafelſchiefer	24,000 61,000	„ „	— „ — „
8	Griffelbrüche mit 176 M. Belegung u. förderten	16,500	„	Griffelſchiefer	82,500	„	— „
24	Wetzſchieferbrüche mit 50 Mann Beleg. u. förderten	1,200	„	Wetzſchiefer	8,400	„	— „
140	Gruben u. Brüche m. 947 M. Beleg. u. förderten	283,700	Ctr.	Bergprodukte:	240,733	fl.	— Kr.

In obigen Revieren ſind die Eiſenhüttenwerke: Hüttenſteinach, Oberſteinach, Auguſtenthal, Almerswind, Gabe Gottes, Gräfenthal, Meernach, Untere Bock, Lambrecht, Bunzelsmühle und Lichtenau im Betrieb, bei welchen noch 400 Mann beſchäftigt werden, und die circa 11,000 Ctr. in allen Sorten Gußwaaren, Stab-, Zain-, Reif-, Band-Eiſen ꝛc. fertigen im ohngefähren Geldwerth von mindeſtens 400,000 fl. Bei der Griffel-, Wetz- und Tafelſchiefergewinnung begreift die Arbeiterzahl ganze Familien und iſt die Perſonenzahl mindeſtens 3 mal größer.

Früher fanden ſich im Meininger Oberlande im Theuern-Grunde und an der Grümpen auch Goldwäſchen.

Bei Neuhaus wurde durch Herrn von Weiß zu Glücksbrunn ein Steinkohlenbergwerk erſchloſſen, das mit einer Dampfmaſchine und 100 Bergleuten betrieben wird. In Schweina und Glücksbrunn lohnte früher reicher Bergſegen den Bau auf Silber, Kupfer und Kobalt. Geſchichte und Sage vereinigen ſich, ihn zu verkünden. Er nährte 300 Familien; aber die Ungunſt der Zeiten hat ihn auf den 30. Theil verringert. Doch nähren ſich durch Kobaltgruben, die dem Kaufmann Fr. Moller sen. auf Lebenszeit verliehen ſind, 10 Familien. Beläuft ſich der Geldwerth der Ausbeute auch bis jetzt jährlich nur auf 2,000 Rthlr. durchſchnittlich, ſo wird doch eine günſtige Steigerung eintreten, da die Anlage eines Pochwerks beabſichtigt wird.

Der gewerbthätige Chef des bibliographiſchen Inſtituts zu Hildburghauſen, J. Meyer, bohrte ſeit mehrern Jahren ebenfalls in dem Neuhäuſer Gebiete auf Kohlen und beabſichtigt zugleich, den Bau auf die Kupferſchiefer- und Kupferſanderze in der Glücksbrunner Markung wieder aufzunehmen. Früher war neben den ergiebigen Kupferbergwerken dieſer Gegend auch Bau auf Eiſen im Betrieb, das in Menge vorhanden iſt, ja in ſchönen Glasköpfen auf Aeckern und Rainen zu Tage liegt, aber nur zu ſtrengflüſſig iſt. Herr Meyer iſt bei Neuhaus fündig geworden, und baut mit Erfolg auf Eiſen in der Wüſtung Atterode bei Bad Liebenſtein.

Mit Uebergehung geringerer Bergbau-Produkte in den verſchiedenen Provinzen, wie Vitriol- und Alaunſchiefer, Fluß- und Schwerſpath ꝛc., erwähne ich nur noch die wichtigen Mühlſteinbrüche (Porphyr) bei Krawinkel, die Marmorbrüche (für die Marbelmühlen) bei Mengersgereuth und Sachſendorf, den großen Torfſtich zu Gleichenthal bei Mühlberg. Bauſteine und Erden zur Ziegelfabrikation finden ſich faſt überall. Ungleich wichtiger ſind die thüringiſchen Salinen. Preußen hat deren zu Halle, Dörnberg, Artern, Köſen, meiſt mit Soolbädern verbunden, ein ſaliniſches Schwefelbad zu Langenſalza. Heſſen hatte bei Schmalkalden eine Saline, die jedoch einging, doch dient die Soole noch einer Badeanſtalt. Weimar hat die Saline Luiſenhall bei Stotternheim, und die Saline Wilhelmsglücksbrunn bei Kreuzburg mit nahe an 11,100 Centner jährlicher Produktion. Meiningen hat die Salinen Salzungen, Neuſulza und Friedrichshall. Die erſte lieferte für den Debit jährlich im Durchſchnitt 32,215 weißes und 2607 Ctr. Viehſalz. Sie gehört dem Domänenfiscus zu $^{5}/_{18}$ und der Pfännerei zu $^{13}/_{18}$. Da in neueſter Zeit glückliche Bohrverſuche vollkommen geſättigte Soole gewinnen laſſen, ſo wird dieſes dem Staate wie der Pfännerei zu Gute kommen. Die neue Bohrquelle iſt ſo reich an Soole, daß täglich 200 Ctr. verſotten werden, dieß gäbe jährlich über 70,000 Ctr. Auch befindet ſich zu Salzungen ein frequentes Soolbad. Neuſulza producirt 35,000 Ctr. weißes und 3,565 Ctr. Viehſalz, und hat ebenfalls ein Soolbad. Friedrichshall liefert nur 500 Ctr. weißes und 100 Ctr. Viehſalz; ſeine Soole wird meiſt zur Bitter- und Glauberſalz-Fabrikation benutzt. Dieſe meiningiſchen Salinen liefern dem Verbrauch im Herzogthum Meiningen 29,636 Ctr., dem Großherzogthum Weimar 13,663 Ctr., dem Königreich Preußen 5,377½ Ctr., dem Herzogthum Altenburg 28,381 Ctr. und dem Königreich Baiern 16,791 Ctr. Salz; der ganze Verbrauch im Ausland beträgt mithin nahe an 94,000 Ctr. Als Mineralbad hat unter den thüringiſchen Bädern Liebenſtein den größten Ruf.

Gotha hat die Saline Ernſthalle bei Buffleben. Schwarzburg Rudolſtadt die zu Frankenhauſen mit renommirtem Soolbad (warme Quelle). Außerdem ſind noch eine Menge kleiner und unbenutzter ſaliniſcher und mineraliſcher

Quellen in Thüringen verſtreut, die unmöglich hier alle aufgezählt werden können.

Schwer iſt es, den Ertrag, wie die Benutzung der Waldungen anzugeben. Den Flächeninhalt der königlich preußiſchen Waldungen auf thüringiſchem Boden des Regierungsbezirkes Merſeburg kann ich nicht angeben. Auf den Regierungsbezirk Erfurt kommen allein 113,787 Morgen königliche Waldung; davon enthält der Forſtinſpectionsbezirk Schleuſingen 89,206, der Forſtinſpectionsbezirk Mühlhauſen 19,287 und das Oberforſtamt der Stadt Erfurt 5294 Morgen. Dieſe Forſte gewähren an Nutzungen jeglicher Art einen reinen Ueberſchuß von über 97,000 Thalern.

Die weimariſchen Forſte bedecken 13 Quadrat-Meilen; der Antheil dieſes Staates am Thüringerwalde enthält mehr als $66\frac{2}{3}$ Proc. Waldboden.

Die meiningiſchen Forſte, und zwar die herrſchaftlichen allein, denn das Areal der zahlreichen Gemeindewaldungen iſt noch nicht vollſtändig vermeſſen, erſtrecken ſich über 200,000 Acker und gewähren eine Staatsrevenue von 360,000 fl. rh. Es werden abgegeben 76,562 Klaftern Baum-, Bloch- und Scheitholz, 13,192 Klaftern Stöcke und 7000 Klaftern Reißig.

Das alte Herzogthum Gotha beſitzt ausgedehnte Forſte. Es betragen allein die herrſchaftlichen Gemeinde- und Privatwaldungen

des Amtes Tenneberg	20,216	Acker	meiſt Laubholz.
des Amtes Reinhardsbrunn	9,719	„	meiſt Nadelholz.
des Amtes Georgenthal	29,792	„	desgl.
des Amtes Schwarzwald	34,929	„	desgl.
des Gerichtsamtes Thal	7,122	„	Laub- u. Nadelholz.

Man ſchlägt den Ertrag der Waldungen des Herzogthums Gotha auf 200,000 Thaler, den des Herzogthums Coburg auf circa 75,000 Thaler an.

Im Kreiſe Schmalkalden bedecken die Forſte $2\frac{3}{4}$ Quadratmeilen, davon auf die Stadt Schmalkalden 2958 Acker Waldungen kommen.

Das Areal der ſchwarzburger Forſte iſt ebenfalls nicht unbedeutend und gewährt beträchtliche Revenuen.

Zur vielfachen Nutzung des Holzes und daraus entſpringenden Ertrag für Staaten und Unterthanen, ſei es als Bau-, Dielen- und Brennholz, als Kohle, Böttchergeräth, Spielzeug, oder die Gewinnung von Harz und Pech, Eicheln, Bucheckern, Tannen- und Fichtenſaamen in ergiebigen Jahren, kommt noch die, welche der Waldboden vielen Tauſenden gewährt, indem er Nadeln Laub und Heidekraut zum Unterſtreuen des Viehs und zur Düngergewinnung, Schwarzebeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Preiſſel- und Wachholderbeeren liefert. In Schleuſingen ſollte ſonſt allein die Ausfuhr von Pech, Böttcherwaaren, Kienrußbutten und Blechen jährlich an 1000 Frachtwagen. Ferner geben Wald und Wieſen den vaterländiſchen Officinen eine Fülle wichtiger und heilſamer Arzneikräuter, die ohne Kultur wachſen und gedeihen, die nur geſammelt und regelrecht getrocknet zu werden brauchen. Die unentbehrliche Arnica, Hirſchwurz, Bärenwurz, Eberwurz, Eiſenhut, Fingerhut, Enzian, Baldrian, Tauſendgülden, die isländiſche Flechte, das nützliche Lycopodium und viele andre.

Die Bodenkultur Thüringens erſtreckt ſich über den Anbau jeglicher Getraideart und Nutzpflanzen, den nur immer das Klima zuläßt.

Man darf nur den Namen güldne Aue nennen, um an Flurenſegen zu erinnern. Was in jeder einzelnen Provinz beſondern Anbaues werth befunden wird, läßt ſich hier nicht aufführen; in einer Gegend waltet dies, in einer anderen anderes vor, natürlich baut nicht jedes Land oder jede Provinz den ganzen Bedarf. Nordhauſen z. B. baut ſehr viel Getraide, aber ſeine 60 Branntweinbrennereien laſſen daſſelbe doch nicht ausreichen. Der Anbau von Hülſenfrüchten waltet in den milder gelegenen Kreiſen des erfurter Regierungsbezirks vor, und die Vorliebe für Buffbohnen hat ſeit lange den Einwohnern Erfurts einen Scherznamen zugezogen. Oelgewächsanbau, vornehmlich Rübſamen, iſt faſt überall, wo die Aecker ihn geſtatten, beliebt; an der Unſtrut und Gera iſt viel Senf- und Mohnbau, letzterer auch um Erfurt, Langenſalza, Mühlhauſen und Weiſſenſee, ebenſo der Leindotter. Auch der Anbau der Madia sativa fand bereits vielfach Eingang, beſonders im Meiningiſchen. Lein zur Flachsgewinnung wird häufig in Thüringen gebaut, beſonders viel in der ſalzunger Gegend, ja ſelbſt noch auf ziemlicher Höhe des Thüringerwaldes. Hanf wird weit minder cultivirt.

Wichtig war für das thüringiſche Hügelland in früheren Zeiten der Waidbau. Noch im Jahr 1616 bauten 300 thüringiſche Dörfer Waid, im Werth von 3 Tonnen Goldes. Erfurt, Gotha, Mühlhauſen, Langenſalza und Arnſtadt hießen die fünf Waidhandelsſtädte. Als im Jahr 1290 die Erfurter eine Anzahl Raubſchlöſſer zerſtörten, ſäeten ſie Waid auf die Burgſtätten, zum Zeichen ihres Sieges. Noch findet man in der Gegend zwiſchen Gotha und Langenſalza manchen bemooſten Waidmühlenſtein als einſames Denkmal jener einſt blühenden Kultur in der Feldflur liegen. Doch baut der Ort Tröchtelborn im Kreiſe Erfurt noch Waid in ziemlicher Menge. Ebenſo kam der Safflorbau in Abnahme. Hopfen producirt Thüringen ebenfalls wenig und mehr verſuchsweiſe. Der meiſte wird aus Baiern eingeführt.

Mehrere Cichorienfabriken zu Erfurt, Nordhauſen, Mühlhauſen, Gotha u. A. bedingen den Anbau der Cichorien-Wurzel.

Arzneikräuter werden außer denen, die das Waldgebirge und die Fluren ohnehin liefern, im erfurter und langenſalzaer Kreiſe in einzelnen Dörfern gebaut, viele derſelben auch in Handelsgärten. Gemüſeanbau und Küchengewächsgärtnerei verſteht ſich überall, wo beide möglich ſind, von ſelbſt, doch verſieht auch hier die erfurter Flur viele Waldſtädte; in der Nähe dieſer Stadt befinden ſich auch die weitbekannten, ſogenannten Brunnenkreßklingern, ſtets bewäſſerte Gärten, in denen dieſe beliebte Salat- und Gemüſepflanze trefflich gedeiht. Blumenzucht- und Handel iſt in Erfurt, Gotha, Arnſtadt, Jena, Weimar, Mühlhauſen, Langenſalza ꝛc. ſehr bedeutend; Obſtbau muß ſich nach Lage und Klima richten. Eine Ausſtellung des erfurter Gartenbauvereins von Blumen, Gemüſen und Früchten ergab 1100 der vorzüglichſten Gemüſeſorten, 1400 Sorten des herrlichſten Obſtes und Weines, und 2,500 der auserleſenſten Zierpflanzen. In dieſer Beziehung iſt Erfurt für Thüringen, was Bamberg für Oberfranken. Schon im Mittelalter hießen die Erfurter »des heiligen romiſchen Reiches Gärtner.« Die Erfurter Brunnenkreſſe-Kultur erfand Nicolaus Meißner gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, wodurch der Stadt ein ſehr ergiebiger neuer Nahrungszweig verſchafft wurde. Der Veteran deutſcher Gartenbaukunſt, Chriſtian Reichardt, durch ſeinen Land- und Gartenſchatz allbekannt, war ein geborner Erfurter. (Der wackere Obſtzuchter Johann Georg Dittrich, war auch ein Thuringer, ein Gothaer). Weinbau hatte Erfurt ſchon im 15., 16., 17. Jahrhundert, ſpäter ging derſelbe zurück, und 1813 erhielt er ſo zu ſagen den Todesſtoß, der Krieg und die Belagerung zerſtörte alle Weinberge. Nur vereinzelt beſtehen noch größere Weinanlagen, aber Garten und Tafeltrauben werden noch in Menge gezogen und von vortrefflichem Geſchmack. Die Blumenzucht kam weit ſpäter auf, als der Weinbau, erreichte aber in der Gegenwart eine der höchſten Kulturſtufen in Deutſchland. C. Platz ließ 1817 die erſten Georginen, einfach rothe, nach Erfurt kommen; das Stuck koſtete 14, ſage vierzehn Thaler! Und jetzt wetteifert Erfurt in der Zucht der ausgezeichnetſten Georginen mit jeder deutſchen Stadt, ja ſelbſt mit dem ſtolzen England. Erfurt zählt 8 Kunſt- und Handelsgärtnereien, uber 100 Gärtner und eine Menge Privaten, zum Theil Handwerker, namentlich Weber, die Sommerblumenſaamenzucht als ein Gewerbe, das einträglich nutzt und Vergnügen macht, betreiben. Der erfurter Gartenbauverein bluht ſeit 1838. Von Kirſchenſorten, die aus dem erfurter Gebiete oft wagenvoll nach Arnſtadt und andern Orten hin verfahren werden, zeichnen ſich die erfurter frühe Auguſtſauerkirſche und die Kirchheimer aus, die zur Bereitung des Kirſchſaftes am geeignetſten ſind.

Tabaksbau hat Thuringen im Ganzen wenig, außerdem im Meiningiſchen, wo er einen wichtigen Handels- und Erwerbszweig bildet. Hauptſächlich wird er in der Flurmarkung der Stadt Waſungen und einiger Nachbardörfer betrieben, daneben bauen auch die heſſiſchen Orte Herrenbreitungen und Barchfeld dieſe beliebte Pflanze an, welche meiſt in Broterode am Fuße des Inſelberges geſponnen und verſandt wird.

Die jährliche Steuer von den Tabaksfeldern im meininger Unterlande beträgt 3000 fl. rhnl., wonach, da von jedem Acker 5 fl. 42 kr. Steuern zu entrichten ſind, 526,316 Acker (1 Acker gleich 160 Q.-Ruthen und 1 Ruthe gleich 14 nürnberger Fuß), mit Tabak bebaut werden, welche an getrockneten Blättern jährlich im Durchſchnitt $2364^2/_{10}$ Ctnr. ergeben. Es iſt jedoch dies nur die geſetzliche Annahme. In der wirklichen kann der Ertrag eines Ackers gegen 8 Ctr. angenommen werden, ſo daß die Geſammtproduktion trockner Tabaksblätter gegen 1000 bis 1500 Ctr. und deren Geldwerth 32,000 Thlr. preuß. Cour. oder 56,000 fl. rhnl. beträgt.

Außerdem wird auch noch auf dem Eichsfeld im Kreiſe Worbis und in dem Werrathale bei Treffurt Tabak cultivirt.

Dem Wein von Thüringens Bergen hat Asmus, der wandsbecker Bote, ein für allemal einen ſchlimmen Namen gemacht, und ich fühle mich nicht berufen, gegen ſein Dichterwort in die Schranken zu treten.

Thüringen hatte im Mittelalter ſehr vielen Weinbau; er iſt verdrängt, und nicht zum Schaden des Landes. Der beſte thüringiſche Wein wächſt um Naumburg, wo er ſogar zur Champagnerfabrikation geeignet befunden wird; von da das Saalthal aufwärts ſchmücken Rebengelände in zerſtreuten Strecken die Stromufer, ja bis nach Saalfeld, wo die Traube trefflich gedeiht, Anbau in's Große aber dennoch nicht mehr lohnen würde. Gleichwohl ſind um Köditz am rechten Abhange des Saalufers noch Weinberge. Auch um Erfurt, Langenſalza, Mühlhauſen, Nordhauſen, Meiningen baute man früher vielen Wein, jetzt werden mindeſtens $^2/_3$ des ehemaligen Weinlandes anderweit benutzt. Aus dem Werrathale ſchwand der Weinbau ganz, aber im Kreiſe Erfurt dienen noch 135 Morgen dem Weinanbau, und es wird eine leidliche, dem geringeren Rheinweine ähnelnde Sorte in guten Jahren erzielt. Sehr viel in Thüringen gebauter Wein wird als Moſt conſumirt. Als Handelsartikel in das Ausland dürfte daher der einheimiſche Wein nur wenig in

Betracht kommen; deſto mehr haben wir Einfuhr vom Ausland, bei immer ſich ſteigerndem Conſumo, das durch die enormen auf den Wein laſtenden Steuern, ſogenannte Ausgleichungsſteuern an den Zollſtätten, nicht gemindert wird. Rhein-, Pfälzer- und Franken-Weine ſind vorzugsweiſe beliebt, weniger leichte und ſchwere franzöſiſche Weine, (mit Ausnahme des Champagners), welche mehr nach dem deutſchen Norden gehen. Daher werden meiſt zollvereinsländiſche Weine eingeführt und findet ſchwunghafter Weinhandel Statt. Die Nähe des Frankenlandes macht es möglich, daß man einen reinen und guten Tiſchwein zu ſehr mäßigem Preiſe im Keller haben kann.

Wie eine gute Epiſode im Roman oder Epos, ſteht anziehend und originell mitten im Thüringerwalde der Benshäuſer Weinhandel da. Benshauſen, ein freundlicher, königlich preußiſcher Marktort, im Thale der Lichtenau, unterhalb Zella und Mehlis, im Schooſe bewaldeter Anhöhen und einer nicht ſehr ergiebigen Feldflur, wo die Rebe nicht gedeiht, die Traube nicht reift, hat ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten wichtigen Weinhandel. Dieſer Handel, aus geringen Anfängen emporgewachſen, mehr und mehr ſich ausbreitend, hat nicht nur den früher dürftigen Waldort in einen blühenden umgewandelt, ihn in mancher Beziehung ein ſtädtiſches Anſehen gegeben, ſondern auch bis heute die ungeheuere Concurrenz ausgehalten, die mit Schaaren von Weinreiſenden Deutſchland überfluthet, ſowie er durch die nahe Nachbarſchaft des weinreichen Frankens ſich nicht beeinträchtigt fühlt.

Es waren einfache, ſchlichte, thüringiſche Straßenfuhrleute, welche den Ort bewohnten und in ihren blauen Hemden mit ſchweren Frachtwägen Deutſchlands Heerſtraßen durchzogen. Sie machten ihre Weineinkäufe an den Quellen, und führten ihre Fracht nach Mitteldeutſchland und weit nach Norden, ja bis zur Meeresküſte. Dort gab es wieder Rückfrachten an Seefiſchen und andern Produkten zu verladen, die in den vielen damals noch beſtehenden Klöſtern

Frankens willkommen waren. Durch verſtändige Einkäufe, mäßigen Gewinn und Redlichkeit hob ſich zunächſt das Frachtfuhrweſen in Benshauſen außerordentlich; da aber der erkaufte Wein nicht jederzeit weiter verfahren werden konnte, ſo war man bei Erbauung neuer Häuſer auf ſolide Keller bedacht, deren älteſte bis zu 1622 heraufreichen. Die Blüthe des Fuhrweſens iſt ſogar zu der Lokalſage fortgeerbt, daß ein Fuhrmann in ſeinen Stallungen neunundneunzig Pferde ſtehen gehabt habe, mit denen er auf eigne Rechnung Wein verfahren, daß er aber nie das Hundert habe vollzählig machen können, ſondern allemal, ſowie er ein hundertſtes Pferd kaufte, fiel ihm eins aus der Zahl der neunundneunzig.

Durch die guten Lager und die von den Weinproducenten am Rhein praktiſch erlernte Behandlung der Weine erhob ſich bald der bloſe Handel zum Geſchäft, durch die Reiſen der Jüngern ward höhere Bildung gewonnen und in die Heimath getragen, es knupften ſich Verbindungen an mit auswärtigen Handelshäuſern, Adelsſitzen und Hofhaltungen in Sachſen und Preußen, und zahlreiche Beſtellungen gingen ein.

Ein Beiſpiel fruherer Art und Form ſolcher Beſtellungen war die nachfolgende, die ich nach einem authentiſchen Originalbeſtellungsbrief mittheile:

ohne Complimente

Gott zum Gruß Lieber Freund!

Wann Dieſelben Geſundt und glücklich zu den lieben Ihrigen angekommen ſeyn, wird es mir das größte Vergnügen zu vernehmen ſeyn, Meine Wenigkeit und ganße Familie iſt wohl auf Gott ſey Danck dafür. es iſt der Herr Amts Haubman von Carlowitz bey mir Perſonlich geweſen, und hatt mich gebethen Sie ſelben vor ſeine Mamma nach Reheßdorf 9 Öhmer Wein, wie ſie ſonſt bekommen, ſo bald als möglich überbringen ich freue mich alſo die Ehre zu haben, meinen lieben Anſchütz bald hier zu ſehen, da werde viel mit Ihnen ſprechen, ich wohne nun wieder in Meiner großen Stube vorn raus unſer Haus iſt ſehr Sie nen und Frau Liebſte ſind von uns gegrüßet und bin mit vieler Guthmeinung Sie wißen es wohl

Meines guthen Freundes
dienſtſchuldiger
Johann Auguſt **Renard.**

Dreßden
d 5 May 1762.

An Herrn Hanß Anſchütz
den langen Wein Händler
in
Benßhauſen
fr. Leipzig. bei Suhla.

Viele Beſteller im deutſchen Norden glaubten feſt, Benshauſen liege am Rhein. Lange Jahre hindurch gab es für den Benshäuſer Weinhandel wenig oder keine Concurrenz; man ſagt, daß zu jener Zeit des Emporblühens dieſes thüringiſchen Erwerbzweiges nur zwei Handelshäuſer aus Baiern nach Sachſen haben reiſen laſſen und nach Preußen gar keins. Aber mit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts vermehrte ſich die Concurrenz bedeutend, der Abſatz der edlen Rhein- und Frankenweine vertheilte ſich in gar viele Hände, und Geſchäfte, wie die frühern konnten nicht mehr gemacht werden; dazu kam, daß ſich häufig Leute des Weinvertriebs bemächtigten, die wohl mit Wein zu handeln, nicht aber ihn zu behandeln verſtanden und das kaufende Publikum mit ſüßen Worten und leichten ſauren Wein abſpeiſten, was indeß überall nur auf kurze Zeit gelingen kann. Schwere Hemmung des Verkehrs und Vertriebs brachten dem Benshäuſer Geſchäft die Zölle und Mauthen, die wie Polypen im Eingeweide Deutſchlands feſt ſaßen und den Umlauf des Herzblutes ſtocken machten. Durch die Separatverträge einzelner Staaten ſahen ſich die Benshäuſer Weinhändler genöthigt, um ihr Geſchäft zu retten und zu erhalten und beſtehenden Geſetzen zu genügen, in auswärtigen Orten, namentlich an Grenzzollämtern, wie Eckartsberga, Langenſalza und andern, Weinlager zu etabliren, wodurch ihnen, neben großem Riſiko beträchtliche Unterhaltungskoſten erwuchſen, den Abnehmern aber der Vortheil, die Weine zu ermäßigten Abgaben von Benshäuſer Weinhandlungen nach wie vor beziehen zu können, was in der Folge wieder zu Gute kam.

Der große deutſche Zollverein hob jene laſtende Feſſel wieder auf, und mit ſeinem Inslebentreten brach für Benshauſen eine Zeit neuer Blüthe an.

Benshauſen kauft und verſendet faſt gar keine geringen Weine, es bezieht nur gute Sorten und Jahrgänge aus dem Rheingau, der Pfalz und, jedoch nur in guten Jahren, auch aus Franken. Von außerdeutſchen Weinen wird blos Burgunder und Champagner, der Nachfrage und eignen Bedarfs halber bezogen, man machte aber in frühern Zeiten auch mit ſolchen Weinen Hauptgeſchäfte. Ein einziger Weinhändler dort bezog einmal auf eine Sendung zehntauſend Flaſchen Champagner, darüber wurde ohnlängſt, weil Jemand dieſe Angabe bezweifelte, durch Vorlegung des betreffenden Dokumentes eine Wette von 50 Flaſchen Champagner gewonnen. Es war in jener Zeit nichts ſeltenes, in den Benshäuſer Kellern Lager von mehreren Tauſend Flaſchen Burgunder zu finden. Vor 10 bis 12 Jahren iſt auch der Fall vorgekommen, daß ein Benshäuſer Weinhändler 16 Stück alte Rheinweine, im Werthe von 16 bis 18000 Thalern nach Frankfurt am Main verkauft hat.

Der Handlungen ſind gegenwärtig 10 bis 12; es lagern in ihren Kellern, deren nie einer leer werden darf, durchſchnittlich 12,000 Eimer; die Ein- und Ausfuhr betreiben die im Orte wohnenden Fuhrleute mit 70 bis 80 Pferden, deren Zahl aber bei den Einkäufen guter Jahrgänge nicht ausreicht. Der Verſandt, hauptſächlich nach Sachſen, Preußen, Polen und Rußland, beträgt durchſchnittlich im Jahr 8 bis 9000 Eimer, wodurch ein enormes Werthcapital in Umſatz kommt. Die Benshäuſer Weinhändler halten mit aller Strenge und Aufmerkſamkeit darauf, daß ihrer keiner andern als reinen, gut behandelten Wein verkaufe, und von den Schmierereien und Melangen betrügeriſcher Weinfabrikanten iſt dort nie die Rede; jeder Käufer kann auf beſte und reelſte Bedienung rechnen. Tüchtige Kenntniß der Behandlung der Weine und gehörige Mittel ſetzen dieſe Handlungen in Stand, ihren Ruf im Ausland und die Ehre ihrer Firmen aufrecht zu erhalten; dabei leben ſie unter ſich geſellig, ohne niedrigen Neid, lebensfroh und im hohen Grad Gaſtlichkeit, der Thüringer Erbtugend, ausübend.

Durch dieſe Induſtrie finden noch eine Menge Menſchen Nahrung, Fuhrleute, Böttcher, Wagner, Schmiede u. A.

In ähnlicher Weiſe, nur minder bedeutend, findet auch ſchwunghafter Weinhandel im Dorfe Hinternah bei Schleuſingen und im Flecken Heinrichs bei Suhl Statt.

So war auch das gothaiſche Dorf Goſſel, 2 Stunden von Arnſtadt, in der Waldnähe, früher mehr als jetzt, mit eigenthümlicher Induſtrie geſegnet; es handelte mit Südfrüchten und Seeprodukten, friſchen, getrockneten und geräucherten Fiſchen, Schweizerkäſen ꝛc., ja mit Kaffee, Zucker, Vanille, Zimmt, Nelken u. dgl., eben weil es auch ein Fuhrmannsdorf, nur konnte dieſer Handel nicht ſolchen Aufſchwung, wie der Weinhandel zu Benshauſen, gewinnen. Im Dorfe Gräfenrode ſind Gourmandiſen zu haben, die man dort nicht ſuchen ſollte, pommerſche Gänſebrüſte, Spickaal, Angoven, Sardellen ꝛc.

Als die Runkelrübenzuckerfabrikation auch in Deutſchland feſten Boden gewann, blieb Thüringen mit dieſer neuen Induſtrie nicht zurück. Es entſtanden Fabriken in Halle, in Naumburg, in Gotha, bei Alsleben, in Langenſalza, Mühlhauſen, Salzungen, Camburg u. a. O., die zum Theil noch fortblühen, wenn auch nicht überall mit großem Nutzen der Begründer.

Viehzucht iſt in den meiſten Theilen Thürigens von Wichtigkeit. Im Merſeburger Regierungsbezirke ſind die Schäfereien vortrefflich. Der Regierungsbezirk Erfurt zieht gegen 19,100 Pferde, 62,800 Stück Rindvieh, 213,500 Schaafe, über 17,600 Ziegen, und 38,100 Schweine. Davon hat Nordhauſen den ſtärkſten Pferdeſtand und die Stadt ſelbſt die meiſte Schweinezucht, nämlich circa 4000 Stück. Auch in den Kreiſen Weißenſee, Langenſalza und Worbis iſt Pferdezucht lebhaft, und es ſind zur Veredlung der Zuchtpferde mehrere Beſchälſtationen vorhanden, in welchen jährlich edle Hengſte aus königlichen Geſtüten aufgeſtellt werden. Das königliche Geſtüt zu Veßra bei Schleuſingen iſt neuerdings aufgehoben worden.

Gotha hat in ſeinem Flachland ſehr guten Pferdeſtand. Es konnten ohnlängſt zur Einzugsfeier Sr. Durchlaucht, des Herrn Erbherzogs von Sachſen Coburg-Gotha aus jeder gothaiſchen Dorfſchaft 16 berittene Landleute aufgeboten werden. Im coburgiſchen Landestheile herrſcht Rindviehzucht vor, die ſich überhaupt mehr für den Wald eignet. Meiningen hat zu Altenſtein ein treffliches Geſtüt, mehrere Meiereien mit Schweizervieh und Merinoſchäfereien, wodurch allmählig auf Veredlung des für den Landmann ſo wichtigen Viehſtandes hingewirkt wird. Der Thüringerwald iſt im Sommer vielfach vom Heerdenglockengeläute durchklungen. Es iſt eine Luſt, an einem ſchönen Sommermorgen in Ilmenau, Suhl, Tambach, oder einer andern Bergſtadt die langen Züge meiſt ſtattlichen und wohlgenährten Viehes mit den harmoniſch geſtimmten Glocken langſam und in ſchier endloſen Zügen hinaus und den grünen Waldestriften zuſchreiten zu ſehen, oder über der Schmücke auf den ſchweizeriſchen Matten zu ſtehen, auf denen zahlloſes Vieh weidet.

Federviehzucht findet allenthalben nach Maasgabe des Bedarfs Statt. Bienen werden auf den Dörfern häufig gehalten, namentlich da, wo die Haide, der Bienen liebſte Honigpflanze, mit ihren roſigen Blüthen ganze Waldungen überbreitet. Seidenbau iſt da und dort in Thüringen vielfach angeregt worden, Regierungen und Gewerbsvereine, namentlich der Erfurter, ſuchten ihn zu fördern, allein unſer Klima iſt im allgemeinen für den Maulbeerbaum zu kalt, die Zucht der Seidenwürmer zu mühſam, und der Gewinn zu unerheblich. Doch lieferte das Dorf Rockhauſen zu der oben erwähnten Erfurter Ausſtellung ohnlängſt die Seide von 1500 Cocons.

Die Jagd, wenn auch nicht mehr ſo reiche Ausbeute gewährend-wie in frühern Zeiten, liefert doch noch manches Stück Hochwild in die Küchen der Hohen und Reichen. Schwarzwild kommt nur in Gehegen vor, im Gothaiſchen und im Wildpark bei Schloß Schwarzburg. An Haſen und Füchſen iſt kein Mangel. Dachſe werden immer ſeltner, und einſt werden ſie ſo ausgerottet ſein, wie jetzt Luchs und Bär. Auer- und Birkhähne ſind auf dem Waldgebirge zahlreich, Schnepfen und Krammetsvogel ſtreichen häufig in der Zugzeit, ebenſo wilde Gänſe und Enten. Bisweilen verirrt ſich auch eine Meve an die thüringiſchen Seen und Teiche. Als Landplage treten von Zeit zu Zeit im gothaiſchen und erfurtiſchen Gebiete Hamſter auf, neben ihnen überall Feldmäuſe; an den Flüſſen giebt es Fiſchottern, doch nicht häufig.

Regſte Gewerbthätigkeit verbreitet in Thüringen nach allen Orten hin Segen, und die Fabrikation belebt die Wege des Handels auf jegliche Weiſe. Gut angelegte und wohl erhaltene Straßen fördern nach jeder Richtung hin mächtig den Verkehr. Was die produktive Thätigkeit im Flachlande betrifft, ſo wird genügen, anzuführen, daß Halle neben ſeiner berühmten Saline zahlreiche Fabriken für Metallwaaren, Tapeten, Stärke und Nudeln hat, auch eine Zuckerſiederei; Eisleben neben dem blühenden Bergbau Salpeter- und Potaſchenſiedereien; Merſeburg Papier-, Tabak-, Eſſig- und Spielwaarenfabrikation. Naumburg hatte früher lebhafte Meſſen, deren Frequenz jedoch geſunken iſt. Es producirt neben dem Weinbau Vitriolöl, Leder, Wolle, Leinwand, Seife; im Kreiſe Querfurt ſind Salpeterſiedereien und Pulvermühlen, ebenſo im Kreiſe Sangerhauſen. Ueberhaupt ſind Oel-, Walk-, Papier-, Mehl- und andre Mühlen über ganz Thüringen verbreitet; wo Waſſer mangelt, trifft man Windmühlen an, die nach dem Waldgebirge zu jedoch aus natürlichen Gründen immer ſeltner werden, weil dort aus allen Thälern Waſſerbäche ſtrömen.

Im Regierungsbezirk Erfurt iſt erſtaunlich viel gewerbthätiges Leben rege. Die Stadt Erfurt, einſt Hauptſtadt des Thüringerlandes, mit der deutſchen Hanſa im Bunde, hat zwar leider ihre frühere Handelsblüthe im Laufe der Zeiten ſinken ſehen, doch findet neben äußerſt lebhaftem Kleinhandel mannichfache Fabrikation und Vertrieb in das Ausland Statt. Die Erfurter Damenſchuhe ſind ſehr geſchätzt, ihre Fabrikation beſchäftigt in der Stadt allein gegen 100 Meiſter, die Wolle-, Baumwolle- und Flachsſpinnereien und Weberſtühle ſind zahlreich, die Stadt hat 5 Branntweinbrennereien, 10 Bierbrauereien, 3 Eſſigbrauereien, 8 Droguiſten haben Materialhandel en gros, es giebt

Fabriken für Gries, Graupen, Nudeln, Senf, Cichorien, Tabak, Oelraffinerien ꝛc. Der blühenden Handelsgärtnereien, 8 an der Zahl, wurde ſchon öfter gedacht. Im Kreis Nordhauſen ſtehen unter den Gewerben die Branntweinbrennereien und die aus dieſen hervorgehende Schweinemaſt oben an; es ſind ihrer über 60, Bier- und Eſſigbrauereien über 40. Nächſtdem wird Weberei lebhaft betrieben, es ſind im Kreiſe für wollene, halbwollene, baumwollene, linnene ꝛc. Zeuge und Band nicht weniger als 1717 Stühle im Gange, neben 11 Maſchinen und 22 Jacquardmaſchinenſtühlen. — Die Kreishauptſtadt hat 7 Tabaksfabriken, Vitriolbrennereien, Cichorienfabriken ꝛc.

Der Kreis Mühlhauſen, von geringerer Bodenbeſchaffenheit, als der Erfurter und Nordhauſer, iſt auch im Bezug auf den Handel minder bevorzugt, doch iſt die Kreishauptſtadt lebhaft und umfaßt allein 22 Fabriken und Mühlen, darunter 1 Bleiweißfabrik, 1 Cichorienfabrik, 1 Tabaksfabrik, 11 Leimſiedereien, 60 Lohgerber. Es finden ſich daſelbſt 10 Branntweinbrennereien, 21 Bier- und Breihanbrauereien ꝛc. Beſonders ſchwunghaft und vor allen andern bemerkenswerth ſind die Mühlhauſer Kammwollgarnſpinnereien, Streichgarnſpinnereien, Wollkämmereien, Wollwäſchereien u. dgl. Zehn Fabrikanten beſchäftigen in Stadt und Land, ja ſelbſt auf dem Eichsfelde, gegen 300 Arbeiter. Es ſind neben einigen Banquiers 10 Großhandlungen in der Stadt. Von rohen Produkten an Wolle, Flachs, Linnen, engliſchen Baumwollengarnen, Häuten wird viel eingeführt, und verarbeitete Fabrikate wieder exportirt.

Die Kreisſtadt Treffurt hat vielen Obſtbau.

Der Kreis Heiligenſtadt iſt durch die geringe Beſchaffenheit ſeines Bodens an Entfaltung einträglicher Landwirthſchaft gehemmt; der Tabaksanbau beſchränkt ſich auf einige Morgen; Obſt geräth nicht häufig, wollene und leinene Stuhlwaaren bilden die Hauptgegenſtände der Ausfuhr, doch iſt der Handel in der Kreishauptſtadt ſelbſt nicht ganz unbedeutend, da ſie für den Kreis Heiligenſtadt, wie für den Kreis Worbis den Kornmarkt bildet, und das ganze Eichsfeld mit Colonialwaaren und dergleichen zu verſehen hat.

Der Kreis Worbis baut vieles Obſt und fabricirt Würſte, Leinwand, Kattun und Rothgießerwaaren. Die ärmern Einwohner dieſes Kreiſes verlaſſen zum Theil im Sommer ihre Heimath und ſuchen Arbeit als Taglöhner, Feldbauer, Maurer und Zimmrer im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen und der Altmark, wo man ſie als fleißige Leute gern beſchäftigt. Im Winter kehren ſie zu ihren Webſtühlen, Spulen und Kartoffeln zurück.

Der Kreis Langenſalza hat zwar keinen ſonderlichen Handel, doch werden Obſt, Holz, Seidenzeuge, Tuch, Leinwand, Waid, Oel, Papier, Leder, Schinken und Würſte ausgeführt. Deſto wichtiger und bedeutender iſt der Handel in der Kreishauptſtadt ſelbſt. Die Langwollenſpinnereien der Herren Gebrüder Louis und Emil Weiß (Firma: Weiß jun. & Comp.), welche mit Dampfmaſchinenkraft arbeiten, beſchäftigen 700 Menſchen. Auch in Dingelſtädt gewährt dieſes Haus 4 bis 500 Arbeitern Verdienſt. Ein andres Handelshaus, Carl und Eduard Weiß, beſchäftigt 150 Menſchen, und außerdem ſind noch eine Menge Fabriken für Halbſeidenzeuge, baumwollene Tücher, Sago, Bleiweiß und andre in der Stadt in Schwung, nebſt zahlreichen Handlungen, darunter auch mehrere Kunſt- und Handelsgärtnereien. Langenſalza iſt in letzterem Geſchäftszweig, was Magdeburg für ſeine Gegend.

Im weißenſeer Kreiſe dominirt Ackerbau, daher Handel und Gewerbe weniger im hohen Flor befindlich ſind. Doch wird viel Getreide und Wolle ausgeführt, und zwar vom erſten jährlich über 100,000 Scheffel. Außerdem haben die Fabrikate der berühmten Metallwaarenfabrik von Dreyße und Collenbuſch in Sömmerda, für Gewehre, Zündhütchen und andre Artikel, großen Abſatz. Der Kreis Schleuſingen, dem Thüringerwalde ganz zugehörig, hat bei geringem Feldbau trefflichen Wieswachs, daher bedeutende Viehzucht, beſonders Rindvieh. Durch die ausgedehnten Forſte dieſes Kreiſes 101,662 Morgen, davon 89,206 Morgen königliche, 9,165 Gemeinde- und 3,291 Morgen Privat-Waldungen ſind, von denen in den königlichen Waldungen jährlich 38,978 Klaftern Brennholz, und 9069 Schock Reiſig und Wellen gehauen werden, während die Communalwaldungen auch gegen 7000 Klaftern Holz liefern — iſt der Holzvertrieb von Wichtigkeit. Er wird hauptſächlich als Holz- und Dielenhandel durch die Flöße gefördert. Die Sägemühlen des Kreiſes ſowohl, als die aus dem angrenzenden meininger Oberlande, führen ihre Dielen, Bohlen, Breter, Latten, Bauhölzer und Pfähle nach dem Flößplatze in der Nähe der Kreishauptſtadt, von wo ſie der Schleuſefluß zur Werra trägt. In Themar werden die Flöße ſchon größer, von da beleben ſie den Fluß in den Tagen des Sommers oft ſehr anmuthig; bei Wernshauſen ſind große Holzniederlagen, und die Flöße werden ebenfalls wieder, der größern Tragbarkeit des Fluſſes angemeſſen, hergerichtet. Von da geht das Holz bis hannöveriſch Münden und zur Weſer. Außerdem hat der Kreis ſehr bedeutende Eiſen- und Stahlwerke und dahin einſchlagende Fabriken, Kupferblech- und Kupferwaaren-Fabrikation, Porzellan-Fabriken, Glashütten, Papier- und Papiermachéfabrikationen. Was die Metall-Produktion betrifft, ſo ſteht das gewerbthätige Suhl noch ungleich wichtiger da, als Schleuſingen, nächſtdem, daß es beträchtliche Baumwollen-, Leinen- und Bandwebereien hat. Letztere werden auf circa 380 Stühlen betrieben. Es werden jährlich gegen 16,500 Stück Waaren zu den deutſchen Meſſen abgeführt. Dennoch erreicht die Fabrikation dieſer Waare nur die Hälfte des frühern Abſatzes. Die Eiſenwerke haben einen jährlichen Bedarf von 9 bis 10,000 Centner Roheiſen, der zum kleinſten Theil von Neuwerk bei Schmiedefeld bezogen, zum größern in 6 Blauöfen producirt wird. Der dazu nöthige Eiſenſtein muß meiſt aus dem Auslande herbeigeführt werden, und man nimmt dazu ſchmalkalder (von der Mommel) und kamsdorfer Steine. 6000 Centner des gewonnenen Eiſens zollen der Blech-Fabrikation; 7 Blechöfen ſchmieden Bleche, fertigen aber auch Stabeiſen und Platinen. Und dieſe ſuhler Bleche ſind, wegen ihrer Zähigkeit und Feſtigkeit, ſehr beliebt und geſucht, da ſie für Salzwerke und Dampfmaſchinen ſich trefflich eignen. Neben dem lebhaften Betrieb der Roheiſen-Fabrikation iſt noch die der Gewehre in Suhl äußerſt blühend, und zwar ſchon aus alten Zeiten her. Im Mittelalter war Suhl das deutſche Damaskus, beſaß Panzer- und Klingenſchmiede in Menge, lieferte ſpäter Gewehre faſt in alle Länder Europa's, und ſo iſt, obſchon die Concurrenz anderer Staaten dieſen faſt ausſchließlichen Handel niederlegte, dennoch jetzt die Gewehr-Fabrikation bedeutend. Eine Fabrik arbeitet ausſchließlich für Rechnung des königlich preußiſchen Kriegsminiſteriums, außerdem laſſen mehrere Gewehrhändler die Einzeltheile der Gewehre in beſondern Werkſtätten fabrikmäßig fertigen und ſie dann zuſammenſetzen; Klingen und Küraſſe werden in der Nähe von Suhl, bei Goldlauter, geſchmiedet; außerdem fertigt man noch Acker-, Garten- und Kücheneiſenwaaren aller Art, nicht minder Feilen und zahlloſe Stahl- und Galanterie-Waaren, Dolche, Meſſer, Gabeln, Kork- und Kugelzieher, Zangen, Pettſchafte u. dgl. Es arbeiten in Suhl 121 Schloſſer, mit 184 Geſellen, 16 Roth-, Gelb- und Glockengießer, 13 Rohr- und 5 Bajonettſchmiede, 70 Büchſenſchäfter, 111 Büchſenmacher. Auch wohnten und wohnen in Suhl ausgezeichnete Graveure für Stein- und Metallſchnitt. Doll, Pfeifer, Steigfeder sen. und jun., Höfling u. A.

Faſt in allen Dörfern des ſchleuſinger Kreiſes, oder in deren Nähe iſt lebhafte Fabrikation und Betriebſamkeit. Dies mag daraus erhellen, daß im Kreiſe 156 Meiſter mit 65 Geſellen Böttcherwaaren liefern, daß der Grobſchmiede 76 mit 80 Geſellen ſind, der Schloſſer 251 mit 280 Geſellen, daß auf dem Lande 200 Kienrußbuttenmacher leben. An Hammer- und Mühlwerken ſind der Eiſenhämmer 27, andrer Hüttenwerke einſchließlich eines Kupferhammers 9, 1 Glashütte, 1 Porzellanfabrik mit 60 Arbeitern, 72 Waſſer-Mahlmühlen, 18 Oelmühlen, 6 Walk- und Lohmühlen, 30 deutſche Sägemühlen, 8 holländiſche, 6 deutſche Papiermühlen, davon eine Papier ohne Ende liefert. In Schmiedefeld fertigt man Zithern, dieſes liebliche, acht volksthümliche, thüringiſch nationale Inſtrument, die Freude der Berg- und Waldleute, in großer Menge, nach verſchiedenen Tonarten ſogar, und in edlen Formen. Die Preiſe wechſeln von 8 Groſchen bis zu 3 und mehr Thaler das Stück. Die feinen ſind aber auch höchſt nobel gebaut und unendlich poetiſcher als die wälſche Guitarre.

Der Kreis Ziegenrück endlich liefert, neben ſeinem obenerwähnten nicht unbeträchtlichen Bergbau und ziemlich ergiebiger Saalfiſcherei, der Ausfuhr hauptſächlich Holz, Rindvieh und Schweine.

Das Herzogthum Meiningen iſt mehr in ſeinem Oberlande als im Unterlande eigentliches Fabrikland. Die Reſidenzſtadt beſaß früher ſehr renommirte Barchentfabrikation, deren Blüthe aber durch Kriege vernichtet wurde. Jetzt iſt die Gewerbsbetriebſamkeit dort auf Wolle, Tuch-Manufactur, Bierbrauerei, 1 Tabaks-Fabrik und einige andre Induſtrie-Zweige neben den allgemeinen beſchränkt, und ſo iſt es auch in den kleinern Städten des Unterlandes. Salzungen hat neben ſeiner Saline Holzhandel; Waſungen neben ſeinem Tabaksbau noch Hutfabrikation und lebhaften Vertrieb an Töpferwaaren.

Von großer Wichtigkeit iſt jedoch auch im meininger Unterlande die Gewerbthätigkeit der Orte Steinbach, Liebenſtein, Schweina und Glücksbrunn.

Faſt die ganze Einwohnerſchaft Steinbachs beſteht aus Schloſſern und Meſſermachern, letzterer namentlich ſind gegenwärtig nicht weniger als 150, die mit Geſellen, Lehrlingen, Frauen und Kindern jährlich circa 32,000 Dutzend Meſſer verfertigen. Der Durchſchnittpreis für 1 Dutzend ſtellt ſich auf 9 gute Groſchen, oder dort ſogenannte Batzen heraus; dies giebt ein Umſatzkapital von 66,000 ſchlechten Thalern, (à 18 Batzen, wie man nach einer veralteten Norm dort noch rechnet) oder 19,500 Thaler preuß. Cour. Eine Familie liefert, wenn ſie fleißig iſt und etwa aus 8 Perſonen beſteht, wöchentlich bis zu 30 Dutzend Meſſer, und verdient mithin 7⅓ Rthlr., wovon ⅓ für das Rohmaterial an Eiſen, Stahl, Blech, Draht und Horn abgeben, alſo ohngefähr 5 Rthlr. reiner Verdienſt übrig bleibt. —

Der Schloſſermeiſter ſind in Steinbach gerade 100 anſäſſig, und dieſe liefern mit Geſellen und Familien jährlich 80,000 Dutzend Schlöſſe, wovon der Durchſchnittspreis für 1 Dutzend ſich auf 1 ſchlechten Thaler beläuft. Eine fleißige

Familie kann bis auf 15 Dutzend wöchentlich fertig bringen, wodurch ſich der Verdienſt dem der Meſſermacher etwa gleichſtellt, und ein Erwachſener täglich ungefähr 4 gGr. hat. Früher beſtand in Steinbach ein Hülfsverein zum Beſten der Meſſerſchmiede mit einem beſoldeten Factor, an den ein Theil der Waaren gegen das nöthige Eiſen und den Draht abgeliefert wurde, allein dieſer Verein beſteht nicht mehr, und doch war er für die Leute eine große Hülfe. —

Der einzige Ort Steinbach verarbeitet jährlich an Roh-Produkten gegen 550 Centner Stahl, ebenſoviel Blech und 120 Centner Zaineiſen. Von Hirſchhorn und Knochen zu den Meſſerſchaalen werden gegen 120 Centner verbraucht. Die Ueberreſte dieſes Materials werden theils geraspelt, theils gebrannt.

In Liebenſtein ſind mit gleicher Fabrikation nur 18 Meſſerſchmiede und 20 Schloſſer beſchäftigt, doch arbeiten dort auch mehrere Drechsler fabrikmäßig für die benachbarte Ruhl. In Schweina arbeitet eine Meſſer-Fabrik Schneide-Inſtrumente von ſolcher Feinheit, daß ſie den engliſchen an die Seite geſetzt zu werden verdienen.

Das an Schweina angrenzende Glücksbrunn hat, neben dem ſchon erwähnten Bergbau auf Kobalt, die großartige Wollgarn-Maſchinenſpinnerei des Herrn Geheimen Finanz-Rathes Chriſtian von Weiß aus Langenſalza. Sie arbeitet mit Dampf-Maſchinen-Kraft und beſchäftigt 300 Arbeiter. Eine Zweigfabrik befindet ſich im Werrathale, an der ſogenannten Zwick, da, wo die von Schmalkalden herabkommende Straße in das Werrathal tritt, und ſich mit der durch dieſes ziehende Straße vereinigt. Der Kapitalumſatz dieſer hochwichtigen Induſtrie kann mit Zuverläſſigkeit nicht angegeben werden, doch habe ich von Sachverſtändigen, am Orte Wohnenden, gehört, daß man denſelben gegen 110,000 Rthlr. jährlich anſchlage, mit einem Nettogewinn von 50 bis 60,000 Rthlr.

Hildburghauſen hat neben ſeinem großartigen artiſtiſchen Inſtitute Puppen- und Papiermachéfabrikation, Eisfeld hat Gerbereien und viel Produkten-Handel, auch Leinwand-

und Barchentfabrikation. Schalkau producirt vortreffliche Wolle.

Im eigentlichen Oberlande beſtehen Hütten- und Hammerwerke, beſteht Sonnebergs Welthandel, Tauſende von Menſchen nährend und beſchäftigend. Sonneberg iſt das Herz, in das die Fabrikate der Eiſenhämmer und der Glashütten, der Spiegel- und der Porzellanfabriken ſtrömen, die zahlloſen Spielwaaren, die tauſend und aber tauſend großen und kleinen Gegenſtände zur Luſt für große und kleine Kinder, und das ſie wieder nach außen pulſirt. Die zahlreichen Gewerke und Fabriken des Waldes einzeln anzuführen, würde ermüden. Die bedeutendſte Stelle unter ihnen nimmt das Eiſen-Walzwerk Hüttenſteinach ein. Seine Anlage iſt auf die Fabrikation von 120,000 Centner Stab-, Reif-, Band-, Nageleiſen und Blechwaaren aller Art berechnet, doch iſt daſſelbe, weil theilweiſe noch im Bau begriffen, noch nicht im vollen Gang. Es gehört einer Aktien-Geſellſchaft, deren Central-Punkt Nürnberg iſt, und wurde in den Jahren 1836 bis 1840 angelegt. Die Hammerwerke und Hochöfen Oberſteinach und Auguſtenthal, deren Produktions-Fähigkeit 12,000 Centner nicht überſteigt, beſchäftigen ſich größtentheils mit Ofengießerei. Ein Theil des für dieſe Werke erforderlichen Roheiſenſteins wird nicht in den benachbarten Gruben gewonnen, ſondern von Kamsdorf herbeigeführt, weil jener für ſich allein zu ſpröde iſt. Dieſe Eiſenwerke beſchäftigen außer den Bergleuten über 800 Perſonen an Arbeitern, Köhlern und Holzmachern. Der Abſatz des gewalzten Eiſens findet nach allen Gegenden Deutſchlands, doch beſonders nach Sachſen und Baiern Statt.

Die Porzellanfabriken, deren das erwähnte Gebiet drei zählt, Hüttenſteinach, Rauenſtein und Limbach, produciren und verſenden jährlich 2500 Centner weißes und gemaltes Porzellan, und beſchäftigen außer den auch ihnen nöthigen Holzmachern und Holzfuhrleuten gegen 150 Perſonen. Die Porzellanmalerei wird jetzt größtentheils von ſogenannten Winkelmalern betrieben, während früher die Fabrikherren dieſe Künſtler auf eigene Rechnung beſchäftigten. Die meiſten derſelben wohnen in Siegmundsburg und Lauſcha; ſie beziehen die Meſſen, reiſen nach Holland und Frankreich, wo ſie den größten Theil ihrer Produkte abſetzen, und malen Pfeifenköpfe, von denen das Stück bis zu 11 Gulden rhnl. verkauft wird. In Limbach wurden und werden Porzellanfiguren gefertigt, die an Schönheit der Formen die Pariſer übertreffen.

Die Griffelſchieferfabrikation, die auf dem Walde nur in den Sonneberger und Gräfenthaler Amts-Bezirken betrieben wird, weil das dazu erforderliche Geſtein, eiſenhaltiger Thonſchiefer, nirgend anders brauchbar vorkommt, nährt allein im erſtgenannten Amtsbezirk über 300 Perſonen. Die Gewinnung des Griffelſteins iſt höchſt mühſam und oft mit Lebensgefahr für die Arbeiter verbunden, weil das loſe Geſtein ſich leicht ablöſt und die nächſte Umgebung verſchüttet. Das herzogliche Bergamt zu Saalfeld ſchließt mit den Griffelmachern förmliche Pachtverträge ab; für das Fuder Griffelſtein entrichten ſie 48 Kr. Abgabe an den Staat; ſie ſind gehalten das Geſtein bergmänniſch, reinlich und vortheilhaft abzubauen; die Steingewinnung und Vertheilung an die Griffelmacher wird von eignen Vorſtehern überwacht, und wenn nicht wenigſtens ein Vorſteher in einem Griffelbruche gegenwärtig iſt, darf Niemand brechen und arbeiten. Wer mit rohen Steinen Handel treiben, oder ſolche angeblich verſchenken wollte, erhält nie wieder Steine.

Die Griffel werden mit den Schiefertafeln und Wetzſteinen ſchon zu den Sonneberger Waaren gerechnet. Ueber 9000 Perſonen beſchäftigt die Fabrikation dieſer Waaren. Alles erdenkbare nützliche Geräth aus Holz, alles erdenkbare Spielzeug aus Holz, Papiermaché, Thon, Glas ꝛc. wird in Sonneberg und ſeiner Umgegend angefertigt. Von den Papiermachéwaaren ſtehen hinſichtlich der Menge die Puppenköpfe oben an. Die Boſſirer verfertigen die Formen. Sie genießen durch einen von der Landesregierung und der Stadt angeſtellten Zeichnenlehrer Unterricht, und dadurch erlangen die Fabrikate der Sonneberger Induſtrie einen Grad der Vollkommenheit, den keine Concurrenz von andern Seiten her zu überbieten vermag. Die Mannichfaltigkeit der Waaren iſt ſo groß, daß manche Muſterkarte derartiger Handlungen über 3000 Nummern enthält. Der Handelsfirmen mit Sonneberger Waaren ſind in Sonneberg achtzehn; ſie erhalten die Waaren meiſt von den Arbeitern fertig zugeliefert und bezahlen dieſelben ſofort baar. Es iſt verboten, mit den Arbeitern einen Tauſchhandel zu treiben, denn ſolcher würde auf deren Wohl nur höchſt nachtheilig einwirken, indem ſie dann oft gezwungen ſein würden, Waaren anzunehmen, deren ſie nicht bedurften. Die Kaufleute halten unter ſich ſtreng auf die Beibehaltung dieſer ebenſo rechtlichen als billigen Maasregel.

Der Verſandt der Sonneberger Handlungen wird jährlich circa auf 45,000 Centner angegeben, wovon jedoch nur etwa 30,000 Centner in Sonneberg ſelbſt verladen werden.

Von Gräfenthal aus werden für Sonnebergs Rechnung gegen 12,000 Centner Schiefertafeln verſendet.

Die Waaren finden in allen Theilen der Erde Abſatz, und die Firmen Sonnebergs ſtehen in unmittelbarer Verbindung mit allen europäiſchen Ländern, ſowie mit Nordamerika, Mexico und Braſilien, und mit dem Orient. Holland und England vermitteln den Transport in ihre überſeeiſchen Staaten. Nach Rußland dürfen wegen des dortigen Prohibitivſyſtems nur Schiefertafeln und Griffel abgeſetzt werden. Der Kapitalumſatz beträgt gegen 800,000 Gulden, der ſich jedoch beträchtlich erhöhen wird, wenn eine Eiſenbahn, die man kaum irgend ſehnlicher hofft, als dort, Sonneberg in directe Verbindung mit den Hauptſtraßenzügen Deutſchlands bringt.

Gräfenthal, eine nur kleine meiningiſche Stadt, arbeitet noch für Sonneberg Holzwaaren und hat lebhaften Handel mit Produkten und Fabrikaten der Stadt und Umgegend, auch mit Eiſenwaaren und mit Pech, von welchem letztern jährlich im Amte gegen 6000 Centner gewonnen werden. Mit dieſen und andern Waldprodukten iſt auch in Saalfeld Großhandel, wo noch 1 Blaufarbenwerk, 1 mechaniſche Werkſtätte für Brückenwagen und phyſikaliſche Inſtrumente, 1 Berlinerblaufabrik, 1 Malerfarben-, 1 Tabaksfabrik, 1 pharmazeutiſche Utenſilienhandlung u. A. befindlich ſind. Auch die Saalflöße iſt wichtig, und im Thale der Loquitz ſtehen beträchtliche Eiſenhütten. Dort liefert das Eiſenwerk Gabe

Gettes treffliche Gußwaaren, Öfen, Rohren ꝛc. Propſtzella hat wichtige Bienenzucht, und beſchäftigt mit der Fertigung von Schiefertafeln eine Menge fleißiger Hände. Man giebt nur allein den Holzbedarf für die Rahmen dieſer Tafeln im Loquitzthale auf mehrere hundert Klaftern an. Poßneck hat wichtige Tuch- und Zeuchfabrikation, Färbereien, Ackerbau und Viehzucht.

Den Waldhandel theilen naturgemäß alle Staaten, die am thüringer Waldgebirge participiren, und haben Gewinn durch ihn, wenn auch in ihren übrigen Landestheilen mehr Ackerbau, Viehzucht und die gewöhnlichen Gewerbe und Handwerke betrieben werden. So iſt das Großherzogthum Weimar, obſchon im Einzelnen gewerbthätig, namentlich in ſeinem nordlichen Gebiet kein Fabrikland zu nennen und die vereinzelten Fabriken ſind dieſelben, wie ſie in andern Städten und Ländern vorkommen. Dafür hat es blühenden Feld- und Landbau. Die Reſidenz hat Tuch- und Hutmanufactur, Jena viele Brauereien und fertigt allerlei Inſtrumente; Stadt Burgel liefert geſchätzte Töpferwaare. Als ächte Fabrikſtadt aber iſt Apolda zu nennen; dort ſind bedeutende Strumpfwirkereien, Lederhandlungen, Tuch- und Caſimirfabriken, Zeuchwebereien, auch eine berühmte Glockengießerei — und gewiß klingt noch in manchem Ohre der Vers des Commersliedes nach:

Knaſter, den gelben,
Hat uns Apolde präparirt,
Und uns denſelben
Rekommandirt.

Auch Sulza hat Strumpfwirkereien, derſelbe Gewerbsbetrieb findet auch weiter in dem weimariſchen Städten Buttſtädt und Raſtenberg Statt.

Dagegen bietet das weimariſche Amt Ilmenau ſchon mehr Mannichfaltigkeit gewerblichen Betriebes dar. Porzellan-, Cattun-, Puppen- und Papiermachéfabriken, zugehauene Zimmerhölzer, Muſikinſtrumente, treffliche Bierbrauereien, Fuhrweſen und Holzgewerbe ſind im Schwung, während das nahe Stützerbach Glashütten und ſonſtige

Induſtrie hat. Auch Neuſtadt an der Orla iſt ein Städtchen mit ziemlich lebhaftem Handel, hat Fabriken, Tuch- und Leinewebereien. Im Amte Weida bluhen Zeuch- und Tuchfabriken, Weber- und Töpfereien. Im Fürſtenthum Eiſenach, ſoweit ſeine Theile thüringiſch ſind, iſt viel Garten- und Obſtbau, Fabrikation von Wollenwaaren, Barchent, Twiſt, Kammwollenſpinnereien, Farben, Bleiweiß, Tabakspfeifen und Pfeifenköpfe, letztere hauptſächlich in der Ruhl immer noch bedeutend, obſchon ſeit lange im Sinken, und viel Materialwaarenhandel, auch Sämereihandel und Handelsgärtnerei überhaupt. In dem eben erwähnten Flecken Ruhla, einem der betriebſamſten Orte Thüringens, deſſen eine Hälfte zum Herzogthum Coburg-Gotha gehört, werden Meerſchaum- und hölzerne Pfeifenköpfe, Pfeifenröhre, Pfeifenbeſchläge, Tabaksbeutel ꝛc. in großer Menge gefertigt, und die Fabrikanten dieſer Waare beziehen die Leipziger und Frankfurter Meſſen. Aber auch Metallwaaren: Meſſer, Gabeln, Schloſſe, Feilen, Pferdekämme u. dgl., wie Spinn- und Klöppelmaſchinen und Muſikinſtrumente werden in Ruhla fabricirt. Wenn man den wohlgebauten Ort durchwandelt, hört und ſieht man faſt in jedem Hauſe Zeichen rühriger Thätigkeit.

Im Herzogthum Sachſen Coburg-Gotha iſt neben ergiebigem Feldbau und häufiger Viehzucht auch viele Fabrikthätigkeit und lebhafter Handelsverkehr. In der Stadt Coburg ſelbſt viel Produktenhandel, Sonneberger Waaren, Metallwaaren, Farben, Tiſchlerarbeiten, Webereien, Salmiak, Potaſche, Pulver u. dgl. Die Stadt hat lebhafte Durchfuhr, Speditionsgeſchäfte und ausgezeichnete Brauereien. Im Fürſtenthum Gotha bringt einestheils das ausgedehnte und geſegnete Fruchtland Waid, Flachs, Gewürzſämereien, Oel, Obſt, auch etwas Hopfen in den Handel, producirt Vieh, Linnen- und Baumwollenzeuche, Siebe, Beſen, Korbwaaren, Muſikinſtrumente u. dgl., anderntheils führt das Waldland zahlreiche Fabrikate aller Art aus. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Gotha iſt durch ihre günſtige Lage zu einer Handelsſtadt prädeſtinirt, iſt äußerſt gewerbthätig, äußerſt lebhaft, und man wird, wenn man die eleganten

Läden ſieht, an Leipzig erinnert. Die Kaufmannſchaft hat eine eigne Innungshalle. Fabricirt werden in Gotha ſelbſt Porzellan, Maſchinengarne, Runkelzucker, Würſte, Schuhe, Papiermachéwaaren, Inſtrumente aller Art, Tiſchlerarbeiten, Feuerſpritzen, Sattlerwaaren ꝛc. ꝛc. Die Brauereien ſind berühmt und liefern zum Theil treffliche Biere.

Waltershauſen hat neben ſtarker Viehzucht, 1 Puppen- und Papiermaché- und 1 Wurſtfabrik, eine Fabrik trefflicher Spritzenſchläuche, auch Brauereien, Gerbereien, Tuch- und Zeuchweber, und viele Frachtfuhrleute, die auch in den Nachbardörfern Cabarz und Tabarz zahlreich ſind. Sie ſind es, die mit den hoch und breit gepackten Frachtwagen Deutſchlands Heerſtraßen beleben, die oft in langen Karavanenzügen, von weitem anzuſchauen wie weiße Perlen auf das Band der Straße gereiht, die Erzeugniſſe des Südens dem Norden, des Oſtens dem Weſten und umgekehrt, zuführen. Ihre Tracht iſt immer noch ſchlicht und einfach, wie zu den Väterzeiten, ein runder oder dreieckiger Hut, und über dem Tuchrock ein blaues oder weißes Hemde, auf den Achſeln zierlich ausgenäht, vorn auf der Bruſt mit einem Namenszug, einem Herzen, wohl auch der Jahrzahl verſehen. Den Hut ſchmückt insgemein ein Band, und am Band weht ein Strauß von einheimiſchen Blumen und Rosmarin, oder die goldne Immortelle des Gnaphalium arenarium. Die Bergſtadt Friedrichrode iſt durch ihre Garn- und Linnenbleichen berühmt, obſchon auch dieſer vordem äußerſt blühende Gewerbszweig in etwas geſunken iſt. Georgenthal hat eine berühmte Bierbrauerei, Schneidemühlen, Holzhandel, Hammerwerk, Eiſenwaaren. Der Flecken Tambach hat ebenfalls Mühl- und Hammerwerke, Zain- und Drathhämmer, Brauereien, Theer und Rußhütten, eine Spiegelfabrik, bei dem ganz nahen Dietharz eine Glashütte.

Wichtigen Verkehr und Geſchäftstrieb haben die gothaiſchen Orte Blaſienzella, ein Waldſtädtchen, und Mehlis. Zu Zella gehören 15 Hammer- und Mühlwerke, Rohrſchmieden und Bohrmühlen für die ſchwunghafte Gewehrfabrikation. Man fertigt vorzüglich Galanteriegewehre, Jagdbüchſen, Piſtolen, Terzerole u. dgl. Es wohnen in dieſem kleinen Orte nicht weniger als 10 Gewehrfabrikanten, die gegen 250 Perſonen beſchäftigen. Man fertigt, wie in Suhl, auch in Zella und Mehlis Gewehre, die den belgiſchen und engliſchen nicht nachſtehen, ſelbſt Terzerole mit 7 und mehr Läufen, nächſtdem alle einſchlagenden Eiſen- und Galanterieſtahlwaaren. In Ohrdruf ſind renommirte Garnbleichen, Gerber- und Webereien, Holzhandel und Fuhrleute. Die Ratzmann'ſche Orgelbauwerkſtätte iſt weit berühmt. Ebenſo die Porzellan- und Steinröhrenfabrik zu Elgersburg. Das Steingut, Emilian genannt, wird nicht mehr fabricirt. Elgersburg liegt Ilmenau nahe, und theilt mit mehrern Nachbarorten die Rußbuttenfabrikation. Eine Rußbutte iſt wohl neben Zunder, Feuerſtein und Schwefelfaden der unbedeutendſte Handelsartikel, aber es iſt nicht ganz ohne Intereſſe, gerade dieſem Induſtriezweig einen Blick näherer Betrachtung zu gönnen. Es beſtehen auf dem Walde zahlreiche Kienrußhütten, in welchen das beſonders für Buchdruckereien ſo wichtige Fabrikat gewonnen wird, namentlich in Gräfenrode (10 Hütten), Manebach, Angſtedt, wo man den Kienruß doppelt glüht und fertige Buchdruckerſchwärze fabricirt. Der fertige Kienruß wird theils in die bekannten cylindriſchen Fäßchen, theils in die bekannten kleinen, flachen, Waſſerbutten ähnelnden Gefäßchen aus Holz verpackt. Ein ſolches Buttchen koſtet ſammt dem Kienruß, den es enthält, 2 Pfennige, und beſteht aus folgenden Einzeltheilen: einem Boden, einem Deckel, zwei Seitenſtücken, die oben zum Durchſchieben eines Riegels durchlöchert ſind, vier ſchmälere und vier ſchräggeſchnittene, unten ſpitzzulaufende Blätter, drei Reifen, die das Büttchen zuſammenhalten und dem verſchließenden Riegel, alſo 16 Theile, aus Tannenholz geſchnitzt und geſpalten. Der Arbeiter empfängt für 1 Schock, das ſind ſechszig Stück ſolcher Büttchen 1 ſgr., ſage einen Silbergroſchen, und kann, wenn er mit ſeiner ganzen Familie recht fleißig iſt, des Tages 5 Silbergroſchen verdienen. Der Ruß ſelbſt iſt das letzte Produkt der Pechhütten, von denen allein die im Amte Gräfenthal jährlich 6000 Centner Pech gewinnen. Daſſelbe wird aus dem Harze der Fichten- und Kiefernſtämme in etwa 40 Pechhutten auf dem Thüringerwalde ausgeſotten, oder vielmehr geſchmolzen. Von dieſen Pechhutten befinden ſich 17 im Meiningiſchen, daher der Witz nahe läge, zu ſagen, daß Meiningen das meiſte Pech habe, 12 im Gothaiſchen, 5 im Rudolſtädtiſchen, 5 im Preußiſchen und 1 im Weimariſchen, während gleichzeitig das vielfach in den techniſchen Gewerben nöthige Kienöl gewonnen wird, eben wie beim Theerſchwelen.

In manchem Waldort wird neben dem mancherlei gewerblichen Betrieb noch mit Korben, Beſen, Beeren, Ameiſeneiern u. dgl. gehandelt.

Nicht vergeſſen bleiben darf die gewerbfleißige Herrenhutercolonie Neudietendorf im Gothaiſchen, ein Ort mit ſtädtiſchem Anſtrich, auch Neugottern und Gnadenthal genannt. Dieſer Ort hat ſtarken Meßhandel und Fabrikation von Woll-, Baumwoll- Flanell- und Strumpfwaaren, Siegellack, Federn, Flanelldruckereien und Färbereien; man verfertigt dort homöopathiſche Apotheken, feine Liqueure, Seifen u. dgl.; auch befinden ſich bedeutende Blumen- und Kunſtgärtnereien daſelbſt.

Der Handel und das Fabrikweſen der fürſtlich ſchwarzburgiſchen Lande iſt durch die Waldprodukte mitbelebt. Das Fürſtenthum Sondershauſen hat in ſeiner Unterherrſchaft vielen Obſtbau, Schäfereien, Brennereien, einträgliche Holzungen; in Greußen Spinn- und Webereien, und in der Oberherrſchaft, in welcher die ehemalige Reſidenzſtadt der Fürſten von Schwarzburg Sondershauſen, das freundliche Arnſtadt liegt, viel Gewerbebetrieb, neben Landbau, Kunſtgärtnerei und Sämereihandel; man fertigt Woll-, Baumwoll- und Linnenzeuche, Metallwaaren, Brückenwagen und Feuerſpritzen, braut beliebtes Waizenbier, und zugleich vermittelt Arnſtadt den Getraide-, Obſt- und Gemüſehandel mit dem Walde, daher ſind ſeine Wochenmärkte oft belebter, als in mancher andern Stadt die Jahrmärkte.

Langenſalza und andre Orte des Fruchtlandes ſenden ihr Getraide, Erfurt ſein Gemüſe, und die ganze Umgegend ihr Obſt dorthin. In der Nähe Arnſtadts, in Plaue und Dornheim ſind bedeutende Porzellanfabriken. In dem zum

Walde gehörenden Amte Gehren dominirt ebenfalls das Fabrik-Weſen über den Oeconomie-Betrieb. Es befinden ſich dort eine furſtliche Eiſenhutte, Günthersfeld, und Brettmühlen; das Fuhrweſen iſt dort ebenſo, wie in den Nachbarorten Langewieſen und Breitenbach, ſehr lebhaft, ebenſo Holzhandel und Viehzucht. Jn Großbreitenbach allein ſind 8 Brettmühlen, 3 Muſikinſtrumentenmacher, 1 große Porzellan-Fabrik, Barchent-Webereien und ſogenannter Olitäten-Handel.

Schwarzburg Rudolſtadt, deſſen Oberherrſchaft auf dem Walde neben andern an die Sondershäuſer angrenzt, hat in dieſem Landestheile und namentlich im Amte Königſee ungemein ſchwungreichen Waldhandel, Fuhrweſen, Flößerei, Glas- und Eiſenhüttenbetrieb, Webereien, Spinnereien, Droguen- und ebenfalls Olitätenhandel. Jn Königſee ſelbſt ſind 1 Steingutfabrik, viele Mühlen, Liqueurfabriken u. dgl. Beſonders intereſſant iſt aber die Medikamentenfabrikation des gewerblichen Amtsfleckens Oberweißbach, von wo aus die ſogenannten königſeer Laboranten und Balſamträger ganz Deutſchland uberzogen. Längſt iſt die Fabrikation unter medizinalpolizeiliche Aufſicht geſtellt, und es iſt von Arkanen keine Rede mehr, ich kann mich aber aus meinen Jugendjahren her dieſer Balſamträger, wie ſie ſonſt hauſirten, noch gar wohl erinnern. Es waren meiſt kräftige Männer, in halb ländlicher, halb ſtädtiſcher Tracht; ſie trugen auf dem Rücken ein einfaches Holzreff, beſtehend aus dem Rückenbrett mit Achſelbändern, daran unten ein Querbrett befeſtigt war, auf dem die Tracht ruhte. Dieſe beſtand aus 1 bis 5 großen aufeinander geſtellten Schachteln, und jede derſelben enthielt nun hunderte von Gläschen, Schächtelchen, Büchschen und Pülverchen. Da gab es vor Allen Schwefelbalſam, Bittereſſenz, Laxirtropfen, Hoffmann'ſche Tropfen (Liquor anodyn. Hoffmanni), dann Teichmeier'ſchen Lebensbalſam, Lebenselixir, Wundbalſam ꝛc., um jedes Gläschen ſorglich ein gedruckter Gebrauchszettel gewickelt, dann weißen und grunen Schnupftabak, Schneeberger, Hufeland, heilſam gegen alle Uebel, alle Flüſſe, gerechtes Hirn- und Hauptpulver; es gab Bruſtpulver, Schreipulver, Schlafpulver, Schreckpulver; balſamiſche, Viſceral-, Immanuels-, Polychreſt-, Laxir- und andere Pillen, Froſt-, Wund-, Zehr-, Heft- und Heilpflaſter u. dgl. Mit angenehmem Grauen ſah ich bei einem ſolchen Mann den erſten Alraun, und hörte mit offnem Munde die Wundergeſchichte ſeines Entſtehens und ſeiner Gewinnung. Und lange nachher, als die Thore der Städte ſich dieſem, allerdings zu Mißbrauch führenden Handel mit Arzneien, deren Miſchung geheim gehalten ward, geſchloſſen, waren die Balſamträger in Haus und Hütte des Landmannes noch willkommene Gäſte, denn irgend ein Leiden fehlt dort ſelten, gegen das man nicht gerne um wenige Groſchen Abhülfe kaufte. Und ſie wandern heute noch, dieſe thüringiſchen Balſamträger, tragen aber weit, weit von der Heimath hinweg ihre Heilmittel, in die Ebenen Polens, nach Siebenbürgen, und in die Thäler der Schweizer-Alpen. Doch habe ich von guter Hand, daß ſich zu Berlin eine heimliche Niederlage dieſer thüringiſchen Olitäten befindet, und reichen Abſatz nach Oſtpreußen, Pommern und Polen hat. Man erzählt von einem Balſamträger, er habe zwei Frauen, eine zu Berlin, die andre auf dem Walde. Keine wiſſe von der Andern, und er halte Beide gut. Nicht zu rühmen, aber originell, si fabula vera. Die ganze Umgegend von Oberweißbach, namentlich Meura und viele meiningiſche Orte helfen dieſen Erwerbszweig mitbetreiben, außerdem aber iſt der Wald belebt von Mühlen, Hämmern, Glashütten, und in Katzhütte iſt eine Eiſengießerei, die treffliche Arbeiten liefert. In Neuhaus werden, wie in der Lauſche und Igelshieb, zahlloſe Glasperlen, Glasſpielſachen, Thermometer, Barometer, auch ſonſtige phyſikaliſchem und chemiſchem Gebrauch dienende Geräthſchaften aus Glas gefertigt. Im Amte Paulinzelle hat der Ort Singen einen botaniſchen Tauſchverein, in Stadtilm iſt Großuhren-Fabrikation, Tuch-, Zeuch- und Barchent-Weberei, ſtarker Holzhandel, durch die Ilmflöße begünſtigt. Im rudolſtädter Amte Blankenburg iſt Lavendelbau ein vorzugsweiſe betriebener Induſtriezweig, auch hat die Stadt gleiches Namens eine Leder-Fabrik und Gerbereien. In der Reſidenz Rudolſtadt ſelbſt mangeln Privat-Fabriken, doch iſt eine fürſtliche Spinn- und Tuch-Fabrik daſelbſt, auch iſt Holzhandel, Obſt- und Gartenbau im Betrieb, und in dem nahen Dorfe Volkſtädt, eine Porzellanfabrik, die von einem Candidaten, Georg Heinrich Macheleid, der das erſte thüringiſche Porzellan fertigte, ja ſelbſt erfand, zuerſt in Sitzendorf angelegt wurde. Die Schwarzburg rudolſtädtiſche Unterherrſchaft mit der Stadt Frankenhauſen hat Orgel-Flötenuhren- und andre Werkſtätten für Inſtrumente.

Auch die fürſtlich reußiſchen Lande haben in ihren Antheilen am Frankenwald ähnliche Induſtrie, wie die dem Thüringerwalde eigne, und beſonders ſind die Flößen von Bedeutung. Ebenſo das baierſche Gebiet mit den kaulsdorfer Bergwerken, den lauenſteiner Wetzſchieferbrüchen, dem katzwicher Vitriolwerk, der Porzellanfabrik und Glashütte zu Groß- und Klein-Tettau.

Von Bedeutung iſt auch das Pohlmannſche Eiſen- und Stahlwerk mit einem Cämentſtahlofen bei Ludwigsſtadt, wo Holz- und Leder-Fabrikation Statt findet. Dort iſt die meiningiſche Stadt Leheſten mit ihren Dach- und Tafelſchieferbrüchen nahe, den bedeutendſten im ganzen Thüringerwalde, mit einer jährlichen Gewinnung von 16,000 Centner Schiefer, die zum Theil den Weg bis zum Rhein und nach Holland finden.

Die fürſtlich reuß-ebersdorfiſchen Städte Lobenſtein und Ebersdorf, letztere Reſidenz mit einer herrnhuter Brüdergemeinde von 500 Seelen, und mit einer Kaltwaſſerheilanſtalt, haben Holzhandel, Viehzucht, Feldbau, Blech-Fabrikation, Tuchmacherei und Brauereien.

Noch iſt der Gewerbsbetriebſamkeit des kurfürſtlich heſſiſchen Kreiſes Schmalkalden zu gedenken. Nächſtdem, daß derſelbe mit ſehr ausgedehnten Forſten bedeckt iſt, iſt Bergbau, nebſt Eiſen- und Stahlwaaren-Fabrikation in demſelben dominirend, doch wird auch Viehzucht lebhaft betrieben. Der ganze Kreis hat einen Flächenraum von circa $5^{1}/_{4}$ Quadratmeilen, davon kommen $2^{3}/_{4}$ Quadratmeilen auf die Waldungen, die in 7 Forſte, den Steinbacher, Oberſchönauer, Breitenbacher, Seligenthaler, Druſener, Herrenbreitunger und Broteroder zerfallen. Davon ſind 36,419 Acker Staatswald 17,209 Acker Gemeindewald und 9871 Privatwald. Die oben bereits im

Allgemeinen erwähnten Bergwerke befinden ſich als Haupteiſenſteingruben am Stahlberg im ſeligenthaler Forſt, desgleichen an der Mommel im druſener Forſt, in deren Nähe auch die Schwerſpathgruben befindlich ſind, Nebeneiſenſteingruben am Hubelsberg und an der Klinge, ebenſo am Komberg, Hirſchberg und Ringberg im breitenbacher Forſt; in demſelben liegt auch das Kobaltwerk am Kuhberg. Bei Wahles iſt eine Torfſtecherei. Die Zahl aller im Landesbezirk Schmalkalden und den beiden Juſtizämtern Broterode und Steinbach befindlichen Waſſerwerke beläuft ſich weit über 200, davon auf den metallurgiſchen Betrieb, als Hochöfen, Blaufeuer, Eiſen-, Stahl-, Zain-, Drath- und Rohrhämmer, Bohrmühlen und Schleifkothen 86 bis 90 kommen, wovon die Kreishauptſtadt über 26 hat. In dieſer werden von gewöhnlichen ſtädtiſchen Gewerben Brauerei, Bäckerei, Tuchmacherei, Talglichter- und Seifen-Fabrikation ſchwunghaft betrieben, Hauptbetrieb aber iſt Eiſen- und Stahlwaaren-Fabrikation. Wahrlich die theologiſchen ſchmalkalder Artikel ſind nicht berühmter, noch weniger ſo verbreitet, wie die ſchmalkalder Handelsartikel. Nur allein die blos auf die Stadt beſchränkte Zunft der Schuſterahlenſchmiede zählt 124 Meiſter, außerdem giebt es kein erdenkbares Eiſengeräth, was dort nicht verfertigt würde; die Büchſenmacher- und Waffenſchmiedezunft, über den ganzen Kreis verbreitet, wird von 21 Meiſtern gebildet, die der Nagelſchmiede arbeitet mit 500 Meiſtern und ebenſoviel Geſellen und Lehrlingen; dann ſind noch zünftig die Feilenhauer, die Meſſermacher, mit Inbegriff der Klingen-, Scheeren- und Gabelſchmiede, 90 Meiſter; die Schloſſer im Amte Hallenberg, 200 Meiſter; die Zeugſchmiede mit Gürtlern, Nadlern und Spicknadelmachern, 15 Meiſter; die Schnallenſchmiede im Amte Broterode, 80 Meiſter und ebenſoviele Geſellen; die Huf- und Grobſchmiede, 74 Meiſter, 70 Geſellen. Die Blechſchmiede bilden mit Striegelmachern, Pfannen- und Kupferſchmieden auch eine Zunft von etwa 25 Meiſtern. Dieſe vielerlei Kleinfeuerarbeiter, an der Zahl über 2000, von denen in Schmalkalden ſelbſt in manchen Straßen ſich einer an den andern reiht, verarbeiten jährlich an 2300 Centner Stahl und 12,500 Centner Stabeiſen, und der Werth ihrer Fabrikate beträgt eine halbe Million Thaler. Dennoch können ſie bei aller Güte und Wohlfeilheit der Waaren kaum die allſeiten her andringende Concurrenz aushalten, zumal die Grenzſperren Rußlands und Polens und der Zunftzwang ſelbſt hemmend einwirken, daher würde auch für dieſe gewerbfleißige Provinz eine das Werrathal durchziehende Eiſenbahn von unberechenbarem Nutzen ſein. Die bedeutendern Orte des Kreiſes haben faſt alle noch beſondre hervorſtehende Gewerbszweige neben dem Betrieb des Holzmachens, Holzkohlens ꝛc. der ärmern Einwohner. So hat Seligenthal viele Drathhämmer und 1 Glockengießerei; in dem hochromantiſchen eine halbe Stunde langen Steinbach-Hallenberg ſind allein 5 Eiſenhämmer mit 2 Schmelzöfen, 3 Zainhämmer und 1 Drathhammer; der Marktflecken Broterode am Fuß des Inſelbergs iſt ein Ort voller Induſtrie, voller Kaufleute, welche die broteroder und ſchmalkalder Waaren, nicht minder Tabak, Wein und Leder auf die deutſchen Meſſen bringen. Die Tabaksfabrikation beſchäftigt 50 Spinner. Das halb heſſiſche und halb gothaiſche Kleinſchmalkalden, in äußerſt maleriſcher Umgebung, jetzt durch die friedrichroder Aktienſtraße dem Weltverkehr näher gerückt, ein Ort von etwa 240 Häuſern, hat 8 Engroshandlungen für ſchmalkalder Fabrikate, hat Blasbalg-Fabrikation, die Frauen beſchäftigen ſich vielfach mit Anfertigung von Meſſerſcheiden. Der Schloſſermeiſter Sigismund Reuter dort fertigt eine neuere Form von Maultrommeln, welche ſchon harmoniſch abgeſtimmt ſind. Wer dieſes liebliche Inſtrument zu ſpielen verſteht, wird den Werth einer Verbeſſerung an demſelben zu würdigen wiſſen.

Neben den Fabrikaten der thüringiſchen Betriebſamkeit, die über See gehen, und denen, welche auf den großen deutſchen Handelsplätzen verwerthet werden, öffnen ſich dem Binnenverkehr zahlreiche Märkte als Stapelplätze. Jeder nur einigermaßen bedeutende Ort hat Marktgerechtigkeit und übt ſie aus, meiſt unter dem Namen Jahrmarkt; ſogenannte Meſſen haben nur: Naumburg und Coburg; Hildburghauſen hat eine Weihnachtsmeſſe.

Der Ausdruck Jahrmarkt kommt wohl daher, daß die Verwilligung, alljährlich an einem beſondern Tage einen großen Markt zu halten, im Mittelalter nur vom Kaiſer und meiſt als beſondre Begnadigung ertheilt wurde. Spätere Herrſcher verwilligten auf andre Tage auch Märkte, und daher kommt es, daß mancher Ort der Märkte viele hat. Die Dauer derſelben richtet ſich wieder nach der mehr oder minder großen Zahl in einem Jahr; ſie iſt in manchen Städten auf mehrere Tage feſtgeſetzt, in andern beſchränkt ſie ſich auf einen einzigen oder 1½ Tag. Der Jahrmarkt bietet ſich dem öffentlichen Verkauf aller möglichen Waaren dar, für andre Handelsartikel, wie Vieh, Wolle u. dgl. beſtehen beſondre Märkte. Naumburg hat eine zwanzigtägige Meſſe und einige mehrtägige Märkte, Coburg hat 2 viertägige Meſſen, Halle hat 3 Jahrmärkte, Erfurt hat 3 Kram- und 4 Viehmärkte, Nordhauſen hat 4 Vieh- und 2 achttägige Krammärkte, Mühlhauſen hat 7 Märkte nebſt Woll- und Viehmärkten, Schleuſingen 7 zweitägige Märkte. In Weimar werden 3 fünftägige Märkte gehalten und 1 eintägiger Wollmarkt, in Jena die gleiche Zahl bei gleicher Dauer, jeder mit eintägigem Viehmarkt verbunden. Eiſenach hält 4 viertägige Märkte. Apolda hält 4 Märkte, deren jeder 3½ Tag dauert, und mit Viehmarkt verbunden iſt, nebſt einem ſechstägigen Wollmarkt. Der Kram-Märkte zu Gotha ſind 3 mit viertägiger Dauer, 2 beſondere Roßmärkte und 1 ſehr beſuchter Wollmarkt. So wurden auf dem 1812 gehaltenen angemeldet 2,358 Centner und ½ Stein oder 11,709½ Stein; davon wurden verkauft und gewogen 5091 Stein und 6 Pfund, verkauft und nicht gewogen aber 1,747 Stein. Meiningen hat 10 eintägige Jahrmärkte, von denen mehrere mit Viehmarkt verbunden ſind, Hildburghauſen hält 6 Märkte und eine achttägige ſogenannte Weihnachtsmeſſe. Saalfeld hat 8 Kram- und 2 Wollmärkte, Sonneberg die gleiche Zahl, Sondershauſen hat 3, Arnſtadt 4 mehrtägige Märkte, Rudolſtadt hat deren 7, Schmalkalden ebenfalls 7, der vielen marktberechtigten Flecken und Dörfer nicht zu gedenken.

Der Münzfuß konnte noch vor nicht langer Zeit in keinem Lande ſchlechter ſein, als in Thüringen; die neuen

Münzconventionen der Vereinsſtaaten haben glücklicherweiſe den Wuſt ſchlechter Scheidemünzen beſeitigt. Die vielen nachbarſchaftlichen Gebiete, deren jedes ſein eignes Geld hatte, nebſt einer curſirenden Menge fremder Bettelmünzen, die dem Pfennigſammler eine Quelle reichhaltigen Studiums verſchaffte, wieſen oft das Geld des Nachbars an jeder Barriere zurück, wollten nur in eigner Landesmünze bezahlt ſein, und es entſtanden dadurch zahlloſe Quälereien. Es gab 1 Heller-, 1 Pfennig-, 3 Heller- (1½ Pfennig-), 2 Pfennig-, 3 Pfennig-, 4 Pfennigſtücke in Kupfer, Sechſer (6 Pfennigſtücke), Groſchen ꝛc. in Silber, und es kreuzten weimariſche, gothaiſche, altenburgiſche, ſchwarzburgiſche, heſſiſche, reuß-greitz-lobenſtein-ebersdorfiſche Scheidemünzen bunt und wirr durcheinander. Dazwiſchen trat nun der abweichende Münzfuß des Kreiſes Schmalkalden, mit ſeinen heſſiſchen 1 bis 8 Hellerſtücken, ſeinen Weißpfennigen und ſeinen Groſchen, die ſich hartnäckig am längſten hielten, endlich aber doch beſeitigt ſind. An jeder Chauſſeegeldſtation, und Thüringen hat deren leider eine Ueberzahl, konnte der Reiſende auf Verluſt rechnen, wenn er ſich nicht mit der gerade üblichen Landesmünze verſehen hatte. Beſtanden doch, ſo lange der veraltete Conventionsfuß üblich war, ſogar die thurn- und taxiſchen Poſtverwaltungen auf Zahlung in dieſem, und wieſen das preußiſche Courant zurück, oder nahmen es nur mit Verluſt für den Zahlenden an. Ein großer Theil jenes ſogenannten guten Geldes beſtand aber in den miſerabelſten alten, dünnen, abgegriffenen Ein-, Zwei- und Viergroſchenſtücken mit Geprägen aus aller Herren Ländern. Die gothaiſchen und weimariſchen Sechſer und Groſchen waren ſolcher Art, daß ſie ſelbſt von den landesherrlichen Einnahmeſtellen nicht angenommen wurden; dadurch hob ſich in dieſen und in den ſchwarzburgiſchen Landen der preußiſche Thaler zu einem Werth von 25 bis 26 gewöhnlichen Groſchen, und für das 5 gGr. 8 Pfennige geltende öſterreichiſche Zwanzigerſtück, daß nach fränkiſchem Cours 21 Kreuzer koſtet, wurden 6 Groſchen gegeben. Etwas weniger Münzverwirrung herrſchte in den ſüdlichen Staaten, Meiningen, Hildburghauſen und Coburg, wo der rheiniſche Guldenfuß üblich iſt.

Dort befanden die groben Courantſorten in Kronenthalern, Laub- und Speciesthalern, ebenſogern nahm man preußiſche Thaler zu 1 fl. 45 Kr. an, und zugleich curſirten häufig öſterreichiſche ganze und halbe Zwanziger, nebſt der kleinern Scheidemünze verſchiedener andrer Staaten, die freilich oft ſchlecht genug in den Verkehr kam. Man hatte als Scheidemünzen 1 Heller, 17, ſpäter 8 auf den Kreuzer) Pfennige (2 Heller) ¼, ½ und 1 Kreuzer in Kupfer, 1 Kreuzer in Silber. Meiningen prägte in einer Reihe von Jahren Conventionskreuzer, ſogenannte Vierer, zu vier guten Pfennigen, ihrer 4 machten 5 Kreuzer oder 1 Batzen, dann zuerſt Conventionsguldenſtücke mit der Bezeichnung: Segen des Saalfelder Bergbaus, dann auch rheiniſche Guldenſtücke, dann wurde das Ausprägen von ganzen und halben Gulden bei dem ſüddeutſchen Münzverein, an den ſich auch Rudolſtadt für die Oberherrſchaft, und Coburg anſchloß, allgemein. Ebenſo wurden in Folge der allgemeinen deutſchen Münzconvention, Doppelthaler zu 3½ fl. rhnl. ausgeprägt. Da aber dieſe betheiligten Staaten ihre Münzen genau nach dem Prägeſatz ſchlagen laſſen, ſo ſchwinden letztere immer ſehr bald aus dem Verkehr und man ſieht den Markt mit Kronengeld, Zwanzigern und zum Theil abgenutzten älteren 3 und 6 Kreuzerſtücken überſchwemmt, bis über kurz oder lang ein finanzieller Coup de main von irgend einer Seite her eine gangbare Münzſorte devalviren macht und die arbeitende Klaſſe, die unter ſolchen Operationen am meiſten leidet, um einen Theil des ſauererworbenen Beſitzes und Vermögens bringt.

Zum ſüddeutſchen Münzverein, der nach dem 24½ Guldenfuß ausprägt, gehören von den thüringiſchen Vereinsſtaaten blos die Herzogthümer Meiningen und Hildburghauſen mit dem Fürſtenthum Saalfeld, das Herzogthum Coburg und das Fürſtenthum Rudolſtadt für ſeine Oberherrſchaft, alle übrigen prägen nach dem 21 Guldenfuß. Obſchon nun der norddeutſche und der ſüddeutſche Münzfuß neben einander beſtehen, man im ſüdlichen Grenzlande ſich aber weit beſſer in den Thaler- und Silbergroſchencours findet, als es umgekehrt im Thaler- und Groſchenlande der Fall iſt, wo man ein Sechskreuzerſtück als übelverrufenen Fremdling betrachtet, es mag ausgeprägt ſein, von wem es will, bringt im nördlichen Gebiete noch ein Uebelſtand ſich auf, nämlich der, daß, während Preußen und die übrigen Vereinsſtaaten Silbergroſchen zu 12 Pfennigen ausprägen, Gotha dieſen zu 10 Pfennigen ausprägt, wodurch für den Kleinhandel eine Silberpfennigwirrniß entſteht, die keinem Staat und keinem Einzelnen nützt, wohl aber den Verkehr erſchwert, da es für einen Armen, der in betreffenden Gebieten reiſt, nicht einerlei iſt, ob er, wenn er 3 Silberpfennige zu zahlen hat, auf einen Groſchen 9 herausbekommt oder nur 7.

Es gewährt ein eigenthümliches Intereſſe zu beachten, wie das Geldleben gleich zu- und abnehmendem Monde verſchiedene Phaſen durchläuft. Im Lande, wo ich wohne, waren früher Kronen- und Brabanterthaler neben dem Conventionsgeld und Oeſterreichiſchem allbeliebt und gingen von Hand zu Hand. Von Gold ſah man nur Carolins und Ducaten, ſeltner Louisd'or. Später drängten das ſchwere preußiſche Courant und die Friedrichsd'or faſt alles andre Geld zur Seite. Seit der landſchädlichen Geldcalamität der Jahre 1838 und 1839, wo durch jüdiſchen Trug dem Privatvermögen Tauſende verloren gingen, ließ das allmählig nach, und jetzt — tritt bisweilen auf einmal und auffallend ſchnell das grobe preußiſche Courant ſammt den Caſſenanweiſungen aus dem Verkehr, die Kronenthaler ſind in Menge wieder da, ebenſo die Oeſterreicher ganzen und halben Zwanziger, und es zeigen ſich viele neue belgiſche Dukaten, zwar noch mit dem altbewährten AD LEGEM IMPERII. aber doch mit neuen Jahrzahlen, und wenn letztere überhand nehmend den Markt füllen, ſo wird man an ihnen höchſt wahrſcheinlich erleben, was an den Hannöverſchen und Däniſchen, oder vielmehr Rothſchild'ſchen Friedrichsd'or erlebt worden iſt. So drängen ſich neuerlichſt auch zahlreiche Fünffrankenſtücke in den thüringiſchen Verkehr, lauter nichtsnutzige Manipulationen und Machinationen. Auf eine Nemeſis, wie ſie den Münzjuden Süß im Lande Würtemberg ereilte, dürfen die durch derartige Finanzoperationen Betrogenen nicht mehr hoffen.

Wichtig ſind für den Handel und Verkehr Thüringens die von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Straßen. Der Chauſſeebau hat in den letztverfloſſenen zwanzig Jahren einen erſtaunlichen Aufſchwung gewonnen, und wo die Anlagen förmlicher Hochſtraßen nicht geradezu geboten iſt, führen doch meiſt gut chauſſirte Fahrwege durch die betreffenden Gebiete. Fehlt es noch da und dort, wird Fahrläſſigkeit der Straßenbaubeamten irgend bemerklich, ſo erheben ſich insgemein ſehr bald öffentliche Stimmen um Abhülfe, und dieſe erfolgt gewiß, wenn die Klage nur irgend gerechtfertigt erſcheint. Es iſt oben bereits ſchon einigemal der Straßen gedacht worden, doch dürfte eine überſichtliche Zuſammenſtellung der Straßenzüge, welche das Land nach allen Richtungen durchſchneiden und durchkreuzen, und den Perſonen-, wie den Geſchäfts- und Handelsverkehr erleichtern und fördern, an ihrer Stelle ſein, wobei jedoch auf die überall naturgemäß vorhandenen Vicinalwege nicht reflectirt werden kann. Zunächſt ſind die Hauptſtraßenrichtungen zu bemerken, welche Thüringen von Norden und Oſten nach Weſten und Süden durchſchneiden. Die erſte wichtigſte und frequenteſte iſt die große Handelsſtraße von Leipzig nach Frankfurt. Sie führt bei Naumburg in das thüringiſche Gebiet und geht von da in direkt weſtlicher Richtung über Weimar, Erfurt und Gotha bis Eiſenach. Dort wendet ſie ſich nach Südweſten, verläßt Thüringen bei Vacha und läuft über Fulda und Hanau nach Frankfurt. In dieſen Straßenſtrom münden alle vom Norden, wie vom Süden durch Thüringen kommenden Straßen ein, namentlich die nordöſtliche Hauptſtraße von Berlin über Halle, während die ſüdliche Hauptſtraße von Regensburg, Nürnberg und Bamberg über Hof nahe bei Naumburg, in Weißenfels, auf dieſelbe ſtößt. Eine andre Straße, direct von Norden kommend, tritt bei Nordhauſen in thüringiſches Gebiet und geht über Sondershauſen und Langenſalza nach Gotha. Von dort aus führen wieder Hauptſtraßen nach dem Süden einestheils über Schmalkalden und

Meiningen nach Würzburg, anderntheils über Suhl, Schleuſingen, Hildburghauſen und Coburg nach Bamberg.

Von Naumburg aus führen nach Thüringen herein außer der genannten Leipzig-Frankfurter Hauptſtraße 1) die bei Köſen von dieſer abgehende, die durch das Saalthal über Kamburg nach Jena und weiter geht. 2) Eine Straße durch das Unſtrutthal über Freiburg nach Querfurt und Eisleben. 3) Eine Straße über Bibra nach Artern und Sangerhauſen. Eckardsberga entſendet Straßen nach Weimar, Jena, Kölleda und Weißenſee, Bibra und Querfurt. Sangerhauſen hat Chauſſee nach Artern und Eisleben, und Straßen nach dem Harz, wie nach Nordhauſen über Roßla. Die benachbarten ſchwarzburgiſchen Unterherrſchaften mit Sondershauſen und Frankenhauſen haben nach jeder Richtung hin frequente Straßenzüge. Sondershauſen wird von der Hauptſtraße von Langenſalza nach Nordhauſen durchſchnitten und hat direkte Wege nach Worbis über Bleicherode, nach Mühlhauſen, Tennſtedt, Weißenſee und Frankenhauſen. Von letzterm gehen dieſe über Weißenſee nach Erfurt, über Artern nach Querfurt und Halle und direct nach Nordhauſen.

Der Kreis von Thüringens alter Hauptſtadt, Erfurt wird von folgenden Hauptſtraßenzügen durchſchnitten: 1) der Leipzig-Frankfurter Straße, oder der Chauſſee von Weimar nach Gotha, 2) einer Chauſſee von Erfurt nach Magdeburg über Sömmerda, Artern und Sangerhauſen, 3) einer Chauſſee von Erfurt nach Bamberg über Arnſtadt, Ilmenau, Hildburghauſen oder Eisfeld, 4) einer Landſtraße über Urbich und Niederniſſa nach Krannichfeld und Rudolſtadt, 5) einer dergleichen von Egſtedt nach Stadtilm und 6) einer dergleichen durch die Enclave Mühlberg über Wandersleben nach Ohrdruf. Von dieſen ſind mehrere Poſtſtraßen.

Den Kreis Nordhauſen durchſchneiden: 1) die Chauſſee und Poſtſtraße von Nordhauſen nach Heiligenſtadt, über Bleicherode und Worbis, 2) die Chauſſee und Poſtſtraße nach Sangerhauſen über Roßla, die bald in den Merſeburger Regierungsbezirk eintritt und nach Halle, Naumburg und Leipzig führt, 3) die Chauſſee und Poſtſtraße nach Stolberg, 4) eine Poſtſtraße nach Ilefeld und Haſſelfeld am

Harz, 5) eine Poſtſtraße von Nordhauſen nach Ellrich in den Harz, 6) eine dergleichen nach Duderſtadt über Großbodungen, 7) die Straße nach Mühlhauſen und 8) die nach Sondershauſen.

In den Kreis Mühlhauſen treten ein und durchziehen ihn: 1) die Chauſſee von Heiligenſtadt und Dingelſtadt, die über Langenſalza nach Gotha ꝛc. leitet, 2) die Straße nach Wanfried, 3) die Chauſſee und Poſtſtraße nach Eiſenach, 4) die Straße nach Sondershauſen, über Körner und Ebeleben, 5) und 6) von Mühlhauſen nach Nordhauſen und Treffurt.

Der Kreis Heiligenſtadt hat nur zwei einigermaßen bedeutende Straßenzüge: 1) die von Nordoſten kommende Berliner Straße, die von Worbis kommt und nach Witzenhauſen läuft, und die von Nordweſten ziehende, die von Göttingen kommend, über Dingelſtädt, Mühlhauſen u. ſ. w. geht, doch iſt auch mit Duderſtadt directe Verbindung hergeſtellt. Ebenſo iſt es im Kreiſe Worbis, durch den die erwähnte Berliner Straße führt und dann eine von Duderſtadt nach Dingelſtädt, wobei es nicht an unchauſſirten Nebenwegen mangelt.

Dagegen bildet die Hauptſtadt des Kreiſes Langenſalza einen vielſtrahligen Straßenſtern. Es durchſchneiden ſie: 1) die Chauſſee von Gotha nach Mühlhauſen, 2) die Leipziger Straße von Eiſenach nach Tennſtädt und Weißenſee, 3) die Straße nach Sondershauſen und Nordhauſen, 4) die nach Wanfried, 5) die nach Erfurt.

Von Weißenſee aus oder hindurch gehen direkte Straßen: 1) die Chauſſee von Erfurt nach Magdeburg über Frankenhauſen und Roßla, 2) die Leipzig-Kaſſler Straße über Eckardsberga und Kölleda nach Tennſtädt und Langenſalza, 3) eine Straße nach Sondershauſen, 4) eine nach Artern.

Der Kreis Schleuſingen wird von frequenten und trefflichen Straßen durchzogen. Zunächſt berührt ihn die neue Waldſtraße, die von Gotha über Ohrdruf und Oberhof (wo ſie den höchſten Punkt erreicht) nach Blaſienzella führt, wo ſie ſich theilt und rechts über Benshauſen nach Meiningen, links nach Suhl und Schleuſingen läuft. Von Suhl führt noch eine gut fahrbare Straße über Schmiedefeld und Frauenwald nach Ilmenau. Von Schleuſingen führt nächſt der Hauptſtraße nach Hildburghauſen noch eine über Kloſter Veßra in das Werrathal und eine neue, jetzt die ſchönſte aller Waldſtraßen, nach Ilmenau, und es iſt durch ſie direkteſte Verbindung mit Erfurt hergeſtellt. Außerdem gehen noch eine Menge leidlich fahrbare Wege durch den Kreis, die auf Schleuſingen und Suhl ſtoßen.

Das Großherzogthum Weimar hat durch die günſtige Lage ſeiner beiden Hauptſtädte ohnehin den Vorzug frequenter Straßenzüge. Durch die Reſidenz führt die Leipzig-Frankfurter Straße, auf welche in der Nähe von Weimar jene von Jena ſtößt, die von Naumburg kommend und über Kamburg laufend, das Saalthal durchzieht. Ueber Arnſtadt iſt die Verbindung mit dem Walde hergeſtellt, auch nach Kranichfeld führt ein direkter Weg. Von Eiſenach laufen außer der Leipzig-Frankfurter Hauptſtraße und der Hauptſtraße nach Kaſſel, Chauſſeen und gute Wege nach Langenſalza, Mühlhauſen und Wanfried, Berka, Waltershauſen, Ruhla und in das Werrathal einestheils nach Salzungen, anderntheils nach Meiningen.

Gotha ſendet lebhafteſte Straßen nach jeder Richtung 1) über Erfurt nach Weimar, 2) nach Eiſenach, 3) nach Langenſalza, 4) nach Ohrdruf, Zella und Suhl, 5) über Georgenthal und Tambach nach Schmalkalden, 6) nach Waltershauſen einestheils, nach Reinhardsbrunn und Friedrichrode anderntheils, von wo aus die ſchöne Aktienſtraße in das Thal der Schmalkalde über den Gebirgskamm zieht; 7) nach Arnſtadt, Rudolſtadt ꝛc. 8) nach Gebeſee, Weißenſee ꝛc.

Meiningen empfängt die Straße von Eiſenach, in welche Chauſſeen von Salzungen, Altenſtein und Liebenſtein, Broterode, Schmalkalden und die Straße von Oberhof und Zella herab einmünden und entſendet eine Chauſſee über Themar nach Hildburghauſen, eine zweite nach Römhild, eine dritte nach Baiern über Mellrichſtadt ꝛc. Hildburghauſen wird durchzogen von der Chauſſee, die von Meiningen über Rodach nach Coburg führt und entſendet eine Chauſſee nach Eisfeld, von wo aus eine Straße über Schalkau nach Sonneberg und Saalfeld, eine andere über das Gebirge in das Schwarzathal nach Schwarzburg und Rudolſtadt führt, dann zieht eine Chauſſee über Königshofen nach Schweinfurt und eine andere nach Römhild. Von Eisfeld aus führt auch direkt Chauſſee nach Coburg, ebenſo von Sonneberg aus, deſſen Straßenzüge nach Saalfeld uber Gräfenthal, und durch den Steinachgrund uber den Gebirgskamm in die Thäler der Lichte und Schwarza nach Blankenburg und Rudolſtadt ſchon erwähnt ſind. Von Schalkau aus führt ein gut fahrbarer Weg bis Steinheide und Limbach empor und geht am jenſeitigen Gebirgsabhang, nachdem er eine Strecke dem Rennſteig folgte, ebenfalls zu Thale. Coburg, durch das eine der belebteſten Straßen nach Oberfranken führt, und in deſſen Nähe nach allen ſchönen Punkten Chauſſeen leiten, entſendet auch eine Chauſſee nach Sonnefeld, von wo eine Waldſtraße aufwärts über Oberlind und Judenbach nach Gräfenthal führt. Den Frankenwald durchſchneidet die Kronacher Chauſſee, die uber Nordhalben und Lobenſtein bei Saalburg in das Saalthal mündet. Saalfeld empfängt die vereinigten Waldſtraßen, und hat Chauſſee nach Rudolſtadt, welche die aus dem Schwarzathale aufnimmt, und nach Pößneck. Von da aus direkte Verbindung mit Leipzig. Von Rudolſtadt führen, außer den erwähnten, Chauſſeen nach Stadtilm, uber Orlamunde und Kahla nach Jena, und uber Teichel und Blankenhain nach Weimar. Von Stadtilm ziehen Straßen nach Arnſtadt, uber Langewieſen nach Ilmenau, uber Ehrenſtein nach Rudolſtadt. Arnſtadt hat Chauſſeen nach Erfurt, nach Ilmenau, nach Gotha, nach Ohrdruf, und uber Plaue nach Gräfenrode, dort iſt eine häßliche Wegſtrecke hinauf zum Oberhof noch unchauſſirt. Schmalkalden liegt ebenfalls in Mitten ſchöner Kunſtſtraßen. Die Hauptſtraße iſt die aus dem Werrathal heraufkommende, die einestheils uber Tambach nach Gotha, anderntheils uber Kleinſchmalkalden nach Friedrichrode führt. Eine ſchöne Chauſſee leitet von Seligenthal aus über den Stahlberg nach Hergesvogtei, wo ein gut chauſſirter Weg durch das Druſenthal nach Broterode führt, und eine Chauſſee uber das Bergwerk, die Mommel, nach Liebenſtein. Eine andre ſehr romantiſche Chauſſee leitet von Schmalkalden über Asbach durch den Ebersgrund nach Steinbach-Hallenberg und weiter.

So iſt Thüringen vielfach von Straßen durchkreuzt, und Mangel derſelben kann nicht als Hemmniß des Verkehrs angegeben werden, dem ſich in einem andern Lande kaum beſſer gepflegte und erhaltene Straßen bieten.

Was die Eiſenbahnen betrifft, die dem bisher nur am Hut und an den Füßen beflügelten Gotte des Handels Rieſen- und Dämonenſchwingen an die Schultern heften, ſo wird Thüringen zunächſt bei drei Hauptbahnzugen betheiligt ſein:

1) Bei der bereits beſchloſſenen thüringiſch-ſächſiſchen Bahn, die von Halle nach Eckardsberga zu ihre Richtung nimmt, bei Neuſulza in das Ilmthal tritt, von Weimar nach Erfurt zieht, eine Strecke im Gerathale fortläuft, dann in die Nähe von Gotha kommt, das Hörſelthal gewinnt, und in demſelben bis Eiſenach leitet, wo ſie ſich in zwei mächtige Aeſte, die Bahn nach Kaſſel und die Bahn nach Frankfurt theilen wird.

2) Bei der ebenfalls beſchloſſenen baieriſch-ſächſiſchen Bahn, die von Bayreuth oder Bamberg aus über Hof geführt werden, und von Altenburg nach Leipzig leitet, wobei eine Bahn von Altenburg über Zeitz und Naumburg nach Neuſulza unerläßlich iſt, welche dort dieſe Bahn mit der vereinigen wird, die den deutſchen Norden mit dem deutſchen Süden in nächſte Verbindung bringt.

3) Bei der in Ausſicht geſtellten Werrabahn. Dieſe würde von Bamberg nach Coburg führen, in deſſen Nähe eine Zweigbahn von Sonneberg aufnehmen, nach Hildburghauſen und Meiningen ziehen, von da eine Strecke im Werrathale fortlaufen, vielleicht eine Zweigbahn von Schmalkalden aufnehmen, bei Barchfeld das Werrathal verlaſſen, nach Markſuhl ſtreichen, und von da ſich nach Eiſenach wenden.

Bliebe dieſe Bahn, der ſich weit weniger als andern, Terrainſchwierigkeiten entgegenſtellen, unausgeführt, ſo wäre das für einen großen Theil Thüringens ein großes Unglück, denn es würde dann mit ſeinen zahlreichen Handelsprodukten weit hinter den glücklichen Ländern zurückſtehen, deren Verkehr Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrten nicht nur erleichtern, ſondern beleben und vervielfältigen. Sonneberg, Coburg, Eisfeld, Hildburghauſen, Schleuſingen, Suhl, Schmalkalden und andre bedeutende Städte und Orte blieben mit ihren Fabrikaten auf den geringen Abſatz im Inlande und auf dem langſamen Weg der Axe beſchränkt, und ſo zurück, wie die fleißige Ameiſe hinter dem Fluge der einträglich fleißigen Biene.

Noch ein Umſtand könnte dereinſt den Weltverkehr Thüringens mächtig fördern: Dampfſchifffahrt auf der Weſer und Werra. Letztere iſt bis Wanfried ſchiffbar, ſie würde vielleicht mit kleinen und flachen Dampfbooten bis Treffurt, ja bis Kreuzburg zu beſchiffen ſein, wenn man Mittel fände, die überhandnehmende Verſandung zu beſeitigen. Von Hörſchel bis Kreuzburg wäre etwa 1 Stunde weit Bahn zu bauen.

Wie der Buchhandel ein Förderungsmittel der Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniß iſt, daher er nicht hier, ſondern in der Abtheilung Können und Wiſſen ſeine Erwähnung gefunden, ſo iſt das Poſtweſen, zwar durch den Zeitungsvertrieb auch ein Förderungsmittel der Intelligenz, doch hauptſächlich ein mächtiger Hebel des merkantilen Verkehrs, und obſchon die Poſt als ein Regal zu den Staatsanſtalten zählt, ſo darf ihre Erwähnung erſt hier aus dem eben angedeuteten Geſichtspunkt wohl gerechtfertigt erſcheinen.

Das thüringiſche Poſtweſen klaſſificirt ſich von ſelbſt in verſchiedene Verwaltungen. Das Königreich Preußen hat ſelbſtſtändig eigne Direktion der Verwaltung ſeines Poſtregals, ebenſo das Königreich Baiern. Das Kurfürſtenthum Heſſen belehnte unterm 11. Juni 1816 den Fürſten von Thurn und Taxis mit der Würde eines kurheſſiſchen Erblandpoſtmeiſters, ſo wie mit dem nutzbaren Eigenthum und der Verwaltung ſämmtlicher Poſten gegen jährliche Zahlung einer beſtimmten Summe, behielt ſich aber weislich die Ausübung des Poſtregals, das Obereigenthum der Poſten und die Poſtpolizei vor. Heſſen hat in Schmalkalden ein Poſtamt; in Herren-Breitungen und Broterode ſind Expeditionen. Das geſammte Poſtweſen im Königreich Preußen dirigirt, unabhängig von allen übrigen Staatsbehörden das königliche General-Poſtamt in Berlin. Von ihm reſortiren alle Oberpoſtämter und Poſtämter in den Provinzen. Für die Provinz Sachſen nun beſteht blos ein Oberpoſtamt in Magdeburg, königlich preußiſche Poſtämter aber, von denen wieder die Poſterpeditionen und Poſtverwaltungen oder Poſterpeditionen mit Station, welche Poſt- und Extrapoſtreiſende mit Pferden und Wagen in beſtimmten Friſten weiter fördern, reſortiren, beſtehen in folgenden thüringiſch-preußiſchen Städten: Artern, Eisleben, Erfurt, Frankenhauſen (fürſtl. ſchwarzburgiſch), Halle, Heiligenſtadt, Langenſalza, Mühlhauſen, Naumburg, Nordhauſen, Querfurt, Sondershauſen (fürſtlich ſchwarzburgiſch), Suhl und Weißenſee. Poſterpeditionen haben die meiſten kleinern Städte, und wo dieſe mangeln, mindeſtens ſogenannte Briefſammlungen, auf welchen blos Briefe, nicht aber Gelder und Pakete zur Weiterbeförderung angenommen werden.

Im Regierungsbezirk Erfurt, welcher 7 Poſtämter, darunter 1 für die Kreishauptſtadt, zählt, reſortirt dem Poſtamt Heiligenſtadt die Poſterpedition zu Worbis, und die Expedition mit Station zu Dingelſtädt. Das Poſtamt zu Nordhauſen beſchäftigt Poſterpeditionen zu Bleicherode, Ellrich (mit Station), zu Stöckig und zu Wülfingerode nebſt Station. Das Poſtamt zu Langenſalza hat eine Poſterpedition zu Groß-Gottern. Von dem zu Mühlhauſen reſortirt blos die Poſterpedition zu Treffurt, von dem zu Weißenſee aber reſortiren Poſterpeditionen zu Gebeſee, Kindelbrück, Sömmerda, Benneckenſtein, Tennſtädt und Geſell; letztere beide mit Stationen. Dem Poſtamt zu Suhl ſind die Poſtverwaltungen und Stationen zu Schleuſingen und Benshauſen unterſtellt. Noch reſortiren dem königlich preußiſchen Staate die Poſten in den beiden fürſtlich ſchwarzburgiſchen Unterherrſchaften.

Die preußiſchen Poſten ſind ſo anerkannt im Bezug auf Raſchheit und Pünktlichkeit der Beförderung, wie auf Höflichkeit der Beamten, daß ſie eines beſondern Lobes nicht bedürfen.

Sr. Durchlaucht, Maximilian Carl, Fürſt von Thurn und Taxis, iſt, neben dem Kurfürſtenthum Heſſen, auch für die übrigen thüringiſchen Vereinsſtaaten Erb-Landpoſtmeiſter.

Die thurn- und taxiſchen Lehenspoſten ſtehen ſämmtlich unter der General-Poſtdirektion zu Frankfurt am Main, und für Thüringen ſpeciell unter dem Poſtcommiſſariate zu Eiſenach. Sachſen Weimar-Eiſenach hat 4 Poſtämter: zu Weimar, Eiſenach, Jena und Bacha. Stationen und Poſthaltereien ſind in Auma, Berka a. d. W., Blankenhain, Buttlar, Ilmenau, Markſuhl, **Mittelpöllnitz**, Neuſtadt a. d. O., Lengsfeld und Kaltennordheim. Expeditionen zu Dermbach, Geiſa, Triptis, Weida, Tiefenort, Oſtheim und Buttelſtädt; Briefcollectionen zu Kreuzburg und Berka a. d. I. Sachſen Meiningen-Hildburghauſen hat Poſtämter in Meiningen, Hildburghauſen und Saalfeld, Poſtverwaltungen in Pöneck, Salzungen und Sonneberg; Stationen in Eisfeld, Gräfenthal, Liebenſtein, Römhild, Schalkau, Schwallungen, Themar, Wallendorf, Witzelrode; Expeditionen in Kamburg, Kahlert und Kranichfeld. Auf der Zwick eine Poſtſpedition.

Sachſen Coburg-Gotha hat Poſtämter zu Coburg und Gotha. Poſthaltereien und Stationen zu Ohrdruf, Oberhof, Rodach und Tambach. Expeditionen zu Neuſtadt a. d. H. und zu Zella.

Schwarzburg Sondershauſen hat blos zu Arnſtadt ein thurn- und taxiſches Poſtamt, zu Groß-Breitenbach eine Expedition und zu Gehren eine Briefſammlung. Schwarzburg Rudolſtadt hat kein Poſtamt zu Rudolſtadt; Stationen und Poſthaltereien zu Königſee, Schwarzburg und Stadtilm. Expeditionen zu Leutenberg und Blankenburg, und zu Oberweißbach eine Collection. Die Fürſtenthümer Reuß haben Poſtämter zu Gera und Schleiz, zu Lobenſtein eine Poſtverwaltung, Stationen zu Greiz, Hirſchberg und Zeulenroda, und Expeditionen zu Ebersdorf und Saalburg.

Auch auf dieſen fürſtlich thurn- und taxiſchen Poſten nimmt man mit Freuden die Weiterſchritte wahr, welche die Zeit gebietet, am Beamtenperſonal wie an den Wagen. Es werden meiſt intelligente junge Leute angeſtellt, die zum Theil juriſtiſche Studien machten, wodurch das ſo wichtige Bureauweſen eine ganz andre Geſtalt bekommt. Mancher Uebelſtand wurde entfernt und ſollte immer mehr entfernt werden, wo es noch nicht der Fall iſt, namentlich im Bezug auf die oft ſo ſchlechten Beichaiſen. Es bleibt immer eine Ungerechtigkeit gegen Reiſende, die den vollen Betrag für den bequemen Eilwagen bezahlen, in einen erbärmlichen Beiwagen eingeſchachtelt zu werden, in welchem ſie ſich nicht gegen Wind und Wetter ſchützen können. Auch ließ man Briefe früher die größten Umwege machen, damit ſie nur nicht durch ein andres Poſtgebiet gingen, wenn dies irgend zu vermeiden war, z. B. von Meiningen nach Ilmenau, ſtatt auf direktem Weg durch das preußiſche Henneberg, über Eiſenach, Gotha und Arnſtadt! Dies alles gehört zum Theil der Vergangenheit an, während die Gegenwart mit ihren mächtigen und ſtrengen Anforderungen *gehört* werden muß. Der zahlreiche Perſonenverkehr auf der Straße von Weimar bis Vacha wird wohlthätig erleichtert durch zwei Privatunternehmungen, welche regelmäßige Omnibusfahrten unterhalten, auf denen man von Stadt zu Stadt nur 12 ggr. zahlt. —

Und nun zum Schluß dieſer Abhandlung eine wichtige Frage:

Kann und wird Thüringen ein Handelsſtaat werden?

Gewiß, ſobald die Regierungen ſich geneigt zeigen, durch Gewährung möglichſter *Handelsfreiheit* die Hemmungen des Verkehrs zu beſeitigen, und der produktiven Thätigkeit geſetzlich geſicherte Wege zu bahnen, ja neue zu ſchaffen, wenn die vorhandenen nicht mehr ausreichen. Kann auch die Geſetzgebung nicht mit dem Sturmfluge einer Lokomotive daher brauſen, ſondern muß beſonnenen Schritt halten, alles reiflich erwägend und ermeſſend, damit nicht einen Theil der Staatsbürger das an den Rand des Verderbens führe, was Andre reich macht, ſo iſt doch ein gänzliches Zurückbleiben ſo wenig denkbar, wie ein gänzliches Verkennen deſſen, was Zeit und Gegenwart gebietriſch fordern. Die

Principien der Stabilität können die Intereſſen der Völker nicht fördern, wo überall Weiterſchritt geboten iſt. Der Bergbau inſonderheit verheißt noch vielfache Vermehrung des Nationalreichthums; Agrikultur und Viehzucht können immer größerer Vervollkommnung entgegengeführt werden, und das Fabrikweſen ſteht in Thüringen noch lange nicht auf ſo hoher Stufe, als daß es dem Volkswohl nachtheilig erſcheinen könnte. Wo die Mittel vorhanden ſind, Werke mit Maſchinenkräften zu treiben, werden ungleich mehr Menſchenhände beſchäftigt, als da, wo mit den Maſchinen auch die Mittel mangeln, im Großen arbeiten zu laſſen. Der Gewerbebetrieb iſt noch nicht überall auf ſolche Höhe geführt, daß er den Bedarf befriedigte, daher auch hier Aufſchwung ebenſo wünſchenswerth als möglich. —

Thüringen, indem es mit Ruhe auf ſeine Vergangenheit und auf den Gang ſeiner volksthümlichen Entwickelung blicken kann, richtet in die Gegenwart einen Blick beſonnenen Ernſtes, in die Zukunft aber, wie jedes deutſche Brudervolk, den der Hoffnung und des Vertrauens. Der Blick der Hoffnung ſucht dauernden Frieden, innern wie äußern, nur unter dem Wehen ſeiner ſanften Flügel iſt für Land und Volk, für Kunſt und Wiſſenſchaft freudiges Gedeihen und Emporblühen zu erwarten. Der Blick des Vertrauens ſieht Fürſten und Völker, in Eintracht und Liebe verbündet, dem großen Ziele der Menſchheit zuſtreben, das da heißt: ächte Religioſität, wahre Humanität und ſittliche Freiheit.

◆

Neue Naturgeſchichte
der
Stubenvögel.

Ein Lehrgedicht

von

Bechſtein dem Jüngern.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Hannover.
In der **Hahn**'ſchen Hofbuchhandlung.
1846.

Und Gott ſchuf allerlei gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach ſeiner Art. Und Gott ſah, daß es gut war.

1. Buch Moſe 1, 21.

Dr. L. Th. Thierfelder.

Inhalt.

Seite
Prolog 1
Vorrede. 1. 2. 3

Einleitung.

§. 1. Was verſteht man unter Stubenvögeln? 9
§. 2. Geſang 10
§. 3. Natur und Kunſt 12
§. 4. Verſchiedene Begabung 14
§. 5. Aufenthalt 1. 2. 15
§. 6. Zahme Sänger 17
§. 7. Die Käfige 18
§. 8. Reinlichkeit 19
§. 9. Nahrung 20
§. 10. Die Trotzigen 21
§. 11. Nothfutter 22
§. 12. Univerſalfutter 23
§. 13. Hauptregel 24
§. 14. Fortpflanzung 25
§. 15. Krankheiten 26
§. 16. Alter 27
§. 17. Die Vogelſteller 1. 2. 28
§. 18. 1. Fang 30
2. Der Dichter — ein Lockvogel 31
§. 19. Die Gefangenen 32
§. 20. Syſtem 34
§. 21. Rang 35
§. 22. Methode 37

Naturgeſchichte der einzelnen Arten der Stubenvögel.

I. Raubvögel 41
Der Thurmfalke 42
Die Zwergeule 44
II. Krähenartige Vögel 46
Der gemeine Würger 47
Der graue Würger 49

Seite
Der rothköpfige Würger 51
Der rothrückige Würger 52
Der gemeine Rabe 54
Die Rabenkrähe 1. 2. 56
Die Nebelkrähe 59
Die Dohle 61
Der Heher 63
Die Elſter 65
Der Pirol 67
Die Mandelkrähe 69
Der Wiedehopf 1. 2. 72
3. Wunderbare Eigenſchaften des Wiedehopfs . . . 74
Der Kukuk 76
Das Märlein vom böſen Bäckerknecht . . . 78
Der Mino 79

III. Großſchnabelige Vögel 81

Die Papageien ſprechen 82
Der rothe Arras 83
Der blaue Arras 84
Der Illineſiſche Sittich 85
Der gelbe Sittich 87
Der rothſchnablige Sittich 88
Der Pavuan 89
Der rothſtirnige Sittich 90
Der gemeine Kakadu 91
Der Bankſche Kakadu 93
Der gemeine aſchgraue Papagei 95
Das aſchgraue Papageienweibchen ꝛc. 97
Der gelbwangige Lori 99
Der Purpurvogel 101
Der Kardinalfink 103
Der rothköpfige Guineiſche Parkit 105
Der kleinſte Sittich 106
Der Naturforſcher an die Leſer 107
Der Pfeffervogel 108

IV. Spechtartige Vögel 110

Der Schwarzſpecht 1. 111
2. Das Märlein von der Springwurz 112
3. Das Märlein vom Gertrudsvogel 114
[illegible] 116
[illegible]

Seite
Die gemeine Spechtmeiſe 120
Der Wendehals 123
Der Eisvogel 126

V. Sperlingsartige Vögel 129

Der Kreuzſchnabel 1. 130
2. Deutſche Mythe vom Kreuzſchnabel 132
Der Gimpel 1. 133
2. Die Gimpelarten 135
3. Gimpelglück 136
Der Grünling 138
Der Fichtenkernbeißer 140
Der gemeine Kernbeißer 142
Der Girlitz 144
Ausländiſche Kernbeißer 145
Der Schneeammer 147
Der Bergammer 149
Der Goldammer 151
Der Gerſtenammer 153
Der Gartenammer 154
Der Zaunammer 156
Der Zipammer 157
Der Rohrammer 159
Der Sperlingsammer 161
Ausländiſche Ammerarten 162
Der Hausſperling 165
Der Feldſperling 167

VI. Singvögel 169

Der gemeine Fink 171
Der Finkenfang 174
Das Lernen der Finken 175
Die Finkenſchläge 176
Das Hochzeitbier 177
Ein Doppelſchlag 178
Der Weingeſang 180
Der Bergfink 183
Der Hänfling 184
Der Flachsfink 186
Der Stieglitz 188
[illegible] vor einem Stieglitz 190
Der Zeiſig [illegible]

Seite
Der Graufink 195
Der Citronenfink 197
Der Lerchenfink 199
Der Schneefink 201
Der Canarienvogel 202
    1. Herkunft 202
    2. Beſchreibung 203
    3. Paarung 204
    4. Erziehung 206
Ausländiſche Finkenarten 208
Die Feldlerche 1. 211
    2. Der Lerchenfang 213
    3. Das Lerchenlied 215
    4. Der Dichter an die Lerche 215
Sonſtige Lerchenarten 217
    1. Haubenlerche 217
    2. Wald- und Heidelerche 219
    3. Pieplerche 220
    4. Brachlerche 222
    5. Berglerche 222
Der gemeine Staar 1. 2. 224
Der Waſſerſtaar 229
Der gemeine Seidenſchwanz 231
Die Miſteldroſſel 1. 2. 233
Die Singdroſſel 238
Die Wachholderdroſſel 240
Die Weindroſſel 241
Die Schwarzdroſſel 243
Die Ringdroſſel 245
Die Rohrdroſſel 249
Die Steindroſſel 251
Die Nachtigall 254
    1. An die Nachtigall 254
    2. Beſchreibung 255
    3. Eigenſchaften 257
    4 Ein Nachtigallenlied 258
    5. Noch ein Nachtigallenlied 259
    6. Noch ein Nachtigallenlied 261
    7 Eine Mainacht 262
Der Sproſſer 264
    Lied eines geblendeten **Sproſſers** 266
Die Baſtarnachtigall 267
Die gemeine Grasmucke 269
    Grasmuckenlied 271

Seite

- Die geſchwätzige Grasmücke . . . 273
- Der Mönch 1. 2. 3. . . . 275
- Die graue Grasmücke . . . 279
- Die Braunelle . . . 281
- Die Rohrgrasmücke . . . 283
- Das Rothkehlchen 1. 2. 3. . . . 285
  - Waldmärchen vom Rothkehlchen . . . 288
  - Kinderklage um das geſtorbene Rothkehlchen . . . 289
  - Des Rothkehlchens Begräbniß . . . 290
- Das Blaukehlchen . . . 291
- Das Weißkehlchen . . . 293
- Das Braunkehlchen . . . 295
- Das Schwarzkehlchen . . . 297
- Das gemeine oder Gartenrothſchwänzchen . . . 299
- Die weiße Bachſtelze . . . 302
- Die graue und die gelbe Bachſtelze 1. 2. . . . 304
- Der Zaunkönig . . . 306
- Das Goldhähnchen . . . 308
  - Deutſches Märchen vom Zaunkönig . . . 310
- Der Alpenſänger . . . 314
  - Alpenſängerlied . . . 316
- Die Meiſen . . . 317
- Die Haubenmeiſe . . . 319
- Die Tannenmeiſe . . . 321
- Die Sumpfmeiſe . . . 324
- Die Bartmeiſe . . . 326
- Die Kohlmeiſe 1. 2. . . . 329
- Die Blaumeiſe . . . 333
- Das Halleluja der Singvögel . . . 336

VII. Haus- und andere Vögel . . . 339

- Hühner, Sumpf- und Waſſervögel 1. 2. 3. 4. 5. . . . 340
- Das Truthuhn . . . 346
- Die Wachtel . . . 350
  - Das Wachtellied . . . 352

VIII. Tauben . . . 353

- Die wilde Taube . . . 356
- Die Lachtaube . . . 358
- Die Haustaube . . . 361
- Die Turteltaube . . . 364

Nachklang. Der ſtumme Schwan . . . 366

Druckfehler.

Seite 32 Strophe 4 Vers 3 lies: Manchem.
„ 105. Note, lies: Inſeparabel.
„ 132 Strophe 4 Vers 5 tilge hinter ſpät das !
„ 203. 2. Strophe 1 Vers 4 lies: das ſo häufige Verpa
„ 210. Note **) lies: **Angolensis.**
„ 258. Note lies: Andeutung, ſtatt Bedeutung.
„ 259. 5. Strophe 1 Vers 3 lies: Lenzestraumes
„ 281 lies: Braunelle.

Vorbitte.

Misce stultitiam consiliis brevem.
Dulce est desipere in loco.
Horatius.

Sollten ſie euch mißgefallen
Dieſe Lieder — mögt ihr ſchelten.
Gab der Herr doch nicht uns Allen
Den Geſang der Nachtigallen;
Auserkorene ſind ſelten.

Lieder ſind klangreiche Zungen,
Lieder ſind beſchwingte Vögel.
Von der Freiheit Luſt durchdrungen,
Frei zum Aether aufgeſchwungen,
Spotten lachend ſie der Regel.

Lachen iſt ein Glück, ihr Brüder;
Denkt, Homer läßt **Götter** lachen!
Tief umdüſterte Gemüther
Schenkten euch der Erde Güter,
Könntet ihr ſie lachen machen. —

Dieſe Bahn ward nicht betreten
Wie vielleicht Bethörte wähnen:
Um Bethörten nachzubeten,
Folgend — ſtatt dem Muſageten —
Lockend ſingenden Sirenen.

Nein, wir gehn ſelbſteigne Bahnen,
Schweben auf den eignen Flügeln,
Schwingen unſre eignen Fahnen,
Lauſchen unſerm eignen Mahnen,
Lenken uns an eignen Zügeln.

Und ſo laßt die Vögel ſchlagen,
Laßt ſie pfeifen oder ſingen,
Spottend auch ihr Sprüchlein ſagen;
Wenn zu kecken Flug ſie wagen
Stutzt die Scheere ſchon die Schwingen.

Laßt's euch nicht in Zorn verſetzen,
Wenn ſie beißen, hacken, höhnen.
Laßt die Papageien — ſchwätzen,
Laßt die Sänger euch ergötzen,
Laßt die Tauben euch verſöhnen.

Vorrede.

1.

Es ſprach der alte Bechſtein
Zu mir, vor ſeinem Sterben:
„Noch will ich ein Geheimniß,
Mein Sohn, auf dich vererben.“

„Du haſt bisher auf Schulen,
Wie deine Lehrer klagen,
Dich nicht mit Ernſt befleißigt
Der alt und neuen Sprachen.“

„Gelernt haſt du ſehr wenig,
Gering iſt dein Begreifen;
Du liebſt nur, durch die Fluren
So träum'riſch hin zu ſtreifen.“

„Du kennſt um Dreißigacker
Die Felder und die Raine,
Die Felſen und die Wieſen,
Die Wälder und die Haine.“

„So will ich ſelbſt dir lehren,
Was hoch mein Sein beglückte,
Was meinen Drang befriedigt,
Was meinen Geiſt entzückte.“

„Du ſollſt der Vögel Sprache
Durch mich verſtehen lernen,
Sollſt wiſſen, was ſie ſingen,
Die Nahen und die Fernen!“ —

Er ſprach's, und hob ſich mühſam
Auf ſeinem Krankenlager
Und hob die reinen Hände,
Ach, abgezehrt und hager.

Und mühte ſich, ſie leiſe
Auf meine Stirn zu legen,
Und ſprach was, unvernehmbar,
Doch klang's wie — Vaterſegen.

Da ward mein Ohr geöffnet,
Natur, für deine Weihe;
Da ward mein Sein erhoben,
Vater durch deine Treue.

Ich ſegne dich im Grabe,
So wie du mich geſegnet;
Dein denk' ich, wenn im Walde
Ein Vogel mir begegnet.

Dein denk' ich, wenn zum Herzen
Sein einfach Lied mir dringet;
Durch dich lernt' ich verſtehen,
All was er ſpricht und ſinget.

2.

Der Alte war geſtorben
Und ſchlief im grünen Hügel,
Darüber regten ſingend
Vöglein die bunten Flügel.

Der ſie geliebt ſo innig,
Der ihren Sang verſtanden,
Der ihren Liedern lauſchte,
Lag nun in Todesbanden.

Es klang wie Todtenklage
Um ſein verblühtes Lieben,
Das ſie ſo werth gehalten,
Das ſie ſo treu beſchrieben.

Ich aber, der Verwaiſte,
Verſtand, die mich umflogen,
Und fühlte mich unnennbar
Hin zur Natur gezogen.

Denn ihre Mutterſtimme,
Sie ruft aus Sturm und Wettern,
Sie ruft aus Blätterſäuſeln
Und Nachtigallen-Schmettern.

Ja, mit allmächt'gem Zauber
Zog mich ans Herz die Hehre,
Und ich verehrte gläubig,
Fromm ihre Mutterlehre.

Und daß ich ihre Schätze
Mit rechter Treu' ausbeute,
Mich ganz in ſie vertiefe,
Ward ich — ein Pharmazeute.

Da lernt' ich Blumen kennen
Auf Bergeshöhn und Triſten,
Und lernte redlich ſcheiden
Heilſames von den Giften.

Und lernte von den Schreiern
Die Sänger unterſcheiden,
Doch fühlt' ich bald: es können
Die Schreier mich nicht leiden.

Ich aber unbekümmert
Wandle durch Waldesgrüne;
Nicht bleib' ich horchend ſtehen
Vor jeder Affenbühne.

Die Affen zu verſtehen
Und ihre Läſterungen,
Iſt ja nicht meinem Ohre
Das Hephata erklungen.

Ich höre Vögel ſingen,
Das iſt ein reines Schallen,
Und ſinge ſelbſt frohlockend
Mit Amſeln und Nachtigallen.

Doch jeden Vogels Reden
Hofft nicht, hier zu erfahren.
Ich darf nicht eines Jeden
Geheimniß offenbaren.

Doch darf ich treulich ſchildern
Betragen und Gefieder.
Ihr kennt nach meinen Bildern
Gleich eure Vögel wieder.

Einleitung.

Quellen: Naturgeſchichte der Stubenthiere, oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung derjenigen Thiere, welche man in der Stube halten kann, von Johann Matthäus Bechſtein. Erſter Band. Die Stubenvögel. Mit Kupfern. Gotha. 1800. wird in den Anmerkungen N. St. bezeichnet.

Gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands nach allen drei Reichen. Von J. M. Bechſtein. M. K. Zweiter und vierter Band. Vögel. Leipzig 1791. wird in den Anmerkungen N. D. II. u. IV bezeichnet.

§. 1.

Was verſteht man unter Stubenvögeln.[*]

Stubenvögel hält man immer
Zum Vergnügen in dem Zimmer:
Doch den armen Vögeln ſchafft
Kein Vergnügen ihre Haft.

Einer lobet ſich Geſänge,
Andre lieben Klauen, Fänge,
Andre Schmuck und Federnpracht —
Alle werden hier bedacht.

Von den ſchlichtern oder buntern
Zieht ihr gerne vor die Muntern.
Munterkeit iſt ſehr beliebt;
Werden oft im Dienſt geübt.

Die Geſchlechter ſcheidet weislich,
Denn die Männlein nur ſind preislich;
Weibchen, ob ſie noch ſo gut,
Taugen bloß zur Zucht und Brut.

Alle ſind nicht gleich zu zähmen;
Nach und nach nur müßt ihr lähmen
Wilder Vögel ſtarre Kraft
Durch die magre Koſt und Haft.

Stubenvögel ſind poſſierlich,
Stubenvögel ſind manierlich,
Zeigen ein gelehrig Ohr,
So ihr ihnen pfeifet vor.

---

[*] N. St. E 1.

§. 2.

Geſang. *

Geſang, du Himmelsgabe,
Die ſelbſt dem Vogel ward,
Wie ſtrömſt aus kleinen Kehlen
Melodiſch, rein und zart!

Nicht einer von den Sängern
Singt andern Sängern gleich;
Es hat im Lied ein jeder
Sein eignes Königreich.

Und nur die „deutſchen Würger“,
Die ſingen überein;
Sie ahmen nach gar täuſchend
Singvögel-Melodei'n.

Sie locken wie die Lerchen,
Ja, wie die Nachtigall,
Doch ſcheuen ſich vor ihnen
Die andern Sänger all.

Die rufen bang und zittern
In ahnungsvoller Noth —
Wenn ſie den Würger ſehen,
Der Sänger Schreck und Tod.

---

*) N. St. S. 2.

Dieß ſoll mit Ernſt beachten
Ein aufmerkſamer Mann,
Daß er darüber ſinnen,
Und weiter folgern kann.

Geſang', du Himmelsgabe,
Du klingender Edelſtein,
Dich ſollte nie der Würger
Betrüglicher Ruf entweihn!

§. 3.

Natur und Kunſt.*

Eine Schaar von Vögeln ſingt
Wie der Schnabel ihr gewachſen,
Wenn es nur den Wald durchklingt,
Sei's in Preußen, ſei's in Sachſen.

Wie das ſchmettert, wie das hallt!
Wie ſie rufen, ſchlagen, pfeifen!
Wie das rein und flötend ſchallt,
Wunderbar, kaum zu begreifen!

Das iſt Vogelfreiheitglück!
Vöglein, ſegne deine Stunden.
Neidenswerth iſt dein Geſchick,
Ungehemmt und ungebunden.

Unbewußt und doch bewußt
Freuſt du dich lebend'ger Schöne;
Darum aus der vollen Bruſt
Dieſe vollen Seelentöne.

Aber eine andre Schaar
Singt, was ihr wird vorgepfiffen
Oder vorgeorgelt gar —
Das ſind Sänger wohlgeſchliffen.

---

*) N. St. S. 3.

Nimmſt du jung ſie aus dem Neſt
Werden ſie am beſten lernen,
Bleiben auch im Käſig feſt,
Werden ſich nicht leicht entfernen.

Werden auch bei mag'rer Koſt
Und in ihren düſtern Bauern,
Singend fröhlich und getroſt,
Manchen Winter überdauern.

„Hänschen, ſinge! Hänschen, ſchön!“
Warte nur ein Augenblickchen!
Hänschen wird zu Dienſten ſtehen,
Pfeifen ſein Trompeterſtückchen.

Mühe freilich macht Dreſſur,
Vorgepfeife, Vorgeklimper;
Viele Hänschen bleiben nur
Leider im Geſange — Stümper.

Oder leiern immerdar
Ein — zwei — eingelernte Weiſen.
Lobe mir die freie Schaar,
Sei's in Sachſen oder Preußen.

§. 4.

Verſchiedene Begabung.*

Alle kleinen Vögel ſingen,
Nachtigall'n und Finken ſchlagen
Sproſſer flöten, Lerchen trillern,
Und die Papageien ſprechen.

Sehr gelehrig iſt der Hänfling,
Gimpel pfeift Trompeterſtückchen;
Mehr Talent als eines Gimpels
Iſt dazu auch nicht von Nöthen.

Sehr geſchwätzig iſt die Elſter,
Lieblich monoton der Kukuk.
Zum Gelächter einer Taube
Schwatzt Hanswurſt, der muntre Staarmatz.

So verſchieden ſind die Gaben
Ausgetheilt im Reich der Vögel.
Fordert nicht zu viel von Einem;
Einer kann nicht Alles können.

---

*) N. St. S. 34

§. 5.

Aufenthalt. *)

1.

In der Freiheit befindet ſich
Immer, das glaube mir ſicherlich,
Immer der Vogel am beſten.
Nach der Waldfreiheit goldenem Glück
Sehnt ſich jeglicher Sänger zurück,
Selbſt aus Käfig=Paläſten.

Ja — der im Kerker von Jugend auf,
Richtet den Sehnſuchtblick doch hinauf,
Hinauf zur Himmelbläue.
Er ahnt die Freiheit, er wünſcht ſie ſich,
Er hofft und harrt ſehnſüchtiglich
Daß er im Freien ſich freue.

Frei, freuen und freien — wie wahlverwandt!
Drei Himmelsgüter aus Gottes Hand:
Die Freiheit, die Freude, das Freien.
O deutſche Sprache, du reicher Hort!
Wie weiß ſie ſo ſinnig Wort an Wort
Gleich edlen Perlen zu reihen! —

O Freiheitglück, o Freudenquell,
Wie macht den Himmel ihr beiden hell,
Und reich an Liebe die Seele!
Ihr, die mit Wonnen das All durchdringt!
Nach Freiheit ringt, freudleidvoll ſingt,
Liebeſehnſuchtvoll Philomele. —

---

*) R. St. S. 3.

2.

Geſangne Vögel, das merke dir,
Die halte in möglichſt luſt'gem Revier,
Daß ſie nicht gänzlich verkümmern.
Und willſt du hegen die Wögelein,
So flattern ſie, muß es gefangen ſein —
Doch lieber umher in den Zimmern.

Ihr ſetzt ihnen auch einen Tannenbaum,
Drauf träumen ſie einen Freiheittraum,
Sich wiegend auf harzigen Zweigen.
Sie liſpeln im Traume, ſie zwitſchern leis:
O Tannenbaum, du edles Reis!
Wir ſind nicht mehr leibeigen.“

Und Mancher lohnt im Freiheitdrang
Dir mit viel ſchöner'm und beſſer'm Geſang,
Als wär' er im Käſig gehalten.
Und biſt du gnädig und gut geſinnt,
So giebſt du, vortreſſliches Menſchenkind
Zuletzt noch die Freiheit — den Alten.

§. 6.

Zahme Sänger.*

Es lieben viele Vogelfreunde,
Die guten Sänger ſo zu kirren,
Daß ſie, ins Freie ſelbſt getragen,
Doch liebevoll den Herrn umſchwirren.

Wohl ahnen ſie das Glück der Freiheit,
Doch ſtark iſt der Magnet: Gewöhnung.
Muß doch manch freier Menſch auch eingehn
Mit trübem Looſe die Verſöhnung.

Die Kunſt, den Vogel zu gewöhnen
Iſt, daß man ihn im Käfig necke;
Allmählich laßt ihr in dem Zimmer
Ihn flattern eine kleine Strecke.

Ihr ſchmeichelt ſanft ihn mit dem Finger,
Und bietet Leckerei dem Näſcher.
Die nimmt er dankbar, weil ihn hungert,
Und endlich liebt er ſeinen Häſcher. —

Nur nicht wenn Frühlingsfreiheittriebe
Das All der Schöpfung froh durchzittern,
Lüpf' dem Gefangenen den Käfig,
Denn ſonſt entflieht er ſeinen Gittern.

Am beſten laſſen ſich gewöhnen
Die lieben Gimpel und die Staaren,
Und, die gefangen ſchon geboren,
Die Vögelein von den Canaren.

---

*) N. St. S. 9.

§. 7.

Die Käfige.*

Die Käfige ſind unterſchiedlich
Darin du mußt die Sänger halten;
Nachdem die groß ſind oder niedlich,
Muß auch der Käfig ſich geſtalten.

Den großen Vögeln räume möglichſt
Ein Zimmer ein zu eignem Brauche,
Denn viele riechen unerträglichſt,
So Droſſeln, Wiedehöpf' und Gauche.

Bei Kleinen, ob ſie gut gezogen
Sind — oder rauhen Naturelles,
Giebſt du, nachdem du's wohl erwogen,
Ein dunkles Häuslein oder helles.

Die Lerche, die zum Himmel richtet
Den Flug, muß weiten Käfig haben.
Den Fink, der nur auf Bäumen dichtet,
Magſt du in enges Haus begraben.

Des Käfigs Art wird weiter unten
Oft bei den Vögeln mit beſchrieben.
Soviel ſteht feſt und unumwunden,
Daß Sänger keinen Käfig lieben.

---

* N. 2. 2 G. 7

§. 8.

Reinlichkeit.*

Halte rein die Eingeſperrten,
Wenn ſie munter ſollen bleiben.
Reines Futter, reines Waſſer,
Dabei können ſie bekleiben.

Alle Stubenvögel leiden
Allermeiſtens an den Füßen.
Weil Gebrauch der Füße mangelt,
Müſſen darum doppelt büßen.

Schädlich iſt der Dunſt der Kerker,
Schädlich auch ſind Strick' und Bande.
Arme Sänger ſchlecht zu halten
Wäre wahrlich eine Schande!

---

*) N. St. S. 7

§. 9.

Nahrung. *

Verſchieden iſt der Vögel Futter,
Das ſie durch Wald und Fluren ſuchen.
Natur, die liebevollſte Mutter,
Beut Alltagbrod und Feſttagkuchen.

Schwer iſt's, nach eines Jedem Willen
Nahrung zu ſchaffen, die ihm paſſend,
Der Eine nährt ſich leicht im Stillen,
Ein Andrer frißt verſchwendriſch praſſend.

Die lieben Samen, jene Beeren,
Die Käfer, Würmer, jene Fliegen,
Du ſiehſt ſich Manche trefflich nähren,
Und Andre faſten ſtets und ſiechen.

Wenn die gefräßigen Gefangnen
Nach Futter immer ſchreien und lungern,
Siehſt du auch manchen Hintergangnen
Um Freiheit ſich zu Tode hungern.

---

*) N. St. S. 11

§. 10.

Die Trotzigen. *)

Viele Vögel ſind trotzig,
Viele Sänger ſind protzig,
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

Sie halten ſich im Verſtecke,
Sie ſitzen in ihrer Ecke;
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

Sie nehmen nicht Trank noch Speiſe,
Sie zirpen nur ſelten und leiſe;
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

Doch ſei darum nur nicht bange,
Sie trotzen nicht allzulange;
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

Du mußt ſie beim Trotzen nicht ſtören,
Dich an ihr Trotzen nicht kehren;
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

Sie lernen den Käfig vertragen,
Sie ſingen nach mehreren Tagen;
Du mußt ſie nur austrotzen laſſen.

---

*) R. St. S. 11.

§. 11.

Nothfutter.*

Nothfutter iſt ein allgemeines,
Das müſſen die Gefangnen freſſen.
Unmöglich iſt es, jedem ſeines
Nach eignem Wunſche zuzumeſſen.

Wer giebt Oſtindiens Sämereien
Den Sängern, die vom Oſten kamen?
Wer reicht den Vögeln aus Braſilien
Der Paranayba-Wälder Samen?

Allmählich lernt ſich jeder Magen
Mit unſrer magern Koſt begnügen.
Magen und mager — ſind's zwei Stämme,
Die einer Wurzel Schooß entſtiegen?

Nur gieb bisweilen etwas Grünes,
Das freut die Vögelein herzinnig.
Da denken ſie des frühern Glückes;
Ach, etwas Grünes iſt ſo ſinnig.

Wenn Schickſal uns die Koſt der Nöthen
Bei Druck und Mangel reicht mitunter,
Miſcht ſanft erbarmend uns die Hoffnung
Mit milder Hand was Grünes drunter.

---

*) N. St. S. 10.

§. 12.

Univerſalfutter.*

Alles über einen Leiſten,
Das behagt den Allermeiſten.
Hältſt du viele Vogelſchaaren,
Suche weislich Geld zu ſparen.
Dieſes ſollte Jeder wiſſen:
Nicht zu viele Leckerbiſſen.
Körner, Semmeln, gelbe Rüben
Thun gefangne Vögel lieben.
Nichts was hitzt und nichts was ſäuert,
Nichts was Vogelkoſt vertheuert!
Aber Waſſer, friſches, täglich,
Sonſt vergehn die Vögel kläglich.
Wenn ſie trinken, wenn ſie baden,
Kann ein wenig Sand nicht ſchaden.
Daß nicht Sand auch unſerm Magen
Frommt — iſt bitter zu beklagen.
Könnten wir mit Sand uns laben,
Und dazu uns Rüben ſchaben —
Wäre traun, ein wohlfeil Eſſen,
Würde reichlichſt zugemeſſen.
Göttlich! wenn wir Sand verſpeiſten,
Alle über einen Leiſten!
Doch weil dazu wir nicht taugen,
Fliegt der Sand uns in die Augen.

---

*) N. St. S. 15–13.

§. 13.

Hauptregel.*

Vogeltoby, füttre Er
Seine Vögel nicht zu ſehr,
Denn ſie werden ſonſt zu fett,
Und dann ſingen ſie nicht mehr.

Lerche ſteigt nur dann empor,
Wenn ihr Kropf und Magen leer,
Nur ſo lang ſingt Nachtigall,
Als das Herz ihr ſehnſuchtſchwer.

Sehnſucht lebt in Sängerbruſt,
Wie der Delphin lebt im Meer,
Und des Daſeins Räder treibt
Liebe — und noch ein Begehr.

Ach, manch Werk der Poeſie,
An Gedanken hoch und hehr,
Hat der Mangel nur erzeugt
Mit der Sorge im Verkehr.

Darum, wer Singvögel hält,
Nehme dieſes ſich zur Lehr:
Stets iſt weisliche Diät
Der Verfettung Gegenwehr.

---

*) N. 21. S. 11.

§. 14.

Fortpflanzung.*

Es paaren nur ſelten ſich Vögel im Kerker;
Die Liebe zur Freiheit iſt mächtiger, ſtärker
Im Vöglein, als üppiger ſinnlicher Trieb,
Und hat doch das Vöglein ſein Weibchen ſo lieb.

Nur Spatzen und Tauben und ihre Verwandten,
Die bauen und brüten in Käfiges Banden.
Die Andern, die trotzen, verachten dich ſtolz,
Und bauteſt du Neſter vom köſtlichſten Holz.

In Freiheit iſt Liebe, iſt ſeliges Streben,
In Freiheit iſt wonniges, glückliches Leben.
Die Sänger verachten, o Menſch, dein Gebot,
Und ſterben im Käfig den langſamen Tod.

---

*) N. Et. S. 13.

§. 15.

Krankheiten. *

Daß geſangne Sänger kranken,
Häufig kranken, iſt natürlich.
Welches Glück in Käfigs Schranken,
Wär' der Käfig noch ſo zierlich?

Ach, ein wildes Heer von Plagen
Quält die Armen oft mit Schmerzen,
Während die Gedanken nagen
An dem armen kleinen Herzen.

Aber Heilungsmittel haben
Kluge Leute viel' erfunden.
Dienen auch nicht alle Gaben —
Wenn nur Einige geſunden.

Schwermuthſtummen, die da ſchweigen,
Löſet ſanft das Zungenhäutchen.
Wenn ſie nicht zum Orkus ſteigen,
Pfeifen ſie euch was, ihr Leutchen.

Vielen, die ſich ſtill verzehren,
Thut ihr Eiſen in die Tränke.
Beßres Mittel will ich lehren:
Freiheit! Freiheit zum Geſchenke!

Freiheit heilet Sucht und Trauer,
Heilt das Schütteln, heilt das Fieber.
Laßt das Vöglein aus dem Bauer
Und — die Krankheit iſt vorüber.

---

* N. Z. S. 29.

§. 16.

Alter.*)

Auch Gefangne werden Greiſe;
War der erſte Schmerz verwunden,
Hat ſchon Mancher in die Gleiſe
Oeden Lebens ſich gefunden.

Hat die Tage ſchleichen ſehen
Still vorüber — Monden — Jahre —
Mußte ſehn die Zeit vergehen
Trübe — bis zur ſpäten Bahre. —

Um die Zeit nur hinzubringen,
Innerm Triebe zu genügen
Die gefangnen Vögel ſingen,
Nicht, o Menſch, dich zu vergnügen.

Forſchung ſchließt, die weisheitvolle,
Von Gefangnen auf die Freien.
Keinem armen Sänger wolle
Hohes Alter, Gott! verleihen.

---

*) R. Cl. S. 27

§. 17.

Die Vogelſteller.

1.

Vogelhändler, Vogelſteller,
Das ſind bösliche Geſellen,
Wiſſen nichts, als armen Vögeln
Unabläſſig nachzuſtellen.

Spähen ſtets in Flur und Hainen,
Und zu allen Jahreszeiten,
Wie ſie großen oder kleinen
Vögeln Untergang bereiten.

Untergang des Freiheitglückes,
Um im Käfig ſie zu haben,
Oder am geringen Braten
Kleiner Vöglein ſich zu laben.

Vogelhändler, Vogelſteller,
Das ſind tückiſche Geſellen,
Die um Freiheit oder Leben
Arme Waldesſänger prellen.

Die für Käfig oder Magen,
Je nachdem die Käufer wählen,
Vögel zum Verkaufe tragen,
Und wie gut ſie ſind, erzählen.

Meidet, meidet das Gelichter
Der verfluchten Vogelfänger,
Meine armen Waldesdichter,
Meine armen Waldesſänger.

2.

Der Jäger geht im Morgenroth
Mit ſeinem Pulver, ſeinem Schrot,
Die Vögel zu berücken,
Die Büchſe loszudrücken.

Die Lerche ſingt ihr Frühlingslied,
Zum Himmel ſchwebt ſie nimmermüd.
Er ſchießt ſie gleich im Fliegen,
Es macht ihm viel Vergnügen.

Gott ſegnet uns mit Frucht und Wein,
Der Sperling naſcht ſein Beerelein,
Und zwitſchert froh und munter —
Puff! — todt vom Baum herunter.

Wenn Lenz und Sommer abgeblüht,
Da geht der Jäger ſtill, und ſieht
Mit Luſt auf Schneuſſengängen
Berückte Droſſeln hängen.

Der Rabe lauert auf die Maus,
Der Jäger macht ihm den Garaus.
Stirb, Rabe, ſonder Jammer!
Schußgeld bezahlt die Kammer.

Lenz, Sommer, Herbſt und Winter ziehn
Vorüber; vivat was da grün!
Es muß die Vögel tödten,
Sie ſchreien oder flöten.

Die Einen ſchießen ſie zum Fraß,
Die Andern ſchießen ſie zum Spaß.
Sie haben keine Herzen
Für armer Vöglein Schmerzen.

§. 18.

1.

Fang.*

In Feld und Wald die Vögel,
Wie fängſt du die geſchwind?
Horch auf, ich will dir's lehren,
Gelehriges Menſchenkind!
Du fängſt ſie.

Zur Spinne geh und frage
Wie ſie das Netz geſpannt?
Wie ſie die dummen Fliegen
Trugliſtig übermannt?
Du fängſt ſie.

Verſieh dich gut mit Garnen,
Leimruthen auch dabei.
Daneben mußt du haben
Lockvögel mancherlei.
Du fängſt ſie.

Dann gehe zu der Tränke,
Wo das Waldbächlein rauſcht.
Dort werden leicht die Vögel
Berücket und belauſcht.
Du fängſt ſie.

Sie fliegen hin, ſie trinken
Im goldnen Abendglanz,
Und du — ſtreu'ſt jedem Vogel
Heimlich — Salz auf den Schwanz —
Und fängſt ſie. —

---

*) R. St. S. 28 u. f.

2.

Der Dichter — ein Lockvogel.

„Waldvögelein, trautes Waldvögelein, komm!
O fliege, o flattre mir an das Herz!
Ich nehme dich auf mit Liebe."

„Waldröſelein, herzigs Waldröſelein, komm!
Zu blühen, zu duften am Buſen mir!
Ich nehme dich auf mit Liebe."

„Du Freundin der Haine, lieb Mägdlein, komm!
Zu weinen, zu lächeln an meiner Bruſt!
Ich nehme dich auf mit Liebe."

§. 19.

Die Gefangnen.*

Wenn die Vögel gefangen ſind,
Das iſt eine Regel, liebes Kind,
Die jeder wohl beachten muß,
Bringe ſie weislich in Verſchluß.

Alle gebehrden ſich unruhvoll,
Aber Viele gar wild und toll;
Fügen ſich ungern in ihr Geſchick,
Wollen durchaus in die Freiheit zurück.

Was das für dumme Vögel ſind,
Nicht wahr, du kluges Menſchenkind?
Und du meinſt es mit ihnen ſo gut,
Nimmſt ſie ſo ſorglich in deine Hut.

Tränkeſt ſie, fütterſt ſie, pflegeſt ſie ſehr;
Entfliehen läſſeſt du keinen mehr.
Manchen legſt du ein Kettchen ans Bein,
Trichterſt auch mancherlei Kunſtſtück ihm ein.

Nun bei den wilden, die ſchwer vom Begriff,
Lehr' ich dir einen beſondern Pfiff.
Hänge ſie dunkel — geſchieden vom Licht
Werden ſie ſtiller und toben nicht.

---

* R. 24. S. 33.

Der Teufel hat noch ein Kunſtſtück erdacht,
Das haben die Menſchen ihm nachgemacht.
Sie ſtechen dem Sänger die Augen aus,
Da ſieht er nicht mehr ſein Kerkerhaus.

Da wird nun heller ſein innerer Blick;
Da träumt er von Liebe, von Freiheitglück.
Da ſingt er mit wonneſamen Schlag
Vom verlornen Glück und vom innern Tag.

§. 20.

Syſtem.

Raubvögel ſtehn voran; ſind meiſtens groß;
Zum Vogelfange haltet Falken bloß.

Die Krähen ſind nicht Jedermanns Geſchmack,
In Feld und Zimmer räuberiſches Pack.

Großſchnäbel heißen Arras, Kakadu,
Und Papageien; **Großſprecher** füg' hinzu.

Die Spechte tragen ihren Schnabel gerad,
Und ſchwatzen, wie der wuchs, nicht ſüß, nicht fad.

Der Sperlingsartigen iſt große Zahl,
Und artig, wie der Spatz, ſind ſie zumal.

Singvögelarten ihr die meiſten zählt,
Berufen Viele, Wenige nur erwählt.

Zuletzt noch Hühner, Tauben und den Schwan
Trefft ihr in Stuben meiſt — gebraten an.

§. 21.

Rang.

Rang? Sogar im Vogelreiche?
Ei, fürwahr, das will ich meinen!
Weislich ſind zu unterſcheiden
Stets die Großen von den Kleinen.

Von den Schreiern ſind die Sänger
Wohl zu ſondern, und zum Täuber
Kannſt du nicht den Falken ſperren,
Nicht die Beute zu dem Räuber.

Fremde gelten mehr als Heime;
Stolz zum Staar ſprach einſt ein Sittich:
„Wurden wir auf einem Leime
Denn gefangen? Matz! Ich bitt' dich!“ —

Manche ſind, die gern verſtecken
Ihre Neſter tief in Dornen.
Andre bauen hoch und hecken;
Dieſe ſind die Hochgebornen.

Viele zeigen ſtolz im Putze
Federnpracht an Leib und Schwänzen,
Wären ſie auch ſonſt nichts nutze
Als im Kabinet zu glänzen.

Darum iſt Syſtem ſo wichtig,
Darum ward Linné berufen,
Art und Ordnung recht und richtig
Zu beſtimmen, Gattung, Stufen.

Erſt die Geier ſammt den Aaren,
Dann die Falken, dann die Eulen,
Dann der Raben, Spechte Schaaren,
Alles wußt' er einzutheilen.

Erſt die Großen, dann die bunten
Papagein, mit ſcharfen Krallen,
Die Kukuke weiter unten,
Gänſe, Hühner dann und Rallen.

Und zuletzt — die edeln Geiſter,
Und die beſten im Geſange.
O Linné, du weiſer Meiſter!
Sänger ſtehen tief im Range.

§. 22.

Methode.

In der Kindheit Roſengarten
Wurde mir ein Buch gegeben.
Ach wie las ich mit Behagen,
Ach wie war das Buch mein Leben!

Darin ſah von allen Thieren,
Mochten deren Arten wandeln
Auf zwei Beinen oder vieren,
Ich den Autor gründlich handeln.

Prächt'ger Mann! Bald mit den Kindern
Sprach er liebreich, ohne Qualen,
Bald ließ er von Schöps und Rindern
Sich den Lebenslauf erzählen.

„Eſel! komm, mit langen Ohren,
Sag' uns deine Art und Sitten!“
Und des Eſels Wohlgeboren
Ließen ſich nicht lange bitten.

Sprach von ſich mit lautem Johlen,
Jauchzte, daß es weithin ſchallte;
Lobte ſeine Frau, ſein Fohlen,
Und — wie mäßig er ſich halte.

Ei, Herr Raff! So viel Satyre
Soll man ſchon den Kindern ſagen,
Daß zum Eigenlob die Eſel
Mächtiges Belieben tragen?

Goldner Mann! Fürwahr, ich wette,
Daß dein Buch nur wenige Wochen
Meinen Sinn gefeſſelt hätte,
Hätte nicht manch Thier geſprochen. —

Noch vor mancher eiteln Rede,
Wohlgedrechſelt und nach Regeln —
Möcht' ich flüchten in die Oede
Zu den Thieren, zu den Vögeln.

Froh entging' ich all den Spatzen,
All' den Pfauen, all' den Krähen,
Die zwar viel von Dichtern — ſchwatzen,
Doch kein Dichterherz verſtehen. —

Nun heran nach Rang und Stande,
Tretet ihr auch auf die Bühne,
Stubenvögel aller Lande,
Und vergeßt die Waldesgrüne.

Wenn ihr nämlich könnt vergeſſen! —
Ach, die Tannen in den Zimmern
Werden all' euch zu Cypreſſen
Ueber eurer Freiheit Trümmern.

Naturgeſchichte

der einzelnen Arten

der

Stubenvögel.

I.

Raubvögel. *

Wer kein Freund des Raubes iſt,
Wird auch keine Räuber hegen;
Und wer Stubenvögel pflegt,
Wird wohl ſelten Geier pflegen.

Dieſes Volk lebt auf dem Land,
Meiſt in Horſten, unzugänglich;
Böteſt Räubern du die Hand,
Schien's der Polizei verfänglich.

Ausnahmsweiſe — denn es hat
Jede Regel faſt Ausnahmen —
Duldet etwas Raub die Stadt,
Etwas Raub — an guten Namen.

---

*) Accipitres. N. St. S. 35. 36.

Der Thurmfalke. *

Er horſtet hoch auf alten Thürmen,
Die noch aus Vätertagen ſtehen.
Er trotzt der Zeitenflügel Stürmen,
Die um die grauen Warten wehen.

Sein Kleid iſt einfach, ſeine Sitten,
Sind Sitten eines rothen Sperber.
Auf Höfen iſt er ſchlecht gelitten,
Iſt artiger Manier Verderber.

Grau iſt die Farbe ſeines Kleides;
Die Frau erſcheint roſtbraunen Glanzes.
Das Männlein, wie das Weiblein, beides,
Trägt ſchwarz die Federn ſeines Schwanzes.

In ſeiner Heimath iſt er mäßig,
Frißt Spatzen, Mäuſe, Käfer, Grillen.
Gefangen wird er gern gefräßig,
Und thut dem Wärter viel zu Willen.

Durch Taubenfleiſch, Wildpret und Lebern,
Könnt ihr ihn ſehr zutraulich machen,
Und oft, bei koſtfrei biedern Gebern,
Hört ihr ihn gleich dem Täuber lachen.

Die Freiheit lernt er leicht vergeſſen,
Und er bekommt kein Sehnſuchtfieber.
Ein warmes Neſt, ein leckres Freſſen
Und guter Trunk, das iſt ihm lieber.

---

*) *Falco Tinnunculus* Linnéi. Mittelgeier. Wannenweher. Steinſchmack. N. St. S. 36. f.

Zum Aus- und Einflug in die Städte
Läßt er dadurch ſich leicht gewöhnen.
Nur mit dem Zwang der Etikette
Lernt er ſich etwas ſchwer verſöhnen.

Doch lebt mit Hunden und mit Katzen
Verträglich ſonſt er auf dem Hoſe.
Er wird zum Dank ein wenig kratzen
Und necken wird er deine Zoſe.

Die Zwergeule [*]

erzählt ihre Naturgeſchichte ſelbſt.

Ich bin ein niedliches Käuzchen
Mit einem ſchnepprichen Schnäuzchen,
Ich mache mir viel zu thun.
Laſſe kleine Vögel nicht leben,
Ich fange und freſſe ſie eben,
Ich kleines Todtenhuhn.“

„Ich heiße noch Sperlings-Eulchen;
Es ziert mich keckes Fräulchen
Feldlerchenfarbnes Gewand.
Vom Söller ſchau' ich herunter,
Werde ſpät am Tag erſt munter,
Und freſſe dir aus der Hand.“

„Ich muß etwas zerrupfen,
Ich muß etwas zerzupfen,
Sei's Vogel oder Maus.
Ich hab' einen guten Magen;
Fünf Mäuſe kann ich vertragen
Auf einen einzigen Schmaus.“

„Wird nicht dem Trieb Gewährung,
So ſterb' ich an der Zehrung,
Ach, das iſt ſehr betrübt! —
Verzeiht, wenn wir euch ſtören,
Uns kreiſchend Liebe ſchwören,
Die Eulchen ſind auch verliebt.“

---

[*] Strix passerina L. Käuzchen. Leicheneule. Hauseule. N. St. S. 41 f.

„Wir girren als Dämmrungsfalter
Im Zwielicht unſre Pſalter,
Gebehrden uns ſonderbar.
Doch ſind wir leicht zu fangen,
Im Garnſack bleiben wir hangen,
Den fürchtet unſre Schaar.“ —

Hab' Dank, mein gutes Eulchen!
Du haſt ein flinkes Mäulchen,
Doch trau' ich dir nicht recht.
Muß Andre vor dir warnen,
Gern möchte die Welt umgarnen
Dein Finſterlings=Geſchlecht.

II.

Krähenartige Vögel.*

Krähenartig heißen Vögel
Deren Schnabel in der Regel
Meſſerförmig und gekrümmt iſt,
Und zu tapfrer Wehr beſtimmt iſt.

Ihre Füße ſind zum Gehen
Eingerichtet. — Sie verſtehen
Kaum durch Singen zu ergötzen —
Aber in Verwundrung ſetzen
Viele durch die Redetöne,
Wie durch ihre Farbenſchöne.

Würger ſingen ausnahmsweiſe
Andrer Sänger Lieder leiſe,
Laut auch nach, doch etwas ſchwächlich,
Und im Ganzen oberflächlich.

---

* Coraces. T. A. S. 41

Der gemeine Würger.[*]

Sag an, ſag an Neuntödter
Im hellaſchgrauen Kleid!
Von deinen Eigenſchaften
Gieb, Vogel, uns Beſcheid.

Neuntödter ſpricht:

„Ich trage meinen Schnabel
Gleich Allen meiner Art
Ein wenig krumm und hacke
Damit die Vöglein zart.“

„Ich liebe meine Heimath,
Ich ziehe nie zu Feld;
Ich bleibe Sommer und Winter
Daheim, ein tapfrer Held.“

„Ich bin ſehr muthig und grauſam,
Mein Herz iſt voll Verrath,
Gefangen müßt ihr mich halten
In einem Käfig von Drath.

„Ich fange in der Freiheit
Ein jegliches kleines Gethier,
Von Ammern, Zeiſigen, Mäuſen
Iſt keines ſicher vor mir.“

---

[*] Lanius Excubitor L. Große Krickelſter, Neuntödter, Würgengel, Wächter. N. St. S. 11 f.

„Ich laure, laure, laure
Mit tückiſchem Gemüth,
Ich packe von der Seite
Den Raub, eh' der mich ſieht.“

„Ich locke, bin ich gierig,
Im Lerchenton: Bier! bier!
Gleich grauen Papageien
Vernimmſt du Töne von mir.“

„Ich blähe mich wie der Laubfroſch,
In eingebildeter Pracht —“
Genug! du haſt, Neuntödter,
Deine Sache brav gemacht.

Der graue Würger.*

Seht dieſen Würger, wie ſcharf er blicket!
Mit ſchwarzer Stirne ward er geſchmücket;
Die Bruſt iſt roſig, auch ſeiner Frauen,
Doch ſolchen Roſen iſt nicht zu trauen,
Sein ſcharfer Schnabel, das iſt ein Dorn,
Der Andre tödtet aus Neid und Zorn.

Zugvogelartig iſt ſeine Weiſe;
Käfer und Grillen ſind ſeine Speiſe.
Er iſt gelehrig bewundernswürdig,
Und ſcheint den Sängern ſchier ebenbürtig.
Des Sproſſers Flöten, der Wachtel Schlag,
Die ahmt der Würger am liebſten nach.

Der Täuſchung Gabe ward ihm vollkommen,
Doch eignes Finden bleibt ihm benommen.
Wild eingefangen iſt nicht von Dauer
Des Würgers Daſein im Lerchenbauer.
Er ſtirbt an Dürrſucht, dem übeln Leid,
Das oft erzeugt wird vom gift'gen Neid.

---

*) Lanius minor L. Kleiner grauer Neuntödter, kleine Krick- und Bergelſter. N. St. S. 48. f.

Im Zimmer darfſt du ihn frei nicht laſſen,
Sonſt wird aus Bosheit er Andre faſſen,
Und wird ſie tödten — denn ſein Gelüſten
Liebt, ſich mit Stärke, mit Muth zu brüſten.
Ein ſchlimmer Vogel — nur denen lieb,
Die juſt ergötzet Nachahmungstrieb.

Die Würger flöten, die Würger locken,
Und andre Sänger, die fliehn erſchrocken
Tief in die Büſche, wo rings ſie ſchweigen,
Wenn in dem Garten ſich Würger zeigen.
Ihr Sang iſt Tücke, iſt Uebelthat,
Ihr Thun und Trachten Mord und Verrath.

Der rothköpfige Würger. *

Er iſt mit Farben gar zierlich
Geſchmückt am Schweif und an Flügeln,
Benimmt ſich in allem natürlich,
Und wohnt auf Bergen und Hügeln.

Er liebt, ſich bei Pferden zu halten,
Sucht Miſtkäfer, Schrecken und Grillen,
Von Vögeln verſchont er die Alten,
Und frißt die Jungen im Stillen.

Er niſtet auf hohen Bäumen,
Nur ſelten in dornigen Büſchen;
Bringt zahlreiche Jungen und liebt nicht
Sich mit andern Arten zu miſchen.

Er trinkt und badet ſich gerne,
Du kannſt ihn am Tränkheerd erlangen,
Wenn dieſer von Hecken nicht ferne;
Auch mit Leimruthen iſt er zu fangen.

Er iſt nicht ſehr zu empfehlen,
Doch weiß er im Putze zu prunken.
Du findeſt oft dieſen Würger
In großen Pfützen ertrunken.

In nachgeahmte Geſänge
Miſcht er ſeine kreiſchenden Strophen.
Er zählet mit vollem Rechte
Zu den Waldnaturphiloſophen.

---

*) Lanius erytrocephalus Bechsteini. L. Collurio rufus L. Mittlerer Neuntödter, Rothkopf, Finkenwürger. N. Et. S. 53. N. D. II. 387. f.

Der rothrückige Würger.*

Zeigt ſich als ein Uebergänger,
Krähenartig halb, halb Sänger,
Iſt mit Federn bunt geſchmückt,
Und ein ächter Grillenfänger.

Seine Frau trägt ſich beſcheiden,
Liebt, ſich ſchmutzig braun zu kleiden;
Hals und Bruſt ſind gelblich weiß,
Darum Andre ihn nicht neiden.

Immer kommt er ſpät nach Hauſe,
Zieht auch von uns vor der Mauſe.
Wohnet Pferdeweiden nah,
Sucht ſich Käfer dort zum Schmauſe.

Kleine Mäuslein gerne frißt er;
Die gefangne Beute ſpießt er
Mit dem Weißdornſtachel an,
Was er ſo geſpießt, genießt er.

Dieſer tapfre Käferſchlächter
Iſt fürwahr kein Koſtverächter;
Ja, bei Nachtigallenkoſt
Bricht er aus in ein Gelächter.

---

*) Lanius spinitorquus Bechsteini. L. Collurio L. Blauköpfiger, ſchäckiger Würger, großer Dorndreh. N. St. S. 57.

Munter hüpft er auf und nieder;
Sein Geſang ſind fremde Lieder,
Untermiſcht mit rauhem Schrei'n;
Was er lernt, vergißt er wieder.

All ſein Thun iſt unerfreulich,
Junge Vögel würgt er gräulich.
Halt ihm keinen Finger hin,
Denn er hackt und beißt abſcheulich.

Der gemeine Rabe.*

Raben, Krähen, Dohlen ſind
Eigentlich nicht Stubenvögel;
Eine Ausnahm' von der Regel
Aber merke, liebes Kind.

Weil ſie bildſam, wie man ſagt,
Daß ſie lernen Wörter ſprechen,
Werden mit Wortradebrechen
Raben oft und viel geplagt.

Wörter lernen, möglichſt viel',
O, das iſt gar hoch zu preiſen!
Sich der Sprachen zu befleißen
Sei der Jugend Glück und Ziel. —

Raben tragen ſtumpf den Schwanz;
Schwarz ſind ſie vom Kopf zur Klaue;
Bald ins Grüne, bald ins Blaue
Spielt der Federn Farbenglanz.

Raben ſchmähn und ſchimpfen gern,
Sagt die Welt — Wer weiß, ob's wahr iſt?
Raben ſind, was offenbar iſt,
Dunkle Diener nur des Herrn.

*) Corvus Corax L. Kohlrabe, Aas-, Stein-, Goldrabe. N. St. S. 62. f.

Wird gelöſt ihr Zungenband,
Steigert ſich die Redegabe;
Doch mit ſchwerer Zung' auch habe
Manchen ich gehört im Land.

Als noch jugendlich die Welt,
Als ſie noch Orakel glaubte,
Ward der höchſten Götter Haupte
Auch ein Rabe zugeſellt.

Darum hält noch mancher Wicht,
Nach Propheten-Anſehn lechzend,
Und mit Rabenſtimme krächzend,
Für Orakel, was er ſpricht. —

Leicht gewählt iſt Rabenkoſt;
Abfall von den Tafelreſten.
Doch giebt's Raben, die ſich mäſten;
Sie beſtehn bei Hitz und Froſt.

Gold und glänzendes Metall,
Dieſes ſollſt du noch erfahren,
Mußt vor'm Raben du bewahren,
Sonſt verträgt er dir es all.

Solcher Weisheitregel nach
Blieb manch Leben unvergoldet,
Mancher Schwarzrock ſchlecht beſoldet —
Ob er ſich zu Tode ſprach.

Die Rabenkrähe.*)

1.

Siehſt du die ſchwarzen Schaaren
Dort über der Saat, mein Kind?
Fragſt du nach ihren Jahren,
Weißt nicht wie alt ſie ſind?

Wohl hundert Jahr' und drüber
Wird dieſer Vogel alt,
Sofern nicht Schrot und Fieber
Ihn früher machen kalt.

Stolz ſchreitet er auf und nieder;
Gerundet iſt ſein Schwanz.
Schwarz iſt ſein ganzes Gefieder
Mit violettem Glanz.

Die Krähen ſind verbreitet
Wohl in der ganzen Welt,
Doch wird kein Land beneidet,
Wo dieſer Vogel ſich hält.

Sie rauben in der Regel,
Sie haben nie genug,
Sie ſind die klügſten Vögel,
Sie haben den feinſten Geruch.

---

*) Corvus Corone L. Gemeine Krähe, ſchwarze Krähe. Krake. N. St. S. 66. f.

Sind unter den Vögeln die Füchſe,
Voll Trug und Argliſt — ſind
Scharfblickend, wie die Lüchſe,
Und richten ſich nach dem Wind.

Sie wiſſen ſich einzuniſten,
Sie machen den Kindern Spaß;
Sie laſſen ſich fangen mit Liſten,
Und thun beſcheiden im Fraß.

Auch ſind ſie ſehr geſellig,
Du triffſt ſie ſelten allein.
Spitzbuben ſind ſie völlig,
Und widrig iſt ihr Schrei'n.

2.

Oft hab' ich die Krähen bewundert
Still lauſchend am Waldesſaum,
Wenn ihrer fünfzig bis hundert
Saßen auf einem Baum.

Oder flogen umher in Schwärmen,
Wie Boten der Finſterniß;
Und unter ſchrecklichem Lärmen
Erzählten ſie das und dies.

Sie ſind wie die Raben ſo weiſe,
Sie ſind wie die Schlangen ſchlau,
Sie ſind häufig auf der Reiſe,
Und beachten Alles genau.

Die Eine hatte geſeſſen
Wohl über dem Lateran;
Die Andre war unterdeſſen
Aus Java geflogen heran.

Eine Dritte hatte getrunken
Aus dem La Plata Strom;
Eine Vierte hatte viel' Kunden
Zu bringen vom deutſchen Rom.

Eine Reihe von Berichten,
Unglaublich und wunderſam;
Eine Kette von Geſchichten
Die kaum ein Ende nahm.

Dann ſangen ſie einer Mette*)
Eintönige Melodie.
Ganz deutlich klang's, ich wette:
Mundus vult decipi! —

Es krächzt ob Hütten und Thronen:
Mundus vult decipi.
Manche Förſter ſie verſchonen,
Und halten für nützlich ſie! —

---

*) Eine Betandacht um Mitternacht. Heinſius Encyclopädiſches Handwörterbuch.

Die Nebelkrähe.[*]

Allgemein und noch gemeiner
Iſt die deutſche Nebelkrähe,
In den Gärten, auf den Feldern,
In der Kirchen nächſter Nähe.

Schwarz iſt ihre Lieblingsfarbe,
Grau ſind ihre Theorieen.
Liebt die Feldfrucht, liebt die Garbe,
Läßt ſich jung ſehr leicht erziehen.

Weich von Herzen und Gefieder
Iſt der Vogel, ſanft von Neigung.
Macht beim Sprechen hin und wieder
Manche ängſtliche Verbeugung.

Wird auch noch im Alter kirre,
Wo's ihm oft an Nahrung mangelt;
Sucht ſich Früchte, friſche, dürre,
Birſcht und vogelt, fiſcht und angelt.

Seine nobeln Paſſionen
Sind nicht immer wohl gelitten,
Darum Jäger ihn nicht ſchonen,
Spotten ſein und ſeiner Sitten.

---

[*] Corvus Cornix L. Winterkrähe, graue Krähe, Mehlrabe. N. St. S. 67 f.

Doch ſein Nutzen iſt erſprießlich,
Soll den Schaden überwiegen.
Jäger, thut nicht ſo verdrießlich,
Laſſet den Grauveitel fliegen.

Wenn die Kälte groß, im Winter
Um Neujahr — ſiehſt du ihn ziehen
Durch die Gaſſen, Dorfes Kinder
Schrei'n zu ſeinen Melodieen.

Krähen muß die arme Krähe
Durch den Nebel, durch das Staupen;
Lacht nicht über ſie, ſie ſähe
Lieber Wurſt — als Reif und Graupen.

Die Dohle.[*]

„Ein Hausvogel, wenn auch ein halber nur,
Baut ſein Neſt aus Wolle mit Reiſern,
Heckt zahlreiche Brut, iſt furchtſam und ſcheu,
Doch hurtig und munter und liſtig dabei,
Verkehrt gern in uralten Häuſern.“

„Sein Reden iſt's nicht, was beliebt ihn macht;
Ihr beſchneidet ihm weislich die Flügel. —
Sie fliegen und flattern, ſie kommen und gehn,
Sie ſchwatzen und ſchnattern, ſie ſchnüffeln und ſehn
Der Hausfrau gern in den Tiegel.“

„Sie tragen ſich traurig und ärmlich gar gern,
Wie Büßer im Sack und in Aſche.
Doch locket ſie alles was glänzet und glüht,
Und jede der Dohlen iſt eifrig bemüht,
Daß ſie etwas Goldig's erhaſche.“

„Monedula hat ſie zwar Plautus genannt,
Bei Linné iſt das ſtehen geblieben.
Doch des Plautus Handſchrift ein Schreiber verdarb,
Wodurch er ſich ſchlechteſten Ruhm erwarb;
Monetalis hat Plautus geſchrieben.“

---

[*] Corvus Monedula L. Thale, Kayke, Schneegäcke. N. St. S. 68. N. D. II. S. 439–447.

„Sie variiren gar mannichfalt,
So giebt es ganz Schwarze, wie Kohlen*)
Kreuzdohlen**) auch, dieſe ſind meiſt gezähmt,
Sie haben dem Kreuz ſich anbequemt,
Bleiben oft im Uebrigen Dohlen.“

Dies und andres les' ich Jahr aus, Jahr ein,
In naturgeſchichtlichen Büchern.
Ob ſie nach Verbeſſrung ſich heiſer ſchrein,
Sollen meiſt bloß Dohlen bleiben und ſein,
Ich kann es euch verſichern.

---

*) Corv. Monedula nigra. N. D. II. S. 117
**) C. Monedula crucifera. Daſ.

Der Heher *

erzählt ſeine Naturgeſchichte ſelbſt.

„Wir Heher ſind ſchöne Vögel,
Das müßt ihr uns zugeſtehn,
Ihr könnt in ganz Europa
Verſchiedenfarbig uns ſehn.“

„Wir lernen Trompeterſtückchen,
Wir tragen uns prächtig bunt.
Wir nehmen allerlei Speiſe,
Und Trinken iſt uns geſund.“

„Uns lieben die kleinen Buben;
Wir lieben die Mägdelein.
Ihr haltet nicht gern uns in Stuben,
Ihr ſeht uns lieber im Frei'n.“

„Die ſchmalen glänzenden Streifen,
Die Farben, an uns zu ſehn,
Die machen, das iſt zu begreifen,
Uns außerordentlich ſchön.“

„Die langen Federbüſche
An unſerm Vorderkopf,
Die können wir aufrecht tragen,
Faſt wie der Wiedehopf.“

---

*) Corvus glandarius und Corvus Cariocatactes L. Holzheher und Tannenheher. N. St. S. 69—76. N. D. II. S. 119—162.

„Wir ſind gar ſehr gelehrig,
Und wenn wir gefangen ſind
Da ſchult man uns gehörig,
Es ſchult uns manches Kind.“

„Wir üben mancherlei Stellung,
Wir haben wenige Ruh,
Strichvögel ſind wir — bisweilen
Zugvögel noch dazu.“

„Stets einer hinter dem andern
In Reihen ziehen wir,
Und haben auf dem Tränkheerd
Das liebſte Standquartier.“

„Raubvögel nennt uns der Jäger
Warum? iſt nicht abzuſehn,
Daher auch Jäger und Häger
Oft ſchlecht mit einander ſtehn.“

„Der Namen haben wir viele:
Markolfus, Holzſchreier, Kehr,
Horrevogel, Häzler und Krätſcher,
Heerholz, Heger, Heier*) und Hehr.“

---

*) Heien iſt mittelhochdeutſch und hat die gleiche Bedeutung von hegen, beſchützen, bewachen.

Die Elſter *)

erzählt auch ihre Naturgeſchichte ſelbſt.

Ich auch bin ein ſchöner Vogel,
Ob ſchon einfach meine Farbe;
Schönſtes Weiß und ſchönſte Schwärze
Trag ich immerdar zur Schau.“

„Dunkelſtahlblau, goldgrün ſchimmernd,
Purpurröthlich, grau am Bürzel
Prangen wir, und Sammt und Spitzen
Tragen ich und meine Frau.“

„Reinlichkeit iſt unſre Zierde,
Nettigkeit iſt unſre Tugend.
Stolz und eitel, ſchlau und trügeriſch
Täuſchen wir des Jägers Blick.“

„Zähmbar ſind auch wir vor Allen,
Und wir lernen trefflich ſprechen;
Sprechen iſt Naturbedürfniß,
Sprechen iſt uns Trieb und Glück.“

„Unſre Redeluſt, ſie wurde
So zum Sprichwort bei den Menſchen,
Daß es heißt von einem Schwätzer:
Dieſer aß ein Elſter=Ei.“

---

*) Corvus Pica L. Alſter, Atzel, Hetze, Egeſter. N. St. S. 77. f.

„Ja, wir ſtreiten mehr mit Worten
Wie mit Waffen — ob wir eſſen,
Ob wir trinken — ob wir lieben,
Immer herrſcht Rechthaberei.“

„Unſer Scharfſinn iſt erſtaunlich,
Der Geruchsſinn ſo gebildet,
Daß wir auf das Feinſte wittern,
Wo dem Schnabel ſich was beut.“

„Ebnen lieben wir — Gebirge
Mit den hohen, düſtern Wäldern,
Mit der albernen Romantik,
Werden ganz von uns geſcheut.“

„Groß iſt unſer Neſt — es reiſen
Zeitig unſre lieben Jungen,
Doch die Brut von kleinern Vögeln
Hat an uns gar ſchlimmen Feind.“

„Uns bekriegen Falk und Würger,
Die wir aber ſtolz verachten;
Wir voll edeln Selbſtgefühles,
Sind uns ſelbſt der beſte Freund.“

Der Pyrol.*

Er prangt im hellen Goldgefieder,
Sie färbt ihr Kleid nur zeiſiggrün.
Im Wonnemond ſingt er uns Lieder,
Und im Auguſt ſchon zieht er wieder
Von dannen — Keiner weiß wohin?

Er hält ſich einſam, ſcheu, verſchloſſen,
Er birgt ſich tief in Waldesnacht;
Doch wann die Tannen freudig ſchoſſen,
Wann Frühlingsſchimmer rings ergoſſen —
Verſchönt ſein Sang die Lenzespracht.

O reizend ſchallt es: „Hidaheia!“
Ins Morgenroth, und grüßt den Tag.
Sein Liebeslockton klingt „Aaia!
Yo — Yo — Wüloh — Yo — Guigaia!“
Wie Droſſelruf und Amſelſchlag.

Es nennt das Volk ihn den Propheten;
Sobald er da iſt, wird kein Froſt
Die holden Maienblüthen tödten;
Lenzregen prophezeit ſein Flöten —
Der Kirſche Saft iſt ſeine Koſt.

---

*) Oriolus Galbula L. Witewal, Weihwedel, Pfingſtvogel, Kirſch-, Gold-Droſſel, Goldamſel. N. St. S. 60. f.

Er iſt ein ächter Freiheitſänger,
Verſchon' ihn ja mit Fang und Haft!
Er lohnt die Mühe nicht dem Fänger,
Vier Monden höchſtens und nicht länger
Erträgt er die Gefangenſchaft.

Ja Freiheit gönne dem vor Allen,
Den Gott für Frühlingsfreiheit ſchuf.
Wann Waldesweihrauchdüfte wallen,
Wann Pfingſttagflammen niederfallen,
Menſch — lauſche dem Prophetenruf.

Die Mandelkrähe.*

Birkenheher trifft der Forſcher
Zwar in allen Erdenzonen,
Doch nur nach einſeit'ger Richtung
Liebt der Mandelkrak zu wohnen.

Trägt ſich dunkel, ſchwarz, auch ſchwarzblau —
Weiß am Hals in ſeiner Jugend.
Er hat einen Elſterſchnabel,
Er hat auch der Elſter Tugend.

Läßt ſtets ſeine Stimme hören
Hoch von luſtigen Kathedern.
Schwatzt und zankt und kreiſcht beſtändig,
Rupft und zupft an ſeinen Federn.

Er hat immer Recht, und zähmen
Läßt er kaum ſich, beißt und wüthet.
Hat erſtaunlich zähes Leben,
Liebt die Birken, wo er brütet.

Gern beſucht er Deutſchlands Länder
Auf dem Zug, mit ſeinen Buben.
Mit beſchnittnen Flügeln hält er,
Doch ſtets ungern, ſich in Stuben. —

---

*) Coracias garrula L. Birkheher. N. D. II. S. 473—477.

Außer wenn ſie freſſen, ſind ſie —
Dieſe Vögel — nicht lebendig,
Hupſen kaum umher, und ſitzen
Faſt auf einem Fleck beſtändig.

Unter ſich ſelbſt ſind ſie zänkiſch,
Beißen ſich ganz unverträglich;
Aber gegen andre Vögel
Thun ſie friedſam und behäglich.

Iſt er gleich kein Koſtverächter,
Liebt bei allem zuzulangen,
Speißt er doch am allerliebſten
Junges Ochſenherz — gefangen.

Frühlings ſucht er Larven, Käfer,
Junge Fröſche ſich zum Schmauſe.
Winters iſt er (nur vermuthlich)
In der Barbarei zu Hauſe.

Luſtig iſt es anzuſehen,
Und ich hab' es oft betrachtet,
Und darüber mich verwundert
Wenn er junge Fröſche ſchlachtet.

Schleudert hoch ſie in die Höhe,
Fangt ſie in dem offnen Rachen,
Wirft ſie mit dem Kopf zu Boden,
Schlägt ſie, daß die Rippen krachen.

Bis das Fröſchlein kaum noch zucket,
Und ſich ruhig läßt verzehren,
Nicht in ſeinem Kropf ſich reget,
Ueberhaupt nicht wagt, zu ſtören.

Viele Namen ſind geworden
Dieſem Vogel, brav und wacker.
Blaurock, Roller, Gelhahn, Schwätzer,
Heidenelſter, Plauderracker.

Ob des Namens Heidenelſter
Hab' ich lange mich zerſonnen,
Ob er von den alten Heiden,
Ob von Heiden *) ſei gewonnen? —

---

*) Heide iſt mittelhochdeutſch: eine flache, trockne, ſandige Grasebene, nur hie und da mit einzelnen Bäumen, meiſt Birken oder Ruthenholz bewachſen.

Der Wiedehopf.*

1.

Vogel Wied'hopf iſt nicht mäßig,
Sonder Ekel, ja gefräßig;
Folgt den Kühen auf dem Graſe,
Wühlt im Koth nach ſeinem Fraße,
Blättert Fladen um, und lieſt,
Und ſein Neſt baut er aus Miſt.

Vogel Stinkhahn iſt poſſierlich,
Thut bisweilen auch manierlich;
Stelzt pedantiſch auf und nieder,
Ruckt und zuckt mit dem Gefieder.
Wird er bös, der Wiedehopf,
Sträubet er den Federſchopf.

Er zergliedert mit dem Schnabel
Käfer, wie mit einer Gabel,
Bis er gänzlich ſie vernichtet;
Doch vor großen Vögeln flüchtet
Er, und ſieht dann — luſt'ger Streich —
Einem alten Lumpen gleich.

---

*) Upupa Epops L. Kothhahn, Stinkhahn, Heervogel, Gänſehirt. N. St. S. 81.

Denn mit zagender Geberde
Legt er platt ſich auf die Erde,
Schwanz und Flügel um ſich ſtreckend,
Und empor den Schnabel reckend:
„Hüte dich, mein Schnabel ſticht!
Großer Vogel, friß mich nicht!“

Selten ſchwingt er ſich auf Bäume,
Lobet ſich die niedern Räume.
Ofenwärme liebt er herzlich,
Darum iſt ihm Haft nicht ſchmerzlich.
Und da hockt er fort und fort,
Bis der Schnabel ihm verdorrt.

2.

Der Wiedehopf

will auch ſelbſt von ſich ſprechen.

„Ich bin der Vogel Wiedehopf,
Mir will kein Lied gelingen;
Ich bin fürwahr ein armer Tropf,
Bin Vogel, und kann nicht ſingen.“

„Und weil ich ſelbſt nicht ſingen kann,
Mag ich Geſang nicht leiden,
Und blicke ſcheel die Sänger an,
Muß ich ſie gleich beneiden.“

„Die Vögel ſehn mich all' nicht gern
Im Walde, bei der Tränke;
Sie halten ſich von mir ſo fern,
Sie ſagen auch — ich ſtänke.“

„Ei, ſtinken her und ſtinken hin,
Ihr Amſeln, Droſſeln, Finken,
Wißt, daß der Wiedehopf ich bin,
Warum ſollt' ich nicht ſtinken?"

„Ihr ſingt, ich ſtinke — jeder muß
Ein Machtgebot erfüllen.
Stinkt doch ſo mancher Kritikus
Um Eigenlobes Willen."

„Wir Wiedehopfe prophezeihn
Das Wetter manchen Leuten;
Und höret ihr uns häufig ſchrei'n
So kann es Krieg bedeuten."

„Dem Kukuk gern geſelle ich
Mich zu, ſo wie den Staaren.
Kukuks-Lakai benennen mich
Die dummen Menſchenſchaaren."

„Schon Claudius, der Bote, ſingt
Mit Wem und Wo ich ſpringe.
Zum Blocksberg Mancher hin mich wünſcht,
Weil ich ſein Lob nicht ſinge."

3.

Wunderbare Eigenſchaften des Wiedehopfs.

Des Volkes mächt'ger Aberglaube
Hängt mächtig an dem Wiedehopf.
Durch den wird oft zum Wunderdoctor
Erhoben manch beſchränkter Kopf.

Sein Auge beim Freikugelgießen
Befördert unfehlbaren Schuß.
Sein Herz, bei Herzweh warm genoſſen,
Ganz ſympathetiſch wirken muß.

Die Zunge leiht Prophetengaben,
Weshalb manch kläglicher Prophet
Uns ahnen läßt, daß ſeine Zunge
Aus der des Wiedehopfs beſteht.

Die Federn dieſes Kukukskuſters
Bind' in ein Tüchlein auf den Kopf;
Und ſtillen ſie dir deine Schmerzen,
Bedanke dich beim Wiedehopf.

Sein Blut auf deinen Puls gebunden,
Verſchafft dir angenehmen Traum.
Dies Mittel wird probat befunden
Vor Schlafengehn, ihr glaubt es kaum.

Daß werde heitrer Traum genoſſen,
Ein Traum, entzückend, hehr und ſchön,
Ward ungleich edler's Blut vergoſſen
Und aufgelegt — vor Schlafengehn.

Nun will der lange Schlaf nicht enden,
Nun will der Traum nicht aus dem Kopf.
Ein Vogel ſchreit nach ſeinem Herzblut;
Gieb dich zufrieden, dummer Tropf!

Der Kukuk.*

Herr Kukuk iſt ein ſchlimmer Vogel,
Traut nicht dem Kukuk, wenn er ſchreit,
Und hört ihr ſeinen Ruf erſchallen,
So glaubt nicht, daß er prophezeiht.

Sein Kleid iſt braun und dunkelaſchgrau
Mit ſchmalen Gurten, ſchmutzig weiß;
Er hält ſich einſam nach der Regel,
Weiß nichts von Sitte, Sang und Fleiß.

Der Kukuk iſt nicht zu empfehlen,
Gefräßig iſt er, ſonder Dank;
Auffahrend bald und bald verdroſſen,
Bald melancholiſch ſtill, wie krank.

Ganz zahm wird keiner; immer grimmig,
Unreinlich, dumm und ungeſchickt —
Das ſind des Kukuks Eigenſchaften,
Doch wird oft gern nach ihm geblickt.

Des Volkes Aberglaube ehrt ihn;
Und ſo ſpricht der gemeine Mann:
„Er iſt nicht ſtets ein ſimpler Kukuk,
Raubvogel iſt er dann und wann.“ —

---

* Cuculus canorus L. Guckaug, Gukker. R. St. S. 89.

Eintönig ſchallt ſein Ruf, eintönig,
Wenn rings der Wald ergrünt im Mai,
Gleich Pulſen einer Kloſterglocke
In tiefer Waldeinſiedelei.

Sein Ei trägt er zu fremden Neſtern,
Er und ſein Weibchen brüten nie.
Gleich frommen Brüdern, frommen Schweſtern
Verehren Vöglein ihn und ſie.

Nimm dich in Acht vor ſolchem Gauche,
Sei wohl auf deiner Hut dabei,
Daß er nicht deinem Neſt ſich nahe,
Und lege dir ein Kukuksei.

Das Märlein vom böſen Bäckerknecht. *

Es war einmal ein Bäckerknecht,
Der buk den armen Leuten;
Buk ſchwarzes Brot und buk es ſchlecht;
Es waren theure Zeiten.
Und wenn er ſchürte, wenn er buk,
Rupſt' er vom Teig und rief: „Guck! guck!“

Der liebe Gott, der fromme Gott,
Gab Segen, gab Gedeihen.
Im Ofen ſchwoll und wuchs das Brot,
Den Bäcker thät's nicht freuen.
Er rupſt am Teige, wenn er buk:
„Ei ei! Zu viel! Ei ei! Guck, guck!“

Und weil er rupſt' der Armen Brot,
Sah Gott, daß er nichts tauge,
Gleich wandelt' ihn der liebe Gott
Zu einem ſchlimmen Gauche.
Der fliegt im Wald, ein loſer Spuk
Und ſchreit zur Frühlingszeit: „Guck, guck!“

Ihr Bäcker, nehmt das euch zur Lehr
In gut und ſchlimmen Zeiten!
Bei beſſrer Zeiten Wiederkehr
Rupſt nicht den armen Leuten
Ihr täglich Brot, ſprecht nicht: „Guck, guck!“
Sonſt fahrt ihr ſelber zum Kukuk.

---

*) Grimms deutſche Mythologie. II. 641.

Der Mino.*

Mino heißt ein fremdländiſcher Vogel,
Deß Heimath im Oſten, gar fern.
Er predigt an Ufern des Ganges
Die Wunder der Liebe des Herrn.

Du triffſt in Gefilden des Indus,
Und auf Java, wie Ceylon, ihn an.
In China wird meiſt er gefangen,
Und wird verfolgt in Japan.

An den europäiſchen Küſten
Wird der Mino gepflegt gar ſchön;
Doch in dem mittleren Deutſchland
Wird er nur ſelten geſehn.

Schwarz iſt ſeine Lieblingskleidung,
Mit glänzendem Schimmer im Licht,
Grün, purpurn und lilla, nachdem ſich
Verſchiedener Strahl darauf bricht.

Von geſchorenem Sammet bedeckt ihn
Ein Käppchen die Blößen des Kopfs;
Die Schläfe ſind kahl, und nach hinten
Trägt lang er die Federn des Schopfs.

---

*) Gracula religiosa L. Plauderer. N. St. S. 92. f.

Er iſt außerordentlich freundlich,
Zutraulich, ſanft, ſchmeichelt ſich ein;
Kann weinen wie kleine Kinder,
Liebt Kirſchen und Bisquit und Wein.

Er plaudert und grakelt beſtändig,
Er gönnet ſich wenige Ruh;
Schwatzt mehr noch, wie Papageien,
Und verdreht die Augen dazu.

III.

Großſchnäbelige Vögel.[*]

Dieſer Vögel Schnäbel ſind
Groß, ja ſehr groß insgemein,
(Auch die Köpfe) — und dabei
Pflegen meiſt ſie hohl zu ſein.

Daher ſind ſie hoch und leicht,
Und nach vorne ſehr gekrümmt.
Ihre Zunge fleiſchig-rund,
Scheint zum Sprechen ganz beſtimmt.

Doch ihr müßt das Sprechtalent
Jung ſchon bilden; zähmt ſie ſehr;
Denn was nicht das Hänschen lernt,
Lernet Hans einſt nimmermehr.

---

[*] **Levirostres.** N. St. S. 93. 94.

Die Papageien ſprechen:

Wir ſind vor Allen die Bunten, Schönen,
Die auserleſne Lieblingsſchaar;
Die Welt erfreut ſich an unſern Tönen,
Wir ſprechen mehr noch als Rab' und Staar."

„Im reichen Käfig voll Glanz und Schimmer
Iſt ſchöne Wohnung uns beſtellt.
Die großen Fenſter, die hohen Zimmer
Und leckre Speiſen — unſre Welt."

„Wir Alle ſtammen aus weiter Ferne,
Und gelten darum doppelt viel.
Denn Fremdes Heimiſchem vorziehn gerne,
Iſt deutſche Art im Ernſt und Spiel."

„Nächſt unſerm Sprechen ſind wir gelitten
Sehr ob der bunten Fittige.
Wir haben zwar nicht die beſten Sitten,
Jedoch wir heißen Sittige."

„Im Reich der Vögel ſind wir — die Katzen,
Wir klettern, ſteigen gern wie ſie.
Wir heucheln, ſchmeicheln, pfauchen, kratzen
Und ſind ſo falſch, wie jenes Vieh."

„Wir möchten alles oft überſchreien,
Und dünken uns die höchſten Herrn.
Drum traut nicht immer uns Papageien,
Wir hacken gern und beißen gern."

Der rothe Arras*

erzählt ſeine Naturgeſchichte ſelbſt.

Reſpekt! Ich bin eine Reſpektsperſon!
Mein halber Kopf iſt Schnabel.
Mein Antlitz trag ich glatt raſirt,
Mein Schweif zeigt eine Parabel."

„Mein Hofkleid das iſt Scharlachroth,
Sonſt ſpielt es alle Farben,
Verſteht ſich, jene ſchönen nur,
Die ſtets ſich Gunſt erwarben."

„Die Farbenpracht und das Sprechtalent
Die machen mich werth und theuer,
Obſchon ich ein biſſiger Vogel bin
Und ſchmutzig ungeheuer."

„Zu meinem Wohlbefinden iſt
Bewegung mir unentbehrlich,
Oft bin ich äußerſt boshaft — und
Dann werde ich gefährlich."

„Im großen glänzenden Vogelhaus
Da halte ich mich am beſten,
Und diene zu nicht'ger Ergötzlichkeit,
Beſonders in Paläſten."

---

*) Psittacus Macao L. Weſtindiſcher oder indianiſcher Rabe. — „Ich werde nur die gewöhnlichen Papageien hier anführen. Bekommt man auch einmal einen andern, hier nicht beſchriebenen, ſo wird er ſich ebenſo behandeln laſſen, wie dieſe." J. M. B. N. St. S. 91.

Der blaue Arras.[*]

Nicht Jeder liebt die Papageien,
Sie fallen mannigfach zur Laſt;
Es iſt die kriechende Bewegung,
Ihr hohler Schnabel mir verhaßt.

Der blaue — iſt beinah dem rothen
In meinen Augen vorzuziehn.
Beſcheidener ſind ſeine Farben,
Blau, goldorange, maiengrün.

Er prangt in ſtattlicher Kravatte
Mit fein gezogenem Backenbart;
Schwarz iſt ſein Schnabel, und gleich Andrer
Iſt dieſes Vogels Lebensart.

Auch er muß jung gebildet werden,
Denn alt — da iſt und bleibt er dumm,
Und klettert mit verhaßtem Schreien
In ſeinem Käfige herum.

Mit lauten, widerlichen Tönen
Giebt ſeine Leidenſchaft er kund.
Er blökt wie Schaafe, maut wie Katzen,
Ruft Jacob! und bellt wie ein Hund.

So vielſeitig iſt ſeine Bildung,
Erhöht noch durch der Federn Prunk;
Von Speiſen liebt er alles Gute,
Und Abends liebt er auch den Trunk."[**]

---

[*] Psittacus Araraunus L. Regenbogenpapagei, blauer und gelber Papagei. N. St. S. 99. f.

[**] „Er hat die ſonderbare Gewohnheit, nur gegen Abend zu trinken." N. St. S. 100.

Der Illineſiſche Sittich.

Er iſt einer der gemeinſten
Von den Papageienſchaaren;
Schön geziert mit bunten Farben,
Ueberall faſt zu gewahren.

Hält ſich gern in offnen Plätzen,
Baut in Höhlen der Termiten.
Liebt ſich die Geſellſchaft zahlreich,
Schickt ſich kaum zum Eremiten.

In der Freiheit ſtellen Wachen
Die Vögel aus, zu warnen,
Daß dem Feind es nicht gelinge
Sie mit Liſten zu umgarnen.

Feſt beharrlich, wie ſein Name,
Den ihm gab Linné, der Weiſe,
Zeigt ſich dieſer ſchöne Vogel:
Er beharrt bei Trank und Speiſe.

Zärtlich iſt er über alles,
Koſ't und küßt — grämt ſchier zu Tode
Sich, wenn ſein Kamm'rad verſcheidet,
Lebt von Milch und Semmelbrode. (?)

---

*) Psittacus pertinax L. N. St. S. 101. f.

Jenes zärtliche Verhalten,
Jene Traulichkeit und Treue
Macht ſie preiſenswerth, ſonſt wüßte
Kaum, was weiter noch erfreue.

Denn ſie lernen wenig oder
Keine von den fremden Sprachen;
Aber oft geſchieht es, daß ſie
Unanſtänd'gen Lärmen machen.

Sind oft zornig, leicht beleidigt,
Spielen gern recht große Rolle;
Laſſen hören viel Geſchreies,
Viel Geſchrei und wenig Wolle.

Der gelbe Sittich. *

Dieſer gleicht der Turteltaube,
Prangt gelb und olivengrün.
Lernet leicht und trefflich ſprechen,
Und läßt leidlich ſich erziehn.

Und mit leidlicher Erziehung
Iſt er ein gemachter Mann,
Der die Herrin, wie die Zoſe,
Artig unterhalten kann.

---

*) Psittacus solstitialis L. N. St. S. 101.

Der rothſchnäblige Sittich.[*]

Schwarzdroſſeln gleicht er an Größe,
Nicht an der Stimme Klang.
Doch macht er viel Getöſe
Und hält es für Geſang.

Meiſt kommt er aus Braſilien,
Wo er Sincialo heißt.
Er wohnt bei hohen Familien
Am liebſten und allermeiſt.

Sein Gefieder iſt voll Glanzes,
Schattirt oft wundervoll.
Die Länge ſeines Schwanzes
Mißt über ſieben Zoll.

Er lernt ſehr leicht begreifen,
Er iſt klug und gewandt,
Er kann gut ſprechen und pfeifen,
Nachahmen auch allerhand.

Iſt ungemein lebendig,
Er ſpricht und flötet und girrt,
Und quackelt ſo beſtändig,
Daß er unerträglich wird.

---

[*] Psittacus rubrostris L. Grüner langgeſchwänzter Parkit. N. St. S. 105.

Der Pavuan.[*]

Auch er — ein kleiner langgeſchwänzter,
Von ſchöner Farbenpracht umglänzter,
Und einer von den Leidlichſten.
Nicht allzu zärtlich iſt ſein Magen,
Kann auch das Reiſen gut vertragen,
Und ſpricht am allerdeutlichſten.

Du triffſt in Deutſchland ihn ſehr häufig
Bei Vogelhändlern — ſo begreif' ich
Daß nicht ſehr ſelten ſei die Art.
Ich würde rathen, *ihn* zu halten,
Er ſpricht mit Jungen, ſpielt mit Alten,
Iſt artig, mäßig auch, und — ſpart.

---

[*] Psittacus Guianensis L. Guianiſcher Sittich. N. St. S. 106.

Der rothſtirnige Sittich.[*]

Schöner, rothgeſtirnter Sittig,
Prangt mit blau und rothem Fittig,
Und ſein Oberleib iſt grün.
Lieblich hellblau iſt der Scheitel,
Er iſt edel, ſtolz und eitel,
Viel in Deutſchland ſeht ihr ihn.

Häufig iſt er unzufrieden,
Reiſet darum gern nach Süden,
Wo das Klima mehr ihm frommt.
Aber zärtlich glaub' ihn Keiner,
Keiner glaube, daß nur Einer
Je mit Liebe zu uns kommt.

Hört ſehr gern Metalle klingen,
Spielt auch gern mit Gold und Ringen
Schreit viel, aber ſpricht nicht gut.
Iſt von Vielen wohlgelitten,
Und wir preiſen ſeine Sitten,
Und verehren ſeine Brut.

---

[*] Ps. canicularis L. Roth- und blauköpfiger Parkit. N. St. S. 107.

Der gemeine Kakadu.*

Davon es unterſchiedliche Spielarten giebt.

Kakadu — ein Vogel wunderſam,
Und unſchuldfarbigen Kleides,
Doch an den Schwingen zeigt er auch
Das Schwefelgelb des Neides.

Er trägt einen hohen Federbuſch,
Wie ein Fächer auszubreiten;
Er ſchlägt ihn auf, er klappt ihn zu,
Wie's ihm beliebt zu Zeiten.

Die Größe hat er eines Huhns,
Der Schnabel iſt dick und ſchwärzlich,
Die Augenſterne ſind dunkelbraun,
Damit blickt er dich an gar herzlich.

Im weiten Käfig wohnt er gern,
Geformt gleich einer Glocke,
Und wiegt ſich auf metallnem Ring
Gleich einer eiteln Docke.

Der große Buffon ſagt: Sie ſind
Gelehrige Hausthiere,
In Indien niſten ſie auf dem Dach,
In Deutſchland im Hofreviere.

---

*) Ps cristatus, sulphureus et alii L. N. St. S. 105 f.

Sie geben von ihrer Gelehrigkeit
Gar allerliebſte Proben,
Deßhalb ſind längſt die Kakadus
Zu Stubenvögeln erhoben.

Sie folgen pünktlich, verſtehen gut,
Und wiſſen zu erfreuen —
Und ihre Fehler verſtecken ſie
Durch zärtliche Schmeicheleien.

Sie heucheln Ausdruck des Gefühls
Und manche ſanfte Regung;
Und ihre Schönheit wird erhöht
Durch grazienhafte Bewegung.

Sie können fromm und heilig thun,
Sie kennen die Kaſuiſtik;
Es führt ja jeder Weg nach Rom,
Ja ſelbſt der Weg der Myſtik.

Sie lernen ſchöner Künſte viel
Und üben ſie mit Freuden,
Mit wenigen Ausnahmen ſind
Sie wirklich gut zu leiden.

Oft ſind ſie luſtig, drollig, keck;
Sie ſpielen ſelbſt die Loſen.
Sie küſſen gern, liebkoſen gern,
Und laſſen ſich gern liebkoſen.

Der Bankſche Kakadu.*

Von den Kakadus der Schönſte
Einzig ganz in ſeiner Art.
Hat ſich, ſeit er in Europa
Ward bekannt, noch nie gepaart.

Iſt in Deutſchland äußerſt ſelten,
Selten ſelbſt im wälſchen Land,
Außer daß er ſich in Frankreich
Manchmal ausnahmsweiſe fand.

Hat des rothen Arras Größe;
Mißt, erwachſen, dreißig Zoll,
Böſe Zahl der Silberlinge,
Von der Judas Beutel ſchwoll.

Eine koniſche Tiare
Trägt der Vogel auf dem Kopf,
Und der Farben wunderbare
Pracht umkleidet ſeinen Schopf.

Vieles Schwarz und vielen Purpur
Trägt er, rothen Augenſtern,
Und ein Mantel goldner Sterne
Zeichnet ihn als hohen Herrn.

---

*) Ps. Banksii. N. St. S. 615.

Stattlich iſt und ſtolz ſein Anſehn,
Mächtig iſt ſein Schweif geſpreizt,
Und des bunten Flügelpaares
Letzte Federn ſind gekreuzt.

Ausgebreitet, wie ein Fächer,
Iſt das lange Schleppgewand,
Farbe: dunkelcarmoiſinroth,
Und beſetzt mit ſchwarzem Band.

Aber auch orangenfarben
Läßt er reiche Zierden ſehn,
Bänder, wie der Ordensritter
Sankt Gregors — o wunderſchön!

Er behauptet ſeine Würde,
Thronet feſt auf ſeinem Sitz,
Nach dem, der ihm feindlich nahet,
Schleudert er des Zornes Blitz.

Der gemeine aſchgraue Papagei.[*]

Papchen komm, du trautes Thier,
Daß ich treu berichte,
Komm — erzähle ſelber mir
Deine Naturgeſchichte!

Der aſchgraue Papagei ſpricht:

„Ich bin der Gewöhnlichſte
Von den Papageien,
Und auch der Gelehrigſte
Aller, die da ſchreien.“

„Schlicht und einfach iſt mein Kleid
Wie der Aſchenbrödel.
Mir geziemt Beſcheidenheit,
Nicht des Putzes Trödel.“

„Roth nur iſt mein kurzer Schwanz,
Scharlachroth zu ſchauen.
Und ſo lebe ſonder Glanz
Ich ſammt meiner Frauen.“

„Was ein Weſen irgend frißt
In dem Hausthierſtande,
Das genießen wir, und iſt
Solches keine Schande.“

---

[*] Ps. erithacus L. Jako, grauer Papagei mit rothem Schwanze. N. St. S. 111. f.

„Sprechen, pfeifen, manche Kunſt,
Huſten ſelbſt und Gähnen,
Lernen wir, das macht uns Gunſt
Bei den Kunſt-Mäcenen."

„Mühevoll und aufmerkſam
Dienen wir hienieden;
Ja mit Kindern ſelbſt, ganz zahm
Lernen wir im Frieden."

„Alle Stimmen überſchrei'n
Wir vor Lehrbegierde;
Wir ſind aller Papagei'n
Auserkorne Zierde."

„Selbſt im Schlafe, träumend, wir
Laut oft memoriren,
Lange Sprüche, Verſe ſchier
Können wir citiren."

„Unſer Einer konnt' einmal
Ganz das Credo ſprechen;
Dieſen kauft' ein Cardinal,
Ob Gedächtnißſchwächen."

„Glaub mir, mancher Papagei
Plaudert noch ſein Credo,
Denkt ſich aber nichts dabei,
Höchſtens ein: Concedo." —

Haſt dein Sächlein brav gemacht,
Aber laß dir ſagen
Papchen, nimm dich doch in Acht,
Sonſt geht dir's an den Kragen.

Das aſchgraue Papageienweibchen bittet ums Wort und nimmt es.

„Lieber Mann, was du geſagt,
Kannſt du's auch vertreten?
Höhnſt du mich, die fromme Magd,
Höhneſt du das Beten?“

„Wurden nicht aus Gottes Hand
Schnäbel uns und Krallen,
Um zu halten mit Verſtand
Alles nach Gefallen?“

„Magſt du nicht, wie jener Mann,
Der uns will beſchreiben,
Es begehrt, damit er's kann,
Bei der Stange bleiben?“

„Gleichen wir nicht, ich und du
An Geſtalt den Tauben?
Folglich laſſen wir in Ruh
Jedem ſeinen Glauben.“

„Warum ſprichſt du nur von dir,
Machſt allein dich wichtig?
Warum ſprichſt du kaum von mir?
Du biſt eiferſüchtig!“

„Rühmſt nicht unſre Dankbarkeit,
Rühmſt nicht unſre Tugend,
Deren Dienſte wir geweiht
Seit der frühſten Jugend?“

(Das Männlein ſtimmt ein.) — Beide

„Heil dem Papageienſtand!
Ihm ſei Heil geſchenket!
Heil der edeln Menſchenhand,
Die uns ſpeiſt und tränket!"

„Wollen abwärts ſchweifen nicht,
Nein, in Ruh bekleiben,
Treu der Papageienpflicht,
Bei der Stange bleiben."

Der geſchwätzige Lory*

Dieſer Schwätzer der Schwätzer iſt ſcharlachroth,
(Er kommt von den Molukken.)
Iſt gar ein biſſiger Zelot,
Hat ſeine beſondern Mukken.

Zwar theilt mit dem aſchgrauen Papagei
Talent er, Sitten und Nahrung,
Doch macht er unangenehm wildes Geſchrei,
Beſonders zur Zeit der Paarung.

Er kreiſcht und keift und pfaucht dich an,
Giebt dir Ehrentitel unzählig;
Er kollert wie ein wälſcher Hahn,
Das macht ihn ganz unausſtehlich.

Doch iſt er gelehrig und gelehrt,
In allen Sprachen erfahren,
Und was zur Weltbildung ſonſt gehört —
Und bringt es zu hohen Jahren.

Auch liebt er, dieſer Papagei,
Gleich andern ſeines Gleichen
Jedwede liebliche Leckerei;
Darfſt ſonder Scheu ſie ihm reichen.

---

*) Ps. garrulus L. Lory von Ceram, L. Noira. N. St. S. 116.

Indeß, laß doch nicht allzuviel
Dergleichen den Vogel genießen,
Sonſt büßt er ſeinen guten Geſchmack
Mit geſchwoll'nen aufbrüchigen Füßen.

Die Menſchen tragen ihn nicht allein,
Den podagriſtiſchen Titel;
Auch Vögel bekommen das Zipperlein,
Dagegen hilft kein Mittel.

Entzogſt du ihm den leckern Fraß,
Ließeſt ihn ſich ein wenig kaſteien,
So ſaheſt du, wie er bald genaß,
Und thät auch weniger ſchreien.

Denn gegen zu vieles, zu tolles Schrein
Ward längſt das Mittel gefunden:
Diät und Haft, da ſtellen ſie's ein,
Da pflegen ſie bald zu geſunden.

Der Purpurvogel[*]

Purpur-Vogels Schnabel iſt
Stark, mit einem ſcharfen Zahn.
Des Gefieders Farbenglanz
Schaut ſich wunderherrlich an.

Ja die ſchönſten Farben ſind,
Ihn zu ſchmücken, all vereint.
Es iſt eine wahre Pracht,
Wenn auf ihn die Sonne ſcheint.

Kopf und Steiß ſind carmoiſin,
Flügelränder himmelblau,
Und die Schwingen einfach ſchwarz,
Aber ſammtſchwarz bei der Frau.

Jede ſeiner Federn iſt
Schwarz am Grunde eigentlich,
Doch das Schwarz iſt ſo verſteckt,
Daß es wenig zeiget ſich.

Mancher birgt ſein dunkles Loos
Unter leichtem heitern Scherz,
Mancher heiße Leidenſchaft,
Mancher auch ein ſchwarzes Herz. —

---

[*] Ps. Pennanti L. Pennants Sittich. N. St. S. 608. f.

Von beſond'rem Anſtand iſt
Solch ein Papageienpaar;
Aber zärtlich und verwöhnt —
Er iſt theuer, weil er rar.

Auch gelehrig iſt er nicht,
Nein, vielmehr recht ungeſtüm.
Doch er ſpricht nicht, piepet kaum,
Dieſes ſöhnt mich aus mit ihm.

Der Cardinalſittich.*

Er hat der Turteltaube Größe,
Und um den Hals ein ſchwarzes Band.
(Ihr ſindet auch bei andern Arten
Dergleichen Bänder allerhand.)

Solch Band kann nur das Männchen tragen,
Das Weibchen und das Junge nie.
Warum? Das weiß ich nicht zu ſagen,
Es iſt des Schöpfers Phantaſie.

Sein Haupt iſt violett und röthlich,
Der Oberleib iſt dunkelgrün.
Vom ſchönſten Glanz iſt ſein Gefieder,
Und ſeine Haltung ernſt und kühn.

Von ſelber lernt er nicht, und mühſam
Von Sprachen kaum das Element;
Doch imponirend ernſtes Weſen
Verbirgt den Mangel an Talent.

Ernſthaftigkeit iſt ja die Maske,
In die ſich Seichtigkeit verſteckt.
Oft iſt es nur der äußre Anſtand
Der Gunſt erwirbt und Anſehn weckt.

---

*) Ps. erythrocephalus L. Rothköpfiger Sittich; mit vielen Varietäten, aus Gingi, Bengalen, Borneo u. A. N. Ct. S. 603—606.

Er weiß ſich in die Welt zu ſchicken,
Kein Wunder, daß er variirt.
Die Forſchung kennt ſehr viele Arten
Von dieſem Sittich, bunt, geziert.

Nicht Maler reichten aus und Pinſel,
Die Sitt'che all' zu konterfei'n,
Die von der weltbekannten Inſel
Borneo ziehn den Heimathſchein.

Der rothköpfige Guineiſche Parkit [*]

Was in Guinea Sperling heißt
Sind bei uns Papagei'n,
So macht der goldbetreßte Rock
Bediente zu Lakai'n.

Was niedlich, ſchön, geſellig iſt,
Was ſich recht friedſam hält,
Was mäßig trinkt und wenig frißt,
Und ſchmeichelt, das gefällt.

Die Sperlingspapagei'n ſind grün,
Und zärtlich überaus,
Männlein und Weiblein mußt du ziehn
In *einem* Vogelhaus.

Stirbt Eins von Beiden — hänge flugs
Nur einen Spiegel dran.
Da blickt es — ob ſo ſüßen Trugs
Dankbar — ſein Bildniß an.

Sein eignes Bild, das theure Bild,
Verleiht ihm Lebenskraft.
Getrennte, lernt vom Vöglein mild
So ſchöne Eigenſchaft.

---

[*] Ps. pullarius L. Guineiſche Sperling, Zwergpapagei, Unſeparabl. N. St. S. 120. f.

Der kleinſte Sittich.*

Sieh, dies Vögelchen gleicht an Größe dem Sperling; der kleinſte
Von den Sittichen iſt's, niedlich und zärtlich und treu.
Seine Farben ſind grün (der Steiß iſt blau) und die Füße
Gleich dem Schnabel orange — ſelten nur wird es geſehn.
Weil es ſo niedlich iſt, ſo zärtlich und treu, iſt es theuer.
„Schade, daß es nicht ſpricht!“ — Herrlich, daß es nicht ſpricht!

---

*) Ps. passerinus L. Sperlingsparkit, blau und grüner Parkit. R. St. S. 122.

Der Naturforſcher an die Leſer.

Nicht alle die Sitt'che kann ſchildern ich,
Nicht die Kakadu's all' und die Lory's;
Genug von der ariſtokratiſchen Schaar
Der hochgeſchnäbelten Tory's.

Es müßte Freiligraths Muſe mir leihn
Die geographiſchen Reime.
Bald müßte zu Neuguinea ich ſein,
Und bald auch wieder daheime.

Beſteigen müßt' ich ein Wüſtenroß,
Müßte traben nach Indien und China;
Es wüchſe mir unter den Händen der Troß
Aus — Dominik und Amboina.

Gewiß — ihr ſeid es zufrieden, wenn ich
Nicht noch mehr Schwätzer euch nenne,
Und wünſcht die ganze Sippſchaft mit mir
In die Pfefferheimath Cajenne.

Der Pfeffervogel.*

Leſer, ſieh, dein Forſcher hätte
Eine Art beinah vergeſſen,
Die noch ungleich größre Schnäbel
Hat, als alle Papageien.

So hat ungleich größern Dünkel
Als der ſtolzeſte der Tory's —
Mancher auf den hohlen — Schnabel,
Auf den Pfefferſack und Geldſack.

Alle Pfeffervögelarten
Haben ganz erhabne Schnäbel,
Und der Papageien Heimath,
Und der Papageien Sitten.

Sind im Ganzen leicht zu zähmen,
Obſchon nicht gelehrt ſie ſprechen.
(Dafür aber häßlich kreiſchen)
Und am liebſten — alles freſſen.

Früchte, Beeren und Roſinen,
Brot und Semmeln, Fleiſch und Fröſche.
Werfen in die Luft ihr Futter,
Fangen's mit dem Rieſenſchnabel.

---

*) **Ramphastor Tucanus L.** Tukan, mit manchen Abarten. N. St. E. 123 f.

Brüten gern in hohlen Bäumen;
Nimmſt du aus dem Neſt die Jungen,
Werden bald ſie, gut erzogen,
Sittſam, artig und vertraulich.

Ihre Tracht iſt ausgezeichnet;
Ihre Füße: Kletterfüße.
England, Holland hält die Meiſten;
Reiſen ungern in der Kälte.

Da ſie ſehr den Pfeffer lieben,
Bleibts in Zweifel, ob den Namen
Sie von ihrer Heimath tragen,
Oder von der Lieblingsſpeiſe? —

IV.

Spechtartige Vögel. *

Schon nach alten Mythen klang
Manch Prophetenwort vom Specht,
Der dem Kriegsgott heilig war,
Stammend von Saturns Geſchlecht.

Elſter ſeine Schweſter heißt,
Pica ſie und Picus er.
Beide lieben Freiheit ſehr,
Gäben keine Kämmerer.

Alle Spechte klettern gern,
Loben ſich den Waldesraum;
Tragen grade Schnäbel, und
Hacken ſchallend an den Baum.

Oft hab' ich auf ſtillem Gang,
Durch der Haine grüne Pracht,
Dieſen lauten Schall gehört,
Und darüber nachgedacht.

Er auch iſt ein ernſtes Wort
Durch die Prieſterin Natur,
Das im Tempelheiligthum
Kündet Gottes Weisheitſpur.

---

*) Pici N. St. S. 128.

Der Schwarzſpecht.[*]

1.

Mein ſchwarzer Specht, mein tapfrer Specht
Trägt carminrothen Scheitel,
Iſt von erhabenem Geſchlecht,
Und darauf etwas eitel.

Sein Leib iſt groß, ſein Schweif iſt lang,
Der ſtützt ihn, wenn er klettert.
Doch dafür hemmt er ihn im Gang;
Sein Ruf iſt hell und ſchmettert.

Er iſt ein wilder Jägersmann,
Und lebt ſehr ungeſellig;
In ſeinem Forſt, in ſeinem Bann,
Will er allein ſein völlig.

Mit ſeiner Zunge langem Pfeil
Berückt er ſeine Beute.
Er ſelbſt entzieht ſich voller Eil'
Dem Blick der Jägersleute.

Zum Stubenvogel taugt er ſchlecht,
Müßt' an der Kette liegen;
Seid gut und laßt den ſchwarzen Specht
In goldner Freiheit fliegen!

---

[*] Picus Martius Plin. u. L. N. D. II. S. 499. f.

Vom Specht weiß ich gar ſchöne Mär',
Die ich in jungen Jahren
Auf Sagenſtreifen kreuz und quer
Von Köhlern hab' erfahren.

2.

Das Märlein von der Springwurz.

Der Specht wird Bienenwolf genannt;
Auch wußten ſchon die Alten,
Daß ihm der Kräuter Kraft bekannt,
Und der Naturkraft Walten.

Die Springwurz wird durch ihn verſchafft,
Die alle Schlöſſer ſprenget,
Und die mit wunderbarer Kraft
Weit aufthut, was verenget.

Ich lehre dich die Wunderthat
Aus alten Zauberbüchern;
Daß Springwurz häufig Wunder that,
Das kann ich dir verſichern.

Sieh zu, im Wald des Spechtes Neſt
Mit Jungen aufzufinden,
Und haſt du eins, ſo mußt du feſt
Die Oeffnung gleich verſpünden.

Da ſchreit der Specht, doch macht er's kurz,
Und fliegt ſogleich von dannen,
Und bringt im Schnabel eine Wurz
Ich weiß dir nicht von wannen?

Und hält die Wurzel an den Keil,
Sobald er kommt geflogen,
Der ſchießt heraus, ſchnell wie der Pfeil,
Von eines Jägers Bogen.

Nun machſt du plötzlich ein Geſchrei,
Er — läßt die Wurzel fallen;
Indeſſen hüte dich dabei
Vor ſeinen ſcharfen Krallen.

Denn er bewacht die Kräuter ſtill,
Die gut zum Zauber taugen,
Und fliegt dem, der ſie pflücken will,
Voll Zorn nach ſeinen Augen.

Ein Glück, daß außer Kraut und Wurz
Auch noch Metall ſolch Mittel,
Sonſt käme mancher Mann zu kurz,
Und hätte keinen Titel. —

Wo rauſcht der Wald, wo grünt der Baum,
Darein der Specht gehecket?
Wo fliegt der Specht? Wo iſt im Raum
Die Springwurz wohl verſtecket?

Wie lange liegt ein Riegel vor
Und hält das Licht verborgen?
Spring auf, ſpring auf du Kerkerthor!
Strahl' auf, erſehnter Morgen!

3.

Das Märlein vom Gertrudsvogel.*

Frau Gertrud ſaß, buk Kuchenbrot,
Als unſer Herr mit Petrus kam.
„Gebt, gute Frau, wir leiden Noth!“
Drauf ſie des Teigs ein Wenig nahm,
Und ſetzt es auf, das wuchs und ſchwoll,
Und ward die ganze Pfanne voll.

Frau Gertrud meint, das ſei zu groß,
Und ſolche Gabe ſei zu reich.
Sie wollte wenig geben bloß,
Und nahm noch weniger vom Teig.
Das Wen'ge aber wuchs und ſchwoll,
Und ward die ganze Pfanne voll.

Frau Gertrud nahm zum dritten Mal
Des Teigs noch weniger, wie zuvor.
Denn nur ein Brötchen, klein und ſchmal,
Sie für die Bittenden erkor.
Das Wen'ge aber wuchs und ſchwoll,
Und ward die ganze Pfanne voll.

Frau Gertrud rief: „Packt euch hinweg,
Ich habe nichts, und bin nicht reich.
Ihr ſeht ja ſelbſt, all mein Gebäck
Iſt offenbar zu groß für euch!
Ihr meint wohl, daß ich geben ſoll
Euch eine ganze Pfanne voll?“ —

---

*) Norwegiſch. Grimm: D. Mythol. II. 639.

Da ſprach der Herr in ſeinem Zorn:
„So gönnſt du nichts uns, geizig Weib!
Nie labe deinen Durſt ein Born,
Zum Vogel wandle ſich dein Leib.
Der dürſt'ges Futter ſuchen ſoll
In Holz und Rinde kummervoll!“ —

Frau Gertrud ward zum Vogel ganz,
Und flog zum Schornſtein auf im Hui,
Mit rother Haube, ſchwarzem Schwanz,
Geſchwärzten Leibes ganz, o Pfui!
Und hackt in Borke, durſterlecht.
O Gertrudsvogel, ſchwarzer Specht!

O führe jeder Geizhals doch,
Und Jede, die vor Kargheit dorrt,
Als ſchwarzer Specht ins Ofenloch,
Und hui, zum Schlot hinaus — und fort!
Wie reicher wäre, frei vom Geiz,
Gott, deine Menſchenwelt an Reiz!

Der Grünſpecht*

erzählt ſeine Naturgeſchichte ſelbſt.

Ich bin der grüne Waidmann,
Ich trage grüne Tracht;
Auf grüner Haid iſt meine Freud,
Und meine Luſt iſt Jagd."

„Geliebet und gefürchtet
Bin ich, wie Jäger ſind.
Luſtig und keck ruf' ich: Gäck, Gäck!
Es kennt mich jedes Kind."

„Im März ſuch ich ein Weibchen
Und locke: Gi gi gi!
Bald fliegt eins bei, da ſind wir zwei
Gar zärtlich, ich und ſie."

„Im Sommer wohn' ich draußen
Im grünen Waldesraum;
Iſt Herbſt uns nah, ſo bin ich da
Im Garten auf dem Baum."

„Und Winters nach den Häuſern
Zieht ſich der grüne Specht,
Wie mancher Schütz nach Sommers Hitz'
Im Wirthshaus liegt und — zecht."

---

*) Picus viridis L. Grasſpecht, Zimmermann. N. St. S. 127 f. N. D. II. S. 505 f.

„Ich hack' in alte Bäume
Mit ſtarkem Schnabel ein.
Reißt mir nicht aus, Holzwurm und Laus!
Gepfändet müßt ihr ſein!“

„Wir ſind nicht gern in Stuben,
Wir ſind ſehr ungeſtüm,
Das Urtheil fällt die böſe Welt,
Wir wären wild und ſchlimm.“

„Und legt, weil wir nicht artig,
Ein Kettchen uns ans Bein.
O Schmach, o Plag'! In Ketten mag
Der Kukuk artig ſein!“

Die Buntſpechte.*

Buntſpechte giebt es große, kleine,
Und auch noch mittlere dazu.
Sie ſind mit Farben ſchön geſprenkelt,
Und turnen wie der Kakadu.

Sie gehen über ganz Europa,
Und ſind in Deutſchland gar nicht rar.
Sie tragen Käppchen auf dem Scheitel,
Roth oder ſchwarz, ja golden gar.

Des Vogels Stirn iſt braun — den Nacken
Umſäumt ein Band von Carmoiſin,
Und mit noch manchen andern Bändern
Schön ausgeſchmücket ſeht ihr ihn.

Er trägt an ſeiner Schnabelwurzel
Meiſt einen borſt'gen kurzen Bart,
Der aber auch recht lang herabhängt,
Bei einer etwas ſeltnern Art.

Bisweilen ſeht ihr alte Männchen
In dieſer Spechte muntrer Schaar,
Die tragen eine weiße Stirne,
Auch rothen Hinterkopf, fürwahr.

---

*) Picus major, P. medius u. P. minor L. Großer Buntſpecht, geſprenkelter Specht, Elſterſpecht, Weißſpecht. N. St. S. 129. f. N. D. II. S. 511. f.

Er iſt nicht ſcheu, liebt Waidmannsſitte,
Schreit hoch, ſo daß es weit hin ſchallt,
Und wetzt oft ſeinen ſtarken Schnabel
Am Baum, mit ſchrecklicher Gewalt.

Er ruft heraus mit lautem Pochen
An Immenkörben ſelbſt den Schwarm,
Liebt ſehr die Puppen und die Mädgen,
Und frißt die Bienenväter arm.

Viel Feinde hat er zu beſtehen,
Wird von Zwickmilben oft geplagt,
Von Mardern, Wieſeln, wilden Katzen,
Lichtſcheuen Eulen ſelbſt, gejagt. —

Oft müht er ſich in enger Spalte
Des Baums mit mancher harten Nuß,
Die er nach den Naturgeſetzen
Zum Futter ſich aufklauben muß.

Er klemmt und klaubt, er hackt und bohret,
Hält wie der Stößer ſeinen Raub,
Und öfters ſieht er ſich betrogen,
Die Nuß iſt hohl, die Nuß iſt taub.

Statt ſüßen Kernes — kommt gekrochen
Ein ſchnöder Wurm, das wurmt den Specht;
Indeß der Wurm muß auch hinunter,
Und die Natur behält ihr Recht.

Der Specht liebt Freiheit über Alles,
Doch wird er jung oft eingeſteckt.
Ich möcht' ihn nicht im Käfig halten,
Ich haſſe, was nach Käfig ſchmeckt.

Die gemeine Spechtmeiſe.*

Wißt, dies Vöglein, lerchengroß,
Wohnt in deutſchen Landen,
Iſt in ganz Europa ſonſt
Ebenfalls vorhanden.

Es iſt niedlich, es iſt klein,
Hat ein blaues Köpfchen,
Hat ein ſpitzes Schnäbelein,
Und ein weißes Kröpfchen.

Von der Schnabelwurzel ſpannt
Sich ein ſchwarzer Bogen,
Durch die Augen hinterwärts
Seltſamlich gezogen.

Außerdem trägt es ſich bunt,
Gelb mit weißen Spitzen,
Und ein ſchönes Bläulichgrau
Wo die Flügel ſitzen.

Häufig Gu, Gü, Gu Gü Gä!
Schallt ſein Ruf, ſein heller.
Und am Tage, wie bei Nacht
Hört's der Vogelſteller.

---

*) Sitta europaea L. Blauſpecht, Blauſtrumpf, Tabler. N. D. II. S. 523 f. N. St. E. 130. f.

Sehr geſellig trefft ihr ſie,
So zu ſechs bis achten,
Winters, wo ſie voller Luſt
Arme Mücken ſchlachten.

In dem Zimmer laſſen ſie
Leicht ſich unterhalten;
Selbſt der Nüſſe hartes Kleid
Wiſſen ſie zu ſpalten.

Denn ſo zart der Schnabel ſcheint,
Iſt er doch gekräftigt,
Und damit zu hacken, ſind
Sie gar gern beſchäftigt.

Dieſe blaue Meiſe ſoll,
Wie die Weiſen ſagen,
Ein todtbringend grauſes Gift
Heimlich in ſich tragen.

Denn wenn ihr mit ihrem Blut
Pfeilesſpitzen röthet,
Wird, getroffen, jedes Thier
Augenblicks getödtet. —

Giebts nicht in der Menſchenwelt
Aehnliche Spechtmeiſen,
Deren Pfeil vom Bogen ſchnellt,
Deren Schnäbel — beißen?

Die, vereint, zur Winterszeit
Nach nichts weiter trachten,
Als daß ſie mit voller Luſt
Gute Namen ſchlachten?

Die, dem Vogel gleich, nicht ruhn,
Der die Nuß zerklaubet,
Bis ſie dein Geheimnuß dir
Aus der Bruſt geraubet?

Und es dann zerſpalten mit
Ihrer Schnäbel Schärfe,
Daß auf dich die Welt den Stein,
Wie ſie ſelber — werfe?

Deren gift'ger Zungenpfeil
Schnell zu tödten trachtet? —
Wären ſie auch noch ſo ſchön,
Sind ſie doch verachtet.

Kein Geheimniß möcht ich dir,
Blauſtrumpf, anvertrauen.
Deine Art erfüllt mich faſt
Mit geheimen Grauen. —

Der Wendehals.*

Herr Drehhals iſt ein ſchöner Vogel,
Und iſt verbreitet weit und breit.
Lebt in Europa allenthalben,
In Rußland auch, wo's Rubel ſchneit.

Ja bis Sibirien und Kamtſchatka
Getroffen wird der Wendehals;
Und ſpielt in Perſien, Indien, China,
Auch ſeine Rolle jedenfalls.

Die Größe hat er einer Lerche,
Iſt bunt, geflickert, wie der Staar.
Er iſt geſtrichelt und getüpfelt,
Die Federn weich, wie Frauenhaar.

Er wandert gern, iſt nicht geſellig,
Gefangen zeigt er wenig Fleiß;
Er iſt bekannt durch ſeine Galle —
Ihr trefft ihn auch bisweilen weiß.

Er iſt der Vogel Jynx der Mythe,
Pans und der Nymphe Echo Kind,
Die freundlich ſich für Zeus bemühte,
Als dieſer Io hold geſinnt.

---

*) Yunx Torquilla L. Drehhals, Natterwindel. N. St. S. 132 f.

Hart ſtraften Here's Zorn und Rache
Die arme Jynx, die gut und mild.
Sie ward zum Drehhals, und — die Schwache,
Der buhleriſchen Liebe Bild. —

Er iſt in Stuben gern gehalten,
Poſſierlich wendet er den Kopf,
Er kann den Schweif wie Fächer falten,
Und häufig ſträubt er ſeinen Schopf.

Er kollert, beugt ſich kaprioliſch,
Verdreht den Hals, die Augen gar;
Verhält dabei ſich melancholiſch,
Und macht Geberden wunderbar.

Er ſchreit mit einer guten Lunge,
Hat eine Zunge hart und ſpitz,
Und ſticht mit dieſer harten Zunge
Sehr gern in jeden Stubenritz.

Er wird ſo zahm, daß er wie Kletten,
Sich euch an Arm und Kleider hängt.
Ihr wißt euch kaum vor ihm zu retten,
Darum das „Trau, ſchau Wem?“ bedenkt.

Einſt hab' ich Junge ſammt den Alten
Gehalten aus Liebhaberei.
Seit ich ſie mir vom Leib gehalten,
Befand ich beſſer mich dabei.

Nur kurze Zeit macht er Vergnügen
Wenn Einer ihn im Käfig hat.
Auf lange wird er nie genügen,
Bald werdet ihr ihn wieder ſatt.

Denn ſtets beſchmutzt er ſein Gefieder
Durch die Geberdenſchneiderei;
Wird auch ſonſt läſtig und zuwider,
Drum ſeid ihr froh und laßt ihn frei. —

Doch giebt's auch brave Wendehälſe,
Die geben Art und Sitte kund.
Und dauern feſt in Gunſt, wie Felſe
Feſt dauern in der Erde Grund.

Sie können ſelbſt euch Weisheit lehren:
Wie ihr bedächtig leiſe geht,
Euch tief verbeuget, und in Ehren
Den Kragen nach dem Winde dreht.

Der Eisvogel.[*]

Sieh, ein Vogel, deß Gefieder
Goldgrün ſchimmert, mit Lazuren,
Weiß und ſchwarz, auch dunkelaſchgrau,
Keinem gleich auf unſern Fluren.

Einen ſchönen bunten Fremdling,
Wie ein Kind entlegner Zonen,
Siehſt du dieſen prächt'gen Vogel
An den Flüſſen einſam wohnen.

Nicht gleich andern Vögeln geht er
Oder hüpft auf Zehenſpitzen,
Nein, du ſiehſt ihn fliegen — oder
Still auf einer Stelle ſitzen.

Haft verträgt er nicht, noch Zähmung,
Giebt kein Spielzeug ab der Kinder.
Zeigt ſich ſelten, zeigt ſich ſchüchtern,
Und iſt ungeſchickt nicht minder.

Weil er ſich an Menſchenumgang
Nicht gleich andern, leicht betheiligt,
Weil ſo fremd ſein ganzes Weſen,
Hat der Mythus ihn geheiligt.

---

[*] Alcedo Ispida L. Europäiſcher Eisvogel, Königsfiſcher. N. A. S. 136. f. N. T. II. S. 331. f.

Schon durch Hellas Sagen klangen
Mythen von dem Königsfiſcher
Keyx, dem Gatten Alkyone's;
Keine liebte ſchwärmeriſcher.

Als ein Schiffbruch ihn entrückte,
Hoffte Alkyone lange,
Täglich opfernd guten Göttern,
Daß ſie wieder ihn umfange.

Bis im Traum ihr Here ſagte,
Daß ſie Wittwenloos gezogen,
Bis ſie todt ihn fand am Strande,
Und ſich gab den Tod in Wogen.

Da verwandelten die Götter
Beider Leib in Alkyonen,
Die, in Königspracht gekleidet,
An umbuſchten Ufern wohnen.

Dieſer Vögel Neſt ſoll ſchwimmen
Auf der Meerfluth, eine Barke.
Dieſer Vögel Herz ſoll heilen
Menſchenherz, daß es erſtarke.

Solches muß ich Fabel heißen,
Muß der Vögel mich erbarmen.
Nie wird durch Eisvögel-Herzen
Je das Herz, iſt's Eis, erwarmen.

Oſtiaken und Tataren
Sind von tief poet'ſchem Sinne;
Ihnen bringt des Vogels Schnabel
Talismaniſche Gewinne.

Oſtiaken und Tataren
Dient zum Zauber ſein Gefieder —
Wo ſie liebend leiſ' berühren
Weckt es Gegenliebe wieder.

Aber auch wir biedre Deutſchen
Laſſen drob uns nicht verſpotten,
Denn wir eſſen dieſe Vögel,
Und ihr Balg vertreibt die Motten.

Und an Fäden aufgehangen
Geben Kunde ſie vom Wetter.
Solche Kunde ſtets zu haben
Iſt gar werth dem Michel-Vetter.

V.

Sperlingsartige Vögel.*

Dieſe ſind der Sängerwelt
Von Gott Vater zugeſellt.
Leicht iſt ihre Lebensart,
Ueberall ihr Tiſch beſtellt.

Selten ſteht ihr Schnäblein ſtill,
Flötet Lieder, daß es gellt,
Oder zwitſchert munter, ſelbſt
Wenn es ſeine Mahlzeit hält.

Weibchen brütet meiſt allein,
Weil's dem Männlein nicht gefällt,
Weil ihm brüten nicht behagt,
Weil die Freiheit ſeine Welt.

Zähmbar ſind ſie jung und alt,
Stets wird ihnen nachgeſtellt;
Und es dünkt ſich wunderklug
Wer im Käfig gut ſie hält.

Beſſer wäre: minder gut,
Aber frei vom Po zum Belt.
Gönnet ihnen doch ihr Glück,
Unterm blauen Himmelszelt!

---

*) Passeres.

Der Kreuzſchnabel.[*]

1.

Kreuzſchnabel heißt „der deutſche Papagei;“
Und trägt den Namen vom gekreuzten Schnabel.
Von ihm verkündet Wunder mancherlei
Des Volkes Glaube, wie des Volkes Fabel.

Mit Farben iſt er mannigfach geziert;
Roth trägt er in der Jugend ſein Gefieder,
Dann wird er grau, mit Gelb und Grün ſchattirt,
Und wechſelt, mauſernd, oft die Farben wieder.

Gar wunderſam iſt dieſes Vogels Art;
Wenn Andre bauen unter Frühlingsblüthen —
So zieht er vor, wenn die Natur erſtarrt,
Im luft'gen Neſt bei Winterfroſt zu brüten.

Er liebt den Fichten- und den Tannenwald,
Da findet er ſchmackhafte Sämereien.
Wählt ihr im Zimmer ihm den Aufenthalt,
So könnt ihr ihn durch eine Tann' erfreuen.

Sein Lockton iſt ein lautes „Giebgiebgi!“
Und iſt ihm wohl, ſo wiegt er, wie der Zeiſig
Den Leib, und ſingt, zwar ſonder Melodie,
Indeß er knirret, kreuzt und kreiſcht doch fleißig.

---

[*] Loxia curvirostra L. Krinitz, Krummſchnabel. N. St. S. 112 f.

Der Bergbewohner liebt ihn, hält ihn gern
Schnöd eigennützig, und aus Aberglauben,
Weil von der Hausfrau er, wie von dem Herrn
Krankheit ſoll anziehn, gleich den Turteltauben.

Das kleinſte Häuslein dünket groß genug
Für dieſen Vogel unſerm deutſchen Bauer.
Auch hängt er ihn beſtändig in den Zug,
So übt in Hitz' und Froſt er ſeine Dauer.

Und macht zum Sündenbock den armen Tropf,
Der ihm das Podagra, die Gicht und Flüſſe
Ableitet, ja die letzten an den Kopf
Für ihn bekommt, und erſtes an die Füße.

O ſchade, daß nicht ſolche Kunſt es giebt
Bei Menſchen, dieſe wäre hoch zu preiſen,
Und wär' wohl außerordentlich beliebt
Im Land des Froſts, der Sklaven und der Reuſſen.

Ins Land der Reuſſen, Sklaven und des Froſts,
Da paßt ihr gut, Froſtfreunde, hin, Kreuzſchnäbel.
Was dünkt euch Andern von dem Glück des Oſts?
Was wär' euch lieber, Knuten oder Säbel? —

2.

Deutſche Mythe vom Kreuzſchnabel.

Als Jeſus Chriſt am Kreuze hing,
Ein Vöglein kam gepflogen,
Das hätte gern die Nägel aus
Dem Kreuzesſtamm gezogen.
Es mühte ſich, bis von der Müh
Sein Schnäblein ward gebogen.

Der Heiland neigete ſein Haupt
Und ſtarb — die Erde bebte.
Das Vögelein noch um das Kreuz
Mit bangem Rufen ſchwebte.
Und immer noch die Nägel aus
Dem Kreuz zu ziehen ſtrebte.

Zum Vöglein ſcholl des Herren Wort:
Weil Mitleid du empfunden,
Erinnere die Welt hinfort
An meines Sohnes Wunden,
Und zeuge von dem Seelenhort,
Vöglein, zu allen Stunden! —

Du Kreuz des Herrn, das glorreich ſteht
Im Süden, wie im Norden,
Du biſt, zum Heil der Welt erhöht,
Weltfriedenszeichen worden.
Warum nur noch ſich früh und ſpät?
Der Erde Völker morden? — —

Der Gimpel.*

1.

Gimpel giebt es viel- und mancherlei,
Ja, vielerlei Dompfaffen;
Mancher reiche Mann und manche Frau
Macht ſich mit ihnen zu ſchaffen.

Gewöhnlich iſt er kurz und dick,
Und ſo trägt auch den Schnabel der Gimpel.
Er iſt ein gelehriger Vogel zwar,
Doch aber etwas ſimpel.

Er iſt von ruhigem Naturell,
Er macht ſich wenig Bewegung.
Doch wenn er gelernt und gelehret iſt,
Erwartet er gute Pflegung.

Er nimmt mit mancherlei Saamen vorlieb,
Läßt gern ſich was Grünes gefallen;
Doch gieb nicht hitziges Futter ihm,
Sonſt fällt er dem Tod in die Krallen.

Kein Vogel iſt leichter zu fangen, als er,
Schon auf der gewöhnlichen Locke,
Drum nennt auch nach ihm den leichtgläubigen Mann
Manche mannſangſüchtige Docke.

---

*) LoxiaPyrrhula L. Blutfink, Luch, Löbich, Lietich. N. St. S. 119.

Da er außerordentlich zärtlich iſt,
Und gar zu gern ſchnäbelt und ſchmachtet,
So rechnet ihm nicht ſeine Einfalt zu,
Wer den Gimpel mit Einſicht beachtet.

Der Wildfang hat einen eignen Geſang,
Seine Töne knirren und knarren
So herzbrechend rührend, und faſt ſo ſchön
Wie ein ungeſchmierter Schiebkarrer.

Wer Stücklein dem Gimpel lehren will,
Die er flöten ſoll und begreifen,
Der muß ſelbſt ſein ein pfiffiger Mann,
Muß ihm drei Vierteljahr vorpfeifen.

Ich möchte ſo wenig ein Gimpel ſein,
Als zum Gimpellehrer erkoren,
Es gehört allmächt'ge Geduld dazu,
Nächſt ganz beſonderen Ohren. —

Er nimmt gern an jeden fremden Geſang,
Verfällt in die alte Leier,
Läßt nach im Fleiß, wird gedächtnißſchwach —
Ja, gute Gimpel ſind theuer.

Ja, gute Gimpel, die freuen mich,
So oft ich ſie nur erblicke,
Sie flöten fleißig ein Kirchenlied,
Nächſt ihrem Trompeterſtücke.

Ja, gute Gimpel, die werden ganz zahm
So zahm, wie Flachsfink und Zeiſig,
Und bei gutem Futter, auch ohne Geſang,
Sind im Eſſen und Trinken ſie fleißig.

2.

Die Gimpel-Arten.

Der gewöhnliche Gimpel iſt allbekannt,
Er gehört zu den Kernbeißern.
Du triffſt ihn bei den Hirten an,
Und in den höchſten Häuſern.

Kohlrabenſchwarz das Köpfchen trägt
Und den Schnabel ſchwarz dies Hänschen;
Carminroth die Bruſt, die Flügel grau,
Stahlblau das geſpaltene Schwänzchen.

Nun giebt's auch Gimpel, die ſind ganz weiß,
Mit wenigen dunkeln Flecken;
Sei noch ſo weiß, deine Flecken wird
Die Welt an dir entdecken.

Dann giebt es Gimpel, die ſind ganz ſchwarz,
Kohlſchwarz vom Kopf zur Zehe.
Von dieſen Vögeln ziemlich oft
Männlein und Weiblein ich ſehe.

Auch werden die Gimpel noch eingetheilt
In Gimpel, die gemeinſten,
In Gimpel die größten, die mittlern, und
In Gimpel endlich, die kleinſten.

Daß dieſes aber nur Grillen ſind
Der Vogelhändler, beſchwör' ich,
Denn jährlich viele Hunderte
Von Gimpeln ſehe und hör' ich.

Viele Hunderte Gimpel, ſo zahm als wild,
(So ſteht es wörtlich geſchrieben),
Und was einmal ein Gimpel war,
Iſt ſtets ein Gimpel geblieben.

Nie hab' ich anderen Unterſchied,
Als wie bei Menſchen — erfahren.
Der Eine iſt groß, der Andre iſt klein,
Nach Herkunft, Art und Jahren.

2.

Gimpelglück.

Uns ſagt vom Gimpel auch ein Lied,*)
Er dürfe bei den Eulen
Ganz ſonder Scheu und Unterſchied
Getroſten Muthes weilen.

Und nennet das das Gimpelglück,
Und ich darf frei bekennen,
Daß ein Gedankenmeiſterſtück
Ich ſolche Lehr' muß nennen.

Die Dummheit paßt zur Finſterniß,
Die gehen traut mitſammen,
Sie brennen beide ganz gewiß
In gleichen Liebesflammen.

---

*) Des Knaben Wunderhorn, III. S. 12.

Ein Gimpel, der in Lieb' entbrennt,
Der findet auch ſein Eulchen,
Und in dem Eulenelement
Behagt's ihm manches Weilchen.

Das Eulchen ſchluchzt, der Gimpel girrt,
Er fliegt nicht mehr von hinnen.
Die Eulchenliebſchaft, die verwirrt
Ihm ſeine Gimpelſinnen.

Wen Finſterniß hat in ihr Neſt
Mit Eulenblick gezogen,
Den feſſelt ſie, den hält ſie feſt,
Iſt ſelten ihr entflogen.

Jedoch iſt der Verluſt nicht groß,
Ein falſcher Deut im Cymbel.
Der Vogel in der Eule Schooß
Iſt eben nur ein Gimpel.

„Drum lieber Gimpel, ſei verliebt,“
(So ſchließt das Lied, das alte:)
„Ich bin nicht bös, und nicht betrübt,“
Dein Gimpelglück — behalte!

Der Grünling.*

Grünhänfling, der auch Kappfinke heißt,
Goldhänfling, Grünzling und Tutter,
Iſt größer als ein gemeiner Fink,
Und liebt ſich reichliches Futter.

Er iſt nur dann von friedlicher Art,
Und nicht biſſig offen ſein Rachen,
Wenn er immer vollauf zu freſſen hat,
Und nicht braucht an der Krippe zu wachen.

Er wird vom Futter dick und fett,
Und wird ſehr zahm im Zimmer.
Sein wilder Geſang iſt nicht angenehm,
Der zahme — ja — der iſt's immer.

Die Jäger und Vogler ſagen, es ſei'n
Drei Grünlingsgrößen vorhanden,
Doch der Unterſchied ruht im Alter bloß —
Er wohnt faſt in allen Landen.

Das Weibchen unterſcheidet ſich
Vom Grünlingsmännlein bedeutend.
Es iſt mehr weiß und weniger grün,
Dieß iſt ſehr unterſcheidend.

---

*) Loxia Chloris L. Grünfink. N. Tl. S. 102. 1.

Baſtarde giebt es vom Grünling auch,
Vom Körper größer und länger,
Sind gelbbunt, wie die Kanari ſind,
Und allzeit ſchlechte Sänger.

In Deutſchland ſind Grünlinge ſehr gemein,
Sie fliegen nicht hoch in den Norden;
Als Stubenvögel gewöhnlicher Art
Sind längſt ſie gezogen worden.

Wenn euch der Grünling beluſtigen ſoll,
So ſeid nicht ſeine Haſſer.
Nein, haltet ihm hübſch die Krippe voll;
Doch laßt ihn ziehen ſein Waſſer.

Denn der Müſſiggang, der ſchadet ihm,
Und macht ihn faul im Geſange,
Deßhalb was weniges Waſſer ziehn —
Da bleibt er bei der Stange.

Der Fichtenkernbeißer.[*]

Dieß iſt der größte Kernbeißer,
Er trägt ein nettes Gewand,
Kopf, Hals und Bruſt carminroth,
Mit manchem bunten Band.

Er niſtet hoch auf Bäumen,
Er ſingt ſelbſt in der Nacht.
Gefangen ſingt er faſt immer;
Frei — nur in Frühlingspracht.

Er wird in Schneuſſen gefangen,
Auch auf ſonſtige Arten des Fangs.
Gehalten wegen der Zahmheit
Wird er, und ſeines Geſangs.

Daß dieſer Vogel verändre
Die Farben auch im Frei'n,
Wie manche Forſcher behaupten,
Mag eine Sage ſein.

Gefangen aber ändert
Er ſein Gefieder ſehr.
Und ſingt, bloß wenn er ſich mauſert,
Euch keine Lieder mehr.

---

[*] Loxia Enucleator L. Fichtenhacker, Kernfreſſer. N. St. S. 167. f.

Ich kenne große Kernbeißer,
Die ſind ſehr feſt im Geſang,
Die ſingen, gut gefüttert,
Ihr ganzes Leben lang.

Sie ſingen unermüdlich,
Sie ſchweigen nimmer ſtill;
Sie ſingen noch, wenn längſt ſchon
Sie Niemand mehr hören will.

Der gemeine Kernbeißer.*

Ein Liebhaber nur von eignem Geſchmack
Wird dieſen gern in der Stube ſehn.
Er iſt von kurzer und dicker Geſtalt,
Und ſein Gefieder juſt auch nicht ſchön.

In Europa wohnt er und Reuſſenland,
In Deutſchland iſt er oft ſehr gemein.
Ihr fangt ihn auf dem Vogelheerd
Mit Leimruthen auch, und ſteckt ihn ein.

Er ſpeiſt ſogleich ſonder Kummer und Harm;
Laßt laufen ihn auf dem Boden frei,
Und gebt ihm viele Kam'raden nicht,
Denn er frißt beſtändig und zankt dabei.

Er läuft ſelbſt ſeinem Fütterer nach,
Und wehrt ſich keck gegen Katz' und Hund.
So zahm er auch wird — wenn du bös ihn machſt
So beißt er dir gleich den Finger wund.

Sein Geſang — manchem Liebhaber gut genug —
Beſteht aus einem leiſen Geklirr,
Vermiſcht mit helldurchdringend ſchnarrendem Ton,
Wie Blech: Itz tiß — zick zick — irrr irrr.

---

*) Loxia Coccothraustes L. Dickſchnabel, Kirſchknapper. N. 21 S. 170 f.

Die Kirſchen liebt er überaus,
Wirft weg das Fleiſch und knackt den Kern.
Er macht es gerade umgekehrt,
Wie viele von der Schöpfung Herrn.

Die ſpeiſen das Fleiſch in Fried' und Ruh,
Laſſen Andere knacken die Nuß der Noth,
Den Kern der Arbeit, den Kern der Laſt,
Die Nuß der Ungunſt — ihr täglich Brot.

Der Girrlitz. *

Ein niedliches Vöglein, und ſüdlicher Art;
Es gilt für einen Zeiſig.
Als Stubenvogel iſt's allerliebſt,
Und wenn du reichliches Futter ihm giebſt,
So ſingt es melodiſch und fleißig.

Es iſt ſehr zärtlich und ſchnäbelt ſich gern,
Wenn du frei es im Zimmer läßt laufen,
Mit allerlei Vögeln — mit Zeiſig und Fink
Und Stieglitz — iſt munter und artig und flink,
Und liebt dabei häufig zu ſaufen.

Ich hab' es im Frühling in Gärten geſehn,
Gehört auch ſein ſchmachtendes Girren.
Faſt klingt es wie Girrlitz und Hitzriki —
Es wird die Girrlitzen-Poeſie
Wohl Keinen bethörend verwirren.

Es kümmert auch niemals ſich irgend Cenſur
Um Girrlitzgeſänge und Lieder.
Sie klingen von Sonnen und Wonnen gar ſchön,
Von Herzen und Schmerzen erſchallt ihr Getön,
Stets preiſen den Frühling ſie wieder.

Sie preiſen den Frühling, ſie preiſen den Mai,
Sie preiſen die Roſe der Liebe.
Sie loben auch Gott, den allgütigen Herrn,
Sie ſitzen ſo fröhlich und haben ſich gern,
„Ach, wenn es doch immer ſo bliebe!“ —

---

*) Loxia oder Fringilla serinus L. Grünfink, Hirngrill. N. St. S. 171. f.

Ausländiſche Kernbeißer.

Auch das Ausland erzeugt manche Kernbeißerart,
Die ſind ſehr ſchön und ſehr theuer.
Wir zahlen indeß an das Ausland ſehr gern
Manch' indirecte Steuer.

Die Virginianiſche Nachtigall,
Der Cardinalkernbeißer,
Hat einen wundervollen Geſang
Und wird höchſt ſelten heißer.*)

Der Reiskernbeißer, der iſt bloß ſchön,
Und deßhalb beſonders gelitten.
Er wird auch Sperling von Java genannt,
Hat des deutſchen Sperlinges Sitten.**)

Der Senegaliſt iſt niedlich und klein,
Kaum größer, wie der Zaunkönig.
Er iſt ſehr zärtlich, ſehr angenehm,
Singt aber ſehr ſchlecht und wenig.***)

Der bengaliſche Sperling iſt prachtvoll gefärbt,
Getiegert erſcheint ſein Geſieder.
Er muß ein ſehr höfliches Vögelchen ſein,
Denn er beugt den Körper oft nieder.†)

---

*) Loxia Cardinalis L. N. St. S. 176. f. 621. f.

**) L. oryzivora L.

***) L. Astrild L.

†) L. Amandava L.

Der Paradieskernbeißer ſtammt
Muthmaßlich vom Paradieſe.
Als Adam und Eva der Engel vertrieb,
Blieb er auf grüner Wieſe.*)

Der Grenadierkernbeißer iſt ſchön,
Wird Feuervogel geheißen.
Grenadiere müſſen ins Feuer gehn,
Und den Kern des Feindes zerbeißen.**)

Der Capſche Kernbeißer — der kommt vom Cap,
Sein Geſang will wenig ſagen;
Doch iſt er an Federn und Farben ſehr hübſch,
Und kann die Stube vertragen.***)

Der Mohrenkernbeißer iſt lang geſchwänzt,
Sammtſchwarz und roth vom Gefieder;
Da er bei den Hottentotten wohnt,
Singt er uns keine Lieder.****)

Genug! — An Kernbeißern iſt reich die Welt,
Wozu alle nennen und alle?
Selbſt gebänderte giebt es, und ſchätzbar ſind
Auch dieſe in jedem Falle.†)

---

*) Loxia erythrocephala L.
**) L. Oryx L.
***) L. capensis L.
****) L. caffra L.
†) N. St. 2. 632 f.

Der Schneeammer.*

Dieſer Vogel wohnt im Norden,
Wie ſein Name ſchon euch ſagt.
Wenn's ihm dorten flau geworden,
Er den Flug nach Deutſchland wagt.

Bis nach Thüringen und Heſſen
Seht ihr den Schneeammer ziehn,
Starken Trunk und vieles Eſſen
Gern genießen ſeht ihr ihn.

Seiner Stimme helles Locken
Klingt wie Pfeifen: Fid fid fid!
Manche Vögel pfeifen trefflich,
Doch iſt Pfeifen noch kein Lied.

Wer ihn will im Zimmer halten,
Halt' ihn ja vom Ofen weit.
Er iſt glücklich nur im Kalten,
In am munterſten, wenn's ſchneit.

Badet gern, und läßt ſich mäſten,
Wird vom Futter fett und feiſt.
Wird ſervirt bei nordſchen Feſten,
Wo man trocken ihn verſpeiſt.**)

---

*) **Emberiza nivalis L.** Schneeſperling, Schneelerche, Winterling. N. St. S. 185.
**) N. D. IV. S. 337.

Ja, erſetzen ſoll gebraten
Den Kornfink der Winterling.
Mit den nord'ſchen Surrogaten
Iſt's ein wunderliches Ding.

Halte mich an meine Regel,
Dieſe Regel trügt mich nie,
Schau' mir an die nordſchen Vögel,
Aber ohne Sympathie.

Der Bergammer. *

Bergammers Länge mißt ſieben Zoll,
Da er zwölf mit gebreiteten Flügeln mißt.
Gezeichnet iſt er wundervoll,
Pomeranzenfarbig ſein Schnabel iſt.

Sein Kopf iſt rund, ja eckig ſchier,
Die Wangen ſind kaſtanienbraun.
Ein braunroth Band iſt ſeine Zier,
Quer über ſeiner Bruſt zu ſchaun.

Seine Federn ſind weiß eingefaßt,
Mit Binden und Bändern mancherlei,
Auf vielen iſt ein ſchwarzer Fleck,
Doch der iſt unſichtbar dabei.

Der Zobelammer des Linné
Iſt ein altes Bergammermännchen nur;
Nach Deutſchland folgt aus nord'ſchem Schnee
Seit vielen Jahren er der Spur.

Ihr trefft ihn oft auf ſeinem Zug
Auf Straßen und Fahrwegen an.
Ja bis nach Wälſchland nimmt den Flug
Der Vogel auf der Wanderbahn.

---

*) **Emberiza montana L.** N. Et. S. 188. f. N. D. IV. S. 310 f.

Er lockt Zörr! Zörr! ſingt leidlich ſchön,
Ißt ſich an Hanf und Hirſen ſatt;
Es iſt nicht gut mit ihm umzugehn,
Weil er viele kleine Läuſe hat.*)

Ob dieſer ſeiner Leib-Eigenſchaft
Empfiehlt er ſich in Deutſchland nicht.
Empfehlenswerthe Eigenſchaft
Manchem Vogel überhaupt gebricht.

---

*) N. D. IV S. 313.

Der Goldammer.*

Ob er in Deutſchland auch allbekannt,
Iſt er Beſchreibung doch werth,
Weil jungen Männlein und alten Frau'n
Verwechſelung oft widerfährt.

Wahrlich in reizender ſchöner Tracht,
Iſt dieſer Vogel zu ſchau'n.
Goldgelb erſcheint des Gefieders Pracht,
Wangen — olivenbraun.

Iſt wie der Spatz und der Fink ſo geſetzt,
Hat einen feinen Geſang;
Iſt in der Stube nicht ſehr geſchätzt
Wird ihm die Zeit dort lang.

Sommers und Winters erblicken wir ihn
Immer gar muntern Gemüths.
Volksmund legt ihm die Frag' in den Mund:
„Mädel, Mädel, wie blüht's?“

„Mädel, Mädel, wie blüht dein Geld?
Nimm mich zum Bräutigam dir!
Sieh, ſieh, lieb Dirnel, wie gut ich dir bin,
Baue das Neſtlein mit mir!“

---

*) Emberiza Citrinella L. Emmerling, Ammerling, Golmer. N. St. S. 290 f.

Iſt nun das Mädel ein wenig alt,
Oder ward Wittib die Frau,
Nimmt es der wackere Golmer doch
Nicht gar zu ſtreng und genau.

„Tititi tititi tititüih!“
Alſo ertönet ſein Lied,
Kinderdeutſch: „Wenn ich 'ne Sichel hätt',
Sichel hätt', wollt' ich mit ſchnied.“

Aber da er keine Sichel hat,
Ärntet er meiſt ohne Müh,
Lobet den Herrn in dem Stoppelfeld:
Tititititititüih. —

Der Gerſtenammer.[*]

Er iſt der größte deutſche Ammer,
Der Lerche gleich an Farbe meiſt.
Ihr laßt ihn in der Vogelkammer
Frei laufen, wo er Hafer ſpeiſt.

Im Sommer fliegt er wie der Würger
Umher, und ſchreit: „Hoi, hoi! Potz Blitz!“
Iſt Winters ein ſehr ruhiger Bürger,
Hat nächſt der Scheuer ſeinen Sitz.

Da ſeht ihr ihn gar träg oft ſitzen,
Und Stundenlang auf einem Fleck,
Im Feld, auf dürrer Pfähle Spitzen,
Er ſimulirt wohl über — Dreck? —

Strumpfwirker werden ſie geheißen
Aus einer bittern Ironie,
Ob ihres Singſangs — ach, Strumpfwirker,
Die leben ſchlecht, gut leben ſie.

Ihr fanget ſie, Leimruthen ſteckend,
Wenn ſie im Herbſt ziehn, wie ein Heer,
Sie ſind groß, fett und ſehr wohlſchmeckend,
Denn Gutes ſchmeckt auch ihnen ſehr.

Gar oft hab' ich in Stub' und Kammern
Die fetten Vögel ſitzen ſehn,
Doch fand ich an den Gerſtenammern,
Nichts, was ich nenne gut und ſchön.

---

[*] Emberiza miliaria L. Gerſtvogel, Kornlerche, Praßler. N. St. S. 191. N. D. IV. S. 306 f.

Der Gartenammer.*

Hat des Goldammers Größe,
Mißt gegen ſieben Zoll,
Iſt ziemlich bunt gekleidet,
Und oft ſehr unruhvoll.

Tag oder Nacht, das iſt ihm
Im Ganzen völlig gleich.
Er liebt Gebüſch und Hecken,
Dort iſt ſein Himmelreich.

Er lockt aus Leibeskräften
Den Kamerad zu ſich her.
Kommt eine Kamerädin,
Freut es ihn um ſo mehr.

Er reiſ't familienweiſe;
Solch Reiſen iſt beliebt,
Obgleich dabei bisweilen
Es manchen Anſtoß giebt.

Er ändert ab mitunter
Weiß, ſtrohgelb, weißgeſchwänzt.
Wenn ihr den Schwanz ihn ausrupft
Sich dieſer weiß ergänzt.**)

---

*) Emberiza hortulana L. Ortulan, Kornfink, Fettammer. N. St. S. 196 f.
**) N. D. IV. S. 322.

Die alten Römer ſchätzten
Gar ſehr den Ortulan.
So klug wie die alten Römer
Iſt längſt auch der German.

Nicht wegen des Geſanges
Der Vogel wird geſchätzt;
Er giebt einen fetten Biſſen
Wenn ihr ihn fleißig ätzt.

Er wird ganz zum Fettklumpen,
Und ſchmeckt höchſt ausgeſucht.
Ja ſolch ein fetter Vogel
Iſt eine leckre Frucht.

Ich kenne manchen Braven,
Der legt vortrefflich an,
Und wird durch Gottes Gaben
Ein ſchöner Ortulan.

Der Zaunammer.*

Er ward noch nicht häufig beſchrieben der Zirl,
Linné bloß das Weibchen zu kennen ſchien;
Auch iſt die Bekanntſchaft des Weibchens fürwahr
Der Bekanntſchaft des Männchens oft vorzuziehn.

Der ſich auf Bekanntſchaft von beiden verſtand,
Der „Alte“ beſchrieb ihn uns deutlich und klar.
Er hat ihn **Olivengrünbrüſtling** genannt,
Und hat ihn damit getroffen aufs Haar.

Sonſt wurde mit Golmern verwechſelt der Zirl,
Allein er hat ungleich beſſern Geſchmack.
Er zankt und beißt ſich mit Goldammern gern,
Und haßt dies zudringlich genäſchige Pack.

Sonſt galt der Zizi als ein Deutſcher kaum,
Als ein Fremdling wurde er angeblickt.
Dies hielt keinen redlichen Deutſchen ab,
Ihn als Ortolan zu verſpeiſen geſpickt.

Denn auch er — wird fett — das Geſetz der Natur
Erfüllen muß er's, doch ſchadet's ihm nicht.
Fettwerden iſt vielfach die einzige Kunſt,
Durch die ſich erprobt ein Mann von Gewicht.

---

*) Emberiza Elaeathorax Bechsteini. E. Cirlus L. Zizi, Zirlammer. N. St. S. 201 f. N. D. IV. S. 323 f.

Der Zipammer.*

Knipper trägt ſich aſchgrau,
Köpfchen roth beſpritzt,
Augenſterne ſchwarzbraun,
Schnabel ſcharf geſpitzt.

Roſtfarb ſind der Flügel
Federn eingefaßt;
Seines Weibchens Farben
Scheinen abgeblaßt.

Dieſe Vögel niſten
In Norddeutſchland nie.
Oeſterreich, Italien,
Frankreich lieben ſie.

Dieſe Vögel lieben
Sehr die Einſamkeit,
Halt' ein großes Gitter
Ihnen ſtets bereit.

Wo ſie ſchlafen können,
Wo ſie ruhig ruhn,
Denn ſie lieben Ruhe,
Lieben — nichts zu thun.

---

*) Emberiza Cia L. Wieſenemritz, Knipper. N. St. S. 201. f.

Wegen ihrer Einfalt
Heißen ſie auch Narr,
Weil ſie jeder Lockung
Folgen immerdar.

Sonſt ſind ſie recht munter,
Machen viel Gegirr,
Rufen hell, ſelbſt Winters:
Zizizi zirr zirr!

Leben mit den Vettern
Auf vertrautem Fuß,
Geben den Couſinen
Manch verliebten Kuß.

Solches Sperlingsleben
Möcht' ich preiſen ſchier.
Futter, Ruhe, Küſſe —
Zizizi zirr zirr!

Der Rohrammer.[*]

Rohrſpatz iſt ein ſehr muntrer Held,
Voll Unruh und Bewegung.
Er zieht umher in Rohr und Feld,
Liebt ſchöner Künſte Pflegung.

„Jß! iß!“ ſo lockt er fort und fort
Ausdauernd, aber leiſe.
Und ſucht dabei ſich hier und dort
Gleich Andern, Trank und Speiſe.

„Titi tuti — tuti titi
Reitſch ah!“ hört ihr ihn kreiſchen;
Er ſcheint mit dieſer Melodie
Beſonderes zu heiſchen.

Das Tutti liebt er überaus,
Liebt auch die Muſikanten;
Ja muſikaliſche Neigung iſt
Sehr ſtark bei ihm vorhanden.

Er ſingt den ganzen Sommer lang
Selbſt Nachts — doch gern in Freiheit.
Jhm tödtet des Geſanges Drang
Abmühende Einerleiheit.

---

[*] Emberiza Schoeniclus L. Rohrſperling, Schilfſchmätzer, Moosammerling. N. St. S. 207 f. N. D. IV. 311 f.

Oft muß der luſtige Muſikus
Sich laſſen verunglimpfen.
Die Welt ſagt dieſen Ammern nach
Sie thäten gerne ſchimpfen.

Der Ammer ißt ſich gerne ſatt,
Und füttert gern die Jungen.
Gar mancher Mann, der Mangel hat,
Zum Schimpfen iſt gezwungen.

Und ſchimpfen hilft gar manchem Mann,
Trotz böſer Welt Geklatſche.
Doch bringt's auch einen dann und wann
Gewaltig in die Patſche.

Einſt kannt' ich einen Spatz im Rohr,
Der ſchimpfte laut und lange,
Da hob ein Titel ihn empor,
Nun hält er bei der Stange.

Der Sperlingsammer.*)

Rohrammern ähnelt dieſer gar ſehr
Wird oft mit ihnen verwechſelt.
Des Männleins Kopf iſt roſtroth und grau,
Seine Haltung iſt wie gedrechſelt.

Er zieht dichte buſchreiche Laubhölzer vor,
Kriecht gern herum in der Tiefe,
Er ruft und lockt höchſt zärtlich: „Sie! Sie!“
Als wenn ein Menſch ſo riefe.

Er hält ſich zu dem Weibchen ſtets,
Ihr ſehet ihn meiſt in Paaren.
Zuerſt ſah Pallas**) in Rußland ihn;
Nach Thüringen kommt er in Schaaren.

Das Weibchen ſieht ungleich heller aus,
Iſt ſchön an der Bruſt und an Seiten,
Doch trägt es Streifen ſchmutzig weiß,
Ja, die findet ihr an beiden.

Ach in allen Zonen verbreitet iſt
Eine leidige ſchmutzige Weiſe,
Die mancher Harpax für Weisheit hält,
Und übet mit allem Fleiße.

---

*) Emberiza passerina L. N. St. S. 210 f.
**) Nicht Pallas Athene, ſondern Peter Simon Pallas, ein geſchätzter Naturforſcher.

Ausländiſche Ammerarten.*

Ausländiſche Ammerarten
Werden häufig Wittwen genannt,
Wollt ihr die Urſache wiſſen?
Sie blieb mir unbekannt.

Die Paradiesammer-Wittwe**)
Iſt ſchön, iſt theuer und rar.
Sie badet und putzt ſich beſtändig,
Iſt in jeder Hinſicht koſtbar.

In jedem Sommer erſcheint ſie
Mit einem neuen Gewand,
Und trägt um den Hals beſtändig
Ein herrlich goldenes Band.

Die Dominikaner-Wittwe***)
Trägt ein weiß und ſchwarzes Kleid;
Ihr Lied klingt melancholiſch,
Als athm' es Trauer und Leid.

Daß dieſe Ausländerin ſein muß,
Seht ihr auf den erſten Blick.
Die deutſchen Dominikaner
Laſſen keine Wittwen zurück.

---

*) R. St. S. 213 f.

**) Emb. paradisea L.

***) Emb. serena L.

Die Königs-Wittwe*) wird ſelten
In unſrer Heimath geſehn.
Sie iſt ein vortrefflicher Vogel,
Und ihr Geſang klingt ſchön.

Der Indigo-Ammer**) wird Biſchof
Genannt — ein wunderlich Ding.
Ja — er heißt ſogar Miniſter
Und blauer Diſtelfink!

Darüber ließe ſich ſagen
Viel außerordentlich,
Doch da der Raum uns mangelt
Steht hier ein —

Der gemalte Ammer —***) erſtaunet,
Wird ſogar Papſt genannt.
Der Mann war luſtig gelaunet,
Der dieſen Namen ihm fand.

Uebern Papſt nun ließe ſich ſcherzen
Nach Herzensluſt und Wahl.
Der Papſt iſt fern und iſt Einer,
Miniſter ſind überall.

Doch weil weder Papſt noch Miniſter
Mir was zu Leide gethan,
So bleib' ich bei meinen Vögeln,
Hab' meine Freude daran.

---

*) Ember. regia L.
**) Ember. cyanea L.
***) Ember. Ciris L. Nonpareil. Maripoſa.

Der Papſtvogel hat es beſſer
Als ſein Herr Path' in Rom.
Er ſchwebt mit ſeinem Weibchen
Frei unter dem Himmelsdom. —

Die liſtigen Vogelhändler
Haben manche Wittwe gemalt,
Und manche reiche Gimpel
Haben ſie theuer bezahlt. —

Und haben auch den Pantoffel
Sehr fleißig küſſen gemüßt,
Und wenn ſie ihn nicht küßten,
So hat er ſie geküßt.

Der Hausſperling. *

Zwar Sperlinge ſind juſt nicht angenehm,
Und gehören nicht in die Stuben;
Doch da ſie leicht zu erhalten ſind,
So lieben ſie Mädchen und Buben.

Sie haben manch artige Eigenſchaft,
Können Sympathien erwecken,
Und ſpielen gefangen ſelbſt und in Haft
Doch immer die Gecken und Kecken.

In der alten Welt ſind ſie allbekannt,
Und ſind auch bekannt in der neuen,
Die auch ſchon ein ziemliches Alter hat,
Und ſich manches Sperlings thut freuen.

Der Schnabel der Spatzen iſt ſchwarzblau und dick,
Sie tragen ſich bräunlich und gräulich.
Sie halten zur Menſchenwohnung ſich gern,
Und naſchen und ſtehlen abſcheulich.

Sie freſſen, was irgend genießbar iſt;
In der Stube Samen und Graupen,
Im Freien auch Erbſen und Kirſchen und Korn,
Vertilgen Maikäfer und Raupen.

Von Krankheiten leiden ſie manchesmal
An Liebesfieber und Schwindel.
Denn die Sperlinge ſind unmäßig verliebt,
Ja — es iſt ein ſehr lockres Geſindel.

---

*) Fringilla domestica L. Spatz, Hofſperling, Lüning. N. St. S. 247 f.

Sie lieben Geſellſchaft, ſind munter und froh,
Sind gern beiſammen ſehr zahlreich.
Das zwitſchert und ziſchelt und kichert und küßt,
Und iſt in der Liebe ſehr wahlreich.

Wahlreich iſt ein neues, gut deutſches Wort,
Nur mit Wahl=Reich nicht zu vermengen.
O deutſche Sprache, du reicher Hort,
Du hilfſt uns aus Nöthen und Engen!

Habt ihr einen Spatz, ſo laßt ihn nur frei
In der Stube ſein luſtiges Weſen.
Ihr könnt dann von ihm (dies nebenbei)
Auch hübſche Baſtarden aufleſen.

Gebt ihm nur einen verſteckten Ort,
Einen Krug etwa hinter dem Ofen,
Da baut er ein Neſt, da heckt er hinein,
Zur Freude der Kinder und Zofen.

Die zieren mit Grenadiermützen ihn,
Mit rothen und goldenen Krönchen;
Eine ganz allerliebſte Thierquälerei
Zur Lehre der Mägdlein und Söhnchen.

Auch zum Ein= und zum Ausflug gewöhnt ihr den Spatz,
Durch recht gutes Futter und Trinken;
Ja wenn's euch an einem Spatzen gebricht,
So kommt er, ihr dürfet nur winken.

Er iſt der Hausfreund für alle Welt,
Es wird ihm bei euch ſchon behagen,
Und wenn er das Krönchen nicht ſelber trägt,
So könnt ihr ja, ſtatt ſeiner, es tragen.

Der Feldſperling.*

Uebertrifft an edlem Anſtand ſeinem Vetter, der zu Haus bleibt,
Iſt nicht ſo gemein wie jener, weil die Neigung ihn hinaustreibt,
Wo er in der Fremde Bildung lernt, auch häufig variirt,
Er wird weiß und bunt getroffen und ſehr mannichfach ſchattirt.

Dieſer Sperling liebt das Reiſen, liebt auch ſeines Geiſts Erhellung,
Haft in Stuben iſt ihm eine ganz unangenehme Stellung.
Denn ob ſeiner kurzen Füße liegt er, ſcheinbar, auf dem Bauch,
Dieſes ſcheint ihm unäſthetiſch, darum ſucht er Baum und Strauch.

Nur im Winter, wenn es draußen friert und ſchneit, kommt er gegangen,
Und dann läßt vor vollen Scheuern unter Sieben er ſich fangen.
Aber wenn der holde Frühling naht, dann laßt ihn wieder frei,
Sonſt verzehrt er ſich in Sehnſucht nach der Freiheit, nach dem Mai.

*) Fringilla montana L. Baum-, Wald-, Ringel-, Weidenſperling. N. St. S. 250. f.

Er kann manche Töne zirpen, die ſtatt des Geſangs ihm dienen,
Aber die nur dann Geſang ſind, wenn du nichts vernimmſt von ihnen.
Unter Liedern andrer Sänger mag er zwitſchern, wie er will,
Aber wenn die Andern ſchweigen, ſchweig auch du, Feldſperling, ſtill!

Doch vermuthlich hält für lieblich er ſein Zirpen und ſein Locken,
Mir erſcheint es unausſtehlich, faſt ſo fad, wie wälſche Brocken,
Und ich hab' nur zu beklagen meine mir ſo werthe Zeit,
Wenn der Sperling kommt und zirpet, wünſch' ihm guten Weg — und weit.

VI.

Singvögel.*

Sänger ſingen; dieſer Spruch
Stehet feſt in der Natur,
Und die Ausnahm' ſindet ihr
Meiſt bei dem Theater nur. —

Sänger ſpeiſen mancherlei,
Beeren, Fliegen, wie es kommt;
Sänger lieben auch den Trunk,
Doch nie mehr als ihnen frommt. —

Sänger baun ihr Neſt mit Kunſt,
Eben weil ſie Künſtler ſind.
Sänger freun ſich mancher Gunſt,
Schlagen ſie auch in den Wind. —

Sänger ſind ein eignes Volk,
Große Kunſt iſt's zu verſtehn
Was ein Künſtlerherz bewegt,
Und mit Künſtlern umzugehn. —

Sänger mit dem König ſoll
Gehn — wie unſer Schiller ſagt.
Dieſes kann gar wohl geſchehn,
Wenn dem König es behagt. —

---

*) Oscines Canori. Ein Theil derſelben gehört noch zu den Sperlingsartigen, doch werden ſie von den Liebhabern, welche die Naturgeſchichte nicht ſyſtematiſch ſtudiren, unbedingt zu den Sängern gerechnet. N. St. S. 326.

Iſt ein König gut und klug,
Iſt ein Sänger ſchlimm und dumm,
Dann nur kann der König nicht
Gehn mit ſolchem Sänger um. —

Darin aber ruht ein Troſt
Für die ganze Sängerwelt,
Daß doch das Zaunköniglein
Iſt den Sängern zugeſellt. —

Mancher Sänger möchte gern
König ſein, dem viel gebricht.
Ob ſich's mit dem Gegentheil
So verhält? — Ich weiß es nicht. —

Der gemeine Fink.*

(Erzählt von ſich ſelbſt.)

»Ich bin ein allbeliebter Sänger,
Ich bin geſchätzt ob meinem Schlag.
Je lieber habt ihr mich, je länger,
Ich Strophen ſingen kann und mag.«

»Auch allbekannt bin ich im Volke,
Des Waldbewohners liebſter Gaſt;
Zerſtreu' ihm ſeines Kummers Wolke,
Erleichtre ſeiner Sorgen Laſt.«

»Des **Volkes** Lieblingsvogel bin ich;
Es lauſcht dem Schlag, und darbt dazu.
Manch armer Feilenſchmied gab ſinnig
Für einen Finken ſeine Kuh.«

»Er gab die Nährerin, die Proſa,
Für einen Kuß der Poeſie;
Ob dies ein Reicher — odiosa
Exempla sunt — vermöchte? — Nie!«

»Nicht braucht es, daß ich mich beſchreibe,
Wer kennt den muntern Finken nicht?
Braunroth bin ich gefärbt am Leibe,
Und weichſelbraun iſt mein Geſicht.«

---

*) Fringilla Coelebs L. Buchfink, Gartenfink, Rothfink. N. Gt. S. 221.

„Im Freien wohn' ich allenthalben,
Und zieh' in Schaaren hin und her.
Erſt ſpät, wenn längſt die Blätter falben,
Und Winters — ſeht ihr mich nicht mehr.“

„Gefangen haltet uns in Bauern,
Doch nicht zu niedrig, nicht zu klein;
Dann werden wir nicht lange trauern,
Euch bald mit unſerm Schlag erfreun.“

„Wir ſingen dann im Freiheittriebe,
Weil uns Geſang die Bruſt erfüllt.
Wir rufen nach dem Glück der Liebe,
Weil unſer Himmel ſich verhüllt.“

„Wir leben einſam, weil wir müſſen, —
O Blüthenbaum — o grüne Saat!
Wir ſehnen uns nach Lieb und Küſſen,
Und ſind verdammt zum Cölibat.“

„Uns ſchmerzt's — euch freut's — ihr dürft uns halten,
Gott läßt Gefangenſchaft geſchehn.
Wie könnten höheren Gewalten
Wir armen Sänger widerſtehn?

„Oft werden jung wir aufgezogen,
Gleich aus dem Neſt in Käfigsbann.
Dann iſt ein Loos uns zugewogen —
Ich will es wünſchen keinem Mann.“

„Uns tauge Finſterniß — ſo meinen
Die Menſchen meiſt — daher die Nacht.
Im Dunkel ſeht ihr keinen — weinen,
Glaubt nicht, wie elend Blindheit macht.“

„Euch tröſtet's, daß wir armen Blinden
Die Wundergabe, den Geſang,
Behalten, daß wir Futter finden,
Und Gott uns läßt das Leben lang.“

„So bleiben dunkel wir verhangen,
So lernen wir den beſten Schlag.
Aus ſchwarzen Kummernächten rangen
Oft Himmelslieder ſich zu Tag. —“

Der Finkenfang.*

Der Finkenfang wird auf gar mancherlei Art
Von den Vogelſtellern betrieben.
Es gehen die Finken in Locke und Garn
Am meiſten zur Zeit, wenn ſie lieben.

Der Lockvogel lockt und die Leimruthe hält,
Und der Läufer betrügt den Stechfinken.
Auch werden am Mittag die Finken berückt,
Wenn zur Tränke ſie gehn, um zu trinken.

Anthere und Liber, dies mächtige Paar,
Vereinen ſich oft zur Berückung.
Und nicht nur der Finken ſangkundige Schaar
Sucht bei dieſen ihre Beglückung.

Auch Stieglitz und Hänfling, auch Zeiſig und Luch,
Fallen all' in Netze und Bande.
Und wenn Lieb oder Durſt einen Menſchen berückt,
Iſt's juſt auch keine ſchreckliche Schande.

---

*) N. Fr. S. 231.

Das Lernen der Finken.*

Alljährlich lernt ſeinen Frühlingsgeſang
Ein jeglicher Finke vom Neuen.
Sie ſchnurren und ziſcheln vier Wochen lang,
Bevor durch Geſang ſie erfreuen.

Sie zirpen mit wunderlich fremden Ton,
Und machen die Stimme geſchmeidig,
Und nur ein Genie nach acht Tagen ſchon
Vollbringet den Doppelſchlag freudig.

Dabei fallen andere Finken mir ein,
Die möchten vortrefflich ſingen,
Probiren und zirpen — Jahr aus, Jahr ein,
Doch will nichts Geſcheidtes gelingen.

O grauſamer Drang zu ſingen, du trügſt
So Viele, die ringen und wagen.
Du armer Fink, der du gerne ſchlügſt,
Wie biſt du ſelber geſchlagen!

---

*) N. Gl. S. 213

Die Finkenſchläge.*

Der Fink hat verſchiedene Töne,
Die Liebhabern merkwürdig ſind.
Er ruft „trief! trief!“ wenn es regnet,
Und „jack jack jack“ bei Wind.

„Fink! fink!“ ſo ruft er häufig,
Wenn er Durſt oder Hunger hat;
Und „Pfaff pfaff,“ das ſoll heißen:
Proſt die Mahlzeit, ich bin ſatt.

Die Vogelfreunde kennen
Der Finkenſchläge ſehr viel,
Nicht alle kann ich nennen,
Nur Einige nennen will.

Einige Wenige, die vor allen
Beliebt in Thüringen ſind,
Die mir auch ſelbſt gefallen,
Ich bin ein Thüringer Kind.

---

*) N. Bl. S. 231

Das Hochzeitbier.*

Hochzeit iſt heut! Auf des Dorfes Plan
Treten die Paare zum Reigen an.
Geige ſtimmt an, und es rumpelt der Baß;
Zapfen heraus! und es rinnt aus dem Faß.
Luſtige Finken zum Trinken ſind hier:
Zizizizizi reizia jajajajaja Hochzigerbier!

Reize ja zeigt uns der ländliche Tanz;
Brautjungfern prangen in Krönlein und Kranz;
Hochroth und weiß, wie des Apfelbaums Bluſt,
Schämig die Braut mit dem Strauß an der Bruſt.
Fink fink fink fink und des Bräutigams Zier? —
Zizizizizi reizia jajajajaja Hochzigerbier!

Zieret den Bräut'gam nach Sitte, nach Pflicht,
Aber euch ſelber zieret nur nicht.
Hochzeit iſt heut, und da knüpft auf dem Plan
Hochzeit die künftige Hochzeit wohl an.
Jujujuch! Wer will tanzen mit mir?
Zizizizizi reizia jajajajaja Hochzigerbier!

Immer wo blühende Roſen erfreun,
Stellen die Finken, die loſen, ſich ein!
Immer wo's winket und blinket und rinnt,
Kommt auch der Finke und trinket und minnt.
Fink, Fink, Fink, Fink, trink trink nach Gebühr!
Zizizizizi reizia jajajajaja Hochzigerbier!

---

*) R. Gl. S. 211.

Ein Doppelſchlag.*

Verſchieden die Finkenweiſe klingt
In verſchiedenen deutſchen Landen.
Der Schlag, den ein Thüringer Finke ſingt,
Iſt nicht am Harz vorhanden.**)
Warum? — Horch! hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingts:
Finkferlingfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala diſcutia.

Und wieder die Finken in Oeſterreich,
Die haben andre Geſänge,
Die nicht den Finken in Preußen gleich
An Strophenzahl und Länge.
Warum? — Horch, hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingt's:
Finkferlingfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala diſcutia.

Da ſingen Finken: „Reitherzu!“
Bis nach Paris ſoll's dringen.
Und Andre ſingen: „Weit den Schuh!“
Auch „Pfaff! Pfaff!“ hört ihr ſingen.
Warum? — Horch, hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingt's:
Finkferlinkfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala diſcutia.

---

*) N. Br. S. 238. 239.
**) Daſ. S. 241. f.

O ſchlügen doch am Main wie Rhein
Ueberein die deutſchen Finken!
Das müßt ein prächtiges Schlagen ſein,
Die goldne Zeit thät winken!
Warum? — Horch, hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingt's:
Finkferlinkfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala discutia.

Wär' Einklang, wär's ein hehrer Klang,
O wenn doch Einklang wäre!
Und wär' nicht mehr beim Finkenfang
Ein Schimpfwort: die Putzſcheere!*)
Warum? — Horch, hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingt's:
Finkferlinkfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala discutia.

Uns mangelt eines Finklers Geiſt,
Ein Hunnenüberwinder.
Der ſchlimmſte Hunne Zwietracht heißt!
Komm, Eintrachtſtättegründer!
Warum? — Horch, hoch vom Baume klingt's,
Der Finke ſingt's:
Finkferlinkfinkfink zwiſpaltia,
Paperlalala discutia.

---

*) R. St. S. 211.

Der Weingeſang.[*]

Des Finkenſchlags Krone heißt Weingeſang,
Er ſtammt aus Noahs Arche.
Dem ward in der Arche die Zeit gar lang,
Und nachſann der Patriarche.
Dazu ſchlug der Fink: Finkfinkferlingſing!
Und Noah erſann ein treffliches Ding,
Es klang ſo verlockend, ſo rein ſchön:
Trief — trief — trief — wir wollen zum Wein gehn!
Pink![**]

Und als das Triefen vorüber war,
Da träufte göttlicher Segen.
In Becher perlte bald wunderbar
Des Rebſtocks goldener Regen.
Dazu ſchlug der Fink: Finkfinkferlingfink!
Die Menſchheit verſtand den göttlichen Wink.
Wie hätt' ihr der ſollen nicht eingehn?
Flink! flink! flink! Wir wollen zum Wein gehn!
Pink!

---

[*] N. St. S. 237.

[**] Dieſen Nachſchlag nennen die Kenner das Amen der Finken. Nur gute Schläger laſſen ihn hören.

Und ſeit dieſer Zeit geht die Menſchheit zum Wein,
Liebt die Gottesgabe zu trinken.
Auch ſtellten noch nie den Weingeſang ein
Die trinkenden, pinkenden Finken.
Horcht, hört ihr den Fink? Finkſinkferlingſink!
Von Weitem da läutet's melodiſch klink! klink!
Kommt Freunde, wer mag hier allein ſtehn?
Fritz, Fritz, Fritz! wir wollen zum Wein gehn!
Pink.

Wir wollen mitſingen den Weingeſang,
Selbſt luſtige durſtige Finken.
Uns wird bei den Bechern die Zeit nicht lang,
Patriarchenwohl laſſet uns trinken!
Laut ſchmettre der Fink: Finkſinkferlingſing!
Wie macht Lieb' und Luſt uns die Arbeit gering!
Wir können nicht auf einem Bein gehn;
Fritz, Fritz, Fritz, wir wollen zum Wein gehn!
Pink.

Geiſterſtimme eines moraliſchen Katzenjammers.

O wäre doch nicht der Weingeſang!
Da hätt' ich viel vollere Speicher!
O wäre nur nicht der lockende Klang,
An Geid und Gut wär' ich viel reicher.
Mein ſpottet der Fink: Finkſinkferlinkſing;
Wie gern tränk' ich Waſſer, ach, wenn es nur ging!
Mir ſchwindelt — o hättet ihr mein Drehn!
Fritz, Fritz, Fritz — laß ab vom zum Wein Gehn!
Pink.

Chorus.

Wer jammert ſo jämmerlich hinter dem Faß?
Ein Geiſt giebt ſich ſchreckliche Blößen!
O reicht ihm der Traube vielköſtliches Naß,
Ein friſcher Trunk wird ihn erlöſen.
Finkfinkferlinkfink! Klingklink klinkling!
Ein guter Trunk iſt doch allweg gut Ding,
Und nur Grämlinge haben kein Einſehn!
Fritz, Fritz, Fritz! Wir wollen zum Wein gehn!
Pink!

Der Bergfink.[*]

Quitſch=Fink iſt gar ein luſtiger Geſelle,
Noch ſchöner, als des Vetters, iſt ſein Kleid.
Er liebt die Freiheit, doch die Futterſtelle
Beraubt ihn dieſer oft, zu ſeinem Leid. (?)

Er zieht in Schaaren — und berückt in Schaaren
Wird auf dem Lockbuſch er und Vogelheerd.
Ob ſeines Sangs könnt ihr das Futter ſparen,
Denn ſein Geſang iſt leider wenig werth.

Ein leiſes Krächzen, ſo wie beim Studiren
Der Finke ruft, bevor er wirklich ſingt.
Dazwiſchen kreiſcht er: Aetſch! um zu probiren
Ob ſeine Stimme bald melodiſch klingt.

Sehr biſſig iſt er, zankt mit allen Vögeln,
Und hackt mit ſtarkem Schnabel auf ſie los.
Iſt wenig ſcheu, und dient nach Voglerregeln
Zum Fang der Vettern auf der Locke bloß.

Doch dazu ſind nur junge Männchen nützlich;
Das Weibchen wird als Läuferfink verwandt.
Sie haben viele Namen, manche kitzlich,
So werden Gold= und Miſtfink ſie genannt.

Quitſch=, Quätſch= auch Rothfink heißen dieſe Finken,
Und Quäker, Zetſcher, Gägler, Nikabitz.
Laubfink und Buchfink, Winterfink und Pinken,
Sehr reich an Titeln, aber arm am Witz.

---

[*] Fringilla Montifringilla L. Tannenfink. N. G. Kl. S. 244. N. D. IV. S. 373 f.

Der Hänfling.*

Ob des häufigen Farbenwechſels
Hat der Hänfling die Forſcher geirrt.
Mehr um unweſentliche Dinge
Haben ſich die entzweit und verwirrt.

Und ſelbſt die Vogelſteller, die ſchlauen,
Haben mancherlei Arten erdacht.
Und je mehr ſie die Käufer bethörten,
Um ſo mehr haben ſie heimlich gelacht.

Hänflinge ſind an Stirnen und Brüſten
Blutroth, doch manche ſind gelb oder weiß.
Dann giebt es graue, das ſind die gemeinſten,
Aber den gelben gebühret der Preis.

Denn dieſe ſingen am reinſten, am ſchönſten,
Sterben nur leider, gefangen, gar bald.
Zeichnen ſich aus durch Feuer und Wildheit;
Nur in der Freiheit werden ſie alt.

Hänflinge wohnen in ganz Europa,
Lieben den Wald, den Buſch und den Rain.
Wollt ihr in Stuben gefangen ſie halten,
Sperret in Finkenbauer ſie ein.

Solltet ihr aber noch beſſer es meinen,
Setzt ein Paar Bäumchen dem Hänfling zur Luſt,
Da wird er ſingen, in Freiheit ſich träumend,
Da wird er flöten aus voller Bruſt.

*) Fringilla cannabina et Linota L. Leinfink, Bluthänfling. N. St. S. 252 f.

Reicht auch bisweilen dem Hänfling was Grünes,
Ach etwas Grünes iſt Hoffnung, iſt Glück!
Ach etwas Grünes iſt Edens-Erinnrung,
Zaubert verlorene Freiheit zurück.

Draußen das Grüne, und innen die Trauer,
Draußen die Freude und innen der Schmerz,
Draußen die Freiheit — o Vöglein im Bauer —
Innen das weinende, ſehnende Herz.

Lauſchet des Hänflings hellrauſchendem Sange,
Der faſt wie Hahnſchrei aufjauchzet und gellt.
Aber er iſt auch gelehrig und fleißig,
Da er ja ſelbſt fremde Lieder behält.

Ja fremde Lieder und auch Melodieen
Pfeift er am ſchönſten, am trefflichſten nach.
Selbſt das beliebte Trompeterſtückchen —
Macht ihm bisweilen viel Ungemach.

Ach armer Vogel! Leinweber und Schuſter
Quälen dich mit dem Trompeterſtück.
Nähmeſt dir lieber den Sproſſer zum Muſter,
Denn ihm nachahmſt du mit Eifer und Glück.

Paareſt dich auch mit Canarienvögeln,
Prächt'ge Baſtarde fallen davon.
Und dieſe lernen ausnehmend ſchön pfeifen,
Doch auch vornehmlich im fremden Ton.

Thun auch gar wohl daran, denn nur das Fremde,
Wär' es auch ſchlecht, und wär' es auch matt,
Wär' auch das Heimiſche beſſer und tücht'ger,
Häufig den Vorzug vorm Heimiſchen hat.

Der Flachsfink.*

Ein kleiner loſer Rothkopf,
Er heißt auch Zwitſcherling,
Und noch gar viele Namen
Er von dem Volk empfing.

Sein Kam'rad iſt der Zeiſig,
Ein guter Kamerad,
Sind unerſättlich beide,
Und freſſen früh und ſpat.

Sie haben am Freſſen Freude,
Und an dem Trunk ihr Glück,
Und thun beſtändig hungrig,
Und thun beſtändig dick.

Der Norden iſt die Heimath
Von dieſem Vögelein,
Doch ſtellt es ſich alljährlich
Sehr zahlreich bei uns ein.

Nur niſtet bei uns ſelten
Ein ſich verſpätend Paar.
Zurück nach ſeiner Heimath
Zieht es ihn immerdar.

---

* Fringilla Linaria L. Bergzeiſig, Gräslein, Tſchetke. N. St. S. 261. f.

Flachsfink läßt wie der Stieglitz
Sich lehren das Futterziehn,
Lernt ſonſt noch manche Künſte,
Und deshalb ſchätzt man ihn.

Und nicht ob des Geſanges,
Der iſt nicht von Belang.
Sonſt iſt er ſehr einfältig,
Und geht leicht in den Fang.

Er iſt erſtaunlich zärtlich,
Und ſchnäbelt ſtets, und küßt
Sowohl ſein liebes Weibchen,
Als was ſonſt küßbar iſt.

Des Volkes Aberglaube
Sagt dieſes von ihm aus:
Er ſei des Sommers Vogel,
Und Winters eine Maus.

Das will euch ſeltſam ſcheinen?
Mir ſcheint's natürlich ſehr.
Ich kenne ſolcher Wunder
Wohl aus Erfahrung mehr.

Ich kenne manche Leute,
Es kennt ſie jedes Kind,
Die Habichte des Sommers,
Und Winters Hamſter ſind.

Der Stieglitz[*]

erzählt ſeine Naturgeſchichte ſelbſt.

Ich bin der muntre Stieglitz,
Geliebt von aller Welt,
Und gelte dem vortrefflich,
Der irgend Vögel hält.

Vortrefflich meine Farben,
Vortrefflich mein Geſang,
Vortrefflich meine Künſte,
Vortrefflich Flug und Gang.

Vortrefflich auch zur Paarung;
Das iſt kein kleines Lob,
Iſt eine Gabe Gottes,
Hoch preiſ' ich ihn darob.

Vom Zeus trag ich den Namen,
Dünkt das euch wunderlich?
Zeus iſt der Göttervater,
Stieglitzpapa bin ich. —

Ihr kennet zuverſichtlich
All meine Farbenzier,
Drum bitt' ich, ſeid ſo gütig,
Schenkt die Beſchreibung mir.

---

[*] Fringilla Carduelis L. Diſtelfink, Jupitersfink, Truns. N. St. S. 265 f.

Die Vogelhändler ſcheiden
Nach Garten uns und Tann,
Wer Vogelhändlern glaubet,
Iſt ein leichtgläub'ger Mann.

Da hab' ich einen Vetter,
Iſt prächtig grün gefärbt,
Iſt Pflanzer in — Braſilien,
Reich wird, wer ihn beerbt.*)

Wir lieben — Diſtelköpfe,
Und werden im Alter blind,
Auch Dummheit, Drehn und Schwindel
Stieglitzkrankheiten ſind.

Doch lernen wir ſchöne Künſte
Zum Ruhm uns und zur Zier.
Schon oft ward mancher Stieglitz
Ein kleiner Kanonier.

Und konnte todt ſich ſtellen!
Solch' Kunſtſtück acht' ich hoch;
Gar mancher Held erprobt' es,
Lebt wahrlich heute noch.

Auch lern' ich Trank und Futter
An einem Kettchen ziehn,
Obſchon die Kettenſtrafe,
Ich Armer nicht verdien'.

Verflucht ſei jedes Kunſtſtück,
Das uns arme Sänger quält!
Verflucht ſei Trank und Futter,
Wenn's mit der Kette vermählt!"

---

*) N. St. Z. 639.

Geſchichte von einem Stieglitz.

In einem geräumigen Käfig hielt
Ich mancherlei Vögel gefangen.
Doch wie ſehr ich auch für ſie ſorgte treu,
Nach Freiheit ſtand all ihr Verlangen.

Ein Stieglitz entkam in der Nacht, ich ſah
Am Morgen offen das Pförtchen.
Die Andern ſaßen noch friedlich dort,
Ein Jeder an ſeinem Oertchen.

Ich ſucht' und ſuchte — die Zimmerthür
Weit offen war ſie geblieben.
Dort hatte gewiß der Freiheit Drang,
Den Vogel hinausgetrieben.

Ich ſucht' und ſuchte durchs ganze Haus,
Vom Vogel war nichts zu erſpähen.
Am Schreibtiſch ſaß ich, und dachte: den
Wirſt niemals du wiederſehen.

Und horch! Da regt ſich's — ich ſpähe ringsum,
Ich blicke hinter die Kaſten.
Sprich kleiner Flüchtling! ſprich, welchen Ort
Erwählteſt du dir zum Raſten?

Noch einmal regt ſich's — da — über mir,
Gleich der Eul' auf Minervens Schilde,
Sitzt er, auf des Zimmers edelſter Zier,
Auf des alten Bechſtein Bilde.

O ſchönſtes Aſyl, das du erkürt!
Mir tönt's wie unſterbliches Grüßen;
Wie könnt' ich dich ſehen ungerührt?
Komm, freu' dich der Freiheit, der ſüßen!

Und er ließ ſich fangen ganz ohne Scheu,
Als ob er, was ich fühlte, empfinde.
Sah klug mich an, und da flog er frei,
Und ſang auf grüner Linde.

Der Zeiſig.*

Zeiſ'ge — die ſind in ganz Europa,
Und auch in Deutſchland ſehr gemein.
Iſt ein Geſell ein luſt'ger Vogel,
Gleich ſoll's ein lockrer Zeiſig ſein.

Er reiſ't bis Schweden, ja bis Rußland,
Und findet in Norwegen ſich.
Doch vom April bis zum September
Geht er in Deutſchland auf den Strich.

Indeß Charakter hat die Farbe
Des Vogels, nämlich zeiſiggrün.
In Manchem ähnelt er dem Stieglitz,
Doch Vieles unterſcheidet ihn.

So wird nach alten Malerbüchern,
Mit ſchönem rothem Farbenglanz,
Die Roſe gerade wie die Nelke
Gemalet — aber anders ganz.

Das Weibchen iſt um vieles blaſſer
Als wie das Zeiſigmännelein.
Dieß iſt nicht nur der Fall beim Zeiſig,
Natur lehrt ſolches insgemein.

---

*) Fringilla Spinus L. Erdfink, Engelchen. N. St. S. 278 f.

Er iſt ein kirrer muntrer Vogel,
Gelehrig, aber boshaft auch.
Läßt leicht an Zucker ſich gewöhnen,
Frißt aus der Hand, der ſchlaue Gauch.

Ein kleiner Kerl, ein großer Freſſer,
Ein großer Säufer noch dazu.
Und zankt und beißt und hackt beſtändig,
Läßt den Kameraden wenig Ruh.

Liebt Grünes ſehr, auch Sämereien,
Gequetſchten Hanf und Gerſtenſchrot.
Er wäſcht ſich oft und kämmt ſich häufig,
Was hat es denn mit ihm für Noth?

Hat Kletterkraft in ſeinen Beinen,
Zieht Waſſer, wie der Stieglitz kann;
Macht manches artige kleine Kunſtſtück,
Iſt er da nicht ein artiger Mann?

Er lockt mit einer ſtarken Stimme
Beſtändig und in einem fort:
„Dillah und gieeb! „Sei gut und gieb mir!“
Und zwitſchert unaufhörlich fort.

Er hat ganz eine eigne Strophe,
Die dünkt Strumpfwirkern wunderſchön.
Gar mancher Sang wird ſchön befunden,
Soll's nur aus Sympathie geſchehn.

Denn wer ſelbſt ſchlecht ſingt, ſchätzt das Schlechte,
Und bringt nicht beſſern Sang zu Tag.
Ein ſolcher Schlag iſt nicht der rechte,
Man nennt ihn den „gemeinen Schlag.“ —

Der Alten Sage war: Es haſſen
Die Zeiſige die Eſel ſehr.
Daß ſolches Haſſen gegenſeitig,
Fällt zu begreiſen mir nicht ſchwer.

Noch iſt des Volkes Wahn und Sage,
Daß Zeiſigs Neſt unſichtbar ſei.
Glaub' nicht daran, mein lockrer Zeiſig,
Es weiß dein Neſt die Polizei.

Indeß — auch Polizei kann drücken
Mit Wohlbedacht ein Auge zu,
Und mit dem andern linksum blicken;
Sieh, Zeiſig, darum haſt du Ruh.

Der Graufink.*

„Grau, Freund, iſt alle Theorie!“ ſo ſchrieb einmal ein weiſer Mann;
Der Waldfink iſt ein Vogel, den man nur mit Mühe ſcheiden kann
(Ich meine unterſcheiden blos) von des Goldammers holder Frau.
Sein Kleid ſpielt jeden Farbenton des Vielen ſo beliebten Grau.

„Grün iſt des Lebens goldner Baum!“ den Baum des Lebens liebt der Fink,
Er hält ſich nur in Wäldern auf und achtet Stubenzucht gering.
Er trägt um ſeinen Kopf ein Band ſchier ſchmutzig weiß, faſt wie ein Strick,
Das Weibchen trägt am Vorderhals als Zier ein kleines gelbes Stück.

Er nährt ſich wie der Sperling frei von Käfern und von andrer Koſt,
Er liebt jedwede Sämerei und wandert, naht der Herbſt mit Froſt.

---

*) Fringilla petronia L. Waldfink, Ringſperling. N. St. S. 283.

In hohlen Bäumen niſtet er, die ſind ſein Zufluchtort und Haus,
Er zieht aus ſeinem ſichern Neſt zum Beutefang in Schaaren aus.

Zu ſeines Gleichen hält er ſich, und Einer ruft dem Andern zu;
Wenn Einer gute Beute trifft, da ſtürzt der Schwarm drauf los im Nu.
Er wird nicht auszurotten ſein, denn ſein Geſchlecht erneut ſich ſtets,
Wie ſtets der Türk' ſich einſt erneut, trotz Türkenläutens und Gebets.

„Ein freies Leben führen wir!“ dieß iſt ſein liebſter Waldgeſang,
Ein Stubenſänger iſt er nicht, er lohnt auch Mühe nicht und Fang.
Er ſchweigt und trotzt, und ſäng' er doch, ſo wett' ich, es gefiel euch kaum;
„Grau, Freund, iſt alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum.“

Der Citronenfink.*

Canarifinken gänzlich gleicht, (nur iſt er kleiner) der Citrill,
Stimmt mit dem Girrlitz überein, auf den ich hier verweiſen will.
Er iſt lebhaften Temperaments und unermüdet im Geſang,
Und ſeine ſanfte Stimme hat einfach melodiſch hellen Klang.

Er lockt wie der Canari lockt, und ſingt im Freien immerdar,
Heil! Wer im Freien ſingen kann — und baut ſein Neſt aus Moos und Haar.
In Südeuropa wohnt er meiſt, und kam nach Deutſchland nach und nach,
Der Doctor Meyer ſah zuerſt bei Frankfurt ihn und Offenbach.

Der Girrlitz ſingt — ihr wißt es ſchon — wohl allenthalben frei und frank,
Wenn der ſein Innres offenbart, wird ihm dafür kein böſer Dank.
Es iſt ſein Sang ein offner Bach, der keine Tiefe ſchlimm verſteckt,
Iſt eine ſeichte freie Furt, die keinen trügt und keinen neckt.

*) Fringilla Citrinella L. Zitrinchen. N. St. S. 281 f.

Er ſing' in Gottes Namen fort, ſo lang' er ſingen kann
und will,
Wer giebt ein Recht zu ſchelten uns ob ſeiner Weiſe den
Citrill?
Er werde nie das Opferlamm, das ſchuldlos ſtand am
Bach und trank,
Und das der Wolf mit Satanshohn und Bosheit anklagt'
und verſchlang.

Der Lerchenfink. *

Dieſer Vogel ſcheint faſt eine Lerche zu ſein, denn er gleicht ihr an Farb' und am Sporne,
Doch ähnelt er auch dem Ammer ſehr, hellgelbroth zeigt er ſich vorne.
Er beſucht uns auf ſeiner Wanderung nur, da bleibt er im Lerchengang hangen,
Auf ſeinem Zuge nach Süden meiſt wird er unter den Lerchen gefangen.

Seine Lockſtimme ſchallt, wie ein ſtarker Pfiff, im Geſang iſt dem Hänfling er ähnlich.
Das Weibchen ſingt auch, doch es knirret und knarrt ganz wie der Gimpel — gewöhnlich.
In der Stube läuft er, wie die Lerche herum, und ſetzt ſich auch auf, wie der Finke,
Da lebt er ſo manches verſchiedenes Jahr, und ſucht daß er eſſe und trinke.

Er wohnt in dem Norden der alten Welt und auch in dem Norden der neuen,
Manch ſchöne Gegend Sibiriens ſoll durch ſeinen Geſang er erfreuen.

*) Fringilla Lapponica L. Lappländiſcher Fink, großer Bergfink. N. G. S. 259.

Wenn die Hungerblume zu blühen beginnt, erſcheint er
auf knoſpenden Birken,
Und kündet als Frühlingsſänger ſich an in den öden
Steppenbezirken.

Da lobet den Herrn ſein einſames Lied, da ruft er den
ſproſſenden Halmen,
Und der arme Verbannte hört es und weint, weint ſtumme
Klagepſalmen.
O die Welt iſt weit und die Welt iſt ſchön — bis zu
den Kamtſchadalen,
Und am vollkommenſten „wo der Menſch nicht hinkommt
mit ſeinen Qualen. —“

Der Schneefink.*

Herr Schneefink iſt ein ſeltner Gaſt,
Er wohnt in Alpenländern.
Seine Farben ſind höchſt angenehm;
Weiß, grau mit braunen Bändern.

Er ähnelt dem Schnee-Ammer ſehr,
Er iſt vielleicht ſein Vetter?
Nur daß er aus anderm Tone pfeift,
Und hält ſich ſchlanker und netter.

Auch der Bergfink iſt ihm nah verwandt,
Und zeigt daſſelbe Betragen;
Daher der Bergfink auch Schneefink heißt,
Beſonders in Wintertagen.

In ſeinem Käfig beträgt er ſich keck,
Hüpft die Stänglein auf und herunter.
Er lockt mit lautem Ruf: „Gieb! Gieb!“
Und giebſt du ihm oft, bleibt er munter.

Es braucht juſt Keiner ein Schneefink zu ſein,
Um am Geben Freude zu haben.
Das Gemüth eines Jeglichen heitert ſich auf
Durch Geben freundlicher Gaben.

„Den fröhlichen Geber hat Gott lieb!“
Das iſt ein Wort, ein wahres,
Iſt Volkes Wort, iſt Gottes Wort,
Vernimm's Menſch und offenbar' es!

---

*) Fringilla nivalis L. N. Gt. S. 287 f

Der Canarienvogel.*

1.

Herkunft.

Ein Schifflein kam gefahren
Wohl von Canaria her,
Darauf viel Böglein-Schaaren
Mit fuhren über's Meer.

Das Schifflein kam zu ſcheitern
An einem Klippenſtrand —
Die Böglein flogen ins Weite
Wohl auf ein grünes Land.

Das Land, das war ein Eiland,
Und Elba war ſein Nam'.
Davon ein ſeltner Bogel
Flog und nicht wieder kam.

Am Lande muß es liegen,
Daß dort kein Bogel bleibt,
Und daß es die Gefangnen
Davon läßt und vertreibt.

Denn auch die kleinen Sänger,
Sie blieben nicht lang alldort.
Dafür ſind ſie zu ſinden
Bei uns in jedem Ort.

---

*) Fringilla Canaria L. Canarienfink, Zuckervogel. N. St. S. 259 f.

Dort ſind ſie weggezogen,
Verrathen und verkauft,
Sind uns ans Herz geflogen,
Canari ſind ſie getauft.

Sind unſrer Jugend Freude,
Sind unſrer Frauen Luſt.
Manch Vöglein, zu beneiden,
Lag an ſchneeweißer Bruſt.

Singt, ſingt ihr goldnen Vöglein,
Singt Sommer und Winter lang,
Singt eure zärtlichen Weiſen,
Singt euren ſchmetternden Sang!

Ihr klagt nicht um die Freiheit,
Die Freiheit kennt ihr kaum.
Euch mag ſie nur erſcheinen
Als ein gar ſchöner Traum.

2.

Beſchreibung.

Die Naturgeſchichte ſagt, daß die Finken der Canaren
In den Wäldern ihrer Heimath graugrün vom Gefieder waren.
Faſt der Hänflingsfarbe gleich, aber nun ſo ſehr verändert
Alle Farben ſpielen durch das häufige Verpaaren.

Ja die Dauerhafteſten ſind noch die Grünfarbigen;
Feſter, wie die Kakerlaken und die ſchön goldgelben Schaaren.
Regelmäßig ſei die Zeichnung, rein die Farbe ſolchen Sängers,
Sollen ihn die Kenner zählen zu den werthen und koſtbaren.

Munter ſei der Lieblingsvogel, laut ſein Schlag, doch nicht zu lärmend;
Nimmt er Zucker aus der Hand, wird er Frauengunſt erfahren.
Gelb am Leib, an Schweif und Flügeln iſabellfarb, auch am Kopfe,
Wenn zumal der Kopf gekrönt iſt, ſoll's den Schönſten offenbaren.

Dieſen folgen dann die Gelben, die ein ſchwarzes Käppchen tragen,
Wie denn überhaupt die Kappen hoch in Anſehn ſind und waren.
Mögen ſie nun Helme heißen oder Hollen, oder Kronen,
Oder Mützen, Hüte, Hauben, ſelbſt Kapuzzen und Tiaren.

Weibchen ſind vom Männchen kaum und oft ſchwer zu unterſcheiden,
Weil ſie beide Hauben tragen — nur an dem Geſang gewahren
Könnt ihr gleich den Unterſchied — darum kauft nicht ehr den Vogel,
Bis ihr ſingen ihn gehört — manche trotzen noch nach Jahren.

3.

Paarung. *)

Die Freunde der Vögel, vergnüglich,
Lieben ihre Sänger zu paaren;
Sie ziehen Baſtarde, vorzüglich
Von Stieglitzen und Canaren.

---

*) N. St. S. 308.

Die tragen am Leib Gewänder
Oft von der ſeltenſten Schöne;
Hellfarbige Streifen und Bänder
Und pfeifen die trefflichſten Töne.

Auch mit Girrlitzen, Hänflingen, Zeiſ'gen
Werden ſchöne Vögel erzielet;
Die Forſcher betrachten, die Fleiß'gen
Wie Natur ſo mannigfach ſpielet.

Naturſpiel möcht' ich vorſchlagen —
Doch ſtell' ich's in Jedes Belieben —
Statt des Worts Baſtarde zu ſagen,
Baſtard iſt ſchlecht angeſchrieben.

Ihr nennt ja ſehr klug und figürlich,
Und fein unterſcheidend nicht minder,
Die Kinder der Liebe natürlich,
Seid ihr unnatürliche Kinder?

Trug nicht Natur euch ins Leben,
Der Menſchheit ewige Amme?
Hat nicht Natur euch gegeben
Ins Herz eine göttliche Flamme?

Still — ſtill — wer wird ſo fragen
Und nicht dabei erröthen?
Laßt die Canari ſchlagen,
Und ihre Baſtarde flöten.

4.

Erziehung *).

Erziehung iſt das Wichtigſte
Selbſt bei Canarienvögeln;
Erziehung ſei die richtigſte,
Nur nicht zu viele Regeln!

Wenn, wie bekannt, mit Schwierigkeit
Erziehung iſt verbunden,
Wird durch zu viele Künſtelei'n
Sie ſtets verfehlt befunden.

Heckvögel, gute, ſelten ſind,
Koſtbar und wirklich theuer.
Auch legen manche Weibchen Wind-
Und ſonſt nichtsnutze Eier.

Das Männchen ſoll nicht traurig ſein,
Und nicht zu ſehr phlegmatiſch.
Gefiele das dem Weibchen? Nein!
Es liebt mehr, was emphatiſch.

Indeß verlangt vom Männchen nicht,
Daß es ein wahrer Engel.
Auch Weibchen mangeln ihrer Pflicht,
Und haben manche Mängel.

Sie laſſen Eier Eier ſein,
Und füttern ſchlecht die Jungen,
Wenn ſie zu neuen Liebelei'n
Ihr ſchwaches Herz gezwungen.

---

*) K. Bl. S. 293 f.

Zwar Mittel giebts, das Temperament
Zu beſſern für die Paarung,
Doch trügt faſt jedes, das man nennt;
Ich rede aus Erfahrung.

Das heißt nicht ich, der Autor, nein,
Da muß ich mich verwahren!
So ſtehts gedruckt, und der es ſchrieb,
Schrieb es vor funfzig Jahren.*)

Das war noch in der alten Zeit,
Man nannte ſie die Gute —
Da liebten ſich voll Zärtlichkeit
Herr Stock und Fräulein Ruthe.

Dann kam Erziehung jung zur Welt,
Strotzend von Weisheitlehren.
Allein das Muſterpaar gefällt
Noch heut, und blieb in Ehren.

---

*) N. Tl. S. 390. Note

Ausländiſche Finkenarten.*)

Ausländiſche Finken giebt es auch,
Und das Ausland hält für Nächſtenpflicht
Mit ſeinen Producten uns zu verſehn,
Sie mögen uns mangeln, oder nicht.

Warum auch ſollt' es nicht alſo thun?
Wir kaufen ſein Eiſen, ſein Tuch, ſein Garn,
Und es tauſcht dafür freundnachbarlich ein
Unſer Korn, unſern Wein und das Fell unſrer Farn.

Und zieht's uns das eigne Fell über's Ohr,
Wir ſchätzen doch ſeine Finken ſehr,
Wir ſtrecken wie Kinder die Händchen aus
Nach Allem was kommt vom Ausland her.

Der glänzende Fink**) iſt ein ſchwarzer Spatz
Mit einem weißen Augenſtern.
O ſchwarzer Mohr, o garſtiger Schatz,
O theure Narrheit bleib' mir fern.

Der Purpurfink***) iſt gar hoch verehrt
Ob ſeiner Schönheit, die ſehr ihn ziert,
Der Vogel iſt viele Goldkronen werth,
Und wer ihn entbehrt, auch nichts verliert.

---

*) N. Gl. S. 320 f. und S. 637 f.

**) Fringilla nitens L.

***) Fr. purpurea L.

Der Trauerſtieglitz*) wohnt in New-York,
Zeigt ſich an herrlichen Farben reich,
Er iſt der Goldfink Amerika's,
Und Winters unſerm Zeiſig gleich.

Wir haben ſolche Goldfinken auch
In Deutſchland — ſie leben glänzend und flott,
Doch wenn der Winter des Mangels kommt,
Sind dem Zeiſig ſie gleich, ſind triſt — bankrott.

Der Granatfink,**) der iſt theuer ſehr,
Nur in Braſilien zu Haus.
Iſt lebhaft, ſingt ſehr angenehm,
Und nimmt im Käfig ſich einzig aus.

Der Finke mit dem blauen Bauch***)
Kommt aus Bengalen zu uns her;
Er iſt ein luſt'ger, muntrer Gauch,
Dadurch empfiehlt er ſich um ſo mehr.

Der leberfarbne Fink†) ſieht aus
Als ſtamm' er aus dem Kaffernland;
Sein Geſang klingt leis, er lockt zäh zäh,
Und ſoll auch zäh ſein von Beſtand.

Mir iſt, als müßte juſt dieſe Art,
Seit lange ſchon auch bei uns beſtehn,
Da der alte Bechſtein wörtlich ſagt:
„Ich hab' in Meiningen ihn geſehn." ††)

---

*) Fringilla tristis L.
**) Fringilla granatina L.
***) Fr. Bengalus L.
†) Fr. hepatica L.
††) N. St. S. 639.

Der grüne Stieglitzfink[*]) iſt grün,
Von Farbe ſchön, gut vom Geſang.
Ihn deutſchem Stieglitz vorzuziehn,
Fühlt ich jedoch noch nie den Drang.

Aus Angola[**]) kommt noch ein Fink,
Heißt Hänfling auch, iſt gleichfalls ſchön,
Hat einen flötenden Geſang,
Und wird auf Reiſen oft geſehn.

Und ſo in alt und neuer Welt,
Antrefft ihr Finken ſchlecht und recht,
Und wenn ein Andrer ſie Hänfling nennt,
Und Spatz und Stieglitz — 's ein Geſchlecht.

'S iſt ein Geſchlecht, das ſehr munter iſt,
Das uns durch ſeinen Geſang ergötzt.
Das der Liebe lebt, und das Leben liebt,
Und das nach Verdienſt der Liebhaber ſchätzt.

[*] Fringilla Melba L.

[**] Fringilla Angolensis L.

Die Feldlerche.*

1.

Feld-Lerche preiſ' ich hoch als Säng'rin,
Die ſich auch in der Stube hält.
Ihr Lied beſteht aus vielen Strophen,
Das ganz melodiſch ſteigt und fällt.

Bald läßt ſie hohen Triller hören,
Bald wirbelt ſie im tiefen Ton.
Und wiederholtes ſtarkes Pfeifen
Schallt unterbrechend, wie zum Hohn.

Deswegen nehmen Sängerinnen
Dort in Thalias heil'gen Hall'n
Die Lerche niemals ſich zum Muſter,
Nein, das ſind lauter Nachtigall'n.

Nie las ich, daß ein Bühnenkrittler,
Liebt er auch ſonſt den Lerchenſtrich,
Die Sängerinnen je mit Lerchen,
Sie nähmen's übel auch, verglich.

Ihr Kleid, es iſt ein allbekanntes,
Wer kennte wohl die Lerche nicht?
Indeß kennt doch wohl mancher Städter
Sie nur als leckeres — Gericht.

---

*) Alauda arvensis L.

Er zügelt alles — er feſſelt das Roß, beſchneidet dem Vogel die Flügel,
Sich ſelbſt nur läßt er bisweilen gehn, ganz ſonder Zäumung und Zügel.
Der Menſch iſt der Schöpfung König und Herr, iſt nach Gottes Bilde geſchaffen,
Doch als Gott die Neigung des Menſchen erkannt, ſchuf nach deſſen Bild er die Affen.

Der Menſch hat ein Herz, das von Sehnſucht erfüllt der ganzen Natur ſteht offen;
Zum Schooß der Natur hinſehnt er ſich ſtets im Glauben, Lieben und Hoffen.
Er glaubt, daß die Schöpfung ihm dienſtbar ſei, von Gottes und Rechtes wegen,
Er glaubt, daß ein wohlerworbner Tribut ſei ihr reichlich quellender Segen.

Der Menſch, ihr König, liebt die Natur, das läßt ſich nicht leugnen und bergen,
Liebt geräucherten Lachs, liebt geſottenen Krebs, liebt auch die gebratenen Lerchen.
Und ſein höchſter Affect — in des Volkes Mund — und da gilt noch die richtige Meinung —
Kommt im vielſagenden Wort: freßlieb zur tiefdeutſamen Erſcheinung.

Stets hofft auch der Menſch, er hofft, daß Natur ihn ewig begünſtigen werde,
Doch das Haar ergraut, und die Kraft erſchlafft und der Menſch muß unter die Erde.

Da kommen die Würmer zum Königsſchmaus, ein herrliches Feſt in den Grüften,
Und die Lerche ſteigt, und die Lerche ſingt, und die Lerche jubelt in Lüften.

3.

Das Lerchenlied.

„Tirili tirili tirilili!
Oben blau und unten grün!
Tirili tirili tirilili!
Wie ſo herrlich die Bäume blühn!
Titiridi di di di dia!
Wer hat die Hand
Voll Segen geſtreckt?
Titiridi di di di dia!
Und rings im Land
Mir den Tiſch gedeckt?
Tirilih tirilih lili lüh!
Gott ſei gelobet ſpät und früh!“

4.

Der Dichter an die Lerche.

„Lerche, fröhliche Himmelsſchwinge!“
So hat ein Dichter *) dich genannt,
Lerche, ſchwinge dich auf und ſinge,
Liederfreundin, dein Lied erklinge
Himmelhoch über dem Erdentand!

---

*) Herder.

Ach wie haften wir All' am Staube!
Ach wie hält uns das Erdenband!
Sagt, wo grünt uns die Edenslaube?
Sagt, wann kommt uns die Noahtaube
Mit der Verheißung Unterpfand?

Lerche, zum blauen Aether ſtrebſt du,
Wir aber blicken ſehnend empor.
Schwebend und ſingend und ſelig lebſt du,
Frei durch die Morgenröthen ſchwebſt du,
Wie durch des Weſtens Roſenthor.

Ob die Sorgen uns trüb begleiten,
Ob der Genius von uns ſchied —
Stilles Entzücken uns zu bereiten
Tönt hernieder aus Wolkenweiten
Jubilirend dein hohes Lied.

Wenn dich mein Auge erblickt im Aether,
Bin ich im Geiſte dir zugeſellt,
Himmelsſchwinge — den Uebelthäter
Reinigt dein Lied, es macht ihn zum Beter,
Deſſen Thräne Gott wohlgefällt.

Wo die Thränen Aurora's blinken,
Will ich am Altar der Berge knien.
In die grünende Saat will ich ſinken,
Brünſtig lauſchen des Weltgeiſts Winken,
Richten ein flehend Gebet an IHN.

Gott den ich fühle mich wonnig durchwallen,
Gott den ich glaube, du All und du Eins!
Neige gnädig dein Ohr meinem Lallen,
Laß meinen Dank dir nicht minder gefallen,
Als den Geſang dieſes Vögeleins! —

Sonſtige Lerchenarten.[*]

Viele Lerchenarten giebt es,
Wie der Sängerinnen viele,
Sind jedoch nach Sang und Farbe
Sehr verſchieden, und Beſchreibung
Wird euch frommen, daß nicht Eine
Mit der Andern ihr verwechſelt.

1.

Häubel- oder Haubenlerche[**]
Iſt an ihrem Schopf zu kennen,
Den ſie ſtolz und ſtattlich hoch trägt.
Etwas bleifarb iſt ihr Schnabel,
Ihre Haltung keck und zierlich,
Iſt ein angenehmer Vogel.

Sie bewohnt den deutſchen Norden,
Rußland, Frankreich und Italien,
Und beſucht im Herbſt und Winter
Sachſenlandes Städt' und Dörfer.
Auf Heerſtraßen könnt nicht ſelten
Dieſen Lerchen ihr begegnen.

---

[*] R. St. S. 335 f.
[**] Alauda cristata L.

In der Stube liebt ſie Freiheit;
Außerdem müßt ihr den Bauer
Wie für ihre Muhme wählen,
Daß ſie ſich den Kopf nicht einſtößt,
Daß ihr Schopf nicht Schaden leidet.

Dieſer ſchwillt ihr leicht, und ſchleunig
Wachſen dieſer Lerche Federn.

Sie hat eine gute Dauer,
Wird nur ſelten krank, doch müßt ihr
Sie vor allem reinlich halten,
Weil nicht immer ſie ſich ſelber
Reinlich hält, ſich oftmals feſſelt
Mit den aufgeleſnen Haaren,
Und trotz aller ihrer Schönheit
Oft von kleinen Läuſe-Milben
Ueberaus und hart geplagt wird.

Vom Charakter iſt ſie zänkiſch,
Und auf den Geſang ſo eitel,
Daß ſie ſingend zankt und beißet,
Und zum Zank und Beißen ſingt.

Dabei ſtreckt ſie kerzengerade
Ihrer Haube ſteife Federn,
Rennt mit voller Haſt durchs Zimmer,
Und ergötzt durch die Bewegung.

2.

Kleiner als die Vorbeſchriebne
Iſt die Wald- und Heidelerche.*)
Iſt als Stubenvogel trefflich,
Hat auch einen Kranz von Federn,
Den ſie im Affect emporſträubt,
Und Affect iſt allen dieſen
Kleinen Sängerinnen eigen.

Liebt ſich ein gemäßigt Klima,
Zieht umher in kleinen Truppen,
Schätzt die Freiheit, wo ſie lieber
Und auch beſſer ſingt, als wenn ihr
Dieſes liebe Kind einſperrtet.
In der Stube, hinterm Ofen,
Lullt ſie ihre ſchönen Lieder.

Doch ſind manche eigenſinnig,
Wollen nicht in Stuben ſingen,
Wollen, wie von Dichtern Göthe
Ausſagt, „ſich der Menge zeigen.“
Ueber Lob und Tadel ſind ſie
Mehr erhaben als die Dichter.

Sie ſind zärtlicher, als Andre,
Darum muß das Futter wechſeln,
Und obſchon die Heidelerchen
Nicht wie Nachtigallen ſingen,
(Gleichwohl ſingen ſie vortrefflich,
Anmuthreich und flötenartig,
Und die wechſelvollen Strophen

---

*) Alauda arborea L.

Klingen zärtlich melancholiſch) —
Sind ſie der beſcheidnen Meinung:
Daß das Nachtigallenfutter
Ihnen gut ſei, und nicht ſchade.

Wollt ihr ſolche Lerchen fangen,
Müßt ihr ausgehn mit dem Nachtgarn;
Doch ihr könnt auch, wie die Finken,
Manchmal ſie durch Stechen fangen.
Wie denn überhaupt Beſtechung
Zwar ein ſehr verrufnes Wort iſt,
Aber ein erprobtes Mittel.
Und wenn uns durch ihre Reize,
Ihre Tugend, ihre Stimme,
Eine Sängerin ſticht ins Auge,
Iſt's natürlich, wie verzeihlich,
Daß auch wir durch Lob und Spenden
Ihr Herz zu beſtechen ſuchen.

3.

Die Pieplerche,*) lieber Leſer,
Iſt die kleinſte deutſche Lerche,
Heißt auch Pisperling, Leimvogel,
Waldbachſtelze, und macht ſchicklich
Zu den Motacillenarten
Einen guten Uebergang.

Ihr Gewand, olivenbräunlich,
Zeigt ſich ſchwarz gefleckt — und rothgelb

---

*) Alauda trivialis L.

Oder weiß iſt ſie geſchürzet.
Wedelt etwas mit dem Schweife,
So wie die Bachſtelzen pflegen.

Sie auch wird im Tag- und Nachtgarn
Leicht gefangen, und am Tränkherd,
Denn der Pisperling — in Schaaren
Kommt er auf die feuchten Wieſen,
Kommt er zu den warmen Quellen.

„Hic hic hic“ lockt ihre Stimme,
Ihr Geſang ſchallt „Zia, zia!“
Aber wenn ſie Hunger haben,
Und die Jungen ätzen müſſen
Seufzen zärtlich ſie und ängſtlich:
„Gib gib gib“ — was leicht zu deuten

Schwierig iſt es, ſie zu halten,
Und ich möchte Niemand rathen
Sich mit ihnen zu befaſſen,
Denn ſie ſind erſtaunlich zärtlich,
Sind auch anſpruchvoll und wollen
Nachtigallenfutter haben.

Und obſchon ſie ſehr gelehrig
Manche Melodieen lernen,
Lernen ſie doch nichts Vollkommnes,
Darum ſpart das Geld und Futter,
Laßt Pieplerchen ungefangen,
Denn wozu der theure Spaß? —

4.

Die Brachlerche,*) Feldbachſtelze,
Aehnelt äußerſt ihrer Muhme,
Iſt faſt zärtlicher als alle,
Und verſtaucht ſich leicht die Beine,
Oder bricht ſie gar im Falle,
Ueberhaupt iſt dieß was Eignes
Bei den meiſten Lerchenarten,
Nicht bemerkt bei andern Vögeln. —

Geht ins Nachtgarn auch, wie jene,
Aber hat als Stubenvogel
Keinen Vorzug, denn ſie ſingt nicht,
Obgleich Mancher glaubt, ſie ſinge;
(Und ſie ſelber glaubt's am meiſten.)
Nein, ſie ſchreit nur unaufhörlich
Zürhühü und dazidah!
Und macht Schwenkungen in Lüften,
Die merkwürdig anzuſehn ſind. —

5.

Die Berglerche**) wohnt im Norden,
Heißt auch Schnee= und Alpenlerche,
Trägt am Hals ein ſchwarzes Bändchen,
Kommt im Winter auch nach Deutſchland
(Und was käme nicht nach Deutſchland,
Um ſein Futter da zu ſuchen!)

*) Alauda campestris L.

**) Alauda alpina B.

Was ſie da ſucht, läßt ſich aber
Füglich nicht im Liede melden.
Geht nur ſchwer ans Stubenfutter,
Und iſt kaum ein Stubenvogel.
Habe keine je gehalten,
Hörte niemals eine ſingen —
Meiſtens iſt ſie abgezehrt,
Und nicht werth der langen Rede. —

Alle andern Lerchenarten
Deutſchlands, die man für beſondre
Vögel ausgiebt, ſind's mit nichten.
Wer es thut, der iſt kein Kenner,
Und ſtudirte die Geſchlechter
Nicht in der Natur, nur höchſtens
In dem Kabinet; o möchte
Jeder Freund der Stubenvögel
Die geſammelte Erfahrung
Oeffentlich zur Kunde bringen,
Zum Gedeihn der Wiſſenſchaft!!

Der gemeine Staar. *

1.

Wer kennt ihn nicht den muntern Staar, der Bauernkinder liebſten Schatz?
Der Dritt' im Hausgenoſſenbund, und lieber mir als Hund und Katz!
Der Luſtigmacher aller Welt, vergnügt und heiter immerdar,
Geſellig, friedlichen Gemüths, wer kennt ihn nicht, den muntern Staar?

Von Farben ſcheint er ſchwarz und grau, am Kopf und Nacken weiß gefleckt;
Doch wenn ihr anſeht ihn genau, wird ſchönrer Farben Glanz entdeckt.
Da ſpielt ein glänzend Purpurroth ſein Schwarz, und an dem Flügelpaar
Zeigt glänzend Grün daſſelbe Schwarz bewundrungswürdig ſich am Staar.

Das acht' ich ſchon als ein Verdienſt, wer bunt aus ſchwarz geſchwinde macht,
Und denk' an manchen ſchwarzen Mann, der fröhlich mit den Frohen lacht,
Der aber mit den Weinenden aus menſchlich ſchönem Herzen weint,
Der Trauernden ein Tröſter iſt, als Helfer Leidenden erſcheint.

---

*) Sturnus vulgaris L. N. St. S. 351 f.

Und denk' an manchen andern Staar, der bunt ſcheint wie der Papagei,
Doch wenn du näher ihn beſiehſt, nur zeigt ein ſchwarzes Einerlei;
Geſinnung ganz philiſtergrau, und der Charakter ganz gefleckt,
Dem noch dazu ein ſchwarzes Herz tief unterm bunten Kittel ſteckt.

So tief, daß menſchliches Gefühl nicht bis an dieſes Herz gelangt,
So tief, daß er mit irdſcher Luſt als einer falſchen Buhle zankt,
Den Heller zehnmal wendet, und nur ewig kargt und ewig ſpart,
Und dennoch plappert, wie ein Staar, vom Wohlthun — ſchöne Redensart. —

Spielarten giebt es mancherlei vom Staar, die man bisweilen find't,
Schneeweiße Staaren ſaht ihr wohl, ich weiß nicht, ob ſie weiſe ſind?
Weißköpf'ge Staaren, die am Leib ganz ſchwarz ſind, aber weiß am Kopf,
Schwarzköpf'ge dann, wo weiß der Leib, und ſchwarz das Haupt des kleinen Tropf.

Sie wohnen in der alten Welt und lieben Hochgebirge nicht;
Sie lieben heitres Hügelland, wo's nicht an Waldungen gebricht.
In ungeheuern Schaaren oft hab' ich auf Feldern ſie erblickt,
Ganz unbeſchreiblich iſt der Lärm, wenn eine ſolche Schaar — erſchrickt.

Zur Nahrung iſt ihm alles recht; der Staar verachtet keine Koſt,
Verachtet keinen guten Trunk, braucht Waſſer viel, und nippt am Moſt.
Nur Saures liebt er nicht, und dieß ſcheint mir ſehr klug von ihm zu ſein,
Ich meines Theils geſtehe gern, ich haſſe ſelbſt den ſauren Wein.

Er lernt, der Staar, dem Gimpel gleich, bisweilen ſelbſt ein Kirchenlied,
Sonſt deucht ihm zwiſchen Kirchlichem und Weltlichem kein Unterſchied.
In einer wohlbekannten Stadt des Frankenland's ſang fort und fort
Ein Staar das Vielen werthe Lied: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort.

Recht ſchön vom Staar, doch mein' ich frei, wer ſolche Lieder Staaren lehrt,
Der übet dumme Narrethei, und achtet nicht der Lieder Werth.
Zwar ſpricht der Geiſt des Ewigen lebendig mir aus Blum' und Thier,
Doch nicht der Staarenſchnabel ſoll ſein theures Wort verkünden mir. —

2.

Der Staar iſt überaus geſcheidt, er kennt im Hauſe jedes Kind,
Er unterſcheidet Herrn und Frau, weis, ob ſie gut, ob bös ihm ſind.
Stets munter, merkt er klug und ſchlau auf jede Meinung, jeden Tritt,
Und wackelt ſtill bedächtiglich mit dummen Ausſehn ſeinen Schritt.

Dabei entgeht ihm nichts, und iſt das Wetter gut in ſeinem Haus,
So zwitſcheliret er ſein Lied und nimmt ſich höchſt poſſierlich aus.
Er pfeift auch fremde Lieder nach, ſelbſt Thiereſtimmen und Geſang
Der Menſchen, doch ſein Fehler iſt, er merkt, was er gelernt, nicht lang.

Das kommt daher, weil nie mit Fleiß er ſeine Wiſſenſchaft ſtudirt;
Er weiß, daß nicht ein ſtrenger Kreis von Richtern ihn examinirt.
Er weiß, daß nicht ſein Lebensglück abhängt von des Examens Schwatz,
Und eingepfropftes Wiſſen bleibt vom Leib dem ungenirten Matz.

Er iſt in ſeinem Gott vergnügt, er pfeift auf Menſchenwitz und Qual,
Er iſt das glückliche Genie, deß Gott und Heimath überall.
Er, wenn ihr ihn nicht halten wollt, fliegt fort wie Wolken oder Wind,
Singt: ubi bene — patria! und iſt gemüthlich, wie das Kind.

In alten Zeiten ward geſchätzt das Fleiſch der Staaren als Arznei,
Das war die Zeit, wo Narrenmund die Wahrheit ſagen durfte frei.
Noch heute wird der Staar verſpeiſ't, allein weil bitter iſt ſein Fleiſch,
Zieht man zuvor die Haut ihm ab, aus iſt's mit Wahrheit und Gekreiſch.

Drum, wahre Staar, dir deine Haut, und woll' officinell nicht ſein,
Laß Balſamträgern ihren Kram, und Apothekern ihr Latein!
Zufrieden bleib' mit Hausmannskoſt, und merke fein auf Mann und Frau,
Ob ſie gut oder bös dir ſind, und wie der Wind weht, merke ſchlau. —

Der Waſſerſtaar.*

Es giebt auch einen Waſſerſtaar, der immerdar am Waſſer ſchmätzt;
Er iſt ein rechter Waſſergaſt, nach Waſſer klingt all was er ſchwätzt,
All was er ſingt und was er trinkt, iſt Waſſer, ach, jahraus, jahrein,
Sein Zeichen iſt der Waſſermann, er trinkt nicht einmal heimlich Wein.

Von Weitem ſieht ganz ſchwarz er aus, und in der Nähe ſieht er grau;
Er ſingt ſogar im Winter noch auf Eis bei ſeinem Uferbau.
Ganz froh und munter iſt ſein Lied, das Sturzbad macht ihn ſo geſund,
Und — ob er keine Schwimmhaut hat, taucht er, faſt wie der Waſſerhund.

Geſellſchaft liebt er nicht, vielmehr flieht er Geſellſchaft allezeit,
Das macht, ich ſag' es gerad heraus, bloß ſeine Nahrung-Sparſamkeit.

---

*) Cinclus aquaticus Bechsteini. Sturnus Cinclus L. Waſſeramſel, Waſſerſchmätzer. N. Et. S. 300 f. N. D. IV. S. 167 f.

Doch die Forellen ſpeiſ't er gern, und iſt ſo hungrig, wie es heißt,
Daß er — ein Fiſcher ſagte mir's — an Köder und an Angel beißt.

Ihr findet oft ihn kinderlos, was nur das viele Waſſer thut;
Es tödtet, wie ein Kind begreift, meiſt Ueberſchwemmung ſeine Brut.
Auch Sperber ſind ihm feindgeſinnt, nach ſeinem Weibchen haſcht das Frett,
Des Jägers Aberglaube — kaum iſt es zu glauben — will ſein — Fett.

Sein Fett! das Fett vom Waſſerſtaar! — Da brauchſt du Jäger, vielen Fleiß,
Das koſtet dir manch guten Schuß, und ärnteſt es nur drachmenweiß.
Das Fett iſt dem nutz, der damit ſich ein erfrornes Glied beſchmiert,
Similia similibus — weil dieſer Vogel immer friert.

Der gemeine Seidenſchwanz. *

Der gemeine Seidenſchwanz
Iſt ein Vogel eigner Art;
Mit erhabnem Schnabel putzt
Er die Federn, fein und zart.

Leicht am kleinen Federbuſch
Seines Haupts ihr ihn erkennt.
Seiner Schwingen Spitzen ſehn
Täuſchend aus, wie Pergament.

Kleine ſchwarze Federchen
Wachſen ihm am Naſenloch,
Bilden einen ſchwarzen Streif
Ueber'm Mund zum Ohre noch.

Sanft mit Braun und Grau gemiſcht
Zeigt ſich des Gefieders Glanz.
Mannichfaltig abſchattirt
Iſt die Art des Seidenſchwanz.

Seine Afterfedern ſind
Glänzend ſchön kaſtanienbraun;
Schwarz iſt ſein gerader Schweif,
Schwarz die Kehle ſeiner Fraun.

---

*) **Ampelis Garrulus L.** Böhmiſche Haubendroſſel. N. St. S. 363.

Wer ihn hält, wird bald gewahr,
Daß der Vogel immer frißt,
Ja, daß manches Exemplar
Fürchterlich unflätig iſt.

Und der Seidenſchwanz iſt dumm,
Dumm und träg' und ungeſchickt,
Immer wird beim Freßtrog er,
Oder auf der Stang' erblickt.

Nur wenn ihn der Hunger treibt,
Hüpft er ſeinen Stolpergang,
Iſt unangenehm zu ſehn,
Uebler noch iſt ſein Geſang.

Aber ſchön iſt er, ja ſchön,
Schön vom Anſehn und Geſtalt,
Auch von dauerhafter Art,
Speiſ't Wachholdern und wird alt.

So empfiehlt die Schönheit nur
Dieſen Vogel uns ſo ſehr.
Ach wie iſt's bedauerlich
Schön zu heißen und nichts mehr.

Ob ihr ſeidne Weſten tragt
Und der Schleppgewänder Glanz,
Seht, die Gnade Gottes ſchmückt
Auch den dummen Seidenſchwanz.

Die Miſteldroſſel *

erzählt ihre Naturgeſchichte ſelbſt.

1.

Ich bin der Droſſeln Größte,
Bin weit und breit bekannt;
Bin der geſchätzte Miſtler,
Krammetsvogel bin auch ich genannt.

Den Namen von der Miſtel
Trag' ich, und nicht vom Miſt;
Sagt nicht, daß unſer Name
Ein ſchöner Euphemiſmus iſt.

Obgleich auf weiten Strecken
Gar keine Miſtel wächſt,
Und dennoch viele Droſſeln
Ihr häufig ſindet allernächſt. —

Wir tragen viele Farben,
Beſonders ſchönes Braun,
Beſcheiden aber kleiden
Wir uns, und auch die Miſtelfraun.

Wir ſind friedfert'ge Vögel,
Schwerfällig auch dabei,
Sind allen Streites Feinde,
Nein, furchtſam überaus und ſcheu.

---

*) Turdus viscivorus L. Schnarre, Miſtler, Ziemer. N. St. S. 386 f.

Ich bin ein Frühlingsſänger,
Der bald den Wald belebt,
Sowie die Lenzesſonne
Am Morgen früher ſich erhebt.

Mein Sang ſchallt melancholiſch
Beim Morgengraun im Hain,
Und Abends tönt mein Flöten
Im tiefen Walde ganz allein.

Im Frühling bringt die Droſſel
Euch ihren Waldgeſang;
Im Herbſt hängt ſie in Schneuſſen,
Da freßt ihr ſie zum Habedank.

Kramm'tsvögel ſchmecken trefflich,
Ihr Kopf giebt guten Knack,
Zumal recht hart gebraten,
Ja — ihr ſeid Leute von Geſchmack.

Doch acht' ich, wär' es beſſer,
Und wär' ein edler Ziel,
Wenn weniger geſchmackvoll
Ihr wär't, und zeigtet mehr Gefühl."

2.

Der Autor weiß noch mehr von der Miſteldroſſel, wie ſie ſelbſt.

Treu haben die wackern Alten gewirkt für der wilden Droſſeln Entwildung;
Reſpect vor dem klaſſiſchen guten Geſchmack, Reſpect vor der klaſſiſchen Bildung!
O wie weit ſind wir junge Deutſche zurück, trotz all' unſern klaſſiſchen Trichtern!
Wer roch Droſſelbraten ſo fein wie Horaz von den vaterländiſchen Dichtern?

Horaz war ein Mann von ſehr gutem Geſchmack! Nil melius Turdo! ſo prieß er.
Und Martial zollt ihr ein gleiches Lob, zum Haſen geſellet ſie dieſer.
Und der weiſe Galen, ein erfahrener Mann, zählt ſie zu den leichteſten Speiſen,
Die ſich den Kranken ſehr angenehm und auch den Geſunden erweiſen.

Die Römer erzogen mit vielem Fleiß und verſpeiſ'ten die Jungen und Alten.
Plutarch, der Erzbiographe, ſagt, daß Lucull ſie in Bauern gehalten.

Terenz verkündet: der Miſtler zog im Triumph mit Roma's Soldaten,
Soldaten waren lebendig und die Miſtler waren gebraten.

Columella und auch Palladius belehrten ob ihrer Dauer,
Und Varro beſchrieb dem Axius zweckmäßigſten Kramm'tsvögelbauer,
Das heißt: ein großes gewölbtes Gemach, von prächtigen Säulen umgeben,
Und viele Tauſende Droſſeln darin, ſammt dem, was ſie brauchten zum Leben.

Ariſtoteles rühmt und Plinius rühmt, es rühmt ſie auch Volaterranus;
Theophraſtus, der Grieche, (nicht Bombaſt) Iſidorus und auch Aelianus;
Dann die Kirchenväter und ſpäter ſelbſt die Reformatoren: Lutherus,
Belobten der Miſtler guten Geſchmack: Eberus, Turnerus, Peucerus. —

Sonſt glaubte das Volk (und was glaubte das nicht?) es wüchſ' aus der Droſſeln Miſte,
Das den alten Druiden heilige Kraut, die Miſtel, das ich nicht wüßte.
Ich weiß nur, daß es ein Sprichwort giebt: Turdus ipse sibi malum cacat.
Und daß man aus Miſteln Vogelleim kocht, Ueberſetzung des Sprichworts vacat.

O ihr frommen Druiden! Mit Rührung ſtets ſeh ich euch in Bellini's Norma,
Die ſchneidet den heiligen Miſtelzweig, ſie ſchneidet ihn leider pro Forma;
Denn wenn auch die „keuſche Göttin thaut, die Göttin im Silberglanze“
Des Regens und Segens noch ſo viel, kein Kramm'tsvogel wächſ't aus der Pflanze.*)

---

*) Was oben ſcherzweiſe verneint wird, bejaht dennoch die Erfahrung, und alt. Jäger behaupten zuverſichtlich, es ſollen nur jene Miſtelſamenkerne dieſes Gewächs fortpflanzen, die im Leib einer Droſſel waren, und ſonach hätte auch dieſer Volksſpruch und Volksglaube eine tiefe Begründung. D. V.

Die Singdroſſel.[*]

Dieß iſt die vielbeliebte Zippe,
Der Miſteldroſſel ähnlich ſehr,
Doch aber freut ſie mich weit mehr;
Geſang erſchallt von ihrer Lippe.

Geſang auf hoher Berge Gipfeln,
Sobald Natur im Lenz erwacht;
Tief in der Haine grüner Nacht
Ruft laut ſie von den Eichenwipfeln.

Sie ruft den Lenz, der noch gefangen,
Ein ächter Blondel, treu und fromm:
„Mein König, o mein König, komm!
Mit deinem Glanz, mit deinem Prangen!“

„O komm, mein König, und befreie
Die Welt von ihrem ſtarren Froſt!
Gieb Bienen, Vöglein ihre Koſt,
Zeig' Allen deine Huld aufs Neue!“

„Erneue, die den Hain durchſchwimmen,
Mit tief geheimnißvollem Wehn,
Die Kunden von dem Auferſtehn,
Der Waldesharfen Prieſterſtimmen!“

---

[*] Turdus musicus L. Geſangdroſſel, Zippdroſſel. N. St. S. 372.

„David, o David! komm voll Gnade,
Du Sängerkönig, zu uns her!
Und wandle durch das Blüthenmeer,
Und tanze vor der Bundeslade!“

„Daß ſich der ew'ge Bund erneue,
Den mit der Welt ihr Schöpfer ſchließt,
Daraus der Baum des Lebens ſprießt,
Der Bund mit Gottes Lieb' und Treue!“ —

So hat die Droſſel mir geſungen,
So iſt ihr lauter Flötenſchlag,
An manchem goldnen Sonnentag,
In meinen Wäldern mir erklungen.

Wer als ein Sonntagskind geboren,
Sieht Wunderblumen blühen ſchön,
Sieht Feien wandeln auf den Höhn;
Ihm geht kein Vogelſang verloren.

Heil, Wem Natur zum Angebinde
Tiefſinniges Gefühl verlieh!
Sein höchſtes Glück, die Poeſie,
Mißgönnt ihr ſie dem Sonntagskinde? —

Die Wachholderdroſſel. *

Sie ähnelt merklich den Verwandten,
Und ändert ab ſehr mannichfalt;
Lebt in Europa — und im Norden
Wählt' ſie den Sommeraufenthalt.

Sie kommt ſehr ſpät zu uns, und ſucht ſich
Die letzte, die Wachholderfrucht.
Sehr bald im Lenz, nachdem das Wetter,
Den Weg ſie zu der Heimath ſucht.

Geſang iſt nicht des Vogel Sache,
Sein Lied verſchönt nicht unſre Flur;
(Wachholder iſt nicht Wein) dem Jäger
Als ein Lockvogel dient ſie nur.

Ein ſchändlich Loos, die Andern locken,
Damit ſie fallen in die Haft!
Nicht um des Lebens reichſte Güter
Erkauft' ich ſolche Eigenſchaft.

Der arme Vogel lockt aus Sehnſucht,
Sein Lockton iſt ein Freiheitruf,
Er übt nur unbewußt ein Laſter,
Da Gott nicht zum Verrath ihn ſchuf.

Der Menſch nur kann Verrath erſinnen,
Der Menſch übt jede Tyrannei,
Der Menſch erſann die tauſend Bande,
Der Vogel will nichts ſein, als frei.

---

*) Turdus pilaris L. eigentlicher Krammetsvogel. N. St. S. 377 f.

Die Weindroſſel.*

Ob Ziemern ziemlich ähnlich iſt
An Zeichnung und an Federn
Die rothe Droſſel — manchesmal
Scheint ihre Farbe ledern.

Dabei iſt dieſes Vogels Lied
Nichts weniger als melodiſch,
Er aber hält für einerlei
Proſaiſch und proſodiſch.

Das macht, weil mancher Proſa-Mann
Sich freut an ihrem Lärmen,
Und hält für Lieder ihr Geſchrei,
Wenn ſie in Haufen ſchwärmen.

In Deutſchland als Zugvögel ſehn
Wir dieſe Art in Schaaren,
Da kommen ſie meiſt unverhofft,
Wie durch die Luft gefahren.

Freund, merke: die Weindroſſeln ſind
Vögel, die gern ſich bücken,
Geduldvoll ſich, voll Artigkeit
In jeden Umſtand ſchicken.

*) Turdus Iliacus L. Rothdroſſel, Wieſel, Gixerle. N. St. S. 380. f.

Sie ſind beredſam und gewandt
In jeglicher Bewegung;
Ihr ſchlauer Blick durchforſcht dein Herz,
Und deiner Wünſche Regung.

Ich kenne dieſer Droſſeln viel,
Die weder ſingen noch ſchlagen,
Und die mit vieler Artigkeit
Mich unterweilen plagen.

Und wehe, wehe, Wen bethört
Des Vogels liſt'ges Locken,
Stets kommt er wieder dir und ſtört,
Die Arbeit kommt ins Stocken.

Und wehe, wenn durch Lockung du
In ſchwere Schuld gefallen —
Dann iſts gethan um deine Ruh,
Dann zeigt er dir die Krallen. —

„Trinkt, Brüder, trinkt!“ — „Trink' aus, ſchenk' ein!“
Wie klingt das hoch erfreulich.
Weindroſſel ſchreit: „bezahl' den Wein!“
O pfui! das klingt ja gräulich!

Die Schwarzdroſſel.*

Auch hier ein Sänger von viel Begabung,
Wird ſchwarze Amſel, auch Merle genannt;
Wohnt in Europa bis nach Schweden,
Iſt allbeliebt und auch allbekannt.

Ihr ſeht ihn bei uns Sommer und Winter;
Freiwillig wandert er ſelten fort.
Und muß er wandern, ſehnt er ſich herzlich
Zurück nach Deutſchland, zum Heimathort.

Gefangen dient ihm ein großer Käfig;
Laßt unter andern Vögeln ihn nicht,
Denn er iſt boshaft und ſo muthwillig,
Daß er die Kleinen todt beißt und ſticht.

Er liebt in etwas ein beſſeres Futter
Als ihr den Vettern gewöhnlich reicht.
Er badet gern, iſt ein zärtlicher Vogel,
Und das Unzarte verſtimmt ihn leicht.

Er wär' ein ganz vortrefflicher Sänger,
Wenn er nur reinlicher niſtete,
Und trotz des wunderſchönen Geſanges
Nicht ſo gar abſcheulich miſtete. —

---

*) Turdus Merula L. Kohlamſel. N. St. S. 382 f.

Das Amſelmännchen ſingt ſehr melodiſch,
Lullt tiefe Nachtigallſtrophen nach.
Dazwiſchen miſcht es nur leider, leider!
Oft einen lauten kreiſchenden Schlag.

Deswegen will mein Nachbar nicht leiden,
Daß eine Amſel ich halten ſoll.
Sie ſtört ihm ſeinen Morgenſchlummer,
Sie ſchreit zu früh — zu laut — zu toll.

Und er hat Recht, mein guter Herr Nachbar;
Sperrt nicht die deutſchen Amſeln ein!
Laßt ſie ſich freuen ihrer Freiheit,
Und ſich im Freien heiſer ſchrein.

Denkt: all die Zionswächterſtimmen,
Sie hemmen doch nicht der Dinge Lauf,
Und wer geſunden Schlafs ſich freuet
Den weckt ihr lauter Schrei nicht auf.

Die Ringdroſſel. *

Herr Stockziemer iſt ein ganz eigner Geſell, erlaubt, daß ich ihn euch beſchreibe,
Er bewegt ſich in einem ſehr engen Kreis, dieſen Kreis, den trägt er am Leibe.
Daher wird er auch Ringamſel genannt, und nicht weil er ring' oder ſorge,
Und Stockamſel heißt er aus andrem Grund, als weil er ſtockjobbre und borge.

Dieſer Vogel iſt meiſt in Europa daheim, wohnt von Portugall bis zu den Reuſſen,
Und hängt ſich zu der ſpätherbſtlichen Zeit in allen germaniſchen Schneuſſen.
Er hat mancherlei mit der Schwarzamſel gemein, nur nicht ihre ſchmetternden Lieder;
Doch theilt er mit dieſer den Hunger, den Durſt, ſchlägt auch auf ſeine Flügel und nieder.

Er ſchlägt auch den Takt und ruft Taktaktak, und freut ſich, geht alles im Takte;
Solcher Taktvögel giebt es gar viele, doch grenzt oft ihr Weſen ans Abgeſchmackte.
Das ſind die Stockziemer der Menſchenwelt, das ſind die grauſen Philiſter,
Gedenk' ich ihrer, befällt mich ein Graun, und wird mir zu Sinne ſehr düſter.

---

*) Turdus torquatus L. Ringamſel, Schildamſel. N. Et. S. 387 f.

Vergebens hat Simſon, der Brave, gelebt, und den Eſelskinnbacken geſchwungen,
Hat ganz die Philiſter zu tilgen geſtrebt, o ſchlecht iſt ſein Werk ihm gelungen!
Sie ſind ungleich ſchwerer zu tilgen, als ich meine Weinſchulden tilgen werde,
Philiſter ach, ſind die ſchrecklichſte Schuld der, die ſie gebor'n, der Erde.

Den Philiſterſtockziemer erkennſt du am Tritt und Schritt, ſelbſt in jeder Verwandlung;
Er ſei groß oder klein, er ſei reich oder arm, giebt ſich kund durch Geſinnung und Handlung.
O wehe dir, biſt du ihm zugeſellt, Poet, denn dann biſt du in Nöthen!
O wehe dir, biſt du ihm unterſtellt, ja dann wehe dir, armen Poeten!

Und wehe dir, wenn du ihm ſchuldig biſt, denn er manichäert ohn' Ende,
Vergönnt dir nur eine ganz kurze Friſt, weit nach Geld auf hält er die Hände,
Und wenn er weit auf nicht die Hände hält, ſo hält er ſie über der Taſche,
Daß ja nicht von ſüßeſter Goldfrucht, vom Geld, ein lockerer Zeiſig ihm naſche.

Philiſter rauchen; ich ſage nicht, daß alle Raucher Philiſter,
Behüte mich Gott, das fällt mir nicht ein, nichts wäre bornirter und triſter;

Doch ſchmeck' ich ſogleich den Philiſterrauch heraus vor jeglichem Rauche,
Es iſt ein ſehr herber beißender Hauch, ſcharf wie Seifenſud oder auch Lauge.

Nichts iſt rückſichtsloſer, feindſeliger nichts als Philiſter-Rauchen und -Schmauchen,
Der Philiſter raucht und nichts kümmert es ihn, ob dir thränen die ſchmerzenden Augen.
Philiſter denken: weil Venus einſt aus Meerſchaum im Ambra-Schimmer
Emporſtieg — dufte durch Stank und Qualm aus Meerſchaum — ambroſiſch dein Zimmer.

Philiſter rauchen — auch ohne Taback, ſie rauchen gleich ſtillen Vulkanen;
Stets iſt die Philiſterſtirne bewölkt, läßt gefährlichen Ausbruch ahnen;
Doch fürchtet euch nicht, es geht nicht ſo geſchwind, ſie nehmen ſich Zeit, die Philiſter;
Stets ſchließt mit dem Glockenſchlag ſein Büreau Herr Tintemann und auch Herr Wiſter.

Philiſter treiben auch Politik, ſie prophezeihen das Wetter;
Philiſter gerathen bisweilen in Streit mit Herrn Rechthaber, dem Vetter.
Sie halten ſogar auf den eigenen Leib ſich eine leibeigene Zeitung,
Und halten die Weltgeſchicke am Seil — eine höchſtgemüthliche Leitung.

Philiſter quälen auch ihre Frau'n und verbittern ihnen das Leben;
Denn da ſie ſelber nie lebensfroh, wie vermöchten ſie Freuden zu geben?
Einſeitigkeit iſt und Pedanterei ihres Daſeins ſittliche Baſis,
Ach! in dieſer öden Sahara grünt auch nicht eine einz'ge Oaſis.

Und Philiſterinnen, gäb es auch die? Ja leider! o leider, ach leider!
Ihre Männer im Mariage-Spiel des Lebens, ſind immer nur — Schneider.
Die Philiſterin riecht nach der Wäſche ſtets; ſie hält auch die Hand auf der Taſche,
Und ihr einziges Glück iſt unendlicher Klatſch und des Kaffeekränzchens Gewaſche.

Hinaus aus der Wüſte Philiſterthum! Es wirbelt und ſtäubt uns zum Haupte!
Entfliehe Poet dem verderblichen Simum, bevor er die Sinne dir raubte,
Bevor er dich todten Kameelen geſellt, dich für ein lebendiges haltend,
Und biſt du entwichen, ſo danke dem Herrn, frommkindlich die Hände faltend.

Die Rohrdroſſel.*

Die Weidendroſſel wohnt im Rohr,
Sie heißt auch die Flußnachtigall.
Ihr Lied macht einen Uebergang
Zu der Grasmücken Liederſchall.

Ihr Flöten klingt ausnehmend ſchön,
In ſtillen Nächten, tief und laut;
Sie ruft ſo melodieenvoll,
Faſt wie der Sproſſer ſeine Braut.

Flußnachtigall, verſteckt im Rohr,
Singt fleißig Nachts, und ſpät voll Müh;
Ihr ſehnſuchtsvoller Lockton klingt
Am Morgen: „Früh da! Früh da! Früh!“

Der grauen Grasmück' ähnelt ſie
Auch ſonſt, beſonders wenn ſie jung.
Ach Jugend iſt ſo liederreich
In der Gefühle höher'm Schwung.

Wenn ihr den Vogel jung ſchon fangt,
Mit Nachtigallen ihn erzieht,
So lohnt ſein Schlag, ſo ſingt er euch
Zum Dank manch unvergleichlich Lied.

O pflegt die junge Poeſie,
Die junge Kunſt, den jungen Trieb!
Ermunt'rung ſei ihr Nahrungsſtoff,
Es lohnt euch dankbar treue Lieb'.

---

*) Turdus arundinaceus L. N. St. S. 339 f.

Und hättet einmal ihr geirrt,
Ja zehnmal ſelbſt geärntet ſchlecht,
Bleibt ſtandhaft, wenn nur Einer lohnt,
Und dieſer Eine recht und ächt.

Es bildet nicht ein jegliches
Talent zur Nachtigall ſich aus;
Stoßt nicht, weil ſie nicht Nachtigall'n,
Die Sänger ſämmtlich aus dem Haus.

Gott ſchuf allmannichfaltiglich,
Millionenfach den Genius,
Und wenn ihr Waldesſänger ſchätzt,
Verachtet nicht das Lied am Fluß.

Des Fluſſes denkt, der klein und ſchmal
Hinwandelt durch der Ufer Grün,
Doch rauſchte zu der Wellen Schlag
Manch Lied unſterblich, hehr und kühn. —

Und wenn auf großem Strom nicht ſchwimmt
Mein leichter heitrer Liederkahn,
Wenn ein Herz nur mein Lied vernimmt,
Und ſchmiegt ſich meinem Herzen an:

So bin ich reich, und gilt mir gleich
Daß mir nicht allſeits Lob erblüh';
Ich leb' im Liedergott vergnügt,
Und ſinge: „Früh da! Früh da! Früh!“

Ich ſchlage meine Zither leis
Am kleinen Fluß, im engen Thal,
In eines edlen Fürſten Schutz,
Er ſei geſegnet tauſendmal!

Die Steindroſſel. *

Solchen Vogel werdet ihr
Schwer in Städten treffen.
Er geſellt ſich denen zu,
Die manchmal euch äffen. —

Mancher Vogelſteller fängt
Ihn für ein Rothſchwänzchen,
Und dabei gleicht er dem Staar,
Dieſem muntern Hänschen.

Eine Droſſel bleibt er doch,
Iſt wie ſie geartet;
Kopf und Hals ſind blaulichgrau,
Schnabel iſt gebartet.

Er bewohnt manch alten Bau,
Liebt auch Bauernhütten;
Jedes Mädchen thäte wohl
Ihn zu Gaſt zu bitten.

Sagen gehn im Volk von ihm,
Dunkle Kunden melden
Er ſei ein verwünſchter Prinz;
Dieſe Art iſt ſelten.

Prinz beſaß ein Herz von Stein
Gegen ſanfte Triebe;
Sträubte ſich mit Eigenſinn
Gegen alle Liebe.

---

*) Turdus saxatilis L. Steinamſel, Blauvogel. N. St. S. 393 f.

Dieß hat eine mächt'ge Fee
Mächtiglich verdroſſen,
Und ſie hat des Zaubers Weh
Ueber ihn ergoſſen.

Gleich wuchs ihm ein Droſſelbart,
Der ihn baß entſtellte,
Daß ſich ſolchem Werber nun
Keine Maid geſellte.

Dabei wurde weich ſein Herz,
Weich bis zum Zerſchmelzen;
Liebte heiß ein Königskind,
Doch dieß blieb ein Felſen.

Jeder Freier blieb ihr fern,
Und der Vater grollte,
Weil er doch von Herzen gern
Sie vermählen wollte.

Und ſo that er einen Schwur
Grauslich und unbillig:
„Welcher Mann zuerſt mich grüßt,
Wird dein Mann, ſo will ich!“

Sieh, ein garſt'ger Bauër kam,
Schlicht, im Linnenkittel;
Hatte keinen Ahnenbaum,
Titel nicht, nicht Mittel.

Ward des Königs Tochtermann,
Ohne langes Zaudern;
Mocht' ihm ſchlagen nun ihr Herz,
Oder vor ihm ſchaudern.

Und der Bauer nahm ſie hin,
Kocht' es ihr abſcheulich.
War ein wilder Iſegrimm,
Hielt ſie rauh und gräulich.

Sie mußt' Aſchenbrödel ſein,
Er blieb Rüpel immer,
Hatt' es einſt Griſeldis ſchlimm,
Hatte ſie's weit ſchlimmer.

Bis die harte Prüfung ſchwand,
Sich der Zauber löſ'te,
Und zum beſten Gatten ward
Schnell der allerböſ'ſte.

Doch, das war noch nicht genug,
Prinz auch ward er wieder,
Ward zum König Droſſelbart,
Sang ihr ſüße Lieder.

Mit des Lebens höchſtem Glanz
Er die Herrin ſchmückte,
Und mit voller Lieb' und Treu
Er ſein Volk beglückte. —

Jungfraun, darum rath' ich euch,
Seid nicht allzu wählig,
Denkt, ſelbſt an den Droſſelbart
Gewöhnt ihr euch allmählich.

Freilich — Jeder wird nicht Prinz,
Wären ſonſt unzählich;
Doch der Liebe Zauber macht
Mild und ſtark und ſelig.

Die Nachtigall.*

1.

An die Nachtigall.

Soll ich dich Nachtigall feiern,
Nachtigall, Nachtigall — dich!
Willſt meinen Liedern du lauſchen,
Edelſte Sängerin? ſprich!

Lauſcht' ich doch oft deinen Liedern
Schmetternd vom blühenden Sproß,
Wenn unter duftenden Fliedern
Morgen ſein Licht mir ergoß.

Wenn in der grünenden Laube
Singend der Sänger Lob,
Frommer und ſeliger Glaube
Ueber den Staub mich erhob.

Aber auch dann, wenn die Rede
Strafend, voll Spottes erſcholl,
Meint' ich im innerſten Herzen
Immer es liebevoll.

Siehe, du kommſt voll Vertrauen
Zu mir, du flatterſt herbei,
Du von den Sängern die Einz'ge,
Zeigſt dich dem Dichter nicht ſcheu.

Sei mir gegrüßt, Philomele,
Sei es mit frohem Gefühl,
Sei es mit liebender Seele,
Finde bei mir dein Aſyl!

---

* Motacilla Luscinia L. N. St. S. 396 f.

2.

Beſchreibung.

Die Nachtigall entbehrt den Schmuck der Federnpracht;
Nicht Tagesglanz bedarf die Sängerin der Nacht.

Die Nachtigall entbehrt die Körpergröße ſehr,
Weil ſie die Nachtigall, und Krähe nicht, nicht Heh'r.

Ihr Kleid iſt einfach braun, ihr ganzes Weſen ſchlicht,
Ihr Schnäbelchen iſt zart und ihre Bruſt iſt licht.

Sie hält ſich edel ſtets, auf Zweigen, wie im Gras,
Ja ſie hält ſelbſt im Gang ein ordnungsvolles Maaß.

Sie hüpft zu ihrem Fang, ſcheut dann etwas zurück,
Pickt nicht mit haſt'ger Gier, nein, prüft erſt mit dem Blick.

Doch iſt die Nachtigall recht oft voll Unvorſicht;
Das „Traue, ſchaue, Wem?“ kennt dieſer Vogel nicht.

Sie wohnt am liebſten frei, verzeiht ihr dieß Gelüſt
Um derer Willen, die die Freiheit eingebüßt.

In ganz Europa läßt die Sängerin ſich's gefallen,
Es giebt italiſche, wie ſchwediſche Nachtigallen.

In heitern Gegenden wählt ſie den Aufenthalt;
Sie liebt ihr Haus umbuſcht, das Klima nicht zu kalt.

Bei mir in Meiningen wohnt ſie zu Hunderten,
Darüber Fremde ſich oft ſehr verwunderten.

Doch das hat guten Grund, ſie wohnen Alle frei,
Kein Käfig feſſelt ſie, und Jeder ſchirmt ſie treu.

Der Nachtigallenſchlag wird dort am ſchönſten laut,
Wo ächte Treue ſchirmt und edler Sinn vertraut.

Wo einmal ſie verfolgt geworden und gefangen,
Da ſind gar ſelten ſie je wieder hingegangen. —

Die Nachtigall erſcheint in Mitte des April,
Wenn es dem Frühling Ernſt, daß er erſcheinen will.

Die Nachtigallen ſind dem Frühling unterthänig,
Und zieht er früher ein, ſie folgen ihrem König.

Ihr Wonnelied ertönt nur eine kurze Friſt,
Was beſſer als ich's kann ſchon ausgeſprochen iſt:

„Willſt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich erfreuten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie.“

Faſt kunſtlos iſt ihr Neſt in einem Zaun verſteckt;
Wer mit Geſang begabt, der iſt kein Architekt. —

Ihr könnt die Nachtigall zwar in der Stube halten,
Doch wie? verſchweig' ich euch, leſ't dieſes nach beim Alten.

Ich liebe Sänger frei, und nur an Nachtigallen
Im grünen Gartenraum hab' ich mein Wohlgefallen.

Drum lehr' ich nicht den Fang, nein, wünſche noch vielmehr,
Daß jeder Vogel frei und jeder Käfig leer.

3.

Eigenſchaften.

Nachtigall-Geſangbeſchreibung, dieſe ſucht ihr wohl nicht hier,
Aber neben dem Geſange hört ihr andern Ton von ihr.

Wenn ſchon längſt nicht mehr ſie ſinget, ruft ſie häufig „witt“ und „quorr!“
Dieß heißt in der Vogelſprache: „Einen Mehlwurm, gieb ihn mir!“

Und ich ſpende manchen Mehlwurm, den ſie dankbarlich verſpeiſet,
Denn ſie lebt nicht vom Geſange, ſie hat Appetit, wie wir.

Hat auch Junge zu verſorgen, Junge, die ſie treulich füttert;
Nahet ihr euch ihrem Neſte, thut ſie bang und ängſtlich ſchier.

Wenn vergnügt ſie und zufrieden, ruft ſie tief und leiſe: „tak“
Dieß heißt in der Vogelſprache: „Schöpfer mein, ich danke dir!“

Menſch, der du im Ueberfluſſe Gottes nie gedenkſt, o ſage
Doch voll dankerfüllten Herzens „tak“ mit dieſem kleinen Thier.

Manche Nachtigallen ſingen Tages bloß, und andre Nachts,
Aber eine wie die andere iſt der Sängerinnen Zier.

Doch wenn nun die Roſen blühen, und Johanniswürmchen ziehen
Durch die ſchwüle Sommernacht leuchtend um Jasmin und Spier —

Dann verſtummt der Philomele Schlag allmählich, leiſes Dichten
Ihrer Jungen, die des Vaters Lieder lernen, höret ihr.

Schenkt ihr mir Geduld, ſo ſing' ich nach dem Nachtigallenſchlag,
Einige von ihren Tönen ſchüchtern nach; ſie ſtehen hier.

4.

Ein Nachtigallenlied.*)

Es duften die Nachtviolen,
Es glüht der Sterne Pracht;
Es zucken blitzende Flammen
Durch das Fächeln der Frühlingsnacht.

Tio — tio — tio — tio — tio —
Quitio quitio quitio quio qui.

Die Nachtigall ſeufzet und jauchzet,
Quorror diu dlo — dlo — dlo — dlo!
Sie träumt den Traum der Liebe
Im ahnenden Herzen froh.

Tzü — tzü — tzützützü — tzü zi zi
Quorr zio zio zio pi!

---

*) Es iſt einleuchtend, daß der Nachtigallenſchlag ſich mit unſern wenigen Lautzeichen nicht ausdrücken läßt, und daß jeder derartige Verſuch nur entfernte Bedeutung ſein kann. Aber was die Sprache der Rede nicht vermag, vermag die Sprache des Geſanges, daher ſeien dieſe Nachtigallenlieder begabten Tonſetzern empfohlen. D. V.

O tiefes unendliches Sehnen,
Du biſt ein ſeliger Schmerz.
Du ſpricht von dem Herzen Gottes
Lebendig ans Menſchenherz.

Ha gürr gürr gürr quio quipio qui
Qui qui gui gigigi diodzi.

Du rufſt aus Nachtigall-Liedern
Gott iſt die Liebe! uns zu.
O flöte, Nachtigall, flöte
In himmelſeliger Ruh!

Goll, goll, goll, goll — hia hadadoi
Higai gai gaigai giagi.

5.

Noch ein Nachtigallenlied.

Horch wie wonneflötend in des Fliederbaumes
Mondbeglänzten Zweigen ſingt die Nachtigall!
Rings das heil'ge Schweigen eines Lenzentraumes
Der Natur — und einzig dieſer ſüße Hall.

Einzig dieſer Töne reiche Zauberfülle,
Die das Herz uns feſſelt, die kein Wort umfaßt.
Seufzerlaut und Jubel durch die Abendſtille,
Liedeswell' auf Welle — Ausſtrom ſonder Raſt.

„Tiuu — tiuu — tiuui — weilſt du meine Traute —
Tio — tio — tio — tio ti — küſſeſt Roſen noch
Fern am Phrat? tio — tio — lauſche meinem Laute,
Tzü — tzü — tzü — tzü — tzü züo tzi: Buhle, komme doch!“

Sängerherz voll Sehnſucht ſteht in Glückesblüthe;
Sehnſucht iſt der Himmel, Sehnſucht nur iſt Glück.
Jede Wunſcherfüllung, höchſte Liebesgüte
Giebt das Glück der Sehnſucht nicht der Bruſt zurück.

„Tſiſiſi — ziſiſiſiſſi — komme doch geflogen!
Wo die Liebe liebet blüht das Paradies.
Dlo — dlo — dlo — dlo — meine Braut! Durch der Lüfte Wogen
Schwimme näher! Quio lilüli! Hoffnung iſt ſo ſüß!“ —

Ja ſo ſüß iſt Hoffnung auf das Glück der Liebe,
Daß das Glück der Liebe kaum der Hoffnung gleicht.
Himmelsahnungswonnen läutern unſre Triebe,
Bis des trunknen Herzens heißer Wunſch erreicht.

„Gollgollgollgollgia — hadadoi! O weile
Freundin nun nicht länger, nahe, nahe mir!
Quigi horr ha diadiadſi! Nahe mir, ich theile
Wonnen oder Wehe, Freundin, treu mit dir!“

Alle Wipfel ſchweigen, alle Blüthen träumen,
Sanft zum Niedergange neigt der Abendſtern.
Thaugefunkel regnet von den Blüthenbäumen,
Leiſe ſchütternd, ſegnend, haucht der Geiſt des Herrn.

Lülülülü lüli — guia guia guia
Guia guia guia io io ioioio qui,
Higaigaigaigaigaigaigai gia —
Gaigaigaigai quior ziozio pi! —

6.

Noch ein Nachtigallenlied.

Nicht immer klagen die Nachtigallen,
Nicht immer ſeufzet ihr Flötenton.
Lautjubelnd ſchmettert oft Philomele
Des Glücks Triumphlied, der Liebe Lohn!
Lü ly li la la lo didl io quia xi.

Nicht immer klagen, nicht immer trauern,
Nicht immer Thränen, nicht immer Schmerz.
Was iſt die Krone der ganzen Schöpfung,
Nach Gottes Willen? Ein frohes Herz!
Lü lü lülü ly lyly ly lilili!

Menſch, wann im Lenze Natur ſich jünget,
Wann Frühlingszauber die Flur bekränzt,
Laß deine Trauer ſich mild verklären,
Sei gleich der Blume, die Thau beglänzt.
Qui qui qui gü gy quü quy qui.

Wir hoffen ſehnend, wir werden glücklich,
Des Glückes Blume ſtreut goldnen Staub.
Die Monden wandeln — die Zeiten wechſeln —
Oft wird die Blume der Zeiten Raub.
Tio — tio — tio — tio diodio — zozozozo zirrhahi.

Wird früh gebrochen, eh' wir's erwarten;
Ach, wann erwarten wir tiefſten Gram?
Des Menſchen Seele iſt Braut des Himmels,
Oft zögert lange der Bräutigam.
Tza tza tza tza tza tza tza za za zi.

Nicht immer klagen die Nachtigallen,
Gott ſchuf auch Freuden der Kreatur.
Ihr Lied verſchönt uns den Traum des Lenzes,
Süß uns zum Herzen ſpricht die Natur.
Quia quia quia quia quia quia quia gi.

Die Liebe Gottes giebt ſich in Wonnen,
Giebt ſich in Leiden der Menſchheit kund,
Und ſtets erneut ſie im Ring der Zeiten
So mit der Menſchheit den ew'gen Bund.
Higaigaigaia gaigaigai gorr diadi.

7.

Eine Mainacht.

Donner hör' ich rollend ſchallen —
Prächtig flammt es, Blitz' auf Blitze.
Und dort flöten Nachtigallen
Durch die Nacht vom blühnden Sitze.

Feierliches Düſter ſchattet,
Das des Gluthſtrahls Licht durchblendet.
Doch des Wetters Wuth ermattet,
Und ſein Zürnen hat geendet.

Weitab zieht es ſich zur Ferne,
Zuckt noch über Bergesſäumen,
Durch die Wolken blinken Sterne,
Und die Nachtigallen — träumen.

Ja, die Nachtigallen träumen,
Doch im Traum' oft — halb im Stocken —
Jubelt's aus bethränten Bäumen,
Wie ein ſchluchzendes Frohlocken.

Heilig, wie die ew'ge Wahrheit,
Die kein Nebelſlor umſchleiert,
Steht der Mond in reiner Klarheit,
Und das Leben ruht und feiert.

Blumenhäupter, tropfenſchwere,
Hangen tief zum Boden nieder;
Aber früh zur Sonnenſphäre
Heben ſie die Kelche wieder. —

In erhebenden Kontraſten
Spricht Natur zur Menſchenſeele,
Daß Erleicht'rung ihrer Laſten
Nicht der ſchmerzbeladnen fehle.

Du auch Herz, du kummerſchweres,
Sollſt nicht allzuſehr erſchrecken,
Wenn des trüben Sorgenheeres
Wolken ſchwül die Berge decken.

Sollſt nicht unter Stürmen zittern
Die ob deinem Haupte wettern,
Hörſt du nicht bei Hochgewittern
Nachtigallen freudig ſchmettern?

Jedes Wetter zieht von hinnen,
Und die Sterne ſcheinen wieder.
Und von ewigen Tempelzinnen
Fließt ein reines Licht hernieder.

Lerne Herz, dem Licht vertrauen,
Sei die Blume, die nach Oben,
Nach der Wetternächte Grauen,
Den bethränten Kelch erhoben.

Der Sproſſer.*

Von der deutſchen Nachtigall verſchieden
Iſt der Sproſſer, iſt beſondre Art.
Größer wie die Nachtigall, die Stimme
Iſt noch lauter, aber minder zart.

Zwar iſt ſeine Farb' auch ſchlicht, doch grauer
Seine Bruſt, die Flügel dunkelbraun;
Ueberhaupt die Farben dumpfer Trauer
Sind an jedem Theil von ihm zu ſchaun.

Sein Geſang iſt weniger melodiſch,
Klingt wie Amſel=Schlag, und ſchmettert laut.
Doch nur Nachts, wenn alle Stimmen ſchweigen,
Singt und klagt er, bis der Morgen graut.

Iſt in Deutſchland ſelten, doch in Polen
Und in Ungarn iſt ſein Heimathland.
Wo ihn häufig Vogelfänger holen,
Wird nach Wien, auch andershin — verſandt.

Sie erkranken leicht im fremden Lande,
Selbſt bei deutſcher Nachtigallenkoſt.
Mächt'ger aber ſind die Heimath=Bande,
Als jedwede Macht im Weſt und Oſt.

---

*) Luscinia Philomela Bechsteini. Motac. Luscinia major L. Wiener Nachtigall. N. St. S. 435 f.

Zwar abſonderliche Heilverſuche
Wurden auserſonnen ihm zur Kur,
Spinnen reicht der Menſch, der überkluge,
Ja ſogar die Hall'ſche Goldtinctur.

Als ob Gold den Trieb nach Freiheit heile!
Und Tinctur den Kerkerſtab zerbräch'!
Dazu nimmt der Menſch ſonſt eine Feile,
Scheidewaſſer bahnt den Freiheitweg.

Scheiden — und das ſalz'ne Naß der Thräne,
Und vom Heimathlande zieht der Mann.
Einen Fluch zum Abſchied durch die Zähne,
Und die nackte Freiheit — fern — im Bann.

Eines Sproſſers Lied hab' ich belauſchet,
Der nach Thüringen ſich einſt verirrt.
Lange hat durch mein Erinnern ſchmerzlich
Sein tief klagender Geſang geſchwirrt.

Zica zica zica davi davi
Gokörk Gokörk gokörk glock glock glock:
„Ziehen möcht' ich, ziehen dahin, dahin,
Wohin mächtig Sehnſucht zieht und lockt.“

Sproſſer, euer Loos iſt zu beklagen!
In den Käfigen manch' großer Stadt,
Ausgehängt am Fenſter, müßt ihr ſchlagen,
Denn im Zimmer fühlt ihr bald euch matt.

Und verruchter Sinn wagt euch zu blenden;
Weil bei Nacht ihr einzig ſingen wollt,
Heißt nun ſtete Nacht die Schmerzenslosung,
Daß den Tag für Nacht ihr halten ſollt.

„Ja ich glaube, wenn Papiere
Roſſe ſpeiſ'ten, daß ihr Pferde
Hieltet, Pferde, Kutſcher, Wagen,
Wär' die goldne Zeit der Erde.“

„Aber weil nicht Kutſch' und Pferde
Aus Makulatur entſtehen,
Laſſet euch die kühnen Wünſche
Nur beſcheidentlich vergehen. —“

„Wollt ihr mich, den lieben Vogel,
Euch zum Stubenvogel ziehen,
Wie's geſchieht in Heſſen häufig,
Müßt ihr euch in etwas mühen.“

„Müßt beſonders warm zu halten
Mich — euch in Geduld bequemen,
Denn ich bin ſehr weich und zärtlich,
Und bin alt faſt nicht zu zähmen.“

„Dürft auch nicht den Käfig wechſeln,
Laßt mich ſtets in einem Kerker,
Denn ſonſt traur' ich und ermatte,
Sterbe bald hin, euch zum Aerger.“

„Selten geh' ich auf den Tränkheerd,
Werde im Auguſt gefangen,
Mit Leimruthen oder Sprenkeln,
Drauf Johannisbeeren hangen.“

„Schade, daß ſolch edle Früchte
Sänger locken ins Verderben!
Ach, das Lied vom Paradieſe:
Adam — Eva — Apfel — Sterben. —“

Die gemeine Grasmücke.*

Ein Zweigeſpräch.

Biſt denn du die „Mück' im Gras,“
Sängerin der Haine?
Oder, nennt dich ſo voll Spaß
Nur die Volksgemeine?

„Viele Namen nennen mich,
Doch nicht lauter Schöne;
Nennt ihr jede Sängerin
Etwa gleich Camöne?“

Vöglein ſiehe, wie du biſt!
Ganz wie Künſtlerdamen,
Schippiſch gleich; trägſt wohl mit Recht
Den Spottvogel-Namen?

„Wie ich bin, ſo bin ich recht,
Bin mit mir zufrieden.
Kurzgebundnes Schnäbelchen
Ward von Gott beſchieden.“

Warum durch Gebüſch und Dorn
Kriechſt du hin im Niedern?
Und erfreuſt nicht hoch vom Baum
Uns mit deinen Liedern?

„Weil ich Andern laſſe gern
Ihre hohen Plätze,
Weil ich ſtets an meinem Platz,
Wohin ich mich ſetze.“

---

*) Motacilla Sylvia L. Graue Grasmücke, Spottvogel, Heckenſchwätzer. N. St. S. 480 f.

Mich erfreuts, voll Selbſtvertraun,
Sängerin, dich zu finden!
Du haſt Recht, und laß dich nie
Fangen oder binden!

„Fröhlich bin ich immerdar,
Singe gern im Freien,
Singe meinen leiſen Sang,
Ohne viel zu ſchreien.“

Sängerin, zu dir, zu dir
Aus der Oper flücht' ich,
Sie bedroht mein Trommelfell,
Du ſingſt zart und — richtig.

„Ja, Piano ſing' ich lang,
Aber ohne Worte,
Und dann ſchließ ich den Geſang
Nur mit kurzem Forte.“

„Schwinge dann mich froh empor
Voller Luſt der Lieder.
Aber gleich in meinem Buſch
Berg' ich ſtill mich wieder.“

Heil dir, glückliches Talent
Ungebundner Weiſe!
Mancher ſingt ſein Leben lang
Ohne Forte — leiſe.

Und doch iſt es eine Kunſt
Zart und ſtark zu einen;
Eine Kunſt iſt's, ſtark zu ſein,
Und zart zu erſcheinen.

Grasmückenlied.

Wenn auf meiner Bäume Zweigen
Nun die Nachtigallen ſchweigen,
Bringt mir eine Sängerin
Wunderköſtlichen Gewinn,
Lieblich tönt ihr Liebesreigen
Bis zum ſpäten Abend hin.

Und ich lauſche ſtill und ſinnend
Ihrem Sang, ſo herzgewinnend,
Der melodiſch ſüß beginnt,
Und wie Bächleins Wellen rinnt,
Der am goldnen Rocken ſpinnend,
Goldnen Liederfaden ſpinnt.

Und mir iſt, als ob ſie leiſe
Seelenfroh die Freundſchaft preiſe,
Wenn die Philomele ſtill,
Nicht mehr Liebe flöten will.
Vöglein, deine treue Weiſe,
Sie beginnt nicht im April.

„Freundſchaft iſt ein Stern im Leben,
Gotterleuchtet, gottgegeben,
Deſſen Lichtſtrom auf die Welt
Wie ein Mannaregen fällt,
Daß das Herz ſich mag erheben,
Wenn es Kummer niederhält.“

„Freundſchaft iſt nicht flücht'ge Blüthe;
Eine Frucht, o reich an Güte,
Die des Lebens Sommer reift,
Ob auch mancher Sturm ſie ſtreift,
Die der Greis, der Lebensmüde,
Nah dem Grabe noch, ergreift.“

„Aber ſchon des Kindes Ahnen
Folgt der Freundſchaftſtimme Mahnen,
Die vom Himmel niederweht,
Die mit ihm, ein Engel, geht,
Die ihm ebnet rauhe Bahnen,
Und ihm treu zur Seite ſteht.“

„Freundſchaft leuchtet aus den Blicken
Holder Mädchen voll Entzücken,
Freundſchaft macht des Jünglings Bruſt
Trunken von erhabner Luſt;
Edlen Bildern, die beglücken
Nachzuſtreben ſich bewußt.“

„Freundſchaft, ſchöner Stern im Leben,
Gotterleuchtet, gottgegeben,
Spende deinen reinen Strahl,
Uns als heil'ges Liebesmahl!
Sei uns, bis wir lichtwärts ſchweben,
Troſt und Stab im Pilgerthal.“ —

Die geſchwätzige Grasmücke.*

Nun folgt das kleine Müllerchen,
Weißmüller auch genannt,
Weißbärtlein, kleiner Dorngreul auch,
Und überall bekannt.

Sein Schnäbelchen iſt ſpitz und ſchwarz,
Grauröthlichbraun ſein Kleid;
Durch ſeine Farbenzier erregt
Es keines Vogels Neid.

Es iſt ein Heckenvöglein nur,
Durchkriecht gern das Gebüſch,
Es achtet gutes Futter hoch,
Und Nachtigallen-Tiſch.

Es iſt ſehr zärtlich, liebt ſehr treu
Die Jungen, ſeine Brut;
Nahſt ſeinem Neſte du, ſo ſchreit
Es in ohnmächt'ger Wuth.

Es hat den Namen Müllerchen
Vornehmlich vom Geſang.
Denn öfters ſingt es Klappklappklapp
Klappklapp anhaltend — lang.

---

*) Motacilla Curruca. Motacilla dumetorum L. Kleine graue Grasmücke, kleiner Dorndreh. N. Gl. S. 493 f.

Doch zwiſchen dieſem Klappklappklapp
Fließt manch melodiſch Wort,
Gleich lichtem Silberwellenfall
Des Murmelbaches fort.

O welche tiefe Poeſie
Im Wellenrieſeln ruht!
Es netzt, die dicht am Ufer ſtehn,
Blaublümlein kühle Fluth.

Da kommt ein ſinnig Kind, das lauſcht,
Und ſich erröthend bückt,
Und ſich zu ſtillgeheimer Luſt
Die blauen Blümlein pflückt.

Doch jeder Waſſermüller hält
Klappklapp für nöthig auch.
Das Waſſer rinnt, die Mühle klappt,
Klappern iſt Handwerksbrauch.

Der Mönch. *

Und auch dieſer Sänger, (Namen
Wurden viel' ihm) ſingt vorzüglich,
Männlein trägt ein ſchwarzes Käppchen,
Und das Weiblein trägt ein braunes.

Deßhalb heißt er auch Schwarzplatte,
Plattenmönch und Cardinälchen,
Deßhalb glaubten manche Forſcher,
Daß verſchiedne Arten wären
Mann und Frau, doch iſt's nur eine.

Beider Farben ſind verſchieden;
Braun und grau, mit weißem Schimmer;
Das Gefieder ſeidenartig,
Artig ſind ſie überhaupt.

Sie bewohnen ganz Europa,
Lieben Waldungen und Gärten,
Gärten mit lebend'gen Zäunen;
Sind der Nachtigall Vorläufer,
Und beleben die Gebüſche
Wenn der König Frühling einzieht,
Mit freudvollem Vivat! rings.

---

*) Motacilla atricapilla L. Schwarzköpfige Grasmücke. N. Et. S. 193 f.

In den Stuben und gefangen
Lieben ſie ein kleines Tännchen,
Hinterm Ofen. — Ach, wie Mancher
Liebt den Wald, Gebirg und Alpen,
Könnt' er dieſe raren Sachen
Nur im Kleinen und bequemlich
Hinter ſeinem Ofen haben!

Sie verlangen auch manch Springholz
Hinterm Gitter ihres Käfigs,
Ihres Nachtigallenkäfigs,
Oder ihres Glockenbauers;
Nicht etwa damit zu ſpringen,
Nein — **lucus de non lucendo,**
Nein, um darauf ſanft zu ſitzen,
Denn es ſind ſittſame Vögel.

2.

Dieſen Vogel gieb zur Nahrung
Das univerſale Futter,
Und noch etwas Nachtigallen-
Koſt dazu, ſo wird er trefflich
Sich dabei befinden — wiſſe
Im Vertraun: Er iſt ein Vielfraß,
Und erreicht bei gutem Futter
Ein erſtaunlich hohes Alter,
Nämlich hohes Sängeralter,
Zehn, auch zwölf, ja ſechzehn Jahre;
Solch ein langes Ziel erreichet
Nicht der Ruhm von manchem Sänger,
Der mit Menſchenzunge ſingt.

Badet gern, liebt friſches Waſſer,
Und es dienen zur Geſundheit
Ihm die Beeren des Hollunders,
Dürr, im Waſſer aufgequellte.
Ja, Hollundermuhs iſt heilſam.

Aber troß dem guten Futter,
Troß der Ruhe des Gemüthes,
Troß den Beeren des Hollunders
Dürr, im Waſſer aufgequellten,
Stirbt er oft dahin — an Dürrſucht;
Oder alle Federn fallen
Aus dem armen Kloſterwenzel,
Und Epilepſie und Lähmung
Quält ihn, ja ihn rührt der Schlag.

Leg' ihm Nägel in die Tränke
Gieb ihm fleißig laue Bäder,
Gieß' ihm Baumöl ein, und dopple
(Dieß iſt lieber ihm als Baumöl)
Die Mehlwürmer ihm, ſo wirſt du
Ihn noch länger dir erhalten.
Er verdienet ſolche Sorgfalt,
Denn er iſt ein braver Sänger.

Fleißig geht er auf den Tränkheerd,
Leicht und unbedacht in Garne,
Fängt ſich leicht auch auf Leimruthen,
Wenn ein lieber Mehlwurm lockt.

3.

Mönch iſt ein geſchätzter Schläger,
Nachtigallen vorgezogen,
(Dieß beſonders da, wo keine
Nachtigallen ſich befinden),
Auch iſt ſein Geſang noch reiner,
Flötenartiger, die Strophen
Hängen lieblich an einander,
Denn er kennt nicht die Kunſtpauſen,
Und iſt fleißig überaus.
Doch auch unter dieſen Vögeln
Giebt es Sänger, die beſonders
Gut ſind, und auch Sänger, welche
Gänzlich ſchlecht — tout comme chez nous.
Kloſterwenzel heißt er deshalb,
Weil er Kloſterlieblingsvogel,
Weil er früh die Mette ſinget,
Und die Horas und die Vesper;
Vogel mit der kleinen Platte,
Vogel mit der grauen Kutte,
Vogel in dem Glockenbauer,
Vogel in dem Cölibate,
Vogel in Gefangenſchaft.

Die graue Grasmücke.*

Kleiner als der Mönch iſt dieſe,
Grau von Farbe — ihre Wangen
Etwas röthlich, braun die Flügel,
Weiße Wimpel trägt das Weibchen.

Sie bewohnen die lebend'gen
Waldungen und ſchattige Gärten,
Meiſt im ſüdlichen Europa.
Werden gerade ſo gehalten
Wie der Mönch, doch weil ſie zarter,
Läßt man ſie mit andern Vögeln
Nicht herum in Stuben laufen,
Sondern hält ſie hübſch im Käfig.

Sie auch ſind durch Himmels-Fügung
Sehr mit Appetit geſegnet;
Lieben Kirſchen, zarte Beeren,
Sind ſo wenig Koſtverächter,
Daß ans Nachtigallenfutter
Sie ſogar ſich leicht gewöhnen.

Sitzen immer an dem Freßtrog,
Wo ſie häufig ſo ſich mäſten,
Daß ſie faſt im Fett erſticken.

---

*) Motacilla hortensis L. Weiße Grasmücke, Dornreich. N. St. S. 117.

Gehn nicht ungern auf den Tränkheerd,
Früh von ſechs bis neun, und Abends;
Halten pünktlich Prim und None.

Sind oft etwas wild und ſtürmiſch,
Und wenn bös ſie ſind, erheben
Sie ein kreiſchendes Geſchrei.

Ihr Geſang iſt gleichwohl trefflich,
Ausgebildet, zart und innig,
Und da Sommers ſie und Winters
Singen, kann ich nicht verfehlen,
Trotz den Fehlern, die ſie zeigen,
Zu empfehlen dieſe Sängerin.

Ueberhaupt bei Sängerinnen
Iſt die Nachſicht ihrer Fehler,
Iſt Geduld mit ihren Mängeln,
Iſt Ertragen ihrer Launen
Sehr beherzigenswerthe Regel,
Denn ſie werden ſonſt ſehr böſe,
Kreiſchen, oder gehen durch.

Die Braunelle.*

Dieſer Vogel ward begabet
Mit erſtaunlich vielen Namen,
Wie Bewunderer und Kenner
Gerne thun bei Sängerdamen.

Ja, Bewund'rer ſind freigebig
Mit dem Nachtigallentitel,
Doch der liebe gute Wille
Iſt noch kein Erſatz der Mittel.

Und die Zärte, da ſie Sommers
Keineswegs ſingt wie eine
Nachtigall (obſchon ſie ſchön ſingt),
Iſt ſie auch im Winter keine.

Keine Königin der Sänger;
Aber ähnlich im Betragen
Dem Zaunkönig, und wie dieſer,
Und wie Lerchen kann ſie ſchlagen.

Von der Lerche hat ſie dieſe
Eigenſchaft, daß ſelbſt gereizet
Und im allerhöchſten Zorne
Singend, ſie nach Beifall geizet.

Ja ſie ſingt, und zankt und ſtreitet
Bis die Andern ſchweigen ſtille.
Deshalb heißt ſie wohl auch Spanier,
Weil ſo ſtolz und ſtark ihr Wille.

---

*) Motacilla modularis L. Braungefleckte Grasmücke, Zärte, Spanier, Baum- und Winter-Nachtigall. N. St. S. 153 f.

Wohnen ſonſt in ganz Europa,
Kommen aus dem höhern Norden,
Lieben ſehr die Tannenbäume,
Wenn ſie ja gefangen worden.

Sind auch keine Koſtverächter,
Speiſen Lebendes und Todtes:
Fliegen, Raupen, Würmer, Samen,
Krümlein Kuchens oder Brodes.

Trauern nicht um ihre Freiheit,
Nein, ſie laſſen gern ſich halten;
Thun gewohnt gleich und vertraulich
So mit Jungen, wie mit Alten.

Bauen Neſter in den Stuben
Hinter ihres Käfigs Gattern,
Sind Krankheiten unterworfen,
Leiden öfters an den Blattern.

Ja, ſie ſind den Hiobsplagen
Unterworfen, dieſe Sänger,
Häufig wehevoll, doch leben
Sie zehn Jahre, wohl noch länger.

Tragen ſtill ihr Leid, und ſingen
Dennoch durch ihr ganzes Leben.
Hat vielleicht zum Troſt im Schmerze
Ihnen Gott Geſang gegeben?

Denn Geſang iſt eine Quelle,
Heilvoll, heilungreich, drin bade
Trauernder, dein Herz — vertraue!
Und es hilft dir Gottes Gnade.

Die Rohrgrasmücke.*

So manches Lied erſchallt aus Rohr und Sumpf,
Ihr wißt nicht, wer es ſingt und lauſcht ihm nicht.
Der Menſch iſt häufig gegen Lieder ſtumpf,
Wenn nicht der Schall aus heil'gen Hainen bricht.

Ein Vöglein, gelbgrün und olivengrün,
Olivenbraun und graugrün angethan,
Erhebt im Sommer ſeine Stimme kühn
An ſchilf'gen Ufern und vom Wieſenplan.

Dort baut es ſich im Schilf ſein friedlich Haus,
Das die Libell'n im Schwebetanz umſtirrn.
Die Eintagsfliegen wählt es ſich zum Schmaus,
Und überm Purpurweidrich klingt ſein Girrn.

Und gleich dem Lied der Baſtardnachtigall,
Nur minder füllereich, ertönt ſein Schlag;
Am frühen Morgen ſchwingt ſein Wechſelſchall
Sich auf, und lieblich ſingt es, ſinkt der Tag.

Zum Stubenvogel iſt es nicht geſchickt,
Es iſt ſehr zärtlich, liebt zwar ſehr das Haſt,
Doch nicht die Haſt, und habt ihr es verſtrickt,
So endets bald in der Gefangenſchaft.

---

*) Motacilla palustris Bechstein. Rohrſänger, Weidrich, Schilfſchmätzer. N. St. S. 511 f.

Gönnt auch der Wieſe, gönnt dem Weiher auch
Ihr Lied und ihre Sänger, wie dem Hain.
Laßt auch die Kleinen an dem Aetherhauch
Der Poeſie, des Genius, ſich erfreun.

Was iſt ein Lied? Es iſt ein Seelendrang,
Das Leuchten eines Sterns, ein Blumenblühn,
Ein Schimmer des Kryſtalls, ein Saitenklang,
Der Läutrung Silberblick, von Gott verliehn.

Iſt Menſchen-Ohr der Maaßſtab ſeines Werths? —
Dem Sänger ſtrömt es aus dem Innern tief.
Ihr freut der Schärf' euch eures Richterſchwert's,
Und häufig ſteht's um euer Urtheil — ſchief.

Der Sänger ſingt, und im Geſange ſchwebt
Auf Engelflügeln er zum Licht empor.
Ihr, wenn euch Harfenklang das Herz erhebt,
O duldet doch die Flöten auch aus Rohr!

Das Rothkehlchen.*

1.

Rothkehlchen kennt ein jedes Kind,
Iſt gar ein herzig Tröpfchen;
Rothbrüſtchen wird es auch genannt,
Waldröthlein und Rothkröpfchen.

Ihr trefft zu ſeiner Wanderzeit
Dies Vögelchen in Menge.
Ein Frühlingsbote kehrt es ein,
Und grüßt uns durch Geſänge.

Es iſt ein kleiner lieber Gaſt,
Der nicht zu lang verweilet;
Und der im Sommer ſonder Raſt
Nach ſeinen Wäldern eilet.

Denn in den Wäldern wohnt das Glück,
Wohnt ein gottvoller Friede;
Dort einet ſich gar wunderſam
Waldrauſchen mit dem Liede.

Dort wird die Feie Poeſie
Euch wunderhold erſcheinen,
Nur werft nach Waldesſängern nicht,
Wie oft ihr thut — mit Steinen. —

---

*) [illegible] [illegible] I. [illegible] 21. S. 459.

2.

Im Vogelbauer eingeſperrt,
(Doch nicht, daß ich's empfehle)
Lauſcht das Rothkehlchen ab das Lied
Der ſüßen Philomele.

Und melancholiſch feierlich,
Und laut erſchallt ſein Schlagen;
Am ſchönſten aber doch im Frei'n,
In jungen Lenzestagen.

Rothkehlchen hält im Zimmer aus,
Dieß könnt ihr häufig ſehen;
Sperrts lieber in kein Vogelhaus,
Nein, frei laßt ſich's ergehen.

Doch ſeid ihr klug, ſo ſperret nicht
Zwei Rothkehlchen zuſammen.
Sonſt brennt der Streit der Eiferſucht
In lichterlohen Flammen.

Und ſtellt ihm einen grünen Buſch
Von Buchen oder Eichen
In eine Ecke an die Wand,
Dieß iſt ein Freiheitzeichen.

Dann ſteht es dem Rothkelchen frei
Sich gänzlich frei zu denken,
Und fängt's euch Mücken nebenbei,
So werdet ihr's nicht kränken. —

3.

Beſonders ob des Mückenfangs,
Geſchätzt iſt das Kehlröthchen.
Wer klug iſt, hält im Zimmer ſich
Solch kleines Mückentödtchen.

Gar unverſchämt ſind Mücken, uns
Zum Aerger, ſich zum Spaße;
Unangemeldet ſetzen ſie
Sich ſelbſt auf Kaiſers Naſe.

Und euren ſchönen Spiegel, ach
Wie dieſen ſie zudecken!
Den Spiegel eurer Eitelkeit
Beſchmutzen ſie mit Flecken.

Darum ſind Fliegen ſo verhaßt,
Verhaßt ſind alle Mucken.
Ach, die Rothkehlchen reichen nicht
Sie ſämmtlich zu verſchlucken.

Waldmärchen vom Rothkehlchen.

Kennt ihr wohl die Waidmannsſagen,
Klingend aus den Vätertagen,
Von dem kleinen Röthelein?
Mutter Weisheit hüllt, die alte,
In manch graue Mantelfalte
Oft ein ſchönes Räthſel ein.

Achtet auf der Alten Lehren:
Des Rothkehlchens Neſt zerſtören
Weckt des Donnergottes Zorn.
Gönnt der Creatur Aſyle
In des Waldes trauter Kühle,
Trübt nicht ihren Freudenborn.

Wißt auch, die Rothkehlchen tragen
Einem Manne, der erſchlagen,
Blumen auf ſein Angeſicht.
Ja, der Menſchenthaten Schrecken
Sucht Natur zu überdecken,
Freundlich wandelnd Nacht in Licht.

Aus des Ritterſchloſſes Trümmer
Grüßt ein zauberiſcher Schimmer
Lieblich grün im Abendglanz.
Und die Purpurnelken ſproſſen,
Wo der Kampfer Blut gefloſſen,
Ach — wo blieb ihr Siegerkranz?

Röthlein regen bunte Flügel,
Singen über ihrem Hügel,
Klagen ſanft ob ihrem Tod.
Mahne kleine Sängerflöte,
Wie auf deiner Bruſt die Röthe,
Mich ans ew'ge Morgenroth.

Kinderklage um das geſtorbene Rothkehlchen.

Mein Röthlein iſt verſchieden,
Eh noch der Winter kam.
Es ſtarb am Sehnſuchtgram;
Du Vöglein, ruh' im Frieden.

Du Vöglein, ſchlummre ſtille
Hier unter grünem Moos,
In kühler Erde Schooß;
Dein Tod war Gottes Wille.

Gott herrſcht im Weltenraume;
Wenn er es nicht erlaubt,
Fällt mir kein Haar vom Haupt,
Kein Vöglein von dem Baume.

Des Rothkehlchens Begräbniß.

Unter den rothen Blumen
Schlummre, mein Vögelein.
Unter den rothen Blumen
Grab' ich dich traurig ein.

Haſt mir ſo ſchön geſungen,
Hab' dich ſo ſehr geliebt.
Kehlchen hat ausgeklungen,
O wie mich das betrübt.

Als du noch ſangſt, hatte Roſen
Blühend der Mai geweckt.
Aber nun mit Zeitloſen
Hab' ich dich zugedeckt.

Das Blaukehlchen.[*]

Blaukehlchen trägt ein ſchönes buntes Kleid,
Und himmelfarb iſt ſeine Bruſt geſchmückt,
Mit weißer Perle mitten auf der Bruſt;
Mit bunten Streifen auch wird es erblickt.

Es wird ſehr zahm, ſingt auch im Käfig ſchön,
Der ſollt' ein Nachtigallenkäfig ſein,
So reinlich aber es im Freien iſt,
So wenig hält ſich's in der Stube rein.

Der Schmutz der Haft anhaftet ihm gar leicht,
Darum mein Rath: laßt das Blaukehlchen frei!
Es zehrt ſich ab — ihr aber fühlt es nie,
Wie ſtark nach Freiheit Vögleins Sehnſucht ſei.

Mit welcher Luſt ruft das Blaukehlchen: „tak
Taktak“ und ſingt „fid fid“ ſein lieblich Lied.
Das heißt: O Menſch, ſei der Natur getreu,
Und auch am Vöglein handle nicht perfid.

Blaukehlchens Sang iſt ſchön und wunderbar,
Es ſchnurrt gleich einer Leier, zweierlei
Der Stimmen glaubt zu hören ihr, und dann
Pfeift flötenart'ge Strophen es dabei.

---

[*] Motacilla Suecia L. Spiegelvögelchen, Blaukröpfle. N. St. S. 465 f.

Mit Doppelſtimmen mancher Sänger ſingt,
Die Flöte klagt, die Leier ſchnurrt voll Luſt.
So oder ſo! beglückt iſt, Welcher trägt
Den Himmel des Geſanges in der Bruſt.

Und edelweiß die Perle des Gefühls —
Im Himmelblau den weißen Ordensſtern.
Den theilt kein König aus am Rittertag,
Der wird allein verliehn von Gott dem Herrn.

Das Weißkehlchen.*

Dieſer Vogel hat die Größe
Von dem weißen Ackermännchen,
Weiße Stirne, ſchwarzen Schnabel,
Und von ſeinen Naſenlöchern
Zieht ein Streifen durch die Augen,
Der zu ſchwarzen Wangen wird.

Hellaſchgrau ſind ſeine Schultern
Mit kaum merklich rothem Anſtrich.
Um die untre Schnabelwurzel
Sind die Federn röthlich weiß.
Kehle, Oberbruſt und Gurgel
Sind hellroſtfarb oder lohfarb.
Weiß der Unterleib, die Seiten
Etwas roſtfarb angeflogen,
Wie denn überhaupt ein Anflug
Von dem Roſt ſich allwärts findet.
Weibchens Federn ſind verſchieden
Von des Männchens; auf dem Rücken
Rothgrau, Flügeldecken röthlich,
Die Schwanzfarbe röthlich weiß.

Ich beſchreibe dieſen Vogel
Euch mit Abſicht ſo ausführlich;
Weil ich weiß, es kennt ihn keiner
Meiner Leſer — nur den Jäger
Und den Bauer ausgenommen.

---

*) Motacilla Oenanthe L. Großer Steinſchmätzer, Steinbeißer, Steinpicker. N. St. S. 481. f.

Dieſer Vogel liebt Gebirge,
Niſtet in den Felſenſpalten,
Und in alten Maulwurfslöchern.
Er behauptet einſam ſitzend
Seinen Sitz auf alten Stöcken,
Oder auf der Grenze Steinen,
Oder auf uraltem Bildſtock;
Ja, er liebt die alten Bilder.

In der Stube iſt er zärtlich,
Schätzt das Nachtigallenfutter,
Nimmt damit fürlieb, doch vollauf.

Dieſen Vogel alt zu zähmen
Iſt unmöglich, und die Mühe
Wär' vergebens, auch nicht lohnend;
Doch er hat ein ſchönes Anſehn,
Läuft geſchwind und bückt ſich häufig,
Solches macht ihn höchlich ſchätzbar.
Vögel, die ſich häufig bücken,
Halten wir für wohlerzogen,
Halten wir für klug und weiſe,
Halten wir für welterfahren,
Halten wir für liebenswürdig.

Sein Geſang? Nun der iſt leidlich,
Doch vermiſcht mit etwas Krächzen.

Aber wäre nicht ein Sproſſer,
Ja du, ſüße Philomele,
Wäret ihr nicht liebenswerther,
Wenn ihr minder ſchön auch ſänget,
Dafür aber mehr euch bücktet,
Wie ſich der Steinpicker bückt?

Das Braunkehlchen. *

Mancherlei der Namen hat
Dieſer kleine Schmätzer.
Selten wohnt er in der Stadt,
Und iſt auch kein Schwätzer.

Allenthalben trefft ihr ihn
Auf dem Feld, an Höhen,
Und wo Büſche, einzeln, grün,
An der Bergwand ſtehen.

Schwarzblau iſt ſein Oberleib,
Ja ſein Anſehn ſchwärzlich.
Etwas heller iſt ſein Weib,
Das er liebt ſehr herzlich.

Dieſer Vogel ändert ab
Stark in ſeiner Jugend.
Leider iſt die Schönheit faſt
Seine einz'ge Tugend.

Denn der leid'ge Freiheittrieb,
Den ſo Viele ſchelten,
Iſt dem Vogel gar zu lieb,
Bleibt im Käfig ſelten.

---

*) **Motacilla Rubetra L.** Braunkehliger Steinſchmätzer, Pfäffchen, Ziegenſtecher. N. St. S. 184. f.

Wer der Freiheit Höh'n erklomm,
Der kann freudig wohnen.
Auch ſind: „friſch, frei, fröhlich, fromm“
Alliterationen.

Doch beraubt ihr ihn der Luſt
Seines Freiheitglückes,
Zieht den Kopf er in die Bruſt,
Sitzt geſenkten Blickes.

Und gar leicht verkommt er dann,
Eh' ihr's thut vermeinen.
Gefangner Mann, ach armer Mann! —
Haltet lieber keinen!

Das Schwarzkehlchen. *

Das freundliche Stadtröthlein,
Das ſchätz' ich überaus.
Es baut ſein Neſt zutraulich
Mir in das Gartenhaus.

Sein Oberleib iſt blaugrau,
Schwarz ſeine Wangen ſind.
Und am gelbrothen Schwänzchen
Erkennt es jedes Kind.

Oft ändern jung die Röthlein
An ihren Farben ſich,
Im höchſten Alter ſcheinen
Sogar ſie ſchimmelich.

Das iſt ein übles Zeichen,
Den Schimmel ſchätzt ihr nicht;
An alten Flaſchen höchſtens
Sofern ſie gut verpicht.

Viel Alterthümerforſcher —
Ich meld' es ohne Ruhm,
Erforſchen bloß im Keller
Der Vorzeit Heiligthum.

---

*) **Motacilla Erithacus L.** Stadtrothſchwänzchen, Wüſtling. N. St. Z. 197 f.

Ich lobe mir im Leben
Den Jugendſonnenſchein,
Das jugendliche Streben,
Und jungen Feuerwein.

Warum das Röthlein Wüſtling*)
Genannt wird, forſcht' ich tief,
Doch fand ich ob des Namens
Nicht Document und Brief.

Drob tröſte dich mein Röthlein,
Gar Manchem geht es krumm,
Trägt einen ſchlimmen Namen
Und Niemand weiß warum? —

Hausröthlein iſt ſehr munter,
Und kümmert ihn kein Sturm,
Es lullt ſein Lied herunter
Oft hoch vom höchſten Thurm.

Hausröthleins Sang iſt traurig,
Doch ſingt es ſpät und früh,
Hellpfeifend, etwas krächzend,
Abrufend: Fiza füh!

Schier könnt' es Wächter werden
Ob ſeiner Munterkeit,
Wär' nicht die Welt voll Wächter
Wahrhaftig — wie geſchneit.

---

*) J. M. L. ſchreibt zwar Wiſtling, allein in Geßners Vogelbuch und andern ältern Schriften iſt der Name Wüſtling geſchrieben. D. M.

Das gemeine, oder Garten-Rothſchwänzchen.*

Namen und Geſtalt und Größe
Theilt dieß Vöglein mit dem Vetter
In der Stadt; es wohnt in Gärten,
Gleich iſt ihm ſo Stadt als Land.

Gleiches Land und gleiche Heimath;
Und in Deutſchland allenthalben,
Iſt dem Vögelchen gemeinſam
Mit dem Stadtrothſchwänzelein.

Seines Weibchens Federfarben
Sehen faſt wie die des Wüſtlings.
Ja, mit ſolchem pflegt ſo manches
Rothſchwanzweiblein gern Verkehr.

Selbſt ſein Neſt, in Mauerlöchern,
Unter Dächern, in Spelunken,
Baut es gerade ſo, wie jener,
Füttert es mit Federn aus.

Speiſet gern Johannisbeeren,
Auch die Beeren des Hollunders,
Und als Sonntagskoſt den Mehlwurm,
Alltags ſchnöden Regenwurm.

---

*) Motacilla Phoenicurus L. Gartenröthling, Mauernachtigall, Rothſterz N. St. S. 503.

Wird ſo zahm auch, daß den Mehlwurm
Dir es picket aus den Händen.
Häufig ſtirbt es an der Dürrſucht,
Dieſem ſchlimmen Vogeltod.

Fleißig geht es auf den Tränkheerd,
Iſt durch Schönheit ſehr empfehlend,
Noch mehr aber durch das muntre
Weſen, wie durch den Geſang.

Stets Bewegungen des Körpers,
Welche ſchnell und ſehr geſchickt ſind,
Macht, und zierliche Verbeugung,
Dieſes artige Vögelein.

Singt ganz allerliebſte Sachen,
Und verſchönert ſeine Lieder
Durch gar hübſche Strophen, welche
Es von andern Vögeln borgt.

Solche Kunſt iſt hoch zu preiſen!
Selten nannte ſie der alte
Bechſtein,*) aber wir vermeinen,
Heut'ges Tag's ſei ſie das nicht.

Heut'ges Tages iſt des Borgen
Fremder Weiſen keine Kunſt mehr;
Mehr als ein gemeiner Rothſchwanz
Uebt auch darin ſein Talent.

Kaum daß ein begabter Sänger
Anſchlägt eine neue Weiſe,
Wird ſie nachgemacht, wie Schneider
Neue Moden machen nach.

---

*) N. St. S. 506. 507.

Und ſo ſahen wir von Stümpern
Hochbegabter Sänger Lieder,
Selbſt den Zorn der Weltverbeſſ'rer
Modemäßig nachgeahmt.

Selten ſind die Nachtigallen,
Auch die Sproſſer ſind nicht häufig,
Ebenſo Pyrol und Amſel —
Rothſchwänze ſind überall.

Die weiße Bachſtelze.*

Das liebe Kloſterfräulein
Iſt aller Welt bekannt,
Es hat der Freunde viele,
Iſt mannichfach benannt.

Bachſtelze trägt beſcheiden
Ihr Kleid, ſchwarz, grau und weiß,
Dazu ein wenig bläulich,
Wie blüh'nder Ehrenpreis.

Und ob ſie ſchon gekleidet
Als arme Sünderin,
Iſt doch ſtets froh und heiter
Die Lenzverkünderin.

Ihr Schwänzlein iſt beweglich,
Sie wippt und wippt und wippt,
Und iſt meiſt da zu finden,
Wo's viel Inſekten giebt.

Obſchon ihr Lied nicht laut iſt,
Voll Anmuth wechſelts doch;
Sie ſingt den ganzen Sommer
Und auch im Winter noch.

---

*) Motacilla alba L. Waſſerſterz, Stiftsfräulein, Wippſtert. N. Sr. S. 171 f.

Wenn Mönch und Lerch' und Hänfling
Friſch pfeifen, daß es ſchallt,
Mit lieblich zarten Stimmen,
Hält ſie dazu den Alt.

Sie heißt wohl Kloſterfräulein,
Ob ihrem grauen Kleid? —
Gut weiß der böſe Kukuk
In ihrem Neſt Beſcheid.

Sie übt die Mutterpflichten
Sehr zärtlich und getreu,
Und brütet mit Vergnügen
Auch aus das Kukuksei.

O ſchlimme Kukukseier!
O böſer Schein dabei!
O arger Welt Verleumdung!
O böſer Welt Geſchrei!

Die graue und die gelbe Bachſtelze.*

1.

Es ſind dieſe ſchönen Bachſtelzen
So groß wie die vorige Art,
Doch ſchöner noch vom Gefieder,
Und außerordentlich zart.

Sie dauern bei Nachtigallfutter
Gefangen der Jahre kaum zwei.
Sie verlangen kein Nachtigallfutter,
Sie wollen frei ſein, nur frei!

Sie lieben die Waſſerinſekten,
Sie lieben den murmelnden Bach,
Sie lieben das rauſchende Mühlrad,
Und des Waldbaums ſchattiges Dach.

Sie ſingen ſehr laut und vernehmlich,
Mit etwas einförmigem Klang,
Doch iſt ihre Stimme gerundet,
Und lieblich iſt ihr Geſang. —

2.

Die gelben Bachſtelzen ſind kleiner,
Bekannter und minder ſchön.
Sie lieben das Vieh und die Heerden
Auf Wieſen und Waldeshöhn.

---

*) Motacilla Boarula et M. flava L. N. St. V. 475 f.

Auf den ſonnig glänzenden Triften,
Auf Matten, im Wieſengrün,
Dort finden ſie ihren Himmel,
Wo der Blumen Tauſende blühn.

Wo Libellen in Reigen ſchwärmen,
Wo Thau der Argus nippt,
Da ſitzt die kleine Bachſtelze,
Und freut ſich des Lebens und wippt.

Die Alten verbrannten Bachſtelzen
Und miſchten die Aſch' unter Wein,
Und gaben das Kranken zu trinken
Als Mittel gegen den Stein.

Unſchuldige Motacillen,
Welche Märtyrer mußtet ihr ſein!
Mein Rath: brennt ſie nicht mehr zu Aſche,
Nein — unvermiſcht trinkt euern Wein.

Und gönnet dem Vöglein die Freie,
Gönnt Freiheit ihm, fangt es nicht ein.
Die Freiheit iſt eine Feie,
Sie nimmt wohl vom Herzen den Stein.

Das Goldhähnchen.*

Zarteſte der Vöglein — ſind
In der alten Welt zu Hauſe.
Dieſe kleinen Tannenmäuslein
Wohnen in der kleinſten Klauſe.

Meſſen nach dem Leibesmaaß
Zolle drei, und mehr ſehr wenig,
Und die Beine nur acht Linien,
O du kleiner kleinſter König!

Doch der Herr der Herrn hat nicht
Freuden an Jemandes Beinen,
Noch an Pferdekraft — er ſchmückt
Sich zum Preiſe ſelbſt die Kleinen.

Und ſo hat er goldgeziert
Dieſes kleinen Vögleins Haube,
Und der kleine König hebt
Stolz ſein Krönlein aus dem Staube.

Und vermehrt ſich ungemein,
Mehr faſt als die großen Schläger;
Legt der Eier ſechs bis neun,
Und hat viele, viele Schwäger.

---

*) Motacilla Regulus L. Sommerzaunkönig, Ochſenäuglein. N. St. S. 516 f.

Auf den Tränkheerd geht er oft,
Sieht die Sonne niederſinken,
Und dann trinkt er jedesmal
Eh die großen Vögel trinken.

In Geſellſchaft lebt er gern,
Freundſchaft hält er mit den Meiſen,
Macht mit dieſen im Verein
Selbſt im Winter kleine Reiſen.

Wird daher auch mit berückt
In dem böſen Meiſenkaſten.
Aber leichtlich wird er zahm,
Denn er iſt kein Freund vom Faſten.

Wenn — Wer ihn gefangen hält,
Sorgt, daß er in Glockenbauern
Nachtigallenkoſt empfängt,
Wird er ziemlich lange dauern.

Weil dieß Vöglein ſchön und klein,
Iſt in Stuben wie im Freien
Es beliebt — zwar ſingt es fein,
Aber ſoll ein Kleinſter ſchreien?

Schrein genug die Großen nicht?
Ach fürwahr, es wär' ein Grauen,
Wenn jedweder kleine Wicht
Krähen wollte wie die Pfauen.

Deutſches Märchen vom Zaunkönig.

Von dem Königlein im Zaun
Weiß ich eine Märe;
Könnte Manchen lehren traun,
Der gern König wäre.

In der Vogel-Republik,
In der vogelfreien,
Fing man an nach Monarchie
Oft und laut zu ſchreien.

Denn allwo kein Oberhaupt,
Dünkt ſich keiner wenig,
Jeder dünkt ſich viel und glaubt:
Ich gäb' tücht'gen König.

Falk und Geier hatten Kraft,
Scharfe Fänge jeder,
Gänſ' und Schwäne ſtützten ſich
Auf die Macht der Feder.

Papagein auf ihre Pracht,
Des Gefieders Glänzen,
Und die Störche hielten ſich
Auch für Excellenzen.

In der Volksverſammlung ward
Zum Beſchluß erhoben:
König werde, wer beſteht
Höchſten Fluges Proben.

Hui! da flog's empor, empor,
Eine Welt voll Streben,
Aus dem Wald, aus Feld und Rohr,
War ein prächt'ges Schweben.

Und des Reihers Schwingenkraft
Trug ihn höchſt — und eitel
Fühlt er ſchon der Krone Gold
Stolz auf ſeinem Scheitel.

Horch', da rief's, hoch über ihm
„Ich bin, ich bin König!“
Und ihr Alle, groß und klein
Seid mir unterthänig!

Liſtig ließ Zaunſchlüpferlein
Auf des Reihers Schwingen
Sich empor ins Reich der Luft,
Höchſten Fluges bringen,

Dann erſt ſchwang es ſich empor,
Freute ſich nicht wenig,
Rief herab mit lautem Schrein:
„Ich bin, ich bin König!“

Das verdroß die Andern All',
Und ſie ſchrien eintönig:
„Der nur, deſſen tiefſter Fall
Uns erfreut, ſei König!“

Hier iſt ein gemeiner Zug
Deutlich zu erkennen:
Des Talentes höchſtem Flug
Tiefſten Fall zu gönnen. —

Nun ein allgemeiner Fall
Bis ins tiefſte Häuslein;
Doch der kleine König fiel
In ein Loch zum Mäuslein,

„Ich bin König!“ piept' es tief,
Recht zum Hohn, zum Lachen.
Vogelrath die Eule rief,
Mausloch zu bewachen.

Dazu war die Eule gleich
Sehr bereit und willig.
Daß die Eul' am Mausloch wacht,
Das iſt recht und billig.

Aber auch die Eul' entſchlief
Bald aus langer Weile,
Und mein Vöglein ſchlüpft heraus
Trotz der Wächt'rin Eule.

Luſtig rief es aus dem Zaun:
„König! König bin ich!“
Und der Eule ging das nah,
Schämte ſich herzinnig.

Schämt ſich ſo, daß ſie den Tag
Gänzlich haßt und meidet,
Und aus Haß das Mäuslein frißt,
Das ein Loch bereitet.

Königlein verblieb im Zaun,
Ins Exil vertrieben;
Und es iſt der Vogelſtaat
Republik geblieben.

Vogelfreiheit herrſcht allda,
Singen, Schreien, Wandern,
Paarung, Nahrung, alles frei,
Einer frißt den Andern.

Der Alpenſänger.[*]

Er iſt ein gar eigner Vogel,
Hellaſchgrau iſt ſein Gewand.
Iſt dunkelbraun gegürtet
Und zeigt manch lichtes Band.

Lang waren die Forſcher im Zweifel
Ob er eine Lerche nicht ſei?
Denn er ſingt beinah wie die Lerche,
Schlägt Triller und Jodler dabei.

Oder ob er nicht zu den Staaren
Zu zählen mit Wohlbedacht?
Weil er luſtig und liſtig zugleich iſt,
Und manche Kurzweil macht.

Er wohnt auf den Schweizerbergen,
Er wohnt im Lande Tyrol,
Er wohnt im bairiſchen Hochland;
Auf Bergen nur iſt ihm wohl.

Im Winter beſucht er die Thäler,
Er iſt ſehr gut zu Fuß,
Kann weite Strecken durchwandern,
Singt manches: „Gott zum Gruß!“

---

[*] Accentor alpinus. Motacilla alpina, L. Flüelerche. N. Tl. S. 521.

Er thut ſehr gern vertraulich,
Wenn du dich an ihn hängſt,
Ja dieſe herzigen Vögel,
Wir kennen und lieben ſie längſt.

Sie dauern auch etliche Jahre
Selbſt in der Gefangenſchaft,
Doch ſehnen ſie ſich nach Freiheit
Gar ſehr aus ihrer Haft.

Ihr Geſang iſt melancholiſch,
Wie Heimweh, traurig und ſchön,
Voll unausſprechlicher Wehmuth,
Wie der Alpenzither Getön.

Sonſt ſind ſie munter und hüpfen
Mit freudigem Flügelſchlag.
Sie unterſcheiden verſtändig
Den Leid- und den Freudentag.

Sie lernen nicht fremde Weiſen,
Sie halten an Heimath treu,
Und deßhalb muß ich ſie preiſen,
Wüßt' nicht, was herrlicher ſei!

Alpenſängerlied.

Auf den Bergen, auf den Bergen,
Wo die friſchen Lüfte wehn,
Wo der Blick zur Ferne ſchweifet,
Auf den Bergen iſt es ſchön.

Auf den Bergen, auf den Bergen,
Wo die Heerden weidend gehn,
Wo die tauſend Glocken läuten,
Auf den Bergen iſt es ſchön.

Auf den Bergen, auf den Bergen,
Wo die Blumen duftend ſtehn,
Wo das Menſchenherz ſich öffnet,
Auf den Bergen iſt es ſchön.

Auf die Berge mußt du treten,
Menſch, und fromm zum Himmel ſehn.
Auf den Bergen mußt du beten,
Auf den Bergen iſt es ſchön.

Die Meiſen.*

Meiſen, das ſind muntre Vögel,
Etwas boshaft in der Regel,
Spaßhaft auch, wie Affen juſt.
Schlagen Burzelbäum', und klimmen
Gleich den Spechten; ihre Stimmen
Machen Kennern viele Luſt.

Mannichfach ſind ihre Arten,
Doch die Starken, wie die Zarten,
Fangen Vogelſteller ſchlau.
Meiſen ſind ſehr unvorſichtig,
In den Meiſenkaſten richtig
Gehn ſie, ſchwarz, bleich oder blau.

In den grauen Vätertagen —
Alſo lehren alte Sagen —
Waren Meiſen faſt gefeit.
Waren heilig, unverletzlich;
Wer ſie fing, verfiel geſetzlich
Schwer in Buße, Bann und Leid.

Solcher Druck ward längſt vergeſſen,
Denn für Deutſchland unterdeſſen
Brach der Freiheit Morgen an.
Fangen darfſt du Mäuſ' und Meiſen,
Sei's in Sachſen oder Preußen,
Und kaum kräht danach ein Hahn.

---

*) Parz. R. D. IV. S. 712—738.

Aber fang' um Gotteswillen,
Liebſter, fang' nicht etwa Grillen,
Wolle nicht die Welt befrein!
Sei kein Murrkopf-Grillenfänger,
Sei ein harmlos biedrer Sänger,
Und laß Grillen Grillen ſein.

Schade daß die Meiſenkaſten
Nicht mehr frei von allen Laſten,
Nicht mehr gänzlich excluſiv!
Ach, was ſoll noch daraus werden,
Wenn die Vögel dieſer Erden
Nicht mehr Weisthum ſchirmt und Brief?

Dies irae, dies illa!
Parus clamat, Motacilla
Plorat tetris tenebris.
Gloria mundi evanescit!
Arbor noster deflorescit!
Horror lacrymabilis!

Die Haubenmeiſe.*

Die Haubenmeiſe trägt am Haupt mit vielem Anſtand einen Schopf,
Der ziemlich lang und ziemlich ſpitz ſich zeigt an ihrem Hinterkopf.
Sie iſt von artiger Geſtalt; einfach, meiſt ſchwarz, iſt ihr Gewand,
Der Rücken röthlichgrau, doch ziert des Vogels Hals ein breites Band.

Des Weibchens Haub' iſt minder hoch, obwohl nicht minder hoch ſein Sinn;
Es hält ſich ſtattlich, edelfrei, ja ſtolz, gleich einer Königin.
In großen Neſtern niſten ſie, die hoch und auch geräumig ſind;
Sehr gute Pfleg' und Koſt verlangt das junge Haubenmeiſenkind.

Und überhaupt nicht häufig iſt und nicht zu zahlreich dieſe Art.
Sie will ſehr gut gehalten ſein, denn ſie iſt mehr als Andre, zart.
Die Alten bringt man ſelten fort, und mancherlei Beſchwerde macht
Zucht, Wartung, Pflege dieſer Art; ja Mühe — wird ſie fortgebracht.

---

*) Parus cristatus L. Schopf-, Strauß-, [illegible]. N. Gt. S. 539. f.

Die Haubenmeiſe ſingt auch nicht, zum mindeſten iſt ihr Geſang
Nicht ausgezeichnet, einfach, leis; ſie lockt Görrky! und ſingt nicht lang.
Und daran thut ſie wohl! Sie hält an ihrem Haupt das Federhorn
Für einen Sängerlorbeer nicht, und ſtachelt ſie kein eitler Sporn.

Kein Unglück, wenn, was Hauben trägt, nicht Dädals Flug mit fliegen will;
Ein Unglück aber, Wem die Zier am Haupte nicht genügen will.
Hab' an der artigen Geſtalt, an Federhaube du genug,
Verſuche nicht, ein Ikarus, mit ſchwacher Kraft den Sonnenflug.

Indeß die Dädals-Mythe hinkt, dieß tröſtet Viele, denn Kritik
Sagt, daß ſie leere Sage ſei, und widerlegt längſt durch Phyſik.
In hohen Regionen herrſcht die Kälte nur, nicht Sonnenbrand,
Drum trag' die Federn ſtolz am Haupt, und führe ſie nicht in der Hand.

Die Tannenmeiſe.[*]

Die Tannenmeiſe trägt ſich bunt, den Rücken dunkelaſchenblau,
Schwarz iſt ihr Oberkopf und Hals, der Flügel Schwinge bläulichgrau.
Weißgrau gerändert, auch der Schweif — weiß ſind die Wangen und der Hals,
Das Tannenmeiſenweibchen trägt des Männchens Farben ebenfalls.

Ihr trefft ſie meiſt im Freien an, in großen Forſten, wo ſie zieht;
Ein Paar der Haubenmeiſen dann zu ihnen oft geſellt man ſieht,
Das gleichſam dann ihr Führer iſt; Goldhähnchen auch, das Königlein,
Iſt bei den Meiſen hochverehrt und findet ſich bei ihnen ein.

Im Frühling, wenn die Schnepfen ziehn, durchſtreift den Wald ſie luſtiglich,
Im Sommer lebt ſie auf dem Land in ihrem Neſte ſtill für ſich.
Sie ſammelt Fichtenſaamen ein im Herbſt, und wenn das Leichentuch
Des Winters rings die Flur bedeckt, macht ſie von Wald zu Wald Beſuch.

---

[*] Parus ater L. Kleine Schwarzmeiſe, Wald-, Holzmeiſe. N. G. S. 530 f.

Die Tannenmeiſe niſtet nicht auf Felſenbergen ſteil und hoch;
Sie baut ihr einfach ſchlichtes Neſt in manch verlaſſnes Maulwurfsloch,
Und füttert's mit Wildhaaren aus, darein ſie dann ſehr fleißig legt,
Und jährlich zweimal Junge bringt, die ſie mit vieler Liebe pflegt.

Sie iſt als Stubenvögelchen ganz allerliebſt, ſtets luſtig, froh,
Beſtändig munter, nimmer müd, lebt keck in dulci jubilo.
Auch ihr Geſang iſt wechſelvoll, laut klirrend, ja hellklingend, wie
Ein Glöckchen fort und fort „Zieh Vieh! Zieh Vieh! Zieh Vieh! Zieh Vieh! Zieh Vieh!

Dabei ſetzt ſie gewöhnlich ſich hin auf ihr Plätzchen, feſt und ſtill,
Wie einer, der recht wichtige hochtrabende Rede halten will.
Und wenn auch nichts herauskommt als Zieh Vieh! Zieh Vieh! das Meiſenlied,
Die Meiſen alle finden das vortrefflich, ſonder Unterſchied.

„Partei! Partei!“ ſo hör' ich oft im Walde Vogelruf erſchall'n,
Und jede Sippſchaft macht Partei, die Meiſen aber doch vor all'n.
Zumal die Beutelmeiſen,*) die man kaum als Stubenvögel kennt,
Doch als begabte Künſtler ſtets mit viel Reſpekt und Achtung nennt.

---

*) Parus pendulinus.

Wir kennen Beutelmeiſen viel, die ſind begabt mit Rechnenkunſt;
O dieſes ſagt erſtaunlich viel, bringt Gut und Geld, ſchafft Glück und Gunſt.
Ihr Meiſen, die ihr kunſtlos frei in euern Wäldern lebt und ſchwebt,
Verargt's der Beutelmeiſe nicht, wenn ſie ſich über euch erhebt.

Die Sumpfmeiſe.*

Auch die Sümpfe hegen Meiſen, Sümpfe hegen mancherlei,
Sümpfe hegen Frösch' und Kröten, Salamander nebenbei.
In den Mooren, in den Rohren niſtet manche Vogelart,
Welche ganz beſondre Liebe zu den Sümpfen offenbart.

Ueber Sümpfe ließ' ſich ſchreiben wohl ein grundgelehrtes Werk,
Denn ihr Nutzen wie ihr Schaden fordert großes Augenmerk.
Alles was in Sümpfen wohnet, niſtet, wühlet, fliegt und kriecht,
Müßt im Werke ſein erwogen und gezogen an das Licht.

Manches hoffnungsgrüne Saatfeld ward verflacht und ward ein Sumpf;
Manche helle Kämpferklinge wurde roſtig, ſchartig, ſtumpf.
Mancher Vogel kam geflogen, hat den Frühling prophezeit,
Aber alle Lenzeshoffnung iſt erfroren und verſchneit.

Früher freute ſich am Sange ächter Poeſie die Welt,
Aber ungeſtüme Lärmſucht hat ihr Netz auf Netz geſtellt.
Weit weg flog der Wundervogel — und ſtatt ſeiner flog herbei
Die Sumpfmeiſe Alltagsproſa mit dem Nützlichkeitsgeſchrei.

Viele Namen ſind der Meiſe, die ſo gern im Röhrig weilt,
Von dem Volk nach ihrer Kleidung oder Haltung zugetheilt.
Mönch- und Nonnenmeiſe heißt ſie, weil ſie eine Platte hat,
Braune Kutte, weiße Stole, doch ſie kennt kein Cölibat.

---

* Parus palustris L. Aſchen-, Riet-, Moormeiſe. N. Et. S. 537 f.

Kennt auch keine Kloſtertugend, Frommthun nicht und Heuchelei,
Sie iſt immer flink und munter, immer arbeitſam dabei.
Sie erwartet gute Wartung, wenn ihr ſie gefangen habt;
Schlau, bedächtig iſt ihr Anſehn; iſt auch mit Geſang begabt.

„Dia dia hihi älz äh!“ ſingt ſie leis und angenehm;
Dieſes heißt: „Ich wünſche ſehnlichſt, daß gut Futter ich bekäm'!“
Solch Lied findet allenthalben Anklang auf dem Erdenrund,
Iſt beliebt bei allen Ständen, lebt ſogar im Volkesmund.

Ja dieß Lied, mögt ihr poetiſch nun es nennen oder nicht,
Iſt im Sinn des Volks geſungen, iſt ein wahres Sinngedicht.
„Gott läßt des Gerechten Seele hungern nicht,“ ſprach Salomo,
„Naturalia non sunt turpia!“ ſprach der weiſe Cicero.

Die Sumpfmeiſe thut kaum Schaden, hackt entzwei vom Hanf den Halm,
Speiſt die Sonnenblumenkerne, Hirſen auch und Waſſerſchwalm.
Dafür tilgt ſie Raup' und Puppen, und ſo wird ihr Nutzen groß,
Größer als der Nutzen Andrer in der Sümpfe weichem Schooß.

Die Bartmeiſe.*

Freund Bartmännchen hält ſich ſehr ſtattlich und ſtrack, ja es hat gravitätiſche Haltung;
Sein Schnabel iſt rings mit Borſten beſetzt, und ſein Bart iſt von eigner Geſtaltung.
Er läuft von der Schnabelwurzel gekrümmt wie ein Knebelbart über die Wangen;
Der Rücken iſt röthlich, der After iſt ſchwarz, und der Schweif gehört zu den langen.

Dem Weibchen mangelt der Knebelbart, wär' auch juſt keine Zier für ein Weibchen;
Sein Scheitel iſt roſtroth, und ſchwarz gefleckt, es zeigt ein zierliches Leibchen.
Die Schönheit der Farben, die edle Geſtalt, und die Munterkeit, welche ſie zeigen,
Empfiehlt dieſe Vögel ganz ungemein, auch Geſangtalent iſt ihnen eigen.

Denn die Männchen ſingen ganz angenehm, und lieblich klingende Strophen.
Sie nehmen mit Stubenfutter vorlieb, doch taugen ſie nicht hintern Ofen.
Sie ſind ſchwer zu fangen — und aufzuerziehn ſie alt, iſt ſelten gelungen,
Deßhalb nimm lieber ſie flügg aus dem Neſt, und erziehe mit Sorgfalt die Jungen.

---

* Parus biarmicus L. Spitzbärtiger Langſchwanz, Rohrmeiſe. N. St. S. 541 f.

Im Sommer bekommſt du ſie ſelten zu ſehn, denn da wohnen ſie draußen im Freien,
Wo der Arundo Phragmites Fahnen wehn, Rohrdommeln und Kibitze ſchreien;
Wo der Kampfhahn den runden Kragen ſträubt, wo der Strandpfeifer pfeift, daß es ſchmettert,
Wo geduldige Störch' wie Rekruten ſtehn, über denen es donnert und wettert.

Im Winter, da ſiehſt du ſie eher, da ziehn ſie dahin und dorthin in Gruppen;
Wenn die Nahrungsmittel im Rohr ausgehn, verlaſſen es ſämmtliche Truppen.
Rohrtrommel ſchlägt Generalmarſch und hoch erhebt ſein Panner der Reiher,
Der Storch zieht fort, und der Kranich entfliegt, und der Kibitz beklagt ſeine Eier.

Sie nehmen mit Stubenfutter vorlieb, und mit Hausmannskoſt, ja, das iſt richtig;
Indeß wenn du leckrere Koſt ihnen reichſt, ſo laſſen ſie's ſchmecken ſich tüchtig.
Und warum denn auch nicht? Iſt das Ameiſenei bloß für Nachtigallen geſchaffen?
Verlieh zum Vertilgen des Mehlwurms nicht der Herr ganz die nämlichen Waffen?

Der Mehlwurm iſt ein ſehr edler Wurm, er iſt glatt, er iſt rein, er iſt niedlich,
Er iſt zart, er iſt ſchlank, ja für Vögel iſt er ganz ungemein appetitlich.

Und wär' ich ein Vogel, ſo wüßte traun ich nicht, was
ich freud'ger verzehrte,
Und ich prieſe den Herrn mit dem dankbarſten Lied, der
täglich den Mehlwurm beſcheerte.

Auch iſt noch lange nicht g'nug durchforſcht die Natur=
geſchichte der Würmer;
Der Menſch, obſchon er nur ſelbſt ein Wurm, will Gigant
ſein und Himmelsſtürmer.
Die Räthſeltiefen der Schöpfung durchſenkt ſein raſtloſes
Forſchen und Fragen;
Was der Mehlwurm denkt, wenn der Vogel ihn frißt? das
weiß mir kein Forſcher zu ſagen.

Der Menſch iſt klug, er beruhigt ſich klug, kommt klug
mit allem zu Stande,
Er ſagt: die Thiere, die denken nicht, ſie ſind nicht zu
denken im Stande.
Der Menſch erfand ein vortreffliches Wort, damit löſ't er
gleich ſolcherlei Zweifel,
Dieß Wort heißt Inſtinkt — o geht mir doch mit euerm
Inſtinkt zum Teufel.

Wenn zur Bartmeiſ' ich ſpräch': Bartmännchen — du biſt
Maſchine, haſt keine Gedanken!
Ich glaube der Vogel hätte das Recht gehörig mich aus=
zuzanken.
Ja er hätte das Recht ſich fürchterlich zu rächen, wenn
er's vermöchte,
Und deßhalb geſteh ich Gedanken zu in der Thierwelt
manchem Geſchlechte.

Die Kohlmeiſe.*

1.

Sie gilt als größte Meiſenart, begabt mit ſtarker Kletterkraft;
Mit ſtarken Klauen hochklettern iſt gar eine ſchöne Wiſſenſchaft.
Kohlmeiſen ſind ganz allbekannt, dem Mönch ſind ſie an Größe gleich,
Sind vom Gefieder ziemlich bunt, die Weibchen mehr an Farben bleich.

Sie wohnen in der alten Welt, ſoweit die alte Welt ſich ſtreckt,
Die neue Welt erſcheinet faſt für dieſe Art noch nicht entdeckt,
So ſehr auch nach der neuen Welt hindrängt ein mächt'ger Völkerzug,
Die Meiſen bleiben, denn für ſie giebt es des Futters noch genug.

Als Stubenvögel lieben ſie recht großen Bauer, weiten Raum,
Darin von Springholz ſchlagen ſie zu Springholz manchen Burzelbaum.
Sie heiſchen Futter ſtets vollauf; willſt andern Vögeln ſie geſell'n,
So mußt du ſtets die Krippe voll vor allen für die Meiſen ſtell'n.

---

*) Parus major L. Brandmeiſe, Spiegelmeiſe, Finkenmeiſe. N. St. S. 523 f.

Sonſt fällt ſie ſelbſt die Wachtel an, hackt alle Vögel ins Gehirn.
Die Vogelſteller ſagen aus (allein die Vogelſteller irrn),
Daß Meiſen mit geſpaltnem Schwanz vornehmlich Vogelmörder ſein —
Daß eine vor der andern ſchlimm und boshaft, lehrt der Augenſchein.

Sie ſind gefräßig überaus, ſie freſſen alles, was ſich beut,
Und ihre Beute ſchlingen ſie hinab mit vieler Gierigkeit.
Heuſchrecken, Raupen, groß und klein, auch Bienen, Puppen, wie Geſäm',
Bucheckern, Hafer, Nüſſe, Hanf, ſelbſt Wein ſchmeckt ihnen angenehm.

Und in der Stube freſſen ſie faſt alles, was die Küche bringt;
Brod, Semmeln, Fleiſch, auch Zugemüſ', wie Käſe, Fett und Speck verſchlingt,
Und jede Stubenvogelkoſt die Meiſe mit gewohnter Haſt,
Auch badet ſie ſich oft, und geht, giebt es zu trinken, gern zu Gaſt.

Den Namen führt ſie nicht vom Kohl, nein von der kohlenſchwarzen Farb',
Von der ihr Kopf und After glänzt, ſie ihren Namen ſtolz erwarb.
Ein kleiner Carbonari kämpft auch ſie für Freiheit Mann für Mann,
Die ſchlimme Krankheit Taumelſucht fällt häufig dieſe Meiſen an.

Wo Kinder ſchlafen, haltet ja in Stuben ſolchen Vogel nicht,
Sonſt hackt er in die Augen ſie und bringt ſie um das Augenlicht.
Ein wilder Rächer ſcheint er faſt; ich weiß nicht, ob die Meiſe denkt,
Daß, wenn es blind das Menſchenkind, es niemals einen Vogel fängt?

2.

So ſtörrig wild der Vogel iſt, gelingt doch leicht der Meiſenfang;
Im Meiſenkaſten locken Speck und Nuß zu ihrem Untergang.
Und der manch loſen Vogel ach, in ſchwere Kümmerniß verſtrickt,
Der *Tränkheerd* iſt es leider auch, der durſt'ge Meiſen oft berückt.

Dort triffſt du ſie gewöhnlich ſchon, mit andern Vögeln gleichen Schlags,
Zur Frühſtückszeit von ſieben Uhr bis neun und zehn Uhr Vormittags.
Und was den Nachmittag betrifft, ſo ſtellen ſie um vier ſich ein,
Ich kenn' eine gute Stadt, da gehn „die Herr'n“ auch ſchon um vier zum Wein.

Als Stubenvogel hoch geſchätzt, weil ſie ſo ſchön und munter ſind,
Empfahlen die Brandmeiſen ſich von je bei Mann und Weib und Kind.

Auch iſt abwechſelnd, rein und voll, ja ſehr melodiſch ihr Geſang.
Sie ruft: „Fink, Fink!“ und „Sitz i da!“ und „Stiti ſtiti!“ hell vom Klang.

Und manches Kunſtſtück lernet ſie: das Futter ziehen, Haspeln drehn,
O das iſt eine ſchöne Kunſt, die häufig wir geübet ſehn.
Auch ſpringt nach der am Faden ſchwank und ſtets zurücke ſchnellnden Nuß
Gar manche Meiſe ſonder Raſt; o armer, armer Tandalus!

Dir geht es, wie es Manchem geht, der Röllchen rollt und Kettchen zieht,
Der immer angelt nach der Nuß, die ſtets vor ſeinem Schnabel flieht.
Von allen ſchlechten Künſten iſt's, die jemals Menſchenwitz erſann,
Die ſchlecht'ſte: eine Nuß vorm Mund, die nie der Schnabel faſſen kann.

Doch: „Hoffnung, Hoffnung immergrün!“ und darum täglich Haspeln drehn!
Und darum täglich Müh und Fleiß; die Nuß, die ſchmeckt ſo ſüß, ſo ſchön.
Die Nuß, die wird dich einſt erfreun, wird Lohn von deinem Fleiße ſein,
Nur mußt du kein gefangner Mann und keine Finkenmeiſe ſein.

Die Blaumeiſe.*

Ein ganz überaus ſchönes Vögelchen iſt die
Pimpelmeiſe, die kleine;
Sie iſt mit vortrefflichen Farben geziert und
hat bleifarbige Beine.
Ihr Scheitelchen iſt ſchön himmelblau, und himmelblau
iſt auch ihr Schweifchen,
Hellblau die Deckfedern der Flügel ſind, mit weißen Spitzen
und Streifchen.

In Eichen- und Buchenwäldern trefft ihr den Blaumüller
häufig im Freien,
In der Stub' auch läuft er am liebſten frei, nur in Freiheit
wird er gedeihen,
Doch iſt er ſehr zänkiſch und boshaft auch, nicht minder
wie die Kohlmeiſen,
Nur weniger ſtark, er begnügt ſich damit, in den Schwanz
die Vögel zu beißen.

Da hängt er den Vögeln ſich an den Schwanz, faſt wie
ein läſtige Klette,
Solch Schweifanhängen erlernten von ihm ſelbſt manche
Menſchen, ich wette.

---

*) Parus coeruleus L. N. St. S. 534 f.

Franzoſen nennen das faire une Queue, o ſie ſind nicht dumm, die Franzoſen,
Sie finden immer ein ſchickliches Wort, wo wir Deutſche mächtig anſtoßen.

Es lieben die andern Vögel nicht begreiflicherweiſ' dieß Anhängſel,
Sie ſchütteln die Kletten nach Kräften ab, ſie wollen kein ſolches Gemengſel.
O ich möcht' auch keine Blaumeiſe ſein, ich wüßte was beſſers zu beißen,
Als anzuhängen mich an den Schweif der Andern, wie die Blaumeiſen.

Sie wird leicht zahm und die Zahmheit macht ſie ſo zuthunlich und ſo geſellig;
Sie zeigt ſich ſehr munter, in Künſten geſchickt, und überhaupt ſehr anſtellig.
Dieß empfiehlt ſie beſonders, denn ihr Geſang, der iſt ſehr wenig melodiſch,
Nur bisweilen verſucht ſie den höheren Ton, will mitmachen ihn, weil er modiſch.

Und ſie leidet am Schwindel und fällt dabei um, bald rechts, bald links, wie die Blinden,
Dann iſt ſie wahrhaftig ſehr übel daran, denn ſie kann ihr Futter nicht finden.
O gute Blaumeiſe, bleibe du frei, dieß wünſche ich dir, und ſei weiſe,
Häng' dich andern Vögeln nicht an den Schwanz, und bleib frei vom Schwindel, Blaumeiſe!

Es giebt auch noch eine Meiſenart, die den Namen trägt
vom Langſchwanze[*]),
Franzoſen nennen ſie Perd sa queue, doch wir ſchließen
ſie aus vom Tanze.
Denn ſie iſt zu zärtlich, ſie hält ſich nicht im Zimmer, ſie
bleibt nicht lebendig;
Sie heißt auch Bergzagel und Teufelsbolz und Weinzapf
— wie unanſtändig! —

---

[*]) Parus caudatus L.

Das Halleluja der Singvögel.

(Pfingſtmorgen.)

Es ſchwindet die Nacht,
Im Oſt erwacht
Der Frühe bräutliche Röthe —
Im Haine der Klang einer Flöte.

Der Witewall
Weckt den Wiederhall —
Die Droſſel jauchzt auf mit lautem Schall;
Fern tönen, zu beider Frohlocken,
Des Kukuks Rufe, wie Glocken.

Da wirbeln die Lerchen empor empor,
Ins Morgenthor,
In die reine himmliſche Bläue,
Sie künden des Vaters. Treue.

Und nun hebt es an,
Nun ſchwebt's hinan
Vom Wieſenplan,
Von ſonniger Bergeshalde,
Aus grünem, duftigem Walde,
Ein Freudendrang, ein Wonneklang,
Ein Chorgeſang
Von Sängern, großen und kleinen,
Von Stimmen, tiefen und feinen. —

Was ſingen ſie?
Keine Melodie
Von Menſchenkunſt geboten,
Ihr könnt ſie nicht ſetzen in Noten.

Doch klingt es wie Luſt
Aus voller Bruſt,
Nichts wiſſend vom Harm und vom Leide,
Eine reine, ſelige Freude. —

Ob ſie Ihn ahnen
Auf ihren Bahnen?
Ob ſie Ihn loben,
Den Schöpfer droben,
Den Ewigeinen?
Könnt ihr das meinen?
Dürft' ihr's verneinen?
Und darf ich wagen
Es euch zu ſagen,
Weil mir ein frommer Mund
That ihre Sprache kund? —

Wie mir die ſchönen
Geſänge tönen,
In Waldesgründen,
Am heiligen Tage,
Ich darf's verkünden;
O ſpräch' ich nur der Engel Sprache!

„Halleluja! Du ſprichſt zur Morgenröthe: Wache auf! und ſie wacht auf. Du ſprichſt zum Thautropfen: Falle nieder! Und die Blume öffnet ihren Kelch und zittert.

Dein Odem weht über den Wald, und der Wald rauſcht.

Wolken ſteigen aus dem Walde, wie Weihrauch und ſüße Würzen, Wolken wie von Brandopfern. —

Du haſt Vögel geſchaffen unter dem Himmel, daß ſie Dein Lob verkündigen.

In der Frühe loben wir Dich, und am Abend preiſen wir Deinen Namen. — Du haſt uns Fittige gegeben, die uns hoch tragen. — Du haſt Würmlein geſchaffen und allerlei Geſäme, uns zur Nahrung. Deine Hand ſtreut uns Futter aus dem Vollen, und biſt nicht karg mit Deinem Segen. —

Du lehreſt uns Neſter bauen und Schirm ſuchen vor unſern Feinden. Du läſſeſt uns Junge erziehen und ätzeſt ſie mildiglich.

Halleluja! Halleluja! Deine Hand hält uns, wenn wir fern hin wandern. Du führeſt uns über Länder und über Meere, und über dürre Wüſten. Du führeſt uns hin und her — und wieder hin, und wieder her. —

Du läſſeſt uns den Baum wieder finden, auf dem wir wohnen, und das Dach, da wir niſten. Du läſſeſt uns unſre Neſter mit Kunſt bauen, warm und zierlich. —

Die Menſchen nennen uns unverſtändig, und ſagen: Vögel haben keine Gedanken. — Wer kann in eines Vögleins Hirn ſehen und ſehen, ob Gedanken darin ſind? Die Menſchen haben Gedanken, und können Deiner doch vergeſſen. —

Wenn die Menſchen Dein vergeſſen, die Vögel werden Dir lobſingen ewiglich. Der Wälder Weihrauch wird Dir duften ewiglich. Die Blumen blühen zu Deinem Lobe, und die Thautropfen funkeln im Glanze Deiner Herrlichkeit.

Die Morgenröthe glüht vor Dir, wie eine junge Braut vor dem Bräutigam. Du führeſt den Frühling an Deiner Hand, wie einen ſchönen Knaben, welcher jauchzet. —

Der Vögel Zungen preiſen Dich für und für, Dich und Deine Werke, und wie gut Du Alles gemacht haſt. Zur Zeit des Aufganges und zur Zeit des Niederganges, zur Zeit des Mittags und in den Nachtwachen. Und in alle Ewigkeit. Halleluja!“

VII.

Haus- und andere Vögel.

Hausvögel ſind zumeiſt für Haus und Hof beſtellt,
In bunten Schaaren oft einander zugeſellt.

O das iſt eine Luſt, ein wahres Volksfeſt meiſt,
Wenn alles flattert, kreiſcht, kräht, gackert und ſich beißt.

Wie ſchleunig kommen ſie bei Futterglöckchens Schall,
Die Tauben von dem Schlag, die Hühner aus dem Stall.

Die Enten aus dem Teich; ſtolz tritt der Pfau heran,
Die Glucke lockt ihr Volk, es purrt der wälſche Hahn.

Und jegliches langt zu, und frißt in größter Haſt,
Als gält es einen Preis, was Kropf und Schnabel faßt.

Idyll und Republik ſind ſinnig hier vereint,
Da hier im Hühnerhof kein Haupt zu herrſchen ſcheint.

Für Alle gleiches Recht, für Keins ein laſtend Joch,
Ein Freiheitparadies — o weh! da kommt der Koch! —

Hühner, Sumpf- und Waſſervögel.

1.

Hühner ſind nicht Stubenvögel,
Hühner ſeht ihr in der Regel
Zwar bisweil im Zimmer gern,
Doch gebraten, liebe Herrn!

Und ob Manche ſich bequemen
Für die Stuben ſie zu zähmen,
Muß ich ſelbſt geſtehen frei,
Beſſer als das Huhn ſchmeckt's Ei.

Zu der Gackelhühner Feier
Dünkt zu gut mir meine Leier.
Sollt' ich Hähne rühmen traun?
Sollt' ich preiſen den Kapaun?

Nein, mir iſt der Hahn unleidlich,
Kräh' er noch ſo laut und weidlich,
Iſt ein ungezognes Vieh —
Haſſe die Gallomanie.

Und ich zöge den Kapaunen,
Den Eunuchen, vor die Faunen,
Stellte jetzt in Flur und Hain
Solch ein Vogel noch ſich ein.

Doch vor andern Hühnern allen
Laß' ich's Rebhuhn*) mir gefallen,
Dieß iſt ein geſchätztes Huhn,
Macht im Feld ſich viel zu thun.

Feldhuhn iſt ſehr appetitlich,
Feldhuhn ſchmeckt beſonders niedlich.
Viel Fleiſch gab ihm die Natur,
Aber wenige Federn nur.

Solcher Hühner manche weiß ich,
Sind nicht ſehr in Federn fleißig,
Doch an Fleiſch es nicht gebricht,
Fördern Fleiſch genug ans Licht.

Wie manch Huhn die Perle findet
Scharrend, ob es gleich erblindet,
Ward in groß und kleiner Welt
Häufig ſchon ans Licht geſtellt. —

2.

Perlhuhn**) ſchreitet auf dem Hofe,
Kinderfreude, Luſt der Zofe.
Iſt des Hofes Zier, dabei
Legt's auch manches gutes Ei.

---

*) Tetrao perdrix L. Feldhuhn. N. St. S. 559.
**) Numida Meleagris L.

Haſelhühner, Auerhähne[*])
Wandern durch der Reichen Zähne.
Werden erſt in Wein gebeizt,
Daß ihr Fleiſch zum Trunke reizt.

Angenehm ſind die Faſanen[**]),
Iſt ein Vogel alter Ahnen.
Stammt, wenn nicht vom Paradies,
Doch vom Land des goldnen Vlies.

Schade, daß uns Paradieſe
Mangeln, und die goldnen Vlieſe;
Aber gut, daß der Faſan
Stets Erinn'rung weckt daran.

3.

Pfauen[***]), nun die kennt ein Jeder,
Jede einzle Pfauenfeder
Wird erfreuen euren Blick,
Iſt ein Schöpfungmeiſterſtück.

Früher trat der Pfau voll Glanzes
Mit dem vollen Rad des Schwanzes
In der Reichen Zimmer ein,
Nur gebraten mußt' er ſein.

[*]) Tetrao Bonasia et Tetrao Urogallus L.
[**]) Phasianus Colchicus L.
[***]) Pavo cristatus L.

Und es diente, dumme Pfauen,
Euer Fleiſch nur zum Beſchauen.
Zu genießen iſt es nicht,
Folglich war's — ein Schaugericht.

Schaugerichte giebts noch immer,
Reich an Glanz und Prunk und Schimmer;
Findeſt ſie in mancher Stadt,
Doch du wirſt davon nicht ſatt.

4.

Störche*) wohnen in Gemächern
Nicht, ſie wohnen auf den Dächern;
Und die jungen Kindelein
Bringen ſie zum Schlot herein.

Schnepfe**) ſoll ſich koſtbar zeigen,
Mir in's Haus will keine ſtreichen.
Warte nur bis Oculi,
Oculi da kommen ſie! —

Auch die Beccaſine***) ſchwirret
Hoch in Lüften hin — verirret
Hat ſich keine noch zu mir,
Darum weiß ich nichts von ihr.

*) Ciconia alba L.
**) Scolopax Rusticola L.
***) Sc. Gallinago L.

Kiebitz oder Keibitz*) kreiſchet
Wenn der Menſch die Eier heiſchet,
Und mit lautem Schrei, ſehr dumm,
Fliegt er um ſein Neſt herum.

Kiebitz, ſpende deine Eier,
Wie der Bauer ſeine Steuer.
Jeder lebe ſeiner Pflicht,
Steure gern, und ſchreie nicht!

Brauſehahn**) iſt ganz unbändig,
Kollert, keift und hackt beſtändig.
Streit iſt ſo ſein Element,
Daß man ihn „Hausteufel“ nennt.

Aber ſeltſam, jung erzogen
Iſt er niemals ungezogen,
Iſt ganz friedſam, ruhig, gut,
Seht ihr, was Erziehung thut!?

Deshalb laßt im Freien draußen
Alte Brauſehähne brauſen.
Was geht euch der Brauſehahn,
Was geht euch ſein Brauſen an?

5.

Auch an lauten Waſſerrallen***),
Weiß ich, habt ihr kein Gefallen.
Selbſt am Wachtelkönig†) nicht,
Dem am Beſten es gebricht.

*) Tringa Vanellus L.
**) Tringa pugnax L.
***) Ralli.
†) Rallus Crex L.

Doch das fromme Waſſerhühnchen*)
Hegt auf eures Hofes Bühnchen.
Ruhig hält ſich's auf dem Miſt,
Wo es Mückenlarven frißt.

Fromm und friedlich, ſtill ergeben,
Iſt des Waſſerhühnchens Leben.
Zu gewöhnen iſt's ganz leicht,
Semmeln liebt's, in Milch geweicht. —

Nur ein Huhn iſt noch zu nennen,
Vielen lieb vor andern Hennen,
Lieber mir als der Faſan,
Ein ganz auserleſner Hahn.

---

*) Fulica chloropus L.

Das Truthuhn. *

Das Truthuhn iſt ein edles Huhn, das wird ein Jeder zugeſtehn,
Der ſich mit ihm beſchäftigt hat, es nicht von Weitem nur geſehn.
Von Weitem ſiehts unſcheinbar aus, nicht angenehm, fremdartig ſchier;
O lern' es näher kennen und du lernſt dann ſchätzen dieſes Thier.

Der Hahn des Truthuhns, ja das iſt ein ächter und ein rechter Hahn;
Er ſtellt ſich auf dem Hühnerhof ſehr zornig, ſtolz und tapfer an.
Er zeigt ſo viele Männlichkeit, daß jeder Mann ihn achten muß,
Den lieben Frauen freilich macht der Truthahn manchercherlei Verdruß.

Truthühner ſind höchſt nützlich, und mein Nachbar pflegt deshalb ſie treu,
Sie brüten fremde Eier aus, und legen ſelbſt manch eignes Ei.
Ein Feſtmahl ohne ſolchen Hahn, das wär' fürwahr kein ſtattlich Mahl,
Deswegen heißt bei mir zu Land der Vogel: Conſiſtorial.

---

*) Meleagris Gallopavo L.

Bei Forſchermahlen Deutſchlands ſpielt der Truthahn wicht'ge Rolle meiſt,
Er iſt ein Vogel, deß Natur nur der durchforſcht, der ihn verſpeiſt.
Selbſt Altherthümerforſcher gern in ihren Kreis den Truthahn ziehn,
Obſchon er dann am beſten ſchmeckt, wenn nicht ſein Alter hoch gediehn.

Wie ſchade, daß ſolch edles Huhn nur eine Bruſt beut dem Genuß,
Die Forſcher alle ſähn es gern als Göttinbild von Epheſus.
O wüßteſt, lieber Truthahn du, wie gut mit dir der Menſch es meint,
Du kollerteſt noch dreimal mehr voll Zorn nach deinem Buſenfreund.

Zum Truthahn mundet alter Wein vortrefflich, doch auch junger zeigt
Sich mild, wie junge Weine ſind, zu der Verbindung ſehr geneigt.
Iſt dir's vergönnt, ſo ſpare dir vom Truthahn einen guten Reſt
Zum Frühſtück auf den Vormittag, der folget auf dein Forſcherfeſt.

Ich lobe mir das Alterthum, ich lobe mir im Ernſt, nicht Scherz,
Was gut, bewährt und tüchtig iſt, und mehr als Gips gilt mir das Erz.

Und wer das Alterthum verhöhnt, bekommt es gleich mit mir zu thun,
Dem gönne keinen Truthahn ich, wünſch' ihm einururaltes Huhn. —
Gar mancher Wackre nimmt es krumm, wenn es nicht geht nach ſeinem Sinn;
Der Kunſtwelt Blüthen, die uns freun, die dünken ihm kein Hochgewinn!
Er ſeufzt, wenn wir mit heiterm Blick nach einem edlen Denkmal ſchau'n:
„Ei, ließe für ſo vieles Geld ſich nicht ein ſchöner Spittel bau'n?“ —
Bedenkt, es iſt der Ahnen Glanz kein ganz und gar verächtlich Ding,
Wenn ihn auch tauſendmal der Hans von heut und geſtern hält gering.
Und wenn auch nicht „der Himmel ſteigt herab aus würd'gem Pergamen,“
So kannſt du doch am Schimmel leicht ob eine Sorte alt, erſehn.
Die Alten ſchätzten alten Wein, ſie waren ſelber ſtark und herb,
Deswegen liebten ſie allein, was feſt von Knochen, Mark, und derb.
Wir aber trinken jungen Wein wohl mehr noch als den alten, gern,
Doch, ſind wir irgend wohlgeſinnt, ſo ehren wir die alten Herrn.
Schier funfzig Jahre bin ich alt, und kann noch jugendlich erglühn;
Noch iſt mein Dichterherz nicht kalt, noch blickt mein Auge frei und kühn.

Noch immer, alſo hat der Herr mich mit geradem Sinn beglückt,
Hab' ich vor wahrhaſt Edlem mich, und nie vor Firlefanz gebückt.

Mich nie gebeugt vor Kling und Klang, ob er auch Andern anders hieß;
Mich nie gefreut am Sing und Sang, bloß weil der Menge Mund ihn prieß.
Brach ob Geſchmähten nie den Stab, juſt weil ein Kritiker ihn brach;
Erfahrung lehrt: es wandelt leicht ſich Schmach in Lob und Lob in Schmach.

Und fürchte nie mich, wenn daher im Hof ein eitler Truthahn rauſcht,
Ziſcht, kollert, Räder ſchlägt, von den geſträubten Federn dicht umbauſcht.
Ich denke: du mein guter Hahn, was eiferſt du ſo fürchterlich?
Heut beißeſt du nach mir, gieb Acht, ob ich nicht morgen ſpeiſe dich!

Das Alter ſchmähn, weil alt es heißt, das acht' ich eine ſchnöde Kunſt!
Hauch' ein dem Alter Jugendgeiſt, und läutr' es ſo mit reiner Brunſt,
Daß es die Schlacke von ſich ſtößt, und ſchmelzend zeigt den Silberblick;
Glück auf, wer ſich im Flammenbad der Läutrung ſchafft ein Phönixglück!

Die Wachtel. *

1.

Frau Wachtel iſt ein muntrer Vogel,
Und in der alten Welt geſchätzt;
Ihr Schnabel iſt ein Hühnerſchnabel,
Ihr Kleid iſt braun, und weiß beſetzt.

Sie wohnt in den Getraidefeldern,
Doch wer ſie in der Stube hält,
Hält meiſt ſie in dem Wachtelbauer,
Obſchon ihr Freiheit mehr gefällt.

Das Wachtelbauer iſt ein Häuschen
Oft ſchön vom Bau, gethürmt und bunt,
Daran ein Erker, oder zweie
Von Gitterſtäben und halbrund.

Darauf von Tuch iſt eine Decke,
Auf daß des Vogels Unvorſicht,
Hochſpringend, ſich den Kopf nicht einſtößt
Am Deckel — Vorſicht ſchadet nicht.

Darum ſei dankbar, wackre Wachtel,
Biſt du im Bauer und im Bann,
Für das, was unſre weiſe Sorgfalt
Zum Vortheil einzig dir erſann.

Undankbar iſt's, wenn ob der Decke
Ob deinem Kopf du dich beklagſt,
Freu' dich an deines Häusleins Farben,
Und ſpring' ſo hoch du kannſt und magſt. —

---

*) Tetrao Coturnix L. N. 21. S. 562.

2.

Sehr hitzig ſind die Wachtelmännchen;
Die Wachtelweibchen lieben treu.
Laß ja nicht Männchen ohne Weibchen
Mit andern Vögeln laufen frei.

Im Zimmer ſind ſie leicht zu halten,
Sie machen Spaß durch Thun und Gang.
Vornehmlich aber durch die Stimme,
Der Wachtelſchlag heißt ihr Geſang.

Sie ſchlagen, ſind ſie jung gefangen,
Drei Vierteljahr' und Nachts wie Tags;
Ich meines Theils bin kein Verehrer
Des Wachtelſangs und Wachtelſchlags.

Im Freien — ja — wenn aus dem Meere
Der Aehren hell der Vogel ruft,
Wenn rings die Fluren ſtehn im Segen,
Und Lerchen jubeln in der Luſt:

Da wird auch dieſer Ruf Verkünder
Der ewig undurchforſchten Macht,
Die mit unnennbar reicher Liebe
Hat alle Creatur bedacht.

Das Volk beachtet ſtill und ſinnig
Das heilige Wandeln der Natur.
Das Volk hat längſt ſich treu gedolmetſcht
Den Wachtelſchlag auf grüner Flur.

Das Wachtellied.

Farbe, Farbe, Farbe ſchön,
In den Thälern, auf den Höhn!
Aeuglein gelb — blau Ritterſporn,
Purpurmohn und Rad' im Korn!
Wachtelfutter, Wachtelglück.
Pick' die Wick', pick' die Wick'.“

„Garbe, Garbe, Garbe voll,
Aehre, die von Segen ſchwoll,
Waitzen, Waitzen, Waitzenfeld,
Alles gut und wohl beſtellt.
Mehl aus Waitzen bäckt der Bäck,
Schmeckt der Weck? Schmeckt der Weck?“

„Barbe, Barbe, Barbe! Frau!
Nimm es nicht gar zu genau!
Laß noch ein Paar Aehren hier,
Tauſend dir und eine mir,
Für die Jungen, wenn ſie flügg.
Bück' den Rück, bück' den Rück!“

„Wer da? Wer da? Menſchenthier,
Sage, warum biſt du hier?
Gott ließ deine Saat gedeihn!
Preiſ' ihn, denn der Ruhm iſt ſein!
Auf zu ihm den Dankesblick!
Dic cur hic? Dic cur hic!“

VIII.

Tauben.*

Von dem Taubengeſchlecht wär' ein nützliches Buch zur Belehrung des Volkes zu ſchreiben;
Belehrung des Volkes! Neuzeit-Schiboleth! Faſt mit Dampfkraft ſehn wir ſie treiben. —
Ueber Tauben haben die Forſcher gar viel ſeit den älteſten Zeiten geſchrieben,
Und dennoch iſt manches noch unenthüllt im Weſen der Tauben geblieben.

Von ihrem Alter ſpricht Plinius, ich weiß nicht ob das galant iſt?
Auch bürdet er ihnen Hoffart auf, ich weiß nicht ob dieſes bekannt iſt?
Sie freuten ſich über ihr Farbenſpiel, und putzten ſich gern ihr Gefieder;
Ich dächte das käme den Tauben zu, und hätte gar nichts dawider.

Der alte Plinius weiß noch mehr, er ſpricht von der Tauben Küſſen,
Und Ariſtoteles ſtimmt ihm bei, ja noch mancherlei wollen ſie wiſſen.
Der holden Kythere, der Göttin der Lieb', waren einſt die Tauben geheiligt,
Kein Wunder, daß ſie mit Freuden ſich am Dienſt ihrer Göttin betheiligt.

---

*) *Passeres. Columbae. Lin.*

Albertus Magnus, ein Kenner, ſagt, daß Tauben unſchädlich und mild ſind,
Auch ohne ihn wiſſen wir ſchon, daß ſie der Unſchuld und Sanftmuth Bild ſind.
Was Florentinus, was Varro ſagt, was Avicenna von Tauben,
Columella und auch Palladius, iſt ihnen aufs Wort zu glauben.

Galen preiſt die Tauben gebraten an, zählt ſie zu den guten Speiſen;
Du brauchſt juſt kein weiſer Galen zu ſein, um gebratene Tauben zu preiſen.
Zerhackt in Paſteten empfiehlt ſie ſehr Arnoldus Villanovanus;
Apicius würzte mit Pfeffer ſie, und es ſchätzte ſie hoch Aelianus.

Und es blieben die Tauben geehrt und geſchätzt von Democritus bis Aldrovandus,
Es prieß ſie Turnerus, es prieß ſie Geßner, es preiſt ſie Anthonius Anthus.
Und wenn Männer von Einſicht und gutem Geſchmack ſich im Ruhm eines Vogels vereinen,
So muß dieſer Vogel vortrefflich ſein und untadelhaft, ſollte ich meinen.

Deshalb kommt mir nicht im Entfernteſten bei, an den Tauben das mind'ſte zu tadeln;
Vielmehr noch erſehnt' ich die Wiſſenſchaft, ihr ganzes Geſchlecht zu adeln.

Ich werde mich hüten wohl, wie Linné, ſie den Sperlingen zuzugeſellen,
Nein, Tauben verdienen im Vogelbuch die achtbarſten, würdigſten Stellen.

Das beſte kommt immer zuletzt, es ſpart ein Wirth die beſten der Weine
Zum Ende der Tafel, erſt kommt Tiſchwein, und hinterdrein kommt dann der feine.
Daß der Schöpfer zuletzt das Weib erſchuf, wird in heiliger Schrift offenbaret,
Deshalb eurer — Tauben, zum Ende des Buchs ward würd'ge Erwähnung verſparet.

Ich erſehne den Beifall der holden Frau'n, die ſo gern wir vergleichen den Tauben,
Und es ſoll dieſe Hoffnung und dieſes Vertraun kein neidiſcher Krittler mir rauben.
Es ward ja der Tauben falſchloſer Sinn ſchon vom frommen Heiland erhoben,
Und es iſt einem Dichter der höchſte Gewinn, wenn edle Frauen ihn loben.

So hat auch einſt Heinrich Frauenlob den verdienteſten Lohn ſich erworben,
Doch weh, als man hochpreiſend ihn erhob, da war er, leider, geſtorben!
Erhoben ward zwar ſein Sarg von Frau'n, ward von Frauen zu Grabe getragen,
Mir aber wär's lieber, verdient' ich Lob, wenn ſie mir's, dem Lebenden, ſagen.

* * *

Die wilde Taube.

In den Dörfern, in den Wäldern, wohnen Tauben frei und ſchön,
In den Hainen, auf den Feldern kannſt du ihre Flüge ſehn.
Immer ämſig, treu geſellig, macht in Häuſern ſie Beſuch,
Trotzt den Stürmen, hoch auf Thürmen, wagt oft hohen, kühnen Flug.

Eine Taube war's die Noah ſandte, eh die Fluth verrann;
Eine Taube war's, durch die er neuer Hoffnung Glück gewann.
Als ſie mit dem grünen Oelblatt wieder in die Arche kam,
Ging durchs Schiff ein Wonneſchauer ahnungsvoll und wunderſam.
Eine Botſchaft der Verſöhnung ward dieß grüne Blatt geſandt;
O ſo gab es auf der Erde doch noch einen, einen Strand,
Wo ein Baum hob ſeine Krone, wo die Fluth gewichen war,
Wo Erlöſung durfte hoffen die das Schiff umſchloß, die Schaar.

Schifft auf ſturmbewegter Meerfluth Pilger ihr, im öden Graun,
O verzagt nicht, hebt die Blicke nur empor, und wollt vertraun.
Sehet, des Vertrauens Taube pflückt der Gottverheißung Blatt,
Laßt der Sorgen Arche landen an des Glaubens Ararat.

Als mit Jauchzen aus dem Schiffe alles was da lebte, zog,
War's der Taube Friedensſchwinge, die zuerſt gen Himmel flog.
Und die Menſchen knieten dankend, Opferflamme loht' empor,
Und der Regenbogen ſpannte ſich, ein Himmelsfriedensthor. —

Himmelsfrieden iſt urewig, Erdenfrieden leicht vergeht,
Wie das Blatt der ſchönen Roſe, das der Wind von hinnen weht.
Doch der Himmel mit der Erde lebt in einem ew'gen Bund,
Beider Frieden giebt der Menſchheit ſich als Seelenfrieden kund.

Seelenfrieden iſt des Himmels Odem, der das Ird'ſche küßt,
Wenn das Irdiſche im Menſchen himmelvoll geworden iſt.
Erdenwünſche, Erdenflammen läutern ſich im Gotteslicht,
Darum ſchwebt ein Friedenslächeln auf der Todten Angeſicht.

Denn die Seele findet Frieden, den im Leben ſie nicht fand,
Endlich, wenn das Blatt der Roſe pflückt des Todesengels Hand.
Endlich, eh ſie aus der Arche, drin ſie zagend ſchiffte, tritt,
Bringt das Blatt, das neues Leben kündet, ihr die Taube mit.

Die Lachtaube.

1.

Ob die Taube wirklich lacht,
Oder ob's uns nur ſo ſcheinet?
Hab' oft drüber nachgedacht,
Habe, daß ſie lacht, verneinet.

Aber lachend klingt ihr Laut
Unſerm Ohr, ihr Liebesgirren.
Kümmert es die Taubenbraut,
Ob wir's treffen, ob wir irren?

Mancher, der in Weh vergeht,
Könnte dem zu lachen ſcheinen,
Der ſich nicht auf's Herz verſteht;
Mancher lacht — und ſollte weinen.

Nicht nach Thränenſtrom und -Fluth
Iſt ein großer Schmerz zu meſſen.
Nimmer wird ein Herz, das gut,
Ein geliebtes Herz vergeſſen.

Oft iſt das Gefühl nur Schein,
Und ſein Ausbruch innre Schwäche;
Mancher hat ein Herz von Stein,
Deſſen Augen Thränenbäche.

Mancher iſt ein Nachtprophet,
Will von Frohſinn nimmer hören.
Daß die Welt zu Grunde geht
Baldigſt, wird er ſtets beſchwören.

Ihm löſt ſich der Menſchheit Band,
Nichts auf Erden will noch halten;
Glaube, Recht und Treue ſchwand. –
Seid getroſt — es bleibt beim Alten!

Glaube wird nicht untergehn,
Glaubenslehren ſind kein Glaube.
Gott herrſcht in den ewigen Höhn,
Und der Meinungskampf im Staube.

Recht wird bleiben auf der Welt,
Ob's verdrehen feile Knechte;
Recht iſt dem Geſetz geſellt,
Doch Geſetze ſind nicht Rechte.

Und ſo lang die Menſchheit lebt,
Leben Wahrheit auch und Treue.
Sieh, die weiße Taube ſchwebt
Freudig durch die Himmelsbläue.

2.

Sei geprieſen heitrer Sinn,
Du biſt eine Himmelstaube!
Mir iſt köſtlicher Gewinn
Froher, freier, frommer Glaube.

Liebe heißt mein hohes Lied,
Gottesminne, Menſchenliebe;
Keinen Glaubensunterſchied!
Keinen Kampf empörter Triebe!

Was iſt Menſchenthun und -Traum,
Was die Weisheit aller Zonen,
Wenn im reichen Lebensbaum
Nicht der Liebe Tauben wohnen?

Ueber Blüthen ſtreift der Wind,
Draus die Bienlein Honig ſaugen;
Liebe, dieſes holde Kind,
Blickt mich an mit Taubenaugen.

Meine Freundin, du biſt ſchön,
Schön biſt du, die ich erkoren,
Roſe von Amanas Höhn,
Biſt am Sonnentag geboren.

Stark iſt Liebe, wie der Tod,
Feurig ihre Gluth, und Flamme
Des urewgen Sabaoth,
Todesengel, Lebensamme.

Liebe, du der Weſen Bruſt,
Aeon Gottes, Weltenſtärke,
Deine Vollkraft zeugt mit Luſt
Die erhabnen Allmachtwerke.

Liebe, Königin der Welt,
Lachend gieb mir deine Küſſe,
Daß, bis Todesloos mir fällt,
Ich nur dein gehören müſſe!

Die Haustaube.

Tauben zählte noch Linné
Zu den Sängern, ſonderbar!
Andre Forſcher zählen gern
Tauben zu der Hühnerſchaar.

Gäb' es keinen Unterſchied
Zwiſchen Dornenkron' und Kranz?
Gäb' es denn kein Mittelglied
Zwiſchen Nachtigall und Gans?

Muß denn laut geſungen ſein?
Giebt's nicht innre Melodie,
Ohne Schall und ohne Wort?
Stumme Sänger nenn' ich ſie.

Könnte manche Menſchenbruſt
Singen das, was in ihr glüht,
Blumen hoher Poeſie
Wären rings um uns erblüht.

Wäre dafür Mancher ſtumm,
Der ſich ſtolz als Sänger bläht,
Der mit blutgeſchwollnem Kamm
Laut auf Nachbars Hofe kräht —

Beſſer wär' es traun! Und Heil
Wem der laute Sang gebricht!
Manches Krittlers Bosheitpfeil,
Manche Schmähung trifft ihn nicht.

Dem unſel'gen Drang entrückt,
Der den Dichter ſingen heißt,
Pflegen ſtumme Sänger treu
Einen heil'gen Liedergeiſt. —

Taubenſeelen, milde Frau'n,
Dichtet ihr? — O ahnet ſtill
Einer Himmelstaube Gruß,
Die euch Botſchaft bringen will.

Botſchaft, die des Vaters Huld
Euch verkündet, die euch ſagt:
Sei geſegnet, keuſches Weib!
Ave! Ave! fromme Magd!

Nähren ſollſt im Innern tief
Du das Heil der Welt, die Lieb.
Sie iſt's, die den Bundesbrief
Weiblichem Geſchlechte ſchrieb.

Sie iſt mehr als alle Kunſt,
Mehr auch, als Philoſophie.
Erſt am Baum der Liebe knospt
Süß die Roſe Poeſie.

Selten ſchwingt der Genius
In dem weiblichen Gemüth
Sich mit Adlerflügeln auf
In die Bläue des Zenith.

Aber wenn euch Liebe trägt,
Mit der Taubenſchwingen Kraft,
Dann in keinen fremden Kreis
Werdet ihr hinweggerafft.

Dann auf keinem fremden Stern
Irret euer Sehnſuchtblick.
Himmelstauben bringen euch
In den Schooß das ſtille Glück.

Und Verklärung überſtrahlt
Euer Sein mit Lichtmagie,
Und zum Preis des Höchſten tönt
In euch ſtumme Poeſie.

Die Turteltaube.

Traute, treue Turteltaube,
Dir auch ſei Geſang geweiht;
Dich verehrt des Volkes Glaube,
Ideal der Zärtlichkeit.

Taubenſinnes und unſchuldig
Wirſt du ſtets befunden ſein;
Menſchenwehthum nimmſt geduldig
An, und trägſt die fremde Pein.

Zarter, trauter Turteltauber,
Haß und Falſchheit kennſt du nicht;
Kennſt allein der Liebe Zauber,
Sonn'ſt dich nur in ihrem Licht. —

Seht, ob Paradieſeshügeln,
Schwebend aus dem Weltendom,
Naht der Geiſt auf Taubenflügeln,
Wiegt ſich überm heil'gen Strom.

Drin verjüngt die Seele badet,
Und ihr Irdiſches verſenkt,
Wo vom Ew'gen hochbegnadet
Sie Unſterbliches empfängt.

Horch, dem Aetherglanz entwallet
Stimme Gottes, Vaterwort,
Hehr und feurig, und es hallet
Durch das All der Schöpfung fort.

Engel ſchauern, Sonnen beben
Freudig, wie am erſten Tag,
Als der Vater ſchuf das Leben,
Und ſein Allmacht=Werde ſprach.

Jauchzend preiſen Licht und Wahrheit
Cherubim und Seraphim,
Und die Welt erglüht in Klarheit,
Und die Liebe kommt von IHM.

Das Geſetz — aus dunkler Wolke
Donnernd ſprach's am Sinai,
Und erſchütternd zu dem Volke;
Donnernd ſpricht die Liebe nie.

Sanft von Gottes Angeſichte
Strahlt und ſtrömt ihr Glutherguß,
Ja die Liebe ſpricht im Lichte,
Und Erlöſung heißt ihr Kuß.

Menſchheit willſt du ferner trauern,
Da erhoben ward dein Hort?
Tönt nicht unter Wonneſchauern
Menſchheit — dir das Vaterwort?

Faſſe doch in dem Gemüthe
Stark und innig, feſt und tief,
Dieſe Paradieſesblüthe,
Dieſen ewigen Liebesbrief.

Blicke nach der Taubenſchwinge,
Die lichthell dein Haupt umkreiſ't,
Daß des **Vaters** Wort dir klinge:
Liebe iſt mein **Sohn**, mein **Geiſt**!

Nachklang.

Der ſtumme Schwan.

Schwan bei Stubenvögeln?
Welch ein Widerſpruch?! —
Hat die Welt an Regeln
Nicht allzu genug?
Iſt es ein Vergehen
Wenn zur Regelnwelt,
Halb wie aus Verſehen,
Sich die Ausnahm' ſtellt? —

Einſam perlt die Thräne
Mancher holden Frau;
Einſam ziehen Schwäne
Durch der Wogen Blau.
Vieles iſt gemeinſam,
Vielen iſt's gemein.
Oft ach, wünſch' ich einſam
Wie der Schwan zu ſein.

Fern den Schwätzer-Schaaren,
Den Kukuken fern,
Fern den Plauderſtaaren
Bin ich oft und gern.

Berge die Gefühle
Die der Dichter fühlt,
Gern in die Aſyle
Deren Wehn mich kühlt.

Heilige Hain-Aegide
Deckt mich rings herum;
Schweigſam ſchöner Friede;
Auch der Schwan iſt ſtumm.
Doch aus Sagenmunde
Flüſtert's, wie ein Klang:
„In der Todesſtunde
Tönt des Schwans Geſang.“

Stirbt in ſeinen Sängen
Nicht der Dichter hin?
Geht auf Geiſtergängen
Nicht ſein höh'rer Sinn?
Er verläßt die Bande
Seines ird'ſchen Sein.
Nach dem Heimathlande
Zieht es ihn allein.

Jede ächte Dichtung
Iſt ein Schwanenlied,
Ihre Himmelsrichtung
Ein Begabter ſieht.
Zwar der Erde Rechte
Bleiben ungeſchwächt,
Doch die höhern Mächte
Kennen and'res Recht.

Nehmt, die euch gefallen
Von den Sängern, hin;
Mit dem Schwan zu wallen
Bleibe mein Gewinn.
Mit dem Schwan zu ziehen
Das ſei meine Luſt.
Todesmelodieen
Hauchte früh die Bruſt.

Einſam ziehen Schwäne
Durch der Wogen Blau;
Einſam perlt die Thräne
Mancher holden Frau.
Sehnend fliegen Blicke,
Flammend, ſternenwärts;
Oft im Glanz und Glücke
Wandelt ſtumm — der Schmerz.

Gönnt dem Schmerz — zu lächeln,
Liebt den Scherz — als Gaſt;
Seines Odems Fächeln
Kühl' euch bei der Raſt.
Naht im leiſen Wehen
Euch ein Engelgruß,
Heil! Auf reinen Höhen,
Heil dem Genius! —

GESCHICHTE

DES

GEMEINSCHAFTLICHEN

HENNEBERGISCHEN ARCHIVS

ZU

MEININGEN.

VON

LUDWIG BECHSTEIN,

Herzogl. Sächs. Hofrath und Bibliothekar, Königl. [illegible], [illegible] der
Herzogl. Sächsischen Gemeinschaftlichen Archivar.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

(MANUSCRIPT FÜR FREUNDE.)

G O T H A,
DRUCK DER ENGELHARD-REYHERSCHEN HOFBUCHDRUCKEREI.
1850.

Einleitung.

Die Schicksale dieses Archivs waren im Allgemeinen dieselben, die so viele andere Archive deutscher Reichsfürsten und dynastischer Familien zu beklagen haben und noch beklagen: *Brandschaden, Plünderung, Theilung, Verschleppung*, wiederholte *Translocation* und daraus entstandene *Unordnung*. Gleichwohl lehrt Erfahrung, daſs, wenn man mit Ausdauer nachforscht, was eigentlich fehle, wie viel abhanden gekommen, und wie viel gerettet sein könne, der erlittene Schaden meist minder beträchtlich ist, als angenommen wurde.

Freilich kann hier nur hauptsächlich vom Archiv der Linie ***Henneberg-Schleusingen*** die Rede sein. Die ältesten Documente des Grafenstammes verloren sich meist in fränkische Klöster oder gelangten in Würzburgische und Bambergische Archive, und aus diesen nach München; indeſs zählt man immer noch eine ansehnliche Reihe von Original-Urkunden *vor* d. J. 1200 und eine noch ansehnlichere bis zum J. 1274, der Theilung des Stammes in drei besondere Linien. Auch die Zeit des Brandenburgischen Antheils an Henneberg (Coburger Linie) ist nicht unvertreten. Die Henneberg-Hartenberger Linie blühte nur wenige Jahre über die Dauer eines Jahrh.; ihr letzter Sproſs, Graf Berthold X. (XII.) verkaufte seine Herrschaft an Graf Hermann V. zu Henneberg-Aschach und starb 1379 erbenlos. So kam ohne Zweifel auch sein archivaler Nachlaſs an die Aschacher oder Römhilder Linie. Deren längeres Blühen über dritthalb Jahrhunderte machte ihr Archiv reichhaltig, aber dasselbe gelangte vor ihrem Erlöschen mit Graf Albrecht (1549) zum gröſsten Theil an diesen, welcher seinen Bruder Berthold beerbte; und da Albrecht von seiner Gemahlin, Katharina, geb. Gräfin zu Stolberg, beerbt wurde, so fiel auch das in Schwarza befindliche Althennebergische Archiv an Stolberg und blieb im Laufe der Zeit nicht ohne Zersplitterung und Verluste. Es ist eine „Reliquie", wie schon ein früherer Hennebergischer Sammler sich ausdrückt, und es mag bereits vor der Uebersiedelung nach Schwarza sehr Vieles zerstreut worden sein. Der Schwarzaer Vorrath an Pergament-Urkunden begann mit Anfang des 13. Jahrh. und schloſs mit Beginn des 16. Einige andere Documente und Literalien reichten von 1500—1576.

Das *Schleusinger Archiv* blieb schon in seiner frühern Zeit nicht ohne Verluste. Ein Schloſsbrand in Schleusingen (um 1426) verzehrte viele Urkunden, denn in einer Urk. König Sigismund's (Sonnt. Judica 1426), worin er dem Grafen Wilhelm II. die Lehen über Schloſs Maienberg und Zubehör bestätigt, heiſst es: *wann der hochgeborn Wilhelm, graff vnd herre zu Hennenberg, vnser lieber oheim vnd furst an vns bracht hat das im solliche seine lehenbriue, die er von unsern vorfarn selicher gedechtnis vnd vns vber seine Lehen, nemlichen Meyemberg das schlos, mit dem zolle daselbst vnd andere zugehörungen (hat) verbrannen sein bey seiner muter seligenn zu Slusingen in dem slosse* u. s. w. Auch der Bauernkrieg mag nicht unbeträchtlich geschädigt haben. Noch tragen einige Kaiserurkunden die Bemerkung von alter Hand: „*von diesem Brief haben die Bauern in der beurischen Empörung das Siegel gerissen*", und es wird wohl bei vielen Documenten nicht beim Abreiſsen der Siegel geblieben sein. Mehr noch, als das Gräfliche Archiv, litten die Klosterarchive der Abteien Herren- und Frauenbreitungen und Vefsra, während uns von Urkunden des Schmalkalder Egidienstifts ein überraschender Reichthum erhalten ward. Jene Verluste abgerechnet, blieb das Archiv bis zum Aussterben des Grafen- und Fürstenhauses Henneberg in Schleusingen beisammen, obschon ein Zweig desselben in Maſsfeld vorhanden war, vielleicht dorthin in bedrohlicher Zeit geborgen, zumal die letztern Grafen sich dort oft längere Zeit aufhielten. Dahin deutet mindestens ein altes Convolut in Folio, welches durch Mäusefraſs etwas beschädigt ist und den Titel führt: Maſsfeldische Registratur, und innen: Inn gewelb Maſsfeldt registrirt. Dies Verzeichniſs führt Urkunden von ziemlichem Alter auf, deren Mehrzahl noch vorhanden ist. Ein anderes kleines Register verzeichnet: „die libell zu Maſsfeld".

Das *Hennebergische Archiv* zu *Schleusingen* vor der Theilung.

In der Bertholdsburg zu Schleusingen befand sich, wie es scheint, wohl bewahrt und wohl überwacht, das Archiv des erlauchten Stammes. Ueber des Archives innere Einrichtung ward keine Kunde; nur einzelne Andeutungen geben zu verstehen, daſs die Aufbewahrung der Documente und Literalien in vielerlei Schränken, Laden und Kästen geschah; da ist von rothen, schwarzen, gelben Laden die Rede; da heiſst es: rothe Lade mit schwarzem A., rothe Lade mit schwarzem B. u. s. w.; da heiſst es: im grünen Schrank, im Brive-Schrank u. s. w. Pergament-Urkunden und Papier-Briefe waren meist in dickere oder dünnere „Büschel" in Papier eingeschlagen und zusammengebunden, sodann zum Theil in Schachteln eingelegt, wie die alten Verzeichnisse darthun, mit rother Tinte durch das ganze Alphabet auch wohl doppelt und dreifach gezeichnet. Häufigst finden sich Buchstaben, Zahlen und sonstige alte Aufschriften auf den Pergamenten selbst notirt von frühern wie von spätern Händen. Die ***Siegel*** der Pergamentdocumente scheinen mit wenigen Ausnahmen der verderblichen Sicherung, sie in linnene Säckchen zu nähen, nicht unterworfen worden zu sein, wodurch die Zahl der ziemlich gut erhaltenen jene der schlecht gehaltenen und ganz fehlenden überwiegt. An den meisten *eingelösten* Schuldbriefen wurden ohnehin die Siegel mit Absicht abgeschnitten, um das Document ungültig zu machen.

Man war fleiſsig im Verzeichnen der Archivalien, und suchte nicht minder durch Copialbücher dafür Sorge zu tragen, im Falle möglichen Brandunglücks den Documentenschatz mindestens in Abschrift zu besitzen. So finden sich noch vor:

1) ein „ältestes Copialbuch", handdick, Folio, gut, reichhaltig, aber ohne chronologische oder sonstige Ordnung, von Schöppach im Henneberg. Urkundenbuch I. citirt; Papier; geht bis zum 2. Jahrzehend des 15. Jahrh.;

2) eine Lage Pergamentblätter: Pergamenen Sextorum, enthält Abschr. von 21 auf Schmalkalden und die Landgrafen von Hessen bezügl. Urkunden;

3) Schmalkalder Copialbuch, Fol., 2 Finger stark, bis gegen 1400, von Schöppach citirt;

4) das neue Lehnbuch, von Joh. ***Westhausen***, 1456. Pergam.; groſs Folio;

5) das neue Lehnbuch. 1480. Pergam.; groſs Folio;

6) einige dünne Einzelfascikel mit alten Abschriften von Kaiser-Urkunden.

Die alten ***Verzeichnisse*** des Schleusinger Archivs sind ziemlich zahlreich, und man wird wohl thun, sie aufzubewahren. So ist vorhanden:

ein „Register der Briefe der Herrschaft zu Henneberg", 1453 angefertigt. Es heiſst Blatt 1: *Henneberg* xvi. *ins Gewelb gelegt.*

Item zu Schleusingen in Gewelbe bei der Capeln im Brive-Schanke. In der Laden daran Henbergsch Wapen steht. Das Verzeichniſs beginnt Blatt 2.

Item in der Truwen zu Slusungen in der Burg im Gewelme sind diese hernachgeschriebene Briff, die durch mich, Johannsen Westhusen, desmals schreiber, registrirt sein". In dieſem Joh. *Westhausen* ſehen wir jedenfalls den erſten Hennebergiſchen Archiver namhaft gemacht. Derſelbe heiſst in einer Urkunde Oberſchreiber; ein anderer Westhauſen, Wilhelm, erſcheint von 1481—1517 als Notar. Es heiſst weiter: *Am ersten ist ein schetelein* (Schächtelchen) *in demselbin Loche* (Verſchluſs), *darinn sein die zwu gulden bulu, als die Herrschaft von Henneberg gefurst ist worden, auch etlich vidimus und Copien daby* u. s. w. Daraus erhellt mit gröſster Wahrſcheinlichkeit, daſs nie mehr, als zwei Goldſiegel im Hennebergiſchen Urkundenſchatz ſich befanden, und dieſe zwei ſind in ſchönſter Erhaltung noch vorhanden.

Andere alte Verzeichniſſe der Urkunden finden ſich mehrere, z. B. ein Band, enthaltend Regiſtratur der Veſſer'ſchen Brieff, item über das Cloſter Königs-, Burgk-, Herren-Breitungen, Walfart zum Grimthal, Cloſter Troſtadt, Cloſter Waſungen.

Der Inhalt eines *vorhandenen* Schranks, auf deſſen 4 Auszichkaſten verſchiedene Wappen gemalt ſind, und welcher ausſchlieſslich zur Aufbewahrung von Pergamentdocumenten diente, war ſorgfältig, aber nach den Perſonen der Ausſteller, verzeichnet. Das Titelblatt dieſer Regiſtratur, in der ſich dieſelben Wappen genau ſo, wie ſie auf die Käſten gemalt ſind, wiederfinden, enthält zugleich eine Notiz von 1589, des Inhalts, daſs alle dieſe hierin regiſtrirten Documente mit einigen Ausnahmen in einen neuen verſchloſſenen eichenen Schrank, „so in dem erſten Tabulat des Thurmes ſteht", transferiret worden. Der erwähnte Schrank ſcheint derſelbe zu ſein, in welchem noch bis vor Kurzem in 12 nach dem Alphabet von A—M bezeichneten tiefen und weiten Auszichkäſten die Pergamenturkunden in einem chaotiſchen Durcheinander — jedoch mit Ausnahme der Kaiſerbriefe — ſich befanden. In dieſem alten Verzeichniſs wird ſchon auf das Copialbuch verwieſen, und der Mangel einzelner Originalurkunden angeführt. Das Verzeichniſs der ältern Kaiſerbriefe wurde ſpäter nochmals angefertigt, und es ergaben ſich auſser einigen Willebriefen der Kurfürſten nur geringe Verluſte. Auf einem andern Volumen ſteht: *Schleusingisch Registratur Itzo zu Maſsfeld*. Der Inhalt beginnt: *In der Laden mit des Papstes Wappen daran gemalt liegen Brieff.*

Ferner finden ſich: ein Convolut: Regiſtratur der ſchwarzen Laden (Witthume und Eheberedungen); ein desgl. Regiſtratur der rothen Laden (meiſt Lehnbriefe); Regiſtratur über unterſchiedliche im Thurm befindliche Acten (unvollſtändig); ein ſtarkes Convolut mit dem auf Löſchpapier mit Zinnober geſchriebenen Signat: Thurm-Regiſtratur, ſodann drei Foliobände, bezeichnet: Regiſtratur der 4 gemeinen Laden. Kaiser, König, Chur- und Fürsten, Grauen und Herren, Ritterschaft, Bürger und Bauern. a. 1570—1579. b. 1580—1586. c. 1587—1596.

Eine ebenfalls noch vorhandene Registrande wurde jedenfalls bald nach dem Tode des letzten Fürst-Grafen von Henneberg (1583) und zwar noch vor der Theilung begonnen, aber erst nach der Translocation nach Meiningen vollendet. Sie umfaſst hauptsächlich die Actenbände und Actenfascikel, „welche noch in den sogenannten Raths-Canzlei-Ehegerichts-Stuben und andern Gemächern vorhanden, und gemeinschaftl. Interesse wegen nicht füglich können separiet werden, auſser denen alten und Original-Documenten, welche in dem groſsen Burgkthurm in 5 Tabulaten reponiret, vorhanden". — Es werden darin schon Actenstücke aus dem J. 1631 erwähnt. Unter dem groſsen Burgthurm scheint der nicht mehr vorhandene Thurm der Burg in Meiningen verstanden.

Der wissenschaftlichen Benutzung muſste schon in der Zeit des Abblühens des alten Grafen- und Fürstenstammes das Hennebergische Archiv auf mehrfache Weise dienen. Der einfluſs- und kenntniſsreiche Kanzler Sebast. *Glaser* arbeitete Manches, wenn auch oft nur fragmentarisch aus, und hinterlieſs die bekannten Rhapsodiae, s. Chronicon Hennebergicum, nebst einem groſsen Hennebergischen Stammbaum, welche Arbeiten später *Krek* herausgab. Glaser's Zeitgenosse, und von der Fürstgräfl. Familie persönlich geachtet und aufgemuntert, schrieb Cyriac ***Spangenberg*** mit fleiſsigster Benutzung der Urkunden und Archivalien seine bekannte Hennebergische Chronik, die, wenn sie auch der sichern Kritik entbehrt, welche die heutige Geschichtsforschung erheischt, doch eine Menge dankenswerther Data aufbewahrt. Auch der Schmalkalder Rector Wolfg. *Moller* benutzte Hennebergische Archiv-Urkunden, die ihm Kanzler Strauſs zugänglich machte, zu seinen lateinischen Lobreden über das Leben des Fürsten Berthold des Weisen und Georg Ernst's. Auch hat der thätige Nathanael *Caroli*, Pfarrer zu Sülzfeld, ein Freund Glaser's und Spangenberg's, das Hennebergische Archiv nicht unbenutzt gelassen, und mit kritischem Scharfblick wichtige Zusätze und Berichtigungen zu Spangenberg's Chronik hinterlassen, welche später von M. Ludw. *Heim*, Pfarrer zu Solz und Memels, im Drucke herausgegeben wurden.

So zeigte sich das Hennebergische Archiv schon vor der Theilung neben seiner Bedeutsamkeit, als deutsches Reichsfürsten-Archiv an sich, auch durch die Gunst und Einsicht des Regentenhauses der Wissenschaft zu einer Zeit förderlich, als in manches andere Archiv kein Forscherauge zu blicken hat wagen dürfen.

Noch ist einer abermaligen **Schädigung** des Hennebergischen Archives zu gedenken, welche ihm der dreifsigjährige Krieg brachte. Der Meiningische Annalist *Güth* erwähnt derselben S. 355. seiner Chronik unter dem J. 1640, vor welchem die Translocation von Schleusingen bereits erfolgt war. „Weilen die Raths- und Cantzley-Stuben Tag und Nacht offen stunden, hat sich ein Soldat, der *kleine Schneider* genannt, über die alten *Documenta* gemacht, Siegel, Schnür und Capsel abgelöset, das Wachs zerschmoltzen und verkaufft, und wiewohl er schlechten Nutzen davon gehabt, ist er gleichwohl um solches Frevels willen am 19. April, war der Sonntag Miseric. Dom., früh unter der Predigt gehengt worden“ *).

---

*) Eine actenmäfsige Relation, noch im Archiv vorhanden, stellt den Vorfall etwas anders dar. Es waren der Thäter mehrere, und zwar Soldaten des unter dem Obrist-Wachtmeister Octavio del Buffalo stehenden Meltzischen Regiments; der Dragoner Thom. Biel, der kleine Schneider genannt, Leonh. Reuleldt aus Schwaben, Lohnle genannt, der Gefreite oder Unterschutz Baltzer Piccolomini, ein Fleischhacker, und Joh. Graff von Kopffenbergk; sie gingen mit Hacken früh vor Tags auf die Canzlei, brachen die Urkunden-Schränke und Kasten auf, warfen die Documente heraus, schnitten die Schnüre davon ab, und nahmen das Wachs aus den Siegelkapseln. Thomas setzte letzteres in einem Topf an das Feuer, wo es schmolz und zuletzt verbrannte; Piccolomini warf es sammt dem Topf ins Feuer. Nebenbei fanden und nahmen sie in einer andern Stube einige alte Kleider, die sie einem Juden um zwei Maas Wein gaben, nebst einigem Messing- und Zinngeräthe, das um 5 Kopfstücke verkauft wurde. Ein Bettelknabe verplauderte den Raub, und es ging nach und nach die ganze Woche in die Raths- und Canzlei-Stube, und sah nach, ob sich nichts Dienliches für sie darin finde, und in der That wurden ein Buch und einige „große Stücke Pergament“ von dannen getragen, und die Briefe „übereinander geworfen und verhudelt“. — Da die That bald ruchbar wurde, so wurden die Thäter verhört, der General-Centrichter und öffentliche Notar Seb. *Güth* nahm ein kurzes Protocoll der Aussagen auf, dieses wurde dem General-Feldwachtmeister *Gilli de Hase* in Abschrift zugestellt, und da die meiste Schuld auf Thom. Biel haften blieb, so wurde von diesem Chef ohne Weiteres Ordre gegeben, jenen Mann mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen, welche Ordre der Scharfrichter Matth. Wahl von Dreissigacker Sonntags früh d. 18. Apr. (also nicht 19.) um 8 Uhr an dem kleinen Schneider vollstreckte. Gilli de Hase drückte dem damaligen Kanzler Jac. *Schröter* sein Bedauern über das Geschehene aus, und schrieb unter Anderm: „Den in Eröffnung der Canzlei und Rathstuben vorgegangenen Schaden habe sehr ungern vernommen, worüber ich dem abgedachten Herrn Obrist-Wachtmeister Octavio de Buffalo bevelch ertheilt, über solches werks anfänger alls dem Kleinen Schneider die justiziam ergehen und solchen uffhenken zu lassen“.

Das *Hennebergische Gesammtarchiv* zu *Meiningen* nach der Theilung 1660.

Erste Periode.

Am 9. Aug. d. J. 1660 erfolgte die Hennebergische Hauptlandestheilung, und der Theilungsvertrag setzt Art. 18. fest, daſs das Archiv im alten Schloſs zu Meiningen dauernd verwahrt bleiben, daſs es mit vier Schlössern verwahrt werden, und daſs jedes der participirenden Gouvernements, Kursachsen, S.-Meiningen, S.-Weimar und Eisenach und S.-Gotha, einen Schlüssel dazu haben solle, daſs alle gemeine Documenta und Acten darin beigelegt, die andern alten und neuen Particular-Urkunden und Acten aber denjenigen Herren, zu dessen Landen sie gehörten, ausgeantwortet werden sollten. Ueber das *Wie* der Theilungsvollziehung im Einzelnen liegt im Archiv selbst Urkundliches und Nachrichtliches eben so wenig vor, als genau ersichtlich wird, *wann* die Translocation des Archivs nach Meiningen eigentlich erfolgt ist; doch wird sich dieses wohl noch ermitteln lassen. Man ersieht nur, daſs als erster Archivar Dav. *Rhoſs* genannt wird, der 1672 eine Registrande über die noch hier gebliebenen, unvertheilten Acten fertigte. Das erste Blatt dieser Registrande gibt einige, indeſs ziemlich dunkle, Nachricht über die neuen Localitäten. Es heiſst: Pars I. dieser Registrande ist auf das unter der gewesenen Canzleistuben in der Burgk zu Meiningen befindliche Gewölbe gerichtet. Pars II. aber beschreibt die im Burgkthurm daselbst befindlichen Documenta. Die ganze Registrande liefert ein ziemliches Durcheinander.

Während dieser Periode wurden noch öfters Acten und Briefe aus dem Archiv erhoben und nach Gotha und Schleusingen abgeliefert, von denen nicht Alles zurückkam, wie die noch vorhandenen Recognitions-Scheine darthun. Im J. 1683, 15. Juli, wurde der Geh. Secr. Elias *Walther* als gemeinschaftlicher Archivar verpflichtet, und am 3. Sept. durch ein Rescript Herzog Friedrich's zu Sachsen-Gotha zur Revision wie zu nochmaliger Ausscheidung von Particular-Acten des Archivs angewiesen. Unter ihm ging man von dem vierfachen Verschlusse des Archivs ab, indem Weimar und Gotha die Schlüssel einschickten, und der von Schleusingen abgefordert und dem Gesammt-Archivar zugestellt wurde. In diese Zeit fällt auch die Ertheilung einer besondern Instruction und einer Pflichtformel für den Gesammt-Archivar.

Auf Walther folgte 1698 Dr. ***Georg Paul Hönn****), S.-Meining. Obervormundschafts-Rath und Geh. Secret., als Archivar, welcher, als er 1700 zeitweilig nach Coburg versetzt wurde, seinen Bruder, Heinr. P. ***Hönn***, zum Substituten erhielt. Unterm 19. April 1699 rescribirte S.-Coburg im Bezug auf eine Translocation des gemeinschaftlichen Archivs, mit dem Befehl, Schränke, Acten und Convolute aus den gewesenen Raths- und Canzleistuben in die beiden darunter gelegenen Gewölbe zu transferiren, und alles wieder in gute Ordnung zu bringen. Dr. G. P. Hönn verfertigte mit Hülfe seines Bruders eine sehr starke Registrande nebst Repertorium darüber, welche bis zu Archivar ***Doebner's*** Zeiten das einzige Hülfsmittel, etwas im Archiv aufzufinden, geblieben, dabei aber, wie Archivar ***Maaſser*** in einem Bericht v. 6. Febr. 1843 ausführlich dargethan hat, höchst unzweckmäſsig eingerichtet ist. Hönn benutzte das Archiv für seine Coburgische Geschichte, und nach ihm, im J. 1715, suchte der Cantor ***Geisthirt*** zu Schmalkalden zum Behuf für Schmalkaldische Historie um Diplomenmittheilung aus dem Hennebergischen Archiv bei Herz. Joh. Wilhelm zu S.-Eisenach nach, der diese auch gewährte. Es scheint, vielleicht in Folge frühen Ablebens Geisthirt's, nicht alles ihm im Original Ueberlieferte zurückgekommen zu sein; seine Chronik trat nicht an das Licht, sondern befindet sich als Manuscript in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha. Ein Theil des Nachlasses gelangte an einen spätern Schmalkaldischen Historiker, und dessen Nachlaſs ist in Privathänden auseinander gegangen.

Im J. 1719 verordnete Herz. Joh. Wilhelm zu Eisenach, daſs Dr. G. P. ***Hönn*** die ganze Registrande über das gesammte Henneberg. Archiv abschreiben lassen und einsenden solle, welches auch geschehen ist. Nach dem Tode der Brüder ***Hönn*** tritt eine ziemlich dunkle Partie in der Geschichte des Hennebergischen Gesammt-Archives ein. Es scheint nach dem J. 1731 der Secr. Erdm. ***Trier*** das Archiv verwaltet zu haben, ohne daſs er zur völligen Verpflichtung gelangte. Trier starb 1739; an seine Stelle trat der Lehnsecr., später Consistorial-Assessor ***Beinersdorf***, welcher 1766 starb. Von diesen beiden Archivaren finden sich im Archive selbst keine Spuren ihrer Wirksamkeit. Im J. 1739 suchte die Kurfürstl. Oberaufsicht zu Schleusingen neben S.-Meiningen eine selbstständige Direction in Bezug auf das Hennebergische Archiv zu behaupten; man änderte die Pflichtnotel ab, citirte den Archivar zur Verpflichtung nach Schleusingen, und verpflichtete ihn als Kurfürstl. Unterthan und Diener, was nur erst durch spätere Zeitverhältnisse wieder in Abnahme kam.

---

*) Verfasser der Sachsen-Coburgischen Historia in zwei Büchern. Leipz. u. Coburg 1700, darin mehrere Henneb. Siegel abgebildet sind.

Auch in dieser ersten Periode des Archivs nach seiner Uebersiedelung von Schleusingen u. Maſsfeld nach Meiningen und nach seiner Theilung fanden sich, auſser den bereits genannten *Höhn* und *Geisthirt*, Männer der Wissenschaft, welche dasselbe für ihre Geschichtsforschungen benutzten: der gründliche Sachsen-Ernestinische Historiograph Wilh. Ernst *Tentzel* und der Schleusingische Rector, nachmals Kursächsische Historiograph zu Dresden, Christian *Juncker*. Der erstere schrieb seine *Hennebergischen Zehnten*, der zweite sein umfassendes Werk: *Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg*, in fünf Folianten, welches Werk indeſs Manuscript geblieben ist, und hinterlieſs 16 Bde. Collectanea Hennebergica, die sich wahrscheinlich noch in einer sächsischen Bibliothek oder in einem Archive verborgen halten, und in welchen jedenfalls nutzbare Aufzeichnungen aus unserm Archivschatz enthalten sind.

Eben so thätig, wenn auch nicht in weit umfassender Weise, aber doch besondere Richtungen im Auge behaltend, zeigten sich die vaterländischen Historiker Joh. Mich. *Weinrich* und Christoph Albr. *Erck*. Wie hätte ohne Benutzung des reichhaltigen Archivs Weinrich seine zahlreichen Programme über die Breitunger Klöster, über den Hermannsfelder See, über die Hennebergischen Münzen, dann seinen Hennebergischen Kirchen- und Schulenstaat, und seine Pentas zu schreiben vermocht? Mag auch an der Darstellungsweise und Auffassung manches Ungründliche und Einseitige Tadel finden; sein Fleiſs verdient immer Anerkennung. *Erck*, schon oben erwähnt, schrieb eine Reihe von Programmen über die Wallfahrt zu Grimmenthal, und druckte darin ein altes gleichzeitiges fliegendes Blatt wieder ab, dessen Original spurlos verloren scheint; auch gab er Spangenberg's Chronik zum zweitenmal, und Glaser's Rhapsodien zum erstenmal heraus, und bereicherte die letzteren mit guten Anmerkungen.

Zweite Periode.

Nach Beinersdorf's 1766 erfolgtem Tode wurde der bisher in Coburgischen Diensten gestandene Commissionsrath und Archivar Joh. Friedr. *Fritze* in Meiningen als Regierungsassessor angestellt und zugleich mit der Verwaltung des Hennebergischen Archivs betraut. Fritze war ein Mann von auſsergewöhnlicher Thätigkeit und ein eifriger Geschichtsforscher und Sammler. Er fertigte zahlreiche Abschriften und Auszüge, und hinterlieſs, als er im J. 1793 als Geh. Reg.-Rath starb, eine Sammlung von 57 Folio-Bänden schätzbaren histor.

Materials. Schon im J. 1788 hatte Fritze in seinem Schwiegersohn, dem Reg.-Secr. und nachherigen Reg.-Rath Georg Wilh. *Heim*, einen Substituten erhalten, cum spe succedendi et emolumenti, welcher die gemeinschaftliche Archivarstelle bis zu seinem 1803 erfolgten Tode bekleidete.

An Heim's Stelle trat der Reg.-Secr., später Geh. Reg.-Rath Christian Friedr. *Doebner*. In diesem Zeitraum wurde nicht minder, wie in den vorhergegangenen, das Hennebergische Gesammtarchiv zu einer reichhaltigen Quelle wissenschaftlicher Forschung. Zunächst war es M. Joh. Ludw. *Heim*, welcher, noch am Schluſs der ersten Periode sammelnd, bald, mit Fritzens Eintritt in das Archiv, seine Hennebergische Chronik als eine Fortsetzung der Spangenbergischen und als Th. II. 1767 erscheinen lieſs, welchem zweiten Theil erst 1776 Th. III. folgte. Heim verfährt fast durchgängig, wo er nicht frühere Chronikmanuscripte abdrucken läſst, *monographisch*, und gerade dadurch, daſs er über Einzelpartien, wie über die Aemter Wasungen, Salzungen, Allendorf, Crainberg, Breitungen u. s. w., die Herren v. Frankenstein u. v. Stein, dann über andere einzelne Orte und Herrschaften Licht zu verbreiten sucht, hat er der Henneberg. Specialgeschichte Vorschub geleistet, wenn auch noch Irriges mit unterläuft, und Lieblingsideen, die sich nicht haltbar zeigen, als unumstöſslich hingestellt werden. So hat Heim auch das Verdienst, Caroli's Anmerkungen zu Spangenberg publicirt zu haben. Als Quellenschrift kann Heim's auſserdem verdienstliche Arbeit nur mit groſser Vorsicht benutzt werden. Neben Heim und Fritze sammelten in jener Zeit die ehemaligen Geh. Räthe *Grimm* und *Zink*, so wie der Oberaufseher Paul *Dietrich v. Gottberg*. Ihre zum Theil käuflich erworbenen, und neben den Fritzischen in den Localen der Herzogl. Landesregierung aufbewahrten, reichhaltigen Sammlungen enthalten auſserordentlich viel Hennebergica, und können, wenn es nöthig, zur Ergänzung mehrerer Documente dienen, welche dem Hennebergischen Archiv im Laufe der Zeiten abhanden kamen. Weit fruchtbringender aber, als diese in todte Manuscriptbände eingesargten Sammlungen, erwies sich der Fleiſs des Commissionsrathes und Amtm. Joh. Ad. *Schultes*. Seine sämmtlichen Schriften bilden alle nur Glieder *einer* Goldkette, die, mit Gründlichkeit und Liebe gearbeitet, nichts wollte, als das Vaterland schmücken. Seine Verdienste erwarben ihm die Verleihung des Adels; nebenbei hat er, aus Mangel an Theilnahme und Unterstützung, die begonnene Hennebergische Statistik und Anderes nicht vollenden können, was wirklich die Frage aufnöthigt, ob es nicht besser und für die Staaten ersprieſslicher wäre, Männer, die, von Liebe für Heimath und Vaterland beseelt, ihre geistige Thätigkeit beiden zuwenden, statt im günstigsten Falle mit allerlei äuſsern Ehren und unveräuſserlichen Gnadenzeichen, so zu begaben, daſs sie dem, was sie beseelt, ohne Darbringung eigner, oft unmöglicher Geldopfer, ein volles Genüge leisten könnten!

Von Schultes giebt in seinen Urkundenwerken dankbar die Quellen an, die sich ihm eröffnet, und unser Archiv steht unter denselben voran. Schultes erhielt im Einverständniſs der höchsten Theilhaber am Archiv zunächst die Einsicht der Registranden, und nachdem er daraus ein Verzeichniſs der Original-Urkunden und Nachrichten, die er zur Benutzung wünschte, eingereicht hatte, wurde von den gemeinschaftlichen Archivaren Fritze und Heim Bericht über sein Gesuch eingefordert. Darin beklagten Jene freilich die Nichtwiederkehr vieler Archivalien, die vor ihrer Zeit, laut noch vorhandener Scheine, an die theilhabenden Kur- und Fürstl. Sächs. Häuser abgegeben worden, so wie das Nichtmehrzutreffen der Registrande, äuſserten sich aber auch über die Unbedenklichkeit der Mittheilung. Es wurde von *Schultes* blos die Vorlegung der von ihm zu veröffentlichenden Urkunden verlangt, und nachdem diesem Verlangen von ihm nachgekommen war, Allem unbedenklich das Imprimatur ertheilt. Aus der von *Schultes* mit Archivar Heim gepflogenen Correspondenz geht hervor, daſs ihm von Seiten des Hennebergischen Archivs sowohl sehr viele Originaldocumente, als auch das älteste Copialbuch und das älteste Lehenbuch mitgetheilt worden; indeſs begnügte er sich, nach einer eignen schriftlichen Aeuſserung, da, wo er bereits Abschriften aus *Juncker's* Manuscripten hatte, oder wo die Urkunden schon irgendwo abgedruckt waren, mit jenen, zum Theil auch mit den Abschriften der Copialbücher; und dies ist der Grund, warum die wenigsten Urkunden in seinen Werken mit diplomatischer Treue wiedergegeben sind. Von der damaligen Aufbewahrung und Vorsorge bei der Versendung der Urkunden gibt ein Schultesischer Revers Zeugniſs. Da heiſst es unter Anderm: Ein Fascikel Urkunden, Stift Schmalkalden betr., v. 1319 — 1441. Verschiedene Würzburgische Urkunden. Ein Büschel Urkunden u. s. w. Mit dieser so sehr allgemeinen Bezeichnung begnügte man sich damals, und blieb etwas weg, so wuſste man es nicht. Die Benutzung des Archivs von Seiten des H. v. Schultes dauerte von 1789 bis 1794. — Unter dem Archivariat des Geh. Reg.-Rathes *Doebner* blieb das Hennebergische Archiv noch eine ziemliche Reihe von Jahren ungestört in den beiden Zimmern des vordern Rundbaues, zunächst an der Treppe, die vom Portal aus linker Hand auf die Gallerie führt (dermalen Local der

Herzogl. Hauptkasse), wohin es schon in früherer Zeit, wahrscheinlich um 1700, aus dem nicht mehr vorhandenen Thurm des Schlosses verlegt worden war. Hier wurde es von Zeit zu Zeit nur von den theilhabenden Regierungen benutzt, ohne daſs Privatgelehrte es in Anspruch nahmen; denn die vaterländischen Historiker, welche in diesem Zeitraum thätig waren, *Walch*, *Emmerich*, *Hermann*, *Hartmann* u. A., machten sich andere Quellen zugänglich. Es blieb alles Vorhandene wohl behütet, und die Hönn'sche Registrande nebst ihrem mangelhaften Register muſste dazu dienen, Verlangtes aufzufinden, was auch bei den Acten zum gröſsten Theil gelang, bei den Urkunden aber nicht; denn diese waren auſserordentlich durch einander gekommen, und die Papierbriefschaften bildeten eine chaotische Masse, mit welcher zahlreiche Kasten gefüllt waren.

Dritte Periode.

Die Unruhe, welche das Leben und Streben der Gegenwart in so mancher Beziehung charakterisirt, und welche epidemisch selbst Völker und Staaten ergriff, traf auch unbewuſst das Hennebergische Gesammtarchiv, und es begann für dasselbe eine *Wanderzeit*, die als der Beginn seiner neuesten Periode betrachtet werden muſs. Im J. 1829 wurde höchsten Orts über die *Zimmer*, welche das Archiv einnahm, anderweit verfügt; das Archiv erhielt sein Local auf der untern Gallerie des Residenzschlosses, bestehend in einem Zimmer und einer an die Wand der Schloſskirchensacristei anstoſsenden Kammer, wohin es durch *Doebner* gebracht und dort wieder neu aufgestellt wurde. Im Oct. 1831 erhielt *Doebner* den im Einverständniſs der höchsten Theilhaber erlassenen Befehl, das Archiv einzupacken, es sammt Repositúren und Schränken nach *Hildburghausen* schaffen zu lassen und dasselbe einem dortigen namhaft gemachten Herzogl. Beamten zur genauesten und sorgfältigsten Aufsicht zu überweisen. Dem schleunigen Vollzug dieses Befehls stellten sich groſse Schwierigkeiten entgegen: Jahreszeit, dienstliche Abhaltungen und manch anderes Bedenken. Der Archivar stellte im Febr. 1832 vor, daſs Hildburghausen zur eigentlichen Grafschaft Henneberg nie gehört habe, daſs Meiningen vom J. 1583 bis 1660 der Sitz der gemeinschaftlichen Hennebergischen Regierung gewesen, daſs der Theilungsreceſs vom letztern Jahre ausdrücklich Meiningen zum beständigen Aufbewahrungsort des Archives bestimme u. s. w. So wurde befohlen, daſs, weil Doebner wegen seiner Dienstgeschäfte als Geh. Reg.-Rath keine Zeit fand, unter dessen Leitung der Verfasser dieser Mittheilung dasjenige ordnen und neu verzeichnen solle, was noch ungeordnet sich vorfinden würde. Durch die verschiedenen Translocationen war schon Vieles anders gestellt und gelegt, und es konnte zunächst nichts weiter vorgenommen werden, als die Anfertigung allgemein übersichtlicher Verzeichnisse. Diese erstreckten sich auf den Inhalt dreier sehr groſser Schränke mit Reichs- und Kreistagsacten, Kammergerichtssachen, Haussachen, Glaubenssachen, Forst-, Jagd-, Fischerei-, Kriegs-, Landschafts-, Steuersachen u. s. w.; sodann auf das summarische Verzeichnen des Inhalts der Reposituren, der nach keinem logischen oder sonstigen System sich vorfand. Hierauf wurden die Kaiser-Urkunden neu in chronologischer Folge manipulirt und verzeichnet. Die übrigen wurden mindestens zusammengelegt, um später verzeichnet zu werden, und nächstdem suchte man wichtige Papiere zu rubriciren, vermochte aber nicht, binnen kurzer Zeit die Massen ordnend zu bewältigen, zumal diese Arbeit nicht ohne zeitweilige Unterbrechung vor sich gehen konnte, und endlich nicht fortgesetzt wurde.

Da erfolgte im Mai 1835 der weitere Befehl zu schleuniger Räumung des bisherigen Locals in ein anderes Zimmer auf der mittlern Gallerie des Residenzschlosses, an welches kein Nebengemach stieſs, und es geschah diese Räumung sofort nicht ohne Beschwerlichkeit, die aus Raumbeschränkung und dem Transport der alten groſsen, zum Theil morschen Schränke u. s. w. entsprang. Man muſste sich mit dem verengerten Raum behelfen, so gut es möglich war, und es wurde Alles wieder so gestellt und gelegt, daſs mindestens das Meiste nach Anleitung des zuletzt gefertigten übersichtlichen Repertoriums aufgefunden werden konnte. Der Rundbau vor dem Herzogl. Residenzschloſs erhielt 1837 — 1838 eine zweite Etage, um durch diese allen Geschäftslocalen und Actenrepositoren hinreichenden Raum zu schaffen, und im Aug. 1840 wurde verfügt, das Archiv aus seinem bisherigen engen Raum in einen weitern, nämlich in die beiden letzten Zimmer der mittlern Gallerie des Rundbaues rechter Hand (ehemaliges Local der Herzogl. Rentnerei), zu translociren.

Hier nimmt nun das Archiv einen ganz gleichen Raum, wie von 1829 — 1835, ein, und es ist nur zu beklagen, daſs es wegen des davor auf die Gallerie selbst verlegten und befindlichen Archivs der Herzogl. Rechnungskammer nicht mehr heizbar ist. Auſserdem ist es hoch, gewölbt, feuerfest, frei von allem Ungeziefer, und erhält Licht durch vier groſse Fenster. Wenn man von Seiten der Archivverwaltung es mit gröſstem Dank erkennen muſs, daſs auf so günstige Weise beengendem Raummangel abgeholfen worden, so ist auch *Doebner's* Verdienst dankbar anzuerkennen, mit darauf hingewirkt zu haben, daſs Meiningen eine so wichtige Fundgrube historischer Forschung nicht entzogen wurde, und hoffentlich auch mit solcher Entziehung nicht wieder bedroht wird.

Die wissenschaftliche Forschung nahm nun in dieser Zeit der Gymnasiallehrer K. *Schöppach* auf; er bat, das Archiv benutzen zu dürfen, und erstreckte diese ihm von den betheiligten Ministerien ertheilte Benutzung neben Verfolgung anderer Pläne, die sein früher Tod vereitelte, auf die von ihm im Namen des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen besorgte und von diesem unterstützte Herausgabe des Hennebergischen Urkundenbuchs, erster Theil, die Urkk. d. gemeinschaftl. Hennebergischen Archivs von DCCCXXXIII bis MCCCXXX. *Schöppach* war vor Allem bemüht, diplomatisch treue Abschriften und streng correcten Druck zu erzielen. Das Werk fand Beifall und Aufmunterung, doch erlebte *Schöppach* nur die Freude, den ersten Theil an das Licht treten zu sehen. Im Nov. 1842 wurde dem Geh. Reg.-Rath und gemeinschaftl. Archivar *Doebner*, in Betracht von dessen leidender Gesundheit, in der Person des Rathes und Reg.-Secr. *Maaser* ein Gehülfe beigegeben, welcher 1843 Befehl erhielt, über Revision und etwaige Abänderung der Instruction für den Archivar des Hennebergischen Archivs vom 10. April 1682 sich gutachtlich zu äuſsern, worauf derselbe zugleich mit lebendig theilnahmevollem Sinn und mit Hinweisungen auf den geschichtlichen Werth des Archivs, wie auf den bereits vielfach erfolgten Abdruck vieler von dessen Urkunden die gleiche Liberalität in Förderung wissenschaftlicher Forschung anempfahl und erbat. Gleichzeitig wurde von Seiten des Königl. Preuſs. Gouvernements durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eine gründliche Revision und neue Verzeichnung der Urkunden, Actenstücke und Briefschaften in Anregung gebracht, worüber sich berichtlich zu äuſsern *Maaser* Befehl erhielt. *Maaser* erbat sich, mit Hinzuziehung des Verfassers dieser Mittheilung das neue Ordnen des Archives vorzunehmen, und wurde hierauf veranlaſst, einen gutachtlichen Plan zum Ordnen des Archives einzureichen. Dieser Plan fand Billigung und dient bei der noch dauernden Arbeit zur Richtschnur. *Maaser* wurde am 8. Jan. 1844 förmlich als Gehülfe verpflichtet, und empfing die neue Instruction, in welcher besonders dankenswerth die Bestimmung anzuerkennen ist, daſs das gemeinschaftliche Hennebergische Archiv zunächst der Oberaufſicht des hiesigen Herzogl. Sächs. Staatsministeriums unterstellt ist, und der Archivar nur durch *dieses* vereinbarte Beschlüsse und Anordnungen zu empfangen, auch in allen das Archiv betreffenden Angelegenheiten sich blos an dasselbe zu wenden hat. Rath *Maaser* hatte seine Function im Hennebergischen Archiv kaum angetreten, als er von einer Krankheit befallen wurde, welche den Beginn der neuen Arbeiten zu hemmen drohte. Es suchte Verfasser d. um die Erlaubniſs nach, einstweilen die Arbeiten nach Maaser's Plane beginnen zu dürfen, da derselbe mit dem Archiv vertraut war, und bei den beiden letzten Translocationen am meisten hülfreiche Hand geleistet hatte. Nachdem Maaser am 21. Mai 1844 gestorben, wurde der Verf. dem Archivar *Doebner* in gleicher Weise, wie *Maaser*, substituirt, und diesem wiederum zu schnellerer Förderung der Arbeit der Stadtverordnete *Georgii* aus Wasungen eine Zeitlang als Gehülfe beigegeben. Es wurden nun einestheils die sämmtlichen Pergament-Documente zusammengesucht, jetzt ohne Ausnahme streng chronologisch nach Jahr und Datum geordnet, das alte Datum stets auf die jetzige Schreibweise zurückgeführt, die Urkunden jede einzeln in neues Papier eingeschlagen, mit Bindfaden verwahrt, numerirt und mit kurzem Inhalt versehen. Mit diesem Inhalte völlig gleichlautend wurde ein neues chronologisches Repertorium nach guten Mustern begonnen und vollendet.

Zur Aufbewahrung der Pergament-Urkunden, deren Zahl dreitausend übersteigt, dienen zwei neue Schränke, deren jeder 20 Ausziehkästen enthält. Während die Manipulation und Verzeichnung der Pergament-Urkunden und das zum Repertorium gehörige Register ununterbrochen beschäftigte, wurden die in den Repesituren befindlichen Acten und Actentheile einer mühsamen und sorgfältigen Sichtung unterworfen, um daraus nach dem vorgeschriebenen Plane regelrichtige Eintheilung und systematische Gliederung des Ganzen zu gewinnen.

Für den wissenschaftlichen Gebrauch wurde nicht nur mehreren Gelehrten Zutritt in das Archiv und Einsichtnahme der Urkunden und Acten gestattet (auch *Maaser* schöpfte daraus das Material für mehrere kleinere Ausarbeitungen, welche er vaterländischen Schriften einverleibte), sondern es trat auch der durch den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein herausgegebene zweite Theil des Hennebergischen Urkundenbuchs an das Licht, welcher die Urkunden von 1330 bis 1356 nach Plan und Einrichtung des ersten Theils umfaſst. Der Redaction unterzogen sich Director und Secretär des Hennebergischen Vereins, Verfasser dieses Aufsatzes und Prof. *Brückner*.

Der Geh. Regierungsrath und gemeinschaftliche Archivar *Doebner* starb am 5. Dec. 1847, und der Verfasser erhielt nun definitiv die Archivarstelle.

Dem Archiv ist, wenn man auch manches Document schmerzlich vermiſst, z. B. die Urschrift der Annales Vessracenses, die Stiftungsurkunden des St. Christophsordens sammt dessen Statuten, der Wallfahrt St. Wolfgang, der Wallfahrt zu Grimmenthal u. A., doch viel Werthvolles wohl erhalten worden. Ueber den Reichthum der Urkunden ist schon im I. Th. d. Henneb. Urkundenb. Vorw. VI. IX u. ff. eine Uebersicht gegeben. Aber auch auſserdem blieb viel schätzbares Material aufbewahrt über die Verhältnisse des Grafenhauses selbst, über seine Verbindungen, wie über seine Zwiste nach innen und auſsen, über Geschichte des Landes, wie über dessen frühere Verwaltung, über geistliche und Schulangelegenheiten, Justizpflege, Activ- und Passivlehnwesen, Kriegswesen u. s. w.

Wenn nun von den Zeiten der letzten Fürstgrafen an bis in die jüngste Gegenwart das Hennebergische Archiv nicht ein Conglomerat von Todtliegendem und taubem Gestein gewesen, sondern der Geschichtsforschung reichen Stoff geliefert, wenn es durch die hohen Eigenthümer und Theilhaber den oben genannten älteren Historikern, nicht minder uns Jüngeren zu einer lebendigen Quelle der Belehrung über die Geschichte des engeren Vaterlandes geworden ist, und wenn es durch groſse Reichhaltigkeit solche Dienste noch ganzen Generationen nach uns zu leisten verspricht: so ist zu hoffen und lebhaft zu wünschen, daſs es auch ferner unversehrt erhalten und treulich verwaltet bleibe.

Nicht minder aber ist zu wünschen, daſs von keiner Seite her mit den Mitteln gekargt werde, welche erforderlich sind, einestheils Fleiſs und Eifer für die vaterländische Geschichtforschung zu beleben, anderntheils den durch jene ins Dasein gerufenen Druckwerken ihr Erscheinen zu ermöglichen, damit des fleiſsigen v. Schultes Klagen in der Vorrede zu seiner Diplomatischen Geschichte des Hauses Henneberg Th. II. nicht von einem Jahrhundert in das andere hinüber ihr trauriges Echo finden.

Wollen und Werden;

Deutſchlands Burſchenſchaft und Burſchenleben.

Romantiſches Zeitbild

von

Ludwig Bechſtein.

Erſte Abtheilung.

Berthold der Student.

Erſter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1850.

Berthold der Student

oder

Deutſchlands erſte Burſchenſchaft.

Romantiſches Zeitbild

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1850.

I.

Die Koſaken kommen!

„Schon baten drüben von Haus zu Haus
Die Koſaken ſich ihren Chriſtweck aus,
Denn das ſind Leute wie die Kinder.“
C. G. Cramer.

„Die Koſaken kommen!“ Dieſer Ruf aus dem Munde jugendlicher und erwachſener Bewohner, ſchon zum zweitenmale erſchallte er durch Roſenborn. Am vorigen Tage, der ein Sonntag war, ward er von Franzoſen vernommen, welche in das der Heerſtraße ziemlich fern liegende Seitenthal am Fuße der nördlichen Vorberge des Rhöngebirges, darin das Pfarrdorf lag, verſprengt waren. Dieſe unglücklichen Krieger boten einen bedauernswürdigen Anblick dar; meiſt ohne Gewehre, in abgeriſſener Bekleidung, zum Theil ohne Schuhe, die wunden Füße mit Lappen und Tüchern umwunden, hungernd und durſtend, erſchienen ſie, die den ganzen Uebermuth ihrer ſogenannten großen Nation vor nicht langer Zeit durch Deutſchland getragen — jetzt als Bettler — während der Hauptzug des zertrümmerten Heeres nach der Schlacht bei Leipzig ſich auf der Frankfurter Straße über Eiſenach und Fulda wälzte.

Die bleiche Todesfurcht auf den wetterwüſten Geſichtern, rafften ſich die verſprengten Flüchtlinge nach kurzer Raſt auf, als die Nachricht zum erſten mal in das Dorf erſcholl, vielleicht nur von einem Uebermüthigen, der ſie ſchrecken wollte, gerufen: Die Koſaken kommen! Der Name Koſak wirkte Entſetzen erregend auf die Soldaten der großen Armee, und ſie eilten von dannen, ſo ſehr ſie zu eilen vermochten, in der Richtung nach Geiſa und Buttlar zu.

Bernhard, des Pfarrers Sohn, ein Knabe von acht Jahren, vermochte noch nicht zu faſſen, daß, in dieſen armſeligen Flüchtlingen verkörpert, ein Stück Weltgeſchichte an ſeinem Auge vorüberging; und als jetzt der Ruf: „Die Koſaken kommen!“ aufs Neue und vielſtimmig erſcholl, eilte er mit kindiſcher Luſt zum Fenſter und blickte nach dem nahen Hügel hinan, über welchen die Straße nach dem Dorfe zog und ſich abwärts ſenkte.

Pfarrer Ammann ging mit ruhigem Ernſte, den er ſtets feſthielt, in der Wohnſtube auf und nieder, er hatte ſeinen Rock angezogen, um jeden Augenblick bereit zu ſein, zum Schutze ſeiner Gemeinde das Haus zu verlaſſen und das Wort zu führen. Seine Schweſter Frida hingegen, welche die Hauswirthſchaft führte, war unruhevoll bewegt; ſie ſchloß dieſen Schrank zu, jenen andern auf, ſie trug Werthvolles aus der Kommode in das obere Stockwerk, und barg wieder anderes, was ſie oben herab brachte, in der Nebenkammer in das Bettſtroh, und war dabei ſchweigſamer als ſonſt. Der Bruder ließ ſie völlig gewähren.

Auf der Höhe erſchienen dunkle Geſtalten, nachläſſig auf kleinen Pferden hängend; jetzt ſprengten ſie die kurze Strecke zum Dorfe im Galopp herab; in wenigen Minuten hatten die Bewohner der Pfarre ſie vor Augen. Bernhard eilte vom Stuhle, der Thüre zu, er wollte hinaus, zu der Jugend des Dorfes, die auf dem Platze wimmelnd ſich ſammelte.

„Bernhard! Du bleibſt!“ ſagte der Vater, und der Knabe blieb, ungern, aber ohne ein Wort der Widerrede und ohne eine Gebehrde des Unwillens, die er nicht wagen durfte, denn der Vater, früher ein berühmter Pädagog und als Rektor an einer höhern Schule mit Erfolg thätig, hielt den Grundſatz feſt, **daß Gehorſam** eine Mutter vieler Tugenden ſei, und würde alle die entgegenſtehenden Anſichten, wären deren zu ſeiner Zeit und in ſeinem Beiſein laut geworden, mit ſiegreicher Dialektik zu Boden geſchlagen haben. Die Koſaken, ein geringer Trupp

Vorauszügler, wie ſie überall gleich einzelnen gewichtigen Tropfen voraus einem ſchlagenden Wetter plötzlich ankamen, waren nun da; der Knabe ſah ihre abenteuerlichen Geſtalten mit freudigem Herzklopfen, und auch die eigenthümlichen kleinen Pferde mit den langen Mähnen feſſelten ſeine ganze Aufmerkſamkeit

Die gemüthlichen Söhne des Don hatten noch keine Zeit gehabt, neben ihren Fortſchritten auf deutſchem Boden auch Fortſchritte in der deutſchen Sprache zu machen, ſie ſprachen daher, aber ungemein verſtändlich, durch Zeichen und rückten in die nächſtgelegenen Häuſer ein, um die Bewohner im Bemühen, etwas zur Lebensfriſtung und Weiterbeförderung der Befreier Deutſchlands beizutragen, thatſächlich und handgreiflich zu unterſtützen. Sie zeigten ſogleich eine lebhafte Sympathie für deutſche Liebhabereien — ein entſetzliches Geſchrei erhob ſich von mehreren Seiten, denn ein Dutzend Weiber und Gänſe ſchrien und kreiſchten zugleich, wie wenn ſie am Spieße ſtäken, und leider, leider ſtaken auch, zwar Gott Lob nicht die Weiber, aber doch zwölf Gänſe an den Spießen der Koſaken und des Knaben Tante ſtürzte ſchreckenbleich ins Zimmer und ſchrie: „Bruder! Bruder! Komm heraus! Sie holen uns die Enten aus dem Stall! Gewalt thut Unrecht!“

Der Pfarrer kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Vorliebe zu ornithologiſchen Studien der gemüthlichen Koſaken — nicht etwa durch ſanfte oder durch Zornworte ein Ziel zu ſetzen, und die Pfarr-Antvögel zu retten, ſondern einen Tauſch anzubieten, indem er das Wort Schnaps ruſſiſch ausſprach. Es hätte dieſes Zauberwortes in der Nationalſprache kaum bedurft, denn ſchon der deutſche Laut: Schnapes glitt lieblich über die ruſſiſche Zunge, und bahnte die liebevollſte Verſtändigung an.

Zwei Krüge Schnaps retteten die Pfarrenten.

Während dieſes Gewimmels und Getümmels blickte Bernhard heiter, ſorglos und unbefangen aus dem geöffneten Fenſter; eine Koſakenſchildwache hielt davor, ließ die lange Lanze zur Erde gleiten, behielt ſie ruhig im Arm, und warf dem Knaben ausnehmend freundliche Blicke zu. Dieſer fürchtete ſich zwar ein wenig vor dem langen Koſakenbart, und dem braunen Nomadengeſicht, aber er that ſich dieſe Furcht nicht aus, und ſchlug herzhaft ein, als ihm der Koſak ſeine harte knorrige Hand reichte. Das vermehrte deſſen flüchtiges Wohlwollen und dieſes ſteigerte ſich zu einem hohen Grade mittheilſamer Güte. Der Koſak öffnete eine Art ledernen Schnappſack, den er an der Seite trug, griff mit geſpreitzten Fingern hinein, und brachte eine Handvoll des Inhaltes hervor, den er Bernhard zum Zulangen und Anbiß darreichte, und dazu das bedeutungsvolle Wort ſprach: „Kapusta!“

Ein Gemiſch von Erbſen, Sauerkraut, gekochten Rüben, Fleiſchſchnitten, Brotbrocken, Wurſt und Wurſtſchaalen, Häringsköpfen, Käſe, ſauern Gurken, rohen Zwiebeln, Rettigſcheiben und ſonſtigen Annehmlichkeiten, welche da und dort empfangen und geſammelt waren, damit Olis „fern auf freudenloſen Haiden“ ein Labſal habe, — dies war es was die gütige Hand des Wohlwollenden erfaßt hielt, und darbot. Bernhard ſchauderte zurück mit abwehrender Gebehrde, ein Wolken-Schatten von Mißmuth flog über die Stirn des Wohlthäters, und er mochte ſicher denken: Dummer deutſcher Dorfteufel — allein die angeborene Gutmüthigkeit beſiegte den flüchtigen Groll über die Ablehnung ſeiner Gaſtfreundſchaft, und er führte die gefüllte Hand zum Munde, verſchlang mit Wohlbehagen ſelbſt das Speiſegemengſel, das er aus ſeiner ledernen Olla potrida gezogen, und ſprach dabei mit wichtigem, belehrendem Blick: „Dobre, dobre, fut! fut!“

Jetzt ſammelten ſich die Ritter von der Knute wieder, ſie hatten nebſt den geſpießten Gänſen auch noch einige Bauernenten, Hühner und Tauben ſich *erbeten*, einer hatte drei runde Laibe Brod an der Lanze, ein andrer einen Schinken, der dritte ein Paar

Speckſeiten entführt — und ſchrieen „Hurrah!" Die neugierig verſammelte Dorfjugend ſchrie ebenfalls Hurrah! und auch Bernhard ſchrie Hurrah! was der ſcheidenden Schildwache ſo wohl gefiel, daß ſie ihm mit zärtlichem Blick eine Kußhand zuwarf. — Und dort ſprengten ſie hin, nach Roßdorf und Dermbach zu, um die Straße nach Hanau zu gewinnen, und einen Theil des franzöſiſchen Heeres abſchneiden zu helfen.

Der Pfarrer ſprach: „Trage Sorge, Schweſter, daß es nicht an Lebensmitteln und Getränk fehle. Wir werden wahrſcheinlich ſtarke Durchzüge bekommen, da der Weg über unſer Dorf einen großen Bogen der Hauptſtraße durch das Werrathal abſchneidet, und es auch nicht möglich iſt, daß die ganze Maſſe des verfolgenden Heeres der Verbündeten ſich auf einer Straße bewege, was die größte Hemmung zur Folge haben würde. Wie von Leipzig aus auf der Frankfurter Straße bis Eiſenach ein Theil des Franzoſen-Heeres ſeitwärts über Freiburg den Fluchtweg genommen, ſo haben auch wir jetzt einen Theil der ſiegreichen Armeen zu gewärtigen, ſorge für jedes, was nicht ſchon angeſchafft iſt, aufs beſte, denn zum Pfarrer ſtrömt gewöhnlich alles zuerſt, und Freund und Feind wendet ſich an ihn als den intelligenteſten — wo nicht die Weisheit eines Gutsherrn dieſe Intelligenz überragt, und den Zuſpruch vom Pfarrhof glücklich ableitet."

„Ja, zumal, wenn wie in unſerm Dorfe, der Schänkwirth ſein Schild herunter thut, und auf dem Boden verſteckt, und denkt: Furcht behütet das Haus!" erwiederte die in Sprichwörtern ſehr ſtarke, und ſtets in ſolchen ſich ergehende jungfräuliche Pfarrerſchweſter Frida: „Ei du meine Güte! So was!" fuhr ſie fort: „mir ſchlagen noch alle Glieder. Wär' es nicht gut, wir ſchlachteten die Enten und hingen ſie recht hoch in den Schornſtein? Vorrath iſt Herr!"

„Du weißt, daß ich in allem, was den Haushalt betrifft, Dir freie Hand laſſe. Biſt Du doch Hausvogt, Haushofmeiſter und Hausmarſchall in einer Perſon, und ſtets treu bewährt, wirſt es jetzt um ſo mehr ſein, da die Zeiten bedrohlich ſich anlaſſen, getreu dem lateiniſchen Sprüchwort: amicus certus in re incerta cernitur," erwiederte der Bruder.

„Ach, was verſtehe ich von Deinem Latein?" gab die Schweſter zurück: „Mancher kann wohl kochen, aber nicht anrichten. Laß mich nur machen, es ſoll ſchon gut thun!"

Am nächſten Tage des Nachmittags ward es im Dorfe unruhig und lebendig; die Bauern kamen aus den Häuſern, die Bäuerinnen nicht minder — man vernahm ferne Schüſſe. Viele Einwohner eilten auf nahegelegene Höhen, vielleicht etwas zu erblicken; allein zu ſehen war nichts, nur der Donner der Kanonen ſchlug ſtark und heftig über die hohe Rhön und brach ſich an den Bergköpfen des Bleß und der Stopfelskuppe mit mächtigem Schall.

„Es iſt eine Schlacht!" ſo wurde vielfach Ruf und Aeußerung laut, und wie unklar der Begriff einer ſolchen in der Seele des Knaben ſtand, dennoch prägte jenes bedeutungſchwere Wort ſich tief in ſeine Seele.

Der Koſakenhetmann Platow hatte einen Theil der fliehenden franzöſiſchen Armee bei Roßdorf auf der Fuldaer Straße eingeholt, und dieſelbe angegriffen.

Neue Nachrichten gelangten in das ſonſt ſo ſtille Dorf, und immer eine wichtiger als die andere; der Schulmeiſter, der Schulze, der Förſter kamen in das Haus, ſprachen mit dem Pfarrer, am Ohre des Knaben ſchwirrten lauter Worte vorüber, die er früher kaum vernommen oder doch nicht beachtet: Ruſſen, Oeſterreicher, Hauptquartier, Kirgiſen, Baſchkiren, Kalmücken, Croaten, Tartaren! Beim letzten Wort ſtiegen ihm was Weniges die Haare zu Berge, juſt dieſes hatte er doch ſchon einmal vernommen, vergeſellſchaftet mit einer haarſträubenden Erzählung. Tartariſch und barbariſch waren ihm zwei engverwandte, verſchwiſterte Ideen.

Weniger als ſonſt, wurde Notiz von dem Knaben genommen. Die mächtig einſtürmenden Ereigniſſe jener Tage nahmen den Vater und die Tante mit mancher Sorgenlaſt, die das Kind nicht ahnete, in Anſpruch, es wurde daher auch ſelbſt etwas befangener und ſtiller als ſonſt, behauptete aber ſeinen Platz am Eckfenſter um ſo ſtandhafter, von dem es auch den freien Raum vor dem Pfarrhauſe und über das Dorf hinaus auf die Straße ſehen konnte.

„In der Stadt traut ſich kein Menſch mehr vor das Thor,“ berichtete der Schulmeiſter dem Pfarrer: „Die Koſaken packen die Leute an, und ziehen ihnen Kleider und Stiefeln vom Leibe; die Baſchkiren nehmen ſelbſt den Weibern die Röcke. Dieſe Baſchkiren und die Kalmücken ſind eine ſpottſchlechte Nation, führen Bogen und Pfeile, und ſind türkiſcher Religion. Eine ſchöne Sorte und Sekte das!“ —

„Dort kommen wieder welche!“ rief Bernhard in das Geſpräch, und deutete nach dem Hügel, auf welchem ein Lanzengewimmel ſichtbar wurde.

In der That, es kamen viele Koſaken, mochten aber wohl höheren Ranges ſein, wie die erſten, deren Manteltuch dem Blick nur ein einförmiges Grau geboten, dieſe hingegen erſchienen im buntfarbigen Mäntelſchmuck, und erregten, näher gekommen, das höchſte Erſtaunen. Zwei hatten, ſtatt ihrer Mützen, Ritterhelme aufgeſetzt; auf dem Mantel des einen zeigte ſich ein gemaltes Fenſter, ein zweiter trug auf ſeinem Rücken das Bild einer Ritterburg, mehrere erſchienen in Umhüllungen, die einen dichten Wald darſtellten, nur daß bei einem die Baumwipfel nach unten hingen; zwei prangten in purpurnen Ueberwürfen, davon jeder die Hälfte einer entzwei geſchnittenen goldocherfarbigen Lyra am vordern Saume zeigte, die Mäntel zweier Andern ſchmückten die grell und grotesk gemalten Masken der komiſchen und der tragiſchen Muſe, und in der That, der ganze Aufzug war im hohen Grade tragikomiſch.

„Herr mein Himmel! Ei du meine Güte!“ rief die Tante. „Da heißt es ja wahrhaftig: Kunſt iſt leicht zu tragen! Die haben ja leibhaftig das Salzunger Liebhabertheater, Vorhang und Couliſſen auf dem Leibe! Die hängen ſeltſame Mäntel nach dem Winde!“

Es war ſo, wie die Tante ſagte. Dieſe Abtheilung Koſaken kam über den Bleß von Salzungen herüber, nähern Weg nach Fulda zu gewinnen. Sie hatten drüben im Rathhaus Einkehr gehalten, die Liebhaberbühne der dortigen jüngern Honoratioren auf dem Vorſaal aufgeſtellt gefunden, und ſich in aller Eile in Leinwandcouliſſen und Vorhang brüderlich getheilt, auch einiger Requiſiten, als Hüte, Helme, hölzerner Schwerter und dergleichen ſich bemächtigt, und waren damit zur großen Ergötzlichkeit der Straßenjugend, zur großen Wehmuth der Liebhabertheatergeſellſchaft, durch die Stadt und zum Thore hinausgeritten. Freilich erfuhren den Raub die meiſten Mitglieder erſt hinterdrein, denn das ging alles gar ſchnell, wie denn alles auch in dieſer Stadt mit Lärm und Gewimmel und Getümmel darunter und darüber ging. Auch den Pfarrbewohnern entſchwand wie ein traumhaft Phantom die theatraliſche Herrlichkeit, die ſo fremdländiſche Liebhaber jetzt gefunden; die Sorge trat nahe, die Noth, die Angſt; Schaaren folgten auf Schaaren, kein Ende nahmen die Züge, kein Ende nahm nun den ganzen Tag Geſchrei, Lärm, Forderung, Drohung, wildes Drängen und Treiben. Fußvolk, Reiter, leichte Wagen, endlos zog es vorüber, aber ſchwere Geſchütze waren nicht dabei, für ſie waren dieſe Straßen nicht wohl fahrbar, vielmehr waren die Wege überaus ſchrecklich.

Als auch gegen Abend die immer wechſelnden Scenen vor dem Hauſe und in dem Hauſe noch nicht enden zu wollen ſchienen, als der Knabe ſah, daß Anſtalten getroffen wurden, aus dem ganzen Dorf ein Bivouak zu machen; als er in der Scheune, deren Thor weit geöffnet war, ein hellaufloderndes Feuer ſich entzünden ſah, als man Holz zuſammen ſchleppte, und mitten im Dorfe Wachtfeuer entzündete, als nicht minder auf dem Hügel, über den der Weg zog, ebenfalls ein mächtiges Feuer, von ſchnell niedergeſchlagenen Fichtenſtämmen genährt, praſſelnde rothe Lohe und ſprühenden Funkenregen gen Himmel wälzte — da ſank Bernhards Muth — da kam plötzlich über ihn, den ſonſt nicht ängſtlichen Knaben, eine ungeheure Furcht und er ſchlüpfte ſtill, ohne ein Wort zu ſagen, in die Schlafkammer, wo ſein Bette neben dem des Vaters ſtand, riegelte die Thüre zu, fuhr angekleidet wie er war in ſein Bett, und unter die Decke — wo er nach kurzer Friſt tief und feſt einſchlief.

Heftiges Pochen an die Thüre weckte den Schläfer, und der Ruf des Vaters: „Mach auf!“ — Schlaftrunken ſtieg er aus dem Bette, riegelte auf, und ſah blinzelnd den Vater und die Tante vor ſich ſtehen.

„Siehſt Du? Da iſt er ja! Gottlob! Hab' ich's nicht geſagt? Weichen iſt das Beſte!“ rief die Tante.

Der Vater ſprach einige ſcheltende Worte. — Bernhard hatte beiden durch ſein ſpät bemerktes Verſchwinden Angſt und Sorge gemacht. Keins hatte an die Schlafkammer gedacht, der Knabe war im ganzen Haus geſucht und gerufen worden; man glaubte, als er nicht erſchien, er ſei aus dem Hauſe gelaufen, unter die Soldaten gekommen, vielleicht im Getümmel verunglückt, erdrückt, ertreten worden. Erſt als der Vater in die Kammer wollte, und ſie von innen verriegelt fand, ging dem Beſorgten ein Hoffnungsſtern auf, daß er unverletzt und wohlbehalten in der bekannten Nummer Sicher vorhanden ſei.

Es blieb die Nacht über Licht in der Wohnſtube brennen, der Vater warf ſich in den Kleidern zu kurzer Ruhe auf ſein Bette, die Tante ging hinauf in ihr Zimmer. Flackernder Flammenſchein machte draußen die Straße hell; es blieb keinen Augenblick ſtill, die Wachen wiederholten unaufhörlich ihre Anrufe, die Pferde ſchnauften, ſtampften und wieherten, Wagenketten und ſonſtiges Eiſenwerk an den Wägen klirrte und raſſelte, dazwiſchen erhoben ſich Scheltworte, Flüche — ſo verging die Nacht, zeitig krähten die Hähne, allmählig erloſchen die Feuer, die Trommeln wirbelten Reveille, der Lärm des Aufbruchs brachte bald alles wieder auf die Beine. Zu ungewöhnlich früher Stunde gab es ſchon Kaffee, und das war Bernhard, der auch zeitig mit erſchienen, von der ganzen Sache das liebſte und angenehmſte.

Der Vater war ſehr früh aufgeſtanden, er ſchrieb und memorirte eine Rede, und Bernhard verſtand aus ſeinem halblauten Einſtudieren die Worte: „Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter, Unüberwindlichſter — deutſche Freiheit — lange Schmach, Unterdrückung, Knechtſchaft, glorreiche Siege — heiße Gebete, Glück der Waffen — hohe Alliirten.“

Es war noch nicht hoch am Tage, als ſchon wieder neue Heereszüge ſichtbar wurden, und zwar kamen immer geordnetere, immer ſchönere Truppen, bis gegen Mittag der Ruf erſcholl: „Der Kaiſer kommt! der Kaiſer!“

Welch ein Wort, und welche Aufregung es hervorbrachte! In dem abgelegenen Dorfe Roſenborn ein Kaiſer! Seit den grauen Zeiten der alten Frankenkönige, welche, und zwar nur der Sage nach, von Zeit zu Zeit Hof gehalten auf den vaterländiſchen Höhen des Frankenbergs — wo noch ein grauer Trümmerthurm, in Form und Bauart ganz ähnlich dem Barbaroſſathurm auf dem Kyffhäuſer, ohnfern von Roſenborn vom einſamen Berggipfel in das Thal niederſchaut — und ſeit der faſt nicht minder ſagenhaften — von einigen Geſchichtforſchern in dieſe Thalgründe verlegten Kaiſer Heinrichs-Schlacht auf dem Haderfelde und im Flattich, war wohl kein Herrſcher ſo hohen Ranges in dieſem Landestheile erſchienen, wenn überhaupt jemals ein fürſtlicher Herr in Wirklichkeit dort anweſend war.

Alle Aufmerkſamkeit lenkte ſich dem verheißenen Meteor entgegen.

Einige junge Mädchen traten im höchſten Sonntagsputz in das Pfarrhaus. Die ſchönſte und lieblichſte derſelben war Förſters Lenchen, eine ſchlanke Geſtalt in anmuthigſter Entfaltung, erſt ohnlängſt der Kindheit entwachſen und nun ſchon ſo von jungfräulichem Liebreiz umſtrahlt, daß ſie manchen zärtlichen Blick auf ſich lenkte. Der Gärtner des nachbarlichen Herrſchaftsgartens hatte aus Spätblumen noch einen ſchönen Kranz geliefert, und Lenchen empfing dieſen Kranz aus der Hand der Tante in die ihre. Bernhard blickte ganz verwundert zu Lenchen auf; zum erſtenmale wurde ſich die Knabenſeele bewußt, daß es eine Schönheit gebe, und ſo rührte der Knabe mit einer gewiſſen ehrfurchtvollen Scheu, eine inſtinctartige Huldigung zu bezeugen, an Lenchens blüthenweißes Kleid, daran ein breites grünes Gürtelband in zwei langen Streifen bis zur Erde niederwallte. Sie lächelte ganz gütevoll auf den Kleinen herab.

Endlos wogten die Truppen vorüber; auf dem Raume vor dem Hauſe, nahe der Straße, drängte die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes Kopf an Kopf. Bernhard behauptete ſeinen Poſten am Fenſter.

Mit einemmale erglänzte es auf dem Hügel von blitzenden und blinkenden Helmen, Küraſſen, Uniformen und Ordensſternen.

Jetzt ertönte volles harmoniſches Geläute der Kirchenglocken, die Generalität Kaiſer Franz des Zweiten von Oeſterreich ſprengte ins Dorf, Adjutanten machten Raum, Tante Frida drängte die Mädchen aus der Stube vor das Haus; der Pfarrer, ſeit einer Stunde bereits im vollen Prieſterornat, trat vor auf den geſäuberten Raum, der Schultheiß im Abendmahlsrock, der Schulmeiſter im kirchlichen Feierkleid, der Förſter in voller Uniform mit Federhut und Hirſchfänger hinter ihn, die Mädchen, ſechs an der Zahl, ſtellten ſich zu beiden Seiten des Pfarrers auf, es ſah ganz feierlich und hübſch aus; der Tante Frida ſchoſſen, ſo wie das Glockengeläute begann, die Thränen aus den Augen, ſie blieb in der Stube, faltete die Hände und ſchien ein ſtilles Gebet zu ſprechen.

Eine leichte Droſchke mit vier Schimmeln beſpannt, deren Lenker von Golde ſtrotzten, hielt an; drin ſaß ein ſchlichter Mann in weißer Uniform, den lichtgrauen Mantel bequemlich umgehangen.

Ihm nahte der Pfarrer, ihm die Jungfrauen, Lenchen reichte dem Manne ihren Kranz; er nahm ihn mit freundlichem Danke. „Siehſt du Bernhard!

das iſt der Kaiſer von Oeſterreich!“ ſprach die Tante zum Knaben — und dieſer ſtarrte ſtaunend hin.

Der Vater hielt ſeine Rede an den Kaiſer.

„O du mein Gott, Seine Majeſtät weint!“ rief die Tante, und auch ihre Thränen floſſen, ihr Gemüth ward von Rührung überwältigt; es war ein großer Augenblick.

Der Kaiſer weinte bei des Bruders, bei des Vaters Rede!

Tiefunvergeßlich prägte ſich der Eindruck dieſes Momentes in des Knaben Gedächtniß; er verwandelte die etwas ſcheue Furcht deſſelben vor dem Vater in eine unbegrenzte Ehrfurcht. — Auch dieſe, für Bernhard ſo erhabene, für Roſenborn ſo denkwürdige Scene ging ſchnell vorüber. Die Rede war geendigt, der Kaiſer trocknete ſich die Augen, er reichte mit einigen Worten etwas aus dem Wagen, das Volk ſchrie Vivat und Hurrah wie toll, und der Zug ſetzte ſich fort.

Kaiſer Franz war mit der Armee heute von Schmalkalden aufgebrochen, und von da über Wernshauſen und Helmers in den Thalgrund des Flüßchens Roſa gezogen, von wo er nach Dermbach und weiter ging.

Er hatte der Kranzüberreicherin einen Doppelducaten mit ſeinem Bilde verehrt, und auch die anderen

Jungfrauen ſo wie die Kirche des Ortes mit einem Geſchenke bedacht.

Die Durchzüge dauerten noch vierzehn Tage lang faſt ununterbrochen fort.

Die Politik und nur dieſe bildete die täglichen Geſpräche, wie hätte es anders ſein können?

Abends kam gewöhnlich der Schulmeiſter Wecke in das Pfarrhaus herüber, ein Mann, den der neue Geiſt, welcher über die Zeit gekommen war, ganz erfüllte. Er war redegewandt, etwas mehr als halbgebildet, dabei Skeptiker und Skoptiker zugleich.

Eines Abends lenkte ſich das Geſpräch auf die Leipziger Schlacht; der Knabe ſaß mit am Tiſch und las in einem Kinderbuche, aber eigentlich las er nicht, nur ſeine Blicke ruhten auf den Lettern und Zeilen; ſeine Gedanken waren beim Geſpräch der Männer.

Der Pfarrer hatte der Schweſter und dem Schulmeiſter eine lebendige Schilderung der Leipziger Schlacht gegeben, und dieſe mit den Worten geſchloſſen:

„Auf einem Hügel in Leipzigs Nähe knieeten nach dem großen ewig denkwürdigen Siege die drei verbündeten Monarchen, die Herrſcher von Oeſterreich, Preußen und Rußland, und dankten dem Herrn für dieſen Sieg, und erneuten vor Gott ihre heiligen Gelübde, welche ſchon von ihnen laut und öffentlich ausgeſprochen worden waren, die Wiedergeburt eines ehrwürdigen deutſchen Reiches zu begründen, und Deutſchland eine Verfaſſung zu geben, welche dem ureignen Geiſte des Deutſchen Volkes gemäß; ſeine Einheit für alle Zeiten befeſtigen ſoll.“

„„Ob ſie's wohl halten?““ fragte der Schulmeiſter mit ſeinem leiſen ſkeptiſchen Lächeln.

„Nicht halten? Warum nicht halten?“ rief Paſtor Ammann im ſchönen Vertrauen auf die großen Gelübde einer großen Zeit. „Nicht halten, was dazu diente, Hunderttauſende zu den Waffen fürs Vaterland zu rufen? Nicht halten den Eid, den Deutſchlands Männer und Jünglinge heldenherzig mit ihrem Leben erkaufen, mit ihrem Blute beſiegeln! Wie wäre das möglich?“ —

„„Hm, bei Gott iſt kein Ding unmöglich, nicht wahr Tante?“ wandte ſich halb fragend zur ſprichwortkundigen Schweſter des Pfarrers, die im ganzen Dorfe nur ausſchließlich „die Tante“ hieß, der Schulmeiſter. „„Und glauben Sie, Herr Pfarrer, daß das Eile haben wird, daß es ſo geſchwind geht? — Glauben Sie, daß die Monarchen Wort halten können? Dem Metternich traue ich nicht — nicht den Jeſuiten. ‚Sie ſpielten ihre Rollen und miſchten die Karten im unheilvollen dreißigjährigen Krieg, ich wette, ſie ſpielen mit in dieſem heiligen.““ —

„Eide, Angeſichts ganzer kämpfender und ſiegender Völker geſchworen, laſſen ſich ſo leicht nicht brechen!“ erwiderte der Pfarrer.

„„Siegreiche Völker, das iſt wahr,““ fuhr der Schulmeiſter zweifelnd fort, ohne doch durch Ausſprechen fernern Zweifels an der Ewigkeit des Monarcheneides den Pfarrer zu reizen: „„aber glauben Sie, daß Napoleon auf immer geſchlagen iſt?““

„Vernichtet auf immer!“ bekräftigte Ammann in ſeinem ſtarken Glauben — der Schulmeiſter ſchüttelte mit Lächeln den Kopf ein wenig, wie er gern that, wenn er nicht widerſprechen und doch andeuten wollte, daß er eine ausgeſprochene Anſicht nicht theile — aber ganz konnte er doch nicht ſchweigen. „„Sollte eine verlorne Schlacht einen Helden vernichten?““ warf er die Frage auf.

„Eine Schlacht, wie die in Leipzigs Fluren geſchlagene, wiegt hundert andre Schlachten auf“ — entgegnete der Pfarrer. „Eine Schlacht, wo einhundert und dreißigtauſend Todte das Feld bedecken — wo fände dieſe ihr Seitenſtück in der deutſchen Geſchichte?“

„„Viel Blut, viel Blut für Deutſchlands Freiheit — wenn es nur nicht vergebens gefloſſen iſt!““ murmelte Wecke vor ſich hin.

„Das wolle Gott verhüten!“ ſprach der Pfarrer.

„Amen!“ ſprach die Tante. Man trennte ſich. —

Wie immer große Heere in ihrem Gefolge die Schwärme nichtsnutziger und raubluſtiger Nachzügler haben, ſo auch die verbündete Armee des Jahres 1813.

Zwar erließ noch im October der Generallieutnant und Chef der Kriegspolizei von Oertel einen Armeebefehl an alle Behörden des Landes in welchem Roſenborn liegt: jeden Nachzügler, der außer den n[illegible]wendigſten Lebensmitteln irgend eine Forderung mache, an den Kommandanten Oberſt von Reutz zu Meiningen abzuliefern; allein um Jemand abzuliefern, muß man erſt ſeiner habhaft werden können, und wenn ein Haufe beutegieriger gut bewaffneter Soldaten acht bis zwölf Mann hoch irgendwo, zumal auf dem Dorfe, einfiel, war deren Gefangennehmung keine eben leichte Sache.

Ein ſolcher Beſuch traf auch das Roſenborner Pfarrhaus. Es waren Preußen, leider — ſie machten wenig Umſtände, vielmehr ſehr kurzen bittern Ernſt. Ein Theil derſelben durchſuchte Küche, Keller und Speiſekammer, viere warfen ſich über den Pfarrer her und zogen ihm die Kleider, namentlich die Stiefeln aus, welche damals ein außerordentlich beliebter Artikel waren, ein rechter Kriegsartikel. Die Schweſter riß das Fenſter auf und ſchrie laut um

Hülfe. Es kam Niemand — die nahewohnenden Bauern waren nicht daheim oder hatten ſelbſt ähnlichen Beſuch. Jungfrau Frida verdoppelte ihr Hülfegeſchrei, Bernhard accompagnirte aus Leibeskräften, da ſandte Gott Rettung. Ein junger Officier, ſchön aber bleich, ſprengt an das Haus, iſt raſch vom Pferde, eilt mit gezogenen Degen hinein, ſieht die Scene und donnert mit Zornworten die beſtürzten Freibeuter an — ſie laſſen ab — betrübt blicken ſie auf die Stiefeln die am Boden liegen, und nun nicht mit gehen. Der Officier ſtößt ſeinen Degen in die Thürpfoſte, und bildet ſo eine Juga nach Art römiſcher Mannszucht; unter dieſem Schimpfzeichen müſſen die Soldaten hindurch gehen und das Haus verlaſſen.

Nachdem ſie fort ſind, wird immer bleicher der ſchöne Jüngling, und ſinkt auf einen Stuhl, ein Glas Waſſer erbittend.

„Wein! Bringt Wein!“ ruft ſchnell beſonnen der Pfarrer, und wendet ſich zu dem Befreier: „Um Gott was iſt Ihnen, mein edler junger Mann.“ Sie ſind krank!“

„Eine Anwandlung von Erſchöpfung“ — erwiedert mit matter Stimme der Officier. „Ich ward bei Leipzig verwundet, erlitt ſtarken Blutverluſt — darum auch blieb ich hinter der Armee zurück — und machte heut ſchon einen ſtarken Ritt.“

„Schonen Sie ſich, gönnen Sie ſich Raſt und Erholung!“ bat Ammann, während die Tante mit großer Schnelle Waſſer, Wein, kölniſches Waſſer, Hoffmanniſchen Liquor und Meliſſengeiſt, Räuchereſſig und Wundbalſam, nicht minder aber auch andere conſiſtentere Kräftigungsmittel zuſammenſtellte. Sie war gut vorgeſehen, und wußte ſich etwas darauf, die Ortsapothekerin zu ſein. Sie hatte an den Abenden bisher nichts gethan als Charpie gezupft, und häufig kamen auch Försters Lenchen und einige andre junge Mädchen, um mit ihr gemeinſchaftlich dies heilige Liebeswerk deutſcher Frauen zu üben.

„Sie dürfen nicht weiter,“ ſagte der Pfarrer zu dem Officier, als dieſer vom Aufbruch ſprach. „Sie würden nutzlos ihr Leben aufs Spiel ſetzen. Sie haben ihr Blut für die heilige Sache vergoſſen, nun wird es Ihnen Pflicht, Ihr Leben dem Vaterlande zu erhalten. Sie bleiben bei uns in treuer und ſorglicher Pflege. Sind Sie völlig geneſen, dann folgen Sie Ihrem fernern Beruf in Gottes Namen.“ —

Berthold, dies war der Name des jungen Helden, blieb im Pfarrhauſe, und dies Verweilen machte vorerſt Niemand glücklicher als den kleinen Sohn. Schnell entſtand eine innige Freundſchaft, Bernhard hing ſich mit aller Jugendlichkeit im Gefühle des Knaben an den erwachſenen Freund, der ſich innig liebevoll zu ihm herab ließ.

Bald theilte Herr Berthold im Familienkreiſe ſeine Lebensgeſchichte in kurzen Umriſſen mit; mit geſpannter Aufmerkſamkeit hing Bernhard an ſeinem Munde. Der Vater ſaß behaglich im Lehnſeſſel, die Tante und der ſie umgebende Mädchenkreis zupfte Charpie, die Lampe beleuchtete traulich das wohldurchwärmte Zimmer, draußen ſtürmte der Novemberwind über die Stoppelfelder, und das Rauſchen der nahen Waldungen ſchlug an der Hörer Ohr gleich dem Getöſe der Brandung eines fernen Meeres.

Berthold, nachdem er mitgetheilt, daß er älternlos und unabhängig ſei, auch nach erlangter Mündigkeit ein mäßiges Vermögen zu erwarten habe, erzählte: „Ich machte meine Vorbereitungsſtudien für die juriſtiſche und ſtaatsmänniſche Laufbahn auf dem Gymnaſium zu Schleuſingen, und war eben im Begriff, dieſes zu verlaſſen und nach Göttingen abzugehen, als der Aufruf des Königs von Preußen an ſein Volk, welcher rings flammende Begeiſterung entzündete, auch mich hinriß. Von Schulen, Akademien und Hochſchulen eilte Deutſchlands Jugend zu den Waffen, überall bildeten ſich Freicorps, ich ſchloß mich der muthigen Lützowſchen Schaar an, ich kämpfte neben dem unvergeßlichen Theodor

Körner, ich gewann ſeine Freundſchaft, wir waren ein Herz und eine Seele. Noch bewahre ich als ein Heiligthum jenes Sonnett von ſeiner Hand eigens für mich geſchrieben, welches er, ſchon vorahnend ſeinen ſeligen Schlachtentod, in der Nacht vom ſiebzehnten auf den achtzehnten Juni dichtete: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.“

Berthold mußte auf der neuen Freunde Bitten jenes Sonnett mittheilen und das werthe Blatt ihnen zeigen, dann erzählte er tiefbewegt weiter: „An Körners Seite empfing ich meine erſte Wunde, einen Streifſchuß, ſie war nicht bedeutend, aber ach, meinen edlen Freund traf bald darauf das nächtliche Loos; wie gern hätte ich mein Leben für das Seine gegeben! Viel Herrliches ging mit ihm unter. — Ich wurde ſchnell befördert, und kämpfte ſchon als Lieutenant mit in der Leipziger Schlacht. Dort wurde ich ernſter verwundet, ich lag für tod auf dem Schlachtfelde. Ein Freund rettete mich, meine Wunde wurde verbunden, aber nicht ſo ſchnell geheilt; das die franzöſiſche Armee verfolgende Heer eilte mir voran — endlich hielt es mich nicht länger — ich ſammelte einige gleich mir zurückgebliebene Kameraden um mich, wir folgten nach. Eine ſchreckliche Reiſe — viel tauſendmal lieber hätte ich im Vortrab ſein mögen. Auf dem ganzen Weg halb oder ganz niedergebrannte Dörter und Gehöfte, überall Spuren von Verheerung und Zertrümmerung, überall die Menſchen bemüht, Leichen von Soldaten und Pferden zu verſcharren, liegengebliebene Geſchütze und Rüſtwagen zu bergen, und in Feldern und Wäldern habſüchtig nach Beute an Waffen, Kleidungsſtücken, Geld und Uhren der Gefallenen zu ſuchen. Wie dem aber auch ſei, der Himmel gebe daß ich bald nachfolgen kann, um auch noch auf Frankreichs Boden die Schmach rächen zu helfen, die durch ſeinen Herrſcher dem deutſchen Vaterlande angethan wurde.“

Mit der größten Theilnahme hörte der kleine Kreis dem jungen Freiheitskämpfer zu. In Lenchens Augen erglänzten bisweilen Thränen des Mitgefühls, und ſie ſchlug ſanft erröthend die Blicke nieder, die ſie in unſchuldvoller Unbefangenheit auf Bertold gerichtet hatte, wenn dieſer ſie anſah, was er oft und gern that; des lieblichen Mädchens Holdſeligkeit wurde für den Jüngling bald ein umſtrickender Zauber — in ihrem Innern mochte wohl kaum erſt die Ahnung der Liebe aufdämmern wie ſtilles Frühroth über einer paradieſiſchen Alpenaue. —

Zur Unterhaltung dienten viele Zeitblätter, die der Pfarrer durch Boten aus der Stadt erhielt. Hunderte von Flugblättern in Reimen und Proſa, die Mehrzahl zugleich Fluchblätter gegen die Fremdherrſchaft und gegen Napoleon, nebſt zahlreichen Karikaturen drängten einander, ſie wurden geleſen, beſprochen, beurtheilt.

„Eins thut mir leid,“ äußerte bei Gelegenheit, wo der ganze Tiſch voll ſolcher Blätter lag, der Pfarrer im Geſpräch: „daß ſo viele Unwürdigkeiten zu Tage kommen, in dieſer großen Zeit ſo viele kleinliche gemeine Schmähungen gegen den Unterliegenden, Beſiegten. Wahrlich, er hat unendlich viel verſchuldet, er hat mit Recht den Fluch Deutſchlands auf ſich geladen, er hat durch Gewaltthaten, Knechtung und Tyranei gegen Deutſchland das Loos verdient, das ihn trifft, aber da ſehen Sie dieſe Blätter, dieſes vage nichtsnutzige Geſchreibſel, ſchaal und witzlos, dieſe Karikaturen, meiſt fad und geiſtlos — dieſe Oden — hier eine angeblich von Kotzebue, vierundzwanzig Strophen lang voll ekler Bilder — hören Sie Strophe vierzehn:

„Sieh des Lebens rothe Ströme dampfen
Moderduft zu nächtlichem Geſtirn,
Und der Roſſe ſcharfen Huf zerſtampfen
Eingeweid — und fließendes Gehirn.
Unter Tod gebärendem Geſchütze
Aufgefunden in der Hölle Sitze,
Wälzt des grauen Vaters künftge Stütze
Sich im Blute, mit geſpaltner Stirn.“

„„Schmutzige Blaſen auf der Fläche des ungeſtüm wogenden Freiheitſtromes!““ äußerte Berthold.

„Oder hier,“ fuhr Vater Ammann eifrig fort, ein andres Blatt zur Hand nehmend: „die Vernichtung Napoleons, Ode von Gerber, zwanzig Strophen mit zur Ungebür länglichen Zeilen, Elephantenſchritt, wie die Sloka's Indiens. Hören Sie eine, Sie werden daran genug haben:

„Doch noch nicht genug, genug der blutgen Schulden,
Hat der wilde Unmenſch auf ſein Haupt gehäuft,
Mehr der Greuel ſollte unſer Boden dulden
Noch war nicht die Saat zum Schnitt gereift.
Hundert Tauſende Gefallner liegen ſtille,
In des Grabes Tiefe, in der Jugend Fülle,
Hundert Tauſend ſchweifen ohne Obdach, denn in Flammen
Der Vernichtung ſank ihr Lang-Erſpartes jetzt zuſammen.“ —

„Iſt das auch Poeſie?“ —

„„Richten Sie nicht zu ſtreng den Drang, der jetzt alle deutſchen Herzen erfüllt und ſich Luft macht nach der langen Schmach, wenn er für ſein überwallendes Gefühl nicht ſtets das edle Wort findet, nicht ſtets den Weihekuß der Poeſie empfängt,““ erwiederte Berthold mit mildem Ernſt. „Mir fällt ein Diſtichon ein, das ich irgendwo einmal las, und das auf jede Zeit paßt in welcher die Wogen des Freiheitdranges im Völkerleben hoch gehen:

Bricht des Winters die Decke der Strom mit Gekrach und befreit ſich,
O ſo verzeihet es ihm, fließet ein Weilchen er trüb.""

„Sehr gut, mein junger Freund" verſetzte der Pfarrer: „Hätte nur die unſelige Verblendung nicht allzulange gedauert, hätte Deutſchland ſeine Knechtſchaft mit ſtiller Wuth ertragen, aber nicht tauſendfach ſeinem Henker Hoſianna zugejubelt. Zum überfließenden Lobe — o da fehlte es nicht an geiſtvollen Worten und Wendungen.

Da habe ich noch ein fliegend Blatt aus dem Jahre achtzehnhundert und eilf, das ruhmwürdig: Napoleon dem Großen, überſchrieben iſt, von den Behörden und Einwohnern der Provinz Erfurt und Blankenhayn — da lautet der Schluß — nur dieſen will ich mittheilen:

So preiſ't der Herrſcher Hoheit ſeine Kraft,
Der Allmacht Auge wachet ſeiner Thaten,
Sie wählte ihn zur Ausſaat ihrer Saaten,
Und mächtig, groß, wie ſie ſelbſt wirkt und ſchafft,
Damit nicht Ungeweihte ihrem Throne nahten
Hat ſie der fernen Zukunft noch beſchieden
Dem Heldenſtamm zu danken Krieg und Frieden." —

„„Da haben Sie ja die Gottesläſterung durch den Knechtsſinn in wohlklingenden Worten, während der Freiheitſinn uns die Tyrannen-Läſterung in ſpottſchlechten Verſen ausſpeit,““ warf Berthold hin. „Zum Glück haben auch ſchon vor achtzehnhundertelf edle Geiſter das Flammenſchwert des Wortes gegen die Gottesgeiſel unſeres Jahrhunderts geſchwungen; ich erinnere Sie an das bekannte Gedicht:

Mag das Volk im thörigten Erſtaunen,
Knechtiſch Deiner Macht Verehrung weihn!

das zwiſchen Sieben und neun geſungen wurde, und als Prophetenſtimme erklang die jetzt erfüllt wird.“ —

2.

Die erſten Octoberfeuer

> Es war eine ſchöne, poetiſche Zeit! Freiheits-Träume entzückten weithin die Völker.
>
> Carl v. Rotteck.

Ein Jahr war vergangen, Großes war geſchehen, und Unvergeßliches. Wogende Völkerſtröme hatten ſich gegen Frankreich gewälzt; der ſo hoch geprieſene, der ſo tief geſchmähte Held des Jahrhunderts ſah ſich bald von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, auf Frankreich und auf ſich allein gewieſen, die große Allianz; gegen ihn trat in das Leben, und die Allianz, die er mit ſeinem Siegesglück geſchloſſen hatte, löste ſich und zerfiel. Nicht Napoleons Heldengeiſt, nicht ſein perſönlicher Muth und ſeine Thatkraft unterlagen, — die Treue unterlag, auf die er gerechnet; der Verrath und Abfall höhlten den Boden unter ſeinen Füßen, während er noch heldenhaft und ſiegreich kämpfte.

In dem friedlichen Pfarrhaus zu Roſenborn, das der junge Gaſt nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, während deſſen er Allen, die ihn näher kennen lernten, innig lieb und werth geworden war, neugeſtärkt und gekräftigt verlaſſen hatte, war der gewohnte Gang häuslicher Geſchäfte und amtlicher Wirkſamkeit wieder eingekehrt, doch verging kein Tag, an welchem des neuen Freundes nicht auf irgend eine Weiſe gedacht ward. Manches kleine Andenken hatte er gegeben, wie empfangen; dem Pfarrer hatte er einen Meerſchaumpfeifenkopf verehrt und ihn um ein Albumblatt gebeten; bewegt küßte Berthold erſt das Blatt und dann des Gebers Hand, und rief aus: „Ja! So will ich ſein, werden und handeln immerdar! Kühn in dem Wollen! Dazu helfe mir Gott!“

Der Tante hatte er einen einfachen Schmuckgegenſtand geſchenkt, und von ihr eine Brieftaſche empfangen, und des Förſters Lenchen bekam ein Stammbuch, deſſen erſtes Blatt er mit zarten und freundlichen Worten beſchrieben und ein Bildchen dazu gemalt hatte, auf welchem Vergißmeinnicht in lieblichem Kranze zu ſchauen. Wer kennt nicht dieſe Symbole idylliſcher Jugendempfindungen! Dagegen war mit der Tante Beiſtand Lenchen eine Locke ihres herrlichen Goldhaares abgeſchmeichelt worden die von kunſtfertiger Hand zu einem Uhrbändchen zierlich geſchlungen ward. Das unſchuldvolle Kind wußte noch nicht, was es gab. Bernhard empfing eine Schachtel ſchwarzer Blei-ſoldaten mit Todtenköpfen — und gab dagegen — nichts, dieweil er nichts zu geben hatte.

Nach des Tages Geſchäften war meiſt der Abend dem Geſpräch und der Unterhaltung geweiht; fleißiger als früher ſprachen der Schulmeiſter und der Förſter ein, auch der Schulze Lampert, eine verſtändige, klare Bauern- und Kernnatur, kam bisweilen hinzu. Der Gang der Ereigniſſe wurde nach den Zeitungen lebhaft verfolgt, was davon das engere Vaterland berührte, des breitern erörtert, und ſo wurde auch in dem Knaben, dem ſtets ſchweigenden, aber doch aufmerkſamen Zuhörer durch die Zeit die lebendige Antheilnahme für die Zeit geweckt.

Bisweilen ereiferten ſich die Männer im hitzigen Meinungsſtreit und Wortgefecht, und es wurden am weißgeſcheuerten Eichentiſch Schlachten von Wichtigkeit theils vor- theils nachgekämpft. Mancher Fauſtſchlag auf den Tiſch verſinnbildete das grobe Geſchütz, und die ſtarken Dampfwolken, in Haſt und Schnelle allerſeits hervorgeſtoßen, verfinſterten die Lampe, wie Schlachtrauch die Sonne verfinſtert.

Der Förſter zeichnete ſich durch einen maaßloſen Franzoſenhaß aus, den er mit deutſchem Patriotismus für gleichbedeutend hielt. Jede Nachricht von weitern

Siegen und vom Vorwärtsdringen der Alliirten nahm er mit ſtrahlendem Geſicht auf, jede aber von trüber oder zweifelhafter Wendung veranlaßte ihn zu furchtbaren Flüchen und Verwünſchungen der Franzoſen, zu denen ihn nun immer der ſpöttiſche Schulmeiſter aufs Neue aufſtachelte, dem nichts mehr Spaß machte, als den Förſter in Harniſch zu bringen.

Förſter Schnellholz war ein Mann von athletiſchem Körperbau, feſt und robuſt, mit wildem Schnauzbart und einem Haudegengeſicht, einer vollen und tiefen Stimme, in ſeinem Gebahren ſchlicht, etwas Vornehmheit anſtrebend und neben manchen guten Kenntniſſen auch ein vollkommen ſchulgerechter Jägerlateiner. Nur lag dieſe philologiſche Begabung jetzt, durch die Politik verdrängt, etwas brach. Außerdem war er ein Mann vom beſten Herzen.

Der Schulmeiſter, Wecke geheißen, ein ganz lichter Kopf, war klein von Wuchs und zart gebaut, hatte eine helle, etwas gellende Stimme, blitzende Augen und eine ſehr ſpitze Naſe. Er ſchnupfte ſtark und hatte es an der Gewohnheit, denen, mit denen er ſprach gewöhnlich dann eine Prieſe zu bieten, wenn er ihnen, verblümt oder unverblümt, eine Anzüglichkeit geſagt, oder etwas, das ſie recht feſt behaupteten, mit Spott- und Hohnlächeln angezweifelt hatte.

Tante Frida mit Lenchen, deren Mutter und wer ſonſt vom ſchönen Geſchlecht am Abend im Pfarrhaus einſprach, ſtrickten jetzt eifrig in Wolle: Strümpfe, Socken, Binden, Handſtaucher, und ähnliches. Eine neue Liebesthat an die Stelle des Charpiezupfens, zu welcher von Seiten der Prinzeſſinnen öffentlich aufgefordert worden war, zum Beſten der noch ins Feld ziehenden vaterländiſchen Krieger.

Oefters ſahen die Roſenborner auch noch Durchzüge; ſowohl aus dem eignen Lande, als aus dem nachbarlichen Hildburghäuſiſchen und Coburgiſchen marſchirten freiwillige Jäger durch, ihnen folgte die Landwehr. Im April erſchien das ſogenannte Sächſiſche Banner beſtehend aus prachtvoll ausgerüſteten Reitenden und Fußgängern, Dragonern, Huſaren, Linientruppen und Artillerie, lauter Freiwillige.

Mittlerweile waren alle Verſuche Napoleons, den Feind, der von allen Seiten, von Oſten und Weſten, von Norden und Süden gegen ihn anſtürmte, abzuwehren, geſcheitert. Unaufhaltſam rückten die Verbündeten gegen Paris vor, und ließen die Feſtungen in ihrem Rücken unbeachtet. War doch ſelbſt Roſenborns nächſte Feſtung, Erfurt, noch von 1900 Mann Franzoſen beſetzt, denen das glückliche Loos fiel, keinen Kampf zu ſehen.

Der kleine politiſche Club im Pfarrhauſe war in der Oſterwoche des Jahres 1814 in äußerſter Spannung; man ſah mit ungeduldigem Verlangen dem Eintreffen der wahrhaften Nachricht vom Einzug der Alliirten in Paris entgegen, denn ſchon einigemal hatten übereilte falſche Nachrichten dieſerhalb voreilige Freude bereitet. Die Stille der Charwoche und die Vorbereitungen zum Oſterfeſte traten indeß beſänftigend und zerſtreuend dieſer Spannung entgegen. Der Pfarrer brachte den größten Theil des Tages und Abends ſtudirend in der Oberſtube zu, unten wurde gefegt und geſäubert, das unumgänglich nothwendige Geſchäft des Kuchenbackens nahm die Tante ganz in Anſpruch, nächſtdem, daß ſie am Grünendonnerstag communicirte, und den Knaben an demſelben Tage doch auch durch ihre liebe Hand der Storch die bunten Eier in das Neſt legte, das Bernhard ſelbſt von Heu und grünem Moos in einem runden Körbchen gebildet, und für den erſehnten unſichtbaren Gaſtvogel hingeſtellt hatte, nachher aber weidlich und lange ſuchen mußte. Auch hatte Bernhard, trotzdem daß der Storch die Eier brachte, doch auf nahen Bergen ihm den Farbenſtoff gepflückt, die violblauen Glocken der frühlingkündenden Pulſatille. — So kam der Oſterabend herbei und der Knabe war von der Tante mit einem Ehrenamt betraut — er durfte die Roſinen zum Oſterkuchen leſen, die der Kaufleute ſorgſamer und redlicher Sinn mit gar mancherlei kleinen Kieſelſteinen und Erdklümpchen zuſammengeſellt.

Das Mittagseſſen unterbrach Bernhards ſüße Beſchäftigung, und die Tante warf bei Tiſche eine ihrer liebſten Redeweiſen hin: „Wenn doch nur endlich einmal eine entſcheidende Nachricht käme; ſo iſt man ewig zwiſchen Thür und Angel!“

Kaum hatte ſie dies geſagt und der Bruder ihr mit Salomo geantwortet: „Liebe Schweſter, alles hat ſeine Zeit. Kennſt Du nicht den Spruch: Harren iſt langweilig, macht aber weiſe?“ als mit einem: „Horch!“ die Tante den Pfarrer unterbrach, Meſſer und Gabel hinlegte und nach dem Fenſter hin eine lauſchende Stellung annahm. Ein dumpfer Schall brach ſich anſchlagend an der Baſaltgekrönten Stopfelskuppe.

„Das ſind Schüſſe! Sollte wieder eine Schlacht jenſeit der Rhön?“ — fragte die Tante, zitternd und erbleichend.

„Eine Schlacht, uns ſo nahe und jetzt — nicht wohl denkbar und möglich“ — entgegnete Ammann, indem er aufſtand und das Fenſter öffnete; natürlich blieb die Tante ſo wenig auf ihrem Stuhl, als Bernhard auf dem ſeinen. Es folgte Schuß auf Schuß in regelmäßigen Pauſen, aber wie es ſchien — aus großer Ferne.

„Wahrſcheinlich und der Richtung nach fallen dieſe Schüſſe in Fulda,“ äußerte der Pfarrer; „vielleicht, und dies läßt uns hoffen, ſind ſie Freudenſchüſſe, Siegesboten, dann ſei der Herr geprieſen, der nach ſo langer Schmach Deutſchlands Ketten zerbrechen half!“ — Auch im Dorfe hörte man den Schall; neugierig ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen, und horchten auf den Straßen. — Im Pfarrhaus hatte man kaum die Mahlzeit beendet, als Galoppſchlag eines Pferdes die Bewohner wieder zum Fenſter rief. Draußen hielt der Förſter auf ſchaumbedeckten Rappen, ſchwang die Mütze und ſchrie: „Victoria! Victoria! Hurrah! Paris iſt über, und wird will's Gott bereits an allen ſeinen tauſend Ecken brennen, dies vermaledeite Sodom und Gomorrha, dieſes Baſilisken- und Teufelsneſt! Hurrah!“ —

„Woher die Nachricht? Iſt ihr zu trauen?“ ließ ſich plötzlich des Schulmeiſters Gellſtimme aus dem Schulfenſter vernehmen. „Iſt's nicht wieder ein aufgewärmter, alter Lug? hat ſchon dreimal ſo geheißen, und war Lariſari!“

„„Meinetwegen zweifeln Sie und der Gottſeibeiuns noch drei Tage nach der aſchgrauen Ewigkeit, Sie Zweifel in Perſona! Hurrah! Victoria!" rief der Förſter.

„Ei, wer zu viel weiß, dem mangelt's an Weisheit!" zankte lachend der Schulmeiſter herüber: „Da ſie ihn ſahen, ſo fielen ſie vor ihm nieder, Etliche aber zweifelten!" —

„„Narenspoſſen! Zweifeln Sie doch in alle Ewigkeit! — Laſſen Sie zuſammenſchlagen! laſſen Sie läuten, Herr Pfarrer! Halten Sie Betſtunde! Ich rede die Wahrheit, meine Botſchaft iſt wahrhaftig. Ich komme ſpornſtreichs von Buttlar, dort hab' ich auf der Poſt beim Pferde-Wechſel zwei Kouriere geſprochen, von denen einer durchs Werrathal nach Meiningen, Hildburghauſen und Coburg eilt, der andere nach Eiſenach, Gotha und Weimar. Da iſt kein Zweifel, Herr Neugeſcheid! Hurrah! — Und wenn Sie mir nicht glauben wollen, hören Sie nicht die Beſtätigung über die Rhön herüberkrachen? Ueberall wird geſchoſſen, in Fulda, in Hersfeld, in Buttlar, in Bach, in Dermbach, wer einen Böller hat, plätzt los und ich will jetzt heim und alle Gewehre laden, und Freudenſchüſſe thun ſo lange noch ein Korn Pulver vorhanden! Himmelmohrenelement! Hurrah!" Dort ſprengte der Wackre hin. Bernhard ſah, wie der Vater ernſt am Fenſter ſtehen blieb, die Hände faltete, und gen Himmel blickte, den Augen der Tante entfielen Thränen, auch ſie betete ſtill — in des Knaben Seele leuchtete es wunderbar hinein, wie ein Strahl der Gnade, er ahnete nur, daß dieſe Botſchaft eine große, hochbedeutungvolle ſein müſſe, und ward am ſtillen Oſterheiligabend in Gedanken zum Weihnachtſabbath und zur Engelſtimme in der Chriſtnacht zurückgeführt, welche rief: „Siehe ich verkündige euch große Freude.“

Zwei Stunden ſpäter vernahm man auch Kanonenſchüſſe aus der Gegend der Reſidenz und im Werrathale und nun ward es richtig, nun ging der Jubel los; die Bauernjugend drängte ſchon ungeduldig an der Kirchthüre; der Pfarrer gebot jetzt, mit allen Glocken zuſammenzuſchlagen, Schulmeiſter Wecke aber eilte ſich nicht; mit langſamem und ſehr bedächtigem Schritt, ſo feierlich langſam als wenn er zur Kirche ſchreite, um eine Nachmittagsandacht der Gemeinde vorzutragen, wandelte er, den großen Kirchthürſchlüſſel in der Hand, zum Gotteshaus hinüber; bald indeß erklang des Dorfes harmoniſches Geläute feierlich und ſchön. Niemand blieb im Hauſe, die Dorfmuſikanten kamen, und blieſen auf dem Freiplatz den Choral: Nun danket alle Gott. Die Gemeinde fiel allmählich ſingend ein, es drängte jegliches Herz zur Andacht, zum ſeelenfreudigen Danke.

Pfarrer Ammann trat unter die Menge, er benutzte die erhobene Stimmung ſeiner Gemeinde, er ſprach einige andachtvolle Worte, und deutete ihr an, daß der morgende Gottesdienſt ein doppeltfeſtlicher ſein, und das „Herr Gott dich loben wir“ feierlich geſungen werden ſolle.

Kaum waren dieſe Weiheminuten eines Aufſchwunges zum ewigen Lenker der Geſchicke vorüber, als die laute Freude ihr Recht forderte und nahm. Alles jubelte und jauchzte, drückte ſich die Hände, ſchrie Vivat und Hurrah, und jetzt knallte vom Forſthaus Schuß auf Schuß, und bald auch knallte es im ganzen Dorfe, nicht minder hörte man von allen Nachbardörfern läuten, ſchießen und jubeln.

Die Freiheit, die deutſche Freiheit war es, die ihren hehren Oſterhymnus aus allen Herzen des Volkes ſang, die jene Oſtertage zu unvergeßlichen Tagen weihte, die mit Frühlingsgrüßen und Auferſtehungsliedern verheiſſungreich über die Erde ſchwebte, und mit Engellippen, mit Engelſtimmen nieder rief: Friede auf Erden! —

Mit Jubel wurden die Zeitungen ergriffen, welche die neueſten Ereigniſſe und den Einzug in Paris ſchilderten, obſchon ſie meiſt in den kleinen Geſellſchaftskreis zu Roſenborn nichts weniger denn als Friedensboten einkehrten, vielmehr wurde faſt jedes Blatt zum Zankapfel und Wirrkraut zwiſchen den befreundeten Männern.

Der Pfarrer pries, weil ihm die Geſchichte als das ewige Fundament alles politiſchen Werdens und Reifens erſchien, die Wiedereinſetzung der Bourbonen; der Förſter, zwar auf ſeinem Rappen wie ein Bild aus Erzguß ſitzend, aber in der Geſchichte äußerſt ſchlecht geſattelt, ſchwankte in ſeinen Anſichten, der Schulmeiſter jedoch hielt dem Pfarrer die ſchärfſte Widerpart. „Gehen Sie mir doch mit Ihren Bourbonen!“ rief er hitzig aus. „Wer giebt denn den Monarchen das Recht, Frankreich einen Königsſtamm wieder auf zu dringen, den dieſes, als Glied, von dem es geärgert wurde, ausriß und von ſich warf? Das Volk, nämlich der Volkskern, will keine Bourbonen.“

„„Doch, doch!““ widerſprach ihm Ammann: „Tauſende, viele Tauſende haben den König jauchzend geprieſen in den Straßen von Paris.“ —

„„Schreier! Schreier! Das alte Lied!““ rie Wecke. „Heute Hoſianna und morgen crucifige! Eine Handvoll Königsknechte haben dieſe Tauſende beſtimmt, beſtochen, zur Nachäffung verleitet!“

„„Mit Verlaub!““ entgegnete der Pfarrer: „der Senat hat durch hohen Reichsbeſchluß Napoleon entſetzt, die erbliche Thronfolge der Bourbonen eingeſetzt, Ludwig den Achtzehnten auf den Thron erhoben und —""

„Und ſich damit eine Schandtafel geſchrieben für ewige Zeiten!" unterbrach der Schulmeiſter. „Dieſer Senat, dieſer Großſchleppenträger Napoleons, dieſer gehorſame Serviteur des allmächtigen Kaiſers ſpringt nun plötzlich um, wie eine knarrende Windfahne! Glauben Sie mir Herr Pfarrer! dieſe Treuloſigkeit wird ſich rächen an Frankreich, ſie wird ſich rächen an den Alliirten, ſie wird die Drachenzähneſaat werden, aus welcher fortzeugend für Frankreich, wie für Europa neue Revolutionen keimen, weil ſie, die Wiedereinſetzung der Bourbonen ein Akt der Willkühr iſt! — Beliebt eine Prieſe?" —

„„Und was mich am meiſten giftet und ärgert,"" fiel jetzt Schnellbolz ein: „das iſt die vermaledeite Hätſchelei und Schönthuerei gegen das nichtsnutzige Frankreich! Da ſind ſie eingezogen wie Lämmer, ſtatt wie Löwen, als Friedensfürſten, ſtatt als Erzengel mit dem rächenden Flammenſchwert. Nicht einmal einquartirt worden ſind die braven Soldaten, während uns das Franzoſenvolk eine ewige Zeit auf dem Hals gelegen hat. Da möchte man gleich mit Millionen Gewittern darein ſchlagen! — —."

Auch dieſe bedeutungsloſen Stürme und politiſchen Zwiſte in der Pfarrſtube zogen vorüber — die

Truppen kehrten aus Frankreich heim, die vaterländiſchen Krieger wurden feierlich bewillkommnet, die Zeitungen nahmen den Mund recht voll von der Liebe, deren Ludwig XVIII. bei der Nation ſich erfreue, und daß Napoleon, der gründlich Gehaßte, nach Elba verbannt, den Frieden nie wieder ſtören werde. Der erſte Pariſer Friede wurde geſchloſſen, die Legitimität an die Spitze der europäiſchen Politik geſtellt; Napoleons Legitimität aber, vorher faſt von allen Mächten höchſt bereitwillig anerkannt, wurde jetzt abgeleugnet, und die Wahrheit der Geſchichte ins Angeſicht geſchlagen. Frankreich erhielt ſeine Charte, ſeine Deputirten-Kammer und ſein Wahlmänner-Collegium aus Männern von Mannesalter, und nach einem hohen Cenſus — dreihundert Franken. —

In engeren und weitern Kreiſen des deutſchen Vaterlandes erſcholl der Aufruf zur Bildung von Volkswehren, damals Landſturm genannt; die deutſche Nation ſolle, ſo hieß es: einen militäriſchen Geiſt faſſen: vom 18. bis zum 60. Lebensjahre ſollte jeder Mann unter Waffen ſtehen; ein Landſturm-Ausſchuß von 18 bis 48 Jahren wurde vorerſt hergeſtellt und als Kern dieſer Volkswehr betrachtet. Er erhielt das ſchöne Amt, in Friedenszeiten eine **Polizeimiliz** (wörtlich) zu bilden und fing in der That viele Spitzbuben ein. — Viele vaterländiſche

Poeten ergoſſen Gedichte, und als der October herbeigekommen war, ergingen allſeitig Aufforderungen, am 18 und 19. dieſes Monats ein Allerdeutſchenfeſt zu begehen — während gleichzeitig der berühmte Wiener Congreß zuſammentrat, an welchem — wie damals die Sage ging: Kaiſer Franz II. zum Kaiſer der Deutſchen ausgerufen werden ſollte. —

Der achtzehnte October war da. Selbſt in Roſenborns ſo ſtillem Thalgrund vernahm man gegen Abend aller Orten wieder Freudenſchüſſe, feſtliches Einläuten des morgenden Kirchentages, und von fernher den rollenden Donner der Geſchütze. Die Freunde zogen auf eine nahe Anhöhe, wo der Förſter ein Freudenfeuer ſchüren ließ, daß ſich, wie er ſagte: gewaſchen haben ſollte. Seine Frau, ſein Lenchen und ſein kleiner Sohn Hugo, ein Jahr jünger als Bernhard, der Pfarrer, die Tante, Schullehrer und Schuljugend, Schultheis und Gemeinde, Muſikanten voran, alles zog hinauf. Schon blitzte es da, blitzte es dort von den Hochgipfeln auf, man ſah weit ins Gebirgsland; überall ſchlugen Flammen empor, krachten Schüſſe, bald auch lohete haushoch das Roſenborner Feuer. Das war herrlich für die Knaben. Nie hatten ſie ſolch großes Feuer geſehen. Die Muſikanten blieſen, der Pfarrer hielt eine kleine Rede; er ſprach von dem Brandopfer, das in dieſem Feuer eine gerettete Nation dem Herrn der Welt auf ſeinen heiligen Bergaltären entzünde, daß des deutſchen Volkes Dank vergleichbar ſei einer Feuerſäule, die zum Himmel walle, eine glühende lobpreiſende Zunge. Er flehte Segen vom Himmel auf das deutſche Vaterland und ſchloß mit dem Worten: „Herr bleibe nahe Deinem Volke! Laſſe dieſe Feuerzeichen, die auf unſern Bergen bis in die fernſten Marken leuchten und ſtrahlen, zu einer unlösbaren, im Feuer bewährten Kette der Freiheit, der Einheit und der Bruderliebe werden, und wagt es je wieder der Galliſche Uebermuth, uns Ketten herübertragen zu wollen, dann laß dieſe Feuer ſich aufs Neue entzünden, und von Bergen zu Bergen lodern und rufen, daß die deutſche Nation ſich erhebe wie ein Mann, und mit eiſernem Arme den Feind zurückſchmettre! Der Herr ſegne die deutſche Freiheit und behüte ſie! Der Herr laſſe ſein Angeſicht leuchten auf ſie, und ſei Deutſchland gnädig! Der Herr erhebe ſein Antlitz über unſer theures Vaterland, und gebe ihm und uns allen ſeinen Frieden! — Amen!" —

Das war eine Stimmung in der Gemeinde — wahrhaft heilig; die Jugend zwar verſtand noch nicht das tiefe Gefühl, das hier den Roheſten durchdrang und erſchütterte, aber ſie nahm doch die äußern Zeichen wahr. Die Weiber weinten laut, greiſen

Männern rollten Thränen über die gefurchten Wangen, Feinde fielen einander verſöhnt in die Arme und herzten und küßten ſich. Als die Muſikanten die Melodie eines Liedes zu blaſen begonnen hatten, vermochten nur Wenige zu ſingen. Die Tante, welche Bernhard an der Hand hielt, ſtieß ihn ſanft an, und ſagte: „Singe doch Bernhard — ſinge doch mit“ — aber der Knabe ſang nur wenig, denn das Lied verſtand er ja nicht, nur die Flamme verſtand er, ſie ſtaunte er an, an ihr, mit ihr flogen ſeine Gedanken himmelan.

Und wie es leuchtete und glühte, glänzte und flammte, ringsum ein Feuerkranz von Bergen zu Bergen, wie das herrlich und ſchön war, wie ſich's in des Knaben junges Herz einſchrieb und einbrannte zum unvergänglichen Gedächtniß! Der Vater ſprach zu ihn: „Siehe mein Sohn und merke: das iſt das Freudenfeuer der Freiheitſeier, das iſt ein neuer Bund mit Gott. Einſt, wenn du groß biſt, und ich nicht mehr bin, dann denke noch dieſes Abends und ſei im Herz und Sinn durch und durch ein biedrer, freier, deutſcher Jüngling und Mann!“ —

Die Gemeinde ermahnte noch der Pfarrer, das Feſt würdig zu begehen, es nicht durch irgend welche Ungebühr zu entweihen, dann gingen die befreundeten Familien herab in das Dorf — noch lange knallten Schüſſe, erklangen Lieder und Waldhörner, hallte fröhliches Jauchzen von den Bergen zum Thale wieder; — erſt gegen Mitternacht erſtarben die lange und ſtark genährten Feuer.

Es war gerade jährig, daß das Pfarrhaus jenen Nachzüglerbeſuch erhalten, an welchen, und an den Schreck den er bereitet, die Tante oft genug erinnerte; ein nicht eben freundlicher Octobertag, der an die Stube bannte. Ammann ſchrieb, Bernhard malte die Reſte der Braunſchweiger ab, welche von der Schachtel, die ihm Berthold geſchenkt, noch übrig und ohne Verletzungen waren, und deren waren nicht viel. Das grauſame Geſchick hatte dieſe Tapfern zum größten Theil hinweggerafft. Mit einem Male ging die Hausthür auf, die in der Stube hörten draußen den Klang einer männlichen Stimme, und laute freudige Ausrufe der Tante, die gerade im Flur beſchäftigt war: „Ei du meine Güte! Willkommen! Willkommen! — Gute Gäſte kommen ungeladen!"

Tante Frida riß die Stubenthür weit auf, und herein trat, ein Ränzchen auf dem Rücken, als Fußwanderer, Herr Berthold mit ſittigem Gruß. Er trug das eiſerne Kreuz. Das herzlichſte Willkommen von allen Seiten flog dem Ankömmling entgegen. „Da bin ich wieder — heute naht auf Schuſters Rappen, der heute vor'm Jahr zu Ihnen hergeritten kam!" ſprach Berthold.

„Doch heute, Gott ſei Dank, wie wir ſehen friſch und geſund, heil an Leib und Seele!" rief Ammann.

„Ja, Gott ſei Dank, einen immerwährenden Kalender abgerechnet," ſcherzte Berthold, und bald ging es bei einem von der Tante ſchnell beſchafften Imbis an ein Erzählen.

„Ich fand vor'm Jahre Zeit genug, mein Corps einzuholen," berichtete Berthold. „Es ging mit der Einnahme von Paris nicht ſo ſchnell, als unſere raſche Verfolgung des fliehenden Feindes hoffen ließ. Es koſtete noch manchen harten Strauß, manch wackres junges Leben. Genug, ich durfte mir meinen vollen Zweig vom Siegeslorbeer noch pflücken, und nahm Theil an jenem glorreichen Einzug, von den treuloſen Pariſern umjubelt, die den Siegesfürſten gerade ſo lebhaft und lärmend entgegen jauchzten, wie ſie Napoleon entgegengejauchzt."

„Wo Furcht iſt, da iſt Ehre!" ſprichwörtelte die Tante: „Glück bethöret mehr Leute als Unglück."

„Ich nahm bei der Rückkehr der Truppen einen längern Urlaub, und benutzte die vergönnte Zeit und einige Mittel, die das Glück mir zugewendet, mich ein wenig umzuſehen in Frankreich, in der Schweiz und am Rhein. Da mir durch den Feldzug Manches auf der Schule Gelernte verloren ging, will ich das begonnene Winterhalbjahr benutzen, mich durch Privatſtudium auf den Beſuch einer Univerſität vorzubereiten — denn auf das Gymnaſium kann ich wohl füglich nicht zurückkehren, und halbreif, wie ſo Viele, die nichts eiliger haben, als nur Studenten zu werden, möchte ich keine Univerſität beziehen."

„„Das iſt löblich von Ihnen gedacht, und wohl überlegt,"" belobte der Pfarrer Bertholds Entſchluß. „„Die Hochſchule verlangt gereifte Jünglinge — wo eine gründliche Vorbildung fehlt, wird ſelten was Tüchtiges erſtrebt und gewonnen, es müßte denn ein ſpätreifendes Talent ſich ſelbſtſtändig Bahn brechen, und ein geborner Genius alle Lehre überflügeln.""

„Nun bin ich hergekommen, Sie mein innigſtverehrter Gönner, um Ihren gütigen Rath zu bitten, wie ich am beſten den Gang meiner Privatſtudien regle," wandte ſich Berthold zum Pfarrer. „Selbſt in der Wahl der Hochſchule bin ich noch unentſchieden. Auf meiner Reiſe habe ich mehrere beſucht, Tübingen, Heidelberg, Landshut, Würzburg, Göttingen — ich fand das academiſche Leben nicht ganz ſo, wie es mir als Ideal vor der Seele ſteht, nichts erweckte in mir den Wunſch zu dauerndem Aufenthalt auf einer dieſer Univerſitäten."

„„Sehr begreiflich"" — verſetzte Ammann. „„Das deutſche Univerſitätsleben befindet ſich in unſerer Gegenwart in einer wichtigen Uebergangsperiode oder Durchgangsphaſe. Die Hochſchulen ſind entvölkert, verödet, Lehrer und Lernende zogen vereint hinaus in den heiligen Krieg, und die welche gingen, waren doch wohl der geiſtige Kern. Mancher kehrt — leider — nimmer wieder, manches andern Bahn lenkte ſich vom urſprünglichen Ziele ab. Es muß von jetzt ab alles neu erſtehen, und ich habe das große Vertrauen, daß ſich alles, oder doch das meiſte ernſt, ſchön, würdig und ſittlich geſtalten werde. Ich habe dem deutſchen Univerſitätsleben ſtets die höchſte Aufmerkſamkeit geſchenkt, mein lieber junger Freund, und über daſſelbe, wie ſich's vor Achtzehnhundertdreizehn geſtaltete, ſpreche ich wohl ſpäter einmal mit Ihnen ausführlich. Für jetzt zur Hauptſache, Ihren Studienplan. Was wollen Sie ſtudiren?" "

„Ich hatte mich früher ausſchließlich für die Rechtswiſſenſchaft beſtimmt," äußerte Berthold: „allein ich bin andern Sinnes geworden. Alles hochwichtige was uns die Zeit gebracht, die Neugeſtaltungen im Staats- und Völkerleben leiten mich zur Politik, zur Staatswiſſenſchaft im Allgemeinen hin. Ob ich ſpäter ein Amt im Staate bekleide, darüber möchte ich jetzt noch keine Wünſche oder Vorſätze faſſen — die Hauptſache für mich muß ſein, ſo viel zu lernen, daß ich einſt meinem Vaterlande nützlich werden kann."

„„Das iſt das beſte Fundament! Sie entwickeln lobenswerthe Grundſätze““ beſtätigte Ammann. „„Wo gedenken Sie indeß zu leben?““

„Die Wahl ſteht mir frei,“ erwiederte Berthold. „Glücklich würde mich's machen, könnte es in Ihrer unmittelbaren Nähe ſein, dürfte ich unter Ihrer gediegenen und redlichen Leitung mich den Vorbereitungswiſſenſchaften widmen. Wenn nicht großen Lohn, doch warmen Dank eines deutſchen Jünglings würden Sie ſich verdienen!“

„„Bleiben Sie bei uns!““ ſprach der Pfarrer ernſt und würdevoll, Berthold die Hand reichend. „„Es wird mich ſelbſt verjüngen, Sie um mich zu ſehen. Wir wollen vor allem Homer leſen, Plato und Tacitus. Auf der Manifeſtation des edelſten Menſchengeiſtes im klaſſiſchen Alterthum baut ſich groß und ſchön der Tempel der Humanität. Klaſſiſche Bildung und Durchbildung iſt die Grundfeſte für jedes höhere Streben, ſei es in Philoſophie oder in irgend einer andern Kunſt und Wiſſenſchaft.““ —

Ammanns Einwilligung ſtimmte Berthold ſehr froh, doch war er im Ganzen ernſter, wie gereifter; gegen Bernhard war er gleich liebevoll, ja zärtlich, gegen die Tante voll treuer Ergebenheit und Zuvorkommenheit. Faſt ſchüchtern fragte er nach Lenchens Ergehen, und mit ſtrahlendem Freudeblick begrüßte er das holde liebe Mädchen, als es hereinkam und in ſchöner Verwirrung erglühend vor ihm ſtand. Lenchen war eine jener ſtill und im Verborgnen blühenden Blumen des Landes, die in engen Lebenskreiſen auferzogen, nicht im leuchtenden Strahlenkranze erotiſcher Blüthenherrlichkeit eine Allbewunderung erregen, aber dafür der vollen Beglückung eines Gatten und eines Familienkreiſes entgegenreifen. Sie war in hoher, reizender Geſtalt, eine zarte, keuſche, deutſche Mädchenroſe. Von einer einfachen biedern Mutter erzogen, fehlte Lenchen keine weibliche Fertigkeit für das Hausweſen; ihr Geiſt war durch auserleſene Lektüre gebildet, vom Schullehrer empfing ſie Klavierunterricht, Guitarre klimperte, und franzöſiſch plapperte die deutſche Förſterstochter nicht.

Eines Abends, bald nach Bertholds Wiederkehr, ſaßen der Förſter, der Schulmeiſter und der Schulze im Pfarrhauſe, und ſprachen mit Ammann und dem jungen Gaſt die Welthändel durch. Und die Welthändel gaben genug zu ſprechen.

Unter mancherlei Zeitungen und Zeitblättern lag auch, ſchon nicht mehr ganz neu, aber doch noch friſch anklingend, was die Gemüther ſo lebhaft bewegte, ein größeres Gedicht des fruchtbaren Carl Gottlob Cramer auf dem Tiſch, betitelt: „Triumphlied von herrlichen Siegen der Deutſchen über die Franzoſen und ihren großen grauſamen Exkaiſer Napoleon," im Volkston nach Blumauers Art, mit vielem Aufwand patriotiſcher Redniſſe, hochpoetiſcher und trivialer Wendungen durcheinander. —

Der Wiener Congreß vor allem bildete das Hauptthema der Geſpräche; Wünſche, Hoffnungen, Erwartungen wurden laut; lange ſchon ſchwankten die Waagſchaalen, in welchen der deutſchen Völker und Staaten künftiges Schickſal gewogen ward. Noch hatten vorerſt die Zeitungen nur von den über die Maaßen großen Feierlichkeiten, dem Pomp der Einzüge, dem Glanz der Redouten, dem Geräuſch der Conzerte von ſiebenhundert Inſtrumenten, dem Lärm der tauſend Kanonenſchüſſe und dergleichen beim Monarchen-Congreß berichtet.

Am bedenklichſten erſchien Sachſens Loos, man gedachte des Sachſenkönigs Treue hart zu ſtrafen, ſo lauteten mindeſtens unverbürgte Nachrichten.

Berthold, von Geburt ein Kurſachſe, dem Henneberg iſchen Landestheile entſtammt, ſein Vaterland als zu Sachſen innigſt gehörend zu betrachten von Jugend gewöhnt, obgleich daſſelbe im Sächſiſchen Regentenhaus angeſtammte Herrſcher nicht zu verehren hatte — blickte mit ſtillem Unmuthe in das diplomatiſche Getriebe, das in Wien ſeine Räder und Spulen rollen ließ, um der deutſchen Volksfreiheit ein Todtenhemd zu weben.

An dieſem Abend nun war Berthold beſonders trüb geſtimmt, und um die Urſache befragt, antwortete er. „Ich habe heute eine Nachricht erhalten, die mein Herz auf das ſchmerzlichſte beklemmt. Im Wiener Congreßblatt, ſchreibt man mir, ſteht's, daß das Loos der Vernichtung über Sachſen geworfen iſt. Oeſterreich nimmt die Lauſitz, und Preußen und Weimar theilen ſich in das übrige Königreich."

„„Nicht möglich!"" rief der Pfarrer ſchmerzlich betroffen. „„Wie? Ein Reich von ſo edlem, großem, ſtolzen Namen ſollte vernichtet werden! Ein Reich, das Deutſchland Kaiſer gab, das die Reformation im Schooße trug, an deſſen Namen ſich deutſche Bildung, Geſittung und Gelehrſamkeit unzertrennlich knüpfen!?""

„Laſſen Sie ſich nicht bange ſein, Herr Berthold! So geſchwind geht's nicht, ich glaube es noch nicht!" nahm der zweifelgewohnte Schulmeiſter das Wort. „Die Zeitungen lügen, zumal die Wiener. Freilich wird Sachſen bluten und Haare laſſen müſſen, ungerupft kommt es nicht durch, die Adler und Löwen ſind Raubgethiere, doch wird es zu dieſem Aeußerſten nicht kommen!"

„„Ich hoffe wenig und fürchte viel,"" entgegnete Berthold. „„Ich will mir nicht anmaßen, den Propheten ſpielen zu wollen, allein noch haben wir den europäiſchen Frieden nicht an allen vier Enden, und darin ſehe ich für die Welt und für die Menſchheit, hauptſächlich aber für das deutſche Volk keinen Gewinn, daß alles Wichtige, was zu verhandeln iſt, in die Diplomatenſchreibſtuben Wiens gedrängt wird, daß nicht, wie in Frankreich das franzöſiſche, ſo in Deutſchland das deutſche Volk mitſpricht, wo über der Völker künftiges Wohl und Wehe berathen wird, ſondern nur die Fürſten und ihre Abgeſandten in Wien zum Rathen und Thaten verſammelt ſind. Das neue Grundgeſetz wird ſonach nur von den Herrſchern gegeben, und die Beherrſchten ſollen und müſſen es annehmen, es falle aus wie es wolle — das iſt der Kern der ganzen Zuſammenkunft — wenn kein Sturmſtoß ſie erſchüttert.“

„„Etwa wie's in der Ballade heißt: Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,““ warf der Schulmeiſter mit pfiffigen Lächeln und einer Handgeberde betonend hin — „nicht wahr, Herr Berthold? — Etwa ein Sturmſtoß — von einer — Inſul? — Eine Prieſe gefällig? —“

„„Könnte wohl ſo kommen““ beſtätigte Berthold.

„Bläſt der franzöſiſche Wind ſchon wieder?“ fuhr der Förſter auf. „„Kommt mir nur damit nicht, ſonſt zum Donner, werde ich fuchsteufelwild und hänge ſelbſt noch die Kugelbüchſe auf den Rücken. — Hahaha — für den iſt gethan — der iſt beſorgt und aufgehoben!"" unterbrach der feurige Polterer ſich lachend. „„Eher ſchieße ich noch einmal einen achtbeinigen Haſen, ehe der wiederkommt!""

„War's nicht ein Bock?" witzelte fragend der Schulmeiſter!

„„Ein achtbeiniger Haaſe war's, kein zweibeiniger Haſenfuß!"" gegenredete der Förſter; „„wenns nicht wahr iſt, ſoll man mich droben zwiſchen den zehn Buchen aufhängen, wie einen Krammtsvogel.""

„Wär nicht meine Schneis, das, — möcht' ſelbige nicht begehen," — ſchraubte der Schulmeiſter ſpottluſtig an dem Förſter weiter, der ihm ein ſchrecklich grimmiges Geſicht ſchnitt, während in ſeinem biedern Herzen keine Funke von Groll vorhanden war.

„Ob wohl der gute Kaiſer Franz deutſcher Kaiſer wird?" warf jetzt der Schultheis Lampert die Frage auf. „Wollt's ihm wohl gönnen, dem guten lieben Herrn!"

„Es dünket mich nicht, daß er Selbiges wird," war des Schulmeiſters raſche Antwort: „denn mir ſcheint das Reich, nämlich das Reich in Wien, nicht einig. Deutſchland hat ausgekaiſert."

„Und doch iſt der Gedanke eines großen, in ſich einigen und kräftigen deutſchen Reiches ein ſchöner und begeiſternder!" ſprach der Pfarrer. —

„Da war ich auf meinem Wege hierher jüngſt auf der Wartburg,“ nahm Berthold wieder das Wort, indem er ſeine Brieftaſche zog, die er mit freundlichem Lächeln der Tante zeigte, welche ihm nicht minder freundlich zunickte, als ſie ſah, daß es noch die, Berthold von ihr gegebene, freilich viel gebrauchte, gebräunte, ſchnell gealterte war — „und vertiefte mich in das Fremdenbuch. Und da fand ich eine ſchöne Stelle friſch eingeſchrieben von einem herrlichen deutſchen Manne, den ich längſt verehrt, und ſchrieb mir die Stelle ab. Sie lautet:“

„Großes iſt geſchehen, Größeres wird kommen. Der Morgen der neuen deutſchen Welt hat begonnen. Wir haben unglaubliches erlebt und erlitten, und Rettungsſchlachten geſchlagen, wie ſie keine Geſchichte kennt. So werden wir nun endlich einmal an die Herrlichkeit des deutſchen Gemüths glauben, die Ausländerei verbannen und unſre Volksthümlichkeit verſtehen lernen. Ueberall, wo die deutſche Zunge redet, ſehnt man ſich nach einem neuen deutſchen Reiche. Darum wollen wir mit freudigem Muthe beten: Unſer Reich komme! und für Volk und Vaterland keinen Gedanken zu hoch halten, keine Arbeit zu langſam und mühevoll, keine Unternehmung zu kleinlich, keine That zu gewagt und kein Opfer zu groß.“

„Als ich zu Ende war mit Abſchreiben und nur noch den Namen dazu ſchreiben wollte, merkte ich, daß Jemand hinter mich getreten war, eine Mannshand nahm mir ſanft die Brieftaſche aus der Hand, und ſagte: „„Dir gefällt, wie es ſcheint, dieß Geſchreibe, gieb her, ich will Dir's vollends fertig machen mit der Eigenhandſchrift des Schreibers.““

„Verwundert ſah ich auf — der Mann, groß, ſtark von Haltung, mit ſtarkem Bart, im bloßen Hals mit weißem Hemdkragen, ſchwarzem Rock, faſt wie wir ihn als lützowſche Jäger getragen, erſchien mir ſo bekannt, ſein Duzen verwunderte mich, — ſo — da haſt Du mich! ſprach er, indem er mir die Brieftaſche wieder gab.

Und ich las: „Friedrich Ludwig Jahn.“ „Jahn! Kampfgenoß!“ rief ich froh verwundert. „Du hier auf Wartburg.“ „„Kennſt mich alſo?““ fragte Jahn. „„Bin gern hier, wär' ich Kaiſer, würde die Wartburg meine Pfalz. Und Du: was ſuchſt Du hier, Lützower.““

„Starke und große Erinnerungen! Neue Hoffnungen!“ gab ich ihm zur Antwort. „„Halte feſt am Rechten, feſt am Vaterland, dann wird Dir, wie hier oben dem Luther, kein Teufel was anhaben, und wenn er ſich zehnmal auf den größten Hellheſt ſetzte. Auf Wiederſehn! Gut-Heil!““ —

„Da ſchritt er hin, kräftigen Trittes, wie ein Burggraf, und mir war als gehöre dieſer zur Wartburg, die Burg zu ihm.“ —

Der Schulze Lampert hatte indeß in Cramers Gedicht geblättert, war ans Ende gekommen, ſchüttelte mit dem Kopf und machte „Hm! Hm!“

„Nun, lieber Lampert, was habt Ihr?“ fragte der Pfarrer. „Da iſt am Schluß des Büchelchens ein Bildniß“, antwortete der Schulze: „das kommt mir ſchnakſch und wunderlich vor. Er lobt die hohen Monarchen, der das Büchle gemacht hat, und ſagt im Schlußvers gar ſchön, wenn etwa die Feinde wieder kämen — wie die Herren vorhin drauf anſpielten —

Wie Boreas raſſelndes Laub verſtürmt,
So jagt ſie der Landſturm von dannen,
Wo treues Volk Land und Fürſten beſchirmt
Gelingt es nicht fremden Tyrannen.
Wer fernerhin deutſche Freiheit bedroht,
Den ſchlagen die Bauern mit Flegeln todt,
Wies hier auf dem Bilde zu ſchauen.

„Nun? Läßt ſich das nicht hören? Gefällt's Euch nicht?“ — „„Thäte mir ſchon gefallen, Herr Pfarrer““, antwortete der Schulze, „aber das Bild gefällt mir nicht.“

„„Iſt freilich nicht fein, iſt nur ein Holzſchnitt““ gegenredete der Pfarrer.

„Deſſentwegen nicht“, fuhr der Schulze fort. „Selbiges Bildniß iſt aus der, noch gar nicht lange erſt herausgekommenen neuen Ausgabe von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein genommen, und gehört dort zu einer Geſchichte, wo, weil ſie Rebellion gemacht, die Bauern todt geſchlagen werden, — zum Merks und Verſtehſt Du mich — das iſt der Caſus, Herr Pfarrer, der mir nicht gefallen will.“

„Was? Zeigt her!“ rief ſchnell der Schulmeiſter, und nahm das Heft aus Lamperts Hand.

„Wahrhaftig!“ rief Wecke: „der Herr Schulz hat Recht! Na, wenn das kein Omen iſt, heiß ich Hans!“

Und ſchnell das Buch aufſchlagend, zeigte Wecke den Titel, deſſen Holzſchnitt den Friedensſchmaus darſtellen ſollte, und rief lachend: „Ja ja, ſo geht's, zum Anfang ſitzen die Herrn Bauern mit beim Gericht, — beim Eſſen — und zum Ende wird über ſie Gericht gehalten, da bezahlen ſie die Mahlzeit! Weltlauf — ſo wird's immer ſein, und alle Verſprechungen der Mächtigen ſind Blendwerke, wie dahinten der Holzſchnitt, dem es der Zehnte nicht anſieht, daß nicht die Bauern todtſchlagen, ſondern daß es ihnen übers Fell geht. Gott erhalte Ihnen die friſchen Augen, Herr Schulz! Das Sprüchlein: „Sperr oculos iſt allezeit nütze!“ — „Schnupfen wir einmal!“ —

3.

Die Vorſchule.

Alles ſchon dageweſen.
Gutzkow: Rabbi Akiba im Uriel Acosta

In ernſten Studien und belehrenden Geſprächen mit Pfarrer Ammann verging für Berthold der Reſt des wichtigen Jahres 1814. Was der Vater ihm Freundliches erwieß, ſuchte Berthold am Sohne, an Bernhard, zu vergelten. Manche Mußeſtunde wurde dieſem gewidmet, und er ſo neben dem Elementarunterricht, der ihm in der Dorfſchule zu Theil wurde, (welcher Wecke mit Fleiß und Eifer vorſtand und in ſeinem Bemühn am wackren Pfarrer Stab und Stütze hatte) merklich weiter gebracht an Kenntniſſen, die ſeiner Faſſungskraft erreichbar waren.

In tiefes Dunkel blieben bis zum Jahresſchluß die Verhandlungen des Wiener Congreſſes gehüllt — was man vernahm, waren immer nur Gerüchte, oder Nachrichten, die jedes nächſte Zeitungsblatt widerrief. Eine bange troſtloſe Zeit für Tauſende, namentlich im Sachſenlande, die ihrer Zukunft mehr entgegenzagten als entgegenhofften.

Es iſt nichts Kleines und Geringes, ganze Volksſtämme auseinander zu reißen, und bis in das innerſte Mark die Aeſte zu verletzen. Das ſind Wunden, welche die Zeit nur langſam vernarben läßt, und welche die Politiker und Staatskünſtler wohl zu ſchlagen, aber nicht zu heilen verſtehen.

Aber ſelbſt die Zunkunft des geſammten deutſchen Vaterlandes war noch nachtüberhüllt. Die großen und inhaltſchweren Fragen: ob ein Reichsoberhaupt, ob ein Directorium aus Mehreren, oder Protectorate einzelner Machthaber? bewegten nicht minder ernſt alle am Schickſal des Geſammtvaterlandes Antheil nehmenden Gemüther, als im Winter des Jahres 1848 auf 1849. Der Wiener Congreß war überreich an Arbeit; die Diplomaten hatten ſo viel zu thun, daß ſie etwas über ihrer Arbeit vergaßen, vielleicht in ihrer manchem Auge eine Kleinigkeit — das deutſche Volk. Der Fürſtenmacht eine Baſis von Erz zu gründen, damit ſie unerſchütterlich ſtehe, war der Kern alles Strebens; um den Kern der Fürſtenmacht mochten dann die übrigen Dinge: Volkswohlfahrt, Gemeinſinnn, hiſtoriſches oder natürliches Recht und dergleichen in Strahlen anſchießen oder ſich conglomeriren; den Diplomaten war es einerlei, ob aus dem neuen Gebilde ein Stern wurde oder ein Klumpen, wenn nur der Kern feſt war für eine — erträumte Ewigkeit.

Unendliche Zeit wurde hingebracht mit der Erledigung und Wahrung von Sonderintereſſen. Vieles, was abzuthun höchſte Zeit geweſen wäre: Feudalherrſchaft, Lehensdruck, Frohnlaſten, ward nicht abgethan, ſondern neu geſtärkt, neu gefeſtet, durfte wieder, nachdem es gewankt, an der Macht aufranken und in volle üppig-freche Blüthe ausbrechen. —

Berthold hatte in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe in die ehemalige Grafſchaft Henneberg gemacht, über deren kurſächſiſchen Theil die Würfel der Entſcheidung immer noch nicht gefallen waren.

Die Diplomatie hatte die Fäden der Länderzertheilung und Zerſplitterung mit ihren Truggeſpinnſten ſo durcheinander gewirrt, daß ein wahrhaft gordiſcher Knoten daraus geworden war, den, wie man Ende Februars 1815 allgemein berichtete, nur das zerhauende Schwert neuen Krieges löſen konnte.

Es war gegen Abend, als Berthold wiederkehrte. Noch war Niemand da, außer Lenchen, welche die Tante mit einer Arbeit beſuchte. Bernhard ſah den Freund kommen und eilte ihm jubelnd entgegen. Berthold umfing den Knaben liebevoll, un bot dann

Allen herzlich die Hand. Seine Stirn war umwölkt, doch zwang er ſich heiter zu erſcheinen.

„Nun? Doch alles nach Wunſch verrichtet und abgemacht?“ fragte ihn der Pfarrer mit Theilnahme.

„„Was mich und meine kleinen Angelegenheiten betrifft, vollkommen!““ gab Berthold zur Antwort. „„Aber Sonſtiges ſehe ich nicht nach Wunſch erledigt. Unſer Henneberg hat einen neuen Herrn.““

„Der es gewiß mit Liebe, Großmuth und Gerechtigkeit regieren und umfaſſen wird,“ verſetzte Ammann.

„„Ich zweifle nicht an dem edlen Willen, noch an den Herzenseigenſchaften des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen,““ gab Berthold zurück: — „„aber ich kann mein Gefühl nicht ſogleich überwältigen, das mich mit Unmuth und Schmerz erfüllt über jene grauſame und unnatürliche Auseinanderreiſſung der kurſächſiſchen Lande, und ich kann nicht in den blöden Jubel ſolcher Menſchen einſtimmen, in denen kein Funke von Vaterlandsgefühl, von Pietät und Treue lebt, die dem alten Herrſcher gleichmüthig abzuſagen, dem neuen gedankenlos zu huldigen bereit ſind. Daß man an ſolches die Völker gewöhnen will, daß man dieſe weder hört noch fragt: wollt ihr auch dieſen Herrſcher aufgeben, dem ihr bisher doch in Treue zugethan und zugeſchworen geweſen, und jenem neuen anhangen, der euch noch fremd iſt? — Das iſt, meine ich, eine ſchändliche Gewaltthat, die ſich dereinſt noch furchtbar rächen dürfte! Wo ſoll noch Treue heilig ſein auf Erden, wenn man einem edlen biederherzigen Könige ſeine auch dem Feinde gehaltene Treue zum Verbrechen ſtempelt, und Achtmalhunderttauſend Seelen und die blühendſten Gefilde ihm abwendig macht?‘‘“ —

Im edlen Eifer riß Berthold ſeine Weſte auf, und fuhr fort, indem er die Uhrkette aus Lenchens Haar gewoben, faßte: „Sehen Sie Ihr theures Andenken, mein liebes Fräulein — es war mir ſchon bisher werth über all mein Beſitzthum, jetzt aber habe ich's geheiligt. Kennen Sie — Herr Pfarrer, dieſes Bild auf dem gußeiſernen Schauſtück hier?“ —

„„Der König von Sachſen!““ erklärte Ammann.

„Er iſt es!“ fuhr Berthold fort. „Dieß Bild iſt in demſelben Berlin gegoſſen, wo man die Länder — karten miſcht. Als davon die erſte Sendung nach Dresden kam, ſo hörte ich ſagen, wurde ſie, fünftauſend Stück, in wenigen Minuten vergriffen. Das iſt eine ſtumme Volkshuldigung, mir mehr werth, als eine Million Vivats in den Tag und in das Blaue hinein auf der Grundlage hoher Regierungs- und Beamten-Befehle und von Wein- und Bierräuſchen. Die Führer des Heeres ließen ſich dies eiſerne

Rundbild in ihre Degen faſſen, Frauen und Jungfrauen tragen es im Goldſchmuck der Treue auf ihrem Herzen. — An Ihrem ſchönen Goldhaar, Lenchen, will ich es fürder tragen, das wird des Bandes edlere Beſtimmung ſein, das Heilige zum Heiligen!“

Lenchen erglühte, ſelig im Innern, und voll des ahnungsvollen Gefühles, daß wer ſo treu an Fürſt und Vaterland hange, wohl nur ein edler Menſch ſein könne, und auch allem, was ihm theuer, Treue bewahren werde.

Der Förſter kam mit ſeinem Gewehr, ein wenig im Vorbeigehen zuzuſprechen; es war ein ſchöner frühlingswarmer Märzabend, die Tante hatte die Stubenfenſter geöffnet, um des Spätnachmittags wohlthätigen Lufthauch als Lenzboten in das Zimmer ziehen zu laſſen, und der Förſter fragte Berthold: „Wollen Sie mit auf den Schnepfenſtrich? Am letzten Sonntag war Oculi, da kamen ſie. Ich gehe hinauf nach dem Frankenberge — da weiß ich einen Platz, wo ich immer ein Paar Dutzend ſchieße.“ —

„„Die unſer wackrer Freund auch alle höchſtredlich — in die herrſchaftliche Küchenſchreiberei nach der Reſidenz einliefert, ſo daß ſelbſt ſein Pfarrer und Beichtvater ſeit Jahren nicht mehr weiß, wie eine gebratene Schnepfe ſchmeckt!““ — ſpöttelte der Pfarrer, der recht gut die Ergiebigkeit der Schnepfenjagd.

gänge des Förſters in ihrem jetzt weitübertriebenen Zahlenverhältniß kannte.

„Nun aber ſoll mich doch gleich auf der Stelle der wilde Jäger in ſechzigtauſend Millionen Fetzen zerreißen, —“ rief der Förſter, vom Spottpfeil wohlgetroffen: „wenn ich Ihnen, Herr Pfarrer, nicht zum nächſten Sonntag wenigſtens — einen Schnepfen in die Küche liefre.“

„Ach Herr Förſter!“ rief die Tante: „Eine iſt keine!“ Wiſſen Sie nicht: Aller guten Dinge ſind drei? — Oft ſchießen trifft.“ —

„Auch drei!“ gelobte Schnellbolz: „Sollen Sie haben Tante, ſollen Sie haben, haben ganz Recht. Sie eine, der Freund eine und Herr Berthold eine — wenn ich nur — ich meine — ei was der Tauſend — ſehen Sie doch nur, da kommt ja ſchon ein Schnepf den Weg herunter geflattert, was hat er denn? Er ſchwenkt den Hut, er ſchreit und weckweckweckt wie eine Himmelsziege!“ unterbrach der Förſter, des willkommnen Vorwandes froh, das vorige minder willkommene Schnepfengeſpräch abzubrechen, und deutete nach dem Hügel. In der That ſahen Alle Wecke mit Sturmſchritten des Wegs zum Dorfe nieder eilen, ſeine langen Rockſchöße wehten hinter ihm von der Abendluft gehoben wie Windmühlenflügel; er ſchwenkte den Hut und ſchlug von Zeit zu Zeit ein gellendes Gelächter auf.

Als Wecke nahe genug kam um verſtändlich zu werden, und die Freunde erſtaunt ſah über ſein ungewöhnliches und höchſt ſeltſames Gebahren, rief er: „Wiſſen Sie's ſchon oder wiſſens Sie's nicht?" —

„„Was denn? Was giebt es denn?"" riefen fragend der Pfarrer und die Tante.

„Was denn? fragen Sie — o da wiſſen Sie nichts, nichts wiſſen Sie! Voriges Jahr zu Oſtern waren Sie Neuigkeitsträger, Herr Förſter, heuer bin ich's, nur etwas früher, zwiſchen Oculi und Lätare — Hahahahaha!"

„„Nun denn, was bringen Sie uns Neues und hoffentlich Frohes, ſonſt ſähen wir Sie ſchwerlich ſo munter!"" fragte der Pfarrer.

„Frohes? Hm! — Wie Sie es nehmen wollen — ſteht ganz bei Ihnen" — entgegnete Wecke liſtig zurückhaltend, um die Neugierde zu vermehren und auf den höchſten Punkt zu ſpannen: „Frohes — iſt juſt nicht das rechte Wort. Sagen Sie: Wichtiges, Merkwürdiges! — Ueberraſchendes! Für die Gläubigen Unglaubliches, für die Zweifler meines Gleichen längſt geglaubt und voraus prophezeit, aber der Prophet gilt ja nie im Vaterlande."

„Himmelmohrenkreuz!“ begann jetzt der Förſter zu fluchen. „Spiele der Herr Schulmeiſter ſein ewiges Präambulum Sonntags auf der Orgel, und nicht anjetzo da und mache uns Zeit und Weile lang, ehe der Weck aus den Ofen geſchoſſen wird.“

„„Nun denn!““ rief Wecke pathethiſch: “haben Sie Ihr Gewehr geladen, Höchſtverehrungswürdiger? Schauen Sie auf und ſchießen Sie nach. — Er iſt fort!“ —

„„Wer iſt fort?““

„Der große Vogel!“

„„Was ſoll das nun wieder heißen?““

„O Gott ihr Menſchen — verzeihen Sie Herr Pfarrer — hab' ich denn Kinderlehre? Iſt es nicht genug, wenn ich ſage: er iſt fort — So iſt er fort! — Werde ich noch nicht verſtanden?“

„„Ich ordinire Sie zum Iſisprieſter, Mann des Dunkels und ſibylliniſcher Orakel!““ ſcherzte jetzt auch der Pfarrer.

„**Napoleon** iſt fort, in Frankreich gelandet, auf dem Wege nach Paris! Da habt ihr's, alles auf einmal!“

„Wie? Was? Nicht möglich! Unglaublich!“ ging es durcheinander, während nun der Schulmeiſter in die Stube ſchlüpfte, und vom raſchen Weg — er war in Schwallungen geweſen, wo ein Poſtwechſel, und hatte dort die wichtige Nachricht erfahren — erſchöpft auf einen Stuhl ſank, und ſich Kühlung mit dem Taſchentuche zufächelte, dazwiſchen aber lebhaft ſchnupfte und abgebrochen ſprach:

„Unglaublich — ich ſagt' es ja — unglaublich — für den Gläubigen nicht — mir nicht. Pfh! Pfh! — Hzi!!“

— „„Ich weiß nicht, ob Ihre Nachricht einen Botenlohn verdient,““ nahm die Tante das Wort, indem ſie Wecke ein Glas Bier darbot. „Das Sprichwort ſagt nicht vergebens: Böſer Pfennig kommt oft wieder.“

Der Schulmeiſter erwiederte darauf gar nichts, er nahm das Glas und trank es in durſtigen Zügen bis zum Grunde leer, ſetzte es mit Anſtand dankend wieder auf den Teller, auf dem es dargereicht ward, und fuhr ſchweigend fort, ſich Luft zuzufächeln.

„Mir ſchlagen alle Glieder vor Schreck“ — nahm der Förſter das Wort: „nun treff' ich heute keinen Schnepfen, das iſt Schade, nun müſſen Sie ſich ſchon gedulden, bis ich wieder hinausgehe. Aber heim will ich, Kugeln will ich gießen — denn nun geht's los, das werden Sie ſehen, und nun geh ich mit, da halten mich keine zehn und keine tauſend Pferde.“

„Aber Ihre Frau!“ lachte die Tante.

„Und ich, Väterchen!“ rief Lenchen, und hing ſich umfangend um des Vaters Hals.

„Willſt Du los, Klette!“ rief dieſer und verſuchte ſich dem lieben Kinde zu entringen.

„„Die Sache hat ihre ſehr, ſehr ernſte Seite!““ äußerte Ammann — „ſie wird aufs Neue Frankreich, vielleicht Europa erſchüttern.““

„Solch ein Tyrann, ſolch ein Wüthrich, ſolch ein Bluthund will wiederkommen!“ fluchte Schnellbolz: „O da ſoll ja gleich — ja, da ſoll ja gleich die Erde aufkrachen und ihn tauſend Millionen Klaftern tief in den Abgrund der unterſten Hölle ſchlingen!“

„Da fiele er durch! Machen Sie's gnädig!“ ſpottete Wecke.

Bertholb war ſehr ernſt geblieben, er ſtand im tiefen Sinnen.

Die Tante ſuchte ihn ins Geſpräch zu ziehen: „Nun Herr Berthold? Was ſagen Sie denn dazu? Sie ſagen ja gar nichts!“ —

„„Ich überſchaute in Gedanken meinen Pflichtweg,““ verſetzte Berthold. „Beſtätigt ſich dieſe Nachricht, ſo kann neues Aufgebot nicht fehlen, dem ich folgen will, folgen muß — noch bin ich Soldat, und aufs Neue, vielleicht — für immer, verſchließt ſich mir der friedliche Tempel der Wiſſenſchaft.““

„So zagend dürfen Sie nicht reden, mein lieber junger Freund," ſprach der Pfarrer zu Berthold. „Sie ſind ſchon ſo weit vorgebildet, daß Sie ehrenvoll ſtehen werden, wo Sie auch ſtehen."

Ammann griff nach einem auf der Kommode liegenden Buche, darin er geleſen; es war eine Ausgabe des Pindar.

„Beherzigen Sie" — fuhr er fort, indem er eine Stelle aufſchlug, „das Folgende:

Ehre iſt tapfern Mannes Belohnung —
Denn das wiſſe, wer ſolchen Sturmes Bluthagel hat abgewehrt,
anfämpfend in dem Gefecht fürs theure Vaterland,
und der Feinde Verwüſtung ſtumpfte, der erwirbt
dem Bürgergeſchlecht allerheiligſten Nachruhm
im Leben und einſt im Tod. —"

„„Wohlan, dies ſei, wenn ich aufs Neue von Ihnen ſcheide, mein Weiheſpruch und mein Vaterſegen aus Ihrem väterlichen Munde!""

Bewegt verließ der Jüngling das Zimmer; es war dunkel geworden, die Tante ging nach Licht — ungeſehen rollten über Lenchens Wangen helle Thränen ihres kindlich liebevollen überwallenden Herzens nieder, Ausſtrom des Abſchiedbangens und ſie wußte wohl kaum ſelbſt, ob dieſe Thränen dem Vater galten, ob dem innigverehrten Freund, oder beiden zugleich.

Die Blutwolke der hundert Tage hing über Frankreich und warf ihren rothen Schein auf dieſes Land und über ſeine Grenzen. Es erneute ſich wieder das alte Lied vom Wankelmuth, von Treuloſigkeit, von kriechender Erbärmlichkeit. Ein muthiger Mann ſchlägt hundert Feiglinge in die Flucht, wo nicht in Feſſeln.

Eine Luſt war's für Einſichtsvolle, den Zeitungen zu folgen, und ſich an ihrem Chamäleonsfarbenſpiel zu ergötzen, während deren Mehrzahl doch die Grundfarbe dieſes merkwürdigen Amphibiums, löſchpapiergrau — feſt hielt.

Von Elba entfloh nach dieſen Zeitungen Napoleon, der corſiſche Barbar, der Abenteurer, der indeß mit Argusaugen den Gang der politiſchen Verhandlungen über die künftige Stellung Europa's beobachtet hatte — er entfloh mit einem zuſammengerafften Haufen Uebelzufriedener, und landete in Frejus. Die königliche Regierung traf alle Vorkehrungen, um den kecken Corſen und ſeine kleine Schaar zu vernichten.

Einige Tage ſpäter war Napoleon, der Verwegene, deſſen Schaar ſich unbegreiflicher Weiſe gemehrt, in Grenoble und in Lyon eingerückt, hatte dieſe bedeutenden Städte ohne Schwertſchlag genommen und befehligte 7000 Soldaten. Indeß die energiſchen Maasregeln des Königs bewirkten bereits, daß die irregeleiteten Banden und ihre meineidigen Führer zu ihrer Pflicht zurückkehrten. —

Letzteres beſtätigte ſich nicht. Napoleon, der „heldenmüthige,“ warf alle ihm entgegengeführten Truppen zurück, oder vereinigte ſie mit ſeinem Heere, nahm den Herzog von Angouleme gefangen, und näherte ſich mit ſtarken Schritten Paris. Indeſſen erklärte der König von Frankreich Napoleon, den Uſurpator, für vogelfrei und ſetzte einen Preis von 2 Millionen Franken auf ſeinen Kopf.

Allein Niemand hatte Luſt ein Millionair zu werden, und Napoleon ſetzte auf den Kopf des Königs von Frankreich nicht einen Sous.

Am 20. März war mit einemmale der allgeliebte König abhanden gekommen und nicht mehr in Paris. Niemand wußte wohin er war, und Niemand fragte ſonderlich danach, denn man hatte viel zu thun mit Kranz- und Guirlanden-winden, und Feſtvorbereitungen; ſelbſt der bekannte, ſo-laut krähende galliſche Hahn krähte nicht nach dem König, ſondern er krähte dem Kaiſer Napoleon entgegen, der am 21. März an der Spitze von 15000 Mann Soldaten in ſeine ohne Blutvergießen wieder Jewonnene und ihm freudevoll zujauchzende Hauptſtadt einzog.

Dieſe weltgeſchichtlichen Ereigniſſe brachten neues Leben in den Wiener Congreß. Ehe noch Napoleon

Paris erreicht hatte, verhängten die acht verbündeten Mächte, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, einen furchtbaren Bannfluch über den Caesar redivivus, wie nie einer von weltlichen Fürsten gegen einen ihres Gleichen ausgeſprochen worden war, und ächteten ihn als Weltfriedensbrecher.

Dieſem Bannſpruch folgten in allen Ländern die ſchleunigſten Aufgebote und die unermeßlichſten Rüſtungen. Ganz Europa — nur Schweden, Neapel und die Pforte ausgenommen, trat gegen Frankreich in Waffen, und bald bewegten ſich die verſchiedenen Heerſäulen mit einer Macht von einer Million und dreimalhundertfünfundſechzigtauſend Streitern gegen Frankreich, um den einen übergewaltigen Mann zu überwinden.

Mit geſpannter Erwartung ſahen der Pfarrer und ſeine Schweſter einem Briefe Bertholds, der ſogleich zu ſeinem Heerhaufen geeilt war, entgegen, während der Gang der Ereigniſſe eifrig verfolgt wurde. Da hörte Bernhard die großen Namen Blücher, Schwarzenberg, Kleiſt, Wellington und andere aufs Neue nennen, und ſie prägten ſich jetzt ſchon tiefer in ſein Gedächtniß, als es früher möglich war. — Roſenborn ſah auch wieder Durchzüge, doch nicht in ſolcher Menge wie 1813 und 1814.

Mittlerweile wurde in Wien der neue Entwurf zur deutſchen Verfaſſung berathen und unterzeichnet, dieſe Verfaſſung erhielt den Namen: deutſche Bundesacte. Die Zeitungen rühmten ihre liberalen Grundſätze, und äußerten in gutmüthiger Befangenheit, der Deutſche dürfe ſich freuen, eine Verfaſſung zu erhalten, die ſeinen Fürſten ihre Rechte gewährleiſte und ihn gegen jede Willkühr ſicher ſtelle.

Wie es damit, Einzelnes abgerechnet, im Allgemeinen beſchaffen war, darüber hat die ſpätere Zeit ſattſam dem deutſchen Volke die Augen geöffnet.

Endlich kam ein Brief von Berthold, von Paris aus geſchrieben. „Glücklich bin ich zum zweitenmale in die Weltſtadt Paris triumphirend eingezogen, nach manchem heißen Kampfe und nach dem ſchmerzlichen Verluſt manches wackern Kameraden“, ſchrieb Berthold.

„Sie werden bereits in den Zeitungen treue Schilderungen des furchtbaren Kampfes bei Waterloo geleſen haben. Er war entſetzlich, und ohngeachtet der Ueberlegenheit an Zahl der verbündeten Heere gegen die Streitkräfte Napoleons, würden die Franzoſen Sieger geblieben ſein, hätte nicht Vater Blücher den Ausſchlag gegeben, und die Schlacht für uns zu einer Siegesſchlacht gemacht, deren Ruhm mit jener in Leipzigs Ebenen wetteifert. Dennoch entging, wie durch ein Wunder, Napoleon der Gefangenſchaft. Wiederum ſind Ströme deutſchen Blutes der Freiheit und dem Frieden unſeres Volkes zum Opfer gefloſſen, und der glorreiche Sieg koſtet der ſiegenden Partei funfzigtauſend Leben.“

„Haſtig, wie die wilde Jagd, waren wir hinter den in Verwirrung fliehenden Feind her, es wurde eine reiche Beute gewonnen, kein Waffenſtillſtand, keine Unterhandlung ward angenommen, wir hielten meines ſeligen Körners Wort: Durch! im Auge, und folgten todesmuthig unſerm Marſchall Vorwärts.“

„Am 7. Juli erfolgte nach vorhergegangener Kapitulation und nach Abzug der franzöſiſchen Truppen aus Paris, unſer Einzug. Am folgenden Tage kam auch der König wieder, wurde vom Volk, das heißt von der urtheilunfähigen Maſſe, nicht vom edlen Volkskern, wieder mit Jubelruf als der Allgeliebte begrüßt, und hatte nichts eiligeres zu thun, als die Deputirtenkammer aufzuheben, die aus ſeinem Fluchtwinkel Gent zugeſicherte allgemeine Amneſtie zurückzunehmen und dagegen das Schwert der Rache walten zu laſſen — das hat uns Deutſchen höchlichſt mißfallen. Ein Herrſcher, der durch Hülfe und Blutopfer fremder Nationen aus dem Unglück wieder zum Glück gelangt, ſollte ebenſowohl demüthig als großmüthig ſein.“

„Heute traf ich mit Friedrich Ludwig Jahn zu meiner großen Freude wieder zuſammen, und zwar unten am Siegeswagen, von dem man eben die ehernen Pferde abthat, um ſie hinzuführen, woher Napoleon ſie genommen, nämlich nach Venedig.

Der Platz war überfüllt von einer toſenden Menge, Oeſterreicher hielten ihn beſetzt, und bewachten die Abnahme des hierher entführten Raubes. Jahn war von deutſchen Freunden umgeben, und vermittelte die Erlaubniß zum Hinaufſteigen auf den Triumphbogen, von dem öſterreichiſchen Befehlshaber, Oberſt-Wachtmeiſter von Meyern, welcher das bekannte geiſtvolle Buch: Dia-Na-Sore, oder die Wanderer, geſchrieben. Ich trat dem deutſchen Heerhold grüßend nahe, er erkannte mich gleich freudig wieder, bot mir die Hand und ſagte: „Komme mit uns herauf; dieſer prahlende Siegesthurm muß von deutſchen Sohlen getreten werden.“

Droben waren Soldaten, Engländer oder Irländer thätig, welche Jahn in ſeiner annäherungsleichten Weiſe mit vaterländiſchen Wortlauten anſprach und durch dieſe nebſt einigen Geſchenken gleich gewann, daß ſie ihn gewähren ließen. Er nahm den Hammer dem Einen aus der Hand, und ſchlug die eherne Siegesgöttin damit zweimal auf den Mund und auf die Poſaune, daß es dröhnte, ſprach zu den beiden Schlägen aber nichts, als die gewichtigen Worte: Leipzig — Waterloo! — Dann riß er die Lorbeern vom Siegeswagen und das goldſchimmernde große N — ſagte: Nihil, und brach den Kaiſeradler von der Wagendeichſel ab; dann ſprang er in den Wagen, ließ die Blicke allſeits gleiten über das weite Paris zu unſern Füßen, und ſprach eine Rede voll Kraft und Feuer. Er berührte der ehernen Sonnenroſſe Abſtammung aus Korinth, ihr Kommen nach Rom, von da nach Karthago, von da nach Byzanz und von da nach Venedig und endlich nach Paris, wie ſie aus eines Eroberers Hand in die andre gefallen; kam auf der Eroberer entartetes Geſchlecht, ihr Wollen und Walten, ihre Siege und Flüche und das endliche Zerſchellen aller Tyrannenmacht am wahren Volksthum und am ewigen Felſen allwaltender Vorſehung."

„Dieſe Begegnung machte mich ſehr glücklich, und bleibt mir unvergeßlich. Ich empfand ſo recht eine deutſche Siegesfreude hier oben auf dieſem Siegesbogen, dem man Angeſichts der gedemüthigten Weltſtadt ſeine ſtolze Krone nahm."

„Napoleon hat zu Gunſten ſeines Sohnes, des jungen Königs von Rom, der Krone entſagt, und iſt nach Rochefort geflüchtet, von wo aus er auf einer Brigg zu entkommen ſuchte, was aber vereitelt worden iſt. Hierauf fand er Aufnahme und Schutz auf dem engliſchen Linienſchiff **Bellerophon**, **Kapitain Maitland**, und beabſichtigte, ſich nach England zu begeben. Man vernahm hier, es ſei im Rathe der Mächte beſchloſſen, den von ſeiner Größe herabgeſtürzten Adler auf einen Felſenhorſt im ſchottiſchen Hochland zu verbannen, ſicherer aber ſcheint die Nachricht, ihn nach St. Helena, einer einſamen Inſel im ſtillen Ocean, die England gehört, zu ſenden, und dort im ſtrengſten Gewahrſam lebenslänglich feſtzuhalten. Sic transit gloria."

„Ich hoffe meine Rückkehr in das Vaterland bis gegen den Herbſt ermöglichen zu können, und dann ſoll, will es Gott, die akademiſche Laufbahn von mir mit frohem Muthe betreten werden. Manche Erfahrung bringe ich mit zur Univerſität, und hoffe unter allen Verhältniſſen der Tugend, dem Vaterlande und mir ſelbſt getreu zu bleiben. Ich grüße Sie Alle mit herzlicher Achtung und Liebe, bleiben Sie Alle meiner gütevoll eingedenk!" —

So ſchloß Bertholds Brief, welcher Allen, die Antheil an ihm nahmen, mitgetheilt wurde.

Gegen Ende des Auguſt überraſchte und erfreute die Freunde ſeine Wiederkehr. Mancherlei Schönes brachte er mit aus Frankreich, dem Pfarrer eine reich verzierte Ausgabe von Kempis Nachfolge Chriſti, der Tante eine Damenuhr, Berthold Blei-Soldaten und

Bilder, Lenchen empfing einen Schmuck, ihr Vater einen herrlich gearbeiteten Gnickfänger, Schulze Lampert ein gutes Taſchenmeſſer mit allerlei Werkzeugen. Mit Wecke wurde ein Scherz gemacht. Als er kam, ſagte ihm Bertbold: „Damit Sie ſehen, Verehrteſter, daß ich auch an Sie gedacht, bringe ich zwei Schnupftabaksdoſen mit aus Paris, allein nur Eine davon können Sie erhalten. Rechts oder links?“ —

„„Iſt etwas darauf?““ fragte Wecke freundlich und erfreut, denn die Ausſicht auf eine neue Doſe ſtimmte ihn äußerſt wohlwollend, obſchon er — als er mehr und mehr die gegenſeitig erwachte Neigung zwiſchen Berthold und Lenchen wahrnahm, erſteren nicht allzugern wiederkommen ſah, denn er hütete das Mädchen, ſeine Schülerin, mit dem argwöhniſchen Auge der Eiferſucht, und obſchon er ſich immer auf ſein Hageſtolziat etwas wußte und ſich ſcherzweiſe immer Fringilla Coelebs nannte, ſo war ſein Herz doch noch keineswegs allen zärtlichen Gefühlen abgeſtorben, und er hatte ſchon bisweilen Ueberlegungen begonnen, ob nicht ſeine nun dem ſechzehnten Jahr zuſchreitende ſchönſte Schülerin zu ſeinen ſechs- und dreiſſig Jahren paſſe! —

„Auf jeder iſt ein Bruſtbild“ — erwiederte Berthold, die Bruſtbilder verdeckt haltend.

„„Männlein oder Fräulein?““ fragte Wecke neugierig.

„Fringilla Coelebs und Fräulein? Wie dürft' ich mich erkühnen!“ fragte Berthold neckend zurück.

„Nun denn, kurz und gut! Rechts!“

„Ach! Louis des Achtzehnten Bild! Und jenes?“

Die zweite Doſe feſt in der Hand haltend, zeigte Berthold ein wunderſchön gemaltes Bruſtbild Napoleons auf derſelben.

„Oh oh oh!“ rief Wecke. „So haben wir nicht gewettet, das iſt grauſam! Herr Berthold. — Jenes iſt meine Doſe, jene — bitte — bitte — behalten Sie Ihren Bourbonen, den guten dicken alten Herrn, mit der typiſchen Naſe — ich mag ihn nicht geſchenkt. Bitte, geben Sie mir den großen Mann, behalten Sie den Dicken!“

Berthold machte der beluſtigenden komiſchen Scene ein Ende, und erfüllte Wecke's Wunſch, der nun außer ſich vor Freude war, und nichts Eiligeres zu thun hatte, als allen Tabak aus ſeiner alten Doſe gleich in die Neue zu füllen, und nachdem er ſelbſt mit unendlichem Behagen die erſte Prieſe daraus genommen, reihum dergleichen gravitätiſch anzubieten.

Ernſteres beſchäftigte nun Berthold, welchem der Einblick in die Zeitereigniſſe mehr das Gemüth bewegte, als manchem andern Jüngling von gleichem

Alter, denn der Umgang mit durchbildeten Männern und die zweimalige Heerfahrt hatte ſeinen Geiſt gereift und erhoben. Daher gewannen auch ſeine Geſpräche mit Ammann mehr und mehr politiſchen Charakter, und da in jener Zeit nichts ſo wichtig für Deutſchland erſchien, als die Bundesacte und der am 26. September geſchloſſene heilige Bund, ſo gab das eine wie das andre dieſer ſo inhaltſchweren Themata reichhaltigen Stoff zu Gedankenaustauſch, zu Frage, Zweifel, Belehrung, und der Pfarrer, dem von früher her die ſokratiſche Lehrweiſe lieb geworden, weil ſie die urſprünglichſte im Natur- wie Kulturleben iſt — denn ſchon das Kind fragt, ſo bald es Worte lallen und Gedanken kund geben kann, und das Mitſprechen des Lernenden feſſelt ungleich mehr deſſen Aufmerkſamkeit gegenüber dem Lehrenden, als ſtummes Zuhörenmüſſen, das dieſelbe abſtumpft — wußte auf geſchickte Weiſe jede Unterhaltung dem wißbegierigen Schüler lehrreich zu machen.

Und während in manchen Stunden die unſterblichen Heldengeſänge Homers den Geiſt zum idealen Anſchauen helleniſchen Alterthums und reiner Gebilde einer reichen und geläuterten Phantaſie erhoben, verbunden mit der Sprache rythmiſchem Wohllaut und der Fernhaltung alles Gemeinen oder Unedlen, klärte in andern Stunden die edle Einfachheit und gewichtvolle Kürze des Tacitus auf, über des deutſchen Volkes Frühzeit, über Brauch und Sitte, den Vätern heilig und lange fortgeerbt und erhalten, und vor allem der Freiheit heiliges und theures Kleinod. Der germaniſchen Völkerſtämme Wohnſitze wurden ermittelt, ſoweit dieß der Forſchung auf dem Grund der Quellen möglich, ohne in Deutelei und Grübelſucht zu verfallen, die unfruchtbar ſind wie Bröckelſchiefer und Gerölle am felſigen Abhang. Ueber Marken und Gaue und der Bewohner Verfaſſung, Heerweſen, Wehren und Waffen, Ackerbau und Haushalt ward Beſprechung gepflogen. Unterjochung und Siege und die Geiſter der Hermannsſchlacht wurden der Erinnerung heraufbeſchworen, und dazwiſchen Klopſtocks jetzt vergeſſenes Bardiet geleſen, damals trotz ſeiner ungefügen Rythmen bei vielen ſeiner Verehrer in erneuten Ehren gehalten. Der Pfarrer hing mit Vorliebe an Klopſtocks Dichtungen, die ſeiner Jugend volle Poeſiekränze geboten, die ihn gehoben, gekräftigt, begeiſtert zur heiligen Vaterlandsliebe. — Mit tief empfundener Wehmuth, doch aber auch mit jener der Jugend eigenen Vorſchnelle im Urtheil tadelte eines Tages Berthold die Bundesacte gegen Ammann: „Ich vermiſſe in dieſem Werke, das immerhin ein Meiſterſtück der Diplomatie ſein mag,“ äußerte Berthold: „die Wahrung der Volkswohlfahrt. Es iſt immer nur von Staaten, faſt gar nicht von Völkern die Rede, als wären die Länder der Hauptzweck, und nicht daß die Bewohner dieſer Länder ſich frei und glücklich fühlen ſollen. Verfaſſungen werden versprochen, aber nicht geſagt: wann ſie gegeben, und welcher Art und Beſchaffenheit ſie ſein und werden ſollen. Freihandel wird der Zukunft vorbehalten, und das allerwichtigſte, Preßfreiheit, iſt zur Zeit noch ein ungeborenes Kind. Wie anders iſt es doch in Nordamerika, wo ein freiheitgetragenes Staaten- und Völkerleben ſich jugendlich raſch entwickelt!"

„„Mein junger Freund"" — erwiederte Ammann: ich muß Ihnen ein Wort Goethes zurufen:

Ach, in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt."

„Nord-Amerika kann uns weder Richtſchnur noch Maaßſtaab ſein. Erinnern Sie ſich an Platos geiſtvolle Schilderung vom Werden eines Staates im zweiten Buch ſeiner Republik? Wie dort immer im wachſenden Werden und Wirken ein Glied zum andern hinzutritt, ſelbſt bis zum unentbehrlichen Sauhirten, wie Gebiets-Erweiterung nöthig wird für das wachſende Bedürfniß, ſelbſt durch Kampf und Eroberung — ſo iſt es dort. Alles bildet und gliedert nach und nach ſich aus, naturgemäß und harmoniſch. Aber Europas Staatenleben iſt künſtlich, verkünſtelt —

dort läßt ſich wohl der Lenker eines jungen Staates, oder die Lenker junger Staaten laſſen ſich alſo zu guten Hütern heranbilden, oder bilden ſelbſt ſich heran, wie Plato ein Beiſpiel giebt vom edlen Hunde, und vom Staatenlenker Weisheitliebe, Feuer, Schnelligkeit und Stärke von Natur fordert. Unſre Staatenlenker, die Fürſten hingegen bleiben, was ſie ſind, auch wenn ihnen jede Befähigung zum Regieren abgeht, es regieren die Miniſter, die Räthe, die Behörden, ſie bleiben im ruhigen Vollgenuß ihres unumſtößlichen hiſtoriſchen Rechts.“

„„Das ja eben iſt es, was ich tadle und anders wünſche!“ verſetzte Berthold mit Feuer. „Ich möchte, daß es anders wäre, daß Europa kein Abbild böte aſiatiſchen Despotenthums, daß es nach ſo großen Kämpfen und Erſchütterungen die Scheidewände zwiſchen geborenen Herren und geborenen Knechten niederreiſſe oder zertrümmere — und auch das Volk, mindeſtens das deutſche Volk, zu einem Selbſtbewußtſein gelange, dem die jahrtauſendalten Ketten endlich unerträglich würden.“

„„Sie neigen ſtark zum Idealiſten, lieber Berthold““ entgegnete Ammann: „„ich tadle dieß nicht, es iſt der Jugend gemäß, und es wird Ihnen auf der Univerſität manche Freunde, und gewiß edle Freunde, erwecken — aber““ —

„Wenn Erfaſſen und Feſthalten einer hohen Idee den Idealiſten ſchafft“ — unterbrach Berthold: „ſo bin ich ein ſolcher. Die Idee die mich erfüllt, iſt die Einheit Deutſchlands, dieſe ſehe ich nicht gewahrt durch die Bundes-Acte, nicht durch den heiligen Bund, der ja nur ein rein perſönliches Fürſten-Bündniß iſt, zu Schutz und Trutz, ſich einander zu helfen und mit ſüßen Worten das chriſtliche Glaubens- und Moralprincip in die klug gewobene politiſche Verbindung einſchlingt, damit dieſes bei den Völkern jenes hebe und trage.“ —

„„Ei ei!““ rief Ammann überraſcht und drohte lachend mit dem Finger: „„Saugen Sie jetzt ſchon Gift aus der heiligen Honigblume des Bundes, wie ſoll es ſpäter werden, bei größerer Reife Ihrer Ideen, oder beim Wachsthum Ihrer Ideale? Gut, daß Sie kaum ein höheres Staatsamt anſprechen wollen, mit dem ſich dergleichen nicht verträgt.““

„Das wäre ſchlimm, aber ich glaube gern, daß Sie Recht haben,“ fuhr Berthold eifrig fort. „Jedes höhere Staatsamt iſt mehr oder minder ein Hebel des Despotismus und eine Stütze der Bevormundung des Volkes durch zuvielregieren.“

„„Letzteres iſt unvermeidlich““ erwiederte der erfahrene Freund. „„Wenn Gott nicht den Edeln die Erhaltung der Geſetze gewährt, welchem das innere

Rechtsgefühl den Menſchen vorſchreibt, dann erfolgt was ſchon in früheſten Zeiten erfolgte, und was Plato ſagt: dann werden Viele ihr Leben damit hinbringen, ein Geſetz nach dem andern zu geben, und wieder zu verbeſſern, immer in der Meinung, daß ſie jetzt endlich das Beſte erreichen werden.“ “

„Wahrlich, ich nehme mit Schmerz des Spruches Wahrheit wahr: Es giebt nichts Neues unter der Sonne,“ klagte Berthold. „Ihre Worte und die Zeit erinnern mich gleich lebendig an einen Ausſpruch Platos: Staaten halten, wie Kranke, den für ihren größten Feind, der ihnen, wie jenen der Arzt, die Wahrheit ſagt. Obwohl ihre Verfaſſung ſchlecht iſt, verbieten ſie dennoch ihren Bürgern, die ganze beſtehende Ordnung zu erſchüttern, und wer es wagt, wird mit dem Tode bedroht, aber der Machthaber Schmeichler und Dienſtanbieter gelten für biedere und hochweiſe Männer, und werden mit Ehrenbezeugungen belohnt.“

„„Ich freue mich,“ “ erwiederte darauf der Pfarrer: „„an Ihnen einen ſo fähigen Schüler gefunden zu haben, und der mit redlicher Waffe kämpft. In unſerm Plato iſt eine Welt von Bildung und Weisheit enthalten, was wäre menſchlicher und göttlicher zugleich, als Platos Grundgedanke vom vollkommnen Staat, daß die drei Hauptſtände deſſelben, Regierer, Vertheidiger und das übrige Volk ſich ſo zu einander verhalten, daß jeder das Seine thue, und die Thätigkeit Aller zuſammenſtimme, damit Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit auch im Staate herrſchen, welches aber nur in einer geſetzlichen Monarchie am leichteſten möglich iſt.““

Berthold lächelte, und ſchwieg ein Weilchen; er erwartete, daß der väterliche Freund weiter ſpreche; da dieſer jedoch ſeine Rede geſchloſſen hatte, fragte Berthold „Wollen Sie nicht fortfahren? Gehört zu dem erwähnten Göttlichen und Menſchlichen nach Plato nicht auch Gemeinſchaft ſowohl der äußern Güter, als der Weiber und Kinder, und hilft nicht erſt dieſe dem Staat zur möglichſt höchſten Vollkommheit?“ —

„„Sophiſt!““ rief Ammann. „„Ich könnte Ihnen zürnen, wüßte ich, daß ſolche Frage aus Ihrem Herzen käme. Wir dürfen nie vergeſſen, daß Plato's Standpunkt nur der ideale, kein praktiſcher iſt, noch jemals werden kann, am wenigſten in einem chriſtlichen Staate.““

„Und warum nicht!“ fragte Berthold.

„„Weil mit Plato zu reden: Philoſophen in den Staaten nicht Könige ſind, und die Könige und Machthaber nicht Philoſophen.““ erwiederte Ammann.

„Sehr gut! Ich werde eifrig Philoſophie ſtudiren, um wenigſtens etwas zu ſein und zu werden.“ ſcherzte Berthold.

„„Dürfte Ihnen ſehr nützlich ſein, Erſteres nämlich"" gab Ammann im gleichen heitern und freundlichen Tone zurück: „„aber kaum zum Throne oder Präſidentenſtuhle führen. Denken Sie an Frankreich und ſeine Revolution, da ſpreizten ſich Philoſophen in der republikaniſchen Toga, und philoſophirten ſogar *Gott* hinweg. Was war das Ende? Aeußerſte Knechtung durch einen *Despoten*. — Guter Wille iſt noch lange keine Befähigung, Befähigung noch lange keine Berechtigung, und beides zugleich noch lange keine *Macht*. Wie Viele halten ſich für große Weltweiſe, und wie Wenige gelangen zu der berühmten philoſophiſchen aber freilich niederſchlagenden Erkenntniß, einzugeſtehen: Ich weiß, daß ich nichts weiß?""

„Was halten Sie davon" — lenkte Berthold jetzt ab: „daß im *deutſchen* Bunde Oeſterreich mit außerdeutſchen Ländern, Preußen mit außerdeutſchen Ländern, England wegen Hannover, Dänemark wegen Holſtein, und die Niederlande wegen Luxemburg Stimmen haben, „daß alſo drei ganz außerdeutſchen Mächten Antheilnahme an Deutſchlands Wohl und Wehe vergönnt iſt? Warum gab man nicht Hannover, Schleswig und Luxemburg ſelbſtändige, deutſche Herrſcher?" —

„„Beſter, Sie fragen viel und Schweres,"" verſetzte Ammann. „„Würden Sie mir Antwort geben können, wenn ich Sie fragte: warum gab man Polen an Rußland faſt ganz preis, und ſetzte ſich den gefährlichſten Nachbar an unbehütete Grenzen? Warum wurde Poſen von Polen getrennt, warum Sachſen zerriſſen? Warum Italien? Warum ſchuf man einen kleinen Freiſtaat Krakau, und erhielt die vier Freiſtädte Deutſchlands mit ihren winzigen Gebieten? Soll die Welt an ihnen ein Beiſpiel ſehen, wie Freiſtaaten beſchaffen oder nicht beſchaffen ſein müſſen? — Wie, wenn nun einmal die Zeit kommt, und ſie wird nicht ausbleiben, wo zwiſchen dem eigenen Intereſſe der außerdeutſchen Machthaber und ihrem deutſchen ein Conflict entſteht? Wie wenn das Hannoverſche Volk einmal ſagt, wir wollen einen deutſchen Regenten, oder außerdem gar keinen, und Schleswig-Holſtein daſſelbe, und Luxemburg daſſelbe? Können Sie mir Antwort auf dieſe Frage geben? So wenig als ich auf die, welche Sie vorhin an mich gethan. Die jetzige europäiſche Diplomatie, wie der Wiener Congreß ſie ausgebildet, gleicht dem verſchleierten Bild zu Sais; ihre Iſisſchleier hebt, ja an ſie rührt ungeſtraft kein Sterblicher. Mir erſcheint als Kern des Ganzen: man hat Deutſchland wenig verſprochen, noch weniger gegeben, das Gegebene wird man wieder nehmen, und das Verſprochene ſchlecht, oder gar nicht halten.““ —

„Das wäre ein ſehr herber, ein ſehr bitterer Kern der Frucht des Freiheitbaumes, der mit dem Blut ſo vieler Tauſende gedüngt ward," äußerte Berthold darauf. „Da möchte ich mich doch verſucht fühlen der ſüßen Frucht der Ideale nachzuſtreben, um das Verworrene und Verwirrende der Gegenwart über Platos Republik zu vergeſſen zu ſuchen."

„„Wo ich beſonders die Stellen empfehle,"" fiel Ammann ein: „„in welchen Plato die Krankheiten des Staates aufzählt, unter denen Demokratie gleich neben Despotie geſtellt, und die als deren Mutter bezeichnet iſt.— Die Demokratie nennt Plato: die ſchöne und jugendliche Verfaſſung, woraus die Tyrannei entſpringt, hervorgehend aus einem übermäßigen Streben nach Freiheit, und den Feuerwein derſelben ungemiſcht zur Berauſchung kredenzt von ſchlechten Mundſchenken, Zügelloſigkeit anbahnend und bis auf die Thiere erſtreckend, alle Bande ehrfurchtvoller Scheu löſend, die Jugend übermüthig über das Alter erhebend."" —

„Sollte es nicht deutſche Herzen, deutſche Jünglingsherzen geben, die mitten in dieſer Zeit der Nichtbeachtung unſers Volksthums, unſeres Nationalgeiſtes, noch warm ſchlagen für die deutſche Freiheit, und für ihr heiliges Feuer, wie es in Klopſtock und Schiller flammte, in Theodor Körner und Max von Schenkendorf herrlich loderte?" rief Bertholt mit ſchönem Enthuſiasmus.

„„Sie werden ſolche Herzen finden, gewiß, Sie werden ſie finden,““ erwiderte der Pfarrer: „„ſobald Sie in die Jünglingskreiſe unſrer Hochſchulen treten, von deren Leben ich Ihnen, wie es war, demnächſt ein Bild entwerfen werde. Aber nicht alles iſt Gold was glänzt — und wenn Sie den Aufbau Ihrer Ideale himmelhoch thürmen, auf Erden iſt — auch dies ſagt Plato, der ideale Staat nicht zu finden. Aber im Himmel ruht vielleicht ein Vorbild dazu für den, der ſchauen und nach der Anſchauung ſeine Seele darnach einrichten will.““

4.

Das frühere Leben der Hochſchulen.

> Nur in dem alten Deutſchland konnte es ſo excluſive Kreiſe geben; nur wo keine Freiheit war, fühlte man ſich zu dieſer Fiction der Freiheit gedrungen.
>
> Th. v. Kobbe.

Es war nahe vor Bertholds Scheiden, ein mildfreundlicher Herbſttag, der Himmel faſt wolkenlos, über die Flur der Hauch eines ſanften Friedens ergoſſen. Die Tante machte in Geſellſchaft Bertholds und Lenchens einen Spaziergang; Bernhard durfte nicht fehlen, war doch ſein ganzes Glück und alle Liebesfülle des Knaben bei dieſen drei Menſchen, denn den Vater betrachtete er nur mit den Empfindungen der Ehrfurcht und des Gehorſams. Ueber dem Dorfe, dem Bergwald nahe, lag ein vorſpringender Hügel, beſtanden mit einer Baumgruppe, welche vielleicht ſechzig maleriſche alte Kiefern bildeten, die mit knorrigem Geäſt und ſtarken Stämmen einigermaßen Cedern glichen, und es hatte in der That der Pfarrer jenem Hügel deshalb den Namen Libanon beigelegt;

dahinter bedeckte den Hügel ein Wäldchen jungen Nadelholzes. Am Saume dieſes Kiefernwäldchens, das Sommers wie eine Inſel aus dem Meere wogender Aehren ſich erhob, war auch im vorigen Herbſt das mächtige Octoberfeuer geſchürt worden; die Ausſicht war überaus reizend und herrlich, ſowohl hinab auf den ſtillen Thalgrund als auf die prachtvoll vor dem Blick ausgebreitete Kette des Rhöngebirges. Fern im bläulichen Dunſtſchleier hob ſich des heiligen Kreuzbergs rieſige Maſſe, neben ihm faſt gleich hoch des Donnersfeldes gewaltige Fläche, dann die langhingeſtreckte Bergebene der hohen Rhön, und der Milzeburg abenteuerliche Sargform. Mit hochragenden baſaltiſchen Kegelgipfeln ſchloß die Ausſicht auf dieſes impoſant vor Augen liegende ſtarre Gebirge ab, und von ihm ſenkten ſich die Blicke befriedigt auf waldige Vorberge, grünende Triſten, weithingebreitete Wieſen und auf das lichtblaue Auge der ſchönen Landſchaft, den umfangreichen See, in den der Himmel ſich ſpiegelte, der ganz in der Nähe des friedlichen Roſenborn lag.

Bernhard hüpfte mit ſeinem jüngern Geſpielen, des Förſters Hugo, munter umher, ſuchte Schneckengehäuſe und pflückte Herbſtaſtern und lilafarbig-blühende Gentianen zu Sträußern für die Tante und Lenchen, zu denen er goldgelbe Sternblumen fügte. Er zinste mit unbefangenem Knabenſinn der Güte und Schönheit, ein unterthäniger Vaſall, denn dieſes Wäldchen war ſein, ſein in ſeiner Idee-jeder Baum, jeder Wachholderbuſch, jede Blume, jede Erdbeerſtaude, jeder Vogel, der durch die Wipfel flog, jedes Käferchen, das im Mooſe kroch und jeder Schmetterling, der noch Honig naſchte aus des Jahres Spätlingen. Am ſchönſten Ausſichtspunkt hatte der Förſter einige Moosbänke durch ſeine Holzarbeiter herſtellen laſſen, auf dieſen ruheten die Beſuchenden des kleinen Luſthains, der romantiſch und idylliſch zugleich war.

Bernhard aber ließ die Tante nicht lange ruhen, denn auf ſeinem blumenſuchenden Umherſtreifen hatte er ein Ungeheuer entdeckt, dergleichen er noch nie geſehen, wußte nicht, war es eine graue Frucht, ſo groß wie ein Kinderkopf, ganz rund, und über und über voll Stacheln, wußte nicht ob die Kiefern etwa ſolche Kaſtanien trugen — oder war's ein Erdgewächs, ein Stachelſchwamm, was da lag? Er nahm die Tante bei der Hand und zog und zerrte ſie vom Ruheplätzchen hinweg, ihr den überaus merkwürdigen Fund zu zeigen, über den er und Hugo eine mit Furcht gemiſchte Freude empfanden, ein angenehmes Grauen. —

Berthold ſaß nun allein neben Lenchen, welche ihr Strickzeug in den Händen, dieſes in den Schoos ſinken ließ und in ihrer vollen Schönheit, vom Steigen höher geröthet, lebhafter athmend hinab in das Thal blickte, und dann freundlich und unbefangen zu dem Jüngling ſprach: „Nicht war, hier iſt es ſchön?"

„„Ein Paradies!"" erwiederte Bertholb: „„und das ich nun verlaſſen muß,"" fügte er mit einem leiſen Seufzer hinzu.

„Doch wohl nicht auf immer?" fragte Lenchen mit ſanftem Lächeln.

„„Wenn ich hoffen, wenn ich mit der Hoffnung mir ſchmeicheln dürfte, daß meine Wiederkehr ein Herz erfreuete."" erwiederte Berthold.

„Und warum wollten Sie dieß nicht hoffen? Sie dürfen es ſogar glauben, daß wir uns Alle Ihres Wiederkommens freuen!" —

„„Wie lieb und gut Sie ſind, Lenchen!"" rief Berthold bewegt aus; ſein Herz war voll unendlicher Liebe zu dem ſchönen, engelreinen Mädchen, aber er fühlte, daß ſie noch unberührt ſei von Eros verſengendem Pfeile, daß — wenn ſie für ihn empfand, dieſe Empfindung Wärme, nicht Gluth war, und daß eine ſtürmiſche Liebeswerbung ſie nur beſtürzt machen und verwirren werde. Daher nahete er zart der Zarten, und wiederholte nur mit ſeelenvoller Betonung: „Wie lieb und gut Sie ſind, Lenchen! O ſagen Sie mir, ſind Sie auch mir gut?" —

Lenchen ſenkte ſtill erglühend die Wimpern, ſchlug ſie aber gleich darauf wieder groß auf, und ſah ihn mit dem herrlichen reinen Blick ihrer blauen Augen ſtrahlend an: „Warum fragen Sie? Warum ſollte ich nicht? Ja ich bin Ihnen von Herzen gut, weil ich glaube, daß Sie ein guter Menſch ſind.“

„Lenchen,“ begann Berthold in einer ſüßen, liebetrunkenen Verwirrung: „Sie würden mich glücklich, unendlich glücklich, ja ſelig machen, durch das Verſprechen, mir auch gut bleiben zu wollen. Lenchen! Sie und nur Sie ſtehen als Bild meines einſtigen höchſten Glückes vor meiner Seele, vor meinen Gedanken. Wenn Sie mir bleiben, wenn ich hoffen darf, Sie zu erringen, Sie einſt mein zu nennen — dann habe ich ein hohes Ziel meines Strebens, dann bin ich gewiß, daß keine Verwirrung, keine Lockung mich abziehen wird vom Pfade des Edelſinnes und der innigſten Treue.“ “

„Ich weiß nicht, ob ich Sie verſtehe, Herr Berthold! Sie ſprechen ſo ernſt, und in Ihren Augen glänzen Thränen —“ erwiederte das holde Mädchen mit bebender Stimme, da die Erregung ihres eigenen Gefühls gleich darauf ſie nicht minder in Thränen ausbrechen ließ — welches ſie am Weiterſprechen hinderte.

„Deine eignen Thränen bezeugen, daß Du mich verſtehſt, mein ewig theures Mädchen!“ ſprach der Jüngling, indem er Lenchens Hand ergriff, und den einen Arm ſanft um ihren ſchlanken Leib legte. „Wozu noch Worte,“ wenn dieſe Sprache der Herzen, der Seelen ſpricht? Nicht ſo Lenchen? Du mein! Ich Dein! — Nicht ſo?“

Beide zitterten, und blickten einander, ſelig durch Thränen lächelnd an. „Auf ewig!“ hauchte Lenchen — und zum erſten keuſchen heiligen Verlobungskuß preßten ſich die Lippen der Liebenden aneinander, und ſie ſaßen in göttlicher Ruhe, rings umfluthet vom Glanz der Natur, über ihnen der ewige Aether, in ihnen die heiligende Gottesflamme, die das Stäubchen Menſch mit dem Seraph und Elohim verbrüdert.

Der Knaben nahender Jubel ſtörte vielleicht, doch nicht zu früh, die Liebenden, Verſtändigten. Langſamen Schrittes folgte den Sprüngen beider Knaben die bedächtige Tante, während Bernhard Berthold und Lenchen und dem Echo drüben am Nachbarhügel laut ſein Glück verkündigte. Er hatte einen Igel gefunden.

Glücklicher Knabenſinn, holdes Kindheitglück! Wie mancher — Igel iſt dir und mir lieber Leſer! ſpäter auf unſerm Lebenswege aufgeſtoßen, und wir haben über ihn weder gejauchzt noch gejubelt, noch auch nur die kleinſte Freude an ihm gehabt. —

Lenchen erhob ſich, und trat mit glühendem Geſicht der Tante entgegen, Berthold folgte ihr, und faßte deren Hand. Beide mochten wohl der mütterlichen Freundin vertrauen, was ihre Herzen mit Glück und Bangen, mit Wonne und Hoffnung bewegte.

Es herrſcht manches Vorurtheil gegen frühe Verlobungen, leider in den meiſten Fällen erweiſen ſich dieſelben auch wirklich voreilig, unter hundert vermählten Paaren genießt kaum eins das ſeltene Glück, gegenſeitig die Träume erſter, ſchwärmeriſcher, idealer Jugendliebe verwirklicht zu ſehen. Und doch iſt dieſes Glück ſo überaus reizend, ſo himmliſchſchön.

Aber ſelbſt, wenn dieſes Glück nur ein Traumglück war, wie Viele hat es beſeligt, wie hoch die Herzen erhoben, wie vor unedler Neigung, wie vor dem Flammenbrand wilder Leidenſchaft und ihren Schlacken bewahrt! Der Jugendliebe reines unentweihtes Gefühl iſt der kurze Nachtigallgeſang im Lebensfrühling, unvergeßlich dem Gemüth — der Erinnerung unſterblich.

Die Tante, zur Vertrauten gewonnen, beſtand darauf, daß das neue Verhältniß der jungen Liebenden kein geheimes bleibe. Sie ſprach in vertrauter Stunde mit ihrem Bruder, ſie ſprach darüber mit

Lenchens Mutter, und da Bertholds Zukunft ſo begründet war, daß Erhebliches gegen eine Verbindung mit der Tochter des nur mäßig bemittelten Förſters ſich nicht einwenden ließ, ſo ging bald genug die Nachricht durch das Dorf, daß Berthold und Lenchen ein Brautpaar ſeien — was den Schulmeiſter eine Zeitlang äußerſt grillig, ungenießbar und noch unendlich ſcoptiſcher wie früher machte.

Der Pfarrer, welcher mit der klaren Ruhe des Einſichtsvollen dieſes Verhältniß an ſich vorbeigehen ließ, weder Billigung noch Mißbilligung äußerte, ein langes ferneres und ungeſtörtes Beiſammenſein der Liebenden und namentlich im Pfarrhauſe zu fördern aber nicht geſonnen war, wirkte dahin, daß Berthold den Tag ſeiner Abreiſe zur Univerſität Jena feſtſetzte. Einen der noch übrigen Abende, an welchem blos der Förſter mit den Seinen ihn beſuchte — denn Wecke zürnte, grollte und grübelte mit der ganzen Welt, zunächſt mit ſeiner Umgebung, ohne ſich's weiter auszuthun, und die Tante äußerte nur über ihn: „Jetzt kommt ihm das Neu'le" — benutzte Ammann, um Berthold, wie früher bereits verſprochen über das Leben der Univerſitäten in früherer Zeit ein überſichtliches Bild zu geben. —

„Wenn wir bei einem Ueberblick des Univerſitätslebens" — begann der Pfarrer: „ſo weit zurück gehen als es der Forſchung möglich iſt, ſo finden wir daſſelbe in außerdeutſchen Ländern bereits früher vorgebildet als in Deutſchland ſelbſt. Schon in ſehr früher Zeit erblühten aus Schulen die Univerſitäten Paris, Salerno, Padua und Bologna, und die Wiſſenſchaft entrang ſich freiweltlich dem Feſſelzwang der Kirche, obſchon noch ziemlich lange Paris als Hauptſitz der Scholaſtik mehr den Charakter einer großen doch aber manche Freiheit genießenden Kloſterſchule an ſich trug."

„Wie ſich in jenen Zeiten das freie Gemeindeleben der Städte dem Feudalſtaat gegenüber hob und ausbildete, ſo das Leben der Univerſitäten der ſtarren Kirche gegenüber. Die Univerſitäten waren freie, zwiſchen Kirche und Staat geſtellte demokratiſche Gemeinden, welche zum Beiſpiel ihre Rectoren ſelbſt wählten, daher das ſonſt befremdlich Erſcheinende, daß der oder jener ſtudirende Graf im Mittelalter als Rector dieſer oder jener Hochſchule genannt wird."

„Alles was in ganz Europa höhere Geiſtesbildung erſtrebte, eilte den erwähnten berühmten Hochſchulen zu, zu denen noch Oxford hinzutrat, welche dadurch zu europäiſchen wurden; da konnte nun ein Annähern und Zuſammengeſellen der verſchiedenen Nationalitäten nicht fehlen und ausbleiben, und ſo ſehen wir bereits im Jahr Zwölfhundertſechs die Studenten von Paris in vier Nationen geſchieden, in Gallicaner, beſtehend aus Italienern, Schweizern, Griechen und Morgenländern, in Picarden, in Normannen und in Engländer, während ſich zu Bologna die Nationen blos in Transalpiner und Cisalpiner ſonderten.“

„Ungeheuer und uns fabelhaft klingend war das damalige Zahlenverhältniß der Studirenden, zehntauſend war etwa ein Minimum, die Zahl ſtieg bis zu dreiſſigtauſend an. Daß das Beiſammenleben einer ſolchen Unzahl feuriger junger Leute nicht ſtets ein friedliches war, und daß es die Sittlichkeit der Univerſitätsſtädte nicht hob, begreift ſich.“

„In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bildete ſich der Gelehrtenſtand ebenſo zunftmäßig aus, wie es bei dem Stand der Minneſänger der Fall war, oder vielmehr, Dichter und Gelehrte begannen nun erſt, Kaſten zu bilden. Zu den Nationen kamen die ſogenannten Facultäten, und verdrängten endlich ganz die Sonderung nach Nationalitäten, ſo daß Erfurt zum Beiſpiel im Jahr Dreizehnhundertundzweiundneunzig, ſo ſehr es von Fremden beſucht war, ſchon keine Nationen mehr umfaßte. Die academiſchen Grade und Würden kamen auf, von den franzöſiſchen gelehrten Jungrittern, wenn ich dieſes Wort gebrauchen darf, den Baschevaliers entſtanden die Baccalaurei — bei denen mithin nicht an Lorbeeren, von Bacca und Laurus, zu denken, und die übrigen Titel Licentiati, Magistri, Doctores. Der Doctortitel galt als hohe Ehrenſtufe, und ſelbſt Magiſtern wurde derſelbe noch ertheilt. In ſpäterer Zeit wurde dieſer Titel in Verbindung mit den Gaukeleien und Schaugepränge von Disputationen und Diſſertationen ein erſtaunlich dicker Gelehrtenzopf, der noch zum Theil bis heute hartnäckig dem Zahn der Zeit Wiederſtand leiſtet.“

„Es bildeten ſich weiter die Collegien aus, und zwar auf dem Grunde zunftmäßig gewordener Einrichtung; Gebäude für gemeinſames Wohnen, und den Empfang geiſtiger und leiblicher Nahrung, wie Sie, lieber Berthold ein Abbild im Kleinen an der ſogenannten Communität in Schleuſingen kennen gelernt haben.“

„Die Meiſter — dieß war die damalige Bezeichnung der academiſchen Lehrer — disputirten mit den Schülern nach Tiſche, oder belehrten vielleicht auch im Gehen nach ſokratiſchem Vorbild. Dieſe Lehrweiſe ſprach ſehr an, und prägte ſich auch in Schriften aus, wie Sie hier ein Beiſpiel ſehen können.“

Bei dieſen Worten ergriff der Sprecher einen alten zurechtgelegten Incunabelband, ſchlug ihn auf, und zeigte auf das erſte Blatt, darauf ein Holzſchnitt von höchſter Einfachheit, einen ſitzend ſchreibenden Jünger, und einen ſtehenden Lehrer darſtellend, über beiden eine Sternenſtraße, mit den Ueberſchriften: Der Meiſter, Der Jünger. Es war der Lucidarius, durchgängig in dialogiſcher Form gehalten, mit eingeſtreuten wunderlichen Bildern, die nun beſonders Bernhard gar ſehr ergötzten, der die Erlaubniß erhielt, nach genommener Einſicht, die Bilderzier dieſes alten Buches weiter zu verfolgen.

Die Tante, Lenchens Mutter und Lenchen fanden dieſe alten Holzſchnitte höchſt abſcheulich.

Der Pfarrer fuhr fort: „Das Collegienweſen begann ſich ſo feſt in ſich zu gliedern, und nach außen ſich ſo ſtreng abzuſondern, daß ſchon eine Art Werbetaktik bei Neuankommenden ſich bildete, denen zum Lohn des Eintritts Erlangung größerer Freiheiten zugeſichert wurde und während der Baum des deutſchen Univerſitätslebens in Mark und Wurzeln immer mehr erſtarkte, trieb er zugleich in der Ueberfülle ſeiner Kraft abſondernd üppige Schößlinge nach außen, die ſogenannten Bacchanten, ihrem Thun nach Baganten — und fahrenden Schüler. Dieſe wichen ab vom Wege der Wiſſenſchaft, führten, konnte es ſein, ein Schlemmerleben, und hungerten nicht minder, wenn es ſein mußte; trieben Teufelskünſte, Teufeleien und Gaukeleien, verblendeten und bethörten das ohnehin noch in großer Dummheit befangene Volk. Ein ſolcher war z. B. der vielgenannte Doctor Fauſt. Zum höchſten Flor gelangten die deutſchen Univerſitäten Prag, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Roſtock, Ingolſtadt und Tübingen."

„Die religiöſen Wirren nach dem Auftreten von Huß hatten Prag von Studenten entvölkert, ein Jahrhundert ſpäter brachen innere ſtädtiſche Unruhen den Blüthengipfel der Univerſität Erfurt ab. In dem dazwiſchen liegenden Zeitraum dämmerte für Wiſſenſchaft und Literatur eine verjüngende Morgenröthe auf, die in der Reformationsepoche ihre Strahlen bis zum Zenith ſandte. Die Bande des zunftmäßigen Zuſammenſeins der Burſen und Collegien lockerten und löſten ſich, die Klügeleien der Scholaſtik wurden bekämpft und beſiegt, zumal als Luther in die Reihen der Kämpfer trat. An die Stelle ſpitzfindiger, den Geiſt auf ausgetrockneter Arena zu Tode hetzender Disputationen traten Vorträge voll Lebensfriſche und Lebenswärme, und eine neue Welt zumal ward, wie ſie durch Columbus in der Wirklichkeit entdeckt worden — auch der Wiſſenſchaft gewonnen dadurch, daß ſie die verſunkene, vergeſſene Atlantis, das ewig jugendliche Wunderland der Antike, des helleniſchen Geiſtes, wiederfand, und ſich wieder gewann, nachdem es ein Jahrtauſend lang der germaniſchen Welt ſo gut wie verloren geweſen."

„Gegen den Siegesjubel über dieſe Errungenſchaft blieb zwar mannichfaches Grämlingsmurren nicht aus; die Dunkelmänner jammerten und gebehrdeten ſich abſonderlich in jener neuen Tageszeit, deren Licht ſie blendete und ärgerte, allein das half nichts, das Licht war einmal da, der unvergängliche Hort aufs Neue gehoben.“ —

„Unter den deutſchen Fürſten ſelbſt entſtand nun rühmlicher Wetteifer, Univerſitäten zu gründen, und beſtehende zu heben.“

„So ward Jena im Jahre fünfzehnhundert achtundvierzig begründet, ſpäter Helmſtädt und Andere.“

„Während aber das Leben der Wiſſenſchaften und ihrer Anſtalten von den Staaten geſchirmt und von den Herrſchern begünſtigt fortblühte — ſchon ertheilten den Univerſitäten nicht mehr die Päpſte Begründungs- und Freibriefe, ſondern wie ſich's ziemte, der Kaiſer — gewann das Staatsleben veränderte Formen, die aus den urſprünglichen ſtändiſchen ſich immer mehr zu abſoluten umgeſtalteten. Der Staat faßte ſich, als die das Volksleben beſtimmende und über dieſem ſtehende Macht. Der Fürſt ward gleichſam Repräſentant des Staates; Religion ſelbſt wurde ſtaatliches Intereſſe, daher furchte ſich von ſelbſt der Boden für die Blutſaat der Religionskriege. Die Univerſitäten wurden geiſtige Waffenplätze für die kämpfenden Parteien und wurden — Staatsanſtalten. Der Staat, oder der Herrſcher, welches einerlei war, gab nun Vorſchriften und deren wurden Legion, da das immer friſch nachwachſende junge Volk auf immer neue Mittel ſann, ſich der Zucht zu entziehen und den Ueberwachenden das Leben überall möglichſt ſauer zu machen.“

„„Jugend hat nicht Tugend!““ ſchaltete die Tante lächelnd ein, und die Frau Förſterin, eine gar liebe ſtille Frau, die trotz der Fremdartigkeit des ihrem Lebenskreiſe ſo fern liegenden Inhalts dieſer Mittheilung doch ſehr aufmerkſam zuhörte, begnügte ſich, dazu beifällig zu nicken.

„Die Idee der Freiheit gab Kraft und goß Lebensfülle in alle Adern des akademiſchen Lebens. Dieſe Kraftfülle und der Lebensfrohmuth der ſtudirenden Jugend“ — fuhr der Sprecher fort: „drängte zu Luſtbarkeiten, zu Tänzen, Fackelzügen, Gugelfuhren, zu Maskenſpiel und Schlittenbahnen, vor allen auf den Fechtboden, und von dieſem zu den leidigen Duellen, die erſt jetzt recht aufkamen. Der dreiſſigjährige Krieg nährte den wilden kriegeriſchen Sinn; die wunderlichen zum Theil abenteuerlichen Formen des damaligen Heerweſens blieben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Hochſchulen, und der Landsknecht-Geiſt, der in den Feldlagern ſeßhaft geweſen, ſpukte noch lange nach deren Auflöſung auf den deutſchen Univerſitäten in Art und Sitte und wildem unbändigem Gebahren umher, ja er ging noch um in den Renommiſten des achtzehnten Jahrhunderts.“

„Da wurden Kleider- und Trachtenordnungen gegeben, den Studenten gottſeliges Leben empfohlen, die langen ungeheuerlichen Degen, auch das allzuviele Tanzen und das gottloſe Saufen verboten; Tübingen relegirte einen Studenten, weil er in einem ſchändlichen kurzen Röcklein im Chor geſtanden, einen andern, weil er ſich den gräulichen und unerhörten Fluch: Sternſakrament angewöhnt.“

„„Himmelmohrenelement.““ platzte der Förſter jetzt los, welcher, mächtig dampfend, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört: „„So was lebt nicht! Da hätte mein guter College in Langenfeld dort ſein müſſen, und den gar zu geſtrengen Herrn ſeinen Leib- und Kernfluch um die Ohren tanzen laſſen müſſen!““

„Und der iſt?“ fragte Berthold neugierig.

Schon öffnete der Förſter den Mund, um einen Fluch, der mit ſeiner Ausdehnung drei Druckzeilen und etwas darüber füllen würde, zum Beſten zu geben, doch der Pfarrer erhob beſchwichtigend die Hand und bat: „Knallen Sie — beſter Herr Förſter, dieſen Schuß zu gelegener Zeit einmal draußen im Walde los, nicht hier. — Sie — wären ebenfalls relegirt worden.“

„„Ich Herr Pfarrer? Ach nein! Fluch ich denn?““ fragte der Förſter ganz gutmüthig — „„da müßte ja gleich ein Kieſeldonnerw““ —

„Willſt Du ſchweigen, garſtiger Mann!“ unterbrach die Förſterin, und legte ihm ihre Hand auf den Mund.

„„Ja ſo, ja ſo — hätte mich bald verſprochen, bitt' um Verzeihung!““ lachte der Förſter und Ammann konnte fortfahren; bevor er dieß that, warf jedoch Berthold eine Frage auf:

„Erlauben Sie, verehrter Meiſter, denn der und Sie mir jetzt, eine Frage, bevor ich erſuche, die anziehende Belehrung weiter zu geben. Sie ſprachen vorhin das Wort Burſen aus neben den Collegien; was war das? Davon kommt wohl das mit Student auf den Univerſitäten gleichbedeutende Wort Burſche?“

„„Nicht ſo ganz,““ erwiederte Ammann: „aber Viele vermeinen es, leiten unſer Burſch ab von den königlichen Taſchengeldempfängern in den franzöſiſchen Collegien oder andern Stipendiaten, welche Bursarii, von bursa, Börſe, genannt wurden. Ich aber glaube, unſer Burſch iſt ächt deutſchen Kerns und nichts Wäliſches drum und dran, wie eben ein deutſcher Burſch ſein ſoll. In ganz Deutſchland heißt Burſch ſoviel als junger Mann, und wenn wir ſagen

Bauernburſch, ſo iſts ein Pleonasmus. Des Wortes Wurzel iſt bûre mittelhochdeutſch Bauer, wie burgaere Bürger; die Burſchaft! ſo ſprach und ſchrieb man noch allgemein das Wort Bauerſchaft zur Zeit des Bauernkriegs, und in ganz Deutſchland, mindeſtens im größten Theil unſeres Vaterlandes ſpricht man, wenn man die Dorfjugend nennt: Burſche und Mädchen. Nimmermehr hätte das wälſche Wort von den Univerſitäten ſich ſo tief in Höfe und Hütten des deutſchen Landvolks zur Bezeichnung ſeiner Jugend — noch dazu ſchon vor einigen hundert Jahren — Bahn zu brechen vermocht.“

„„Ihre Deutung gefällt mir ausnehmend wohl, ich werde ſie treulich in Sinn und Gedanken behalten, und danke Ihnen,““ ſprach Berthold verbindlich.

„Wie Altes nicht ſelten im Laufe der Zeiten verjüngt und verjüngend wiederkehrt,“ fuhr nun Ammann fort: „ſo machte ſich nach dem Untergehen der vormaligen Burſen und Collegien das Bedürfniß gegenſeitigen Annäherns und Zuſammenhaltens doch immer wieder und aufs Neue geltend, es drängte wieder zur Einigung der verſchiedenen Nationalitäten die Beſucher der Hochſchulen hin, — da aber auf den deutſchen Univerſitäten eben jetzt nur eine Nation vertreten war, die deutſche, ſo traten nach den engern Heimathkreiſen ganz naturgemäß die Landsleute zuſammen, und ſo entſtanden die Landsmannſchaften, deren Geiſt man mit dem Namen Nationalismus belegte. Altüberkommener Brauch und Mißbrauch machte auch in ihnen ſich geltend, und da ſo gern die Jugend, bevor ſie ſelbſt Neues zu geſtalten beginnt, eines Theils am Ueberlieferten feſthält, anderntheils dem Beiſpielgebenden folgt, und da jede Univerſität nun mehr oder minder doch nichts anders war, als ein kleiner Freiſtaat war, eine kleine Republik Marino mitten im Schooſe des abſoluten Staates, ſo trugen ſich unmerklich Formen des Staatslebens auf das academiſche über, nur aber friſchere und freiere, denn das Staatsleben im ſiebzehnten Jahrhundert war leider gerade das allerſchlechteſte Vorbild; ein Volksleben gab es nicht mehr, das war tod, oder ſchlief, gleich dem Barbaroſſa im Kiffhäuſer — es gab ſogar kaum noch einen Stand, ſondern blos Rang; alle Formen des geſelligen Lebens regelte, ordnete, ſtufte ab der Rang mit unendlicher Geſpreiztheit und — Gereiztheit, wenn er ſich nur ſcheel angeblickt ſah. Er war es, der an die Stelle natürlicher Unterſchiede künſtliche ſetzte, und was durch ihn im Staatsleben bewirkt ward, fand Nachklang und Nachahmung im Univerſitätsleben. Es bildeten ſich hier Altersklaſſen aus, aus welchen förmliche Altersgrade wurden, jeder einzelne mit beſondern ſtudentiſchen Rechten, die für die jüngeren zumeiſt in Pflichten, und noch dazu in drückende Pflichten umſprangen. Dieß war der Pennalismus, von Penna die Feder, oder Pennal, die Federbüchſe. Pennal, Federburſche, Fuchs hieß jeder von der Schule kommende Neuſtudent, aus dem Schulfuchs wurde er dann ein graſſer Fuchs, durch das erſte Semeſter, im zweiten war er Brandfuchs."

„„Potz Füchs und kein Ende!"" unterbrach der Förſter. „„Warum denn nun gerade Fuchs, das möcht ich wiſſen! Hab' ſchon manchesmal das Wort gehört, finde keinen Sinn darin.""

„Der Sinn liegt auch ziemlich tief," entgegnete der Erzähler: „es iſt der Fuchsname für Viele ein Räthſel ohne Schlüſſel."

„Schließen Sie es meinem Manne auf, Herr Pfarrer, ich bitte," bat die Förſterin: „ſonſt kann er heute Nacht nicht ſchlafen!"

„„Alte! Alte!"" drohte der Förſter! „„Doch ſie hat Recht, ſchließen Sie auf, Verehrteſter, ich ſpanne ſchon die Löffel."

„Ich habe Ihre Frage in der That erwartet," begann Ammann, indem er ſeinen Stuhl verließ und ein Pappdeckel-Convolut, das eine Anzahl alter vergelbter beſchriebener Papierbogen in ſich ſchloß, herbeilangte. Nach einigem Blättern in dieſen Bogen legte er eines derſelben vor die Augen ſeiner Hörer und

Hörerinnen. Es war ein lateiniſcher Brief mit der Datirung: Jenae subito Calendis Decembris Anno Christi MDLXXVI°. „Leſen Sie die Unterſchrift!" wandte ſich der Pfarrer neckend an den Förſter.

„„Ich? Himmeltauſendmordelement und Sternſapperment dazu!" fuhr der Förſter auf, das alte Papier anſtarrend. „„Das ſoll der wilde Jäger leſen, der Hackelberg — aber ich nicht!""

„Herr Berthold wird es leſen!" gab der Pfarrer die alte Schrift weiter.

Berthold nahm das Blatt, ſah es genau an, murmelte, und buchſtabirte — endlich ſagte er: „den Namen bringe ich heraus: Justus Ludovicus Brysomannus, aber das Weitere — das iſt bei Gott nicht lesbar."

„Doch, doch!" erwiederte Ammann lächelnd. „Es heißt: Illustrissimi praeclarissimi Saxoniae Ducis Friederici Guilelmi studiorum magister."

„Dieſer Mann, dieſer Jenaiſche Magiſter, einer der erſten Profeſſoren Jenas und noch unter dem Sohne des Begründers der Univerſität, Johann Friedrich des Großmüthigen, unter Herzog Friedrich Wilhelm lebend, dieſer Mann und ſein einfacher Mantel ſind die Väter des Fuchsnamens." —

„Ei du meine Güte! Das iſt ja ganz curios und merkwürdig! Da hieße es ja recht: Kleider machen

Leute, wenn des alten Profeſſors Mantel ſo viele Füchſe gemacht!“ rief die Tante lachend aus.

„Bryſomann,“ fuhr der Pfarrer fort: „welcher den vorliegenden Brief geſchrieben hat, oder auch Brismann und Bürſchmann, war Schulrector von Naumburg, ein ſtockſteifes und pedantiſches Männlein, trug ſtets, auch im warmen Sommer ein Mäntelchen mit eitel Fuchspelzen verbrämt, und weil er von einer Schule nach Jena zum Profeſſor der griechiſchen Sprache und Literatur berufen worden, ſo nannten ihn die Studenten Schulfuchs, und künftig jeden ſo, der von der Schule zur Univerſität gelangte.“

„Um nun wieder von dieſer Abſchweifung auf das deutſche Univerſitätsleben nach der Reformationsepoche zu kommen, ſo hießen vor und nach der Zeit des ſich mehr und mehr ausbildenden Rangweſens die alten Studenten Schoriſten, welche gegen die Jüngern und Neuankommenden Pennäle oder Füchſe, ihr angemaßtes Vorrecht ſie zu ſcheren und zu ſchorigeln tyranniſch übten, und jene über alle Maaßen knechteten, ja zu niedern Dienſten ſie herabwürdigten. In Helmſtädt zum Beiſpiel — ſo weit gingen jene eingeführten Vorrechte, durften die ſogenannten Profeſſorenburſche in Kirchen und Collegien Hunde mitbringen, und Niemand durfte einen ſolchen Hund beleidigen, denn ſonſt fing deſſen Rauferei ſuchender Herr gleich

Scandal an, wie der Krakeeler Thybald, den Shakſpeare in Romeo und Julie treffend ſchildert. Dieſe Hunde hatten Halsbänder, auf denen die Buchſtaben P. P. H. Profeſſoren-Burſchen-Hund ihren Rang kenntlich machten. Die Bürgerburſchen, ſo hießen die Studenten zweiten Ranges, durften keine Hunde mit in die Kirchen und Collegien nehmen, und dergleichen völlig aberwitzige verſtandloſe Dummheiten beſtanden als Vorzugsrechte in zahlloſer Menge."

„Dieſe erlangten endlich ein ſolches Uebergewicht, daß darüber der durch die Reformation geweckte neue Aufſchwung der Wiſſenſchaften litt und flügellahm wurde, im ſteifen Formenweſen erſtarb und das academiſche Leben ſelbſt keine Frucht trug als Verwilderung und Roheit."

„In dieſer Zeit wurde denn auch der Begriff der Ehre zum Schiboleth allen Studentenweſens und academiſchen Lebens und deren Unantaſtbarkeit zum heiligen Geſetz erhoben und mit äußerſter Sorgfalt bewacht und behütet.

„Als Landesanſtalten blieben die Univerſitäten und wurden es immer mehr, wie ich ſchon vorhin andeutete, geiſtige Feſtungen für ſtaatliche Intereſſen, obſchon ſie ſtets eine Art von Selbſtſtändigkeit zu bewahren wußten, gegen das Geſetz, das ihnen zumeiſt läſtig, zuwider oder drückend war, und noch mehr gegen deſſen leidiges Organ, die Polizei Oppoſition machten, und deſſen ſchlaue Umgehung zum wohlanſtehenden Ruhme gereichen ließen. Die Profeſſoren waren längſt Beamte geworden, und halfen mit, Behörden zu bilden. Allen dieſen ſtellte ſich der mächtig wirkende Corporationsgeiſt in den Landsmannſchaften gegenüber, die nun um ſo mehr zu bekämpfen und zu unterdrücken der Staat ein gutes Recht zu haben glaubte. Umfaßten die Landsmannſchaften auch nicht alle Studenten, ſo ſuchten ſie doch alle an ſich zu ziehen, ſich zu gewinnen, ihren Formen ſie unterzuordnen. Dieſe Formen begriff man unter dem einen Wort **Comment.**"

„Als die Landsmannſchaften der Staatsgewalt durch ihre, Freiheit und Selbſtſtändigkeit anſtrebende Entwickelung, die bis zur Bildung eigner Gerichtsbarkeit anſtieg, läſtig wurden, wurden ſie unterdrückt und verboten. Dieſer neue Druck erreichte ſeinen Zweck nur halb, oder gar nicht, denn nun bildeten ſich geheime Landsmannſchaften, und da gerade die eigenthümliche Periode des Geheimbündler- und Ordensweſens mit voller üppiger Blüthe in die Zeit getreten war, ſo war nichts natürlicher, als daß auch die Studentenwelt nach dieſem vollen Blüthenzweige haſchte, ihn ſich zu eigen machte und nach Kräften pflegte."

„Die Zaubermacht des Geheimniſſes übte ihre vollgültigen Rechte aus; die Verbote und Patente gegen die Bündniſſe erhöhten nur deren Reiz; die Landsmannſchaften löſten ſich auf, aber ihre Glieder traten in Orden ein, welche das Veſtafeuer der Freiheit und Ehre ferner hüteten.“

„Die Orden unterſchieden ſich jedoch von den Landsmannſchaften dadurch, daß ſie, ſtatt die natürliche Einheit der Stammgenoſſenſchaft fortzuſetzen, ſich vielmehr auf die Anziehung gleichartiger Perſönlichkeiten und den eigentlichen Corpsgeiſt gründeten und ſtützten. Das Ideale ſtieg vom Himmel nieder, und weihte die Herzen der Jünglinge, dieß war eine Segensfrucht neuer Zeit- und Weltanſchauung. Die Philoſophie ſchüttelte den Schul- und Kathederſtaub von ihren Schwingen, Kant trat als ihr großer Lichtträger auf, die Nationalliteratur trieb verjüngte Blüthen.“

„Das Ideale, welches ich vorhin nannte, war die Freundſchaft, und mit ihr verbunden das Streben nach Tugend und ſittlicher Vervollkommnung; in den Orden ſchloſſen, gründeten und befeſtigten ſich Bündniſſe für das ganze Leben, während die bisherigen Landsmannſchaften nur Verbindungen für die academiſche Zeit waren.“

„Ein ſolcher Freundſchaftorden war bereits ſchon im Jahr Siebenzehnhundertſechsundvierzig zu Jena begründet worden, der Moſelbund, der dieſen Namen deshalb trug, weil er meiſt aus Studirenden, deren Heimath die Mittelrhein- und Moſelländer, ſich gründete."

„Im Anfang hafteten ihm jedoch noch alle Fehler der Landsmannſchaften an, er brauchte einige Jahrzehnte und drüber, ſich zu veredlen. Ich will Sie nicht mit einer ins Einzelne gehenden Geſchichte dieſes Moſellaner- oder Amiciſten-Ordens ermüden, allein, da er unzweifelhaft der wichtigſte aller academiſchen Geheimbünde war, und die Aufnahme in demſelben, wie das Leben und Wirken in jenem engverbündeten Freundeskreiſe zu meinen ſchönſten Lebenserinnerungen gehört, ſo erzähle ich Ihnen wohl ein andres Mal davon."

„„O bitte, recht bald!" ſprach Berthold den Wunſch aus; „„meine Abreiſe iſt ja ſo nahe, und gern nehme ich ein ſo ſchönes Bild früheren academiſchen Lebens noch mit in die neue, academiſche Heimath!"" —

„Wohlan denn, morgen, wenn uns nichts hindert," verſprach Ammann und fuhr fort:

„Es gab noch eine Menge andere Geheimbünde oder Orden: l'Espérance, Harmonie, Concordia, Kreuz- oder Faßbinderorden, Lilienorden, Unitiſten, und Andere. Alle entlehnten mehr oder minder äußre Formen und Cermoniell vom Freimaurer-Orden, welcher ebenfalls in jener dem Ordensweſen ſo zugänglichen und zu ihm hinneigenden Zeit zur hohen geiſtigen Blüthe eines die ganze Erde umfaſſenden Weltbundes heranwuchs.“

„Als äußre Kennzeichen dienten farbige Cocarden, nebſt andern Symbolen, Wappen und Buchſtaben.“

„Sehen Sie hier in dieſe Stammbücher,“ — der Erzähler nahm einige derſelben, die er vorher ſchon zurecht gelegt — „aus dieſen ſpricht wahr und treu der ganze Geiſt des academiſchen Lebens jener Zeitperiode.“

Alle Zuhörer widmeten ſich der Betrachtung; Bild um Bild ward aufgedeckt; manche Blätter hatte vorher des Pfarres Vorſicht verklebt, denn nicht alles in den alten Studentenſtammbüchern iſt geeignet, vor keuſche Augen zu treten. Da wimmelte es von Inſignien, Emblemen, Symbolen, gekreuzten Hiebern, Räthſelzeichen und Buchſtaben, dazwiſchen manch fein auf Pergament gemaltes Landſchaftbild oder auch Scenen von ſtudentiſchen Pompen, Schlägereien und dergleichen.

„Das Bild einer Amiciſtenloge wollen wir morgen anſchauen —“ fuhr der Redner fort. „Sie ſehen, alles lebt in dieſen Büchern, heiligen Denkmälern einer ſchönen Zeit, ja der ſchönſten im Menſchenleben, denn da glühen und leuchten noch Führer-Ideale: Ehre, Freiheit, Tugend, Freundſchaft, Liebe, Muth, Tapferkeit, Edelſinn und Treue in voller Jugendlichkeit ſchwärmeriſcher Empfindung."

„Aber bei allem Licht, das ſie in ſich ſchloſſen und ihren Geweihten erſtrahlen ließen, warfen dennoch die geheimen Orden nach außen ſtarken Schatten. Landsmannſchaften, Orden und Corps, in ihren Formen mehr oder minder genähert, bildeten ein fortdauerndes Gemeinweſen ſowohl gegenüber dem Staat als der übrigen Studentenſchaft, welches hauptſächlich darin beſtand, daß die Verbindungen, mochten ſie Namen führen, welche ſie wollten, excluſiv und ariſtokratiſch auftraten und verfuhren, das ſtudentiſche Leben über alles geſellige Leben ſtellten, vereinzelte, nicht in die Verbindungen getretene Studirende mit allerlei Namen: Kameele, Obſcure, Wilde, Finken und dergleichen belegten, eine Art ſtudentiſche Gerichtsbarkeit übten, und ein äußerſt zuſammengeſetztes Syſtem eingebildeter ſtudentiſcher Rechte ſchufen, eben den vorhin bereits erwähnten Comment."

„Es gehörte ein wirkliches Studium dazu, dieſen Comment ſich völlig anzueignen, aber dieſe Aneignung verlieh denn auch Ruhm und Anſehen. Der Comment umfaßte eine Ueberzahl ſonderbarer Vorſchriften und kleinlicher Beſtimmungen, die ſelbſt das Vergnügen in Feſſeln und Formen ſteifen Regelzwanges ſchlugen.

Der Comment beherrſchte die geſammte Studentenwelt, und beherrſcht ſie noch heute. Dabei ſpiegelte demohngeachtet das Studententhum merkwürdig die Zerriſſenheit Deutſchlands ab, es geſtaltete ſich, weil es kein Volksleben gab, in ſich ſelbſt zu einem Polizeiſtaat voll Strenge, Härte und Unduldſamkeit, und blähte ſich dabei, dem Mangel an Volksleben gegenüber, mit einer phantaſtiſchen Freiheit, die mit Luſt gegen Hunderte und Tauſende die ärgſte Tyrannei übte. Beſonders gefiel ſich dieſe Freiheit darin, in grellen Contraſt mit dem Philiſterthum zu treten, welches letztere komiſcher Weiſe als ein arges Unglück betrachtet wurde, darum bei den Comitaten feierlicher Trauergang und Klage über das Scheiden vom flotten academiſchen Leben.“

„Das Hauptmittel nun zur Stütze und Ausübung des ſtudentiſchen Terrorismus, zur Aufrechthaltung des Comments und aller ſeiner Regeln und Geſetze war der *Schläger*. Mit dem Schläger in der Hand ſchrieb der Student ſeine Verfaſſungen, der Schläger wahrte und vertheidigte die Ehre, rächte die verletzte, ſelbſt die nur in der Einbildung verletzte Ehre, der Schläger war die Heerpauke und Werbetrommel für neuen Eintritt in die Landsmannſchaften, und wer ihn am beſten führen, am beſten *pauken* konnte, war der beſte Mann. Die alten Landsmannſchaften wurden verboten, die Orden wurden verboten, neue geheime Landsmannſchaften und Corps bildeten ſich aus, und wurden verboten, aber der Schläger florirte, und florirt heute noch, und Landsmannſchaften und Corps floriren nicht minder, nur die Orden ſind entſchlafen.“

„Nicht ohne mächtigen Einfluß blieb auf das deutſche Univerſitätsleben die Anregung, die von der franzöſiſchen Revolution ausging. Die Idee der Freiheit, längſt feſtgewurzelt im deutſchen Studententhum, wurde nun belebt und gehoben, nicht minder wurde der Begriff des Volks zu neuer Geltung gebracht.“

„Das Volk wollte der Staat werden, die Einzelnen wurden ſich ſelbſt Zweck. Aber die Revolution ſchlug um in Militairgewalt, vernichtete und erdrückte gewaltſam alle Volksthümlichkeit. Der philoſophiſche Vertreter der Richtung, die von dem Gedanken der Revolution ausgehend, dieſen über ſeine blos abſtracte Faſſung entwickelt hat, iſt Fichte. Gleichzeitig ſtanden ſich zwei Richtungen gegenüber, die doch eins waren im Gedanken der Volksthümlichkeit und in der Begeiſterung für dieſelbe: die liberale und die romantiſche Richtung, und es war völlig naturgemäß, daß beide gleich ſehr die Jugend der deutſchen Hochſchulen ergreifen und hinreißen mußten. In der Freiheit ſah dieſe Jugend den Engel der Volksbeglückung, in der Romantik ſah ſie den ritterlichen

Heiligen, der für dieſen Engel ſtritt. Die alte Mannheit, die virtus der Römer trat wieder in ihre Rechte. Und nun erhoben gemeinſam Freiheit und ritterliche Tapferkeit ihre Banner, das Vaterland rief, das Volk ſtand auf, der Sturm brach los, die Ketten der Tyrannei zerklirrten in Scherben.“ —

„Ich bin zu Ende — welches Leben von jetzt an Deutſchlands Hochſchulen entfalten werden, bleibt der Zukunft anheimgegeben. Männlicher und gereifter, mit der großen Begeiſterung der Zeit im Herzen, kehren die jungen muthigen Freiheithelden jetzt auf die Univerſitäten zurück. Wird nun wohl noch ein ſtarr in ſich abgeſchloſſenes, dem Volksintereſſe mehr fern als nahe ſtehendes, kleinliches aufgeblaſenes Studententreiben den Rückkehrenden entgegentreten und wird ein Solches fortbeſtehen können? Nein, dieß kann ich nicht glauben. Die Begeiſterung, welche Deutſchlands academiſche Jugend zu Kämpfen und Siegen führte — ſie wird fortdauern, ſie wird ein Studententhum gründen — das, ſo hoffe ich, in der lebendigſten Beziehung zu den Intereſſen des deutſchen Volkes ſtehend, ſelbſt der Blüthengipfel deutſchen Volkslebens ſein und werden wird.“

„Auch Sie, Herr Berthold, werden mit dahin wirken, daß ſolch ein hohes, edles Ziel erſtrebt werde. Ziehen Sie Ihre reine, im Blut der Unterdrücker

Deutſchlands gefeite Klinge immer nur zum Kampf für wahre Ehre, für wahre Freiheit, und nie für die Poſſen- und Knabenſpiele kleinlicher Eitelkeiten und Phantaſtereien, die ſchon ſo manche edle Jugendblüthe knickten, manch treues Aelternherz brachen. Treten Sie gleich Anfangs, ohne Renommiſt zu ſein, mannhaft auf, muthvoll und ehrenhaft, und prüfen ſie ruhig und ernſt, wenn Sie einer Verbindung ſich anſchließen, weß Geiſtes Kind dieſe ſei, welche Farbe des Charakters ſie trage, denn dieſe iſts, nicht das bunte Abzeichen aus der Karte des Muſterreiters einer Bandfabrik, welche alleinige innere Geltung hat.“ —

Hier ſchloß der Pfarrer ſeine Mittheilung. Auf Bertholds Wangen flammte das Roth einer ſchönen Begeiſterung; Lenchen blickte treuinnigliebevoll auf den Geliebten hin. Alle ſchwiegen.

Endlich nahm Berthold das Wort: „Ich danke Ihnen herzlichſt für dieſe Aufſchlüſſe, die eine neue Welt von Ideen und Empfindungen wecken. Wie viele Tauſende beziehen noch halb gedankenlos die Univerſitäten, bedenken nicht, daß auch deren Leben ein organiſches Ganzes iſt mit dem Laufe der Zeit, jede einzelne Hochſchule nur ein Glied dieſes Ganzen.“ “

„„Und dennoch, wie viel ich auch geſagt, noch unendlich viel mehr wäre zu ſagen geweſen,“ “ erwiederte Ammann. „Zu dem mehr ernſten als heitern Bilde, das ich gab, fehlt eigentlich noch die Schilderung der Ungebundenheit, der ſtudentiſchen Feſt- und Commerſchfreude, mit einem Wort der flotte Bruder Studio in ſeiner ganzen Naturwüchſigkeit — doch das werden Sie ja bald genug alles mit eignen Augen ſchauen. Auch über das Duellweſen hätte ich weitläuftig werden können, nicht minder über die Stellung der Studenten zu den Profeſſoren — allein ich will Ihnen die vor Ihnen liegende offne neue Welt nicht einzäunen, noch auf deren Karte enge Provinzgrenzen abzirkeln. Sie kommen ja nicht, wie ſo Viele, halbreif am Charakter, wenn auch ganz reif an Schulkenntniſſen, zur Univerſität.“

Der Förſter klopfte ſeine Pfeife aus, die beſuchenden Frauen erhoben ſich.

„Ich bin nur froh,“ ſagte Schnellbolz: „daß ich nun weiß, woher die Schulfüchſe ihren Namen haben. Nicht wahr Bürſchmann hieß der alte Magiſter?“

„Oder Bryſmann,“ verbeſſerte der Pfarrer.

„Bürſchmann hat er geheißen, auf alle Fälle, das klingt ja viel Schöner, und ich werd' an ihn denken, ſo oft mir ein Füchslein vor den Lauf kommt. Mein junger fuchsröthlicher Hühnerhund, der Ihnen Herr Berthold ſo ſehr zugethan iſt, der ſoll Bürſchmann heißen zum Andenken des heutigen angenehmen Abends!“

Man ſagte ſich liebevoll und freundlich gute Nacht.

5.

Der geheime Bund.

Vivat vera amicitia.
(Symbolum.)

Zu derſelben Zeit, als in dem ſtillen Pfarrdorfe Roſenborn Berthold, dieſer unverdorbene und wackre junge Mann, mit begeiſterungvollem Herzen ſich zum Beſuch einer Univerſität auf die würdigſte Weiſe vorbereitete, war auf vielen deutſchen Hochſchulen, namentlich aber zu Jena, Halle, Berlin und Leipzig ein lebendiges Ringen und Regen nach einem einheitlichen Burſchenleben bemerkbar, welches Anſtreben ſchon nach Beendigung des erſten Feldzugs von 1813 und 1814 erwacht war.

Tyranniſch handhabten bis zu dieſer Zeitepoche die landsmannſchaftlichen Verbrüderungen alle Angelegenheiten des Burſchenlebens; der neuerwachte Geiſt der Freiheit aber hatte den Tyrannen des Jahrhunderts gefällt, kein Wunder, daß er nun auch gegen alle kleine und kleinliche Tyrannei anſtrebte, wo und wie ſie immer geübt werden mochte; die Idee vaterländiſcher Einheit war von den, aus dem Kriege zur Heimath und zu den Hochſchulen Zurückgekehrten als ein Siegesbanner mitgebracht worden, und wehte freudig hoch über dem Farbengemengſel der Landsmannſchaften, deren Einrichtungen jener Idee durchaus widerſprachen. Ein großer Theil der Studirenden fand unwürdig das engherzige Prinzip der Landsmannſchaften und deſſen längeres Vorherrſchen unter den Burſchen, gegenüber dem Streben nach der freieſten Gemeinſchaft unter deutſchen Volksgenoſſen, doch konnte plötzlicher Umſchwung nicht erfolgen, die durcheinander gährenden Elemente mußten ſich erſt ſcheiden, ſondern, klären, aber das Brauſen des jungen Moſts verhieß einen edlen feurigen Wein.

Mancherlei Verſuche, der Idee einheitlicher Verbindung Nahrung zu geben, tauchten auf, und erloſchen wieder, weil noch hinreichend innerer Halt wie Gehalt fehlte. So trat in Berlin eine Burſchenſchaft zuſammen, die bald genug wieder in ſich ſelbſt und in Landsmannſchaften zerfiel, und nur durch ein ſchwaches Band dieſe zuſammen zu halten vermochte.

Dauernder war und feſter die in Halle begründete Teutonia, doch auch dieſe Verbindung beſeelte der landsmanſchaftliche Geiſt; ſie nahm nur durch Kugelung auf, bemaß den Werth der Mitglieder nach der Stärke des Armes und der Fechtgewandheit, und übte, da ſie ſich als die einzige Verbindung ihres Ortes behauptete, über die übrigen Burſchen jene Gewaltherrſchaft, die dem neuen Geiſte der Zeit ſo ſehr entgegen war.

Leipzig zählte vier Landsmannſchaften: Franconia, Saxonia, Luſatia und Montania, von denen je zwei und zwei zuſammenhielten, und gegen einander Front machten. Die Frankonen dort waren die mindeſt Bemittelten, aber die muthigſten und tapferſten, ſtets voran und meiſt Sieger in den großen Propatria-Paukereien.

In Jena blühten ebenfalls vier Landsmannſchaften nebeneinander, jede in eigenthümlicher Charakteriſtik ausgeprägt und von der andern unterſchieden. Ebenſo wie in Leipzig eine Franconia und eine Saxonia, dann noch die Thuringia und die Vandalia. Auch hier war den Frankonen der Ruhm der Tapferkeit zugetheilt, ſie waren nach dem ſtudentiſchen Ausdruck: die Forceſten; die Saxonen genoſſen des Rufes der größten Feinheit und Artigkeit, mit welcher ſie ihrer Nationalität volle Rechnung trugen; die Vandalen waren die Einſichtvollſten und Kenntnißreichſten, und die Thüringer erſchienen leider als die mindeſt Cultivirten, bis Scheidlers Hinzutritt und deſſen Wahl zu ihrem Senior auch ihrer Verbindung ein höheres Streben verlieh.

Die Idee einer Burſchenſchaft wurde lebendig. Woher, durch Wen das erſte Samenkorn zu ihr gefallen, Wer kann das ſagen? Die bis zum Quellenurſprung dringende Forſchung findet einen Aufſatz Friedrich Ludwig Jahns, welcher unter den Studenten Jena's im Vorfrühling des Jahres 1815 von Hand zu Hand ging. Dieſer Aufſatz enthielt allgemeine Gedanken über das Burſchenleben, und eine weitläufige Herleitung des Wortes Burſch auf hiſtoriſchem und etymologiſchem Grunde. Fruchtbringend war in dieſem Aufſatz hauptſächlich die Idee des Gegenſatzes von Vorſtand und Ausſchuß, welche man früher nie gefaßt.

Die Landsmannſchaften zogen den Gegenſtand in lange Erörterung und Ueberlegung. Die ganze Vandalia und die halbe Thuringia war dafür, die andre Hälfte mit der ganzen Saxonia dagegen, letztere mit Ausnahme eines Einzigen, dieſer Einzige war der Sohn Schillers.

Die Franconia entſchied ſich dahin, dem Beſchluß der Thuringia, wenn dieſer feſtgeſtellt ſei, folgen zu wollen.

Für das Princip der Burſchenſchaft ſprach viel. Aufhebung der ewigen Reibungen unter den einzelnen Landsmannſchaften, Aufhören der Propatria-Paukereien, Aufblühen eines ſchönern geſelligen Lebens, das alle Studenten, mit Ausnahme gänzlich unwürdiger, auch die bisherigen Renoncen, umfaſſen ſollte.

„Aber,“ ſo lauteten die Gegnerſtimmen, namentlich aus der Saxonia, deren Verbindung volle Rechtlichkeit anſprach: „wir haben uns ja bisher nach unſerer Einrichtung recht wohl befunden; warum ſollen wir das Gewiſſe aufgeben gegen den Verſuch, Ungewiſſes zu begründen? Wird die neue Verbindung der Burſchenſchaft gleich ſolche Geltung und Feſtigkeit gewinnen, das ſie nicht am Ende dennoch in die Gewalt einer andern ſchon beſtehenden Verbindung fällt, und zuletzt eine Ausſchußregieruug bildet, der wir dann unſre bisherige Selbſtſtändigkeit ohne allen Nutzen geopfert haben würden?“ —

So ſchwankte die Waage.

Gleichzeitig waren aber auch noch andre Kräfte thätig, die Entſcheidung theils zu hemmen und hin zu zögern, theils zu ihr hinzudrängen. Ein Student, de Valenti geheißen, gründete eine neue Verbindung, die Sulphurea. Dieſe ſollte ſich hauptſächlich gegen die Despotie der Landsmannſchaft richten. Ihr Hauptgrundſatz war, ſich nicht zu ſchlagen, ſie wollte alſo das Duell unbedingt abſchaffen. Der an ſich löbliche Grundſatz verſchaffte denn auch der Sulphurea ſtarken

Zudrang aus begreiflichem, ſchon minder löblichem Grunde. Allein der ausgeſprochene Grundſatz vermochte nicht durchzudringen. Verweigerung der Satisfaction galt damals für unehrenhaft und wird ſtets für unehrenhaft gelten; dieß und innere Zerwürfniſſe der aus manchen unlautern Elementen gemiſchten Sulphurea untergruben ſie bald; da ſie Genugthuung weigerte, traf ſie Verruf und Verachtung der Landsmannſchaften. Viele Mitglieder wurden auch „geſchickt"; die Verbindung mußte ſich löſen, und nur im damals entſtandenen Schimpfwort Schwefelbande lebte und lebt ihr Andenken im Vaterlande fort.

Ein anderer Bund nicht landsmannſchaflicher Art war unter Studenten Jena's im Winter von 1814 auf 1815 entſtanden: die Wehrſchaft; ſie bildete nach dem Vorgang anderer deutſchen Länder, in denen ein Landſturm eingerichtet wurde, einen ſolchen Landſturm im academiſchen Kreiſe, hauptſächlich von den aus den Feldzügen wieder auf die Univerſität Zurückgekehrten angeordnet und geleitet, die als Lehrer und Führer nun ſoldatiſchen Tact in die Sache brachten. Der Einfluß, den ſie bei den Commilitonen gewannen, und die freiere Weltanſchauung, die ſie ſelbſt draußen gewonnen hatten, trug dazu bei, den ausſchließlichen Geiſt der Landsmannſchaften in der Wehrſchaft nicht aufkommen zu laſſen, vielmehr ward Einigung, Annäherung der Glieder der verſchiedenen Landsmannſchaften durch die Wehrſchaft bewirkt und gefördert. Ein drittes Anregemittel zu mehr volksthümlicher Einigung war die Turnerei. Ihre erſten Keime als Wiedererweckung der alten Gymnaſtik, deren Spuren übrigens im deutſchen Volke nie ganz erloſchen waren, man denke an Schwerttanz und Reifentanz zur Verſchönerung und Erhöhung deutſchmittelalterlicher Feſtluſt, fielen in Baſedows und Salzmanns Zeiten; Guts Muths, Salzmanns Jünger, ſchrieb ſein bekanntes Buch, und gleichzeitig mit oder noch vor ihm wirkte Jahn für die Turnerei zu Berlin auf der Haſenhaide, und erzog den Befreiungskämpfen kräftige, wehrgewandte Krieger.

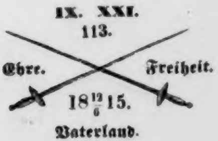
Nach der Kämpfe Beendigung kehrte Jahn an den Ort ſeiner Beſtimmung zurück und ſetzte ſein Wirken unter Schutz und Schirm der preußiſchen Regierung mit anſehnlichem Gehalte fort, und in vielen deutſchen Städten, namentlich aber auf den Univerſitätsſtädten fand die Turnerei Anklang und Nachfolge. Zu Jena wurde der Turnplatz im Paradieſe, einer ſchönen bäumebeſtandenen Wieſenfläche am Saalufer, im Jahr 1815 errichtet.

Als nun mehr und mehr das burſchenſchaftliche Element in der Studentenwelt Jena's auflebte, nicht ohne manchen Streit und Scandal zu veranlaſſen und auszufechten, that die dem neu erwachten Element zugethane Partei einen kühnen Griff. Ihr Führer ſchrieb mit Kreide an den Ofen in Ludens vielbeſuchten Hörſaal den neugebildeten Imperativ: **Volunto!** Das vielſagende Wort, welches überſetzt werden konnte: Wollet, oder: Ihr ſollt wollen! — oder: Ihr müßt wollen, ſetzte die ganze Studentenſchaft in Bewegung, aus dem gährenden Moſtfaß flog jetzt gleichſam der Spund; eine Menge Scandäler wurden contrahirt, man ſchlug ſich mit Erbitterung über das eine Wort, und zwar war im Anfang mit wenig Glück auf Seiten der burſchenſchaftlichen Partei. Dennoch drang ſie zuletzt mit ihrer Anſicht durch, die Senioren der vier Landsmannſchaften traten zur Berathung zuſammen; die Landsmannſchaften löſten ſich auf, und die Senioren leiteten als Quatrumvirat bis zur Ausarbeitung einer neuen Verfaſſung den academiſchen Freiſtaat.

Dieſe Verfaſſung arbeitete der Vandalenſenior Kaffenberger aus, legte ihrer Einleitung den erwähnten Aufſatz Jahns zum Grunde, den beſondern Beſtimmungen aber die meiſten Satzungen der Thuringia und Vandalia; neu aber war und am weſentlichſten die Beſtimmung, daß jeder ehrenhafte Burſch das Recht haben ſollte, in die Burſchenſchaft einzutreten, wobei die Aufnahme nicht Kugelung beſtimmte, ſondern Wegfall irgend eines Einwandes, nachdem der Name im Commerſchhauſe die gehörige Zeit angeſchlagen geweſen. Nicht minder neu und nicht minder weſentlich war das vorher in den Landsmannſchaften nie da geweſene Verhältniß zwiſchen Vorſtand und Ausſchuß.

Am 12. Juni des Jahres 1815 verſammelten ſich in dem beliebten maleriſch gelegenen Gaſthaus zur Tanne Einhundertunddreizehn Studirende, auf vorhergegangene Einladung an alle Burſchen Jena's, mit Ausnahme der Füchſe. Der Verfaſſungsentwurf wurde vorgeleſen, durch Acclamation angenommen, es wurden neun Vorſteher mit drei Erſatzmännern, (Candidaten genannt) und ein Ausſchuß von einundzwanzig Mitgliedern nebſt ſieben Candidaten, gewählt.

So ward Jena's **Burſchenſchaft** begründet, welches wichtige Ereigniß alsbald auf zahlloſen Pfeifenköpfen und Stammbuchblättern alſo verewigt zur Nachwelt überging:



Das Pfarr-Haus zu Roſenborn wurde am Abend nach der Mittheilung des Pfarrers über das Leben der deutſchen Hochſchulen bald genug wieder von Gäſten lebendig. Alle waren geſpannt und neugierig auf die verſprochene Erzählung vom Amiciſten-Orden, denn auch in dieſem kleinen Kreiſe befreundeter Menſchen übte das Geheimniß ſeinen Reiz und ſeinen Zauber. Dazu kam noch, daß auf den folgenden Tag Bertholds Abreiſe nach Jena feſtgeſetzt war, daß der Vorabend dieſes wichtigen Tages gleichſam als ein Familienfeſt begangen werden ſollte. Die Tante ſchickte zu einem großen Thee zu, die Frau Förſterin und künftige Schwiegermutter Bertholds ſpendete wohlgelungene Kuchen; Lenchen hatte als angenehme Talentprobe eine vortrefflich gerathene Torte gebacken, wobei für die Knaben zwei kleine Extra-Ableger in niedlichen Förmchen abgefallen waren, nach welchen Beide mit unendlicher Sehnſucht hinäugelten. Berthold ſeinerſeits, um nicht zurückzubleiben hinter ſo großen ihm dargebrachten Freundſchafts- und Liebesopfern, hatte einen expreſſen Sendboten hinüber nach Salzungen geſchickt und in der Weinhandlung des Herrn Martin Krell ein Dutzend Flaſchen Wein holen laſſen; Herr Martin Krell ſeligen Andenkens aber führte gar eine ehrenwerthe Firma, und weder in noch aus ſeinem Keller kam jemals eine mittelmäßige Waare.

Den Abendkreis vermehrten diesesmal, der Scheidestunde zur Ehre, auch Wecke und Lampert. Wecke zeigte ſich als Philoſoph, der er auch wirklich war; er überwand ſeine Eiferſucht, mindeſtens ließ er ſich dieſelbe nicht merken, und war im Bemühen dieſer Ueberwindung um ſo freundlicher gegen die Tante; gegen die Förſterin und Lenchen nahm er eine gewiſſe Förmlichkeit an, gratulirte in wohlgeſetzten Worten, von denen keins zu viel und keins zu wenig war, und wußte auf eine gar feine Weiſe gegen ſie apart zu thun. Dem Förſter aber bot er aus der neuen Doſe mit Höflichkeit eine Prieſe.

Der Pfarrer ließ die Gäſte ſich erſt gehörig ausſprechen, ließ das unvermeidliche Taſſen- und Löffelgeklirre vorüber gehen, labte den engern Ausſchuß der Geſellſchaft, Schnellbolz, Lampert und ſich ſelbſt — ein theeverachtendes Kleeblatt — mit in Bereitſchaft gehaltenem, höchſt vortrefflichem Salzunger Lagerbier — und erſt als der geſammte Theeapparat geräumt war, als die Bierflaſchen vom Tiſche hinweg geſchwunden und durch Weinflaſchen erſetzt waren, die Torte herumgereicht und auch Bernhard mit einem Gläschen Wein und ſeinem leibeignen Törtchen in Form einer ſchönen Traube zu voller Beſchwichtigung gelangt war, nahm der Pfarrer erzählend das Wort:

„Ueber das Weſen der academiſchen Orden habe ich geſtern das Wiſſensnöthige vorausgeſandt. Der Amiciſten-Orden, als der Wichtigſte von allen, die jemals beſtanden haben, erging ſich Anfangs auf der allgemeinen Heerſtraße des Verbindungsweſens, der beſte Renommiſt und aller Ehrenpunkte Auspauker galt auch ihm als beſter Mann. Eine edlere Richtung ging den Moſellanern erſt im Jahr Siebzehnhunderteinundſiebzig auf, wo ſich mit der Landsmannſchaft der Oberrheiner die ihrige verſchmolz. Freundſchaft, edle Freundſchaft wurde nun Hauptzweck, Rohheiten und Unordnungen wurden abgeſtellt, Hazardſpiele verboten, und aus den beiden vereinten Landsmannſchaften ging nun erſt eigentlich der Amiciſten-Orden hervor, der noch vielen Mitgliedern ein Geheimniß blieb, Andere nur auf deſſen unterſter Stufe, im erſten Grade ſtehen bleiben ließ. Obgleich nun Jena ausſchließlich die Pflegerin dieſes heiligen Graals war, ſo gab es doch bald — ſo viel Anklang und Beifall fand der Bund — auf den Univerſitäten Halle, Erfurt, Gießen, Erlangen und Tübingen Amiciſten, und der Ordenswahlſpruch war überall in ſeiner Hieroglyphe zu finden. Ich will ſehen ob Sie dieſelbe deuten können.“

Der Erzähler ergriff ein Stück bereit liegende Kreide, und zeichnete auf den Tiſch:

V. V. A.

V. A. F. H.

Berthold und Wecke, der auch durch die lateiniſche Schule gelaufen, riethen hin und her, allein wie es gewöhnlich geht, das Naheliegende ward nicht getroffen, und der Erzähler mußte erklären.

„Das Monogramm der Mitte löſet ſich in V. und A. Die oberen Buchſtaben bedeuten: **Vivat vera amicitia.** Die untern: Vivat amicitia fructus **honoris.** Es lebe die wahre Freundſchaft, es lebe die Freundſchaft, die Frucht der Ehre.“

„Die Ordensformen wurden völlig angenommen, und wie ich ſchon erwähnte, im Ceremoniell Vieles von dem der Freimaurer entlehnt. Man nannte die Zuſammenkünfte ſowohl als die Orte, woſelbſt dieſe Statt fanden, Logen. Verfolgung von Seiten der Staatsgewalt blieb nicht fern, es folgten einander Verbote, Aufhebungen, Unterdrückungen da und dort, immer aber verjüngte ſich aufs Neue der Orden, eben weil er geheim und weil er vorſichtig war. Auch an den Landsmannſchaften hatte der Orden Gegner und mehr oder minder in deren Schooſe erbitterte Feinde.“

„Selbſt in ſeinem eignen Schooſe erwuchſen dem Amiciſten-Orden Gegner, oder beſſer Reformatoren. Es ſonderte ſich von ihm ab und bildete ſich aus ihm eine Tochterloge, die aber mit der Mutter wenig harmonirte, weil jener immer noch der Moſellanername und mit dieſem mancher Makel anhaftete. Drei Jünglinge von gediegener Geſinnung waren es, welche die Tochterloge des Amiciſtenbundes gründeten, mit der Mutterloge in Cartel traten, während beide gegeneinander eiferſüchtelten, bis völlige Trennung erfolgte. Die Revolution ließ auch in die ſtille Hütte der Verbundenen ihre zündenden Funken fallen. Freiheit, Freundſchaft und Bruderliebe, welche göttliche Ideen! Sie waren der Hort, den man im Schleier des Geheimniſſes ſorglich hüthete. Nicht ohne Kampf geſchah dieß; man hatte faſt alle andern Verbindungen zu Gegnern, namentlich die Unitiſten, die Konſtantiſten, die Schwarzen."

„Die Amiciſten erkämpften ſich mit dem Schwerte Anſehen und Achtung der übrigen Verbindungen, und daraus erwuchs ihnen endlich die Palme des Friedens."

„So ſtand es um den Amiciſtenbund, als ich, im Herbſt des Jahres Siebzehnhunderteinundneunzig, nach Jena kam. Der Orden arbeitete im Stillen an ſeiner Vervollkommnung, ich hörte von ihm, von ſeiner Richtung, ſeinen Zwecken, und mein für edle Freundſchaft warm ſchlagendes Herz zog mich zu ihm hin, zumal er auch der vaterländiſchen Literatur in ſolcher Weiſe ſich zuwandte und weihte, wie vor zwanzig Jahren in Leipzig die Verbrüderung, deren Mitglieder die nachher vom ganzen Vaterlande gefeierten Dichter Klopſtock, Gellert, Hagedorn und Rabener waren, oder wie der jüngere Hainbund zu Göttingen, deſſen Glieder jetzt am Literaturhimmel als Sterne glänzen. Die Philoſophie, und zwar weniger die ſpeculative, als die praktiſche Lebensphiloſophie, warf auch in die Verbindung ihr klares Licht. In einem ſolchen Bruderkreiſe hoffte ich Befriedigung mancher ſtillen Sehnſucht meiner Seele, und Gewinn für meine ganze Lebenszukunft zu finden, und ich meldete mich bei einem Freund, der bereits Mitglied war, wurde vorgeſchlagen, und man beſtimmte die Zeit meiner Aufnahme.“

Bisher hatte der Pfarrer im ruhigen Unterhaltungs- und Erzählungstone geſprochen. Jetzt wurde ſeine Miene ernſter, er machte eine Pauſe in ſeiner Mittheilung, gab der Schweſter einen Wink, die Lichter zu putzen, und Berthold nahm die Unterbrechung wahr, um ringsum leere Gläſer zu füllen. Selbſt Bernhards kleines durfte noch einmal, wenn auch nur zur Hälfte, auf Bitten der nachgiebigen Tante, gefüllt werden, eine dem Knaben noch nie wieverfahrene Ausnahme. Der Pfarrer ſchien zu erwarten, daß Geſpräch oder Frage laut werde, allein die Aufmerkſamkeit des ganzen Zuhörerkreiſes ſchien gefeſſelt, und alles hing ſo erwartungsvoll an ſeinem Munde, da nun das kommen ſollte, worauf alles geſpannt war, daß er in der ihn rings umgebenden lautloſen Stille, die nur das Picken der Wanduhr und das leiſe, kaum vernehmbare Geklirr der Stricknadeln unterbrach, die lauteſte Aufforderung, fortzufahren, finden mußte.

Er that es, er fuhr fort, aber mit ganz verändertem Tone, der auf Alle einen eigenthümlichen Eindruck machte; er nahm den Ton der Mittheilung ſo auf, daß er mit gedämpfter Stimme und doch feierlich ernſt und hochwürdevoll, wie das Gebet des Herrn nach der Predigt, ſprach, und damit einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorbrachte. Die Macht dieſes Eindrucks war dadurch wahrzunehmen, daß Schnellbolz plötzlich aufhörte zu rauchen — als welches etwas ganz Unerhörtes, — daß die Frauen ihre Strickzeuge mit den Händen in den Schooß niederſinken ließen, daß Wecke, der bisher eine ganz gewöhnliche, ziemlich gleichgültige Miene gezeigt, plötzlich ſein bewegliches Geſicht in die ernſten Falten legte, mit denen er eine Leiche anzuſagen, oder die Nachmittachsandacht am Epiſtelpult zu leſen pflegte, und die ſo eben hervorgezogene Napoleonsdoſe wieder in die weite Taſche ſeines Kirchenfracks zurückgleiten ließ, welches ebenfalls ganz unerhört. Lampert aber, der wegen dünnen Haares ein leichtes Käppchen auch in der Stube trug, entblößte ſein ehrwürdiges Haupt, und legte ſeine Hände, wie zu ſtiller Andacht zuſammen. Der einzige Unbefangene war Bernhard, dieſer vertilgte mit Gleichmuth den Reſt ſeiner Torte, und ſäumte nicht, die geſpendete Halbſchied edlen Rebenſaftes dem erſt empfangenen Ganzen möglichſt ſchnell folgen zu laſſen.

„Es kam der Abend meiner Aufnahme,“ fuhr nun der Erzähler fort. „Ich wurde bedeutet, eines Boten zu harren. Spät, gegen Mitternacht erſt, erſchien dieſer Bote, voll Ernſt, in dunkler Kleidung. Ich wurde in ein Zimmer geführt, das eine einzige Kerze erleuchtete, und das ohne allen Ausſchmuck war; mein Führer ließ mich allein. Nach einer kleinen Weile vernahm ich die dumpfen Schläge einer Uhr, ſie ſchlug zwölf. Mit dem letzten Schlage ertönte das ſtarke Aufklopfen eines Hammers auf einen Tiſch, und ich vernahm deutlich in einem Nebenzimmer jedes Wort einer Rede, ohngefähr dieſes Inhalts.“

„Theuerſte, durch der Freundſchaft unauflösbare Bande verknüpfte Ordensbrüder! Feierlich ertönt der Schlag der Mitternachtſtunde. Die Sterblichen zumeiſt ruhen in des Schlummers Armen, wir aber ſind wach und rüſtig zur Arbeit an unſers Ordens hehrem Bau; wir, deren fühlende Herzen die Gottheit mit dem edelſten Geſchenk beglückt. Freundſchaft heißt dieſes erhabene Geſchenk! Freundſchaft, dieſer Vorhimmel auf Erden, Freundſchaft, dieſer Lohn, dieſe Tochter der Tugend! Meine Brüder! Was iſt der Zweck unſeres Bundes? Menſchen-Beglückung. O ſeid eingedenk dieſes großen Zieles! Keine unlautre Abſicht verknüpfte und vereinigte unſre Herzen! Frei huldigen wir Dir o Freundſchaft, Dir, Du holde wonnelächelnde Göttin! Aus freiem Antrieb ſtreuen wir Weihrauch auf Deinen Altar! O entleere Du über uns das reiche Füllhorn Deines Segens. Du gießeſt aus dieſem Füllhorn ſchuldloſe Freuden, Muth und Stärke, Kraft und Milde, Troſt und Theilnahme, und jene höheren Freuden des Geiſtes durch die Wiſſenſchaft! Zu Dir blicken wir auf mit dankbarem Auge, zu Dir o Freundſchaft, o heiliger Leitſtern! Bruderliebe erfüllt unſre Herzen! Und unſre Herzen heiligt das Beſtreben, Menſchenbeglückung rings um uns her zu verbreiten! Schlingt zur Bruderkette innig eure Hände in einander, es ertöne feierlich das Bundeslied!"

„Hierauf intonirten Hörner, Fagott und Flöten ſanft und gedämpft, wie aus weiter Ferne geiſterhaſt erklingend eine ſanfte Melodie, und ich vernahm einen Geſang feierlicher und tiefer Stimmen.“

„Die Worte lauteten:

Menſchen beglücken, o ſchönes Loos!
Menſchenbeglückung macht Menſchen groß,
Macht ſie ſchon ſelig auf Erden.
Menſchen beglücken iſt göttliche That
Darum berief uns des Ewigen Rath
Brüdern Erlöſer zu werden.

Freundſchaft, du reiner, du hehrer Stern,
Du unſ'res Bundes ſtrahlender Kern,
Strahl' uns ins Herz Deinen Frieden!
Führ' uns die Pfade der Liebe, der Pflicht,
Leit' uns zum Ziele, verſchwinde uns nicht,
Bleibe uns Allen beſchieden.

Wer an ſein Herz nie den Bruder ſchloß,
Wem nie die Zähre des Dankes floß,
Daß er die Brüder beglücket —
O der entbehret den himmliſchen Kranz,
Der mit unſterblichem Lichtesglanz
Uns für die Ewigkeit ſchücket.“

„Mein Herz ſchlug bewegt; war ich doch ein Jüngling, der menſchlich warm und edel fühlte. Wie hätte das, was ich vernahm, mich nicht mächtig bewegen ſollen? Von einem unnennbaren Gefühl ward ich ergriffen, in dieſen Bruderkreis ſollte ich eintreten, o wie mächtig fühlte ich mich angezogen!“

„Die Stimmen verklangen, wieder vernahm ich die des Redners: Wir kennen Alle den Freund, der entſchloſſen iſt, in unſern heiligen Bund der Freundſchaft zu treten. Wir haben durch völlig übereinſtimmende Wahl ſeine Würdigkeit anerkannt. Welche Pflichten gegen ihn liegen uns ob? Er wird unſer Bruder ſein; er wird ein Recht haben auf unſer Aller Freundſchaft und Bruderliebe, und die Pflicht, ſie uns vollgültig zurückzugeben. Fühlt ſich Jeder unter uns fähig, ihn ſo zu lieben, wie unſer Bund Liebe fordert als eine Pflicht? Sollte einer der Brüder noch irgend eine Abneigung fühlen, ſo rede er; weſſen Neigung aber befeſtigt iſt, bekunde es durch Schweigen!"

„Ich vernahm keinen Laut. Bald darauf trat der Cermonienmeiſter in mein Zimmer, und winkte mir zu folgen. Ich wurde durch einige Zimmer in eine Vorhalle geführt, in welcher mein Geleiter mit der Fauſt auf dieſe Weiſe ∪∪— an eine Thüre ſchlug. Sogleich erſchien ein Adjutant mit der Frage nach des Klopfens Urſache und des Klopfenden Begehren, und nach hineingebrachter Antwort kam jener Abgeordnete wieder und richtete die Frage an mich: Sind Sie entſchloſſen, ſich den Proben zu unterwerfen, welche unſre Verbindung erheiſcht, und ohne welche Keiner eintreten kann? — Ich bejahte freudig, wurde hierauf meiner Oberkleider entledigt, und mit verbundenen Augen in das Verſammlungszimmer geführt. Starker Weihrauchduft quoll mir entgegen. Mein Führer drehte mich dreimal um mich ſelbſt herum. Tiefes Schweigen — leiſes Klirren, wie von Degen über meinem Haupt. Plötzlich drei harte Hammerſchläge auf einen Tiſch — und dann die Stimme des Meiſters."

„Wir haben Ihren Wunſch vernommen, in unſern heiligen und ehrwürdigen Bund zu treten! Wir ſind entſchloſſen, dieſem Wunſche zu willfahren! Sie ſollen uns willkommen ſein. Doch noch einmal bedenken Sie den Schritt, den Sie thun wollen. Wehe dem, den Neugierde, Eigennutz, oder irgend eine unlautere Neigung in unſre Hallen führt — er würde ſich arg getäuſcht finden. Unſer Bundesgeſetz heiſcht nur lautere uneigennützige Freundſchaft, gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung durch Rath und That, gegenſeitige Vertheidigung mit Gut und Blut. Was Sie uns geben, geben wir Ihnen wieder. Die Geſetze, die wir Ihnen vorlegen und deren ſtrengſte Erfüllung wir von Ihnen fordern, halten wir ſelbſt aufrecht, ſo lieb als uns unſer Leben iſt. Dieſelben enthalten nichts gegen Staat, Religion und Tugend Gerichtetes. Erſt nach deren Anhörung können Sie ganz der Unſrige werden, doch auch der Rücktritt ſteht Ihnen frei, nur geloben Sie mit deutſchem Handſchlag und Wort ewiges Stillſchweigen über das, was Sie vernommen."

Man führte meine Hand in die Hand des Meiſters, und ich ſprach ihm das feierliche Gelübde nach: Alle dieſe Forderungen werde ich aufs heiligſte erfüllen, ſo wahr mir meine Ehre lieb und theuer iſt.“

„Nach dieſem Gelübde ertönte wieder ein Geſang zum Preiſe der Bruderliebe und Freundſchaft — und von meinen Augen fiel die Binde.“

„Ich ſah am obern Ende des Zimmers einen Altar mit orangegelbem Tuch bekleidet, darauf an der abhangenden Vorderſeite der Bundeswahlſpruch in Silber geſtickt war. Auf dem Altar ſtanden drei nicht brennende Kerzen in Form eines Winkelmaaſes von orangefarbigen Bändern umwunden; ein Todtenkopf mit den gekreuzten Knochen fehlte nicht, ebenſo lagen zwei gekreuzte Schläger auf dem Altar, zwiſchen ihnen das in die Bundesfarbe gebundene Geſetzbuch, an den Ecken mit Silberbeſchlägen. An den beiden Vorderecken des Altars waren Sanduhren aufgeſtellt. Vor dem Altar ſtand eine abgeſtumpfte Säule, auf welcher eine blaue Flamme loderte, welche das alleinige Licht auf den ſo ernſten und feierlich verſammelten Halbkreis der Brüder warf, die alle zu beiden Seiten des Altars ohne Oberkleider, geſchmückt mit orangenfarbigen Ordensbändern und mit metallenen Kreuzen, die entblößten Degen zur Erde geſenkt, im tiefen Schweigen ſaßen. Dicht an der Säule ſtand ein

Knieſchemel. Jetzt erhoben ſich der Secretair und zwei Brüder, welche Kerzen an der Opferflamme entzündeten. Der erſte empfing aus des Meiſters Hand das auf dem Altar liegende Statutenbuch, und las mir die Geſetze vor. Nach beendigter Vorleſung gelobte ich deren unverbrüchliche Befolgung, leiſtete knieend vor jener Säule, auf welcher die Flamme brannte, den Eid in der vorgeſchriebenen ſtrengen Formel, während alle Brüder ſich von ihren Sitzen erhoben hatten und der Logenmeiſter, der Unterlogenmeiſter und Secretair mir die Spitzen ihrer Degen auf die entblößte Bruſt ſetzten."

„Kaum hatte ich das letzte Wort der Formel dem Logenmeiſter nachgeſprochen, als ein hellzuckender Blitz den Saal überflammte, worauf die Kerzen alle brannten — ich wurde erhoben, und jetzt richteten ſich die bloſen Degen aller Brüder gegen mich. Der Meiſter aber ſprach: „Alle Degenſpitzen, die Du hier auf Dich gerichtet ſiehſt, ſind ebenſowohl zu Deiner Vertheidigung beſtimmt, wie zu Deiner Beſtrafung, wenn Du Deinen Eid brichſt! —"

„Hierauf nahte mir der Meiſter, hing mir das Ordensband mit dem Kreuze um, umgürtete mich mit dem Schwert, gab mir den Weihe- und Bruderkuß, wie Wort und Zeichen, während ein auf dieſes Ritual bezügliches Lied geſungen wurde."

„Ich war heftig bewegt, ja erſchüttert von den mannigfachen Eindrücken dieſer feierlichen Stunde, beſonders von dem Eide, und nach dem Schluß der Aufnahmefeierlichkeit entzog ich mich bald dem Bruderkreiſe, ernſten Nachdenkens voll.“

„Sehen Sie hier das Abbild der Amiciſtenloge und deren Kreuz und Ordensband.“ —

Der Erzähler zeigte beides vor; das Kreuz war von goldfarbigem Metall, von farbiger Emaille umbordet, in der Mitte zeigte ein goldnes Herz die verſchlungenen Buchſtaben V. A.

Durch dieſes Vorzeigen konnte das Geſpräch wieder in Gang kommen. Berthold nöthigte zum Trinken, und Wecke war es, der zuerſt mit faſt vorlaut erſcheinender Frage, die ſeinem ganzen Weſen völlig entſprach, laut wurde: „Nun? und fanden Sie im Bunde die volle Befriedigung, Herr Pfarrer? Ich zweifle faſt!“

„Da haben wirs! Der Herr Schulmeiſter zweifelt wieder!“ rief eifernd der Förſter, deſſen ſchlichte Natur das ideale Bild eines ſeelenvollen Freundſchaftbundes mit voller Empfänglichkeit erfaßt hatte. „Wie möcht' ich nur an ſo was zweifeln? So was Schönes! So was Rührendes! Zuletzt zweifeln Sie, daß“ —

„„Daß es achtbeinige Haſen giebt — ja mit gütigſter Erlaubniß, daran zweifle ich ſehr,““ unterbrach Wecke ſtichelnd.

„So ein ungläubiger Thomas iſt nie zu bekehren, da iſt Hopfen und Malz verloren“ brummte Schnellbolz in den Bart und verſchluckte zugleich mit einem Glaſe Wein dieſen ſeinen flüchtigen Groll.

„Eine Frage möcht' ich thun, wenn Sie, Herr Pfarrer, meinen dummen Bauernverſtand nichts für ungut nehmen wollen,“ nahm Lampert das Wort: „Sagen Sie mir doch, war jene Sach' der Herrn Studenten ſo wichtig, daß ſie ſo mächtige Eidſchwür' thun mußten? Hätts nicht das Verſprechen auf bloſe Parole auch gethan?“

„Wahrhaftig Schulze“ erwiederte Ammann, „ich ziehe vor Eurem dummen Bauernverſtand den Hut. Die ſchweren Eide waren allerdings ein Mißbrauch, zumal ewig wahr bleibt, was ein Dichter ſagt: Den Frevler bindet nicht der allerſtärkſte Eid. Es blieb auch dieſer Mißbrauch nicht ohne Ein- und Widerſpruch, und mir ſelbſt verurſachte das Nachdenken darüber einige ſchlafloſe Stunden. Aber man wußte durch die Heiligkeit des Zwecks das Mittel zu beſchönigen. War es doch ein ſittlichgutes Bündniß, erhaben über die als kleinlich angeſehenen Verbote der academiſchen Geſetze, welche jeden Eintritt in geheime Verbindungen unterſagten. Freundſchaft und Bruderliebe ſtehen, ſo philoſophirten wir: hoch über allen Menſchenſatzungen, und ihnen ganz ferngerückt und unerreichbar, unantaſtbar. Es lag etwas Urchriſtliches in unſerm Bunde, und ſein Wachsthum, ſeine Zunahme, bewies die Empfänglichkeit, die in jener Zeit für alle die ſchönen und jugendlichſchwärmeriſchen Gefühle lag, die wir ſorglich pflegten. Der Amiciſtenorden erreichte einen hohen Blütheſtand.“

„Wir zählten in Jena vierzig Mitglieder, ſo viel hatte der Bund auf keiner andern Hochſchule, obſchon er ſelbſt nach Erlangen, Würzburg, ja nach Wien verpflanzt wurde. In Leipzig umſchlang ein ſchönes Freundſchaftband drei edle Jünglinge, von ihnen wurde ganz nach den Principien der Amiciſten ein Orden gegründet, der ſich Indiſſolubiliſten — die Unlösbaren, Unzertrennlichen — nannte. Auch er ahmte im Ritual und Ceremoniell manches bekannt gewordene des Freimaurerordens nach, auch er erſtreckte ſich über den Lebenskreis der academiſchen Jahre hinaus, und als im Frühjahr Siebzehnhundertundzweiundneunzig drei Brüder dieſes neuen Ordens nach Jena kamen, um mit dem Amiciſtenbunde Verbindung anzuknüpfen, nahmen wir ſie mit offenen Armen auf, beſprachen in geheimen Sitzungen das Nöthige, brachten eine Einigung zu Stande, kraft deren der Bund der Unzertrennlichen ſo ziemlich ganz im Amiciſtenorden aufging, auch deſſen Namen, Farbe und Zeichen annahm, und feierten dieſe Einigung mit Geſang und Rede.“

„Als im Herbſt des Jahres, in welchem die Einigung Statt fand, die Nachricht bei uns eintraf, daß den Haupt-Gründer und Meiſter des Bundes der Unzertrennlichen auf der Jagd das Unglück einer Verwundung getroffen, die ſeinen Tod zur Folge hatte, hielten wir zu ſeinem Andenken eine feierliche Trauerloge. Trauerflöre überhüllten alles Helle; ich ſelbſt ſprach die Rede, ich ſprach ſie mit tiefergriffenem, bewegtem Gemüth, ich durchwebte ſie mit den Blüthen der Dichtkunſt, ich rühmte ihm nach, Schöpfer der engſten Freundſchaft guter Menſchen geweſen zu ſein. Die ganze Anordnung dieſer Trauerfeier war ernſt, ſinnig und würdig, und ließ einen tiefen Eindruck zurück.“

„Immer mehr erhöhte ſich der Flor unſeres Bundes; die alte Moſellanerlandsmannſchaft ſtarb ab, wir verbeſſerten mehr und mehr die Einrichtungen, und führten den Orden auf den Gipfel geiſtiger Höhe. Wir vereinfachten die Aufnahmefeierlichkeiten, läuterten die Prüfungen der Angemeldeten, wirkten auf Vollziehung edler Handlungen hin, ſtrebten Aufklärung, Vaterlandsliebe, Wiſſenſchaftlichkeit und Herzensveredlung zu verbreiten, erhoben die Freiheit als einziges wahres und unwandelbares Kleinod menſchlicher

Vollkommenheit, hielten in Freundſchaft und Brudertreue zuſammen, wachten über Verſchwiegenheit, übten unſre Rechtspflege nach der Richtſchnur des Rechtes wie der Billigkeit, und glaubten durch alles dieß unſerm Orden eine ewige Dauer geſichert. — Und gerade dieſes Letztere war es, was unſer Band zerſchnitt; dieß Heraustretenwollen aus dem academiſchen Kreiſe in unſer künftiges bürgerliches und in das Staatsleben.“

„Ich hatte kaum die Academie verlaſſen, als alle academiſche Orden, die man ſchon lange mit dem Argusauge des Mißtrauens beobachtet hatte, plötzlich durch Beſchluß der zu Regensburg verſammelten deutſchen Reichsſtände aufgehoben und für immer verboten wurden. Dennoch erhielt ſich unſer Bund insgeheim noch fort, zählte aber Anfangs des Jahres Siebzehnhundertachtundneunzig nur noch zwölf Mitglieder. Gegen dieſe ſchritt auf beſondre Veranlaſſung der academiſche Staat hart und grauſam vor, ſie wurden ſämmtlich mit der ſchärfſten Relegation belegt, ihre Namen wurden nicht nur ihren Landesregierungen, ſondern auch allen andern Univerſitäten mitgetheilt, und ſo die verbundenen Jünglinge wie Staatsverbrecher, ja gleichſam wie Hochverräther behandelt, und der Mehrzahl nach zeitlebens unglücklich gemacht. Man nannte die ſämmtlichen Studentenorden, alle über einen Leiſten ſchlagend, ſchädlich und ſtaatsgefährlich.“

„So erſtarb mit dem Ende des ſcheidenden Jahrhunderts dieſer ideale Jünglingsbund, er erſtarb am Mißtrauen und jener widernatürlichen Polizeiſtrenge, die für Verirrung und Verbrechen keine Sonderung kennt.“ —

„Sie zerbrachen die Form, die Schaale!“ fuhr Ammann mit gehobener Stimme fort. „Die lebendige, weiterzeugende Idee, den Geiſt der Verbindung konnten ſie nicht brechen. Und glaubt es mir, meine Lieben, glauben Sie mir Berthold und denken Sie an meine Worte, wenn ſie ſich erfüllen: es wird immer ſo ſein! Immer werden warme, feurige Herzen deutſcher Jünglinge und Männer ſich zu Großem, Hohem und Herrlichem verbinden — verbünden, und immer wird die Zwingherrnfauſt des Mißtrauens und tyranniſcher Selbſtſucht ſie niederhalten, mindeſtens ſie niederzuhalten ſtreben.“

„Sie wiſſen nun, wie es ſonſt war, Sie wiſſen, wie nach Untergang der Orden der Corpsgeiſt ſein Haupt wieder erhob, Sie wiſſen, daß Sie am Beginn einer neuen Zeitepoche für das deutſche Univerſitätsweſen ſtehen! Wohlan! Erheben wir die gefüllten Becher, klingen wir an hier in dieſem ſtillen abgelegenen Dorfwinkel des großen deutſchen Vaterlandes, in dem obſcuren Pfarrhaus: Es lebe der Geiſt, der lebendig macht! Es lebe der Geiſt, der zu Freundſchaft, Eintracht und Freiheit leitet! Es lebe der Jugendgeiſt und ſeine Entflammung für alles Hohe, Herrliche und Ideale! Vivat Academia! Pereant osores!“

Alle klangen an, nur der Förſter zog ſein Glas zurück.

„„Obſcures Pfarrhaus? haben Sie geſagt? Nein, da trink' ich nicht mit. Das iſt Tuſch. Herr Pfarrer. Sie müſſen durchaus revociren.““

„Nun denn, wenn es durchaus ſein muß! Ich revocire!“ rief lachend der Pfarrer, worauf der Förſter ſo herzhaft anſtieß, daß ſein Glas zerſplitterte.

„„Ach ach ach! Mordſternſapper — jetzt iſt's an mir, ich deprecire!““

„Glück und Glas, wie bald zerbricht ein Töpfchen!“ begütigte die Tante, und ſchob ein anderes gefülltes Glas herbei, während Berthold mit ſeinem Lenchen unter zärtlichen, feuchten Blicken anklang.

Und nun verklärte noch die Freude mit ſanftem Roſenlicht das Dunkel der Scheide- und Abſchiedgedanken, und wurde noch ſo manches beſprochen und verabredet, vor allem Berthold das Verſprechen pünktlichen Briefſchreibens abgenommen, Wiederkehr in jeder Ferienzeit, Sorge für leibliche Wohlfahrt und Geſundheit zur Pflicht gemacht, und noch mancher heitere Trinkſpruch ausgebracht, ſo daß nur zu ſchnell die flüchtigen Abendſtunden vollends verannen.

Bertholb war ein ſo aufmerkſamer Wirth, daß endlich dem guten Lampert, dem Lagerbier und Wein in ziemlichem Maaße etwas Seltenes waren, die Augen zufielen, ſchlimmeres begegnete Wecken; er wollte ſich den annahenden kleinen Rauſch durch eifriges Schnupfen fern halten, wobei zwar nicht er, aber doch die Napoleonsdoſe in ſeiner ſchwankenden Hand ein Uebergewicht bekam, und auf den Fußboden hinabrollte. „Meine Doſe! Meine Doſe!“ lallte Wecke, und erbleichte vor Schreck.

Mauerfeſt ſaß der Förſter; er hatte den ganzen Abend ſteif in einem fort getrunken, das rührte ihn aber nicht im Mindeſten, und er lachte, als Wecken der Unfall begegnete und rief: „Ach Potz Wachtel und Weckdiweck! Da liegt das ſchöne Kraut — jammerſchade. Geben Sie Acht, Tante, wenn der Saame aufgeht, haben Sie morgen eine Tabaksplantage in der Stube!“

Wecke war bereits niedergetaucht und ſpähte mit am Boden herumkrabbelnden Fingern zwiſchen Röcken und Füßen der entrollenden Doſe ſammt Deckel nach, weckte darüber Lampert aus ſeinem Schläflein, und tauchte endlich puhſtend wieder empor, triumphirend die beiden Doſentheile als unverletzt zeigend. Gleichzeitig griff er mit nachdruckvoller Gewandheit die letzte Prieſe, die ſich noch in der Doſe verhalten, heraus, und hielt den nun völlig leeren Untertheil mit einem ſpöttiſchen: „Beliebt?" dem Förſter hin.

„Nun denn! Noch einmal, auf gut Glück zum Lebewohl! Auf frohes Wiederſehen!" rief Ammann —: „Berthold, eins ſag' ich Dir noch, mein wackrer Junge. Sei treu und eingedenk, wie deutſcher Sitte, ſo deutſcher Sage! Denke fleißig an die Wunderblume! Vergiß das Beſte nicht!"

„„Nein, nein! Bei allem was heilig iſt!"" rief Berthold.

Lenchen erglühte hoch, ſie verſtand des Pfarres ſinniges, ſie meinendes Wort.

Man brach auf. Berthold begleitete die Aeltern und ſein bräutliches Mädchen. An der Thüre des Forſthauſes, unter dem reinen Nachthimmel voll flammender Sterne ſagten ſich, weinend einander in den Armen liegend, die Liebenden unter innigen Küſſen das ſchmerzlichſüße Lebewohl. Vater und Mutter dachten gerührt der eignen Vergangenheit, der eignen Jugendliebe, und beteten für das Zukunftglück ihrer Kinder.

6.

Jena's Burſchenſchaft.

Stoßt an, Jena ſoll leben! Hurrah! hoch!
Burſchenlied.

Durch die Straßen Jena's, der alten gemüthlichen Muſenſtadt Thüringens, wogte ein fröhliches Leben. Es war der achtzehnte October des Jahres Achtzehnhundertfunfzehn. Dieſer Tag mit der lebendigen Erinnerung an ſeine hohe Bedeutung, wie an ſeine vorjährige Feier wurde allſeits froh begrüßt; Burſchenſchaft und Bürgerſchaft wetteiferte, ihn voll Eintracht und Herzlichkeit zu begehen, wie es denn ſchon eine der ſchönen einheitlichen Wirkungen des ehrenhaften Beſtrebens der Burſchenſchaft war, Eintracht und Frieden zu ſchirmen, und die zweck- ja oft ſinnloſe feindſelige Haltung des Studententhums gegenüber dem Philiſterthum, zu verbannen.

Indeß war die Burſchenſchaft noch nicht dahin gediehen, die ganze Studentenſchaft Jena's zu umfaſſen. Der böſe Geiſt der Sonderſüchtelei war noch nicht vollkommen gebannt, jene **113** Verbundenen waren ja doch nur ein Theil von den Studirenden auf der Univerſität der Sachſenherzoge, obſchon der geiſtig Bedeutendſte. Noch war manches nicht eben förderliche ariſtokratiſche Element vorhanden, und nicht ungern bereit, dem ſchönen burſchenſchaftlichen Einheitgeiſt entgegen zu wirken. Die nicht zur Burſchenſchaft getretenen Reſte dreier Landsmannſchaften bildeten feindſelige Cliquen, die ihr entgegen wirkten und Reibungen mit ihr unterhielten.

Von allen dieſen Geheimſchäden war indeß nichts bemerkbar an jenem freudehellen Tage, am 18. October 1815. Der Markt wimmelte von Zuſchauern, in und vor dem Collegiengebäude ordneten ſich die Züge; auch Fremde fanden ſich ein, und die Gaſthöfe füllten ſich.

Ein laut ſchmetterndes Poſthorn und der Hufſchlag ſchneller Roſſe ließ die vor der Sonne ſich drängende Menge Raum geben; eine leichte offne Extrapoſtkaleſche fuhr vor — flüchtig blickte ein ſtattlicher Student, der mit einigen andern im Führerſchmuck, auf dem Haupt das ſchwarze Barett mit der Fülle wallender Federn, über dem altdeutſchen Rock den breiten weißen Kragen weit herausgelegt, über die Bruſt die ſchwarzrothe Binde, an der Seite den mächtigen Schläger, im Vorübergehen einen Augenblick verweilte, nach dem Reiſenden, der einen Officiermantel abſtreifend, ebenfalls im altdeutſchen Rock ſich zum Ausſteigen erhob, während er den offenen antheilnehmenden Blick heitern Angeſichts über die wimmelnde Menge gleiten ließ.

Seine Bruſt zierte das eiſerne Kreuz.

Den Officier ins Auge faſſend, trat jener Student näher, die Blicke des Ausgeſtiegenen begegneten den Seinen — ein froher Ausruf: „Bertholds!“ — „Rino!“ — und in den Armen lagen ſich zwei Freunde aus dem Feldlager, zwei Kampfgenoſſen des heiligen Krieges, zwei Ritter des eiſernen Kreuzes.

„Du hier, mein Berthold! Wie herrlich! Was führt Dich hieher?“ rief und fragte Rino.

„„Studendi causa!““ erwiederte Berthold. „„Ich will euer academiſcher Mitbürger werden, wenn ihr mich haben wollt!““

„Solche Füchſe laſſen wir uns gefallen! Komm ſogleich mit.“

Die übrigen Studenten waren herzugetreten. „Berthold, mein Freund und Kriegskamerad, Officier, der hier einen cursum academicum durchſchmarutzen will!“ ſtellte Rino den Freund vor, und dieſem die Freunde: „Kaffenberger, Scheidler, Maßmann, Riemann, Weſſelhöft. Aber wir haben Eile, die Brüder harren! Folgſt Du uns?“

„„Ich gehe mit euch! antwortete **Berthold**, indem er mit den ihm vorgeſtellten wackern Burſchen Gruß und biedern Händedruck wechſelte. „„Nur einem Augenblick!““ Auf Bertholds Wink ward ſein Gepäck von der Dienerſchaft des Gaſthauſes in Empfang und Verwahrung genommen, er ſelbſt vertauſchte raſch die Reiſemütze mit einem Barett, gürtete den mitgebrachten Hieber um, und folgte, Arm in Arm mit Nino, im Aeußern ſchon völlig Student, der muntern Kameradſchaft nach dem Verſammlungshauſe. Auch dort umfingen ihn offne Arme liebevoll, die einſtigen Schulgenoſſen, welche vor ihm bereits zur Univerſität abgegangen waren, und ihm nun als alte Burſchen, ja als bemooſte Häupter entgegentraten, und ein ehemaliger Vertrauter ſang ihm ſogar lachend entgegen: „Was kommt dort von der Höh?“

Indeß war hier nicht lange Zeit zu müſſigem Geplauder, zu Frage und Antwort über Ergehen und Befinden in Vergangenheit und Gegenwart, der Zug ſtellte ſich auf, die Führer vertheilten ſich an die Spitzen ihrer Abtheilungen, die Muſik rauſchte zum heitern Himmel empor, lärmend weckte die große Trommel, der Becken, des Halbmondes, und des Triangels Getön und der Trompeten Geſchmetter das Echo naher ſchroffer Bergwände. Böllerſchüſſe krachten von einer

Anhöhe, und herrlich und ſtattlich entfaltete ſich der Studentenzug, deſſen dunkle Tracht doch wieder durch lichte Farben gehoben wurde.

Nach einem paſſend geleiteten Umzug durch die Hauptſtraßen langte man auf dem Markt an, und bildete ein Viereck. Muſik erſcholl, und zum Himmel rauſchte vielhundertſtimmig und auf den Flügeln des Wohllautes das Bundeslied von Arndt:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männer-Chor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hohem heiligem Gefühl,
Drum muß die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel.“

Durch das Bemühen der Studenten Müller aus Meklenburg, Riemann und Dürre war der vierſtimmige Männergeſang wacker gepflegt worden, und die Burſchenlieder erklangen jetzt in ungleich ſchönerer Harmonie, wie vor dieſer freudigen und begeiſterungvollen Zeit.

Und wie hoch erhoben die Lieder edler vaterlandsliebender Dichter dieſe jungen Herzen! Feierlich und ſchön, eine Hymne an den Ewigen, wallte des Liedes zweite Strophe empor:

„Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Nach langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Und ſo Strophe um Strophe, erhaben, feurig, begeiſternd, des Vaterlandes Herrlichkeit, die deutſche Freude Freiheit, die alte deutſche Treue feiernd, bis mächtiger und brauſender wie Sturmeswehen in Eichwaldwipfeln die Schlußſtrophe voll ertönte:

„Rückt dichter in der heilgen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, vom Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang:
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet
Das ſei gehalten und geglaubt.“ —

Jetzt hallten ernſt durch den friſchen Morgen die Kirchenglocken, und mit einer Stimmung in den Seelen, die Andacht, nur Andacht war, zogen die Studenten vom Markt in die Kirche, wo feierlicher Gottesdienſt Statt fand. Später durchwanderten Muſikchöre die Stadt, es wurden Gaſtmähler gehalten, man hörte ſchon am Tage Freudenſchüſſe und das Gekrach der Böller, die ringsum das in den Bergen ſchlummernde Echo wach riefen, und bald kündeten auf den Gipfeln vieler dieſer ſteilen Berge hochſchlagende fernhinleuchtende Flammen, daß die Begeiſterung für deutſche Freiheit mit der Erinnerung an glorreiche Siege durch das deutſche Schwert ſich ſchweſterlich küſſe.

Berthold hatte ſich wieder mit ſeinen Kampfgenoſſen Rino und Riemann — auch dieſer war Ritter des eiſernen Kreuzes — zuſammen gefunden, und hielt ſich gern zu dem engern Freundeskreiſe, den der Erſtgenannte um ſich gebildet.

Wie ſie um die rieſige Flamme ſtanden, deren rothe und feurige Lohe durch die ſchwarze Nacht gleich einer wehenden Fahne rauſchte, wie Körners Schwertlied im Bruderkreiſe ertönte, wie: Was iſt des Deutſchen Vaterland? die Liebe warm im Herzen erweckte und Treue hell vom Auge blitzen ließ, o da feierte Berthold eine ſchöne Stunde, da beſchwur er innigen Bruderbund an der Bruſt der Freunde, da ſandte er ſtille Grüſſe der Liebe und der Treue nach dem Thale hin, wo ſein Mädchen, wo der würdige ältere Freund, den er wie einen Vater verehrte, ihm wohnte.

Selig der Jüngling und Mann, dem das Herz aufgeht im Bunde edler Freundſchaft! Ein ſolcher

Bund war die Burſchenſchaft für höher ſtrebende, edlere Seelen.

Lebendig ſprach zu Berthold der Geiſt, der die Burſchenſchaft hob und durchglühte, einer Läuterungsflamme gleich, welche die Schlacken des Schlechten, des Rohen und Sinnlichen hinwegbrannte und das lautere Gold der Ehre, Biederkeit und Treue ſtrahlen ließ. Das freiſinnige ritterliche Element, das noch von den Kampfjahren her die jugendfriſchen Herzen erfüllte, erhob mit gerechtem Bewußtſein Jeden, der den heiligen Krieg mitgefochten, für des Vaterlandes Sache gekämpft und geblutet hatte.

In Berthold fanden die Burſchen einen Genoſſen, wie ſie ihn wünſchten und brauchten. Sein Rang als Officier, ſein wohlverdienter Ehrenſchmuck des eiſernen Kreuzes und ſeine gediegene Vorbildung hoben ihn ſofort über jene noch nicht ganz verbannten, durch das Herkommen eingebürgerten Unterſchiede des jüngern Studenten vom ältern, des Fuchſes vom Burſchen hinweg, ja es wurde ſogar mit durch Bertholds Anregung völlige Beſeitigung dieſes Verhältniſſes Gegenſtand manchen Geſpräches und mancher Berathung.

An der Spitze der Burſchenſchaft ſtand Horn aus Mecklenburg. Auch mit dieſem verknüpfte Berthold bald ein engeres Band der Freundſchaft, und ſo ſah er ſich nicht lange nach ſeiner Ankunft zu Jena ſchon mit an der Spitze und mitten im vollen Leben und Streben, Werden und Wachſen jener mehr und mehr Boden gewinnenden Verbindung.

Der empfangenen Eindrücke voll, ergriff Berthold in einem ſchönen Erglühn des Gemüthes die Feder, und ſchrieb an den väterlichen Freund:

„Noch kann ich Ihnen, Hochverehrteſter, Inniggeliebteſter, nichts von mir ſagen, als daß eine ſanfte wohlthuende Wärme und ein Wachſein aller hohen edlen Gefühle meine ganze Seele füllen. Zur guten Stunde, zur beſten Zeit kam ich nach Jena. Erinnerung an die noch naheliegende große Vergangenheit wurde lebendig wach gerufen; alte Kameradſchaft wurde erneut, Kampfgenoſſen im freudigen Wiederſehen warm an die Bruſt gedrückt. Eine ſchwärmeriſche Begeiſterung geht durch die academiſche Jugend, durch Jena's Burſchenſchaft.“

„Die Roheit weicht der Sitte, die Sitte adelt den Frohſinn, und der Frohſinn ſtählt das männliche Bewußtſein. Vaterlandsliebe, Ehre und Freiheit! das iſt der heilige Dreiklang, dem wir mit frommem Gefühle lauſchen, das iſt der Oriongürtel mit ſeiner Sternendrei, zu dem wir hoffend, gläubig und vertrauend aufblicken, das iſt der Zauberkreis, in dem wir als Magier ſtehen, um den Hort deutſcher Einheit aus den Tiefen herauf zum Lichte zu beſchwören, darin er noch verborgen liegt. Und weiter und weiter dieſen Kreis zu ziehen über alle Hochſchulen Deutſchlands, über alle reinen Jünglingsherzen, bis zum Nord- und Oſtſeeſtrande, bis zu den blauen Wogen Adrias, das iſt unſer Ziel, unſre Aufgabe. Und dieſes Ziel zu verfolgen, ſoll Aufgabe auch meines Lebens werden. Ich werde fleißig ſtudiren, um den Ernſt der Wiſſenſchaft zu meinem Schilde und meiner Wehr zu machen.“ —

Dem wiſſenſchaftlichen Streben Bertholds öffneten ſich die Hörſäle eines Fries, Kieſer, Luden, Oken, und ſo ſchwand ihm zwiſchen Studien und dem Bewegen in heitern academiſchen Geſelligkeitskreiſen ſchnell der Reſt des Jahres 1815 dahin. Beſonders zog ihn der ſanfte Fries an, der die Wärme ſeines edlen und milden Geiſtes mit einem Vaterherzen auf ſeine Schüler überzutragen verſtand; Luden öffnete mit geweihten Prieſterhänden das Allerheiligſte der Geſchichte ebenſo, wie Oken das Allerheiligſte der Natur mit philoſophiſchem Scharfſinn öffnete, und es mit dem hellen Strahle einer poeſiedurchglühten Philoſophie überflammen ließ. Kieſer aber ließ Einblicke thun in des Geiſterreiches geheimnißvolle Tiefen und jene wunderſamen Naturkräfte, an welche unbedingte Hingabe bedenklich und nicht anrathbar erſcheint, während vom Mohnſaft ihres Zauberbechers leiſe und vorſichtig genippt zu haben, unſerer Erkenntniß eine eigenthümliche Befriedigung gewährt.

Der Sinn, welcher Lehrer und Schüler erfüllte, war ein männlicher, einheitlicher, für das Vaterland begeiſterter und begeiſternder. Daher auch in den Zeitſchriften, welche damals als Organe dieſes Sinnes und Geiſtes und gediegener Wiſſenſchaftlichkeit erſchienen, in der Iſis, in der Nemeſis, im Volksfreund, im Oppoſitionsblatt manch ernſtes, mahnendes Wort, mancher freimüthige Tadel über politiſche Richtungen, die dem Geiſte der Zeit nicht entſprachen und weder die rings erwachten Forderungen erfüllten, noch den in Noth und Bedrängniß gegebenen Verheißungen Wort hielten.

Noch hatte auch der weitverbreitete Tugendbund, jene eigenthühmliche Männervereinigung zur Pflege deutſcher Sitte, Wehrhaftigkeit, Wiſſenſchaftlichkeit und Treue volle Geltung, obſchon derſelbe der Form nach ſeine Auflöſung gefunden, und es waren in ihm nicht blos gereifte Männer, es waren auch würdig befundene Jünglinge ihm zugetheilt, namentlich aus den Schaaren der Freiheitkämpfer. Was auf der einen Seite der Entfaltung des deutſchen Staatslebens förderlich war mit allen Kräften, mußte dieſem aber allgemach feindlich gegenüber treten, weil dieſe Entfaltung nicht recht zur Erſcheinung kommen wollte, und ſtatt der Politik lebenvollen Fortſchrittes, die Politik ſtarren Stillſtandes Geltung gewann, was die Keime zu ſo mancher nachherigen trauervollen Irrung und Wirrniß am Baume des Vaterlandes hervorbrechen ließ.

Wieder kam für Jena ein feſtlicher Tag, die Friedensfeier am 18. Januar 1816. Stadt und Univerſität begingen ſie gemeinſchaftlich in ſchöner Eintracht. Der academiſche Senat und alle Profeſſoren verſammelten ſich am Morgen des Tages im Senatszimmer des Collegiengebäudes; die Burſchenſchaft ordnete ſich vor demſelben, der Landſturm ſtellte ſich an geeigneter Stelle auf, und wieder bewegte ſich, nur ungleich pomphafter als am letzten 18. October, durch Jena's Straßen der Feſtzug.

Drei Pedelle einer voran als Marſchall, eröffneten den Zug, angethan mit den langen Scharlachtalaren, in der einen Hand den Hut, in der andern das ſilberne Scepter tragend. Hinter ihnen ſchritt der Prorector der Univerſität, Profeſſor Seidenſticker im reich mit Hermelin verbrämten Purpurmantel, in der Hand das purpurne Barett, unter dem Purpur ſchwarze Feiertracht. Dieſem folgten die vier Decane in gleicher Weiſe geſchmückt, nur daß eines jeden Talar die Farbe der Facultät zeigte, welcher er vorſtand. Den

Decanen ſchloß ſich der Magiſtrat an, und dieſem die ſämmtlichen Profeſſoren.

Schon dieſer Zug war imponirend und höchſt würdevoll. Aber nun folgte, in dem einfachen ernſten und doch ſchönen Feierkleid der Burſchenſchaft dieſe Verbindung Paar um Paar. An den Studentenzug reihte ſich der des Landſturmes und ſo entwickelte ſich eine große Menge der Theilnehmenden. Die Züge bewegten ſich durch die Collegiengaſſe über den Markt hin. —

Im Unterzimmer eines Hauſes, der ſogenannten Knabei, an welchem jene vorbeigingen, ergötzte ſich eine Anzahl nicht in der Verbindung befindlicher Studenten lachend und lärmend; ſie gehörten einer geſchloſſenen Geſellſchaft an, die Sitz und Verſammlungsort in der Roſe hatte, heute aber hierher gekommen war, um den Burſchen-Zug mit anzuſehen und ſich über ihn luſtig zu machen, obwohl manche von ihnen doch nicht ohne Neid- und Scheelblick auf die ſtattliche Zahl der Verbündeten hinſah, die eines Sinnes und Geiſtes jetzt mit feierlichem Ernſt ſich dem Gotteshauſe zuwandte.

„Wie ſich die platten Burſche freun!“ höhnte betonend ein baumlanger Renommiſt, der Curone von Morenberger, im tiefen Bierbaß, und bließ mächtige Dampfwolken aus ſeiner bunt umquaſteten Pfeife.

„„Gut dreſſirte Roſſe zu Philiſterparaden und Cavalcaden!““ ſpottete ein andrer, ein Livländer von kleinem gedrungenen Bau mit ſlaviſcher Geſichtsbildung.

„Schund und Schofel!“ fügte ein ſpindeldürrer Baron aus Meklenburg mit ſchnarrendem Accent verächtlich hinzu. „Seht nur wie das ſo fromm und altweiberlich daher proceſſirt — in die Kirche! Das wollen flotte Burſche ſein! Pietiſten ſind's! Pflaſtertreter und Kümmeltürken!“

Berthold ging neben Nino, er hörte den frechen Tadel jener Studenten, warf einen flammenden Blick zu dem offnen Fenſter hinauf, aus denen ein Theil der Geſellſchaft ſich in Hemdsärmeln und mit überlangen Tabakspfeifen, mit bunten, lang bequaſteten Mützchen bedeckt, weit heraus gelegt hatte, ſcheinbar um die Kälte des Monats zu verſpotten, eigentlich aber, um Nichtachtung am Feſte darzulegen.

Da rief der zum Fenſter herausſehende Morenberger einem mit im Zuge dicht hinter Berthold ſchreitenden Burſchen laut zu: „Proſt Roes! Komm hernach auf die Roſe, wenn euer Ulk vorbei iſt!“

Der angeredete Burſche im Zuge war ſchon ein bemooſtes Haupt, ein Inventar, mochte dreiſſig Jahre zählen, ſeine Haltung war ſtattlich und imponirend, ſein Kopf dick, das Geſicht breit und die Züge flämiſch.

„Wohl, wohl, ich komme ſchon!“ rief Roes in ausländiſchem Dialekt, welcher den Holländer verrieth, jenem hinauf.

Befremdet wandten ſich mehrere der vor ihm Gehenden nach Roes um; er blickte aber jeden ſo trotzig und herausfordernd an, mit einer gewiſſen Ueberlegenheit, die ſich auf ſeine Jahre und auf ſeine überkräftige äußere Erſcheinung zugleich ſtützte, daß Keiner etwas äußerte, obſchon mancher verwunderte Blick ihn tadelnd genug traf.

„Wer ſind denn jene Herren?“ fragte Berthold ſcharf ſeinen Nebenmann Rino. „Sie ſcheinen Renommage an Tag legen zu wollen.“

„„Es ſind Roſeiſten,““ beantwortete Rino dieſe Frage: „„die uns nichts angehen. Sie gehören zu einem Kneipgelag auf der Roſe. Jener Mittlere mit dem Slawaken-Geſicht iſt derſelbe, den ich bei einer Paukerei ohnlängſt, als ich und er ſecundirten, einen Augenblick um ſeine Feile bat, und der mir die höniſche Frage entgegen warf: Hat denn die große Burſchenſchaft nicht einmal eine kleine Feile? wofür ich ihn geſtürzt und gehörig ausgeſchmiert habe!“

„Die ganze Roſeïſtenſippſchaft iſt aus Ariſtokraten zuſammengeſetzt“ — warf ein anderer Nebenmann, der tüchtige Turner Maßmann in das Geſpräch: „ſie ſchauen höniſch auf unſre gemüthliche

Weiſe, die ihnen läppiſch dünkt, und dünken ſich wunderklug in ihrer Sonderbündelei."

„„Hier geht auch ein Roſeiſt, und kein Ariſtokrat!"" brummte hinter den Sprechenden der vorhin Angeredete unwillig und ſo laut, daß es gehört werden ſollte.

„Nun jede Regel hat Ausnahmen!" verſetzte Maßmann mit einem ſpöttiſchen Lächeln: „ich meine nur unſre deutſchen Landsleute, von denen verlange ich Sinn für das Vaterländiſche, und vom Ausländer Achtung der deutſchen Art und Sitte."

„„So?"" fragte Roes zurück. „„Gelten Dir Liven und Curonen nicht als Deutſche?""

„Wollte Gott, ſie wären es in That und Wahrheit, mit dem Herzen, wie ſie es dem Namen nach ſind, und ihr Niederländer dazu!" — war die Antwort. „Erhübe ſich doch aus ſeinem verzauberten Palaſt der alte Rothbart, und erſchüfe uns das alte Reich in ſeiner Herrlichkeit und Größe, nähme dem Fremdland alle von Deutſchland abgeriſſenen Fetzen wieder!"

„„Würd' ihm auch ſchwer werden, würd' auch nicht ſo ſchnell gehen!"" zweifelte Roes, worauf aber ſein Gegner mit einem zürnenden Blick entgegnete: „Ha, ich wollt' ich hätte gleich jetzt die Kaiſerchronik zur Hand, da wollt' ich dir eine Stelle zeigen, welche lautet: In dem heiligen Land, da ſprach der Kaiſer: iſt daß uns Gott mit Lieb hilft über das Meer und daß uns des Landes nur als breit wird, daß wir unſer Roß gewenden mügen, und unſer Swert mügen zucken, ſo getrauen wir mit Gottes Genaden wol, wir betwingen mehr Landes, denn wir vor gehabt haben. — Und ſo Einer, ſo ein Kaiſer muß kommen und wird kommen.“ —

Der Zug bewegte ſich weiter über das Kreuz nach der Stadtkirche. In dieſer waren über den Stufen zum Taufſtein Sitze bereitet für den Prorector, die Decane und Profeſſoren. Im weiten Raume hinter ihnen bis zum Altar ſtand die Burſchenſchaft. Der Gottesdienſt währte ziemlich lange, dann bewegte ſich der Zug zur Begleitung der Häupter und Lehrer der Univerſität nach dem Collegiengebäude zurück, von wo aus die Burſchenſchaft wieder auf den Markt zog, und ſich in ein großes Viereck aufſtellte, in deſſen Mitte die Führer und ein Sängerchor aus Studenten traten. Mehrere Profeſſoren kehrten jetzt aus dem Collegienhaus über den Markt nach ihren Wohnungen zurück, unter ihnen der alte Gabler. Jetzt erhob ſich feierlicher Geſang eines für die Feſtlichkeit gedichteten Liedes nach der Choralmelodie: Nun danket alle Gott. Es war ein erhebender Moment, voll Ernſt, voll Würde, voll tiefer Bedeutung. Manchem Vaterlandsfreund mochte die Frage ſich aufdrängen: Wie lange wird dieſer Friede dauern, deſſen Abſchluß wir heute feiern? Und wird nach den lange dauernden Stürmen des Krieges das arme Vaterland die Früchte ſeiner ungeheuern Opfer ärnten, wird ihm werden, was ihm verheißen worden, freie volksthümliche Verfaſſungen in allen Einzelſtaaten? — Viel Wichtiges gab dieſer Tag zu bedenken.

Als der Geſang verhallt war, nahm der alte Geheime Kirchenrath Gabler das Wort, dieſer treffliche Denker, und ſprach, ſelbſt bewegt von freudiger Rührung, in kurzer, aber gehaltvoller und tief ergreifender Rede zur Burſchenſchaft. Alles Hohe und Wichtige, was die Gegenwart dem wachen Geiſte zur Anſchau bot, wob er hinein, wobei dem ehrwürdigen Greiſe die hellen Thränen über die Wangen rollten, und bewegte mit ſeinen Worten jedes Herz.

Ein folgender Tag brachte eine neue Feier. Burſchenſchaft und Landſturm, dieſer unter Schweitzers Anführung, zogen vereinigt nach jener Brandſtätte, welche noch vom Jahre 1806, das den Namen Jena's auch in der Kriegsgeſchichte verewigte, der traurigen Erinnerung heilig war. Dort ſtellten ſich die verſchiedenen Züge auf, die Burſchen vor dem Timlerſchen Hauſe, der Landſturm mit dem Rücken gegen die Leutragaſſe. Es war Großes und Schönes im Werke.

Als die Züge ſtanden, erhob ſich rauſchender Tuſch der beiderſeitigen Muſikchöre, in eine Ehrenbegrüßung übergehend, und ein vielhundertſtimmiger Jubelruf.

Weißgekleidete Jungfrauen, mit Eichlaubkränzen geſchmückt und mit ſchwarzrothgoldnen Schärpen, traten aus einem großen Hauſe, ihnen folgten zwei edle Mädchengeſtalten, in voller Jugendblüthe und Schönheitfülle, Fahnenträgerinnen. Zu den Führern des Landſturms wandte ſich die eine, zu jenen der Burſchenſchaft die andre, Antonie, die weitgefeierte Schönheit, eines Profeſſors Tochter, die mit der herrlichen äußern Erſcheinung der Weiblichkeit höchſte Würde, des Geiſtes edelſte Bildung vereinte.

Sie nahte Horn, dem Haupte der Burſchenſchaft, der von den Führern Berthold, Rino und Andern umgeben ſtand, mit ihren Begleiterinnen, während andere Jungfrauen die Fahnenträgerin Wilhelmine, eines wackern Bürgers hochgeachtete Tochter zu dem Führer des Landſturms begleiteten, und ſprach mit vollem Wohllaut einer klangreichen Stimme dieſe Worte:

„Deutſche Brüder! Jena's Frauen und Jungfrauen widmen Euch am heutigen bedeutungvollen Tage, dieſe Fahne in den Farben Schwarz, Roth, Gold. Sie ſoll euch voranziehen an ſchönen und erinnerungreichen Tagen, bei jeder wichtigen, hohen und frohen Feier. Sie ſoll Jena's Burſchenſchaft ein Panier ſein der Ehre, der Treue, der Vaterlandsliebe. Wer unter dieß Banner ſich ſtellt, weihe ſeine vollſte Liebe dem Vaterlande, der Wiſſenſchaft, dem Recht und edler Sitte. Traget und führt dieſe Fahne unentweiht, und möge ſie ſtets eine academiſche Jugend um ſich gereiht erblicken, auf welche das deutſche Vaterland mit gerechter Hoffnung ſieht, und die jede ſolche Hoffnung und Erwartung erfüllt. Jena's Frauen und Jungfrauen rufen durch meinen Mund: Es wachſe, es blühe, es lebe Jena's Burſchenſchaft!" —

Voll tiefen Ernſtes nahm der Ehrenträger Horn das Wort der Erwiderung, indem er ſprach:

„Dieſes hochwerthe und hochherrliche Geſchenk, welches Jena's edle Frauen und Jungfrauen der Burſchenſchaft widmen, empfängt unſere deutſche Verbindung mit dem innigſten und gerührteſten Danke. Des heutigen Tages hohe Bedeutung, von der Erinnerung an glorreiche Siege des deutſchen Volkes geheiligt, wie das Sinnige und Innige dieſer reinen Feſtgabe aus den reinſten Händen, das Gefühl, welches unſer Aller Bruſt durchdringt, alles wirkt ſo übermächtig auf mich ein, daß dafür der volle Ausdruck in Worten mir mangelt. Ja, edle deutſche Frauen, ein Panier für Ehre, Freiheit und Vaterland ſoll unſerer Burſchenſchaft dieſe Fahne ſein, ein heiliges Panier, das uns zu geiſtigen Siegen führt, zum Siege über alles Unedle und Gemeine, Rohe und Schlechte, zum Siege der Wiſſenſchaftlichkeit und des Fleißes, zum Siege über Zwieſpalt und Uneinigkeit durch Einheit und ächte Volksthümlichkeit. Ich faſſe dieſe Fahne, ich ſpreche feierlichen Dank aus, Jena's edlen hochherzigen Frauen und Jungfrauen im Namen von Jena's Burſchenſchaft, und bringe Ihnen und allen hochverehrten Spenderinnen ein feuriges Lebehoch!“

Ein Jubelruf, der nicht enden wollte, und dem jener des Landſturms ſich einte, der in gleicher Weiſe ſeine Fahne dankend empfing, umbrauſte die Jungfrauen und während Horn dem Fahnenträger, Reithart, die Fahne übergab, und jene ſittig aus dem Kreiſe ſchritten, hallte feierlich der Geſang des Heldenjünglings Theodor Körner:

„Wie wir ſo treu beiſammenſtehn,
Mit unverfälſchtem Blut,
Der Feierſtunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich raſch zum Liede fort,
Zum Harfenſturm hinaus;
Im Herzen lebt ein kühnes Wort,
Was gilt's ich ſprech' es aus!

Die Zeit iſt ſchlimm, die Welt iſt karg,
Die Beſten weggerafft,
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch Muth, wenn auch die Tyrannei
Die deutſche Flur zertrat,
In vielen Herzen fromm und treu
Keimt noch des Guten Saat —
Keimt noch des Guten Saat.“

„Und noch regt ſich mit Adlers Schwung
Der vaterländiſche Geiſt,
Und noch lebt die Begeiſterung
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zuſammenſtehn
In Luſt und Lieb getaucht,
So wollen wir uns wiederſehn,
Wenn's von den Bergen raucht.
Dann friſch, Geſellen, Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir ſie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeſchwemmt. —
Und du, im freien Morgenroth,
Zu dem dieß Hochlied ſtieg,
Du führ' uns, Gott, wär's auch zum Tod,
Führ' nur das Volk zum Sieg!
Führ' nur das Volk zum Sieg!“ —

Mit einem ſchwärmeriſchen Blick folgte Rino's Auge den Schritten Antoniens, als dieſe in Mitte ihrer Ehrenbegleiterinnen ſich entfernte, und ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß mit freundlicher Würde erwiedert hatte. Berthold nahm des Freundes innere Bewegung wahr, und flüſterte ihm zu: „bei Gott, dieſe Maid iſt ſchön.“

„„Oh, und eine Seele! Berthold, eine Seele!““ erwiederte Nino begeiſtert, doch leiſe. „„Ein verkörpertes Ideal — aber, gleich einem ſolchen, auch zu hoch und unerreichbar.““

Es folgte nun die Pflanzung einer jungen Eiche auf die erwähnte Brandſtätte, und als dieſer junge Baum feſt im Boden ſtand, erhob Berthold ſeine Stimme und hob in gehaltvoller Rede die Bedeutung dieſer ſymboliſchen Handlung würdig hervor.

„Wie dieſe junge Eiche“ ſo ſprach er unter Anderm: „ein Sinnbild iſt deutſcher Kraft, deutſchen Weſens, ſo iſt auch die deutſche Freiheit zwar gepflanzt worden nach großen Siegestagen, in den heiligen Boden, der mit deutſchem Heldenblute geweiht und gefeit ward, aber ſie iſt noch nicht feſtgewurzelt und noch nicht vollbelaubt, dieß muß der Zukunft vorbehalten bleiben, und in dieſer Zukunft der Pflege treuer Gärtner. Und dieſe Gärtner ſollen und wollen wir ſein! Wie wir hoffen, daß der Baum, den wir pflanzen, wurzle und wachſe, erſtarke und neue Zweige treibe, ſo ſoll er auch durch unſern Bruderbund, durch unſre Pflege und durch treue deutſche Geſinnung erwachſen und erſtarken zum Nationalbewußtſein im Boden volksthümlicher und männlich freier Geſinnung. Ihr aber, ihr hohen Vorbilder, ihr Heldenkämpfer und Heldengeiſter des deutſchen Volkes, ihr Kämpfer für die Freiheit, leitet uns auf richtigen Bahnen und leitet alle unſre Brüder, die noch auf dunklen Pfaden irren, zum Lichte wie zur Freiheit, zur Liebe wie zur Treue! Du Hermanns, des Cheruskers Geiſt, Du Huttens Geiſt, Du Luthers Geiſt! Wollt nimmer von uns weichen!“ —

„„Wollt nimmer von uns weichen!““ — fielen die vereinten Chöre mit der zweiten Strophe von Schenkendorfs ſchönem Liede: „Wenn Alle untreu werden,“ feierlich ein.

„Wollt nimmer von uns weichen,
Uns immer nahe ſein!
Treu wie die deutſchen Eichen,
Wie Mond- und Sonnenſchein!
Einſt wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn;
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Reue hin.“

„Es haben wohl gerungen
Die Helden dieſer Friſt
Und nun der Sieg gelungen
Uebt Satan neue Liſt;
Doch wie ſich auch geſtalten
Im Leben mag die Zeit,
Du ſollſt mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit!“

„Ihr Sterne, ſeid uns Zeugen,
Die ruhig niederſchaun,
Wenn alle Brüder ſchweigen
Und falſchen Götzen traun;

Wir woll'n das Wort nicht brechen
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n predigen und ſprechen
Vom Kaiſer und vom Reich.“ —

So lebte und loderte, flammte und ſprühte die Begeiſterung für ein einiges, großes, freies und glückliches Deutſchland im Gemüthe deutſcher Jugend. Aber ach, wie manche heldenherrliche Hoffnung hat das Geſchick in der Blüthe gebrochen! Selbſt an jener ſo feierlich gepflanzten Eiche, dieſem ſchönen Symbol, ward des Zeitgeiſtes Tücke ſymboliſch offenbar, denn — ſie erwuchs nicht, ſie erſtarkte nicht, ſie ſchoßte nicht und ſproßte nicht, ſie wurde von Bubenhänden ſo lange geſchädigt, bis ſie völlig einging. —

Neben den ſchönen und erhebenden Gefühlen, welche dieſe gemeinſamen Feierlichkeiten in der Burſchenſchaft hervorriefen, gab ſich aber auch in ihr ein Unwille kund, den nur die Feſtfeier zeitweilig zu unterdrücken vermochte, und der den Schatten zu dieſem lichten Sonnenbilde abgab. Es war der Unwille gegen die Roſeiſten und deren ſo offene Verhöhnung.

Die Mißſtimmung gegen den Studentenkreis auf der Roſe bedurfte ohnehin keines neuen Anſtoßes. Diejenigen ſeiner Mitglieder, welche auch der Burſchenſchaft angehörten, meiſt aus adeligen Ausländern beſtehend, hatten bereits ſich einzelnen Beſchlüſſen des Vorſtandes der Burſchenſchaft zu widerſetzen verſucht, wollten den Ausſchuß aufgehoben wiſſen, welcher doch ſo weſentlich zum Wohlgedeihen innerer Feſtigkeit war, und verlangten daß alle Beſchlüſſe des Vorſtandes unmittelbar der ganzen Burſchenſchaft zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden ſollten. Die Abſicht, die jener Geſellſchaft zum Grunde lag, war leicht zu durchſchauen. Sie wollten ſelbſt als Mitglieder des Vorſtandes einrücken, und namentlich ihr Haupt, Roes, an die Spitze bringen, wozu dieſen alten Studenten, welcher bereits das neunte Jahr auf Hochſchulen zubrachte, überall mit dem Conſilium oder der Relegation beehrt worden, dabei aber ein ausgezeichneter Hieb-Fechter und Piſtolenſchütze war, ſein Anſehen und die Popularität, welche er genoß, auch vollkommen zu berechtigen ſchienen. Aber daran war nun nicht zu denken; jene beleidigenden Worte, an Roes gerichtet, und von dieſem nicht abgefertigt, gingen von Mund zu Mund. „Iſt ein frommer Zug chriſtlicher Brüder nach der Kirche an einem hehren Feſttag dieſen Menſchen ein Ulk? Was wollen dieſe Ariſtokraten? Wollen ſie mehr ſein, als wir?“ ſo ward vielfach die Frage aufgeworfen. Mit den wegwerfenden Ausdrücken: Schund, Schofel, Pflaſtertreter und Kümmeltürken beſonders war ein arger Verſtoß gegen die academiſche Gleichberechtigung begangen worden, der letztere traf nach der Burſchenſprache alle Eingebornen des Landes und der Stadt, und alle wenig Bemittelten. Da unter vielen der Letztern auch der Bildungsgrad nicht eben über hohe und weite Sphären ſich erſtreckte, ſo ward dadurch um ſo mehr in den untern Schichten der Burſchenſchaft der Unwille genährt, und äußerte ſich immer lauter und drohender. Um nun unangenehmen Auftritten vorzubeugen, zugleich aber auch den Roſeiſten zu zeigen, daß man nicht geſonnen ſei, ſich Unwürdiges bieten, und namentlich arme Studenten ihrer Armuth halber mit Schimpfworten belegen zu laſſen, traten Vorſtand und Ausſchuß zu einer Berathung zuſammen.

Auch Berthold war mit ſeinem engverbundenen Freund Rino in den Ausſchuß gewählt worden, und drang mit Ernſt auf ſtrengſte Rüge oder blutige Rechenſchaft. Roes wurde vor den verſammelten Vorſtand und Ausſchuß gefordert. Er erſchien in alle der eingebildeten Hoheit ſeines Weſens und mit der übermüthigen Sicherheit, mit der ein ſtarker Knochen- und Muskelbau zuweilen Einzelne beglückt.

Roes wurde aufgefordert, die Geſetze der Roſengeſellſchaft mitzutheilen, und deren Mitglieder namhaft zu machen, worauf er erwiederte: „Geſetze hat die Roſen-Geſellſchaft keine, und zur Nennung der Namen ihrer Mitglieder erachte ich mich nicht verbunden.“ Damit machte Roes kehrt, und verließ mit ſporenklingenden Schritten ſtolz das Verſammlungszimmer, nachdem er mit einem herausfordernden und ſtrafenden Blick die Verſammlung überflogen.

Am Abend deſſelben Tages, an welchem nun der Vorſtand der Burſchenſchaft ohne den Ausſchuß lebhaft hin und her berieth, was auf dieſe Antwort erfolgen ſolle, und endlich zu dem Beſchluß kam, über Roes den unwiderruflichen Verruf auszuſprechen, erfolgte auf der Oelmühle eine Gnoten-Holzerei,*) bei welcher Roes mit ſeinem renommiſtiſchen Anhang alleinig betheiligt war, und dabei alle Lorbeeren eines bewährten Raufboldes ärntete, wodurch ein ſolcher ſich bei einem nicht kleinen Theil der Studentenwelt ſonſt in Reſpect ſetzte. Gleichwohl brachte der Vorſtand ſeinen Beſchluß an den Ausſchuß und an die ganze Burſchenſchaft.

Ein ſolcher Act, der die Form eines ſtudentiſchen Ehrengerichtes annahm, war nicht ohne Intereſſe. Die Verſammlung war zahlreich beſucht, aber nicht in froher Stimmung, vielmehr in einer unbehaglichen und gedrückten, die gar ſehr abſtach gegen jene, welche bei der kürzlichen Feſtfreude vorgewaltet hatte.

Riemann war Sprecher. Der Ausſchuß hatte den Vorſchlag des Vorſtandes, den unwiderruflichen Verruf über Roes zu verhängen, gebilligt, weil Jener ſich einem Geſetze, das er ſelbſt mitgegeben, nicht fügen wolle, und der Sprecher verlas den Antrag. Alle hörten lautlos zu, ernſt und gedankenvoll, durch manche Bruſt zuckte es wie ein Wehegefühl. Roes war zwar von Wenigen geliebt, aber doch von Manchem geachtet, von Vielen war er gefürchtet und man hatte ſich daran gewöhnt, in ſeinen Kreiſen ihn mehr herrſchen und ſich überordnen, als gehorchend ſich unterordnen zu ſehen.

---

*) Gnoten, Geneten, Genoſſen, Handwerksgenoſſen.

Der Sprecher ſchwieg. — Todtenſtille. Noch einmal rief Niemann: „Hat noch Jemand etwas zu ſagen? Wo nicht, ſo ſchreiten wir zur Abſtimmung!“

Da erhob ein Student die Stimme, welcher keineswegs als Freund des Roes gekannt war, und ſprach: „Vorſteher! Nach dem kalten Buchſtaben des Geſetzes habt ihr recht gerichtet, denn ihr ſteht ſelbſt unter dem Geſetze, das Roes verletzt hat; aber an euch wende ich mich verſammelte Brüder, die ihr das Geſetz erſchafft und bildet, richtet nach dem Geſetz in eurer Bruſt! Sehet auch, Wen ihr richtet! Ihr wollt über einen Mann den unwiderruflichen Verruf ausſprechen, deſſen Name faſt auf allen deutſchen Hochſchulen mit hoher Achtung genannt wird, und auf deſſen Ehre kein Flecken laſtet! Sage ſelbſt, Sprecher, was ſagt das Gefühl in Deiner Bruſt! Verdammt es Roes?“

Der Sprecher ſaß ernſt und nachdenkend da, die Hand an der Stirne; langſam erhob er ſich, ſchien Kraft zum Reden zu ſammeln, und ſprach endlich nur mit halbem Laut: „Ja — wenn ſo gefragt wird, muß auch ich ſagen: Keinen Verruf über Roes, er iſt ein wackrer Burſche!"

Dies brachte einen mächtigen Eindruck hervor, Manche murrten mit zornigen Blicken, andre ſtimmten Riemann bei, und nahmen Roes in Schutz.

Da trat der Student Robert Weſſelhöft auf, und ſprach mit kurzen, gewichtigen Worten: „Was ſoll aus der Burſchenſchaft werden, wenn ſie ſich und ihre Geſetze machtlos ins Antlitz höhnen läßt? Roes hat kein Herz für die Burſchenſchaft! Von Anfang ſeiner Hierherkunft an war er bemüht, Jena's einfache Sitten abzuändern, einen fremdartigen Ton bei uns einzuführen. Jenen Ton, der noch auf manchen Univerſitäten herrſcht, aber das Grab guter Sitte iſt und niemals der Ton der Burſchenſchaft werden darf!"

„Zweimal hat Roes den ehrlichen Jenaiſchen Schläger abgelehnt und verſchmäht, und jetzt hat er eine ariſtokratiſche Partei um ſich gebildet, die meiſt aus Adeligen des Auslandes beſteht; mehr als einmal hat er die Burſchenſchaft verhöhnt, der er doch angehört, und zu welcher er nur getreten zu ſein ſcheint um Zwecke der Selbſtſucht zu erreichen. Oder durchſchaut ihr nicht, daß die Roſeiſten ſich und zunächſt Roes an unſre Spitze zu ſtellen ſtreben? Dünkt euch für Roes Auflehnung gegen unſre Geſetze unwiderruflicher Verruf eine zu harte Strafe, wohl, ſo möge ſie gemildert werden, aber Strafe muß ſein, ſonſt fallen unſre Geſetze zuſammen, wie ein Kartenhaus, das Kinderhände bauten.“

Dieſe Worte wirkten — Roes Rolle war in Jena ausgeſpielt. Er wurde mit einem Verweis von der Burſchenſchaft ausgeſchloſſen, und bald darauf drückte er ſich heimlich von Jena hinweg.

So zeigte ſich auch in ihren innern Angelegenheiten der Geiſt der Burſchenſchaft ordnend, bildend und geſtaltend bei dieſer, wie bei andern Gelegenheiten.

Berthold lebte ſich mit Luſt ein in das academiſche Leben; einer der Fleiſſigſten in den Stunden, wo es galt, ſich zu unterrichten, fehlte er dennoch nicht leicht bei den Vorfällen, welche die Allgemeinheit berührten. So ſchrieb er denn auch nach einem Solchen an den befreundeten Pfarrer, dem er vertrauungsvoll ſein ganzes Leben vor Augen legte, und zu ihm ganz in das Verhältniß eines bildungsfähigen und verſtändigen Sohnes zu einem liebevoll berathenden Vater trat:

Jena, am Aſchermittwoch 1816.

Heute, mein väterlicher Freund! muß ich Ihnen einmal recht viel Studentiſches berichten; weiß ich doch, wie Sie mit aufmerkſamem Blick die Lebensgeſtaltung und Entfaltung unſrer Hochſchulen verfolgen und im Auge behalten, und haben Sie mir doch ſelbſt erlaubt, Ihnen auch ſolche Züge mitzutheilen, die nicht eben von geſchichtlicher oder hochwichtiger Bedeutung ſind. Vorgeſtern hatten wir eine Art Studentenkrawall. Bei einer ohnlängſt auf der Oelmühle vorgekommenen Holzerei mit Handwerksburſchen war einem Pedell die Laterne aus der Hand geſchlagen worden, und dieſer hatte einen von uns allen hochgeachteten und lieben Burſchen, N. W., dieſer That vor den academiſchen Gerichten beſchuldigt. Der Angeklagte gab ſein Ehrenwort, nicht jener Thäter geweſen zu ſein, allein dieß wurde nicht angenommen, und unſer Bruder mußte das Carcer beziehen. Alſo die Ausſage eines Pedells hatte höhere Geltung, wie das Ehrenwort eines Studenten. Da ging ein Brauſen des Unwillens durch die Burſchenſchaft. Vormittags kam unſer Bruder auf das Carcer und Nachmittags verſammelten wir uns, zweihundert Köpfe ſtark, auf dem Markt, und zogen von da vor das Haus des Prorectors Danz. Komiſch war es anzuſehen, wie uns, als der Schwarm durch die engen Gäßchen hinter der

Kirche zog, ein Docent begegnete, der ſich flugs in eine niſchenartig gebaute Hausthüre drückte, und ganz ängſtiglich den langen ziemlich lauten Schwarm an ſich vorüber brauſen ließ.

Vor dem Hauſe des Prorectors angekommen, entſandten wir unſre Sprecher; indeſſen öffnete Jener oben ſein Fenſter und rief herunter: „Meine Herren! Solche Aufläufe kann und darf ich nicht dulden! Ich werde mit Ihren Abgeordneten kein Wort wechſeln und ſie nicht anhören, wenn Sie nicht ſofort von meiner Wohnung ſich weg begeben.“ —

Wir rückten in die Straße zurück, und ſo weit die Fronte von des Prorectors Wohnung reichte, blieb dieſelbe frei.

Unſere Abgeordneten kamen zurück; ſie hatten verſprochen, erſt auf dem Markt die Antwort zu verlautbaren. Dieſe ging dahin, daß der academiſche Senat in Pleno für N. W. die Carcerſtrafe beſchloſſen habe, und dieſelbe nur durch gleichen Beſchluß wieder aufgehoben werden könne. Um 4 Uhr Nachmittags ſolle der Senat verſammelt werden. — Jetzt wurden Adreſſen berathen und entworfen, die einen Auszug der ganzen Burſchenſchaft androhten, falls der Gefangene nicht frei gelaſſen werde. Indeß zerſtreuten wir uns, um gegen 5 Uhr wieder auf dem Markt zuſammen zu treffen. Viele blieben auch gleich darauf, und ließen ſich auf Tiſchen und Bänken häuslich nieder, was ein eigenthümliches Bild gewährte.

Um 5 Uhr war faſt die ganze Studentenſchaft auf dem Markt, nicht blos die Burſchenſchaft. Selbſt die geſetzten Ungarn erſchienen in corpore. Es galt die Aufrechthaltung der Geltung und Glaubwürdigkeit des ſtudentiſchen Ehrenwortes, das war es, was dieſer Angelegenheit Wichtigkeit beilegte, nicht blos die Carcerſtrafe unſeres Freundes und Bundesgenoſſen. Auch drohte ihm noch nächſt dieſer Strafe Conſilirung oder Relegation, und das alles auf die unwahre Angabe eines Pedells.

Wir harrten dem Entſchluß des Senats ziemlich lange entgegen, und der Markt hallte von Liedern wider: ſchon war es gegen 7 Uhr — da erſchien aus der Gaſſe hervorwandelnd eine Laterne; der Student D. brachte N. W. geführt, leuchtete ihm ins Geſicht, und nun erſcholl ein lautes Hurrah!

Der Gefangene war auf ſein ihm abgenommenes: Ehrenwort die Stadt nicht zu verlaſſen, bis zur Beendigung der neu zu beginnenden Unterſuchung, frei gegeben worden. Dieſem Ehrenwort nun traute der Senat, jenem aber nicht — was uns ſeltſam genug dünkte. — Neben dieſer ernſten Epiſode des academiſchen Lebens ging Hand in Hand der Scherz, oder er folgte ihr mindeſtens, wie Hanswurſt hinter Tod und Teufel bei den alten Maskenzügen. Dem vorgeſtrigen Montag folgte der Faſtnachtdienſtag, auf welchen eine Art Mummenſchanz verabredet war; ich ſelbſt hatte mich zur Mitwirkung zugeſagt, allein ich änderte meine Abſicht, weil es mir bedenklich und nicht wohlgethan erſchien, gleich nach öffentlicher Darlegung ſo großen Ernstes die öffentliche Poſſe folgen zu laſſen, die man leicht für triumphirenden Hohn nehmen und anders ausdeuten könnte, wie ſie gemeint ſei. Allein die Poſſe ſpielte ſich luſtig ab, für mich hatte ſich ein Erſatzmann bald gefunden, und ich will ſie Ihnen beſchreiben, da ich nicht unterließ, derſelben als Zuſchauer beizuwohnen.

Das Stück ſpielte auf offener Straße; es war betitelt: Ritter Carl von Eichenhorſt. Ein Trompetenſtoß gab das Zeichen zum Anfang. Aus dem Fenſter eines Hauſes neben Scheibens Apotheke legte ſich, einen Pappehelm auf dem Kopf, der Student W. W. und zitirte mit Stentorſtimme Bürgers Strophe:

„Knapp ſattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh erreite!
Es wird mir hier zu eng im Schloß,
Ich will, ich muß ins Weite!“

Sogleich kam aus dem nahen Mühlgäßchen der Student M. von etwas unterſetzter Statur in einem Bauerwams, mit kurzen Lederhoſen, blauen Strümpfen und Schuhen auf einem magern Philiſterklepper, ein ächter deutſcher Sancho Panſa, hervor geritten, und führte eine edle Roſinante am Zaum. Beide Roſſe waren vom Chocoladier A. geborgt. Jetzt erſchien Ritter Carl in der Hausthür in ſeiner Rüſtung von Pappendeckel und ſchwang ſich in den Sattel. Weder er noch ſein treuer Knappe konnten reiten, aber beide machten ihre Sache zum Verwundern ſchön. Sie wandten ſich nach der Hofapotheke hin, welche Gertrudens Schloß Hochburg vorſtellte, da ſtürzte der Student G. T. als Zofe verkleidet heraus, überreichte Ritter Carl einen großen blau umwundenen Faßreifen, und recitirte laut, doch fiſtulirend, und bisweilen in den Baß hinabſchnappend, die bekannte, langathmige Botſchaft, und begleitete das:

„Geh, meld' ihm, daß ich ſterben muß!
Rief ſie mit tauſend Zähren"

mit manchem lautſchluchzenden Huhuhu — ſo daß ein donnerndes Gelächter von Seiten der Zuſchauerſchaft losbrach.

Ritter Carl ermangelte nicht, nach abgehörter Botſchaft das dargebotne „Wehrgehenke," welches der blaue Reif vorſtellte, anzunehmen und umzuhängen und perorirte nun mit lauter Stimme ſeinerſeits die emphatiſche Antwort. Hierauf reichte ihm ſein Knappe einen vom Klempner gekauften nagelneuen Blechtrichter, welchen er als „ſein Silberhorn" mächtiglich tutend erſchallen ließ, worauf mehrere Reiſige aus verſchiedenen Straßen auf Steckenpferden herbeitrabten, welche ſeine Vaſallen vorſtellten, und denen er in die Ohren ſchrie:

„Wohlauf! Wohlan, ſeid fertig
Und meines Horns gewärtig!“

Dabei zeigte er mit einer Geſte auf ein ebenfalls umgehangenes großes Trinkhorn — und umritt hierauf mit ſeinem Knappen mit Noth und Mühe einige Male den Markt, gefolgt von ſeinen Mannen, bis er wieder vor die Hofapotheke kam, an welche indeß eine Leiter angelehnt worden war, und auf deren Dach, die Nacht anzudeuten, ſechs Schlotfeger- und Stiefelwichſerjungen mit auf Bohnenſtangen geſteckten Sternen von Silberpapier ſaßen. Ein langgezogner Ton auf dem Trichter, und ein Hinaufruf:

Ho Täubchen ho, da bin ich ſchon!
Riſch, auf Dich angezogen!

Darauf erſchien Trudchen, Student D. in einer abſcheulichen Dormeuſe, zu deutſch Schlafhaube, oben am Fenſter fiſtulirend: „Ach nein du Herzens-Carl, ach nein!“ — und ſo wickelte der herzbrechende Dialog unter unaufhörlichem Gelächter ſich ab; endlich ſtieg Trudchen aus dem Fenſter auf die Leiter, fiel in Ritter Carls Arme und es wurde nun von dem Liebespaare zu allgemeiner Ergötzlichkeit die Strophe:

Ach was im Herzen, Mund und Bruſt,
Mit Rang und Drang, voll Angſt und Luſt,
Belauſchten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

pantomimiſch abgeſpielt.

Das arme Roß Ritter Carls knickte faſt zuſammen, als nicht ohne Mühe das etwas wohlbeleibte Trudchen zu Ritter Carl hinauf gehoben ward, worauf abermals ein Ritt um den Markt unter brauſendem Halloh erfolgte.

Jetzt hörte man von der Hofapotheke her verſchiedene Nachtwächter- und andere Lärmhörner gräulich genug erſchallen, und die Stimme des alten Freiherrn donnernd rufen:

Heraus mein Sohn von Pommerland!
Sitz auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut iſt Dir geſtohlen,
Fort fort! ſie einzuholen.

Gleich darauf ritten Plump von Pommerland und der alte Reichsbaron von Hochburg, letzterer in einer Flachsperücke, beide mit weißen hohen Schlafmützen, dem Entführer und der Entführten nach, welchen einige Knappen zu Fuß folgten.

Bald erfolgte der Kampf, Plump, der ſeinen Rücken und Kopf vorſorglich gut mit Polſtern verſehen hatte, plumpte mit ſchrecklichem Fall mitten in eine Pfütze; wieder ließ Carl ſein Trichterhorn erſchallen, die Knappen kamen, die Worte, die das Gedicht enthält, wurden gewechſelt; Trudchen ſpielte außerordentlich natürlich, der Freiherr warf ſein Haupt herum, wieß den krauſen Nacken und auch noch ein Sonſtiges, wobei er ſich die „dunkelrauhen Backen“ nach des Gedichtes Vorſchrift zu reiben, keineswegs unterließ, und unter unſerm unaufhörlichen Gelächter und mit allgemeinem Beifall erreichte das Stück ſein Ende.

Hier haben Sie ein Pröbchen des Humors der heutigen academiſchen Jugend Jena's.

Da die Trauerbotſchaft angelangt war, daß Herzog **Tus** VII. mit Tode abgegangen, mußten wir geſtern nach Lichtenhain ziehen, um der neuen Herzogswahl beizuwohnen. Der Zug war feierlich, Fahnen und mancherlei Inſignien des berühmten Bierſtaates fehlten nicht. Ein großes Lanzenbrechen, ein in der Geſchichte des Herzogthums Lichtenhain denkwürdiger Wettkampf fand ſtatt, es ſiegte der Meininger B. ein Mediciner, und wurde alsbald feierlich als **Tus VIII.** ausgerufen, auf ſeinen Thron, einen alten wacklichen Grosvaterſtuhl, erhoben, und geruhte nun ſelbſt höchſtgnädig ſeine Reichswürden zu vertheilen. Da regnete es Würden aller Art, Prinzen, Reichsverweſer und Miniſter. Hofkinderſchulmeiſter wurde ein Landsmann des neuen Herzogs, der lange P.

genannt Klappenbach. Ein Student wurde ſogar Herzogin. Dieſer Regent Tu▪ VIII. iſt völlig ſouverain, er hat keine Landſtände und Kammern, ſondern blos „Stübchen," wobei er ſich ſammt ſeinem Staate vortrefflich wohl befindet. Die Hofzeitung wurde vorgeleſen; ſie berichtete anſpielend über das Project der Annahme des Titels Großherzog von Lichtenhain, über Einrichtung eines Habichtordens, über die glückliche Unterdrückung einer Bauernrebellion, und verbreitete ſich zuletzt über das neueſte glorreiche Ereigniß der Statt gefunden habenden Herzogswahl Tu▪ VIII. Der Hofpoet und Meiſterſänger leierte ein ſchönes Carmen ab, das uns Lachthränen entlockte.

Heute Nachmittag wird der neue Herzog mit ſeinem ganzen Hofſtaate, die herzogl. Lichtenhainſchen Fahnen voran, in Begleitung der Ritter des St. Kannenordens und denen des goldenen Fluſſes im vollen Ornat einen feierlichen Aufzug und Umritt halten. —

Sie lächeln, hochverehrteſter Freund — aber nicht wahr, Sie zürnen mir nicht? Sie gönnen der Jugend ihr ſchönes Anrecht, ſich freudig auszuleben! Dieſe Zeit kömmt keinem wieder, und ich gedenke dabei des Horaziſchen Ausſpruchs:

Wie wir reden entflieht uns ſchon die neidiſche
Jugend. Faſſe den Tag! —

und:

Faſſe den Tag und traue dem Morgen
am mindeſten.

Gegen den Schluß der Collegien werde ich einige Tage nach Halle gehen; ich bin entſchloſſen, mehrere Hochſchulen zu bereiſen, um ihr Leben zu beſchauen und, wenn es möglich, daſſelbe mit Gleichgeſinnten höher zu heben und veredeln zu helfen. Dann komme ich, wenn Sie es mir erlauben, wieder zu Ihnen, zu meinem ſchönſten, liebſten Lebenshafen. Tauſend **Grüße allen Lieben, auch Freund Wecke und dem wackern Lampert. Erſterem** bringe ich einen ſchönen **Ziegenhainer** mit, verſteht ſich nur zu eignem, nicht zum Schulgebrauch. Ihr unwandelbar treuer

Berthold.

7.

Halliſche Muſen.

Ein vernünftiger Mund iſt ein edel Kleinod.
Sprüchw. 20, 15.

Vor der Reiſekaleſche, in welcher Berthold und Rino bequem und gemüthlich ſich dem Muſenſitz Halle näherten, erhoben ſich ſchon die zahlreichen Thürme der alten Hallorenſtadt, die im Jahr 1816 noch nicht ahnen konnte, in welcher glücklichen Umgeſtaltung ſie die Zeit von drei Decennien ſpäter vor das Auge des Fremden und Reiſenden durch Eiſenbahnen ſtellen würde. Noch war das Innere Halles ſo düſter, ſo ſchlecht gepflaſtert, die Straßen ſo krumm und ſchmutzig, wie nur immer möglich, und die nicht eben kleinen Löcher und Vertiefungen auf beiden Märkten, in der Schmeerſtraße und andern bedrohten nach wie vor Achſen und Räder jeglicher Fahrgeſchirre und deren Inſaſſen mit Lebensgefahr. Der Paradeplatz war damals ebenſo beſchaffen wie er noch heute iſt, und während nahe der Stadt und um dieſelbe eine ſchöne Natur alle ihre herrlichen Reize entfaltete, dauerte der Winter mit ſeinem eis- und ſchneegemiſchten Schmutz einen vollen Monat länger innerhalb der Stadt, wie draußen im Freien.

Die reiſenden Freunde hatten den Weg von Jena über Köſen und Weißenfels in mannichfaltig anregender Unterhaltung zurückgelegt, und in gegenſeitiger Mittheilung ihr Inneres ganz erſchloſſen. Berthold ſprach zu Nino von ſeinem lieblichen Mädchen in dem ſtillem Dorfe zwiſchen Thüringerwald und Rhöngebirge, von ſeinem freundlichen und angenehmen Verhältniß zur dortigen Pfarrerfamilie und von ſeinen Zukunftplänen. Er wollte das Leben der Hochſchulen zu ſeinem Studium machen, und äußerte ſich alſo darüber gegen den Freund: „Siehe, wir ſtudiren alle Facultäten, wir ſtudiren Aſtronomie, Naturgeſchichte, Geographie, wir reiſen nach Afrika und erforſchen die Nilquellen, wir meſſen die Höhe des Himalaya und die der Andeskette. Jedes Studium iſt lehrreich und lohnend, wenn es ein ernſtes und tüchtiges iſt. Ich will vorzugsweiſe deutſche Univerſitäten ſtudiren; ſollte das nicht ein Studium ſein, das der Mühe lohnt und des Fleißes werth iſt? Der Gegenſtand iſt neu, der Gedanke nicht übel. Es iſt ein gutes Stück Geſchichte, was ſich der Forſchung darbietet, und iſt zugleich eine Arena für die Philoſophie der Staatswiſſenſchaft.“

„„Du biſt auf einen guten Gedanken gekommen,““ ſtimmte Rino bei. „„Hätte mancher Staatsmann ſich mehr dem praktiſchen Leben, der praktiſchen Kenntniß des Univerſitäts- und Studentenlebens hingegeben, es würde gar manche alberne und verkehrte Maaßregel zu deſſen Regelung, Einſchränkung und Hemmung nicht getroffen worden ſein. Immer und überall ſucht man zu beſchränken und abzutödten, ſtatt zu erweitern und zu beleben. Wir haben die deutſche Freiheit erkämpft, und ſiehe, ſchon jetzt iſt dieſe Freiheit Vielen ein Dorn im Auge. Den fremden Tyrannen zu ſtürzen, das war ſchon recht, aber wehe dem, der von einem Einheimiſchen ſagt, wie Brutus vom Cäſar: „daß er voll Herrſchſucht ſei“ — und dennoch war Brutus, nach Shakſpears Dichterwort: „ein ehrenwerther Mann.“ —

Von dieſem ernſten Geſprächsgegenſtand lenkte ſich die Rede auf Rino's Verhältniß zu Antonien, jener hoch gebildeten und reizenden Fahnenträgerin und Sprecherin beim Friedensfeſte, und Rino äußerte ſich gegen den Freund mit unverholener Offenheit. „„Die Liebe, die ich zu dieſer herrlichen Jungfrau im Herzen trage, iſt die reinſte und lauterſte, die je eines Mannes Bruſt höher ſchwellen machte. Antonie iſt der Angelpunkt all meiner Gedanken in der Gegenwart und für die Zukunft. Höherer Art iſt meine Liebe zu ihr, als ſolche, die nur irdiſchen Beſitz wünſcht, und im Genuß der weiblichen Reize die Sinnenſeligkeit erhofft. Meine Liebe iſt Anbetung, nichts Geringeres und nichts Anderes.““ —

„Und wie erwiedert Antonie Deine Gefühle für ſie?“ fragte Berthold. „Sie iſt von vielfacher Huldigung ſo umgeben, wie ein Herrſcher von Schmeichlern; Doctoren, Profeſſoren, Schöngeiſter, junge Männer und Wittwer, Jünglinge und Greiſe ſchwärmen für ſie. Selbſt Weimar liegt ihr zu Füßen. Ein großer Mann dort ſoll ohnlängſt geäußert haben: „Daß müßt ihr doch zugeſtehen lieben Kinder, Weimar iſt die Reſidenz des Hofes, aber die Sonne ohne Hof reſidirt in Jena, und heißt Antonie.“

„„Antonie““ erwiederte Rino: iſt mir freundlich wie Allen, denen vergönnt iſt, ihr bisweilen nahe zu kommen. Ob ſie irgend ein bevorzugendes Gefühl für mich hegt, weiß ich nicht, wage ich kaum zu hoffen. Ich fürchte leider ſogar, daß ihr Herz kalt ſei. Der Flammenpfeil des Eros hat vielleicht dieſes Herz noch nie berührt.““

„Und Du haſt wohl auch noch nichts gethan, Antonie zu gewinnen?“ fragte Berthold forſchend. „Ohne Arbeit, ohne Mühe wird ſelten ein Schatz gehoben und errungen. Welche Neigung hat ſie zu irgend einer ſchönen Kunſt? Kein Mädchen von Bildung wird ohne eine ſolche Neigung ſein! Bei dieſer ſuche ſie zu erfaſſen, zu gewinnen. Das Herz der eifrigen Tänzerin erobert im Fluge ein gewandter Tänzer — die Sängerin bewundere und begleite ſie auf dem Inſtrumente, das ihr das liebſte; und ſollte es eine Flöte ſein, ſo lerne flöten. Der Hiſtorikerin — zum Glück giebt es deren nicht allzu viele — ſind auch nicht eben die Liebenswürdigſten — lies ein Geſchichts-Collegium, der Blumiſtin verſchaffe etwas Seltenes aus dem botaniſchen Garten, die Malerin erkenne lobend an und ſprich mit ihr von hohen, tiefen und Mitteltinten, von weichen Tönen und Schattenpartien und entwickle die ſchätzbaren und wichtigen Unterſchiede vom Copal- und Dammarlack. Sollte ſie Alterthümlerin ſein — was wiederum, zum größten Glück für uns, junge geiſtvolle Mädchen nur höchſt ſelten ſind, ſo verſchaffe ihr aus irgend einer Rumpelkammer eines Antiquars von Zeit zu Zeit ein hübſches Schränkchen oder Käſtchen, auswendig mit Elfenbein oder Perlmutter verziert, und in eins der Schubfächer lege Dein Herz, ich wette, es wird gut aufgehoben ſein."

„„Spötter!"" lachte Rino. „„Sollte man doch meinen, Du habeſt Dich auf das Studium der Frauen-

und Mädchenherzen mit beſonderer Vorliebe gelegt, ſtatt auf das der Univerſitäten.““

„Wer käme hierin mit ſeinem Curſus zu Ende?“ fragte Berthold neckend zurück. „Die Univerſitas der Frauenherzen hat gar einen eignen Comment, da ſteht zum Beiſpiel ein Jungburſch in weit größerm Anſehen, als ein bemooſtes Haupt, da iſt das Hospitiren außerordentlich beliebt, und alle Collegien werden gratis geleſen — doch Scherz bei Seite, Du ſollteſt mir ſagen, welche Mittel Du angewandt, Dir Antonien geneigt zu machen?“

„„Keine!““ erwiederte Rino mit einem Seufzer. „„Ich verſchmähe dergleichen — das liegt alles zu tief unten in der Sphäre des Menſchlichen, während mein liebender Gedanke ſie auf Sonnenſtrahlen im Aetherlichte dem Thron der Gottheit nahe ſtellt.““

„Du liebſt Platon?“ fragte Berthold mit Beziehung auf Rinos eben gethane Aeußerung.

„„Er iſt mir ſtets in ſeiner Lehre vom Schönen als das höchſterreichbare des Menſchengeiſtes auf der Stufenleiter erhabner Ideen und Begriffe erſchienen,““ gab Rino zur Antwort.

„Auch ich ſtelle Platon höher als alle andern Philoſophen,“ fuhr Berthold fort. „Ich ſollte meinen, in ihm ruhen die Grundgedanken aller ſpätern Syſteme, und wer in ſeiner Weltanſchauung feſt gewurzelt, bedürfe der Nachgekommenen nicht. Er hat dem Rationalismus in der Philoſophie das dauerbarſte Fundament gegeben, das wohl keine Folgezeit zu erſchüttern im Stande ſein wird.“

„„Möchte ſich doch ein Gleiches ſagen laſſen von dem Rationalismus, welcher jetzt auf dem Gebiete der chriſtlichen Dogmatik Boden zu gewinnen ſtrebt, und aus dem alten Halle, was uns ſchon ganz in ſeinen Kohlendunſtkreis aufgenommen hat — wie ein glänzendes Meteor, am Himmel der Wiſſenſchaft aufſtrahlt!““ ſprach Rino.

„Ich möchte wohl den Geiſtestrank des Rationalismus, von dem ich noch keine klare Idee habe, hier an der Quelle koſten,“ verſetzte Berthold. „Weder das Gymnaſium, noch die Feldzüge konnten dieſe Quelle mir erſchließen, und mein väterlicher Freund der Pfarrer hielt nichts von den neuern Ausdeutungen der chriſtlichen Glaubenslehre; er nannte ſie glänzende, ſchnell verpuffende Feuerwerke, und äußerte einmal gegen mich: Die Chriſtuslehre iſt ein reiner, klarer Diamant, gefaßt in einen Ring von lauterm arabiſchem Golde. Dieſes Gold iſt die kirchliche Ueberlieferung. Sagt mir, was beſſer und edler ſei als das lautre Gold, den überköſtlichen Stein zu faſſen — ſo will ich von Eurer Weisheit Gewinn ziehen!“

„„Wenn es Dir lieb iſt, ſo hospitiren wir ein oder ein Paarmal bei Wegſcheider, falls ſein Collegium noch nicht geſchloſſen iſt,““ ſchlug Rino vor, und Berthold ſtimmte freudig dieſem Vorſchlag bei.

Die Reiſenden hielten am Thor der Stadt und beſtanden das angenehme übliche Examen mit ſeinen liebenswürdigen Fragen nach Woher und Wohin, nach Namen und Stand, nach Zweck der Reiſe und Dauer des Aufenthaltes, welches alles zu erfahren und zu wiſſen hochlöblicher ſtädtiſcher Polizeibehörde in jener Zeit und lange nachher noch eine dringliche und unabweißbare Nothwendigkeit war. Als Jenaiſche Studenten und als Studenten überhaupt wurden die Reiſenden auch ungleich ſchärfer inquirirt, als etwa Weinreiſende, oder Leute, die in Papier, Senf und Schnupftabak machten, denn es ſteht geſchrieben: welchem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern,, und da Studenten als Jünger der Wiſſenſchaft mehr wiſſen mußten, als beſagte harmloſe und wenig wiſſende Reiſende, ſo wurden ſie auch mehr gefragt. Zuletzt mußten ſie dem Thorwart ihre Matrikel behändigen, und nachdem ſie noch zum Ueberfluß hatten beichten müſſen, wo ſie abſteigen würden, durften ſie jenes berühmte Pflaſter überfahren, das Dante, der Unſterbliche, hätte er es gekannt, in ſeinem Purgatorio und Inferno jedenfalls mit unſterblich gemacht haben würde.

Im Gaſthof zum blauen Hecht ſtiegen die Reiſenden ab. Dieſes Haus war in der Studentenwelt beliebt; Nino, welcher den damaligen Vorſteher der Teutonia kannte, hoffte dieſen dort anzutreffen, da er ihm Namens der Jenaiſchen Burſchenſchaft, die mit der Teutonia im Cartel ſtand, einige Mittheilungen zu machen hatte.

Und Nino hatte ſich nicht geirrt; durch eine große dichte Tabakdampfwolke, unter welcher in einem geräumigen Zimmer Teutonen und nur Teutonen ſaßen, zechten, ſprachen und ſangen, erblickten die Freunde auch die ſtattliche Geſtalt des Teutonenvorſtehers und mühten ſich, durch enge Stuhlreihen zu ſeinem Vorſitzerplatze an der Wand hinzudringen.

Bald ſcholl von Jenes Seite ein herzliches „Proſit!“ bald ward durch Zuſammenrücken nicht ohne einige Mühe Raum gewonnen für die Ankömmlinge; dieſe empfingen von einigen Seiten freundliche, von andern neugierige, von noch andern endlich gar keine Blicke, denn ein flämiſches Nichtnotiznehmen, ein ſchildkrötenbreites Hinfläzen, ein mit beiden Armen auf den Tiſch Stützen, keine Miene machen für einen Fremden auch nur zollbreit den eignen Stuhl zu rücken, damit jener etwas Raum gewinne, dünkte damals gar manchem Muſenſohn das wohlerworbenſte Recht und die genialſte Ausübung ſtudentiſcher Freiheit.

Berthold fand an dem Vorſteher der in Halle vorherrſchenden Verbindung, einem Meklenburger, einen recht wackern neuen Bekannten, aber ſein Blick trübte ſich, als er, während Rino mit jenem in ein längeres Geſpräch gerieth, über die Biergläſer hinweg und durch die Wolke hindurch die Geſtalten und die Phyſiognomien der Geſellſchaft muſterte. Wie ſchäbig und abgegriffen ſaß auf manchem wirren und ſtruppigen Haar das blaugoldne Cerevismützchen, von zahlreichen Stichen durchlöchert; wie abgelebt erſchien manches Geſicht, wie zuckte es über dieſes und jenes hin, als wolle ein verhaltner körperlicher Schmerz ſich darauf kund geben. — Mehrere ſangen — aber was ſangen ſie? — Gaſſenhauer — und mit welchen Tönen — rauh, unmelodiſch, ohne Melodie, ohne Harmonie.

Haben für euch Teutonen Arndt, Körner und Schenkendorf nicht gedichtet? fragte Berthold ſich im Stillen. O welche edle Freude entbehret ihr! Soll dieſes Johlen und Kröhlen Geſang ſein? Studentengeſang? — Und welche Geſpräche? Trivialſter Witz, Zotenreißerei! Und das wollen auch Saal-Athener ſein? —

„Nicht wahr, Halle hat eine große Saline? Wird auch Salz-Geiſt hier fabricirt?“ fragte Berthold einen neben ihm ſitzenden bleichen Teutonen, dem eine große Schmarre über das Geſicht lief.

„„Weiß nicht, bin kein Pharmazeut!““ war die unhöflich genug gegebene Antwort, welche hinlänglich zeigte, daß der Gefragte keine Ahnung von der Spitze der Frage hatte. Und ſo fand es denn Berthold ſeinerſeits im blauen Hecht gar ſehr unerquicklich, und dachte mit inniger Sehnſucht an ſeinen lieben geiſtvollen Bruderkreis in Jena zurück, den die Brüder Weſſelhöft, ein Maßmann, ein Riemann und andre Wackre bildeten, und mit Herzenswärme belebt hielten, Ernſt mit Frohmuth im trauten Bunde.

Alle das Unbehagen, das den wahrhaft Gebildeten erfaßt, wenn die Unbildung ihm in ihrer ganzen ungeſchlachten und maſſenhaften Körperlichkeit entgegentritt, überkam Berthold, und er wandte ſich dem Vorſteher wieder zu, der durch einen ritterlichen Anſtand ſich vortheilhaft vor vielen ſeiner Verbündeten auszeichnete, und fragte ihn: Sind auch viele Theologen unter den Teutonen?“

„„Wo denken Sie hin?““ fragte dieſer zurück. „„Die Theologen ſind meiſt Wilde, Finken und Pflaſtertreter. Wenn Sie einen guten Jungen ſehn oder zwei, mächtige Mappen unterm Arm, ſchwarzlederne Kappen auf dem Kopf, meiſt auch ſchwarze Röcke von Philiſterſchnitt auf dem Leib, die von nichts ſchwatzen als von Theologie und Philoſophie, von Philoſophie und Theologie — das ſind ſolche Stiftler und Trauermäntel. Ich mag mit keinem ſolchen Wurzel-Prinzen zu thun haben.““ —

Bald nach dieſer Mittheilung und nachdem der Vorſteher auch Berthold das Schmollis angeboten, ſprach Erſterer zu den Freunden, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob: „Nun alte Häuſer, gehabt euch wohl! In einer Stunde hol' ich euch ab, Ihr kneipt bei mir, und Abends gehen wir zuſammen nach unſerer Kneipe auf der Quelle. Wir können alle Tage mit Schiller ſingen: An der Quelle ſaß der Knabe — nur daß die Blumen, die wir uns zum Kranz winden, aus blauen Wölkchen beſtehen, die wir fortgeriſſen ſehen, ſpielend in der Lüfte Tanz. Ich denke, Ihr ſollt fidel ſein. Proſit!“—

Berthold und Nino begaben ſich auf ihr Zimmer, ihre Sachen zu ordnen.

„Ich bliebe lieber hier, ich verſpreche mir wunderwenig von den Freuden jener Quelle. Eine caſtaliſche wird es nicht ſein!“ äußerte Berthold.

„„Auf keinen Fall!““ lachte Nino: „„aber Du mußt doch mit hin, ſie ſehen Dich ſonſt für einen Bärenhäuter an und der biſt Du nicht. Mein Freund wird Dir gefallen, wenn Du ihn näher kennen lernſt; er iſt ein tüchtiger Menſch. Die Ehre iſt ihm Lebensprincip, auf dieſe hält er mit einer eiſernen Strenge; ſeine Einladung verſchmähen, würde er ſogleich für eine Beleidigung anſehen.““

Die Freunde ſprachen noch, als es an ihre Thüre klopfte.

Auf ihr „Herein!“ erſchienen zwei ſehr wunderliche Geſtalten. —

Zwei ſtarkgebaute kräftige Männer traten ein, auf den Köpfen dreieckige Hüte, und dieſe Köpfe faſt kahl geſchoren; himmelblaue Schooßröcke mit großen ſilbernen Knöpfen, lange rothe Weſten ebenfalls mit Silberknöpfen, kurze Hoſen mit Silberſchnallen, farbige Zwickelſtrümpfe, jeder in der Hand ein ſtattliches ſpaniſches Rohr mit einem Silberknopf, bildeten Tracht und Attribut.

Berthold ſtand ohne Rock vor dem Spiegel und legte ſich eine Cravatte um; als er durch den Spiegel dieſe Geſtalten ſah, lachte er laut auf, und rief, ohne ſich nach jenen umzuwenden, dem Freunde zu: „Sieh, ſieh! Nino! Hier erſcheint wahrſcheinlich der guten Stadt Halle hochlöbliche Polizei! Iſt mir doch, als wärſt Du Don Juan, ich dein Leporello.“

„„Selbſt!““ rief einer der Eingetretenen, raſch hinter Berthold tretend, holte mit der rechten Hand aus, und verſetzte ihm mit flacher Hand einen derben Schlag.

„Zum Teufel, Kerl! Was unterfängt Er ſich?“ brauſte Bertholb zurückſpringend auf, der nicht wußte wie ihm geſchah.

Die beiden Beſucher aber thaten ſehr ehrerbietig ihre Hüte ab, und der, welcher die kühne That gethan, ſagte: „„Na, nur nicht übel nehmen, lieber Schwager! Das iſt einmal ſo Comment bei uns Halloren, daß wir unſre Füchſe hänſeln mit ſolchem Willkommen!““

„Der Teufel iſt euer Fuchs!“ zürnte Berthold, obſchon ihm das Lachen wieder ankam über das wunderliche Ausſehen dieſer Leute.

„Ja ja, ſo iſt's! Ergieb Dich drein!“ nahm Nino lachend zu Berthold das Wort. „Die guten Leute da haben geglaubt, Du ſeiſt ein Fuchs; ſieh nur wie ſie ſich Deinethalb in Wichs geworfen haben! Welcher Staat.“

„„Wenn Du kein Fuchs biſt, ſo bitt' ich dich ſehr um Verzeihung!“ ſprach der Hallore etwas verlegen.

„Es hat nichts zu ſagen!“ tröſtete Nino in heiterer Laune. „Wer Univerſitäten ſtudiren will, muß Lehrgeld geben. Bleche, lieber Berthold, bleche jedem dieſer beiden Halloren ein Kopfſtück, und ſcheide von ihnen in Frieden! — Geht mit Gott Schwäger.“

Lachend gab Berthold das Geld, und jene gingen unter dankenden eigenthümlichen Reverenzen.

„Eigenthümliche Geſellen, dieſe Halloren,“ plauderte Rino: „ſind brave, brauchbare Burſche, ſeit uralten Zeiten mit den Studenten auf ganz eignem Fuß, auf Schwagerſchaft und Du und Du; prächtige Schwimmmeiſter, ſchlaue Vogelfänger und Angelfiſcher, handfeſte Keiler für die Studenten, wenn es gilt, Stein-Zuträger bei Fenſterkanonaden, auch unübertreffliche Salzſieder; ein wendiſcher Volksſtamm mit eigner Sprache und eignen Gebräuchen.“

„„Zum Kukuk!““ entgegnete Berthold: „„Slaven oder Wenden — der Hieb, den mir der Kerl verſetzt, kam mir außerordentlich urgermaniſch vor, hole der Henker ihre Gebräuche und ihre Schwägerſchaft!““ —

Ehe noch eine volle Stunde vergangen war, trat der Vorſteher ein, die Freunde abzuholen. Er war einigermaßen verwundert zu vernehmen, daß ſie die Abſicht hatten, bei Wegſcheider zu hospitiren, da ſie doch nicht Theologen waren.

„Ihr könnt dieß morgen thun, in Gottes Namen:“ ſprach er: „dabei könnt ihr auch noch Zeugen einer Urtheilsvollſtreckung der Teutonia ſein.“

„„Mein Freund Berthold,““ nahm Rino offen das Wort gegen Jenen. „„ward vorhin drunten nicht ſonderlich von euch erbaut. Er vermißt das liebevolltrauliche, das bei uns in der Burſchenſchaft herrſcht, die gemüthliche Geſelligkeit; es hielten ſich doch Viele gegen uns gar zu theilnahmlos.““

„Da mußt Du nach Leipzig gehen, wenn Du Schniepel ſehen willſt“ — erwiederte Jener: „übrigens fühle ich recht wohl, das bei uns Einiges zu wünſchen übrig bleibt. Der Grund liegt darin, daß unſre Teutonia in der Menge äußern Halt und Stütze haben muß. Das chevalereske Element in ihr duldet keinen Schiſſer, daher findet ein Fremder vielleicht einige Rohe und Rüpel, aber ſicher keinen Feigen. Jede Aufnahme bedingt Probeablegung von perſönlichem Muth, in der engern Verbindung finden ſich vortreffliche Häuſer — die Maſſe — iſt eben die Maſſe. Wollten wir ihr Zwang anthun, ſo würde ſie ſich auflehnen. Gewähren laſſen iſt auch hier die beſte Maßregel. Für Manchen bleibt die Zeit doch nicht aus, wo er ſeinen jetzt ſteifen Rücken zum Katzenbuckel umwandelt.“

„„Du erwähnteſt,““ fragte Berthold auf dem Wege nach der Quelle: „„einer Urtheilsvollſtreckung, die morgen Statt finden ſollte, welche Bewandtniß hat es damit?““

„Es iſt eine infame Geſchichte,“ erwiederte der Vorſteher ſehr ernſt und unter ſtarkem Stirnrunzeln: „man ſollte kaum glauben, daß ſo Etwas vorgehen könne. Einer der Unſrigen — der es nun freilich nicht länger ſein kann — aus den Marken gebürtig — ließ ſich beigehen, nachgedruckte Bücher mit hierher zu bringen, um dieſelben mit Vortheil unter der Hand zu verkaufen. Der Vorſtand erfährt nichts davon und hat keine Ahnung; wer kann denken daß ein Student ſich zum Büchertrödler mit Nachdruck hergeben werde? Da kommen zwei geachtete hieſige Buchhändler, welche hinter dieſe heilloſe Betriebſamkeit gekommen waren, zu mir, klagen mir, daß ſie die Polizei bereits vergebens um Schutz angerufen, und bitten uns um ſolchen. Wir berathen darüber und ich mache den Studenten freundlich auf ſein Unrecht aufmerkſam und ſage ihm im Namen der Verbindung er ſolle dergleichen nicht mehr treiben, und ſolche Händel, die nicht nur ihm, ſondern der ganzen Verbindung, Schande brächten, unterwegs laſſen. Statt mir für die Warnung zu danken, ſagt mir der Menſch: „Was ich thue oder laſſe geht die Teutonia nichts an und Du haſt mir nichts zu befehlen. Ich werde thun, was mir gut dünkt!“ Natürlich ſtürze ich ihn einem dummen Jungen. Was thut er? Statt mich fordern zu laſſen, verklagt er mich beim academiſchen Senat, und ich muß gehörig brummen. Als ich das Carcer verlaſſen, berief ich ein Concil, übergab dieſem die Entſcheidung und hielt mich als Partei gänzlich unbetheiligt bei der Beſchlußfaſſung, die für eine exemplariſche Strafe entſchieden hat."

„„Und welche iſt das?““ fragte Rino.

„Werdet ſie ſchon wahr nehmen, ſeid nur morgen Vormittag vor Knapps Collegium auf dem großen Berlin," entgegnete der Teutone.

Die Teutonenkneipe war erreicht, ſie war voll fideler Häuſer, Rino und Berthold wurden vielen nähern Freunden vorgeſtellt, Fragen gingen herüber und hinüber, Anſichten wurden ausgetauſcht, die Politik blieb nicht unberührt, dazwiſchen wurde geſungen und geklungen, manch luſtiges Lied, manch tolles, manch unſaubres, wie es eben in Sinn und Mund kam. Manche ſaßen ohne Röcke auf der Kneipe, die breiten ſchwarzweißorangenfarbigen Bänder über die rechte Schulter und die Bruſt gelegt, nachläſſig, die Bruſt weit entblößt, die geſpornten Kanonenſtiefeln auf Stühle oder Stuhllehnen gelegt, viele in ſtarkem, andre in keinem Bart, viele mit Pflaſtern über Augen, Stirnen und Backen, der und jener mit einem Arm in der Binde, alle aus Pfeifen von unmäßiger Größe und mit ſchön bemalten Porzelanköpfen dampfend, auf denen Wappen und Pauk-Erinnerungen, Zeichen und academiſche Hieroglyphen zu erblicken waren. Auf der Rückſeite ſtand gewöhnlich der Name des Gebers. N. N. ſeinem N. N. und noch irgend eine Beziehung oder ganze Reihen von Namen, die irgend eine Paukerei, oder ein Commitat oder ein Kränzchen geſtellt hatte. — So ſaßen die wackern Teutonen im Vollgenuß des edlen Gerſtenſafts und ſüßen Nichtsthuns, — unter den Tiſchen lagen, krochen und knurrten rieſige Hunde die nicht ſelten wüthende Beiſſereien anfingen, worauf die Hetzpeitſche ihrer Herrn einen oder den andern zum Schweigen brachte, bis der Scandal unterm Tiſch von neuem losging.

Während an jener Tafel in der Kneipe ein Theil den Gaſſenhauer anſtimmte:

„Einſt ging ich auf der ſchwarzen Schurz
Mit meinem Schatz ſpazieren" —

ſang an einer andern ein luſtiger Chorus:

„Wißt ihr nicht, wo Halle liegt?
Halle liegt im Thale
Wo's ſo viele Jungfern giebt,
Als Wallfiſch' in der Saale."

Solche geiſtreiche Lieder waren es, die damals die halliſchen Studentenkreiſe belebten, und es waren unter den Teutonen nur Wenige, Auserwählte, die daran nicht Freude gefunden hätten, denn noch gar zu viel des Corpsgeiſtes machte ſich geltend und dieſer hatte ſich noch nicht zur Pflege edler Sitte, Humanität und tadelloſen Wandels emporgeſchwungen.

„Wir ſehen hier den Weg, den wir zu durchwandeln, den Acker den wir zu pflügen haben“ — ſprach Berthold zu Rino, als beide Freunde, nachdem ſie den Geleiter aus der Kneipe in ſeine Wohnung begleitet hatten, ſich einige Augenblicke allein beiſammen ſahen. „Es wird Mühe koſten, dieſe harte und rauhe Ackerkrume zu bearbeiten, zu verbeſſern. Fände ſich auch manches Gemüth dem Saamen offen, den wir ausſtreuen ſollen und wollen, ſo wird es nirgend am böſen Feind fehlen, welcher Unkraut unter den Waizen ſäet.“

„„Kühn iſt das Mühen, herrlich der Lohn!““ recitirte Rino aus Göthes Fauſt, und des Hospes Eintritt unterbrach das Weitergeſpräch in dieſer Beziehung, obſchon die Freunde beim traulichen Alleinſein mit ihrem Halliſchen Gaſtfreund nicht unterließen, mit Wärme und Lebhaftigkeit die Vorzüge ihrer Burſchenſchaft gegen die Landsmannſchaften hervorzuheben. —

Der andre Morgen fand die Freunde bei guter Zeit wach und in Wegſcheiders Collegium, das bis zur Ueberfülle beſetzt war. Hier bot ſich nun wieder ein ganz andres Bild, als der geſtrige Tag den Freunden hatte gewähren können.

Allerdings mancher alltägliche fadenſcheinige Schwarzrock und manche ſchwarze Mütze, aber doch auch mancher altdeutſche oder farbige Rock, manch flottes buntes Käppchen. Allerdings eine Athmoſphäre, in welcher die Geruchsatome der Tinte merklich vorherrſchten, aber in dieſem Dunſtkreis manches helle Auge, mancher klare Blick, manches ernſte, denkende Geſicht, das eine Zukunft des Geiſtes zu verheißen ſchien. Der Ernſt der Wiſſenſchaftlichkeit hielt Wache an dieſer Pforte, und die himmliſche Sophia hing unſichtbare Immortellenkronen über den Rednerſtuhl. Das nicht laut geführte Geſpräch, das durch den geräumigen Hörſaal rauſchte, verſtummte plötzlich; Wegſcheider erſchien, jeder Blick richtete ſich auf ihn, und mit großem Antheil erblickten Nino und Berthold den zartgebauten Mann mit dem freundlichen Geſicht voll Beſcheidenheit und Güte. Es war, da die Oſterzeit herannahte, zufällig das Schlußcollegium über die Geſchichte der Dogmatik, welches der gefeierte Theolog zu einem Ueberblick der bisherigen Vorträge benutzte.

„Wir haben nun, geehrte Herren,“ begann der Profeſſor: „gemeinſchaftlich die Bahn der chriſtlichen Dogmengeſchichte durchwandelt, wir fanden dieſelbe nicht ganz ohne Dornen und nicht ganz ohne Blüthen. Sie wiſſen, ich gab Ihnen ſtets bei jedem Dogma zuerſt deſſen bibliſche Begründung, dann deſſen geſchichtliche Entwickelung, mit der es Boden gewann in der Kirche, und endlich, weil kein einzelnes Dogma in ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung ohne den Ueberblick ſeines Standpunktes zur Wiſſenſchaft richtig gewürtigt werden kann, die Epicriſis, die Beurtheilung mittelſt geſchichtlich-kritiſcher Auffaſſung, ſyſtematiſcher Anordnung, religiöſer Begründung, und organiſcher Ausbildung. Dieſes ſind die Elemente, welche im Bezug auf die chriſtliche Dogmatik das Chriſtenthum als Wiſſenſchaft auffaſſen lehren.“

„Wir ſahen die apoſtoliſche Kirche durch Chriſtus im Anſchluß an das Judenthum und geſtützt auf deſſen moraliſches Grundgeſetz ſich begründen, wir ſahen nach Jeſu Hinwegſcheiden aus der Welt ſichtbarer Erſcheinungen erinnerungreiche, liebevolle, gottbegeiſterte Jünger, wie Johannes, und kräftigere, entſchiedenere, nicht minder begeiſterte, wie Paulus; ſahen das Chriſtenthum als geiſtigen Menſchheitcultus vom Judenthume ſich völlig ſcheiden, und nun zur Lehre und Richtſchnur werden für ſich bildende Gemeinden unter ihrem unſichtbaren Oberhaupt Chriſtus. Eine fromme und tiefbedeutſame Symbolik ließ die Taufe als Wiedergeburt im Geiſte des Erlöſers, das Liebesmahl als die ewige Gegenwärtigkeit und Erneuung des heiligen Gemeingeiſtes zur Einheit mit

Gott durch Chriſtum führen, und die, wenn ſchon örtlich geſchiedenen Gemeinden — ſich als ein ganzes ſtilles geheiligtes Gottesreich unter einem unſichtbaren Haupte fühlen und fortbeſtehen."

„Aber noch war der Cyclus eines Jahrhunderts ſeit Chriſti Kreuzestod nicht vollendet, als ſchon theils Zweige von dem Stamme abfielen, theils die Gnoſis Schutz und Abwehr erheiſchte; nun begann das religiöſe Bewußtſein ſich auf die apoſtoliſche Ueberlieferung zu ſtützen, und fand dieſe Stütze in Ausſprechen und Anerkennen einer allgemeinen Glaubenseinheit aller Gemeinden apoſtoliſchen Urſprungs. Die ökumeniſchen Concilien ſtellten die Unfehlbarkeit der Kirche als unwandelbar feſt, der Clerus trat als Mittler zwiſchen Chriſtus und der Welt der Laien auf, und es bildete ſich ſo in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ein Hierarchat aus, das indem es die Häretiker vertrieb und verdrängte, als unfehlbares und alleinſeligmachendes Gottesreich auf Erden auch die Unabhängigkeit von jeder andern Gewalt erſtrebte, und dieſe nach Verfolgungen, Martyrien und allem was die Geſchichte des Urchriſtenthums mit blutigen Griffel in ihren Annalen verzeichnet hat, endlich auch erlangte."

„So begründete ſich unter der Herrſchaft von Biſchöfen die katholiſche Kirche, welche bereits im vierten Jahrhundert hohe politiſche Bedeutung erlangt hatte, und in ihren Grundfeſten unerſchüttert blieb, obſchon nach langem Streiten das große Schisma ſie in die orthodoxe griechiſche und in die römiſchkatholiſche Kirche ſpaltete."

„Wir ſahen die Kirchenväter in dem Beſtreben wirkſam ſein, den chriſtlichen Geiſt als Lehre auszuſprechen, ſahen durch die Alexandriniſche Schule der chriſtlichen Theologie griechiſche Philoſophie ſich einigen, und in den gelehrten Schulen eine dogmatiſche Geſetzgebung ſich ausbilden und durch die Concilien feſtſtellen."

„Aber das altkatholiſche Dogma hob als unwandelbar und unveränderlich jegliche Forſchung, jegliche Fortbildung des Geiſtes auf; die Unfehlbarkeit der Kirche ſtand ehern feſt, jede Abweichung vom kirchlichen Buchſtaben hieß Ketzerei, während hingegen die fromme Schwärmerei und die höchſte Steigerung der Askeſe für heilig galt und die Werkheiligkeit ihren Gipfelpunkt erreichte. Der Prieſterſtand eignete ſich das Verdienſt gottgefälliger Werke ausſchließlich an, wodurch für alle ſpätere Zeiten ihm und den Klöſtern unendliche Vortheile gewonnen wurden. Die klare Lehre des tugendhaften Pelagius, die das Gegentheil offenbarte, wurde verfolgt und verdammt. Der finſtre Auguſtinianismus blieb feſt auf dem eingenommenen

Herrſcherthron. Ein Cultus voll Cermonien, Opfer, Pönitenz, Heiligenanbetung und Ablaß ward mehr und mehr ſyſtematiſch ausgebildet, und die reine Chriſtuslehre, die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit ward verdunkelt, galt als ärgſte Ketzerſünde. Dazu geſellten ſich die Lehre vom Fegefeuer, das Cölibat, die Ohrenbeichte, alles Hülfsmittel der geiſtigen Tyrannei der Kirche, mit der ſie Jahrhunderte lang ihr Scepter führte, viele Tauſende durch die Kreuzzüge in das offne Grab des Morgenlandes trieb, mit Geiſſelfahrten, Gnadenorten und wunderthätigen Reliquien den Verſtand umnachtete, die Juden verfolgte und die Ketzer verbrannte.“

„So auf dem Boden des Mittelalters angelangt, ſahen wir die Scholaſtik ſich Bahn brechen; die Scholaſtiker, deren Name entlehnt wurde von den durch Karl den Großen und Alkuin eingeſetzten Lehrern der Kloſterſchulen, bildeten mit aller Schärfe des Verſtandes und mit allem Aufwand ariſtoteliſcher Dialectik Syſteme aus in der Theologie und ſuchten jede theologiſche Wahrheit vor dem Verſtande zu rechtfertigen. Neben oder vielmehr gegenüber der Scholaſtik ſuchte die Myſtik die unmittelbare Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen nur im religiöſen Gefühle, das ſich jedoch nicht zum dogmatiſchen Erkennen erhob, ſondern nur die religiöſe Bedeutung des Dogma für daſſelbe hervorhob.“

„Statt nun der chriſtlichen Welt eine unwandelbare, ungetrübte klare Geiſtesſonne, ein Spiegel ewigunumſtößlicher Wahrheit zu ſein, war die Kirchenlehre eine von innern Stürmen ſtets bedrohte, unruhig bewegte Fackel, getrübt und verdunkelt durch Mißbrauch geiſtlicher Gewalt vieler Päpſte und des Klerus ſittenloſes Leben, ſchamloſen Ablaßſchacher und den Feſſelzwang der Hierarchie gegen jegliche Geiſtesentwickelung und jeden Weiterſchritt. Da wurde der Drang nach evangeliſcher Freiheit lebendig, und als ein Werk geſchichtlicher Nothwendigkeit erfolgte auf der Baſis ſittlichen Ernſtes die eigenthümliche Entwickelung des Proteſtantismus und die Losreiſſung der Bekenner der geläuterten, nur auf die heilige Schrift ſich ſtützenden neuen Lehre von der alten Kirche. Aber weisheitvoll behielt auch dieſe neue Lehre, die keine Spaltung im Bezug auf das Chriſtenthum anſtrebte, die ökumeniſchen Symbole als freie Darſtellung ihres Bekenntniſſes bei. Die Spaltungen im Schooſe des Proteſtantismus ſelbſt wurzelten im Kampfe auseinander gehender Glaubensanſichten, wo freiere rationaliſtiſche Anſchauung gegen den Buchſtabenglauben und mit dauerndem Erfolge kämpfte. Vermittlungsverſuche ſcheiterten und gegen zwei Jahrhunderte bewegte ſich die proteſtantiſche Dogmatik in den dadurch ſanctionirten Formeln. Das Syſtem dieſer Dogmatik, der altproteſtantiſchen Dogmatik, ſtellte den Menſchen dar, als durch den Sündenfall unbedingt ſündhaft geworden, welche Sündhaftigkeit an ſich den ewigen Tod bedingte. Dieſer Zuſtand jammerte den von Ewigkeit her dreieinigen Gott, und er beſchloß in ſeiner Barmherzigkeit die Begründung einer Rettungsanſtalt, einer Oeconomia salutis für alle Bußfertigen. Gott ſandte zur Genugthuung der ewigen Gerechtigkeit, den ſündenloſen Sohn, ſich ſelbſt, um durch Menſchwerdung, Gottheit und Menſchheit durch Geſetzeserfüllung zu verſöhnen, und Schuld und Strafe auf ſich zu nehmen. Nur gläubige Hingabe des ganzen Gemüthes an die durch den Gottmenſchen verſicherte Barmherzigkeit macht den Menſchen gerecht vor Gott, und in ihm ſchafft der heilige Geiſt nach beſtimmten Entwickelungsgeſetzen ein neues Leben durch die Gemeinſchaft der Gläubigen, durch das Evangelium und durch die Sacramente. Dieſe ſind das unfehlbare Denkmal der Offenbarung und das alleinige Geſetz Chriſti, welcher die auf Erden noch ſtreitende und ſtrebende Kirche im Jenſeits zur Vollendung des ewigen Gottesreiches führen will.“

„Ich habe Ihnen die verſchiedenen kritiſchen und hiſtoriſchen Auffaſſungen der bedeutendſten proteſtantiſchen Glaubenskämpfer auf dem Felde der Wiſſenſchaft vorgeführt. Die Humaniſten waren es, die mit Geiſt und Scharfſinn den Kampf begannen, die Reformatoren ſetzten ihn mit Feuereifer, mit Geiſt und Gelehrſamkeit weiter fort, Luther kämpfte gegen die Scholaſtik mit großen Erfolgen, Melanchthon ſtellte das unmittelbare religiöſe Bewußtſein als religiöſe Wahrheit auf, Zwingli hielt die ſchon durch Pelagius begründete rationaliſtiſche Tendenz feſt, während Calvin die ſyſtematiſche Conſequenz durch Reflexion feſthielt.“

„Auf dem Wege von mancherlei Methoden das eine Ziel, das der freien Forſchung, verfolgend, ſtrebten die Gelehrten nach weiterer Erkenntniß, hellerem Lichte, aber in dem Mühen, den einen großen Tempelbau der Erkenntniß des chriſtlichen Dogma's weiter zu führen, verwirrten und ſpalteten ſich die Bauleute, gingen als Socinianer und Arminianer, Syncretiſten und Pietiſten auseinander, und es blieb in dieſem mannichfachen Streite, der ſelbſt bei den Händeln der Flaccianer und Stigelianer bis zum Aergerlichen gedieh, die reine proteſtantiſche Dogmatik nicht ohne Berührung und Erſchütterung. Ein Zwieſpalt zwiſchen Theologie und Leben, zwiſchen dem Väterglauben und der Vernunft ging hervor aus jenen Kämpfen, welcher fortzeugenden Saamen ausſtreute. Das Zerfallen des Verſtandes mit der Kirchenlehre rief die engliſchen Freidenker hervor, deren Anſichten nach das Chriſtenthum als ein Aberglaube zu bekämpfen, höchſtens als eine ethiſch-religiöſe Idee zu achten ſei. Solche Anſichten fanden in Frankreich offnen Boden und wurden willkommen von Voltaire und den Encyclopädiſten ausgebeutet. In Deutſchland bot der freie Geiſt Friedrichs II. ihnen Halt und Stütze, aber manchen feindſeligen Angriff gegen das Chriſtenthum wehrte der deutſche Ernſt vornehmlich durch Leſſing in der Ehrfurcht vor den ſittlichen Segnungen des Chriſtenthums ab, und mehr und mehr ſuchten hervorragende Geiſter nicht nur im Proteſtantismus ſelbſt die Fortſetzung der Reformation zu fördern, ſondern auch in ihm die geſuchte Vereinigung des reinen Chriſtenthums mit den Ergebniſſen hiſtoriſch-kritiſcher Forſchung und philoſophiſcher Vernunft in Einklang zu bringen."

„Wir ſahen die neukirchlichen Dogmatiker nach dieſen Kämpfen das gewonnene formelle Princip des urſprünglichen Proteſtantismus mit faſt ausſchließlichem Bezug der hiſtoriſchen Auffaſſung zur heiligen Schrift feſthalten. Es bildete eine bibliſche Theologie ſich aus, deren Kern ſich auf die Grundſätze zurückführen läßt, daß die menſchliche Natur durch den

Sündenfall zwar geſchwächt, aber durch ihn nicht die Freiheit in religiöſen Dingen verloren ſei. Erſt dann wird die Erbſünde wirkliche Schuld und Sünde des Individuums, wenn daſſelbe ſie mit Freiheit auf- und annimmt. Die Vernunft iſt jedem Irrthum ausgeſetzt, ſie bedarf der in der heiligen Schrift enthaltenen Offenbarung, deren Göttlichkeit verbürgt iſt durch die Wunder ihrer Einführung, den Segen ihrer Wirkung und die Vernunftmäßigkeit ihres Inhaltes. Die göttliche Offenbarung enthält nichts gegen die Vernunft, aber einiges, das über dieſelbe geht, dieß zu glauben nach Gottes Willen iſt wahrhaft vernünftig.“

„Gegenüber nun dieſen orthodoxen und ſupranaturaliſtiſchen Anſchauungen und Lehren der neukirchlichen Dogmatiker, deren Reſultate große Verſchiedenheit der bibliſchen und der Kirchenlehre vor Augen legen, ſahen wir den Rationalismus treten, welcher mit nicht mindrer großer Geiſtesſchärfe und philoſophiſcher Kritik ſein Feld behauptet und ſeine Theſen verficht.“

„Ich wiederhole es Ihnen, meine Herren, der Rationalismus iſt nicht ein Syſtem beſtimmter Dogmen, nicht eine neue Glaubenslehre, ſondern nur ein Methode wiſſenſchaftlicher Behandlung des chriſtlich proteſtantiſchen Dogma.

„Das geiſtige Vermögen für das Ueberſinnliche im Menſchen iſt die Vernunft, ſie iſt eine wahrhafte Offenbarung des Gottesgeiſtes im Menſchen, völlig zureichend zur Religion, und daher beſteht die Wahrheit jeder gegebenen Religion nur in ihrer Vernunftmäßigkeit. An ihr lernten wir das Chriſtenthum als ein Werk der Vorſehung zur Ausbreitung der wahren Religion erkennen, und daher iſt der Rationaliſt ein Chriſt, indem er das Vernunftgemäße in der heiligen Schrift als das wahre Chriſtenthum verehrt und anerkennt. Daß verſchiedene Denker auf verſchiedene Weiſe die Strahlungen des religiöſen Lichtes in den einfachen reinen Strahl der Vernunft zu zerlegen bemüht waren, liegt im Weſen philoſophiſcher Kritik bedingt; ich führte ihnen dieſes Bemühen bei der weitern Auseinanderſetzung des Eklekticismus, des Kantianismus, des durch Fichte begründeten Idealismus, des modernen Pantheismus vor Augen. Die geiſtvollſten philoſophiſchen Dogmatiker der Gegenwart arbeiten gleichzeitig daran, theils in freier Gemeinſchaft, theils in entgegengeſetzten Anſichten einander gegenüber ſtehend, die Dogmatik als eigenthümliche Wiſſenſchaft feſtzuſtellen, in den Geiſt der Geſchichte immer tiefer einzudringen und das hiſtoriſche Chriſtenthum im religiöſen Gemüthe wiſſenſchaftlich zu begründen. Dabei iſt gar manches unlautere Element zu bekämpfen, das dieſem Streben im Volksleben feindlich entgegen tritt, dahin gehört die Zweifelſucht, der Unglaube, der völlige Indifferentismus einerſeits, die ſtarre Orthodoxie anderſeits, welche die Entwickelung des Proteſtantismus durch den Rationalismus als eine Verirrung befehdet, und endlich die in allen Banden trüben Wahns verſtrickte Myſtik, welcher alle Vernunft ein Gräuel iſt.“

„Weiter über den Rationalismus vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus mich zu verbreiten, würde die Dogmengeſchichte aus ihren Grenzen leiten heißen. Ich ſchließe heute mit dem Wort meiner innerſten lebendigſten Ueberzeugung, daß trotz dem Irrthume der orthodoxen Theologie und ihrem Feſthalten am ſtarren Buchſtaben, das kraftvolle Streben dieſer unſrer Zeit nicht verloren ſein wird für die Ewigkeit. Denn die Vernunft iſt die Form, durch welche der heilige Geiſt das was er iſt, in der Menſchenſeele zum Bewußtſein bringt, der alle menſchlichen Trübungen endlich verklärt, weil er der Gott iſt in der Weltgeſchichte.“

„Ihnen aber, geliebte Jünglinge, künftige Lehrer und Hirten der Kirche, wünſche ich heute zum Abſchied, daß der Herr der Kirche auch dieſen Verſuch, mit der ernſten Stimme der Wiſſenſchaft ihn zu preiſen, an Ihnen, an der zum heiligſten Dienſt der

Menſchheit beſtimmten Jugend ſegnen möge nach ſeinem Wohlgefallen.“ —

Mit einem Blicke des Wohlwollens verneigte ſich Wegſcheider vor ſeinem tiefſchweigenden Auditorium, und verließ den Lehrſtuhl. Tief ergriffen erhoben Bertholb und Rino ſich von ihren Sitzen.

„Gehen wir noch nach dem großen Berlin? Die Stunde iſt da!“ fragte Rino.*)

„„Nach dieſem Vortrage — nach dieſem Eindruck — mein Fuß zagt — ich möchte nicht —““ erwiederte Berthold bewegt.

„Und doch, doch!“ drängte Rino. „Auch dort — obſchon ein Contraſt — doch ein Studium.“

„„Nun denn, ich folge Dir““ — erwiederte Berthold — „„aber es faßt mich ein Bangen — meine Seele zittert — mir grauſt.““ —

---

*) Der große Berlin iſt ein ſchöner, regelmäßiger, von ſtattlichen Gebäuden umgebener Platz in Halle.

8.

Ein Strafgericht und ein Commers.

Stille ruht im weiten Kreiſe
Während es im Herzen glimmt,
Und nach alter deutſcher Weiſe
Wird ein Hochlied angeſtimmt.

M. Döring.

Während eine Schaar eifriger junger Theologen Wegſcheiders Collegium verließ, endete ebenfalls ſeine Vorleſungen der würdige Theolog und Veteran Georg Chriſtian Knapp vor einem kaum minder zahlreichen Zuhörerkreiſe.

Wegſcheider war zehn Minuten vor dem Schlag mit ſeinem Schlußcollegium zu Ende gekommen; als Berthold und Rino in die Nähe des Hauſes kamen, welches der Univerſitätskanzler Niemeyer und der Generalmajor von Carlowitz bewohnten, ſahen ſie an deſſen hoher gewölbter Eingangspforte einige Teutonen ſtehen, ein Paar andre ſtanden in einer Thürniſche des gegenüberſtehenden Hauſes, und vor jenem, darin ſich Knapps Collegium befand, ſtand eine ganze

Schaar, wie es ſchien, auf Jemand harrend, und unter den deutſchen Röcken etwas verborgen haltend.

Mit einem Geſicht voll tiefen Ernſtes trat der Teutonen-Vorſteher den jenaiſchen Freunden entgegen, bot ihnen die Hand, und ſagte: „Ihr kommt noch gerade recht, die Züchtigung harret auf den Uebelthäter.“

Mit Beſorgniß und Kummer im Blick fragte Berthold: „Wollet Ihr die Sache öffentlich machen? Ihr werdet doch nicht hier auf offner Straße den Strafact, von dem ich nicht weiß, worin er beſtehen ſoll, vollziehen? Habt ihr an die Folgen gedacht?“ —

„„Fiat justitia et pereat mundus!““ gab der Vorſteher zurück und wandte ſich, da ſo eben eine Thurmuhr zu ſchlagen begann, gegen die Hausthüre des erwähnten Collegiums.

Das Collegium war zu Ende, die jungen Studierenden traten aus dem Hauſe und verſtreuten ſich nach verſchiedenen Seiten.

Berthold und Nino klopfte das Herz ängſtlicher in dieſer unruhevollen und ſpannenden Erwartung von etwas Hartem und Schrecklichem, das einem Menſchen jetzt begegnen ſollte, ohne daß ſie die Macht hatten, es zu verhindern — als wenn ſie auf der Menſur geſtanden hätten. Dasjenige, was die Teutonen unter ihren Röcken bargen, waren Hetzpeitſchen.

Plötzlich hörte man an jener Thüre einen lauten Aufſchrei, plötzlich ein Knallen geſchwungener Peitſchen wie bei einer Schlittenfahrt und ſchallende Hiebe. Schreckenbleich ſtürzte ein junger Student durch die Gaſſe, welche vor dem Hauſe die Teutonen gebildet hatten, von denen jeder grimmvoll auf ihn los ſchlug. Bei den erſten Hieben war ihm ſchon der Rock auf dem Rücken zerhauen, die Mappe entfiel ihm, die Hefte flogen verſtreut auf die Gaſſe. Er hatte Noth, mit einer Hand die Mütze feſt zu halten, daß ſie ihm den Kopf in etwas ſchütze.

Schreiend ſtürzte der Unglückliche gegen die Thüre des ihm nächſtgelegenen Hauſes, darin Schutz zu ſuchen, aber zwei dort bereits aufgeſtellte Teutonen trieben ihn mit Hieben zurück, und denen entgegen, die nicht müde wurden, blind auf ihn los zu ſchlagen.

Verzweifelnd rannte er jetzt gegen die Wohnung des Kanzlers, auch da ſtanden wieder Teutonen, die ihn mit wüthenden Hieben empfingen, und einer derſelben ſtieß ihn auf das Pflaſter nieder.

Der Vorſteher war indeß bemüht geweſen die Mappe und die Hefte des Elenden zuſammen zu leſen, und nachdem dieſer ſich zwar wieder aufgerafft, aber noch ſo viele Peitſchenhiebe empfangen, daß er nahe daran war, ohnmächtig niederzuſinken, donnerte die Stimme des Vorſtehers durch die Gaſſe: „Es iſt genug!“ reichte dem Gemißhandelten die Mappe, in die er die Hefte eingelegt, und ſagte zu ihm kalt höflich: „Sie können ſich nun nach Hauſe begeben!“

Auf der Straße entſtand während dieſer obſchon nur wenige Minuten dauernden grauſamen Scene ein großer Zuſammenlauf von Menſchen; darunter befanden ſich auch mehrere Diener löblicher Polizei, und übten die Pflicht, die ſolche gewöhnlich bei Straßenexceſſen zu üben pflegt, ſie ſahen mit aufgeſperrtem Munde zu, und waren froh, daß nicht ſie dieſe Schläge bekamen. —

Berthold und Nino waren nicht Zuſchauer dieſer die Menſchheit entehrenden und barbariſchen Scene geblieben. Mit raſchen Schritten und im Innern tief entrüſtet waren ſie von dannen gegangen, als ſie den erſten Schlag fallen hörten.

„Pfui dieſer Rohheit!“ rief Berthold aus. „Das ſind Muſenſöhne! Das künftige Beamte, Richter, Staatsmänner vielleicht? Und das ihre Vorſchule, ihre Studien! Wehe Deutſchland, wenn Deine academiſche Jugend dereinſt zu Bütteln wird, zu ſolch unmenſchlichen Barbaren mit dem ſcheuslichen Wahlſpruch: Fiat justitia et pereat mundus!“

„„Wir denken immer recht weit vorgeſchritten zu ſein mit unſrer ſogenannten Bildung,““ ſetzte Nino hinzu: „„und ehe wir's uns verſehen, rollt der mühſam aufgewälzte Fels wieder zur Tiefe, ein Stein des Siſyphus. Wer weiß, welcher von dieſen Teutonen nicht geſtern in einem Profeſſorenkränzchen die Artigkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt war! Die Rohheit ſtirbt nicht aus im Menſchengeſchlecht!"" —

„Und das Schlimme iſt leider das dabei," ergänzte Berthold: „daß beim gemeinen Volke die Rohheit nur eben roh und wild iſt; im Stande der Gebildeten aber raffinirt und ausgerechnet ſich manifeſtirt, wie eben hier. Nichts mehr davon — und fort von hier!"

„„Wir ſind ja eingeladen, bis zum Abſchiedscommers zu bleiben,"" warf Rino ein.

„Ich brauche einige Tage, um dieſen höchſt widerwärtigen, mein ganzes Gefühl empörenden Eindruck zu verwiſchen — willſt Du bleiben, ſo bleibe — ich möchte jedes Geſpräch über dieſen Vorfall, der nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben wird, vermeiden — und am liebſten gar nicht hierher zurückkehren. Du magſt mich für dieſen Fall entſchuldigen."

„„Ich gehe mit Dir"" — entſchied ſich Rino unbedenklich.

Eine Stunde ſpäter befanden ſich die Freunde auf dem Wege nach Leipzig.

Das Pleiße-Athen bot eine Fülle ernſter, großer und wehmuthvoller Erinnerungen. Ehe ſie noch irgend einen Beſuch gemacht oder einem Ort geſelliger Vergnügung ſich zuwandten, begaben ſich die Freunde auf ſtiller und ernſter Wallfahrt hinaus auf das Schlachtfeld, gedachten der Völkerſchlacht, der gefallenen Brüder, der blutigen Opfer, der ſchimmernden Verheiſſungen und deren gleich einer Seifenblaſe in Nichts zerfahrender Erfüllung.

Auf einem Erdhügel, der wohl ein Grab ſein mochte, nahe der Windmühle zwiſchen Schönefeld und Vollmarsdorf ſtanden ſie ſinnend, während rings um ſie her das erwachende Naturleben junge Sproſſen trieb, die weiten Saatgefilde zu ergrünen begannen, und die Lerchen am ſonnenhellen Abendhimmel ihre fröhlichen Lieder wirbelten.

„Hier war's, hier!“ rief Berthold und ſchloß bewegt den Freund in die Arme. „Hier haſt Du mir dieß Leben erhalten! O möchte ſeine Erhaltung der Menſchheit zum Segen gedeihen, und ſo Dir der beſte Dank abgetragen werden, mein lieber, lieber, theurer Freund!“

„„Danke Gott und hilf dem Vaterlande!““ ſprach Nino feierlich.

„Wie gern will ich dem Vaterlande meine beſten Kräfte weihn,“ entgegnete Berthold: — „könnte ich ihm nur recht weſentlich nützen. Aber blicken wir in die Zeit — was iſt's an der Zeit? Wir ſchreiben Achtzehnhundertſechzehn, und es iſt drei Jahre her, ſeit wir Achtzehnhundertdreizehn ſchreiben, und es iſt eine Periode in Deutſchlands Volksleben getreten, deren kein Geſchichtſchreiber erwähnen wird, weil ſie ſo erbärmlich ſtoffarm, begebenheitenarm. Höchſtens dürften die Annaliſten vielen Regen bemerken.“

„„Laß die Kraft ſich wieder ſammeln, vergönne die Vielen wohlthätige Ruhe nach ſo großen Stürmen, verlange nicht von einem Geneſenden, daß er ſich zu großer Arbeit rüſte,““ ſprach Rino. „„Sieh wie ſchön und ſtill der Abend iſt — auch die Flügel dieſer Windmühle raſten — deshalb iſt ihr Werk doch in gutem Stande.““

„Ach, Leider iſt oft nur Wind, was Viele Sturm nennen!“ warf Berthold ſpöttiſch hin, und beide verließen den Schauplatz des wildeſten Schlachtengetümmels, der jetzt ſo ſtill und ſo friedlich lag, wie ein grünſchimmernder ruhiger See im Abendgold mit häuſerbebauten Inſeln.

Der Senior der Franconia wurde von den Freunden beſucht, um von dieſem Näheres über den Stand dieſer Verbindung Leipzigs zu erfahren. Er wußte Außergewöhnliches nicht zu berichten. Das alte Leid troſtloſer Spaltung und altüberkommener Commentbande, und das alte Lied, daß in der Kaufmannsſtadt ein Vorwalten des Studententhums und ein ſolches Geltendmachen deſſelben wie in bloßen Univerſitätsſtädten nicht aufkommen könne, ja eine Sache der Unmöglichkeit ſei.

„Ein italieniſcher Salat“ ſprach jener Senior: „iſt unſere Leipziger Studentenſchaft. Etwas Renommiſterei, ungleich mehr Schniepelei und Schnlegelei, etwas viel Theekeſſelei, höchſt viele Kameele und Tintenfiſche, Convictoriſten mit nie geſtilltem Appetit, Schürzenſtipendiaten und andre Beneficiaten, mit einem Wort alles, nur kein rechter Geiſt. Wochenlang jämmerlichſte Langweiligkeit, ſelten einmal eine Holzerei in der blauen Mütze, ſelten ein Spuk im Theater, höchſt ſelten eine Keilerei mit den Stadtmeiſen.“

„Die Profeſſoren in kalter Ferne, gelehrt, aber trocken, dem Bruder Studio unnahbar. Einer ſpricht das: Meine Hochzuehrenden! mit ſo eigenthümlicher raſcher Kürze, daß es gerade klingt, als ſage er: Meine Ochſen, wenn er ſein Collegium eröffnet. Er kommt, er beſchreitet das Catheder, er blickt nicht rechts, nicht links, er ſchlägt das Buch auf, er docirt, das heißt, er thut, als docire er, eigentlich lieſt er aber nur vor, was im Compendium, nota bene, im gedruckten Compendium, ſteht, das wir alle kaufen müſſen, und mit dem Glockenſchlage geht er, wie er gekommen, und da leſen wir denn das Werk lieber, oder leſens lieber nicht, und ſchwänzen das Collegium, und wenn das Semeſter zu Ende geht, zahlen wie dem Famulus zwölf gute Groſchen, der ſchreibt uns ein Zeugniß, daß wir, viri humanissimi, mit ausgezeichnetem Fleiß die Vorleſungen beſucht, und Profeſſor legens ſchreibt ſeinen Namen und ſein P. P. O. darunter; explicit feliciter, und was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen.“ —

„„Das iſt ein Bild in unſre Studienmappe““ wandte ſich Berthold lächelnd zu Nino.

„Schön iſt's freilich nicht, aber treu und wahr,“ beſtätigte jener Senior. „Dergleichen Skizzen könnt' ich viele liefern; ich bin lange genug hier, um das „kleine Paris“ ausſtudirt zu haben. Mit alledem will ich Leipzig nicht ſchelten, trotz alledem ſage ich doch auch: „Mein Leipzig lob' ich mir, es bildet ſeine Leute.“ Es bildet Practiker. Viele gebildete Familien öffnen ſich dem honorigen Studenten, der ſich in ihnen zu betragen weiß. Da eine ſtudentiſche Hegemonie nicht möglich iſt, ſo fällt jener Uebermuth hinweg, oder wird bald genug gebrochen, der in andern Univerſitätsſtädten den Philiſter zu Boden drückt. Die armen Studenten finden reiche Unterſtützung, ſie finden Gelegenheit durch Unterrichtgeben ſich für den künftigen Beruf vorzubereiten; viele, deren innerer Beruf ſie zur Schriftſtellerei drängt, finden — wenn noch ſo karg gelohnt, doch die Mittel zum erſten Aus-

und Ausflug. Andre erwerben ſich einige Hülfsmittel als Correctoren, durch Einpauken und Repetiren bei minder Fleiſſigen, wenn die Zeit des Abganges und die des Examens herannaht. Nicht die Hälfte der Diſſertationen ſchreiben die Promovirenden ſelbſt. Der arme Student nimmt gern die Paar Thaler, die der papierne Lorbeerkranz des künftigen Herrn Doctor abwirft, und ſchmückt ihn dafür mit den Federn ſeiner eigenen Gelehrſamkeit."

„Anderntheils" fuhr der Sprecher fort: „iſt volle Gelegenheit geboten, Tüchtiges zu lernen. Die Wiſſenſchaftsanſtalten ſind trefflich, die Mehrzahl der Profeſſoren hat Ruf, ja Manche haben hohen Ruf. Die beiden bedeutenden Bibliotheken, die Anatomie, phyſicaliſche und naturhiſtoriſche Sammlungen, Sternwarte und botaniſcher Garten geben vielfach Gelegenheit zur Kenntnißerweiterung."

„„Aber das Burſchenleben im Philiſterleben hier völlig aufgehend?"" fragte Berthold.

„Doch nicht ſo ganz," verſetzte der Senior. „Wir Franconen machen den Montanen und Luſaten hinlänglich zu ſchaffen. Die Saxonen halten zu uns, erſt neulich blieben wir in einer großen Propatriapaukerei Sieger. Aber eigentlich tragen wir unſern Namen mit Unrecht, wir ſind meiſt Thüringer, die wenigſten Franken, und unſer Subſenior Elſter hat bereits bei der Verbindung in Vorſchlag gebracht, die Franconia in Thuringia umzutaufen und umzuwandeln.“

„„Wir haben noch eine höhere Umtaufe vor,““ nahm Rino das Wort. „„Wir wollen nichts Geringeres, als nur eine einige, einzige, große Burſchenſchaft über ganz Deutſchland. Wozu dieſe hundertfältigen Spaltungen, wozu dieſe abſondernden, ausſchließlichen Poſſenſpiele in ſo trüber und ernſter Zeit? Laſſet Deutſchlands academiſche Jugend zuſammenſtehen, treu und frei, hochgemuthet und nach einem großen Ganzen, einer umfaſſenden Geſammtheit hinſtreben! Die Elemente zu ſolcher Vereinigung ſind in unſrer Burſchenſchaft bereits gegeben, der Keim beginnt ſich zu entfalten. Gern möchten wir auch auf Leipzig rechnen, Leipzig darf nicht fehlen — die Univerſität, in deren nächſter Nähe viele von uns, wir beide perſönlich mit die deutſche Freiheit erkämpfen halfen, Leipzig wird zu uns ſtehen, zu uns halten, und die Sonderintereſſen der Einzel-Verbindungen dem großen Ganzen zum Opfer bringen.““

„Laßt uns erſt unſre Thuringia gründen,“ gab der Franconenſenior zur Antwort. „Ich hoffe mehr deutſchvaterländiſches Element, als bisher in der Franconia, in die Verbindung zu bringen, gelingt es euch dann ſpäter, eurer Anſicht allgemeinere Geltung zu verſchaffen, ſo zählt auf uns, wir werden dann nicht die Letzten ſein, die ſich freudig unter das allgemeine deutſche Banner ſchaaren, ſondern viel lieber die Erſten."

Während die Freunde ihren Aufenthalt in Leipzig auf einige Tage verlängerten, ſich dieſes und jenes beſchauten, da und dort Bekanntſchaft anknüpften, und ſich gar nicht unbehaglich in den ſo geſitteten, angenehmen, gemüthlichen und keineswegs zwangvollen dortigen Geſelligkeitskreiſen fühlten, traf von Halle die Nachricht bei der Studentenwelt ein, wie von Seiten der Teutonen ein ſo gräßlicher Exceß vorgefallen, daß deßhalb Couriere nach Berlin beordert worden, daß die ſtrengſte Unterſuchung verhängt, der Gemißhandelte von einer gerichtlichen Commiſſion unter Zuratheziehung von Aerzten im Bette vernommen, auch bereits eine Menge Verhöre angeſtellt worden ſeien und daß ganz zuverſichtlich die Aufhebung der Teutonia beſchloſſen und verhängt werde.

Bald darauf kam eine zweite Nachricht, es ſei über alle Thäter, welche der Gemißhandelte als diejenigen angegeben, die auf ihn losgeſchlagen, auf ein Vierteljahr geſchärfte Carzerſtrafe und Relegation ausgeſprochen, und dieſer Nachricht jagte ſchon die dritte nach, ganz Halle ſei im Aufruhr, die Teutonen haben ſich gegen das harte Urtheil völlig empört, und bereits ſei eine Escadron Huſaren befehligt, dieſer Empörung die nöthigen Schranken zu ſetzen.

Dieſe Nachrichten erſchienen den Freunden wichtig genug, ſich nach Halle zurück zu begeben. Wurde die Teutonia geſetzlich aufgelöſt, ſo konnten ihre edlern und beſſern Beſtandtheile vielleicht für die Burſchenſchaft, und die Idee gewonnen werden, welche Bertholb und Rino feſthielten, die Grundſätze der Burſchenſchaft wo möglich auf allen deutſchen Hochſchulen heimiſch und allgemein zu machen, ein Gedanke, der lockend und lohnend zugleich erſchien und in einem ſchönen einheitlichen Vaterlandsgefühl wurzelte, einem kräftigen und deutſchem Geiſt entſprechend war. Um ſo mehr war es an der Zeit, nichts zu verſäumen, da die Ideen, welche Berthold und Rino bei mehreren Auserwählten der Studentenſchaft Leipzigs, und namentlich bei den Senioren der Franconen und Saxonen ausſprachen, guten Boden fanden, und dieſe Senioren zuſagten, wenn es an der Zeit ſei, das Ihrige bei ihren Verbindungen zu thun.

Als die Freunde nach Halle zurückkehrten, fanden ſie, daß vom Gerücht, wie immer, manches übertrieben worden war — doch war die Stimmung keine gute und ſchöne. Indeß bereitete die Teutonia um ſo eifriger ihren Abſchiedcommers vor, dem beizuwohnen, an die Freunde wiederholte Einladung erging, und bei welchem gar Manches ſich in großer Verſammlung beſprechen ließ, was gemeinſamer Berathung und Erwägung anheim gegeben werden mußte.

Es war ein lieblicher Frühlingstag, an welchem die Schaar der Teutonen theils paarweiſe, theils in zahlreichern Trupps, ſich nach Reideburg, eine Stunde von Halle, begab. Viele ritten, andre fuhren auch nach dem Orte des Feſtes; allgemach füllte ſich mehr und mehr der große Saal, und es bereitete ſich eines jener, dem Studenten ſo wichtigen großartigen Trinkgelage vor, das in ſeiner Eigenthümlichkeit und beſonderen Haltung gar ein anſchauliches Bild des academiſchen Lebens gewährte.

In einem Vorzimmer, durch welches man in den Saal ſchritt, ſaßen, formgemäß, zwei Pedelle, welche von den Studenten mit achtungsvollem Anſtand behandelt, und mit Wein bewirthet wurden, ſo viel ihnen deſſen beliebte. In der Regel beliebte dieſen würdigen Männern etwas viel Wein, worauf ſie nach beendigtem Commers immer einem oder dem andern fidelen Bruder Studio zu etlichem Gaudium zu dienen pflegten.

Der Saal war roſenroth angeſtrichen und mit weißen Gipsbüſten geſchmückt, was ganz hübſch ausſah. Vier ſehr lange Tafeln, mit den nöthigen Stühlen füllten die ganze Länge und Breite des äußerſt geräumigen Saales aus, und alle Stühle waren beſetzt. Zwiſchen den Tafeln war angemeſſener Zwiſchenraum zum Hindurchgehen.

An den Enden der verſchiedenen Tafeln thronten im allem Aufputz ihrer Würde die Präſides, ſechzehn in ihrer Geſammtzahl.

Jeder Präſes trug einen ovalen Stürmer mit hohem weißem Federbuſch, den ein Sturmband unterm Kinn feſthielt.

Ein ſchwarzer Dolman mit ſchweren Schnüren und mit gelben Knöpfen, um den das zwei Finger breite ſchwarzweißorangefarbige Teutonenband ſich ſchlang, bildete das Obergewand. Die Beinkleider waren, gleich den Handſchuhen, von weißem Gemsleder. Erſtere verloren ſich in ſehr hoch heraufgehende Kanonenſtiefeln, an welchen mächtige Sporen klirrten.

Vor jedem Präſes lag auf der Tafel lang hingeſtreckt der blanke Schläger mit dem mächtigen Stichblatt.

Die Getränke, welche die Tafel belaſteten, beſtanden in Wein oder Bier, nach eines Jedem Belieben oder Vermögen.

Auf dem Orcheſter ſaß ein ſtarkbeſetztes, gut eingeübtes und beliebtes Muſikchor aus Halle, damit der angenehme und liebliche Zauber der Töne die Freude erhöhe.

Als Alle ihre Plätze eingenommen hatten, ſchlugen die Präſides mit ihren Hiebern auf die Tafeln, ſogleich begann die Muſik, und ſpielte eine, Allen wohlbekannte und Freude erweckende Melodie.

Mit dem Beginn der Wiederholung erbrauſte von vierhundert Stimmen der Geſang:

„Auf Brüder, die Hand!
Zum traulichen Band
Im wonnigen Zirkel vereinet!
Urania winkt,
Der Nektarkelch blinkt
Auf huldigt der Freundſchaft und Freude!“

„Wir alle wie Laub,
Wir werden einſt Staub,
Von dem uns der Schöpfer genommen.
Was kann uns der Glanz
Von Perlen im Kranz,
Von Roſen ein Leichentuch frommen?“

„Was nützet es mir,
Was nützet es dir
Wenn Roſen das Grab uns umhüllen?
Die Roſe verblüht,
Die Traube entglüht
Um Andern die Becher zu füllen.“

„Ich Sohn der Natur
Ich folge der Spur
Der lächelnden Göttin der Freude.
Die wallende Bruſt
Des Mädchens beut Luſt
Beut Ruhe dem Jüngling im Leide.“

„Noch wachſet mein Muth
Noch wallet mein Blut,
Noch lächelt mir heiter die Sonne.
Einſt ſinket mein Muth
Einſt ſtarret mein Blut
Drum heute noch Jubel und Wonne!“

Als das Lied, das, weil es allbeliebt, eine ſehr frohe Stimmung weckte, verhallt war, riefen alle ſechzehn Präſides zugleich mit ſtarker Stimme: „Colloquium!“

Es folgte ein ziemlich allgemeines Erheben von den Stühlen, gegenſeitiges Hinüber- und Herübergrüßen, Geſpräch über die Tiſche; die academiſche Jugend trank, lachte und ſcherzte.

Der Vorſteher tauſchte mit Berthold ſein Band, indem Jeder das ſeinige theilte und dem Andern gab, Viele thaten bei andern anweſenden Nichtteutonen daſſelbe, ein Brauch, der ſich auch auf die deutſchen Sängerfeſte vererbt hat, und viele Brüderſchaften wurden getrunken.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde erſchallte der Ruf aus dem Munde der Präſides: „Ad loca!“

Jeder ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz, die Muſik machte ſich fertig, die Präſides ſchlugen auf, und das Gaudeamus igitur hallte feierlich und ſchön durch den Saal.

Hierauf neuer Ruf der Präſides am obern Ende der Tafel: „Schmollis Brüder Präſides!“ —

Antwort jener am untern Ende: „Fiducit!“ — Nun alle Präſides: „Schmollis ihr Herren!“ —

Allgemeiner Antwort-Ruf aus jedem Munde: „Fiducit!!“ — Allgemeines Zutrinken und Becherleeren bis zur Nagelprobe.

Jetzt erhob ſich der eine, vom Vorſteher beauftragte Präſes an der Tafel, an welcher erſterer zwiſchen den Freunden ſaß, und rief über die Verſammlung: „Zwei deutſche Brüder aus Jena, die wackern Burſchen Berthold und Nino, Mitglieder der, mit unſrer Teutonia freundlich verbundenen Jenaiſchen Burſchenſchaft beehren unſer Feſt mit ihrem Beſuche. Ich trinke im Namen aller honorigen Teutonen auf ihr Wohl: ſie leben hoch!“

Tuſch und Vivatruf, der den Saal erſchütterte.

Berthold erhob ſich zum Danke, und ſprach mit heller kräftiger Stimme: „Meine geliebten Brüder! Indem ich auch für meinen mit anweſenden Bruder und Freund der Teutonia unſern beſten Dank ausſpreche für die, uns in eurem Kreiſe zu Theil gewordene liebevolle Aufnahme und Aufmerkſamkeit, kann ich den Wunſch nicht zurückhalten, daß zwiſchen der Teutonia und unſerer Burſchenſchaft ein immer engeres und feſteres Band ſich webe, daß unſre Farben alle zu der einen verſchmelzen möchten, die da heißt: feurige Vaterlandsliebe! Begeiſterung für Freiheit und Ehre! Treue allem Guten und Rechten bis in die ſchwarze Nacht des Grabes! — In dieſen Dreien iſt unſre Kraft, iſt unſer Wollen alleinig; was uns noch trennt, ſind Formen, vielleicht nur Formeln. „Die Burſchenfreiheit lebe!“ ſingen wir in einem unſrer Lieder, aber Heil uns Allen, wenn wir ſingen könnten: Des Vaterlandes Freiheit lebe! — Viele von uns haben für das deutſche Vaterland gekämpft, geblutet, ſind für daſſelbe auf dem Felde der Ehre gefallen! Wir, mein Bruder Rino und ich, kommen von ihren heiligen Gräbern. Wir bringen euch, Teutonen, Grüße von den lebenden Brüdern in Jena, wie von den todten Brüdern, die unter Leipzigs grünenden Feldern ſchlummern! Laßt uns beim Gedanken an die Letztern den Gedanken faſſen und feſthalten, für den ſie bluteten und ſtarben: Deutſchlands Freiheit! Deutſchlands Einheit! Es giebt nichts Schöneres und Erhabeneres als den Gedanken eines großen, einigen, in ſich ſelbſt ſtarken Vaterlandes. Daß dieſer Geiſt und Gedanke uns Alle gemeinſam belebe, unſer Streben weihe, darauf Teutonia, leere ich dieſen Becher! Es lebe das deutſche Vaterland!“

Freudiger Zuruf und die vierhundert Becher klangen aneinander.

Rino bat um das Wort und brachte der Teutonia ein Lebehoch mit den Worten: „Laßt unſre Verbindungen, welche verſchiedene Namen ſie auch zur Zeit noch führen, welcher von einander abweichenden Gebräuche ſie ſich auch noch bedienen mögen, immer mehr ſich zu einem Ganzen heranbilden, welches ein rechtes Jugendleben weckt, welches zur Höhe ſtrebt und die Tiefen flieht, welches veredelnd und erhebend auf unſer Volk wirkt, und alle die ſchönen und großen Ideen, von denen unſre Jugend getragen wird, auch in das reifere Alter hinüberretten! In dieſem Sinne ſind wir ja insgeſammt einig, einverſtanden und treu verbündet. Dieſe wackre deutſche Verbindung, die mit der Jenaiſchen Burſchenſchaft geeinigte Halliſche Teutonia lebe hoch!“ —

Nach dieſen und einigen andern Ehrentoaſten, unter andern einem auf die Burſchenſchaft — begann nun die Krone des Commerſes, der unſterbliche Landesvater.

Alle Theilnehmenden erhoben ſich von ihren Sitzen, die Muſik intonirte, die Präſides faßten ihre Schläger und ſchlugen auf.

Feierlich und gemüthvoll, nach eigenthümlicher inniger, ächt deutſcher Weiſe ſangen Alle:

„Alles ſchweige!
Jeder neige
Ernſten Tönen nur ſein Ohr! —
Hört, ich ſing' das Lied der Lieder!
Hört es, meine deutſchen Brüder,
Hall' es — hall' es wieder froher Chor!“

„Deutſchlands Söhne
Laut ertöne
Euer Vaterlandsgeſang.
Vaterland, du Land des Ruhmes
Weih' zu Deines Heiligthumes
Hütern — Hütern uns und unſer Schwert.“

„Hab' und Leben
Dir zu geben
Sind wir alleſammt bereit;
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das — wenn das Vaterland gebeut.“

„Wer's nicht fühlet,
Selbſt nicht zielet
Stets nach deutſcher Männer Werth,
Soll nicht unſern Bund entehren,
Nicht bei dieſem Schläger ſchwören,
Soll nicht — nicht entweihn das deutſche Schwert.“

„Lied der Lieder,
Hall' es wieder:
Groß und deutſch ſei unſer Muth!
Seht hier den geweihten Degen,
Thut wie brave Burſche pflegen,
Und durch- — und durchbohrt den freien Hut.“

Als dieſer allgemeine Geſang verſtummte, erhoben die Präſides ihre Schläger, entblößten ihre Häupter und ſangen gemeinſam, während die Muſik ſtets den Geſang begleitete:

„Seht ihn blinken
In der Linken,
Dieſen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' den Hut und ſchwöre:
Halten will ich ſtets auf Ehre;
Stets ein — ſtets ein braver Burſche ſein.“

Während nun dem Wortlaut dieſer Strophe [illegible], die Präſides ihre Hüte auf die Schläger bis herab auf den Korb ſpießten, hallte der Chorus nach:

„Du durchbohrſt den Hut und ſchwöreſt,
Halten willſt Du ſtets auf Ehre,
Stets ein — ſtets ein braver Burſche ſein.“

Jetzt traten auf beiden Seiten der Tafel die Präſides mit gefüllten Pokalen zu den ihnen an nächſten ſitzenden Paare, reichten ihm die Becher, und ſangen, indem ſie mitten in der Strophe dieſen Nachbarn auch die Schläger in die Hände gaben:

„Nimm den Becher
Wackrer Zecher,
Vaterländiſchen Trankes voll!
Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr' ihn durch den Hut und trinke
Auf des — auf des Vaterlandes Wohl!“

Dieſem Doppel-Gebote Folge leiſtend, leerte jeder den Becher, durchbohrte jeder den Hut und Alle die ſolches gethan, wiederholten die Strophe: „Seht ihn blinken in der Linken ꝛc.“

Bei den letzten Worten dieſes Geſanges nahmen die Präſides die Schläger zurück, und reichten ſie nebſt friſch gefüllten Bechern mit gleicher Begleitung des vorhinnigen Geſanges dem nächſtfolgenden Paare.

Dieß wiederholte ſich nun in ganz gleicher Weiſe bei jedem der folgenden, bis je vier Präſides an jeder Einzeltafel in der Mitte zuſammentrafen.

Jetzt ſchwieg die Muſik, die mit Hüten und Mützen ſchwer belaſteten Schläger wurden aneinander gelehnt zuſammengeſetzt, und die Präſidenten riefen: „Colloquium!“ womit wiederum die Unterhaltung frei gegeben war, was einem willkommenen Ruhepunkt bot, deſſen zumal die Muſiker dringend bedurften, deren durſtig gewordene Kehlen nun annehmlich gelabt und erquickt wurden.

Nach Verlauf der üblichen Pauſe ſcholl wieder das Commandowort: „Ad loca!“ Die Muſik begann eine von der vorigen ganz verſchiedene Melodie, und die Präſides ſangen mit kräftigem Ausdruck:

„Komm du blanker Weihedegen,
Freier Männer freie Wehr!
Bringt ihn feſtlich mir entgegen
Von durchbohrten Hüten ſchwer.
Laßt uns feſtlich ihn entlaſten!
Jeder Scheitel ſei bedeckt!
Und dann laßt ihn unbefleckt
Bis zur nächſten Feier raſten!“

Die Nächſtſitzenden überreichten Jenen die Schläger, während Alle ſangen:

„Auf ihr Feſtgenoſſen, achtet
Unſre Sitte heilig, ſchön!
Ganz mit Herz und Seele trachtet
Stets als Männer zu beſtehn.
Froh zum Feſt, ihr trauten Brüder,
Jeder ſei der Väter werth,
Keiner taſte je ans Schwert,
Der nicht edel iſt und bieder.“

Jetzt kreuzten alle ſich gegenüberſtehenden Präſides die Schläger, entnahmen denſelben die Mützen des Paares, hinter welchem ſie ſtanden, und ſangen nach einer, wieder von der vorigen abweichenden Melodie, mäßig und gehalten:

„So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken,
Darauf den Schläger ſtrecken,
Es leb' auch dieſer Bruder hoch!
Ein Hundsvott, der ihn ſchimpfen ſoll!“

Rauſchender Geſang fiel ein:

„So lange wir ihn kennen,
Woll'n wir ihn Bruder nennen!
Es leb' auch dieſer Bruder hoch!“

Dieſes wiederholte ſich nun gleichmäßig, bis alle Hüte und Mützen abgegeben waren, bis auf eines Jeden Haupt der Schläger geruht hatte, bis ein jedes bedeckt war.

Darauf erklang es wieder nach der vorigen Melodie im feierlich ſchönen allgemeinen Chore:

„Ruhe von der Burſchenfeier
Blanker Weihedegen nun;
Jeder trachte, wackrer, freier
Um das Vaterland zu ſein.
Jedem Heil, der ſich bemühte
Ganz zu ſein der Väter werth.
Keiner taſte je ans Schwert
Der nicht deutſch iſt vom Geblüte.“

„Landesvater, Schutz und Rather!
Friedrich Wilhelm lebe hoch!
Ich durchbohr' den Hut und ſchwöre:
Halten will ich ſtets auf Ehre,
Stets ein — ſtets ein wackrer Burſche ſein!“ —

Die Blüthe des Commerſes war vollendet, die Frucht begann anzuſetzen. Ein heitres Hospiz ward aufgethan, wobei völlige Freiheit der Unterhaltung gewährt blieb, da an den Rundgeſängen nicht jeder Theil zu nehmen brauchte, und es beträchtlich lange dauerte, ehe die Reihe an den Einzelnen kam.

Es wurde unendlich viel vor und viel nach geſtiegen — viele Gelehrte, Doctoren und Päpſte wurden ausgemacht — vielleicht ſogar verſtiegen Einzelne ſich bis zur kaum erreichbaren Höhe des Seraphs, um dann um ſo ſichrer unter die Tiefe des Thieres, mindeſtens unter die Tafel zu ſinken.

Bertholb und Rino behielten würdige und ſchöne Haltung, ſie vertraten mit einem ſittlichen Ernſt ihre Verbindung.

Als ein luſtiger Tiſchnachbar und Zechgeſelle Berthold anſang:

„Bruder Berthold warum ſo mißvergnügt?
Sag uns doch, was Dir im Sinne liegt!
Willſt Du denn, da wir ſo fröhlich ſingen, ſingen,
ſingen,
Traurigkeit in unſre Mitte bringen, bringen, bringen?“

erwiederte Berthold heiter, eine ziemlich triviale Gegenſtrophe geiſtvoller umwandelnd:

„Nein, geliebter Bruder, wahrlich nein!
Reiche mir den vollen vollen Becher Wein!
Wem ich's bringen ſoll, das ſage mir
Und ich folge, und ich folge, folge Dir!“

Da erhob ein Chorus Umſitzender laut die Stimme:

„Nun ſo trink' auf's Wohlſein deiner Schönen!
Laß ihr zu Ehr'n ein flottes Hoch ertönen,
Das ihr durch jede Nerve bebt!“

Und Berthold hielt den mit goldenem Traubennektar gefüllten Pokal hoch empor, und trank ihn freudig leer, und innerlich rief jubelnd die Stimme ſeiner treuen Liebe: „Hoch lebe Helene!“ —

9.

Die Ideale.

Glücklich wer ins wüſte Treiben Ideale zog wie ich,
Wer aus lieber Bruſt des Lebens ſchönſte Tröſtung ſog wie ich;
Noch lebt jene hohe Klage um den Sohn Menötios,
Deſſen Geiſt die Bahn der Geiſter voll Begeiſtrung flog wie ich.

E. L. Rochholz.

Es war der erſte Oſtertag des Jahres 1816, und auch dieſer Tag neigte ſich ſchon dem Abend zu. Tage, welche mit Frühlingshoffnungen getäuſcht hatten, waren vorüber gegangen, aber der holde Frühling war noch nicht gekommen. Zwar grünten die Saaten, aber von Zeit zu Zeit warfen Aprilſtürme wieder weiße Decken über ſie, und im kalten Lufthauch zogen feine Graupenſchleier wie ſchwebende Geiſter längs des Abhanges der dunkeln Waldungen über dem Dorfe hin. Die Knospen der Wald- wie der Obſtbäume hatten noch nicht getrieben, und die Wieſen lagen noch tod und grau. Die Natur zeigte eine karge Zurückhaltung aller ihrer Lieblichkeit — gleichſam als wolle ſie vorahnen laſſen ein karges Jahr, ein Jahr des Mißwachſes und des Mangels.

Im Roſenborner Pfarrhauſe war die Wohnſtube traulich und gemüthlich durchwärmt; man durfte mit dem wärmſten Freund, dem Ofen, durchaus noch nicht brechen. Den Pfarrer hatte ein Geſchäftsgang in das Dorf geführt; die Tante hatte Beſuch, Frau Förſter Schnellbolz und Lenchen. Bernhard und des Förſters Hugo blätterten im Orbis pictus, den der letzte heilige Chriſttag gebracht, und Bernhard blätterte zum mehr als hundertſten Male, da doch auf jeden Tag ſo ziemlich ein zweimaliges Durchblättern kam, und zeichnete dieſes oder jenes Bild ſeiner Weltwunder auf der Schiefertafel nach, nicht ohne von Zeit zu Zeit erfolgenden beſchwichtigenden Zuruf der Tante, wenn ſein Griffel der Tafel wehe that, und dieſe in herzzerſchneidenden und nervenerſchütternden Gelltönen aufkreiſchte, ſo daß ſelbſt der Canarienvogel in dieſem Schrei des Steins eine Herausforderung annahm, und überlaut zu ſchmettern begann, während die unmuſikaliſche Katze mit wilden Sätzen von der Bank um den Ofen ſich hinter denſelben flüchtete.

Die Tante war immer dieſelbe, rührig über die Maaßen, freundlich und liebreich gegen Alle, die mit ihr in Berührung kamen, ein Arſenal von Sprichwörtern, die ihr als Bomben und Kartätſchen bei feindſeligen Berührungen dienten, wie nicht minder als Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer, wenn es galt, neckend zu blitzen und zu wetterleuchten; ſie bildeten immer den Kern der Feuerräder ihres Witzes, und dann kam Niemand gegen ſie auf, nicht einmal ihr Bruder.

Frau Schnellbolz war nach wie vor die gute, wackere, ſanfte Frau, an Geduld gewöhnt und das Leben ganz vom praktiſchen Standpunkt erfaſſend, froh, wenn nach manchen getragnen Mühen für Haushalt und Familie die Ruhe eines Feiertags geſelliges Geſpräch, den unvermeidlichen Kaffee, deſſen Meiden Leiden hervorgerufen haben würde, und zu beiden die friedſam förderliche Handbewegung unaufhörlichen Strickens brachte. Dieſes Kaffeetrinken mit obligatem Kucheneſſen und daneben Strümpfeſtricken iſt ja für viele Tauſende ihres Geſchlechts und ähnlicher Lebensſtellung ein Hochgenuß.

Lenchen war in ihrer körperlichen Entwickelung nun nicht weiter vorgeſchritten, ihre voll entfaltete hohe und kräftige, aber dabei doch zarte und edle Geſtalt war nicht, wie früher faſt zu erwarten ſtand, über das ſanfte Maaß edelweiblicher Erſcheinung hinaus gegangen; die Natur hatte zu rechter Zeit einen Stillſtand im Weiterwachſen nach Höhe und Fülle eintreten laſſen, ſo daß ſie Einem, der ſie lange nicht geſehen, faſt minder groß, als früher, erſcheinen konnte. Das faſt früher allzuhohe Roth raſcher Entfaltung der jungfräulichen Mädchenroſe war einem ſanften Incarnat gewichen, welches jeden ihrer zarten Züge zur Erſcheinung kommen, und die volle Lieblichkeit, die ihr ganzes Weſen rings um ſie ausſtrahlte, beglückend auf Jeden einwirken ließ, der ihr nahte.

Von Zeit zu Zeit ſtahl ſich ein ſchwärmeriſcher Blick liebender Sehnſucht durch's Fenſter hinaus auf den dunkeln, rauhen Weg nach der Höhe, von welcher herab der Geliebte, der heute erwartet wurde, kommen mußte — ein Koffer und ein Paket, dabei auch Weckes verheißener Ziegenhainer, waren bereits als Vorläufer im Pfarrhaus eingetroffen.

Durch das Waldthal ſchritt, des winterlichen Wetters nicht achtend, fröhlich und wohlgemuth in Studententracht mit leichtem Ränzel auf dem Rücken, ein kräftiger junger Wandrer.

Was kümmerte ihn der rauhe, faſt winterliche Tag? Was die Reifſchleier, die der April über Wege, Wälder und Felder warf? Ihm war es warm ums Herz, glühende Gedanken ſprühten durch des Jünglings volle Seele.

Nicht allein die Freude auf ein ſeliges Wiederſehen war's, ein Höheres bewegte ihn mächtig. Allſeits hin warf ſeine Geiſtesſonne belebende Strahlen, wollte ſie werfen, wenn auch die Welt mit ihrer Winterkälte ſie einſchleiern und einſchneien wollte, dennoch ſollten ſie keimende Saaten befruchten und junge Lenze erwecken.

Berthold war der Wanderer, Berthold ſang auf ſeinem einſamen Gange mit kraftvoller Stimme durch den Sturm des Vorfrühlings, daß der Schall ſich an den noch laubloſen Waldungen brach:

„Es heult der Sturm, es brauſt das Meer,
So liegt's auf Deutſchland hart und ſchwer,
Das Vaterland in Ketten.
Es gilt — die Hand ans Herz gelegt,
Wem muthig ein Herz im Buſen ſchlägt —
Das Vaterland zu retten!“

„„Das Vaterland zu retten!““ klang es mit kräftiger Mannesſtimme wie ein Echo aus dem Abts-Walde, der ſich zur Rechten des Wandrers auf dem Wege von Wernshauſen nach Helmers bis zu dieſem Thalweg hinabſenkt; ein lichtbrauner Hühner-Hund ſchoß anſchlagend aus dem Geſträuch hervor, und ſprang mit freudigem Gebell an Berthold hinauf. Dieſer ſtand überraſcht und ſah jetzt einen Mann in Jägertracht mit einem Gewehr den Rain herab eilen, und im Springen das Gewehr in die Luft feuern, als Freudenſchuß.

„Himmel-Sonne-Mond-Stern-und Irrwiſch-Sapperment!“ rief der Mann entgegen! „Ha Wer kommt denn da? Bürſchmann! Willſt du kuſchen! Verdammtes gutes Hundebeeſt! Willkommen, Gott-Willkommen!“

Berthold breitete mit einem Freudenrufe ſeine Arme aus und eilte in die offnen ſeines Schwiegervaters in Hoffnung, der geſchwind mit dem Rockärmel über den voll Tropfen und Schneegraupen hängenden Schnauzbart fuhr, und darauf den Jüngling mit herzlichem Waidmannsgruß und Kuß empfing.

„Nun ich frage nicht, iſt das Leben noch friſch? Herr Berthold!“ rief Schnellbolz, „denn das ſehe ich ja, daß es iſt. Aber ich wundre mich, daß Sie bei dem vermaledeiten Wetter ſo per pedes apostolorum daher marſchirt kommen — doch ich freue mich auch darüber, denn das iſt flott und prächtig, und ſteht Ihnen ganz gut an!“

„„Mein lieber lieber, wackerer Papa!““ erwiederte Berthold in freudiger Aufregung: „„das iſt ja überaus herrlich, daß ich Sie hier ſchon treffe! Wie geht es daheim? Alles wohl? Mutter? Lenchen? Und die im Pfarrhaus?““ —

„Alles nach Wunſch — ſitzen hinterm Ofen, wärmen ſich und warten auf den jungen Herrn, — wie — ja wie — na, denken Sie ſich ſelbſt den Vergleich, wie wir auf ander Wetter und beſſre Zeiten

— ja — ſo iſt's! Denken nicht, daß Sie zu Fuße kommen!"

„„Was ſollt' ich hier fahren? da ſollte mich jedes Pferd dauern!““ gab Bertholb zurück. „„Bin mit der Poſt von Jena gefahren bis auf die Zwick — bin ordentlich froh, wieder ein wenig zu marſchiren. Und das Wetter — nun ich denke, das kümmert den Bruder Studio ſo wenig, wie den wackern Waidmann. Kennen Sie nicht den ſchönen Vers: (ſingend)

„Dieß iſt ſein Wort zu Strom und Wind:
Wer macht aus euch ſich was? Vallera!
Wer macht aus euch ſich was? —
Nicht mehr als wehen, kann der Wind,
Und Regen macht nur naß! Valleri Vallera —
Und Regen macht nur naß!“

„Recte bene! Und Braviſſimo!“ rief der Förſter, der nun ſeinen Waldgang abbrach, und an Bertholds Seite der Heimath zuſchritt, wobei erſt noch ein großes und ein kleines Dorf zu durchwandern war.

Im Weiterwandeln fragte Schnellbolz bald genug: „Was bringen Sie uns neues mit, lieber Sohn? Ich weiß ſchon, daß meine Frage wie eine Alltagsfrage klingt — aber man hört jetzt ſo gar wenig, die Zeitungen bekommen wir in unſer Dorf, wenn ſie faſt acht Tage alt ſind, und was ſchreiben ſie? Lariſaripoſſen von dem Phantaſten Müller aus der Pfalz, aberwitzige Prophezeihungen, und diplomatiſche Verhandlungen über den neu einzuſetzenden deutſchen Bundestag zu Frankfurt am Main. Verſtehe davon ſo viel als nichts.“

„„Selig ſind — ſo heißt es hier: ſelig ſind die nicht ſehen, und doch glauben!““ ſpöttelte Berthold. „„Ein Bundestag für Deutſchland — Gott gebe, daß daraus keine Bundesnacht wird! Kein deutſcher Kaiſer, kein deutſches Reich ſoll geſchaffen werden, wie wir noch im vorigen Jahr Alle hoffen und glauben durften, wie man uns auch gläubig hoffen ließ — doch — laſſen Sie uns die Freude des Wiederſehens nicht trüben mit dem Trüben der Zeit! Will es Gott, wird noch Vieles anders und beſſer als jetzt. Die politiſche Geſtaltung Deutſchlands in der Gegenwart gemahnt mich, wie das dermalige Naturleben — es will nicht erwachen, die Fluren ſehen aus, als ſei es recht ſpäter Herbſt, als wolle es Winter werden, ſtatt Frühling, und doch bedingt die ewige Weltordnung den Frühling.““

Berthold ſprach noch, als im Walde eine Singdroſſel hellen Flötenlaut erklingen ließ.

„Hören Sie?“ fragte der Förſter. „Das ſind meine Propheten — die ſind untrüglich — kommen immer wieder — immer wieder — und auch der Frühling kommt wieder, und der alte Gott lebt noch, und hier in der Bruſt, da lebt und wohnt und liebt noch die alte deutſche Treue, für Fürſt und Vaterland.“ —

„„Ja, Ehre der Treue!““ beſtätigte Berthold: „„Aber die Fürſten ſollen nur auch Wort halten, ſollen das Volk etwas gelten laſſen, ſich nicht untereinander erſtarken und feſtigen um ihre Völker im Zaum, und niederzuhalten.““

„Wer weiß, ob Jeder kann, wie er will, und gern thäte?“ fragte Schnellbolz. „Die Kleinen müſſen in das Horn der Großen ſtoßen, und Gott danken, wenn ihnen dazu die Lebensluft gelaſſen wird, haben's ja geſehen, wie es Vielen ergangen iſt — ſind mediatiſirt worden nolens volens.“

Unter ſolchen Geſprächen legten beide Wanderer ihren Weg zurück, ſchlugen aber einen Seitenpfad ein, ſo daß ſie den geraden Weg nach dem Dorfe hinab vermieden, und vom Pfarrhaus aus nicht geſehen werden konnten, um eine kleine Ueberraſchung auszuführen. Abendgrauen umflorte die Höhen, ein leiſer Seufzer entwand ſich Lenchens Bruſt unhörbar, ſie dachte, nach dem ſie noch einen Blick nach dem Wege geſandt, nun kommt er wohl nicht, und begann unruhevollen Gedanken nachzuhängen, wo der ſo heiß Erſehnte wohl bleibe, und warum es ihn nicht dränge in ihre Arme zu eilen?

Da hörte man draußen Tritte, Lenchen ſah durch das Fenſter, und auch Bernhard that dieß. Sie erblickten Schnellbolz, ſeine Pfeife rauchend, geſetzten Schrittes am Pfarrhaus vorübergehend. „Der Herr Förſter geht vorbei!“ rief Bernhard aus; die Tante war ſchnell am Fenſter. „Ei guten Abend Herr Förſter! Nun — ſo ſtolz vorbei? S'iſt Niemand drüben bei Ihnen zu Hauſe! Kommen Sie doch ein Wenig herein! Beſſer umkehren, als fehlgehen. Es giebt noch ein Schälchen. Es iſt kein Tag, er bringt ſeinen Abend mit! Kommen Sie herein und tröſten Sie ihr Töchterlein. Das gute Kind gukt ſich bald die Aeuglein aus — wo er nur bleibt, der Herr Bräutigam!“

Der Förſter wandte ſeinen Schritt in das Pfarrhaus, grüßte etwas griesgrämig und ſagte dann zu Lenchen: „Ja Du liebes Lenele, Du dauerſt mich recht. Haſt leider Gottes vergeblich gehofft; bin da droben auf dem Weg überm Pleß dem Salzunger Poſtboten begegnet, hat mir einen Brief an Dich gegeben — woraus zu ſchließen — daß Selbiger Dein Herr Bräutigam, nicht kommen thut — na wo hab' ich ihn denn — wo zum heiligen Mohren — Donner Himmelelement, wenn ich nun vollends die amouriſche Depeſche verloren hätte! — „Bürſchmann! Bürſchmann! Beſtie! Allons faß! — Such verloren!“

Während dieſer äußerſt ernſthaft vorgebrachten Ausrufe ihres Vaters wich alles Blut aus Lenchens Wangen in ihr Herz zurück. Alſo nicht, gar nicht! — Alſo zertrümmert die noch ſo innig feſtgehaltene ſüße Hoffnung!

„Ei du meine Güte!“ brach die Tante los. „Erſt ein Brief, nur ein Brief, und dann auch noch verloren? Finten! Finten! Jägerlateiniſche! Man muß ſich nicht erſchrecken laſſen, wenn gleich der Teufel die Zähne gegen einen bleckt.“

Bürſchmann ſprang bellend gegen die Thür, wollte dem Befehlgehorchen und verloren ſuchen. Darüber ward ein leiſes Klopfen überhört, und jetzt ward von außen die Thür ein wenig aufgethan und während der Hund mit freudigem Gebell hinaus ſchoß, vernahm man draußen eine klägliche Stimme: „Ein armer Reiſender bittet um einen Zehrpfennig!“

„Ei du meine Güte!“ ſchalt die Tante: „nicht einmal am lieben Oſtertag hat man Ruhe vor der Bettelei. Armuth iſt der Faulheit Lohn, meiſtens wenigſtens!“ — ergriff aber nichts deſtoweniger ein großes Stück Oſterkuchen, — reichte es hinaus, und ſtand ganz verwundert, als ſie gewahrte, wie der Hund in voller Freudebezeugung ſich an dem vermeintlichen armen Reiſenden mit ſchmalem Ränzel empor geſtellt hatte.

„„Gottes Lohn und guten Abend!““ rief der Reiſende jetzt mit unverſtellter Stimme: freudigſt erſchrocken hob mit einem Jubelrufe ſeliger Luſt Lenchen die Arme, ſenkte ſie aber gleich wieder, und ſtand freudebebend, in züchtiger Schaam erglühend — während Berthold die Tante und die Förſterin ſittig grüßte, und dann mit einem ſtürmiſchen Entzücken das holde herrliche Mädchen in ſeine Arme ſchloß.

„Das mach' ich Ihnen ſchon einmal wett!“ drohte indeß die Tante dem Förſter: „nur gut, daß der Schrecken oft größer iſt als die Gefahr!“ —

Auch Bernhard und Hugo wurden von Berthold herzlich begrüßt, und als jetzt gerade von ſeinem Gange zurückkommend, auch Ammann eintrat, ging es an ein neues Begrüßen und Willkommenheißen.

„Er wird Dir und mir ſchon etwas mitgebracht haben,“ flüſterte Bernhard zu Hugo mit aller Zuverſicht eines Knaben, der gern etwas Mitgebrachtes annimmt.

„„Was denn?““ fragte Hugo, der viel jünger als Bernhard, auch minder begehrlich war, denn ach — leider wächſt die Begehrlichkeit mit dem Menſchen und viel länger, als ſein eignes Wachsthum dauert.

„Vielleicht eine Jagd von Blei, oder Thiere oder Soldaten,“ nannte Bernhard, was im Bereich ſeiner eignen Wünſche lag.

„„Meinetwegen!““ warf Hugo im ruhigſten Gleichmuth hin; auf dieſer genügſamen Knabenſeele zog das Schiff der Wünſche noch keine leuchtenden Furchen. —

Am folgenden Abend war gaſtlicher Zirkel bei Försters, zu welchem neben dem Pfarrer und ſeiner Schweſter auch Wecke und Lampert geladen waren. Lenchen machte mit Anmuth die Wirthin, ihre Mutter war raſtlos bemüht, immer neue Gerichte aufzutiſchen und zum fleißigſten Zulangen zu nöthigen. Schnellholz hatte ſich des Commando's über die Flaſchenbatterie bemächtigt.

Berthold mußte Erlebniſſe erzählen und bald genug lenkte ſich das Geſpräch der Männer ausſchließlich der Politik zu.

Da im eignen Lande unter einer milden und gütevollen vormundſchaftlichen Regentin alles wohlgeregelten Gang ging, und Niemand daran dachte, den friedlichen Boden gegenſeitigen Vertrauens feindſelig zu unterwühlen, ſo richteten ſich die Blicke zunächſt auf das angrenzende Nachbarland Sachſen-Weimar. Da gab die neu gegebene Verfaſſung viel zu beſprechen; der Großherzog ward hoch erhoben ob ſeines vorleuchtenden Beiſpiels, Verheißungen, die dem Volke gegeben waren, zu erfüllen, gleichwohl unterließ Wecke nicht die ſpöttiſche Bemerkung: „Wie ſteht es aber mit der Preßfreiheit? Warum iſt dieſe nicht in die Verfaſſung aufgenommen? Warum iſt ſie nur als ein Geſchenk gegeben worden, was möglichen und erforderlichen Falles, wenn etwa Oeſterreich oder Rußland es wünſchen ſollte, zurückgenommen werden kann? Traut ihr Alle dem Landfrieden — ich traue ihm nicht! Stiftet nur Orden der Wachſamkeit, das iſt ganz gut und ſchön, das ſollte überall Nachahmung finden, denn der Wachſamkeit bedarf es allermeiſtens, und wenn ich droben überm alten Thurm des Frankenbergs die Falken fliegen ſehe, wie die Raben um den Kaiſer Friedrich auf dem Kiffhäuſer, ſo denke ich immer: Fliegt nur, fliegt nur, und wachet fein, damit ganz Deutſchland ſagen könne: Vigilando ascendimus."

„„Ein guter Theil der Wächter iſt bereits eingeſchläfert,““ nahm der Pfarrer das Wort: „„ich meine den Jugendbund, welcher vor noch nicht langer Zeit vom König von Preußen förmlich aufgehoben worden iſt, nachdem man ihm doch einen weſentlichen Theil der Rettung des Staates mit verdankte. Aber er iſt durch den Geheimen Rath Schmalz ſo verdächtigt worden, daß aller Glanz der berühmten Namen ſeiner Angehörigen nicht im Stande war ſeine Aufhebung zu verhindern.““

„Dafür iſt der Denunziant geächtet von der Volksſtimme, die hier wahrlich eine Gottesſtimme geworden!“ fiel Berthold ein. „Glauben Sie, meine Verehrten, eine Kabinetsordre könne ein Gebäude ſtürzen, deſſen Grundpfeiler in tauſend muthigen Seelen feſtwurzeln? Die Form vergeht, der Geiſt beſteht! Dieß wird immer ſo ſein! Der Geiſt des Tugendbundes iſt die unſichtbare Silberglocke, deren reine metallene Stimme fort und fort durch Deutſchland klingen und rufen und mahnen wird: Seid frei und ſeid einig, einig, einig! — Die Form mußte zerbrechen, damit die Glocke zur Höhe ſchweben könne, wie die zerborſtene Puppenhülle am Boden bleibend Staub wird, wenn der Falter aus ihr ſeine Farbenflügel um die Sonnenblume ſchwirren läßt.“

„„Wer ſollte nicht Deutſchlands Einheit von ganzem Herzen wünſchen?““ nahm der Pfarrer das Wort: „„aber wird ſie mehr ſein und bleiben, als ein ſchönes nie erreichbares Ideal? Welkt nicht auch die Sonnenblume und ſtirbt nicht, früher noch als ſie, der ſchöne Sylphe dahin, der Honig ſaugend, mit zitterndem Flügelſchlag um ihre Strahlenkrone flog? Was verſteht ihr jungen, wackern, heißblütigen Schwärmer denn eigentlich unter der Einheit Deutſchlands? Blos Einigkeit, Eintracht ſeiner Regenten? Schwerlich — denn dieſe iſt ja bereits ſo gut als verbrieſt und verſiegelt, alſo ein Reichsganzes, ein deutſches Reich, unter einem Oberhaupt!““

„Das ich auch ſchon wüßt', wenn ich es wählen dürft'“ — ſagte der Schulze.

„Unſern jungen Erbprinzen?“ fragte Wecke mit einem ſatyriſchen Blick nach Lampert hin, und bot dieſem eine Prieſe.

„Gutes Wohlſein!“ rief der Schulmeiſter, als Lampert ſchnupfte und faſt gleichzeitig nießte. „Er benießt's, s'muß folglich wahr ſein — und ſo wählt jeder biedre deutſche Schulze ſeinen Erbprinzen oder ſeinen verehrten Landesvater, und ſo wird das Reich einig in optima forma.“ —

„Carl Auguſten thät ich wählen!“ rief Schnellholz mit Feuer.“

„„Und ließe mich dafür zum großherzoglichen Förſter in der Zillbach machen, allwo ſich noch einige achtbeinige Haſen zeigen ſollen, Winters, in den Zwölften!““ ſpottete Wecke ſchonungslos, indem er ſein Glas zum Trinken anſetzte und ausrief: „Der Herr Förſter und ſein Kaiſer ſollen leben, vivant!“ —

„Was wir wollen“ — nahm Berthold wieder das Wort: „hat unſer König ſchön und treffend in jener Kabinetsordre — die wir gleichwohl nicht billigen — theilweiſe ausgeſprochen: Wahrung des deutſchen Nationalſinnes und Geiſtes, Gehorſam dem Geſetz, damit die Wohlfahrt des Friedens Allen geſichert bleibe — aber ich ſage: nur theilweiſe. Wir wollen mehr, wir wollen eine freiſinnige Verfaſſung, wir wollen den Sieg des Lichtes über die Finſterniß, wir wollen ein ureignes Deutſchthum, einen ſtarken Gemeingeiſt, und nichts wollen wir von fremdem Demokratismus, von einheimiſchem Despotismus!"

„„Alſo keinen König?"" warf der Pfarrer die Frage hin. „„Ich vermiſſe in Ihren Wünſchen Klarheit, lieber Herr Berthold! — Stehen Sie auf der Seite der Liberalen, oder auf jener der romantiſchen Partei? Heißt Ihr Banner Revolution oder Reaction?""

„Ich ſtehe unter der Fahne des Zeitgeiſtes!" gab Berthold zur Antwort: „ich will nicht Umwälzung, will nicht Rückſchritt, ich will Fortſchritt auf dem Wege freier Entwickelung Deutſchlands zur Nationalität und zum Selbſtbewußtſein, das will ich, das wollen meine vertrauteſten Freunde und eine erſtaunlich große Zahl unſrer Geſinnungsgenoſſen!"

„„Sehr gut und ſehr brav!"" belobte der Pfarrer, aber Wecke konnte nicht unterlaſſen aus Fauſt vor ſich hinzumurmeln:

„Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Iſt insgemein der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln!"

„„Was ſagen Sie, Herr Schulmeiſter?““ fragte die Tante.

„Nichts, Verehrteſte!“ erwiederte Wecke, an ſeinem Glaſe ſchlürfend. „Ich meinte nur, dieſes Weinchen, ein ausgezeichneter Elfer, hat ungemein viel Geiſt, und iſt ſo glockenhell, das man ſich darin beſpiegeln kann.“

„„Schalk!““ drohte der Pfarrer lachend zu Wecke hin.

„Gelt, er macht mir einmal wieder ein X für ein U?“ fragte die Tante. „Ja ja, das kenn ich! Herr Wecke iſt aller Ränke voll. Bei dem heißt's: Wer ſich nicht beſtauben will, bleibe aus der Mühle.“ —

„Dürfte ich mir in dieſen Meinungskämpfen, welche die Gegenwart bewegen, ein Wort mitzuſprechen erlauben,“ nahm der Pfarrer wieder die Rede auf: „„ſo möchte ich es ſo an die ganze ſtudirende Jugend Deutſchlands richten, wie jetzt an Sie, lieber Berthold, der Sie in unſerm gemüthvollen Kreiſe hier dieſe Jugend vertreten. Alle Ihr wackern und begeiſterten, von Vaterlandsliebe begeiſterten Jünglinge und jungen Männer, und namentlich ihr, die ihr die heiligen Kriege mitgekämpft, ſeid erfüllt vom Ahnen einer Zukunft, die Deutſchland kommen ſoll, und ſteht wie ſehnſuchtvolle Weltumſegler am Steuer oder im Maſtkorb, und möchtet gern Land! Land! rufen. Aber das Land erſcheint noch lange nicht, wohl aber erſcheinen Stürme für die jungen Schiffer, welche die Wogen aufwühlen, und die Schiffe herüber und hinüber beugen, ſie bald in tiefe Schlünde gleiten laſſen, bald wieder himmelan tragen. Wenn auch beſonnener Ernſt und ein edler Wille zu ruhiger Lenkung am Kompaß und Steuer wachen, die Sturzwellen der Leidenſchaftlichkeit ſind es, die über Bord ſchlagen, und manchen hinwegſpülen in die ewige Tiefe. Voll Ernſt, voll Männlichkeit, voll Reife ſehe ich eure Mehrzahl ſich beſtreben, edle deutſche Einfachheit und Sitte zu bewahren, Fremdländiſches abzuthun, dem Mittelalter ſeine Barbarei zurück zu geben, von ihm dagegen den heitern und doch ſinnig ernſten Schmuck zu nehmen, und durch ſtrengen Fleiß die Kenntniſſe euch anzueignen, die euch befähigen, dereinſt eure Kraft und eure Gaben dem Vaterland nützlich zu machen. Aber ihr ſeid damit nicht zufrieden, ihr wollt noch mehr. Ihr wollt das Vaterland reformiren! Ihr glaubt, dazu reiche eure Kraft aus. Ich glaube dieß nicht. Ich will nicht nennen, was einſt nach der Tradition den Engel ſtürzte, aber ſagen will ich, was euch mangelt trotz aller Deutſchheit, allem Hochgefühl, allem Hangen an dem Idealen — — die ſittliche Demuth fehlt euch. Ihr wollt jetzt, ich glaube das von Herzen gern, noch keine Republik; zumal ihr Preußen, alte, wie neue, liebt und ehrt euern heldenmüthigen König — aber habt Acht, die Zeit wird kommen, wo die academiſche Jugend dahin mit Bewußtſein ſtrebt, wohin ſie jetzt unbewußt zum Theil ſich ſelbſt leitet, zum Theil geleitet wird. Jetzt vertrauen euch noch die Regierungen, ich ſehe die Zeit kommen, wo ſie euch völlig mißtrauen. Jetzt lebt in vielen von euch noch ein ächter frommer und freier Geiſt — ich ſehe aus der Frömmigkeit den Myſticismus, aus der Freiheit ſich den Fanatismus erzeugen; jetzt gilt euch noch Chriſtus als ein Mittler, künftig ſeht ihr in ihm nur den Republikaner als euer Vorbild. Daher warne ich und ſage: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Teufel des Hochmuths, das iſt euer Widerſacher, der geht umher, wird umher gehen, wie ein brüllender Löwe und ſuchen, welchen er verſchlinge!“ “ —

„Ein Pereat dieſem Teufel!“ rief Schnellholz, der wacker die Gläſer zu füllen bemüht war, und der Pfarrer, um nicht durch allzu hohen Ernſt die Heiterkeit des Feſtabends zu trüben, klang mit Allen an, und rief: „Ja! Der Herr Förſter hat Recht. Pereat Diabolus, quisquis Antiburschius — atque irrisores!“

Der Frauen vermittelndes Zwiſchenreden zumal brachte bald wieder ein Gleichmaaß allgemeinen geſelligen Frohſinnes unter die Gäſte, und Scherz und Munterkeit belebten, ohne daß des politiſchen weiter gedacht wurde, den Kreis bis zur Mitternachtſtunde. Lampert hatte ſich früher bereits fortgeſchlichen, dagegen hielt Wecke wacker aus, und beluſtigte die Geſellſchaft noch ungemein dadurch, daß er voll Witz und Laune über die idealen Empfindungen ſprach, welche ein ſchöner Ziegenhainer in der Menſchenſeele hervorzurufen im Stande ſei, wobei er den ihm von Berthold mitgebrachten wieder als Ideal aller Ziegenhainer hinſichtlich regel- und gleichmäßiger Knoten, richtiger Länge und unvergleichlichen Mittehaltens zwiſchen zu dünn und zu dick, nicht minder äußerſt wohlgelungener Beize pries, auch hervorhob, daß der dunkle Hornknopf nicht von einem gewöhnlichen Ochſen, ſondern von einem übervortrefflichen Büffel herrühre. —

Berthold beſchäftigte ſich theils angemeſſen, theils nutzte er einen Theil der Ferienzeit zu einem Ausflug nach dem Wohnort ſeines Vormundes und zu kurzem Beſuch bei dieſem, und traf erſt wieder am 24. April in dem Dorfe ein, wo ihn die Tante mit den Worten empfing: „Sein Sie uns doppelt willkommen! Sie bringen dießmal gutes Wetter mit! Iſt kas ein ewiger Winter geweſen und doch kein rechter, immer Schlickerſchlacker, ungeſund und abſcheulich, und nun vollends im März, wo es warm werden ſollte, Winterfroſt.“

Der folgende Sonntag war durch Wärme ausgezeichnet; das Naturleben, lange im Schlummer gehalten, erwachte raſch und friſch, kräftig, wie um Petersburg, mit einemmale knospeten die Bäume, drängten ſich die Blüthen hervor.

Die Tante und die Förſterin, Lenchen und Bertholt einten ſich zum erſten Spaziergang, die Knaben, Hugo und Bernhard, liefen ſo nebenbei mit, ſuchten Veilchen und Sommerthürchen, und ließen Bürſchmann Kiefernzapfen apportiren. Jeder hatte einen von Berthold mitgeſandten Paläſter.

Lenchen ging am Arm des Geliebten, ſtillſelig, verklärten Antlitzes — und Berthold war überglücklich, ſeine Stimmung gehoben, ſein Herz befriedigt. Das holde Glück, welches ihm in ländlicher Stille hier entgegenblühte, ſorglich behütet vom Auge der Mutterliebe und biedrer Freundſchaft, war ja ein ſo reines hohes Gut, war die Verheißung eines Lohnes für wackres Streben nach dem Hohen und Tüchtigen in Wiſſenſchaft und Leben — daß er ſich beſſern Lohn nicht wünſchen konnte.

Die Unterhaltung der liebenden Verlobten beſtand nicht in dem geiſtloſen Getändel und endlos langweiligen Geſchnäbel vor aller Augen, womit ſo oft Brautleute gewöhnlichen Schlages glauben, aller Welt offenbaren zu müſſen, wie groß ihre gegenſeitige Liebe ſei — ach nur zu oft ändert ſich das nach der Trauung gar ſehr.

Berthold that an Lenchen manche Frage, um zu prüfen, wie weit ihr Geiſt gebildet ſei, denn der Wunſch lag ſo nahe, daß die Erkorene ihm, dem nach höchſter Bildung Strebenden, dereinſt in dieſer Beziehung ebenbürtig ſein möge.

Was ſich ihm aus allen Antworten Lenchens offenbarte, war nicht eine Fülle des Wiſſens, ſondern ein reicher Schatz an ſanfter Gemüthlichkeit und edler Weiblichkeit. Sie wußte wenige oder keine der Inſeln in der Südſee zu nennen, was doch in unſern Erziehungs-Inſtituten zu den unerläßlichen Anfangsgründen in der Geographie gehört, denn wehe dem Mädchen, welches nicht auf Vavaoo, Evoa, Niutabotabu, Tahaaha und Andern wie zu Hauſe iſt, und im glänzenden Examen in dieſen unentbehrlichen Wiſſensgegenſtänden nicht beſteht! — Auch in der Naturgeſchichte war Lenchen noch zurück. Sie wußte nicht einmal, was Mollusken waren, und zählte in ihrer Beſchränktheit die Schnecken noch zu den Würmern, und die Krebſe und Spinnen, wie ihr unwiſſende Lehrer beigebracht hatten, zu den Inſekten. Dafür geſchah ihr nicht, wie jener durchbildeten jungen deutſchen Gräfin, die einmal auf einer Durchreiſe vor dem Forſthaus hielt, vor welchem zufällig zwei geſchoſſene alte Rehböcke lagen, in Thränen ausbrach und rief: oh mon Dieu, oh mon Dieu! Quelle crudélité, ces innocents enfants des pauvres cerfs massacrés dans leur verte jeunesse!

An dem ſchönen, gegen die Gebirgskette und das zu Füßen liegende Thal offenen Plätzchen unter der Kieferngruppe konnte man ſich an dieſem faſt ſommerwarmen Aprilſonntage recht wohl niederlaſſen und verweilen; dieß thaten denn auch die Erwachſenen, während Hugo und Bernhard ſich mit Bürſchmann, der an Berthold wie an Lenchen mit auffallender Zärtlichkeit hing, luſtig und jubelnd durch das Wäldchen hetzten. Lenchens Mutter, welche zufällig eine von Berthold an ihre Tochter gerichtete Frage hörte, nahm, als Lenchen mit einiger Verlegenheit ſchwieg, für jene das Wort, und ſagte: „Das gute Kind iſt wohl noch in vielen Stücken nicht unterrichtet genug. Ich ſelbſt bin nur eine einfache, auf dem Lande erzogene Frau, und mein Unterricht Lenchens hat ſich auf das Häusliche beſchränken müſſen; um ihre moraliſche und religiöſe Bildung haben der Herr

Pfarrer und der Herr Schulmeiſter das ihrige gethan. Weltbildung — wird ſie vielleicht von Ihnen empfangen." Lenchen ſenkte erglühend ihr blondgelocktes Köpfchen.

„O meine liebe würdige Mutter," entgegnete Berthold. „Was iſt Welt und was iſt Bildung? Das ſind große, weite, vielſagende, vielbedeutende Begriffe. Ein anderes iſt Bildung und Welt des Mannes, ein andres Welt und Bildung der Frauenſeele. Wir ſtürmen hinein in des Lebensſtromes rauſchende Wogen, mit gewaltiger Kraft ſie zu theilen und auf ihnen zu herrſchen, von ihnen als Ueberwundenen getragen zu werden, iſt uns hohe Luſt. Wir wollen den Kampf, und dieſer bleibt auch keinem ächten Ringer erſpart, mit ihm und durch ihn erobern wir uns die Palmenzweige und die goldnen Aepfel des Wiſſens, einen nach dem andern, vom Baum des Lebens — aber was uns zu dieſem Siege treibt, iſt ja nichts anders als das Weibliche, das uns ewig ſich nachzieht. So deute ich die uralte Schöpfungsmythe vom Baum der Erkenntniß. Das Streben nach Erkenntniß iſt die dem Menſchen von der Gottheit gegebene, in ihn gepflanzte Stimme der Natur, welche des Alterthums tiefe forſchende Weisheit als Sinnbild ewigen Werdens und Schaffens, als Schlange, darſtellte. Im Weibe lebt das ſtille Verlangen nach Erkenntniß, nach Wahrheit, und zu ihm, dem ſanft Empfänglichen, ſpricht jene Naturſtimme zunächſt."

„Aber nicht die Sünde kam durch das Weib in die Welt, ſondern das Leben, der Wiſſenstrieb, jedes edle, ſchöne, hohe Verlangen. Das Frauenherz, das Frauengemüth iſt die Bildnerin des Menſchengeſchlechts, und ſeine Macht iſt eine hohe, überwältigende, wie jene Mythe dadurch ſo zart und ſinnig andeutet, daß das Weib dem Manne die Frucht reicht. Im Gemüthe des Weibes entſpringt der Strahl, der uns Gott ähnlich macht, die Liebe, das heilige Aether-Feuer keuſcher Prieſterinnen. Gattenliebe und Mutterliebe, zwei Edens-Früchte mit hinweggetragen im tiefen Innern aus dem verlorenen Paradieſe — ſind die Grundſäulen am Tempel der Menſchheit geworden, ſie ſind das höchſte, mehr als Verſtand, mehr als Wiſſen, ja mehr ſelbſt als Weisheit." —

„„Welche ſchöne ideale Anſchauung Sie uns geben, Herr Berthold!"" ſprach mit ſeelenvoller Anerkennung die Tante. „Sie machen uns ja ganz ſtolz auf unſer Geſchlecht!"

„„Das Ideale, meine hochverehrten Frauen"" — fuhr Berthold fort: „„iſt die Verklärung des Wirklichen und auch an dieſer hat die Liebe den ſchönſten Theil. Das Ideal iſt's, was der Jugend als Leitſtern vorſchwebt, das Ideale weckt und nährt ſchon zarte Mutterliebe im Herzen des Kindes. Mond und Sterne, Wolken und Regenbogen werden der jungen Phantaſie als etwas ganz anders geſchildert, als was ſie wirklich ſind; ſie werden mit poetiſchem Auge angeſchaut, und das Ideale iſt eben die Poeſie des Lebens, wenn auch manche Poeſie weit davon entfernt iſt, ideal zu ſein. Iſt doch ſelbſt der Glaube nur eine ideale Anſchauung des Ueberſinnlichen, und Religion, als Gefühl, nicht als Lehre genommen, lenkt nur zum Idealen unſern Blick!““

„„Daß mein innigtheures Lenchen mir nicht durch Erziehungskünſteleien vom Pfade ſchlichter ſchuldloſer, die Welt, was man ſo nennt, nicht kennender Sitteneinfachheit abgelenkt werde, erkenne ich für ein großes Glück für ſie, wie für meine eigne, Gott gebe durch ſie, glückliche Zukunft. Ich will den Geiſt meines reinen ſanften Mädchens ſchon führen, ſchon leiten, ſchon mit dem meinen durch die Himmel edler Begeiſterung tragen. Bis wir verbunden ſind, bleibe mein Bräutchen in mütterlicher Hut nur dem Guten, dem Schönen, mir und ſich ſelber treu, walte im wirthlichen Kreiſe des Hauſes in nützlicher Thätigkeit, leſe in Stunden der Erholung einige gute Bücher, die ich ſenden, oder ſelbſt bringen werde, und ſei nichts mehr und nichts minder, als wie ich ſie jetzt erblicke, eine dem Ideale zuſtrebende, edle, mir Treue bewahrende deutſche Jungfrau.““

„O mein Berthold!“ rief Lenchen, und barg ihr glühendes Geſicht, auf welches Thränen fielen, am Buſen des Geliebten. „Ich kann dem Flug Deiner Gedanken nicht zu ſeiner Höhe folgen, ich kann Dich nur lieben!“

„„Lieben und durch Deine Liebe beſeligen!““ erwiederte Berthold, ſie innig küſſend. „„Mehr will ich ja nicht von Dir, kann ich nicht wollen. Du biſt mir der Tempel, zu dem meine Jugend opfernd wallt, und das eigne Herz Dir darbringt. Deine Liebe iſt die Prieſterin, welche dieß Opfer annimmt. Und ſo tauſchen wir Liebe um Liebe, Herz um Herz, Leben um Leben!““

Die Liebenden wandelten ſelbander weiter auf ſanftem Moosteppich am Rande des Gehölzes, während die Frauen in Geſprächen zurückblieben; freudig bellend ſtürzte der Hund von dem Knaben hinweg auf jene zu und an ihnen empor, doch wurde er faſt ohne daß man ſeine Liebkoſung wahrnahm, mechaniſch ſanft abgewehrt, und kam traurig zurück. Jene wandelten ganz im Roſenlichte der Liebe, und das Irdiſche hatte in dieſen heiligen Momenten kein Anrecht an ſie.

Nur der Natur holdbräutliches Erwachen rings umher klang zuſammen mit ihren reinen Gefühlen in voller Uebereinſtimmung, und ſteigerte alle Töne zum innigen Accord. Eine Weile gingen ſie ſchweigend neben einander Arm in Arm; ſie bedurften keiner Worte, wann hätte die höchſte Steigerung der Empfindung der Worte bedurft? Lange weilte Bertholds Blick auf Lenchens lächelnd klarem Angeſicht, den züchtig geſenkten Wimpern, der makelloſen Schönheitblüthe, dem wonnigen Lippenpaar. Endlich brach er das ſinnige Schweigen mit der Frage: „Was denkſt, was fühlſt Du, mein ſüßes Mädchen?“

Lenchen ſchlug die Augen zu ihm auf, und ſprach mit entzückendem Lächeln: — „Ich denke, ich fühle nichts, als Dich, nur Dich, und immer wieder Dich! Ich wandle daher wie im Traume, ich ſtehe, wie eine ſich ſonnende Blume.“

„Wohl haſt Du recht! Wir träumen beide jetzt den wonnevollen Blüthentraum des Lebens!“ ſprach Berthold. „Dieſe Stunde iſt die unſere, dieſe Gegenwart iſt unſer Eigenthum; wer bürgt uns für die kommende Zeit? Dieſe Knospen hier am Schleendornſtrauch werden bald zur Blüthe aufbrechen; jener Vogel, der dort Wolle vom Dornſtrauch zum Neſtbau aufwärts trägt, wird brüten, und nicht lange, ſo ſtehen wir zu neuem Abſchied nur vereint, Thränen im

Auge, vielleicht hier auf derſelben ſchönen Stelle. Andre Stunden ſind dann gekommen, und dieſe ſelige kehrt nie zurück!“

„„Du wirſt Dich doch nicht darüber betrüben wollen, mein Geliebter?““ fragte Lenchen mit ſanftem Ernſt. „„Auch in der Stunde des Abſchieds werde ich dieſelbe und Dein ſein, Dein in der Trennung, Dein beim Wiederſehen, ganz Dein und auf ewig.““

„So darf ich auf Dein Herz bauen, darf hoffen, daß Deine Liebe mir unveränderlich bleibe?“

„„Wie ſollte, und wie könnte es denn anders ſein?““ fragte Lenchen zurück. „„Sei Du nur ſelbſt immer derſelbe — ſei immer die ſtarke Eiche, unter deren Schatten ich friedlich und vertrauend ruhen kann! — Wenn Du wieder fern biſt, werde ich einſam hier herauf gehen, und Dich denken, nur Dich! Jeden ſchönen Abend — o wie einſam wird mir ſein, wie wird mein Herz ſich nach Dir ſehnen! O wie lange iſt ein halbes Jahr, bevor Du wieder kommſt! Du wirſt die Wege wandeln, die Du zu wandeln Dir vorgenommen, wirſt Deinem Ziel nachſtreben mit aller Kraft — da wirſt Du oft nicht Zeit finden, an mich zu denken, aber ich habe Zeit, meine Gedanken werden immer um Dich ſein!““

„Auch die meinen werden Dich liebend umſchweben, mein Mädchen!“ verhieß Berthold. „Mit den

Strahlen des Sonnenaufgangs will ich Gebete für Dich über das Gebirge ſenden. Dem lohenden Bliz will ich zurufen: Bring' ihr flammenden Gruß von mir! Der Abendſtern, wenn er dort verſinkt, wo ich wohne und weile, ſteht dann noch ein Weilchen über jener weſtlichen Bergkette, Du ſiehſt ihn, und dann denke, ſein Blick hat auf ihm geruht, ſein Mund hat ihm zugeflüſtert: Strahle Helenen einen Gutenachtgruß! Und ich werde von Dir träumen, von Deiner lieben und ſüßen Geſtalt, Dein goldlockenumſpieltes Angeſicht wird ſich im Halbſchlummer küſſend auf mich niederſenken. Denke nur ſtets daran, daß Du die ganze Hoffnung meines Lebens biſt, das Ideal meines Herzens, das Ziel meiner Wünſche, der Lohn meines Strebens, du hohes, herrliches deutſches Mädchen. Für Deutſchland glüht meine Begeiſterung, für Deutſchland reift meine Thatkraft, ihm, dem theuern Vaterlande, weih' ich mich ganz, und Du ſollſt der Preis ſein, der den Sieger lohnt, der Kranz, der den Ringer krönt, an Deinem treuen Herzen will ich dann ruhn, und im Leide Tröſtung, im Glück den Himmel finden."

Während ſo die Lebensſonne dieſer Liebenden im Aufgang war, und über ihre Gegenwart und Zukunft helle Morgenroſen ſtreute, neigte ſich die des Frühlingstages dem Untergange allmählich zu; die

Frauen hatten ſich erhoben und waren auf der entgegengeſetzten Seite um das Wäldchen gegangen, wo ſie denn bald Berthold und Lenchen begegneten. Der Abendhimmel war licht und rein, die Feierabendglocken der Dörfer im Thale klangen herauf, kühl begann die Luft zu wehen, eine Reifnacht nach dem ſchönen Tage verheißend.

Den noch luſtig ſpielenden Knaben wurde zugerufen, zu folgen, während die Erwachſenen den Nachhauſeweg einſchlugen. Die Paläſterbolzen waren nach Kieferzapfen ſo ziemlich alle verſchoſſen, das heißt, ſie waren auf den nadelreichen Zweigen liegen geblieben, doch hofften die Knaben ſie wieder zu finden, wenn der Wind ſie herabgeſchüttelt.

Nur zu ſchnell verging die Zeit, kam Bertholds Abſchied wieder heran. Raſtlos rollen und kreiſen ihre raſchen Spindeln unwahrnehmbar dem ſterblichen Blick — alles im ewigen Umſchwung und mit ſich dahin reißend der Menſchen Hoffnungen, Träume, Schwärmereien und Ideale, die in dieſem ſauſenden Webſtuhl der Zeit dahin fliegen, wie wirbelnde Sonnenſtäubchen.

10.

Die Turnerey.

Friſch, frei, fröhlich, fromm,
Das iſt der Turngemein Willkomm.

Wahlſpruch.

Berthold war nach Jena zurückgekehrt, wo der Kreis der Freunde ſich heiter wieder zuſammen fand, aber auch der Ernſt geſellte ſich zur Heiterkeit. Es waren Briefe, wichtige, von Gießen, von Heidelberg, von Berlin, an die Burſchenſchaft zu Jena angelangt, deren Inhalt gemeinſchaftlich vernommen, deren Beantwortung in reifliche Berathung gezogen werden mußte. Es galt, auf jenen Univerſitäten Burſchenſchaften zu begründen, denen die zu Jena als vorleuchtendes Muſter dienen ſollte, was am beſten durch Abgeordnete geſchehen konnte, welche man in den Herbſtferien zu ſenden für angemeſſen fand. Berthold und Rino beſtimmten ſich, nach Berlin zu gehen, und ſo empfing gegen den Herbſt hin Bertholds väterlicher Freund eine Zuſchrift, in welcher ein Brief an Lenchen beigeſchloſſen war, der des lieben Mädchens Hoffnung auf ein abermaliges Wiederſehen auf eine längere Zeit hinausſchob.

Berthold ſchrieb:

„Mein innigſtverehrter, theuerſter Gönner! Der Sommer und ſeine Vorleſungen nahen beide ihrem Ende, und Freundſchaft und Liebe breiten wohl ſchon die Arme nach dem heimkehrenden Freund. Allein der Freund muß — höheren Zwecken ſich unterordnend, für dießesmal auf die Wiederſehensfreude verzichten, da Ziele im Nord und Süd ſich nicht auf einer Bahn erreichen laſſen. Sie werden meine Abſicht weder verkennen noch mißbilligen, mit der ich meinem eignen Herzen ein ſchweres Opfer auferlege und in der Tugend der Verläugnung meines Ich mich übend, einem andern ernſten Rufe Folge leiſte.“

„Meine Studien habe ich im Sommerhalbjahr mit Ernſt und Eifer fortgeſetzt. Für mich ſelbſt las ich, und ich kann ſagen, ſtudirte ich Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, Johann von Müllers allgemeine und Schweizergeſchichte, wie ſeine Briefe. Mit Vorliebe las ich Herodot. Ich hörte hauptſächlich Ludens Vorträge über Politik und Geſchichte, ſo wie ſeine Publica über die neueſten Zeitereigniſſe und die Fortſchritte der repräſentativen Verfaſſungen in Deutſchland, welche unter uns Epoche machen, und den Geiſt der Studenten auf die öffentlichen Angelegenheiten hinlenken, und zwar mit Ausbildung der beſtimmten Anſicht, dieſen Angelegenheiten ſelbſtthätig mitwirkend eine andre und beſſere Geſtaltung zu geben.“

„In Berlin hat Jahn Vorleſungen über deutſches Volksthum angekündigt, welche zu hören ich feſt entſchloſſen bin. Zugleich hat ein Kreis engerer Freunde eine Turnfahrt nach der Inſel Rügen beſchloſſen, von welcher ich mich nicht ausſchließen kann und will, weil es mich längſt mächtig drängte, dieſe alte vom Zauber der Poeſie und Sage gefeite Inſel zu betreten.“

„Wir werden daher ſogleich nach dem Schluß der Collegien nach Berlin gehen.“

„Nach Briefen, die uns von dort zukommen, nennt ſich zwar die Geſammtheit von vier verbundenen Landsmannſchaften, der Marchia, Neomarchia, Vandalia und Pomerania bereits Burſchenſchaft, und wird durch das lockere und loſe Band einer allgemeinen Verfaſſung leidlich zuſammengehalten, allein an eine höhere Auffaſſung des Begriffs einer deutſchen Burſchenſchaft, wie ſie in uns lebendig geworden, iſt dort noch nicht zu denken. Schon die Größe Berlins, in welcher die Studentenwelt ſo ziemlich verſchwindet, läßt den einheitlichen Geiſt, den am beſten nur Kleinſtädte zu pflegen vermögen, nicht aufkommen, die Einzelnen wohnen, ſtehen und bleiben einander zu fern, nur das Collegium und hie und da ein Verſammlungsort vereinen zeitweilig. Unter den acht- bis neunhundert Studirenden Berlins widmen kaum $^2/_3$ ſo viele der Burſchenſchenſchaft Antheil, als ſie unter den 3 bis 400 Jenenſern findet, alſo etwa 200, und die Hälfte dieſer zwei Drittheile gehört den genannten Landsmannſchaften an, die andre Hälfte ſteht als Wilde außer allem Verband. Nun haben die vier Verbindungen zwar eine Art von Burſchenleben unter ſich eingeführt; ſie betragen ſich gegen die übrigen Studenten gemäßigt und billig; aber ſie thun nicht das mindeſte, Theilnamloſe aus ihrer Apathie zu wecken. Dieß muß aber dort, wie auf allen deutſchen Hochſchulen anders und weſentlich beſſer werden, und die Anregungen eines Luden, eines Jahn, eines Arndt dürfen nicht vergebens gegeben ſein.“

„Was Friedrich Ludwig Jahn in ſeinem werthen Buche: Deutſches Volksthum, bereits 1810 anzubahnen begonnen, wie ſchnell ward es verweht, vergeſſen, verwaſchen im Wälſch des heilloſen Franzoſenthums, das auf Deutſchland noch drei Jahre lang wie ein knechtender Alp drückte! Das muß aufs Neue erweckt werden, und als ein friſcher keimfähiger Saame in den Boden geworfen, den die Zeit geackert und vorbereitet hat. Auch die Turnerei, bereits bewährt durch Heldenthaten, bedarf der Fortpflege, und zwar der lebendigen, thatſächlichen, perſönlichen, anregenden, denn Schriften allein thun es nicht. Mit Schriften und Zeitſchriften über die Zuſtände der Gegenwart ſind wir ja überſchwenglich geſegnet, dennoch iſt Deutſchland, das Volk, nicht die Gelehrten, nahezu am Einſchlafen.“

„Mein geliebtes verſtändiges Bräutchen wird aus meinem dießmaligen Fernbleiben nicht auf Mangel an wahrer und treuer Liebe ſchließen, und ein aufrichtendes Wort von Ihnen, mein väterlicher Freund, wird hinreichen, jede Betrübniß ihrerſeits in eine Ruhe der Ergebung umzuwandeln, die ſogar heilſam vorbildend für die künftige Gattin wirken wird, welcher Hemmung freier Willensthätigkeit des Mannes nicht wohlkleidend anſtehen dürfte. Auch habe ich ihr mit freundlichen Worten meine Gründe, ſoweit ſie dieſelbe zu erfaſſen vermag, in dem beigeſchloſſenen Briefe offen darlegt.“

„Ueberall, wohin ich auch wandere, und wo ich auch weile, bleiben meine Gedanken nach dem ſtillen Friedensaſyle gerichtet, das bei Ihnen mir blüht, ich würde ſagen, wie eine liebliche Oaſe in der Wüſte des Lebens, wenn dieß nicht ein unpaſſendes Bild wäre, denn ich meine, wem das Leben als eine

Wüſte erſcheint, um den ſtehe es ſehr ſchlimm; mir erſcheint es vielmehr als ein reicher Garten, mit manchem labyrinthiſchen Irrgang zwar, aber doch ſchön, und von den Nachtigallen Liebe und Freiheit durchklungen.“

„Bald ſchreibe ich Ihnen wieder, verehrteſter Herr und Freund, und gebe Ihnen Kunde von meinem Ergehen und meinem Streben. Jetzt grüße ich Sie und Ihr liebes Haus und alle Theuern und Bekannten mit dem Gruß der Freundſchaft und Liebe.

Ihr

Berthold.

Vier Wochen ſpäter empfing Lenchen einen Brief, den ſie freudig dem Pfarrer und deſſen Schweſter mittheilte. Bertholds Nichtkommen hatte allerdings ihr Herz ſchmerzlich berührt, allein ſie war viel zu unbefangenen und kindlichen Sinnes, um ſich nicht ruhig in das unvermeidliche zu fügen, und harrte mit treuem Hoffen dem einſtigen ſpäteren Wiederſehen entgegen. Der Geliebte ſchrieb ihr unter Anderm:

„Nun laß mich Dir, mein theures geliebtes Bräutchen, andeutend ſchildern, wie ich an Orten mich befunden, welche auf jedes deutſchfühlende Herz die tiefſten Eindrücke machen.“

„Mit den Freunden Rino, Riemann, Weſſelhöft, Maßmann, Rödiger und mehrern andern, alle eifrige Turner, verließ ich Jena. In Halle ſchloſſen Andre ſich an zur heitern Turnerfahrt gen Berlin. Wir verfehlten nicht, in Wittenberg zu raſten, und dort den Manen des größten Deutſchen unſere ſtille Huldigung darzubringen. Wir ſtanden ernſt über ſeiner Gruft, doch ſtörte die im Kriege erlittene Beſchädigung der alten Schloß- und Univerſitätskirche, deren Wiederherſtellung erſt im nächſten Jahre begonnen werden ſoll, unſre innerliche Andacht.“

„In Berlin ſchloß ſich unſerm Pilgerzuge ein Mann an, den ich den Ur-Wehrmann aller Deutſchen nennen möchte, deſſen oft und vielgenannter Name auch Dir, Geliebte, ſchon erklungen iſt: Profeſſor Friedrich Ludwig Jahn. In voller Manneskraft ſtrebend, hat er nur ein Ziel im Auge: Entwickelung des deutſchen Volksthums auf dem Wege der Wehrhaftigkeit. Sein Weſen iſt kernhaft durch und durch, offen, rückhaltslos, bieder, derb. Es war mir eine Freude, ihn wiederzuſehen. Seine Art und Weiſe, das Turnen zu treiben und zu lehren, flößt volles bewunderndes Vertrauen ein, und ich bin noch einer ſeiner anhänglichſten Schüler geworden.“

„Unſere Reiſe durch die Mark bot keine Gelegenheit zu romantiſchen Naturſchilderungen; aber es belebte uns alle ein durch Heiterkeit, Eintracht und Biederkeit gehobener brüderlicher Frohſinn. Die Jahre machten keinen Unterſchied — und Stände giebt es ohnehin nicht bei den Turnern.“

„Lieder und Liedesſtrophen kürzten häufig unſre bisweilen ſtarken, ermüdenden Märſche, und die Worte:

Froher Muth, heitrer Sinn
Führen uns durchs Leben hin,

im Marſchtakt unzähligemal wiederholt geſungen, wirkten ſo belebend auf uns ein, wie Feldmuſik auf die zur Schlacht anrückenden Krieger.“

„Wir ſchifften nach Rügen über, betraten ſeine uraltheiligen Orte alle, alle; wir lagerten über Hünengräbern, weilten auf alten Tempelſtätten. In Puttbus fanden wir zu unſrer unausſprechlichen Freude Ernſt Moritz Arndt, der ein Mann iſt, wie Wenige. Er ward gern unſer Begleiter und Führer in ſeinem ſchönen Heimathlande, und führte uns nach Jasmund, auf die Stubbenkammer, wo man auf ſteilen Kreidefelſen ſo hoch über dem Spiegel der Oſtſee ſteht, wie die Bergkuppe in Deiner Nähe über dem Thale ragt, darin Dein friedliches Aelternhaus ruht. Mitten in einem heiligen Buchenhain, der Stubbenitz, liegt ſtill und geheimnißvoll der Herthaſee, den ich jenem kalten, dunkeln und tiefen Waſſer vergleichen möchte, (nur daß er umfangreicher) welches in Deiner Heimath als die Bernshäuſer Kutte bekannt iſt. Wir badeten in der ſagenhaften Fluth und fiſchten aus ihrer Tiefe die Saamen gelber Nymphäen."

„Auf dem hohen und ſteilen Vorgebirge Arkona, auf der Halbinſel Wittow, an Deutſchlands Grenze ſtanden wir, ein treues Häuflein deutſcher Männer und Jünglinge beiſammen, und ſchwuren dem Vaterlande Treue. Da habe ich auch Dir mit geſchworen, Du ſüßes holdes Ziel all' meines Strebens und Seins."

„In Puttbus, wohin wir zurückgekehrt, feierten wir den großen Siegestag der Deutſchen nach unſrer Turner-Weiſe, friſch und frei, fromm und fröhlich. Hoch ſchlug die Lohe unſers gewaltigen Feuers himmelan; auf Stubbenkammer, auf Arkona, von Bergen herüber, wie von Garz, erblickten wir die irdiſchen Sterne."

„Arndt ſagte uns ein Gedicht vor, ganz ſeiner würdig, ganz er ſelbſt, und wir ſprachen ihm jede Strophe allſtimmig nach, aus bewegter Bruſt. Einige Strophen lauteten:

„Dir heilger Tag den Morgengruß,
Das ſtille Morgenlied,
Das uns im Sonnenflammenkuß
So friſch entgegenblüht.

In Feuerluſt du Feuerkind
Wir wollen dich empfahn,

Die wälſche Noth, den wälſchen Wind
Die haſt Du abgethan.

Drum ſoll auf Hügeln und auf Höhn
Und Bergen überall,
Die Siegesluſt in Flammen wehn,
Im Jubelſtimmenſchall.

Sei dann in Thränen und in Luſt
Willkommen ſüßer Tag,
Dem fröhlich jede deutſche Bruſt
Entgegen ſchlagen mag.

Wir grüßen Dich, Du Morgenſtern
Nach langer finſtrer Nacht
Und preiſen Alle Gott den Herrn,
Er hat es wohl gemacht.

„Ja, das war ein friſches Grüßen der Wiederkehr des Freiheitſiegestages, ein fröhliches Aufjubeln und ein frommes Preiſen.“

„Wohl ſchüttelte unſer Arndt, ein Seher in die Zukunft, ſein Haupt zu manchen Dingen, welche in der politiſchen Welt geſchehen, wohl fiel zwiſchen ihm und Jahn manch prophetiſches Wort, das wir, ihre Jünger, auffaßten mit einem glaubenvollen Herzen, das aber an manchem andern Ort nicht gern würde vernommen worden ſein, dennoch hielten und halten wir feſt an der Hoffnung und am Vaterlande, und an der Hoffnung für das Vaterland.“ —

Bertholds Brief ſchloß mit innigen Liebesworten und Grüßen an alle ihm befreundeten Herzen in dem Pfarrdorfe Roſenborn.

Von da an folgten ſeine Briefe regelmäßig von Berlin aus, und er legte in ihnen ſeinem ältern Freund Rechenſchaft ab über ſeine Studien. In einem derſelben äußerte er: „Ich höre neben meinen andern Zweigen des Wiſſens mit Vorliebe Philoſophie der Politik bei Schleiermacher, deſſen perſönliche nähere Bekanntſchaft zu machen, ich auch bereits ſo glücklich geweſen bin. Als ich Jena verließ, freute ich mich darauf, Vergleichungen zwiſchen Luden und Schleiermacher anzuſtellen, allein zu ſolchen habe ich nicht gelangen können. Es wäre gerade ſo hinkend, als wenn man Schiller und Goethe auf die gleichen Sproſſen einer Vergleichsleiter ſtellen wollte. Abgerechnet die ganz verſchiedenen Perſönlichkeiten beider großen Männer, ſteht ja auch jeder auf einem ganz andern Felde. Ludens Politik iſt Entwickelung der Staatskunſt, der Verwaltungs-Weisheit, die Schleiermachers hingegen legt Entſtehung, Entwickelung und Ausbildung der verſchiedenen Staaten zum Grunde, ſie iſt völlig eine Metaphyſik des Staates und der Staatspolitik nach der Schleiermacher ſo eigenthümlichen Auffaſſung, nicht aufſtellend das Ideal eines Staates, ſondern ausgehend gerade von den äußerlich verſchiedenſten Geſtaltungen, aufſtellend die tiefſten Gründe der Entwickelung und nachweiſend die Einheit in der Möglichkeit und Zuläßlichkeit eben dieſer äußerlich verſchiedenen Geſtaltungen."

„Für mich leſe ich im Stillen fleißig den Thucidides."

Und ſo ging Bertholds Leben eine Reihe von Monden im ruhigen Gleichmaß weiter, und auch ſeine Rückkehr in den Frühlingsferien des Jahres 1817 bezeichnete kein beſonders denkwürdiger Vorfall. Nur die Nachricht brachte er, der wieder über Jena gereiſt war, dem väterlichen Freunde mit, welche Nachricht er aus Maßmanns Munde hatte, daß in der Burſchenſchaft Jena's der Gedanke lebendig geworden — das im Herbſt bevorſtehende Jubelfeſt der Reformation von Seiten aller deutſchen Burſchen auf der alten Lutherſeſte, der Wartburg, in Verbindung mit der Wiederkehr des Allerdeutſchenfeſtes, zu begehen.

Selbſt die Urſprünglichkeit dieſes großen und ſchönen Gedankens nahm Maßmann für ſich und einen ſeiner Freunde in Anſpruch. Berthold ergriff denſelben mit Begeiſterung, und hatte unaufgefordert verheißen, in Berlin zur Ausführung hinzuwirken. Auch der Pfarrer hieß dieſen Gedanken gut, und ſagte: „Da gehen wir Alle mit Ihnen auf die Wartburg und freuen uns mit Jugendgeiſt des alten Heldengeiſtes, der in Luther lebte, und des neuen Heldengeiſtes, der Deutſchlands Feſſeln brach. Iſt's doch immer ein und derſelbe Geiſt der wie ein Gottesodem über das Vaterland weht, der Geiſt der Befreiung.

Er wird ewig wehen und rauſchen, denn das volle Ideal der Freiheit, dieß werden Sie, mein wackrer Freund mir jetzt, und wenn nicht jetzt ſchon, einſt, ſpäter, um ſo gewiſſer, zugeben — wird nie und nimmer erreicht auf Erden, und ſo wird der Menſchen-Welt zum Heil — bisweilen auch zum Unheil, ein ſtetes Weiterſtreben und Emporringen fortdauern. Nichts kann geeigneter ſein, auf jugendliche, noch unverdorbene, nicht weltſatte Gemüther, anregend und ermuthigend zu ſolchem Weiterſtreben einzuwirken, als ein Ort und eine Stätte, welcher die Vorzeit Weiheküſſe gab, durch das Wandeln hoher Ahnen und großer Männer, und eine ſolche Stätte iſt vor vielen andern die Wartburg, denn auf ihr erblühte in früher Vorzeit alles Schöne und Liebliche, und Sage und Geſchichte ſchmücken ſie mit unverwelklichen Kränzen. Deutſches Ritterthum, Sängerthum, Frauenthum, Bürgerthum und Heldenthum, alles ward auf ihr würdevoll vertreten; Schirm der Kunſt, Schirm der Sitte, Schirm der Treue, Schirm des Glaubens ſind der Wartburg Mauern geweſen, und ſo ſteht ſie als ſtarke Warte, als leuchtender Pharus ergraut und doch in ewiger Jugend vor unſern Blicken da.“

Von ſolchen Gedanken gehoben, ſuchte Berthold nach allen Seiten hin, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zur Ausführung jenes Gedankens mitzuwirken, durch die mündliche Rede, wie durch Briefe nach andern Hochſchulen, wo liebe Freunde ihm wohnten.

Lebenvoll an der Turnerei ſich betheiligend, machte Berthold Pfingſten 1817 eine Turnfahrt von Berlin aus mit, deren Ziel die Woltersdorfer Schleuſe und die Müggelsberge waren. Er ſchilderte in gewohnter Weiſe, ſich offen mitzutheilen, dem väterlichen Freund die Eindrücke, welche jene Fahrt auf ihn gemacht, ohne allen Rückhalt folgender maßen.

„Sie kennen meine anfängliche Vorliebe, ja Begeiſterung für das Turnen, mein würdigſter Freund, und nun muß ich Ihnen, vielleicht zu Ihrer Verwunderung, und auf die Gefahr hin, in Ihren Augen wankelmüthig zu erſcheinen, mittheilen, daß jene Begeiſterung mächtig abgekühlt worden iſt.“

„Die letzte Turnfahrt, welcher ich beiwohnte, brachte mir viel des Unangenehmen. Schon der Zwang, den die große Anzahl und die verſchiedenen Altersklaſſen der Theilnehmenden zum Theil bedingte, fiel mir und vielen Andern läſtig. Gar nicht reden will ich von der erbärmlichen magern märkiſchen Koſt und dem ſchlechten Nachtlager an der Woltersdorfer Schleuſe, doch mußte ich lebhaft an den Zug der Israeliten in der Wüſte denken, und fand das von der Bibel erzählte Murren des auserwählten Volkes Gottes außerordentlich begreiflich und zu entſchuldigen. Aber widerwärtig und mein Gemüth empörend war es, mit anſehen zu müſſen, wie mancher der Führer den Stab Wehe ſchwang und ihn im reichen Maaß auf die Rücken armer kleiner Jungen niederfallen ließ, oft, wie mir vorkam, mehr im Aerger über Nebendinge, als über die geringfügigen Vergehungen jener Kinder — während wir Erwachſenen ohne ein ſtrafendes Wort von ihnen die für Alle gegebenen Geſetze überſchreiten durften.“

„Auch der ſogenannte große Turntag ſchien mir viel Verkehrtes in ſeinen Einrichtungen zu haben. Die Hauptübungen wurden nicht vorgenommen, eben ſo wenig Wettkämpfe, mit Ausnahme des Wettlaufs und Ziehkampfes. Wohl aber war alles, was vorgenommen wurde, darauf berechnet, den Zuſchauern einen angenehmen Anblick und Ueberblick der Menge der Turner, ſo wie von deren Geſchicklichkeit und Gewandheit zu geben.“

„Wenn aber die nicht gerade bei Einzelübungen beſchäftigten Turner den Zuſchauern in etwas die Ausſicht vertraten, ſo wurden ſie mit einigen biderben Rippenſtößen im Gefolge urgermaniſcher Grobheit weggepufft.“

„So fühle ich mich denn nicht mehr ſo angezogen von der Sache, die ich auf der einen Seite, wie mir ſcheint, allzu ſchulmeiſterlich behandelt ſehe, anderſeits mißfällt mir der Geiſt allzuderben Auftretens, der bei gar Vielen nicht zart Fühlenden in Keckheit und völlige Unart ausartet, weshalb ich auch ſpäter Anlaß nahm, dem wackern Führer zu ſagen: Gieb Acht, ob Du für alle Zeiten Dank und Ehre ärnteſt für dein Mühen, und ob Du nicht noch erlebſt, daß Turner den Namen Turner ſchänden!“

Jahn gab mir lachend zur Antwort: „Das wird ſo wenig meine Schuld ſein — geſetzt Deine Prophezeihung könne eintreffen, — als es Jeſu Schuld iſt daß es Jeſuiten giebt, und wir reichten einander in Frieden die Hände.“

„Fand ich mich nun in Bezug auf die Turnerei weniger befriedigt und mehr abgeſtoßen, als ich gehofft, ſo habe ich dagegen mich auf das lebendigſte angezogen und gefeſſelt gefühlt durch Jahns Vorträge über deutſches Volksthum, für das ich ja ſchwärme, wie Sie wiſſen, mein würdiger Freund!“

„Ich bin ihm gefolgt, unſerm kundigen Führer mit offnem Auge, mit lauſchendem Ohr in die Schachten und Stollen der Geſchichte des deutſchen Volkes und ſeiner Bildungsanfänge. Wie aus Gebieten Staaten geworden, wie das Aufgeben natürlicher Länderſcheiden zu Länderzerſtückelungen geführt, wie kein Heil im allzugroßen Länderanwuchs eines einzigen Reichs Gliedernd und ordnend, immer alles rein und richtig mit deutſcher Zunge deutſch und nicht anders benennend, auf die alten gründlichen urſprünglichen Benennungen alle Würden und Aemter im Staate zurückführend, zeigte er uns in einfachſter, ſonnenklarer Weiſe, wie eines Staates richtige Ordnung und Verwaltung zu handhaben und zu üben ſei. Nicht ewiges Hofmeiſtern, ſtetes Zügelzucken, ſtetes Beſſern und Flicken am Werke und Wagen des Staates ſei wohlgethan. Das Zuvielregieren verblüffe die Völker. Einfachheit der Rechtspflege wie der Steuererhebung, und ein durchdachtes, verſtändiges Wie der Abgabe ward als leitender Grundſatz aufgeſtellt. Eine Steuer kann nicht grade drückend ſein, und doch mit durch die Art ihrer Erhebung ein ſo ätzendes Gift in ſich halten, daß ſie das Herz des Gerechten anfrißt, und das Volk im innerſten Gemüth empört. Davon konnte als neues geſchichtliches Beiſpiel die Einkommenſteuer in England angeführt werden, die von der engliſchen Nation als ein Fluch abgewälzt wurde, obſchon die Miniſter mit allem ſchändlichen Mehrmacherwitz dem Unterhauſe deren Nothwendigkeit zu beweiſen ſuchten; ja der Herzog von Suſſer ſelbſt, ein königlicher Prinz von England, erhob ſich, legte das Gehäſſige dieſer Abgabe klar vor Augen, malte es mit grellen, aber richtigen Farben ab, und ſo mußte der Antrag der

Miniſter auf die Fortdauer jener nichtswürdigen Steuer fallen, zum allgemeinen Jubel der Nation, einer Steuer, welche wie keine andre, die Moralität der Bevölkerung auf das tiefſte anfrißt, und aus ihrem verderbenſchwangern Schooſe Verrath, Treuloſigkeit und Aufruhr gebiert.“

„Schulen und Bildungsanſtalten ſollten nicht zerſplittert wirken, nicht Oberflächlichkeit ausſäen, ſtatt Gründlichkeit, nicht Vornehmthuerei und Hohlbildung, ſtatt Leutſeligkeit und gediegenes Wiſſen. Aber wo giebt es mehr Einſeitigkeitsmenſchen als unter den Philologen, und wo mehr wirre Querköpfe als unter den Schulmeiſtern, zumal auf dem Lande, — (laſſen Sie das unſern braven Wecke nicht leſen, er wird ſonſt unwirſch) und wo mehr Narrheit, als um die Doctordiplomkrambuden auf unſern Hochſchulen? Erſcheint nicht das Facultätsweſen wie ein unſterblicher Weichſelzopf aus vier Flechten? Hier ſind noch unendliche Aufgaben würdig zu löſen.“

„Aber ſie werden zu löſen ſein, wenn Staat und Volk nicht mehr eine Zweiheit, ſondern eine Einheit bilden, denn das Volk iſt der Staat, das lebendige, nicht der tode Boden. Zur Erzielung ſolcher Einheit führt allgemeines Bürgerrecht, Gleichheit der Maaße, Münzen, Gewichte, ja ſelbſt gleiches Wegmaaß und Fahrgleiſe, Gleichheit der Wehrpflicht und

Wehrſchaft, Gleichheit des deutſchen Rechts in allen deutſchen Gauen und fort mit den Römlings-Satzungen und Spitzfindigkeiten, wie wir ſchon im Burſchenliede ſingen: Weg corpus juris, weg Pandecten!"

„Weg auch mit heilloſer Sprachmengerei, und eitelem Geprahle und Geplapper in Zungen des Auslands. Wir ſollen fremde Sprachen kennen und verſtehen lernen, auch ſprechen, wenn wir in das Fremdland reiſen, aber nicht, wie die Gauner, Juden und Zigeuner mit ihrem veruchten Rothwälſch, uns in Gegenwart Anderer mit den Auslandsbrocken brüſten und groſsthun, oder die gehorſamen Diener der Fremdlinge machen, die unſer ehrliches Deutſch zu lernen, entweder zu dumm oder zu faul ſind."

„Fluch der Landmannſchaftſucht, dem kleinlichen Sondergeiſt, mit welchem der Baier des Schwaben ſpottet, der Oeſterreicher den Baier höhnt, der Sachſe den Thüringer über die Achſel anſieht, und der Berliner Hansnarr oder der Schleuſinger Pfahlbürger ſingt: Ich bin ein Preuſse, kennt ihr meine Farben?" —

„Ein groſser, ſelbſtſtändiger Staat wird, muſs Deutſchland dereinſt werden, und in ſolcher Form — ſtark und gefeſtet im Innern, machtvoll und gefürchtet nach Auſsen, von langdauerndem Glück geſegnet ſein. Da muß aber ein andres edleres Leben begonnen haben, im weltlichen wie im geiſtlichen Sinne, im Staate, wie in der Kirche, die auch nicht dürfen zwei Perſonen ſein, ſondern eine Einheit, die Kirche im Staate unwandelbar wurzelnd, der Staat ohne Kirche nicht denkbar. Die Kirche — das Haus — nur Würdigem gewidmet, keinerlei unkirchliche Abkündigungen von der Kanzel, keine muſikaliſchen Seiltänzereien. Einfache Liturgie, ja — wäre das möglich, eine freigläubige allgemeine einige deutſche Kirche."

„Im Staate wollen wir richtig geleitete Volksbildung durch Volks-Erziehung, in Lehre, Sprache, Schrift, Landeskunde, Vaterlandsgeſchichte — wie durch Handwerke, Kunſt, Leibesübung, Geiſtesübung; weiter eine Volks-Verfaſſung, geſtützt und gehalten durch richtige Grundgeſetze, geprüft in Reichsverſammlungen; edele Fürſten als waltende, ſchirmende Väter, nicht durch Kleinmuth und Untreue verrathen, und die Länder nicht durch Umwälzungen von Gluthſtrömen überfluthet, von denen nur Aſche und ſtarre Lava, und keine Blüthe zurückbleibt."

„Doch — ich gehe zu weit. Nur andeuten wollte ich Ihnen, verehrter Mann, wie ich Vernommenes freudig erfaßt, und was ich ſpäter noch mit Ihnen durchzuſprechen hoffe."

„Für immer Ihr treueigner

Bertholb."

Als ſchon der Sommer ſich zum Ende neigte theilte Berthold einiges über eine, von ihm in Geſellſchaft eines gleichgeſinnten Freundes gemachte Reiſe nach Schleſien mit.

„Wir fühlten uns, wie einem Gefängniß entronnen, als wir die Mauern Berlins hinter uns hatten. Bei lieben Verwandten meines Begleiters wurden wir mit offnen Armen empfangen. Unſer Wirken für Beſchickung des Sieges- und Reformationsfeſtes auf Wartburg fand bei der Studentenſchaft von Breslau zwar vollen Anklang, aber keine Ausführung, weil mancherlei Unterſuchungen in Folge verſchiedener Unruhen und Wirren die Studenten im Stadt- und Heimathbann hielten. Von Schleſien konnten wir aus voller Ueberzeugung ſingen und ſagen: „Das Land und Volk gefiel mir wohl“, nur fanden wir zu unſerer Verwunderung, daß das Volk viel weniger nach einer landſtändiſchen Verfaſſung, als nach Steuerminderung Verlangen trägt — und am Ende iſt's in andern deutſchen Gauen eben ſo, und die Verwirklichung der Volksvertretung in ganz Deutſchland bleibt ein theoretiſches Traumgebild, oder ein bald in ſich zerfallender Bau.

„Am Ende, dieß möchte ich faſt mehr fürchten, als vermuthen, iſt möglichſte Freiheit des Verkehrs und der Gewerbe, und geringſter Druck der Staatslaſten für die Maſſe des Volkes das allein Wünſchenswerthe, einerlei, ob dies von oben freiwillig gewährt, oder vom Volke durch Vertreter erlangt werde. Größere mittelbare oder unmittelbare Theilnahme an der Verwaltung des Staates im Volke und durch das Volk iſt eine Sache, über deren Werth ſich nicht ein für allemal und aufs Gerathewohl entſcheiden und abſprechen läßt; ſie hängt, wie mir ſcheint, gänzlich von der politiſchen Ausbildung und Reife des Volkes ab; dieſe Reife nicht zu hemmen, halte ich für ein Pflichtgebot, hingegen ſie zu erkünſteln, ſie erzwingen wollen durch Treibhauswärme und die Reizmittel publiciſtiſcher Schriftſtellerei, oder den Dünger der Volksſchmeichelei — für äußerſt gefährlich.“ —

„Wir ſtreiſten auch ein wenig über die Grenze nach Böhmen hinüber — hier boten ſich uns aber keine erfreulichen Bilder. Die traurige Nachwirkung unterdrückter Nationalität und gewaltſamer Rückführung zu einem verſteinerten Glauben ſind noch immer ſichtbar, und treten im Volkscharakter der Böhmen, der ſo viele Elemente des Sanften und Gemüthvollen in ſich hat, hier als Bigotterie, dort als Bösartigkeit zu Tage.“

„Halten Sie mir verehrteſter Freund, dieſe Abſchweifungen zu Gute, ich irre vielleicht noch in manchem Urtheil, und würde gern dankbar wie immer, Belehrungen aus Ihrem Munde empfangen, denn

Sie haben Weltkenntniß, Reiſe der Jahre und Erfahrung voraus. Bald, bald komme ich, ſchon rüſte ich zur Reiſe, die ich wieder über Halle und Jena nehmen will, und dann ohne Säumen zu Ihnen, zur Braut, und mit Ihnen – zur hehren Wartburg!“

„Von Berlin aus wird, wie ich hoffe, eine gute Zahl gen Eiſenach ziehen. In Halle haben die Vorgänge, welche Ihnen nicht unbekannt ſind, die Univerſität ihrer Beſſern beraubt, ſie faſt entvölkert. Jena wird Mark und Kern des Feſtes werden, auch ein Theil der Profeſſoren zieht mit. Nach den Nachrichten, welche wir haben, werden Leipzig, Göttingen, nicht minder Gießen, wo noch große Spaltung und Wirrniß zwiſchen Burſchenſchaft und Landsmannſchaften – Marburg, Erlangen und Heidelberg ſich am Feſte betheiligen. Welch eine Freude für ein deutſches Studentenherz! Nie, ſeit Deutſchland Univerſitäten hat, trat ein ſolcher Studententag in das Leben. Das iſt eine Goldfrucht am Baume der neuen Zeit. Möge ſie rein und unbefleckt den Altar der Vaterlandsgeſchichte ſchmücken!“

„Und nun noch ein inniges Lebewohl mit tauſend Grüßen, bis wir uns umarmen.“ —

In Jena war ein reges vorbereitendes Treiben zum großen Religions- und Siegesfeſte. Da gab es für den Ausſchuß der Briefe viele zu leſen, viele zu ſchreiben. Jeder Tag brachte Neues, und meiſt Freudiges.

Unter Letzterem ſtand oben an die vom Großherzog zu Sachſen-Weimar, Carl Auguſt, huldvoll gewährte Erlaubniß, auf Wartburg die Feſtfeier begehen zu dürfen, deſſen Aufforderung an die Bürger Eiſenachs, den Burſchen mit Gaſtlichkeit entgegenzukommen, und die Verwilligung ausreichenden Brennholzes zum großen Siegesfeuer.

Mit den Zuſagen von den auswärtigen Hochſchulen kamen auch viele Lieder geflattert, lange und kurze, geiſtvolle und wäſſerige, die alle zu ſingen, manchen lieben Tag erfordert hätte, doch wurden ſie alle in ein Büchlein geſammelt und gedruckt, damit jeglicher ſie ſingen könne, wem ſie gefielen.

An Großherzogliche Oberaufſicht der Wartburg erging von Weimar der Befehl, Verfügung zu treffen, daß deren Zimmer und Säle an dem, zu würdiger Feier großer Nationaltage beſtimmten 18. October, den Studirenden Deutſchlands zu öffentlichem Gebrauche gewidmet würden, während auch vom Protectorat zu Jena der Plan, wie die Feier Statt finden ſollte, der Oberaufſicht mitgetheilt wurde. Da geſchah Manches zur Herſtellung ſchadhaft gewordener Theile der Burg; in das ſonſt gar ſchmuckloſe Lutherzimmer kam deſſen von Schadow gefertigte Büſte, und der Tiſch aus Luthers vormaligem Aelternhauſe in Möhra, nebſt einigen guten Bildern. Fleißig Frauen- und Jungfrauenhände Eiſenachs waren thätig, Säle und Hallen mit Laubgrün, das der Herbſt noch in reicher Fülle darbot, zu ſchmücken. Dabei waltete raſtlos thätig Bauinſpector Sälzer als ſinniger Schmücker und Ordner. Mitten in ſo freudiger vorbereitender Regſamkeit da wie dort, auf Wartburg, zu Eiſenach und zu Jena, ſtreckte neugierig der Argwohn ſeinen langen Schlangenhals in das Sachſenland. Die faſt gleichzeitig erfolgten Studentenunruhen in Halle, Breslau und Gießen und die verſchiedenen Unterſuchungen waren Urſache, daß das wachſame Auge der Staatsmänner ſich mehr, wie früher, den deutſchen Hochſchulen zulenkte, auf denen freilich jetzt auch ein ganz andrer Geiſt waltete und wirkte, wie früher. Der Baſilisk der Lüge kroch eilig durch die Cabinette, und geiferte ſein Gift, Verläumdung, in die Ohren mancher Mächtigen. Wohl kamen Depeſchen an den edlen Großherzog, warnend vor dieſen Umtrieben der Studenten Deutſchlands, verdächtigen wollend das Vaterlandshochgefühl, das in dieſen jungen Herzen flammte, und noch keineswegs aufgeſtachelt war zu ſtarrem Trotz, zu ſchnöder Gewaltthat, zu Schwindelideen von deutſcher Republik.

Aber im großen Herzen Carl Auguſt's fand die Verdächtigung keinen Boden, das Feſt kein Verbot, der chriſtlich fromme Sinn deutſcher Jugend, der ja nichts wollte, als auf dem Grund hehrer Erinnerung, Einheit, Freiheit, und Vaterlandsliebe befeſtigen und aufbauen, keine Hemmung. Heil ſeinen Manen!

11.

Nach Eiſenach.

Ecce quam bonum
Bonum et jucundum:
Habitare fratres
Fratres in unum!

Altes Burſchenlied.

Berthold kam in ſeinem Tempe an, und wurde freudig willkommen geheißen. Alle Bewohner des Forſthauſes, wie des Pfarrhauſes belebte eine frohe, gehobene Stimmung, die am meiſten von dem geliebten Gaſte aus- und auf alle Uebrigen überging.

Die Tage, welche Berthold ſeinen Freunden in Roſenborn ſchenkte, wurden ausgefüllt durch Mittheilungen und Berathungen über das Feſt, und die hohe Poeſie der Seele, Hoffnung auf eine Feſtfreude, Freuen auf ein Feſt, die noch ſo lebendig lebt in jungen Herzen, trug ſich auch auf die Aelteren über, obſchon in ſpäteren Jahren die Sylphenſchwingen ſolcher Hoffnung mehr und mehr von ihrem Farbenſtaub verlieren. Berthold kam von Jena, und berichtete dem Freunde, wie alles eingeleitet ſei, und wie es werden ſollte, und dieſer Letztere hörte mit großer Theilnahme Bertholds Berichte. Auch Bernhard ſuchte von denſelben ſo viel als möglich zu erlauſchen.

Der Antheil des Pfarrers an dieſen Vorbereitungen zum Feſte war ein warmer und herzlicher. Es ſchien ſich ihm ein ſchöner Jugendtraum verwirklichen zu wollen. Der Baum der Freundſchaft, ſo ſchien es, trieb jetzt, wie einſt Ammanns Hoffnung geweſen, Segenszweige über alle deutſchen Hochſchulen. Daher entzückte es den redlichen lebenvollen Mann, als Berthold ihm nun ausführlich mittheilte, welche Worte Jenas Burſchenſchaft an die Hochſchulen zu Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Heidelberg, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Roſtock und Tübingen gerichtet, und wie ein liebevoller brüderlicher Geiſt in den Antworten ſich ausgeſprochen, wie Abgeordnete und Lieder faſt allſeits zugeſagt worden. Halle hatte keine Einladung erhalten, weil man ſich, der dort erfolgten betrübenden Vorgänge halber, keine Theilnahme verſprechen konnte, Greifswald blieb unbetheiligt, weil die Einladung wahrſcheinlich nicht abgegeben worden war. Roſtock lehnte dankend aber Glück wünſchend ab, es kamen aber doch von dort Vertreter. Gießen wünſchte für Jeden das Recht der freien Rede zu paſſender Zeit.

Heidelberg wollte „das ſinnige hohe Feſt, den Geburtstag des Glaubens und der Freiheit, auch für ſich als den Stiftungstag der Liebe betrachten.“ In Kiel hatte die Aufforderung allgemeine Begeiſterung hervorgerufen. Zu Marburg war ſelbſtſtändig oder durch Privatbriefe ſchon vor Empfang der Einladung in vielen Burſchen der Gedanke wach geworden, den achtzehnten October auf der ehrwürdigen Wartburg zu feiern, daher von dort um ſo freudiger die Zuſage der Feſtbeſchickung.

Auch Tübingen ſprach mit tief und warm empfundenen Worten Dank und Theilnahme aus.

Berthold theilte ferner die an den Prorector der Univerſität Jena gerichtete Eingabe der Jenaiſchen Burſchenſchaft mit, welche den Entwurf der Feier enthielt, der nur geringe Abänderungen, von der Zeit ſpäter geboten, erlitt, und ganz genehmigt wurde. Auch das gedruckte Blatt der Feſtordnung konnte Berthold bereits vorlegen, und ſo ging es nun an ein heiteres Anſchicken zur Reiſe nach Eiſenach.

Dort wohnte dem Pfarrer ein lieber Jugendfreund und Studiengenoſſe, zugleich Amtsbruder, dieſer hatte mit gaſtlicher Bereitwilligkeit eingeladen, zum Burſchenfeſte herüber zu kommen, ſich zu freuen am friſchen jungen Leben, und in dieſem ſich zu verjüngen auch mitzubringen Gäſte ſo viel er wolle.

Den Förſter hielten Berufsgeſchäfte ab, die Förſterin fürchtete zu beläſtigen, aber Lenchen wurde, damit ſie die Feſtfreude theile, der mütterlichen Obhut der Tante zugetheilt. Ihrer Bitte dankte auch Bernhard das Mitgenommenwerden, da die Tante dem Vater verhieß, alle etwaige Laſt, welche er verurſachen werde auf ſich zu nehmen und Bernhard mußte verſprechen, artig und folgſam zu ſein und ſich ſtets zu den Kindern des Hauſes zu halten, wo man Gaſt ſein würde.

Für Bernhard aber war es etwas Großes, für ſein ganzes Leben Bedeutſames, dieſe erſte Reiſe, ſechs Stunden weit, nach Eiſenach, das ihm ſo wichtig und ſehenswerth dünkte, als einem Erwachſenen Wien, Berlin, Paris oder Rom.

Auch Wecke wurde gefragt, ob er mit wolle? Raum wäre geweſen zum Mitfahren, denn der Pfarrer hatte ohnlängſt von einem benachbarten Edelmann eine ausgediente Kutſche mächtigen Umfanges und von deutſch-antikem Bau zum Geſchenk erhalten, unter dem Namen: der Kloſterwagen, im ganzen Roſagau bekannt, und der Schulze lieh gefällig ein Paar ſtarke Ackerpferde und den eignen Knecht — aber Wecke rümpfte die Naſe, nahm aus der Napoleonsdoſe eine ſtarke Priſe, und ſagte: „Danke allerſchönſtens für gütiges Anerbieten! Wäre das fünfte Rad am Wagen, habe in Eiſenach keine Bekanntſchaft, und bin kein Studirter. Denke mein Theil. Mag ganz hübſch werden das Feſt, ganz hübſch — wenn's nur nicht wirkt wie das Büchlein in der Offenbarung Johannis: ſüß im Munde und hinterdrein Bauchgrimmen! Wünſche allerſeits recht viel Vergnügen!“ —

„Immer Bitterſalz!“ ſprach der Pfarrer, und die Tante antwortete etwas ſpitz: „Zuviel Sorge zerbricht's Glas, Herr Schulmeiſter. Wer den Schalk hinter ſich läßt, der hat eine gute Tagreiſe gethan! Ich denke, wir thun eine.“

Berthold war ſtillglücklich an der Seite ſeines geliebten Mädchens, und Bernhard war laut glücklich an Johanns Seite auf dem Kutſcherſitz; er durfte bergaufwärts ſelbſt Zügel und Peitſche faſſen, und die ſtarken Gäule anregen auf dem ziemlich ſchlechten, doch kurzen Weg zur Höhe.

Es war der ſiebzehnte October; Berthold wollte nicht ſpäter in Eiſenach eintreffen, und der Gaſtfreund des Pfarrers hatte auch gebeten, an dieſem Tage zu kommen, um mit Ruhe jede Einrichtung zur Theilnahme am Feſte treffen zu können. Der Morgennebel ſank, wolkenlos blau ſpannte ſich der entſchleierte Himmel über den Ländern. — Herbſtfriſche duftete die Reiſenden an, auf dichtbethauten Wieſen und Kleefeldern ſpann ſich um den flüchtigen Schatten des Wagens, der Pferde und um jedes eigne Haupt das Phänomen eines leuchtenden Heiligenſcheines. Die Stoppelfelder waren von bethauten Spinnweben ſo dicht überzogen, als ruheten Regenbogen darauf; der September hatte günſtiges Wetter für die Nachärnte gebracht, im Auguſt hatte man frohe Dankfeſte gefeiert. Segen des Herrn war wieder eingekehrt in die zagenden Herzen. Die Reiſe ging ſo raſch vorwärts, als es der damalige Zuſtand der Landſtraßen erlaubte; da war gar manche Strecke, auf welcher wir jetzt leicht und ſicher dahin rollen, noch ein wüſter Sandgraben, eine Qual der Pferde, eine Warnungstafel der Reiſenden, und man ging lieber ganze Weglängen zu Fuße vor oder hinter dem Wagen her, als daß man in ihm unſanft herüber und hinüber geworfen würde, und die Seekrankheit auf plattem Lande ausſtand.

Dächten doch die mit allen ſtaatlichen Einrichtungen ewig Unzufriedenen, die nicht eben klugen Gigantennachäffer, Welt- und Himmelſtürmer, welche Fortſchritte die Zeit gebracht! Wie ſo Vieles tauſendmal ſchöner und beſſer geworden, darunter die Abſtellung damaliger Qual des Reiſens nicht die geringſte Errungenſchaft des Fortſchritts. Nehme doch ein ſolcher nur eine kleine Zeitung jener Zeit zur Hand, welches Papier, welche Lettern, oft welcher

Styl! Welche Umwandlungen hat nachher der Zeitraum eines einzigen Menſchenalters hervorgerufen! Er hat Schritte gethan auf dem Boden der Kulturgeſchichte, wie keine Zeit vor ihm zu thun im Stande war. Rang doch die Erfindung der Buchdruckerkunſt faſt ein ganzes Menſchenalter hindurch nach allgemeiner Verbreitung.

Ha wie freudig ſchlug Bernhards junges Herz, als auf dem ſteilen und damals noch wahrhaft ſchauderhaften und gefährlichen Weg von der Hohenſonne herab die Warte der Wartburg den Reiſenden ſichtbar ward. Auch Berthold gewahrte die ferne Burg, die hier nur einen kleinen Theil ihrer Gebäulichkeiten erblicken ließ, und ſprach zu ſeinen Begleitern: „So ſtellte ſich einſt im Duftflor eines heitern Herbſttages die Warte des Kiffhäuſers überraſchend vor meinen Blick, als ich auf einſamer Fußwanderung, Querfurt im Rücken, aus dem Walde tretend, das düſtere Artern vor mir, in die güldne Aue blickte; da dachte ich lebhaft an den Eindruck des erſten Erblickens der Wartburg, und brachte in Gedanken beide Burgen in geiſtige Verbindung.“

Der Beſuch wurde mit Herzlichkeit empfangen; Bernhard fand gleich in drei Kindern des Hauſes, Ernſt, Julius und Dorchen angenehme neue Bekannte, die ihn ganz in Beſchlag nahmen. Berthold eilte nach dem Gaſthaus zum Rautenkranz zu den bereits am geſtrigen Tage angekommenen jenaiſchen Freunden, um etwaige Hülfeleiſtung anzubieten. Schon wallte es herein zu allen Thoren, ſchon hatten die Reiſenden beim Durchfahren der Straßen und über den Markt eine fröhliche Menge erblickt, theils noch pilgernd, das leichte Ränzchen auf dem Rücken, die lange Pfeife mit ſchwarzrothgoldnen Quaſten in einer, den zuverläſſigen Zigenhainer in der andern Hand — theils ſich mit Kuß und Umarmung begrüßend, oder Arm in Arm auf dem Markt ſpazirend. Viele waren in Turnertracht gekommen, andere trugen die altdeutſche Tracht, das ſchwarze Barett mit wallendem Federſchmuck, und den ſtattlichen Schläger, und es ſummte manches Lied, ward mancher frohe Zuruf laut.

Im Rautenkranz war das Anmelde- und Quartieramt, dort hatte der Ausſchuß von Jena bereits vorbereitend alle nöthigen Einleitungen und Einrichtungen getroffen, Ordnung und Frieden zu erhalten, einen Feſtausſchuß zu wählen, Streitigkeiten zu meiden, oder vom Ausſchuß als Ehrengericht entſcheiden zu laſſen, Beiträge zur Koſtendeckung und zum Mahle in Empfang zu nehmen, und Quartierzettel zu vertheilen.

Zum Ausſchuß wählte jeder Burſche drei Mitglieder ſeiner Hochſchule, mit Ausnahme ſolcher Univerſitäten, welche allzugering vertreten waren, und ſo ordnete ſich alles gar ſchön und freudig zum morgenden Tage, und es wollte nebenbei das Grüßen und Willkommenheißen kein Ende nehmen.

Da klang es von lauten Stimmen durch die eine Straße: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und die ganze Straßenbreite einehmend ſchritten abermals Jenenſer heran, an der Zahl dreißig bis vierzig.

Dort folgte eine zweite Schaar, nahe an dreißig, die kamen weit her, wackre Wandrer, aus der fernen Hochſchule Kiel, ſie ſangen ernſt: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Dort wieder, aus entgegengeſetzter Straße kamen Wagen gefahren, alle voll Göttinger, deren Geſammtzahl ſechzig bis achtzig betrug.

Wieder eine Schaar Jenenſer Burſchen, ſie brachten das Palladium, die Fahne. Andre kamen einzeln, oder zu Paaren, aus den Heimathorten, wo ſie einen Theil der Ferien ſchon zugebracht. Berlin, Leipzig, Gießen, Heidelberg, Halle, Marburg, Erlangen, Roſtock, Tübingen, ſelbſt Würzburg ſendeten Vertreter zum Feſte, eine Hochſchule mehr, die andre minder, je nachdem der wahrhaft deutſche Geiſt auf ihnen mehr oder minder lebendig — der Zufall oder vielleicht auch der eigene Wille ließ ſelbſt einen Litthauer und zwei Genfer zu Wartburgfeſtgenoſſen werden. An Würzburg war aus zarter confeſſioneller Rückſicht keine

Ladung ergangen, um ſo freudiger wirkte das Kommen von zwei Abgeordneten dieſer Hochſchule.

Mit Rino Arm in Arm ging Berthold an jener Wohnung, wo ſeine Freunde Einkehr genommen, vorüber, und zeigte dem Freund ſeine geliebte Verlobte, die mit der Tante am offnen Fenſter in das bunte Gewühl der marktnahen Straße ſchaute, und erglühend der Freunde ſittigen Gruß erwiederte.

Da lenkte eben ein Wagen in den halben Mond ein, und mit wonnigem Gefühle ſah Rino jene angebetete Huldin Antonie im Geleit eines Oheims und einiger Freunde aus Jena ankommen.

Die Freunde traten herzu, die geliebten Lehrer zu bewillkommnen, und Rino war ſo glücklich, der ſtrahlenſchönen Jungfrau die Hand beim Ausſteigen bieten zu dürfen. Sie dankte mit holder Freundlichkeit und ſprach zu Rino: „Sie ſehen, wie ich treu zur Fahne halte; wo die Fahne geht, iſt auch ihre einſtige Trägerin.“

„„Doch wohl nicht immer, verehrtes Fräulein?““ warf Berthold zweifelnd ein, als er ſah, daß ſein Freund vor innerer freudiger Bewegung nicht gleich ein Wort der Erwiderung fand.

„Im Geiſt mindeſtens — immer,“ verſetzte Antonie ſicher: „am liebſten aber in Perſon, und wie dürfte ich morgen fehlen?“

„Ihre Nähe wird uns noch mehr begeiſtern. Sie weihet unſer Feſt!“ ſprach Nino in einiger Verwirrung.

„Nun denn, auf ein recht frohes weihevolles Wiederſehen morgen!“ rief Antonie, in das Haus tretend, mit freundlichem Gruß.

Da gab es denn manche ſtillvertraute Mittheilung zwiſchen den Freunden, und Berthold erfuhr, daß ſein Nino jetzt hoffte, geliebt zu ſein von der herrlichen Jungfrau, daß manches anziehende geiſtvolle Geſpräch mit ihr zu führen er beglückt worden ſei, und daß auch Antoniens Vater ihm großes Wohlwollen ſchenke. Von einer gegenſeitigen Erklärung aber hatte aus mancherlei Gründen noch keine Rede ſein können.

Am Abende, nachdem aus dem Balkonfenſter des Rautenkranzes ein Student als Herold den meiſt noch auf dem Markt Verſammelten die Stunde mit lauter Stimme verkündet hatte, an welcher ſich am nächſten Morgen der Zug zur Burg verſammeln ſollte, ſaß noch lange ein Kreis alter und neuer Freunde beiſammen, denn gar ſchnell band und bindet immer noch der Jugend offner Sinn und ihr treuer Blick die Herzen, und dazu wirkte mächtig mit das damals allen gemeinſame trauliche Du, das gleich ſo innig gegeben und genommen ward ohne vorhergehende Umſtände, und ohne die üble Nachwirkung, mit der ſo mancher gute Duzbruder meint, durch den Bruderkuß das Recht aller möglichen Unart gegen den neuen Bruder erworben zu haben.

Dieſen Kreis bildeten Berthold, Rino, Scheidler, aus Gotha, welcher zum Oberanführer und Burgwart erwählt war, wie als Haupt der Ordnung, nicht minder von den ihm beigegebenen vier Burgmännern zwei: Binzer aus Kiel, ein gemüthvoller Dichter, und Sartorius aus Gießen; dann Riemann, Rödiger, Weſſelhöft, v. Gagern, Dürr, die wackern Jenenſer, der Heidelberger Carové, der Thuringia-Senior Elſter aus Benshauſen, der in Begleitung des Dichters von Kurowski-Eichen, und als Leipziger Abgeordneter gekommen war[*]) — und noch viele Andere.

Des Feſtes Vorbereitung war abgethan, des Feſtes Zweck, die Vereinigung aller deutſchen Burſchen zu einer Burſchenſchaft, bildete den Hauptgegenſtand der ernſten Geſpräche. Die Nicht-Jenenſer berichteten, wie es ihres Orts ſtehe, ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen. Der Berliner Aegidi entwarf eine Schilderung der Verhältniſſe ſeiner Hochſchule, ähnlich der, welche Berthold ſeinem väterlichen Freund geſchrieben, über Leipzig ſprachen Elſter und Lynſtedt in gleicher Weiſe, über Göttingen gab Crome von dort Bericht, über Heidelberg und Kiel ließen ſich Carové und Binzer vernehmen. Carové aus Koblenz gebürtig, hatte, nicht blos für Heidelberg beſtimmt, den Entwurf einer Burſchenſchafts-Ordnung ausgearbeitet, und darin viele gute Gedanken niedergelegt, nur ein wenig weitſchichtig war ſie ausgefallen. Der Verfaſſer erhielt vielfache Aufforderung, ſeine Arbeit in Druck zu geben, und dieſelbe iſt auch bald darauf zu Eiſenach erſchienen.

---

[*]) Vergl. unſere „Fahrten eines Muſikanten.“ Schleuſingen 1837. Bd. I. Kap. 14.

Als auch auf Gießen die Rede kam, nahm Sartorius das Wort und ſprach: „Ich will euch, liebe Brüder, in kurzen Umriſſen ein Bild unſrer Hochſchule und unſres burſchenſchaftlichen Strebens geben, und ich glaube, daß ich mit dieſem Bilde manche Andre zugleich nicht unrichtig ſchildre. Es iſt eben kein Mangel an Licht, und kein Mangel an Schatten dabei. Wir haben unſeres Theils treulich geſtrebt und ſtreben noch, das Urbild eines chriſtlich-deutſchen Freiſtaates aufzuſtellen, und darin bei voller Gleichheit aller Ehrenhaften und im engern Zuſammenwirken aller jugendlichen Kräfte, in Sitte und öffentlicher Meinung, ein gläubiges, volksthümliches Gebaren wiſſenſchaftlich, turneriſch und freibürgeriſch zur Entwickelung kommen zu laſſen.“

„Aber glaubt mir, liebe Brüder, das hat manchen ſchweren Kampf gekoſtet. Immer ſuchte das alte Verbindungsweſen mit ſeinem großen Commentzopf den ſich bilden wollenden Gemeingeiſt zu vernichten, und an die Stelle der Burſchenfreiheit die Knechtung treten zu laſſen.“

„Doch mächtig wirkte, und vielleicht zu Gießen mehr als auf jeder andern Hochſchule Deutſchlands, das Beiſpiel von Jena; auch die Turnerei gab ſtarke Anregung, obſchon uns die academiſchen Behörden einen Turnplatz verweigerten; wir traten zu einer allgemeinen Burſchenverſammlung zuſammen, beſchloſſen ewige Verbannung des abſondernden Verbindungsweſens und Errichtung eines freien deutſchen Burſchenſtaates zur fortwährenden freien geſicherten Entwickelung des Burſchenlebens auf allen deutſchen Hochſchulen.“

„Das geſchah vor einem Jahre gegen Ende des Sommerſemeſters. Weiter beriethen wir über die Errichtung eines neuen Ehrengeſetzes, das wir Ehrenſpiegel nannten, und eines Ehrengerichts in öffentlichen Zuſammenkünften, allein dieſe wurden uns vom Rector, Kirchenrath und Profeſſor Ahrens, verboten. Dieſer Mann von feiner Naſe witterte Demagogie und Jacobinismus obſchon er die angeſtrebte Einheit und die Abſchaffung des landsmannſchaftlichen Unweſens nicht mißbilligte, und ſein Unterſagen zerſtörte unſern ſo ſchön begonnenen Bau. Auch der neue Rector, Profeſſor Walſer, konnte nicht fördern, und ein wiederholter Verſuch gegen das Jahresende, dem Ehrenſpiegel Halt und Stütze zu geben, ſcheiterte am ſtarren Corpsgeiſt der Haſſia und Conſtantia, und brachte ſelbſt unter die früher Einigen trübe Spaltungen. Die Mehrzahl begriff nicht den edlen Geiſt, der ein auf Freiheit und Gleichheit gegründetes Gemeinweſen belebt. Nur etwa Sechzig blieben treu und feſt, nahmen den Ehrenſpiegel an und ſtellten ſich als chriſtlich-deutſche Burſchenſchaft auf, ſtrebten auf immer größere Einigung hinzuwirken, öffneten auch Nichtburſchenſchaften den Zutritt zu ihren Verſammlungen, ſuchten das Rechtsverhältniß unter ſich und zu den Landsmannſchaftern möglichſt feſt zu ſtellen, allein die beiden Verbindungen traten uns ſchroff und herriſch entgegen, und gingen endlich ſo weit, den Verruf gegen uns auszuſprechen."

„Wir fanden dieß zwar ſehr abgeſchmackt und lächerlich, aber doch auch tiefbetrübend, um ſo mehr, als dieſem Verbindungsbeſchluß die Verdächtigung im großen Styl folgte, und alle denkbaren Ekelnamen: Jacobiner, Banditen, Schwarze, Landesverräther, Schwarzmäntel, Rothmäntel, Reichsſchwärmer, Fürſtenmörder und ſolche mehr, uns zugetheilt wurden —

ja man gebehrdete ſich nicht anders, als wollten wir die Gräuel der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland einführen, und ſandte nach allen deutſchen Gauen und Hochſchulen unſre Namen als Staatsverbrecher — was nur die ehrenwerthe Burſchenſchaft Tübingens mit Entrüſtung zurückwieß.“

„Noch mehr, wir wurden als Hochverräther bei unſrer Behörde heimlich angezeigt. Zeitig und doch auch ſpät genug erfuhren wir, daß eine Unterſuchung drohe, und übergaben zuvorkommend alle unſre Verhandlungen und die Zuſchriften unſrer Gegner dem Senat, ſtellten unſre Verſammlungen ein, beſchloſſen, unſern Ehrenſpiegel in der Bruſt und im innerſten Herzen zu tragen, und unterwarfen uns unbedingt dem Geſetz.“

„Nun begann eine lange Unterſuchung, zum Theil auf verläumderiſche Anklagen gegen uns begründet. Da ſollten wir, ohne Weiteres die Schwarzen genannt, noch einen engern Geheimbund unter uns haben, der auf Volksherrſchaft, Vernichtung der Fürſtenherrſchaft und auf Ständegleichheit hinſtrebe, und mit einem durch ganz Deutſchland verzweigten Volks- und Freiheitsbunde zuſammenhänge. Viele hohe Namen bedeutender Männer ſollten dieſem Bunde angehören, Herſtellung eines deutſchen Kaiſerthums ſei mit ein Hauptzweck deſſelben. Allein es wurde nichts bewieſen, konnte nichts bewieſen werden: das

Urtheil des Senats, daß die Anhänger des Ehrenſpiegels ſtraflos, die Häupter der Landsmannſchaften hingegen zu beſtrafen ſeien, ging nach Darmſtadt, und kam von dort in ſolcher Weiſe beſtätigt zurück, daß der Ehrenſpiegel oder die Burſchenſchaft mit den Landsmannſchaften auf die gleiche Stufe, nämlich: verbotene Verbindung, geſtellt wurde."

„Wir, die wir in der That nichts verbrochen, gingen ſtraflos aus, obſchon wir bereits gekreuzigt waren, und unſre Gegner, die ſchwarzen Verrathes ſich ſchuldig gemacht, während ſie uns die Schwarzen nannten, wurden ebenfalls ſtraflos erklärt."

„„Einen Schleier darüber!"" nahm jetzt ein anderer Burſche das Wort, Berthold war's. „„Was werden ſoll, wird doch werden! Wir ſtehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Das Feſt, das wir mit frommen Gemüth morgenden Tages treubrüderlich begehen wollen, gebe ihr, gebe uns den Weihekuß! Laßt uns noch einmal Feſtordner und Ausſchuß verleſen, die heute gewählt wurden!""

„Recte dixisti!" riefen Mehrere: „noch einmal verleſen! Wir kennen noch nicht Alle!"

Scheidler hatte das Verzeichniß, und trug vor:

„Den Ausſchuß bilden je drei Erwählte von zehn Hochſchulen, da die übrigen nicht zahlreich genug vertreten ſind, und zwar nach alphabetiſcher Ordnung:

von Berlin: Aegidi, Jahn, Bauer;
von Erlangen: Sand, Schneider, Ebermeier;
von Gießen: Buri, Kümmel, Sartorius;
von Göttingen: Krüger, Crome, Bortning;
von Heidelberg: Carové, Kohl, Lauteren;
von Jena: Scheidler, Riemann, Sieverßen:
von Kiel: Binzer, Förſter, Olshauſen;
von Leipzig: Lynſtedt, Hoffmann, Treuner;
von Marburg: Heinrich, Sallmann, Claus;
von Roſtock: Michelſen, Wakrow, Johnſen.“

„Dieſer Ausſchuß,“ fuhr Scheidler fort: „hat die Feſtordnung aufgeſtellt und durch öffentlichen Anſchlag ſie verkündigt, hat einen Anführer und Ordner des Ganzen gewählt, und *mir* dieſe Auszeichnung zu Theil werden laſſen, und die Wahl der übrigen Beamten beim Feſte entſchieden. Die *Zahl* aller zu dieſem Feſte gekommenen Brüder kann ich noch nicht mit Beſtimmtheit angeben, gegen Fünfhundert mögen immer gekommen ſein, manchen bringt wohl auch noch die Nacht, und Nachzügler werden dem Heere nicht fehlen.“

„„Sei dieſes kleine Heer ſtark in dem Herrn!““ rief Riemann, der feurige Theolog, der muthige Kreuzritter.

„Stimme ein Lied an, Dürr!“ wandte ſich Weſſelhöft zu dieſem, dem allbeliebten Geſangesleiter.

„„Recht ſo! Recht! Ein Lied, ein Lied!““ hallte lauter Beifallruf aus dem ganzen Kreiſe.

Und in der gemüthvollen Weiſe des Landesvaters ſtimmte Dürr an:

„Ernſt und leiſe ſchließt zum Kreiſe
Sich der Brüder Hochverein;
Laut mit Herz und Mund zu ſchwören,
Nie die Deutſchheit zu entehren,
Treulos nie dem Bund zu ſein“

„Jeder ſchwöret: — Völker höret
Aller Deutſchen hohen Schwur:
In der Treue feſten Schranken
Mag der Deutſche jemals wanken,
Fluch ihm Gott und die Natur!“

„Nie und nimmer ſoll der Schimmer
Fremden Glücks Verrath ihm blühn.
Ihrer Väter treue Erben,
Wollen Deutſche rühmlich ſterben,
Und das Schwert als Helden ziehn.“

„Mit dem Schwerte vor dem Heerde
Seiner Lieben aufgeſtellt,
Eh der Feſſel Schmach zu tragen,
Wird die Wuth das Letzte wagen,
Bis der letzte Deutſche fällt.“

„Dann zum Leben wird erheben
Sich ein neues Kraftgeſchlecht,
Das, aus blutgetränkten Fluren
Sproſſend, wie's die Väter ſchwuren,
Die zertretne Freiheit rächt.“

„Darum ſchwöret — Völker höret! —
Jeder Deutſche hohen Schwur:

In der Treue feſten Schranken
Mag der Deutſche jemals wanken,
Fluch ihm Gott und die Natur!“ —

Eine ernſtfeierliche Stimmung waltete über allen hier Verſammelten. Kein unziemlicher Scherz, keine unpaſſende Rede, kein überlautes Lärmwort entweihte den Vorabend des ernſten Feſtes.

„Laßt uns, Brüder, mit der ſchönen Stimmung, in die uns das geſungene Lied und überhaupt der heutige Abend verſetzt hat, zur Ruhe gehen!“ mahnte Nino. „Noch einmal hebt die Becher, auf deutſche Einheit, deutſche Freiheit, deutſches Vaterland!“

Und wie die ſo innig treu Verbundenen ſich allzumal erhoben und ſtehend tranken, rief Berthold mit Begeiſterung in den Bruderkreis: „Hört noch das Wort eines uns auch verbrüderten Dichters:

Der Gottheit Blitzſtrahl, der aus finſtrer Wolke
Aus dieſer Sturmzeit herrlich ſich entzündet,
Die Liebe, die uns All' in Gott verkündet,
Als Gottes Stimm' im Menſchen wie im Volke,
Lebendig nur der Menſchheit Urbild gründet,
Die durch den Heiland,
Der jetzt und weiland
Uns durch ſo viel Blutzeugen iſt verkündet,
Sie giebt das Feuer uns zum kühnen Handeln,
Das Licht, um frei der Wahrheit Bahn zu wandeln!“

Feierſtille rings im Kreiſe, wie Gebet, ruhiges Aufbrechen der Verſammelten, herzliches, brüderliches, leiſes: „Gute Nacht!“ —

12.

Das Wartburgfeſt.

Ewig blüht des Glaubens Blume
Treu in freier deutſcher Bruſt,
Uns gereicht dies Feſt zum Ruhme
Und der Nachwelt beut es Luſt.

A. Pinzer.

Eiſenach ſchlummerte. Manche ſchöne Stirne umwallten liebliche Traumgebilde. Ueber der ruhenden Stadt ſchwebte mit bedeutungsvollen Flügelſchlägen der ernſte Genius der Geſchichte. Wie viele Städte Deutſchlands umblüht ein ſo reicher Kranz unſterblicher Erinnerungen, als dieſes Eiſenach? Der Frühzeit myſtiſche Sagenfülle, des Mittelalters ſinnige Kunſtpflege, ſein heller Glanz, ſein heiliger Schmerz, Roſen und Dornen und Paſſifloren — und an der Neuzeit eherner Pforte der kühne gewaltige Pförtner — Alles hier! — Und da dämmert es wieder, da zieht wieder ein goldner Tag herauf, voll deutſchgeſchichtlicher Bedeutung, voll tiefer Weihe.

Die Wartburg glühte vom erſten Sonnenkuß — die Nebelſchleier, die ihr greiſes Wittwenhaupt umwallt, ſanken in Luft und Duft zerfließend herab in die bunten herrlichen Wälder.

In Eiſenach aber erklangen feierlich die Kirchenglocken und läuteten den Feſtmorgen ein. Da wurde es lebendig in Häuſern und auf Straßen, manch früh aus der Nähe aufgebrochener Wanderer zog noch herein zu Eiſenachs Thoren, und alles rüſtete ſich.

Nach einer Stunde ertönten abermals der Glocken Klänge; war es doch, als ſei ein Tag aus der Woche gefallen, und als folge der Sonntag auf den Freitag, ſo feſtlich und ſonntäglich war es in der Stadt, wie in der Natur an dieſem Sonnabend, am 18. October 1817. Auf dem Markt erſchienen ſie nun alle, die blühenden kräftigen Jünglinge in der Feiertracht, Hochgefühl im Herzen und ein freudiges Hoffen. Vom nahen Hain herab brachten Mehrere fröhliches Eichlaubgrün und vertheilten es zum Schmuck der Baretts. Einwohner und Fremde enteilten ſchon den Straßen nach der Wartburg zu, theils vom Wege aus den Zug bequem zu ſehen, theils von der ſteilen Höhe des Burgbergs — und dichtgedrängte Schaaren des Volkes füllten den Markt. Das war ein lebenvolles buntes Gewühl. Der Zufall fügte es, daß Antonie mit ihrem Oheim und den Reiſegefährten faſt gleichzeitig den Gaſthof verließ, als die Roſenborner Geſellſchaft, die Kinder natürlich ungeſtüm voran ſchwärmend — aus dem in nächſter Nähe gelegenen gaſtlichen Hauſe trat, das ſie aufgenommen. Und ſiehe, Pfarrer Ammann erkannte im Oheim Antoniens ebenfalls einen Jugendfreund und Studiengenoſſen, begrüßte ihn auf das Herzlichſte, und ſo erfolgte dann ein ſchnelles Vorſtellen und gegenſeitiges Bekanntwerden auf offener Straße, das den Knaben viel zu lange dauerte; ſie ſprangen einſtweilen voran auf den Markt, mitten unter die Burſchenhaufen hinein, und als Bernhard Berthold erblickte, ſtürmte er auf ihn zu, und zog ihn mit ſich gegen die Straße hin, daß er den, dem Markt nahenden Freunden und Freundinnen guten Morgen ſage. Bei Berthold ſtand, und mit ihm im Geſpräch ein Student im Führer- und Ordner-Schmuck von tieferuſtem Ausſehen, in der Hand gedruckte Blätter haltend, und ſtieß mit einiger Aufgeregtheit die Worte hervor: „Alſo nicht gekommen — Luden — nicht? So — ſo! Nur vier Profeſſoren von Jena, und von anderwärts her nicht Einer, ſagſt Du? Das iſt ja ſchön, das ſind Patrioten! O Gott — mich ſchaudert!“

„„Siehe, da kommen einige der Jenaer Herrn, und auch meine liebe Geſellſchaft,““ ſprach Berthold zu dem Burſchen, indem er ſchon den Fuß wandte, entgegen zu gehen. Willſt Du Bekanntſchaft machen?“ “

„Danke, danke!“ erwiederte Jener kurz und faſt ſchroff. Bertholb aber ließ ihn ſtehen, der ihm mit unholden Blick nachzuſehen ſchien, grüßte verbindlich die Nahenden, und bot mit Innigkeit ſeinem bräutlichen Mädchen die Hand zum Morgengruß.

Antoniens Blick hatte ſchon einige Zeit auf Berthold geruht, ſie nahte ihm jetzt, und fragte halblaut, indem ihr Auge immer noch unverkennbar angezogen ſchien von jenem Jüngling, der einige Momente in ernſtes Sinnen verſenkt ſtand, auf ſeinen Schläger ſich ſtützend, ſchön und finſter anzuſehen, wie der Gott der Schlachten: „Sagen Sie doch Herr Berthold, wie heißt jener Student, mit dem Sie ſo eben im Geſpräch waren?“

„„Es iſt ein Abgeordneter von Erlangen,“ “ erwiederte Berthold: „„Namens Sand.“ “

Dankend neigte Antonie ihr Haupt und trat grüßend von Berthold zurück, der ſeinen Freunden ein „Wiederſehen auf der Burg!“ 'zurief, und die, ſich auf dem Markt jetzt zur Rechten dem Wartburgwege Zuwendenden verließ.

Der Zug begann ſich zu ordnen, aus dem Gaſthaus zum Rautenkranz wurde, von Muſik und einem

Hoch begrüßt die Fahne hervorgetragen, ein ſtattlicher Träger war's der das hehre Banner ſchwang, Graf Keller aus dem thüringiſchen Dorfe Stetten zwiſchen Arnſtadt und Erfurt.

Noch einmal blieb Antonie ſtehen, dorthin flog ihr Blick, galt er der, einſt von ihr getragenen Fahne, galt er nicht blos der Fahne? Wer konnt' es wiſſen? —

Rino ſah ſie freudigen Blickes ſtehen, grüßte ehrfurchtvoll. Manch Jünglingsauge weilte mit Luſt auf den Geſtalten dieſer beiden Jungfrauen, Antonie und Helene, jede ſo verſchieden von der andern und jede ſo ſchön. Beide trugen, zu Ehren des Tages, der altdeutſchen ſich annähernde Tracht und die Burſchenfarben als Buſenſchleifen — man hätte ſie können für Schweſtern halten.

Jetzt wurden Lieder und Druckſachen vertheilt: es waren deren gar viele. Zunächſt das Liederbuch, denen, welche es nicht bereits beſaßen, dann ein Lied: Die Burſchenfahrt nach der Wartburg, ein anderes Die Proteſtanten auf der Wartburg; eine von Berlin geſendete gedruckte Rede nebſt Anſprache; eine Anſprache des Hofrath Fries aus Jena: An die deutſchen Burſchen; einige gedruckte Kernworte Sands, die er ſelbſt vertheilte und die eine glühende Anmahnung enthielten, eine allgemeine freie Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland zu begründen; ein Lied von Rudolph Brandes, der mit im Zuge ſtand — es war viel Papier lebendig geworden und flog und flatterte von Hand zu Hand.

Und zum Drittenmale erſcholl der Glocken eherner Ruf, und die Muſik fiel rauſchend ein. Der Zug entfaltete ſich.

Scheidler, der Sprecher im Ausſchuß, der Oberordner und heutige Wartburgvogt, trat dem Zuge voran mit blankem Burſchenſchwert, in ernſter Haltung, herrlich anzuſehen im vollen Feierſchmuck. Hinter ihm ſchritten die vier erwählten Burgmannen mit ihren Schwertern, Binzer, Sartorius, Lauteren und Lynſtedt.

Es folgte ein wackeres Muſikcorps. Hinter dieſem ſchritten zwei Fahnenſchützen mit den Schwertern, Sand und Aegidi, ihnen folgte Graf Keller mit der Fahne, und ihm wieder zwei Fahnenſchützen Heinrich aus Marburg, Crome aus Göttingen. Hierauf der lange Zug, Paar an Paar, wie ſie ſich geſellt und zuſammengefunden nach Neigung oder Zufall, Berthold mit Nino brüderlich vereint. Der Zug umwandelte, um ſich gehörig zu entfalten, erſt einmal den ganzen Markt, bevor er den Weg zur Höhe antrat.

Hoch und ſteil iſt dieſer Weg, und doch — wer achtete des Steigens Mühe, wenn ihm vergönnt iſt, am ſchönen, ſonnenherrlichen Tage hinaufzuwallen nach dem gefeierten Pilgerziel?

Auf halber Höhe, wo manchfach die Wege ſich kreuzen und aus dem Thale, wie vom Mädelſtein herab zuſammenlaufen, wo der Blick ſchon weite Länderſtrecken überfliegt, ſtanden raſtend die Vorausgegangenen. Die Kinder ſprangen fröhlich umher. Ammann, der Gegend völlig kundig, deutete den Fremden dieſen und jenen Fernpunkt; die Jungfrauen aber richteten allzumal ihre Blicke dem ſich vom Bergesfuß her aufrollenden ſtattlichen Zuge entgegen.

Antonie war wunderbar erregt. Lenchen aber, und ihre Freundin, die Tante, waren mehr ſtill, ſie waren nicht gewohnt ſolcher Feſtklänge; Natur und Menſchenwelt wirkten vereint auf ihr Gemüth feiertäglich, und ſteigerten ihre bewegten Gefühle bis zur Rührung, die nicht mit Worten, die nur durch Thränen ſpricht.

Auf dieſem Punkt der Berghöhe ankommend, raſtete der Zug, während die Vorausgewandelten denſelben von der indeß erreichten Baſtei überſchauten, und ſich des maleriſchen Gewühles der begleitenden Volksmenge erfreuten. Antoniens Augen ſchienen nur die Fahne zu ſuchen.

Und der Zug wandelte weiter, dem erſehnten Ziele entgegen, das da vor ihm lag im lichten Morgenglanze, im leichten Duft der Frühe — in erhabener ernſter Geſtaltung, nicht prunkend, nicht prahlend, nur das einfache Ritterhaus jetzt ſichtbar.

Die Muſiker, welche ſtill vorausgeſchritten waren, ließen nun von oben feſtlichen Willkommengruß entgegen klingen. Und durch das Wartburgthor in den weiten Hof, und dieſen umwandelnd, ſchritten Alle, unausſprechliches Gefühl im Innern. Mancher aber blickte verwundert umher — anders hatte die gefeierte Wartburg vor ſeiner Phantaſie geſtanden, dieſen wie das Heidelberger Schloß, andern wie die Nürnberger Feſte. Wenigen ging es auf im Innern, daß hier, wenn auch zum Theil verändert und verdorben, ein Bau ſtand, wie nur noch wenige in Deutſchland, im Styl der Kaiſerpfalzen zu Gelnhauſen und Goslar, ein Bau aus der Hohenſtaufen glorreicher Zeit. Vom Hofe wimmelte es nun in den alten Landgrafenpalaſt, in den weiten Saal, ſo breit wie das Haus, mit ſteinerner „Loube,“ wo die Minneſänger ihren Lieder-Wettſtreit hielten, und der mit Eichlaubgewinden und Tannenreiſern ſchön geſchmückt war. In dem zur Rechten gegen den Burghof hinlaufenden breiten ſteinernen Laubengang nahmen die Spielleute ihre

Stelle ein, und zahlreiche Theilnehmende, an welche Einlaßkarten vertheilt worden waren. Vor der Laube ſtand der Rednerſtuhl, ihm zur Rechten pflanzte der Fahnenträger die Fahne, in deren Nähe die Fahnenſchützen ſich hielten. Zur Linken der Rednerbühne ſtanden der Burgvogt und ſeine Burgmannen. — Die am Feſte Theilnehmenden vier Profeſſoren Jena's, Schweizer, Fries, Oken und Kieſer erhielten, ſo wie die Beamten der Stadt und die Geiſtlichkeit Ehrenplätze angewieſen, und auch für die übrigen zahlreichen Gäſte mangelte es nicht an geeignetem Raum. Antonie mit den neuen Bekanntinnen ſaßen ſo, daß ſie die Redner, die Führer und die Fahne gut im Auge behalten konnten. Vor dem Rednerſtuhle ſtanden im Halbkreis mit blanken Schwertern die Beamten. Ernſtes Schweigen erfüllte den Raum — wie Gebet, dann erhob ſich mächtiger, ergreifender Schall, und Dürr, der Sangeskundige, ſtimmte das Lutherlied an, das ewige, beſte deutſche Volks- und Kernlied, das nicht irdiſche Machthaber preiſet, das nicht mit eitler Landesmacht prahlt, das den König der Könige feiert und die Gottesmacht auf Erden verherrlicht: Eine feſte Burg iſt unſer Gott.

Als das Lied ſchwieg, trat der Meklenburger Riemann auf den Rednerſtuhl, und begann eine kraftvolle Rede, die er ſprach „mit der Sprache eines Herzens, das erfüllt iſt von dem Gedanken an Freiheit und Vaterland.“ Er grüßte im Namen der Jenaiſchen Burſchen die aus allen Gauen Deutſchlands gekommenen Brüder, um mit jenen „das Wiedergeburtsfeſt des freien Gedankens, und das Errettungsfeſt des Vaterlandes aus ſchmählichem Sclavenjoch zu feiern,“ und dankte ihnen Allen mit innigem Willkommengruß.

Die Bilder der Vergangenheit zauberte des Redners Wort herauf, hehre Geiſtesthaten und Geiſtesſiege, und die hohen Kämpfer, Huß und Luther. Dann aber ging er über zur Klage, daß jene Siege des Glaubens nicht die volle Segensfrucht getragen, daß über vielem Großen und Schönen, was die Wiſſenſchaft und die Kunſt angebahnt und erreicht, „des Vaterlandes vergeſſen worden ſei, ſeiner Tugend und Sitte,“ daß auch die Fürſten über ihrer Länder ſcheinbarem Vortheil das gemeinſame Wohl vergeſſen, und die deutſchen Stämme einander feindſelig gegenüber ſtehend, nur die unheilvolle Trennung gefeſtet. Für ſolches Verachten der Volksthümlichkeit und des Vaterlandes Einheit ſei die Strafe gekommen durch den Arm des wälſchen Volkes, „das, Anfangs zur Freude der Welt, der Freiheit Fackel entzündend, bald einer ſchändlichen Herrſch- und Raubſucht Raum gab, und Deutſchland in Ketten ſchlug." Alles erſehnte einen Retter. Endlich ſchlug in Moskaus Brande die Flamme der Freiheit empor, und glorreiche Siege wurden ihr erfochten.

Nun deutete der Redner darauf hin, daß ſeit der Siegesſchlacht bei Leipzig vier Jahre verfloſſen, daß zum vierten Male die Feuer heute lodern würden, daß das deutſche Vaterland ſchöne Hoffnungen gefaßt habe und „daß alle vereitelt ſeien." Von allen Fürſten Deutſchlands habe nur Einer ſein gegebenes Wort gelöſt, der, in deſſen freiem Lande die Verſammelten dieſes Feſt begingen.

Und mit Flammenworten ermuthigte der Redner die deutſche Jugend, „Alle Brüder, alle Söhne eines und deſſelben Vaterlandes" eine eherne Mauer zu bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieſes Vaterlandes, entgegen dem Schrecken des Todes, entgegen der Blendung vom Glanz der Throne, nimmer erlöſchen zu laſſen das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menſchlichen und vaterländiſchen Tugend, daß ſie — einſt wirkſam eintretend in das bürgerliche Leben, feſt und unverrückt im Auge behalten wollten das Ziel des Gemeinwohls, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutſchen Vaterland.

Dieß gelobte der Redner für ſich und die treuen Verſammelten bei den großen Geiſtern der Helden, und ſteigerte den Schluß ſeines **Alle tief ergreifenden** Vortrages **zum Gebet zu dem ewigen und allgütigen Gott,** den er anrief: „**Sieh gnädig herab** auf unſer deutſches Vaterland! **Laß es gedeihen in Freiheit und Gerechtigkeit, zu Deiner Ehre,** zu Deinem Ruhm! **Laß es gedeihen in Einigkeit und Treue, daß noch ſpäte Enkel den Tag preiſen, wo uns der Freiheit Thor geöffnet! Laß geſegnet ſein dieſen Tag, daß er ſtets wiederkehre** zur Freude deines einigen, **dankbaren und freien Volkes! Amen.**" —

Feierſtille im großen, menſchenvollen Saale; manche Thräne fiel, manche **Bruſt hob ſich** höher.

Alle Gefühle einten ſich in dem frommen Liede: Nun danket alle Gott.

Da redeten während **des Liedes Berthold** und **Rino und** andere **Freunde mit leiſer Bitte zu dem** geliebten Lehrer, Profeſſor Fries, **das auch** er **das** Feſt weihen helfen möge **durch** ſein **begeiſterndes Wort. Und** der ernſte Denker **gab dem Verlangen und** der **Bitte** nach, und betrat den Rednerſtuhl, **Folgendes** im herzlichen gemüthvollen **Tone ſprechend**:

„Ihr deutſchen Burſchen!"

„Aufgefordert von euch, zu **ſprechen, gebe ich euch** keine Rede, keine Lehre, nur **ein Wort des Ge-**

fühls, ein Wort, ein treues Wort, im Namen eurer freien Lehrer ausgeſprochen!"

„Sei uns gegrüßt, du helles Morgenroth eines ſchönen Tages, der über unſer ſchönes Vaterland heraufkommt; ſei uns gegrüßt, du geiſteswarmer, jünglingsfriſcher Lebensathem, von dem ich durchhaucht fühle mein Volk!"

„Ihr deutſchen Burſchen!"

„Laßt euch den Freundſchafsbund eurer Jugend, den Jugendbundesſtaat, ein Bild werden des vaterländiſchen Staates, deſſen Dienſt ihr bald euer ganzes Leben weihen wollt. Haltet fromm bei Tapferkeit, Ehre und Gerechtigkeit, wie euch ſo ſchön geſagt wurde in ſchöner Rede, die ihr ſo eben vernommen habt."

„Ihr deutſchen Burſchen!"

„Laſſet uns aus dem Freundſchaftsbund eurer Jugend den Geiſt kommen in das Leben unſeres Volkes, denn jünglingsfriſch ſoll uns erwachſen deutſcher Gemeingeiſt für Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit!"

„So bleibe euch und uns der Wahlſpruch:

„Ein Gott, ein deutſches Schwert, ein deutſcher Geiſt, für Ehre und Gerechtigkeit!"

Nach dieſen Worten folgte nicht, wie leider bei Feierreden gar zu häufig üblich, ein lärmender, ſtürmiſcher Beifall, der meiſt, wie ein Windſtoß daher brauſend allen guten Geiſt von dem Geſprochenen rauſchend vorüber und aus den Gedanken weht, daher er auch keinen gediegenen Redner zu erfreuen vermag — ſondern wieder wie vorhin eine tiefe, feierliche Stille, das Schweigen des warm empfundenen Eindrucks. Und damit dieſer hehre Moment nicht erlöſche, angefachter Flamme gleich durch zu ſchnellen Anhauch — betrat Dürre den Rednerſtuhl, und ſprach ernſt und würdevoll die geheiligten, heiligenden Worte:

„Der Herr ſegne uns, und behüte uns!“ —

„Der Herr laſſe ſein Angeſicht leuchten über uns, und ſei uns gnädig!“ —

„Der Herr erhebe ſein Angeſicht auf uns, und gebe uns ſeinen Frieden! — Amen!“

Die Verſammlung verließ wie vorhin geordnet, den Ritterſaal — damit in dieſem die Tafeln zum Mahle bereitet würden. Hierhin und dorthin in alle Räume der Burg verſtreute man ſich. Viele beſchauten, was da zur Schau geſtellt war von altem Harniſchwerk und Rüſtzeug aus der Land- und Markgrafenzeit, manch altes Bild, manch ſteinern Laub- und Kunſtwerk an Pfeilern und Säulen; die Wartburgkapelle, mit ihrer einfachen Zier, das alles im Landgrafenhauſe; im Ritterhauſe (der Vorderburg mit der Thorhalle) vor allem die Lutherzelle, dieß geweihte, erinnerungheilige Gemach. In dem

Zimmer der Kaſtellanswohnung drängten ſich Viele zur Erfriſchung, ſchrieben auch — doch bei Weitem nicht Alle — ihre Namen in das Fremdenbuch, und noch Andere ergingen ſich im Hofe, oder beſchauten auch außerhalb der Burg deren Felſengrund und nächſte Umgebung, und ließen im Geſpräch die Bilder von Sage und Geſchichte lebendig werden, die unſichtbar und doch voll unvergänglichen Reizes auf der Wartburg graue Mauern hingezaubert ſind.

Die Roſenborner aber, Ammann, ſeine Schweſter, Leuchen und Antonie, deren Oheim, wie Berthold und Nino, und die Kleinen, ſtiegen zur hohen Warte empor; die Erwachſenen mit Gefühlen, die in den Kindern noch nicht wach ſein konnten.

Schön war der Tag, ſonnig und warm, doch auf dieſer hohen Zinne wehte es kühl. Die Ausſicht war prachtvoll; zu Füßen lag der Wälder bunte Färbung, der Felſen röthlicher Schimmer, friedlich im Thale die Stadt, ſchroff und ſtarr des Hörſelbergs weit hingebreitete kühne Maſſe. Ueber fernen grünen Tannenwäldern des Hochgebirgs thronte einſam im blauen Aether der Inſelberg, tief beſchneit, wie eine Alpe, denn es war bereits in der Nacht auf den 12. October ein ſtarker Schnee gefallen, der gar ſchnell im Lande, nicht aber auf jener Bergeshöhe wieder ſchmolz.

Droben ſprach der Pfarrer die ernſten Worte zu ſeiner Umgebung und hauptſächlich zu Berthold und Nino: „Ihre Feier hat mich wahrhaft ergriffen. So und nicht anders hab' ich ſie erwartet. Der Herr ſegne euer gerechtes Hoffen! Aber wird er es ſegnen? Wir ſtehen hier noch im Glanze einer milden Sonne — doch wehen nicht von jener beſchneiten öſtlichen Höhe herüber dennoch kühle Schauer? Lugt nicht jener Schnee herein wie ein Winterbote? Ihr ſeht den Morgen anbrechen, ich den Abend! Ihr ſeht die Hoffnung, ich ſehe die Täuſchung. Immer und ewig, wo der Menſch ein Zuviel hofft, wird er über Täuſchung zu klagen haben. — Denken Sie an dieſe meine Worte, Berthold, wenn Sie vielleicht einmal nach langen Jahren wieder auf dieſem Thurme ſtehen; die Welt wird dann in vielem voraus und weiter geſchritten ſein, aber in vielen Dingen wird es doch nicht anders befunden werden, wie heute, weil es ewige Geſetze giebt, auch im Völkerleben, ähnlich dem Naturgeſetz, das die Eiche nur langſam wachſen läßt. Können Sie dann ein Volk der Erde nennen, das vollkommen frei, vollkommen glücklich und zufrieden iſt, ſo rufen Sie jubelnd ſeinen Namen dieſen Bergen, dieſen Wäldern zu, und mir ihn nach, hinüber in die Welt der Geiſter, zu der ich dann eingegangen ſein werde. Können Sie es aber nicht, ſtehen Sie auch dann noch, wie heute, auf einer Wartburg, das künftige Glück, die künftige Einheit, die künftige Größe Deutſchlands hoffend und erwartend dann denken Sie meiner in Liebe und Wehmuth, und ſagen Sie ſich ſtill: Mein alter Pfarrer hatte Recht.“

„Hier mein Knabe, mein Bernhard — ſoll Sie an dieſes Wort mahnen, wenn Sie es vergeſſen“, ſetzte, da Berthold ernſt ſchwieg, Ammann hinzu, faßte des Knaben Hand und legte ſie in Bertholds Rechte, indem er leiſe und wehmuthvoll noch mit Worten Pindars ſagte: „Was iſt etwas hier? und was iſt Nichts hier? Menſchen ſind der Traum eines Schattens.“ —

Von Thurme erblickten die droben Stehenden wie im Burghofe ſich Kreiſe bildeten, und mancher Redner zu den um ihn gereihten Hörern ſprach. Auch Oken ſtand in einem ſolchen Kreiſe, und jene vernahmen ſeine Worte zu den Burſchen. Er mahnte zur Einigkeit unter allen Studenten.

„Lieben Freunde!“ ſprach er: „laſſet nicht ungenützt verrauchen und vorübergehen dieſe Feierſtunde mit ihrer Rührung und ſchönen Stimmung!“

„Ziehet nicht wieder hinab von dieſer Burg, laßt keinen durch das Thor, der nicht ein Andenken mit von dannen trage, das er lebenslänglich treu bewahret. Verſäumet nicht, zu berathen und zu beſprechen, was Noth thut — damit ihr euch auf der Rückkehr nicht vereinzelt, wegmüde, erſchöpft und ernüchtert fragt: Was holten, was gewannen wir auf der Wartburg? Was tragen wir für geiſtigen Gewinn von dannen? Ein Paar Lieder und Geſänge, ein Paar Reden und Anſprachen! — Sind die Landsmannſchaften abgethan? Haben wir nun eine allgemeine deutſche Burſchenſchaft? Nichts habt ihr, wenn ihr es ſo gethan ſein laßt, bei den guten und ſchönen Worten, bei den frommen Wünſchen. Jetzt ſprecht es aus, daß ihr Alle eins ſein wollt im Geiſt, euch nicht mehr anfeinden und befehden, die provinzielle Scheidung wollet fallen laſſen, das landsmannſchaftliche Weſen zumal, beſonders ihr Gießner, Erlanger, Göttinger! Nicht Heſſen, Preußen, Bayern, Sachſen, Hannoveraner, Franken, Thüringer, Rheinländer, Meklenburger, Schweizer mehr, deutſche Studenten ſeid, nicht genannt und unterſchieden durch Farben, nicht durch Abzeichnung, ſondern durch Auszeichnung in Geiſt und Wiſſenſchaft. Eine deutſche Burſchenſchaft werdet und ſeid! Meint auch nicht ihr wäret Boden, Wurzel, und Stamm der Eiche deutſcher Einheit, das ſeid ihr nicht, ihr ſeid nur ihre hoffnunggrünen Zweige. Nicht auf euch ausſchließlich beruht Deutſchlands Sein und Dauer und Ehre; Deutſchland ruht nur auf ſich ſelbſt, auf dem Ganzen.

Sorgt, daß ihr, als Zweige, gedeihlich wachſt und euch bildet. reibt euch nicht auf durch eitle Gebräuche. Den Staat betrachtet nicht, als müßtet ihr jetzt ihn berathen und halten und ſtützen helfen, nein dazu ſollt ihr euch erſt tüchtig machen für die Folgezeit. Darum thut was eures Weſens, was ſtudentiſch iſt, ſchweift nicht darüber hinaus, auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde. Denn in der Natur, wie in der Menſchengeſchichte iſt es eine alte Regel, welche Schiller ſo ſchön ausgeſprochen:

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an.“

„Das überlegt! Geht nicht auseinander, wie ihr gekommen ſeid! Einige Grundgeſetze macht, und gebt ſie Jedem mit nach Hauſe. Litera scripta manet et miracula efficit. Auf Wiederſehen hier oben — doch nicht vor drei Jahren!“

Der Redner ſchwieg; Mancher faßte der Rede gediegenen Sinn, und nahm ihn zu Herzen, Andre thaten's nicht, denn Vielen ſchmeckt nicht die Wahrheit, wenn ihr Gericht auch noch ſo richtig geſalzt iſt, und am wenigſten paſſen Salz und Moſt zuſammen.

Die Freunde waren vom Thurme hinabgeſtiegen; am Fuß der Treppe, die bis zur halben Höhe ihn außen frei umzieht, ſtand dichtgedrängt ein andrer Kreis, faſt hemmend Jener Weiterſchreiten. Mitten in ihm ſtand laut und erregt ſprechend, einer der Fahnenſchützen. Die Männer wollten vorbei, allein Antonie faßte ihres voranſchreitenden Oheims Hand und flüſterte leiſe, aber im Innern heftig bewegt: „O bitte! Weilen Sie, laſſen Sie uns auch hören, was dieſer ſpricht!“

Die Geſellſchaft ſtand, ſie vernahm des Redners Worte: „Ja meine Brüder! Ich verlaſſe Erlangen, ich folge euch nach Jena. Auch dort wird ſich derſelbe ernſte Kampf fortſetzen, der uns Alle durch das ganze Erdenleben begleitet. Und wenn wir uns Alle ſtets als recht eifrige Anhänger und Verkündiger der Religion Jeſu, als von der rechten Liebe zu ihm erfüllte Bekenner ſeines Evangeliums, und als recht kräftige Streiter gegen alles Unweſen, gegen allen unheiligen, unehrlichen Wuſt in unſerm geliebten deutſchen Lande zeigen werden, dann wird es auch an der von unſerm Luther ſo ſchön geſchilderten Tentatio, an dem immerwährenden Kampfe nicht fehlen, den er, der Gottesmann, hier auf der Wartburg ſo ſiegreich kämpfte. Mich wird es tröſten, kräftigen und ermuthigen, an euch, geliebte Brüder, Burſchen Jena's, Gleichgeſinnte, und noch kräftigere, mit noch thätigerer Liebe beſeelte Vorſtreiter zu haben und zu wiſſen, mit denen ich mich dann, wenn das jugendliche Aufbrauſen und ſeine Folgen, wie das in Verrufthun, werden aufgehört haben, oft freuen und im ächten und rechten Geiſtesverkehr werde bleiben können.“

„Meine Brüder! Wir feiern heute hier durch die Abgeordneten und Vertreter aller deutſchen Stämme ein deutſches Bruderfeſt. Laßt daſſelbe zu einem Bundes- und Berathungstage werden über das, was uns jetzt im Innern unſeres theueren Vaterlandes Noth thut, und möge dieſer Tag von wohlthuenderen Folgen für das Vaterland ſein, als jener, den die alten ſteifen Philiſter zu Frankfurt halten! Iſt doch hier auf der Wartburg heute verſammelt eine Gemeinſchaft der Beſten und Wackerſten, verſammelt, um alles hervorleuchtende Schöne und Herrliche tief in unſer Inneres einzuführen und einzuprägen!“

„Laßt uns, meine Brüder, unſer Ziel, die Gründung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, feſt und unverrückt im Auge und im Herzen behalten. Noch gar Viele giebt es, die unſre heilige Sache verſpotten, was mich bitterlich kränkt, obſchon die Meiſten derſelben es aus Unkunde thun; lernet doch erſt kennen, bevor ihr ſpottet. Das Redlichgemeinte verdient niemals Hohn. Die deutſche Burſchenſchaft für immer.“

„Für immer! Für immer! Bravo Sand!“ riefen Stimmen aus dem Kreiſe; Rino, der neben Antonien ſtand, ſah in deren reizendes Antlitz — aber Antonie hatte keinen Blick für Rino — auf Carl Sand weilte ihr ſchönes Auge unverwandt; dem Redner erglühte ihr Geſicht, ihm glühte ihr Inneres — und das ſie wunderſam und wonnevoll durchwallende Gefühl ward offenbar in zwei großen Thränen, die aus dem ſchwimmenden Blick hervorbrachen und über die Wangen rollten, ohne daß Antonie dieſe Thränen fühlte.

Durch Rino's Herz ſchnitt es, wie ein Dolchſtich — er zitterte, und ſein Odem ſtockte. Das war nicht gewöhnlicher Antheil, das war das Aufflammen eines tiefern Gefühles, einer ſchnellen, plötzlichen, glühenden, unerklärbaren Neigung zu jenem, der an Leibesſchönheit und Wohlgeſtalt, wie an Gaben des Geiſtes nichts voraus hatte vor Rino, der nur mit Leidenſchaftlichkeit ſprach, ohne daß ſeine Gedanken ſonderlich geordnet waren, und ohne daß ſie ſich über das Allgemeine erhoben.

Rino bezwang das in ihm ſchmerzlich blutende Herz, das ihm die Bruſt beengende Wehgefühl; er fühlte, daß jene Flamme, die in Antonien aufſchlug und loderte, die Blüthe ſeiner reinen Liebe verſenge und ſchnell dahin welken zu machen drohe — aber ſeine Liebe fühlte er nicht weniger unſterblich.

Zögernden Schrittes folgte, neben Helenen und der Tante, Antonie den voranſchreitenden Männern durch das Gedränge; ihr Auge weilte immer noch auf Sand, der, während die Blicke aller Naheſtehenden ihr mit Wohlgefallen zuflogen, für ſie keinen einzigen Blick hatte, überhaupt nicht that, als kümmere ihn irgend etwas, als nur das eine, der Moment, der für ihn ſo große, heißerſehnte Tag.

Nino nahm Bertholds Arm, der im Herabgehen vom Thurme die Tante geführt und Lenchen leiſe die Hand gedrückt, die jetzt mit dem ganzen Himmel voll Unſchuld und Seelengüte ihm zulächelte und den Uebrigen folgte, und ſprach, mit Berthold über den Burghof wandelnd, zu dieſem: „Du Glücklicher! Dein Glück blüht Dir wie eine dornenloſe Roſe entgegen, meines wendet ſich ab von mir.“

„„Wie? Was haſt Du?““ fragte Berthold mit treuer Beſorgniß.

„Meine Hoffnung bricht ein Augenblick in Trümmern! Ach! — Antonie hat keinen Blick mehr für mich, kein Lächeln! Ich verarme am Herzen. Einem Andern gilt alle ihr Denken. Schon geſtern ahnete ich es, heute habe ich die volle Gewißheit erhalten.“

„„Sorge Dich nicht ab vor der Zeit!““ verſuchte Berthold zu tröſten. „„Dieß Geſchlecht iſt launig, und folgt leicht dem Eindruck des Augenblicks, ſchnell erregt, ſchnell erglühend, und ſchnell gekühlt. Sei heiter, o Freund, und laß Dir durch Liebesgrillen nicht den ſchönen wichtigen Tag verderben, nehmen wir Theil am Geſang und allem fröhlichen Geſpräch.““

Mancherlei Geſang war laut geworden aus dem gedruckten Buche, und ein Lied, welches begann:

„Friſch auf, friſch auf zur Burſchenfahrt
Ihr Jungen und ihr Alten,
Wir wollen hier nach unſrer Art
Den großen Feſttag halten.
Heut iſt des Doctor Luthers Tag
Zuerſt ein Jeder ſingen mag:
Hoch lebe Doctor Luther!“

gefiel ſo ſehr, daß es alſobald wiederholt wurde.

Trompetengeſchmetter aus dem Fenſter des alten Baues, zum Mahle rufend, ſammelte jetzt alle Verſtreuten.

Fünfhundert Studenten mochten da beiſammen ſitzen brüderlich an den langen Tafelreihen, im Ritterſaal und in denen des jüngern Fürſtenbaues, der an das Landgrafenhaus ſtößt, aber es ſpeiſten mitten unter der froh geſtimmten academiſchen Jugend auch die genannten Profeſſoren, und viele Feſttheilnehmer aus der Stadt und von auswärts, ſo daß der Gedecke über Sechshundert waren, und es ging wie es immer geht bei übergroßen Feſtmalen an Orten, die nicht auf ſolche eingerichtet ſind. Da waltete ſegnend ſtatt der Wartburgheiligen Eliſabeth, welche Speiſe in Blumen und Blumen in Speiſe verwandelte, die heilige Portiuncula, und verwandelte Speiſen blos in Blumen, nämlich in die Blumen der Genügſamkeit und der Geſangesfreude. Das Bundeslied, „Sind wir vereint zur guten Stunde,“ erklang mit ſeiner reichen Kraftgedankenfülle, und manch ein feierlich und würdevoll von zu ſolcher Feſtwürze Berufenen ausgebrachtes Lebehoch fand vielhundertſtimmigen Wiederhall. „Dem Kleinod des Lebens, der deutſchen Freiheit!“ vor allen; „dem Manne Gottes, Doctor Martin Luther!“ „Dem edlen Großherzog zu Sachſen Weimar und Eiſenach, dem Schirmherrn des Tages, Carl Auguſt, wie es im Liede lautet:

Das dritte Hoch, wir rufens frei
Dir Herzog! hier zu Lande!
Der Du Dein Wort gelöſet treu!
Wie Du es gabſt zum Pfande!
Verfaſſung heißt das eine Wort,
Des Volkes und des Thrones Hort;
Herzog Auguſt ſoll leben!“

„Den Siegern, wie den Gefallenen bei Leipzig, den Manen Schill's, Scharnhorſt's, Frieſens und Körners, den Lehrern der deutſchen Jugend, der löblichen Turnkunſt und ihrem Meiſter" dieſe und viele andre Feſt- und Trinkſprüche brachten die Burſchen aus, und von den Profeſſoren rief Kieſer: „Der verſammelten deutſchen Burſchenſchaft, und dem edlen Geiſte, der ſie vereinigt hat! Der edeln Burſchenfreiheit ein Lebehoch!" Schweizer brachte aus: „Auf ein fröhliches Wiederſehen über's Jahr!" — Oken: „Ich ſprach vorhin aus, daß ich ſolches erſt in drei Jahren hoffe, aber es bleibe beim über's Jahr, ich füge nur noch hinzu: Auf ein fröhliches Wiederſehen immerdar!"

Profeſſor Fries klang zuletzt noch an: „Den Freiwilligen von Achtzehnhundertunddreizehn! Euch deutſchen Burſchen zum Vorbild!" —

Berthold und Nino hatten ſich der Geſellſchaft zugeſellt, die ihnen die liebſte war, und nicht minder heiter, wie alle Uebrigen auf Wartburg tafelte. Die Kinder waren nach der Stadt zurückgeſendet. Manch freundliches und liebes Wort ward dort gewechſelt, manch ſinniger und inniger Spruch geſprochen, nicht für die Menge, nur für das „leiſere Ohr" der liebenden Seele. Antonie belebte mit ihres Geiſtes lebendigen Blitzen ihre ganze Umgebung, Nino ſchmerzlich bewegt, berauſchte ſich dennoch aufs neue an ihrem Anſchaun, an ihrem körperlichen und pſychiſchen Liebreiz.

„O wäre doch," ſprach der Pfarrer zu ſeinem Gaſtfreund und ſeiner nähern Umgebung: „Dein geliebter Fürſt und Herr, Großherzog Carl Auguſt, unter uns Fröhlichen und Feiernden! Sähe der erleuchtete Herrſcher die ſchöne ſittliche Frucht Seines Schutzes und Schirmes, auf daß die That ihn belehre, wie das Bewußtſein des Beſitzes der Freiheit die Freiheit ſelbſt veredelt!"

„„Wohlgeſprochen,"" erwiederte jener Freund, „„doch"" fügte er lächelnd hinzu: „„man muß den Tag nicht vor dem Abend loben.""

„So würde unſer Schulmeiſter jedenfalls auch ſprechen!" fiel die Tante heiter ſtrafend ein. ‚Lob iſt der Thoren Prob', ſagt ein altes Sprichwort. Ich aber laſſe mir das Feſt nicht ſchelten und nicht voraus verdunkeln durch den Hinblick auf den Abend; laſſen wir Lob Lob ſein, und klingen einmal herzhaft an auf die Liebe!"

Da gab es denn manch hellen, guten, freudigen Klang. —

Ach, nur zu ſchnell entflohen auch dieſe kurzen Freudenſtunden; die heilige Portiuncula iſt keine Freundin vom langen Tafeln. Schon riefen zum erſtenmals in Eiſenach die Kirchenglocken, denn es war auch eine kirchliche Begehung des Reformations- und Siegesfeſtes angeordnet, welche die Burſchenſchaft gemeinſam mit dem Eiſenacher Landſturm feiern wollte.

Da brachen Alle auf, und zogen in guter Ordnung und Stille hinunter und in des Gotteshauſes geweihten Raum, wo nun General-Superintendent Nebe eine herzliche, alle Hörer ergreifende Predigt that. — Vom Chor der Kirche wehten brüderlich die beiden Fahnen. Die Führer, jener der Burſchen, Scheidler, und jener des Landſturmes, Obriſt von Egloffſtein, ſtanden beiſammen in der Kirche, und verabredeten noch die Ausführung einer ſchönen Idee. Scheidler führte nach beendigtem Gottesdienſt den Studentenzug mit der Fahne aus der Kirche, und ſtellte ihn auf dem Markt im Halbkreis auf. Schon fragte ſich Mancher, was nun beginnen ſolle?

Da erklang rauſchende, kriegeriſche Muſik. Der Landſturm zog heran, vom Hurrahruf der Burſchenſchaft begrüßt, und ſchloß den Kreis. Die Fahnen und Führer und Spielleute traten in deſſen Mitte zuſammen. Ein Lied Nebes erſcholl aus aller Munde. Obriſt von Egloffſtein hielt eine kurze, kraftvolle Rede, und brachte ein Hoch aus den Siegern bei Leipzig. Scheidler rief ein Hoch dem freiſinnigen Großherzog! Egloffſtein ein Hoch den verſammelten Burſchen! Scheidler: Allen biedern deutſchen Landſturmmännern!"

Und noch ein Hoch, ein warmempfundenes, tiefgefühltes: „Dem gaſtfreundlichen Eiſenach und ſeinen biedern Bewohnern!"

Schöne, Vielen unvergeßliche Momente treuer Einigung deutſcher Herzen, die von Freiheitgefühlen geſchwellt waren!

Der Landſturm zog ab, ein Theil der Burſchen blieb noch auf dem Markt und nahm einige Turnübungen vor, andre vertheilten ſich in ihre Quartiere. Bertholb mußte für dieſen Abend der Gaſt des Hauſes ſein, wo diejenigen Wohnung gefunden, welche ſeinem Herzen am nächſten ſtanden.

Dieſe ſo liebevoll und innig Verbundenen feierten noch einige ſchöne Stunden, bis der Herbſtabend dämmerte, und die Geſammtheit der Burſchenſchaft wie des Landſturmes zur Feuerfreude rief. Bei vollem Becherklang brachte Ammann den Trinkſpruch aus: „Ein Hoch der Freundſchaft, der Liebe, der Treue. Dieſe drei Sterne leuchten uns auf allen Wegen! Dieſes Feuer auf dem Altar unſrer Herzen ſoll brennen und nimmer verlöſchen!" —

(Ende des erſten Theils.)

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Koſaken kommen.	1
2.	Die Octoberfeuer.	32
3.	Die Vorſchule.	63
4.	Das frühere Leben der Hochſchulen.	96
5.	Der geheime Bund.	129
6.	Jena's Burſchenſchaft.	161
7.	Halliſche Muſen.	202
8.	Ein Strafgericht und ein Commers.	235
9.	Die Ideale.	261
10.	Die Turnerei.	293
11.	Nach Eiſenach.	319
12.	Das Wartburgfeſt.	339

Wollen und Werden;

Deutſchlands Burſchenſchaft und Burſchenleben.

Romantiſches Zeitbild

von

Ludwig Bechſtein.

Erſte Abtheilung.

Berthold der Student.

Zweiter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1850.

Berthold der Student

oder

Deutſchlands erſte Burſchenſchaft.

Romantiſches Zeitbild

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1850.

1.

Das Feuergericht.

Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer anzündet, mit Flammen gerüſtet, wandelt hin im Licht eures Feuers, und in Flammen, die ihr angezündet habt. Solches widerfährt euch von meiner Hand; in Schmerzen müßt ihr liegen.

Jeſaias 50, 11.

Der Markt zu Eiſenach füllte ſich wieder: aus den gaſtlichen Bürgerhäuſern traten die Burſchen, Viele im Geleit ihrer Wirthe. Berthold wurde von ſeinem väterlichen Freund und deſſen Hospes Werner begleitet. Die Frauen blieben zurück, hatten aber bereits eine günſtige Stelle des Hauſes auserſehen, von welcher ſie ſpäter Stadt und Gegend weit überſchauen konnten. Der Abend war kalt, ein ſcharfer Oſtwind wehte ſchneidend durch die Straßen. Auf dem Markt wurden über fünfhundert Fackeln ausgetheilt und entzündet. Faſt gefahrdrohend ſtoben die Funken im Sturme hoch empor.

Herrlich war der Zug — welcher ſich am Hauſe vorbei bewegte, darin Antonie, Lenchen und die Tante aus dem Fenſter ihn vorüberwandeln ſahen. Der Führer edler Schmuck, der Fahne ernſte Schönheit, der lange, endlos lange Zug dunkelgekleideter Männergeſtalten — alles machte tiefen Eindruck. Berthold und Rino grüßten zu dem Fenſter hinauf, durch das Neigen ihrer Fackeln, Antoniens Blick hing ſchwärmeriſch an der Fahne, und folgte dieſer — faſt überſah ſie den Gruß der Freunde.

Hinter dem Zuge her fuhr ein Mann aus der Vorſtadt Ehrenſteig auf einem Schiebekarren einen Deckelkorb und eine Feuergabel; zwei Burſchen begleiteten ihn. — Niemand wußte, was der Korb enthalte.

Der eine der Begleitenden, eine kurze, gedrungene Geſtalt mit ausdruckvollen Zügen, lang abwallenden lichtbraunen Locken, und lebhaftem Auge ſprach heiter und ſpottluſtig zum Begleiter, gerade wie ſie unter jenem Fenſter vorüberſchritten: „Mir fällt ein Volkswitz bei. Als ſie in Gotha den alten Grumbach fingen, riefen ſie: Hier bringen wir die Braut, um die wir tanzen wollen! So eine Braut ſteckt hier im Korbe, eine ganze Truhe voll Teufelsbanner und Unheilwettermacher.“ — „Ach wenn die lieben Väter wüßten, der guten Kinder nächſte Noth, daß die in Flammen braten müßten, ſie weinten ſich die Aeuglein roth!" fügte der Sprecher in bekannter Melodie halb ſingend hinzu.

Nordwärts von Eiſenach erſtreckt der Wartenberg, frei eine weite Gegend beherrſchend, ſeinen mächtigen Rücken. Er iſt ein Glied jener ganz eigenthühmlichen Bergkette, die als Vormauer vor der Nordſeite des Thüringer Waldes ſich hinzieht, immer, wenn auch an Höhe verſchieden, gleichen Geſteins und gleichen Charakters. Zu ihr gehören der Arnsberg und die Kalkberge bei Arnſtadt, die Höhen der drei Gleichen, die Seeberge bei Gotha, der mächtige ſagenreiche Hörſelberg, und jene bis nach Kreuzburg ſich hinſtreckenden ähnlichen Höhen bei Eiſenach.

Magiſch leuchtete durch die Nacht, an welcher mit ſanftem Licht des Mondes wachſende Scheibe glänzte, des Fackelzuges feurige Schlange, die in maleriſchen Windungen zum Berge ſich empor zog, und nach Verlauf einer halben Stunde den Hochrücken erreichte.

Raketen rauſchten grüßend vom Gipfel auf zum reinen Nachthimmel, und lodernde Flammen entzündeten ſich droben, und ſchrieben das Memento deutſcher Siegesherrlichkeit mit Goldbuchſtaben an das Firmament.

Der Eiſenacher Landſturm ſtand auf dem Wartenberge und empfing die nahenden Burſchen mit Hoch und Hurrah, und mit Büchſenſalven, zu dem für ſie aufgeſchichteten mächtigen Holzſtoß ſie geleitend.

Schon leuchtete es in Nähe und Ferne weithin über die Länder von den Berggipfeln.

In maleriſcher Herrlichkeit zieht ſich ein Theil der Thüringerwaldkette, ein großes Halbpanorama bildend, in deſſen Mitte die Wartburg emporragt, im mächtigen Bogen um den Wartenberg. In entgegengeſetzter Richtung umgrenzen die Berge des Vorderharzes und die Höhen des Eichsfeldes den fernen Horizont, und aus dem Heſſenlande hebt der Meißner ſeinen langgeſtreckten gigantiſchen Rücken

Berthold, Rino, Maßmann, und noch viele Andre traten herzu, als die Burſchen einen Kreis um den Holzſtoß geſchloſſen, beleuchtet von der Lohe des Landſturmfeuers, und entzündeten jenen. Bald kniſterte und knatterte es, bald leckten höher und höher wachſend die feurigen Zungen, und der Oſtwind hauchte ſie an, daß ſie brauſten und rauſchten, und die Funken ſprühten umher und ſchwarzer Dampf quoll in Wolkenballen empor und die Lohe ſchlug auf, und fraß den Dampf und zuckte durch ihn hin, erſt wie raſch aufeinanderfolgende Blitze, dann eine, eine mächtige Säule, hochwachſend, himmelan ſchwankend, bewegt vom Sturm und verbrüdert mit dem Sturme. Da erhob Dürre die Stimme als

Vorſänger, und ſtimmte das Feuerlied, mit einer Anzahl begabter Sänger an, und es ſchallte hehr und feierlich zu dem Wind- und Flammenbrauſen:

„Des Volkes Sehnſucht flammt,
Von allen deutſchen Höhn
Zum Himmel auf.
Und mit den Vätern ſtehn
Vor Dir die Jünglinge,
Betend mit Herz und Mund,
O Gott, o Gott!“

Jetzt fiel mit mächtigem Stimmenſchall der Chor ein:

„Der du die Sonnen weckſt,
Helden zum Siege rufſt,
Wenn auf die Völker ſchrein,
O ſegne uns!“

Wieder ſangen die Vorſänger:

„Daß blüh' dein Reich des Lichts,
Urew'ger Schönheit Geiſt
In allen Gaun,
Daß, wie die Eichen ſtolz
Wachſe dein deutſches Volk
Weil es geboren iſt
Aufjauchz' zur Sonn':“

und der Geſammtchor:

„Salben wir Jünglinge
Fröhlich die Ringerkraft,
Flehn wir zu Dir empor:
Erleuchte uns!“

So ging voll großer Gedanken und erhabener Schönheit das Lied weiter, mächtig wirkend, wie eine

Ode Klopſtocks, an deſſen Dichtweiſe die Reimloſigkeit zumal es erinnern ließ.

Hinüber, hinüber nach der Wartburg, wo ſinnvoll ein Flammenzeichen glänzte, und hinauf zum Nachthimmel, an dem des Mondes Leuchte ſilbern ſchimmerte, wandten ſich die Blicke Aller:

„Und dort das Flammenaug'
Ruft aus der feſten Burg:
Vertraut auf Gott!
Trotz Höllenmacht und Liſt
Siegt doch der ew'ge Geiſt!
Wahr, wie das Herz euch mahnt,
Wahr iſt ſein Licht.

Alle:

Heil, wenn es ausgekämpft,
Und nun im Schmuck der Braut
Pranget, ein Bruderhaus,
Das deutſche Land!“

„O du hehre Prophetenſtimme! Würdeſt du doch erfüllt!“ ſprach Ammann laut vor ſich hin, als dieſe ſehnſuchtvollen Worte erklangen, und in dem Auge des Mannes mit dem Jünglingsherzen glänzte eine Thräne.

Mächtiger flammte die Lohe, freudiger erbrauſte das Feuerlied:

„Ja du mein Vaterland,
Hoffnungsſtrahl aller Welt
Dein Licht bricht durch.
Schöner, ſtets lohnender,

Von Mutterthränen friſch
Gedlt mit Heldenblut
Flammt's heller auf.

Alle:

Schon rauſcht dein Freiheitshain
Im weh'nden Morgenroth,
Heil! Der Gerechtigkeit
Sonne geht auf!

„Ich ſehe noch ſchwarze Wolken vor der Sonne, welche dem Tag ſchwere Gewitter künden,“ murmelte in ſich hinein der Pfarrer. „Ich muß gedenken an Jeſaias Wort: Die Sterne am Himmel und ſein Orion ſcheinen nicht helle, die Sonne gehet finſter auf und der Mond ſcheint dunkel.“

Niemand vernahm dieß alte Prophetenwort, und freudvoll, begeiſtrungvoll ging der Geſang zu Ende:

„So lang uns ſcheint der Tag
Und Gottes Donner gehn
Durch's Vaterland,
Zuckt unſer Arm nur ihm,
Schlägt unſer Herz nur ihm,
Oder's bricht himmelwärts
Im Siegertod.“

Und erhebend ſchloß mit lautem Tone, mit lauten Schlägen flammender Jünglingsherzen der Chor aller Verſammelten:

Wohl dem, der ſteht und fällt,
Wie er Dir heut gelobt!
Weh weh, wer Dein vergißt,
Heiligſter Schwur!“ —

Jetzt trat ein Redner vor in den **Kreis**, derſelbe, aus deſſen innerſtem Herzensquell dieſes ſo eben geſungene Flammenlied entſprungen, **Ludwig Rödiger**, eine kraftvolle ſtattliche Geſtalt mit dunkelem Gelock, in der kräftigen Rechte das blanke Burſchenſchwert und ſprach Worte der Kraft und der Weihe mit einer hallenden Stimme über die Verſammlung hin, und nicht der wehende Wind, der ihn mit Funken überſprühte, nicht das Rauſchen der Flammenlohe des Holzſtoßes vermochte dieſe Stimme zu ſchwächen.

Es war eine lange, gewaltige Rede, eine Bergpredigt, wie deren wohl wenige gehalten wurden auf den deutſchen Höhen; der Geiſt der Freiheit hatte ſie gezeugt, und die Liebe zum deutſchen Vaterlande war ihre Mutter. Ernſte Worte, mahnende Worte, Flammenworte waren es, die wie Feuerfunken zündend in die jungen Herzen fielen. Von Luthers Geiſt ſprach er, von des deutſchen Vaterlandes freieſtem Boden, vom Sieg der ewigen Wahrheit und deren ewig jugendlichem Geiſte; vom Glück, in dieſer Zeit geboren zu ſein, entgegen wandelnd frei und groß der Zukunft geöffneten Bahnen; von Propheten und Helden die der eine und ewige Geiſt, deß Odem das All beſeelt vom Anfang an, zu den in Finſterniß und Knechtſchaft irrenden Völkern ſendet.

An des Vaterlandes Schmach und Schande und Knechtſchaft erinnerte der Redner und an die Herrlichkeit des Sieges, dort mit zürnender Sprache, hier mit ihrer leuchtenden Farbenpracht. Und er vergaß nicht, worüber noch in jener Gegenwart, nachdem es ſo lange geblutet, das Vaterland weinte. Er goß Oel in die ewige Lampe der Schmerzen, die in tiefer Grabeshöhle über dem Sarkophage deutſcher Freiheit hing.

So ſprach Rödiger, der begeiſterte Sprecher, der erglühende Seher:

„In der Noth verſprach man uns ein Vaterland zu geben, ein einiges Vaterland der Gerechtigkeit, aber der theuer erkaufte Bundestag iſt noch nicht angebrochen, und faſt will es ſcheinen als ſei das Volk glühend erwacht, die Herrlichen gefallen, damit hochmüthige Ideenloſigkeit ein Freudenmahl halte von den letzten Biſſen des Landes und näher in ſeinem Herzen haſte der Stachel launiger Gewaltthätigkeit und der Dolch tückiſcher Erbärmlichkeit für jetzt und die Zukunft; als verſtehe ſich das von ſelbſt.“

„Nur ein Fürſt hat fürſtlich ſein Wort gelöſ't, allen andern ein Vorbild, allen Deutſchen ein wahrhaft deutſcher Mann; derſelbe, deſſen Ahnen immer voran waren, wo es galt das Heldenſchwert zu ziehen für die Reinigkeit des Glaubens und die Gerechtigkeit, und die dem großen **Luther** hier eine Zuflucht öffneten, von wo aus er deutſch den Deutſchen das Wort predigte, und anzündete das Licht der weltdurchflammenden Wahrheit. Unter ſeinem Schutz ſind auch wir zuſammengetreten, um auf dem freieſten deutſchen Boden ein freies deutſches Wort zu wechſeln.“

Und ſolcher freien, deutſchen, flammenden Wahrheitworte ſprach der Redner noch viele, viele. Von der gekommenen Zeit, in welcher Niemand mehr ſich entſchuldigen müſſe, der vom Heiligen und Wahren ſpreche; von unſterblichen Ideen, die in der tiefſten Menſchenbruſt liegen und ihn an die Welt knüpfen; vom Geiſt der Tugend, vom Geiſt der Schönheit, ſchwebend im Lichte des Himmels, lebendig in wenigen Herzen, und vom Gemeingeiſt der Gerechtigkeit, denen allen der Weg bereitet werden ſolle.

Oft wieß der Redner auf Luther hin, und auf alle großen und erhabenen Ziele; zum Erringen ächter Geiſtesbildung mahnte er an, zum Gewinn des feſten Charakters der Ehre und der Gerechtigkeit, und zum Feſthalten eines Gemeingeiſtes, eines Brudergeiſtes in neuen Formen, in denen ein Wetteifer entbrenne für das Wahre, Gute und Schöne.

Zur Entfaltung, zur Bewahrung ächten Volksthums rief er auf, zum Erwecken alter Kraft, durch Uebung und Spiel, durch keuſche, frohe und lebendige

Sitte, welche wachſen ſolle auf den luſtigen Bergen und in den Thälern des Segens und Geſanges. Dank ſprach der Redner dem wackern Jahn aus und ſeinen begeiſterten Freunden, die der ganzen deutſchen Jugend dieſe ſtolzen Bahnen geöffnet haben und nannte das Ziel, das alle deutſchen Hochſchulen erſtreben ſollten, nämlich Pflanzſtätten zu werden des ewig jungen Geiſtes der Menſchengeſchichte, damit er wurzle und blühe in dem Gemeinſinn des ganzen kräftigen, beſonnenen Volkes, welches werth, den Tag des Herrn zu ſchauen. Darum ſei angetreten dieſe Wallfahrt der Weihe nach der Stätte, von wo aus der Geiſt geſiegt über das deutſche Volksleben im Sieg der Wahrheit.

Wachsthum und Gedeihen von Jahr zu Jahr wünſchte der Redner dem Bruderbund. Dieſes Bundes Wollen und Streben enthüllte Rödiger klar und offen, er nannte es in den Worten: Kraft und Schönheit des Geiſtes, wie des Leibes, Mäßigkeit und Frömmigkeit, Gemeinſinn und Selbſtvertrauen. Er ward von der Lohe, die auf den Bergaltären flammte, und von der Geiſteslohe, welche ſein Inneres ſo mächtig durchloderte, hingeriſſen in das Reich der ewigen Ideen, der Ideale, in das Reich kühner, aber ſchöner Träume. Er glaubte und hoffte, daß nach hundert Jahren abermals die Flammen lohen würden von den Bergen, und frohe Lieder aufwärts dringen, und über den Gräbern der jetzt Lebenden ein freies, frohes und glückliches Volk leben und wirken werde unter der ewigen Sonne. —

„Wenn die Zwietracht nicht wäre!“ ſeufzte in ſich hinein der Pfarrer, der aufmerkſamſten Zuhörer einer.

„Aber“ — ſo endete der Redner — unerſchöpft von der Anſtrengung ſo im Freien, in Nacht und Sturm zu ſprechen, mit erhobener Stimme:

„Aber wir werden auch nicht ganz dahinſein; in dem herrlichen Lichte der Ideen, die uns irdiſch ſchon durchglühen, winkt uns des ewigen Friedens Palmenkranz, und wohl dem Geiſte, der dann ſegnend herniederſchaut!“ —

So wahrhaft weihevoll, ſchön und würdig war auch dieſer Theil der Feier; tiefes Schweigen folgte, ſtill und ernſt wandten ſich Viele zum Hinabgange von dem Berge, denn was hätte Ergreifenderes folgen können, als dieſe Rede?

Unter den Hinweggehenden war auch Profeſſor Fries, der einzige der vier am Feſte überhaupt Theil nehmenden Lehrer der Hochſchule Jena. Schweizer war bereits abgereiſt, Kieſer und Oken waren nicht mit auf den Wartenberg gezogen. Auch Werner, der Gaſtfreund Ammanns, ſchien den Wunſch zu hegen, nun hinabzugehen, aber Berthold trat zu Beiden und ſprach: „Verweilen Sie noch ein Wenig, es ſoll noch Etwas erfolgen, ein Gottesgericht durch den Volkswillen."

„„Wie das, mein Lieber? fragte Ammann nicht ohne Kopfſchütteln und bedenkliche Miene nehmend: „„Möge ſich auch hier der Bibelſpruch bewahrheiten: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, damit nicht der Wille erſcheine als ein thörichter und möge das Gerichtamt auch wirklich Gottes ſein und bleiben, wie geſchrieben ſteht.""

Indeß, während dieſe wenigen Worte gewechſelt wurden, hatten einige Burſchen den vorhin erwähnten, mit auf den Berg geführten Korb dem lodernden Feuer genähert, um das ſich alsbald ein neuer Kreis bildete, und Maßmann ergriff eine mächtige Feuergabel, die noch vom Hexenbrennen her in einer Rummpelkammer des Eiſenacher Rathhauſes ſich hatte auffinden laſſen; mit dieſer gewaffnet, trat er vor in den Kreis, näher zur Flamme, und nahm alſo das Wort:

„Burſchen! Brüder!"

„Es war am zehnten des Heil- oder Chriſtmonds im Jahre des Herrn fünfzehnhundertundzwanzig, als Luther zu Wittenberg vor das Elſterthor hinauszog, begleitet von vielem Volk und auch den Burſchen der hohen Schule, und ſchürte ein großes Feuer an, darein er des Papſtes Bücher und ſeine Bulle warf mit den Worten: Weil Du gottloſes Buch den Heiligen des Herrn betrübet haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! Das that Luther mit dem Feinde der Glaubensfreiheit, mit dem Widerchriſt! So wollen auch wir durch die Flamme verzehren laſſen das Angedenken derer, ſo das Vaterland geſchändet haben durch ihre Rede und That, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit und Tugend verläugnet haben in Leben und Schriften!"

In dieſem Sinne ſprach der Redner weiter. Nicht daß die Burſchen ſich vermeſſen wollten, aus eitel Nachahmung und Nachſpiels Willen, oder um Luther, dem Manne Gottes ſich gleich zu ſtellen, ſolle das geſchehen, ſondern daß die deutſche Welt erfahre, was die Burſchen wollten.

„Nicht vermeſſen und doch vermeſſen, und nicht das richtige Wollen!" ſprach Ammann vor ſich hin — während der Redner zeigen zu müſſen glaubte in dieſer heiligen Stunde aller deutſchen Welt, daß die Burſchen dieſes, auch ſeines Geiſtes Kinder ſeien. Er predigte vor der himmelan wallenden Flamme die Flamme des grimmigen Haſſes wieder das Böſe und Verkehrte, und darum wider alle Böſen im Vaterlande.

„Das ſoll unſer Volk erfahren, das iſt der treibende Gedanke zu dieſem ernſten Schritte, der Manchem ein Gericht ſein wird ſeiner Thaten, Gedanken und Schriften.“ — —

„So tretet denn heran zu dem zehrenden Fegfeuer und ſchaut wie Gericht gehalten wird über die Schandſchriften des Vaterlandes!“

„Möge das hölliſche Feuer ſie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ſie eingab!“

Und ſo begann das Feuergericht.

Ein großer Papierbogen ward entrollet, weiß und ſchwarz und roth bemalt, wie ein Sanbenito der hiſpaniſchen Inquiſiton, darauf ſtanden mit Fractur geſchrieben die Titel vieler Schriften, der ging von Hand zu Hand im Kreiſe.

Vor Maßmann ward der große Korb hingeſtellt, welcher voll Bücher war.

Maßmanns vorhinniger Begleiter empfing jetzt aus deſſen Hand die alte ſchwarze Herengabel, die ſich freuen mochte, wieder einmal nach zweijahrhundertlanger Ruhe einen Scheiterhaufen lodern zu ſehen, und Maßmann ſelbſt entnahm nun dem Korbe das erſte Buch, rief den Titel, und reichte es dem Andern auf die Gabel.

„Ancillon: Ueber Souverainetät und Staatsverfaſſung!" —

„Frohne du fortan dem Zwingherrn der Hölle!" -- Da flog das Buch von der Gabel in die Flammen, und rund im Kreiſe erſcholl es: „Ins Feuer!!"

„von Cölln! Vertraute Briefe. Freimüthige Blätter — hat auch ſonſt viele Schandſchriften verfaßt!"

„„Will ein undeutſches Preußenthum!"" rief Rino aus dem Kreiſe. „Hat die löbliche Turnkunſt verketzert!" rief Sand.

„Ins Feuer!!" riefen Alle, und die Schriften rauſchten in die Gluth.

„Crome: Deutſchlands Kriſis und Rettung!„

„„Rettet hinter ſich hinaus!""

„Ins Feuer!!" ſchallte der Chorus.

„Dabelow: Der dreizehnte Artikel der deutſchen Bundesacte!"

„„Wer kennt den Geſellen nicht und ſein Geſchrei?"" —

„Ins Feuer!!"

„Carl Ludwig von Haller: Reſtauration der Staatswiſſenſchaft oder Theorie des natürlich geſelligen Zuſtandes, der Chimäre des künſtlich bürgerlichen entgegengeſetzt."

„Der Geſell will keine Verfaſſung des deutſchen Vaterlandes!“ rief wieder eine Stimme aus dem Kreiſe.

„Ins Feuer!“ donnerte der Bannruf.

„Ein H. und acht Punkte, mag wohl Hurenſohn heißen,“ fuhr der Ausrufer fort: „Die deutſchen Roth- und Schwarzmäntler!“

„„Das zielt auf uns Gießener Burſche!““ rief Sartorius. „„Die Acht dem Achtpunkter!““

„Ins Feuer!!“ riefen Alle.

„Doctor Harl: Ueber die gemeinſchädlichen Folgen der Vernachläſſigung einer den Zeitbedürfniſſen angemeſſenen Polizei in Univerſitätsorten überhaupt und in Anſehung der Studirenden ins beſondere.“

„„Selbſt gemeinſchädlich! Selbſt vernachläſſigt! Fahre hin Policiſt! Fahre hin, du böſer Feind und Widerſacher der edlen Jugendfreiheit!““ wurden mehrere Stimmen zugleich laut, und:

„Ins Feuer!!“ hallte es donnernd nach.

„Immermann: Ein Wort zur Beherzigung!“

„„Ein Renegat der Freiheit!““ rief Binzer. „„Hat den letzten Kampf mit durchgekämpft, hat volle Liebe zum Vaterlande, war zu Halle ein wackrer Burſche, und zieht doch zu Felde gegen den Burſchengeiſt!““

„Ins Feuer!!“ hallte das Urtheil. —

„Janke: Der neuen Freiheitsprediger Conſtitutionsgeſchrei.“

„„Will keine Conſtitutionen! Pfui dich du Zwingherrnprediger!““

„Ins Feuer!!“

„August von Kotzebue: Geſchichte des deutſchen Reichs, von deſſen Urſprung bis zu deſſen Untergange.“

„„Ein Zwitterdeutſcher, ein Halbruſſe!““ rief Sand aufgeregt. „„Ein Comödiant, der alle Rollen ſpielt, bis zu ſeinem Untergange!““

„Ins Feuer!!“ lautete auch hier der allſtimmige Gerichtsſpruch.

„Ludwig Theobul Koſegarten: Rede, geſprochen am Napoleonstage Achtzehnhundertneun!“

„„Dieß Buch frevelt am Vaterlande!““ rief Rödiger. „„und an der Kunſt der Rede, weil es gar redekünſtlich geſchrieben und den Zwingherrn abgöttiſch verehrt.““

„Jetzt eine abgethane Sünde!“ rief Berthold; „Bedeutungslos für unſere Zeit!“

„Ins Feuer!“ ſcholl demohngeachtet das Urtheil der Menge. Noch zwei andre Schriften Koſegartens: Geſchichte meines funfzigſten Lebensjahres, und Vaterländiſche Lieder, flogen der Reihe nach in die Flamnen, ihnen folgte v. Kamptz Codex der Gens'darmerie. Fort und fort griff Maßmann in den Korb, holte Schriften und Bücher daraus hervor und ſo las er wieder, während man das Feuer mit friſchen Scheitern nährte:

„Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutſcher Landſtände."

„Erſt acht Bogen erſchienen," fuhr jener erläuternd fort: „der Kerl muß brühwarm gepfeffert und geſalzen werden."

„Ins Feuer!!" lautete die Loſung.

„Paßt auf, jetzt kommt ein Haupthahn: Schmalz, drei Scharteken auf einmal! Ein Buch wider den redlichſtrebenden Tugendbund, den Vaterlandsbund in der Noth, und ſomit wider die Tugend!"

„„Drei Wiſche!"" ſchrie eine ſtarke Stimme: „„Gänſe-, Schweine- und Hundeſchmalz, aber alles ohne Salz!""

Schallendes Gelächter zugleich mit dem lauten Ruf: „Ins Feuer!" belohnte das Witzwort.

„Gute Nacht!" flüſterte Ammann jetzt zu dem vor ihm ſtehenden Berthold. „Auf Wiederſehen morgen!"

„„Sie wollen gehen?" fragte Berthold.

„Ich habe genug — und habe Luſt, nun abzufahren — erlaſſe Ihnen aber die Fortſetzung der Fauſtſtelle. Gute Nacht!“

Der Pfarrer wandte ſich mit ſeinem Gaſtfreund von hinnen, und ſprach zu dieſem, als ſie in einiger Entfernung vom Feuer ſtehen bleibend, die großartigſchöne maleriſche Gruppe betrachteten: „Ein herrliches Nachtſtück — Freund — die Decoration und das Emſemble vortrefflich, aber am Stück ſelbſt, nämlich am jetzt aufgeführten Nachſpiel kann ich keine rechte Freude haben. Gieb Acht, Freund, ob aus dem Saamen, den die dort ins Feuer werfen, nicht Saaten reifen, deren Kraut wie Neſſeln brennt!“

Droben aber ſchallte vernehmlich Maßmanns rufende Stimme weiter:

„Saul Aſcher: Germanomanie!“ und Weſſelhöft rief aus dem Kreiſe: „Wehe über die Juden, die doch feſthalten an ihrem Judenthum, und wollen über unſer Volksthum und Deutſchthum ſpotten und ſchmähen!“

„Ins Feuer!“ ſchrie es aus dem Chorus.

Jetzt faßte Maßmann einige Bände zugleich, und rief, indem er ſie erhob und auf die Gabel legte: „von Benzel Sternau: Jaſon, eine Zeitſchrift!“

„Sehet, wie der Argonaute durch die Flammen ſegelt! Ins Feuer!!“ ſchollen die richtenden Stimmen.

„Zacharias Werner: Martin Luther, oder die Weihe der Kraft, und die Söhne des Thales!“

„„Ein Convertit ohne Weihe und ohne Kraft! Hat unſern Vater Luther zum Comödienhelden gemacht!“ zürnte Sand's Stimme, und der toſende Refrain: „ins Feuer!!“ galt auch dieſen Büchern.

„Carl von Wangenheim: „Die Idee der Staatsverfaſſung, mit Rückſicht auf Würtembergs alte Verfaſſung.“

Zu dieſem Buche ſchrie ein Tübinger: „Der Menſch knechtet und frohnet dem Zwingherrn klar und offenbar!“ und ſeine Worte begleitete der erneute Ruf: „Ins Feuer!!“

„Der Code Napoleon und Zachariä über denſelben.“

„„Wer Pech angreift, beſudelt ſich!!““ rief der Heidelberger Carové. „„So iſt es unſerm thätigen Zachariä ergangen.““

„Ins Feuer!!“

„Statuten der Adelskette!“ —

„„Eine Hemmkette der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit! Eine wahre Höllenkette! Ins Feuer!!““ riefen zahlreiche Stimmen.

Der Korb war faſt leer, nur noch einige Büſchel Zeitungen brachte der unermüdliche Feuerrichter daraus hervor, und rief, indem er ſie hoch emporhob:

„Die Zeitung Allemannia, die allerlei Mannen und Mannſchaften will, aber nicht Ein deutſches Vaterland, und die den deutſchen Namen nur als Hehl- und Nebelkappe trägt — wie ihr, ſo geſchehe allen Zeitungen jetzt und künftig, die das Vaterland ſchänden und entehren!"

„Ins Feuer, ins Feuer!!" donnerte es rings, und die Hefte flogen, von der Gabel geſchleudert, zumal in die Gluth, wo ſie nicht gleich brennen wollten, weil des Stoffes ſchon zu viel gehäuft war.

„Zu guter Letzt noch drei Symbole, aber nicht des chriſtlichen Glaubens, ſondern des teufliſchen Narrenſpiels auf Erden!" rief Maßmann weiter in großer Luſtigkeit und im vollen Eifer: „Ein Schnürleib! Ein Pracht-, Prahl- und Patentzopf! Ein großmächtiger Corporalſtock!"

„„Schöne Raritäten! — Ins Feuer!! Ins Feuer, ins Feuer!!!"" ſcholl es laut toſend rund umher — und während das alles noch flammte, loderte, glühte oder dampfte, ſtimmte Dürr die Schlußſtrophe des ſchon auf Wartburg zweimal geſungenen Liedes an, in welche alle freudig einfielen:

„Zuletzt nun rufet: Pereat
Den ſchuft'gen Schmalzgeſellen!
Und dreimal: Pere- Pereat!
So fahren ſie zur Höllen!

Auf auf, mein deutſches Vaterland!
Ihr Brüder, reichet euch die Hand!
Und ſchwört: So woll'n wir's halten!

Angefacht war an der äußern Gluth die innere. Die noch droben ſtanden um das Feuer ergriff eine wilde Begeiſterung — jener Fanatismus der Freiheit, welcher ihr reines Bild nur zu leicht entweiht.

Es erſcholl noch manche flammende Rede, verweht vom Sturme, der aus Oſten über den Berggipfel brauſte, dahin geflogen mit den Funken, die ſchnell erloſchen — in die Nacht und in das Nichts.

Manch Lied ward noch angeſtimmt — und als der Holzſtoß endlich niederbrannte, da erklang es aus dem Kreiſe im vollen Chor mit begeiſterungtrunkener, ſchwärmeriſcher Empfindung:

„Sauſe du Freiheitſang,*)
Brauſe wie Wogendrang
Aus Felſenbruſt!
Feig lebt der Knechte Schwarm,
Uns ſchlägt das Herz ſo warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenluſt."

„Thaten! Thaten!" preßte ſich's wie ein Schrei aus der Bruſt Carl Ludwig Sands.

---

*) Urſprünglicher Text, den die Liederbücher vielfach verändert enthalten.

„Gott Vater! Dir zum Ruhm
Flammt Deutſchlands Ritterthum
In uns aufs neu.
Neu wird das alte Land
Wachſend, wie Feuers Brand;
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altdeutſche Treu."

„Treue allem Theuern, Echten und Rechten!" rief Berthold feurig in den Geſang.

„Einfach und gläubig ſei,
Muthig und keuſch und frei
Hermanns Geſchlecht.
Zwingherrnmacht, Zwingherrnwitz,
Malmt Gottes Racheblitz,
Euch ſei der Herrſcherſitz
Freiheit und Recht!"

„Hoch die Freiheit!!" ließen ſich laute Stimmen vernehmen.

„Freiheit in uns erwacht
Iſt deine Geiſtesmacht
Dein Reich genaht.
Blühend nach Wiſſenſchaft,
Blühend in Ritterkraft
Sei deutſche Burſchenſchaft
Ein Bruderſtaat!"

„Hoch der Bruderſtaat! Ewig, ewig, ewig!" rief Nino aus, und gewaltiger brauſte der Chorgeſang durch die Mitternachtſtunde:

„Halle du Becherklang,
Schalle, du Jubelſang
Aus deutſcher Bruſt!

Ein Herz, ein Leben ganz
Stehn wir, ein Sternenkranz,
Um einer Sonne Glanz
Voll Himmelsluſt." —

Der Landſturm hatte ſich zum Heimzug geordnet, er holte die Burſchen ab. Manche gingen mit Jubelruf vom Berge, ſie riefen dem Tage, der Nacht, den Flammen ein Lebewohl, Manche ſchieden mit ernſten Gedanken.

Der Mond war hinab, der Himmel hatte ſich mit herbſtlichem Gewölk umflort — die Nacht war dunkel. Ueber dem Inſelsberge flammte ein Feuerzeichen — von einem fernen Brande — unheimlichglühend.

Eiſenach lag im friedlichen Schlummer; die Heimziehenden wurden ſtill und ſtiller. Nur auf dem Markt ertönte noch ein Nachtgeſang, feierlich und ernſt nach dem ernſten Tage.

„Führ uns, fall' unſer Loos
Auch tief in Grabes Schooß,
Lob doch und Preiß Deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit,
Sind Dein in Ewigkeit,
Führ uns, Allmächtiger, Amen." —

2.

Die Verbrüderung.

> Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag.
>
> Heilige Schrift.

> Und Alle ſchlugen ein, und gaben ſich alle die Bruderhand und den Bruderkuß, und waren Alle einmüthig beieinander in der Stunde der Weihe.
>
> Maßmann.

Nach dem hellen Himmel des geſtrigen Tages hatte ſich Dauer des ſchönen Herbſtwetters hoffen laſſen, allein welches Schöne hätte hienieden Dauer? Trüb war der Himmel, und auch die helle Stimmung war in Vielen dahin. Manche erwachten wie nach einem frohen Rauſche, ſchnürten ſtill ihr Ränzchen und wanderten von hinnen. Unter dieſen ſo zeitig Wandernden trugen wohl nicht Wenige ein ſchönes ideales Bild mit von dannen, Viele aber waren auch, die mit ziemlicher Gleichgültigkeit gekommen, nun auch gleichgültig gingen, und zwar ganz ſo, wie Oken geſtern vorausgeſagt. Seinen wohldurchdachten mahnenden Worten aber eine Folge zu geben, war der heutige Vormittag beſtimmt; zur nochmaligen Verſammlung im Ritterſaal auf Wartburg waren Alle geladen, und ſo fand ſich allmählich Einer nach dem Andern auf dem Markt ein. Berthold kam, einer der letzten. Er hatte den Freunden und Freundinnen einen Morgenbeſuch gemacht; als er ſchied, hing Bernhard ſich an ſeine Hand, flehendlich bittend ihn wieder mit auf die Wartburg zu nehmen.

„Du bleibſt!“ befahl ihm mit ernſten Blick ſein Vater: „Herr Berthold kann Dich heute nicht brauchen! So ein Junge, wie Du, iſt überall unnütz und fällt nur zur Laſt. Es giebt heute keine Muſik droben, und überhaupt nichts für dich.“

Es zuckte Bernhard weinerlich um den Mund, daß er nicht mit ſollte; Berthold wand ſanft ſeine Hand aus der des Knaben und ſprach begütigend, des Vaters Strenge mildernd: „Du mußt dem Vater folgen, Bernhard. Ich kann Dich heute nicht mitnehmen, aber wenn wir wieder bei Dir zu Hauſe ſind, da nehme ich Dich mit auf den Frankenberg. Da ſteht auch eine alte Burg drauf.“

„Iſt aber kein deutſches Feſt droben!“ klagte Bernhard betrübt.

„Halten Sie ihm aber auch ernſtlich Wort!“ wandte ſich Antonie die zu den neuen Bekanntinnen herüber gekommen war, lächelnd zu Berthold. „Lehren Sie ihn auf jenem Frankenberge in Ehren frank und frei und deutſch zu werden, und — daß neues Leben aus Ruinen blüht.“

Vater Ammann gab Berthold noch eine geiſtige Wegzehrung mit auf die Wanderung zur Burghöhe, indem er mit des griechiſchen Dichters Theognis Worten ſprach: „Oftmals gegen Erwartung und Hoffnungen werden der Menſchen Thaten geſchehen. Es kommt ſelten zum Ziel der Entwurf.“ —

Ruhig und in ungezwungener Folge ſchritten gegen 10 Uhr die Burſchen, deren Zahl doch noch zwiſchen drei- bis vierhundert betrug, wieder zur Burg empor.

Nicht mehr im Sonnenglanze heitern Herbſttages lachten die Fluren; das Laub der Wälder, das geſtern noch als ein Goldſchmuck erſchien, war heute fahl, und mahnte an die Vergänglichkeit alles Erdenſchönen. Ein früher Herbſt war da, dem ein zeitiger Winter folgen zu wollen ſchien.

Im Emporwandeln ward vielfaches Geſpräch laut über das was zunächſt zu thun ſei, um das durch die geſtrige ſchöne Erinnerungsfeier begonnene Werk zu vollenden, und den Grund zum Aufbau einer Einigung aller deutſchen Hochſchulen zu legen. Gar verſchieden waren die Anſichten, Einer hatte dieſes, ein Anderer jenes im Sinne. Manche hofften zu viel, Andre fürchteten zu viel.

Da der heutige Wartburggang kein Feſtgang war, ſo blieb auch die Burſchenfahne in Eiſenach. Ihrem geſtrigen Träger hatten ſich aber nichts deſtoweniger ſeine Fahnenſchützen geſellt und mit dieſem Trupp gingen auch Scheidler, Weſſelhöft, Rödiger, Riemann, Maßmann, Berthold und Rino.

Berthold ſchritt ſinnenden Ernſtes voll im Kreiſe der Freunde, und als Scheidler an ihn die Frage richtete: „Warum ſo nachdenklich, lieber Bruder?“ da antwortete Berthold: „Mir kamen eigenthümliche Gedanken in den Kopf. Es fiel mir ein, daß wir jetzt, heute, eben ſo treuvereint und ſo treugeſinnt wie geſtern zur Wartburg hinaufgehn, und daß es doch ſo ganz anders iſt, als geſtern, und wohl eines jeden Stimmung eine andere. Und dennoch liegt für uns Alle oder doch die Meiſten von uns, zwiſchen dem Geſtern und dem Heute nur eine halbe Nacht und einige Morgenſtunden. Wie wird es um uns, wie wird es um das deutſch-academiſche Leben ſtehen, wenn ſo viele Jahre, als jetzt Stunden, wenn ein Menſchenalter, wenn ein Jahrhundert vergangen ſind?“ —

„„Auch mir ſtiegen Fragen und Zweifel auf!““ nahm Rino das Wort. „„Wird, ſo dachte ich vorhin, wird dereinſt — wenn wir jetzt alle Kraft, alle Liebe und alle Begeiſterung aufbieten, das deutſche Univerſitätsleben zu einer höhern einzigen groſſen Hochſchule der Bildung, der Sitte, Tugend und Humanität empor zu heben, dieſes unſer Mühen wohl auch anerkannt werden, wird es Fortbeſtand und Dauer haben? Oder bricht nicht vielleicht ſchon die nächſte Zeit unſern ſo ſchön begonnenen Aufbau wieder in Trümmer?‟‟ —

„Ihr werft bedenkliche Fragen auf, liebe Brüder,‟ ſprach Scheidler mit ruhigem Ernſt. „Was da kommen kann, können wir nicht wiſſen. Es liegt nicht im Bereich der Unmöglichkeit, daß eine Zeit herannahe, welche feindlich auftritt gegen unſre Hochſchulen, der ſie Dornen im Auge, und Steine im Wege ſind, die zu ihrer Auflöſung Fürſten und Staaten hindrängt und hintreibt, die unſre geliebten Lehrer, weil ſie zum Studenten ſtehen und halten, verdächtigen und verfolgen läßt, und aus den Hochſchulen nur hohe Schulen macht, Gymnaſien mit Nürnberger Trichtern, Seminarien mit Schulmeiſterbakeln, illuſtre Lyceen mit ſehr obſcuren Perücken, allein dieß alles würde wenn es geſchähe, nicht ohne großen Widerſtand geſchehen. Deshalb müſſen wir uns in unſerm Innern befeſtigen, deshalb uns um ſo enger an einander anſchließen, auf daß, ſollten wir dergleichen erleben, wir uns dem entgegenſtellen, ein feſter, ſtarker, lebendiger Mauerring, wie jener thüringer Landgraf um ſeine offne, freie Burg ſtellte, und vor welcher ſelbſt der Kaiſer Achtung bezeigen mußte.“

„Bravo Scheidler! Mit Gott, ſo woll'n wir's halten!“ rief Graf Keller, freundlich zuſtimmend. „Allzeit, ſichtbar oder unſichtbar, ſei unſer Panier über uns. Es wird nicht allzuraſch gehn mit der Umwandlung. Hebt eure Blicke empor, da ragt das alte heilige Gotteshaus nun ſchon ſo viele Jahrhunderte — die Zeit nagte wohl daran herum, hat es aber doch nicht zum Zerfallen gebracht, wenn auch da und dort ein Balken brach, ein Thurm ſank, ein Stück wegbrannte. Immer hat Gott der Herr die ſchirmende Hand darüber gehalten, und der wird ihm auch ferner Schirmherrn erwecken, die erneuend, verſchönend und zierend die alte Herrlichkeit in Würden und Ehren halten. So wird auch unſer brüderlicher Bau nicht in Trümmern fallen, wir gründen ihn auf dieſe ewigen Felſen. Und ſo lange es noch ein Deutſchland giebt, wird die deutſche Welt auch unſrer, und deſſen, was wir gewollt, in Ehren gedenken!“

„Meine Gedanken! Meine Gedanken!“ fiel Binzer, der Poet, feurig ein. „Der Geiſt, der Geiſt iſt's, der die Unſterblichkeit zeugt, der Geiſt, der in uns allen lebendig, iſt unſre Burg, unſre Warte!“

„„Feſt! ewig feſt und unzerſtörbar!““ rief Sand mit einem Schwärmerblick zum Himmel und mit jener ihm eigenthümlichen Bewegtheit, welche in äußerer Gebahrung das erregte Innere abſpiegelte.

„Hehre Gedanken, hehre Gedanken ſollen uns ſtärken und ſtählen,“ nahm Maßmann das Wort: „daß wir ſtehen im Sturme der Tage, die da kommen werden, wie die mannlichen Ritter da droben geſtanden im klingenden Harniſch und Panzer. Die Ritter ſind dahin, aber die Rüſtzeuge ſind blieben — und es wird keiner Zeit an Wehren und Waffen fehlen, ſo ſie nur wirklich ſelbſt wehrhaft ſein will.“

„Höre Bruder Maßmann,“ ſprach Robert Weſſelhöft zu dieſem, der neben ihm ging: „Dein geſtriges Brandopfer hat nicht allewege gefallen, und wird nicht allen Herren ein angenehmer Ruch ſein.“

„„Laß den Dampf, wie Heerrauch vom Moorbrand über ganz Deutſchland hinſtinken — hätte des Zeugs noch mehr verbrennen mögen, wär' es zur Hand geweſen,“ erwiederte der rüſtige kecke Jüngling. „Glaub' Dir's wohl, daß die Philiſter ſich gruſeln und grauen und die Schreiber giftig in ihre Federn beißen, auch etwas nach uns ſprützen werden, aber laß dieſe Kraken, Seekanker und Tintenfiſche immerhin ihre hundert Gelenke regen und nach uns ſchnappen, wir halten ihnen den Feuerbrand der Wahrheit gegen Stirn und ſpitze Krebsnaſe, bis ſie wieder einbrechen in ihr Geklüft, rückwärts und hinter ſich, nach ihrer ſaubern Gewohnheit.“

Die Burg war erreicht, dem Ritterſaale naheten wieder die Burſchen; wer nicht Student war, wurde freundlich erſucht, in jenen Saal heute nicht mit einzutreten. Scheidler betrat den Rednerſtuhl, und ſprach zu der um ihn ſtill geſchaarten Verſammlung:

„Hört einmal, ihr deutſchen Burſchen! Wir wollen unſer Feſt mit einer freien Burſchengemeinde beſchließen, worin jeder über unſere Burſchenverhältniſſe reden darf, wie er will; aber er muß es, der nöthigen Ordnung wegen, von hier aus thun, und ſeinen Vorgänger ausreden laſſen. Ich meine aber, wir können unſre Verſammlung nicht beſſer anfangen, als mit Vorleſung der gedruckten Rede unſeres geliebten Lehrers Fries, weil ſie die Wenigſten bekommen haben werden. Rödiger mag ſie euch vorleſen.“

Da dieſe Vorſchläge Beifall fanden, ſo beſtieg Rödiger den Rednerſtuhl und nahm das Wort: „Ja, meine Brüder! Laßt uns vor allem den Mann hören, der fromm iſt und deutſch wie Einer, und der's gut mit uns meint, wie wir's Alle mit einander meinen.“

Und las dann laut und vernehmlich die kräftige Rede, alſo beginnend:

„Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gottes iſt!“ —

„Deutſche Jünglinge! Ihr ſteht auf dem Boden der Weihe!“

„Welcher Weihe? — Von hier aus gab Luther, der Mann Gottes, das deutſche Wort der ewigen Wahrheit dem deutſchen Volke. Und entzündete den Kampf um Geiſtesfreiheit, Bürgergleichheit.“

„Wie deuten wir uns dieſes Zeichen? zur Warnung oder zur Ermunterung? Dem Dienſte des Geiſtes der Wahrheit deuten wir es! Der Geiſt der Wahrheit aber iſt nicht nur der Beſänftiger, er iſt zugleich der Rächer und Retter! Auch wir harren ſeines Dienſtes, ſo ſeien die Zeichen der Vorzeit uns Zeichen der Ermunterung.“

Und nun wandte ſich die Rede zu der Quelle des Chriſtenglaubens und ſchöpfte aus dieſem geheiligten Borne ernſte Lehre, weiſe Berathung; wandte ſich von da zur Lutherzeit, zu ihrem Segen und legte aus, wie der Verkünder des heiligen Feuers Flammen brennen ließ — oft in heißer, verzehrender Gluth. Und wie jener es ſei, der die Kelter trete.

„Unterthan dieſem Kämpfer für Wahrheit und Recht, tretet ihr, deutſche Jünglinge, an die Flammen der Erinnerung.“

Und an dieſer Flamme entzündete die Rede Begeiſterung zum Siege, und den Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit, Ehre, und Keuſchheit, deutſcher Volksdeutſcher Gedankenfreiheit. Ohne Ihn zu nenen, der ſie zuerſt und vor allem gegeben, erhob ſie den edlen Willen **Carl Auguſts**, und ermahnte, treu dem Geiſte der Wahrheit zu dienen, und ſtellte das Ideal eines Volkslebens hin, wie es leider niemals wird, weil alles Anſtreben nach dem Hohen und Schönen fort und fort dennoch überwältigt und gefeſſelt wird von dem Gemeinen. Sie mahnte, dieſe kräftige Rede, zu großer Einigung und Vereinigung durch die heilige Kette der Freundſchaft, zu einem großen **Freundſchaftsbunde**, und ſchloß mit der Lutherſtrophe:

„Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein'n Dank darzu han.“ —

„So ſpricht zu uns,“ fuhr nun Rödiger fort: „der Mann, der Lehrer deutſcher Jugend durch Wort und That, damit, wie die Liebe als Brüder uns zuſammenführte, auch die Liebe uns einführen möge in des Lebens Ernſt und hohe Bedeutung.“ Wie Rödiger die Tribüne verließ, erbat Carové das Wort, und begann eine begeiſterungsvolle Rede. Von des Volkes Vertrauen ſprach er, daß die Jugend, die den äußeren Feind geſchlagen, auch den innern, den verderblichſten Feind, ausrotten werde, daß die geweihten Stimmen nicht verſchollen, welche für rechtmäßige Freiheit, für wahre Ehre und deutſchen Sinn erklungen, und daß die deutſche Jugend dieſes Vertrauen zu bewähren habe als die nächſten Stammhalter des neuen und reineren Volksgeiſtes. Der Redner ging näher auf die Forderungen ein welche an dieſe Jugend der Volksgeiſt mache, forderte vor allem **eine Liebe, eine Ehre und ein Recht**, und wendete die Schwertſchärfe des Wortes gegen das leidige Franzoſenthum, Deutſchlands Krebsſchaden, den immer noch ein Heer von Meindeutſchen mit dem Schönpfläſterchen vorgeſpiegelter feiner Sitte und Bildung zu überkleben ſucht.

Nicht minder ſprach nun der Redner tief und gründlich über die **Liebe**, als die beſeelende, die **Ehre**, als die vergeiſtigende Kraft im Burſchenleben, nicht ohne die hiſtoriſche Entwickelung dieſes Lebens unberührt zu laſſen. Er hob das Hohe **edler** Burſchenfreiheit hervor, mahnte an, zu deren ſchöner Ausbildung durch und in Liebe und Ehre, und ſtellte des Wartburgfeſtes Bedeutung noch einmal in ein helles und reines Licht, mit wonnereichem Blick in die Zukunft und auf die neuerkorene Oriflamme Volksehre und Freiheit. — Nach Carové meldeten ſich noch viele Redner, wie es Den und Jenen im Innern drängte, dieſes und jenes auszuſprechen, und ward manch gutes, wohlgemeintes, warm empfundenes Wort geſprochen, in der Burſchenſache, nichts Aufwühlendes und Schlimmes.

Kümmel von Gießen ſetzte in einfachſchlichte Rede, die noch dazu den Vorzug der Kürze hatte, das Streben eines echten Burſchen auseinander. Rein von Jena ließ mit enthuſiaſtiſcher Begeiſterung über den Wahlſpruch: Ehre, Freiheit, Vaterland — gediegene Worte vernehmen. Hofmeiſter auch aus Jena, las liebevoll mahnend über das, was Noth thue im Allgemeinen, eine ausgearbeitete Rede vor.

Der Redeact aber an ſich begann allgemach etwas länglich zu werden, dies fühlte Jeder, und Schlimmeres kann einem Redeact nicht wohl begegnen. Dem mächtigſten Strom der Worte kann es ergehen, wie dem Rheinſtrom. — Da gewann Buri das Wort; man ſah es ihm an, daß er vom Herzen weg und nichts Einſtudirtes ſprechen wolle, mit hellem muthvollfreudigem Auge überflog ſein Blick die Verſammlung, und er hob an:

„Deutſche Brüder! Wenn auch kein Breites, ſo iſt doch ein hinlänglich Langes geredet worden von Liebe, von Freiheit, von Gleichheit, den großen hellen Flammen und Sternen unſers Jünglingslebens! Aber wo iſt denn die Liebe? Wo iſt denn die Freiheit? Seht ihr ſie? Könnt ihr ſie mit Händen greifen? — Ich ſehe ſie nicht — ich kann ſie nicht erfaſſen. Wir feinden ja einander noch an, die Landsmannſchaften leben und beſtehen noch, zumal in unſerm Gießen, in kaſtengeiſtlicher Haltung, unterdrücken und morden die akademiſche Freiheit.“

„Und die Gleichheit! Wo herſcht ſie? Nirgends herrſcht ſie, wo ſie herrſchen ſollte: der Unſinn herrſcht! Den Unſinn meine ich, der die Unterſchiede macht, ob Einer kürzer oder länger auf der Hochſchule; das Narretheithum der Eintheilungen und Benennungen von Füchſen, Brandern, Burſchen, und wie das Zeug all' heißt, das nichtsnutze, das unter uns Burſchen Rang und Stufen und Sonderung feſthält.“

„In der leipziger Freiheitſchlacht, nicht wahr, da gab es auch ſolche Unterſchiede? Oder kämpften und bluteten da alter und junger Student, Schüler und Lehrer mit dem Volke zuſammen? — Einheit und nur Einheit führt uns zu dem endlichen großen Ziele, und die alberne Thorheit wird zuſammenbrechen, wenn wir ſie anſehen mit dem freien Blick des ſittlichen Zorns und der männlichen Würde.“

„Laßt Ehre walten, frei und gleich für Alle! laßt Freiheit walten, ehrenhaft und ehrenvoll für Alle! laßt Liebe walten mit gleicher Herzlichkeit für Alle! kein Corps- und Kaſtengeiſt mehr! Kein Pennalismus mehr! Keine Landsmannſchaften mehr! Freiheit ſei unſer Panier, edle Freiheit im Leben, im Glauben, in der politiſchen Meinung. Und zur Freiheit geſelle ſich noch eins, was Noth thut, die Oeffentlichkeit Sie fehlt uns noch, an ihrem Mangel kranken wir noch, ohne ſie wird uns nie ein ächtes Volksthum gewonnen. Der deutſche Geiſt bedarf der öffentlichen Pflege, Heimlichkeit verdirbt alles, führt nie zum Ziele. Freie Rede, wie der Geiſt ſie eingiebt, wecke in uns mehr und mehr den Geiſt der Einheit, der Willenseinheit, der Sittenreinheit, und bahne durch Oeffentlichkeit für das Studentenleben, wie für das Volksleben Heil an!"

„Bravo! Bravo Buri!" ſcholl es von Allen Seiten „bravo!" — Rödiger fiel Buri um den Hals, als dieſer vom Rednerſtuhl niederſtieg, und küßte ihn und rief: „Du biſt ein braver Kerl, haſt uns allen recht aus der Seele geſprochen!" Und „Bravo! Bravo!" hallte es lange vielſtimmig nach.

Da trieb es einen Jenenſer zum Wort, war vom Rheinlande, wo man ſonſt gut ſpricht, haſtete ſchnell hinauf zum Stuhl, und ſprach: „Verzeihet mir, wenn auch ich mich unterfange, der ich nicht geübt bin, als Redner vor einer ſo großen und ehrenwerthen Verſammlung zu — zu — fungir – zu reden und zu ſprechen, auch nicht im Stande ſein dürfte, ſo mächtichen Eindruck hervorzurufen als wie — als wie mein Herr Vor — mein lieber Bruder Vorgänger, auch Vorredner vor mir, welcher die Landsmannſchaften ſo hart angreift und beſchuldigt. Es hat — dies werden Sie — werdet Ihr — Alle mir ſicher und gewiß zugeben, eine jede Sache — zwei Seiten, ja zwei Seiten, nämlich eine gute und eine ſchlimme. Man ſoll aber doch immer lieber die gute Seite einer Sache herauskehren und erfaſſen, und ſo meine ich, haben doch auch die Landsmannſchaften eine — welche — die gute Seite nämlich, manches voraus hat, insbeſondere das Element der Ritterlichkeit, der Tapferkeit, des treuen und feſten Zuſammenhaltens, des Bündniſſes zu Schutz und Trutz, des eigentlichen academiſchen Geiſtes, der ſich löſt, wenn alles auseinander fährt und nichts durch innere Bande, wie die des Corpsgeiſtes ſind, zuſammengehalten wird."

„„Donner und Doria!"" murrte Rödiger auffahrend, der ſchon lange Zeichen von Unruhe gab. „Das iſt ja Saalbaderei im wahren Wortſinn! Laßt mich hinauf! Ich will meinen Landsmann gleich widerlegen und herunterkanzeln!"

Riemann und Berthold beſchwichtigten den Aufgeregten nicht ohne Mühe, und der Redner, wahrnehmend, daß ſeine Worte Mißfallen erregten, das auch ſonſt in einem bedenklichen leiſen Summen und Stiefelſcharren verlautbaren zu wollen ſchien — nahm ſich zuſammen und fuhr gefaßter fort: „Doch das war es eigentlich nicht, was ich ſagen wollte, ſondern ich wollte ſagen, es muß Allem und Jedem die Eigenthümlichkeit bleiben, welche von der Natur oder der Geſchichte ihm aufgeprägt worden, und ich bin nicht für gewaltſame und plötzliche Aenderungen. Die Natur und die Geſchichte haben das deutſche Volk in Stämme geſchieden, jeder Stamm hat ſein Eigenthümliches, das iſt zu hegen und zu halten in Sitte und Sage, Brauch und Sprache. Gerade in der Eigenthümlichkeit liegt ein Reiz, in der Beſonderheit ruht oft ein heimlicher Zauber. Abſchleiſen der Spitze iſt oft Verflachen. Kein Blatt eines Baumes gleicht dem andern: legt hundert, legt tauſend, legt hunderttauſend Flügeldecken von Maikäfern neben einander, und jedes wird von dem andern eine Verſchiedenheit offenbaren, oder geſchah jemals in der Geſchichte eine That unter ganz gleichen Umſtänden? Warum ſoll nun in der Menſchenwelt ſich alles in eine Form gießen laſſen? Die Idee iſt ja recht ſchön — ich meine die Idee der großen, allgemeinen Einheit — aber ihr werdet ſie ewig nicht verwirklichen, wir müßten, um all-einig zu ſein und zu bleiben, Engel und nicht Menſchen ſein, und beſonders nicht deutſche Menſchen!" —

Kaum war der Sprecher vom Stuhl herab, ſo war Rödiger droben, und rief mit Feuer über die Verſammlung hin:

„Deutſche Burſchen, liebe Brüder!"

„Nur ein Wort noch, zu guter Letzt! Der eben Abgetretene bemüht ſich, darzuſtellen, daß die Natur das Mannichfaltige und Eigenthümliche wolle, in welchem ja ſo viel Warmes, Lebendiges und Schönes, in der Natur, wie in der Menſchengeſchichte liege. — Und wer wollte das läugnen? So in Sprache, Bildung und Sitte. — Ich zum Beiſpiel, bin wie jener Sprecher, vom Rheine, und bin an rheiniſche Landesart gewöhnt. Anders bei Andern! Der Sachs iſt anders, denn der Preuße, der Stockbayer“ —

Gelächter unterbrach den Redner; der fühlte gleich, weshalb und ließ ſich nicht irre machen: „ich will das nicht übel gedeutet haben, Stock heißt Stamm — der Stammbayer alſo iſt wieder anders — wofür die Natur geſorgt hat, dafür laſſen wir ſie ferner ſorgen. Aber des Menſchen Sorge ſoll ſein, daß er das Ewige pflege, das Wahre und Gute — ich will es Gott nennen, der in ſeiner Bruſt wohnt, wie im All — daß dieſer Gott ins Leben gerufen werde. Nur in Ihm iſt das wahre Leben, und nur die ſind wahre Menſchen, die in Gott leben und in ſeinen unſterblichen Ideen.“

Dieſen Gedanken ſpann der Redner weiter aus und behielt feſt und ſicher die Widerlegung des Vordermannes im Auge. Er ſprang über auf das politiſche Gebiet, und ſprach es aus, daß ein Volk durchaus dafür zu ſorgen habe, daß es einig ſei, „einig für den ewigen Geiſt der Ehre und Gerechtigkeit, damit es herrlich, kräftig und rein beſtehe.“

Die Begeiſterung, die in dem Redner loderte, riß ihn zu mancher Wiederholung hin, und trieb ihn juſt nach jener Spitze der Idee, vor welcher geſtern Oken ſo ernſt und ſo weiſe gewarnt, denn gerade dem Ausſpruch Okens entgegengeſetzt, rief Rödiger in Extaſe:

„Wir Deutſchen ſind rechte Brüder geworden vor vier Jahren in der großen Zeit, und man will die Brüder wieder trennen, man hat angerufen den Gott der Wahrheit, Gerechtigkeit und der Ehre in allen Herzen, da er allein nur retten konnte — um nun mit ihm und dem Volke ein Narrenſpiel zu ſpielen. — Von Wem erwarten wir nun das Andere? — Ich ſage euch, ihr deutſchen Jünglinge — o könnt' ich's donnern in euer Herz! Wir — Wir ſind dazu berufen!“ — —

„Laſſet uns,“ fuhr Rödiger heftig fort: „dienen Alle dem ewigen Lichte in unſern Herzen, das in unſrer Bruſt brennt, daß es auch flammen möge in vielen andern Herzen, und das Volk nicht zu Grunde gehe in ſtumpfer Gewohnheit und ehrloſer Frohne!“ — —

„Ich ſage euch, nur dann wird's helle, warm und frei werden für uns und die Zukunft, wenn wir Brüder in Gott ſind und bleiben!"

Lauter Beifallruf lohnte den feurigen, wenn auch allzuheftigen Sprecher — da drängte ſchon wieder einer zum Rednerſtuhl, App war's, von Gießen, der ſprach: „Nur wenige Worte liebe Brüder, vergönnt auch mir. Unſer Bruder Buri machte vorhin dem Betragen der Gießner Landsmannſchaften einen harten Vorwurf; auch ich gehörte einer dieſer Landsmannſchaften an, und da eines Mannes Rede keine Rede iſt, bitte auch ich um Gehör. Ich will das theilweiſe Unrecht der Landsmannſchaften nicht vertheidigen, mich ſchmerzte lange genug in tiefſter Seele die unſelige Spaltung, ich bin nun abgegangen, will aber alles aufbieten, um, wenn auch von Gießen perſönlich fern, dennoch eine Vereinigung herbeizuführen. Aber auch die Gegner ſind nicht frei von jeglichem Vorwurf, ſie haben das Loos, das ſie getroffen, ſich ſelbſt bereitet, ſie haben die Landsmannſchaften angegeben und angeſchwärzt beim Senat, und die Einführung einer Disciplin herbeigeführt, die einer Schuldisciplin auf's Haar gleicht!"

„„Ich bitte ums Wort!"" rief Buri, erhielt es, trat auf und ſprach mit heftiger innerer Bewegung:

„Nur ein Wort gegen dieſe Anklage! Die Landsmannſchaften fochten gegen uns nicht mit ehrlicher Waffe! Sie haben uns hinterliſtig verläumdet, ſchwarze Landesverräther uns genannt, in namenloſen Briefen uns angeklagt, freundſchaftliche vertrauliche Briefe durch Mittheilung an den Senat gemißbraucht, des Schlägers ehrliche Waffe uns verweigert, aus dem Ehrenſpiegel, wie aus dem Landsmannſchaftcomment uns heraus gedrängt. Gerecht iſt unſere Sache, gerecht mein vorhinniger Vorwurf; ich ſtelle mich getroſt unter dem Schiedsrichterſpruch irgend einer von euch zu wählenden Hochſchule.“

Da rief Scheidler: „Kein Urtheil, liebe Brüder! Kein Richterſpruch! Verſöhnung! Verſöhnen müßt ihr euch, und das trübe Vergangene vergeſſen!“

„Ja, vergeßt's, vergeßt's! Verſöhnt euch!“ riefen Alle.

Da rief Kümmel aus Gießen, der vorhin geſprochen: „Verſöhnung, liebe Brüder! Hier iſt meine Hand, wer will ſie annehmen?“

Und da hatten ſich App und Buri ſchon die Hände gereicht, und Rödiger rief: „Kommt Brüder! Laßt uns Alle einander die Hände reichen, folgend der Gieſener Beiſpiel! Vergeſſen ſei alles Vergangene! Laßt uns als Brüder zuſammenſtehen für eine friſche, freie Zukunft!“

Und darauf begann ein allgemeines frohes Händedrücken und Umfaſſen, von Bekannten und einander noch Unbekannten, und Berthold jauchzte zu Rino, indem er ihn ſtürmiſch an ſeine Bruſt riß: „Freund, Bruder! Dieſer Augenblick iſt der Silberblick unſers Wartburgfeſtes! Heilig ſei er unſrer Erinnerung!“

„„Heilig! Heilig!““ rief Rino gerührt, aus tiefſter Seele, und hing in des Bruders Umarmung.

Und als alle die in Freude und Liebe Verlorenen von dieſem Weihemoment noch tief ergriffen und durchſchüttert ſtanden, trat Rödiger, dieſer entzündete flammenſprühende Geiſt noch einmal auf, und ſprach mit würdevollem Ernſt:

„Liebe Brüder! Da wir denn alle ſo einmüthig erfüllt ſind vom Geiſt der Liebe, Freundſchaft und Freiheit, ſo mein' ich, beſiegeln und ſalben wir dieſen Bruderbund der Eintracht, die uns ſo lange gefehlt hat, durch das heilige Verſöhnungs-Mahl des Herrn! Nicht daß ich fordere zu einem gezwungenen Gang, das ſei ferne, nur die ſollen mit gehen, in denen die innere Stimme mahnt, die der Geiſt treibt.“

Und mit heiligem Ernſt ſtimmte die Verſammlung zum Wort des Redners.

Ehe der Saal ſich entleerte, trat noch einmal Sartorius auf, und ſprach:

„Brüder! Schön iſt die Stunde unſerer Verbrüderung, ſo wonneſchön, daß wohl ſolche Stunde die alte Wartburg nie geſehen, wohl auch nie wieder ſchauen wird, bis in die fernſten Zeiten! Aber auch dem Bunde der Geiſter laßt uns Halt und Boden geben, und ſichernde Dauer, daß wir, wenn wir wieder fern von einander, uns brüderlich nahe bleiben. Eine Burſchenzeitung laßt uns gründen!“

„Wo ſoll ſie erſcheinen?“ warf Berthold laut die Frage auf: „in Leipzig? Berlin?“

„„In Jena! in Jena!““ ſtimmten laut mehrere Hunderte, und zur Herausgabe einigten ſich mit raſcher Entſchiedenheit Buri, Riemann, Rödiger, Scheidler und Sieverſen.

Beim Heraustreten aus dem Ritterſaale fand Berthold ſeine Roſenborner Freunde. Sie waren noch einmal zur Wartburg hinaufgekommen, da dieſe ihnen, die einen Spaziergang durch Röſens Hölzchen zum Mädelſtein gemacht, ſo nahe und ſo lockend winkte.

„Ich ſoll auch grüßen von dem wunderſchönen Fräulein aus Jena!“ ſprach die Tante freundlich, mehr zu Rino als zu Berthold gewendet, welchem Letztern Lenchen ſich liebend näherte.

„Das iſt ein liebreizendes Weſen,“ fuhr die Tante in Antoniens Lobe fort: „engelſchön und von fürſtlicher Hoheit. Es hat ihr ſehr wohl gefallen, das ganze Feſt, und ſie hat es gewiß ſtill beklagt, daß ſie ſchon wieder von hinnen mußte.“

Arm in Arm mit Ernſt ſchweifte Bernhard durch den Burghof; die heitern Knaben ſtaunten alles an, beſonders die Steingebilde, den Löwenbezwinger und den Drachen der den Kaiſerboten verſchlingt, dieſe Gebilde uralter Kunſt, ſo manchfach ſchon gedeutet und gedeutelt und bis heute noch nicht erklärt. Wir können mit aller unſerer Weisheit und Gelahrtheit die Hieroglyphen altdeutſcher Bildnerkunſt gerade ſo gut, und gerade ſo ſchlecht entziffern, wie jene des alten Aegyptens an Obelisken, Statuen und Wänden.

Nach kurzer Raſt und Erquickung verließen die Burſchen die Wartburg. Viele ſah man Arm in Arm, Andre ſich traut umſchlungen haltend, gehen, die ſonſt geglaubt hätten, ſich von Verbindungswegen keinen freundlichen Blick gönnen zu dürfen, denn Entzweiung mit Andern hieß ja der Verbindungen Wurzel und Krone.

Berthold theilte den erwachſenen Freunden den frommen Entſchluß der Burſchen mit, und auch dieſe nahmen Theil an dem Kirchgang.

Die Tante und Lenchen weinten heiße Thränen der Rührung, als nach dem Nachmittag-Gottesdienſt die Orgel ſanft zu tönen begann in feierlichen Accorden, als die große Schaar dieſer blühenden Jünglinge und kräftigen jungen Männer vor den Altare ſich reihten, und der Geiſtliche, ihr Gaſtfreund Werner, mit herrlicher klangvoller Stimme die Worte der Einſetzung des heiligen Abendmahls ſang, dieſe ewig ſchönen Worte.

Aber Worte ſchildern nicht den tiefen Eindruck jener erhebenden Feier auf jedes empfängliche Gemüth. Es war dieſe Communion ſo recht im vollen heiligen Chriſtenſinn ein Mahl der Liebe, der Vereinigung, ein Bundesmahl. —

Pfarrer Ammann nahm mit ſeiner Begleitung nach dem Gottesdienſt Abſchied, um nach Hauſe zu fahren. Bertholb blieb noch im Kreiſe der Brüder zu Eiſenach. Schwer trennte ſich Bernhard von dem neugewonnenen kleinen Freunde und dem lieblichen Dorchen, er hatte in aller Kindesunſchuld die herzige freundliche Geſpielin recht lieb gewonnen, und ſo zog ſelbſt ſein Knabenherz nicht ohne Befriedigung und ſchöne Erinnerung von hinnen.

Ernſten Blickes, das nahe Abſchiedweh empfindend, ſtanden jetzt noch Viele auf dem Markt; ſanfter Herbſtregen rieſelte nieder — die ſchönen Stunden waren nun vorbei. Robert Weſſelhöft, um den die Meiſten ſich drängten, nahm das Wort:

„Noch einmal, Brüder! Dank für euer Kommen! Segen auf eure Pfade, und Allen, Allen ein herzliches, inniges, brüderliches Lebewohl! Nehmt ſie mit für euer ganzes zukünftiges Leben, die ſchöne Erinnerung an die unvergeßlichen Stunden, welche wir hier ſo gemüthvoll, ſo treu, ſo einig, in ſo herzlicher Liebe gefeiert!“

„Und haltet feſt, an dem, was uns vorſchwebt!“ rief Berthold: „eine Burſchenſchaft über ganz Deutſchland, ein gemeinſames, treues, feſtes, einträchtiges Wirken für Ehre, Freiheit und Vaterland!“

„„Ja ſo wollen wir's halten! Lebwohl und Wiederſehen!““ riefen viele Stimmen.

Da trat Gardelieutnant von Plehwe aus Litthauen, ein Turner, in den Kreis und rief begeiſtert: „Im Namen Gottes: Heil Deutſchland! Heil dem Vaterlande! Das ſei unſer Abſchiedgruß! Möge er wiederhallen und ſich donnernd brechen an der Wartburg Felſenfuße, wenn je, und ſo oft wieder deutſche Jünglings- und Männerſchaaren hier Feſte feiernd, an ihr vorüberziehen, zu ihr empor wallen. Dieß rufe ich, der weit her Gepilgerte aus der Wilna fernentlegenen Gefilden euch meine deutſchen Brüder zu, Gott mit uns Allen! Gott mit Deutſchland! Lebt wohl! Lebt tauſendmal wohl!“

In den Armen lagen ſich, küſſend den letzten Abſchiedkuß, die treuen Jünglinge, da ward manches Auge feucht.

Jetzt fuhr Ammanns Wagen über den Markt, der Pfarrer ſah den wehmuthvollen Abſchied, die Frauen weinten; Bertholb trat an den Schlag, reichte Allen noch einmal die Hand. Der Freund winkte ihm freundlich zu — ohne Worte, auch ſeinen Augen entfloſſen Thränen. —

Oft geſchieht es, daß hinter dunklem Gewölk die Sonne niederſinkt, und wir glauben die Nacht nahe, da bricht jene noch einmal hervor, kurz vor ihrem Sinken, mit freundlichſtem Lächelſtrahl, legt noch ihren ſchönſten Strahlenkranz auf Gefild und Höhen, wandelt Trümmerburgen in goldne Paläſte, ſtreut durch der Bäume Laub rothes Feuer und küßt die bleichen Wolken am Oſthimmel ſo lange und ſo feurig, bis ſie verſchämt in hoher Roſengluth entbrennen.

Eine ſolche Sonnenſtunde gab es auch noch geiſtig am Feſtabend unter einer nicht großen Zahl zurückgebliebener Burſchen, die nun erſt am andern Morgen von dannen wandern wollten. Es war aber gar ein auserleſener Kreis beiſammen, nicht lärmend und ausgelaſſen, ſondern in ſo recht von Liebe und Jugendfreundſchaftglück innig warm durchdrungener gehobener Stimmung. Das waren Scheidler, Riemann, H. v. Gagern, Weſſelhöft, Rödiger, Graf Keller, Maßmann, Sartorius, Binzer, Buri, Sand, Aegidi, Kümmel, Carové, und Bertholb und Nino mitten unter ihnen. Manch gutes Wort ward noch geſprochen, mancher Vorſchlag gethan, manches beredet und berathen — und dabei ward auch des frohen Bechers nicht vergeſſen.

Zuletzt wollten Einige ſingen. Da trat Berthold auf und ſprach: „Liebe Brüder, heute Abend kein Commerslied — es will ſich ſolches nicht wohl ſchicken nach der heutigen ernſten und frommen Feier, nicht daß ich heitern Geſang verpönen wollte, aber mir iſt, als müßten wir etwas recht friſches, neues, freies, kräftiges haben, das nicht ſchon in den Büchern ſteht, und von jeder Bierbank hallt, ſondern das heute ſeinen Geburtstag hat und ſeine — Feuertaufe im edlen Geld der Rebe. So ein Lied möcht' ich, das friſch, frei, fröhlich und fromm unſer ganzes Feſt abſpiegelt, ohne daß es auf das Feſt gedichtet iſt.“

„Alſo keine Ilias post Homerum!“ lachte Binzer, der heitre Dichterjüngling.

„Ha! Binzer!“ rief Rino. „Gut, daß Du da biſt. Du muß uns ein ſolches Lied geben, wie Berthold es begehrt, zum Valet!“

„Den neuen guten Anfang anknüpfend an das fröhliche Ende!“ gab Weſſelhöft zu dem Zurufe.

„Das Gratias nicht zu vergeſſen, für das liebe Eiſenach!“ ermahnte Rödiger.

„Und den Großherzog!“ rief Scheidler.

„Und die Liebe!“ rief Berthold.

„Und die Burſchen-Freiheit!“ Riemann.

„Und unſre Fahne und Farben!“ rief Graf Keller.

„Und das deutſche Reich!“ Maßmann.

„Und die ewige Wahrheit! Des Manneswort!“ rief Gagern.

„Und die Thatkraft!“ Sand.

„Und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen!“ fuhr Binzer dazwiſchen. „Meint ihr, ich armer Poet ſoll heren können? Wartet, ich werde euch gleich eins aus eurer Tonart ſingen:

Meiſter Maler, wollt ihr wohl mich abkonterfeien?“ —

„„Nein, nein! Weg damit! Du mußt! Du kannſt's! Ein Lied! Ein ſchönes neues Lied!!“ erſcholl lebhaftes Stimmendurcheinander.

„Nun denn!“ rief Binzer, und hob den Becher, in den er ſinnend blickte: „wohl oder übel, wie's Gott gefällt, ſo muß ich's improviſiren.“

„Füllt eure Becher, denn das Lied ſoll ja gleich in der Geburt die Taufe erhalten. Ich ſinge vor — ihr ſingt nach. Achtung! Richtet euch!“

Und mit anmuthvoller nicht überlauter Stimme, in heitrer ſchöner Weinlaune ſtimmte der Dichter ſein Lied an; und der Chorus wiederholte freudevoll:

„Stoßt an! Eiſenach lebe! Hurrah hoch! :,:
Die Philiſter ſind uns gewogen meiſt —
Sie ahnen im Burſchen, was Freiheit heißt!
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!“

„Da haben wir ja ſchon das Gratias!“ lachte Rödiger beifällig während des Chorus.

„Und die Burſchenfreiheit! Vivat! rief Riemann.

Der Dichter und Sänger ſang weiter:

„Stoßt an! Schwarzrothgold lebe! Hurrah hoch! :,:
Der die Sterne zählet am Himmelszelt,
Der iſt's, der unſere Fahne hält.
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!“

„Das war für die Fahne! Danke, danke!“ war Graf Kellers Zuruf.

Binzer ſang:

„Stoßt an! Vaterland lebe! Hurrah hoch! :,:
Seid der Väter heiligem Brauche treu,
Doch denkt der Nachwelt auch dabei.
Frei iſt der Burſch! Frei iſt der Burſch.“

„Das war für mich! Das Vaterland, das deutſche Reich hoch!“ klang Maßmann freudig ergriffen an, und immer lebenvoller wurde der Zuruf, immer begeiſterter des Sängers Stimmung.

„Stoßt an! Carl Auguſt lebe! Hurrah hoch! :,:
Er verſprach zu ſchützen das alte Recht,
Drum wollen wir ihn auch lieben ächt!
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!“

„Bravo! Bravo! Hoch Carl Auguſt! Semper Augustus!" jauchzte Scheidler, und dieß semper Augustus mit ſeinem erhabenen Doppelſinn fiel wie ein zündender Blitz in die jugendlichen, glühenden Herzen, und ſie jubelten es laut und freudig nach: „Semper Augustus!" —

„Stoßt an! Frauenlieb lebe! Hurrah hoch! :,:
Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt,
Der hält auch Freundſchaft und Freund nicht werth!
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!"

„Die Liebe lebe und das Leben liebe!" rief Berthold, der auch ſeinen Wunſch durch den Sänger erfüllt ſah.

Binzer ſang weiter:

Stoßt an! Männerkraft lebe! Hurrah hoch! :,:
Wer nicht ſingen, trinken und lieben kann,
Den ſieht der Burſche voll Mitleid an!
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!"

„Da wäre auch die Kraft! Die Männerkraft!" rief Buri beifällig aus.

„Stoßt an! Freies Wort lebe! Hurrah hoch! :,:
Wer die Wahrheit kennet und ſaget ſie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch."

„Die Wahrheit! Das freie Wort des Mannes hoch!" klang H. v. Gagern mit dem Dichter an.

„Stoßt an! Kühne That lebe! Hurrah hoch! :,:
Wer die Folgen ängſtlich zuvor erwägt,
Der beugt ſich, wenn die Gewalt ſich regt.
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!"

„Kühne That! Kühne That!“ ſtieß Sand exaltirt hervor, und ſeine Blicke flammten.

Mit erhöhter Stimme und den friſch gefüllten Becher höher hebend, aber feierlicher, ſang Binzer:

„Stoßt an! Burſchenwohl lebe! Hurrah hoch! :,:
Bis die Welt vergehet am jüngſten Tag.
Seid treu ihr Burſchen und ſinget uns nach:
Frei iſt der Burſch! — Frei iſt der Burſch!“

Feierlich hallte der Chorus nach, dann brach lauter Jubel los. „Wahrlich, er hat die Herrlichkeit des Burſchenlebens bis in Ewigkeit glücklich hinein gebracht! Unſer Dichter lebe!“

„Binzer! Unſer Binzer hoch!“

„Dieß Lied ſoll leben, ſo lange es deutſche Burſche giebt!“

„Bis die Welt vergehet am jüngſten Tag!“

So rauſchten Stimmen durcheinander, und die Becher klangen dazwiſchen.

Und ſangen kein anderes Lied weiter, und ließen ſich von dem [illegible] des neuen, das ſo recht naturwüchſig und von innen heraus der Stimmung und dem Herzensdrang Aller ein Genüge gethan, und Wort und Ausdruck in einfachſter Weiſe gegeben, in heitre Träume wiegen.

Und ſo ward das unvergeßliche Wartburgfeſt beſchloſſen.

3.

Das Wartburggeſpenſt.

„Es geht eine alte Sage, daß auf der Wartburg der Teufel zu Zeiten ſeinen Umgang halte.“

Friedrich Förſter. Nemeſis XI. III. 1.

Alle bedeutenden Burgen und Berge des deutſchen Vaterlandes haben nach dem unaustilgbaren Volksglauben ihre wandelnden Geiſter; die auf den Berghöhen geben ſich kund durch manch meteoriſche Erſcheinung; die in den Burgen mehr durch vor ihnen her kalt wehendes Grauen, durch Rumor und Gepolter.

Schleierweiße Frauen künden Todes- und Trauerfälle an, verwünſchte Jungfrauen harren ihrer Erlöſung. Hütchen und Kobolde treiben neckiſchen oder boshaften Spuk.

Als die jungen fröhlichen Studenten allzumal Eiſenach und die Wartburg verlaſſen, da kroch im nebelhaften Dämmer ein ſeltſamlich Phantom aus einem Fels- und Mauergeklüft, huſchte umher längs dem Gemäuer des Landgrafenhauſes, ſtreifte durch die

Reihen der alten Eiſenwehren und Harniſche, lugte und ſpürte in allen Winkeln der alten Burg, ſchwang ſich allmählich am Thurmgemäuer zur Zinne empor, ſtand droben und blickte ſpähend in die dunkelnden Wälder unter ihm, und dann hinaus in die Fernen nach allen Winden.

Und da breiteten ſich zwei mächtige Schatten um den Thurm wie graue Wolken, und das waren zwei Fledermaus-Flügel rieſiggroß, welche das ſeltſamliche Phantom ausſpannte, und es ſelbſt war zum Rieſen aufgeſchwollen, auch gleich einer geballten Wolke, und hob ſich langſam ſchwebenden Flugs empor, von den rieſigen Flügeln getragen, und ſchwebte nordoſtwärts von hinnen, hoch durch die Lüfte ſegelnd und fernhin fahrend, und hinſchwindend im düſtern Gewölke des Himmels.

Das Wartburggeſpenſt! —

Bernhard, der Knabe, harrte Bertholds Wiederkehr mit Sehnſucht. Selbſt am herbſtlichkühlen Tage enteilte er dem Zimmer, ging allein, jetzt des kleinen Hugo Geſellſchaft verſchmähend, hinauf zu ſeinem lieben Libanon, in deſſen Mitte, dicht in einer Gruppe jungen Kiefernanflugs, der ſchon weit über Mannshöhe emporgeſchoßt war, Bernhard einen Altar ſich gebaut, einen Hainaltar, um den gereiht, ſeine lebhafte Phantaſie Hainbundgenoſſen ſich dachte. In der einen Taſche trug er den Cornelius Nepos, in der andern Klopſtocks Oden aus der Bibliothek des Vaters, im Kopf nichts als Wartburgsfeſtgedanken und im Herzen glühende Begeiſterung für Deutſchland, daneben eine ſüßliebe ſanft wärmende Erinnerung, die an Dorchen, an das liebliche Mädchen, das ſo frohe, ſo muntere, neckiſche und lebensluſtige Kind.

Daß Bernhard ein Feuer anzündete und daſſelbe mit abgefallenen Zweigen und Kiefernzapfen fleißigſt nährte, konnte ſchon gar nicht anders ſein, leuchtete doch noch das helle große Wartenbergerfeuer, das er an Dorchens Seite mit ſtillem Entzücken von Weitem geſehen, noch hell wie ein herrlicher Stern in ſeiner Erinnerung.

In Bernhards Reiſe vom Knaben zum Jüngling war ein großer Weiterſchritt faſt plötzlich geſchehen, dadurch daß er mit nach Eiſenach genommen wurde. Einer ihm in nebelhafter unklarer Ferne liegenden Welt, von der er wohl immer den Vater mit Berthold viel ſprechen hörte, aber doch noch gar wenig verſtand, war er nun auf einmal nahe getreten: der Studentenwelt, dem jugendfriſchen Keim nach künftiger edler Frucht; und jener hohe Ernſt, der das Wartburgfeſt beſeelte, war ſo überwältigender Art, daß er auch ſein Knabenherz ergriffen, mehr als er es ſeiner

Umgebung zu offenbaren vermochte. Vor dem Vater ſein Gefühl auszuſprechen, hielt eine gewiſſe ehrfurchtvolle Scheu Bernhard ab, vor der Tante und Lenchen konnte er jenes nicht thun, denn er bildete ſich ein, ſie würden beide ihn nicht verſtehen, ihn nur auslachen, ſo ſchloß er denn alle Eindrücke und Regungen, die er empfangen, in das ſtille Kämmerlein ſeiner Bruſt, und hoffte auf Berthold; Berthold ſollte alles wiſſen, alle ſeine Gefühle theilen, die ſo jugendlich und unſchuldvoll, aber auch ſchon auf dem Wege waren, ſchwärmeriſch zu werden.

Hell brannte Bernhards Feuer, hell brannten ſeine Wangen, kalt von der Friſche des Herbſttages; er ſtand im Allerheiligſten ſeines Libanon, die eine Hand gelegt auf den ſelbſtgebauten Steinaltar, unter der cederähnlichen knorrigen Bäume graugrünem Nadellaubdach, hielt in der andern Hand ſein Buch, und deklamirte den Bäumen, den ſüdwärts ſtreichenden Waldvögeln, der einſamen Stille der Flur und dem über die Stoppeln wehenden Winde vor:

„Die Saite die den Namen
Herrmanns bebt, wird entehrt,
Wenn ſie auch nur mit einem Zornlaut
Verurtheilt den Verräther!

Herrmann! Herrmann! ſingen, dem Wiederhall
Dem geheimen Graun des Hains, dem Liebling der Edelſten!

Die Barden im vollen Chor, den Führer der Kühnſten,
Im vollen Chor, den Befreier des Vaterlands!“

„Bravo Bernhard! ſprach plötzlich eine männliche Stimme neben ihm, und eine Hand klopfte ihn wohlwollend auf die Achſel. Bernhard fuhr herum, zuſammenſchreckend — Berthold wars, der rüſtige Wanderer; er kam von Eiſenach herüber gepilgert, war über Möhra und Salzungen gegangen.

Freudvoll eilte Bernhard in Bertholds Umarmung, freudvoll vor Allem, daß er ihn einmal ganz allein hatte, daß er ihm einige Minuten wenigſtens, ganz gehören werde.

Manche Frage richtete der Knabe an den erwachſenen Freund, die in ſeinem Munde vielleicht jeden Dritten vorlaut erſchienen wäre; Berthold verſtand ihn, Berthold belehrte ihn wo er irrte, und die edle warme Begeiſterung, die ſein Herz erfüllte für das deutſche Vaterland ging mit glühendem Hauch in das Herz Bernhards über.

„Und wann gehen wir miteinander auf den Frankenberg?“ fragte der Knabe liebevoll drängend und mahnend, als beide den Libanon verließen und Bernhard an Bertholds Seite abwärts dem Dorfe zuſchritt, denn er klammerte ſich nach Knabenart feſt an Bernhards gegebenes Verſprechen und träumte von dem verheißenen Gang wunderſam große Dinge.

„Recht bald, lieber Bernhard!“ verhieß Berthold. „Wenn ich Abſchied genommen von Deinen, von meinen Lieben drunten, vielleicht morgen ſchon, ſpäteſtens übermorgen ganz gewiß, da begleiteſt Du mich eine Strecke, da gehen wir hinauf zu der grauen Trümmer, wie ich Dir verſprochen. Einſtweilen lies in Deinem Cornel noch einmal die Rede, die Hamilcar an ſeinen Sohn Hannibal hielt, und ſuche ſie ganz auswendig zu lernen.“

Wieder verſammelte der Abend im Pfarrhauſe den gemüthvollen Kreis befreundeter Menſchen, wie er oft ſchon ſich zuſammengefunden, ſeit durch Bertholds Eintritt in dieſe friedlichen Familien ein neues Band ſich neben das ſchon früher von der Freundſchaft gewebte ſchlang.

Lenchen ſah mit dem Blick inniger Liebe auf Berthold, den ſo gern ihr Herz feſtgehalten, und von dem doch neue abermalige Trennung ſo nahe war. Ihr Vater, der wackre Förſter, beklagte ſehr, dem Feſte, das ihm von allen Seiten, und je nach den verſchiedenen Eindrücken auf die zugegen geweſenen, als ſchön und herrlich geſchildert wurde, nicht haben beiwohnen zu können; ſelbſt Bernhard erließ ihm ſeine Schilderung und Auffaſſung nicht, und ſo ließ Schnellholz einen ziemlich vielſilbigen Jägerfluch ſanft durch die Zähne gleiten, darüber, daß ein armer Förſter nichts ſei als ein geplagtes Thier, in einem Hegzaum eingegrenzt, Tags an das Revier, und Abends an den Schreibtiſch gebunden, wobei den zu liefernden Tabellen über allerlei von der Forſtbehörde ausſpintiſirten Tabellenkram eine Verwünſchung von Gewicht zu Theil wurde. Ammann lächelte, zeigte auf eine auf den Ecktiſch liegende Art von Aktenſtoß und ſagte: „O lieber Schnellbolz! Da ſehen Sie erſt an, wie's einem ehrlichen Dorf-Pfarrer geht, der ſoll am Sonntage Gottes Wort lauter und rein predigen, und in der Woche den Dorf- und Gemeindeſchreiber, den Regiſtrator, den Vaccinarius und Univerſal-Dorf-Tabellarius machen. Soll doch der Pfarrer jetzt pflichtſchuldigſt einberichten, wie viel Kröpfe in chriſtlicher Ortsgemeinde ſich vorfinden, weil irgend einem Reſidenzdoctor in der Welt nichts ſo wichtig für die Statiſtik des Landes dünkt, als die Zahl der Kröpfigen zu ermitteln!“

„„Hirnlos! Hirnlos! Zum heiligen Gottes-Donner-““ — fluchte Schnellbolz, und nur der raſche Ausruf der Tante:

„Ei du meine Güte, da möchte man ja ſelbſt einen Kropf — wahrhaftig! Allzuſcharf macht ſchartig!“ — hemmte das Weiterrollen des angedrohten Donnerfluches.

Wecke ſchnupfte haſtig, lachte ſatyriſch auf ſeine Weiſe, und flüſterte blinzelnd: „iſt nur ein allereinziges Unſinns-Pröbchen — könnte deren zu Dutzenden an den Fingern herzählen. Jeder düftelnde Narr droben — ich ſage nicht wo? — heckt ſolche Schnaken und Mucken aus in Unzahl; das Collegium nickt, die Federn knarren, die Reſcripte fliegen, und auf uns fällt's, wie die zweite Plage Aegyptens, wie Ungeziefer. — Wem beliebt ein Prieschen? — Herr Schulze? Gefällig?" —

Lampert nahm langſam eine Prieſe, und ſagte, ernſt und trocken: „Es giebt in der Welt viel Dummes, was man ſo hört. Auch geſcheite Herren machen's manchmal, man ſollt's nicht meinen. Hab auch ſchon was von dem Eiſenacher Feſt gehört, was mich krepirt. Sollt's denn nur wirklich wahr ſein? — 'S dünkt mir nicht menſchenmöglich."

„Nun? Und was denn Schulze? Was habt Ihr gehört?" fragte der Pfarrer.

„Ich möcht's wahrlich gar nicht ſprechen" äußerte Lampert, und es drückte ſich in ſeinem ehrlichen faltenreichen Geſicht ein tiefer Unwille aus, der an Entrüſtung grenzte. Mit einem ſcheuen und mißtrauiſchen Blick auf Berthold hin, ſchwieg der Schulze, und wartete ab, ob der Pfarrer wohl in ihn dringen werde, ſich weiter zu äußern. Dieß geſchah naturgemäß, und da brachte Lampert denn endlich zögernd vor:

„Man hört nichts Gutes mehr in der Welt — es wird alle Tag' ſchlimmer — die Studenten haben ja — ich will's nicht für wahr nachreden — die Herren werden's ja wiſſen, waren ja dabei — auf der Wartenburg die heilige Schrift verbrannt, und den ſeligen Doctor Luther, und viele Predigtbücher, und die drei Symbole unſeres chriſtlichen Glaubens.“ —

Die Förſterin ſtieß einen Schreckensſchrei aus, ihr Mann fuhr vom Stuhl in die Höhe, und ſchoß einen Zornblick auf Berthold — Lenchen erbleichte — der Schulmeiſter kicherte in ſich hinein, wie ſchadenfroh, — auf Bertholds Wangen trat dunkle Gluth — der Pfarrer aber erhob die Hand, und rief mit ſehr ernſter Stimme: „Halt! Gebt dem Unſinn keine Flügel! Lampert, wer hat Euch das geſagt?“ —

„„Man hört's allenden unter den Leuten. Gelt Herr Pfarr'r, 's iſt nicht wahr? 'S iſt ein taubes Gekoſe?““ —

„Da ſei Gott vor, daß es wahr wäre, es iſt nicht wahr!“ verſetzte Ammann: „aber ſchlimm iſt's, ſehr ſchlimm, daß Solches im Volke geſprochen wird, denn nur zu leicht wird es geglaubt. — O welch ein Wahngeſpenſt beſchwört ihr da herauf!“ — „Beruhigt euch alle, ihr Lieben!“ fuhr der Sprecher fort: „Es iſt nicht ſo, das iſt ein ganz lügenhaftes Geſchwätz, aber mir ſehr erklärlich, daß es entſtehen können, und wie es entſtanden. Allerdings ſind Schriften verbrannt worden, aber keine heiligen und viel, viel beſſer wäre es geweſen, der jugendliche Uebermuth und übelangebrachte Feuereifer hätte andre, harmloſere Richtung genommen. Sie werden ſich erinnern, Herr Berthold, daß ich gleich den Kopf ſchüttelte, als Sie mich beim Feuer bleiben hießen, und von Gottesgericht ſprachen und dergleichen. Mir ahnete von vornherein nichts Gutes. Jetzt habt ihr's, da kommt ſchon eine Frucht zu Tage im verſtandloſen Geſchwätz des gemeinen Volkes: in andern Kreiſen wird's ganz anders lauten; der Wahrheit näher, folglich — ſchlimmer. Die grimmigſte Beſtie auf Erden iſt der Unverſtand; er ſieht mit ſcheelem Auge, hört mit halbem Ohr, und plaudert mit tauſend Zungen. Er verkleinert das Gute und verſchlingt es, und ſpeiet das Schlechte in Strömen über die Welt. Gift und Verderben zeichnet ſeine Spur, wohin er wandelt. Heute kriecht er als ſchleichende Schlange durch ein Gefild, morgen brüllt er als Löwe darin; heute jauchzt er, wie ein Eſelfüllen, und morgen krächzt er wie ein Unglücksrabe. Kein Schütze kann ihn fällen, ſelbſt unſer trefflichſter Jäger Schnellbolz nicht. — Da habt ihr Werners Comödie: Doctor Luther, genannt und verbrannt, ums Feuer herum ſteht eine zum Theil verſtandloſe gaffende maulaufſperrende Menge gemeinen Volkes, und gleich ſpricht ſich's weiter: Doctor Luther verbrannt! Ihr verbranntet ein Buch: der neuen Freiheitprediger Conſtitutionsgeſchrei — gleich hört der mit halbem Ohr hörende Unverſtand, deſſen Conſtitution unſterblich iſt, ein Predigtenbuch heraus, und ſchwatzt und trägt ſeine ſinnloſen Begriffe nach allen Winden."

„„Bei Gott, ſo iſt's!"" rief Berthold mit bekümmerter Miene. „O daß Sie Recht haben! Mir iſt alles klar, wie die ſchlimmſte Nachrede und Deutung entſtehen kann. Es iſt — als man den Corporalſtock und das Uebrige in das Feuer warf, gerufen worden: Zuletzt noch drei Symbole, aber nicht die des chriſtlichen Glaubens." —

„„Und der Unverſtand"" — unterbrach der Pfarrer ergänzend: „„überhört das: aber nicht — und poſaunt es gleich nach allen Himmelsgegenden mit poſitiver Gewißheit, daß die drei Symbole des chriſtlichen Glaubens verbrannt worden ſeien.""

„Das iſt aber doch ſchändlich! Da muß doch den Unverſtand ein heiliges" — begann Schnellbolz.

„„Ja fluchen Sie, Förſter! Da wird er gleich davon laufen,"" ſpottete der Pfarrer. „„Könnten Sie den

Unverſtand zur Welt hinaus fluchen, wahrlich, ich wollte Ihr Fluchen dreifach ſegnen!“

„Mir fällt ein Stein vom Herzen!“ nahm Lampert das Wort. „Will's auch gleich morgen Jedem ſagen, der's hören will, daß es ein dummes Geſchwätz geweſen.“

Lenchen ſchmiegte ſich liebkoſend an den Bräutigam, und flüſterte: „Wie froh bin ich, daß auf Dir, mein Geliebter, als Theilnehmer ſolch ſchwerer Vorwurf nicht laſtet.“ Die Förſterin faltete unwillkührlich die Hände, es mochte vielleicht ein ſtilles Dankgebet durch ihre Seele klingen.

Ueber des Förſters Geſicht zuckte es noch eine Weile fort wie Wetterleuchten, ihm mochten im Innern noch einige Gewitter umziehen, die nicht zum Ausbruch kamen.

Wecke drehte fort und fort und fort ſeine Doſe zwiſchen den Fingern, und lächelte pfiffig vor ſich hin, auf den Augenblick lauernd, der ihn zum Wort kommen ließ, und ſprach alsbald, da dieſer erſchien: „Bin doch recht froh, daß ich nicht dabei war. Wär' am Ende ein Geſchrei ausgekommen, es wäre auch der Schulbakel mit verbrannt worden, und ich, Wecke, hätt's gethan! Potz Haſelnuß und Conſiſtorium! Das könnte unſer Einem ſeine Stelle koſten, die fette Pfründe! Nein, nur keine landſchädliche Neuerung! Der Bakel für immer!“

„„Sie ſind einmal wieder recht gottlos, Herr Schulmeiſter!““ rief die Tante ſcherzend: „„doch was ſage ich: wieder? Sie ſind es ja immer, aber — ich will erleben noch den Tag, da ich dein auch ſpotten mag — ſagt ein alter Reimſpruch.““

„Zweifle daran nicht, Fräulein Tante, obgleich ich immer von Ihnen der Erzzweifler geſcholten werde,“ erwiderte Wecke lachend. „Sie thun's ja alle Tage, **die Gott werden läßt**, in reichem Maaß. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen!“

„„Was für einen Schaden haben Sie denn?““ fragte die Tante und Wecke war mit der Antwort gleich zur Hand:

„Einen Krebsſchaden — ich ſage die Wahrheit, und die muß immer rückwärts gehen — zur Thüre hinaus.“

Plötzlich abbrechend, wandte ſich Wecke mit einemmale zu Bernhard: „Und was hat Dir denn beim Feſte am beſten gefallen, Bernhard? — Hier werden wir keinen Unverſtand und keinen Mißverſtand vernehmen, ſondern ein unbefangenes Urtheil, denn Kinder und Narren — (dabei ſchlug ſich Wecke auf den Mund) ſagen die Wahrheit.“

„Die Studenten haben mir am beſten gefallen!“ gab Bernhard mit großer Sicherheit und ſtolzer Zuverſicht laut zu vernehmen. Alle lachten, und Berthold küßte ihn, indem er ausrief: „Sehen Sie, ſehen Sie! Dieſer ſagt die Wahrheit, und wirft keinen Stein des Argwohns auf uns!“

„Aus dem Munde der Unmündigen haſt Du Lob zugerichtet!“ ſprach lächelnd der Pfarrer und Schnellbolz rief: „Meiner Seele! Der Junge trifft den Nagel auf den Kopf.“

„Er beweiſt wenigſtens ſchlagend, daß das Feſt ſchön war, nicht wahr liebes Lenchen?“ fragte lächelnd, anſpielend die Tante — und ſo ging in heiter ſich fortſpinnender Unterhaltung dieſer frohgeſellige Abend zum Ende. —

Wandergerüſtet ſchritt Berthold andern Tages in Schnellbolzens und Bernhards Begleitung durch den Thalgrund, der ſteilen Höhe zu, die auf ihrem Gipfel die alte Burgtrümmer Frankenberg trägt. Im Dorfe an deſſen Fuße ließ Schnellbolz noch einen Valettrunk reichen, und nahm Abſchied von Berthold.

Dann klimmte dieſer mit Bernhard zur Höhe hinan, deren Steile das Wechſeln vieler Worte nicht zuließ. Endlich erreichten ſie die Burgſtätte, welche altergrau in düſterer Einſamkeit, kühl umweht von den

Schauern des Herbſttages, ihre geringen Mauerreſte vor ihnen ausbreitete

Der viereckige, ziemlich hohe Thurm von harten Sandſteinquadern, kündete die allgemeine Bauart der Burgen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts an, die freilich der Sage des Aufenthalts von Königen des Frankenlandes ſo wenig Halt bot, als die Zeichen ſehr geringen Umfanges der ehemaligen Burg überhaupt. Bernhard ſeines Theils fand des Steigens Mühe nicht belohnt; er hatte weit mehr. und mindeſtens eine halbe oder Viertels-Wartburg erwartet, und da war nun nichts, als der nackte ſtarre Thurm, in und auf welchen man auch nicht gelangen konnte, und einige Mauerreſte und Spuren des Wallgrabens und Bernhard richtete nun betreten die Frage an Berthold:

„Und das iſt Alles?“

„„Das iſt alles, mein Knabe,““ gab Berthold zur Antwort. „„Sieh ſo iſt der Menſch, meiſt erwartet er mehr, als er findet; ſelten ſind im Leben die Dinge, welche über Erwarten ſind. Aehnlich geht es uns mit der deutſchen Freiheit. Wir erwarteten und hofften ein wohlgebautes, ſtattliches Schloß, und ſie iſt eine kleine öde Ruine, voll unheimlicher verfallener Kellergewölbe. Aber ſiehe dieſen mächtigen, hohen und ſtarken Thurm an; er ſieht dem Thurm auf dem Kiffhäuſer, von dem ich Dir erzählt habe, ſo ähnlich.“

„Und unterm Thurm ſchläft der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa!“ fügte Bernhard hinzu. „Wer ſchläft denn unter dieſem Thurme hier?“

„„Der Barbaroſſa iſt die deutſche Freiheit; ſie ſchläft unter allen Thürmen, auch unter dieſem. Einſt wird ſie aufwachen und auferſtehen, und hervorgehen, groß und ſchön und herrlich!““

„„Siehſt Du da droben den Geier?““ fragte Berthold, indem er aufwärts auf einen Raubvogel deutete, der hoch über der Thurmzinne ſeine majeſtätiſchen Kreiſe zog.

„'S iſt kein Geier,“ gab Bernhard belehrend zur Antwort: „'s iſt ein Milvus, eine Weihe, die Königsweihe.“

„„Biſt ja recht gelehrt, mein junger Freund!““ belobte Berthold. „„Es iſt ſchon in Ordnung daß die Königsweihe um die Königsburgen ſchwebt. Dieſe Falken legen wohl viele Eier? — Nun aber — Bernhard — müſſen wir Abſchied nehmen. Und ehe wir das thun, will ich Dir etwas ſagen, und Du mußt, was ich Dir ſage, wohl behalten. Willſt Du das?““

„Gewiß, ich will!“ beſtätigte der Knabe freudig.

„„Kannſt Du mir ſagen, Bernhard““ fuhr Berthold fort, „„was Hamilcar mit ſeinem neunjährigen Sohne Hannibal that?““

„Pater, inquit meus, Hamilcar, puerulo me“ — begann Bernhard die auswendig gelernte Stelle herzuſagen bis zu den Worten: principem posueris.“

„„Und haſt auch dieſe Stelle verſtanden?““ fragte Berthold, was jener nickend bejahte.

„Sieh, dort ſchwur Hannibal ſeinem Vater in ſehr jungen Jahren einen feierlichen Eid, die Römer zu haſſen, welche ſein Vaterland zu unterjochen trachteten, nie Bündniſſe mit ihnen zu ſchließen, oder freundlich an ſie zu denken. Wenn ich nun Dein Vater wäre, und Du ſollteſt mir hier einen Eid ſchwören an dieſer alten heiligen Stätte, welche Zeugniß giebt von der Väter Kraft, Einfachheit und ſchlichter Sitte — würdeſt Du es thun?““

„Wenn Du mir ſagſt, daß ich's thun darf, will ich's thun!“ rief Bernhard mit Zuverſicht.

„„Du darfſt, denn Unrechtes Dir anzuſinnen, und Dein junges reines Herz damit zu belaſten, wäre von mir eine ſchwere Sünde. Auch nicht den Haß will ich Dich lehren, ſondern die Liebe. Ihr ſollſt Du Dich zuſchwören.““ —

„Gieb mir Deine Hand Bernhard! Laß dieſes graue Gemäuer unſern Vaterlandsaltar ſein, und dieſer Wald, durch deſſen Wipfel der Sturm des Herbſtes brauſt, wie Thors ferner Donner, er ſei uns ein Bardenhain! Sprich mir nach Knabe, den Schwur, den ich ſpreche!““ Berthold entblößte ſein Haupt.

Bernhard legte vertrauungsvoll, mit leiſem Zittern, ſeine Hand in Bertholds Hand, er ſprach dem Sprechenden nach:

„Deutſchland! Deutſchland, Du mein heiliges Vaterland!“ —

„Ich ſchwöre Dir Liebe, Deutſchland, ich ſchwöre Dir Liebe und Treue — bis in den Tod!“ —

„Deutſchland! Dir weihe ich meine Jünglingskraft, das edle Feuer meiner Jugend, die Begeiſterung meiner Seele!“

„Deutſchland! Dir will ich zum Manne reifen!“

„Nie will ich eine That thun, die unwürdig wäre eines deutſchen Mannes oder Jünglings!“

„Für deutſche Freiheit, für deutſche Ehre, für deutſches Vaterland will ich nie ein Opfer ſcheuen, und wäre es das eigne Leben, ſo will ich's freudig darbringen.“

„Und Du, großer und allmächtiger Gott, himmliſcher Vater meines Vaterlandes und der meine, höre dieſen Schwur meines jungen Herzens, und verleihe mir die Kraft, ihn zu erfüllen!“ — „Amen!“

„So biſt Du geweiht dem großen Liebesbunde für unſer theures Deutſchland, Bernhard!“ ſprach Berthold mit Rührung, und zog den Knaben an ſein Herz und küßte ihn.

„Du wirſt nie dieſen Tag, nie dieſe Stunde, nie dieſen Schwur vergeſſen! Jetzt lebe wohl. Gott ſei mit Dir für und für. Birg's in Deiner Bruſt, was wir hier oben geſchworen. Ich ſchwör auch Dir ein treuer Freund, und mehr noch, ein Bruder zu ſein und zu bleiben, ſo lange ich lebe!“

„Mit Gott, Bernhard!“

Und da eilte Berthold mit naſſem Aug' von dannen, und entſchwand bald des Knaben Blick in der öſtlichen Waldung, Bernhard aber ſtand einſam, tief ergriffen, von Gefühlsſchauern durchzittert und weinte dem Geſchiedenen nach.

Still und ſinnend verließ er die öden Trümmer, ſeine Gedanken waren alle bei Berthold. —

Dieſer wanderte, das Herz voll Abſchiedweh, voll Liebe, voll Vaterlandsbegeiſterung; bis zur nächſten Poſtſtation, und fuhr wieder nach Berlin.

Wer Berthold geſehen hätte, den zwar zum ſtattlichen jungen Mann gereiften, aber doch recht burſchikos einherſchreitenden Studenten mit dem leichten Käppchen, der offnen Bruſt, über welche das ſchwarzrothgoldne Band ſich zog, den weiſſen Kragen, das lange blonde Lockenhaar, das leichte Ränzchen auf dem Rücken, in der Hand den knotigen zuverläſſigen Ziegenhainer, ein Prachtexemplar obendrein, in den manch ehrliches Kampfſymbol, mancher Name und mancher Gedächtnißtag geſchnitten war — und hätte in den letzten Tagen des Monat October eine Einladung gehabt in den Salon des Miniſters ungenannt bleibender Angelegenheiten zu Berlin — und hätte dort einen ſchlankgewachſenen, blühenden Herrn im feinſten und modiſchen Kleid eintreten ſehen, auf deſſen Frack die Zier des eiſernen Kreuzes ſichtbar war, das etwas lange blonde Haar in anmuthige Locken leicht gekräuſelt, wie er ſo vornehm, entſchieden und doch beſcheiden eintrat, der Frau vom Hauſe und deren erwachſener Tochter galant die Hand oder vielmehr die Handſchuhe küßte, die anweſende Verſammlung mit geziemender Verbeugung grüßte, und dann mehr in den Hintergrund zurücktrat, als einigen beobachtenden und fixirenden Kennerinnenblicken lieb war, — welch einen Unterſchied zwiſchen dieſem feinen Herrn von edelſter Haltung und äußerer Bildung und jenem flotten Bruder Studio würde ſolch ein Beobachter nicht wahrgenommen haben!

Lebhaftes Geſpräch war im zahlreich gefüllten Salon im Gang, und fluthete durch alle Höhen und Tiefen geiſtreicher Unterhaltung. In einer Hauptgruppe deren Mittelpunkt der Herr des Hauſes bildete, und die nur aus einigen ältern Damen, außerdem aber meiſt aus Geheimeräthen, Militairs, Geſandſchaftsräthen, wirklichen Geſandten und deren Attachées beſtand, und zu welcher ein Freund, der Gardehauptmann von Plehwe, derſelbe, durch deſſen Vermittelung die Einladung an den zuletzteingetretenen Herrn erfolgt war, dieſen heranzog — ſchien eine Tagesneuigkeit lebhaft verhandelt zu werden. „Toll, ſage ich, toll!“ rief der Miniſter und richtete ſeine blitzenden Augen rings im Kreiſe umher. „Ich weiß, daß der Jugend manche Keckheit zu Gute zu halten iſt; wir Alle waren auch jung, und es ſtände ſchlimm um die Welt, wenn nicht in der Jugend noch Leben und Thatkraft enthalten wäre — aber ſolche Poſſen, das iſt nicht gut zu heißen, nicht zu billigen!“

„„Die jungen Menſchen wiſſen nicht was ſie thun““ bemerkte eine weibliche Excellenz.

„Sie verderben ſich ihre Carrieren, und betrüben ihre Eltern oft recht tief und ſchmerzlich,“ gab eine andere ältliche Dame ins Geſpräch, und ſeufzte. „Oder richten ſie und ſich zu Grunde!“ beſtärkte ein Geheimer Legationsrath.“

„Eine neue Art von Tribunal, das mit dem Auto da fé beginnt!“ rief ein Mann von etwas trotziger Haltung, faſt wegwerfend.

„Ach, mein theuerer wirklicher Geheimer-Ober-Regierungsrath und Kammerherr!" lachte die Miniſterin: „Sie ſind Partei! Ihr Urtheil iſt kein freies, denn höre ich recht, ſo wurde auch eins Ihrer Geiſtes-Kindlein dem Wartburg-Moloch in die glühenden Arme geworfen — nicht ſo?" —

Der hohe Beamte, auf den jetzt alle Blicke ſich richteten, lächelte vornehm, und erwiederte: „Allerdings bin ich Partei, meine gnädigſte Excellenz! Und ich würde auch ohne die, einer meiner geringfügigen Schriften von der freigeiſtiſchen Jugend wiederfahrene übermüthige Unbill — ſtets Partei ſein und bleiben gegen den ſogenannten Liberalismus, der durch unſere Zeit ſo lärmend ſpukt, wie jener ungeſchlachte Gnom in den Sudeten."

„„Studentengeiſter und Sudetengeiſter, das gäbe ja in der That ein nicht übles Wortſpiel!" witzelte ein ältliches Fräulein. „Das muß ich mir notiren."

„„Cadettengeiſter waren der in ihren jungen Jahren noch lieber"" — flüſterte ein Militair hohen Ranges ſcoptiſch dem ihm naheſtehenden Hauptmann von Plehwe ins Ohr. „Sie nahm ſo viel Notiz von ihnen, daß ſie immer noch nicht das Notiren laſſen kann!"

„Es ſollte mich Wunder nehmen, wenn die beleidigten Autoren nicht ihren Regreß ſuchten und nicht eclatante Genugthuung fordern würden!" bemerkte der Miniſter betonend, und dabei den wirklichen Geheimen-Ober-Regierungsrath feſt ins Auge faſſend, und dieſer fühlte ſich durch ſolche, augenſcheinlich zumeiſt an ihn gerichteten Worte bewogen, etwas zu erwiedern. Er verneigte ſich vor dem Miniſter ceremoniös und ſagte dann: „Excellenz werden mir gnädigſt beipflichten, wenn ich unmaßgeblich dafür halte, daß es bei dieſer von einigen verwilderten Profeſſoren und rüden Studenten vorgenommenen Extravaganz nicht im mindeſten auf die perſönliche Beleidigung dieſes oder jenes Schriftſtellers durch jene unreifen Solonen ankommen kann und ſoll, ſondern daß der böswilligſte animus injuriandi ſich gegen den legalen und conſervativen Geiſt richtete, welcher die alleinige Stütze der Throne iſt.“

„„Nächſt uns!““ flüſterte wieder jener Militair ſeinem befreundeten Officier ins Ohr, klopfte ganz leiſe an ſeinen Säbel, ſtrich ſich den martaliſchen Schnauzbart und lächelte ironiſch über den wirklichen Geheimen-Ober-Regierungsrath und deſſen conſervativen Geiſt.

„Ueber das Rechtliche oder Widerrechtliche der öffentlichen Verbrennung von Druckſchriften als Vollzug eines condemnirenden Urtheils von Privaten, Unberufenen und Unbefugten, ließe ſich viel ſagen“ — fuhr jener Sprecher fort: „vielleicht könnten ſogar von einigen Seiten rechtsbegründete Entſchuldigungen vorgebracht werden; wenn wir aber erwägen, daß man ſich nicht geſcheut hat, gegen eine Sammlung von Geſetzen deutſcher Staatsregierungen, darunter denn auch Geſetze des Preußiſchen Staates — das Verbrennungsurtheil zu ſprechen, und zu vollziehen, ſo iſt dieſes geradezu criminell, und kann und darf nicht ohne die ſchärfſte Ahndung bleiben!“

Der junge ſchöne Mann trat dem Sprechenden leiſe näher, um kein Wort ſich entgehen zu laſſen; er preßte die heftige zornmüthige Bewegung, in welche ſein Inneres gerieth, zurück, und gab ſeinem Geſicht keinen andern Ausdruck, als den beſcheidener allgemeiner Theilnahme an einem anziehenden Geſprächsgegenſtand.

„Vollkommen einverſtanden! vollkommen, mein verehrter Herr Geheimer-Ober-Regierungsrath!“ lobte der Miniſter. „Wollten Sie vielleicht die Gewogenheit haben, und die ſämmtlichen Species facti ſammeln, um dem Miniſterium ein desfallſiges Referat vorzulegen, ſo wird dies mit großem Dank anerkannt werden!“

„„Man wird nicht umhin können, die ſorgfältigſten Recherchen anzuſtellen,““ nahm der Geſandtſchafts-Attaché einer auswärtigen Macht das Wort: „denn einem, zur Zeit noch unverbürgten Gerücht nach ſollen auf der Wartburg ſogar neben den übrigen, minder bedeutenden Schriften die **Acta der heiligen Allianz verbrannt** worden ſeine."

Ein Schrei des Entſetzens ward rings gehört, wie Schiller ſingt, wenn auch nur ein diplomatiſcher, folglich kein lauter Schrei — und wenn ein geſchickter Daguerrotypiſt mit ſeinem Inſtrument zur Stelle geweſen wäre, hätte es damals dergleichen bereits gegeben — ſo hätte ſich eine überaus treffliche und charakteriſtiſche Salongruppe im Moment des ſchreckhaften Erſtaunens auf die Silberplatte bringen laſſen, denn die ganze Geſellſchaft verharrte mehrere Secunden lang in völliger Statuenhaltung und gab unfreiwillig ein unbelebtes regungloſes Bild zum Beſten, wie man es wunderlicher Weiſe gewöhnlich ein lebendes Bild zu nennen pflegt Nur der eine Herr der vorhin näher getreten war, war etwas unruhig, er ballte die Fauſt, daß mit einem Krachen alle Näthe des Glaceehandſchuhes ſprangen, und biß die Zähne zuſammen, ſchoß auch auf den Sprecher wüthende Blicke und faßte ihn feſt ins Auge, um ihn im Gedächtniß zu behalten.

„Es iſt mir eine ſo ſchauderhafte Ruchloſigkeit gar nicht denkbar," nahm die Dame, welche vorhin geſeufzt hatte, das Wort: „wir hörten ja, daß die Jünglinge ſo gar ernſt und fromm und gottesfürchtig ihr Feſt begangen haben ſollen, daß ſie eine feierliche Betſtunde in Luthers Zelle auf der hehren Wartburg gehalten, und das heilige Mahl ſich in derſelben haben reichen laſſen."

„„Zur aufrühreriſchen Symbolik auch noch die Gotteslaſterung gefügt!"" zürnte der Geheime-Ober-Regierungsrath.

„Alles verkehrt, alles albern" murmelte der junge Herr durch die Zähne mit verbiſſenem Groll. „Heilloſe Verwirrung der Ideen in all dieſen Querköpfen. Lüge, Unſinn und Bosheit zu einem giftigen Amalgam verſchmolzen!"

„„Ja ja die Wartburg, da iſt's von jeher nicht geheuer"" — näſelte eine andere Dame mit einem Stiftsordenskreuz aus Pommern. „„Der leidige Gottſeibeiuns irritirte ſchon den Gottesmann Luther, der ihm das Apaga Satane ohne Worte ins Geſicht demonſtrirte. Auch ſoll dieſer unſaubere Geiſt, wenn mir recht iſt, ſchon zu den Heidenzeiten, bei den alten Barden und ſogenannten Meiſterſängern auf jener Burg gräulich geſpukt haben.""

„Allmächtiger! Soll man hier lachen oder weinen?" knirſchte Berthold ingrimmig in ſich hinein. *Apaga Satane*! Da möcht' einer trotz Schnellholz fluchen, lang und viel!"

„„Es würde auch wohlgethan ſein, durch die Preſſe auf die öffentliche Meinung hinſichtlich jenes famoſen Feſtes zu wirken, und diejenigen Profeſſoren zu bezeichnen, welche ſo unverantwortlich und gewiſſenlos die Hand zu ſolchem unerhörten Frevel geboten haben!" rieth ein beſternter wirklicher Geheimerath.

„Das wollen Jugendlehrer ſein! O Gott!" ſeufzte eine andere, weibliche Excellenz.

„Es wird zunächſt Sorge zu tragen ſein, alle über das Feſt in den thüringiſchen Blättern erſcheinenden Beſchreibungen und Berichte, ſo wie die Abdrücke dort gehaltener Reden und geſungener Lieder zu ſammeln," rieth der Miniſter.

„Ich möchte mir ſogar erlauben, vorzuſchlagen," nahm der vorhin erwähnte wirkliche Geheimerath wieder das Wort: „daß man ſich die Verzeichniſſe ſämmtlicher Theilnehmer an dieſem Demagogenfeſte, Studenten, wie Profeſſoren, verſchaffe damit man überall die Herde kennen lerne, auf denen ſolche Aufruhrflammen geſchürt werden." —

„„Berliner Studirende haben ſicherlich keinen Theil genommen an einem ſo hochverrätheriſchen Convent, wie dieſes abſcheuliche Wartburgfeſt?"" muthmaßte die Miniſterin.

„Nicht ein Einziger!" antwortete, höchſten Spott im Tone, Gardehauptmann von Plehwe.

„Nur dreißig!“ ward eine andre Stimme im Kreiſe laut, nach deren Richtung die Blicke ſich wendeten, doch da der, welcher dieß geſagt hatte, ſchwieg, und da in dieſem Augenblick die Muſik eine Polonaiſe begann, ſo brach ſich dieſe Unterhaltung ab, öffnete ſich der Cirkel, und Berthold, für welchen ſein Freund Plehwe, dem er empfohlen war, der ihn im Hauſe des Miniſters eingeführt, um den erſten Tanz mit der holden Clementine, des Miniſters Tochter, gebeten — gab dieſer den Arm, und ſchritt mit ihr in ſittiger Haltung durch die Reihen.

Es kam Berthold viel Anmuth, viel Geiſt, viel zarter Sinn von Seiten ſeiner ſchönen, gefeierten Tänzerin entgegen. Clementine war eine hochgebildete Jungfrau, ihr ganzes Weſen athmete Liebreiz und Grazie. Der Tanz entſchädigte Berthold für die Marter der vorhergegangenen Viertelſtunde, wo ihm oblag, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und nicht mit heftigem Wort in all das unerquickliche, perfide, lügenhafte Salongeſchwätz zu fahren, und dennoch klang es ihm wie ein Vorwurf in der Seele, er hätte doch das Wort nehmen, reden, berichten, aufklären ſollen. Es klang durch ſein Inneres ein mahnender Hall, Binzers Dichterwort: „Wer die Wahrheit kennet und ſaget ſie nicht, der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht“ — und dieſer Gedanke verließ ihn nicht den ganzen Abend, dieſer Gedanke miſchte ſich in die Unterhaltung mit den holdeſten weiblichen Erſcheinungen. Und Berthold gedachte bei ſich ſelbſt, Du mußt doch noch Deinen Mund aufthun, und ſollteſt Du ihn verbrennen. —

Als der Tanz beendet war, als man Erfriſchungen bot und nahm, ließ ſich Berthold durch ſeinen Plehwe jenem Geſandtſchafts-Attachée vorſtellen, welcher die unſinnigſte aller Lügen vorhin, freilich klugerweiſe als unverbürgt, ausgeſprochen hatte, und ſagte ihm: „Ich kann Sie verſichern, mein Herr, daß Sie irrig berichtet ſind im Bezug auf die Verbrennung der Bundesacte auf der Wartburg! Es iſt an ſolchen Frevel nicht im Entfernteſten gedacht worden, und ich bitte Sie inſtändigſt, ſprechen Sie dieſes ganz unwahre Gerücht nicht wieder aus. Die Verſammlung auf Wartburg war die ehrenhafteſte.“

„„Siehe da! Ein Lobprediger des Wartburgfeſtes und hier, das iſt ja himmliſch!““ rief unziemlich laut das ältliche Fräulein, welches der Zufall in die Nähe des Sprechenden geſtellt hatte, und lenkte dadurch die Aufmerkſamkeit eines großen Theils der Anweſenden zunächſt auf ſich, dann auf den, an welchen ſie ſich ſogleich mit der ganzen Impertinenz zudringlicher Unfehlbarkeit wendete: „Bitte, bitte! Hochverehrteſter!

Sagen Sie uns doch Näheres! Sie ſind gut unterrichtet. Iſt es denn wahr, daß die jungen Studenten Geiſter citirt haben auf der Wartburg, und die Bundesacte verbrannt?“

„Ja wohl! Das haben ſie gethan! Ganz ſicher!“ und: „hier iſt ein Herr, welcher Näheres weiß über den Wartburgſpuk! laſſen wir uns die Sache erzählen!“ riefen mehrere Stimmen durch einander, und Viele drängten Berthold näher. Der Miniſter aber, des Hauſes Herr, die Mehrzahl der Geheimen Räthe, der wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath und die Geſandten ſaßen an den Spieltiſchen. Eine ſtille Freudigkeit ergriff Bertholds Freund, der in deſſen Nähe ſich befand, als er wahrnahm, wie Berthold umdrängt, jetzt ſprechen mußte, und nun auch wirklich das Wort nahm, während noch mehrere Damen, weniges näher traten: „Ja meine Gnädigſten, es iſt alles wahr, was die coloſſale Phantaſie der Berliner ſich erfand und vormalt. Die Studenten haben Geiſter citirt, beſonders die Geiſter eines Hermann, des Cheruskers, eines Hutten, eines Luther, eines Blücher, eines Scharnhorſt, lauter Retter, Befreier und Kämpfer für das deutſche Vaterland, und dieſe Geiſter ſind ihnen — was nicht allen Beſchwörern gelingt — ſogar erſchienen.“

„Ahi!“ ſtieß die alte Stiftsdame aus Pommern einen Schrei des Erſchreckens aus, denn ſie fürchtete die Geiſter und grauete ſich.

„Auch die Bundesacte iſt verbrannt worden, freilich nicht die wirkliche, ſondern der Anfang vom Buche eines gewiſſen Reinhard, betitelt: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutſcher Landſtände, das noch nicht einmal vollſtändig im Druck erſchienen iſt. Daraus bilden großartiger Unverſtand und perfide Denunciation die furchtbar ſchwere incriminirende Anklage gegen die harmloſe Studentenſchaft! Iſt das nicht ſchändlich und grauſam, meine hochverehrteſten Damen und Herren? Iſt es nicht eine Niederträchtigkeit ohne Gleichen, fünfhundert, ich ſage, fünfhundert und mehr junge kernhafte Gemüther, des Vaterlandes Hoffnung und Blüthe, und Alle von Liebe zu dieſem Vaterlande göttlich begeiſtert, und die zum Theil für dieſes Vaterland geblutet haben, mit ſchamloſer Lüge zu begeifern und zu Hochverräthern ſtempeln zu wollen!?“ —

Ueber den Zuhörerkreis lagerte ſich eine Todtenſtille, es gingen Schauer durch die Herzen, die man an dieſem Ort nicht kannte — ſolche Sprache, ſolche Worte, ſchwer und ſcharf wie zweiſchneidige Schwerter! Was war das?

Wer war dieſer Herr Berthold, kaum eingeführt in den hohen Kreis, nur den Wenigſten flüchtig bekannt, der mit ſo viel Heftigkeit zu beſtreiten wagte, was man ſo ſicher behauptet, was ſo ſchönen Stoff zu erbaulichem Weiterklatſch, zum frommen, ſcheinheiligen Kreuzigen und Segnen darbot, was man viel, viel lieber glauben als widerlegt wiſſen wollte?

„Und das erlauben Sie mir noch zu ſagen, meine Gnädigſten und Hochzuverehrendſten,“ fuhr Berthold in edler Aufwallung fort: daß auf der Wartburg kein Feuer gebrannt hat, folglich auf ihr auch keine Schriften verbrannt werden konnten, daß bei der ſpätern Schriftenverbrennung keine Profeſſoren zugegen waren, kein einziger, daß ferner auf der Wartburg kein Abendmahl gereicht worden, daß die enge Lutherzelle nicht funfzig Menſchen faßt, geſchweige fünfhundert, daß jene fromme Handlung keine Gotteslåſterung war, ſondern eine Agape im ächten deutſchen, ächten Chriſtenſinne, daß die angeſehenſten würdigſten Geiſtlichen in der Kirche zu Eiſenach das heilige Mahl der Liebe und Verſöhnung uns darreichten.“

„Uns? alſo Ihnen? Sie waren dabei? Sie ſelbſt?“ riefen einige theilnehmende oder auch nur verwunderte Stimmen — andere Hörer aber zogen ſich leiſe zurück — mochten lieber gar nichts mehr hören, als die Wahrheit, die nicht in ihren diplomatiſchen Lügenkram paßte, fürchteten auch, es werde der wenn noch ſo ſchöne junge Mann in ſeiner ſichtbaren Erregtheit ſich einer noch größern Unziemlichkeit ſchuldig machen.

Mit unverkennbarem Antheil heftete Clementine ihren Blick auf ihren vorhinnigen Tänzer, und er gewann in ihren Augen ſehr an Intereſſe — der Freund Bertholds aber ſtand mit ruhigem Beobachterblick dieſem zur Seite, bereit ihn nöthigenfalls zu unterſtützen.

„Ich hatte die Ehre, meine Gnädigſten!“ beantwortete Berthold mit einer Verbeugung die Frage: „und ich halte für meine heilige Pflicht, der abſichtlichen, wie der unabſichtlichen Verunglimpfung unſeres ſchönen und unvergeßlichen Wartburgfeſtes mit Wort und That überall und jederzeit zu begegnen.“

„„Schön, ſehr ritterlich, recht ſehr!““ nahm ein ältlicher Herr mit einem Johanniterkreuz am Halſe, das Wort gegen Berthold: „„aber, mein verehrter Herr — bei alledem bleibt doch die Thatſache, daß Bücher in der injuriöſen Abſicht verdammenden Tadels gegen deren Inhalt und Urheber, verbrannt worden, ein mißlicher und äußerſt bedenklicher Act, welcher die Laſt einer Schuld auf alle Theilnehmenden wälzt, wenn auch eine ſolche nicht mit dem Bewußtſein, etwas Sträfliches zu thun, verübt wurde. Es wird zugegeben werden müſſen, daß man etwas unüberlegt und etwas zelotiſch hat den Doctor Luther ſpielen wollen, wozu Ort und Stimmung aufreizten, dazu das derbe Element in der Thüringiſchen Art und Bevölkerung — ein Preuße hätte ſich wohl nicht zu ſolcher Verirrung hinreiſſen laſſen.““ —

Berthold konnte ein ſarkaſtiſches Lächeln nicht zurückhalten, er fragte ſpöttiſch: „Und wie nun, Excellenz? wenn es dennoch nicht nur ein Preuße, ſo gut und ſo tapfer, wie irgend einer im Freiheitkrieg, ſondern ſogar ein Berliner Kind geweſen, welches ſich rühmen kann, der zu ſein, der die unſaubern Bücher verbrannt hat?“ —

„„Hm, hm — hm““ machte jener Herr in einiger Verlegenheit: „„mag ſein — doch ſchwerlich von Familie, von Diſtinction.““

Jetzt hatte Berthold die vornehme Albernheit ſatt, die Galle lief ihm über — er erwiederte ſchneidend: „Ich weiß nicht, ob ſeines Vaters Familie zahlreich iſt, aber dieſer Vater verſtand auf das Genaueſte zu diſtinguiren, und wußte ſtets, wie hoch es an der Zeit war!“

„„Ei? So, ſo!““ entgegnete jener Herr, etwas mißfällig. „„Und darf man fragen, wer dieſer Vater war?““ —

„Ein Uhrmacher!“ antwortete Berthold kurz, drehte dem Johanniter den Rücken, und ließ ihn ſtehen. Der Johanniter nahm aus einer goldnen Doſe eine Prieſe.

„Aber liebſter Freund,“ ſprach Plehwe, als beide den Salon verließen, halb im Scherz, halb im Ernſt: „ich bitte Dich — mit ſolcher Schroffheit verſchließeſt Du Dir alle Cirkel!“

„„Liebſter Freund! Ich mag von Deinen Cirkel den Teufel wiſſen,“ fuhr Berthold derb heraus: „wenn der grade Menſchenverſtand darin mit Füßen getreten wird, und Unverſtand und Bosheit ſich in ihnen breit machen. Gute Nacht!“ —

„„Gute Nacht, Du Tapfrer, Treuer!““ antwortete der fromme Plehwe. „Gott nehme Dich in ſeinen gnadenreichen Schutz!“ —

4.

Der Schwärmer.

„Ein Deutſchland iſt, und ein Deutſchland ſoll ſein und bleiben. Jemehr die Deutſchen durch verſchiedne Staaten getrennt ſind, deſto heiliger iſt die Pflicht für jeden frommen und edlen deutſchen Mann und Jüngling, dahin zu ſtreben, daß Einheit nicht verloren gehe, und das Vaterland nicht verſchwinde.

Grundſätze und Beſchlüſſe am 18. October 1818
von der Burſchenſchaft.

In den erſten Wochen des November langten im Pfarrhauſe zu Roſenborn Briefe Bertholds, aus Berlin an. Sie waren mit bewegtem Gemüth geſchrieben. Der Pfarrer theilte vom Inhalt des an ihn gerichteten Briefes den Frauen nur mit, was dieſen anziehend erſcheinen konnte, dem Förſter aber las er ſie ganz vor.

Zunächſt ſchilderte Berthold den Abend, welchen er, bald nach ſeiner Ankunft, in dem Salon des Miniſters erlebt, noch erregt von den Eindrücken, die er empfangen, und noch zürnend über der Menſchen Beſchränktheit und ſichtlich böſen Willen, das Edle und

Schöne zu entſtellen und niederzuziehen in den Staub gemeinen Klatſches; das Schlechte ſo gern und das Gute ſo ſchwer zu glauben.

„Ach mein innigſtverehrter lieber Freund!“ lautete es dann weiter in dem Briefe: „wie wahr haben Sie geſprochen, als Sie ſagten: O welch ein Wahngeſpenſt beſchwört ihr da herauf! Furchtbar iſt dieſes Geſpenſt erſchienen, und vergebens treten wir ihm entgegen, es zu bannen; es weicht nicht, wankt nicht, grinſet höniſch uns an, und wird groß und immer größer vor dem Blick der zitternden Nekromanten. Sprach ſich die Verdächtigung ſchon mit maßloſer Härte in hohen und höchſten Kreiſen aus, ſo wird ſie nun im Volke mit Abſicht genährt und weiter verbreitet durch die Rachſucht verletzter Eitelkeiten. Die Schriftſteller wüthen, deren Geſchreibſel die Ehre widerfuhr, das Flammenopfer zu nähren, und ſchreiben gegen das Feſt mit eitel Galle. Hier ſende ich Ihnen ein Schmach-Blatt, betitelt: brandenburgiſcher Erzähler, welches als Extrabeilage zu einer hieſigen Zeitung für die unterſte Volksſchicht: dem Beobachter an der Spree, erſchienen iſt, worin die lügenhafte Behauptung ſteht, daß unter unſeres Okens Augen und mit ſeiner Zuſtimmung die Acte der heiligen Allianz verbrannt worden. Aehnliche, ſchamloſe Verläumdungen enthält der Hamburger Correspondent in einem angeblichen Briefe aus Eiſenach von 19. October, der nimmermehr in Eiſenach geſchrieben worden, denn der Brief verlegt mit grober Unwiſſenheit das Feuer auf die *Wartburg*, und faſt gleichzeitig bringt auch die Königsberger Zeitung eine beinahe gleichlautende Correspondenz aus Eiſenach. Alle dieſe Pasquille gehen darauf hinaus, unſern braven *Oken* zu verdächtigen und die deutſche Jugend zu verunglimpfen, welche in dieſen verſchiedenen Schmäh-Artikeln des Vandalismus bezüchtigt, und mit dem Prädicat: „junge unreife Solonen“ belegt wird. Hat man nun *vor* Erſcheinen dieſer Artikel, wie ich, aus einem nicht unbetheiligten Munde daſſelbe Wort in zahlreicher, auserleſener Geſellſchaft Berlins bereits vernommen, ſo braucht man nicht lange in Zweifel zu ſein über den rachſüchtigen Urheber. Ja wir wiſſen noch mehr, wir wiſſen, daß in dieſen Tagen eine förmliche Denunciation an Se. Königliche Hoheit, den Großherzog, hier vom Stapel gelaufen, worin *uns* Terrorismus gegen Denk- und Preßfreiheit, und demagogiſche Intoleranz zur Laſt gelegt, worin unſer Feuer neben den Scheiterhaufen Frankreichs geſtellt wird, deſſen Flamme zuletzt den Thron ergriff, und worin auf eine höchſt indignirende Weiſe dem hochherzigen *Carl Auguſt* geradezu Impertinenzen geſagt werden, und das Wartburgfeſt ein dort (gleichſam unter ſeiner Aegide) geſchriebener Brandbrief gegen Deutſchlands Sicherheit und Ruhe genannt wird!“

„Sich ſo etwas gegen einen der edelſten, erhabenſten, wahrhaft durch Seine Geſinnung erhabenſten Fürſten Deutſchlands zu geſtatten, dazu gehört doch nach meinem Erachten die grenzenloſeſte Frechheit.“

„Alle Kräfte der Polizei ſind hier in Berlin in Bewegung geſetzt, König und Volk über das Feſt falſch zu berichten, und öffentliche Widerlegungen, die wir verſuchten, ſelbſt die einfachſten, blos hiſtoriſchen, wurden — unglaublich klingt es, und iſt doch ſo — von den Redactionen zurückgewieſen. Ein ſchwacher Troſt iſt mir der, daß der König, als die Verläumdung bis zu ſeinem Ohre durchgedrungen, geäußert hat: „Ich will Plehwe fragen, von dem werde ich die reine Wahrheit erfahren.“

„Mittlerweiſe gelangte die in Jena erſchienene, gedruckte Beſchreibung des Feſtes hierher, in welcher freilich ſo recht mit aller Vorliebe der Verbrennungsact geſchildert iſt, weil Verbrenner und Verfaſſer in eine Perſon zuſammenfallen, die ſich auf beides viel zu Gute thut. Wahrlich, kennte ich nicht beſſer als viele Andere den innern tüchtigen Kern des Verfaſſers, aus dieſem Buche würde ich ihm keine literäriſche Zukunft, die er doch ſicher hat, prophezeihen

Ein andrer Mitſeiernder, Student Fromman aus Jena, jetzt hier in Berlin, arbeitet an ſeiner ruhigeren Beſchreibung, welche aber, wie gediegen ſie immer ausfalle, zu ſpät kommen wird."

„Im academiſchen Leben hat ſich einiges, leider nicht alles, hier in Berlin anders und zum Beſſern geſtaltet. Die von der Wartburg Zurückgekehrten haben die Landsmannſchaften dafür gewonnen, ihre Verfaſſungen burſchenſchaftlich umzuarbeiten; auch kommen letztere den Wilden, (ſo nennen ſie auch die Burſchenſchafter noch immer) freundlicher entgegen, freilich war gleich die erſte Frucht der Einheit eine herbe. Man hatte im Königlichen Opernhaus, zur Feier des Reformationsfeſtes, Scenen aus Werners Weihe der Kraft — die auf der Wartburg verbrannt worden — angekündigt, das war uns anſtößig, und es ſollte eine Demonſtration erfolgen. Schon um vier Uhr furchtbares Gedränge vor der Einlaßpforte — endlich ward geöffnet, und ein Strom von mehr als hundert Studenten brauſte in das Parterre. Wir verhielten uns ruhig, ließen das Bergmannschor ſein „Glück auf, Glück auf!" ſingen und warteten ganz ſtill die erſten Scenen ab — bis Luther auftrat. In dieſem Augenblick ſprang ein Student von kleiner Geſtalt auf die Bank, und brüllte mit lauter

Stimme gegen die Scene: „Der Reformator von der Bühne!!"

„Dieſem Blitz folgte alsbald der Donner endloſen Pochens mittelſt der Ziegenhainer, daß der Boden erbebte und dicke Staubwolken emporſtiegen."

„Das Publikum war verdutzt und blieb ruhig — der Schauſpieler war hinter einer Couliſſe verſchwunden — das Getöſe verhallte, man ſpielte fort — Luther erſchien zum zweitenmale."

„Und zum zweitenmal, und nur noch furchtbarer erſcholl das donnernde Gepolter, es ward gepocht, gepfiffen, geſchrien, und die Gallerien und Balkonen begannen zu klatſchen und Bravo zu rufen, man wußte nicht Wem? und war ein Höllenlärm einander entgegen brauſender Stimmen, bis endlich der Vorhang fiel."

„Aber da war auch ſchon ein Heer von Gensd'armen eingetreten, welche mit roher Gewalt anfaßten, und abführten, und manche brutale Mißhandlung übten; zweiundzwanzig Studenten wurden hinausgebracht. Ihr Freund war auch dabei — die übrigen waren ſchwach genug, ſitzen und ruhig zu bleiben, und die Scenen zu Ende ſpielen zu ſehen. Welche neue Nahrung für Verdacht und Verunglimpfung der academiſchen Welt dieß bot, können Sie denken."

„Acht Tage ſpäter fand die Reformationsfeier von Seiten der Univerſität Statt, ſie war ſchön und würdevoll. Ihr Freund paradirte als Ehren-Marſchall neben den Rednerſtuhl. Ein Chor von Sängern und Inſtrumentik war aufgeſtellt. Wir ſangen das Lutherlied in lateiniſcher Uebertragung Buttmanns:

Est Deus arx firmissima
Et bona armatura etc.

aber alle Sprachen der Welt können des Liedes deutſche Kraft und Urſprünglichkeit nicht wieder geben. Unter mehreren Reden, welche gehalten wurden, war eine lateiniſche Schleiermachers, voll Verſtändlichkeit, Freimüthigkeit und Gedankenklarheit.“

„Abends hielten wir Studenten einen Schmaus im Börſenſaale, den Anſtand und Fröhligkeit beherrſchten. Leider ging der günſtige Augenblick, jetzt eine allgemeine Burſchenſchaft zu gründen, ungenützt vorüber, vergebens verſuchte ich, dazu anzuregen. Eine ſolche iſt und bleibt überall ein ſchöner Traum, wie ſo vieles. Einheit und Einigkeit liegt einmal leider nicht im Weſen der Deutſchen. Spaltung iſt ihr Element durch alle Lebenskreiſe.“

„Der Gemeinheit in der Studentenwelt iſt die Sittenreinheit, welche die Burſchenſchaft anſtrebt, ein Dorn im Auge, die Landsmannſchaften beſeelt Stolz und Herrſchſucht; ſie wollen denen, die ihnen bisher als Wilde galten, keinerlei Zugeſtändniß machen. Der wackre Aegidi, mein Freund, den ich auf Wartburg erſt recht von Herzen lieben lernte, Vandalenſenior, der beſte Schläger, der wehrhafteſte Turner und dabei ſeelengut und liebenswürdig, iſt jetzt der Mittelpunkt der hieſigen Studentenwelt. In ſeiner Hand läge es, eine völlige Einigung zu begründen, wenn er Herz, Eifer und Thatkraft dieſer Sache völlig weihte. Aber ich gebe ſie verloren, denn es fehlt hier das Lebenselement freudiger Hingabe und Begeiſterung. Man erwägt herüber und hinüber, man diplomatiſirt, wo man freudig handeln ſollte, nämlich Hand in Hand gehen."

„Man arbeitet Schriften aus über das Burſchenweſen, ſtatt es ins Herz zu faſſen; wahrlich auf nichts paßt beſſer, als auf dieſes Thun und Treiben, Goethe's Wort im Fauſt:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt."

„Auf Wartburg, da war es anders, da war das urkräftige Behagen in allen Seelen lebendig — jetzt bilden ſie Geſetzkommiſſionen und Redactionen, und erwägen auf beiden Seiten hin und her und her und hin, über Eintritt hier und Austritt dort, ſondern und gliedern, und ordnen und regeln, und wenn es zu feſter Geſtaltung endlich kommen ſoll, ſo ſtimmt die Marchia für einen Antrag, und die Neomarchia dagegen, die Vandalia dafür und die Pomerania dagegen, und ehe wir es uns verſehen — ſchon geht ein Gemunkel — tritt, ſtatt einer neuen Burſchenſchaft, eine neue Landsmannſchaft, eine Neopomerania, recht als das fünfte Rad am Wagen, in das Leben.“

„Sehen Sie, verehrteſter Freund, das ſind die unerquicklichen Studien über das deutſche Studentenleben, die ich hier mache — ſie könnten mir meinen, früher mit ſo viel Liebe gefaßten Vorſatz ganz verleiden. Ein wohlthuendes und vermittelndes Gegengewicht gewähren mir meine wiſſenſchaftlichen Studien, welche ich ruhig und ernſt fortſetze. Ich höre bei Böckh über griechiſches Alterthum, und bei Tölken Archäologie, wohin mich mehr die höchſt belehrende Anſchau trefflicher Kupferwerke und Kunſtwerke des Alterthums, als der ziemlich matte Vortrag zieht.“

„Außerdem halte ich mich an Thucydides und beſuche die mir äußerſt werthen Kreiſe in den Häuſern Reimers, Wilkens und Schleiermachers. Doch es wird Zeit zu endigen. Bald mehr von Ihrem dankbar ergebenen

Bertholb.“

In Jena war eine große Aufregung unter der Burſchenſchaft. Das Gift der Verläumdung fraß manches biedere deutſche Jünglingsherz an, und erfüllte es mit tiefem Groll. Dieſer Groll wurde zu einem freſſenden Geſchwür am Körper Deutſchlands.

Er war der Unkrautſaamen, der vielfach guten Boden findend, bald genug üppig aufſchoſſte.

Riemann, Scheidler, Rino und Sand ſaßen mit Andern im Burgkeller, es war ein trüber Novembertag. und regnete und ſchneiete draußen häßlich durcheinander.

„O Gott, rief Sand aus: „Haben wir das verdient, daß man unſer reines Wollen und Handeln ſo ſchlecht macht! Iſt es denn ein Verbrechen, deutſchen Bruderſinn zu begründen und nach Gemeinſamkeit zu ſtreben? — Haben wir das Vertrauen getäuſcht, was die Regierung eines hochherzigen Fürſten uns ſchenkte? Wir haben es nicht getäuſcht!"

„„Und nicht nur wir, auch unſre Lehrer werden ſchändlich verdächtigt, ein Fries, ein Oken, ein Luden!"" zürnte Riemann.

„Aus allem Schönen und Guten, was wir gewollt," ſtimmte Rino bei — „keimt Verdruß, Unwille, üble Nachrede. O wäre doch die Verbrennung der Schriften unterblieben!"

Sand knöpfte ſeinen altdeutſchen Rock auf, und zog ein bedrucktes Papier aus der Taſche, auf welches er einen wehmüthigen, trauervollen Blick fallen ließ, und ſprach ernſt und beklommen: „Bin ich es denn geweſen, der jenes Feuergericht angerathen? O nein, das kann der Herr des Himmels mir bezeugen. Hier, hier, da ſteht mein Antheil, meine Betheiligung, jeder kann es leſen; es iſt daſſelbe Blatt, was ich an euch Alle, meine geliebten Brüder, auf dem Markt zu Eiſenach vertheilte, ehe wir auf die Wartburg zogen. Was ſind denn, laßt's uns doch noch einmal prüfend und ſchmerzlich anſchauen, für ſchlechte Grundſätze darin enthalten? Eine wiſſenſchaftliche bürgerliche Umwälzung rieth ich an, den Wahlſpruch ſtellte ich auf: Tugend, Wiſſenſchaft, Vaterland; edlen freien Sinn, innere Ehre, fromme Demuth im Nachſpüren der heiligen Offenbarung Gottes, ein Haupt und ein Herz der freien deutſchen Burſchenſchaft verlangte ich, und eine ehrliche, herzinnige Verbrüderung; Römerei, Möncherei und Soldaterei muß verbannt werden; wir alleſammt ſind durch die Taufe zu Prieſtern geweiht, und Petrus ſchreibt: Ihr ſeid ein königlich Prieſterthum und ein prieſterlich Königreich!"

„„Nimm mir's nicht übel Bruder Hanne"" (Sands Studentenname) nahm Rino das Wort: „Deine Gedanken, die Du da haſt drucken laſſen, ſind meiſtens gut, aber nicht alle. Manches iſt unklar und ver-

Worten ausgedrückt. Auch in meiner Seele lebt der Freiheits-Ideal unwandelbar — allein ich denke nicht an eine bürgerliche Umwälzung. Da haſt Du ein Wort gebraucht, das zum Feuerbrand gemißbraucht werden kann, das unſer friedliches Haus in Flammen ſteckt. Nicht Jeder wird Dich faſſen, und Du wirſt über Manches Dir wohl ſelbſt nicht klar ſein!"

„Wie, Bruder? nicht klar, nicht klar?" rief Sand aufgeregt und vom Stuhle aufſpringend, aber der augenblickliche Zorn ging ſogleich in eine ſeltſame Weichheit über, und er ſprach: „Bei meinem gnadenreichen Heiland, Dein Wort thut mir weh, Rino! Wenn ich denke, was ich ſchon zu Erlangen für die Burſchenſchaft gethan, was ich für ſie gedacht, gearbeitet, gewirkt, ſelbſt gelitten habe, viel gelitten durch ſtete Spannung und Aufregung im Kampfe mit dem Unlautern und Schlechten — ſo hab' ich wohl ſolchen Tadel aus Brudermund nicht verdient." —

„„Du mußt mich nicht mißverſtehen, Sand,"" entgegnete Rino: „Entſinne Dich, wie Du mir vor ein Paar Tagen einen Brief an unſern innigen und frommen Hauptmann von Plehwe vorgeleſen, der uns auf Wartburg ſo lieb geworden, wo Du ihn der Hinneigung zum Pietismus und Myſticismus beſchuldigſt und ihn davon abmahnſt; und doch ruht in Dir ſelbſt dazu ein Keim, eine Anlage — es muß dieß wohl in der Erlanger Luft liegen — das Wartburgfeſt ſo ſchön es war, kann nicht in Petri Worten begründet werden, und es ſchaut aus jeder Deiner Zeilen der künftige Pfarrer heraus.“

„„Auch dürfte ſchwerlich““ ſchaltete jetzt Riemann ein: „durch uns, durch die Burſchenſchaft, die Römerei, die Möncherei und die Soldaterei abgeſchafft werden können, ſo weit reichen nicht die Mittel und Kräfte; ja ſelbſt der Zweck, ein einiges Deutſchland begründen zu helfen, ſoll er durchgeführt werden, muß ein erreichbares, und kein unerreichbares Ziel haben.“

Da nahm ein Burſche das Wort, der als Huſar auch den heiligen Krieg mit durchgemacht, Loholm geheißen: „Streitet nicht Brüder, um Worte, und nicht um die Form, welche nur das Kleid iſt der Ideen. Die Hauptfrage iſt: was wollen wir? Soll die Burſchenſchaft nicht eine That werden? Einheit des Vaterlandes, das iſt der Name der großen That, die wir anſtreben, vollbringen, nöthigenfalls erzwingen müſſen. Das Volk muß mündig werden, es muß wach werden, und wir müſſen es wecken, wir müſſen es zur Mündigkeit leiten. Unſre große heilige Sache beruht auf Anderem, als auf bloßen Entwürfen. Harret nur der Zeit der That, und der Auferſtehung der Kraft! Gott wird uns ſchon einen Fingerzeig geben, wann ſie kommt, dann bearbeiten wir die Maſſe, dieſe muß ſich regen und erheben und uns ſtützen; wer uns entgegen tritt, falle!“

„Ja ja — Du ſagſt das Rechte!“ ſtieß Sand aus heftig arbeitender Bruſt hervor. „That! That! Nur ſie rächt und rettet!“

Scheidler, welcher die ganze Zeit über ſinnend zugehört, erhob ſich jetzt, und ſagte: „Gönnet auch mir ein Wort, liebe Brüder. Ihr verarbeitet Ideen, die unſerm Bunde nicht frommen. Ich ſehe Unheil, wie ſchwarzes Gewölk, da ſtehen, wo wir hoffend das Morgenroth erwarteten. Steht doch von irgend Einem gedruckt und geſchrieben: Das Wartburgfeſt iſt das Heraufziehen des blutgoldenen Morgenrothes der Freiheit nach ſo langer Knechtſchaft — das iſt ſehr ſchlimm, iſt eine gegen uns gekehrte Dolchſpitze. Ich will Dir das Wort und die That nennen, die Du meinſt, die alle Dir gleich Geſinnten meinen, Loholm, es heißt Republik; in der Republik, und durch ſie glaubt ihr, werde Deutſchland eins ſein und eins werden — das ſind Träume. Zu einem Babelthurmbau endloſer und heilloſer Verwirrung im Vaterlande legen leider die Burſchen, unſre Brüder, in Gießen, Darmſtadt und Heidelberg die Grundſteine, und auch hier in Jena ſehe ich ſchon manchen guten Jungen laufen, der Kalk und Mörtel ſchleppt, wie jenes Bäuerlein Holzſcheite, da ſie in Konſtanz den Huß verbrannten, und denke dabei an die ewige sancta simplicitas. Ihr wollt, da ihr allzumal noch Lernende ſeid, Staaten gründen! Ihr denkt, wenn ihr des Follenius Grundzüge für eine deutſche Reichsverfaſſung in der Hand und im Kopfe habt, nun wäre das deutſche Reich ſchon fertig? Bahnt an, daß Deutſchland Recht und Rechtsſchutz gegen jeden Uebergriff der Willkühr und der Uebermacht gewinne und erringe, bahnt Gemeinſamkeit im Geiſt, Gemeingeiſt an, wie er unſeres Bundes edelſte Frucht iſt und ſein und bleiben wird, und haltet die Freiheit hoch als ein unantaſtbares Gut, aber nicht die Freiheit, welcher Frankreich Blutaltäre aufrichtete, ſondern eine deutſche Freiheit, durch Recht und Sitte geheiligt, durch Demuth groß, durch Selbſtbeherrſchung mächtig! Bleibt auf dem Boden der Wiſſenſchaft ſtehen, dieſer iſt der eure, wie des Schuſters der Leiſten, denn der Boden der Staatsumwälzung iſt für uns Alle und insgeſammt gar kein Boden, ſondern ein Abgrund!" —

„„Das ſind gar ſchöne Worte, Scheidler!““ rief Sand: „„allein ſie ſind leicht zu widerlegen. Du kannſt und wirſt dem geiſtigen Leben in uns keine Schranken anlegen wollen. Der Geiſt iſt unſers Lebens Sonne, wer will den Strahl hemmen, und das Licht verdunkeln? Ihr ſagt, das Ideal könne keine That werden?

Auch das Chriſtenthum iſt ein ewiges Ideal, und iſt eine That geworden. Im Geiſt ruht die größte Macht, die ſiegende Macht der Ideen, die triumphirende Macht der Wahrheit!“

„„Auch der Irrthum hat Ideale, und auch der Irrthum kann That werden, ſtrafbare, fluchwerthe That!““ warf Nino ernſt hin. Sand blickte mit düſter blitzendem Auge auf ihn und ſchwieg — es überlief ihn ein innerer Schauer, und er blieb, ſcheinbar ganz in ſich gekehrt, geſenkten Blickes auf ſeinem Stuhle ſitzen.

Ein Student trat ein, Asverus geheißen, dermalen Vorſteher der Burſchenſchaft. Er hielt zornroth ein bedrucktes Blatt in der Hand, und rief:

„Da leſet, Brüder!“

„„Was iſt's? Was haſt Du?““ fragten Mehrere. Sand ſchreckte aus ſeinem Hinbrüten auf, und ſtarrte Asverus an, der ſein Freund war.

„Eine Schändlichkeit ohne Gleichen, ein neuer Frevel!“ rief Asverus und warf das Blatt mit Heftigkeit auf den Tiſch. Die Brüder griffen danach, ſie laſen es, ſie bebten voll edlen Zorns. Es war der Auszug von Kotzebues zweitem Bülletin aus Ludens Nemeſis in Wielands Volksfreund Nr. 13, und erregte eine ſtürmiſche Bewegung unter allen Studirenden, ja unter Jena's ganzer gebildeten Bevölkerung. —

Abends war Theekränzchen beim Vater der holden Antonie; Nino, Riemann, Sand und mehrere andre Studenten waren eingeladen. Sand, der erſt am 27. October immatriculirt worden, trat zum erſtenmal in dieſen Kreis. Erſt hatte er gar nicht hingehen wollen, Nino mußte ihm zureden, und redete ihm zu aus einem tiefen, innern Grunde. Noch glühte und wallte Ninos Herz für Antonien, und ihre Freundlichkeit gegen ihn war unverändert geblieben. Jetzt wollte er ſehen, ob er ſich in ſeiner Wahrnehmung auf Wartburg getäuſcht, ob Antonie den eigenthümlichen Antheil, den ſie für Sand gefaßt zu haben ſchien, auf's neue offenbaren werde — und war dieß, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, ſeiner Liebe zu entſagen.

„Wärſt du doch bei mir, mein Berthold!“ ſprach Nino zu ſich ſelbſt. „Dein Rath wäre mir jetzt ſo nöthig, wie Dein Troſt, wenn mir der herbe Kelch gereicht wird.“ —

Nino ließ an dieſem Abend Antonien nicht aus den Augen, und Antonie — hatte kaum für ihn ein Auge, nur für Sand. Sie machte mit bezaubernder Anmuth die Wirthin, und nahm dann den Moment wahr, wo die Geſellſchaft ſich lebhaft unter- und miteinander unterhielt, ſich an ihren Vater anzuſchmiegen, der mit Sand ſprach, und dieſen gerade fragte:

„Haben Sie das heute erſchienene Blatt des Volksfreundes geleſen?“

Sand fuhr zuſammen, wie Jemand, der erſchreckt wird. „O du allgerechter Gott!“ rief er aus. „Welche neue giftige Schimpferei! Welche Wuth gegen uns Deutſchland liebende Burſchen! Wir haben's zürnend vorgeleſen auf offnem Markt! Schändlich, ſchändlich!“

„Gewiß, es iſt empörend,“ beſtätigte der Profeſſor. „Wahrhaftig, die Zeit beginnt dunkel zu werden, ſehr dunkel. Welche Anhäufung nachtſchwarzen Gewölks! Der edle ſanfte Fries beim Fürſten in Ungnade gefallen wegen ſeiner Rede auf Wartburg, wie wegen ſeiner nicht ruhig genug gehaltenen Vertheidigung derſelben.“ —

„„Ruhig! ruhig!““ ſtieß Sand unterbrechend hervor. „Da ſoll Einer ruhig bleiben! O Jeſus Chriſtus!“

„„Und Unterſuchung gegen Oken, Luden und Andere verhängt, Iſis, Oppoſitionsblatt und Volksfreund mit Unterdrückung und Beſchlagnahme bedroht!““ fuhr der Profeſſor fort.

„Und unſre liebe Burſchenzeitung verboten, ehe ſie noch erſchienen! — Das Kind erwürgt im Leibe der Mutter!“ grollte Sand, mit finſterm Blick, der kaum ſich lichtete, als er jetzt auf Antonie fiel, und dieſe, ihm näher tretend, ihn mit der Frage anredete: „Sie ſind aus Erlangen, Herr Sand?“

„„Nein, aus Wunſiedel im Fichtelgebirge,““ war Sands kurze Antwort. „Ich ſtudirte nur früher in Erlangen.“

„Wunſiedel! die Heimath meines Jean Paul, des Göttlichen!“ fuhr Antonie fort. „Sie muß ſchön ſein, dieſe Heimath, traulich und doch ernſt, ein Gebirgsland, anregend zu großen und tiefen Gedanken!“

„Ja, mein Fräulein!“ erwiederte Sand, und erröthete voll ſcheuer Befangenheit. Es war ihm ein eigenthümliches, ihm noch fremdes Gefühl, ein Mädchen voll Holdſeligkeit und höchſter Geiſtesbildung an ſich heran treten zu ſehen, zumal nun ihr Vater von einem Dritten angeredet, ſich abwandte und Sand ihr allein gegenüber ſtand. „Ja, das Fichtelgebirge iſt ſchön, voll grüner Wälder, freier Höhen voll Friſche und Mahnung zum Gebet.“

„Sie ſtudiren wohl Theologie?“ fragte Antonie im Bezug auf dieſe letztere Aeußerung.

„Mit der Hülfe des allgütigen Gottes und ſeines Sohnes hoffe ich, der Diener ſeines Wortes Einer zu werden.“

„Leben Ihnen noch liebe Eltern?“ forſchte mit immer regerem Antheil Antonie weiter. Dieſer Jüngling zog ſie wunderbar an, ſein Ernſt bei ruhigheitern

Zügen des Geſichts, ſeine Haltung in der wohlkleidenden dunkeln Burſchentracht, ſeine gewiß nicht geheuchelte Frömmigkeit — aber ſie nahm wahr, daß er nicht redeſelig war, nicht das, was man bei jungen Männern galant zu nennen pflegt, daß ihm nur durch Fragen Rede abzugewinnen. Doch ſie wußte Fragen zu thun, die ihm das Herz mit ſanftem Feuer erwärmten. Heimath und Aeltern! Worte die den Himmel in ſich ſchließen.

„Dem himmliſchen Vater ſei Dank! Mir leben noch geliebte Aeltern, theure Geſchwiſter!“ antwortete Sand. „Ich habe eine vortreffliche Mutter, o Sie ſollten ihre Briefe leſen! Es iſt eine in Gott durch und durch fromme Seele.“

„„Sie ſind wohl dem Rationalismus nicht zugethan, Herr Sand?““ fragte — da Jener nicht weiter ſprach, Antonie aufs neue.

„Nein, Fräulein! Nein!“ erwiederte Sand lebhaft: „aber auch nicht dem Pietismus, wie mir erſt heute ein Freund, ein ſonſt braver Burſche, vorwerfen wollte. Rationalismus iſt halber Unglaube, Pietismus iſt ganzer Mißglaube. Der Glaube in uns muß eine ſchlichte fromme Kraft ſein, aber in der Freiheit wurzeln. Wir müſſen im Glauben frei ſein, und durch ihn rechte Chriſten, rechte Deutſche werden, ja durch ihn friſch, frei, fröhlich, fromm werden, alle eine treue Heerde und Brüder im Herrn.“

Antonie durchſchaute mit hellem Geiſtesblicke die Verwirrung gewiſſer Begriffe im Haupte Sands, doch vermochte dieſe Wahrnehmung ihren, ſie durchglühenden Antheil an ihm nicht zu verringern. Sie ſenkte den Blick und ſprach leiſe, faſt flüſternd: „Ich verſtehe Sie nicht ganz, Herr Sand: aber ich fühle aus Ihren Worten heraus, daß Ihr Innerliches, Ihr Geiſtesleben, von religiöſer Empfindung gehoben und getragen iſt, und daß ein edler Geiſt die deutſche Burſchenſchaft belebt; derſelbe Geiſt, den ich ihr wünſchte, als ich derſelben ihre Fahne zu überreichen die Ehre und die Freude hatte.“

„„Sie, Fräulein? Sie?““ rief Sand mit freudigem Blick und ſinnigem Lächeln. „O da haben Sie ein hohes und ſchönes Amt geübt, und ich ſchwöre es Ihnen bei Gott, dem Ewigen, die Burſchenſchaft iſt ihrem Vorſatz treu geblieben, ſolchen Geiſt zu erringen und zu behalten. Die Burſchenſchaft iſt der Stern, der mich mit ſeinen Strahlen aufſaugt, ihr gehöre ich mit ganzer Seele an! Ach — mein Gott — und jetzt verläumdet man ſie ſo ſehr!“ —

„So iſt die Burſchenſchaft Ihre Geliebte?“ lispelte Antonie und auf's Neue erröthete Sand, wie ein junges Mädchen erröthet, das man um ſeine keuſche Liebe fragt — aber in dieſer wahrhaft jungfräulichen Gluth hob er ſeine Augen auf zu Antonien, und es leuchteten dieſe Augen, und er erwiederte: „Ja, Sie ſagen es, und es iſt ſo! Die Burſchenſchaft iſt meine Geliebte, ſie iſt das flammende Dreieck: Ehre, Freiheit, Vaterland, darinnen der unausſprechlich heilige Name des Höchſten glänzt, und für ſie will ich freudig leben und ſelig ſterben!“

„„Welche ſchöne Begeiſterung!““ ſprach Antonie, von Gefühlen überwältigt. „„Empfänden doch Alle ſo, und hätten doch dieſe Ideale Dauer im Leben!““

„Wohl über das Leben hinaus, bis zum Hingange zu Gott haben ſie Dauer!“ rief Sand ſchwärmeriſch aus.

Rino ſtand nicht allzufern dieſen Beiden, doch ohne Lauſcher zu ſein, wohl ſah er, wie dort Eines ſich am Andern entflammte, glaubte dies mindeſtens zu ſehen, und es war ihm ſchmerzlich weh ums Herz.

Als Antonie von Sand hinwegſchritt, nahte Rino dieſem und flüſterte ihm zu: „Du Glücklicher!“ Sand blickte ihn groß an. Sie verließen, als die Geſellſchaft aufbrach, zuſammen das Haus. Rino war ſehr bewegt, Sands Arm lag in dem Seinen, Rino zitterte.

„Was iſt Dir? Was haſt Du, Bruder?“ fragte Sand. „Und warum prieſeſt Du vorhin mich glücklich?“

„„Weil Dir ein Herz entgegenwallt, um das Dich Tauſende beneiden werden, beneiden müſſen. Ach ein Herz!! — Wehe mir — es bricht das Meine!““ —

„Jeſus mein Heiland! Freund, ich verſtehe Dich nicht! Wohin gedenkſt Du?“

„„Antonie liebt Dich — und ich — ich““ —

„Und Du liebſt Antonien? Das iſt traurig Bruder, traurig für uns alle drei.“

„„Nur für mich — doch will ich Dein Glück nicht trüben, ich entſage allen meinen Hoffnungen. Ich bin ohnedies ſchon zu lange hier, ich werde abgehen.““

„Nur nicht um Meinetwillen, nur nicht um deßwillen! — Siehe lieber Rino, ich ſchwöre Dir, daß ich nie, nie das empfinden werde, was man Fräuenliebe nennt. Meine Seele hat nur zwei Angelpunkte, nur zwei Gedanken, Gott und Vaterland. In dieſen beiden wurzelt alles Uebrige, was in und an mir iſt. Auch kann ich mir nicht denken, wie jenes hohe und ſtolze Mädchen, Antonie, der ſo Viele huldigen, dazu käme, mir unſcheinbarem Burſchen ihre Neigung zuzuwenden, darum bitte ich Dich — ja ich beſchwöre Dich mit Thränen Bruder,“ (hier umarmte Sand in ſtürmiſcher Bewegung Rino) „gräme Dich nicht ab im fruchtloſen Weh der Eiferſucht, ſuche Antoniens Neigung Dir zu feſſeln, und wandle einen glücklichen

Weg. In meiner Seele iſt Gram, aber auch Kraft, in der Kraft beſteht das Chriſtenthum.“

„„Nicht in der Liebe, Bruder? — Und warum Gram in Deiner jungen Seele?““

„Auch die Liebe iſt Kraft, die höchſte, göttlichſte! Aber Gram iſt in mir, viel Gram über die Argheit und Bosheit der Welt. Warum leben Verräther des Volkes?“

„O Rino, Rino! Warum lebt dieſer Kotzebue, dieſer Inbegriff alles Schlechten? Er lebt in Ehren und Würden, die blinde Menge feiert ihn ſogar als Dichter, während ſeine Dichtungen nur Laſterſchlamm und Giftſchaum ſind! Durch ſeine Lüge — ſein ganzes Sein iſt eine Lüge — mordet er als geborner Lügengeiſt alles Göttliche. Und wer das Göttliche in mir zu unterdrücken ſucht, der erkennt mich nicht als Menſch an, der verdient dreifachen Tod. Solche Unterdrückung darf ein Volk nicht leiden — es darf ſich nicht vernichten laſſen — es darf nicht aus lebloſen Gliedern beſtehend, ſtill liegen, wie ein zerſchnittener Leichnam auf der Anatomie, es muß eins ſein, ein groſſes lebendiges Ganzes, ein Reich, unter einer einzigen Regierung, wie das groſe Gottesreich, — die Welt, auch nur einen einigen Gott und Vater hat.“

„„Du ergehſt Dich wieder in Deinen Lieblingsideen und Schwindelträumen, Sand,““ ſagte Rino in einer recht trüben Stimmung „„Ich bitte Dich, miſche nicht Religion und Glauben, und Politik und Staatenkunſt durch einander. Wer zwei reine Farben durch einander reibt, erhält eine einzige trübe!““

„O nein — nein — das iſt ein Irrthum!“ widerſprach Sand. „Wenn ich das Gold der Begeiſterung und das Blau der Treue miſche, erhalte ich das leuchtende Grün der Hoffnung. Soll ich nicht hoffen auf ein einiges freies Deutſchland? Soll ich nicht hoffen, daß Gott, der Allſehende, die Fürſten erleuchten werde, daß ſie das Vaterland retten, damit auch das, was wir wollen und auf Wartburg es ſtill gelobten, zur That werde, es nicht Traum bleibe? Und wenn ſie das nicht thun, ſo wird die Zeit, bald oder ſpät, ſchwere, vielleicht blutige Rechenſchaft von ihnen fordern.“

So redete ſich Sand in die Exaltation hinein und ſprang von einem Begriff zum andern über nach ſeiner verworrenen Weiſe, von der Frauenliebe auf das Chriſtenthum, vom Chriſtenthum auf Kotzebue, von dieſem auf das deutſche Reich.

Nino, deſſen Seele voll Schmerz war, und in dem nicht der dauernd die Seele verwundende Stachel des Haſſes lebte, unterließ es, den wunderſam aufgeregten Freund widerlegen zu wollen. Er ſagte Sand treuherzig gute Nacht, und ſprach, als er allein durch die feuchtkalte Novembernacht ſeiner Wohnung zuwandelte, ſtill vor ſich hin: „O Gott, Du ewig in ſich beruhigte Klarheit, möchte Deine Gnade doch auch dieſen jugendlichen aber hochfahrenden Geiſt, der Dir jetzt nur verworren dient, zur Klarheit führen, daß er in Deinem Lichte wandle, und nicht in ſchaurig-verfinſterte Geiſtesnacht, in die kein Strahl von oben fällt, ſich verirre.“ —

Nino war ſo ſehr von Gefühlen bewegt und durchſtürmt, daß der Schlummer ihn gänzlich mied. Er fand ſein Zimmer angenehm durchwärmt, zündete ſeine Studierlampe an, und ſetzte ſich an ſein Arbeitpult.

Nino ſchrieb an Berthold, den liebſten Freund ſeiner Seele:

„Mein deutſcher Bruder! Von allem, was Du vor einigen Tagen mir vertraulich geſchrieben, iſt hier und auch allmählich öffentlich die Kunde laut geworden. Unſre Burſchenſchaft iſt hart angeklagt, und ſchwer verdächtigt worden, doch ward uns eine ſchöne und erhebends Genugthuung in einer jetzt veröffentlichten Rechtfertigung, welche in Form eines Berichts des Staatsminiſters Freiherrn von Fritſch an den Großherzog ergangen iſt, und ſiegreich die vielfache, von mehreren Seiten uns und einige unſerer Lehrer antaſtende Verläumdung widerlegt. Es iſt darin ausgeſprochen, daß wir das in uns von der Regierung geſetzte Vertrauen nicht getäuſcht, daß unſer Feſt mit religiöſem Ernſt und würdiger Haltung ſei gefeiert worden. Daß die unmittelbare Folge unſerer Eintracht ſich als große Sittlichkeit und ſtrenge Beobachtung landesherrlicher Geſetze bei uns zeige, und daß nur einzelne zu Muthwillen Geneigte, unter mancher unziemlichen Aeußerung einige Schriften verbrannt. Auch daß dieſer Muthwille vielleicht nicht zum Ausbruch gekommen wäre, wenn, wie leider nicht der Fall, unſere Lehrer bei jener Verbrennung gegenwärtig geweſen.“

„Aber, mein theurer Berthold — trotz dieſes ſchönen, hellen und blanken Schildes, mit dem eine uns wohlgeſinnte und wohlwollende Regierung uns zu decken ſucht, und uns rein und fleckenlos vor das Auge des ſo gütigen freiheitfreundlichen Großherzogs hinſtellt — wächſt dennoch der von Berlin aus nach uns geſchleuderte Ball des Argwohns zur Lawine. Man will einmal, daß wir Demagogen ſein ſollen, und darin wird die unheilvolle Urſache liegen, daß viele von uns es nun erſt werden. Der Staat Sachſen-Weimar-Eiſenach und ſein biederer hochherziger Regent werden mit verdächtigt, das wiegt ſchwer in der Wage der Politik! — Preußen und Oeſterreich werden, Erſteres den Fürſten von Hardenberg, Letzteres den Grafen von Zichy nach Weimar und hierher ſenden, wie ich heute in einem Abendzirkel vernahm damit dieſe Abgeſandten ſich perſönlich von dem hier herrſchenden Geiſt überzeugen — daraus magſt Du entnehmen, welche — ich meine viel zu große — Wichtigkeit uns ſtillen und harmloſen Burſchen und unſerem argloſen Feſte beigelegt wird von der Diplomatie.“

„Daneben iſt aber auch nicht zu überſehen, daß ein eigenthümlicher Geiſt ſich regt, der durch manchen guten Kopf ſpukt, und auch unſern wackern Spukmeier (Sand) ergriffen hat. In ſeinem Gehirn brauſen und branden die Wellen unklarer nur halbreifer Ideen durcheinander. Urſprünglich faſt überfromm, für die Burſchenſchaft mit begeiſterungsvoller Seele glühend, genügt ihm nicht, oder ſcheint ihm nicht zu genügen ihr edles Ziel, das ruhige Streben, ſondern es reißt ihn fort zu ſtürmiſchem Erzwingenwollen deſſen, was nicht im Sturme ſich erringen läßt. Körners drangvolle Lieder ſind ſein weltliches Evangelium; alles was von Schlacht und Tod, Sieg und Sterben, Tyrannen und dergleichen vorkommt, das unterſtreicht er doppelt und dreifach, und meiſt mit rother Tinte — und dabei hat er ein Gemüth, weich und ſanft wie ein Kind. Es iſt eine räthſelhafte Doppelnatur in dieſem Menſchen — ich möchte ſagen — er iſt, wie es heimliche Säufer giebt — ein heimlicher Renommiſt, der zum Jacobiner reift.

Und leider giebt es ſolcher trübgemiſchten Elemente noch mehrere unter uns, und die Verdächtigung, die Unterdrückung der Entwickelung volksthümlicher freiſinniger Ideen drängt mehr und mehr dahin, wo wir doch nicht ſtehen ſollen, wo man die friſche aufſprudelnde Jugend nicht gern ſieht. Wie lange wird es dauern, ſo wird die Burſchenſchaft aufgehoben — in Erlangen ſoll dieß ſogar bereits geſchehen ſein, oder demnächſt bevorſtehen — das Beiſpiel wird nicht ohne Nachahmung bleiben, und dann haben wir umſonſt gehofft und geglaubt, umſonſt und für nichts das Wartburgfeſt begangen, das ohnehin noch nicht ausgerottete Landsmannſchaftenweſen erhebt aufs Neue ſein Haupt und die Burſchenſchaft ſtirbt dahin, entweder an der Apoplexie von Oben, oder am langen und langweiligen Siechthum. Zu Einem wie zum Andern verhelfen uns dieſe Exaltirten, Ungeſtümen, Unbedingten, und wie ſie Alle heißen mögen. Glaube mir, Berthold, es drohen uns trübe und ſorgenſchwere Tage. Tröſtete mich nicht die Hoffnung, daß Du im nächſten Semeſter Deine Studien abſchließen, und hierher kommen willſt, um Deine Profeſſur vorzubereiten, ſo würde ich Jena verlaſſen, denn ich vermiſſe viel — ſehr viel — mein Geiſt iſt getrübt, mein Herz iſt krank, aber meine Liebe iſt ewig.

Jena am 24. November 1817.

Dein Kino."

5.

Turnrath und Turngemeinde.

Was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath!
Schillers Tell.

Ein neues Jahr hatte begonnen. Mit wie vielen Millionen Hoffnungen und Wünſchen wird ein neues Jahr begrüßt im Großen wie im Kleinen! Im Großen von Staaten und Staatenlenkern, im Kleinen von Körperſchaften, von Familienkreiſen, von Einzelnen. Jeder hofft, jeder erſehnt, jeder wünſcht das Beſte, zunächſt in aller Beſcheidenheit ſich ſelbſt, dann voll Freundlichkeit auch Andern, denn „der Menſch iſt von Natur wohlwollend“ ſagt Antonin, ein griechiſcher Weiſer. Wenn wir denn ſo in Mitten des Jahres ſtehen, ach da iſt ſo vieles unerfüllt geblieben, da ward indeß ſo manche Blüthe geknickt, brach manches Herz, ſchied manches von uns, und da vergeht uns die Hoffnungsfreude, der Hoffnungsmuth, und wir feiern den erſten Tag des Juli, der doch ſo gut ein neuer Jahrestag iſt, wie der erſte

Januar, nur daß wir zufällig nicht mit ihm oder jedem andern erſten Monatstag das neue Jahr beginnen — nicht, und denken nicht mehr daran uns und Andern gegenſeitig Glück zu wünſchen, weil wir nicht mehr an die Wunſcherfüllung glauben können. Das Sommerſolſtitium iſt kein Stillſtand, es iſt auch eine Sonnenwende — wir blicken von ſeiner Höhe ſchon dem Abend entgegen, und wann die Roſen am ſchönſten blühen — ach da ſind bereits die Nachtigallen verſtummt, und die Aehren der Sichel merklich entgegengereift.

Auch in der Zeit, die über Deutſchland hinzog, wie mancherlei trübes, wetterſchwüles Gewölk, war kein Morgen mehr, die Aurora dieſer Periode war verglüht über den Schlachtfeldern von Leipzig, Waterloo und Paris — und es brütete die Mittagſtille, die Mittagsſchwüle über den Ländern. Manches Hochgefühl, das im Morgengolde ſich hoffend, gläubig und betend erhoben, war verſchwunden im Tagesgeräuſch und im Drängen heißer Arbeit; die Farben bleichten an den Wunderbildern der Poeſie, der Romantik, und die Begeiſterung glich einem Aeronautenball, aus dem das Gas entweicht — iſt doch, wie wir in alten und neuen Zeiten wahrnehmen können, leider ſelbſt ſo manche Begeiſterung in der That nichts anders, als verdünnte Luft. — Waſſerſtoffgas, das zur

Knallluft wird, ſobald der Sauerſtoff gährender Unzufriedenheit hinzutritt. Ach und über die Menge pneumatiſcher Künſtler, Luftſegler und Experimentenmacher im lieben deutſchem Vaterlande! —

Im ruhigem Gleichmaaß gewohnter Thätigkeiten ſpannen ſich im Roſenborner Pfarrhaus die Tage ab. Der Knabe Bernhard ward zu fleiſſigem Lernen angehalten, theilte mit des Förſters Hugo dann und wann ſeine Spielzeit, und las ihm aus Klopſtocks gewaltigen Gedankenkreiſen bisweilen Gedichte vor, die er nicht verſtand und Bernhard auch nur zur Hälfte, und dabei lebte dieſer ſich neben der antiken Welt in eine Welt der Romantik dadurch ein, daß er verſtohlen häufige Blicke in ſo manches hübſche Taſchenbuch mit Goldſchnitt warf, welches Berthold Lenchen geſendet, die es dann der gern leſenden Tante lieh. Hauptſächlich war zu jener Zeit Fouqué's Frauentaſchenbuch in allen zarten Händen, und Bernhard konnte ſich nicht ſatt ſehen an den langgliedrigen Nordlandshelden, deren Geſtalten die Zeichner nothwendig recken zu müſſen glaubten, weil ſie eitel Recken darzuſtellen hatten. Man fand dieſe überlänglichen Geſtalten damals noch nicht allgemein abſcheulich. Indeſſen lernte Bernhard auch eine Anzahl Schriftſteller von ächt deutſcher Geſinnung kennen, und Nährung der Vaterlandsliebe war der Segen, der ihm aus dieſer für ihn eigentlich verbotenen Frucht quoll. Fouqué, Friedrich Rückert, Krug von Nidda, Wilhelm Müller, Otto Heinrich Graf von Loeben, Freiherr von Eichendorf, und andre namhafte, zum Theil gefeierte Meiſter der Proſa und noch mehr des Geſanges, dichteten fröhlich fort in der farbloſen Zeit, wie auch bei ſchlechtem Wetter die Nachtigallen ſchlagen, und oft am ſchönſten. — Es ging ein Klang verjüngten Minneſingerthums durch die wieder friedlich gewordene Zeit und Literatur, wie hätte ſich nicht an ihr ein erwachendes Jünglingsherz erheben ſollen! —

Berthold lebte und ſtrebte in Berlin immer noch eifrig und übereifrig für die Burſchenſchaft, und hatte von dieſen Beſtrebungen wenig Dank, nur ſeine liebe Noth. Die Landsmannſchaften verlangten als Bedingung der Einigung mit ihnen von Seiten der Burſchenſchafter volle Hingabe an ſie, ſo etwas, das man ſpäter ein Aufgehen in ihnen genannt haben würde. Berthold arbeitete einen Aufſatz aus, den er „Anſichten über das Burſchenweſen" überſchrieb und darin die Grundſätze der Burſchenſchaft feſt und entſchieden ausſprach. Er fand einen treuen Geſinnungsgenoſſen in Friedrich Frommann, Student der Philoſophie aus Jena, dem Verfaſſer der gegen das Ende des Jahres 1817 erſchienenen Wartburgfeſtbeſchreibung, welche mit vielem Beifall aufgenommen worden war, und viel dazu beigetragen hatte, vorgefaßte irrige Meinungen im Publikum zu widerlegen. Dieſe und andre Freunde ſuchten zunächſt die vier Landsmannſchaften dahin zu vermögen, in eine einzige Verbindung zuſammenzutreten. In dieſe allgemeine Verbindung wollte dann auch die Burſchenſchaft eintreten. Der liebe deutſche Sondergeiſt, Herr Zwieſpalt geheißen, dieſer Urſenior aller deutſchen ſtudentiſchen und nicht ſtudentiſchen Verbindungen, der ſeit Jahrhunderten ohne alle Land- und Umſtände eine völlig abſolutiſtiſche Herrſchaft führt, behielt auch hier die Oberhand. Die Landsmannſchaften konnten ſich über den Antrag nicht einigen, ſie verwarfen Bertholds Anſichten, ſie verleugneten die annähernden Schritte, die ihr Seniorenconvent bereits gethan, blickten mit Scheel- und Eiferſucht auf die Burſchenſchaft, und die altlandsmannſchaftliche Partei gründete wirklich eine neue Verbindung, die Neo-Pomerania, wie Berthold dem befreundeten Pfarrer ſchon brieflich angedeutet hatte.

So ſpielten in dem kleinen Studentenwelttheater Kabale und Ränke und Eiferſucht und Mißgunſt und Eigendünkel und Eigenwille nicht minder wichtige und einflußreiche Rollen, wie ſie dieß thun auf der bretternen Schau- und auf der diplomatiſchen Weltbühne.

Ein Schritt, ein ſchwerer Schritt blieb noch übrig für die, denen es Ernſt um eine wirkliche Einigung war, Aufgeben der Burſchenſchaftlichen und Eintritt in die Landsmannſchaftliche Verbindung; dieſen bevorworteten der Student Weißenborn und der aus der Vandalia getretene mit Berthold und ſeiner Partei befreundete Aegidi. Mehrere, unter ihnen Frommann, waren dagegen — Andre gaben nach, aus Apathie, des langen Kampfes und Hin- und Herrathſchlagens überdrüſſig. Die Mehrzahl der — Einigung um jeden Preis Anſtrebenden drang durch — die Erklärung unbedingten Eintritts erfolgte.

Mit Verwunderung nahmen die Landsmannſchaften dieſe für unmöglich gehaltene Erklärung auf; ſie fürchteten eine Falle, eine Ueberliſtung, und rathſchlagten lange über Zu- oder Abſage, bis ſie zu dem Entſchluß gelangten, Jenen den Eintritt in die Verbindungen zu erlauben. Allein an dieſe Erlaubniß knüpften ſie wiederum Bedingungen, welche nicht angenommen werden konnten, und ſo wurde aus der ganzen ſtudentiſchen Angelegenheit eine babyloniſche Verwirrung. Aus den Landsmannſchaften traten Mitglieder aus, aus der beginnenden Burſchenſchaft desgleichen, es bildete ſich eine Weſtphalia, es ward daran gearbeitet, auch noch eine Polonia zu gründen, und während die für die Burſchenſchaft Begeiſterten bald nach dem Wartburgfeſte dieſelbe im Geiſt bereits über ganz Deutſchland verbreitet erblickt hatten, war jetzt in Berlin größere Spaltung, als jemals vorhanden geweſen.

Durch dieſe Vorgänge ungetrübt blühte das Turnweſen unter Jahns Leitung fröhlich fort. Dieſer hatte eine Geſellſchaft gebildet, welche er Turnrath nannte, ſie beſtand aus ältern und jüngern Vorturnern und es gehörten auch Bertholt, der Gardehauptmann von Plehwe, die wackern Studenten Groos, Stüve und andere derſelben an, welche die Mitglieder der Geſellſchaft ſelbſt hinzu wählten. Jeden Sonntag Abend verſammelte ſich der Turnrath, hörte Berichte von auswärtigen Turngemeinden und Turnplätzen an, las Beſchreibungen von Turnfahrten, welche einzelne Mitglieder gemacht, vor, ſang Turnerlieder, beſprach neuerfundene Turnübungen und berieth mit großer Wichtigkeit, ob eine ſolche neue Uebung unter die bereits feſtſtehenden, gleichſam canoniſchen aufzunehmen ſei, oder den Apokryphen zuzugeſellen?

Auch in dieſem Turnkreiſe zeigte ſich die große Schwäche, die ſo oft ganze Körperſchaften erfaßt, nämlich das ungeheure Wichtigthun, das Thun, als hinge von ihnen allein das Heil der Welt und der beſtehenden Ordnung ab. Was Spiel, Kraftübungen, Wehrſchule war, ſollte auf einmal reformatoriſche Geltung gewinnen, ſollte alles Privatleben, ja ſogar alles Staatsleben umgeſtalten, und eine große hiſtoriſche Bedeutung für alle Folgezeit gewinnen.

Neben den Heißen und Eifrigen gab es indeß auch Beſonnene, Ruhige, Kühle unter den Turnern, wie ſelbſt im Turnrath, zu dieſen Turnern gehörten Frommann und Stüve, zum Turnrath Berthold, Plehwe und Groos, welche vom Beginn an ebenſo kraftgewandte als wackere Turner geweſen waren. Frommann hatte in Jena geturnt, war aber noch nicht zu den Berliner Turnern getreten, ſtand alſo noch außerhalb der Gemeinde.

Als ein Mitglied des Turnraths früher Frommann zu demſelben in Vorſchlag gebracht, fand deſſen Aufnahme bei mehreren ältern Turnern Bedenken, ſie fürchteten, das neue Mitglied dürfte ihnen durch ſeine bekannt gewordenen abweichenden Anſichten unbequem werden. Und mit dem Unbequemwerden iſt's gar ein böſes und mißliches Ding! Sei Du noch ſo wacker und kenntnißreich und einſichtsvoll, biſt Du halbweg geſcheidter wie irgend ein hoher Oberer, biſt Du dieß auch nur in irgend einem beſondern Fache, und machſt es gegen ihn geltend, aus iſt's mit der Gunſt, Du biſt unbequem und wirſt zur Seite geſchoben, aber auf ſo feine Art, daß Du Dich nicht einmal beklagen kannſt. Vor allem aber haſt Du Solches zu fürchten, wenn beſagter hoher Oberer erſt ſeit geſtern oder vorgeſtern den ſchönen Poſten Deines hohen Oberen eingenommen, und aus früherem Schatten der Unbedeutendheit in das Solarlicht der Bedeutendheit getreten iſt — hei wie glänzen da ſeine Sterne und Dein Stern ſo ungleich neben einander, ſeiner wie eine Sonne, und Deiner wie ein Nachtlicht — und beide dennoch zu einander — im Gegenſchein.

Jetzt arbeitete Frommann einen Aufſatz aus über das Turnweſen, in welchem er ſeine Anſichten klar auseinanderſetzte, erbot ſich, denſelben im Turnrath vorzutragen, und ſeine aufgeſtellte Meinung zu vertheidigen. Dieß Anſinnen erregte großen Widerſpruch, Jahn ſchaute mürriſch drein, einige Stockturner wollten gleich den Verfaſſer mit Scherer und Wadzeck auf eine Stufe ſtellen. Da trat aber Plehwe auf, der fromme, wackre Hauptmann, von etwas myſtiſchem Weſen zwar und oft von wunderlichen Worten und Redewendungen, aber — wenn auch von außen unklar erſcheinend — ein in ſich klares und kernhaftes inniges Gemüth, der ſagte: „Wißt ihr was — man ſoll keinen verdammen, wenn man ihn nicht gehört hat, das iſt unchriſtlich. Ich habe mit Frommann über ſeine Anſichten geſprochen, und glaube, daß wir wohlthun werden, ſie zu hören. Irrt er, ſo müſſen wir ihn belehren, alſo hören, belehren, bekehren! Irrt er aber nicht, ſo müſſen wir ihn erſt recht hören, und uns belehren und bekehren laſſen, denn die Wahrheit iſt es allewege, die wir ſuchen ſollen und an der wir halten wollen.“

„Es giebt noch ein Drittes“ nahm Berthold das Wort: „und dieſes Dritte fürchte und prophezeihe ich, nach mancher Erfahrung die ich bisher gemacht, und dieſes Dritte liegt leider ſehr in unſrer menſchlichen Natur; wir werden ihn hören, und er wird nicht uns, wir werden nicht ihn belehren und bekehren — weil der Menſch kein Schooskind ſo lieb hat und ſo verzieht und verzieht wie ſeine eigne Meinung.“ —

Der Turnrath war verſammelt, der Student Frommann, aus Jena gebürtig, erſchien in ruhiger und beſcheidener Haltung; nicht Alle blickten ihn mit Gunſt an, es dünkte ſie gar etwas Kühnes und Keckes, daß Einer, noch dazu ein Jüngerer, daher getreten kommen und ſie gleichſam belehren wollte.

Frommann kam — und blickte nach Berthold umher, welchem er ſeine Abhandlung zum Leſen gegeben, dieſer war noch nicht anweſend — gleichwohl, da Alle in geſpannter Erwartung da ſaßen, nahm er das Wort, und ſprach die Einleitung aus dem Gedächtniß:

„Wenn ich euch meine Gedanken über die Art, wie das Turnen bei uns getrieben wird, mittheile, glaube ich nur, meine Pflicht zu erfüllen, indem ja das ſo oft angefochtene ſiebente Turngeſetz nur deßwegen vernünftiger Weiſe vorſchreiben kann: daß man gehörte Urtheile gegen das Turnen zur Mittheilung bringen ſolle — damit dieſe Urtheile geprüft werden, und was davon ganz oder theilweiſe wahr befunden wird, zum Beſſermachen anrege und beitrage. Was ich über das Turnen als Eingabe an den Turnrath niedergeſchrieben, iſt nicht blos meine eigene Ueberzeugung, ſondern größtentheils zugleich die einer großen Menge Turner und Nichtturner. Ich glaubte aber um ſo mehr, alles, was in meinen Kräften ſteht, beitragen zu müſſen, um die Turnkunſt, die mir gewiß nicht weniger werth und theuer iſt, als irgend Einem unter euch — zu ihrer natürlichen Einfachheit und Reinheit zurückzuführen, weil ich überzeugt bin, daß ſie auf dem Wege, der jetzt mit ihr eingeſchlagen wird — wenigſtens hinſichtlich wohlthätiger Einwirkung auf das Volk — nothwendig ihrem Untergang entgegeneilt, wenn es auch möglich ſein ſollte, ſie noch eine Zeitlang unter einer geringen Anzahl gleichſam kaſtenartig fortzupflanzen.“ —

Dieſe Schlußbehauptung fiel wie eine platzende Bombe in die Verſammlung. Man glaubte nicht an die Möglichkeit, daß ſie etwas Wahres enthalte, und es erheben ſich gleichzeitig mehrere Stimmen zum Widerſpruch. Franz Lieber, ein eifriger Turner, behielt die Oberhand, indem er ausrief:

„Wir Turner haben bereits ein Glaubensbekenntniß, wir brauchen kein zweites und brauchen kein Schisma! Der Vortragende wird, da dieſes unſer Glaubensbekenntniß ihm ganz ſicher bekannt iſt, meiner Meinung nach ganz einfach zu erklären haben ob es das ſeine, oder nicht. Im letztern Falle wird ihm als Nichtturner gar kein Recht zuerkannt werden können, im Turnrath mit zu reden!“

Viele zollten dieſer Aeußerung ihren Beifall — Frommann wollte zu ſeiner Vertheidigung das Wort nehmen, da nahm aber Groos daſſelbe auf, und ſagte: „Mit Verlaub, das wäre eine ecclesia pressa. Ihr hört ja, daß eben unſer Turnerglaubensbekenntniß es iſt, welches angefochten und beſtritten — möglicherweiſe dann aber auch vertheidigt und gerechtfertigt werden ſoll! Wollen wir das vielleicht tadelnde Wort verbieten — ſo üben wir eine harte Cenſur, und eine ſtrenge Polizeimaasregel!“

„Wahrheit über Alles! Freies Wort lebe!“ rief Plehwe. „Gönnt ihm das Wort!“ —

Berthold trat ein, und gab Frommann ſeine Abhandlung zurück, welcher nun den Vortrag derſelben ohne Weiteres begann.

„Das Turnen iſt die Ausbildung des Leibes, alſo ein, wenn auch wichtiger, doch immer untergeordneter Theil der Jugendbildung, welcher der häuslichen Erziehung und der Schule den Vorrang laſſen muß und ſie keineswegs erſetzen und entbehrlich machen kann. Wir aber verlangen, daß Jeder, der Turner wird, nun ſein ganzes Leben nach den Grundſätzen des Turnplatzes modeln ſoll, daß er die dort herrſchenden Anſichten über Verfaſſung, Sitte und Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft, annehmen und ſich ganz in die Grundform eines Turners umgießen ſoll, wie ſie einmal aufgeſtellt iſt; thut er dieß nicht, ſo wird er gleichſam als Anrüchiger von der Seite angeſehen, und wenn er auch körperlich geſchickt, wie von unbeſcholtenen Sitten iſt, doch nicht als ein rechter Turner betrachtet, weil er ſich nicht in jene Gedankenſclaverei begeben will. Aber das Turnen iſt, wie geſagt, nur ein Theil der Volksbildung, und wenn es ſich von den übrigen Theilen losreiſſen, und als Geſetzgebung für das Leben eines Menſchen auftreten will, muß es nothwendig ſeinen Untergang ſelbſt herbeiführen.“ —

„Und die Anſichten, die auf dem Turnplatze herrſchen, ſind keineswegs aus dem Turnen und der Turngemeinſchaft von ſelbſt und natürlich entſprungen und entwickelt, ſondern ſie ſind, mit Verlaub unſeres Turnmeiſters, beſondere und abſonderliche Meinungen über Gegenſtände, die größtentheils noch weit über der Urtheilskraft und dem Geſichtskreiſe der Hauptmaſſe der Turner ſtehn, alſo natürlich oft einſeitig und verkehrt aufgefaßt, oft ganz unverſtanden nachgeſchwatzt werden, und ſo ungleich mehr ſchaden als nützen.“

„Auf dieſe Weiſe iſt hier, wie anderwärts, ein gewaltiger Turnerdünkel entſtanden, der jetzt mit einigen aufgeſchnappten Kraftſprüchen unſeres Jahn Alle, die nicht zu den Turnern gehören, zu Weichlingen und Schmalzgeſellen macht oder wenigſtens als Unglückliche bemitleidet, die nicht in das Walhalla der Turner eingehen können — der künftig aber da oder dort ſich mit großer Anmaßlichkeit ſogar politiſch wichtig zu machen ſuchen wird.“ —

Jahn ſaß mit ernſter und ſtrenger Miene, wie ein Steinbild, auf dem Präſidentenſtuhle im Turnrath, und hörte ſchweigend dieſe Philippica an. Einige ſeiner eifrigſten Jünger gaben Zeichen des Unwillens durch Brummen und Scharren; mehrere wollten auffahrend reden, aber Jahn rief: „Ruhe! Hört ihn!“ — Frommann las weiter:

„Jenes geſchieht von den Erwachſenen; die Kleinen aber, wenn ſie zu Hauſe nicht alles ſo finden, wie ſie nach ihrem Turnplatzbegriffen meinen, daß es ſein müſſe, beginnen ihre Aeltern zu meiſtern und ihnen den Gehorſam zu verſagen; die Aeltern aber, die ihnen eine gute Erziehung geben laſſen wollen, laſſen ſie nicht mehr auf den Turnplatz. Und dieß mit Recht, denn Ehrfurcht vor den Aeltern und kindlicher Gehorſam gehen über alle andern Jugendgebote; wer ihnen jene raubt, nimmt ihnen die ſicherſte Stütze der Sittlichkeit hinweg.“

„Aber auch nicht alle Größen bleiben dem Turnplatz treu, die Einſeitigkeit, die Grobheit und der Dünkel vieler Turner verſcheucht ſie. Viele meinen, biderb ſei doppeltderb, Derbheit iſt aber mit Nichten eine Sitte.“

„Man entferne — das iſt meine Anſicht — vom Turnplatz alle fremdartigen Elemente, welche die Turner zu einer Partei im Staate ſtempeln, wäre es auch nur die Partei ſogenannter Franzoſenfreſſer; man banne nicht einen Sondergeiſt in die Turnerei, wie nach unſern thüringiſchen Sagen die Jeſuiten die Hullenpöpel in Säcke und Sümpfe, ſondern laſſe den Turngeiſt ſich friſch und frei aus ſich ſelbſt entwickeln — maaße ſich aber nicht an, ihn nach vorgefaßter Parteimeinung zu regeln, zu lenken und zu leiten, als müſſe jeder Turner ein Demagoge ſein.“

„Mit Recht verlangt man von jedem Turner ſittliches Betragen auf dem Turnplatz; aber gegen franzöſiſche Sprache, gegen feine Sitte eben ſo wie gegen Weichlichkeit und Zierbengelei mit großem Ernſt und vieler Wichtigkeit zu eifern, iſt überflüſſig, denn letztere verfallen von ſelbſt dem Spott der Turngenoſſen, erſtrer aber dürfen, können, und ſollen wir uns nimmer ganz entſchlagen. Unrecht iſt nicht minder die ſo häufig geltend gemachte Sittenrichterei über das Betragen der Turner außerhalb des Turnplatzes, die nur gehäſſiges Ausſpioniren und Verklatſchen zur Folge hat.“

„Ei ei, viele Pillen in einer kleinen Schachtel, und weder vergoldet noch verſilbert!“ ſpöttelte Jahn. „Laſſe weiter hören!“

„Was ich vorgebracht,“ fuhr Fromman fort: „ſchien mir im Allgemeinen das Tadelnswerthe an dem Geiſte, mit dem die Turnkunſt jetzt betrieben wird. Ich komme nun auf die Turn-Uebungen, wie dieſelben im Beſondern und Einzelnen betrieben werden, und hier drängen ſich mir vorzüglich zwei Bemerkungen auf.“

„Ich bin begierig, Deine Bemerkungen zu vernehmen!“ ſprach Jahn ernſt und trocken.

„Das Turnen“ — fuhr Jener fort: „ſoll doch zum Leben in unmittelbarem Bezug ſtehen; es ſoll den Körper ſo ſtärken, daß dieſer der Seele ſo wenig Hinderniſſe als möglich beim Wirken im Leben entgegenſtellt, ja das Turnen ſoll uns, da unſre ganze Erziehung und Bildung uns zu weit vom Lebendigen, Lebenskräftigen und Volksthümlichen entfernt hat, wieder dahin zurückführen helfen. Und doch hat ſich die Turnkunſt ſelbſt unter der Hand bereits vom Leben entfernt und zwar viel weiter, als mit ihrem urſprünglichen Zweck und Geiſte vereinbar. Zum Hauptzweck des Turnens, überhaupt den Körper zu ſtärken, zu ſchmeidigen und ſeiner Herr zu werden, kommt offenbar noch der beſondere, ihm einzelne Fertigkeiten anzulehren, die im Leben mehr oder weniger nothwendig ſind. Beide Zwecke müſſen ſich in praktiſcher Ausübung vereinigen, ſoweit es nur irgend möglich iſt. Unſere beiden Hauptübungen hier und wohl auch auf den meiſten Turnplätzen ſind bekanntlich das Barren und das Recken. Sie werden am meiſten getrieben, und beſitzen die mindeſte Anwendbarkeit, den mindeſten Nutzen.“

„Halt!“ rief Ernſt Eiſelen, Jahns älteſter Turnſchüler: „hier muß ich widerſprechen, und zwar ſogleich! Mit Unrecht wird dem Barren und Recken ihr Nutzen abgeſprochen: vielmehr ſind gerade ſie die unentbehrlichſten Uebungen. Sie ſind es, welche die Arme, wie die Hüften allmählich ſtärken und kräftigen, die Muskelkraft entwickeln und hervorrufen, auch ſind ſie nicht ſo angreifend, als manche andre Uebung, die nur ganz kurze Zeit getrieben werden kann!“ —

„„Gut!““ entgegnete Fromman. „Ich will den Nutzen vom Barren und Recken in Hinſicht auf Stärkung des Armes und der Hüften zugeben, und denſelben nicht abſprechen, es fragt ſich nur, ob durch praktiſch anwendbare Uebungen nicht daſſelbe Ziel erreicht werden kann? So ſind zum Beiſpiel dem Barren eigentlich nur die Hebe-, Stütze- und Stemm-Uebungen eigenthümlich, die Schwingübungen aber werden faſt alle beſſer am Schwingel erlernt, und Schwingen findet doch mindeſtens beim Reiten einige Anwendung. Die Reckübungen zerfallen meiner Anſicht nach in drei Klaſſen: ſolche die durch den Klimmel entbehrlich werden, ſolche die durch die Leiter entbehrlich werden, und ſolche, die Seiltänzerkünſte und nichts weiter, und folglich verwerflich ſind.“

„„Hoho! Hoho! Immer beſſer!““ murrte der Turnvater.

„Dennoch mögen Reck- und Barren-Uebungen beſtehen bleiben,“ fuhr der Sprecher fort: „aber nur als Vorübungen und Lückenbüßer, wenn der Turner zu nichts anderem mehr Kraft hat, oder zu keinem andern Turnzeug mehr kommen kann. Als Hauptübung beſonders für größere Turner ſollten durchaus nur die anwendbaren Uebungen betrachtet werden, das Klettern und Klimmen, das Laufen und Springen; vor allen aber das Ringen, das mehr als alle andern Uebungen alle Glieder und Kräfte anſtrengt und ſtärkt. Die beſte Uebung iſt die, welche am meiſten kräftigt und ſchmeidigt, im praktiſchen Leben zur Anwendung kommt, und möglichſt wenige Gerüſte erfordert. Auch iſt vor allem zu berückſichtigen, daß über dem eigentlichen Turnen im engern Sinn nicht jene Uebungen vernachläſſigt werden, zu denen daſſelbe nur die Vorſchule iſt. Denn am Ende, was wäre das für ein Turner, der alle Aufſchwünge am Reck und alle Wenden und Kehren am Barren wüßte, und könnte nicht reiten, nicht fechten, nicht ſchwimmen, nicht ſchießen, nicht tanzen, nicht Schlittſchuh laufen und keinerlei Kriegsübung vornehmen?“

Ein Gemurmel des Beifalls ging bei dieſem ſchlagenden Grundbeweis durch die Verſammlung. Man begann einzuſehen, daß der Vortragende ſo unrecht nicht habe, und hörte ihn ruhig zu Ende.

„Das zweite, was mir bei Betreibung der Uebungen auf unſerm Turnplatze tadelhaft geſchienen, iſt die viele und zu große Rückſicht, welche dabei auf die Zuſchauer genommen wird. Daß man Letzeren bei allen Uebungen das Geſicht zukehren ſoll, mag gelten, obſchon es unnöthig, denn der Turnplatz iſt keine Schaubühne der Turner und kein Seiltänzercirkus. Aber ſchlimm iſt's, wenn, um die Menge zu zeigen, Maſſenübungen vorgenommen werden, die das nicht ſind, was ſie ſein ſollen, die den Körper wenig üben und unendlich viele Zeit wegnehmen. Ebenſo iſt es ſchlimm, wenn die Ordnung der Uebungen unterbrochen wird, um einigen oder allen Zuſchauern dieſe oder jene recht ex tempore zu zeigen; am allerſchlimmſten aber iſt's wenn am großen Turntage einige Geübte, und zwar meiſtens dieſelben, was auch die Zuſchauer recht wohl wiſſen, dieſen ihre Künſte vormachen, und die Uebrigen nicht derweil ihre Freiheit haben, ſondern wie Maulaffen daſtehn, und mit zuſehen müſſen, was ſie hundertmal geſehen haben, oder unzart zur Seite geſchoben werden, um den Zuſchauern Raum zu geben. Der Turnplatz iſt der Turner und nicht der Zuſchauer wegen da, und die Turner ſollten nicht wegen einiger Parademacher hingeſtellt werden, wie ein Lattenzaun."

Neues Mißfallen; Murren des Unwillens. Jahn ſprach: „Junger Salomo! Wozu iſt ein großer

Turntag? Dem Volke zu zeigen, was die Turner leiſten. Da gilt es doch wohl, die Kräftigſten vortreten zu laſſen. Auch wollen in jeglicher Kunſt Talent, Fähigkeit und Kraft geſehen werden. Der Tonkünſtler läßt ſich hören, der Schauſpieler ſpielt nicht hinterm Vorhang, der Reiter tummelt nicht im Stall ſein Roß, und Antheil der Menge muß ſein, Urtel, Lob und Tadel!“

„„Gut!““ entgegnete der Sprecher. „Aber dann laſſe ſich Alle zeigen, ſtelle Alle als Handelnde auf die Bühne, nicht wenige Auserwählte, und die Uebrigen als ein gedankenloſes Chor der Rache. Des Zuſchauers Blick vermag erſt dann ein richtender und urtelnder zu werden, wenn er ſieht, daß die Kunſt eine ſchwierige iſt, die der Geübte vollbringt, während der minder Geübte ſie minder ſchön und kraftgewandt ausführt. Laß die Uebungen an großen Turntagen blos Wettübungen ſein, laß die Kleinſten beginnen, die Großen folgen: keine Uebung ſollte vorkommen, die keinen Sieg erblicken läßt, das verleihet den Kämpfenden Sporn, den Zuſchauern Theilnahme. Warum gefällt der Schwebe-, der Hink-, der Ziehkampf ſo allgemein? Weil ſich dabei Geſchicklichkeit und Kraft nicht blos zeigen, ſondern zugleich den beſtimmten Zweck ihrer praktiſchen Anwendung vor Augen ſtellen. Käme noch dazu, daß man die zeitweilig unbeſchäftigten Turner an verſchiedenen Plätzen in Abtheilungen turnen ließe, und ſie aus müſſigen Zuſchauern in handelnde Perſonen umwandelte, ſo würden die großen Turntage ſtatt langweilende Schauſpiele, lebenvolle fröhliche Volksfeſte voll Theilnahme und Bewegung werden.“

„Dieß iſt meine Anſicht vom heutigen Turnweſen; ich kann mich in Manchem irren, aber darin irre ich nicht, daß ein dunkles Gefühl in der Mehrzahl unter den Turnern lebt, daß auf dem Turnplatz Vieles anders werden müſſe, daß dem Turnweſen eine verjüngende Wiedergeburt heilſam ſein, und ihm wirkungsreiche Dauer für die Folgezeit ſichern werde.“

„Widerlegt mich, wenn ihr könnt! Dixi et salvavi animam meam!“ —

Lebhaft folgte nun im Turnrath Beifall und Widerlegung; Berthold, Groos, Stüve, Aegidi und viele Andre traten ganz auf Frommanns Seite und ſtimmten ihm bei. Berthold erinnerte an jenen Turntag, wo ſchon alle Bemerkungen Frommanns ſich ihm ſelbſt aufgedrängt. Stüve, obgleich von etwas ſcheuer Natur, aber klug und trefflich unterrichtet, und Groos, ein Jüngling voll Kraft, Beſonnenheit und Klarheit, einer von Schleiermachers tüchtigſten Schülern, übernahmen lebhaft Frommanns Vertheidigung gegen die ſtarren Anſichten Jahns und Eiſelens. Auch Hauptmann von Plehwe, dieſe Natur voll Frömmigkeit, Einfachheit und Gradheit, trat auf Frommanns Seite, und lebhaft ward der Kampf der Anſichten und Meinungen in dieſem jugendlichen Männerkreiſe durchfochten.

Der Sieg entſchied ſich weder für die eine, noch für die andre Partei, keine wich der Andern, keine wollte ſich von der Andern überzeugen laſſen. Was Bertholdprophezeiht, traf pünktlich ein, man trennte ſich, ohne ſich verſtändigt zu haben, und konnte nicht zu der Idee ſich erheben, über dem kleinlichen Formweſen und ſtarrem Feſthalten an demſelben das große Ziel alleinig im Auge zu behalten. Man träumte von einer Einheit Deutſchlands, und konnte nicht einmal im kleinen Kreiſe geſellig-wiſſenſchaftlichen Zuſammenlebens zur Einheit gelangen. Weder eine Burſchenſchaft, noch eine Landsmannſchaft, noch eine in ſich feſt gegliederte Turngemeinde war zu Stande zu bringen im ſtudentiſchen Mikrokosmus Berlins, und draußen vor der Thüre ſtand der Argwohn mit Argusaugen und Midasohren und lauſchte und lauerte, und zitterte, daß dieſer ohnmächtige uneinige Mikrokosmus den politiſchen Makrokosmus im geſegneten, ſchlummernden und wohlbewachten Deutſchland bewegen und gefährden werde. —

In dieſen Tagen ſchrieb Rino wieder an Berthold:

„Es wird Zeit, mein geliebter Freund, daß Du Dich bei uns in Jena einfindeſt! Als künftigen Professor legens wird und muß ſo Manches Dich anziehen, was unſre gelehrte Welt bewegt, in Parteien ſpaltet, hier Bedauern, dort Schadenfreude erweckt. Du kannſt in manchen Spiegel der Gelehrſamkeit — ich meine Zeitſchriften — viel göttliche Grobheit, viel ſcharfen Witz, viel kritiſches Talent, und viel Zergliederungskunſt neben einander an den Tag gelegt erblicken. Unſer genialer Oken fährt fort, die Naturgeſchichte zu bereichern, und ſeine Jſis bringt bei Beſprechung der famoſen Kotzebouſchen Bülletins das Bild eines Ibis in höchſt natürlicher Stellung. Die Preßfreiheit preßt die Freiheit, d. h. ſie ſteht auf dem Papier, die freie Preſſe aber wird unterdrückt.“

„Man ergießt ſich meiner beſcheidenen Meinung nach, über gewiſſe Dinge etwas zu breit. So durchſpukt erſt jetzt noch die Wartburggeſchichte die Pyramiden der ägyptiſchen Göttin; das ruft bei uns nun manchen Witz hervor, weil wir ſehen, wie überdünkelvoll und grundlos wir mit manchem unſrer Lehrer verdächtigt worden ſind und immer noch verdächtigt werden. Als man Oken und Luden genugſam verdächtigt hatte, kam die Reihe an Fries und Jahn.

und vielleicht macht ſie die Runde bei allen Profeſſoren, darum rathe ich Dir hinwiederum, eile nicht zu ſehr Profeſſor zu werden, mein lieber Berthold.“

„Mutter Iſis hebt ihren Schleier auf und zeigt uns eine Menge gute und ſchlimme Schriften, welche alle auf unſer harmloſes Feſt mehr oder minder Bezug haben. Bruder! Wer hätte damals denken ſollen, daß dieſes Feſt einen literariſchen Bandwurm zeugen und nach ſich ziehen werde? Vielen Staatsmännern in der That ſcheint es immer noch ein feuriger Drache mit langem Schweif, der aus einer politiſchen Hexenküche ausfährt.“

„Ein gutes Büchlein iſt kürzlich hier ausgegeben worden: Ueber den Geiſt des deutſchen Studentenlebens, ein ſehr gutes. Ich errathe den Verfaſſer, aber ich verrathe ihn nicht. Treffend heißt es von ihm in der Iſis, daß der Verfaſſer das alte und das neue Studentenleben mitgemacht, und hervorgehoben habe, daß das Univerſitätsleben nicht blos dem Studiren gewidmet ſei, ſondern auch dem Genuſſe der Freiheit, dem Erwachen des Gefühles und der Idee des Menſchen auf ſeiner edlern gebildeten Stufe; dem Ermannen, ſich in der Würde zu behaupten, welche dem Menſchen von der Natur und von Gott zugeſprochen worden. Dieſes ſei die andere und in der That nicht minder erhabene Seite des Studentenlebens.“

„Daſſelbe Heft der Iſis theilt die ſchändliche Denunciation mit, die von Berlin aus gegen das Feuergericht ergangen, beſpricht Maßmanns Feſtbeſchreibung, wie jene Frommanns und Frieſens, und bringt zu Fries Selbſtvertheidigung kleine Bemerkungen von einem ſeiner großen Verehrer. Da lautet es unter Anderm:

„Deutſche Burſche! reiſe, ſchwere, goldne Halme des Zeitgeiſtes, die ſeinen Erntekranz bilden werden!“ — Und: „die Flamme auf den Bergen Thüringens iſt der Leuchtthurm für den Schiffer, der noch auf den Wogen des Zweifels ſchwankt.“ Und: „Ein Kreis Jahnſcher Turner, der ſeine Fäuſte nach außen kehrt und ballt und mit ſeinen Körpern einen Wall um das Land der Freiheit zieht, iſt das ſchönſte Bild der Sicherheit und Eintracht.“ Und: „Nur die Jugendkraft greift begeiſternd und handelnd ins Leben ein.“ Iſt das nicht ſchön? Aber nun folgt: „Das Menſchenalter ſollte in drei Theile getheilt werden: Vor-Burſchen, Burſchen, Nach-Burſchen — und leider geräth der, erſt ſo ſchöne Gedanken ausſprechende Verfaſſer hier ins Faſeln — verwirrt ſich in das völlig Abgeſchmackte, und beweiſt ſchlagend, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt. Die Weiber ſollen z. B. Burſchinnen heißen, die Profeſſoren Lehr-Burſchen, der Staat Turnplatz, die Univerſität Vernunft-Turnplatz, das Vaterland: Burſchen-Turnplatz, und den „Adelungen der Wartburg ſei vorbehalten, dieß Wörterbuch zu erweitern.“ Behüte der Genius der deutſchen Sprache uns vor ſolchen Adelungen! Das ſind Abderiten-Streiche nicht minder, als wie ſie in Regierungen, Kammern, Collegien und Hörſälen auftauchen. Armes Deutſchland, mit ſolchem Witz wird Dir nicht geholfen! Wie kann ein Menſch geiſtreich, und zugleich ſo völlig abgeſchmackt ſein? Das ſind Schnabelthiere, die noch in Okens Naturgeſchichte ihre Claſſification erwarten.“

„Ich habe in exaltirten Kreiſen ferner unſer Wartburgfeſt und Feuer, eine leuchtende Centralſonne Deutſchlands nennen hören. Wie gefällt Dir, mein Bruder, dieſe Hyperbel? War es denn wirklich mehr, als ein leuchtender Wiederſtrahl jugendlich erwärmter, von Vaterlandsliebe nur, nicht von Tyrannenhaß und fanatiſcher Brandſucht durchglühter Herzen? Und doch ein ſchreck- und bangen-erregendes Meteor geworden? Wie iſt das zu deuten?“

„Wenn mich nicht alle Zeichen trügen, ſo bereiten ſich Wirrſale vor, die nachhaltiges Unheil in ihrem finſtern Schooße tragen, darum, Geliebter, komme dennoch bald, recht bald, und laß uns treu zuſammenſtehen ſo am Tage voll friedlicher Geiſtesklarheit, wie in der wirren finſtern Nacht, die dem Vaterlande droht. Dioſkuren laß uns ſein, göttliche Kräfte, dadurch, daß wir die uns innewohnende Kraft dem Vaterlande ſchützend, ſchirmend und ſegnend weihen. — Vale! Vale!

Dein
Rino.“

Nachſchrift. „Obiges wollte ich eben abſenden, als ich einen lieben Brief von Dir erhielt. Du haſt mir, mein Geliebter, anziehende Vorgänge im Berliner Turnrath mitgetheilt; laß mich Dir einiges aus der hieſigen Jenaiſchen Turngemeinde berichten.“

„Es geht mir wie Dir, ich kann mir nicht in der Rolle eines Stockturners gefallen. Dieſe legen auch hier einen gar zu ſtarren Abſonderungsgeiſt an den Tag. Ich möchte ſagen, die hieſige Turngemeinde bilde eine altdeutſche Landsmannſchaft. Der Platz iſt vom Stadtrath durch uns erpachtet, mit allem Geräth und Gezeug wohl verſehen, und rings mit Einfriedungen umzogen, innerhalb deren kein Nichtturner Zutritt findet. Auch hier überwacht das ſyſtematiſch eng gegliederte Ganze ein Turnrath; für den nächſten Sommer wird dieſer aus Dr. Kieſer, Weſſelhöft und Haupt gebildet ſein. Die zahlreichen Turn-Geſetze enthalten unter andern die ſtrenge Vorſchrift, daß auf dem Platz kein fremdländiſch Wort geſprochen, und nichts anders genoſſen werden darf, als Brod und Waſſer. Jetzt während des Winters ſind die Uebungen in einem alten Gebäude, welches das Ballhaus heißt, und das wir der lebendigen Theilnahme unſers Sand am Turnen verdanken. Dieſer kommt nach Jena, ſieht das alte Neſt, hört, daß der Eigenthümer es auf den Abbruch oder ſonſt verkaufen will, ſagt keinem Menſchen und Bruder ein Wort, ſondern faßt in ſeiner wunderlichen verſchloſſenen Weiſe einen Entſchluß — ſpornt ohne Weiteres zu Goethe, der gerade hier iſt, und ſpricht zu ihm etwa folgendes: „Höret alter Vater, ich bitte Euch, laßt Euch von mir etwas ſagen. Da außen ſteht das Ballhaus, ein altes Rattenneſt, wie es in Deutſchland kaum noch drei giebt, darin turnten vordeſſen die Väter, und dazu iſt's ein ſchönes Bauwerk — iſt aber in den Händen eines alten verrückten Philiſters, der es zerſtören will gerade jetzt, wo das Volk es brauchen kann. Hört, Vater Goethe, ſchafft etwas Geld, damit wir's kaufen oder miethen können, denn unſere Wechſel reichen nicht dazu aus, und damit wir Winters uns darin mit Fechten und Turnen üben können, und unſre Kraft ſtählen, bitte, ſeid ſo gut, denn es iſt doch eine vaterländiſche Sache, für die Einer Liebe haben muß, der den Götz geſchaffen.“

„Der Geheimerath von Goethe Excellenz hat Sanden angeſchaut mit großen Augen von oben bis unten, und hat lächelnd geantwortet: Hm, hm, das, iſt ja ſchön! Wir wollen die Sache in Erwägung ziehen, und wenn dem Wunſche willfahret werden kann, ihn des Großherzogs Königlicher Hoheit ſelbſt vortragen. Dann hat er das ſtolze Haupt freundlich geneigt, und Bruder Hanne iſt abmarſchirt.“

„Darauf iſt für uns das Haus erworben und eingeräumt worden, und wir halten im Saale jetzt die Schwungübungen und turnen mit dem Voltigir- — halt! — wollte ſchreiben Schwingepferd. Der Geiſt der Erz-Turner iſt durchweg ſogenannt altdeutſch, mit dieſem Wort iſt jedoch ein ganz anderer Begriff, als der Laut weckt, verbunden, und es hat ſich leider bereits Jenas ganze Studentenwelt in zwei Parteien, Altdeutſche und Neudeutſche zerſpalten. Der ächt altdeutſche Turner verachtet Jeden der nicht turnt, und wenn er ihm ja noch ein wenig wohl will, ſo bedauert er ihn. Oeffentliche Orte beſucht der Altdeutſche kaum, höchſtens ausnahmsweiſe Kunitz. Fechten zu lernen glaubt der Altdeutſche entbehren zu können — Kreislers Manen zürnen ihm dafür. Der Fechtboden verödet durch das zu viele Turnen, die Burſchenſchaft bringt, leider muß ich das ſagen, die edle Fechtkunſt in Verfall. Es wird noch eben ſo viel gehauen als geſtochen, und oft weiß man nicht, was gehauen oder geſtochen iſt, doch neigt ſich die Mehrzahl der Fechter dahin, den Haucomment einzuführen."

„Soll ich Dir unſere beſten Fechter nennen? Es ſind Scheidler aus Gotha, Riemann aus Meklenburg, Asverus aus Jena, Vieweg aus Römhild, Graf Keller aus Stedten, Stark aus Weimar, Schorr aus Meiningen, von Henning aus Gotha."

„Die Tracht der ſtreng Altdeutſchen wird immer theatraliſcher, doch gehen Viele auch Winter und Sommer im Turnanzug. Manche deutſche Röcke — eitel Sammtröcke — ſind am Ende ausgezackt, Sand trägt an ſeinem Feierkleid handlange Goldfranzen, ebenſo der ſeit kurzem hier eingehauſ'te Doctor Karl Follen. Manche wandeln auch ganz philiſterhaft ſchlicht umher. Gegenüber den Altdeutſchen und um dieſe zu ärgern, prunken und ſtolziren die Neudeutſchen hoffärthig in Kanonen mit Pfundſporen, Lederhoſen, Huſarenjacken, Stürmern mit weißen Federn auf dem Kopf, während die Aermern im hellfarbigen Flaus, rothen oder grauen Beinkleidern, mit breiten Borden beſetzt, einhergehen. — Alle beſpornt. Man ahmt hier vielfach die mannichfaltigen Trachten nach, welche Göttinger und Leipziger mitbrachten, die Michaelis hierherkamen. Mützen ſiehſt Du ebenfalls höchſt verſchieden. Voran das Burſchenbarett mit Federn und der goldenen Eichel, dann ſchwarze Mancheſtermützen mit der ſilbernen Eichel, rothe Göttinger und Leipziger Mützen von beſonderer Form, kleine neue rothe Cerevismützchen von perſiſcher Form, ſehen wie Schlafhauben aus und ſind an den vier Ecken aufgeſtülpt. Jetzt ſind polniſche Mützen mit Pelz verbrämt an der Tagesordnung.“

„Aus dieſer Verſchiedenheit der Tracht, die ich nicht ohne Abſicht Dir, mein Theurer, hererzähle, erſiehſt Du wohl auch hier das: quod capita, tot sensus, und daß Einheit überall ein Traum iſt. Ich meinestheils habe meine einfache Burſchentracht ohne überflüſſiges Gold, Treſſen, Puffen und ſonſtigen Ziertand, beibehalten.“

„Du willſt, daß ich über den Geiſt, der in der Burſchenſchaft, wie ſie jetzt iſt, berichte. Du wirſt ſchon etwas von ihm zwiſchen allen meinen Zeilen geleſen haben, und ich kann mich darüber kurz faſſen. Sehr richtig haſt Du bemerkt, daß jedes Halbjahr ſeinen eignen Geiſt habe, daß hier ein ewiger Wechſel ſtatt finde, in dem nach Schillers Ausſpruch nur ein ruhiger Geiſt zu beharren vermag. Es iſt aber der jetzt waltende Geiſt kein ruhiger, wie ich Dir ſchon oben angedeutet habe. Von Dingen die geſchehen ſind, wüßte ich wenig zu ſagen, von

Gedanken die gedacht werden, viel, ſehr viel, aber das würde mich zu weit führen. Ideen ſind an die Stelle der Ideale getreten, lebendige, widerſtreitende, heftige Ideen; ſie gelten nicht mehr wie ſonſt, der Burſchenſchaft und ihrem friedlichen Aufbau, ſie drängen aus dem Kreiſe, ſie rauſchen wie Waſſerſtröme um den Zauberlehrling, der vergebens auf die vergeſſene Bannformel ſinnt — und ängſtigen. Ein fremder Geiſt begegnet ihnen, zieht ſie an ſich, feſſelt ſie, haucht ihnen neuen Odem ein, wandelt und modelt ſie um."

„Die Burſchenſchaft hat ſich dennoch aller Anfechtungen ohngeachtet, innerlich herrlich gekräftigt; der Vorſtand, der ſie leitet, zählt jetzt viele Tüchtige; die Meiſten bleiben, und Du wirſt Dich, wenn Du kommſt, ihrer Bekanntſchaft freuen. Binzer, Maßmann und Weſſelhöft kennſt Du ja ſchon, ich nenne nur noch von Gagern, von Henning, Graf Bochholz, Haupt, Hoffmann aus Hildburghauſen, Hoffmann aus Coburg, Michelſen aus Meklenburg, Schröter aus Lübeck, unſer Schatzmeiſter und Erbkämmerer."

„In Göttingen hat die Burſchenſchaft keinen Boden gewonnen, und was von Göttingen zu uns kam, hat uns unendlich geſchadet. Alle Göttinger beſeelte der undeutſche Geiſt, machte ſich breit in Renommiſterei von neuer Form, im engliſchen Oberrock, ſteifer Halsbinde und ſpitzem Hemdkragen. Die Einwohnerſchaft Jena's wird zu lauten Klagen veranlaßt, Unarten aller Art werden verübt, der Ordnung und der Sitte wird mit frechem Uebermuth Hohn geſprochen, und mit dem Hieber geprahlt. Indeſſen was dieſen Punkt betrifft, ſo haben Einige bereits bedeutendes Lehrgeld zahlen müſſen. Noch kein Halbjahr war ſo reich, wie das laufende, an Scandälern."

„Aber dieſer Zwieſpalt wird weiter gehen, er wird die Burſchenſchaft trennen, ſie auseinander halten und ſpalten, und nun wird die im Unklaren irrende Exaltation Einzelner auf Irrwege gerathen, die das ganze Leben der Univerſitäten bedrohen."

„Doch genug — damit mein Brief nicht zum Buche werde."

„Du fragſt, wie es um meine Liebe ſtehe? O laß mich ſchweigen, Bruder! Alles was ich ſagen könnte, es iſt geſagt in den Worten:

Est amor ingratus si non sit amator amatus." —

Dein Nino."

Berthold ſaß lange betrübt und bekümmert, und überdachte des treuen Freundes Mittheilungen. Wer hätte nicht ſchon für Durchführung einer ſchönen Idee gehofft, geſchwärmt, geglüht — bereit ihr ſein Leben hinzugeben, ihr alles zu opfern? Und Wem wäre nicht ſchon irgend ein ſolches heißerſtrebtes Seelenglück zerronnen wie ein Morgentraum? — Wo war nun die große deutſche Burſchenſchaft? Wo war der Geiſt der Eintracht und Einheit — der in ſo vielen ſchönen glänzenden Farbenſtrahlen von den Wartburgzinnen über das Vaterland hinleuchten ſollte? In Berlin war er nicht — in Heidelberg, Göttingen, Gießen, Leipzig, Halle nicht — in Jena, da war er geweſen, und ſchien nicht mehr da zu ſein. Und wenn dieſer Geiſt nicht in der deutſchen Jugend war, wo ſollte er aufgefunden werden? Bei der Diplomatie vielleicht, bei den Staatskünſtlern, beim Handel, Fabrik- und Gewerbsweſen? Oder in der Wiſſenſchaft? — Oder im Volke? Nirgend war er — in Deutſchland nirgend. —

6.

Mummenſchanz und Fackelſtändchen.

> Die Geſtalten gehn vorüber,
> Masken ſcheinen ſie zu ſein.
>
> Goethe.

Es war der Faſtnachttag des Jahres 1818, und dieſer war von jeher ein luſtiger Tag für Jena's Studentenwelt, ein Tag befriedigter Schauluſt für das Philiſterpublikum. War früher Scherz und Mummenſchanz im bunten Durcheinandertummeln mannichfacher willführlicher Verbindungen einhergeſchritten, hatte die harmloſe ſtudentiſche Jugendluſt ſich beliebig nach dieſer oder jener Richtung ausgelebt und ausgetobt, ſo ſchien ſich an dieſem Tage etwas Abſonderliches einleiten und abſpielen zu wollen. Allerlei Vorbereitungen und Vorkehrungen wurden getroffen, und man hatte ſogar manchen Studenten ſehr ernſten Sinnes, wie Rino und Sand, im heimlichen Verkehr Anſtalten treffen ſehen, ſich zu betheiligen.

Allein auch bei dieſen heimlichen Vorkehrungen trieben zwei geſonderte Parteien, Neudeutſche und

Altdeutſche, ihr Weſen für ſich allein — jede Partei wollte ihre Feſtluſt und ihren Spaß für ſich apart haben, und verſtändigten ſich nur in ſofern mit einander, daß keine die andere ſtören wolle, ſondern jede ihre Feſtſchaugabe von der andern Partei unbeirrt zum Beſten geben ſolle.

Wie nun aber ſelbſt in Liebhaberei und Spiel der Geiſt des Menſchen ſich offen kund giebt, ſo mochte den tiefer Blickenden auch hier offenbar werden der Geiſt beider Parteien — hier ein frivoler, an Unerhebliches und Gehaltloſes ſich bindender, nur am Wellenſchlag der Oberfläche ſich ergötzender — dort ein ernſter, gedankenvoller, das Weh der Zeit empfindender, es im Gemüth tragender und das verletzte Gemüth herb nach außen kehrender Geiſt.

Unter den vielen Hunderten von Zuſchauern und Zuſchauerinnen, welche ſämmtliche Fenſter des geräumigen Marktes beſetzt hielten, war auch Antonie mit einer vertrauten Freundin, und ſelbſt Antoniens ernſter Vater verſchmähten ihr und Oheim nicht, der Luſt der flotten Muſenſöhne zuſchauen zu wollen.

Ottilie, Antoniens Verwandte und Freundin, ein friſches Mädchen von gedrungenen Formen, lebhaften Auges und von heitrer Schalkhaftigkeit beſeelt, erſchien übrigens in ſichtlicher Befangenheit, ſprach bisweilen einige unverſtändliche Worte vor ſich hin, athmete kurz und heftig, und veranlaßte dadurch Antonie zu der theilnehmenden Frage: „Was haſt Du denn, Ottilie? Iſt Dir unwohl, oder fehlt Dir ſonſt etwas?“

„Ach, ich habe eine ſchreckliche Angſt“ — erwiederte Ottilie, und ſtieß einen unwillkührlichen Seufzer aus. „Ach, wenn ſie nur das nicht thun, wenn ſie mir nur den Schimpf nicht anthun!“

„Wer denn? Was denn? Welche ſie? fragte Antonie.

„Ach Gott, die Studenten! Sei ſtill! Sprich leiſe!“ erwiederte Ottilie bebend und flüſternd, beſorgt, daß die Umgebung an einem andern Fenſter des Zimmers etwas von dieſen Reden und ihrem Geheimniß erlauſchen möchte, und fuhr flüſternd fort: „Weißt Du denn nicht? — die Fatalität auf dem letzten Abonnementsballe — die mir mit dem häßlichen Herrn von Morenberger begegnete — der grobe Menſch, ich zittre, wenn ich daran denke, daß ich dadurch zum Stadtgeſpräch geworden! — Und nun höre ich er will — ſie wollen —“

„Du weißt, liebe Ottilie,“ gab Antonie mit lächelnder Ruhe zur Antwort, ebenfalls leiſe ſprechend: „daß ich nur äußerſt ſelten einen Studentenball beſuche. — Alle Achtung vor den Herren Studenten — allein ihre Bälle kommen mir gar zu ungelenk vor — einmal hier wenigſtes hundert Herren in der Regel auf dreiſſig Damen, die förmlich halbtod getanzt werden — dann Beleuchtung und Muſik meiſt — gelind geſagt, höchſt mittelmäßig, ein Auffordern aufs Gerathewohl; von einem Vorſtellen des Tänzers gar keine Rede — jeder holt ſich im Sturmſchritt, ſo bald der erſte Violinenſtrich des Walzers erklingt, die erſte beſte Tänzerin — und wäre es die Hexe von Endor, er nimmt ſie — und nun beginnt ein unausſtehlich drangvolles, heißes, hüpfendes Gewimmel, durch das man durchſtürmt, wobei ſich zumal die Füße äußerſt übel befinden, denn außer den Herren Unternehmern, die in altdeutſcher Tracht mit Escarpins erſcheinen, tanzt ja Alles in Stiefeln, an denen wohl bisweilen auch noch zufällig ein Sporn angeſchraubt blieb. Und kaum iſt der Tanz vorbei, ſo bittet ſchon, ehe man noch Odem geſchöpft, ein Zweiter, Dritter, Vierter und Fünfter um die Ehre des Folgenden, Nächſt- und Poſtnächſtfolgenden und dann kommt der naſſe Wiſch, der den Staub vom Boden fegt, und das Gewimmel im Saale auf Secunden auseinander treibt, und an den Wänden das Gedränge noch gedranger macht.“ —

„Ja doch — ja doch — Du ſchilderſt ganz wahr —“ gab Ottilie kleinlaut zu: „ich glaube Dir ungeſchworen, daß Dir die Hofbälle in Weimar beſſer gefallen, und daß es da ganz anders hergeht, wie auf einem Studentenball; allein wir armen Mädchen können nicht alle zu Hofbällen gelangen und wollen doch auch tanzen, und wir nehmen ja gern vorlieb, wenn es uns nur nicht geht, wie mir es ging mit dem Herrn von Morenberger, dem ich einen Tanz abgeſchlagen, weil ich mich vor dem großen ſchwarzen Pflaſter, das auf ſeiner gelben Habichtsnaſe lag, fürchtete, und hernach dennoch mit meinem hübſchen Vetter tanzte, der mir keine Ruhe ließ mit Bitten" — „„und den Du lieb haſt"" — warf Antonie neckend ein. „Ja, den ich lieb, recht lieb habe" — beſtätigte Ottilie, hoch erglühend aber mit einem treuen feſten Blick, fortfahrend: „da kam der Morenberger und ſagte mir Grobheiten ins Geſicht, und ſpitze Bemerkungen — und äußerte gegen einen Studenten, daß ich's mit eignen Ohren hörte. auf ein ſolches Benehmen einer Dame gegen einen Tänzer gehören eigentlich ein Paar Ohrfeigen."

„Pfui! Pfui!" ſprach Antonie, und wandte ſich erröthend ab, indem ſchon der Gedanke an die Möglichkeit ſolcher Gemeinheit ſie aufbrachte, und ſie wünſchte im Stillen, der Fortſetzung dieſer Mittheilung überhoben zu ſein.

Dieſer ſtille Wunſch fand auch alsbald Erfüllung denn die kleine lebhafte Ottilie fuhr nach einem Blick auf den Markt plötzlich mit dem Kopf aus dem Fenſter, und ſagte: „Jetzt wird es losgehen!“

Die Menge der Zuſchauer, die drunten harrte, drängte nach des Marktes Mitte hin, wo eine große Schaar Studenten, die ſich an der Feſtluſt nicht ſelbſthandelnd betheiligt hatten, einen weiten Kreis bildeten innerhalb deſſen nun die Darſtellungen ſich entwickeln ſollten; zugleich wurden Poſthornfanfaren und Peitſchenknallen, Rädergeraſſel und Pferdegeſtampf aus einer Straße vernehmbar, ein Hurrahruf über den andern erſcholl in lautſchallender fröhlicher Weiſe — jetzt erreichte ein Wagenzug von abenteuerlicher Art den Markt. Karoſſe auf Karoſſe folgte, alle offen und zurückgeſchlagen, alle gezogen von den unglückſeligen Roſſen, welche ein trübes Schickſal Philiſterpferde werden ließ, alle voll ballmäßig mit überladenem Putz ausſtaffirter Damen und Herren, wobei nicht im Betracht kommen durfte, vielmehr zu überſehen war, daß manches Band, welches modiſche Damen-Häubchen oder die Friſur feſthielt, nicht breit genug war, einen oder den andern Backenbart ganz zu verhüllen und zu verbergen. Die Mode war eine etwas altväteriſche, den Herren fehlten nicht Friſur, Haarbeutel, Chapeaux-Bas, breite ſteife Hemdkrauſe, ſeidener Frack, geſtickte Weſte, viel Gebaumel von Uhrbreloquen, Escarpins und ſeine Degen; den Damen, welche nach allen Seiten hin, nicht minder, wie gegen die mit ihnen im Wagen ſitzenden Herren unzählige und ſehr unangemeſſene Verbeugungen machten — fehlte nicht der Schmuck künſtlicher Roſen von etwas auffallender Größe, künſtlicher Locken ꝛc. ꝛc.

Die ſchmachtenden Blicke, welche dieſe Damen nach allen Seiten im Studentenkreis umherwarfen, wurden mit ſchallendem Gelächter des Beifalls belohnt, und nachdem Alle aus den Wagen geſtiegen waren, begann Muſik, die ſich in aller Stille innerhalb des Kreiſes eingefunden hatte, einen ſchottiſchen Tanz.

Mit welcher Anmuth und Grazie dieſe Ecoſſaiſe getanzt wurde, welcher Balletmeiſter Tänzern und Tänzerinnen dieſe Bocksſprünge und zierlichen Fußtriller, wie ſie der Schauluſt zum Beſten gegeben, wurden, gelehrt, iſt nicht zu ſagen.

Als dieſer Tanz unter großem, ermunterndem Zuruf eine ziemliche Reihe von Takten gedauert hatte, bereits manche Roſe aus den Friſuren zur Erde gefallen und manche Schmachtlocke gelöſt und in eine borſtige Flechte verwandelt war — unterbrach plötzlich eine anſcheinend unvorhergeſehene Störung dieſen ergötzlichen bal paré. Die Zuſchauermenge, wie der

Studentenkreis ſtob an einer Seite auseinander, und es ritten drei ungeſchlachte Reiter mitten in die Ecoſſaiſe hinein — drei fürchterliche Renommiſten aus der Zeit Hagedorns, wahre Bärenhäuter. Ihr halber Leib ſtak in Kanonen mit furchtbaren Sporen, an der Seite raſſelten gewichtige Hieber, die Hände waren in Fechthandſchuhe verſenkt, von jeder Rechten wurde eine ſchreckerregende Hetzpeitſche gehalten und geſchwungen, und mit wildem Brüllen, das aus dem Urwald dichter Zottelbärte hervorrollte, theilten dieſe Unholde und Abbilder früherer Studenten jenen, den Tanz umdrängenden Kreis. Auf den Häuptern trugen ſie ungeheure Stürmer mit himmelhohen Federbüſchen und ihre Wämſer waren wunderliche, mit allerlei Quaſt- und Troddelwerk beſetzte Koller von Büffeln- oder Elen-Haut.

Jetzt raſſeln dieſe Helden von den Roſſen ſchwerfällig herab, entſetzt ſtehen mit ihren Damen die zierlichen Tänzer, die Tänzerinnen bekommen Nervenzuckungen vor Schreck, und ziehen etwas große Flakons hervor, welche ihrer Form nach unäſthetiſchen Schnapsbouteillen ſo ähnlich ſind, wie ein Ei dem andern, an welchen jene nun riechen, oder auch ein Mehreres thun zur Herzſtärkung ad libitum.

Zur Vertheidigung ihrer Dulcineen ziehen die Herren ihre Galanteriedegen, es kommen ſtatt der

Klingen Fuchsſchwänze, Eſelsohren, Pfauenfedern und Hobelſpäne zum Vorſchein, über den Tänzern ſchwirrt die Peitſche und es wird zur Freude von Jedermänniglich ein gräulicher Cravall und Jocus.

Die Muſik läßt ſich nicht irre machen, ſie ſpielt weiter.

Die Eindringlinge fordern die Damen zum Tanze auf, ohne Weiteres, zwei Damen ſagen zu, vor der Dritten ſteht der wilde Werber in ſeiner grotesken Maske mit gelber Habichtsnaſe, darauf ein großes ſchwarzes Pflaſter — ſpröde wendet ſich die etwas kleine, pralle Dame ab — verneinend — verſagend — da hebt der Herr die Hand im Fechthandſchuh, und ſchlägt die Dame zweimal um die Ohren, daß ſie — ſcheinbar — taumelt.

Ein Schrei entfährt Ottilien — ſie ſtürzt vom Fenſter, auch ſie wankt und ſinkt vernichtet in einen Seſſel — Antonie wendet ſich in dieſem Augenblick unwillig ab — ſieht die Freundin ſinken, und eilt ihr zu Hülfe — drunten auf dem Markt aber ſchallt helles, volles Gelächter, vielhundertſtimmiger Bravoruf und Beifallgeklatſch, und zahlloſe Blicke richten ſich gerade nach dem Fenſter herauf, wo eben erſt Ottilie ſichtbar geweſen — denn ihr — der Unſeligen, galt die ganze unſchöne, von Herrn von Morenberger angeſtiftete Komödie, da ſein kleines Herz nicht

Ruhe fand, bis es eine kleinliche erbärmliche Rache geübt. Auch ein Student!

Nach vollbrachter Haupt- und Staatsaction eilten drunten nun Damen und Herren nach ihren Kutſchen, mit ſcheinbar verſtörten Mienen und wirklich zerſtörten Friſuren; die Renommiſten beſtiegen ihre Pferde wieder, umritten mit Pomp, und indem ſie ihre Roſinanten zu verwunderlichen Sprüngen anſpornten, den Markt, und verſchwanden hinter der nächſten Ecke, während der Studentenkreis ſtehen blieb, erwartungsvoll dem entgegen ſehend, was weiter ſich begeben ſollte.

Ottiliens heftige Erregung ergoß ſich in eine Flut von Thränen, ſie fühlte tief den ihr angethanen Schimpf, tief die Grauſamkeit, die gegen ſie im anſcheinend bedeutungsloſen Mummenſchanz verübt wurde — indeß die verſammelte Geſellſchaft trat um ſie her mit tröſtendem, beruhigendem Zuſpruch und ſo ſtillte ſich denn allmählich Weinen und Schluchzen, Zorn und Aufregung, nur daß die Erſchreckte, vor der Studentenwelt Gedemüthigte nicht zu bewegen war, ſich abermals den Fenſtern zu nähern, zu denen jetzt die Uebrigen wieder hindrängten, denn es begann ſich auf dem Markt ein zweiter Akt in ganz anderer, ernſterer und zugleich ſinnreicherer Weiſe zu entwickeln.

Die Muſik, welche nur vom Markt hinweggeeilt war, um ſich in einer Nebengaſſe vor dem dort bereits geordnetem Zuge aufzuſtellen, ſpielte einen Trauermarſch.

Hinter ihr ritt eine ſeltſam ausſtaffirte Maske auf einem elenden abgemagerten Klepper. Zwei ungeheure Flügel, welche vorn am Sattelbefeſtigt waren, ſtempelten die Mähre zum Pegaſus. An den vier Füßen des Roſſes hingen Flederwiſche, die Flügel reichten bis über des Reiters Mütze hinaus. Dieſe war eine Schlafmütze. Der Anzug beſtand aus einem gelbſeidenen Schlafrock, kurzen Beinkleidern, blauen ſchlotternden Strümpfen, auf der Naſe ſaß eine Brille, hinterm Ohr ſtak eine Feder.

Sollt' es ein Schulmeiſter ſein? Oder ein Poet? Oder ein Kritikus? — erbärmlich genug zu jedem dieſer drei ſah die Geſtalt aus. Aber am Sattel nieder hingen Bild- und Schrifttafeln, da war zu ſehen die Wartburg mit der Ueberſchrift: Zwing-Uri, an den Zügeln hingen große Rollen, auf denen Zeitgeiſt und Patriotismus zu leſen war.

Dieſe Carikatur nun ſollte oder wollte den Zeitgeiſt überhaupt verſinnbilden. Der Reiter hielt ein Buch, auf deſſen oft gezeigtes Titelblatt man Preßfreiheit und ſtändiſche Verfaſſung las; auf dieſen Titel beliebte der Zeitgeiſt von Zeit zu Zeit zu ſpeien — was nicht Jedermann äſthetiſch fand. Dieſe Maſke fand überhaupt nicht die gehoffte allgemeine Anerkennung; man kümmerte ſich wenig um den Zeitgeiſt und lenkte vielmehr dem, was nach ihm kam, die Aufmerkſamkeit zu, daher er ſich denn bald aus dem Kreiſe verlor und langſam nur von Gaſſenjungen, die ihm huldigten, umtoſt, ſeinen Weiterritt verfolgte.

Jetzt erſchien eine Schaar Halliſcher Sulphuriſten mit Sanbenitos, hinter ihnen kam eine groteſke Hexengeſtalt mit ungeheuren Turnerſprüngen auf einer Ofengabel daher geſauſt, ſie ſtellte des Teufels Großmutter vor; ihr auf dem Fuße folgte mit Kuhſchwanz und Pferdefuß dero Herr Enkel ſelbſt, mit furchtbar bemaltem Fratzengeſicht.

Der laute Ruf: „Bravo! Buri! Bravo!“ welcher aus dem Kreiſe ſchallte, that dar, daß die Maſke die in ihr verſteckte Perſönlichkeit errathen ließ.

Es folgte der Zug all jener Schriftſteller, deren Werke durch ihre Verbrennung auf dem Wartenberge zu einem gewiſſen Ruf gekommen. In franzöſiſcher Haarbeuteltracht Herr Ancillon; mit preußiſcher Wattirung, mit heſſiſchen Zöpfen, mit öſterreichiſchen Korporalſtöcken als Attributen gekennzeichnet dieſer und jener, Cölln und Dabelow, Harl und Haller, Immermann und Janke. Im kalamankenen Schlafrock und mit damaſtner Schlafmütze, in den gefaltenen Händen einen Fuchsſchwanz haltend, und ſich häufigſt verneigend, ward Zacharias Werner erblickt — ein Eſel und eine Maske mit einem Gänſekopf folgte ihm; Schmalz und Reinhard — bei deſſen Anblick viele riefen: „Sand! Sand!“ — und wirklich barg ſich Sand unter der Maske des Verfaſſers von: Ob? Wann? und Wie?

Gegen das Ende des Zuges folgte mit ſtolzer Geberde, einen ſchweren Kammerherrnſchlüſſel auf der Rückſeite, in der Hand aber ein ſtattliches ſpaniſches Rohr als Scepter tragend, auf dem Rücken eine Tafel: Denunciant — ein gewiſſer wirklicher Geheimer Oberregierungsrath und Kammerherr. Hinter ihm ſchritt wunderlich anzuſchauen, ein Ibis — viele riefen: „Schelle! Schelle!“ andre ſchrien: „Kotzebue! Kotzebue! Pereat!“ —

Mitten im Kreiſe vollbrachte der Ibis ein Kunſtſtück. Er neigte den Kopf mit dem mächtigen Schnabel ſehr nach unten — fuhr mit dem Letztern zwiſchen den Beinen durch, und wiederholte jene naturhiſtoriſch-ſagenhafte Stellung und Gebehrde, welche ohnlängſt in Okens Iſis abgebildet zu erſchauen geweſen war — worauf ihm nach glücklich vollbrachter Selbſtapplikation etwas entfiel. Das Entfallene war ein Buch, es war Auguſt von Kotzebues deutſche Geſchichte.

Schallendes Gelächter und Bravoruf umjubelte die Maſken, die nun einen Kreis um den Teufel und ſeine Großmutter ſchloſſen; erſterer hatte an die Jacken ſeiner Ofengabel Preßfreiheit und Conſtitution geſteckt, zum Zeichen, daß dieſe abſolut brennen ſollten, und von Vielen allermindeſtens zum Teufel und in die Hölle gewünſcht würden.

Was etwa noch darzuſtellen beabſichtigt wurde, außer der ſinnbildlichen Wiedergabe jener Arabesken, die in der Jſis als die, auf Wartburg verbrannten Reichskleinodien despotiſchen Philiſterthums durch niedliche Holzſtöckchen verſinnbildet worden waren, das ging unter im tumultuariſchen Lärm. Die Sulphuriſten umtanzten, das hölliſche Feuer vorſtellend, den Teufel, man ſchrie, man tobte, man erhitzte ſich, man äußerte ſich politiſch. Dieß fand der Denunciant höchſt unpolitiſch, erhob ſeinen Rohrſcepter, gebot Ruhe und jagte den tobenden Haufen auseinander.

„Nicht übel,“ äußerte Antoniens Vater gegen dieſe und die nächſte Umgebung der vom Zimmer aus hinab Schauenden. „Nicht übel, es wird hier unten bildlich gezeigt, wie die Polizeigewalt und das Anſehen wirklicher Geheimer Oberregierungsräthe immerdar Sieger bleiben müſſe, wenn die Welt nicht aus ihren geſetzlichen Fugen weichen ſoll.“ —

„Ich hatte doch mehr, und Geiſtvolleres erwartet,“ warf Antonie wenig befriedigt von dem, was ſie geſchaut hatte, hin.

„Zwiſchen dem Wollen, meine liebe Tochter, und dem Vollbringen liegt immer des Zufalls ganze Macht,“ erwiederte der Profeſſor. „Die Herren Studioſen haben einen, vielleicht guten Gedanken zur Anſchauung bringen wollen, ſie haben viel Fleiß auf Ausſinnen der Anzüge und Maskenbildung verwendet, um ſo manche traurige Erſcheinungen und Perſönlichkeiten der Zeit vor Augen zu ſtellen, allein über dieſem Bemühen haben ſie, wie mir ſcheint, vergeſſen, einig zu werden über Einleitung und Durchführung dieſes kurzen Drama's, und daher vermiſſen wir hauptſächlich Einheit der Handlung, und Handlung überhaupt. Ohne Vergleich muß ich dabei an jene jugendliche Beſtrebung denken, wenn Kinder Komödien ſpielen wollen. Sie opfern dann manche Stunden und Tage den Vorbereitungen und wann es zum Handeln kommt, wird alles mit ſo großer Haſt und Hitze vorgenommen und betrieben, daß der Eindruck, welcher beabſichtigt wurde, meiſt verfehlt wird, und in Allen, Agirenden wie Zuſchauenden, die Ueberzeugung Raum gewinnt, es hätte beſſer geſpielt werden können;

zumal im Publikum, das ſtets geneigt iſt, die Mühe Andrer zu ſeinem Vergnügen — mit Undank aufzunehmen.“

„Mich wundert nur,“ fuhr Antonie fort, durch ihres Vaters Rede noch immer nicht zufrieden geſtellt: — „und ich begreife nicht, daß zu ſolchen Narrenspoſſen, denen noch dazu ungleich mehr Unſchicklichkeit als Schicklichkeit anhaftet, auch geſetzte Studioſen ſich hergeben, wie Herr Nino, der doch bereits Candidat iſt, und Herr Sand, welcher immer ſo ernſt und düſter erſcheint, und in welchem ich gar keinen Sinn für ſolche lärmende und unziemliche Gaukelſpiele geahnet hätte.“

„Richte nicht zu ſtreng und hart, mein Kind!“ nahm der Oheim Antoniens das Wort. „Du kannſt nicht wiſſen, was jene ſonſt ſo wackern und ernſten Studenten, die Du nannteſt, zur Theilnahme bewegt. Mit Andern zugleich eine Meinung in corpore kund geben zu wollen, könnte ſchon ein Beweggrund geweſen ſein. Du ſiehſt, daß diejenige Fraction der Studentenſchaft, welche man jetzt Altdeutſche zu nennen pflegt, ſich vorzugsweiſe, ja ausſchließlich bei der letztgeſpielten Scene betheiligt hat, daß alſo ein vorher wohl durchſprochener, von der Mehrzahl gebilligter Plan zum Grunde lag, wo Theilnahme zu verſagen, mißlich geweſen wäre. Was Einer iſt und will, muß er ganz und entſchieden ſein und wollen. Anderntheils wird der Einzelne, gleich der Geſammtheit, gern unangenehmer und drückender Gedanken und Gefühle los; nun drücken die mancherlei erlebten Verdächtigungen immer noch den beſten Theil unſerer academiſchen Jugend, daher ein Luſtmachen und Abſchütteln dieſes Drucks auf joviale Weiſe, deren Form man gerade nicht zu loben und als nachahmenswerth hinzuſtellen braucht, aber die man auch nicht allzu rigoros ſchelten ſoll.“

Man ſprach noch über dieſes Thema, und auch die wieder völlig beſänftigte lebensfrohe Ottilie miſchte ſich in das Geſpräch, während drunten die Menge ſich zerſtreute, und einzelnen Masken nachzog, die ſie und ſich auf eigne Fauſt zu ergötzen ſuchten, als eben drunten Sand und Rino, welche ſich in der am Markt gelegen Wohnung des Letztern ſchnell der verkleidenden Hüllen entledigt hatten — jetzt Arm in Arm daher geſchritten kamen, und zwar erſchien Rino ſehr ernſt, Sand aber ungewöhnlich munter, aufgeregt und laut ſprechend, und die droben am offnen Fenſter noch Weilenden hörten ihn ſagen: „Gelang auch nicht alles, war doch der Wille ein ächter. So ſollten wir *jede* der Burſchenſchaft angethane Unbill rächen und höhnen, bis wir's noch ſtrenger und ernſter vermögen. Ha Rino! Ich möchte wohl den Ibis mumiſiren! Verzeihe mir's Gott, ich habe kecke

Gedanken — es wird mir ganz friſch im Gemüth! Ein Geiſt geht in mir auf, voller Leben, ich verſtehe noch nicht ganz ſeine himmliſche Sprache, allein ſchon hebt mich mit empor das Wehen ſeiner Fittige."

Rino, welcher Antonien und ihren Vater und Oheim bereits früher droben wahrgenommen, zog jetzt mit achtungsvollem Gruß an paſſender Stelle der Straße angelangt, ſein Barett; Sand ſchaute nicht hinauf, grüßte nicht — er nahm auch gar nicht wahr, daß Rino grüßte, ſondern fuhr lebhaft fort: „Ha dieſe Landesverräther! Kampf ihnen und Verderben! Was wohl der Erzengel Michael empfand, als er den Geiſt des Abgrunds niederſtieß in die unterſte Hölle? Welch ein Bild! Welch ein Bild! Kannſt Du ſolchen Kampf Dir ausmalen und ausdenken?" —

Die droben Stehenden hörten ſchon nicht mehr die Worte, welche auf der Straße geſprochen wurden — der Profeſſor und ſein Bruder waren bereits vom Fenſter weggetreten — Antonie ſtand noch allein daran — ſah den Wandelnden nach und ſprach tonlos vor ſich hin: „Nicht einen Gruß! — Nie einen Gruß — o Gott — nicht einmal einen armſeligen Gruß — und in mir dieſe Fülle von — Zuneigung — o Gott!" — Eine Thräne zitterte im Auge des ſchönen, ſtolzen Mädchens — war es eine Zähre des Zorns — war es eine Zähre der Liebe? Antonie zerdrückte die Thräne, damit ſie nicht gefühlverrätheriſch über ihre Wange rinne. —

Berthold ſchrieb von Berlin aus im Beginn des Märzmonds an ſeine Lieben in Roſenborn, wie er im Begriffe ſtehe, der preußiſchen Königsſtadt bald Valet zu ſagen, und an die Ausführung ſeiner Lieblingswünſche mit allem Ernſt zu denken. Dazu ſei nun manche Reiſe, wie mancher Aufenthalt in Jena und Weimar erforderlich, nicht minder werde er im Laufe des Frühlings und Sommers ſich öfter die Freude des Wiederſehens vergönnen, und hoffe, gegen den Herbſt hin alles ſo ſicher vorbereitet und geordnet zu haben, um ſeiner Erwählten dann am eigenen Heerde ein glückliches Loos zu bieten.

Das machte denn in dem befreundeten Kreiſe gar große Freude. Pfarrer Ammann hatte mit der Schweſter zu berathen, worin die ſtattliche Ausſteuer beſtehen ſollte, welche vom Pfarrhauſe aus das junge Paar erfreuen müſſe. Frau Schnellholz ward angeregt, die letzte Hand an Lenchens nicht karge Ausſtattung zu legen; Lenchen ſelbſt ſah in ſeligbanger Freude und liebender Sehnſucht der nahen Zukunft entgegen, und Vater Schnellholz ging im Stillen mit ſich ſelbſt zu Rathe, welcher von den ſtattlichen Hirſchen, die auf ſeinem Revier ſtanden, die Ehre haben ſollte, ſein Leben zum Opfer darzubringen, damit ſein Braten die Hochzeittafel der geliebten Tochter kröne.

Wecke wurde, da ein Geſchäftsgang ihn nach Salzungen führte, vom Förſter mit einem höchſtwichtigen Geſchäft beehrt. Wecke ſollte — wenn er wollte — und er wollte ſehr gern — ſich in Salzungen zu Vater Martin Krell verfügen, deſſen Weine koſten, und von zwei auserleſenen Sorten in genügender Fülle zur Hochzeit beſtellen. Da überlegte nun der noch immer einſame Hageſtolz, als er durch die knospende Waldung ſchritt, wo die Finken ihn umſchmetterten, gar Manches, und warf in ſeinem Kopfe viele Gedanken hin und her, und focht mit dem treuen, ihm von Berthold mitgebrachten Ziegenhainer in der Luft umher. „Schreit nur, ihr Finken, ſchreit nur euer: Fink, Fink, Fink, willſt Du mit zum Wein gehn? Ich gehe ja zum Wein — und es iſt mir auch zum Weinen — mehr als zum Lachen. Ich alter Narr, ich dummer Fringilla coelebs! Für anderer Leute Hochzeit Wein beſtellen! Ei daß dich! — Das ſchmucke Lenchen, das herrliche Geſchöpf, ein ſüßeres lebt nicht — doch ſchulte ich ſchon manche brave Braut — immer für Andere — keine für mich. Was werd' ich denn Lenchen für eine Ausſteuer geben? Halt — ich hab's — wenn ich nach Salzungen komme, will ich gleich hin zum Buchbinder — eine ſchöne Bibel beſtellen, und in der Bibel will ich heimlich — ganz heimlich einen Vers — oder zwei — roth unterſtreichen — und die Blätter was weniges ankleben — da findet ſie denn wohl ſpät — recht ſpät — was ich gezeichnet habe — welche Sprüche? den aus den Sprichwörtern: Ein Freund liebet allezeit, und den aus den Briefen an die Corinther: Welcher verheirathet, der thut wohl, welcher aber nicht verheirathet, der thut beſſer. — Findet ſie ſpät den Spruch, wird ſie ſeufzen und ſagen: ach alter Wecke — wie Recht hatte Paulus, der Apoſtel, und wie Recht hatteſt auch Du!" —

Durch die Herzen der Burſchenſchaft zu Jena gingen Gefühle, welche die ſpätere Zeit hat ſelten werden laſſen im deutſchen Vaterland, Gefühle der Liebe, der Treue, der Anhänglichkeit an einen biedern, geiſtig großen Fürſten.

Noch lebte jene verehrende Hingebung an dem wortgetreuen edlen Großherzog Carl Auguſt in allen Gemüthern, die ſchon auf Wartburg ſich offenkundig, frei und ungezwungen, ausgeſprochen hatte. Auf's Neue hatte ſich des Fürſten und Landesregenten hochherzige Geſinnung gegen die academiſche Jugend bewährt, und es wurden Stimmen laut, welche eine dankbare Huldigung in Vorſchlag brachten, für deren äußere Form die altbeliebte eines Fackelſtändchens als die geeignetſte befunden wurde. Schon ward im Vorſtand ein Zug nach Weimar beſchloſſen, um im Hofe des Großherzoglichen Reſidenzſchloſſes dieſe Feſtlichkeit zur Ausführung zu bringen, ſchon waren die desfalls nöthigen Anfragen nach Weimar ergangen, als die Nachricht anlangte und verbreitet ward, Seine Königliche Hoheit der Großherzog erkennen mit gnädigem Danke die gute Geſinnung der Hochſchule, und wolle die Höchſtdemſelben zugedachte Huldigung in Jena ſelbſt empfangen.

Das brachte denn gar eine freudige Bewegung unter den Muſenſöhnen, zumal unter den Altdeutſchen, hervor, und als am ſiebenten März die Nachricht eintraf, es werde der Fürſt mit ziemlichem Gefolge am Abend von Weimar herüberkommen, ſo rüſteten Viele in freudiger Haſt zu würdigem Empfang; zum Generalführer und Sprecher wurde Graf Keller ernannt, und eben ſo durch Wahl zu Deputirten die Studenten Buri, Siverſen und Möller.

Viele aber waren auch, denen gerade an dieſem Tage die Sache nicht gelegen kam, denn er war zur Abhaltung des Abſchiedcommerſes, der ſich nicht verlegen laſſen wollte, beſtimmt, und zwei verſchiedene

Feſtlichkeiten faſt zu gleichen Stunden neben einander anzuordnen, wirkt meiſt ſtörend auf beide.

Wie freudig erſtaunte Rino, da — als er eben ſeinen altdeutſchen Führerſchmuck anlegte, um dieſesmal als erwählter Fahnenträger mit dem Fackelzuge zu gehen — ſich die Thüre ſeines Zimmers aufthat, und Berthold, der ſo eben von Berlin angekommen war, in ſeine Arme flog; wie herzlich hieß er den Freund willkommen!

„Da ſiehſt Du nun aufs Neue, wie viel Anziehendes Jena für mich hat!“ ſcherzte Berthold heiter nach Berliniſcher Weiſe: „immer komme ich zu Aufzügen, und treffe ſogar auch Dich beim Anzug!“

„Und ziehſt auch wieder mit uns,“ verſetzte Rino —: „ziehſt nicht etwa jetzt ſchon den Bruder Studio aus und den Philiſter an!“

„Schon wäre es eben nicht,“ entgegnete Berthold: „allein als fertig darf ich mich eben ſo wenig betrachten. Denke doch — noch kein Triennium Student! Was wage ich nicht alles? Thät' ich nicht beſſer, auszuſtudiren, bevor ich leſen will?“ —

„Wer ſtudirt aus im Leben? „fragte Rino zurück. „Ob Du ein Hörer vieler Leſer biſt, oder Leſer vor vielen Hörern, die ich Dir wünſche — immer wirſt Du ein Lernender ſein müſſen, und jeder muß es, der durch die große Hochſchule geht, welche wir **Leben** nennen.“

Berthold willigte mit Freuden ein, als Beſuchender ſich dem Fackelzuge anzuſchließen, zumal es mit ſeiner eignen Neigung übereinſtimmte, vom Heiterſchönen und Gemüthlichen des akademiſchen Lebens, das er nun bald verlaſſen wollte, um aus dem Kreis der Lernenden in jenen der Lehrenden überzugehen, ſo viel als möglich noch ſich anzueignen und zu genießen.

Da konnte gleich im Gehen noch manches vertrauliche Wort mit Nino getauſcht, über Wohl und Wehe der deutſchen Burſchenſchaft geſprochen werden — der **deutſchen** Burſchenſchaft, für die noch immer beide Freunde lebten und glühten, die aber noch immer nicht erreicht war — einem Sterne gleich, den der nächtliche Wanderer am Saum des Horizonts erblickt, und für ein irdiſches Licht ſeinen fernen, blaſſen Schimmer hält.—

Auf dem Eichplatz ſammelten ſich die Führer und Fackelträger, und von da bewegte ſich der lange, ſchöne, leuchtende Zug, Muſik voran, nach dem Schloßhof, wo ein Kreis gebildet wurde. Vom Nachtwind geſchwellt, rauſchte die Fahne, die Nino mit eignen, ſtillen, ernſtwehmüthigen Gedanken trug. Jene Zeit, wo war ſie hin, als Antonie dieſe Fahne auf demſelben Platze, von dem man jetzt auszog, mit erhebenden Worten übergeben? Zwei Jahre waren ſchon vergangen — wie viele Hoffnungen waren in ihnen verſunken! —

In den Kreis trat der Generalanführer, die Abgeordneten, die Fahne, die Muſik. Während die Abgeordneten hinauf in das Schloß gingen, wo ihnen der Großherzog, umgeben von Goethe, Fritſch, Müller, Knebel und andern geiſtvollen Männern, freundlich entgegentrat, ſpielte die Muſik die Weiſe eines friedlichen Volksliedes, und als darauf Carl Auguſt ſich am geöffneten Fenſter zeigte, erhob Graf Keller die machtvolle Stimme und rief: „Dem wackern deutſchen Fürſten, Großherzog Karl Auguſt zu Sachſen Weimar und Eiſenach ſchlagen die Herzen aller braven Burſchen entgegen! Er hat den Geiſt erkannt, der uns auf Wartburg zuſammenführte, und die Geſinnungen, die in der männlichen Bruſt ihre feſten Wurzeln ſchlagen. Er hat uns werth geachtet, einen Kampf für uns und die gute Sache gegen die Anfälle tückiſcher und kleinlicher Gemüther, zu beſtehen. Ihm zu zeigen, wie ſehr und wie dankbar wir das anerkennen, wie innig hoch wir dieſe Schuld ſchätzen, iſt uns zu heiliger Pflicht geworden, deren Ausdruck wir in dem Rufe vereinen: Großherzog Carl Auguſt, dem Hochherzigen, ein donnerndes Lebehoch!!“ —

Mit wärmerem Gefühle, als an dieſem Abende, konnte keinem Fürſten ein Lebehoch gerufen, mit wärmerem Gefühle keines aufgenommen werden. Gleichwohl fand ſich Rino gegen Bertold, der ihm zur Seite war, zu der Bemerkung veranlaßt: „Unſere Zahl iſt heute nicht ſo groß, wie ſie ſein könnte, und ſein ſollte; das macht der Zufall, daß heute der Abſchiedkommers gehalten wird. Viele Abgehende zeigen ſich theilnahmelos, zumal die Nordländer und die Neudeutſchen. Sie denken allen Zoll des Dankes gegen Jena abgetragen zu haben, wenn ſie ihre Collegiengelder voll entrichtet. Daß ein anderer höherer Schutz walten muß zur Aufrechthaltung ſolch wichtiger Anſtalt, wie eine Univerſität, daran denken die Wenigſten. Viele Preußen und Meklenburger meinen: was kümmert uns dieſer kleine Fürſt — er hat uns nichts zu ſagen, und wir ſind ihm nichts ſchuldig."

Das Bundeslied ſtieg, ſchön geſungen, zum Nachthimmel auf, die Fackeln verloderten, und die Theilnehmer am Zuge wandelten nun in großen Abtheilungen nach der Roſe, wo die Nichttheilnehmenden bereits verſammelt waren.

Da führte nun, als man vollzählig beiſammen war, Rino ſeinen Bertold mehreren Burſchen von geiſtiger Bedeutung vor, und machte die Freunde ge-

gegenſeitig mit einander bekannt, oder führte ein frohes Wiederſehn herbei.

Während nun Berthold über das Streben und Mühen für die Burſchenſchaft außerhalb Jena mit deren ihm gleichgeſinnten feurigen und rührigen Vertretern in Jena, mit Heinrich von Gagern, mit Haupt, Graf Bochholz, mit Henning, Michelſen, mit Schröter, genannt Schröter ohne Mütze, mit Loholm, Sand, Asverus, auch mit Dürr und Maßmann, die unter den Abgehenden waren, mit Rödiger, Scheidler, Riemann und andern in lebhafte Geſpräche gerieth, und endlich der Commers beginnen ſollte, kam ein Diener des Hofes in die Roſe, und brachte an die Vorſteher den Wunſch ſeiner Hoheit des Großherzogs, daß es der Burſchenſchaft doch gefallen möge, noch einige Lieder im Schloßhofe zu ſingen, indem ſchon der Geſang des Bundesliedes den gnädigſten Herrn in eine freudiggehobene Stimmung verſetzt, welche deſſen mit Sinn gewählte Umgebung theile und nähre.

Da ließ ſich nun freilich kein Nein ſagen, und es mußte hochwillkommen erſcheinen, daß der durchlauchtigſte Herr Freude fand an der Offenbarung des jugendlich ſchönen Geiſtes im Burſchenleben, und die holde Kunſt der Töne zu eigner Verjüngung zu ſich heranziehen wollte. Scheidler und Riemann ſammelten nun alsbald den geſangeskundigen Theil ihrer Genoſſen um ſich her, und zogen wieder nach dem Schloßhof, dadurch aber entleerte ſich der Commersſaal — die langen Tafeln ſtanden verwaiſt, viele blanke Schläger lagen darauf und keine Hand eines Präſes griff nach ihnen — der vierte Theil der Verſammlung fehlte mindeſtens; ſo zahlreich war zwar nicht das eigentliche Sängerchor, aber auch Andere waren mitgegangen aus Luſt am Geſang. Die Zurückgebliebenen riefen ad loca — gleichwohl vergebens — auch kein Geſang konnte zu Stande kommen, man gruppirte ſich, harrend auf die Rückkehr der Weggegangenen, und in den Nebenzimmern, wo man einſtweilen zu zechen begann, wurden ſchon Aeußerungen des Mißvergnügens laut, zumal da ein großer Theil gar nicht vernommen, daß der ausdrückliche Wunſch des Landesherrn die Sänger gerufen, vielmehr glaubte, ſie ſeien aus freiem Willen noch einmal in den Schloßhof, um etwa einen Schluck Wein für ihr Singen zu erlangen.

Herr von Morenberger, auch ein Abgehender, ſchlug mit ſeiner derben Fauſt auf den Tiſch, und ſchrie: „Zum Teufel mit der altdeutſchen Schwärmerei! Laßt ſie doch ihre Luſtgeſänge ſingen, ſo lange ſie wollen, hier aber laßt den Commers los! Was gehn mich der Weimarſche Hof und ſeine Schranzen an?“

„Da wird immer ein Langes und Breites vom Burſchengeiſt gepredigt!“ rief ein Bierbruder: „Jetzt habt ihr ihn vor Augen! Iſt das auch Burſchencomment, uns hier ſitzen und warten zu laſſen, wie die Narren und verdurſten?“

„Beiſammen ſind wir! Fanget an! Runda Hoch!“ kröhlte ein anderer Renommiſt, allein es ließ ſich nicht wohl anfangen, denn auch die Muſik war den Sängern gefolgt.

Indeſſen wurde, was das Trinken betraf, keineswegs auf den Anfang des Commerſes gewartet, vielmehr begann der zurückgebliebene Haufen entſetzlich zu zechen; man fing dießmal den Commers am letzten Ende an, und der Mannheimer Rüdinger rief: „Getrunken! Getrunken! Es geht auch ohne Landesvater! Wenn die Landesväter ſich von uns was vorſingen laſſen, ſo brauchen wir keinen Landesvater zu ſingen!“ und was der Aeußerungen des Mißmuths mehr waren.

Mittlerweile ſangen die Sänger ihre ſchönſten Lieder, Lieder von Arndt und Körner und Schenkendorf, und es wurde ihnen und allen Mitgekommenen reichlich Punſch kredenzt, und die freundlichwohlthuende Stimmung, die das Gefühl, einen allgeliebten Fürſten zu erfreuen, in allen hervorrief, durch ſeinen Dank und ſeine Gabe noch mehr gehoben.

Da mochte nun Mancher von dem edleren Getränk, welches ſelbſt Schillers Muſe zu feiern nicht verſchmäht, nicht zurückkehren zu dem Jenaiſchen Bier, um ſich unausbleiblich gewiſſen Rauſch und Katzenjammer zu holen, und ſchlich ſich heim; Andere, die dennoch ins Commershaus kamen, verließen es alsbald, da ſie ſahen, welch ein Kobold ſich dort ſpukend eingefunden; nur Wenige gab es, welche Bericht erſtatteten von des Großherzogs Huld und dadurch in manchem kleinlichen Gemüth die Flamme des Neides ſchürten.

„Zum Teufel mit der ſogenannten Sitte, dem ſogenannten Geiſt der Ordnung, dieſen Haarzöpfen der Hölle!“ brüllte Morenberger, dem jetzt ein ſchwarzes Pflaſter über die rechte Wange lief, und eine Hiebwunde deckte, die ihm ohnlängſt Ottiliens ſchöner und munterer Vetter geſchlagen, der ihn für jene Beleidigung ſeiner Verwandten und Geliebten gefordert. „Der Biergeiſt lebe! Hoch!“

Ein Chorus brüllte nach, ein voller Humpen flog ſchon an die Zimmerdecke und ſtrömte ſeinen Inhalt über die Köpfe der Sitzenden.

„Ah! es regnet Pich!“ rief ein vierſchrötiger Geſell, und riß den Mund, ihn nach oben kehrend, lechzend und weit auf.

Schnell verſtändigten ſich, als der beginnenden Orgie nicht mehr Vernunft entgegenzuſetzen war, die Beſſern, den Abſchiedcommers an einem der nächſten Tage in traulicher Weiſe nachträglich zu halten, und verſchwanden.

Berthold und Rino blieben beiſammen, und Rino lud von vertrauten Freunden wen ſein Blick und Ruf auf dem Wege noch erreichen konnte auf ſein Zimmer, wo ſie in guten Geſprächen lange voll gemüthlicher Heiterkeit bei mancher Flaſche in Jena nicht erzeugten Weins bis Mitternacht bei einander blieben; da waren die treuen Wartburggenoſſen Buri, Binzer, Riemann, Rödiger, Sand, Maßmann und Andre wieder einmal recht einträchtiglich zuſammen, und gedachten der vergangenen Zeit mit innigfroher Erinnerung.

Aus der Roſe hörte man gaſſenweit ein brüllendes Singen und Klingen, Schallen und Knallen — es war, als tobe in ihr das wüthende Heer. Einer der wildeſten Trinker, auch ein Abgehender, der noch mit gierigen Zügen den letzten Tropfen ſeines Burſchenlebens aus hefigem Becher ſchlürfte, ſprang auf den Tiſch und ſchrie: „Holla Hoch! Ich bin der deutſche Kaiſer!“

Jubelnd umbrüllte ihn gleich ein beiſtimmender Chor, und nun ernannte er alle möglichen Würdenträger, Erzämter und Vaſallen.

„Vivat et respublica!“ ſchrie Herr von Morenberger.

„Die Republik! Die Republik ſoll leben!“ Auch dieſer Ruf fand Anklang, die nicht mehr zahlreiche Geſellſchaft ſchied ſich alsbald, immer trinkend, in zwei Parteien. Man baute aus Tiſchen und Stühlen auf den Tafeln zwei Feſtungen, eine des Kaiſerreichs und eine der Republik und als man fertig war, begann ein Kampf zu toſen, der das Haus erbeben machte — ein Kampf der Lapithen und Kentauren.

Man beſchoß gegenſeitig ſich und die Feſtungen mit Bierkrügen, Birkenmeiern, Leuchtern ſammt Lichtern, mit Stuhlbeinen und Tabakspfeifenköpfen, man griff ſich an mit ſtarker Fauſt und nervigem Arm und Turnergewandtheit. Krachend und polternd zerbrachen Tiſche, Stühle und Tafeln, Staub in dicken Wolken wirbelte auf; endlich ward auch der Ofen als letzte Zuflucht des Kaiſerthums erſtürmt und in Trümmern geworfen, und die Kämpfer malten ſich gegenſeitig Ruß auf Geſicht und Kleidung, man lachte, lärmte, fluchte, jauchzte und ſchüttete ſich zu dem Ruß noch ganze Ströme Bier auf die Köpfe — man kämpfte fort, bis alle Kraft zum Kampfe erſchöpft und jegliches Geräth zu deſſen Fortſetzung unbrauchbar war.

Am andern Tage zog Mancher der Helden dieſer Nacht mit blauen Flecken im Geſicht, mit verbundenem Kopf oder Arm, doch unter großem Comitat von dannen, unter ihnen nicht Herr von Morenberger. Dieſer Wackere hatte noch Fenſter eingeworfen und einen Nachtwächter verwundet; er ſaß dafür vier ſchöne Wochen im Carcer. Andre aber wandelten umher, und erzählten ihren Bekannten, wie herrlich es geſtern Abend in der Roſe, und welch großer Ulk und Jocus daſelbſt geweſen ſei.

7.

Ein Stück Burſchenchronik.

Wenn Du nicht irrſt, kommſt Du nicht zu Verſtand;
Willſt Du entſtehn, entſteh' auf eigne Hand.
Goethe Fauſt. II.

Berthold kam im März, etwa acht Tage vor Oſtern, nach Roſenborn. Er ſprach jetzt, wie natürlich war, zuerſt im Forſthaus ein. Laute Freude umjubelte ihn, Lenchen flog mit bräutlichem Entzücken an die Bruſt des Geliebten, Mutter Schnellbolz umfing ihn herzlich liebevoll, der Förſter that zum Fenſter hinaus einen Freudenſchuß in die Luft, und ſchreckte damit ganze Völker von Tauben, Sperlingen und Goldammern, die ſich allſeits in mancherlei Futter gütlich thaten, und Bürſchmann umſprang bellend und wedelnd den zurückgekehrten Freund des Hauſes. Hugo aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als hinüber zu eilen in das Pfarrhaus, um dort mit Freudenrufen des willkommenen Gaſtes Eintreffen zu verkündigen, worauf alsbald Bernhard in freudiger Haſt mit ihm das Haus verließ, und nach dem Forſthaus flog, ſich mit Jubel in die Arme des erwachſenen Freundes zu ſtürzen. Nach den erſten Ergießungen der Freude wanderte Berthold, an jeder Hand einen der beiden Knaben, dem Pfarrhauſe zu.

Dort trat ihm in altgewohnter unbefangener Herzlichkeit Tante Frieda entgegen, trocknete ſchnell die Hand an der Küchenſchürze, denn es war ſo eben von ihr ein Karpfen aus dem nahen Teiche für die Pfarrküche geſchlachtet worden, und rief ihren Willkommengruß dem lieben Beſucher entgegen. Aus der ſich öffnenden Stubenthür trat Wecke in ſeinem kirchlichen Ornat, mit ernſter Miene, und grüßte verbindlich: auch auf des Pfarrers ſonſt meiſt von einer geiſtigen, mit Würde gepaarten Heiterkeit ſtrahlendem Geſicht lag ein gewiſſer Ernſt, und als er Berthold mit offnen Armen an ſein Herz gedrückt, ſprach er zu dieſem:

„Sie haben manche frohe Stunde mit uns getheilt, Sie werden nun auch eine ernſte und wehmüthige mit uns feiern. Ein wackerer Freund iſt aus unſerem Kreiſe geſchieden, ein wahrer Verluſt für unſer Dorf, unſer braver Schultheis Lampert.“

„Sanft und friedlich, wie er gelebt, iſt er entſchlafen,“ fügte Wecke hinzu. „Ohne lange und ſchmerzliche Krankheit erfolgte ſein Hinübergang.“

Die Tante ſagte nichts — aber ſie hielt nicht die Thränen zurück, die ihren Augen entrollten.

„Das thut mir recht ſchmerzlich leid, den redlichen Mann nicht mehr unter den Lebenden zu finden,“ nahm Berthold das Wort. „Ich habe ihn herzlich hoch geachtet, er war eine ſo ächt ehrliche, ſchlichte, brave Bauernnatur, wie nur eine ſein kann, fromm, überzeugungs- und pflichtgetreu, und dabei verſtandesklar.“

„Ja, dieſes Zeugniß iſt's, was wir Alle ihm mit gutem Gewiſſen geben können, dieß Lob folgt ihm übers Grab hinaus,“ ſtimmte Ammann bei.

„Solche Bauern, wie Lampert einer war, werden immer ſeltner,“ fügte Wecke hinzu.

„Wiſſen Sie, erinnern Sie ſich noch,“ nahm Berthold wieder das Wort zum Lobe des Vollendeten: „in welcher edlen Entrüſtung der ſelige Freund ſich äußerte, als ihm auf verkehrte Weiſe Nachrichten über die Bücherverbrennung zu Ohren gekommen waren, wie ſein Blick zürnte und ſein Herz ſich empörte über den uns fälſchlich aufgebürdeten Frevel!“

„Gewiß, ſo war es,“ beſtätigte Ammann, „und wenn es Sie, mein lieber Herr Berthold, nicht langweilt, morgen einer ländlichen Leichenfeier beizuwohnen, zu der ich ſo eben die Lieder ausgewählt und dem Herrn Schulmeiſter übergeben habe, ſo werden Sie hören, wie ich die trefflichen Charakterzüge des Vollendeten in ein helles Licht zu ſtellen beſtrebt ſein werde.“

„Aber nun nochmals herzlich willkommen in Roſenborn und im Hafen! Wie haben Sie Ihr Braut gefunden?“

„O mein Lenchen iſt und bleibt ein Kleinod, eine Perle unter den Jungfrauen — immer die gleiche holdſelige Lieblichkeit, die ſüße Friſche, der unſchuldvolle Blick, das reine Herz!“ rief Berthold mit begeiſtertem Lobe.

„Sie iſt ein edles Kleinod, und treu wie Gold!“ erhob jetzt die Tante ihre preiſende Stimme. „Von Ihnen kann man nicht ſagen: Jedem däucht ſeine Braut die Schönſte! Alle Welt lobt Lenchens Schöheit und Sittſamkeit. Und wie häuslich hält ſie ſich! Nur Sie ſind ihr Gedanke! Aber“ —

„Nun? — Ein Aber? Fräulein Tante! Sie erſchrecken mich?“ — fragte Berthold beſtürzt.

„Ei du meine Güte!“ lachte die Tante. „Was mein Aber ſagen will, können Sie ſich wohl denken! Ich meine: aber — Sie ſollen nun auch Anſtalten machen — im Brautſtandgarten ſoll kein Jelänger jelieber wachſen, ſondern da iſt der Spruch zu beherzigen: je länger, je ſtrenger gehts dem Herzen enger."

Berthold lächelte zu der neckenden Anſpielung und erwiederte: „Nur getroſt, wertheſte Fräulein Tante! Es ſoll keiner fliegen, die Federn ſeien ihm denn gewachſen, erläutert der alte deutſche Spruchweiſe Agricola, deſſen prächtiges Sprüchwörterbuch zu Ihrer Ergötzlichkeit ich Ihnen diesmal ſtatt eines andern Geſchenkes mitgebracht habe. Mit Mühe erhielt ich die langgeſuchte Seltenheit bei einem Halliſchen Antiquar. Hier iſt es, alt zwar, aber ſehr unterhaltend."

Das Alte der Alten!" erwiederte die Tante beziehungsvoll, nahm knirend das nach der Väter Weiſe eingebundene, mit verzierten Metallſchließen verſehene Buch, ſchlug es auf und rief beim Leſen des Titels: „Ei Du meine gerechte Güte! Siebenhundert und fünfzig deutſcher Sprichwörter! Das iſt viel! Na, da mögen ſchöne Sächlein drinnen ſtehen?"

„„Dem Reinen iſt alles rein, dieß wiſſen Sie ja. Das Buch iſt mit echt deutſcher ſittentreuer Einfalt geſchrieben, wenn ſchon die Worte nicht auf der Goldwaage heutiger ſogenannter Convenienz gewogen ſind,"" erläuterte Berthold.

„Aber — nun wieder auf Ihr Sprichwort zu kommen, Verehrteſter, wann grüßen wir Sie denn als Papageno?"

„„Sie meinen, wann mir die Federn gewachſen ſein werden?‟‟ erwiederte Berthold, „darüber ſpreche ich morgen mit Ihnen im Vertrauen.‟

Wecke, der während dieſes Geſpräch Statt fand, noch einiges Geſchäftliche mit dem Pfarrer im Flur verhandelt, empfahl ſich, und nun trat Ammann in das Zimmer, bot Berthold nochmals die Hand, nöthigte ihn zum Sitzen, und ſprach: „Nun ſagen Sie mir, mein wackrer Freund, wie es Ihnen erging! Das heißt, Sie ſollen nicht gleich breitſpurig einher fahren mit einem Laſtwagen voll Neuigkeits-Erzählungen, nein, nur ſo andeutend, ſkizzirend auf kurzem Spazierritt die Markung Ihrer Lebensereigniſſe umkreiſen.‟

Berthold nahm Platz, brachte zunächſt einige Geſchenke für die beiden Knaben hervor, welche mit Frohlocken empfangen wurden, und dann für den alten Freund einige neue Broncemedaillen aus der Königlichen Münze Berlins, wiſſend, daß er damit Jenem eine große Freude mache, der zwar nicht eigentlich Sammler, aber gern Beſitzer und Aufbewahrer irgend kunſtſchöner oder merkwürdiger Gegenſtände war, und wofür Berthold wärmſter Dank, und den Gaben die ungetheilte beiderſeitige Bewunderung des Geſchwiſterpaares zu Theil wurde.

Hierauf nahm Berthold das Wort: „Ich komme abermals von Berlin über Halle und Jena hierher. Es war früher meine Abſicht, nicht wieder nach Berlin zurück zu kehren, allein nach den Erkundigungen, welche ich eingezogen, und den Winken, welche mir zu Theil geworden, wird ſich wohl nicht ermöglichen laſſen, das Ziel aller meiner Wünſche, Pläne und Hoffnungen ſchon jetzt, und ſo ſchnell, wie ich hoffte, zu erreichen. Sie wiſſen gewiß, mein hochverehrteſter Freund wie jedes Streben, auch das reinſte und edelſte, auf Verhaue und Barrikaden ſtößt, die zwar keinen Zweck haben, als genommen zu werden, deren Nehmen aber doch Zeit — wenn nicht auch noch andre Opfer koſtet."

„Solche Hemmniſſe müſſen ſein, müſſen überwunden werden, und ich fürchte ſie nicht, will ſie aber auch nicht blind überſtürmen" — fuhr Berthold fort. „Neid, Mißgunſt, Kabale, heimliches Miniren und Andern Beine ſtellen, ſind überall zu finden, warum nicht auch in einer kleinen Univerſitätsſtadt? Dieß beiläufig."

„In Berlin haben mich in der letzten Zeit Schleiermachers Pſychologie, Savigny's Rechtsgeſchichte, welcher Niebuhrs Anſichten zu Grunde zu liegen ſcheinen, Geognoſie bei Weiß, und Vorſtudien der Botanik hinlänglich beſchäftigt, und zur Privatlektüre wählte ich vorzugsweiſe das Werk des Polybius, um meinen Geſichtskreis im Bezug auf die Grundlagen der alten Geſchichte zu erweitern.“

„Sehr ſchön!“ belobte Ammann: „und Ihr Hauptſtudium? das deutſche Leben der Hochſchulen, wie weit iſt dieß gediehen? Wie ſteht es um die Burſchenſchaft? Nur dieß Eine ſagen Sie mir noch, dann heute keine Frage mehr.“

„Ich fürchte,“ erwiederte Berthold mit einem etwas trübſeligen Lächeln: „es geht mir mit dem ſogenannten Hauptſtudium gerade ſo, wie es uns mit dem des Lebens zu ergehen pflegt. Wir werden nicht fertig, wir vollenden es nicht, bis wir ſelbſt vollendet haben. In den nächſten Tagen mehr darüber. Und die Burſchenſchaft? — Lieber Himmel! Die Ideale ſind zertrümmert. In Berlin wogt in der Studentenwelt ein wirrer Knäuel von Burſchenſchaft, Landsmannſchaften und Leidenſchaften durcheinander. In Leipzig brennt Zwieſpalt, der deutſche Erbfehler — in allen Ecken; in Halle ſpukt ein unſauberer Geiſt fort und fort, und unſer reines Element vermag ihn nicht zu bannen. In Gießen die gräßlichſte Spaltung zwiſchen den Landsmannſchaften und der nicht zahlreichen Burſchenſchaft, und unter Letzterer politiſch gährende Elemente, ein verderblicher aufblähender Sauerteig. Nur in Jena noch ein leidlicher

Blüthenſtand, eine Geſammtheit, ein Haltpunkt, aber rings umher Kampf und Wirrwarr. Auf den übrigen deutſchen Univerſitäten entweder längſt keine Burſchenſchaft mehr, oder nur deren ſchwaches bleiches Schattenbild, eine flüchtig abſcheidende Nebenſonne ohne Wärme und ohne Kern — an der Keiner mit einem Brennglas auch nur den dünnſten Zunder zu entzünden vermag.“

„„Das iſt ja trübſelig, was Sie mir da berichten! So iſt denn keiner hohen und ſchönen Idee hienieden ein Boden gegeben!““ rief Ammann aus. „So müſſen wir immerdar das volle Herz, den hoffenden Glauben und die warme Begeiſterung in hehre Einſamkeiten oder in ein Land der Träume, der Dichtung, der Mährchen und Wunder tragen!“

Die Tante hatte während des Geſpräches der Männer mit gaſtlicher Hand allerlei Gutes aufgetiſcht, davon das Pfarrhaus immer einigen Vorrath hatte, und eben kam auch Schnellbolz herein mit dampfender Pfeife, unvermeidlichem vierbeinigen Begleiter, und mit bauſchenden Rocktaſchen.

„Hab's gedacht, daß der junge Herr Braut und Schwiegerältern im Stich laſſen, und beim Pfarrer Beichte ſitzen würde die längſte Zeit, hab's gedacht und ſo iſt's,“ hub er an. „Aber was habe ich? Tantchen, was habe ich in der Taſche?“

„„Kann ich's rathen?"", fragte die Tante. — „Ein Paar Rollen Knaſter — oder ein Paar junge Hunde — oder ſo etwas? Ihre Taſchen bauſchen ja ſchrecklich!"

„Am Judica werfen die Hunde nicht, mit Verlaub, Fräulein Tante — aber was ereignet ſich denn zu dieſer Zeit? Nun — jetzt Reſpekt vor Schnellbolzen! — Ein — zwei — drei — vier — ſchöne Pomeranzen!" — Und mit jeder Nummernennung zog Schnellbolz eine apetitliche Schnepfe aus ſeiner Taſche und legte ſie auf den Tiſch.

„Ei der Tauſend! Ei du meine Güte!" riefen der Pfarrer und ſeine Schweſter aus. „Das iſt ja eine Rarität!"

„„Und dazu wollen wir dieſen ſelbigten Wein verkoſten, und probiren, ob er probatum — hab' ihn erſt vor ein Paar Tagen vom braven Alten drüben hinterm Berge, wo auch Leute wohnen, die gute Zungen haben, geliefert bekommen — hat ſo ſeine Beſtimmung — könnens ſchon denken — und Herrn Wecke hat er auch geſchmeckt, als er ihn beſtellte.""

„Vor Allem denke ich, wir thun uns heute zuſammen!" ſchlug Frida vor. Die Frau Förſterin kommt mit Lenchen herüber — Sie nehmen allerſeits vorlieb mit einem Stückchen Karpfen! Allons Bernhard und Hugo; thut auch etwas, Ihr Jungen — geſchwind — helft die Schnepfen rupfen!“

Die Knaben, ſolcher ländlichhäuslichen Verrichtungen keineswegs ungewohnt, leiſteten ſchnelle Hülfe und erläuterten ſich bei dieſer Arbeit gegenſeitig ihre Begriffe über jenen Partikel des Schnepfenbratens, den ausſchließlich der Menſch als Leckerbiſſen ſchätze, während kein einziges Thier der Welt ſich neben der Schnepfe ſolchen Vorzugs erfreue. Hugo wollte den Honig als Seitenſtück geltend machen; der in der Naturgeſchichte mehr bewanderte Bernhard aber flüſterte ihm freundſchaftlich belehrend zu: „Du dummer Kerl, weißt Du nicht, daß die Bienen den Honig ſpeien?“

„Pfui Teufel! ſprach Hugo mit offnem Munde; „da eß' ich keinen Honig wieder!“

„Da thuſt Du wohl daran!“ lachte Bernhard. — „Weißt Du was Hugo, gieb Du mir nur immer Deinen Theil — ich eſſe Honig; ich will Dir dafür meinen Theil vom Schnepfendreck geben.

„Ja —“ den wirſt Du kriegen, aber nicht von der Schnepfe — denn den eſſen die Großen allein“ — gab Hugo zurück.

Der Abend wurde ein heiterer, recht glücklicher. Berthold erfreute ſich an ſeiner lieblichen Braut, die ganz verklärt da ſaß, und ihm nur immer liebevoll in die Augen ſah; die Frauen labten ſich an Fiſch und Braten, die Männer desgleichen, nicht minder am Probewein, und in das Leben der Knaben trat der höchſt wichtige und unvergeßliche Moment, an welchen ihnen mit bedeutenden Worten der Werth des, durch mancherlei Würzen veredelten Schnepfenexcrements eindringlich von der Tante nicht nur erläutert, ſondern auch praktiſch zur Erprobung zu Theil wurde. —

Am andern Morgen riefen zu ernſter Feier die Glocken von Roſenborn, mit langandauerndem Klang. Alle verheiratheten Einwohner des Dorfes ſammelten ſich zum Trauerzug nach üblicher Dorfſitte. Auch von Nachbardörfern fanden Leidtragende, Verwandte und Freunde des verſtorbenen Schultheißen ſich zahlreich ein. Der Zug ging am Pfarrhaus vorüber, der Kirche zu. Voran Hugo jetzt als oberſter Schulknabe — (Bernhard war der Dorfſchule bereits entnommen, und genoß des Unterrichts ſeines Vaters) mit dem, von zwei ſchwarzen Florbändern umwehten Crucifix. Hinter ihm die ganze männliche Schuljugend, von einem Chorabſtanten geführt, zuletzt hinter den älteſten Knaben Wecke im Ornat, ein Begräbnißlied intonirend, ihm zur Rechten der Geiſtliche. Dann der Sarg, dann die nächſten Verwandten, dann der Zug der Männer, die meiſten in Trauermänteln von eigenthümlichem Schnitt, der ſie Weibermänteln ähnlich erſcheinen ließ, dann nach einem Abſtand von vielleicht zwanzig Schritten — ſo wollte es die Sitte — die Frauen, auch Paar an Paar, alle in ſchwarzen Tuch-Mänteln mit gezackten Kragen, und ſchwarzen Hauben mit weißen Bändern und ſchleierartigem Spitzenbeſatz. Tante Frieda ſtand mit Lenchen am Fenſter, beide hielten Geſangbücher, und ſangen unter Thränen das Lied leiſe mit.

Die Glocken ſchwiegen, der Sarg ward unter dem Liede: Valet will ich dir geben, in das offne Grab geſenkt, während der ganze Zug dem Pfarrer in die Kirche folgte — es wurde ein förmlicher Trauergottesdienſt gehalten. Ammann beſtieg die Kanzel, auf welche Wecke ihm dienſtpflichtgemäß die Bibel und Agende nachtrug. Das wollen heutzutage die Dorfſchulmeiſter nicht mehr thun, haben's aber viele gar brave, tüchtige und hochachtbare Schulmeiſter gethan, und ſind darum nicht ärmer geworden an äußern Ehren, noch weniger an innern Ehren, ſind deswegen noch lange nicht Bedienten des Pfarrers geweſen.

Ammann wählte zum Text ſeiner Rede die einfache Pſalmſtelle: „So gehet denn der Menſch aus an ſeine Arbeit und an ſein Ackerwerk, bis an den

Abend.“ — und ſprach unter Anderm, am Schluß ſeiner Rede, deren erſter Theil allgemein chriſtlicher Todesbetrachtung gewidmet war: „Sehet nun in unſerm, im Herrn entſchlafenen Freund, meine Geliebten, das Vorbild eines Mannes, der raſtlos ausgegangen an ſeine Arbeit! O welch ein Wort von tiefem Sinn! Zur Arbeit, zur Mühe, zur raſtloſen Thätigkeit ſind wir geſchaffen; im Schweiß Deines Angeſichts ſollſt Du dein Brot eſſen! — Wie redlich und Gott getreu iſt unſer Seliger an ſeine Arbeit gegangen! Unverdroſſen, nie müſſig iſt er die Wege ſeiner Pflicht gewandelt, hat er ſein Haus, ſeinen Garten, ſeine Felder gepflegt und noch mehr, das geiſtige Feld, das Amt eines Ortsſchultheißen, das ihm bereits das Vertrauen eurer heimgegangenen Väter überwieſen, er hat es in Treue bebaut, er iſt ein Vater unſeres Dorfes geworden. Ernſt und wichtig iſt dieſes Amt, meine Geliebten; Fluch oder Segen für ein Dorf liegt oft in der Wahl des Vorſtehers, ja Segen, dreifacher Segen dann, wenn ſich dieſe Wahl auf einen Mann lenkt, wie unſer ſeliger Lampert war, auf einen Mann, der ſeinen Weg unſträflich wandelt, redlich, gewiſſenhaft, pflichtgetreu, ſorgſam, hülfreich, ſtets bereit zu Rath und That in allen Nöthen, in allen Angelegenheiten der Gemeinde wie des einzelnen.“

„Und an ſein Ackerwerk! An ſein Ackerwerk geht der redliche Landmann — er weiß und kennt die Zeit für Beſtellung, Ausſaat und Aernte. Aber nicht für den Landmann allein giebt es ein Ackerwerk, geliebte Mitchriſten, ſondern für Jeden, Jeden — hoch oder niedrig, arm oder reich, und das iſt ſein Beruf, der Beruf, den Gott einen Jeglichem anweiſet als Tagewerk, als Ackerwerk, als Aufgabe ſeines Lebens, daß er ſie mit Treue und mit Eifer vollbringe, daß er nicht abſchweife von ihm zu Dingen, die ſeines Amtes nicht ſind. Und auch darin war unſer verklärter Freund uns gar ein ehrenwerthes, würdiges Vorbild. Seines Berufes hat er treu gewartet, früh und ſpät, unermüdlich; von ſeinem Beruf, von dem übernommenen Amte iſt er nicht abgewichen, nicht zur Rechten, nicht zur Linken, er hatte ſtets nur ein Ziel im Auge: Pflichterfüllung in des Wortes umfaſſender Bedeutung, dieſes Ziel, was in unſern Tagen ſo Viele gänzlich aus den Augen ſetzen. Es giebt Schulzen, die ihren Beruf, dazu Gott und die Gemeinden ſie erwählt haben, völlig mißverſtehen. Die vielen Dünkel haben und wenig Einſicht, vielen Bauernſtolz und keine Bauerndemuth, denen ſogar der gute Wille fehlt, und mit denen ſich die Gemeinden durch ihre Wahl nur Ruthen gebunden haben. Es giebt aber auch Schulzen, die viel guten Willen haben, denen indeſſen Verſtand fehlt und klarer Begriff; die da glauben Thaten zu thun, wenn ſie die Befehle und Verordnungen der Obrigkeit bekritteln und verhöhnen, und deren Ausführung zu hintertreiben ſuchen; es giebt Schulzen, welche die Schreier, Lärmmacher und Freigeiſter der Gemeine ſind, ſo die Saat des Teufels, den Ungehorſam, die Widerſetzlichkeit, den Aufruhr in die Herzen der Gemeindeglieder ſäen. Vor ſolchen behüte euch meine Lieben, der Allwaltende im Himmel!“

„Ein Solcher war nicht unſer Entſchlafener; er ging mit Verſtand, mit Redlichkeit, mit Pflichttreue und mit herzlicher Liebe gegen alle Menſchen an ſeine Arbeit und an ſein Ackerwerk, bis an den Abend. Er war ein Ordner, ein Friedensſtifter, ein Verſöhner der Feindſchaften, ein gerechter und milder Richter, wo ihm oblag zu ſtrafen.“

„Heil aus der Höhe einem Jeden, der alſo thut, den ſein Lebensabend findet, wie unſern Verewigten, vorbereitet, ruhig, ernſt, voll Demuth und voll Glaubensfeſtigkeit. Ach daß dieſe immer mehr auch aus dem Stande des Landmanns ſchwinden will! Glaubt es, meine Geliebten, Glaubenstreue, Glaubensfeſtigkeit iſt die Mutter aller chriſtlichen Tugenden. Wenn der Glaube ſchwindet, ſchwindet auch die Liebe, die Liebe im Kreiſe der Familie, die Nächſtenliebe im Kreiſe der Gemeinden, die Unterthanentreue im Kreiſe eines Landes. Unſer Seliger war ein ächter Chriſt! Bedenket es, dieſes hohe Wort, ich ſage euch kein anderes, kein höheres zu ſeinem Lobe: Er war ein ächter, glaubenstreuer Chriſt.“

„Als ſolcher verbrachte er ſein Tagewerk. Segen ſei mit ſeinem Andenken! Friede ſeiner Aſche!“

„Herr bleibe auch bei uns mit Deiner Gnade bis an den Abend. Amen.“

Unter frommen Geſängen wurde nach dem Gottesdienſt die Hülle des Redlichen in die ſtille Gruft beſtattet.

In friedlicher Stunde ſaß Berthold bei ſeinem väterlichen Freund mit Schnellholz beiſammen, und erfüllte den Wunſch des Pfarres, ihm ein klares Bild der gegenwärtigen academiſchen Zuſtände in Jena, wie in Berlin zu geben. Auch di Förſterin, die Tante und Lenchen hörten mit Antheil zu. Die Knaben, zumal Bernhard, waren ſtille, eifrige Hörer, ſaßen traulich aneinander geſchmiegt in einer Zimmerecke, und verwandten kein Auge von dem Sprecher. Berthold hatte ſich einige Aufzeichnungen gemacht, eine Art academiſcher Chronik gleichſam angelegt — um ſie vielleicht einmal in ſpäterer Zeit zu irgend einer überſichtlichen Veröffentlichung zu benützen — in welche er während ſeiner Mittheilung bisweilen blickte, doch konnte er, von Vielem ſelbſt Augenzeuge, in den meiſten Fällen dieſe Nachhülfe des Gedächtniſſes leicht miſſen.

„Jena“ — ſo begann er: „hatte im abgelaufenen Winterhalbjahre ſechshundertundfünf Studirende. Michaelis waren neunundneunzig abgegangen, zweihundertundzwölf Neue wurden inſcribirt, unter ihnen einige Franzoſen, viele Ungarn, eilf Griechen, worunter ein Prinz Gigas, die man gern in hohe Weimariſche Kreiſe herüberzog, mit gerechter Freude darüber, daß das wieder auflebende Hellas ſeine Söhne zur Aneignung germaniſcher Bildung und Sitte in das geiſtbelebte Herz Deutſchlands ſandte. Aber ſelbſt die ungleich entlegnere Krimm hatte zwei reiche Ruſſen, die Brüder Caroſſa geſendet. Die Poſt allein brachte an Wechſeln für Jena's heitere Muſenſöhne in dieſem einen Halbjahr fünfundzwanzigtauſend Thaler.“

„Sie lächeln“ — unterbrach ſich Berthold: „über dieſe meine in das Gebiet der Statiſtik hinüberſchweiſende Bemerkung, allein es iſt nicht ohne Abſicht geſchehen, daß ich dieſes mir aufgezeichnet. Es könnte etwa eine Zeit kommen, wo der neueren Staatskünſtler Ueberweisheit dem Hirngeſpinſt, die deutſchen Hochſchulen als etwas Abgelebtes und Ueberflüſſiges aufzuheben, Fleiſch und Blut geben möchte, da wird es nicht vom Uebel ſein, ein Schild entgegen zu halten, und auf dem Schilde ernſtabmahnende Bilder aus der Vergangenheit, denn tödtet man je dereinſt die deutſchen Univerſitäten, ſo tödtet man ganz ſicherlich den deutſchen Geiſt."

„„Sehr gut, ſehr gut, richtig und wichtig!"" belobte Ammann. „„Sie ſind weitſichtig, ein Seher in die Ferne. Erhalten ſie ſich das gute ſcharfe Auge!""

„Manch heiteres Burſchenfeſt ward gefeiert nach den herrlichen Wartburgtagen," fuhr Berthold fort: „Blüchers Geburtstag, der ſiebenzehnte December füllte am Abend den Marktplatz mit jubelnden Muſenſöhnen; eine praſſelnde Lohe ſchlug himmelan durch das tiefe Dunkel der feuchtkalten Decembernacht. Mit Bitten, wie mit Liſt ward Brennſtoff errungen und erzwungen, und an der kühnen, hehren, gewaltigen Flamme erfreuten ſich die Herzen der Jünglinge. Fühlten ſie doch auch im Buſen ein kühnes, hochſchlagendes Feuer, leuchtete doch noch hell und rein aus ihren tiefſten Innern der Stern der Wartburg tage. Und war das nicht eine Freiheitfreude, daß ungehemmt dieſe Feuerblume zum Himmel aufblühen und leuchten und ſtrahlen und flammen durfte!"

„Da gedachten Alle, die mit, zum Theil unter ihm gekämpft, wie Loholm, der Huſar, des tapfern Erzhuſaren Blücher, und da ſcholl das freudige Lied:

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus.
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwerdt.
Juchheiraſaſa und die Deutſchen ſind da
Die Deutſchen ſind luſtig und rufen Hurrah!"

„Und wie das Lied zu Ende geſungen war, ſtieg dem Vater Blücher ein donnernd Lebehoch zum Himmel. —

Mit der wachſenden Flamme wuchs die Freude, genährt auch durch manchen tapfern Trunk — und damit man nicht geſtört werde, wurden alle Straßenausgänge auf den Markt mit bewehrten Wächtern beſetzt, darauf ward ein Popanz aus alter Zeit herbei gebracht, eine Schandſäule der Academie, das berüchtigte Denkmal, das bei ſeiner Prorectoratswahl dem Hofrath Eichſtadt dargebracht worden, und ward unter Jubel in die Flamme geworfen, deſſen damals ſogar in der Literaturzeitung pomphaft Meldung geſchehen.“

„Kein Philiſter wagte ſich auf den Markt, allein mit Liſt, wie Füchſe, wußten doch die ſchlauen Pedelle ſich einzuſchleichen, die nicht entdeckt wurden.“

„Der Nachtlärm nahm nun mehr und mehr den Charakter der Wildheit an, die Flamme ſank, aber die luſtige Tollheit und tolle Luſtigkeit ſtieg — man brach in die Fleiſchbänke und holte Klötze, Tiſche, Leitern zur Nahrung des Feuers, ja aus einem am Markt gelegenen Auditorium wurden Katheder und Bänke herbeigeſchleppt.“

„In das Getümmel ſchallte jetzt vom Weiten her heller Geſang; eine Schaar Meininger Studenten hatten an demſelben Abend den Geburtstag ihres geliebten, auch in Jena ſtudirenden Erbprinzen und künftigen Herzogs mit Punſch und Nikos gefeiert, die hatten nicht wenig Freude an dem nächtlich wilden Lärm und waren überlaut fröhlich mit den Fröhlichen. Erſt nach Mitternacht — als des gleichzeitigen Geburtstags letzte Stunde von den Thürmen geſchlagen, gingen die luſtigen Schwärmer auseinander.“ —

„Am andern Morgen kam der hinkende Bote. Die Pedelle hatten Viele aufgeſchrieben, der academiſche Senat verhing ſcharfe Strafen, und der Burſchenvorſteher mußte ſtark auf dem Carcer brummen.“

„Aehnliche, und keineswegs minder tumultuariſche Feuerbiwacht auf Jena's Marktplatz brachte die letzte Nacht des ſcheidenden Jahres. — Viele Theilnehmende hatten ſich die Geſichter geſchwärzt, um nicht abermals erkannt und angegeben zu werden, und ſahen aus, wie Nachtkobolde, die um die Feuer tollten und zechten. Nach Mitternacht zog man mit Muſik in den halben Mond, und commerſirte in das neue Jahr hinein bis zum Tagesanbruch.“ —

Auch des Mummenſchanzes — am Faſtnachttage gedachte Berthold bei ſeiner Mittheilung, und ſein Zuhörerkreis vernahm das alles mit reger Theilnahme, wenn auch zu dem einen der Pfarrer und zu manchem andern die Frauen den Kopf ſchüttelten, zumal Letzteren in ihrem Stillleben ganz unbegreiflich erſchien, wie das alles ſo überluſtig und wild am hellen Tage ſich begeben könne.

„Das iſt eben die goldne academiſche Freiheit!“ belehrte die Bedenklichen der Pfarrer: „die aber auch kaum auf irgend einer andern Hochſchule einen ſolch hohen Blüthenſtand erreicht, wie zu Jena.“

„Noch am Abend nach jenem Mummenſchanz“ berichtete Berthold weiter, „wurde ein großer Fackelzug gehalten und vor des Prorector Hofrath Stark

Haus gezogen, mit Marſchällen, dem Fahnenträger, den Fahnenbegleitern, Ehrenherren, dem General-Anführer, den Adjutanten, und dem Generalbeſchließer, Alle mit großen Federbarets und in altdeutſcher Tracht; da ward manch ſchallendes Hoch gebracht, in freudigſter Weiſe aber den vier Profeſſoren, die auf Wartburg mit getagt hatten. Viele Neudeutſche aber hatten ſich von dieſem Zuge ausgeſchloſſen. Als auf dem Markt — der ſchon ſo viele Feuer brennen ſah, auch diesmal nach altherkömmlicher Weiſe die Fackelſtümpfe zuſammgeworfen wurden und Alle das Lied ſangen:

„Heil unſerm Bunde Heil!
Dem deutſchen Bunde Heil!
Heil, Deutſchland, Heil!
Wem Herrmanns Lobgeſang
Zum deutſchen Herzen drang,
Stimm' an beim Becherklang,
Heil, Deutſchland, Heil!“

da fuhr der Nachtwind, wie ein böſer Geiſt, in die rothe Flamme hinein, und trieb ſie ſpaltend auseinander und es heulte und ziſchte, wie ſpottende Dämonenſtimmen, und ſchienen die Flammenzungen, die am Boden hingetrieben wurden, bald die Steine lecken zu wollen, bald ringelten ſie ſich wieder auf wie Schlangen, und züngelten in die nachtdunkle Dampfwolke; dabei waren die ernſten ſchwarzangedampften Geſichter grell und wunderlich beleuchtet, während noch manch Lebehoch gerufen ward, dem Großherzog, der Burſchenſchaft, der Freiheit, dem Vaterlande, auch der Preßfreiheit trotz dem Preſſen — und nach dem Verlodern der Flammen und dem Verſtummen aller dieſer Rufe zog Alles auf die Roſe zum Commers.“ —

„Am zehnten März,“ fuhr Berthold fort: „wohnte ich zu Jena einer feierlichen Burſchenverſammlung bei. Es wurden einige ſehr wackere Angemeldete aufgenommen. Ein Vierteljahrlang mußten vorher deren Namen angeſchlagen bleiben, und Jeder war aufgefordert, wenn er gegen deren Mitgliedſchaft eine Einwendung zu machen habe, dieß beim Vorſtand zu thun.“

„Eine lange Tafel, an welcher die Vorſteher ſaßen, bedeckt mit ſchwarzem Tuch, welches goldne Franzen zierten, ſtand auf einer Erhöhung. Auf ihr brannten ſechs Kerzen, lagen vor dem Sprecher zwei blanke Schläger gekreuzt, nebſt Urkunden und Akten.“

„Vor dieſe Tafel traten die Neuaufzunehmenden. Der Sprecher erhob ſich und rief Silentium! Tiefe Stille trat ein, und es begann der feierliche Geſang des Bundesliedes: Sind wir vereint zur guten Stunde. Da ſchauerte ſie durch jedes Herz, die erhabene Wahr-

heit: Denn wir ſind hier in ernſten Dingen,
Mit hohem heiligem Gefühl!

beſonders aber durch die Herzen der Neophiten, denen nun die Aufnahmeformel vorgeleſen und die Frage vorgelegt wurde: Seid ihr noch geſonnen an der Verbindung der Burſchenſchaft Theil zu nehmen und wie mit ihr ſo mit dem deutſchen Volke zu ſtehen und zu fallen?“

„Dazu gaben Alle ihr freudiges Ja und ihr Ehrenwort in die Hand des Sprechers, der ſie feierlich zu Brüdern an- und aufnahm, ihnen das Burſchenband und den Bruderkuß gab.“

„Die weitern Verhandlungen betrafen das Wirken der Burſchenſchaft nach außen hin. Man war in einigen Zwieſpalt mit den Schwarzen zu Gießen gerathen; Sand und mehrere andre Mitglieder des Ausſchuſſes wünſchten dieſen Zwieſpalt gütlich beizulegen, da er nicht im Geiſt der deutſchen Burſchenſchaft ſei — aber die Abſtimmung in den Klaſſen entſchied für das Schwerdt. Rödiger ſchrieb die Ausforderung, Eiſenach ſollte Kampfort ſein, eine große Anzahl unterſchrieb, und drängte ſich dazu, ſich mit den Gießner Brüdern auf die Menſur zu ſtellen.“

„So viel von Jena“ — fuhr der Erzähler fort. „In Leipzig hat der Senior der Thuringia, Elſter, dieſe Landsmannſchaft nicht ohne Mühe in eine Burſchenſchaft umgewandelt, nachdem die Vereinung zu einer Geſammtheit in dieſer Verbindung von Seiten der vier Landsmannſchaften, geſcheitert war an dem ſtörrigen Sinn der drei übrigen. Und daran trug nichts ſo große Schuld, als die Deutſchthümelei, das ſchroffe Benehmen der ſogenannten von Jena nach Leipzig gekommenen Altdeutſchen, das feſte Beharren auf der altdeutſchen Tracht, als ob dieſe und nur dieſe den Burſchen ausmache, den Geiſt der Burſchenſchaft enthalte; ebenſo die Strenge gegen jedes Fremdwort, die oft bei dem Bemühen, ſolche Worte deutſch wiederzugeben, in Lächerlichkeit umſchlug.“

„Elſter war mit dem Studenten Seyffart aus der Lauſitz nach Jena gekommen, die Statuten der Burſchenſchaft zu holen; bei ihrer Rückkehr gingen mit ihnen Robert Weſſelhöft, von Henning aus Gotha und Graf Bochholz nach Leipzig; man ordnete und richtete ein nicht ohne manche ſtürmiſche Beſprechung. Beſonders war es Weſſelhöft, der feſt an der altdeutſchen Tracht hing und für ſie ſprach. Der ſchwarze deutſche Rock, das ſchwarze Federbaret, der weiße Kragen, der bloße Hals, weiße Beinkleider, Ritterſtiefeln mit goldnen Franzen, das waren die Ideale vieler Burſchenſchafter, für welche ſie ausſchließlich ſchwärmten.“

„Nach manchem Mißverſtändniß iſt es dahin gediehen, daß der Gründer der Leipziger Burſchenſchaft, welche nie dem Ueberwiegen der Landsmannſchaften dort die Spitze bieten konnte, ausgetreten und nach weitern Unfällen nach Jena abgegangen iſt, wo denn doch, wie er ſelbſt mir verſicherte, der Geiſt der Burſchenſchaft ungleich edler, reiner und würdiger gepflegt wird, als in Leipzig. Aber nun gehen wieder neben der Burſchenſchaft und neben den Landsmannſchaften in Jena, wie in andern Städten, Vereine und Kränzchen her, welche ſcheinbar ganz unſträſlich, nur freundſchaftlichen und literariſchen Zwecken dienend, nichts weniger als harmlos ſind. Dergleichen Vereine ſind in Jena, in Heidelberg, in Darmſtadt, in Gießen, in Freiburg und anderorts als beſtehend zu betrachten, und es werden in ihnen Ideen verarbeitet, welche weit über den Kreis und die Aufgabe der Burſchenſchaft hinausliegen.“ —

„„Leider, leider““ ſeufzte Ammann. „„Wir werden wohl erleben, daß mancher ſonſt wackre junge Mann in ſchlimmere Händel ſich verwickelt, als Studentenhändel in der Regel ſind.““

„Mir kommt es überhaupt vor,“ nahm Schnellbolz das Wort: „als würden da und dort Feuer angezündet in den deutſchen Gauen, die keine Octoberfeuer, keine Freudenfeuer ſind — das viele Feuerſchüren auf dem Markt zu Jena, deſſen Sie, lieber Herr Sohn erwähnen, ſcheint mir ſymboliſch darauf hinzudeuten.“

„Die Feuer leuchten allzumal ſchön, aber ſie machen doch die Nacht nicht helle!“ entgegnete Berthold, und die Tante ſagte: „„Ja und Die, welche Feuer finden wollen, werden es in der Aſche ſuchen.““ —

„„Und wie verließen Sie Berlin?““ fragte Ammann mit Theilnahme.

„Wir mußten uns dort immer noch Wilde nennen laſſen, weil in keiner Weiſe Einigung mit den Landsmannſchaftern anzubahnen war,“ erwiederte Berthold. „Doch gaben Viele von uns ſich gegenſeitig das Wort, die Verbindungen nicht weiter anzuerkennen, und aus ihren Reihen niemals Secundanten zu wählen. Vor meinem Abgange kamen Briefe aus Jena an Jene, wie an uns, die abermals anmahnten, daß wir uns gemeinſchaftlich zu einer Burſchenſchaft einigen, und einen demnächſt abzuhaltenden Burſchentag in Jena beſchicken ſollten — wobei an uns noch die beſondere Aufforderung erging, uns auf alle Fälle, ſelbſt im Gegenſatz zu den Landsmannſchaftern, zu einer Burſchenſchaft zu bilden, und Abgeordnete zu entſenden. Einige von uns, darunter auch ich, freuten ſich darüber und waren bereit für die Sache aufs Neue zu wirken — Andre erklärten ſich entſchieden dagegen und führten den Beweis, daß dadurch die Spaltung nur noch vermehrt, die Landsmannſchafterei durch den Widerſtand geſtärkt und die Geſammteinigung zu einer Burſchenſchaft immer weiter hinausgeſchoben werde. Ganz Unrecht hatten auch die nicht, die ſich alſo äußerten. Die Landsmannſchaften wollten erſt gar die Jenenſer für ihre Aufforderung ſtürzen, bekämpften aber dann ihren großen Zorn, und beſchloſſen, zwei Abgeordnete zu ſenden. Wir hielten eine berathende Verſammlung, und Wer erſchien in dieſer? Die Landsmannſchafter in großer Anzahl, mit Stöcken bewaffnet. Wir eröffneten unſre Verſammlung. Da trat ein Student auf, Namens Wangenheim, der wollte ein gutes Werk ſtiften, begann von Verſöhnung zu ſprechen, allein beide Parteien riefen ihm zu, zu ſchweigen. Da nun zur Sprache und Erklärung kam, daß wir zur Zeit keine Verbindung ſeien und ſein wollten, äußerten die Landsmannſchafter: dann dürft ihr auch keine Abgeordneten nach Jena ſenden. Darauf wurde erwiedert, daß wir uns durch ihre Abgeordneten doch unmöglich für vertreten erachten könnten. Und ſo wählten wir zwei tüchtige Studenten, Jonas I. und Furioſo."

„Furioſo?" fragte Lenchen lächelnd — „das klingt ja wie ein Name aus irgend einem Räuberroman.

„Ja, mein liebes Herz, wenn Du ſpäter mit mir auf der hohen Schule biſt,“ ſcherzte Berthold: „wirſt Du noch viel wunderliche Namen vernehmen, und mehr als einen Furioſo ſehen und hören. — Was der Burſchentag vollführen wird, müſſen wir erwarten. Nach Oſtern, ſpäteſtens Ende dieſes Monats wird er ſeine Sitzungen beginnen.“

Das Oſterfeſt erhielt für die befreundete Familie in Roſenborn und ihren werthen Gaſt noch eine beſondere Weihe durch liebevolle Antheilnahme. Bernhard wurde am zweiten Oſtertag confirmirt. Man empfand all das Wichtige und Ernſte ſolcher Weihe, und ſäumte nicht, dieſen Empfindungen Worte zu geben. Dem Vater und ſeiner würdigen liebevollen Schweſter war Glück zu wünſchen, ein früh mutterlos gewordenes Kind bis zu dieſem wichtigen Lebensabſchnitt körperlich und geiſtig mit glücklicher Begabung herangezogen und günſtig ausgebildet zu haben; auch dem Jugendlehrer, Freund Wecke, ward für manche angewandte Sorgfalt und bewieſene Liebe freundlicher Dank geſpendet, und dem jungen Confirmanden ſelbſt wurde mit aufrichtig gemeinten Glückwünſchen zu dieſem ſeinen erſten Ehrentage manche ernſte Ermahnung zu Theil, auf der Bahn des Guten, des Sittlichen und Schicklichen ſtandhaft fortzuwandeln, und die Lehren und Verſprechungen tief im Gedächtniß zu behalten, welche dieſer Tag ihm gegeben und von ihm empfangen. Beſonders war es Berthold, der mit Ernſt und Rührung den liebgewonnenen jungen Freund an ſich zog.

Mit dem Oſterheiligenabend war in dieſem Jahre der Frühlings-Anfang zuſammen gefallen; das Naturleben trat in das Stadium ſeines Wiedererwachens; ſchon ſummten die Bienen eifrig um die blühenden Weiden und die Veilchen verriethen an Rainen und Zäunen durch ſüßes Duften ihr Hervorkommen und Wiederblühen.

Man luſtwandelte, feierlich und ſinnig bewegt, am Nachmittag hinauf zum Libanon — dem trauten Schauplatz heitrer, wie ernſter Stunden aus des Pfarrers eignen Jugendtagen, der nun auch wieder dem heranblühenden Sohne ſo lieb geworden. Viele Erinnerungen wurden wach, auch die Tante hatte deren, ſie trug ſie aber ſtillverſchwiegen im Herzen.

Für die Liebenden erbaute der lenzhelle Tag eine Edenslaube der Gegenwart, welche ſich gleich von ſelbſt zum Erinnerungstempel weihte. Jedes fand reichen Stoff für Gefühles-Aeußerung, wie für das eigene Nachdenken. Bernhard war ſtill und ſittſam. Der tiefreligiöſe Eindruck dieſes Feſttages, den er in das unverdorbene Herz empfangen, hob ihn geiſtig hoch, und verklärte ſeine Empfindungen.

Als Berthold, von den Uebrigen, in geſelliger Mittheilung begriffenen Begleitern unbemerkt, ſich mit dem Knaben in das tiefere Dickicht des kleinen Kiefernhains verlor, ſtanden ſie bald an dem Steinaltar, und Berthold ſprach, Bernhards Hand erfaſſend, zu dieſem: „Siehe, mein geliebter Freund, in dieſem von Dir erbauten Altar den Grenzſtein Deiner glücklichen Knabenjahre. Gott ſegne Deine Jünglingszeit, in deren erſter Morgenſtunde Du heute betend ſtehſt! Wir Alle, die Dich lieben, beten mit Dir, und für Dich. Halte Dich rein und fleckenlos, bewahre Dir ein treues, offenes, deutſches Herz, und bleibe eingedenk deſſen, dem Du dich gelobt, des Vaterlandes und der Liebe zu ihm.“

Ohne Worte, aber mit freudigem Blick, der durch Thränen eines reinen Herzens zu Gott flammte, warf ſich der Jüngling an die Bruſt des ältern Freundes, des Bruders.

6.

Leiden und Freuden.

— — In kurzer Zeit
wächſt Menſchenſegen, und alſo zu Boden ſtürzt er auch
vom feindlichen Beſchluß erſchüttert hin,
eintägig.

Pothe nach Pindar.

Berthold lebte, ſchwärmte und glühte noch zu lebendig für die Burſchenſchaft, als daß er es hätte über ſich gewinnen können, den Burſchentag zu verſäumen. Daher riß er ſich los aus den Armen der Liebe und Freundſchaft, und eilte nach Jena, um mit Ernſt und Eifer ſich an den Berathungen und Verhandlungen zu betheiligen, welche kein andres Ziel im Auge hatten, als die noch immer friſche und lebendige Idee einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft durchzuführen, und durch ſie dann die Einheit Deutſchlands aufzubauen und zu erſtreben.

Im Organiſiren liegt ein großer eigenthümlicher Reiz. Während der deutſche Bundestag zu Frankfurt am Main in beſonnener Gemachſamkeit viele Acten anwachſen ließ, erfreute ſich auch die jugendliche Studentenwelt an Verſuchen zu Neugeſtaltungen, die — wenn ſie auch nur Verſuche blieben, doch das Gute hatten, geiſtig anzuregen, Kräfte zu wecken, und aneinander abzuſchleifen.

Faſt alle befreundete Univerſitäten, welche das Wartburgfeſt beſchickt hatten, ſandten auch zu dem großen Burſchentag zu Jena ihre Abgeordneten, nur Gießen trotzte und zürnte, da die Spaltung noch nicht ausgeglichen war, an welcher übrigens Jena die Hauptſchuld trug. Heidelberg, Göttingen, Berlin, Leipzig und Halle waren an der Berathungstafel der Abgeordneten am Zahlreichſten vertreten. Die Burſchenſchaft Jena's an dieſer Tafel vertraten Riemann und Graf Keller. Die Berathungen wurden mit großem Ernſt gepflogen; ſie fanden Statt in Hartungs Kaffeehaus, und nach dem Ernſt der Debatte ſchmauste und zechte man Mittags und Abends gar einträchtiglich auf Koſten der Jenaiſchen Burſchenſchaft. Während indeſſen die meiſten Studenten Jena's noch in den Ferien und im Schooß ihrer Heimath weilten, waren nach Jena viele Studenten von auswärts gekommen, angezogen von der ſchönen Idee eines burſchikoſen Bundestages, vielleicht Erneuung eines Wartburgfeſtes hoffend, — aber —

Die entflohene ſchöne Stunde
Bringt kein Sterblicher zurück!

Mitten in die 6 bis 8 Tage dauernde Zeit der Berathung fiel der große Siegestag, der 31. März, und es mußte etwas geſchehen. Da war es Berthold, der einen guten Gedanken anregte, dem die Ausführung auf dem Fuße folgte.

Die Berathungen wurden für den Nachmittag ausgeſetzt. Die ganze anweſende Studentenſchaft, Auswärtige und Einheimiſche, die nicht in die Ferien gegangen oder aus die Jena und deſſen naher Umgebung ſelbſt ſtammten, ſammelten ſich unter das Burſchenbanner. Im größten Feſtſchmuck, Muſik voran, ward nach dem Eichplatz gezogen.

Mit eigenthümlichen Gefühlen gedachten Berthold und Nino, die unzertrennlichen Freunde, jenes jungen Baumes, der dieſem Platz den Namen gegeben, den ſie beide pflanzen hälfen, jenes Tages, an welchem die Burſchenfahne der Burſchenſchaft übergeben worden, jener Hochgefühle, Hoffnungen, Wünſche und ſichern Erwartungen. Reden und Lieder hatten jenen jungen Stamm geweiht — aber es war nicht Segen mit ihnen geweſen; der Eichbaum war dahin — dahin ſo viel Anderes, dahin ſo mancher ſchöne Hoffnungsbaum und — Traum.

Doch der Menſch wird ja nicht müde zu hoffen. Gleich der Ameiſe, in deren Bau eine unberufene Hand ſtörend wühlte, gleich der Spinne, deren Netz ein durchfliegender Vogel zerriß, bauen wir am zerſtörten Karthago unſrer Lieblingswünſche, Hoffnungen und Pläne immer aufs Neue wieder.

Und ſo pflanzten die Burſchen vertrauend an die Stelle des Beſchädigten, zerſtörten, verwelkten Eichbaums einen neuen, kräftigen, jungen Stamm, freudig und hoffnungsvoll, unter Liedern und Jubelruf, daß er gedeihen möge als ihr eignes Symbol.

Und dann zogen ſie zum Sitzungsſaal des Burſchenbundestags, und ließen einen Wein-Commers los, der eine Art hatte, nämlich eine ſolche Art, daß die größten und abgeſagteſten Feinde aller Haarbeutel und Philiſterzöpfe dennoch bezopft und behaarbeutelt nach Hauſe wankten, daß Viele zwar nicht, gleich andern Abgeordneten zu andern Berathungen, den Kopf verloren, aber doch Hut oder Mütze und daß es — wenn die Burſchenſchaft nicht Jahrhunderte und Jahrtauſende fortlebt, durchaus nicht die Schuld jener flotten zechluſtigen Cumpane iſt, denn ſie ließen die edle Verbindung viele hundert und tauſendmal hoch leben — aus innigtreuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit — da ſie zumal es war, die den großen Säckel dem ſemperfröhlichen Immerdurſt ihrer Gäſte vorhielt.

Berthold hatte ſeinem väterlichen Freunde mit Hand und Mund verſprechen müſſen, ihm die Ergebniſſe des Burſchentages mitzutheilen, und er that dies in folgenden Zeilen.

Jena, den 4. April 1818.

„Geſtern Morgen, mein innigſtverehrter Freund und Gönner, hielten die Abgeordneten unſers Burſchentages ihre letzte Sitzung. Man ging noch einmal die Protocolle ſämmtlicher Verhandlungen durch und erwog nochmals reiflich manche einzelne Punkte.“

„Neben der Hauptſache wurde noch Manches erledigt, darin ſich dieſe oder jene Hochſchule gleichſam, wie an einen Bundesrath an den Burſchentag gewendet.“

„Ihren Antheil, theuerer Mann! wird es erwecken, wenn ich Ihnen mittheile, daß man ſich über die Idee einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft endlich völlig klar geworden iſt, ſich über eine ſolche verſtändigt, und auch die Grundzüge einer Verfaſſung für dieſen allgemeinen Bruderbund feſtgeſtellt hat, doch ſoll die Verfaſſung ſelbſt einer weitern vereinbarenden Berathung im nächſten Herbſt vorbehalten bleiben, und zwar am 18. des Siegsmondes. Neunzehn Grundſätze über Begriff, Weſen und Zweck ſolcher Vereinung, über Mittel zur Erreichung des Zwecks, über Aufnahmefähigkeit der Mitglieder, über den Burſchenbrauch u. ſ. w. wurden aufgeſtellt. Man hat das

Ganze dieſes Ergebniſſes in drei Theile zerfällt, einen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und praktiſchen. Dieſe Gliederung mißfällt mir, unter uns, ich halte ſie wenigſtens für unpraktiſch. Außerdem bin ich völlig mit allem Beſchloſſenen einverſtanden, und wünſche nur, und bete dafür, daß wir eine ungehemmte Durchführung des ſchönen Entwurfs zum großen Ganzen erleben. Dann kann dieſe hier in den jüngſten Tagen Statt gefundene Berathung wirkungsreich, folgenreich und ſegensreich für alle deutſchen Jünglinge und für das ganze deutſche Volk werden!“

„„O glücklicher Schwärmer!““ unterbrach Ammann mit einem Ausruf ſein Leſen des Briefes. „„Für wie wichtig und immer wichtiger ſich dieſe liebe Jugend doch immer hält! Aber ich liebe ihn um ſeiner warmen Begeiſterung Willen; glücklich, wer noch ſo fühlen, noch ſo hoffen, noch ſo ſchwärmen kann! — Hören wir weiter!““

„So hat ſich ſeit drei Jahren allgemeiner Gährung aus dem Schlamm eines falſchen Zwecken geopferten Lebens rühmlich ernſter Kampf deutſcher Burſchen zum höchſten Ideal vaterländiſcher Einheit und volksthümlicher Ausbildung emporgeſchwungen, was nicht den beſten Fürſten, nicht den weiſeſten Miniſtern geglückt iſt. Gedanken ſind geweckt und im Umlauf, von denen vor wenigen Jahren noch kein deutſches

Herz etwas ahnete; in jedem deutſchen Burſchen flammt der Glaube an Freiheit und Vaterland, und lebt die Ueberzeugung, daß Volk und Staat Opfer erheiſchen, und auch das geringſte Opfer eine heilige Spende ſei. Eine neue Reformation iſt ins Leben getreten, die Wartburg iſt ihr feſter Grundſtein; mit Staunen ſehen die Völker eine Erſcheinung, die wie ein Meteor plötzlich am Himmel des Vaterlandes aufleuchtet.“

„„Ja wohl, ein Meteor!““ unterbrach ſich aufs Neue der Leſer. „„O du edler lieber Schwärmer! Eine neue Reformation! Viel geſagt mit zwei Worten, viel geſagt, und ganz ſicher zu viel.““

„Aber —“ las Ammann weiter in Bertholds Briefe: — „noch hat die gute Sache nicht ausgekämpft, noch ſchwebt ſie in furchtbarer Criſe. Die Feuer auf den Bergen im Siegesmond, nach Jahresfriſt des Wartburgfeuers, werden uns zeigen, ob die göttliche Macht der Wahrheit Siegerin, oder ob der Ahriman der Knechtung uns rückwärts ſtößt in die Nacht des Verderbens.“

„Mit der Burſchenſchaft ſteht und fällt das deutſche Volk, iſt dieſe gefallen, dann wehe dir, mein armes Vaterland! Was kannſt Du noch hoffen, wenn Deine edelſten Söhne, verkannt und verrathen, ihren Fluch in Deine heiligſten Gebete donnern?

Dann verdorrt bis zum höchſten Gipfel und bis in die unterſte Wurzel die freie Eiche, die Eiche der Freiheit. Dann wollen wir mit zerriſſenen Seelen ihre letzten fallenden Blätter ſammeln, mit unſern Thränen ſie bethauen, und weinen, daß wir den Tag der Vernichtung geſehen.“ —

„„Wohin wird ſolche Exaltation die jungen Männer führen?““ fragte ſich Ammann ernſt, indem er ſinnend noch lange in Bertholds Zeilen blickte: „wenn ſelbſt der Beſonnenſten und Tüchtigſten Einer ſolche Sprache ſpricht? — Iſt es nicht Vermeſſenheit, daß ſie ſich allein für berufen und auserwählt halten zu des Vaterlandes Horten und Heilanden? Welches kann ihr nächſtes Ziel ſein? Ich ſehe kein klares Wollen, ich ſehe nur dunkeln Drang. Nicht mit der Burſchenſchaft ſteht und fällt das deutſche Volk, es hat in ſich ſelbſt noch feſtere, dauerhaftere Stützen, und wohl ihr, daß ſie dieſe hat — denn ſie wird fallen dieſe Burſchenſchaft, das weiſſage ich ihr mit Zuverſicht — ihr formloſer Bau — iſt er nicht ein Babelthurmbau? Sind nicht an allen Orten und Enden die Werkleute uneinig unter einander? Herrſcht nicht Mißverſtehen und Begriffsverwirrung unter der Menge? Der Bau wird fallen, aber die ewige Idee wird fortleben und nach allen Gauen des Vaterlandes enttragen werden, die Idee der Einheit, der Selbſtſtändigkeit, der Größe dieſes Vaterlandes.“

„Nicht Flüche, mein Berthold, werden des Vaterlandes *edelſte* Söhne in ſeine heiligſten Gebete donnern; nein, ſie werden als treue Prieſter den Gottgedanken der heiligen Idee nähren, ſie werden Männer werden, wackre, bewährte Männer, und werden feſthalten am Gedanken, durch Zeitenwirren, durch Meinungskämpfe — durch Verkennung und Verfolgung, durch Nacht und Kerker hindurch, immer dem Sterne folgend, der am Morgenhimmel ihrer Jugend flammte, dem Sterne des Gedankens eines einigen großen Vaterlandes. Und wenn auch eurer Keiner es erleben ſollte, daß in Erfüllung geht, was ihr ſo fromm und treu und eifrig und ſehnſuchtvoll erhofft, erſtrebt — nicht vergebens habt ihr den Grundſtein gelegt, habt ihr die Eichen gepflanzt, habt ihr zu Gott gebetet um gnädiges Gedeihen.“

„Die Zeit ziehet dahin über unſer aller Häuptern — eines nach dem andern ergraut, ſinkt zur Grube, aber darum nicht muthlos, nicht zaghaft — denn es verjüngt ſich ewig die Welt, und — Dii fortioribus adsunt.“ —

Berthold, völlig Herr ſeiner Zeit, eigenen Studien eifrig fortlebend, weilte noch eine Zeitlang in Jena im Schooße des akademiſchen Lebens, liebevoll theilnehmend an deſſen Leiden und Freuden und im innigtrauten Seelenbunde mit den Beſten und Wackerſten, nur that es ihm weh, daß ſelbſt dieſe ſich mehr und mehr ſonderten und ſchieden, daß er ſeine eignen Geſinnungsgenoſſen in der Partei der Altdeutſchen nach einer Richtung, in jener der Neudeutſchen nach andrer Richtung hin zu ſuchen hatte. Sein Rino, noch am Teiche Bethesda einer Amtshoffung liegend, theilte gleich ihm noch alles, was die Burſchenſchaft betraf, da ihm Zeit dazu vergönnt war, außerdem aber lag Rino mit vielem Fleiß ſeiner Fortbildung ob und trug mit ſtillem Ernſt immer noch jenes Ideal im Herzen, jene Paſſiflore einer Liebe, der kein irdiſches Hoffen blühte — darin eine eigenthümliche Beruhigung findend — daß das Geſchick auf wunderbare Weiſe vergalt, daß Antonie litt — leiden mußte — gleich ihm — obſchon nicht um ihn, und daß ſie gegen ihn nach wie vor mildfreundlich war, wie gegen keinen Andern, ja es dahin kommen ließ, daß Andre, ihr Inneres und ihren hohen ſittlichen Werth verkennend, ſie kalt, ſtolz, gefühllos, eingebildet ſchalten — weil ſie auf einſamer Höhe des Geiſtes und mit ihrem tiefen Gefühl in ſtiller Einöde eines ſchmerzerfüllten Herzens ſtand. —

Der Mai war gekommen mit aufknospenden Blüthen, mit Sängern und Düften, der Verjünger der

Welt, der ſelbſt in leidende Herzen ſeinen Balſam gießt. Sein erſter Tag lockte und ladete ſchon zum Bade, viele folgten der Lockung, uneingedenk, daß ſeit grauen Zeiten ein geheimnißvoll dämoniſches Walten verkündet wird durch die Volksſtimme, die vor dieſem Tage warnt.

Unter den Badenden waren auch Berthold, Nino, Sand, Binzer und jener hübſche muntre Vetter Ottiliens und Antoniens, alle gewandte und kräftige Schwimmer, dennoch konnte es geſchehen, daß die dämoniſche Macht der Waſſerwelt einen dieſer Freunde ergriff, und ihn in die Tiefe zog, raſch — den Mitbadenden kaum bemerkbar.

Ein Hülferuf — ein einziger, und der ſchöne Jüngling war verſunken. Alle Freunde faßte ſtarrer Schreck — Viele tauchten unter, Andre riefen nach Hülfe — bald füllte ſich mit Menſchen das „Paradies“ — ein Theil des Stroms war mit geſtemmtem Flößholz bedeckt; Berthold eilte zu den nahen Saalfiſchern — auch deren Hülfeleiſtung anzuſprechen; ſie ſollten mit Kähnen und Stangen nahen, dem Verunglückten der Tiefe zu entreißen.

Da ſahen dieſe Männer Berthold verwundert an und mit Kopfſchütteln, und murmelten die Fragen: „Heute? Heute? Am Walpurgistag?“

„Da iſt alles Suchen vergebens, lieber Herr!“ ſprach ein alter Fiſcher: „Den finden wir nicht, den hat die Nixe, und läßt ihn vor morgen nicht los. Die will ihr Opfer haben, und bekommt es auch, das ſteht baumfeſt.“

Vergebens ſchalt Berthold auf den Aberglauben, vergebens trieb er die Fiſcher zu hülfreicher Eile — ſie folgten ihm mit innerm Widerſtreben, ſie ſuchten nachläſſig — die Nacht brach ein — der erſte Tag des Mai war dahin, mit Trauer war der Blüthenmond begonnen.

Am andern Morgen bedurfte es nur leichter Mühe, den Verunglückten aufzufinden.

Der Brüder Liebe bereitete ihm ein ehrenvolles Begräbniß. Der Abend des dritten Mai ſank ſchattend in das ſchöne Saalthal. Vom Sonnenſcheidekuß erglühten die ſchroffen Höhen; der hohe Thurm auf dem Berggipfel ſtand roth wie eine Feuerſäule.

Auf dem Eichplatz ſammelte ſich die Brüderſchaar, von dort bewegte ſich der ſtille Zug auf den Markt, wo bei den liebenden Verwandten des Entſeelten Wohnung war, und ſtellte ſich in einen Halbkreis vor ihr auf. Die Säbel der Zugführer, die Stäbe der Marſchälle, die Barrets waren mit Flor umwunden.

Der Sternenhimmel ſchimmerte nieder, die Fackeln brannten, kein Laut ward vernommen als ihr

Sprühen und Kniſtern; auf allen Geſichtern lag bleicher Ernſt. Da erhob ſich mit gedämpften Stimmen, von ergreifender Inſtrumentalmuſik begleitet, ein Todtenchoral — im Hauſe aber, aus dem die Landsleute des Verſtorbenen jetzt den Sarg trugen, ſtöhnte ſchmerzlich wimmernde Klage. Eine hehre weibliche Geſtalt trat heraus in Trauerkleidern und legte zwei Kränze auf den Sarg, und ſchritt ſtumm in das Haus zurück.

„Antonie!“ hauchte N.no, vom Schmerz gepreßt — drinnen aber umklammerte Ottilie in Thränen aufgelöſt, die Freundin, und weinte an ihrem Herzen, und goß in dieſes edle Herz ihr ganzes Wehgefühl. Der Verunglückte war Ottilien ſehr, ſehr lieb geweſen, auf ihn hatte ſie die Hoffnung ihrer ganzen Zukunft geſetzt.

Antonie ſprach nicht mit tröſtenden Worten auf Ottilie ein, ſie ließ ſie weinen und wehklagen, wohl fühlend, daß das zu einem großen Schmerz geſprochene Wort kein rechter Tröſter iſt, ſie weinte mit ihr um den Freund, den Verwandten, und durch den Flor ihrer ſchweſterlichen Thränen blickte doch ihr Auge ſuchend umher in der Fackelträger ernſtem Kreiſe und weilte bald auf einem düſtern Führer — das bewegte Herz ſo unruhevoll. Jetzt begann das Geläute der Glocken, der Sarg ward erhoben, der Zug ging nach dem Kirchhof; als ſein Thor erreicht war, tönten die Glocken die elfte Stunde.

Der Sängerverein ſang vierſtimmig und ohne Muſikbegleitung den Choral: „Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du, mein Geiſt, nach kurzer Ruh.“ Ein Verwandter des Entſchlafenen rief dieſem einige Worte des Abſchieds nach in die ſtille Gruft.

Der Sarg ſank nieder, die Schollen rollten; es erklang feierlich die Liedesſtrophe:

Iſt einer unſrer Brüder dann geſchieden
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir und wünſchen Frieden
In unſers Bruders kühles Grab.
Wir weinen und wünſchen Ruh hinab
In unſers Bruders kühles Grab.

Tiefe Stille — Stille des Segens. Ueber der friſchen Gruft die leuchtenden ewigen Sterne, um den Gottesacker die Schauer der Mitternachtſtunde voll heiligen Ernſtes.

Stumm wandelten die Studenten von hinnen; eine kleine Gruppe blieb noch zurück, der Verwandte des Beerdigten, welcher geſprochen hatte, dann Berthold, Nino und Sand. Dieſer Gruppe nicht allzufern ſtanden zwei dunkle, von Schmerz ergriffene, verhüllte Geſtalten.

Sand war tief erſchüttert ſchluchzte laut. Nicht nur, daß auch er dieſen Todten werth gehalten, eine

Erinnerung war es, die ſo mächtig den Jüngling erregte — er faßte ſich, und ſprach zu den ihn mit Theilnahme umſtehenden Freunden: „O ihr Lieben! Scheltet mich nicht unmännlich! — Ihr wißt nicht, warum ich heftig weine.“ — Noch iſt's nicht ein Jahr — da ſank ein heißgeliebter Freund von mir auf gleiche Weiſe in die Gruft — ein Freund, wie kein zweiter mir lebt! — Ach mein unvergeßlicher, heißgeliebter Dittmar! — Grüße ihn, Du Verklärter, deſſen Hülle wir hier beſtattet — grüße ihn von ſeinem Sand in euerem ſchönen Himmel!“ —

„Muß denn alles, was ich liebe, der Tod von meiner Seite reißen?“ —

„Wir waren ein Herz und eine Seele — Dittmar und ich — Gott weiß es, der Unerforſchliche — wir hatten noch miteinander gearbeitet und uns Treue gelobt für unſer irdiſches Leben und Streben — als wir nach dem Rednitz-Kanal gingen — und Tiefe zum Schwimmen ſuchten. — Wir kamen in die Waſſerſcheide — in den tiefen Fluß, Dittmar zu weit — o Gott — o Gott — vor meinen Augen mußt' ich ihn verſinken ſehen — wie auch dieſen unſern Freund — und konnt' ihn nicht retten!“

„Und in heiliger Sternennacht, wie heute, beſtatteten wir den Freund, den liebſten, theuerſten meiner Seele!“

„Darum lebt in mir fort und fort eine ſtille Trauer — die aber unſer Chriſtenglaube erhebt und läutert.“

„Selig ſind dieſe Todten! Sie lächeln auf uns nieder, die Verklärten, aus ihrem ewigheitern Himmel! Sie mahnen uns, Gottes Fügungen uns zu beugen, ſie mahnen uns, die Eitelkeit alles Irdiſchen zu bedenken, das eigne Herz zu bezwingen, wenn es brechen will, und ſtark zu ſein im Herrn und in unſerem beſeligenden Glauben.“

Leiſe waren, voll innern Antheils, jene verhüllten weiblichen Geſtalten näher zu der Studentengruppe getreten; die lauten Worte des Sprechenden ließen das unterdrückte Schluchzen dieſer Frauen nicht vernehmen. Ein maſſenhafter alter Grabſtein barg ſie in ſeinem Schatten.

„Gottes heiliger Friede unſern theuern Todten! In uns lebendig der Glaube an eine Auferſtehung und an ein Wiederſehen! In uns — wie wir auch fehlen und irren im irdiſchen Leben, die Flamme der ewigen Liebe, die Milde der Verſöhnung im Herzen, in uns die Gluth der Läuterung und der Wille zu ſühnen jegliche irdiſche Schuld durch unſer Herzblut, in Tod und Leben treu dem Bunde unſrer Seelen in Gott!“

„Amen! Amen!“ ſprachen die Uebrigen zu dieſen nicht eben klaren Worten, die aber das Gepräge von Sands innerſtem Weſen waren, und wandten ſich zum Gehen. Sand und Rino blieben hinter den Uebrigen um mehrere Schritte zurück. Noch einmal kehrte Sand ſich um, mit feuchtem Auge nach dem Grabe des Bruders blickend — da ſtanden ihnen jene zwei Geſtalten nahe, von denen die Eine ganz in tiefem Schmerz zuſammengeſunken erſchien, die Andre aber groß und hehr — und dieſe letztere rührte mit einer kalten Hand an die Hand Sands und flüſterte unter dem ſchwarzen Schleier: „Dank Ihnen, Sand, für Ihre tiefen Worte!“

Sand ſchrak zuſammen, er bebte zurück wie vor einer Erſcheinung.

Rino ſprach: „O Antonie! Sie hier! Auch Ihnen ſtarb ein Freund — und Ihre Liebe folgte uns nach?“

„Ueber den Gräbern wohnt nur die Liebe der Engel!“ erwiederte faſt tonlos und zitternd Antonie, im Innern erbebend.

„Wahr — wahr — und herrlich!“ ſtieß Sand heftig bewegt hervor. „Und ſie iſt die Erlöſung, die uns frei macht von unſern Sünden. Keine andre

Liebe kommt ihr gleich. Ueber den Gräbern wird unſer Herz geheiligt; o dieſe Liebe der Engel iſt ſo ſchön, ſo beſeligend — ihr wollen wir uns angeloben!“

„Für immer — für immer und ewig!“ rief Antonie begeiſtert, und eilte von dannen, und zog die keines Wortes mächtige ſchluchzende Ottilie ſich nach.

Für Nino hatte die Enteilende keinen Blick gehabt.

„Das iſt eine Feuerſeele!“ ſprach Sand zu dem Freunde, als jene den Blicken beider in das nächtliche Dunkel entſchwunden waren. „In dieſer edlen Hülle mag ein mächtiger hoher Geiſt wohnen.“

„Der ſeine irdiſche Beſtimmung zu verfehlen droht“ — fügte Nino, welcher im Innerſten ſich verletzt fühlte — nicht ohne Bitterkeit hinzu.

„O nein“ — entgegnete Sand: „in ihr lebt nur ein eigner gewaltiger Wille, der Stempel der Gottähnlichkeit iſt auf ihre Stirne geprägt, ſie iſt des Höchſten Abbild.“

„Liebſt Du ſie endlich, die Dich mit ganzer Seele, mit aller Gluth umfaßt?“

„Lieben? Ich ſie?“ fragte Sand erſtaunt und verwundert. „O theurer Freund, martere nicht mich, nicht Dich, mit ſolcher Frage. Ich liebe ſie nicht, wie Du es meinſt, auch ſie ſoll ſo mich nicht lieben — ich liebe nur die Menſchheit, die ſich in unſerm

Volke verherrlicht, die Freiheit, welche iſt das Reich Gottes auf Erden, und das Vaterland, wenn es ſich dieſes Gottesreich erringt und erſtreitet, wäre es auch daß es ſie erſtritte mit dem Opfertode von Tauſenden.“ —

Noch lange warf, ſo weit Nino ihn begleitete, Sand ſeine Gedanken und Gefühle ſo ſeltſam durcheinander, immer mit hüpfendem Sprung von Anſchauung zu Anſchauung, ohne Logik, ohne Gliederung. Und dabei arbeitete ſeine Bruſt ganz heftig; er kam exaltirt in ſeine Wohnung, nahm dort einige Waffen zur Hand, prüfte deren Spitze und Schärfe, zückte ein Dolchmeſſer gegen die eigne Bruſt, legte dann die Waffe wieder weg, fiel auf ſeine Kniee nieder, und ſprach unter heißen Thränen ein Gebet voll Gedanken, die durcheinander flammten wie die Brände eines zuſammengeworfenen Fackelhaufens. —

Manch heiters Feſt bewegte nach jenen Tagen der Trauer und des Schmerzes Jena's Burſchenſchaft.

Berhold ſchrieb alles, was in Leid und Freud ihn bewegte, dem Freunde Ammann nach Roſenborn; er wählte auch dieſesmal die Form einer Burſchenchronik, indem er ſich ſelbſt dabei ganz in den Hintergrund ſtellte.

„Ein Commers in Naumburg in Folge der Einladung der Burſchenſchaft zu Halle, der am Pfingſtheiligabend, den 9. Mai Statt fand, verſammelte gegen 200 Jenenſer in der Nachbarſtadt. Noch lag die herrlichſte Frühlingsnacht über dem ſchlummernden Saalthal, da zog es ſchon friſch, froh und lebenvoll die Straße gen Naumburg entlang, mit manchem Lied, und grüßte wohlgemuth die gefeierten Schweſterburgen Rudelsburg und Saaleck.“

„Auch viele Leipziger kamen und erfüllt von dem Geiſte, der die Burſchenſchaft beſeelte, ward denn endlich in ihnen, zumal in den Senioren aufs Neue der Gedanke reif, jetzt in Leipzig eine allgemeine Burſchenſchaft zu begründen. Mehrere Jenenſer beſchloſſen die Pfingſt-Ferien in Leipzig zuzubringen, und dieſe Zeit zur Einrichtung der dortigen Burſchenſchaft anzuwenden.“

„Weniger als ſonſt betheiligte ſich die Burſchenſchaft als ſolche an dem in Jena und Umgegend ſo beliebten Jahrmarkt zu Lobeda. Sie hielt jenes dort übliche wilde, oft wüſte Treiben unvereinbar mit dem ſittlichen Ernſt, den ſie anſtrebte.“

„Im Innern der Burſchenſchaft gab es fort und fort zu thun und zu arbeiten. Die Gießener Angelegenheit wurde zu glücklicher Erledigung gebracht. Auf die Aufforderung an Göttingen, doch auch eine

Burſchenſchaft zu errichten, antwortete der Seniorenconvent entſchieden ablehnend, zur großen Betrübniß der eifrigen Häupter — auch mit Breslau entſtanden Conflicte.“

„Da es in der Zeit lag, daß überall der ſogenannte Landſturm abblaßte, da der zu Jena durch die Abgehenden zumal ſich minderte und ſich nicht durch die Ankommenden ergänzte, weil weder innere noch äußere Aufforderung dazu vorhanden war, da aber doch in vielen Wackeren das Gefühl lebte, es ſei wohlgethan, ſich durch Waffenführung dauernd rüſtig wie gerüſtet zu erhalten, ſo wurde eine Wehrſchaft errichtet, an welcher, und an deren Führung ſich namentlich die betheiligten, die noch von den Feldzügen her in Jena weilten. Sie ward gebildet aus einer Compagnie Grenadiere und einer Compagnie Jäger, hatte ſieben Officiere, unter ihnen von Henning aus Gotha, die Namen der Trommler waren Wachsmuth und Grimm; Commandant war Siverſen, Adjutant war Loholm. Es wurde gar fleiſſig exercirt, tiraillirt und patrouillirt.“

„Von Leipzig kehrten die dorthin Gereiſten zurück, um den Stiftungstag der Burſchenſchaft mit ihren Brüdern in Jena feſtlich zu begehen. Sie brachten die frohe Nachricht mit, daß die Leipziger Burſchenſchaft bereits zu einem **Beſtande von 235 Mitgliedern** angewachſen ſei.“

„Der Stiftungstag der Burſchenſchaft zu Jena wurde mit der Jahresfeier der Schlacht bei Belle-Alliance vereinigt. Früh ſammelte ſich die Wehrſchaft, faſt alle in deutſcher Tracht, die Grenadiere mit rothen, die Jäger mit ſchwarzen Mützen, die Officiere in Uniform. Sieverſen aus Meklenburg, ihr Gründer und Hauptmann trug einen großen Stürmer mit Federbuſch und eine ſilberne Schärpe, ſein Adjutant Loholm prunkte in ſeiner braunen Huſarenuniform. Es wurde ein Angriff auf die Stadt unternommen; die Bürger, gern eingehend in das kriegeriſche Spiel, verrammelten die Thore; die Grenadiere ſtürmten dieſe, die Jäger wurden auf Schleichwegen herein geführt. In allen Straßen wurde gefeuert. Die Stadt war kriegeriſch belebt, von Janitſcharmuſik durchklungen, alles dem großen Tage zu Ehren. Auf dem Markt wurde dreimal Victoria geſchoſſen.“

„Dann — um 11 Uhr, begann die Burſchenfeier; die Burſchenſchaft zog in das Collegiengebäude. Luden ſprach zu ihr mit Kraft und Feuer, nach ihm trat Fries auf, und ſprach über die Zeit mit kauſtiſcher Schärfe. Am Nachmittage war öffentliche Burſchenverſammlung auf dem Markt, mit Muſik und Geſang. Rödiger trat zuerſt mit einer Rede auf, Andre folgten ihm. Später wurde auf den Turnplatz gezogen, geturnt und gefochten."

„Um 8 Uhr zog Alles mit Muſik auf die Landveſte (ein Raſen am Saalufer) zum Commers. Dieſer war mehr wüſt, als ſchön, er führte mehrfach Zwieſpalt herbei. Eine Wolke flog über die Sonne der Burſchenſchaft — manche Rede, die man ſprach, war nicht im burſchenſchaftlichen Geiſt. Es wurden dort Stimmen laut, man ſolle die Burſchenſchaft begraben."

Damit ſchloß Berthold ſeine Mittheilungen an Ammann. Er konnte ſich nicht enthalten, ihnen hinzuzufügen: „Wie ſchmerzlich wäre es, wenn wir ſagen müßten, oleum et operam perdidimus." —

9.

Ein neuer Stern.

Uns iſt ein Kind geboren, ein
Sohn iſt uns gegeben.

Heil. Schrift.

Während in dem kleinen Staate der Burſchenwelt ſich Tage des Leides wie der Freude ereigneten und im Wechſel der Zeit ſich aneinander reihten, ſendete der Höchſte dem Staate, darin jener kleine Staat lebte und webte, eine große Freude, eine hoffnungsreiche Blüthe.

Am Nachmittage des 24. Juni 1818 ſcholl durch Jena's Straßen die Nachricht und ging freudig vom Munde zu Munde: „Ein Erbprinz, ein Erbprinz!“

Dem Großherzog Carl Auguſt war ein Enkel geboren. Bald erſchallten die Rufe der Signalhörner, die Wirbel der Trommeln durch die Straßen, die Wehrſchaft ſammelte ſich auf dem Markt, machte Schwenkungen und gab Freudenſalven. Die Weimariſchen Landeskinder traten zuſammen und berathſchlagten, wie ſie ihrestheils Antheilnahme und Freude an dem für ihr engeres Vaterland ſo wichtigen Ereigniß bekunden ſollten, und es konnte gar nicht anders ſein, ein Commers mußte gehalten werden.

„Wie ſich doch die Freude eigenthümlich ausprägt im Menſchen,“ äußerte Berthold zu ſeinem Vertrauten Nino, als beide den Markt verließen: „Jene ſchießen, Andre jauchzen, noch Andere trinken.“

„Und manches ſchöne Auge vergießt wohl Freudenthränen bei ſolch froher, das Herz bewegender Freude,“ ſetzte Nino hinzu.

„Freuen wir uns im Stillen mit, wünſchen wir im Stillen dieſem Lande ein ſchönes Zukunftglück!“ fuhr Berthold fort. „Wie Viele empfingen hier Geſittung und Bildung, genoſſen reiche Freudenſtunden, bewahren an Weimar und Jena liebevolles Andenken! So möge dieſem Lande der neue Stern, der ihm heute verheiſſungreich aufgegangen, rein und hell und lange ſtrahlen; möge auf ihm, wie der Segen, ſo auch der Geiſt Carl Auguſts ruhen!“ —

Nino, welcher ein Weimariſches Landeskind war, lud den Freund zur Theilnahme an dem Commers ein, der ſich in heitrer Fröhlichkeit entfaltete, zuletzt bis zum höchſten Jubel ſteigerte. Die Lebehochs nahmen kein Ende, und es durfte nicht als antiloyale Geſinnung ausgelegt werden, als nach den Vivatrufen, welche dem Großherzog, dem Erbgroßherzog und ſeiner Gemahlin und deren neugeſchenktem Glück ausgebracht wurden, auch ein Vivat auf einen andern deutſchen Souverain ſich aus flotten Kehlen Bahn brach, ein Vivat auf den Herzog von Lichtenhain.

Ja, im wohlgeordneten Staate Sachſen-Weimar-Eiſenach grünte und blühte noch in alter ſtudentiſcher Herrlichkeit der Bierſtaat, und auch dieſer wußte eine Huldigung in der ihm eigenen Weiſe geziemend an den Tag zu legen. Er vereinigte indeſſen weisheitvoll die Darlegung ſeiner Freude mit ſeinem auf den 4. Juli fallenden Stiftungstag, der in ſehr willkommener Weiſe diesmal auf einen Sonnabend fiel.

Da gab es denn zu ſehen und zu hören, wie höchſter Glanz mit Würde gepaart ſich zu entfalten bemüht war.

Um 2 Uhr Nachmittags ſetzte ſich der Feſtzug von der Landveſte aus nach Lichtenhain in Bewegung, nicht ohne zuvor den Markt, dieſen ſteten Schauplatz aller ſtudentiſchen Feſt- und Freudentage und Prunkzüge, zu überſchreiten.

Voraus ritt der ehrwürdige Marſchall, Student Gottſchalg, in alter Rittertracht, der die anachroniſtiſchen Kanonenſtiefeln nicht den mindeſten Abbruch thaten, war doch der Helm ein ächter und alter.

Hinter dem Marſchall trabte der Laufer, Student Winter, mit vielbetreßter Mütze und Jacke, in kurzen Hoſen, in der Hand den Stab mit mächtiggroßem Silberknopf.

Ihm auf dem flüchtigen Fuße folgte der herzogliche Wagen mit ſechs Pferden beſpannt. Kundige Poſtillione lenkten ihn, auf dem Bock aber thronte der Leibmameluk, (damals gab es noch Leibmameluken) Student Ruckhaber, in rothen Pluderhoſen, den Turban auf dem Haupt, den Türkenſäbel an der Seite.

Im Wagen ſaßen Se. durſtige Durchlaucht, der Herzog Tus der Achte von Lichtenhain, gefürſteter Graf von Ziegenhain, Erbherr auf Kunitz, der Vierlande Ober- und Unter-Wöllnitz Protektor, Chef des goldenen Fluſſes, und des St. Kannenordens Großkreuz, Student Buttmann aus Meiningen.

Neben ihm ſaß im antiken Gallafrack, in geſtickter Weſte der Leibarzt, Student Brunner, das flotte Doctorhütlein unterm Arm, nicht ohne verſtohlen ein myſtiſches Inſtrument blicken zu laſſen. Weiter folgte ein Wagen mit vier Pferden beſpannt, deſſen Inſaſſen die Prinzen vom Geblüt darſtellten. Es waren dieſer dermalen zwei, die Studenten Roth und Hoffmann.

Zwei andere Wagen führten die Staatsminiſter und Generale, ehrwürdige Perrücken, beiderſeits vorn beſternt und hinten bezopft, nach altem Herkommen.

Dieſen Wagen ſchloß ſich in ſchöner rother Uniform die Leibgarde an, ein Mann, Schorr, des Herzogs unterthäniger Landsmann. Der Garde folgte auf einem Grauſchimmel reitend, die Naſe bebrillt, im verſchabten Röcklein, ganz geduckt, der Hofagent. Dieſem folgte mit großem Horn und langem Spieß der Nachtwächter.

Den Beſchluß machten die Landeskinder und getreuen Unterthanen, einige Wagen voll Studenten in Bauernkoſtümen, welche immer neu gefüllte Stübchen und Birkenmeier ſchwenkend und jauchzend mit dem Zuge den Markt umfuhren, bis der Zug durch das Löberthor ſeinen Weg nach der berühmten Bierſtaatreſidenz fand. —

Damit aber auch Würdigeres nicht vergeſſen werde, und um von Seite der Studentenſchaft des Landes Freude in angemeſſener Weiſe zu theilen, wurde ein großer Feſtzug nach Weimar beſchloſſen, um einestheils durch Abgeordnete, anderntheils in Maſſe Glück zu wünſchen.

Die Landeskinder, denen hier billig der Vortritt gebührte, wählten aus ihrer Mitte die Studenten Vogt, Gabler I. und Gruner zu Abgeordneten. Die

Burſchenſchaft wählte die wackern, ſchon oft bewährten Häupter: Binzer, Siverſen und Keller.

Zum Tag dieſer Huldigung wurde der Vorabend des Tauftages des erbgroßherzoglichen Prinzen gewählt, Sonntag der 5. Juli.

Da war es als ob die Menſchheit von Jena nach Weimar auf der Wanderung wäre; wer nur irgend abkommen konnte, und weſſen Kaſſe es geſtattete, der erhob ſich und wanderte.

Die Studenten beſtimmten, daß die am Zuge Theilnehmenden nicht vor Abends Weimar betreten ſollten.

Am frühen Sonntagmorgen ſchon waren in Weimar ſelbſt alle Straßen und Plätze lebendig. Von allen Seiten her eilten Landeskinder und Fremde nach der trauten Muſenſtadt. Auch der Park und der Stern wimmelten von Luſtwandelnden. Viele Studenten eilten vereinzelt nach Weimar hinüber, angezogen von einem flüſſigen Magnet, dem berühmten Bier zu Oberweimar. Die Lichtenhainer Staatsgemeinde zumal verſuchte dort ihre weiten Kehlen und feierte großartige Triumphe.

Berthold und Rino ritten nach Weimar. Sie holten einen Wagen mit Damen ein, bei denen ſich Antonie und Ottilie befanden, und legten den Weg unter Geſprächen mit dieſen zurück.

Vor Antoniens Wagen her fuhr, ſo fügte es der Zufall, ein Wagen mit Studenten, aus welchem, jetzt noch in der Umhüllung, die Fahne der Burſchenſchaft emporragte.

Antoniens Augen flammten dorthin — verlangend, ſehnſuchtvoll. Nino nahm dieſe Blicke wahr — er fühlte, er wußte, Wen ihr Auge ſuchte.

„Etwas ſchneller — vorbei!“ gebot Antonie dem Kutſcher, dieſer trieb die Pferde an und überholte jenen Wagen. Die Burſche darin grüßten verbindlich — Antonie vergaß zu danken — ihr Blick fand den nicht, den er ſuchte.

Der im Wagen ſaß und die Fahne hielt, war ein neugewählter ritterlicher Träger, Graf Bochholz. Neben ihm ſaß der Generalanführer im höchſten Feſtſchmuck: Heinrich von Gagern, bei ihnen der Zugbeſchließer Weſſelhöft.

„Vorbei“ — ſeufzte es wie ein Echo des vorhin geſprochenen Wortes, leiſe aus Antoniens Bruſt — und ein trüber Ernſt lagerte ſich über ihre himmliſch ſchönen Züge.

„Welch prächtige Männer!“ plauderte die lebensfrohe, bewegliche Ottilie, die ihren heftigen Schmerz leicht und ſchnell überwunden hatte — „welch ein Staat! Sieh, Antonie, das iſt Graf Bochholz, der heute die Fahne tragen wird. Klopft Dir nicht das

Herz über ſolche Ehre? Regt ſich keine Sympathie? Graf Bochholz iſt Ritter des eiſernen Kreuzes und Küraſſier. Welch ein großer ſtattlicher Mann! Und wie vornehmen Weſens!“

„Und der Herr von Gagern,“ fuhr die Plaudernde fort, da Antonie gänzlich ſchwieg: „Das iſt ein recht ehrlicher braver Mann, wie ich von Vielen gehört habe, und durch und durch ein Altdeutſcher. Er glüht und ſchwärmt für die Burſchenſchaft, es ſoll ihm für ſie kein Opfer zu hoch ſein.“

Antonie ſchwieg noch immer, düſter ſinnend. Heimlich überflog ihr Blick die Wandelnden, die Reitenden, die Fahrenden, welche mehr und mehr ihres Wagens raſches Geſpann überholte, und ſtets unbefriedigt blieb dieſes ſehnſüchtige Augenpaar. Sie ließ Ottilien plaudern — aber wahrlich nicht bei dieſes Mädchens, auf heitrer Fläche des Gemüths gleich einer farbenſchillernden Libelle flatternder Unterhaltung verweilte ihr ſinnendes Denken.

„Und warum dieſe, und warum nicht Er, der Herrliche?“ fragte es im Innern Antoniens. „Iſt er nicht auch durch und durch altdeutſch? Iſt er nicht auch jeden Opfers fähig? Ich glaube daß er fähig iſt, ſelbſt ſein Leben zum Opfer zu bringen. Sollte er ſich ferne halten dieſem Feſtzuge? Spricht wohl dieſe, einem Fürſtenhauſe geltende Huldigung ſein freigeſinntes Gemüth nicht an? Gewiß iſt es ſo! Der wahre Deutſche beugt ſich nimmer. Die Geſchmeidigkeit der Höflingsſeelen iſt ihm fremd — dieß ſklaviſche Huldigen empört ſeine große Seele.“ —

Berthold und Rino hielten am Webicht, dieſem lieblichen Parkwald in Weimars Nähe; dort lagerten in zahlreichen Gruppen auf dem grünen Raſenteppig ſchon viele vor ihnen angekommene Burſchen; viele Neugierige aus der Stadt, beſonders des weiblichen Geſchlechts, waren gekommen, die Studenten zu ſehen.

Die Mehrzahl der Bewohner Weimars freute ſich von Herzen über den Entſchluß der Studenten — es gab aber auch Grämlinge, die ihn tadelten. So iſt es immer und überall. Es giebt überall Leute, die alles Feſtlichfrohe und Schöne ärgert.

Der Sommerabend ſenkte ſich nieder, der Zug begann ſich zu ordnen; man theilte die Züge, je zu 20 Mann, jeder Zug erhielt 2 Adjudanten, die ſich durch ihren Feſtſchmuck auszeichneten, ſtattliche Jünglinge in der deutſchen Tracht mit dem Federbaret, in der Fauſt den blanken Schläger, am Arm die rothe Burſchenbinde mit den goldnen Franzen. Endlich ſchattete die Dämmerung, es nahte die neunte Stunde; der Hauptführer trat an die Spitze des Zugs, der Fahnenträger nicht minder, die Muſik ſtellte ſich auf. Aber ſtill wandelte der Zug hinter der Altenburg nieder, über die Kegelbrücke, durch die Gerbergaſſe, auf den Karlsplatz. Hier wurde Halt gemacht, hier vertheilte und entzündete man die Fackeln.

Herrlich nahm ſich der ſtattliche Führer aus, ſo groß, ſo ernſt, ſo ſchön, jeder Zoll ein deutſcher Mann, wie nun, gleich dem Glühen eines Meteors, der Fackelſchein ſich an den ſchönen Häuſern dieſer Straßenzeile brach, wie lang und länger des Zuges leuchtende Reihe ſich aufrollte, wie die Muſik donnernd und ſchmetternd und klingend durch die Straßen hallte.

Durch die innere Erfurter Straße abwärts, am Eichsfeld vorbei, durch die Windiſchengaſſe bewegte ſich der Fackelzug, nahm über den Markt ſeinen Weg und entfaltete ſich majeſtätiſch gegen das Reſidenzſchloß, in deſſen raumreichem Hof nun das leuchtende, flammende Viereck ſich bildete.

Pracht und Kraft war herrlich vereint; wer droben ſtand am Beginn der Esplanade, und vor ſich die erſten Fackeln ſchon ſchwinden ſah hinter der Umbiegung der Straße, und dann rückwärts ſchaute, die lange Reihe, die über den Karlsplatz ſich hinzog und immer neue Fackeln glänzend auftauchen ſah von der Gerbergaſſe und dem obern Graben her, dem mußte freudig ſich das Herz bewegen.

Auch den Jünglingen ſchwellte ein ſchönes und ſtolzes Gefühl die Bruſt. Sie empfanden ihre Bedeutung, ihre Geltung, den Werth der Huldigung die ſie darbrachten, ſie fühlten, daß die Academie durch ihre treuen Söhne jetzt würdigen Dank ausſpreche für Schirm und Schutz, für Huld und Gnade, denn gerade in dieſem Jahre war, wie auch Goethe geäußert „die Aufmerkſamkeit der höchſten Herren Erhalter ganz beſonders auf Jena gerichtet,“ und daß den Feinden der Univerſitäten — leider gab es ſolche — heute auf eine ſittliche, ruhige Weiſe Trotz geboten werde.

Aus allen Fenſtern blickten Zuſchauer, alle Straßen, durch die der Fackelzug ſich bewegte, waren überfüllt, mit Mühe gelang es der Polizeimannſchaft und der Wache, die drängenden Volksmaſſen vom Hereinbrechen in den Schloßhof abzuhalten. Dort nun ertönte, als der Hof alle Theilnehmenden einſchloß, zuerſt eine feierliche Intrade, ihr folgte ein Hoch dem Großherzoglichen Hauſe, ein Hoch dem neuen Sprößling ſo ruhmreicher Ahnen, und rings an den Mauern des ſtattlichen und ſchönen Baues brach ſich der donnernde Schall.

Auf dem Balkon ſtand faſt der ganze großherzogliche Hof mit ſeiner Umgebung, auch die übrigen Fenſter des Schloſſes waren von zahlreichen Neugierigen beſetzt gehalten, denen ihre Stellung dieſes Beſchauen aus nächſter Nähe zuließ, oder welchen Rang und Gunſt erwünſchten Eintritt hatte verſtatten können.

Während nun die Abgeordneten ſich in das Schloß und hinauf verfügten, um Vater und Mutter des jungen Erſtgebornen, nicht minder wie den glücklichen Großvater die Gefühle der Freude aller ſtudirenden Landeskinder ſowohl, wie die der Burſchenſchaft und der ganzen Studentenſchaft Jena's glückwünſchend darzubringen, ſang drunten das trefflich eingeübte Sängerchor die Lieder: Was glänzt dort vom Walde wie Sonnenſchein? und: Was iſt des deutſchen Vaterland?

Immer noch zündeten und weckten dieſe Lieder, und ganz beſonders das Lied Arndts, wenn es ſo dahin rauſchte auf den Schwingen ſeiner ſchönen Melodie — heilige Vaterlandsflammen der Begeiſterung in jedem warmſchlagenden Herzen. War doch die Zeit eine ganz andere geworden, und ließ ſich doch, wenn auch nicht alle Hoffnungen und Verheißungen erfüllt waren, immer noch hoffen!

Höchſt gnädig war der Empfang der Abgeordneten, und ſo wohlwollend wurde dieſe Beglückwünſchung aufgenommen, daß der Erbgroßherzog ſagte: „Meine Herren Abgeordneten, ich danke Ihnen und allen Academikern Jena's herzlich für Ihre dargelegte Aufmerkſamkeit und Ihre Glückwünſche. Sie werden morgen unſre Gäſte ſein, und ich lade hiemit Jena's Studentenſchaft zur Taufzeugin meines Erſtgebornen.“ Darauf erwiederte einer der Abgeordneten: „Solch hohes und gnadenvolles Vertrauen fordert uns zum wärmſten Dank auf. Wir, die Zöglinge der Academie, können dem jüngſten Nachkommen des Gründers der Univerſität Jena nur gute Wünſche als Pathengeſchenk auf die Fürſtliche Wiege legen, aber dieſe aus treueſten deutſchen Herzen. Möge auch dieſes Kind, dereinſt erwachſen und berufen zur Vollbringung hoher Thaten im deutſchen Vaterlande, gottgeſegnet ſein mit Geiſt, mit Kraft und mit Liebe zu ſeinem Volke!“

Drunten verhallten indeſſen die Geſänge, die Fackeln brannten zu Ende, und bald erhellten ihre Reſte mit hochſchlagender Lohe magiſch den Schloßhof, und wälzten gluthellen Dampf zum dunkeln, ſternenloſen Nachthimmel empor. In den Hof aber wurden jetzt reichbeſetzte Tafeln aus dem Schloß von der Dienerſchaft getragen, mit mancherlei Labe, und es mochte von den Burſchen zulangen nach Herzensluſt, wer da wollte.

Doch dieſe letzte Freude war von nicht allzulanger Dauer, denn einestheils verſchwand alles Eß-

und Trinkbare mit großer Schnelle, anderntheils begann es zu regnen, und wem es nicht geglückt war, gleich zulangen zu können, für den bot ſich zur Stillung ſeines Durſtes kein andrer Becher als der Kelch der Entſagung.

Nicht ohne Mühe erhielten im drängenden Gewühle durch das immer nächtlicher werdende Dunkel die Adjutanten ſchickliche Ordnung aufrecht, endlich ordnete ſich der Zug doch leidlich wieder, umzog unter Muſikklang und dem Abſingen des Liedes: „Was ſchmettern die Trompeten?“ den Schloßhof, und verließ denſelben, um auf dem Markt einen Kreis zu bilden.

In dieſen Kreis trat Berthold und rief: „Mit Fug und Recht haben wir manch herzliches Hoch ausgebracht einem edlen Fürſtenhauſe, und dem neuen Sterne, der ihm aufgegangen. Möge er immerdar in reiner Schöne zum Heile des Vaterlandes ſtrahlen! Aber auch unſere laßt uns noch eingedenk ſein, unſers Bundes unter dieſem Panier der Treue. Hoch die deutſche Burſchenſchaft!!“

Jubelnd fiel die Mehrzahl ein, und unmittelbar nach dem Hoch brauſte hehr und ſchön das Bundeslied durch die Lüſte.

Der Markt war lichthell, alle Anwohner hatten ihre Fenſter erleuchtet — aber als nun die Schaaren ſich zerſtreuten und zertheilten in die Straßen, da fanden ſie es dunkel in ihnen und auf dem unſterblichen Pflaſter Weimars ging es ſich nicht weniger als ſchön.

Man hatte vergeſſen Quartiere zu beſtellen, und ſo geſellte ſich zum Dunkel der regentrüben Nacht mancher Schlagſchatten der Unzufriedenheit.

Indeß immer geht nach ſo dunkeln Nächten wieder die Morgenröthe aus ihrer Kammer, und die Sonne auf. Das Trübe, was mancher Einzelne dieſer Nacht erlitt, vergaß ſich bald, und im hellen Sonnenglanze der Erinnerung flammte das Andenken an dieſen Abend fort und an den Tag, der ihm folgte.

Die Burſchen vertheilten ſich auf dem Wege von Weimar bis Jena in Abtheilungen, und als nun gegen Abend die feſtliche Taufhandlung an dem Erbprinzen des Erbgroßherzogs vollzogen wurde, da feierte man die Stunde auf allen dieſen Punkten mit Freudenſchüſſen und Lebehochs, und rief die bedeutungsvollen Namen Carl Alexander August Johann einander jubelnd zu, während die Abgeordneten das hohe Amt, deſſen ſie gewürdigt worden, für die Geſammtheit in angemeſſenſter Weiſe vertraten.

Antonie hatte mit ihrer Freundin und Gefährtin nicht nur gaſtliches Unterkommen gefunden, ſondern ſich ſogar ausgezeichnet geſehen, und an dieſer Auszeichnung Ottilien Theil nehmen laſſen können, und als ſie nun nach Jena zurückfuhren, und der Zufall es fügte, daß ſie an einer Stelle des Weges wieder mit Berthold und Nino, den unzertrennlichen Freunden, zuſammentraf, erſchien ſie heiterer geſtimmt und im Innern beruhigter als geſtern, und gab ſich, wie es ſchien nicht ungern, mittheilſamem Wechſelgeſpräche hin.

„Dachten Sie, mein Fräulein," fragte Berthold: „nicht bei dem geſtrigen Fackelzuge an jenen des Wartburgfeſtes?"

„„O gewiß, ich dachte lebhaft daran,"" erwiederte Antonie. „„Auch dieſes Feſt, das Sie jetzt begangen, und das Andenken ſeiner Feier in ihrer Bedeutung, wird Viele noch in der Erinnerung erfreuen.""

„Es waren die Wartburgtage ein Tauf- und Weihefeſt der neuerrungenen Freiheit des Vaterlandes" — äußerte Nino.

„„Nicht das Tauffeſt eines Fürſten, wollen Sie damit ſagen!"" fiel Antonie lebhaft ein. „Mir ſcheint es nicht gut, wenn man Fürſt und Vaterland immer ſondert, noch ſchlimmer wenn man beide als Gegenſätze — als feindliche Gegenſätze aufſtellt. Das Fürſtenhaus gehört überall, beſonders aber bei uns, mit zum Vaterlande, es iſt mit ihm verwachſen, es iſt der Blüthengipfel an ſeinem Stamme. Ich ſetze voraus, daß auch dieſer Gipfel ſich dem Stamme innig verwachſen fühle. Sind unſre Fürſten nicht Deutſche? Sind ſie Fremdlinge? Sind ſie uns aufgedrungen worden?""

„Sie mißverſtehen mich gänzlich und kränken mich," vertheidigte ſich Nino: „wenn Sie ſolche Geſinnung mir beilegen wollen. Ich bin wohl weniger ein Fürſtenfeind und Gegner des monarchiſchen Princips überhaupt als manch Anderer, der glücklicher iſt als ich, höher in Ihrer beneidenswerthen Gunſt ſtehend, als ich, mein Fräulein."

„„Ich will Sie weder mißverſtehen noch kränken, Herr Nino,"" gab Antonie, nicht ohne Kälte in Wort und Mienen, zurück. „„Ich ſagte, was ich ſagte, ganz im Allgemeinen, doch iſt es meine Ueberzeugung, die ich auch gegen den liebſten Freund ausſprechen und vertheidigen würde. Gerade weil ich das Vaterland liebe, weil ich die Freiheit, die vernunftmäßige, liebe, will ich keinerlei Spaltung und Parteiung, keine Sonderung, keine Scheidung der das Vaterland bildenden Elemente.""

„Fräulein Antonie hat Recht!" nahm Berthold das Wort. „Nicht die Scholle, die wir bewohnen, iſt ja allein das Vaterland, ſondern alles Geſammte auf ihr und zumal alles Geiſtige. Bildung, Sitte, Kultur, jeglicher Stand im Volke, jede Lebensäußerung und Entfaltung. Nicht der Boden iſt's, der das Vaterland uns lieb und theuer macht, ſondern der geiſtige Hauch, der dieſen Boden befruchtet. Erziehung, Umgang, Wohnung nicht minder wie Erinnerung, Strebeziel, That und Hoffnung.“

„„Sie haben mich verſtanden!““ rief Antonie lebhaft. „„Und es iſt leider mein Geſchick, oft mißverſtanden zu werden. Vergeſſen wir Alle nicht und niemals, daß das Feſt der Wartburg groß und bedeutſam in der Geſchichte daſtehen wird, einem unſterblichen Epos vergleichbar, daß aber auch dieſe Tage, die wir feſtlich begingen ſich gleich einer lieblichen Poeſie der dauernden Erinnerung einprägen, Jeden erfreuend, der Gefallen hat am Schönen, und an der idealen Freiheit ſelbſt, wie ſie ſich in der academiſchen Jugend am eigenſten kund giebt.““

„Dieſe Tage lehren uns hoffen!“ fügte Berthold ernſt und bedeutſam hinzu. „Wir blicken aus ihnen in ein neues Morgenroth, in eine Zeit, die uns noch ſo fern liegt. Wie wird es ſein, wann wir ſtatt achtzehn nun achtundzwanzig, achtunddreißig, achtundvierzig und noch mehr ſchreiben? Dann ſind wir, die wir jetzt noch allzumal uns der Jugendblüthe erfreuen mögen, gealterte Menſchen. Welche Fortſchritte wird die Zeit gemacht haben, und wie wird es um Deutſchland ſtehen, wenn der neue Stern, der dem Hauſe Weimar jetzt aufgegangen, zu ſeinem Zenith heraufgeſtiegen iſt; wenn die Krone ſeiner Väter ſich auf das Haupt ſenkt, das jetzt im Engelfrieden ſüßer Kindesunſchuld ruht? Welche Phaſen und Wandlungen wird die Menſchheitgeſchichte durchgehen und erleiden, bis ein neues Menſchenalter vom klingenden Rocken der Zeit ſich abſpann?“

„Sie thun ſehr, ſehr ernſte Fragen, Herr Berthold, und Niemand kann ſie löſen!“ rief Ottilie, ihr Schweigen brechend, mit welchem ſie dem Gang des Geſpräches gefolgt war.

Nino nahm das Wort, dem Freunde zu antworten. „Zu Zukunftſehern“ ſprach er: „ſind wir wohl Alle nicht beſtimmt und geboren. Ich meine, es werde bis dahin nicht an manch neuer, guter Saat fehlen, um den Acker der Zukunft zu bebauen; ich meine, die Künſte werden ſich vervollkomnen, und die Menſchheit werde weiterſchreiten. Aber auch böſe Wetter werden nicht ausbleiben, die in die jungen Saaten der Hoffnungen hageln. Manches wird gebunden bleiben, was wir zu löſen hoffen, manches wird losgelaſſen ſein, was wir für immer gebunden wünſchen, ich meine die Dämonen des Haſſes, des Fanatismus, der Willkür und der Lüge, und wir Alle können es nicht hemmen und hindern. Daher, dieß iſt mein Rath, keinen allzuängſtlich forſchenden Blick in die

Zukunft, ſondern den heitern, friſchen, muthvollen Blick in die Gegenwart, und in ihr nur immerdar die Thatkraft bewahren, und die wackre redliche Geſinnung.“

„„Recht und ſchön! Herr Rino!““ lobte Antonie. „„Wir ſind wieder Freunde. Strebe Jeder und Jede beſonnen in der angewieſenen Sphäre zum Ziele.““ —

Keine Frage that Antonie nach Dem, den ſie vermißte, nicht die leiſeſte. Ihr ſtilles Hoffen flog ſchon ihrem Wagen voraus, gleich der Botentaube, die Noah der Arche entſandte. — Liebe wird zu hoffen nimmer müde. —

Wie ſo häufig im Leben geſchieht, daß dem Heitern ſich Trübes an die Ferſen heftet, ſo folgten der freudigen Erregung in der Burſchenſchaft bald genug auch wieder unfreudige. Es reifte eine Saat der Unſitte, für Viele zum Gram, für Viele zum bittern Groll.

Im Juni hatte abermals eine jener rüden Prügeleien Statt gefunden, welche auf dem Fürſtenkeller zwiſchen Studenten und Handwerksburſchen ſo gar nichts Seltenes waren, und mit der ſtudenticoſen Benennung „Gnotenholzereien“ bezeichnet, von Jahr zu Jahr einigemale auftauchten. Schilderungen von dergleichen gewähren kein erfreuliches Bild; mit wenig ſtarken

Strichen, grau in grau und mit etwas blutroth aufgehöh't, iſt überall ein ſolches Genrebild vor Augen zu ſtellen.

Aneinandertreiben, Stoßen, Schimpfen, Stockſchläge, das ſind die unumgänglich nöthigen Pinſelſtriche zu einem ſolchen Gemälde auf Holz im Barockſtyl. Eindrängen auf die Tanzplätze der Handwerksburſche, Abſpenſtigmachen der Tänzerinnen, Beleidigungen des Wirthes hüben und drüben, Zertrümmerung von Fenſtern, Tiſchen, Stühlen, Oefen und Thüren, Verjagen vom Tanzplatz und zur Treppe hinab Werfen — das ſind die Schattirungen dazu. Blutige Köpfe, ſchwere Wunden, peinliche Verhöre' Carcer, Conſilium und Relegation endlich bilden die tiefen Schlagſchatten.

Als nun über ein ziemliches Häuflein Betheiligter der academiſche Senat auch dieſesmal das Conſilium abeundi und Relegation verhing und ausſprach da brannte es in allen Ecken, mindeſtens in vielen Köpfen, und wurde ein Lärm in Jena, als ob es wirklich brenne. Durch alle Straßen wüſtes Toben, wildes Gebrüll, und die Rufe: „Kein Collegium! Pereat der Senat! Der Senat pereat!"

Die Vorſteher der Burſchenſchaft, unter ihnen auch Berthold, konnten nicht eilig genug zuſammenkommen, um die erhitzten ſchwärmenden Gemüther zu beſänftigen. Das wüthete, tobte, und ſchalt empört und erbittert durch alle Gaſſen. Mit kecker Hand wurden im Collegiengebäude die Relegate von der Tafel geriſſen; das Drahtgitter vor dem ſchwarzen Bret zerſchmetterte ein Schläger, und alle daran gehefteten Papiere flogen in Fetzen herab.

„Zur Landveſte!“ donnerte die Stimme des Grafen Keller, „Zur Landveſte! zur Burſchenverſammlung!“ rief Berthold ihm nach, um nur die Aufgeregten aus der Stadt zu ziehen und fernern Straßenlärm zu vermeiden — aber Keiner hörte darauf.

Selbſt Sand, obſchon der Altdeutſchen Einer, war unter den Exaltirten, er ſtand mit im Ring, in welchem die Relegirten ihre Unſchuld betheuerten, und rief heftig aus: „O Gott! o Gott! Das thut man nun an ſolchen braven Burſchen! Es iſt unerhört, es erbarmt jedes Chriſtenherz! Iſt denn gar kein Mitgefühl rege auf dem Richterſtuhl?“

„Ja wir ſind unſchuldig!“ ſchrie einer der Verurtheilten überlaut und wie beſeſſen, und wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Da bekam er indeß manch ſtrafendes Wort zu vernehmen. „Der Senat beſteht doch auch nicht aus Unmündigen,“ ſprach Berthold: „er muß wiſſen was er thut, er wird nicht ohne klare Einſicht verurtheilen!“

„„Wenn jeder unſchuldig iſt, wie ein ſchneeweißes Lamm,““ nahm Keller das Wort: „„Wer hat denn nun die Fenſter eingeſchlagen, Wer hat denn die Gnoten geholzt? Daß ſie geholzt worden, wird doch gerühmt!““

Hu! da brauſte es, da ſchrien Neudeutſche und Altdeutſche zugleich gegen die Sprecher. Und: „die Conſilirten und Relegirten bleiben!“ brüllte hier eine Stimme — „Werft dem Prorector die Fenſter ein!“ dort eine zweite. „Auch den Curatoren und dem Syndicus!“ eine dritte. „Gewalt gegen Gewalt!“ die vierte eines Candidaten der Theologie. — „Ausziehen! Ausziehen, wenn nichts hilft!“ rief eine fünfte Stimme, und Auszug! Auszug! brüllte der Chorus nach.

„Wenn Alle toben, herſcht die Unvernunft!“ zürnte Keller mit einem Alle übertönenden Rufe. „Kommt um vier Uhr auf die Roſe, auf daß Berathung gepflogen werde, ſo und hier können wir nichts beſchließen!“

Andere Verſtändige unterſtützten dieſen Rath, die Verſammlung auf der Roſe ward beſchloſſen.

Man kam — man ſang mit Ruhe und Anſtand das Bundeslied, man ſprach darauf noch immer laut und zürnend genug, doch ohne Tumult; man kam überein, um Reviſion der Acten und um mildere Strafen zu bitten, welche allerdings durch jetzt erſt ſich ergebende mildernde Punkte gerechtfertigt erſchienen, und die Verſammlung ging ſo ruhig auseinander, als ſei nichts vorgefallen. Die Sturzwelle des Zorns war zurückgefloſſen.

Gleichwohl hatte jene Schlägerei die trübſten Folgen. Die Conſilirten blieben conſilirt; in der nächſtfolgenden Burſchenverſammlung trat Graf Keller, Sprecher im Vorſtand, auf, trug das Großherzogliche Reſcript und die Antwort und Beſchlußnahme des academiſchen Senates vor, verwieß den Tumultuanten ihr ungeziemendes Gebahren, und Bertold ſprach darauf zu den Anweſenden.

„Ihr wißt, oder könntet es wenigſtens Alle wiſſen, daß der academiſche Senat nicht feindlich, ſondern väterlich gegen uns geſinnt iſt. Deshalb bitte ich euch, ſteht ab von dem angedrohten Fenſtereinwerfen, das wahrlich deutſchen Burſchen nicht ziemt.“

Graf Keller und die übrigen Vorſteher unterſtützten Berthold lebhaft bei dieſen vernünftigen Vorſchlägen. Vergebens.

Mehreren Univerſitätsbeamten wurden die Fenſter eingeworfen.

Der Sohn eines derſelben, des Univerſitätsſyndycus, war der Student Asverus, welcher jetzt in Heidelberg ſtudierte. Voll Unwille über die ſeinem Vater widerfahrene Unbilde reiſte er nach Jena, und forderte die kund gewordenen Thäter.

Unter dieſen befand ſich einer der Brüder Coroſſow aus der Krimm. Asverus ſchlug ſich mit dieſem und durchhieb ihm eine Pulsader am Arm.

An den Folgen dieſer Wunde ſtarb Corroſſow im Januar 1819.

Das war das erſte Omen, welches das Jahr **1819** als unheilvoll für Jena und namentlich für die Burſchenſchaft bezeichnen ſollte.

Auch Berthold blieb nicht ohne Anfechtung, nicht ohne Verkennung, nicht ohne Kämpfe — erſtere trug er als Philoſoph, letztere beſtand er als Held.

10.

Das junge Glück.

> Nicht gab Dir Gott vergebens
> Den Geiſt des edlen Lebens
> Geh hin und leuchte, wo er ruft.
>
> J. H. Voß.

Der Sommer verging; Berthold ſchrieb lange nicht nach Roſenborn. Ammann und ſeine Schweſter wunderten, das ſchuldloſe Lenchen grämte ſich. Der Förſter runzelte öfter die Stirn und fluchte etwas mehr als ſonſt; Wecke zuckte die Achſeln, wenn auf Berthold die Rede kam, ließ etwas vom „Mißlichen der Studentenliebſchaften und der allzufrühen Verlobungen fallen, und nahm dabei jedesmal eine Prieſe aus der Napoleonsdoſe.

Schon hatte Ammann den Entſchluß gefaßt, zum Theil mit angetrieben von ſeiner Schweſter, an Berthold zu ſchreiben, und ihn über ſein befremdendes Schweigen mit einigem Ernſt zur Rede zu ſtellen, als zu aller Freude ein Briefpaket mit dem Poſtzeichen Berlin anlangte, welches allſeits Freude verbreitetete und Sorgen zerſtreute, ſo daß an die Stelle trüber Mienen wieder der Ausdruck herzlicher Freude und froher Hoffnung trat. Berthold ſchrieb an Ammann:

„Hoffentlich glaubt Ihr Vertrauen, mein väterlicher Freund, mich nicht treulos! Ich werde mein, freilich für mich ſelbſt erſchreckend langes Schweigen, bei Ihnen ſicher rechtfertigen, möchte mir nur auch da Verzeihung werden, wo die Gründe, die ich Ihnen anführe, nicht ſo einleuchtend erſcheinen können.“

„Ich verließ Jena wieder, als ich es aufgeben mußte, einestheils mein Ziel damals ſchon zu erreichen, anderntheils durch mein perſönliches Wirken Eintracht und Einigung zu bewirken. Mit Schmerz blicke ich auf das Viele hin, was berathen, beredet, beſchloſſen und niedergeſchrieben worden — alles Danaidenarbeit und Siſyphusſteinwälzen. Ach, unſre Eiche! Unſre Bundeseiche im Geiſt! Was hilft es, daß der Baum in reicher Pracht ergrünt, wenn an der Wurzel heimlich die Fäule nagt, und die Säfte ſtocken, die ihn nähren und erhalten ſollen?“ —

Ammann, welcher Bertholds Schreiben theilweiſe ſeiner befreundeten Umgebung mittheilte, ließ bei dieſer Stelle die Hand ſinken, in welcher er den Brief erhoben hielt, und unterbrach ſich mit den Worten: „Immer wieder die alte Klage, und nichts, was ich nicht vorausgeſehen hätte. Die Eichen wachſen nicht, gleich Pappeln empor. Ich finde die Spaltung in der Burſchenſchaft völlig naturgemäß, man hat vom Anfang an dieſer Verbindung allzuviel Gewicht beigelegt, zuviel von ihr erwartet, und die Frucht der Enttäuſchung wird nun zum Hader erzeugenden Erisapfel. — Das Anſtreben nach ächter Deutſchheit ward allzukünſtlich emporgeſchraubt, man entwarf ſtatt Verbindungsgeſetze zu geben, Staatsconſtitutionen — doch hören wir unſern lieben Freund weiter.“

„Am Vorſtand liegt keine Schuld“ — ſchrieb Berthold: „dieſer hat ſich redlich gemüht, im Einverſtändniß mit dem nur wenig Oppoſition machenden Ausſchuß das Burſchenleben zu regeln, auf höhere Stufen zu heben. Aber in der Studentenwelt bildeten ſich der widerſtreitenden Anſichten und Gegenſätze allzuviele. Wir ächteten den Saufcomment, dafür entſtand uns in Lichtenhain ein Sammelplatz mißvergnügter Gegner. Wir gründeten eine Republik Ziegenhain, mit einem Landammann an der Spitze, unter heitern, gemüthlichen Formen, die der Durſtſtillung keinen Zwang anlegten, aber das in Lichtenhain beliebte Vorreiten, Gelehrten-, Doctor- u. ſ. w. Stürzen, das Ausmachen u. drgl. zog in Ziegenhain nicht. Das Herzogthum Lichtenhain wurde ſtets von der Republik bekämpft, und oft hat das würdige

Haupt der Republik den Herzog Tus VIII. in den Sand geſtreckt. Doch das alles iſt ja nur Scherz und Ausbruch heitern Burſchenhumors, aber ernſterer Art war, daß Viele auftraten und dem Burſchenvorſtand ein Streben nach despotiſcher Macht vorwarfen, daß man Mißfallen fand an der freilich von Woche zu Woche wachſenden Zahl der Geſetzesvorſchläge, obgleich dieſe nur Sittigung bezweckten. Aber man nannte den ernſten und frommen Geiſt, welcher der Burſchenſchaft Halt und Stütze iſt: Frömmelei, Schulmeiſterei, man wollte kein Pädagogium, ſondern die alte, zügelloſe Freiheit. So hat die Spaltung zwiſchen Altdeutſchen, der Ziegenhainer — und Neudeutſchen, der Lichtenhainer Partei immer mehr Geſtalt gewonnen."

„Neuerliche Vorfälle haben die trübe Entzweiung nur gemehrt, ja ſie bedrohten die Burſchenſchaft mit gänzlicher Auflöſung. Ich kann und will Ihnen, verehrteſter Freund, dieſe Vorfälle nicht ermüdend und des Breitern ſchildern, nur ſoviel ſei geſagt, daß von den Neudeutſchen eine Handwerksburſchenſchlägerei ausging, die ihre verdiente Strafe fand, welche Strafe indeß viele Altdeutſche nicht allzuhart fanden, und dieſe Billigung der ſtrafenden Gerechtigkeitspflege rief gegneriſcherſeits wieder die heftigſte Erbitterung hervor. Ein Glück daß unſre Burſchenſchaft die Gemüther an Geſetzlichkeit gewöhnt hat, dadurch nur ward ein verderblicher Aufſtand verhindert. Gleichwohl geſchahen Exceſſe durch Fenſtereinwerfen. Wir, die Mitglieder des Vorſtandes, rügten heftig dieſe That und forderten die Thäter, ſich binnen drei Tagen zu ſtellen. Das mißfiel auf's Höchſte, man beſchuldigte den Vorſtand des Einverſtändniſſes mit dem Senat, alle Neudeutſchen drohten mit Austritt aus der Burſchenſchaft, die Altdeutſchen hingegen überhäuften die Neudeutſchen mit Vorwürfen, daß ſie überhaupt ſich zu einer Prügelei mit Gnoten herabgewürdigt; man müſſe den Menſchen im Menſchen achten. Das führte immer weiter. Ein Student erklärte, er werde ſelbſt Holz gegen Studenten führen, die ſich künftig wieder ſo weit wegwürfen, ein andrer, Namens von Gagern, ſchleuderte die Aeußerung hin: Euer Tragen von Stürmern und Kanonen kommt mir äußerſt lächerlich und antiquirt vor. Beide wurden gefordert, Beiden koſteten ihre Aeußerungen Blut. Keine Partei wollte nachgeben, unvermeidlich ſchien der Untergang der Burſchenſchaft — endlich bot ich mit noch einigen wackern Freunden, von denen ich nur Caſſenberger nenne, alles auf, wieder zu einigen, denn mein Standpunkt, bereits außerhalb der Parteien, und innerer Drang beriefen mich zum Vermittler, und es gelang nach manchem Streit und Wortwechſel beide Parteien zum Nachgeben zu bewegen, beide zu verſöhnen und über die Zwecke der Burſchenſchaft zur Verſtändigung zu bringen.“

„Bravo, Bravo!“ unterbrach ſich Ammann, fuhr aber, neugierig auf den Weiterverlauf der Mittheilung, alsbald fort:

„Es erfolgte der Antrag auf eine neue allgemeine Berathungsverſammlung, welche auch Statt fand. Aber den Altdeutſchen ſchien daran nicht allzuviel gelegen; ihr Weſen erſchien vielfach verkehrt. Der Verkehrteſten Einer heißt Sand. Sie gefallen ſich in myſtiſchen Redeweiſen, finſtern Mienen, ſtoiſcher Sittenſtrenge und großer Abneigung gegen alles, was man Scandal nennt. Ihr Aufrechthaltenwollen des Moralitätsprincips iſt gewiß höchſt ehrenhaft, allein ſie ſtellen auch dieß auf gefährliche Spitzen.“

„Caſſenberger aus Frankfurt, ein bemooſtes Haupt, ein tüchtiger Juriſt, in welchem wir eigentlich den Gründer und erſten Geſetzgeber der Burſchenſchaft zu ehren haben, ſtellte in wenigen Punkten den Zweck und das Weſen der Burſchenſchaft feſt: Volksthümliche Ausbildung für des Vaterlandes Wohl und Nutzen, Schutz des academiſchen Lebens und Brauchs (Comments) und feſtes Zuſammenhalten in einer Körperſchaft, Bildung eines Burſchenhauſes für Verſammlungen zu Ernſt und Feſtluſt, verbunden mit Ausbildung der edlen Fechtkunſt. In dieſen Punkten ruht alle Baſis des academiſchen Lebens, alles Uebrige liegt dieſem fern, zumal alle Betheiligung, oder noch mehr verſuchte Einwirkung auf Staatenpolitik. Dieß mußten ſelbſt die Altdeutſchen eingeſtehen, nur verlangten ſie, man ſolle als oberſtes Prinzip die Idee der Gerechtigkeit als Fundament der Ausbildung aller Geſetze und allen Burſchenlebens aufſtellen. Weiter wollten ſie das Moralitätsprinzip beſſer vertreten ſehen, und ſtellten die Behauptung auf, die Burſchenſchaft müſſe über ihre Mitglieder eine Aufſicht führen, müſſe ihnen über tadelnswerthe Aufführung Verweiſe geben, ſie excommuniciren dürfen. Letzteres verſteht ſich nun für die beiden Fälle des Ehrenbruchs und des Diebſtahls von ſelbſt, und iſt längſt überall Comment, aber weitere Ausdehnung frommt auf keinen Fall. Wenn wir aus den Univerſitäten Schulen machen, ſind wir gleich an der Grenze unſeres Witzes, und dann iſt die Anſicht vieler Neudeutſchen verzeihlich, welche ſtatt der Burſchenſchaft wieder Landsmannſchaften wünſchen. Indeß wir ließen uns nicht irren, wir deckten in den Verſammlungen alle alten und neuen Schäden auf, und ſchnitten und brannten tüchtig an ihnen herum. Ich ſage mit Stolz Wir retteten diesmal die Burſchenſchaft!“

„Keineswegeſ aber iſt der Kampf zu Ende, doch hoffen wir, daß er dem Siege entgegenreiſe, dem

Siege, welcher der Burſchenſchaft Dauer ſichert, quod faciat Deus feliciter.“ —

„Ja, quod faciat!“ rief Ammann mit freudiger Zuſtimmung. Das Herz ward ihm froh und leicht, daß ſein Schützling ſo ganz den Weg verfolgte, den Ammann ihn wandeln ſehen wollte.

Aber der Brief war noch nicht zu Ende.

„Als ich die Gemüther in unſerm Jena beruhigt ſah,“ ſchrieb Berthold weiter: „beſchloß ich, noch einmal nach Berlin zu gehen, denn ſchlingen ſich erſt um mich die Feſſeln eines Ehebundes und eines Amtes, dann wird mein Wirken in der burſchenſchaftlichen Sphäre größtentheils zu Ende ſein, dann werde ich nur allenfalls noch mit Rath, und weit weniger mit der That, ihr dienen können.“

„In Berlin fand ich die Zuſtände im academiſchen Leben um kein Haar anders, als ich ſie verlaſſen. Immer noch andauernder Streit über die Richtung, die zu nehmen ſei. Ein Theil will Reform, ein andrer Theil will Revolution. Ich für meinen Theil hielt für wohlgethan, hier nicht zwiſchen die ſtreitenden Parteien zu treten. Erfahrung hat mich ſattſam belehrt, daß hierin keine Seide zu ſpinnen. Sie werden, mein Theuerſter, genug haben, wenn ich Ihnen ſage, daß hier im Sommer zwiſchen Landsmannſchaften und

Burſchenſchaftern nicht weniger als dritthalbhundert Scandäler anhängig waren. Man lieferte ſich förmliche Schlachten. Die Parteiung war auch hier in ähnlicher Weiſe, wie in Jena, in zwei Heerlager geſchaart. Eine betrachtete die Burſchenſchaft als chriſtlich-deutſche Verbrüderung zur Beförderung der Sittlichkeit, der Vaterlandsliebe, überhaupt alles Guten und Schönen, entſprungen den höchſten Ideen von Freiheit, Gleichheit und Recht; die andre Partei nahm ſie nur als eine Fortentwickelung des landsmannſchaftlichen Verhältniſſes und deſſen ſich ſteigernde Vervollkommnung. Jene, die Idealiſten, betrachteten jede Abweichung von der höchſten Idee, wie ſie ſich ausdrückten, als ein Unglück, als eine Erniedrigung — die Praktiſchen aber kämpften an gegen die Verallgemeinung und die zerſtreuende Gewalt der Ideen, gegen das Ideal der Freiheit und Gleichheit und ſuchten Halt und Boden in der hiſtoriſchen Begründung. Letztere zum Beiſpiel wollten den Unterſchied zwiſchen Füchſen und alten Burſchen beibehalten, erſtere ihn völlig beſeitigt wiſſen, ſo auch gab es Zwieſpalt über die Frage, ob in die Burſchenſchaft, als eine deutſche Verbrüderung auf chriſtlichem Grunde Juden aufzunehmen ſeien?“ —

„Genug, ich mußte die feſte Ueberzeugung gewinnen, daß nie und nirgend ein Ideal zu erreichen iſt im irdiſchen Leben, und ſcheide mit der Ueberzeugung von den meinen, daß es ungleich leichter iſt, Flammen zu entzünden, als dieſe dauernd zu nähren, daß es leichter iſt, mit kräftigem Geiſt kühn in dem Wollen ſich zu zeigen, als dieſes Wollen dem Werden und der Vollendung entgegenzuführen.“

„Ich habe mich außerdem hier ganz angenehm in höheren Kreiſen bewegt, und bringe Stoff in Fülle für die mündliche Erzählung mit. Man war gütig genug mir einige Geltung zuzugeſtehen, obſchon ich durch meine freien Aeußerungen im Salon des Miniſters * * nach einer Seite hin faſt anrüchig geworden. Der Jugend und noch mehr der Unabhängigkeit verzeiht man viel in den höheren Beamtenzirkeln, beſonders ſind die Mütter ſehr nachſichtig, welche heirathsfähige Töchter haben, und die Töchter ſelbſt mühen ſich alle, wahre Engel an Milde, Liebreiz und Herzensgüte zu ſein. Mancher glühende Pfeil iſt nach meinem Herzen geflogen, aber der Panzer, der es deckt, heißt Treue meiner Auserwählten, meiner Helene.“

„Nichts trennt mich mehr von ihr, alle Hinderniſſe habe ich ſiegreich beſeitigt, mein Schiff eilt mit vollen Segeln ſeinem Hafen zu; ſinnen Sie immerhin auf die Traurede, mein würdiger Freund.“

„In den erſten Tagen des Siegesmondes wollen wir, alleſammt Treuverbundne, ein Erinnerungsfeſt und ein Abſchiedfeſt zugleich nicht bei Ihnen, ſondern auf der herrlichen Wartburg feiern, da müſſen Alle dabei ſein, auch die Knaben, Ihr Bernhard, wie mein kleiner Schwager Hugo. So blicke ich denn endlich, ein Glücklicher, den Freudenfeſten meines Herzens entgegen; ich glaube nicht, daß ich vergebens geſtrebt, wenn ich auch irrend ſtrebte. Was ich mir ſelbſt gewonnen, bleibt unverloren. Leben Sie wohl! Ihr dankbar treuer

Berthold.“

„Nun, das laſſe ich gelten,“ rief Tante Frida aus. „Was recht iſt, lobt Gott! Zeit bricht Roſen! Was lange währt, wird gut!“

„Ja ja!“ ſpöttelte Wecke, mehr vor ſich hin, als zu den Uebrigen, doch ſo, daß es die Tante hören mußte:

„Wer warten kann
Kriegt auch'n'n Mann;
Wer Gott vertraut,
Wird auch 'ne Braut —

bis auf die, ſo keine werden, und keinen kriegen.“

„O Sie!“ — fuhr Frida, der die Anſpielung galt, nach Wecke herum mit zürnendem Blick. „Es bleibt allewege wahr, was auf die Neige geht, wird gern ſauer.“

„Nun aber Frau!“ rief Schnellholz: „jeßt ſage mir's bei Zeiten, wenn ich den Hirſch ſchießen ſoll!“

„Schade, ſchade!“ ſpottete Wecke, „daß die Schnepfen ſo rar ſind — doch es thun's auch Krammetsvögel und Feldhühner, will hoffen, daß an ſelbigen auf der Hochzeittafel kein Mangel, Herr Förſter!“

„Krammetsvögel, Feldhühner, Rohrdommeln, Haſenbraten, Rehbraten, Hirſchbraten, Gänſebraten, Karpfen und Forellen muß es geben, wird es geben!“ rief der Förſter. „Ich hoffe daß der Herr Schulmeiſter ſatt zu machen ſein wird, und wenn er ſchon von heute an auf den Hochzeitſchmaus faſten thäte.“

„Bins Faſten gewohnt,“ erwiederte Wecke: „bin ſpindeldürr, wie Figura zeigt, bin wie der Rühling in der ausgetrockneten Pfütze, von wegen meiner fetten Pfründe!“ —

Lenchen war ſtillſelig. Gleich einer Blume, die lange nach erfriſchendem Thau geſchmachtet, hob ſie ſich empor in ihrer reinen wunderbaren Schönheit, lag ſie in Freudenthränen am Herzen der Mutter, ſchluchzte ſie ihr bräutliches Wonnegefühl aus am Buſen der Tante, der mütterlichen Freundin.

Die beiden Knaben freuten ſich ganz abſonderlich auf die Hochzeit, von welcher nun alle Tage die Rede war, und beſonders erſehnte Bernhard Bertholds Kommen. Bernhard ſollte nun auch das Vaterhaus verlaſſen, und auf dem Gymnaſium zu Eiſenach den Gang ſeiner Schulbildung fortſetzen. —

Berthold war daran, ſeine Sachen in Berlin völlig zu ordnen und zu packen, als es an ſeine Zimmerthüre anklopfte und auf ſeinen Hereinruf ein Student in altdeutſcher Tracht eintrat.

„Was der Himmel! Du hier?" rief Berthold verwundert aus, und trat dem Gaſt mit Gruß und Handſchlag entgegen.

Dieſer empfing beides mit einer ſichtbaren Schüchternheit, blickte unſtät im Zimmer umher und ſagte: „Wie? Du willſt fort, Bruder? Das iſt mir unerwartet. Nun, ich will Dir nicht beſchwerlich fallen, ich bringe Dir nur viele Grüße von Rino, Riemann, Rödiger, Keller und den Andern."

Berthold dankte und fragte, ob er irgend wie dem Fremdling in Berlin dienſtbar und gefällig ſein könnte?

„Ich danke, ich danke, ſprach jener — ich habe bereits Köverus beſucht, der ſeit wenigen Tagen hier iſt, und hier ſein Jus weiter fortſtudiren will, da er in Heidelberg Scandal gehabt — auch war ich ſchon bei dem göttlichen Jahn."

„Du biſt freigebig mit einem **Epitheton**, Sand!“ bemerkte Berthold trocken. „Doch ſetze Dich, und ſprich, womit kann ich Dich bewirthen?“

„Wenn Du ein Glas Waſſer haſt, Bruder, ſo genügt es,“ entgegnete der Beſuchende.

Berthold verließ einige Augenblicke das Zimmer, um eine Erfriſchung zu beſtellen. Dieſe Augenblicke benutzte Sand, um einen verſiegelten Brief in eine zur Seite liegende Brieftaſche Bertholds zu verſtecken, welchen Brief er mit mehreren ähnlichen aus der Bruſttaſche zog, dieſe übrigen barg er ſchnell wieder, als er Berthold zurückkehren hörte.

Sogleich lenkte Sand das Geſpräch wieder auf Jahn und ſprach: „Es gab doch eine Zeit, lieber Bruder, wo auch Du für Jahn begeiſtert warſt. Erinnere Dich nur! Er iſt und bleibt in unſrer Zeit ein Held, ein Heros. Nur Einen kenne ich der würdig ihm nachſtrebt, der einſt an ihm hinaufreichen und ragen wird, das iſt der Doctor Karl Follen! Auch dieſen kennſt Du, wenn ſchon vielleicht nicht näher. Ein freier, erhabener, charakterſtarker Mann, dem wir ja auch herrliche Lieder danken. Solche Männer, das ſind Männer — wie weit doch ſtehen wir hinter dieſen Vorbildern zurück. O Gott! Glaubſt Du nicht auch, daß das deutſche Vaterland Männer bedarf, und daß es auf ſolche Säulen ſich ſtützen muß? Wollteſt Du nicht auch dahin, wohin dieſe wollen? Waltend, werbend und wirkend für unſers heiligen Gottes ewiges Reich, die Freiheit, welch ein hoher Beruf iſt das?“

„Mein lieber Bruder“ ſprach Berthold auf dieſe emphatiſche Ergießung: „ich vermag nicht, Deinem Gedankenſchwung nachzufliegen. Gewiß achtet niemand freudiger als ich an tüchtigen Männern das, was an ihnen zu achten iſt. Deinen Helden wird die Ehre und der Ruhm, den ſie verdienen, nicht entgehen. Auch dem Vaterlande wird es nie an tüchtigen Männern fehlen, ſelbſt wenn es derer vergeſſen ſollte, welche Du im Sinne haſt, und ſie nicht riefe. Sage, was willſt, was ſuchſt Du hier in Berlin?“

„Ich will die große Babel Berlin ſehen! Ich will Saatkörner ausſtreuen unſterblicher Gedanken, ſelbſt auf das ſteinige Land unter die Diſteln des Unglaubens und der Knechtſchaft. — Ich will die Stätten ſehen, wo große Männer wandelten und ſtritten, die Schlachtfelder, auf denen Deutſchlands Freiheit erkämpft ward, auf daß mir recht im Geiſte aufgehe der Gedanke, wie ſüß und herrlich ein Opfertod für das Vaterland!“

„Doch ich gehe! Fahre wohl! In Jena ſehen wir einander hoffentlich wieder! Gut-Heil!“ — So ſprach der Schwärmer, als Berthold auf ſeine vorige

Rede ſchweigend ſeine Beſchäftigung fortſetzte, und ging — und Berthold hielt ihn nicht. Theils verſtand er nicht den ziemlich Unverſtändlichen, theils wollte er ihn nicht verſtehen. Er brachte ſeine Geſchäfte vollends in Ordnung, ſteckte ruhig jene Brieftaſche zu ſich, und verließ noch deſſelben Tages Berlin.

Entzückendes Wiederſehen in Roſenborn! Bruſt an Bruſt zwei ſelig Liebende, der Verbindung nun ſo nahe, die unauflöslich einet für eine ganze Erdenzukunft; beide noch jung, friſch, lebensfreudig, vor ſich ein reiches Feld der Hoffnungen, der Thätigkeit, der Anſprüche an ein ſchönes Leben.

Rings Freude und Heiterkeit um ſich verbreitend, war Bertholds Wiederkehr geweſen, und ſelbſt im Dorfe äußerte ſich die Theilnahme am Glück des Brautpaars laut und herzlich.

Aus dem Herrn Studenten, Lenchens Bräutigam, der ſo von Zeit zu Zeit ganz anſpruchlos gekommen war, war nun auf einmal ein Herr Profeſſor geworden. Ein Herr Profeſſor! Das dünkte die Bauern gar etwas Großes, faſt wie ein Superintendent.

Wecke ſorgte dafür, die falſchen Begriffe zu läutern. „Sehet lieben Leute,“ ſprach er zu dem neuen Schulzen, Namens Wahl, welcher ziemlich jung an des alten Lamperts Stelle gekommen war, und zu den Uebrigen: „ein Profeſſor, das iſt ein Mann, der die Gelehrten-Profeſſion treibt und lehrt. Man könnte mich auch einen Profeſſor nennen, wenn man wollte. aber man thut es nicht, und es iſt auch nicht nöthig. Die Schulmeiſter nennt man nicht alle Profeſſoren, aber alle Profeſſoren ſind eigentlich Schulmeiſter — das heißt — verſteht mich recht — die auf den hohen Schulen, das ſind hohe Schulmeiſter, die lehren die Studenten, und es muß Einer etwas Rechtes gelernt haben, wenn er ein Profeſſor werden will. Seht, ſo ein Mann iſt nun Herr Berthold, der uns das ſchönſte Mädchen aus dem Dorfe fort führt, und wir haben leider das Nachſehen und“ —

Dabei machte Wecke die Pantomine des Mundwiſchens, und zwar ſo geſchickt, daß er ſich zugleich eine verſtohlene Thräne, die ihm ganz gegen ſeinen Willen in's Auge getreten war, mit hinwegwiſchte, und da er fühlte, wie dieſer Thräne andre folgen wollten, ſo nahm er in äußerſter Schnelligkeit eine Prieſe, und nießte gleich darauf ſehr lebhaft, was die ſchicklichſte Gelegenheit gab, das Taſchentuch zu ziehen und ſich die Augen zu trocknen.

„Sie haben einen ſtarken Tabak, Herr Schulmeiſter! Mit Verlaub!“ äußerte der junge Schulze, und fuhr mit geſpitzten Fingern nach Weckens Doſe.

„Ja ja, Herr Schulz“ verſetzte Wecke mit gerötheten Augen. „Sie haben Recht, einen ſtarken Tabak!“ —

Der Hochzeittag erſchien, ein herrlicher Herbſttag, der zwei zärtlich Liebende auf den Gipfel der Lebensſonnenhöhe tragen ſollte.

Alles athmete Frohſinn und Freude, alles wünſchte Glück.

Am Schmuck des holden Bräutchens fehlte nicht jenes gehenkelte Goldſtück, von ſo hoher Hand einſt empfangen, auch die Freundinnen, die heute als Brautjungfern im höchſten dörflichen Staate prunkten, trugen mit Stolz die damals erhaltene goldne Zier.

„Jenen Durchzügen, jenen zum Theil ſchlimmen, haſt- und angſtvollen Tagen,“ ſprach Ammann, als dieſer Theil des Schmuckes der Jungfrauen beredet wurde, „danken wir doch eigentlich den heutigen Feſttag.“

„Ja, es muß ſich alles wunderbar ſchicken und fügen in der Welt,“ ſetzte die Tante hinzu. „Glück walt's und Gott behüt's!“ —

Es läutete zur Trauung die Kirche war ſo voll, wie lange nicht, das ganze Dorf und die Hälfte einiger Nachbardörfer war hinein. Braut und Bräutigam, die Brautjungfern, die Aeltern, die beiden Knaben, mehrere Verwandte zogen in das Gotteshaus.

Wecke präludirte auf der Orgel gar ſchön die Choralmelodie: Freu dich ſehr o meine Seele, und Vater Ammann ſprach eine Traurede, in welcher er alle Fülle reinen Wohlwollens, edler Freundſchaft, chriſtlicher Gemüthsinnigkeit ergoß, und in die er die Worte einwob:

„Auch an den künftigen Lehrer der Wiſſenſchaft ergeht ein hohes und ernſtes Wort der heiligen Schift, zumahl in bewegter und drangvoller Zeit, ein Wort, das er nicht genug zurufen kann denen, ſo auf ſeine Rede hören: Seid unterthan aller menſchlichen Ordnung, um des Herrn Willen! Denn das iſt der Wille Gottes, daß ihr mit Wohlthun verſtopfet die Unwiſſenheit der thörichten Menſchen — als die Freien, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, ſondern als die Knechte Gottes. Thut Ehre Jedermann! Habt die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König.“ —

Geſchloſſen war der Bund, geweiht durch den Segen aus der Höhe das innige Bündniß der Herzen. Zum ſchönen heitern Feiertag für Viele wurde Lenchens Hochzeitfeſt; reichlich ward auch der Armen gedacht.

Unter den zahlreichen Brautgeſchenken lag eine große Bibel im ſchwarzen Saffian-Band mit Goldſchnitt, ein rothes Band zum Zeichnen war nicht vergeſſen.

Welches Andenken — ſinnig und ſinnvoll zugleich.

Am folgenden Morgen wurde, wie im vorigen Jahre geſchehen, die Reiſe angetreten. Das junge Paar, das Aelternpaar, das Geſchwiſterpaar, das Knabenpaar, — und mehr als ein Flaſchenpaar, man bedurfte zwei Wagen, nächſt dem Frachtwagen, mit Lenchens Hausrath und Ausſteuer, ſelbſt Bürſchmann durfte mitreiſen.

Eigenthümlich aber erſchien es nun, als die, welche im vorigen Jahre um dieſelbe Jahreszeit die Wartburg ſo froh und voll belebt erblickt hatten, jetzt durch ihr ernſtes, ſchmuckloſes Thor traten und den ſtillen Burghof überſchauten, in welchem, der Zufall wollte es ſo, ſich keine Seele erblicken ließ.

„Iſt es mir doch, als ſei die Burg ganz verändert!“ rief die Tante aus, und ſelbſt die junge Frau ſagte zu ihrem Gatten: „wie anders, Berthold, wie anders!“

„Ja meine Lieben!“ nahm Ammann halb ernſt, halb ſcherzend das Wort: „ſeht, heuer fehlen die Kränze! Die habt ihr euch aufs Haupt geſetzt. Das laute Leben fehlt, und dieſe Stille mahnt euch, nun ein Stillleben zu führen!“ — „Doch Scherz bei Seite,“ fuhr er fort: „Heute geben wir uns keiner

Täuſchung hin! Auch Sie, Freund Berthold, blicken wohl heute ſchon von dieſer Zinne ganz anders in das Leben, wie vor einem Jahre. Aber vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen dort droben auf dem Thurme und in Bezug auf dieſen da, (auf Bernhard deutend) geſagt habe. Es iſt noch heute meine Meinung dieſelbe. Es war ſchön, ſehr ſchön vor einem Jahre — und wie ſchnell iſt dies Jahr dahin, und wie viel Schönes verrauſchte eilend mit ihm. Aber dieſe graue Warte ſteht noch, und harret der Zeit, und harret ſchönerer Tage, da ſie viel ſchöne geſehen.“ —

II.

Die That des Wahns

Lebt Kotzebue noch? Athmet er noch deutſche Luft?

Iſis. 1818. S. 401.

Die Roſenborner und das junge Ehepaar ſaßen im heitern Kreiſe; zu welchem auch ihre Eiſenacher Gaſtfreunde geladen waren, einſchließlich der Kinder, in einem der Zimmer des Ritterhauſes auf Wartburg. Bertholds Fürſorge hatte in jeder Weiſe das ihrige gethan, glänzende Gaſtlichkeit bei dieſem Scheidemahle zu entfalten, und wurde bei demſelben die heilige Portiuncula, als nicht auf die Wartburg gehörig, weder zugelaſſen noch angerufen.

Als nun nach Beendigung der Hauptmahlzeit Berthold ſeinen biedern Freund um Ausbringung eines Trinkſpruchs freundlich bat, ſei es aus eines Dichters, ſei es aus dem eignen Munde und Gefühle, da hob Ammann den Pokal und ſprach: „Allen die in Liebe und Treue verbunden mit einander leben und ſtreben wollen, rufe ich dieſe Worte aus redlichem Herzen zu:

„Suchet, das ihr wirkt mit Kraft
Auf jegliches Empfängliche!
Nur was dauernd ſtrebt und ſchafft,
Erſtrebt das Unvergängliche.

Sei geſegnet eure Saat,
So wie die Hand, die ſtreuende.
Edlen Wollens, wackrer That,
Sei euch die Frucht erfreuende!“

Und ſo wohl angebrachte Wünſche weiter zu führen, erhob jetzt der Eiſenacher Freund den Becher, und ſprach:

„Dieß Geleite geben wir
Euch liebend mit, ihr Scheidenden:
Erinnerung, Treue, Wiederſehn —
Nun folget den Geleitenden!“

Feierlich und ergriffen klangen alle Erwachſenen an, und ſelbſt aus Bernhards Auge leuchtete der Strahl jugendwarmer Begeiſterung, ahnend der treugemeinten Worte tiefe Bedeutung!

Bertholb zog ſeine Brieftaſche, um ſich dieſe Sprüche auf eines ihrer Blätter aufzuzeichnen; da ließ der Zufall aus dem innern Fach einen Brief fallen, der noch verſiegelt war, und Bertholds Adreſſe trug.

„Ein Brief? An mich? Und den trage ich mit mir herum?“ fragte Berthold verwundert, und ſtrengte vergebens ſein Gedächtniß an, auszuſinnen, wann und von wem er dieſen Brief bekommen, und da er ſich durchaus nicht erinnern konnte, ihn ſelbſt in die Brieftaſche gelegt zu haben, ſo glaubte [illegible] einen Scherz aus Roſenborn dahinter vermuthen zu müſſen, denn dort hatte er allerdings nicht ſtets auf die Brieftaſche geachtet.

Lachend blickte er daher die Seinen und die Freunde an, und ſagte: „Erlauben Sie, daß ich dieſen verhüllten Boten, doch wohl aus der Heimath, öffne und leſe, gewiß enthält er für uns Alle nur Freundliches!"

„Ah — ein Carmen!" rief die Tante, als Berthold aus dem Umſchlag ein gedrucktes Blatt zog. „Leſen Sie, leſen Sie!"

Berthold ſchlug das Blatt auf und las mit immer ſteigender Verwunderung — indem er zugleich auf wunderliche, den Kopf des Blattes bildende Ziffern und Zahlen, die eine Art Noten oder Geheimſchrift zu bilden ſchienen, hinſtarrte:

„Dreißig oder drei und dreißig — gleichviel."

„Menſchenmenge, große Menſchenwüſte,
Die umſonſt der Geiſtesfrühling grüßte,
Reiße, krache endlich, altes Eis!
Stürz' in ſtarken, ſtolzen Meeresſtrudeln
Hin auf Knecht und Zwingherrn, die Dich hudeln,
Sei ein Volk, ein Freiſtaat, werde heiß!

„Was iſt das?“ fragte Ammann mit ernſtem Blick, und legte die Gabel aus der Hand.

„Iſt das ein Carmen?“ fragte Lenchen.

„Ja, aber was für eins?“ antwortete Werner.

Berthold las weiter:

„Bleibt im Freiheitskampf das Herz Dir froſtig,
In der Scheide wird Dein Schwert dann roſtig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert!
Wird es gar im Fürſtenkampf geſchwungen,
Bald iſt es zerſchroten, bald zerſprungen,
Nur im Volkskampf blitzt es unverſehrt.“

„Thurmhoch auf des Bürgers und des Bauern
Nacken mögt ihr Eure Zwingburg mauern,
Fürſtenmaurer, drei und dreimal zehn,
Babels Herrenthum und faule Weichheit
Bricht wie Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit,
Gottheit aus der Menſchheit Mutterwehn.“

„Unſinn — Wahnſinn — oder Hochverrath!“ ſprach Ammann mit ſtarker Stimme. Schnellbolz erſchrak. „Zum Donner! Herr Schwiegerſohn! Solche Carminaten verdau’ ich nicht!“ rief er wild und gereizt aus.

Berthold riß das Gedicht in zwei Hälften, und ſprach? „Ich gebe mein heiliges Ehrenwort, daß ich nicht weiß noch begreife wie dieſes Blatt in meine Brieftaſche gekommen!“

„Das iſt weder Unſinn noch Wahnſinn,“ nahm der Freund aus Eiſenach das Wort. „Es iſt eine Aufruhrpredigt, es iſt **Hochverrath!** Aber gern glauben wir Ihnen, Herr Profeſſor, daß Sie nicht mit ſolcher Waare durchs Land ziehn. Irgend ein falſcher Freund oder Vertrauter mag Ihnen ohne Zweifel das Schmachblatt in Ihre Brieftaſche praktizirt haben. Uns ſoll es nicht ſtören, irren und aufregen — leider iſt's ein trübes Zeichen der Zeit, daß es ſolche Lieder giebt, und es gilt doppelt zu wachen und zu beten, daß man nicht in Anfechtung falle."

„„Es iſt das wieder ein leidiger Wartburgſpuk, das laſſe ich mir nicht ausreden!““ warf die Tante ſcherzend hin, Lenchen aber ſchmiegte ſich liebevoll an den Gatten, ſtrich mit der Hand glättend über ſeine getrübte Stirne, und flüſterte: „Nicht wahr, mein lieber Mann, wir brauchen keine Carmina?“ —

Die ſchöne Abſchiedfeier ging zu Ende, es folgte ihr vielfaches Trennungsweh. Die junge Frau ſchied von allen Theuren und Lieben, dem Manne ihres Herzens in eine neue Sphäre zu folgen. Die Eltern mußten das geliebte Kind ſcheiden ſehen. Bernhard verließ den Vater, die Tante, den Jugendgeſpielen — doch ſchon mit minder ſchwerem Herzen, im Hauſe befreundeter wohlwollender Menſchen, unter neuen, ſchon früher lieb gewonnenen Geſpielen, die ihn freundlich empfangen, Ernſt, Julius und Dorchen, ſollte er wohnen und lernen — doch hatte ſo Jeder und

Jede einen Trennungsſchmerz zu tragen und ſich in Nothwendiges ſtill und mit Faſſung zu fügen. —

Berthold hatte für Bernhard noch ein Andenken gekauft, ein ſehr liebes für den Knaben, ein Album, und freudig theilte dieſer ſogleich Blätter aus an alle Scheidenden, und bat dringend, daß dieſe ſich noch vor ihrem Hinweggang einzeichnen möchten.

Dieſes geſchah denn, ſo gut es geſchehen konnte, und als Ammann ſein Blatt mitgetheilt, welches die ernſte Mahnung enthielt: „Lieber Sohn, Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, das Du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Gebot" — nahm Berthold das Wort und ſagte: „Nicht ohne Rührung gedenke ich des Albumſpruchs, welchen Sie, mein würdiger Freund, mir einzeichneten, deſſen Bedeutung mir immer klarer und lebendiger geworden und dauernd wird:

„Flammen entzünden ſich leicht, wo nur ein Funke recht glüht,
Wenn ein kräftiger Geiſt kühn in dem Wollen ſich zeigt."

„Dieſen Spruch Ihrem Sohne zum eignen Nachdenken und zur Beherzigung zurückzugeben, wird ganz ſicher gerechtfertigt erſcheinen, allein aus dem eignen Innern füge ich noch hinzu:

Aber ſei Wächter der Gluth, daß ſie zerſtörend nicht flammt,
Reinem Wollen geſellt herrliches Werden ſich dann.“ —

Mit Dank und Freude ſammelte Bernhard alle ihm zu Theil werdenden theuern Zeilen, und ſprach zu Bertholb mit thränenüberſtrömten Wangen beim Abſchiedkuß nur die wenigen Worte: „Behalte mich lieb, Freund meiner Jugend, und wenn ich zu Dir komme, nimm mich mit Liebe auf!“ —

In Jena angekommen, wurde es durch Antonien der jungen Profeſſorin leicht gemacht, bald einen kleinen aber erleſenen Bekanntinnenkreis zu gewinnen, um nicht vereinzelt auf gänzlich fremdem Boden dazuſtehn; Berthold aber nahm ſich vor, im Verlaufe des erſten Semeſters ſich auf ein einziges Collegium publicum, über ſtaatswiſſenſchaftliche Propädeutik, und ein Privatiſſimum zu beſchränken, um für ſich ſelbſt zu eifrig fortgeſetzten Privatſtudien Zeit zu behalten. Dabei trat er der Studentenwelt nichts weniger als fern, ſondern blieb mit den bewährten Freunden im innigtraulichen Verkehr, nächſtdem daß er in regelmäßigen Abendzirkeln auch von anderen ihm perſönlich ferner ſtehenden bald dieſe, bald jene bei ſich ſah. Nicht unbedeutend war und blieb Bertholds Einfluß auf die edlere Geſtaltung der Burſchenſchaft, deren Vorſtand im Winterhalbjahr von 1818 auf 1819 ein ſehr tüchtiger war, und von Graf Bochholz, von Henning, von Binzer, von Gagern, Haupt, Weſſelhöft, Hoffmann aus Hildburghauſen, Hoffmann aus Coburg, Schröter aus Lübeck, Vogt, und nach deſſen Weggang Panzerbieter aus Meiningen, gebildet wurde.

Nächſt der Leitung durch einen wackern und einſichtvollen Vorſtand erſtarkte die Burſchenſchaft ſelbſt durch den Widerſtand, der ihr fortdauernd von Seiten der nach Jena kommenden Göttinger entgegengeſetzt wurde, denn die Göttinger hatten niemals Freude an der Burſchenſchaft, und hielten am Corpsgeiſt feſt — dem offnen und meiſt auch ariſtokratiſchen Sinn derſelben widerſtrebte die von vielen bis zur Karrikirung getriebene Altdeutſchthümelei, zu der ſich auch noch das Hervortreten des katholiſchen Elements geſellte.

Das Wichtigſte, wobei auch Bertholds Rathſchläge, die er ſeinen noch im academiſchen Leben ſtehenden Freunden an die Hand gab, Geltung und manche Berückſichtigung fanden, war die endliche Aufrichtung der Conſtitution einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft. Sie empfing als Weiheſiegel das Datum des Wartburgfeſtes, den 18ten October. Haupt der klare, gewandte, Weſſelhöft der offne, redliche, und einige andere Tüchtige waren für die Jenaiſche Burſchenſchaft die Abgeordneten, auch von vielen andern Hochſchulen waren ſolche angelangt.

Eine Commiſſion von 20 Mitgliedern der geſammten Verſammlung ging ſorgfältig prüfend alle Punkte der neuen Conſtitution durch, welche manche Vorzüge vor der alten enthielt. Jeder eingegangene einzelne Verbeſſerungsvorſchlag wurde unterſucht, und in den einzelnen Claſſen über ihn abgeſtimmt.

Da es in der Burſchenſchaft, wie in den meiſten übrigen Verbindungen — nicht nur jenen im academiſchen Leben — der Lauen nur zu viele gab, wurde beſtimmt, daß innerhalb 5 Tagen jeder, dem es nicht Ernſt um die Sache ſei, den Austritt anzeigen möge. Es meldeten ſich indeß nur zwölfe.

Vielfach beſchäftigte eine Idee die Jenenſer, die Caſſenberger und Schultes angeregt und Andre, unter ihnen auch Sand, lebhaft unterſtützten, ein Burſchenhaus als Eigenthum zu beſitzen. Wieder war es das alte Ballhaus, auf welches ſich, als beſonders tauglich, aller Augen richteten.

Der 18te October ward als hehrer Erinnerungstag freudig begrüßt und gefeiert. Eine beabſichtigte Wiederfeier auf der Wartburg war höchſten Orts nicht geſtattet worden. Jena umſchloß an dieſem Tage über 300 Burſchen, die von den auswärtigen Hochſchulen zum großen Burſchentage gekommen. Am Morgen fand eine Verſammlung auf dem Markt Statt, welche Haupt mit kraftvoller Rede eröffnete.

Dann um 11 Uhr feierlicher Zug mit Fahnen und allen Chargen in die Collegienkirche, wo Heinrich August Schott eine würdevolle und zu Herzen dringede Rede hielt. Mittags ſah der Eichplatz fröhliche Tafelnde unter freiem Himmel, der Nachmittag brachte Turnerſpiele und Künſte, und den Abend endlich verſchönte ein hochloderndes Feuer auf dem Landgrafen mit Reden und Geſängen.

Am darauf folgenden Tage wurden in großer allgemeiner Verſammlung die Grundzüge der allgemeinen Burſchenſchaft vorgelegt, und von allen betheiligten Hochſchulen durch deren Abgeordnete proviſoriſch angenommen. Jena ward für 1818 Vorort, 1819 ſollte Berlin es werden.

Während nun ein Ziel, ein ſeit einem Jahre mit Mühen und Aufopferungen von Seiten vieler wackern Burſchen erſtrebtes Ziel endlich erreicht war, war damit noch keineswegs die Spaltung in Altdeutſche und Neudeutſche ausgeglichen, war mancher böſe Geiſt noch ungebannt, und am wenigſten jener der politiſchen Gährung, der ſchleichend, wie eine giftige Schlange auch unter der Studentenwelt umkroch, und ſich um die junge Eiche lauernd und züngelnd ringelte.

Hier der heimliche Aufruhrgeiſt — dort die immerwache Verdächtigung, hier eine unreife Unruhe, dort eine drückende Bevormundung — ſo war der politiſche Stand der Dinge, als wie der Druck eines bleiernen Siegels, die letztere, die Bevormundung zu kräftigen, die Schrift des ruſſiſchen Staatsrathes Alexander von Stourdza: **Mémoires sur l'état actuel de l'Allemagne** erſchien, welche ſchon längſt und nur eigens für den Aachener Congreß ausgearbeitet und damals in wenigen Exemplaren gedruckt, jetzt in deutſcher Sprache und ſelbſt durch Nachdruck verbreitet, überall unter Lehrern und Lernenden der deutſchen Hochſchulen den tiefſten Unwillen hervorrief.

Eine Schrift ſo voll hämiſcher Verdächtigung, Aufhetzung, Beſchuldigung und vorgeſchlagener völliger Unterdrückung aller academiſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit hatte die Welt noch nicht geſehen.

„Dieß ſchändliche Machwerk hat eine Knute dictirt!“ —

„Kein deutſcher Mann, nur ein Wallach konnte dieß Unding hervorbringen!“

„An einen Galgen damit!“ — „Man ſtürze den Stourdza!“ ſo zürnten erbitterte Ausrufe in der Burſchenverſammlung laut durcheinander.

Am heftigſten zeigten ſich Graf Bochholz, Loholm und Sand. Der erſtere ſchwur, den Verfaſſer, welcher in Weimar ſich aufhielt, vor die Klinge zu fordern, Andre ſprachen von gerichtlicher Anklage. Man berieth ernſte Schritte; Stourdza ſollte aufgefordert werden, für ſeine verdächtigenden Anklagen der Burſchenſchaft die Beweiſe zu liefern, dagegen wolle man dem Gerichtshof die Conſtitution überantworten. Und wirklich geſchahen in dieſer Beziehung Schritte. Dieſe hemmte indeß die Weisheit Carl Auguſts und deſſen väterliche Fürſorge für die Univerſität Jena. Es kamen beruhigende Erlaſſe mit dem Verſprechen, daß man Weimariſcher Seits die Burſchenſchaft beim Bundestag gegen hämiſche und verläumderiſche Angriffe vertreten werde.

Dieß beruhigte einestheils — auch blieb das Verſprechen nicht unerfüllt, und auch hier bewies ſich der Großherzog Carl Auguſt als der furchtloſe und freigeſinnte Regent, der er war, von einem Charakter, der ihm die Unſterblichkeit ſichert. Anderntheils aber hielten Graf Bochholz und ſeine Geſinnungsgenoſſen ihr Wort, ſie forderten Stourdza zum Zweikampf, dem ſich dieſer wie ein Feigling durch die Flucht entzog.

Höher als früher loderten in der ſtudirenden Jugend, angefacht durch ſo manchen politiſchen Mißgriff und Uebergriff, bedenkliche Flammen empor. Graf Bochholz mußte, wegen ſeiner Forderung des Bojaren, das Conſilium unterſchreiben — er ſchied — und alle braven Burſchen beklagten den Weggang des Tapfern und Muthigen, obſchon das Kleeblatt der Verweiſung dieſes Wackern von deutſchen Hochſchulen nun vierblättrig geworden. Der academiſche Sinn mußte und muß vor allem die virtus ehren und anerkennen. —

Berthold hatte einen Abendzirkel, zu welchem Hofrath Fries, Antonie, Ottilie, Rino, Weſſelhöft, Binzer und andere Freunde geladen waren, und in welchem mannichfache Unterhaltung über die Zeit und die Tagesbegebenheiten und Tagesangelegenheiten gepflogen ward. Die junge Frau Profeſſorin fand ſich gar trefflich in die Rolle einer anmuthigen Wirthin, die neuen Freundinnen ſtanden ihr hülfreich bei.

Um Fries war ein Kreis ſeiner Schüler und Anhänger verſammelt, und es bildeten die Löſungen philoſophiſcher Fragen, ſtaatsrechtlicher ja ſelbſt kirchlicher Erörterungen, die Gegenſtände mannichfach anziehender und lehrreicher Geſpräche. Eine Lieblingsidee, welche damals durch viele Kreiſe ging, die Bildung einer allgemeinen chriſtlich-deutſchen Kirche fand hier Bekämpfung, dort Vertheidigung, nicht minder ward über Bildung eines deutſchen Geſammtſtaates, über die künftige Einheit Deutſchlands manches Saamenkorn weiter zeugender Ideen geſtreut.

Etwas ſpäter als die Uebrigen, trat der Student Asmis ein; Rino, der mit Binzer und Weſſelhöſt zuſammen ſtand, fragte dieſen: „Nun, warum ſo ſpät?“

„Hahaha!“ lachte Asmis: „ich komme geradewegs von Spukmeiern! Ein drolliges Haus! Erſt war er — der Theologus, heute gar nicht von der Anatomie weg zu bringen, wollte durchaus wiſſen, wo das Herz, und wo die Lunge und Leber liegen, und ruhte nicht, bis die Mediciner es ihm am Cadaver recht deutlich und begreiflich machten, und wie ich hin zu ihm komme, rennt mir das Kameel mit einem Stück Holz entgegen, fährt mir damit mir nichts dir nichts ins Geſicht, und wie ich die Hände aufhebe, mich gegen den Unſinn zu decken, pautz — hab' ich einen Stoß aufs Herz, daß mir der Herzbendel kracht, und als ich zu brummen anhebe, was denn das für ein Witz ſein ſolle? da ſpricht er ganz ſanft: Siehſt Du, lieber Bruder, ſo muß man's machen, wenn man Einen — und da macht er die Parade des ins Herz Stechens, und lachte und ich mußt' auch lachen. Ein tolles Haus, das! Wenn er nur nicht einmal —“ und dabei tippte ſich Asmis leiſe auf die Stirne. „Es war nur gut, daß er ein Holz in der Hand hatte, und nicht ſein langes Dolchmeſſer.“ —

„Ei! Von Wem ſprechen die Herren?“ fragte mit liebenswürdiger Neugier Ottilie, die neben Antonien in der Nähe der Gruppe dieſer Sprechenden ſaß.

„Ach" entgegnete Asmis, „von einem Studenten, der Sie nicht allzuſehr intereſſiren wird, denn er iſt kein Damenfreund, und kein Geſellſchaftsmann. Er raucht nicht, er ſpielt nicht, er trinkt keinen Thee und trinkt keinen Wein, er tanzt nicht und ich glaube ſchwerlich, daß er muſikaliſch iſt."

„Und heißt?" fragte Antonie, um auch Antheil an der Unterhaltung zu zeigen, da die Freundin ſich derſelben zugewandt.

„Heißt Sand, mein geehrtes Fräulein!" entgegnete Asmis verbindlich.

Antonie ward bleich — Rino erglühte.

„Man muß einem jeden ſeine Weiſe laſſen!" warf Antonie hin.

„O wir thun dieß auch, wir lieben ſogar dieſen Sonderling, der bei aller Eigenthümlichkeit und Schwärmerei ein tiefes und edles Gemüth beſitzt, einen völlig tadelloſen Wandel führt und ſich der Achtung aller braven Burſchen erfreut," erläuterte jetzt der feurige Winzer mit Wärme.

„So theilen Sie nicht die durch dieſen Herrn vorhin angedeutete Befürchtung für die Zukunft des Herrn Sand?" fragte Antonie, jetzt lebhafteren Antheil kund gebend, mit Bezugnahme auf Asmis Pantomime.

„O nein, mein Fräulein" — antwortete Binzer, nicht ohne einige Verlegenheit, da ihm Antoniens Theilnahme nicht entging, und er dieſes warme und ſchöne Gefühl nicht verletzend berühren wollte. „Sand hat nur manches Sonderbare, Bizarre. So machte er ohnlängſt eine Reiſe nach Berlin, und ſchleppte von den Schlachtfeldern um Leipzig einen Achtel Centner Kugeln und altes Eiſen auf dem Rücken mit heim. Die Leute haben ihn und ſeinen Gefährten für Zahnbrecher gehalten, die aus den Schädeln die Zähne brechen, um ſie in den Reſidenzen den Lebenden einzuſetzen!"

„O gehen Sie! Wie abſcheulich!" rief Antonie mit vollem Unwillen, während die unbefangene Ottilie ein herzliches Gelächter aufſchlug, und gegen Binzer den Finger drohend mit den Worten erhob: „Warten Sie! Wenn Sie ſo aufſchneiden!"

„Auf Ehre — wahrhaftig, mein Fräulein, es iſt die nackte Wahrheit! verſicherte der offne Aomis ganz treuherzig. Antonie aber verließ ihren Sitz und ging zu andern Anweſenden hin.

„Ihr habt euch ſchön in der Fräulein Stammbuch geſchrieben!" ſtrafte Nino mit leiſem Vorwurf. „Wer wird ſolche Dinge Damen ſagen und erzählen! Bedenkt doch Brüder, die nackte Wahrheit! Wie indecent! Ja, wenn Wahrheit eine Antike wäre!" —

„Scheint es werden zu wollen — zu ſollen — im lieben Vaterlande," — warf Weſſelhöft hin, der ſchweigend zugehört hatte.

Die Freunde ſetzten indeſſen ihr Geſpräch über Sand noch weiter fort, und Rino ſprach: „Es geht etwas Eigenthümliches und Mächtiges im Innern Sands vor. Sein ſonſt unbefangenes Weſen ſcheint er ganz zu verlieren und in einem geiſtigen Kampfe begriffen zu ſein. Ernſt war er ja immer, aber ſeit einiger Zeit ſcheint mir ſein Ernſt an Tiefſinn grenzen zu wollen."

Berthold trat zu den Sprechenden; Weſſelhöft nahm zu ihm gewendet, das Wort: „Wir reden von Sand. Er iſt uns ein Räthſel. Er grübelt — er wendet ſich ab vom heitern Leben — Melancholie ſcheint ſich ſeiner bemächtigen zu wollen, dabei ſteigert ſich die Milde ſeines Weſens zu einer ſo wehmuthvollen Innigkeit, daß ſie Beſorgniſſe erregt. Seine Händedrücke ſind ſo feſt, ſo ſchmerzlich, als ſolle jeder der Abſchied, jeder der letzte ſein."

„Er will auch weg, er will nach Hauſe," fügte Asmis mit Schmerz hinzu — „ein inneres Drängen läßt ihm keine Ruhe — ich fürchte, daß dieſes ihn zum Selbſtmord führt."

„So weit ich Sand kenne" nahm Berthold das Wort: „ſo war von je in ſeiner Bruſt ein ſtilles

Ringen und Arbeiten, ohne ein feſtes ſicheres Ziel im Auge zu haben. Ein hoher Drang zum Guten und Wahren, aber geirrt durch verworrene Ideen, die ſein Geiſteslicht wie Wolken umfloren. Wie es Menſchen giebt, die an Ueberfülle des Blutes leiden, ſo giebt es Menſchen die zu viele Gedanken haben, für die das Gefäß des Gehirns zu eng iſt. Die Edelſten ſind oft die Unglücklichſten. Wie mancher hat genug zu thun, um fertig zu werden nur mit der Theologie, mit dem Glauben, um ſich ſicher und ſiegreich über alle Zweifel zu ſtellen. Wie Viele kämpfen ihr lebenlang, wie Viele unterliegen! Ich glaube, daß Sands Geiſt hier heftig gerungen hat. Nun tritt bei ihm die Idee der politiſchen Freiheit mit aller Mächtigkeit hinzu — er kann ſo Manches nicht in Einklang bringen. Und über Anderes regt er viel zu ſehr ſich auf. Aber ſolche Gemüther ſind keiner Einwirkung von außen offen — wir Alle würden ihn nicht ändern, denn es hat in ſeinem Innern nicht der klare überlegende Verſtand, ſondern das meiſt überſpannte Gefühl die Oberhand."

„Gewiß, das iſt ſehr wahr!" beſtätigte Asmis. „Gott weiß, wie innig ich ihn liebe, und auch er hängt an mir mit rührender Hingebung. Aber wenn man auf ſeine Ideen einwirken, ſeine vorgefaßten

Meinungen bekämpfen will, dann iſt nichts mit ihm anzufangen.“ —

Es nahte wiederum ein Frühling. Der März lockte ſchon ſeine Blumen-Erſtlinge hervor, mit ihnen manchen Spaziergänger. Eine Familie aus Eiſenach feierte den Geburtstag des Hausvaters mit einem Ausflug auf die Wartburg. Werner war es, Ammanns Freund, und fröhlich ergingen ſich die Kinder und der Pflegling im Burghof. Noch ſtanden die Waldungen unbelaubt, aber ein mächtiges prächtiges Rauſchen vom Frühlingswind ſchlug von ihnen wie Rauſchen der Meereswellen herauf. Hoch in die Lüfte emporgehoben wirbelte welkes Laub, auf fernen Berggipfeln leuchteten noch weite Strecken mit Schnee bedeckt, grell abſtechend vom dunkeln nackten Lande unter ihnen.

Bernhard bezeichnete ſeinen jungen Freunden die Richtung, in der ſein Heimathort lag: „Seht, dort liegt der Krainberg, auf den von der Wartburg aus die arme Landgräfin Margarethe flüchtete, — hier von dieſem Gange wurde ſie hinunter gelaſſen in die ſchaurige Tiefe — nun blickt links vom Krainberg, da ragt eine Bergſpitze, das iſt der Pleß — und hinterm Pleß — da wohn' ich. Und in den Oſterferien, hat der Vater erlaubt, da ſoll ich nach Hauſe und euch mitbringen. Da wollen wir recht vergnügt und fröhlich ſein!“

„Oſtern fällt heuer ſpät, erſt den elften April.“ bemerkte Dorchen.

„Deſto ſchöner wird das Wetter ſein,“ tröſtete Bernhard: „Da führ' ich euch gleich auf unſern Libanon, da machen wir ein großes Feuer und ich leſe euch vor von Herrmann, dem Saſſenherzog.“

„Sieh ſieh, was iſt das für Einer?“ fragte Dorchen und deutete auf einen Wanderer, der im altdeutſchen Rock, mit langabwallenden dunkeln Haaren, den weißen Hemdkragen weit herausgelegt, tiefernſten Angeſichts die ſteinernen Stufen zwiſchen dem Thor und der Pforte des Ritterhauſes heraufſchritt.

„Das iſt ein Jenenſer, das iſt ein Burſchenſchafter!“ antwortete Bernhard der Frage. „Ach, der könnt' uns wohl ſagen, wie es meinem lieben Herrn Profeſſor Berthold geht.“

Als nach einer Weile die Knaben in die Stube traten, fanden ſie den Studenten über dem Fremdenbuch der Wartburg wie brütend ſitzen — düſtern Blickes, in ſich gekehrt — ſo daß Bernhard keine Frage an ihn zu thun wagte.

Dann ſchrieb Jener ebenfalls in das Buch — klappte es zu, und ging hinweg.

Neugierig ſchlugen die drei Knaben das Fremdenbuch wieder auf, und da laſen ſie:

„Drück' Dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der deutſchen Freiheit eine Gaſſe!

Was ſollen auch die alten Schlafmützen ſchaffen?
Vertraut auf euch ſelbſt und baut im eignen Herzen
Gott und dem Vaterlande einen Altar auf.“

Der Student aber — die vom Kaſtellan an ihn gethane Frage, ob er in der Burg herum geführt ſein wolle, ablehnend, durchwandelte allein den Burghof, blickte hierhin, blickte dorthin — Erinnerungen an große und hohe Gedanken und Hoffnungen gingen durch ſeine Seele — er bot ſeine Bruſt den immer mächtiger brauſenden Frühlingsſturme mit Wohlgefallen — dann ſchritt er langſam zum Thore abwärts, und ſang im Niederwandeln längs des Felſenweges aus einem myſtiſchen Liede Max von Schenkendorfs:

„Er wird uns ſelber leiten,
Den Weg bereiten,
Und mit den Augen deuten
Auf mancherlei —
Ob's etwa Zeit zu ſtreiten
Oder ob's Raſttag ſei! —
Wir ſehen ſchon vom Weiten
Die Grad' und Zeiten
Von unſern Seligkeiten; —
Nur treu! Nur treu!“ —

Am 25. März ſtanden viele der noch in Jena weilenden Studenten vor dem ſchwarzen Bret und ſchienen mit Antheil etwas zu betrachten. Der Zufall führte auch Berthold, welcher mit Nino einen Morgenſpaziergang gemacht hatte, dort vorüber, und neugierig, was man jetzt, in der Ferienzeit, am ſchwarzen Bret zu verkündigen habe, traten auch die Freunde näher.

Da zeigte ſich gar ein verwunderlich Gebilde. Eine große ſchwarze Fledermaus mit ausgeſpannten Flügeln umgab wie eine dämoniſche Glorie das Portraitbild des Staatsraths August von Kotzebue, dem Bilde aber war ein Maulkorb aufgezeichnet.

- Die Umſtehenden betrachteten nicht ohne Gelächter und zum Theil mit laut geäußertem Wohlgefallen das Spottbild. Berthold blieb ernſt und ſprach zu Nino:

„Das ſind Poſſen! Dergleichen ſollte man billig unterlaſſen. Kotzebue iſt geächtet, iſt gerichtet von der öffentlichen Meinung der Beſſern deutſcher Nation. Seiner nicht mehr zu gedenken, weder mit Wort noch Bild — ihn in die Nacht verachtungsvollen Vergeſſens zu begraben, würde das Beſte ſein.“

„Auch ich möchte ſolch unehrenhaften Gegner, der Deutſchlands Jugend verläumdet, der die wackerſten und tüchtigſten Männer, der Ehrenmänner wie Arndt, Luden, Oken, Jahn und Andre mit Spott und Hohn überhäuft, nicht befehden. Lebte in uns

Deutſchen ein Nationalbewußtſein, ſo müßte man ihn als todt betrachten, ſeinen Namen nicht nennen ſeine Schriften nicht leſen, ſeine Stücke nicht aufführen — und ihn — ohne ſeine Perſon im entfernteſten anzutaſten — in trauriger Vergeſſenheit ſich ſelbſt überleben laſſen.“ —

So ſprachen die Freunde über Auguſt von Kotzebue und Bertholb äußerte im Weggehen zu dem Studentenkreiſe: „Man ſollte dieß Pasquill herunterreißen. Es entehrt das ſchwarze Bret, an welches doch manches braven deutſchen Burſchen Name angeſchlagen wird und zu leſen iſt.“

„Recht ſo! Herunter mit der Fratze! Herunter!“ riefen die Studenten Beifall und die Karrikatur lag gleich darauf zerfetzt und zertreten am Boden.

Am andern Tage ſtürzte Rino verſtört und aufgeregt in Bertholds Wohnung. Deſſen Arbeitsſtube ſtieß ohne Ausgangthüre auf den Vorſaal an ein Zimmer, welches zwiſchen Bertholds Stube und der ſeiner Frau als Verbindungs- und Empfangzimmer diente. Antonie machte gerade der Profeſſorin einen Morgenbeſuch, da ihr Weg ſie vorbeigeführt. Antonie hatte dieſe einfache, herzliche, gemüthvolle Frau innig lieb gewonnen. Lenchen hingegen ſchaute zu der gereifteren geiſtvollen Freundin verehrend auf, beide Frauencharaktere ergänzten ſich gegenſeitig; Lenchen bildete ſich durch Antoniens Umgang, Antonie fand für ihr eignes oft ſtürmiſchbewegtes Gemüth bei Lenchen einen ſichern Friedenshafen, die volle Ruhe eines klaren, in ſich befriedigten Geiſtes und Herzens, daher wurde das gegenſeitige Verhältniß immer inniger, inniger als mit Ottilien, deren lebhafte elaſtiſche Flatterhaftigkeit wie ein ſich ſorglos in Lüften und auf Blumen wiegender Schmetterling aller Welt Liebe und Freundſchaft entgegentrug, und ihren Schatz daher faſt allzuſehr zerſplitterte.

„Ei, Herr Rino! Guten Morgen! Was iſt Ihnen denn? Wie ſehen Sie aus?“ fragte Lenchen.

„Iſt ihr Mann zu Hauſe, Frau Profeſſorin?“ fragte Rino zurück, ohne nur auf jene Fragen der Theilnahme zu hören.

Antonie hatte ſich von ihrem Sitz erhoben.

Berthold trat in das Zimmer.

„Berthold! Freund! Bruder!“ rief Rino exaltirt, ſeiner nicht mächtig. „Eine entſetzliche Nachricht traf ſo eben ein!“

„Eine Nachricht?“ —

„Kotzebue iſt ermordet! — Der Thäter: Sand!“

Antonie ſtieß einen Schrei hervor, und knickte zuſammen, auf das Sopha niederſinkend.

„Iſt's wahr? Iſt's möglich?" bebte es von Bertholds Lippen.

„Wahr, nur allzuwahr! Ein Courier! Schon verſammelt ſich der Senat. Schon wälzt ſich der Verdacht von dem Thäter auf uns — auf die ganze Burſchenſchaft. — O — einſt ſagt' ich's ihm ahnungsvoll, daß auch der für ein Ideal gehaltene Irrthum zur fluchwerthen That werden könne." —

„Ja wohl, eine grauſe fluchwerthe That des Wahns!" rief Berthold mit furchtbar erſchütterndem Ernſt. „Wehe Dir, fanatiſcher Schwärmer! Das alſo war Dein Sinnen und Träumen! Fluch Deiner That! Nicht einen Vaterlandsverräther traf Dein Dolch, mitten in das Herz der Burſchenſchaft dringt Dein brudermörderiſcher Todesſtoß!" —

„Berthold! Barmherzigkeit!" ſtöhnte Antonie erſterbend, und die Fittiche der Ohnmacht hüllten ihr Bewußtſein verdunkelnd ein.

12.

Des Hauſes Fall.

Durch ganz Deutſchland flog erſchütternd die Kunde von Sands That. Das Land der Treue war befleckt mit einem unaustilgbaren Makel, dem politiſchen Meuchelmord — mitten im tiefen Frieden, mitten unter mindeſtens äußerlich beruhigten Zuſtänden und begangen an einem Schriftſteller, den die Mehrzahl der Bevölkerung von gar keiner andern Seite kannte, als daß er der Verfaſſer zahlloſer witziger und unterhaltender Luſtſpiele.

Wie ein Wetterſchlag ſchreckte dieſe That Tauſende aus hindämmernder Gedankenloſigkeit.

„Wer that's?" war die erſte Frage, und die Antwort: Carl Ludwig Sand, ein Jenaiſcher Student, ein Burſchenſchafter. Was iſt das, ein Burſchenſchafter? fragten die Schlaftrunknen, welche dieſe Benennung noch niemals ausſprechen gehört, und in deren Gehirn bald genug der Begriff Burſchenſchafter mit dem Begriff Aſſaſſine zuſammenfloß, wie ein Nebelbild optiſcher Künſtler in ein andres überfließt.

Was ward damals nicht alles geredet und gerathen, und gemuthmaßt, und verdächtigt! Die ganze deutſche Welt gerieth in eine fieberhafte Aufregung.

Dort weinte das ſchöne Mitgefühl, die warme Theilnahme, die edle Milde der Weiblichkeit dem unbeſcholtnen reinen Jüngling heiße Thränen, und hörte gern, und hörte zum erſtenmale, daß Kotzebue ein Vaterlandsverräther geweſen ſei, und Sand ein glühender Patriot, haßte jenen, und betete dieſen an.

Beſonnene tadelten die That, fanden aber deren Beweggründe gerechtfertigt, meinten, daß der heilige Zweck das ungeſetzliche Mittel entſchuldigen könne, ſahen ein ewiges Fatum ſichtbar geworden, und vernahmen die Stimme einer ernſten Mahnung, der Gefahr eingedenk zu ſein, in welcher das Vaterland ſchwebe.

Andre, Ernſtprüfende, gedachten nur mit Abſcheu der blutigen Frevelthat, die keine philoſophiſche Floskel und philantropiſche Schönfärberei weiß erſcheinen laſſen konnte. Ein Unberufener hatte ſich mit kecker Mörderfauſt das Strafamt angemaßt, wo weder Richter war, noch Urtelsſpruch — und den Namen Deutſcher vor dem Auslande mit Schande beladen.

Und ſiehe — jenes Phantom, das Wartburggeſpenſt, des Verdachtes, des Argwohnes nimmer müder, nimmer ſchlummernder Drache — ringelte ſich wiederum aus ſeinem Geklüft empor, und flog um die Throne, und ziſchte mit Schlangenlauten: „Seht, das iſt die Burſchenſchaft, ſeht das iſt das deutſche Studentenweſen, ſeht das iſt die Freiheit, nach der ſie ſtreben, ſeht, das iſt der erſte Schritt. Der erſte Dolchſtoß traf einen Satrapen, einen Spion — der zweite trifft euch! Seht, daß iſt die Frucht der zügelloſen Lehren auf den deutſchen Hochſchulen! Der Bojar hatte doch Recht! Seid auf der Wacht! Haltet die Hand am Schwerte, und haltet die Zügel des wilden Roſſes Deutſchland in feſter Fauſt!“

So ziſchelte, ſo flüſterte das Wartburggeſpenſt, und goß in die Herzen derer, die es hörten, eiskaltes Grauen. —

Ein ahnungsvolles Bangen ging durch die Burſchenſchaft, das Unerhörte, was durch einen aus ihrer Mitte vollbracht worden war, ſtimmte Alle zum tiefſten Ernſt. Jeder fühlte, daß eine nachtſchwarze Wolke über den reinen Himmel ihrer brüderlichen Verbindung aufſteige.

Unter den Vorſtehern unterzog ſich Weſſelhöft mit unermüdlicher Thätigkeit der Leitung aller Angelegenheiten. Der Geiſt, der in der Burſchenſchaft webte, war jetzt beſonnen, einträchtig, liebevoll — es ging unbewußt ein Gefühl durch Alle, man müſſe jetzt nicht ſich ſpalten und ſich das Leben trüben durch Hader; wußte man doch nicht, wie lange man noch beiſammen war.

Manche, unter ihnen Elſter und Rüdinger entzogen ſich dieſem Beiſammenſein aus einem Gefühl banger Beſorgniß, verließen Jena und 'ſtürzten ſich in bewegte Lebenswogen, furchtbare Schickſalsſtürme, unſichre Zukunft.

Andre dauerten aus im Schutze guten Bewußtſeins. So ging der Sommer ziemlich ſtill dahin — was ſich in den Kabinetten der hohen Mächte vorbereitete, das erfuhr man nicht, obſchon man Gutes nicht erwartete. Daher ward in gewohnter Weiſe der 15te Juni gefeiert, mit Fahnenzug und Kirchenzug, und nur auf dem Markt ſchleuderte der Redner, Schröder, der Meklenburger, einer aus dem Vorſtand, manch keckes übermüthiges Wort über Zeit und Zeitgeiſt hin, jugendlich enthuſiaſtiſch, mehr wahr, als beſonnen. Dann wurde geturnt und mit dem unvermeidlichen Commers der Erinnerungstag beſchloſſen.

Das Stiftungsfeſt der Republik Ziegenhain, am 21. Auguſt, blieb nicht ungefeiert, man koſtümirte ſich burlesk und zog hinaus und trank für das Vaterland in bona pace.

Indeſſen rückte die dunkle Wolke höher herauf. Der elektriſche Stoff hatte ſich furchtbar gehäuft.

Die neue abermahlige Wahnſinnsthat, der Meuchelmordverſuch des Apotheker Löhning aus Idſtein, eines düſtern verworrenen Schwarmgeiſts, an dem Naſſauiſchen Präſidenten Ibell, ſchien die vorgefaßte Meinung zu beſtätigen, daß Sand Mitwiſſer gehabt, daß er nur das freiwillige oder ausgelooſte Werkzeug einer Anzahl von Verſchworenen geweſen, die es nun galt, zu entdecken.

Nach oben hin ungeheures Bangen, nach unten hin, zumal unter der Jugend, wachſender Unverſtand, der ſo ſchwere Thaten leicht nahm, und mit Dolchen ſpielte.

Gar mancher Schulmeiſter ſchnappte auch damals über, und flößte mit allem unreifen Enthuſiasmus der Halbwiſſerei der ihm anvertrauten Jugend das Drachengift revolutionärer Ideen ein. In das Wartburgſtammbuch ergoſſen ſich ganze Fluthen gereimter und ungereimter Tiraden — zum Preiſe Sands.

Politiſche Bewegungen, die mit der Burſchenſchaft in gar keinem Zuſammenhange ſtanden, wurden mit ihr in Verbindung gebracht — aber auch in ſie ſelbſt drängten ſich durch die engern Vereine gegen ihrer Gründer und Leiter Willen politiſch gährende Elemente ein, ſo daß ſelbſt Kundigen und Einſichtvollen ſchwer werden mußte, ſichern Weg aus dem Labyrinthe der Ideenkämpfe zu finden. Selbſt im Schooße der Burſchenſchaft Jena's wurden aus manchen Altdeutſchen — durch Verlockung und Beiſpiel ſelbſt durch Lehrer, wie Follen, Anhänger der Republik, oder auch Schwärmer für ein deutſches Kaiſerreich

Die Parteiung wogte, wirrte und ſpielte durcheinander wie kreiſelnde Chromatropen, in allen Farben, und in allen Schönheitwellenlinien der Idee. Hier ein Kaiſer an der Spitze, wo möglich Carl Auguſt, der freiſinnige, hochgeehrte; wenn dieſer nicht, hätte es vielleicht auch einer der Follene billig gethan. Dort eine Centralverwaltung und ein Fürſtenrath — dort conſtitutionelle Monarchie als Einherrſchaft, dort Republik mit Beſeitigung aller Dynaſten.

Daß die Turnerei mit in dieſen politiſchen Farbenſpielen umtrieb und umgetrieben wurde, lag in der Natur der Sache, im Geiſte der Freiheit, der ſie belebte, im Geiſte der Verbrüderung, der ſie ſtützte.

Der Großherzog von Sachſen-Weimar ärntete für ſeine edelfreie Geſinnung, für die Preßfreiheit, die er gewährte, übeln Dank, und die Liebe und Anhänglichkeit, welche die Burſchenwelt ihm zollte, zog ihm andrerſeits manche Verkennung zu.

Es genügen zwei Städtenamen, um alles zu ſagen, was weiter andeutend noch zu ſagen wäre: **Karlsbad, Frankfurt.** —

Schon war das Ende Novembers herbeigekommen, dieſes düſterſten der zwölf Monate, als am 26. Tage deſſelben ſich eine ungewöhnliche Bewegung unter den Burſchen zu Jena kund gab. Der Tag war ſchneekalt und trüb, farblos und unſchön. Um die Berge hingen graue Nebelflöre, es ſchien noch mehr ſchneien zu wollen; man fuhr ſchon Schlitten.

Da ſtanden die Burſchen in dichtgedrängten Schaaren vor dem ſchwarzen Bret, da riefen dieſe laut die wichtige ſchmerzliche Kunde, und jene hörten's, und glaubten's nicht, und eilten hin, und drängten hinzu, und wollten es ſelbſt leſen.

„Die Burſchenſchaft iſt aufgehoben!“

„Jede andere neue Verbindung iſt ſtreng verboten.“

„Vom Prorector unterzeichnet.“

Beſtürzt eilte Weſſelhöft zum Prorector, zum academiſchen Senat, Näheres zu erkunden, und zu erbitten, daß nur noch eine Verſammlung erlaubt werden möge, damit die Auflöſung in würdiger Form erfolge.

Wie zur Begleitung einer theuren Leiche, trauervoll und tiefwehmüthig geſtimmt, ſchritten die Burſchen am Abend um 8 Uhr der Roſe zu, ſtill und ernſt ſammelten ſie ſich.

Es war ein Freitag, den des Volkes Glaube gern als unheilvoll bezeichnet.

Alle kamen, alle, alle; gemeinſam wollten ſie tragen ihr großes Leid. Nie war eine Verſammlung der Burſchenſchaft ſo zahlreich geweſen.

Mit hoher Begeiſterung im Blick — Thränen in manchem Auge, ſtimmten ſie das Bundeslied an. Viele ſangen: „Sind wir vereint zur letzten Stunde.“

Würdevoll und feierlich verhallte das Lied; als aber die Schlußſtrophe erklang, da gewann der Chorgeſang einen erhabenen Ausdruck, da flammte zürnend mancher Blick, ballte ſich grimmvoll manche Fauſt, rollte manche Zähre des Zorns über bleiche bärtige Wangen nieder.

„Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang:
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmmer kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!“

Schon wollte der Aufruhr aller Gefühle in den feurigen Jünglingsherzen ſtürmiſch aufbrauſend losbrechen, aber Weſſelhöft ſtand bereits auf dem Rednerſtuhl, er ſtreckte die Hand aus über die Verſammlung, und ſo groß war ſein Anſehen und die Liebe zu ihm als zu einem der Tüchtigſten, die jemals an dieſer Stelle geſtanden, daß ſein Wink Beruhigung erwirkte. Und ſo ſprach er: „Liebe Brüder! Ihr alle wißt, welche ernſte Veranlaſſung uns heute hier, und zwar als Burſche zum letztenmal zuſammenführt. Das Geſetz hebt unſre deutſche Verbindung auf, wir ſtehen unter dem Geſetz, wir haben Geſetzlichkeit als einen der erſten Grundſätze einer Geſellſchaft anerkannt, wir müſſen Folge leiſten.“ —

„Damit nichts unverſucht bleibe, den harten und ſtrengen Beſchluß zu mildern, der ein Haus mit einem Schlage zertrümmert, daran wir Jahr und Tag mit raſtloſer Liebe gebaut, habe ich die dringende Bitte an den academiſchen Senat in eurer aller Namen geſtellt, die Burſchenſchaft connivendo im Stillen fortdauern zu laſſen, allein wie wohl vorauszuſehen war, vergebens. Daher frommt uns kein weiterer Schritt; wir werden aufgelöſ't, wir ſind es, und löſen uns ſelbſt auf, dem Geſetz genügend und gehorſam. Und ſo frage ich euch, deutſche Brüder: wollt ihr, Mitglieder der Burſchenſchaft, die bisherigen Geſetze, beſonders aber den Comment auch in Zukunft noch als bindend für euch anerkennen?“

Todtenſtille. —

„Euer tiefes Schweigen, liebe Brüder,“ fuhr der Sprecher fort: „ſpricht lauter als Worte das Bekenntniß aus: Gehorſam iſt beſſer als Opfer. Wer ſich ſelbſt überwindet, wer das eigne, ſtürmiſchklopfende Herz bezwingt, hat einen guten Kampf gekämpft.“

„Was uns noch zu thun obliegt, bevor wir auseinander gehen, das vernehmt: Wir müſſen einen treuen Mann aus unſrer Mitte wählen, bei welchem wir unſer Schlagrüſtzeug und unſere Fahne — dieſes Heiligthum der Burſchenſchaft, der wir ſo treu gefolgt und die uns auch in der Zukunft noch im Geiſte voran ſchweben ſoll, niederlegen. Derjenige, den ihr dieſes Vertrauens würdig findet, ſoll auch das Amt eines unparteiiſchen Kampfrichters üben, und einem jeden Duell beiwohnen.“

Dieſe Wahl wurde ſogleich vorgenommen. Der Name des Erwählten war Hörſelmann.

„Und noch eins liebe Brüder,“ nahm Weſſelhöft auf's Neue das Wort: „ein gar Wichtiges. Die Burſchenſchaft darf nicht ſcheiden ohne Dank und Lebewohl gegen den gütigen, weiſen und väterlichgeſinnten Fürſten, der ſie gehegt, geſchützt, geachtet und deſſen Herzen, ich weiß es, die durch wichtige politiſche Rückſichten gebotene Aufhebung nahe geht

Dieſen Dank und dieſes Lebewohl ſind wir dem hochherzigen Fürſten ſchuldig.“

„Aber uns ſelbſt, der Burſchenſchaft, ſind wir auch etwas ſchuldig, nämlich eine Rechtfertigung vor der Welt, vor der deutſchen Geſchichte. Wir haben nicht nöthig, davon zu gehen wie Miſſethäter mit niedergeſchlagenen Augen; wir haben als Geſammtheit nichts verſchuldet, und nicht Anlaß gegeben zu Thaten beklagenswerther Verirrung, wenn Einer aus unſrer Mitte ſie verübte.“

„Beides nun, Dank und Rechtfertigung in einem, habe ich mit Zuratheziehung von Männern entworfen, deren Namen ich nicht ſämmtlich zu nennen brauche, deren Herz noch inmitten der Burſchenſchaft ſteht, wenn ſie auch andere Lebensſtellung, doch uns innigſt nahe, eingenommen, wie unſer Berthold, und mit Freunden, die uns noch angehören. Höret an:

„Durchlauchtigſter Großherzog!
Gnädigſter Herr und Fürſt!

„Das Vertrauen, welches wir zu Euer Königlichen Hoheit gewonnen haben, veranlaßt uns zu glauben, daß wir es ungehindert wagen dürfen, auch jetzt noch unſre Geſinnung gegen Eure Königliche Hoheit auszuſprechen, wo wir zergliedert und losgeriſſen ſind von den ſchönen Hoffnungen, welche wir in der Einheit und Eintracht eines geduldeten ſittlichen Zuſammenlebens in unſern jungen Herzen genährt hatten."

„Es iſt der Wille Euer Königlichen Hoheit geweſen, die Burſchenſchaft aufzulöſen. — Er iſt ausgeführt. — Wir ſelbſt erklären hiermit feierlich und öffentlich, daß wir dem Befehle ſtrengen Gehorſam geleiſtet haben; wir ſelbſt haben die Form zerſtört, wie es uns anbefohlen war; wir haben niedergeriſſen, was wir nach beſter Einſicht, nach reiflicher Prüfung mit argloſem unſchuldigem Glauben, und mit dem frohen Bewußtſein, etwas Gutes zu thun, aufgebaut hatten."

„Die Folgen hatten unſerer Erwartung entſprochen, ein ſittliches freies Leben hatte ſich geſtaltet, zuverſichtliche Oeffentlichkeit war an die Stelle ſchleichender Heimlichkeit getreten; wir konnten ohne Scheu und mit gutem Gewiſſen den Augen der Welt darbieten, was wir aus unſern innerſten Herzen hervorgeſucht und in die Wirklichkeit verſetzt hatten. Der Geiſt der Liebe und der Gerechtigkeit hat uns geleitet, und die beſſere öffentliche Stimme hat bis auf die neueſten Zeiten unſre Beſtrebungen geheiligt."

„Tief in das Leben des Einzelnen hat der Geiſt eingegriffen, der uns vereinigt hatte. Es iſt von dem Einzelnen begriffen, wie der deutſche Jüngling zum andern ſtehen müſſe. Das Recht des Stärkeren war in ſeiner veralteten Form vernichtet. Sittlichkeit war die erſte und letzte Triebfeder unſeres vereinigten Handelns. Unſer Leben ſollte eine Vorſchule des künftigen Bürgers ſein. Euer Königlichen Hoheit iſt dies nicht entgangen, und die zwiefache Auslieferung unſerer Papiere hat nach unſerem beſten Wiſſen kein anderes Ergebniß liefern können."

„Jetzt iſt dieſe Schule geſchloſſen. Jeder geht hinweg mit dem, was er in ihr gelernt hat; er wird es behalten und es wird in ihm fortleben. Was als wahr begriffen iſt vom Ganzen, wird auch wahr bleiben im Einzelnen: der Geiſt der Burſchenſchaft — der Geiſt ſittlicher Freiheit und Gleichheit in unſerm Burſchenleben, der Geiſt der Gerechtigkeit und Liebe zum gemeinſchaftlichen Vaterlande — das Höchſte, deſſen Menſchen ſich bewußt werden mögen — dieſer Geiſt wird dem Einzelnen innewohnen, und nach dem Maaß ſeiner Kräfte ihn fortwährend zum Guten leiten."

„Das aber ſchmerzt uns tief, einmal, daß uns die Wirkſamkeit genommen iſt auf die ſo nach uns kommen werden, das anderemal, daß unſer Streben verkannt, und öffentlich verkannt iſt. Wahrlich, ſchmerzlicher konnte man uns nicht verwunden. Nur das gute Bewußtſein in unſrer Bruſt kann uns lehren daß unſere innere Ehre Niemand vernichten kann, und uns die Mittel zeigen, wie wir dieſes Unrecht verſchmerzen.“

„So bloß geſtellt jedem Urtheil, überlaſſen wir es der Zeit, uns zu rechtfertigen, und geben gern dem Troſt in uns Raum, daß es eine Zeit gegeben hat, wo unſre Beſtrebungen ſelbſt von unſerm edlen Fürſten und Herrn nicht mißkannt worden ſind. Nichts wird die Liebe zu Ihm ändern, und eine beſſere Zeit geſtattet uns vielleicht dereinſt, ſie ihm dankbar an den Tag zu legen.“

„Mit heißen Wünſchen für unſer Vaterland und für das Wohl Euer Königlichen Hoheit unterzeichnen wir uns in unwandelbarer Liebe als

Euer Königlichen Hoheit
getreueſte Diener
die Mitglieder der ehemaligen Burſchenſchaft.“

Einmüthig wurde, als der Redner ſchwieg, die Faſſung dieſer Zuſchrift gebilligt und anerkannt, und ſo iſt ſie als eine ernſte und wichtige Urkunde in die Geſchichte getreten. Und ſo war denn dem Geſetz Genüge geleiſtet, das Gebot erfüllt, die Burſchenſchaft aufgehoben.

Noch einmal erſcholl die letzte Strophe des Bundesliedes.

Die Mehrzahl blieb beiſammen. Näher zu einander geſellte ſich eine große Zahl gemüthvoller Freunde, Lehrer und Studenten, unter ihnen Berthold, Rino, Weſſelhöſt, Binzer, Haupt und ſo mancher andre, der gute Geltung hatte im academiſchen Kreiſe, und Herz und Kopf auf der rechten Stelle, und dieſe Verſammelten beſprachen den Ernſt und das Weh der Zeit.

Viel war des Stoffes gegeben, dem Nachdenken ein reiches Feld eröffnet.

Viele Studirende waren in die Unterſuchung der That Sands verwickelt worden, und hatten lange Verhöre zu beſtehen. Was irgend ein Licht auf dieſe That werfen konnte, ward herbeigezogen.

Leben und Lehre erſchien nicht mehr frei; ein landesherrlicher Kommiſſar unter dem Titel eines Curators hatte das traurige Amt, allem nachzuforſchen, was irgend verdächtig erſcheinen konnte. Er ſollte zwar in die Lehrmethode und in den wiſſenſchaftlichen Theil der Vorträge keine unmittelbare Einmiſchung üben, aber den Geiſt der Lehrer in ihrem öffentlichen und Privatleben beobachten, und über das Wahrgenommene Bericht erſtatten.

Die Preſſe ward in neue Feſſeln gelegt. Die Central-Unterſuchungscommiſſion in Mainz begann ihre weitſchichtigen Arbeiten.

Oken wurde von ſeiner Stelle entfernt. Jahn kam auf die Feſtung Colberg. Arndt wurde in Ruheſtand geſetzt. De Wette, der große Theolog, der Sands That „ſittlich gut" geheißen, wurde ſeiner Profeſſur enthoben.

Mitternacht! —

„Es iſt Schlafenszeit! Ich wollte, ich könnte mich hier niederlegen, und in einem fernen freien Lande aufwachen," ſprach Weſſelhöft.

„Nichts Irdiſches hat Beſtand — aber ſchmerzlich iſt's, redliches Streben für Tugend und Sitte, Recht und Ehre, verkannt zu ſehen," bemerkte Haupt.

„Ich trage mein Band, das ſchwarzrothgoldne, jetzt auf dem Herzen!" rief Binzer, und riß ſeine Kleidung auf.

„Ich auch! Wir auch!" riefen Viele. „Das kann und das ſoll uns Niemand wehren!"

„Es giebt Dinge die ſich weder gebieten, noch verbieten laſſen!" nahm Nino das Wort: „Ich, der ich längſt mit einem Fuß im Philiſterium, mit dem andern aber immer noch im academiſchen Leben ſtehe, werde alle Tage, die Gott mir ſchenkt, der Burſchenſchaft eingedenk ſein, als des ſchönſten Licht- und Freudenſtrahles, der in mein Leben gefallen, der meinen Jugendmorgen verſchönt hat."

„Wie Mancher wäre untergegangen ohne unſere deutſche Burſchenſchaft! Wie Viele hat ſie vor Abwegen bewahrt, Dieſe geiſtig gehoben, Jene gerettet!“ fügte Haupt hinzu.“

„Hegen wir die Verbindung im Herzen!“ ſprach Hörſelmann. „Wie ich unſern Hort, den ihr mir anvertraut habt, liebe Brüder, hegen werde gleich dem theuerſten Kleinod, und ſolches iſt ja unſre Wehr und unſre Fahne — ſo laßt uns Alle innerlich Fahne und Farbe tragen im Gemüthe, den Grundſätzen, die wir in der Burſchenſchaft beſchworen haben, treu durch das ganze Leben!“

„Ja Bruder! Das wollen wir! Die innere Burſchenſchaft hoch für das ganze Leben!“ wurden einzelne Stimmen begeiſtert laut.

„Die Form zerfällt, der Geiſt bleibt lebendig! Bleibe jeder geiſtig dem ſchönen Bunde unſerer Jugend getreu!“ ermahnte Berthold.

„Dem gleichen Gedanken gab ich Worte in einem Liede!“ rief Binzer. „Ihr fiſcht mir immer meine Gedanken weg!“

„Ich will Dir gern den Vorrang einräumen, Bruder Auguſt!“ erwiederte Berthold lächelnd: „gieb uns dafür Dein Lied.“

„Es iſt ein Abſchiedlied — es wird euch wehmüthig ſtimmen,“ antwortete der Dichter.

„Gieb es zum Beſten! Das Lied! Das Lied!“ riefen Viele.

„Auch die Thräne iſt heilig, die der Wehmuth fällt,“ ſprach Nino.

Mit Innigkeit im Ton und Ausdruck ſtimmte Binzer ſein Lied an, das ſchöne wehmuthvolle Lied, das bald nach dieſer Nacht von Mund zu Mund ging und über ganz Deutſchland flog:

„Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.“

„Wir lebten ſo traulich,
So einig, ſo frei.
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar ſo treu.“

„Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrath;
Verläumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat.“

„Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't.
Die Einigkeit erregte
Bei Guten ſelbſt Verdacht.“

„Man ſchalt es Verbrechen,
Man täuſchte ſich ſehr.
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr!“

„Die Form iſt zerbrochen
Von außen herein,
Doch was man drin gerochen
Iſt eitel Dunſt und Schein.“

„Das Band iſt zerſchnitten,
War ſchwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!“

„Das Haus iſt zerfallen! —
Was hat's denn für Noth?
Der Geiſt lebt in uns Allen,
Und unſre Burg iſt Gott.“

Wenn beim Singen dieſes Liedes Thränen aus manchem treuen Jünglingsauge fielen, wahrlich, das waren keine Thränen der Unmännlichkeit. Sie galten einer ſchönen Idee, die zu Grabe getragen war — ſie galten einer Idee, die man lebendig begrub, mit um ſo ſicherer Bürgſchaft ihrer Auferſtehung. — Noch einmal erhob Berthold die Stimme und rief über die Verſammelten hin: „Liebe Brüder, theure Söhne des Vaterlandes, zagt nicht, trauert nicht, laſſet uns hoffen! Es giebt eine Zukunft! Kommen wird die Zeit, wo die Bänder, die ihr jetzt ablegt, in erneutem Glanze eine blühende deutſche Jugend ſchmücken werden! Kommen wird die Zeit, wo die Fahne, die wir jetzt in dunkler Hülle in das ſtille Grab der Vergeſſenheit legen, wieder frei entfaltet wehen wird vor allem Volke. Ich ſehe ſie wehen ſtolz voran vor vielen Hunderten! Ich ſehe ſie wallen bergempor zur heiligen Gottesburg! Ich ſehe ſie ſtolz getragen, noch von derſelben Hand, die im vorigen Jahre ſie trug, durch das graue Wartburgthor und höre ſie rauſchen von den ewigen Zinnen. Wir haben eine gute Saat geſäet auf den Geiſt, wer aber auf den Geiſt ſäet, der wird vom Geiſt das ewige Leben ärnten! Mächtiger iſt der Geiſt, als die irdiſche Macht aller Gewaltigen.“ —

Das war das Ende der erſten deutſchen Burſchenſchaft.

Es giebt eine Zukunft. —

(Ende der erſten Abtheilung.)

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Inhalt.

	Seite.
1. Das Feuergericht	1
2. Die Verbrüderung	26
3. Das Wartburggeſpenſt	57
4. Der Schwärmer	92
5. Turnrath und Turngemeinde	121
6. Mummenſchanz und Fackelſtändchen	156
7. Ein Stück Burſchenchronik	189
8. Leiden und Freuden	221
9. Ein neuer Stern	244
10. Das junge Glück	269
11. Die That des Wahns	290
12. Des Hauſes Fall	315

Deutſches Sagenbuch

von

Ludwig Bechſtein.

Mit ſechzehn Holzſchnitten

nach Zeichnungen von

A. Ehrhardt.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1853.

Vorwort.

Et prodesse volunt et delectare Poetae.

Dem deutſchen Volke übergebe ich dieſes mit voller Liebe geſchriebene Buch als ein treues Vermächtniß, dem deutſchen Volke, und zumal ſeiner reiferen Jugend. Möge des Buches Inhalt nützen und erfreuen, anregen und beleben, für das Heimiſche Neigung wecken und wach erhalten helfen!

Die Sage iſt eine fromme Erhalterin und Nährerin der Heimath- und Vaterlandsliebe, ein ureigenſtes Gut des Volkes; ſie treu zu pflegen iſt den zu ſolcher Pflege Berufenen eine heilige Pflicht. Es kann zwar nicht fehlen, daß auch die Sage, wie alles Gute und Schöne, ihre Widerſacher, Verſpotter und Verächter hat, es hat ſich aber alle Verhöhnung und Nichtanerkennung tiefgewurzelter Eigenthümlichkeiten einer Nation ſtets als haltlos und beſtandlos erwieſen.

Eine reichhaltige Sammlung deutſcher Sagen wird hier dargeboten, wie noch keine gleiche vorhanden, eine vollſtändige nicht. Ein vollſtändiges deutſches Sagenbuch iſt ſo wenig herzuſtellen, als ein einiges deutſches Reich; aber wer nicht das unmögliche will, kann bei gutem Wollen, bei Geſchick und Ausdauer viel nützliches ſchaffen und erſprießliches zu Tage fördern. Ich mußte mich bei dem vorliegenden Buche, je mehr die Sagenfülle quoll und zuſtrömte, um ſo mehr beſchränken. Im Hinblick auf die vorhandene Anzahl deutſcher Sagen, und die Zahl der hier aufgenommenen, könnte ich ſagen, daß ich nur einen Zweig des deutſchen Sagenbaumes abgeärntet, wenn nicht jeder Vergleich hinkte.

Die erwähnte überreich zuquellende Sagenfülle nöthigte denn auch, ſo ungern es geſchah, auf den großen Sagenreichthum des öſterreichiſchen

Kaiſerſtaates vorläufig zu verzichten. Da ich aber bereits in früheren Jahren ſchon zu einem öſterreichiſchen Sagenſchatz, deſſen Erſcheinen indeß ungünſtige Verhältniſſe bald einſtellten, zahlreiches Material geſammelt habe, ſo bleibt vorbehalten, mit einer Oeſterreich umfaſſenden Sammlung hervorzutreten, ſobald der Erfolg der vorliegenden dazu ermuthigt.

Es ſei vergönnt, über das Sagenſammeln hier ein Wort zu ſagen; leider giebt ſich an dieſes gar manche unberufene Hand, die jener Hand von Aehrenleſern gleicht, welche aus den Garben rauft, die zu Mandeln gehäuft, noch auf dem Acker ſtehen, und da ärntet, wo ſie nicht geſäet hat. — Wir alle, die wir dieſes Gebiet anbauen, können nicht oer Schriftquellen, nicht der Bücher entrathen, aber die Quellenangabe beſchönigt und rechtfertigt noch keineswegs den offenbaren Nachdruck, der von vielen literariſchen Langfingerern behufs ſogenannter Auswahlen und Muſter-Sammlungen ausgeübt wird, die ſorglos und mühelos anderer Fleiß und Talent und ihrer Verleger Koſten ausbeuten. Der Sagenſammler muß ſich neben ſeinen Schriftquellen doch auch durch Gebirg und Wald und Flachland ſelbſt in etwas bemüht, irgend einige Sagenblüthen gefunden, einige ſchöne Steine zum großen deutſchen Sagentempelbau ſelbſt herbei getragen haben, irgend etwas von ihm neugefundenes vorzeigen, ſonſt iſt er ein Tropf, und nicht ebenbürtig, mitzuringen auf dieſer olympiſchen Arena. —

Auf mein eignes Leben warf ſchon frühzeitig der Sage ſüßer wunderbarer Reiz ſeine Morgenſtrahlen. Als Jüngling wanderte ich in einem ſagenreichen Gau Thüringens umher, und freute mich am Duft der ſchönen Wunderblume Poeſie. Ilm und Gera, die Fluren von Arnſtadt und Erfurt, der drei Gleichen nachbarliche Burgen, und ſagendurchklungene Haine boten in Fülle ihren Stoff, doch lange nachher lernte ich der Sagen Geheimniß, ihren ganzen Zauber, erſt recht erkennen, und lernte daran niemals aus. Ich ſammelte anfangs mehr ins Gemüth, als in Bücher, verſuchte nur ſchüchtern. die Sage in poetiſches Gewand zu kleiden, und ſtand ſpäter davon ab, als ich durchfühlen lernte, daß der Dichter ihr nur ſelten wohl thut, wenn er bemüht iſt, ſie zu ſchmücken, obſchon er dieß letztere zu thun voll berechtigt iſt. In den Sagenſammlungen der Länder Thüringen und

Franken*), welche zwar Beifall, aber bis jetzt noch nicht die längſt vorbereiteten Fortſetzungen fanden, betrat ich den von den Brüdern Grimm vorgezeichneten Weg ſchlichter einfacher Darſtellung und Wiedergabe, ſowohl des Chronikenſtoffes, als jenes dem Volksmund ſelbſt entnommenen. Ich bin den Sagen viel und lange nachgegangen und nachgezogen; im Thüringerwalde kenne ich ſo ziemlich jeden Weg und Steg; ich überwanderte Harz und Rieſengebirge, Rhön und Speſſart; ich ſtand auf dem Aachner, auf dem Kölner Dom und auf dem Straßburger Münſter; des Neckars, des Lech, des Rhein- und Mainſtromes, wie der Donau Wellen hab' ich fließen ſehn. Ich hörte den Bach der Reismühle rauſchen, der von Karl des Großen Geburt erzählt, und umwandelte des Untersbergs und des Watzmann ſagenreiche Hochgipfel. Vielleicht ſieht mancher dieſem Buche die Quelle eigner Wahrnehmung an, die am Ende noch mehr werth iſt, als die Quelle trockner Schriftüberlieferung. Letztere nun bei jeder Sage anzuführen, erſchien mir für meinen Zweck dieſesmal nicht nöthig; wer die Quellen für den wiſſenſchaftlichen Zweck braucht und ſucht, findet ſie bereits in Grimms und vielen andern Sammlungen, und da wo ich Selbſtgefundenes mitgetheilt, jedesmal durch ein „mündlich“ den Leſer mit der Naſe darauf zu ſtoßen, daß er *meinem* Findeglück dieſe Sage verdanke, dürfte wohl allzu eitel erſcheinen. —

Bei dem Umfange, der dieſer Sammlung zugedacht wurde, und der ſich noch während des Drucks über das anfangs geſetzte Ziel erweiterte, galt es zunächſt, ſich klar zu werden über Anlage und Gliederung, und nach reiflichem Ueberlegen, ob chronologiſch nach Mythe und Geſchichte, ob nach Ländern oder Stromgebieten, nach Gebirgszügen u. ſ. w. die Sammlung anzulegen ſei? — wurde ſich für die Form einer idealen *Sagen-Wanderung* entſchieden, die keinen Schlagbaum und keine politiſche Grenze kennt, keine Paßkarte braucht, nöthigenfalles gleich Eppela von Gailing, einen tüchtigen Sprung nicht ſcheut, und von einem Völkergebiet in das andere ſchreitend, das jedem dieſer Gebiete hauptſächlichſt eigene vor Augen bringt.

---

*) Sagenſchatz des Thüringerlandes. 1.—4. Bd. Hildburghauſen, Keſſelring. 1835—1838. Sagenſchatz des Frankenlandes. 1. Theil. Würzburg, Voigt und Mocker. 1842.

Enge Landesgrenzen beachtete ich, wie der Leſer ſieht, auf dieſer Wanderung keineswegs. Die Sage iſt patriotiſcher, wie die Politik; ſie giebt nichts her von Deutſchland, ſie läßt von ihrem heimiſchen Gebiet nicht rupfen und zupfen im Süden, Weſten, Norden und Oſten; ſie behauptet und vertheidigt, was einmal deutſch iſt und hält es eiſern feſt.

Die Wanderung beginnt am Urſprung des Rheins, folgt des letztern Strömung durch das Schweizerland, ſtreift in das Elſaß, berührt die Pfalz, die Wetterau, das Moſelland, Lothringen und Luxemburg; ſteigt zum Niederrhein und Niederland hinab bis Friesland, grüßt Helgoland und das alte Ditmarſchen, durchgeht Schleswig und Holſtein, Mecklenburg und Pommern, Weſt- und Oſtpreußen mit ihren Oſtſee- und Bernſteinküſten, und dann läßt ſich der Wanderer auf den Flügeln der Kobolde von der ruſſiſchen Grenze ſchnell hinweg in das Lüneburger Land tragen.

Auf Weſtphalens rother Erde durchſchreitet und durchkreuzt er ein ſagenreiches Gebiet, bis er abermals den Schritt oſtwärts lenkt, um die Marken zu durchirren. Von da zieht es ihn wieder zurück nach dem weſtphäliſch-heſſiſchen Boden, nach des Harzwalds Bergen und Burgen, nach des Kiffhäuſers Gipfel. Dann aber lenkt ſich der Schritt in das Thüringerland, der Blick in Thüringens ſagenreiche Frühzeit, auf ſeine gefeiten Hochgipfel, ſeine von Sagenwundern durchrauſchten Wälder, ſeine Kloſtertrümmer und Geiſterſchlöſſer. Das nachbarliche Voigtland erſchließt ſeine Welt voll mythiſchen Zaubers, und Gera, Ilm und Saale führen zu dem thüringiſchen Flachland, das an Sachſen angrenzt. Die ſächſiſchen Ebenen gewähren ihre Ausbeute, welche, ſobald erſtere verlaſſen werden, das Erzgebirge, wie das Rieſengebirge in noch reicherer Mannichfaltigkeit erſchließen.

Bis in des deutſchen Böhmens Herz, die uralte Praga, erſtreckt ſich die Wanderung, und wendet dann, um vom Fichtelgebirge niederſteigend, fränkiſchem Boden zu nahen, dem Laufe der Werra durch heimiſches Gebiet, bis wiederum auf heſſiſches zu folgen, vom Heſſenlande aus das Rhöngebirge zu beſteigen, und von dieſem herab Mainſtrom und Speſſartwald ab und auf zu befahren. Von Bamberg nach Nürnberg läßt ſich ſchnell gelangen, im Fluge iſt Regensburg erreicht, zu deſſen öſtlichem Stromgelände der Böhmerwald ſich niederſenkt. Durch des Bayerlandes Gauen mitten hindurch geht es ſtracks nach Schwaben, und durch Schwaben noch einmal weſtlich bis zur Pfalz und nach Baden, wo die letzte Umkehr genommen wird, um durch Südſchwaben und Südbayern nach den Ufern des Lech und der Iſar zu gelangen, von da zum Hochland emporzuſteigen, und vom ſüdlichſten Endpunkt, wie beim Beginn auf Alpenhöhen, in die ſteinernen Meereswogen Oeſterreichs hinüber zu grüßen: auf Wiederſehen! —

Auf dieſer Wanderung nahm ich gern gründliche und gediegene Sagenſammler zu freundlichen Geleitsmännern, deren Namen ich nur zu nennen brauche, um der Aufzählung von Büchertiteln überhoben zu ſein. Voran ſtehen mit vollem Recht die Brüder J. und W. Grimm; es folgen K. Simrock und A. Stöber für Rhein und Elſaß, J. W. Wolf für die Niederlande, K. Müllenhoff für Schleswig-Holſtein und Lauenburg, J. W. A. v. Tettau und J. D. H. Temme für Oſt- und Weſtpreußen und Lithauen, J. D. H. Temme und A. Kuhn auch für die Marken. Wo ich ſelbſt am beſten Beſcheid wußte, bedurft' ich keiner Führer. Für Baden ſorgte treulichſt B. Baader, für Schwaben G. Schwab, und nach ihm E. Meyer, für Bayern A. Schöppner, letzterer nur mit zu vielem Ballaſt von Balladen und Romanzen, die an ihrem Ort wohl erfreuen mögen, und auch in ausſchließlich metriſchen Sammlungen, wie die allgemein deutſchen A. Nothnagels, H. Günthers, A. Kaufmanns für Franken u. A. gut beiſammen ſtehen, aber in Sagenſammlungen, wie die vorliegende, nicht gehören. Daß neben den genannten noch viele andere Werke benutzt werden mußten: Provinzſagenſammlungen, Chroniken, Topographieen u. dgl., verſteht ſich von ſelbſt. Auch dem voigtländiſchen alterthumsforſchenden Vereine zu Hohenleuben verdanke ich ſchätzbare Beiträge.

Keinen einzigen Gewährsmann habe ich geradezu abgeſchrieben, weder die neuen, noch die alten, denn das erachte ich für eine gar geringe Kunſt. Kinderleicht iſt es, ein Buch zu füllen, wenn man wörtlich abdrucken läßt, was andere bereits drucken ließen. Nur wo ich Sagen in Dialekten in das hochdeutſche zu übertragen hatte, übertrug ich meiſtens treu, um ihre Spitzen nicht abzuſtumpfen; außerdem habe ich jede Sage zu meinem Eigenthum gemacht, und ſie nach meiner Eigenthümlichkeit wieder neu erzählt; nur aus eignen, früher von mir ſelbſt veröffentlichten Sagenſammlungen nahm ich einzelne wörtlich wieder auf, und auch dieſe nicht ohne Feile.

Ob ich den rechten Ton traf, wird ſich zeigen. Einfachheit im Ton der Erzählung iſt beim Wiedergeben der Sagen unerläßliche Bedingniß; keine novelliſtiſche, romanhafte Verwäſſerung, keine blümelnde Schreibweiſe ſteht der Behandlung der Sagen an, wo dieſe Selbſtzweck iſt — wohl aber darf der Erzählungston wechſeln je nach dem Stoff, ja ſelbſt nach der Zeit, der dieſer Stoff angehört; er darf ſtreng, herb und derb, romantiſch, luſtig, kernhaft, nicht minder idylliſch, rührend und erſchütternd ſein. Der Sagenerzähler muß wiſſen, welche Tonart er anzuſchlagen habe; eine nach vorgefaßter Meinung beſtimmte von ihm zu fordern, dazu iſt keine Berechtigung vorhanden. Ueber einen Leiſten läßt ſich nicht alles ſchlagen. Die Sagen können ſo wenig eines Schriftſtyles ſein, wie Häuſer und Kirchen eines Bauſtyles. Das Einerlei ermüdet, und leicht wird ein friſcher Geiſt des trocknen Tones ſatt. Viele Sagen ſind ſo durch und durch voll Humor, daß ernſte Erzählungsweiſe ſie tödten hieße — darum ward zum öftern die heitere vorgezogen.

Metriſch bearbeitete Sagen in Proſa aufzulöſen, trug ich die größte Scheu, und habe es nur einigemal gethan; einmal beim alten Tanhäuſerlied, dann bei Nr. 81: Der wilde Jäger, nach Bürgers Gedicht, weil deſſen Urſprung ausſchließlich in der bezeichneten Gegend zu ſuchen iſt, bei Nr. 174: Die Schlacht auf dem Tauſendteufelsdamme, nach einem Gedicht von Th. Fontane, und endlich bei Nr. 966: Eines Vaterunſers Werth, nach einem Gedicht von Th. Holſcher (bei Schöppner), weil mir beide letztere Stoffe ausnehmend wohl gefielen, und namentlich auch die poetiſche Behandlung.

Manche Sage, die ich allzudürftig auffand, konnte ich erweitern, aus Kenntniß ihrer Oertlichkeit oder aus andern ſchriftlichen und mündlichen Quellen, manche andere mußte ich kürzen und auf das rechte Maas zurückführen.

Viele Sammlungen, ich will nur K. Geibels Rheinſagen und Lübeks Volksſagen von H. Asmus nennen, waren wenig zu benutzen, weil das meiſte darin zu eigenmächtig ausgeſchmückt, faſt novelliſtiſch erweitert iſt. Vornehmlich galt es auch, die ſpät erſt gemachte Sage links liegen zu laſſen, welche die Reiſehandbücher, beſonders die den Rhein betreffenden, ſo häufig bieten.

Außerdem fand ich noch mancherlei Beſchränkung geboten. Die zahlreichen Sagen von geraubten Hoſtien, geſchlachteten Chriſtenkindern und dgl. durch Juden — habe ich mit Abſicht nicht aufgenommen. Wenn ſie auch nicht alten Haß nähren helfen, ſo verletzen ſie doch, und widerſtreiten ſo gleichſehr dem chriſtlichen, wie dem ethiſchen Princip.

Dieſes Sagenbuch ſoll im beſten Sinne ein Volksbuch ſein und werden, daher iſt die Faſſung keine altdeutſch-mythologiſch-gelehrte, um ſo mehr iſt dennoch auf das hochwichtige mythologiſche Element in den deutſchen Volksſagen mit allem Fleiße Rückſicht genommen worden, wie es noch im Bewußtſein des Volkes lebendig iſt. Was aber dem deutſchen Volksbewußtſein in der Gegenwart, ja ſelbſt dem deutſchen Lande allzufern liegt, wie die Stammſagen von Oſt- und Weſtgothen, Vandalen, Hunnen, Longobarden, Herulern, Gepiden u. ſ. w., das habe ich hier unberückſichtigt gelaſſen.

Sparſam war ich mit Abſicht in Aufnahme mythiſcher Heldenſage, die in alt- und mittelhochdeutſchen Gedichten gefeiert wird; auch ſie iſt noch immer nicht klar in das Volksbewußtſein getreten, die Literatur und die Schuldoctrin haben ſie noch nicht mit dem Leben der Gegenwart vermittelt, und beſonders zeigt letztere zu ſolcher Vermittelung noch keine rechte Neigung. Ebenſo ſparſam war ich in Aufnahme der Heiligenſage (Legende), und endlich in der Geſpenſter- und Hexenſage, die ſich allenden wiederholt. Die letztere namentlich hat J. W. Wolf in ſeinen „Niederländiſchen Sagen" mit wahrer Vorliebe behandelt. Trefflich iſt auch deſſen Sammlung deutſcher Märchen und Sagen, Leipzig 1845, inſonderheit für Niederdeutſchland. In gleicher Weiſe ſammelte E. Meyer für Schwaben auf das fleißigſte und dankwertheſte, und es konnte ſeine Sammlung vorzugsweiſe für das mythologiſche Gebiet in Schwaben der meinigen zur Benutzung dienen.

Wenn bei einigen Stoffen das Gebiet der Sage faſt verlaſſen wurde, ſo geſchah dieß einestheils, um auch die Uebergänge anzudeuten, wo Märchen und Sage ſich begegnen und geſchwiſterlich umſchlingen, ſo bei Nr. 333:

Die Spinnerin im Mond, bei Nr. 385 die Zwergenſage, mit der auch im Kindermärchen vorkommenden Namenauskundſchaftung, und bei einigen andern, wo die märchenhafte Färbung vorwaltet, anderntheils aus andern beſtimmten Gründen. So war bei Nr. 470 „*Das Myſterium*“ — daran gelegen, doch endlich einmal dieß fernliegende dramatiſche Räthſel, dieſe großartigſte deutſche Opera seria alter Zeit, über welche die Literatur der Schauſpielkunſt bis heute noch nichts rechtes beizubringen wußte, und die Mittheilungen der thüringiſchen Chroniken ſo äußerſt dürftig beſchaffen ſind, dem Auge etwas näher zu rücken, um zu zeigen, wie dieſes Myſterium denn eigentlich beſchaffen war, und damit neben der Sagenkunde der Sittenkunde zu nützen, denn beide müßten eigentlich ſtets Hand in Hand gehen. Ob dieſe, wie ich feſt glaube, auf thüringiſchem Boden, wohin die fehlerhafte dialektiſche Schreibart deutet — geborene Myſterie, älter oder jünger, wie die, mit deren Bruchſtücken Karl Ludwig Kannegießer ſeine „Gedichte der Troubadours, Tubingen 1852“ eröffnet, iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen. *Mone* erwähnt ihrer in ſeinen altdeutſchen und mittelalterlichen Schauſpielen nicht. Dieſes ernſte Singſpiel war voll dramatiſchen Lebens, voll Pomp und Herrlichkeit, voll Leidenſchaft, voll erſchütternder Wirkung, voll plaſtiſch-mimiſcher Bildergruppen und ganz gewiß wunderbar ſchön, wenn auch ohne Virtuoſentriller, ohne Ballet und ohne Tamtam. —

Wie im allgemeinen zu vermeiden iſt, allzu fremdländiſches in heimiſche Kreiſe zu ziehen, ſo iſt auch zu vermeiden, das heimiſche zu verwirren und nicht zuſammengehörendes zu verſchmelzen. So hat in unſern Zeiten die Poeſie mit ihrer berechtigten Freiheit den *Tanhäuſer* mit dem *Wartburgkrieg* in Verbindung gebracht, in Gedichten, in Dramen, in der Oper. Die Sage, wie auch die Chroniken kennen dieſe Verbindung nicht, ſo wenig wie die Geſchichte der Poeſie ſie kennt. Der Wartburgkrieg und die Tanhäuſerſage liegen geſchichtlich ziemlich weit auseinander.

Die erwähnte berechtigte Freiheit der Poeſie aber darf ſich die letztere dennoch von keinem nehmen oder verkümmern laſſen; ihr muß es freiſtehen und wird es ewig freiſtehen, Sagenſtoffe zu erfaſſen, zu ſchmücken, zu verherrlichen, nur darf von dem, der ſolches thut, gefordert werden, daß er dazu *berufen* ſei. Mir erſcheint in dieſer Beziehung die Sage wie ein alter gleichzeitig colorirter Holzſchnitt auf Pergament, oder ein Miniaturbild. Der Unberufene, der ſolche Bilder zu verſchönern gedenkt, wird mit breitem Pinſel des Bildes edle Züge und Farben verwaſchen, der Berufene wird mit feinem Pinſel dunklere Stellen mit leichtem, dauerbarem Golde höhen. Da jede Sage mehr Dichtung als Wahrheit iſt, ſo haben die Dichter eigentlich an ſie mehr Anrecht, als die Forſcher und die Wiſſenſchaft, denn die Poeſie gleicht dem Sternenhimmel über der dunkeln Erde. —

In Berückſichtigung der vielen Sagen innewohnenden Volksthümlichkeit wurde auch mit Vorliebe der Spott- und Neckeluſt, der Lalenſtreiche und veralteter, nun wohl meiſt abgekommener volksthümlicher Rechtsbräuche in Schimpf und Ernſt gedacht, — wie die Nrn. 61, 190, 341, 646, 716, 739, 771, 773, 802, 810, 830, 835, 870, 871, 874, 947—951 darthun, und wurde ſelbſt manches der Sprache abhanden gekommene ächt deutſche Wort wieder in ſein Recht eingeſetzt, auch überhaupt manche Hindeutung, mancher Fingerzeig gegeben, der einem und dem andern vielleicht nicht unwillkommen ſein wird.

Ferner wurde mit gutem Grunde Rückſicht auf die Verwandtſchaft der Sagen unter einander durch einfache Hinweiſung genommen. Hierin bleibt der Sagenforſchung noch eine wichtige Aufgabe; die Verwandtſchaft der Sagen geht häufig bis zur Zwillingsſchweſterſchaft; es ſei nur an die Gangolfsbrunnen in Burgund und in Franken erinnert, Sagen Nr. 139 und 768, an die Doppelehe in Preußen und in Thüringen, Nr. 338 und 598, an die Kinderzüge, -Tänze und -Andachten Nr. 588, 647, 879, wie an die Kinderhinwegführung durch den Ratten-Pfeifer von Hameln, Nr. 294 und den Teufels-Geiger im Brauſchthal, welche letztere Sage Auguſt Stöber in ſeinen „Sagen des Elſaſſes, St. Gallen 1852" unter Nr. 160 mittheilt, ſo auch an die drei Auflagen Nr. 280 und 734.

Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß die Sagenkunde jetzt bereits ſo gut auf den Standpunkt einer Wiſſenſchaft gehoben iſt, als jede andere Hülfswiſſenſchaft der Geſchichte, als Denkmal-, Wappen-, Siegelkunde u. ſ. w. und dabei iſt ſie eine ungleich lebendigere, denn ſie nimmt nicht nur vom todten Stein, Schild und Wachs, ſondern auch vom immerlebenden Mund des Volks ihre Zeugniſſe. Aber leider entzieht die moderne

Aufklärſucht mehr und mehr dem Volke ſeine Wunderblumen, jätet ſeine Poeſie aus mit Stumpf und Stiel und reicht ihm dafür unter dem Namen des Apfels vom Baume der Erkenntniß den aſchevollen Sodomsapfel ſogenannter politiſcher Reife und den beißenden Rettig der Verhöhnung alles gemüthvollen, edlen und ſchönen, allen Glaubens und aller Treue. Darüber ließe noch vieles ſich anführen und ſagen, doch müßte ich nur das mannichfache Gute, was über Sagenforſchung und dahin einſchlagendes in den Einleitungen der Grimm'ſchen, der Wolf'ſchen, der Müllenhoff'ſchen, der Tettau-Temme'ſchen, der E. Meyer'ſchen und andern Sammlungen geſagt iſt, wiederholen. Auch A. Schöppner entwickelt in der Einleitung zu ſeinem Sagenbuch der bayriſchen Lande viel Wahres und Beherzigenswerthes über dieſen Punkt.

Möge die neu erwachte Pflege der deutſchen Sagenblumen in ſtrengwiſſenſchaftlicher, wie in ſchönwiſſenſchaftlicher Beziehung, in ihrer Aechtheit und ungeſchmückten, ungeſchminkten Einfachheit mehr und mehr Freunde finden und Boden gewinnen! Sie verdient es, und ſie lohnt es durch geiſtigen Genuß. Welchen Bilderreichthum bietet ſie nicht dem Dichter, dem zeichnenden, wie dem plaſtiſchen Künſtler dar, welch' eine reiche Stofffülle! Ja, die deutſche Sage bleibt ein fort und fort friſchquellender Goldborn für Poeſie und Kunſt, und — was noch höher zu achten, ſie bleibt trotz allem Hohnlächeln der Neugeſcheidten, allem Gegenbemühen, allem Abſchleifen und Verflachen und trotz der verkehrten Aufklärungsſüchtelei der ſeminariſtiſchen Afterſchulbildung, wie der conſiſtorialen und polizeilichen Bevormundung eine friſchlebendige, unverwüſtliche, ſittliche und ſittigende Volkskraft.

Meiningen, am 24. November 1852.

Ludwig Bechſtein.

Inhalt

Nr.		Seite
1.	Vom deutſchen Rheinſtrom	1
2.	Des Schweizervolkes Urſprung	—
3.	Sankt Gallus	2
4.	Die St. Galler Mönche erbeten Wein	3
5.	Dagoberts Zeichen	4
6.	Die Tellenſage	5
7.	Luzerner Hörner und Mondnacht	9
8.	Die Herren von Hohenſax	10
9.	Ida von der Toggenburg	11
10.	Der Pilatus und die Herdmanndli	12
11.	Die Bergmanndli ſchützen Heerden und Fiſche	13
12.	Die Herdmannli ziehen weg	14
13.	Der Dürſt	—
14.	Von Drachen und Lindwürmen	15
15.	Winkelried und der Lindwurm	16
16.	Kaſtelen Alpe	—
17.	Blümelis-Alpe	17
18.	Der ewige Jude auf dem Matterhorn	18
19.	Mutter Gottes am Felſen	19
20.	Das Paradies der Thiere	20
21.	Die Teufelsbrücke	—
22.	Der Stierenbach	21
23.	Der Beſſerſtein	22
24.	Der Kreuzliberg	23
25.	Die Würfelwieſe	—
26.	Die Baſler Uhrglocke	—
27.	Die Schlangenjungfrau im Haidenloch bei Augſt	24
28.	Herzog Bernhard hält ſein Wort	25
29.	Vom treuen Eckart	26
30.	Der Zähringer Urſprung	—
31.	Das Rieſenſpielzeug	27
32.	Krötenſtuhl	28
33.	Der Mühlenbär	29
34.	Chorkönig	—
35.	Sankt Ottilia	30
36.	Vater und Sohn	31
37.	Die Münſter-Uhr	32
38.	Straßburger Schießen u. Zürcher Brei	33
39.	Das Hündchen von Bretten	35
40.	Trifels	—
41.	Der Rothbart zu Kaiſerslautern	36
42.	Die ſchiffenden Mönche	37
43.	Die Schwabenſchüſſel	38
44.	Die Todtenglocke zu Speier	—
45.	Die Juden in Worms	39
46.	Von den Dahlbergen	40
47.	Wormſer Wahrzeichen	—
48.	Die Königstochter vom Rhein	41
49.	Schwedenſäule bei Oppenheim	42
50.	Siegenheim	43
51.	Zetten-Bühel und Königsſtuhl	—
52.	St. Katharinens Handſchuh	44
53.	Des Rodenſteiners Auszug	45
54.	Eginhard und Emma	46
55.	Die Windecker	48
56.	Thaſſilo in Lorſch	49
57.	Der Heerwiſch	50
58.	Die Wieſenjungfrau und das Rieſen	51
59.	Das verſunkene Kloſter	52
60.	Der Lindwurm auf Frankenſtein	53
61.	Das Frankenſteiner Eſelslehen	54
62.	Das goldne Mainz	—

Nr. Seite
63. Hatto, Heriger und Willigis 55
64. Die heiligen Kreuze zu Mainz 57
65. Heinrich Frauenlob's Begängniß 58
66. Die heilige Bilhilde —
67. Der Franken Furt 60
68. Des Königs Weihnacht —
69. Vom Eichenheimer Thurm 61
70. Der Teufelsweg auf Falkenſtein 62
71. Die [illegible] 64
72. Blutlinde 65
73. Noth Gottes 66
74. Räderberg 67
75. Die Wiſperſtimme 68
76. Die glühenden Kohlen 69
77. Taube zeigt den Tod an 70
78. Der Affe zu Dhaun —
79. Das Pfaffenkäppchen 71
80. Der Stiefel voll Wein 72
81. Der wilde Jäger 73
82. Sponheims Gründung 74
83. Vom Urſprung des Moſelweins 76
84. Der Heiligen Gräber —
85. Metz verſagt den Tanz —
86. Der Teufelsbündner in Bitburg 78
87. Die getreue Frau Florentina 79
88. Trier's Alter 80
89. Sankt Arnulfs Ring 81
90. Frevel wird beſtraft 82
91. Die Martirer Gräber —
92. Die heilige Genovefa 83
93. Die Weingötter am Rhein 85
94. Die ſieben Schweſtern 86
95. Lurlei 87
96. Sanct Goar's Wunder 88
97. Die Brüder 89
98. Die wandelnde Nonne 90
99. Die Frau von Stein 91
100. Der kühne Kurzbold —
101. Die Luftbrücke 92
102. Die Gefangenen auf Altenahr 93
103. Vom Siebenbürg 94
104. Rolandseck 95
105. Die Knappſchaft im Luderich 96
106. Die letzte Saat 97
107. Der Alte-Berg 98
108. Der Kloſtereſel 99
109. Der blühende Biſchofſtab —

Nr. Seite
110. Immenkapelle 100
111. Nibelung von Hardenberg und der Zwerg Goldemar —
112. Das heilige Köln 101
113. Der Bürger Marſilius 102
114. Die Kölner Dom-Sage 103
115. Albertus Magnus 104
116. Herr Gryn und der Löwe 105
117. Die Pferde aus dem Bodenloch 106
118. Umrittener Wald 107
119. Kaiſer Karls Apfelſchnitze —
120. Dom zu Aachen 108
121. Der Teufel im Ponellenthurm 109
122. Vom Lousberg über Aachen —
123. Schlangenring 110
124. Kaiſer Karl kehrt heim 111
125. Faſtrada's Liebeszauber 112
126. Karl des Großen Tod und Grab 113
127. Templerkirche zu Aachen 114
128. Die Hinzlein zu Aachen —
129. Die bucklichen Muſikanten auf dem Pervich 115
130. Der fliegende Holländer 116
131. Sankt Remaclus Fuß zu Spaa 118
132. Die ſchlafenden Kinder —
133. Roß Bayard und Schloß Bayard 119
134. Die Todten in Löwen 120
135. Der Schwanritter 122
136. Gelre, Gelre! 123
137. Des Rieten Handwerken 124
138. Herr Lem 125
139. Gangolfs Brunnen —
140. Die Iſabellenfarbe 126
141. Doctor Fauſt und ſein Teufel Joſt 127
142. Vom Zauberer Agrippa 128
143. Der Hund des Jan von Nivelle 129
144. St. Johannisäpfel 131
145. So viel Kinder als Tage im Jahre —
146. Der ewige Jäger 133
147. Tuckebold Kladde —
148. Die Tuckebolde Lodder und lange Wapper 134
149. Der Geiſt Oſſchaert 136
150. Die Mahr 137
151. Die Klabautermännchen 139
152. Nix Alerus 140
153. Die Meerminnen 141

Nr. Seite
154. Geiſter in Friesland 142
155. Stavorens Urſprung 143
156. Der Feuer-Pütz . . . . —
157. Der überquellende Waſſer-Pütz . . . 144
158. Das Wunderkorn von Stavoren und der Frauenſand . . . . —
159. Stavorens Untergang 145
160. Die ſieben Meerminnen 146
161. Der Frieſen Bekehrung 147
162. Wittekinds Taufe 148
163. Das Oldenburger Horn 149
164. Friedrich, der Löwenſieger 150
165. Das Zwergvolk im Oſenberge . . . 151
166. Die Elben . . . . —
167. Das heilige Land 152
168. Foſitesland . . . . —
169. Der Jungfernſtuhl und der Mönch auf Helgoland 153
170. Mannigfual 154
171. Der Geldiot . . . . —
172. Römerlöwe 155
173. König Dan 156
174. Die Schlacht auf dem Tauſendteufelsdamme . . . . —
175. Wunderbäume in Ditmarſchen und Holſtein 158
176. Der wilde Jäger in Ditmarſchen . . 159
177. Königs Abels Jagd 160
178. Der Wode 161
179. Die Unterirdiſchen 162
180. Die Kielkröpfe 164
181. Die Niſſen und die Wolterkens . . . 166
182. Allerünken 167
183. Das Glück der Ranzau 168
184. Schwertmann 169
185. Die ſchwarze Greth und das Danewerk . . . . —
186. Prinzeſſin Thüra 170
187. Die Saſſen und die Jüten 171
188. Todtenkopf wandert 172
189. Die ſchwarze Schule . . . . —
190. Spottnamen und Schildbürger im Norden 173
191. Die Rungholter auf Nordſtrand . . . 175
192. Die getreue Alte 176
193. Treuer Herr, treuer Knecht 177
194. Der Dom zu Schleswig 178

Nr. Seite
195. Die nächtliche Trauung 178
196. Der ſchnelle Reiter Tod 179
197. Der Zauberer von Plön 180
198. Die Seeräuber . . . . —
199. Die Krempner Glocke 182
200. Eulen zeigen den Mord an 183
201. Die Schweſternthürme 184
202. Die Hand aus dem Grabe . . . . . —
203. Biſchof Blücher 185
204. Der Gaſt des Todten 186
205. Till Eulenſpiegels Grab 187
206. Dort tanzt Bornholm hin 188
207. Die drei Meiſter 189
208. Rabundus Roſe . . . . —
209. Der Wald kommt 190
210. Der Hertha-See . . . . —
211. Papa Döne's Glockenſpiel 191
212. Die Uralte 192
213. Alt-Meklenburg 193
214. Der Fürſtin Traum . . . . —
215. Das Teufels-Gitter 194
216. Der engliſche Schweiß . . . . —
217. Die Waſſernuhme 196
218. Der Gaſt des Pfingſttänzers . . . . —
219. Der Gaſt des Kornwucherers 197
220. Der heilige Damm 198
221. Die Sieben in Roſtock 199
222. Sankt Nicolaus in Greifswald . . . —
223. Vineta 200
224. Weh über Pommerland . . . . . . —
225. Julin 201
226. Die Könige Widewuto und Bruteno. 202
227. Romove . . . . —
228. König Widewuto opfert ſich ſelbſt . . 203
229. Sankt Adalbert . . . . —
230. Heiligenbeil 204
231. Das Bernſteinrecht . . . . —
232. Die Nixe von Nidden 205
233. Der Glomsſack zu Memel 206
234. Der Schloßvogt . . . . —
235. Der Opferſtein auf dem Rombinus . 207
236. Die fliegenden Todten 209
237. Die weiße Jungfrau der Baierburg . —
238. Schlacht im Nebel 210
239. Der König im Berge . . . . —
240. Danzig 211
241. Marienkirche zu Danzig . . . . . . —

Nr. — Seite
242. Der Spring in Heiligenbrunn . . . 213
243. Hela . . . 214
244. Wärwölfe, Vampyre u. Unterirdiſche . . . —
245. Der blaue Aermel . . . 217
246. Die zwölf Johannes . . . —
247. Schnabelſchuhe . . . 218
248. Die Schatzgräber-Mönche . . . 219
249. Jederus Eiche . . . 220
250. Der Hungerkerker in Labiau . . . —
251. Der Schloßberg bei Kreuzburg . . . 221
252. Die Ritter und die Nonnen . . . 222
253. Bartenſteiner Bartel . . . 223
254. Miligedo . . . —
255. Die Allenſteiner Bergmännlein . . . 224
256. Die weißen Tauben . . . —
257. Die Barſtukken . . . 225
258. Heilige Linde . . . —
259. Sankt Georg ſchützt Holland . . . 226
260. Die drei Hoſtien . . . 227
261. Die Wunder der Marienburg . . . —
262. Der Remterpfeiler . . . 228
263. Der Buttermilchthurm . . . 229
264. Die heilige Dorothea . . . 230
265. Die Geiſter auf Chriſtburg . . . —
266. Der Irrgarten . . . 232
267. Die umreitenden Feldmeſſer . . . —
268. Culmer Pfarrkirche . . . —
269. Die Frauen zu Culm . . . 233
270. Swentipols Scherz . . . 234
271. Thorn aus einer Eiche . . . —
272. Ein Dieb rettet Thorn . . . 235
273. Die Fingerlingsbraut . . . —
274. Die Kobolde . . . 236
275. Hinzelmann . . . 237
276. Der Graf von Hoya . . . 240
277. Der Grinken-Schmied . . . 241
278. Jägerſtücklein . . . 242
279. Jungfer Eli . . . 243
280. Die drei Auflagen . . . 244
281. Huggele-Schmied . . . 245
282. Das heilige Meer . . . 246
283. Seltſame Brunnen . . . —
284. Köterberg . . . —
285. Deſenberg . . . 247
286. Graf Eppo von Padberg . . . 248
287. Die verdeckte Wevelsburg . . . —
288. Der Glockenguß zu Attendorn . . . 250

Nr. — Seite
289. Vom Eiſenberge . . . 251
290. Wetterburg . . . 252
291. Schellpyrmont . . . 253
292. Der goldene Kegel . . . 254
293. Spuk unter den fünf Eichen . . . 255
294. Die Kinder von Hameln . . . 256
295. St. Viti Gaben . . . 258
296. Engel und Lilien . . . 259
297. Das Fräulein von Willberg . . . —
298. Saul aus dem Pfuhl . . . 261
299. Die Hünen . . . 262
300. Amelungen . . . 263
301. Die Zwergen Wiege . . . —
302. Der Brautſtein . . . 264
303. Die Wehklage . . . 265
304. Die Salz-Sau . . . —
305. Der nackte Spiegel . . . 266
306. Bremer Roland . . . 267
307. Gottes Krieg . . . —
308. Die ſieben Trappen . . . 268
309. Hilke Schnee . . . —
310 Huichen . . . 269
311. Irmenſäule . . . 271
312. Von Heinrich dem Löwen . . . —
313. Die todte Braut . . . 274
314. Die Sänger von Kolbeck . . . 275
315. Die Kröppel . . . —
316. Der Graf im Feuer . . . 276
317. Der Hackelnberg und die Tut-Oſel . 277
318. Das Grundlos . . . 278
319. Hünenblut . . . 279
320. Der Wärwolfſtein . . . —
321. Der Groppenſtädter Vorrath . . . 280
322. Quedl . . . —
323. Die Elbjungfer . . . 281
324. Magdeburgs Erbauung . . . 282
325. Kriegs-Vorzeichen . . . —
326. Zauberverblendung . . . 284
327. Capiſtranus Cardinalsbirne . . . —
328. Wollmirſtädts Name . . . 285
329. Iſern-Schnibbe . . . —
330. Solis-welle . . . 286
331. Stock voll Dukaten . . . 287
332. Tepel und der Ritter . . . —
333. Die Spinnerin im Mond . . . 288
334. Arendſee . . . 290
335. Mutter Emerentia . . . —

Nr — Seite
336. Oſterburger Pech 291
337. Die rothe Furth 292
338. Zwei Frauen zugleich —
339. Jungfrau Lorenz 293
340. Der Geiger im Chorrock 294
341. Der Altmarkſtädte Name und Ruhm —
342. Hunde verſchmähen Brod 295
343. Die Rolandſäulen 296
344. Die wüſten Thürme —
345. Die goldne Laus 297
346. Die Todtenglocke —
347. Die Frau von Alvensleben 298
348. Der Adel der Marken 299
349. Das Fräulein bei Wittenberge 300
350. Wunderblut —
351. Das Grab des Remus 301
352. Die vermauerten Thore 302
353. Ratten vertrieben —
354. Schlangen vertrieben —
355. Die ſtummen Fröſche 303
356. Es ſpukt im Tegel 304
357. Zauberweiber in Berlin —
358. Die geſpenſtigen Mäher 305
359. Der Hirſch St. Huberti 306
360. Die weiße Frau 307
361. Der ſtarke Jochem —
362. Das große Loos 308
363. Der Blumenthal 309
364. Die Geharniſchten —
365. Die Kramstänger 310
366. Die Strohbrücke 311
367. Die Geldfreſſerin 312
368. Das wunderbare Chriſtusbild —
369. Erſcheinungen zu Wittenberg —
370. Das Männlein auf dem Rücken 313
371. Die Teufels-Hufeiſen 314
372. Der Teufel ein Fürſprech —
373. Der letzte Groſchen 316
374. Das Glück im Brunnen 317
375. Die Erbſenſteine 3.8
376. Sündenſtein und Lügenſtein 319
377. Die Wittekinds-Burgen —
378. Wittekinds Grab und Gedächtniß 320
379. Der Soeſter Schatz 321
380. Die Königstochter —
381. Die grüne und die dürre Linde 322
382. Die zwei Gleichen 323

Nr — Seite
383. Burg Pleſſe 324
384. Das ſtille Volk zu Pleſſe —
385. Von den Schweckhäuſerbergen 326
386. Der Dreſcher und der Zwerg 327
387. Graf Iſang 328
388. Der Glockenſee 329
389. Der Heinrichs-Winkel —
390. Das Teufelsloch zu Goslar 330
391. Der Rammelsberg u. der Rammberg 331
392. Die Gruben zu St. Andreasberg 331
393. Der Geiſt auf Scharzfels 333
394. Die Nixei und das Weingartenloch 334
395. Vom Kloſter Walkenried 335
396. Zauberſaal und Lutherfalle 336
397. Der letzte Graf von Klettenberg 338
398. Die Kelle 339
399. Maria im Elende —
400. Jungfrau Ilſe 340
401. Der Brunnengeiſt auf Regenſtein 341
402. Die Teufelsmauern 342
403. Roßtrappe und Kreetpfuhl —
404. Das quellende Silber 343
405. Der Mägdeſprung 344
406. Falkenſtein und Lidian —
407. Der Gott im Kaſten 346
408. Der Todtenweg —
409. Der Tanzteich 347
410. Die Quäſte —
411. Stammſchloß Anhalt 348
412. Doctor Fauſt auf Anhalt —
413. Das iſt des Mannes Feld 349
414. Schloß Mansfeld 350
415. Stein und Schlacht am Welpheshol z 351
416. Die Geiſter auf Arnſtein —
417. Neun Kinder auf einmal 352
418. Sankt Bruno und die Eſelswieſe 353
419. Der Nonnengeiſt zu Gehofen —
420. Der immerlebende Rabe 354
421. Des Biſchofs Katze 355
422. Der Thüringer und Sachſen Herkunft und Streiten 356
423. Die Bonifaciuspfennige 358
424. Ludwig mit dem Barte u. ſein Stamm —
425. Die Frau von Weißenburg 359
426. Der Sprung vom Giebichenſtein 360
427. Sankt Ulrichs Kirche —
428. Kaiſer Friedrich 361

Nr. Seite
429. Kaiſer Friedrichs Gaben 362
430. Bergentrückung 364
431. Kaiſer Friedrichs Hofgeſinde 366
432. Die Flegler —
433. Werke der Buße 367
434. Geheul und Geſchrei 368
435. Der heilige Gunther in Gollingen 369
436. Urſprung der Grafen von Schwarzburg —
437. Die Auswanderung der Heiligen 370
438. Der braune Bubel 371
439. Die wilde Kirche —
440. König Dagobert heil 372
441. Des Teufels Kanzel 373
442. Der kleine Schneider 374
443. Der Mönch von Reifenſtein —
444. Des Königs Abenteuer 376
445. Mühlhäuſer Brunnen 377
446. Winfried und Sturmi 378
447. Der Stuffenberg 379
448. Hermann von Treffurt 380
449. Der Gürtel der Jungfrau 381
450. Der Gibel 382
451. Wie die Wartburg erbaut ward 383
452. Der Schmied zu Ruhla 384
453. Der Edelacker 386
454. Die lebendige Mauer —
455. Des eiſernen Landgrafen Begängniß 387
456. Wie Reinhardsbrunn geſtiftet ward 388
457. Von dem Hörſeelenberg 389
458. Des eiſernen Landgrafen Seele 390
459. Von Frau Venus u. dem wilden Heer 391
460. Vom edlen Ritter Tanhäuſer
461. Das kleine Hütchen 393
462. Der Krieg auf Wartburg —
463. Meiſter Klinſor weiſſagt aus den Sternen 394
464. Die kleine Braut aus Ungarn 395
465. Die heilige Eliſabeth 396
466. Der heilige Ludwig 398
467. Sophia's Handſchuh 399
468. Der Wangenbiß 400
469. Friedrich des Gebiſſenen Taufritt 402
470. Das Myſterium 404
471. Junker Jörg 407
472. Mönch und Nonne 408
473. Die verfluchte Jungfer —
Nr.
474. Vom Inſelberg 4
475. Der Venetianer 4
476. Karles quintes —
477. Geiſter um Brotterode 4
478. Das Alp als Flaumfeder 4
479. Der Wittigenſtein 4
480. Das Lothlöpfchen —
481. Das Backofenloch 4
482. Das Geißbeinsloch 4
483. Schlangenſuppe 4
484. Die Reitſteigshalde 4
485. Wo der Hund begraben liegt —
486. Kirche auf Bäumen 4
487. Die weiße Frau auf Tenneberg 4
488. Ohe druff 4
489. Sankt Johannis Kirche —
490. Rielverod 4
491. Luthersbrunnen 42
492. Teufelsbad und Teufelskreiſe 4
493. Der Jägerſtein 42
494. Die Wunder der Berge 4
495. Der rothe Stein 42
496. Zauberkünſte in Heinrichs —
497. Die Hachelsberthecke 4
498. Das verwünſchte Dorf 42
499. Von einem Bergmann u. einer Braut 4
500. Farrenſaamen 42
501. Frau Holle und der treue Eckart —
502. Der Tannenbuſch 43
503. Vom alten Schloß Hallenberg —
504. Ebersdorf und Ebersgrund 43
505. Gabamars Geſicht 43
506. Haderholz und Falkenburg 43
507. Die Ritter des Hermannsberges 43
508. Die Schlange am kalten Brunnen 43
509. Die Ruppbergs-Jungfern —
510. Vom Reißigenſtein 43
511. Die Glocke vom Geltesfeld —
512. Raubſchloß Hermannſtein u. andere 43
513. Die Zwerge der Kammerlöcher —
514. Vom Singerberge 44
515. Doktor Luther verwünſcht das Singerberger Schloß 441
516. Paulina's Zelle 442
517. Paulina lohnt die Arbeiter wunderſam 442
518. Die Kirchenſäulen und der Teufel —
519. Wittekind, der ſchwarze Ritter 444

Nr.		Seite
520.	Der Greifenſtein	445
521.	Der Mönch auf Blankenburg	—
522.	Das gefährliche Pfand	446
523.	Die thörichten Muſikanten	447
524.	Heilsberg	
525.	Die Todtenſchauerin	448
526.	Das Frühmahl	450
527.	Die Hange-Eiche	449
528.	Der Waſſermann	450
529.	Der Wechſelbalg zu Geſchwitz	451
530.	Das Häringsmännchen	452
531.	Kirche und Brücke ein Geld	—
532.	Die Jungfrau mit dem Bart	453
533.	Das Nonnenkloſter zu Saalfeld	454
534.	Die ſilberne Orgel	455
535.	Gottes Finger	456
536.	Das beſcheerte Glück	—
537.	Das Mäuſelein	457
538.	Der Fluch der Wittwe	458
539.	Die wilde Bertha	459
540.	Das Beil im Kopfe	—
541.	Halbpart auf der Hohenwart	460
542.	Hünſchchen	—
543.	Frau Welle	461
544.	Die Saalnixen	462
545.	Milch- und Gelddrachen	463
546.	Von Moosleuten, Holzweibeln und Heimchen	464
547.	Kümmelbrod	466
548.	Das hohle Brod	—
549.	Das erſchrockene Wichtel	467
550.	Die beſtrafte Magd	—
551.	Die Buſchgroßmutter	468
552.	Der Futter-Gugel	—
553.	Das Baumännchen	469
554.	Kamsdorfer Berggeiſter	—
555.	Die Bilbzen	470
556.	Des Bilſenſchnitters Lohn	471
557.	Voigtland	472
558.	Der Stammname Reuß	473
559.	Das Teufelswehr	—
560.	Die Hüttenmännchen im Kloſterhammer	474
561.	Das Licht für ſich	—
562.	Der Dockenteich	475
563.	Geiß Korſtet	—
564.	Der Muhigöß	476
565.	Tripstrill	477
566.	Pumphut	—
567.	Pumphut als Mühlarzt	478
568.	Rungele	479
569.	Das dienſtfertige Licht	480
570.	Der Klapperer	481
571.	Tanzende Katzen	482
572.	Der wahre Chriſtbaum	483
573.	Der blaue Dunſt	—
574.	Der lange Mann in Hof	484
575.	Prechtlben-Bier	—
576.	Urbanuspredigt	485
577.	Der Rieſe mit dem goldnen Pantoffel	486
578.	Die Schätze in den Gamſenbergen	—
579.	Silberſchaumquell	487
580.	Die Unkluge	—
581.	Der Stadtpfeifer aus Orlamünde	488
582.	Die Gräfin von Orlamünde	—
583.	Das Gleichen'ſche Doppelbette	489
584.	Schloß Kranichfelder Wahrzeichen	490
585.	Die verſchiedenen Thürme	—
586.	Der Jungfernſprung und die Böhlersmännchen	491
587.	Voll Maaß! Voll Maaß!	—
588.	Kinderzuge und Kindertanz	492
589.	Das ſtille Kind	493
590.	Des Grafen Sprüchwort	—
591.	Doktor Fauſt's Gäßchen	494
592.	Die Geißelfahrer	—
593.	Die Sonderſiechen	495
594.	Kurzer Prozeß	496
595.	Sibyllenthürmchen	—
596.	Der zärtliche Wolf	497
597.	Der Weltram	—
598.	Der Graf von Gleichen	—
599.	Der Mordgarten	499
600.	Herr Auguſtin	500
601.	Schatz auf dem Friedenſtein	—
602.	Thüringer Fluthen	501
603.	Die Nagelſtätter Weide	502
604.	Blutgraben	503
605.	Das Schwedenglöckchen	504
606.	Die ſieben Wunder von Jena	—
607.	Fuchsthurm und Fuchsname	505
608.	Die Jenaiſche Chriſtnacht	506
609.	Die Studenten-Paſſion	507

Nr. Seite
610. Der Zauberjunge 507
611. Doctor Fauſt in Auerbachs Keller 509
612. Nixenſtuße bei Leipzig —
613. Der Graf von Eilenburg und die Zwerge 510
614. Der Name von Oſchatz 511
615. Die Schlacht bei Lucka —
616. Die Melanchthons-Birnen 512
617. Die beiden Kröten 513
618. Zum Stehen verwünſcht 514
619. Schneeberger Teufelsbanner —
620. Geiſt Mutzchen 515
621. Gottes Gericht 516
622. Des Mönchs Sprichwort 517
623. Die Perlenſchelen —
624. Berggaben 518
625. Meiſter Hämmerling 519
626. Das wüthende Heer auf dem Erzgebirge —
627. Kreuz und Kelch 520
628. Des Fahnenjunkers Sprung 521
629. Hans Jagenteufel —
630. Der Dresdner Mönch 522
631. Der Roſenkranz 523
632. Sankt Georgs Panier 524
633. Die todten Katzen —
634. Die umirrenden Stiefeln 525
635. Zwergſchabernak 526
636. Sprungtage vom Oybin 527
637. Die Braut vom Kynaſt 528
638. Das Hexenkey 529
639. Die Rattelweiber 530
640. Berggeiſt Rübezahl 531
641. Rübezahls Gunſtgenoſſen 532
642. Rübezahls Neckereien 534
643. Rübezahls Pferde 536
644. Rübezahls Baum 537
645. Ein ſchleſiſcher Zecher —
646. Der guldne Eſel 539
647. Kinder-Andacht 540
648. Vom Zobtenberge —
649. Der Kopf des Rathsmannes 542
650. Reichenbachs Urſprung —
651. Die Tanzwüthigen zu Reichenbach 543
652. Teufels-Graben —
653. Der Glockenguß zu Breslau 544
654. Habedank 545

Nr. Seite
655. Sagan's Name 545
656. Die heidniſche Jungfrau von Glatz 546
657. Die Linde der Sibylle —
658. Der Wunderbrunnen zu Lomnitz 547
659. Die Schweſtern von Troßky —
660. Des Kindes Weiſſagung 548
661. Rückkehrender Selbſtmörder —
662. Der rothe Leu 549
663. Die drei Bergleute im Kuttenberg 550
664. Der König im Berge 551
665. Die Seelen der Ertrunkenen —
666. Das Weinfaß im Helfenſtein 552
667. Das ſteinerne Brautbett 553
668. Der Teufelsdrachen 554
669. Die Goldmaus 555
670. Die Brüder Czech und Lech —
671. Krok und ſeine Töchter 556
672. Libuſſa 557
673. Der eiſerne Tiſch 558
674. Praga 559
675. Libuſſa's Bad 560
676. Libuſſa's Bette —
677. Die Teufelsſäule auf dem Wiſcherad 561
678. Die Säule der Drahomira 562
679. Die Prager Brücke und ihre Wahrzeichen —
680. Adamiten in Böhmen 563
681. Hundetaufe 564
682. Stinkende Bomben —
683. Die heilige Erde 566
684. Die Mönche von Saar 567
685. Die ſchwarze Schule zu Budecz —
686. Geiſterheer vor Saaz —
687. Das Heidengrab auf dem Gualaber 568
688. Brodſchuhe und Semmelſchuhe —
689. Der verwünſchte Burggraf 569
690. Junker Ludwig 570
691. Hans Heilings-Felſen —
692. Wald Zeitelmoos 571
693. Der Nachtjäger im Ogenreut 572
694. Zwergenhöhle bei Naila 573
695. Der Herrgottsſtein —
696. Fichtelberg und Fichtelſee 574
697. Schätze der Luchsburg 575
698. Geiſterkirche am Ochſenkopf —
699. Die Hölle auf dem Rudolphſtein 576
700. Der Ziegel vom Waldſtein —

Nr. Seite
701. Der Feilenhauer von Weißdorf . . . 577
702. Das Bimmelglöckchen . . . 578
703. Das verlorene Kind . . . —
704. Die ſtille Wieſe . . . 579
705. Heidenſtadt und Wichte-Höhle . . . 580
706. Eppela-Geila . . . 581
707. Der Seher im Frankenthal . . . 582
708. Fräulein Bodica . . . 583
709. Das Seil des Schäfers . . . —
710. Der wandelnde Mönch . . . 584
711. Neunerlei Dinge . . . 585
712. Die verſunkene Kirche . . . 586
713. Die vierzig Ritter . . . —
714. Frau Holle verbrannt . . . 587
715. Der Erbſenacker . . . —
716. Von Ummerſtadt . . . 588
717. Stelzen und die Rieſen . . . —
718. Zinſelhöhle und Zinſelmännchen . . . 589
719. Poltergeiſt zu Schwickershauſen . . . 590
720. Das Ackerſteinkreuz bei Strauf . . . 591
721. Der goldne Degen im Mordhügel . . . 592
722. Teufelsburg und Höllenmauer . . . —
723. Zwölf ſchlagen hören . . . 594
724. Die Jungfrau mit dem Zopf . . . 595
725. Schleuſingens Urſprung und Name . . . 596
726. Die Todtenmette . . . 597
727. Die Nixe aus der Todtenlache . . . —
728. Waſſermann Hackelmärz . . . 598
729. Die Hennenburgen . . . 599
730. Vom wüthenden Heer . . . 601
731. Die Haßfurtsjungfrau mit der Glücksblume . . . —
732. Vom Frickenhäuſer See . . . 603
733. Nix Schlitzöhrchen . . . 604
734. Die Alp-Norne . . . —
735. Vom Grimmenthal . . . 605
736. Der grünende Pfahl . . . 606
737. Das Gebet der Ritter . . . —
738. Stein auf dem Herzen . . . 607
739. Die Waſunger Streiche . . . —
740. Stein vom Himmel . . . 609
741. Der vergrabene Kobold . . . —
742. Die Teufelsmahlen beim Schloſſe Liebenſtein . . . —
743. Bonifaciusfels und Luthersbuche . . . 610
744. Die Ringelſteine . . . 611
745. Berggeiſter um Altenſtein . . . 612

Nr. Seite
746. Der Wallfahrtsgarten . . . 613
747. Die Männer im Flußberg . . . 614
748. Wer weiß ob's wahr iſt? . . . 615
749. Die Salzunger See'n . . . —
750. Das Spiel-Haus . . . 617
751. Die ſteinerne Wiege . . . —
752. Die Tulipane . . . 618
753. Der Farrenſaamenfinder . . . —
754. Die Fleiſcher zu Gerſtungen . . . 619
755. Das Lindigsfräuchen . . . 620
756. Die Wichtlein im Werrathale . . . 621
757. Frau Hollen-Bad und -Teich . . . 622
758. Der Liebenbach . . . 623
759. Otto der Schütz . . . —
760. Der böſe Wunſch . . . 624
761. Nidda . . . 625
762. Der Graf von Ziegenhain . . . —
763. Die Fräulein von Boineburg . . . 626
764. Das graue Männchen . . . 627
765. Der letzte Trauerritter . . . 628
766. Des Frankenlandes Apoſtel . . . —
767. Die Moorjungfrauen . . . 630
768. Sankt Gangolf und die Milſeburg . . . 631
769. Teufelsbauten im Rhöngebirge . . . 632
770. Muttergottesbild am Fels . . . 633
771. Das tolle Dittis . . . —
772. Die letzten Auersberge . . . 634
773. Der Weiber Wetzſtein . . . 635
774. Die goldnen Erbſen . . . 636
775. Die Schwerbeladenen . . . 637
776. Die fliegenden Knaben . . . 638
777. Der große Auersberg . . . 640
778. Verwunſchtes Schloß Dreiſtelz . . .
779. Die Ritter des Obersberges . . . 641
780. Der verlorene Schleier . . .
781. Jud Schwed . . . 643
782. Liebfrauenſee . . . 644
783. Amalberga's Schlöſſer . . . —
784. Der Kaiſer im Guckenberge . . . 645
785. Seifriedsburg . . . —
786. Meſpelbrunn . . . 646
787. Das Herrenbild . . . 647
788. Die Garnkocherin . . . 648
789. Der Schellenberg . . . 649
790. Knabenraub im Speſſartwalde . . . —
791. Allerlei Kreuze . . . 650
792. Rieſenpflugſchaar . . . 651

Nr. Seite
793. Heunſäulen und Heunaltar 652
794. Amorbach 653
795. Die gleichen Frauen . . . . —
796. Doktor Luther in Wertheim 654
797. Die Wetterburg 655
798. Der Pauker von Niklashauſen 656
799. Chriſtnachtwunder 658
800. Die Rüden von Collenberg 659
801. Geiſtermeſſe zu Karlſtadt 660
802. Karlſtadter Streiche . . . . —
803. Das Schenkenſchloß 661
804. Würzburgs Gründung 662
805. Das Kreuz am Stein 663
806. Die Wirthin zur Gans 664
807. Chriſtusbild fängt einen Dieb . . . . —
808. Hauger Stiftskirche 665
809. Nixen in Thalheim und im Grundlesloch 666
810. Das heilige Hochgericht . . . . —
811. Das Kitzinger Kätterle 667
812. Die Bild-Eiche . . . . —
813. Caſteller Sage . . . . —
814. Eule legt Dukaten 668
815. Die Zollner von der Hallburg 669
816. Die alte Stadt Schweinfurt und ihr Götze Kollus 670
817. Die Petersſtirn 671
818. Die auferſtandene Frau . . . . —
819. Die heilige Jungfrau ſchützt Münnerſtadt 672
820. Die ſcharfe Scheere 673
821. Die heiligen Salzflüſſe und die Salzburgen 674
822. Vom Kloſter Theres und Adalberts des Babenbergers Grab 675
823. Die Ritterkapelle in Haßfurt 676
824. Der Kirchenbau zu Königsberg . . . . —
825. Die kühne Magd 677
826. Regiomontanus 678
827. Das Kirſchbäumchen auf Burg Raueneck . . . . —
828. Die Ritter vom Altenſtein 679
829. Die lichten Steine 680
830. Der Stettfelder Ungerecht 681
831. Des Bamberger Domes Gründung . . . . —
832. Kunigundens Ring 683
833. Bamberger Wage . . . . —

Nr. Seite
834. Alberade 684
835. Burg Ebracher Gericht 685
836. Der Seckendorfe Lindenkränzlein . . . . —
837. Pfaffen-Eifer 686
838. Die geraubte Hoſtie 687
839. Das ſcharfe Eck . . . . —
840. Der Rabenflug 688
841. Die Waldjungfrauen 689
842. Die Spinnerin . . . . —
843. Der Petersberg 690
844. Kaiſer Karl im Brunnen und im Berge 691
845. Sankt Sebaldus Wunder und Grab 692
846. Die Teufelsſäulen 694
847. Hausgeiſter zu Nürnberg . . . . —
848. Nürnberger Wahrzeichen 695
849. Schweppermanns Eier und Grab 696
850. Trausnitz . . . . —
851. Der Krötenberg 697
852. Die Abensberger Schaar . . . . —
853. Die heilige Stilla 698
854. Sankt Emmeran 699
855. Regensburger Wahrzeichen 700
856. Dollinger und Krako 701
857. Die ſchöne Maria . . . . —
858. Natternberg 702
859. Der Paſſauer Tölpel 703
860. Wölfe gehenkt . . . . —
861. Welfhildis 704
862. Die Hunde zu Weiſſenſtein 705
863. Der Stockenfels . . . . —
864. Juditha 706
865. Leuchtenberg 707
866. Michlein bei Kelheim 708
867. Michlein und wildes Gejaig' an der Altmühl . . . . —
868. Teufelsmauer und Teufelsſtraße 709
869. Wilden Heeres Spuk 710
870. Der Löll 711
871. Die Galgendenkler 712
872. Heiligblut und Sankt Salvator . . . . —
873. Vom Heſſelberg und Oſelberg 713
874. Der Schlegel 714
875. Die arme Seele . . . . —
876. Freudengäßle 715
877. Heilsbrunn 716
878. Des Teufels Naſe 717

Nr. Seite
879. Kinder Wallfahrt . . . 717
880. Unſre Frau zu den Neſſeln . . . 718
881. Unſere Frau zum Haſen . . . 719
882. Die drei ſeltſamen Heiligen . . . 720
883. Regiswindis . . . —
884. Waſſer- und Holzfrauen . . . 721
885. Das Feuer der Hexe . . . 722
886. Götzens Thurm . . . —
887. Die Weibertreue . . . 723
888. Geiſter auf Weinsberg . . . 724
889. Wimpfens Name . . . 725
890. Grab der Jungfrau . . . —
891. Notburga . . . 726
892. Der Rabe auf Stolzeneck . . . 727
893. Die Landſchaden . . . 728
894. Meluſine . . . 729
895. Die zwölf Steine . . . 730
896. Die Seejungfrauen . . . —
897. Vom großen Mummelſee . . . 731
898. Der Grafenſprung . . . 732
899. Geiſt Blaſerle . . . 733
900. Doctor Fauſt in Schwaben . . . 734
901. Der Teufel in Schiltach . . . 735
902. Sibyllenhöhle . . . 736
903. Meiſter Hürlein . . . —
904. Wirth am Berg . . . 737
905. Der Graf von Kalw . . . —
906. Der Falkenſteiner . . . 739
907. Rieſe Einheer . . . 740
908. Frau Wendilgard . . . —
909. Sankt Meinrad . . . 741
910. Kinderſegen . . . 742
911. Der alte Zeller . . . 743
912. Der Jäger des Zollern . . . 744
913. Der ewige Jäger in Schwaben . . . —
914. Vom Buchjäger . . . 745
915. Die Schimmelreiter . . . 746
916. Der Ranzenpuffer . . . 747
917. Der Weltsjäger . . . —
918. Wodesheer in Schwaben . . . 748
919. Farrenſaamenholer . . . 749
920. Das Rockertweible . . . 750
921. Venusberge . . . —
922. Vom Urſchelberge . . . 751
923. Die Nachtfräulein . . . 732
924. Erdweible im Heuchelberg . . . —
925. Das Hardtfräulein . . . 753

Nr. Seite
926. Das Pelzweible . . . 753
927. Der Pelzmärte . . . 754
928. Das Graale . . . —
929. Burggeiſt Peppele . . . 755
930. Geiſt Kasperle . . . 756
931. Der Klopfer und der Staufer Geiſt . . . —
932. Die ledernen Männdle . . . 757
933. Verzettelte Kohlen . . . 758
934. Die Heiden . . . 759
935. Breithut und andre Geiſter . . . —
936. Reiſſenſtein und Rieſe Heimen-Stein 760
937. Herrgottstritte . . . 761
938. Teufelsmühle und -Wehr . . . —
939. Von Drachenbergen . . . 762
940. Schlangen als Kindergäſte . . . 763
941. Der Schlangenkönig . . . 764
942. Die Schlangen-Amme . . . —
943. Vom Hutzenbacher und andern See'n 765
944. Das vierblättrige Kleeblatt . . . 766
945. Arbeit im Mondſchein . . . 767
946. Die Erdbeeren . . . —
947. Spottnamen in Schwaben . . . 768
948. Gansloſer Streiche . . . 770
949. Trillpetritſch, Drallepatſch und Elbertrötſch . . . 771
950. Tripstrill in Schwaben . . . 772
951. Der Weibertrunk zu Weilheim . . . —
952. Der Pferdeheilige . . . 773
953. Andreas-Nacht . . . 774
954. Knöpflinsnächte . . . 775
955. Die Untergänger . . . —
956. Die Schreitele . . . 776
957. Die Spinne aus dem Munde . . . 777
958. Ach Alm . . . —
959. Vom edlen Möringer . . . 778
960. Der Schuſter zu Lauingen . . . 779
961. Die Schlange als Gaſt . . . 780
962. Albertus Magnus zu Lauingen . . . 781
963. Kummernißbilder . . . 782
964. Der Hoiheimann . . . —
965. Attila vor Augsburg . . . 783
966. Eines Vaterunſers Werth . . . —
967. Doctor Luthers Flucht . . . 785
968. Der Abt zu Kaldsangſt . . . 786
969. Peſttanz zu Immenſtadt . . . 787
970. Ettals Gründung . . . 788
971. Die rechte Hand . . . 789

Nr. Seite
972. Die Reismühle 789
973. Von der Münchner Frauenkirche . . 791
974. Herzog Christophs Stein 792
975. Münchner Hausſagen . . . . —
976. Die fromme Barbara 793
977. Der Keferloher Jahrmarkt 794
978. Liebe findet ihre Wege . . . . . —
979. Das Fräulein vom Karlſtein . . . 795
980. Das Mettwieſenweiblein 796
981. Die übergoſſene Alm 797
982. Der Marquardſteiner 798
983. Der Schneider von Unken . . . . —
984. Die ſteinerne Agnes 800
985. Die Untersberger . . . . —
986. Der Kaiſer im Untersberge 801

Nr. Seite
987. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld . 802
988. Geiſtermeſſe 803
989. Der verlorene Jäger . . . . —
990. Die Goldzacken 804
991. Rieſen und wilde Frauen im Untersberge 805
992. Der Fuhrmann u. die Bergmännlein 806
993. Der Goldſand 808
994. Die Goldkohlen . . . . —
995. Juvavia 809
996. Die Mordau . . . . —
997. Die drei Jungfern 811
998. Die Salzmänner am Dürrenberge . —
999. Irmentritt . . . . —
1000. König Watzmann 812

1. Vom deutſchen Rheinſtrom.

Heilige Waſſer rinnen von Himmelsbergen — ſingt die Edda, das uralte Götterlied, ſo auch der Rhein, des deutſchen Vaterlandes heiliger Strom, rinnt vom Gottesberge (St. Gotthart), aus Eispaläſten, aus dem Schooße der Alpen nieder, als Strom des Segens. Schon die Alten ſagten von ihm: die Donau iſt aller Waſſer Frau, doch kann wohl der Rhein mit Ehren ihr Mann ſein — und die Urbewohner der Stromufer erachteten ſeine Fluth für alſo wunderbar, daß ſie neugeborene Kinder ihr zur Prüfung ächter oder unächter Geburt übergaben. Rechtmäßige Abkömmlinge trug die Stromfluth ſanft zum Ufer, unrechtmäßige aber zog ſie mit ungeſtümen Wellen und reißenden Wirbeln als ein zorniger Rächer und Richter der Unreinigkeit unter ſich und erſäufte ſie. Andere Anwohner brachten dem heiligen Strome ihr Liebſtes, Pferde, zum Opfer dar. Durch Hohenrhätiens Alpenthalſchluchten ſtürzt ſich der Rhein mit jugendlichem Ungeſtüm, frei und ungebunden, umwohnt von einem freien Bergvolke, das in Vorzeittagen hartlaſtende, ſchwerdrückende Feſſeln brach. Da zwang ein Kaſtellan auf der Bärenburg die Bauern, mit den Schweinen aus einem Trog zu eſſen, ein anderer zu Fardün trieb ihnen weidende Heerden in die Saat, andere übten noch andere Frevel. Da traten Hohenrhätiens Männer zuſammen, Alte mit grauen Bärten und hielten Rath im Nachtgraun unter den grauen Alpen. Auf einer felſenumwallten Wieſe ohnfern Tovanoſa will man noch Nägel in den Felſenritzen erblicken, an welche die Grauen, die Dorfälteſten, ihre Brotſäcke hingen. Und dann tagten ſie in Bruns vor der St. Annenkapelle unter dem freien Himmel, unter der großen Linde, nach der Väter Sitte, und beſchwuren den Bund, der dem alten Lande den neuen Namen gab, den Namen Graubünden, und daß der Bund ſolle beſtehen, ſo lange Grund und Grat ſteht. Davon gehen im Bündnerlande noch alte Lieder. — Kaiſer Maximilian nannte ſcherzweiſe den Rheinſtrom die lange Pfaffengaſſe, wegen der zahlreichen und hochberühmten Biſthümer und Hochſtifte an ſeinen Ufern, und nannte Chur das oberſte Stift, Konſtanz das größte, Baſel das luſtigſte, Straßburg das edelſte, Speier das andächtigſte, Worms das ärmſte, Mainz das würdigſte und Köln das reichſte.

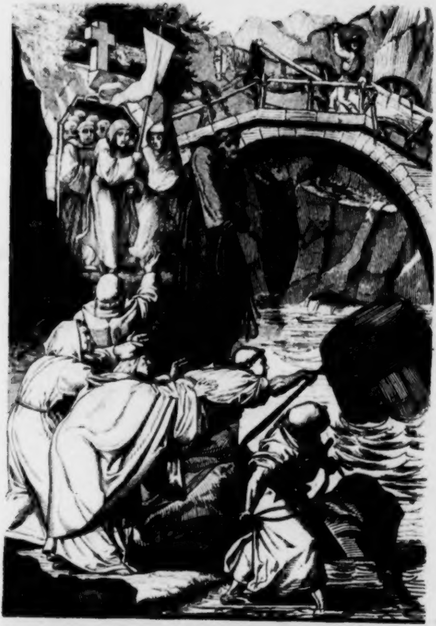
2. Des Schweizervolkes Urſprung.

In alten Zeiten, bevor noch das Schweizerland bevölkert und bebaut war, ſaß ein ſtarkes und zahlreiches Volk in Oſt- und Weſtfriesland und im Lande Schweden, und kam über dieſes Volk große Hungersnoth und leidiger Mangel.

Da beſchloſſen die Gemeinden, weil der Menſchen bei ihnen zu viel, daß von Monat zu Monat eine Schaar auswandern ſollte, und ſollte die das Loos beſtimmen. Wen es treffe, der müſſe fort bei Strafe Leibes und Lebens, ob hoch oder niedrig, und mit Weib und Kindern. Als dies immer noch nicht fruchtete und dem Mangel ſteuerte, ſo ward fernerweit beſchloſſen, daß jede Woche der zehnte Mann ausgeloſet werden und hinwegziehen ſolle. So geſchah es und zogen an die ſechstauſend Schweden fort und zwölfhundert Frieſen mit ihnen, und ernannten ſich Führer. Deren Namen waren Suiter, Swey und Joſius, noch andere Reſtius, Rumo und Ladislaus. Sie fuhren auf Schiffen den Rhein hinauf, und hatten unterwegs manchen Kampf zu beſtehen; endlich kamen ſie in ein Land, das hieß das Brochen- oder Brockengebirg (wie es auch im Harzwald einen Brockenberg hat), allda beſcheerte ihnen Gott Wonne und Weide, und ſie bauten ſich an, und vertheilten ſich in das Land, wirkten und ſchafften. Ein Theil zog ins Brünig (Bruneck), ein anderer an die Aar. Ein Theil Schweden, die aus der Stadt Hasle (gehört jetzt dem Dänen) ſtanden, die erbauten Hasli, und wohnten darin unter ihrem Führer Haſius. Reſtius erbaute die Burg Reſty bei Meiringen und wohnte allda, Swei und Suiter gaben der Schweiz und dem Volke den Geſammtnamen. Auch das Bernerland gewannen ſie, waren ein treu und gehorſam Volk, trugen zwillchne Kleider, nährten ſich von Fleiſch, Milch und Käſe, denn des Obſtes war damals noch nicht viel im Lande. Sie waren ſtarke Leute, wie die Rieſen, voll Kraft, und Wälder auszureuten war ihnen ſo leicht wie einem Fiedler ſein Geigenbogen. Davon gehen noch alte Lieder, die ſagen aus, wie ihrer ein Theil unter dem Führer Ladislaus und Suiter gen Rom gezogen und dem römiſchen Kaiſer tapfer beigeſtanden gegen hereingebrochenes Heidenvolk, und wie beide Führer vom Kaiſer Feldzeichen empfangen, Adler und Bären, ein rothes Kreuz, und auf der Krone des Aaren ein weißes, und haben dann dieſe Zeichen nach der neuen Heimath getragen. Immer noch erzählen ſich auf ihren Bergen die Alpenhirten, wie die Vorfahren im Lande gezogen und wie die Berge eher bewohnt geweſen, als die Thäler. Erſt ein ſpäteres jüngeres Geſchlecht habe die Thalgründe bebaut, wie das auch in andern Bergländern geſchehen iſt.

3. Sanct Gallus.

Schon in frühen Zeiten drang das Chriſtenthum in das rhätiſche Gebirge. Ein brittiſcher Königsſohn, Ludius mit Namen, ſoll über Meer gekommen ſein und dieſem Lande zuerſt das Evangelium gepredigt haben. Nach ihm heißt noch ein Gebirgspfad zwiſchen Graubünden und der Herrſchaft Vaduz (Fürſtenthum Lichtenſtein), der Ludienſteig. Nach ihm kamen die Apoſtel Rhätiens und Helvetiens, Sanct Gallus und ſeine Gefährten Mangold und Siegbert, erſterer der Sohn eines Königs in Schottland, mit dem heiligen Columban an den Bodenſee, zerſtörten die Götzenbilder und brachen das Heidenthum. Sie wohnten als



Die St. Galler Mönche erbeten Wein.

fromme Einſiedler in Hütten, heilten Kranke und predigten das Evangelium. Ein allemanniſcher Herzog, Gunzo, wohnte in Ueberlingen, damals Iburinga genannt, dem war die Tochter ſchwer erkrankt; der heilige Gallus heilte ſie, und dafür ſchenkte ihm und ſeinen Gefährten Gunzo ein großes Waldgebirge zum Eigenthum, in welchem ſie ſich nun beſſer anbauten. Aus dieſem erſten Anbaue iſt die hernachmals ſo berühmte und herrliche Abtei Sanct Gallen geworden, welche einer Stadt und einem ganzen Lande den Namen gegeben. Aber St. Gallus blieb, als er noch im irdiſchen Leben wandelte, nicht beſtändig in ſeiner Einſiedelei, er ſtieg, als die Abtei St. Gallen ſchon begründet war, der Sitter entlang höher empor, und erbaute ſich an geeignetem Ort eine neue Zelle, das Hirtenvolk zu bekehren. Dieſe nannte das Volk des Abten Zelle, daraus iſt der Name Appenzell entſtanden. Das Hirtenvolk nahm auch willig das Chriſtenthum an, als aber ſpäter die mächtige Abtei daſſelbe in ſeiner Freiheit bedrohte, erhob es ſich zum Kampfe. Der Abt von St. Gallen ſuchte Hülſe bei Oeſterreich, da ſaß aber droben auf der feſten Burg Werdenberg ein edler Grafenſohn, Rudolf von Werdenberg, der hielt zu den Hirten des Appenzeller Gebietes und führte ſie zum Kampfe gegen St. Gallen. Am Stoß geſchah eine heſtige Schlacht, lange ſchwankte der Sieg, plötzlich kam über den Berg herüber eine großmächtige Schaar Kriegsvolk den Hirten zu Hülſe — als die Feinde der Appenzeller dieſe erblickten, flohen ſie eilend vom Schlachtfeld. Es waren aber die Hülfsvölker, die ſich gezeigt und durch ihren Anblick von Weitem den Feind hinweggeſchreckt, keineswegs Kriegsmänner, ſondern der Hirten Weiber und Töchter in männlicher Tracht geweſen. Seitdem blieb das Ländlein Appenzell mitten im St. Galler Lande ein eigenfreies, und regierte ſich ſelbſt.

4. Die St. Galler Mönche erbeten Wein.

In der ſtattlicher Abtei St. Gallen war große Sorge um den lieben Wein. Es war eben ein durſtiges Jahr geweſen und lange Jahre nichts Erkleckliches nachgewachſen; nur noch zween Ohmfäſſer lagerten voll in dem großen Abtei-Keller, die reichten vorausſichtlich nicht mehr weit, und dann wäre den frommen Vätern eine weinloſe, ſchier ſchreckliche Zeit gekommen. Da wendete Gott das Herz eines frommen und heiligen Mannes, des Biſchof Adalrich in der alten Stadt Augsburg, daß er den nicht weniger frommen Vätern zu St. Gallen ein ganzes Stückfaß voll Wein in ihre Abtei verehrte. Da kam aber die Nachricht nach St. Gallen, das Faß ſei unterwegs im Rhein ertrunken, der Fuhrmann habe auf der ſteilen Brücke über den Fluß in der Nähe des Bodenſees die Pferde allzuhart angetrieben; da ſei die Achſe gebrochen und das Faß hinab in den Strudel geſtürzt. Das war ein Schrecken! Ohne Säumen berief der Abt den Convent, und bald wallte eine lange Prozeſſion mit Kreuz und Kirchenfahnen und Heiligenbildern von St. Gallen herab, ſang und betete und kniete am Strudel, und die Küper des Kloſters ſuchten mit Stricken das Faß zu fahen, das glücklicherweiſe noch unverſehrt war, und im Strudel tanzte. Wäre der Strudel nicht geweſen, ſo wäre das Stückfaß längſt in den Bodenſee gefloſſen, und ward allda erſichtlich, wozu manchmal ein Strudel gut iſt. Nach mancher Mühe gelang es unter Gebet und Fürbitte der lieben Gottesheiligen das Stückfaß an den Strand zu ziehen, und nun wurde es bekränzt und im Triumphe nach der Abtei geführt, allwo ein Dankfeſt mit einem Te Deum laudamus und vielen Trankopfern gefeiert ward.

Solches iſt wahr und wahrhaftig geſchehen, aber „das Mährlein gar ſchnurrig“ vom Abt von St. Gallen und dem Kaiſer mit den drei Fragen hat ſich mit Nichten alldort begeben, ſondern mit einem Abt von Kentelbury in Altengland, und ward nur durch Dichtermund auf deutſchen Boden verpflanzt.

5. Dagoberts Zeichen.

Es war ein König im Frankenreiche, Dagobert, ein Sohn Chlotars, und Herr über Auſtraſien. Von deſſen Thaten leben noch in Sagen viele Kunden. Er führte große Kriege gegen die Sachſen, und war dabei fromm und koſtfrei. Selbſt gegen Thiere übte er Milde, und es ging von ihm das Sprüchwort im Volke um: wann König Dagobert gegeſſen hat, ſo läßt er auch ſeine Hunde eſſen, und eine andere Rede ward ihm nachgeſagt, daß er auf ſeinem Sterbelager zu ſeinen Hunden geſprochen habe: ihr guten Hunde, es iſt doch keine Geſellſchaft im Leben alſo gut, daß man ſie nicht verlaſſen und von ihr abſcheiden müſſe. — Auf ſeinen Zügen drang König Dagobert auch bis in das Schweizer Alpenland und bis dahin, wo man die Landſchaft vorzugsweiſe das Rheinthal nennt, und ließ dort in die Thalfelſen einen großen halben Mond einhauen, als Grenzzeichen ſeines Reiches.

Da es mit dem guten Könige Dagobert zum Sterben gekommen war, erfaßten die Teufel ſeine Seele und brachten ſie auf ein Schiff, mit ihr von dannen zu fahren. Solches ließ Gott der Herr geſchehen, weil der König noch nicht gereinigt und gelöſet war von aller Schuld. König Dagobert hatte aber einen Freund am heiligen Dionyſius, deſſen Gebeine er dereinſt aufgefunden mit Hülfe ſeiner ſo ſehr geliebten Hunde, und welchen Heiligen der König ſtets in ſtärkſten Ehren hielt, dafür dieſer ihn auch ſtetiglich ſchirmte und ſchützte. Da nun, als Dagobert verſtorben war, erbat der Heilige die Erlaubniß von Gott dem Herrn, des Königs Seele zu retten, und als er die erhalten, fuhr er im Geleite anderer Gottesheiligen und vieler Engel zur See und dem Schiffe nach, darauf die Teufel mit Dagoberts Seele waren. Darauf entſpann ſich ein harter Kampf zwiſchen Engeln, Heiligen und Teufeln um des Königs Seele, in welchem die erſteren Sieger blieben, und trugen alsbald die Engel die Seele Dagoberts in den Schoos der ewigen Gnade, die Heiligen aber kehrten in das himmliſche Paradies zurück.

6. Die Tellenſage.

Lieder und Chroniken des Schweizerlandes preiſen den Tell als den Befreier von hartem und laſtendem Druck, als den Schöpfer der Schweizerfreiheit, und in alle Lande iſt ſein Ruhm erklungen, und iſt ewig fortlebend und unaustilgbar.

Es war zu den Zeiten, da Kaiſer Albrecht von Oeſterreich regierte, der war ein ſtrenger und heftiger Herr, und ſuchte, daß er ſein Land mehre; ſo kaufte er viele Städte, Flecken und Burgen in dem Schweizerland, ſetzte auch in dieſelben Landvögte ein, die in ſeinem Namen regierten. Drei Schweizerſtädte und Landſchaften aber wollten nichts von dem Oeſterreicher wiſſen noch haben; da ſandte ihnen der Kaiſer zwei edle Boten, den Herrn von Lichtenſtein und den Herrn von Ochſenſtein, die mußten den Orten vortragen, daß ſie ſich doch ſollten in Oeſterreichs Schutz und Schirm begeben, da könnten ſie es mit der ganzen Welt aufnehmen und ihr trutzen, wollten ſie das aber nicht, ſo wolle der Oeſterreicher ihr Feind ſein, und ſollten ſie ſich nichts Gutes von ihm zu verſehen haben. Aber da ſprachen die Männer von Schwytz: liebe Herren, wir wollen dem Hauſe Oeſterreich gern in allen Ehren zu Lieb und zu Dienſt ſein, aber wir wollen doch bei unſrer alten Freiheit bleiben, die noch niemalen ein Fürſt oder Herzog angetaſtet hat. — Auf dieſe Rede brachen die Abgeſandten raſch auf und ritten ſtracks nach Uri und Unterwalden, dort, dachten ſie, würden ſie ſich gleich der Braut vermählen; es kam aber ganz anders, denn die drei Orte hatten ſich ſchon miteinander verbunden und ſich verſchworen treulich zuſammen zu halten, ſagten auch, daß ihre Freiheit ihnen verbrieſt ſei von dem Kaiſer Friedrich dem Hohenſtaufen und Rudolph dem Habsburger und ritten die Abgeſandten unverrichteter Sache von dannen. Bald darauf ſendete Albrecht von Oeſterreich zwei Vögte, die hießen Grißler und Landenberger. Von denen ſollte Grißler ein Amtmann zu Schwytz und Uri ſein, der Landenberger aber zu Unterwalden, doch ſollten ſie ſich zu Anfang gut und freundlich erzeigen, ob ſie vielleicht in Güte das Volk bewegten, allein dieſes ließ ſich nicht bewegen, und da erhielten die Landvögte Befehl, den Bauern alles gebrannte Herzeleid anzuthun. Als dieſes nun geſchah, ſo ſendete das Volk Klageboten an Albrecht, der aber ließ dieſe gar nicht vor ſein Angeſicht. Nun gingen die Sendboten zu des Kaiſers Räthen, und baten ſie freundlich und ernſtlich, ſie ſollten dem Muthwillen und der Plackerei der Vögte ſteuern, und verhindern, daß ſie mit neuer und unerhörter Schatzung das Volk bedrückten; aber die Räthe ſprachen: Ihr Männer ſeid ſelber ſchuld an allem Uebel, warum wollt ihr euch nicht auch in unſers Herrn Gnade, Schutz und Schirm geben? Thätet ihr ſolches, ſo hättet ihr Ruhe und guten Frieden. — Da kehrten die Geſandten traurig heim und ohne Hoffnung und ſagten den Ihrigen die ſchlimme Botſchaft an.

Damals hauſte in Unterwalden ein gar redlicher Mann, der niemals Untreue verübte, der war dem Landenberger inſonderheit verhaßt, und ſein Name war Heinrich im Melchthal an der Halde. Zu dem ſandte der Landenberger, der auf Burg Sarnen ſaß, einen ſeiner Knechte mit dem Gebot, den Melchthaler die Ochſen vom Pfluge abzuſpannen. Flugs gehorchte der Knecht und wollte dem Manne die Ochſen vom Pfluge wegführen. Heinrich im Melchthal aber ſprach: laß ab, meine Ochſen behalte ich. Hab' ich was Sträfliches gethan, ſo ſoll man mich vorfordern und richten. — Der Knecht ſprach: Bauer, ich thue, was meines Herrn Gebot iſt, frag ihn ſelbſt um die Urſach! Ihr Bauern ſeid ſelber Ochſen genug, daß ihr den Pflug ſelbſt ziehen könnt. — Dieſe loſe Rede hörte des Alten junger Sohn, der hieß Arnold, und nahm alsbald einen Stecken und ſchlug den Knecht des Landenbergers einen Finger entzwei, daß ihm das Ochſenausſpannen verging. Der Knecht entwich, die That dem Landvogt anzuſagen und der junge Arnold im Melchthal entwich nach Uri. Der Landenberger ließ alsbald Heinrich im Melchthal vor ſich bringen und begehrte von ihm des Sohnes Aufenthalt zu erfahren. Da nun der Alte entweder nicht ſagen wollte, oder nicht wußte, wohin ſein Sohn ſich geflüchtet, ſo ließ der Landenberger dem Alten beide Augen ausſtechen, nahm ihm ſein Gut und trieb ihn ins Elend. Auf der Burg Roßberg hatte der Landenberger einen Pfleger ſitzen, der hieß von Wolffen, das war auch einer von den Preſſern, der kam in Konrads von Baumgarten Behauſung, und traf, wie er ſchon voraus wußte, nicht den Mann, ſondern nur deſſen frommes und ſchönes Weib an, zu der er ein ſonderlich Gelüſten hatte, rief ſie an, indem er vom Pferde ſtieg, ſie ſolle nach einem Zuber umſchauen und ihm ein Bad rüſten, es ſei ihm baß heiß vom ſtarken Ritt. Und als er nun im Bade ſaß, da winkte er ihr, ſie ſolle zu ihm ſitzen, ſie aber that als wolle ſie ihm gehorchen, zuvor aber ſich ihrer Röcke außen abthun, ließ ihn ſitzen und lief alsbald nach dem nahen Walde, wo ihr Mann Holz haute. Der hatte gerade Feierabend gemacht, kam ihr mit der Axt entgegen und hörte ihre Noth und Klage und ſprach: dem Bader will ich das Bad wohl geſegnen — und lief einen nahen Pfad — traf den Wolffen noch im Zuber, des Weibes harrend und ſchlug ihn mit der Axt dermaßen auf den Grind, daß der Kopf in zwei Hälften auseinander ſpaltete.

Der Landvogt Grißler, der zu Uri ſaß, hub an auf einen Bühel über Altdorf eine neue Burg zu bauen, die ſollte genannt werden „Zwing Uri unter die Stegen,“ um ſo recht das Landvolk zu quälen und zu reizen, und weil der Grißler wußte, daß er allem Volke verhaßt war, und muthmaßete, es möge ſich ſchon etwas Heimliches gegen ihn angeſponnen haben, ſo ließ er mitten auf einem freien Platze, wo Jedermann vorüberwandelte, eine hohe Stange aufrichten, mit einem Hute darauf, und befehlen, daß Jedermann, wer es immer ſei, dem Hute Reverenz erzeigen ſolle mit Bücken und Hutabnehmen, als ob es der Vogt ſelbſt ſei, und ließ heimlich ſpüren und aufpaſſen, wer das etwa nicht thäte und den Gruß weigerte. Darauf ritt er gen Schwytz und kam über Stein, da wohnte ein gar frommer Mann, der hieß Werner von Stauffacher, der hatte noch nicht lange zuvor ein neues Haus an ſeines alten Statt gebaut. Da nun der Vogt vorüber ritt, fragt er: wem gehört dieſes Haus. Der Stauffacher wollte recht höflich ſein, ſagte nicht, daß es ſein gehöre, ſondern antwortete: meines Kaiſers und Euer, Herr Landvogt, ich trag's von Euch zu Lehen! Beliebt Euch einzutreten? — Aber der Landvogt fuhr dem Stauffacher ſcheltend an: Ich bin hier an des Kaiſers Statt! Haſt du um Erlaubniß gefragt zu dieſem Bau? Nein! Und baut ihr Bauern nicht Häuſer als wenn Herren darinnen wohnen ſollten? Das will ich euch wohl wehren! — Sprachs und ritt trutziglich weiter. Dem Stauffacher ſchmerzte die Rede ſehr, aber ſein kluges Weib tröſtete ihn, und ſagte ihm, er ſolle ſich doch umthun bei andern Freunden, ob es überall im Lande ſo gethan ſei, und mit ihnen Raths pflegen, daß es anders werde. Da ging Werner von Stauffacher gen Uri zu einem Freund, der hieß Walther Fürſt, und bei dem fand er Arnold im Melchthal, der ſich noch flüchtig hielt, und da rathſchlagten die Drei miteinander und wurden eins, daß ſie noch andere treue und vertraute Männer aufſuchen und mit ihnen einen Bund gegen den Druck der Vögte ſchließen wollten. Das gelang ihnen trefflich und ward ein großer heimlicher Bund, zu dem traten auch viele von ritterlichem Geſchlecht, denn die Vögte waren auch ihnen aufſäſſig, nannten ſie Bauernadel und adelige Kuhmelker. Darauf erkieſeten die Männer des Bundes zwölf aus ihrer Mitte als ihren Vorſtand, die kamen zuſammen und tagten in ihren Sachen auf einer Matte, die man nennt im Grytli an dem Vierwaldſtädter-See, wie es nun werden ſollte. Da riethen die von Unterwalden, man ſolle noch verziehen und zuwarten, weil es ſchwer wäre, in aller Schnelle die feſten Plätze wie Sarnen und Roßberg zu gewinnen, und wolle man ſie belagern, ſo gewinne der Kaiſer Zeit, ein Heer zu ſenden, das ſie allzumal aufreiben werde. Man ſolle lieber die Schlöſſer mit Liſt gewinnen, Niemand tödten, der ſich nicht bewaffnet widerſetze, allen Uebrigen freien Abzug gewähren und dann die Feſten bis auf den Boden ſchleifen. Als die Männer ſo tagten, und den großen Bund beſchwuren, da entſprangen der Matte heilige Quellen.

Mittlerweile geſchah es, daß ein Mann aus Uri, Wilhelm Tell geheißen, etlichemale achtlos an Grißlers Hut vorübergeht, und ihm keine Reverenz macht. Kaum ward das angezeigt, ſo beſchickte ihn der Vogt, Tell aber ſprach: ich bin ein Bursmann und vermeint nit, daß ſo viel an dem Hut lieg, hab' auch nit ſonder Acht darauf gehabt. — Da ergrimmte der Vogt, ſchickte nach des Tellen allerliebſtem Kind und ſagte: du biſt ja ein Schütz, und trägſt Geſchoß und Gewaffen mit dir herum, jetzt ſchieße dieſem deinem Kind einen Apfel vom Kopf. — Dem Tell erſchrak das Herz, und er ſprach: ich ſchieße nicht, nehmt mein Leben. — Du ſchießeſt Tell! ſchrie der Landvogt, oder ich laſſe dein Kind vor deinen Augen, und dich hinterdrein niederſtoßen. Da betete der Tell innerlich zu Gott, daß er ſeine Hand führe und des liebſten Kindes Haupt ſchirme. Und der Knabe ſtand ſtill und ruhig und zuckte nicht, und Tell ſchoß und traf den Apfel. Da jauchzte das Volk laut auf und umjubelte den Tell, den meiſterlichen Schützen, das verdroß erſt recht den Grißler, und er ſchrie den Tell an, der noch einen Pfeil im Koller hatte: Du haſt noch einen Pfeil, Tell, ſag an, was hätt'ſt du gethan, wenn du dein Kind getroffen? — Tell antwortete: das iſt ſo Schützenbrauch, Herr. — Nein das iſt eine Ausrede, Tell! antwortete der Landvogt. Sag es frei, ich ſichere dich deines Lebens. — Wenn Ihr denn es wiſſen müßt, ſprach Tell, und meines Lebens mich verſichert, ſo höret denn, traf ich mein Kind, ſo hätte dieſer Pfeil Euer wahrlich nicht fehlen ſollen. — Ha, du Schalk und Erzböſewicht! ſchrie der Landvogt: das Leben hab' ich dir verſichert, aber nicht die Freiheit. Ich will dich an einen Ort bringen, wo weder Sonne noch Mond dich beſcheinen ſoll! — Hieß alſobald ſeinen Knechten, den Tell zu binden und ihn in ſein Schiff bringen, darin er über den Urner- und den Vierwaldſtädter See fahren wollte, und von Weggis nach Küßnacht reiten. Da ſchuf Gott der Herr einen Sturmwind und ein ſchrecklich Ungewitter, daß das Waſſer ins Schiff ſchlug, da ſagten die Schiffleute dem Landvogt, daß der Tell der beſte Schiffslenker ſei, der allein könne ſie noch aus der Todesgefahr retten. Darauf ließ der Landvogt den Tell losbinden, der ruderte flugs mit ſtarken Armen und brachte das Schifflein nach dem rechten Ufer, wo das Schwyzer Gelände ſich hinabſenkt, da war ein Vorſprung mit einer Felſenplatte, auf dieſe ſprang plötzlich der Tell mit ſeinem Geſchoß und Pfeil, das er raſch ergriff, ſtieß mit Gewalt das Schifflein von ſich und ließ es durch die Wellen treiben. Deß erſchraken der Landvogt und ſeine Leute mächtig, Tell aber entfloh eilend auf Pfaden, die ihm wohlbekannt waren. Als die im Schiff bei Laupen kamen, legte ſich der Sturm, Grißler ließ aber dennoch bei Brunnen anlegen, denn er fürchtete ſich nun vor dem Ungeſtüm der See'n. Tell wandelte auf Bergpfaden hoch über den Seethälern und ſah wohin der Landvogt zog, und da fand ſich zwiſchen dem Art und Küßnacht eine hohle Gaſſe, dort harrte Tell des Vogts, und wie der durch die hohle Gaſſe daher geritten kam̃, ſchoß ihn der Tell mit dem aufgeſparten Pfeil vom Roſſe herunter, wie ein Jäger eine wilde Katze vom Baume ſchießt. Nach ſolcher That wich der Tell ungeſehen von hinnen, kam im Dunkel der Nacht im Lande Schwyz in des Stauffachers Haus zu Steinen, eilte dann durchs Gebirg zu Walther Fürſten in Uri, und ſagte allen an, was und wie es ſich zugetragen, und daß es jetzt an der Zeit ſei, loszuſchlagen und das fremde Joch abzuſchütteln. Nun war es nicht mehr weit hin bis zum neuen Jahr, denn als der Bund im Grytli tagte, war ſchon Wintermond, und da ward zuerſt Roßberg mit Liſt eingenommen von den Unterwaldnern, und darauf Sarnen ohne Schwertſchlag, und mußten alle Leute der Vögte Urphede geloben, und ſchwören, nimmermehr wieder in das Schweizerland zu kommen, und wurden über die Grenze vergeleitet; das noch nicht fertig ausgebaute Schloß Zwing Uri wurde wie die genannten Schlöſſer der Erde gleich gemacht, und Werner Stauffacher brach Schloß Louwers, das in den See hineingebaut ſtand.

Da nun Kaiſer Albrecht von allen dieſen Dingen die Kunde vernahm, gerieth er in großen Zorn, nahm gleich ein Kriegsheer, die Schweizer zu züchtigen. Aber auf dieſem Zuge, da er durch den Aargau ritt, und gen Brugg wollte, wurde er von ſeinem eigenen Neffen, Johann, Herzog von Schwaben, ohnweit

Königsfelden meuchlings erſchlagen. Darum behielten die Schweizer Frieden und ihre Freiheit bis auf den heutigen Tag. Das iſt die Sage von der Schweizer Bündniß und der That des Tell, welche letztere, nur wie eine einzelne Alpenroſe, in den Kranz der Geſchichte ſich einflocht. Es iſt bekannt, daß die Sage vom glückhaften Pfeilſchuß auch in Dänemark ſich findet und nicht unmöglich iſt, daß die frühern Einwanderer aus dem Norden ſie ſchon mitgebracht, und ſie ſich dann verjüngt hat. Ja die drei erſten Gründer des Bundes der Schwytzer, Unterwaldner und derer von Uri, — denen ſich dann Zürch, Luzern, Zug, Klarus, Freiburg und Solothurn anſchloſſen, denen endlich Schaffhauſen und Appenzell folgten, — galten und gelten dem Landvolke als drei Telle, die in einer Felskluft verzaubert ſchlafen, wie Kaiſer Friedrich im Kiffhäuſer und Kaiſer Karl im Untersberge. Sollte das Schweizer Vaterland in Noth kommen, ſo werden die drei Telle aus ihrer Gruft hervorgehn und es auf's Neue befreien. Den Weg zu ihrer Höhle weiß keiner, nur zufällig kam einſt ein Hirte, der einer verlaufenen Ziege ſuchend nachging, an eine Höhle, da fand er die drei Männer, und der eine Tell richtete ſich vom Schlummer auf, und fragte: Welch' Zeit iſt's auf der Welt? — Hochmittag! antwortete der Hirte. So iſt's noch nicht an der Zeit! — ſprach der Tell, und legte ſich wieder zum Schlummer hin. Keiner hat nachher die Höhle wieder gefunden.

7. Luzerner Hörner und Mordnacht.

Da die Schweizer aufſtanden und zu Felde zogen gegen ihre Unterdrücker, gebrauchten ſie allerlei Kriegsinſtrumente. So hatten die von Uri einen Mann, den hießen ſie den Stier von Uri, der blies ein mächtig Urhorn, das mit Silber beſchlagen war; und wenn man einen Keil ins Mundſtück ſchlug, konnte man auch daraus trefflich trinken. Die Luzerner brauchten eherne Hörner, wie die alten Römer gebraucht, die hießen ſie Harſchhörner, und die hatte ihnen König Karl verliehen, als ſie mit ihm in der Roncevaller Schlacht geſtritten, wo Held Roland fiel.

Zur Zeit, als die Schweiz ſich erhob, gab es in Luzern eine Partei, die war noch gut Oeſterreichiſch geſinnt, die erkannten ſich an den rothen Aermeln, die ſie an ihren Wämſern trugen. Die verſammelten ſich unter dem großen Schwibbogen an der Ecke der Schneiderzunftſtube, und verabredeten, daß ſie um Mitternacht alle Eidgenöſſiſchen überfallen und morden wollten. Ein Bettelbube vernahm's, ward aber entdeckt und mit dem Tode bedreut, wenn er nicht ſchweige; mußte deßhalb einen Eid ſchwören, Niemand den Anſchlag anzuſagen. Der Knab' ging auf die Metzgerzunftſtube, da zechten noch viele Geſellen, und der Knabe legte ſich auf die Ofenbank, und ſeufzte:

O Ofen, o Ofen, was muß ich dir klagen,
Wel ich's bei'm Eyd ſonſt Niemand darf ſagen.
Die Landsknecht wollen, wenns zwölfe wird ſchlagen
Alles ermorden und alles erſchlagen.

Da horchten die Zecher hoch auf, und lief alsbald einer aufs Rathhaus, ein anderer zum Glöckner, daß er nicht Zwölfe anſchlage, ein dritter und vierter und fünfter zu den Zünften, und kamen den Rothmänteln zuvor. Hernachmals iſt das Bild des Knaben auf der Metzgerzunftſtube hinter dem Ofen gemalt lange Zeit zu ſehen geweſen.

8. Die Herren von Hohenſax.

Zwiſchen dem Altman-Berge, dem Nachbar des Hohen-Säntis und dem Rheinthale, liegt die alte Stammburg der Freiherren von Hohenſax. Deren einer hieß Hans Philipp, war ein ritterlicher Kriegsheld und zog ins Niederland, für deſſen Freiheit er mitfocht, war ein Proteſtant und gerade in Frankreich, als die Ketzerverfolgung begann. Mit Mühe entrann er der Pariſer Bluthochzeit. Dieſer Freiherr von Hohenſax hielt die alten Lieder gar werth, welche die Minneſänger in der Schweiz und in Schwaben gedichtet und geſungen hatten, und beſaß von ihnen jenes hochwerthe Buch, das ein Stolz der deutſchen Poeſie, jetzt aber in den Händen der Franzoſen iſt, die es vordeſſen aus Deutſchland entführt haben, und nimmermehr wieder herausgeben, weil man es ihnen nicht wieder genommen hat, da es rechte Zeit dazu war. Gar werth hielt der Freiherr das alte Liederbuch, da geſchah es, daß ihm, manche ſagen um des Glaubens Willen, ſein Neffe Ulrich Georg von Hohenſax erſchlug, das geſchah im Jahre 1559. Darauf kam das Buch mit dem unverwelklichen altdeutſchen Liederſchatz in die Hände und in die Liberei des Kurfürſten von der Pfalz gen Heidelberg, von wo es durch die Franzoſen weggeſchleppt wurde. Wunderbares aber begab ſich mit dem Leichnam des Ermordeten; dieſer verweſete nicht, als er in der Kirche zu Sennewald beigeſetzt war, das dünkete die Umwohner ein abſonderliches Zeichen, und meinten, obgleich der Verſtorbene ſtetig ein Proteſtant geweſen, er müſſe etwa doch ein heiliger Mann geweſen ſein. Verſchafften ſich heimlich von ihm erſt einen Finger, dann deren mehr, endlich wurde der ganze Leichnam hinweggeführt, gerade wie ſein alter Liederſchatz, nur mit dem Unterſchied, daß die Sennenwalder Klage erhoben um den Leichnam des Hohenſaxers, und derſelbe wieder herüber wandern mußte, da ſie ihn denn noch heutiges Tages in ihrer Kirche als eine Mumie zeigen. — Vordeſſen lebte auch noch ein Freiherr dieſes edlen Geſchlechts auf Hohenſax, der war mit einem Ding begabt, das nicht eben ſelten iſt in dieſen felsreichen Alpenthälern, einem Glied, das ihn ärgerte, und konnt' und mocht' es doch nicht ausreiſſen und von ſich werfen, wie die Schrift gebeut. Da zog er mit zu Felde und in einer heißen Schlacht, in welcher Mann gegen Mann kämpfte, empfing er einen Schwerthieb, daß ihm gleich das Blut ſtromweis vom Halſe abquoll. Doch hatte der Feind den glücklichſten Streich gethan, er hatte dem Freiherrn von Hohenſax das ärgernde Glied weggehauen, ſeinen Kropf.

9. Ida von der Toggenburg.

Rheinaufwärts vom Bodenſee liegt die Toggenburg, der nach ihr genannten Grafen uralter Stammſitz. Darinnen wohnte eine fromme Gräfin, Ida geheißen, aus dem Stamme derer von Kirchberg.. Da geſchah es eines Tages, daß ſie ihren Brautring in das offne Fenſter legte, und die Sonne darauf ſchien, daß er hell blitzte. Ein Rabe ſah den Ring, ſchoß daher, erfaßte ihn mit ſeinem Schnabel, und trug ihn fort in ſein Neſt. Wohl vermißte die Gräfin ihren Ring, doch fürchtete ſie ihres heftigen Gemahls Zorn, wenn ſie den Verluſt ihm melde, und daher ſchwieg ſie. Nach einiger Zeit fand ein Jäger oder ſonſt ein Diener im Walde des Raben Neſt, und in dem Neſt den Ring der Herrin, ohne daß er wußte, wem der Ring gehörte, ſteckte ihn an ſeinen Finger und trug ihn ſonder Scheu. Da ſah und erkannte der Graf ſeiner Gemahlin Ring, den er ihr ſelbſt gegeben, am Finger des Knechts, glaubte ſie treulos, ließ alsbald den unſchuldigen jungen Geſellen am Schweif eines wilden Pferdes den felſigen Burgweg hinab zu Tode ſchleifen, und warf die ebenſo unſchuldige Gemahlin vom Söller des Palas hinab in dem waldigen Felſenabgrund. Aber Engel ſchirmten die Unſchuld; ſanft ſank Ida von unſichtbaren Händen getragen, durch ſchützendes Gezweig auf weiches Moos. Inbrünſtig dankte ſie den Heiligen für ihre wunderbare Rettung und wandelte weit von der Burg hinweg in eine unwegſame Wildniß. Dort erbaute ſie ſich eine Hütte von Gezweig, und lebte als Einſiedlerin nur dem Gebet und der Andacht. Waſſer war ihr Getränk, Waldbeeren und Wurzeln waren ihre Nahrung. Bald darauf ſagte ein Diener dem Grafen von ſeines Mitgeſellen Ringfund im Rabenneſt, und nun laſtete ſeine That ſchwer auf des Grafen Seele. Einſtmals verirrte ſich unverſehens ein Jäger des Grafen in dieſe Waldeinöde, und fand die Einſame. Schnell trug er dieſe Kunde zu ſeinem Herrn, der längſt jene übereilte That eines doppelten Mords ohne Verhör und Richterſpruch bereute, und der Graf eilte zu der Einſiedlerin, wollte ſie wieder hinauf in ſein Schloß führen, und erflehte ihre Vergebung. Aber Ida ließ ſich nimmer bewegen. Der Graf von Toggenburg nahm das Kreuz, entbot ſeine Dienſtmannen rings im Schweizerlande, und zog mit ihnen, zur Büßung und Entſühnung ſeiner That, nach dem heiligen Lande, dort gegen die Ungläubigen zu fechten. Dort kämpfte er mit in großen Schlachten, und machte ſeinen Namen gefürchtet — aber es zog ihn die mächtige Sehnſucht im Buſen immer wieder nach der Heimath zurück; immer noch hoffte er, Ida werde ſich wieder mit ihm einigen, denn nie hatte er ſie mehr geliebt, als ſeit er ſie wieder gefunden. Und nach einem Jahre ſchiffte er wieder der Heimath zu. Aber da er nach Ida fragte, ward ihm die Kunde, daß ſie im Kloſter Fiſchingen den Schleier genommen, und dort lebe, ſtill und heilig. Da that der Graf ſich allen ritterlichen Geſchmuckes ab, hing Wehr und Waffen in ſeine Kapelle, und pilgerte hinab gen Fiſchingen als armer Einſiedler, erkor ſich einen Platz in der Nähe des Kloſters, darin lebte, büßte und betete der Graf, bis er ſtarb.

10. Der Pilatus und die Herdmanndli.

In der ganzen Schweiz, im Berner und Luzerner Land, im Haslithal, und faſt allenthalben gehen Sagen von Zwergen und Berggeiſtern, die ſich vielfach ähnlich ſind. Abſonderlich viel Redens iſt von dem hohen Berge Pilatus und den Zwergen, die ſonſt in ſeinem Geklüſt wohnten, die heißen Herdmanndli. Der Pilatus das iſt der rechte und wahre Broch- oder Brockenberg der Schweiz, auf wälſch Fracmont (mons fractus) geheißen, auf lateiniſch aber mons pileatus, Hut-Berg, weil im Land die bekannte Rede geht:

Hat der Pilatus einen Hut
So ſteht im Land das Wetter gut.

Aber es geht die Sage, daß nach Chriſti unſeres Herrn Leiden, Tod und Auferſtehung der römiſche Landpfleger Pilatus in dieſes Land gezogen ſei, oder gar, daß der Satan ſeinen Leichnam hergetragen, und da habe er am Berge den ungeheuerlichen See gefunden, der hat weder Zu- noch Abfluß, und iſt wegen der unergründlichen Tiefe ſchwarz und gräßlich anzuſehen, ein unheimlicher Moorgrund. Lange hat die Sage gelebt, daß wer etwas in den See werfe, alsbald ein heftiges Unwetter mit Hagel und Wolkenbrüchen errege, wie auch das Gewäſſer den Krienſer Boden und Luzern, die Stadt, in den Jahren 1332 und 1475 in große Noth gebracht, darum hat man Fremde nicht gern hinzugelaſſen, und das Hineinwerfen von Steinen oder Holz bei Leib- und Lebensſtrafe verboten. In dieſen See habe ſich der römiſche Landpfleger geſtürzt, weil ſein Gewiſſen ihn fort und fort gepeinigt, andere ſagen, der Teufel habe ihn hinein geſteckt. Die Herdmanndli, die wohnten vielfach in der Pilatus-Höhle, die hoch oben liegt, tief und ſchaurig. Sie waren den Menſchen gar gut und hülfreich, gar „geſpäſſige Lueth“ wie die Hirten ſagen, ſie verrichteten Nachts der Menſchen Arbeit; kamen vom Berg auch herunter in die Thäler, ſchafften und ackerten redlich, und ein Herdmanndli konnte mehr verrichten, als zehn Meiſter mit allen Knechten. Aber ſehen ließen ſich die Manndli wunderſelten, und auch da hatten ſie lange graue Kutten an, die bis auf die Erde reichten, daß man nimmer ihre Füße ſah. Einem Hirten begegnete es, daß er einen reichtragenden Kirſchbaum oben am Berge hatte, dem pflückten die geſchäftigen Zwerglein die Kirſchen ab und brachten ſie zum Trocknen auf die Hürten, daß hernach gutes Kirſchwaſſer gebrannt werden konnte, der Hirt ward aber neugierig, zumal mocht' er gern die Füße der Herdmanndli ſehen, war her und ſtreute Aſche rings um den Baum, als die Früchte im nächſten Jahre wieder reiften. Die Herdmanndli kamen, pflückten redlich die Kirſchen ab, und am Morgen ſah der Hirt ihrer Füßlein Spur in der Aſche. Es waren eitel kleine Gänſefuße. Der Hirte lachte, und ſagt' es freudig ſeinen Genoſſen an, daß er nun wiſſe was für Füße die Herdmanndli haben. Die Zwerge aber ergrimmten, zerbrachen des Hirten Dach und Fach, verſprengten ſeine Heerde, zerknickten dem Kirſchbaum Aſt um Aſt, und ihrer keines kam jemals wieder herunter, den Menſchen hülfreich zu ſein. Sie blieben droben in ihrer tiefen Höhle und in ihrem Geklüſt wohnen. Der Hirte aber wurde ganz tiefſinnig, ſchlich bleich umher, und hat nicht lange gelebt.

11. Die Bergmanndli ſchützen Heerden und Fiſche.

Die Bergzwerge ſchätzen und lieben die Gemſen, ſie wollen nicht, daß die Jäger ſie tödten, und manchem Alpenjäger iſt es deßhalb ſchon gar ſchlecht ergangen. Guten Jägern, denen ſie wohl wollten, haben ſie wohl auch das eine und das andre Stück z'weg geſtellt, der durft' aber denn bei Leib und Leben nit mehr ſchießen, als mit den Bergmanndli veraccordirt war, ſonſt ſchmiſſen ſie ihn die Felſen hinunter und bließen ihm das Lebenslicht aus elendiglich. Da war einmal ein Gemsjäger, der verſtieg ſich hoch in die Felſen, auf einmal ſtand ein eisgraues Bergmanndli vor ihm da, und ſprach ihn zornig an: was verfolgſt du meine Heerde? — Der Jäger war ganz erſchrocken und ſprach: hab' ich doch nit gewußt, daß die Gemſen dein ſind. — Sprach der Berggeiſt: du ſollſt jede Woche vor deiner Hütte ein Gratthier finden, aber du hüteſt dich und ſchießeſt mir kein andres. — So geſchah's, der Jäger fand alle Wochen den friſchen Braten, der macht' ihm aber gar keine Freud', er konnte die Jagdluſt nicht bezwingen, ſtieg wieder hinauf zu Berg und Holz, ward auch bald eines Gemſen-Leitbocks anſichtig, auf den legte er raſch an, zielte und ſchoß — aber wie er losdrückte, hob ſich hinter ihm der Berggeiſt aus dem Boden, und zog ihm die Haren unterm Leib weg, daß er niederſtürzte, und in den Abgrund hinunter ſchmetterte.

In Malters ſaß ein Untervogt, der hieß Hans Bucher, der wollt auch gern einmal ein Herdmanndli ſehen; war gar ein eifriger Fiſcher und Jäger, aber ſonſt ein frommer Mann, ſtieg eines Tages hinauf am Pilatus, folgte dem Rümligbach und wollte gern Forellen fangen, da ſprang ihm jählings ein Herdmanndli hinterwärts auf den Rücken und drückte ihn mit ſolcher Gewalt mit dem Geſicht in den Bach nieder, daß er ſchier vermeinte, er müſſe verſaufen. Dabei ſagte das Herdmanndli zürnend: ich will dir wohl lehren, meine Thierlein fangen und jagen. — Als der Untervogt nach Hauſe kam, war er halb todt und ſah im Geſicht aus, wie der Tod von Ypern; war auch auf der einen Seite erlahmt, und kam nimmermehr auf den Berg zu jagen oder zu fiſchen.

In Obwalden war ein alter Landammann, der hieß Heinrich Immlin, der hat ſelbſt erzählt, wie er einmal zum Pilatus hinangeſtiegen auf die Gemsjagd, da begegnete ihm ein Zwergmanndli, und heiſchte, er ſolle flugs umkehren. Nun iſt der Landammann ein ſtarker ſtattlicher Mann geweſen, der ſpottete des Zwergs und ſagte: He, du wirſt wohl große Macht haben, mir was zu wehren! — Kaum geſagt, ſo ſprang ihn der Zwerg an, drückt' ihn an einen Felſen, ſchwer wie ein Pferd, daß ihm ſchier die Seele ausfuhr, und die Sinne ihm vergingen. Lag da eine halbe Stunde für todt, bis die Seinen ihn fanden, erquickten und heimführten.

12. Die Herdmanndli ziehen weg.

Es iſt ſchon viel geſagt, wie gut gegen die guten Menſchen die Berglütlenen des Pilatus waren; kleine, zwei Fuß hohe Männlein mit grünen oder grauen Röckchen, mit Füßen, die man nicht ſah, langem Silberbart bis zur Erde herunter, die hüteten das edle Geſtein im Berge, waren den Menſchen hülfreich, kamen wohl auch und begehrten Speiſe, liebten inſonderheit das Schweinefleiſch, und wer ihnen gab, hatte es gut und erfreute ſich ihrer Gunſt. Wenn ihnen die Sennerinnen etwas Milch bei Seite ſtellten, ſo molken und fütterten ſie, und waren ganz heimiſch bei den Mägden; ſie konnten auch wahrſagen aus Karten und Händen, und waren geſchickt zu allen Dingen, aber erzürnen durfte man ſie nicht. Wem ſie im Sommer beim Heuen halfen, der konnte zufrieden ſein, ſie mehreten das Heu wunderbar. Manchmal ſahen ſie auch dem Heuen zu und halfen nicht. Einſtmals verdroß das einem Heuer, der machte mit noch einem Kameraden, bevor die Arbeit anging, ein Feuer auf den Felsſtein, darauf die Herdmanndli zu ſitzen und zuzuſehn pflegten, und kehrten dann geſchwind Aſche und Kohlen vom heißen Steine weg. Als die Manndli kamen und den Stein betraten, verbrannten ſie ſich ihre Füße. Da ſchrien ſie überlaut: O böſe Welt! O böſe Welt! — und kamen nimmermehr wieder.

So auch kamen Bergmanndli vom Pilatus ins Haslithal von der Fläh herunter, den Heuern zuzuſchauen; die waren gewohnt ſich auf die Aeſte und Zweige eines ſchattigen Ahornbaumes zu ſetzen. Das merkten Schälke und ſägten die Aeſte knapp durch, daß die armen Manndli herunterfielen. Da erhuben ſie ein jämmerlich Geſchrei und riefen:

O wie iſt der Himmel ſo hoch!
O wie iſt die Untreu ſo groß!
Heut hier und nimmermehr!

Und nachher hat ſich im Haslithal niemals wieder eins ſehen laſſen.

13. Der Dürſt.

Um den moorigen See auf dem Pilatus und im ganzen Berggehege tobt der Dürſt, das iſt der wilde Nachtjäger, wie in Thüringen, im Voigtland und am Harz, der hat zur Geſellſchaft auch ein geſpenſtig Weib, wie der Hackelberg die Tutoſel, der wilde Jäger Thüringens die Frau Holle, und der des Voigtlands die Frau Berchta, die heißen ſie drunten im Entlibuch, hart an des Bergſtocks Weſtwand: das Poſterli, und in Luzern kennen ſie die Sträggele, die, wie die Hollefrau und die wilde Berchta den faulen Mägden die Rocken wirrt. Mit gar wildem Saus und Braus fährt der Dürſt über die Almen daher, reißt und rüttelt an den Sennhütten, bricht mächtige Baumſtämme, wirft Felſen in die Gründe, und führt wohl auch Kühe mit ſich hoch in die Luft, die nimmer wieder herunter kommen oder halbtodt und ausgemolken etwa erſt am dritten Tag. Wenn ein Hirte das gewahr wurde, konnt' er noch Einhalt thun durch den Alpſegen, wenn er den zeitig durch einen Milchtrichter rief, daß der Dürſt ihn noch hören konnte, ſo ſank die entführte Kuh ganz ſanft wieder auf die Matte nieder.

Auf der Bründler Alp über Eigenthal kann man wohl noch heute den Alpſegen im Abendruf der Sennhirten vernehmen, der lautet gar wunderbar durch die Feierſtille der Natur, wie Orgeltöne und Glockenklang, und wiederhallt aus allen Klüften die Flühbanden nieder, wie Geiſtermuſik. Das iſt der Ruf und der Segen: Ho — ho — ho — öh — ho! — Ho — hi — ho — ho! — Ho lobe! Ho lobe! — Nehmet alle Tritt in Gottes Namen, in unſrer lieben Frauen Namen! Lobi Jeſus, Jeſus, Jeſus Chriſt! Ave Maria! Ave Maria! Ave Maria! Ach lieber Herr Jeſus Chriſt, behüt Gott aller Leib, Seel, Ehr' und Gut, was in die Alp gehören thut. Das walt' Gott und unſre herzliebe Frau, das walt' Gott und der heilige Sankt Wendel! Das walt' Gott und der heilige Sankt Antoni! Das walt' Gott und der heilige Sankt Loy! — (Aloyſius.)

14. Von Drachen und Lindwürmen.

Auf dem hohen Pilatus hat es Drachen und Lindwürme vollauf gegeben, die hauſ'ten in unzugänglichen Höhlen und Schluchten des gewaltigen Alpenbergſtocks. Oft haben Schiffer auf den Seen ſie mit feurigen Rachen und langen Feuerſchweifen vom Pilatus herüber nach dem Rigi fliegen ſehen. Solch ein Drache flog einſtmals in der Nacht vom Rigi zurück nach dem Pilatus; ein Bauer, der von Horn bürtig, die Heerden hüthete, ſah ihn, und da ließ der Drache einen Stein herunterfallen, der war wie eine Kugel geformt und glühend heiß; der war gut gegen allerlei Krankheit, wenn man davon eine Meſſerſpitze voll abſchabte und dem Kranken eingab. Zu andrer Zeit hat man einen graußlichgroßen Drachen aus dem Luzerner See die Reuß hinaufſchwimmen ſehen.

Einſtmals ging ein Binder oder Küfer aus Luzern auf den Pilatus, Reifholz und Holz zu Faßdauben zu ſuchen; er verirrte ſich, und die Nacht überfiel ihn, mit einem Male fiel er in eine tiefe Schlucht hinab. Drunten war es ſchlammig, und als es Tag wurde, ſah er zwei Eingänge in der Tiefe zu großen Höhlen, und in jeder dieſer Höhlen ſaß ein gräulicher Lindwurm. Dieſe Würmer flöſ'ten ihm viel Furcht ein, aber ſie thaten ihm kein Leid; ſie leckten bisweilen an den feuchten ſalzigen Felſen, und das mußte der Küfer auch thun, damit friſtete er ſein Leben und das dauerte einen ganzen Winter lang. Als der Frühling ins Land kam, machte ſich der größte Lindwurm auf, und flog aus dem feuchten Loche heraus mit großem Rauſchen; der andre kleinere kroch immer um den Küfer herum, liebkoſte ihn gleichſam, als wolle er ihm zu verſtehen geben, daß er doch auch mit heraus ſollte. Der arme Mann gelobte Gott und dem heiligen Leodazer in die Stiftskirche im Hof zu Luzern ein ſchönes Meßgewand, wenn er der Drachengrube entrinne, und als der zweite Drache ſich anſchickte, aufzufliegen, hing er ſich ihm an den Schweif und fuhr mit auf, kam alſo wieder an das Licht, ließ ſich oben los und fand ſich wieder zu den Seinen. Doch lebte er nicht lange mehr, weil er der Nahrung ganz entwöhnt war, hielt aber Wort und ſein Gelübde, ließ ein prächtiges Meßgewand fertigen, darauf die ganze Begebenheit ſticken und alles in das Kirchenbuch einzeichnen. Es ſoll dieſe Wundergeſchichte ſich ereignet haben 1410 oder 1420, und vom 6. November des einen Jahres bis zum 10. April des folgenden hauſte der Kufer bei den Lindwürmern.

15. Winkelried und der Lindwurm.

In Wylen, einem Dorfe, nicht weit vom Pilatus, ſaß ein Mann, der hieß Winkelried, und in der Nähe droben am Berge hauſte ein ſchädlicher Lindwurm, der fraß Menſchen und Vieh, und verödete den ganzen Landſtrich, ſo daß ihn die Umwohner Oed-Wyler nannten. Nun hatte der Einwohner Winkelried ob einer Mordthat Leib und Leben verwirkt, und war flüchtig worden, der ſandte Botſchaft, daß er, wenn man ihn wieder annehmen wolle, Muth habe, den Lindwurm zu beſtehen. Dieſen Kampf vergönnte man ihm gern, er bewahrte ſich gut mit ſcharfem Schwert, und ſtatt des Schildes hielt er in der linken Hand eine Dornwelle. Dieſe ſtieß er dem Drachen, ſo wie der auf ihn losfuhr, in den weitaufgeſperrten Rachen hinein. Das waren dem Lindwurm zu viele Zahnſtocher auf einmal; er wand und krümmte ſich, und ſo wie Winkelried eine Blöße ſah, ſtieß er ihm mit ſichrer Hand das Schwert in den Leib. Der Lindwurm ſank todt nieder, von ſeinem Blute troff Winkelrieds Schwert, der ſchwang es hoch und freudig als Sieger und hatte ſein Leben gewonnen, aber nur um es alsbald zu verlieren. Denn vom Schwert ab floß das giftige Drachenblut und rann ihm über die Hand und den Arm, das brannte alsbald, wie Feuer der Hölle, und der Held ſtarb an dieſem Brand. Das Land hatte er befreit, das Drachenloch wird noch heute gezeigt.

Ein andres Drachenloch zeigt man bei Burgdorf mitten im Berner Lande. Es zogen zwei Herzoge von Lenzburg aus zu jagen, die waren Brüder und hießen Syntram und Bertram, oder nach andern Guntram und Waltram, und kamen in einem wilden Wald an ein wuſtes Geklüft, darin lag ein ungeheurer Drache, der ebenfalls die Landſchaft umher zur Einöde machte. Als der die jungen Jäger gewahrte, fuhr er alsbald auf ſie los und ſchlang den Bertram, den jüngſten, mit Haut und Haar durch ſeinen weiten Schlund hinab, Syntram aber fiel voll Muth den Drachen an, hieb ihm den Kopf ab, ſchnitt ihm den Leib auf, und half ſeinen Bruder, der noch lebendig war, heraus. Danach ließen die Brüder der heiligen Margaretha zu Ehren eine Kapelle an dem Orte erbauen und die That durch ein Bild verewigen.

16. Kaſtelen Alpe.

Auf der Kaſtelen Alpe wohnte ein reicher Bauer, der hatte viele Heerden und Matten, und drunten in Kriens hatte er eine arme Muhme, die war Wittwe, hatte nur eine einzige Tochter und nährte ſich mit dieſer gar kümmerlich, lag auch ſchwer an der Gicht darnieder. Da entſchloß ſich das Maidli hinauf auf die Alp zum reichen Vetter zu gehen, und ihn um eine Unterſtützung anzuſprechen. Da ſtieg ein ſchrecklich Gewitter am Himmel auf, als ſie auf der Alpe ankam, ihr aber ward kein Troſt und keine Gabe, nur Hohn und Scheltworte, und ſie ließen droben auch trotz des drohenden Wetters das Mägdlein wieder fort gehen. Das kam tüchtig in das Wetter und erreichte mit Noth die Hütte eines Sennen, das war ihr Bube Aloys, der hatte noch einen kleinen Käs, den gab er ihr für ſie und ihre Mutter. Raſchen Schrittes eilte die Dirne abwärts, da glitt ſie auf der glatten Trifft, fiel hin, und der Käs rollte in die Tiefe, unaufhaltbar in unzugängliche Felsklüfte. Weinend und kummervoll ſchaute die arme Dirne dem entrollten Käſe nach, da faßte etwas ihre Hand, und ſie erſchrak zum Tode, und bei ihr ſtand ſo ein klein winziges graues Herdmanndli, das hatte auf ſeiner Schulter das verloren gegangene Stückchen Alpenkäſe, etwa ſo groß wie ein Viertelsmühlſtein, und in der Hand ein Büſchel Kräuter, und ſprach: magſt den Käſ' mit heim nehmen, und deiner Mutter von den Kräutern einen Thee kochen, ſollſt nicht mehr hülflos weinen. — Hoch droben im Gebirg aber tobte das Unwetter noch fort, über alle Maaßen grülich, und war ein Donnern, Toſen und Krachen, als ginge die Welt unter. Wie das Maidli zur Mutter kam, war der Käs ein Stück ſo ſchweres Gold geworden, und vom Kräuter-Thee wurde die Mutter ganz geſund. Ueber die Kaſtelen Alp aber hatte ſich im Gewitter ein Bergſturz geſchüttet, die Matten verwüſtet, die Heerden erſchlagen und ein Stein, etwa ſo groß wie ein Alpenkäs hatte dem geizigen Vetter einen Fuß abgeſchlagen. Später iſt er noch zu ſeiner Muhme Haus gehinkt gekommen und hat gebettelt.

17. Blümelis-Alpe.

Im Berner Oberland liegt ein Bergzug, die Klariden geheißen, darauf waren herrliche Weiden, alle voll der kräftigſten Alpenkräuter und Blumen, ſo daß jede Kuh des Tages dreimal gemolken werden konnte und jedes Melken dritthalb Maas in den Milcheimer gab. Da war auch eine Alp, die war abſonderlich ſchön, triftreich, und ganz voll Blumen, deswegen hieß man ſie auch die Blümelis-Alp. Darauf hatte ein reicher Hirte ſein Haus, das war ihm weit nicht ſchön genug, wollt's ſchöner haben, baut' ein großes neues, baute eine Treppe von eitel Käſen, darüber ging er mit ſeiner liebſten Sennerin, ſeinem Hund und ſeiner Kuh, und wenn die Käſetreppe ſchmutzig geworden war, ſo ließ er ſie mit Milch abwaſchen. Im Thale wohnte des Hirten fromme Mutter, die wußte nichts von ihres Sohnes Frevel und gottloſem Thun, ging einmal eines Sonntags hinauf auf die Blümelis-Alpe, wollte die Sennerei beſuchen, und erdürſtete ſehr, bat deshalb, als ſie kam, um einen Labetrank. Die Sennerin ſah die Alte gar ungern kommen, und der Sohn desgleichen, und beide fürchteten deren Vorwürfe, und wollten ſie gern bald wieder hinab haben. Und als die Alte trank, fand ſie, daß eine ruchloſe Hand Sand auf die Milch geſtreut hatte. Da wandte ſich die Alte alsbald von hinnen, ſchritt die Alpe hinunter, ſtand drunten ſtill, hob die Hände empor und verwünſchte die Gottloſen. Alsbald brach ein Wetter los, wie wenn der jüngſte Tag käme und der kam auch für die Blümelis-Alp und für Alles, was auf ihr lebte, Hirt und Sennerin, Kuh und Hund — Haus und Gehöft — Alles fand ſeinen Untergang, und über die Alpe lagerten ſich Gletſchereis und Felſentrümmern. Auf dieſem öden Gefild ſpukte nachher der Geiſt des Hirten umher und klagte:

„Ich und min Kathrin,
Min Kuh Brandlin,
Und min Hund, der Rhyn
Müſſen ſtetig uf Klaride ſyn!“

Es geht die Sage, dieſe umirrenden Geiſter wären zu erlöſen, wenn einmal an einem Charfreitag ein frommer Senne die geſpenſtige Kuh ganz ſtillſchweigend ausmelke, der Dornen an den Handſchuhen habe. Einſtmal wagt' es einer, ob die Kuh ſich wegen der Dornen noch ſo wild ſtellte, und hatte ſchon den Eimer halb voll. Da klopft' ihn ein Mann auf die Schulter, und fragte: ſchäumt's auch wacker? — Der Senn vergaß des Schweigens Bedingung und ſagte: o ja, es ſchäumt wohl. — Da riß mit einem Ruck die Kuh ſich los, trat den Eimer um, und verſchwand, und die Geiſter der Blümelis-Alp blieben unerlöſt.

18. Der ewige Jude auf dem Matterhorn.

Hoch im Alpengebirge, ohnweit Wälſchlands Grenzen und dem hohen Monte Roſa, des Name ſchon italieniſch genannt wird, hebt ſich ein mächtiger Bergſtock, das Matterhorn geheißen, darunter liegt der Matterberg mit einem Gletſcher, deſſen ablaufendes Gewäſſer die Visper bildet, welche noch ihre Wellen nach deutſchem Boden herabrollt. Da droben, wo jetzt nur das Schweigen der Oede lagert, oder das Eis der Gletſcher donnernd kracht, habe voreinſt, ſo geht die Sage, eine blühende Stadt gelegen. Dahin ſei auf ſeiner ewig raſtloſen Wanderung auch der ewige, oder, wie man in der Schweiz ſagt, der laufende Jude gekommen, da haben die Leute ihm angeſehen, daß er der laufende Jude war, und kein Menſch habe ihn in ſein Haus aufnehmen wollen. So habe der laufende Jude geſagt, indem er bekümmert über der Menſchen Härte hinweggegangen: jetzt finde ich hier eine Stadt, und wenn ich werde wieder kommen, wird hier doch wachſen Gras und werden ſtehen Bäume, und werden liegen große Felſen, und wird nichts mehr zu ſehen ſein von Häuſern und Gaſſen, Mauern und Thürmen. Und wenn ich nochmal werde kommen wieder, wird hier doch nichts mehr zu ſehen ſein von Gras und Kräutern, Bäumen und Steinen, ſondern als nur Schnee und Eis, und wird liegen, als ſo lang ich noch muß wandern. — Und alles iſt ſo in Erfüllung gegangen wie der laufende Jude geſagt hat, der wandern muß bis an der Welt Ende, weil er unſern Heiland auf ſeinem Todtesgange nicht Ruhe vor ſeiner Hausthüre vergönnt hat, und wird allemal, wenn er hundert Jahre alt geworden, wieder ſo jung, wie unſer Heiland war, da er nach Golgatha wanderte.

Tiefer drunten im Visperthale, wo man von oben herein in das Nicolaithal eingeht, liegt ein Dorf unterm Weißhorn, das heißt Täſch, und über Täſch rechter Hand lag auf ſonniger Matte noch ein Dorf gleichen Namens, da ſtand einmal eine reiche Bäuerin, die hatte überm Feuer einem Keſſel mit Anke (Rahm) den ſott ſie, und ſollte gute Butter geben. Da kam ein armer alter Mann herein und bat, ſie möge ihm doch ein Weniges von ihrer Anke zur Speiſe geben, ihn hungere gar ſehr. Geh weg, du Lump! ſagte die Frau: hier iſt nichts übrig für ſolche Strohmer. — O Bäuerin! ſprach der Mann: hätteſt du mir etwas gegeben, ſo hätt' ich deinen Keſſel ſegnen wollen, daß er nimmermehr leer geworden, ſo aber ſei verflucht mit dem ganzen Dorfe! — Und da krachten alsbald droben der Cimagipfel und das Mittaghorn zuſammen, und ſchütteten Fels auf Fels herunter, und der ganze Ort wurde unter Trümmern begraben, und blieb nichts mehr ſichtbar, als die Fläche des Kirchenaltars, und über dieſen fließt jetzt ein Bächlein aus dem Praborgne-Gletſcher, der das Dorf überdeckt, herunter nach Täſch durch die Felſenſchluchten in die Visp.

19. Mutter Gottes am Felſen.

Unterhalb Täſch, wo das Dorf St. Nicolaus das Nicolaithal beſchließt, oder dem, der im Gebirg von unten heraufkommt, eröffnet, hebt ſich hoch über St. Nicolaus der Räti, mit einer ſchroffen Felswand gegen das Thal; an dieſer Wand ſteht ein kleines Muttergottesbild von Stein. Früher ſtand es unten am Weg, da flehte Einer zu ihm, blieb aber unerhört, da griff er, als er wieder kam, hin, und warf das Bild mit Unrath, und da weinte das Bild. Dennoch warf er's noch einmal, da hob ſich das Bild hoch hinauf an die Felswand, dort ſtand's nun, und Niemand konnt' es erlangen. Den Thalleuten jammerte das, ſie hatten das Bildchen lieb gehabt und es ſehr verehrt, und mochten's gar zu gern wieder herunter haben. Aber der Felſen an jener Wand war gar zu ſteil, keiner vermochte daran empor zu klimmen, und keine Leiter reichte zu ſolcher Höhe. Darauf wurden ſie in St. Nicolas Rathes einig, ſie wollten's von oben verſuchen, und eine Schaar erkletterte den Rätigipfel, und ſie hatten ſich Merkzeichen gemacht und gerade über dem Bilde wurde nun an ſtarken Seilen ein Mann hinabgelaſſen, der ſollte es heraufholen. Schon war der Mann faſt am Bilde, er ſah es ſchon ſtehen, da ſah er, wie das Seil immer dünner wurde, wie ein Bindfaden, und dachte, daß es nicht halten werde und er jämmerlich in den tiefen Abgrund ſtürzen, und ſchrie: Zieht auf, zieht auf, der Strick wird dünne! — Sie ließen ihn aber noch immer weiter herab, jetzt war er am Bilde, jetzt hätt' er's nehmen können, aber da war das Seil dünn geworden, wie ein Haar, und er ſchrie nochmals: Um Gottes Willen zieht auf, ſonſt bin ich verloren! — Da zogen die Männer ihn hinauf, und je weiter er aufwärts kam, je dicker und ſtärker wurde wieder der Strick. Da nahmen die Leute von St. Nicolaus wahr, daß das Bild am Fels, und nicht in einer Kapelle ſtehen wollte, wie jenes auf dem Milzeberg im Frankenlande auch nicht in einer Kapelle blieb, ſondern auf ſeinen Felsblock am Wallfahrerweg ſeinen Stand behauptete.

20. Das Paradies der Thiere.

Hoch droben auf dem Matterberge iſt eine Stelle, die aber keiner, oder doch gar ſelten einer finden kann, die hat der laufende Jud nicht mit verwünſchen können, weil ſie von Gott gefeit iſt vom Anbeginne; da iſt kein Schnee und kein Eis, da iſt Sonne und Freude, Wonne und Weide, da quillt erſt eigentlich mit leiſem Gewiſper die Visper hervor, die ſpäter erſt unter dem Alp-Gletſcher zu Tage rinnt, dort iſt das Paradies der Thiere. Da giebt es herrliche Steinböcke und Gemſen, Adler und Geier, Schneehühner und Birkhähne, auch Murmelthiere und keines beleidigt das andere, alle leben da friedlich beiſammen. Nur alle dreimal ſieben Jahre darf und kann ein Menſchenauge in dieſes Bergparadies der Alpenthierwelt blicken, wo es ſo wonnevoll und ſchön iſt, alles voll Alpenroſen und Gentianen, und von zwanzig Gemſenjägern glückt das auch kaum einem eineinzigen. Da ſtehen uralte Pinienbäume und Ahorne, und die Pinien tragen Zapfen, deren Kern ſüß ſchmeckt, wie Mandeln, das ſind die Zirbelnüſſe. Wem es glückt, in das Paradies der Thiere zu treten, der darf wohl von den Zirbelnüſſen nehmen und koſten, aber nimmermehr ein Thier fangen oder tödten, ſonſt koſtet's ihm das Leben. Viele haben in die uralten heiligen Platanenſtämme zum Zeichen ihres Alldageweſenſeins ihre Namen geſchnitten. Außerdem ſieht man ſelten noch einen Steinbock und ſelten eine Pinie, und die ſtehen hoch und ſchwer erreichbar. Denn es geht die Sage, daß es zwar deren viele und überall gegeben habe, da habe aber die Dienerſchaft immer gern die Nüſſe genaſcht, und darüber und mit Auskernen viel gute Zeit hingebracht und verſäumt, da habe die Meiſterſchaft dieſe Bäume verwünſcht und nun ſeien ſie unfruchtbar geworden, oder unzugänglich.

21. Die Teufelsbrücke.

Vom Multhorn, nicht allzufern von St. Gotthart ſtürzt ſich mit raſchem Rollen und unbändigen Sprüngen ein wildes Bergwaſſer, die Reuß. Ein Alpenhirte liebte eine Sennerin, die er zum öftern beſuchte, aber er hatte oft mit dem wilden Fluß ſeine Noth, hinüber zu kommen, und mußte doch hinüber und auch wieder herüber zu ſeiner Hütte und Heerde. Als nun einſtmals die Reuß recht angeſchwollen war und wilder als jemals über die Felſen herabſtürzte, da ſah der Hirte keine Möglichkeit, hinüber und zu ſeiner Geliebten zu gelangen, und rief aus: ei ſo wollt' ich, daß der Teufel käme, und baute eine Brücke über dich verflüchtiges Waſſer. — Und da kam der Teufel gleich hinter einem Felsklumpen hervor und ſagte: He! was giebeſt mir, wenn ich dir die Brücke baue? — He! was ſoll ich dir geben? — fragte der Hirte. Die erſte lebendige Seele, die darüber geht — ſagte der Teufel, und dachte, es werde Niemand ſchneller ſein, als der Hirte, hinüber zu kommen. Ich bin's zufrieden — ſagte der Hirt, und: Topp ſchlag ein! — ſagte der Teufel, und der Bub ſchlug ein. Jetzt baute der Teufel mit Hülfe aller ſeiner hölliſchen Geiſter die Brücke in ganz kurzer Friſt, und als ſie fertig war, ſetzte er ſich hin und lauerte. Wer aber nicht darüber ging, war der Hirtenbub, er jagte vom Gotthartgebirg unterm Hoſpital eine Gemſe auf, und trieb ſie abwärts, immer der Reuß zu, bis an die Brücke, und da ſetzte ſie flink hinüber. Der Teufel fuhr zu, wurde teufelswild über ſolches Wild und zerriß die Gemſe in Stücken, nachdem er ſie hoch in die Luft hinauf getragen hatte. Nun ging der Hirte ungehindert ſo oft er wollte über die Brücke herüber und hinüber, doch ſoll es an derſelben, die auf ewige Zeiten die Teufelsbrücke heißt, nicht recht geheuer ſein, und es geht auch die Sage, der Teufel reiſſe alle Jahre ein Stück ein, daß immerdar daran gebaut werden müſſe.

22. Der Stierenbach.

Vom Surenenberge und ſeiner Alpentrifft fließt ein Bächlein, das führt den Namen Stierenbach und hat es davon im Engelbergsthale und im Urner Lande eine gar wunderſame Sage. Ein Alpenhirte hatte bei ſeiner Heerde ein Lieblingslamm, wußte gar nicht, was er dem Thiere alles zu Gute thun ſollte, und gab dem Lamme ſogar den Namen Chriſtian; das hätte wohl immer noch nicht ſo viel geſchadet, denn Hirten und Schäfer, Kutſcher und Eſeltreiber nennen ihre Thiere häufig mit ſolchen Chriſtennamen, wie Hans und Michel, Greth und Lieſe, aber der Surenenälpler trieb die Affenliebe zu dem Lamm allzuweit, wie verblendet, er taufte das Thier wie man ein chriſtlich Kind tauft, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Darob verzürnete ſich der liebe Gott, und machte aus dem Lamm ein gräulich Ungethüm, das fraß in einem fort, was ihm vorkam, fraß die ganze Alpe kahl, daß kein andres Stück Vieh ein Hälmlein mehr fand, fraß Tag und Nacht. Bald waren die Engelsberger Triſten abgeleert, und guter Rath theuer. Da kam zu den Nachbarn, denen von Uri, ein fahrender Schüler, der gab Rath, das böſe Unthier zu vertreiben, war freilich eine langſame Kunſt und mußte bevor ſie ausgeführt wurde, noch manches Gräslein auf den Alpen wachſen und mancher Tropfen den Bach hinunterrollen. Und das war es, was der fahrende Schüler rieth: ein Stierkalb nehmt ihr, das füttert ihr bei Leib und Leben mit nichts als friſcher Milch. Im erſten Jahr von einer Kuh, im zweiten von zwei Kühen und ſo fort, alle Jahre die Milch von einer Kuh mehr. Nach vollendeten neun Jahren laßt ihr den Ochſen durch eine reine Jungfrau hinauf auf die Alpe führen, dann wird der Ochſe mit dem Unthier kämpfen und es bezwingen. Das geſchahe denn, die Urner erbauten einen Stall, darin ſie das Stierkalb aufzogen, deß Stelle zeigt man heute noch und nennt ſie den Stierengaden. Dann leitete nach vollendeten neun Jahren eine reine Jungfrau denſelben zur Alpe hinauf und verließ ihn. Gleich erſchien das gräuliche Unthier und der Stier ſtürzte ſich auf daſſelbe und kämpfte lange und ſehr heftig mit ihm, bis er es endlich überwand und zu Tode ſtieß. Ganz erhitzt von dem Kampfe rann der Stier nach dem Bache hin, und trank und trank ohn' Ende, bis er hinſtürzte und auch todt war. Davon hat der Bach den Namen Stierenbach erlangt, und oberhalb deſſelben ſieht man noch im Felsgeſtein die Hufe des Stieres eingedrückt, mit denen er ſich im Kampfe gegen das ungeheuerliche Bergwunder ſtemmte.

23. Der Beſſerſtein.

Im Aargau, da wo Reuß und Limmat in die Aar und die Aar in den Rhein fließen, liegt der Geißberg, der trägt auf ſeinem Gipfel die Trümmer einer Ritterburg. Ein Herr von Villigen baute die Burg auf das Schönſte und Feſteſte, hatte ſeine Herzensfreude daran, gedachte in ihr glücklichen Alters froh zu werden, und in Leutſeligkeit und Güte ſeinen Unterſaſſen ein treuer Vater zu ſein. Fertig ſtand der Bau und feſtlich ſollte er eingeweiht werden. Des Bauherrn Söhne und alle Gefreundete rings im Gau waren verſammelt und die Humpen kreiſten. Der Ritter von Villigen ſprach zu den Söhnen: da ſchaut nun, wie gut ſich's hier wohnen wird, in der Pracht der Gegend, rund um uns her unſre fleißigen Leute und Mannen, mitten im Kreis der Dörfer unſer ſtattliches Burghaus, feſt gegen den Feind, offen dem Freund, den Bedrängten ein Schutz, den Dürftigen ein Hospitium! So wollt' ich's haben.

Ja Vater, — ſprachen die Söhne: das iſt traun eine wackre Trutzburg worden; da mag ſich das nichtsnutzige Volk auflehnen oder nicht, wir zwingen es von hier aus, wir werden ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen. Von hier aus können wir Zölle legen auf die Flüſſe und den Rheinſtrom, auf Wege und Stege. Der ganze Gau muß uns tributpflichtig werden, damit unſer Gut ſich mehre und unſer Name ein gefürchteter ſei im Rhein- und Schweizerlande. — Als der Herr von Villigen dieſe Rede ſeiner Söhne vernahm, war es ihm, als wolle ſein Blut ſtocken und ſein Herz brechen, und zürnend brach er aus: entartete Söhne! So iſt euer Sinn? Wartet, den will ich euch beſſern! — Und warf ſeinen vollen Humpen zur Erde, daß er in tauſend Scherben zerklirrte. Wie dieſer Humpen zertrümmert liegt, ſo ſoll dieſer ſtolze Bau, meine Luſt und meine Freude, zertrümmert liegen! — Und berief ſeine Mannen, ſeine Unterſaſſen, ſein ganzes Volk, und hieß ſie den neuen Bau abbrechen, und verfluchte die Hand, die ihn wiederum zu bauen beginnen werde. Beſſer Stein, ein wüſter Stein, als eine Zwingburg des Volkes und des Gaues, die Schimpf auf den edeln Namen derer von Villigen häuft! rief er — und ſeitdem liegt auf dem Geißenberge der öde Mauerreſt und heißt allwege im Volke der Beſſerſtein.

24. Der Kreuzliberg.

Auch im Aargau, ohnweit Baden, wohnte auf einem Burgberge eine Königstochter, die oft zu einen nahen Bühel ging, wo ſie im Schatten ruhte und der ſchönen Landſchaft ſich freute. Sie wußte aber nicht, daß Geiſter in dem Bühel hauſten, deren Art keine gute war. Eines Tages kam ſie abermals zu ihrem Lieblingsplatz, aber kaum erkannte ſie ihn wieder; wildes Geklüft und geborſtenes Erdreich ſtarrte ihr da entgegen, wo ſie noch kurz zuvor auf ſchwellendem Moos im kühlenden Baumſchatten geruht hatte, und weit hinab in die Tiefe gähnte eine jähe Schlucht. Die Jungfrau aber war unerſchrocknen Sinnes, weil ſie rein und ſchuldlos war, und ſo ſetzte ſie die Füße in den düſtern Gang, um zu ſchauen, wie es darinnen beſchaffen ſei. Da gewahrte ſie, daß es ein ungeheurer Keller war, Fäſſer lagen da über Fäſſern, und ſiehe, ſchreckhafte Geſtalten huſchten an ſie heran, ergriffen ſie an den Händen und zogen ſie über alle die Fäſſer weiter und weiter zur Tiefe fort, ſo daß ſie endlich aus Angſt und Bangigkeit die Beſinnung verlor, und nicht mehr wußte, was mit ihr geſchah. Da ſie nun in der Burg daheim vermißt wurde, ward ausgeſandt ſie zu ſuchen und ward alſo geſucht an allen Orten und Enden rings umher. Siehe da fand ſie Einer nicht gar weit von dem Geiſterhügel auf einer kleinen Anhöhe, ſtehend, mit in die Erde gewurzelten Füßen, der Leib ſteinhart und die Arme in Aeſte ausgewachſen und gen Himmel ausgeſtreckt, wie die Jungfrau Daphne in der heidniſchen Fabel. Alle, die das ſahen, entſetzten ſich vor dem grauſenhaften Anblick ſolcher Baumverwandlung, und da ward nach dem nahen Kloſter Wettingen hinüber geſendet, von dort ein Wunderbild zu holen. Als das Bild gebracht ward, da ſchwand der unheimliche Zauber, der die Königstochter umſtrickt hatte, und ſie ward wieder erlöſet. Deß zum Andenken ſetzte man ein Kreuz auf den Berg, wo dieſe Sache ſich begeben, der hieß fortan der Kreuzliberg, und jener Bühel, darin die Jungfrau die Fäſſer erblickt, und der ſich wieder geſchloſſen, heißt der Teufelskeller bis auf den heutigen Tag.

25. Die Würfelwieſe.

Ganz nahe der Stadt Baden im Aargau liegt eine Wieſe, welche die Würfelwieſe genannt wird. Darauf ſoll oft der Teufel ſein Spiel haben. Seit undenklichen Jahren werden auf ihr Würfel gefunden, viele Tauſende, und keiner weiß, wo ſie herkommen, ob Römer hier eine Würfelfabrik gehabt, oder ob Meiſter Urian dieſe ſeine Lieblinge hier im Erdreich wachſen läßt, genug, ſie kommen hervor als ob ſie quillten, mit jedem Maulwurfshaufen, und iſt die Urſache noch niemalen zu ergründen geweſen.

26. Die Basler Uhrglocke.

Vor Zeiten haben die Basler in ihrer Stadt eine ſondre Zeitrechnung gehabt, daß allemal die Uhrglocke eine Stunde früher ſchlug, als anderswo, darüber gehen noch verſchiedene Sagen. Es habe ein Concilium zu Baſel noch etwas länger gedauert, als der Unterſtachſenſinger Landtag, nämlich dreizehn volle Jahre, das ſei geſchehen 1431 bis 1444, und da habe man die Zeit beſchleunigen wollen, und die Uhr um eine Stunde vorgerückt, ſei aber mit dieſem Fortſchritt kein Haar breit weiter gelangt. Andere ſagen, daß einſtmals eine Verſchwörung zu Baſel angezettelt geweſen ſei, und hätten die Verſchwörer zur zwölften Stunde den Rath überfallen und meuchlings ermorden wollen. Aber der allſehende Gott habe das durch ein Wunder verhindert, indem alle Glocken der Stadt mit einemmale ſtatt zwölf Uhr, ein Uhr geſchlagen. Dadurch ſei über die Aufwiegler ein ſonderbarer Schreck gekommen, ihr Anſchlag ſei vernichtet, ſie ſelbſt verrathen und insgeſammt erſchlagen worden. Darauf habe der Rath verordnet, ſtets die Uhrglocke eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit voraus ſchlagen zu laſſen.

27. Die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt.

Zwiſchen Baſel und Rheinfelden liegt ein uralter Ort, heißt Augſt, vom römiſchen Wort Augusta. Römerkaiſer hatten dort ihren Hofhalt, und bauten eine ſchöne Waſſerleitung. An dieſer iſt ein Schlaufloch und unterirdiſcher Gang, der ſich weit in die Erde hineinzieht, Niemand hatte noch deſſen Ende geſehen; heißt im Volke das Heidenloch. Da war im Jahre 1520 ein Schneider zu Baſel geſeſſen, hieß Leonhard, der war auch eines Schneiders Sohn und faſt ein Simpel. Er ſtammelte ſtatt zu reden, und war zu gar wenigen Dingen geſchickt zu brauchen. Den trieb eines Tages die Neugier, doch zu verſuchen, wie weit der hohle Gang eigentlich in die Erde hinein gehe; da nahm er eine Wachskerze, zündete ſie an und ging in das Schlaufgewölbe hinein. Nun aber war die Kerze eine geweihte, und da konnten ihm die Erdgeiſter nicht etwas anhaben, wie der Königstochter im Teufelskeller beim Kreuzliberg. Leonhard kam an eine eiſerne Pforte, die that ſich vor ihm auf, und da kam er durch mehr als ein hohes und weites Gewölbe, endlich gar in einen Luſtgarten, darinnen ſtanden viele ſchöne Blumen und Bäume, und in der Mitte des Gartens ſtand ein wohlerbauter Palaſt. Alles umher aber war ſtill und menſchenleer. Die Thüre zu dem ſtattlichen Luſthaus ſtand offen, da ging Leonhard hinein, und trat in einen Saal, darin erblickte er eine reizend ſchöne Jungfrau, die trug auf ihrem Haupt ein guldig Krönlein, und hatte fliegende Haare, aber o Scheuel und Gräuel, von des Leibes Mitte abwärts an, war ſie eine häßliche Schlange, mit langem Ringelſchweif. Hinter der Jungfrau ſtand ein eiſerner Kaſten, darauf lagen zwei ſchwarze Hunde, die ſahen aus wie Teufel und knurrten wie grimmige Löwen. Die Jungfrau grüßte den Leonhard ſittiglich, nahm von ihrem Hals ein Schlüſſelbund und ſprach: ſiehe ich bin von königlichem Stamme und Geſchlecht geboren, aber durch böſe Macht alſo verwünſcht und zur Hälfte in ein gräulich Ungethüm verwandelt. Doch kann ich wohl erlöſet werden, wenn ein reiner Junggeſelle mich trotz meiner Ungeſtalt dreimal auf den Mund küſſet, dann erlange ich meine vorige enſchengeſtalt völlig wieder, und mein ganzer großer Schatz iſt ſein. — Und a machte ſie ſich zu dem Kaſten, ſtillete die murrenden Hunde, ſchloß einen mitt-ern Deckel mit einem ihrer Schlüſſel auf, und zeigte Leonhard, welch ein großes ut an Gold und Kleinodien darinnen enthalten ſei, nahm auch etliche goldne nd ſilberne Münzen heraus und gab ſie dem Leonhard und blickte ihn ſeufzend nd gar inniglich aus zärtlichen Augen an. Leonhard hatte in ſeinem Leben noch eine Maid geküßt, es ward ihm jetzt warm ums Herz, und er wagte es, der Schlangenjungfrau einen Kuß auf ihren ſchönen Mund zu geben. Da erglühten ihre Wangen und erfunkelten ihre Augen, ihr Antlitz ſtrahlte vor Freude und ſie lachte vor Luſt und Hoffnung der Erlöſung, und preßte ihren Befreier mit heftiger Gluth an die Bruſt. Und da geſchah der zweite Kuß, und mit dem ſo ringelte ſich der Schlangenſchweif eng um ihn, als wolle er ihn auf ewig feſſeln, und die Jungfrau faßte ihn noch feſter mit beiden Händen an, und lachte und biß ihn vor Luſt in die Lippe. Da ſchauderte ihm vor ſolchen Zeichen überheftiger Liebeswuth, und riß mit Gewalt ſich los, nahm ſeine noch brennende Kerze und entwich. Die Jungfrau ſtieß hinter ihm ein wehklagendes Geſchrei aus, das ihm durch Mark und Bein drang, und er kam aus dem Gang und Loch heraus, er wußte gar nicht wie. Seitdem empfand der Jüngling eine brennende Sehnſucht nach Küſſen, nie aber fand er andrer Mädchen und Frauen Küſſe ſo feurig und ſo ſüß, als jene der Schlangenjungfrau, immerdar trieb es ihn zurück zu ihr, um das Werk der Erlöſung an ihr zu vollbringen, aber da er nun andre geküßt, vermocht' er nimmer, den Eingang zur Schlangenhöhle wieder zu finden, und es ſoll dieſes auch nach ihm keinem wieder geglückt ſein.

28. Herzog Bernhard hält ſein Wort.

Im dreißigjährigen Kriege kämpfte der Sachſenherzog Bernhard von Weimar in den Gefilden des Oberrheins. Da belagerte er das Städtchen Neuenburg, zwiſchen Baſel und Breiſach gelegen, das noch gut kaiſerlich war und ſich tapfer hielt. Der langen Belagerung und des hartnäckigen Widerſtandes der Neuenburger äußerſt müde, erzürnte ſich der Sachſenherzog, und verſchwur ſich hoch und theuer bei Himmel und Hölle: komme ich in das Neſt hinein, ſo ſoll weder Hund noch Katze mit dem Leben davon kommen. — Bald darauf mußten ſich die tapfern Neuenburger, da ſie die Belagerung nicht länger aushalten konnten, dennoch ergeben und die Soldateska wollte ſchon ihr Müthlein im Blute der Bürgerſchaft kühlen und alles ermorden. Da gereute dem Herzog ſein vermeſſener Eid, und des vielen edeln auch zum Theil unſchuldigen Blutes, das hier vergoſſen werden ſollte, und er ſprach: nur was ich ſchwur, wird gehalten und nicht mehr und minder. Schont nicht Hunde, nicht Katzen, aber bei Leib und Leben gebiet' ich, daß der Menſchen geſchont werde. — Und alſo geſchah es. Herzog Bernhard, der große Kriegesheld, hatte auch Breiſach belagert und erobert, Freiburg eingenommen und bei Rheinfelden das Heer der Kaiſerlichen geſchlagen.

Große Hoffnungen baute auf ihn das deutſche Volk, auch das im Elſaß, und jubelte ihm zu, und begrüßte ihn überall als einen Retter, wie als einen Schirmvoigt gegen das treuloſe Nachbarland. Aber er ſprach ahnungsvoll: ich werde des großen Schwedenkönigs Guſtav Adolph Schickſal theilen: ſobald das Volk ihn mehr ehrte, als Gott, mußte er ſterben. — Und ein Jahr nach Neuenburgs Einnahme ſtarb er alldort, wo er menſchlich gewaltet, der allgemeinen Sage nach, an Gift, und die Zeichen dieſer That deuteten alle nach Frankreich hinüber.

29. Vom treuen Eckart.

Alte deutſche Heldenlieder ſingen und ſagen vom treuen Eckart, deſſen Gedächtniß blieb lange bei den Deutſchen, wegen ſeiner Ehrbarkeit und Frömmigkeit. Er war ein Held und Herzog im alten Breisgau, und Herr im Elſaß, vom Geſchlecht der Harlunge, und war Vormund und Pfleger zweier jungen Harlungen, welche die Brudersſöhne Kaiſer Ermenrichs waren, und Vettern des berühmten Dietrich von Bern. Der Eckart übte allezeit Treue und war ſchon dem Vater der Harlunge ein treuer Rathgeber geweſen; Kaiſer Ermenrich aber hatte einen Rathgeber, der hieß Siebich, von dem ſollen alle ungetreuen Räthe in die Welt gekommen ſein. Dieſer verleitete den Kaiſer zu böſen Thaten. Und Ermenrich erſchlug die jungen Harlunge, Eckart aber rächte ſie, indem er mit anderer Helden Hülfe den Ermenrich wieder erwürgte, und um dieſer That willen hoch geprieſen ward. Die Harlunge hatten einen reichen Schatz, der ward in einen Berg verzaubert, das iſt der Burglenberg bei Breiſach, und dieſen Harlungenhort hat hernachmals der Geiſt des treuen Eckart gar ſorgſam gehütet und jeden gewarnt, der ihn für ſich erheben wollte, denn er ſollte dereinſt wieder an den rechten Erben fallen, und dieſen zu einem mächtigen Herrn des Landes machen. Darum ſei im Volke das Sprüchwort entſtanden: du biſt der treue Eckart, du warneſt Jedermann. Ob aber das derſelbe treue Eckart ſein ſoll, der im Thüringerlande vor des Hörſeelberges Höhle ſitzt und vor dem wüthenden Heere warnend wandelt, bleibt in dem Dunkel der alten Sagen geheimnißvoll verhüllt.

30. Der Zähringer Urſprung.

Es geſchah, daß ein König vertrieben war vom Reich, und entflohn mit Weib und Kindern und ſeinem Geſinde, ſetzte ſich mit ihnen auf einen Berg, richteten ſich kümmerlich ein, und lebten in Armuth und Kümmerniß eine gute Zeit. Endlich ließ der König ausrufen im Lande umher: wer da wäre, der ihm Hülfe thun wolle, ſein Reich wieder zu erlangen, der ſolle ſein, des Kaiſers, Tochtermann und zu einem Herzog gemacht werden. Nun lebte hinter dem Berge Zähring ein Köhler, der brannte Kohlen im Walddickicht, und da begab es ſich, daß er einſtmals, als er die Meilerſtätte räumte, einen ſchweren Klumpen geſchmolzenen Metalles fand, und das war gutes Silber. Und als der Köhler wiederum kohlte, geſchah es wieder eben ſo, und immer fort, und war als ob der Berg das

das Metall aus ſich gebäre, und gewann der Köhler einen großen Schatz. Da er nun vernahm, was der vertriebene König ausrufen ließ, ſo nahm er eine Laſt ſeines Silbers und trat vor jenen und ſprach, er wolle ſein Sohn werden, ſeine Tochter freien und mit ſeinem Schatz rings umher das Land ſich zum Eigen erwerben, auch ihm, dem König, ſoviel ſeines Schatzes geben, daß er ſein ganzes Reich wieder gewinnen könne. Deß war der vertriebene König ſehr froh, ſchlug den Köhler zum Ritter, gab ihm ſeine Tochter zum Ehegemahl. Und der Köhler ließ nun das Silber ſchmelzen, erbaute Zähringen, die Burg und den Ort, und erwarb alles Land umher, und der König machte ihn zu einem Herzog von Zähringen. Der König hat hernachmals mit ſeines Eidams Gut all ſein Land und Volk wieder gewonnen, iſt wieder ein mächtiger Herr und Kaiſer geworden, und der Ort und Berg, wo er hingeflüchtet war, und ſeinen Sitz allda genommen, heißt noch bis auf den heutigen Tag der Kaiſerſtuhl. Die Zähringer aber wurden ein mannlich Geſchlecht, und waren hochgeehrt im ganzen Gau.

31. Das Rieſenſpielzeug.

An einem wilden Waſſerfall in der Nähe des Breuſchthales im Elſaß, liegen die Trümmer einer alten Rieſenburg, Schloß Nideck geheißen. Von der Burg herab ging einſtmals ein Fräulein bis ſchier gen Hasloch, das war des Burgherrn rieſige Tochter, die hatte noch niemals Menſchenleute geſehen, und da gewahrte ſie unverſehens einen Ackersmann, der mit zwei Pferden pflügte, das dünkte ihr etwas ſehr Geſpaßiges, das kleine Zeug; ſie kauerte ſich zum Boden nieder, breitete ihr Schürztuch aus, und raffte mit der Hand Bauer, Pflug und Pferde hinein, ſchlug die Schürze um ſich herum, hielt's mit der Hand recht feſt, und lief was ſie nur laufen konnte, und ſprang eilend den Berg hinauf. Mit wenigen Schritten, die ſie that, war ſie droben, und trat jubelnd über ihren Fund und Fang vor ihren Vater, den Rieſen hin, der gerade beim Tiſche ſaß und ſich am vollen Humpen labte. Als der die Tochter ſo mit freudeglühendem Geſicht eintreten ſah, ſo fragte er: nu min Kind, was heſch ſo Zwaſelichs in di Furti? Krom's us, krom's us! — O min Vater! rief die Rieſentochter: gar ze nettes Spieldinges ha i funden. — Und da kramte ſie aus ihrem Vortuch aus, Bauer und Pferde und Pflug, und ſtellt's auf den Tiſch hin, und hatte ihre Herzensfreude daran, daß das Spielzeug lebendig war, ſich bewegte und zappelte. Ja min Kind — ſprach der alte Rieſe: do heſt de ebs Schöns gemacht, dieß is jo ken Spieldings nitt, dieß is jo einer von die Burn; trog alles widder fort und ſtells widder hin ans nämlich Plätzli, wo du's genommen haſt! — Das hörte das Rieſenfräulein gar nicht gern, daß ſie ihren Fund wieder forttragen ſollte und greinte, der Rieſe aber ward zornig und ſchalt: Potz tuſig! daß de mir nett murrſt! E Bur iſt nitt e Spieldings! Wenn die Burn nett ackern, ſo müſſen die Rieſen verhungern! — Da mußte das Rieſenfräulein ſeinen vermeintlichen Spielkram als wieder forttragen, und ſtellte alles wieder auf den Acker hin.

Dieſe Sage wird auch von manchem andern Ort in Deutſchland erzählt, und zwar auf ganz ähnliche Weiſe vom Schloſſe Blankenburg oder Greifenſtein ohnweit Schwarzburg im Thüringerlande, auch vom Lichtenberg im Odenwalde, allwo gewaltige Rieſen hauſten.

32. Krötenſtuhl.

Im Elſaß war eine Burg, hieß Rothaeder, auf der wohnte ein Herzog, welcher eine überaus ſchöne Tochter hatte. Sie war aber nicht weniger ſtolz als ſchön, kein Freier, ſo viel deren kamen, ihre Hand zu erlangen, war ihr gut genug, und mancher nahm ſich das Leben, weil er ihre Gunſt nicht erlangen konnte. Der letzte, der das that, verwünſchte die hartherzige Jungfrau in einen harten Steinfelſen, und daß ſie nur alle Freitag einmal ſichtbarlich ſich zeigen dürfe, aber auch nur alle drei Wochen einmal in ihrer wahren Geſtalt als Jungfrau, zum andernmal als eine Schlange und zum dritten als eine häßliche Kröte. Jeden Freitag kommt ſie nun hervor, wäſcht oder badet ſich auf dem Felſen an einem Quellborn, und ſieht ſich um nach allen Weiten, ob kein Erlöſer nahe. Wollte Jemand an das Wageſtück gehen, der muß an einem Freitag auf den Felſen gehen, da findet er eine Muſchel, darin liegen drei Wahrzeichen: eine dunkelgelbe Schlangenſchuppe, ein Stückchen grasgelbe Krötenhaut und eine goldgelbe Haarlocke. Dieſe drei Dinge muß der Befreier zu ſich ſtecken und bei ſich tragen, und zur Mittagsſtunde am nächſten Freitag wieder hinauf auf den wüſten Felſen ſteigen, und zwar dreimal, und muß einmal die Schlange, zum andern die Kröte, zum dritten die Jungfrau küſſen. Das war mehr verlangt als bei der ſchönen Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt, eine Schlange und eine Kröte zu küſſen, ohne zu entfliehen! Wem das aber möglich iſt, der erlöſet die Verzauberte, bringt ſie zur Ruhe und wird durch ihre Schätze unermeßlich reich. Schon mancher fand die Merkzeichen, wagte ſich in die öden Burgtrümmer und kam nimmermehr wieder, ſei es, daß ehe er den Kuß gewagt, Furcht und Grauſen ihn tödtete, ſei es, daß er den Kuß wagte und vor Entſetzen in des Todes Arme ſank, denn wie lieblich ſie als Jungfrau erſcheint, immer gleich jung, niemals gealtert, ſo ſchrecklich iſt ſie als Kröte, nämlich ſo groß, wie etwa ein mäßiger Backofen, und ſpaucht Feuer — wer kann da küſſen? Am allerſchrecklichſten iſt ſie als Schlange, lang und ſtark wie ein Heubaum. Einmal hatte ein kecker Burſch doch ſich überwunden, und die Schlange geküßt, da war die Schlange hinweg, nun kam die Kröte, die war über alle Maaßen abſcheulich anzuſehen, das Eingeweide drehte ſich ihm im Leibe um, und er entrann; die Kröte aber hüpfte plump und ſchwer hinter ihm her und verfolgt' ihm bis zum Krötenſtuhl — und ſpie ihm den Berg hinab noch ganze Bündel Feuer nach.

33. Der Mühlenbär.

Im Elſaß, in der Gegend von Niederbronn und Gunthershof liegt eine Mühle, in der ſollte es gar nicht richtig ſein, ein Bär ſollte in ihr ſpuken. Wenn ein Mühlarzt zugereiſt kam, oder aber am Werk etwas verbrochen war, und ein ſolcher berufen werden mußte, blieb keiner länger denn eine Nacht in der Mühle, denn das Geſpenſt litt ſie nicht, und zuletzt drohte ihr Verfall und dem Müller Verarmung, denn es blieb auch kein Mahlburſche. Da kam eines Tages ein friſcher kecker Klapperburſche daher gewandert, ſagte ſein Müllerſprüchlein ohne Anſtoß her, und bot um guten Lohn und gute Koſt ſeine Dienſte an. Der Müller war froh, daß wieder einer kam, nahm ihn gern in Dienſt, und hieß ihn die nächſte Nacht mahlen. Der neue Burſch hatte ſchon von dem Mühlſpuk gehört, fürchtete ſich nicht, ließ ſich gegen Mitternacht vom Glöcklein wecken, ſchüttete friſch auf, that einen guten Zug aus der Bulle, und legte ſich auf ein Paar Mehlſäcke, zu ſchlafen, neben ſich legte er aber die ſcharfgeſchliffene Mühlbarte. Er war noch nicht ganz eingeſchlafen, als die Thüre der Meiſterſtube, die herein in das Werk führte, aufging, und ein ſchwarzer Zottelbär in die Mühle getreten kam. Er ſchnoperte und griff erſt am Beutelkaſten herum, ging zum Scheidekaſten, ſchritt die Treppe hinauf an die Trommel und wurde jetzt den neuen Mahlburſchen gewahr, der, die Hand am Beile, die ganze Zeit über den Bären beobachtet hatte, denn die Laterne brannte hell. Jetzt reckte der Bär mit Gebrumm die eine Tatze nach dem Burſchen aus, der nicht faul, hob das Beil, hieb zu, und die Tatze lag am Boden. Laut auf heulte der Bär und ſtürzte in die Meiſterſtube zurück. Als man am andern Morgen das Frühmahl einnahm, fehlte die Müllerin; ſie lag im Bette, und fehlte ihr der rechte Vorderarm, da holte der Burſche die Tatze, und die Tatze war der Vorderarm und die Müllerin war eine unholde Hexe. Solchen Hexenſpuk mit Müllerinnen, die auch als Katzen erſcheinen, und arge Teufeleien treiben, erzählt man ſich auch viel in Thüringen und Sachſen.

34. Chorkönig.

Das alte Münſter zu Straßburg hatte Chlodwig erbaut, der Frankenkönig; es war urſprünglich nur ein hölzern Gebäu, und im Jahre 1002 brannte es Hermann, Herzog von Elſaß und Schwaben, der mit Kaiſer Heinrich um die Kaiſerkrone ſtritt, faſt ganz zum Grunde nieder, doch blieb das Chor Karl des Großen ſtehen, aber 1007 ſchlug das Wetter hinein, und der Reſt des Baues ſank in Trümmer. Da geſchah es, daß Kaiſer Heinrich II. im Jahre 1012 gen Straßburg kam, des Münſters Untergang beklagte, und ſich die Regel und Ordnung der Chorherren vorlegen ließ, die gefiel ihm alſo wohl, daß er bei ſich beſchloß, der Bürde ſeiner Königskrone zu entſagen und ein Chorherr in unſer lieben Frauen-Münſter zu Straßburg zu werden. Das erſchreckte gar ſehr alle ſeine Getreuen, denn das Reich bedurfte ſeiner, und redeten ihm zu, von dieſem Vorhaben abzuſtehen; Kaiſer Heinrich aber, den man ſeines frommen Sinnes und ſeiner Mildthätigkeit gegen Klöſter und Stifte den Heiligen nannte — er war auch der Begründer des Biſthums Bamberg — wollte mit nichten von ſeinem Vorſatz laſſen. Nun war zu Straßburg ein Biſchof, der hieß Werinhard, als dieſer ſahe, daß der Kaiſer ſich nicht abbringen ließe von ſeinem Vorhaben, ſo nahm er vor, ihm die geiſtlichen Gelübde abzunehmen, vor allem das Gelübde des Gehorſams. Wie der Kaiſer das geleiſtet hatte, befahl er ihm Kraft Gottes und in deſſen Namen, die Kaiſerkrone zu behalten, und des Reiches Regiment und Herrſchaft, das ſeiner nicht entrathen könne. Der Kaiſer ſah ſich überliſtet, doch gebot er, ſo ſolle fortan an ſeiner Statt ein anderer Chorherr im Frauenmünſter Gott dienen, und das Amt verſehen, und am Altar für ihn ſingen und beten, der ſolle der Chorkönig heißen. Stiftete auch eine reiche Pfründe in das Gotteshaus, das war die Chorkönigspfründe, die hat beſtanden weit über tauſend und ſiebenhundert Jahre. Und Biſchof Werinhard war es, der hernach im Jahre 1015 den Grundſtein zu dem ſteinernen Münſter in Straßburg legte.

35. Sankt Ottilia.

Es ſaß auf Hohenburg ein ſtolzer Graf, Herr Attich geheißen, deſſen Frau gebar ihm ein Mägdlein, und das war blind. Darob ergrimmte Herr Attich und ſchrie: ein blindes Kind will ich nicht, fort mit dem Wurme und ſchlagt ihm den Schädel an einem Felſen ein! und tobte fort, die Mutter aber ſandte alsbald die Amme in Begleitung treuer Knechte mit dem blinden Kinde weit, weit von dannen, gen Palma, das liegt jenſeit der Alpenberge in Friaul, dort war ein Frauenmünſter und dorthin ward Herrn Attichs Töchterlein gebracht. Im Baierlande aber war ein Biſchof mit Namen Erhardus, der hörte im Traume eine Stimme: mache dich auf gen Palma in das Stift, dort findeſt du ein blindes Mägdelein, das ſollſt du taufen und Ottilia heißen. Erhardus folgte ohne Weilen der Stimme des Herrn, ſo er im Traume vernommen, zog gen Palma in das Stift und fand das Kind, und taufte es und ſegnete es, und ſiehe, da gingen über der Taufe dem Kinde die Augen auf, und ward ſehend. Und Ottilia blieb im Frauenmünſter zu Palma, erwuchs darinnen züchtiglich, erlernte die Orgel ſchön zu ſpielen, der Blumen zu pflegen und ihrer Pflichten treulich zu warten. — Herr Attich aber ward vom Himmel heimgeſucht, daß er Reue und Leid fühlte ob ſeines von ihm verſtoßnen Kindes Willen, und es trieb ihn zu einer Pilgerfahrt nach Wälſchland, ſein Kind zu ſuchen, und da er der Tochter Aufenthalt erfahren, zog er des rechten Weges, und hörte nun in Andacht das Wunder, das mit ihr ſich begeben und führte ſie zurück nach Hohenburg und an das Herz ihrer Mutter. Glanz und Reichthum umgab das holde fromme Kind, aber das alles lockte ſie nicht, und auch als der Ruf ihrer Schönheit und Lieblichkeit ſich in der Gegend verbreitete, und Freier angezogen kamen, die gern um ihre Hand werben mochten, zeigte ſie ſich allen abgewendet, wollte allein des Heilands Braut ſein. Da nun unter dieſen Freiern ein reicher Graf des Gaues war, ſo gelobte Herr Attich dieſem ſein Kind zum Ehegenoß und gebot Ottilien, ſich nicht länger zu weigern. Das erſchreckte die fromme Jungfrau gar ſehr, ſie ſuchte Troſt und Rettung im Gebet, und fand endlich einen Rathſchluß, welcher kein anderer war, als ſchnelle Flucht. Da nun der Bräutigam am Morgen angeritten kam, war die Braut abhanden, und nirgend zu finden. Boten ritten und liefen wohl im Vogeſengebirge umher und auf und ab all um den Rhein und keiner fand Herrn Attichs Tochter, bis nach dreien Tagen endlich die Kunde kam, Ottilia ſei in einem Schifflein über den Rhein gefahren, mutterſeelenallein und mochte wohl ein Engel ihr Ferge geweſen ſein. Da forſchten nun ihr Vater und der Graf gar fleißig nach ihr und waren weit aus, und kamen bis gen Freiburg im Breisgau, und als ſie dort im Thale ritten, ſahen ſie auf einmal auf einer Bergeshöhe die Jungfrau wandeln, und ſprengten eilend hinan. Wie nun Ottilia ihre ihr ſchon nahen Verfolger erkannte, erſchrak ſie heftig, und rief den Himmel um ſeinen Schutz an, und da ſie an eine Felswand kam, die ihre Schritte gänzlich hemmte, da that vor ihr die Wand ſich auf, und ſchloß ſich wieder hinter ihr zu. Aus dem Felſen aber rieſelte alsbald ein klarer Waſſerquell und die Verfolger ſtanden davor und wußten nicht, wie ihnen geſchehen war.

Nun begann Herr Attich, aufs Neue in ſich zu gehen, ſeufzte nach der Tochter, blieb an der Quelle und rief dem ſtarren Fels das Gelübde zu, wenn Ottilia wieder zu ihm komme, ſo wolle er an dieſen Ort eine Kapelle bauen, und aus ſeiner Burg ein Kloſter, und das mit reichem Gut begaben. Solches alles geſchah, und der Brunnen aus dem Fels ward der Ottilienbrunnen geheißen, und übte wunderſame Kraft an kranken Augen. Ottilia aber wurde Aebtiſſin des neuen Kloſters, pflegte und heilte Kranke, ward ein Schutzengel des ganzen Gaues, ließ an den Bergesfuß noch ein Kloſter, Niedermünſter, bauen, und als ſie endlich ſanft und ſelig verſchieden, iſt ſie heilig geſprochen worden, und ward die Patronin der Augen und von Augenleidenden inſonderheit angerufen.

36. Vater und Sohn.

Es war ein Graf im Ober-Elſaß, Herr Hug von Egisheim, dem gebar ſein Ehegemahl einen Sohn, der ward Bruno genannt in der heiligen Taufe. Aber ein böſer Argwohn umdüſterte des Grafen Herz, als ſei das Söhnlein nicht ſein eigen, und da befahl er einem Knecht, daß er es hinaustrage in den Wald, es tödte, und ihm ſein Herz, der That zum Zeugen, darbringe. Den Knecht aber jammerte des unſchuldigen Kindleins und konnte ſolchen Mord nicht über das eigene Herz bringen. Er gab das Kind in ſichere Hut, erlegte ein Rehkälbchen und brachte deſſen Herz ſeinem grauſamen Herrn. Der Knabe erwuchs und kam weit hinweg, die Jahre vergingen, und über den alten Grafen kam die Reue, denn es war ihm klar und offenbar geworden, daß er damals im Irrwahn befangen, die ſchrecklichſte Sünde begangen hatte. Und da litt es ihn endlich nicht länger mehr in der Heimath, er verließ ſeine Schlöſſer und ſein Land, und ging in Pilgertracht über die Alpen und wandelte gen Rom, dem heiligen Vater ſeine ſchwere Schuld zu bekennen, und eine Buße ſich auferlegen zu laſſen. Und er kam zum Papſte und kniete zu deſſen Füßen, und beichtete ſein Verbrechen und flehte zerknirſcht um Entſündigung. Da erhob ſich von ſeinem Thronſitz der heilige Vater und ſprach: Graf Hugo von Egisheim! Der allbarmherzige Gott hat nicht gewollt, daß Bruno, dein Sohn, ſterbe, ſondern hat ihn aufbehalten zu hohen Dingen. Und Gott verzeiht dir durch mich, dem Knecht ſeiner Knechte, den grauſamen Vorſatz. Deine Reue ſoll deine Buße geweſen ſein. Stehe auf Graf Hugo, umarme mich, ich bin es, der dir Verzeihung kündet, ich bin Bruno, dein Sohn, Leo der Neunte geheißen auf St. Petri heiligem Stuhle! — Dem alten Grafen war als ob er träume, als ob der Himmel ſich ihm erſchließe.

37. Die Münſter-Uhr.

Zu Straßburg im Münſter iſt ein koſtbar und verwunderungswürdiges Uhrwerk, das ſeines Gleichen in der ganzen Welt nicht hat. Hoch und ſtolz, ein wunderſames figurenreiches Gebäu, ſteht es da vor Augen, aber leider ſteht es eben, und geht ſchon längſt nicht mehr. Im Piedeſtal zeigt ſich neben einem Himmelsglobus ein Pelikan, darüber erhebt ſich ein Kalender, in deſſen Mitte die Erdkugel erſichtlich iſt, zu beiden Seiten ſtehen der Sonnengott und die Mondgöttin, welche mit ihren Pfeilen Tages- und Nachtſtunden zeigen. Schildhalter an den vier Winkeln des Kalendariums laſſen Wappen erblicken. Darüber fuhren in Wagen von verſchiedenen Thiergeſpannen gezogen, die ſieben Planetengötter als Tagesboten, jeden Tag zeigte ſich ſanft vorrückend ein anderes Geſpann, ſtand in der Mitte zur Mittagsſtunde und gab dann allmählich dem nachfolgenden Raum. Darüber ein großer Viertelſtundenzeiger, und zur Seite vier Gebilde, die Schöpfung, Thal Joſaphat, jüngſtes Gericht und Verdammniß. Zur Rechten des Beſchauers ſteht ein freier Treppenthurm am Uhrgebäu, zur Linken ein ähnlicher von anderer Form mit Göttergeſtalten, auf der Spitze ein großer Hahn, welcher die Stunden krähte und mit den Flügeln ſchlug. Am Sockel der Thürme halten zwei große aufrechtſitzende Löwen je einer den Helm mit dem Kleinod, der andere das Wappenſchild Straßburgs. Recht in der Mitte iſt das rieſiggroße mannigfach verzierte und mit kunſtvollem Triebwerk verſehene Zifferblatt, umgeben von den Bildern der vier Jahreszeiten, darüber ſteht: **DOMINVS LVX MEA - QVEM TIMEO**. Den Zeiger bildet ein geſchlängelter Drache, deſſen Zungenpfeil auf die Stundenzahl deutet. Ueber dem Zifferblatte zeigte ein kleinerer Kreis mit der Mondesſcheibe genau des Mondes wechſelnde Zeiten. Darüber zeigten ſich zwiſchen Schildhaltern und Wappenfiguren wandelnde

Geſtalten der Menſchenalter, welche an die offen hängenden Viertelſtundenglocken anſchlugen, über ihnen hängt die Stundenglocke; nach jedem Viertelſtundenſchlage trat der Tod hervor, die Stunde zu ſchlagen, aber da begegnete ihm die Geſtalt unſers Heilands, und wehrte ihm, erſt wenn die Stunde voll war, durfte der Tod ſein Stundenamt üben. Hoch empor über allen dieſem, hob ſich noch eine gothiſche Krone, mit den frei ſtehenden Geſtalten der vier Evangeliſten, die Thiere der Offenbarung neben ſich, und über dieſen ſtanden zwei muſicirende Engel, dahinter aber barg ſich gar ein ſchönes klangvolles Glockenſpiel, auch iſt noch manch anderes künſtliches Bildwerk an der Münſter-Uhr zu ſehen, und ſind auch gedankenvolle Sprüche daran zu leſen. Dieſes herrlichen Werkes Meiſter hieß Iſaak Habrecht, der hatte gar lange geſonnen Tag und Nacht und gearbeitet unermüdlich, bis er es vollendet, und bis es durch ſeinen lebendigen Gang alle Welt zum Erſtaunen hinriß. Da es nun vollbracht war, ſo gedachte der Meiſter, auch anderswo ſeine unvergleichliche Kunſt zu üben, da blies der böſe Feind dem Rathe der Stadt Straßburg ſchlimmen Neid in das Herz, und ſollte ſeine Stadt ſolch Wunderwerk nur einzig und allein haben. Und weil die Herren im Rathe glaubten, wenn ſie dem Meiſter Habrecht auch verböten, der Stadt Weichbild zu verlaſſen, werde er Straßburg dennoch den Rücken kehren, ſo wurden ſie miteinander eins, ihm des Augenlichtes zu berauben. Das ward dem Meiſter angeſagt, und wie er es vernahm, ſchauderte ihm und ſprach: nur einmal noch muß ich mein Uhrwerk ſehen, möcht etwan noch was daran beſſern, denn ich's ſpäter nicht mehr vermag, wenn ich nicht ſehend bin. Das wurde ihm vergönnt und dann ſtieg der Meiſter zu ſeinem künſtlichen Bau hinauf und trat hinein, und ſchaffte was darin, eine kurze Weile. Und hernach haben ſie auf dem Rathhaus dem Meiſter des Augenlichts beraubt. Aber ſiehe — da ſtockte mit einemmale das Uhrwerk. Chriſtus und der Tod und die Alter der Menſchen wandelten nicht mehr, das Glockenſpiel verſtummte, der Hahn krähte nicht, die Uhrglocken tönten nicht, der Zeigerdrache zeigte nicht, die Götter fuhren nicht mehr — Alles ſtand. Bald aber nach der grauſamen That wurden Meiſter Habrechts geblendete Augen aufgethan zum ewigen Licht — und vergebens ſendete der Rath nach Künſtlern umher, die das Uhrwerk wieder in Gang bringen ſollten. Viele kamen, viele probten und pöſſelten daran und darin herum, keiner bracht's in Gang, von alter Zeit zu neuer Zeit, immer wieder — ſie verdarben mehr als ſie gut machten, und ſo ſteht im Münſter das Uhrwerk heute noch; wunderbar anzuſchauen, aber ungangbar, und die Zeiger zeigen noch Tag und Stunde, an denen ſo grauſenhafte undankvolle Untreue an dem kunſtreichen Meiſter verübt ward.

---

38. Straßburger Schießen und Zürcher Brei.

Im Zeughaus zu Straßburg wird ein eherner Topf gezeigt, den ſandte einſtmals die Stadt Zürch voll Brei dahin, den ſie in Zürch gekocht und der noch warm in Straßburg ankam, das begab ſich alſo. Die Straßburger hielten großes

Freiſchießen, und luden dazu ein alle Nachbarſtädte am Rhein, in der Rheinpfalz, im Elſaß und in der Schweiz, die kamen auch durch Geſandte zahlreich und nahmen Theil am Feſte; am weiteſten hatten freilich die Schützen von Zürch, drei Tagereiſen. Da war zu Zürch ein wackerer Kumpan, der hieß Hans im Weerd, und ſann ein luſtig Stücklein aus. Wir wollen gen Straßburg zu Waſſer fahren, da brechen wir kein Rad und fällt uns kein Roß, und wollen das thun, ſo Gott will, in einem Tag, und einen heißen Brei, den wir allhier gekocht, den Straßburgern mitbringen. Dieſer Rath fand großen Beifall, alles ward vorgerichtet und gerüſtet, der Brei wurde in einer Nacht gekocht, kam in einen warmen Topf von Erz und der Topf wurde in heißen Sand geſtellt, und nun ging es ſchnell zu Schiff, als die Sterne noch glänzten. Vom Schiffe wehten luſtig die Wimpel mit Zürchs Farben, weiß und blau, und munter flog es über der Limmat raſche Wellen raſch dahin. Von der Limmat lenkten die fröhlichen Schweizerſchützen in die Aar, vorüber an mancher fährlichen Stelle, und aus der Aar in den Rhein, am Höllenhaken kühn vorbei durch Strudel und Klippen. Da das glückhafte Schifflein gen Rheinfelden kam, wohin ſchon Kunde von ſeiner Fahrt gelangt, ward zur Mauer herab ein Korb voll edlen Weines zum Morgentrunk herabgelaſſen und unverweilt eingenommen. Als die Basler Glocke eilf ſchlug, war es erſt um zehn Uhr, und das glückhafte Schiff mit ſeinen Zürchern nahte ſchon der Brücke. Da ſchallte von aufgeſtellter Mannſchaft und drängendem Volk herzlichfroher Bundesgruß entgegen, und die Geſchütze krachten, aber wie ein Pfeil ſchoß das Schiff, getrieben von den Ruderſchlägen ſtets ſich ablöſender kräftiger Ruderer immer rheinabwärts, und vorn im Schiff am Steuer ſtand lugenden und ſorgenden Blickes der Hans im Weerd, und mitten im Schiff ſaß Kasper Thomann, der Zürcher erwählter Obmann und Sprecher beim Schützenfeſte. So ging es weiter und immer weiter, an Neuenburg vorbei, an Breiſach vorbei, durch die hundert Inſeln und Werther und Riethe im Rhein. Wohl ſank der Abend nieder, wohl tauchte hinter der Vogeſen blauer Bergkette das glühende Rad der Sonne unter, aber was leuchtete dort weit, weit her über die unermeßliche Stromthalfläche, eine rothe Feuerſäule? Im Sonnenſcheidekuß flammte unſer Frauen-Münſters Thurmrieſe und der Jubel der Schiffer grüßte das leuchtende ferne Ziel. Aber immer noch liegen Stunden zwiſchen dem Ziele und dem Schiffe — der Tag ſchwindet, die Nacht bricht an, hell und rund ſteht der Mond am Abendhimmel, das Münſter taucht empor, wie ein Geiſterſchiff, von der Schützenmatte her dringt dumpfer Lärm des Volksgewimmels; jetzt beginnen auch die im Schiff zu blaſen mit hellen Zinken und Poſaunen, Pfeifen und Drommeten — jetzt endlich iſt Straßburg erreicht, und am Guldenthurm legt das Schifflein an. Jubel begrüßt die nimmermüden Stromfahrer, die das nie Dageweſene vollbracht, in einem Tage gefahren die unendlichen Strecken und der Brei im Topfe noch warm, gerade noch ſo recht mundrecht. Das war ein gar feſtliches Begrüßen, mit Muſik und Fahnen wurden die werthen Zürcher Gäſte auf die Maurerſtube geleitet zum herzlichen Willkommen und frohem Mahle. Von da brachte man die Zürcher, nachdem der Brei verzehrt war, in den güldnen Hirſch zur Raſt, und am andern Tage beim Schießen wurden ſie hoch geehrt vor allen Gäſten, und der Topf blieb aufbewahrt für ewige Zeiten.

39. Das Hündchen von Bretten.

„Dir geſchieht, wie dem Hündchen von Bretten!“ ſagen die Leute in der Rheinpfalz. Damit deuten ſie auf ein Wahrzeichen des Städtleins Bretten hin, und bezeichnen mit dem Spruch den Empfang des bekannten Teufelsdankes für gehaltene Treue. Zu Bretten war ein Mann, der hatte ein treues frommes Hündchen, das hatte er mit Fleiß abgerichtet zu allerlei Dienſt und Kunſtſtück, inſonderheit brauchte er es zum Fleiſch holen. In einem Körbchen, darin eingewickelt das Geld lag und auf einem Zettel ſtand, was es bringen ſollte, holte es beim Metzger Wurſt und Fleiſch, rührte davon nie einen Biſſen an, ſo brachte es dem Metzger viele viele Kreuzer ins Haus. Da fügte ſich's, daß der Metzger einen Geſellen bekam, der war katholiſch, der Mann aber, dem das Hündlein zugehörte, war evangeliſch, und ſandte es auch am Freitag zum Metzger, daß es wie gewohnt, ſein Fleiſch oder ſeine Wurſt hole. Solches verdroß dem Metzgergeſellen, und er ſagte: warte Ketzer, ich will dir den dir gehörigen Schlünker ſchicken, — nahm das Hündlein, hackte ihm auf dem Block das geringelte Schwänzchen grauſam ab, und legt's in den Korb. Das arme Thier faßte den Korb, lief blutend nach Hauſe, ſtellte den Korb vor ſeinen Herrn, legte ſich hin, winſelte, ſtreckte alle Viere von ſich und ſtarb. Die ganze Stadt Bretten war entrüſtet über ſolch ungetreue That, der Geſell wurde alſobald ausgewieſen, und des Hündleins Bild ohne Schwanz in Stein gehauen und über's Stadtthor geſetzt, darüber aber ein Kranz, den Lohn der Treue anzudeuten. Dieſes iſt das Wahrzeichen von Bretten, in welcher kleinen Stadt der große Philippus Melanchthon geboren wurde.

40. Trifels.

Ueber dem Anweiler Thale bei Landau erhob ſich eine ſtattliche Kaiſerpfalz, Burg Trifels. Es geht die allgemeine Sage, daß König Richard Löwenherz von England darinnen gefangen gehalten worden vom Kaiſer Heinrich. Niemand wußte, wo er hingekommen, und war große Sehnſucht nach Richards Wiederkehr in ſeinem Reiche. Nun hatte Richard einen treuen Dienſtmann, der war ein Minneſänger und verſtand ſich meiſterlich auf die Kunſt des Geſanges und der Töne. Der machte ſich mit einer Schaar redlicher Mannen auf, ſeinen König allüberall zu ſuchen. Reichen Schatz an Gold und Kleinodien, den das Volk geopfert, nahmen ſie mit ſich zum Löſegeld. Auch König Richard war ein Minneſänger, und Blondel, ſo hieß jener treue Dienſtmann, kannte und konnte des Königs Lieder. Vor mancher Burg, darinnen er den König gefangen glaubte, hatte Blondel ſchon Weiſen angeſtimmt, auf welche, wie er ſicher vorausſetzte, der König, wenn er ihn hörte, ſingend antworten mußte, aber es war ſtill geblieben hinter den feſten Mauern. Schon war er am Donauſtrom auf- und abgezogen, und hatte auch all um den Rhein geſucht und geſungen, da vernahm er, daß in der Nähe der Stadt Landau, allwo man dazumal des heiligen Reiches Kleinodien aufbewahrte, die Kaiſer Friedrich auf den Trifels ſelbſt eine Zeitlang bringen und bewahren ließ — auf dreien Felſenzacken gar ein großes und ſtattliches Kaiſerſchloß ſtehe, und da Blondel der Meinung war, nur in einem ſolchen Schloß werde der römiſche Kaiſer ſeinen König und Herrn gefangen halten, ſo wandte er ſich dorthin mit den Seinen, umſchlich ſpähend die Mauern, und ſtimmte am Fuße der ſtarken und hohen Thürme, in deren Tiefen und Verließen man gewöhnlich die Gefangenen ſchmachten ließ, jene Weiſen an, die nur König Richard kannte. Und — o Freude — endlich, endlich drang aus dem Gemäuer des Thurms auf Trifels antwortender Geſang in gleicher Weiſe — hoch ſchlug vor Freude Blondels Herz, ſein Richard, ſein König, war gefunden, und bald darauf auch aus ſeiner Haft befreit.

Vom Schloſſe Dürrenſtein am Donauſtrome geht die gleiche Sage, alldort zeigt man noch ein Loch im Trümmerfelſen, darin Erzherzog Leopold von Oeſterreich den heldenmüthigen König ſoll gefangen gehalten haben.

41. Der Rothbart zu Kaiſerslautern.

Bei Kaiſerslautern iſt eine Felſenhöhle von unergründlicher Tiefe. Von dieſer geht des Volkes allgemeine Sage, daß Kaiſer Friedrich der Rothbart, da er aus ſeiner Gefangenſchaft in der Türkei gekommen ſei, in Kaiſerslautern ſich niedergelaſſen habe. Dort habe er das Schloß gebaut, und dem Waidwerk, wie der Fiſcherei in dem ſchönen See, der noch der Kaiſerwerther heißt, obgelegen. In einem Thiergarten nahe am Schloß hielt der Kaiſer allerlei wunderbarliche und fremdländiſche Gethiere, und im See fing er einſtmal einen großen Karpfen, dem ſteckte er einen güldnen Ring von ſeinem Finger an eine Floſſe; der Fiſch blieb und bleibt hinfüro ungefangen bis auf des Kaiſers Wiederkehr. Endlich kam der Kaiſer hinweg, Niemand wußte zu ſagen, wie, und es ging die Rede, er habe ſich in das tiefe Loch verwünſcht auf lange Zeit, da drunten beſſerer Zeit zu harren. Im Schloſſe blieb lange noch des Kaiſers Bette aufbewahrt, hängend an vier eiſernen Ketten. War es Abends wohl gebettet, ſo war es Morgens verwälzt, ſo daß man deutlich ſah, es habe Jemand darin gelegen. Einſt fing man im Kaiſerswerther zwei Karpfen, die waren um die Hälſe mit Ringen und einer güldnen Kette verbunden, zum Angedenken wurden ſie in Stein ausgehauen an der Metzler-Pforte.

Zu einer Zeit fand ſich ein Mann, der wollte gern den Grund der großen tiefen Höhle ergründen, in welche der Kaiſer ſich verwünſcht haben ſollte, und ward an einem Seil hinabgelaſſen, mit einem Faden, der oben an eine Schelle reichte. Und kam hinab und ſah den Kaiſer ſitzen auf güldnem Seſſel mit mächtig großem rothen Barte, ſchaute ſich um, und erblickte einen großen weiten Plan, darauf ſtanden viele Wappner. Der Kaiſer nickte ihm zu, und bedeutete ihn, nicht zu reden — und da grauſete es dem Mann und gab ſein Zeichen an der Schelle, und ward alſo wieder heraufgezogen, wo er verkündete, was er geſchaut. Um keinen Preis aber wollte er noch einmal hinunter.

Weit über das deutſche Land hin verbreitet iſt die Sage vom verzauberten Kaiſer im Bergesſchoos. Im Thüringer Lande iſt ſie am lebendigſten um den Kiffhäuſer, ſo auch im Untersberge bei Salzburg, und anderorts, wo es aber auch oft Kaiſer Karl der Große oder auch Karl V. iſt, den die Sage hineinbannt, und zu künftiger Wiederkehr aufbewahrt.

42. Die ſchiffenden Mönche.

Zu Speier kam einſtmals ein Fiſcher an den Strand des Rheinſtroms, der ſtellte ſeine Garne ſpät am Abend und legte ſeine Reußen, und fuhr in ſeinem Kahn von einer Uferſtelle zur andern. Da kam ein Mann daher in brauner Mönchskutte, und der Fiſcher grüßte ihn. Fiſcher, ſprach der Mönch: ich bin ein Bote von weitem her, und möchte gern überfahren. — Das kann geſchehen, ſagte der Fiſcher und fuhr den Mönch über. Als er wieder an ſeinen Strand kam, ſtanden fünf andere Mönche da und harrten ſeiner, und ſprachen: Fahr' über! — Warum reiſet ihr ſo in ſpäter Nacht? Und ſoll ich nicht für meine Arbeit einen Lohn von euch verdienen? — Fiſcher — es treibt die Noth, — antworteten die Mönche: die Welt iſt uns gram, fahr' uns nur über um Gottes Willen.

Der Strom war ruhig und hell der Nachthimmel, der Fiſcher nahm die Männer in ſeinen Kahn und ſtieß vom Strande. Schnell ward es dunkel, der Himmel ſchwärzte ſich, der Strom warf Wellen, es heulte der Sturm, und trieb die ſchäumenden Wogen über Bord in das Schiff hinein. Wie geſchieht uns? fragte der Fiſcher. War doch eben erſt der Himmel rein und klar! Hilf uns o Gott! — Was heulſt und beteſt du, ſtatt zu rudern? ſchalt den Schiffer einer der Mönche, entriß ihm das Ruder und ſchlug ihn, daß er niederſank. Die Mönche ruderten nun ſelber eilend durch den Strom, legten am andern Ufer an und verſchwanden. Als der Fiſcher wieder zu ſich kam, grauete ſchon der Tag, und kaum vermochte er, wieder überzufahren, und ſeine Hütte zu erreichen.

Des Weges aber, den die Mönche eingeſchlagen, kam ein Bote, der wollte gen Speier, der ſah dieſelbigen Mönche ſich entgegen kommen, ſie fuhren auf einen Wagen, der war ſchwarz überhangen und hatte nur drei Räder; die Pferde, die ihn zogen, hatten nur drei Beine und der Fuhrmann hatte eine Teufelsnaſe und eine Flammengeiſel, rund um den Wagen her weberte es von Flammen. Der Bote kreuzte und ſegnete ſich, und zeigte dem Rath zu Speier dieß Geſicht an, aus welchem man auf große Zwietracht unter den deutſchen Fürſten ſchloß, an der in alten und neuen Zeiten niemalen ein Mangel.

43. Die Schwabenſchüſſel.

Zu Speier auf dem Domplatz ſteht auf einem großen Fußgeſtelle von Quaderſtücken auf drei Staffeln ein großer, tiefer, runder, ſteinerner Napf, mag wohl ein Taufbecken ſein aus grauen Zeiten, wie eins vor der Kloſterkirchenruine zu Paulinenzelle liegt, und anderswo dergleichen auch gefunden werden — das hat in ſeinem Rand eine Schrift in Meſſing gegoſſen, dieſe beſteht aus lateiniſchen Verſen. Dieſes Becken nennen ſie dort die Schwabenſchüſſel, Niemand weiß, warum. Sie hatten aber zu Speier damit einen ſondern Brauch, nämlich wenn ein neugewählter Biſchof alldort ſeinen Einzug halten wollte, ſo ward er nicht alsbald in die Stadt gelaſſen, ſondern mußte vor dem Thore halten bleiben, und zwar geloben, der Stadt Rechte und Freiheiten nicht anzutaſten, vielmehr aufrecht zu erhalten, und das angeloben mit Brief und Siegel, dann öffnete der Rath ihm das Stadtthor, aber gleichwohl durften nicht mehr als funfzig Mann des Gefolges in ihrer Wehr mit dem Biſchof einreiten, und dann ward das Thor wieder hinter ihm zugeſchloſſen. Danach legte der Biſchof ſeinen Ornat an und ward von Rath und Bürgerſchaft und ſeinem Gefolge geleitet und begleitet bis auf den Domplatz an die Schwabenſchüſſel, dort nahm die Kleriſei den neuen Biſchof in Empfang und führte ihn unter einen Thronhimmel in den Dom mit großen Ceremonien und Gepränge. Der Biſchof aber ließ nun Wein anfahren und in die Schwabenſchüſſel fließen, ſo viel als hinein ging, und da konnte trinken wer wollte, und derer, die wollten, waren immer viele, und der Wein floß endlos in den Napf, ein ganzes Fuder oder auch zweie. Da ſoff ſich zum Oeftern die Menge toll und voll, und Mancher kam weit her gereiſt zu dieſem Trunke, und ward ihm hernach weh und übel von dem vielen Saufen. Davon iſt denn das Sprüchwort entſtanden, wenn ſich einer überſoffen und die Folgen verſpürt: der reiſt nach Speier. Andere aber deuten das auf die Reiſe zum kaiſerlichen Kammergericht dortſelbſt, wohin gar ein Mancher reiſte, um zu — appelliren.

44. Die Todtenglocken zu Speier.

Kaiſer Heinrich IV. nahm gar ein trauriges Ende; auch ſeine Gebeine ruhen im Dome zu Speier, aber ſie kamen nicht alsbald nach ſeinem Tode dahin. Verſtoßen von Thron und Reich gedachte er, wie ſein heiliger Vorgänger Heinrich II. die Abſicht gehabt, dort im Münſter zu Straßburg ſeine Tage zu beſchließen, am Dome zu Speier einer Chorherren-Pfründe theilhaft zu werden, allein da er, der den Dom gebaut und reich geſchmückt, nicht, wie jener, jetzt eine Pfründe gründen und ſtiften konnte, ſo ward ihm auch ſolche nicht zu Theil, und der Biſchof Gebhard, den er, der Kaiſer, als ſolcher ſelbſt auf ſeinen Stuhl geſetzt und ihn beſtätigt, weigerte ihm die Aufnahme. Da erſeufzte der Kaiſer und ſprach: Gottes Hand! Gottes Hand liegt ſchwer auf mir — und zog trauernd von dannen. Und es geht in Speier die Sage, daß als der alte Kaiſer endlich arm und elend zu Lüttich an der Maas verſtorben, habe die Kaiſerglocke im Dome von ſelbſt zu läuten begonnen, und alle andern Glocken haben volltönig eingeſtimmt in das Geläute, und das Volk ſei zuſammengelaufen und habe gerufen: der Kaiſer iſt todt, der Kaiſer iſt todt — aber wo? wo iſt er geſtorben? — Das wußte keiner. Der Biſchof zu Lüttich fühlte minder hart, wie der undankbare Biſchof zu Speier, er ließ den Verſtorbenen mit gebührenden Ehren beſtatten. Aber als das der unnatürliche Sohn Heinrichs, Kaiſer Heinrich V. vernahm, ward der Biſchof von Lüttich verurtheilt, den Sarg des Beſtatteten mit ſeinen eigenen Händen wieder auszugraben, da der Verſtorbene im Banne dahin gegangen, und einen Gebannten die geweihte Erde nicht decken dürfe. Da ward der todte Kaiſer in ſeinem Sarge auf eine Inſel in der Maas geſtellt, und Niemand wartete ſein, und Niemand kümmerte ſich um ihn. Aber ſiehe, da kam ein Mönch, den Niemand kannte, der fuhr hinüber auf die Inſel, und betete über dem Sarge, und las Meſſen über den Todten und ſang ihm das Requiem, und das trieb er fort und fort, bis Heinrich V. es vernahm, und den Sarg mit den Reſten ſeines Vaters gen Speier führen ließ. Und als nun der Sarg im Königschor des Domes beigeſetzt werden ſollte, litt es der Biſchof nicht, ehe denn der Papſt zu Rom des deutſchen Kaiſers Ueberreſte aus dem Banne löſete. Das währte fünf Jahre; ſo lange blieb Kaiſer Heinrichs IV. Sarg in Sankt Aſra's Kapelle unbeerdigt ſtehen. Aber den Kaiſer Heinrich V. wußte Gottes Hand auch zu finden, denn er blieb erbenlos, fiel in des Papſtes Bann wie ſein Vater, und als er verſtarb, da läutete vom Münſterthurme zu Speier ein Glöcklein von ſelbſt gar hell und ſchrillend — und keine andere Glocke fiel ein, und Niemand wußte, warum es läute, und das Volk lief zuſammen und fragte ſich unter einander: wo wird denn Einer ausgeführet, daß das Armeſünderglöcklein läutet? —

---

45. Die Juden in Worms.

Mitten im Wein- und Wonnegau am geſegneten Rheinſtrom, im Mark der Pfalz, erbauten Völker der Frühzeit das uralte Worms; dort haben ſchon Juden gewohnt nahe ſechshundert Jahre vor Chriſti, unſers Herrn Geburt. Die waren in Verbindung geblieben mit dem Lande ihrer Väter, mit Paläſtina, als aber den Prieſtern zu Jeruſalem einfiel, ihnen zu befehlen, ſie ſollten hinwegziehen aus dem allzufernen Lande, damit die Männer nach Jehova's Gebot die drei hohen Feſte zu Jeruſalem mitfeiern könnten, und wenn ſie nicht kämen, würde die Strafe ihres Gottes ſie treffen — da ſchrieben die Juden zu Worms an den hohen Rath zu Jeruſalem zurück: Ihr wohnet im gelobten Lande, und wir wohnen im gelobten Lande; ihr habt einen Tempel, und wir haben einen Tempel; ihr habt eine Gottesſtadt, und wir haben eine. — Und der Todtenhof dieſer Juden hieß der heilige Sand, der war hoch mit Sand beſtreut, welcher aus Jeruſalem gen Worms geſchafft worden war, ſoviel vermochte ihr Reichthum. Als die Juden zu Jeruſalem den Weltheiland kreuzigen wollten, hatte die Judengemeinde zu Worms nicht dazu gewilligt, vielmehr in einem ernſten Schreiben davon abgemahnt, das hat ihr hernachmals gute Frucht getragen, denn die Kaiſer haben ſie mit großen Freiheiten begabt, und es iſt das Sprüchwort im Reich ergangen: Wormſer Juden, fromme Juden. Sie hatten einen Vorſteher aus ihrer Mitte, der hieß der Judenbiſchof. Er war der erſte der drei oberſten Rabiner, die es in Deutſchland gab, zu Worms, zu Prag und zu Frankfurt am Main.

46. Von den Dahlbergen.

Auch das Geſchlecht der Dahlberge, das dem Wormsgau entſtammte, iſt ein uraltes; es leitete die Wurzeln ſeiner mythiſchen Stammbäume tief hinab in die Zeitenfrühe, bis zur Wurzel Jeſſe. Ein Dahlberg ſoll, nachdem Jeruſalem durch Titus zerſtört worden, mit der zweiundzwanzigſten Legion römiſcher Krieger nach Worms gekommen ſein, und dort den neuen Stamm begründet haben, auch Hauptmann der Stadt Worms geworden ſein. Er brachte viele Juden als Sclaven mit, und verkaufte ihrer dreißig um einen Silberling an die Stadt Worms. Im Mittelalter wurde den Dahlbergen der Ehrentitel: die Kämmerer von Worms, und ſie wachten mit Ernſt über ihres Geſchlechts uralten Stamm. Einſt wollte eine Dahlbergin hinüber zum Stift auf Unſer-Lieben Frauen Berge nahe bei Worms fahren, allwo der übervortreffliche Wein wächſt, Liebfrauenmilch geheißen, der Kutſcher aber wußte nicht, wohin ſie fahren wollte, und fragte ſie, da ſprach ſie ganz ſtolz: zu meiner Muhme nach Liebfrauen — und meinte mit der Muhme die Jungfrau Maria. So ſehr hob ſich der Dahlberge Geſchlecht zur Blüthe, daß zu Worms nach ihnen eine Gaſſe ausſchließlich die Kämmerergaſſe hieß; auch ſtanden unmittelbar unter dieſen Kämmerern von Worms des heiligen Reiches Kammerknechte, die Juden. Und wenn die deutſchen Könige und Kaiſer nach ihrer Krönung junge Edle durch den Ritterſchlag erheben wollten, ſo mußte jedesmal vor allen andern der Herold ausrufen und fragen: iſt kein Dahlberg da?

47. Wormſer Wahrzeichen.

Am weſtlichen Portal des uralten Domes U. L. Fr. zu Worms iſt als ein ſteinern Bildwerk ein Weib mit einer Mauerkrone zu erblicken, reitend auf einem ſeltſamen, vierfüßigen Thiere — das wird eines der Wahrzeichen der Stadt Worms genannt, und iſt vielfach ausgedeutet worden. Manche meinen, das Frauenbild ſtelle dar die Babylonierin der Apocalypſe, andere die triumphirende chriſtliche Kirche; noch andere meinten, es ſei Brunhild, die Gemahlin des Auſtraſierkönigs Siegberth, über welche, nachdem ſie bereits achtzig Jahre alt geworden, ein furchtbares Strafgericht ihrer Herrſchſucht wegen gehalten ward. Drei Tage lang wurde Brunhild gemartert, alsdann auf ein Kameel geſetzt und allem Volke zur Verſpottung darauf umhergeführt, endlich an eines wilden Hengſtes Schweif gebunden und dahin geſchleift über Stock und Steine. Ein anderes Wahrzeichen findet ſich am Dome außerhalb als ſeltſames Steingebilde, das ſtellt den Teufel dar mit ſeiner Großmutter, und zwar ſucht das liebholde Enkelchen etwas, was man nicht gerne nennt, vom Kopf der Großmutter zu entfernen.

Weiter zeigt ſich auf freier Straße weſtlich vom Dom nach St. Andreaspforte zu ein Felsſtück, das warf vom Roſengarten, einer Inſel im Rhein, welche berühmt iſt durch das alte Heldenbuch, ein Recke bis herein in die Stadt. Ohnweit davon ward eine Stange aufbewahrt, ſo auch lange zu ſehen, war groß wie ein Weberbaum, war ſpitz und dreiundzwanzig Werkſchuh lang. Das ſoll, wie die Sage geht, der Weberbaum geweſen ſein, mit welchem der hörnene Siegfried den Drachen erſchlug, wie im Volksbuche zu leſen. Eine andere Rieſenſtange, ſechsundſechzig Werkſchuh lang, ward vordeſſen im Dome aufbewahrt, auch hat man lange Jahre hindurch bis zum großen Brande zu Worms des hörnenen Siegfrieds Grab gezeigt.

48. Die Königstochter vom Rhein.

Vor grauen Zeiten ſoll das alte Worms auch die Hauptſtadt des burgundiſchen Reiches geweſen ſein. Ein Zigeunerweib ſtahl aus der Inſel des Roſengarten eine Königstochter in einem kleinen Badewännlein, und trug ſie über den Rhein. Niemand wußte, wo das Kind hingekommen. Sein Vater grämte ſich zu Tode, und ſeine Mutter ſtarb faſt vor Herzeleid. Achtzehn Jahre gingen darüber hin, da ritt der Königsſohn durch einen Wald, fand dort ein Wirthshaus und kehrte ein; den Wein den er begehrte, brachte ihm eine ſchöne Jungfrau, die ihm über alle Maaßen wohlgefiel. Da er nun eines Fußbades begehrte, ſo rüſtete ihm das die Maid mit friſchen grünen Kräutern und brachte es in einem Badewännlein dargetragen. Die Wirthin aber war ein häßliches, altes, braunes Weib, die gab der Maid böſe Rede, und ſagte dem jungen Rittersmann, den ſie nicht kannte, daß jene nur ein Findelkind ſei, vor langen Jahren von ihr angenommen und auferzogen zu einer Dienſtmagd. Wie aber der Königsſohn ſich das Badewännlein anſah, gewahrte er mit Staunen daran das Burgundiſche Wappenſchild, und dachte bei ſich ſelbſt: wie kommt dieſes Wännelein mit dem Wappen meines Stammes in dieſes ſchlechte Wirthshaus? Und da fiel ihm bei, gehört zu haben, daß vor langen Jahren ſein Schweſterlein zuſammt dem Wännchen, in dem es gebadet worden, aus den Roſengarten verſchwunden ſei, und daß ſeine Mutter ihn oft erzählt, das Schweſterlein habe ein Malzeichen am Halſe gehabt, und daſſelbige Zeichen entdeckte nun alſobald der Königsſohn am Halſe der Dienerin. Da grüßte und umfing er ſie als ſeine liebe Schweſter, und als die Wirthin hereintrat, fragte er dieſe, von wem und von wannen ſie dieſe edle Jungfrau habe? Die Wirthin erſchrak gar ſehr, zitterte und erbleichte und fiel auf die Kniee. Sie hatte, da die Wärterin nur auf eine kurze Zeit ſich entfernt, Kind und Männlein davon getragen und war eilend in einem Kahn über den Rhein hinüber gefahren.

Da zog der Königsſohn ſein Schwert, das war ſehr ſpitz und ſcharf, und ſtach die böſe Wirthin damit in das Ohr, daß die Spitze zum andern Ohr wieder heraustrat, hob die Maid ſammt dem Männelein auf ſein Roß und ritt gen Worms zu ſeiner Frau Mutter. Die Königin wunderte ſich baß, als ſie das Paar ſo ſeltſam daher reiten ſah, und fragte ihren Sohn: welch eine Dirne bringſt du uns daher? Sie führt ja ein Männelein mit ſich, als wenn ſie mit einem Kinde ginge? — Frau Mutter, ich bringe keine Dirne, ſondern Euer verlornes Kind, mein lieb Schweſterlein, ſammt dem Männelein, darin es Euch geraubt ward vor achtzehn Jahren! — Bei dieſer Rede fiel die Königin vor Freude in Ohnmacht, und als ſie wieder in den Armen ihrer Kinder erwacht war, prieſen alle drei den Herrn.

49. Schwedenſäule bei Oppenheim.

Am Rheinufer im Ried ohnweit Oppenheim ſteht oder ſtand über Steinſtufen eine hohe Säule auf vier Kugeln, die das Poſtament trägt, ruhend, in Form eines Obelisken. Auf der Spitze trug ſie den ſitzenden ſchwediſchen Wappenlöwen mit behelmtem und gekröntem Haupt, in den Vordertatzen Schwert und Reichsapfel haltend. Es geſchah, daß König Guſtav Adolph von Frankfurt über Darmſtadt längs der Bergſtraße dem Rheine zufuhr, und mit vier Getreuen in einem Nachen von Rockſtadt aus den Rhein befuhr, die Gegend zu unterſuchen, doch muſten dieſe Schweden ſich bald vor den um Oppenheim verſchanzten Spaniern zurückziehen. Dann aber ließ der kühne Schwedenkönig in den Dörfern am rechten Rheinufer die Scheunenthore ausheben, und ſein Volk ſtatt auf Flößen, auf dieſen Scheunenthoren überſchiffen, griff die Schanzen an und nahm Oppenheim mit Sturm. Zum Gedächtniß dieſes Sieges ließ König Guſtav Adolph dieſe Säule mit dem Löwenbilde aufrichten. Nun trug ſich's zu, daß hernach, als der tapfere Schwedenheld bei Lützen gefallen war, wieder Kaiſerliche dieſe Gegend beſetzten. Da unternahm es ein kaiſerlicher Officier nicht ohne Gefahr, den hohen Obelisk zu erklettern, um das Schwert dem Löwen aus der Tatze zu nehmen, dann ſpäter daſſelbe als ein Siegeszeichen dem Kaiſer Ferdinand II. darzubringen, großer Belohnung, vielleicht einer güldnen Kette ſich verheißend. Aber der Kaiſer wurde überaus zornig über dieſes Geſchenk, und ſagte zu dem Officier: wie konnte Er ſich unterfangen, eines ſo großen und tapfern Helden Denkmal zu berauben und zu verunehren? Ihm gebürt eigentlich ein Strick um den Hals, als einem Räuber. — Und hat der ſchwediſche Löwe ſein Schwert hernachmals wieder erhalten, auch iſt die Schwedenſäule ſpäterhin, als ſie den Wogen des Rheins und dem Eisgange allzunahe und zu gefährlich ſtand, abgebrochen und beſſer landeinwärts geſetzt worden.

50. Siegenheim.

Nahe der Stadt Mannheim und an der Straße von da nach Heidelberg liegt das Dorf Seckenheim, früher Siegenheim, ſo genannt von einem großen Siege, den Pfalzgraf Friedrich I., Kurfürſt, genannt der Sieghafte, im Jahr des Herrn 1462 in Siegenheims Gefild erfochten. Damals ward ein ſteinern Kreuz auf der Wahlſtatt erhöhet, mit einer Gedenkſchrift, welche Kurfürſt Friedrichs Sieg gegen den Biſchof Georg zu Metz, gegen den Markgrafen Karl von Baden, und gegen Graf Ulrich von Würtemberg erfocht, da gewann der junge muthige Sieger alle ſeine Gegner, den Markgrafen Karl von Baden, den Herzog Ulrich von Würtemberg, den Biſchof Georg von Metz und nicht minder als zweihundert und vierzig Grafen und Herren nebſt noch einer großen Schaar reiſigen Volkes zu Gefangenen, ohne das Volk, welches erſchlagen ward und die blutige Wahlſtatt deckte. Da konnte man wohl vom Siege reden. Alle Gefangenen ließ der Pfalzgraf gen Heidelberg führen, und mit den Fahnen, die er den Feinden abgenommen, die heilige Geiſtkirche daſelbſt ausſchmücken. Die gefangenen Fürſten wurden indeß ſtandesgemäß behandelt und ehrlich gehalten, und des Abends rüſtete man ihnen eine ſtattliche Mahlzeit, da gab es Wild und Fiſch und Beieſſen und Wein im Ueberfluß, und nichts mangelte, bis auf eines. Und der Kurfürſt trat zu den Gefangenen und munterte ſie auf, doch zuzulangen, und wacker zu eſſen, es werde ihnen doch ſchmecken nach ſo heißem Tage. Aber ſie aßen nicht, und Einer ſprach: Gnädigſter Herr Kurfürſt: es mangelt uns an Brod. — Ha ſo! gegenredete der Kurfürſt, das thut mir leid, da ergehet es euch gerade wie meinen Unterthanen, denen ihr und euer Volk alle Brodfrucht geraubt und verbrannt habt, und nicht einmal der Früchte auf dem Felde verſchont. Wo ſoll dann Brod herkommen?

Mit großen Summen mußten die Gefangenen ſich löſen, und dachten all' ihr Lebetag an den Tag bei Siegenheim und an das Gaſtmahl zu Heidelberg.

51. Jetten-Bühel und Königsſtuhl.

Nahe bei Heidelberg liegt ein Hügel, heißt der Jetten-Bühel, iſt ein Theil vom Gaißberg, nicht weit vom Königsſtuhl, der ſich hoch über Stadt und Thal erhebt. Man ſoll vom Gipfel dieſes Berges, des Königsſtuhl, den ganzen Rheinſtrom abwärts, bis nach Köln ſehen können. Auf dem Königsſtuhl habe ſchon vor Chriſti Geburt ein deutſcher König regiert, und ſeine Burg habe Eſterburg geheißen. Auf dem Jetten-Bühel aber habe das alte Heidelberger Schloß geſtanden. In einer uralten Kapelle wohnte ein altes Weib, Jetta geheißen, und war eine Wahrſagerin, die ſich vor wenig Menſchen ſehen ließ. Denen, welche kamen, ihre Zukunft von ihr zu erfahren, ertheilte ſie die Antwort aus dem offnen Fenſter. Sie verkündigte, ihr Hügel werde dereinſt von königlichen Männern, deren Namen ſie ſingend nannte, bewohnt werden, und drunten das Thal werde von thätigem Volke wimmeln. Eines Tages ſtieg Jetta zum Fuße des Gaißberges hinab, nach Schlierbach zu, wo ein Brunnen quoll, den ſie gern beſuchte, da lag eine Wölfin am Brunnen, die ſäugte Junge, zerriß und fraß die Jetta. Der Brunnen heißt noch bis heute der Wolfsbrunnen. Das Schloß auf dem Jetten-Bühel, die alte Pfalz, wurde am Tage St. Marci 1536 durch einen Blitzſtrahl entzündet, wobei ein Pulverfaß in Brand gerieth und einen Theil des Schloſſes in die Luft ſprengte. Kurfürſt Friedrich I. von der Pfalz erbaute, da er in des Kaiſers Acht gefallen war, einen ſtarken und feſten Thurm, und nannte den Thurm Trutz-Kaiſer.

Gegenüber dem Kaiſerſtuhl liegt jenſeit des Neckar ein Berg, der heißt Allerheiligen, oder Heiligen-Berg, darinnen ſind viele Höhlengänge und unterirdiſche Klüfte. Schon zu Römerzeiten ſoll auf dem ein Tempel geſtanden haben, ein Pantheon der Heiden, und die unterirdiſchen Gänge ſollen einem Orakel gedient haben. Sie werden noch die Heidenlöcher genannt, und von Erdzwergen bewohnt. Von dem Heidentempel aber hat der Heiligenberg keineswegs ſeinen Namen, ſondern von Kirchen und Klöſtern, die man in ſpäterer Zeit dahinauf erbaute. Denn als die Chriſtenreligion in dieſe Gegenden drang, da ſchenkte der deutſche König Ludwig III. (regierte 877—879) dem nachbarlichen Kloſter Lorſch den Berg zum Eigenthum, da wurde dem heiligen Michael zu Ehren eine Kirche hinaufgebaut, allein ſie ging wieder ein, zwei Benedictinerklöſter, eins nach dem andern, und gingen wieder ein, eine Kirche dem heiligen Stephan — ging ein, und noch eine Kirche dem heiligen Laurentius — und ging wieder ein. Es war als ob die alten Heidengötter auf ihrem Berge unſichtbaren gewaltigen Kampf führten gegen das Chriſtenthum, und es auf ihrem Sitz nicht duldeten, und jetzt ſind die heiligen Stätten wüſt und öde, und nur die Heidenlöcher ſind noch vorhanden.

52. St. Katharinen's Handſchuh.

Gar eine ſchöne Schildſage hatten die edlen Herren von Handſchuchsheim, deren Letzter im Jahre 1600 des Todes verblich, indem ihn Friedrich von Hirſchhorn zu Heidelberg auf offnem Markt zur Nachtzeit auf den Tod verwundet hatte, und mit derem erſten ſich das Folgende ſoll begeben haben. Er war ein frommer junger Ritter, der ging fleißig zur Kirche, und es geſchah, daß er im Gebet vor dem Altare der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Katharina einſtmals entſchlummerte. Da ſah er drei überirdiſch ſchöne Jungfrauen vor ſich ſtehen, doch die mittelſte war die ſchönſte von den dreien, die ſprach: wir kommen, dich anzuſchauen, und deine Augen ſind geſchloſſen; ſiehe uns an, und willſt du dir ein Gemahl erkieſen, ſo wähle eine von uns dreien. Da ſah der junge Rittersmann an der Palme und am Zackenrad, welches Flammen umweberten, daß St. Katharina ſelbſt es war, die zu ihm geſprochen, und gelobte ſich ihr mit allen Freuden. Sie aber ſetzte ihm einen Roſenkranz auf das Haupt, daß Roſen dufteten wie Blüthen des himmliſchen Paradieſes, und verſchwand. Der Ritter, als er von ſeinem Traumgeſicht erwachte, fand wirklich den Roſenkranz, und bewahrte ihn heilig, und fand, daß deſſen Roſen nicht welkten. Nun drangen aber ſeine Verwandten in ihn, daß er ſich vermähle, hatten ihm auch ſchon eine ſehr tugendſame adelige Jungfrau auserkoren, und er konnte ſich der Heirath nicht entſchlagen, fuhr aber doch fort, ſeiner himmliſchen Verlobten in Andacht zu dienen. Seine Hausfrau nahm indeß bald wahr, daß der junge Gemahl ſie nicht ſelten verließ, abſonderlich des Morgens, wo er nach der Kirche ging, und argwöhnte Schlimmes, fragte auch ihre Kammermagd, wohin ihr Herr wohl immer gehe. Dieſe nährte nur den Verdacht der Frau, indem ſie ſprach, es dünke ihr, daß er zu des Pfaffen Schweſter ſchleiche. Da ward die Frau unſäglich betrübt und weinte ſehr, und als ihr Gemahl ſie fragte, warum ſie weine, ſo ſagte ſie ihm ihren Verdacht und ihren Kummer an. — Du biſt thöricht, antwortete ihr der Ritter: die ſo ich inniglich minne, iſt des Pfaffen Schweſter nicht, iſt eine viel höhere und ſchönere — und wandte ſich hinweg von ſeiner Frau. Dieſer brach ſolche Antwort faſt das Herz, zumal ſie geſegneten Leibes ſich befand, und in Unſinnigkeit der Eiferſucht ergriff ſie ein Meſſer und ſtach ſich's in den Hals.

Da der Ritter nach Hauſe kam vom Gebet und das Unheil ſah, erſchrak er, daß ihm das Herz kalt ward, und fiel in Ohnmacht, und als er wieder zu ſich kam, raufte er ſein Haar und klagte aller Schuld ſich an und rief unter tauſend Thränen ſeine Heilige um Schutz und Beiſtand. Da erſchien ihm die heilige Katharine abermals ſichtbarlich mit ihren beiden Jungfrauen, und ſprach: auf dein Gebet und meine Fürbitte iſt deine Frau wieder lebendig geworden, und hat ein Töchterlein geboren! — und neigte ſich über ihn, und wiſchte mit ihrer Hand über ſeine thränenquillenden Augen, daß die Hand ganz davon überfeuchtet wurde, und ſiehe, da ward aus dem Thränennaß ein Handſchuh, ſo weiß und zart, wie das Häutchen im Ei, und St. Katharina ſtreifte ihn ſanft ab, und entſchwand mit ihren Begleiterinnen, und der Ritter fand den Handſchuh in ſeiner Hand liegen. Indem ſo kam ein Bote, der ihn ſuchte und rief: Herr! dein Gemahl lebt und hat ein Töchterlein geboren. — Da ging der Ritter freudenvoll heim, umarmte und küßte Weib und Kind, und beide lobten Gott und die heilige Katharine. Die Frau ließ ein Kloſter bauen, und der Ritter that eine Bußfahrt in das heilige Land, und als er zurückkam, ließ er jenen Roſenkranz und den Handſchuh, den er auf ſeinen Helm gebunden mit ſich geführt, und der in allen Gefahren ihn wunderbarlich geſchirmt hatte, in der Kirche zum Gedächtniß aufbewahren, nahm auch den Handſchuh auf in ſein Wappenſchild, und nannte ſein Geſchlecht und ſeinen Sitz Handſchuchsheim.

53. Des Rodenſteiners Auszug.

Im Odenwalde oder nahe dabei ſtehen zwei Trümmerburgen, die heißen der Rodenſtein und der Schnellert, zwei Stunden von einander entfernt. Die

Herren von Rodenſtein waren ein mächtiges Rittergeſchlecht. Einer derſelben war ein gewaltiger Kriegs- und Jagdfreund, Kampf und Jagd war ſein Vergnügen, bis er auf einem Turnier zu Heidelberg auch die Minne kennen lernte, und ein ſchönes Weib gewann. Doch lange hielt er es nicht aus im friedſamen Minneleben auf ſeiner Burg, eine nachbarliche Fehde lockte ihn zu blutiger Theilnahme. Vergebens und ahnungsvoll warnte ſein Weib, bat und flehte, ſie nicht zu verlaſſen, da ſie in Hoffnung und ihrer ſchweren Stunde nahe war. Er zog von dannen, achtete ihres Flehens nicht — ſie aber war ſo ſehr erſchüttert, daß ihre Wehen zu früh kamen — ſie genas eines todten Sohnes und — ſtarb. Der Ritter war, dem Feinde näher zu ſein, auf ſeine Burg Schnellert gezogen — dort erſchien ihm im Nachtgraun der Geiſt ſeines Weibes und ſprach eine Verwünſchung gegen ihn aus. Rodenſtein! ſprach ſie: du haſt nicht meiner, nicht deiner geſchont, der Krieg ging dir über die Liebe, ſo ſei fortan ein Bote des Krieges fort und fort bis an den jüngſten Tag! —

Bald darauf begann der Kampf. Der Rodenſteiner fiel und ward auf Burg Schnellert begraben. Ruhelos muß von Zeit zu Zeit ſein Geiſt ausziehen und dem Lande ein Unheilsbote werden. Wenn ein Krieg auszubrechen droht, erhebt er ſich ſchon ein halbes Jahr zuvor, begleitet von Troß und Hausgeſinde, mit lautem Jagdlärm und Pferdegewieher und Hörner- und Trompetenblaſen. Das haben viele Hunderte gehört, man kennt ſogar im Dorfe Oberkainsbach einen Bauernhof, durch den er hindurch brauſt mit ſeinem Zuge, dann durch Brensbach und Fränkiſch Crumbach, und endlich hinauf zum Rodenſtein zieht. Dort weilt das Geiſterheer bis zum nahenden Frieden, dann zieht es, doch minder lärmend, nach dem Schnellert zurück. Im vorigen Jahrhundert ſind im Gräflich Erbachiſchen Amte zu Reichelsheim gar viele Perſonen, die den Nachtſpuk mit eigenen Ohren gehört hatten, amtlich verhört worden und haben ihre Ausſagen zu Protokoll geben müſſen.

Viele ſagen zwar, es ſei des Lindenſchmieds Geiſt, der ſo ruhelos ziehe, und von dem am Rhein alte Lieder gehen, aber der Lindenſchmied war ein Schnapphahn, den Kaspar von Freundsberg gefangen nahm, und lange vor ſeinem Leben war der Rodenſteiner zum Auszug und Kriegesherold bis zum jüngſten Tage verwünſcht worden.

54. Eginhart und Emma.

Kaiſer Karl der Große hatte einen jungen Kapellan, Eginhart geheißen, der ihm auch als Geheimſchreiber treulich diente, und von welchem jenes großen und mächtigen Kaiſers Leben beſchrieben worden iſt. Dieſer liebte des Kaiſers Tochter Imma oder Emma, und wurde von ihr heftig wieder geliebt, doch fürchteten ſich beide, dem mächtigen Herrſcher Karl ihre Leidenſchaft zu entdecken, weil Imma bereits dem Könige von Byzanz verlobt war. Da geſchah es, daß Eginhart in einer Nacht zu Imma kam, und mit ihr von ihrer Liebe redete, bis der

Morgen faſt zu grauen begann. Aber während die Liebenden heimlich beiſammen waren, fiel ein ſtarker Schnee, und als Eginhart von ſeiner Geliebten hinweggehen wollte, da er über den Hof der Kaiſerpfalz zu Ingelheim, wo ſich dieſes zutrug, wandeln mußte, erſchraken beide ſehr, denn ſein Fußtritt von ihrem Gemach aus mußte ihn ohnfehlbar verrathen. Da erſann Imma eine Liſt, ſie gürtete ſich und trug den Geliebten auf ihrem Rücken durch den Schnee über den Burghof bis zur Stelle, wo er ſicher war, und kehrte dann in ihre eigenen Fußtapfen vorſichtig tretend, wieder zurück. Alles war ſtill und alles ſchlief, nur der große Kaiſer nicht. Dieſer wachte und ſah aus ſeinem Gemach hinab in den Schloßhof, und erkannte mit Schmerz die eigne Tochter — doch er ſchwieg. Der junge Kanzler aber gelobte ſich nach der ertragenen Angſt, des Kaiſers Hof zu verlaſſen, kniete nieder vor ſeinem Herrn und bat ihn zu entlaſſen. Da der Kaiſer nach der Urſache ſolcher Bitte fragte, ſo wandte Eginhart Mißmuth vor, ſein Dienſt werde ihm nicht gehörig vergolten, und was er ſonſt für Ausreden brauchte. Der Kaiſer verſprach dem Jüngling baldigen Beſcheid, ſetzte aber ein Gericht an, zu dem er ſeine weiſeſten Räthe und Richter berief, und trug ihnen vor, was ſich begeben habe und was er mit Augen geſehen; heiſchte nun, da er in eigner Sache nicht Richter ſein wollte, ihren Rath und ihr Urtheil. Da ſtimmten die Räthe und Richter faſt allzumal für Milde und Verzeihen, und der große König, ob er auch im Herzen zürnte, mußte ihnen zuletzt beiſtimmen. Darauf ließ er ſeinen Schreiber vorfordern und ſprach zu ihm: ſchon lange hätte ich deine Dienſte beſſer vergolten, hätteſt du mir früher dein Mißvergnügen entdeckt, nun will ich dir meine Tochter Imma zur ehelichen Frau geben, welche dich hochgegürtet ſo williglich durch den Schnee getragen hat. Und ſandte nach der Tochter, und Imma kam mit hohem Erröthen, und ward ihrem Herzgeliebten alſobald angetraut. Der Kaiſer begabte ſeine Kinder reich mit Ortſchaften, Waldungen und Feldern, und hielt Eginhart gar hoch in ſeinem Herzen. Als aber der große Kaiſer verſtorben war, da ſehnte Eginhart ſich vom Hofe hinweg mit ſeiner lieben Imma in beſchauliche Stille, und König Ludwig der Fromme, Karols Sohn, begabte ihn mit zwei königlichen Villen im Odinwald, die hießen Michlinſtadt und Mühlenheim. Nach einer Reihe glücklich verlebter Jahre wandte ſich das Herz der Verbundenen mehr und mehr dem Himmel zu. Michlinſtadt ſchenkten ſie dem berühmten Kloſter Lorſch, von dem überkamen es die Schenke von Erbach, die ſpäter Reichsgrafen wurden. Beide lebten fortan geiſtlich, nur noch als Bruder und Schweſter verbunden; Eginhart ließ ſich die Prieſterweihen ertheilen und erbaute eine Kirche mit Kloſterzellen zu Obermühlheim, ließ dorthin heilige Leiber aus Rom kommen, und als ſeine Imma verſtorben war, ließ er ſie in ſeinem Kloſter beiſetzen, deſſen erſter Abt er wurde. Selig ſei die Statt, wo du ruheſt, ſprach er an der Aſche der Treugeliebten, und wo wir in Liebe Selige geweſen — und fortan wurde der Ort Seligenſtadt genannt.

Andere ſagen, Karl der Große habe die Liebenden von ſeinen Augen verbannt und verſtoßen, und ſie haben lange dort um Seligenſtadt in einer Waldeinöde beiſammen gewohnt, bis der Kaiſer auf einer Jagd ſie einſt unvermuthet wiedergefunden, und aus Freude jene Stätte ſelbſt Seligenſtatt genannt habe. Da auch Abt Eginhart verſtorben war, wurden ſeine Gebeine neben denen ſeiner Imma beigeſetzt und ihnen dann ein koſtbarer Sarkophag, darinnen ſie ruhten, errichtet, und da nun die erlauchten Grafen von Erbach zu Erbach ihren Stamm von dieſem edlen Paare ableiten, ſo iſt durch Geſchenk von hoher Fürſtenhand ihnen dieſer alte Sarkophag verehret worden, und wird als das koſtbarſte Alterthum zu Erbach noch bewahrt. Nicht minder aber ward zu Seligenſtadt ein herrlicher andrer Marmorſarkophag mit den Gebeinen der Gründer der dortigen Kirche in derſelben aufgeſtellt, und ſo iſt es gekommen, daß Eginhart's und Emma's Sarg an zwei verſchiedenen Orten gezeigt wird, und doch jeder von beiden der wahrhaftige iſt.

55. Die Windecker.

Ueber der Stadt Weinheim an der Bergſtraße erhebt ſich die Burgtrümmer Windeck, von welcher manche Sagen gehen. Einſt jagte ein freiſamer Rittersmann, als Windeck ſchon verfallen war, einen flüchtigen Hirſch, der flüchtete ſich geradezu mitten in die Ruinen der alten Burg, und entſchwand ſeinen Augen, der Ritter aber ſah ſich einſam in ſtiller Oede. Der Tag war heiß und ihn dürſtete ſehr, er gedachte wohl der Sage, daß in den verſchütteten Kellern der Windeck noch manch ein gutes Trünklein liege. Siehe da ſtand vor ihm ein Jungfräulein im ſchloßenweißen Gewande, die hielt ein köſtlich Trinkhorn, das bis zum Rande gefüllt war, und bot es ihm zum Tranke. Der Ritter trank, und konnte kein Auge mehr von der ſchönen Jungfrau wenden; ſie aber nahm ihr Trinkhorn zurück und verſchwand. Seitdem blieb der Ritter fort und fort an die Trümmer von Windeck gebannt, immer hoffend, daß die Herrliche, die ihn bezaubert mit ihren Augen, wie mit dem Tranke, ihm einmal wieder erſcheine; Niemand aber kann ſagen, ob der Ritter ſie noch einmal geſehen, denn auch als er endlich verſtorben war, wandelte ſein Geiſt noch ruhelos durch die Trümmer.

Auch der Geiſt eines der letzten Windeckers ſoll zu Zeiten auf dem Thurme der alten Windeck erblickt werden, die Arme ſehnend hinüberſtreckend in der Richtung nach Straßburg. Eine Straßburgerin war ſein Weib, Heimathliebe zog ſie aus ſeinen Armen, im hohen Münſter dort betete ſie, im Münſter ſtarb ſie, im Münſter iſt ihr Grab. Sehnend nach ihr brach im Tode des Gatten Herz.

Anders als dieſes Ritters Herz beſchaffen waren die Herzen der allerletzten Sproſſen des edlen Geſchlechtes derer von Windeck. Unſaglicher Geiz war ihr alleiniges Glück. Einſam hauſten und als Junggeſellen, die Brüder in der verfallenden Veſte; dieſe baulich zu erhalten, hätte Geld gekoſtet, und ſolches hatten die Brüder viel zu lieb, um es hinauszuſtoßen aus ihrem Kaſten in die feindliche, böſe Welt. Aller Dienerſchaft thaten ſie ſich ab, denn Diener koſten etwas, nämlich Koſt und nebenbei doch noch Geld. Selbſt Hund und Katze fraßen den

Brüdern endlich doch gar zu viel — und ſie fanden, daß es ein koſtſpieliges Ding ſei, vierbeiniges Vieh zu halten, zumal wenn es nicht zum wenigſten Milch oder Wolle gebe. Dennoch hielten ſie beide gemeinſchaftlich noch ein Thierchen, und das war eine Meiſe — die brauchte nicht viel — ſie gaben ihr täglich eine Nuß. Da hatte einſtmals einer der Brüder eine ſchlafloſe Nacht, und in ſchlafloſen Nächten pflegen die Geizigen zu rechnen. Und da rechnete der Herr von Windeck, und brachte heraus, daß das Jahr 365 Tage, auch manchesmal 366 Tage habe, und daß eben ſo viele Nüſſe ſechs Schock und einige darüber machten, und daß ein Schock Nüſſe, wenn ſie billig, wie an der Bergſtraße — anderwärts koſten ſie mehr — drei Kreuzer koſteten, und daß dieſes alljährlich die Summe von achtzehn Kreuzern nud mehr betrage, ſechsmal ſo viel, als eine Meiſe werth ſei. — Am andern Tage theilte der Windecker ſeinem Bruder die angeſtellte Rechnung mit, worüber dieſer erſchrak und eine Zeitlang ganz tiefſinnend wurde. Wenn wir bedenken lieber Bruder, ſprach er endlich: daß bei ſechs Schock Nüſſen auch viele taube ſind, ſo können wir ſogar ſieben Schock rechnen, ohne die Mühewaltung, welche das Füttern, Waſſergeben und Bauerreinigen eines ſolchen unnützen Freſſers verurſacht. — Ja lieber Bruder, ſprach der erſte wieder mit einem Seufzer: wir haben uns da von unſrer Gutherzigkeit gegen dieſes unvernünftige Geſchöpf, gegen unſre Meiſe, zu einer unverantwortlichen Verſchwendung hinkeißen laſſen, denn bedenke, wie viele Jahre wir nun ſchon das nutzloſe Geſchöpf füttern! Es iſt ganz unerhört! — Darauf wurden die Brüder alsbald einig, dem unnützen, koſtſpieligen Koſtgänger den Bauer zu öffnen, und ihn hinfliegen zu laſſen, wohin er wollte. Aber der Schmerz über ihre zu ſpät von ihnen erkannte Verſchwendung nagte den Brüdern am Herzen, ſie konnten ſich jene nicht vergeben, dieſen nicht überwinden, und am folgenden Tage hatte der Gram über ihre Verſchwendung ihnen zu gleicher Zeit das Herz gebrochen.

56. Thaſſilo in Lorſch.

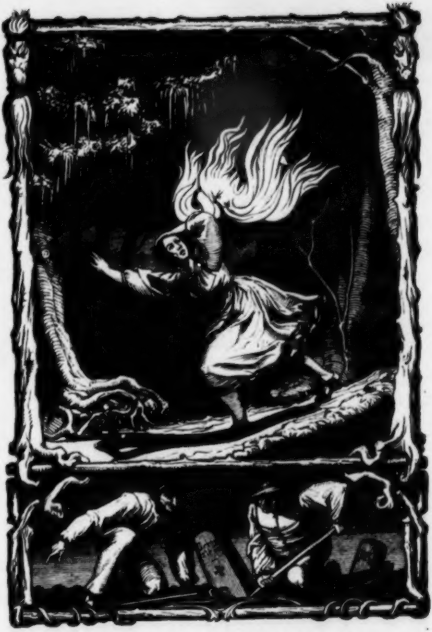
Es geſchah, daß Kaiſer Karl der Große zu ſtreiten kam mit Thaſſilo, dem mannlichen Bayer-Herzog, der ſein ganz naher Verwandter war, und da er großes Unrecht auf Anreizung der Widerſacher Karls verübt, ſo übte Karl eine erſchreckliche Rache und ließ ihm eine entſetzliche Strafe zu Theil werden. Karl ließ den Agilolfinger Thaſſilo blenden, welches dadurch geſchah, daß jener gezwungen ward, auf einen, ſeinen Augen nahegebrachten, im Feuer glühend gemachten Schild zu ſehen, bis ihm das Licht der Augen dunkel ward und gar verging. Sein langes Haar ward vor dem Thron ihm abgeſchnitten und er zum Mönch geſchoren, dann ſollte er nach des Kaiſers Gebot eingethan werden als Mönch in ein Kloſter, damit er büße und bete all ſein Leben lang. Darauf nach langen Jahren begab es ſich, daß einſtmals Kaiſer Karl gen Lauresheim, das iſt Lorſch, das Kloſter, kam, und hatte den Herzog Thaſſilo längſt vergeſſen, und ſich gedrungen fühlte, zur Nachtzeit im Münſter dort zu weilen und zu beten, da nahm er mit Staunen wahr, wie ein Mönch durch den Kreuzgang unſichern Trittes wandelte, welcher blind war, ihm zur Seite aber ein lichtumfloſſener Bote Gottes ging, der ihn leitete. Des Greiſes Züge kamen dem Kaiſer bekannt vor, doch konnte er ſich deſſen Namens nicht entſinnen. Und der Mönch ward von Altar zu Altar geleitet, und betete an jedem, und ſchritt dann mit ſeinem überirdiſchen Führer ſtill zurück. Darauf hat der Kaiſer am andern Morgen den Abt des Kloſters Lorſch zu ſich entboten, und hat ihn gefragt, welchen Mönch er im Kloſter habe, dem ein Engel diene? Der Abt erſtaunte und wußte nichts zu ſagen, folgte aber des Kaiſers Gebot, in nächſter Nacht mit ihm des Mönchs wieder zu harren. Da geſchah es ganz ſo wie in der vorigen Nacht, daß der blinde Mönch wieder kam, und der Engel ihn geleitete. Und der Kaiſer gefolgt von dem Abt, ging, als der Mönch gebetet hatte, dem Mönch und deſſen Führer nach und trafen den Mönch allein in ſeiner Zelle. Der Abt kannte den Mönch aber nur unter ſeinem Kloſternamen, und wußte nichts weiter von ihm. Nun ſprach der Abt ihn an, zu ſagen was er vordem in dem weltlichen Leben geweſen, und nichts zu verhehlen und zu verſchweigen, denn ſein Herr und Kaiſer ſei es, der vor ihm ſtehe. Da ſank der blinde Mönch zu des Kaiſers Füßen nieder, und ſprach: O Herr! Viel habe ich gegen Dich geſündigt, und meine Buße wäret für und für. Thaſſilo war ich vordem geheißen. — Da hub ihn der Kaiſer gnädiglich auf, und ſprach: ſchwer haſt Du gebüßt, und härter, als mir lieb, all Deine Schuld ſei Dir vergeben. Da küßte der blinde Greis des Kaiſers Hand, und ſank zur Erde und verſchied. Im Kloſter Lorſch ruht ſein Staub.

57. Der Heerwiſch.

Die Leute in der Gegend der Bergſtraße und inſonderheit um die Orte Lorſch und Hänlein nannten und nennen die Irrwiſche Heerwiſche, und haben einen Spottreim, daß ſie ſie anrufen, wenn ſie, wie gewöhnlich nur geſchieht, in der Adventszeit ſich ſehen laſſen:

Heerwiſch, he he!
Brennſt wie Haberſtroh!
Schlag mich blitzeble!

Das iſt aber ſchon mehr als einem übel bekommen. Da war vor länger als dreißig Jahren einmal ein junges Mädchen, das ging zur Abendzeit an einem Sumpf bei Hänlein vorüber, da ſah ſie einen Irrwiſch hüpfen, und rief ihm keck und laut den Spottreim hinüber. Sogleich kam der Irrwiſch über den Sumpf herüber geflattert, auf das Mädchen zu, dem ward Angſt — es eilte, was es eilen konnte, ſeinem Aelternhauſe zu, der Heerwiſch aber flugs hinter drein, und hatte feurige Flügel, und ſchlug damit wie ein recht wilder großer Sumpfvogel, auf das Mädchen los, und als ſie zum Tod geängſtigt, das Haus erreichte und hinein ſchlüpfte, war der Heerwiſch auch mit drin, machte die ganze Hausflur hell, trat ihr in die Stube nach und ſchlug mit ſeiner Flackerlohe alle Leute, die



Heerwiſch, ho ho! Brennſt wie Haberſtroh!
Schlag mich blitzeblo!

ihm in den Weg und Wurf kamen, dann fuhr er zum Schornſtein hinauf und aus dem Schlot wie ein Feuerdrache und walzte über alle Dächer, daß ſich männiglich entſetzte. Am andern Tage waren alle, und das Mädchen zumeiſt „blitzeblo" von des Heerwiſches Schlägen. Die Heer- und Irrwiſche und Feuermänner werden für Verſtorbene gehalten, welche wegen ihrer Uebelthaten im Leben die ewige Ruhe nicht finden, inſonderheit ſind es falſche Feldmeſſer, Grenzſteinverrücker und Bauern, die dem Nachbar die Furchen abpflügen, die in ganz Deutſchland für ſolche gehalten werden, die als Feuermänner büßen müſſen. Im deutſchen Norden gelten die Irrwiſche für die Seelen ungetauft verſtorbener Kinder. In Thüringen haben die Leute ein Sprüchwort, wenn einer recht haſtig rennt: Du läufſt ja wie ein feuriger Mann.

58. Die Wieſenjungfrau und das Nießen.

Auf einer grünen Wieſe bei Auerbach, eine Meile von Lorſch, hütete ein Hirtenbub ſeines Vaters Kühe, ſtand müſſig und dachte an gar nichts. Da fühlte er auf einmal einen ſanften Backenſtreich auf ſeiner Wange, von einer weichen Hand, und wie er erſchrocken ſich umdrehte, ſo ſtand eine wunderſchöne Jungfrau vor ihm da, ſchloß' ſchleierweiß, und that den Mund auf, ihn anzureden. Aber der Bub that vor Schreck einen Brüll, als wenn er am Spieße ſtäke und rannte davon, nach Auerbach zu und hinein. Nach einiger Zeit hütete der Bube abermals auf jener Wieſe, und ſtand träumend in der heißen Mittagsſtunde am Waldesrain. Da raſchelte es am ſonnigen Rain, als ſchlüpfe ein Eidechs ins Dorngebüſch, der Knabe blickte hin, da ſah er eine kleine Schlange, die trug in ihrem Mund eine blaue Blume, und ſprach: Guter, erlöſe mich! erlöſe mich! Mit dieſer Blume öffneſt du droben im alten Schloß Auerbach die verfallenen Keller und die Fäſſer voll Gold, und alles iſt dein! Nimm die Blume, nimm die Blume! — Aber dem Buben wurde es ganz unheimlich und graulich, er hatte all ſein Lebetage noch keine Schlange ſprechen hören — und lief von dannen, als wenn der wilde Jäger hinter ihm drein wäre. Als der Spätherbſt kam, hütete derſelbe Bube zufällig wieder an derſelben Stelle, und da empfing er wieder einen ſanften Backenſtreich, und ſah im Umdrehen wieder die weiße Jungfrau, welche ihn flehend anſprach: erlöſe mich! erlöſe mich! Ich will dich reich und glücklich machen. Du allein kannſt es, nur du allein. Ich bin verwünſcht, zu harren und zu wandeln, und kann nicht eher zur Seligkeit eingehen, bis aus einem Kirſchkern, den ein Vöglein auf dieſe Wieſe fallen läßt, ein Kirſchbaum groß und ſtark gewachſen iſt, der Baum abgehauen und aus ihm eine Wiege gemacht wird. Nur das erſte Kind, das in ſolcher Wiege geſchaukelt wird, kann dadurch mich erlöſen, daß es mit der blauen Blume, die ich hier halte, hinauf zur Burg geht, und dort die unterirdiſchen Schätze hebt. Du biſt das Kind, das in ſolcher Wiege gewiegt worden. — Als der Bube dieſe Rede hörte, zitterte er und es lief ihn eiskalt über den Nacken, denn er hatte kein Herz, und wenn der Menſch kein Herz hat, iſt er ein Tropf. Und kreuzigte und ſegnete ſich, und ſchüttelte mit dem Kopfe. — Wehe mir! Wehe! rief da die Jungfrau. So muß ich wieder hundert Jahre harren und wandeln, wehe dir, daß du kein Herz haſt, ſo ſollſt du auch keins finden! — Und that einen lauten Schmerzensſchrei und verſchwand.

Der Bube aber ging von dieſem Tage an ſtill und bleich umher, und hat nicht lange gelebt.

Eine ähnliche Sage von dem Kirſchkern, Baum und Wiege, an die ſich Hoffnung auf Erlöſung knüpft, geht von den Trümmern der Burgruine Rauneck in Oeſterreich. Dort bei Auerbach aber iſt's auch ſonſt nicht geheuer. Ueber das Flüßchen, die Auerbach, geht ein Brückchen. Als einſtens Jemand darüber ſchritt hörte er es im Waſſer nießen, und zwar dreimal, und dreimal ſprach er: Gott helf. Da ſtieg die Geſtalt eines Knaben aus dem Waſſer und rief: Gott danke dir, du haſt mich erlöſt! Darauf hab' ich dreißig Jahr[illegible]wartet. Ein Anderer hatte oberhalb der Brücke auch dreimal nießen hören; zweimal hatte er Gott helf gerufen, weil aber Niemand einen Dank zurückrief, ſo ſchreit er beim dritten Male: Hole dich der Teufel! — Da hat es im Waſſer einen Wall gethan, als wenn ſich Jemand in demſelben heftig umwälze, und darauf iſt alles ſtille geweſen.

30. Das verſunkene Kloſter.

Ohnweit des Fleckens Neuenkirchen im Odenwalde liegt ein ſtilles einſames Wieſenthal mit einem kleinen Weiher, ohne Zufluß und ohne Abfluß. Dort hat vor Zeiten ein Nonnenkloſter geſtanden, und darinnen war eine junge Novize, die hatte das Gelübde noch nicht abgelegt. Sie war zum Kloſter gezwungen worden, und liebte einen Ritter von einer der nahen Burgen, der oft zur Nachtzeit, wenn alles ruhte, heimlich in den Kloſtergarten kam, und die Geliebte ſah und ſprach. Eines Abends kam ein müder greiſer Pilger an die Kloſterpforte und begehrte Einlaß und Obdach über Nacht, allein die Priorin und der ganze Convent wieſen ihn ab. Nur die Novize bat, des alten Mannes Bitte doch zu gewähren, allein da ſie noch nicht Nonne war, ſtand ihr nicht einmal zu, einen Rath zu geben und die Pforte des Klöſterleins blieb dem Pilger verſchloſſen. Da murmelte derſelbe einen Fluch, ſchwang ſeinen Stab, ſchlug dreimal damit an die Pfortenmauer, und da verſank das Kloſter mit Kirche und Conventhaus lautlos in die Tiefe, und wo es geſtanden, breitete eine ſtille Waſſerfläche geheimnißvoll ſich aus. Der Pilger aber ſchwand hinweg, an ſeine Stelle trat der liebende junge Ritter — und traute gar nicht ſeinen Sinnen, als er nichts mehr vom Kloſter ſah. Laut rief er den Namen der Geliebten durch die öde Stille, die ihn umſchauerte, da ſcholl es aus der Tiefe herauf: Morgen zu dieſer Stunde kehre wieder zu dieſer Stätte! Einen rothen Faden, der auf dem Waſſer ſchwimmen wird, erfaſſe dann! —

Der Ritter that in der folgenden Nacht, wie ihm geboten war, er faßte den Faden und zog an ihm, und da ſtand ſein liebes Lieb vor ihm, und küßte ihn, und ſprach zu ihm: unſchuldig muß ich mit den andern büßen, doch iſt mir vergönnt, dich zu dieſer Nachtſtunde zu ſehen, nur darf ich nicht über ihren letzten Schlag verweilen. Der rothe Faden, an dem du mich emporziehſt, iſt mein Lebensfaden, darum halte mich nicht über die Zeit. — Lange ſahen ſich ſo die Liebenden faſt in jeder Nacht, bis ſie einmal allzulange Herz am Herzen ruhten — da hatte der Ritter ſein Lieb zum Letztenmale in ſeinen Armen gehabt. Als er in folgender Nacht wieder kam, und den Faden faßte, da war er nicht mehr roth — er war durchſchnitten — wohl aber war roth der ganze See, vom Blute der Geliebten gefärbt. Andere ſagen, der Nonnen Mißgunſt habe ihn durchſchnitten. Der Liebende blickte traurig in den See, und verſenkte ſich ſelbſt hinab in die Tiefe. In Mondnächten rauſchen die verſunkenen Nonnen bisweilen herauf und tanzen als Nixen mit Scapulier und Stola luſtigen Ringelreigen am grünen Ufer, und Irrlichter miſchen ſich in ihren Reigen.

Der Sagen von Jungfrauen, die aus Weihern emporſteigen, und im Arm der Liebe oder der Freude des Tanzes die beſtimmte Stunde vergeſſen, worauf von ihrem Blute die Seen und Weiher geröthet erblickt werden, giebt es in Deutſchland wohl an die tauſend.

60. Der Lindwurm auf Frankenſtein.

Ueberm Dorfe Eberſtadt, zwei Stunden von Darmſtadt, liegen die umfangreichen Trümmer der Burg Frankenſtein. Darauf ſaß ein Ritter, der hieß Hans, nach andern aber Georg, drunten im Dorfe aber floß ein Brunnen, aus dem die Bauern ihr Waſſer ſchöpften, und auch auf die Burg hinauf wurde ſolches Waſſer geholt. Neben dem Brunnen wohnte ein gräulicher Lindwurm, der ließ Niemand zum Brunnen, es mußte ihm zuvor ein nicht zu kleines Thier geopfert werden, ein Schaaf, ein Hund, ein Kalb, ein Schwein — er fraß alles und viel, und ſo lange er fraß, konnte Jedermann zum Brunnen — wenn er aber nichts hatte, ſo fraß er die Leute, die zum Brunnen kamen. Da entſchloß ſich der Ritter von Frankenſtein, das Dorf und die Gegend von dem ſchädlichen Ungethüm zu befreien, wappnete ſich und ſtritt mit dem Lindwurm, der wehrte ſich gar wacker, ſpie ſo viel Feuer als ihm möglich war, aber der Ritter ſchlug dem Wurm endlich den Kopf glatt ab, aber der ſpitze Pfeilſchweif des Drachen kringelte ſich um den Ritter, und ſtach ihn hinterwärts, wo die Rüſtung nicht deckte, in die Kniekehle, und da der ganze Wurm über und über, außen und innen giftig war, ſo mußte der wackere Ritter von Frankenſtein am Drachengifte ſterben. Danach iſt er begraben worden zu ſeinen Vätern in die Kirche zu Niederbeerbach (Andere ſagen Oberbeerbach), wo die Frankenſteiner ſchöne Grabmäler haben, und hat auch ein ſtattlich Monument erhalten im Harniſch mit Schwert und Streithammer, lebensgroß. Auf den Lindwurm, der ſeinen Schweif nach der Kniekehle richtet, tritt er, und Engel krönen ihn, ein ächtes Bild des chriſtlichen Märtyrers und Heiligen, Ritter St. Georg.

61. Das Frankenſteiner Eſelslehen.

Zu Darmſtadt hat es vor Zeiten gar böſe Weiber gegeben, wollen hoffen, daß jetzt beſſere darinnen ſind. Dieſe damaligen Weiber prügelten ihre Männer, wie die Sage geht, nach Noten, und ſo arg, daß die Männer ſich ihrer Weiber und der Schläge nicht anders erwehren konnten, als daß ſie Hülfe bei denen von Frankenſtein über Beſſungen ſuchten. Denen gaben die Darmſtädter alljährlich zwölf Malter Korn, zwei Gulden und zwei Heſſen-Albus Geld, dafür hielten die Frankenſteiner einen Eſel, den ſandten ſie jedesmal mit gutem handfeſten Geleit, wenn er zur Stadt begehrt wurde, und auf ſolch einem Eſel mußte das Weiblein reiten, das ſeinen Mann geſchlagen, und zwar durch die ganze Stadt. Hatte die Frau den Mann geſchlagen unverſehens oder war dieſer krank und ſeiner Kräfte nicht mächtig, ſo führte der Geleitsmann den Eſel, hatte es aber zwiſchen Mann und Frau einen offenen und ehrlichen Kampf geſetzt, und er von ihr das Beſte abbekommen, ſo mußte der Mann zu ſeinem großen Schimpf, den Eſel ſelbſt führen. Zu dieſer Zeit ward das Recht und die Sitte gar ſtreng gehandhabt zu Darmſtadt, denn es war allda ein Bürgerausſchuß, der übte die Polizei und war ſehr gefürchtet von allem loſen Geſindlein, das nannte ihn, weil er aus hundert Beiſaſſen beſtand, „das böſe Hundert". Da geſchah es, daß einmal eine ganze Geſellſchaft (ein Kränzchen würde man es heutiges Tages nennen) böſer Weiber ſich zuſammenthat, die Männer weidlich ſchlug, und da haben die Männer des böſen Hunderts an die Frankenſteiner geſchrieben, daß ſie ihnen eilend nach dem Recht und Geſetz des Burglehens mit dem Eſel möchten zu Hülfe kommen mit ſeinen Geleitsmann, und ſie wollten beiden, dem Mann und dem Eſel, ihren Stadtboten entgegenſchicken, daß der beide herein nach Darmſtadt geleite, ſollten genugſam Mahl und Futter haben, und wenn ſie den Eſel gebraucht in ihren Nöthen, ſo ſollten beide wieder koſtenfrei zurückgeleitet werden, damit daß die übermüthige, ſtolze und böſe Weibesgewalt möge unterdrückt werden und nicht weiter einreißen.

Und auch hernachmals iſt ſolche Strafe noch öfter zu vollziehen nöthig geweſen, und andere Orte der Nachbarſchaft haben den Eſel auch nöthig gehabt, wie Pfungſtadt, Niederramſtadt, Grumſtadt, Goddlau u. ſ. w., und Beſſungen allein iſt denen Rittern von Frankenſtein hundert Malter Korn vom Eſelslehen ſchuldig geblieben, daher lieh er ihnen auch den Eſel fürder nicht mehr, mochten ihre Weiber die Beſſunger noch ſo ſehr ſchlagen.

62. Das goldne Mainz.

Mainz, die uralte Römerſtadt nahe dem Zuſammenſtrömen des Rhein und Main, von welch letzterm ſie den Namen hat, wurde auch gleich der aurea Roma, golden genannt, und eine angebaute Berghöhe über der Stadt empfing den Namen: die goldne Luſt. Viele haltloſe Fabeln ſind aufgebracht worden, wovon der Name der Stadt herzuleiten, während doch nichts näher lag, als der Nachbarſtrom. Die Römer gründeten dort Werke, deren Trümmer noch ſichtbar ſind, deren Name noch forthallt. Ein noch dauerbareres Werk: das Chriſtenthum, in Mainz eingeführt und befeſtigt, führte die Stadt zu hoher Blüthe. Winfried Bonifacius wurde der erſte Erzbiſchof zu Mainz, durch ihn und ſeinen mächtigen Einfluß ward der Grund gelegt, daß der Erzbiſchofsſtuhl in dieſer Stadt der bedeutendſte in Deutſchland wurde, und daß der Erzbiſchof von Mainz ſpäter zugleich des Reiches Kurfürſt, der erſte Mann nach dem Kaiſer war. Doch ſoll Winfried nicht allezeit die Pracht und Macht gut geheißen haben, die in der Kirche immer höher ſtieg, ſondern vielmehr geſagt und geklagt haben: vor deſſen waren die Prieſter golden, und bedienten ſich goldner Kelche, in unſern Zeiten aber bedienen ſich hölzerne Prieſter goldner Kelche — und Spruch wie Sache vererbten ſich ſo fort durch alle kommenden Zeiten, nicht nur im goldnen Mainz.

63. Hatto, Heriger und Willigis.

Drei Namen der älteſten Erzbiſchöfe von Mainz hat die Sage des Volkes inſonderheit von Mund zu Mund bis auf die ſpäte Nachwelt getragen.

Hatto war gar ein ſtrenger Herr, zornigen, treuloſen Gemüthes, ohne Furcht vor Gott und ohne Liebe zu den Menſchen. Er war es, der durch ſchändlichen Verrath den edlen Grafen Adalbert von Babenberg in das Lager König Ludwigs IV. lockte, welcher denſelben enthaupten ließ. Wenn Biſchof Hatto eine Rede bekräftigen wollte, ſo ſoll er immerdar das Wort im Munde geführt haben: ſollen mich die Mäuſe freſſen, wenn's nicht wahr iſt. Nun trug ſich's zu, daß unter Hatto's Regierung eine große Noth und Theurung entſtand, daß die Leute Hunde und Katzen aßen und Viele Hungers ſtarben. Und da war des Bettelns und Gabenheiſchens in den Biſchofhof zu Mainz kein Ende, und meinte Hatto es ſei am beſten, das arme Volk käme eilend von der Welt, ſo hungere es nicht mehr, und er bliebe ungeplagt. Ließ daher alle Armen der Stadt in eine Scheune draußen vor dem Thore entbieten, als wolle er ihnen eine Mahlzeit zurichten laſſen, und als alle darinnen waren, ließ er das Scheunenthor verſchließen, und die Scheune an allen vier Ecken anzünden. Da nun die Eingeſperrten gar ein jämmerliches Geſchrei erhoben, ſo ſagte der grauſame Biſchof: hört ihr wie meine Korn-Mäuſe pfeifen? Nun wird der Bettel wohl ein Ende haben, ſollen mich die Mäuſe freſſen, wenn's nicht wahr iſt! — Und ſiehe da ſprang eine Schaar Mäuſe aus dem Brand der Scheune hervor, und an den Biſchof hinan, die biſſen ihn, und ihm graute. Als er nach Hauſe kam und ſich zur Tafel ſetzte, liefen Mäuſe auf der Tafel herum, fraßen von ſeinen Speiſen, fielen in ſeinen Becher und biſſen ihn in die Hände. Ueber ſeiner Lagerſtatt und unter ihr und in ihr waren Mäuſe, und quälten ihn mit wüthenden Biſſen — da erkannte Hatto ſchaudernd das Gericht Gottes. Nun ſtand bei Bingen im Rheinſtrom eine Waſſerburg, dahin enteilte der Biſchof, dort ſicher zu ſein, denn über das Waſſer, meinte er, würden die Mäuſe nicht kommen. Aber ehe er noch in das Schiff trat, waren ſchon die Mäuſe drin, und da half kein Todtſchlagen, denn ſie verkrochen ſich und ganze Schaaren Waſſermäuſe kamen, die ſchwammen mit dem Schiff in die Wette nach der Thurminſel bei Bingen. Auf einem großen Rheinfloß waren nicht ſo viele Menſchen, als Mäuſe in und um Biſchof Hatto's Schiff. Und als er in dem Thurme war, da fielen ſie ihn an, und biſſen ihn, und fraßen ihn bei lebendigem Leibe und er litt brennende Höllenſchmerzen von den zahlloſen Biſſen und verfluchte ſeine Seele zu allen Teufeln. Und die Teufel ließen nicht allzulange auf ſich warten, ſie kamen daher ge[illegible]en im lichterlohen Brande und nahmen ſeine Seele und was vom Leib die Mäuſe übrig gelaſſen hatten, und warfen es in den Schlund des Aetna. Und wo an einer Wand oder auf einer Tafel der Name des Biſchofs Hatto zu leſen war, den nagten die Mäuſe ab, ſelbſt ſein Gedächtniß zu vertilgen. Seitdem heißt der Reſt von Hatto's Waſſerburg im Rhein bei Bingen der Mäuſethurm. — Eine ähnliche Sage von einem Mäuſethurm geht auch in der Provinz Poſen, der ſteht im Goplo-See.

Ein frommerer Mann war Erzbiſchof Heriger, auch ſtreng, aber gerecht. Einſt kam gen Mainz ein Menſch, der rühmte ſich großer Dinge. Himmel und Hölle habe er durchwandert und im Paradieſe habe er geſeſſen. Da nun Heriger nach der Hölle Gelegenheit fragte, ſo antwortete der falſche Prophet, die Hölle liege rings von dichten undurchdringlichen Wäldern umgeben, deß lachte Heriger und ſprach: in dieſen Wäldern mag wohl gute Saumaſt gefunden werden. Aber ſage an, was du im Himmel geſehen? — Im Himmel, antwortete der Sohn des Vaters der Lügen: da habe ich Chriſtus ſitzen ſehen an großer Tafel, Sankt Johannes war ſein Mundſchenk — und Chriſtus bewirthete alle Heiligen mit köſtlichem Wein, und Sankt Petrus nahm ſich des Kochens an und des Bratens, da gab es Eſſen in Fülle. Darauf ſagte Biſchof Heriger: beſſern Schenken als Sankt Johannes konnte ſich Chriſtus nicht erkieſen, denn dieſer Gottesjünger trank nie Wein, während unſere Schenken viel trinken, aber Petrus kann doch nicht Koch im Himmel ſein, da er des Himmels Pförtner iſt. Doch ſage an, welche Ehren dir im Himmel zu Theil wurden? welche Speiſe, welchen Trank ließ der Herr des Himmels dir reichen? An welchem Ort haſt du geſeſſen? — Ich vermaß mich nicht, mich unter die ſeligen Himmelsgäſte zu ſetzen, erwiederte der Lügner: ſondern ich hielt mich heimlich in einem Winkel der Küche, und nahm ein Leberlein oder Stückchen Lunge, das aß ich ungeſehen. So haſt du geſtohlen in dem Himmel, und konnteſt an dem heiligen Ort von deiner Art nicht laſſen! rief der Biſchof: und der Himmel ſendet dich uns, daß wir dich dafür ſtrafen. Ließ alſobald den Lügner an den Schandpfahl binden und mit Ruthen ſtäupen, dann aber gehen, wohin er wollte.

Erzbiſchof Willigis war ein gelehrter und frommer Mann und von Herzen demüthig. Er war von niederer und geringer Herkunft, ſein Vater war ein armer Rademacher. Das machte ihm Neid bei den adeligen Domherren, die ihre Ahnenproben ablegen mußten und beſchwören, die malten ihm heimlich Räder an die Thüren und Wände ſeines Biſchofhofes, zu Schmach und Schimpf, und ſpotteten: das iſt unſers Biſchofs Ahnenwappen. Willigis aber, der fromme Mann, nahm ſich das mit nichten als eines Spottes an, er ließ über ſeiner Bettſtätte ein hölzernes Pflugrad aufhängen, und in ſeine Gemächer weiße Räder in rothe Wappenfelder malen, und dazu einen Reim ſetzen, der lautete: Willegis, Willigis, denk' woher du kommen ſis. Und nachher haben dem frommen Willigis zum Gedächtniß alle nach ihm kommenden Erzbiſchöfe dieſes Rad als Wappenzeichen beibehalten, und Stadt und Bisthum Mainz haben es angenommen und beibehalten bis auf den heutigen Tag.

64. Die heiligen Kreuze zu Mainz.

Zu Mainz hat eine ſchöne Kirche in der frühern Zeit den Namen zu Unſrer lieben Frauen im Felde geführt, das Volk aber nennt ſie Heiligkreuz. Ein Schiff kam gefahren mit Männern und Frauen, die ſahen in der Luft ein ſchimmerndes Kreuz ſchweben, das ihrem Schiffe nachzog, und an ſeinem Maſt ſich heftete. Nahe der alten Schiffbrücke beim Holzthor legte das Schiff an, und ſiehe, da war das ſchimmernde Kreuz kein Luftgebilde, ſondern ein ehernes kunſtvolles Kruzifix von wunderſamer Meiſterarbeit. Um nun deſſen Beſtimmung zu erkunden, wurde es zwei ungejochten und ungeſchirrten Ochſen auf den Rücken gelegt, und dieſe ließ man ohne Leitung und Führung gehen, und da trugen ſie das Kreuz auf den Hechtsheimer Berg, dort ward eine Kirche erbaut, und das Wundergebilde darinnen zur Verehrung aufgeſtellt. Viele Kranke ſind geneſen, die vor dem Kreuze in Andacht knieten, bis die Kirche mit mehreren Anderen in Flammen aufging, als Markgraf Albrecht von Brandenburg 1552 die Stadt Mainz einnahm. Zwiſchen dem Holz- und Bocksthor aber ward noch lange Zeit ein Gemälde geſehen, davon noch heute Spuren zu entdecken ſind, darſtellend ein Kreuz, hangend an den Segeln eines ſtromaufwärts fahrenden Schiffes.

Zwiſchen der Kirche zum Heiligenkreuz und St. Alban ſtand vor Zeiten eine offene Kapelle, darinnen war ein hölzern Kruzifix, darunter Maria und Johannes, zur Verehrung der Gläubigen aufgeſtellt. Nun lebte zu Mainz ein Bürger, des Name war Schelkropf, ein Spieler und Trunkenbold, der wenig aus dem Wirthshaus zur Blume kam, das in der ehemaligen Vorſtadt Vilzbach ſtand. Eines Tages hatte er alles, was er beſaß, verſpielt und vertrunken, und verwünſchte in ſeinem wilden Rauſche ſich, Gott und alle Heiligen, und ſchwur, mit ſeinem Schwerte das erſte beſte heilige Bild, auf das er ſtoße, mitten von einander zu hauen. So taumelte er durchs Feld und kam an die offene Kapelle, und rannte auf die hölzernen Bilder an, und ſtach und hieb. Und ſiehe, da ſprangen ihm aus den lebloſen Bildern, zumal aus dem Kruzifix, Ströme Blutes entgegen. Entſetzt ſtand er und ſinnverwirrt, das Schwert entfiel ſeiner Hand, und ſo ward er gefunden und gefangen. Fromme Hände fingen in Schaalen das rinnende

Blut auf. Schelkropf wurde für ſeinen unerhörten Frevel lebendig verbrannt, das wunderthätige Chriſtusbild aber und das heilige Blut brachte man in die nahe Kirche. Als dieſe in Flammen aufging, blieb dieſes heilige Kreuzbild verſchont und ward gerettet, und noch heute wird es den Gläubigen in der St. Chriſtophskirche zu Mainz gezeigt.

65. Heinrich Fra[illegible]lob's Begangniß.

Es war in deutſchen Landen ein Minneſänger, der ſang viel ſüße Weiſen zum Lobe der Frauen, vor allen zum Preiſe von aller Frauen Krone, deshalb gewann er auch den Namen Frauenlob, denn ſein rechter Name war Meiſter Heinrich von Meiſſen. Viele Reiſen machte der Sänger von einem deutſchen Hofe zum andern, er ſang irdiſche und ſang Gottesminne. Zu Roſtock war Markgraf Waldemar von Brandenburg geſeſſen, der hatte einen Roſengarten, und ließ ein Feſtſingen halten, da war Meiſter Heinrich der erſte Singer. Einſtmals lauerten Feinde ihm auf und umringten ihn mit Dreuen, ſie wollten ihn tödten. Da bat er, ſie ſollten ihm noch einen Sang zum letzten vergönnen, und als ſie das thaten, ſang er ſo rührend zum Preiſe der himmliſchen Frauen, daß jede gehobene Waffe ſich ſenkte, und die Feinde ihn ungehemmt und ungeſchädigt von dannen ziehen ließen. Auf ſeinen Sangesfahrten kam Meiſter Heinrich auch nach Mainz und verſtarb allda, und wurde begraben im Umgang des Domes, neben der Schule, mit großen Ehren. Von ſeiner Herberge bis zur Grabſtätte trugen ihn Frauen, und erhoben um ihn großes Weinen und Wehklagen, des großen Lobes willen, welches der Sänger dem ganzen weiblichen Geſchlecht Zeit ſeines Lebens ertheilt hatte. Und mit den Thränen die ſie vergoſſen zugleich, goſſen ſie eine Fülle edlen Weins auf Meiſter Heinrichs Grab, daß der Wein durch den ganzen Umgang der Kirche umherfloß. Und wäre manchem Dichter, der auch die Frauen minnt und preiſt, lieber, ſie gäben ihm ſolchen Wein beim Leben. Mehr als ein Denkmal iſt Heinrich Frauenlob errichtet worden im Dom zu Mainz, und ſeine Sänge ſind noch unvergeſſen.

66. Die heilige Bilhilde.

Zu Hochheim am Main ſaß ein Geſchlecht edler Franken, und noch gewahrte man in neuern Zeiten beim Ziehbrunnen allda Reſte ihres Burgſitzes. Das war zu den Zeiten Chlodowigs, des Frankenkönigs. Dieſes Geſchlechtes einer hieß Iberich, dem ward ein Töchterlein geboren, das wurde Bilhilde geheißen, aber es empfing nicht die heilige Taufe, weil durch Feindesverheerung alle Prieſter gemordet oder entwichen waren. Doch ſendeten die Aeltern das junge Töchterlein in ſeinem dritte Jahre gen Würzburg zu Kunegunde, einer Verwandten, und dort empfing es Lehre, und wurde unter die Zahl junger Katechumenen von den Prieſtern aufgenommen. Zur Taufe gelangte das Kind aber den-

6

noch nicht, denn man hielt es für getauft und es ſelbſt wußte nicht, daß es noch nicht der Taufe Sakrament empfangen. Das Mägdlein wuchs und blühte heran in Tugend und Gottesfurcht. Bilhilde blieb frei von Heidengräueln, die dazumal noch neben dem Chriſtenthum im Frankenlande heimiſch waren, und der Ruf ihrer Schönheit, Frömmigkeit und Sitte drang weit umher in alle Gauen. Davon vernahm auch Hetan, des Thüringer Herzogs Ratulf Sohn, der war ſchon einmal vermählt geweſen, und hatte zwei Söhne und warb um die junge Bilhilde; Hetan aber war noch ein Heide und Bilhilde nahm ihn nur auf den dringenden Wunſch ihrer Aeltern zum Gemahl, und in der Hoffnung, es werde ihr gelingen, ihn zum milden Chriſtenthum ſammt den Seinen zu bewegen. Solches gelang ihr aber mit nichten, zu ihrer großen Kümmerniß, daher lebte ſie ſehr ſtill und ſchmucklos, in den Uebungen ſtrenger Kaſteiung und Buße. Hetan fand den Tod in der Schlacht, und ſeine Wittwe empfand ein Sehnen nach ihrer Mutter, auch ward ihr von dem Thüringervolke mit Undank gelohnt, daß ſie die Chriſtuslehre unter ihm auszubreiten bemüht geweſen, ſie wurde verfolgt und zur Flucht genöthigt, und ſtieg mit ihren Jungfrauen zur Nacht in ein Schiff, ohne Steuer und Fährmann. Aber Engel erſchienen, die lenkten das Schifflein an allen Untiefen und an allen Klippen glücklich vorüber auf der langen weiten Stromfahrt, von der fränkiſchen Saale in den Main und vom Main an Hochheim vorüber und landete in Mainz an, wo Siegbert, Bilhilden's Ohm, Biſchof geworden war, der empfing die fromme Jungfrau gar liebevoll, gab ihr Wohnung, und half ihr zum Beſitz ihres Erbes in Hochheim, denn ihre Aeltern waren indeß verſtorben. Darauf ſtiftete die fromme Bilhilde ein Kloſter, Altenmünſter zu Mainz von ihrem Erbgut, lebte gottergeben, züchtig, mildthätig, bis ihr Lebensziel faſt erreicht war. Da träumte dreien Nonnen im ſelben Kloſter, dem Bilhilde als Aebtiſſin vorſtand, daß ihre Mutter und Oberin noch gar nicht getauft ſei, und offenbarten es ihr, aber ſie wollte und konnte das gar nicht glauben, bis es durch ein anderweites Geſicht oder durch die Stimme eines Engels auch ihrem Ohm offenbart wurde, der dann die fromme Chriſtin in den Chriſtenbund aufnahm. Nachher hat Bilhilde ſich dem Weltleben völlig abgethan, und als ſie verſtarb, erſchien ein Lichtglanz um ihre irdiſche Hülle, und Wohlgeruch erfüllte ihre Zelle. Kranke genaßen in ihrer Nähe, Blinde wurden ſehend und Todte wandelten. Bilhilde wurde die erſte Heilige des Frankenlandes.

Viele ſagten, Bilhilde ſei noch beim Leben ihres Gemahls Hetan auf ſo wunderbar geleitetem Schifflein nach Mainz gekommen. Auch liegt eine Meile unterhalb Würzburg am Mainſtrom ein Ort, heißt Veitshochheim, der hat ſich auch, gleich Hochheim, Bilhildens's Herkunft, und daß ſie ihm entſtamme, angenommen, hat ihr einen eigenen Feſttag geſtiftet und bewahrt und verehrt von ihr Reliquien.

67. Der Franken Furt.

Die Sage geht, daß die freie deutſche Stadt Frankfurt ihren Urſprung in ſolcher Weiſe erhalten habe: unter Kaiſer Karl dem Großen kriegten die Sachſen gegen die Franken und ihren mächtigen König, und waren erſtere ſiegreich, und trieben die Feinde bis hinab zum Ende des Mainſtroms. Wie nun die Franken flüchtig an dieſen Strom und an die Stelle kamen, wo jetzt Frankfurt liegt, und des Stromes Breite und Tiefe ſie e[illegible]reckte, da ſie weder Brücke noch Schiffe hatten, über den Main zu gelangen, ſiehe da zeigte ihnen eine Hirſchkuh gleichſam nach dem Rathſchluß göttlicher Barmherzigkeit den Weg, indem ſie ohne Gefahr durch den Strom ſchritt, und alſo eine Furt anzeigte, wo die flüchtigen Franken nun ohne Gefahr über den Strom ſetzen konnten und ſetzten. Da nun ſpäter die nachfolgenden Feinde kamen, und jene Furt nicht kannten und fanden, ſo mußten ſie die Franken ferner unverfolgt laſſen, und Karl der Große ſoll geſprochen haben: beſſer, daß die Völker ſagen, ich ſei mit meinen Franken vor den Sachſen dieſes mal geflohen, als daß ſie ſagen, ich ſei hier gefallen, denn weil ich lebe, kann und will ich meine Ehre retten. Dort nun ſiedelten Franken ſich an, denn es war ein lieblich und fruchtreich gelegener Gau und nannten den Ort die Furt der Franken, Frankfurt. Manche ſagen, gleich damals haben die Sachſen den Ort Sachſenhauſen, Frankfurt gegenüber dicht am Mainſtrom begründet, andere aber behaupten, deſſen Gründung ſei erſt dann geſchehen, als Karl der Große überwundene Sachſen aus ihrem Heimathlande hinweg und zur Anſiedelung im Frankenlande genöthigt habe, von welcher bis auf dem heutigen Tag noch viele Ortsnamen zeugen. Später erbaute Kaiſer Karl ſelbſt eine kleine Pfalz zur Frankenfurt und hielt ſich Jagenshalber gern dort auf, feierte Oſtern da und hielt Reichsconvente. Auch Karls des Großen Sohn, König Ludwig, wohnte da, recht in ſeines weiten Reiches Mitte, und ſein Sohn Karl, hernachmals Karl der Kahle genannt, ward allda geboren. Noch immer wird die ſeichte Stelle im Main gezeigt, wo der Franken Furt war und Frankfurts erſter Anbau und Name ſich begründete, und Kaiſer Karls Pfalz ſtand da, wo jetzt die St. Leonhardskirche ſteht, und die neue Pfalz, welche Ludwig der Fromme erbaute, und der Saal hieß, lag neben dem Fahrthor, davon hat noch bis heute die Saalgaſſe ihren Namen. Im Saalhof ſtarben Ludwig der Deutſche, des frommen Ludwig jüngſter Sohn, wie auch Hemma, deſſen Gemahlin. Dieſer König war es, der Frankfurt zu des oſtfränkiſchen Reiches weltlicher Hauptſtadt erhob, während Mainz die geiſtliche war.

68. Des Königs Weihnacht.

Wo jetzt der Dom zu Frankfurt ſteht, ſtand ſchon zu König Ludwig des Deutſchen Zeiten eine Kapelle, die hieß der Rudtlint, wie auch ſpäter zu St. Salvator, und war der heiligen Jungfrau Maria und Karl dem Großen geweiht.

Ludwig der Deutſche feierte das Weihnachtfeſt in ſeiner Pfalz zu Frankfurt am Main, und berief dorthin eine Reichsverſammlung. Da geſchah es, daß der Teufel in Geſtalt eines Prieſters und guten Geiſtes zu Ludwigs Sohne, Karl, trat, und zu ihm ſagte: ſiehe, du biſt der jüngſte unter deinen Brüdern, und dein Vater will das Reich deinem Bruder Karlmann geben, das doch dir von Gott beſtimmt iſt, und will dich verderben, ſolches will Gott nicht leiden. Karl aber entſetzte ſich vor der Verſuchung und eilte in die Kapelle — indem er rief: hebe dich weg Verſucher! Du biſt kein Bote von oben! — Der Teufel aber folgte ihm in die Kirche nach und ſprach: wäre ich nicht ein Bote von oben, wie dürft' ich mit dir eintreten in dieſes Gotteshaus? Wie dürft' ich das Sakrament des Altars, das heilige Meßopfer vollziehen? — Und ſo bethörte er Karls Sinn mit dem Trug der Hölle und las die Meſſe, und reichte ihm die gebenedeite Hoſtie, und mit der Hoſtie fuhr er in ihn, und beſaß ihn.

Da nun die Reichsverſammlung war, redete Karl unſinnig in ihr, riß ſich das Wehrgehenk von der Seite, ſchleuderte es ſammt dem Schwerte mitten in den Saal, riß den Gürtel ſich ab und die Gewande vom Leibe, und ward heftig hin und her gerüttelt, ſo daß alle Anweſenden ſich entſetzten. Die Biſchöfe aber ergriffen den vom böſen Feind Beſeſſenen und führten ihn in die Kapelle, und der Erzbiſchof begann die Meſſe über ihn zu ſingen. Da begann Karl laut zu klagen und Weh über Weh zu ſchreien in einem fort bis die Meſſe zu Ende war, aber die Prieſter ließen nicht ab mit Gebet, bis der Feind wieder von dem Königsſohne wich, und Karl durch Gottes Barmherzigkeit geheilt ward. Hielt alſo König Ludwig gar eine trübe Weihnacht zu Frankfurt. Aber was des Teufels Bosheit des Königs Sohn eingeflüſtert, erfüllte ſich ſpäter dennoch, denn Karlmann und Ludwig ſtarben beide vor ihm, und Karl erhielt des deutſchen Reiches Krone, wenn auch nur auf kurze Zeit, denn er fiel in Schwermuth, und gab ſich ganz in die Hände der Pfaffen. Da entſetzten ihm die Fürſten des Reiches und gaben das an Arnulf, einen natürlichen Sohn ſeines Bruders Karlmann.

69. Vom Eſchenheimer Thurm.

Zu Frankfurt ſteht noch gar ein alter Thurm von der ehemaligen Stadtmauer. Einſt hatten die Frankfurter einen Wilddieb gefangen, des Name war Hänſel Winkelſee, und der ſaß ſchon neun Tage im finſtern Loch, ehe Spruch und Urtel über ihn erging, und hörte allnächtlich die Wetterfahne kreiſchen und raſaunen über ſeinem luftigen Loſament hoch oben im Eſchenheimer Thurme, und ſprach: wär' ich frei und dürft' ich ſchießen nach meinem Wohlgefallen, ſo ſchöß' ich dir, du lauſige Fahn' — ſo viel Löcher durchs Blech, als Nächt' ich hier geſeſſen hab'. — Dieſe Rede hörte der Kerkermeiſter und trug ſie vor den Stadtſchultheißen der freien Stadt, und dieſer ſagte: dem Kerl gehört keine Gnad' als der lichte Galgen; wenn er aber ſo ein gar guter Schütz ſein will, ſo wollen wir ihm ſein Glück probiere laſſe. — Und da ward dem Winkelſee ſeine Büchſe gegeben, und geſagt, nun ſolle er thun, weß er ſich vermeſſen; wenn er das könne, ſoll er frei von dannen gehen, wenn aber auch nur eine Kugel fehl gehe, ſo müſſe e baumeln, und da krähe kein Hahn nach ihm. Da hat der Wildſchütz ſeine Büchſ genommen und hat ſie beſprochen mit guten Waidmannsſprüchlein, und hat Kugeln genommen, die auch nicht ohne waren, und hat angelegt und nach der Fahne gezielt, und hat losgedrückt. Da ſaß ein Löchlein im Blech, und alles hat gelach und bravo gerufen. Und nun noch achtmal ſo und jede Kugel an die richtig Stelle, und mit dem neunten Schuß war der Neuner fertig, der heute noch i der Fahne auf dem Eſchenheimer Thurm zu ſehen iſt, und war ein großes Hallo um den Schützen her. Der Stadtrath aber dachte bei ſich: o weh, unſere armen Hirſche und ſonſtiges Wild, wenn dieſer Scharfſchütze und Gaudieb wieder hinaus in die Wälder kommt, — und berieth ſich, und der Stadtſchultheiß ſagte: hör Hänſel, daß du gut ſchießen kannſt, haben wir ſchon lange an gemeiner Stad Wildſtand verſpürt und jetzt auch deine Kunſt mit Augen geſehen. Bleibe bei uns, du ſollſt Schützenhauptmann bei unſerer Bürgerwehr werden. — Aber der Hänſe ſprach: mit Gunſt werthe Herren, ins Blech hab' ich geſchoſſen, und ſchieß euch auch auf euern Schützenhauptmann. Eure Dachfahnen trillen mir zu ſehr, und euer Hahn kräht mir zu wenig. Mich ſeht ihr nimmer und mich fangt ihr nimmer! Dank für die Herberge! — Und nahm ſeine Büchſe und ging trutziglich von dannen. Mit dem Hahn hatte der Hänſel aber nur einen Spott ausgeredet, er meinte das Frankfurter Wahrzeichen, den übergüldeten Hahn mitten auf der Sachſenhäuſer Brücke, die der Teufel hatte fertig bauen helfen. Denn als ſie der Baumeiſter nicht fertig brachte, rief er den Teufel zu Hülfe, und verſprach ihm die erſte Seele, die darüber laufen werde, und jagte dann in der Frühe zu allererſt einen Hahn über die Brücke. Da ergrimmte der Teufel, zerriß den Hahn und warf ihn durch die Brücke mitten hindurch; davon wurden zwei Löcher, die können bis heute nicht zugebaut und zugemauert werden, und fällt bei Nacht alles am Tage gemauerte wieder ein. Auf der Brücke aber wurde der Hahn zum ewigen Wahrzeichen aufgeſtellt. Den meinte der Hänſel Winkelſee, daß er zu wenig krähe, nämlich gar nicht.

70. Der Teufelsweg auf Falkenſtein.

Auf der Höhe, vier Stunden von Frankfurt a. M., erhebt ſich auf faſt unzugänglichem Fels die Burgtrümmer Falkenſtein, die Wiege eines im Taunus und der Wetterau gar mächtigen Geſchlechts, von deſſen Sproſſen einige ſogar Erzbiſchöfe von Trier wurden.

Ein Ritter von Sayn minnte die Tochter eines Falkenſteiners, aber der Vater war ihm abhold und wieß des Ritters Werbung mit den höhnenden Worten ab: meine Tochter will ich Euch gern zum Ehegeſpons geben, ich verlange nur einen geringen Gegendienſt. Schafft dieſe Felſenzacken in einer Nacht zum gang- und reitbarem Wege um — das iſt mein Beding, und mein Beſcheid! —

Unmögliches war begehrt, und hätten tauſend und aber tauſend Hände ſich zugleich zerarbeitet an dem harten Felsgeſtein, es wäre nicht möglich geweſen, in ſolch kurzer Friſt das Werk zu vollenden. Traurig zog der Ritter von Sayn, Kuno geheißen, von dannen, zog nach dem heiligen Lande, focht tapfer in vielen Sarazenenſchlachten, ſuchte den Tod, fand ihn nicht, blieb ſtets eingedenk ſeiner Minne und kehrte endlich in die Heimath zurück. Mit ſchmerzlichen Gedanken umirrte er den felsumthürmten Falkenſtein, hätte gerne Kunde gehabt von ſeiner Geliebten — und ſtarrte trübe die Felſen an, die mit ihrer Härte ſein Geſchick verſinnbildeten. Hier hilft keine menſchliche Macht, nur Zauber könnte dieſe Felſen zum Wege bahnen! ſeufzte der Ritter. Horch — da war es ihm, als höre er ſeinen Namen rufen — und wie er umſchaut, hebt ſich ein Erdmännchen in brauner Kutte, eisgrau und mit verſchrumpfeltem Geſicht aus einer Felskluft herauf, und redet ihn mit ſondrer Stimme an: Kuno von Sayn, was läſſeſt du nach Silber wühlen drunten auf deinem Gebiet, und ſtörſt unſre Ruhe? Willſt du dieſe Felſen zum Wege gebahnt ſehn? Willſt du die Erbtochter vom Falkenſtein, die droben noch einſam um dich trauert, nach dir ſich ſehnt, dein nennen? Dann gelobe nur eins, und ſchwöre es zu halten. —

Dem Ritter war es ſeltſam zu Muthe bei dieſer Erſcheinung und Rede, und dachte, es möcht' etwa eine Verſuchung des böſen Feindes, und was er geloben ſolle, möchte etwa ſeine Seele ſein. Er fragte daher nicht ohne Zagen: was iſt dein Begehr? — Da ſprach das Erdmännchen: verſprich mir auf dein ritterlich Wort, daß du morgen des Tages alle deine Gruben, Schachte und Stollen willſt zuſchütten laſſen, die wir ohne dieß, ſo wir wollten, erſäufen könnten — ſo wollen wir in heutiger Nacht noch die Felſen ebenen, daß du, wenn du gethan, was ich heiſche, am lichten Tag hinauf reiten, und den Falkenſteiner an ſeine Zuſage mahnen kannſt. — Deß war der Ritter hocherfreut, er ſagte gern zu, was der kleine Erdzwerg verlangte, und begab ſich zur Ruhe. Als es Nacht geworden, regte ſich's wunderbarlich um die Burg, es krachte, es polterte, es hackte, es ſchaufelte — tauſend kleine Berggeiſter allzumal, obſchon ſie zwerghaft geſtaltet waren, mit Rieſenkraft begabt, förderten das verheißne Werk, und als der Hahn den Morgen ankrähte, war's vollbracht, und als die Sonne hinterm fernen Speſſart heraufſtieg, da ritt ſchon Kuno von Sayn den neuen Weg und ließ ſein Horn erſchallen, daß ſich der Wächter auf dem Thurme des Falkenſtein nicht wenig verwunderte, und noch mehr der Falkenſteiner, doch freute er ſich auch ob des ſo lang erſehnten Weges, und hat ſein Wort gehalten und die Liebenden vereinigt. Der Ritter Kuno von Sayn hielt gleichermaßen auch ſein Wort, das er dem Zwerg gegeben, und ließ die Schachte, darin er nach Silber gegraben, zuwerfen und eingehen. Der Felſenpfad, den die Erdgeiſter bahnten, heißt heute noch der Teufelsweg; er zieht unten an der weſtlichen Seite des Alking, wo die Berggeiſter hauſen, durch die Schärdter Höhle vorüber zur Bergeshöhe.

71. Die Eppſteiner.

Es hauſte vordeſſen in den wirren Felſenſchluchten und dunkeln Gebirgsthälern um das heutige Eppſtein ein wilder Rieſe, der lauerte den Jungfrauen auf, und wenn er eine fing, geſchah ihr mehr nach ſeinem Willen, als nach dem ihren. Einſtmals gelang es ihm, ein Fräulein von Falkenſtein, welches ein edler Ritter minnte, hinwegzuführen. Der Ritter, welcher Eppo hieß, folgte eilend dem Rieſen nach, mit ihm zu kämpfen oder ihn [illegible]ch Liſt zu beſiegen, und hatte ein eiſernes Netz, daß er an einem gewiſſen Ort aufſtellte. Damit der Rieſe, wenn er ihn wahrnehme, ihn nicht ſogleich erkenne, mußte der Knappe Eppo's Gewand und Rüſtung anlegen, und Eppo trug die des Knappen. Der Rieſe achtete ſich keinen Deut um den Ritter, der ihm nachfolgen wollte, er war mit all' ſeinen Gedanken nur bei ſeiner Gefangenen, und trachtete danach, ihr zu thun, wie den andern, aber ein Schutzgeiſt war mit und bei ihr, gegen den weder des Rieſen Stärke noch ſeine Zaubermacht, denn er war auch ein Zauberer, etwas vermochte. Voll Grimm darüber wandte ſich nun der Rieſe Eppo entgegen, und da er dieſen daher kommen ſah, ſo gebrauchte er ſich ſeiner Zauberkunſt und Macht und verwandelte Eppo's Dienſtmann in einen Felſen, meinte ſo ſeinen Feind für genugſam lange Zeit an eine Stelle gebannt zu haben, und eilte vorwärts, um auch alles Gefolge des Ritters unſchädlich zu machen. Darüber aber ſtürzte der Rieſe in das eiſerne Netz, zappelte darin gar gewaltig, konnt' es aber nicht zerreiſſen, und nun kam der Ritter in Knappentracht, der ſich verborgen gehalten, hervor, ſchleppte den Rieſen auf einen hohen Felſen und ſtürzte ihn von da herunter, worauf er die Gefangene des Rieſen aus ihrem Bann befreite und ſie zum Ehgenoß gewann. Den verzauberten Dienſtmann konnte Eppo leider nicht löſen, der ſteht heute noch ſtarr und ſteif, wie ein Felſen und iſt ein Felſen, und heißt der Mannſtein. Darauf erbaute Ritter Eppo eine neue Burg auf den Fels, von welchem herab er den Rieſen geſtürzt, und das wurde der Eppſtein, und zu den Gewölbrippen im Thor wurden ſtatt der gebogenen Steine, die Rippen des Rieſen eingemauert und angeſchmiedet. Dem Ritter aber und ſeiner Gemahlin entſproßte ein gewaltig Geſchlecht mannlicher Helden und großer Kirchenfürſten; die Ritter empfingen aus des Kaiſers Hand das Waldbotenamt am obern Taunus zu Leben, und fünf Eppſteiner behaupteten nach und nach den erzbiſchöflichen Stuhl zu Mainz, drei davon hießen Siegfried, einer Werner, und einer Gerhard. Dieſer Gerhard, der zweite des Namens in der Mainzer Biſchofreihe, war gar ein feſter trutziglicher Herr, und wenn ein deutſcher Kaiſer anders wollte, wie er, ſo ſchlug er an ſeine Taſche und rief: Potz Velten! Wenn ein Kaiſer nicht will, wie ich will, ſo hab' ich ſchon einen andern Kaiſer in der Taſche. — Einſtmals, als auch ein Kaiſer ihm nicht zu Willen war, ergriff er zornig ſein Jagdhorn und ſchrie: daß den Kaiſer Gottes Marter ſchände! So mir's beliebt, ſo blaſe ich aus dieſem Horne einen andern Kaiſer heraus! — Er ſprach auch ſolche Worte keineswegs in den Wind, er war es, der dem Grafen Adolph zur Kaiſerkrone verhalf, und ihn auch wieder davon half, doch hat es ihm ſpäter nicht geglückt, und fand Urſache genug, ſeine Keckheit zu bereuen.

72. Blutlinde.

In der Nähe Wiesbadens ſteht bei der Burgtrümmer Frauenſtein eine rieſige Linde, von der die Sage geht, daß einſt an ihrer Stelle ſich gar Trauriges ereignet habe. Ein Fräulein aus dem Geſchlechte der Frauenſteiner liebte einen ihr nicht ebenbürtigen Jüngling, und ſah ihn oft, indem ſie Abends noch außerhalb der Burgveſte luſtwandelte, an einem traulich ſchattigen Plätzchen nahe der Burgmauer, wohin ein ſonſt ſtets verſchloſſenes Pförtchen führte, zu welchem ſie allein den Schlüſſel bei ſich trug. Endlich nahm ihr harter und ſtolzer Vater dieſe Zuſammenkünfte wahr, zürnte heftig, überraſchte die Liebenden und erſchlug den Geliebten mit eigner Hand. Da brach die Tochter jammernd einen jungen Lindenſchoß, ſteckte ihn durch das rinnende Blut ihres Geliebten in den Boden, ſprach zu ihrem Vater nie wieder ein Wort, und ging in das nächſte Kloſter. Täglich weinte ſie um ihren erſchlagenen Geliebten, der Lindenſchoß aber ſchlug Wurzeln und trieb und ward ein Baum, und ſo lange die trauernde Liebende lebte und weinte, ſo lange floß Blut aus des Lindenbaumes Gezweig, ſo Jemand ein Blatt oder einen Aſt abriß. Das that aber bald Niemand mehr, denn die Menſchen ſcheuten ſich, und ſo erwuchs die Blutlinde zu mächtiger Höhe und Dicke, und können den Baum jetzt kaum vier Mann umklaftern.

Nahebei liegt ein uralt Gehöft, der Graroder Hof, von dem eine verwandte Sage geht. Ein junger Grafenſohn des Lahngaues liebte ein ſeinem Geſchlecht nicht ebenbürtiges Mädchen, deshalb ſtieß ihn ſein Vater im Zorne von ſich, daß er nie wieder vor ſein Angeſicht kommen ſolle. Das that denn auch der junge Ritter, er ging und folgte dem Zuge ſeines Herzens und ſeiner Neigung. Aber um den alten Grafen her begann ein Sterben — ſein Weib ſtarb, ſeine Töchter ſtarben, dann die vielen blühenden Söhne allzumal, einer nach dem andern; zuletzt hatte er nur noch einen — und auch dieſer eine ſtarb. Völlig vereinſamt, völlig kinderlos war der Greis, da gedachte er mit Schmerz ſeines verſtoßenen Sohnes, wenn doch der noch lebte, und bei ihm wäre, er wolle ihn gern nicht mehr um ſeiner Liebe Willen verſtoßen. Und ob er wohl noch lebte? — Da machte der alte Graf ſich auf, den Sohn zu ſuchen und ſuchte ihn ab und zu am Rheinſtrom und in den Flußthälern, die in dieſen münden und in den Seitenthälern und auf den Bergen. Da kam er einſt ermüdet an ein kleines Winzergehöft, und da traf er ein Winzerpaar, Mann und Frau und wohl auch Kinder, und ſahe wie dieſe Leute ringsum den Felsboden gerodet hatten, und hatten Reben gepflanzt und gewannen ihr Brot, das ſie mit ihm theilten, denn er war hungrig, und das junge Weib bot ihm Trauben aus irdener Schüſſel, und der Mann trat dazu, auf der Schulter den blinkenden Karſt, blinkend von ſtetem fleißigem Gebrauche. Da erkannte der alte Graf mit einem Male ſeinen Sohn in dem Häcker, und fiel ihn um den Hals und weinte und ſegnete. Darauf hat der Ritter über ſein Weinberggehöft ſich eine Burg gebaut, und ſie mit den Seinen bezogen, denn er wollte nicht mehr hinweg von dem Stück Erde, das er mit ſeinem Weibe gerodet und bebaut hatte. Das nannte man hernach den Grafenroder oder kurzweg Graroder Hof, weil ein Graf es gerodet hatte. Der alte Graf lebte noch lange Jahre glücklich bei ſeinen Kindern und Enkeln, und der junge Graf nahm zum Helmkleinod einen bärtigen Mann im ſchwarzen kurzen Rock, auf der Schulter eine ſilberne Rodhaue tragend, zum Andenken, daß er ſelbſt mit ſeiner Geliebten den Boden gerodet habe. In der alten Kirche zu Schlerſtein am Rhein ſind noch Grabmäler des Geſchlechts zu ſe[illegible]

73. Noth Gottes.

Zu Rüdesheim am Rhein bewohnte das mannliche Geſchlecht der Brömſer von Rüdesheim ihre uralte graue Veſte, deren Aufbau in die Römerzeit fällt, und weiter ſtromabwärts an der Waldbergeshöhe iſt das Kloſter gelegen, welches den wunderbarlichen Namen Noth Gottes trägt. Ein Brömſer von Rüdesheim zog nach Paläſtina, that allda viele mannliche Thaten, bezwang viele Sarazenen, und kämpfte mit einem Drachen, den er auch erlegte, aber bei dieſer Gelegenheit oder bald darauf fiel er in die Hände der Ungläubigen, die ihm ſchwere Ketten zu tragen auferlegten. Da gelobte er in ſeinem Kerker, ſeine Tochter, die er als ein junges Kind verlaſſen, dem Himmel zu weihen, wenn ſie am Leben bleibe und er in die Heimath rückkehre. Und ſiehe, des Ritters Ketten fielen von ihm ab, der Himmel nahm das dargebotene Opfer an, der Ritter entkam, und eilte der Heimath zu. Freudvoll empfing ihn ſeine ſchön erblühte Tochter, und er offenbarte ihr ſein Gelübde. Da wurde die Tochter bleich wie der Tod — ſie war in Minne einem jungen Ritter zugethan, deſſen Hand zugeſprochen zu erhalten, ſie von ihrem Vater zuverſichtlich gehofft. Aber es halfen nicht Flehen, nicht Thränen, der Vater glaubte dem Himmel vor allem ſchuldig zu ſein, ſein ritterliches Wort zu halten. Da enteilte die Tochter laut wehklagend der Brömſerburg, erklimmte den nächſten Felſen und ſtürzte ſich in den Strom hinab. — Groß war des Vaters Schmerz, und da er nun ſein Gelübde nicht halten konnte und um des theuern Kindes Schatten zu verſöhnen, that er ein abermaliges Gelübde, er wollte ein Kloſter erbauen. Es ging aber ein Mond nach dem andern hin, und mochte wohl ſo kommen, daß der alte Brömſer durch alten Rüdesheimer ſeinen Schmerz hinweg bannte, und darob ſein Gedächtniß etwas ſchwach ward — da hatte er einmal ein nächtliches Geſicht: der Drache, den er in Paläſtina erlegt, war wieder bei ihm, und lebendig, und fauchte ihn mit weitaufgeſperrtem Rachen an, und drohte ihn zu verſchlingen mit Haut und Haar — da ſah er die Geſtalt ſeiner Tochter, die winkte den Drachen hinweg und blickte gar wehmuthvoll auf den Brömſer und verſchwand.

Am Morgen aber kam des Brömſers Ackerknecht und ſagte an, wie er in aller Frühe mit dem Pflug und den Stieren zu Acker gezogen ſei, habe er eine klagende Stimme vernommen, die immerfort gerufen: Noth Gottes! Noth Gottes! Und die Stiere hätten nicht anziehen wollen, ſondern immer am Boden geſcharrt. Sogleich begab ſich Ritter Brömſer ſelbſt hinaus auf das Ackerfeld, und da vernahm er dieſelbe wehklagende Stimme: Noth Gottes! Noth Gottes! die ganz in der Nähe von der Stelle drang, wo die Ochſen ſtanden und ſcharrten, und zwar kam die Stimme aus einem hohlen Baume. Der Ritter rief und ſuchte, aber er entdeckte nichts, da ließ er den Baum ſpalten, und da entdeckte ſich innen am Boden des hohlen Stammes eine Monſtranz mit dem heiligen Leib und ein hölzernes Bild des Schmerzensmannes. Als dieſe Kleinode dem Baum entnommen waren, ſchwieg die Stimme, und die Stiere waren ruhig. Ein Jude hatte beide heiligen Stücke aus einer nahen Kirche entwendet, und allda verborgen. Das erinnerte nun den Brömſer ſtark an die Erfüllung ſeines Gelübdes; er gründete ein Kloſter, ließ an des hohlen Baumes Stelle den Altar aufrichten, und ſtellte das Chriſtusbild darauf, und geſchahen zu dem Kloſter, das zur Noth Gottes genannt ward, und zu dem Bilde viele Wallfahrten rheinab und -auf, daß öfters an einem Tage ſechzehntauſend andächtige Waller da waren, und das Bild that vordem große Wunder.

74. Räderberg.

Auf dem Räderberge ohnweit Naſſau ſoll vor Zeiten ein Kloſter geſtanden haben, davon man noch einige Trümmer ſieht, aber Niemand wiſſe, weß Ordens. Einſt ging ein Metzger aus Naſſau gegen Abend aus, Vieh einzukaufen, und wandelte auf der Landſtraße dahin, da fuhr vor ihm her eine Kutſche, und er folgte ihr immer nach, und hatte des Weges weiter nicht Acht. Auf einmal da hält die Kutſche vor einem großen ſchönen Landhaus, das dicht an der Straße ſteht, das aber der Metzger ſich nicht entſinnen kann, je geſehen zu haben, ſo oft er auch des Weges ſchon gekommen. Das Haus war hell erleuchtet und aus der Kutſche ſah der Metzger drei Mönche ſteigen, welche in das Haus hinein gingen, und da er vermeinte, es ſei das Haus ein Gaſthaus, ſo folgte er ihnen ebenfalls nach, um des Hauſes Gelegenheit zu erkunden, und vielleicht da Herberge zu ſuchen. Er ſah die Mönche in ein Zimmer gehen, wo ein Sterbender zu liegen ſchien, der ihrer harrte, um die Sterbeſacramente zu empfangen, und dann trat er in einen großen Speiſeſaal, wo, ſo ſchien es ihm, viele Gäſte beiſammen ſaßen, aßen und ziemlich lärmend zechten. Als der Metzger eintrat, verſtummten alle — aber der obenan Sitzende erhob ſich, und brachte dem Metzger einen Becher dar mit den Worten: noch einen Tag! — Dem Metzger überlief es kalt bei der Stimme, die er hörte, und aller Durſt verging ihm — da erhob ſich ein Zweiter, trat an ihm heran, gleich wie jener, bot ihm einen Becher zum Trinken, und ſagte auch: noch ein Tag! — aber der Metzger dankte. Da erhob ein Dritter ſich, kam und ſagte: und noch ein Tag! Jetzt trank der Metzger und that Beſcheid, um nicht unhöflich zu erſcheinen — als ein Vierter auf ihn zukam, und ihm in gleicher Weiſe anbieten zu wollen ſchien. Da wurde es dem Metzger ganz unheimlich, und ſchlug ein Kreuz vor ſich hin — und plötzlich war alles hinweg, er ſtand in tiefer Nacht ganz mutterſeelen allein, und wußte nicht wo er war, um ihn war Waldgeſtrüpp und Ruinengemäuer. Zitternd und bebend erharrte der Metzger an der wüſten Stätte den Morgen, und als dieſer anbrach, nahm jener wahr, daß er auf dem Räderberg ſei, von der Landſtraße weit, weit abgekommen, mitten in den Trümmern des verfallenen Kloſters. Auf unbegangenem ſteinigem Wege fand der Metzger ſich zurück, unterließ ſeinen Geſchäf[illegible]ng, ging vielmehr zum Pfarrer und entdeckte ihm, was ihm geſchehen war. Genau nach drei Tagen war der Metzger todt.

75. Die Wisperſtimme.

Ohnweit Lorch am Rhein liegt eine Mühle im Wisperthale und am Wisperbach, darinnen lebten der Müller, ſeine Frau und einige Kinder ganz gut und glücklich. Das Haus lag dicht am Berg, auf dem die alten Schlöſſer Kammerberg und Rheinberg ſtehen. Einer Zeit geſchah es, daß die Müllerin eine Stimme hörte, als wispere ihr Jemand in das Ohr, und ſahe doch Niemand — und dann wisperte es von Neuem: gehe hinauf auf Kammerberg, hebe den Schatz im Thurm — er iſt dir beſtimmt — der Schlüſſel ſteckt am ſchwarzen Kaſten. — Die Frau dadurch beunruhigt, erzählte ihrem Manne, was ſie immer um ſich flüſtern und wispern hörte, der aber ſagte: Poſſen! Träumerei! Hirngeſpinnſte — kehre dich nicht an ſolche Dinge — unſer Schatz iſt der weiße Mehlkaſten! — Aber die Frau hörte die Wisperſtimme fort und fort und hatte keine Ruhe mehr und hatte auch Luſt zum Schatz, wenn der ihr doch einmal beſcheert ſei — und eines Morgens, da der Müller weit oben im Thale am Wehr in der Wisper zu bauen hatte, und nicht ſo bald nach Hauſe zu kommen gedachte, ging die Frau mit ihrem jüngſten Kinde, einem Säugling, in aller Stille hinauf auf den Kammerberg. Der Müller aber vollendete ſein Geſchäft früher, und kam nach Hauſe, es war gerade Mittag und Eſſenszeit, aber die Müllerin fehlte. Wie er nun nach der Mutter fragte, ſo ſagte ihm ſein älteſter Knabe, daß ſeine Mutter mit dem jüngſten auf dem Arm ſchon vor ein paar Stunden den Berg hinauf gegangen ſei. Eilend rann der Müller hinauf und als er in die Trümmer eintrat, hörte er die Stimme ſeines wimmernden Kindes — die aus der Oeffnung eines halb verfallenen Thurmgewölbes drang, ſtieg hinab, und fand darin ſein Weib leblos am Boden liegen. Eilend zieht er Frau und Kind aus dem Gemäuer, und trägt und ſchleppt beide hinab in ſein Haus. Dann iſt nach langer Ohnmacht die Müllerin zu ſich gekommen und hat erzählt, die Wisperſtimme habe ihr Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen, ſie habe hinauf gemußt, und die Stimme habe ihr auf dem Wege noch zugewispert, ſie ſolle ganz ohne Furcht und Bangen ſein, es werde ihr nichts geſchehen, nur reden ſolle ſie um keinen Preis. Sie ſtieg in das

Thurmgewölbe hinab — da ſtand der Kaſten, da ſtak der Schlüſſel, ſie öffnete — da lag das blanke Gold — ſie durfte nur nehmen — da hört ſie plötzlich ihren ältern Knaben hinter ſich rufen: Mutter! Mutter! und antwortet unwillig: was giebts!? und da thut es einen entſetzlichen Krach, als berſte der Thurm und ſtürze das Gemäuer auf ſie und ihr Kind nieder, und eine Stimme ruft aus: Weh! weh! Warum redeſt du? Nun bin ich wieder unerlöſt auf aber hundert Jahre! — und da iſt es der Müllerin ſchwarz vor den Augen geworden. — Und als ſie das alles ihrem Mann erzählt gehabt, iſt ſie in eine tiefe, ſchwere Krankheit verfallen, und nach drei Tagen iſt ſie eine Leiche geweſen. So hat es der Wispermüller ſelbſt erzählt im Jahr des Herrn Achtzehnhundert und vierzehn.

76. Die glühenden Kohlen.

Im Städtchen Lorch am Rhein, da wo die Wisper in den Strom fällt, ſteht an der Stadtmauer auch eine Mühle, deren Räder die raſchen Wellen der Wisper treiben. Einer Nacht erwachte die Magd in dieſer Mühle ſehr früh, es war ganz hell, und ſie meinte ſchon, ſich verſchlafen zu haben, und eilte, das Feuer in der Küche zu ſchüren. Da gewahrte ſie, wie ſie durch das Küchenfenſter in den Hof hinab ſah, einen Haufen glühender Kohlen, und ging eilend hinab, um davon um ſo ſchneller für ihr Herdfeuer Brand zu gewinnen. Drunten lagen um das Kohlenfeuer einige ihr unbekannte fremde Männer, ſie aber fuhr, ohne ſich an dieſe Männer zu kehren, mit ihrer Schaufel in die Kohlen hinein und kehrte mit der Schaufel voll in das Haus zurück. Aber als ſie die Kohlen auf den Herd ſchüttete, ſo glühten ſie nicht mehr, ſondern waren erloſchen. Sofort lief die Magd noch einmal hinaus, und holte wieder eine Schaufel voll — es ging aber gerade wie beim erſten, die Kohlen waren todt. Und nochmals rannte die geſchäftige Magd hinaus, da ſprach einer der Männer mit tiefer Stimme: du höre! dieſes iſt das letzte Mal. — Die Magd erſchrak und befiel ſie ein Bangen, doch ſprach ſie kein Wort, und eilte nur, daß ſie wieder an ihren Herd kam. Aber die Kohlen waren abermals erloſchen — und jetzt hob die Thurmuhr auf der Stadtkirche aus und ſchlug — und die Magd horchte, und wollte gern wiſſen, wie früh es wäre, und zählte drei — vier — ſechs — ſieben — ſo ſpät konnt' es doch noch nicht ſein — acht — neun — was iſt das? und die Uhrglock ſchlug immer zu, und ſchlug zwölf — und im Hof verſchwand das Kohlenfeuer, verſchwanden die Männer. Der Magd gruſelte fürchterlich — ſie eilte in ihre Bettkammer, kroch tief unter die Decke und betete ſo viele Seufzerlein und Reimgebetlein, als ſie konnte und wußte. Am Morgen verſchlief ſie ſich in aller Form, und ſtatt ihrer trat der Müller zuerſt in die Küche, der traute ſeinen Augen kaum, als er auf dem Herd ſtatt glühender Kohlen einen Haufen glitzender Goldſtücke liegen ſah, nahm den Schatz und erbaute ſich davon ein neues Haus zu Lorch, gab auch der Magd ihren guten Antheil vom durch ſie gewonnenen Reichthum.

77. Taube zeigt den Tod an.

Zu Armsheim auf dem Kirchhof ſteht ein Grabſtein, darauf iſt ein Pflug, auf dem eine Taube ſitzt, eingehauen. Vor vielen Jahren hat dort ein junges Ehepaar gelebt, und die Frau hatte eine zahme Taube, die war ihr Liebling, und nahm ihr aus dem Munde, was ſie der Taube darbot. Die junge Frau war in guter Hoffnung, und eines Frühlings-Morgens [illegible]l ſie ein Bangen, als eben ihr Mann hinaus an dem Acker gehen wollte zur Saat, denn es war Säezeit und der Morgen windſtill und heiter. Aber die Frau bat gar herzlich ihren Mann: bleibe bei mir! — Doch er entſchuldigte ſich mit ſeiner Arbeit Dringlichkeit und verhieß ſich zu eilen und baldige Heimkehr. — Er hatte aber den Saamen noch nicht zur Hälfte ausgeſtreut, da kam die Lieblingstaube ſeiner Frau geflogen und flatterte umher, und ſetzte ſich auf den Pflug, der auf dem Acker ſtand, und ſah den Sämann an und ſchlug mit den Flügeln. Und da er nicht abließ von ſeiner Arbeit, ſo flog ihm die Taube gegen die Bruſt und pickte ihn in das Kinn, und da gedachte er an ſeine Frau, und eilte heim. Da fand er ſeine junge ſchöne Frau todt im Bette, denn ſie hatte ohne Hülfe geboren, und zwei lebende geſunde Kinder lagen in ihren Armen. Es war Niemand da geweſen, den ſie nach Hülfe ſenden konnte, und er hatte ihre zarte Bitte nicht verſtanden. Und war die treue Taube nicht, ſo wären auch die Kindlein Todes verblichen. Der Mann trauerte ſo lange er lebte, freite nie wieder, und zog die Zwillinge mit Liebe auf. Auf der Gattin Grab ließ er das Bild der Taube meiſeln, und betete oft um Mitternacht auf dem Grabe ſeiner Entſchlafenen.

Mehr andere Sagen geben von Tauben, deren eine einen Schatz angezeigt, die andere den Feind abgehalten, eine Stadt zu beſchießen.

78. Der Affe zu Dhaun.

Hoch über dem Städtlein Simmern liegt der alte rheingräfliche Burgſitz Dhaun, das war ein gar ſtattliches und ſchönes Grafenſchloß mit herrlichem ſäulengeziertem Palas — und über dem Eingang zum Palas wird ein Wahrzeichen in Stein erblickt, ein Affe, der einem Kinde einen Apfel darbeut, von welchem Bilde dieſe Sage geht: Es hatte ein Burggraf ein junges Kind gehabt, das hatte eine Wärterin, die wiegte das Kindlein im ſchattigen Burghof, und da der Tag ein Sommertag und ſchwül war, ſo nickte ſie ein, und als ſie aufwachte, war das Kindlein aus der Wiege und fort. Da ward ihr angſt und bange, denn wie ſie es auch ringsum ſuchte und in alle Winkel lugte — es war und blieb verſchwunden. Da ſchlug ihr der Schreck in alle Glieder, zitternd vor dem Zorn der Gräfin und des Grafen dachte ſie nichts beſſeres thun zu können, als ihr Leben zu retten, und ſtürzte in den Wald, um auch da vielleicht noch eine Spur zu finden. Da kam ſie in ein dunkles Dickicht und ſiehe da ſaß der Affe, den der Graf hielt, und hatte den jungen Grafenſohn auf ſeinen haarigen Armen, und küßte ihn gar zärtlich und ſchaukelte ihn, legte ihn dann ſanft auf ein Lager von Moos, bot ihm einen Apfel dar, und als es den nicht annahm, ſondern einſchlief, wehrte der Affe eine Zeitlang die Fliegen von ihm ab, und dann entſchlief er ſelbſt. Deß war die Amme froh, ſchlich leiſe hinzu und nahm das Kind und trug es fröhlich wieder zur Veſte Dhaun hinauf, wo ſchon alles unruhig war und nach ihr rief und ſuchte. Da verkündete ſie laut die That des Affen, und die erſt entſetzten, nun hocherfreuten Aeltern beſchloſſen, dieſelbe in Stein ausgehauen, und überm Thorbogen ihres herrlichen Palas verewigen zu laſſen.

79. Das Pfaffenkäppchen.

Zwiſchen ſchroff und ſteil überm Thal der Nahe zum Himmel ſich aufgipfelnden Felskoloſſen werden jetzt die Trümmer der einſt trotzigen Burgveſte Rheingrafenſtein erblickt. Auf der Kauzenburg ſaß ein junger Rheingraf, jagdluſtig, muthig, der wünſchte ſich eine Burg auf dieſen ungeheuern Felſen, ſtattlich wie die Ebernburg und der Landſtuhl der Sickinger, unnahbar dem Feinde — und mit ſolchen Wünſchen weilte er einſtens ſehnend und ſinnend in der Nähe der Felsrieſen, deren Gipfel noch kein Menſch erſtiegen hatte. Da geſellte ſich Einer zu ihm, den man nicht gern nennt, der las in des jungen Rheingrafen Seele den Wunſch, und redete ihn an, und ſprach: eine Burg da droben, eine ſchöne ſtattliche, feſte, ja, die wär' euch recht! Nicht ſo? Fehlt nur der Baumeiſter — ja — und wenn Einer käme, und baute ſie über Nacht — dem verſchriebet ihr wohl einen ſtattlichen Lohn? Was gäbet ihr Solchem? Sagt es an! — Ihr redet wunderlich — erwiederte der Rheingraf. Seid ihr der Mann, der das vermag, ſo fordert und beſtimmt den Lohn. — Nur eine einzige Seele — die Seele deſſen, der zuerſt durchs Fenſter der neuen Burg herab ins Thal der Nahe und über alle die Thäler und Berge ausſchaut — das iſt wohl wenig für eine ſtattliche Grafenburg. — Kommt heute Abend wieder her — ich will es in Ueberlegung ziehen! ſagte der Rheingraf und verließ gedankenvoll den Ort — eine Seele ſeinem Wunſche zu opfern, dünkte ihm ſündlicher Frevel, und doch war ſein Wunſch ſtark und groß. Daheim ließ er ſeinen Burgpfaffen kommen und offenbarte dem den Handel. Der Pfaffe ſchlug viele Kreuze, und rieth ernſtlich ab, warnte gar treu vor des böſen Feindes Liſt und Tücken, und rückte ſein ſchwarzes Käppchen auf dem Scheitel wohl hin und her. Da trat des Rheingrafen junges Ehegemahl herein und hörte das Geſpräch, und ließ erſt den Pfaffen hinausgehen, dann ſagte ſie: laß Jenem nur gewähren, verſprich ihm, was er begehrt, das Andere findet ſich. — Da ritt der Ritter wieder hinaus ins Nahethal und hielt ganz allein am Fuß der Felſen, und es dämmerte ſchon, oben aber ſprang eine ſchwarze Geſtalt von Fels zu Felſen, einer Gemſe gleich, und mit einemmale ſtand der Fremde auch unten im Thale. Was machteſt du da droben? fragte der Ritter. Ich nahm einſtweilen die Maaße — antwortete jener, und fragte: nun ſoll ich? Faſt hätte der Rheingraf geſagt: in Gottes Namen — da wäre es gleich aus geweſen — er beſann ſich, und ſagte blos: ja — aber bis morgen früh fertig, und daß nichts fehle, Bergfried, Mushaus, Palas, Lug ins Land, Mauern, Brücken, alles was zu einer ſtattlichen Burg gehört. — Am andern Morgen glänzte die Burg flammenroth ins Nahethal herab, alle Welt war erſtaunt, ſolch Wunder- und Zauberwerk war noch nicht da geweſen. Der Rheingraf ritt nun hinauf und der Architekt der Nacht führte ihn in dem neuen herrlichen Eigenthum umher, zeigte ihm Hö[illegible] und Säle, Brücken und Gänge, und öffnete im Palas ein hohes Bogenfenſter, die herrliche Ausſicht bewundern zu laſſen. Aber der Ritter ſah nicht hinaus, er ſagte ſpöttiſch: machet zu, hier zieht's, wir ſind warm vom Steigen. Morgen wollen wir die Kauzenburg verlaſſen und hier herauf ziehen. Ihr räumt wohl den Platz und nehmt ein Zimmer im Wächterthurme? Nicht? — Der Teufel zog ein ſchiefes Maul, er hatte ſich ſchon unendlich darauf gefreut, dem Rheingrafen einen Stoß aus dem Fenſter in die ſchwindelnde Tiefe zu geben, und mit deſſen Seele davon zu fahren.

Am andern Morgen kamen der Rheingraf und die Gräfin, und der Burgkaplan, und das Hofgeſinde, die Leibdiener, die Jäger, die Knappen, die Stallleute, die Wächter, die Hundejungen, die Hühnerwärter, die Schloßmägde, die Käſemutter, die Zwergin und die Pferde, die Kühe, die Eſel, die Rüden, der Meeraffe, die Katzen. Es war ein Zug, ſchier gleich dem des Erzvaters Noah, da er in den Kaſten einging, zu Roß, zu Eſel, zu Wagen — alles auf das neue Schloß.

Die junge Gräfin ſcherzte freundlich mit dem Burgkaplan, da droben werde es ſehr zugig ſein, ſie wolle ihm ein wärmeres Käpplein nähen, er möge ihr das alte zum Muſter einmal leihen — und als ſie oben angelangt war, ließ ſie durch die Knappen auch ein Eſelfüllen hinauf in den Palas führen, und hieß es halten, und band ihm das Pfaffenkäpplein auf den Kopf, und ließ das Fenſter öffnen und das Füllen daran ſtellen, das ſchaute gar fromm und bedächtiglich zum Fenſter hinaus und ſpitzte die Ohren und witterte die friſche Morgenluft. Der Teufel hatte lange ſchon ſtill lauernd ſeitwärts gegenüber auf der Thurmzinne geſeſſen, jetzt ſah er das Fenſter ſich öffnen, ſah des Pfaffen ihm wohlbekanntes Käppchen zum Vorſchein kommen, und fuhr im Nu hin und krallte ſeiner Meinung nach den Pfaffen heraus, und ſchmetterte ihn ins Thal, und fing die Seele auf. Herr Gott, was der Teufel für einen Zorn hatte, als er von einer Tochter Eva's ſich überliſtet ſah, und ſtatt einer Pfaffenſeele eine Eſelsfüllenſeele in den Klauen hielt! —

80. Der Stiefel voll Wein.

Auf dem Steine, wo nun fortan dieſer Rheingraf fröhlich hauſte, ging es zum öftern gar hoch her. Da ſaßen eines Abends die Wild- und Rheingrafen, und eine große Schaar Ritter von den Nachbarburgen im Saale beiſammen und zechten baß, und die Humpen kreiſten. Da ſaßen Ritter von Sponheim, von

Dhaun, von der Ebernburg, von Flörsheim, von Stromberg, und tranken ſcharf und feſt. Jetzt hob der Rheingraf einen mächtigen Reiterſtiefel auf den Tiſch und goß den voll Weines und rief: wer dieſen Humpen leert auf einen Zug, dem ſoll Hüffelsheim zu eigen ſein mit Wonne und Weide und aller Zubehör! — Deß verwunderten ſich die Mannen, und mocht ſich's keiner vermeſſen, ſchien ihnen allen der Schluck doch zu groß, und ſelbſt der Burgpfaff, der etwas zu leiſten vermochte in guten Trünken und mancher andere Wackere wagten ſich nicht daran. Da ſaß auch ein alter Zecher im Kreiſe, Ritter Boos von Waldeck, der ſah die andern alle der Reihe nach an, und wartete, ob einer den Stiefel leeren wolle, und da es keiner that, da faßte er ihn in die Hand, und ließ den Wein rinnen in ſeinen Schlund, und trank ihn leer bis auf die Nagelprobe, und dann ſagte er: lieber Rheingraf, dein Hüffelsheim ſchmeckte gut, wie wär' es nun mit Waldböckelheim? Der Menſch kann doch nicht in einem Stiefel gehen? — Aber der Rheingraf wollte nicht noch einen Ort an eine Rittergurgel verlieren, und ſchwieg ſtille. Darnach iſt das Sprüchwort aufgekommen: der verträgt einen guten Stiefel.

81. Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingrafen Einer war ein gewaltiger Jäger, aber nicht wie Nimrod vor dem Herrn, ſondern ſo recht vor dem Teufel. Einen Tag und alle Tage ging es hinaus in die Forſte, mit wildem wüſtem Gefolge. Werktag und Feiertag, das war dem Grafen alles gleich, in die Kirche ging er nicht, und die Pfaffen achtete er nicht, nur Jagen war ſeine Freude. Da geſchah es eines Sonntagmorgens, daß der Wild- und Rheingraf abermals vom hohen Stein mit dem Gefolge ſeiner Jagdknechte und Rüden herab zu Thale zog, mit „Horido und Huſſaſſa," wie der Dichter ſingt, durch Felder und Saaten, nichts achtend, niederſtampfend in dem Boden junge Saat und reife Aehren. Es währte nicht lange, ſo brachten die Hunde einen großen weißen Hirſch auf, deſſen Spur ſie nun mit lautem Kliffen und Klaffen folgten, und die Hifthörner klangen, die Hetzpeitſchen knallten, daß es nur ſo ſauſte und brauſte, immer dem Hirſch nach. In allen Thälern riefen die Kirchenglocken zu Gebet und Amt, der Wildgraf hörte es gar nicht. Ein Bäuerlein, in deſſen Feld der fliehende Hirſch ſich zu bergen ſuchte, ſah den Troß auf ſein Feld losjagen, und fiel auf die Kniee und flehte ſeines Ackers, des einzigen, welchen es beſitze, doch gnädiglich zu ſchonen — der Wild- und Rheingraf übertritt den Bauer und ſtürmte mit dem ganzen Jagdtroß über den Acker hin. Der fliehende Hirſch miſchte ſich unter eine weidende Heerde, da Sicherheit zu ſuchen — der Hirte ſah die wilde Jagd annahen, und flehte um Barmherzigkeit für das ihm anvertraute Vieh — der Wild- und Rheingraf knallte ihm mit der Peitſche um die Ohren und ſchrie: hui hatz! hui hatz! — da fiel die blutgierige Meute mit wüthenden Biſſen den Hirten an und riſſen ihn nieder, und biſſen die Rinder todt, und jagten den Hirſch weiter.

Dieſer gewann einen Wald, deſſen friedliche Sonntagsſtille jetzt gellend laut der Zug des wilden Jägers durchtobte.

Im Walde ſtand eine Einſiedlerklauſe, und in dieſe floh jetzt der auf den Tod gehetzte Hirſch. Der Wild- und Rheingraf ſtürmte mit ſeinem Troß gegen die Klauſe an — der Klausner, ein Greis mit ſchneeweißem Bart, trat heraus und hob warnend die Hand. Nicht w[illegible]r! rief er mit ſtarker Stimme. Hier iſt das Aſyl der Kreatur! — In der Hölle iſt dein Aſyl du alter Hund und Narr! ſchnaubte der Wild- und Rheingraf den Klausner an, und hob die Peitſche hoch gegen ihn auf. Aber die aufgehobene Rechte fiel nicht mehr zum Schlage nieder — Nacht ward es plötzlich — der Klausner und die Hütte, der Hirſch und die Hunde, die Jäger und die Knechte — alles ſchwand, und des Wild- und Rheingrafen keuchendes Roß brach zuſammen. Und da zuckte ein Blitz, und da fuhr des Teufels Fauſt rieſengroß aus der Erde, und drehte dem wilden Jäger den Hals um, und eine Stimme donnerte: jage ſo fort, bis an der Welt Ende! — Und alſo geſchieht es, wie viele viele Sagen melden, daß von Zeit zu Zeit die wilde Jagd durch die Lüfte und über Felder und Wälder fährt mit gräßlichem Geſchrei, mit dem Kliffen und Klaffen der Hunde, mit geſpenſtiſchem Wild, und der wilde Jäger ſelbſt als Wild gehetzt vom wilden Heere der Hölle.

82. Spanheims Gründung.

Es war vordeſſen ein Graf von Vianden und Ravenzierburg, der liebte eine Gräfin des Nahegaues, welche eine Wittwe war, und auch ſie war ihm als dem zweiten Bewerber um ihre Hand nicht abhold — aber der Graf hatte in einer Fehde einen nahen Verwandten der Gräfin erſchlagen, und ſo konnte und mochte ſie ihm, ſchon der Verwandtſchaft wegen, die Hand zum Ehebunde nicht ſobald reichen, ſondern band die Erfüllung ſeines Wunſches an eine Bedingung, welche Zeit vergönnte, jenen Fehdehandel mehr in Vergeſſenheit kommen zu laſſen. Sie ſprach zum Grafen von Vianden, er möge zur Sühne des Erſchlagenen eine Pilgrimfahrt in das heilige Land antreten, und von dort ihr ein Zeichen von den heiligen Orten mitbringen, das geweiht und beglaubigt ſei, daran werde ſie ſeine aufrichtige Liebe und den Willen des Himmels zugleich erkennen. — Der Graf ſchied vom Heimathlande, und es währte wohl über Jahr und Tag, bevor er an die Rückkehr denken konnte. Er kämpfte gegen die Ungläubigen, betete an allen heiligen Orten und erwarb ſein Gelübde zu löſen, auch einen Span vom Kreuze des Herrn, deſſen Aechtheit der Patriarch von Jeruſalem durch einen Pergamentbrief mit bleiernem Siegel beglaubigte. Der Graf von Vianden war ſehr glücklich einen ſo werthen Schatz zu beſitzen, und ließ eine kleine goldene Truhe anfertigen, beſetzt mit Edelgeſteinen und ſehr kunſtvoll, und in getriebenem Golde den Namen der Herrin, der er diente, auf dem Deckel der Truhe anbringen. Darauf ſchickte ſich der Graf zur Heimreiſe an, voll Hoffnung auf endliches Glück. Aber das Geſchick zeigte ſich ungünſtig. Auf der weiten

Meerfahrt von Paläſtina nach den Küſten Italiens erhob ſich ein furchtbarer Sturm, welcher das Schiff zu ſcheitern brachte, kaum daß die Mannſchaft das nackte Leben davon brachte. Alle Habe des Grafen und auch jenes werthvolle Käſtchen verſchlangen die Wogen des adriatiſchen Meeres. — Arm und gebeugten Geiſtes, bekümmerten Herzens, ein bettelnder Pilgrim, durchreiſte der Graf die Gauen Wälſchlands und Deutſchlands, und ſo kam er auf ſeinen Heimathburgen wieder an, wo er zwar des Gutes und Geldes genug fand, allein nichts, was ſeinen Verluſt hätte erſetzen können. Betrübt ſuchte er die Gräfin auf, ſie hieß ihn freudig willkommen, er fand ſie ſchöner und liebenswürdiger als je vorher, das ſchmerzte ihn um ſo tiefer und er ſprach: Frau Gräfin, ihr ſeht mich mit leerer Hand euch wieder nahen. Ich hatte ein koſtbares Reliquienſtück, einen ächten Span vom Kreuze unſers Herrn, wohlbewahrt in köſtlichem Schrein für euch vom heiligen Lande mitgebracht. Ein Sturm, der unſer Schiff ſcheitern ließ, raubte mir alle meine fahrende Habe, und auch jenes Kleinod, das für euch beſtimmt war, das mein Glück an eurer Hand begründen ſollte. —

Armer Graf! ſprach die Gräfin, und ihre Augen ſtrahlten ihm liebereich und minniglich an: ſo bringt ihr vom Kreuze des Herrn keinen Span heim? war denn vielleicht auf dem Käſtchen, das euch der Meerſturm raubte, mein Name zu leſen?

Der Graf hörte ganz erſtaunt dieſe Worte, er glaubte zu träumen, und rief: beim Kreuze des Heilands, Frau Gräfin, wie könnt ihr wiſſen? —

Gottes Hand, der Heiligen Fügung! antwortete ernſt und liebreich die Gräfin, erſchloß einen Schrein, nahm aus dieſem des Grafen goldne Truhe und hielt ſie dem Staunenden unter die Augen. Heute in der Morgenſtunde hat es an mein Burgthor geklopft, wie der Pförtner öffnet, ſteht ein Jüngling draus, hell gekleidet, mit einem Antlitz ſchön wie die Morgenröthe. Der ſpricht: für deine Herrin — und giebt dem Pförtner dieſes Kleinod in die Hand. Wie der es betrachtet, und wieder zu dem Jüngling aufblickt, iſt derſelbe ſchon hinweggeſchwunden. Brauchen wir weiter Zeugniß? Wir haben gehofft, jetzt laß uns glauben und lieben! — Mit dieſen Worten fiel die junge Wittwe dem Grafen um den Hals und küßte ihm den Verlobungskuß unter Freudenthränen. Und als beide mit einander vermählt waren, erbauten ſie eine neue Burg und ein Kloſter, und gründeten einen Ort, und nannten den Spanheim, und ſtifteten den heiligen Span in ihr Kloſter, und das Kloſter begabte mit kleinen Partikeln von dem Span, reich in Gold gefaßt, auch das nachbarliche Kloſter Kreuznach, ja deſſen alter Name Crucinaha, „dem Kreuze nahe“, ſoll ſogar davon abſtammen. Und das Geſchlecht der beiden Vermählten blieb geſegnet vom Herrn, viele fromme und berühmte Männer und Frauen gingen aus ihm hervor, ſtifteten Klöſter, bauten Kirchen, kämpften im heiligen Lande oder wandelten ſelbſt als heilige Perſonen durch das Leben.

83. Vom Urſprung des Moſelweins.

Es iſt eine alte Sage, daß der herrliche Moſelwein aus dem deutſchen Franken ſtamme. Merowig, der Weſtfranken König, habe zwölftauſend Bewohner des Moſellandes in das morgenländiſche Franken geführt, und aus letzterem, zwölftauſend Einwohner in das Moſell[illegible] verſetzt. Dieſe öſtlichen Franken waren gute Wingersleute, entnahmen aus ihrem heimathlichen Boden edle Reben, und pflanzten dieſe im neuen Vaterlande an, wo ſie herrlich gediehen und liebliche Weine lieferten bis auf dieſen Tag.

Die Moſel entſpringt im Vogeſengebirge im deutſchen Sundgau aus zwei Hauptquellen, deren Flüſſe ſich bei Remiremont vereinigen, und durchſließt in den mannichfaltigſten Krümmungen das wälſche Lothringen, dann begrüßt ſie deutſche Gaue, und rauſcht altberühmten Städten vorüber.

Wie vom Frankenwein bis auf den heutigen Tag der Spruch geht und gilt: Frankenwein: Krankenwein, alſo daß ſelbſt Kranken derſelbe heilſam ſei, ſo von ſeinem Sohne, dem Moſelwein, dem Erben ſeines Ruhmes und ſeiner Tugenden geht und gilt der lateiniſche Reim: **Vinum Mosellanum fuit omni tempore sanum**, das iſt zu deutſch: Moſelwein ſoll allzeit geſund geweſen ſein.

84. Der Heiligen Gräber.

Im Moſellande beim Dorfe Chau ſteht eine dem heiligen Eucharius geweihte Kapelle. Sankt Eucharius war ein Sohn des Königs Baccius von Catalonien und der Lientrudis, deſſen Gemahlin. Dieſes fromme Paar gab aber nicht nur dem heiligen Eucharius das Leben, ſondern auch dem heiligen Eligius, der heiligen Liberia, der heiligen Suſanna, der heiligen Memia, der heiligen Oda und der heiligen Gertrudis. Alle dieſe Heiligen wurden mit vielen Edlen dieſes Gaues durch die wilden Vandalenhorden, welche Julianus Apoſtata in das Land führte, umgebracht, an der Zahl zweitauſend zweihundert, und das geſchah im Jahre 362, nach Chriſti Geburt, am 10. Mai. So wurde jene Gegend ein großer Todtenhof, und die alte Kapelle an der Moſel, Chau gegenüber, wurde zum Grabſtein der frommen Märtyrer, und bewahrt auf Gedenktafeln das Gedächtniß derſelben der Nachwelt auf.

85. Metz verſagt den Tanz.

Das alte Metz, welches Frankreich, gleich den früher deutſchen Städten Thul, Verdun und Straßburg Deutſchland abgedrungen hat, leitet ſchon vor den Römerzeiten ſeinen Urſprung und Ausbau her. Ein Feldherr Julius Cäſars, Marius Metius, habe die Stadt, welche Cäſar hartnäckig widerſtanden, einnehmen müſſen, und habe ſie verheert, dann aber herrlich wieder aufgebaut, nach ſeinem Namen Metia genannt, auch neunzehn Jahre daſelbſt regiert, auch einen Rath aus dreizehn Stadtälteſten eingeſetzt, der lange beſtanden habe.

Zur Zeit Kaiſer Karls V. ſandte König Heinrich II. von Frankreich den Connetable Annas Montmorency vor dieſe deutſche Reichsſtadt, der verſprach ihr völligen Schutz, wenn ſie nur ein einziges Fähnlein franzöſiſches Kriegsvolk, darunter man einen kleinen Heerhaufen, etwa was heute eine Compagnie beſagt, verſtand, einnehmen wollte. Dieß bewilligte der Rath der Stadt Metz und es zogen nicht minder denn dreitauſend Franzoſen allerdings nur mit einem einzigen Fähnlein, in die Stadt, und nahmen ſie ohne Schwertſchlag für ihren König im Beſitz, befeſtigten die Stadt auf das Beſte und verſahen ſie mit Mundvorräthen aller Art. Als nun im darauf folgenden Jahre Kaiſer Karl V. mit einem Kriegsheere kam, Metz den Franzoſen wieder abzunehmen, glückte ihm das nicht, obſchon er mit ſiebenzigtauſend Mann davor lag um vierzig Tage und Nächte lang die Stadt ſo heftig beſchießen ließ, daß es gleichſam Kugeln regnete und die ganze Gegend von dem Pulverdampfe fort und fort wie in einen ſtarken Nebel gehüllt blieb. Bis nach Straßburg hin ward der Donner des Geſchützes gehört. Der tapfere Vertheidiger von Metz war der Herzog von Guiſe, welcher dem Kaiſer viel Volk zu Schanden machte. Dazu halfen noch Hunger, Seuchen und Kälte gegen Karl V. ſtreiten, und es ſind damals vor Metz dreißigtauſend Mann geblieben. Endlich brachte noch eine Kriegsliſt den Kaiſer zum Abzug. Der Herzog, welcher fürchtete, die Stadt auf die Länge dennoch nicht halten zu können, zumal ſie an ihrer ſchwächſten Seite angegriffen wor, ſchrieb einen Brief an ſeinen König des Inhaltes, daß die Belagerung ganz fruchtlos und gefahrlos ſei, zumal Karl ſie an der ſtärkſtbefeſtigten Seite am meiſten angegriffen habe. Dieſen Brief mußte ein ſcheinbar ungeſchickter Bote durch das feindliche Lager tragen, ſich fangen laſſen, und nun gelangte der Brief vor Karl's Augen. Dieſer ließ ſich wirklich bethören, hielt den Brief für wahr, zog die Streitkräfte von der ſchwachen Seite zurück, griff an anderen ſehr gut befeſtigten Stellen an, verlor die bereits errungenen Vortheile, und mußte endlich nach dem Verluſt von faſt der Hälfte ſeines Heeres die Belagerung aufgeben. Da fehlte es nicht an Hohn und Spott, der ſich reichlich über Karl in allen deutſchen Landen ergoß, und da es ihm vor Magdeburg auch faſt in gleicher Weiſe ergangen war, ſo lief gar bald der Spottreim von Munde zu Munde:

Eine Metze und eine Magd
Haben Karl'n den Tanz verſagt.

Dieſes und noch anderes Leid ſoll ſich der Kaiſer ſo zu Gemüthe genommen haben, daß er drei Jahre ſpäter der Regierung ganz entſagte, und 1586 als Mönch in das Kloſter St. Juſt in Spanien trat, wo er Uhren baute. In dieſem ſelben Jahre geſchah es, daß Metz, Thul und Verdun (Virdung zu deutſch) durch den Vertrag und Friedensſchluß zu Cambray von Deutſchland völlig abgetreten und unter den Schutz der Krone Frankreichs geſtellt wurden.

86. Der Teufelsbündner in Virdung.

Als die Stadt Virdung noch eine deutſche war, und zwar ſchon zu Kaiſer Rudolph von Habsburg Zeiten, ſaß ein Bürger dortſelbſt, der verfiel in Armuth und durch ſie in Verſuchung und Stricke, nach dem Sprüchwort: an armer Leute Hoffarth wiſchet der Teufel ſeinen Hintern, denn jener Bürger mochte gar gern prangen und praſſen. Damit er nun neue Schätze gewinne, verlobte er ſich mit eines alten Weibes Beiſtand dem Teufel, ſchwur Gott und ſeinen Heiligen ab, und empfing einen Heckebeutel mit Brutpfennigen; ſo oft er in den Beutel griff, ſo oft konnte er die Hand voll Goldes oder Silbers herausziehen. Da mehrte er ſeinen Reichthum von Tage zu Tage, kaufte Gärten und Häuſer, Aecker und Wieſen, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Eines Tages aber geſchah es, daß er vor ſeinem Hauſe im Schatten ſaß und mit Freunden zechte, da kamen zwei unbekannte ernſte Männer auf ſchwarzen Roſſen geritten, die führten mit ſich ein drittes aufgezäumtes ſchwarzes Roß und trugen dunkle Tracht. Die Männer hielten an des Bürgers Haus, und forderten, daß er das ledige Roß beſteige. Der Bürger ſahe mit Kummer, wo das hinaus wolle, nahm traurig von ſeinen Angehörigen, zwei Söhnen und Freunden Abſchied, und beſtieg das dunkle Roß, auf welchem er mit den beiden Reitern raſch von dannen ritt. Die Söhne hätten gern erfahren, wohin doch ihr Vater geritten auf Nimmerwiederkehr. Da fielen ſie auf den Gedanken, die alte Hexe zu fragen und ihr Geld zu geben, daß ſie ihnen ihren Vater zeige und den Ort, da er weile. Das alte Hexenweib ging mit den Jünglingen in einen Wald, wo ſie ihre Zauberkunſt übte und die Hölle beſchwur. Da that ſich der Erdboden auf, und die Zwei ſtiegen herauf, welche den Bürger hinweggeführt hatten, und waren ſchrecklich anzuſehen. Da fragte die Alte die Jünglinge: wollt ihr euern Vater auch ſehen? — Den Aelteſten ergriff ein Grauen und er verneinte die Frage, der Jüngere aber beſaß mehr Herzhaftigkeit, und verlangte nach des Vaters Anblick. Da winkte das Weib den dunkeln Männern und dieſe hießen den Jüngling ihnen folgen. Nach einer Weile kamen ſie an ein ſchönes Haus, und in einem Gemach deſſelben ſah der Jüngling ſeinen Vater, ganz ſo gekleidet, wie er vom Hauſe hinweggeritten war, auch faſt von ſolchem Ausſehen, nur lag auf ſeinem Geſicht der Ausdruck eines namenloſen Leidens. Wie geht es euch Vater? fragte der Jüngling. Iſt euch wohl oder wehe? — Der Vater ſeufzte und ſprach: Sohn, ich habe um irdiſches Gut Gott entſagt und ſeinem Antheil an mir und habe dem Teufel Leib und Seele zu eigen gegeben. Thut euch beide ab eures ererbten Gutes, denn es würde deſſen Nutzung euch ſchaden und euch der gleichen Pein überliefern, die ich dulde. — Leidet ihr Pein Vater? fragte der Sohn. Ich ſehe doch nichts von einer Flamme! — Rühre an mich mit der Spitze deines kleinen Fingers, Sohn! — antwortete der Vater, zuckte aber ſchnell wieder hinweg. Da that das der Jüngling und rührte ſeinen Vater nur ſo lange an, als ein Blitz zuckt, und verbrannte ſich alsbald den Finger und die Hand und den Arm bis zum Ellenbogen, und empfand den allerglühendſten Schmerz. Voll Entſetzen rief er nun: o armer armer Vater! können wir nichts für euch thun, das euch fromme und helfe? — In Ewigkeit nichts, ſagte der Vater, als daß ihr euch des Höllengutes abthut. — Da nahm der Jüngling trauernd Urlaub von ſeinem Vater, und die Männer brachten ihn zurück zu dem Hexenweibe, dem zeigte er den verbrannten Arm, und wer ihn ſonſt ſehen wollte, und gab alles vom Vater ererbte Gut nebſt ſeinem Bruder an ein Kloſter, das nahm es willig an, und ſchadete ihm mit nichten etwas, die Brüder aber ſind Mönche geworden und haben ihr ganzes Leben hingebracht, für ihres Vaters Erlöſung aus der Flammenpein zu beten.

87. Die getreue Frau Florentina.

Zu Metz lebte ein edler Rittersmann, der hieß Alexander, der hatte eine gar tugendſame Ehewirthin, die hieß Florentina. Der Ritter gelobte ſich zu einer Bußfahrt zum heiligen Grabe, und ſein Ehegemahl fertigte ihm ein feines neues Hemde, das zeichnete ſie mit einem rothen Kreuze, und hieß es ihm ſtetig tragen. Es ſei alſo gefeit und geweiht, daß es immer rein bleibe, zum Zeichen ihrer ſteten Reinheit und Treue, die ſie ihm bewahren wolle bis zu ſeiner Wiederkehr. Im heiligen Lande aber gerieth Ritter Alexander aus Metz in Gefangenſchaft und mußte mit anderen als Knecht den Pflug ziehn, und Geiſelhiebe und ein Joch auf ſeinen Nacken dulden wie ein Stier. Das Hemd aber blieb trotz harter Arbeit, trotz Staub und Schweiß und Blut ſtets rein und weiß, wie Schnee — das verwunderte die Aufſeher und ſie brachten es vor den Sultan. Da erkundigte ſich der Sultan, welche Bewandtniß es mit des Sklaven Hemde habe, und Alexander erzählte ihm von der Treue und Reinheit ſeiner Florentina. Solches dünkte dem Sultan eine Lügenmäre zu ſein, und er ward ſehr neugierig, ob dem in der Welt nur ſo ſein könnte, und ließ auf ſeine Koſten einen vertrauten Eilboten ins Abendland reiſen, der kam auch glücklich nach Metz, erkundete die Frau, erzählte ihr von ihres Herrn harter Gefangenſchaft, und warb, da er ſie zumal beſonders ſchön fand, mit ſtarker Verſuchung um ihre Minne. Allein da er ganz vergebens ſich um die Gunſt der Frau bemühte, ſo zog er wieder ab, und brachte ſeinem Herrn die Nachricht von Florentina's unwandelbarer Treue. Dieſe aber kleidete ſich in Pilgrimtracht, nahm eine Harfe mit, die ſie meiſterlich zu ſpielen verſtand, und reiſte dem Heiden nach, holte zu Venedig ihn ein, und fuhr mit ihm, ohne daß er ſie wieder erkannt hätte, in das Heidenland. Als ſie nun an des Heidenkönigs Hofe ankamen, meldete der Abgeſandte, was er zu Metz ausgerichtet, und rühmte ſeines Reiſegefährten kunſtreiches Harfenſpiel. Da wurde der Pilgrim an den Hof gefordert und durfte ſich hören laſſen, und wurden ihm große Geſchenke für ſein Spiel dargeboten. Er weigerte aber, ſolche anzunehmen und bat nur um die Freilaſſung eines der Sklaven, die im Pfluge gingen. Das ward ihm zugeſtanden, und nun ging Florentina zu den Sklaven, und ſuchte unter ihnen ihren Mann, den bat ſie los, gab ſich ihm aber nicht zu erkennen, weder zu Lande, noch zur See, ſondern blieb in ihrer Verkleidung als Mann und fuhr mit ihrem Manne der Heimath zu. Da ſie noch zwei Tagereiſen von Metz waren, ſprach Florentina: mein lieber Wandergeſell, nunmehr gehen unſere Wege von einander. Gieb mir dafür, daß ich dich befreit, doch auch etwas zum Andenken. — Was ſoll ich dir geben, der ich ſo viel wie nichts habe? fragte der befreite Ritter. Du haſt ein ſonderbares Hemde an, von deſſen Wunder habe ich im Heidenlande reden hören, ſchneide mir ein Stück heraus, damit ich auf meiner Pilgerſchaft auch Andern vo[illegible]em Wunder ſingen und ſagen kann. — Weil du es biſt, und ich ſo großen Dank dir ſchuldig geworden — ſprach der Ritter: ſo will ich's thun, keinem anderen auf der Welt gäbe ich vom Hemde, das mir meiner Frauen Reine und tugendſame Zucht ſo wunderbar verbrieſt. — Schnitt ihm alſo ein Stücklein, nicht gar groß, aus dem Hemde heraus, und ſchied ſo dankend von dem Pilgrim. Florentina eilte ihrem Gatten ſchnell voraus nach Metz, legte ihre Frauenkleidung wieder an, und als er nun, einen ganzen Tag ſpäter wie ſie, daheim ankam, empfing ſie ihn mit herzlicher Liebkoſung und Freude, deß ward er ſehr glücklich. Als aber nun der heimgekehrte Ritter allmählich ſeine Freunde wieder ſah, da merkte er an ihrem ſondern Weſen, daß ſie etwas Heimliches gegen ihn auf den Herzen hatten, und endlich ſagte ihm einer: mich nimmt viel Wunders, daß du dein Weib wieder daheim funden haſt, ſie muß deine Heimkunſt gerochen haben. Ein fremder Mann war oft und lange bei ihr, und endlich iſt ſie ihm nachgefahren und zwölf Monate außen blieben, und nur kurz vor dir wieder kommen. — Da ward der Ritter ſehr zornig, lud ſeine Freunde und Verwandten zu einem Mahl und fragte dann dabei ſein Weib öffentlich, warum ſie ſo unthümlich lange Zeit ihr Haus verlaſſen, und wo ſie denn in der Welt herumgereiſt ſei nach fahrender Fräulein Art? — Da ſtund die getreue Florentina ſchweigend vom Tiſche auf, ging in das Zimmer nebenan, und kam als Pilgrim mit der Harfe wieder, und reichte ihm das Stücklein Leinwand aus ſeinem Hemd. Da hob der Ritter ſeine Hände auf und rief: vergieb du Himmliſche! du Reine! du befreiteſt mich aus Sklavenbanden, aus dem Joche am Pfluge! und fiel ihr weinend um den Hals, und bat ſie um Verzeihung, und jede Anklage verſtummte auf immerdar.

88. Trier's Alter.

Trier und Solothurn ſollen die älteſten Städte in Europa ſein. Eintauſend und dreihundert Jahre vor Chriſtus habe Trier ſchon geſtanden, wie alte Reimverſe ausſagen, ja Trier war lange die zweitgrößeſte Stadt in der alten Welt, Rom die erſte, und die Alten nannten es das reichſte Trier, das beglückteſte Trier, das ruhmwürdigſte, das ausgezeichnete Trier — und dieß ſchon zur Römerzeit, und zur Zeit des deutſchen Mittelalters war Trier des Chriſtenthums Wiege, das zweite, das deutſche Rom. Triers frühe Culturblüthe brachen zuerſt die Gallier durch eine dreimalige Verheerung, und ſchufen aus der Stadt nur einen großen Todtenhof. Dennoch verlangten einige dem Verderben entgangene Nobili noch blutige Circusſpiele, wie ſie in Rom ſtattfanden zur Zeit des tiefſten Sittenverfalles dieſer Weltſtadt. Die Aſtrologen nannten übrigens das Trier'ſche Gebiet die Planetengaſſe, weil es dort ſo überaus häufig regnen ſoll. Man ſagt auch von einem See in dieſem Gebiete, darin ſich zu Zeiten ein wunderbarer Fiſch ſoll ſehen laſſen, und wenn dieß geſchehe, bedeute es voranzeigend den Todesfall des jedesmaligen Landesherrn. Das ſchönſte unter den vielen Baudenkmalen uralter Zeit iſt der Dom zu Trier; lange zeigte man in ihm ein Horn, das die Einwohner die Teufelskralle nannten, und erzählten, der Erbauer des Doms habe allein nicht zu Stande kommen können, und den Teufel zu Hülfe genommen, und dieſen überliſtet, da habe der Teufel in ſeiner Wuth die Altäre umreiſſen wollen, es ſei ihm aber nicht gelungen, und habe er noch dazu eine Kralle laſſen müſſen. Im Dom zu Trier wird auch der ungenähte heilige Rock aufbewahrt, den Chriſtus der Herr getragen haben ſoll, und um den die Kriegsknechte gewürfelt, weil er zu ſchön, als daß ſie ihn hätten zerſchneiden mögen. Es iſt ein Mannsrock mit langen Aermeln, aus zartem Linnenſtoff, aus ſubtilen Fäden buntfarbig gewirkt. Die heilige Helena war es, welche dieſen Rock mit einem Stücke des heiligen Kreuzes und einem Nagel, mit welchem Chriſtus an das Kreuz geheftet war, nach Trier ſchenkte, wohin ſie den frommen Biſchof Agritius von Antiochia ſandte. Dieſer Rock genießt der andächtigſten Verehrung von vielen Millionen Gläubigen, die an ſeiner Aechtheit nicht zweifeln, obſchon an vielen Orten mehr derſelbe Rock und doch nicht derſelbe für ächt gezeigt wird.

89. Sankt Arnulf's Ring.

Von beſonders hohem Alter iſt auch zu Trier die Moſelbrücke, ein dauerbares Gebäu von Steinen ungeheurer und ungewöhnlicher Größe, auf jeden Fall ein Bauwerk aus Römerzeiten; der Kaiſer Nero ſoll ſchon über dieſe Brücke gezogen ſein, um alles Land bis Köln zu erobern. Wo ſich die Bogen der Brücke miteinander ſchließen, ſtehen Säulen, welche über die Bruſtwehr der Brücke emporragen, darauf ſollen heidniſche Götterbilder geſtanden haben. Einſt fühlte der heilige Arnulf ſein Gewiſſen belaſtet, und da er von ohngefähr über die Moſelbrücke ging, ſah er in des Waſſers Tiefe nieder, zog einen koſtbaren Ring vom Finger und warf ihn voll Vertrauen auf Gottes Allmacht und Barmherzigkeit hinab in die Moſel, indem er rief: wenn ich hoffen darf, daß meine Sünden mir verziehen werden, ſo werde ich dieſen Ring wieder bekommen. Es vergingen wenige Jahre und der heilige Arnulf wurde unterdeß Biſchof zu Metz. Da lieferte eines Tages ein Fiſcher in die biſchöfliche Küche einen großen Fiſch, und da der Koch dieſen zubereitete für die Tafel ſeines Herrn, fand er voller Verwunderung im Eingeweide des Fiſches einen ſchönen Ring, und brachte den Ring zum Biſchof. Da ſahe dieſer, daß es ſein Ring war, den der Fiſch, ihn wohl für eine Speiſe haltend, beim Fallen hinabgeſchlungen und einige Jahre bei ſich behalten — und pries Gott in Demuth für dieſes Gnadenzeichen, und that ſich aller ſündigen Gedanken ab, um dieſer Gnade ſich werth zu erzeigen.

90. Frevel wird beſtraft.

Als im Jahre 1673 die Franzoſen Trier belagerten, machten ſie ringsum vor der Stadt alle Klöſter der Erde gleich. Dem Commandanten wurde auf das Beweglichſte zugeredet, nicht alſo zu verf[illegible]ren, und ihm zu verſtehen gegeben, keinem gehe es gut aus, der ſich an Gotteshäuſern und frommen Stiftungen mit frevelnder Hand vergreiſe. Der Commandant aber ſagte: das iſt nicht meine, ſondern des Königs Sache, der es alſo haben will und befiehlt; hole mich der Teufel, wenn das Kloſter nicht bis heute Abend ein Aſchenhaufen iſt! — Kaum hatte er das geſagt, da er gerade auf einer Brücke hielt, ſo that ſein Pferd einen plötzlichen Satz, überſprang die Brücken-Bruſtwehr, und ſtürzte zuſammt dem Reiter in die Moſel, wo der Reiter unten hin und das Pferd auf ihn zu liegen kam; Roß und Reiter hatten den Hals gebrochen.

Dieſes Commandanten Nachfolger ritt auch dorthin, da warnte ihn die Schildwache und ſagte: hier iſt nicht ſicher reiten, auch zielt der Feind nach dieſem Punkt. — Ho! lachte der Commandant: der Feind kann mich hinten hin treffen. — In dieſem Augenblicke fiel auf einer Baſtion ein Schuß und der Commandant that einen lauten Schmerzensſchrei und ſtürzte ſammt dem Pferde. Die Kugel hatte den von ihm bezeichneten Ort wirklich getroffen, war aber nicht auf halbem Wege geblieben, ſondern vorn wieder heraus, und dem Pferde durch den Hals gedrungen.

91. Die Martyrer-Gräber.

Sankt Maximin heißt unterhalb Trier am Moſelfluſſe eine alte, weitberühmte Abtei. Schon die Stätte, darauf ſie ſteht, ſoll zur Heidenzeit einen Dianentempel getragen haben, und als ihrer Gründer rühmt ſie ſich des Kaiſers Konſtantin des Großen und ſeiner Gemahlin Flavia Helena. Zuerſt wurde das Stift in die Ehre Johannes des Täufers geweiht, dann in die des heiligen Hilarius, unter dem vierten Abt Tranquillus aber erhielt das Stift den Leichnam Sankt Maximins, und trug nun von dieſem den Namen. In dieſen Gegenden — Manche ſagen bei Rumagen — ſoll es geweſen ſein, daß dem Kaiſer Konſtantin dem Großen das Kreuzeszeichen am Himmel erſchien mit dem berühmten I. H. S. In Hoc Signo — scilicet vinces, in dieſem Zeichen wirſt du ſiegen, welche Buchſtaben nach alter Schreibart den Namen Ihesus bedeuten. Hier ſollen die heiligen Kirchenväter Ambroſius, Hieronymus und Athanaſius eine Zeitlang gelebt, hier ſoll der letztere das nach ihm benannte Glaubensbekenntniß niedergeſchrieben haben. Hier ruhen die Erzbiſchöfe Nicetius und Baſinus, hier ruht Ada, Karls des Großen Schweſter, welche einen Codex aureus der Evangelien ſchrieb.

Und nahe bei Sankt Maximin liegt auf dieſem uralt-heiligen Boden des Trierſchen Gaues die Abtei zu Sankt Paulini. Die Crypta dieſes Kloſters ward zum rieſigen Aſchenkrug für eine Reihe der vornehmſten Martyrer. Rictiovar, Kaiſer Maximinians Präfect, verfolgte auf ſeines Herrn Befehl die chriſtliche ſogenannte Thebaniſche Legion allenthalben, auch in dieſer Gegend, und mordete ſchonungslos. Paulinus, Triers Erzbiſchof, wurde in eiſernen Ketten aufgehenkt; einen der Heerführer der Legion, Namens Tirſus, begrub man zur linken Paulins, den Conſul Palmatius ihm zur rechten Hand. Zu Häupten des Heiligen ruhten ſieben Rathsherrn, die mit den Thebanern zugleich die Martyrerkrone empfingen, unter ihnen einer des Namens Maxentius. An dieſe reihten ſich Conſtantius, Creſcentius, Juſtinus, Leander, Alexander, Soter, die letzten drei Brüder. Zu Sankt Paulini Füßen wurden vier Martyrer beigeſetzt, welche Rictiovar vor ſeinen Augen enthaupten ließ, nach vorhergegangenen gräßlichen Martern: Hormisda, Papinius, Conſtans und Jovianus. Das Blut der gemordeten Tauſende in Trier und auf dieſem Gebiete floß in Bächen hinab zur Moſel, und färbte ihre Wogen weit hinab roth, bis zum Schloſſe Neumagen.

---

92. Die heilige Genoſeva.

Zu Pfalzel, ſonſt Pfälzel, (kleine Pfalz) an der Moſel, ſteht ein gethürmtes Haus, das Genoſevenhaus geheißen, da lebte zu Erzbiſchof Hildulfs in Trier Zeiten ein Pfalzgraf Siegfried, der hatte eine treue und fromme Gemahlin, eines Herzogs Tochter aus Brabant. Aber es geſchah, daß Siegfried in das heilige Land ziehen mußte, ließ daher ſein Weib in ſeiner Pfalz am Moſelſtrome zurück und übergab ſie in die Obhut eines vertrauten Dienſtmannes, des Namens Golo. Bevor der Pfalzgraf aber von hinnen ſchied, letzte er ſich mit ſeiner Genoſeva noch einmal herzlich, und ſie empfing einen Sohn von ihm. Golo aber war ein ſchlimmer Hüter, er entbrannte in Liebe zu der ſchönen Herrin, und begann Ränke zu ſchmieden, ſchrieb falſche Briefe, als ſei Siegfried mit all den Seinen im Meere ertrunken, und las ſie der Pfalzgräfin vor, und geſtand ihr ſeine Liebe, und wollte ſie umarmen, ſie wehrte ihn aber mit einem Fauſtſchlag ins Geſicht ab; nun verwandelte ſich ſeine Liebe in bittern Haß; er entzog der Pfalzgräfin alle Bedienung, und als ihre Stunde nahte, wo ſie des Söhnleins entbunden werden ſollte, hatte ſie Niemand zum Beiſtand, als eine alte Waſchfrau. Da kam Botſchaft in ihr Haus, daß ihr Herr lebe und heimkehre, deß erſchrak Golo, der Verräther, bis zum Tode und ſuchte Rath bei einem alten Hexenweibe, das rieth ihm teufliſchen Rath: Golo ſolle dem Pfalzgrafen einreden, der ſchöne Sohn Genoſeva's ſei mit nichten der ſeine, wie er ſelbſt berechnen könne, ſondern Draco's des Kochs. Solches that Golo, indem er ſeinem Herrn entgegenreiſte; da ward Siegfried ſehr betrübt und wußte nicht, wie er ſich des Weibes, das ihn nach des Lügners treuloſem Bericht, geſchändet hatte, abthun ſolle. Da rieth Golo, daß er Genoſeva ſammt ihrem Kinde an ein Waſſer führen und ſie beide erſäufen wolle, und Siegfried willigte ein. Darauf beſtellte Golo zwei Knechte, die mußten Genoſeva und ihren Sohn hinwegführen, und ſollten ſie umbringen, ſo oder ſo. Unterwegs aber jammerte den Knechten die ſchöne Frau und das ſchöne Kind, und ſprachen untereinander: was kann dieſe Frau verbrochen haben? Und was hat ſie uns gethan? Sollte ihr zu ſterben beſtimmt ſein, brauchen wir ihr doch nicht das Leben zu [illegible]nen. Wir wollen dem Hund, der da mit uns läuft, die Junge ausſchneiden, und Golo zeigen, zum Wahrzeichen, daß wir die Frau getödtet, und ſie gehen laſſen.

Und ſo thaten die Knechte, und ließen die arme Genoſeva mit ihrem Kinde troſtlos und weinend und betend in öder Wildniß zurück. Das Kind nannte Genoſeva Schmerzenreich, es zählte noch keine dreißig Tage, und der Schmerz vertrocknete alle Milch in ſeiner Mutter Bruſt. Da flehte die arme junge Mutter zur Mutter aller Schmerzen und aller Seligkeiten, und die ewige Jungfrau neigte der Verlaſſenen liebend ihre Gnade zu. Aus dem Waldesdickigt trat eine Hindin, die lagerte ſich vor Genoſeva hin, und Genoſeva legte ihr Söhnlein an die Zitzen des Thieres, ſich ſelbſt aber nährte ſie mit dem, was der Wald bot, und baute auch für ſich und ihren Sohn eine Hütte aus Holzſtämmen, Reiſſig, Dornen und Moos, da blieb ſie ſechs Jahre und drei Monate, und ſah kein anderes Weſen, als die treue Hindin.

Da geſchah es, daß der Pfalzgraf Siegfried einmal in dieſer Gegend des Waldes jagte, und da trieben die Hunde die Hirſchkuh auf, welche mit ihrer Milch Genoſeva und ihren Knaben ernähren half. Jäger und Hunde folgten dem Wild und die Hinde floh zur Hütte Genoſeva's und kniete zu dem Knaben hin, und Genoſeva wehrte mit einem Stock die nachhetzenden Hunde ab. Jetzt kam der Pfalzgraf, mit Staunen ſah er das Weib im Walde, faſt aller Kleidung entblößt, durch dieſe lange Zeit, und der Pfalzgraf vermeinte, es ſei etwa ein verlaufenes heidniſches Weib oder eine Zigeunerin, und rief ſie an: biſt du eine Chriſtin? — Sie antwortete: ich bin eine Chriſtin — aber gieb mir deinen Mantel, daß ich mich bedecke — das that Siegfried und fragte ſie, warum ſie keine Kleider habe, und ſo einſam im wilden Walde hauſe? — Meine Kleider ſind vor Alter zerſchliſſen — ſagte ſie. — Wie lange wohneſt du in dieſem Walde? Und weß iſt dieſer Knabe? Wer iſt ſein Vater? Und wie heißeſt du! — Auf dieſe Fragen antwortete Genoſeva: ſechs Jahre und drei Monate wohne ich einſam in dieſem Walde! Der Knabe iſt mein Sohn, und ſeinen Vater kennt Gott ſo gewiß, als ich ihn kenne. Und Genoſeva iſt mein Name! — Bei dieſem letzten Wort erſchrak der Pfalzgraf, und ein Kämmerling trat zu ihm und ſprach: Herr, trügt mich nicht die Erinnerung, ſo iſt das wahrhaftig unſere Frau, die ſchon ſo lange geſtorben ſein ſoll — ſchaut doch nach dem Muttermal an ihrem Halſe. — Und ſiehe — ſie hatte das Mal. Der Pfalzgraf war abſeit getreten und wußte nicht, was er beginnen ſolle, und ſprach: ſehet doch, ob ſie auch den Trauring noch trägt. — Und ſie trug ihn noch. Und es kam über den Pfalzgrafen ein unſaglicher Schmerz und eine tiefe Reue, und er eilte zu Genoſeva hin und ſchlang die Arme um ſie und kußte ſie und herzte den Knaben, und rief: ja das iſt mein Weib! das iſt mein Sohn! — Und Genoſeva erzählte, wie es ihr ergangen durch Golos Teufelsſtücke und Verrath, und da kam dieſer, ſich nichts von dieſem Ereigniſſe verſehend, da zürnten ihm die Mannen des Pfalzgrafen und wollten ihn niederſtoßen. Aber der Pfalzgraf gebot ihnen Einhalt, und ſagte, daß dieſer Verräther des Todes von Ritterhand nicht werth ſei. Vier Ochſen, die noch an keinem Pfluge gezogen, wurden genommen, und an jeden Fuß und an jede Hand des Miſſethäters wurden Seile gelegt und an die Ochſen geſpannt und dieſe dann nach vier Seiten getrieben. So ward Golo lebendigen Leibes in vier Theile zerriſſen.

Nun wollte Siegfried ſeine Gemahlin auf ſein Schloß führen und aller Ehren theilhaft werden laſſen, allein ſie willigte nicht ein, ſondern ſprach: hier an dieſem Ort hat die heilige Jungfrau mich beſchirmt und behütet, die wilden Thiere unſichtbar abgewehrt, durch die Hinde mein Kind erhalten, dieſer Ort ſoll meine Stätte bleiben, und der Königin aller Engel geweiht werden. Dem willfahrete der Pfalzgraf Siegfried, ſandte zu Hildulf, dem Biſchof, und ließ durch ihn die Stätte weihen, und ordnete auf Genoſeva's Bitten den Bau einer Kirche an. Die Pfalzgräfin wohnte nun unter beſſerm Dach, allein ſie konnte keine künſtliche Speiſe mehr vertragen, ſondern nur die gewohnte Waldkoſt und lebte nach dem Wiederfinden nur noch wenige Tage; ſie ſtarb froh und ſelig, und ruhte in der neu erbauten Waldkapelle zu Unſer Frauen Kirchen, ohnweit Mayen, und es ſind allda manche Wunder geſchehen, und iſt die Geſchichte von der frommen Genoſeva durch alle Lande gegangen. Aber nicht allein in Pfalzel, ſondern auch in Mayen, das im Maifelde liegt, wird ein Genoſeventhurm gezeigt, und die Frauenkirche alldort ſoll die rechte ſein. Bisweilen ſoll man noch Genoſeva hinter dem Hochaltar ſitzen und ſpinnen ſehen.

---

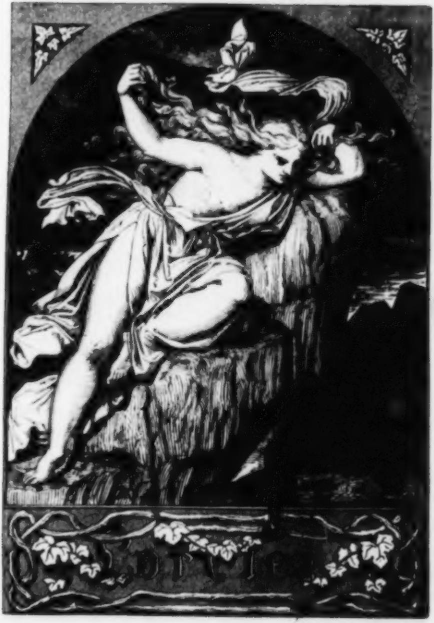
93. Die Weingötter am Rhein.

Zu Bacharach am Rhein, wo nach altem deutſchen Reimſpruch der beſten Weine einer wächſt, ſoll vor Zeiten ein Altar des Bacchus, des Weingottes, geſtanden haben, und des Ortes Name ſoll von dieſem Altar: Bacchi ara herrühren, dieſen Altarſtein nannten die Winzer umher auch den Elterſtein. Dort iſt auch ein Fels im Rhein, der wird nur bei ganz kleinem Rhein, bei großem Waſſermangel und heißem dürren Sommerwetter, ſichtbar, und ſtets für eine dem Weinjahr günſtige Prophezeihung genommen, denn es geht ein Sprüchwort, das lautet: kleiner Rhein giebt guten Wein. — Viele meinen, daß dieſer Fels ſelbſt der Altar des Bacchus ſei, und mit Figuren verziert, und vielleicht hat noch im ſchwachen Nachhall ſich altheidniſcher Cult darin erhalten, daß die Schiffleute, wenn der Elterſtein ſich zeigt, eine Strohpuppe als Bacchus aufputzen und auf dem Stein befeſtigen, ſo iſt der Sagenglaube im Volke lebendig, wenn auch die Gelehrten ungläubig den Kopf dazu ſchütteln.

Zu Kaub, nahe der alten Burg Pfalzgrafenſtein mitten im Rheinſtrom, darin vor Zeiten aller Pfalzgrafen Wiege ſtand, weil aller Pfalzgräfinnen Wochenbette darinnen aufgeſchlagen werden mußte, lebt noch eine Sage von einem wunderlichen Heiligen, Theoneſt, deß Name wie eine Verſtümmelung des griechiſchen Wortes Dionyſos (Bacchus) klingt. Dieſer Theoneſt ſoll aber doch nicht ein heidniſcher Weingott geweſen ſein, ſondern ein chriſtlicher Martyrer, der in Mainz bis auf den Tod gequält wurde, und dem es gelang, in einer Weinkufe ſtatt Nachens auf dem Rheinſtrom zu entkommen und ſich abwärts tragen zu laſſen. Je weiter Theoneſt fuhr, um ſo wohler wurde ihm zu Muthe, und bei Kaub landete er in ſeiner Kufe an, predigte das Chriſtenthum und pflanzte Weinreben, und zwar ſüße Trauben tragende, die kelterte er zuerſt in ſeiner Kufe, und davon nahm der Ort, den er hier am Strome gründete, den Namen Kaub an, und in das Stadtſiegel nahmen hernach dankbar die Kauber das Bild des heiligen Theoneſt, in ſeiner Kufe ſitzend, als ihr Stadtwappen und führen es in ihrem Siegel. Und iſt auch hernachmals Kaub ein wichtiger Ort geworden durch Rheinzoll und Stromrhederei.

94. Die ſieben Schweſtern.

Am Rhein unterhalb dem Pfalzgrafenſtein ſteht eine hochragende Burgtrümmer, Schloß Schönberg. Darauf ſollen ſieben ſo ſchöne Ritterfräulein gewohnt haben, daß ihre Schönheit ſelbſt dem Schloſſe, darinnen ſie hauſten, den Namen lieh. Aber die Fräulein, welches ſieben Schweſtern waren, ſo groß ihre Schönheit war, ſo kalt und gefühllos waren ſie gegen die Minne. Keines Ritters Bewerbung erhörten ſie, einen Freier nach dem Andern wieſen ſie ab, manches junge edle Herz brach an den Felſenherzen der ſieben ſchönen Schweſtern. Aber das Geſchick beſchloß ihre Strafe. Eines Tages landete ein Nachen unten am Fuße des Berges, darinnen ſieben herrliche Jünglinge ſaßen, in ritterlicher Tracht und von vornehmen Gebahren. Sie kamen zur Burg, ſie ſtellten ſich den Fräulein dar, ſie warben um Herzen und Hände. Es war vergebens, die ſieben Schweſtern blieben kalt. Mit einemmale verdunkelte ſich der Himmel, eine hölliſche Muſik ertönte, die Jünglinge umſchlangen die ſieben Schweſtern, jeder eine, wie zum Tanzreigen, und ſchwangen ſie tanzend und drehend aus der Burg, über die Zugbrücke, den Berg hinab in den Strom hinein, der ſtürmiſch unter Donnern und Blitzen wogte. — Als es wieder hell und friedlich am reizenden Stromesufer geworden war, ſiehe da ragten ſieben Felſenſpitzen aus dem Strome, in dieſe waren die Jungfrauen mit den Felſenherzen zur Strafe ihrer unnatürlichen Härte verwandelt. Größere Fluth überwogt ſie, kleinere läßt ſie ſichtbar werden. Die Rheinſchiffer kennen ſie unter dem Namen der ſieben Jungfern, und haben unter ſich die Sage: wenn einſt ein Mächtiger dieſe Felſen dem Strombette enthube, und ſie zu Säulen einer Betkapelle am Ufer bilde, ſo würden die Jungfrauen



erlöſt werden, wieder auf die ſich erneuende Burg zurückkehren und jede nach der jahrhundertelangen harten Buße einen Mann beglücken.

---

85. Lurlei.

Wo das Stromthal des Rheins unterhalb Kaub am engſten ſich zuſammendrängt, ſtarren hoch und ſchroff zu beiden Seiten echoreiche Felſenwände von Schiefergeſtein ſchwarz und unheimlich hoch empor. Schneller ſchießt dort die Stromfluth, lauter brauſen die Wogen, prallen ab am Fels und bilden ſchäumende Wirbel. Nicht geheuer iſt es in dieſer Schlucht, über dieſen Stromſchnellen; die ſchöne Nixe des Rheins, die gefährliche Lurlei oder Lorelei iſt in den Felſen gebannt, doch erſcheint ſie oft den Schiffern, ſtrählt mit goldenem Kamme ihr langes flachſenes Haar und ſingt dazu ein ſüß bethörendes Lied; mancher, der davon ſich locken ließ, der den Fels erklimmen wollte, fand ſeinen Tod in den Wellenwirbeln. Rheinab und auf iſt keine Sage ſo in aller Mund, als die von der Lurlei, aber ſie gleicht dem Echo der Uferfelſen, das ſich mannichfach rollend bricht und wiederholt. Viele Dichter haben ſie ausgeſchmückt — bis faſt zur Unkenntlichkeit.

Lurlei iſt die Rhein-Undine. Wer ſie ſieht, wer ihr Lied hört, dem wird das Herz aus dem Buſen gezogen. Hoch oben auf ihres Felſen höchſter Spitze ſteht ſie, im weißen Kleide, mit fliegendem Schleier, mit wehendem Haar, mit winkenden Armen. Keiner aber kommt ihr nahe, wenn auch einer den Felsgipfel erſtiege, ſie weicht vor ihm — ſie ſchwebt zurück, ſie lockt ihn durch ihre zaubervolle Schönheit — bis an des Abgrunds jähen Rand, er ſieht nur ſie, er glaubt ſie vor ſich auf feſtem Boden, ſchreitet vor und ſtürzt zerſchmetternd in die Tiefe.

Eine Sage von heiterer Färbung als alle die andern, die — wenn ſie ſich auch ſonſt nicht gleichen, doch in der melancholiſchen Färbung und dem trüben Ausgang einander ähnlich ſind, iſt dieſe: einſt ſchiffte auch der Teufel auf dem Rhein, und kam zwiſchen die Lurleifelſen; der Paß ſchien ihm zu enge, er wollte ihn weit haben, und den gegenüberliegenden Felſenkoloß entweder von der Stelle rücken, oder in ſolche Brocken brechen, daß ſie den Strom ganz ſperren und unſchiffbar machen ſollten; da ſtemmte er nun ſeinen Rücken an den Lurleifels, und hob und ſchob und rüttelte am Berge gegenüber. Schon begann dieſer zu wanken, da ſang die Lurlei. Der Teufel hörte den Geſang und es wurde ihm ſeltſam zu Muthe. Er hielt inne mit ſeiner Arbeit, und hielt es faſt nicht länger aus. Gern hätte er ſich ſelbſt die Lurlei zum Liebchen erkoren und geholt, aber er hatte keine Macht über ſie, wurde aber von Liebe ſo heiß, daß er dampfte. Als der Lurlei Lied ſchwieg, eilte der Teufel von dannen; er hatte ſchon gedacht, an dem Fels gebannt bleiben zu müſſen. Aber als er hinweg war, da zeigte ſich, o Wunder, ſeine ganze Geſtalt, den Schwanz nicht ausgenommen, in die Felswand ſchwarz eingebrannt, womit er ſein Andenken bei der Lurlei verewigte. Nachher hat ſich der Teufel ſehr gehütet, der Sirene des Rheins wieder nahe zu kommen und hat gefürchtet, wenn er von ihr abermals gefeſſelt werde, in ſeinen Geſchäften große Unordnung und Unterbrechung zu erleiden.

Die Lurlei aber ſingt immer noch in ſtillen ruhigen Mondnächten, erſcheint immer noch auf dem Felſengipfel, harrt immer [illegible] auf Erlöſung. Aber die Liebenden, die ſich von ihr bethören ließen, ſind ausgeſtorben; die heutige Welt hat keine Zeit, ihren Fels zu beſteigen, oder im Nachen ſich in Mondnächten dieſem zu nahen. Der Räderumſchwung des raſchen Dampfſchiffes brauſt ohne Aufenthalt vorüber, und durch ſein Rauſchen dringt keine Sang- und Sagenſtimme mehr.

96. Sankt Goars Wunder.

Aus dem Lande Aquitanien kam ein frommer Mönch in die Rhein- und Moſellande. Auch an der Lahn nahm er eine Zeitlang den Aufenthalt, predigte, breitete das Chriſtenthum aus und übte manches Wunder. Ein Fels unterhalb der Lurlei zeugt noch von ihm; man erblickt in dieſem Felſen eine ausgehauene viereckige Vertiefung, und nennt dieſelbe St. Goars Kanzel oder auch St. Goars Bett. Dort ſoll der heilige Mann lange Zeit gelebt und gewohnt haben, das Evangelium zu verkünden, und verunglückenden Schiffern beizuſtehen. Noch iſt, und für alle Zeiten, des Heiligen Name fortlebend in den einander gegenüberliegenden Ortſchaften St. Goarshauſen und St. Goar am Rhein, und zu Pfalzfeld in der Nähe hinter St. Goar ſoll ihm eine Denkſäule errichtet worden ſein. In ſeiner Zelle zu St. Goar ſoll der Heilige verſtorben ſein, worauf die Andacht ihm eine Kapelle dort errichtete, die ſchon zu Kaiſer Karl des Großen Zeiten ſtand, und berühmt war als ein Haus freigebiger Milde und Gaſtlichkeit gegen Reiſende, Schiffer, Pilger und Wallfahrer. In der Gruft der von einem Grafen von Katzenellenbogen, denen dieſe Landſchaft gehörte, erbauten Kirche ſteht die Bildſäule des Heiligen lebensgroß, und waren auch ſonſt viele Heiligthümer dort aufbewahrt, ſind aber hinweggekommen. Manche nennen St. Goar den Apoſtel von Trier. Dorthin beſchied ihn einſt der Biſchof Ruſticus durch Sendboten; dieſer hatte von des Heiligen Wundern gehört, und konnte ſie nicht glauben. St. Goar folgte den Boten, aber der Weg war völlig wüſt und unwirthbar, es gebrach an Zehrung, und die Sendboten ſprachen: wenn kein Wunder hilft, ſo verſchmachten wir. — Da übte St. Goar gleich ein Wunder. Er rief in den Wald hinein, und es kamen drei milchende Hirſchkühe, ließen ſich melken, und ihre Milch rettete die Botſchafter. Als der heilige Mann zu Trier vor den Biſchof Ruſticus geführt wurde, war ihm warm vom Gange, denn es war heiße Sommerzeit und er ſah ſich im Verſammlungsſaale nach einen Ort oder Nagel um, ſeinen Mantel dahin zu hängen, gewahrte aber keinen ſolchen, und da hing er den Mantel auf einen Sonnenſtrahl, der ſchrägwärts herein in den Saal fiel. Alle erſtaunten, der Biſchof aber zweifelte noch immer, und da ward ein Säugling hereingetragen, welcher am ſelben Tage gefunden worden war. — Laſſe uns o heiliger Mann, ſo du es vermagſt, aus dieſes armen Säuglings Munde vernehmen, wer ſein Vater iſt! ſprach der Biſchof. Da rührte St. Goar mit dem Finger des Säuglings Lippen an, und die Verſammlung vernahm deutlich aus des Kindes Munde die Worte:

Pater meus:
Rusticus,
Episcopus!

Da glaubte der Biſchof ganz ſtill an die Wundergabe St. Goars und verſuchte ihn nicht weiter, wünſchte auch nicht, daß der Säugling ferner ſpreche. —

Einſt fuhr Kaiſer Karl der Große von ſeinem Palaſt in Ingelheim gen Coblenz, an St. Goars Zelle vorüber, ohne dort vorzuſprechen, das nahm der Heilige übel und ſchuf einen ſo dichten Nebel, daß Karl landen, und auf freiem Felde eine Nacht zubringen mußte. Seinen Söhnen hingegen, Karl und Pipin, welche einen Haß gegen einander trugen, und zufällig in St. Goars Zelle zuſammentrafen, goß der Heilige Verſöhnung in das Herz. Auch heilte er mildiglich auf ihr Anrufen des großen Kaiſers Gemahlin Faſtrada von heftigem Zahnweh. Karl der Große ſchenkte dankbar dem gaſtlichen Kapellenhauſe ein Faß guten Weines. Dieſes ſegnete der Heilige mit der Kraft des Nimmerverſiegens. Einſt vergaß, vermuthlich weil er dieſe Kraft allzuſehr erprobt, ein Pater Kellermeiſter den Hahn richtig zu ſchließen, ſo daß er ſtark tropfte, da kam eine Spinne daher, die webte ſo eifrig unter der Hahnöffnung fort und fort, bis ſie das Gewebe ſo dicht gemacht, daß auch kein Tropfen mehr herauslief. Das alles wirkte noch lange nach ſeinem Ableben St. Goar durch ſeine fortdauernde Wunderkraft.

97. Die Brüder.

Auf den nachbarlichen Burgen Sternfels und Liebenſtein am Rhein wohnten zwei Brüder, die waren ſehr reich und hatten die Burgen ſtattlich von ihres Vaters Erbe erbaut. Da ihre Mutter ſtarb, wurden ſie noch reicher, beide hatten aber eine Schweſter, die war blind, mit der ſollten nun die Brüder der Mutter Erbe theilen. Sie theilten aber, da man das Geld in Scheffeln maaß, daß jedes ein volles Maas nach dem andern nahm, und die blinde Schweſter fühlte bei jedem, daß eines ſo richtig voll war, wie das andere; die argliſtigen Brüder drehten aber jedesmal, wenn es ans Maas der Schweſter ging, dieſes um, und deckten nur den von ſchmalem Rand umgebenen Boden mit Geld zu, da fühlte die Blinde oben darauf, und war zufrieden, daß ſie ein volles Maas empfing, wie ſie nicht anders glaubte. Sie war aber gottlos betrogen, dennoch war mit ihrem Gelde Gottes Segen, ſie konnte reiche Andachten in drei Klöſter ſtiften, zu Bornhofen, zu Kidrich und zur Noth Gottes. Aber mit dem Gelde der Brüder war der Unſegen für und für, ihre Habe verringerte ſich, ihre Heerden ſtarben, ihre Felder verwüſtete der Hagel, ihre Burgen begannen zu verfallen, und ſie wurden aus Freunden Feinde, und bauten zwiſchen ihren nachbarlich nahe gelegenen Burgen eine dicke Mauer als Scheidewand, deren Reſte noch heute zu ſehen ſind. Als all ihr Erbe zu Ende gegangen, verſöhnten ſich die feindlichen Brüder und wurden wieder Freunde, aber auch ohne Glück und Segen. Beide beſtellten einander zu einem gemeinſchaftlichen Jagdritt, wer zuerſt munter ſei, ſolle den andern Bruder frühmorgens durch einen Pfeilſchuß an den Fenſterladen wecken. Der Zufall wollte, daß beide gleichzeitig erwachten, beide gleichzeitig die Armbruſt ſpannten, im gleichen Augenblick den Laden aufſtießen und ſchoſſen, und daß der Pfeil jedes von ihnen dem andern in das Herz fuhr — das war der Lohn ihrer untreuen That an ihrer blinden Schweſter.

Andere erzählen, es habe das Geſchick nur den einen Pfeil eines der Brüder dem einen der Brüder in das Herz gelenkt, darauf ſei der Andere zur Buße nach dem heiligen Grabe gepilgert und im Morgenlande verſtorben. Noch andere haben neue Märlein über dieß feindliche Brüderpaar erſonnen, denen Kundige es auf den erſten Blick anſehen, daß ſie früher nie als Sagen im Volke lebten.

98. Die wandelnde Nonne.

Nahe bei Niederlahnſtein, am rechten Rheinufer, ſtand einſt ein Frauen-Kloſter, Machern, darinnen ging es nichts weniger als Gott wohlgefällig zu. Es gab Beſuche von Mönchen aus Nachbarklöſtern, gab wüſte Gelage, Geſchrei, auch nächtliche Reigen, und ſpät des Nachts fuhren die Mönche auf raſchen Rollwagen durch den Hohlweg, einem Bach entlang, nach Herchheim und Niederlahnſtein zu. Nur eine einzige Nonne war fromm und tugendhaft, ſie betete viel und las die heiligen Geſchichten, während ihre Schweſtern ſich im vollen Sinnentaumel aller Weltluſt hingaben. Da kam einſt ein frommer Klausner, Namens Michael, der in einem ſtillen Thale bei Marienburg hauſte, in einer Sturmnacht an das Kloſterthor, als gerade im Kloſter der Convent die Lahnſteiner Kirmeß feierte, wobei es hoch herging, und nicht an geliebten Gäſten fehlte, und begehrte Einlaß, allein die weltlichen Sünderinnen fürchteten einen geiſtlichen Zeugen, und ließen ihn nicht ein, ſie ließen ihn obdachlos und ungelabt draußen bleiben. Da verwünſchte der fromme Mann im zornigen Eifer das ganze Kloſter, und die Nonnen zu Nachteulen und Nachtgeſpenſtern und alle die buhlenden Mönche zu Teufelslarven, und am Morgen — war das Kloſter verſchwunden und öde war die Stätte, wo es geſtanden. Seitdem vernimmt man alljährlich zur Zeit des Lahnſteiner Kirmeßfeſtes hinten in der Thalſchlucht, wo das Kloſter ſtand, Gekreiſch und Geheul und wilden Spuk, den Schall von Buhlliedern und wieder dazwiſchen fromme Weiſen — und gewahrt auch wohl grauſige Mönchsgeſpenſter auf Rollwagen mit feuerſprühenden Rädern durch das Thal dahin fahren. Die einzige fromme Nonne aber wandelt in heiligen Nächten und auch zu jener Kirmeßzeit ernſt und mild an einen verwitterten Bildſtock, der am Bächlein, das aus dem Thale kommt, ab und auf, und ſcheint in einem Buche zu leſen. Niemand thut ſie etwas zu Leide, grüßt auch wohl, doch iſt ihr Anblick vielen ſchon ſchreckend geweſen.

Das Kloſter Machern aber, das hier der Einſiedel Michael mit ſeiner Verwünſchung dem Boden enthob, wurde an der Moſel nahe bei Zeltingen wieder gefunden, und dort mit frommen Inſaſſen bevölkert. Vom Klausner Michael aber geht die Sage, daß er beim Nahen des Todes Gott angefleht, ſeinen Leichnam nicht unbegraben zu laſſen, und ſiehe, als er Todes verblich, da läuteten die Glocken der alten Johanniskirche bei Niederlahnſtein von ſelbſt, von Engelhänden gezogen; da kamen Menſchen herbei, erhuben des Klausners Hülle und beſtatteten ſie in des Johanniskirchhofs geweihete Erde.

99. Die Frau von Stein.

Auf dem Schloſſe Stein im Nahethale wohnte eine edle Herrin des gleichen Namens, die war eine Wittwe und hatte einen gar mannlichen und ritterlichen Herrn zum Gemahl gehabt. Von dem hatte ſie vier blühende Töchter und zwei Söhne, die hatten auch bereits den Ritterſchlag empfangen, die vier Töchter aber waren alle vermählt, und jeder ihr Gemahl war auch ein Ritter, untadelig und wohlgethan. Da gab einſtens die edle Frau von Stein ihren Söhnen, Eidamen und Töchtern ein ſtattlich Gaſtmahl, und hatte außer dieſen Niemand dazu geladen, und waren bei Tiſche alle fröhlich und guter Dinge, und da ſprach die Frau von Stein: vier biedere Ritter zu Eidamen, zwei biedere Ritter zu Söhnen, vier brave blühende Töchter! Und eines herrlichen Ritters Wittwe! Welche Wittwe kann, gleich mir, ſich ſolchen Glückes rühmen? Dieſer Ehren iſt allzuviel, deren ich theilhaft worden! — Die Söhne, Töchter und Eidame vernahmen der Mutter Wort, prießen ſie als die glücklichſte Wittwe des Reichs und ließen auf der Mutter Wohl und langes Leben die Becher freudig aneinander klingen. Nach einer Weile verließ die Frau von Stein ihren Sitz, als wolle ſie draußen noch etwas befehlen oder anordnen — und die Verſammelten plauderten lange, ehe ihnen auffiel, daß ja die Mutter gar nicht wieder kam. Vielleicht habe ſie ſich ein wenig zum Schlummer niedergelegt, vermutheten die Töchter und ſahen leiſe in ihr Schlafkloſet, die Frau von Stein war aber nicht darin. Das Geſinde ward befragt, aber keines hatte die Frau hinweggehen ſehen — und Niemand hat je erfahren, wohin ſie gegangen, und Niemand hat ſie jemals wieder geſehen, denn nimmer kam ſie wieder.

100. Der kühne Kurzbold.

Es war ein Graf des untern Lahngaues, Kunz, ein Brudersſohn des deutſchen Königs Konrad, des Vaters von Heinrich dem Finkler — der war gar ein tapferer Held und Degen, aber klein von Geſtalt, daher hatte er den Beinamen Kurzbold erhalten, was nicht viel mehr beſagen will, als Däumling. Aber je kleiner Kurzbolds Körper war, um ſo größer war ſein Geiſt, der verſchaffte dem Helden den Namen des Weiſen. Der Held Kurzbold hing mit eiſerner Freundſchaft an Heinrich dem Finkler, gegen den das Saliſche Geſchlecht der nahen Anverwandten Kurzbolds ſich empörte und zu Felde zog. Das waren vornehmlich Giſelbert Herzog von Lothringen, Eberhard Herzog von Franken, die führten ein Heer, und wollten bei Breiſich, unterhalb Andernach, über den Rhein fahren. Da harrte ihrer am andern Ufer Kurzbold mit nur vierundzwanzig Wappnern, und als der eine Nachen, darin Giſelbert, [illegible] Lothringer ſaß, anlanden wollte, da ſtieß Kurzbold ſeine Lanze mit ſo heftig[illegible] Gewalt in den Kahn, daß dieſer alsbald ſank und niedertauchte, und die Rheinfluth alle darinnen Sitzenden überſtrömte und verſchlang. Während dieß geſchah, war Eberhard der Franke gelandet; alſobald wandte ſich Kurzbold gegen ihn, rannte ihn an und ſtieß ihn mit ſeinem Schwerte durch und durch.

Da Heinrich der Finkler nicht mehr am Leben war, und Otto, zubenamt der Erſte oder auch der Große, deutſcher König geworden, hielt auch der den Helden Kurzbold gar werth. Da der König mit Kurzbold einſtmals allein ſtand, geſchah es, daß ein gefangener Löwe aus ſeinem Käfig brach und auf beide Männer zuſtürzte. Der König, der unbewehrt ſtand, griff nach Kurzbolds Schwert, das dieſer an der Seite trug, aber Kurzbold kam dem König zuvor, warf ſich dem Löwen entgegen, und tödtete ihn. Zu einer andern Zeit forderte ein rieſenhaft gewachſener Petſcheneger aus dem, den König Otto gegenüber liegenden Slaven-Heere des Herzogs von Böhmen die Heerführer Otto's zum Zweikampfe, indem er auf ſeine große Kraft und furchtbare Geſtalt pochte. Da trat ihm, wie voreinſt dem Rieſen Goliath der kleine David, der kühne Kurzbold entgegen zum Fußkampf mit Lanzen, entglitt gewandt dem Stoß des Rieſen und rannte ihn mit ſeiner Lanze und mit ſeiner ſchrecklichen Kraft ſogleich zu Boden. — Zweierlei mochte Held Kurzbold nicht leiden, Weiber und Aepfel, daher blieb er unverheirathet und erbenlos, gründete aber zu Limburg an der Lahn die herrliche St. Georgenkirche, die er dem Lindwurmtödter auf derſelben Stelle erbauen ließ und weihte, wo der Sage nach, vordem ein Lindwurm gehauſt, der der frühern Burg, wie der heutigen Stadt den Namen Lindburg gab, was eine ſpätere Zeit in Limburg umwandelte. In dieſer Kirche iſt des heldenmüthigen Kurzbold Grabmal noch zu ſehen.

101. Die Luftbrücke.

Aus dem Ahrthale ragten ſtolz und kühn einſt zwei ſtattliche Nachbarburgen einander gegenüber, zwiſchen beiden rauſchte in der Thaltiefe die Ahr, das waren die Schlöſſer Ruwenahr und Landskron, und hoch über dem Thale zog ſich eine luftige Brücke, welche beide Burgſitze mit einander verband. Die beiden Herren dieſer Burgen, der Graf von Ruwenahr und der Herr von Landskron, waren ſo traut befreundet, daß ſie gemeinſchaftlich dieſe Brücke bauten, welche mit unſaglicher Kunſt gefügt war, ohne Stützen und doch dauerhaft, ſo-daß die beiden Freunde zu jeder Stunde beiſammen ſein, und doch auch jeder ſchnell wieder in ſeinem Hauſe ſein konnte, während ein nachbarlicher Beſuch durch Herabritt und Hinaufritt mehrere Stunden in Anſpruch nahm. Als dieſe Freunde verſtorben waren, kam die Brücke in Verfall, die Elemente zerſtörten ſie, nur blieben an jeder Burg die Brückenpfeiler, die das Ganze mächtig ſtützen mußten, erhalten. Da geſchah es, daß ein Ritterſohn auf Landskron ſeine Nachbarin, eine junge Gräfin von Ruwenahr liebte, die waren eingedenk ihrer Väter Freundſchaft und wünſchten ſich ſehnend die Brücke zurück. Da band die Grafentochter an einen Armbruſtpfeil ein Garnknaul ganz loſe gewickelt, deſſen Endfaden ſie befeſtigte, und ſchoß den Pfeil zur Nachbarburg hinüber, da waren durch den Faden die Burgen wieder verbunden, und an dem Faden lief noch eine dünnere Schnur mit einem Vorhangring, daran ließen ſich Brieflein und Liebespfänder hin- und herziehen in der Dämmerſtunde; den dünnen Faden, deſſen Farbe nicht ganz hell und nicht ganz dunkel war, gewahrte man kaum oben, und von unten gar nicht. Als die Herzen beider Liebenden ſich nun verſtändigt hatten, heiratheten ſie einander, und bauten, wie die Sage meldet, die Brücke noch einmal neu, und dann iſt ſie wieder verfallen und nimmer wieder aufgebaut worden, und die Burgen ſind verfallen, und Freundſchaft und Liebe wohnen dort nicht mehr, ja Burg Ruwenahr iſt bis auf ſeine Ruinen aus der Gegenwart hinweggeſchwunden.

102. Die Gefangenen auf Altenahr.

Wenn des jüngern Schloſſes Ruwenahr (Neuenahr) bauliche Ueberreſte vom Zahne der Zeit ſo ganz zermalmt ſind, daß keine Spur mehr von ihnen zu erblicken iſt, ſo ragt dagegen um ſo ſtattlicher die ſtolze Trümmer der Burg Altenahr auf felsreichem Kegelgipfel über dem Ort gleichen Namens in die Lüfte. Mächtige Gaugrafen beherrſchten von ihr aus das Land, und einer derſelben, Graf Friedrich von Hochſtaden-Ahre, deſſen Bruder Konrad von Hochſtaden als Erzbiſchof in Köln gebot, ſchenkte die ganze Grafſchaft mit den beiden Stammſchlöſſern Ahr und Hochſtaden dem Erzſtift Köln, und das Erzſtift wußte die ſtarken Burgen wohl zu nutzen. Als einſt eine Anzahl von Rath und Bürgerſchaft Kölns ſich gegen den Biſchofsſtuhl erhob, wurden eilf Patricier, die Führer der gegenbiſchöflichen Partei, gefangen genommen, und auf Altenahr in ſichern Gewahrſam gebracht. Da ſchmachteten ſie hart und lange, und ihr einziger Zeit- und Leidvertreib war ein Mäuſelein, das ſie kirre gemacht hatten, und das ohne Scheu zu ihnen kam, doch immer ſchnell, wenn es Geräuſch vernahm, in ſein Loch zurückſchlüpfte. Eines Tages beobachteten ſie das Mäuslein auch, wie es munter ſich ſehen ließ und Broſamen knusperte — als plötzlich draußen Schlüſſel klirrten, da fuhr es ſchnell in ſein Loch, und da hörte einer, daß es in dem Loche auch klirrte, und begann nun nachzuſuchen, als es wieder ſtille und ſicher geworden war. Da fand ſich in das Mauſeloch verborgen eine Feile und ein Meiſel, ſchon etwas roſtig, aber doch nochbrauchbar, ſo gut, daß bald genug die Gefangenen ihre Ketten abgefeilt und ihre Bande geſprengt hatten und die Gitterſtäbe ihres Ker-

kerfenſters durchſchnitten. Darauf zerſchnitten die Gefangenen ihre Gewande und machten Seile daraus und knüpften dieſe feſt aneinander, und ſtiegen durch das Fenſter allzumal nieder, kletterten den ſteilen Ziegenpfad herab, und entkamen glücklich, Niemand konnte faſſen und begreifen, wie ſolche Flucht möglich geworden.

103. Vom Sieben[illegible]rg.

Von ſieben Burgen, die auf nachbarlichen Berghöhen einander nahe lagen, hat das Siebengebürge am Rhein ſeinen Namen, und nicht von einem Gebirge, nicht Mons Siebenus, wie die Alten im barbariſchen Latein es nannten, ſollte es geheißen haben, ſondern Heptapyrgos, obſchon dieſe Berggruppe auch den Namen eines kleinen Gebirges verdient. Die Namen dieſer Burgthürme waren: Drachenfels, Wolkenburg, Löwenburg, Dadenberg, Blankenberg, Mahlberg und Stromberg. Die Niederländer hatten den Glauben, daß in dem innern Bergesſchoos des Siebenbürgs der Fegefeuerſitz ſei, wie die Thüringer vom Hörſeelberg glaubten, wo hinein auch die armen Seelen gebannt würden, die das jüngſte Gericht den Böcken zugeſellen müſſe. Die hatten alſo ſchon etwas voraus, nämlich ihr Urtheil. Bisweilen ſieht man zwiſchen den Burgen und Bergen, deren viel mehr als nur ſieben ſind, eine und die andere Seele leibhaftig ſpuken gehn; da tappt ſich mühſelig ein Geſpenſt mit beſchwerten Füßen durchs Klippengeſtein, das iſt der Geiſt eines Wucherers aus Köln, hierher verwünſcht, mit bleiernen Schuhen umzuwandeln bis zum jüngſten Tag. Dort flackert ein raſches großes Licht heran, ein Feuermann, raſt- und ruhelos; es iſt der Geiſt eines weiland ſehr feurigen Staatsminiſters aus Bonn, der feurig und eifrig bemüht war, das Volk zu ſchinden und mit ekelhaftem Geiz Schätze für ſich zu häufen, und war ihm ganz einerlei, ob die ganze Welt zu Grunde ging, wenn er nur hatte. Ein gemüthlicher Bauer traf den Miniſter-Feuermann einſtens bei Königswinter an, erkannte in ihm das Glied aus der berühmten Miniſterfamilie Kümmelſpalter, und rief ihn an: warte he mant en bisken! ick will mir mant an ihm mine Piepe anzonden! — Su — hebbe jou Dank! — Da puhſtete und pruſtete der Feuermann, und ſchnob einen ganzen Regen von Funken um ſich her, mußte aber doch ſtill halten, und dem Bauer die Pfeiſe an ſich anzünden laſſen, und als der Bauer obigen Dank geſagt hatte, fügte er noch hinzu: he is mant: doch ein ſchlechter Kerel geweten! dat bisken brennen ſchadt ihm nich de Lus! — Dort fährt viermal im Jahre auf einem Wagen mit Feuerrädern ein verdammter Bürgermeiſter Kölns, der ſeine Stadt an den Feind verrieth, lichterloh brennend, umher. Wenn die Thalſchluchten Nebel dampfen aus dem Siebengebürg, und Wolken ſchwer um die Gipfel ſchweben, ſo ſind das die ganzen Schaaren armer Seelen, die von Zeit zu Zeit aus dem Bergesſchoos wie die Züchtlinge aus einem Philantropin, herausdürfen, um der friſchen Luft zu genießen. Sie müſſen ſich aber immer wieder hinein verziehen. Die höchſte Spitze des kleinen Gebirgs iſt der Drachenfels, er iſt mit Drachen- und Lindwurm-Sagen völlig umſchuppt und umpanzert, es wäre mit ihnen allein leicht ein Buch zu füllen. Hier hat der *hörnene*, nicht der fälſchlich ſo genannte gehörnte Siegfried des alten deutſchen Volksbuchs den Drachen erlegt, gebraten und mit ſeinem Fett, das zu Horn erhärtete, ſich überall die Haut beſtrichen, daß ſie unverwundbar ward. Nur zwiſchen die Achſeln vermocht er nicht zu langen, eine kleine Stelle blieb unbeſtrichen, und das ward hernach die Urſache, daß der Kampfheld erlag, denn gerade, als Siegfried ſich an einem Brunnen niederbückte und dieſe Stelle preis gab, ſchleuderte ein boshafter Feind eine Lanze auf ihn, die ihm tödtlich ward.

104. Rolandseck.

Es ſaß auf hoher Burg am Rhein hoch über dem Stromthal ein junger Rittersmann, Roland geheißen (manche ſagen Roland von Angers, Neffe Karl des Großen), der liebte ein Burgfräulein, Hildegunde, die Tochter des Burggrafen Heribert, der auf dem nahen Schloß Drachenfels ſaß, und wurde wiederum auch von ihr geliebt. Da auch der alte Burggraf nichts gegen die Verbindung ſeiner Tochter mit Ritter Roland einzuwenden hatte, ſo verlobte er ihm ſeine geliebte Tochter herzlich gern. Da erſcholl, noch bevor die Vermählung des Brautpaares erfolgen konnte, ein Aufgebot der Ritterſchaft gegen Hunnen und Heidenſchaaren, die im Oſten das Reich bedrohten, und dem Ritter Roland geboten Pflicht und Ehre, dieſem Aufgebot zu folgen. Große Thaten der Tapferkeit that Roland gegen die Heidenſchwärme, und ſeine tapfere Hand entſchied den Kampf zu Gunſten des Chriſtenheeres. Davon kam die erfreuliche Kunde bald an den Rhein und auf den Drachenfels, und weckte dort große Freude. Dann aber ward wieder eine Zeit lang keine Kunde vom Ritter Roland vernommen. Endlich kam ein heimkehrender Ritter am Siebengebürge vorüber und ſprach ein Nachtlager auf dem gaſtlichen Drachenfels an, der verkündete, ohne daß er wußte, wie ſchmerzlich für ſeine Wirthe ſeine Kunde ſei, daß Ritter Roland in einen der letzten Kämpfe an ſeiner Seite den Heldentod gefunden habe. Da entſtand großes Leid und Wehklagen, und Hildegunde war ſo trauervoll, daß ſie ſogleich den Entſchluß faßte, im Kloſter Nonnenwerth den Schleier zu nehmen, und da der Biſchof, der über dieſes Kloſter gebot, ihr Verwandter war, ſo willigte er in Hildegundens dringendes Verlangen, ihr das Probejahr zu erlaſſen, und ließ ſie ſchon nach eines Monates Friſt als Nonne einkleiden.

Am folgenden Tage ſtieg ein Gaſt zum Drachenfels empor, ward eingelaſſen, und ſah auf allen Mienen nur Trauer. Mit Schreck und Freude erkannte Ritter Heribert in dem Fremden den geliebten Ritter Roland. Wohl war dieſer für todt vom Schlachtfeld getragen worden, aber wieder geneſen, wohl hatte er Botſchaft geſendet, aber der Bote war nicht angelangt, und nun fragte er nach ſeiner Hildegund und vernahm das Donnerwort: ſie iſt eine Nonne!

Schrecklich war, was Roland empfand. Stumm vor Schmerz geht er vom

Drachenfels herab, beſteigt ſein Roß, reitet nach Rolandseck hinauf — entläßt ſeine Diener, wählt ſich droben einen Felſenſitz, wo er herabſchauen kann nach Nonnenwerth, und ſchaut herab nach der Geliebten, jeden Tag, und Mond um Mond, und Jahr um Jahr, lebt als Einſiedler und murmelt Gebete, wenn drunten im Thale die Kloſterglocke klingt. Bisweilen erblickt er die Nonne Hildegund, die aus Trauer um ihn das ewig unlösbare Gelübde that — bis er einſt ſie lange nicht mehr ſieht, bis ein Leichenzug ihm ſagt, daß ſie geſchieden aus dem irdiſchen Leben und zum ewigen Frieden eingegangen. Und bald danach iſt Roland erblichen gefunden worden, und ihr dahin nachgegangen, wo alle liebenden Seelen im Schooße der ewigen Liebe ſich wieder einigen.

103. Die Knappſchaft im Lüderich.

Wie zum Bau des Kölner Domes der Drachenfels einen großen Theil ſeines Geſteins lieferte, ſo auch lieferte der Lüderich über Vollberg, der ein Eigenthum des Domkapitels in Köln war, ſein Geſtein, aber ein edleres als der Drachenfels, zum großen Dombau, wie die Sage geht. Der Schoos des Lüderichs gebar unermeßliche Ausbeute ſeines Bergbaues, und auch früher, ſchon in den Heidenzeiten, daher ward auch die ſpätere chriſtliche Knappſchaft im Lüderich angeſteckt von heidniſchem Weſen und allerlei Frevel. Noch iſt eine Stelle dort zu finden, welche der Heidenkeller heißt, und die Sage kündet und deutet darauf hin, daß der Bergbau im Lüderich Heidenthum und Chriſtenthum wohl eine Zeitlang gegenſeitig bekämpft habe, ehe es zuſammenſchmolz und das Chriſtenthum den völligen Sieg errang. So gottlos war die Knappſchaft, daß ſie die Räder an Karren und Göpeln aus holländiſchen Käſen machten, daß ſie runde Waizenbrode den Berg hinab kollern ließen, denen etwa das Bild der heiligen Hoſtien aufgedrückt war, und hinterdrein riefen: fall dich todt! Herrgott! fall dich todt! Dann Steine hinterdrein ſchickten und ſchrien: Teufel! lauf dem Herrgott nach! lauf dem Herrgott nach! — Ueber ſolche und zahlloſe andere Frevel erwachte endlich der rächende Zorn des Himmels. Einem frommen Hirten, der auf ſonniger Trift des Lüderichs ſeine Schaafe weidete, erklang eine Stimme aus der Höhe: Hirte, treibe weg vom Lüderich! — Den Herren des Bergbaues erſchien verlockend ein Jagdthier, dem ſie nacheilten, es flüchtete in die Höhle des Heidenkellers, jene folgten, und da brachen mit einemmale unter Donnerkrachen alle Schachte zuſammen und erſchlugen die ganze Knappſchaft; die Schachte erſoffen, die Stollen wurden unfahrbar, und das Waſſer, das an einer Stelle aus dem Geklüft eines verſchütteten Stollens hervordrang, war roth vom Blute der Erſchlagenen und immer noch quillt es, und immer noch iſt deſſen Farbe roth wie Blut.

108. Die letzte Saat.

Bei Mühlheim, nahe dem Rhein, lag vor Zeiten ein Kloſter, Namens Dünwald, das war in Streit gerathen über hundert Morgen Ackerlandes mit einem nachbarlichen Edeln, Junker Hall von Schleebuſch. Das Kloſter wie der Junker ſprachen dieſes große Grundſtück als Eigenthum an, doch hatte es der Junker im Beſitz, aber alle Nutzung verzehrten die Koſten des vor Gericht geführten Rechtsſtreites, die Anwälte, die Fürſprecher, die Richter, die Schöffen, die Schreiber. Da bot endlich der Junker Hall von Schleebuſch gütlichen Vergleich an und ſprach zu den frommen Vätern des Kloſters Dünwald: fromme Väter, ich bin des langen Haders müde, der uns beiderſeits nicht frommt. Die hundert Morgen ſollen fürder und künftig für alle Zeiten des Kloſters Eigen ſein, nur eins bedinge ich, noch einmal eine, und zwar die letzte Ausſaat. Iſt die zur Aernte reif und gediehen, und eingebracht, ſo begebe ich mich jedes Anſpruchs an die hundert Morgen. — Der Himmel ſtärke euch, edler Junker, in ſolch frommem Entſchluß, ſprach der Abt: doch ſeid ihr wohl ſo gnädig, dieſes Verſprechen uns ſchriftlich zu geben. — Darauf wurde ein Brief auf Pergament doppelt geſchrieben und ausgefertigt, und der Junker hing ſein Siegel in Wachs daran, und der Abt des Kloſters das ſeine, und das große Conventſiegel kam auch noch hinzu, und das des Priors, und noch zwölf Siegel erbetener ritterlicher Zeugen, und war ein ſehr ſchöner Brief, dieſe Schenkungsurkunde auf ewige Zeiten nach der Aernte der letzten Ausſaat, die noch des Junkers ſein ſollte. Junker Hall von Schleebuſch ließ nun ſeinen Acker beſtellen, und die hundert Morgen beſäen, das geſchah im Herbſt, und im Frühjahr ging die Saat auf, wollte aber gar nicht recht in die Höhe ſchießen, wie andere Saat. Da nun das Feſt der Hagelfeier kam, wo man mit Proceſſionen und Fahnen die Felder umgeht, und für ſie betet, da ſahen die Mönche nach der Saat auf dem künftigen Kloſtererbe — aber was ſahen ſie? — Eine Saat von Eicheln. — Betrug! Betrug! ſchrien Abt und Prior und Convent — aber es half nichts, denn im Briefe ſtand: **vnde bewilligen ihme deme edeln junkherrn Hall vom Slechenboſche die letzte Vsſaat ſinder widerrede unde ſinder alle geferde. deſez czo gezügen han wir erbeten** ꝛc. Lange noch freute Junker Hall von Schleebuſch ſich ſeines ſchönen herrlich gedeihenden jungen Eichenwaldes, er jagte noch Haſen und Hühner darin — die Bäume wuchſen, und Abt und Prior und der ganze damalige Convent gingen einer nach dem andern zur ewigen Ruhe der „Saat, von Gott geſäet“ — und immer noch wuchſen die Eichen, und im Archive der ſchöne Brief wurde grau, und die Siegel wurden voll Staub, und es dachte Niemand mehr an ihn, — und immer noch wuchſen die Eichen, und das Kloſter verſank in Schutt und Trümmer, und das neue Geſchlecht, das gekommen war, konnte die Schrift des alten Briefes nicht mehr leſen.

107. Der Alte-Berg.

Hoch und herrlich ſtand, landbeherrſchend, das ſtolze Grafenſchloß Berg überm Thal der Dhüne, und gab der ganzen Grafſchaft Berg den Namen, die hinter Julich und Cleve in ſo vielen Titeln deutſcher Fürſtenhäuſer unſterblich fortgeführt wird. An der Wupper wohnte ein Vogt Eberhard, aus dem Hauſe Teiſterbant, der hatte einen lieben Bruder, Adolph mit Namen, beide beſaßen die Schlöſſer Berg und Altena. Adolph vermählte ſich, und Eberhard minnte ein ſchönes Fräulein auf Burg Odinthal, aber dieſes ſtarb in ſeiner Jugendblüthe. Graf Eberhard von Berg ſuchte ſeinen tiefen Schmerz durch Waffenlärm zu übertäuben, und da der Herzog Gottfried von Brabant dem Ritter von Limburg und den Grafen von Berg Fehde bot, ſo führte Eberhard die Schaaren an, und erfocht einen vollſtändigen Sieg, ward aber verwundet, und kam von den Seinen hinweg, die ihn todt glauben mußten. Graf Eberhard trat eine große Wallfahrt gen Rom an, wie auch gen Compoſtell, dann kam er auf ſeinem Pilgergange nach Thüringen zum Schloſſe Käfernburg, wo ein Verwandter von ihm Namens Sizzo, nach Andern Sieghard, wohnte. Dieſer Sizzo war es, welcher unter der St. Johanniskirche auf dem Altenberge, wo der heilige Bonifacius den Thüringern zuerſt das Evangelium predigte, noch eine Kirche in des heiligen Georgs Ehre erbaute, hernach im Thale das Kloſter Aſolverod gründete, zu welcher Gründung Graf Eberhard rieth, und vom Kirchlein auf dem Georgenberge das Kloſter nun Georgenthal nannte. Und da wurde Graf Eberhard von Berg und von der Mark der erſte Abt. Allein der demüthige und fromme Sinn dieſes Grafen litt nicht lange dieſen hohen Rang; er wollte dienen, nicht herrſchen, legte daher die Abtwürde zu Georgenthal in Thüringen freiwillig nieder und zog als ein büßender Pilgrim weiter. Da kam er zu dem Kloſter Morimund (Morimont) in der Champagne, und bat daſelbſt um den geringſten Dienſt. Dort ließ man ihn um Knechteslohn die Schweine hüten, und dieß trieb er unerkannt lange Jahre. Sein Bruder Adolph und nicht minder der Bruder ſeiner verſtorbenen Braut trugen großes Sehnen nach dem Verlorenen, und der letztere fand ihn auf einer Pilgerfahrt, die er zum Grabe des heiligen Aegidius in Morimund machte, unverſehens in ſeinem niedern Dienſte. Da nun der Freund in Eberhard dringt, ihm zu folgen, ruft dieſer aus: ja, hin nach dem alten Berge! Und bat den Abt von Morimund, zwölf Kloſterbrüder mit ihm in ſeine Heimath ziehen zu laſſen, zog heim und wandelte Schloß Berg in ein Kloſter um, daß er nun, vielleicht mit aus Erinnerung an jenes thüringiſche Altenberge, wo er oft auf waldiger Höhe im Gebet gekniet hatte, auch Altenberge nannte. Sein Bruder Adolph trat als Mitbegründer auch in das neue Kloſter, dem Eberhard vorſtand, und da es mit ihm zum Sterben kam, und ſein Bruder weinend an ſeinem Lager ſtand, ſagte er einen Tag und eine Stunde voraus, wo er Adolph wiederſehen werde, und genau zu derſelben Stunde ging Adolph zum Tode ein und zum Wiederſehen in dem ewigen Leben.

108. Der Kloſtereſel.

Als die vormaligen Grafen und nun Kloſtermönche Eberhard und Adolph in Altenberge geſtorben waren, wurde ein Mönch, der mit von Morimund gekommen und dort ſchon Subprior geweſen war, zum Abt von Altenberge erwählt, der hieß Berno. Unter ihm beſchloß der Convent, das Kloſter von der ſteilen Berghöhe, auf der es lag, herab und in das Thal zu verlegen, durch das die Dhüne ihre raſchen Wellen rollt. Einige ſchlugen nun dieſe, andere jene zum neuen Aufbau geeignete Stelle vor, aber die Meinungen waren ſehr verſchieden und ließen ſich nicht vereinigen. Da rieth Abt Berno, die Brüder ſollten doch den Kloſtereſel entſcheiden laſſen. Da nun die Brüder mit dieſer Entſcheidung vollkommen einverſtanden waren, ſo wurde der Eſel an das Thor der alten Burg geführt und von da ſeinem Gang überlaſſen. Der Langohr ſchritt gemachſam den Berg hinab und die Mönche folgten ihn. Im Thale, wo der Kaibach von der Spechtshard herunter kommt, und wo damals nur Wald und Waldwieſen waren, ſtand der Eſel ſtill, trank einmal, ſchaute ſich um, yahte und legte ſich. An dieſer Stelle nun wurde das neue Kloſter erbaut. Hundert Jahre hatte es dort beſtanden, da war Konrad von Hochſtaden, welcher zum kölner Dome den erſten Stein legte, auch in Altenberge, und man legte dort den Grundſtein zu einer Dom- und Kloſterkirche von großer Pracht und Herrlichkeit, und in ihr ſind die Grabſtätten und Grabdenkmäler faſt aller Grafen und ſpätern Herzoge von Berg und Mark, bis im Jahre **1511** das altberühmte edle Geſchlecht erloſch.

109. Der blühende Biſchofſtab.

Aus dem Geſchlechte der Grafen vom Berge und Altena ſtammte auch Bruno, der ſechsundvierzigſte Erzbiſchof von Köln, das war gar ein andächtiger und frommer Prieſter und von ſo großer Demuth und Beſcheidenheit, daß er ſich lange weigerte, ſein wichtiges Amt zu übernehmen. Es drückte ihm die hohe Würde, und nur drei Jahre behielt er ſie, dann kam er nach Altenberge von Köln herüber, hielt noch einmal in Pontificalibus in der herrlichen Kathedrale das Hochamt, und trat dann als ſchlichter Ciſterzienſermönch in die Schaar der Brüder des Kloſters Altenberge ein. Seinen Biſchofſtab hing er zum Andenken hinter dem Hochaltar der Kirche auf, diente Gott in Treue und ſtarb am Tage des heil. Gregorius im Jahre des Herrn Eintauſendzweihundert Als die Brüder früh in die Kirche kamen, die Vigilien zu ſingen, war ſie mit Wohlgeruch erfüllt, und dem Biſchofſtabe waren Palmenzweige und weiße Lilien entſproßt, die alſo dufteten. Da erkannten alle, welch ein heiliger Mann ihr Bruder Bruno geweſen. —

110. Immenkapelle.

Im Kloſter Altenberge lebte auch ein Kloſterbruder, der war des Kloſters Bienenvater, und ſchien nicht mit ſonders hellem Geiſt begab, viel eher am Verſtande beſchränkt, doch gar ſinnig treu vom Herzen. Da man nun das Allerheiligſte durch die Fluren trug unter Geſängen und Litaneien, den Saaten Wachsthum und Gedeihen zu fördern, ſo dachte der Bienenvater in ſeiner Einfalt, wenn die heilige Hoſtie dem Korn und Waizen Gedeihen gebe, ſo könne, werde und müſſe ſie das auch dem Honig und Wachſe, nahm heimlich eine geweihte Hoſtie und legte ſie in das Bienenhaus in einen leeren Korb von Glas. Da ſchwärmten alsbald die Immen herbei, und bauten um das Heiligthum von eitel Wachs ein überaus kunſtvolles Sakramenthäuschen mit Thüren, Kuppeln, Thürmchen, Spitzbogen, Pfeilern und gar wunderzierlichem Schmuck. Darauf kamen die Thiere des Feldes, und beugten ſich vor dieſer wunderbaren Monſtranz. Da nun die Brüder ſolches Wunder anſtaunten, bekannte der Bruder Bienenvater, was er gethan, und da erhob man das Sakramenthaus der Immen und ſtellte es unter Abſingung frommer Hymnen in der Kloſterkirche auf, das Bienenhaus aber ward abgebrochen und an ſeine Stätte eine Kapelle gebaut, die nannte man hernach ſtetig die Immenkapelle. Der Kloſterbruder Bienenvater aber ward von der Zeit noch ſtiller und in ſich gekehrter, und ſtarb bald darauf.

111. Nibelung von Hardenberg und der Zwerg Goldemar.

Im Julicher Lande ſaß ein Edler, des Namens Nibelung von Hardenberg, dem waren die Schlöſſer Hardenberg, Hardenſtein und Rhauenthal, und bei ihm wohnte ein Zwergenkönig oder Elbe, der hieß Goldemar, der war dem Nibelung von Hardenberg und nicht minder deſſen ſchöner Schweſter gar ſehr zugethan, gab Rathſchläge und war hülfreich in allen Sachen. Und obſchon der Elb Goldemar ſich nicht ſehen ließ, vielmehr ſtets unſichtbar blieb, ſo ließ er ſich doch deutlich wahrnehmen, er trank Wein mit dem Ritter, ſpielte mit ihm und ſeiner Schweſter im Bret, und ſelbſt mit Würfeln, und ſpielte auch die Harfe gar wunderſam, daß kein Menſch auf Erden ihr ſolche Töne entlocken konnte. Wollte Nibelung ſich überzeugen, ob wirklich der Elbe bei ihm ſei, ſo fühlte er nach deſſen Hand, und die war ſehr klein, zart, weich und warm. Dieſer Elb trieb es alſo drei Jahre lang auf Hardenbergs Schlöſſern, und beleidigte Niemand, da geſchah es, daß er beleidigt wurde, denn die Hausgenoſſen, denen ſeine Anweſenheit unverborgen war, wurden von Neugierde geplagt, ihn zu ſehen, und doch zu erfahren, wie der Elbe ausſähe. Da ſtreuten ſie heimlich Aſche auf den Fußboden und Erbſen, und Goldemar der Zwerg, kam, ſich nichts verſehend, in den Saal, und trat auf die Erbſen, und glitt aus und fiel und ſeine Geſtalt drückte ſich in die Aſche ab. Die war aber geſtaltet, wie eines ſehr jungen Kindes Geſtalt, und die Füße waren ungeſtaltet. Da kam der Elbe Goldemar nimmer wieder auf des

Hardenbergs Schlöſſer. Er wandte ſich anderswo hin und entführte eine Königstochter, die hieß Hertlin. Die Mutter dieſer Königstochter ſtarb vor Leid über der Tochter Verluſt, letztere aber ward durch den ſieghaften Helden Dietrich von Bern, den alte Lieder feiern, befreit, und von ihm geeheliget. Manche ſagen, daß dieſes Bern, wovon der Held Dietrich den Namen geführt, nicht das Bern in der Schweiz, auch nicht das wälſche Bern: Verona, geweſen, ſondern das rechte Dietrichs-Bern ſei Bonn geweſen, der älteſte Theil dieſer Stadt habe auch Verona oder Bern geheißen, und da in dieſes rheiniſche Land und Gefilde ſo viele Thaten Dietrichs von Bern fallen, von denen in alten Heldenbüchern viel zu leſen, ſo dürfte wohl etwas Wahres an der Sache und Sage ſein. Der Gezwerg Goldemar aber habe nachdem ihm Dietrich die Beute abgedrungen, die Rieſen zu Hülfe gerufen, und Berge und Wälder ringsum ſchrecklich verwüſtet. Die Stadt Elberfeld ſoll ihren Namen von nichts andern tragen, als von den Elben, auf deren Felde ſie begründet ward.

112. Das heilige Köln.

Köln iſt eine der älteſten, größeſten und berühmteſten Städte am Rhein. Es ſoll, nachdem ſeine Stätte ſchon von Urvölkern bewohnt worden, ſechzehn Jahre vor Chriſti Geburt begründet ſein, und zwar von Marcus Agrippa, dem Tochtermann Kaiſer Auguſts, daher ſein lateiniſcher Name Colonia Agrippina, den es noch heute führt, und der offenbar auf Römer-Anſiedelung hindeutet, ſprächen nicht noch ſteinerne Zeugniſſe für deren Vorhandenſein ſchon in ſehr früher Zeit. Es hatte die Stadt Köln ſo viele Kirchen und Kapellen, als das Jahr Tage zählt, und es birgt ſo viele Heiligen- und Martyrerleiber, daß der Stadt ſchon in früher Zeit der Beiname der heiligen wurde, auch ward Köln häufig das deutſche Rom genannt. Zahlloſe Wunderlegenden wären von alle den hier aufbewahrten Martyrerleibern, Schädeln und Gebeinen zu erzählen. Die drei Weiſen des Morgenlandes, die das Chriſtkind begabten, ruhen allda, St. Gereon mit ſeinen Kriegern, St. Urſala mit ihren eilftauſend Jungfrauen, St. Georg der Drachentödter, die Mutter der Maccabäer mit ihren Söhnen, St. Matern, des heil. Apoſtel Petrus Jüngers, kein anderer als der Sohn der Wittwe zu Nain, vom heil. Petrus mit ſeinen Gefährten Eucharius und Valerianus nach Deutſchland geſendet, im Elſaß, drei Meilen von Schlettſtadt, abermals geſtorben, begraben und nach vierzig Tagen mit dem Stab St. Petri, der noch im Kölner Domſchatz vorhanden, berührt und wieder lebendig gemacht, der erſte Biſchof von Köln geworden und im einhundertundfünfzehnten Jahre ſeines Lebens zum dritten und letztenmal geſtorben. Und nun die langen Reihen heiliger und frommer Biſchöfe, dann Erzbiſchöfe aus den edelſten und berühmteſten rheiniſchen Geſchlechtern, mit großer Macht begabt, unter ihnen St. Severin, St. Cunibert u. A. Und Anno, der heilige Erzbiſchof, mit dem die heilige Stadt Köln die erſte Fehde hatte, ihn unterm Banner ihrer Heiligen und Martyrer verjagte, und dann aufs Neue ihm dennoch huldigen mußte — und ſo viele Andere. Gar große Rechte und Freiheiten hatte die Stadt und hat ſie zum Theil noch immer, und ſie ſtammen aus uralten Zeiten her.

113. Der Bürger Marſilius.

Zu den Heidenzeiten geſchah es, daß ein römiſcher Kaiſer Köln belagerte, und es in große Noth brachte. Es begann in der Stadt an allem zu mangeln, am meiſten aber war Mangel am Holz. Da war ein edler Bürger und Hauptmann in der Stadt geſeſſen, der hieß Marſilius, der erſann einen liſtigen Anſchlag und gab guten Rath. Eine Schaar Frauen, als Männer verkleidet, mußte mit Karren und Holzwagen zu dem einen Thore aus, und nach dem Walde ziehen, dort Holz zu fällen, oder auch nur ſo zu thun, als ſei das der Schaar Geſchäft und Wille, die Bürger aber unter ihrem Führer Marſilius zogen zu einem andern Thore hinaus, um den Feind, ſobald er ſich gegen die Schaar der Frauen wenden würde, in den Rücken zu fallen. Und es geſchah alles ſo, wie es vorgeſehen war, und die Bürger drangen mit großer Macht auf den Feind, und auch die Frauen trugen ihre Wehren nicht zum Schein, und die Kölner gewannen einen vollſtändigen Sieg, erwarben viele Beute, und gewannen eine große Schaar von Gefangenen, darunter den Kaiſer ſelbſt, der ihre Stadt belagert. Der ward in einen tiefen Thurm gelegt und ſollte dann auf offenem Markte enthauptet werden. Schon war ein köſtlicher Teppich bereitet, der des Römerkaiſers Blut trinken ſollte, und ſchon mußte der Kaiſer auf ihn niederknieen; da ſprach er: ließet ihr mich leben, ihr Bürger von Colonia, ſo ſollte euch mein Leben viel nützer ſein, denn mein Tod — Da wurde dem Henker geboten, noch zu harren, und wurde noch einmal Rath gehalten, und Marſilius rieth, dem Kaiſer das Leben zu ſchenken, aber von ihm ſtattliche Gerechtſame zu begehren. Der Rath war den Kölnern abermals genehm, und Marſilius und die Senatoren entwarfen die Gerechtſame, welche ſie fordern wollten, und ſchrieben ſie auf eine glatte Thierhaut, und der Kaiſer mußte ſie beſiegeln und ſeinen großen Ring in ein dickes Stück Wachs auf dem pergamentnen Brief drücken und ſeinen Namenszug daneben ſchreiben nach alter Sitte. Solches geſchah an einem Donnerstage im Monat Junius, und hernachmals haben die zu Köln fort und fort am Donnerstag nach dem heiligen Pfingſtfeſt dieſen Tag begangen und ihn Holzfahrttag geheißen, und ſind mit Geſang und Spiel und Feſtluſt nach dem Walde gezogen. Marſilius aber ward ob ſeines guten Rathes hoch geehrt und der Stadt vornehmſter Bürger und Hauptmann, und als er geſtorben war, wurde ſein Sarg in die Stadtmauer beigeſetzt, da, wo man es nachher zu St. Apoſteln genannt hat, und ihm ein ſteinern Denkmal aufgerichtet. Auch iſt ſeine Bildſäule noch am Gürzenich zu ſehen, dem alten Kauf- und Ballhaus der Stadt Köln, neben ihrem Begründer Marcus Agrippa, zu ewigen Ehren und Gedächtniß.

114. Die Kölner Dom-Sage.

Da man begann den Kölner Dom zu bauen, verdroß den Teufel mächtig, daß in der heiligen Stadt Köln, welche ſchon ſo viele Kirchen und Kapellen hatte, darinnen die Frommen Gott dienten, dem Herrn auch noch ſo ein übergroßes Haus erbaut werden ſolle; der Teufel nahm daher Menſchengeſtaltung an, trat mit Liſt zu dem Baumeiſter und ſprach zu ihm: du übernimmſt ein unausführbar ſchweres Werk! Was wetteſt du, daß ich eher einen Kanal lege von Trier bis nach Köln, ehe du deinen Bau vollendeſt? Einen Kanal, mittelſt deſſen dieſer guten Stadt reines Trinkwaſſer nicht minder als auch edler Moſelwein zufließen kann, und meine ich faſt, ſolcher Kanal wäre der Stadt nützer, als noch eine Kirche zu den vielen die Köln ſchon hat. — Was ſoll ich wetten? fragte der Baumeiſter. — Wir wetten, daß der von uns ſein begonnenes Werk alsbald einſtelle, es ſei vollendet, ſo weit es wolle, wenn das des Andern als vollendet erſcheint. Ich das meine, wenn du die höchſten Kronen auf die Spitzen deiner Domthürme ſetzeſt, du das deine, wenn von Trier das Waſſer in meinem Bau gefloſſen kommt und in deinen ausmündet. — Der Dombaumeiſter ging dieſen Vertrag ein, und beide gingen an ihr Werk. Hoch und höher wuchs der Dombau, nah und näher rückten von Trier aus die Säulen einer gewaltigen Waſſerleitung, ein ſtolzes Werk, wie nur die Kunſt der alten Römer aufzuführen vermocht hätte. Da — als die Domthürme die Höhe des Krahns erreicht hatten, da ſtand der Baumeiſter oben auf dem Gerüſte, und blickte hinab, und ſahe zu ſeinem Schrecken das Werk vollendet, der Kanal war bis an den Dom herangerückt, noch war er waſſerleer, da ſchien in der Ferne ein weißer Punkt ſich zu bewegen, näher und immer näher — und da kam das Waſſer brauſend geſchoſſen, und auf dem Waſſer ſchwamm eine weiße Ente. Als der Baumeiſter ſo ſich überwunden ſah, ſtürzte er ſich von der Höhe des Thurmes und des Baugerüſtes in die Tiefe herab, und ſein treuer Hund, der ihm auf das Gerüſte gefolgt war, ſprang ihm nach. Nimmer konnte der Dom vollendet werden, aber auch jene Waſſerleitung brach die mächtige Hand der Zeit. Das Volk nennt ihre Trümmer die Teufelskalle. Zum Ueberfluß und als Siegeszeichen warf der Teufel einen Stein durch das Dach im Chor über der heil. Dreikönigskapelle, davon ein drei bis vier Fuß weites Loch blieb. Späterer Aufſchrift zu Folge ſoll es der Wind geweſen ſein, der den Stein herabwarf; der Stein aber lag oder liegt noch auf dem Pflaſter bei der Kapelle, die Leute nennen ihn den Teufelsſtein, man ſieht auf ihm eine Marke wie eine Hahnenkralle, die von der Teufelskralle eingebrannt ward. Da die Leiber der heiligen drei Könige gen Köln kamen, welche der Erzbiſchof Reinold II., ein Graf von Daſſel, vom Kaiſer Friedrich Barbaroſſa für Köln erbat, da dieſer Mailand, allwo dieſe heiligen Leiber früher aufbewahrt wurden, hatte ſchleifen laſſen, trug ein Kameel die werthe Laſt, und es neigete ſich, die Reſte der Weiſen zu ehren, ein Thurm gegen ſie, und blieb in geneigter Stellung. Das Thor am Rhein, durch das ſie gebracht wurden, ward alsbald vermauert, damit es nie wieder entweiht werde. Zahlloſe Wunder erzählt man von dieſen Heiligen, deren drei Kronen die Stadt in ihrem Wappen führt. Einſt kam aus Ungarland, wo wegen zu großer anhaltender Dürre merkliche Hungersnoth entſtanden war, eine Menge Volkes nach Köln, und wollte die heil. drei Könige um Regen anflehen. Kaum war das erſte Gebet erklungen, als der Himmel ſich trübte, und heftiger Regen niederſtrömte, zum Gnadenzeichen, und es hat dann im Ungarlande im Ueberfluß geregnet. Zum Danke dafür ſind aller ſieben Jahre Abgeſandte aus Ungarn gen Köln gefahren, haben die heil. drei Könige verehrt und ihre Kapelle und Prieſter begabt, und der Magiſtrat hat ſie vierzehn Tage geſpeiſt und getränkt und geherbergt.

115. Albertus Magnus.

Es war ein berühmter Mönch und hochgelahrter Doctor, des Namens Albertus Magnus, vordeſſen Biſchof zu Regensburg, und hernachmals zu Köln am Rheine geſtorben und begraben. Er war in allen hohen Künſten erfahren, ja auch ein Baumeiſter. Manche ſagen, daß Albertus Magnus den Grundplan des Kölner Doms erfunden und aufgezeichnet habe, und das Chor der vormaligen Dominikanerkirche habe er auch erbaut. In dieſer Kirche ruhten ſeine Gebeine, kamen aber in St. Andreas Kirche, als jene der Dominikaner ihre Zerſtörung fand.

Im Jahre 1248 kam Kaiſer Wilhelm von Holland, Kaiſer Friedrich des zweiten Gegenkaiſer mit ziemlichen Hofſtaate gen Köln, und zwar am Tage der heil. drei Könige, den bat, ſammt ſeinem Hofe, Albertus in ſeinen Kloſtergarten zu den Predigern zu Gaſte. Es war große Kälte eingetreten und fiel ein ſtarker tiefer Schnee, da meinten die Räthe und vornehmen Dienſtmannen, der Mönch möge wohl ſein Gehirn erfroren haben, daß er zu ſolcher Jahreszeit zu einem Garten-Vergnügen einlade, und riethen dem Kaiſer, ihrem Herrn, der Einladung keine Folge zu geben. Aber der Kaiſer ließ ſich dazu nicht bewegen, hieß vielmehr die Seinen ihm folgen und kamen zu dem Predigerkloſter, wurden auch alſobald in den Garten geleitet. Da lagen alle Bäume und Sträucher dick voll Schnee und waren alle Wege verſchneit und alles Laub und Gras war bedeckt, unter den Bäumen aber ſtanden die Tafeln mit koſtbaren Gedecken und Aufſätzen, und herrliche Seſſel, und ſchmucke Diener zur Aufwartung. Dem Kaiſer machte das Seltſame ſolcher Anordnung eine Luſt und ſetzte ſich auf den für ihn bereiten Stuhl, da mußten die andern ſich auch ſetzen und die Tafel hub an. Da klärte ſich der Himmel auf und trat lieblicher Sonnenſchein herfür, und verging der Schnee, wie ein Dunſt, und hoben ſich Gras und Laub friſchgrün zu Tage, und kamen Blumen aus dem Boden hervorgeſproßt, und die Bäume alle trieben Laub und Blüthen. Auch Vöglein kamen geflogen und ſangen gar lieblich, und wurde ſehr heiß allmählich, ſo daß der Bäume Blüthen abfielen und die Fruchtkeime ſchwollen und die Früchte reiften. Und der Kaiſer thät ſeine winterliche Pelzſchaube ab, weil ihm allzu warm wurde, und die Andern auch die ihrigen. Da nun die Mahlzeit mit großen Freuden geendet war, obſchon Niemand wußte, wer und von wannen die zierlichen und willfährigen Diener waren, und wo die Speiſen alle zubereitet wurden, da verloren ſich die Diener, und die Vögel ſangen nicht mehr und entflohen, die Blumen blühten ab, die Bäume wurden ſahl, es ward kühl, dann kalt, die Winterſchauben wurden wieder umgehangen, der Kaiſer hob die Tafel auf, die Sonne verſchwand, der Himmel ward grau, und auf Bäumen, Laub und Gras lag wieder Schnee. Alles eilte in das Kloſter, um im warmen Refectorium vor der Kälte geſichert zu ſein. Kaiſer Wilhelm aber prieß ſeinen kunſtfertigen Wirth und begabte ihn und den Convent mit Gü[illegible] reichlich, und erlebte nie wieder ſolch wunderſeltſames Gaſtmahl.

---

116. Herr Gryn und der Löwe.

Zu Köln ſaß auf dem geiſtlichen Herrſcherſtuhle Erzbiſchof Engelbert, der hatte viel Streitens mit der Bürgerſchaft, das bis zum blutigen Kampf gedieh. Dieſer Biſchof hatte einen Löwen, den hatten ihm zwei Domherren aufgezogen. Gegen den Biſchof ſtand im ſteten Streite der Bürgermeiſter der Stadt, Herr Hermann Gryn, und hielt zur Gemeinde und vertheidigte deren Rechte, doch war er mit den Domherren gleichwohl perſönlich nicht verfeindet. So luden die zwei, welche des Erzbiſchofs enge Freunde waren, eines Tages — es ſoll im Jahre 1266 ſich zugetragen haben, — den Bürgermeiſter zu ſich ein zu einem Gaſtmahl, und brachten das Geſpräch auf den Löwen, den ſie heimlich hatten faſten und ſehr hungrig werden laſſen, und erboten ſich, vor dem Eſſen ihm den Löwen ſehen zu laſſen. Sie führten Hermann Gryn an die Pforte des Löwenzwingers, öffneten dieſe, und ſtießen ihn unverſehens hinein, worauf ſie die Thüre zuſchlugen und vermeinten, der Löwe werde ihn alſobald zerreiſſen. Der Löwe, als er den Mann ſah, riß den Rachen mit den ſcharfen Zähnen weit auf, ſchlug einen Schweifring und legte ſich nach Katzenart zum Sprunge; Herr Hermann Gryn aber, wie er ſah was ihm drohte, ſchlang raſch ſeinen Mantel um den linken Arm, und faßte ſeine Gugel, die er in der Hand hielt, feſt, und zog ſein Schwert, und wartete nicht, bis der Löwe ſprang, ſondern ſtürzte ſich auf ihn mit gezücktem Schwerte, fuhr ihm mit dem linken Arm in den Rachen hinein, und durchſtieß ihn mit dem Schwerte. Dann gewann er einen Ausgang und ging ohne gegeſſen zu haben, ſeinem Hauſe zu. Dieſes Mittageſſen bekam aber den beiden Domherren gar übel, denn der Bürgermeiſter ſandte ſeine Häſcher unverſehens und ließ ſie greifen und aufhenken an einen Balken gleich am Thore des Chorherrenhauſes neben dem Dom, das nannte man ſeitdem das Pfaffenthor. Darauf wurde zum Andenken ſolchen Muthes das Bild Gryns mit noch dreien andern Löwenbändigern in Geſellſchaft in Stein ausgeführt und zur Zier über dem Pfeilerbogengang am Rathhaus angebracht, da ſieht man die Mär von Herzog

Heinrich dem Löwen, Simſons Löwenkampf und Daniel in der Löwengrube dem Kölner Löwenſieger beigeſellt. —

117. Die Pferde aus dem Bodenloch.

Zu Köln nahe dem Eingange der Kirche zu den heil. zwölf Apoſteln war ein Gemälde zu ſchauen, das ſtellte eine gar abſonderliche Geſchichte dar. Es war ein Bürgermeiſter daſelbſt, hieß Richmuth von Andocht, dem ſtarb ſein Eheweib und ward begraben, und da man am Grabe den Sarg nochmals öffnete, wie es ſonſt üblich war, und über der Leiche betete, ſo ſahe der Todtengräber, daß die Frau einen großen goldnen Ring am Finger hatte, mit Edelſteinen wohl geziert. Da wurde in dem Todtengräber die Gier lebendig, zur Nacht das Grab wieder zu öffnen und der Leiche den Ring zu ſtehlen. Aber wie er das that, drückte die Leiche ihm die Hand zuſammen, denn ſie war nicht todt, ſondern lebend begraben, und wollte ſich aus dem Sarge helfen. Eilend entfloh voller Schreck der Todtengräber, die Begrabene aber wickelte ſich aus den Grabtüchern los, trat aus dem Grabe und ging auf ihr Haus zu, klopfte und befahl dem Diener zu öffnen, ſie ſei es. Der Diener vermeinte ein Geſpenſt zu ſehen und zu hören, und lief eilend zu ſeinem Herrn, ihm die Begebenheit zu melden, und ſtammelte: Ach Herr! Unſere Frau — drunten vorm Hauſe ſteht ſie leibhaftig, und will daß ich ihr aufthue. — Du biſt ein Narr, antwortete der Bürgermeiſter, Herr Richmuth von Andocht. Ebenſo wahr könnteſt du ſagen, meine Schimmel ſtünden droben auf dem Heuboden. — Kaum hatte er das Wort ausgeredet, ſo erhob ſich von unten nach oben ein grauſamer Tumult, und als der Diener nachſah, ſo ſtanden ſchon die ſechs Kutſchenpferde oben, ohne die andern, die noch nachkamen. Der Bürgermeiſter war ganz ſtarr vor Schreck und glaubte nun, und die Frau ward eingelaſſen, und ihrer mit warmen Tüchern und Arzeneien wohl gepflegt, daß ſie ſich wieder erholte. Am andern Tage ſchauten zu Jedermanns Verwunderung die Pferde aus den Bodenlöchern heraus, und man mußte große Gerüſte und Maſchinen anwenden, um ſie nur wieder herunter in den Stall zu bringen. Darauf wurden einige Pferde ausgeſtopft, die mußten zum Andenken auch fürder oben heraus ſchauen. Und die Frau lebte noch ſieben Jahre lang und ſpann und webte einen ſchönen großen Vorhang von weißem Linnen, den ſie in die Apoſtelkirche verehrte.

Solche Sage iſt an mehr als einem Orte gangbar, unter andern auch in der vormaligen alten Reichsſtadt Schweinfurt, wo die Frau des Syndikus Albert Angetraute war, die als Wöchnerin beerdigt worden, und die der Todtengräber durch ſeine Raubſucht erweckte, doch lebte ſie ſammt ihrem Kindlein nicht lange, und ihr Grabmal wird noch auf dem Schweinfurter Gottesacker gezeigt.

118. Umrittener Wald.

Nicht gar weit von Dören (zwiſchen Köln und Aachen) liegt ein Dorf, das führt den Namen Arnoldsweiler, und denſelben Namen führt es von einem frommen Sänger, der am Hofe Kaiſer Karl des Großen lebte und ſein Liebling war. Da forderte einſt der große Kaiſer von Arnold, ſeinem Sänger, derſelbe möge ſich einen Lohn erbitten für ſeine vielen und ſchönen Lieder, und der Sänger bat, Karl wolle ihm mit einem Stück Wald begaben, ſo viel als Arnold werde umreiten können in der Zeit, wo Karl ſein Mahl halte. Das ward ihm gewähret; Arnold hatte aber ſchon von Strecke zu Strecke, ſo weit ein Roß im geſtreckten Lauf aushalten konnte, ausgeruhte Roſſe, die ſeiner harrten, aufgeſtellt, und damit eine Waldſtrecke vom Bürgelwald umſtellt, die ein Mann kaum in eines Tages Länge umſchritten hätte. Darauf begann er, als der Kaiſer ſein Mittagmahl begann, ſein Jagen, bezeichnete und beſtreute allenden, wo er vorbeiſauſte, durch Schwerthiebe in die Aeſte ſeinen Weg mit grünen Brüchen von Eichen- und Buchenlaub, und kam ſchon wieder, und trat vor den Kaiſer, bevor dieſer noch ſein Mahl beendet, dieweil er noch beim Aepfeleſſen verweilte. Da ſprach Karl: du haſt dir gewißlich ein zu kleines Stück erritten, da du ſo bald wiederkehreſt, — Arnold aber antwortete: mit nichten, ich umritt ein großes Stück, das ein Mann wohl kaum in Tageslänge umwandeln kann. — Da fiel auf den Sänger ein ernſter Blick ſeines Herrn, welcher bei ſich dachte, daß im Bürgelwald für Arnold die Blume der Beſcheidenheit wohl nicht gewachſen ſei, und der Kaiſer ſchwieg. Da nahm aber Arnold das Wort und ſprach: du zürneſt mir, mein hoher kaiſerlicher Herr! Zürne nicht! Nicht für mich umritt ich deinen Bürgelwald. Sieh, alle den Dörfern von Dören bis Bredburg, und von Jülich bis Bergheim gebricht es an Holz. Für ſie habe ich den Wald, den du mir zu ſchenken angeboten, umritten. — Da freute ſich Kaiſer Karl über ſeines Sängers Biederherzigkeit, und ſagte ihm gern die ganze Waldſtrecke zu.

119. Kaiſer Karls Apfelſchnitze.

Der große Kaiſer und König Karl hatte eine Gewohnheit an ſich, daß er allewege nach dem Eſſen am Tiſche ſitzen blieb, und einen Apfel aß, den er ſelber ſchälte. Einmal ſtanden ſeine drei Söhne neben ſeinem Stuhl, da wollte er ſie bewähren, wie gehorſam ſie ſeien, und rief dem Aelteſten, der hieß Karl, wie er ſelber, und ſprach: komm zu mir und thue deinen Mund auf, und empfahe einen Apfelſchnitz von mir. Karl aber ſprach: Herr Vater, es wäre eine Schande, ſollt' ich von euch einen Apfelſchnitz empfahen; ich kann wohl ſelbſt einen Apfel ſchälen und auch eſſen. Da rief der Vater den andern Sohn, der hieß Pipin, und ſprach: komm, empfahe du den Apfelſchnitz von mir in deinen Mund. Pipin ſprach:

Vater, was ihr befehlt, dem bin ich gehorſam, und ging hin, und kniete nieder und empfing den Apfelſchnitz in ſeinen Mund, und der Vater ſprach dazu: ich mache dich zum König über Gallia und Italien. Und rief darauf den dritten Sohn, der hieß Ludwig, und ſprach: komm und empfahe den Apfelſchnitz. Und Ludwig gehorchte gleichermaßen, da ſprach der Vater: dir gebe ich Lothringen und Burgund und das ganze deutſche Reich ſoll dein ſein, wenn ich ſterbe. Da kam Karl nun auch, und ſprach: ſieh Vater, ich thue meinen Mund auch auf, gebt mir auch einen Apfelſchnitz. Aber der König antwortete ihm: mein Sohn, du biſt zu ſpät gekommen. Ich gebe dir weder Apfelſchnitz, noch Land, noch Leute. Darnach iſt in dieſen Landen ein Sprüchwort aufgekommen: Karle, du haſt zu ſpät aufgeginnet.

---

120. Dom zu Aachen.

Da der Dom zu Aachen erbauet ward, hehr und prächtig, drohte es zu gehen, wie beim Dombau zu Köln; es gebrach an Geld, der Bau konnte nicht fortgeführt werden, und unvollendet ſtand das herrliche Münſter. Da erſchien vor dem hohen Rath ein reicher Fremder, der ſagte, er habe wohl Geldes die Fülle, wolle das auch geben zu dem Dombau, damit er vollendet werde, aber ein hoher Rath müſſe ihm auch etwas verſprechen. Als nun der Rath den Fremden fragte, was es denn ſei, das er begehre? da antwortete jener: nicht viel, nur die Seele des erſten, der nach der Vollendung den Dom betreten wird, verlange ich zu eigen. Muß damals eine fromme Menſchheit gelebt haben, daß ſich's Einer ſo viel koſten ließ, um einer Seele habhaft zu werden, hat ſie ſpäter ſchockweiſe billiger haben können — der Rath aber merkte nun, daß der Fremde der Teufel ſei — ſchauderte, zauderte, bedachte ſich lange, ſagte aber doch zu, unter dem Beding, daß der Pact geheim gehalten werde. Und ward nun mit beſonderer Kunſt und Hülfe das Münſter ſchnell und herrlich ausgebaut, ward aber auch das Geheimniß ruchtbar unter den Leuten, und wollte Niemand in den Dom gehen, weder Pfaffen noch Laien. Der Teufel lauerte Tag auf Tag auf die erſte arme Seele, und ward ihm ſchier Zeit und Weile lang, es kam Niemand, und da bedräute er den hohen Rath, daß er bald genug einen aus ſeiner Mitte holen werde, wenn er nicht bald einen erſten Kirchengänger ſchaffe. Da ward dem Rath bange, ſann auf eine Liſt, ließ im Gebirg einen Wolf fangen, dieſen an das Hauptthor des Domes bringen, ließ die Glocken lauten, wie zum hohen Feſte und ſtieß, nachdem das Portal geöffnet war, den Wolf ins Gotteshaus, wo der Teufel ſchon ſo lange lauerte, da es noch nicht geweiht war. Alsbald fuhr der Teufel zu und packte mit einem Griff den armen Wolf, daß ihm alsbald die Seele aus dem Halſe fuhr. Wie aber der Teufel ſah, daß er nur eine ſchlechte Wolfsſeele erlangt hatte, fuhr er mit Gebrüll aus dem Tempel, und ſchlug die eherne Thürpforte ſo heftiglich zu, daß ſie borſt und ſich ſpaltete, und iſt der Spalt noch heute zu ſehen. Der Rath aber war froh, daß er des Teufels ledig war, und ließ den Wolf und deſſen arme Seele in Erz gießen und im Dome befeſtigen. Die Seele hält das Mittel zwiſchen einer Artiſchoke und einem Tannenzapfen.

Andere erzählen dieſe Sage anders, und zwar alſo: der Rath zu Aachen hatte juſt, als der Teufel ſeine Bedingung machte, eine arme Sünderin in ſeinem Gewahrſam, die ſchon zum Tode verurtheilt war, und deren Seele verloren gegeben wurde. Dieſe Verurtheilte nun ward in die Kirche hineingeſtoßen, und ihre Seele vom Teufel in Empfang genommen, der aber deshalb aus Aerger die Thür zuwarf, daß ſie borſt, weil des Weibes Seele ohnehin ſchon ſein geweſen wäre. Hernachmals goß man das eherne Bild, und ſtellte den Teufel ſelbſt in Geſtalt eines unreinen Thieres, des Wolfes dar, welcher bemüht iſt, die Seele in Form eines Tannenzapfens in ſeinen Rachen hinab zu ſchlingen.

121. Der Teufel im Ponellenthurm.

Zu Aachen in der Stadtmauer ſteht ein ſtarker Thurm, heißt der Ponellenthurm, dahinein haben ſie einen Teufel gebannt, daß er nimmermehr wieder heraus kann, darin höret man ihn öfters wild rumoren, plärren, an die Glocke ſchlagen, auch äfft es ſonderlich die Vorübergehenden, aber heraus kann er nicht, der gebannte Teufel, ehe denn der jüngſte Tag kommt. Daraus iſt ein Sprüchwort im Volke von einem Ding der Unmöglichkeit, oder wenn einer eine Sache, die ein anderer als nahe in Ausſicht ſtellt, bezweifeln will, ſo ſagt er: ja das wird kommen, wenn der Teufel von Aachen kommt, — das iſt ſo viel, als nimmermehr.

122. Vom Loosberg über Aachen.

Als der Teufel mit der Wolfsſeele arg betrogen worden war, ergrimmte er heftiglich über die Stadt Aachen und fuhr auf Sturmwindsflügeln bis zum Meeresſtrande im Niederland, ſah da die weißen Dünen im fahlen Lichte ſchimmern und brütete einen Rachegedanken aus. Mit einer ganzen breiten Düne belud er ſich, die hing ihm über die Schultern, wie einem Bauer der Querchſack, und nun ging es mit Teufelsgewalt auf Aachen los; ſchon war er über die Maas und gelangte an das Soersthal, da erhob ſich ein ſtarker Wirbelwind, der ſchmiß ihm aus der Düne vielen Sand in die Augen, und da hätte der Teufel ſich faſt verirrt. Da begegnete ihm ein altes Weib, das kam des Wegs von Aachen her, und der Teufel fragte es: wie weit iſt's noch bis Aachen? — Die Alte ſah ihren Mann an, erkannte ihn am Pferdefuß, zeigte ihm ihren Schuh, und ſagte: ſchauet Herr! die Schuhe zog ich zu Aachen neu an, und jetzt ſind ſie zerſchliſſen — ſo weit habt Ihr noch. Darob ergrimmte der Teufel, denn er war müd und matt, und hatte die Schlepperei und den Sand in den Augen ſatt, und rief: ins Teufels Namen, liege hier Lauſeſand! — Und warf die ganze Düne hin, daß es krachte und ſtäubte, und hub ſich von dannen. Das ſind die beiden Berge, der Loos- oder Luisberg und neben ihm, niedriger, St. Salvatorsberg, und in Aachen ſagen ſie, entweder ſei der Loosberg nach dem loſen Sinn, mit dem das alte Weib den Teufel betrogen, und weil ein alt Weib loſer ſein kann, wie der Teufel ſelbſt, genannt oder nach des Teufels Wort und Namengebung.

In Aachen aber ward das Münſter herrlich geweiht durch den Papſt und Kaiſer Karl den Großen, im Beiſein vieler Biſchöfe und allen Volkes. Auf den einen Sandhügel ließ Karl der Große eine Kapelle und ein Kloſter erbauen und weihete ſie dem Erlöſer, weil die Stadt Aachen von der ihr durch den Böſen drohenden Gefahr erlöſt worden, das iſt die Kapelle St. Salvator.

Als Aachens Münſter geweiht wurde, ſollten ſo viele Biſchöfe daſſelbe weihen helfen, als das Jahr Tage zählt, es kamen aber deren nur dreihundert und dreiundſechzig zuſammen. Da erhoben ſich zwei geſtorbene Biſchöfe aus Maſtricht aus ihren Gräbern, dienten mit, und legten ſich dann wieder nieder zur ewigen Ruhe.

123. Schlangenring.

Kaiſer Karl der Große, da er in Zürch im Hauſe „zum Loch“ genannt, wohnte, ließ eine Rügeſäule aufrichten mit einer Glocke und einem Seile daran, und gebot, wer Recht begehre, das ihm irgend geweigert werde, der ſolle an dieſem Seile ziehen und dieſe Glocke läuten, es ſei, wenn es ſei, und ſelbſt wenn der Kaiſer am Mittagmahle ſitze. Nun geſchah es eines Tages, daß die Glocke erklang, und des Kaiſers Diener an die Säule eilten, da fanden ſie Niemand. Bald aber erſchallte von neuem die Glocke und fort und fort, und der Kaiſer ſandte abermals hin. Da fanden die Diener eine große Schlange, die hatte das Seil im Rachen gefaßt und läutete. Wie die Diener dieſes Wunderbare dem Herrn überbrachten, erhub er ſich alsbald, und wollte auch dem Thiere Recht ſprechen, ſo dieſes ſolches begehre. Und ſiehe, der Wurm neigete ſich vor dem Kaiſer und wandelte von der Säule fort hinab zum Rand eines Waſſers; dort fanden ſie das Schlangenneſt und auf den Eiern der Schlange ſaß eine übergroße Kröte, die wollte nicht herab. Alsbald gebot der Kaiſer, ein Feuer zu ſchüren, die Kröte mit Zangen zu packen und zu verbrennen. Als dieſes geſchehen war, und der Kaiſer eines Tages bei Tiſche ſaß, ringelte ſich dieſelbe Schlange ins Gemach, kroch zur Tafel hinan, hob von einem Pokal den Deckel, und ließ einen Ring mit einem koſtbaren Edelſtein aus ihrem Munde hinein fallen, verneigete ſich gegen den Kaiſer und ſchlüpfte ſchnell von dannen. Kaiſer Karl nahm den Ring und ſchenkte ihn ſeiner Gemahlin Faſtrada, die er ſehr liebte, und nun noch mehr liebte, denn es lag in dem Schlangenring ein heimlicher, wunderſamer Zauber. Auch gebot der Kaiſer an dem Orte, wo er der Schlange

Recht geſprochen, eine Kirche zu erbauen, dieſes geſchah, und hieß man dieſelbe Waſſerkilch.

124. Kaiſer Karl kehrt heim.

Im Dome zu Aachen ſteht ein Stuhl, der iſt elfenbeinern, daran iſt uraltes Bildwerk zu erſchauen, und das iſt der Stuhl Kaiſer Karl des Großen. Als zu einer Zeit der ſtarke Held auszog in das Heidenland, die Heiden zum Chriſtenthum zu bekehren, ſchied er ſich von ſeinem Ehegemahl, und gab ſeiner Hausfrauen auf, ſeiner in Züchten zu harren zehen Jahre lang, käme er dann nicht zurück, ſo wäre ſein Tod gewiß. Werde er aber ihr einen Boten ſenden, mit ſeinem Ringelein, das er ihr wieß, dann ſolle ſie dem alles vertrauen, und thun, was er ihr entbieten ließ.

Neun Jahre und viele Monden darüber ſtritt und ſiegte Kaiſer Karl im Ungarlande gegen die Heiden, und daheim hielten ſie ihn für todt, und weil das Land keinen Zuchtherrn hatte, erhob ſich um Aachen und gegen den Rhein eitel Raub und Mord und Brand, und traten die Räthe zu der Herrin, Karls Gemahlin, und lagen ihr an, einen andern Herrn und König zu erkieſen, damit das Land nicht zu Grunde gehe. Lange weigerte ſich die Frau, weil ihr noch kein Wahrzeichen geſendet war, aber endlich da die Herren und Räthe allzumal heftig in ſie drangen, ließ ſie es zu, daß ihre Vermählung mit einem reichen König anberaumt wurde, und kam die Zeit heran, daß nur noch drei Tage waren vor der Hochzeit, welche feſtlich begangen werden ſollte. Da ſendete Gott der Herr einen ſeiner Boten ins Lager nach dem Ungarland, der ſagte Kaiſer Karl an, was ſich daheim begebe, und ſprach zu ihm: rüſte dich und reite heim, binnen dreien Tagen iſt Hochzeit. — Wie ſoll ich reiten, fragte Karolus: in dreien Tagen hundert Tagereiſen weit und darüber? — Reite und Gott wird mit dir ſein! ſprach der himmliſche Bote, und da gewann der Kaiſer ein gutes Roß, damit ritt er an einen Tag aus Bulgarien bis gen Rab, und am andern Tag von Rab bis gen Paſſau. Dort gewann er ein friſches Roß und kam gen Aachen vor das Burgthor, und Gott war mit ihm. Ganz Aachen war ſchon ein Sang und ein Schall von eitel Hochzeitglanz und Klang, denn andern Tages ſollte die Hochzeit ſein, und die Trauung früh im Dom. Da ging Kaiſer Karl bei guter Zeit, da es noch Nacht war, in den Dom, ſetzte ſich auf ſeinen elfenbeinernen Stuhl, und legte ſein großes Schwert quer über ſeine Kniee, ſaß allda ganz ruhig wie ein Steinbild und ruhete von ſeinem weiten Ritt. Da kam zuerſt der Meßner in den Dom, der trug die Bücher vor und beſchickte die Altäre, und ſteckte Kerzen auf, und mit einem male ſah er auf dem Königsſtuhle einen greiſen Mann ſitzen, in ernſter Stille und mit blankem Schwert, da kam ihm ein Grauen an und ging und ſagte es den Domherren an. Die wollten ſolche Mär nicht glauben, denn auf dem Stuhle durfte Niemand ſitzen, er wäre denn König, kamen daher mit Licht und der kühnſte unter ihnen nahte dem Stuhle unerſchrocken. Aber als er den Mann darauf ſitzen ſah ſo ſtill und wie ſteinern, entfiel der Leuchter ſeiner Hand, und er zitterte und entwich aus der Kirche und ſagte dem Biſchof von dem Ereigniß. Der Biſchof nahm ſogleich zwei Kerzenträger der Kirche, ließ die vorangehen mit brennenden Kerzen und folgte ihnen hin zum Kaiſerſtuhle. Da ſah er den Greiſen ſitzen und hub bänglich an zu ſprechen: ſag' an wer biſt du Mann, und durch weſſen Gewalt unterfängſt du dich, dieſen Stuhl zu behaupten? Weißt du nicht, daß dieß der Seſſel iſt unſers Herrn und Kaiſers? — Darauf erwiederte der Kaiſer: wie du ſagſt, ſo iſt es, da ich noch König Karl hieß, war ich euch allen wohl bekannt, da durfte keiner dieſen Stuhl mir wehren! — Und erhob ſich und ſtand vor dem Biſchof in ſeiner ſtattlichen Größe, eines Kopfes höher als der größte Mann, und der Biſchof rief frohlockend aus: ſeid Gott willkommen mein königlicher Herr! Segen ſei mit eurer Wiederkunft. — Da läuteten von ſelbſt alle Glocken, deß erſchraken die Hochzeitgäſte, und zogen eilend von dannen, und der Biſchof bat vor die Königin, und ſagte, daß ſie gedrungen worden ſei, da verzieh ihr Karolus gerne, und gab ihr ſeine Huld zu erkennen, denn er liebte ſie unabänderlich und konnte nimmer von ihr laſſen.

125. Faſtrada's Liebeszauber.

Mit einer unſterblichen Liebe liebte Kaiſer Karl ſein Ehgemahl Faſtrada, bis ſie erkrankte und ſtarb. Dies geſchah zu Frankfurt am Main, von wannen ihr Leichnam erhoben ward, und gen Mainz geführt, ihn allda zu beſtatten. Aber der Kaiſer wich nicht von der Verſtorbenen, und duldete nicht, daß man ſie von ihm entferne, denn es feſſelte ihn ein Zauber, wie vorher an die Lebende, ſo jetzt an die Todte. Das ward des Kaiſers Umgebung auf die Länge ganz unerträglich, fort und fort den Stank der Verweſung zu athmen, und endlich ahnete der weiſe Turpin, des Kaiſers Ohm und Biſchof von Mainz, daß ein Zauber hier walte, ſuchte und fand im Munde der Todten, oder nach andern in ihr Haar geflochten den Ring mit dem Edelſtein, den damals zu Zürch die Schlange in des Kaiſers Becher geſenkt, und nahm den Ring an ſich. Alsbald wich der Zauber von Faſtradens Leichnam, die dem Kaiſer bislang noch immer ſchön und friſch und blühend, wie eine Schlafende erſchienen war, deshalb er ſie auch nicht zu beſtatten erlaubte — und er erbebte jetzt vor ihrem Anblick und wollte ſie nicht mehr ſehen. Alſo ward Faſtrada beſtattet, aber nun wandte ſich Karls ganze Liebe dem Erzbiſchof zu, der nun ſchon wußte, woher dieſe Neigung ſtamme. Und als Erzbiſchof Turpin im Gefolge des Kaiſers gen Aachen zog, da ſah er unterm Frankenberge einen ſchönen See, der war ſtill und tief und heimlich. Da hinein warf Turpin den Schlangenring. Alſobald entwich die Zauberliebe aus Karols Herzen und wandte ſich nun zu dieſem See, wollte nimmer von ihm ſcheiden. Ließ ein Schloß zur Wohnſtätte auf den Berg über den See bauen, da weilte er nun immerdar, und hatte ſeine Augen ſtündlich auf dem See gerichtet, und verordnete, daß man ihm bei ſeinem Abſterben allda in ſeinem Münſter zu Aachen begraben ſolle, befahl auch, daß alle ſeine Nachfolger zu Aachen vor ihrer Krönung ſich ſollten ſalben und weihen laſſen, welches auch alſo geſchehen iſt in langer Reihe deutſcher Kaiſer bis nahe heran an die neue Zeit, da man nicht mehr deutſche Kaiſer zu ſalben und zu krönen hatte, und das Reich ein Ende genommen.

---

126. Karl des Großen Tod und Grab.

Als es mit Kaiſer Karl dem Großen zum Sterben kam, verordnete der Held, wie es mit ſeinem Begräbniß geſchehen ſolle, und geſchahen zugleich große Wunderzeichen am Himmel und auf Erden, welche des mächtigen Kaiſers Abſterben voraus verkündigten. So ſtürzte der bedeckte Gang ein, der von der Kaiſerpfalz auf den Markt zum Münſter führte. Und da Karolus nun verſtorben war, da ward er beigeſetzt im rechten Sinn, in eine neue wohlverwahrte Gruft auf einen Stuhl von Marbelſtein aufrecht ſitzend, auf ſeinem Haupt die Krone und in der einen Hand den Scepter, in der andern das Evangeliumbuch, und ward dann über ihm die Gruft geſchloſſen und vermauert. Das geſchahe gleich am zweiten Tage nach dem Tode des großen Herrſchers, und kam nach wenigen Wochen Ludwig der Fromme, ſein Sohn, und übernahm das Erbe des Reiches. Der ſahe ſeinen Vater nicht mehr, und kein Menſch ſah ihn mehr, bis man das Jahr Eintauſend ſchrieb. Da trug des Reiches Krone Kaiſer Otto III. vom Sachſenſtamme, dem gelüſtete zu einer Zeit, den Leichnam Karl des Großen zu ſchauen, ging zum Grabe dar, geleitet von zwei Biſchöfen und einem Grafen, und ließ eine Oeffnung in die Gruft brechen. Da ſaß der nun ſeit faſt zwei Jahrhunderten beigeſetzte Kaiſer noch hoch und hehr, wie ein ſteinern Heldenbild auf ſeinem Marbelſtuhl, die Krone noch auf dem Haupte, das Scepter in der behandſchuhten Hand, und das Buch auf den Knien, ſchier dräuend und ſchrecklich. Alle beugten ſich ehrfurchtvoll vor dem großen Todten, und befanden, daß die Nägel fortgewachſen waren durch die Handſchuhe hindurch, und daß die Fäule nur erſt die Naſe ergriffen. Die ließ Kaiſer Otto von Gold ergänzen, ſchnitt dem Leichnam mit goldner Scheere die Nägel ab, und kleidete ihn in ein weißes Gewand. Dann entnahm er dem Munde Karols einen Zahn, dieſen aufzubewahren als heilige Reliquie, dann ließ er das Grab wieder ſchließen und feſt vermauern. In der Nacht darauf aber erſchien Karolus dem Kaiſer Otto III. im Traume, hehr und ſchrecklich anzuſehen, und ſprach zu ihm: mußteſt du kommen und meine Ruhe ſtören? bald wirſt du ruhen, wo ich ruhe, nicht weit von mir, und erlöſchen wird mit dir dein Stamm. — Otto, der Kaiſer, nahm ſich dieß Geſicht ſehr zu Herzen; er gründete eine Kirche und ein Kloſterſtift und weihte es in die Ehre Sankt Adalberts, und im zweiten Jahre, nachdem er Karoli Leichnam geſehen, da war ſchon das Wort der Erſcheinung erfüllt, und Otto III. ruhete in der Kaiſergruft im Aachner Dome. Hernachmals hat nach aber zweihundert Jahren Kaiſer Friedrich II. von Hohenſtaufen Kaiſer Karls

Gebeine erheben und in einen prächtigen goldnen und ſilbernen Kaſten legen laſſen, die Krone aber und andere Kleinodien dem Domſchatz überwieſen.

127. Templerkirche zu Aachen.

Weit verbreitet war der Orden der Templer; auch zu Aachen erbauten ſie ein Tempelhaus, deſſen Stätte heißt noch heute der Tempelgraben. Als ſich die Feinde des Ordens gegen den Templerbund erhoben, als der ſchreckliche Tag im Märzmond des Jahres 1314 den heldenherzigen Großmeiſter Jacob Molay nebſt ſeinen Todtesgenoſſen in Flammen zu Märtyrern verklärete, da verſank zu Aachen plötzlich die Templerkapelle, an ihrer Stelle ſchoß ein Waſſerſtrahl aus dem Boden herauf, und ein Weiher bedeckte den Ort. Das war faſt wieder volle hundert Jahre, ſeit Kaiſer Friedrich Karl den Großen zum andernmale beſtattet hatte. Immer noch quillt jene Quelle über der verſunkenen Templerkirche, und im Märzen hört man wohl bei ſtiller Luft ihre tiefverſunknen Glocken läuten, das klingt wie aus weiter Ferne und geiſterhaft. Auch geht die Sage, daß in der Mitternachtſtunde jenes Unheiltages drei Ritter in Templertracht, auf ihren Mänteln das rothe Kreuz von Blut gezeichnet, über den Tempelgraben wandeln.

128. Die Hinzlein zu Aachen.

Allenden in Deutſchland und den Nachbarländern gehen Sagen von Zwergen und Reckebolden, heißen da ſo und dort anders, Hinzelmännlein, Bergmanndli, Hütchen, Heinzchen, Wichtlein, Querchlein, Quarkſe, ſtilles Volk, Unterirdiſche, ſind ein wunderlich ſpukhaft Geiſtervolk, den Menſchen gut und feindlich, je nachdem es kommt, hülfreich und zuwider, nütze und ſchädlich, doch am meiſten den Guten mild und den Böſen feindlich geſinnt.

Solcher Kobolde hatte es auch zu Aachen, hießen dort Hinze, wie man auch hie und da in Deutſchland die Katzen nennt, die Hexenlieblinge, wohnten im Felsgeklüft unter der Emmaburg, da waren viele Gänge und unterirdiſche Keller, daraus zog in gewiſſen Nächten der Hinzenſchwarm hervor mit ſpukhaften Gelärm und Gepolter, klapperten an die Hausthüren und trieben viel Tückerei und böſen Muthwillen. Kein Geiſterbannſpruch, kein Kreide-Kreuz an Thüren und Läden half gegen den Nachtſpuk der Hinzemännlein; erſt als man eine Kapelle dicht an die Felſen der Emmaburg baute, und deren Glocken zum erſtenmale erklangen, da war alles vorbei — denn Glockengeläute können die Unterirdiſchen nicht hören und vertragen, aber die guten Aachner ahneten nicht, daß ſie ſich mit dem Kapellenbau erſt recht eine Ruthe auf den Hals gebunden hatten. Denn die Hinzlein zogen zwar aus den Felſen fort, aber wo zogen ſie hin? — In die Stadt Aachen zogen ſie, in einen alten Mauerthurm, zu dem ein unterirdiſcher Gang nach dem Felſen unter der Emmaburg führte, und nun ging der Spuk erſt recht an. Der alte Thurm lag ohnweit der Kölner Straße, da klopfte es zur

Nacht an die Häuſer, da kniſterte es auf dem Herd, da raſſelte und klapperte es in den Küchengeſchirren, und das ging ſtundenlang ſo fort, daß kein Menſch ein Auge zuthun konnte. Wußten ſich keines Rathes zu erholen gegen die ſchlimmen Poltergeiſter. Da kam von auswärts her ein weit umgewanderter Geſell gen Aachen, der vernahm von dem Spuk, und erzählte, ſolcher Zwergvölker gebe es in Thüringen und Sachſen vollauf, bei Jena, bei Königſee, bei Plauen, in der Grafſchaft Hohnſtein am Harzwald, bei Zittau in Sachſen, im Zopten in Schleſien, im Kuttenberg in Böheim und an vielen andern Orten, auch im ganzen Voigtland, in der Schweiz am Pilatus, im Erzgebirge, im Untersberg bei Salzburg, ſo wie am Rhein u. ſ. w. Da ſei nichts beſſer, als man ſtelle vor jedes Haus ein Geſchirr, ehern oder irden, deſſen wären die Hinzlein ſehr froh, benutzten es zur Nacht, und ſtellten es ungeſchädigt wieder an ſeinen Ort, ließen dagegen die Leute in Ruhe. Der Rath des guten Geſellen ward probirt und war probat, man folgte ihm und hatte Ruhe. Kamen nachmals zwei fremde Kriegsgeſellen nach Aachen, die hörten in ihrem Quartier von der Sache und der Sage, hatten Spottens kein Ende, daß die Aachner Töpfe und Keſſel für die Zwergmännlein hinſtellten, deren es doch auf der Welt keine gebe, und vermaßen ſich, Nachts Wache zu ſtehen, da ſollten die Hinzen ſtatt der blanken Keſſel blanke Degen finden. Darauf bezechten ſich die Kriegsgurgeln, ſetzten ſich vor die Thür, ſangen und hatten ſich ſehr luſtiglich, ſchrien immer einer den andern an: he da! Hinz! jetzt kommt der Hinz! trieben einander zur Kurzweil auf der Straße um, jagten ſich, traten ſich, rannten durchs Hinzengäßlein hinter bis zu dem alten Mauerthurm, da hörte man ſie beide noch einmal brüllen, dann war alles ſtill —

Am andern Morgen lagen die Prahlhänſe todt vorm Hinzenthurm, hatte einer den andern durch und durch geſtochen. — Und noch lange nachher hat der Hinzenſpuk gedauert, bis ein regulirtes Chorherrenſtift erbaut ward in die Nähe der Spukgaſſen, da hat der abermalige mächtige Glockenſchall die Hinzlein auf immer vertrieben.

129. Die buckligen Muſikanten auf dem Perviſch.

Zu Aachen, in der alten Reichsſtadt, haben einmal zwei Muſikanten gelebt, von denen hatte jeder einen nicht kleinen Buckel; das war aber auch alles was ſie miteinander gemein hatten, denn der eine war gut und wohlgeſinnt, der andere war neidiſch und tückiſch, ſcheelſüchtig und habſüchtig. Nun trug ſich's einſtmals zu, daß der erſtere auf ein Dorf erfordert war, dort zu einer Hochzeit mit aufzuſpielen, und erſt am ſpäten Abend heimwanderte. Er mochte dort manch gutes Trünklein gethan haben, denn er war ganz fröhlich, und als er auf ſeinem Wege am hohen Dome vorbeikam, pfiff er wohlgemuth ein luſtiges Schelmenſtücklein. Indem ſchlug die Glocke Mitternacht, und alsbald war um ihn her ein Schwirren und Schweben, geiſterhaft und grauenhaft, und die Geſpenſterfurcht ergriff den Spielmann, und trieb ihn eilend vorwärts durch die Schmiedegaſſe vor auf den Perviſch, das iſt der Fiſchmarkt. Siehe, da traf es der Spielmann ganz hell an, alle Fiſchbänke waren illuminirt, Wein und Speiſen die Hülle und Fülle ſtanden auf reich gedeckten Tafeln in köſtlichen Gefäßen, und vornehme Frauen ſaßen da und ſchmauſ'ten und zechten. Da trat eine ſolche Dame auf den Spielmann zu, und ſprach: holla, Fiedler! du kommſt gerade recht, jetzt geig' uns eins auf, wir wollen tanzen! doch zuvor trink' erſt einmal! — Und reichte ihm würzigen Wein in einem Goldpokal, und er trank und erglühte vor Luſt, nahm ſein Saitenſpiel und geigte fröhlich darauf los. Und die Frauen begannen miteinander zu tanzen im wilden Reigen und des Geigers Tanzweiſen gellten wie toll durch die Nacht. Da ſchlug es dreiviertel auf Eins, und jetzt ließen allgemach die wirbelnden Paare vom Tanzen ab, wie ermüdet — und die Frau, die den Geiger angeſprochen, trat jetzt wieder zu dieſem und ſprach: habe Dank und auch Lohn — und dabei ſtrich ſie ihn mit ihrer Hand ſanft über den Rücken, daß er vermeinte, ſie wolle ihn an ſich ziehen — aber indem war ſie verſchwunden, und alle andern Frauen desgleichen, und die Lichter, die Speiſen, die Geräthe — alles — und die Münſteruhr ſchlug Eins. Der Spielmann ging nach Hauſe, ſo leicht, ſo wohlig — er wußte gar nicht, wie ihm geſchehen. Und ſiehe, als er ſich auskleidete, weg war ſein Buckel, den hatte zum Lohn die nächtliche Tanzfrau ihm abgeſtreift. Bald lief durch ganz Aachen die Wundermähr, die hörte nicht ſobald der andere Buckelmuſikant, als der Neid über ihn kam, und dachte, mir ſoll das doch wohl auch gelingen, was jenem Lump gelang. Konnte kaum die Nacht erharren, ſtand lange vor Mitternacht ſchon auf dem Perviſch, ſeine Geige mit dem Fidelbogen in der Hand. Endlich ſchlug's, und da glänzten auch die Fiſchbänke voll Lichter, da ſtanden die koſtbaren Geräthe, da reichte ihm eine Dame würzigen Wein, alles wie vor geſchehen, und forderte auch ihn auf, ſeine Tanzweiſen aufzuſpielen. Solches that er, aber ſeine Tänze wurden ohne daß er wollte, Grabmelodien, der Tanz wurde ein Todtentanz, die holden Frauenbilder wurden zu Gerippen, und als es dreiviertel ſchlug, huſchte ein wolkiges Schattengebild an den Spielmann heran, das hatte zuvor aus einem Silbergefäß etwa ein Kleinod gehoben, und ſprach: habe Dank und auch Lohn — und hing ihm und drückte ihm das Kleinod an die Bruſt, ſchier wie einen Orden. Dann ſchwand alles hinweg und der Spielmann wankte und ſchwankte nach Hauſe, und war ihm weh auf der Bruſt, und hatte kurzen Odem. Und als er ſich auszog, da hatte er den Buckel ſeines Spielgeſellen vorn auf der Bruſt, und ſeinen eigenen dahinten, den hatte er auch noch, und mußte beide Buckel tragen bis an ſein Ende. —

130. Der fliegende Holländer.

Im Lande Limburg liegt ein altes Schloß, das iſt Falkenberg genannt, darin es ſpukt und umgeht. Eine Stimme ruft gegen die vier Wände den Klageruf:

Mörder! Mörder! — Zwei kleine Flämmchen flackern vor der Stimme her, aber den Rufer ſieht keiner. Und das iſt alſo ſeit ſechshundert Jahren. Damals, vor ſo langer Zeit, ſtand das Schloß noch in ſeinem Glanze, zwei Brüder von Falkenberg wohnten darin, die hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die ſchöne Tochter eines Grafen von Cleve, Alir. Waleram war der glückliche, den die Jungfrau erkor, und feierte mit ihr glänzende Hochzeit. Dem verſchmähten Reginald aber wandte der Rachegeiſt das Herz im Buſen, und er ging und ermordete die Liebenden in ihrem Brautbette. Im Todeskampfe griff Waleram in des Bruders Mordwaffe, ſchlug ihm die blutende Hand ins Geſicht, und ſank dann todt zurück. Der Mörder ſchnitt vom Haupt der von ihm erdolchten Braut eine Locke, und entwich, war auch nimmer zu finden, als man die Todten fand und bejammerte und den Mörder ahnete. Es lebte dazumal nicht allzuweit vom Schloſſe Falkenberg ein frommer Einſiedel, deſſen Klauſe neben einer kleinen Kapelle ſtand. Bei dem klopfte es an um Mitternacht und begehrte Einlaß im Namen des Himmels. Reginald war's, den die Reue marterte, und auf deſſen Geſicht die Spur einer blutigen Hand unaustilgbar ſichtbar war, ein Wahrzeichen, was kein Waſſer abwuſch. Reginald beichtete dem Einſiedel ſeine ſchwere Schuld, und der hieß ihn mit ihm gehen, und führte ihn in die Kapelle, und kniete mit ihm am Altare, und betete mit ihm die ganze Nacht. Am andern Morgen gebot der Einſiedel dem Grafen Reginald von Falkenberg: wandelt als büßender Pilger gen Norden und immer gen Norden, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt, dann wird Gott euch durch ein Zeichen offenbaren, was ihr weiter beginnen ſollt. Da ſprach Reginald kein anderes Wort als Amen! und verbrannte an der ewigen Ampel des Altars Alirens Locke und ging von dannen, gen Norden und immer gen Norden, und büßte und betete. Und da ſind zwei Geſtalten mit ihm gegangen, eine weiße zu ſeiner Rechten und eine ſchwarze zu ſeiner Linken; die zur Rechten beſtärkte ihn im Büßen und Beten, die zur Linken aber flüſterte ihm zu, davon abzulaſſen, und den Freuden der Welt zu leben, und ſo kämpften ſie um ſeine Seele, und dieſer Kampf, den er im Herzen fühlte und mitkämpfte, war ſeine Buße. So ging er Tage lang, und Wochen lang, und Monden lang, bis er am Meere ſtand und kein Erdreich mehr vor ſich ſah, darauf er ſeinen Fuß hätte ſetzen können. Aber da fuhr ein Nachen heran, da ſaß Einer drin, der winkte Reginald und ſprach: Exspectamus te! Und das war das Zeichen, und Reginald ſtieg in den Kahn und die zwei Geſtalten mit ihm. Und der Mann im Nachen ſtieß ab, und fuhr nach einem großen Schiffe hin, das im Meere lag, und alle Segel aufgeſpannt hatte, und alle Flaggen aufgezogen. Da ſtiegen die drei an Bord und der Mann ſammt dem Nachen verſchwand, und das Schiff ſegelte durch das Meer. Reginald aber ging unter das Verdeck des Schiffes, das ganz menſchenleer war und ohne alle Bemannung; da ſtand eine Tafel und Stühle, und die drei ſetzten ſich, und die ſchwarze Geſtalt legte drei beinerne Würfel auf den Tiſch, und ſprach: jetzt wollen wir um deine Seele würfeln bis zum jüngſten Tag.

Und das thun ſie noch heute, ohne Ruder und ohne Steuer fährt das Schiff durch den Ozean im Norden, zur Nacht webern Flammen auf ſeinen Maſten und tanzen auf den Raen. Seine Segel ſind grau wie Erde, und ſeine Flaggen ſind fahl, wie abgebleichte Bänder an Todtenkränzen. Sein Bord iſt leer, und am Steuer ſteht kein Steuermann. Sein Gang iſt Flug und ſein Begegnen iſt Fluch, Unheil verheißend dem Fahrzeug, dem es begegnet. Mancher Schiffer hat es ſchon geſehen, und es hat ihm Grauſen erregt. Selbſt bei Windſtille fliegt es wie ein Pfeil über die Meeresglätte. Und ſie nennen es den fliegenden Holländer.

131. Sankt Remaclus Fuß zu Spaa.

In dem quellenreichen Spaa, darinnen mehr denn hundert Geſundbrunnen ihre Heilwaſſer ausſtrömen, iſt eine Quelle, die heißt Groesbeeck, die iſt ein Jungbrunnen und Frauenbad, abſonderlich heilſam und kräftigend. Nahe dabei iſt das Zeichen eines Fußes tief in den Boden eingetreten. Einſtens kam der heilige Remaclus, welcher im Lütticher Lande wohnte, zu dieſer Quelle und verrichtete allda ſeine Andacht. Der heilige Mann mochte aber ermüdet ſein, oder ſich allzu tief in ſein Gebet verſenken, er ſchlief ein über dem Gebet. Solches hat den lieben Gott in etwas verdroſſen, und er ſchuf, daß einer der Füße des heiligen Mannes tief in die Erde ſank, und das Wahrzeichen alſo blieb, daß es nimmermehr wieder ausgefüllt werden konnte. Der heilige Remaclus aber fühlte tiefe Reue über ſein Vergehen und legte ſich die ſtrengſte Buße auf, dieß ſahe Gott mit Wohlgefallen an, und ſchuf der Fußtapfe eine wunderwirkende Kraft. Frauen, welche Nachkommenſchaft entbehren und Nachkommenſchaft wünſchen, halten in der Kirche des heiligen Remaclus zu Spaa eine neuntägige Andacht, und trinken an jedem dieſer Tage aus dem Brunnen Groesbeeck ein Glas Waſſer, indem ſie den einen Fuß in die Fußtapfe des heiligen Remaclus ſetzen. Vielen hat dort ihr Glaube geholfen.

132. Die ſchlafenden Kinder.

Im Lütticher Lande, zu Stockum, lebte ein armes Weiblein, eine Wittib mit drei Kindern kümmerlich, denn es war theure Zeit, und ſie mußte betteln gehen und konnte doch nichts erbitten und erbeten. Da kam ſie voll Jammer zu ihren drei Kindlein daheim, und ſagte: weh uns Armen! Die Herzen der Menſchen ſind hart, und Gott hat ihr Ohr verſchloſſen. Laſſet uns mitſammen ſterben, das iſt das Beſte für uns Viere, da hungern wir nicht mehr! — Da die Kinder dieſe Worte vernahmen, begannen ſie zu weinen und eines derſelben ſprach: Ach liebe Mutter! du wirſt doch dich und uns nicht ſchlachten wollen — denn die Alte hielt ſchon das ſcharfe Meſſer in der Hand — laß uns doch lieber ſchlafen bis zum Herbſt, da giebt es wieder Korn und Obſt, da leſen wir wieder Aehren mit dir, und können leben. Da fiel der Mutter das Meſſer aus der Hand und den Kindern allen dreien fielen die Augen zu und entſchlieſen, und ſchlieſen und ſchlummerten in einem fort, durch den Winter und Frühling und Sommer, und wachten nie nicht auf. Viele Menſchen kamen herbei aus Lüttich und aus Brabant, und ſahen mit Verwunderung die immer ſchlafenden Kinder, und alle ſchenkten der armen Frau etwas, und davon wurde die arme Frau ſehr reich. Und als der Monat Auguſt kam, da die Sicheln der Aehrenſchnitter im Felde klangen, da wachten die Kinder allzumal auf und hatten einmal recht ausgeſchlafen, lobten Gott und den frommen Heiland mit ihrer Mutter, und litten nie wieder Mangel.

133. Roß Bayard und Schloß Bayard.

Die vier Haimonskinder ritten zumal auf einem großen überſtarken Roſſe, deß Name war Bayard. Viele Wahrzeichen giebt es noch von ihm im Lütticher Lande und der Gegend dort herum. Nahe bei Lüttich iſt ein Felſen, der zeigt eine kahle glatte Stelle, darauf iſt ein Roſſeshuf eingetreten, der rührt vom Bayard her. Als das Roß auf Kaiſer Karls Befehl von den vier Haimonskindern zur Sühne dargebracht wurde, ließ es der harte Kaiſer von der Brücke zu Paris in die Seine werfen, nachdem es mit Stricken gebunden war, aber mit ſeiner Kraft zerſprengte es die Stricke, und kam wieder hervor aus dem Waſſer und lief zu ſeinem Herrn und leckte ihm die Hand. Da ließ der Kaiſer das Roß mit Steinen belaſten und abermals in den Strom ſtürzen, und wiederum kam es hervor und hatte die Steine von ſich geſchüttelt und lief zu ſeinem Herrn und ſtand — und zitterte. Aber der Kaiſer fand ſeines Zornes gegen das Roß kein Ende, und gebot, es ſolle am Hals und an den Füßen mit Mühlſteinen belaſtet, und zum drittenmale in die Fluth geworfen werden. Als das kluge Roß Bayard dieſes grauſame Wort vernahm, erſchrak es und entfloh ins Weite — aber der Kaiſer gebot Reinhold von Dordone, dem jüngſten aber ſtärkſten Sohne Haimons, des Roſſes Herrn, dem es willig wie ein Kind diente und gehorchte, daß er gehe und den Bayard fange. Da ging Reinhold — ſchwerer am Kummer auf ſeinen Herzen tragend, als das Roß an Steinen getragen hatte, und fing den Bayard, und brachte ihn geführt, und ſo wurde das treue Roß zum drittenmale in die Fluth geſtoßen, ſo ſchwer belaſtet, daß es ſich nicht wieder ihr entringen konnte. Es hob nur noch ein einzigesmal den Kopf in die Höhe und blickte auf Reinhold, ſeinen Herrn hin, dann verſank es. Da thät ſich Reinhold aller ritterlichen Gewaffen ab, wanderte als Büßer von hinnen, kam nach Köln der heiligen Stadt, und arbeitete allda unter den Maurern um kargen Lohn am Dombau, bis neidiſche Mitgeſellen ihn durch einen Steinwurf tödteten, den ſie von einer Höhe niederwarfen.

Das Roß Bayard aber blieb unvergeſſen, vielfach blieb ſein Name in Ehren, ja es geht auch die Sage, daß es ſich an ferner Stelle dennoch wieder aus dem Strom gerettet, und in den Ardennerwald ſich geborgen habe, wo es noch immer bisweilen ſich ſichtbar zeige. Bei Dinant iſt ein vielfach zerklüfteter Fels, der heißt der Bayardsfelſen, und ohnweit Charleroi, oberhalb dem Dorfe Couillet wird auch ein Bayardstritt im Stein gezeigt. Dem Roſſe zu Ehren hatten die vier Haimonskinder ein Schloß Bayard genannt, das ſteht zu Dhuy in der Grafſchaft Namür, dort haben ſie öfter gewohnt, ſo wie auch auf dem Schloſſe Reinoldſtein in der Provinz Lüttich, wo nahe dabei Schloß Poulſeur gelegen war, darauf Malagys, der Vetter der vier Haimonskinder, ein mächtiger und liſtiger Zauberer wohnte, wie auch im Schloß Amblème, das noch nach ihnen heißt, und in Eggernwalde. Auch liegt ein Dorf, Berthem, im belgiſchen Lande, das hat das Roß Bayard zum Wappen. Auch zeigte man allda des Roſſes große Krippe, und nahe bei Berthem, im Walde Meerdael, auch einen Bayard-Huftritt. Als Reinhold von Dordone von ſeinen Brüdern geſchieden war, entſagte auch ſein älteſter Bruder Adelard der Welt, begabte die Abtei Corvey mit der Oberherrlichkeit von Berthem und trat als Mönch in jenes Stift, verſtarb auch alldort eines ſeligen Todes. Ueber dem Hochaltare der Kirche zu Berthem fand ſich vordem ein Gemälde aufgeſtellt, darauf ſahe man Adelard und ſeine Brüder ſammt dem Roſſe Bayard vor einem Kreuze knieen.

134. Die Todten in Löwen.

Zu Löwen war ein Todtengräber, der ſollte ein Grab bereiten, fühlte ſich aber krank, zumal war es am Abend Allerheiligen (Vorabend Aller Seelen), und ſchon recht kalt, und da bot ſich, wie er klagte, ſein Gevatter an, das Grab für ihn zu machen, was aber zu Nacht noch geſchehen mußte. Vor Mitternacht war der Mann mit ſeiner Arbeit fertig und wollte vom Kirchhof hinweg gehen, da ſah er eine Proceſſion auf dieſen gezogen kommen, die ſchritt über alle Gräber; es ſchienen weiße Mönche zu ſein, und jeder trug eine Kerze, und wie ſie an den Gevatter kamen, der ein Spielmann war, ließen alle ihre Kerzen vor ihm hinfallen, der letzte Mönch aber warf eine große Kugel vor ihm hin, mit zwei Dochten. — Ei dachte der unerſchrockene Spielmann, das iſt ſchön weiß gebleichtes Wachs, und ein guter Lohn für meine Mühe; ſammelte daher alles ſorglich auf, band es in ſein Tuch und barg es daheim unters Bette, ſchlief auch ganz ruhig in dieſer Nacht.

Andern Tages aber, als der Spielmann ſich früher niedergelegt hatte, konnte er nicht einſchlafen, ſondern wachte die Mitternachtſtunde heran; ſiehe da that ſeine Kammerthüre ſich auf und es kamen alle die weißen Mönche herein, und ſtellten ſich um die Betten her, in denen der Spielmann und ſeine Frau lagen, und bückten ſich und ſchauten unter des Spielmanns Bette, und zogen das Tuch mit den vermeinten Kerzen hervor, und über dem Bücken entfielen den Mönchen ihre weißen Kapuzen und Mäntel, und waren eitel ſcheußliche Gerippe, und ſchrieen: mein Arm! mein Bein! mein Kreuz! meine Rippe! Und meine Rippe! und mein Kopf! ſchrie das letzte Gerippe, das hatte in der That keinen Kopf, und alle den andern Gerippen fehlte das, wonach ſie riefen, und das alles hatte der Spielmann in ſeinem Tuche zuſammengebunden und in der Meinung, es ſeien

Wachskerzen und eine Wachskugel, nach Hauſe getragen. Nun langten alle mit ihren klapperdürren Armen nach ihren Gliedmaaßen, und das Gerippe ohne Kopf bückte ſich, und der Spielmann mußte ihm den Kopf ſelbſt auf- und zurecht ſetzen, dann langte es nach des Spielmanns Geige, drückte ſie ihm in die Hände, und machte das Zeichen, daß er aufſpielen ſollte, und nun faßten ſich alle die Gerippe mit den dürren Fingern an, und tanzten nach dem Spiel und klapperten, und der Spielmann klapperte auch nebſt ſeiner Frau, und jene kreiſ'ten wild in der Kammer herum, war gar ein ſchauriger Todtentanz, und dauerte eine ewig lange Zeit, und wenn der Spielmann müde wurde, ſo langte ihn ein Gerippe eine Maulſchelle in das Geſicht, die ſehr weh that. Endlich beim erſten Hahnſchrei hüllten die Gerippe ſich wieder in ihre Mäntel und huſchten von hinnen.

Der Spielmann und ſeine Frau haben von Stund an, als ſie dieß Schreckliche erlebt, nicht mehr geredet, nur daß ſie in der Beichte erzählten, was ſie geſehen, und dann ſind ſie bald darauf mitſammen geſtorben.

Beſſer als dieſem Spielmann iſt es einem frommen Bötticher zu Löwen ergangen. Der ging Allabends, da er nahe am Sankt Quintini Kirchhof wohnte, auf dieſen Kirchhof und betete für die Ruhe der Todten einen Roſenkranz oder zwei. Da geſchah es, daß er eine Summe Geldes für abgelieferte Arbeit einnahm, das er zu ſich ſteckte, da er gerade auf den Kirchhof gehen wollte, ſeiner Gewohnheit noch für die Ruhe der Todten zu beten. Es waren aber einige Spitzbuben in der Nähe, die wußten, daß der Bötticher Geld einnehmen ſollte und dachten gleich, er werde es zu ſich ſtecken, die lauerten auf ihn, und da er auf den Kirchhof kam, fielen ſie über ihn her und wollten ihn niederwerfen. Aber da rauſchte und brauſte, raſſelte und praſſelte es rings umher, und es erhoben ſich alle Todten, für deren Ruhe der Büttner ſo oft gebetet hatte und ſchlugen mit Arm- und Beinknochen härtiglich auf die Räuber los, daß denen ein Grauen ankam, und ſie theils niederſtürzten, theils eilend entflohen. So war der fromme Meiſter befreit und gerettet, und hat nachher um ſo eifriger für die Ruhe der Todten gebetet. Der Magiſtrat aber ließ die Geſchichte auf eine Tafel malen und dieſe an der äußern Kirchenmauer aufhängen, allwo ſie noch zu ſehen iſt.

Dieſe Sage geht auch mit weniger Veränderung in Deutſchland von einem Ritter, Torringer geheißen, der, wenn er Nachts am Kirchhof vorüber ritt, nie unterließ ein Gebet für die Todten zu ſprechen. Eines Abends jagte er aber, von einer ganzen Schaar wüthender Feinde verfolgt, welche dicht hinter ihm waren, vorüber nach ſeiner Feſte zu. Siehe da erhoben ſich die Todten raſch aus ihren Gräbern und traten zwiſchen den Fliehenden und ſeine Verfolger, die voll Entſetzen zurückprallten, wie ſie die Schädel und Gerippe im Mondenſcheine da ſtehen ſahen, und ihnen den Weg ſperrten, und unbeſchadet konnte der Ritter ſeine ſichere Feſte erreichen.

135. Der Schwanritter.

Da Herzog Gottfried von Brabant zum Sterben kam, und hatte keinen Sohn, ſo wollte er ſein Land und Erbe ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter überlaſſen. Aber Gottfrieds Bruder, der Sachſenherzog, wollte darein nicht willigen, und ſagte, das Land ſei kein Weiberlehen und Erbe, und nahm Brabant für ſich. Da ward die Herzogin klagend bei König Karl, und der lud ſie und auch ihren Schwager gen Neumagen (Nimwegen, Nijmegen) am linken Arm des Rheinſtroms, die Wahl geheißen, und da kam ſie mit ihrer Tochter hin, und auch ihr Gegner. Und da geſchah es, daß Karolus durch ein Fenſter hinaus ſchaute und hinab auf den Strom, da ſah er einen Schwan ſchwimmen, der hatte ein̄ ſilbern Halsband um und zog mit dieſem an ſilberner Kette einen Nachen nach ſich, und in den Nachen lag ein Ritter im gleißenden Harniſch, auf ſeinem Schilde ruhte ſein Haupt, ſeinen Helm und Halsberge hatte er abgethan und neben ſich gelegt, und der Schwan ruderte an das Ufer heran. Alle Hofleute, die das ſammt dem Kaiſer ſahen, verwunderten ſich hoch, vergaßen den Rechtshandel und eilten nach dem Ufer hinunter. Der ritterliche Jüngling im Nachen aber erwachte, that ſein Gewaffen wieder an, erhob den Schild, darauf acht Scepterlein um einen weißen Karfunkel geſtellt waren, und ſtieg aus der Barke, zu dem Schwane ſprechend: fliege deinen Weg wohl hin, lieber Schwan, ſo ich deiner bedarf, will ich dir rufen! — Da wandte ſich der Schwan und ruderte im Waſſer und entſchwand ſammt dem Nachen den Augen der ihm Nachblickenden. Alles blickte ganz verwunderungsvoll nach dem Gaſt, dem Karol ſelbſt die Hand bot und ihn nach der Burg geleitete, dann ſetzte er ſich auf den Richterſtuhl und hieß den Fremdling bei den Fürſten und Herren eine Stelle einnehmen. Es erhub nun die Herzogin ihre Klagen und ihr Schwager brachte ſeine Gegenrede vor und ſprach, daß er bereit ſei, für ſein Recht zu kämpfen, ſie ſolle ihm nur einen Kämpen ſtellen, der mit ihm für ihr und ihrer Tochter vermeintes Recht ſtritte. Der Sachſenherzog war aber gar ein mannlicher Held und dem Beſten im Kampfe überlegen, darum erbebte die Herzogin, denn ſie wußte keinen Kämpen in ihrer Sippſchaft, den ſie wagen konnte, aufzufordern, ſich jenem gegenüber zu ſtellen. Da weinte ſie im bittern Schmerz, und ihre Tochter weinte mit ihr und es war ihr weh im Herzen. Siehe, da erhob ſich der junge Ritter, ſo mit dem Schwan gekommen war, von ſeinem Stuhl, neigte ſich gegen den Kaiſer und ſprach: ſo du es mir vergönneſt, großer Kaiſer, ſo will ich wohl dieſer Frauen Kämpe ſein. Das wurde ihm gewährt und er ſtritt darauf einen ſchweren Streit mit dem Sachſenherzog, doch obſiegte er ihm endlich, und machte ſo der Herzogin und ihrer Tochter Erbe frei und ledig. Die danketen ihm in Zuchten und die Herzogin bot ihm jeden Kampfeslohn, den ſie gewähren könne, und wär' es ſelbſt ihrer Tochter Hand und einſtiges Erbe. Da ſagte der Jüngling, Wertheres könne ihm nimmer geboten werden; ſein Name ſei Helias, das und mehr könne er von ſich nicht ſagen, und müſſe er unerläßlich bedingen, daß ſeine Braut und Vermählte nie und nimmermehr ihn frage, wo er hergekommen, welches ſein Geſchlecht ſei, wer ihm Vater und Mutter wäre und ſolcher Fragen mehr, denn ſo wie ſie ſolche Frage auch nur die leiſeſte und nur ein einzigesmal an ihn richte, müſſe ſie auf immer ihn verlieren.

Dieſe Bedingniß deuchte der Prinzeſſin von Brabant gar leicht zu halten; ſie gelobte ihm das und vermählte ſich dem Schwanenritter Helias. Sie zogen nach Cleve, der uralten Stadt, wo ſchon Julius Cäſar eine Burg erbaut, erneueten das Schloß und nannten es die Schwanenburg, und freuten ſich des Lebens und der Landſchaft, die ſchon manche mit den elyſeiſchen Feldern der alten Mythe ob ihrer Anmuth verglichen. Beide gewannen auch zwei blühende Kinder, und waren ſehr glücklich, wären es auch geblieben, wenn nicht der Weiber Erbſünde, die ſchlimme Neugier, die junge Herzogin gequält und immer mehr gequält hätte. Die möchte gar zu gerne wiſſen, wer denn eigentlich ihrer Kinder Vater ſei, und ſo drückte es ihr faſt das Herz ab, bis ſie endlich die Frage that, die ihr doch ſo ernſt verboten war. Da ſprach Helias: nun haſt du dein Glück zerbrochen und mein Glück, und haſt mich am längſten geſehen. — Und waffnete ſich, und winkte zum Fenſter hinaus — da kam ſchon der Schwan geſchwommen mit ſeinem Schifflein. Und der Herzog küßte ſeine Kinder und drückte ſeiner Gemahlin ſtumm und ſchmerzlich die Hand — die weinte überlaut und ſtürzte ihm voll Reue zu Füßen und wollte ihn zurückhalten, und auch alles Volk flehte ihn an, daß er bleiben ſollte. Aber Helias konnte nicht bleiben — er ſegnete Alle, beſtieg ſeinen Kahn und fuhr von dannen. Tief drang der Kummer ins Gemüth der Herzogin, doch erzog ſie die Kinder zu tüchtigen Rittern, und ihnen entſtammten alle ſpätern Grafen und Herzoge von Cleve und Geldern und Reineck, die führten meiſt den Schwan im Wappen. Des Landes Heerſchild aber blieb der weiße Stein im rothen Felde, um den die acht goldnen Scepterſtäbe geſtellt ſind, bis auf dieſen Tag. Auf dem Schwanenthurme der Schwanenburg aber zeugt noch ein weißer Schwan, der ſich im Winde dreht, von dieſer Geſchichte.

136. „Gelre, Gelre!“

Im weiten offnen Lande, zwiſchen dem Rheinſtrom und der Maas, hauſ'te zu Kaiſer Karl des Kahlen Zeiten ein unthümlicher Drache, der zehrte Menſchen und Thiere auf, und wenn er Hunger hatte, ſo ſchrie er mit lauter gellender Stimme immerfort: Gelre, Gelre! Die Menſchen wichen aus der Gegend hinweg, die doch ſchön und fruchtbar war, denn das Unthier war unüberwindlich. Nun ſaß in der Nähe ein Edler, Otto, Herr von Pont, der hatte drei Söhne, deren Aelteſter hieß Leupold, und dieſer Leupold war ein tapferer junger Degen, und hatte Muth, dem Ungethüm zu Leibe zu gehen. Er wappnete ſich auf das Beſte, und erkundete den Ort, wo der Drache hauſe. Da ward ihm ein alter Birnbaum gewieſen, der voller Miſtelpflanzen ſtand, und da dauerte es nicht lange ſo hörte Herr Leupold den Drachen ſchon ſchreien: Gelre, Gelre! — Harre nur, dachte der junge Degen, ich will dich ſchon begelren, und rückte auf den

Drachen zu. Dieſer funkelte ihn mit feurigen Augen an, die wie Sterne blitzten, und ſperrte ſeinen Rachen gräulich auf und blies giftigen Athem daraus hervor, aber Herr Leupold ſtieß ihm ſeine Lanze hinein, daß am Hinterkopfe die Spitze wieder hervordrang, und ſtach ihn mit dem Schwerte in die Weichen, und tödtete ihn. Voll Dankes prieſen die Bewohner der Gegend des jungen Ritters Heldenthat, und ernannten ihn zu ihrem Oberherrn. Er erbaute ſich darauf da, wo er den Drachen überwunden, ein Schloß und nannte das nach dem Drachenſchrei Gelre. Daraus iſt der Name Geldern entſtanden, den die blühende Provinz noch heute führt.

137. Des Rieſen Handwerſen.

Am Scheldefluß hauſ'te zu Julius Cäſars Zeiten ein Rieſe auf einem hohen Thurme, ſoll Antigonus geheißen haben, der bewachte das Land und nahm allen, welche dort vorüberreiſten, oder über das Waſſer ſetzen wollten, die Hälfte ihrer Güter als Zoll ab. Wollten ſie den nicht entrichten, ſo mußten ſie mit ihm kämpfen, und dann hieb er dem Beſiegten jedesmal die rechte Hand ab, und warf ſie in die Schelde. Da kam ein Mann, der hieß Brabon, mit mehrern andern Gefährten an die Stelle der Ueberfahrt, und fanden allda den Knecht des Rieſen auf der Wacht, der wehrte ihnen den Uebergang; ſie ſollten erſt mit dem Rieſen, ſeinem Herrn, das ihre theilen, oder ſie müßten ihre rechte Hand laſſen. Dazu war Brabon nicht geneigt, weder zum einen noch zum andern; darauf ſchlug der Knecht an eine Eiſenſtange, die gab tiefen Glockenſchall, und da kam der Rieſe trutziglich vom Thurme herunter und fragte: wer iſt es, der mit mir kämpfen will? — Ich allein! erwiederte Brabon, und alsbald begann der Kampf. Da fiel manch harter Kampf und ſchwerer Streich. Der Rieſe war ein ſtarker Wigand und wohin er ſchlug, wuchs kein Gras mehr. Endlich aber obſiegte ihm dennoch der mannhafte Held Brabon, und ſchlug ihm erſt die rechte Hand, hernach auch den Kopf ab, und nahm die Hand und warf ſie über den breiten Strom, und rief: ſo weit ich dieſe Hand werfe, ſo weit ſoll auch dieſer Strom zu dem Lande gehören, das ich mir jetzt erkämpft! — Und ging, und dankte für ſeinen Sieg dem Kriegsgotte Mars und brachte ihm Opfer in ſeinem Tempel. Und die Hand fiel in des Stromes Mitte, und das Land ward nach dem Helden Brabant geheißen, und die Hälfte der Schelde gehörte fortan zu Brabant.

Da nun Julius Cäſar aus Brittanien zurückkehrte, kam Brabon zu ihm und erzählte ihm ſein Abenteuer mit dem Rieſen Antigonus, den er im Ried an der Schelde erſchlagen. Da lobte ihn der große Feldherr und zog mit ihm nach dem Ort, und ließ dort eine Burg erbauen, und weihte ſie und gab ihr und dem Lande große Rechte und Freiheiten, und machte Brabon zu einem Markgrafen des römiſchen Reiches. Der Ort aber ward von dem Handwerſen Handwerpen genannt, und wuchs und ward groß und mächtig und iſt jetzt die Stadt Antwerpen.

Damals hat Julius Cäſar Tonthut gegründet und mit großen Freiheiten begabt, und nahe bei Löwen das Kaiſerſchloß gebaut. Da er mit dem Helden Brabon dort auf die Jagd ging, ſchoß er einen mächtig großen Adler, und nahm das für ein glückverkündendes Orakel der Götter an. Darum gründete er an jenem Ort eine neue Colonie und nannte ſie Aarſchuß, das heutige Aerſchot.

128. Herr Lem.

Ueberhaupt gab es in frühen Zeiten in den niedern Landen gegen das Meer hin gar viele und gewaltige Rieſen und Heuner, die waren aus Brittanien gekommen, von der großen weißen Kreideinſel Albionien, das er nach dem Trojaner Brittus ſeinen ſpätern Namen Brittanien empfing. Solch ein Rieſe ſaß da, wo jetzt Leiden liegt, der hieß Lem, und bekam einen Sohn, der hieß auch Lem, und ſpäter gründete er eine Stadt, da wurde er Herr Lem genannt, weil er darinnen als ein Herr gebot, und die wurde nach ihm genannt, das iſt Haarlem. Im Haarlemmer Walde ſtand ein Bachustempel, und der ganze Wald war dieſem Gotte heilig. Von ihm wird noch ein Kanalgraben bei Harlem Bakeneſſergracht genannt, und wo der alte Bachustempel ſtand, ſteht jetzt die Bakeneſſerkerk. Des Rieſen Herr Lem Frau hieß Walderech und ſoll ein abſcheulich großes und ſtarkes Menſch geweſen ſein. Wenn ſie von Holland nach England wollte, that ſie nur einen Schritt. Sie hatte große Pferde und Rinderheerden, die weideten am Ufer der Nordſee, da kam ein Schiff mit Räubern gefahren, die landeten an und nahmen das Vieh von der Weide, und beluden ihr Schiff damit, das nicht klein war. Als Walderech kam nach ihren Heerden zu ſehen, waren dieſe fort, und fern auf der See ſchwamm das Schiff, wo die Heerden darin waren. Da trat Walderech in das Waſſer, langte hin, nahm ihre Heerde wieder, hing die Ochſen und Kühe auf die eine Seite, die Pferde auf die andere, und die Schaafe ſetzte ſie auf ihren Kopf, die krochen darauf herum, wie die Schaafläuſe auf einem Schaafkopf. Das Schiff aber nahm Walderech, hob es hoch und ſchleuderte es dann mit Gewalt in das Waſſer bis zum Grunde. Die Räuber fraß Walderech und trank ihr warmes Blut, und ging dann wieder nach Hauſe.

129. Gangolfs Brunnen.

Im Lande Lange d'Oc war ein Graf, Gangolf mit Namen, der zog gegen die Sarazenen und Vandalen, und kam in Wälſchland auf ein Blachfeld, wo ein klarer Brunnen ſprang. Dort ließ er ſich nieder und ließ Gezelte ſchlagen, und trank mit all ſeinen Wappnern aus dem Brunnen, und ließ auch die Thiere tränken. Da kam des Feldes Eigenthümer daher und ſchalt und ſagte, daß ſei nicht des Landes Gewohnheit und Sitte, den Leuten das Gras zu vertreten, und ſich ungefragt niederzulaſſen, und Menſchen und Vieh aus fremden Brunnen zu tränken. Darauf ſprach Gangolf ſanftmüthig und freundlich alſo: es thut mir leid, mein guter Herr, daß es geſchehen, doch zürnet nicht allzuſehr, wenn es euch genehm, ſo kaufe ich euch den Brunnen ab. — Das, meinte jener Mann, ſei ein Wort, das ſich hören ließe, und lachte in ſeinem Herzen als ein Schalk, indem er meinte, den Brunnen möge der Fremde immerhin kaufen, wenn nur der Platz ſein bliebe, auf dem er quelle. Und heiſchte des Geldes nicht allzuviel, und Gangolf zahlte es, und hob ſich hinweg mit den Seinen, nachdem er ſeinen Stab in den Quell eine Weile geſtellt hatte.

Da nun Gangolf wieder in ſeine Heimath nach der Grafſchaft Burgund kam, ſtieß er ſeinen Stab in ſeinem Hof in den eignen Grund und Boden, da ſprang alsbald ein heller, waſſerreicher Quell, und jener Brunnen, den Gangolf im wälſchen Lande gekauft, verſiegte auf immerdar.

Dieſe burgundiſche Sage würde nicht unter den deutſchen Sagen dieſes Buches ſtehen, wenn ſich nicht von ihr ein auffallender Wiederhall, ſogar bis auf den Namen, im öſtlichen Frankenlande fände. Am Felſenberge Milſeburg im Rhöngebirge ſpringt der von allem Volke werthgehaltene Gangolfsbrunnen. Da war ein Heiliger, Gangolf geheißen, der liebte dieſen Berggipfel wegen ſeiner Einſamkeit, und kam hinab nach Fulda, die uralte Biſchofſtadt, und fand bei einem Bürger einen klaren Brunnen, kaufte den dem Bürger ab, und derſelbe meinte Wunders, wie er den frommen Mann überliſtet; denn, dachte er: der Brunnen mag immerhin ſein eigen ſein, mein bleibt doch der Platz, wo er quillt. — Aber St. Gangolf ließ ſich einen kleinen hölzernen Brunnenkaſten machen, füllte den mit Waſſer aus dem Brunnen, trug ihn eigenhändig auf die Milſeburg, ſtellte dort den Kaſten hin, und durchſtieß mit ſeinem Stabe den Boden. Siehe, da quoll das Waſſer fort und fort von unten herauf in den Kaſten, daß dieſer überfloß, der Brunnen des Bürgers drunten in Fulda aber verſiegte. Der Gangolfsbrunnen aber quillt noch unverſiegbar fort bis auf den heutigen Tag, ſein Waſſer, wohl verſtopft, ſoll ſich Jahrelang friſch erhalten, auch die ſondere Tugend haben, für Frauen ein Kindleinsbrunnen werden zu können.

140. Die Iſabellenfarbe.

Es geſchahe, daß die Spanier die Stadt Oſtende belagerten, welches aber die Holländer auf das allerhartnäckigſte vertheidigten. Wenn jene auch ein Außenwerk einnahmen, ſo warfen die Belagerten alsbald ein neues Bollwerk auf. Iſabella, die Gemahlin des Erzherzogs Albert von Oeſterreich, eine Infantin von Spanien, die bei ihrem Gemahl im Lager war, und kriegsluſtigen Gemüthes, that einen Schwur und ſagte: ich will nicht eher mein Hemde wechſeln, bis daß Oſtende über und von uns genommen iſt, und meinte, es würde eine längſte Zeit ſein, wenn ſie das Hemde acht Tage ungewechſelt auf dem Leibe trüge. Aber ſo ſchnell ging es nicht, die Belagerung dauerte etwas länger; ſiebenzigtauſend Spanier ließen vor Oſtende das Leben, funfzigtauſend Leben koſtete die Vertheidigung den Staatengeneralen von Holland. Oſtende wurde darüber faſt ein

Steinhauſen, und Iſabella blieb ihrem Schwur getreu und trug das Hemde fort und fort. Als die Belagerung begann (22. Juni 1601), war die Jahreszahl in den Worten enthalten: ostenDe nobIs paCeM, d. h. zeige uns den Frieden — und als ſie endlich endete, nachdem ſie nicht weniger als drei Jahre, zwei Monate und ſiebenzehn Tage gewährt, da konnte man das Jahr in den Worten finden: ostenDaM paCIs InItIa: ich will euch zeigen des Friedens Anfang.

Und da nun endlich die Frau Erzherzogin Iſabella ihr ſo lange getragenes Hemde auszog, ſo hatte das ohne die Löcher, die hineingefallen waren, eine ſehr eigenthümliche und unentſchiedene Farbe, welche äußerſt in Mode kam, und nach der Infantin benamt wurde. Nie hat die Erfindung irgend einer Farbe auf der Welt ſoviel gekoſtet, als die Iſabellenfarbe.

141. Doctor Fauſt und ſein Teufel Joſt.

Auch das Niederland hat ſeine eigne Sage vom weltberufenen Doctor Fauſt. Selbiger war gar ein gelahrter Mann und hatte ſeinen Wohnſitz auf dem Schloſſe Waerdenberg bei Bommel. Alldort laborirte und alchymiſirte er, ſuchte den Stein der Weiſen und konnte ihn nicht finden. Da dachte der Teufel, mit dem Doctor ſei wohl ein Fang zu thun, trat daher zu ihm und ſprach: ohne mich wird dir nichts glücken, deine Köcheleien und was du brauſt und deſtillirſt, das alles taugt den Teufel nicht. Nimm mich zum Diener an, ſo ſollſt du haben, was dein Herz begehrt, ſieben Jahre diene ich dir, und dann dienſt du mir. Das war dem Doctor Fauſt recht, daß ihm der Teufel dienen wollte, denn er glaubte nicht an eine Ewigkeit und an eine Strafe drüben, und verſchrieb ſich dem Teufel mit ſeinem Blut. Und wie er das gethan hatte, ſo war nichts ſo ſchön auf der Welt, was Doctor Fauſt nicht begehrt hätte; aus Paris mußten die beſten Kleider kommen, aus Amſterdam die beſten Leckereien, aus Harlem die ſchönſten und theuerſten Tulpen, im Sommer aß Fauſt Eis, und im Winter ſüße Trauben, das alles mußte der Teufel, ſein Diener, der ſich Joſt nannte, herbeiſchaffen, denn Fauſt hatte ſeine größte Freude daran, den hölliſchen Knecht gehörig im Trabe zu erhalten. Wenn Fauſt von Waerdenberg nach Bommel fahren wollte, wozu er nicht länger Zeit brauchte, als nach Conſtantinopel, als wohin er auch zum öftern fuhr, ſo rief er ſeinen Teufel: Joſt! Schlag' eine Brücke über die Schelde, und brich ſie hinter mir ab! Raſch! — Und in einem Augenblicke war die Brücke da und auch da geweſen. Die Bommeler Straßen hatten ein vorſündfluthliches Pflaſter, gerade wie manche gute Stadt im lieben Thüringer- und im übrigen Deutſchland, da rief Fauſtus: Joſt, pflaſtere raſch, pflaſtere vor den Pferden her, und hinter dem Wagen räume ab, ich kann die Bommeler nicht leiden — ſie können auch fernerweit im Drecke baden. —

In einem Keller zu Bommel hatten ſie prächtiges Bier aus Thiele, das ſchmeckte Fauſtum und er bezechte ſich, und danach ſetzte er ſich auf das Faß, wie er dort zu Leipzig in Auerbachs Keller auch gethan, und Joſt mußte das Faß ſammt Fauſtum aus dem Keller ſchroten, während derſelbe reitend darauf ſaß, das haben viele Gäſte mit angeſehen.

Da Fauſtus wahrnahm, daß der Teufel ihm nichts zu Liebe that, ſondern alles aus grimmem Haß, ſo ärgerte er ihn, ließ ihn keinen Augenblick Ruhe, und wenn der Teufel gedachte, es wäre genug gethan, er wollte nun auch ruhen und ausſchnaufen, da war es weit gefehlt, da ſäete ſein ſchlimmer Herr einen Scheffel Korn unter die Dornhecken, dann mußte Joſt alles zuſammen leſen, da durfte kein Körnlein mangeln, oder der Doctor ſchüttete einen Sack Mehl aus dem Fenſter, und Joſt hatte es wieder aufzuſammeln, daß ja kein Stäublein fehle. Darüber wurde der arme Teufel ganz mager, dünn und ſpinnebeinig, und er hatte es dickſatt, und ſprach endlich zu Fauſt: höre, mein werther Doctor! bei dir kann es kein Teufel aushalten, für ſolche Herrſchaft dank' ich ſchön. Ich habe dieſe vier Jahre her mehr geſchwitzt und gebraten, als meine ganzen Lebetage in der Hölle. Du heizeſt einem ja ärger ein als Beelzebub und machſt einem ſo warm, uff! Ich ſchenke dir die vier Jahre und deinen Contract, gieb mich frei, du ſollſt alles umſonſt genoſſen haben! Aber Fauſt ſagte: quod non Diabole! Verträge muß man halten, biſt du meiner müde, bin ich doch nicht deiner müde! — Und ſo mußte der Teufel Joſt dem Doctor Fauſt noch drei volle Jahre dienen. Als dieſe drei Jahre herum waren, wer war da froher als der Teufel? Er fuhr ſo recht wie der Teufel auf das Schloß Waerdenberg, packte Fauſtum und zerrte ihn an den Haaren durch ein engvergittertes Fenſter des Schloßthurmes, daß das helle Blut ringsherum ſpritzte. Das machte Flecken, die nicht wegzuwaſchen ſind, und immer noch gezeigt werden.

Seltſam iſt's, daß die weitumgehende Sage vom Teufelsbündner Doctor Fauſt ſich gern an Orte nahe verwandten Klanges heftet, die deutſche Sage läßt ihn im Lande Wirtemberg, zu Kindlingen geboren werden, läßt ihn in Wittenberg lehren, in deſſen Nähe enden, und die deutſch-niederländiſche Sage verſetzt ihn nach Schloß Waerdenberg. Dieſen Zuſammenhang mögen die Forſcher der Sage weiter nachſinnen, ob dieß mehr als bloßer Zufall ſei?

142. Vom Zauberer Agrippa.

Der weit berufene Zauberer Henricus Cornelius Agrippa wohnte zu Löwen, er führte ſtets einen ſchwarzen Hund mit ſich, der ihm auf dem Fuße folgte, wie dem Doctor Fauſt ſein Hund Präſtigiar; mochten wohl beide von einer Art abſtammen, und hieß des Agrippa Hund Paradrius. Dieſer weiſe Meiſter der Magie, Agrippa, hatte ſtets einen Schüler, dem er die ſchwarze Kunſt lehrte und der ihm als Famulus diente. Nun trug ſich mit einem dieſer Schüler Folgendes zu. Der Meiſter mußte verreiſen, und der Schüler, den er damals gerade hatte, war noch zu unerfahren, als daß der Meiſter ihn hätte in ſeine Heimlichkeit blicken laſſen können oder wollen. Er gab daher beim Abſchied den Schlüſſel zu ſeinem Studierzimmer der Hausfrau und befahl ihr bei Leib und Leben, keinen Menſchen in daſſelbe einzulaſſen. Kaum aber war der Meiſter hinweg, ſo bat der Schüler die Frau, ihn in des Meiſters Zimmer zu laſſen, denn er war neugierig und brauchte allerlei Vorwand, und ob auch anfangs die Frau widerſtand, ſo gab ſie endlich doch nach, und ließ den Schüler ein. Da lag das große Zauberbuch des Meiſters auf ſeinem Pult an einer Kette, damit es keiner wegtrage. Neugierig trat der Jüngling hinzu, ſchlug das Buch auf, und begann darinnen zu leſen, er wußte aber kaum, daß das, was er las, eine Beſchwörungsformel war. Da klopfte es an die Thüre. Jener überhörte das Klopfen und las weiter. Es klopfte noch einmal, aber jener hörte wieder nicht, er las immer weiter. Da ſprang die Thüre auf und es trat ein hölliſcher Geiſt ein, fürchterlich anzuſehen, und fragte: was rufſt du mich? was ſoll ich dir thun? — Der Schüler bebte, als die übermächtige Erſcheinung vor ihm ſtand, er vermochte nicht zu ſprechen — das Entſetzen faßte ihn, er konnte auch den Geiſt nicht wieder hinwegbannen, zürnend hob der Geiſt die Hand und der Schüler ſank entſeelt zu Boden. Das alles ſahe in der Ferne der Zauberer Agrippa in ſeinem Erdſpiegel und eilte flugs nach Hauſe zurück, rief einen dienſtbaren Geiſt, und gebot ihm, in die Leiche zu fahren, und aus dem Hauſe zu wandeln, damit es nicht heiße, als ſei bei ihm ſein Schüler umgekommen, dann aber wieder von dem Körper zu weichen. Dieſem Gebot gehorchte der Geiſt, und der Schüler wandelte wieder, wie lebend durch die Straßen. Aber an einer Ecke fiel er um, denn der Geiſt hatte ihn wieder verlaſſen, und Jedermann konnte nicht anders glauben, als daß ihn erſt an dieſer Stelle ein jäher Tod befallen.

Da es mit Henricus Cornelius Agrippa zum Sterben kam, verfluchte er ſeinen Hund und rief: packe dich hinweg, du, meiner Verdammniß Schuld und Urheber! — Und nach dem Tode des Meiſters iſt der Hund hinweggekommen, Niemand wußte wohin. Einige ſagen, er ſei in das Waſſer geſprungen, und ſeit der Zeit nicht mehr geſehen worden, andere ſagen, Agrippa habe den Hund vor ſeinem Ableben an einen Freund verſchenkt, dem dann der Hund, gleich dem vorigen Herrn, auf eine Zeit habe dienen müſſen. Es hatte jedoch mit ſolcher Gabe gar ein nachdenkliches Aber.

143. Der Hund des Jan von Nivelle.

Zu Nivelle geſchah es, daß Bouchard V., Herr von Montmorency, das Kloſter von Sankt Gertrud beſuchte, deſſen Aebtiſſin gleichſam als die Herrin der Stadt angeſehen wurde, und deſſen Fräulein Morgens geiſtliche, Abends aber weltliche Kleidung tragen, auch wenn es ihnen gefiel, das Kloſter verlaſſen und heirathen konnten. Eines dieſer Kloſterfräulein gefiel dem Herr von Montmorency über die Maaßen wohl, er liebte es und ward wieder geliebt, doch konnte er es nicht eheligen. Die Frucht dieſer Liebe war ein Sohn, der empfing [illegible] Namen Jan von Nivelle, und als derſelbe herangewachſen war, ſchenkte oder kaufte ihm ſein Vater ein kleines Gut mit einem Schlößchen, und der junge Herr zog abenteuernd in der Welt umher, erkämpfte manchen Dank, und erwarb am Hofe Gottfrieds des Beherzten auch die Liebe einer ſchönen Dame, die ihm willig zu folgen verhieß, als er ihr antrug, ihm auf ſein Schlößchen bei Rivelle zu folgen. Er ſetzte ſeine Angebetete hinter ſich auf das Pferd, ſein treuer Hund lief neben her und ſo ritten ſie miteinander eine gute Strecke und wechſelten manch ſüßes minnigliches Wort. Siehe da kam ein ſtattlicher und ſchöner Ritter dem Jan von Rivelle entgegen, der bot ihm nach abenteuernder Ritter Brauch ſogleich Kampf an, und forderte, daß er mit ihm um die Dame eine Lanze brechen ſolle, und wer obſiege dem ſolle ſie gehören.

Jan von Rivelle war tapfer genug, um keinem Abenteuer ſich zu entziehen, hier aber ſprach er: weshalb ſoll ich kämpfen um das, was ſchon mein iſt? Die Jungfrau wird wohl wiſſen, wem ſie folgen will, ſie allein mag entſcheiden, wem ſie gehört, nicht Schwert und Lanze! — Wohlan edle Jungfrau, ſo entſcheidet ihr! — ſprach mit höhniſchem Blick auf Jan von Rivelle der fremde Ritter — und ſiehe, die Jungfrau ſprang vom Roß herab und ließ ſich von dem Fremden auf das ſeine heben, ſei es, daß dieſer ihr beſſer gefiel, ſei es, daß ſie bereits im Einverſtändniß mit ihm war. Jan von Rivelle verlor über dieſe Treuloſigkeit kein Wort; er grüßte ſeinen Gegner nach Ritterſitte, und ritt mit ſeinem Hunde weiter, nachdenkend über des Weibes Art und Launen. Er war aber noch gar nicht weit geritten, ſo kam ſein Gegner ihm nachgeſprengt, der die Schöne einſtweilen ſeiner harren ließ, und rief: meine Herrin hat gar ein großes Wohlgefallen an euerem Hunde, edler Ritter! Wolltet ihr mir den laſſen ohne Gefährde? außerdem müßten wir dennoch einen Gang miteinander thun.

Jan von Rivelle blieb auch bei dieſer ſehr wenig beſcheidenen Forderung ganz ruhig, und erwiederte: ich habe die Jungfrau nicht gehalten, nach eigener Wahl zu handeln, ich halte auch meinen Hund nicht; wen von uns zweien er erwählt, der nehme ihn hin. — Deß war der Ritter ſehr erfreut und lockte den Hund, und bot ihm gute Biſſen, aber der bläckte die Zähne gegen ihn und knurrte ihn grimmig an, und wäre ihm vielleicht gleich in das Geſicht geſprungen, wenn ſein Herr ihn nicht abgerufen. Dieſer lenkte jetzt ohne Gruß ſein Roß von dannen, der Hund ſchoß mit freudigem Bellen an ihm vorbei, und jener Ritter wandte ſich beſchämt zu der Jungfrau zurück, die an Treue der Hund beſchämte. Das iſt der Sagenſtoff zu Bürgers Gedicht: „Das Lied von Treue.“

Es hat auch noch einen Jan Rivelle den zweiten gegeben, der machte Bekanntſchaft mit dem Zauberer Heinrich Cornelius Agrippa und da dieſer einſt durch Rivelle kam, lud er ihn gaſtlich auf ſein Schloß, und bewirthete und herbergte den berühmten Mann allda auf das Köſtlichſte, erzählte ihm die vorſtehende Geſchichte und wünſchte ſich auch einen ſo treuen Hund. Zum Danke verehrte Agrippa dem Schloßherrn einen ſchwarzen Hund — den haben viele für einen ſchlimmen Geiſt gehalten, und der Hund hatte einen ganz geheimnißvollen Namen, und Niemand kannte ihn, als ſein Herr, Jan von Rivelle allein. Dieſen Hund mochte rufen und anlocken wer da wollte, er hörte auf Niemand als auf ſeinen Herrn. Dieſer Jan von Rivelle-Montmorency ſoll der Großvater des Grafen Horn geweſen ſein, der mit Egmont in Brüſſel zugleich enthauptet wurde. Seine Mutter war Gudula Vilain von Gent.

144. St. Johannisäpfel.

Es war ein heiliger Biſchof von Tongern, zubenannt das Lamm, der war vorher ein Ackersmann geweſen, der ſeiner Pflicht lebte und fromme Werke übte. Eines Tages zog Johann ſeine Furchen auf den Acker, da ſtand ein Mann in Pilgertracht vor ihm, von überirdiſchem Anſehen und ſprach: Gott grüße dich, Biſchof von Tongern!

Wen grüßet ihr alſo? fragte Johann, indem er ſich rings umſah. Dich! antwortete der Pilger, den der Herr ob deiner Frömmigkeit erkor zum heiligen Amte. — Solches glaube ich nimmermehr! Hebe dich weg, Verſucher! — rief Johann aus: ſo wahr das trockne Holz deines Stabes grünet und Früchte trägt, ſo wahr werde ich Biſchof von Tongern. — Schaue und glaube dann! — rief der Pilgrim, ſtieß ſeinen Stab in den friſchgepflügten Ackerboden, und alsbald bedeckte ſich derſelbe mit junger Rinde, trieb Sproſſen und Zweige, die ſetzten Blüthen an und die Blüthen wurden ſchöne Aepfel.

Alles ging in Erfüllung, der Baum blieb ſtehen, und ſeine lieblichen Aepfel wurden durch Schößlinge weit im Lande verbreitet, und heißen St. Johannisäpfel bis auf den heutigen Tag. Noch weiter verbreitet ſind die Sagen von grünenden Stäben, die meiſt zu Wunderbäumen erwuchſen, wie in Thüringen jener Wunderbaum zu Varila, den Bonifacius aufpflanzte, des Papſtes Urban Stab in der Sage vom Ritter Tanhäuſer, und manche andere mehr.

145. Soviel Kinder als Tage im Jahre.

Eine Stunde von Graven-Haage liegt ein Dorf, das heißt Losduinen (ſprich Losdeunen), da hat ehemals ein Kloſter geſtanden; die Sage geht alldort, daß dieſes Kloſter wegen ruchloſen Lebens ſeiner Bewohner in einer Nacht verſunken ſei, und daß an einer gewiſſen Stelle, die aber nicht jeder findet, ein Sauſen und Brauſen in der Tiefe gehört werden könne. Nur die Kirche blieb erhalten, ſie liegt außerhalb des Dorfes, öſtlich, und es werden in derſelben zwei kupferne Taufbecken gezeigt, an die ſich folgende Geſchichts-Sage anknüpft:

Graf Floris IV. von Holland hatte von ſeiner Gemahlin Mechtild eine Tochter, des Namens Margaretha, und vermählte dieſe mit Hermann I. Grafen von Henneberg, den die Alten als einen freudigen und mannhaften Helden prieſen. Margaretha gebar ihrem Gemahl einen Sohn, Poppo, und eine Tochter Jutta, welche letztere ſich noch bei der Mutter Leben, mit dem Markgrafen Otto dem Langen zu Brandenburg, vermählte. Auch die Mutter hatte ſehr jung geheirathet, und reiſte in ihrem zweiundvierzigſten Jahre nach dem Haag, ihrem Heimathlande. Da habe nun dieſe Gräfin ein armes Frauchen erblickt, das auf jedem Arm ein Kindlein trug und ſie anbettelte, und die Kinder wären Zwillinge geweſen. Habe die Gräfin gezweifelt, daß eine Frau von einem Manne mehr denn ein Kind auf einmal empfangen könne, der Armen die Gabe geweigert, ja ſie verhöhnt und geſchmäht. Darüber ward die arme Frau kläglich weinend, hob ihre Augen gen Himmel und rief: o Herr und Gott, der du biſt aller Dinge im Himmel und auf Erden mächtig, ich bitte dich demüthiglich, daß du wolleſt dieſer Gräfin ſo viele Kinder auf einmal in ihren Schoos beſcheeren, als Tage im Jahre ſind. Und ſei weinend hinweggegangen.

Und am ſelben Tage fühlte die Gräfin ſich geſegneten Leibes, und nahm von Stund an zu und wurde ſo ſtark und ſo ſchwer, daß kein Menſch alle ſein Lebtage dergleichen geſehen hatte. Nun hatte ihr Vater ein Haus in Losduinen, da blieb ſie wohnen, denn ſie vermochte nicht nach ihrer neuen Heimath in das Land Henneberg zu reiſen, und am Charfreitag, als man ſchrieb eintauſend zweihundert und ſechsundſiebenzig, da gebar ſie dreihundert und fünfundſechzig Kinder, Knäblein und Mägdlein durcheinander, alle ganz ausgebildet an allen Gliedern. Die taufte am andern Tage der Biſchof Otto von Utrecht, ein Ohm der Frau, in den zwei Becken, (nicht in einem, wie Viele ſagten und ſchrieben) die noch heute in Losduinen zu ſehen ſind, und nannte die Knäblein Johannes und die Mägdlein Eliſabeth. Sie ſtarben aber alle bald darauf an ihrem Tauftage, am Vorabend des heiligen Oſterfeſtes und die Mutter desgleichen, und wurden mit einander in der Kloſterkirche begraben. Hernachmals iſt dieſe Geſchichte in mancherlei Denkverſen in deutſcher, lateiniſcher und holländiſcher Sprache auf eine Holztafel innerhalb der Kirche zu Losduinen verewigt worden, welche vormals links neben der Kanzel hing, ein Grabſtein aber, deſſen in vielen Schriften gedacht wird, welche dieſe Sage mittheilen, iſt allda nicht vorhanden. Zum Andenken an jene Wundergeburt wurde an das Ufer der Maas eine Burg gebaut, welche ſo viele Fenſter zählte, als das Jahr Tage hat, und es ſteht auch noch am Eingange des Dorfes Losduinen, wenn man vom Haag herkommt, faſt vereinzelt ein großes Haus, das trägt über der Thüre die Inſchrift: **IN DEN HENNENBERG.** — Den beiden Taufbecken legt das Volk eine wunderbare Kraft noch heute bei, und hält ſie in hohen Ehren. Unfruchtbare Frauen werfen ſtillſchweigend nach und nach eine Handvoll Sand an die Becken, damit entlocken ſie der Mutter Natur den erwünſchten Segen. —

Zu Delft in der ſchönen Hippolytikirche iſt auf einer Tafel dieſe Geſchichte geſchildert, und in der Abtei zu Egmont ſoll ein Grabmahl der Gräfin Margaretha befindlich ſein.

146. Der ewige Jäger.

Die alten Grafen von Flandern hatten ein Schloß, des Namens Wynendael, in deſſen Nähe wohnte ein frommer Bauersmann, der hatte nur einen einzigen Sohn, aber der war nicht fromm und fleißig, wie ſein alter Vater, ſondern mit Leib und Seele der Jagd ergeben, ſo daß er gar wenig daheim blieb oder ſeines Ackers wartete, ſondern immer nur in den Wäldern herumſtreifte, und da half kein Bitten und kein Drohen bei dem ſchlimmen Buben. Nun kam der Alte zum Sterben und fühlte ſein nahes Ende, und wollte vom Sohne Abſchied nehmen und ihm noch eine Ermahnung zurücklaſſen, ließ dieſer denſelben bitten, zu ihm zu kommen, aber der Sohn blieb draußen, obgleich er des Vaters nach ihm verlangende Worte vernahm, nahm ſein Jagdgewehr, pfiff ſeinen Hunden und ging hinweg in den Wald. Darüber ergrimmte der ſterbende Alte und hob die Hände empor in Verzweiflung und verfluchte den Sohn mit den Worten: ſo jage, jage, jage in alle Ewigkeit — in alle Ewigkeit — und ſank zurück und war todt. Und ſeit dem Tage kam der Verfluchte nie mehr nach Hauſe, in den Wäldern hörte man ihn ſchreien: Jakko! Jakko! Jakko! als Raubvogel hörte man ihn kreiſchen, als Hund bellen, und ſo muß er es forttreiben bis zum jüngſten Tage, wo nicht noch länger. Erſt als um Wynendael allmählich die Wälder ausgerottet wurden, verlor ſich aus dortiger Gegend der Spuk des ewigen Jägers, und zog ſich höher hinauf, wo es noch Wälder gab.

147. Tückebold Kludde.

In ganz Flandern und Brabant glaubt das Volk an das Daſein eines böſen Geiſtes, und nennt ihn Kludde, aber auch Kleure. Er ſpukt überall und in allen Geſtalten, häufig zeigt er ſich dem Mahr verwandt, erſcheint als altes mageres Pferd mit durchſcheinenden Rippen und ſtruppiger Mähne, miſcht ſich unter die des Nachts im Freien weidenden Roſſe, und wenn einer der Hüter meint, er beſteige einen der beſten Hengſte, um einen Ritt zu machen, ſo iſt's der Geiſt Kludde in Pferdegeſtalt, der mit ihm wild davon rennt, als jage ihn der helle Teufel, bis er an ein Waſſer kommt, wo er den verzagenden Reiter hineinwirft. Dann fängt der Geiſt Kludde an zu lachen, daß ſich entſetzt, wer dies Gelächter hört, und legt ſich auf den Bauch, und wälzt ſich vor Lachen, während ſein Reiter aus dem Waſſer oder Schlammbade ſich angſtvoll herausarbeitet.

Mancheſmal flackern vor dem Kludde zwei blaue Flämmchen her, die nennen die Bauern und die Pferdeknechte Stalllichter, und halten dafür, daß die Flämmchen des Geiſtes Augen ſeien. Kludde kann ſich zum Baum machen, klein wie ein Schlehenſtrauch und bis hoch in die Wolken wachſen; Kludde kann dich als Schlange umringeln und als Horniſſe umſumſen, er ſchreckt dich als Fledermaus oder als Kröte, er kann Katze ſein und Maus, Froſch und Ochſe.

Man hört ihn auch rufen, und ſein Ruf lautet Kludde! Kludde! So ruft er ſeinen Namen, wie der Vogel Kukuk, der verrufene Gauch. Er neckt und plagt zu Lande, wie zu Waſſer; am Seegeſtade iſt er Neck, auf dem platten Lande Schreck, ein gräulicher Spuk, ſelbſt Wärwolf. Geiſt Kludde ſoll der Geiſt eines Mannes ſein, der mit dem Teufel ein Bündniß hatte, und zu ruheloſem Wandeln auf Erden und Plagen der Menſchen verurtheilt ſein.

Einſtens ging ein Mädchen mit ihrem Geliebten und einem Freunde deſſelben über Land, und waren in guten Geſprächen, da rief der Liebhaber mit einemmale: ſchaut dorthin! was ſehe ich dort? — Die andern ſahen nichts. — Was ſiehſt du denn? — Kludde iſt's! jetzt ſpringt er als Hund! ſeht er ſtreckt ſich — jetzt iſt er ein Schaaf — jetzt eine Katze — nein — da iſt er ein Baum geworden. — Die andern konnten nichts von alledem erblicken. — Sag's wenn du ihn wieder ſiehſt! — rief der Begleiter: ich will auf ihn zugehen. — Da läuft er ja vor uns her! —Jener ſah nichts, und ſie wandten ſich, nach Hauſe zu gehen.

Vor dem Hauſe lag eine Steinplatte etwas loſe, unter die man den Hausſchlüſſel zu legen pflegte. Und da rief der Liebhaber wieder: ſeht! ſeht ihr ihn nicht? er ſitzt ja auf der Platte, da kann ich nicht zum Schlüſſel! Komm Mieken, wir wollen dich erſt nach Hauſe geleiten, du ängſtigſt dich. — Als die Freunde wieder kamen, ſah der Liebhaber immer noch den Geiſt auf der Platte hocken, und der andere ſah nichts. Dieſer ging nun ſtracks auf die Platte zu, und nahm ungehindert den Schlüſſel, der Geiſt ſprang hinweg. Ungehindert kam der Liebhaber in ſein Haus und ſchloß es ſchnell. Der Begleiter bekam Kludde nicht ein einzigesmal zu Geſicht.

148. Die Tückebolde Lodder und lange Wapper.

Ein dem Kludde verwandter Geiſt ſpukt in der Gegend um Brüſſel umher, ganz in ähnlicher Weiſe. Schnitter, die Abends ihre Kleider abgelegt hatten und ruhten, hörten von fern her kommend ein Geraſſel, wie von Ketten, das näherte ſich bis an den Ort, wo ihre Kleider lagen, die aber lagen ganz ruhig. Ein Gewitter zog heran, die Schnitter zogen ihre Kleider an, und wollten heim gehen, da raſſelte und praſſelte es ganz in der Nähe, und plötzlich ſchrie einer der Schnitter: Lodder! Lodder! ſchlagt zu! ſchlagt zu! ich ſitze drauf. — Und da ritt er ſchreiend fort und keiner ſah, auf was er ritt, und alle lachten, denn der Geiſt Lodder war unſichtbar, und rannte fort mit der [illegible] Laſt des Schnitters und warf ihn bei einem Weiher in das Gras und plumpſte ins Waſſer, und mußte jener froh ſein, daß nicht er in das Waſſer geworfen worden.

Einem Zechgeſellen begegnete es, daß er, als er Abends ziemlich ſpät nach Hauſe kam, an der Erde etwas ticken und tacken hörte. Neugierig lauſchend bog er ſich nieder, ticketack, ticketack ging es fort und fort. Er griff hin und ſiehe, unter einem Stein lag eine gehende Uhr. Er nahm ſie und ſteckte ſie ein, und in ſeiner Kammer zog er ſie hervor, ſie im Mondſchein recht augenſcheinlich zu betrachten, da zeigte ihr Zeiger auf zwölf und auf der Kirchenuhr ſchlug es zwölf, die Uhr ging alſo genau, aber ſie wurde mit einmal ſo kalt, eiskalt, und feucht, und ſo ſchwer, und wie der Geſell recht hinſah, hielt er eine dickaufgeſchwollene Kröte in der Hand. Schaudernd warf er das Ungethüm zur Erde, und in dem Augenblick hatte er einen großen Hund bei ſich in der Kammer, der hatte ein paar Augen, wie zwei Schiffslaternen, und der Geſell fiel vor Schreck auf ſein Bett, der Hund aber ſprang zum Fenſter hinaus und ſchlug ein Höllengelächter auf. So hat der Tückebold Lodder gar Viele geäfft, und mit ſeinem nächtlichen Erſcheinen, theils mit ſeiner Stimme und ſeinem Gelächter manche zum Tode erſchrecken gemacht.

Ein anderer Tückebold iſt der lange Wapper, der ſpukte vornehmlich zu Antwerpen und gehörte zu demſelben Gelichter; er verſchmähte es nicht, ſelbſt unſchuldige Kinder zu bethören. Er ſpielte mit ihnen um Schüſſer und Knickers, ließ ſie gewinnen, und wenn ſie meinten die Taſche recht voll gewonnene Küglein zu haben, und wollten ſie zeigen, dann waren es Schaaflorbeeren. Wenn er mit den Jungen das Diebſpiel ſpielte, kartete er es ſo ab, daß er den Henker machte und dann henkte er die armen Buben wirklich, und wenn ſie ſich zu todte zappelten und die andern alle davon liefen, ſo ſchlug er ein unmenſchliches Gelächter auf. Ein Büttnergeſell trat bei einem Meiſter ein, ſchien ein anſtelliger Burſche. Da der Meiſter ein Faß pichen wollte, hieß er den Geſellen das Pech einwerfen und Hobelſpähne im Faß anzünden; der Geſell that's, ſteckte aber mit dem brennenden Faß das ganze Haus in Brand, und als der Meiſter ihn wüthend verfolgte, ſprang der Geſell ins Waſſer und puttelte darin herum und lachte wie ein rechter Kobold. Mit Mühe wurde der Meiſter Meiſter des Feuers.

Ein Brauer hatte auch einen neuen Geſellen gedingt; der war gar kräftig und fleißig; am Abend rollte er eine ſchwere Tonne voll Bier mit einem Nebengeſellen von ihrer Stelle, ſtellte dem Nebengeſellen flink ein Bein, daß er fiel und unter die Tonne kam, die drückte ihn breit wie eine Oblate, und der neue Geſell lachte, daß die Gewölbe erbebten. Als die andern Braugeſellen darüber ſich erzürnten und ihn prügeln wollten, rannte er dicht vor ihnen her, und plumps lag er im Braubottig, und plumps purzelten drei, viere, die ihm dicht auf den Ferſen waren, auch hinein, und verbrühten ſich elendiglich. Der lange Wappers aber ſchaute plötzlich aus einer Treberbütte heraus und lachte, daß alle hohlen Fäſſer dröhnten.

Eines Tages kam ein Mann zu Antwerpen die Straße entlang, der ſchrie: kauft Muſcheln, kauft Muſcheln! — Vor einer Thüre ſaßen vier Frauen, die riefen den Mann an, und hatten Luſt, Muſcheln zu kaufen. Er öffnete eine zur Probe, die war aber faul, er öffnete eine andere, die war deſto beſſer. Die eine der Frauen führte ſie zum Mund und wollte ſchmecken, ob ſie gut ſei. Da krabbelte es ihr im Munde, und ſie ſpie das eingenommene aus, da war es eine große, ganz ſchwarze, haarige Spinne. Die Frau brach vor Ekel alles aus dem Leibe heraus, der Tückebold lachte und verſchwand ſammt ſeinen Muſcheln.

Zahllos ſind die Sagen, die vom langen Wapper im Volke zu Antwerpen umgehen, es war nicht gut ihn zu nennen, es ging mit ihm wie mit dem Welberwetzſtein zu Wendhauſen in Franken, den keiner loben und keiner ſchelten durfte, und wer ſeinen Namen nannte, that mehr übel als klug. Häufig hielt dieſer Geiſt ſich unter einer Brücke auf, ſie heißt heute noch die Wapperbrücke, machte ſich klein wie ein Schulbube, nahm der Abweſenden Geſtalt an, abſonderlich gegen die Dämmerung, wenn die Knaben ſpielten, und ſpielte ihnen ſelbſt allerlei Schabernack. Der lange Wapper konnte ſich ſo hoch und lang ſtrecken, daß er bequemlich den Leuten in den höchſten Häuſern in die oberſten Stockwerke hineinſehen konnte. Da rief er denn denen, die er drinnen erblickte, und nicht immer in allertugendſamſter Handthierung, manches erſchreckende Wort zu. An vollen Tafeln ſaß er als Gaſt und zechte mit; ehe man es ſich verſah, beſonders aber wenn der Teller umging, um die Zeche zu zahlen, oder eine Auflage für Arme zu machen, hörten die Andern ſein Gelächter, er ſelbſt war verſchwunden. Gern weilte er bei Spielgeſellen, ſpielte mit, verlor die größten Summen, dann hatte er nichts zu zahlen, begann Streit, lockte die Mitſpieler vor die Thüre, hetzte ſie aneinander, daß ſie zu den Meſſern griffen, und wollte ſich todt lachen, wenn ihrer einer oder etliche auf dem Platze blieben.

Nur eifriges Gebet konnte und kann der lange Wappers nicht vertragen, das iſt nicht ſeine Farbe. Damit war er leichtlich abzutreiben; ſo auch waren ihm Chriſtus- und Marienbilder ſehr zuwider. Als die Leute zu Antwerpen ſolches merkten, ſtellten ſie deren Bilder an allen Straßenecken und ſchier in allen Straßen auf, da gab der lange Wappers der Stadt Antwerpen Valet, und machte ſich nach der See zu, und hat ſeinen Spuk mit Fiſchern, Schiffleuten und Matroſen.

149. Der Geiſt Offchaert.

Ganz Holland iſt voll Spukgeiſter, Kobolde und Tückebolde; die ſtillen Flächen, die weiten Ebenen, die tiefen Gewäſſer — das flüſternde Röhrig, das murmelnde Wellenrauſchen — aus allen brechen und ſprechen die Stimmen der Natur geheimnißvoll und des Volkes eigner Sinn giebt ſich dem geiſterhaften Geheimniß gern gefangen.

Im Wanslande geht ein Geiſt um, der Offchaert heißt, der treibt viel mannichfaltigen Spuk, guten und ſchlimmen, recht nach Koboldnatur. Er theilt alle Eigenſchaften des Kludde, des Lodder und des langen Wapper, macht ſich groß, macht ſich klein, macht ſich ſichtbar, macht ſich unſichtbar, wandelt in Thiere ſich um, wirft Trunkenbolde zur Abkühlung ihrer Saufhitze in manch ein kaltes Bad, äfft als Eſel die menſchlichen Eſel, legt ſich den Bezechten auf den Rücken, daß ſie ihn huckepack tragen müſſen, wie die Vollzapfen im thüringiſchen Städtchen Ruhla ihren Biereſel, ſo daß ſie, wenn ſie es ſchon ſatt haben, es noch ſatter kriegen, und dabei lacht er auch ſo herzlich, ſo laut und ſo wunderſchön, wie nur immer ein Eſel lachen kann; noch lieber aber kommt er vom Eſel aufs Pferd, als vom Pferd auf den Eſel, wie ſo viele Gute zu kommen pflegen. Des Oſſchaerts Natur iſt ächt holländiſch-amphibiſch, er iſt, gleich ſeinen geſpenſtiſchen Kumpanen, die oben genannt wurden, zu Land und zu Waſſer heimiſch; er handhabt Waſſer und Land ganz nach ſeinem Belieben. Eines Tages ging ein alter Gärtner vom Dorfe zur nahen Stadt. Es war noch früh am Tage, aber dunkel, denn es war Winterzeit. Da ſah er ein gräulich Ding auf ſich los kommen, und ſimulirte aus, das möge wohl gar der Oſſchaert ſein, wich ihm aus — ſprang etwas haſtig neben den Weg, auf eine Wieſe. Das Ding ſah ihm nach und verſchwand. Wie der Gärtner von der Wieſe wieder auf die Heerſtraße lenken wollte, fand er ſich abgeſchnitten, und zwiſchen lauter Waſſergräben, die in Holland das allerhäufigſte ſind, was dort zu finden. Nun hatte aber der gute Mann Eile, und war ihm gar nicht einerlei, daß er zwiſchen den Canälen von einem zum andern irrte, und doch über keinen hinwegkommen konnte, denn ſie waren alle zu breit, und wie tief ſie waren, das konnte man ſo eigentlich nicht wiſſen, gerade wie jener gute Schulrath bei einer Schulmeiſteramtscandidatenprüfung ſagte, als er die Frage nach der Höhe des Berges Sinai zur Beantwortung aufſtellte, und neben denen, die ſie nicht beantworten konnten, er ſie ſelbſt auch nicht beantworten konnte: man kann es ſo eigentlich nicht wiſſen. — Da wurde dem alten Gärtner das Ding zu bunt, und er that den Mund auf, und that einen Fluch, daß der Schnee ſich erſchrak, der auf den Baumäſten lag, und herunter fiel. Da plumpſte ihm aber gleich eine ſchwere Laſt auf den Rücken, und ſpornte ihn, wie ein Reiter ſein Roß, nach den breiteſten der Gräben hin, und trieb ihn hinein, nolens volens, da half kein Zittern vor dem Froſte. Und ſiehe, als der Mann in den breiten Graben trabte, da machte er keinen Schuh naß, denn der Graben war gar kein Graben, ſondern die ſalztrockne Heerſtraße, aber ſeinen Aufhuck, den behielt er, und mußt' ihn noch eine gute Viertelſtunde tragen, und Laſtgaul, wo nicht Eſel ſein, bis ihn eine Bäuerin begegnete, die eine Kiepe (Tragkorb) von Weidengeflecht trug, da hopſte der Oſſchaert hinein, und jenem ward es leicht, der Frau aber ſchwer; ſie wußte gar nicht, was ſie auf einmal ſo Schweres trug, und ſtand und nahm den Korb ab, und gickte hinein. Da flog ihr eine Fledermaus ins Geſicht aus dem Korbe, und ſie that einen Schrei, und die Fledermaus wurde ſo groß wie ein Mondkalb und lachte, daß es durch Mark und Bein drang.

150. Die Mahr.

Was in andern deutſchen Landen der Alp heißt, oder die Trud, die grauſen Nachtſpuke, die die Menſchen quälen, das iſt in Holland und den Niederlanden die Mahr. Aber die Sagen von ihr ſind häufiger und viel fürchterlicher als im innern Deutſchland. Die Mahr iſt nicht eigentlich ein Geſpenſt, ſie iſt eine dämoniſche Quaal, von Menſchen gegen Menſchen verübt. Wer eine Mahr iſt, deren Seele zieht aus, andere zu peinigen, zu reiten, wie der richtige

Volksausdruck iſt, und es iſt das Sprüchwort: reitet dich die Mahr! nicht vi anders zu verſtehen als das: reitet dich der Teufel! Abſonderlich üben bö Hexenweiber das teufliſche Mahrreiten. Zu Harlem iſt's in einem reichen Hau geſchehen, daß ein Mädchen unverſehens in der Schlafkammer eines Knabe nackt am Boden liegend gefunden ward, neben ihr ein Beſenſtock und das Mä chen ſchrie und jammerte. Als es gefragt wurde, bekannte es: ich wachte in de Nacht, ſah wie meine Mutter aufſtand, ſich auszog, mit einer Salbe ſich ſtrich einen Stock nahm und darauf zum Fenſter hinausritt. Da ſtieg ich auch auf holte auch einen Beſenſtock, ſtrich mich auch mit der Salbe, fuhr auch aus de Fenſter, da kam ich über dieſes Haus, ward hier herein geführt, da lag meine Mutter auf des Knaben Bruſt gleich einer Mahr. Ich ſchrie laut vor Schreck: Jeſus Maria! da fuhr alsbald meine Mutter auf, und mit geballten Fäuſten an mir vorbei, durchs Fenſter fort.

Als das Mädchen ſolches erzählt, wurde die Hexe verhaftet, und geſtand, daß ſie in jeder Nacht da oder dort die Leute als Mahr gequält, und wurde verbrannt zur gerechten Strafe.

Bei Vilforde fanden Schnitter ein Weibsbild liegen, die lag wie todt, doch war ſie nicht kalt wie eine Todte, aber ſie athmete auch nicht, wie eine Schlafende. Ein Hirte, den die Schnitter herbeiriefen, ſprach: das iſt eine Mahr, die iſt ausgezogen, einen andern zu quälen. Die Schnitter wollten's gar nicht glauben, aber der Hirte ſagte: harret nur, ihr ſollt Wunder ſehen! — Und neigte ſich zu der Liegenden und flüſterte ihr ein Paar Worte ins Ohr, da kam ein klein Thierchen, fingerslang, weither gelaufen, blitzgeſchwind, das kroch der Frau in den Mund. Der gab nun der Hirte einen Schub, daß ſie um und um kollerte, da wachte ſie auf, ſchaute ſtarr ſich um, und flüchtete raſch davon.

Einen jungen Menſchen quälte jede Nacht die Mahr, er liebte ein Mädchen, das ein Kamerad von ihm auch liebte, ohne daß er's wußte, und klagte dieſem ſeine Qual. Da ſprach der Kamerad: folge mir und thue das: halte gegen deine Bruſt ein wohlgeſpitztes Meſſer mit der Spitze, wenn du dich zu Bette gelegt haſt, aber ſchlafe nicht ein. Das war ein Teufelsrath, denn der andere rechnete, wenn die Mahr auf jenen falle, ſolle ſie ihm das Meſſer in die Bruſt ſtoßen, damit er des Nebenbuhlers ledig würde. Jener aber befolgte den Rath, nur verkehrt, denn er hatte das richtige vergeſſen, und hielt die Spitze und Schneide des Meſſers über ſich; wie die Mahr auf ihn fiel, ſtach ſie ſich durch und durch, und kam nimmermehr wieder.

Selbſt Pferde wurden von der Mahr geritten, wie denn das Wort Mahr ſelbſt ſo viel iſt als Pferd, wovon in deutſcher Sprache noch die Worte Marſtall und Mähre üblich ſind, daher auch bei der böſen Trudenthat der Begriff von reiten und geritten werden. Die Mahr iſt aber ſelbſt bisweilen Vampyr, und ebenſo vertauſcht ſie Kinder gegen Wechſelbälge. Wer den Kindern Abends ein Kreuz über Wickel und Wiege macht, hat nichts von der Mahr für ſie zu fürchten.

---

151. Die Klabautermännchen.

Was im höhern Norden die Trollen, in Deutſchland die Hinzchen, Heinzemännchen, Hütchen ſind – Zwerge, zwerghafte Erdgeiſter, das ſind in Holland und Niederland die Klabautermännchen, Kaboter- oder Kaboutermannekens; ſie wohnen in Höhlen, ſind oft hülfreich den Menſchen, gutartig, dankbar. Beim Dorfe.Geirode liegt ein Kabouterberg, darinnen wohnten die Mannekens, nahe einer Mühle, die ſchärften dem Müller ſeine Mühlſteine und wuſchen ſein Linnen, wenn er ihnen nur ein Butterbrod und ein Glas Bier zur Nacht hinſtellte. Ein anderer Müller im Kämpnerlande fand, wenn er zufällig etwas von ſeinem Butterbrode liegen ließ, des Morgens lange Zeit alle Arbeit in der Mühle gethan, die er für den andern Morgen vorbereitet; er wußte, daß in der Nähe Klabautermännchen hauſten, ſteckte ſich hinter die Säcke, und ſah richtig in der Nacht ein ſolches Männchen alles thun, mit ungeheurer Kraft und Schnelligkeit, aber dabei verzehrte es das Reſtchen Butterbrod. Das Manneken war ganz nackt, das that dem Müller leid, er beſtellte ihm beim Schneider ein Kleidchen nach ohngefährem Maas, und legte es ihm hin, und ein großes Butterbrod daneben. Dann verbarg ſich der Müller, das Klabautermännchen kam, that einen Freudenſprung, aß ſchnell das große Butterbrod, zog die Kleidchen an, verſchwand und kam nimmermehr wieder. Nun wußte aber der Müller, daß die Klabautermännchen jeden Abend über einen Steg am Mühlbach ſchritten, und da lauerte er ihnen auf. Als ſie kamen, waren alle nackt, und er ließ ſie vorüber, bis das letzte kam, welches der Müller gekleidet hatte. Nach dieſem langte er und rief: hab' ich dich? — da ſchrie es Hülfe! Hülfe! aus dem Mühlbach, mit der Stimme von des Müllers Frau; der Mann erſchrak, ſah ſich um, glitt aus vom Stege und plumpſte ſelbſt hinunter in das Waſſer. Die Klabautermännchen aber ſchwanden hinweg und kamen niemals wieder. Ein anderer Kaboutermannekensberg liegt zwiſchen Tournhout und Caſterle; die darin wohnten, waren aber böſe von Natur, anderwärts giebt es hingegen viele gute, und wer ſich gut mit dieſen Mannekens verſteht, dem dienen ſie gern und oft, häufig aber üben ſie auch Tücke, beſonders gegen ſolche, die ihnen abhold ſind. Sie verderben die Butter, ſaugen die Kühe aus, treiben mannichfachen Spuk und Schabernack. Sie werden auch Rothmützchen und Klabbers genannt.

Ein Bauer hatte ein gar hülfreiches Rothmützchen im Hauſe, das butterte ihm, leiſtete ihm allerlei Dienſt, half ihn allmählich reich machen. Der Bauer kaufte Kühe, baute das Haus neu, und das Männchen that mehr als drei ſtarke Knechte, es pflügte auch und beſtellte den Acker in aller Weiſe. Einmal hatte es der Bauer zu ſehen bekommen, es trug ſich ganz roth, hatte ein grünliches Geſicht und grüne Hände. Des guten Rothmützchens hülfreicher Fleiß verdarb jedoch den Bauer, er that ſelbſt gar nichts mehr, gewöhnte ſich an das Wirthshausleben, an Trunk und Spiel. Rothmützchen warnte ihn, aber ſein Warnen fruchtete nicht, ja eines Abends, als er ſpät und trunken nach Hauſe kam, ſchimpfte und ſchalt er den Hülfsgeiſt. Das Klabautermännchen verſchwand. Am andern Tage lag die Frau des Bauern krank, das Vieh fiel in den Ställen, in den Strümpfen, die der Bauer nach und nach mit harten Thalern gefüllt, und wohl verborgen hatte, ſtaken Kohlen und faule Kartoffelſcheiben, die Felder hatte ein Hagel zuſammengeſchlagen und furchtbar verwüſtet, das Haus hing auf eine Seite und drohte den Einſturz. Der Bauer ging in ſich, bereuete, gelobte Beſſerung — das war alles vergebens. Hohnlachen erſcholl um das Haus herum, das mehr und mehr verfiel. Der Bauer ſtarb in Armuth und Elend.

Ein armer Bauernburſche liebte heftig ein reiches Mädchen, und ſie auch ihn, aber der Vater ſagte nein. Wer nicht tauſend blanke Gülden beſitzt und aufzählt, die ſein eigen ſind, wird nicht mein Schwiegerſohn, ſagte er. Der arme Burſche ſchlich traurig heim, mochte ſeine Baarſchaft gar nicht zählen, er hatte nicht hundert Batzen, geſchweige tauſend Gulden. Ging hinaus zu Feld und Buſch und dachte: was liegt am Leben, wenn es nicht Liebe krönt? Willſt's abwerfen. Siehe, da ſtand ein Klabautermännchen vor ihm, wie hergeſchneit oder aus dem Boden herausgewachſen, und fragte ihn: was fehlt dir? — Da klagte ihm der Burſche ſein Leid. Wenn's weiter nichts iſt, ſagte der Klabautermann: zähle doch nur erſt einmal dein Geld. — Ich hab's gezählt, es langt nimmer. — Haſt nur nicht recht gezählt, geh, zähl' noch einmal, es muß treffen! — Der Burſche ging, halb ungläubig, halb hoffend; er zog ſeine kleine Habe hervor und begann zu zählen, und zählte und zählte, und zählte immer fort, bis tauſend Gülden voll waren, und da war's alle, nicht einer darunter, nicht einer darüber. Welch ein Glück! Er rannte wieder ins Feld hinaus, er wollte danken, er rief: Kaboutermänneken! Kaboutermänneken! — Ja guten Morgen, da war kein Kaboutermänneken weder zu hören, noch zu ſehen. Nun lief er heim, hob und ſchleppte ſeinen Schatz zum reichen Bauer hin, zählt' ihm die blanken Gülden vor, bekam des Mädchens Hand und des Alten Segen und wurde ein glücklicher Mann.

Im Kaſteelberg bei Beveren im Hennegau wohnten auch Kaboutermannekens. Die wuſchen den Leuten die Wäſche gegen Empfang von etwas Butter, Eiern, Milch, Mehl und wenigem Geld, bleichten ſie auch im Mondenſcheine ganz blüthenweiß, und hielten oft, derweil die Wäſche bleichte, in den Waſchkufen einen Ball. Hernachmals ſind die Männchen fortgezogen, man weiß nicht warum und wohin. Nur ein ganz altes blieb zurück. Das ſehen bisweilen die Leute droben auf dem Berge ſitzen, es hat einen eisgrauen Bart, der langt bis auf die Füße nieder, es ſitzt und ſinnt, und ſchmökt ſeine Pipe, und macht mit den Daumen die Mühle, ganz wie ein ächter alter Holländer.

152. Nix Flerus.

Nixen wohnen in Holland allenthalben, ſie heißen dort Neck, in der Mehrzahl Necker, und führen auch zum öftern noch beſondere Namen. Zu Leſſinghe bei Oſtende, am Canal de Furnes, war ein Bauernhof, darinnen hauſ'te ein Nix, des Namens Flerus, als hülfreicher Hausgeiſt, welcher gleich Kludde und Lodder die Macht hatte, ſich in jede Geſtalt zu verwandeln. War ein Pferd krank und konnte ſeinen Dienſt nicht thun, und man rief Flerus, ſo kam Flerus als Pferd und arbeitete für drei Pferde. Den Mägden erleichterte er ihre Arbeit auf alle Weiſe, und verlangte nichts für alle Dienſte, als daß ihm Abends ein wenig Milch uyd Zucker hingeſtellt wurde. Dieſer gute und willige Hülfsgeiſt wurde durch den einfältigen Vorwitz von ein Paar jungen leichtfertigen Dienſtmägden auf immer von dem Hauſe getrieben. Sie gedachten den Neck zu necken, es bekam aber ſchlecht. Eines Abends riefen ſie Flerus, — Flerus kam, da ſchoben ſie ihm ſeine Milch hin, hatten aber ſtatt Zuckers Knoblauch in dieſelbe gethan. Da ſchüttelte ſich Flerus, warf ihnen die Schaale nach dem Kopf und rief zornige Worte:

„Milch und Lauch!
Flerus zieht weg
Und das Glück auch!"

und verſchwand. Nie ſah und hörte man ihn wieder auf jenem Hofe, und von Stund an ging dort alles den Krebsgang, bis andere Beſitzer den Hof bekamen, der noch bis heute der Flerushof heißt.

Nicht alle Necker ſind ſo gut wie Flerus, ſie ziehen gern Menſchen in das Waſſer, miſchen ſich in Tänze der Uferbewohner und tanzen die Jungfrauen in die Fluth.

153. Die Meerminnen.

Meerminnen ſind Dämonenweſen der See, weiblichen Geſchlechts, ſie können ſchön ſingen und auch fliegen. Schon die Alten kannten ſie und nannten ſie Sirenen. Sie ſind den Nixen verwandt, haben fiſchgrätige Zähne und meergrüne Haare. Oft ſchon ſind die Meerminnen Unheilverkünderinnen geworden, doch konnten ſie auch Glück bringen.

Zur Zeit, da die Antwerpner auch noch Schiffe zum Walfiſchfang ausrüſteten, ſo geſchah es nicht ſelten, daß, wenn noch weit und breit kein Wal ſichtbar war, eine Meerminne mit halbem Leibe aus dem Waſſer tauchte, gegen das Schiff heran ſchwamm und ſang:

Schepvers, werpt de Tonnekens uit,
De walviſch zal gaen kommen.
d. i. Schiffer, werft die Tönnchen aus,
Der Walfiſch ſoll entgegen kommen.

Da thaten die Schiffer nach der Meerminnen Geheiß, warfen die Tönnchen aus, und nicht lange dauerte es, ſo ließ ſich ein Walfiſch ſehen, der dann ſtets ſicher erlegt wurde. Einſt, ſchon ſehr lange her, geſchah es, daß im Hafen vor Mulden an der Süder-See, ohnweit Amſterdam, eine Meerminne ſchwimmend erblickt wurde. Dieſe Meerminne ſang eine Prophezeihung:

Muiden ſal Muiden blyven,
Muiden ſal nooit beklyven.
d. i. Muiden ſoll Muiden bleiben,
Muiden ſoll niemals bekleiben.

Und es geſchah alſo. Muiden, ein Hafenort, günſtigſt gelegen, blieb ein Flecken, und das nachbarliche Amſterdam wurde eine Weltſtadt.

In der Nähe von Dort (Dortrecht), liegt nahe der Landſtraße ein großes ſtilles Waſſer, daraus ragt ein Kirchthurm hoch und einſam empor. Da hat vor Zeiten die reiche und ſtarkbevölkerte Stadt Zevenbergen geſtanden. Ihr Reichthum machte die Einwohner übermüthig, ſie achteten des Goldes und Silbers nicht mehr, als wenn es Kupfer und Blei wäre; alle Schlöſſer und Riegel an den Thüren, alle Beſchläge an Fenſtern, alle Nägel mußten von Gold oder Silber ſein, ſo auch alles Tafel- und Küchengeſchirr, ſo unbeſchreiblich war der Reichthum. In die Kirche, die Sint Lobbetchen hieß (St. Eliſabeth), ging Niemand mehr, ihr Dach war auch nur mit Ziegeln gedeckt, die Dächer der Reichen aber glänzten wie Feuer, denn ſie waren mit Goldblech überzogen.

Da hob ſich aus dem breiten Gewäſſer am Biesboſch eine Meerminne, die flog über Zevenbergen und ſang mit einer kläglichen Weiſe:

Zevenbergen ſal vergaen,
En Lobbetjens Toren ſal blyven ſtaen.

Dieſen Sang hörten die Einwohner gar wohl, und ſahen das Zeichen, achteten aber der Warnung nicht, ſie blieben wie ſie waren, und lebten fort, wie es ihnen gefiel, und da ließ es Gott geſchehen, daß der Meerminne Prophezeihung ſich erfüllte. Eine Sturmnacht kam, endloſer Donner rollte über Zevenbergen hin, und die Fluth kam, und die Stadt verſank, und nur die Kirche blieb ſtehen, wie die Meerminne geſungen hatte, und weit und breit ſtand das Waſſer da, wo die Stadt geſtanden. Fiſcher haben bisweilen in der Tiefe die goldenen Dächer ſchimmern ſehen, da wäre noch ein großer Reichthum zu holen, aber keiner wagt ſich in die Tiefe, und in die Stadt hinab, die der Fluch des Himmels getroffen.

154. Geiſter in Friesland.

Schon zu Kaiſer Lothars Zeiten gab es in Friesland viele Geiſter und Geſpenſter. Eine Sorte davon wohnte in Höhlen, wie die deutſchen Wichtlein. Die Männlein hießen weiße Juffers, die waren nicht eben gutartig, vielmehr recht tückeboldig, die Weiblein aber hießen weiße Frauen, die waren beſſer, ſtanden Kindbetterinnen bei, leiteten Verirrte auf rechten Weg, halfen Arbeit verrichten, beſonders recht mühevolle. Sie wohnten gern in Hügeln, oder in Gruben, die unbeſucht waren, häufig ihrer drei beiſammen, auch in alten Hünenbetten. Wer Nachts an dieſe Hügel oder in dieſe Gruben trat, oder auf ſo ein altes Hünengrab ſich ſetzte, der konnte ſondere und wunderbare Dinge vernehmen, und viel von alter Zeit erfahren. Es war ein Sänger im Frieſenlande, der hieß Bernlef, und war blind, der hat viel geſungen von des Landes erſter Art und des freien Volkes der Frieſen Ankunft und Urſprung, den haben die guten Geiſter gelehrt und die Kunden alter Zeit auf ſeine Lippen gelegt.

155. Stavorens Urſprung.

Des Frieſenlandes Hauptſtadt iſt Stavoren. Die alten Frieſen hatten einen Gott, den hielten ſie ſo groß und mächtig, wie das Römervolk ſeinen Jupiter, den nannten ſie Stavo. Da nun zu einer Zeit aus fernen Landen drei Brüder zu Schiffe an die Küſte kamen, Friſo, Saxo und Bruno geheißen, von vielen Gefährten begleitet, welches zur Herbſteszeit geſchah, ſo fanden ſie das Land, welches damals Sueven bewohnten, die keine feſten Wohnſitze behaupteten, und ſich der Spätherbſt-Ueberſchwemmungen wegen in höheres Land zurückgezogen hatten, von Einwohnern faſt ganz entblößt, erbauten ihrem Gott Stavo einen Tempel, gründeten eine Stadt und nannten ſie nach ihrem Gott Stavoren. Dieſe Stadt wurde bald groß, und viel größer denn jetzt, und die ganze Süder-See war noch bewohntes Land, von dem jetzt nur noch hie und da als kleine Inſel ein geringer Reſt aus den Wogen ragt. Da blieben ſie nun dreizehn Jahre und ihr Volk mehrte ſich, und ſie hatten nicht Raum genug, darum ſprach Friſo zu ſeinen Brüdern, es ſei beſſer, wenn ſie ſich theilten, und jeder von ihnen mit den Seinen ein weites Land gewänne. Da ſchieden die Brüder Saxo und Bruno in Frieden von Friſo, welcher blieb, und Saxo lief in die Elbe ein, ließ ſich an ihrem Ufer nieder und bevölkerte das Land, und ſein Volk wurde nach ihm Saxen geheißen. Bruno aber machte ſich ſäßhaft am Weſerſtrome, und gründete dort eine Stadt, die hieß nach ihm Bruno'svic, die gab hernach dem ganzen Lande ihren Namen Braunſchweig. Friſo aber erreichte ein ſehr hohes Alter, er herrſchte über Friesland achtundſechzig Jahre, und hinterließ ſieben Söhne und eine einzige Tochter.

Die Stadt Stavoren wurde und war vor dieſem die allerberühmteſte Haupt- und Reſidenzſtadt der Frieſiſchen Könige, und war nirgends größere Handlung und Schifffarth, als in dieſer Stadt, denn ſie war überaus wohl gelegen, und hatte einen vortrefflichen Hafen.

156. Der Feuer-Pütz.

Es war zu Kaiſer Titus Zeit, vier Jahre nach der Geburt unſers Herrn, als im heutigen Weſtfriesland an einem Berge, der rothe Clif genannt, ein Feuer-Pütz aus der Erde ſchoß, der drei Tage lang loderte und weberte. Am vierten Tage kam ein Drache aus der Oeffnung geflogen, aus der das Feuer ſchoß, hob ſich hoch, ſchwebte eine halbe Stunde lang in Lüften, und that ſich dann wieder nieder, und hinein, woraus er gekommen war, ward nicht wieder geſehen, und das Feuer erloſch.

Hundert und fünfzig Jahre ſpäter brach der Feuer-Püß wieder auf, und brannte ganz ſchrecklich, acht Tage lang, und flammte ſehr hoch, daß allen, die da herum wohnten, bange ward; dann erloſch die Flamme. Die Einwohner fragten das Orakel ihres Abgottes Staffo, weil ſie ein großes Sterben fürchteten, und der Gott ſprach: von dieſem Erdfeuer werde das Land nicht untergehen, eher von dem kalten Stoff, der nach Länge der Zeit ihm folgen werde.

Und aber nach etwa hundert und vierundzwanzig Jahren borſt der Feuer-Püß beim rothen Clif zum drittenmale auf, doch achtzehn Tritte weiter von der erſten Stelle, und flammte eilf Tage lang ſehr ſchrecklich hoch. Da brachten die Einwohner dem Abgott Staffo Brandopfer und fragten aufs Neue das Orakel. Da gebot ihnen der Gott, aus der Nordſee drei Krüge Salzwaſſer zu holen, und dieſe durch einen gegen die Gluth gewappneten Ritter in den Flammenſchlund werfen zu laſſen, da werde der inwendige Brand ausgelöſcht werden. Das wurde vollbracht und der Brand löſchte aus.

137. Der überquellende Waſſer-Püß.

Da man ſüdweſtlich von Stavoren, eine halbe Stunde von der Stadt, einen Püß (einen Brunnen) grub, ſo ſprang ſtatt ſüßen Waſſers ein Ueberfluß von Salzwaſſer hervor, wie aus einem Springbrunnen, das quoll und quoll, und drohte, Stadt und Land zu überſchwemmen. Da fragten die Einwohner das Orakel ihres Gottes Staffo und das ſprach: der Püß werde nicht aufhören überzuquellen, bis das Blut eines dreijährigen Knaben in daſſelbe Waſſer geſprengt und mit ihm gemengt werde. Solches geſchahe eilend, da hörte der Püß auf zu fließen, und war endlich kein Tropfen Waſſer mehr in ihm zu ſehen, und wo das übergequollene Waſſer geſtanden hatte, blieb das Land drei Jahre lang dürr und unfruchtbar, bis es allmählig wieder zu grünen begann und Früchte trug.

138. Das Wunderkorn von Stavoren und der Frauenſand.

Bei den Einwohnern der groß und reich gewordenen Stadt Stavoren ging es gerade ſo, wie bei den der Stadt Zevenbergen an der Süder-See, ſie führten ein üppiges Leben und kannten ihres Uebermuthes nicht Maas noch Ziel. Da war eine Zeit, in der das Korn ſehr theuer wurde, und eine reiche Wittwe rüſtete ein Schiff aus und ſandte es nach Danzig, dort Korn zu holen, und gebot dem Schiffer, ihr zugleich von dort das Köſtlichſte mitzubringen, was nur dort zu haben ſei. Als nun das Schiff im See war, fiel das Getreide ſehr ſchnell, und dem geizigen Weibe wurde bange, daß ſie an ihrem Einkauf mächtig Schaden erleiden werde.

Da nun das Schiff aus Danzig zurückkam, ging die Wittwe alsbald an Bord, und fragte den Schiffer, was er ihr Köſtliches mitgebracht habe nächſt dem Korn, das ohnedieß nichts mehr werth ſei, als ins Waſſer geworfen zu werden. Der Schiffer neigte ſich und ſprach: viel edle Frau, den ſchönſten Waizen bracht ich euch mit, den je ein Menſchenauge hat erſchauen können. — Was, Waizen? Und nichts beſſeres? — rief die Frau zornig aus. Von welcher Seite nahmſt du den in das Schiff? — Von der Backbordſeite — entgegnete der Schiffer. — Ei ſo wirf ihn ins Teufelsnamen von der Steuerbordſeite ins Meer und das Korn dazu! Ich befehle es! — Der Schiffer gehorchte, da brauſte es in den Tiefen und die Wellen hoben ſich, und theilten ſich, und es wuchs ringsum vor den Hafen eine mächtige breite Düne von Sand, Hügel auf Hügel, und auf der Düne lagen Korn und Waizen, und keimten, und ſchoſſen auf in Aehren, die blühten auf, aber taub, und trugen nimmer Frucht. Die Wittwe kehrte in die Stadt zurück — um deren Hafen ſich nun die Düne zog, daß kein Schiff mehr in den Hafen einlaufen konnte, und trug den Fluch der verarmenden Stadt, und ſtarb in Kummer und Elend. Aber auf der Düne, welche bis auf den heutigen Tag der Frauenſand heißt, erwächſt Jahr auf Jahr das taube Korn, der Dünenhelm oder Dünenhalm genannt, und weht und wiegt ſich im Winde.

159. Staverens Untergang.

Das große Zeichen, das der Herr gethan, als er die Sanddüne aus dem Meeresgrunde aufwachſen ließ, beſſerte noch lange nicht die Ruchloſigkeit der Einwohner von Staveren, denn ſolcher Leute, wie jene gottloſe Wittwe war, gab es dort nur noch allzuviele. Da war eine reiche und übermüthige Jungfrau, die hatte viele Schiffe in See, und des Gutes ſo viel, daß ſie nicht wußte, wie viel. Die beauftragte auch einen Schiffer zur Zeit, wo große Hungersnoth im Lande war, ihr das Koſtbarſte und Werthvollſte was er in fernen Landen nur immer zu finden vermöge, mitzubringen. Und der Schiffer fuhr hinweg und kam bald wieder, und als die Jungfrau fragte, was er Köſtliches für ſie mitbringe, da er ſo bald zurück ſei? Sie habe ihn noch nicht erwartet — ſprach der Schiffer: meine Jungfrau, das Köſtlichſte iſt jetzt, was der Menſch zum Leben braucht; ich bringe den ſchönſten Waizen. — Die Jungfrau aber hatte reichen Schmuck, Gold, Perlen und Diamanten erwartet, und zürnte: Waizen! Was ſoll mir dieſes elende Zeug? Gleich über Bord damit! — Das hörte eine Schaar hungernder Armen, die flehten die Jungfrau kniefällig an, doch ihnen das Getreide zu geben, es nicht verderben zu laſſen! — Aber die ſtolze Jungfrau blieb bei ihrem harten Sinne. Der Schiffführer ſprach: meine Jungfrau, bedenket euch wohl, es könnte euch reuen! Gott hört und ſieht Gutes und Schlimmes, er lohnt und rächt. Ein Tag könnte kommen, wo ihr, hungrig und arm gleich dieſen Elenden, gern die Körnlein einzeln aufläſet, die ihr jetzt in das Meer wollt ſchütten laſſen! — Frecher Knecht! zürnte da die Jungfrau und ſchlug ein ſataniſches Gelächter auf. Gleich wirf den Waizen ins Meer, und dieſen goldnen Ring werfe ich hinterdrein! So wenig werde ich verarmen, ſo wenig ich dieſen Ring jemals wiederſehe! Und ſo geſchah die gottloſe That.

Und wie dieſe Jungfrau handelte, ſo handelten in anderer Weiſe freventlich auch die meiſten Einwohner von Stavoren. Am andern Tage aber traf die Jungfrau die Nachricht, daß viele ihrer Schiffe auf der Heimfahrt aus dem Morgenlande geſcheitert ſeien; am zweiten Tage die weitere Nachricht, daß ihre übrigen Schiffe von den Seeräubern genommen ſeien; am dritten Tage verbreitete ſich die Kunde, daß ihr ſonſtiges Vermögen, das ſie einem reichen Handelshauſe anvertraut hatte, durch den Fall dieſes Hauſes verloren ſei. Am vierten Tage wurde aus ihren Ziehbrunnen ein Seefiſch, eine Bütte herausgezogen, Niemand wußte wie dieſer Fiſch in den ſüßen Brunnen kam; als der Fiſch geſchlachtet wurde, fand ſich in ſeinem Eingeweide — der Ring, den die Jungfrau mit frevelndem Ausruf in das Meer geworfen hatte.

Noch ein Jahr verging, da ſah man das vordem ſo ſtolze Weib betteln gehen von Haus zu Haus, und auf dem Felde Aehren leſen, um ſein elendes Leben zu friſten.

Auch dieſes Zeichen der Warnung, das der Herr that, irrte die Einwohner von Stavoren nicht, ihr Leben fortzuſetzen, obſchon die Stadt durch den verſperrten Hafen, zu verarmen begann. Da geſchah es mit einemmale, daß man in allen Ziehbrunnen Butten und Schellfiſche und Heringe fing, daß das Waſſer ſtieg und das Land ſank, und mehr als drei Viertheile der reichen Stadt verſchlang die Fluth, die fort und fort am Lande nagt, und aller Segen war hinweg und der Reſt der Stadt verarmte mehr und mehr.

160. Die ſieben Meerminnen.

Ein frieſiſcher Schiffer hatte ſein Schiff gerüſtet zu weiter Fahrt, und ſtand am Bord, und hob die Hand und gelobte ſich dem Meere. Es ſolle das Meer ihm ſchirmen und ſchonen ſein Schiff und ſeine Ladung, ſo wolle er auch ihm getreu ſein all ſein Lebenlang und nimmer an das Land begehren zu längerm Verweilen. Da hoben ſieben Meerminnen ihre Leiber halb aus der Fluth, und hörten ſeinen Schwur und nahmen ihn, und tauchten wieder in die Tiefe nieder. Lange fuhr der Schiffer von Meere zu Meere, von Lande zu Lande, und ſein Reichthum mehrte ſich, aber er konnte deſſen auf dem Schiffe nicht froh werden, ihn nicht genießen, und allmählig kam doch ein Sehnen in ſein Herz, nach dem

Lande. Und da kam ſein Schiff einſt an einen blumenreichen Strand voll Reiz und blühender Gärten, und er ſah eine wunderholde Jungfrau wandeln, die ſein Herz gewann, und er gewann bald auch das ihre, freite um ſie, verkaufte ſein Schiff, erbaute ein herrliches Haus am Strande, ſchmückte es aus mit ſeinen Schätzen wie ein Königsſchloß und dahinein führte er ſeine Erkorene als liebe Braut. Aber ſiehe, in der Nacht, als der Schiffer im Arme ſeiner Liebſten ruhte, da hoben ſich die ſieben Meerminnen aus der See nahe dem Ufer an des Schiffers Palaſt und ſangen ein entſetzlich Lied, und es rollte ein Wellenberg heran, der überſprang das Ufer und ſtieß ans Haus, da bebte das Haus in ſeinen Fugen; dem ſprang ein zweiter nach, der brach die Thüren ein und rauſchte in die Flur, und ein dritter, der brach durch die untern Fenſter, und ein vierter der brach oben durch, und ein fünfter der riß den Schiffer hinweg, und ein ſechster der fing den Schiffer auf, und warf ihn im Zurückbranden in die wildwogende ſchaumſprützende See. Da empfingen die Meerminnen den Schiffer und führten ihn tief hinab zum Grunde. Dort muß er wohnen, von dort ſpringt er mit den Wellen im Maimond herauf nach ſeinem zerſtörten Hauſe, und will ſein Lieb retten, aber immer ziehen ihn die Meerminnen wieder zurück.

161. Der Frieſen Bekehrung.

Nach Friesland kam der heilige Wolfram, der wurde des Volkes und Landes erſter Apoſtel. Ein Traum-Geſicht hatte ihm offenbart, daß er das werden ſolle, und ſo kam er zum Hofe des Frieſen-Herzogs, der hieß Radbot, und wie der Heilige kam, da ſollte dem Götzen, nach der heidniſchen Landesſitte, eben wieder ein Opfer durch den Strang gebracht werden, ein durch das Loos erwählter Knabe, des Namens Occo. Da bat Wolfram für den Knaben und um deſſen Leben im Namen ſeines Gottes und Heilandes bei Herzog Radbot, und Radbot ſprach: ſiehe, ob dein Chriſtus ihn vom Tode erretten kann, dann ſoll er dein ſein. — Wie nun der Knabe zum Strange geführt und aufgeknüpft ward, da betete Wolfram und da riß der Strang, der Knabe fiel zur Erde und wandelte unverſehrt und Wolfram taufte ihn. Da erkannte Radbot die Macht des Heilandes, und dachte, ſich auch zum Chriſtenglauben zu bekehren. Ehe Radbot aber dazu ſchritt, erſchien ihm in der Nacht der Teufel in Engelsgeſtalt und in herrlichem Geſchmuck, und flüſterte ihm zu: warum willſt du abfallen von deines Landes Gott? Thuſt du das nicht, ſo wirſt du künftig wohnen in einem goldnen Hauſe, das will ich dir zeigen morgen des Tages. Nun frage aber auch Wolfram, wo denn ſein Himmel ſei, den er dir verheißt. Er ſoll ihn dir auch zeigen, ſo er das vermag. —

Das ſagte Radbot andern Tages dem heiligen Wolfram an und verhieß, er wolle ein Chriſt werden, wenn der Frieſen Gott ihm nicht das goldne Haus zeige, Wolfram aber ſagte, und wenn dem Herzoge auch ſolches Haus gezeigt werde, ſo werde es ein Gaukelſpiel des Satans ſein. — Da wurde nun ein Frieſe erwählt für Radbot, und ein Diacon für Wolfram, die gingen aus zuſammen, das Haus zu finden, und alsbald geſellte ſich ein Dritter zu ihnen als ein Wegweiſer. Sie kamen unvermerkt auf einen herrlichen Weg, der war mit Marmor geplattet, und von fern leuchtete ihnen das goldene Haus entgegen, herrlich und voller Glanz, und darin ſtand auch ein Thron von Elfenbein mit Edelſteinen geziert und mit Purpur ausgeſchlagen. Und der Führer ſprach zu dem Diacon und zu dem Frieſen: ſehet, das iſt Herzog Radbots ewiges Haus. — Und der Diaconus ſprach: ja, wenn Gott es gebaut hat, ſo wird es ewig ſtehen, und ſchlug ein Kreuz gegen das Haus — hui da ſchwand es dahin, und war ein ſtinkender Kothhaufen, und der Marbelweg war eine Sumpflache und der Führer war der Teufel ſelber, der verſchwand mit Geſtank und Zorngebrüll. Schnell waren der Frieſe und der Diacon zum Hauſe gelangt, aber drei Tage lang mußten ſie mühſam durch Binſen und Geröhrig ſchreiten, ehe ſie die Stadt des Herzogs wieder erreichten. Der Frieſe ſagte ſeine Botſchaft an und was er geſehen, und ließ ſich taufen. Sein Name hieß Sugomar. Und Herzog Radbot, als er dieſe Mähr vernommen, wollte ſich auch taufen laſſen, und da er in das große ſteinerne Taufbecken treten wollte, und ſchon einen Fuß hinein geſtellt hatte, fragte er, wo die Schaar ſeiner Vorfahren ſich befinde, bei den Seligen im Himmel, oder bei den Teufeln in der Hölle? — Darauf antwortete der Biſchof: wer nicht glaubet und getauft wird, der wird nicht ſelig. — Da zog Radbot den Fuß wieder aus dem Becken und ſprach: wo meine Vorältern ſind, will ich auch ſein, bei meiner Magſchaft und Sippſchaft; was ſoll ich allein im Paradieſe bei den wenigen Chriſtenleuten? — Und ließ ſich nicht taufen. Aber am dritten Tage ſtarb Herzog Radbot und fuhr hin zu ſeiner Sippſchaft und Magſchaft.

Da der heilige Bonifacius zu den Frieſen kam, und ſie auch bekehren wollte, ließ wohl ein Theil ſich taufen, aber nachher erſchlugen ſie ihn ſammt ſeinen Gefährten Adolar und Theoban, und fielen wieder in das Heidenthum zurück.

162. Wittekinds Taufe.

Kaiſer Karl der Große war gar mildthätig gegen Arme und Gaben Heiſchende, abſonderlich an den großen Feſttagen, deshalb folgten ihm auch die Bettler in Schaaren nach. Da geſchah es in einer Charwoche, daß Wittekind, der Sachſen Heerführer, der zu Engern ſaß, den Kaiſer zu verſuchen dachte, legte Bettlergewande an, ging in Karls Lager, wollte auch der Franken Heimlichkeit erkunden und ſetzte ſich unter die Schaar der Bettler. Da nun der erſte Oſtertag angebrochen war, wurde die heilige Meſſe geleſen, und wie der Prieſter das Heiligthum emporhob, ſo erblickte Wittekind durch ein göttliches Wunder in der Monſtranz ein Kind, ſo ſchön, wie er noch nie eines geſehen hatte, und ward gegen das Kind voller Liebe. Nach dem Meſſeopfer wurden den Bettlern Silberpfennige ausgetheilt, und da wurde Wittekinds Heldengeſtalt erkannt trotz ſeiner Verkleidung und er vor Kaiſer Karl geführt. Aber Karl empfing ſeinen großen Gegner gütig und ſprach mit ihm über den Chriſtengott und ſeinen Dienſt, und Wittekind erzählte von dem Kinde, das ihm vorgeſchwebt. Darauf hat der Sachſenheld die heilige Taufe willig angenommen, und hat auch veranlaßt, daß viele ſeiner ihm untergebenen Fürſten und Führer ſich taufen ließen, und Karl der Große machte ihn zum Herzoge von Sachſen, Engern und Weſtphalen, und verwandelte das ſchwarze ſpringende Roß, welches der Sachſenheld in ſeinem Schilde führte, in ein weißes.

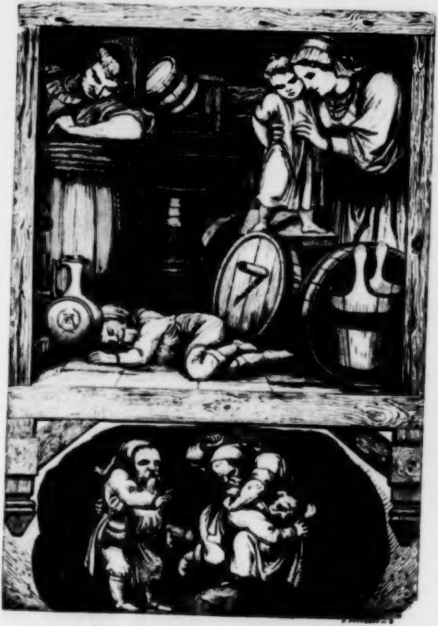
163. Das Oldenburger Horn.

Im heutigen Oldenburger Lande herrſchte ein Graf, des Namens Otto, der hatte große Luſt am Jagen, und zog aus mit ſeinen Vaſallen, Jagdgenoſſen und Jägern nach einem Walde, der hieß Berneſeuer, nicht allzufern von dem Oſenberge. Da ſtieß dem Grafen ein Reh auf, das floh vor ihm her und er hetzte es mit ſeinen Rüden, und kam in der Verfolgung ſeinem Jagdgefolge ganz aus dem Geſicht, und ſein weißes Pferd trug ihn alſo ſchnell von dannen, daß er ſelbſt ſeinen ſchnellen Winden aus der Spur kam, und ſich mit einemmale, ohne auch nur vom Weiten etwas von ſeiner Jägerei zu ſehen oder zu hören, auf einer ſtillen Bergfläche befand. Auch das Reh, das ihn ſoweit verlockt, ſah er nimmer. Nun war die Hitze an dieſem Tage groß, es ſoll im Julimond geweſen ſein, und den Grafen durſtete ſehr, daher ſprach er zu ſich ſelbſt: o Gott, wer kühlen Waſſers nur einen einzigen Trunk hätte! — Siehe da öffnete ſich eine Felswand am Oſenberg, und es trat aus ihr eine ſchöne, wohlgezierte Jungfrau, reizend anzuſchauen, die hielt in ihrer Hand ein uraltes Jägertrinkhorn, verziert mit mancherlei ſeltſamen Bildwerk, das war von Silber überkleidet und koſtbar vergüldet, und überaus künſtlich, voll Figuren, und das Horn war voll eines Trankes, den bot die Jungfrau dem Grafen ſittiglich dar. Graf Otto nahm das Trinkhorn, ſchlug den Deckel auf, und wollte es zum Munde führen, ſah aber in das Horn hinein und beſchaute den Trank, und der gefiel ihm mit nichten, denn als er ihn ſchüttelte, war er trübe, und roch auch nicht, wie Malvaſier — und der Graf trank nicht. Die Jungfrau aber ermunterte den Grafen, er ſolle nur ihr vertrauen und trinken; es werde ihm und ſeinem Geſchlechte gedeihen. Dieß und die Landſchaft Oldenburg werde davon ein gutes Gedeihen haben. — Aber der Graf weigerte ſich fortdauernd, um ſo mehr, da die Jungfrau in ihm drang, doch zu trinken, und ſo ſagte ſie: wo du nicht trinkeſt, wird in deinem Geſchlechte und deiner Nachkommenſchaft nimmermehr Einigkeit ſein. Nun hielt der Graf immer noch das Horn mit dem Trunke in ſeiner Hand, und hatte ſein Bedenken, und da zuckte das Roß, und es troff etwas von dem Tranke über und auf des Pferdes hintern Bug, da gingen gleich dem Pferde die Haare weg. Jetzt langte die Jungfrau nach dem Horne und begehrte es wieder aus ſeiner Hand zu nehmen, aber der Graf behielt es in ſeiner Hand und ritt von dannen, und die Jungfrau ſchwand wieder in den Berg hinein. Dem Grafen aber kam ein Grauen an, und ſchüttete das Horn aus, und behielt es, und ritt weiter, indem er ſein Roß ſpornte, bis er ſich wieder zu ſeiner Jägerei fand, zeigte ihr das Horn und erzählte, auf wie wunderbarliche Weiſe er zu dem köſtlichen Kleinod gekommen ſei. Darauf iſt das Horn ſorgſam im Schatz der Grafen von Oldenburg aufbewahrt worden.

Dieſer Graf Otto war dieſes Namens der erſte in ſeinem edlen Geſchlecht, und hatte von ſeiner Gemahlin Mechtild, Gräfin von Alvensleben, fünf Söhne, deren älteſter war Johannes der erſte, dieſer hatte wiederum fünf Söhne, von denen ward der erſte Udo geheißen, Biſchof zu Hildesheim, der zweite aber hieß Huno, der war gar herrlich und ehrenreich, alſo daß er den Beinamen Glorioſus empfangen hat.

164. Friedrich, der Löwenſieger.

Graf Huno von Oldenburg war auch ein frommer und rechter Mann, der lebte zu den Zeiten Kaiſer Konrad des Saliers, und wurde von dieſem Kaiſer zu einem Reichstag nach Goßlar beſchieden. Aber über den Uebungen ſeiner Frömmigkeit vor Gott und über guten Werken verabſäumte er den Fürſtentag, weshalb Uebelgeſinnte ihn übler und aufwiegleriſcher Geſinnung ziehen, und den Zorn des Kaiſers gegen ihn erregten. Und der Kaiſer gebot, Graf Huno ſolle ſeine Unſchuld durch ein Gottesurtheil beweiſen, oder als Aufrührer ſterben. Er ſolle auf Tod und Leben mit einem ungeheuern, grauſamen Löwen kämpfen. Nun hatte Graf Huno einen jungen freudigen Sohn, der war ſtark und gewandt und muthvoll, der begleitete ſeinen Vater an des Kaiſers Hof, und trat für ſeinen Vater als Kämpfer ein, denn Graf Huno war alt, und wäre dem grimmen Löwen wohl leicht erlegen. Beide gelobten der heiligen Jungfrau, wenn ihnen der Sieg zufiele, ein reiches Stift zu gründen. Vor dem Kampfe erſann der junge Graf von Oldenburg eine Liſt, er ließ eine Puppe von Stroh und Leinwand lebensgroß anfertigen, und dieſelbe ritterlich bekleiden, ſo daß ſie einen Mann vorſtellte, die trug er vor ſich her, und als der Löwe ihm entgegenſprang warf er ihm die Puppe entgegen, darauf fiel er den Löwen an, während der Löwe den Strohmann zerriß, und beſiegte ihn ohne Verletzung. Der Kaiſer war froh und umarmte den jungen Helden, ſchenkte ihm ſeinen eigenen Schwertgurt und ſeinen Ring, und belehnte ihn mit vielen Gütern. Lange Zeit ſind von dieſem Löwenſiege im Frieſenlande Lieder geſungen worden.



Das Zwergvolk im Oſenberge.

165. Das Zwergvolk im Oſenberge.

Im Oſenberge, aus dem vor Zeiten die Jungfrau trat, welche dem Grafen von Oldenburg das Horn darreichte, giebt es Zwerge und Erdmännlein. Im Dorfe Bümmerſtett war ein Wirthshaus, das hatte von den Zwerglein gute Nahrung. Sie liebten das Bier und holten es gern, wenn es vom Brauen noch warm aus der Bütte kam, und bezahlten es mit gutem Gelde vom feinſten Silber, obſchon ſolches Geld kein landübliches Gepräge hatte. Da iſt auch einmal ein uraltes Zwerglein zu durſtiger Jahreszeit in das Brauhaus gekommen, und hat Bier holen wollen, hat aber großmächtigen Durſt mit gebracht und gleich etwelche gute Züge in die Hitze gethan, darauf iſt es eingeſchlafen tief und feſt, und Niemand hat gewagt, es zu ſtören oder zu wecken. Aber als das ſteinalte Männlein endlich wieder aufgewacht iſt, da hat es angehoben bitterlich zu weinen und zu klagen: ach ach ach! was wird mein Großvater mir nun für Schläge geben! — Und iſt ſo eilend davon geſprungen, daß es gar ſeinen Bierkrug vergeſſen gehabt, und nimmermehr iſt das Männlein oder ein anderes Gezwerg wieder in das Brauhaus zu Bümmerſtett gekommen. Den Krug aber hob der Wirth gut auf, und hatte die beſte Nahrung; dann heirathete des Wirthes Tochter, blieb aber mit ihrem Mann im Hauſe und ſetzte die Wirthſchaft fort, und hatten auch lange Zeit Nahrung voll auf. Aber endlich wurde durch Unvorſicht der Krug zerbrochen, und von da an ging gleich die Wirthſchaft den Krebsgang, und mit dem Kruge war das Glück zerbrochen, denn Glück und Glas, wie bald bricht das, oder Glück und Glas, wie bald zerbricht ein Bierkrug! Der Wirth, der die Tochter des alten Wirths gefreit hatte, wurde an die hundert Jahre alt, und hat es ſelbſt oft und viel erzählt, es iſt aber ſchon lange her, daß er es erzählt hat, ſchon volle zweihundert Jahre.

---

166. Die Elben.

In den Gewäſſern um die Nordſeeküſten, um Friesland und zwiſchen der Elbemündung und Helgoland erblickt man häufig ſchwimmende Eierſchaalen; in dieſen fahren die Elben herum. Das ſind kleine zarte Elementargeiſterlein, theils guter, theils ſchlimmer Art. Sie wohnen im Waſſer und kommen oft in Waſſerbläschen über fiſchleeren Weihern auf die Oberfläche, hauſen aber auch in kleinen Hügeln; in Brabant heißen dieſe Hügel Alvinnenhügel, da hat das alte Wort Alf, Elf, Elbe, ſich nur in Alfin, Alvinne umgewandelt. So klein der Elben Erſcheinen iſt, ſo groß iſt ihre Macht, dieß deutet nichts beſſer an, als der große gewaltige Strom, an deſſen Ausgang in das Meer ſie wohnen, und der ihren Namen trägt: die Elbe darin wohl einen tiefen Sinn: des Naturgeiſtes Mächtigkeit zugleich im Kleinſten wie im Größten — die alte mythiſche Weisheit in der deutſchen Sprache runiſchen Zauber bannte. So mag einer das Räthſel aufgeben, mit einem Wort das ätheriſch leichteſte und etwas recht ſchweres, ins Gewicht fallendes zu nennen. Im Worte Elfenbein iſt die Löſung gegeben.

In Weſtflandern ſagen die Leute, wenn der Wind recht pfeift und heult: „Alvinna weint“ — und denken ſich unter der Alvinna eine mythiſche Perſönlichkeit, es iſt aber eben nur die perſonificirte Naturſtimme als elbiſch-dämoniſche Macht im dunkeln Volksbewußtſein lebendig.

167. Das heilige Land.

Hoch aus der Nordſee Fluthen hebt ſich die Inſel Helgoland, deren Name noch im vorigen Jahrhundert gar nicht anders als Heilgeland geſchrieben wurde, Insula sancta, weil ſie vor grauen Zeiten ein Götterheiligthum geweſen. Schon damals mochte der Reimſpruch ſeine Geltung haben:

Grün iſt das Land,
Roth iſt der Rand,
Weiß iſt der Sand,
Das ſind die Zeichen von Helgoland.

Als das Heidenthum verſchwunden war, hatten auf dieſer Inſel ſieben ausgedehnte Kirchſpiele Raum. Noch im Jahre 1530 ernährte die Inſel, nachdem die Meeresfluth längſt des Landes größten Theil verſchlungen, noch über zweitauſend Bewohner faſt ausſchließlich durch den Heringsfang. Da kam es einigen Uebermüthigen bei, die nur geringen Fang gethan, einen oder einige Heringe mit Ruthen zu peitſchen, da ſchwand auch dieſer Segen hinweg, die Inſel wurde immer kleiner und immer ärmer, und was vordem Tauſende genähret, nährte nun nur noch Hunderte. Die Sage geht, daß das Heilgeland von Alters her kein giftiges Thier auf ſich dulde. Wegen der Heringe, ſagen Andere, ſei es alſo geweſen, daß die Helgoländer oft nicht Tonnen und Salz genug für den reichen Segen gehabt, die Heringe ſeien ſogar den Strand hinauf gelaufen, da habe eine alte Helgoländerin, darüber ärgerlich, einmal einen Beſen genommen, und ſie hinunter gefegt, von dieſer Zeit an ſeien ſie ausgeblieben.

168. Foſitesland.

Auf der Inſel Helgoland ſtand zu Heidenzeiten das Heiligthum eines Gottes, des Namens Foſite oder Foſete, der war ein Gott der Eintracht und des Friedens. Kein unreines Thier durfte ſeinem Tempel nahen, und wer des Ortes Heiligkeit verletzte, mußte den Tod erleiden. Die Apoſtel dieſes gottheiligen Landes waren Ludger und Wilibrord. Ludger ſchiffte, ein Kreuz in der Hand, auf die Inſel zu, und ſang den ſechzigſten Pſalm. Da ward ein Rauch erblickt der von der Inſel aufſtieg und hoch über ſie ſich ausbreitete und alsdann verſchwand. Da ſprach Ludger: wiſſet meine Brüder, daß dieſer Dampf Satan ſelbſt war, den nun der Herr von dieſem Inſellande vertrieben. — Und betrat das Ufer freudig und predigte Jeſum Chriſtum. Er zerſtörte den Tempel Foſete's, und baute an ſeiner Stätte die erſte Kirche. Als Wilibrord eines der Thiere ſchlachtete, welche um Foſete's Tempel weideten, und für heilig und unverletzbar galten, glaubten die Bewohner, er werde alsbald ſterben, da dieß aber nicht geſchah, ſo ließen ſie ſich taufen. Selbſt die Seeräuber in ſpäterer Zeit achteten dieſes Land alſo heilig, daß ſie nie etwas davon hinwegführten, ja den frommen Einſiedlern, die dort wohnten, reichten ſie ſogar einen Theil ihrer Beute. So iſt auch bis auf den heutigen Tag alldort ein tiefer heiliger Brunnen, darinnen, dem Meeresſtrande ſo nahe, doch ſüßes Waſſer quillt. Daraus ſind die heidniſchen Bewohner des Landes getauft worden.

169. Der Jungfernſtuhl und der Mönch auf Helgoland.

Da die eilftauſend Jungfrauen unter Anführung der heiligen Urſula aus Albion gen Köln zogen, kamen ſie auf ihrer Meerfahrt auch nach dem grünen Helgoland und landeten allda, aber die Einwohner verfolgten einige an das Land gekommene, daß ſie nicht wußten, wie ſich retten, da eilten ſie an den Strand und ſprangen auf das Waſſer, darin gingen ſie nicht unter, ſondern es hob ſich ein Fels unter ihren Füßen, auf dem ſie ruhten, bis ihr Schiff herankam, und ſie einnahm. Dieſer Fels hat davon den Namen Jungfernſtuhl erhalten. Um ihn her wurden noch lange Jahre die Fußtapfen der Jungfrauen tief in den Boden eingedrückt erſehen. Aber zur Strafe verwünſchten die Jungfrauen alles auf der Inſel, außer die Menſchen. Da verwandelte ſich alles Geräthe in Stein. Ein Prediger hat davon lange ein Endchen Wachslicht in Verwahrung behalten, das ganz zu Stein geworden.

Als hernachmals Helgoland dennoch chriſtlich geworden war, hielten ſeine Bewohner feſt am alten Glauben. Da ſendete der König einen Mönch, welcher Luthers Lehre angenommen hatte, dorthin, dieſe Lehre dort zu predigen, aber die Einwohner ſtürzten ihn von einem Felſen herab in das Meer. Da wuchs ein ſteinern Gebilde aus der Tiefe, ganz wie ein Mönch geſtaltet, und auf der Klippe ging der Geiſt des Bekehrers um und predigte mit einer Donnerſtimme, ſo lange, bis ſich die Leute dennoch zur neuen Lehre bekehrten, dann hatte der Geiſt Ruhe, aber der ſteinerne Mönch blieb als ein ſonderbares Wahrzeichen ſtehen.

170. Mannigfual.

In der Nordſee, erzählen die nordfrieſiſchen Seefahrer, ſteuert ein Rieſenſchiff. Sein Umfang iſt unthümlich groß, die Maſten ſind höher als alle Kirchthürme, die Taue ſind ſo dick, wie große Tannen. In der Takellage ſind Oeffnungen, dahinein die Matroſen zum öftern gehen, der Einkehr halber, um eine Stärkung zu ſich zu nehmen, denn wer als junger Matroſe da hinauf klettert, der kommt erſt in hohen Jahren, mit grauem Haar und Bart, wieder herunter. Der Kapitain reiſt zu Pferde auf dem Verdeck herum, um ſeine Befehle zu ertheilen, und iſt froh, wenn er in einem Tage herumkommt. Dieſes wunderſame Schiff heißt der Mannigfual. Insgemein hält es ſeinen Curs nur im hohen Norden, im tiefſten Fahrwaſſer, denn ſonſt könnte es in der Landnähe bald aufſitzen. Einſtmals wurde das Schiff dennoch ſüdwärts getrieben, es befand ſich im atlandiſchen Ocean und kam in den Kanal, zwiſchen Dover und Calais. Da war ihm das Fahrwaſſer zu ſchmal, es füllte beinahe den Kanal ganz aus, da hätten die Franzoſen auf trocknem Boden über das Schiff weg nach England ſpazieren gehen können. Da fiel dem Kapitain ein guter Gedanke ein, er ließ die Backbordſeite, nach Dover zu, ganz mit weißer Seife beſtreichen, das glückte, jetzt wiſchte der Mannigfual glücklich durch die Meerenge und kam in die Nordſee. Aber die abgeſcheuerte Seife und der Schaum den es gab, verliehen den Felſen der brittiſchen Küſte bei Dover ihre weiße Farbe bis auf den heutigen Tag.

Einſt gerieth der Mannigfual in die Oſtſee, Gott weiß wie. Da war das Waſſer gar zu ſeicht. Die Schiffsleute warfen ihren Ballaſt, Schlacken und Aſche über Bord, um das Schiff flott zu machen. Daraus iſt die Inſel Bornholm entſtanden, und aus dem Unrath der Kabuſe das dabei liegende Inſelchen Chriſtiansöe.

171. Der Geldſot.

Im Südditmarſchen bei Marne rinnt eine helle Quelle über die Marſch hin, die blinkt wie Silber. Nahe dabei hat ein Dorf geſtanden, das verheerte erſt der Moskowiter Krieg, nachher kam die Seuche, und da ſtarb es ganz aus, bis auf einen einzigen Mann, das war der Hirte und der erbte nun all das Geld und Gut, das die Verſtorbenen hatten zurücklaſſen müſſen, doch half es ihm auch weiter nichts, denn er verließ den Ort nicht. Er hatte aber ſeine Luſt daran, alles zuſammen zu tragen, und verſenkte dann alles hinab in den Quellbrunnen, und dann ſtarb er, und hinterließ keine Erben. Es mochte es aber im Vorbeireiſen doch Jemand geſehen haben, was der Hirte gethan, denn die Sache kam unter die Leute, und der Brunnen wurde der Geldſot geheißen. Wenn einer mit einem Stocke in den Quell hinein ſtieß, klang es hohl, und man konnte bisweilen in der Tiefe den kleinen grauen Mann ſehen, wie er, einen ſchwarzen

Hut auf dem Kopf und ein brennendes Licht in der Hand, nachſucht, ob der Schatz noch ganz vorhanden iſt. Wollte einer verſuchen und hinabgreifen, ſo war der Hirte verſchwunden. Einſtmals haben ſich ihrer Dreie verbunden, den Schatz zu heben und haben die Quelle weit aufgegraben, und da ſind ſie auf einen großen Braukeſſel geſtoßen, den konnten ſie ſo nicht herausheben, da legten ſie einen Windebaum quer über das Loch und banden Stricke an die Oehre, und begannen den Keſſel in die Höhe zu winden, das thaten ſie aber ganz ſtillſchweigend, weil man beim Schatzheben ja nicht reden darf. Mit einemmale hörten ſie Räder rollen und Achſen ächzen, und da fuhr ein Fuder Heu vorbei, das zogen ſechs weiße Mäuſe. Aber keiner von den Dreien verlor ein Wort, noch einen Laut und der Keſſel rückte ſchon merklich höher. Da kam der Mann mit dem dreieckigten Hute auf einem Schimmel geritten, der nur drei Beine hatte. — Guten Abend! — ſagte der Alte, aber die Drei waren klug, und antworteten nicht. Könnt' ich wohl das Heufuder einholen? — fragte der Mann weiter, und da fuhr's dem einen heraus: den Teufel wirſt du's einhohlen, du lahmer Krüppel auf deinem lebendigen Dreibein! — O weh, da brach die Winde, und der Keſſel verſank, und nimmermehr, ſo viel ihrer es auch ſpäter wieder verſucht haben, hat einer vermocht, ihn zu heben.

172. Römerlöwe.

Der Ditmarſchen Volk liebte von Urväterzeiten her ſeine Freiheit über alles. Große Kämpfe hat es beſtanden und blutige Schlachten geſchlagen, und viele ſiegreich, bis es zuletzt noch überwunden ward. Aber immer noch iſt in ihm die Erinnerung an ſeinen alten Ruhm lebendig, wie die Hoffnung auf ſeiner Freiheit Wiederkehr.

Kaiſer Karl der Große ſchon hatte mit den Ditmarſchen zu kämpfen. Nun lebte zu Windbergen ein ſtarker und tapferer Kampfheld, genannt Römerlöwe, der trat in des Kaiſers Dienſt, und Karl ſetzte ihn zu einem Herrn über das Ditmarſchen-Land und -Volk, als einen Vogt, der die Unterjochten im Zaume halten und zum Chriſtenthume zwingen ſollte. Aber die Ditmarſchen ließen ſich mit nichten im Zaume halten, ſie empörten ſich gegen den Römerlöwe, nahmen ihn gefangen und räderten ihn. Von dieſem Römerlöwe ſoll das berühmte Geſchlecht derer von Reventlowen abſtammen, er ſoll deſſen Ahnherr geweſen ſein. Lange Zeit wohnten ſeine Nachkommen noch in Ditmarſchen, aber immer glimmte im Volke ein alter Groll gegen daſſelbe fort, da hat es ſich endlich hinweg gewendet und ſich über Holſtein, Schleswig und Dänemark verbreitet.

173. König Dan.

Im Lande Ditmarſchen geht die Sage, daß der erſte König von Dänemark Dan geheißen, der habe dem Lande den Namen gegeben, und nach ihm heiße es Danemark, er habe aber nicht im heutigen Dänemark gewohnt, ſondern in Schleswig. Früher habe er auch lange Zeit unter den Heiligen im Kalender geſtanden. In ſeiner Zeit war alles noch heidniſch, die Leute verbrannten ihre Todten, thaten die Aſche in Urnen und ſetzten ſie bei in Rieſenbergen (Hünenhügeln). König Dan wollte aber nicht verbrannt ſein, ſondern auf ſeinem königlichen Stuhl im Grabe ſitzen und wollte auch ſein aufgeſattelt Pferd bei ſich haben, das iſt auch ſo befolgt worden.

Ohnweit Tönningen in Eiderſtede iſt ein kleiner Erdhügel mit einer Höhle. Darinnen ſitzt König Dan wie der Kaiſer Friedrich im Kiffhäuſer, mit zweimalhunderttauſend Mann Wappnern und alle ſchlafen. Einſtmals wurde einem zum Tode verurtheilten Soldaten das Leben verſprochen, wenn er in die Höhle hineingehen und berichten wollte, was er ſähe. Da nun der Soldat in die Höhle kam, ſah er den König ſitzen an einem Tiſch, und hatte ſein Haupt auf den Arm geſtützt und ſchlief. Der Bart war ihm lang gewachſen und hing unter den Tiſch herab. Jetzt erwachte der König und fragte den Soldaten: was willſt du? — Mich ſchickt mein Herr und König herein, daß ich Nachricht von Euch bringe. Sage deinem Herrn, erwiederte König Dan: ich werde zu ſeiner Zeit wiederkommen und ihm Hülfe bringen, und er ſoll herrſchen über die ganze Welt. — Dieſe Zeit iſt noch nicht gekommen, und dürfte wohl auch noch etwas lange verziehen.

174. Die Schlacht auf dem Tauſendteufelsdamme.

König Johann von Dänemark ſprach zu dem Herzog ſeinem Bruder: 'was beginnen wir nur, daß wir das reiche freie Ditmarſchenland an uns bringen? Da ſprach der Herzog: wir wollen einen Boten an die ſächſiſche Garde ſenden, mit deren Beiſtand wollen wir wohl den Ditmarſchen obſiegen.' Und ſendeten einen Boten auch in die Marſch, und kündigten dem Volke an, daß der König drei feſte Schlöſſer haben wolle im Lande, aber das wollten die Bauern mit nichten leiden. Und der Bote ging zurück nach Rendsburg, allwo der König lagerte und ein mächtiggroßes Heer ſammelte aus Jütland, aus Fühnen, aus Holſtein und aus deutſchen Landen; Söldknechte eine ganze Schaar vom Rhein, aus Franken und Sachſen, die hatten ſich zuſammengethan, und nannten ſich die ſächſiſche Garde. Und da die Garde zu dem Königsheere ſtieß, da fragte ſie: Herr König, wo liegt denn das Ditmarſchen? Liegt es im Himmel droben oder auf ſchlichter Erde? — Da ſprach der König: es iſt nicht mit Kloben an den Himmel geſchloſſen, es liegt auf Erden. — Darauf ſprach wieder die Garde: Herr König, wenn das Ditmarſchenland nicht mit Kloben an den Himmel geſchloſſen iſt, ſo ſoll es bald unſer werden. — Und da ließ der König die Fahnen fliegen und die Trommeln ſchlagen, und zog mit dem Heere von zwölftauſend Mann auf das tiefe Land zu. Zuerſt zog das Heer nach Windbergen, da lag es eine kleine Weile und raſtete, hernach zog es weiter nach Meldorf zu, und trieb allerlei Uebermuth und Grauſamkeit. Sie ſteckten des Königs Banner hoch vom Thurme aus, und hingen ihre Schilde über die Mauer, alles den Ditmarſchen zum Hohne. Die hatten nur eine kleine Schaar von tauſend Streitern, und wichen zurück, bis an die Hemmingſtetter Brücke. Da war noch ein Wall aus der alten Saſſenzeit und tiefe Graben, und die Graben waren ſchlammig und voll Waſſer. Da machten die Ditmarſchen in der Nacht ein Bollwerk, ſtopften die Lücken des alten Erdwalles mit Moos und Schlamm und Binſen, machten ein Pfahlwerk und erwarteten den Feind. Der kam im Frühſtrahl herangezogen, voll Kampfesmuth, und die Ditmarſchen warfen ihnen einen Steinhagel entgegen. Die Feinde aber ſuchten in Eile den Graben zu überbrücken, ſie banden Speere zuſammen, und darauf warfen ſie querüber wieder Speerbündel, und nun hinüber, aber rücklings wurden ſie niedergeſtürzt und niedergeſchmettert. Viele wollten im Sprung die Höhe des Walles gewinnen, und ſchwangen ſich am Schaft der Lanzen hoch empor, aber ſie ſprangen zu kurz, und wenn ja der Sprung gelang, den empfing in Kolbenſtreichen auf dem Wall der ſichere Tod. Da leuchtete mancher alte Morgenſtern vom Bornhöveder Schlachttage wieder hell, und manche verroſtete Klinge von damals ſchliff ſich heute wieder blank an Feindes Helm und Panzer.

Aber ſiehe, plötzlich entſtand ein Angſt- und Schreckensruf im Kampfhaufen der Ditmarſchen: umgangen! weh! wir ſind umgangen! — Im Rücken heran zog Feindesgewimmel, das an anderer Stelle den Wall überklettert hatte, und es drohte nun der ſichere Tod. Da trat plötzlich allen unverſehens, eine Ditmarſchen-Jungfrau vor, die ſchwang hoch in der Hand eine Fahne mit dem Bilde des Heilandes, und rief laut zur Mutter Gottes: hilf uns Maria, Gebenedeite, ſo gelobe ich dir ewige Keuſchheit! — Und: mir nach! rief ſie, drauf! — und ſtürmte mit der Fahne und einem Schwert und fliegenden Haares geradezu gegen den Feind. Da entſtand ein hartes und fürchterliches Schlagen, und lange ſtand der Kampf, aber die Uebermacht der Feinde war allzugroß. Da aber hatte Gott ein Erbarmen und ſandte die Fluth. Die wälzte ſich heran, krachte an die Schleuſe, brach die Schleuſe, überſtrömte die Felder von Hemmingſtett, und wie die Bauern die Wogen daher brauſen ſahen, da jauchzten ſie in erneuter Kampfluſt, nahmen wieder hinterm Tauſendteufelsdamme feſten Stand, wo ſie ſicher vor der Fluth waren, und ſchlugen auf den Feind los, den rings die Wogen bedreuten. Da war ein Gardenführer, ſie nannten ihn den langen Jürgen, der hatte Herz im Leibe und ſpornte ſeinen Hengſt, und ſprengte glücklich auf den Wall, und rief: wer wagt es mit mir, der komme heran! — Und da war ein Bauer, der hieß der Reimer von Wiemerſtede, der ſprang vor, ſchlug mit ſeiner Mordaxt des Junker Jürgen Speer zur Seite und hieb mit derſelben Axt in den Panzer des Junker ein, die ſaß ſo feſt, daß er ſie nicht wieder herausziehen konnte. Da riß der Reimer den Jürgen am Axtſtiel nieder, trat auf das Eiſen und trat es dem Junker fünf Zoll tief in den Leib hinein. Und von den andern Feinden blieben zahlloſe Todte in dieſer wilden Schlacht, außer denen, die von den Wogen verſchlungen wurden, es blieben da fünf von dem Geſchlechte derer von Ranzau, von Ahlefeld ſieben, von Wackerbarth vierzehn, der König entfloh zu Schiffe. Lange ſind noch Lieder von dieſer Schlacht auf die ſächſiſche Garde, von Jürgen Sleps, von der kühnen Maid und dem Reimer von Wiemerſtede im Ditmarſchenlande geſungen worden.

173. Wunderbäume in Ditmarſchen und Holſtein.

An der Kirche von Süderhaſtedt ſteht ein alter Hollunderbaum. Zu dieſem Baume, geht die Sage, kam oft der Geiſt des Königs geritten, der den Ditmarſchen ihre Freiheit genommen. Er ritt auf einem grauen Schimmel, und betete unter dem Baume. Einſt wird die Zeit kommen, da wird auf dem Heideviert, darauf Süderhaſtedt liegt, eine große Schlacht geliefert, das fliehende Heer wird nach dem Dorfe zugetrieben werden, und wird es mit Getümmel erfüllen. Da wird der König kommen, ſeinen grauen Schimmel an den Hollunderbaum binden, und niederknien und inbrünſtig beten. Dann aber werden dreihundert ditmarſcher Bauern hinter der Kirche hervortreten, bewaffnet mit Senſen, Hauen und Dreſchflegeln, und aus ihrer Mitte einer in grauen Hoſen, blauer Weſte und mit weißen Hemdsärmeln wird herzu treten, und wird dem König auf die Schulter klopfen, und wird ſprechen: Herr König, er hat uns die Freiheit genommen, doch ſei er nur gutes Muthes, und beſteige wieder ſein Pferd, wir wollen ihm doch beiſtehen. Da wird der König ſich erheben, und ſeine Leute ſammeln, die Bauern aber werden den Feind aufhalten, und nach neuer blutiger Schlacht wird dann ein langer Friede ins Land kommen.

So ſtand auch bei Süderhaſtedt zu den Zeiten der Freiheit auf einem ſchönen runden Raum eine uralte Linde, die ward der Wunderbaum geheißen im ganzen Marſchlande. Ihre Höhe übertraf die aller andern Bäume rings umher, ihre Zweige ſtanden alle kreuzweis, ihres Gleichen war nirgends zu finden. Jahr auf Jahr ergrünte ſie friſch, trotz ihres hohen Alters, und die Rede ging, ſo lange des Landes Freiheit blühe und grüne, werde auch der Wunderbaum alſo fort beſtehen. Und ſo geſchah es. Als der Ditmarſchen Freiheit gebrochen ward, verdorrte die Wunderlinde. Aber noch geht die Sage: auf der dürren Linde wird eine Elſter ihr Neſt bauen, und wird darinnen ausbrüten fünf weiße Junge. Das wird das Zeichen ſein, von der Freiheit Wiederkehr, und dann wird die Linde wieder ausſchlagen und grünen, wie der dürre Birnbaum auf dem Walſerfeld, wann der Kaiſer Friedrich hervortritt und die große Freiheitsſiegesſchlacht ſchlägt. Und dann wird das Ditmarſchenland auch wieder zu ſeiner Freiheit kommen. — Ein verheißungenreicher Hollunder iſt aus der Nortorfer Kirchhofmauer herausgewachſen, und ein anderer in Schenefeld, an welche Bäume ganz ähnliche Prophezeihungen ſich knüpfen.

176. Der wilde Jäger in Ditmarſchen.

Auch in Ditmarſchen kennt man den wilden Jäger, wie am Rheine, auf dem Harz, in Thüringen, im Vogtlande und ſonſt. Alſo wird vom Freiſchützen zu Marne erzählt, daß er ein ziemlich wilder Bauernburſch geweſen, der die Jagd über alles geliebt, aber, nachdem er ſich verheirathet und ein kleines Gütchen bewirthſchaftete, dieſes über der Jägerei vernachläſſigt, mit dem Waidwerk aber gar wenig aufgeſteckt habe. Da ging er einſtmals ganz mißmuthig durch den Wald nach Hauſe, denn er hatte den ganzen Tag noch keine Krähe und keine Klaue geſchoſſen, ſiehe da ging ein fremder Jagdgeſell vor ihm her, der trug ein ſchönes Gewehr und eine bauſchende Jagdtaſche, und der Bauer möchte ihn gern einholen. Jener aber führte einen tüchtigen Schritt. Endlich that der Bauer einen hellen grellen Jagdpfiff, jener jedoch kehrte ſich gar nicht daran und ſtand nicht, bis er an einen Kreuzweg kam, da ſtand er endlich, und erwartete den Bauer, und war ein ganz feiner gutgekleideter Geſell. — Ihr habt wohl beſſer Glück gehabt, als ich, ſprach der Bauer zu ihm. Ich ſeh's euerm Jagdranzen an, der iſt gut gefüllt. — Ja, ſprach der Fremde: kannſt's auch ſo haben, kannſt Kugeln ſchießen, die immer treffen, mit deinen Kugeln triffſt du freilich nichts. Guten Weg! — Und wollte damit weiter gehen, aber der Bauer-Jäger hielt ihn zurück, und bat ihm ſein Geheimniß des Stetstreffens und Niefehlens zu lehren, und verſprach ihm hohen Lohn. Jener aber ſprach, ich will es dir wohl lehren, du mußt mir aber ſchwören, keiner lebenden Seele mein Geheimniß zu verrathen, denn thäteſt du das, ſo würde es dir übel ergehen. — Jener ſchwur und hob die Hand gen Himmel, da flogen zwei Raben auf und krächzten und ſchwirrten um die beiden Männer, und der fremde Jäger ſagte jenem ſein Geheimniß. Sothanes Geheimniß war aber gar entſetzlich, und der Bauer trug ſchwer daran und laſtete ihm auf dem Gemüthe, und probierte es nicht, ging lieber gar nicht mehr hinaus in den Wald, ſondern blieb zu Hauſe, aber auch da ſtill und träumeriſch. Die Frau ſah ihres Mannes Veränderung, und hatte ihr ſein Jagdgehen nicht gefallen, ſo gefiel ihr ſein in ſich gekehrtes Weſen noch viel weniger, und ſie drang in ihn, ihr zu ſagen, was ihm denn fehle? Er aber ſchwieg, ſie aber ließ nicht nach mit Forſchen und Fragen, Bitten und Betteln, bis er endlich ihr vertraute und ſprach: ich ſoll, wenn ich will, daß jede meiner Kugeln treffe, mein Gewehr mit einer geweihten Hoſtie laden, ſtatt mit einer Kugel, dann im Walde auf einen freien Platz gehen, zur Mittagsſtunde, da ein weißes Tuch ausbreiten, darauf treten, und gerade in die Sonne ſchießen. Von da an ſoll jeder meiner Schüſſe treffen und des Wildes nimmer fehlen.

Wohl war das der Frau graulich zu hören, doch allmählich ſtillte ſich ihr Grauen, und da ſie mehr und mehr in Noth, ihr Hausweſen aber in Verfall kam, ſo meinte ſie, probieren könne er das Kunſtſtück ja doch einmal, ſo ſehr viel könne es doch nicht auf ſich haben, es ſei ein Jägerſtücklein, wie viele andere, und wenn es probat ſei, wie ſie gar nicht glaube, ſo hülfe es ihnen aus aller Noth, und was ihres Zuredens Worte mehr waren. Und da dachte er es endlich zu wagen. Er hatte aber ganz und gar vergeſſen, daß er ſeinen Schwur ſchon gebrochen, und das Geheimniß verplaudert hatte, und daher ſchon jenem Argen verfallen war. Nun ging der Jäger zum Abendmahl, empfing die heilige Hoſtie, behielt ſie im Munde, und lud ſie dann heimlich in ſeine Büchſe. Dann that er alles übrige nach der Vorſchrift, ging noch denſelben Sonntag zur Mittagszeit in den nahen Wald. Die Sonne ſchien hell. Der Jäger zielte, er ſchoß nach der Sonne. Da verfinſterte ſich die Sonne, ſchwarzes Gewölk fuhr auf, Blitze flammten, Donner krachten, die zwei Raben waren da und krächzten und ſchlugen mit den Flügeln. Der Entſetzte ſprang von ſeinem Tuche, bückte ſich, wollt' es aufraffen, da waren die Fußtapfen, wo er geſtanden hatte, voll Blut. Er ſtürzte aus dem Walde, die Angſt brachte ihn faſt um, — dort ſtand ſein Haus, das brannte lichterloh — das Wetter hatte hineingeſchlagen, ſchreiend und heulend ſtürzten Weib und Kinder ihm entgegen. Und da war auch der fremde Jäger wieder da, der höhnte ihn, daß er ein ſchlechter Freiſchütz ſei, der das Geheimniß nicht bewahrt habe. Und nun müſſe er bis zum jüngſten Tage jagen, Weib und Kinder müßten als Hunde ihn begleiten — am Tage müſſe er bei den zwei Raben im Walde wohnen, und Nachts durch die Lüfte hetzen.

Dieſes geſchah und geſchieht noch immer, und die Leute nennen das den wilden Jäger. Wer ihn hört und das Wauwau der Hunde nachmacht, dem wirft er Knochen herab, oder Stücke von verfaultem Wild und Pferden. Einen Mann aus Bornhövede iſt das geſchehen, auch einem aus Meinsdorf, die wurden gezwungen, ſelbſt von dem Braten zu eſſen. Der wilde Jäger hat insgemein viele Hunde, meiſtens kleine Dächſel und andere, manchesmal brennt den Hunden auf dem Schwanz ein Licht. Manchesmal zieht er mitten durch die Häuſer, und da thut er Niemand etwas, wenn nur die Leute ſich ruhig verhalten, und ſich an nichts kehren.

177. König Abels Jagd.

König Abel, der Brudermörder, war Zeit ſeines Lebens ein gewaltiger Jäger, und als es mit ihm zum Sterben kam, wünſchte er ſich, ſtatt der ewigen Seligkeit, ewig jagen zu dürfen. Dieſer Wunſch ward ihm gewährt zur ewigen Strafe. Kohlſchwarz im Geſicht, von zehn, manchmal feurigen aber kleinen Hunden begleitet, auf einem kleinen Pferde reitend, durchzieht er die Lüfte mit Lärm und Getöſe und gellem Hornruf. Sein Schrei tönt Hurra! Hurra! — Es war zur Zeit König Abels Leben nicht gut, ihm zu begegnen und iſts auch heute noch nicht. Ein alter Bauer aus Dorf Danewerk erzählte, wie ſeiner Großmutter ihre Großmutter noch eine junge Dirne geweſen, da hätte um das Danewerk herum noch viel Gehölz geſtanden, da hinein hätte die Dirne die Kühe getrieben und gehütet. Da habe ſie einmal unverſehens in der Luft ein fürchterliches Ramentern vernommen, und wäre König Abel in Lüften daher geſauſt mit ſeiner Jagd. Zehn Hunde, ganz weiße, hatte er bei ſich, die hatten feurige Zungen aus dem Halſe hängen. Ach, dachte die Dirne, nun bin ich ſo ganz allein! wie ſoll das wohl gehen! Sie hatte ein weißes Schürztuch um, das band ſie ab, und wickelte es um ihren Kopf, und ſetzte ſich bei einen großen Baum und weinte. König Abel kam nun heran und machte gar ein grauſiges Gepraſſel und Getöſe bei ihr herum, und dann zuletzt machte er ſich wieder von dannen. Von den Hunden des Königs Abel kam aber einer zu der Dirne heran, und ſprang ihr in den Schoos und legte ſich ſtill hinein. Wie nun der Lärm vorüber war, ſo nahm ſie den Hund im Schoos mit nach Danewerk, und da hat er ſein Geſchlecht vermehrt, daß noch immer ſolche Däckel dort gefunden werden. König Abels Jagd hat aber ſeitdem nicht mehr zehn Hunde, ſondern nur noch neun. König Abels Pferd braucht auch Futter. Auf dem Heſterberg bei Schleswig bringen die Bauern aus Mielberg, wenn ſie ein Stück Land mit Hafer beſäen, einen Sack voll mehr mit, als ſie brauchen, Nachts kommt hernach allemal Jemand, der den Hafer für ſein Pferd braucht. Darum geräth aber auch der Hafer auf dem Heſterberg am allerbeſten in ganz Schleswig.

178. Der Wode.

Im Lauenburger Lande heißt der wilde Nachtjäger Wode, mag wohl ein Namensnachhall des altheidniſchen Sachſenvolksgottes Wodan ſein. Der Wode jagt vornehmlich, wie der Harz-, Thüringerwald- und Vogtland-wilde Jäger in der Adventszeit und in den Zwölften. Er reitet das altheilige große weiße Roß, und es folgen ihm vierundzwanzig Hunde. Sein Pferd hat nur drei Beine. Wenn die Wodensjagd auf Zäune ſtößt, krachen ſie gleich zuſammen, über Nacht richten ſie ſich von ſelbſt wieder auf.[*] Des Woden Hunde bleiben bisweilen ermattet liegen, ſchnaufen, heulen und winſeln, ſo geſchah es in Wulfsdorf, in Fühlenhagen u. A. Andern Tages holt ſie der Wode wieder. Läßt eine Frau zur wilden Jagdzeit Wäſche im Freien hängen, ſo wird ſie von den Wodenshunden in Fetzen geriſſen. Bäckt Jemand zu dieſer Zeit, ſo kann es erleben, daß die Brotleibe als Jagdhunde auf und davon fliegen. Läßt Jemand die Hausthüre unverſehens offen ſtehen, ſo kann er gewärtigen, daß das Wodensheer hereinzieht, und hindurch, und daß die Hunde auffreſſen, was ſie vorfinden, abſonderlich den Brotteig. Doch weiß der Wode ſolchen Verluſt auch zu vergüten. Einſt klagte ein Bäuerlein erbärmlich, was es denn nun mit den Seinen eſſen ſollte, und ob es keinen Schadenerſatz erhalten ſollte? Der Wode ſchrie: jo, jo! ho! ho! — ſchmiß einen todten Hund aus der Luft herunter dem

---

[*] Aehnliches in Mitteldeutſchland. Dem Hauſe des Verfaſſers gegenüber liegt ein Garten, deſſen Zaun der wilde Jäger des Nachts öfters umwirft; dieſer Zaun richtet ſich aber nicht von ſelbſt wieder auf, ſondern der Nachbar Gartenbeſitzer läßt ihn allemal am Tage wieder aufrichten.

Bauer vor die Füße, und ſchrie dazu: wirf's Aas durch den Schornſtein! — Der Bauer erſchrak und that's. Der todte Hund war ſchwer. Auf des Bauern Heerd zerplatzte der Hundebalg, und es rollte die Küche voll Goldſtücke.

Der Wode jagt, wie der wilde Jäger im Voigtland die Wichtel, Holzweibel und Moosleute — die kleinen Waldfrauen, die Erd- und Bergmännchen, die die Leute dort im Lauenburger Lande Unterirdiſche nennen. Er vertilgte ſie ſo ziemlich von der Erde. Sein Hauptjagdweg geht um Krumeſſe herum über das Moor nach Beidendorf zu.

Ein Beidendorfer Bauer wollte einmal Abends nach Krumeſſe zu, da kam ein ganzer Schwarm Unterirdiſcher daher gelaufen, waren aber dasmal gar nicht bange und riefen: heut kann er uns nicht kriegen, heut ſoll er uns wohl in Ruhe laſſen, heut hat er ſich nicht gewaſchen! — Als der Bauer ein Stück weiter gegangen war, fuhr der Wode daher, und fragte den Bauer: was riefen ſie? und der Bauer antwortete: ſie ſprechen, du hätt'ſt dich von heut Morgen nicht gewaſchen! — Gleich ließ der Wode ſein Pferd halten, ließ es ſtallen und wuſch ſich damit — dann ging die Jagd los. Ehe der Bauer Krumeſſe erreichte, ſah er den Wode ſchon wieder kommen; der hatte ganze Bündel Unterirdiſche hüben und drüben am Pferde baumeln, wie Krammetsvögelklubs, und hatte ſie mit den Haaren aneinander gebunden. Jetzt jagt der Wode blos noch in der Luft, denn die Unterirdiſchen, meinen viele, hat er bereits alle von der Erde fortgebracht.

Auch im Mecklenburger Lande wird der wilde Jäger „der Wode“ genannt, und werden von ihm vielerlei ähnliche Geſchichten erzählt.

179. Die Unterirdiſchen.

Das Volk der Unterirdiſchen und der Glaube an daſſelbe iſt im deutſchen Norden und weiter nordwärts verbreiteter als irgendwo; es wohnt unter der Erde, häufig in den alten Grabhügeln und Hünenbetten; im däniſchen Schleswig heißt es Biergfolk, Ellefolk, Unnervarestöi, Unnerborestöi, auf Sylt Önnereröke, auf Föhr und Amrum Önnerkänkiſſen, in Holſtein Unnereröke, Dwarge. Seit undenklichen Zeiten wohnen ſie im Lande. Die Sage von ihrer Entſtehung lautet: Chriſtus der Herr wandelte einmal auf Erden, und nahte einem Hauſe, darinnen eine Frau wohnte, die hatte fünf ſchöne Kinder und fünf häßliche. Der Häßlichen ſchämte ſie ſich vor dem hohen Gaſt, und verſchloß ſie ſchnell im Keller. Wie nun der Herr in das Haus kam, ſprach er: Frau, laſſet eure Kindlein zu mir kommen. Und da brachte die Frau ihre fünf hübſchen Kinder, daß der Herr ſie ſegne. — Und wo ſind eure andern Kinder? fragte der Herr. Andere Kinder hab' ich keine, log das Weib. So — ſagte der Herr, und legte die Hände auf die fünf Kinder, und ſegnete ſie und ſprach: was drunten iſt, ſoll drunten bleiben, was oben iſt, ſoll oben bleiben. — Als der Herr hinweg war, lief die Frau in den Keller, ihre häßlichen Kinder heraus zu laſſen, aber da waren ſie verſchwunden. Aus ihnen iſt das Geſchlecht der Unterirdiſchen entſtanden.

Zahllos ſind die Orte, welche das Volk in Schleswig, Holſtein, Lauenburg, in Jütland und auf den Inſeln nennt und kennt, wo Unterirdiſche ſich aufhalten ſollen und noch viel zahlloſer die mannichfaltigen Sagen von denſelben. Die Onnerkänkiſſen auf Amrum haben ihr Weſen hauptſächlich im Fögedehoog bei den Dänen, da laufen ſie auf dem Waſſer Merum Schlittſchuhe. Ein Mann ließ ſich einfallen, ihnen nachzugraben, wie man einem Fuchs oder Dachs nachgräbt; da ſchrie es hinter ihm: Feuer! und wie er umſchaute, ſah er ſein Haus in hellen Flammen ſtehen. Eilend ließ er ab von ſeiner Gräberei und ſtürzte ſeinem brennenden Hauſe zu; als er hinkam, war keine Spur einer Flamme. Er war klug genug, ſich die Lehre zu merken, er grub nicht wieder.

Die Unterirdiſchen ſollen auch an Gott glauben, aber vom Chriſtenthum wiſſen ſie nichts, daher gehen ſie auch nicht zur Seligkeit ein.

Viele ſonderliche Kunſt wird den Unterirdiſchen zugeſchrieben, beſonders ſollen ſie die Verfertiger der ſo mannichfach geformten Grabtöpfe ſein, die in Hünengräbern ſtehen, und von alle dem ſchönen Schmuck und den bronzenen Waffen, die in der Erde und häufig ſelbſt in ſolchen Töpfen gefunden werden. Einen ſolchen Topf zu zerſchlagen, bringt kein Gluck (zeigt auch von geringem Verſtand). Mancher iſt über ſolchen nutzloſen Frevel ganz von Sinnen gekommen. Saame, aus ſolchen Gefäßen geſäet, gedeiht beſſer, als anderer, Hühner aus denſelben getränkt, werden nicht krank, Milch in ihnen hingeſtellt, rahmt beſſer und giebt mehr Butter.*)

Wie in Deutſchland vom Zwergenvolk die Sagen gehen, daß es Keſſel und ſonſtige Geräthe leihe, beſonders zu ſeinen Hochzeiten und Feſten — ſo findet im Norden der umgekehrte Brauch ſtatt, die Bauern leihen dergleichen bei den Unterirdiſchen, und geben es nach gemachten Gebrauch mit Speiſereſten zurück.

Was ſich die Leute zu Zittau in der Lauſitz von den in dortiger Gegend hauſenden Bergzwergen erzählen, daß ſie unſichtbar an Hochzeiten der Menſchen Theil nehmen, zwiſchen den Leuten ſitzen und mit ihnen eſſen, das wird auch im Pinnebergiſchen erzählt und im nördlichen Schleswig. Wer den Unterirdiſchen etwas, das ihnen gehört, wegnimmt, erzürnt und vertreibt ſie. Lärmenden Inſtrumentenſchall können die Unterirdiſchen nicht vertragen, am wenigſten aber den Klang der Glocken, der hat ſie faſt überall hinweggetrieben, und dieſer Glaube iſt übereinſtimmend in allen Landen.

Die Unterirdiſchen holen auch oft irdiſche Wehfrauen hinab zu ihren Wöchnerinnen, belohnen ſie ſcheinbar gering, aber wenn ſie das Geringfügige: Hobelſpähne, Sand, Aſche, Kohlen, Erbſen, Laub und dgl. nicht unklug wegwerfen, ſo verwandelt ſich's in Gold. Meiſt werfen ſie es aber weg, und bleibt nur ein kleines Reſtchen an der Schürze hängen oder fällt in den Schuh, und jene entdecken dann zu ſpät ihre Thorheit, und welchen Reichthum ſie verworfen.

---

*) Die Rahmtöpfe auf den Dörfern in der Gegend des Verf. haben noch ganz eine Form altdeutſcher Urnen, nur daß ſie etwas höher ſind; ohne Henkel, wenig bauchig, ſchmaler ausgebogener Rand, unglaſirt.

Unter dem Landvolke, ſo weit es noch an die Unterirdiſchen glaubt, herrſcht mehr Furcht und Abneigung gegen ſie, als Neigung und Liebe; ſie nennen ſie Untüeg, Unzeug (Gezügk ſagen die Thüringer).

Vom Verkehr der Menſchen mit den Unterirdiſchen, von Krieg und Frieden, Gunſt und Tücke, Raub und Wiederbringung, Gaben die Glück, Gaben die Unheil bringen und dergleichen mehr wären allein ganze Sagenbücher zu füllen.

Auch die Wechſelbälge ſind der Unnereerdiſchen unliebliche Früchte. Letztere ſtehlen neugeborene Menſchenkinder vor der Taufe, und legen ihre verſchrumpfelten Hutzelmännchen in die Wiegen. Mancher geht umher, und wenn er in den Spiegel guckt, weiß er nicht, ob er nicht vielleicht auch ausgetauſcht worden.

180. Die Kielkröpfe.

Es gab auch noch andere geiſterhafte Weſen von dämoniſcher Art, deren Natur im Guten und Schlimmen, doch mehr im letztern, mit der der Unterirdiſchen verwandt iſt. Wechſelbalg und Kielkropf iſt ſo ziemlich Maus wie Mutter. Beide Sorten ſind ausgetauſchte Kinder ohne Gedeihen, von häßlichem Ausſehen, die ſtets quengeln und weinen, und meiſt die Unterirdiſchen, wo nicht gar den Teufel zum Vater haben.

Durch Mißhandlungen, die dem Kielkropf angethan werden, wird meiſt die Mutter deſſelben gezwungen, ihn wieder zurück zu nehmen, und das der Mutter heimlich entriſſene eigene Kind zurück zu geben.

Einſtmals hat ſich eine Frau mit ſolch einem Kielkropf Jahr und Tag gequält; ſie hatte wahrſcheinlich vergeſſen, während ihrer Wochen bis zur Taufe Tag und Nacht Licht zu brennen, oder irgend ein Kleidungsſtück von ihrem Manne anzuziehen. Schon hatte ſie den Balg ſieben Jahre; er aß viel, aber wollte nicht wachſen, nicht laufen, nicht ſprechen lernen, hatte einen großen Dickkopf und ſpinnenbeinige Aermchen und Füßchen. Da kam zu der Bauernfrau eine alte Zatrin (Zigeunerin), der klagte die Frau ihr Herzeleid, das ſie jahraus jahrein mit dem Kinde habe, und die gab guten Rath, was die Bäuerin vornehmen ſollte, um zu ſehen, ob ihr Kind etwa ein Kielkropf wäre oder nicht. Dieſen Rath befolgte die Frau, ſie leerte ein Gänsei aus, füllte Bier hinein und kochte es über der Lichtflamme. Auf einmal begann der bisher ſtets ſtumm gebliebene Kielkropf an zu ſprechen, und ſagte:

Ich bin ſo alt,
Wie Brennholz im Wald,
So was hab' ich aber doch noch nicht geſehn!

So! ſagte die Bäuerin: biſt ſo alt, wie das Brennholz im Wald, ſo biſt du mein Kind nicht! und nahm ein Stück Holz und wollte auf das ungeſtaltete Kind losſchlagen, aber da kam gleich eine alte Unnereerdſche gelaufen, und nahm das Kind aus der Wiege, und ſagte: ſo will ich mein Kind nicht mißhandeln laſſen! — und da ſie weg war mit ihrem Balg, ſtand ein ſchönes wohlgewachſenes ſiebenjähriges Kind, das rechte der Frau, neben der Wiege.

Aehnliches widerfuhr einer Frau in Jäderup bei Hadersleben, welcher eine kluge Nachbarin rieth, den Wechſelbalg in den geheizten Backofen zu ſchieben. Als ſie dies thun wollte, kam ſchnell die unterirdiſche Mutter, brachte das umgetauſchte Kind und ſagte: ſo ſchlecht hätte ich nimmer an deinem Kinde gethan! indem ſie ihr Kind nahm und verſchwand.

Im Dorfe Böken bei der Stadt Lauenburg war ein wunderthätiges Marienbild von Holz, das heilte viele Kranke. Nun hatte in einem nahen Nachbardorfe ein Bauer lange Zeit in kinderloſer Ehe gelebt, und hielt deshalb ſeine Frau ſehr übel. Endlich fühlte die Frau ſich in Hoffnung, das machte den Bauer ganz glücklich und er trug nun die Frau faſt auf den Händen. Aber als ſie geboren hatte, tauſchten die Unterirdiſchen ihr Kind aus, und legten einen Kielkropf ein, der hatte einen Kopf wie eine Metze, und ſpindeldünne Gliedmaaßen. Auch wuchs nichts an ihm, als nur der Kopf, der wurde größer als beim größten Menſchen. Nach drei Jahren glich der Kopf des Jungen einem Rieſenkürbis, und dabei konnte das Kind nicht ſtehen noch gehen, noch ſprechen, aber quarren und plärren den ganzen Tag, das konnte es meiſterlich. Eines Abends, als die Frau dieſes Goldſöhnchen auf dem Schooße hatte und ſich mit ihm abquälte, ſprach ſie zu ihrem Mann: du, mir fällt was ein, vielleicht kann uns noch geholfen werden; morgen iſt Sonntag; nimm doch das Kind und die Wiege und geh damit nach Böken zur Mutter Maria, ſtelle die Wiege vor ſie hin, und wiege das Kind eine Zeitlang, vielleicht daß es hilft. — Das will ich wohl thun, ſagte der Bauer, und ging am andern Tage mit dem in die Wiege wohl verpackten Kielkropf los. Als er auf die Brücke von Böken kam, rief drunten eine Stimme mitten aus dem Waſſer heraus:

Kielkropp, wo wullt du hen?

und da antwortete das Kind in der Wiege:

Ik wil my laten wegen,
Dat ik ſal gedegen (gedeihen).

Da war der Bauer vor Verwunderung außer ſich, daß ſein Balg auf einmal ſprach, beſann ſich aber gar nicht lange, ſondern ſchmiß Kind und Wiege ins Waſſer hinab und ſchrie hinterdrein:

Kanſtu nun ſpräken, du Undeert,
Denn ga dorhen wo du't haſt geleert! —

Da erhob ſich unter der Brücke groß Schreiens, als rieſen eine Menge Leute; und die Kielkröpfe tummelten ſich luſtig im Waſſer, der Bauer aber lief was er laufen konnte, heim zu ſeiner Frau.

Eine faſt gleiche Sage geht in der Gegend um Halberſtadt, da redet auch der Kielkropf im Korbe:

Ick well gen Hackelſtadt (wohin eine Wallfahrt war),
to unſer leven Fruggen, und mi laten wigen, dat ick möge gedigen.

Da warf der Bauer ebenfalls Kind und Korb ins Waſſer, und die kleinen Teufel puddelten und purzelten mit Geſchrei luſtig im Waſſer herum.

181. Die Niſſen und die Wolterkens.

In den nordiſchen Landen heißen die Waſſergeiſter Niſſen, auch Klabautermännchen, auch Neſſe, Puge, Puke, Niskepuke, ſind aber doch, wie die Kaboutermannekens in Holland, auch zugleich Hausgeiſter hülfreicher Art, und der Glaube an ſie iſt allverbreitet. Neben ihnen beſtehen auch noch die Wolterkens, ebenfalls Hausgeiſtchen, Hausknechtchen, was die deutſchen Heinzchen, Hütchen, Heimchen ſind; der deutſche Name Heimchen findet ſich im Nordiſchen als Chimeken wieder, und ſonſt haben ſie auch noch gar verſchiedene Eigennamen, wie guter Johann, Koome u. A. Zum gleichen Geſchlecht werden gezählt die Schreckgeſpenſter, der Büſemann, was in Deutſchland der Butzemann, Pötz, Pöpel (Hullenpöpel), der Pulterklaes, der Roppert — in Deutſchland der Herſcheklaes (Nicolaus), Knecht Rupprecht und dergl.

Auf einem Schiff in See klingelte der Kapitain dem Schiffsjungen und befahl eine Flaſche Wein und zwei Gläſer zu bringen. Verwundert fragend ſah der Junge ihn an. Wie er das Verlangte brachte, ſaß ein Klabautermann am Tiſch beim Kapitain, der Geiſt des Schiffes, ſprach mit dem Kapitain und trank dann mit ihm. Ein kluger Kapitain wird ſtets gut Freund mit dem Klabautermann ſeines Schiffes ſein, denn dann geht alles gut, kein Sturm hat dem Schiff etwas an, kein Brand bricht aus, kein Mangel, keine Krankheit, kein Seeräuber kann es kapern. Findet das Gegentheil ſtatt, wird der Klabautermann ungut behandelt, ſo giebt es Lärm, Unordnung, Verwirrung, Meuterei, Feuer, Sturm und Untergang, und im beſten Falle viele viele unſichtbar ertheilte Maulſchellen und Prügel. — Einſt fuhr Doctor Fauſt über See. Er hatte ſich ein gläſern Schiff erbaut; weil er alle Wiſſenſchaft der Erde kannte und ſtudirt hatte, wollte er auch nun das Meer ganz genau ergründen, und da hatte er in ſeinem gläſernen Schiffskaſten einen Niß, der mußte das Schiff lenken, vor Klippen bewahren, mit ihm untertauchen, bis zum Grunde, daß Doctor Fauſt alle Untiefen kennen lernte und alle guten Fahrwaſſer. Und dazumal hat Doctor Fauſt die Seekarten erfunden, und hat die erſten gezeichnet, denn vor ihm gab es keine. Eines Tages kamen ſie an die Fährſtelle am Eingange des Flensburger Hafens, da hatte es aber einen Faden — und war eine recht gefährliche Stelle, und das Glasſchiff wäre um ein Haar krachen gegangen. Aber Doctor Fauſt ſchrie ſeinem Niß zu: hol Niß! — da hielt der Niß das Schiff, daß es ſtand, und nicht weiter gegen die Strandklippen fuhr. Von der Zeit an heißt jene Stelle bei den Schiffsleuten Hol-Niß-Fähr.

Die Niſſen wohnen in den Häuſern in kleinen Balkenlöchern und ſonſtigen Winkeln; wird ihnen brav Grütze mit Butter, auch Milch und Butterbrod vorgeſetzt, ſo ſind ſie die hülfreichſten Gäſte, wer es mit ihnen nicht gut meint und trifft, dem geht alles die Quer, er verarmt und geht zu Grunde.

Zur Sage von den Niſſen miſcht ſich ein Zug, der mit jener vom Alraun und Galgenmännlein tiefſinnig zuſammenhängt, nämlich der, erkauft zu werden um den billigſten Preis. Wer den Niß nicht mehr loswerden kann vor ſeinem Tode, denn höher, als man ihn ſelbſt kaufte, ihn weggeben, oder wegwerfen, verſchenken und dgl. kann und darf man nicht, da kehrt er immer wieder — verfällt dem böſen Feind. Ein ſolcher Niß iſt dann nicht mehr Hausgeiſt, er iſt Alraun, Spiritus familiaris, und wer ihn beſitzt iſt Teufelsbündner. Ein ſolcher Niß wird insgemein in einem Kaſten verwahrt und gut gepflegt, gleich dem Alraun. In der Regel trägt er ein rothes Mützchen. Es kommt auch vor, daß Niſſen miteinander uneins werden, da ſie ohnehin heftiger und jähzorniger Natur ſind und ſich prügeln. Ein Niß zu Süderenleben ſtahl für ſeinen Bauer in einer Zeit, da es ſehr an Heu gebrach, als für ſeinen Herrn Heu aus der Scheune eines Hufners in Söderup, und dieſes Hufners Niß ſtahl zu gleicher Zeit Heu vom Boden des Süderenlebener Bauers. Unterwegs trafen ſie aufeinander, und prügelten ſich die ganze Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch, ſo daß ſie darüber ganze große Haufen von Heu verloren und auf einer Wieſe verſtreuten, die heißt davon noch heute Pugholm. So ging es auch mit zwei Niſſen in Sundewith, die Hafer geſtohlen hatten an verſchiedenen Enden, die ſtießen aufeinander, daß ſie über vier Scheffel ausgedroſchenen Hafer aus den Hafergarben verloren, welche ſie trugen. Der Niſſen Hochzeitzüge gingen oft unſichtbar, den Begabten auch ſichtbar durch die Stuben, mit großer Pracht und höchſt zahlreich, wie in der deutſchen Sage.

Die Wolterkens wohnen vornehmlich in reichen, vorrathbegabten Häuſern, verrichten Küchendienſte, Mägde- und Knechte-Arbeit, ziehen Waſſer, beſorgen das Vieh, binden die Beſen, und lieben es, wenn ein Bauer ſein Haus mit den Seinen — oft der Unruhe halber, die er von ihnen hat — verläßt, im Beſengeſtripp zu ſitzen und ſich mit in die neugewählte Wohnung tragen zu laſſen, und dann neckiſch zu rufen: wir ziehen um!

Will einer all dieſes dämoniſche Geſindlein, wie es heißen mag: Klabautermännchen, Unterirdiſche, Niſſen, Puke, Wolterkens u. ſ. w. mit aller Gewalt los ſein, ſo giebt es nur ein Mittel: er muß vor jedem Ausgang des Hauſes ein Wagenrad ſtellen, und dann das Haus ſammt allem Geräthe, das darinnen iſt, bis auf den Grund niederbrennen. Dieſes ſelbige Mittel ſoll auch das unfehlbar beſte zur Vertilgung der Wanzker ſein.

182. Allerünken.

Allerünken heißen im Ditmarſchen die Alräunchen, wenn ſie nicht Eigennamen haben. Eine Bauernfrau hatte ſo ein Ding im Hauſe. Sie brauchte blos ein wenig Teig anzurühren, ſo wuchs ihr der ganze Keſſel voll Klöße. Ein neues Dienſtmädchen erfuhr von andern auf dem Felde, daß ihre Frau in einem Koffer das Allerünken verſchloſſen halte. Neugierig, wartete das Mädchen nur den Sonntag ab, als Bauer und Bäuerin in die Kirche waren, um zu ſtöbern und zu ſuchen, und richtig, ſie fand den Schlüſſel zum Koffer in ſeinem Verſteck, und ſchloß auf. Eine kleine Puppe lag in dem Koffer, hatte Kleidchen an, war weich gebettet, und bewegte ſich. Der Magd kam das Ding graulich vor, ſie ſchlug den Deckel zu, und legte den Schlüſſel wieder an ſeinen Ort. Mittags nahm ſie die nöthige Menge Mehl zu Klößen für das Haus und Geſinde — Herr Gott, wie quoll und ſchwoll das! Alles voll, alles voll! das ganze Dorf hätte ein Klößeeſſen halten können. Jetzt kam die Frau nach Hauſe und ſah den Vorrath. „Was fällt dir ein? was ſoll dieſe Menge? biſt du unklug? — Das Mädchen antwortete: ich habe nicht mehr Mehl zum Teig genommen, als nöthig war. — Ha — ſo haſt du — geh — waſche dir einmal die Hände und halte dein Maul! — Wie das Mädchen ihre Hände gewaſchen hatte, war ihr die Kraft des Allerunken verloren.

Manche haben auch das Allerünken Mönöloke genannt. Verfertigt wurde es in des Teufels Namen von weißem Wachs, in einen Rock von blauem Taffet gekleidet, und darüber ein Wamms von ſchwarzem Sammet, Hände und Füße blieben blos. Sie mußten gut verwahrt und reinlich gehalten werden, dann wurden die Beſitzer reich. Wollte einer viel Getreide, ſo ſtellte er die Mönöloke unter den Getreidehaufen, Geld — unter den Geldkaſten u. ſ. f.

183. Das Glück der Ranzau.

Das Geſchlecht der Grafen Ranzau iſt uralten Herzoglich Schleswigſchen Stammes. Einer Urältermutter dieſes Geſchlechtes begegnete es, daß ein kleines Männlein mit einer Laterne zu ihr kam, und ſie in einen Berg holte, zu einer Wöchnerin bei den Unterirdiſchen. Sie legte derſelben nur die Hand aufs Haupt und alsbald genas das Zwergen-Weiblin glücklich. Das Männlein begleitete dann die edle Frau wieder nach ihrem Schloſſe zurück, und gab ihr einen Klumpen gediegenes Gold und ſagte: laſſe daraus fertigen fünfzig Rechenpfennige, einen Hering und zwei Spindeln, und verwahre das alles wohl bei deinem Geſchlecht, denn ſolches wird ſtets in Ruhm und Ehre bleiben, ſo lange von dieſen Stücken nichts verloren geht. — Dieſes geſchah, und die Stücke haben noch auf lange Zeit dem Hauſe Glück gebracht. Es ſoll ſich dieſe Thatſache, die auf ſehr verſchiedene Weiſe erzählt wird, auf dem Schloſſe Breitenberg zugetragen haben. Den goldenen Hering hatte zuletzt Joſias von Ranzau, ein tapferer Degen und kriegsluſtiger junger Held. Er ließ ſich ein gutes Schwert fertigen und den Hering an deſſen Griff umbiegen und als Bügel anbringen, trat dann in franzöſiſche Dienſte, hatte Glück in unzähligen Schlachten, und wurde zuletzt Generalfeldmarſchall. Fechten und Raufen war ſeine höchſte Luſt, dabei war er freilich unüberwindlich durch das Erbſtück der Ahnfrau. Das wurde ihm, weil es ruchbar geworden, einſtmals von einen Kriegskameraden, Caspar Bockwold, ins Geſicht geſagt, er habe gut Fechten und Händel ſuchen, man wiſſe wohl, daß er feſt ſei und ſein Muth und ſeine Tapferkeit im Hering ſeines Degengriffes ſtecke. Darüber ergrimmte Junker Joſias höchlichſt, ſchleuderte alsbald ſeinen Degen von ſich in den Rhein, und forderte Caspar Bockwold auf der Stelle zum Zweikampf, und beſiegte ihn dennoch. Selten ſchlug es ihm fehl, als Sieger aus ſolchen Kämpfen zu gehen, er hatte deren aber ſo viele, daß er auch gar manche böſe Scharte davon trug. Als er zu hohen Jahren kam, hatte er nur noch ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein, und außerdem noch an ſeinem Leibe ſechsundfunfzig Male ſchwerer Wunden.

184. Schwertmann.

In einem Hofe, Namens Rothwiſch, in der Krempnermarſch, lebte vor deſſen auch ſolch ein Raufbold, aber noch viel ſchlimmer, denn er trieb es gar arg mit allen tollen Streichen, und hieß Schwertmann. Der hat für ſeine Uebelthaten gar lange als Geſpenſt umgehen müſſen, als Feuermann, und hat die Leute geſchreckt und geängſtigt. Als Schwertmann geſtorben war, ſah man ihn auf ſeinem Leichenwagen wieder nach Hauſe fahren. Beim Leichenſchmauſe ſaß Schwertmann unter den Leidträgern. Bald guckte er da, bald dort aus einem Fenſter, einem Korbe, einer Lucke, mit ſchrecklicher, abſchreckender Fratze. Als Pfarrer und Küſter kamen und dieſen Geiſt bannen wollten, warf er ihnen alles Böſe, das ſie heimlich gethan, laut vor, bis zum geringſten. Endlich überwand ihn der Schulmeiſter, der im Ueberwinden Uebung hatte, und trug ihn nun nach dem wilden Moor, ihn zu bannen. Da ziſchelte ihm Schwertmanns Geiſt ins Ohr: nur nicht zu tief in den Sumpf, hörſt du? nur nicht zu tief. Als Schwertmann nun dorthin gebannt war, aber eben nicht zu tief, ſo wandelte er von Zeit zu Zeit als Feuermann herum, und ſchreckte viele Leute. Die größte Pein litt er an ſeinen brennenden Füßen; wo er Schuhe fand, zog er ſie an, weil ſie ſeinen Brandſchmerz linderten, es paßten ihm auch alle, nur konnte er kein Paar lange tragen, weil er jedes gleich durchbrannte. Oft bat er ſelbſt Leute um Schuhe, die gleich verſchwanden, ſobald ſie ihm hingeſetzt wurden. Endlich hat ein Bäckergeſell dieſen ruheloſen Geiſt in einer Kiepe gefangen und ſie ins Meer geſenkt, ſeitdem war Ruhe vor ihm, aber ſein tolles Weſen bei ſeinem Leben und nach ſeinem Leben, das blieb im Gedächtniß der Leute, und ſie ſprachen ſprüchwörtlich, wenn es wo recht wild und toll und übel herging: da regiert Schwertmann.

Wenn einmal einer etwa die Kiepe zufällig auffiſcht und öffnet, da wird er ſchon ſehen, was für einen Fiſch er gefangen hat.

185. Die ſchwarze Greth und das Danewerk.

König Chriſtoph I. von Dänemark hatte zur Gemahlin des Pommerherzogs Sambor Tochter, das war ein arges Zauberweib; ſie hieß nur die ſchwarze Greth und hatte den Beinamen Springheſt. Sie iſt die Urheberin des berühmten Danewerkes, jenes rieſigen und weiten Walles; den zu erbauen, ſchloß ſie einen

Bund mit dem Teufel, und gebot ihm, in einer Nacht den Wall fertig zu machen; nur ein einziges, und zwar eiſernes Thor ſolle hineinkommen, dafür ſolle dem Teufel gehören, was zuerſt durch das vollendete Werk ſchreite. Da ſtellte der Teufel ein zahlloſes Heer von Arbeitern in das Feld, davon füllte jeder nur dreimal ſeinen eiſernen Hut voll Erde, ſo war der Wall fertig, und der Teufel ſtellte ſich hinter dem Thorflügel auf die Lauer, ſah auch ſchon einen gutgekleideten Reiter die Landſtraße daher kommen, und freute ſich auf den Fang. Aber zufällig hatte der Reiter einen Pudel bei ſich, der lief vornweg nach Hundeart, und der Teufel riß ihn wüthend in Stücke, wie auf der Reußbrücke die Gemſe, auf der Regensburger Brücke den Hund, im Dom zu Aachen den Wolf, und wo ſich ſonſt dieſer Sage ein Wiederhall findet.

Da nun die wilde ſchwarze Greth, Springheſt genannt, überhaupt ein gottloſes, unſeliges Leben führte, ſo ward ihr zur Strafe ihrer ſchrecklichen Sünden von Gott geboten, allnächtlich über ihr Teufels- und Danewerk als Geiſt zu reiten. Da haben viele Leute ſie geſehen. Ihr Anzug iſt ganz ſchwarz, aber ihr Pferd iſt weiß, und ſein Odem iſt Feuer. Zwei Geiſter in weißen Kleidern folgen ihr, und da rennen und ſprengen die drei wie der wilde Jäger von Hollingſtede bis Haddebye. Dieſes Geſpenſt leidet nicht, daß auf ſeinem Walle etwas angebaut werde. In der Nähe von Haddebye heißt ganz beſonders eine Stelle im Danewerke nach der Springheſt Margrethenwerk, da läßt ſie ſich am häufigſten ſehen.

Einſtmals erſchien ſie armen Fiſchern vom Schleswiger Holm, die traurig waren, daß ſie nach einer arbeitvollen Nacht nichts gefangen hatten, in aller ihrer königlichen Pracht, mit Perlen und Demanten geſchmückt, — wie man ihr Bild im Schloſſe zu Huſum ſah, und gebot ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, aber den beſten Fiſch, den ſie fingen, den ſollten ſie wieder in das Waſſer werfen. Die Fiſcher thaten den glückhafteſten Zug, der ſeit St. Petri Zeiten gethan worden, und der beſte Fiſch der hatte Floſſen von Smaragd, Schuppen von gemünztem Gold, und ſeine Naſe war mit Perlen beſetzt. Der eine Fiſcher wollte dieſes Prachtſtück gleich wieder in die Fluth werfen, dem andern aber fraß die Habgier am Herzen, und er verbarg den Fiſch gegen den Willen des andern, ſeines Gefährten. Raſch wurde fortgerudert, aber da begannen alle andern Fiſche auch Schuppen von gemünztem Golde zu bekommen, und Perlen am Oberkiefer, und Edelſteine ſtatt der Floſſen, und da wurde der Kahn ſo ſchwer, ſo ſchwer, und ſank, und der Habgierige mußte ertrinken, der andere aber konnte nur mit genauer Noth ſein Leben retten.

186. Prinzeſſin Thüra.

Auf der Thürenburg beim kleinen Danewerk ſaß vor langen Zeiten eine Königstochter, die hieß Thüra, nach ihr iſt auch der Berg genannt. Nun kam dazumal ein fremder Prinz, um ſie zu freien, der war aber ſo häßlich, daß Niemand ihn erſehen konnte, auch die Prinzeß nahm ihn höchſt ungern, konnte es ihm aber nicht abſchlagen. Endlich fiel ſie auf einen Rath. Kurz vor der Hochzeit nahm ſie mit dem Bräutigam einen Spazierritt auf dem alten Wall nach Hollingſtede vor, da ging damals noch eine Inbucht von der Weſterſee herein. Auf dem Rückweg ließ die Prinzeſſin ihr Schürztuch fallen, als ob der Wind es ihr entführte. Da ſagte der Prinz: Prinzeſſin, ihr habt euer Schürztuch fallen laſſen, wollt ihr es nicht mitnehmen? — Darauf antwortete ſie: ei, wenn ihr ein redlicher Ritter ſeid, ſo ſolltet ihr, junger Herr, doch ſelbſt abſteigen und mir das Tuch aufheben! — Da ritt er hin zur Stelle und bückte ſich vom Roß, und die Prinzeſſin ritt auch hin, zog, wie er ſich bückte, ſein Schwert raſch aus der Scheide, und hieb ihm den Kopf ab. Als ſie nun nach Hauſe kam, und gefragt wurde, wo ſie denn ihren Bräutigam gelaſſen habe? da ſagte ſie: ach, wir ritten dem alten Wall entlang, da ſind die Unholde über uns gekommen, und haben dem Prinzen den Kopf abgeſchlagen, ich aber bin hinweggeritten. — Da wurde der Todte aufgeſucht und in einen Rieſenberg (Hünengrab) gelegt, auf das Esperſtorfer Feld, wo man es in den Dreibergen nennt.

187. Die Saſſen und die Jüten.

Vor Zeiten war, wie ein Mann zu Kurborg bei Schleswig am Danewerk erzählt hat, dieſer Wall die Grenzſcheide zwiſchen Jütland und dem Lande der Saſſen, und den alten Wall, der das Danewerk heißt, den hätten die Jüten erbaut. Sie gruben, den Wall noch ſicherer zu machen, da ſie mit den Saſſen in einem heftigen Kriege begriffen waren, auch noch einen Graben davor, der heißt noch heute der Kuhgraben. Und da banden ſie eine Schaar rothe Ochſen zuſammen, ſteckten auf jedes Ochſenhorn ein Wachslicht, hingen ihnen weiße Tücher über die Köpfe, und dachten damit den Saſſen bange zu machen. Aber die tapfern Saſſen nahmen den Kuhgraben, und die Ochſen dazu. Nachher lagen ſie aber lange vor dem eigentlichen Wall; endlich fanden ſie eine Stelle zum Hindurchkommen. Der Wall ging nämlich durch ein Torfmoor, und war an dieſer Stelle blos von Torf aufgeworfen. Da ſteckten die Saſſen Feuer in den Wall, und brannten das Stück bis auf den Grund nieder. Noch iſt die Stätte zu ſehen, und heißt der Sydergrund. Da nun die Saſſen den Jüten immer näher kamen, vergruben dieſe ihre Kriegskaſſe in den Sydergrund, und die Saſſen drangen durch den Wall, und erſchlugen in einer großen Schlacht zwanzigtauſend Mann, dann kehrten ſie wieder um. Die Jüten aber ſammelten ſich auf's Neue, und ließen ſich vernehmen: noch ſind ſie nicht den Kropperbuſch vorbei! Sie trieben nun die Saſſen auf die Haide, und ſchlugen bei Kropp die zweite Schlacht. Da haben die Saſſen vierzigtauſend Mann verloren, und davon iſt das Sprüchwort entſtanden: noch iſt er nicht den Kropperbuſch vorbei. In dieſer Schlacht verloren die Saſſen auch ihren Feldherrn, das war ein Mann von ſolcher Stärke, daß er mit ſeinem bloßen Finger in jeden Stein ſchreiben konnte. Nicht weit von Auſchlag liegt noch ſo ein Stein, den er hingeworfen hat in der Schlacht, da ſieht man noch alle fünf Finger, wie ſie in den Stein eingegriffen haben.

188. Todtenkopf wandert.

Nicht weit von der Jütland-Grenze lagen zwei Burgen, Fobeslet und Drenderup, die Güter ſind noch vorhanden. Auf Drenderup ſaß ein wüſter Geſell, Ritter Adelbrand, auf Fobeslet aber ein holdes Fräulein, Antoliſſe geheißen. Der Ritter liebte das Fräulein, und das Fräulein haßte den Ritter. Sie ſagte ihm, er ſehe aus wie ihres Vaters Hund, und ein andersmal: er ſei nicht beſſer, als ein alter Pantoffel. Das verwandelte des Ritters Liebe in grimmen Haß, und er ſchwur dem Fräulein furchtbare Rache. Sieben Jahre bewachte er ihre Burg, ſieben Jahre durfte ſie ſich nicht heraus wagen, und da ſie dieß auch nicht that, ſo bekam er ſie nicht in ſeine Gewalt. Da gab er, ſcheinbar des Harrens müde, ſeine Bewachung auf, und reiſte weg, und bald kam das Gerücht, er ſei geſtorben. Sieben Jahre war das Fräulein Antoliſſe in keine Kirche gekommen, ſie ſehnte ſich in eine ſolche, und da ſie nun ſich ſicher glaubte, ſo verließ ſie ihre Burg mit ihrem Gefolge. Plötzlich brach aus einem Hinterhalt Ritter Adelbrand, verſprengte die Diener und ergriff die Unglückliche, die ſeine Liebe mit ſo bitterm Hohn gelohnt. Er band ſie an den Schweif ſeines Pferdes, und jagte ſo mit ihr davon, auf ſeine Burg zu. Ihre Mutter ſah's von den Burgzinnen, und ſtarb mit Antoliſſe zu gleicher Zeit. Als Adelbrand ſeine wilde Rache gekühlt, tödtete er alsbald ſich ſelbſt. In Drenderup begrub man die drei Leichen. Aber Adelbrands Schädel fand keine Ruhe in der Gruft; wie er ſo raſtlos ſieben Jahre arger Gedanken voll geweſen, ſo ſpukte und rollte er bald da bald dort umher, ſchreckte die Menſchen und weilte in keinem Grabe.

189. Die ſchwarze Schule.

Viele Sagen gehen in Nordfriesland und im Nordditmarſchen von der ſchwarzen Schule, in welcher kein anderer der Schulmeiſter iſt, als der Teufel ſelbſt. In dieſem ſeinen Seminarium unterrichtet der Schwarze junge Theologen und Schulmeiſter in gar mancherlei geheimen Künſten, doch nicht umſonſt, ſie müſſen ihm ihre Seele verſchreiben, und eine gewiſſe Bedingung feſthalten, fehlt einer deren und verſieht's einmal, ſo iſt ſeine Seele verloren. Die meiſten verſehen's. Da muß einer nur ein Strumpfband tragen, ein anderer darf ſich nur einmal die Woche raſiren, ein dritter darf nie anders die Strümpfe anziehen, als verkehrt. Die Künſte, welche dieſe ſchwarzen Scholaren lernten, beſtanden in Bannen, Feſtmachen, ſich an andere Orte ſchnell hinzücken, erfahren, was daheim geſchieht, und wenn ſie noch ſo weit vom Hauſe ſind, andere, beſonders Diebe, ſtehen bleiben machen, ſie feſtſchreiben, feſtleſen und dgl. Bisweilen glückt es einem oder dem andern, den Teufel, der ſeinen Bündnern fort und fort nachſtellt, und dahin wirkt, daß ſie das Gelobte nicht halten, zu überliſten, denn manchem Paſtoren und Schulmeiſter auf dem Lande iſt fürwahr der Teufel ſelbſt noch nicht klug und ſchlau genug. Es wird viel geſprochen von einem Paſtor in Medelbye, im Amte Tondern, des Namens Fabricius, der konnte mehr als Brod eſſen, weil er in die ſchwarze Schule gegangen, und der durfte niemals zwei Strumpfbänder anlegen, ſondern immer nur eins. Damit er nun ſich vergäße, lagen gar manchesmal früh beim Aufſtehen zwei Strumpfbänder auf ſeinem Stuhle, damit fing ihn aber der Teufel keineswegés. Hierauf plagte der Teufel das Mädchen, das für den Pfarrer Strümpfe ſtrickte, als Floh, da ließ ſie oft die Maſchen fallen, und juckte ſich, und da wurden die Strümpfe zu weit, weil ſie ſich auch zum öftern verzählte, nun fiel der Strumpf ohne Band herunter auf die Ferſe, das verſchlug aber dem Pfarrer alles nichts, er band ihn doch nicht feſt, ſondern ließ ihn hängen, und der Teufel konnte ihm nichts anhaben. Ein anderer Paſtor, hieß Ziegler, durfte auch nur ein Strumpfband tragen, doch nur auf Zeit eines Contractes mit dem Teufel, nach deſſen Ablauf wollte jener kommen und ihn holen. Da nun die Zeit um war, kam der Teufel früh morgens, und der Pfarrer zog ſich langſam an; zuerſt zog er die Strümpfe verkehrt an, das war dem Teufel ſchon ganz zuwider, dann zog er ſich weiter ſehr langſam an, und der Teufel verlor die Geduld, und ſagte: mache endlich, daß du fertig wirſt! das dauert ja eine Ewigkeit! ich habe mehr zu thun. Jetzt warte ich keinen Augenblick länger, als bis du dein Strumpfband angelegt. — Der Paſtor Ziegler hatte ſchon das Strumpfband in der Hand, aber als der Teufel das ſagte, legte er es ganz langſam wieder hin, ſprach zum Teufel: guten Morgen! — und legte ſich auf die andere Seite. Wüthend fuhr der Teufel von dannen, und kam nimmermehr wieder, und nimmermehr wieder trug der Paſtor ein Strumpfband. Als er noch einmal herum geſchlafen hatte, nahm er eine Scheere, und ſchnitt ſeine Strümpfe unter der Wade ab, ſo erfand er die Strumpfſocken, wie ſie die meiſten Männer jetzt tragen, und brauchte keine Strumpfbänder mehr.

190. Spottnamen und Schildbürger im Norden.

Im innern Deutſchland denken wir Wunders, was für weiſe Lalenburger wir im Schwaben- und Frankenlande, in Schilda und Schöppenſtätt, in Waſungen und Ummerſtadt u. ſ. w. haben. Da ſchaut einmal hinauf nach Ditmarſchen und Schleswig-Holſtein, da iſt des Volkes Neckluſt lebendig über alle Maaßen. Da ſind die Jagler bei Schleswig, die heißen die tollen Jagler, wie auf dem Rhöngebirge die Einwohner des Dorfes Ditges die tollen Dittiſer; die wollten einen Balken partout die Queere durch ihr Thor ſchaffen, bis ſie einen Spatzen mit einem Strohhalm fliegen ſahen, der den Halm zur Längſt in ſein Neſt zog. Die Hotſtrupper haben eine Scheuer, in der ſie alle Dummheiten einheimſen und aufſpeichern, daher das Sprüchwort gilt: geh nach Hotſtrupp und laß dir die Narrheit verſchneiden. Zu Gabel ging es mit einer Katze faſt gerade wie zu Waſungen. Sie kauften ſolch ein rares Thier zum Mäuſeausrotten für dreihundert Thaler. Als der Handelsmann fort war, fiel den Gablern erſt ein, daß ſie zu fragen vergeſſen, was denn dieſes Thier freſſe? (Zu Waſungen kam die Rückantwort: die Katze frißt alles, da entſtand große Furcht, und man ſchaffte ſchleunigſt die Katze wieder ab.) Dem reitenden nacheilenden Boten aber rief der Händler zu: Milch und Mäuſe! — Nun pfiff gerade der Wind etwas ſtark, und der Bote verſtand: Milch und Menſchen! und brachte im Galopp dieſe Antwort zurück. Welch ein Schreck! Wie da zu rathen und zu helfen? Im äußerſten Haus war ſchon die Katze, ſie ſollte von da reihum gehen, wie der Dorfſpieß. Man wagte ſich nicht an das menſchenfreſſende Unthier, man ſteckte das Haus in Brand, da ſollte es drinnen verbrennen. Als das Haus im ſchönſten Brennen war, wurde es der Katze zu warm darin, ſie ſprang daher geſchwinde heraus und lief in das nächſte. Das wurde auch angeſteckt; die Katze ſprang von da, weil es wieder zu warm wurde in das dritte Haus, und immer ſo fort, bis kein Haus mehr da war, da lief ſie über Feld, und kam nicht wieder. Die Gabler aber waren froh, daß ſie die Katze und zugleich auch ihre Hausmäuſe los waren, wie jene Guten, die ihr Haus niederbrannten, um die Wolterkens ſammt allen Wanzkern los zu werden. Die Romöer ſind auch eine kluge Sorte. Sie wollten gern ihre Kirche zwei Ellen weiter ſchieben, und meinten, da nur wenige Leute dieſe erbaut, ſo würden viele Leute die Kirche doch leicht fortſchieben können. Damals trug man allgemein zu Romöe rothe Jacken; alle hatten welche, nur Paul Moders, ein armer Robbenfänger, hatte keine. Da ſagte er, alle Romöer ſollten ſich an der Nordſeite zum Schieben aufſtellen, an der Südſeite aber eine Jacke zwei Ellen weit von der Kirche legen, damit man richtig ſehen könne, ob die Kirche weit genug geſchoben ſei. Der Vorſchlag gefiel, die Jacke ward hingelegt, und alles ſchob. Jetzt kam Paul Moders und ſchrie: genug! genug! haltet ein! Ihr habt die Kirche ſchon über die rothe Jacke hinüber geſchoben, ihr Simſone, ihr! — Da waren die Romöer froh, daß es ihnen ſo wacker gelungen war. Am nächſten Sonntag wunderte ſich Jedermänniglich, daß auch Paul Moders mit einer rothen Jacke in die Kirche kam, konnten gar nicht begreifen, wie der arme Thranſchlucker zu einer rothen Jacke gekommen war.

Die Büſumer an der See, die ſind auch von den Pfiffigen. Einſtmalen gingen ihrer Neun zu baden, und ſchwammen wie die Enten. Jetzt hob ſich der Vordermann und ſagte: mine Jongens, ik mutt doch würſtig mal tellen, ob ay noch all dohopen ſünt. Nun zählte er: einer, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, ich bin ich, es muß beim Donner, einer verſoffen ſin! Stille, laßt mich einmal zählen! rief ein Anderer, und zählte gerade wieder ſo. Ach Gott! ach Gott! Einer von uns muß verſoffen ſin! — Jetzt ſchwammen alle traurig zum Ufer; ein Fremder kam, dem klagten ſie ihr Herzeleid, und der rieth ihnen, ſie ſollten ſich niederlegen, und ihre Naſen in den Sand ſtecken, hernach die Löcher zählen. Selbiges thaten ſie, hurrah! Da gab es neun Löcher, und keiner war verſoffen. Den Mond wollten die Büſumer aus dem Brunnen ſchneiden, einen

Hummer haben ſie für einen Schneider angeſehen, auf ein Feld ſäeten ſie Kuhplapper, meinten von ſelbigen Eiern ſollten Kühe wachſen. Ein Mann ſtahl ihnen einen weißen Mühlſtein, lange zogen ſie ihm nach, folgten ſeiner Spur bis nach Hamburg, thaten ſich dort viel zu Gute auf Gemeindeunkoſten, gingen auch in St. Michelskirche und erhoben auf einmal einen Heidenſpektakel, indem ſie überlaut ſchrieen: unſer Mühlſtein! unſer Mühlſtein! Der Herr Paſtor hat ihn, hat ſin Köpken durchgeſteckt! — Sie hielten den großen und breiten runden Halskragen von Battiſt, den die Mode den Geiſtlichen um den Hals gelegt, für ihren großen weißen Mühlſtein.

Die **Bishorſter** leitete ein Schalk an einem Seil in einen tiefen Brunnen, als ſie ſich nach gewohnter Weiſe die Chriſtnachtmette beſuchen wollten, und ſich an dem Seile, das ſie ausgeſpannt hatten um in der Nacht des Weges nicht zu fehlen, forthalfen. So erzählen die Haſeldörfer, Bishorſt aber hat die Elbe nach und nach ganz hinweggefluthet.

Die **Kisdorfer** haben eine Senſe, die ein Grasdieb liegen ließ, für ein gefährliches Thier angeſehen, und eilend eingezäunt. Auch ſie trugen, wie ihre witzigen Brüder in Deutſchland, den Tag in Säcken in ein neugebautes Haus.

Die **Fockbecker** haben einen Teich mit eingeſalzenen Heringen beſetzt, meinten, über's Jahr reichliche Brut davon zu haben. War aber gefehlt; als der Teich abgelaſſen ward, war kein Hering drin, nur ein großer Aal. — Das iſt der Heringsfreſſer, der muß ſterben! rief der klügſte Fockbecker. Wir wollen ihn eſſen, wie er unſere Heringe gegeſſen hat! — ſchlug einer vor. Das iſt nicht Strafe genug! — rief ein zweiter, der ſich einmal gebrannt hatte. Verbrennt ihn! — Nein! ſchrie ein dritter, der einmal faſt ertrunken wäre: brennen iſt ſehr ſchlimm, aber verſaufen iſt ſchlimmer. Wir wollen ihn in die Au ſchmeiſſen, und ihn verſaufen! — Alle ſtimmten dem letzten bei, zumal er am meiſten ſchrie, und wie der Aal nun im Waſſer fröhlich ſchnalzte und ſich krümmte und ſchlängelte, da rief der letzte Weiſe: ſeht ihr, wie er ſich quält! Ja — das iſt der ſchlimmſte Tod, das Verſaufen. — Wenn das Verdurſten nicht noch ſchlimmer iſt! rief einer, der gern das letzte Wort haben wollte.

191. Die Rungholter auf Nordſtrand.

Huſum gegenüber in der Nordſee liegt die Inſel Nordſtrand, darauf lag einſt ein reicher Ort, Rungholt, deſſen Bewohner bauten große feſte Dämme, und darauf ſtehend ſprachen ſie zum Meere voll Uebermuthes: Trotz um, blanke Hans! — In ihrem Uebermuth haben ſie einmal eine Sau im Wirthshaus betrunken gemacht, ihr eine Schlafmütze aufgeſetzt und ſie ins Bette gelegt, dann ſind ſie zum Pfarrer gelaufen und haben ihm geſagt, er müſſe kommen, und einem Todkranken das heilige Abendmahl reichen. Da er nun das Sakrament nicht alſo ſchändlich entweihen wollen, haben ſie ihn bedräut und mißhandelt, und ſchmählichen Unfug fortgetrieben. Da erging in der Nacht an den Pfarrer ein

Zeichen und eine Stimme: gürte dein Gewand und ziehe deine Schuhe an, und wandere. — Da wanderte der Pfarrer fort mit den Seinen, ſo eilend er konnte. Darauf erhob ſich ein Wind, und es ſchwoll das Waſſer, und wuchs und wuchs an den Dämmen hinan, die dort Deiche heißen, und ging über die Dämme, und ſtand über ihnen vier Ellen hoch, und der Flecken Rungholt auf Nordſtrand und ſieben andere Kirchſpiele, verſchlang das Meer. Einſt ſoll es wieder auferſtehen. Bei heller See erblicken Schiffer zum öftern den Ort und das Land auf des Waſſers Grunde, ſeine Häuſer, ſeine Thürme und Windmühlen, auch wollen manche die Glocken der verſunkenen Kirchthürme haben erklingen hören.

Gleich den Rungholtern haben auch einſtmals die böſen Bauern zu Lichtenau im großen Werder in Preußen (bei Danzig) gethan, es iſt ihnen ſolches aber übel genug bekommen.

---

192. Die getreue Alte.

Zu Huſum ſollte einſt ein Winterfeſt gefeiert werden auf dem Eiſe, denn das Eis war feſt. Zelte wurden aufgeſchlagen auf der herrlichen blanken Fläche zwiſchen dem Ufer und der Inſel Nordſtrand, Schlittſchuh lief was laufen konnte, Stuhlſchlitten flogen dahin, Muſik und Tanz, Lied und Becherklang verherrlichte den ſchönen Tag, und die nahe lichthelle Mondnacht, die den Jubel noch vermehren ſollte, denn ſchon ging der Mond auf.

Alles und alles war hinaus aufs Eis und machte ſich luſtig, nur ein ſteinaltes Mütterlein war zurückgeblieben, hatte die Weltluſt hinter ſich, und wenn ſie ja wollte, konnte ſie hinaus und hinab aufs Eis ſehen, denn ihr Häuslein ſtand auf dem Damme. Und ſie that's, ſie ſah gegen Abend hinaus, und ſah im Weſten ein Wölkchen über die Kimmung heraufziehen, da befiel ſie große Angſt, denn ſie war eines Schiffers Wittwe, und kannte die See und die Zeichen von Wetter und Wind. Sie rief, ſie winkte — Niemand vernahm ſie, Niemand blickte nach ihr — aber das Wölkchen wuchs zuſehends, und war ein Bote der Fluth und ſchnell umſpringenden Windes von Nord nach Weſt. Und wenn die auf dem Eiſe nur noch eine halbe — eine viertel Stunde zögerten, ſo war es um ſie gethan, ſo ſtand Huſum menſchenleer. Wie die Wolke wuchs, zuſehends, rieſengroß, ſchwarz — wie ſie ſchon den lauen Windhauch ſpürte, wuchs auch der Alten unſagliche Angſt — und ſie war allein, krank, halb gelähmt, machtlos. Dennoch ermannt ſie ſich, kriecht auf Händen und Füßen zum Ofen, nimmt einen Brand, zündet das Stroh ihres eignen Bettes an, und kriecht zur Thüre des Häuschens hinaus. Bald ſchlägt die Flamme aus dem Fenſter, hinauf zum Dach, des Sturmes Odem facht helllodernde Gluth an, und: Feuer! Feuer! ſchreit es auf dem Eiſe, und die Zelte werden verlaſſen, die Schlittſchuhläufer fliegen dem Strande zu, die Schlitten lenken ſich heimwärts. Und da faucht ſchon der Wind über die Eisfläche, da pochts ſchon drunten und poltert, und wie Kanonendonner kracht das Eis in der Ferne. Die ſchwarze Wolke überzog den

Mond und den ganzen Himmel, wie ein Leuchtthurm flammt das Haus der Wittwe und zeigt den Heimwärtseilenden die ſichere Bahn. Wie die Letzten am Strande ſind, rollt die Fluth ihre Wogen über das Eis und reiſſt Zelte und Tonnen, Wagen und Zechgeräthe in ihre rauſchenden Wirbel.

Die arme Alte hatte ihr Häuschen geopfert, die Bewohner ihrer Stadt zu retten. Es wird ihr ja wohl nicht unvergolten geblieben ſein.

193. Treuer Herr, treuer Knecht.

Als auf der Lohheide die Holſten gegen die Dänen die große Siegesſchlacht ſchlugen, fielen der Dänen ſo viele, daß die ganze Feldmark voll Leichen lag. Die ſchwarze Greth hat auch in dieſer Schlacht mitgefochten. Graf Geert, der Holſtenführer, ward im Schlachtgetümmel vom Pferde geworfen, aber ein Bauer aus Büttel bei Brockdorf in der Wilſtermarſch half ihm wieder zu Roß, und ſprach: nun gebrauche wieder deiner vorigen Kräfte. — Zum Dank dafür befreite der Graf das ganze Dorf von der Landesſchatzung. Einen Edelmann, Wedeke von Oſten, der in dieſer mörderlichen Schlacht fiel, hatte Graf Geert ſo lieb, daß er um ihn weinte. Derſelbe Graf ließ in Rendsburg eine Schaar Landsknechte zurück, an welche die Bürgerſchaft noch Forderung hatte. Als ſie aber den Lärm der Schlacht hörten, machte ſich die Schaar unter Führung des Ritters Burchard von Itzehude, des Grafen Marſchall, auf und dem Getümmel zu. Es war aber Nacht, und wie ſie gegen Seheſtedt oder Königsfährde kamen, ritt ihnen ein Dänenhaufe ſtracks in die Hände, den griffen ſie an, erſchlugen einen Theil und fingen die anderen, und der Marſchall ritt mit ihnen nach Schloß Gottorp und pochte an, den Grafen Geert zu ſprechen. Dieſer war ſchwer verwundet, erhob ſich aber dennoch vom Lager. Da ſprach Burchard zu ihm: Herr, da ich euch zuziehen und Hülfe leiſten wollte, bin ich verwundet und gefangen worden und nur unter Geleit entlaſſen. Weß ſoll ich mich tröſten? Wollet ihr mich vom Feinde löſen? — Ohne Zweifel! antwortete der Graf. Ich habe der Dänen genug gefangen, und gebe ihrer viele darum, dich frei zu machen. — Getreuer Herr, getreuer Knecht! — ſprach darauf der Marſchall zu ſich ſelber, und rief dem Grafen freudiglich zu: Herr, ich bin nicht wund und nicht gefangen, aber ich bringe Euch gefangen den Dänenkönig, ſeine ſchwarze Greth und ſein ganzes Gefolge! Laßt das Schloß aufthun und verwahret alle wohl. — Darnach hat ſich der König mit großem Gelde löſen müſſen, und es wurde ein Sprüchwort unter den Leuten im Lande: treu Herr, treu Knecht.

Daſſelbige Sprüchwort hat ſich weit verbreitet, und hat in ſpäterer Zeit ein Herzog zu Sachſen-Gotha es ſogar auf Münzen prägen laſſen, und liegt ein tiefer Sinn darin für Herren und Diener.

194. Der Dom zu Schleswig.

Die Domkirche zu Schleswig war vor Zeiten die ſchönſte und prächtigſte im ganzen Lande, aber durch Kriegszeiten gerieth ſie im Verfall, und als ſie in Feindes Händen war, ward gar übel in ihr gehauſ't. Das Kriegsvolk lagerte in ihr, ſoff, ſpielte und fluchte. Bei einem Kartenſpiele war einem wüſten Geſellen das Glück abhold, da verſchwur er ſich mit läſterlichen Flüchen und ſchrie: ei ſo will ich dem alten Gott die Augen ausſtechen! — und warf ſein Schwert hoch hinauf gegen das Domgewölbe. Und ſiehe — es fiel nicht wieder herab, ſondern blieb droben am Gewölbe im Gemäuer feſt ſtecken. Als die Feinde ihren Abzug genommen, wurde das Schwert entfernt, aber wenn man drunter ſtand, ſahe man immer noch wie man zuvor geſehen, des Schwertes Schatten, und der war nicht wieder auszutilgen.

In derſelben Kirche ſtand auch ein hölzern Bildniß des Erlöſers, Chriſtus unter dem Kreuze ſitzend. Ein Trunkener ſtolperte mit einem Beil daher, und hieb im frechen Uebermuth dem Bilde die große Zehe des linken Fußes ab. Da ſchmerzte ihn gar plötzlich ſein eigner linker Fuß, und wie er nach Hauſe kam, hatte er den Stiefel voll Blut, und ſeine eigene Zehe war abgehauen. —

195. Die nächtliche Trauung.

Nahe bei Apenrade geſchahe es, daß der Pfarrer eines ohnweit der Oſtſee gelegenen Dorfes in der Nacht von ein Paar Matroſen aus dem Bette geholt wurde, welche ihm einen ſchweren Beutel mit Goldſtücken vorhielten, und ihm ſagten, dieſe ſolle er erhalten, wenn er ihnen alsbald in ſeinem Ornate zur Verrichtung einer heiligen Handlung folge, wo nicht, ſo müſſe er unfehlbar und auf der Stelle ſterben. Der Prediger folgte ſeinen rauhen Führern zu der Kirche, die in einer ziemlichen Entfernung vom Dorfe einſam ſtand. Er ſahe ſie von innen erleuchtet, und eine Schaar bewaffneter Seeleute in fremder Tracht erfüllte ihre Räume. Er wurde zum Altare hingeleitet, dort ſtand ein junger Herr in reicher Tracht und eine Dame im Brautſchmuck, hinter ihnen aber war die Gruft geöffnet. Da wurde dem Prieſter befohlen, das Paar zu trauen, und er that es nicht ohne Beben, und als das Paar verbunden war, ward ihm weiter anbefohlen, eine Grabrede zu halten an dem offenen Grabe, als ob er Jemand begrübe, und er that auch dieß nicht ohne Beben. Da er nun vollbracht, was von ihm verlangt worden war, ſo wurde ihm noch ein furchtbar ſchwerer Eid abgenommen, nun und nimmermehr zu ſagen, was er hier geſehen und was durch ihn geſchehen. Hierauf iſt er vom Grauſen ergriffen, die Kirche hinter ſich, eilend nach Hauſe gegangen, aber noch war er nicht weit von der Kirche, ſo hörte er in ihr einen ſtarken Schuß fallen und einen lauten Aufſchrei aus Frauenmund — enteilte ganz beſtürzt und faſt ſinneverwirrt nach Hauſe. Er fand keine Secunde Schlaf und mit dem Früheſten eilte er wieder nach jener Kirche hin. Auf hoher

See ſah er einen ſtattlichen Dreimaſter mit ruſſiſcher Flagge ſchwimmen. Als der Pfarrer in die leere Kirche trat, fand er alles in beſter Ordnung — aber — in dem offnen Grabe, daran er in der Nacht die Leichenrede geſprochen, lag die Leiche der Braut, die er hatte trauen müſſen, mitten durch das Herz geſchoſſen. — Dieſe Sage wird auch auf Anholt erzählt, und in ähnlicher Weiſe auch zu Lunden im Norderditmarſchen. Ganz ſo lebt ſie aber auch zu Trotting auf Seeland, und der berühmte Philoſoph Schelling hat ſie in wohlklingende Terzinen umgedichtet.

196. Der ſchnelle Reiter Tod.

Im Schleswiger und Ditmarſcher Lande geht eine Sage um von einem bäuerlichen jungen Liebespaare, das hatte ſich gar zu lieb, aber Gott fügte es, daß der Bräutigam krank ward und ſtarb. Da wollte ſich ſeine Liebſte gar nicht zufrieden geben und weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, ſo ging ſie hin auf ſein Grab und weinte und jammerte die liebe lange Nacht. Da nun die dritte Nacht kam, ſeit er begraben war, und ſie wieder daſaß und weinte, da kam ein Reiter auf einem Schimmel und fragte ſie: willt du mit mir reiten? — Da ſchlug ſie die Augen auf und ſahe, daß es ihr Geliebter war, und ſprach: ja, ich will mit dir reiten, wohin du willt — und ſtieg muthig zu ihm auf ſein Pferd und fort ging es mit dem Wind um die Wette in die weite Welt. Da ſie nun eine gute Strecke geritten waren, ſo ſprach der Geliebte:

Der Mond der ſcheint ſo hell,
Der Tod der reitet ſo ſchnell,
Mein Liebchen, graut die nicht?

Nein! ſagte ſie, was ſoll mir wohl grauen? ich bin ja bei dir. — Und weiter und weiter ging der Ritt und immer haſtiger, wie vorher, aber die Dirne ſaß feſt auf dem Pferde, und hielt den Geliebten umfaßt. Da fragte dieſer zum andernmal :;

Der Mond der ſcheint ſo hell,
Der Tod der reitet ſo ſchnell,
Mein Liebchen, graut die nicht?

Nein! erwiederte ſie nochmals! was ſoll mir grauen? ich bin ja bei dir! — Aber es wurde ihr doch ein wenig wunderlich zu Muthe; und da fragte er zum drittenmal:

Der Mond der ſcheint ſo hell,
Der Tod der reitet ſo ſchnell,
Mein Liebchen, graut dir nicht?

Da begann ihr zu grauen, feſter hielt ſie ihn umklammert und ſprach kein Wort. Da ſauſte das Pferd dreimal mit ihnen in einem Kreis herum, und weg waren ſie.

Weitumgehend iſt dieſe Sage, auch in England wie in Schweden iſt ſie verbreitet. Die Schauerverſe des todten Reiters vernahm der deutſche Dichter Bürger, und ſpann aus ihnen ſeine düſtre Ballade Lenore.

197. Der Zauberer von Plön.

Es ſaß auf dem Schloſſe Plön Herzog Johann Adolph zu Holſtein-Sonderburg, der war ein großer Kriegsheld, aber auch ein großer Zauberer. Er verſtand die Paſſauer Kunſt, war kugelfeſt und konnte ſich unſichtbar machen. Die Feinde konnte er ſo verblenden, daß ſie weder ihn noch ſeine Leute ſahen. Einmal war er recht im Gedränge, da verwandelte er ſich und alle ſeine Streiter in Bäume, da ſtanden die Feinde und gafften den Wald an, und traten an die Bäume, und thaten, was ſie nicht laſſen konnten, davon hatten hernach die Krieger Johann Adolphs ihre Stiefeln voll.

Schloß Plön iſt ganz von weiten Seen umgeben; in Ferne einer Meile davon liegt Stockſee, aber der Umweg, den man zu Lande machen muß, iſt viel länger. Der Herzog war gern in Stockſee, und fuhr Sommer und Winter über den großen Plöner See zu Wagen hinüber. Einmal fuhr ein Bauer hinter dem Herzog her, und kam auch glücklich an den Strand. — In weſſen Namen thateſt du das? fragte ihn der Herzog. Im Namen von euer herzoglichen Gnaden! — antwortete der Bauer. Das war dein Glück, — ſprach der Herzog: aber ein anderes mal laß es bleiben! —

Aus Stockſee wollte der Herzog gern eine Stadt gemacht haben, und befahl beim Antritt eines Kriegszugs nach Ungarn und gegen Polen unter Kaiſer Leopold, den Ort zu vergrößern, ſeiner Gemahlin aber, Dorothea Sophia, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig, gefiel Plön beſſer, ſie nahm das für Stockſee ausgeſetzte Geld und erbaute die Neuſtadt Plön. Als der Herzog zurückkam, fuhr er ſogleich nach Stockſee, und da er von ſeinen Befehlen nichts vollzogen ſah, ſchwur er, daß ſeine Frau ſterben ſolle. Sie erfuhr das alſobald, und als ſie aus einem Fenſter des Schloſſes ihren ſtrengen Gemahl heranfahren ſah, ſtürzte ſie ſich aus dem Fenſter. Der Herzog aber gebrauchte ſeine Kunſt, und ſie kam ohne Schaden an den Boden, und der Herzog ſagte ihr, er habe allerdings geſchworen, daß ſie ſterben ſolle, doch Eile habe es mit dem Sterben keine, ſie möge doch warten, bis ihr Stündlein von ſelbſt ſchlage. Das hat ſie gethan, und hat ihren Herrn und Gemahl noch überlebt.

Zwiſchen Plön und Stockſee liegt ein Dorf, heißt **Ruhleben**, alldort hat Herzog Johann Adolph ſein unruhiges Leben beſchloſſen, bei ſeinem Tode ſoll es aber eigen hergegangen ſein, man ſpricht nicht gern davon, zeigt aber im Stillen ein Fenſter, aus welchem der Herzog von einem Unbekannten geholt worden ſei.

198. Die Seeräuber.

Es waren zwei Seeräuber, die auf der Elbe ihr Weſen trieben, von denen hieß der eine Klaus Störtebeker (Stürzebecher) und der andere Göde (Götke, Godeke) Michel, die waren zu Waſſer und zu Lande gleich gefürchtet, und es giebt von ihnen

Lieder und Geſchichten ein langes und ein breites, wie von allen berühmten Räubern. Deren wohnten auch in der Engelsburg zwiſchen Rindorf, Bargenſtede und Barenwinkel bei Meldorf, und auf der Inſel Sylt war ein Seeräuber, der hieß der lange Peter. Seine Leute trugen hübſche Abzeichen und Orden, auf einer Seite ihrer Kleidung einen Galgen, auf der andern ein Rad, damit ſie ſich öfters ihrer Sterblichkeit erinnerten. An der Inſel Alſen hängt die Halbinſel Kajnas, da hauſte auch ein gefürchteter Räuber darauf, der hieß Kaj. Ein anderer hieß Bars, der hatte die kleine Inſel Barsöe inne; auf Dorf und Schloß Schwienkuhlen bei Arensböck herrſchte gewaltig Peter Muggel, der plünderte zu Land, war ein Teufelsbündner, ward erſtochen und ſpukt noch heute. Ein anderer Land- und Waſſerräuber ſaß auf Schloß Weſebye, und hieß Weſer, dem ward endlich ſein Schloß berannt und entbrannt, und er ſtürzte ſich von einem hohen Thurme mit ſeiner Schweſter hernieder in die Flammen. Dieſe Räuber nannten ſich Vitalienbrüder.'

Den Störtebeker brachte eines Blankeneſer Fiſchers ſchnöder Verrath ſammt ſeiner Bande in Bande. Alle wurden nach Hamburg geführt, und dort auf dem Grasbrook geköpft, es waren ihrer nicht minder denn ſiebenzig. Das Blut floß ſo hoch auf dem Richtplatz, daß der Scharfrichter bis an die Knöchel darin wadete. Da riefen ihn einige Rathsherrn an: nun, Meiſter, wie war euch zu Muthe bei dem vielen köpfen? Der Meiſter mochte wohl einen guten Trunk gethan haben, er ſchwang ſein Richtiſchwert hoch im Kreiſe überm Haupt, und rief: hoho, ganz wohl zu Muthe, ihr geſtrengen Herren! Ich könnte ſo fort köpfen, und wäre mir eine Luſt, wenn der ganze hochweiſe Senat an meine Schneide müßte! — Solche Antwort nahm ein hochweiſer Senat der Stadt Hamburg gar krumm und übel und mißfiel ihm, und ließ den kecken Schwätzer in Ketten legen und ihm darauf ſein Haupt abſchlagen nach Spruch und Urtheil.

Da nun die Hamburger den Störtebeker und ſeine Leute gefangen hatten, durchſuchten ſie ſein Schiff nach Schätzen, fanden aber nichts, und da ſie nicht wollten, daß ſolches Raubſchiff wieder in See ſteche und auf dem Meere oder der Elbe ſich zeige, ſo verkauften ſie es an einen Zimmermann als Wrak, zum zerſchlagen und zur Alltagsnutzung. Wie nun der Zimmermann den großen Maſt fällen wollte, und ihn unten abzuſägen begann, da ſtieß er auf etwas Hartes, davon der Säge die Zähne ſtumpf wurden, und ſiehe da, das Innere des Maſtbaumes war Metall, eitel Kupfer. Der Zimmermann zeigte ſeinen Fund beim Magiſtrat an, und dieſer unterzog nun den Dreimaſter näherer Unterſuchung. Siehe, da war der größte Hauptmaſt innen von gediegenem Kupfer, der zweite von Silber, der dritte von Gold, das war ein guter Fang, und in den Raaen und Bramſegelſtangen ſteckte auch noch allerlei Gutes gut verborgen. Der Zimmermann ward reichlich belohnt, und aus dem Golde wurde eine Krone verfertigt, die reichte um den St. Katharinenthurm herum, ſo groß war des Goldes Fülle. In der Franzoſenzeit und -Herrſchaft, an welche Hamburg nur mit einem Fluche denken kann, ſo lange es ſteht, iſt auch dieſer Goldſchatz vom Feinde genommen und vermünzt worden. Auf Jasmund in Rügen hatten Störtebeker und Göde Michel tiefe Höhlen. Noch werden in Hamburg vier Richtſchwerter gezeigt, mit denen dieſe beiden und ihre ganze Bande enthauptet wurden.

199. Die Krempner Glocke.

Wie viel die Hamburger des Goldes übrig und genug hatten, erhellt aus dieſer Sage: zu Krempen hing eine herrliche Glocke in dem Kirchthurm. Es hatte ſich bei ihrem Guß etwas Beſonderes zugetragen; da nämlich die Speiſe ſchon flüſſig und alles zum Guſſe fertig war, hatte der Meiſter noch ein Geſchäft, und befahl dem Lehrjungen die Obhut des Gießofens. Da ſtand auf einer Kapelle ein Schmelztiegel in welchem Silber floß — der Meiſter mochte das wohl zu einer Zier oder Inſchrift benutzen wollen, der Junge aber meinte, das müſſe noch zur ganzen Maſſe, um ſie recht gut und wohlklingend zu machen, und ſchüttete den Tiegel voll Silbers hinein zur Glockenſpeiſe. Der Meiſter kam gerade dazu, ergrimmte und ſchlug mit ſeinem Stock ſo hart auf den Jungen, daß dieſer todt niederfiel. Der Glockenguß fand Statt, und als nun die Glocke Maria getauft war, in ihrem Stuhle hing, und geläutet wurde, da hatte ſie von dem Silber gar einen hellen, reinen Klang, dergleichen noch Niemand ſo ſchön gehört hatte, aber immer klangen und lauteten die Worte hindurch: Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen.

Da nun die Glocke ſo ſchön tönte, wurden die Hamburger neidiſch auf die Krempner, und machten ſie ihnen feil. Sie boten und boten, und boten zuletzt eine Kette von Gold, ſo groß, daß ſie um ganz Krempen herumreichen ſollte. Das waren endlich die zu Krempen zufrieden, die gute Maria ward auf einen Wagen geſetzt und fortgefahren. Aber auf einer nahen Anhöhe ſtand der Wagen, und ſank ein. Es wurde vorgeſpannt noch ſo viel, die Pferde vermochten nicht, ihn weiter zu bringen. Da ſpannte man zwei Pferde am hintern Theile des Wagens an, und ſiehe, mit Leichtigkeit ließ er ſammt der Glocke ſich ziehen, wieder hinab, nach Krempen zu. Da hing die Maria bald wieder im Thurm und ließ ihre wehmuthvolle Klangſtimme ertönen: Schad' um den Jungen! Im Kriege der Ruſſen gegen die Schweden, der auch über dieſe friedlichen Gefilde ſich hinwälzte, haben die Schweden die ſchöne Kirche von Krempen in die Luft geſprengt, aber von der Glocke iſt nichts entdeckt worden. Die Sage geht, ſie ſei in die Erde verſunken, und werde dereinſt wohl wieder gefunden werden.

Die Sagen von verſunkenen Glocken ſind über ganz Deutſchland zahllos verbreitet, die vom Glockenguß in Verbindung mit des Lehrlings Tod begegnet nicht minder an vielen Orten, z. B. in der Stadt Breslau; Glocken in Waſſertiefen hört man läuten, ſowohl aus Orten, die wegen ihrer Sünden verſanken, als auch einzelne Glocken, welche räuberiſch hinweggeführt wurden, und dann ſich ſelbſt der Räuberhand entrückten, ſo eine von Haddebye, eine von

Gramm in Nordſchleswig, eine Kapellglocke aus Neukirchen, eine im Flemhuder See u. A.

200. Enten zeigen den Mord an.

Nahe bei Glücksſtadt ſteht einſam eine große alte Eiche, und weit und breit herum keine zweite. An dieſer Eiche Stelle ſtand früher nur ein kleiner Buſch, und an ihm ſaßen ein Paar Männer, und ſahen, wie denſelben Ruheplatz ein wandernder Handwerker wählte, der ſie nicht ſah, und ſich allein glaubend, ſein Geld zählte. Schnell reifte im Herzen der Männer der Entſchluß zu einer Unthat. Sie überfielen den Handwerker und ermordeten ihn. Da rauſchte aus dem Waſſer des nahen Teiches ein Flug wilde Enten auf, die flogen ſchreiend über den Buſch und der Unglückliche hob ſterbend ſeine Hand und rief: zeugt ihr Vögel! zeugt von dieſer ungetreuen That! — Die Mörder verſcharrten die Leiche unter dem Buſch und entflohen. An jener Stelle wuchs ein blutrothes Kraut, und die Pferde, welche dorthin zur Weide getrieben wurden, ſcheuten und bäumten ſich, wenn ſie vorbei ſollten, und wieherten und ſcharrten mit den Hufen. Dieß thun ſie immer da, wo Unſchuldige getödtet wurden. Lange Zeit ging vorüber; der eine jener beiden Mörder verheirathete ſich in einem nahen Dorfe, der andere diente auf einem Hofe als Knecht, ſie waren alt und grau und ihr Lebenswandel war untadelig. Eines Abend ging der Eine mit ſeiner Frau ſpazieren, und kam von ohngefähr an den Buſch und an den rothen Fleck — ſo hieß die Stelle ſchon ſeit lange von dem rothen Kraut, das dort wuchs und nirgends anders in der ganzen Umgegend. Und da kam zufällig auch der Knecht, und wollte ein Pferd von der Weide holen, und da flog ein Flug Enten ſchreiend aus dem Weiher auf! und beide Männer riefen erſchrocken aus einem Munde unwillkürlich: ha die Enten! die Zeugen! — dann aber ſchwiegen ſie und erbleichten, und die Frau ſah beide forſchend an, und die Enten kreiſchten wieder und die Männer erzitterten. Und daheim wurde der verheirathete Mann wortkarg und ſtill und ging wie ſchwermüthig umher, und die Frau klagte ihr Leid und ſein Leiden den Nachbarn, und ſo habe es angefangen, dort am rothen Fleck, wo die Enten geſchrieen und die Männer gerufen hätten: ha die Enten! die Zeugen! — Das kam vor den Bauernvogt und der ließ in aller Stille beim rothen Fleck nachgraben, und da fand ſich ein Gerippe, und die Männer wurden verhaftet, und geſtanden im erſten Verhör die vor vierzig Jahren begangene That. Reuig erlitten ſie zu Glücksſtadt den Armenſündertod, und zum Gedächtniß wurde jene Eiche gepflanzt, die noch heute ſteht. So zeigten hier Enten die Mordthat an, wie im altdeutſchen Märchen das Rebhuhn und in der griechiſchen Sage die Kraniche des Ibicus.

201. Die Schweſterthürme.

In Broacker iſt die Kirche mit einem Doppelthurm geziert, die Schiffer auf der See erblicken dieſen Thurm zehn Meilen weit und haben an ihm ein Merkzeichen. Auf dem Schloſſe dortſelbſt haben zwei Fräulein gewohnt, die waren Zwillingsſchweſtern und durch Fügung Gottes, im Mutterleibe zuſammengewachſen, die haben dieſen Thurm erbauen laſſen.

In Keitum klingt die Glocke, wenn ſie geläutet wird, nie anders als: Ing und Dung! Ing und Dung! — So hießen zwei Schweſtern, die hatten nördlich von der Kirche ein Haus, darin ſie klöſterlich lebten, und ſie waren es, die den Thurm erbauen ließen. Zum Gedächtniß dieſer Jungfrauen erhielt der Thurm zwei Spitzen von Feldſteinen, welche ſie ſelbſt vorſtellen ſollen. Da man den hellen und herrlichen Ton der Keitumer Glocke bei klarem Wetter ſogar auf dem feſten Lande hören konnte, ſo gedachten die Bewohner des Fleckens Hoyer ſie heimlich zu ſtehlen; als die Keitumer das merkten, banden ſie eine Zeitlang eine Pferdehaar um den Klöpfel, da lautete es, als wenn die Glocke zerſprungen wäre, und da ließen die Hoveringer ab von ihrer Liſt. Eine alte Sage ging, die Glocke werde einſtens aus dem Thurme herabſtürzen, und den ſchönſten Jüngling erſchlagen, und nachher werde auch, wiewohl ſpäter, der Thurm einfallen und die ſchönſte Jungfrau unter ſeinen Trümmern begraben. Erſteres iſt im Jahre 1739 in Erfüllung gegangen, letzteres aber noch nicht, daher kommen die Mädchen auf Sylt nicht gerne dem Kirchthurme nah, und gehen nicht gerne in die Kirche — geht die Sage.

Auch im Dorfe Altenbruch an der Elbemündung in die Nordſee lebten einſt zwei betagte Zwillingsſchweſtern, freuten ſich der Achtung aller Bewohner; die erbauten von ihrem Ueberfluß an irdiſchem Gut Thurm und Kirche und brachten ihr Leben in einträchtiger Liebe miteinander hin; da wurde der Thurm in zwei hohen ſchlanken Spitzen ausgebaut und jede derſelben mit einer ſchönen Krone geziert, und es bringen dieſe Spitzen die Namen der frommen Jungfrauen auf die ſpäte Nachwelt.

202. Die Hand aus dem Grabe.

Vor vielen hundert Jahren ſtand zu Marienſtede im Lauenburger Lande in einer Kapelle ein Muttergottesbild mit dem Kinde, und dicht an der Kapelle hin floß ein Waſſer. Welcher Kranke darin badete, der wurde geſund, durch die Wunderkraft des Muttergottesbildes. Daher war viel Zuſtrom und Wallfahrens zu dem Mirakelbilde, und darüber hatte niemand mehr ſein Spott, als ein benachbarter Edelmann; der hielt gerne die frommen Gläubiger für Narren und trieb Poſſen mit ihnen und ſpielte ihnen manchen Schabernack. So hatte dieſer Edelmann einen Vogt, der war nur wenig oder gar nicht beſſer, als ſein Herr. Als einmal dieſem Vogt ſein Pferd krank wurde, daß ihm kein Viehdoctor helfen konnte, da dachte und ſagte der Edelmann: reite doch nach Marienſtede und laß das Pferd aus der heiligen Pfütze ſaufen und ſchwemme es tüchtig darin herum, ſo wird es ſchon wieder geneſen. — Nun hatte der Vogt einen alten Vater, der ihn ſchon oft zum Guten vermahnt, aber der gottloſe Sohn lachte den Alten ſtets aus, und wenn er ihm von Gott ſprach, da ſagte er: ich bin ſo lange ohne den lieben Gott fertig geworden, daß ich vermeine, ich werde auch wohl noch länger ohne ihn fertig werden. — Da nun der alte Vater hörte, daß ſein Sohn wirklich das Pferd nach Marienſtede reiten wollte, ſo warnte er ihn abermals und ſprach: ſolchen Frevel wird dir Gott nimmermehr hingehen laſſen, verſuche Gott nicht, er läßt ſich nicht ſpotten! — Ei was! verſetzte der Sohn: iſt unſer Pferd nicht auch deines lieben Gottes Geſchöpf, und iſt es nicht mehr werth, als alle die alten Krüppel, die Tag um Tag nach Marienſtede wallen? — Der alte Mann aber, da er nun ſah, daß mit guten Worten bei ſeinem verwahrloſten Sohn im Guten nichts auszurichten war, und ihn doch nicht der göttlichen Strafruthe ausgeſetzt ſehen mochte, ſtellte ſich vor das Pferd, da jener es wegreiten wollte, und faßte den Zaum, und wollte ihn durchaus nicht weiter laſſen. Da nahm der Vogt einen Riemen und ſchlug ſeinen alten Vater damit über den Kopf. Da hob der Alte ſeine Hand zur Höhe und rief: daß dich Gott ſtrafen möge, du Unmenſch! — Aber der gottloſe Vogt lachte darüber und entritt, und brachte ſein Pferd nach Marienſtede und tränkte es aus dem heilenden Waſſer. Von dieſem Tage an verlor das Waſſer ſeine Heilkraft. Und mit dem Vogt nahm es ein böſes Ende. Seit er die beiden Unthaten gethan, hatte er keinen vergnügten und geſunden Tag mehr und bald darauf ſtarb er. Als er begraben war, und andern Morgens zeitig der Küſter auf den Kirchhof kam, ſo ſah er auf des Vogtes Grab etwas Weißes liegen, und als er näher darauf zu ging, war es eine Menſchenhand, und zwar dieſelbe, mit welcher der Vogt ſeinen Vater geſchlagen hatte. Nun gruben ſie die Hand wieder unter, aber ſie blieb nicht im Grabe, ſich wuchs immer wieder heraus. Da brachten ſie ſie in die Kirche und legten ſie in eine Blende der innern Kirchenmauer, und alle Jahre einmal erhebt der Prediger dieſe Hand und zeigt ſie den Kindern und ſpricht: dieſe Hand hat ſich gegen den Vater aufgehoben, darum hat ſie keine Ruhe bis auf den heutigen Tag. —

Auch in Oldenburg wird eine ſolche Hand gezeigt, ebenſo in Lübeck und im Flecken Heinrichs auf dem Thüringerwalde liegt auch eine in einem kunſtvollen Sakramentſchreien aufbewahrt. Zu Groß-Redensleben in der Altmark hängt eine ſolche Hand an eiſerner Kette in der Kirche. Ja bis nach Polen hinein geht dieſe Sage.

203. Biſchof Blücher.

Zu Ratzeburg war vordeſſen Einer aus dem Geſchlechte derer von Blücher Biſchof. Das war ſo recht der lebendige Gegenſatz von jenem Mainzer Biſchof Hatto, er war über die Maaßen mild und freigebig gegen die Armen. Einſtens fiel große Theurung ins Land, und der gute Biſchof Blücher gab und gab, bis ſeine Speicher leer waren, und blieb ihm ſelbſt und den Seinen kein Korn mehr übrig. Aber Arme gab es immer noch, welche Korn heiſchten, und um Brot baten, und der Biſchof ſprach zu ſeinem Schaffner: gieb dieſen armen Leuten, was etwa noch da iſt. — Herr, gegenredete der Schaffner: es iſt rein nichts mehr da, eure Böden ſind ſo leer, wie gefegte Tennen. — Ach geh doch, geh nur, mein Sohn! — ſprach der Biſchof: es ſollte doch wohl noch etwas, wär' es auch nur wenig, ſich finden laſſen. Gehe nur in Gottes Namen! — Der Biſchof war der Meinung, der Schaffner werde wohl aus Vorſorge ſchon noch einen kleinen Vorrath bei Seite geſchafft haben, es war aber in Wahrheit kein Korn mehr auf den Böden vorhanden. Der Schaffner aber gehorchte, und ging hinauf, und wie er die Thüre der Kornkammer öffnete, da quoll ihm Kornes die Fülle entgegen, und es konnte den Armen reichlich gegeben werden, und der Biſchof ging in ſeine Kammer und dankte Gott mit Freudenthränen für dieſes hohe Wunder.

204. Der Gaſt des Todten.

In alten Zeiten war ein Todtengräber über das ganze Kirchſpiel Groß-Berkentime, der mußte eines Abends um neun Uhr noch ein Grab graben, denn der Todte ſollte am andern Morgen beigeſetzt werden. Als er eine Weile gegraben hat, ſtößt er auf einen Sarg mit plattem Deckel, und da dieſer ihm im Weg iſt, holt er ihn heraus und ſtellt ihn beiſeite, und macht das Grab ſo viel tiefer, daß ein Sarg auf dem andern Raum hat. Der Sarg war aber ſo hübſch, faſt wie neu, und der Todtengräber, neugierig, wer darin liege, ſchraubt ihn auf. Da hat der Todte gar ein ſchönes Kiſſen von rothem Sammt unter ſeinem Kopf. — Du ſcheinſt mir ein vornehmer Herr geweſen zu ſein, bei dir möcht' ich wohl gaſtiren. Da antwortete der Todte: dieſe Ehre kannſt du haben. — Darauf antwortete der Todtengräber: komm du erſt bei mich zu Gaſt. — Das kann geſchehen! ſprach der Todte. Nun ſo komme morgen Abend an die große Kirchenpforte, da will ich dich empfangen. —

Den andern Tag ſprach der Todtengräber: Mutter, ich bringe heute Abend einen Gaſt. — Was ſoll das für ein Gaſt ſein? fragte die Frau. — Nun, du wirſt ihn ſchon zu ſehen bekommen — erwiederte der Mann, war Glock neun an der Kirchenthüre, holte ſeinen Gaſt, brachte ihn ins Haus und aß und trank mit ihm, wie mit einem andern. Als der Gaſt geſättigt war, holte er ihm eine Pfeife und Tabak, und da rauchte jener auch eine Pfeife, und nach einer Stunde Verweilens ſagte der Gaſt: nun giebſt du mir das Geleite bis zur großen Kirchenthür, und morgen Abend biſt du bei mir zu Gaſt.

Und am andern Tage mit dem nämlichen Glockenſchlag und an der nämlichen Stelle empfing der Gaſt den Todtengräber und ging mit ihm durch eine Gruft unter die Erde. Da war gar eine ſchöne Stube, und daran ſtieß noch eine Stube, darin war prächtige Muſik, in dieſe aber hinein zu gehen, verwehrte der unterirdiſche Gaſtfreund. Es war auch außerhalb ſchon ſchön genug, und der Todtengräber ſagte: ach hier iſt es ja herrlich, da möcht' einer wohl hundert

Jahre ſein. — Siehe, da kamen Leute, die gingen ſchweigend durch das Vorzimmer in jene Stube hinein, aus welcher die herrliche Muſik ertönte, darunter war auch des Todtengräbers eigner Vater. Ei Vater, wo wollt ihr denn hin? rief er ihn an, aber jener antwortete ihm nicht. Es dauerte nicht lange, ſo kam des Todtengräbers Frau, und er rief ihr zu: ei Mutter! wo willſt du denn hin? — Aber ſie hat ihm nicht geantwortet, und iſt auch dahinein gegangen, wo die wunderſchöne Muſik war. Nun kam ſeine älteſte Tochter, wieder rief er, blieb ohne Antwort, ſchweigend ging ſie hinein. Es kamen Vettern, Nachbarn, Bekannte, jeden Alters, ſelbſt Kinder, und wen er anrief, antwortete nicht. Endlich kam auch ſeine jüngſte Tochter, ſein Liebling, und er rief: meine Dirn', wo willſt' denn hin? — Aber auch ſie ſah ihn nicht an und antwortete ihm nicht, ſtill ſchritt ſie dahin und ging hinein. Nun wurde der Todtengräber aber böſe und ſagte: ha, was iſt das hier für ein Donnerloch, daß alles vom Hauſe wegläuft nach der ſchönen Muſik? — Und hatte Luſt, auch hinein zu gehen, aber da kam ſein Gaſtfreund wieder und er meinte auch, die Stunde ſei wohl herum, die er ihm habe ſchenken wollen, und jener brachte ihn wieder vor die große Kirchenthüre und verabſchiedete ihn. Der Todtengräber ging nach Hauſe und klopfte an, die Uhr ſchlug gerade Zehn. Da rief drinnen eine fremde Stimme: wer iſt draußen? — Frag' nicht lange, ich bin's! wo ſind meine Frau und meine Töchter? — Was für eine Frau? was für Töchter? — fragte es drinnen. — Meine, zum Kukuk! ich bin ja der Todtengräber. — Nein! rief der drinnen: das bin ich, du biſt wohl wirr im Schädel! Warte ich will dir gleich Beine machen! — Den Todtengräber wunderte die Geſchichte, und er rief: Schwerenoth! dann behalte mich wenigſtens über Nacht, morgen früh wollen wir ſehen, wer von uns beiden der rechte Todtengräber iſt. — Und bat ſo lange, bis jener ihn einließ. Und da blieb er die Nacht über auf einem Stuhl ſitzen, und am Morgen fragte er, wie der Prieſter heiße? Jener nannte den Namen. Hm! ſagte der Todtengräber: den Namen kenne ich nicht accurat, geh' doch mit mir zu dem Paſtoren. — Da gingen die beiden hin, und der Paſtor fragte den alten Todtengräber nach ſeinem Namen und ſchlug im Kirchenbuche nach, da ſtand darin aufgezeichnet der richtige Name und war dazu geſchrieben: deeſer Kulengraver is in de Gemeen wegkommen, unn keener het wüſt wo he blöven is. Und das war geſchrieben worden vor hundert Jahren. Da fragte ihn der Paſtor, ob er nicht das Nachtmahl empfangen wolle? und jener ſprach ja. Darauf wurde der Küſter geholt die Kirche aufzuſchließen, und der Prieſter reichte ihm das Abendmahl; das empfing der Alte mit gläubiger Seele, und als er den Wein empfangen hatte, ſank er leiſe in ſich zuſammen und war todt.

205. Till Eulenſpiegels Grab.

Wer kennte nicht den luſtigen Landfahrer und unverwüſtlichen Vaganten des deutſchen Volksbuches, Till Eulenſpiegel? Der Urvater deutſchderber Natürlichkeit, Schalkhaftigkeit und Poſſenreiſſerei, in deſſen Spiegel ſo mancher ſpätere Schalksnarr ſein eignes Geſicht erblicken mag, war dieſer Till. Viele ſprachen ihm die Perſönlichkeit ab, weil ſein Name ſymboliſch klinge, allein ſo gut im vierzehnten Jahrhundert, darin Eulenſpiegel gelebt haben ſoll, einer Regenbogen, Rabenzagel oder Roſenblüth hieß, ebenſo gut konnte einer auch Eulenſpiegel heißen. Genug der luſtige Geſelle endete ſeine luſtig genug beſchriebene Abenteuerfahrt in der Stadt Möllen im Lande Sachſen-Lauenburg, und ward allda begraben. Und wenn einer irgendwo ſtirbt und begraben wird, ſo iſt doch mit einiger Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß er zuvor gelebt habe. Aber wie Eulenſpiegel vielen zum Aerger und Poſſen allerlei Verkehrtes gethan all ſein Leben lang, ſo iſt's auch geſchehen, daß er im Tode noch die Leute äffte; ſein Sarg kippte um und rutſchte ſo in das Grab, daß er aufrecht darinnen ſtand, und die Todtengräber meinten, weil er es einmal ſo haben wolle, möcht' er auch ſeinen Willen haben, und warfen das Grab zu. Darauf haben ihm die Möllner einen Grabſtein geſetzt, auch denſelben einigemal erneuern laſſen. Auf den obern Ecken war links eine Eule, rechts ein Spiegel eingehauen, und noch in Mitte des vorigen Jahrhunderts las man darauf:

Anno 1350 iß duſſe Steen upgehafen,
Tylle Eulenſpiegel lehnent hirunter begraven,
Merkt wol und denkt daran
Al de hier vor över gan
Wat ick geweſt up Erden
Möten my glieck werden.

206. Dort tanzt Bornholm hin.

Dieſes Sprüchwort wird in Holſtein häufig vernommen. Einſt gab ein Dänenkönig dieſe däniſche Inſel der Stadt Lübeck in Verſatz, weil er ihr ein ziemliches Geld ſchuldete. Nach einiger Zeit aber beehrte der König die Stadt Lübeck mit ſeinem Beſuche, da ward ihm zu Ehren ein großes Banket veranſtaltet und ihm ein Tanzfeſt gegeben, und die Frau des Bürgermeiſters mußte dem Könige zur Rechten ſitzen und er ſagte ihr viel Schönes, und führte ſie zum Tanze, den erſten Reigen mit ihr zu tanzen. Und wie nun dieſes Paar ſich gar ſchön mit Tanzen blicken ließ, da ſagten die Lübecker: dort tanzt Bornholm hin! denn ſie wußten wohl, daß der Bürgermeiſter die vom Könige ſeiner Frau angethane Ehre werde im Uebermaaße zu ſchätzen wiſſen, und ſie irrten auch nicht, denn gar bald danach hatte der Dänenkönig ſein Pfand wieder frei, ohne die ſchuldigen Gelder bezahlt zu haben. Seitdem hat ſich das Sprüchwort erhalten.

Andere erzählen dieſe Sage anders. Der Bürgermeiſter habe, von Eitelkeit gebläht, die Ehre haben wollen, mit der Frau Königin zu tanzen, und der König habe das ihm in höchſten Gnaden und nur unter der kleinen Bedingung gewährt, daß ihm Bornholm wieder frei gegeben werde, und ſo ſei es hingetanzt worden.

207. Die drei Meiſter.

Zu Lübeck geſchah es, daß bei einem großen Brande der Scharfrichter um das Leben kam, alsbald bewarben ſich um deſſen Stelle drei Meiſter, denn die Stelle war ſehr einträglich, es gab manchmal an einem Tage 30 bis 40 arme Sünder durch das Schwert oder die ſcharfe Diele abzuthun, dafür zahlte pro Mann löblicher Senat einen bis zwei rheiniſche Gulden. Nun wurde beſchloſſen, daß jeder der neuen Bewerber ein Probeſtück machen ſollte, und der das beſte thue, dem ſollte die Stelle werden, das waren die Meiſter wohl zufrieden. An armen Sündern war kein Mangel, und die Probehinrichtung begann. Der erſte Meiſter ſtellte den Verbrecher vor ſich hin, führte einen Lufthieb, und man ſah jetzt, daß jener ein rothes Schnürchen um den Hals hatte und närriſch mit den Augen zwinkerte. Der Meiſter ſah das Volk an, wiſchte ſein Schwert ſäuberlich, und gab dem armen Sünder einen Tritt. Da fiel er um, und der Kopf fiel von ihm ab. Er hatte ihn unverſehens ſo ſchnell und meiſterlich geköpft, daß er's gar nicht gemerkt hatte, und die Zuſchauer hatten es auch nicht gemerkt. Lauter Beifall lohnte den großen Mann, der ſein Handwerk zur Kunſt erhob. Der zweite Meiſter erklärte, da er nun ſein Probeſtück ablegen ſollte, er müſſe nun um zwei Schaffotcandidaten bitten, und hat darauf zweien mit einem Streich die Köpfe abgeſchlagen, ganz kunſtgerecht und meiſterhaft, und viel Lob und Beifall geärntet. Der dritte Meiſter erforderte wieder nur einen Deliquenten, legte dieſem zwei eiſerne Ringe um den Hals, und zwiſchen beide Ringe legte er im Nacken eine Erbſe. Hierauf ſchwang er ſein Schwert und mit ſicherer Hand hieb er genau die Erbſe in zwei gleiche Hälften und zwiſchen den beiden Ringen hindurch den Kopf vom Rumpfe. Das ward für das allergrößeſte Kunſtſtück angeſprochen und dieſer Meiſter erhielt die Beſtallung, die andern beiden aber wurden mit ſtattlicher Verehrung entlaſſen.

208. Rabundus Roſe.

Im Chorgeſtühle des Domes zu Lübeck an der Nordſeite wird noch des Domherrn Rabundus Sitz gezeigt. Lange ging die Sage, daß wenn ein Domherr daſelbſt ſterben ſollte, ſo finde er auf ſeinem Stuhlkiſſen eine weiße Roſe. Welcher Domherr dieſe Roſe fand, der beſtellte ſein Haus und bereitete ſich in frommer Stille zum ſeligen Heimgang vor. Nun war unter den Domherren einer, des Namens Rabundus, der fand eines Morgens die Roſe auf ſeinem Sitz; er hatte aber noch nicht Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein, hatte noch viele Geſchäfte, nahm daher die Roſe und warf ſie ſchnell auf ſeines Nachbars Sitz, des Domherrn Konrad Barner von Moiſlinghe. Da dieſer kam und die Roſe fand, erſchrak er aufs Heftigſte und nach drei Tagen war er todt. Rabundus aber nahm ſich ſeine böſe That zu Herzen, und da er ſein Ende nahe fühlte, bekannte er ſie ſeinem Beichtiger und ſchwur, daß er künftig durch ein anderes Zeichen den nahen Tod eines Domherrn verkündigen wolle. Und alſo geſchah es. Als Rabundus nicht lange nachher verſtorben war, und wiederum der Tod eines andern Domherrn bevorſtand, that es unter ſeinem Grabſtein drei Klopfer, die klangen Donnerſchlägen gleich. Darum ward auf Rabundi Grabſtein auch eine Keule angebracht, und die Inſchrift:

Pulsibus ex duris
do signum morituris.

Und dieſes Klopfen iſt hernachmals gehört worden, ſo lange in Lübeck Domherren lebten. Die Schläge krachten wenig gelinder, als wenn das Wetter einſchlug oder wie Carthaunenſchüſſe, und beim dritten Schlag lief der Knall über dem Gewölbe der ganzen Kirche der Länge nach durch, daß man glauben mochte, es würde das ganze Gebäu zuſammenkrachen und praſſeln. Einmal geſchahe dergleichen ſogar mitten unter der Hauptpredigt, daß die Menſchen aus der Kirche eilen wollten, aber der Prediger blieb feſt auf ſeiner Kanzel, und ermahnte die Menge, ſich von einem Teufelsgeſpenſt nicht ſchrecken zu laſſen.

209. Der Wald kommt.

Vor alten Zeiten lag die Stadt Lübeck mit den Bewohnern der Inſel Rügen im Krieg, die noch heidniſch waren, und einen Tribut heiſchten für ihren Abgott. Sothanen Tribut haben aber die von Lübeck nicht zahlen wollen, und da ſind ihnen die Rugier vor die Stadt gerückt, und haben ſie einzubekommen geſucht. Damit aber ihre Zahl nicht gleich erblickt werde, haben ſie im Lauerholz Büſche und kleine Bäume gefällt, und dieſe haben die Kriegsleute vor ſich her gehalten, und ſind ſo gegen die Stadt heran gezogen, ſo daß die Thurmwächter ſchrien: der Wald kommt, der Wald kommt! Das Lauerholz rückt gegen die Stadt heran! — Am Hochgericht machten die Rugier Halt und warfen einen tiefen Graben auf, und verſchanzten ſich und fügten den Bürgern viel Schlimmes zu. Darauf wurde ein ſtarker Ausfall beſchloſſen, und es fand ein ernſtes Schlagen ſtatt, aber da die Nachricht in die Stadt kam, es ſtehe um die Bürger nicht zum Beſten, und ſie würden wohl zurückgedrängt werden, da erhoben ſich die Frauen, bewaffneten ſich mit dem was ſie fanden, drangen in die St. Jakobskirche, nahmen dort eine Fahne und ſtürmten zur Stadt hinaus, und als die Bürger dieſes neue Heer anrücken ſahen, wuchs ihnen der Muth, den Rugiern aber entfiel er, und ſie wurden alſo geſchlagen, daß ſie das Feld räumten und das Lager, und daß unermeßliche Beute und ſelbſt ihr Abgott in die Hände der Lübecker fiel. Darauf ſind ſie nimmer wieder gekommen. — Die Sage vom kommenden Wald begegnet da und dort in ſtets verſchiedener Färbung.

210. Der Hertha-See.

Im Eiland Rügen war das Heiligthum der Mutter Erde, als Göttin gedacht von den alten Urvölkern des germaniſchen Norden, und Hertha geheißen.

Ein geheiligter Buchenwald, die Stubbenitz genannt, umgab einen tiefen See; im Walde ſtand der mit einem Gewand bedeckte Wagen der Göttin, darin ſie alljährlich einmal das Land durchfuhr, im Geleite eines einzigen Prieſters, dem ihr Wille offenbart ward. Zwei heilige Kühe zogen den Wagen der Göttin, und wohin derſelbe kam, da war Freude die Fülle, und eitel Friedensfeſt; Niemand durfte da ſtreiten, keine Waffe durfte ergriffen werden. Das währte ſo lange, als die Göttin an einem Orte verweilte, und wenn ſie nicht mehr weilen wollte, da führte der Prieſter ſie zurück in ihr Heiligthum. Dann wurde in dem düſtern See ihr Wagen, Gewande und ihr Bildniß gereinigt, und die Sclaven, welche dabei dienten, wurden in dem See geopfert, damit ihrer keiner je erzähle, was er geſchaut. Die Sage geht, daß die Inſel Rügen weder Wölfe noch Katzen dulde.

211. Pape Döne's Glockenſpiel.

Wie der Störtebecher und ſeine Raub- und Mordgeſellen auf Jasmund ihre geheimen Schlupfwinkel hatten, ſo ſaß ein ähnlicher Kumpan in einem unwegſamen Walde bei Ratzeburg, nur daß dieſer kein Seeräuber war, ſondern ein Landräuber, der hieß Pape Döne, und war von unermeßlicher Stärke, die er ſich durch ein Teufelsbündniß verſchafft hatte. Er durchſtreifte die Fluren als Bettler, fiel über die Reiſenden her, überwältigte auch den ſtärkſten Mann, und ſchleppte ihn und all ſein Gut nach ſeiner verborgenen Höhle und Mordgrube. Dort ſchnitt er ſeinen Ermordeten die Hirnſchaalen ab, zog die Haut davon, trocknete und bleichte erſtere, und hing ſie an einer Schnur zwiſchen Bäumen auf, dann ſchlug er mit ſeinem Stecken daran und lauſchte, welchen Klang oder Ton die Hirnſchaale von ſich gab, und fand, daß nie einer klang, wie der andere, und wie jeder Menſch ſeinen eignen Kopf hat, ſo iſt auch der Klang ſeines Gehirndeckels vom andern verſchieden, woraus leichtlich zu erklären, warum ſo viele Menſchen ſo unharmoniſch mit einander leben, weil eben ihre Hirnſchaalentöne nicht zuſammen paſſen. Von dieſer Erfindung, welche Pape Döne ſein Glockenſpiel nannte, ſoll er auch, indem er Töne ſuchte, den Beinamen Döne erhalten haben. Wenn nun der muſikaliſche Mann, der Ur-Erfinder der Schädellehre, gleich wie auf einer Strohfiedel, auf den Hirnſchaalen ſich hören ließ, ſo machte er ſich das Vergnügen, dieſe zu gleicher Zeit auch tanzen zu laſſen, und dazu ſang er wohlgemuth eine ſpöttiſche Tanzweiſe:

So danzet, ſo danzet, min leveken Döne,
Dat Danzen, dat maket ju Vader Pape Döne.

Dieſen verruchten Muſikanten ſoll endlich der Teufel niedergeworfen haben, im Willens, mit ſeiner Seele an einen Ort zu fahren, wo Tanz und Spiel ein Ende haben, aber Pape Döne wollte nicht, und verſprach dem Teufel ſieben Seelen ſtatt ſeiner armen einzigen, wenn er ihm noch Friſt gönne, und der Teufel war auch ſo dumm, ſich im Netz der Argliſt Pape Döne's fangen zu laſſen. Kaum war der Teufel fort, ſo ging Pape Döne nach Lübeck, ſuchte einen Mönch auf, und beichtete ihm ſeine Sünden, indem er herzlich bat, jener möge ihn gegen den Teufel in Schutz nehmen. Der Mönch verſprach dieß, wenn Pape Döne alle ſeine Unthaten bekennen, alle ernſtlich bereuen, und dafür der ſtrafenden Gerechtigkeit ſein Leben zur Sühne bringen wolle. Pape Döne war von der letzten Bedingung nichts weniger, als erbaut, aber es galt ſeine Seele zu retten. Da nun der Teufel nach einer Zeitlang kam, und nach den ſieben Seelen Erkundigung einziehen wollte, war Pape Döne fromm geworden, herzte und küßte ein Crucifix, und hielt es dem Teufel hin, er ſollte es auch küſſen. So etwas war dem Teufel noch nicht vorgekommen, er pfauchte Feuer und ließ Geſtank fahren, und fuhr ab, lauerte aber, als am andern Tage Pape Döne zum Galgen geführet wurde, um an ſelbigem als bußfertiger Sünder zu ſterben, — auf Pape Döne's Seele. Wie ward aber dem Teufel, als er zwei Engel ſah, welche der fromme Mönch aus dem Himmel herabgebetet, und welche die Seele ganz friſch, wie ſie aus dem Körper fuhr, in Empfang nahmen und mit in den Himmel! Darüber ärgerte ſich der Teufel ſo ſehr, daß er ſchwarz wurde. Seitdem iſt der Teufel ſchwarz.

212. Die Uralte.

Zu jener Zeit, als das Wünſchen noch etwas half, denn heutzutage hilft es wunderwenig mehr, und war auch dazumal ſchon der Wünſche Erfüllung nicht allewege heilſam, da lebte zu Lübeck eine Frau, die war friſch und munter, geſund und ſtark, ſie aß auch gern und trank gern und hatte alles, was ihr Herz begehrte. Und weil es nun alſo mit ihr ſtand, ſo gefiel es ihr auf der Welt ausnehmend wohl, und ſie wünſchte ſich, nie zu ſterben, ſondern ewig zu leben, nicht aber in einem ewigen ſeligen Leben, wie andere fromme Chriſten wünſchen und hoffen, ſondern hienieden auf dieſer Erdenwelt, bei gutem Eſſen und Trinken. Und weil damals mit Wünſchen noch etwas anzufangen war, ſo wurde jener Frau der Wunſch erfüllt, und ſie lebte immer darauf los, und war gar eine luſtige Alte; ſie hatte aber doch etwas beim Wünſchen vergeſſen, nämlich des Körpers Rüſtigkeit mit einzubedingen. Nun that es ja wohl einhundert Jahre leidlich gut, aber als ſie die hundert Jahre aufgeladen hatte, da drückten dieſe doch gar ſehr, ſo daß die Alte zuſammenkroch, mehr und mehr, und konnte erſt nicht mehr gehen, dann nicht mehr ſtehen, und hernach auch nicht mehr ſelbſt eſſen und trinken, und ſterben konnte ſie auch nicht. Die Menſchen mußten ſie füttern wie ein kleines Kind, und heben und tragen. Das war aber noch nicht genug; ſie kroch hernach noch immer mehr und mehr zuſammen, und trank und aß zuletzt gar nichts mehr. Endlich vermochte ſie ſich nur noch dann und wann ein wenig zu regen. Da meinten die Leute, es wäre am beſten, wenn ſie ihnen untern Füßen wegkäme, weil aber doch noch Leben in ihr war, ſo thaten ſie die kleine zuſammengeſchrumpfelte Alte unter ein Glas, und hingen ſie in der Kirche auf. Da hängt ſie nun noch immer in der Lübecker Marienkirche, iſt ſo groß, wie eine Maus, und bewegt ſich nur alle Jahre einmal.

213. Alt-Meklenburg.

Ohnweit Wismar liegt ein Kirchflecken am Schiffgraben, der aus dem Schweriner See in die Oſtſee führt, der heißt Meklenburg, dort iſt noch ein alter Wall zu ſehen, und das iſt die Stätte, die dem ganzen großen Lande Meklenburg den Namen verliehen hat. Im Innern dieſes Walles ruhet noch, wie die Sage geht, eine goldne Wiege, und im Grunde der waſſerreichen Wieſe eine vor Zeiten verſunkene kupferne Brücke. Viel altes Scherbengeräth hat ſich dort gefunden, auch nennt und zeigt man noch die Stelle, wo der Brunnen dieſer alten Wendenburg ſoll geſtanden haben, die eine große Stadt geſchirmt, von welcher nichts mehr übrig, als der heutige offne Flecken, der allein den alten Namen gerettet. Der Name ſoll vom Mäkeln (Handeln) herrühren, und das alte Meklenburg ſoll vor Zeiten eine hochberühmte Handelsſtadt geweſen ſein, und fünf deutſche Meilen im Umfang gehabt haben. Einſt führte Herzog Albert von Meklenburg Krieg mit der Königin von Dänemark, der ſchwarzen Greth, und wurde ihr Gefangener, da haben die Frauen des Herzogthums zuſammengeſchoſſen Geld und Geſchmeide um ihren Herrn aus der Gefangenſchaft zu löſen, und haben ihn erlöſet, und da hat er ihnen das Recht verliehen, Lehengüter beſitzen zu dürfen gleich den Männern, und ſoll dort die ausſchließlichen Mannlehen nicht geben.

214. Der Fürſtin Traum.

Nach Meklenburgs Abblühen kam die Stadt Wismar zu hohem Flor. Dort ſchlug ſeinen Wohnſitz auf Fürſt Johannes, der Theologe zubenamt, der erkürte zur Gemahlin Luitgardis von Henneberg, und gewann von ihr ſechs Söhne. Der älteſte, Heinrich, vermählte ſich mit Anaſtaſia, Herzogs Barnim I. in Pommern Tochter. Fromme Sehnſucht trieb den Fürſten zu einem Zuge nach dem heiligen Lande, davon er den Beinamen der Pilgrim empfing, aber ſeine Gemahlin kam während ſeiner Heilfahrt in Noth und Bedrängniß. Denn Markgraf Otto von Brandenburg verband ſich mit den Fürſten von Sachſen, Meißen, Thüringen und Holſtein und fiel in das Meklenburger Land. Da nun die Fürſtin Anaſtaſia um ihre beiden Söhne und um ihr Land in großen Sorgen ſtand, ſo erſchien ihr der heilige Franziskus im Traume und ſprach zu ihr: faſſe Muth, ich verheiße dir und den deinen den Sieg. Deß zum Zeichen wirſt du morgen des Tages in den Lüften eine Erſcheinung ſehen. — Und als die Fürſtin am andern Morgen erwachte, und gläubig hoffend zum Himmel aufblickte, ſo ſahe ſie ein Panier ſchweben mit dem Bilde des Heiligen der ihr erſchienen war. Da ſandte Anaſtaſia ſogleich nach einem Maler, der mußte den heiligen Franziskus malen und es mußte ein neues Panier mit dieſem Bilde gefertigt werden, das gab ſie ihrem älteſten Sohne, welcher auch Heinrich hieß, und verhieß ihm und ſeinem Bruder den Sieg. Da zogen die Fürſtenſöhne mit dem neuen Panier hinaus und führten ihr Heer gegen den weit überlegenen Feind, und ſchlugen dieſen bei Gadebuſch aufs Haupt. Der junge Fürſt Heinrich kämpfte mit Löwenmuth und wurde hernachmals auch der Löwe zubenamt. Seine Söhne wurden die erſten Herzoge von Meklenburg.

Fürſtin Anaſtaſia aber, die ihren Traum ſo wunderbar erfüllt ſah, wendete ihren Dank dem Kloſter des heiligen Franziskus in Wismar zu, zeigte ſich mild und freigebig gegen daſſelbe, und ſchmückte den Chor der Kloſterkirche mit drei neuen Fenſtern, von denen das mittelſte die heilige Jungfrau, und zu den Seiten die Bildniſſe des heiligen Franziskus von Aſſiſi und des heiligen Antonius von Padua im herrlichſten Farbenſchmuck zeigten. So bezeugte Fürſtin Anaſtaſia ihren Dank für die Traumerſcheinung und die göttliche Hülfe.

215. Das Teufels-Gitter.

In der Marienkirche zu Wismar iſt um den Taufſtein ein eiſernes Gitter geſtellt, das hat der Schmidt vollbracht mit der Hülfe des Satans, und iſt alſo künſtlich, daß keiner es vermag nachzumachen, oder Anfang und Ende zu finden. Ein ſolches Gitter, aber um die Kanzel herum, zeigt man auch in Lübeck, und nennt denſelben künſtlichen Meiſter, wie in Wismar. In einer Nacht ſoll der Teufel es verfertigt haben.

Zu Wismar war auch ein Prieſter, der hatte ein ſeltſamliches Gelüſten. Er legte ſich ein Buch an, dahinein ſchrieb er die Namen reicher Leute der Stadt mit gewiſſen Summen, als wenn ſie ihm dieſe Summen ſchuldeten, und dann ging er hin, und beſtahl nach und nach dieſe Reichen. Wenn er nun einen beſtohlen hatte, ſo ſchrieb er in ſeinem Buche zu deſſen Namen dedit, zu Dank vergnügt. Endlich kam die Sache an den Tag, nachdem der Schlaukopf lange Jahre ſo fort geſtohlen, und wurde der Thäter vom verdienten Strang zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt.

216. Der engliſche Schweiß.

Im Jahre 1529 kam aus England eine gefährliche Krankheit, die wurde die Schweißſucht oder der engliſche Schweiß genannt. In Hamburg gewann ſie auf dem Feſtland den erſten Boden, und raffte binnen 22 Tagen 1000 Menſchen dahin. Von da ging ſie weiter nach Lübeck, Wismar, Roſtock, Greifswalde, Stettin, Danzig, und breitete ſich weit umher im Lande aus. Sie flog gleichſam durch die Städte und Länder im Hui. Man ſchrieb ihre Urſache der eigenthümlichen Witterung des Jahres zu: gelinder Winter, trockner Mai, naßkalter Sommer und darauf ſolche Hitze, daß es unmöglich war, nicht zu ſchwitzen, und wenn einer nackend gegangen wäre, und mit dieſer lähmenden Hitze kam die Sucht.

In Lübeck war ein Doctor, der hieß Borus, und hatte ſeines Glaubens halber aus England flüchten müſſen, der heilte manchen von der ſchwitzenden Krankheit. Da Doctor Borus nun ein frommer und glaubenseifriger Mann war, und wahrnahm, daß die Geiſtlichen und ihr Anhang das Evangelium nach der neuen Lehre nicht wollten gelten und ſich ausbreiten laſſen, ſo begab er ſich zu einem hohen Rathsverwandten mit einem Buche in der Hand, und fragte ihn, ob er nicht Gottes Lohn verdienen wolle, und wolle helfen, daß eines frommen Mannes Teſtament möchte beſtätigt werden und Rechtskraft erlangen? — Darauf ſagte der Rathsherr: wenn das Teſtament recht gemacht iſt, ſo wird es ein ehrbarer Rath wohl confirmiren. — Da hub der Doctor wieder an, und ſprach: der es aufgerichtet hat, iſt ein guter, frommer Mann, und heißt Jeſus Chriſtus. Er hat ſein Teſtament mit ſeinem Tode und ſeiner Auferſtehung beſtätigt, will nun ein ehrbarer Rath zu Lübeck daſſelbige auch confirmiren, ſo wird er Gott einen großen Dienſt erweiſen. — Der Rathsherr wendete ſich um und ließ den Doctor ſtehen, aber am andern Tage wurde ihm die Stadt verboten.

Die Schweißſucht regierte ſo heftig, daß mehr als ein Haus ganz verlaſſen und verſchloſſen werden mußte. Auf der Univerſität Roſtock wurde im Jahre 1529 kein einziger Student immatriculirt. Binnen 24 Stunden wendete ſich die Krankheit zum Leben oder zum Tode. Die hilfreichen Mittel gegen dieſe Krankheit, welche weder Kinder noch Alte, ſondern nur die Kräftigen und Kräftigſten ergriff, waren: nicht überwarmes Lager, aber Bewahrung vor jeder Zugluft, einfachſte Koſt, Leibesöffnung durch Rhabarbar, reine Luft, ſorgſame Wartung; die Kranken ſollten ſich nicht durch Umwälzen erkühlen, keine Luft unter die Arme kommen laſſen. Je ſtiller der Kranke lag, um ſo beſſer, und beim Umkehren, wenn es durchaus nöthig, ſolle er vor aller Luft behütet werden. Auch ſolle man ihm guten Troſt einreden, daß ſeine Schwitzqual nur eine kurze Zeit daure, und er dann geneſe, ſolle ihn mit duftendem Roſenwaſſer beſtreichen am Haupt, hinter den Ohren und über den Nacken, und an den Schläfen, und ihn ſtarken Weineſſig durch die Naſe einathmen laſſen. Der Eſſig übertreffe — ſagten die Schweißärzte, um vieles Kampher und Opium. Zum Labetrunk keinen Malvaſier, Würzwein, einen Pommerſchen Schlurf oder Ratzeburger Rommeldaus, das ſtarke Bier, ſondern dünnen Kovent, durch ein Röhrlein gezogen. Gut zum Tranke war auch Ochſenzungen- und Betretſchwaſſer mit Kandiszucker, wenig auf einmal, kaum einen Löffel voll durch ein Rohr. Im Anfang der Krankheit mußten die Kranken vor dem Schlafe bewahrt werden, denn Schlaf war der halbe Tod. Naſenbluten, das ſich nicht ſelten einſtellte, ſollte man nicht zu ſtillen ſuchen. Nach den Verlauf der 24 oder 28 Stunden vorſichtiger Wechſel der Wäſche, gewärmt, und ſpäter zum Getränk Einbeckiſch und Güſtrower Bier, und zuletzt wieder, was jedem ſchmeckte und was er haben konnte.

217. Die Waſſermuhme.

Bei Slate, ohnweit Parchim an der Elde, fließt ein tiefer Bach, der nahebei in die Elde fällt. Eines Abends erging ſich der Prediger des Dorfes am Waſſer entlang unter den hohen Eichen. Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung brach herein, da rauſchte es im Waſſer und eine dumpfe Stimme ward hörbar, die ſprach: die Stunde iſt da, aber der Knabe noch nicht. — Dieſes Wort aus dem Waſſer machte den Geiſtlichen bedenklich, er gab ſeinen Spaziergang auf und ging nach dem nahen Dorfe zu. Da lief ihm ein hübſcher Knabe entgegen. Der Paſtor rief ihn an: wohin, mein Sohn? wohin ſo eilend? — Zum Bache! rief der Knabe dreiſt. Ich will Muſcheln dort ſuchen und bunte Steine! — Gehe nicht, mein Knabe! ſprach der Geiſtliche: laufe lieber zu mir in das Haus und hole mir meine Bibel. Du ſollſt auch einen Schilling haben. Der Knabe lief hin und holte die Bibel und brachte ſie, und wollte dann ſchnell nach dem Waſſer eilen, da ſie aber jetzt im Dorfe und in des Kruges Nähe waren, ſprach der Paſtor: verziehe noch Knabe, du ſollſt auch einmal trinken. — Und heiſchte Bier im Krug für den Knaben, und der Knabe trank. Da ſcholl ein Schrei und ein Rauſchen vom Waſſer her, und der Knabe ſank todt nieder. Die Stunde war da, und der Knabe auch.

218. Der Gaſt des Pfingſttänzers

Zu Keſſin war luſtiger Pfingſtreigen, das Pfingſtbier war gut und die Freude groß. Ein munterer Bauernknecht war unter den Tänzern, der war von einem entfernten Dorfe hergekommen, und that das Beſte mit. Als aber Mitternacht herzu kam, mochte er nicht länger bleiben, obſchon die Tänzer ihn dazu nothigten und die Dirnen ſich merken ließen, daß ſein Weggang ihnen nicht lieb ſei, aber er ging. Stockdunkel war es auf des Knechtes Pfad, aber dieſer hatte nicht zu viel getrunken und ſchritt ſicher fürbaß, dann that ſich der Himmel flammend auf, und machte alles in weite Ferne taghell, und ein ſchwerer Donnerſchlag rollte, und dann war es wieder tiefdunkel, aber der Burſche fürchtete ſich nicht, ſondern ging gottgetroſt ſeinen Weg. Auf einmal hallt es neben ihm wie Tritte, und im Dunkel der Sommernacht ſieht er, daß ein langer Mann neben ihm wandert. Der lange Mann grüßt ihn nicht, und der Knecht grüßt nicht den langen Mann, denn viel Grüßens iſt im Meklenburger Lande nicht Sitte. Jetzt kamen die ſtillen Wanderer an einen ſchmalen Steg, da fing der lange Mann an zu reden und fragte: wie willſt du da hinüber kommen? — Der Naſe nach! Iſt's deine Sorge? — antwortete der Knecht mit landüblicher Derbheit und ſchritt über den Steg. Der Lange folgte ihm. Nach einer Weile kamen ſie an ein umzäunt Gehöft. Wie willſt du da hinüber kommen? — fragte wieder der Fremde. — Geht dich das an? fragte der Knecht zurück. Ohne deine Hülfe! — und ſtieg über den Zaun. Da kletterte der Lange auch über den Pfahlzaun. Jetzt ging der

Knecht an das Haus, das war verſchloſſen. — Wie willſt du da hinein kommen? fragte der lange Mann. Du wirſt mir doch nicht aufſchließen! antwortete der Knecht, klopfte an's Fenſter, und da war eine alte Frau im Stübchen, die erhob ſich, ſchlug Licht, und trippelte zur Thüre und ſchloß auf. Das war des Burſchen Mutter, die hieß ihn willkommen. Der Fremde trat uneingeladen mit in das Haus und in die Stube und da ſagte der Burſche: ach Mutter, da iſt auch ein fremder Mann, dem iſt nicht wohl zu Muthe, geht doch hin zum Herrn Nachbar, dem Paſtor, er möchte kommen und den fremden Herrn aus Gottes Wort tröſten. — Da ſchauerte es dem Langen durch alle Gebeine und hörte auf lang zu ſein; er kroch in ſich zuſammen, und wurde klein und immer kleiner und endlich kroch er unten durch die Thürſpalte wie ein Mäuslein und war dageweſen. Und der Knecht und ſeine Mutter freuten ſich und dankten Gott, daß ſie den ſchlimmen Gaſt los waren.

219. Der Gaſt des Kornwucherers.

Auf dem Hofe Großen-Metchling im Meklenburger Lande ſaß ein alter geiziger Pachter, der häufte Aernten auf Aernten, und wenn das Korn nicht recht theuer wurde, ſo verkaufte er nicht, und wenn ihn auch die Leute fußfällig darum baten. Er hatte alle Kiſten und Kaſten voll Geld und Gut, aber tagtäglich ſuchte er mehr zuſammen zu ſcharren, und durch unerhörten Kornwucher war er einzig und allein ſo reich geworden In die Kirche ging er nicht; er ſprach: ich diene meinem Gott im Freien, dem Teufel aber diente er, dem Gott Mammon. Er überſah die Saatfelder und rechnete aus, wie viel ſie tragen würden, und ärgerte ſich, daß auf den Aeckern ſeiner Nachbarn auch Getraide ſtand, und dieſe auch ärnten würden. So ging er ebenfalls an einem Pfingſttage draußen herum, ſah, wie alles fröhlich wuchs und Gottes Segen wieder ſichtbar nahe war, und wie es doch nun an ein Räumen der Kornſpeicher gehen müſſe, und war ſehr unzufrieden und verwünſchte und verfluchte die wohlfeile Zeit, wie alle nichtsnutzigen elenden Kornwucherer thun. Da kam ein Mann daher gefahren, der ſaß in einer ſchwarzen Kutſche, und ein ſchwarzer Kutſcher lenkte ſchwarze Roſſe; der Mann bot ſpöttiſch „gute Zeit", und hielt an. Er ſtieg auch aus, und es hing ein langer Mantel über ihn, der ſeine Geſtalt ganz einhüllte. Gute Ausſicht auf geſegnete Aernte, nicht wahr? — fragte der Fremde, und der Pachter murrte: ſo halb und halb; Pfingſten kann man den Aerntemond noch nicht loben. Vorrath iſt Herr! — Ihr habt wohl noch Vorrath? — fragte der Fremde. — Etwas, nicht allzuviel, war die Antwort. Der Fremde fragte nach dem Preiſe, der Pachter forderte den höchſten Preis, der Fremde ſagte: Topp, ich kaufe. — Dem Pachter lachte das Herz im Leibe, doch ärgerte er ſich, daß er nicht noch mehr gefordert hatte, und lud den Fremdling ein, mit ihm zu frühſtücken. Der Fremde ging mit dem Pachter. Wie beide den Hof betraten, ſchrien Hühner und Gänſe und Enten wild durcheinander und flatterten auf und davon und der Hofhund winſelte, zog den

Schwanz ein und kroch tief in ſeine Hütte. Die Frau des Pachters war in der Kirche, er ließ aber durch die Magd tüchtig aufſchüſſeln. Der Fremde neckte die Magd, dabei fiel unverſehens ſein Meſſer vom Tiſche, und wie die Dirne ſich bückt, ſieht ſie des Fremden Füße, einen Geierfuß und einen Pferdefuß. Die Magd eilt zur Thüre hinaus, ſtößt auf die Pachterin, die eben aus der Kirche kommt, theilt ihr mit, was ſie geſehen, und die Frau ſendet ſie, eilend den Paſtor, der gerade aus der Kirche komme, herein zu bitten. Dieſer kommt im ganzen Summarium, wie man dortigen Landes ſagt, im höchſten Ornat, die Bibel unterm Arme. Der Fremdling erſchrickt, ruft aber dem Paſtor frech entgegen: Guten Tag, Pfaffe! Haſt du das Meſſer noch, das du als Bube mir, deinem Mitſchüler, geſtohlen? — Ganz verwirrt tritt der Geiſtliche zurück, und jener ſpricht: ſo ſind ſie! — Andern wollen ſie Buße predigen, und ſind doch ſelbſt nicht rein. — Da fährt ein Geiſtlicher aus dem nahen Brudersdorf am Hauſe vorbei, die Frau ruft ihn herein, auch er tritt im ganzen Summarium, die Bibel unterm Arm, in die Stube. Da zittert und bebt der Fremde, dieſem konnte er nichts vorwerfen, und jener bedräut ihn hart als den böſen Feind, den Unkrautſäemann, den brüllenden Löwen, und endlich öffnet er ein Fenſter, und ruft: fahr' aus du unſauberer Geiſt, und gieb Raum dem heiligen Geiſt! — Raſch fuhr unter Donnergepraſſel der Böſe aus dem Fenſter, und aus den Kornſpeichern da zog es wie Dampf und Nebel, Wolke auf Wolke, daß die Leute vermeinten, es brenne droben, aber es war nur der Kornwurm, der ausflog, in zahlloſen Millionen, drei Aernten auf einmal, die des Kornwucherers Geiz der Armuth vorenthalten. So groß iſt Gottes Macht und ſtrafende Gerechtigkeit, daß er ein kleines Käferchen zur Ruthe macht, die den ſchändlichen Kornwucherer auf das empfindlichſte züchtigt. Der Pachter war bis in ſein Innerſtes erſchüttert, er ging in ſich, und wurde ein frommer Mann, verkaufte den Ueberfluß ſeines Getraides um gerechten Preis und hielt nicht wucheriſch damit zurück, er hatte Sorge, es möchte ihm noch einmal von dannen fliegen. Heutiges Tages wird in Büchern geſchrieben, der Kornwucher ſei eine Fabel, ein Wahnglaube. Es heiße nicht Wucher, ſondern Handel. — Wer es glaubt! —

220. Der heilige Damm.

An der Oſtſee, in der Nähe von Dobberan war ein Ort in großer Bedrängniß von der Fluth, und die Einwohner ſahen ihr gewiſſes Verderben vor Augen. Mit jedem Tage entführte die Fluth ein Stück vom Lande, ſchon drohte den nächſt am Ufer gelegenen Häuſern der Untergang. Da wurden im ganzen Meklenburger Lande Betſtunden angeordnet, und das Flehen und Schreien eines ganzen Landes fand Gnade vor dem Herrn. Zum letztenmale hatten ſich mit Furcht und Zagen die Bewohner zum Schlummer niedergelegt, und viele fanden ihn nicht, denn die See rauſchte gewaltig und ging hohl, und der Boden erzitterte und es zuckten Blitze über die Meereswogen. Dann wurde es ſtiller, und der

Mond trat hinter Wolken hervor, und da ſchauten manche vom Strande ängſtlich hinaus, da lag etwas großes, dunkles im Waſſer, und manche meinten, es ſei der Kraken, der ſeinen inſelgleichen Rücken aus der Fluth hebe, und als der Tag kam, ſiehe, ſo verlief ſich das Waſſer mehr und mehr vom Strande, und vor den Blicken der erſtaunten Bewohner lag eine hohe Düne wie ein Wall und feſter Damm. Der war auf das Gebet des Landes in einer Nacht entſtanden durch die göttliche Hülfe, und alles Volk lobte Gott, und ſie nannten den Damm den heiligen Damm, und konnten ihn nicht ohne Dank und Verehrung erblicken.

221. Die Sieben in Roſtock.

Die von alten Zeiten her berühmte Univerſitäts- und Münzſtadt Roſtock ward als merkwürdig von den Alten bezeichnet wegen der Siebenzahl.

Die Stadt habe ſieben Thore, ſieben Brücken, ſieben ſämmtlich vom Markt ausgehende Hauptſtraßen, ſieben Thürme und ſieben Thüren im Rathhauſe, an der Marienkirche ſieben Portale, an den Uhrwerken ſieben Glocken, und im Roſengarten, der aus alter Zeit berühmt iſt, und deſſen oben in der Sage von des Minneſängers Heinrich Frauenlobs Begängniß zu Mainz gedacht wurde, ſieben uralte Linden. Man hat vor Alters wohl manchesmal Roſtock ſpottend nachgeſagt, es habe zu dieſen vielen Sieben auch nur ſieben Studenten, und es iſt ſogar gedruckt worden, es lebe und ſterbe mancher Roſtocker, ohne nur einen Studenten geſehen zu haben.

Den alten Namen aber hat Roſtock von einem Roſenſtock, es ward urbs rosarum, die Roſenſtadt genannt, und das ſteht wieder mit dem erwähnten Roſengarten in Verbindung.

222. Sankt Nicolaus in Greifswald.

Zu Greifswalde hat in einer der Kirchen daſelbſt ein hölzern Bildniß des heiligen Nicolaus geſtanden. In dieſe Kirche brach nächtlicher Weile ein Dieb ein, wollte den Gotteskaſten erbrechen und das darin befindliche Geld enttragen. Da erhob St. Nicolaus Bild drohend den Arm gegen den Dieb. Der aber war unerſchrocken und ſprach: lieber Herr Sankt Nicolaus iſt das Geld im Kaſten dein, oder iſt es mein? Weißt du was? wir wollen darum laufen — wer zuerſt an den Kaſten kommt, dem ſoll das Geld ſein. Und lief alſo ſtracklich durch das lange Schiff der Kirche dem Chore zu, aber ſiehe da, das Bild lief auch, und ſtand am Kaſten, als der Dieb hinzukam. Ei, Sankt Nicolaus! rief der Dieb: du könnteſt fürwahr beim Herzog oder Markgrafen Laufer werden, du haſt gewonnen, aber was in aller Welt nützt dir das Geld? Wäre ich, wie du, von Holz, und hätte nimmer Durſt noch Hunger, wollt ich keines Geldes begehren! Darum habe ein Einſehen und ein Nachſehen, und gönne mir das Geldlein. — Damit brach er den Gotteskaſten auf, nahm kecklich das Geld und trug es von dannen.

Aber bald darauf ſtarb dieſer Dieb und wurde ehrlich begraben, denn Niemand wußte, daß er ein Kirchenräuber war. Da ſind die Teufel aus der Hölle herauf geſtiegen, haben ſeinen Leib aus dem Grabe geholt und ihn bei den beraubten Gotteskaſten niedergeworfen, darauf aber ihn draußen vor der Stadt an die Flügel einer Windmühle gehenkt. Von dieſem Augenblicke an drehten die Flügel dieſer Windmühle ſich links, und liefen links herum, ſo lange ſie ſtand, zum Wahrzeichen des Unrechts und des Unrechten.

223. Vineta.

Bei der Inſel Uſedom iſt eine Stelle im Meere, eine halbe Meile von der Stadt gleichen Namens, da iſt eine große, reiche und ſchöne Stadt verſunken, die hieß Vineta. Sie war ihrer Zeit eine der größeſten Städte Europa's, der Mittelpunkt des Welthandels zwiſchen den germaniſchen Völkern des Südens und Weſtens, und den ſlaviſchen Völkern des Oſtens. Ueberaus großer Reichthum herrſchte allda. Die Stadtthore waren von Erz und reich an kunſtvoller Bildnerei, alles gemeine Geſchirr war von Silber, alles Tiſchgeräthe von Gold. Endlich aber zerſtörte bürgerliche Uneinigkeit und der Einwohner ungezügeltes Leben die Blüthe der Stadt Vineta, welche an Pracht und Glanz und der Lage nach das Venedig des Norden war. Das Meer erhob ſich und die Stadt verſank. Bei Meeresſtille ſehen die Schiffer tief unten im Grunde noch die Gaſſen, die Häuſer eines Theiles der Stadt in ſchönſter Ordnung, und der Reſt Vineta's, der hier ſich zeigt, iſt immer noch ſo groß, als die Stadt Lübeck. Die Sage geht, daß Vineta drei Monate, drei Wochen und drei Tage vor ſeinem Untergang gewafelt habe, da ſei es als ein Luftgebilde erſchienen, mit allen Thürmen und Paläſten und Mauern, und kundige Alte haben die Einwohner gewarnt, die Stadt zu verlaſſen, denn wenn Städte, Schiffe oder Menſchen wafeln, und ſich doppelt ſehen laſſen, ſo bedeute das vorſpukend ſichern Untergang oder das Ende voraus — jene Alten ſeien aber verlacht worden.

An Sonntagen bei recht ſtiller See hört man noch über Vineta die Glocken aus der Meerestiefe herauf klingen mit einem trauervoll ſummenden Ton.

224. „Weh über Pommerland!“

Es war im Jahre 1624, da ward in Lüften eine ſeltſame Stimme gehört, die rief: weh! weh über Pommerland. Weiſſagende Vögel erſchienen, ſchneeweiß von Farbe, nicht größer wie Schwalben, und wurde von mehreren Leuten geſehen und gehört. So vernahm eines Leinewebers Frau auf dem Wege von Colberg nach Selow eine warnende Vogelſtimme. Und das Weh über Pommerland hat nicht auf ſich warten laſſen, der bereits damals entbrannte dreißigjährige Krieg brachte des Weh's genug und mehr als zuviel. Mit hunderttauſend Mann zog Wallenſtein nach Stralſund, und ſchwur, er wolle und müſſe dieſe Stadt und Feſtung gewinnen, und wenn ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen wäre. Und obſchon er ſie damals nicht gewann, ſo ward doch das Land rings umher verderbt in Grund und Boden, und ſpäterhin, im Jahre 1678 wurde Stralſund in einem andern Kriege innerhalb achtzehn Stunden durch Bomben entzündet, eingeäſchert und erobert.

225. Julin.

Da wo heute Wollin, die Stadt am breiten Divenow-Strome liegt, der das große Haff mit der Oſtſee verbindet, hat vor Zeiten auch gar eine große, geld- und volkreiche Stadt gelegen, die hieß Julin. Sie hob ſich abſonderlich zur Blüthe nach dem Untergange der Stadt Vineta, und aller Handel zog ſich nach ihr. Julin führte Kriege auf eigne Hand mit dem Dänenkönige Suen Otto, der mächtig war, und dreimal machten die Krieger Julin's dieſen König zum Gefangenen. Das erſtemal mußte er ſo viel Silber zu ſeiner Löſung geben, als er ſchwer war, das Geld gab die königliche Kammer her. Das zweitemal mußte der König ſo viel Silbers zur Löſung geben, als er in ſeiner ſchweren Rüſtung wog. Da hatte die Kammer kein Geld mehr, und es mußten königliche Krongüter verkauft und verpfändet werden. Da ſich aber der König Suen Otto zum drittenmal unterfing, gegen Julin zu ſtreiten, und zum drittenmal Gefangener wurde, da verlangten die zu Julin eine ſchwerere Löſung, nämlich des Königs Schwere in Gold. Da war nun guter Rath theuer, denn die Kammer hatte kein Geld und die Krongüter lagen in Pfandſchaft. Da haben alle begüterten Frauen Dänemarks ihren reichen Goldſchmuck zuſammengethan und er hat hingereicht, den König zu löſen, dafür zum Danke gab König Suen Otto ein Geſetz, daß jede Frau Erbrecht haben ſolle auf ein Drittheil des Nachlaſſes ihres Gatten ohne Gefährde, da früher ihnen nur gar ein geringer Theil vergönnt war.

Als die Stadt Julin vom heidniſchen Glauben zum chriſtlichen Glauben übertrat, meldeten ſich bei dem Biſchof Otto auf einmal 22,000 Einwohner zur Taufe an. Hernachmals aber iſt das Volk von Julin wieder gottlos geworden, hat Chriſtum verläugnet und iſt in die heidniſchen Gräuel zurückgefallen, hat einen alten Götzen wieder hervorgeſucht und ihm Feſte gefeiert. Da hat Gott der Herr ſich erzürnt und Feuer niederregnen laſſen, wie auf Sodom und Gomorrha, und Julin von Grund aus verbrannt, und nicht gelitten, daß ſich durch neuen Bau die Stadt wieder erhole und aufrichte. Endlich kam auch noch im Jahre 1170 der Dänenkönig Waldemar durch die Divenow mit einer großen Flotte, plünderte den Reſt der Stadt und verbrannte, was von ihr wieder neu gebaut war, abermals. Da ward Julin verlaſſen und ſeine Stätte blieb auf immer öde, und die wenigen Flüchtigen, die dem Verderben entrannen, erbauten die Stadt Wollin, in der Nähe des alten Julin, die es nie zu hohem Flor hat bringen können. — Noch eine blühende Stadt, welche Julins Schickſal ein Jahrhundert früher theilte, war Jomsburg. Es war rund um einen ſchönen Binnenſee gebaut, ganz nahe dem Jaminſchen See, jener iſt jetzt ein Sumpf und heißt die Müſſe.

226. Die Könige Widewuto und Bruteno.

Es waren in alten Heidenzeiten zwei Brüder im Lande Preußen, bevor es noch dieſen Namen führte, die herrſchten über den Cymbriſchen Volksſtamm, und waren auf Flößen an das Oſtſeegeſtade gefahren gekommen, hatten das Land eingenommen und ſich mit ihrem Volke Wohnſitze gebaut. König Widewuto erfand den berauſchenden Trank des Meth zu bereiten, und Bruteno diente den Göttern als oberſter Prieſter, und beide wurden hochbetaget. Da Bruteno 132 Jahre alt geworden, Widewuto aber 116 Jahre, ſo verſammelten ſie all' ihr Volk zu einem großen Opferfeſttag, und vertheilten das Land. Widewuto's älteſter Sohn hieß Lithuo, der empfing, indem er den Göttern Gehorſam gelobte und Andacht, und indem er mit der einen Hand ſeines Vaters Haupt berührte und mit der andern die heilige Eiche, das Land vom Briko und Nyemo (Bug und Riemen), den beiden Flüſſen, bis an den Wald Thamſoan, und dieſes Land wurde dann nach ihm Lithauen geheißen. Hierauf gelobte Widewuto's zweiter Sohn, des Namens Samo, und empfing auf gleiche Weiſe das Land von Grono und Hailibo bis an das Waſſer Skara, und das wurde hernachmals Samland genannt. Samo hatte ein Weib, die hieß Pregolla, die iſt ſpäter in dem Fluſſe Skara ertrunken, und darauf hat dieſer Fluß den Namen Pregel empfangen. Widewuto's übrige Söhne, deren noch zehne waren, empfingen allzumal auch weites Land, darinnen ein jeder Raum hatte zu herrſchen. Bruteno, der den Göttern als erſter Prieſter diente, hatte keine Söhne, aber nach ſeinem Namen wurde Land und Volk genannt, Brutenien und Brutenen, aber die Maſſovier, der Brutenen Feinde, nannten ſie Bruti — darüber entſpann ſich ein Krieg, und die Brutenen wollten ſich nicht Bruti, d. i. wilde Beſtien ſchimpfen laſſen; darauf nahmen die Maſſovier Vernunft an und nannten die Brutener auch prudentes und praescii, das iſt die Geſcheidten, daraus iſt der Name Pruſci und Preußen geworden, und dieſen Namen haben ſie ſich eher und beſſer gefallen laſſen, und ihn vor andern lieb gewonnen, und beibehalten.

227. Romove.

Wo die heilige Eiche der alten Preußen ſtand, war eine große Stadt, und die hatte von ihren Erbauern, welche einen Heereszug gen Rom gemacht hatten, den Namen Roma nova erhalten, daraus ward in der Folge Romove. Die Eiche war ſechs Ellen im Durchmeſſer, Sommer und Winter blieb ſie grün, und durch ihr dichtes Gezweig und Laub fiel nicht Regen noch Schnee. Rings um war durch acht Ellen hohe ſeidene Vorhänge ihres Stammes Anblick den Uneingeweihten entzogen. Drei Götter wurden unter dieſer heiligen Eiche verehrt, das waren Perkunos, der Donnergott, Pikollos, der Todtesgott, und Potrimpos, der Kriegsgott und der Aernten. Geopfert wurden dieſen Göttern alle Chriſten, welche die heidniſchen Preußen in ihre Gewalt bekamen.

Außer dieſer heiligen Eiche ſtanden deren noch mehr im alten Preußenlande, alle vom Volke hochverehrt und beſchirmt, ſo eine nahe bei Wehlau, an der Straße von Königsberg nach Ragnit; eine andere ſtand am Flüßchen Bachnau, ohnweit dem Friſchen Haff, eine dritte eine Stunde davon, wo die Stadt Thoren liegt, nach dem Meeresſtrande zu. Die heiligen Eichen, und ſelbſt die Plätze, darauf ſie geſtanden, blieben noch lange lange Zeit beim Volke in hohen Ehren, als längſt ſchon das Chriſtenthum ihm mit Feuer und Schwert gepredigt worden war.

Als dieß geſchehen, wurde zu Romove eine Kirche und ein Kloſter erbaut, es iſt aber damit, wie mit der ganzen Stadt, zum Ende gediehen, und es iſt kaum noch eine Spur mehr von Stadt, Kirche und Kloſter vorhanden.

228. König Widewuto opfert ſich ſelbſt.

Da König Widewuto oder Waidewut, wie er auch genannt wird, zu hohen Jahren gelangt war, und die Lande an ſeine Söhne alle vertheilt waren, und er fühlte, daß er nicht mehr kühnlich gegen die Feinde ſtehen könne, da ließ er nahe der heiligen Eiche zu Romove einen Holzſtoß ſchichten, und Thier-Opfer darbringen, er ſelbſt aber ſtand in allem Glanze ſeiner Königswürde, hielt eine Schaale voll Meth, und goß dieſe einer ſchwarzen Kuh zwiſchen die übergoldeten Hörner, und ſprach vor dem Volke, das mit brennenden Fackeln den lohenden Scheiterhaufen umſtand, ein Gebet zu ſeinen Göttern: euch alle ihr Götter der Erde und des Meeres, des Lichtes und der Finſterniß, dich Donnerer Perkunos, dich Pikollos, Gott des Todtes, und dich Potrimpos, Gott der Schlachten, rufe ich an, daß euer Auge auf mich ſich lenke und ſenke, auf mich den König, der ſeinem Volke ſich ſelbſt zum Opfer darbringt, damit es ſiege und in Ruhm und Ehren fortbeſtehe für alle Zeiten! — Und als der König dieſe Worte geſprochen, ſtürzte er ſich muthvoll in die lodernde Flammenlohe, und das Volk warf ſeine Fackeln über ihn, und erhob das Geſchrei der Klage und den Geſang der Schlacht, und die Krieger ſchlugen dreimal auf ihre Schilde, daß ſie dröhnten, und von ihrem Schall die Luft erzitterte und die Wälder ihn wiederhallten.

229. Sankt Adalbert.

Der erſte Chriſtenprieſter, der das Licht des Evangeliums nach dem alten Preußenlande trug, war der heilige Adalbert. Er kam aus Polen, wo er die Lehre Chriſti gepredigt, und verkündete das göttliche Wort im heutigen Culmer Lande, dann in Pomeſanien. Von da kam er nach Danzig und nach Samland. Aber an der Stätte in der Nähe des Bernſteinortes Fiſchhauſen, wo am Strande der Oſtſee noch die Ruinen von St. Adalberts Kapelle einſam trauern, überfielen die Heidenprieſter den heiligen Mann, und tödteten ihn mit ſieben Wunden. Als der Polenkönig Boleslaus Gorvin, dieſe That erfuhr, wünſchte er den Leichnam des heiligen Martyrers, aber die Prieſter heiſchten für denſelben ſo viel

Goldes, als der Leichnam ſchwer ſei. Da ſendete der König vieles Gold, al es wog den Körper noch nicht auf, bewegte noch nicht die Schaale, darauf Leichnam lag. Da warfen die Abgeſandten des Konigs noch ihr eignes G hinzu, vergebens. Weiter ſo kamen noch preußiſche Chriſten, die Adalbert tauft hatte, und gaben alle ihr Gold — aber alles vergebens. Da kam ein al armes Weib, die ſahe, daß die Leute Gold auf die Wagſchaale warfen, u wollte ihr Scherflein auch darbringen, ſie hatte aber nur zwei Pfennige, die w ſie zu dem Golde, und ſiehe, alſogleich ſank die Schaale mit Gewalt, und Leichnam ſtieg in die Höhe, und mußte wieder weggenommen werden alles hi zugelegte Gold, und als nichts mehr auf der Schaale lag, als die zwei Pfenni der Frau, da traten beide Schaalen in das Gleichgewicht, und ward ſo der h lige Leichnam aufgewogen.

230. Heiligenbeil.

Als die Heidenprieſter am preußiſchen Oſtſeeſtrande den heiligen Adalbe erſchlagen hatten, vernahm das Anſelmus, der Biſchof von Ermeland, der mach ſich auf, und kam zu der großen heiligen Eiche, unter welcher ein Heidengö verehrt ward, und die Waidewut, der König mit ſeinem Bruder Bruteno, de oberſten Prieſter, ſelbſt geheiligt hatte. Dieſe Eiche war nicht kleiner, wie di zu Romove, und blieb ebenfalls im Sommer und Winter gleich grün. Da nu der neue Apoſtel kam, ſo begann er an der Eiche zu predigen, und befahl als bald einem Chriſten, der ihn begleitete, mit der Axt Hand an den geheiligte Stamm zu legen. Allein der führte kaum den erſten Hieb in den Baum, ſo ent fuhr die Axt dem Schaft, ſprang zurück und jenem an den Kopf, daß er alsbal entſeelt niederſank. Da erhoben die Heiden ein frohlockendes Jubelgeſchrei. Abe der fromme Anſelmus ließ ſich nicht ſchrecken. Er nahm eine neue Axt und führt in den Baum Hieb auf Hieb, und es geſchah kein weiteres Zeichen. Dann lie er die Eiche ſammt den Götzen niederbrennen, erbaute an jener Stätte eine Kirche, darin das Beil verehrt werden ſollte, und es gründete und bildete ſich um dieſelbe eine Stadt, die nannte man Heiligenbeil. Das Beil iſt wohl im Laufe der Zeiten abhanden gekommen, aber die Stadt führt den alten Namen fort, und führt auch das Beil in ihrem Wappen.

231. Das Bernſteinrecht.

Am Geſtade des Friſchen Haff war vor Zeiten das edle Naturgeſchenk des Bernſteins überaus reich. Aber der Menſchen Habgier ſchmälert gar oft den Gottesſegen. Sonſt konnte den Bernſtein, den die See an den Strand warf, aufleſen wer wollte, aber das iſt ſchon lange her. Als der Marienorden in das Samland kam, eignete er ſich den Alleinbeſitz des Bernſteins zu, und Bruder Anſelmus von Loſenberg, der Vogt auf Samland, machte ein neues Recht und Geſetz, daß jedem Sammler, der nicht vom Orden Erlaubniß oder Auftrag habe, die Strafe des Stranges treffen ſolle. Das ging dem Volke ſchwer ein, daß es nicht aufheben ſollte, was verſtreut am Boden lag, und keines Menſchen Eigen war, inſonderheit dem Volke der Fiſcher, bei dem es leichtlich geſchehen konnte, daß eine Meereswelle ihnen ein Stück oder etliche in Boot und Nachen warf. Aber der Vogt hielt unerbittlich auf ſeinem Geſetz, und wer zur Anzeige kam und deß geſtändig war, daß er Bernſtein aufgehoben, ward gehenkt ohne Gnade am erſten beſten Baum. Als aber Anſelmus, der Vogt, geſtorben war, hat es nicht gut um die Ruhe ſeiner Seele geſtanden. Man hat ſeinen irren Geiſt in Sturmnächten, in denen die See den meiſten Bernſtein auswarf, am Strande wandeln ſehen und ihn rufen hören: o mein Gott! Bernſtein frei! Bernſtein frei! —

Und ſeit ſo viele Menſchen um des Bernſteins Willen eingekerkert, gequält und hingemordet worden ſind, iſt des Bernſteins viel, viel weniger geworden, und wirft die See nicht den tauſendſten Theil ſo viel mehr aus, als ſonſt. Es war eine Zeit, da baute und bildete man aus Bernſtein Altäre, Heiligenſtatuen, große Prunkſchreine und koſtbare Gefäße, hoch und weit und voll köſtlicher Zierrath, das kann heutzutage nur noch ſelten gemacht werden, man bildet nur allerlei kleines Geräthe und Tand daraus.

Bisweilen ſehen die beuteſüchtigen Strandreiter und Wächter große herrliche Stücke in der Ufernähe ſchwimmen, wenn aber die Mannſchaft mit den Gezeugen hinrudert, und ſie einfiſchen will — iſt's ein Blendwerk und ein Schaum.

232. Die Nixe von Nidden.

Der Ort Nidden am Curiſchen Haff könnte auch Mitten heißen, denn er liegt ſo recht mitten auf der Curiſchen Nehrung, dieſer längſten Landzunge weit und breit. Es iſt nicht geheuerlich, dort Abends einſam zu wandeln. Manchem iſt es ſchon geſchehen, daß er dort am glatten Spiegel des Curiſchen Haffs wandelte, da ſahe er nicht weit vom Uferrande ein grünes Eiland von nicht großem Umfange, von dem wehte Blumenduft zu ihm herüber und ſüßbethörender Geſang, und er ſah wohl eine weiße Jungfrau auf dem Eiland, die winkend ihren Schleier wehen und ihre Stimme ſo wonneſam erſchallen ließ, wie die Lurlei am fernen Rheinſtrom. Wenn nun ein Jüngling hingeriſſen von der Allgewalt dieſes Geſanges, der in Worten das Glück pries, bei ihr auf ihrer glückſeligen Inſel zu weilen im trauten Alleinſein — und angelockt vom Zauber der Schönheit der ihm ſehnſuchtvoll zuwinkenden Jungfrau, die immer näher kam, weil ſie auf einer ſchwimmenden Inſel ſtand, zu ihr hinüber zu ſchwimmen ſtrebte, ſo floh die Inſel wieder vor dem Schwimmer, daß er ihren Strand nimmer erreichen konnte und nimmer feſten Boden gewinnen, und endlich ſah er Jungfrau und Inſel vor ſeinen Blicken verſinken und in dem Wellenſtrudel, der dadurch entſtand, ward auch er hinab zur Tiefe geriſſen. Noch Keiner von allen, die dieſes treuloſe Glück verſucht, iſt wieder gekehrt, und nicht einmal einen Leichnam ſolcher hat die Meerfei der Tiefe zurückgegeben.

233. Der Glomsſack zu Memel.

Ein Glomsſack iſt ein Sack, darinnen die lithauiſchen Glomskäſe aufbewahrt werden, die nicht ſo klein ſind, wie die zu Suhla im Preußiſchen Henneberg, welches wohl die kleinſten Käschen auf der Welt ſind, daher Gamaſchenknöpfe genannt, und ſonderlich appetitlich und köſtlich. Zu Memel aber hing das Abbild eines lithauiſchen Käſeſackes in Erz gegoſſen, und zwei Centner ſchwer, an der äußeren Feſtungsbrucke, und diente als Gewicht beim Auf- und Niederziehen.

Einſtmals ward Memel vom König Erich von Schweden hart belagert, wehrte ſich auf das tapferſte, zehrte aber auch ſo, und zuletzt war es mit dem Proviant Matthäi am letzten und Schmalhans ſehr bedeutend Küchenmeiſter. Der ganze Vorrathreſt beſtand in einem handlichen Glomskäſe, und da dachten die Belagerten: übergeben müſſen wir uns doch, ob wir nun erſt noch dieſen Käſe verſpeiſen, oder nicht. Sie nahmen alſo den Käſe und einen Glomsſack, thaten ihn hinein, luden ihn auf eine Blide, und warfen ihn in das feindliche Lager, daß die Schweden dachten: Bomben und Granaten! Was kommt da für eine hölliſche Bombe? — Wie es nun der große Käſe war, ſo ſagten die Schweden untereinander: wo noch ſo viel zu eſſen iſt, da können wir unſern Schwedentrunk nicht anbringen. Wenn dieſe Käſefreſſer es noch zum Wegwerfen haben, während bei uns im Lager Mangel einreißt, ſo thun wir beſſer, wir ziehen ab von Memel. — So ſprachen ſie, ließen ſich den Glomskäſe ſchmecken und zogen ab. Die Memler aber zu dankbarer Erinnerung ließen einen Glomsſack mit einem Glomskäſe darin, zum ewigen Andenken in Erz gießen, und an derſelben Stelle aufhängen, wo der wirkliche Käſe hinausgeſchleudert worden war.

234. Der Schloßvogt.

Auf dem runden Schloßberge über Tilſit, hart am Ufer der Memel hütheten Hirtenknaben aus dem Kämmereidorfe Alt-Preußen ihr Vieh, und ſtanden betrachtend an einer recht in der Mitte des Berges tief in die Erde hinabgehenden Oeffnung, erzählten auch einander dieß und das, welche Bewandtniß es mit dieſem unergründlichen Loche habe. Daß vor alten Zeiten hier oben ein Schloß geſtanden, voll unermeßlicher Schätze, deſſen tiefen Graben und doppelte Wälle man noch erkenne. Daß dieſes Schloß in einer Nacht plötzlich verſunken ſei, und das Loch ſei der bis zur Bergeshöhe heraufreichende Schornſtein. Bisweilen laſſe ſich der Schloßvogt ſehen, ein altes graues Männchen mit ſchneeweißen Haaren. Und da wurden die Hirtenkna[illegible] ſehr neugierig, wie tief dieſe Höhle ſei, und ob ſich nichts aus ihr erlangen laſſe. Sie ſchleppten ein Seil herbei, und banden den jüngſten ihrer Schaar, ſo ſehr er ſich auch ſträubte und ſchrie, daran, und ließen ihn hinunter. Das Seil war zweimal ſo lang wie der Kirchthurm der deutſchen Kirche in Tilſit und hing immer noch ſtraff, obgleich ſie ſchon längſt das Schreien ihres Gefährten nicht mehr hörten. Endlich ward es leicht und krümmte ſich, jener hatte alſo den Grund erreicht. Sie riefen hinunter — alles blieb ſtill; ſie warteten lange und bange — endlich zogen ſie das Seil herauf — es war leicht und — leer. Voll Angſt liefen nun alle vom Berge, und am andern Morgen wagten ſie ſich nicht wieder zum Schloßberggipfel. Noch trieben ſie unentſchlüſſig auf der Straße, ſiehe da kam der Knabe, den ſie geſtern in den Berg hinabgelaſſen, ihnen munter entgegen. Seine Taſchen und ſeine Mütze waren voll Gold, und er erzählte nun ſeinen Kameraden, die ihn neugierig umringten, was ihm geſchehen war.

Ich kam — erzählte er, in eine große Küche, darinnen funkelte es rings von prächtigem Geſchirr und Geräthe. Und da kam ein altes graues Männchen, das muß wohl der Schloßvogt geweſen ſein, das grüßte mich freundlich und ſagte: das iſt hübſch von dir, daß du mich auch einmal beſuchſt, habe nur nicht bange und band mich los vom Strick, und führte mich durch das Schloß, von einem Zimmer in das andere, da lag alles voll Gold und Schätze. Hernach wurde ich müde, da führte mich der Schloßvogt zu einem ſchönen Bette, darin ſchlief ich prächtig. Heute Morgen kam das alte Männlein, als ich gerade ausgeſchlafen hatte, an mein Bette, hieß mich aufſtehen, füllte mir Mütze, Taſchen und Hände voll Gold, und ſagte: das ſollſt du vom Schloßvogt verehrt erhalten! — dann brachte er mich an ein enges Thor, ſchloß es auf, und hieß mich hinausgehen. Wie ich draußen war, war ich im Thale, und wie ich mich umſah, war das Thor mit ſammt dem Schloßvogt verſchwunden.

Die Hirtenknaben verwunderten ſich über dieſe Erzählung ſehr. Sie beneideten ihren Kameraden um ſein vieles Geld, dazu ſie ihm doch eigentlich wider ſeinen Willen verholfen, und meinten, einen kürzeren Weg als durch den Schornſtein hinab in das Goldſchloß und zu Geld zu gelangen, gäbe es auf der Welt nicht. Sie eilten daher auf den Berg, ſo ſchnell ſie konnten, looſ'ten, welcher von ihnen zuerſt hinabgelaſſen werden ſolle, und den das Loos traf, den ließen ſie hinunter, unter Bedingung der Theilung deſſen, was er empfangen würde. Richtig kam das Ende des Seils wieder leer herauf, und am andern Morgen gingen ſie erwartungsvoll dem Kameraden entgegen. Aber er kam nicht, und ſoll noch heute wiederkommen. Seitdem hat es keinen wieder gelüſtet, in die Tiefe hinab gelaſſen zu werden.

235. Der Opferſtein auf dem Rombinus.

Bei der Stadt Ragnit an der Memel, aber drüben jenſeit des Fluſſes, erhebt ſich ein bewaldeter und zerklüfteter Berg, der heißt Rombinus. Vor Zeiten war auf ihm der alten Litthauen berühmteſtes und größtes Heiligthum, mit einem rieſigen Steinaltar, auf welchem dem Gotte Potrimpos ſeine Opfer dargebracht wurden. Der Gott ſelbſt ſollte dieſen Stein an jenen Ort gelegt haben, und unter denſelben eine goldene Schüſſel und eine ſilberne Egge begraben, weil er der Gott der Fruchtbarkeit und der Aernte. Da war des Opferns auf dem Rombinus kein Ende, und die Sage ging ſchon damals, ſo lange der Stein auf dem Berge liege, werde Litthauen in Glücksblüthe ſtehen, würde aber der Stein hinweggerückt, ſo werde der Berg ſelbſt einſtürzen und Unglück das Land heimſuchen, und dieſe Sage ging von einem Jahrhundert in das andere, als längſt keine Opfer mehr auf dem Rombinus gebracht wurden.

Da kam — im Jahre 1811 ſoll es geſchehen ſein, ein deutſcher Müller nach dem Dörfchen Barten (Bartehnen), nordöſtlich vom Rombinus, der wollte zwei neue Windmühlen anlegen, und ſuchte in der Gegend umher nach feſten Steinen. Da kam er auch auf den Rombinus, und der Opferſtein dünkte ihm baß geeignet zu ſeinem Werke. Allein die Umwohner ſagten ihm, dieſen Stein dürfe er nicht wegnehmen, von dem hange das Glück des Landes ab. Der Müller ſagte den Leuten, daß ſie noch im heidniſchen Aberglauben befangen ſeien, ging zum Landrath, und ließ ſich die Erlaubniß ſchriftlich geben, den Stein wegnehmen zu dürfen. Dieſe erhielt er, denn der Landrath wollte nicht minder aufgeklärt ſein, wie ein deutſcher Windmüller. Aber ſiehe da, die Erlaubniß half erſt recht nichts, denn es rührte kein Arbeiter rings umher eine Hand, auch nicht um den reichſten Lohn, den der Müller bot. Jetzt mußte der Müller erſt im Lande herumreiſen, ſich herzhafte und nicht abergläubiſche Leute zu ſuchen. Endlich fand er nach langer Mühe drei kecke Geſellen, die erboten ſich, den Stein zu ſprengen und vom Berge wegzuführen, es war aber keiner von ihnen aus der Nähe des Rombinus. Einer war aus Gumbinnen, der zweite aus Tilſit, und der dritte aus Alt-Preußen bei Tilſit. — Jetzt gingen die vier Männer zum Rombinus hinauf und begannen die Arbeit. Der Müller that den erſten Schlag auf den Stein, da fuhren zwei Splitter davon, die ſchoſſen ihm in die Augen, daß er alſobald erblindete und blind blieb ſein Lebelang; vielleicht, daß er noch am Leben iſt. Der Geſelle aus Tilſit prellte ſich beim zweiten Schlag, den er that, den Arm ſo ſtark, daß ihm die Markröhre zerſprang, und er einen dritten Schlag nicht thun konnte. Aber den beiden andern Geſellen geſchahe nichts, ſie ließen ſich auch nicht warnen, überwältigten den Stein, und ſchafften ihn vom Berge herab. Als aber der Gumbinner Geſelle nach gethaner Arbeit wieder in ſeine Heimath wanderte, hat er dieſe nimmer erreicht, und iſt elendiglich am Wege hinter einem Zaun verſtorben. Die goldene Schüſſel und die ſilberne Egge, von der die Sage ging, hat keiner gefunden. Seit der Stein hinweg war, begann der Memelſtrom am Berge zu arbeiten und zu nagen, und ihn zu unterhöhlen, und im Jahre 1835, im September, geſchahe Nachts ein donnerähnliches Krachen, und war ein großes Stück des Rombinus eingeſtürzt, und viele fürchteten, es werde noch mehr einſtürzen, und die alte Unglücksprophezeihung ſich erfüllen.

236. Die fliegenden Todten.

In der Stadt Ragnit ſind zwei Kirchhöfe, einer für die deutſche, einer für die litthauiſche Gemeinde, einer öſtlich, der andere ſüdweſtlich von der Stadt, doch liegen ſie ſo, daß zwiſchen ihnen weder Haus noch Hecke, weder Baum noch Zaun, noch Mauer ſteht. Und da begiebt es ſich beſonders in Sturmnächten, daß die Todten beider Gemeinden, die einander im Leben gut kannten, ſich gegenſeitig beſuchen, und durch die Nacht zu Hunderten, ja zu Tauſenden, von einem Kirchhofe zum andern fliegen, gar nicht hoch über der Erde, und in gerader Linie. Nicht Jeder iſt im Stande, ſie zu ſehen, aber die in der Mitternachtſtunde eines Sonntags Geborenen, die ſehen den grauenhaften Todtenflug. Und dem kann nichts widerſtehen. Ein Fremder zog nach Ragnit, baute ſich dort an mit einem hübſchen und feſten Haus am ſüdlichen Stadt-Ende, aber die erſte Sturmnacht warf es über den Haufen, während einige alte, ſchon halb verfallene Häuſer, die aber ſeitwärts ſtanden, unverſehrt blieben. Der Fremde ließ das Haus wieder aufrichten, und es ereignete ſich ganz das nämliche. Da ſagte ihm ein Mann, der in der Mitternachtſtunde vom Sonnabend auf den Sonntag geboren war, daß ſein Haus in der Linie des Weges der fliegenden Todten ſtehe, und zeigte ihm eine Scheuer in der gleichen Richtung, von der nur eine Dachſpitze in dieſe Linie hineinragte, die ſtets und ſtets, ſo oft ſie erneut worden, wieder abgeriſſen worden ſei. Darauf rückte der Fremde ſein Haus zur Seite und den fliegenden Todten aus dem Wege, und da ſteht es heute noch, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben.

237. Die weiße Jungfrau der Baierburg.

Als Herzog Heinrich von Baiern im Jahre 1337 dem deutſchen Orden mit ſtarker Heeresmacht zu Hülfe zog, erbaute er eine Schutz- und Trutzburg dem alten Ordenshauſe Chriſtmemel am Memelſtrome gegenüber, die war gar groß und feſt, und wurde die Baierburg genannt. Die ſollte die ganze Gegend ſchirmen gegen das heidniſche Litthauen, und eine große Stadt mit dem Sitz eines Erzbiſchofs ſollte ſich um ſie her begründen. Allein dem ward nicht alſo. Der Ordens-Hochmeiſter ſetzte einen Comthur in die Baierburg und vierzig Ritter, die ſollten ſie behaupten und ein gottſeliges Leben in der Burg führen. Solches führten ſie aber mit nichten, ſondern ein Leben voll Luſt und Schlemmens, mit Trunk, Spiel und Buhlerei. Einſtmals brachten ſie eine edle chriſtliche Jungfrau in ihre Gewalt, die ſie zu ihren Sünden zu nöthigen verſuchten, allein die Jungfrau willigte nimmer ein, und rief in ihrer Noth den Herrn an, ihren Leiden und der Ritter Gräuel ein Ende zu machen. Und da that ſich die Erde auf, und verſchlang die Burg, die Ritter und die Jungfrau. Ihr aber ward ob ihrer Reinheit Willen vergönnt, als Schutzgeiſt der Gegend bisweilen ſichtbarlich zu erſcheinen. Sie warnt die Leute vor Böſem und erzeigt ihnen Gutes. Wo die Burg geſtanden hatte, gähnte ein tiefer Schlund und Abgrund hinab, in dieſen ſtürzte vor langer Zeit ein Kind, und die Aeltern jammerten rathlos droben am Rande des Abgrundes, denn niemand traute ſich hinabzuſteigen. Da entſtieg dem Abgrunde die weiße Jungfrau, und hielt in in ihren Armen das unverſehrte Kind, gab es zurück und verſchwand. So iſt ſie vielen hülfreich geweſen. Auch die Schätze der verſunkenen Burg, die ſie bewacht, würde ſie gern vertheilen, aber ein ſchwarzer Teufel wohnt mit ihr zugleich in der Tiefe, der wehrt es ihr. Einſt wird die weiße Jungfrau den ſchwarzen Teufel überwinden, und alle ihre Schätze im Lande austheilen.

238. Schlacht im Nebel.

In den endloſen Kriegen des deutſchen Ordens gegen das litthauiſche Heidenvolk geſchah es im Jahre 1394, daß das Ordensheer bis zur Landeshauptſtadt Wilna vorgedrungen war, und dieſe Stadt belagerte. Den Belagerern die Zufuhr abzuſchneiden, führte Großfürſt Witoudt ein ſtarkes Heer heran und ſchlug Lager. Die Zufuhr aber zu ſchützen, entſandte der Meiſter vier Banner, jedes von hundert Mannen, die ſtießen bei Redemynne auf die litthauer Fürſten Witoudt und Karjebut von Sewerien mit ihrem großen Heer, doch lag noch ein Fließ oder Bruch zwiſchen den Ordenskriegern und den Litthauern; um dieſen zogen erſtere, und da gewahrten ſie, daß des Feindes Heer alſo groß war, daß zehn Feinde auf einen Chriſtenreiter kamen. Dennoch wagten ſie muthig den Angriff, und da ließ Gott aus dem Bruch einen dichten Nebel aufſteigen, daß die Litthauer ihrer Gegner Kleinzahl nicht wahrnahmen, ſondern meinten, der Hochmeiſter mit dem ganzen Ordensheer ſtehe gegen ſie, und da die Kreuzritter ſo tapfer und heftig angriffen, ſo hielten die Litthauer nicht Stand, ſondern flohen von allen Seiten nach allen Seiten. Und ſo lange der Kampf währte, in welchem gar viele Heiden erſchlagen wurden, vermochte kein Wind den Nebel zu zertheilen.

239. Der König im Berge.

Auf einer Höhe bei Lauenburg in Caſſuben hatte ſich im Jahre 1596 eine ungeheure Kluft aufgethan. Deren Tiefe, und wie ſie innen beſchaffen ſei, hätte der Rath gern erfahren; nun waren allda zu Lauenburg zwei Gefangene, das waren zum Tode verurtheilte Miſſethäter, denen bot der Rath Leben und Freiheit, wenn ſie es wagen wollten, hinab in die Tiefe zu ſteigen und Kunde herauf zu bringen von dem, was ſie drunten geſehen. Dieſe Miſſethäter fuhren hinab, tief, unendlich tief, und als ſie endlich drunten im Berge ankamen, da erblickten ſie einen großen und ſchönen Garten, und in dem Garten ſtand ein Baum mit lieblicher weißer Blüthe. Und unter dem Baume ſtand ein Kind, das winkte den Männern, und führte ſie über einen weiten Plan zu einem Schloß. Daraus klang vernehmlich mancherlei Saitenſpiel und liebliches Getöne, und wie das

Kind den Männern die Pforte öffnete, ſahen ſie drinnen im Saal einen König auf ſilbernem Stuhle ſitzen, der hielt in der einen Hand einen goldenen Scepter und in der andern Hand einen Brief. Dieſen Brief gab der König in des Kindes Hand, und das Kind gab ihn den Miſſethätern. Die brachten ihn herauf, und dann ward ihnen ewiges Schweigen auferlegt, und ſie wurden freigelaſſen, und niemals hat Jemand erfahren, was in dem Briefe geſtanden hat.

240. Danzig.

Vom Urſprunge des Namens der Stadt Danzig gehen vielerlei Sagen, von denen manche ſehr haltlos und offenbar ſpäter erſt gemacht ſind. Vom Tanz, den man früher Danz ſchrieb, kommt vielleicht der Name, vielleicht auch nicht. Ein Dorf, des Namens Hochzeit, liegt nahe bei Danzig, warum ſollte der Tanz von Hochzeit fern ſein? — Es wird aber erzählt, daß im Dorfe Wiek am Oſtſeeſtrande ein vornehmer Däne hauſte, der war ein großer Seeräuber, machte ſeinen Namen furchtbar und barg in Wiek ſeine Raubſchätze; da gaben die Umwohner dem Orte den Namen: Danske-Wiek, des Dänen Wiek, und daraus wurde durch der Zeiten und der Sprache Wandlung Danswieg, Danzig. Ob nun dieſer Däne des umliegenden Landes Herr geworden, oder ein von der Sage genannter Hagel, der auf dem nahen Hagelsberge ſaß, und tyranniſch herrſchte, bleibt ungewiß. Zu dem Gebietiger des Landes aber kamen die Einwohner des Ortes Wiek und trugen ihm das Anliegen vor, eine Stadt zu erbauen, er ſollte ihnen nur ſo viel Raum und Boden vergönnen, als ſie mit ihren Armen umfangen könnten. Andere nennen als ſolchen Grundherrn den erſten Herzog von Pommerellen, Sobislaus, der habe, da er vom König Woldemar von Dänemark mit Krieg überzogen worden, noch keinen feſten Platz im Lande, und daher ſelbſt den Wunſch gehabt, einen ſolchen zu gründen. Daher habe er ſich gegen die Wieker erboten, ihnen den Grund und das Holz zu ſolchem Aufbau zu ſchenken, und die Bewohner haben nun gebeten, ihnen ſo viel Boden einzuräumen, als ſie mit ihren Armen umſpannen würden. Und als dieſes bewilligt war, da kamen auf den beſtimmten Tag alle Bewohner des Ortes zuſammen, jedes Geſchlechtes und Alters, was nur gehen konnte, und faßten ſich an den Händen und umſchritten einen mächtigen Platz und kreiſ'ten ſo viel Raum ein, als hernach die Altſtadt Danzig bedeckt hat. Das war die erſte, und auch die größte große Runde, die jemals getanzt worden iſt, und von da an mag wohl der Rundtanz aufgekommen ſein.

241. Marienkirche zu Danzig.

Die Danziger Marienkirche (Ober-Pfarrkirche) enthält viel Wunderbarliches, davon weit und breit erzählt wird. Ueber St. Hedwigs Kapelle, andere ſagen vor der Kapelle der 11,000 Jungfrauen, iſt ein Schnitzbild des gekreuzigten Heilandes von unübertrefflicher Schönheit und grauſenhafter Wahrheit. Der Künſtler, der dieſes Bild fertigte, hatte, wie die Sage geht, ſich einen ſchönen Jüngling gewonnen und ihn an ſich gelockt mit mancherlei Verheißung, darunter auch die, ihm ſeine Tochter, die der Jüngling liebte, zur Frau zu geben; habe ihn aber, um ein wahrheit- und lebendigtreues Vorbild für ſein Kunſtwerk zu haben, erſt betäubt, und dann an ein Kreuz geſchlagen, ſein Sterben beobachtet, und dann ſein Gebilde vollendete. Da nun aber über den Tod des Geliebten auch der Tochter Herz brach, erfaßte die Reue den Künſtler, und er endete ſein Leben durch Selbſtmord.

Ein Tabernakelſchrein umſchließt in derſelben Kirche ein wunderſam liebliches Thonbild der heiligen Jungfrau. Der Künſtler, der daſſelbe fertigte, that dieß im Gefängniß, wo er auf den Tod ſaß. Als er ſein Bild vollendet hatte, ſandte er es dem Rathe der Stadt als ein Andenken für die Marienkirche. Wer das Bild ſahe, wurde von ſeiner Schönheit und dem jungfräulichen Liebreiz ergriffen, den es zeigte. Da meinten die Väter der Stadt, und alles Volk meinte das gleiche, dieſer Künſtler ſei ein Mann, den ein frommer und hoher Geiſt beſeele, und den ſein Vergehen müſſe verziehen werden. Solches iſt denn auch geſchehen, und der Künſtler hat nachher noch lange in Ehren gelebt.

Wie im Münſter zu Straßburg, ſo auch in der Pfarrkirche zu Danzig war ein treffliches Uhrwerk, das hatte ein Meiſter aus Nürnberg gefertigt, der hieß Hans Düringer. Zwei große Scheiben zeigten Sonnen-Planeten- und Mondeslauf, des Thierkreiſes Bilder und die heiligen Feſte und Zeiten. Wandelnd traten in ſinnreichen Bildniſſen ausgedrückt, die Evangelien von Sonntag zu Sonntag vor die Augen der Frommen. Die zwölf Apoſtel ſchritten im Kreiſe hervor, die Tagesſtunden bezeichnend; über ihnen ſchlugen Adam und Eva auf Glocken, die Stunden und Viertelſtunden anzuzeigen, und auch die Jahreszeiten waren künſtlich vorgeſtellt. Herrlich war das Werk im Gange und die Bewunderung aller Welt. Da geſchah, was auch in Straßburg ſich begab. Der Neid erwachte, der Künſtler ſollte kein zweites Werk ſolcher Art vollbringen — er ward geblendet — gab vor, im Uhrwerk noch etwas nachſehen zu müſſen, ward hineingeführt, hemmte durch einen einzigen Griff für immer des Werkes Gang, und ſtürzte ſich vom Thurme herunter.

Der Marienkirche höchſter Stolz und höchſter Schmuck iſt ein Gemälde des jüngſten Gerichts, vollendet von den Künſtlerhänden der berühmten Malers Johann van Eyck und ſeines Bruders Georg. Dieſes herrliche Bild hatte der Papſt für Rom beſtellt, aber der Himmel beſtellte es für Danzig. Ein Seeräuber erbeutete das Schiff, auf dem es nach der heiligen Stadt befördert werden ſollte, aber ein danziger Schiffahrer, der mit dem Seeräuberſchiff in Kampf kam und es eroberte, gewann es für ſich, und ſchenkte es ſeiner Vaterſtadt. Andere ſagen, jenes holländiſche Schiff ſei geſcheitert, und das Bild ſammt ſeiner Kiſte fern im Meere ſchwimmend, von einem danziger Schiffer aufgefunden worden. Der König von Frankreich habe vergebens eine Tonne Goldes für das Bild geboten.

Auch verſteinertes Brod wird in der Marienkirche zu Danzig gezeigt, und geht davon mehr als eine Sage. Einmal habe zur Zeit großer Hungersnoth ein Mönch ein Brod in der Kutte getragen, und ein hungernd Weib habe ihn für ihr verſchmachtendes Kind um ein Broſamlein angefleht, er aber habe geſagt, er trage kein Brod, er trage nur einen Stein, und da ſei über den Nothſchrei der Frau das Brod alsbald zu Stein geworden.

Aber es wird auch geſprochen, daß eine reiche Danziger Frau in der Zeit derſelben Hungersnoth ihr ſchönes und ſehr geliebtes kleines Kind, da es ſich verunreinigt hatte, weil Tuch und Schwamm ihr nicht ſanft und weich genug für des Kindes zarte Haut geweſen, mit Semmelkrumen abgeputzt habe, da wäre ihr unter der Hand die Krume zu einem rauhen Steine geworden, der des Kindes Haut blutrüſtig geriſſen, daß es an der nimmer heilenden Wunde geſtorben, worüber die Mutter in Wahnſinn verfallen.

Ganz ähnlich, wie die von dem Brodſtein des Danziger Mönchs, lautet auch eine Sage vom Brodſtein im Kloſter Oliva (berühmt durch den Friedensſchluß 1660) nahe bei Danzig, allwo der Brodſtein noch hängt, und außer der einen noch manche andere Sagen von ihm erzählt werden. Er ſoll ſogar noch wie Brod riechen.

242. Der Spring in Heiligenbrunn.

Ein reicher Kaufmann zu Danzig hatte eine ſchöne Tochter, und dieſe traf das Unglück, daß ſie nach einer ſchweren Krankheit erblindete, und keine Kunſt der Aerzte vermochte, ihr das verlorene Augenlicht wieder zu geben. Das hatte ſchon ein Jahr gedauert, als die Jungfrau mit ihren Aeltern ſich auf dem Johannesberg erging, und da ſie bekümmert und erſchöpft war, und über ihr Unglück weinte, ſo wurde ihr aus einer nahen Quelle Waſſer gereicht, die ſchmerzenden Augen zu netzen und die Gluth zu kühlen. Aber ſiehe, wie ſie ſich mit dem Waſſer benetzt hatte, wurden unverſehens ihre Augen aufgethan, und ſie ward wieder ſehend. Da dankten Vater, Mutter und Tochter dem himmliſchen Helfer im heißen Gebet, und rühmten allüberall der Quelle Wunder-Heilkraft, und das Land ward ihres Rufes voll; viele Blinde wurden ſehend, und die Quelle wurde heilig gehalten und der Ort, der ſich um ſie her anbaute, Heiligenbrunn genannt. Da kam ein Spötter und Wunderläugner nach Heiligenbrunn, der ritt auf einem alten blinden Gaul, und rief: iſt euer Waſſer ſo wunderwirkend, ſo muß es auch dem Vieh gedeihen. Wenn es meine Mähre ſehend macht, will ich's glauben. — Und ritt das blinde Pferd nach der Heilquelle, und ließ es aus ihr trinken. Und ſenkte das Thier ſeinen ganzen Kopf in den Born, und da es dieſen aus dem Waſſer zog, ſahe der Ritter, daß es ſehend geworden, weiter aber ſahe er hernach nichts mehr, denn über ſeine Augen lagerte ſich die Nacht der Blindheit. Aber von derſelben Stunde an verlor das Waſſer ſeine Heilkraft, wie an andern wunderwirkenden Quellen bei deren frevler Entheiligung auch geſchehen.

243 Hela.

Von Danzig und der Weichſelmündung gerade nordwärts liegt auf der äußerſten Spitze der Landzunge, die das Putziger Wieck von der Oſtſee ſcheidet, ein kleines Städtchen, das führt den Namen Hela. Selbiges iſt ein trauriger und düſterer Name, denn Hela hieß die Todtesgöttin in dem ſcandinaviſchen Mythus, ein Begriff der Erſtarrung, der Kälte und des Reiches unter der Erde, und es wollen manche, daß von dieſen Namen ſogar das deutſche Wort Hölle abſtamme. Aber da, wo jetzt Hela liegt, und inſonderheit einige tauſend Schritte hin am äußerſten Oſtſtrande war vor Zeiten keine Hölle, ſondern eitel irdiſcher Glanz und Helle, aber das iſt freilich ſchon viele viele hundert Jahre her, da ſtand dort eine reiche, große und prächtige Stadt, belebt vom Handel und Wandel, beſucht von allen Völkern des Morgen- und Abendlandes, gleich Stavoren und Vineta und Julin; aber wie es in dieſen bluhenden Städten ging, alſo ging es auch in Hela, der wachſende Reichthum machte die Menſchen gottvergeſſen. Aber es ſteht geſchrieben: wer ſich auf ſeinen Reichthum verläſſet, der wird untergehen — und Hela iſt untergegangen mitten in ſeinen Sünden. Es ſoll dieſer Untergang durch die brauſende Meeresfluth in einer Nacht vom erſten zum zweiten Pfingſttage geſchehen ſein, weil es dahin gediehen war, daß der Handels- und Betriebsgeiſt keines Sonn- und Feiertages mehr achtete, und Werkeltage aus ihnen machte, wohin auch die Neuzeit wieder ſteuert, die dem armen arbeitenden Volke ſeinen Sonntag nimmt — und nur an dieſem hohen Feſttage kann zu Zeiten bei ruhiger See das meerverſchlungene Hela erblickt werden. Und da ſieht man in den reichen Straßen die Bewohner geſchäftig wandeln in ihrer Prunktracht, und Verkehr treiben, und kann die Uhren ſchlagen hören, und die Glocken läuten, aber in die Kirchen ſieht man Niemand gehen, weil das die Leute verlernt hatten über dem Jagen nach dem Mammon.

Wenn der erſte Pfingſttag ſtill war, und den Hinabblick nach Hela vergönnte, erhebt mit Sonnenuntergang ſich der Nordoſtwind und wühlt das Meer auf, als ſolle ſich der alte Pfingſtſturm erneuen, und als wolle er gar die ganze Landzunge verſchlingen. Da eilen Schiffer und Fiſcher, Fahrzeuge und Nachen zu bergen und den ſichern Strand zu gewinnen, denn furchtbar toben an dieſem nordöſtlichen Strande der Oſtſee empörte Wogen.

244. Wärwölfe, Vampire und Unterirdiſche.

Viel weiß des Volkes Glaube und Aberglaube an den Oſtſeeküſten und dann weit hinab und hinauf, in Weſt- und Oſtpreußen, in Litthauen und bis nach Polen hinein, ja bis Serbien, Bosnien und in die Türkei von dämoniſchen Weſen zu erzählen, und ließen ſich davon allein Bücher füllen.

Der Wehrwolf oder Wärwolf iſt gedacht als ein Menſch, der durch Zaubermittel ſich zur Nachtzeit in ein reiſſendes Thier, insgemein in einen Wolf verwandelt, und Menſchen und Vieh anfällt, um ihnen das Blut warm aus dem Herzen zu ſaugen. Was der Wärwolf ſo im Freien und an Wachenden übt, das thut der Vampir in den Gemächern an den Schlafenden. Der Wärwolf wandelt noch unter den Lebenden, der Vampir iſt ein Abgeſchiedener, der ſeinem Grabe entſteigt, und die Menſchen würgt. Das iſt beider Gemeinſames und Beſonderes, aber die Verwandtſchaft iſt noch enger begründet. Stirbt der Wärwolf und wird begraben, dann wird auch er Vampir, und kehrt mordend aus dem Grabe wieder, mit nie geſtilltem Durſt nach dem Blute der Lebendigen. Vampire werden aber auch ſolche Todte, welche von ihrem Grabeskleid irgend einen Zipfel, oder das Endchen eines Schleiers oder Bandes mit dem Munde erlangen; daran ſchmatzen ſie, und ſo lange ſie ſchmatzen, ſo lange haben und üben ſie des Grabentſteigens und des Blutſaugens dämoniſche Gewalt. Dabei machen ſie den Anfang mit den nächſten Verwandten, dadurch ſind ſchon ganze Familien und Dörfer ausgeſtorben.

Ein Jäger aus Danzig beging Abends ſein Revier, und ſah ſich plötzlich von einem ungewöhnlich großen Wolf angefallen, da er aber nicht unvorbereitet war, ſo ſchoß er, und ſeine Kugel zerſchlug dem Wolf den rechten Vorderfuß. Mit lautem Geheul ergriff der Wolf hinkend die Flucht. Der Jäger folgte der Spur des Blutes, nachdem er von neuem ſeine Büchſe geladen, denn er wollte ſich in Beſitz des ſchönen Wolfspelzes ſetzen. Die Spur leitete ihn zu einer Hütte im Walde, und in dieſe hinein. Da fand er eine Frau und einen Mann, und die Frau verband des Mannes rechte Hand, die von einer Kugel zerſchmettert war. Der Jäger zeigte die Sache an, der Mann ward eingezogen, bekannte daß er ein Wärwolf ſei und wurde lebendig verbrannt.

Im Dorfe Grabau (manche ſchreiben Crakau) nahe bei Danzig, nach der Küſte zu, begann einmal, vor noch nicht allzulanger Zeit, ein allgemeines Sterben, und beſonders wurden Jungfrauen in der Blüthe ihres Lebens hingerafft, und jede ſo ſchnell geſtorbene hatte am Herzen ein kleines Wundenmal. Da fielen endlich die Dorfälteſten auf den Gedanken, es möge wohl ein Vampir auf ihrem Kirchhof liegen, und ließen viele Gräber und Särge öffnen, und da fand ſich auch ein Leichnam, der war nicht verweſet gleich den andern, ſondern Nägel und Barthaar waren ihm gewachſen, und an ſeinen Lippen zeigte ſich die Spur friſchen Blutes. Alsbald wurde das bekannte, bis nach Serbien hinein und dort ſehr häufig angewandte Mittel ebenfalls angewandt. Das Haupt des Todten wurde mittelſt eines Grabſcheites vom Körper abgeſtoßen, und durch das Herz ein Pfahl von Dornholz geſchlagen und alles zu Aſche verbrannt. Da hörte das Sterben auf.

Vor Herzog Albert in Preußen wurde einſtens von den Bauern ein Gefangener gebracht, und beſchuldigt, derſelbe ſei ein Wärwolf; da befahl der Herzog, ihn genau zu beobachten, ob und wie er ſich in einen Wolf verwandle. Und der Gefangene geſtand ohne Zwang, er werde alljährlich um das Johannisfeſt und um Weihnachten ganz wild, es wüchſen ihm unter großen Schmerzen Wolfshaare, und er bekomme einen heftigen und unbändigen Trieb, Menſchen und Thiere zu zerfleiſchen, daher mochte er wohl den Bauern einige Enten und Gänſe, vielleicht auch Schaafe, zerriſſen haben. Eine Verwandlung des Gefangenen aber in eine Wolfsgeſtalt erfolgte nicht.

In Liefland wiſſen die Leute zu erzählen, daß wenn die Chriſtnacht vorüber iſt, ein hinkender Junge durch die Orte gehe, und die Böſen zuſammenrufe, wie der Hirte ſeine Heerde, und ein anderer langer Mann haue die Säumigen, die nicht folgen wollen, grauſam mit einer Draht- und Stachelgeiſel und treibe ſie mit Zwang von hinnen. Dann, indem ſie dieſem Hirten folgen, nehmen ſie Wolfsgeſtalt an, und fallen in die Heerden, wo ſie deren finden, aber Menſchen dürfen ſie nicht verletzen. Fließende Waſſer theilt der Führer des Wärwolfsheeres mit ſeiner Ruthe oder Geiſel, daß ſie trocknen Fußes hindurchgehn. Solcher Spuk dauert nur ſo lange die zwölf Nächte währen, vom erſten Chriſttag bis zum heiligen drei Königstage oder großem Neujahr, dann legen jene ſchrecklichen Ungethüme ihre Wärwolfsgeſtalt ab, und werden wieder in Menſchen verwandelt.

Der Blutſpur nach gehen auch gern nach dem Volksglauben in der Gegend um Danzig die Unnereerdſchkens (Unterirdiſche) und weilen am liebſten da, wo Menſchenblut vergoſſen wurde. Auf einem Dorfe bei Danzig hatte ſich ein Knecht im Stalle erſchoſſen, und alsbald ſchlugen in dieſem Stalle die Unterirdiſchen ihre Wohnung auf, quälten und vertrieben das Geſinde und wichen nicht eher, bis der Stall abbrannte. Die Natur dieſer Erdgeiſter wird von den Bewohnern nicht wie anderwärts als aus Güte und Tücke gemiſcht geſchildert, ſondern durchweg boshaft, ſchadenfroh und menſchenfeindlich, ganz der Nachtſeite der ſlaviſchen Dämonenwelt angehörend. Auch ſie bringen Wechſelbälge in die Wochenſtuben, und legen dieſe an die Stelle ſchöner Kinder.

Einſt ging ein Schäfer, der ein geübter Geigenſpieler war, zur Nacht nach Hauſe, da begegnete ihm ein kleines, ganz gelb gekleidetes Männchen, und fragte ihn, ob er mitkommen, aufſpielen und Geld verdienen wolle? Dem Schäfer war nichts lieber, und ließ ſich willig leiten. In einem hellen Saal traf er Hunderte von Zwergenmännlein und Fräulein an, alle waren gelb gekleidet; ſie reihten ſich zum Ball und der Schäfer ſpielte trotz dem Muſikanten auf dem Perviſch zu Nachen, bis er faſt nicht mehr konnte. Hierauf wurden ihm die Taſchen mit Geld gefüllt, und ihm geſagt, er möge nichts davon anrühren, bis er zu Hauſe ſei. Dann ward er hinweggeführt, und es war ihm, als lege er ſich daheim nieder, ſehr ermüdet. Als er erwachte, lag er auf ſeinem Kartoffelacker unter einem Baume, und die Geige neben ihm, die Sonne aber ſtand ſchon hoch am Himmel. Wie ein Traum dünkte alles dem Geiger, doch gedachte er des empfangenen reichen Lohnes und griff in ſeine Taſche. Die waren voll Schuppen der Tannenzapfen. — Verruchter Dreck — murmelte der Schäfer, und leerte ärgerlich ſeine Taſchen aus. Als er heimkam, und die Jacke auszog, klingelte etwas in der einen Taſche, und wie er hineinfühlte, zog er einige u[illegible]e Mariengroſchen heraus. Die waren noch hängen geblieben am Futter. Als ob der Kopf ihm brenne, eilte der

Mann wieder hinaus zu ſeiner luſtigen Schlafſtelle — er fand nichts mehr, wohl aber war ihm, als höre er hoch auf des Baumes Zweigen und unter dem dichten Kartoffelkraut ein ſchadenfrohes Gelicher.

245. Der blaue Aermel.

In der Rudauſchen Schlacht ging es hart her und brachte der Feind die deutſchen Ordensritter ſchier zum weichen. Der Fahnenträger fiel und mit ihm das Banner, aber da trat ein tapferer Geſell hinzu, ergriff das Banner und ſchwang es freudig. Das war ein Schuſtergeſelle, genannt Hans von Sagan, und war der Sohn eines Bürgers im Kneiphof, jenem Theil der alten Stadt Königsberg, den der Hochmeiſter Winrich von Kniprode erbaut. Da ſammelten ſich die ſchon Fliehenden und die Zerſtreuten allzumal wieder um das friſch aufgerichtete Banner, ſtritten mannlich gegen den Feind, gewannen die Schlacht und behaupteten das Feld. Hans von Sagan aber, der Kneiphofer, trug einen blauen Aermel. Als die Schlacht völlig gewonnen war, gebot der Hochmeiſter, der wohl fühlte, wie viel der Orden dem tapfern und muthigen Geſellen danke, daß Hans ſich eine Gnade vom Orden ausbitten möge. Da bat Hans den Kneiphöfern alljährlich am Himmelfahrtstage ein Gaſtmahl zu geben auf des Ordens Koſten. Dieſes wurde ihm gewährt, und hat hernach ſolches Banket den Namen „das Schmeckbier" empfangen. Aber der Hochmeiſter that noch mehr, er verlieh dem Kneiphof einen blauen Arm ins Wappen, deſſen Hand eine Krone hält, zum Andenken, daß Hans von Sagan dem Orden gleichſam die Krone und Herrſchaft in jener bedrohlichen Schlacht gehalten habe.

246. Die zwölf Johannes.

In Königsberg waren ihrer zwölfe, die hießen alleſammt Johannes, und hatten die gemeine Rede vernommen, daß einem der Johannes heiße, der Teufel nichts anhaben könne, der täuſchte ſie mächtiglich. Denn da ſich nun dieſe zwölf Geſellen zuſammen gethan, den Teufel zu berufen, ihm ihre Armuth zu klagen, und ſich von ihm reich machen zu laſſen, ſo gingen ſie alle zuſammen hinaus auf den Glappenberg, der jetzt der Rollberg heißt, zogen einen Kreis, ſtellten ſich hinein und begannen den Teufel zu beſchwören. Sie wünſchten ſich vornehmlich jeder einen Schilling, der ſtets Geld heckte, und war ihr Glaube, der Teufel bringe dreizehn Schillinge ſolchen Beſchwörern dargetragen; einer davon gehöre ihm, und wer nun durch Loos oder Unglück den Teufelsſchilling empfange, deſſen Seele verfalle beim Tode dem Teufel, die andern Eilfe aber gingen frei aus. Da nun aber, ſo rechneten die Beſchwörer, der Teufel ihrer keinem etwas anhaben könne, weil ſie alle Johannes hießen, ſo ſei keine Gefahr dabei, der Teufel müſſe die Schillinge doch bringen, und den Unglücksſchilling für ſich behalten, mit der Erlaubniß, ſich ſelbſt zu holen, wenn es ihm beliebe. — Es kam aber ganz anders. Der Teufel war nicht in freigebiger, brutpfennigſpendender Laune. Er erſchien, und zwar in mancherlei Weiſe, führte lange Geſpräche mit ſeinen Beſchwörern und dieſe in allerhand Sprachen und verwirrte ihre Sinne ſo ganz und gar, daß vier von ihnen niederſtürzten und ihren Geiſt aufgaben, vier andere wurden ganz irrſinnig, und viere rannten von dannen, und gelobten zur Buße ihrer Frevelthat eine Wallfahrt nach St. Jacob in Compoſtell.

Das iſt geſchehen zu Königsberg unter der Regierung des Hochmeiſters Hans von Tieffen, und wäre wohl nicht geſchehen, wenn dieſen zwölf Johanneſſen die alte thüringiſche Sage kund geweſen wäre, von dem Frankenkönige, der ein Glücksſchiff hatte, das alle Tage einmal die Welt umfuhr, und darauf zwölf Schüler waren, die auch alle Johannes hießen, von denen aber nahm ſich alle Jahre der Teufel einen, und den letzten ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen, der zuvor der Berbersberg hieß. Auch da hatte der Name Johannes, der noch heutiges Tages in der deutſchen Chriſtenheit, und vornehmlich auf dem Lande ſo allverbreitet iſt, ſeine Schirmkraft gegen den Böſen nicht bewährt.

247. Schnabelſchuhe.

Zur ſelben Zeit, als die Teufelsbeſchwörung durch die zwölf Johanneſſe in Königsberg ſich zutrug, hatte der Modenteufel ein tolles Tragen ſpitzer Schuhſchnäbel auf die Bahn gebracht. Die wurden getragen erſt eines Fingers lang, dann einer Spanne lang, und mancher trug ſie eine halbe Elle lang, und meinte damit ſo vielen Staat zu machen, wie hernachmals die Kriegsleute mit Pluderhoſen und in neuer Zeit die Vornehmen mit chineſiſchen Fingernägeln. Da trug ſich's zu, daß eines Hauptmanns Sohn aus Marienburg vom Teufel beſeſſen ward, und wurde dieſer Teufel, der den Jüngling beſaß, beſchworen, auszufahren; da redete der Teufel aus dem Junker heraus: ausfahren will ich wohl, aber ich muß erſt wiſſen, wo ich darauf hineinfahren ſoll? wollt ihr mir nicht vergönnen, in die Schnabelſchuhe zu fahren? Ich vermeine, es ſei für zehntauſend Teufel Platz in ſelbigen, und da man dem Teufel ſo viel in die Schuhe ſchiebt, kann er ſich auch einmal ſelbſt in die Schuhe ſchieben. — Das wurde dem Teufel vergönnt, und er fuhr in die Schnabelſchuhe. Als das nun ruchtbar wurde im Lande Preußen, da wollte kein Menſch mehr ſolche Schuhe tragen, und die Mode kam in Abnahme, und hörte zuletzt ganz auf. Wo aber hernachmals dieſer Teufel hingefahren iſt, als es keine Schnabelſchuhe mehr gab, davon iſt keine gewiſſe Kunde aufbehalten, er müßte denn in das Kreuzthor zu Königsberg gefahren ſein, das am Ende der Burgfreiheit ſtand, da wo der Roßgarten anfängt; nebenan zur Rechten im Winkel ſtand ein altes Kloſtergebäu zum heiligen Kreuz, und das Thor war ſtets verſchloſſen. Als aber hernachmals die Mönche vertrieben wurden, fuhr der Teufel in das Thor und machte, daß es immer offen ſtand, wie ſorgſam man es auch verſchloſſen halten wollte. Endlich iſt es im Jahre 1705 ganz abgebrochen worden.

248. Die Schatzgräber-Mönche.

Bei Königsberg liegt ein vereinzelter Berggipfel mit ſchöner Ausſicht, der heißt der Galtgartenberg, oder der Rinau, und ſind dort herum der Höhen nur wenige, und kann einer weit umſchauen von der Höhe des Rinau, unter ſich die alte Königsſtadt, und nordwärts die dörferbeſäete Landſchaft und darüber hinaus rechts das Curiſche Haff und links der Oſtſee endloſen Spiegel, und zwiſchen beiden zur dämmernden Ferne ſich verlierend, die grüne Linie der Curiſchen Nehrung, ſüdoſtwärts aber das friſche Haff. Auf dieſem Gipfel war vor Zeiten auch ein Heiden-Heiligthum, und ſoll da droben abſonderlich ein Abgott, des Namens Ligo verehrt worden ſein, ein Gott des Frühlings und der Freude, von welchem uns wenig Kunde überkommen; vielleicht iſt er ein und derſelbe Gott mit dem, den die Polen Ligicz nannten, ein Ruheſtifter und Verſöhner. Reine Jungfrauen mußten ihm heilige Flammen nähren. Später ſollen die Herren über Samland, Samos Nachkommen, der ein Sohn König Waidewuts war, auf dem Berge gewohnt und ihre Götter droben verehrt haben in einem heiligen Haine, und zwar vornehmlich den Gott der Tafelfreude Curcho oder Gorcho, und den Heerdengott Warskaito, wie auch den Geflügelgott Iſchwambrat, welche Götter-dreiheit im uralten Mythus der Preußen den zweiten Rang nach den höchſten Göttern Perkunnos, Pikollus und Potrimpus einnahm. Endlich eroberte der deutſche Orden auch Samland und zerſtörte die heidniſchen Heiligthümer, und in noch ſpäterer Zeit drängte die Lehre Luthers auch den Marienorden zur Seite, die Klöſter wurden aufgehoben und die Mönche und Nonnen wurden zu Heerden ohne Hirten. Da waren vierzehn Mönche, die hatten nichts mehr zu leben, wohl aber manche Kenntniß von geheimen Dingen, und die wußten wohl, daß auf dem Rinau Schätze vergraben waren in nicht geringer Zahl. Die wanderten hinauf, gar wohl mit allem verſehen, was zum Schätzegraben nöthig, ſtießen auf altes Trümmer-Gemäuer und ſchlugen ein. Da fanden ſie ein Gewölbe, darinnen ſtanden große Urnen, aber bei jeder Urne lag ein ſchwarzer Hund, und jedem Hunde rauchte es aus dem Maule, und das war ein ſo giftiger Brodem, daß gleich fünf Mönche tod niederſtürzten und drei andere, die mit den übrigen flohen, des andern Tages ſtarben. Da ſahen die ſechs übrigen Mönche, daß ſie doch noch nicht alles mit ſich getragen zum Schatzgraben, und beredeten ſich, es dennoch noch einmal zu verſuchen, aber mit beſſerem Rüſtzeug, und gingen nochmals hinauf, nahmen Heiligenbilder mit, mit geweihtem Oele beſtrichen, und das Allerheiligſte, und hielten das an die Grube, und laſen eine heilige Meſſe und ſangen Litaneien. Da verſchwanden die Hunde, und der Gifthauch ward nicht mehr verſpürt, und die Urnen konnten ohne Beſchwerde hinweggenommen werden, nur waren ſie ſehr ſchwer. Die Mönche hatten eine große Freude, und es war ſchön anzuſehen, wie jeder Mönch eine große ſchwere Urne vom Berg herunter trug, daß er ſchwitzte und keuchte, denn dieſe Töpfe waren einige Fuß hoch und hatten Bäuche faſt wie die der Mönche. Im Beiſein des Biſchofs und des Hauskomthurs ſchritten ſie nun zur ſorgfältigen Unterſuchung des Inhaltes dieſer altheidniſchen Aſchenkrüge. Da fand ſich allerlei Schönes: Lehmen, Sand, kleine Kohlen, Knochenreſte, Aſche — aber von Metall, geſchweige von edlem, nicht ein Splitter. — Da zogen die Mönche lange Geſichter, denn ſie waren keine Alterthumsforſcher, ſonſt hätten ſie auch an den leeren Urnen noch eine große Freude gehabt, und wären froh geweſen, dieſelben ganz und unzerbrochen vom Rinau heruntergebracht zu haben. Und weil Niemand da war, an dem ſie ihren Verdruß auslaſſen konnten, ſo mußte der Teufel herhalten. Er mußte das Gold in den Töpfen in ſchnöde Aſche und Kohlen verwandelt haben, und hatte doch im Entfernteſten nicht daran gedacht, der arme Teufel, dem immer alles in die Schuhe geſchoben ward.

249. Jodocus Eiche.

Nicht allzuweit von Königsberg liegt die Stadt Labiau, dort ſtand vor Zeiten hart am Waſſer eine große Eiche, die war dem heiligen Jodocus geweiht, das war ein Schirmvogt der Gewäſſer. Und die Eiche hatte eine Höhlung, dahinein warfen die Schiffer, die auf der Deine fuhren, im Vorbeifahren einen Opferpfennig, und wer das that, den ſicherte und ſchirmte der Heilige vor Stürmen, und die Schiffer opferten gern ihren Pfennig, denn es war gar ein wunderbarliches Gefühl ihnen vererbt aus Urväterzeiten her, dieſes altheidniſche Verehren geheiligter Eichen. Da ließ eines Tages ein Böſewicht ſich gelüſten, ſeine gierige Hand nach dem Schatze auszuſtrecken, und raubte alles was er fand, nahe an vierzig Mark. Von Stund an verdorrte die Eiche, aber wie die Eiche verdorrte, verdorrte auch des Räubers Hand. Die Schiffer aber wiſſen noch immer die Stelle, wo die Eiche ſtand, und die noch fromm ſind unter ihnen werfen an jener Stelle immer noch ihren Opferpfennig in den Fluß, obſchon ſeit langen Zeiten auch des heiligen Jodocus in jener Gegend kaum noch Jemand eingedenk iſt. Dieſer Waſſerheilige ward abgebildet mit dem Stabe in die Erde ſtoßend, aus welcher eine Quelle entſpringt.

250. Der Hungerkerker in Tapiau.

Tief unterm Schloſſe zu Tapiau iſt ein Gewölbe, das ſtieß früher an die Sacriſtei der Crypta der Ordenskirche. Von dieſem Gewölbe gehen ſchaurige Sagen, was alles in ihm die Ordensritter gräuelvolles vollbracht.

Zu Zeiten des Hochmeiſters Heinrich von Richtenberg lebte ein frommer und gelehrter Mann, Dietrich von Cuba, der war beider Rechte Doctor und wohlgelitten bei zwei Päpſten, Paulus dem Ande[illegible] und Sixtus, deſſen Nachfolger, und der letztere ernannte ihn zum Biſchof von Samland. Das war aber geſchehen ganz gegen Wunſch und Willen des Deutſchordensmeiſters und ſeines Capitels, und der Ernannte ward ihnen verhaßt, denn der Orden war verwildert und wollte keinen Römling und Papſtgünſtling, und mehr ritterlich leben, denn geiſtlich. Der Biſchof aber gedachte in ſeinem Sinn unter des Papſtes Schutz den verderbten Orden zu beſſern und zu reformiren, und wer in der Welt mit Glück reformiren will, der muß eine eiſerne Fauſt, eine eherne Stirne und ein feuriges Herz haben, ſonſt wird es ihm nimmer gelingen, denn die Welt will nicht reformirt und gebeſſert ſein. Und des Biſchofs Dietrich von Cuba Eigenſchaften reichten nicht aus, einer zahlreichen ritterlichen ſtolzen und muthvollen Ritterkleriſei allein gegenüber zu ſtehen. Die Ordensgebietiger nahmen ihn gefangen, und ließen ihn in das Schloß gen Tapiau führen, wo er in ehrlicher Haft nach Standesgebühr gehalten ward. Aber dort umſpann ſchnöder Verrath den gefangenen Biſchof; er wird zu einem Fluchtverſuch beredet entdeckt und nun ſein Verderben beſchloſſen. Der Hochmeiſter und das Ordenscapitel verdammten den unglücklichen Mann zum Hungertode. In das erwähnte Gewölbe ward er gebracht, dort an die Mauer angeſchmiedet und fortan ohne Trank und Speiſe gelaſſen. Acht Tage lang ſchmachtete er hier in unendlicher Qual. Am achten Tage hörte das Volk in der Kirche, da die Sacriſteithüre zufällig offen geblieben war, eine heiſere Stimme wimmernd rufen: mein Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? mein Gott, mein Gott! erbarme dich meiner! —

Dieſe Stimme ward nachher noch oft gehört, als des Biſchofs Leiche längſt beigeſetzt war, was in Königsberg geſchah. Die Unthat ward ruchtbar, der Papſt ergrimmte gegen den Orden, aber der Orden ſchwur ſich rein. Eine Zeit darauf erkrankte der Hochmeiſter heftig. Schon war er jedoch wieder auf dem Wege der Geneſung, als er mit einemmale auffuhr und rief: meinen Harniſch! mein Roß! Der Biſchof — ich muß fort! Der Biſchof ladet mich vor Gottes Gericht! Herr mein Gott, erbarme dich meiner! — Und ſank um und war todt.

---

251. Der Schloßberg bei Kreuzburg.

Ueber Kreuzburg hat vor Zeiten ein Schloß der Deutſchherren geſtanden, davon ſieht man noch Trümmer, und es iſt auf dem Berge nicht geheuer. Eine weiße Jungfrau wandelt auch dort und hofft auf Erlöſung, wie die Sage an ſo viele Schloßberge und Trümmerburgen knüpft. Unter den Trümmern ruhen noch viele verborgene Schätze. Spielenden armen Kindern, welche zufällig in eines der halbverfallenen Kellergewölbe geriethen, erſchien die weiße Jungfrau und füllte ihnen die Mützen mit Gold. Jubelnd brachten ſie die Gabe nach Hauſe, und die bedrängten Aeltern waren glücklich. Andere neideten dieſen ihre Begabung, ſie durchkrochen alle Gewölbe, es erſchienen ihnen aber nur Kröten und Unken, und keine gabenſpendende Jungfrau. Eines Abends hatten die Schuhmacher ihren Jahrestag gefeiert und ſich tüchtig bezecht. Da meinten zwei Geſellen, es wäre doch ſchön, wenn ſie die Jungfrau im Schloßberg aufſuchten, Muth hätten ſie dazu, und torkelten in der Nacht den Berg hinauf. Sie ſahen auch die Jungfrau in der That ſitzen, das Kleid derſelben kam ihnen ganz blümerant vor, vor ſich hatte ſie eine Braupfanne voll Gold, und in der Hand eine ſilberne Kelle. Die Schuſtergeſellen boten ihr einen recht ſchönen guten Abend, und baten um einen Zehrpfennig. Da winkte ihnen die Jungfrau, ihre Schurzfelle aufzuhalten, und da ſtrich ſie mit der Kelle das gehäufte Gold von der Braupfanne in die Schurzfelle. Sie hatten ganz ſchwer an der Laſt zu tragen. Mit Neugier erwarteten die Meiſter und Geſellen auf der Herberge ihre kecken Kumpane. Endlich kamen ſie, und jubelten, obſchon ihre Köpfe ſchwerer und ihre Schurzfelle immer leichter geworden waren. Jetzt ſchütteten ſie den Schatz auf den Tiſch — ob pfui alle Teufel — was war das für Gold? Gelbe Molche, grüne Fröſche, braune Kröten, faules Holz. Und das Ungeziefer kroch umher, und hüpfte gar in das Putziger Bier und in das Danziger Goldwaſſer, daß es ein Ekel war. Da ſind die beiden Geſellen furchtbar durchgebläuet worden, denn das Handwerk hielt es für einen Schimpf und Schabernack, den die beiden ihm hätten anthun wollen.

252. Die Ritter und die Nonnen.

Zu Kreuzburg ſtand vor Zeiten ein uraltes Rathhaus auf dem alten Markt, da ward in jeder Neumondmitternacht ein ſonderer Spuk erblickt. Vom Schloßberg herab auf dem ſogenannten Kirchenweg kam ein Zug von vier offenen uraltväteriſchen Wagen, jeder mit vier Pferden beſpannt, die erſten beiden mit Schimmeln, die andern beiden mit Rappen. Ruhig gingen die Schimmel, unruhig die Rappen; dieſe bäumten ſich, und ſchnaubten Feuerfunken aus den Nüſtern.

In den vordern Wagen ſaßen je zu ſechs, zwölf Nonnen, im weißen Ordenshabit mit Scapulier und Roſenkranz, aber ohne Kopf. In den folgenden Wagen zwölf geharniſchte Ritter, jeder hielt ſeinen Helm im Arm, und im Helm ſteckte auch gleich ſein Kopf. In lautloſer Stille umkreiſte dieſer Zug dreimal den Markt, es ſchallte kein Hufſchlag, es ward kein Räderrollen gehört. Der Kutſcher der Nonnen war ein weißes Lamm, jener der Ritter ein ſchwarzer Ziegenbock. Endlich ging der Zug in das alte Rathhaus hinein und drinnen erſchallte wilde Muſik, und wurden Stimmen der Ritter und Nonnen vernommen, laut und brauſend, und fein und ſüß, wie Trinklieder und melodiſche Hymnen durcheinander, wie dort im verwünſchten Kloſter bei Niederlahnſtein am Rhein. Mit dem erſten Glockenſchlage der Mitternachtsſtunde kamen die Wagen mit ihren Inſaſſen wieder aus dem Rathhaus hervor, zogen wieder dreimal um den Markt, und fuhren aber nicht die Kirchenſtraße zurück, ſondern zur Schloßſtraße hinaus, und war nur noch das graulich und verwunderlich anzuſehen, daß auf den Leibern der Ritter die Nonnenhäupter, und auf denen der Nonnen die behelmten Häupter der Ritter ſaßen.

Als im Jahre 1818 der Markt ſammt dem alten Rathhaus abbrannte, bis auf ein einzelnes altes Gebäu, ſind die Ritter und Nonnen, aber jedes mit ſeinem eigenen Kopf auf richtiger Stelle erſchienen, haben über Schutt und rauchende Trümmer neunmal den Markt umzogen, und ihr nächtliches Feſt in dem einzelnen alten Hauſe gehalten, doch minder wild und laut, es hat eher geklungen, wie Orgelton und fromme Choräle. Beim Neubau des Marktes mußte auch jenes alte beſchädigte Haus abgetragen werden, damit der neue Markt größern Raum gewinne, und in der erſten Neumondnacht, nachdem dieß geſchehen, ward über ſeiner Stätte gar eine ſanfte und liebliche Muſik vernommen, und ein wonnevoller Geſang: Gloria sit patri, filio et spiritui sancto! Und damit haben die Ritter und Nonnen Abſchied genommen und ſind eingegangen zur ewigen Ruhe.

253. Bartenſteiner Bartel.

Bei der Stadt Bartenſtein fließt die Alle, die ihre ſanfte Strömung nach Königsberg lenkt. Dicht über dem Fluß in der Stadtnähe iſt ein Hügel, der eine Burgtrümmer trägt, und einen koloſſalen Granitblock, der einer menſchlichen Figur nicht unähnlich ſieht. Die Burg auf dem Hügel war der Sitz eines ehemaligen Herrſchers in dieſem Lande, Barto geheißen; ein Zauberfluch ließ ſeine Burg in die Tiefe verſinken, und den Barto verſteinert zu Tage bleiben. Das Volk nennt den Stein den Bartel, und nach ihm ſoll die Stadt am Fuße des Hügels heißen. Im Berge ſollen noch große Schätze verborgen ruhen, und ein Gang der unter der Alle hinwegführt, ſoll in der Kirche eines Nachbardorfes ausmünden, man weiß aber nicht, in welche. Im nahen Bartelsdorf möchte das wohl am erſten ſein, wenn es eine Kirche hat.

Ein anderer menſchengeſtaltähnlicher Stein ward früher in der Johanneskirche zu Bartenſtein aufbewahrt, jetzt ſteht er im Rectoratgarten. Ein Bürgermädchen — die Sage nennt ſogar deſſen Namen: Guſte Balde — ſollte auf Geheiß der Mutter zur Meſſe gehen, aber der eitlen Dirne waren ihre Kleider nicht ſchön genug, und ſie weigerte ſich gegen ihre Mutter des frommen Ganges. Da rief die Mutter voll Zorn: ei, daß du zu Stein würdeſt, du putzſüchtige Närrin! — und darüber ſtand die Tochter ganz verſteinert, und blieb ein Stein bis auf den heutigen Tag.

254. Miligedo.

Auf dem Schloſſe zum Bartenſtein ſaßen die Kreuzherren mit vierhundert Wappnern und die heidniſchen Preußen hielten das Schloß rings umlagert. Ihr Führer hieß Mattingo. Unter der Beſatzung des Schloſſes war ein ſtarker Rieſe, der hieß Miligedo, war zuvor ein Heide geweſen, hatte ſich aber bekehrt und war als Kämpfer in den Marienorden getreten. Die Heiden fürchteten ihn ſehr, denn er war ſchier unüberwindlich; da ſie ihn nun viel lieber unter den Todten, als unter den Lebenden ſehen wollten, ſo machten ſie einen Anſchlag gegen ihn. Ein rüſtiger Kämpe mußte Miligedo zum Zweikampfe herausfordern. Miligedo erſchien ganz allein, und ohne weitere Waffen, als eine Keule, aber die war nicht leicht, ihr Knopf war voll Blei gegoſſen. Jetzt rückte der Kampfgeſelle gegen ihn an, gut verſteckt aber lauerten noch zwanzig Preußen in einem ganz nahen Hinterhalt. Miligedo begrüßte ſeinen Gegner mit einem Hauptſtreich, er ſchlug ihn nämlich den Helm gleich in die Hirnſchale hinein, daß er todt zuſammen ſtürzte. Da brachen die zwanzig verſteckten Feinde hervor, und fielen ihn an, wie eine Meute Hunde einen Edelhirſch. Miligedo aber wirbelte mit ſeiner Keule im Kreiſe herum, und wo die hintraf, wuchs kein Gras. Es dauerte gar nicht lange, ſo lagen funfzehn im Sande, und Miligedo hatte noch keine Wunde. Die Uebrigen entflohen und Miligedo ging geruhig auf das Schloß Bartenſtein zurück.

255. Die Allenſteiner Zwergmännlein.

Höher hinauf an der Alle liegt das Städtchen Allenſtein, dem ſie eben ſo den Namen verlieh, wie dem tiefer abwärts liegenden Allenburg. In Allenſtein hauſen Zwergmännlein in großer Zahl. Eines reichen Rathsmannes Frau, Namens Schellendorf, ſaß eines Abends allein in ihrer Stube; die Mägde waren im Hauſe beſchäftigt, die Frau feierte und hatte kein Licht. Sie hing ihren Gedanken nach. Da öffnete ſich die Stubenthüre ganz weit, und in die Stube wimmelten die kleinen Männlein, jedes trug einen ſpitzen Hut und ein Laternchen mit blau brennendem Licht, auch führte jedes ein Zwergenfrauchen oder Jungfräulein, im beſten Putz. Die Frau Schellendorf erſchrak und ſchlug die Hände vor die Augen, blinzelte aber durch die Finger, und ſah, daß ſich die Pärlein zum Reigen ſtellten und ſolchen auch alsbald gar zierlich begannen. Da trat plötzlich ein Männlein aus dem Kreis vor die Frau und rief mit grölzender Stimme: was blinzelſt du? Du ſollſt nicht blinzeln! Mache deine Augen ganz zu! — Die Frau that es nicht, ſie äugelte ferner durch die Finger. Da ſprach das Männlein wieder: laß dir rathen Frau und mache deine Augen zu! — ſie aber that es dennoch nicht. Darauf ſprach das Zwergmännlein zu einem andern: verſchließe die Fenſter! — Und gleich trat dieſes andere Männlein vor die Frau, und blies ihr in die Augen. Vom Augenblicke ſah ſie keinen Stich mehr und iſt blind geblieben all ihre Lebetage.

256. Die weißen Tauben.

Als der deutſche Ritterorden im Jahre 1325 nöthig fand, die von ihm bis jetzt behaupteten Landſtrecken zu ſchützen und feſte Punkte zu haben, wurden im Lande Galindien das Schloß Wartenburg (auch an der Alle), und im Bartenlande das Schloß Gardauen gegründet und erbaut, um welche Schlöſſer ſich hernachmals Städtlein anbauten. Da [illegible] der prieſterliche Ritterorden dieſe beiden neuen Schlöſſer mit feierlichem Hochamt und Meſſe einweihete, da flog über dem Schloſſe Wartenberg eine ganz weiße Haustaube, über Gerdauen aber flogen zwei, und das war das erſtemal, daß in dieſer Gegend Haustauben erblickt wurden, denn damals war das meiſte Land umher nur noch eine öde weite Wildniß, von düſtern Föhrenwaldungen unterbrochen, in denen nur die wilde Taube heimiſch war.

257. Die Barſtukken.

In der Stadt Raſtenburg und bei derſelben giebt es auch Zwergmännlein, die führen dort den ſeltſamen Namen Barſtukken, auch Fingerlinge, und die ſind nicht ſo böſe, als die andern, die weiter nordwärts hauſen. Sie wohnen vornehmlich in einem Hügel bei dem Dorfe Heiligelinde, wo in den Heidenzeiten eine übergroße Linde geſtanden haben ſoll, unter welcher nach dem Volksbrauch, die Götter verehrt wurden.

Die Barſtukken erſcheinen als gute und hülfreiche Hausgeiſter, welche bei Kranken wachen, wenn die Wächter ſchlummern, beſonders bei Mondſchein. Denen ſie gütig geſinnt ſind, denen ſchleppen ſie zu, was ſie von denen nehmen, die ſich nicht hold gegen ſie beweiſen. Man mußte ihnen ein ſauberes Tiſchchen decken, und darauf einfache Koſt ſtellen, Brod, Butter, Käſe, Bier, Milch, damit waren ſie zufrieden und verzehrten es. Blieb alles unberührt, ſo war das kein gutes Zeichen, dann wollten die Barſtukken nichts mehr von dem Hausbeſitzer wiſſen, und thaten für das Geſinde keine Arbeit mehr. Die Barſtukken, auch Berſtuken genannt, hatten einen Gott über ſich, der hieß Puſchkait. Seine und ihre Wohnung war unter Hollunderbüſchen.

258. Heilige Linde.

Als die Götterſtätte in der Nähe von Raſtenburg zerſtört war, blieb doch dem Volke, obſchon es zum Chriſtenthum bekehrt war, die Stelle lieb und werth, und es wurde auf jenem Hügel eine junge Linde gepflanzt. Nun ſaß einmal vor vielen hundert Jahren ein Miſſethäter zu Raſtenburg auf den Tod gefangen, dem erſchien, weil er reuig war, am Tage vor ſeiner anberaumten Hinrichtung die heilige Jungfrau, die ſprach ihm tröſtlich zu und gab ihm ein Meſſer und ein Stück Holz, und ſagte: ſchnitze aus dem Holz, wozu du Luſt haſt, und ſetze das Bild dann auf eine Linde. Solches that er, und begann zu ſchnitzen, und am andern Morgen war es die koſtbarſte Schnitzerei geworden, ein übervortreffliches Marienbild mit dem Jeſusknaben auf dem Arm, und nun erzählte der Gefangene von der Wundererſcheinung. Darauf wollte ein Rath zu Raſtenburg den Gefangenen nicht richten, ſondern gab ihn frei, damit er Mariens Befehl vollziehe. Darauf iſt der Mann aus Raſtenburg gegangen gen Röſſel zu, aber er iſt vier Tage herumgeirrt, bis er eine Linde fand, und das war auf dem alten Götterhügel, darauf ſtellte er ſein Bild. Es war aber der Ort gar nicht weit von Raſtenburg und noch näher bei Röſſel gelegen, und führt jezt die Straße von einem Ort zum andern dort vorbei. Als das Bild auf der Linde ſtand, blieb die Linde Sommer und Winter grünen, und das Bild begann Wunder zu üben, wie jenes wunderthätige Holzbild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde unter der Linde zu Grimmenthal, die noch heute ſteht. Ein Blinder ward vorbei geführt, der ſah einen hellen Schein, dem ging er nach, und als ſeine Hand die Linde berührte, wurden ſeine Augen aufgethan, und er ſah zuerſt vor allem das Bild und betete dankend an. Das Vieh, das am Baume vorbeigetrieben wurde, beugte die Kniee vor dem Bilde. Da nun die zu Raſtenburg von dem Bilde hörten, wollten ſie es bei ſich verehren und in gute Obhut nehmen, ſtellten daher eine große Proceſſion an, und zogen über Poswangen und Poetſchendorf nach dem Hügel, und holten das Bild; allein am andern Morgen war es fort, und wieder an der alten Stelle. Da haben die Raſtenburger eine noch größere Proceſſion angeſtellt, und ſind wieder hingezogen und haben das Bild geholt, es ging ihnen aber wieder eben ſo — das Bild kehrte zu ſeiner Linde zurück, wo es ſtehen wollte. Und nun wurde dort eine Kapelle gebaut, und entſtand eine große Wallfahrt, und ein Ort baute ſich an, der wurde Heilige Linde genannt. Alle Bäume in der Gegend zwiſchen den vier Dörfern Poetſchendorf, Beeslack, Kattmedien und Rabewen, deren genauen Mittelpunkt Heilige Linde bildet, neigen ihre Wipfel jener Kapelle zu.

Gleiche Wanderung eines Marienbildes, von welcher die Sagen häufig melden, wird auch von Culm erzählt, allwo das Bild immer wieder aus der Kirche auf die Stadtmauer wich.

239. Sankt Georg ſchüzt Holland.

Als der Hochmeiſter Albrecht mit den Polen kriegte, waren dieſe ſchon bis zum Städtchen preußiſch Holland vorgedrungen, welches nicht weit von Elbing liegt, und hielten es mit achttauſend Mann umlagert; im Städtlein aber war gar wenig ſtreitbare Mannſchaft, dennoch geſchah den Belagerern ein großer Schade und ſie vermochten nicht, Holland zu gewinnen. Denn wenn ſie einen Sturm unternahmen, ſahen ſie einen bekreuzten Ritter mit einem wunderlichen uralten Helm und einem ſtrahlenden Panzer, darüber eine weiße bekreuzte Tunika, den Streitern voran, der immer da vorkämpfte, wo die Belagerten ſich ſchwach zeigten. Das haben hernachmals die Gefangenen ſelbſt ausgeſagt, welche bei einem Ausfall gemacht wurden, und als das Polenheer vor Holland über zweitauſend Mann verloren hatte, ward die Belagerung aufgehoben. Auch die Kugeln, die der Feind in die Stadt geſchoſſen, hatten keine Wirkung. Eine derſelben aus einer Rothſchlange traf in eine Wiege, in welcher zwei Kinder ſchliefen, ohne eines derſelben zu verlezen. Ein offenbares Zeichen höheren, göttlichen Schuzes.

Gleiche Hülfe von oben ließ auch der Stadt Elbing der Himmel angedeihen, als im Jahre 1260 die heidniſchen Polen die Stadt mit großer Macht belagerten. Männer mit weißen ſchwarzbekreuzten Mänteln kämpften an der Spitze der Chriſtenſtreiter mit feurigen Schwertern und die Belagerung ward gänzlich abgeſchlagen und der Feind in Unordnung und wilde Flucht gebracht.

260. Die drei Hoſtien.

Dem Helfer in Noth und Gefahr, dem ſiegreichen heiligen Ritter Georg war zu Elbing eine gar ſchöne und zierdevolle Kirche erbaut und geweiht worden, aber im Jahre 1400 geſchah es, daß dieſe Kirche in Brand gerieth, und bis zum Grunde niederbrannte, denn ſie war nicht von Stein, ſondern nur von Holz. Alle ihr Geſchmuck, Reichthum und ihre Zier war durch die Flamme vernichtet, doch fand ſich unverſehens im Schutt eine Kapſel, völlig unverſehrt, und darin waren drei kleine geweihte Hoſtien enthalten. Mit großer Feier und Andacht wurde das hochheilige Sakrament erhoben, in einer Kirche verwahrt, und an die Stelle der eingeäſcherten St. Georgskirche ließ der Hochmeiſter durch den Bruder Hellwing Schwang eine neue, ſteinerne Kirche erbauen, welcher dann die Hoſtienkapſel feierlich zugeeignet wurde, und gab ihr den Namen zum Leichnam Jeſu. Viele Wunderwerke ſind hernachmals in dieſer Kirche geſchehen.

261. Die Wunder der Marienburg.

Als die Kreuzherren in dem heiligen Lande waren, und in Jeruſalem wohnten, da war alldort ihre Burg daſſelbe Haus, darin der Heiland mit ſeinen Jüngern zuletzt geweilt, und das Nachtmahl eingeſetzt hatte. Da nun die Ritter nach Deutſchland heimkehrten, nahmen ſie von dieſem Hauſe einen behauenen Stein mit ſich über Meer, und weiheten ihn zum Grundſtein des Ordenshaupthauſes Marienburg. Darum ſegnete der Herr dieſen Bau, daß er ſo groß und feſt und herrlich wurde, und in all ſeiner alten Pracht und Schönheit noch ſteht bis auf den heutigen Tag, während tauſend und aber tauſend Schlöſſer in Trümmer ſanken.

Zahlreiche Wunder haben ſich im Schloſſe Marienburg begeben, wie die Sage geht. So ſteht noch weit in die Ferne ſichtbar und leuchtend außerhalb der Schloßkirche das rieſighohe Marienbild, welches der Hochmeiſter Conrad von Jungingen ſetzen ließ. Ein frommer Meiſter fertigte dieſes zwölf Ellen hohe Bild, und ſetzte daran den Preis ſeines ganzen Lebens. Als das Bild nun vollendet war, und an ſeine Stelle gebracht werden ſollte, da that es dem Meiſter weh, ſich von dem lieben Bilde zu trennen, und zündete vor ihm geweihete Kerzen an, und betete vor ihm und weinte bitterlich. Da war ihm, als ſehe die Mutter aller Gnaden ihn ſtrahlend an, und als hebe das Bild gegen ihn winkend die Hand, und ging vor dem Bilde ein zum ewigen Frieden.

Nach der Schlacht bei Tannenberg, welche die Kraft des Ordens brach, war

Marienburg der Ritter letzte Stütze und Schirmhut, wurde aber von den Polen hart belagert und umdrängt. Da ärgerte einen Polenfürſten das herrliche im Glanze ſeiner Goldmoſaik ſtrahlende Marienbild, das gleichſam wie das Symbol des ewigen Sieges des Chriſtenthums gegen das Heidenthum hoch erhoben über dem wilden Toben und Drängen ſtand, und er wollte es vernichten, oder doch verhöhnen und ſchänden. Schieße nach der Maria! Schieße ihr die Augen aus! — gebot der Polenfürſt einem ſeiner Söhne, und der Sohn ſpannt die Armbruſt, legt den ſchweren Bolzen auf und zielt nach des Bildes Augen. Aber plötzlich ſenkt er die Armbruſt und ruft: Vater! Wo iſt denn das Bild? Ich ſehe es ja nicht mehr! Mir wird ſo ſchwarz vor den Augen! — Der junge Polenprinz war plötzlich erblindet. Darüber ergrimmt der Fürſt, er nimmt ſelbſt die Armbruſt, zielt gut und trifft — beinahe — denn vor dem Bilde wendet ſich rückprallend der Pfeil und fährt dem Fürſten pfeilgeſchwind mitten durch das Herz.

Einſt waren auf Marienburg zwei Liebende. Da aber das Haus des Ordens ein Haus der Entſagung von irdiſcher Luſt ſein ſollte, ſo duldete es nicht dergleichen Gefühle, und die Liebenden wurden in Steine verwandelt, wie Mönch und Nonne in der Wartburg Nähe in rieſige Felſen. Lange hat man auf Marienburg dieſe Steine gezeigt, und wahrgenommen, daß ſie aus Schmerz noch ſalzige Thränen weinten.

262. Der Remterpfeiler.

Ein großes Wunderzeichen begab ſich zur Marienburg, als dieſelbe von den Polen belagert wurde. Die Polen hatten einen Troßbuben gefangen und fragten ihn aus nach des Baues Gelegenheit, wo ſeine größte Schwäche, und wo das Geſchütz den meiſten Schaden bringen könne; ſie verſprachen ihm nicht nur die Freiheit, ſondern auch hohen Lohn , und der Bube, der zumal einen Haß gegen den Hochmeiſter hatte, beſchrieb dem Feind, wie das ganze weite und kühne Bogengewölbe des Remters auf einem einzigen gewaltigen Pfeiler mitten im Remter laſte. Bräche eine Kugel den Pfeiler, ſo müſſe das ganze Gewölbe zuſammenſtürzen. — Das dünkte den Polen eine gute Kunde und eine leichte Sache, den ganzen Reſt des Ordens mit einem Schlage zu vernichten. Es ward daher mit dem verrätheriſchen Knecht ein Zeichen verabredet, das er geben ſollte, wann der Ordenskonvent im Remter beim Mahle ſitze, und das größte und ſtärkſte Geſchütz wurde nach dem Pfeiler gerichtet, der Bube aber freigelaſſen. Bald darauf, als dieſer die Zeit erſah, daß alle Ritter im Remter verſammelt waren, hing er einen rothen Hut an einem Fenſter aus, wie verabredet war, und der Arkebuſir im Polenlager brannte ſein großes Stück los, und im Remter geſchah ein Donnergepraſſel, aber der Pfeiler ſtand ruhig — die Kugel hatte ihn gar nicht getroffen, ſie war oben durch die Mauer gefahren, und hatte über dem Kamin ein Loch geſchlagen, allwo ſie noch heute eingemauert zu ſehen iſt.

263. Der Buttermilchthurm.

Zu Lichtenau ohnweit Marienburg ſaßen böſe Bauern, die waren voll Uebermuth, Tücke und Frevel, weil ſie reich waren; denn es ſteht geſchrieben: der Reichthum verleitet zu Sünden und hindert den Weg zur Seligkeit. Viele Stücklein ihrer argen Tücke und Bosheit werden noch in der Gegend erzählt, eines der ſchlimmſten führten ſie aus gegen ihren Pfarrer, dem ſie thaten, wie die böſen Rungholder auf Nordſtrand, und ihn zwingen wollten, eine Sau zu communiciren, weil der Pfarrer, deß Name Wolfgang Lindau war, ihnen den Spiegel herber Wahrheit vorhielt und ihr ſchlechtes Leben ohne Rückhalt von der Kanzel rügte und ſtrafte. Da nun der Pfarrer ſich mit Liſt der Schmach entzog, und — während die Lichtenauer im Kruge blieben und fortzechten — eilend zum Neuenteich ritt, wo der Pfleger von Marienburg wohnte, trieben die Bauern es toller und toller und adminiſtrirten ſelbſt eine Hoſtie der Sau, die ſie aus einer Rübe ſchnitten, wie jene Studenten zu Halle, die Gottes Gericht furchtbar traf. Dazu kam gerade der Pfleger mit einiger Mannſchaft, und ſchlug auf ſie los, aber die Bauern, nicht faul, und dazu über und über voll, drehten den Spieß um, und die Stuhlbeine aus und ſchlugen des Pflegers Mannen ſchmählich in die Flucht, ihn ſelbſt aber fingen ſie, zauſten ihn am dicken Bart, zogen dieſen durch ein Aſtloch in der Thüre und verſpündeten ihn mit einem Keil und ergoſſen über ihn allen Hohn und alle Schlechtigkeit, die nur jemalen böſe verſoffene Bauern ausüben können. Unterdeſſen aber rückte von Marienburg her, wohin der Pfleger eilend geſandt, und wohin auch ſeine Leute flüchtig eilten, eine größere Ordensmacht, die befreite den Pfleger und trieb die Bauern zu Paaren. Alle Thäter und Theilnehmer an dem ganzen unerhörten Frevel wurden gefangen nach Marienburg geführt und dort in die tiefſten Kerker geworfen. Darauf wurde der Bauern Strafe ernſtlich beſchloſſen; ſie mußten die Landſtraße vom Kruge zu Lichtenau bis in das Schloß Marienburg durchaus mit Mariengroſchen belegen, einen an den andern; dadurch wurde ihnen ein merkliches von der Uebermuthsquelle abgezapft, dann mußten ſie einen Thurm an der Nogat bauen, und den Mörtel dazu durften ſie nicht mit Waſſer bereiten, ſondern mit Buttermilch, welche einen feſtern Kitt giebt, wie allbekannt iſt. Dieſe Buttermilch hatte Lichtenau einzig und allein zu liefern. Der Thurm bekam davon den Namen Buttermilchthurm, und ſteht heute noch. Und als der Thurm fertig war, und recht gut und feſt gebaut, da mußten die Lichtenauer Bäuerlein, die Saucommunicirer, in ihn einkriechen, und blieben darinnen ſtecken ein Jahr und ſechs Wochen, und bekamen nichts als Waſſer und Brod, und da ſind ihnen die böſen Poſſen und Frevel vom Grund aus wegkurirt worden.

Manche erzählen anders, wie der Buttermilchthurm entſtanden ſei. Der Woywode Stanislaus Koſtka habe zu den Bauern eines Dorfes geſchickt, und um etwas Buttermilch bitten laſſen; da haben die Bauern den Boten ausgehöhnt, andern Tages aber ein ganzes Faß voll Buttermilch dem Woywoden zufahren laſſen. Der Woywode verſtand aber keinen Spaß, er ließ die Ueberbringer greifen, in einen Thurm werfen, und ſtellte ihnen im ſelbigen ihr Buttermilchfaß zu ſelbsteigner Verfügung; ſie mußten die Milch, und als dieſe Matte und Quark geworden, auch dieſe verzehren bis zum letzten Quentlein, dann wurden ſie wieder herausgelaſſen. Kein Wunder, daß ſie, da ſie heraus kamen, käsweiß ausſahen.

284. Die heilige Dorothea.

Es war im Preußenlande eine fromme Wunderthäterin, Dorothea; die Gabe der Weiſſagung war ihr verliehen, und ſie hat auch den Fall des deutſchen Ordens vorausgeſagt. Als ſie unzählige Wunder gethan und viele Wallfahrten verrichtet hatte, verſchloß ſie ſich in eine Bußzelle am Dom zu Marienwerder, und als ſie ihr Ende herannahen fühlte, ließ ſie den Domherrn Johannes von Marienwerder rufen, daß er ihre letzte Beichte höre. Als die Mitternachtſtunde kam, umwogte eine himmliſche Helle das enge Gemach der frommen Büßerin und Engelſtimmen erklangen in harmoniſchen Chören zwei Stunden lang um ihre Zelle. Während deſſen ward Dorothea's Seele zu Gott enttragen, und es fingen des Domes Glocken von ſelbſt zu läuten an, und das dauerte ſo lange, bis jener himmliſche Geſang zu Ende ging. Im kleinen Chor der Domkirche zu Marienwerder wurde Dorothea beigeſetzt und noch an ihrem Grabe geſchahen große Wunder, und Schaaren frommer Pilger wallten zu demſelben. Das Volk ſprach ſie heilig, wenn auch nicht der Papſt zu Rom. Denn die römiſche Kirche hatte ſchon eine Heilige dieſes Namens, die unter Diocletian ihr Martyrium empfing.

Eine zweite Heilige des gleichen Namens wurde unter Kaiſer Nero enthauptet ſammt ihrer Schweſter Euphemia und eine dritte litt dieſelbe Strafe ihrer Glaubenstreue zu Cäſarea in Cappadocien.

285. Die Geiſter auf Chriſtburg.

Da, wo heute die Stadt Chriſtburg liegt, war eine Heidenveſte, welche der Marien-Orden lange belagert hielt. Endlich in einer heiligen Chriſtnacht ward die Veſte von dem Orden erobert, und von da an beſeſſen, und empfing von dem Tage an den Namen Chriſtburg. Das Schloß wurde neu erbaut und mehr und mehr befeſtigt und war lange Jahre ein ſtarkes und unüberwindliches Bollwerk gegen das Heidenthum. Da kam die Zeit, daß ſich der Orden berieth, Krieg zu führen gegen den tapferen Polenkönig Jagello, da war ein Comthur auf Chriſtburg, der hieß Otto von Sangerwitz, der ſah dieſes Krieges unglückſeliges Ende voraus, und widerrieth ihn. Allein er wurde überſtimmt und mußte mit ausziehen. Da nun der Auszug begann, ſo fragte ein Chorherr den Comthur: wem willſt du nun dieſes Schloß anvertrauen? und darauf antwortete Otto von Sangerwitz ganz heftig: dir und allen böſen Geiſtern, die zu dieſem Kriege gerathen haben! — Ueber dieſe harte Antwort erſchrak der Chorherr heftig, fiel in ein hitziges Fieber und andern Tages war er todt. Von Stund' an mußte ſein Geiſt im Schloſſe zu Chriſtburg ſpuken. Als nun die unglückliche Schlacht am Tannenberge geſchlagen war, in welcher unter ſo vielen anderen tapfern Streitern auch der Comthur von Chriſtburg fiel, kehrten die Geiſter aller Kreuzherrn, die zu dieſem verderblichen Kriege gerathen hatten, der den Orden ſoll ganz aufrieb, auf das Schloß Chriſtburg zurück und ſpukten dort gräulich. Kein Menſch hatte Ruhe vor ihnen, es ging alles darunter und darüber. Die Pferde ſtanden unverſehens in der Küche, wenn der Koch an ſein Geſchäft gehen wollte, und wenn die Knechte auf den Boden gingen, Futter für die Pferde zu holen, lagen die Weinfäſſer droben; der Kellermeiſter, wenn er in den Keller kam, fand einen Brunnentrog und Waſſerkübel. Ein neuer Comthur des Namens von Frauenburg, konnte es nicht auf dem verwünſchten Schloſſe aushalten; die Geiſter hingen ihn im Brunnen auf, ſetzten ihn auf den Firſt des höchſten Daches, zündeten ihm ſeinen Bart an, daß er brannte wie ein Strohwiſch — bis er von dannen zog, und blieb kein Ritter mehr dort, ward alſo das Schloß verlaſſen und verfiel. Da kam einſtmals nach ein Paar Jahren ein Schmied aus Chriſtburg von einer Wallfahrt heim und hörte von dem Spuk, wie es zugehe da droben auf dem Schloſſe, daß die Ordensritter, wenn ſie eſſen wollten, die Schüſſeln voll Blut gefunden hätten, und wenn ſie hätten beten wollen, hätten ſie Kartenſpiele in den Händen gehabt, ſtatt der Breviere, und da dachte der Schmied, er wolle doch auch einmal ſich hinauf machen auf das wüſte Schloß, ging aber weislich nicht Abends, ſondern am hellen Mittag hinauf. Und wie er auf die Brücke kam, da traf er gleich einen Bekannten, der ſein Gevatter war, und hatte ihm ein Kind aus der Taufe gehoben, und war der Bruder des Comthurs Otto von Sangerwitz. Den ſchrie der Schmied fröhlich an, und freute ſich, ihn wieder zu ſehen — ſei ihm doch, als habe er gehört, der Herr Gevatter ſei auch in der Tannenberger Schlacht geblieben. Und wie es komme, daß die Leute drunten in der Stadt ſich ſo wunderliche Dinge von dem Schloß erzählten? — Der Ritter ſprach: folge mir, ich will dir zeigen, wie das alles kommt. — Und führete ihn über Wendelſtiegen und durch Säle und Hallen, und zeigte ihm des Unfuges und des Gräuels ſo viel, daß dem Schmied die Haare ſich zu Berge hoben. Dann gingen ſie wieder aus dem Schloſſe, und hinter ihnen ſchallte ein Heulen und Wehklagen, wie das Heulen der Verdammten, und konnte nicht entſetzlicher und ſchrecklicher ſein in der unterſten Hölle. Und da ſprach der Ritter zu dem Schmied: gehe hin und ſage dem neuen Hochmeiſter an, was du hier gehört und geſehen, denn ſo war unſer Leben, und ſo iſt nun unſer ewiger Jammer; und ſage ihm, er ſolle den Orden beſſern. — Und als dieſe Worte geſprochen waren, verſchwand die Geſtalt des Comthurs vor des Schmiedes ſichtlichen Augen, und es grauſte ihn, denn nun erſt nahm er wahr, daß er mit einem Geiſte es zu thun gehabt, und allerdings war auch dieſer Bruder in der Tannenberger Schlacht geblieben.

Seinen Auftrag zu vollziehen, ging der Schmied zum neuen Hochmeiſter und ſagte ihm treulich alles an, dieſer aber ergrimmte über ſolchen Bericht, als wolle der Schmied ſeinen hochwürdigen Orden ſchänden, ließ ihn greifen und verurtheilte ihn zum Tode des Erſäufens.

266. Der Irrgarten.

Als die Luſt und Neigung, gen Jeruſalem zu ziehen und die heilige Stadt gegen den Feind zu ſchirmen und zu vertheidigen, oder wieder einzunehmen, wenn ſie in Feindes Händen ſei, was des deutſchen Ordens erſter Zweck und erſte Aufgabe war, bei dem Orden in Abnahme kamen, ward ein Ausweg erſonnen, das Gelübde ſcheinbar zu erfüllen. Es wurden in der Nähe der befeſtigten Schlöſſer Irrgänge mit Gräben und Verſchanzungen angelegt, dieſe ſtellten die heilige Stadt vor, und wurden Jeruſalem genannt, dann wurden Kriegsübungen vorgenommen, mit Angriff und Vertheidigung. Eine Zeitlang mochte es damit den Rittern Ernſt ſein, bald aber wurde ein Schimpfſpiel daraus, eine Kurzweil, die den ſchwelgeriſchen Gelagen folgte. Auch bei Rieſenburg war ein ſolcher Irrgarten und in ihm ein großes Kreuz gegraben, da iſt es nun geſchehen, daß die Ritter, welche den Ernſt der Eroberung Jeruſalems zum Schimpfſpiel verdreht hatten, durch die Irrgänge ſpuken mußten zu ihrer großen Qual, aber in das Kreuz kamen und durften die Geiſter nicht hinein. Hatten ſie früher ihre Knechte durch den Irrgang gejagt und getrieben, ſo trieben nun die Knechte die Ritter und wurden hinwiederum von Teufeln getrieben, ein toller Spuk, der durch die Nächte bis zum erſten Hahnſchrei währte.

267. Die umreitenden Feldmeſſer.

Es iſt eine allgemeine Sage, daß ungetreue Feldmeſſer nach ihrem Tode auf den Feldern, die ſie falſch und treulos vermeſſen haben, raſt- und ruhelos umgehen müſſen, bis irgend ein Zufall ſie erlöſt, manche aber haben auch keine Erlöſung zu hoffen, bis zum jüngſten Tage. Nahe bei Graudenz am Weichſelufer aber werden Feldmeſſer, welche partheiiſch die Ländereien einer Gemeinde-Feldflur vermeſſen, allnächtlich als ſpukhafte Reiter erblickt, welche auf ſchwarzen, Feuer ſchnaubenden Roſſen mit glühenden Mähnen über das Gefilde jagen, glühende Meßketten und Stäbe in den Händen. Viele der Umwohner dieſer Gegend wollen ſie alſo erblickt haben.

268. Culmer Pfarrkirche.

Als die ſchöne und ehrwürdige Pfarrkirche zu Culm erbaut wurde, gedachte der Baumeiſter ſie nach dem Styl ſeiner [illegible]eit mit zwei hohen Thürmen neben einander von gleicher Höhe zu verſehen, war aber verpflichtet worden und hatte das verſichern müſſen, zu einer beſtimmten Zeit den Bau ganz vollendet zu haben. Allein beim Bauen geht es, wie jedermänniglich weiß, nie ſo geſchwind, als die Leute meinen, die nichts davon verſtehen, und kann niemals alles pünktlich an einem beſtimmten Tage fertig ſein. Alſo erging es auch beim Kirchenbau zu Culm, und als der Endtermin herannahte, war wohl die Kirche und der eine Thurm fertig, der zweite aber kaum bis zur Hälfte. Der Meiſter wollte ſein Wort halten und es zwingen, nahm der Arbeiter mehr und ließ arbeiten Werktag und Sonntag und Feiertag, ohne Aufhören. Und wirklich wurde noch zu rechter Zeit der Thurm fertig und das Weihefeſt ſollte begangen werden. Aber da umdüſterte ſich der Himmel, ein Wetter zog heran mit grauenvollem Gewölk und aus dem Gewölk heraus zuckte der Engel des Herrn mit flammenden Schwert und traf des letzten Thurmes Krone und der Thurm brannte aus und nieder bis auf den Grund. Das übrige Gebäu blieb aber alles unverſehrt. — Hernach iſt abermals der Thurm wieder erbaut worden, allein kaum war er vollendet, ſo traf ihn der Feuerſtrahl des Himmels aufs Neue, und ſo blieb der Thurm hierauf für alle folgenden Zeiten unvollendet.

289. Die Frauen zu Culm.

Im Pommerlande und über Caſſuben herrſchte ein Herzog des Namens Swentipol, der war zum Chriſtenthum bekehrt, aber in ſeinem Herzen war er ein Heide geblieben, daher unterhielt er auch heimliche Freundſchaft mit den heidniſchen Preußen, und zuletzt zeigte er ſich durch offenen Abfall als wahren Widerſacher des Chriſtenthums und des deutſchen Ordens. Als ſolcher befeſtigte er ſeine Burgen an der Weichſel und führte offnen Krieg gegen den Orden, verſchmähte aber auch die Liſt nicht, wenn es nur galt, das Leben vieler Chriſten in ſeine Gewalt zu bekommen und hinzuſchlachten. So rückte er auch mit großer Kriegsmacht vor Culm, und hätte die Stadt gar gern in ſeine Gewalt gebracht, konnte aber gegen dieſelbe mit Stürmen nichts ausrichten, machte einen ſcheinbaren Rückzug und legte ſich mit ſeinem Volk in einen Hinterhalt, einen moraſtigen Bruch, welcher Konſen hieß, und rechnete, daß die Belagerten bald heraus kommen würden, um von den Dörfern neue Mundvorräthe beizutreiben. Das geſchah auch wie erwartet. Swentipol brach mit ſeinem Volk aus dem Hinterhalte hervor und erſchlug alle Ritter und Knechte, meinte dann, es ſei ein Leichtes, jetzt die Stadt einzunehmen. Aber in die Stadt war durch einen Flüchtling ſchon die Kunde von des Feindes Ueberfall und Heranzug gekommen, da ſchaarten ſich die Frauen und Jungfrauen zuſammen, warfen ſich in Männertracht und Rüſtung und beſetzten die Mauern, entſchloſſen, die Stadt auf Tod und Leben zu vertheidigen, denn was ſie von den Heiden zu befahren hatten, konnten ſie wohl denken. Wie nun Swentipol dieſe ſtattliche und wohlgerüſtete Heerſchaar auf den Mauern von weitem ſah, dachte er, daß er Culm ſchwerlich ſonder großen Verluſt an den Seinen gewinnen werde, und nahm den Abzug.

Das hat den Frauen und Jungfrauen von Culm viel Ruhm und Ehre gebracht, daß ſie ſo muthig und tapfer den Feind abwehren wollen, und iſt der Nachwelt unvergeſſen.

270. Swentipols Scherz.

Zur ſelben Zeit, als Herzog Swentipol gegen den deutſchen Orden aufgeſtanden war, lagerte er in Pomeſanien an einem luſtigen Ort an der Weichſel, etwa zwiſchen Culm und Thorn, und war guter Dinge. Nun war ein Mann am Hofe Swentipols, der fürchtete ſich vor den Deutſchrittern ſchier mehr, als vor dem Teufel, und Swentipol hatte mit ihm ſtets ſeinen Spott ob jenes Zagheit. So dachte der Herzog auch einen guten Scherz ſich aus, ein vertrauter Diener ſolle über Tafel haſtig kommen und ſchreien: die Ritter! die Ritter ſind da! und da wollte Swentipol ſich recht an des Hofmanns furchtſamem Weſen ergötzen; ſagte das auch ſeinen Heerführern an, daß ſie ſich, wenn der Diener ſchreie, ganz ruhig verhalten ſollten. Da nun alles beim Mahle ſaß, und der Diener ſeines Herrn Befehl zu rechter Zeit vollziehen wollte, draußen ſtand, und ohngefähr in das Feld blickte, ſah er wirklich die Ordensritter gegen das Lager heran reiten, eilte daher voll Schreck und Angſt in den Tafelſaal und ſchrie: die Kreuzherrn kommen! Wiß und wahrhaftig! Sie kommen! Rettet euch! — Kaum hörte der furchtſame Hofmann dieß Geſchrei, als er vom beſten Biſſen aufſtieg und eiligſt das Weite ſuchte, auch gelang ihm ſeine Flucht trefflich, er erreichte einen nahen Buſch und rettete ſein Leben. Swentipol und ſeine Hauptleute aber lachten allzumal über den Feigling, der Diener ſchrie aber immerfort: auf! auf! die Ritter kommen! — Da rief Swentipol ihm zu: halte nun endlich dein Maul, dummer Narr! Siehſt du nicht, daß es genug iſt? — Sie kommen aber doch, die Ritter! Sie kommen! — ſchrie der Diener in einem fort, und ſchrie gar nicht lange mehr, da waren die Ritter wirklich da, und ſchlugen auf ihre Feinde, die ſich eines Ueberfalles nicht verſahen, grimmig los, und alle, bis auf Swentipol wurden erſchlagen, er ſelbſt aber und nur einer der Seinen retteten ſich mit Noth und Gefahr durch Schwimmen, indem ſie die Weichſel erreichten, und ſich in den Strom warfen.

271. Thorn aus einer Eiche.

Da wo jetzt Thorn ſteht, ſtand in den alten Heidenzeiten die vierte der berühmteſten heiligen Eichen im Lande Preußen, darunter ehrten Prieſter und Volk die drei erſten Gottheiten des Landes, Perkunos, Pikollos und Potrimpos, und die drei nachfolgenden Götter und auch alle andern, geringeren. Die Eiche war von übermächtigem Umfange, und auch hoch, wie eine Warte.

Da kam der erſte Landmeiſter, Hermann von Balke, in das Preußenland, der vertrieb die Heiden und eroberte ihre heilige Stätte, und benutzte deren Befeſtigung. Er war viel klüger als alle die Eiferer, welche die heiligen Eichen umhieben, er ließ die eroberte ſtehen, und machte ſie zu einem feſten Thurme, baute Bruſtwehren auf ſie und wehrte von ihr den Feind trefflich ab. Da nannte man die Eiche Thorn, d. i. Thurm, und hernachmals baute ſich alldort ein Ort an, der ward auch Thorn genannt, bald aber wieder verlaſſen, und eine Meile weiter wieder angebaut, wegen allzuhäufiger Ueberſchwemmung, und das wurde das heutige Thorn. An jener alten Götterſtätte aber finden ſich noch Trümmer, und ſie iſt ein gemiedener Ort, denn es ſoll dort nicht geheuer ſein von Geſpenſtern und Geiſtern. Und lautet dieſe Sage ungleich glaubhafter und deutſcher, als jene andere, die Thorn von einem Römer Thorandus gründen läßt, oder vorgiebt, die Eiche ſei eine dem Gotte Thor der ſcandinaviſchen Mythe geheiligter Baum geweſen, weil Thor und Perkunos, jeder als Donnergott gedacht, gleichſam ein und derſelbe iſt. Perkunos war aber im altheidniſchen Mythus der Preußen die oberſte Gottheit und Thor im ſcandinaviſchen nicht die oberſte, welches wohl zu unterſcheiden.

272. Ein Dieb rettet Thorn.

Im dreißigjährigen Kriege, der ſeine verderblichen Heereswogen auch über das alte Preußenland wälzte, rückte der ſchwediſche Obriſt Helmold Wrangel, insgemein der tolle Helm genannt, in Eile vor Thorn und wollte nach ſeiner tollen Art die Stadt überrumpeln und einnehmen. Solches wäre ihm auch faſt geglückt, aber er hatte keinen guten Tag und keine günſtige Stunde gewählt, denn zufällig traf es ſich, daß die Thorner einen Dieb hängen wollten, und wie der Dieb auf der Leiter ſtand und ihm ſchon die Schlinge um den Hals gelegt werden ſollte, ſchaute er in das weite Feld hinaus und ſahe die feindlichen Heerhaufen daher ziehen, ſchrie deshalb überlaut: der Feind, der Feind! — Da liefen die Leute nach der Stadt, und das Amt lief und die Schergen liefen, und der Henker ließ den Dieb von der Leiter fallen und lief, und der Dieb lief auch, und drinnen in Thorn ſtürmten ſie mit den Glocken und griffen zu den Waffen, den Feind abzuwehren, und wie der tolle Helm ans Thor kam, da war es zu, und von der Mauer herab knallte böſer Gruß entgegen, da mußte der Obriſt Helmold von Wrangel wieder umkehren und der Stadt Thorn den Rücken zeigen. Den armen Dieb, der ſeines Leibes vor dem Thore keinen Rath gewußt, und auch wieder mit in die Stadt hinein gelaufen war, wurde gern das Leben geſchenkt.

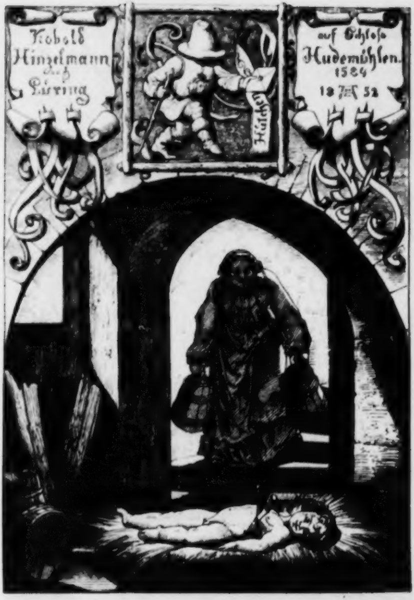
273. Die Fingerlingsbraut.

An einigen Orten im alten Preußenlande nennen die Leute die Barſtukken auch Fingerlinge, wegen ihrer kleinen Geſtalt. Da ſaß zu einer Zeit beim Städtlein Leuenburg ein mannlich Geſchlecht, die Freiherren von Eulenburg auf Praſſen. Und da war auf Praſſen gerade ein junges Edelfräulein, das war gar wunderhold und lieblich und von kleinem Wuchs, das ſahe der König der Fingerlinge und begehrte es zu freien. Ließ deshalb ſittiglich Werbung thun bei den Aeltern durch eine Geſandtſchaft ſeiner Zwergmännlein, und ließ denen anſagen, wenn ſie ihm ihre Tochter gewährten, ſo ſolle das Geſchlecht derer von Eulenburg geſegnet fortblühen auf alle Zeiten, und ſolle ſothanes Glück haften an einem goldenen Fingerreif, der aber wohl und ſorgſam bewahrt werden müſſe, und nimmer verloren gehen dürfe. Das Fräulein aber werde glücklich ſein. Die Aeltern überlegten ſich den Antrag und fanden für wohlgethan, in ihn zu willigen, denn wer ſähe nicht gern die Zukunft ſeines Geſchlechts für alle Zeiten geſichert? Darauf bat die kleine Geſandtſchaft, es möge ein Zimmer im Schloſſe Praſſen beſtimmt werden, in welches die junge Braut hineinzuführen ſei, jedem Lauſcherauge und Ohr aber müſſe das verſchloſſen bleiben. In dieſem Zimmer nun werde der Barſtukkenkönig das Fräulein empfangen. Dieſes geſchahe, das Fräulein wurde hineingeführt, und niemals hat ein ſterbliches Auge es wieder geſehen, und Niemand hat erfahren, wohin es gekommen. Man will nachher noch öfter in dieſem Zimmer vom Treiben der Fingerlinge etwas wahrgenommen haben, als aber die Neugierde wuchs und die Lauſcher es darauf anlegten, etwas zu erlauern und zu erlugen, haben die Fingerlinge das Schloß verlaſſen, das verheißene Glück iſt aber bei dem Geſchlecht dauernd geblieben, aus den Freiherren ſind Grafen geworden.

Einem ſpätern Beſitzer des Schloſſes Praſſen rief wiſpernd, als er beim Mahle ſaß, eine feine Stimme zu, er ſolle nach dem bewußten Zimmer gehen und hinein rufen: Rothöbrchen! Gelböbrchen iſt todt. Als er dieß that, ſo antwortete eine Stimme: ſo? Iſt Gelböbrchen todt? O große Noth! o große Noth! — und ſeitdem habe ſich kein Fingerling mehr auf Praſſen ſpüren laſſen. Dieſe beiden Namen aber erinnern an den neckiſchen Waſſerkobold im Flüßchen Spreu im Frankenlande, Schlitzöbrchen geheißen.

274. Die Kobolde.

Was im alten Preußenlande die Barſtukken, das ſind im nordweſtlichen und ſüdlicheren Deutſchland die Kobolde, denen allda der Namen gar viele und mannichfaltige zugetheilt worden ſind, ſo Heinzchen (bis Aachen), Hütchen und Hinzelmännchen (im Münſterlande), Knechtchen, Kurd Chiemchen, Heimchen (im Voigtlande), Hütchen und Wichtlein (in Thüringen und Franken bis nach Böhmen). Ihre Verrichtung iſt faſt überall dieſelbe: Haus-, Küche-, Boden-, Keller- und Stalldienſtleiſtung, ihr Lohn ein hingeſtelltes Schüſſelchen mit Eſſen oder Milch. Ihr Anblick ihnen ſelbſt vom Menſchenauge unlieb — meiſt unhold, oft grauenhaft, nackt, in kleiner Kindesgeſtalt, ein Schlachtmeſſer durch den Rücken. Ein Kobold auf einem Schloſſe zu Flügelau hieß Klopfer. Der that lange Zeit treulich alle Arbeit, bis eins vom Hausgeſinde darauf beſtand, ihn ſehen zu wollen, da fuhr der Klopfer als Feuerflamme zornig zum Schornſtein


Kobold
Hinzelmann
auch
Lüring
Hütchen
auf Schloſs
Hudemühlen.
1584
18 52

aus, und entzündete das Schloß, daß es bis auf die Mauern abbrannte. Ein ähnlicher Hausgeiſt auf dem Schloſſe Calenberg hieß Stiefel; wieder ein anderer beim Dorfe Elten im Herzogthum Cleve hieß Ekerken (Eichhörnchen), der war von ächter Koboldnatur, mehr neckiſch und tückiſch als hilfreich: man ſah von ihm nur bisweilen eine kleine Hand, wie die eines Kindes.

Aller Kobolde Kobold aber war der vielberufene Hinzelmann.

---

275. Hinzelmann.

Im Lüneburger Lande auf dem Schloſſe Hudemühlen über der Aller begann man im Jahre 1584 zuerſt einen Poltergeiſt zu ſpüren, der ſeine Anweſenheit durch allerlei Pochen und Lärmen kund gab; dabei aber ließ er es nicht lange bewenden, ſondern er begann zu reden und zu ſprechen, erſt mit dem Geſinde, dann auch mit dem Schloßherrn, endlich auch mit fremden Gäſten, was im Anfang allen gar graulich vorkam, unverhofft eine Stimme bei ſich im Zimmer oder in der Küche vernehmlich reden zu hören und doch keinen Redenden zu erblicken. Da aber dieſe Stimme gar mild und fein war, wie die eines Kindes, da der Spukgeiſt Niemand beleidigte, vielmehr oft lachte, Kurzweil trieb, auch ſang, ſo wurden die Schloßgenoſſen allmählich an ihn gewöhnt, ſo daß ſie ſich nicht mehr fürchteten und grau'en, ja an ihn die Frage wagten, wer und woher er ſei, wie er heiße, was er gerade auf Hudemühlen zu ſchaffen habe? Darauf erwiederte er, daß er vom böhmiſchen Gebirge komme, dort ſei ſeine Geſellſchaft, die wolle ihn nicht leiden, deshalb ſei er ausgewandert, bis ſich ſeine Sachen in der Heimath beſſerten. Er heiße Hinzelmann, auch Lüring, und habe eine Frau, die heiße Hille Bingels, von der er jetzt getrennt lebe. Einſt werde er ſich auch ſichtbar zeigen, jetzt ſchicke es ihm noch nicht, und er ſei ein ſo guter und ehrlicher Hausgeiſt, als irgend einer, und viel beſſer als viele ſchlimme.

Das war nun dem Schloßherrn und dem Geſinde auf Hudemühlen verwunderlich anzuhören, und ganz grauerlich, mit ſo einem wunderſeltſamen Geſellen zuſammen zu leben, der nicht daran dachte, ſeinen Abzug bald zu nehmen, und da dachte der Schloßherr, du willſt ihm aus dem Wege gehen, und nach Hannover ziehen. Ließ derohalb den Reiſewagen zurichten und fuhr nach Hannover zu. Auf der ſtillen, öden, menſchenleeren Strecke zwiſchen Eſſen und Brockhof ſahen Kutſcher und Diener fort und fort eine kleine weiße Flaumfeder neben dem Wagen herfliegen, und wußten gar nicht, wie das zugehe, daß dieſe Feder fort und fort den Wagen begleitete. Als nun der Schloßherr eine Nacht in Hannover zugebracht hatte, war ſeine goldne Halskette fort, und er machte deshalb Lärm, und beſchuldigte die Leute im Hauſe der Entwendung, der Wirth aber nahm ſich ſeiner Leute an, und verlangte Beweis oder Genugthuung. Tief verſtimmt darüber ſaß der Schloßherr auf ſeinem Zimmer, da fragte es neben ihm: warum biſt du traurig? Wohl wegen der Kette, ſo dir fehlt? — Wie? Du biſt hier, Hinzelmann? Mir gefolgt? und warum? Wo iſt die Kette? — Sahſt du nicht die weiße Feder, die neben deinem Wagen flog? — fragte der Geiſt. — Das war ich, und ich folgte dir zu deinem Beſten! Die Kette haſt du geſtern Abend ſelbſt unter dein Hauptkiſſen verborgen. — Und ſiehe, es befand ſich alſo. Dem Schloßherrn war zwar lieb, daß die Kette wieder da war, aber daß Hinzelmann da war, das war ihm nicht im mindeſten lieb, und zürnte mit dem Geiſt, und beſchloß, wieder auf Schloß Hudemühlen zurückzureiſen, da er dem Kobold nicht entgehen konnte, und dieſer an ſeine Perſon ſich feſſeln zu wollen ſchien. Auf dem Schloſſe Hudemühlen nun verwaltete Hinzelmann den Küchendienſt in muſterhafter Weiſe; er ſpühlte auf, kehrte, ſcheuerte, putzte, mahnte Knechte und Mägde zum Fleiße an, theilte wohl auch nöthigenfalles Scheller aus, pflegte auch der Roſſe, wuſch, kämmte, ſtriegelte ſie, daß ſie zunahmen, und glatt und glänzend ausſahen, wie die Aale. Hoch im Oberſtock des Hauſes Hudemühlen hatte ſich Hinzelmann ein Kämmerchen zur Wohnung auserſehen, darin hatte er einen kleinen runden Tiſch, einen Seſſel, deſſen Sitz das zierlichſte Strohgeflecht war, das man nur ſehen konnte, und welches er ſelbſt kunſtreich verfertigt, und eine kleine zubereitete Bettſtatt, die aber nie verrammelt war, nur ein Grübchen, wie etwa eine Katze macht, wenn ſie ſich auf ein Bette legt, fand ſich jeden Morgen darin. Auf das Tiſchchen kam eine Schüſſel ſüße Milch mit Semmelbröckchen, das leckte und ſchleckte der Hinzelmann ſo rein aus, wie ein Kätzlein ſein Schüſſelchen. Bisweilen ſpeiſte der Geiſt aber auch mit an Tafel, wo ein Gedeck für ihn bereit gehalten ward. Hinzelmann war gern fröhlich mit den Fröhlichen, ſang Reimverschen und Scherzlieder, doch nie eins, das unehrſam geweſen wäre, neckte gern, doch ohne Tücke, und hatte wohl ſeine Freude daran, wenn das Geſinde an einander gerieth, hetzte auch wohl ein wenig zu, und ließ die Schläge, die es dann gegenſeitig ſetzte, bis zu rothen Striemen und blauen Flecken gedeihen, aber nicht weiter, daß Geſundheit und Leben nicht litten. Wenn die Gäſte einander in die Haare geriethen und vom Leder ziehen wollten, konnten ſie die Degen nicht aus den Scheiden bringen, oder es fand ſich kein tödtliches Gewehr, weil der Hinzelmann alles verſteckt hatte. Einen Edelmann, der ſich vermaß, den Hinzelmann mit Hülfe einiger Bewaffneten auszutreiben, foppte der Geiſt weidlich, und ſchreckte ihn dann in Geſtalt einer großen Schlange. Einen andern verhöhnte er, und ſagte ihm, was derſelbe noch nicht zu wiſſen ſchien, daß er ein großer Narr ſei. Als aber gar ein Teufelsbanner kam, der ihn mit Formeln wegplappern wollte, ſo riß ihm der Geiſt das Beſchwörungs-Buch in hundert Fetzen, warf dieſe im ganzen Zimmer herum, und kratzte den Banner blutrünſtig, gleich als ſei er eine böſe Katze. Der Geiſt hielt ſich auch zum chriſtlichen Glaubensbekenntniß, wenn er ſchon bei deſſen Herſagung mit leiſerer und heiſerer Stimme über manches hinwegglitt; er ſang auch geiſtliche Lieder mit ſolchen, denen er wohl gewogen war, und dieſe mit feiner klarer Stimme, genug es war ein ſehr wunderlicher Geiſt. Einem Freund des Hauſes, der vorbeireiſete und dieß ins Schloß melden ließ, der aber die Einladung Hinzelmanns wegen abſchlug, weil er nicht mit einem Teufelsgeſpenſt am Tiſche ſitzen wollte, drohte

Hinzelmann mit Rache, machte ihm die Pferde beim Weiterfahren ſcheu, brachte ihn in Angſt und Schreck, und warf Wagen und Gepäck und den Reiſenden zwiſchen Hudemühlen und Eickelohr in den Sand.

Dem weiblichen Geſchlecht war Hinzelmann ſehr gewogen und ſehr freundlich und umgänglich mit demſelben. Beſonders erfreuten ſich die Schloßfräulein Anna und Katharine ſeiner Gunſt; er unterhielt ſich gern mit ihnen, begleitete ſie, wenn ſie über Land fuhren, als Flaumfeder, ja er ſchlief zu ihren Füßen auf ihrem Deckbette. Es war aber dieſe Neigung des Geiſtes für die beiden Jungfrauen von äußerſt läſtiger Art, denn er verſcheuchte ihnen alle Freier und es iſt dahin gekommen, daß ſie beide ledig geblieben und ein hohes Alter erreicht haben. Hinzelmann warnte manchen vor Unglück und Schaden, ſo einen tapfern Oberſten, der zum Beſuche nach Hudemühlen kam und ein guter Schütze und großer Jagdfreund war. Derſelbe rüſtete ſich zu einer Jagd, als Hinzelmann ſich vernehmen ließ: Thomas, ſiehe dich im Schießen vor, ſonſt trifft dich ein Unglück. Der Oberſt achtete der Warnung weiter nicht, aber bei der erſten Jagd zerſprang ihm beim Abdrücken auf ein Wild die Büchſe, und ſchlug ihm den Daumen weg. Ein anderer muthiger Kriegsmann kam auch zum Beſuch, das war ein Herr von Falkenberg, der ließ ſich viel mit Hinzelmann in Geſpräche ein, neckte ihn und führte allerhand Spottreden gegen ihn, die den Geiſt verdroſſen. Endlich ſagte Hinzelmann: Falkenberg, Falkenberg, jetzt verſpotteſt du mich! Komm nur in ein Treffen, da wird dir das Spotten wohl vergehen! — Dem Herrn von Falkenberg waren dieſe Worte ſehr bedenklich, er ſchwieg und ließ den Geiſt in Ruhe. Bald darauf zog Falkenberg im Dienſte eines deutſchen Fürſten mit zu Felde, da riß ihm im erſten Treffen eine Falkonetkugel das Kinn hinweg und nach drei Tagen ſtarb er an dieſer Wunde unter den größten Schmerzen. — Einen übermüthigen und hoffärtigen Schreiber äffte und tückte Hinzelmann vielfältig, ſtörte ihn in ſeiner Liebſchaft, und quälte ihn des Nachts. — Eine Magd, die den Hinzelmann geſcholten hatte, ſperrte er eine ganze Nacht lang in den Keller hinter Schloß und Riegel, wo ſie ſich faſt zu Tode fürchtete.

Da der Schloßherr wiederholt in Hinzelmann drang, ſich ihm doch einmal zu zeigen, oder ſich mindeſtens anfühlen zu laſſen, gab auf langes Drängen und Bitten Hinzelmann endlich nach, und ſagte: ſiehe, da iſt meine Hand. — Da fühlte der Schloßherr hin, und es war ihm, als fühle er die Finger einer kleinen Kinderhand, aber kalt, und blitzſchnell zog der Geiſt ſie zurück. Als nun der Herr auch bat, ihm ſein Antlitz befühlen zu dürfen, und Hinzelmann es zugab, ſo taſtete der Herr an einen kleinen kalten Schädel, der ihm fleiſchlos zu ſein ſchien, ehe er aber deutlich fühlen konnte, war der Schädel zurückgezogen. — So hatte auch die Köchin die leibliche Ruhe nicht mehr, ſie wollte den Hinzelmann durchaus einmal ſehen, er ſagte ihr aber immer, es ſei noch nicht an der Zeit, ſie würde ihren Vorwitz bitterlich bereuen, aber ſie hielt an, wie das cananäiſche Weib, bis ihr endlich Hinzelmann ſagte, ſie möge andern Tages vor Sonnenaufgang hinab in den Keller kommen, aber in jeder Hand einen Eimer Waſſer mit hinunterbringen. Das deuchte ihr ein ſeltſam Verlangen, aber ihre ſtachelnde Neugier überwog jedes Bedenken, ſie ging in den Keller und brachte das Waſſer mit. Erſt ſah ſie gar nichts, endlich aber fielen ihre Augen auf eine Mulde in der Ecke, und darin lag ein etwa dreijähriges nacktes todtes Kind, dem ſteckten kreuzweis über einander zwei Meſſer im Herzen und der ganze kleine Leib war mit Blut überlaufen. Ueber dieſen Anblick entſetzte ſich die Magd ſo ſehr, daß ſie laut aufſchrie, und dann ohnmächtig niederſtürzte. Da nahm der Geiſt die Waſſereimer, und goß ihr deren Inhalt über den Kopf, einen nach dem andern, da kam ſie wieder zu ſich, ſah die Mulde und das Kind nicht mehr, und hörte nur Hinzelmanns Stimme: ſiehſt du? Ohne das Waſſer wärſt du hier im Keller geſtorben, und nicht wieder zu dir gekommen! — So ungern und ſo wenig Hinzelmann ſich Erwachſenen zeigte, und dann meiſt ſchrecklich, ſo gern geſellte er ſich ſichtbarlich als ein ſchönes Kind unter Kinder, ſpielte mit ihnen, hatte gelbes Lockenhaar bis über die Schultern hängen und ein rothes Sammetröcklein an. Wenn aber Erwachſene ſeiner gewahr wurden, ſchwand er ſogleich aus dem Kinderkreiſe hinweg. Als der Geiſt vier Jahre lang auf Hudemühlen zugebracht, ſchied er freiwillig, und verehrte noch vor dem Scheiden dem Schloßherrn dreierlei Andenken, das war ein kleines Kreuz von Seide geflochten, fingerslang, inwendig hohl, und gab geſchüttelt, einen Klang von ſich, dann ein ſehr kunſtvoll geflochtener Strohhut und endlich ein lederner Handſchuh mit Perlenſtickerei in wunderbaren Figuren. So lange dieſe Stücke in guter Verwahrung beiſammen blieben, ſolle des Hauſes Geſchlecht blühen und wachſen, würden ſie aber mißachtet und verzettelt, ſo würde das Gegentheil ſtatt finden. Dieſe Stücke ſind hernach im Beſitz der beiden alten Fräulein Anna und Katharine geblieben, und von ihnen bis zu ihrem Tode gar hehr gehalten, und nur ſelten gezeigt worden, dann fielen ſie an ihren Bruder, der ſie überlebte, zurück, kamen auf deſſen einzige Tochter, die ſich vermählte und ſind dann wahrſcheinlich verſtreut worden. Hinzelmann ſchied im Jahre 1588 von Hudemühlen, und ſoll hernach zu Eſtrup, auch im Lande Lüneburg, ſeinen Aufenthalt genommen haben.

276. Der Graf von Hoya.

Drei Gaben ſind es, die in mannichfaltiger Geſtaltung die Sage durch Erd- und Waſſergeiſter, durch Zwerge und Kobolde edeln Geſchlechtern insgemein verleihen läßt, und an dieſer Gaben Dauer der Geſchlechter Fortblühen und Dauerbarkeit knüpft. Wie der Hinzelmann dem Herrn auf Hudemühlen Kreuz, Hut und Handſchuh ſchenkte, die Frau von Hahn dreierlei Stücke Goldes, der letzte Graf von Orgewiler von einer Feine ein Streichmaaß, einen Trinkbecher und einen Kleinodring empfing, ingleichen auch die Frau von Ranzau durch ein Männlein oder Fräulein Rechenpfennige, einen Häring und eine Spindel zum Geſchenke und Andenken von den Unterirdiſchen bekam, und andere anderes erhielten, alſo geſchahe es auch einſtmals einem Grafen von Hoya, daß in der

Nacht ein kleines Männlein an ihn herantrat, und ihm, da er ſich entſetzte, anſprach, und ſagte: fürchte dich nicht, und höre die Werbung, ſo ich an dich zu thun habe, und ſchlage mir meine Bitte nicht ab. — Was begehrſt du? fragte der Graf, und fügte hinzu: ſo ich's ohne meinen und der Meinen Schaden gewähren kann, ſage ich dir's zu. — Darauf hat das Männlein alſo geſprochen: Nächſte Nacht wollen unſerer etliche in dein Haus kommen, deiner Küche und deines Saales ſich bedienen, ohne Nachfragen und Lauſchen deiner Diener, deren keiner etwas davon erfahren darf, das ſoll dir und deinem Geſchlechte zu gute kommen, und in keiner Art ſoll jemand geſchädigt werden. — Der Graf ſagte zu, den Wunſch des Zwergmännleins zu erfüllen, und trug Sorge, daß ſeine Leute ſich alle niederlegten, und ihrer keiner um Küche oder Saal im Wege war. Da kamen in der Nacht die kleinen Leute alle zu Hauf, wie ein reiſſiger Zug, und wimmelten über die Brücke hinauf in das Schloß, und in die Küche und ſchafften und rüſteten, kochten und brieten, und trugen Speiſen auf in den Speiſeſaal, was aber ſonſt in dieſem ſich begab, iſt Niemand kund geworden. Gegen Morgen kam daſſelbige kleine Männlein, das den Grafen zuerſt angeredet, dankte ihm höflich und brachte ihm drei Gaben dar; das waren ein Schwert, ein Salamanderlacken und ein güldner Ring mit einem rothen Leuen eingegraben, dieſe drei Stücke ſolle der Graf wohl bewahren, und nicht von ſich und ſeinem Hauſe laſſen, ſo werde es Glück haben und behalten. Hernachmals hat der Graf wahrgenommen, daß der rothe Löwe im Ringſchildlein jedesmal erbleichte, wenn in ſeinem Hauſe ein Sterbefall bevorſtand. Nach der Zeit ſind aber die Stücke doch hinweggekommen und das Grafenhaus iſt darauf erloſchen; die Grafſchaft Hoya aber iſt dem Hauſe Hannover zugefallen.

277. Der Grinken-Schmied.

Drei Stunden von der Stadt Münſter liegt der Detterberg, auf dem wohnte vor alten Zeiten ein wilder Mann, den hießen die Leute Grinken-Schmied. Er wohnte in einem tiefen Erdloche, das ganz mit Gras und Sträuchern überwachſen war, das, wer es nicht wußte und kannte, es auch nicht auffinden konnte. Und in dem Loche da hatte er ſeine Schmiede, und arbeitete treffliche und rare Sachen, die waren von ewiger Dauer, und ſeine Schlöſſer vermochte Niemand ohne ſeinen eigenen Schlüſſel zu öffnen. An der Kirchenthüre zu Nienburge ſoll auch ein Schloß von ihm ſein, das hatte die Eigenſchaft, daß es die Diebe, die es erbrechen wollten, gleich feſt nahm und gefangen hielt. Wenn nun in der Nachbarſchaft eine Hochzeit war, ſo kamen die Bauern zum Grinken-Schmied, und liehen von ihm einen Bratſpieß, dafür mußten ſie ihm dann einen Braten geben. Da kam denn auch ſo ein Bauer vor das Loch, und rief: Grinken-Schmied! Gieb mir 'n Spieß! — Der Grinken-Schmied rief dagegen, weil er dem Bauer nicht trauen mochte: Kriegſt keinen Spieß, gieb mir erſt 'nen Braten! — Kriegſt keinen Braten, behalt' deinen Spieß! — rief der Bauer wieder hinunter. Darüber wurde der Grinken gar zornig in ſeinem Loche, und ſchrie dem Bauer nach: wahre dich, daß ich mir keinen Braten nehme! — Der Bauer ging ganz ruhig nach Hauſe, aber als er nach Hauſe kam, ſcholl ihm großes Wehklagen entgegen, ſein beſtes Pferd lag todt im Stalle, und eines ſeiner Hinterbeine war ſammt dem Schenkel ausgelöſt, als hätte es ein Wildpretsmetzger kunſtgerecht gemacht, und — fehlte, war hinweg. Das war Grinken-Schmieds Braten.

278. Jägerſtücklein.

Im Münſterlande beſaß ein Edelmann weitausgedehnte Forſte, und da begab ſich's auf ſeinem Gute, daß der Förſter meuchlings erſchoſſen wurde, und als ein anderer die Stelle bekam, ging es dieſem eben ſo, und andern, welche folgten, desgleichen, da mochte endlich Niemand mehr in dieſem Walde Förſter ſein, denn die Sache hatte ſich in der ganzen Gegend ausgeſprochen, und man erzählte ſie ganz genau, wie es zugehe mit dieſen räthſelhaften Ermordungen, nämlich ſobald der neue Förſter in den Wald trete, knalle in weiter Ferne ein Schuß, ihn aber treffe ſtets die Kugel mitten in die Stirne, ſo daß leicht zu ermeſſen war, daß hier etwas Uebernatürliches und grauenhaft Geheimnißvolles im Spiele ſein mußte. Daher blieb der Wald einige Jahre faſt ganz ohne Aufſicht, bis ſich endlich ein vacirender Jäger meldete, der ganz ſo ausſah, als fürchte er weder den Teufel noch ſeine Großmutter. Der Edelmann ſagte ihm aber ganz ehrlich, welche mißliche Bewandtniß es mit der Förſterſtelle habe, und daß er ihn kaum zur Annahme derſelben rathen könne und dürfe, wie gern er auch ſeine Waldung wieder in forſtlicher Aufſicht habe: denn auch dazumal wußte man, was man da und dort in neuerer Zeit mit Willen vergaß, daß alle Waldbewirthſchaftung nichts nutzt und Schaden verurſacht, die nicht durch Forſtverſtändige betrieben wird, womit an vielen Orten und Enden ſich manche Gemeinde ſelbſt recht derb ins Auge geſchlagen hat. Der Weidmann aber ſagte, er wolle es darauf wagen, er fürchte ſich nicht vor den unſichtbaren Scharfſchützen, er könne auch Jägerſtücklein, und habe für den, der ihm ans Leben wolle, auch eine gewiſſe Kugel gegoſſen und im Rohre ſtecken, und übernahm alſo die Stelle und den Wald. Am andern Tage verſammelte der Edelmann mehrere Jagdgeſellen, den neuen Förſter auf ſeinem erſten Gange in den Wald zu begleiten, aber kaum war dieſer betreten, ſo knallte in der Ferne ein Schuß, aber im ſelben Augenblicke warf der Jäger ſeinen Hut in die Höhe, und wie der Hut niederfiel und aufgehoben ward, ſahe man, daß er von einer Kugel gerade da durchbohrt war, wo er auf der Stirne des Jägers aufſaß. — Jetzt komme ich, ſpricht der Hanswurſt — ſagte der Jäger, nahm ſeine Büchſe von der Achſel, und rief: dem Gruß einen Gegengruß! — und ſchoß. — Alle wunderten ſich, die dabei waren, auf das Höchſte, und folgten dem Jäger tief durch den Wald, bis ſich an deſſen Ende ein Mühlhaus zeigte, aus welchem [illegible]gegeſchrei erſcholl. Als die Waldgeſellen hinzutraten, fanden ſie darin den Müller todt — eine Büchſenkugel war ihm mitten durch die Stirne gegangen; er war der jagdzauberkundige Schütze geweſen, der jeden Förſter aus der Ferne mit Freikugeln traf, um allein im Walde des Wildſtandes Herr zu ſein. Dem Edelmann grauſete vor ſolchen Künſten, wie ſein neuer Förſter nicht minder übte. Dieſer konnte die Feldhühner nach ſeiner Taſche fliegen laſſen, ſo viel er deren bedurfte. Das Wild bannte er, daß es ſtehen bleiben mußte, wo er wollte, und völlig ſchußgerecht. In die unglaublichſte Entfernung traf der Jäger ſtets und ſicher. Darum nahm der Edelmann einen ſchicklichen Vorwand, und entließ ihn bald wieder aus ſeinen Dienſten.

279. Jungfer Eli.

In der Davert, einem Walde im Münſterlande, ſind viele Geſpenſter und Poltergeiſter gebannt, da dürfen ſie nicht heraus, um ſo gräulicher durchſpuken ſie den Wald. Einer dieſer Geiſter gehörte einer Haushälterin an, welche im münſterſchen Stifte Freckenhorſt einer frommen Aebtiſſin diente, aber nichts weniger als ſelbſt fromm war, vielmehr recht böſe, geizig und gottlos. Dieſe Haushälterin hieß Jungfer Eli. Arme jagte ſie mit der Geißel aus der Pforte des Stifts; die Klingel an der Thüre band ſie feſt, daß kein Bettler anläuten konnte; Knechte und Mägde plagte und ſchalt ſie, ließ es wohl auch bei letztern nicht an Püffen und Schellen fehlen. Jungfer Eli trug ein grünes Hütchen mit weißen Federn darauf, ſo ſah man ſie häufig im Garten gehen oder ſitzen. Eines Tages kam eine Kloſtermagd eilend zum Pfarrer, er möge gleich ins Stift kommen, Jungfer Eli wolle ſterben. Der Pfarrer eilte, ſein Weg führte ihn durch den Garten, und da ſaß Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf einem Apfelbaum. Wie aber der Pfarrer dennoch in das Haus trat, führte ihn die hochwürdigſte Frau Aebtiſſin an das Bette der Kranken und da lag Jungfer Eli doch wieder darin, und ſchalt und belferte: das dumme Menſch hat geſagt, ich wolle ſterben, iſt nicht wahr, ich will nicht ſterben, ich ſterbe nicht, ich halt's nicht aus! Geht zum Kukuck! — Endlich aber mußte Jungfer Eli doch ſterben, ſie mochte wollen oder nicht; wie ſie ſtarb, zerſprang eine Glocke der Abtei, und bald darauf ging Jungfer Eli's Spuken an durch Küche und Stall, über Treppen und Gänge. Mit Saus und Braus fuhr ſie wie ein Wirbelwind im ganzen Abteigebäude herum, ja ſelbſt im Stiftswalde ſahen ſie die Holzknechte von einem Aſt zum andern fliegen. Bisweilen trug ſie, wie ſie ſonſt gethan, eine ſchöne Torte aus der Küche nach dem Zimmer der Aebtiſſin; zeigte ſie den Mägden, und bot ſie ihnen an, und ſagte: Tort, Tort! — wenn nun jene die Torte nicht annahmen, weil ſie ſich entſetzten, ſchlug Jungfer Eli ein Gelächter auf, daß die Kannen klirrten, und warf ihnen die Torte vor die Füße, und da war es insgemein ein runder Kuhplappert. Selbſt die Aebtiſſin blieb nicht ungeplagt; auf einer Fahrt nach Wahrendorf wollte Jungfer Eli's Geiſt zu ihr in den Wagen, und jene entging ihr nur mit Liſt, indem ſie einen Handſchuh fallen, und während Jungfer Eli ſich danach bückte, den Kutſcher eilend davon jagen ließ. Endlich berief die Aebtiſſin die Geiſtlichkeit der ganzen Gegend, den Spukgeiſt zu bannen. Die geiſtlichen Herren fanden ſich ein mit allem Rüſtzeug zum Bannen und Teufelaustreiben, und begannen im Herren-Chor der Stiftskirche ihre Citationen. Da rief eine Stimme: he gickt, he gickt! — Und es fand ſich, daß ſich ein Knabe in die Kirche geſchlichen hatte, und lauſchte. Der Knabe wurde hinausgejagt, und ſchlug draußen ein Höllengelächter auf, er ſelbſt war Jungfer Eli und durch die Herren ſelbſt vom Banne befreit. Doch half ihr das nicht, denn es wurde gleich ein ſtärkerer Bann angewendet, und Jungfer Eli in die Davert gebannt. Alle Jahre einmal fährt der Sage nach, Jungfer Eli mit Gebraus und Getümmel, wie die wilde Jägerin über die Frackenhorſter Abtei, wirft einige Schornſteine ab, und zertrümmert Fenſterſcheiben, und mit jedem hohen Feſte kommt ſie der Abtei wiederum einen Hahnenſchritt näher. — Von dem Hahnſchritt näher erzählt auch die Sage von einem umgehenden Bauer bei Baſſum.

280. Die drei Auflagen.

Ueber die Stadt Osnabrück war ein Graf von Teklenburg als Kirchenvogt geſetzt mit allerlei Rechten. Eines davon war, daß die Metzger ſich von ihm mußten ihre Taxe ſetzen laſſen. Dieſe Taxe brachte ſtets ein kleiner Burgzwerg auf einem Eſel herunter in die Stadt, und ehe er mit der Taxe da war, durften die Metzger kein Loth Fleiſch verkaufen, was ihnen ſtets ſehr ſtörend war, denn wenn die Käufer vom Markte hinweg waren, konnten die Metzger ihr Fleiſch ſelbſt eſſen. Vergebens bedrohten ſie den Burgzwerg, wenn er ſich nicht beſſer eile, und endlich, als ſeines Zögerns kein Ende wurde, ſo griffen ſie ihn und zerhackten ihn, und legten die Stücke in des Eſels Tragkörbe, und ließen dieſen allein hinauf zur Teklenburg treiben. Schrecklich war der Zorn des Grafen, er befehdete die Stadt, that ihr allen Tort an, und quälte ſie ſo lange, bis ſie um Gnade bat. Der Graf von Teklenburg aber hatte nicht Willens, Gnade zu üben, ſondern ſprach höhnend, er wolle Gnade üben gegen das verrätheriſche Osnabrück, wenn die Stadt binnen Jahresfriſt zwei Scheffel Wiſelinghöfer einliefere, welches kleine Silberheller waren, die ein früherer Biſchof aus dem Geſchlechte der Grafen von Wekelinghofen hatte prägen laſſen, und die man nur noch ſelten ſah, ſodann zwei blaue Windhunde, und zwei Roſenſtöcke ohne Dornen. Da war guter Rath ſehr theuer, dieſe drei Auflagen zu erlegen. Weit und breit wurden Boten umhergeſandt, ſchlechte Heller gab es genug, aber keine Wiſelinghöfer; blauen Dunſt genug, aber keine blauen Windhunde; Roſenhecken genug, aber nirgend dornenloſe, denn das gemeine Sprüchwort ſagt ja ausdrücklich: keine Roſe ohne Dornen. Für die Münzen wurde endlich doch Rath geſchafft, denn der Rath zu Osnabrück ließ verkündigen, daß er Agio auf die Wiſelinghofer Heller zahle, da ſtrömten aus allen Nachbarlanden die Bettelleute wie Sand am Meere ins Bisthum Osnabrück und lieferten Wiſelinghofer ein, bis der Rath genug hatte und den Cours wieder ſinken ließ, wie ein Rothſchild. Unterdeſſen waren ein Paar weiße Windhunde in ein Zimmer mit blauen Glasfenſtern gebracht worden, blau angeſtrichen, die wurden von blaugefärbten und gekleideten Wärtern gefüttert mit Blaumeiſen, Blaukehlchen und gekochtem Blaukohl, aus blauen Geſchirren. Da bekamen die Windſpiele Junge, die waren ſchon etwas blau angelaufen, dann wurden von dieſen Jungen aber Junge erzielt, die waren blitzblau. Mittlerweile hatte der Rath ausgeſonnen, Roſenſchößlinge durch enge Glasröhren wachſen zu laſſen, da blieben die Dornen inwendig, denn ſie hatten keinen Raum, hervorzutreiben. Und ſo erfüllten die Osnabrücker die drei ſchweren Auflagen mit Laſt und Mühe, und hatten fortan wieder gute Ruhe; die Metzgerzunft aber wurde bedeutet, ihre Hackekunſt nicht wieder an Zwergen zu üben. Das Geſchlecht der blauen Windſpiele verlor ſich bald wieder, aber die dornenloſe Roſe ward fortgepflanzt, und hat ſich von Osnabrück aus in alle deutſchen Gärten verbreitet.

281. Hüggele-Schmied.

Nahe beim Dorfe Hagen, in der Nähe von Osnabrück, iſt ein Erzberg gelegen, der heißt der Hüggele, darin hat es vordeſſen Goldes und Silbers in Fülle gegeben, und hatte auch eine Höhle, in der wohnte ein ſeltſamer Schmied, in manchen Dingen dem Grinken-Schmied verwandt. Er war ein guter Mann beim Leben geweſen, und hatte in Osnabrück gewohnt, aber als an einem Sonntag ſeine Frau aus der Kirche ging und vom Blitz erſchlagen wurde, da war er in Verzweiflung gefallen, hatte gegen Gott gemurrt, und ſich ſelbſt verwünſcht. Und da war ein ehrwürdiger alter Mann zu ihm gekommen, mit langem weißen Bart, der hatte ihn heißen mit ſich gehen und hatte ihn in die Höhle des Hüggele geführt, da ſolle er über die Berggeiſter die Aufſicht führen und ſelbſt ſchaffen und durch raſtloſe Arbeit büßen. Da hat der Hüggeler ſtetig geſchafft und gehämmert, viel Geräthe gefertigt, auch die Pferde beſchlagen; die Leute kamen dann, banden das Pferd an einen Pfahl, und verließen es auf eine Zeit. Wann ſie wieder kamen, war es beſchlagen; da legten ſie den Lohn auf einen Stein, und führten das Pferd hinweg. Sehen ließ ſich der Hüggele-Schmied niemals. Ein Burſche von Habſucht verblendet, drang einſtmals in Hüggele-Schmieds Höhle ein und heiſchte Gold von ihm. Hüggele Schmied ſchenkte ihm eine goldene Pflugſchaar. Kaum war er heraus, ſo wollte er proben, ob ſie auch wirklich Gold ſei, und fuhr mit der Hand daran. Im Nu hatte er ſich die ganze Hand verbrannt, und was in der Höhle Gold geſchienen, war beim Tageslicht nur Gluth. Dann war es eine Pflugſchaar von Eiſen. Hätte der Narr fleißig mit ihr geackert, wäre er reich geworden, ſo aber verfluchte er die Pflug-Schaar und den Hüggele-Schmied ob der verbrannten Hand, da fuhr die Pflugſchaar in die Erde hinein, und war da geweſen, im Hineinfahren aber erglänzte ſie doch wieder wie gediegenes Gold.

282. Das heilige Meer.

An der Straße zwiſchen Freren in der Niedergrafſchaft Lingen und Ibbenbüren iſt das heilige Meer gelegen, ein weiter See, 2500 Schritte im Umfange, von dem ſagt man, daß es weder Holz noch Schiffe auf ſich ſchwimmen laſſe. Dort hat vor Zeiten ein reiches Kloſter geſtanden, in dem es mehr weltlich zuging als geiſtlich, und lebten Abt und Convent dem Sinnengenuß ſonder Ordnung und Zucht. Da iſt es durch des Himmels Zorn in einer grauſen Wetternacht untergegangen, und ein See an deſſen Stelle getreten, deß Waſſer ſo hell und klar, daß man an ſonnigen Tagen drunten noch des Kloſters Thürme erblicken kann. Manche Leute wallen noch hin, und holen dieſes Waſſer, gleichſam als ein geweihtes, zu heiligem Gebrauch. Bei Stürmen wirft das heilige Meer noch immer Balken und Sparren des verſunkenen Kloſtergebäudes an die Ufer. Der vorübergehende Landmann, der ſolche ſieht, betet ein Vaterunſer oder ein Ave.

283. Seltſame Brunnen.

Bei Paderborn iſt ein Brunnen, Metron genannt, aus dieſem fließen drei Bächlein; deren eines führt ein klares, helles, warmes Waſſer, das andere ein trübes, weißes und kaltes Waſſer von einem ſtarken Geſchmack, und das dritte ein grünliches, klares und ſäuerliches Waſſer. Wenn aus dem mittelſten Bächlein Vögel trinken, fangen ſie an zu zittern und ſterben, und fanden ſich ſolcher Eingeweide und Lungen ganz zuſammengezogen und verſchrumpft. So quillt auch eine Meile von Paderborn, beim Dorfe Altenbecken, ein mächtiger Quell zu Tage, der heißt der Bullerborn oder Polderbrunnen, mitten in ſandiger Ebene, wo man keine Quelle vermuthen ſollte, der kommt und verſchwindet dreimal des Tages, und bricht dann jedesmal ſo ſtark hervor, daß ſeine Fluth drei Mühlgänge treiben könnte, und verrinnt dann, wenn er die ganze Ebene mit großem Getös überſchwemmt, wieder im Sande. In Paderborn ſelbſt aber entſpringt aus dreien Quellen unterm Chor-Altar im Dome das Flüßchen Porda, von dem die Stadt ihren Namen ſoll empfangen haben.

284. Köterberg.

Der Köterberg an der Landſcheide des Paderbornſchen, Corveyſchen und Lippeiſchen Gebietes mag wohl ehedem Götterberg geheißen haben. Viel erzählt von ihm die Sage; daß er innen voll Schätze ſei, daß an ſeinem ſüdlichen bewaldeten Fuße eine Harzburg geſtanden habe, deren Reſte noch zu ſehen, und bei Zierenburg, zwei Stunden von ihr, eine Hünenburg. Oefters haben die Hünen, die auf dieſen Burgen wohnten, mit Hämmern herüber und hinüber geworfen.

Einem Schäfer, der auf dem Köterberge ſeine Heerde hütete, erſchien eine reizende Jungfrau in königlicher Tracht, die trug in ihrer Hand die Springwurz, bot ſie dem Schäfer dar, und ſagte: folge mir! — Da folgte ihr der Schäfer, und ſie führte ihn durch eine Höhle in den Köterberg hinein, bis am Ende eines tiefen Ganges eine eiſerne Thüre das Weitergehen hemmte. Halte die Springwurz an das Schloß! — gebot die Jungfrau, und wie der Schäfer gehorchte, ſprang die Pforte krachend auf. Nun wandelten ſie weiter, tief, tief in den Bergesſchooß hinein, wohl bis in des Berges Mitte. Da ſaßen an einem Tiſche zwei Jungfrauen und ſpannen, und unterm Tiſche lag der Teufel, aber angekettet. Ringsum ſtanden in Körben Gold und Edelſteine. Nimm dir, aber vergiß das Beſte nicht! — ſprach die Jungfrau zum Schäfer; da legte dieſer die Springwurz auf den Tiſch, füllte ſich die Taſchen, und ging. Die Springwurz aber ließ er auf dem Tiſche liegen. Wie er durch das Thor trat, ſchlug die Thüre mit Schallen hinter ihm zu, und ſchlug ihn hart an die Ferſe. Mit Mühe entkroch der Schäfer der Höhle, und freute ſich am Tageslichte des gewonnenen Schatzes. Als er dieſen überzählte, gedachte er ſich den Weg wohl zu merken, um nach Gelegenheit noch mehr zu holen, allein wie er ſich umſah, konnte er nirgend den Ein- oder Ausgang entdecken, durch den er gekommen war. Er hatte das Beſte, nämlich das beſte Stück zur Wiederkehr, die Springwurz, vergeſſen.

---

285. Deeſenberg.

Gleich dem Köterberge iſt auch der Deeſenberg weit berufen, daß in ihm viele Schätze verborgen liegen, und mancher in das Innere Geführte „das Beſte" vergeſſen habe. Die Burg auf dem Deeſenberge ſoll, wie manche behaupteten, Karl der Große erbaut, und allda ſeinen Sitz gehabt haben in den Kriegen gegen die Sachſen, habe ſich auch mit ſeinem Hoflager hinabgebannt in den Bergesſchooß, wo er gleich dem Barbaroſſa an einem Steintiſch ſitzt, durch den ſein langer Bart gewachſen iſt, und daraus er einſt wieder hervorgehen werde, und ſein großes zerfallenes Reich wieder herſtellen. — Hirten und Schäfer haben den alten Kaiſer vordem zu Zeiten ſitzen ſehen, und ſolche, die ihm Lieder vorpfiffen, ſind beſchenkt worden. Ein Bäcker aus dem nahen Warburg, der dem alten Kaiſer Weißbrod brachte, empfing reiche Begabung. Sonſt iſt der Stadt Warburg vom Deeſenberge aus mehr Drangſal als Begabung widerfahren. Andere Kunden berichten, daß ſchon vor Karl dem Großen auf dem Deeſenberg eine Bergveſte der alten Sachſen ſtand, und manche behaupteten dann, der Deeſenberg ſei das alte Diſpargum, darum einſt ſo viel unnützen Gelehrtenſtreites war, recht wie um des Kaiſers Bart, weil alle die uralten befeſtigten göt[illegible]rheiligen Burgſtätten in früheſter Heidenzeit Diſpargen heißen, da blieb denn an einer und der andern der frühe Klang des Namens haften, und ſo mag wohl auch auf dem Deeſenberge eine Diſparge geſtanden haben. Da nun Karl der Große die alten Burgen in jenem Lande alle gewann, Iburg und Syburg, Ehresburg und Bransberg und Bukke und andere, ſo befeſtigte er die ſtarke Burg noch mehr und ſetzte einen ſeiner Treuen, des Namens Conrad Speegel, als Burgmann darauf, von dem ſtammt das berühmte Geſchlecht der Spiegel vom Deeſenberge ab. In ſpätern Zeiten wurde die Burg den Biſchöfen von Paderborn und den Aebten von Corvey ein Dorn im Auge, denn die Beſitzer plagten die Umgegend, inſonderheit Städte und Stifter, weidlich, und ward oft heftig um den Deeſenberg geſtritten, die Burg erobert, zerſtört und wieder aufgebaut, bis das zahlreich vermehrte Geſchlecht ihrer Beſitzer am Bergesfuß vier neue Stammſitze baute und die alte Stammburg verließ.

286. Graf Erpo von Padberg.

Auf der Burg Bukke, ſpäter Bocke, die auch aus den alten heidniſchen Sachſen-Zeiten herſtammte, ſaß ein Graf von Padberg und Flechtorp, der war von wilder und jäher Gemüthsart, und ſchonte nichts, wenn erſt ſein Zorn gereizt war. So hatten ſich einmal die Einwohner des Dorfes Horhuſen, das jetzt nicht mehr vorhanden, gegen den Grafen aufgelehnt, und er brach alsbald auf, das Strafamt zu üben, alles zu ermorden und den Ort niederzubrennen, denn in jener Zeit parlamentirten die Herren nicht erſt ein langes und breites mit dem Aufruhr. Da nun die Rache ihren Anfang nahm, und die erſten Häuſer bereits brannten, ſo liefen einige Einwohner voll Schreck und Entſetzen in die Kirche zum heiligen Martyrer Magnus, riſſen das Crucifix vom Altar und trugen es dem Wütherich entgegen, beim Bilde des Gekreuzigten um Schonung und Gnade flehend. Graf Erpo aber wollte nichts davon wiſſen, er ſchlug mit ſeinem Schwert auf das Bildniß unſers Erlöſers, daß die Dornenkrone gleich in Stücke zerſprang und zur Erde fiel. Aber im ſelben Augenblicke durchzuckte des Grafen Hand ein jäher Schmerz, das Schwert entfiel ihr und die Finger verkrummten. Da erkannte der Graf die ſtrafende Hand Gottes, ließ ab von Ausübung ſeiner Rache, begabte die Kirche des heiligen Magnus, erbaute ein Kloſter zu Flechtorp und brachte in daſſelbe die Gebeine des heiligen Landelin, die früher in Bocke verwahrt waren, und die Biſchof Badured im Jahre des Herrn 836 aus Cambray erhalten, und der Pfarrkirche des alten Ortes Bukke geſchenkt hatte. Graf Erpo ſtarb ohne Erben und all ſein Gut fiel dem Kloſter Flechtorp zu.

287. Die dreieckte Wevelsburg.

Hoch überm Almethale, unterhalb Paderborn, erhebt ſich auf einem ſteilen Felſenberge die Trümmer der alten Wevelsburg über dem gleichnamigen Dorfe. Ein Ritter Wevelo von Bären ſoll ihr den Namen verliehen haben, da er ein Jagdhaus auf der Stätte einer viel ältern Burg ſich erbaute, die ſchon der heilige Mainolph, ein Sachſe von Geburt, deſſen Taufpathe Karl der Große in eigner Perſon geweſen, beſaß und bewohnte. Aus dem Jagdhaus Wevelo's ward aber ſpäter wieder ein feſter Burgſitz und als ſolcher umfing die Burg als ein Gefängniß den heiligen Norbert, allwo dieſer fromme Mann in einem tiefen Burgverließ ſchmachtete, das noch bis heute gezeigt und das Norbertsloch genannt wird. Damals beſaß Friedrich, Graf von Arensberg, die Veſte, er war es, der Norbert ſo hart gefangen hielt. Allen Vorſtellungen, Norbert freizugeben, widerſtand der Arensberger auf das Hartnäckigſte, und verſchwur ſich hoch und theuer bei einem Mahle, das auf der Burg gehalten wurde. Da geſchahe aber etwas ſehr Unerwartetes und gar Schreckliches vor den Augen aller Gäſte, denn plötzlich ſchrie Friedrich von Arensberg: helft, helft! Ich erplatze! — und da erplatzte er auch alsbald und ſeine Gedärme fielen ihm aus dem Leibe heraus auf die Erde. Darauf wurde Norbert ſogleich frei gegeben.

Die Wevelsburg iſt in eines Dreieckes Form erbaut; ſie wurde noch mancher Fehde und manches Kampfes Urſache. Von den Arensbergern kam ſie an die Grafen von Waldeck, dann an andere Beſitzer, und zuletzt an das Hochſtift Paderborn. Fürſtbiſchof Dietherich erbaute ein neues, ſchönes Schloß auf der Wevelsburg altem Grund; das koſtete ohne die Frohndienſte und Fuhren 36,000 Thaler, aber die Schweden unter Kruſemark verwüſteten es vierzig Jahre nachher auf die gräulichſte Weiſe. In dem alten vergeſſenen Ritterroman Kuno von Kyburg iſt der Wevelsburg auch eine Rolle zu ſpielen vergönnt worden, und nicht unanziehend iſt, was ſich zu damaliger Zeit, als Kuno von Kyburg durch die Leſerkreiſe ſpuken ging, auf ihr begab. Ein reicher Lord in England beſaß eine im Dreieck erbaute Burg, und dieſe Seltſamkeit dünkte den Seltſamkeiten liebenden Sohne Albions ein unſchätzbares Beſitzthum. Er meinte, ſagte und glaubte, eine dreieckige Burg ſei in der ganzen Welt nicht mehr zu finden, als nur einzig und allein in England, und auch da nur einzig und allein in **ſhire, und die ſei die ſeine, des Lords. Da führte das Mißgeſchick dem Lord einen Emigranten aus Frankreich zu, der hatte ſich in der Welt umgeſehen, war auch in Deutſchland, in Weſtphalen und auf der Wevelsburg geweſen, und da nun der Lord ſo hoch Rühmens machte von ſeiner dreieckten Burg, ſo ſagte der Emigrant, ſolcher Burgen gebe es mehr, in Deutſchland wiſſe er auch eine. Das wollte der Lord nimmermehr glauben, nein, dreieckte Burgen könne es nicht weiter geben, der Franzoſe ſolle mit auf die Reiſe, dieſe Burg müſſe der Lord ſehen, ſagte er, und alle Koſten wolle er tragen, und verlange nichts weiter, als daß der Franzoſe beſchämt eingeſtehen ſolle, nur der Lord beſitze eine dreieckte Burg.

Da haben ſich die beiden Herren miteinander auf die Reiſe gemacht und ſind Tag und Nacht gereiſt, über den Canal und nach Amſterdam, durch Holland und durch das ſchöne Land Ober-Yſſel, nach Weſtphalen herein, nach Münſter und Telgte, über Wahrendorf nach Rheda und Wiedenbrück, durch Rietberg über das Lauer Bruch, bis ſie dahin gekommen ſind, wo die Lippe und die Alme ſich einen, und endlich ſind ſie auch auf die Wevelsburg gekommen. Und da hat ſich der Lord die Burg recht genau angeſehen, und dann hat er geſagt, es ſei leider wahr, er ſei nicht allein ein dreieckter Burgbeſitzer, und iſt nach Hauſe gereiſt voller Zorn und hat ſeine Burg abbrechen laſſen, und ſich eine neue vieleckte gebaut, weil er nicht mehr haben ſollte eine dreieckte Burg allein.

---

288. Der Glockenguß zu Attendorn.

Eine Wittwe, welche zu Attendorn im Lande Weſtphalen lebte, hatte einen einzigen Sohn, und der ging in die Fremde, nach Holland, wo er treu und fleißig arbeitete, die Mutter unterſtützte und auch für ſich etwas zurücklegte, was er aber alles nach Hauſe zur Mutter ſandte, es ihm aufzubewahren. Da kam eines Tages mit anderen Sachen eine kleine ſchwarze, aber ſehr ſchwere Metallplatte, welches Erz die Frau, die einen kleinen Laden hielt, unter die Bank ſtellte, da ſie nicht recht wußte, wo ſie es aufbewahren ſollte, ſeiner auch nicht hoch achtete. Nun traf es ſich, daß die zu Attendorn wollten eine neue Glocke gießen laſſen, und da gingen Männer aus der Gemeinde von Haus zu Haus und erbaten altes Metall, Erz, Meſſing, Kupfer, Zinn, alles was gut war zur Glockenſpeiſe von zerbrochenen oder abgängigen Geſchirren und Hausgeräthen, und da die Wittwe gerade nichts Entbehrliches von ſolcher Art hatte, ſo fiel ihr die alte ſchwarze Erzplatte ihres Sohnes ein, und ſie gab dieſe den Männern hin. Der Glockengießer reiſete bald darauf nach Arensberg, wo er auch Arbeit hatte, indeß bereitete ſein Geſelle zu Attendorn alles zum Guß vor, bis zu des Meiſters beſtimmter Ankunft, formte die Glocke, und brachte einſtweilen alles Erz in Fluß. Siehe, da blieb der Meiſter, durch andere Arbeit verhindert, aus, und der Geſelle konnte nicht anders, als den Guß vollenden, auch war er ſeiner Sache gewiß. Und das Werk gelang ganz vortrefflich, und als nun die Glocke geläutet wurde, hatte ſie einen überaus herrlichen Klang, ſo daß alles, und ſein Werk am meiſten, den Meiſter lobte, obgleich ſelber Meiſter nur noch ein Geſelle war. Heitern Sinnes gedachte dieſer nun nach Arensberg zu reiſen, um ſeinem Meiſter dort zu helfen, und als er ſchied, da gaben ihm viele gute Geſellen das Geleite, und hinter ihm ſchallte das herrliche Geläute ſeiner Glocke, ihm zu Dank und Ehren. Als nun der wandernde Geſelle mit ſeiner Geleitſchaft gegen das Schloß Schnellenberg kam, begegnete ihm auf einer ſteinernen Brücke zu Pferde ſein Meiſter, welcher ſchon erfahren hatte, daß der Geſelle ohne ihn den Glockenguß meiſterlich vollbracht, voller Zorn und Wuth, ſchnaubte ihn mit den Worten an: was haſt du gethan, du Beſtia! — und ſchoß ihm auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf, und ſprach zu den erſchrockenen Geleitenden: der Kerl hat die Glocke gegoſſen als ein Schelm, ſie muß umgegoſſen werden! — Ritt auch ſtracklich, als habe er was Rechtes vollbracht, nach Attendorn, in Abſicht, die Glocke wirklich umzugießen. Allein die Zeugen der Mordthat klagten ihn an beim Rath, und der Rath ließ ihn alsbald feſtſetzen und bedeuten, es ſei nicht Brauch im Reich, daß jeder Meiſter an ſeinem Geſellen zum Scharfrichter werde, und ließ ihn befragen, was ihn zu ſolcher Unthat getrieben, denn ein hochweiſer Rath zu Attendorn ſah klüglich ein, daß wohl mehr dahinter verborgen liegen müſſe, als bloßer Zorn und Eiferſucht über ein noch dazu wohlgelungenes Werk des Geſellen. Erſt fragten ſie gütlich, dann peinlich, und ſehr peinlich, mit eiſernen Fragezeichen, als da waren Daumſchrauben, ſpaniſche Stiefeln, geſpickter Haaſe und dergleichen, und da bekannte der Meiſter Glockengießer, er habe ſich ſo ſehr verzürnt über den Geſellen, weil unter dem eingelieferten Metall eine ſchwere ſchwarzgefärbte Goldplatte geweſen, die er, der Meiſter, für ſich habe wegzwacken und zurückbehalten wollen, die habe der Geſelle aus Unkunde auch mit eingeſchmolzen, und davon habe die neue Glocke den herrlichen Klang. Darum habe er die Glocke nochmals umſchmelzen, das Gold ausſcheiden, und ſie neu gießen wollen. — Mit dieſem Beſcheid auf ſeine Fragen war der Rath zu Attendorn zufrieden und ließ dem Meiſter den Kopf abſchlagen, dem unſchuldigen Geſellen aber auf jener Brücke ein ſteinernes Kreuz zum Andenken errichten. Niemand aber konnte denken, wer in der Stadt zur Glocke eine ſo koſtbare Beiſteuer gegeben habe. Da kehrte der Sohn der Wittwe mit ziemlicher Habe aus Holland zurück und fragte bald ſeine Mutter, wo ſie die ſchwere Goldplatte aufbewahrt habe, ſo er ihr geſendet? — Gold? Das war Gold? — ſchrie die Wittwe und wurde vor Schrecken bleich und ſchier ohnmächtig, und bekannte mit Zittern, daß ſie das ja unmöglich habe wiſſen können, daß ſie die ſchwarze Platte hingegeben habe zum Glockenguß. Darauf ſprach der Sohn: beruhiget euch nur, meine liebe Mutter! Es iſt gegeben zu Gottes Ehre. — Und nun erzählte die Frau ihrem Sohne die Geſchichte von dem Glockenguß, und wie es dabei ergangen, daß durch jenes Gold zwei Menſchen, einer unſchuldig und einer ſchuldig, ihr Leben eingebüßt, daß ſie aber nimmermehr habe denken können, daß aus ihrer Hand das vielbeſprochene Gold gekommen, und der Sohn ſagte: Gott hat es alſo voraus beſtimmt, wir wollen über den Verluſt nicht klagen, und nur über das Unglück trauern, daß jenes Gold geboren.

Nach langen Jahren entzündete ein Wetterſtrahl den Glockenthurm zu Attendorn und in der Gluth ſchmolz auch die Glocke. Da ward das Erz geſammelt und geprüft, und alſo goldhaltig befunden, daß von ſeinem Werth der ganze Thurm neu gebaut und mit Blei gedeckt werden konnte. — Aehnliche Sagen von getödteten Glockengießer-Geſellen durch des zornigen Meiſters Hand gehen noch viele in Deutſchland, ſo in Groß-Möhringen in der Mark, in Waltershauſen in Thüringen und an manchem andern Ort.

289. Vom Eiſenberge.

Im Waldeckiſchen erhebt ſich ein hoher Berg, den ein Schloß krönte, Berg und Schloß war der Name Eiſenberg gemeinſam. Des Eiſen[illegible]es birgt der Berg in Fülle in ſeinem Innern, und auf dem Schloſſe herrſchten in grauen Zeiten die mannlichen Grafen von Waldeck; viele des edeln Geſchlechtes wurden auf dem Schloſſe geboren. Aber nicht Eiſen allein, auch Gold, lieferte der Eiſenberg, und lange ward in ihm ein ergiebiges Goldbergwerk betrieben. Aber das Schloß ward Trümmer, und ſchwand hinweg, und das Bergwerk ging ein.

Eines Tages hütete ein Schäfer auf des Berges einſamer Höhe. In der Mittagsſtunde legte er ſich zur Ruhe unter den Schatten eines Hollunderbaumes, und als er wieder aufwachte, hatte die Dämmerung ſchon begonnen. Die Heerde lag friedlich um ihn her, aber der Leithammel fehlte. Da hörte der Schäfer dieſen kläglich blöken, und folgte der Stimme des treuen Thieres. Siehe da blitzte klarer Schein aus einem verfallenen Kellergewölbe der alten Burg und drunten im Gewölbe ſteht der Hammel, und neben ihm ſteht ein großer Keſſel voll alte Thaler. Der Hirte nicht faul, ſteigt hinunter, greift zu und ſtopft ſich Taſche und Hut voll Thaler, dann giebt er dem Hammel einen ſanften Stoß, wieder hinauf zu ſpazieren, und ſpricht: du biſt ja ein tauſendſappermentſcher Teufelskerl! — Wie der Schäfer geredet hat, erhebt ſich droben am Eingange in den Keller ein eisgrauer alter Mann, angethan mit einem langen weißen Rocke mit Streifen beſetzt, roth wie Blut, der hebt ein ſilbernes Horn zum Munde und bläſt mit einem allgewaltigen Schall, daß die Bäume wie vom Sturmwind geſchüttelt, rauſchen, das Gewölbe erdröhnt und der Erdboden ſchüttert. Von dem entſetzlichen Schall vergeht Hören und Sehen dem Hirten, er wirft alles genommene Geld von ſich, unendliches Zagen und Grauſen erfaßt ihn, er ſtürzt beſinnungslos zu des alten Greiſes Füßen nieder. Lange lag er ſo, als er wieder zu ſich kommt, iſt es heller Tag, ſeine Sachen liegen oben neben ihm — die Heerde liegt auch da, kein Stück fehlt, nur das Geld, nur das Gewölbe, nur der Keſſel, ſelbſt der verfallene Eingang ſind verſchwunden.

290. Wetterburg.

Im Waldeckiſchen Lande erhebt ſich auch die alte Wetterburg, von der ein bedeutender Reſt noch im wohnlichen Stande ſteht. Auf der Wetterburg ſaß Philipp II. Graf zu Waldeck, der war im Bündniß mit Erzbiſchof Albrecht von Mainz, gegen welchen Ritter Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand in Fehde war. Und da gedachte Götz den Waldecker in ſeine Gewalt zu bekommen, zog durch die Lande, und näherte ſich mit ſeiner Schaar der Wetterburg, wo er ſich nahe dem Wege von der Burg nach Dalheim in den Hinterhalt legte. Als Götz von Berlichingen nun da lag und lauerte, ward er eines Schäfers anſichtig, der ſeine Heerde hütete, und ſiehe — mit einemmale rannten fünf Wölfe aus dem Walde und fielen in die Heerde ein. Deß freute ſich des biedern Götzens deutſchritterliches Herz, und hörte und ſah es gern — wie er ſelbſt erzählt hat — und wünſchte den Wölfen Glück und auch ſich, und ſagte zu den Wölfen: Glück zu, lieben Geſellen! Glück zu überall! — Und als dieß gute Omen ſich gezeigt hatte, da kam Graf Philipp von Waldeck von der Wetterburg herunter und Götz griff ihn an auf Paderborniſchen Boden und nahm ihn gefangen, dann führte er ihn auf Kölniſchen Boden, dann durch des Grafen eignes Land, dann durch die Landgrafſchaft Heſſen, von da aus durch das Hochſtift Hersfeld, von da nach Fulda, und in die Grafſchaft Henneberg und weiter durch ſächſiſches Land und durch die Hochſtifte Würzburg und Bamberg, in die Markgrafſchaft Nürnberg und in die Bayriſche Pfalz bis an den Ort, da er ihn hinhaben wollte, auf eine ſeiner Burgen im gottgeliebten Schwabenlande. Hierauf berechnete Götz von Berlichingen die vielen Koſten, welche dieſer Zug ihm verurſacht, und die Zehrung ſeines Gefangenen, und wenn ihm dieſe erſetzt würden, wolle er ihn wieder loslaſſen. Nur hundert Gulden Zehrungskoſten, und außerdem noch achttauſend Gulden — ſo ſolle Graf Philipp II. von Waldeck wieder frei werden. Des Grafen treuer Bundesgenoß, Kurfürſt Albrecht zu Mainz, gab keinen Deut her zur Auslöſung des Gefangenen, auch fiel ihm nicht ein, gegen Götz einen Feldzug zu unternehmen. Da ſchnitt der Gefangene einen Büſchel ſeiner grauen Haare ab, und ſchrieb an ſeinen Sohn, auch Philipp geheißen, und bat ihn beweglich, das Löſegeld für ihn aufzubringen. Solches that auch der Sohn und zog ſeinem alten Vater bis Coburg entgegen, wohin Götz ſeinen Gefangenen vergeleiten ließ, und umarmte den Vater, der noch nach einer Haft von zwanzig Wochen den nämlichen Koller trug, in dem er war gefangen worden, unter Thränen, aber der Vater tröſtete ihn mit weiſen Worten über des Lebens Wechſel, des Glückes Unbeſtand, und wie auf Regen Sonnenſchein, auf Trauer Freude folge. Von der Wetterburg überblickt der Wanderer einen ſchönen Theil von Weſtphalens rother Erde, worauf die heilige Vehme ihre blutigen Urtheile ſprach und vollzog. Beſonders zeigt ſich die alte Vehmdingſtuhl-Stadt Volkmarſen, davor „**vff dem ride die wirdige königliche Dingſtatt des kaiſerlichen freienſtuls**“ ſtand und „**die echten rechten freiſchöffen und procuratoren der heiligen heimlichen achte**“ zu Gericht ſaßen. Gar gruſelich iſt davon zu leſen im Ritterromane: Kurt von der Wetterburg oder die unſichtbaren Oberen, es iſt aber alles nicht wahr, dieweil es nie Ritter gab, die von der Wetterburg ſich nannten oder ſchrieben. Im alten Keller der Burg aber läßt die Sage keinen poetiſchen Vehmrichter, ſondern einen ſehr proſaiſchen Geiſt in Geſtalt einer Branntweinstonne ſpuken, und iſt ſolches gar ein arger, gefährlicher Geiſt.

291. Schellpyrmont.

Eine Stunde weit von dem blühenden Badeort Pyrmont ragt der Schellenberg empor, der trug ein uraltes Schloß, deſſen Urſprung in die früheſte deutſche Vorzeit hinaufragt. Die Sage will, dort habe Thusnelde gewohnt, Hermanns des Cheruskers Weib. Thusnelde hatte ein Vögelein, das konnte reden, flog im Lande umher und ſagte ihr Neues an. Da kam eines Tages das Vögelein auch geflogen und ſchrie fort und fort:

Heſſenthal blank! Heſſenthal blank!

und zeigte damit an, daß ein Römerheer durchs Heſſenthal ziehe, von deſſen hellen Rüſtungen und Gewaffen das Thal erglänzte. Da ſandte Thusnelde alsbald Eilboten ab an Hermann, daß er ſein Heer rüſte, dem heranrückenden Feind zu begegnen.

In ſpäterer Zeit war der Schellenberg ein Eigenthum der Grafen von Pyrmont, in deren Grafſchaft er lag, und ward deren Stammname abgeleitet vom Namen Petri mons, wälſch Pierre mont, daraus zuletzt Pyrmont geworden ſei, denn Kaiſer Friedrich der Rothbart habe dem Erzbiſchof Philipp von Köln dieſes Stück von Weſtphalen oder ganz Weſtphalen zu Lehen gegeben, und dieſer habe auf dem Schellenberge ein neues feſtes Schloß gebaut, und daſſelbe dem heiligen Apoſtel Peter zu Ehren Petrimons genannt. Dieß zu glauben oder nicht, ſteht einem jeden frei, doch iſt außerdem aus keinem der vielen Petersberge, bei Halle, bei Erfurt und ſonſt, ein Pyrmont geworden. Auch Schellpyrmonts Trümmer haben die Schatzgräber durchwühlt, aber nichts Sonderes gefunden.

292. Der goldene Kegel.

Bei Aerzen, zwiſchen Pyrmont und Hameln, liegt der Lüningsberg, auf dem haben über einen ſchönen grünen Raſen weiße Geiſter zur Nachtzeit mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln geſchoben. Das iſt ein Rollen und Klingen geweſen, daß bisweilen die Vögel vom Schlummer erwachten, und des Waldes Thierig gekommen ſind, und haben neugiervoll unter den Büſchen hervorgelugt; die Menſchen aber haben ſich nicht herzugewagt, denn jedem, der dieß hätte verſuchen mögen, wandelte ein geheimes Grauen an. Ein kecker Webergeſelle faßte ſich aber endlich doch ein Herz, er meinte, ſolch ein goldener Kegel ſei mehr werth, wie ein hölzerner Webſtuhl, und wollte ſein Glück einmal mit den Geiſtern verſuchen. In einer lauen Sommernacht erſtieg er den Lüningsberg, trat in den Wald, kam an den Geiſterraſen, ſah des Berges kleine weiße Geiſter; wie ſie eifrig Kegel ſchoben, und keinen Kegeljungen dazu brauchten, denn die Kugeln rollten von ſelbſt zurück und die Kegel ſtellten ſich von ſelbſt wieder auf. Pfeilſchnell und klingend rollten die Kugeln, mit tönendem Hall ſanken die Kegel um, und die Thiere lauſchten, und die Vöglein huſchten im Gezweig. Hui flog ein Kegel um, der rollte raſch zu dem Weberburſchen hin, der ängſtlich und bebend im Gebüſche lag, er hatte ihn in der Hand, wußte ſelbſt nicht wie, und nun auf und davon. Alsbald, wie die Geiſter den Verluſt ihres Kegels erblicken, ſetzen ſie hinter dem Räuber her, der läuft ſchon über die Wieſe am Bergesfuß, da fließt die Humme, und ein Baumſtamm liegt über ihr als Brücke von einem Ufer zum andern. Wie der Webergeſelle den morſchen Stamm betritt, merkt er die Geiſter dicht hinter ſich, verfehlt den rechten Tritt, ſpringt in den Bach hinab. Da rufen Stimmen: das war dein Glück! Im Waſſer haben wir keine Macht! Hätten wir zu Lande dich erreicht, ſo hätten wir dir den Hals umgedreht! — Und ſchweben von dannen — der Burſche aber hielt den Kegel feſt, kam glücklich heim, baute vom Golde des Kegels ein Haus, freite ſein Mädchen und wurde glücklich. Noch zeigt man am Mühlbach das Haus, eine große Linde ſteht davor, noch zeigt man auch am Lüningsberge die Geiſterkegel.

bahn, aber die Geiſter kegelten ſeitdem nicht mehr, da der neunte Kegel ihnen geraubt wurde.

293. Spuk unter den fünf Eichen.

Nahe bei Uerzen liegt ein Dorf, heißt Selxen, und nahe dieſem Dorfe ſtanden fünf alte Eichen, jetzt ſtehen nur noch drei, man nennt es aber immer noch unter den fünf Eichen, dort tollt zur Nachtzeit gräulicher Spuk umher. Schwarze Rieſenhunde mit feurigen Telleraugen und raſſelnden Ketten, dreibeinige Haſen, luſtiges Galgengeſindel vom nahen Todtenberge, ſchwarze Raben, Fledermäuſe ſo groß wie Nachteulen, rennen, kriechen und fliegen durcheinander. Man ſieht wohl auch nackte Jungfern tanzen von gräulicher Geſtalt. Einſtens gingen zwei Burſche von Großenberkel, wo ſie gearbeitet hatten, nach Selxen zurück, denen begegnete bei den fünf Eichen ein wunderliches Spukding. Es hatte weder Kopf, noch Arme, noch Füße, und hullerte auf ſie zu, und ließ ein Stöhnen hören. Der eine Burſche wollte beherzt darauf zugehen, der andere aber riß den Kameraden zurück, zu ſeinem Glück. — Ein alter Chirurg aus Uerzen hatte noch ſpät einen Kranken beſucht, und als er an die fünf Eichen kam, da ſaß ein weißes Kaninchen am Wege, das fing der Chirurg, that es in ſeinen Scheerſack, und trug es fort, aber je weiter er ging, je ſchwerer wurde der Sack, er konnte ihn zuletzt nicht mehr tragen, ſetzte ihn hin und öffnete ihn. Da ſtieg ein Ding daraus hervor wie ein Mondkalb, über alle Maaßen abſcheulich, das ſauchte ihn an, und da lief er was er laufen konnte, und ließ den Sack, ſammt allem Geräth darin, im Stiche. — Ein anderesmal kam ein alter Jude des Weges; auch ſchon ſpät am Abend, da ſaß an den fünf Eichen eine weiße Gans. Gott — dachte der Jude: was ſoll ſitzen hier über Nacht die ſchöne Gans? Ich will ſie doch nehmen mit mir und will ſie machen fett. — Die Gans aber wollte ſich nicht gleich fangen laſſen, ſie ziſchte und ſchlug heftig mit den Flügeln, der Jude aber wurde ihrer endlich doch Herr, und ſteckte ſie in die Kiepe, die er trug. Wie er aber weiter ging, ſo dachte er: Gott, gerechter, was iſt doch die Gans ſo ſchwer? Wenn ich ſie doch nur erſt derham hätt'! — Aber er brachte die Gans nicht heim, er mußte ſtehen bleiben, da rief es aus der Kiepe: gleich trägſt du mich wieder unter die fünf Eichen, Jud, vermaledeiter! — Ach wie zitterte und bebte da das arme alte Jüdchen, half aber alles nichts, es mußte gehorchen, und die ſchwere Laſt wieder zurücktragen, zum Glück wurde ſie nun wieder mit jedem Schritt leichter, wie ſie erſt ſchwerer geworden war. Und wie das Jüdchen dort bei den Eichen war, kroch ein uraltes ſpindeldürres Weib faſt mit einem Todtenſchädel und rothen Augen und Haut wie Pergament aus der Kiepe, und ſagte: danke auch ſchön, daß du mich getragen haſt! — und gab ihm einen Schlag ins Geſicht, daß er um und um taumelte. Hinter ihm drein aber rief aus den fünf Eichen eine ſpottende Stimme den Neckereim:

Wer mir die Gans geſtohlen hat,
Der iſt ein Dieb!
Wer mir ſie aber wieder bringt,
Den hab' ich lieb.

Der arme Jude hat faſt den Tod davon gehabt, und hat weder bei Tage noch bei Nacht jemals wieder Verlangen getragen, eine Gans, die nicht ſein war, zu fangen und heim zu ſchleppen, wollte auch niemals unter den fünf Eichen lieb gehabt ſein.

294. Die Kinder von Hameln.

Es geſchah im Jahre 1284, daß ein Mann von wunderlichem Ausſehen und bunter Tracht gen Hameln kam, der war ein Rattenfänger und verhieß ſich, gegen ein gewiſſes Geld die ganze Stadt von dem Ungeziefer der Ratten und Mäuſe zu befreien. Das ward ihm denn von einem hohen Rathe und der Bürgerſchaft zugeſichert, und darauf zog derſelbe Mann ein Pfeifchen hervor, ging durch die Gaſſen und pfiff, wie heutzutage in manchen Städten Hirten und Nachtwächter pfeifen, weil das Blaſen auf dem Kuhhorn nicht ſtädtiſch genug klingt, und ſiehe da kamen die Ratten und Mäuſe aus allen Häuſern geſprungen und liefen in Schaaren hinter ihm drein, wie vordeſſen hinter dem Biſchof Hatto von Mainz her. Da nun der Rattenpfeifer durch alle Gaſſen gegangen war, ſo wandelte er mit ſeinem grauen Gefolge durchs Weſerthor hinaus dem Strome zu, ſchürzte ſein Gewand, trat in den Strom, Ratten und Mäuſe folgten ihm blindlings nach, und erſoffen wie Pharaos Heer im rothen Meere. Nun waren aber die Bürger zu Hameln damaliger Zeit gerade ſo erſchrecklich klug, wie viele Menſchen noch heutzutage nicht nur zu Hameln, ſondern allüberall, ſie legten den Maaßſtab des Lohnes nicht an die Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo einer inne hatte, ſondern an die Arbeit und Plage, die einer hat, um etwas zu vollbringen, und ſprachen unter ſich: es iſt doch ein ſündliches Geld, was dieſer Rattenfänger ſich bedungen hat, für ſo gar keine Mühe; ja wenn er Fallen geſtellt und Gift gelegt hätte in jedem Hauſe, das ließe ſich hören — aber ſo! Und iſt es nicht heillos, daß er das Ungeziefer in die Weſer gelockt hat, wo es nun die Fiſche freſſen? Da mag ein Anderer Weſerfiſche eſſen, wir danken dafür. Und wie hat er es denn vollbracht? Mit einem Satanskunſtſtück! Vielleicht gar nur ein Blendwerk; wenn er das Geld hat, und fort iſt, haben wir zuletzt unſere Ratten wieder. Wir wollen ihm nur das halbe Geld geben, und wenn ihm das nicht recht iſt, ſo wollen wir ihn als einen Zauberer in den Thurm werfen und abwarten, ob die Ratten und Mäuſe nicht wieder kommen. — So ſprachen erſt unter ſich die vorſichtigen und weiſen, auch höchſtſparſamen Bürger und Rathsherren zu Hameln, dann hielten ſie das alles dem Rattenfänger vor, und boten ihm das halbe Geld und drohten ihm mit dem Thurme. Da nahm der Künſtler das Geld und ging im Zorne. Darauf geſchahe, daß am Tage Johannis und Pauli, der heiligen Martyrer, war der 26. Tag des Heumondes, als die Leute in der Kirche waren, derſelbe Rattenfänger wieder in den Straßen zu Hameln geſehen wurde, aber in Tracht eines Jägers mit ſchrecklichem Angeſicht und mit einem rothen, verwunderlichen Hut, und pfiff durch alle Gaſſen. Da kamen aber keine Ratten und Mäuſe aus den Häuſern, denn die blieben vertrieben und aufgerieben, wohl aber die Kinder, Knaben und Mädchen vom vierten Jahre an, und liefen dem Rattenfänger nach, auch eine ſchon ziemlich große Tochter des Bürgermeiſters, der am meiſten den Künſtler angeſchnurrt und bedräuet hatte, und die Kinder folgten ihm mit großen Freuden, führten ſich an den Händen und hatten ihre Luſt, ſelbſt ein blinder und ein ſtummer Knabe gingen die letzten mit im Zuge, und der Stumme führte den Blinden und hinterdrein kam auch noch eine Kindsmagd, die ein Kind im Mantel trug, die wollte auch ſehen, wo es denn hingehen ſollte. Der Schwarm zog, den Jäger an der Spitze, die ſchmale Gaſſe zum Oſterthore hinauf, und dann hinaus, nach dem Koppelberg zu, der that ſich auf, der Pfeifer ging voran, die Kinder folgten, nur der ſtumme Knabe, der ſich mit dem Blinden führte, blieben draußen, weil der Blinde nicht ſo ſehr eilen konnte, denn knapp vor ihnen that ſich der Berg mit einemmale wieder zu, und da wandte die Kindsmagd auch wieder um, und brachte das Geſchrei aus in der Stadt, daß die Kinder in den Koppelberg geführt worden. Welch ein großer Schrecken! Die Kirche wurde geſchloſſen, die Aeltern eilten voll Angſt hinaus zum Berge, kaum fanden ſie noch eine ſchmale Schluft als Wahrzeichen. Einhundert und dreißig Kinder kamen ſo hinweg und nimmer kamen ſie wieder, und war in der ganzen Stadt nur ein herzzerreißendes Jammern und Wehklagen, und aufs Neue ſchmerzlich offenbar, daß der blödſinnige Geiz und die thorheitvolle Sparſucht die Wurzeln allen Uebels ſind. Lange, lange trauerte Hameln um ſeine verlorenen Kinder — zwei ſteinerne Grabeskreuze wurden ihnen an der Stelle geweiht, wo der Berg ſich hinter den Kindern zugethan — eines den Knaben und eines den Mägdlein. In der Straße, durch die der Zug zuletzt gegangen, durfte nie wieder Trommelſchall und Muſikgetöne lautbar werden, ſelbſt der Brautzüge Muſik mußte in ihr verſtummen, deshalb wird ſie auch bis heute die Bungen- (Trommel-) ſtraße genannt, weil in ihr nicht darf getrommelt werden; lucus a non lucendo.

Der Unglückstag blieb ſchwarz angeſchrieben in Hamelns Annalen; das Rathhaus verewigte ſein Andenken in dieſen Zeilen einer Steinſchrift:

Im jar 1284 na Chriſti gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und driezig kinder doſülveſt geborn
dorch enen piper under den köppen verlorn.

An der neuen Pforte wurde die Kunde lateiniſch in Stein geſchrieben: im Jahr 1572 ließ der damalige Bürgermeiſter die Wundermär in der Glasmalerei der Kirchenfenſter bildlich erneuern, die auch ohne das vom Mund zu Munde gehend, unſterblich fortlebte.

Noch geht die Sage, daß die Kinder von Hameln unter der Erde hinweg nach dem Lande Siebenbürgen geführt worden ſeien, wo ſie wieder an das Tageslicht gekommen, und dort, nachdem ſie erwachſen, den ſächſiſch-deutſchen Volksſtamm begründet hätten. Den grauſamen Rattenfänger und Teufelspfeifer hat Niemand wieder geſehen, aber nach ihm haben hernachmals alle Ratten- und Mäuſefänger des heiligen römiſchen Reichs Jägertracht angelegt, und ſich Kammerjäger genannt, wie es Kammerknechte, Kammerboten und andere Kammerbetitelte gab und noch giebt.

295. St. Viti Gaben.

Vom Kloſter Corvey bei Hörter an der Weſer gehen viele ſchöne Sagen. Das Kloſter war dem heiligen Veit geweiht, und hatte zwar arme, aber ſehr fromme Mönche. Nur einmal im Jahre hielten ſie ein Gaſtmahl, und das geſchah am St. Vitustage, zu Ehren des Schutzpatrons, und war dennoch mäßig und beſchränkt, denn die Einkünfte des Kloſters waren gering. Einmal geſchahe es, daß St. Vitustag, welches iſt der 15. Juni, herankam, und es leider dem Kloſter faſt an allem zu einem Feſtmahl Nöthigem gebrach, an Fiſchen, an Wildpret und an Wein, nur Gemüſe war vorhanden. Vergebens ſannen die Mönche, wie ſie ohne das Nöthigſte ihr Feſt begehen ſollten, ſiehe da plätſcherte es im Kloſterbrunnen, und zwei große Karpfen ſchwammen darin, und auf dem Hofe ſtellten ſich zwei prächtige Hirſche ein, die waren feiſt vor der eigentlichen Feiſtzeit. Das war eine Freude! Faſt hätte der Bruder Kloſterkoch getanzt. Und da kam mit ſtrahlendem Geſicht der Bruder Kellermeiſter und trug zwei große Krüge, die er gefüllt hatte am Quell, der in der Kirche hinter dem Altar ſprang und verkündete, daß das Waſſer dieſes Quells in Wein verwandelt ſei. Da nun die Kunde ſolcher hohen Wunder dem Abt angeſagt war, ſo ſprach dieſer: Brüder, laſſet uns in Demuth und Dankbarkeit dieſe Gaben Gottes und unſers heiligen Schutzpatrones genießen. Es genüge uns aber an einem Hirſch und an einem Fiſch, und jeder fülle ſich nicht mehr als zwei Kannen Weines. — Da ließen die Brüder ohne Widerrede den einen Hirſch ins Freie, und den einen Fiſch in die Weſer und ſegneten im Herzen den guten Abt, daß er ihnen doch ſtatt nur eines Krüglein Weines deren mindeſtens zwei erlaubt hatte, und hielten ihr Feſtmahl zu Ehren St. Viti in Eintracht und Liebe. Seitdem erneute ſich dieſe Spende des Heiligen an jedem Jahrestage, und immer wurde alſo verfahren, wie am erſten. Endlich aber ſtarb der gute und fromme Abt, und ward ein anderer erwählt, deſſen Gott der Bauch und deſſen Heiliger Herr Bacchus war, der bekannte brave Mann, und als St. Viti Jahrtag wieder kam, da ließ der Abt beide Hirſche ſchlachten, und beide Fiſche, und Weines die Fülle füllen, und bezechte ſich zu Ehren St. Viti weidlich. Und als wieder ein Jahrtag kam, da kam mit ihm weder Hirſch noch Fiſch, und der Altarquell ſprudelte nach wie vor recht klares friſches Waſſer, und der Küchenmeiſter im Kloſter Corvey hieß Bruder Schmalhans.

296. Engel und Lilien.

Im Kloſter Corvey erſchienen alljährlich, und wohl ſonder Zweifel am Jahrestage St. Veits, in der Kirche zwei Engel, oder auch mehrere, und wenn die Knaben im Singechor das Gloria ſangen, ſtimmten die Engel am Grabmal des heiligen Veit das Reſponſorium an mit wunderherrlichen Stimmen. Da war einmal ein Propſt im Kloſter, der glaubte nicht an Engel und als der himmliſche Geſang wiederum ſich hören ließ, ſchritt er hin zum Kenotaph St. Viti, und fragte frech: was ſinget ihr hier? Wer ſeid ihr? Von wannen kommt ihr? — Da ſangen die Engel zur Antwort: kommet, wir wollen wieder zum Herrn! Die nach ihm fragen, werden ihn preiſen! — Seitdem durchtönte nie wieder Engelgeſang die Kloſterkirche, wie es ſeit dreihundert Jahren immer geſchehen war, und das Kloſter kam in Verfall, ſein weitverbreiteter Ruhmesſtern erloſch.

Was ſich im Dome zu Lübeck zugetragen mit den vorausſagenden Todesroſen und dem Mönche Rabundus, daſſelbe begab ſich im Kloſter Corvey mit Lilien. Im Chore der Kirche hing ein eherner Kranz, und im Kranz war eine Lilie, und wenn einer der Brüder ſterben ſollte, ſo kam dieſe Lilie allezeit wunderbarlich herab, und lag drei Tage vorher im Stuhle des Bruders, dem zu ſterben beſtimmt war, und der dann ernſt und ſtill ſich vorbereitete zum ſeligen Dahinſcheiden. Dieſes Wunder war mehrere hundert Jahre lang im Gange, da fand einſt ein junger Kloſterbruder, der früher als die anderen in den Chor kam, auf ſeinem Stuhle die Lilie, und dachte bei ſich ſelbſt, indem er erbebte: ſoll ich ſchon ſterben und bin noch ſo jung? Wäre es nicht beſſer und mehr in der Ordnung, es ginge damit der Reihe nach, erſt die alten, damit die jungen Zeit gewännen, auch alt zu werden? — Und da lag ſchon die Lilie aus des jungen Kloſterbruders Hand im Stuhle des älteſten Mönchs. Da dieſer nun kam, und die Lilie ſah, entſetzte er ſich faſt bis zum Tode, denn das hohe Alter ſtirbt am mindeſten gern, weil das Leben ſo ſchön iſt, und den älteſten nur als eine kurze Spanne erſcheint — und erkrankte, doch nicht zum Sterben; nach dreien Tagen aber lag der junge Kloſterbruder, der das Todes-Wahrzeichen, die Lilie, von ſich ablehnen wollen, kalt und ſteif auf dem Bret, von einem jähen Tod hinweggerafft.

297. Das Fräulein von Willberg.

Nahe bei Höxter bildet die Lage der drei Dörfer Godelheim, Amelunxen und Ottbergen ein Dreieck, durch welches die Aa fließt. Godelheim gegenüber liegt der Wiltberg oder Willberg, auf dem iſt es nicht geheuer, vor Zeiten wohnten Hünen auf ihm, die ſich mit den Hünen auf dem nahen Brunsberg viele zentnerſchwere Steinkugeln zuwarfen. Noch ſieht man mitten im Thale das tiefe Loch, das einmal eine ſolche Kugel, die zu kurz geworfen wurde, in den Erdboden ſchlug. Ein Fräulein wandelt am Willberge herum und erſcheint bisweilen und begabt die Menſchen, wenn ſie verſtändig ſind.

Zwei junge Burſche aus Wehren, Peter und Knipping haben ſie geheißen, gingen in den Wald nach Vogelneſtern, der eine war erſtaunlich faul, legte ſich unter einen Baum und ſchlief ein, und das war der Peter. Knipping verlor ſich im Walde und ſuchte Neſter. Da zupfte den Peter etwas am Ohr. Er wachte auf, ſah ſich um und ſah nichts. Das geſchah, nachdem der faule Peter wieder eingeſchlafen war, zum zweiten- und endlich gar zum drittenmale. Da mochte der Peter nicht länger liegen bleiben an einem ſo unruhigen Ort, und ſtand auf, einen ruhigeren zu ſuchen, wo er im Frieden ſchlafen könne. Siehe da ging vor ihm her eine weiße Jungfer, die knackte Nüſſe auf, warf die Kerne zur Erde und ſteckte die Schaalen in die Taſche, und verſchwand. Peter las die Nüſſe auf und aß ſie, und es freute ihn, daß er nicht die Plage gehabt, ſie ſelbſt aufknacken zu müſſen, denn das wäre ihm ſchon zu viel Arbeit geweſen. Da Peter nun den Knipping wieder fand, erzählte er ihm, was ihm begegnet war, und zeigte ihm den Ort, wo das wandelnde Fräulein verſchwunden war, danach machten ſie ſich Merkzeichen, holten noch ein Paar Kameraden und gruben an derſelben Stelle. Da fanden ſie ihr Glück, vieles Geld, ſo viel ſie einſacken konnten. Am andern Tage wollten ſie mehr holen, da war aber alles verſchwunden. Peter war ganz glücklich, er baute ſich von ſeinem Geld ein Haus, darin er herrlich ſchlafen konnte.

Ein anderer älterer Mann, auch aus Wehren, ging nach Amelunxen, um auf dortiger Mühle Korn zu mahlen. Auf dem Rückwege ruhte er ein wenig aus am Teich im Lau, da erſchien ihm das Fräulein von Willberg, und ſprach zu ihm: trage mir zwei Eimer voll Waſſer hinauf auf die Stelle von Willberg. Solches that der Mann, und als er die zwei Eimer voll Waſſer auf den Gipfel des Berges gebracht, ſprach das Fräulein: morgen gehe nach Ottenbergen, ſuche den Schäfer auf, und bitte ihn um den Blumenbuſch, den er auf ſeinem Hute trägt, [illegible] komme zu dieſer Stunde wieder. Auch dieſes that der Mann, ungern gab ihm der Schäfer den Blumenbuſch, ein ſchönes Jungfräulein hatte ihm denſelben geſchenkt — er hatte aber nichts damit anzufangen verſtanden, wußte nicht, daß das Fräulein vom Willberg die Geberin, und daß im Buſch die Wunderblume war, vor der ſich alle Schlöſſer und Riegel aufthun. Als jener mit dem Buſch zum Fräulein auf den Berggipfel kam, ſah er eine vorher nie erblickte eiſerne Thüre, mußte den Blumenbuſch vor das Schloß halten und da ſprang die Thüre auf. In einer Höhle ſah der Mann ein uraltes graues Männlein ſitzen, dem war der Bart durch den Tiſch gewachſen und ringsum ſtanden Schätze zu Hauf. Ueber dem Tiſch hing ein goldener Kronenleuchter. Jetzt begann der Mann einzuſacken, und legte, die Hände frei zu haben, den Blumenſtrauß auf den Tiſch. Das Fräulein ſprach zu ihm: vergiß das Beſte nicht. Da langte der gute Mann nach dem goldenen Kronenleuchter. Da hob das graue Männlein ſeine Hand und gab ihm eine Dachtel. Deß erſchrak der Mann über alle Maaßen und eilte von dannen, ließ die Blumen liegen, und hörte nicht auf des Fräuleins wiederholten Ruf: vergiß das Beſte nicht! Krachend flog die Gewölbethüre hinter ihm zu. Als er drunten am Berge war, Angeſichts Gockelheim, wollte er ſeinen Schatz zählen — da fand er ſtatt Geldes, in ſeinen Taſchen eitel Papierzettel, es ſtand auf jedem ein Wappen und ein Geldwerth. Der gute Mann konnte aber nicht leſen, was darauf ſtand, und warf das Papier in die Aa, da floß es hin ſein Glück. Es war das erſte Papiergeld.

298. Gaul aus dem Pfuhl.

Bei Daſſel liegt ein Pfuhl, von dem geht die Sage wie von den Teufelskreiſen auf dem Schneekopf im Thüringer Walde und vom ſchwarzen Moor auf dem Rhöngebirge, daß er unergründlich ſei und ein Wohnplatz und Tummelplatz des Teufels. Zu Leuthorſt ſaß ein Bauer, der konnte nimmer genug haben, und hatte neben dem Pfuhl einen Acker, den pflügte er an einem Sonnabend, und brachte ſein Werk vor Feierabend nicht zu Ende, und pflügte immer fort. Die Betglocke läutete, aber der Bauer hatte kein Acht darauf; er ſtand nicht ſtill, wie andere, bei den dreimaldrei feierlichen Schlägen, that ſeine Mütze nicht ab und ſprach kein frommes Vaterunſer, er rief vielmehr ſeinen Pferden zu: jü hott, ihr Schindmähren! Wollt ihr ins Teufels Namen ziehen, daß 's endlich ein Ende wird? — Hatte auch ſeinen Jungen bei ſich, der mußte neben den Pferden herlaufen und ſie ſchlagen und antreiben, und endlich prügelte er ſelbſt die Pferde und den Jungen wie unſinnig, und wünſchte ſie zu allen Teufeln. Schon wurde es dämmerig, da ſtieg ganz langſam ein großer kohlenſchwarzer Gaul aus dem Meerpfuhl, und wie der Bauer den ſah, freute er ſich der Hülfe, und rief dem Jungen zu: geh hin, fange den Gaul, und ſpanne ihn vor den Pflug in aller Teufel Namen, daß wir mit dem verfluchten Acker zu Rande kommen! — Der arme geſcholtene und geprügelte Junge heulte und ſchrie, doch gehorchte er und holte den ſchwarzen Gaul als Vorſpann, und nun ging es, heiſſa, haſt du nicht geſehen; die Schaar riß Furchen in den Acker ſo tief wie ein Weggraben, und der Bauer konnte die Hand nicht mehr vom Pflugſterz bringen und mußte laufen, und wie er an des Ackers Ende war, und wenden wollte, da ließ das der Gaul nicht zu, ſondern zog immer gerade aus, friſch und gewaltig, bis an den Pfuhl und da iſt er hineingegangen mit ſammt dem Bauer, Pflug und Pferden, und iſt keines davon wieder zum Vorſchein gekommen.

In ſelbigem Teufelspfuhl liegt auch eine goldene Glocke, die ſtammt vom Kirchthurm zu Portenhagen, und weil ſie einen ſo wonneſamen Klang hatte, dem Niemand widerſtehen konnte, und alles in die Kirche gleichſam magiſch zog (jetzt giebt es leider keine ſolchen Glocken mehr), da hat ſie der Teufel aus Gift und Aerger geholt und in den Pfuhl geworfen. Einſt wagte ſich ein Taucher in den Meerpfuhl hinab, vielleicht die Glocke heraufzuwinden; da ſah er auf einer grünen Wieſe einen Tiſch, und auf dem Tiſch ſtand die Glocke, aber unter dem Tiſch lag der Teufel als ein ſchwarzer Hund, der funkelte ihn an mit feurigen Augen und ſtreckte eine armslange feurige Zunge gegen ihn heraus, und daneben war auch ein grünes Meerweib, das rief: noch nicht an der Zeit! Noch nicht an der Zeit! — Da eilte der Taucher, wieder hinauf zu kommen, und ſeitdem hat niemals wieder Jemand die goldene Glocke geſehen.

In der alten Grafſchaft Daſſel iſt auch ein Dorf, Eoenhauſen, in deſſen Kirchthurm hängt eine Glocke, von deren Läuten das Volk feſt glaubt, daß es die Gewitter vertreibe. Dieſe Glocke hat die bekannte Aufſchrift, welche über Schillers Gedicht von der Glocke zu leſen iſt:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

299. Die Hünen.

Viel weiß in den Gegenden um Hörter, Corvey, Brakel und den Landſtrecken durch Weſtphalen die Sage von den Hünen, Heunen oder Rieſen zu erzählen, ja ſie erſtreckt ſich auch nordwärts bis über die Lüneburger Haide hinaus und in die Bremenſchen Geeſt- und Marſchgegenden. Hünengräber, Hünenbetten, Hühnenſteine, Hünenkeller, Hünenburgen ruhen im Lande verſtreut, und gelten dem Volke als Zeugen vom Vorhandengeweſenſein eines gewaltigen großwüchſigen ſtarken Geſchlechtes, es iſt aber dabei etwas eignes und wunderbares, die Sage, welche Geiſter und Geſpenſter, weiße Jungfrauen und ſchwarze Hunde zahllos wandern, welche Zwerge und Kobolde einzeln und in Menge ſich den Menſchen zeigen läßt, läßt mit ſehr wenigen Ausnahmen, die Hünen weder wandern noch erſcheinen; ſie berichtet nur von deren ehemaligen Daſein, zeigt Spuren ihrer gewaltigen Kraft, und nennt die Orte wo ſie gewohnt, geſpielt, gekämpft, mit Kugeln und Hämmern ſich aus Stundenferne geworfen haben. Mannigfach blieb der Name des Rieſengeſchlechtes an Orten haften, ſo liegt über Brakel die Hünenburg, die Namen naher Dörfer: Rieſel und Reelſen (bei Dirburg) ſcheinen auf Rieſen zu deuten. Bei Dransfeld im Göttingenſchen liegt ein Hunnen- oder Hünenberg, darinnen will man gleichwohl Rieſen geſehen haben; überm Dorfe Altenhagen liegt auch eine Hünenburg. Der letzte ihrer Bewohner brach ſie in Trümmer und wälzte auf ſich ſelbſt den größten Stein als Grabesdecke. Auf dem Wege nach Salzwedel beim Dorfe Lübbow liegt ein rieſiger Hünenſtein, eines heidniſchen Gottes Altar — der kehrt ſich in jeder Chriſtnacht vor Unwillen um, wenn der Hahn kräht. Bei Freren in der Niedergrafſchaft Lingen ſteht auch ein gewaltiger Hünenſtein und ſind dort reiche Gräber. In der Lüneburger Haide im Amte Kneſen liegt der Pickelſtein, den warfen die Hünen vom Kläbesberge dahin. Sieben Kreuze und ein Hufeiſenabdruck ſind an ihm zu erſehen, und es geht die Sage, daß dieſe ein Heerführer mit ſeinem Schwert in den Stein gehauen, und den Hufſchlag habe ſein Roß eingedrückt als ein Wahrzeichen ſeines Sieges. Vor Zeiten ſoll das Hegegericht der umliegenden Dörfer am Pickelſtein gehalten worden ſein. Bei Sievern ruht noch unangetaſtet ein Hünengrab, das Bülzenbette geheißen, von beſonderer Art und Größe. Es iſt nicht gut, die Hünengräber zu durchwühlen und die längſt Begrabenen in ihrer Ruhe zu ſtören.

Ein Kanonikus zu Rammelsloh grub nach an einem Rieſendenkmal bei Steinfeld, dem erſchienen in der Nacht drei Männer, von denen der eine einäugig war, mit drohenden Blicken, und ſprachen zu ihm mit wunderbaren Lauten in uralter Stabreimweiſe:

Heldentod haben
Hier wir erlitten.
Für das Vaterland
Fochten und ſtarben wir.
Sterne unſers Standes
Strahlt Glücksſtern nimmer.

Der Kanonikus zu Rammelsloh hat nie wieder nachgegraben.

290. Amelungen.

Wunderſam verſchmilzt ſich in den Sagen dieſes Gebietes die Kunde von den Hünen (Rieſen) und den Hunnen. Gar ſchwer iſt es, zu ſcheiden, ob der Namensnachhall, der ſich an Berge und Burgen knüpft, mehr dem ureinwohnenden rieſigen Geſchlecht, das lange vor Karl des Großen Zeit dieſe Gaue bevölkerte, zuzuſchreiben ſei, oder jenem Hunnenvolke König Etzels, das durch Deutſchland zum Rheine zog und im Nibelungenliede ſeine Verherrlichung findet. Unter Etzels Hunnen waren drei Brüder, die nannte man die Amelungen, ſie hießen Walamir, Widimir und Theodimir; das waren mit die tapferſten Helden im ganzen Hunnenheere. Nun iſt es eigen, daß in der Gegend um Höxter nachfolgende Orte liegen, die ſammt und ſonders an den Namenshall der Amelungen ſtark oder ſchwach erinnern: Amelunxen, Amelungshorn, Amelſen, Amelshauſen; ja ſelbſt Hameln und Hamelſchenburg könnten dahin gedeutet werden, wie andererſeits der Dorfname Hiddenhauſen, im Dreieck mit Borntrup und Pyrmont wieder an den frieſiſchen Rieſen Hidde erinnert, der zu Karl des Großen Zeiten im Lande Braunſchweig lebte, von Karl mit Ländereien an der Elbe begabt wurde, und Hiddesacker, heute Hitzacker geſchrieben, gegründet haben ſoll.

291. Die Zwergen-Wiege.

Obſchon die Sage geht, daß ein Rieſe Hiddesacker oder Hitzacker gegründet, ſo iſt gerade zu Hitzacker von Rieſen wenig oder gar nicht, deſto mehr aber von Zwergen die Rede. Dieſe ſind dort ſehr häufig und zu allen Zeiten wahrgenommen worden, bis ſie zuletzt ausgewandert ſind, weil es ihnen ging, wie insgemein den Auswanderern, es gefiel ihnen nicht mehr da, wo ſie wohnten, in den Bergen und vornehmlich im Schloßberge zu Hitzacker. Lange haben ſie ſich mit den Einwohnern ſehr gut geſtanden, und nicht haben ſie, wie die Heinzchen zu Aachen, von dieſen Geſchirre geliehen, ſondern die Leute liehen dergleichen von den guten Zwergen, ſelbſt Braupfannen, wofür ſie nichts verlangten, als daß die Leute ihr Geräthe reinlich und ſauber wieder an den Ort zurückſtellten, wo ſie es genommen, und etwa einen Krug Friſchbier dazu und etwas friſches Brot. Aber einſtmals hat ein reiſender Handwerksburſche, der ſo eine Pfanne fand, die zur Zurücknahme hingeſtellt war, den Zwergen das Brot weggegeſſen und das Bier weggetrunken und etwas Unſauberes in die Pfanne gethan, da ſind die Zwerge böſe geworden, haben ihr Geräthe nicht mehr hergegeben und ſich ihr Bier in den Kellern ſelbſt geholt, haben auch die Kinder hernach gern umgetauſcht, und wäre ſolches dem Bürgermeiſter Johann Schulz, da ſeine Mutter mit ihm in den Wochen lag, beinahe ſelbſt begegnet, denn die Wöchnerin ſah ſchon, wie ſie in der Nacht aufwachte, eine ganze Heerde Zwerglein in ihrer Stube ſitzen, die einen Wechſelbalg wärmten, und ihr Kind angriffen, weil ſie aber Doſten und Dorant bei ſich im Bette hatte, konnten ſie ihr und ihrem Kinde nichts anhaben, doch behielt letzteres ein Mal. Doſten und Dorant ſind gar gute Kräuter, das erſte heißt auch Wohlgemuth (Origanum), untergeſtreut vertreibt es die Ratten; des zweiten Name iſt vielen Kräutern gemein: der Katzenmünze, dem kleinen Löwenmaul, der Schaafgarbe, und dem Andorn (Marrubium), der letzte iſt der ächte. Da die kleinen Leutchen fortzogen, hat ein Fährmann ſie über die Elbe gefahren, da hat es nur ſo gewimmelt im Kahn, und hat der Fährmann eine gute Belohnung bekommen. Im Weinberge bei Hitzacker haben die Zwerglein eine goldene Wiege von ihrem Königskind zurückgelaſſen, die läßt ſich alljährlich einmal ſehen in der Johannisnacht von zwölf bis ein Uhr, wer gerade die rechte Stelle trifft, und ſich zu ſolcher Nachtzeit an den Berg traut. Ein ſchwarzer Hund mit feurigen Augen bewacht ſie. Wer ſie holen will, darf nicht reden und darf ſich nicht vor dem Teufel fürchten. Zwei beherzte Burſche wollten an das Wageſtück gehen, da ſahen ſie ſchon die Wiege, und keinen Hund, aber plötzlich ſahen ſie, daß ſie unter einem Galgen ſtanden, und oben auf dem Balken ſaß der Teufel und fahndete mit Schlingen nach ihren Hälſen, da ſchrieen ſie erſchrocken auf, und da waren auch gleich Wiege, Galgen und Teufel verſchwunden.

302. Der Brautſtein.

Vielfach trifft man in weiten ebenen Landſtrecken des nördlichen Deutſchlands, wo weit und breit kein Urgebirge zu erblicken, vereinzelte, oft ſehr große Granitfelſenſtücke an; die Gelehrten nennen dieſelben erratiſche Blöcke. Ein ſolcher Block oder Stein liegt auch in der Nähe des Städtchens Lüchow, auf der Kolborner Haide, er ſieht über und über rothgeſprenkelt aus, und ragt vier Fuß hoch über den Boden.

Ein adeliges Liebespaar, dem des Schickſals Fügung Abſchiednehmen gebot, denn der Ritter mußte in den Krieg ziehen, ſaß auf dieſem Steine, der inmitten eines Birkenwäldchens lag, und gelobte ſich gegenſeitig ewige Treue. Rings um am Boden blühte ein niedriges Sträuchlein voll weißer Blumen in Fülle. Der Ritter warf die Beſorgniß im Geſpräche hin, ob die Geliebte ihm wohl treu bleiben werde, ſie aber fühlte ſich durch ſolche Frage ſehr gekränkt, und ſchwur, daß, wenn ſie treulos werde, dieſer Fels ſich bewegen und ihr Grabſtein werden ſolle. Bei ſo heftigem Schwur gab ſich der Ritter zufrieden und ſchied beruhigt von der lieben Braut.

Es kam aber nach einer Zeit, daß die liebe Braut gar ſchön ihres fernen Bräutigams vergaß, wie das ſo zuweilen zu geſchehen pflegt, und hatte einen neuen Buhlen und ging mit ihm ſpazieren auf der Kolborner Haide, ins Birkenwäldchen, und kamen auch von ohngefähr an den Felsblock und ließen ſich darauf nieder, und führten Geſpräche von der Liebe des Nächſten. Da erhob ſich mit einemmale der Stein rieſengroß aus der Erde, und zurückweichend — der Liebhaber ſtürzte an den Rand der dadurch entſtehenden Vertiefung, die Treuloſe aber ſtürzte hinein recht wie in ein offenes Grab und ward vom Stein, der gleich über ſie ſich wälzte, ſo zerſchmettert, daß ihr Blut ihn beſpritzte, und auch die weißen Blumen rings umher.

Wieder nach einer Zeit kehrte der Ritter heim, und ſein Weg führte ihn durch jenes Wäldchen, und da er an den Stein kam, ſah er, daß er mit röthlichen Flecken und Adern überlaufen war, und die Blumen roth waren, die zuvor weiß geweſen. Da ahnete ihm nichts gutes, und er zog ſein Schwert, und führte einen Streich auf den Stein, da ſprang ein Blutſtrahl heraus, und ein Klageſchrei tönte aus der Tiefe. Da pflückte der Ritter einen Strauß von den Blumen, beſtieg ſein Roß und zog wieder in den Krieg, aus dem er nimmer heimkehrte. Die Blume, welche zuvor weiß, und hernach roth blühte, das iſt die Haide. Und den Stein hat man hernach den Brautſtein genannt und die Haide Brauttreue. Selten findet man hie und da noch einen Haideſtengel mit weißen Blüthen.

303. Die Wehklage.

Auf der Lüneburger Haide wandelt das Klageweib, ein rieſiges, hohläugiges, todbleiches Geſpenſt, in Sturmnächten, im wehenden Leichengewand umher, und heult durch die Nächte mit grauſenvollem Wimmern. Ueber die Häuſer, darinnen Jemandem der baldige Tod beſtimmt iſt, ſtreckt das Geſpenſt den langen Knochenarm, und ehe der Mond ſich vollendet hat, iſt auch eine Leiche im Hauſe. Man weiß auch in Thüringen von dieſem Nachtgeiſt zu ſagen, und nennt ihn dort Wehklage, ſo in den Städten Weimar, Erfurt und nach dem Harze herüber. Dunkel, wie die Zeit ſeines Erſcheinens, iſt dieſes Geſpenſtes Urſprung, und in Schauer gehüllt. Beſtimmte Sagen giebt es von ihm ſehr wenige.

304. Die Salz-Sau.

Vor achthundert Jahren war um Lüneburg noch eitel Wald und Moraſt, da geſchah es, daß Jäger einer wilden Sau nachgingen, die fühlte ſich ſo recht nach

Herzensluſt im Schlamm, und legte ſich dann auf eine trockene Stelle und ſchlief, und wie die Sonne ſo recht auf die Sau ſchien, da gewannen deren ſchwarzbraune Borſten gar eine ſchöne weiße Farbe. Das nahm die Jäger Wunder, und ſie tödteten die Sau, und da fanden ſie, daß eitel gutes reines Salz an den Borſten kryſtalliſirt war, von einer herrlich geſättigten Soole. Dadurch ward das ergiebige berühmte Salzwerk zu Lüneburg zuerſt entdeckt und es wurde auch von ſelbiger Sau etwa ein Schinken nicht gegeſſen, ſondern zum ewigen Andenken in eines hochweiſen Rathes Küchenſtube zu Lüneburg aufbewahrt, mit lateiniſchen Verſen und in einem gläſernen Kaſten. Auch die Haut mit den candirten Borſten ward aufbehalten. Das Salzwerk ward die Sülze genannt, und weil Lüneburg neben ihm einen namhaften Berg und eine treffliche Brücke hat, die über den Fluß Ilmenau führt, ſo ward ein lateiniſcher Denkſpruch auf dieſe drei Herrlichkeiten gedichtet, der gerade ſo anfängt, wie es in einem auf die ſieben Wunder von Jena lautet, nämlich: **Mons, fons, pons.** Damit allem Muthwillen beim Salzwerke geſteuert werde, wurde in Zeiten ein Thurm erbaut, welcher der weiße Thurm hieß, aber ſeine weiße Farbe nicht, wie die Salz-Sau, von Salzkryſtallen erhielt, in dieſen Thurm legte man muthwillige und boshafte Sülzer, und legte ſie an eine große ſchwere Kette, und da hat ſich der Teufel auch in den Thurm gelegt, und hat darin herum rumort, wie im Ponellenthurm zu Aachen, und hat alle Nacht ein Maul voll davon abgebiſſen, welches ihm nicht ſchlecht muß bekommen ſein, denn, ſchon vor mehr als hundert Jahren geſchah Meldung vom weißen Thurme, daß er ganz zerfallen ſei, und nur die große Kette noch gezeigt werde.

385. Der nackte Spiegel.

Nördlich von Lüneburg liegt die Stadt Bardewick, die war einſt gar groß und blühend, reich und mächtig, und das zu einer Zeit, wo die Salz-Sau noch gar nicht zur Findung der Lüneburger Sülze Anlaß gegeben hatte und dieſe jetzt ſo volkreiche Stadt wohl kaum begründet war. Da ließ ſich's im Jahr 1189 die Stadt Bardewick gelüſten, ſich gegen ihren Herrn, Herzog Heinrich den Löwen von Braunſchweig, aufzulehnen, und ihm den Eintritt in die Stadt zu verwehren. Der war aber ein Löwe, welcher keinen Spaß verſtand, am wenigſten den des Trotzes; er zog daher vor die Stadt und traf Anſtalt, ſie zu ſtürmen. Die Bürger aber pochten auf ihren Muth, und ließen den Herzog von der Mauer herunter einen nackten Spiegel ſehen, zum Schimpf und Hohn, und war ſothaner Spiegel nicht ſonders hell und blank geputzt. Darob ergrimmte der Herzog fürchterlich und ſchwur den Bardewickern den Spiegel zu putzen, daß die Stadt ewig an ihn denken ſollte. Und er hielt Wort auf eine löwengrimmige Weiſe; drei Tage ſtürmte er, und gewann die Stadt, ließ alles, was nicht entrinnen konnte, niedermachen und verwandelte die blühende alte Stadt ganz und gar in einen Trümmerhaufen. So ſchwer ward nie ein Hohn beſtraft. Ein Jahr ſpäter erſt ward den Flüchtlingen vergönnt, aus den Trümmern von Bardewick weit davon eine neue Stadt anzulegen, und das wurde Lüneburgs Urſprung, und erſt lange nachher ſiedelten ſich allmählich wieder Einwohner auf der Stätte des zerſtörten Bardewick an.

306. Bremer Roland.

Auf dem großen und weiten Marktplatz zu Bremen ſteht eine uralte Rolandſäule, die iſt das Zeichen der Freiheit dieſer Stadt, die nimmer vergehen ſoll, ſo lange das alte Heldenbildniß ſteht. Die Sage geht, daß für den Fall, daß ja ein Naturereigniß den Roland niederſtürze, im Rathskeller noch ein zweiter Roland als Erſatzmann aufbewahrt werde, und müſſe ſolches jedoch innerhalb vierundzwanzig Stunden geſchehen, ſonſt ſei es gethan um die Bremer Freiheit. Am Rolandbilde ſteht dieſe Schrift:

Friheit do ick ju openbar
Da Carl un mannig fürſt vorwar
Deſer ſtadt gegeſen hat
Deß danket Got iſt min rath.

Unten aber am Rolandbilde wird die Figur eines Krüppels erblickt als ein Wahrzeichen, an welche Figur dieſe Sage geknüpft iſt: es war eine Gräfin von Lesmon, die war reich an Land und Gütern, und beſaß eine ausgedehnte ſtattliche Weidefläche. Da es nun dem Stadtrath an einer ſolchen gebrach, ward ſie angegangen durch des Rathes Abgeordnete, ihm ein Stück davon kauf- oder lehenweiſe abzutreten. Da nun darüber die Gräfin mit den Herren Geſpräches im Freien pflog, kroch ein äußerſt lahmer Krüppel heran, und bat die reiche Gräfin um ein Almoſen. Dieſes dem Krüppel darreichend, ſprach die Gräfin lächelnd zu den Rathsverwandten: ich will der guten Stadt Bremen von meiner Weide ſo viel zum Geſchenk machen, als dieſer Lahme in einem Tage umkriechen kann. Sie meinte damit nicht allzuviel zu verſchenken und der Rath meinte auch nicht zu viel zu erlangen, denn das Kriechen des armen Krüppels war gar jämmerlich anzuſehen — aber als ihm nun guter Lohn verheißen ward, ſo fing der Krüppel an ſo munter und raſch zu kriechen, daß jedermänniglich ſich verwunderte, denn er war, obſchon lahm, ganz ſtark von Knochen und von rüſtiger Kraft, und ſo umkroch er die ganze große Bürgerweide, die noch heute der Stadt Eigenthum iſt. Der hohe Rath bedankte ſich bei der Gräfin auf das Schönſte, verpflegte den Krüppel lebenslänglich auf das Beſte, und ließ zum ewigen Andenken deſſen Bild unterm Bilde der Stadtfreiheit, am großen Roland, anbringen.

307. Gottes Krieg.

Im Jahre 1349 kam über die gute Stadt Bremen ſchweres Verhängniß. Die Peſt wüthete in ihr, und außen vor den Mauern lag ein Feind, Graf Martin von Oldenburg, der ſie hart belagerte und bedrängte. Zuletzt wurde die Noth durch die Krankheit in der Stadt ſo groß, daß die Bürger die Mauern nicht mehr vertheidigten, die Thore nicht mehr verſchloſſen, ſondern in muthloſer Ergebung unter einander ſprachen: ſterben müſſen wir doch, einerlei wie — komme es wie es komme. — Da nun die Hauptleute vor den Kriegsherrn traten und ſprachen: die Stadt iſt offen und unvertheidigt, laſſet uns hineinfallen und Beute machen nach dem Kriegsbrauch und dem Recht des Eroberers — da ſprach Graf Martin von Oldenburg mit ernſter Würde: mit nichten ſoll alſo geſchehen, denn da Gott, der allerhöchſte König, mit der Stadt Bremen kriegt und ſie in größter Noth ſich ſchon befindet, ſo ziemt es ſich nicht, daß auch wir ſie ferner ſchädigen. Laſſet uns einziehen als menſchliche Bezwinger, denn ob wir jetzt der Stadt Bremen Feind ſind, ſo können wir in der Folge doch wieder ihr Freund werden. — Und ſo geſchah es, und der Graf zog ein, und durfte keiner von ſeinem Volke an Menſchen oder am Eigenthum der Stadt ſich irgendwie vergreifen.

308. Die ſieben Trappen.

In der Gegend von Hannover, beim Dorfe Benthe, ſtehen im Felde ſieben Steine aufrecht beiſammen, die nennt das Volk die ſieben Trappen oder die ſieben Gruften. Ein Ackerbauer kam mit ſeinem Knecht von der Arbeit zu dieſer Stelle, und der Knecht erinnerte ſeinen Herrn, daß er noch ein gut Theil Lohnes ſtehen habe, und dieſen Lohn jetzt ausgezahlt zu erhalten wünſche. Der Bauer konnte oder wollte ſich auf dieſe Schuld von dem Knecht nicht beſinnen, und ſagte, er ſei dem Knecht nichts ſchuldig. Der Knecht aber ſprach: ich ſchwöre bei Gott, daß ihr mir es ſchuldig ſeid! — Und ich ſchwöre bei ſieben Teufeln, daß ich dir nichts ſchuldig bin! — ſchrie der Bauer. Und der Teufel ſoll mich beim ſiebenten Schritt in die Erde ſchlagen, wenn ich nicht recht habe! — Sprachs und richtig — beim ſiebenten Schritt krachte es wie ein Gewitter, die Erde that ſich auf, und vom Bauer blieb nichts zu ſehen, als ſeine letzten ſieben Trappen, die er dem weichen Fußboden eingedrückt.

Nach anderer Sage war es ein Brauer, der mit ſeiner Magd alſo ungerecht handelte, und ſich dem böſen Feind verſchwur, und den das gleiche Loos für ſeine Gottloſigkeit traf. Nachher wurden die ſieben Steine zum Gedächtniß und Wahrzeichen in die Erde geſetzt, und der Gemeinde Benthe deren Erhaltung vom Amte Calenberg empfohlen, gegen Empfang eines halben Scheffel Roggens alljährlich. Niemand geht gerne Nachts bei den ſieben Trappen vorbei, denn es iſt dort nicht geheuer, und mancher Spuk hat dort die Wanderer geäfft und mehr noch erſchreckt.

309. Hilde Schnee.

Kaiſer Ludwig der Fromme jagte einſt zur Winterszeit im Walde, und verlor ſein Reliquienkreuz, das er ſtetig am Halſe trug. Da ſandte er Diener aus, das viel werthe Kreuz zu ſuchen, und ſiehe, tief im Walde trafen ſie mitten im Schnee einen blühenden Roſenſtrauch, und an dieſem Strauche lag des Königs Kreuz, ließ ſich aber nicht von dannen heben und wegnehmen. Da ward dem König die Wundermär angeſagt, und er eilte ſelbſt an den Ort und fand nur eine Waldſtrecke beſchneit, in Form eines großen Kirchenſchiffes, und am obern Ende den über und über voll blühenden Roſenſtock, und daran am Stamm das Kreuz, daß ſich der König über alle Maaßen verwunderte. Da rief er aus: das iſt Hilde-Schnee (Roſenſchnee) — und kniete nieder und betete zu Gott ihm zu offenbaren, warum das Kreuz nicht von der Stelle wolle. Und da ward ihm offenbaret, einen Dom zu bauen: ſo weit des heiligen Schnees Umfang reiche, ſo groß ſolle des Domes Umfang ſein. Da gelobte der König den Bau, und da vermochte er ſein Kreuz wieder an ſich zu nehmen. Ludwig ließ alsbald den Raum abſtecken, den Tempelbau beginnen, und trug Sorge, daß der Roſenſtock erhalten bleibe. Um das hohe Münſter ſiedelten ſich nun Bau- und Werkleute und andere Fromme an, der König verlegte das Bisthum von Elze an dieſen Ort, der nun fortdauernd Hildeſchnee hieß, bis daraus im Laufe der Zeit der Name Hildesheim entſtand. Der Roſenſtock wuchs fort und gedieh, und ſteht heute noch am Hildesheimer Dome. Seine Wurzeln treibt er bis unter den Hochaltar, da ſchnitzte einſt ein frommer Domherr aus einem Wurzelſtock ein Crucifix, das ward in hohen Ehren gehalten, und jeden Charfreitag, oder jeden Morgen in der Charwoche mußten die Domherren das Kreuz in das heilige Grab legen, das im Paradieſe, oder der Vorhalle bereitet war. Einſtmals vergaßen die Domherren, dies zu thun, da hob das Bild ſich von ſeiner Stelle und wandelte von ſelbſt in das Grab. Seitdem ward es das Wandelkreuz genannt, und noch mehr denn zuvor verehrt.

Auch im Hildesheimer Chorgeſtühle ſoll, wie zu Corvey durch die Lilie, und zu Lübeck und Breslau durch eine Roſe — der jedesmalige bevorſtehende Tod eines Chorherrn durch eine weiße Roſe angezeigt worden ſein.

310. Hütchen.

Da Biſchof Bernhard zu Hildesheim regierte, fand ſich in ſeiner Reſidenz ein eigenthümlicher Kobold ein, welcher nicht wie jener vielförmige Hinzelmann, vorzog, unſichtbar zu bleiben, ſondern ſich vor jedermann in einem Bauernkleide ſehen ließ, ſehr fromm und gutmüthig erſchien und beſtändig einen ſpitzen Filzhut tief über das Geſicht trug, daher ihn das Geſinde bald nicht anders nannte, als Hödeken, d. i. Hütchen, weil man von ſeinem Kopfe [illegible]entlich nur den Hut ſah. Dieſer ſeltſame Geiſt ließ ſich gern in mancherlei Geſpräche ein, gab guten Rath, fragte und antwortete, und erzeigte ſich gefällig und hülfreich. Zu einer Zeit, da Graf Hermann von Winzenburg durch einen ſeiner Vaſallen wegen ſchlimmen Handels und begangener Unthat ſammt ſeiner Gemahlin ermordet worden war, und dadurch des Grafen Land herrenlos, weil er noch keine Kinder hatte, trat Hütchen in derſelben Stunde, in welcher die That geſchah, in des Biſchofs Schlafgemach, erweckte ihn und ſprach: ſtehe auf und wappne dich; die Grafſchaft Winzenburg iſt erledigt. Nimm dein Volk und gewinne ſie dir und deinem Stift. — Da brach Biſchof Bernhard ſchleunig auf mit Kriegsvolk, fiel in die Grafſchaft, nahm Beſitz von ihr und ließ Hildesheim vom Kaiſer auf ewige Zeiten mit ihr belehnen. Später fand ſich noch ein Erbberechtigter, und um dieſen nicht zu ſehr zu verkürzen, bekam er nun die Grafſchaft vom Biſchof zu Lehen. Dieſer Graf von Winzenburg hatte zwei Söhne, die ſchon erwachſen waren und in Unfrieden lebten. Es war bei der Belehnung feſtgeſetzt, daß nicht der älteſte, ſondern immer der die Vorhand haben ſolle, welcher zuerſt um die neue Belehnung nachſuchen werde. Als der alte Graf ſtarb, hatte der ältere Bruder nichts eiligeres zu thun, als ſich zu Pferde zu ſetzen und gen Hildesheim zu jagen; der jüngſte aber hatte kein Pferd, und war rathlos, und konnte für ſich nichts hoffen. Da trat Hütchen zu ihm herein, und gab guten Rath. Schreibe einen Brief an den Biſchof, ſprach er: melde deines Vaters Ableben und ſuche um die Belehnung nach. Dein Brief ſoll ſchneller hinkommen, als dein Bruder. Da ſchrieb der jüngere Graf ſchnell ſeinen Brief, und drückte ſein Siegel darauf, und Hütchen nahm den Brief, ſchlug Richtwege ein geradeaus über Gebirg und Wald gen Hildesheim, und kam eine oder einige Stunden früher an, als jener, gerade ſo früh, daß in der Canzlei des Biſchofs für den jüngeren Bruder ein neuer ſchöner Lehenbrief in beſter Form geſchrieben werden und des Biſchofs und Kapitels ovale Siegel in blechernen Kapſeln daran gehängt werden konnten. Der Bergpfad heißt noch heute Hütchens Renn-Pfad, und iſt nicht leicht zu finden.

So leiſtete Hütchen gute und nützliche Dienſte und erwies ſich vielen hülfreich. Einem armen Nagelſchmiede ſchenkte er ein halbes Hufeiſen, Nägel daraus zu ſchmieden, jeder Nagel aber, den der Mann daraus fertigte, ward zu Geld. Der Tochter deſſelben gab er eine Rolle Spitzen, die kein Ende nahm, ſo viel man davon maaß, doch durfte eine gewiſſe Zahl Ellen nicht überſchritten werden. Ein Domherr zu Hildesheim, dem der Wein beſſer zu Halſe ging als die Weisheit und die Wiſſenſchaft, ſollte zu einer Kirchenverſammlung als Orator abgeordnet werden, da ward ihm ſchrecklich bange, denn er fühlte gar zu ſehr ſelbſt, daß ſein Wiſſen und Weiſſagen Stückwerk ſei, und daß er mit ſeiner Redekunſt nicht glänzen werde. Auch dem half Hütchen aus Angſt und Noth; er fertigte ihm ein kleines Kranzgeflecht von Lorbeerlaub, Siegwurz und Allermannsharniſch, das mußte der Chorherr bei ſich tragen, und ſiehe da, auf der Kirchenverſammlung erſchien der Orator von Hildesheim als ein gar großes und hell brennendes Kirchenlicht, und war jedermänniglich erſtaunt und erbaut von des Mannes mächtiger Redegabe, und hätten viel ſpätere Redner von ihm lernen, oder ſich glücklich ſchätzen können, wenn ein geſcheidtes Hütchen ihnen beigeſtanden. Zu Hildesheim hatte ein Mann ein ſchönes Weib mit einem vielliebenden Herzen, der mußte verreiſen und übertrug dem Hütchen die Huth und Ehrenwache. Welche Noth aber Hütchen hatte, dieſem Ehrenamte vorzuſtehen, das iſt nicht zu ſagen.

Freudig eilte der Geiſt dem endlich heimkehrenden Manne entgegen und ſagte: ut und dreimal gut, daß du wieder da biſt! Einmal und nicht wieder dein Weib gehüthet, lieber alle Schweine in ganz Sachſenland auf einmal, als ſolch überiſtig und ränkevollen Weibes Huth! —

Da aber Hütchen neben großer Gefälligkeit doch jezuweilen die ſchlimme Koboldnatur blicken ließ, ſich zornig und rachſüchtig zeigte, auch unnachſichtig der Dienerſchaft Fehler rügte, ſo wurde er dem Geſinde und endlich auch dem Biſchof elbſt doch zur Ueberlaſt, und ſo bannte ihn durch kräftige Beſchwörung der Biſchof von Hildesheim hinweg.

---

311. Irmenſäule.

Im Dom zu Hildesheim wird gezeigt eine Säule, zierlich von Marmor, mit vergoldeten Erzringen, eilf Fuß hoch, und ein Marienbild tragend. Die ſoll früher des alten Sachſengottes Irmin Bildſäule getragen haben, und wird daher noch immer Irmenſäule genannt.

Jenes Götterbild ſtand zu Ehresburg, jetzt Stadt Berge an der Dimel, und ward gebrochen von Karl dem Großen im Jahre 772. — Wenn mit einem Meſſer an die Säule geſchlagen wird, giebt ſie einen hellen Schall; bei heißer Sommerzeit iſt ſie ſehr kalt, und ſchlägt ſich aller Dunſt an ihr in Tropfen nieder, ſo daß ſie zu ſchwitzen ſcheint. Die Sage geht, daß Karl der Große ſie habe nach Hildesheim bringen laſſen, und nach der Hand hat man auf die ehernen Ringe lateiniſche Verſe eingegraben, welche aber zur Irmenſäule und ihrer Geſchichte keinen Bezug haben, vielmehr darauf hinzudeuten ſcheinen, daß die Säule keine andere Beſtimmung hatte, als einen rieſigen Leuchter abzugeben. Manche ſagen Irmen ſei Irmin, Armin, Herrmann, der Befreier Deutſchlands, dem göttliche Verehrung zu Theil geworden. Ob der Name des Dorfes Armenſeid bei Ahlefeld nicht ein verſtümmelter Nachhall des Namens Arminſäule ſei, lohnte ſich wohl zu erforſchen zu ſuchen.

312. Von Heinrich dem Löwen.

Herzog Heinrich, der Herr der Braunſchweiger Lande, fuhr über Meer; ein Sturm erfaßte ſein Schiff und verſchlug ihn und ſein Schiffsvolk in unbekannte Meere; alle Speiſe ging ihnen aus, und der Hunger quälte ſie über die Maaßen. Da mußte einer nach dem andern ſein Leben opfern für der andern Sättigung, und beſtimmte das Loos den, welcher ſich mußte tödten laſſen. So friſteten ſie eine Zeit ihr Leben, und immer fügte es Gott, daß das Loos des Herzogs nicht gezogen wurde. Endlich war nur noch der Herzog und ein einziger Diener auf dem Schiffe, und der Hunger nahm kein Ende. So looſen wir nun zum letztenmal, ſprach traurig der Fürſt, und wen das Loos trifft, der ſterbe. — Nein, lieber tödtet mich, o Herr! — ſprach der treue Knecht. — Nein, wir loſen — antwortete der Herzog. Und da warfen ſie das Loos, und es traf Heinrich. Aber der Diener ſprach: nimmer werde ich meinen liebwerthen Herrn tödten, ich habe noch einen Rath, ich will euch in eine Ochſenhaut einnähen, und euer Schwert dazu, vielleicht ſendet der Himmel euch eine Rettung. — Das war der Herzog zufrieden, und als es geſchehen war, ſo kam ein Vogel Greif geflogen, der faßte die Haut in ſeine Krallen, glaubte ein Thier zu rauben, und trug die Beute weit übers Meer in ſein Neſt, dann flog er wieder hinweg, und Heinrich durchſchnitt mit dem Schwerte die Haut, und da die jungen hungrigen Greifen ihn anfielen, ſchlug er ihnen mit dem Schwert die Köpfe ab, dann nahm er ſich eine Klaue mit, und ſtieg von dem hohen Baume, darauf das Greifenneſt war, in den Wald hinab. Lange irrte der Fürſt in dieſem wilden Walde, endlich hörte er ein nie vernommenes Geſchrei, ein Brüllen, das wie Donner klang, und einen heiſern pfeifenden Laut, und gellend, daß der ganze Wald davon ſchallte. Wie nun der Fürſt dem furchtbaren Schreien nachging, ſo ſah er einen großen Löwen und einen entſetzlichen Lindwurm mit einander im wüthenden Kampfe, doch drohte ſchon der Löwe zu unterliegen. Da gedachte der Fürſt, daß der Löwe doch ein ſchönes und edles Thier, und der Thiere König, der Lindwurm aber ein giftiges Thier ſei, und ſtand dem Löwen bei, befreite ihn und erlegte den Lindwurm nach langem Kampfe. Wie der Löwe ſich befreit und ſein Leben gerettet ſah, ſtreckte er ſich dankbar zu des Herzogs Füßen, und verließ ihn nur, um Speiſe zu fangen, die er mit ihm theilte. Dem Herzog war in dieſer Einſamkeit, in dieſer Geſellſchaft und bei dieſer Koſt nicht allewege wohl zu Muthe. Da das Meer nahe war, ſo baute er ſich, ſo gut er konnte, ein Floß und fertigte ein Ruder, und als der Löwe eines Tages wieder jagen gegangen war, da beſtieg der Herzog ſein Floß, und ſtieß vom Strande. Bald aber kam der Leu zurück, vermißte den Herrn, folgte ſeiner Spur, kam zum Strande und ſprang alsbald in die Meerfluth, dem Floß nachſchwimmend, das er auch bald erreichte, und dort ſtreckte er ſich wieder geruhig vor den Herrn hin. Aber auf dem Meere gab es kein Wild zu jagen, und die Pein des Hungers kehrte ein mit verzweifelnden Gedanken. — Da erſchien dem Herzog der Teufel und ſagte ihm: daheim bei dir in Braunſchweig geht es heute luſtig zu, da iſt Freude die Fülle, und du ſchwebſt hier herum zwiſchen Waſſer und Wolken, und hungerſt; hier iſt Hunger bei dir, und dort daheim bei dir iſt Hochzeit, denn dein Weib iſt deines Ausbleibens müde, und nimmt ſich einen andern jungen Mann, einen gar ſchönen Grafen; dich hält ſie längſt für todt. — Herzog Heinrich erſchrak über dieſe Rede, und der Teufel fuhr fort: du möchteſt doch wohl gern auch bei ſothaner Hochzeit ſein! Ergieb dich mir, ſo führe ich dich noch heute heim, da kannſt du mit tanzen. — Das wolle Gott nicht, das ewige Licht, daß ich ihm abfalle und dein ſei — ſprach der fromme Herzog, und der Teufel antwortete: was dein Gott will oder nicht will, weis ich nicht. Helfen ſcheint er dir nicht zu wollen, ich aber will's, ich bin da, beſinne dich, eh' dich's reut — zu ſolcher Hochzeit kommt einer nicht alle Tage, und morgen wär's zu ſpät. — Meine Seele würde ewigen Schaden

en, ſo ich dir folgte — ſprach wieder der Herzog, und der Teufel erwiederte:
ne Seele wird auch nicht ſchnurſtracks in den Himmel fahren, Pein muß ſie
den, ſo oder ſo. Du haſt von meinem Reiche keine rechten Begriffe, es iſt gar
ht ſo übel da zu ſein — die ſogenannte Seligkeit ausgenommen — ſieh, ich
hne ſchon lange allda, und befinde mich leidlich wohl. Ich ſchlage dir vor,
läßt dich heimführen. — Aber mein Löwe — ſagte Heinrich: der iſt gar zu
t und treu, möcht' ihn nimmer miſſen. — Auch den bringe ich — ſagte der
ufel zu, und ſtellte die Bedingung, daß Heinrich nur dann ihm angehören
lte, wenn er ihn bei der Wiederankunft mit dem Löwen auf dem Giersberge
he bei Braunſchweig, ſchlafend finde. Außerdem verlangte der Teufel für
ne große Mühe gar nichts. Herzog Heinrich, der ſich herzlich nach ſeiner Ge-
ahlin, wie nach Erlöſung aus ſeiner troſtloſen Lage ſehnte, willigte endlich in
eſen Beding, und ward alsbald vom Teufel durch die Lüfte bis auf den Giers-
rg geführt, und auf dieſen abgeſetzt. Nun wache ſein! — rief der Teufel, und
hwang ſich wiederum hinweg, den Löwen zu holen. Der Held fühlte ſich von
ntbehrung und der Luftfahrt matt und todtmüde, bald konnte er ſich des Schla-
es nicht mehr erwehren, er legte ſich in das Grüne und ſchlief wie ein Todter.
etzt kam der Teufel mit dem Löwen weit durch die Luft geſauſt. Mit ſeinem Teu-
elsauge ſah er ſchon aus endloſer Ferne den Schlafenden, und ſchnalzte vor
reude mit der Zunge, denn er hatte voraus gewußt, daß der Fürſt ſchlafen
müſſe und werde. Aber als er näher kam, ſah der Löwe bald auch den Herrn
iegen, ſteif und ſtarr, meinte derſelbe ſei todt und erhob ein ſo furchtbares Gebrüll,
daß ſie drunten in Braunſchweig ſagten: wir bekommen Gewitter, es donnert
ſchon. — Von dem Gebrüll aber wachte Herzog Heinrich auf, und der Teufel
war wüthend, daß er ihn nun nicht ſchlafend fand, und warf den Löwen aus
der Höhe herunter, daß es krachte. Der Löwe aber, nach Katzenart, fiel ſich keinen
Knochen entzwei, ſondern kam auf ſeine Beine zu ſtehen, und folgte darauf
ſeinem Herrn nach der Stadt, und nach ſeiner Burg, aus der ihm viel Muſikgetön
und Jubel entgegenſcholl. Das war die Hochzeitfreude. Der Herzog ließ die Braut
als ein Pilgrim um einen Trunk Weines bitten, und dieſe ſandte den Becher.
Der Pilgrim zog einen Ring vom Finger, warf ihn, nachdem er getrunken, in
den Pokal, und bat den Diener, der Herrin beides zu übergeben. Da erkannte
die Herzogin ihres Gemahles Ring, und ließ den Pilgrim zu ſich in den Saal
entbieten; der kam, und ihm folgte ſein Löwe nach. Da erkannte ſie ihren Gemahl
und fiel ihm zu Füßen und hieß ihn willkommen, und alle Diener jauchzten,
und der junge Bräutigam wurde durch eine junge Braut entſchädigt. Hernach
hat Herzog Heinrich, den man nur den Löwen nannte, noch lange Jahre glücklich
regiert, und da er endlich ſtarb, hat ſich ſein Löwe auf ſein Grab gelegt, und iſt
auch geſtorben. Da wurde er auf der Burg begraben, und ihm ein ehern Denkmal
errichtet. Andere ſagen, Herzog Heinrich habe ſolch ehernen Löwen ſchon
bei ſeinem Leben gießen und aufrichten laſſen. Des jungen Greifen Klaue aber

hatte Heinrich im Dom aufhängen laſſen, zum Zeichen ſeiner Meer- und Luftfahrt.

313. Die todte Braut.

Es war ein Brauer zu Braunſchweig, der hatte eine ſchöne Tochter, und dieſe liebte von Herzen einen jungen Kaufmann aus Bremen, und die Liebenden beide ſchwuren einander im Leben und im Tode treu zu ſein, und wer die Treue bräche, dem ſolle der andere Theil noch im Grabe mahnen dürfen. Nun mußte der Kaufmann von dannen reiſen, in der Welt ſein Glück zu machen, und zeitlich Gut zu erwerben, und blieb länger aus, als ſeine Geliebte hoffte. Der Vater aber hatte ohnedies dieſe Liebe nicht gern geſehen, und ſich einen Schwiegerſohn gewünſcht, der baß verſtände, gute Braunſchweiger Mumme zu brauen, und da er einen hübſchen und geſchickten Werkmeiſter hatte, ſo wollte er, dieſer, und kein anderer, ſolle ſein Schwiegerſohn werden, und die Tochter mußte ſich dieſem von ihr nicht geliebten Mann verloben. Aber bald darauf warfen Sehnſucht und Gram ſie auf das Krankenlager, von welchem ſie nicht wieder aufkam. Kaum war ſie begraben, ſo kam ihr früherer Bräutigam an, erfuhr, daß ſeine Braut als die Verlobte eines andern geſtorben ſei, und konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, ſie noch einmal zu ſehen. Er verleitete daher den Todtengräber durch Geld, heimlich das Grab wieder aufzuſchaufeln und den Sarg zu öffnen. Als dieß geſchehen war, lag das Mägdlein bleich und ſchön, mit einem Kranz um die Stirne, im himmliſchen Frieden, der vom Angeſicht der Todten uns anblickt, und da ſprach der Jüngling: o meine liebe, liebe Braut, konnteſt du wirklich mein vergeſſen? So mahne ich dich bei unſerm dreimal heiligen Schwur an dein mir gegebenes Gelübde! — Als der junge Kaufmann dieſe Worte geſprochen hatte, iſt die Todte erwacht und hat die Augen aufgeſchlagen, und geſeufzt: dein, nur dein, im Leben und im Tode — und hat ihre Arme erhoben, und feſt um ihn geſchlungen. Da iſt der Todtengräber vor jähem Schreck umgefallen, und als er wieder zu ſich kam, ſiehe, da war der Sarg leer, und von den beiden Liebenden keines mehr zu ſehen geweſen, und nie hat wieder jemand etwas von ihnen erfahren. Da nun dieſe Geſchichte in der Leute Mäuler kam, ſchämte und ärgerte ſich der zweite Bräutigam, der Mummebrauer, über alle Maaßen, zumal er bei ſich dachte, die ganze Sterbe- und Begrabe- und Aufgrabeſache möchte wohl nur ein abgekartet Spiel geweſen ſein, ihm die Braut zu entreißen, und wußte ſich nichts beſſeres zu rathen, als dem Teufel die Sache in die Schuhe zu ſchieben, der ſo immer alles gethan haben ſoll, was die Menſchen Unrechtes oder Dummes thaten und thun. Ließ derohalben ein abſcheulich Zerrbild ſchnitzen und am Hausgeſimſe, recht vor aller Augen, feſt machen; da ſah man ein Mägdlein aus einem Sarge ſteigen und dem Teufel mit dem Pferdefuß die Hand reichen und ließ auch einen nicht weniger überaus abgeſchmackten Spottreim darunter ſchreiben, der gerade ſchmeckte, wie ſaure Mumme. Lange hat das alte Haus geſtanden mit Reim und Bildwerk, endlich iſt's abgebrochen worden, aber die Sage davon lebt noch im Volke zu Braunſchweig immerdar fort.

314. Die Tänzer von Kolbeck.

Im Dorfe Kolbeck bei Halberſtadt war vor langen langen Jahren ein Bauer, der hatte immer den Krug lieber als die Kirche, und trieb gern leichtfertige Sachen. So ließ er ſich beigehen, in einer Chriſtnacht mit noch funfzehn Kameraden, die er beredete, und drei Weibsbildern, während der Chriſtmette auf dem Kirchhof einen Tanz zu halten mit lautem Juhu und Heiraſſa. Darauf trat der Pfarrer aus der Kirche und ſtrafte die Tänzer, welche die heilige Weihnacht ſo freventlich entweihten, mit ernſten Worten, aber der Bauer kehrte ſich nicht daran, vielmehr rief er dem Pfarrer ſpottend zu: du heißeſt Ruprecht, ich heiße Albrecht!

Sing' du drinnen deine Leichen, *)
Wir ſingen und tanzen draußen unſern Reigen. —

Da hob der Pfarrherr ſeine Hände auf und rief: ei ſo wolle Gott und Sankt Magnus, daß ihr tanzen müßtet Jahr und Tag! — Und alsbald ging dieſe Verwünſchung in Erfüllung. Die Tänzer vermochten nicht einzuhalten, nicht aufzuhören, fort und fort riß es ſie hin mit Allgewalt, der Morgen kam und der Tag verging wieder — ſie tanzten, und durch die Nacht hindurch tanzten ſie, und am folgenden Morgen, und das immer ſo fort, Tag und Nacht. Regen traf ſie nicht, die Sonne brannte ſie nicht, nicht Hunger und Kälte, nicht Durſt und Hitze fühlten ſie, ihre Schuhe riſſen nicht ab, an ihren Kleidern war kein Zergang. Als der tolle Reigen begann, wollte der Küſter, deſſen Schweſter auch dabei war, dieſer mit Gewalt Einhalt thun und ſie losreißen, da hatte er ihren Arm in der Hand, und ſie tanzte einarmig weiter. Und das ging ſo fort Tag und Nacht zwölf volle Monden lang und hatten ſich bis auf halbe Leibeshöhe in die Erde getanzt und einen Graben mitten durch die Gräber. Da kam endlich der Biſchof Heribert von Köln, der ſprach über die Tänzer Gebet und Formel und löſete ſie aus dem Bann ihrer Sünde. Viere ſanken alsbald todt zu Boden, die andern erkrankten ſchwer. Danach hat man ſo viele Steine an den Ort geſetzt, als Tänzer und Tänzerinnen waren, und hat das Dorf Tanzdorf genannt, und ein Grauen ging die Menſchen an, wenn ſie nur den Namen nennen hörten.

315. Die Kröppel.

Zwiſchen Braunſchweig und Halberſtadt bei Dardesheim und in der ganzen Umgegend längs den nördlichen Ausläufern des Harzwaldes hin giebt es viele Sagen von Zwergen, und werden dieſelben, wie ſie faſt in jeder Gegend anders

---

*) Leich: Sangweiſe.

heißen, dort herum Kröpel oder Kröppel (Krüppel) von ihrer kleinen, ſchiefen und zum Theil buckligen Geſtalt, genannt, oder auch Lüttchen (kleine Leute). An vielen Orten zeigt man noch Felshöhlen als ihre früheren Wohnungen, denn jetzt giebt es längſt keine Zwerge mehr. Ihre Art und ihr Weſen war dem gleich, wie ſie am häufigſten geſchildert werden. Gut und hülfreich, Gefäße leihend, mit geringer Belohnung zufrieden, aber auch mit Diebesgelüſten begabt und leicht erzürnt. Bei Dardesheim kommt aus einem Berge der Smannsborn; dort wohnten ſie am liebſten; öſtlich zieht am Berg ein Acker hinan, den hatte ein Schmied, Namens Reichert, mit Erbſen beſtellt, wie aber die Erbſen reif waren, wurden ſie ausgepflückt. Das verdroß den Schmied, und er legte ſich auf die Wacht, ſah und hörte aber Niemand, und doch fand er abermals Erbſen weggepflückt. Da dachte er, du willſt die Erbſen gleich auf dem Acker ausdreſchen, und brachte ſich einen tüchtigen Dreſchflegel mit in ſein Wächterhäuschen, mit welchem er am grauenden Tag ſein Werk begann. Auf einmal hörte er einen Schrei, — und ſiehe, da lag ein Kröpel, dem er nicht nur die Nebelkappe ab, ſondern auch den Schädel eingeſchlagen hatte. Dadurch nun, daß der Kröpel die Kappe verloren, mußte er ſichtbar werden, die andern hatten aber bei der Flucht die Kappe mit weggerafft.

Späterhin ſind die Kröpel über das Dorf Warnſtadt zwiſchen Quedlinburg und Thale hinweggezogen, und haben ihren Weg morgenwärts genommen, vielleicht ihrer alten Heimath wieder zu. Auch bei Seehauſen im Magdeburgiſchen gab es deren viele, und ebenſo zwiſchen Blankenburg und Quedlinburg. Dort war in einem Dorfe, vielleicht in Warnſtadt oder Weſterhauſen ein Becker, dem ſtahlen die Zwerge ſo viel Brot, daß er darüber arm wurde. Da vertrugen die Leute ſich ferner nicht mehr mit den Kröpeln, ſondern nöthigten ſie auszuwandern. Seitdem läßt ſich nur ſelten noch ein Zwerg blicken.

316. Der Graf im Feuer.

In der Gegend um Halberſtadt liegt ein Berg, der iſt der Feuerberg geheißen, darin hat der Böſe ſein Weſen, und quält die Böſen. Ein ſchlimmer Graf ſchuldete einem Manne ſeit vielen Jahren vieles Geld und der Gläubiger konnte die Bezahlung nimmer erlangen. Nach einer Zeit war der Graf abhanden gekommen und die Rede ging, er ſei in fernen Landen geſtorben, der Teufel möge wiſſen, wo er liege. Der wußte auch, wo er den Grafen hingethan. Nun machte ſich jener Mann noch einmal auf, von den Erben ſeine Schuld zu heiſchen, allein die wußten von keiner Schuld und drohten dem Manne Zahlung mit harter Münze auf ſeinen Rücken an, ſo er nicht gehe auf Nimmerwiederkehr. Da ging der arme betrogene Mann traurig im Walde, und da trat ihn ein Fremder an, und fragte ihn, was ihm denn fehle? Und da klagte ihm der Mann ſein Leid und ſeinen Kummer. — Willſt du den Grafen ſehen, ſo folge mir nach — ſprach der Fremde, und der Mann folgte ihm nach und kam auf einen hohen kahlen Berggipfel, der that ſich auf und da ſah jener alles darinnen hell und lichterloh brennen, und mitten in der ungeheuern Flammenlohe ſaß auf einem glühenden Stuhle der Graf, und ſchrie ihn an: nimm dies Tuch, bringe es den Meinen zum Zeichen, daß du mich geſehen, und ſag ihnen, wie ich leiden muß, und reichte es dem Gläubiger hin, und ſeine Finger und Hände glühten und kniſterten und ſprühten Funken von ſich. Darauf ward der Mann zurückgeführt, und hat ſein Geld dann gern erhalten. Später hat ſich der kahle Feuerberggipfel mit Eichen und Tannen bewaldet.

317. Der Hackelnberg und die Tut-Oſel.

Im Braunſchweiger Lande ſaß ein gewaltiger Nimrod, der auch in der That Oberforſt- und Jägermeiſter war, Herr Hans von Hackelnberg, dem war Jagen ſeines Lebens einzige Luſt. Da übernachtete er einmal ſo recht mitten in ſeinen Jagdparadieſen, den Wäldern, auf der alten Harzburg, hatte aber einen bedenklichen Traum. Es träumte ihn, ein ungeheurer Eber nehme ihn an und kehre gegen ihn ſeine furchtbaren Hauer und verwunde ihn, und renne ihn nieder. Den Traum konnte der Hackelnberg gar nicht vergeſſen. Nicht lange danach ſtieß ihm im Vorharz wirklich ein Eber auf, wenn auch nicht ſo ſchrecklich, wie der geträumte, auch erfüllte ſich nicht der Traum, denn Hackelnberg fällte den Eber mit geſchicktem Stoß ſeiner knotigen Saufeder ſo kunſtgerecht, wie nur immer ein Oberjägermeiſter ein Schwarzwild fällen ſoll und darf. Und nun lachte Herr Hans von Hackelnberg über ſeinen dummen Traum, gab dem todten Eber einen tüchtigen Fußtritt gegen den Rachen, und ſagte: du ſollſt es mir noch nicht anthun! — meinte damit, dieſer Eber bringe ihn nun nicht nieder, wie der im Traume gethan. Aber wie er getreten hatte, fühlte er plötzlich einen ſchneidenden Schmerz am Fuße, und ſiehe, durch des Trittes Heftigkeit hatte der ſcharfe Hauer des erlegten Ebers des Stiefels Leder durchſchnitten und den Fuß verwundet. Hackelnberg achtete der Wunde nicht, und jagte weiter, aber dadurch machte er es erſt recht ſchlimm, der Fuß ſchwoll an, und als Hackelnberg wieder auf die Burg kam, mußte man ihm den Stiefel abſchneiden. Der Verwundete konnte nun auch nicht mehr reiten, ſondern mußte nach Wolfenbüttel fahren, und das ging damals nicht wie heute mit Dampf, ſondern mit harten Rippenſtößen langſam und beſchwerlich im Okergrunde hin, und der Kranke erreichte Wolfenbüttel nimmer. Nahe bei Hornburg, nächſt dem Dorfe Wulperode, ſtand ein Hoſpital, dahinein ward der Ritter gebracht, beklagte gar ſehr, daß er nicht mehr jagen könne, und wünſchte letztlich nichts weiter, als ewig auf Erden jagen zu können, da möge der liebe Herrgott in Gottes Namen ſeinen Himmel für ſich behalten, und dann ſtarb er an ſeiner Wunde und ward in Wulperode begraben, wo ſein Denkmal ſteht, und ſein Harniſch hing.

Des Hackelnbergers letzter Wunſch aber iſt ihm erfüllt worden; er darf nicht nur, er *muß* hetzen und jagen bis zum jüngſten Gericht, er iſt der wilde Jäger des Harzwaldes, und zieht mit tollem Spuk zur Nachtzeit, oft gar ſchrecklich, umher. Da begleitet ihn oder fliegt ihm voran ein Nachtgeſpenſt in Geſtalt einer rieſengroßen Ohreule, das iſt die Tut-Oſel, alſo genannt von dem entſetzlich tutenden Geſchrei, das ſie ausſtößt. Dieſe Eule war vor Zeiten eine Nonne in einem Thüringiſchen Kloſter und hieß Schweſter Urſel; die hatte eine Stimme, wenn ſie ſang, daß es rein zum Davonlaufen war, wenn die armen Nonnen das nur gekonnt und gedurft hätten. Sie wurde, weil ihre Stimme der einer Trompetengans ungleich ähnlicher klang, als der eines Mädchens, nur die Tut-Urſel genannt. Endlich ſtarb ſie, und alle Schweſtern waren froh, daß ſie ſie weder mehr hörten noch ſahen, denn ſie war auch ſonſt kein Engel — aber o Schreck, gleich nach ihrem Tode tutete ſie durch ein Loch im Kirchthurme, und tutete in den Chorgeſang hinein, in die Metten und in die Vigilien. — Ach Gott, die Tut-Urſel! — ſchrie eine junge Nonne, unbedacht das Gelübde des Schweigens brechend, und da ſchrie der ganze Convent, und ſtürzten aus der Kirche, und wollten alle lieber ſterben, als wieder hineingehen, ſo lange ſich die Urſel hören laſſe. Da hat man weit her, aus Oeſterreich, einen Capuciner-Teufelsbanner verſchrieben, der hat die Tut-Urſel in Geſtalt einer Ohreule auf die alte Dummburg zwiſchen Halberſtadt und Quedlinburg, wo Bode und Selke zuſammenrinnen, bei den Dörfern Adersleben und Hadersleben, gebannt. Dort iſt nun juſt auch des Hackelnberg liebſtes Jagdrevier und Hauptſitz, und iſt ohnehin viel gräulicher Spuk immer dort erſchienen, heißt auch ein naher Bergkopf der Hackel, und da hat ſich die Tut-Oſel dem jagenden Ritter zugeſellt; da jagt er zu Roß über und durch dick und dünn und pfatſcht durch die Sümpfe, und die Oſel ſchnalzt das Pfatſchen nach, und er ſchreit juhu und ſie ſchreit tutu, und Gott gnade denen, die ſelbigem Paare unterwegs aufſtoßen. Wenn einer ſie merkt, muß er ſich nur auf den Bauch legen, und ſtille ſchweigen und den Lärm über ſich vorüber brauſen laſſen. Bis in die Marken hinein zieht der Jäger, ja zu Drömling in der Altmark rühmen ſie ſich, der Hackelnberg ſei bei ihnen zu Hauſe, und drohen: daß dich der Jäger hole!

Auf dem Schlößchen Meiſenberg im Selkethale wird ein aus Holz geſchnitzter Trinkbecher gezeigt, der ſtellt den Hackelnberg vor, wie er leibte und lebte.

Wenn im Theater der Freiſchütz gegeben wird, pflegt in der Regel in der Wolfsſchlucht jedesmal auf einem Baume eine große Eule mit feurigen Augen zu ſitzen, und höchſt langweilig fort und fort mit den Flügeln zu ſchlagen. Das iſt die Tut-Oſel. —

318. Das Grundlos.

Nicht weit von des Hackels nördlicher Spitze iſt ein großer Erdfall zu ſehen, zum Theil mit Waſſer ausgefüllt, und am Rande mit hohem Schilf überwachſen, wie deren um den Harz, beſonders am ſüdlichen Theile, gar viele zu gewahren ſind, der heißt das Grundlos, darum weil mit der längſten Stange ſeine Tiefe noch nicht ergründet werden konnte. Auf dieſes Erdfalles Stelle hat vor langen

hren eine Raubburg geſtanden, auf welcher viel unmenſchliche Grauſamkeit
übt wurde. Endlich aber ermüdete die lange Langmuth des Himmels, und über
cht fiel auf die Raubburg und deren Inſaſſen das Unglück, wie ein gewapp-
er Mann. Die Burg verſank unter Höllengepolter in eine unendliche Tiefe,
über ihr ſchoſſen rauſchende Waſſer in einen See zuſammen. Die Ritter
rden in Hechte, die Knappen in Karpfen verwandelt, und die alte Schaffne-
, die treulich zu allen Unthaten geholfen hatte, in eine Karauſche, groß, und
hl einen Centner ſchwer. Die jagen und verfolgen ſich unaufhörlich im Waſ-
des Grundlos, und weil ſelbige Ritter nichts nutz waren, ſo ſpricht man noch
ute von einem Kerl, dem man wenig oder gar nichts gutes, und deſto mehr
limmes zutraut: „das iſt ein rechter Hecht“.

319. Hünenblut.

Nicht weit vom Hackel, zwiſchen Egeln und Weſteregeln (Kreis Magdeburg),
ht ein Waſſertümpfel, der iſt beſtändig roth. Das ſoll noch aus der Zeit der
ünen herrühren, von deren ungeheuerlicher Größe des Volkes Phantaſie ſich
e kühnſten Bilder ſchuf. Zwei Hünen bekämpften und verfolgten einander; der
ne fliehende ſchritt über die Elbe, wie ein Kind über einen Graben ſchreitet,
nd ſo war er mit wenigen Schritten in der Gegend von Egeln. Da hob er den
inen Fuß nicht hoch genug auf, ſtieß ſich damit an der Thurmſpitze der alten
urg, ſtolperte, und fiel mit der Naſe gerade auf einen Feldſtein bei Weſteregeln,
nd zwar mit ſo großer Heftigkeit, daß er das Naſenbein brach, und eine große
ache Blutes ihm entſtrömte. Das iſt das Hünenblut. Andere ſagen, ein
Hüne, der bei Weſteregeln gewohnt, ſei zum Spaß oft über das Dorf hinüber
und herüber geſprungen, und habe ſich endlich bei einem Sprunge an der Thurm-
ſpitze die Zehe aufgeritzt. Da ſei aus der kleinen Wunde im großen Bogen das
Blut niedergefloſſen, und habe jene noch immer rothe Lache gebildet, die man
noch heute das Hünenblut nennt.

320. Der Wärwolfſtein.

Mit dem Hackel hing vor Zeiten das Brandsleber Holz zuſammen, das ſich nördlich gegen Eggenſtädt zieht. In dieſem Holze hauſte ein Unbekannter, der den Leuten als Schäferknecht diente, und den ſie nur den Alten nannten, denn keiner wußte ſeinen Namen, auch war er bald da, bald dort, und blieb bei Niemand lange. Einſt diente der Alte auch einem Schäfer, Namens Melle, bei der Schaafſchur, aber als dieſe vorüber war, war auch der Alte fort, und hatte des Schäfers Lieblingslamm, welches er bereits vergebens vom Schäfer zum Geſchenk erbeten, mit ſich hinweggenommen. Einmal aber, als der Schäfer Melle im Kattenthale hütete, rief ihm unverſehens der Alte zu: guten Tag, Melle! Dein Lamm läßt grüßen! — Darüber erboſt, ſtieß der Schäfer einen Stein auf ſeine Schippe und warf ihn nach dem Alten — da wurde der Alte mit einemmale ein grimmer Wärwolf, und ſtürzte auf Melle zu. Dieſer floh und rief im Fliehen ſeinen Hunden. Die Hunde fielen ſogleich den Wärwolf wüthend an; nun wandte ſich der zur Flucht, und auch Melle wandte ſich, und wurde jetzt Verfolger, und ſo hetzten ſie den Wärwolf bis in die Gegend von Eggenſtädt, und der Schäfer ſchrie: ſterben ſollſt du! ſterben! — Plötzlich nahm der Wärwolf wieder die Menſchengeſtalt des Alten an, und flehte um Schonung. Aber der Schäfer dachte an keine Schonung, er ſchlug ſchonungslos auf den Alten los — und ſiehe, plötzlich war der Alte abermals verſchwunden, und der Schäfer ſchlug auf einen Dornenſtrauch, aber er hieb immer zu, auch der Strauch ſollte niedergeſchlagen werden. Da wurde der Strauch wieder zum Alten, der noch einmal um ſein Leben flehte, vergebens — und noch einmal wurde der Alte Wolf und wollte fliehen, aber die ſcharfe Schippe am knotigen Hirtenſtabe traf ihn auf den Schädel und er ſank todt nieder. Nahe dabei lag ein vereinzelter Felsblock, dort wurde der Alte eingeſcharrt, und der Block heißt noch heute der Wärwolfſtein.

321. Der Croppenſtädter Vorrath.

Zwiſchen Halberſtadt und Egeln liegt das Städtchen Croppenſtädt, da haben ſie ein ſeltſam Wahrzeichen, das iſt ein ſilberner Pokal, der ſteht alldort auf dem Rathhauſe und heißt der Croppenſtädter Vorrath. Darauf ſind in getriebener Arbeit dreizehn Wiegen abgebildet zu ſehen, und eine Mulde, und in jeder Wiege liegt ein Kind und in der Mulde liegt auch eins, und dabei erzählen ſie, es habe einſtmals zu Croppenſtädt ein Kuhhirte gelebt, der habe es in einem Jahre dahin gebracht, daß ihm von zwölf Geliebten vierzehn Kinder geboren worden, und dieß bezeugt auch eine Inſchrift in lateiniſchen Verſen an dem Becher. Die zwölf glücklichen Mütter hätten ſich zu rechter Zeit nach Wiegen umgethan, allein der ganze Vorrath an Wiegen zu Croppenſtädt habe ſich nur auf dreizehn Wiegen erſtreckt, und da habe ſich das vierzehnte Knäblein (es waren lauter Knäblein) mit einer Mulde begnügen müſſen. Zum Angedenken eines ſo fruchtbaren Jahres ließ der Rath des Städtleins den Silberpokal anfertigen, und ſo lange dieſer treulich aufbewahrt wird, ſoll es dem Städtlein Croppenſtädt niemals an Wiegenvorrath und an Kinderſegen gebrechen, denn von dort ſchreibt ſich das alte gute Sprüchwort her: Vorrath iſt Herr.

322. Quedl.

Wie im Dome zu Braunſchweig ein Denkmal ſteht, auf dem ein Mann neben einem Frauenbild mit einem ſtarken Bart zu ſehen, von dem die Sage meldet, daß die Tochter dieſe Entſtellung ihres Geſichtes ſich von Gott erbeten, um vor unnatürlicher väterlicher Liebe beſchützt und bewahrt zu bleiben, ſo ſoll auch Kaiſer Heinrich III. ſchöne Tochter in gleicher Lage zu Gott inbrünſtig gebetet und gefleht haben, doch zu ihrer harten Prüfung ganz vergebens. Und da ſie nun darüber ſchier verzweifeln wollte, erſchien ihr der böſe Feind, und erbot ſich, ihr zu helfen, daß ihres Vaters, des Kaiſers, allzuſtarke Zuneigung in Abneigung ſich wandle, und zwar wolle der Teufel dieß ganz uneigennützig thun, wenn er ſie nur in dreien Nächten nacheinander nicht ſchlafend fände. Finde er Mathilde freilich ſchlafend, ſo werde er wohl einigen Theil an ihr anſprechen dürfen. — Die Kaiſertochter ging mit ſtandhaftem Muthe dieſen höchſt bedenklichen Vertrag ein, und begann die Stickerei eines großen Teppichs, welche Arbeit ſie munter erhielt, da ſie zur Nachtzeit daran ſtickte. Als nun aber in der zweiten und dritten Nacht vor Müdigkeit ihr dennoch die Augen zufielen, da weckte ſie Quedl, ihr treues Hündlein, das knurrte und bellte und zupfte ihr am Gewande, und wenn der Teufel kam und nachſah, ob ſie ſchlief, ſo fand er die Kaiſertochter wachend, und da er ihrer unſterblichen Seele nichts anhaben konnte, wohl aber, weil ſie nur mit ihm in Pakt und Bündniß ſich eingelaſſen, ihrem Leibe, ſo griff er ihr mit ſeiner Kralle ins Angeſicht, quetſchte ihr die Naſe platt, kratzte ihr ein Auge aus und ſchlitzte ihr den Mund auf. Wie nun Mathilde mit durch Gottes Verhängniß und des Teufels Bosheit alſo entſtelltem Antlitz wieder vor ihres Vaters Angeſicht trat, wich von ihm alle ſündliche Liebe; ſie aber that aller Weltfreude ſich ab, erbaute eine ſtattliche Abtei, und nannte ſie nach ihrem Hündlein, das durch ſeine Wachſamkeit ſie errettet, Quedlinburg.

323. Die Elbjungfer.

In der Elbe wohnt eine Nixe, die nennen ſie in der Magdeburger Gegend die Elbjungfer. Sie hat ſich früher öfter gezeigt in Geſtalt eines bürgerlichen Mädchens in ſchlichter Tracht, mit einer weißen Schürze, deren Saum aber ſtets naß war. Sonſt hat man ſie auch am Ufer ſitzen und ihr langes goldgelbes Haar kämmen ſehn; wenn aber Leute herzu naheten, iſt ſie vor ihren Augen in das Waſſer gehüpft. Viele hat ſie in den Tod gelockt, und manchen kühnen Schwimmer hinab gezogen. Auch von einem Waſſermann gehen Sagen, der in der Elbe ſich aufhalte. Einſt wollte, weil das Magdeburger Brunnenwaſſer hart, das der Elbe aber weich iſt, jenes auch mühſelig außerhalb der Stadt geholt werden mußte, die Bürgerſchaft eine Waſſerleitung aus der Elbe nach der Stadt bauen. Der Bau begann mit Einrammen von Pfählen, aber da ſah man zur Mittagsſtunde, wann Niemand arbeitete, einen nackenden Mann, der ſtand in der Fluth bei den Pfählen und rüttelte dran und ſchüttelte dran, und ließ ſie, als er ſie ausgeriſſen, den Strom hinabſchwimmen. Da mußte man ablaſſen von dem begonnenen Bau.

Einſt geſchahe es, daß ſich ein adeliger Jüngling zu Magdeburg mit einem ſchönen Fräulein verlobte, aber eines Tages ging er aus zu baden, und kehrte nicht wieder heim, die Elbjungfer hatte ihn zu ſich gelockt. Alle ſeine Angehörigen und zunächſt ſeine Braut waren in größter Beſtürzung, allenthalben ſuchte man ihn, und ſelbſt drei Tage lang im Strome, allein vergebens. Da kam ein

Schwarzkünſtler nach Magdeburg, den befragten die Aeltern der Braut, und er brauchte ſeine Kunſt, und ſagte hernach zu dieſen: den Junker hat die Elbjungfer, die läßt ihn lebend nimmer los, es wäre denn, daß eure Tochter bereit ſei, ihr eignes Leben anſtatt ihres Bräutigams der Elbjungfer dahinzugeben, oder daß ſie beide ſich der Nixe verſprechen. — Die Braut war auch gleich bereit, ihr Leben für das des Geliebten hinzugeben, die Aeltern aber fanden dieſen biedern Entſchluß nicht für geeignet, und das Opfer nicht ſo dringlich, vielmehr drangen ſie in den Schwarzkünſtler, er ſolle den Bräutigam herbeiſchaffen, lebendig oder todt, wenn es nicht anders ſein könne. Darauf beſchwur der Schwarzkünſtler die Elbjungfer, den Geraubten fahren zu laſſen, das that ſie auch; ſie legte ihn an das Ufer, nur ſchade, daß er todt war, und ganz voll blauer Flecken, die ſie ihn vor lauter heftiger und grauſamer Liebe gedrückt und gezwickt hatte.

324. Magdeburgs Erbauung.

Magdeburg iſt eine uralte Stadt, die ſoll Julius Cäſar begründet haben, ſiebenundvierzig Jahre vor Chriſti Geburt, und habe einen Tempel in ihr erbaut, den er der Venus geweiht, deſſen Stätte man noch zeigt, und der erſte Name dieſer alten Stadt war Parthenopolis; vom Mädchenbilde der holden Liebesgöttin aber hat man ſie ſpäter Maidenburg und endlich Magdeburg genannt. Nach Karl des Großen Zeit wurde die Stadt von den Wenden und Ungarn ganz verwüſtet, und blieb nur ein kleiner, von armen Elbfiſchern bewohnter Ort. Den ſchenkte hernachmals Kaiſer Otto der Große ſeiner Gemahlin Editha, der es allda wohlgefiel, und dieſe begründete das neue Magdeburg, und in Gemeinſchaft mit ihrem Gemahle auch den Dom, darinnen neben ihrem Gemahle auch ihr herrliches Marmorbildniß zu ſehen. Das eine Kaiſerbildniß hält einen runden Reif in der Hand, der aus neunzehn kleinen vergoldeten Tönnchen gebildet iſt, die bedeuten, daß auf den Dombau neunzehn Tonnen Goldes verwendet worden ſind. Die Kaiſerin Editha fuhr damals in einem Wagen herum und beſtimmte Ausdehnung, Mauern und Befeſtigung der neuen Stadt. Am und im Dome iſt mancherlei ſteinern und hölzern Bildwerk zu ſehen, an das ſich Sagen knüpfen. Ein Schäfer mit ſeinem Knecht und Schaafen und Hunden, der nach einem Sterne am Thurme blickt. So hoch der Stern ſteht, ſo hoch habe der Schäfer den Thurm auf ſeine Koſten bauen laſſen. Ein Mönch, auf den der Teufel lauert, weil er in unbedachter Vermeſſenheit ſich ihm verſchworen. Zwei gefeſſelte Männer aus Holz im Dome ſelbſt ſtellen zwei Grafen von Gleichen vor, die den Dombau wehren wollten, und deren Bildniſſe man dann in Ketten aufhing.

325. Krieges-Vorzeichen.

Magdeburg hat mehr als kaum irgend eine andere deutſche Stadt durch verheerende Kriege gelitten. In der frühen Zeit ſchon durch wilde vom Oſten her

ringende Völker zerſtört, hat es der Trübſal und der Zerſtörung hernachmals
übergenug erduldet. Faſt immer ſind dem Unglück aber auch Zeichen vorher-
gen, die es vorausſagend meldeten. Unter Kaiſer Heinrich IV. waren ſchreck-
e Wunderzeichen am Himmel zu ſehen, auf der Marſch in der Stadtnähe
d eine große Rabenſchlacht gehalten, die dauerte einen ganzen Tag lang, und
Marſch bedeckte ſich über und über von den im heftigen Streit mit einander
liebenen Raben. Die Biſchofſtäbe in den Capellen ſchwitzten, und deuteten
Angſtſchweiß der Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft vor; Kinder redeten im Mut-
eibe — und aus angeſchnittenem, friſchbackenem Brot floß häufig Blut — und
ter all' dieſen Zeichen drein folgte ſchreckliches Weh. So geſchahe es auch, da
agdeburg im Streite lag mit Herzog Georg von Mecklenburg, der in das Land
gefallen war, und es arg verwüſtete. Da rüſtete ſich die Stadt und zog am
ge des heiligen Mauritius, welcher der Schutzpatron der Stadt iſt, die Bür-
meiſter an der Spitze, dem Feind zu einer großen Schlacht entgegen. Da ka-
n ſie in das Feld zwiſchen Hillersleben und Meſeberg, über der Ohre drüben,
e Meile von der Stadt, und da begegnete ihnen ein Mann in Tracht und Ge-
lt eines Bauers, gar alt und eisgrau, aber mit ganz jugendlichem und ſchö-
m Antlitz, blühend und holdſelig, der hob die Hände gegen ſie auf, und ſprach:
ohin gedenket ihr, Bürger von Magdeburg? Wiſſet ihr nicht, daß der Tag
res Schutzheiligen euch niemalen Glück gebracht? Ward nicht vor zweihundert
hren (1350) auf dieſem Boden und an dieſem Tage Magdeburgs Macht ge-
lagen und gebrochen, und ſpäter noch einmal an demſelben Tage? Kehret um,
d ſehet, daß ihr eure Stadt gut befeſtiget, denn das Unglück iſt euch nahe! —

Einige wenige der Mannen verwunderten ſich über dieſes Mannes Rede,
d wollten ſie beherzigen, die ſtets unverſtändige Menge und Ueberzahl ſolcher
ehrſchaft aber dünkte ſich wunderklug, hatte ſchrecklichen Muth, und meinte,
en Feind zu freſſen und aufzureiben, daß kein Stäublein von ihm vorhanden
leibe, zumal auch die Bürger-Hauptleute ſonderlich entbrannte Kampfhähne
aren, trotz den Rummelpuffen des tollen Jahres. Aber nach einer halben Stunde
angen ſie aus einem andern Tone; da war die Schlacht ſchon vorbei, wie ein
eſchwindes Wetter. Die Magdeburger verloren zwölfhundert Todte und dreihun-
ert Gefangene, und elf Stück Feldſchlangen und ſonſtige Kriegsmenagerie, auch
lf Bürgerfähnlein, und die Spötter und Verächter des greiſen Warners waren
alle erſchlagen oder gefangen, oder in die Ohre gejagt mit einem großen Theile
des von ihnen angeführten Volkes; dieſes Todtesbad nannte man hernach
ſpottweiſe die Magdeburger Taufe. Als man ſpäter fleißig Nachforſchung
nach jenem Alten hielt, der das Unglück vorausgeſagt, hat ihn we[illegible] vorher noch
nachher Jemand geſehen gehabt oder eine Nachricht von ihm ertheilen können.

Wie Magdeburg von Kaiſer Karl und in deſſen Auftrag vom Kurfürſten
Moritz zu Sachſen hart belagert wurde, war es zwar glücklicher, aber das nächſte
Jahrhundert offenbarte ihm genugſam durch manches Zeichen die unter Tilly
nahende abermalige Zerſtörung.

326. Zauberverblendung.

Ein Zauberer kam gen Magdeburg, ſchlug auf offnem Markt ſeine Bude auf, und ſammelte viel Volkes um ſich her, ſammelte auch ein ziemliches Geld ein, bevor er anfing mit ſeinem Hocuspocus und Abracadabra. Da nun das Spiel im Gange war, zeigte ſich unter andern ein allerliebſtes wunderkleines Pferdchen, das tanzte im Ring und beluſtigte die Menge; gegen das Ende aber ſtellte der Zauberer ſeine Frau, ſeine Magd, den Hanswurſt und das Pferdchen neben einander, und hub einen Schwatz an, darin er klagte über das ſchlechte und ſchmachvolle Zeitalter, in welchem man jetzt lebe, wo die Leute davon liefen, wenn der Teller käme und ſie bezahlen ſollten, und wie ein ehrlicher Mann es doch zu gar nichts rechtem bringen könne. Habe es nunmehr mit den lieben Seinigen ſatt auf dieſer Welt, und abſonderlich in Magdeburg, wolle daher auswandern und davon ziehen, zunächſt gen Himmel, und wenn es ihm da nicht glücke, gen Bitterfeld (zwiſchen Deſſau und Halle), allwo es auch gar ſchön, und darauf warf er ein Seil in die Luft, das erfaßte flugs das Rößlein, und fuhr ſtracks daran in die Höhe, und der Zauberer erwiſchte das Pferdchen beim Schwanz, rief: hoppdiho! — und fuhr auf, und ſeine Frau hing ſich an ihres Mannes Beine, und die Magd an der Frau ihre Beine und der Hanswurſt an der Magd ihren Rock und ſo fuhr die Geſellſchaft aufhin, und der Zauberer rief aus der Luft herunter:

Sehen wir uns nicht mehr auf dieſer Welt,
So ſehen wir uns doch in Bitterfeld! —

und alles Volk lachte und ſtaunte mit weit offnem Munde, bis ihm in der Richtung nach dem Himmel und gen Bitterfeld zu die Geſellſchaft aus den Augen kam. Da kam ein Bürger aus der Stadt gegangen, dem ſagten ſeine Bekannten von dem Wunder, es wäre ſchade, daß er es nicht auch geſehen, ſo was ſehe man nicht alle Tage. Aber der Bürger ſprach: das kann nicht wahr ſein, denn alleweile habe ich den Zauberer, ſein Rößlein und ſeine Leute in ihre Herberge eingehen ſehen, ſind alſo derohalben weder gen Himmel, noch gen Bitterfeld durch die Luft gefahren. —

327. Capiſtranus Cardinalsbirne.

Als der eifrige Barfüßermönch Johann Capiſtranus gen Magdeburg kam, um auch allda dem Volke Buße zu predigen, und daß es ſich abthue allen eiteln Schmuckes, da zog ihm der Erzbiſchof Friedrich mit ſeiner ganzen Cleriſei entgegen unter Glockengeläute mit Kreuzen und Fahnen und viel Volk folgte nach, und ward alſo prächtig empfangen, und ihm auf dem neuen Markt ein hoher Predigtſtuhl erbaut, von dem herab er predigte. Da brachten die Männer alle Bret-, Würfel- und Kartenſpiele, Larven und Pritſchen und Narrengugeln vom Mummenſchanz, und die Frauen brachten ihre Schnüre und Schleier und Zöpfe und allerlei

Putzland; da ließ der eifrige Volksprediger ein Feuer ſchüren und alles Dargebrachte darin zu Aſche verbrennen. Capiſtranus predigte ſo gewaltig, daß die Leute weinen mußten, wenn ſie auch zu fern ſtanden, ihn zu verſtehen; wie mögen erſt die geweint haben, die ihm nahe ſtanden. Er erſchloß die Thränenſchleuſen, und ließ ſie ſtromweiſe rinnen, welches Kunſtſtück ihm noch immer nachzuthun verſucht wird. Da man nun beim Mahle nach der Predigt dem Capiſtran ganz beſonders gute Birnen auftiſchte, die ihm ſehr trefflich mundeten, zumal er ſich den Hals mochte ſehr trocken geredet haben, ſo ſegnete und weihete er dieſe Birnen, und dieſelben haben von da den Namen Cardinalsbirnen empfangen. Ob ſie nun beſſer von Art und Geſchmack ſind, als die Melanchthonsbirne, welche der Sage nach im Superintendenturgarten zu Pegau ſeit 300 Jahren gepflegt wird, weil Melanchthon ſie vortrefflich befand — das werden wohl leichter die Pomologen, als die Theologen entſcheiden.

328. Wolmirſtätts Name.

Als Kaiſer Karl der Große in dieſen Gegenden zog und an die Elbe kam, gefiel ihm die Lage und Landſchaft dort, wo der Lauf der Ohre dem Elbſtrom zuſtrebt, ausnehmend wohl, er ließ ſeine Kriegerſchaaren Lager aufſchlagen und Wachthügel aufwerfen, und ſprach: wohl mir die Stätte! — weil er allda ruhen wollte und auch eine beſſere reinere Luft ſpürte, als in manchem nachbarlichen Strich Landes, zum Beiſpiel in Halle. Da iſt hernachmals ein Ort und aus dem Ort ein Städtlein geworden, das hat den Namen Wolmirſtätt behalten. Beim Dorfe Jerſchleben (Gersleben) ſind noch Hügel, die oben etwas ausgegraben und hohl, das ſollen die Wachthügel geweſen ſein, und werden noch heute die Karlskeſſel genannt.

329. Iſern-Schnibbe.

Nahe bei der Stadt Gardelegen an der Milde liegt ein feſtes Haus, die Iſern-Schnibbe genannt, das ſoll gar ururalten Urſprunges ſein. Druſus, der Römerfeldherr, ſoll daſſelbe ſchon begründet, der Göttin Iſis darin ein Heiligthum errichtet haben. Davon hieß es dann Iſisburg und Iſenburg. Vergebens belagerten es die Wenden, ſie bekamen manche harte Schlappe und mußten mit Schnipp und Schnapp abziehen, daher nannten ſie das feſte Haus die Iſern-Schnibbe. Um dieſes Haus herum war, wie in einem Garten, die Stadt gelegen, davon ſie auch den Namen Gardelegen erhalten; aber da ſich durch eine Räuberbande, die in einem nahen Buſche hauſete, und welche die Ga[illegible]legener einfingen, ihm eine noch beſſere Gelegenheit zu einer Stadt bot, ſo legten ſie das neue Gardelegen dahin, wo es jetzt noch ſteht. Vor dreihundert Jahren ſtand auf der alten Stadtſtätte noch ein altes Steinkreuz mit unlesbarer Inſchrift, das war dem heiligen Petrus zu Ehren errichtet, und alljährlich zog am Sonntag Exaudi die ganze Stadt hinaus nach dem Kreuze in der Gegend des Hauſes Iſern-Schnibbe, und freute ſich des Tages.

Am Ende der Burgſtraße nach der Iſern-Schnibbe hin war ſonſt auch ein Thor, dadurch ritten die Herren von Alvensleben ein, welche die Gerichtsbarkeit über die Burgſtraße hatten, in der Nähe reich begütert waren und zumeiſt auf ihrem Haupthaus zu Calbe ſaßen. Und weil das Thor der Burgſtraße in Folge des Oeffnungsrechtes für die Herren von Alvensleben Tag und Nacht nach deren Verlangen offen gehalten werden ſollte, ſo entſtand Zwiſtigkeit zwiſchen ihnen und dem Magiſtrat von Gardelegen, denn der Magiſtrat war der Anſicht, wenn man in einer Stadt bei Tage und bei Nacht die Thore aufgeſperrt halten ſolle, da brauche man weder Schutzwächter noch Mauern, und hätte daher viellieber dieſes Thor ſtatt ganz offen, ganz zu geſehen. Nun traf ſich's eines Tages, daß auf dem Rathhaus zu Gardelegen ein Zweckeſſen ſtattfand, bei welchem auch das älteſte Familienoberhaupt derer von Alvensleben zugegen war, und da war man fröhlich und guter Dinge und berührte keinen Streit. Nur im Scherz gedachte der Bürgermeiſter des Thores, und ſagte: was meinet ihr, gnädiger Herr, wenn wir's zumauern ließen? — Ho! — ſagte der Herr von Alvensleben: wartet noch ein wenig, ich will erſt ſpazieren reiten! — Bis ihr zurück kommt, kann es zu ſein! — ſagte jener drauf, und der Ritter hob den Humpen, that einen Schlurf und rief: habt ihr ſo flinke Maurer? Um euer ganzes Neſt reit' ich im Schritt herum, und bin doch wieder da, ehe eine Schwelle ſo hoch liegt, daß ich nicht darüber hinüber ſprengen könnte! — Verſuchts Herr Ritter! — Topp! Ich reite! — rief der Herr von Alvensleben, und ließ ſein beſtes Roß vorführen, und ritt zum Burgthore hinaus. Der Bürgermeiſter hatte aber mit Abſicht den Scherz auf die Bahn gebracht, um ihn in Ernſt zu verkehren, er hatte die Maurer und die Steine und Kalk und Mörtel alles ſchon zur Hand, und hinter dem Reiter ſchloß ſich der Thorflügel, legte ſich Stein auf Stein. Der Reiter ritt wohlgemuth über die Mildebrücke und um die Stadt herum, brauchte nicht ſonderlich lange Zeit, hatte ein treffliches Roß und die beſte Laune, als er aber ſchon ſein Ziel wieder im Auge hatte, da ſtürzte ſein Roß, doch ohne Schaden, und hier der Aufenthalt, dort die Eile urſachten, daß binnen der kürzeſten Zeit die Gardelegener ein Thor und die Herren von Alvensleben ein Recht weniger hatten.

230. Solis-welte.

In der Altmark liebt man Urſprungsſagen aus früheſten Zeiten. Julius Cäſar gründete nach dortiger Sage in Deutſchland dem Planetengöttern zu Ehren ſieben Städte, dahin ja auch die magdliche, dem Planeten Venus geweihte Stadt Magdeburg deutet. Die dem Sonnengotte Sol geweihte Stadt aber liegt in der Altmark, hieß früher Solis-welte — das ſollte vom alten Wort Welle, die bogenförmige Laube, alſo Hütte, oder von dem jüngern Wort Wellermauer, eine

Lehmwand, abzuleiten ſein, wer es glauben will — und heute heißt ſie Salzwedel. Andere ſagen, daß wie den Iſistempel bei Gardelegen, Druſus hier einen Solistempel gegründet habe. Das Götterbild des Phoibos Apollon ſtand noch, als Karl der Große das Heidenthum brach, und die alten Tempel zerſtörte.

231. Stock voll Dukaten.

Zu Salzwedel iſt einmal ein Mann geweſen, der hatte von einem andern hundert Dukaten geliehen, hatte aber keine Luſt, dieſes Gold wieder zurückzuzahlen. Er habe es ihm ja ſchon gegeben, ſagte er zu dem Mahnenden, ſo oft dieſer kam, und ſo ward er endlich verklagt. Nun gebrauchte der böſe Schuldner ſich dieſer Liſt: er ließ einen Spazierſtock hohl drehen, barg in dieſen das Röllchen mit den hundert Dukaten feſt, daß es nicht klapperte, und kam mit dieſem Stock auf das Rathhaus, wo er ſeinen Gläubiger ſchon nebſt dem Richter ſeiner harrend fand. Nach Reden und Gegenreden ſchritt der Richter zur Eidesabforderung, dazu war der treuloſe Mann bereit, er drückte geſchwinde dem Gläubiger ſeinen Stock zum Halten in die Hand, weil er die rechte Hand emporheben und die linke auf ein Crucifix über einem Evangelienbuch legen mußte, und ſchwur frech und ſicher, was jetzt die Wahrheit war, daß er die hundert Dukaten vollwichtig und vollgezählt in des Gläubigers Hände zurückgegeben habe. — Somit war die Sache abgethan, der Gläubiger ging traurig und beſchämt, der Schuldner aber triumphirend nach Hauſe, nur war es ſchade, daß er nicht auch nach Hauſe kam, denn unterwegs ereilte den Meineidigen das ſchwere Gericht des allſehenden Gottes. Er ſtieß auf einen Müllerwagen, deſſen Pferden ſandte der Herr ein Paar Horniſſen auf den Hals, daß ſie wüthend wurden und durchgingen, und den Mann umſtießen und den Wagen über ihn hinwegriſſen; zwei Räder gingen über ihn und gaben ihm den Armſündertod des Geräderwerdens ohne Ceremonie, und zwei über den Stock, und ſprengten ihn auf, da fielen die hundert Dukaten heraus und der offenbare Betrug fiel auch mit heraus und kam ans Licht. Hernachmals iſt dieſe Geſchichte in der Catharinenkirche auf der Neuſtadt zu Salzwedel abgebildet worden.

232. Tetzel und der Ritter.

Da Tetzel, der Ablaßkrämer, mit ſeinem Kaſten im deutſchen Lande herumzog, kam er auch nach der Altmark und in ein Dorf bei Salzwedel, heißt Flechtingen, und ſchlug ſeinen Kram auf, predigte von den Sündenſtrafen, dem Fegefeuer und der Höllenpein und rühmte die Kraft des Ablaſſes. Nun ſaß zu Flechtingen ein Edelmann, Herr Bernard von Schenk genannt, der hörte auch andächtiglich zu, und nahm ſich's abſonderlich zu Herzen, daß einer nicht nur für begangene, ſondern auch für vorhabende und zukünftige Sünden, ſie beſtehen aus welcher That ſie wollen, ſich Ablaß kaufen könne, und für das Geld ſpringe ſeine Seele, ſobald es im Kaſten klinge, aus dem Fegefeuer und bleibe ſündelos noch drei Tage nach der aſchgrauen Ewigkeit. Das alles malte der Ablaßprediger mit feurigen und beredten Worten aus, und der Ritter trat auch hinzu und kaufte ſich einen gar ſchönen Brief auf Pergament gedruckt, und Tetzel mußte ſeinen, des Ritters Namen und das Datum hineinſchreiben, auch ein Siegel wurde nicht vergeſſen, und die nachbarlichen Edeln kauften auch und der Kaſten wurde ſchier voll Ottothaler und Goldgülden, und Tetzel zog mit ſeinem Kaſten wohlgemuth von dannen. Wie er nun ſo durch den Flechtinger Forſt zog, ſiehe, da harrete ſeiner ſchon, ihm vorausgeeilt, Herr Bernard von Schenk, und ſagte: Pfaff, thue mir die Freundſchaft und gieb mir — meinen Segen, o frommer Sohn, den ſollt du haben! — unterbrach ihn Tetzel, und hob die Hände zum ſegnen. Nein deinen Kaſten, den Segen laß ich dir! — erwiederte der Ritter. Deß erſchrak Tetzel mächtiglich und ſprach die beweglichen Worte: ſolch ein edler Ritter wird nicht ſo ehrlos ſein, das Gut der Kirche anzutaſten, das ſie zu frommen Werken und zur Wiederherſtellung gebrechlicher Gotteshäuſer gar nothwendig braucht. Kirchenraub iſt ja der ſträflichſte Raub und neben dem Vater- und Muttermord die größte und ſchwerſte Sünde! — Da zog Herr Bernard von Schenk den kurz zuvor erſt gekauften Ablaßbrief hervor, und hielt ihn Tetzeln vor Augen, und ſagte: mag es eine Sünde ſein, hier iſt mein Ablaß dafür, von euch ſelbſt, ehrwürdiger Vater, mir ertheilt, daher ziehet mit Gott, und laſſet den Kaſten mit mir ziehen und empfanget auch meinen Segen. So ihr es wollt, könnt ihr auch den heiligen Vater zu Rom von mir grüßen. — Da nun Tetzel nur ein ſchwaches Geleit bei ſich hatte, dem Ritter aber mehrere mannliche Reiſige gefolgt waren, ſo mußte er mit kummervollem Blick auf den geldvollen Kaſten von dieſem Abſchied nehmen, und ſeines Weges ziehen. Herr Bernard von Schenk aber nahm das Geld und zeigte ſich als ein ächter und rechter Schenk, er ſchenkte es zum Bau einer Kirche, die dem Dorfe Flechtingen damals noch fehlte. Den großen und dicken Ablaßkaſten aber den ſchenkte er in die Kirche zu Wittenberg, wo er noch ſteht und gezeigt wird. Tetzel aber ließ ſich einen andern Kaſten machen, das wird der ſein, der hernach nach Goslar gekommen iſt, woſelbſt er ſich noch befindet. Es giebt der Ablaß- und Tetzelkäſten auch ſonſt noch hier und da, aber das Geldlein iſt herausgethan.

333. Die Spinnerin im Mond.

In einem Dorfe bei Salzwedel, es könnte Wiebelitz geweſen ſein, lebte ein altes armes Weiblein, hatte eine einzige Tochter, die hieß Marie, und das war gar ein geſchicktes Kind, und half der Mutter leichtlich über die Armuth hinweg. Marie konnte täglich beinahe zwei Zahlen Garn ſpinnen, und ihr Faden war unvergleichlich gleich und fein. Aber ſo fleißig die Marie war, ſo lebensfroh war ſie, und in der Spinnenkoppel (Spinnſtube) ſtetig die luſtigſte, zumal wenn die Rädlein bei Seite geſetzt wurden und der Tanz anging, der ſpät genug aufhörte.

Der Mutter war das gar nicht lieb, daß das Töchterlein zum öftern bis nach Mitternacht umhertollte, und ihre Ermahnungen ſich ſogar wenig zu Herzen nahm. Nun war wieder ein Winter faſt zu Ende, und Marie war der Fleiß ſelbſt geweſen, und es kam der Abend von Marie Lichtmeß, wo noch einmal Spinnekoppel ſein ſollte, den Winter zu beſchließen, denn: Lichtmeß muß man die Wurſt bei Tag eß' — lautet das Sprüchwort, und die Mutter ſprach zur Tochter, als dieſe ihr Rädchen aufnahm, um fortzugehen: liebes Kind, heute iſt ein Marientag, heute darf kein Kind ungehorſam gegen die Aeltern ſein, ſonſt ſtraft es der Himmel alſogleich, darum verſprich mir, daß du heute nicht wieder bis nach Mitternacht ausbleibſt, ſondern vor Mitternacht heim kommſt, und daß du heute nicht zum Tanze gehſt, ich verlaſſe mich darauf. Marie verſprach mit naſſen Augen, was ihre Mutter verlangte, und nahm ihr Rad und ging. Es wurde ſehr fleißig geſponnen, aber nun kamen die jungen Burſche, und hatten im Wirthshauſe ein Paar Prager Muſikanten gefunden, das war etwas Neues, die mußten mit, und nun ging das Tanzen los. Marie wollte fort, wollte der alten Mutter Wort halten, allein die Burſche und die Mädchen ließen ſie nicht fort, ſie mußte mit an den Reigen, die Spielleute pfiffen und fiedelten auch gar zu ſchön. Und als die Marie einmal im Tanzen war, da ging ſie nimmer davon, da konnte die Alte lange warten, denn tanzen war Mariens Wonne und ihr Glück. Und da ging die Mitternachtſtunde vorüber, ehe ſie es nur dachte, und als der luſtige Kreis das Haus verließ, wurden die Mädchen mit Muſik nach Hauſe gebracht, und bekamen ſchöne Ständchen, das hallte gar lieblich durch die helle Mondnacht und die tiefe Stille. Da kamen ſie auch am Kirchhof vorbei, deſſen Thor offen ſtand, und ſtand eine alte Linde darauf, darunter war ein freier ebener Raum, und dahinein gingen die Tänzer und die Spielleute und begannen von neuem Tanz. Erſt ſchauerten und ſcheuten die Dirnen, dann folgten ſie doch, halb gezwungen, und endlich auch Marie. Die alte Mutter aber wartete daheim und weinte über ihr Kind, und da ſie von weitem den Freudenſchall hörte, dachte ſie gleich, dabei werde die Marie nicht fehlen, und machte ſich auf und kroch aus dem Häuschen, ihr Kind zu holen. Da ſah ſie nun zu ihrem Schreck und Zorn ihre Marie unter den Kirchhofſpringern, und rief ihr zu mit ſtrengem Gebot, ſogleich nach Hauſe zu folgen. Aber die Maid rief: ei Mutter, der Mond ſcheint ja noch ſo hell und ſchön! Geh nur hin, ich komme bald! — Da hob die Alte ihre beiden dürren Hände zum Himmel auf und ſchüttelte ihre grauen Haare, die ihr wild um das Haupt hingen, und ſchrie im wilden Grimme: ei daß du Rabenkind im hellen Monde ſäßeſt fort und fort, und hätteſt immer und ewig deine verfluchte Spinnekoppel droben oder beim Teufel und ſeiner Großmutter! — Und wie die Alte dieſen Fluch geſprochen, ſchlug ſie hin und war todt. Marie aber behielt nicht Zeit zum Jammern und Klagen, ſammt ihrem Rädchen ward ſie ſchnell entrückt hinauf in den Mond, da ſitzt ſie, da ſinnt ſie, da ſpinnt ſie — wenn der Mond recht hell ſcheint, kann man ſie gar deutlich ſehen, und all ihr wunderzartes überfeines Geſpinnſt das ſtreut ſie vom Mond herab, zum Frühlingsbeginn, wann die Spinnekoppeln enden, und im Herbſt, wann ſie beginnen und die Abende ſich längern, da führt es der Wind an hellen Tagen dahin und dorthin, und ſchwimmt weiß durch die Luft und zieht regenbogenfarbig glänzend von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume, und die Leute nennen es Marienfäden, Marienſeide, fliegenden Sommer.

334. Arendſee.

Das Städtchen Arendſee dankt ſeinem Namen einen großen umfangreichen See, der dicht daneben liegt. Ehe noch das Städtlein erbaut war, und ehe der große See vorhanden war, ſtand an deſſen Stelle eine große Burg, die iſt aber in einer Nacht mit Mann und Maus verſunken, und nur ein Mann, der Arend hieß, und ſeine Frau, die ziemlich weit von dem Schloſſe waren, ſahen es, denn auf einmal hörte die Frau ein Krachen und ein gewaltiges Rauſchen, und rief ihren Mann: Arend, ſeh! — und beide mußten eilend flüchten, daß die Fluth ſie nicht auch erreichte. Die haben hernachmals beide ausgeſagt, daß die Fluth überſchnell die ganze Burg ſammt allen Bewohnern verſchlungen. Weshalb ſie das gethan, iſt nicht kund geworden, ſchwerlich jedoch, um die Bewohner für ihre Tugend zu belohnen. Hernach hat jenes gerettete Paar ſich angebaut am Seeufer, und ſo allmählich den Ort begründet, der vom Ausruf der Frau den Namen des Mannes Arend-See bekommen hat. Der See friert nur dann zu, wenn der Belt zufriert, und da fängt er erſt an zu rauchen wie ein Backofen, und läßt in ſeinem Innern ein Geheul und Krachen hören, und ein Getöſe über ſich in der Luft, daß es Grauſen erregt, es zu vernehmen. Es werden bisweilen im See, wenn die Sonne recht hell ſcheint, und wenn es recht ſtill iſt, die Mauern und Gebäude des verſunkenen Schloſſes erblickt. Als einſtmals Einige vorhatten, des Sees Tiefe zu ergründen, und ein Seil hinabließen, ward plötzlich von unten an dem Seile gezuckt, und wie ſie es heraufzogen, war ein Zettel daran befeſtigt, auf welchem aus Hiob ſtand: **Willſt du der Welt Lauf achten, darinnen die Ungerechten gegangen ſind? — Die vergangen ſind, ehe denn es Zeit war, und das Waſſer hat ihren Grund weggewaſchen.** — Und die im Schiffe ſaßen, und das laſen, erbebten, und ließen ab von ihrem Vorhaben.

335. Mutter Emerentia.

In Arendſee war ein Nonnenkloſter Benedictinerordens, nur für adelige Jungfrauen, das großen und guten Rufes ſich erfreute. Das Haus iſt noch allda zu ſehen, und auch die Kirche, mit mancherlei Bildwerk geziert. Als der erſte Religionskrieg in Deutſchland entbrannt war, und die katholiſche Religion in dieſen Landen verdrängt wurde, drohte auch dieſem Kloſter Angriff und Plünderung, doch ward der feindliche Heerführer bewogen, der Domina aus beſondern

Rückſichten freien Abzug zu gewähren. Dieſe edle Kloſterfrau hieß Emerentia von Rietdorf, und als ihr freier Abzug gewährt war, ſprach ſie ferner Wunſch und Bitte aus, es möge ihr erlaubt werden, auch vom Kloſter einiges in Sicherheit zu bringen, etwa ſo viel und nicht mehr, als ſie unter ihrem Chormantel werde bergen können. Da vermeinte nun der Heerführer, die hochwürdige Frau werde die reichen Meßgewande und ſonſtigen Kirchenornate gern mit fortſchleppen wollen, und geſtand nicht ohne Zögern und ungern dieſe Bitte zu, denn es war doch hauptſächlich auf des Kloſters Plünderung und Spoliation abgeſehen. Als nun die Domina aus dem Kloſter trat, da bauſchte ihr Mantel weit, weit um ſie her, und der Feind dachte in ſeinem Sinn: nun die macht ausgebreiteten Gebrauch von der Erlaubniß, die hat ſich ja beladen wie ein Kameel — was hatte aber Mutter Emerentia unter ihrem Mantel? Zehn Paar Füße ſah man darunter gehen. Sie hatte die neun Kloſterjungfrauen ihres Convents unter den Mantel gehüllt, wie eine treue Henne die Küchlein unter ihre Flügel, damit ihnen nicht Leid noch Unbill widerfahre. Das brachte der frommen Mutter Emerentia großen Ruhm. Ihr Bild wurde hernachmals in der erhaltenen Kloſterkirche an der Orgelempore angebracht, wie ſie mit ihrem Mantel die Jungfrauen deckt, und darüber wurde geſchrieben:

Die Verſammlung des jungfräulichen Kloſters Arenthſee.

darunter aber:

Emerentia von Rietdorf, Domina.
Altheide von Eichſtedte,
Anna von Valdenſtedten u. ſ. w.

336. Oſterburger Pech.

Als Kaiſer Lothar einſtens durch die Altmark reiſte, wollte die Stadt Oſterburg der Ehre ſeines Beſuches auch gern theilhaft werden, ſandte daher Abgeordnete aus ihrer Mitte an den kaiſerlichen Herrn, und ließ ihn feierlich einladen. Der Kaiſer nahm die Einladung an, und kam, brachte aber ein überaus zahlreiches Gefolge mit, deſſen ſich in ſolcher Zahl das gute Städtlein gar nicht vermuthet und verſehen hatte. Gleichwohl geſchah alles was nur geſchehen konnte, den hohen Gaſt zu ehren, welcher auch zufrieden war, aber nicht ſo waren das einige ſeines Gefolges, die begannen Hader zu ſuchen bei dem Feſte und verhöhnten bei einem Aufzuge inſonderheit das löbliche Gewerk der Büttner, das eine große Braupfanne voll Bier daher trug und einen Reifentanz anſtellte. Dieſes Handwerk nahm das übel, meinte auf grobe Klötze gehören grobe Keile, und hämmerten und pochten auf ihre Gegner nach Büttnerart; ſo gedieh der Hader zur Keilerei und die Keilerei zum Getümmel, und das Getümmel zur Schlacht, in welcher faſt alle Einwohner von Oſterburg erſchlagen, und Stadt und Burg zertrümmert wurden. Das war ein theurer Beſuch. —

Vor hundert Jahren iſt es geſchehen, daß einem Brauer zu Oſterburg ſeine

Bottiche behext waren, ſo daß ihm kein einziges Gebräu gerieth, welches letztere Mißgeſchick auch außerhalb Oſterburg manchem Brauer noch in neueſter Zeit widerfahren ſoll. Guter Rath war folglich theuer und gutes Bier war gar nicht zu bezahlen. Der Brauer wandte ſich dahin und dorthin um Abhülfe und endlich erfuhr er, daß in Stendal ein wahrer Hexenmeiſter wohne, der alles vermöge und dem kein böſer Geiſt widerſtehen könne. Er berief alſo dieſen Wundermann, und ſelbiger kam, läuterte und weihte auf ganz beſondere Weiſe das Pech, und begann unter wunderlichen Ceremonieen und Zauberſprüchen die Bottiche auszubrennen. Aber der gute Zauberer mußte etwas verſehen haben, oder der Geiſt, der in den Bottichen ſaß, mußte ſtärker ſein, als die gegen ihn angewendeten Wunderkräfte, denn mit einemmale brannte das Pech die Bottiche an, und die Bottiche brannten das Haus, und das Haus brannte die Straße an, und in wenigen Stunden lagen mehr als zwei Dritttheile des Städtchens Oſterburg in Aſche. Oſterburg hatte den höchſten und künſtlichſtgebauten Kirchthurm in der ganzen Altmark, auch dieſer Thurm wurde ein Opfer derſelben verderblichen Feuersbrunſt. So war durch dieſes geweihte Pech aller Hexerei in den Braubottichen auf das kräftigſte geſteuert.

337. Die rothe Furth.

Ohnweit Oſterburg iſt vor Zeiten eine große und blutige Schlacht geſchlagen worden. Albrecht von Askanien und Huder von Stade ſtritten allda um den Landesbeſitz, um die Altmark. Auf beiden Seiten blieben viele Krieger todt, und deren Blut röthete die Erde weit umher, nicht minder ein Bächlein, die Elia geheißen. Das Erdreich dort herum iſt noch immer roth, und das Bächlein, nahe dem Dorfe Kruncke, heißt noch bis heute die „rothe Furth.“

Anderer Sage nach ſoll aber die rothe Erde und die rothe Furth davon herrühren, daß vorlängſt zwiſchen den beiden tapfern Städtlein Oſterburg und Seehauſen, die einander ſo nachbarlich nahe liegen, daß der Weg von einer Stadt zur andern kein Dorf berührt, eine mörderliche Schlacht geſchlagen worden ſei, in welcher Schlacht der Anführer der Oſterburger, dieweil es in der ganzen Stadt an Pferden gänzlich Mangel gehabt, auf einem Ochſen geritten und zu Felde gerückt ſei. Von der „rothen Erde“ bei Deutz geht die ähnliche Sage einer großen Schlacht.

338. Zwei Frauen zugleich.

Alle Welt kennt die Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen in Thüringen, wenigen aber mag bekannt ſein, daß dieſe Sage in der Altmark ihren treuen Wiederhall findet. Zu Auloſen in der Landſchaft, die man „in der Wiſche“ nennt, ſaß ein Herr von Jagow, der war gar fromm und gottesfürchtig, und dieſe Gemüthsrichtung beſtimmte ihn, ſeine Heimath und Frau und

Kinder zu verlaſſen, und gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, wie man dazumal inſonderheit die Türken nannte. Dort aber gerieth er in Sklaverei und es trug ſich mit ihm aufs Haar alles genau ſo zu, wie die Sage von dem Grafen von Gleichen meldet, Gefangenſchaft, Gärtnerſchaft, ſo wie Liebſchaft mit der vornehmen Türkin, Eheverſprechen, Flucht, Dispenſation des Papſtes und endliche Heimkehr. Die Frau von Jagow ſaß an einem Gründonnerstag mit ihren Kindern bei Erbſen und Stockfiſch, und dachte an ihren lieben Mann, als unverſehens ſelbiger mit einem wunderſchönen Frauenbild vor ihre Augen trat. Die Freude war groß und herzlich, und die beiden Frauen wurden zwei ebenſo gute Freundinnen mit einander, wie die deutſche und die morgenländiſche Frau von Gleichen, und ſind dieß auch, was viel ſagen will, unter allen Umſtänden bis an ihr Ende geblieben. Noch zeigt man der Türkin Bildniß unter den Ahnenbildern der Familie von Jagow, und der erfreute und nicht nur glücklich heimgekehrte, ſondern auch glücklich bleibende Herr von Jagow ſtiftete auf den Gründonnerstag eine Armenſpende, beſtehend in Erbſen und Stockfiſch zu ſeinem ewigen Andenken, nebſt einer Zugabe von Speck und Brod, und haben ſich ſeitdem viele tauſend Arme an dieſem Tage dort trefflich ſatt gegeſſen. Die türkiſche Gemahlin aber wurde nach ihrem Ableben zu Großen-Garz in eine Gruft beigeſetzt; ihr Körper wurde noch als Mumie gezeigt, und ein Leichenſtein in derſelben Kirche ließ die beiden gleichzeitigen Frauen des Ritters neben einander erblicken, gleich dem Leichenſtein des Grafen von Gleichen zwiſchen ſeinen beiden Frauen im Dome zu Erfurt.

XIV. Jungfrau Lorenz.

In der Nähe von Tangermünde war früher ein großer und weitausgedehnter Forſt, dieſer war Eigenthum einer Jungfrau, des Namens Lorenz. Der Wald war alſo groß, daß ſeine Herrin, als ſie eines Tages in demſelben luſtwandelnd ſich erging, ſich verirrte, und ſich nimmer zurecht finden konnte. Drei Tage lang irrte ſie verzweifelnd in dem Waldesdickicht umher, nährte ſich von Beeren, und trank aus Rieſelbächen. Sie glaubte ſchier, nie wieder des Waldes Ende zu finden, und darinnen ſterben zu müſſen, ſo ſehr ſie auch den Himmel anrief, ihr Hülfe zu ſenden. Siehe da, als ſie am dritten Tage wieder recht inbrünſtig gebetet hatte, erſchien ein Hirſch, der hatte ein Geweih wie Elche ſo groß, und nahte ihr ganz zahm, neigte ſich vor ihr und ſchaufelte ſie ehe ſie ſich's verſah, mit ſeinem mächtigen Geweih vom Boden empor und auf ſeinen Rücken, und trug ſie fort, immerfort, durch den weiten Wald, ſanft und recht wie ſtolz auf ſeine Laſt, bis ſie endlich den Wald ſich lichten, und beim Heraustritt die Thore von Tangermünde vor ſich liegen ſah. So kam Jungfrau Lorenz wieder in ihrer Heimath an, und erfüllte ſogleich ein Gelübde. Sie ſchenkte einen guten Theil des Waldes der Nicolaikirche zu Tangermünde, ließ ihr Bildniß von Holz auf einem Hirſchgeweih künſtleriſch ausarbeiten und in der Kirche aufſtellen, mit der

Verordnung, daß daſſelbe bewahrt bleiben ſolle für alle Zeiten, und ſo lange von der Kirche noch ein Stein auf dem andern ſtehe. Die Kirche blieb ſtehen und ſteht heute noch, und das Bild wird heute noch gezeigt, obſchon die Stürme der Zeit ſo vieles brachen und änderten. Aus der Kirche wurde ein Lazareth, all ihre Bilderzier wurde entfernt oder zertrümmert, nur das Bildniß der Jungfrau Lorenz überdauert alles. Sie ſelbſt ſcheint daſſelbe unſichtbar zu ſchützen, Gepolter und unheimlicher Lärm entſteht, wann Jemand nur wagt, an den Zacken des Hirſchgeweihes etwas aufzuhängen. Der ganze Landſtrich zwiſchen den Dörfern Grobleben und Bölsdorf, den die Jungfrau Lorenz an die Kirche ſchenkte und in welchem jetzt kein Wald mehr iſt, heißt noch immer das Lorenzfeld.

340. Der Geiger im Chorrock.

Nahe bei Tangermünde liegen zwei Dörfer ohnweit von einander, Oſt- und Weſtheeren, und zwiſchen beiden liegt die gemeinſame Kirche. Der Pfarrer an dieſer Kirche war, aber vor langer, langer Zeit, ein luſtiger Bruder, dem die volle Flaſche lieber war als der leere Kelch, und die Fiedel lieber als die Orgel. Er verſtand ſelbſt gar ſchön und luſtiglich die Geige zu ſpielen, und gönnte ſeinen Beichtkindern die Tanzfreude viel mehr, als ſeine Herren Confratres im geiſtlichen Amte zu thun pflegen. So ſpielte er auch einſtmals am heiligen Pfingſtfeſte ſeinen Pfarrkindern auf ſeiner Fiedel zum Pfingſtreigen auf, der ſich unter der hohen Linde luſtig drehte. Es zog ein ſchweres Gewitter auf, doch die Frohen achteten deſſen nicht. Der Dorflinde dichtes Laubdach bot lange Schutz gegen fallenden Regen. Der Donner begann zu rollen, aber der Lärm der Freude ließ ihn überhören. Warum hätten die Dirnen und Burſche nicht tanzen und jauchzen und ſich freuen ſollen, ſo lange ihr Pfarrer es ihnen nicht verwehrte? Plötzlich zuckte ein entſetzlicher langer Wetterſtrahl an der Linde nieder, ein fürchterlicher Donnerſchlag krachte über den Tanzenden, ſtreckte zwölf tanzende Paare todt nieder und warf den geigenden Pfarrer in den Staub, verwandelte ſeine Fiedel ſammt den Bogen in Splitter, und ſchlug ihm die rechte Hand ab oder den ganzen Arm. Der geigte nimmer wieder zum Tanze. — In Schleſien iſt ähnliches geſchehen, daß der Blitz eine ganze Tanzgeſellſchaft erſchlug.

341. Der Altmarkſtädte Name und Ruhm.

Die Stadt Stendal galt ehedem als die Hauptſtadt der Altmark, und iſt auch heute noch die bedeutendſte unter dieſen Städten, ſteht immer oben an. Es lebt noch ein alter Reim im Volke von den ſieben Städten der Altmark, der ſingt und ſagt etwas von deren Bewohnern:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Garbeleger wöllen Jonker ſin,
De Tangermünder hebben den Moth,
De Soltwedler hebben dat Goth,

De Seehuſer del ſind Ebentur, (Abenteurer)
De Werbner geben den Weiten dhur, (den Waizen theuer
De Oſterberger wollten ſich reken,
Und deden den Bullen vör den Bären ſteken

Stendal lag in ſeinen erſten Anfängen in einem ſteinigen Thale, nach alter Weiſe Sten-dal geſchrieben. Die Wärme dieſer ſonnigen Bergabhänge begünſtigte den Weinbau, der ſich zu hoher Blüthe hob, ſeit unter Albrecht dem Bären Rheinländer eingewandert waren, die ihn pflegten; es war naturgemäß, daß ſie nicht allen Wein ihren Nachbarländern zuführten, ſondern ihn auch gern ſelbſt tranken. Gardelegen hingegen wurde durch Brauereien reich; ſein Bier hieß Garlei. Die Stadt Tangermünde bewährte Muth und Treue in ſchweren Kämpfen; Salzwedel war Hanſeſtadt, und mehrte ihren Reichthum durch blühenden Handel. Den Seehauſern ward nachgeredet, daß ſie allerdings gern auf der See gehauſt, und die Inſel der Glückſeligkeit geſucht hätten, obſchon vergebens. Werben nutzte die Fruchtbarkeit ſeiner Gegend „in der Wiſche“ genannt, zu lebhaftem Getraidehandel, und den Oſterburgern begegnete ein unvergeßner Lalenſtreich. Sie hielten eine Heerde Ochſen, welche auf die Stadt zukamen, für eine Bärenheerde, und rüſteten ſich mit Spießen, Miſtforken, Stangen und Heugabeln zu kräftiger Abwehr.

Stendal vor allem rühmt ſich der Erbauung durch Kaiſer Heinrich dem Städtegründer; oft ſoll er dort reſidirt haben, noch wird das Haus gezeigt in dem älteſten Theile der Stadt.

342. Hunde verſchmähen Brot.

Es geht ein gemeines Sprüchwort, wenn man von einem recht geringſchätzig redet: er iſt ſo ſchlecht, daß kein Bettler einen Pfennig, und kein Hund ein Stück Brot von ihm nimmt. Das ſchreibt ſich her von den durch den Fluch der Kirche Gebannten. In der Altmark war ein reicher Graf, des Namens Heinrich, manche ſagen von Gardelegen, andere von Oſterburg. Der war ein ſchlimmer Herr von Jugend auf, und machte auch dem Hochſtift Magdeburg viel zu ſchaffen. Da that ihn endlich der Erzbiſchof dieſes Hochſtifts in den Bann. Deß lachte und ſpottete Graf Heinrich über die Maaßen und däuchte ihm lächerlich — allein bald fühlte er mehr und mehr die entſetzliche Wucht des Kirchenbannes. Als ihm die Thüren der Kirchen und Kapellen verſchloſſen blieben — als in ſeinem Gebiet keine Glocke mehr läutete, als die Menſchen ihn mieden, ſeine Diener von ihm zogen, keine Hand ſich regte, ihm auch nur einen Trunk Waſſer zu bieten, da ward ihm wunderlich zu Sinne. Die Menſchen ſind unvernünftig — ſprach er: da lob' ich mir die Thiere. Wahrlich, ich glaube, die Hunde haben mehr Vernunft. — Und nahm Brot, und lockte die Hunde und brach ihnen das Brot — aber die Hunde nahmen es nicht, mocht' er es ihnen vorwerfen, oder in der Hand reichen. Da erkannte der Graf, was es mit dem Bann Schweres auf ſich habe, bereute ſeine Sünden und büßte ſie, indem er gelobte, zu Stendal einen herrlichen Dom zu bauen. Da ward ſein Bann gelöſt, und der Dom zu Stendal erbaut, ſchön und kunſtvoll.

313. Die Rolandſäulen.

Faſt im ganzen Harzgebiet, im Braunſchweigiſchen und Hannoveriſchen, und ebenſo in der Altmark und in der Mark Brandenburg werden in vielen Orten und Flecken, ſelbſt in Dörfern auf offenen Plätzen Rolandbilder, gleichwie zu Bremen, angetroffen, Rolandsſäulen geheiſſen, deren Geſtaltung ſehr oft edel und ſchön, häufig aber auch grotesk, buntbemalt, und höchſt lächerlich erſcheint. Sie ſind uralten Urſprunges und ſtellen den Helden Roland, den Vetter und Paladin Karl des Großen dar, als einen Schirmherrn der Gerechtigkeit, daher fehlt dem Roland faſt nie das Schwert. Karl der Große ſoll, wie die Sage geht, die Aufſtellung dieſer Bildſäulen von Stein oder Holz angeordnet haben, wenn ſie nicht Nachklang aus urfrüher Zeit ſind, in die keine geſchriebene Kunde hinaufreicht. Die urälteſten dieſer Säulen werden nicht mehr gefunden, die vorhandenen tragen allzumal in ihrer mittelalterlich-ritterlichen, oder antik-römiſchen Geſtaltung, wo ſie einem Kriegsgott ähnlich ſehen, das Gepräge ſpätern Urſprunges. In vielen Orten der Marken ſind die alten Rolandbilder verſtümmelt, zertrümmert, ja ſogar begraben worden.

Zu Stendal, wie auch zu Brandenburg, zu Prenzlau u. A. ſtehen berühmte Rolandſäulen. Der Roland zu Stendal iſt abſonderlich rieſig und grotesk, wohl der größeſte. Seine Waden ſind mannsdick, ſein Schwert iſt zwölf Ellen lang. Am Hinterkaſtell hat des Künſtlers Laune ein lachendes Schalksgeſicht angebracht; die Leute nennen es den Eulenſpiegel. Manchmal ſchon hat der Roland, wenn geſammte oder vereinzelte Narrheit es ihm allzubunt machte, ſich herum gedreht, oder doch wenigſtens den Kopf gewendet. Anno achtundvierzig ſoll das am letzten geſchehen ſein.

314. Die wüſten Thürme.

Sowohl die Domkirche als die Marienkirche zu Stendal haben jede zwei ſchöne Thürme, doch dient ſtets nur einer davon als Glockenthurm, und der andere, der keine Glocken trägt, wird der wüſte Thurm genannt. Die Sage geht, daß beide wüſten Thürme durch einen unterirdiſchen Gang mit einander verbunden ſeien, der unter dem Domhof, der Hallſtraße und dem Markt hinſtreiche, und die Hallſtraße ſoll abſonderlich ihren Namen daher haben, daß es unter ihr hallt und hohl klingt. Lange Zeit aber ward dieſer Gang für ungangbar gehalten, und man wußte nicht mit Gewißheit, ob dem alſo ſei, daß er von einem wüſten Thurme zum andern führe. Da erwachte die Neigung, der Sache und Sage auf den Grund zu kommen. Ein Miſſethäter, der auf den Tod gefangen ſaß, ſollte den Gang beſchreiten, und wenn er dieß glücklich vollende, nicht zu Stendal gehangen werden, ſondern ein Stück Geld bekommen, ſich dafür anderswo hängen zu laſſen, wo es ihm ſelbſtbeliebig ſei. Man hing ihm ein Grubenlicht an die Mütze und eine Trommel um, ließ ihm vom wüſten Thurm des Domes in den Gang ſteigen, und befahl ihn, zu trommeln, damit man ohngefähr höre, wo er ſtecke. Dieß geſchah pünktlich, man vernahm den dumpfen Trommelſchall unter der Erde ganz gut längs des ganzen Domhofes, und in der Hallſtraße — aber mitten in derſelben hörte die Trommel mit einemmale auf — alle war's. Niemals kam der Trommler wieder zum Vorſchein, und Niemand wagte, ihm nachzugehen. Nur die Geiſter der alten Chor- und Stiftsherren, vielleicht auch regulirter Chorfrauen wandeln von einem der wüſten Thürme zum andern, und ſie werden es ohne Zweifel geweſen ſein, die dem Eindringling in ihr geheimnißvolles Reich den Weg plötzlich abſchnitten.

345. Die goldne Laus.

Zu Bismark oder nicht gar weit davon iſt im Jahre 1350 ein Kreuz vom Himmel gefallen, welches alsbald, ſo wie es erhoben ward, Wunder that. Man erbaute ihm daher eine beſondere Kirche, weihete ſie der Himmelskönigin und nannte ſie zum heiligen Kreuze. Den Teufel verdroß das ſehr, daß ſo viele Andachten zum heiligen Kreuz geſchahen, und um das Kreuz zu höhnen, ſchuf er ein ungeheuerliches Gethier in Geſtalt einer Laus, und ſetzte es über dem Kirchengewölbe in den Thurm, da ſahen es die Leute, abſonderlich die Wallfahrer, wie Gold blitzen, und mit den Füßen zappeln, und dadurch wurde die Andacht vom heiligen Kreuze abgelenkt, denn eine goldne Rieſenlaus ſah man nirgend anderswo, heilige Kreuze aber allenthalben. Aber was an Mehrung des Zulaufs und der Opferirenden das Kreuz nicht that, das that nun die Laus, deswegen wurde dieſelbe von einer goldenen Spange umfangen und an einer goldnen Kette feſtgehalten, und empfing zu ihrer Speiſe täglich ein Pfund Fleiſch. An jedem Wallfahrtstage wurde den Gläubigen die Laus von oben her, vom Gewölbe, gezeigt; ſie war ſo groß, wie eine Taube, und unten an der Kirchthurmmauer war ſie in ihrer natürlichen Größe abgebildet. Jetzt ſteht die Kirche zum heiligen Kreuz ſchon längſt nicht mehr, auch das heilige Kreuz ſelbſt iſt verſchwunden, aber die Trümmer der Kirche liegt noch einſam in der Feldflur bei Bismark, nach Stendal zu, der Weg dahin, der alte Wallfahrerweg, heißt noch die heilige Gegend. Auch die Laus iſt verſchwunden, aber ihr Name blieb an der Trümmer haften, die heißt noch bis heute die goldne oder auch die verwünſchte Laus. —

346. Die Todtenglocke.

Zu Calbe an der Milde, dem Sitze der edeln Herren von Alvensleben, ſteht das „feſte Haus," wie man das Stamm- und Ahnenſchloß dieſer alten und begüterten Familie nennt, und in dieſem Hauſe hing eine Glocke, die begann von ſelbſt anzuſchlagen und zu läuten, wann ein Glied der Familie derer von Alvensleben mit Tode abgehen ſollte, mochte ſich dieſes auch in den fernſten Landen befinden. So wunderbar die Eigenſchaft dieſer Glocke war, ſo wenig angenehmes hatte ſie für das lebende Geſchlecht, deſſen zahlreich verzweigter Stamm in vielen Gliedern blühte, wenn ſie ſo plötzlich in das ſchönſte Frühſtück oder Mittagsmahl hinein ihre ſchaurige Prophetenſtimme erſchallen ließ. Da hatte einer des Geſchlechts den einfachen und gar nicht übeln Gedanken, die Glocke zu beſeitigen. Mit einemmale war ſie weg, und noch heute weiß Keiner, wo ſie geblieben.

347. Die Frau von Alvensleben.

Die Chroniken melden von einer frommen adeligen Wittwe aus dem alten Geſchlechte derer von Alvensleben, daß ſie gar gütig, gottesfürchtig, mildthätig und hülfreich geweſen, abſonderlich ſtand ſie den Bürgerfrauen zu Calbe im Werther gern bei in ſchweren Kindesnöthen. Da kam einmal in einer Nacht eine Botin vor das Schloß, und rief zu der Edelfrau hinauf, ſie wolle doch ja aufſtehen und ſich ankleiden und ihr folgen zu einer Frau, die in äußerſter Noth und Gefahr ſchwebe, und wiſſe ihres Leibes keinen Rath, und wohne die Wöchnerin nahebei draußen vor der Stadt. Darauf erwiederte die Edelfrau, daß es ja mitten in der Nacht ſei, wo die Thore geſchloſſen gehalten würden, wie ſie denn hinaus kommen ſollten? — Aber die Botin antwortete, das Thor ſei ſchon geöffnet. Und da ging die Frau von Alvensleben mit. Unterwegs flüſterte die Botin ihr zu, ſie ſolle nicht bange ſein, nur aber nichts annehmen von Eſſen und Trinken, was man ihr auch bieten würde. Das Thor war wirklich für ſie geöffnet und draußen im Felde währte es nicht lange, ſo kamen ſie an einen Berg, der ſtand auf, und obwohl die Frau von Alvensleben nun ſahe, daß dieſer Gang keiner von den gewöhnlichen ſei, ſo hatte ſie doch keine Furcht, und ging getroſt weiter. Da kam ſie in ein Gemach, darinnen fand ſie ein **kleines Weiblein** liegen, das der Hülfe einer Wehmutter dringend bedurfte. Dieſe Hülfe leiſtete nun die Frau von Alvensleben dem kleinen Weiblein, und nachdem ſie ihr Geſchäft glücklich vollbracht, und ein geſundes Kindlein zu Welt befördern helfen, rüſtete ſie ſich wieder zum Hinweggehen, und that nicht, wie die gewöhnlichen Wehmütter thun, die gern und oft und viel eſſen und trinken und ihren Weck auch noch mitnehmen, ſondern ſie rührte von allem, was da für ſie ſchon bereit ſtand, nichts an. Die Botin, welche ſie hergeführt, brachte ſie auch wieder zurück, und leuchtete ihr mit der Laterne, wie ſie vorher geleuchtet. Vor dem Thore des Schloſſes aber blieb ſie ſtehen, ſprach noch einmal den Dank der Wöchnerin aus, und gab ihr von dieſer einen ſchönen güldnen Ring, indem ſie ſagte: bewahret dieſen Ring zum Andenken als ein heiliges Pfand, und laßt ihn niemals von eurem Geſchlechte kommen. So lange der Ring in eurem Geſchlechte aufbehalten bleibt, ſo lange wird es fortblühen, geht er verloren, dann verlöſchet euer ganzer Stamm!

Als hernachmals das Alvenslebenſche Geſchlecht ſich in zwei Linien theilte, bis zu welcher Zeit der Ring ſorglich aufbewahrt worden ſein ſoll, da habe man, ſagen einige, auch den Ring getheilt, doch damit viel Gutes nicht erzielt. Denn die eine Hälfte des Ringes ſei in einem Feuer zerſchmolzen, und ſeitdem ſei auch die Linie, die ſie beſeſſen, in Verfall und Abnehmen gekommen, und ergehe ihr nicht gut. Andere aber ſagen, der Ring ſei noch unverſehrt aufbehalten und damit er ganz ſicher bewahrt bleibe, ſei er in Lübeck in einem hohen Hauſe verwahrlich niedergelegt, wieder andere behaupten, er befinde ſich noch bis zur Stunde im Hauſe zu Calbe, und ſei von einem gewöhnlichen einfachen Goldreif in nichts unterſchieden.

348. Der Adel der Marken.

Da Kaiſer Heinrich der Finkler, auch der Städtegründer geheißen, zu Stendal ſaß, hatte er im Sinne, gegen die Wenden zu ziehen, die damals noch jenſeit der Elbe ſeßhaft waren, und rüſtete lebhaft gegen ſie, wie nicht minder der Wendenkönig Miziola gegen ihn. Der hatte ſeinen Hauptſitz in Brandenburg und ſandte Botſchaft an Heinrich, die gar trotzig lautete. Da ließ der Kaiſer einen alten räudigen Hund vorführen, vor der Abgeſandten Augen erbärmlich ſtäupen und an einem Baume aufhängen, aus welcher ſymboliſchen Antwort jene Heinrichs Sinn genugſam erkennen konnten. Darauf ſchrieb der Kaiſer einen großen Landtag gen Stendal aus, rief alle Sachſen, Thüringer, Märker und ſonſtige Verbündete zuſammen, und ernannte viele tapfere und tüchtige Mannen, die nicht zu dem Fürſten- und Herrenſtande gehörten, zu eitel Rittern und Edelingen, und ſprach: Adel: edel! Eid: halt! — und gab ihnen Waffen und Wappen; die aber zuvor ſchon Hauptleute und Heerführer geweſen, die wurden zu Grafen und Herren ernannt; ſo ſchuf ſich Kaiſer Heinrich ein kräftiges, dankbares und anhängliches Heer, rückte damit mitten im Winter über die zugefrorene Elbe vor Brandenburg, ſchlug Lager auf dem Eiſe, ſtürmte die Stadt, nahm ſie ein, zerſtreute und erſchlug das Heer der Feinde, und begründete ſeinem Volke feſte Sitze in dem Obotritenlande. Daher der zahlreiche Adel in den Marken, die vielen reichen und blühenden edeln Geſchlechter, daher die alte, feſte, durch den Lug und Trug der Schwarmgeiſter nicht zu untergrabende, unerſchütterliche Treue gegen ihren König und ſein Haus, die nicht nur in den edeln Geſchlechtern, die im ganzen Volke der Märker lebt, und ein Fels iſt und ein rechter Markſtein, über den die wälſchen Gaukler und ihre Affen nimmer ſchreiten dürfen.

Nach erkämpftem Siege erbaute Kaiſer Heinrich auf dem Harlungerberge der Jungfrau Maria eine runde Kirche, baute weiter abwärts [illegible] Blockhaus, und nannte es Werben, weil er allda ferner um den Sieg werben wollte, den er auch erwarb, denn alle die Neugeadelten fochten neben denen vom alten Adel wie Löwen, und ihre Tapferkeit gewann dem Kaiſer den Sieg.

249. Das Fräulein bei Wittenberge.

Unterhalb Werben beginnt eine Landſchaft, die nennt man „in der Priegnitz“, da liegt noch ein Fleck, heißt die „alte Stadt“, und darüber, wo jetzt Ackerfeld iſt, erhebt ſich ein hoher Hügel. Das ſoll die Stätte ſein, wo früher das Schloß der Herren von Wittenberge ſtand, und zu ſeinem Fuße das alte Wittenberge. Es iſt nicht geheuer an dieſen verödeten Stätten, und man ſagt inſonderheit, daß ein verwünſchtes Fräulein dort wandere. Dieſes Fräulein, als es noch im Leben wandelte, war einem Ritter verlobt, der von ihr hinweg in den Krieg ziehen mußte, und brach ihm die Treue. Als er voll Sehnſucht nach ihr heimkehrte, fand er ſie als eines andern Weib, und zwar als das eines der Herren von Wittenberge. Darüber wurde der hintergangene Bräutigam alſo zornig, daß er ein Heer ſammelte, dem von Wittenberge Fehde bot, und Burg und Stadt angriff, gewann und zerſtörte. Dafür, daß durch ſeine Untreue ſo viele unſchuldige Menſchen umkommen mußten, wurde das Fräulein verwünſcht, ruhelos umzugehen, bis an das Ende der Tage. Von da an begannen die Einwohner der Stadt, ſoviel ihrer geflüchtet waren, die Stadt an einer andern Stelle wieder aufzubauen. Dieſelbe hat jetzt eine berühmte Eiſenbahnſtation, und denkt dort Niemand mehr an das wandelnde Fräulein.

250. Wunderblut.

Von Blutregen und ſonſtigem Wunderblut gehen in den Marken viele Sagen. In Belitz blutete eine Hoſtie fortwährend, weil ihr Leides geſchehen war, und geſchahen dorthin viele Wallfahrten. In Zehdenick drückte ein Weib eine geweihte Hoſtie in Wachs, und vergrub ſie, da ſie einen Bierſchank hatte, vor dem Bierfaſſe, unter den Zapfen, das Bier zu mehren, wie jener fromme Kloſterbruder zu Altenberge die Bienenſtöcke. (Sage Nr. 110.) Aber von da ab hatte die Frau in ihrem Gewiſſen keine Ruhe, und ſie mußte ihre Sünde beichten, und offenbar machen. Da ihre That nun ruchbar ward, ſo ging man in ihren Keller und fand allda quillendes Blut an der Stelle, wo die Hoſtie vergraben lag. Man erhob die blutige Erde, und trug ſie in die Kirche, und es ward dahin alsbald ein großer Zulauf von Vornehmen und Geringen nach Zehdenick, ſelbſt die Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg reiſten dahin, begleitet von ihrer Schweſter Mechtild, Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg, und dem Biſchof Ruthgerus zu Brandenburg, und ſtifteten auf Anrathen ihres Beichtigers zu Zehdenick ein Jungfrauenkloſter Ciſterzienſer-Ordens.

Zu Wilsnack in der Priegnitz verbrannte ein böſer Edelmann Dorf und Kirche. Aber unverſehrt blieb mitten in den Flammen der Altar, und es brannten ſeine Kerzen, und drei Hoſtien, die der Pfarrer dort verwahrt, lagen mitten auf der Leinwand, aber mit Blut beſprengt, und eine Stimme, mitten in der Nacht, gebot dreimal hinter einander dem Pfarrer, Meſſe zu leſen am Altare der verbrannten Kirche. Und er that alſo, und die heiligen Hoſtien thaten große Wunder, daß zu ihnen die Gläubigen walleten und ſtrömten aus allen nordiſchen Reichen.

Im Dorfe Schönhagen, unweit Pritzwalk, hat ein Hirſchgeweih einen ganzen Tag und eine Nacht lang Blut geſchwitzt, als eine Frau des Hauſes von Pritzlen geſtorben war, und begraben wurde, und Niemand wußte ſolches Wunder zu deuten, denn ſchon ſeit vierzehn Jahren hing dieſes Horn an einer und derſelben Stelle. So auch ſchwitzte eine Magd zu Großmantel, einem Dorfe in der Gegend von Stargard, Blut, drei Tage hintereinander, daß alle Welt ſich davor entſetzte.

351. Das Grab des Remus.

Bei der Stadt Rheinsberg iſt ein See gelegen, und in dieſem See eine Inſel, auf der fand man vor Zeiten ein mächtiges Steingrab und in dem Grabe große Gebeine eines gewaltigen Hünen. Von den Steinen war der eine ſchöner Marmor und waren darauf ſechs Habichte gehauen, auch eine Schrift, die aber ſo ſehr verwittert war, daß ſie Niemand mehr leſen konnte. Und da fand ſich alsbald auch ein kluger und weiſer Diſtelkopf, derſelbe vielleicht, der in Salzwedel den Sonnentempel und bei Gardelegen die Iſisburg kraft ſeiner Phantaſie gründete, und ſpintiſirte aus, daß erſtens dieſes Grabmal ein römiſches ſei, daß zweitens das Städtlein Rheinsberg in alten Zeiten keinesweges Rheinsberg ſich geſchrieben, ſondern Remsberg, wie auch drittens der dortſelbſt vorbeifließende Fluß keineswegs der Rhein ſei oder ſo heiße, auch nicht Rhin oder Rinne, ſondern Rem. Daraus folge nun ſonnenklar viertens, daß der Name des Städtchens früher Remus gelautet habe, und nicht minder ſonnenklar fünftens, daß Remus, der Bruder des Erbauers von Rom, keinesweges von ſeinem Bruder Romulus umgebracht worden, weil er ſpöttlich über deſſen neue Mauern hinweggeturnt, ſondern endlich aus Latium in die Mark Brandenburg, Grafſchaft Ruppin, mit einigem Anhang gezogen ſei, auch ſechſtens keineswegs, wie andere behauptet, die Stadt Rheims oder Remus in Gallia, ſondern lediglich und ausſchließlich ſiebentens Remus am Fluſſe gleichen Namens begründet und erbaut habe, worauf er alldort verſterben und auf der Inſul im Rem ſich habe begraben laſſen. — Solche abſonderlich beluſtigende Schnurren und Schnaken hecken vordeſſen die gelahrten Diſtler aus, mit gar großem Aufwand von überſchwänglichem Wiſſen, und iſt deren Geſchlecht auch noch keineswegs ausgeſtorben. Mancher brütet über ein Paar alten Aſchentöpfen zeitlebens, und läßt ſich's gutes und ſchweres Geld koſten, Bücher mit Abbildungen voll tollen Unſinnes darüber zu ſchreiben und herauszugeben, und ſo erfüllt ſich fort und fort das Wort der Schrift: wenn du den Narren im Mörſer zerſtießeſt mit dem Stempel, wie Grütze, ſo ließe doch ſeine Narrheit nicht von ihm. —

352. Die vermauerten Thore.

In vielen Städten der Mark Brandenburg findet ſich das Ungewöhnliche, daß neben dem offenen Stadtthor noch ein zweites vermauertes erblickt wird, und zwar iſt gleich erſichtlich, daß das vermauerte das urſprüngliche Thor iſt, das gerade in die Straßen führte, während das jetzt im Gang befindliche ſchrägwärts ausmündet. Solcher Thore haben Kyritz, Wittſtock, Wuſterhauſen in der Grafſchaft Ruppin, Soldin drei, Friedeberg zwei, Morin zwei, Berlinchen zwei, Königsberg zwei, Schönfließ zwei, auch Landsberg an der Warthe, Beerwalde, Woldenberg, Fürſtenwalde, Mittenwalde, Bernau. Granſee hat deren auch zwei. Man weiß nicht mehr recht Grund und Urſache dieſes in früher Zeit erfolgten Thor-Umbaues anzugeben. In Granſee geht die Sage, daß als die frühere Wendenbevölkerung von den Deutſchen vertrieben worden ſei, und letztere ſich der Stadt bemächtigt, ſie die Wenden ſo ſehr mißachtet haben, daß ſie die Thore hinter ihnen zugemauert, und neue Thore in die Mauer gebrochen haben. Es blieb von ſolcher Mißachtung des unterjochten Volksſtammes der Wenden noch bis auf den heutigen Tag ein Nachhall im Brauch: auf vielen Dörfern, wo Deutſche und Wenden neben einander wohnen, dürfen letztere nur durch kleine Nebenthüren in die Kirche gehen.

353. Ratten vertrieben.

Zu Neuſtadt-Eberswalde giebt es keine Ratten; früher waren ſie dort zahllos und fraßen faſt die ganze ſtädtiſche Kornmühle auf. Da kam ein fremder Mann, der erbot ſich, dieſes Ungeziefer für immer zu bannen, und wollte erſt nach Jahr und Tag den Lohn für ſeine Kunſt; nur zwei Thaler wolle er vorweg und acht Thaler übers Jahr. Solchen Vorſchlag war der Rath zu Neuſtadt-Eberswalde gar wohl zufrieden, und derſelbe Mann gebrauchte ſich nun ſeiner Kunſt. Ob er gepfiffen hat, wie der Rattenfänger zu Hameln, meldet die Sage nicht, aber pfiffig muß er es jedenfalls angefangen haben, denn gleich den Ratten zu Hameln fühlten ſich die zu Neuſtadt-Eberswalde veranlaßt, zu Haufen die Mühle zu verlaſſen und in die Finow zu ſpringen, in welcher ſie allzumal hinabſchwammen, und nie kam eine einzige wieder. Aber der Mann kam wieder als das Jahr herum war, und heiſchte ſeinen rückſtändigen Lohn. Da gedachte der Rath weislich an den Auszug der Kinder zu Hameln, und vergnügte den Rattenjäger bei Heller und Pfennig mit Freuden. Nachher ſind niemals wieder, weder in der Stadt, noch in der Stadtmühle Ratten verſpürt worden.

354. Schlangen vertrieben.

Um die Stadt Bernau, wie auch um die Stadt Prenzlau findet man, ſo weit in die Feldflur das Geläute einer gewiſſen Glocke ſchallt, keine einzige

Schlange. In Prenzlau hat ſie ein Mann hinweggebannt, der das Leben verwirkt hatte, und hat ſich dadurch vom Tode errettet, in Prenzlau aber hat es mit der Schlangenvertreibung eine andere Bewandtniß. Es ſollte eine Bürgerglocke gegoſſen werden und nach dem Brauch ward ein Sammelumgang gehalten bei den Bürgern um allerlei Metall, und die Leute brachten dergleichen auch wohl ſelbſt dargetragen. Da nun der Meiſter ſchon die Erze ſchmolz, kam ein altes Weib gegangen und ſprach, ſie habe kein Erz zu ſchenken, wolle aber doch etwas geben, das nicht zu verachten ſei. Und da ließ ſie eine Otter und eine Natter, die ſie lebendig bei ſich trug, in den ſchmelzenden Metallbrei hineinlaufen, und ſagte voraus, ſobald die Glocke geläutet werde, würden ſich alle Schlangen, von denen die Flur wimmle, fortbegeben. Und alſo geſchah es auch. Es war als ob die Schlangen erſchreckten, als ob ſie gleichen glühenden Tod fürchteten — ſo weit der Schall der Glocke drang, flohen ſie entſetzt in entgegengeſetzter Richtung von dannen. Nach einer langen Reihe von Jahren bekam die Glocke einen Sprung, und konnte nicht mehr geläutet werden. Darauf ſind die Schlangen in Haufen wiedergekommen. Da ließ der Rath im Jahre 1649 die Glocke umgießen, und ſiehe, als ſie zum erſtenmale wieder geläutet wurde, begaben ſich alle Schlangen, ſchädliche und unſchädliche, aufs Neue auf die Flucht.

---

355. Die ſtummen Fröſche.

Zu Schwante, in der Nähe von Oranienburg, iſt der adelige Ritterſitz der Familie von Redern. Die Gegend ringsum iſt äußerſt reich an Fröſchen, weil in den nahen ausgedehnten Forſten der Sumpfſtellen gar viele ſind. Nun war zu einer Zeit ein Herr von Redern bedeutend erkrankt, und da die Fröſche abſonderlich zur Nachtzeit einen unthümlichen Lärm mit ihrem Geſchrei machten, ſo konnte der Kranke in keiner Nacht ſchlafen, und ſein Zuſtand wurde immer ſchlimmer. Da kam eines Tages ein Armer in das Haus und bettelte. Die Edelfrau reichte ihm mit eigner Hand eine Gabe und weinte. Da fragte der Arme, warum ſie denn weine? — Und ſie ſagte ihm, daß ihr Mann ſo krank läge, und daß es mit ihm nicht beſſer werden könne, weil das Froſchgeſchrei ihm keine Minute des Schlummers genießen laſſe. — Darauf ſagte der Bettler: wenn dem gnädigen Herrn damit, daß die Fröſche ſchweigen, kann geholfen werden, dann ſoll ihm geholfen werden. — Da ward ihm, wenn er ſolches Wunder bewirken könne, ein ganzer Sack voll Korn, ſo ſchwer er ſelbſt ihn zu tragen vermöge, verheißen. Jetzt ging der Bettler aus dem Schloſſe, umging es im weiten Umkreis, ſo weit nur eine Froſchſtimme ſchallen und gehört werden mochte, und brauchte ſeine geheime Kunſt. Und ſiehe, da verſtummte das laute Froſchgeplärr, und that keiner wieder ein Maul auf, und der Edelmann bekam Schlaf und genaß; und der Arme bekam ſeinen Sack voll Roggen, und ſagte im Scheiden: auf hundert Jahre wird es gut thun, länger nicht — dann mögen andere ſehen, was ſie können. —

Immer noch ſind die Fröſche zu Schwante ſtumm, was ihnen ſehr ſtörend iſt, die hundert Jahre nur noch nicht vorüber, aber bald. Bisweilen fängt ſchon einer oder der andere an zu probiren, ob noch Stimme vorhanden, beſinnt ſich aber ſchnell, daß es noch nicht an der Zeit iſt, und ſchweigt. Aber wenn die hundert Jahre herum ſind, Himmel, was wird das für eine Luſt und für ein Feſt unter den Fröſchen werden! Schwante, dann freue dich! —

356. Es ſpukt in Tegel.

— — „Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir ſind ſo klug, und dennoch ſpukt's in Tegel."

läßt Altmeiſter Goethe im Fauſt den Proktophantasmiſten ſagen. Ja, es hat ſehr in Tegel geſpukt. Tegel iſt ein ehemaliges Jagdhaus des großen Kurfürſten, das in der Umgend zum Unterſchiede vom Dorfe Tegel, **Schloß Tegel** heißt. Dort niſtete ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Poltergeiſt ein, der Tag und Nacht rumorte und den Bewohnern keine Ruhe ließ. Zunächſt entſprach dieſes Geſpenſt ſeiner Natur durch Poltern, dann begann es mit Steinen nach den Leuten zu werfen, welche Steine zum Ueberfluß ſehr heiß waren, und muthmaßlich unmittelbar aus dem Kalkofen der Hölle. Man hörte es auch mit Peitſchen in den Stuben knallen, und auf dieſe Weiſe war ſeine Geſellſchaft keineswegs angenehm. Mit dem Feuer ging dieſes Geſpenſt ganz gefährlich um, und die Eßwaaren ließ es auch nicht unangetaſtet. Auch zeigte es ſich bisweilen ſichtbar, bald groß, bald klein, bald ſchwarz, bald weiß, bald eins, bald zwei, auch zu dritt beliebte es ſich ſehen zu laſſen. Und war doch eine Zeit, wo die Aufklärung im ſchönſten Gange, im blühendſten Wachsthume war. Ganz Berlin war voll davon, in allen Kreiſen der Geſellſchaft wurde von nichts geſprochen, als von dem Spuk in Tegel, Bücher wurden darüber geſchrieben — und endlich iſt der Geiſt wieder hinweggekommen, man hat nicht erfahren, wohin? Einige ſagten, er ſei in den Tegelſee gebannt worden, Spötter aber behaupteten, der damalige Beſitzer des kleinen beſcheidenen Jagdſchlößchens, der bekannte Buchhändler Nicolai, habe ihn in die von ihm beſorgte kritiſche Zeitſchrift „Allgemeine deutſche Bibliothek" gebannt, darin der Tegler Poltergeiſt hernach noch oft genug Rumor gemacht habe.

357. Zauberweiber in Berlin.

Zu Berlin lebten im Jahre 1553 zwei arge Zauberinnen, die konnten Reif und Schnee, Eis und Hagel machen, und machten deſſen auch, die Frucht zu verderben. Einſtmals ſtahlen ſie einer Nachbarin ein junges Kind, tödteten und zerſtückelten es und kochten es in ihrem verfluchten Hexenkeſſel. Die Mutter, welche ihr Kind vermißte und ſuchte, kam zu dieſen Weibern unverſehens, warf einen Blick in den Keſſel, ſah darin ihres verlorenen Kindes Gliederlein, und entwich ſchweigend, die Unthat dem Rathe anzuzeigen. Der ſandte alsbald

Männer, welche die Weiber ergriffen, und gefangen hinwegführten. Da ſie nun peinlich befragt wurden, was ſie mit ihrem Gekoch für eine Abſicht gehabt, ſo geſtanden ſie ein, ſie hätten ein Unwetter zu Wege brauen wollen, und einen darauf folgenden großen Froſt mit Eis, daß alle Blüthe und alle künftige Frucht hätte verderben ſollen. Da wurde ihnen nach Verdienſt gelohnet; ſie wurden auf Schleifen zum Thore hinaus geführt, unterwegs mit glühenden Zangen gezwickt und draußen auf dem Anger lebendig verbrannt.

Ein paar andere ſolche Hexenweiber und liebſte Teufelsbuhlen zu Berlin waren zu einer Zeit in einem Wirthshaus beiſammen, die hatten jede eine Gelte voll Waſſer vor ſich, rührten darinne, ſtreuten ſchwarzes Pulver hinein und hatten dabei viel unverſtändlichen Gemurmels. Der Wirth, der ſelbigen Weibern nicht über den Weg traute, hatte in der Wand ein Guckloch, und lugte und lauſchte, was ſie trieben. Und da fragte die eine: was meinſt? Soll es dem Korn gelten, oder dem Weine? — Allen beiden! — antwortete die andere. Und wann? — fragte die erſte wieder. Morgen in aller Frühe, ehe der Thau fällt — ſprach die andere. Darauf haben ſich die Hexenweiber zu Bette gelegt, und da hat ſich der Wirth in die Kammer geſchlichen, und die Gelten über die Schlafenden ausgeſchüttet, und dazu gerufen: allen Beiden! Da wurde im Augenblick das Waſſer zu Eis, das umſchloß die Weiber, und umgab ſie rings gleich einer Rinde, darinne ſie erfroren und erſtickten. Die Flur mit Korn und Wein aber war gerettet.

358. Die geſpenſtigen Mäher.

Zur Zeit der Haferärnte, im Jahre 1559, ward in der Nähe der Stadt Köln an der Spree ein verwunderlich und ſeltſam Geſicht erblickt. Man ſahe auf dem Felde mit einemmale funfzehn Männer, die ſich als Mäher anſtellten, obſchon Niemand ſie beſtellt hatte; bald darauf geſellten ſich dieſen funfzehn noch zwölf andere, und waren ſchon die erſten von ſonderbarem Anſehen, ſo waren die nachgekommenen noch ſchrecklicher, denn die erſten hatten doch Häupter, gleich andern und gleich wirklichen Menſchen, die letzten aber hatten keine Häupter, und waren ſcheuslich und gräßlich geſtaltet. Dieſe ſiebenundzwanzig Mäher führten in ihren Händen große Senſen, und hieben mit dieſen mit mächtiger Gewalt in den Hafer hinein, daß es nur ſo rauſchte, als wenn Schwaden auf Schwaden dahinſänke, und dennoch fiel kein einziger Halm, ſondern der Hafer blieb ſtehen, nach wie vor, auch ward vom Tritt ſothaner Mäher keine Aehre geknickt oder gebogen. Ueber dieſe wunderbare und grauenhafte Erſcheinung erſcholl großes Geſchrei am Hofe und in der Stadt Berlin, und viele Hunderte zogen hinaus, dieſe Mäher zu ſehen. Darunter waren etliche, die wollten ihren Muth ſehen laſſen, gingen furchtlos auf die Mäher zu, und fragten ſie: woher ſie kämen? wer ſie ſeien? wer ſie zu ſolcher Verrichtung berufen? — allein auf keinerlei Fragen haben die Männer geantwortet, ſondern nur immerfort mähend in den Hafer hauen. Da nun die beherzteſten noch näher gingen, und die Mäher greifen wollten, glitten ſie vor ihnen her wie Schatten, ungreifbar, und ſetzten ihr fruchtloſes Geſchäft ſcheinbaren Hafermähens ununterbrochen fort. Solches Geſicht hat einige Tage angehalten, darauf ſind die Mäher nicht mehr geſehen worden. Da nun die allgemeine Meinung war, daß dieſe Erſcheinung auf keinen Fall etwas Gutes vorbedeuten könne, ſo verſammelte Kurfürſt Joachim der andere die gelahrtenen Prediger in der Mark, damit ſie ein Urtheil faſſen und fällen ſollten, was dieſes unerklärbare Geſicht bedeute. Lange beriethen die Prediger und ſuchten und fanden in der heiligen Schrift, in den Propheten und in der Offenbarung mancherlei Stellen, die ſich auf jenes Geſicht anwenden ließen, und von denen manche gut paßten, andere aber wie die Fauſt auf das Auge, und einigten ſich dahin, daß ſie eine große Peſtilenz prophezeihten, wo der grimme Tod als Mäher ſeine Garben niederſchlagen werde — es war aber nichts mit der Prophezeihung und iſt keine Peſtilenz gekommen.

359. Der Hirſch Sankt Huberti.

Demſelben frommen Kurfürſten, Joachim dem andern, iſt es begegnet, daß er im Jahr 1570 in der Köpeniker Haide bei Berlin jagte, und eines ſtattlichen Hirſches anſichtig ward, den er alsbald verfolgte. Und im Dahinjagen ward er eingedenk eines Geſichtes ſeines Vaters, Joachim des erſten, den man ob ſeiner Weisheit und Milde und würdigen Alters Neſtor nannte — welches dieſer auf derſelben Haide gehabt. Ein großer ſtarker Keuler war plötzlich auf ihn losgeſtürzt, als er ganz allein und ſeinem Gefolge voraus war. Der Kurfürſt war ein muthiger Jäger und nahm das wilde Thier an, und ſtieß ihm den Sauſpieß mitten in den Rachen hinein, aber ſiehe, da fuhr eine Feuerflamme aus dem Halſe des Thieres, und plötzlich brannte der hölzerne Stiel der Saufeder lichterloh in der Hand des Fürſten, der Keuler aber wandte ſich, und als das Gefolge herbeikam, fanden ſie ihren Herrn beſtürzt und mit verbrannter Jagdwaffe in der Hand. Das hatte Kurfürſt Joachim ſeinem Sohne öfters erzählt, und anderthalb Jahre darauf war er geſtorben. — An dieſe Erſcheinung dachte jetzt der Sohn Joachim Neſtors, da ſtand mit einemmale der Hirſch und kehrte ſich gegen ihn, und ſiehe, zwiſchen dem Geweih erblickte der Fürſt gerade wie einſt der Schutzpatron aller Jäger und Weidwerksgenoſſen, ein leuchtendes Crucifix. Da that er, was der Jäger Hubertus auch gethan, er ſtieg vom Pferde, kniete nieder und betete; der Hirſch aber verſchwand. Dem Kurfürſten mahnte dieſe Erſcheinung an baldiges Scheiden, und im darauf folgenden Jahre iſt er ſelig verſtorben. Den Hirſch hat keiner wieder geſehen.

In der Köpeniker Haide hört man zum öftern zur Nachtzeit Jagdgetöſe und ſchallenden Lärm von Hörnern und Hunden, Peitſchenknall und Jägerrufe, beſonders in und über dem Müggelberge, doch weiß Niemand, wer dort jagt.

360. Die weiße Frau.

Es iſt eine allgemeine Sage, daß, gleich wie in andern Fürſtenſchlöſſern, auch im Königsſchloſſe zu Berlin eine weiße Frau umwandle, welche ſich ſichtbar zeige bei bevorſtehenden wichtigen Ereigniſſen, namentlich bei Sterbefällen. Zahllos ſind die Anführungen ſolcher Fälle, vor denen ſie erſchienen ſein ſoll, aber ſchwankend und ungewiß ſind die Angaben und Annahmen, wen auf Erden dieſer ruheloſe Geiſt beſeelt, wer in ſolcher Tracht, altväteriſch, grabſteinähnlich, das Haupt mit einem Matronenſchleier bedeckt, ſtarren, ſteifen Gewandes, in Leben umgewandelt? Spinnwebfarben iſt ihr Geſicht, Moderduft iſt ihr Parfüm, Grauen weht eiſig vor ihr her, und Odemſtocken folgt ihrem Verſchwinden. Gar viele hohe Perſonen nennt die Sage, denen ſie ſoll erſchienen ſein, bald in Zimmern, bald auf den Gängen, bald am hellen Tage, bald im Zwielicht, bald in tiefer Nacht. Einige nennen ſie die Ahnfrau des königlichen Hauſes, aber welche der Ahnfrauen ſoll es ſein? Die erſte Zollerin aus der Zeiten Frühe, oder die erſte Burggräfin von Nürnberg, Sophia? Eliſabeth von Meran oder Margaretha von Kärnthen? Die Hennebergerin Eliſabeth, Johann II. Burggrafen von Nürnberg, des Reichsfürſten, oder die Sachſin Eliſabeth, Friedrich V. Burggrafen von Nürnberg, Markgrafen zu Brandenburg erlauchte Gemahlin? oder die bayriſche Eliſabeth, Friedrich des erſten Kurfürſten hohe Vermählte? — Niemand weiß es. Einige ſagten und ſchrieben, daß jene Gräfin von Orlamünde es ſei, die Albrecht der Schöne, Burggraf zu Nürnberg geliebt haben ſoll, allein deren Geiſt iſt gebannt an das alte Haus Plaſſenburg, und kann nicht wohl im Schloſſe zu Berlin umgehend gedacht werden. Wer ſie auch ſei und geweſen ſei, ſo ſei ihr Erſcheinen ſtets das eines guten Geiſtes.

361. Der ſtarke Jochem.

Zu Kurfürſt Georgs Zeiten lebte zu Berlin ein Edelmann, Joachim von Schapelow geheißen, ſie nannten ihn nur kurzweg den ſtarken Jochem wegen ſeiner ungeheuren Stärke. Niemand konnte ihn niederringen, obgleich er von Geſtalt nichts weniger als ein Rieſe war. Da kam einmal ein fremder Fürſt an den Berliner Hof, der hatte in ſeinem Gefolge einen ungemein großen und auch ſehr ſtarken Mann, den konnte auch keiner bezwingen, und der Fürſt rühmte abſonderlich deſſen Stärke gegen den Kurfürſten, und daß ſeinesgleichen nicht zum zweitenmale gefunden werde. Hm — machte der Kurfürſt: mein Schapelow nimmt's am Ende doch mit deinem ſtarken Hans auf! — und da wetteten die Fürſten miteinander um vier Eimer, das ſind zwei Ohm, Wein, weſſen Mann obſiege, der ſolle ſelbigen Wein gewonnen haben. Die Kämpfer traten auf den Plan, der große Ausländer und der kleine, aber kernfeſte Märker. Der Kampf begann und nach kurzem Ringen warf Schapelow ſeinen rieſigen Gegner zu Boden, daß ihm die Rippen krachten, und als dieſer wieder aufzuſtehen verſuchte, ergriff ihn der ſtarke Jochem, hielt ihm beide Hände eiſenfeſt, packte ihn, trug ihn zum Fenſter, und wollte ihn hinauswerfen — was jedoch der Kurfürſt verhinderte. Um nun den Schapelow für ſeine Anſtrengung auch zu belohnen, ſo befahl er ihm, ſich im Hofkeller ſeinen Lohn zu holen, und ſich ſoviel Wein zu nehmen, als er auf einmal herauf tragen könne, der ſolle ihm eigen gehören. Das war dem ſtarken Jochem ſehr willkommen, er ſtieg hinab in den Keller, beſah ſich die Fäſſer und griff nicht blöde zu. Der Kurfürſt und ſein hoher Gaſt ſtanden oben auf dem Söller nach dem Hofe und blickten hinab, da erſchien der wackere Jochem unten auf der Kellertreppe. Er hatte drunten aus zwei Eimern die Spunde geſchlagen, hatte einen vollen Eimer unter dem rechten, einen unter dem linken Arm, und an den Fingern, die er in die Spundlöcher geſteckt, trug er rechts einen Eimer und links auch einen Eimer, da ſonſt ein Mann an einem einzigen vollen *halben* Eimerfaß gerade genug zu tragen hat. Die Herren lachten über dieſe komiſche Erſcheinung und bewunderten die gewaltige Kraft des Mannes, und der Kurfürſt rief hinunter: biſt du des Teufels, Schapelow? Wenn du meinem Wettgewinn wegträgſt, was trägt's denn mir? — Ach Durchlaucht! — rief Joachim von Schapelow hinauf, es trägt's nicht aus. —

362. Das große Loos.

Zu Berlin war ein armer Schuhmacher, dem hing ein Jude, ſtatt baaren Geldes für Stiefeln oder Schuhe, ein Lotterieloos auf; der Mann legte das Papier ins Fenſter, und hatte deſſen keine Acht. Als der Sonntag kam, ging er mit ſeiner Frau ſpazieren, ließ aber aus Urſachen die Kinder daheim. Die Kinder hatten ihre Luſt mit pappen und kleiſtern, und wie ſie nach Papier umherſuchten, fanden ſie auf dem Fenſterbret das Loos. — Ach! ein Bild! — ſo riefen ſie; das muß hin — zu den andern Bildern — an die Stubenthüre! — Geſagt, gethan, das Loos bekam auf ſeine minder ſchöne Rückſeite eine merklich dicke Lage Mehlkleiſter und erhielt ſeine Stelle neben einem berühmten Kriegshelden, einer Kompagnie Soldaten, und ſonſtigen Dreier- oder Pfennigbildern, welche das Bilderquodlibet an der Stubenthüre bereits bilden halfen. In der Woche that der Schuhmacher einen Geſchäftsgang, von dieſem kam er ganz athemlos nach Hauſe, ſeine Augen glänzten — er ſtürzte nach dem Fenſter, ſeine Hand ſtreckte ſich nach dem Papiere aus — es war fort. Wo — wo — wo iſt das Loos? Das Papier? Hier hab' ich's hergelegt! Himmel tauſend Donner — Frau und Kinder zitterten — der Schuſter wurde wild — ſeine Hand erfaßte den Knieriem, es drohte ein ſchreckliches Gewitter — da faßte das jüngſte Kind, ein Mägdlein mit ſchelmiſchen Augen, des Vaters Hand und ſah ihn bittend und zitternd an, und wieß nach der Thüre. Da klebte das Loos, gut und ſicher — aus dem Fenſter hätt' es vielleicht ein Windſtoß geweht. Goldkind! — rief der Schuſter, und hob das Kind empor, und küßte es, und ließ den Knieriem fallen. Aber das Loos ſaß feſt, herunter ging es nicht — der Verſuch, mit Waſſer es abzuweichen, hätte das dünne Papier jedenfalls vernichtet. Der glückliche Gewinner, denn das Loos war als großes Loos aus der Ziehung gekommen, faßte ſich kurz, er hob die Thüre aus den Angeln, und trug ſie huckepack auf das Rathhaus, wo die Ziehung ſtatt fand. Alles erſtaunte, als das Loos ſo groß und ſchwer herein kam, doch da alles in Ordnung befunden ward, ſo mußte gleich dem Beſitzer des glückhaften Looſes die Thüre zum Zählbrett dienen. Darauf hat ſelbiger Schuſter in der Wallſtraße zu Berlin ein hübſches Haus erbaut, und über der Thüre ſich ſelbſt abbilden laſſen, wie er ſeine Stubenthüre huckepack trägt, dem Helden Simſon ähnlich, der gar ein Stadtthor trug, dem aber ein ſchlechtes Loos gefallen. Das Haus hat die Nummer 25.

363. Der Blumenthal.

Zwiſchen Berlin und dem Oderbruch liegt ein weit ausgedehnter Wald, darin hat vor alten Zeiten eine Stadt geſtanden, von der ſich noch Spuren finden laſſen, aber keine Sage, keine Chronik kündet von ihrem Urſprung, Beſtehen und Vergehen. Nur übergroße und bemooſte Trümmer zeigen noch alte Ummauerung, Straßen und Thore an, und zur Nacht tanzen Irrlichter über der längſt verödeten Stätte. Blumenthal ſoll die Stadt geheißen haben, und manchesmal ſoll ſie in beſondern Nächten ſich ſichtbar zeigen voll ernſter Schönheit, belebt von einem ernſten Volke. Man hat den Raum des alten verſchollenen Blumenthal gemeſſen, nach Länge und Breite; vier Thore führten hinein, die Hauptſtraße hatte die Richtung nach Stra[illegible]berg. Vier ummauerte Plätze trugen eine Kirche, ein Schloß, ein Rathhaus und ein Kloſter. Mitten in der Stadt ruhen drei mächtige Hünengräber. Man ſagt, daß vor einigen hundert Jahren das Mauerwerk noch manneshoch über der Erde ſichtbar geweſen, jetzt aber iſt alles überraſet und übergraſet, und ſtarke Baumſtämme bedecken den Boden. Von dieſer vormaligen Stadt Blumenthal hat der ganze weite Forſt den Namen der Blumenthal empfangen.

364. Die Geharniſchten.

Zu Cüſtrin hat es ſich am Bartholomäustage des Jahres 1555 begeben, daß man auf dem Markte mit einemmale zwei Geharniſchte ſah, und zwar geharniſcht vom Kopf bis zum Fuße, die gingen miteinander Hand in Hand um den ganzen Markt, während droben am Himmel ein ſeltſames Wunderzeichen erblickt wurde. Da ſahe man eine große Schlacht, hörte in der Luft großes Getümmel und jämmerliches Geſchrei. Plötzlich vernahm man auch einen lauten wehklagenden Ruf der beiden Geharniſchten, und ſo verſchwanden ſie vor aller Augen, und eben ſo das Luftgeſicht einer Schlacht in den Wolken. Niemand wußte dieſe Zeichen zu deuten, und ſo ſehr man auch von ihnen fürchtete, und mannichfaches Unheil daraus prophezeihte, ſo geſchahe doch darauf nicht mehr und nicht minder, als was auf das Erſcheinen der geſpenſtigen Mäher bei Berlin geſchah, nämlich — nichts. Im darauf folgenden Jahre erſchien zu Cüſtrin de Nachts am Himmel ein feuriges Chasma, und erzeugeten ſich am Himmel unzählige Flammen, auch zwei flammende Säulen, und ward von oben eine Stimm gehört, welche ſchrie: wehe, wehe der Chriſtenheit! — Wie in Berlin, ſo ware nach der Zeit auch zu Cüſtrin zwei verrufene Wetterhexen und boshafte Zauberſäcke, die ſchufen, als ein Pfarrer begraben ward, der öfter gegen ihren Unfu gepredigt, ein gräuliches Unwetter mit Schloßen und Hagel, Donnern un Blitzen, daß die Menſchen vermeinten, es komme der jüngſte Tag, oder ſei ſchon vorhanden. Da man nun gegen die beiden alten Hexen Verdacht ſchöpfte, ſ wurden ſie eingezogen, erſt üblichermaßen gütlich und dann peinlich befragt, und geſtanden dann, ſie hätten allerdings das Ungewitter hervorgerufen, damit der Wahn entſtehe, der Pfarrer habe es mit dem Teufel gehalten, und ſeine Seel ſei von dieſem geholt worden. Darauf wurden ſie gerechtfertiget, will ſagen: verbrannt. —

365. Die Adamstänzer.

In der Mark, in Thüringen, auch ſonſt in Deutſchland, in Böhmen (Sage Nr. 680.), und in Holland erhob ſich zu einer Zeit eine Sekte von Leuten, die gingen unbekleidet einher, weil der Urvater Adam auch keine Kleider gehabt, trieben allerlei ſeltſame Bräuche, andern Chriſten zum Aergerniß, ſich ſelbſt zur Schande, und nannten ſich Adamiten. Sie führten auch Tänze auf, bei denen ſie ſplitternackt einherſprangen. Eine ſolche Geſellſchaft war auch im Dorfe Wirchow in der Neumark, die nahm zwei Fiedler und zwei Bierſchänken mit, ſie ſelbſt waren ſieben Paare, und Schänken und Fiedler mußten auch alſo nackend mitlaufen. Und der Tag, an welchem ſie es thaten, war der heilige Pfingſttag, derſelbe, an welchem der Herr auch die gottloſen Tänzer von Kolbek ſtrafte. (Sage Nr. 314.) Da huben die Adamstänzer und Tänzerinnen auf einen Plan vor dem Dorfe ihren gottloſen Reigen an, wild und ſündlich und ſchändlich, aber als ſie zum drittenmale antraten, geſchahe ein Blitz und ein Donnerſchlag bei hellem Himmel und der helle Himmel wurde plötzlich ſchwarz wie die Nacht, und den Tänzern und Tänzerinnen erſtarrte vor Schreck das Blut in den Adern, und dieſe Erſtarrung mehrte ſich, und keiner regte mehr ein Glied, weder die Adamstänzer, noch die Schänken, noch die Fiedler. Sie waren allzumal zu nackten Steinen geworden, und müſſen alſo ſtehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, und nur ganz langſam ſinken ſie allmählich ein. Jetzt ſind ſie immer noch zwei bis dritthalb Fuß hoch, die Schänken in der Mitte des Kreiſes ſind noch zwei Ellen hoch. An den Spielleuten, die außerhalb des Kreiſes ſtehen, erkennt man noch die Fiedeln. Das Volk nennt ſie noch heute den Steintanz oder die Adamstänzer.

In Amerika giebt es noch bis heute eine zahlreiche Sekte, die Gott durch Tanzen und Narrenſprünge zu ehren vermeint, wie einſt die Adamiten.

366. Die Strohbrücke.

Mancher ſah wohl ſchon ein Holzgebild oder ein Porzellanfigürchen, darſtellend einen jungen Mönch, der eine Schütte Stroh auf dem Rücken trägt, und in der Schütte Stroh gucken ſchelmiſch oben ein Köpfchen und unten ein Paar Füßchen heraus, die beide keinem Männlein angehören — und keiner dachte wohl dabei daran, daß dieſem Gebild eine Sage zum Grunde liegt.

In der Ukermark lag ein Kloſter, des Namens Himmelpforten, nahe dabei zwei Seen, Modernitz und Sidow genannt, welche mit einander durch einen Waſſerarm verbunden ſind, von einem Steg überbrückt, über den der Weg von Himmelpforten nach dem Dorfe Lichen geht. Da hatte nun vorlängſt, als im Kloſter Himmelpforten noch Mönche waren, ein Mönch im Dorfe Lichen ein Liebchen, das mochte er wohl für ſeine wahre irdiſche Himmelpforte halten, die ihm den Weg in den Himmel aufſchließen ſollte. Ward daher mit ſich und mit dem Liebchen einig, es in eine Schütte Stroh zu verpacken und huckepack in das Kloſter zu tragen. Die Sache machte ſich ganz vortrefflich, nur war die Schütte Stroh etwas ſchwerer, als ſonſt eine ſolche zu ſein pflegt. Aber wenn Unglück ſein Spiel haben ſoll, bricht einer den Arm im Bette; dort auf der Brücke ſtand der geſtrenge Abt von Himmelpforten, und ward des Strohträgers anſichtig und erwartete ihn. Da begann das Mönchlein zu ſchwitzen, theils von der Laſt, die es trug, noch mehr aber vor Angſt, und grüßete den Abt mit frommem Gruß demüthiglich. Was trägſt du denn mein Sohn? — fragte der Abt. — Eine Schütte Stroh, hochwürdigſter Vater Gnaden — antwortete bebend das Mönchlein. — Wo haſt du denn die bekommen? — Drüben in Lichen, hochwürdigſter Vater Gnaden! — Aber ich ſehe mein Sohn, ſie wird dir zu ſchwer — komm ich will ſie dir abnehmen! — O nein, hochwürdigſter Vater Gnaden, das würde ſich für euch nicht ſchicken. — O doch, mein Sohn, wir ſind ja Brüder, und es ſtehet geſchrieben: einer trage des andern Laſt. — Da nun der geängſtigte junge Mönch ſich nicht mehr zu helfen wußte, ſo löſete er das Trageband und ließ die Schütte auf den Boden gleiten, und wie die Füßchen den Boden ſpürten, ſiehe da lief die Schütte was ſie laufen konnte von der Brücke herunter und wieder nach Lichen zu. Der Abt aber ſchlug ein Kreuz und rief: apage Satana! Was iſt dieß für ein Zeichen? — Der Mönch fiel dem Abt zu Füßen und rief: Verzeihung, hochwürdigſter Vater Gnaden! Dieſe Schütte Stroh ward mir nicht geſchenkt — ich hatte ſie — genommen! — Da ſtrafte der Abt den Mönch mildiglich, und warnte ihn, ſolche grobe Sünde nie wieder zu begehen. Unter der Brücke ſaß ein Bäuerlein, das ſah das Wunder, welches ſich begeben, daß eine geſtohlene Strohſchütte lebendig wurde und dahin lief, woher ſie genommen war — und brachte es unter die Leute. Seitdem wird jene Brücke zwiſchen Lichen und Himmelpforten die Strohbrücke genannt.

Aehnliches wird von einem jungen Mönch aus einem Kloſter des Harzes erzählt.

367. Die Geldfreſſerin.

Zu Frankfurt an der Oder hat ſich im Jahre 1536 eine verwunderliche Geſchichte zugetragen. Eines Mannes, Marx Fiſchers, Tochter, Gertrud, diente zu Lebus als Magd, die war eine Teufelsbuhle und ihr hölliſcher Galan beſuchte ſie als ein ſtattlicher Kriegsmann. Sie wurde aber ganz und gar von ihm beſeſſen und offenbarte bald genug, daß es ein Geldteufel war, der in ihr ſtak. Wohin ſie griff, an Wände, Tiſche, Bänke, an der Leute Röcke, Aermel, Barette, ſtets erhappte ſie Geld, oft eine ganze Hand voll, Groſchen und Pfennige, Silber und Kupfer, wie es gang und gäbe war im Lande, und das führte ſie dann alsbald zum Munde und zerbiß es, kaute es und verſchlang es. Da ward ſie von Lebus nach Frankfurt, ihrer Heimath, zurückgebracht, ihr mit beten zu helfen, und auch alldort trieb ſie das ſeltſamliche Geldeſſen fort. Sie verſpeiſte auch Nähnadeln und Stecknadeln, und redete mit einemmale hochdeutſch, da ſie doch vorher nur ſtets den landüblichen Dialekt geſprochen. Da ward ein Exorciſt verſchrieben, der ſollte ihr den Teufel austreiben, allein weder Weihwaſſer noch Geiſſel, weder Gebet noch Formel half. Nur erſt, als Herr Andreas Ebert aus Grüneberg in Schleſien ſich fragend über dieſen verzweifelten Fall an Doctor Luther nach Wittenberg wandte, und auf deſſen Anrathen die Beſeſſene in ſeine Predigten führen ließ, und mit der ganzen Gemeinde für die Geldfreſſerin betete, wich der Teufel, aus Reſpekt vor dem Grüneberger, aus ihr, doch nicht ohne Geplärr und Rumor in der Kirche, und endlich wußte die arme Magd nicht wie ihr geſchehen war, und hat, ohne je wieder eine Anfechtung zu erleiden, noch viele Jahre nachher friſch und geſund zu Frankfurt an der Oder gedient.

368. Das wunderbare Chriſtusbild.

Zu Wittenberg iſt ein Chriſtusbild von wunderbarer Art, das erſcheint einem jeden Menſchen einen Zoll größer, als er ſelbſt iſt. Tritt ein Mann vor daſſelbe, der über die gewöhnliche Mannesgröße hinausragt, ſo wächſt es Zoll um Zoll bis zu ſeiner Höhe und noch einen Zoll darüber, und tritt ein kleiner Menſch davor, ſo wächſt es in ſich hinein, bis es deſſen Kleinheit, nur um einen einzigen Zoll, überragt. Und treten mehrere von unterſchiedlicher Größe davor, ſo ſieht es doch ein jeder nur mit ſeinen Augen in ſeiner eigenen Größe, und einen Zoll höher. Wie das zugehe, ob durch irdiſche Kunſt, oder himmliſche Kraft, hat noch keiner zu ergründen vermocht.

369. Erſcheinungen zu Wittenberg.

Im Jahre 1553 iſt des Nachts ein feuriger Mann oben am Schloßthurm, da, wo er anfängt ſich zu ſpitzen, eine lange Weile herumgegangen, das haben viele glaubwürdige Leute geſehen und beſtätigt, und nicht lange darauf haben ſich in demſelben Schloſſe drei Männer ſehen laſſen, in ſchloßenweißer Kleidung, die ſind bei dreien Stunden umher gegangen, haben ſich über Geländer und Brüſtungen gelegt, und hinab in den Hofraum geſchaut, ſind durch alle Fürſtengemächer ſtill und ernſt gegangen, und von vielen Leuten geſehen worden.

In demſelben Jahre, kurz vor der Schlacht von Sievershauſen, in welcher Kurfürſt Moritz von Sachſen ſeinen Tod fand, flammte im Saale des Schloſſes zu Wittenberg ein helles Feuer auf; alle, welche dieſe Flammen von unten ſahen, rannten eilends hinauf, die Glut zu löſchen, und als ſie hinauf kamen, ſahen ſie nichts. Drunten ſahen ſie es wieder im Saale lichterloh brennen. Das geſchahe zu dreien Malen.

370. Das Männlein auf dem Rücken.

Ein Seiler aus Torgau, der über Land geweſen war, und ſeines Weges heimwärts wandelte, traf einen Knaben auf dem Felde an, der ſaß am Boden, hatte ein Bretſpiel vor ſich liegen, und ſpielte in demſelben. Da der Weg nicht breit war, und das Knäblein ſchier mitten im Wege ſaß, ſo ſtieß der Seiler im Ueberſchreiten an das Bret, ſo daß die Steine ſich verſchoben. Da ſchrie der Knabe: warum verrücket ihr mein Bretſpiel? Wartet nur, mein Vater wird's euch danken! — Und rückte darauf ſeine Steine wieder in Ordnung, und der Seiler ging weiter. Nicht lange währte es, etwa nach hundert Schritten, ſo holte der Mann ein uraltes graues greiſes Männlein ein, das ſehr müde ſchien, und ihn anſprach, es ſei ſo gar müde, er möge es doch tragen. Deß lachte der Seiler über die Maaßen; ob das Männlein ihn für ein Kameel halte, das einen alten Affen tragen müſſe? — Mußt doch tragen, mußt doch tragen! Haſt meinem Söhnlein das Spiel verrückt! — rief das Männlein und ſprang mit nichts dir nichts dem Seiler auf den Rücken, und war ſo ſchwer, ach ſo ſchwer, und jener mochte ſchütteln und rütteln wie er wollte, er rüttelte und ſchüttelte das alte Männlein nimmer ab. Und ſo hockelte er es bis vor das Thor von Torgau, dort fiel es von ihm wie ein Nußſack, und war verſchwunden. Von Zorn und Angſt und Mattigkeit ſchwach und krank kam der Seiler nach Hauſe, und nach zehn Tagen war er todt. Nun hatte der Seiler einen kleinen Sohn, der jammerte und ſchrie unſaglich, da trat das Bübchen zu ihm, dem ſein Vater das Spiel verſtört und ſprach: höre auf zu klagen und zu weinen. Deinem Vater iſt ganz wohl geſchehen. Bald ſollſt du und deine Mutter ihm nachfolgen, denn es wird eine gar ſchlimme Zeit kommen in Preußen, Meißen und Reußen, darinnen Niemand beſſer ſein wird, als denen, die geſtorben ſind. — Das geſchah im Jahre 1669, und gingen bald darauf der Kriegstroublen genug durch die Länder, da der Kurfürſt von Brandenburg mit einer Armee von zwei und zwanzigtauſend Mann zu Roß und zu Fuß aufbrach, und gegen die in Deutſchland eingefallenen Franzoſen zu Felde zog, und andere deutſche Völker ſich ihm verbündeten.

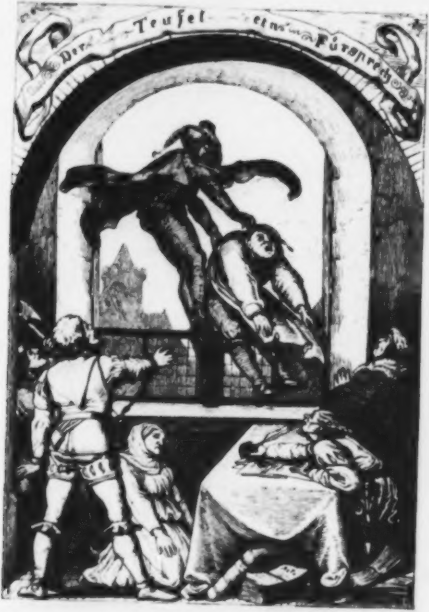
371. Die Teufels-Hufeiſen.

Im Städtchen Belgern, zwiſchen Torgau und dem durch die Schlacht, in welcher Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige zum Gefangenen gemacht wurde, berühmten Mühlberg hat es ſich begeben, daß einer Bierſchänkin, die zwar ſehr gutes Bier hatte, daſſelbe aber ſehr knapp maaß, ein ſeltſamliches Abenteuer zuſtieß. Zu Belgern wurde vor Zeiten, wird auch vielleicht noch jetzt, ein über die Maaßen gutes Bier gebraut, und wenn von dem Torgauiſchen Bier das Sprüchwort ging: „Torgauiſch Bier iſt der Armen Malvaſier“ — dieweil es einen überaus würzhaftem Geruch und Geſchmack hatte — ſo galt von dem Belgerſchen Bier der lateiniſche Spruch: „Cerevisia Belgrana omnibus est sana,“ während man dem Wittenberger Bier: Kukuk genannt, ſpöttlich nachſagte, daß dieſem Vogel unterweilen von den Brauern der Hals allzulang gedehnt werde. Jene Bierwirthin nun mochte es mit dem Teufel entweder verdorben oder es mit ihm allzugut gemeint haben, genug der Teufel ritt ſie in einer ſchönen Nacht vor die Schmiede in Pferdsgeſtalt, lärmte den Schmied munter und gebot ihm, ſein Pferd zu beſchlagen. Derſelbe ging raſch an ſeine Arbeit, wie er aber dem Pferde den rechten Vorderfuß hob, raunte ihm die Bierſchänkin, welche ſeine Gevatterin war, zu: Gevattersmann, verfahret doch nicht ſo eilig! — Der Schmied erſchrak zum Tode und antwortete: jo, Frau Gevatterſche! reitet euch denn der Teufel? — Freilich wohl! — antwortete das Pferd: knapp Maas, knapp Maas! Thu's nimmer, thu's nimmer! — Da konnte der Schmied vor Zittern kein Glied rühren, und ließ die Hufeiſen fallen, und lief in die Schmiede und machte ſich darin zu ſchaffen die längſte Zeit und ſagte, er könne die Nägel nicht finden — und die Kohlen wollten nicht brennen, und da krähete der Hahn. Hui — waren Reiter und Stute ihm aus den Augen. Am andern Tage lag die Krügerin krank im Bette, und blieb lange krank; an ihrem Hauſe hingen, ſtatt des üblichen Bierzeichens, vier Hufeiſen, und als Jemand dieſe herabthun wollte, verbrannte er ſich die Hände daran derb und tüchtig.

Dieſelbe Sage wird auch erzählt vom Orte Schwarzenſtein bei Raſtenburg an der Guber, dort ſoll der Schmied zwei Hufeiſen wirklich aufgenagelt haben, die man dann an den Händen der Bierſchänkin fand, mühſam abnahm und in der Kirche aufbewahrte.

372. Der Teufel ein Fürſprech.

Durch die Mark zog ein Landsknecht, der blieb in einer Stadt krank liegen, und gab ſeinen vollen Geldbeutel, den er mit ſich führte, der Wirthin, denſelben zu verwahren. Dieſer gelüſtete nach dem Gelde, und ward eins mit ihrem Mann, daſſelbe zu verläugnen. Da nun der Landsknecht geneſen war und weiter ziehen wollte, forderte er ſein Geld. Da ſchrie ihn das Weib an, was er ſich zeihe, was er beginne? ſie wiſſe nichts vom Gelde, habe keins von ihm empfangen,


Der Teufel als Fürsprech

und ſchalt ihn auf das ärgſte. Er nun ſchalt das Weib wiederum eine untreue Diebin, indem ſo kam der Wirth hinzu, vertheidigte ſein Weib und warf den Landsknecht zur Thüre hinaus; ziehet der Landsknecht vom Leder, haut in die Thüre, ſtürmt das Haus. Schreit der Wirth: Nachbarjo! — wird gleich ein ziemlicher Zulauf, wird der Landsknecht verſtrickt und in Nummer Sicher gebracht, darauf wird Gericht über ihn gehalten, und er wegen Haus- und Stadtfriedensbruch, propter vim publicam, zum Schwert begnadigt. Da kam zu dem Gefangenen der Teufel, und ſagte: ſo und ſo ſteht es mit dir. Willſt du dich mir ergeben, ſo errette ich dir den Hals, willſt du nicht, ſo koſtet dich der Handel ſelbigen. — Der Landsknecht war aber keiner von den übel verſchrieenen Landsknechten, ſondern ehrlich und fromm, und da er ſich ſchuldlos wußte, antwortete er: er wolle lieber zehnmal ſterben, als dem Teufel ſeine Befreiung danken. Da ihm nun der Teufel vergebens die Schmerzen des Todes, den er erleiden ſollte, ſchilderte, und jener immer ſich gleich und ſtandhaft blieb, ſo ſagte der Teufel endlich: und ich will dir dennoch helfen, ohne allen Beding und ohne Zuſage und Lohn von deiner Seite, damit du ſiehſt, daß der Teufel nicht ſo ſchwarz iſt, als ihr ihn malt, und auch uneigennützig ſein kann. Verlange daher, wenn du vor das Gericht gefordert wirſt, um dein Urtheil zu vernehmen, einen Rechtsanwalt, einen Fürſprech zum Vertheidiger, dann will ich in einem blauen Hut mit weißen Federn in der Nähe ſtehen, mitten unter den andern Advokaten, kein Advocatus Diaboli — die in der Regel erbärmliche Schächer ſind, ſondern Diabolus Advocatûm. — Dem Landsknecht dünkte ſolches höfliche Anerbieten des Teufels nicht gegen Gott zu ſein, und nahm es an, ſintemal doch einem jeden ſein Hals lieb iſt, und ſo provocirete er auf einen Fürſprech und deutete auf den Herrn mit dem blauen Hut. Der Teufel verneigete ſich ſittiglich gegen den Gerichtshof, bat um das Wort, erhielt ſolches und hub an zu ſprechen trotz einem. Er trug den ganzen Handel noch einmal vom Anfang an vor, wie des frommen Landsknechts Vertrauen auf das Schändlichſte von der falſchen Wirthin getäuſcht worden ſei, wie der Wirth nicht von ungefähr zu dem Hader gekommen, ſondern mit ſeiner ſchlechten Frau im Einverſtändniß geweſen, und ſchon im Hinterhalt gelegen habe. Wie ferner der Wirth — welcher mit ſeinem Weibe mit anweſend war — den Landsknecht zuerſt mit thätlicher körperlicher Mißhandlung verletzt, und aus dem Hauſe geworfen, der Landsknecht aber Niemand angegriffen, ſondern mit ſeinem Schwert blos einige unerhebliche Ritze in die Hausthüre gehauen, wozu ihn gerechter Zorn über die gegen ihn begangene Untreue hingeriſſen, daher ihm die zur Laſt gelegte vis publica gar nicht anzurechnen ſei, mindeſtens nicht bis zur Lebensſtrafe.

Nun erhob ſich der Wirth, und zürnte in ungeſchlachter Rede gegen den Teufel: das ſeien alles Kniffe, Ränke und Rechtsverdrehungen; man kenne wohl das Sprüchwort: Advokaten — Teufelsbraten (Murren auf der linken, Beifall auf der rechten Seite der Zuhörer), ihn den Wirth aber ſolle gleich der Teufel bei lebendigem Leibe holen, wenn er oder ſein Weib je von dem Landsknecht

Geld empfangen oder auch nur bei ihm geſehen, und werde ein weiſer hoher Gerichtshof ſich nicht in ſeinem nur allzugerechten Urtheile irren laſſen durch einen — hier würde der Teufel noch einen ganzen Sack voll Ehrentitel an den Hals geworfen bekommen haben, wenn der Oberrichter den Wirth nicht zur Ordnung gerufen hätte. Der Fürſprech des Landsknechts lächelte, er neigte ſich nochmals vor dem Gericht und bat aber ums Wort: mein Client — hub er an: hat mir ſeinen Beutel nebſt Inhalt alſo beſchrieben: derſelbe iſt von Wildleder, durch langem Gebrauch unſauber, an der einen Schnur, womit er zugezogen wird, hängt ein Ringlein von Meſſing. In dem Beutel befinden ſich fünfzig und fünf kurfürſtlich brandenburgiſche Thaler, mit dem Bildniß Joachimi, ſechs rheiniſche Goldgülden, zwanzig Schreckenberger, dreizehn ſächſiſche Gröſchlein, ferner eine ſpaniſche Doppelkrone mit dem Bildniß Königs Philippi, ein Doppeldukaten Herzog Richards von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein und außerdem noch zwei Schauſtücke, eines mit dem Bilde Kaiſer Maximiliani, eines mit dem Caroli quinti, und endlich ein kupferner Schaupfennig, auf welchem ſteht: ehe man brech Treu und Glaub in Noth, man ſoll ehe willig gehn in Tod. —

Alle Zuhörer erſtaunten über des Fürſprechs treffliches Gedächtniß, am meiſten der Landsknecht ſelbſt, denn er hatte dem Teufel von dem Inhalt ſeines Beutels kein Wort geſagt, kannte ſo genau gar nicht die Münzen, und was auf ihnen für Schriften geprägt waren, davon konnte er keine einzige leſen.

Will nun ein hoher Gerichtshof — fuhr der Fürſprech weiter fort: die Gnade haben, und zwei ſichere Boten in dieſes unſchuldigen Wirthes Haus ſenden, ſo dürfen dieſelben nur im Hintergebäude hinter dem letzten Schornſtein rechter Hand drei Ellen und eine Spanne hoch fühlen, da werden ſie die Hände voll Ruß bekommen, und unter dieſem Ruß wird ſothaner Beutel meines Clienten ſich finden laſſen. —

Die Wirthin that einen Schrei und dem Wirth begannen die Kniee zu ſchlottern, beide aber wurden kreideweiß, und fielen auf ihre Kniee nieder. Die Boten gingen, und der Teufel ſprach: mit Verlaub ihr Herren! Machen wir einmal gegen eure Gewohnheit kurzen Proceß! Dieſer Schächer Geſtändniß leſet ihr in ihren Armeſündermienen — einen mußt' ich haben, den Gaſt oder den Wirth — das Weib laß' ich euch, das iſt mir zu gefährlich. Der Wirth hat ſich mir verſchworen, deß ſeid ihr alle Zeugen! — Sprachs — packte den Wirth im Nacken, fuhr mit ihm zum Fenſter hinaus und führte ihn über den Markt in den Lüften hinweg, wohin, erfuhr Niemand, konnten ſich's aber ſchon denken. So kam der Landsknecht zu ſeinem Recht und auch wieder zu ſeinem Gelde.

373. Der letzte Groſchen.

In der Mark, nach Polen zu, kam zu einer Zeit, da Theurung herrſchte, ein ganz armes Bäuerlein zur Edelfrau, und klagte ihr ſeine große Noth, er habe ein krankes Weib und viele kleine Kindlein und für ſie und ſich zu eſſen gar nichts, die Edelfrau wolle doch aus Gnade ihm einen Scheffel Korn vorſtrecken. Sie aber ſchlug es ihm rund ab, nur gegen baare Bezahlung könne ſie ihm ſothanes Korn ablaſſen. Der Mann ging fort und bettelte und ſuchte, daß er das Geld leihe, und bracht's mit großer Noth zuſammen, doch fehlte immer noch ein Groſchen. Ging aber doch wieder zu der Edelfrau und zählte ihr das Geld vor. Aber da fehlt ja noch ein Groſchen! — ſprach ſie hart. Der Arme bat und flehte, ſie wolle ihm doch um Gotteswillen das Korn dafür geben, er habe mit größter Mühe dieſes Geld zuſammengebracht, und wiſſe den Groſchen nicht zu ſchaffen. Aber da leuchtete kein Stern, die Edelfrau beſtand auf dem Groſchen. Weinend ging der Arme hinweg und hungerte und bettelte von neuem — endlich gewann er auch den letzten Groſchen — und legte ihn in der hartherzigen Herrin Hand. Indem ſo entfiel der Groſchen ihrer Hand — gierig und haſtig bückte ſie ſich ſelbſt danach, ihn wieder aufzuraffen, aber da verwandelte ſich der Groſchen in eine große gräuliche Schlange, die durch ihre Hand und um ihren Arm ſich wand und ſie mit ſchmerzlichen Biſſen verwundete. Und da half kein „Herr Gott!“ und kein „ach Gott!“ Die Schlange blieb ihr am Arme, biß und quälte ſie fort und fort, und nach dreien Tagen fuhr die Frau in Raſerei von hinnen.

374. Das Glück im Brunnen.

Zu Schilda im Amte Torgau, deſſen Bürger unter dem Namen der Herren von Schilda bekannt ſind, und welches Städtlein von wegen der kurzweiligen Reden und Thaten, ſo man von denen Einwohnern erzählt, weit berühmt iſt, hat ſich im Jahre 1553 dieſe wahrhaftige Geſchichte zugetragen. Es wohnete daſelbſt ein Bürger, der hieß Urban Ermtraut, der hatte auf ſeinem Hof einen tiefen Brunnen, aber des Waſſers wenig darin, und wollte ihn tiefer graben laſſen, verdingte das einem Maurer des Namens Hemberg. Der machte ſich am 18. November im Brunnen ſein Gerüſt über dem Waſſer, ſtellt die Leiter ein, ſteigt herauf, verzehrt ſein Morgenbrot, muß aber erſt ein Maas fertigen, daran es ihm gebricht, bevor er weiter arbeiten kann, hat jedoch ſeinen Hammer drunten liegen laſſen, ſteigt nochmals hinunter, denſelben zu holen; indem, wie er drunten iſt, verfällt unten das Erdreich, weichen oben die Steine und bricht mit Donnergepolter der ganze Brunnen zuſammen, daß er ſich mit Schutt und Geſtein füllt bis herauf zum Rande. Alle Welt zu Torgau erſchrak. Der iſt gut aufgehoben! — ſprachen die weiſen Herren zu Schilda, laſſet ihn begraben ſein! — Damit war es abgethan. Der Rath war doch noch weiſer, wie die Bürger, der berieth ſich und rathſchlagte ein langes und ein breites, endlich drang die Meinung durch: Nein! Der Brunnen muß geräumt werden, und der arme Verſchüttete heraufgeholt und dahin begraben werden, wo ihm als einem Chriſten zu liegen ziemt. Das geſchahe am 21. Tage des Wintermonds, und es wurde nun erſt begonnen zu graben nach der Zeche und nach Schachten fort und fort. Und am folgenden Tage nach Mittag um zwei Uhr kamen die Arbeiter auf einen groſſen Stein, da ging ein Loch hinunter, da ſtieſſen ſie eine Stange hinab, zu fühlen, wie tief es gehe — und da ſchrie es drunten: au! meine Naſe! — und der Verſchüttete lebte noch und hatte ſich von ſelbiger Stange unangenehm berührt gefühlt, und ſchrie, ſie möchten ihn um Gotteswillen aus dem kalten Loch helfen, es ſei gar nicht ſchön da herunten! — Wie nun die Arbeiter hörten, daß der Mann noch lebte, arbeiteten ſie ſehr fleiſſig bis zehn Uhr Abends, da wurden ſie ſeiner anſichtig; er ſtand hinter der Leiter, die hatte ihn gegen die Steine geſchützt, aber mit dem halben Leib ſtak er im Erdreich, und rief: ſagt meiner Frau, ſie ſolle mir eine Bierſuppe kochen, dieweil mich hungert! — Aber indem er das rief, that das Erdreich unter den Arbeitern wieder einen Schuß hinab und auf ihn drauf, und verſchüttete ihn aufs Neue ganz und gar. — Nun iſt's aus — nun iſt Feierabend! — ſprachen die Arbeiter, und ſtiegen gemächlich wieder hinauf. Droben aber ſtand der Bürgermeiſter zu Schilda, Herr Jacob Schmied, und befahl zu arbeiten ohne aufhören. Man ſollte Schilda nicht auch noch zu den vielen Lügenmären, die über das Städtlein im Schwange gingen, nachſagen, es begrübe die Leute in die Brunnen. — Und ſo ward aufs neue begonnen, mit keiner Hoffnung — doch um Mitternacht gelangten ſie zu dem verfallenen Maurer, und da fragte er: iſt die Bierſuppe fertig? Und brachten ihn friſch und geſund herauf, und war vier Tage und drei und eine halbe Nacht, achtundachzig Stunden im Brunnen geweſen; ließ ſich ſeine Suppe von Torgauer Würzbier übertrefflich ſchmecken, und lobte Gott, deſſen hohe Wundermacht er im Finſtern erkannt hatte, wie geſchrieben ſteht im 88. Pſalm V. 13. —

675. Die Erbſenſteine.

In einer Zeit groſſer Theuerung trug ſich's zu, daß ein reicher Bauer in der Mark, der noch mehrere Aernten liegen hatte, vermeinte, er werde Hungers ſterben müſſen, denn ſolche Zagheit befällt oft die Geizigen, und weil das Korn ſich nicht mehren, und nicht wohlfeiler werden ſollte, ſo beſäete der Geizige ſeinen Acker mit Erbſen, aber ganz heimlich, und ſprach dazu:

Ich ſäe Erbeis,
Daß's weder Gott noch die Welt weis.

Aber ein Nachbar, welcher der Erbſen wirklich bedurfte, und deren ebenfalls ſäete, hörte dieſe Worte, und rief jenem auf ſeinen Acker hinüber:

Lieber Nachbar! Ich ſäe auch Erbeis,
Aber, daß Gott und die Welt darum weis! —

Da geſchahe das wunderbare, daß des letztern Mannes Erbſenſaat keimte und fröhlich aufgrünte, aber die Saat des Geizigen, die iſt durch Gottes Schickung ſammt der Ackerkrume *verſteinert*. Und die in Steine verwandelten Erbſen ſind noch heutiges Tages vorhanden, man kann darin Erbſen aus der verſteinerten Ackerkrume gleichſam wie aus einer Hülſe löſen, und die Hülſen ſelbſt löſen ſich vom Geſtein ab und ſind ſteinern.

Solcher Erbſenſteine und Erbſenäcker finden ſich aber nicht allein in der Mark, ſondern auch in Thüringen und in Weſtphalen.

Zwiſchen Eisfeld und Crock am Abhang des Thüringerwaldes gegen Franken liegt ein ſolcher Erbſenacker, aber die Sage von ihm lautet ganz anders. Ja dieſelbe Sage in wieder veränderter Form klingt aus Paläſtina herüber, und thut überall dar, wie die kindliche Phantaſie wunderſame Gebilde der Natur ſich poetiſch zu deuten und zu erklären verſuchte und verſtand. Und da war es vorzugsweiſe das Reich der Steine, an dem jene Phantaſie ihre Kraft übte. (Sage Nr. 715.)

376. Sündelſtein und Lügenſtein.

Mit großen Steinen hat ſich der Teufel immer gern zu ſchaffen gemacht. Ein ſolcher liegt bei Osnabrück, ragt dreizehn Fuß tief aus der Erde, und die Bauern ſagen von ihm, der Teufel habe ihn an einer Kette gehalten und durch die Lüfte geführt, um da oder dort dieſe oder jene Kirche einzuſchlagen. Dieß habe er auch an einer Kapelle verſuchen wollen, aber eines ſündloſen Prieſters Gebet habe ihn gezwungen, den Stein fallen zu laſſen. Noch zeigen die Bauern im Stein die Stelle, wo die Kette geſeſſen, und nennen ihn den Sündelſtein.

So auch liegt ein ähnlicher Fels auf dem Domplatz zu Halberſtadt, mit dem der Teufel als Vater der Lügen dem Dombau ein Ende machen wollte. Der Baumeiſter aber nahm dieſe Abſicht wahr und verhieß in aller Schnelle dem Teufel, ein Weinhaus neben den Dom zu bauen, ſo bald dieſer letztere vollendet ſei, da warf der Teufel den Stein hin. Man ſieht daran noch die Spur des glühenden Daumens. Hinterdrein hielt der Baumeiſter nicht Wort. Der Stein heißt deshalb der Lügenſtein.

Bei der Mündner Glashütte im Geismar-Wald liegt auch ein Stein, in den hat ein darauf ſitzender Feldherr ſeine Spur gedrückt. Er zweifelte an ſeinem Glücke, und daß er ſo wenig ſiegen werde, als der Stein weich werden. Und ſiehe, da erweichte ſich der Stein, was außerdem wunderſelten geſchieht.

377. Die Wittekinds-Burgen.

Held Wittekind, oder Widukind, der Sachſenherzog, hatte eine Burg in der Gegend von Minden auf einem ſchönen Berge, da wo das Weſergebirge beginnt und man einen reizenden Punkt der Gegend die Porta weſtphalica nennt, die hieß die Wittekindsburg oder Wekingsburg, auch Wittigenſtein. Eine andere ſtand auf dem Werder, da wo die Herforder Werre in die Weſer fließt, und eine dritte hatte Wittekind nahe der heutigen Stadt Lübbeke erbaut, die hieß die Babylonie. Von allen gehen noch Sagen um im Lande Weſtphalen. Die Burg bei Minden, oder der Ort ſelbſt, habe erſt Wiſingen geheißen, da habe Karl der Große, als Wittekind Chriſt geworden, gern einen Biſchofſitz alldort begründen wollen und begründet. Denn es ſei Raum genug vorhanden geweſen, auch bedurften die Menſchen in jenen frühen Zeiten, obſchon ſie größer und ſtärker waren, wie das heutige Geſchlecht, des Raumes ungleich weniger, wie letzteres. Und da habe Wittekind zu dem Biſchof geſprochen: es ſoll mein gut Schloß Biſingen an der Weſer gelegen zu gleichem Recht mein und dein ſein, und kein Streiten um das mein und dein — min din, und von da ſei der neue Sitz Mindin genannt worden, daraus dann hernachmals Minden entſtand. Auch Wettin, der Sachſenfürſten hehre Stammburg, ſoll Wittekind erbaut haben, und Wittenberg dankt ihm nicht minder ſeine Gründung.

Nahe der Burg am Werder ſoll ein greiſer Chriſtenprieſter dem Helden Wittekind auf deſſen Jagdgange im tiefen Walde begegnet ſein, und zu ihm geſprochen haben, er ſolle an Chriſtum glauben und an die Macht des ewigen Gottes. Da habe der Heidenheld ein Zeichen dieſer Macht gefordert, und der Prieſter habe im Gebet zu Gott gefleht um ſolch ein Zeichen. Mache, daß Waſſer aus dieſem Felſen ſpringt, ſo will ich die Taufe annehmen! — habe Wittekind gerufen, und da habe ſich das Roß empor gebäumt, mit dem Huf an den Fels geſchlagen und ein Waſſerſtrahl ſei aus dem Geſtein gerauſcht. Da ſtieg der Held vom Roß und betete, und baute nach der Hand eine Kirche an den heiligen Ort, die hieß dann Bergkirchen, und der Born darunter quillt noch heute, und heißt der Wittekindsborn.

Als aber der große Wittekind nach einem Leben voll mannlicher Kämpfe geſtorben war (manche ſagen in einer Schlacht gegen den Schwabenherzog Gerwald gefallen), da iſt zwar ſein Leib in Enger, wo er auch eine Burg hatte, beigeſetzt worden, aber viele haben ihn nachher doch noch wieder geſehen. Die Sage geht, daß die Schlacht auf dem Wittenfelde gar vielen braven Streitern das Leben gekoſtet, und daß der Held endlich flüchtend gegen Ellerbruch gezogen. Da nun im Heerestroß viele Weiber und Kinder geweſen, die nicht gut fortzubringen, da habe ſich das Sprüchwort erfüllt: Krupp unter, krupp unter (krieche ein), die Welt iſt dir gram — und es habe ſich unten an der Babylonie der Berg aufgethan, und Wittekind ſei mit ſeinem ganzen flüchtigen Heer und allem Gefolge hineingezogen, und habe ſich da hinein verwünſcht für ewige Zeiten. Manchesmal ſieht man ihn in gewiſſen Zeiten mit auserleſenem Gefolge im Weſergebirge auf weißen Pferden reiten, da beſucht er ſeine Burgen, auch wird das Heer erblickt mit blinkenden Spießen und lauter Lärm wird dann vernommen, Roſſegewieher und Hornſchall, und die Anwohner ſagen, es bedeute Krieg, wenn der Wittekind aus der Babylonie ausreite, wie dort vom Rodenſtein und Schnellert die verwandte Sage geht. Auch um den „grundloſen Koll,“ einem Moorſee in Weſtphalen, ſpuken zur Nacht Wittekinds Heerſchaaren, und ziehen nach der Widekesburg — einer öden Trümmerſtätte.

578. Wittekinds Grab und Gedächtniß.

Da Wittekind, der große Sachſenheld, der, ſo lange es ihm nur möglich war, die Freiheit ſeines Volkes gegen Kaiſer Karls Unterdrückung ſchirmte, geſtorben war, ſo fand er ſein erſtes Begräbniß zu Engern in dem Stift, was er ſelbſt begründet und erbaut, doch ward ſeinem Gebein, wie ihm ſelbſt im Leben, wenig Ruhe beſchieden. Denn hernachmals wurde es von Engern in einen ſchlechten Kaſten nach Herford gebracht, und hernach aber nach Engern, doch wurde ſein Gebein gleich dem eines Heiligen verehrt, auch ſein Andenken in ſo hohen Ehren gehalten, wie kaum ein anderes eines deutſchen Fürſten und Helden aus ſo früher Zeit, denn vormals ließen alle Fürſten zu Sachſen mit Stolz ihren Namen bis zu Wittekind zurückführen, ebenſo die alten Herzoge zu Bayern, zu Schwaben, die Kapetinger in Frankreich, die Herrſcher Oldenburgs und Dänemarks, Savoyens und andere. Da wollten alle Wittekinder ſein. Kaiſer Karl IV. hat des Helden Grabmal hoch geehrt und erneuern laſſen. Es war darauf eine Schrift in Kreuzesform, und des Helden Bild nach uralter Art mit perlengezierten Schuhen, Purpurtunika mit edelſtein- und ſternenbeſäetem Ueberwurf, gar köſtlich, und einem Hute, der einer Krone ähnlich.

379. Der Soeſter Schatz.

Nicht weit von Soeſt in Weſtphalen lag ein altes zerſtörtes Haus, Mauerreſte eines Burgſtalles etwa, darinnen ſollte, ſo ging die Sage, ein großer Schatz in eiſerner Truhe verborgen liegen, bewacht von einer verwünſchten Jungfrau und einem ſchwarzen Hunde. Es müſſe und werde einſt, ſo meldete die Sage weiter, ein fremder Edelmann kommen, den nie eines Weibes Bruſt geſäugt, der werde die Jungfrau erlöſen, den Schatzkaſten gewinnen und mit einem feurigen Schlüſſel ihn erſchließen. Trotz dieſer beſtimmt ausgeſprochenen Vorherſagung wagten ſich aber doch unterſchiedliche Schatzgräber, fahrende Schüler, Teufelsbanner und ſolcher Vaganten mehr an des Schatzes Hebung, jedoch vergeblich, denn ſie ſahen ſo ſeltſame Geſichte, und erhielten zumeiſt ſo übeln Willkommen, daß ihnen die Luſt, wiederzukehren, auf immer verging. — Einſt geſchah es, daß ein junges Mädchen aus einem nahen Dorfe ein Paar Geiſen hüthete, und ganz zufällig in den Hof des alten Gemäuers kam, da trat unverſehens eine Jungfrau auf das Kind zu und fragte: was es da zu ſchaffen habe? — Das Mägdlein ſagte, es ſuche Beeren und Kirſchen für ſich und Futter für ſeine Ziegen. Da zeigte die Jungfrau auf ein Körbchen voll Kirſchen, und ſagte: ſo nimm dort von den Kirſchen, komme aber nicht wieder, damit dir nicht Uebels begegnet. — Das Kind erſchrak, furchtſam griff es nach den Kirſchen und nahm nur ſieben Stück und eilte aus dem Gemäuer. Als es die Kirſchen draußen eſſen wollte, waren ſie in das reinſte Gold verwandelt. Die Jungfrau aber ſoll das Loos zahlreicher Schweſtern theilen, ſie ſoll noch immer unerlöſt ſein.

380. Die Königstochter.

In Oberheſſen iſt ein Berg gelegen, heißt der Chriſtenberg, darauf ſtand vor Zeiten ein Schloß, darin ein König wohnte, welcher nur eine einzige Tochter hatte, welche wunderſam begabt war. Dieſer König hatte einen Feind, welcher mit Heeresmacht kam und ihn in ſeinem Schloſſe belagerte. Eines Tages blickte die Tochter hinaus, da ſahe ſie einen Wald ſich gegen das Schloß bewegen und rief:

Vater, gebt euch gefangen!
Der grüne Wald kommt gegangen! —

Nun hieß aber auch der Feind des belagerten Königs Grünewald, und ſo hatte der Tochter Rede einen Doppelſinn. Da ſie nun ſo klug und verſtändig war, ſandte ihr Vater ſie dem Feinde entgegen, damit ſie mit ihm unterhandle. Und da unterhandelte ſie, daß ſie freien Abzug haben ſolle, und mitnehmen, ſoviel ſie auf einem Eſel fortbringen könne. Darauf ſetzte ſie ihren Vater auf den Eſel, packte dem letztern auch noch nebenbei ein ziemliches an Schätzen auf, und zog von dannen, indem ſie den Eſel leitete. Als ſie eine gute Strecke ſo fortgegangen war, war ſie müde und der Eſel noch mehr, da hielt ſie an einer hübſchen Stelle an und ſprach: hier wolle mer ruhen. — Als ſie nun geruht hatten und weiter kamen, erreichten ſie durch Wildniſſe das Gebirge, und fanden einen Flecken. Da ſagte die Tochter: hier hat's Feld! — Und ſind allda geblieben und haben ſich ein Schloß gebaut und haben das Hatsfeld genannt, und von jenem Ort der Raſt empfing das Dorf Wollmar den Namen.

381. Die grü[illegible] und die dürre Linde.

Hinter dem Geiſenberge in Weſtphalen, auf dem vordeſſen weit verrufene Räuber hauſten, beſonders einer, Johann Hübner genannt, der nur ein Auge hatte, und ſtets ein eiſernes Wamms trug — erhebt ſich mit drei Spitzen der Kindelsberg, auf dem hat auch ein Schloß geſtanden, das war voll Ritter, die gerade ſo ſchlimm und ſo ſchlecht waren, wie ihre Nachbarn, die Räuber auf dem Geiſenberge, nur daß ſie reich waren und ein ergiebiges Silberbergwerk beſaßen; dieſer Reichthum aber war es eben, der ſie übermüthig machte. Sie ſpielten nur mit goldnen und ſilbernen Kegeln und Kugeln, wie die Einwohner zu Reichmannsdorf bei Saalfeld in Thüringen (Sage Nr. 538), buken ſich dicke Kuchen von Semmelteig, ſo groß wie Kutſchenräder und machten Löcher hinein, und ſteckten ſie an die Achſen, während theure Zeiten waren, und die Menſchen kein Brot zu eſſen hatten, bis Gottes Langmuth über der Ritter Frevel und Sünden ein Ende nahm, und ihre Strafe einen Anfang. Spät eines Abends kam ein weißes Männlein in das Schloß auf dem Kindelberge, und prophezeihte, alle gottloſen Bewohner der Burg würden ſterben, und nur der jüngſte Sohn und eine Tochter, die beide fromm waren, würden am Leben bleiben; zum Wahrzeichen werde morgenden Tages eine trächtige Kuh im Burgſtalle zwei Lämmer werfen. Das Männlein wurde als thörigt verlacht und ſpöttlich aus der Burg gewieſen — und des andern Tages kalbte die Kuh nicht, ſondern ſie lammte. Da war der Schrecken und die Angſt groß, und am dritten Tage kam eine ſchwinde Krankheit, gleich einer Peſtilenz, und raffte alle die Gottloſen dahin. Der am Leben bleibende jüngſte Sohn zog mit einem jungen Grafen von der Mark in den Krieg, und verlobte ihm ſeine Schweſter, um welche auch, wiewohl vergebens, einer der Raubritter vom Geiſenberge warb, den man nur den Ritter mit dem ſchwarzen Pferde nannte. Sie wies ihn aber ab, und ſagte, ſie werde ihn lieben, wenn die Linde vor ihrem Fenſter dürr ſei, und nie mehr grüne. Da hob der Raubritter heimlich die grüne Linde aus, und ſetzte eine dürre hin, und als er nun ihre Hand forderte, die doch ſchon verſagt war, ſprach ſie zu ihm: ich kann dich doch nicht lieben, und wenn ein ganzer dürrer Linderwald draußen ſtände. Da ſtach ihr der Ritter ſein Schwert durchs Herz. An demſelben Tage kehrte ihr Verlobter mit ihrem Bruder aus dem Kriege heim, und als er ſein Lieb ermordet fand, ſchwur er ſie zu rächen, zog aus und erſchlug den Ritter mit dem ſchwarzen Pferde. Dann begrub er mit dem Bruder die Jungfrau und ſie ſetzten eine grüne Linde auf ihr Grab, und einen großen Stein, der immer noch vorhanden iſt.

382. Die zwei Gleichen.

Nicht weit von Göttingen liegen auf einer Berghöhe zwei Burgruinen, Altengleichen und Neuengleichen genannt. Die Sage geht, daß in ſehr frühen Zeiten zwei Grafen aus dem Sachſenlande ſie erbaut, welche dann von dieſen Burgſitzen aus das Land bedrückt und beraubt hätten, da ſeien ſie unter der Regierung Kaiſer Otto IV. befehdet, von den Bewohnern des Landes vertrieben, und ihre Burgen zerſtört worden, darauf ſie ſich nach Thüringen gewendet, und dort die unter dem Namen der drei Gleichen bekannten Bergſchlöſſer erbaut hätten. Es beruht das aber alles auf Nachrichten, die nur als Sage annehmlich klingen. Die einſt ſchönen und ſtattlichen Nachbarburgen bei Göttingen gehörten zweien Dynaſten, Ezike und Elle von Reinhauſen genannt. Der letztere dieſer Brüder, Elle, brachte ein mannlich Geſchlecht hervor, davon ein Sproß mit dem Biſchofshut von Hildesheim ſein Haupt geſchmückt ſah. Doch endlich blühte dieſes Geſchlecht dennoch ab, und die Burgen ſind hernachmals an die Familie von Uslar gekommen. Dieſe war in zwei Linien getheilt; das Haupt der einen hatte Altengleichen mit drei Viertheilen der Herrſchaft inne, das Haupt der andern bewohnte Neuengleichen, und beſaß nur das letzte Viertel der Gleichen'ſchen Herrſchaft. Solcher Ungleichheit halber liebten ſich dieſe beiden Herren keineswegs, ſie haßten ſich vielmehr recht gründlich, und ſo ſehr, daß einer den andern mit einem Pfeilſchuß zu tödten beſchloß. Dieſen argen Gedanken blies jeden von beiden der Teufel zu gleicher Zeit ein, und die beiden im Haß einander gleichen Bewohner der Burgen Gleichen gedachten an einem und denſelben Morgen jeder den Nachbar und Feind zu erlegen. Der Teufel lenkte jedem zugleich den Schuß in das Herz hinein, und ſo ſtarben ſie wie jene Ritter auf den zwei einander nachbarlich nahen Rheinburgen, die man die Brüder nennt (Sage Nr. 97).

383. Burg Pleſſe.

Auf dem Pleſſeberge, anderthalb Stunden von Göttingen, liegt die Trümmer des ehemaligen Bergſchloſſes Pleſſe. Von dieſer Burg gehen gar mancherlei Sagen. Ein Kind ward lebendig in der Mauer beigeſetzt, als man die Burg erbaute, um ſie, nach frühem Wahn, unüberwindlich zu machen. Vor fünfzig Jahren fand man das Särglein mit den Gebeinen. Hinter der Burg ging ein Felſenbrunnen zur Tiefe, in deſſen Gemäuer ein heimlicher verborgener Eingang zu einem unterirdiſchen Gang in das innere der Burg führte, ſo daß man aus der Burg Waſſer holen konnte, auch wenn ſie belagert war. Ein mannhaftes Rittergeſchlecht nannte ſich nach der Burg edle Herren von Pleiſe, und obſchon die einſt ſtattliche Burg in Trümmern liegt, bewachen und beſchirmen die Rittergeiſter noch ihren einſtigen Wohnſitz. Einem Maurer, der Steine aus dem Burggemäuer brach, um ſie drunten zu verwenden, ſchreckte ein ſeltſames unerklärbares Geräuſch, daß er faſt darüber die Beſinnung verlor, und endlich von dannen eilte, ohne je wieder hinauf und nach Burgſteinen zu begehren. Der letzte edle Herr von Pleſſe war Dietrich VI., mit ihm iſt am 22. Mai 1571 das Geſchlecht ausgeſtorben, und dann iſt alsbald die Pleſſe ein Zankapfel zwiſchen Braunſchweig und Heſſen geworden, bis endlich die Burg nach manchem Streit an Hannover gelangt iſt. Hauſeten oben über der Erde auf Pleſſe große und tapfere Ritter, ſo hauſte ebendaſelbſt unter der Erde ein kleines winziges Völklein, von dem eine gar wunderliche Mär umgeht.

384. Das ſtille Volk zu Pleſſe.

Tief unterm Boden des Burgberges der Pleſſe wohnt ein ſtilles Zwergenvolk, hülfreich und gutthätig den Menſchen, das ſich unſichtbar zu machen vermag, und durch jede verſchloſſene Thüre, durch jede Mauer wandelt, ſo es ihm beliebt. Bei dem tiefen Felsbrunnen iſt der Haupteingang in des ſtillen Volkes unterirdiſches Reich. Wie die Herren Studenten zu Göttingen gar gern die Burgruinen der beiden Gleichen und die abſonderlich ſchöne und anmuthige der Pleſſe beſuchen, ſo that auch ein Göttinger Student im Jahre 1743. Er hatte ein Buch mitgebracht, und da er ſich auf dem von lieblichen Schatten maleriſcher Bäume umſpielten Burgplatz allein fand, legte er ſich auf den Raſen und las. Ein ſüßer Geruch, wie von Waldmeiſter, Maienglöckchen und Flieder, ſchläferte ihn ein. Lange ſchlief er, bis ein Donnerſchlag und ſtrömender Regen ihn weckten. Dunkel war es um ihn her, nur Blitze beleuchteten mit fahlem Schein die verwitternden Trümmer. Der Student betete, denn damals pflegten die Studenten noch zu beten, jetzt werden's wohl nur noch wenige thun — da kam ein Licht auf ihn zu. Ein kleines altes Männchen mit eisgrauem Bart trug's, und hieß jenen ihm folgen. Das Männlein führte den Jüngling zum Brunnen, in welchem ein Brettergerüſt ſtand, darauf traten beide, und jetzt ging es wie auf der ſchönſten Verſenkung eines Theaters ſanft zur Tiefe, bis auf den Waſſerſpiegel. Da wölbte ſich eine Grotte, in der es trocken und reinlich war. Da ſagte das Männlein: es ſtehet dir nun frei, hier im Trocknen zu verharren, bis droben das Unwetter vorüber, oder mit in das Reich der Unterirdiſchen zu folgen. Der Student erklärte, letzteres wählen zu wollen, wenn keine Gefahr ihm drohe. — Darüber beruhigte ihn das alte eisgraue Männlein und ſo folgte er ihm gleich einem Führer durch einen gar niedern und engen Gang, der für das Männlein juſt hoch und weit genug war, aber für den Bruder Studio nichts weniger als bequem, ſo daß ihm ganz ſchlecht wurde. Endlich traten beide aus dem Gange, und ſahen vor ſich eine weite Landſchaft, durch die ein rauſchender Bach floß, mit Dörfern aus lauter kleinen Häuſern, wie die chineſiſchen, und ganz kunterbunt bemalt, wie die Wachtelhäuſer. In das ſchönſte dieſer Häuschen traten ſie ein, und darin war des eisgrauen Männleins werthe Familie, welcher der Studioſus Theologiä aus Göttingen vorgeſtellt wurde. Hierauf grüßten ihn die Anweſenden mit einer ſtillen Verbeugung. Dann ſtellte das Männlein dem Studenten die werthe Familie vor, ſeinen Vater, das war aber ein ganz ſchneefarbiger Greis und ebenſo ſeine Mutter, beide waren ſo alt, daß ſie nur noch auf Stühlen ſitzen, nicht mehr ſtehen und gehen konnten; dann ſeinen Großvater und ſeine Großmutter, die hatten beide kein Härlein mehr auf ihrem Kopf, und kein Fleiſch mehr auf ihren Knochen, und konnten blos liegen, dann des Männleins Frau, auch ſchon aus den zwanzigen und etwa in den ſechzigen, und ihre Kindlein von dreißig bis vierzig Jährchen und die kleinen Enkelchen etwa von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Dann ſprach der alte Großvater einige Worte des Grußes, der Gaſt aus der Oberwelt möge ſich nur umſehen und ohne Furcht ſein. Dann kam die jüngſte Tochter, die war nur eines Schuhes hoch, doch dreizehn Jahre alt, und ſagte: es iſt angerichtet. Das hörte der Student gern, daß die ſtillen Leutchen auch anrichteten. Und die Tafel war königlich, was die Geräthe, Tafeltücher von Asbeſt gewebt, Teller und Löffel von Gold, Meſſer und Gabeln von Silber und dergleichen betraf. Das Eſſen war und ſchmeckte gut, und was das Trinken anlangte, ſo dünkte dem Studenten, er trinke den köſtlichſten Wein, die Zwerglein aber behaupteten, es ſei nur Waſſer. Nach Tiſche erzählte der uralte Vater dem Studenten viel von der Einrichtung des unterirdiſchen Reiches. Ihm und den Seinen, als geborenen Herrn deſſelben gehorche alles willig und gern. Landſtände hab[illegible]s Land keine und er als Regent halte auch keine Miniſter — die einen ſeien ſo theuer und ſo unnütz, wie die andern. Es gebe in dieſem ſtillen Reiche nur Friede, Zufriedenheit und Wohlwollen. Ein jeder thue ungeheißen ſeine Pflicht. Es gebe keine Zwiſte, keine Kriege, keine ſogenannte Politik. Man kenne hierunten keine Wühler, als die Maulwürfe und Reitmäuſe, und die ſtammten nicht aus dem unterirdiſchen Reiche. — Wie der Alte noch redete, erſcholl ein Zeichen von einem ſtark geblaſenen Horne; das Zeichen zum Gebet. Alles faltete die Hände, und fiel auf die Kniee, und betete ſtill und leiſe. Der Abend brach an, und es kamen Lichte auf großen ſilbernen Armleuchtern, und man ging in ein anderes Zimmer. — Alles was er bis jetzt geſehen, gehört und wahrgenommen, reizte gar ſehr die Wiß- und Neubegier des Studenten. Er dachte, es müſſe nicht übel ſpeculirt ſein, über dieſen ſo wohlgeordneten Staat unter dem altheſſiſchen Boden eine Reiſebeſchreibung zu verfaſſen und herauszugeben, wie weiland Nils Klimm gethan, zu Nutz und Frommen der Oberwelt, und wollte ſchon beginnen, ſich Bemerkungen in ſeine Brieftaſche zu machen. Aber das alte Männlein verhinderte ihn daran und ſagte: laß das! ihr da oben lernt doch nicht, glücklich zu ſein; ihr verſteht das befehlen ſo ſchlecht, wie das gehorchen. Ziehe hin und fürchte Gott, ehre den Herrſcher und die Geſetze und ſcheue Niemand! — Der Studioſus fand es ſonderbar, daß man die Gäſte, die man erſt eingeladen, gehen heiße, mußte ſich aber fügen. Er empfing noch einige Gaben mit auf den Weg, und fand ſich unverſehens wieder oberhalb des Brunnens auf der Pleſſe. Der Morgen war prächtig angebrochen und der Burgwald erſchallte von Vogelſtimmen. Der Studioſus beſah die Gaben, und befand, daß es Gold und Edelſteine waren, von hohem Werth. Er hatte, wenn er dieſen Reichthum gut und vernünftig anwandte, genug für ſein ganzes Leben.

385. Von den Schweckhäuſerbergen.

In der Göttinger Gegend, zwiſchen den Dorfſchaften Waake, Landolfshauſen und Mackenrode, die recht in einem Dreieck zu einander liegen, liegen auch drei Berghöhen, welche man vereint die Schweckhäuſerberge nennt. Eine dieſer Höhen iſt etwas länglich gedehnt, wie ſo manches in dieſer Erdenwelt, die heißt der lange Schweckhäuſerberg und derſelbe trug früherhin auf ſeinem Gipfel ein Ritterſchloß. Obſchon keine Trümmer davon mehr vorhanden ſind, gehen doch die Einwohner der drei genannten Orte gern hinauf auf den Gipfel, der freien Natur und ſchönen Ausſicht zu genießen, beſonders am erſten Oſtertag, und erzählen ſich mancherlei Mär und Sage von dieſen Bergen. Daß ein Heidentempel droben geſtanden, mit einem ehernen Rieſenbilde, hohl, wie der Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Caſſel, das die Heidenprieſter zu allerlei Trug und Blendwerk benutzt, und ſtatt ſelbſt zu predigen, hätten ſie das metallene Bild predigen laſſen. In den Bergen aber ſeien Zwerge ſeßhaft geweſen. Von ſothanen Zwergen hat einer die Tochter eines Schafhirten gern geſehen, aber ſie liebte bereits einen treuen Schäfer und war für den Quarkſen nicht zu Hauſe, zumal er neben der Kleinheit vorn und hinten mit einem merklichen Verdruß aufwartete, kleine Schweinsäugelein, beträchtliche Lippenwülſte, Schlappohren, ein aſchgraues Geſicht, und die Annehmlichkeiten grüner Zähne und ſtets feuchter Naſe, etwa wie der Spiegelſchwab im Volksmärchen, beſaß. Doch hatte der Zwerg eine große Tugend, er war über die Maßen reich und ſpendirlich, und ſchenkte drauf und drein, und da die Mutter beſagten Mägdeleins, das Lorchen hieß, die Gaben nicht zurückwies, ſo vermeinte der Zwergenmann, er habe nun ein Recht, und ſagte endlich kurz und rund zur Alten: daß du es weißt, deine Tochter wird mein — es wäre denn, du wüßteſt meinen Namen zu nennen; kannſt du das, wenn ich wiederkomme, ſo ſoll es auch gehen wie im Kindermärchen, dann will ich weichen, und das Lorchen ſoll freie Wahl haben nach dem Orakel der Gänſeblume, zwiſchen Edelmann, Bettelmann, Schulmeiſter, Pfarr'r. — Damit ging er nicht in beſter Laune hinweg. — Das war der Mutter des Mägdleins gar unlieb zu hören, klagte es dem Liebhaber ihrer Tochter, und rieth ihm um ſein ſelbſt und ſeiner Liebe Willen, des Zwergen Namen auszukundſchaften. Das däuchte nun freilich dem jungen Geſellen ein ſchweres Stück und war's auch in der That, denn es giebt der Wichtlein wohl ab und auf all um den Rhein, in Preußen und Reußen, dünken ſich Wunders viel zu ſein und zu bedeuten, und ſo einer nach ihnen umfragt in allen Landen, ſo hat Niemand die Tauſendteufelskröpel jemals auch nur nennen hören. — Der Schäfer ſpähte nun gar fleißig umher, und als einmal der Zwerg ſich zeigte, ſchlich er ihm nach, allein plötzlich verſchwand der Zwerg an einem Steinfelſen. Als der Schäfer zum Fels trat, ſah er eine ſchöne rothe Blume darauf blühen, und innen hörte er hämmern und klingen. Der Zwerg ſchmiedete und ſang dazu:

Hier ſitz' ich, Gold ſchnitz' ich,
Ich heiße Holzrührlein, Bonneführlein;
Wenn das die Mutter wüßt',
Behielt ſie ihr Lürlein. —

Das nahm ſich der Schäfer zu Ohren und hinterbrachte es ſchnell ſeiner Liebſten und ihrer Mutter. Bald darauf kam der Zwerg wieder, und fragte: weißt du meinen Namen? — Ach! ſagte die Alte: wie kann ich euern Namen wiſſen? Ihr werdet wohl am Ende Vitzliputzli heißen! — Nein, ſo heiße ich nicht! — grölzte der Zwerg. Oder Peter Reffert! — rieth die Alte neckend weiter. — Nein — ſo gar nicht! — antwortete jener. Ich frage zum dritten und letztenmal, wie heiße ich? — Da ſang die Alte:

Im Felſen ſitzt ihr, Gold ſchnitzt ihr!
Ihr heißet Holzrührlein, Bonneführlein;
Und weil das die Mutter weiß,
Kriegt ihr nicht mein Lürlein!

Das hat dir der Teufel geſagt! Weib! — ſchrie voll Aerger der Zwerg, fuhr ab und ließ ſich nimmermehr wieder ſehen. Der Schäfer aber hat das Lorchen geheirathet und iſt mit ihr gar glücklich geworden.

[illegible]. Der Dreſcher und der Zwerg.

In der Burgſcheuer zu Schweckhauſen draſchen einmal zwei Dreſcher Erbſenfrucht auf der Tenne aus; die Schoten waren groß und ausgiebig, und nach dem Ausdreſchen wurfelten ſie die Erbſen, aber als ſie bald fertig waren, ſahen ſie, daß es kein Haufen wurde. Die Erbſen flogen wohl durch die Luft und die

Spreu fiel nieder, aber auf die Tennen kamen keine Erbſen. — Höre, das geht nicht mit rechten Dingen zu — ſagte der eine Arbeiter zum andern, und der erwiederte: da hat der Kukuk ſein Spiel — und warf ſeine Wurfſchaufel in die Höhe, nach der Stelle hin, wohin ſie die Erbſen geworfen. Mit einemmale ſteht ein Zwerg ſichtbarlich vor ihnen, der hält einen großen Sack aufgeſperrt, und da hinein waren alle Erbſen geflogen. Durch den Schaufelwurf war aber dem Zwerg die Nebelkappe vom Kopf geſtreift, daher war er nun ſichtbar geworden, raſch fuhr der Knecht zu, und nahm die Kappe weg, und der andere griff nach ſeinem zur Seite liegenden Dreſchflegel, um auf den Zwerg loszuſchlagen. Der aber flüchtete eilend von dannen, ließ den Sack mit Erbſen zurück und auch ſeine Nebelkappe. Die iſt hernach noch lange im Schloß aufbewahrt worden, und die Herren haben damit viel Kurzweil getrieben.

387. Graf Iſang.

Der letzte Beſitzer der Burg Schweckhauſen hatte eine ſehr ſchöne Tochter, Bertha genannt, um dieſe warb Graf Iſang, welcher ein wilder und wüſter Ritter war, deſſen Schloß zwiſchen Bernshauſen und Seeburg ſtand. Auch er war der letzte ſeines Geſchlechts und hatte ſchon viele Unthaten gethan, die ſich gar nicht niederſchreiben laſſen. Die ſchöne Bertha wollte gar nichts von der Werbung des Grafen Iſang wiſſen, aber da deſſen Mutter eine gewaltige Zauberin war, ſo verwünſchte ſie das Mägdlein, daß es im Burghain Nachts ſo lange umgehen und ſeufzen ſollte: hilf mir! hilf mir! — bis Jemand zu ihr ſagen würde: helfe dir der liebe Gott! — Aber auch damit ſolle ſie noch nicht erlöſt ſein, ſondern der Sohn zweiter Ehe einer Frau, der als Pfarrer ſtudirt habe, und noch ein reiner Jüngling geblieben ſei, wenn er ſeine erſte Predigt thue, der könne Bertha erlöſen. Da hat nun die arme Bertha fort und fort ſpuken müſſen die längſte Zeit.

Der Graf Iſang wurde aber von nun an nur immer ärger und ſchlimmer, und häufte Schuld auf Schuld, Sünden auf Sünden. Da brachte ihm eines Tages ſein Koch einen ſilberweißen Aal — (es war aber eine weiße Schlange), und der Graf war begierig, davon zu eſſen, und verbot, daß irgend Jemand von der Dienerſchaft es wage, auch von dem weißen Aal genießen zu wollen. Da nun der Graf von der Schlange gegeſſen hatte, und hinab in den Hof kam, da hörte er viele Stimmen, und hörte die Thiere ſprechen, und verſtand ihre Sprache. Aber erfreuend war es nicht, was Graf Iſang hörte. Die Hennen gackerten: packe, packe, packe dich! — Der Hahn ſchlug mit den Flügeln, und krähte den Grafen an: flieh', flieh' — flieh', flieh! — Die Tauben gurrten: die Burg, die Burg, die Burg geht unter! — Gänſe und Enten ſchnatterten durch einander: Graf Iſang, Graf Iſang! Es iſt alle, alle, alle. Wo dein Haus heute ſtand, iſt morgen Waſſer, Waſſer, Waſſer, Waſſer! — Dem Grafen rieſelte es kalt durch's Gebein, da er die Thiere alſo reden hörte. Da ſtürzte ſein Diener athemlos herbei, und rief: hört ihr's Herr? Hört ihr's, was die Hunde heulen und winſeln! Auf, auf, auf! das Haus ſoll im Hui, im Hui verſinken, verſchwinden! — Und da entbrannte der Graf im jähen Zorn und zog ſein Schwert aus der Scheide und ſchrie: ſelbſt Hund! hatte ich nicht allen verboten, vom weißen Aal zu eſſen, nun haſt du's doch gethan, und hörſt den Unſinn und ſchwatzeſt ihn gleich nach! Fahre zur Hölle, du Teufelsrabe! Du Unſinnskrächzer! — und damit ſpaltete der Graf dem Diener den Kopf, und ritt aus der Burg hinaus, nach dem Städtchen Gieboldehauſen (zwiſchen Göttingen und Nordheim) zu. Hinter ihm ſank unter Erdbeben und Donnerkrachen ſeine Burg in den Boden und an ihre Stätte trat ein tiefer See. Graf Iſang aber trat in ein Kloſter zu Gieboldehauſen, und büßte reuig ſeine Sünden ab, und machte reiche Schenkungen von ſeinem Erbe. Auch die arme Bertha von Schweckhauſen hat hernachmals, doch nach langer Zeit, durch einen außerordentlich tugendhaften jungen Pfarrer ihre Erlöſung gefunden.

[illegible] Der Glockenſee.

Zwiſchen Northeim und Uslar liegt der Flecken Moringen; dort iſt in einem Garten ein kleiner See, den nennen ſie den Opferteich. Vor alten Zeiten haben Tempelherrn zu Moringen einen Sitz und Kloſterhof gehabt. In noch frühern Zeiten wurde unter alten Eichen, die in des Teiches Nähe ſtanden, Gericht gehalten, und die Schuldigbefundenen wurden als Sühnopfer der Gerechtigkeit todt oder lebendig in den Teich geſtürzt, daher ſein Name: Opferteich. Derſelbige Teich iſt nicht groß, aber ſehr tief, und wird durch unterirdiſche Quellen unterhalten, ſichtbaren Zufluß hat er nicht.

Als das Tempelhaus noch ſtand, ließen die Kloſterbrüder eine neue Glocke gießen, und in dem Kirchthurm aufhängen. Aber ſie ließen ſelbige Glocke nicht erſt taufen, wie doch allgemeiner Brauch war, denn die Templer thaten manches und manches thaten ſie nicht, das beiderſeits ihnen böſen Ruch machte. Als daher zur Chriſtmette die Glocke zum erſtenmale geläutet wurde, that ſie einen ſchrillen Klang, und fuhr zum Schalloch heraus gerade in den kleinen tiefen See hinab, und da liegt ſie noch bis heute, und der See hat von ihr den zweiten Namen Glockenſee erhalten. In jeder Chriſtnacht läutet die Glocke eine ganze Stunde lang, und bei hellem Wetter ſieht man ſie bisweilen im Grunde liegen und grüngoldig heraufſchimmern. Kein Fiſch kann im See leben, und lebt keiner darin, wegen der Glocke. — Bei Ricklingen, ohnweit Hannover, iſt ein unergründlicher mit Waſſer gefüllter Erdſpalt, eine wahre Teufelskutte, in die hat der Teufel eine ganze Kirche geſtürzt, deren Glocken man noch Oſtern und Pfingſten läuten hört.

[illegible]. Der Heinrichs-Winkel.

Nicht weit hinter dem Harzſtädtlein Gittelde, das manche auch Gattelde ſchreiben und Gittel ſprechen, und das in alten Zeiten Ghatila geſchrieben ward —

nach der Staufenburg zu, da liegt der merkwürdige Raum, auf welchem des Sachſenherzog Heinrich des Finklers Vogelheerd ſtand, als ihn die Abgeſandten des Reichs aufſuchten und die Kaiſerkrone ihm darboten. Dort ſaß Heinrich mit ſeinem Gemahel im lauſchigen Winkel einer grünen Laube, und als er die Geſandten nahen ſah, und wußte nicht, was ſie wollten, da winkte er ihnen mit der Hand zu warten, bis er ſein Netz zuſammengezogen habe. Der Fleck heißt noch bis auf den heutigen Tag der Heinrichswinkel. Bei Gittelde hatte der Herzog eine kleine Burg, deren ehemalige Stelle man noch zeigt und die Burg nennt, nahe dabei iſt eine Wieſe, die heißt der Kaiſergarten, Heinrich legte dort einen Garten an. Rund um hatte Heinrich, außer dieſen ſeinen Lieblingsorten, Jagdhäuſer, ſo eines auf dem Berge, der die ſpätere Staufenburg trug, eins in Gittelde, eins in Seeſen, eins zu Herzberg, eins zu Scharzfels, eins zu Schildberg, eins auf dem Harzburgberge. Eine andere Anhöhe hieß die Vogelsburg und lag über einem Ort, der hernachmals Vogelsbeck benannt wurde. Alldort erlegte Junker Heinemann von Gittelde einen Bären, der den Herzog hart bedrängte, ward hoch belobt und belohnt, und Heinrich erbaute an dem Ort eine Kapelle, und die Prieſter mußten darin beim Meſſedienſt vor dem Altar auf das Fell des Bären wie auf einen Teppich treten. — Die Staufenburg iſt hernachmals durch den Kaiſer Heinrich I. gar ſtattlich auf- und ausgebaut worden, und er hat ſie als einen Lieblingsſitz betrachtet. Hernachmals in ſpätern Zeiten hat ſich auf der Staufenburg noch mancherlei Geheimnißvolles zugetragen, und ihre Mauern ſahen nacheinander der Liebe Wonnen und der Liebe Pein im vollſten Maaße, ſo daß ſie für Herzog Heinrich von Braunſchweig, der ſeine Eva von Trott droben wohnen hatte, und barg, ſelbſt gar ein traulicher „Heinrichs-Winkel“ geworden. — Auf einer Felsklippe iſt noch ein Frauenfuß tief eingedrückt zu ſehen, dort ſtand oft lange ein ſchönes Weib mit ſehnſuchtsvollem Blick, und ſchaute dem Kommen des Liebſten entgegen. Man will ſie auch noch jetzt erblicken mit goldgelbem, fliegendem Ringelhaar, wie die alten deutſchen Meiſter ihre ſchönſten Marienbilder malten.

390. Das Teufelsloch zu Goslar.

Im Dom zu Goslar hat man lange an einem Pfeiler einige Ellen hoch von der Erde unvertilgbare Blutflecken gezeigt. Im Jahre 1063 kam Kaiſer Heinrich IV. nach Goslar, da erhob ſich zwiſchen dem Biſchof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Witerad von Fulda ein heftiger Rangſtreit um den Vorſitz, um die Ehrenſtelle. Dieſer Streit ging ſo weit, daß die erbitterten Gegner gegenſeitig Bewaffnete in die Kirche beſtellten, die ihnen den erſtrebten Sitz erkämpfen ſollten, und wirklich gedieh es durch des Teufels Anſtiften dahin, daß in der Kirche mit den ſcharfen Waffen gekämpft wurde, und das Blut an die Pfeiler umher ſpritzte und zur Kirchthüre hinaus auf den Kirchhof floß. Daran hatte der Teufel ein herzinniges Wohlgefallen. Er ſtieß ein Loch in die Wand, und ſtellte ſich den Kämpfern dar, feuerte ſie an, und empfing die Seelen derer, die in dieſem gottloſen und verruchten Kampfe fielen. Als endlich das Morden aufhörte, welches durch die drei Weihnachtsfeiertage gedauert haben ſoll, andere ſagen, es ſei vor Pfingſten geweſen, und der Prieſter am Altare intonirte: hunc diem gloriosum fecisti! — da ſteckte der Teufel ſeinen Kopf durch das von ihm gemachte Mauerloch, ſtreckte ſeine feuerrothe Zunge armslang heraus, und plärrte mit grober und lauter Stimme: hunc diem bellicosum ac cruentum ego feci! — Hernachmals haben ſie das Loch zumauern wollen, allein es blieb offen. Vergebens ward es mit Weihwaſſer beſprengt, und ward der Mörtel mit Weihwaſſer angemacht; wenn es auch zu war, der letzte Stein fiel immer wieder heraus, gerade wie beim Loch auf der Frankfurter Mainbrücke (Sage Nr. 69). Endlich wurden Baumeiſter vom Herzog von Braunſchweig erbeten, die mauerten in das Teufelsloch eine ſchwarze Katze ein, und ſprachen beim Einſetzen des letzten Steines: willſt du nicht feſt ſitzen in Gottes Namen, ſo ſitze feſt in des Teufels Namen! — Da hielt auch dieſer Stein, aber einen Riß bekam die Mauer doch wieder, und der iſt auch nicht wieder wegzubringen geweſen.

Vor dem alterthümlichen Rathhaus auf dem Markte zu Goslar ſteht ein mächtig großes metallenes Schallbecken, das ſoll ein Werk des Teufels ſein. Wer um Mitternacht daran ſchlägt, ſoll ihn rufen. Ob er kommt, weiß man nicht ſo ganz ſicher. Es hat einen wunderbaren Klang und wird an daſſelbe geſchlagen, wenn Feuer in der Stadt ausbricht, ſo dient es anſtatt einer Sturmglocke.

301. Der Rammelsberg und der Rammberg.

Vom erzreichen Rammelsberge bei Goslar gehen viele Sagen. Es ſoll mehr Holz in ihm verbaut ſein, als in der ganzen Stadt Goslar. Kaiſer Otto II. hatte einen Jäger, der hieß Ramm, und dieſer Jäger hatte eine Frau, die hieß Goſa. Dieſem Paare, das er ſehr ſchätzte, ſchenkte der Kaiſer das ganze Gebiet am Harzwald, darinnen heute Goslar und der Rammelsberg liegen, und auch weiter hinaus, über Andreasberg und Harzgerode hin, und es gründete daſelbſt Städte und begann den Bergbau. Nach dem Jäger wurde der eine Erzberg Rammelsberg genannt, und nach der Frau Goſa der Fluß Goſe, desgleichen die Stadt Goslar und deren berühmtes Bier, die Goſe, wem ſie ſchmeckt. An der St. Auguſtinerkapelle auf dem Frankenbergiſchen Kirchhofe iſt des Paares Leichenſtein zu erblicken. Der Jäger trägt ein erhobenes Schwert über ſich in der Hand, Frau Goſa eine Krone. Der Jäger Ramm war es, der zuerſt die Spur des Bergſegens entdeckte. Er verfolgte ein Wild, konnte zu Pferde nicht durch das Dickicht des Waldes dringen, band das Pferd an einen Baum, und verfolgte jenes weiter zu Fuße. Als er zurück kam, hatte das Pferd mit den Hufen geſcharrt, und edle Erzgeſteine zu Tage gefördert. Dieſe brachte Ramm dem Kaiſer mit.

Als der Bergbau ſich anhub, hatte der Teufel auch eine Grube, die war ausſchließlich ſein und ſehr ſilberreich. Woher hätte er ſonſt auch das viele Geld nehmen ſollen, das er denen verſchaffen mußte, die ſich ihm verſchrieben? Er ließ daher drauf und drein arbeiten, und bezahlte die Knappſchaft wöchentlich gleich den andern Gewerken. Da aber alle Ausbeute, welche der Rammelsberg lieferte, gemeinſam verkauft wurde, welches man alldort die Communion nannte, und der Erlös dann unter die Grubenherren getheilt wurde, ſo ließen ſich einſtmals die übrigen Gewerken beigehen, den Teufel zu beſchuppen, worüber er ſo böſe wurde, daß er ſeine ganze Grube zuſammenwarf und unzugänglich machte, und wurden bei tauſend Menſchen vom einbrechenden Geſtein erſchlagen. Dieſer verfallene Ort heißt noch bis heute die Teufelsgrube.

Oben auf dem Gipfel des namenverwandten Rammberges über Harzgerode liegen viele Felsblöcke umher verſtreut, das nennt man die Teufelsmühle. Einem Windmüller ſtand ſeine Mühle nicht hoch und frei genug, er wünſchte ſich eine dort hinauf, der es nie am Wind fehlen ſolle. Der Teufel verſprach ihm ſolch ein Werk vom allervortrefflichſten Bau. Die wolle er in einer Nacht bauen und vor dem erſten Hahnkrat vollenden, dafür ſolle nach dreißig Jahren angenehmen Lebens die Müllerſeele des Teufels ſein. Gleichwohl verrechneten ſich bei dieſem Contrakt beide Contrahenten. Der Teufel brachte zwar die Mühle fertig, allein da er ſie dem Müller zeigte, entdeckte dieſer, daß noch ein Mühlſtein fehle; eilend fuhr der Teufel von dannen, dieſen Stein zu holen — aber wie er wiederkehrte, da krähte ſchon der Hahn auf der untern Mühle. Darüber bekam der Teufel einen ſolchen Zorn — es mußte ihm ſchrecklich viel an der Müllerſeele liegen — daß er mit dem Stein gleich das ganze neue Werk zuſammenbrach, Flügel, Räder und Wellen in Splitter knickte, und die Steine bis faſt aufs Fundament über den ganzen Gipfel des Rammberges verſtreute. Der Müller war geſcheidt genug, ſeine Seele jetzt Gott zu befehlen, und begehrte nimmer wieder eine Mühle auf der gefährlichen Höhe.

392. Die Gruben zu St. Andreasberg.

Tief im Harzgebirge liegt die Bergſtadt St. Andreasberg, mit vormals reichem Grubenbau. Unter den Gruben, von denen leider gar viele aufläſſig geworden ſind, waren St. Andreas und Samſon, Katharine Neufang, der große Johann und der goldne Altar die reichſten. Die geringeren hatten auch ſchöne Namen, wie: Morgenröthe, Abendröthe, Theuerdank, Engelsburg, drei Ringe, Weinſtock und noch viele andere. Es gab auch Berggeiſter in den Gruben. Ein redlicher gräflich hohenſteiniſcher Oberſteiger, bereits alt und betagt, mit eisgrauem Haar und Bart, des Namens Jacob Illing, befuhr einſt eine Grube und traf auf einen Berggeiſt, welcher den Oberſteiger anhauchte. Da wurde dem alten Mann ſeltſam zu Muthe, und verſahe ſich ſeines baldigen Todes. Als er wieder aufgefahren war, bereitete er ſich chriſtlich auf ſein nahes Ende vor, es fiel ihm auch alles Haar aus, ſo daß er völlig kahl wurde — allein er blieb nicht nur am Leben, ſondern es wuchs ihm neues ſchönes ſchwarzes Bart- und Haupthaar, er verjüngte ſich zuſehends, wurde ein prächtiges Männchen, freite aufs Neue, zeugte viele Kinder und ſtarb erſt im höchſten Alter. Seine Nachkommen haben hernach gar lange Reihen von Jahren dem Grubenhagenſchen Bergwerk als Bergmeiſter löblich vorgeſtanden.

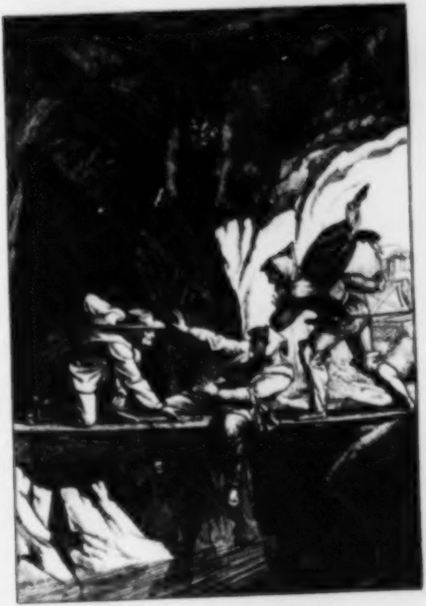
Ein anderer Steiger brachte zur Zeit guter Ausbeute einige reiche Stufen aus dem großen Johann und dem goldnen Altar bei Seite, ſie als Erſatz aufzubewahren, wenn einmal die Beute geringer ausfallen werde. Aber ſeine Mitgeſellen, die das bemerkt hatten, glaubten, er habe die Stufen für ſich über Seite gebracht, klagten ihn der Veruntreuung an, und da auf ſolcher damals die Todesſtrafe ſtand, ſo wurde mit dem armen Manne kein langes Federleſens gemacht. Als er nun auf der Richtſtatt kniete, um enthauptet zu werden, ſo rief er zuvor: Gott wird ein Zeichen thun, daß meine Unſchuld erkannt werde! Fluch über die Gruben, bis ein Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren wird, und am Leben bleibt! — Da that der Scharfrichter ſeinen Schwertſtreich, das Haupt des unſchuldigen Mannes fiel, aber dem Rumpfe entſprangen ſtatt des Blutes zwei Milchſtröme; das war das Zeichen, welches Gott that, und gleichzeitig hörte man von fern ein Donnerkrachen, davon die Erde erbebte. Die genannten Gruben waren in ſich zuſammengebrochen und nie mehr befahrbar. Endlich geſchah es, daß wirklich ein junger Graf geboren wurde mit Glasaugen und Rehfüßen, da hoffte man auf neuen Bergſegen aus jenen verſchütteten Gruben, aber die Hoffnung trog, das ſeltſame Kind konnte nicht am Leben erhalten werden, ſondern ſtarb, und die Gruben blieben verſchüttet auf immerdar.

393. Der Geiſt auf Scharzfels.

Auf der Burg Scharzfels im Harz, die eine wahre Felſenburg war, ſaßen im eilften Jahrhundert edle Grafen von Lutterberg oder Scharzfeld. Einer derſelben, der zu Kaiſer Heinrich IV. Zeiten lebte, hatte ein ſchönes Weib, die dem Kaiſer allzuwohl gefiel. Auf der Burg aber wohnte ein Hausgeiſt von der Natur des Hütchen und Hinzelmann, doch iſt deſſen Name vergeſſen. Er hatte ſchon Scharzfels aus dem Felſen aushauen und mit erbauen helfen, und erſchien bisweilen als ein alter Mann, klein und krüppelhaft, in der Tracht eines Bergmanns oder Schanzgräbers. Er hatte ſeinen Wohnſitz im Wartthurme, und zeigte ſich bisweilen den Burgbewohnern, und zwar lebhaft und kurzweilig, wenn Erfreuliches — trauervoll aber, wenn ein Unglück bevorſtand. So ließ er ſich in der Küche, im Hofe und in den Ställen blicken. Da nun einſtmals der Graf und ſeine Gemahlin von einem Hoffeſte in Goslar, dazu der Kaiſer ſie beide geladen hatte, zurück auf ihre Burg kamen, erblickten ſie den Burggeiſt traurig und mit Augen voll Thränen, gerade als ſie durch das Thor ſchreiten wollten, und ahndeten ein Unglück. Nicht lange danach kam ein Mönch aus dem Kloſter Pölde, der ein Hausfreund auf Scharzfels war, als Sendbote des Kaiſers und entbot den Grafen in ſein Kloſter, wo ſein Lehensherr, der Kaiſer, ſeiner harre, um ihn fernhin mit Botſchaft zu entſenden. Als der Graf hinweg war, kam der Kaiſer bald hernach wie von ungefähr vor einem Unwetter auf einem Jagdritt Schutz ſuchend, nach der Burg hinauf, der Mönch, ſein Vertrauter, begleitete ihn, und mit deſſen Hülfe vollbrachte der Kaiſer ſeinen ſchändlichen Willen an der argloſen Gräfin, die ſich von dem hohen Beſuch einer ſolchen Schandthat nicht im entfernteſten verſehen. Da entſtand aber alsbald auf der Burg ein furchtbares Rumoren, der Geiſt warf die Dachungen der Thürme ab, und ſchrie es in alle Lüfte hinaus, was der Kaiſer mit ſeinem Helfershelfer, dem nichtswürdigen Mönch, vollbracht, und verfolgte den Mönch ſo eifrig und entſetzlich, daß dieſer ſich über dem Felſenufer des Harzfluſſes die Oder erhenkte, da, wo man es noch die Schandenburg nennt. Dem Kaiſer reute lebenslänglich was er gethan. Der Geiſt litt auf dem Thurm von Scharzfels nie mehr ein Dach. Manche ſagen, daß nicht einer Gräfin von Lutterberg oder von Scharzfels — ſondern einer Rittersfrau des Namens von der Helden vom Kaiſer Heinrich ſo entſetzlich ſei begegnet worden.

394. Die Nixei und das Weingartenloch.

Eine Stunde von der ehemaligen Burg Scharzfels liegt in der Nähe des Dorfes Oſterhagen eine weitberufene Höhle, aus der ein Waſſer rinnt, das ſie die Ruma nennen. Das Waſſer quillt bisweilen roth hervor, und das iſt das Blut einer Nixe, welche die Liebe zu einem Erdenſohn, gleich andern Nixen da und dort, unglücklich gemacht. Dieſes Waſſer füllt einen kleinen See, der Nixteich genannt, und ein Gehölz in der Nähe heißt die Nixei. Dort ſoll die Nixe mit ihrem Jüngling, der ein Rieſenſohn war, ihre heimlichen Zuſammenkünfte gehabt haben, bis der Vater des Jünglings, ein grimmiger und ungeſchlachter Bergrieſe, dieß entdeckte und dem Liebeshandel ein Ende mit Schrecken machte. Seitdem wurde die arme Nixe in jene große und furchtbare Kryſtallhöhle eingeſchloſſen, aus der ſie noch immer ſich zu befreien ſucht, und bei ſolchen Anſtrengungen miſcht ſich dann ihr Blut mit dem aus der Höhle, welche das Weingartenloch heißt, hervorquellendem Waſſer. Aus den Steinbrüchen, nahe der Nixei, ſoll das Kloſter Walkenried ganz und gar erbaut worden ſein. In der Höhle ſelbſt ruhen nach der Sage die reichſten Schätze, aber es iſt kein Kinderſpiel, ſie zu erlangen. Viele holten ſich über ſolchem Bemühen ſchon den Tod; Berggeiſter, Bergzwerge und Bergmönche gehen allzumal darinnen um, ſeltſame Stimmen ſchallen, die Metalle reden, und den Rückweg aus dem Höhlenlabyrinth findet kaum einer wieder, oder er hat ſonſt ein Unglück. Es iſt noch nicht fünfzig Jahre her, da kam ein Mann von Eimbeck, und gedachte, in der Höhle einen guten Fang zu thun. Er war mit allem wohlverſehen, brachte auch Gefährten mit von Lauterburg, kroch hinein, und ſiehe, da hielt ihn der Gänge einer, durch den



Die Vreni und das Weingartenloch.

er ſich hindurchzwängte, eiſern feſt, er konnte nicht vor, nicht rückwärts. Vergebens ward Bergmannſchaft entboten, ihn herauszuhacken und herauszuſchaufeln, es glückte nicht, wie beim Maurer im Brunnen zu Schilda (Sage Nr. 374); zuletzt flehte er inſtändig, ihm den Tod zu geben, denn ſeine Lage war troſtlos und ganz entſetzlich — da ward ein äußerſtes Mittel verſucht, nämlich ihn mit Stricken zu umgeben, und auf Tod und Leben herauszuziehen. Ja wohl auf Tod — denn als nun ſo recht kräftig gezogen wurde, da that es endlich einen Ruck, und da hatten ſie den Mann glücklich befreit. Schade nur, daß dabei ſein Kopf abgeriſſen war. —

In der Höhle liegt ein großer Balken über dem unterirdiſchen Waſſer, dahinter ſitzt der Teufel neben Gold- und Silberhaufen. Wollen Leute davon haben, müſſen ſie zu Dritt kommen, und looſen, wer ihm verfallen ſoll. Zwei gehen dann frei aus, und dürfen des Mammons nehmen, ſo viel ſie tragen können. Den dritten, den das Unglücksloos trifft, zerreißt der Teufel in Stücken. Zum Oeftern kamen ein Paar Fremde, die waren Venetianer und konnten ſchwarze Kunſt, und verlockten Leute, mit ihnen in das Loch zu gehen, denen ſpielten ſie mit Liſt das Todtes- und Teufelsloos zu, ſo daß ſie ſtets leer und doch ſchätzebeladen ausgingen. Und da beredeten ſie wieder einen Mann, Namens Schloſſer, aus Oſterhagen, dem boten ſie vieles Gold; er war ſehr arm und hatte acht Kinder, aber er fürchtete ſich. Doch hatte dieſer Mann eine kluge Frau, die redete ihm zu, er ſolle nur getroſt mitgehen. Sie wolle ſchon dafür thun, daß er wiederkomme. Und da nähte ſie ihm braunen Doſt in die Jacke, und hieß ihn in Gottes Namen zu gehen. Das Zauberkraut ſchützte ihn, das Loos traf nicht ihn, wie ſchlau es auch die Venetianer anſingen, ſondern einen von den beiden; mit reichem Gut kehrte er aus der Höhle zurück, zog nach Andreasberg, und baute ſich dort ein ſchönes Haus. Was er aber in der Höhle Schreckliches geſehen, wie der Teufel den einen Venetianer lebendig zerriſſen, das hat er all ſein Lebtage nicht vergeſſen können.

396. Vom Kloſter Walkenried.

Es war eine junge Gräſin von Lohre, Alheidis, Herrn Ludwigs von Lohre Tochter, die that gerade ſo wie jene Kunigunde von Kynaſt (Sage Nr. 637), ſie ließ ihre Freier dreimal um die Burgmauer reiten, das brachte manchem den Tod, ihr aber nicht. Es fand ſich einer, der das Abenteuer mannlich beſtand, das war Herr Volkmar, Graf von Klettenberg, und als ſie nun dieſen geheirathet hatte, da bereute ſie ihre Frevel und Sünden, und ward eins mit ihm, ein Kloſter zu gründen. Beide reiſeten nach Köln am Rhein und nach Trier und beſuchten die Gräber der heiligen Martyrer, und nahmen aus dem Kloſter Kampen ſiebenzehn Mönche mit auf ihr Gut Walkenried. Dort ward im Jahre 1127 ein herrliches Kloſterſtift nach der Ordensregel St. Benedicts begründet, dann aber in ein Ciſterzienſermönchskloſter umgewandelt. Zweitauſend Arbeiter hatten raſtlos den Bau gefordert, doch ſoll er dreißig Jahre lang gedauert haben. Die Grafen von Herzberg und Lauterberg ſteuerten auch zum Kloſterbau, ſie ließen eine Million Steine anfahren. Gar eifrig erwies ſich insbeſondere die Gründerin Alheidis, ſie opferte ſelbſt ihren Schmuck dem Kloſterbau und legte Segen und Fluch auf ihn, nämlich Fluch für den, welcher den Bau ſchädigen und das Kloſter berauben würde. Der Fluch für ſolchen unfrommen Räuber lautete hautſchauerig: verflucht ſeien alle ſeine Werke! Verflucht ſein Ausgang und ſein Eingang! Verflucht ſei ſein Leben und verflucht ſein Sterben! Sein Tod ſei wie eines Hundes Tod! Wer ihn begräbt, der werde vertilgt! Verflucht ſei die Erde, darin er jenen begräbt, und ſo der Räuber nicht Buße thut, ſo bleibe er bei dem Teufel und ſeinen Engeln in dem ewigen Feuer! —

Wo ſo chriſtlich gebetet wurde, und nebenbei die allerhöchſte verſchwenderiſcheſte Pracht zum Aufbau und Ausſchmuck des Stifts verwendet wurde, daß man den von Kreuzgängen umgebenen Garten das Paradies nannte, da mußte der Teufel auch dabei ſein. Selbiger hat ſich im Kloſter viel und mancherlei zu ſchaffen gemacht, abſonderlich aber ſeine Tücke im Bauernkriege gezeigt, wo er ſeine größte Luſt und Freude daran gehabt, das überaus herrliche Gotteshaus und wundervolle Kloſtergebäude faſt gänzlich aus purer Luſt am Frevel zerſtören zu ſehen, ſo daß daraus Behauſungen der Vögel und Füchſe wurden. Die Bauern exerzierten damals mit Waffen gewaltiglich, und alle Welt ſollte ihr lieber Bruder ſein. Da war bei ſothaner Walkenrieder Bauernwehr ein kecker Schaafhirte aus Barthefelde, hieß Hans Arnold, der war Hauptmann, und ſtolzierte prunkhaft mit Gückelhahnfedern auf dem Schlapphut vor den beiden Grafen von Lohre und Klettenberg her, die in die allerliebſte Bauernbrüderſchaft gezwungen waren. Drehete ſich der Held auf einem Beine um, ſchwang ſeinen Spieß und rief: ſiehſt du Bruder Ernſt, wie ich Krieg führen und exerzieren kann? Was kannſt du denn, hehehe? — Graf Ernſt von Klettenberg antwortete trocken: bis zufrieden Hänſel! Das Bier gähret wohl, es iſt aber noch nicht im rechten Faſſe, da hinein es kommen wird! — Das war ein böſes Wort, das nahmen die Herren Bauern ſehr übel, und hätte dem Grafen faſt Prügel getragen. Er hatte aber doch recht gehabt, denn als das Blättlein ſich wendete, ſo kam ſchon das Bier in das rechte Faß zuſammt der Hefe, und ward der Spieß garſtig umgedreht, nämlich manchem kecken Bäuerlein im Leibe.

296. Zauberſaal und Lutherfalle.

Im Kloſter Walkenried zeigt man noch einen alten wüſten Boden, den nannte man früher einen Saal. Herzog Chriſtian Ludwig zu Braunſchweig hatte nach der Reformation in Walkenried eine gute Kloſterſchule einrichten laſſen, wie zu Pforte, zu Meißen, zu Schleuſingen, zu Roßleben und andern Orten andere fromme Fürſten auch gethan, und hatte alle Einkünfte des Stiftes Walkenried dazu beſtimmt, und geſagt, er begehre in ſeinen Schatz keinen Heller von dem

Vermögen der geiſtlichen Stifter. In dem erwähnten Saale nun ſpielten einſtens die Schüler, und hatten ein Zeichen gelegt, wer unter ihnen darüber und am weiteſten ſpringen könne. Da war ein Knabe aus dem nahen Städtlein Ellrich dabei, der hieß Damius (wurde hernachmals Superintendent und berühmt), und der blieb auf einmal auf einem gewiſſen Platz, dahin er beim Springen gekommen, ſtehen, wie gebannt, und war nicht davon wegzubringen und wegzureißen. Auch der herzugerufene Rektor vermochte es nicht. Da gedachte der Rektor, es müſſe hier ein geheimer Zauber walten, und gebot dem Schüler, umherzublicken, ob er nicht ein Zeichen oder eine Schrift erblicke. Das thut der Knabe, und da nimmt er über ſich einen Kreis wahr, und an der Oſtwand eine griechiſche Schrift, nach Süden aber angemalte Charaktere, und beſchreibt ſie und lieſt die Schrift, und da wird er wieder frei. Der Rektor machte Anzeige davon, und es ſoll dann gen Weſten in der Mauer am Fenſter in einer Blende ein Steintopf voll Braktenten, jeder ſo groß als ein Ortsthaler (¼ Thaler- oder ½ Guldengröße) gefunden worden ſein. Später haben noch Andere geſucht mit Zauberformeln und Wünſchelruthen, aber obſchon die Wünſchelruthe geſchlagen, und es heller Tag geweſen, ſo wäre ein Schrecken über ſie gekommen, und geweſen, als wenn ein Wirbelwind zwiſchen ihnen hindurchbrauſe und ſie bis zur Decke emporziehe. Andere ſagen: jener Rector habe den Schatz heimlich gehoben und ſolchen Theſaurum ad usum Delphini auf ſich transferiret. Noch andere haben wiſſen wollen, der berühmte Benedictiner und Chymiker Baſilius Valentinus, der auf dem Petersberge zu Erfurt lebte, und ſich im Beſitz des Steines der Weiſen befand — habe auch im Kloſter Walkenried auf eine Zeit gelebt, und jener verborgene Schatz im Zauberſaal, den der Schulrektor gefunden, ſei der Stein der Weiſen geweſen, welches jedoch aus vielen Gründen billig in Zweifel zu ziehen und ganz ohne Beiſpiel ſein dürfte.

Es geht auch noch die Sage, daß einſt auf einer Reiſe durch den Harz Doktor Martin Luther von Nordhauſen, allwo er gepredigt, und vom Erzbiſchof von Mainz beredet, mit dieſem in das Stift zu Walkenried gekommen, da habe der Mönche Argliſt den Reformator, deſſen Werk und Wirken ihnen gar ſehr zuwider, heimlich aus der Welt ſchaffen wollen, und ihn nach einer Falle geführt, die ſie bereit hatten für Miſſethäter. Dieß Werk hieß der Marienkuß, hatte den Anſchein einer kleinen Kapelle, darinnen brannte vor einem dunkeln Madonnenbilde ein ewiges Licht, das Bild aber war eine eiſerne Jungfrau, und trat einer in dieſes Kapellchen, ſo wich der Boden, und er ſtürzte in eine grauenvolle Tiefe hinab. Schon nahete Lutherus ſich dem verrätheriſchen Ort, ſiehe da lief ſein Hündlein vor ihm her, und hinein, that einen Schrei und verſchwand. Da deutete Lutherus mit der einen Hand nach der Falle, und mit der andern nach oben, und ſprach mit ernſter voller Stimme nur die zwei Worte: Gott wacht! — und ging, und die Mönche erbebten.

397. Der letzte Graf von Klettenberg.

Die Grafen von Hohenſtein, Lohra und Klettenberg waren ein beſitzungenreiches Geſchlecht im Harzgebirge, zwei Städte, Ellrich und Bleicherode, gehörten ihnen, und viele Ortſchaften, Burgen, Gehöfte und Mühlen. Der letzte, vielleicht ein Enkel jenes Ernſt, der dem Bauernhänſel zu Walkenried eine ſo treffende Antwort gab, war Graf Ernſt VII. Dieſer wackere Degen war in ſeinen jungen Jahren, zu alten kam er leider nicht, ein guter Zechbruder und tapferer Trinker. Einſt war zu Ellrich auf des Grafen Kemnate daſelbſt eine ſchöne Zahl von Harzgrafen und Rittern verſammelt; die Humpen kreiſten fröhlich in der Runde, und in heiterer Weinlaune ſetzten die luſtigen Kumpane eine güldne Kette zum Preiſe aus für den, der ihnen allen obſiegen, und noch ſtehen werde, wenn ſie alle unter den Tiſch getrunken wären. Der Kampf ward hitzig und lange geführt; fort und fort wurde der kreiſende Pokal gel[illegible]t, bis endlich die Köpfe ſchwer wurden und die Helden ſanken. Nur zwei hielten ſich noch, zuletzt aber ergriff der eine die Goldkette, faſt ſchon im ſinken, und hing ſie dem Sieger lallend um. Dieſer Sieger war Graf Ernſt, der edle. Derſelbige fühlte, da er im Trinkſaale nichts mehr zu thun fand, ein Bedürfniß nach friſcher Luft, denn es war nichts kleines, als Sieger im Weinlanzenbrechen über ſo vielen tapfern Grafen und Rittern zu ſtehen, die alle unterlegen waren. Im Schmuck der glorreich errungenen güldenen Kette beſtieg der Graf ſein bereitſtehendes Roß und trabte durch Ellrich, doch war ihm etwas ſchwül, und die friſche Luft machte ihn im Sattel wanken und ſchwanken, wenn es nicht neben der friſchen Luft etwas anderes war. Es war gerade Sonntag, und aus der offen ſtehenden St. Niclaskirche klang erbaulich Orgel und Geſang. Nun war Graf Ernſt VII. von Hohenſtein, Herr zu Lohra und Klettenberg, gar ein frommer Held, auch Adminiſtrator des Stiftes Walkenried, und da dünkete ihm, man müſſe den lieben Gott nicht ausweichen, lenkete ſanft ſein Rößlein nach der Kirche, und vergaß nur eines, nämlich abzuſteigen, er ritt ganz wohlgemuth in ſeligem Taumel mitten durch die Gemeinde, ſtracklich auf den Altar zu, daß jedermänniglich erſchrak und die Geiſtlichen ſich kreuzigten und ſegneten. Aber ſiehe da, das Stampfen und Schlagen der Roſſeshufe, das mit der ganzen Erſcheinung die Andacht mächtig ſtörte, nahm plötzlich ein Ende, denn durch ein Wunder des über den Frevel erzürnten Gottes entſanken plötzlich den Füßen des Pferdes alle vier Hufeiſen zugleich, ja daſſelbe ſoll ſelbſt ſammt dem Reiter niedergeſunken ſein, mindeſtens auf die Kniee. Darauf trabte Graf Ernſt ganz geräuſchlos wieder aus der Kirche, die vier Hufeiſen aber wurden zum Wahrzeichen an deren Thüre genagelt, wo ſie lange blieben, bis ein Brand die Kirche zerſtörte, dann ſind ſie auf das Rathhaus gekommen.

Graf Ernſt, welcher ſolchen gewaltigen Fehden, wie dieſe für ihn ſo ſiegreiche war, wohl häufig beiwohnen mochte, brachte ſein Leben nur auf 31 Jahre, 4 Monate und 22 Tage, doch war er zweimal vermählt. Er ſtarb als ein frommer Chriſt, und erhielt zu Walkenried ſeine Ruheſtätte, und zwar in der jetzigen ſchönen Kloſterkirche, dem früheren Kapitelhauſe, und wurden ſein gräfliches Wappen, wie ſeine Siegel und ſein Degen mit ihm begraben, es ward ihm eine gar ſchöne Parentation gehalten und ein ſtattliches Denkmal errichtet, darauf er in ſeiner Rüſtung in Lebensgröße knieend zu erblicken iſt, über ſeine Bruſt weit herab hangend die bewußte güldne Kette mit werthem Kleinod. Sieht Ritter Götzens von Berlichingen Grabmal ſehr ähnlich.

308. Die Kelle.

Von der Kelle, einer viel beſuchten Gipshöhle, die früher viel anders und ſchöner ſich darſtellte, als jetzt, nachdem ſie allmählich in ſich zuſammengebrochen, geht manche Sage. Der urſprüngliche Name iſt Kehle, ſo viel als Schlund — und die Sage will, daß dieſer ſchöne, aber auch ſchaurige Schlund alljährlich ein Menſchenleben zum Opfer fordere. Um ihn zu verſöhnen, zog in der früheren Zeit ein Prieſter aus Ellrich mit voller Proceſſion der Gemeinde, mit Crucifix, Kirchenfahnen und Heiligenbildern nach der St. Johanniskapelle in der Nähe der Höhle, und dann nach dieſer ſelbſt, ſenkte ein Kreuz in den eiſigkalten Waſſerſpiegel und zog es wieder daraus hervor, und dann rief er:

Kommt und guckt in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle.

Auch wohnt in der Kelle eine Nixe, und dieſe beſonders hat es an der Art, Menſchen in ihr Waſſer zu locken, das kalt und giftig iſt. Selbſt ein Froſch, den einer hinein wirft, wird gleich ſtarr und ſteif, was ſoll da erſt ein Menſch thun, der kein Froſch iſt?

An jenem Tage, der Liſſabon durch ein entſetzliches Erdbeben zerſtörte (1. Nov. 1755), ward im Kehlholze über der Kelle ein ſeltſames unterirdiſches Getöſe vernommen, und in Ellrich hörte man ein langanhaltendes Krachen, wie von fernem Donner, auch zeigten die Müller an, daß das Waſſer urplötzlich mit ungewöhnlicher Gewalt auf die Mühlen geſchoſſen ſei. An demſelben Tage iſt gleicherweiſe der Salzunger See in heftige Bewegung gerathen, das Waſſer iſt in die Tiefe hinab wie in einen Trichter geſtrudelt, und dann wieder mit Rauſchen und Brauſen hervorgebrochen, ſo daß es die Ufer überfluthet hat. Das hat in den zwanziger Jahren noch ein alter glaubhafter Mann erzählt, der es ſelbſt geſehen, dennoch haben es Neugeſcheidte verlacht und für Fabel erklären wollen (Sage Nr. 749).

309. Maria im Elende.

Tief im Harzgebirge führte ein Fuhrmann zur Winterszeit eine Laſt Weines, und an unwegſamer ſumpfiger Stelle blieb ſein Wagen ſtecken, ja es drohten Schiff und Geſchirr im Schnee und Moraſt gar zu verſinken. Da rief er, in tiefer Waldeinſamkeit ſich von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen ſehend, Gott und die heilige Jungfrau an, ihn aus dieſem Elende zu retten, und ſiehe, es erſchien ihm die Königin der Himmel und rettete ihn. Da ſie ihn nun fragte, welche Fracht er geladen habe, und er antwortete: Wein! — ſo wünſchte ſie den Wein zu koſten. Dazu war der Fuhrmann gleich willig und bereit, allein er klagte, daß er keinen Becher habe. Da rührte Maria an einen Dornenſtrauch, und alsbald ſproßten Roſen aus dem Strauche, welche Maria brach und zu einem Becher formte, den ſie den Fuhrmann gab. Dieſer ließ Wein in den Roſenbecher fließen, und ſiehe, der zarte Pokal hielt den Wein, wie aber der Fuhrmann nun den Wein ſeiner Retterin reichen wollte, ſo war ſie verſchwunden, und ſein Blick ſuchte ſie vergebens rings umher. Leicht zogen jetzt die Pferde die Laſt des Wagens, bis ſie an ein einſames Kirchlein kamen, das ſchon zu des Bonifacius Zeiten in dieſen tiefen Waldeinöden erbaut ſein ſollte. Der Fuhrmann erkannte darin, daß ſeine Pferde am Kirchlein anhielten, den Wink des Himmels, hier zu danken, er trat hinein, und erſtaunte, als er in dem darin aufgeſtellten Marienbilde ganz das holdſelige Frauenbild wieder erkannte, daß ihm helfend und rettend erſchienen war. Dankend kniete er nieder und ſtellte das wunderſame Gefäß, den Blumenkelch, auf den Altar, und erzählte allen Menſchen, die er traf, das hohe Wunder. Da ſtrömten aus Nähe und Ferne bald die Gläubigen herbei, die Wunderkraft der hülfreichen Maria im Elende anzurufen; es begründete ſich, wie dort zu Grimmenthal im Henneberger Lande (Sage Nr. 735), ein Wallfahrtort und ein Hoſpital; es mußten neue und viele Thüren in die Mauerwände der Kirche gebrochen werden, und die Wände bedeckten ſich mit Krücken der Lahmen und Brüchichen, die geheilt von dannen gingen. Ein Nonnenkloſter entſtand, eine neue herrliche Kirche ward erbaut, und die Roſenkirche genannt, weil ein Kreuz von vierundſiebenzig ſteinernen Roſen ihr Geſimſe zierte. Auch ein Haus für ſechs Canoniker ward erbaut, und große Schätze wurden geſammelt, welche noch dort vergraben liegen ſollen, nachdem ſchon längſt der Glanz und aller fromme Wunderglaube dahin iſt. Als die Zeit der Verwüſtung gekommen war, und das hilfreiche Marienbild beſeitigt wurde, hat es ſich erhoben und iſt nach Heiligenſtadt gewandelt, wo es noch bis heute der Verehrung gläubiger Chriſten ſich erfreut.

400. Jungfrau Ilſe.

Hoch oben am felsreichen Brocken entſpringt ein Bergbach, der mit ſtarkem Fall zu Thale rinnt, das iſt die Ilſe. Unten im Thale, nicht weit von dem ehemaligen Kloſterort Ilſenburg, ragt ſenkrecht ein mit einem eiſernen Kreuz geſchmückter ſteiler Fels empor, das iſt der Ilſenſtein. In dieſem Steine wohnt des Flüßchens Nixe, die Jungfrau Ilſe; bisweilen tritt ſie in Mondſcheinnächten oder am frühen Morgen aus dem Stein hervor, in der klaren Fluth zu baden. Wer da das Glück hat, ſie zu ſehen — ſelten nur iſt dieß einem vergönnt — den macht ſie reich. Sie ſoll eines Harzkönigs Tochter geweſen ſein, und von einer böſen Hexe aus Neid in den Stein verwünſcht, bis Zeit und Stunde kommen, ſie zu erlöſen. Nur ein völlig reiner und tugendhafter Jüngling und ſo ſchön wie die Jungfrau Ilſe, vermag dieß; er darf noch nie geliebt haben, und Ilſe muß die erſte Maid ſein, der ſein Herz in Neigung ſich zuwendet. Einſt wandelte ein Köhler am frühen Morgen durch das waldige Thal abwärts; er ſah die Jungfrau Ilſe und grüßte ſie. Sie winkte ihn zu ſich, und er folgte ihr bis an den Fels, in dem er eine Thüre erblickte, die er früher nie geſehen. An dieſer Pforte nahm ſie ihm ſeinen Ranzen ab, und ging hinein. Bald kam die Jungfrau Ilſe wieder heraus, und übergab ihm den Ranzen, ſagte ihm aber, er ſolle ihn ja nicht eher öffnen, bis er ſeine Wohnung erreicht habe. Erſt war der Ranzen leicht, er wurde aber mit jedem Schritt ſchwerer, und die Neugier des Köhlers, was wohl darinnen ſei, wuchs gleich der Schwere mit jedem Schritt. Sie werde ihm wohl einen Schabernack geſpielt und Steinklumpen hinein gethan haben, dachte er. Auf der Ilſenbrücke hielt er an, öffnete den Ranzen, fand ihn aber nur voll Eicheln und Tannenzapfen. Was ſoll ich an dem Zeuge tragen? — ſagte er, und ſchüttete es in die Ilſe hinab, da hörte er ein Klingeln drunten auf den Steinen, es blinkte und blitzte wie helles Gold herauf, und verſchwand. Geſchwind ſchloß er den Ranzen, einige Eicheln raſſelten noch darin. Als er heim kam, waren ſie Goldſtücke, und der Reſt reichte dennoch hin, ihn reich zu machen.

401. Der Brunnengeiſt auf Regenſtein.

Eine uralte Felſenburg am Niederharz iſt der Regenſtein oder Reinſtein, zu den Zeiten Kaiſer Heinrich des Finklers entſtanden, ganz in Felſen gehauen. Es ſaßen Grafen darauf, die führten ein Hirſchgeweih in ihrem Wappen. Einer derſelben, Friedrich genannt, blieb erbenlos mit ſeiner Ehefrau und beide trauerten darüber ſehr, daß ihr Geſchlecht mit ihnen erlöſchen ſolle. Nun war auf dem Regenſtein ein tiefer Felſenbrunnen, dahinein war des Ahnherrn Geiſt gebannt, der ertheilte bisweilen Rath, und ſagte zukünftige Ereigniſſe voraus. Deshalb lag Graf Friedrichs Hausfrau ihrem Gemahl an, doch den Geiſt zu befragen, ob es nicht möglich, daß ihr Geſchlecht ſich forterbe? — Und da nun in der Mitternachtſtunde eines Marientages Graf Friedrich ſich dem Brunnen nahte, ſo erſchien ihm ſeines Ahnherrn Geiſt, und ſprach: was ihr hoffet, wird euch erfüllt. — Da fragte der Graf den Geiſt, ob für ihn keine Ruhe und Erlöſung zu hoffen? — Wann der Reinſtein zur Trümmer wird — dann werde ich Ruhe finden! — antwortete der Geiſt, und verſchwand. Das war ein Wort, welches wenig Hoffnung gab, denn daß die Burg, das Felſenhaus, je eine Trümmer werden könne, ſchien undenkbar. — Noch in demſelben Jahre ſchenkte Graf Friedrichs Gemahlin ihm einen Erben, einen friſchen Knaben, der den Namen Konrad empfing. Und im darauf folgenden Jahre ward ein zweiter Knabe geboren, der ward Helmold genannt. Bei deſſen Geburt ließ der Geiſt des Ahnherrn im Brunnen ſich ſehen, und ſprach aus: dieſes Kind wird meine Erlöſung bewirken, wie er meinen Namen führt. Da offenbarte ſich, daß der Geiſt im Brunnen jener des wilden Ahnherrn Helmold von Regenſtein ſei. Helmolds, des letztgeborenen, Erziehung wurde vernachläſſigt, er entfloh, wurde ein Räuberhauptmann, verlangte nach ſeiner Aeltern Tode ſein Erbtheil von ſeinem Bruder Konrad, und da dieſer es weigerte, ſo eroberte Helmold mit ſeiner Schaar die Burg, zwang ſeinem Bruder ſein Erbtheil ab, verſöhnte ſich jedoch mit ihm, verleitete ihn aber zugleich ſelbſt zur Wegelagerei, und dieſes hatte zur Folge, daß der Herzog von Braunſchweig die Burg belagerte, einnahm und das Raubneſt ſo weit zerſtörte, als es nicht ganz und gar aus Felſen beſtand. Da iſt des Ahnherrn Geiſt zum letztenmale aus dem Brunnen des Regenſtein geſtiegen, und zu ſeiner ewigen Ruhe gelangt.

402. Die Teufelsmauern.

Vom alten Felſenſchloſſe Regenſtein bei Blankenburg an erblickt man in der Richtung nach Gernrode und Ballenſtädt, zwiſchen dieſen Städten und Quedlinburg, hochgegipfelte Felſenreihen, die von ferne geſehen, Mauertrümmern ganz ähnlich erſcheinen, und, öfters unterbrochen, ſich erſtrecken; ſie ähneln alten Feſtungsmauern, in die mit Kanonenkugeln Breſchen geſchoſſen ſind, und bieten manches phantaſtiſche Gebilde dar. Die Sage geht, daß als Gott der Herr die Erde geſchaffen, ſo habe der Teufel als Urcommuniſt, begehrt, mit ihm zu theilen, und alsbald in dieſer ſchönen Harzgegend begonnen, ſein Reich abzugrenzen. Vor allem habe er ſich den Harzwald mit ſeinem Thronberge, dem Brocken, ſeinen Pfuhl bei Thale und ſo manches andere vorbehalten, Orte, die er auch bis dato noch nicht gänzlich aufgegeben, und dem lieben Gott das platte Land vergönnt. Und damit ihm ſein Lieblingsgebirge, und darin ſein Bad, ſein Bette, ſeine Kanzel und ſeine Mühlen um ſo ſicherer bleibe, habe er begonnen, daſſelbe mit einer rieſigen Felſenmauer zu umwallen. Der liebe Gott ſah dem Werke des Teufels eine Zeitlang zu, bis er ihm ein Ende machte und mit einem Zucken ſeiner Augenwimper die Mauer brach. Wer von Gernrode nach Quedlinburg den Fußweg geht, geht mitten durch die Mauer wie durch ein Nadelöhr.

403. Roßtrappe und Tretpfuhl.

Von keiner Felſengruppe des Harzgebirges gehen der Sagen ſo viele, als von dem ſchaurigen Thalkeſſel, den nahe beim Dorfe Thale die Bode, das wilde Waldwaſſer, brauſend durchwallt. In frühen frühen Zeiten bewohnten Rieſen den Harzwald; ein ſolcher Heune hatte eine ſchöne Tochter, die liebte einen jungen Rieſenſohn, des Namens Wittig, welcher dem Felſen, der heute die Roßtrappe heißt, gegenüber ſeinen Wohnſitz hatte, ihr Vater wollte aber nichts von dieſer Liebe wiſſen, und verbot ihr dieſelbe mit Strenge. Da beſchloß das Rieſenfräulein heimliche Flucht, und da der Vater unter ſolchen Umſtänden nicht an ihre Mitgift denken konnte, ſo beſchloß ſie, dieſe ſelbſt mitgehen zu heißen. Sie nahm daher nebſt andern Schätzen auch ihres Vaters ſchwere goldene Krone und ſetzte ſie auf ihr Haupt, ſtieg zu Roß und eilte dem Felsgebirge zu, in der Nähe des Geliebten ſich zu bergen. Bald aber ward ihre Flucht entdeckt, und die Verfolgung brauſte hinter ihr her. Auf hohem Felſenvorſprung, der in jähe Tiefe hinab ſich ſenkte, rings Fels an Fels aufgegipfelt, und im Thale der ſchwarze ſtrudelnde, ſchäumende Waldbach — ſah ſie ſich umringt, aber da zwang ſie ihr Roß zum entſetzlichen Sprung über den Thalkeſſel, und glücklich kam ſie hinüber, wohin kein Verfolger ihr nachkonnte; nur die Krone entfiel ihr, tief in den Bodeſtrudel hinab; die Stelle, wo des alten Harzkönigs Krone noch immer in der Tiefe ruht, heißt noch heute das Kronenloch, und da, wo des Roſſes Huf dem Fels durch die Gewalt des Sprunges ſich eingedrückt, blieb die Spur ſtets ſichtbar, und hat der ganzen wildſchönen Felſengruppe den Namen „die Roßtrappe" gegeben. Eine Stelle nahe dabei wird der Tanzplatz genannt; auf ihr tanzte die Hünentochter vor Freude, der Verfolgung entronnen und mit ihren Geliebten vereinigt zu ſein. Andere nennen denſelben Platz des Teufels Tanzplatz, ein kleines Filial von ſeinem großen hoch oben auf dem Brockengipfel.

Zu einer Zeit wollten die Umwohner gar die goldene Krone des Harzkönigs wieder gewinnen, ein Taucher ward geworben, der mußte hinab in den Bodewirbel; er that es nicht gerne, doch glücklich fand er die Krone und hob die Hand, und ihre goldenen Zacken glitzerten über dem Waſſer. Aber gleich darauf entfiel ſeiner Hand die Krone. Nochmals tauchte er nieder, nochmals fand er die Krone und ließ ihre blitzenden Zacken dem zahlreich verſammelten Volke ſehen — da entfiel ſie ihm abermals, denn ſie war ſchwer. Und wieder tauchte er hinab in den Eretpfuhl, aber nimmer kam er wieder herauf. Ein Blutſtrom ſprang aus dem Waſſerwirbel, zum Zeichen, daß die unterirdiſchen Mächte, welche die Krone bewachen, ihn getödtet hatten. Jetzt ſoll immer noch ein ſchwarzer Hund die Krone hüthen. Tiefe Stille waltet über dem ſchauerlichen Grunde, nur das Waſſer der Bode rauſcht und rollt fort und fort über das dunkle Geſtein.

404. Das quellende Silber.

Im Thale, wo die Bode aus den Schluchten der Roßtrappe hervorkommt und friedlicher fließt, hat vordeſſen ein armer Bauer gelebt, der ſchickte ſeine Tochter in die nahe Waldung, etwas Holz zu ſammeln. Das Kind füllte ſich mit abgefallenen Aeſten und Zweigen den Tragkorb und auch noch einen Handkorb, ſo viel es fortbringen konnte, und ging heimwärts. Da iſt ihm ein altes ſchneeweißes Männlein begegnet, das hat ihm geboten, ſein zuſammengeleſenes Holz wieder auszuſchütten, und ihm zu folgen, es wolle ihm etwas beſſeres zeigen. Nahm das Kind an die Hand, führte es wieder zurück an einen Hügel und zeigte ihm einen Platz, der war zweier Tiſche breit, und darauf quoll eitel Silbergeld, kleine und große Münzen, mit uralter Schrift darauf, und einem Marienbild, wie die Stadt Goslar am Harz in ihrem Wappen führt, und ſolcher Münzen viele hat prägen laſſen. Das Mädchen erſchrak vor dem quellenden Silber, und fürchtete ſich, das Männlein aber füllte ihr ſelbſt den Handkorb mit den uralten und doch noch blanken Harzgulden. Den Tragkorb aber wollte das Mägdlein nicht ausſchütten, es ſagte, zu Hauſe brauchten ſie Holz, Milch und Suppe zu kochen für die kleinen Kinder, und ihnen eine warme Stube zu machen. — Da ließ es das Männlein dabei bewenden, und ließ das Mädchen nach Hauſe gehen. Da dieſes nun ſein Glück erzählte, und es im Dorfe herum kam, da entſtand ein Laufen und Rennen, jeder Nachbar wollte der erſte ſein, jeder nahm einen Feuereimer oder zwei und einen Schöpfſtu[illegible] mit, als wenn es brenne, aber es hat ihrer keiner weder das alte Männlein, noch den Ort des quellenden Silbers gefunden. Der Herzog von Braunſchweig kaufte von den alten Münzen ein ganzes Pfund, und ließ die Stücke im Münzkabinet aufbewahren.

405. Der Mägdeſprung.

Im Selkethale gipfelt ſich eine ſchroffe Felswand empor, ähnlich dem Ilſenſtein im Ilſethale, auch auf dem Gipfel mit einem eiſernen Kreuze geziert, dem, wie jenem, ein anderer, nur minder hoher Felſen ſo gegenüber ſteht, als hätten beide zuſammen gehört. Auf beiden wird eine in den Fels tief eingedrückte Fußtapfe gezeigt, und auch eine ähnliche Sage wie vom Ilſenſteine erzählt.

Eine Liebende, deren Geliebter auf dem gegenüberſtehenden Felſen ihrer harrte, ward von ſo heftiger Sehnſucht zu ihm getrieben, daß ſie den gewaltigen Sprung hinüber wagte, und hüben und drüben drückten ihre Fußſpuren ſich dem Felſen ein. Daß nur eine Hünentochter ſolches vermochte, liegt in der Oertlichkeit bedingt. Andere erzählen, daß blos um bei einer lieben Geſpielin zu ſein, die junge Hünin vom Petersberge herkommend, welche erſtere drüben auf dem Rammberge unter der Teufelsmühle erblickte, den Sprung gewagt. Da ſie eine Weile unſchlüſſig ſtand, und die Sprungweite maß, während die Freundin ihr drüben winkte, ſah ſie drunten ein Knechtlein, das in der Harzgeroder Gegend pflügte, und ihr lachend zurief: ſpringt doch, ſpringe doch, Rieſenmaid! — Da bog die Hünenmagedein den ungeheuern Leib zu Thale, und ſtreckte den Arm ſo lang aus, wie die Jungfrau Helvetia im Bilde auf den neuen Schweizer-Münzen, und raffte das Knechtlein ſammt Pferden und Pflug empor, und that ihren Hupf hinüber ſammt allem, was ſie in ihr Schürztuch geladen hatte, und da haben die beiden Hünentöchter tauſend Spaß mit dem niedlichen Spielzeug, dem Menſchlein, den Pferdlein und dem ſeltſamen Geräthe, dem Ackerpflug, gehabt.

406. Falkenſtein und Tidian.

Weit berufen iſt das ſtattliche Schloß Falkenſtein im Harz über dem Selkethale, vorzugsweiſe weit und breit das Schloß genannt, darauf haben ſchon in uralten Zeiten mannliche Harz-Grafen geſeſſen, und hat ein Graf Hoyer von Falkenſtein das berühmte alte Rechtsbuch, der Sachſenſpiegel genannt, durch einen Edelmann, Ecko von Rebkau, ſammeln und aus der lateiniſchen in die deutſche Sprache übertragen laſſen.

Auf Schloß Falkenſtein hauſte ein Burggeiſt, der manchen Spuk übte. Da einſtmals viele Grafen und Herren der Umgegend, darunter auch ein Graf von Anhalt war, auf Falkenſtein beim Spiele ſaßen, und dieſer Graf alles verloren hatte, was er bei ſich trug, ſetzte er noch ein oder einige Haare ſeines Bartes zum Spielpfande ein, und verlor auch die. Niemand unterfing ſich, dieſelben ihm ausraufen zu wollen, und er ſelbſt that es auch nicht. Aber in der Nacht ſtattete ihm der Burggeiſt einen Beſuch ab, und forderte das Spielpfand und nahm's. Einen andern edlen Herrn, der in verſchloſſener Kammer ſchlief, ſoll derſelbige Geiſt aus dem Bette geworfen haben, doch könnte dieß auch der Wein-Geiſt geweſen ſein. Schloß Falkenſtein iſt noch im Stande trefflicher Erhaltung und werden daſelbſt viele merkwürdige Gegenſtände gezeigt.

Nahe beim Falkenſtein liegt der Wald Tidian und in demſelben eine tiefe Höhle, die Tidianshöhle geheißen, von der geht manche Sage. Es ruht in ihr neben andern reichen Schätzen ein ganz goldner Mann; wem es glückte, von dieſem Mann etwas abzubringen, der hatte, wie die Goldſchmiede erprobten, ein Gold, das an Reinheit und Feinheit jedes andere übertraf. Ein Schäfer, der ſo glücklich war, die Wunderblume zu finden, fand auch die Tidianshöhle; die eiſerne Thüre öffnete ſich ihm, und er gewann Goldes die Fülle, das ein Goldſchmied in Quedlinburg ihm abkaufte, gegen den der Schäfer kein Hehl machte, wo er es gewonnen. Der Goldſchmied ſprach zu ihm: bringe mehr — und der glückliche Schäfer, immer noch im Beſitz der Wunderblume, ging und fand und brachte mehr. Da kam ein Graf von Falkenſtein zum Goldſchmied, ein Geſchmeide zu kaufen, verlangte es vom feinſten Golde, und da ſprach der Goldſchmied: das feinſte Gold kommt vom Tidian. — Vom Tidian, aus meinem Walde? — fragte erſtaunt der Graf, und erfuhr nun des Schäfers Glück. Solches wollte der Graf nicht nur theilen, denn vom theilen mit dem gemeinen Mann ſind die Grafen und Herren allüberall niemals und im Geringſten nicht, Freunde geweſen, ſondern er wollt' es alleinig beſitzen, ließ den Schäfer entbieten, und befragte ihn ſcharf, warum er ihm, dem Grafen, das Gold aus dem Berge trage? Gleich ſolle er den Ort zeigen, wo er es gefunden. — Dem armen Schäfer, der an ein Unrecht nicht gedacht, und genommen hatte, was gütige Berggeiſter ihm gönnten, erzitterte das Herz, er ließ ſeinen Hut aus der Hand fallen, da ſprang des Grafen Affe herbei, und nahm den Hut, ſpielte damit und zerbiß und zerpflückte die Wunderblume in eitel kleine Stücken. Wohl führte gehorſam der Schäfer ſeinen ſtrengen Herrn in den Tidian, wohl fand er die Höhle, aber wo die eiſerne Thüre zum Innern ſich geöffnet, da hemmte jetzt ſtarrer Fels jeden Weiterſchritt.

Die Sage geht, daß die Tidianshöhle ihre Schätze ſo lange feſthalten müſſe und werde, bis auf Schloß Falkenſtein drei Herren geboren worden und gewohnt haben, von denen einer blind, einer lahm und einer ſtumm iſt, und dieſes iſt noch nicht da geweſen.

407. Der Gott im Kaſten.

In der Gegend von Harzgerode und Günthersberge liegt ein uraltes Dorf, heißt Waterleben (Waſſerleben), darinnen wohnten zu des löblichen Biſchof Friedrich von Halberſtadt Zeiten zwei fromme Schweſtern, von denen hatte die eine ihr nothdürftiges, ja gutes Auskommen, der Andern aber ging alles krebsgängig, obſchon ſie es am Fleiß nicht mangeln ließ; betrübte ſich deshalb nicht wenig und beneidete ihre Schweſter, ließ ihr auch das mit Worten fühlen. Da ſprach die glücklichere Schweſter: was neideſt du mich? Ich habe unſern Herr Gott im Kaſten, der ſegnet all das meine und giebt mir das Glück im Schlafe. — Dieſe Worte nahm ſich die arme Schweſter zu Herzen, und als ſie Oſtern zum Nachtmahl ging, behielt ſie die heilige Hoſtie im Mund, und thät ſie dann heimlich daheim in ein Tüchlein gewickelt, in ihren Kaſten. Als ſie nun nach ein Paar Tagen nachſehen wollte, ob der Herr Gott im Kaſten ihr etwas rechtſchaffenes zuwege gebracht, ſo ſah ſie, daß die Hoſtie Blut ſchwitzte, wie jene, die das Weib zu Zehdenik in der Mark vorm Bierfaß vergraben (Sage Nr. 350) — und war das ganze Tuch, darin ſie die Hoſtie gewickelt, von Blut durchnäßt. Erſchrocken rief die Frau ihren Mann herbei, dieſer zeigte es dem Pfarrer an, und der Pfarrer dem Biſchof zu Halberſtadt, und da kam die ganze Cleriſei der Umgegend, den Biſchof an der Spitze, in Proceſſion, erhoben die Hoſtie und trugen ſie unter Geſängen und mit brennenden Kerzen bis nach Hauslar (andere nennen Hendeber), und wollten ſie gen Halberſtadt führen. Aber von dem Altar, auf den die Hoſtie dort geſetzt ward, konnte ſie nicht wieder abgenommen werden, und mußte allda bleiben, blutete aber fort und fort. Da kamen ſo viele andächtige Waller, daß von ihren Gaben gar bald ein Kloſter geſtiftet werden konnte. Ob der armen Frau, die gern auch den Gott im Kaſten haben wollte, das heilige Blut in etwas zu Gute gekommen, davon meldet die Sage nichts, doch iſt, daß es geſchehen, wohl zu hoffen.

408. Der Todtenweg.

Nicht weit von Waterleben liegt das Dorf Rotleberode, nahe dabei iſt ein Teich und ein Hohlweg, den nennen die Leute den Todtenweg. Als eine Anzahl Harzgrafen, darunter Graf Botho VII. von Stolberg, deſſen Schwiegervater, Graf Heinrich von Schwarzburg, und Graf Heinrich der Kühne von Hohnſtein, als Erbverbrüderte gegen den Biſchof Burchard III. von Halberſtadt kriegten, und dieſer Biſchof in der güldnen Aue viel Schaden that und allen Muthwillen alldorten ausübte — ließen ſie die Wege auf dem Harzwald verhauen, griffen des Biſchofs Heer in dieſem Hohlweg an, erlegten eine große Anzahl, nahmen über ſiebenhundert Mann gefangen und jagten die übrigen in den Teich. Von da an hieß jener Hohlweg der Todtenweg, und man hat bisweilen in ihm des Nachts wildes Schlachtgetümmel vernommen und Geiſter mit einander heftig kämpfen geſehen.

409. Der Tanzteich.

Beim Dorfe Sachswerfen, an der Straße von Nordhauſen nach Ilefeld, dicht unter einem abſchüſſigen Gipsfelſen, liegt ein Teich, der über ſechs Morgen im Umfang hat. Einſt ſtand an deſſen Stelle ein Wirthshaus, darinnen ward alle Sonntag getanzt; das wäre nicht ſündlich geweſen, aber die Tanzluſt der Menſchen wuchs ſo ſehr, daß ſie auch unter der Kirche ſchon zu hüpfen und zu ſpringen begannen. Als es das erſtemal geſchah, kam ein Gewitter, und ſchlug in einen Baum ein; beim zweitenmale erbebte die Erde, daß alle Balken krachten; beim drittenmale, da ſich die Tanzenden nicht durch dieſe Anzeichen irren und warnen ließen, ſchickte der Herr ein Wetter und ein Erdbeben zugleich; das Wetter ſchlug in das Haus ein, und das Erdbeben machte es mit allen Muſikanten und Tänzern in die Tiefe verſinken. An des Hauſes Stelle trat ein tiefer Teich, der bis heute der Tanzteich heißt. Im Teiche ſollen viele und darunter uralte Fiſche ſein. Vor Jahren hat ſich in dieſem Teiche ein räthſelhaftes Thier blicken laſſen, das Niemand kannte. Da man aber Anſtalten machte, es zu fangen, tauchte es unter und kam niemals wieder zum Vorſchein. Das Waſſer des Tanzteiches ſieht ſchwarz und grauſenhaft aus. Man erzählt, daß Kähne, auf denen der Teich befahren wird, zu tanzen beginnen. Nahe dabei iſt eine Höhle, das Ziegenloch, da hinein ſoll das Waſſer ſtrudeln.

410. Die Quäſte.

Am Harz, ohnweit Roßla und Wallhauſen, erhebt ſich eine Burgtrümmer auf dem Quäſtenberge, der aber früher Finſterberg geheißen haben ſoll, und das Dorf Quäſtenberg am Fuße ſoll auch eine Stadt geweſen ſein.

Der Burgherren einer hatte eine Tochter, die ging als junges Kind aus der Burg, und verirrte ſich, Blumen ſuchend, in dem Walde, der rings die Burg umgab. Als das Töchterlein nicht heimkehrte und vermißt wurde, entſtand große Sorge um daſſelbe in den Herzen ſeiner Aeltern, die ganze Dienerſchaft ward ausgeſandt, es zu ſuchen. Indeſſen hatte ein Köhler daſſelbe ſchon im tiefen Walde gefunden, wie es harmlos aus ſeinen Blumen einen Kranz wand, und nichts von ihm über ſeine Herkunft erfahren können; er hatte es aber mit in ſeine Hütte genommen, ihm zu eſſen gegeben und es bei ſich behalten. Zu ihm in ſeine ſtille Waldeinſamkeit drang nichts von der Sorge und dem Suchen, die dem verlorenen Kinde galten, bis einige Leute von Rota, einem mansfeldiſchen Dorfe, es auf einer Wieſe wieder mit Kranzwinden beſchäftigt fanden, und von ihm zu der Köhlerhütte geleitet wurden; dieſe Leute wußten von dem Verluſt des Kindes, befragten den Köhler, und erfuhren von ihm, daß er daſſelbe im Walde allein gefunden habe. Nun eilten alle mit dem Kinde nach der Finſterburg, und der Köhler trug den Kranz, den es gewunden hatte, ſolchen Kranz nannte man aber damals Quäſte. Große Freude über des Kindes Wiederkehr war auf der Burg. Der Ritter ſchenkte dem Köhler und den Einwohnern zu Rota die Wieſe, auf der ſein Töchterlein wieder gefunden wurde, und ordnete ein Volksfeſt an, das alle Jahre am Tage der Auffindung des Kin[illegible], am dritten Pfingſttage gehalten werden ſollte. Da ziehen die Burſche — denn das Feſt beſteht noch immer — eine ſtarke Eiche auf den Burgplatz, befeſtigen einen Kranz wie ein Wagenrad groß, daran, und richten ſie auf, es wird ſogar zur Erinnerung noch Gottesdienſt gehalten. Auch nannte jener Ritter ſeine Burg fortan Quäſtenburg und nicht mehr Finſterburg, und im Volke heißt noch heute die jetzt öde Trümmer die Quäſte.

411. Stammſchloß Anhalt.

Nicht gar weit vom Schloſſe Falkenſtein, nur eine halbe Meile, liegen auf dem großen Hausberg die geringen Reſte einer Burg, welche einem noch blühenden Fürſtenhauſe, den Gebietern dieſer ganzen Harzgegend, den Namen verlieh; das iſt Anhalt, in undenklich früher Zeit auf einem Jaspisfelſen ohne Holz erbaut, daher On-Holt genannt. Darauf iſt ein ſehr tiefer Felſenbrunnen, der war lange verſchüttet, iſt aber in neuer Zeit wieder bis zum Grunde aufgeräumt worden, und in dem Brunnen iſt ein Schatz verborgen, der liegt in einem Keſſel, es hat ihn aber noch Niemand zu heben vermocht. Einſt machte eine Geſellſchaft den Verſuch, und ließ einen Bergmann in den Brunnen hinab. Dieſer vollbrachte alles nöthige Zauberwerk glücklich, und ſiehe, der Keſſel rückte auch wirklich herauf, ganz voll alter Thaler und Goldgülden, ſo nahe an die Hand des Bergmanns heran, daß dieſer nur zugreifen durfte. So wie er aber die Hand danach ausſtreckte, um einzuſacken, ſo zog ſich der Keſſel zurück wie eine ſpröde Schöne, dann kam er wieder nahe und äffte den Bergmann ſo fort und fort, bis dieſer des Gaukelſpieles überdrüſſig war, und einen Fluch that. Plautz, fiel der Keſſel in die Tiefe, und der Bergmann hörte das Gold und das Silber noch lange klingeln und rollen und an die Felswände des Brunnens anſchlagen. In der Nähe liegt auch eine Wieſe, die Pfannenwieſe genannt, die hat ihren Namen von einer in ihr verborgenen Braupfanne voll Gold und Silber, wie denn der Sagen von verborgenen und verzauberten Bergſchätzen auf und am Harzwalde ſo viele ſind, daß ihre Zahl in das unendliche geht.

412. Doctor Fauſt auf Anhalt.

Zum Grafen von Anhalt kam zur Winterszeit der weitberufene Doctor Fauſtus, und da er die Frau Gräfin in geſegneten Umſtänden ſah, ſo fragte er ſie, ob ſie nicht irgend ein Gelüſte oder Verlangen habe nach etwas beſonderem, wie bei Frauen in Hoffnung nicht ſelten, ſo wolle er es ihr gern vermöge ſeiner Zauberkunſt verſchaffen. Solches freundliche Erbieten nahm die Frau Gräfin gütig auf und erwiederte, es würde ihr wohl ein großes Verlangen befriedigt werden, wenn ſie ſtatt des trocknen Confekts und der trocknen Nüſſe friſchen Obſtes, als Weintrauben, Kirſchen und Pfirſiche, theilhaft werden könnte, die werde aber jetzt im rauhen Winter weder er, noch ein anderer Zauberer herbeizuſchaffen vermögen. Da nahm Doctor Fauſtus drei ſilberne Schüſſeln, ſetzte ſie vor das Fenſter des Tafelzimmers, murmelte eine Zauberformel, und brachte dann alsbald die erſte Schüſſel voll friſches Obſt, Aepfel, Birnen und Pfirſiche, die zweite voll Kirſchen, Aprikoſen und Pflaumen, die dritte voll blauer und grüner Trauben herein und hieß ſie ohne Zagen davon eſſen, was die Gräfin auch mit großem Wohlbehagen that.

Als nun die Zeit kam, daß Doctor Fauſtus von Anhalt Abſchied nehmen wollte, ſo erſuchte er den Grafen und die Gräfin, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, er wolle ihnen etwas neues zeigen. Dieſes geſchah im Geleite des gräflichen Gefolges, und als man vor das Burgthor trat, ſah man auf einer Höhe, der Rombühl genannt, ein neuerbautes Schloß ſich erheben, auf deſſen breiten Wallgräben Waſſergeflügel ſchwamm; das Schloß hatte fünf Thürme, und als die Geſellſchaft näher kam, fand ſie zwei Thore und den Zwinger belebt von einer Menagerie ſeltener Thiere, die darin umhergingen und ſprangen, ohne ſich zu beſchädigen, Affen, Meerkatzen, Bären, Gemſen, Strauſe und ſonſtige Thiere. In einem Saale harrte ein auserleſenes Frühmahl, bei welchem Doctor Fauſt's Famulus, Chriſtoph Wagner, den Diener machte, und in welchem eine unſichtbare Muſik ſich hören ließ. Speiſen und Weine waren ſolcher Art, daß ſie alle mit Wohlgefallen ſättigten. — Als die Geſellſchaft aus dieſem ſchönen Schloſſe nach länger als einer Stunde Aufenthalt wieder aufbrach, und ſich dem Schloſſe Anhalt wieder näherte, nicht ohne rückwärts nach dem neuen Schloß zu blicken, da hörten und ſahen ſie, wie dieſes unter Schüſſen und Krachen wie von Büchſen und Karthaunen in Flammen aufging, Fauſtus und Wagner waren verſchwunden, und alle fühlten einen Löwenappetit, und es kam ihnen allen der Hunger in den Leib, und mußten noch einmal frühſtücken, denn was ſie gegeſſen, war eitel Blendwerk geweſen.

413. „Das iſt des Manns Feld.“

Da Kaiſer Heinrich auf ſeiner Pfalz Wallhauſen in der güldnen Aue Hoflager hielt, wollte er einem ſeiner Mannen eine Gnade erzeigen, und ſo erbat ſich dieſer ein Stück Feldes, angrenzend an die güldne Aue, ſo groß, als er mit einem Scheffel Gerſte werde umſäen können. Dieſes Anſuchen gewährte ihm der Kaiſer, und der Rittersmann ſäete nun nichts weniger als dicht, ſondern lang und weit, und umfing den Bodenraum einer ganzen Grafſchaft. Das verdroß des Kaiſers Ritter und Dienſtmannen, und murrten gegen ihn, daß jener Kämpe mit ziemlicher Unbeſcheidenheit zu Werke gegangen, der Kaiſer aber lachte und ſprach: Wort iſt Wort. Was der Mann umſäet hat, das iſt des Manns Feld. — Von da ab wurde und blieb der neuen Grafſchaft der Name Mansfeld, und in das Wappen, das die Grafen annahmen, wurden Gerſtenkörner geſtellt, welche die Heraldiker hernach Wecken nannten, weil ſie den Urſprung vergeſſen hatten, und die Körner undeutlich ausgedrückt fanden, wie ſie aus den urſprünglichen Pfauenſchweifwedeln durch den Hut überm Wappen der alten Grafen von Henneberg ein Paar unbedeutende Rohrkolben gemacht, und andere ſolche Schnitzer mehr auf gar vielen alten Geſchlechterwappen. — Des Hauſes Mansfeld Ahnherren haben die alten Hiſtoriker, die ſo zuverläſſig ſind, wie die alten Heraldiker, weit über die Zeit der Kaiſer Heinriche hinauf gerückt, ſie glänzten nach ihnen ſchon unter den Rittern der Tafelrunde.

414. Schloß Mansfeld.

Die Sage geht, daß auf der Stätte, darauf Schloß Mansfeld ſich erhob, jener Lindwurm hauſte, und zwar in einem ungeheuerlichen Lindenwalde, den der Ritter St. Georg erlegte. Der Berg heißt noch bis heute der Lindberg, und St. Georg wurde als der Grafſchaft Mansfeld Schutzpatron gar eifrig verehrt, und ſein Bild, den Lindwurm erlegend, zu Roß und zu Fuß auf die Mansfeldiſchen Münzen geprägt, nicht minder war ihm die Kirche des Städtleins Mansfeld geweiht. Ja die Einwohnerſchaft ehrte dieſen Heiligen ſo hoch, daß ſie ihn für einen Grafen und Herrn von Mansfeld hielt, und überall ſein Bildniß, ſelbſt in Fenſterſcheiben und an Oefen, wie an Gebäuden, Säulen und Brücken anbringen ließ. Das Schloß war groß, ſtattlich und feſt, jedes neue Jahrhundert erweiterte es und ſchmückte es aus, und brachte auch mancherlei Bildwerk an. So zeigt man noch als Wahrzeichen einen Mönchs- und einen Nonnenkopf und erzählt als Sage, daß ein klöſterliches Liebespaar auf dem Schloß gefangen gehalten worden; da erhenkte ſich das arme Nönnlein in ihrer dunkeln Kammer und der Mönch ſtürzte ſich vom Schloſſe, worauf die Geiſter beider in liebender Unzertrennlichkeit dem Geſchäft des Spukens oblagen. Auch heitere Trinkbilder zierten manchen Eingang, denn die edlen Grafen waren mannliche Zecher und thaten's dem Grafen von Klettenberg zum mindeſten gleich. Einſt beſuchte Doctor Luther die hohen Herren, von ihnen eingeladen, da ſchwemmte ihm ſchon der Wein die Treppe herab entgegen, und droben die Trinker wankten und ſchwankten — da rief Luther ihnen prophetiſch zu: ei ihr Herren dünget ja gut und ſchön! Da wird brav Gras danach wachſen! — Und dem geſchahe alſo. Gras wächſt ſeit lange auf Treppen und Gängen und in den Höfen des Schloſſes Mansfeld, hohes Gras, und die Grafen ſind längſt ausgeſtorben, der goldene Saal ihres Schloſſes iſt eine Trümmer.

415. Stein und Schlacht am Welpheſholz.

Ohnweit dem Städtchen Hettſtadt liegt das **Welpheſholz**, da liegt nahe dem Holze ein Stein, in der Feldmark zwiſchen Helmsdorf und Gerbſtedt, nur wenige Schritte von dem Schleifwege, welcher von Zabenſtedt nach dem Welpheſholze führt; derſelbe Stein iſt gar hoch berühmt.

Der Ahnherr der Grafen von Mansfeld, Graf Hoyer, war Kaiſer Heinrichs V. Feldmarſchall, und führte deſſen Heer gegen die Sachſen, die unter Graf Wiprecht von Groitſch, ſtritten. Graf Hoyer war, wie der große Römer Julius Cäſar, aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten, und da die Schlacht am Welpheſholze beginnen ſollte, ſo ritt der Graf zu jenem Stein und ſprach ſtolz und freudig:

Ich Grave Hoyer ungeborn,
Han noch keine Schlacht verlorn.
So wahr ich greif' in dieſen Stein,
Auch dieſe Schlacht muß meine ſein! —

und da griff er mit eiſerner Hand in den Stein wie in einen Waizenteig und begann die Schlacht. Aber des Grafen Zuverſicht und Stolz brach ſein furchtbarer Gegner, Graf Wiprecht von Groitſch, der im perſönlichen Kampfe nach der tapferſten Gegenwehr den Helden fällte und erſchlug. Die Sachſen ſiegten und des Kaiſers Heer wich vom Kampfplatz, ſoviel deſſen nicht erſchlagen ward. Ein Weidenſtock rief in dieſer mörderlichen Schlacht: Jodute! Jodute! — den uralten Hülferuf. Das half zum Siege. Die Sachſen errichteten darauf eine Siegesſäule, die ſie Jodute nannten und ihr viele Ehrfurcht erwieſen; ſpäter wurde eine Kapelle an den Ort gebaut, und aus dem Jodute ſchufen die Mönche mit klugem Sinne ein Signum Adjutorii, das Volk aber in ſeinem unklugen Sinne machte einen neuen Heiligen, des Namens **Jodute** daraus. Der Stein am Welpheſholz ſteht noch auf dem Acker, faſt eine Elle dick und breit und die Spur des Griffes von der Heldenfauſt iſt tief in denſelben eingedrückt. Er gleicht einem weißen Kieſel, und wird beim Gewitter weich. Wenn einer mit einem Stock daran ſchlägt, ſoll er erklingen, als ob er hohl wäre.

416. Die Geiſter auf Arnſtein.

Nahe beim Dorfe Harkerode überm Thale des Flüßchens Eine, ruhen die Trümmer der Mansfeldiſchen Burg Arnſtein. Auf dieſer Burg ſaß auch ein Graf Hoyer zur Zeit Kaiſer Karl V., und war dieſes Kaiſers Feldmarſchall, ein Schrecken der Feinde, wie ſein ruhmreicher Ahnherr, jener Hoyer, der in der Schlacht am Welpheſholze fiel. Er war aber gar hart, grauſam und tyranniſch, ließ viele Gefangene in ſeinem Burgverließ auf Arnſtein verſchmachten, und auch ſein Gemahl war von gleicher Strenge und Herzenshärte. Dafür ſind ſie beide ſchon beim Leben oft verwünſcht worden, und nach ihrem Abſterben gedieh die Verwünſchung dahin, daß ſie beide in einem Winkel hoch oben in der Burgmauer einander gegenüber ſitzen und wimmern und ſtöhnen müſſen. Die Gräfin ſpinnt und ſpinnt und muß ohn' Ende ſpinnen bis zum jüngſten Tage.

Am Fuße des Burgberges geht ein ſpukender Mönch um, der alle ſieben Jahre einmal herauf auf die Burg kommt, und ſie durchpoltert. Sonntagskindern zeigt er ſich bisweilen ſichtbarlich, andern nie; es iſt aber kein Gewinn und keine Freude, ſothanen Mönch zu ſehen, denn ſein Anblick erregt ein unausſprechliches Grauen.

117. Neun Kinder auf einmal. ▼

Zu Querfurt ſaß ein Graf, des Namens Gebhard, deſſen Bruder war der heilige Bruno, der Apoſtel der heidniſchen Preußen, nächſt dem heiligen Adalbert. Graf Gebhard war ein ſtrenger und ernſter Herr, ſtarren Kopfes und raſchen Handelns. Da er nun einmal eine Zeitlang aus ſeiner Herrſchaft abweſend war, gebar ihm ſeine Gemahlin, eine edle Sachſin, auf dem Hauſe Querfurt auf einmal neun Kindlein. Ueber ſo reichen Segen erſchraken ſie und ihre Frauen nicht wenig, und getröſteten ſich von dem Grafen und Herrn nichts guten, denn er war gar wunderlich, und hatte ſchon zum öftern ſich ungünſtig über Frauen geäußert, die mehr als ein Kind, etwa zwei oder drei zugleich geboren, nun vollends dreimal drei, das dürfte ihm ſchier allzuviel dünken und nicht mit rechten Dingen zuzugehen ſcheinen. Wurden daher unter einander Rathes, eines der Kindlein, das erſte und ſtärkſte zu behalten, und die acht übrigen bei Seite zu ſchaffen, und ward einer der dienenden Frauen befohlen, die acht Kindlein in einen Keſſel hinweg zu tragen und den Keſſel, mit Steinen beſchwert, in den nahen Schloßteich zu ſenken. Dieſer Trägerin begegnete der heilige Bruno, welcher damals in Querfurt lebte und in früher Morgenſtunde bei einem ſchönen Quellbrunnen auf- und abwandelte und ſein Gebet ſprach, und da er ein Kindlein winſeln hörte, fragte er, was ſie trüge? — Das Weib erſchrak und ſprach: junge Welflin (Hündchen) — und wollte raſch vorüber eilen, allein Bruno nöthigte ſie, den Mantel von dem Keſſel aufzurücken, und ſah die acht Kindlein, und zwang der Frau das Geſtändniß ab, wem ſie gehörten, die ihm nun auch die ganze Wahrheit ſagte. Bruno legte ihr tiefes Schweigen auf, ſelbſt gegen die Mutter, taufte in dem kupfernen Keſſel, darin die Kindlein lagen, dieſelben an dem Quellbrunnen, und nannte ſie insgeſammt Bruno nach ſich ſelbſt, dann brachte er ſie unter bei guten treuen Leuten zur Pflege und Auferziehung und hielt alles tief geheim, bis die Zeit kam, da er wieder gen Preußen zu ziehen gedachte. Der aufbehaltene neunte Knabe wurde Burkhart genannt und ward hernachmals der Großvater Kaiſer Lothars. Da nun Bruno aus dem Lande zu ziehen im Begriff ſtand, offenbarte er ſeinem Bruder das Geheimniß, und nahm ihm das Verſprechen ab, ſeiner Gemahlin jene frevelnde That nicht entgelten zu laſſen, die nichts anderes wiſſe, als daß die Kindlein todt ſeien, und die Jahre her ſtets tiefe Reue und ſchmerzliche Betrübniß darob empfunden. Dann ließ er die acht Knäblein, eines gekleidet wie das andere, in das Schloß bringen und ſtellte ſie den Aeltern vor, da ſahen ſie wohl an Geſtalt und Geberden, –daß ſie des neunten rechte Brüderlein, und war Leid und Freud bei einander. Doch ließ Graf Gebhard ſeine Gemahlin nicht ganz ohne Strafe. Er ließ ihr ein Paar neue Schuhe machen, nicht von Leder, ſondern von Eiſen, und dieſes Eiſen ließ er glühend machen, und ſolche rothe Schuhe mußte die Frau Gräfin auf eine Zeit anziehen, darum, daß ſie in den kindermörderiſchen Rath eingewilligt. Selbige Schuhe, wie jenen Taufkeſſel zeigt man noch in der Kirche zu Querfurt, der Quellbrunnen wird noch heute der Brunsborn genannt, und der Teich, dahinein die Welflin geſenkt werden ſollten, heißt noch bis dieſen Tag der Wölfenteich.

In der Lauterburg bei Querfurt geht noch ein Spuk um, das Schlüſſelweibchen genannt.

418. Sankt Bruno und die Eſelswieſe.

Da der heilige Bruno am Donnerſtage in der Oſterwoche Abſchied nahm von ſeinem Bruder und gen Preußen zog; ritt er auf einem Eſel, und ſein Bruder und viele Herren begleiteten ihn. Wie ſie nun über den Anger hart hinter Querfurt ritten, wurde des heiligen Mannes Eſel ſtätig, und wollte nicht weiter, darin ſahen die Geleitenden ein Anzeichen, daß Gott den Zug Bruno's nicht wolle, und beredeten ihn zur Umkehr auf das Schloß. Gleichwohl fand der heilige Mann keine Ruhe, es drängte ihn ſeiner Beſtimmung entgegen, und dieſe war keine andere, als der Martyrertod, den er auch fand, als er dennoch nach Preußen gezogen war und dort das Evangelium lehrte und predigte. Er wurde mit achtzehn Gefährten gefangen, grauſam gepeinigt, verſtümmelt und getödtet, das geſchah in Lithauen, nahe der Grenze gegen Rußland, im Jahre 1008 oder 1009. Auf der Wieſe aber, darauf der Eſel des heiligen Bruno ſtätig ward, und die bis heute die Eſelswieſe heißt, ward eine Kapelle erbaut, zur Eſelſtatt genannt, da ward an jedem Donnerstag nach Oſtern reichlicher Ablaß ertheilt und entſtand eine große Wallfahrt und viel Zuſtrom des Volkes von allen Orten und Enden. Endlich ward ein Jahrmarkt auf den Tag beſtimmt, der zuletzt drei Tage dauerte, und ſo iſt es geſchehen, das ein ſtätiger Eſel das ganze Volk umher auf die Beine gebracht und laufend gemacht hat, welches Wunder nicht blos zu Sankt Bruno's Zeiten, ſondern auch in ſpäteren ſich zum öfteren hie und da hat verſpüren laſſen.

419. Der Nonnengeiſt zu Gehofen.

Zu Gehofen, zwiſchen Querfurt und Heldrungen, lebte Frau Philippine Agnes von Eberſtein, eine achtbare Edelfrau. Dieſer erſchien im Jahr 1683 ein Geſpenſt in Geſtalt einer Nonne, und flüſterte ihr zu, Abends ſechs Uhr ſolle ſie auf den Hof gehen, und allda einen großen Schatz heben, der ſei ihr beſchert und keiner andern. Dieſer Geiſt war von kleiner Geſtalt, weiß gekleidet, auf dem Schleier über der Stirne mit einem rothen Kreuz gezeichnet, trug in der Hand einen Roſenkranz und hatte nach damals üblicher Tracht ein weißes Vorſtecktüchlein vor dem Munde. Da der Gemahl der Frau von Eberſtein ſchwer erkrankt danieder lag, und dieſelbe abgemattet war von Nachtwachen, auch merklich furchtſam und bange war, ſo gab ſie dem Anſinnen des Nonnengeiſtes keine Folge, hatte aber deshalb viel von demſelben zu leiden. Das Nonnengeſpenſt griff die Edelfrau thätlich an, drückte und zwickte ſie, und verurſachte ihr körperliche Schmerzen, unter beſtändigem Andringen, den Schatz zu heben. Der Geiſt war ebenſo redſelig als zudringlich. — Ich war eine des Geſchlechtes von Trebra — flüſterte er der Frau von Eberſtein erzählend zu: und wohnte hier auf dem Gut, das früher unſerer Familie gehört hat. Im dreißigjährigen Kriege vergrub ich den Schatz — hebe ihn — hebe ihn! — Nimm deinen Beichtiger dazu, deine Hausgenoſſen — es ſoll dir kein Leid widerfahren — ich ſchütze dich, ich führe den ſchwarzen Hund hinweg, der den Schatz bewacht — hebe ihn, und nie ſiehſt du mich wieder. Wirf eine Schürze, oder ein Facinetlein darauf, wenn du den Schatz ſiehſt! Hebe ihn — es ſind auch drei Ringe dabei, die werden deinem Geſchlecht ſtets Glück bringen. Hebſt du den Schatz, ſo ſoll nach vier Jahren deine Tochter auch einen heben! — Und ſo ging es in einem fort; die Edelfrau litt ſchrecklich unter dieſen fortwährenden Peinigungen. Sie ſah den Geiſt, als ſie einmal über den Hof ging, mit flehendlichen Gebehrden nahe der Kapelle ſtehen, und auf den Ort des Schatzes deuten — ja ſie ſah den Schatz offen, und fühlte, wie der Geiſt, als ſie ſich zum Weggehen wandte, ſie am Rocke feſthielt. Da wurde die ſo ſehr geängſtigte Frau von Eberſtein ganz ſchwermüthig und gemüthskrank, ſah aber immer den Geiſt, und andere ſahen ihn nicht, und Niemand glaubte ihr, nur ihr kleines Töchterlein, das noch nicht reden konnte, deutete mit ſeinen Fingerchen nach der Stelle, wo der Geiſt ſtand. Deſſen Quälereien trieben die Edelfrau faſt zur Verzweiflung, und währten ſchon in den vierten Monat. Bei einer Ausfahrt zu Schlitten ſtand der Geiſt an der Brücke — da feuerte die Frau zwei ſcharfgeladene Piſtolen nach ihm ab, aber die Folge war nur um ſo größere körperliche Peinigung. Auf Mund und Wangen und auf die Bruſt ſchlug der Geiſt die Leidende, warf ſie im Bette empor, hielt den Mund ihr zu, legte ſich auf ſie, wie ein Alp. Endlich ließ er ab, mit einemmale, und die Edelfrau ließ in öffentlicher Kirchenverſammlung dem Herrn für ihre Erlöſung danken. Der Schatz blieb ungehoben.

120. Der immerlebende Rabe.

Zu Merſeburg im Schloßhof wird ein Rabe lebend erhalten, als immerwährender Sagenzeuge. Es lebte daſelbſt ein Biſchof, Thilo von Trotha geheißen, ein heftiger und jähzorniger Herr, der hielt im Hauſe zum Vergnügen einen zahmen Raben. Der Rabe that, was er nicht laſſen konnte, er ſtahl wie ein

Rabe, ſo ſtahl er auch einen koſtbaren hoch werthgehaltenen Ring ſeines Herrn, des Biſchofs, und trug den Ring in ſein Neſt, das er auf einem hohen Thurme des Merſeburger Schloſſes hatte. Der Biſchof aber vermeinte nicht anders, als der Ring ſei ihm geſtohlen und ſein alter Kammerknecht ſei der Dieb, und ließ dieſen Diener peinlich befragen, und ihm durch die Folter das Geſtändniß der Schuld entreißen, und ließ ihn zum Richtplatz führen. Mit zum Himmel erhobenen Händen betheuerte der Greis ſeine Unſchuld — doch ſein Haupt fiel unter dem Henkerſchwerte. Da geſchah es nach einer Zeit, daß ein Sturm des Raben Neſt vom Thurme warf, darin fand ſich mancherlei güldenes und ſilbernes Kleinod und auch des Biſchofs Ring, um den der fromme Kämmerling unſchuldig war gerichtet worden. Das traf des ſtrengen Biſchofs hartes Herz wie ein Blitzſtrahl, und er büßte hart und ſchwer ſeine ungetreue That an dem Kämmerling. Er that ſich ſeines Familienwappens ab und nahm ein neues an, und ſetzte in das Schild einen Raben, der einen Ring im Schnabel trug, und oben aus der Krone hoben ſich als Helmkleinod zwei Arme und Hände, deren Finger einen Ring faßten. Dieſes Wappen ließ der Biſchof Thilo von Trotha allenthalben anbringen, daß es ihn überall an ſeine Unthat erinnere und zu ſteter Buße mahne, innen und außen am biſchöflichen Palaſt, im Dome, an den Mauern, in den Zimmern, auf den Gängen. Und verordnete, daß im Schloſſe fort und fort ein lebender Rabe ſolle gehalten werden, wie denn auch noch geſchieht. Und immer noch iſt das neue Wappen zu erblicken, am ſchönſten auf dem ehernen Kenotaph, das dem Biſchof Thilo von Trotha im Dome zu Merſeburg errichtet ward.

421. Des Biſchofs Katze.

Es ſaß zu Merſeburg ein Biſchof, des Namens Michael, der hielt eine Katze, mit der er ſehr vertraut war; es war dieſelbige aber keine gewöhnliche Katze, ſondern ein Spiritus familiaris. Einſtmals reiſte Biſchof Michael von Merſeburg nach Leipzig, da kam er an einen Hügel, und auf dieſem ſah er einen ganzen Schwarm Katzen, was ihn baß verwunderte. Er ritt näher zu dieſer Katzenvolksverſammlung hin und rief: he, ihr Katzen? Seid ihr denn alle beiſammen? — Da antwortete ihm eine der Katzen: es fehlt keine, außer des Biſchofs Michael von Merſeburg Katze. — Wie der Biſchof in ſeinen Palaſt zurückkehrte, ſprach er zu ſeiner Katze: höre du, da ich gen Leipzig ritt, ſah ich auf einem Hügel am Weg einen ganzen Katzenconvent, und vernahm, daß du allein noch fehlteſt! Warum biſt du nicht auch dabei geweſen? — Auf dieſe Rede pfauchte die Katze ganz abſcheulich den Biſchof an, that einen Satz hinauf zum Fenſter, fuhr hinaus durch die Luft und kam niemals wieder. Hernachmals iſt in daſſelbige Fenſter ein Glasgemälde gekommen, darſtellend den Biſchof Michael und ſeine Katze, und jener Hügel iſt der Katzenberg genannt worden.

422. Der Thüringer und Sachſen Herkunft und Streiten.

Alte Sagen gingen, ein Volksſtamm ſei von fern her, aus dem Oſtland, auf zwölf Schiffen in die Gegend gekommen, darin heute Lübeck liegt. Dieß Volk habe ſich Petreoli, Kieſelinge genannt, und die Thyrigeten, die in ſelber Gegend ſeßhaft waren, vertrieben. Deren Männer haben ſich thöricht zum Streite geſtellt, und deshalb ſeien ſie Thörlinge genannt worden, ſie ſelbſt aber nannten das ſtreitbare Volk, das ſie von ſeinen Wohnſitzen wegtrieb, Saxen. Da habe ein Saxenjüngling um güldne Hals- und Armringe, die er trug nach der Sitte der Urzeit-Völker, eine Handvoll Erde von einem Thörling gekauft, und der habe aus Gutheit ihm den ganzen Schoos mit ſeiner Erde gefüllt, und des klugen Handels ſich erfreut — jener aber die Erde zu ſeinem Volk getragen, und da ſei ſie fein gerieben und damit ein großes Gebiet umſäet worden. Und ſo beſetzten und beſaßen die Saxen das Land der Thörlinge, und bebauten es, und trieben jene Ureinwohner über den Harz hinüber, und ſetzten ſich feſt an der Unſtrut bis zur Saale und bis zur Elbe und bis zur Werra, wo ſie das heutige Eichsfeld umfließt, und die Döringer wichen zurück weiter weſtwärts, und beſaßen immer noch ein ſchönes und reiches Land, das durch acht Worte, die mit W. ſtabten, ſonderlich genannt und bekannt ward. Dieſe acht Worte und Wohllaute waren: Wieſen und Weiden, Wäſſer und Wälder, Waid und Wein, Wolle und Waizen. Inſonderheit war die güldne Aue, darinnen heute die Städte und Orte Frankenhauſen und Sangerhauſen, Heldrungen und Gehoſen, auch Allſtätt und Wallhauſen und Tilleda, die alten Kaiſerpfalzen und mancher andere namhafte Ort — liegen — gar ein geſegneter Strich Landes, den einſt ein Graf Botho von Stolberg, welcher aus Jeruſalem heimkehrte, viel höher prieß, als ganz Paläſtina. Darum bauten die alten Duringer im Unſtrutthale eine Grenzveſte gegen die Oſtmark, daß ſie geſchieden ſeien gegen Saxen und Sorben, und nannten ſie Schidinge, das iſt Scheidungen, darauf ſaßen ihre Führer und herrſchten allda gleich Königen. Ein ſolcher Herrſcher war Merovig, aus fränkiſchem Königsſtamme, der Sohn von des Frankenkönigs Chlodio Gemahel, die ihn am Meere badend, von einem Meerwunder empfangen. Der erbaute im Lande Duringen manchen feſten Ort, und in der Nähe von Erfurt ſich ſelbſt auch einen Herrſcherſitz, die Merwigsburg, heute noch Möbisburg geheißen, wo man den Ort der alten Burgveſte noch zeigt. Unter Merovig kam der Hunnenkönig Attila in das Land Duringen, die Geiſel Gottes, und wüthete darin. Man ſagt, daß er zu Iſenach Hof und Hochzeit gehalten, und bei Tonndorf gefiſcht und gewaidwerkt, wo noch eine Stelle der Königsſtuhl heißt. Merovig hatte einen Sohn, der hieß Childerich, der nutzte nicht viel, und wurde auch nicht König, ſondern die Thüringer hatten ſich einen andern Gebieter erwählt, der hieß Baſinus. Zu dieſem Baſinus kam Childerich und entlockte ihm ſein Weib. Baſinus hinterließ, da er ſtarb, drei Söhne, die hießen Balderich, Berthar und Irmenfried, die theilten das weite Reich, und Irmenfried ward Thüringen als Erbe zu Theil.

Er erkor ſich zur Gemahlin die Schweſter oder Schweſtertochter des Oſtgothenkönigs Theoderichs, Amalberga, die eben ſo ſchön als ſtolz war. Sie deckte einſtmals ihres Gemahls Tiſch nur halb, weil er nur ein halbes Reich habe, und reizte ihn an, ſeiner Brüder Tod herbeizuführen. Dann gab ſie im Bunde mit einem treuloſen Rath, der Iring hieß, ihrem Gemahl falſche und verkehrte Anſchläge ein, welche zur Folge hatten, daß Theoderich, ſein eigner Schwager, ein Frankenheer gen Thüringen und gegen Irmenfried führte. Das hörten die Saxen gern und verbanden ſich mit den Franken gegen die Thüringer. Da ſind harte Streite geſchehen, und ward aus der güldnen Aue eine blutige, und die Unſtrut ſtemmte ſich von Leibern der Erſchlagenen, über welche die Franken gleichwie über eine Brücke gingen, und Irmenfried entfloh mit den Seinen nach Burg Scheidungen, dem feſten Wohnſitz, und Theoderich mit Franken und Saxen folgte ihm nach und den letzteren verhieß Theoderich, wenn Scheidungen gewonnen werde, ſo ſolle alles Land jenſeit der Unſtrut das ihre ſein und ewiglich bleiben. Und da griffen die Sachſen furchtbar an, und die Franken verwunderten ſich über deren ſtarke Leiber und Gemüther, über ihr langes Haar, ihre groben Gewande, großen Schilde, mächtig ſtarken Spieße und langen Meſſer, die ſie an den Seiten trugen und Sax nannten. Und ſie hatten auch ein Banner oder Feldzeichen, darin war ein Löwe, ein Aar und ein Drache. Der in Scheidungen bedrängte König Irmenfried ſandte heimlich einen Vertrauten in das Lager zu ſeinem Schwager, der flehte um Gnade für Amalberga und ihre Kinder, und Theoderichs Räthe murrten über die Sachſen und das ihnen gegebene Verſprechen, und ſo ward heimlich Friede geſchloſſen, in dem Sinne, daß die Gegner ſich vereint der in das Land gerufenen Sachſen entledigen wollten. Da geſchah es, daß ein Sachſe einen Falken fing, der einem Thüringer gehörte; um dieſen Falken wieder zu erlangen, offenbarte der Thüringer der Sachſen heimlichen Anſchlag; den trug der Sachſe ſchnell in das Lager, und da beriethen die Fürſten und Hauptleute, was zu thun ſei. Einige riethen [illegible] ſchleunigen Abzug in aller Stille, aber ein greiſer Führer, Herr Hagk (andere ſagen Hadegaſt), ergriff das Banner, widerrieth den Abzug, rieth zum Angriff und zwar zu plötzlichem, zur Ueberrumpelung im Schlafe. Solcher Anſchlag ward ausgeführt, mit Noth entkam der König mit den Seinen im Schlachtgetümmel, die Unſtrut wurde abermals ein Blutſtrom, und die Sachſen waren nun Herren des Landes, und theilten ſich in daſſelbe, und nannten den Siegestag Communio, das iſt Theilnehmung, weil jeder ſein Theil nahm. Da hat der alte Sachſenführer Hagk die Sachſenburg erbaut und zuerſt bewohnt. Es wird auch noch bis heute die zwiefache Ruine der Sachſenburg (Ober- und Unterburg) die Hakenburg vom Volke genannt, und geht die Sage, daß auf ihr Karl der Große der Sachſen urälteſtes Landesrecht, den Sachſenſpiegel, ihnen gegeben habe. Viele andere Burgbaue ſind damals entſtanden, aber das alte Königreich Thüringen ging unter.

423. Die Bonifaciuspfennige.

In das Land an der Unſtrut iſt hernachmals der heilige Bonifacius, der Thüringer Apoſtel, gekommen, das war in der Zeit, als die Hunnen die deutſchen Länder gleich Heuſchreckenſchwärmen überzogen und verheerten, und Bonifacius half den Thüringern durch ſein Gebet zum Siege, daß ſie der Hunnen viele Tauſende erſchlugen, ſo daß die Unſtrut ſich weit hin mit Blut färbte, dann ließen die Thüringer ſich taufen und glaubten an den eingebornen Sohn Gottes. Eine Sage geht, an der Sachſenburg ſei der heilige Bonifacius einmal von den heidniſchen Thüringern verhöhnt worden. Sie wollten Geld und Gut von ihm, ſeine Lehren, und warfen mit Steinen nach dem Bekehrer. Da verwünſchte der heilige Mann alles Geld im Lande zu Stein, und augenblicklich ſchrumpfte jeder Pfennig zu einer ſteinernen Linſe zuſammen. Davon findet man immer noch an der Sachſenburg und an der Arnsburg über dem Dorfe Seeg, auf der Hainleite, welche der Bonifaciusberg genannt wird, und nennt ſie Bonifaciuspfennige. — Als Bonifacius die Thüringer zum Chriſtenthum bekehrt hatte, freute ſich darüber Kaiſer Karl der Große über die Maßen, und ſandte einen Boten ins Land, der ſie ſeines Schutzes und ſeiner Hülfe verſichern mußte.

424. Ludwig mit dem Barte und ſein Stamm.

Kaiſer Konrad II. ſandte einen Verwandten in das Thüringer Land, der hieß Ludwig, und trug einen langen Bart, darum nannten ihn die Thüringer den Grafen im Barte, und gewannen ihn lieb, weil er leutſelig war und guten Rath ertheilte, und wählten ihn hernachmals zu ihrem Richter. Als ſolchen beſtätigte Kaiſer Konrad den Grafen im Barte gern, verlieh ihm Güter und machte ihn zu einem Vicedom in Thüringen, und zu einem Landrichter, und Konrads Nachfolger beſtätigte ihn in allen Beſitzungen und Würden. Darauf erbaute Ludwig ſich eine Burg auf einem hohen Berg über Friedrichrode, und als er ſie vollendet ſah, rief er freudig aus: nun ſchaue, welch eine Burg! Davon ward ſie Schaueinburg genannt, hernach Schauenburg. Graf Ludwig im Barte vermählte ſich mit Cäcilie, einer jungen Wittwe, die brachte ihm Sangerhauſen, die Stadt, zu, nebſt vielem Reichthum an Geld und Gut, Land und Leuten, und bekam von ihr einen Sohn, auch Ludwig genannt, der ward getauft in der Kirche auf dem Altenberge, wo der heilige Bonifacius mit zu allererſt den Thüringern das Evangelium gepredigt, die hatte Graf Ludwig erbaut, und ließ ſie weihen in die Ehre St. Johannis des Täufers am Tauftage ſeines Erſtgebornen durch Bardo, den Erzbiſchof zu Mainz, und waren viele Fürſten, Grafen und Herren aus Thüringen und den Nachbarlanden Zeugen. Nach der Hand bekam Graf Ludwig im Barte durch ſein Gemahel noch zwei Söhne und drei Töchter. Ein Sohn hieß Beringer, der empfing von der Mutter Erbe Sangerhauſen mit Zubehör, doch ſtarb er bald nach dem Vater. Ein Sohn, den Beringer hinterließ, hieß Konrad, der erbaute Hohnſtein am Harz, weil ſein Bruder

Ludwig ihm Sangerhauſen abkaufte, und ward der Grafen von Hohnſtein Ahnherr; Ludwigs dritter Sohn hieß Heinrich, der war gar ſtill und ruhig, und die Leute gaben ihm den Zunamen Raſpe. Der hat Raſpenberg erbaut und bewohnt. Dreißig Jahre lang hat Ludwig im Bart im Lande Thüringen gewohnt und gewaltet, und ihm treulich vorgeſtanden. Er ſtarb auf einer Fahrt nach Speier zu Kaiſer Heinrichs III. Begräbniß, auf der Rückreiſe in Mainz, und ward alldort in St. Albans Kirche begraben. Am Nicolaithorthurm zu Eiſenach ſteht noch verwittert ſein ſteinern Bild mit langem Bart. Er ward der Ahnherr aller Landgrafen von Thüringen.

125. Die Frau von Weißenburg.

Ludwig, des bärtigen Ludwig Sohn, freite eine Tochter Herzog Ulrichs zu Sachſen, war aber gar übel mit ihr zufrieden und ſandte ſie wiederum dahin, woher ſie gekommen war; darüber zergrämte ſie ſich, denn ſie hatte ein ſtolzes Herz und ſtarb noch ſelben Jahres. Nun zog Graf Ludwig, noch jung und wieder ledig, im Lande umher, und beſuchte den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachſen, der ſaß auf Schloß Weißenburg, der hatte ein über die Maßen ſchönes Weib, Adelheid geheißen, und ſie gefiel auch gleich über die Maßen dem Grafen Ludwig, und er höfelte um ſie her, und tanzte mit ihr, und er gefiel ihr und durfte ſie heimlich beſuchen. Da faßten ſie einen Rath, der nicht gut war. Als eines Tages der Pfalzgraf im Bade ſaß, hörte er Rüdengebell und Hörner, vielleicht fühlte er auch bereits welche, und fragte, wer ſo freventlich in ſeinen Wildbann breche? — und da ſagte man ihm, wer es ſei; manche berichteten, Frau Adelheid ſelbſt habe es ihm unter Stachelreden geſagt, und da wurde der Pfalzgraf wild und fuhr aus dem Bade, warf nur leichtes Gewand über, und jagte auf einem Renner dem Grafen Ludwig nach. Das war es gerade, was dieſer wollte. In einem Gehölz, die Reuſe genannt, erwartete Ludwig den Pfalzgrafen, und da dieſer ihn nicht mit Honigworten begrüßte, ſondern ihn anſchalt als einen Gauch und ehrloſen Wicht, ſo drehte Ludwig ſich um und ſtieß den Pfalzgrafen mit ſeinem Speer todt vom Roſſe. Von dieſer ſehr untreuen That iſt viel in den Landen geredet und geſungen worden. Des Pfalzgrafen Wittib auf Weißenburg ſtellte ſich gar kläglich an, als ſie ihres Herrn und Gemahls Tod vernahm, betrauerte ſelbigen auch „ein züchtig Jahr“ und dann heirathete ſie ihren geliebten Freund, den Grafen Ludwig, und beging mit ihm fröhliche Hochzeit auf der Schauenburg. Der lebte mit ihr lange Zeit ganz glücklich, mehrte ſein Land, erbaute ihm feſte Schlöſſer und Trutzburgen und befeſtigte ſeine Städte. So Freiburg an der Unſtrut und die Neuenburg darüber, aber da die Verwandten des durch ihn gemordeten Pfalzgrafen Rache heiſchten, und er ſich der Ladung des Kaiſers nicht ſtellte, ſo ließ der Kaiſer allenthalben auf ihn fahnden und ſtellen, wie auf einen ſchlimmen Vogel, und ſo ſehr Graf Ludwig auf ſeiner Hut war, ſo kam er endlich doch im Erzſtift Magdeburg in Haft, und ward als Gefangener auf die feſte Burg Giebichenſtein, ohnweit Halle, geführt und allda feſtgehalten.

426. Der Sprung vom Giebichenſtein.

Graf Ludwig ſaß lange auf Giebichenſtein, denn der Kaiſer war außer Landes, und Niemand anders konnte und durfte den Grafen richten, wie der Kaiſer ſelbſt, obſchon ſich von dieſem nicht viel des Guten in dieſer Sache zu verſehen war. Zwei Jahre und acht Monate waren ſchon über dieſer Haft dahingegangen und der Gefangene blickte kummervoll aus einem Thurmgemache, darinnen ihn ſechs Ritter täglich bewachten, in den Saalgrund, über welchem auf ſteil emporgegipfelte Felſen gebaut, Burg Giebichenſtein ſich erhob. Da nun Graf Ludwig vernahm, der Kaiſer wolle ihn hinrichten laſſen ob ſeiner That am Pfalzgrafen, ward ihm bange, und er begann ſich für krank auszugeben, und bat, daß ſein Schreiber zu ihm gelaſſen werde, er wolle ſein Seelgeräthe aufrichten, und ſein Haus beſtellen, auch einen Diener forderte er, den an ſein Gemahl Frau Adelheid zu entſenden. Und als ihm dieß geſtattet wurde, gebot er heimlich dem Diener, an einem gewiſſen Tage, wenn er das Seelgeräthe abzuholen komme, zu beſtimmter Stunde mit ſeinem weißen Hengſt, der Schwan genannt, drunten am Saalufer zu harren, auch das Roß wie zur Schwemme, in den Saalſtrom zu reiten. Hierauf klagte ſich der Graf ernſtlich krank, das währte mehrere Tage, und er machte auch ſein Teſtament, und ließ ſich ſein Sterbehemde bereiten, und mehrere Mäntel bringen, dieweil ihn friere; in dieſe hüllte er ſich, und wankte am Stabe im Zimmer auf und ab, während ſeine ſechs Wächter ſich die Zeit mit dem Bretſpiel vertrieben. Da es im Steingemache noch ſehr kühl war, draußen aber die Sommerſonne des Auguſtmonats warm ſchien, ſo lehnte ſich der kranke Graf in das große Bogenfenſter, das er geöffnet, und wärmte ſich — und da er drunten den Diener zu Roß nebſt ſeinen Schwan in die Saale einreiten ſah, auch zwei Fiſchernachen, die mitten im Strome hielten, ſo war er plötzlich nicht mehr krank, ſondern mit einem Satz im Fenſter, und mit einem zweiten außerhalb des Thurmes, und mit wenigen Schritten ganz vorn am Felſenvorſprung, und mit dem Rufe: Jungfrau Maria! Hilf deinem Knechte! — ſprang er vom Felſen gerade herab in den Strom. Die Mäntel umgaben ihn wie ein Rad, die Kähne ruderten herbei, der Landgraf gewann einen Kahn, gewann den Schwan, und als droben die Bretſpieler erſchreckt emporfuhren und zum Fenſter hineilten, ſahen ſie ſchon den kühnen Springer das Ufer gewinnen und weſtwärts reiten.

427. Sankt Ulrichs Kirche.

Da Landgraf Ludwig von Thüringen, der Springer zubenamt, ſich durch ſeinen kühnen Sprung aus dem Thurm und vom Fels hinter Giebichenſtein in die Saale aus langer Haft errettete, rief er noch einmal im Fliegen: hilf deinem Knecht, Jungfrau Maria! — und als er nun auf ſeinem Schwan entrann, nahm er den Fluchtweg nach Sangerhauſen zu, wo ſeine Adelheid weilte, und rief unterwegs St. Ulrich an, ſeinen Schutzpatron, daß der ihn ferner rette und ſchirme, und gelobte ihm ein ſtattliches Gotteshaus. Und bevor noch der Landgraf eine Bußfahrt gen Rom vollbracht, erfüllte er treulich ſein Gelübde, und ließ die Kirche in Marien und St. Ulrichs Ehre erbauen und weihen, und in einen Stein die Worte graben: suscipe servum, virgo Maria! — welche Worte er ausgerufen, da er von Giebichenſtein entſprang. Noch iſt St. Ulrichs des Helfers und des Landgrafen Steinbild in dieſer Kirche zu ſehen, und viele fromme und gläubige Seelen haben durch ſo viele Jahre in derſelben ihre Andacht zu Gott dem Herrn und dem heiligen Mittler verrichtet. Zu einer Zeit aber iſt es zu Sangerhauſen geſchehen, daß der Teufel eine Schaar Leute berückte, Männer, Frauen und Kinder, die kamen alldort heimlich in einem Hauſe zuſammen, den Teufel anzubeten, der ihnen, wie behauptet ward, in Geſtalt einer Hummel vor das Maul flog, und dann löſchten ſie die Lichte aus, und trieben ganz abſcheuliche Unzucht durcheinander, recht hummeltoll. Ein Schmied offenbarte dieſer frömmelnden Wollüſtler arges Unweſen dem Grafen, der damals, 1454, über Sangerhauſen gebot; dieſer glaubte nicht an die unerhörte Mär, aber der Schmied führte den Grafen verkappt in die Verſammlung, damit er den argen Frevel mit eigenen Augen ſehe und höre, und da ſah und hörte der Graf ſein blaues Wunder, ließ alsbald die Rotte einziehen und Gericht über ſie halten. Darauf ſind ſie ſammt und ſonders zum Feuertod verurtheilt und verbrannt worden.

428. Kaiſer Friedrich.

Auf dem Kiffhäuſerberge ſteht weit ſichtbar ein alter Thurm, die Warte der Kaiſerburg, welche dieſer Berggipfel trug, und deren Trümmer eine Strecke unter dem Thurme noch erblickt werden; dieſen Thurm nennt alles Volk in der güldnen Aue den Kaiſer Friedrich. Da der wirkliche Kaiſer Friedrich, zubenamt der Rothbart, vom Papſt in den Bann gethan ward, ſo ſchloſſen ſich ihm alle Kirchen und Kapellen, kein Prieſter durfte ihm Meſſe leſen. Da legte der edle Held ein Gewand an, daß ihm aus India verehrt worden, nahm ein Fläſchchen mit duftendem Waſſer zu ſich, beſtieg ſein Leibroß, und ritt in einen dunkeln Wald tief hinein. Wenige ſeiner Getreuen durften ihm folgen, aber auch ihnen entſchwand er, denn in dem tiefen Walde drehte er ein wunderbares Fingerlein und wünſchte ſich aus ihrem Angeſicht. — Alsbald entſchwand er der Herren Blick und ward von ihrer keinem mehr geſehen, und ſo war der hochgeborene Kaiſer verloren. Alte Bauern haben ausgeſagt, er laſſe ſich noch bisweilen als ein Waller erblicken, und habe verkündigt, er werde einſt noch auf römiſcher Erde gewaltig werden, und die Pfaffen ſtören und das heilige Grab wieder in die Gewalt der Chriſten bringen, daß nimmer wieder ein Schwert darum gezogen werde; dann werde er ſeinen Schild hangen an den Aſt eines dürren Baumes, und guten Frieden aufrichten im Lande und auf den Veſten. Das gleiche Recht werde er allen bringen, die heidniſchen Reiche ſich unterwerfen, die Kraft und Macht der Juden niederwerfen, daß ſie nimmer wieder aufkommen, die Nonnen verehelichen und zur Arbeit leiten. Wann das geſchähe, ſo kämen uns gute Jahre, und der dürre Baum werde wieder ergrünen.

So klangen Sage, Lied und Prophezeihung aus grauer Zeit, und die darauf folgende Zeit ſchmolz Kaiſer Friedrich I. des Rothbart Heldenbild mit dem Bilde Kaiſer Friedrich II. zuſammen, denn auch dieſer hatte ſein Deutſchland verlaſſen, kehrte nimmer wieder, und ob er todt war, ſo glaubte doch das treue Volk, er lebe, und harrte ohn' Ende ſeiner Wiederkehr. Und da er nicht wiederkehrte, ſo ſagte es, Kaiſer Friedrich habe ſich mit ſeiner Tochter, mit all ſeinem Hofgeſinde, mit ſeinen Wappnern und Zwergen tief in den Schoos der alten Kaiſerveſte Kiffhauſen verwünſcht, und da ſitze er ſchlummernd, mit langem Bart, der um ſeinen ſteinernen Tiſch gewachſen, erſt zweimal herum, wann aber der Bart das drittemal herum lange, dann werde der Kaiſer wiederkehren und das Reich wieder behaupten. Um den Berg, darunter der Kaiſer verzaubert im Halbſchlummer ſitzt, fliegen fort und fort die Raben, und nur alle hundert Jahre ſendet der Kaiſer einen Zwerg herauf, daß er frage und ſchaue, ob die Raben noch fliegen. Und wenn er nun rückkehrt und kündet, daß ſie noch immer fliegen, da neigt der Kaiſer trauriger denn vor ſein greiſes Haupt und zwickert wieder mit den Augen im halben Schlummer.

429. Kaiſer Friedrichs Gaben.

Viele haben den Kaiſer Friedrich ſitzen ſehen in ſeiner unterirdiſchen Halle, bald allein, bald im Kreiſe ſeiner Wappner, bald mit der Prinzeſſin, ſeiner Tochter. Manchem Schäfer erſchien ein Zwerg, manchem die Tochter ſelbſt. Ein Schäferknabe pfiff auf ſeiner Schallmeie ein höfiſches Lied, da hob ſich hinter ihm ein ehrwürdiges Greiſenhaupt und fragte mit milder Stimme: wem hat dieß Lied gegolten, Knabe? — Und der Knabe rief kecklich: Kaiſer Friedrichen hat es gegolten! — Und da winkte der Greis dem Knaben, daß er ihm folgte, und der Knabe ward hinabgeführt von dem Greiſe, und drunten, wo alles voll Schätze lag, ſtanden die Wappner und neigten ſich tief vor dem Alten. Da ſah der Schäfer erſchreckend, wer ſein Führer war, und der Kaiſer ſprach: dieſer Knabe hat Uns geehrt! — Zeigte ihm der unterirdiſchen Halle Pracht und Glaſt, brach von einem Gefäß einen Fuß und gab den dem Knaben, und ſprach: gehe und künde es droben: wann die Zeit ſich erfüllet, daß Gott der Herr aus dieſem Bann uns löſet, dann ſoll das deutſche Reich frei werden. Der Schäferknabe kam herauf, er wußte nicht wie ihm geſchehen. Des Kaiſer Friedrich Gabe in ſeiner Hand war von purem Golde.

Ein anderer Hirte, aus Sittendorf, ſtand droben an den Kaiſer Friedrichthurm, voll Kummer, denn er hatte ein Liebchen, das er nicht heirathen konnte, weil er zu arm war. Da ſah er eine ſchöne blaue Blume im Winde nicken, die pflückte er und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Da ſchaute aus des Thurmes Mauerſpalte ein Gezwerg, das winkte dem Hirten, und er kroch ihm nach. Drunten ſah er viele ſchöne Steine, von denen hob er welche auf, und überm Bücken entfiel ihm die Blume. Im Zwielichtdämmer ſah er in der Tiefe der Bergeshöhle den Kaiſer Friedrich ſitzen, aber es grauſete ihn, und er wandte ſich zurück. Vergiß das Beſte nicht! — rief der Zwerg ihm zu, doch der Hirte enteilte. Droben ſtand er wieder, außen am Thurme, und wieder rief der Zwerg aus dem Gemäuer: wo haſt du die Blume? — Der Hirte nahm den Hut ab, und ſah, daß die Blume fehlte. Ach — verloren! — ſprach der Hirte. — O du großer Thor! — rief der Zwerg: mehr als der Kiffhäuſer und die Rothenburg war die Blume werth! — und verſchwand. Am Abend kam zu ſeinem Mädchen der Hirte, und erzählte ihm, was ihm begegnet — an die Steine dachte er — er zog ſie aus der Taſche, und o Freude! ſie waren klingendes Gold.

Einem armen Schäfer, der gar ſchön auf ſeiner Flöte blies, erſchien am Kaiſer Friedrich ein Zwerglein, und fragte ihn, ob er wohl den verwünſchten Kaiſer ſehen, und ihm ein Stücklein aufſpielen wolle? — Der Schäfer ſagte ja, und kam in die Tiefe, und blies. — Da hob der Alte ſein Haupt aus dem Schlummer, und fragte: fliegen die Raben noch um den Berg? — Sie fliegen noch — antwortete der Schäfer. — Da erſeufzte der Kaiſer Friedrich und ſprach traurig: aber hundert Jahre ſchlafen! — und nickte ein. Darauf hat der Zwerg den Schäfer wieder empor geführt und ihm gar nichts gegeben, und dachte der Schäfer bei ſich, hier unten iſt auch Dürrhof, gerade wie droben; der Geber iſt geſtorben, der Schenker iſt verdorben. — Um den Thurm lag des Schäfers kleine Heerde. Klein? — Wie war ſie doch ſo zahlreich? Hatte wohl ein guter Kamrad ſeine größere Heerde auch herzugetrieben? Wo war er denn? — Es war kein anderer Hirte da. Der Schäfer zählte und zählte, von eins zu zehn, und mehr, zwanzig — bis funfzig, und immer mehr, hundert Stück mehr, als er heraufgetrieben, die waren ſein, die waren für das Flötenſtucklein Kaiſer Friedrichs Gabe.

Ein Kornfuhrmann aus Reblingen im Rieth, der Getraide nach Nordhauſen fahren wollte, ward durch einen Zwerg veranlaßt, das Korn in den Kiffhäuſerberg zu fahren, aber nicht mehr von dem im Gewölbe in zahlreichen Fäſſern offen ſtehendem Golde zu nehmen, als den Marktpreis und -Werth. Er that's, und brachte uraltes Geld mit heraus. Ein anderer, aus Gehoſen, dem das Gleiche unter gleicher Bedingung begegnete, ſackte ſich die Taſchen mächtig voll, der hatte, als er zu Tage kam, nur alte verwitterte Münzen von Blei, rannte wieder auf die Burg, rief nach dem Zwerge, bat, ihm doch nur zu geben, was ſeine Waare werth, aber es ließ ſich kein Zwerg mehr ſehen. Da begann das Bäuerlein zu fluchen und zu wettern, was das für eine Tauſendteufels-Lumpenwirthſchaft ſei, daß man hier das Korn um bleierne Plapperte kaufe und auf den alten Kaiſer los die Leute beſchuppe, und der Donner ſolle das ganze kaiſerliche Geld in den Erdboden verſchlagen! — aber das bekam dem Bäuerlein noch ſchlechter, dieweil es von unſichtbaren Händen noch viel mehr Maulſchellen, als zuvor Münzen empfing.

Kinder und Erwachſene fanden in den Ruinen oder am Wege hingebreitete Flachsknotten, bisweilen ſelbſt zur Winterzeit — Muſikanten, die in Winternächten am Kiffhäuſer vorüber ſpielend zogen, empfingen grüne Zweige — wer ſolche Dinge fand oder erhielt, ihrer nicht mißachtete, dem wurden ſie zu Gold. Durſtenden wurde Getränk beſcheert. Einer Burſchenſchaar, die fröhlich bei ihrem Bier Kaiſer Friedrichs Geſundheit trank, erſchien ein kleiner Kellner mit goldenem Becher und zwei Flaſchen beſonderen Weines, und traktirte ſie alle, und ſchenkte dem, der die Geſundheit ausgebracht, den Becher. — Glückliche Neujahrſänger und Choradjuvanten fanden auf dem Berge mitten im Winterſchnee eine Kegelbahn und Männer, die ſich mit Kegeln vergnügten; ſie empfingen einen Kegel, und als ſie ihn herabbrachten, war er ganz Gold. — Einer Maid ward im Pfänderſpiel ſcherzend aufgegeben, ſie ſolle auf den Kiffhäuſer gehen und Kaiſer Friedrichen drei Haare aus dem langen rothen Barte ziehen. Die Dirne ging, und kam nach einer Stunde wieder, und hatte drei lange Haare, brennend roth. Alles ſtaunte. Sorglich bewahrte ſie dieſelben in Papier gewickelt, auf. Als ſie ein Jahr ſpäter über ihre Lade kam, und das Papier in die Hand nahm, war es ſo ſchwer, ſo ſchwer. Sie öffnete es — die drei Haare waren in drei zolldicke Goldſtangen verwandelt.

Und ſolcher Sagen von des Kaiſer Friedrich Gaben ließen ſich allein ein Buch voll ſchreiben.

430. Bergentrückung.

In Tilleda, dicht am Fuße des Kiffhäuſers, wo eine der alten Kaiſerpfalzen der güldnen Aue ſtand, lebte ein armes braves Brautpaar, das wollte Hochzeit machen, es mangelte ihm aber an Küchengeſchirr, da es doch einige Gäſte geladen hatte, und der Vater des Mädchens ſprach, halb im Scherz: geht doch auf den Kiffhäuſer hinauf, und borgt euch von der Prinzeſſin, was ihr braucht. Das Pärchen ging hinauf, und droben wartete ſchon die Prinzeſſin, die zeigte ihnen lange viele ſchöne Sachen und gab ihnen Hausrath, ſo viel ſie wollten, und ſie trugen ganz ſchwer daran, als ſie wieder herunter nach Tilleda ſchritten. Doch ſeltſam kam ihnen alles vor. Der Weg war noch der alte, aber wo des Braut-Vaters Hütte geſtanden hatte, da lag jetzt ein großer Ackerhof. Sie ſahen auch lauter fremde Geſichter, veränderte Tracht, und verwunderten ſich darüber, wie ſich die Menſchen über ſie verwunderten. Da ſie gar Niemand kannten, ſo ſuchten ſie den Paſtor auf, der war ihnen aber auch fremd, doch fragte er freundlich: wer ſeid ihr denn, ihr guten alten Leute? Wo kommt ihr denn her? — Ei vom Kiffhäuſer kommen wir — antworteten die jungen Liebenden, und dünkte ihnen wunderſeltſam, daß der Pfarrer ſie alte Leute nenne. Sind vor zwei Stunden hinauf gegangen. — Und ſagten ihre Namen. Der Pfarrer ſchüttelte den Kopf und ſchlug im Kirchenbuche nach, und ſiehe, da fand er ihre Namen; ſie waren zweihundert Jahre in den Berg entrückt geweſen. Da ließen dieſe

Uralten ſich einſegnen, ſetzten ſich auf den Kirchhof, auf die Gräber, und weinten, denn auf Erden hatten ſie keine Stätte. Und da fielen ihre Leiber in Aſche.

Aehnliches trug ſich zu mit Peter Klaus, dem Ziegenhirten von Sittendorf, der folgte einer Ziege nach, die von der Heerde weg ins Gemäuer ſich verkrochen; endlich fand er ſie, Hafer freſſend, der durch ein Loch in das Gewölbe fiel, und über ſich hörte er Pferdegeſtampfe. Hernach hat er ſich weiter umgeſehen, und iſt zu Rittern gekommen, die Kegel ſpielten, und hat aufſetzen müſſen, und hat aus einer Kanne voll Wein, die niemals leer wurde, trinken dürfen, bis ihm der Schlaf kam. Als er wieder aufgewacht war, da hat er draußen in der Ruine gelegen, unter hohem Gras, und unter Bäumen, die er vorher nicht geſehen. Klaus pfiff ſeinen Hund — es kam kein Hund; er ſah ſich nach den Ziegen um, und da waren keine Ziegen mehr da. Verdrüßlich ging er in ſein Dorf herab; am Hirtenhaus, das faſt verfallen war, lag ein magerer Hund, der knurrte ihn garſtig an, und ein Junge ſchrie: heda! Was will der alte Lump? — Er fragte einige Leute — ſie ſahen ihn von der Seite an, ganz neugierig, gaben aber keinen Beſcheid. Wo wohnt Kurt Steffen? — fragte er endlich. He Alter! — rief ein Mütterchen: der wohnt ſchon ſeit zwölf Jahren nicht mehr hier, der iſt nach Oldisleben unter der Sachſenburg gezogen! — Der Velten Steier? — O je! — ſchrie eine andere: der liegt ſchon fünfzehn Jahre auf dem Kirchhof. — Jetzt ward Klaus eines jungen Weibes anſichtig, die trug auf dem Arme ein Kind, und führte an der Hand ein vierjährig Mädchen, und alle drei Geſichter glichen Klauſens Frau. Da fragte Klaus dieſe: wie heißt ihr und euer Vater? — Marie! — antwortete die junge Frau: und mein Vater hieß Klaus, Gott habe ihn ſelig! Er iſt vor zwanzig Jahren auf den Kiffhäuſer gegangen; Hund und Heerde kamen ohne ihn in's Dorf, er kam nimmer wieder, und wir fanden ihn nicht, ob wir Tag und Nacht nach ihm ſuchten. — Ach Gott! — ſeufzte Peter Klaus: meine Tochter, meine liebe Marie! Ich bin es ja. Kennſt du deinen Vater nicht mehr? So hätte ich zwanzig Jahre droben mit Kaiſer Friedrichen verträumt? Und dünket mich doch nur ein Paar Stunden! —

Einem andern Hirten, der Schweine am Kiffhäuſer hüthete, verlief ſich auch ein Stück ſeiner Heerde, wie jenem die Ziege. Erſt nach drei Tagen fand er es wieder, und ſah es aus einer Kluft in der Burg ſich herauszwängen, was ſchwer hielt, denn es war in der Zeit eine rechte Fetzenſau geworden, vorher war ſie mager, und jetzt war ſie ſo feiſt, daß ſie ſchwabbte. Sie war im Berge geweſen und in der kurzen Zeit dick und fett geworden. Als das Gerede davon unter die Leute kam, wollte der Graf von Schwarzburg gern wiſſen, ob daran etwas wahres, und ließ einen auf den Tod Gefangenen in das Bergloch einkriechen, der ſollte ſchauen, was es drunten gebe, und that es denn auf Gefahr ſeines Lebens. Der iſt nun hineingekommen auf dem Sauwege, und hat den Kaiſer geſehen, und der hat ihn ſehr ernſt angeblickt, ihm einen goldnen Ring gegeben, und geſagt: bringe dieſen Ring dem Grafen. Er ſolle nicht wieder dahin ſchicken und blicken laſſen, allwo er nichts zu ſchaffen und zu ſuchen hat. — Der Bote brachte Ring und Gruß dem Grafen, der erſte war ſchöner wie der zweite, — und durfte frei von hinnen gehn.

431. Kaiſer Friedrichs Hofgeſinde.

Gar vielerlei Volk und Einzelperſonen nennt die Sage, welche Kaiſer Friedrichs unterirdiſchen Hofſtaat bilden helfen. Die vornehmſte Perſon nach ihm iſt die Prinzeſſin, ſeine Tochter, eigentlich nur Nichte; ihr dienet eine Schaar Edelfräulein, und reiten mit ihr zur Nachtzeit auf weißen Roſſen und in weißen Kleidern über den Kamm des Kiffhäuſergebirges, geſellen ſich auch wohl dem wilden Heer und den Hörſelbergerinnen. Weiter eine Schaar von Rittern, Mönchen und Zwergen, des Kaiſers Hofgeſinde, allzumal mit in den Bergesſchoos hinab verwünſcht. Endlich weilt auch drunten der Schmied von Jüterbogk, des Kindermärchens Held, zu dem ſich St. Petrus in eigner Perſon bemühte, drei Wünſche ihm ſchenkte, die der Schmied thöricht genug that, doch auch wirkſam genug, mit ihnen den Tod zu bannen, und dem Teufel das Leder ſo arg zu verſohlen, daß dieſer, als der Schmied geſtorben war, und nicht in den Himmel eingelaſſen ward, weil er ſich nicht die ewige Seligkeit gewünſcht, — auf die Hölle zu marſchiert kam, ſich ſo ſehr fürchtete, daß er die Hölle alsbald verbarrikatiren ließ und in Belagerungszuſtand erklärte. Da konnte nun der arme Schmied von Jüterbogk nicht in den Himmel und nicht in die Hölle, und im Fegefeuer mochte er gar nicht bleiben, es war ihm darin zu heiß — da ſuchte er das Kühle und ging hinunter unter die Kiffhäuſerburg, und da iſt er noch, und beſchlägt des Kaiſers Pferde und die der Prinzeſſin und der Luftreiterinnen mit Hufeiſen von blankem Golde. Wenn ſie nicht immer in der Luft ritten, würden ſie manchmal eins verlieren, ſo aber iſt auf ſolchen Fund nicht zu hoffen. Venetianer, Steinſucher, Schatzgräber und Teufelsbanner haben auf, im und am Kiffhäuſer ſchon hundertfach ihr Weſen getrieben, auch davon giebt es viele Sagen und Geſchichten; manchesmal ſind ſie durch Weſen, die dem unterirdiſchen Hofhalt angehörten, arg geſchreckt worden. Auf der Rothenburg fand man auch das angebliche Götzenbild, den weitberufenen Püſterich, der in Sondershauſen noch vorhanden iſt, und über den auch ganze Bücher voll zuſammen fabulirt worden ſind. Der Büchlein, Artikel und Aufſätze über den Püſter ſind genau gezählt, netto vierundneunzig und dieß iſt der fünfundneunzigſte.

432. Die Flegler.

Im Jahre 1412 erhob ſich in der güldnen Aue zuerſt ein wüſter Volkshaufe, Bauern, Holz- und Waldleute, unter dem Banner des Dreſchflegels, der war ihre Fahne, die erkoren einen Schnapphahn zum Führer, Friedrich von Heldrungen, und brauſten wie die wilde Jagd über die güldne Aue und den Harz, brachen die Veſte Hohnſtein und andere Burgen, ſengten und brennten, ſtahlen, raubten und theilten, denn ihr Glaube war, es müſſe auf Erden alles gemein ſein, daher ſingt auch ein altes Lied von ihnen, daß ſie hätten getobt

„als raſend' Hund,
gemein! gemein! ſchrien zu aller Stund."

Die Flegler ſangen und pfiffen das alte, gar zu verlockende Lied von der Theilung und Gütergemeinſchaft, das ſich wie des Donners Wiederſchall an Wolken, an den Jahrhunderten bricht — aber auch die Taktſchläge zu ihrem Liede blieben nicht aus. Die Ritter verbanden ſich, erſchlugen die Bäuerlein, wo ſie ſie fanden, oder ließen die Gefangenen, paarweiſe gekoppelt, wie die Jagdhunde, zu Tode geißeln. Den Haupthahn der Bande erſchlug gar einer aus den Fleglern ſelbſt, ein Harzköhler mit einem Schürbaum, wie Untreue ihren eigenen Herrn ſchlägt.

Wunderſam ſpuken Geſchichten und Geſchicke bisweilen vor in Jahreszahlen. Nimmt man 1412 und multiplicirt: einmal 1 iſt 1, viermal 2 iſt 8, und ſchreibt es nieder, ſo hat man 18, zählt man dazu die Ziffern der Jahrzahl, ſo ſind es 4, addirt man deren Zahlwerth, ſo macht er 8, dieſe Zahlen neben einander geſchrieben, erſcheint die Jahrzahl 1848, da es auch ſolcher Flegel und Flegler in Menge gab, die ſich geberdeten wie die Rottgeſellen, von denen das alte Lied von 1412 ſang und ſagte. Darum hat Salomo ſo recht, wenn er ſagt: „was iſt's, das geſchehen iſt? Eben das hernach geſchehen wird. Was iſt's, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geſchieht nichts neues unter der Sonnen. Geſchieht auch etwas, davon man ſagen möchte: ſiehe, das iſt neu? Denn es iſt vor auch geſchehen in vorigen Zeiten, die vor uns geweſen ſind."

433. Werke der Buße.

Da Ludwig, Graf von Thüringen, den ſie den Springer nennen, Sankt Ulrich zu Sangerhauſen das gethane Gelübde erfüllt hatte, ergriff ihn und ſeine Frau Adelheid die Reue über die begangene Unthat am Pfalzgrafen Friedrich. Eines Charfreitags ſetzte ſie ihm Fleiſchſpeiſen vor, und als er ſie darüber befragte, warum ſie ihm am heiligen Tage, wo ſich zieme zu faſten, zur Sünde des Fleiſcheſſens verlocken wolle? — da erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die genoſſene noch ſündlichere Fleiſchesluſt, um derentwillen ein Meuchelmord begangen worden, und da weinte er mit ihr und gelobte eine Bußfahrt gen Rom, da ſolle der Papſt ihn büßen und auch ſie, und ſeinem Ausſpruch wollten ſie Folge leiſten. Solches geſchahe und Papſt Stephan fand auf der Welt keine beſſere Buße, als die Ehegatten zu ſcheiden, ihren Kindern einen guten Theil ihres Erbtheiles zu entziehen, und ſelbiges zum Bau und zur Ausſtattung zweier Klöſter — möglichſt weit von einander — verwenden zu laſſen. So begründete Graf Ludwig das Kloſter Rheinhardsbrunn in einem Thüringerwaldthale, und Adelheid das Kloſter Oldisleben, beide für Mönche; die letztere verwandelte auch ihre Burg

Scheiplitz in ein Jungfrauenkloſter; und wurde deſſen erſte Aebtiſſin, in Oldisleben aber ruht ihre Aſche.

Zu Oldisleben fiel 1136 ein Stein vom Himmel, ſo groß, wie ein Menſchenkopf. — Geſpenſtige Mönche ſpuken dort, und rächende Grabſteine beſtrafen frevelnde Unbill an ihnen durch Ertheilung fünfzeiliger Diplome ins Geſicht von unſichtbarer Hand. Von Schätzen im Kloſter Oldisleben iſt nicht minder die Rede, als von ſolchen im Kloſter Sittichenbach, der alten Ciſterzienſer-Abtei, und in Göllingen, wo der heilige Günther begraben liegt.

434. Geheul und Geſchrei.

Zu Frankenhauſen, der alten Salzſtadt, deren Quellen die Franken behaupteten, als in den frühen Zeiten Sachſen, Franken und Thüringer in dieſen Gegenden blutige Kämpfe mit einander hatten, und die von den Franken ihren Namen trägt, iſt noch ein Reſt der alten Schirmveſte gegen die Sachſen im Hausmannsthurm, der Altenburg, oder dem alten Frankenhauſe zu erſchauen. Dort war auch ein Ciſterzienſer-Nonnen-Kloſter zu St. Georg, und in deſſen Kirche ſtand ein Wunderbild der heiligen Jungfrau Maria. Selbiges Bild zeigte ein liebliches Engelantlitz und war ſanft geröthet, holdselig zu erblicken in guter und glückseliger Zeit. So aber trübe Zeiten herannaheten, verblich des Bildes Farbe und lieblicher Schimmer, und alſo geſchahe es auch im Jahre 1525, da der wilde Schwarmgeiſt die Bauern zu hellem Aufruhr nöthigte, da ſie Burgen und Klöſter brachen, ausplünderten und einäſcherten. In jener Zeit ſind die Klöſter Ilefeld, Walkenried, Volkenrode, Kelbra, Sittichenbach, Oldisleben und andere mit ihren herrlichen Kirchen ganz verwüſtet worden, bis die Zuchtruthe wie ein Wetter des Herrn auf die Raubrotten niederſchlug. Das war die Zeit, wo Thomas Münzer den Agitator ſpielte und das Volk aufwiegelte, und ſeine Regenbogenfahne wehen ließ, und deren etwa fehlendes Roth mit dem Blut der gemeuchelmordeten Abgeſandten der Fürſten erſetzte. Dem Bauernheer waren aus Frankenhauſen und allen Dörfern der Umgegend die Weiber und Kinder der Gideonsſtreiter, die in ihrer Verblendung dem Münzer folgten, auch nachgefolgt, die bargen ſich in einem Walde, von wo aus ſie den Berg über der Stadt ſehen konnten, auf dem das Bauernlager aufgeſchlagen war. Da nun die Schlacht mit den Heeren der gegen das Bauernheer herangezogenen verbündeten Fürſten, dem Kurfürſten Johann und Herzog Georg zu Sachſen, dem Herzog Heinrich zu Braunſchweig, Landgraf Philipp zu Heſſen, den Harz- und andern Grafen, nachdem die zu gütlichem Vergleich entſandten Botſchafter ermordet worden waren — entbrannte, Thomas Münzers lügneriſches Maulwerk, womit er die armen Bauern bethört und verrückt gemacht hatte, ſich als ein klarer und baarer Trug erwies, und über 7000 Bauern mit ihren blutigen Leibern die Wahlſtatt deckte, der ganz in Büffelleder eingenähte Held aber, wie die meiſten ſolcher Maulhelden, in der ſchimpflichſten Flucht vom Schlachtfelde wich und ſich in oder unter ein Bette verkroch, da erſcholl von jenem Walde her ein entſetzliches wehklagendes Geheul und Geſchrei der unſchuldigen Weiber und Kinder jener durch die Aufruhrgelüſte des Münzer verführten Bürger und Bauern, die zuſahen, wie ihre Väter, Söhne, Brüder, Bräutigame und Freunde ohne Gnade hingeſchlachtet wurden. Darnach wurde jenem Wald der Name Geheul und Geſchrei, und jenem Berge der Name Schlachtberg auf alle Zeiten. Das geſchah am Montage nach dem Sonntag, da man in den Kirchen Cantate ſang. Die Bauern ſangen auch vor der Schlacht, gar ein ſchönes Lied: Nun bitten wir den heiligen Geiſt! — aber der heilige Geiſt war ihrem Thun und Treiben ſo fern, wie fern der Himmel von der Hölle iſt, und konnte ihre Bitten nicht erhören.

435. Der heilige Günther in Göllingen.

Zwiſchen Frankenhauſen und Sondershauſen lagen im Wipperthale zwei Klöſter, die in den Gauen umher beſondern Rufes ſich erfreuten, das waren St. Gertrudis zur Kapellen, insgemein Kapellen genannt, das lag unter der Arnsburg, zwiſchen Seege und Günzerode, und St. Wippert in Göllingen. Kapellen ſoll der Ort geweſen ſein, wo im Jahr 1197 die deutſchen Fürſten Philipp von Schwaben zum deutſchen Kaiſer kürten. In Göllingen lebte im eilften Jahrhundert der heilige Günther, welcher ein reicher thüringiſcher Gaugraf war, der zur Buße ſeiner Jugendſünden in Hersfeld geiſtlich wurde, und ſeinen Gau dem heiligen Wippert zum Eigen ſchenkte, und nur Göllingen zum Aufenthaltort ſich vorbehielt. Dieſer Graf Günther ſoll ein Sohn des Markgrafen Eccard geweſen ſein und ein Urahnherr der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg, deren Nachkommen noch heute Sondershauſen und Frankenhauſen beſitzen, und den Namen Günther ſtets in ihrem Geſchlechte fortführen. Günther hatte das Gelübde gethan, nimmer Fleiſch zu eſſen, da derſelbe nun einſt bei einem mächtigen Herrſcher zu Gaſt war, und dieſer ihm nöthigend zuſetzte, von einem aufgetragenen gebratenen Pfau zu eſſen, ſo rief der fromme Mann Gott an, ihm aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, und ſiehe, da bekam der gebratene Pfau in ſeiner Schüſſel Federn, wurde lebendig und flog auf und davon. Dieſer fromme Mann und Wunderthäter iſt fern von Thüringen, im Lande Böhmen geſtorben, und hat noch nach ſeinem Tode viele Wunder gethan. Die beiden Klöſter im Wipperthale hielten gute Freundſchaft und Nachbarſchaft miteinander, und führten heimliche Gänge unter der Erde von Kapellen nach Göllingen, die gegenſeitigen Beſuche unſichtbar zu machen, welche die Mönchlein und die Nonnlein einander abgeſtattet haben ſollen, wie die Sage geht.

436. Urſprung der Grafen von Schwarzburg.

Viele wollen den Urſprung und die Abkunft der alten Grafen von Schwarzburg vom heiligen Günther nicht gelten laſſen. Ein Verwandter und Heerführer des großen Sachſenherzogs Wittekind, genannt Wittekind der ſchwarze, ſoll deren Ahnherr geweſen ſein, ebenſo jener der Grafen von Gleichen; nach andern ſollen wieder jene Brüder von Gleichen, welche die Burgen bei Göttingen hatten und von dort vertrieben, nach Thüringen kamen, und Schloß Gleichen neben Mühlberg und Wachſenburg erbauten, die Stammväter der heutigen Schwarzburger Fürſtenhäuſer geweſen ſein. Noch ein Stück höher hinauf in den nachtdunkeln Schwarzwald der Urgeſchichte rückt beſagter Urſprung ein dritter Chroniſt, nämlich bis in die Zeit, da Dietrich von Bern lebte und die Thüringer heftig mit Sachſen und Franken zu ſtreiten kamen. Da habe ein Graf eine Kohlbaute und Meilerſtätte auf einem Berge angetroffen, und habe auf dieſem ſchwarzen Berg eine Burg erbaut — ſiehe da war die Schwarzburg fertig. Nach andern habe Kaiſer Lothar's ſechſter Sohn, Gundar, d. i. Günther geheißen, der habe Schloß Käfernburg bei Arnſtadt erbaut, und der ſei der wahre Stammvater des hohen Geſchlechtes, das ſich frühzeitig zur Blüthe hob, und durch die Reihe der Jahrhunderte fortpflanzte, berühmte Klöſter gründete, auch Deutſchland einen Kaiſer gab. Alle Welt weiß von dem Raub der ſächſiſchen Prinzen durch Kunz von Kauffungen, weit minder aber bekannt iſt der Raub zweier junger Grafen von Schwarzburg durch Joſt Hake, welcher gar ein tapferer Kriegsmann war, und im Schmalkaldiſchen Kriege auch den Grafen Hugo von Mansfeld aus deſſen eignem Schloſſe zur Nachtzeit gefangen hinweg führte. Erſt nach zwei Jahren gab er ihn um 1000 Goldgülden wieder frei.

437. Die Auswanderung der Heiligen.

Zwiſchen Sondershauſen und Mühlhauſen in Thüringen lag das Ciſterzienſerkloſter Volkenrode, früher Folcoldesrode geheißen. Darin lebte ein frommer Abt, der hatte einen Traum von drei Jungfrauen aus dem Gefolge der eilftauſend, die mit St. Urſula in Köln begraben liegen, zog hin, fand deren Leichname auf und führte ſie nach ſeinem Kloſter, wo die heiligen Leiber großer Verehrung theilhaft wurden. Da aber eine Zeit großer Kriegsunruhen kam, ſo wurden die Kirchenſchätze heimlich verborgen, und die drei Jungfrauengerippe bekamen ihre Stelle unterm Dach und wurden vergeſſen. Solche Vernachläſſigung mißfiel aber den heiligen drei Jungfrauen — ſie hatten im Leben Theumata, Gleumata und Chriſtantia geheißen — höchlich; ſie klopften einigemal ſtark an ihren Schrein, in dem ſie lagen, allein es ward überhört; darauf erſchienen ſie dem Küſter, und mahnten ihn, ſie an einen ſchicklicheren Ort als unters Dach zu Katzen und Mäuſen zu bringen; allein der Küſter verdämmerte den Befehl zu wiederholten malen. Darauf geſchahe es in einer Nacht, als die Mönche mit dem Abt im Chor die Matutine ſangen, daß drei Jungfrauen in die Kirche traten, gegen den Altar ſich verneigten, dann gegen den Abt, dann gegen die Conventualen, und dann durch eine Thüre in der Kirche, welche ſtets feſt verſchloſſen gehalten wurde, mitten hindurch gingen. Jeder Mönch glaubte, dieſe Erſcheinung allein erblickt zu haben, und dann offenbarte ſich, daß alle ſie zugleich geſehen hatten, und da kamen ſie auf den Gedanken ob das nicht die drei Urſulinerinnen geweſen? und gingen auf den Kirchboden hinauf, da lag wohl noch unverſehrt der heilige Reliquienſchrein, aber ohne die jungfräulichen Gebeine. Da fuhr der Abt gen Köln zur Frau Aebtiſſin des Kloſters und Stifts der heiligen Urſula, und da fanden ſich die Körper der Jungfrauen wieder auf derſelben Stelle, allwo man ſie ausgegraben, und die zuvor ein Traum dem Abt von Folcodesrode gezeigt, und da wollte der Abt ſie wieder haben, aber die Frau Aebtiſſiſſen ſprach: nein, hochwürdigſter Herr Abt; die lieben Herrinnen ſind uns gar ſehr willkommen. Hättet ihr ſie beſſer gehalten, würden ſie wohl bei euch in Thüringen geblieben ſein. — Als nun der Abt über ſolch abſchläglichen Beſcheid ſehr bekümmert war, faßte die Frau Aebtiſſin ein chriſtlich Mitleiden, und ſuchte ihm aus dem Knochengerümpel ein etwas ſchadhaftes Jungfrauenhaupt, das gab ſie ihm als Erſatz, und er zog damit traurig heim.

438. Der braune Bühel.

Auf dem Wege von Nordhauſen und vom Harze her im Eichsfelde nach Duderſtadt liegt ein zuckerhutförmiger Hügel, der das Anſehen hat, als ſei er von Menſchenhand alſo pyramidal aufgethürmt, den nennen die Einwohner der umliegenden Dörfer den „brunen Büdel — braunen Beutel“ — hat aber wohl urſprünglich Bühel gelautet, und die Vornehmen nennen ihn den Rieſenhügel. Einſt ſtand ein Rieſe da oben, der ſah hinunter in die „goldne Mark“ nach Duderſtadt, und gefiel ihm baß, nur drückte ihn etwas in den Schuhen, und ſchüttete es aus, da wars der Sand, der Bühel. — Andere ſagen ſpöttlich dem „brunen Büdel“ nach, er ſtamme unmittelbar vom Himmel, denn derſelbe ſei einſtmals ausgekehrt und durch ein kleines Loch der Kehricht herabgeworfen worden, und das ſei der Büdel.

Vom Rieſenhügel und ſeinen Nachbarbergen dem Sonnenſtein und dem Ohmberge überſieht man einen guten Theil des Eichsfeldes, mit vielen alten Burgen, Städten, Dörfern, Klöſtern und Kapellen, den Harz- und den Thüringerwald, einen Theil der Rhön, ja ſelbſt bei hellem Himmel in dämmernder Ferne den Teutoburger Wald. Ueber Duderſtadt hinaus ſchweift der Blick nach jenem Seeburg, von welchem oben die Sage Nr. 387 erzählt.

439. Die wilde Kirche.

Auf den Ohmberg im Eichsfeld kam auf ſeinem Bekehrungsgange durch Thüringen auch der heilige Bonifacius, und zerſtörte dort eine heidniſche Opferſtätte auf einem Felſen, der noch jetzt der „große Stein“ heißt. Dort pflanzte er ein Kreuz auf und predigte von einem grauſam ſteilen Felſen, der vom Ohmberge abgeriſſen, ganz einzeln ſich erhebt, faſt wie der erſt ſpät wieder zugänglich gemachte Bonifaciusfels beim Schloſſe Altenſtein (Sage Nr. 743), und dieſer Fels und Ort heißt noch heute „die wilde Kirche.“ An des Berges Fuß gründete Bonifacius ein Kloſter, das hieß zu den drei Annen. Als einſtens eine furchtbare Peſt das Eichsfeld verheerte, und die Geiſtlichen dahingerafft hatte, ſollen neugeborne Kinder zur wilden Kirche getragen und allda von einem Einſiedler getauft worden ſein. Es iſt dort nicht ſo recht geheuer; manche haben ſchon wunderſamen Glockenklang vernommen, und eine Frau erblickte ſelbſt die Glocke, ſilberhell in offner Glockenſtube hangend über einem auch offnen überherrlichem Dome, darinnen die Kerzen brannten, und ein greiſer Biſchof das heilige Amt hielt. Ganz erſtaunt eilte das Weib, ihren Mann zu rufen — als ſie ihn aber endlich gefunden hatte und zur Stelle führte, war die Kirche verſchwunden, gleich der Geiſterkirche am Ochſenkopf und auf Burg Waldſtein (Sage Nr. 698 und 702).

440. König Dagobert heil.

Des Eichsfeldes Hauptſtadt heißt Heiligenſtadt, und über das ganze Land weht es, wie Weihrauchduft, klingt es wie Kloſterglocken. Der Stadt und dem Lande webt die Sage manch güldnen Heiligenſchein. Das rührt aus frühen, frühen Zeiten her. Der Frankenkönig Dagobert ward in ſeinem Alter von ſchlimmer Krankheit befallen, dem Ausſatz, übertrug die Regierung ſeinem Sohne und treuen Räthen und zog mit ſeiner Gemahlin in die Ferne, zu ſuchen, ob er Heilung fände. Da kam er auf das Eichsfeld, und lebte allda verborgen vor dem Auge der Menſchen in einer Einöde, erbaute ſich da einen Wohnſitz und diente Gott in einer Kapelle, die er der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus weihte. Die Zeit, die König Dagobert nicht im Gebet zubrachte, vertrieb er ſich mit der Jagd, und auf einem ſeiner Jagdgänge ward er von ſo großer Müdigkeit befallen, daß er ſich in das Gras niederlegte, und alsbald entſchlief. Da der König erwachte, fand er das Gras ſtark bethaut, aber alle Theile ſeines Körpers, welche der Thau benetzt hatte, waren zu ſeiner großen Freude heil vom Ausſatz und rein, wie die Haut eines jungen Kindes. Da eilte er fröhlich zu ſeiner Gemahlin und kundete ihr das Wunder, und ſie rieth ihm, ſich noch öfters an jener Stelle in das thaufeuchte Gras zu legen, und ſo wurde er ganz heil. Und da ſprach er: wahrlich hier iſt der Heilung und der Heiligen Statt! — Und darauf ward dem König durch einen Traum offenbart, daß an jener Stelle die Heiligen Aureus und Juſtinus begraben lagen. Dieſe Heiligen waren zu des König Etzel Zeiten zu Mainz gefangen worden, durch göttliche Hülfe aber entkommen, und hatten ihren Weg nach dem Eichsfeld zu genommen. Ein Präfect des Attila folgte ihnen nach, fing ſie zu Ruſteberg, und that ihnen alle erdenklichen Martern an, um ſie zum Rückfall in das Heidenthum zu bewegen. Das war aber vergebens. Stachelſchuhe verletzten die ſtandhaften Chriſten nicht — glühend gemachte und ihnen aufgeſetzte Helme fielen kalt zu Boden. Wilde Thiere ſchonten die mit Ketten an Bäume Gefeſſelten, denn es brannten Kerzen vor ihnen, und ſtiegen Engel vom Himmmel, die mit ihnen beteten. Endlich ließ der Präfect die frommen Martyrer enthaupten und ihre Leiber im Walde verſcharren. König Dagobert ließ nun an der Stätte ſeiner Heilung ein Münſter erbauen, und ordnete einen Propſt und zwölf Chorherren hinein, nannte den Ort Heiligenſtadt, und ordnete das Münſter dem Biſchofſitz Mainz unter, unter welchem auch die nach und nach entſtehende Stadt dieſes Namens beſtändig blieb. Noch heißt die Stätte, wo Dagobert gewohnt hat, die „alte Burg." —

441. Des Teufels Kanzel.

Unter den vielen Kanzeln, deren Beſitzes der Teufel ſich erfreut, iſt eine der ſchönſten im Eichsfeld gelegen, und zwar ohnweit der Ruine des uralten Berg- und Stammſchloſſes Hanſtein, in der Germarmark. Der Teufel feierte einer Zeit die beliebte Blocksbergnacht und war guter Dinge, hielt auch der Hexenvolksverſammlung auf dem Brocken eine übertreffliche, will ſagen unübertreffliche Rede auf breiteſter Grundlage, trotz einem Reichsparlamenter und rühmte ſich ſeiner großen Kräfte, durch die er nun ſchon ſo manches Jahrtauſend an der Spitze der Oppoſition gegen den Abſolutismus des alten Weltmonarchen die Rechte der äußerſten Linken wirkſam vertrete, von denen geſchrieben ſtehe, daß ſie als Böcke ihm, dem Ur-Stinkbock, und ſeinen Engeln, für ewige Zeiten angehören ſollten. — Da nun nach gehaltener Predigt von der Teufelskanzel der Becher kreiſte, ſo fragten einige der Sprecher im Ausſchuß den Präſidenten, ob er, da er ſo großer Kräfte ſich rühme, wohl auch einen Felsblock, eben ſo groß, wie ſeine Kanzel, auf den Meiſner in Heſſen tragen könne, denn dort fehle es noch daran? — Der Teufel ſah ſich den Felsblock auf dem Blocksberg an, und meinte, das ſei ihm ein Leichtes, welches ihm aber nicht ſo obenhin geglaubt wurde, ging daher eine Wette um einige Faß Wein ein, packte den Block auf und wanderte oder flog flugs nach dem Heſſenlande. Der Weg war aber ſehr harſchelig und uneben, beſonders im Eichsfeld, und es ging dem Teufel gerade wieder, wie es ihm ergangen war, da er die Sanddüne am Meeresſtrande gen Aachen ſchleppte (Sage Nr. 122); er ärgerte ſich, daß er der Narr geweſen, dem Volkswillen Rechnung zu tragen, und ſich ihm aufzuopfern, und als er in die Nähe der Burg Hanſtein kam, war es alldort ſo ſtill und menſchenleer, daß er dachte, hier ſieht dich Niemand, hier kannſt du ein Eckchen ausruhen. Legte ſich daher in das hohe weiche Gras und pflegte der Ruhe. Es dauerte aber gar nicht lange, ſo kam ein hübſches Hexchen auf ſeinem Beſenſtiel vom Blocksberg daher gefahren, das ſah den Teufel liegen, ſo lang er war, und rief ſpöttiſch:

Junker Hans, was machſt du?
Schläfſt du oder wachſt du?
Greinſt du oder lachſt du? —

Blitz! fuhr da der Teufel empor, dem Herchen nach, und fing ſich's, führte es hinunter nach Witzenhauſen zum Wein, und zeigte ihm, was er machte. Die Felſenkanzel ließ er liegen, wo ſie lag, nahm dafür gleich einige Stückfäſſer Witzenhäuſer Wein als Rückfracht mit auf den Blocksberg und bezahlte damit ſeine Wette. Die Gäſte ſchauderten, als ſie ſelben Wein tranken und das Anſehen des Präſidenten erlitt eine Schwankung.

442. Der kleine Schneider.

Zu Duderſtadt in der goldnen Mark lebte ein Gewandſchneiderlein, das war nicht höher als viertehalb Fuß, hatte aber eine große dicke Frau, und die wollte einſtmals in die Wochen kommen. Da nun die Kindermuhme kam, ſo ſprach ſie leiſe mit der Frau, und drehte ſich dabei immer vorſichtig nach dem kleinen Manne um, der dort ſaß und eine Schneidersrechnung ſchrieb, und den ſie nicht kannte. Endlich aber fand ſie es doch ganz und gar unpaſſend, daß ſelber kleine Ohrenzeuge ihrer Verhandlungen mit der Wöchnerin ſei, und wendete ſich zu ihm, und ſagte: lütje Jonge, ga dog an beten met dinen Schrybebouke weg, oder ſpele buten; ek hevve met diner Moime tau ſpräken un dat ſchikt ſek nich vor lütje Krabben, tau horken. — Auf dieſe Rede ward dem Schneiderlein heiß und kalt, es begann zu greinen, und ſagte: eck ben ja der Egtemann ſülveſt! — Da erſchrak die langfingerige Frau, und bat „tuſendig umme Unveröbelunge." —

443. Der Mönch von Reiſenſtein.

Im Eichsfeld, zwiſchen Worbis und Mühlhauſen lag ein Kloſter, des Namens Reiſenſtein, das war uralten Urſprunges. Ein Kriegsobriſt des Hunnenkönigs Attila, welcher Rive hieß, kam in dieſe Gegend, erſah ſich einen Berg und baute eine Burg darauf, die er Riveſtein nannte. Noch iſt ihre Stätte gekannt, und heißt die „alte Burg," der Wald um ſie her wird der Burghagen genannt. In ſpäter Zeit erwarben die Grafen zu Gleichen und Tonna, denen auch die nahe Burg Gleichenſtein gehörte, den Reiſenſtein, und einer dieſer Grafen, Namens Ernſt, welcher ſöhnelos war, gründete im Thale unter dem Burgberge ein Ciſterzienſermönchskloſter, dazu er Mönche aus dem Kloſter Volkenrode nahm, und es reich begabte. Damals war das Land umher noch kaum bebaut, nur ein Dörflein, Alvolderode, lag in der Nähe. Durch gute und ſchlechte Zeiten brachte Kloſter Reiſenſtein ſich hin, bis die allerſchlechteſte ihm kam, die Zeit des Bauernkriegs. Da war im Kloſter ein nichtsnutzer Mönch, des Namens Heinrich Pfeifer, eigentlich Schwertfeger, dem gefiel es nicht in der Kutte und in der Zucht, war tückiſchen, verſchlagenen, boshaften Weſens, mußte oft wegen ſeiner ſchlechten Aufführung Pönitenz thun, und da er dieß ſatt hatte, entſprang er aus Reiſenſtein, zog die Kutte aus, und mit ihr den Chriſten, ja den Menſchen. Er warf einen tödtlichen Haß auf alle Klöſter, vor allem aber auf Reiſenſtein,

-rannte nach Mühlhauſen und begann dort ſein aufwiegleriſches Treiben, brachte Verwirrung und Zwietracht zwiſchen Rath und Gemeinde, verband ſich mit dem von Altſtadt entlaufenen Pfarrer Thomas Münzer, und wiegelte unter Vorwand und Larve der Berechtigung aus göttlichem Wort das gemeine Volk auf, dem nichts lieber war, als nicht zu arbeiten, und Korn und Tuch den Reichen „aus chriſtlichem Recht“ abzufordern, denn Chriſtus habe geboten, ſagten dieſe Communiſten von 1525, mit den Dürftigen „zu theilen.“ Wer da nicht willig gab, dem ward das Seine mit Gewalt genommen. Als der Pfeifer ſich ſicher ſah in einer Rotte aufwiegleriſchen Geſindels, da hatte er einen ſchönen Traum — die Rottführer ſolcher Art haben immer ſchöne Träume — wie er eine große Heerde Mäuſe in den Sack jagte, das deutete er alſo, daß er, der Pfeifer, den ganzen Adel und die Cleriſei auf dem Eichsfeld und im Thüringer Lande zu vertilgen und aufzureiben von Gott berufen ſei, unternahm daher, trotz Münzers Widerrathen, einen Raubzug ins Eichsfeld, brach und verbrannte Klöſter und Burgen, während der Schwarmhaufe von Langenſalza die Klöſter Schlotheim und Volkenrode verwüſtete, und den Raub nach dem Dorfe Germar, nahe Mühlhauſen führte; dorthin kam die Bande Pfeifers mit neun Wagen voll Glocken, Haus- und Kirchengeräth und Geſchmeide. Da empfing ſie der Münzer freudiglich als ächt chriſtliche Brüder und hielt ihnen vom Pferd herab eine Predigt von der Freiheit und Brüderlichkeit und theilte den Raub. Dann wurden die Schlöſſer Ebeleben und Almenhauſen geplündert und verbrannt, andere Klöſter auch heimgeſucht, und wurde nochmals in das Eichsfeld eingefallen, und vor Heiligenſtadt gerückt. Da ging es, wie es zu allen Zeiten geht, daß die Bürger theils im Herzen ſchon dem Aufruhr zugeneigt ſind, theils das Herz ſelbſt in der Kniekehle haben, und ſtatt den Raubbanden mit feſtem Muth entgegenzutreten und ihnen ihr ſchmutziges Handwerk zu legen, ſie einlaſſen und um die Spitzbuben ſcherwenzeln. Heiligenſtadt nahm die neuen wunderlichen Heiligen mit Karſt und Dreſchflegel im Dreckkittel ſo freundlich auf, wie es kaum die lieben Gottesheiligen aufgenommen, wenn ſolche hätten kommen mögen, und was noch nicht von Klöſtern und Schlöſſern geplündert und verwüſtet war, das ward es nun. Ein gewiſſer Michael Zimmermann lief nach Bartloff, holte Feuer allda, und ſteckte damit Reifenſtein in Brand. — Als der unſinnige Aufruhr ſeinen Gipfelpunkt erreicht hatte, ſetzte Thomas Münzer den trefflichen Pfeifer zum Statthalter in Mühlhauſen, und als das Bauernſchlachten bei Frankenhauſen erfolgt war, entwich auch dieſer Held ſchimpflich zu heimlicher Nachtzeit, wurde verfolgt, eingeholt, gefangen, und ihm hernach am Hohlweg nach Buttſtedt zu der Kopf abgeſchlagen. Er zeigte keine Reue und erlitt den Tod mit trotzigem Gemüthe. Für ſich ſelbſt hat er nichts erlangt, auch nichts gewollt, aber über die Stadt Mühlhauſen brachte er nachhaltiges Weh, ſchwere Sühne und den laſtenden Druck der verbundenen rächenden Fürſtenmacht über des Reiches freie Stadt.

441. Des Königs Abenteuer.

An der St. Georgenkirche zu Mühlhauſen erblickt man noch manch alterthümliches ſteinernes Bildwerk, das wird gedeutet auf der Stadt Mühlhauſen Urſprung, und haben ſie dort darüber eine gar verwunderliche Sage.

Vor Zeiten war ein König in Thüringen geſeſſen, der fuhr einſtmals auf die Jagd, und da ſprangen ſeine Winde im Dickicht um einen Baumſtrunk herum und wollten ſich davon nicht wegbringen laſſen. Da mußte einer von des Königs Dienern auf den Baumſtrunk klettern, der von oben hinein hohl war, und ſehen, was darinnen ſteck, dieweil die Rüden alſo bellten. Da fand ſich ein kleiner wilder Mann darinnen, den holten ſie heraus, und der König freute ſich ſeines Abenteuers, ließ den wilden Mann zu ſich in den Wagen ſitzen, und Jagd Jagd ſein. Er nannte ſeinen eingefangenen wilden Mann Noah, that ihn in ein Gewölbe und wartete und pflegte ſein ſelbſt. Eine Zeit aber, da der König verreiſen müſſen, ſpielte ſein Sohn Georg den Ball im Schloſſe und der Ball fiel durch ein Loch in das Gewölbe hinab. Da rief der kleine Königsſohn hinunter: wilder Mann Noah, gieb mir mein Bällchen heraus! — Darauf antwortete der wilde Mann: dein Bällchen kann ich dir nicht herausgeben, denn würfe ich's hinauf, ſo würde es ſo weit fliegen, daß du es nimmer wieder fändeſt. Gehe aber hin in deines Vaters Gemach, hole den Schlüſſel und öffne mir, ſo will ich es dir herausgeben. Da holte der Prinz im Gemach ſeines Vaters den Schlüſſel, denn Niemand konnte ſonſt das Gewölbe öffnen. Er öffnete es, und der wilde Mann kam heraus, gab ihm das Bällchen, und ſprach: du haſt mir aus meiner Noth geholfen und wenn du einmal in Noth kömmſt, ſo komme in den Wald und rufe mich, ſo will ich dir auch heraushelfen. — Bald darauf kam der König nach Hauſe und ſein erſter Gang war, ſein Abenteuer zu beſuchen. Aber wie erſchrak er, da er das Gewölbe leer fand und ſein Verdacht, den wilden Mann herausgelaſſen zu haben, fiel ſogleich auf ſeinen Prinzen. Er ließ ihn vor ſich rufen, und fragte: Georg, du haſt wohl den Schlüſſel genommen, das Gewölbe eröffnet, und den wilden Mann Noah herausgelaſſen? — Der kleine Prinz geſtand offenherzig, das er ſolches gethan. Da verſtieß der König im Zorn ſeinen Prinzen, denn ſein Abenteuer war ihm lieber als alles. Traurig ſchied der Prinz aus ſeines Vaters Hauſe, und irrte als ein armer Knabe umher, bis ihn endlich ein Schäfer zu ſich nahm. Dieſer Schäfer vermuthete bald, daß der Knabe aus keinem geringen Stande ſei, und behielt ihn bei ſich. Er erzog ihn ſo weit, daß er ihn bei der Heerde brauchen konnte. — Da nun der Schäferknecht Georg die Jünglingsjahre erreicht hatte, fügte es ſich, daß er bekannt wurde mit einem hübſch gebildeten Mädchen, das er zu ſeiner Braut ernannte. — Damals hauſte in der Gegend ein ungeheuerliches Thier, welches man den Lindwurm nannte und dieſem Lindwurm mußte alle Jahre ein Menſch geopfert werden. Nach alter Meinung war dies Thier eine Verwünſchung. Wenn es ſein Opfer nicht auf den Tag empfing, brüllte es gleich einem Donnerwetter, welches dem Lande Verderben drohte. Nun kam wieder die Zeit, daß das Volk zuſammen gerufen ward und das Loos geworfen; wem es betraf, mußte das Opfer des Lindwurms werden. Das Loos traf gerade die Braut des Schäfers Georg. Da fiel ihm ein, was ihm der wilde Mann verſprochen hatte. Er trat vor und bat um Aufſchub der Opferung, er wolle den Lindwurm tödten, oder ſich für ſeine Braut dem Ungeheuer opfern, — lief eilend in den Wald und rief den wilden Mann Noah um Hülfe und Beiſtand an. — Da kam der wilde Mann und gab ihm ein Schimmelpferd und ein Schwert, und ſagte ihm, er ſolle ein weißes Gewand anziehen, ſich auf das weiße Pferd ſetzen, das Schwert an dem Kopfe des Pferdes herabführen und gerade auf das Ungeheuer losreiten. Dieſes würde begierig ſeinen Rachen weit aufſperren; dann ſolle Georg das Schwert dem Thiere gerade zum Rachen hineinrennen. — Dieſes alles geſchah, und ſo wurde die Braut Georgs, wie auch das ganze Land von dem Ungeheuer befreit. Großer Jubel entſtand unter dem Volke und Freude vernahm man überall, ſo daß Georg zum Ritter geſchlagen wurde. Da man nun nach Georgs Herkunft forſchte, da geſtand er, daß er des Königs Prinz ſei und erzählte ſein Schickſal. Da wurde ihm geſagt, ſein Vater ſei geſtorben, und er könne ſicher nach Hauſe gehen und das Reich übernehmen. So war aus des Königs Sohn ein Schäferknecht geworden, aus dem Schäferknecht ein Ritter und aus dieſem wieder ein König.

Als nun Georg das Königreich übernommen, reiſte er im Lande herum, ſein Reich zu beſehen und kennen zu lernen, auch ſelbſt Abenteuer zu beſtehen. Da kam ihm ein Oertchen zu Geſicht, das war eine Anſiedelung um ein Mühlhaus, und das Oertchen hatte noch keine Kirche. Da nun der junge König gern dem lieben Gott ſeinen Dank abſtatten wollte, ſo erbaute er dieſer angeſiedelten Gemeinde ein Gotteshaus, das ſeinen Namen als des Stifters Georg erhielt, und der Baumeiſter mußte ſeine ganze Geſchichte in Stein bilden. Das iſt der Anfang der Stadt Mühlhauſen geworden.

445. Mühlhäuſer Brunnen.

Bei und zu Mühlhauſen ſind Brunnquellen, die ſind weit und breit berühmt. Eines dieſer Waſſer heißt die Breitſülze, und entſpringt nordweſtlich eine halbe Stunde von der Stadt am Herbſtberge. Die Sage geht, das da, wo jetzt das Antonius-Hoſpital iſt, ein Kloſter geſtanden habe, darin habe ein Mönch gelebt (andere ſagen, der Mönch ſei aus Kloſter Reifenſtein geweſen), der habe in der Stadt ein heimlich Lieb gehabt, das er nächtlich beſuchte, und wobei er durch einen Stein ging, den man noch zeigt. Endlich kam die Sache an den Tag, der Mönch wurde gefangen und auf den Adlerthurm geſetzt, und ſaß alldort auf den Tod. Da es nun der Stadt an genugſamen fließendem Waſſer gebrach, und jener Mönch aufs Waſſerleiten ſich verſtand, ſo ward ihm die Freiheit geboten, wenn er die Quelle der Breitſülze, welche tiefer liegt, als die Stadt, in dieſe herein leiten wollte. Der Mönch ging an das ſchwierige Werk, leitete in lauter Schlangenlinien die Quelle um den Herbſtberg, um den Thonberg und den Kalbberg herum, ließ ſie einen Weg von ſiebentauſendſechshundert und zehn Schritten machen, faſt zwei und eine halbe Stunde, daß es oft ſcheint, als fließe das Waſſer bergauf, und brachte das Waſſer glücklich in die Stadt, worauf er ſeine Freiheit erlangte.

Eine ganz ähnliche Sage geht in Gotha von der Leitung des Flüßchens Leine, welche auch durch einen geſchickten Mönch bewirkt wurde.

Wunderſam ſchön iſt der Brunnen zu Popperode (Wüſtung), abendwärts der Stadt, ein mächtiger Quell und ſpiegelklar bis zum Grunde. Seine Nymphe ſpendet unerſchöpflich ihren quellenden Segen; ſein Waſſer ſpeiſt zwei Teiche, und treibt zwölf Mühlen. Zum Dank dafür wird ihm alljährlich unter Reden und frommen Lobgeſängen ein Doppelfeſt der Jugend gefeiert. Dicht am Becken, das unter uralten Lindenbäumen ruht, ſteht ein gethürmtes Luſtſchlößchen von eigenthümlichen Bau, in deſſen kühler Halle ſtand und ſteht manch guter Spruch. Der ſchönſte und beſte dieſer Sprüche ward hinweggetüncht, und möchte wohl erneut werden:

Ut lymphae Nymphas nimbus coronat,
Ad fontem frontem fronde corones.

Von dem Breitſülzenbrunnen geht noch dieſe Sage. Er iſt früher der Brunnen eines Kloſters geweſen. Bei dem genannten Kloſter ſtand wie bei den meiſten Klöſtern eine Kirche, deren angrenzender Thurm drei ſilberne Glocken enthielt. Zur Zeit der Mühlhäuſer Kriege wurde das Kloſter ganz zerſtört, und um die ſilbernen Glocken nicht in des Feindes Hand kommen zu laſſen, verſenkte ſie ein Mönch in den Brunnen, indem er ſagte: „dieſe Glocken kommen nicht eher zu Tage, bis drei Perſonen den Brunnen fegen und eine derſelben ihren Tod in der Quelle des Brunnens findet.

Vor vielen Jahren träumte dem Schullehrer zu Ammern, er ſolle nach der Breitſülze gehen, ſo würde er am Ufer ein Seil finden. An dieſem Seile ſolle er ziehen, ſo würden drei ſilberne Glocken heraufkommen. Dreimal träumte der Mann das Gleiche, dann machte er ſich auf und ging nach der Breitſülze. Je näher er dem Brunnen kam, deſto ſchöner hörte er ſchon die Silberglocken läuten. Jetzt kam er an und fand alles wie ihm geträumt hatte. Er zog an dem Seile und ſiehe, drei ſilberne Glocken ſtiegen empor. Da ritt ein Reiter vorüber, der rief: guten Morgen Herr Schullehrer! Guten Morgen! — Ganz freundlich antwortete der Gegrüßte: ſchönen Dank! — aber bei dieſen Worten verſanken die Glocken mit einem grauſamen Geräuſch und ſind nie wieder zu Tage gekommen.

446. Winfried und Sturmi.

Die heiligen Männer Winfried und Sturmi kamen auch in das alte Heſſenland, die Heiden zu bekehren. Zu dieſer Zeit kriegte Karl der Große im Diemel-Lande und eroberte die Ehresburg, auf der die Irminſäule ſtand, die er zerſtörte, und den Deſenberg, zwei feſte Plätze. Am Deſenberge, wo ſein Heer im heißen Sommer faſt verſchmachtete, rief Karls Gebet den **Bullerborn** hervor, der noch heute fließt. Winfried kam zu einem Berge, darauf ein Heidenheiligthum ſtand, das brach er, und ließ darauf die erſte Chriſtenkirche bauen, das iſt der **Chriſtberg** oder **Chriſtenberg**, da noch heute die Leute einen Fußtritt im Stein zeigen, der von Winfried ſich einprägte, als er im heiligen Eifer auf den Boden ſtampfte. Und am andern Ort, wo lange des großen Kaiſers Lagerſtatt und Heerſtelle war, wird, hoch über der Weſer, ein alter grauer Stein gezeigt, auf dem Karl zu Gericht ſaß, und in denſelben die Schwere ſeines ihn ſtützenden Armes ſichtbarlich eindrückte; ſpäter entſtand dort die Burg und das heutige Amt **Herſtelle**.

Eine Stunde weit von einem Hofe, welcher Geismari hieß, deſſen Name der ſpäter daraus entſtandenen Stadt Hofgeismar blieb, da wo jetzt das Dorf Eberſchütz liegt, ragt eine ſteile Felswand hoch überm rechten Ufer der Diemel empor; droben der höchſte, umwallte Punkt heißt die **Klippe**. Auf dieſer Höhe hielten die Heiden ihren Ding. Da kam zu ihnen ein Greis mit einem Pilgerſtabe, den keiner kannte, im Prieſterkleid der Chriſten, und predigte ihnen von Chriſtus Geburt, Leben, Leiden und Sterben, Auferſtehung, Himmelfahrt und Wiederkunft. Da nun die Heiden dieſe Reden hörten, dünkte ſie ihnen eine Mär' und unglaublich, und bedräueten ihn. Er aber ſtieß ſeinen Stab in den Boden, und ſprach: ſo wahr und wahrhaftig die Botſchaft iſt, die ich euch verkündet, das ewige Evangelium, ſo wahr wird dieſer Stab durch die Allmacht des einzigen und wahren Gottes Knoſpen, Blätter und Blüthen treiben! — Und hob die Hände auf, und es geſchahe das Wunder. Der Stab ergrünte, trieb Knoſpen, Zweige, Blätter, Blüthen, und die Heiden glaubten und ließen ſich taufen. Solches Wunder that Sturmi, Winfrieds frommer Schüler.

Eine ganz gleiche Sage geht vom Orte **Groß-Bargula**, nur daß dort Winfried-Bonifacius ſelbſt es war, der das Stabwunder verrichtete, und dort die Sage noch hinzufügt, daß der Wunderbaum, von fremdländiſchen Anſehen, einer Palme gleich, lange geſtanden habe und verehrt worden ſei.

447. Der Stuffenberg.

In der Gegend von Eſchwege und Wanfried liegt ein hoher Berg, zu dem geſchehen alljährlich viele Wallfahrten, abſonderlich aus dem Eichsfeld, darauf erbaute Winfried eine Kapelle. Da nun der Bau im Gange war, kam zum öftern ein fremder Mann gewandert, der fragte die Maurer und Zimmerer, was es denn geben ſolle? — Und dieſe antworteten: ei — eine Scheuer ſoll es geben! — Mit dieſem Beſcheid ging der Mann immer wieder ſeiner Wege, endlich aber trat er auch einmal unverſehens in die Scheuer — da ſtand ein Altar darin und auf dem Altar ein Crucifix, und war keine Scheuer, ſondern eine chriſtliche Kirche — und da ſchmiß die Thüre hinter ihm zu, daß er nicht heraus konnte. Hu! da ward dem Fremden angſt und bang, und hätte mögen des Teufels werden, wenn er nicht ſchon ſelbſt der Teufel geweſen wäre, und raffte ſich zuſammen und fuhr oben durch den Giebel, wo noch eine Ritze war, mit Gepraſſel hinaus, und riß ein Loch, das hat nimmermehr wieder zugebaut werden können; dann fuhr er in den Stuffenberg hinein, da blieb auch ein Loch, das heißt das Stuffensloch, und zu Zeiten ſoll es aus dem Loche dampfen und Nebel ſollen daraus aufſteigen, Rückbleibſel des Angſtſchweißes, den der Teufel damals ſchwitzte.

Auch bei der Stadt Gernrode am Harz erhebt ſich ein Stuffenberg, darauf ein Luſthaus und die ſchönſte Ausſicht auf die Teufelsmauern, auf Quedlinburg und Halberſtadt.

Die Kapelle aber, die auf dem Stuffenberge bei Wanfried der heilige Bonifacius erbaute, iſt St. Gehülfen genannt, und von ihr heißt der Berg auch der Hülfenberg. Manche nennen St. Gehülfen auch die heilige Kümmerniß, und die heilige Kümmerniß war eine wunderſchöne Prinzeſſin, die erfuhr, was der Gründerin des Stiftes Quedlinburg begegnete (Sage Nr. 322), und da ließ ihr Gott der Herr einen Mannesbart wachſen, und nahm ihr ihre unſagliche Schönheit. Solcher Hülfen- und Kümmernißkapellen giebt es viele in deutſchen Landen, und iſt deren in einer beſondern Sage von ihrem Bilde bei der Stadt Saalfeld weiter unten näher gedacht (Sage Nr. 532).

448. Hermann von Treffurt.

Bei Treffurt über Wanfried ragt am linken Ufer der Werra ein mächtighoher Berg weit ſichtbar empor mit ſteiler Abſenkung in das Werrathal, der heißt der Hellerſtein, auch wohl der Normannſtein. Zu Treffurt lebte ein frommer Ritter, Hermann von Treffurt geheißen, der war in allem trefflich wohlgethan, nur einen Fehler hatte er, wenn das ein Fehler ſein ſoll, er hatte im Bezug der Frauenminne ein ſehr weites Herz, und war im hohen Grade das, was die Frauen einen „loſen und ſchlimmen Mann“ nennen, wofür er Gott dankte. Dieſer brave Ritter verſäumte niemals, wann er ſo da oder dorthin ritt, wo er eine Buhlſchaft hatte — und er ritt viel — die Gezeiten der heiligen Jungfrau Maria zu beten, denn ſelbige war die einzige Jungfrau, die Ritter Hermann von Treffurt in Ehren hielt. Einer Nacht kam der Ritter geritten, mocht' etwa in Creuzburg geweſen ſein, allwo es ſchöne und gütige Frauen hat, aber da derſelbe wohl nicht allein als ein zweiter Ritter Tannhäuſer, im nahen Venusberge geweſen war, ſondern etwa auch im Bacchusberge vorgeſprochen hatte, ſo entnickte er, und ſein Roß ſchlug hinter Selmannshauſen einen Nebenweg linker Hand ein, welches faſt ſchlimm war, wie alles linke und linkiſche. Es trug ihn, ſtatt im Thale nach dem ganz nahen Treffurt, allgemach einen ziemlichen Umweg zur Höhe des tiefigen Hellerſtein empor, und immer weiter und weiter vor bis an den jähen Abhang, da freilich ſtutzte es, und prallte zurück, und vom Rückprall erwachte der Ritter aus minneſeligem Traume, dachte, du dummer Gaul, was weckſt du mich? — und ließ dem Roß zur Strafe derb die Sporen fühlen. Da ſetzte das Roß in den ungeheuern Abgrund, der nur etwan dreimal ſo hoch, als der vom Giebichenſtein hinunter ins Saalthal, und als der fromme Hermann plötzlich fühlte, daß er nicht mehr ritt, ſondern flog, da rief er Ludwig des Springers Ruf: hilf heilige Maria! Hilf deinem Knechte! — Und da war ihm, als umfahe ihn ein warmer weicher Frauenarm und halte ihn, und hebe ihn, da das Roß ſich zu Tode fiel und vom Fall des Ritters Schwert in der Scheide wie Glas zerſplitterte — ſänftiglich aus dem Sattel, daß er ſich auch kein Aederlein und kein Knöchlein verſtauchte. Nach ſolch wunderbarer Errettung vom jähen Tod in allen Sünden thät ſich der fromme Ritter aller Welt- und Minneluſt ab, wurde noch frommer, als er vor geweſen war, ging nach Eiſenach, zwiſchen Creuzburg und dem Venusberg gelegen, wurde allda ein Mönch und diente ausſchließlich in Gebet und Treue der heiligen Jungfrau, deren rettender Arm allein ihn gehalten und gehoben, und ward ihm, gleich jener ſchönen Sünderin im Evangelio, viel vergeben, dieweil er viel geliebet.

449. Der Gürtel der Jungfrau.

Ueber Creuzburg im Werrathale, Mihla gegenüber, wo der Herren von Harſtall uraltes Geſchlecht noch blüht, lag ein herrliches Kloſter, das hieß Münſterkirchen. Es war reich begabt und reich geſchmückt, hatte hohe Kuppeln und Thürme und ein prachtvolles Geläute, das weithin thalab und auf vernommen ward. Aber die Kriege, welche Thüringen verheerten, haben das Kloſter Münſterkirchen zu einer Wüſtung gemacht, und die Rede geht, daß von den Steinen ſeiner Gebäude faſt der ganze Flecken Mihla gebaut worden ſein ſoll. Zuletzt war nur noch ein niederer grüner Hügel übrig, und man nannte die Stätte, welche der Strom im großen Bogen umfloß und öfters überfluthete, nur den Sand. Aber an hohen Kirchentagen, und wann fromme Waller das Thal abwärts zum Gehülfenberge zogen, da hörte man tief im Schooße der Erde die große Glocke von Münſterkirchen läuten. Dieſe Glocke hatte denſelben Namen wie ihre berühmte größte Schweſter zu Erfurt: Maria gloriosa. — Da geſchah es, daß ein junges armes Mädchen auf dem Anger am Sand die Heerde hütete, und einſchlief unter dem Erlengebüſch am Werra-Ufer, und da träumte ihr, ſie ſähe zwei wildausſehende Männer auf dem nahen Hügel mit einander kämpfen, und dazu hörte ſie vernehmlich die verſunkene Glocke läuten. Da ſie nun erwachte, ſo ſahe ſie zwei junge Stiere heftig mit einander ſtreiten, die ſtampften und wühlten mit ihren Hufen die Erde auf, daß die Butzen nur ſo darum flogen, und die Hirtin eilte hin, die kämpfenden Thiere auseinander zu jagen, und ſiehe, da ragte dort, wo die Stiere den Boden aufgewühlt hatten, der Henkel der Glocke aus dem Boden. Freudig erſchrocken löſte raſch die Jungfrau ihren Gürtel ab, band ein Ende an die Glocke und das andere an einen nahen Strauch, jagte die Stiere vom Hügel und eilte nach Mihla hinüber, ihren

Fund zu künden. Da zog die ganze Gemeinde heraus, und erhob feierlich die ſchöne große Glocke von Münſterkirchen, und führte ſie in ihren Ort. Es iſt die größte von Mihla's Glocken. Der Jungfrau Gürtel übte allein die magiſche haltende Kraft, ſonſt wäre die Glocke wieder in die Tiefe hinabgeſunken.

Zu Berka, zwiſchen Creuzburg und Eiſenach, hängt im Kirchthurm auch eine ſchöne große Glocke, die haben auf einem überm Ort liegenden Berge ſpielende Kinder gefunden, man zeigt noch die Stelle, und Niemand dort zweifelt an der Wahrheit dieſer Sage. Sie hat auch eine Inſchrift, aber — ſagte der Pfarre[illegible] es waren ſchon viele Gelehrte da, und haben die Schrift nicht leſen können. — Das kommt daher, daß viele Gelehrte wunders viel lernen und können, nur nicht deutſch, denn die Schrift iſt mit deutſchen Buchſtaben gegoſſen, und ganz gut zu leſen.

430. Der Elbel.

In der Gegend um Mihla und an dieſem Orte ſelbſt heißt der wilde Jäger der Elbel, hochbedeutſam für den deutſchen Mythus. Er wohnt in den Felsklüften über der Wüſtung Wernershauſen, wo einſt ein Burgſitz derer von Wangenheim war, die bis heute tüchtige Jäger ſind. Höher hinauf nach dem Hainich, der, ein langgeſtreckter Bergwald, zwiſchen dem Unſtrutthal und dem Werra- und Hörſelthal ſich hinzieht, iſt der Elbelſtein und die Elbelskanzel. Elbel und ſeine Jagd durchſauſen und durchbrauſen den Hainichwald und ſeine Angrenzungen, das iſt ſein Revier. Ein Herr von Harſtall zu Mihla, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, hatte einen Leibjäger, das war ein wilder Waidgeſell, hieß aber weder Max noch Kaſpar, ſondern Hölzerkopf, dem ſtieß einmal auf einem Birſchgange der Elbel mit ſeiner Jagd auf, voran floh und flog ihr im vollen Laufe eine ſchöne Jungfrau mit flatterndem Haar, die dem Hölzerkopf ſo wohl gefiel, daß er ſich gleich ſelbſt zum Elbel wünſchte. Unmuthig, daß ſolches Wild nicht für ihn, ſchoß er, als die wilde Jagd vorbei geſauſt war, ſeine Büchſe aufs gerathewohl ab, und ſiehe, der Schuß gerieth ſehr wohl, denn ein Rehbock, den er zuvor gar nicht geſehen hatte, brach angeſchoſſen durchs Dickicht, ſtürzte zu ſeinen Füßen hin und verendete. Von da an traf jeder Schuß, den Hölzerkopf that, ein jagdbares Hochwild, und er merkte nun, daß der Elbel es angenommen, daß er ſich ihm verlobt. Eines Tages, als Hölzerkopf mit ſeinem Herrn zur Jagd zog, ſetzte er ſich nieder und begann zu frühſtücken, während der Herr von Harſtall weiter wollte, und unwillig fragte, was das heißen ſolle? — Können's ja bequem haben, gnädiger Herr! — ſprach Hölzerkopf: wir wollen die Hunde loslaſſen, uns aber nicht ermüden. — That's, ließ die Hunde los, trank einmal, ſpannte den Hahn, ſchoß ins Blaue, da ſprang gleich ein ſtattlicher Edelhirſch, faſt aufs Blatt getroffen, heran, und Hölzerkopf reichte dem Herrn von Harſtall das Waidmeſſer und ſprach: gnädiger Herr, beliebt den Sechzehnender den Genickfang zu geben? — Ha! du biſt ein Hexenmeiſter, ein

Freiſchütz! — rief der Herr von Harſtall, und warf den dargebotenen Hirſchfänger von ſich, denn er war gar ein frommer Herr. Du haſt deinen Abſchied, du magſt fortan dem Elbel dienen, nicht mir! — Das will ich auch, mit dero gnädiger Erlaubniß — ſprach trotzig der Hölzerkopf, ſetzte ſeinen Hut auf, warf die Büchſe über, trank noch einmal, ſchmiß ſein Glas in Scherben, und ging ohne Gruß und Dank von dannen. Fortan iſt dieſer Jäger nie anders, als im Gefolge des Elbel erſchienen, und oft hat man ihn bei dieſem im Zwielicht auf dem Anſtand auf dem Elbelſtein ſtehen ſehen. — Heutigestages iſt auch im Hainich-Walde, den die neue Straße von Eiſenach und Mihla nach Mühlhauſen mitten durchſchneidet, nicht mehr viel zu jagen, und die Freiſchützen ſind rar geworden. Hölzerköpfe giebt es noch in Menge — ja — aber ſie ſind leider Gottes keine Hexenmeiſter.

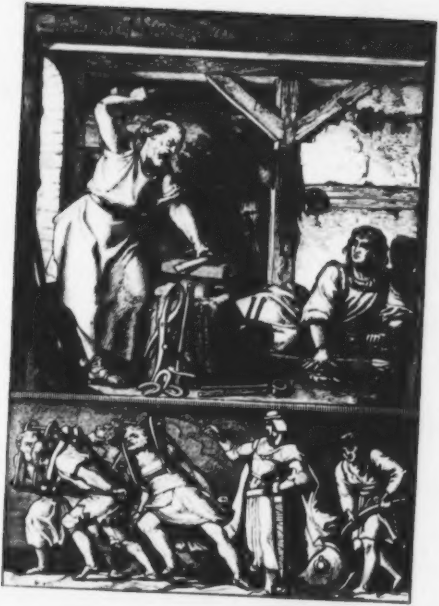
451. Wie die Wartburg erbauet ward.

Ueber Eiſenach, wo der alten Sage nach, in grauen Zeiten ein König, des Namens Günther, ſoll geſeſſen haben, deſſen Tochter Chrimhilde Etzel, der Hunnenkönig freite und ſtattliche Hochzeit allda hielt, hob ragend über alle Nachbarberge, ein felsreicher Gipfel ſein vom Fuße der Menſchen ſelten betretenes Haupt. Wohl umgürtete auch bereits eine Burgenkette das Thüringerland, denn es ſtanden ſchon die alten Dispargen der Frankenkönige auf götterheiligen Höhen, Kiffhauſen, Disburg, Merwigsburg, Scheidungen und andere, und es ſchirmten die Trutzveſten Heldburg, Coburg, Sorbenburg, Rudolfsburg, Eckartsburg, Freiburg, Giebichenſtein, Sachſenburg, gleich den Geſchlechterwiegen Greiffenſtein (Blankenburg), Schwarzburg, Käfernburg, Gleichen, Blankenburg am Harz, Anhalt, Mansfeld, Stolberg, Frankenſtein, Frankenberg, Henneberg u. a. neben ſo manchem Dynaſten- und Herrenſitz. Einen ſolchen hatten jenſeit des Waldes die Herren von Frankenſtein über Eiſenach, das war der Mittelſtein — ihr Stammſchloß aber lag überm Walde drüben im Werrathale. Da nun Graf Ludwig, Ludwig des Bärtigen Sohn und ſpäter zubenamt der Springer, von ſeiner Schauenburg durch das Thal ritt, in dem er hernachmals das Kloſter Reinhardsbrunn gründete (nach einem Töpfer alſo genannt, dem an einer gewiſſen Stelle wunderbare Flämmchen erſchienen), ſo kam er das Hörſelthal entlang, der Spur eines Wildes folgend, und ward durch den Anblick eines Felskegels überraſcht, der ſonnig angeſtrahlt, ſich hoch über die Nebel hob, welche die Thäler einſchleierten. Der junge Graf hielt ſein Roß an, ſann und dachte und ſprach es laut: wart' Berg, du ſollt mir eine Burg werden! — und erwartete ſein Gefolge. Da vernahm er nun von ältern Jagdbegleitern, daß jener Berg nicht ſein und ſeines Vaters Eigen ſei, ſondern der Frankenſteiner, deren Gebiet an das ſeine grenze. Aber das irrte den Grafen Ludwig nicht, er erſann eine ſonderliche Liſt, ließ von ſeines Vaters nahem Gebiete heimlich und zur Nachtzeit Erde in Körben auf den Gipfel ſchaffen, ſie droben handhoch überm Boden breiten, dann begann er Wälle aufzuwerfen und Grund graben zu laſſen. Spät genug wurden die Herren von Frankenſtein inne, daß hoch über ihrem Mittelſtein Jemand baue, ohne ſie zu fragen. Ob ſie das nun ſchon nicht leiden wollten, ſo ging es ihnen wie dem Knaben im Liede, der das Röslein brach, ſie mußten es eben leiden, denn wenn ſie den Grafen angriffen, ſo konnte er von ſeiner Höhe herab mitten in ihren Mittelſtein ganze Fuder von Steinen ſchleudern laſſen. Nun war gerade eine Zeit grauſamer Hungers- und Durſtnoth, als dieſes ſich im Jahre 1067 zutrug; es gab ſo wenig Wein, daß er an manchen Orten ſogar zum Abendmahl fehlte, welches ſehr ſchrecklich war. Da nun die Armen aller Orten hörten, daß der Thüringer Graf eine Veſte baue, ſo ſtrömten ſie in Schaaren herzu, und ſchleppten Steine und halfen arbeiten, nur um das tägliche Brot zu gewinnen und nicht Hungers zu ſterben, denn es hatte ſich ſchon zu dieſer Zeit zugetragen, daß ein Mann aus dem Grabfeld, der auch mit ſeiner Frau und einem zarten Kinde nach Thüringen herein zum Burgbau zog, ſein Kind hatte ſchlachten und eſſen wollen, welches auch geſchehen wäre, wenn ihm nicht Gott zwei Wölfe gezeigt, die ſo eben eine Hinde zerriſſen hatten. Da ſcheuchte er die Wölfe von ihrer Beute und führte die Hinde zur Sättigung mit ſich fort.

Mittlerweile klagten nun die Herren von Frankenſtein bei Kaiſer und Reich, daß der Graf auf das ihre baue, und da auch zu jener Zeit die Proceſſe ſchon die längliche Natur hatten, die ihnen zum großen Nutzen und Frommen der Gerichte und Anwalte bis auf unſere Tage wohlweislich erhalten worden iſt — ſo wurde der Bau unterdeſſen faſt fertig, und der Graf nannte die neue Burg Wartburg, von dem Wort, ſo er damals geſprochen, als er den Berg zum erſten erblickt hatte. Wie nun endlich ein Spruch geſchehen ſollte, da erbot ſich der Graf zum Beweiſe gegen die Frankenſteiner, daß er nicht auf das ihre, ſondern auf das ſeine baue, erkor ſich nach der Sitte zwölf Eideshelfer, das an Ort und Stelle eidlich zu erhärten, trat mit dieſen Ehrenmännern hin, zogen ihre Schwerter, ſteckten ſie in den aufgeſchütteten Boden, und ſchwuren mit ihm einhelliglich, daß ſie auf des Grafen eigner Erde und auf ſeinen Boden ſtänden. Gegen die Eidesleiſtung ſolcher Schwurhelfer und Geſchwornen galt nun keine Einrede, und die Herren von Frankenſtein mußten vom Gericht von Rechtswegen das höchſte Unrecht leiden. Alſo iſt die Wartburg erbaut und benamt worden. In neuerer Zeit ſind auf ihr tief unterm Schutt zwölf große eiſerne Schwertklingen, ſtark geroſtet, überkreuzt beiſammen liegend, aufgefunden worden, und wird dafür gehalten, daß das die Schwerter der Eideshelfer Graf Ludwigs geweſen, die in den Boden eingeſenkt worden, dieſen noch mehr zu retten.

452. Der Schmied in Ruhla.

Graf Ludwig, der die Wartburg bauete und auch Eiſenach, die Stadt, mit Mauern umgab, der Reinhardsbrunn, das Kloſter gründete und in demſelben als Mönch büßte, verließ einen Sohn, auch Ludwig geheißen, den machte der



Kaiſer zum Landgrafen in Thüringen, und derſelbe war, da er noch ein Jüngling war, gar gütig und demüthig gegen Edle und Unedle, und von mildem Weſen; ſolches ward ihm von ſeinen Vaſallen für Schwäche und Thorheit ausgelegt. Er ſtrafte nicht gern, und hörte nicht gerne klagen, hatte zu allen Menſchen das beſte Vertrauen und wußte nicht, daß die Edeln ſeine Unterthanen ſchmählich bedrückten, und daß Bürger und Bauern von ihnen viel böſer Gewalt erleiden mußten, zumal die, ſo um ihn waren, zu verhindern wußten, daß Beſchwerden an den Herrn gelangten.

Da geſchah es, daß der junge Landgraf eines Abends auf einem Jagdritt ſich im Forſte verirrte und in die Nähe des Ortes Ruhl kam, da ſah er das helle Feuer einer Waldſchmiede durch die Nacht leuchten, ging darauf zu, und bat den Schmied um Herberge. Der Schmied kannte ihn nicht, und fragte ihn, wer er ſei. — Ich bin eures Herrn, des Landgrafen Jäger einer. — Pfui des Landgrafen! — rief der Schmied und ſpuckte aus, und wiſchte ſich. [Wer ihn nennt, muß ſein Maul wiſchen, daß er es nicht verunreint mit dem Namen. Pfui des übelbarmherzigen Kunzenherrn!] Um deines Herrn willen herberge ich dich wahrhaftig nicht! Geh, ziehe nur dein Pferd in den Schoppen, dann komme her und ſitze nieder — iß und trink, was da iſt, und ruhe auf dem Heu, denn Bettgewand iſt hie nicht vorhanden. — Der Landgraf, ganz verwundert ob dieſer groben Rede, ſchwieg ganz ſtill, ging und brachte ſein Pferd unter Dach und kam wieder in die Schmiede. Der Schmied kümmerte ſich ſoviel als gar nicht um ihn, ſchürte ſein Feuer, zog den Blaſebalg, hitzte und hetzte, glühte ſein Eiſen, löſchte es, glühte wieder und hämmerte, und rief bei den Schlägen fort und fort: Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart! — und ſchlug mit dem gewichtigen Hammer, daß die Funken ſtoben, und erzählte alles nach der Schnur her, worüber die Unterthanen klagten, und ſchob alle Schuld und alles Unrecht, was im Lande geſchah, auf den Landgrafen, und verwünſchte und verfluchte ihn in die unterſte Hölle. — Er ſang das alte Lied von den dünkelvollen Räthen, die alles beſſer wiſſen, ſich und ihre Weisheit für unfehlbar halten, die Fürſten glaubend machen, es ſtehe alles gut im Lande und hinterdrein iſt's Lug und Trug und der Aufruhr ſchlägt in hellen Flammen aus, und alles Unglück, das daraus entſteht, wird hernach den Fürſten in die Schuhe geſchoben. Dem Landgrafen erſchrak das Herz im Leibe, als er aus dieſer harten Stimme des Schmiedes des Volkes Stimmung gegen ſich vernahm, und er nahm ſich vor, dem Unfug, den ſeine Edeln verübten, ein Ende mit Schrecken zu machen. Ganz hart geſchmiedet verließ er, nachdem er kein Auge zugethan, die Ruhlaer Waldſchmiede, und ſein milder Sinn war in einen eiſernen verkehrt. Er nahm die Zügel der Regierung in die eigne Hand und zog ſie ſo ſtraff, daß die edeln Roſſe ſchäumten und knirſchten und ſich bäumten — aber das Volk athmete freier auf, und ward ihm wohler, denn die ritterlichen Vaſallen durften es nicht mehr placken und ſchinden.

453. Der Edelacker.

Da nun in Thüringen der mannliche Landgraf zu ſeinem Volke hielt, und ihm die Laſt abnahm, mit der es die Räthe und die Amtleute bedrückt, von denen der Schmied geſagt hatte, daß ſie als ſchlaue Jäger die rothen Füchſe — nämlich die Goldſtücke — in *ihre* Beutel trieben — wurden ihm ſeine Edeln allzumal mächtig gram, denn des Fürſten Thun dünkte ſie eine unerhörte Neuerung, und lehnten ſich auf gegen ihn, und ſprachen: wir wollen das nicht fürder leiden. — Als ſolches dem Landgrafen hinterbracht ward, daß ſie als widerſpenſtige Vaſallen einen Willen für ſich apart haben wollten, thät er einen eiſernen Panzerrock an, und zog nach der Numburg über Freiburg mit Heeresmacht und nahm die, ſo ſich zuſammengerottet, gegen ihn zu ſtreiten, alle gefangen, und führte ſie über der Burg auf ein flaches Feld und hielt ihnen dort eine Rede, in der er ihnen alles ſagte, was er auf dem Herzen hatte, daß ſie lehenseidbrüchige Rebellen ſeien, und daß ihre Köpfe eigentlich jetzt vor ihre Füße gehörten. Er wolle aber nicht, daß man ihm nachſage, er tödte ſeine eigenen Diener; Schatzung ihnen auflegen wolle er auch nicht, er wolle ſich nicht, wie ſie gethan, mit der Unterthanen Gut bereichern, ſie aber ungeſtraft entlaſſen, würde urſachen, daß ſie fürder ſeinen Zorn verlachten, ſo wolle er ein Beiſpiel geben zur Nachachtung für die künftigen Zeiten. — Ließ ſich Stränge und Halſtern reichen, ſpannte die Edeln je vier und vier an einen Pflug, den die Diener halten mußten, und trieb ſie, mit einer Geiſel nebenher gehend, wie ein Ackersmann, eine lange Furche zu ahren. Und als eine Furche gezogen war, da ließ er den Pflug wenden, und vier andere einſpannen und ahrete alſo einen ganzen Acker, wie mit Pferden und ließ dann den Acker mit großen Steinen zeichnen, zum ewigen Gedächtniß, und machte ihn zu einem *Aſyle*. Darauf nannte er den Acker den *Edelacker*, und derſelbe heißt heute noch ſo, und liegt nahebei hinter der alten Numburg auf freier Höhe. Die ſo ſchwer gedemüthigten Vaſallen aber mußten ihm aufs neue ſchwören und hulden, ſie *mußten*, oder der Zorn ihres Herrn kam über ſie, wie ein Ungewitter.

---

454. Die lebendige Mauer.

Ueber des Landgrafen Ludwig That ward viel Redens im Thüringerlande. Die, ſo gezogen hatten, und die Geiſel geſpürt, ſchämten ſich und ſeufzeten im Stillen; andere, die nicht dabei geweſen, ſprachen, ſie hätten eher den Tod erlitten, als ſolche Schmach. Am ſchlimmſten erging es in der öffentlichen Meinung den Beamten, wie allemal, wenn ſich Hader und Zwietracht erhebt in einem Lande zwiſchen Fürſt und Volke, *ſie* mußten nun allein die Sündenböcke ſein, *ſie* mußten alles verſchuldet haben. Einige trieben ihren Groll bis zu Mordverſuchen, aber Gottes Hand ſchirmte den Regenten, und die Meuchelmörder nahmen ein ſchmähliches Ende. Der Landgraf ging mit ſeinen Dienern immer und überall in einem Eiſenpanzer, darum und von ſeiner Strenge ward er der eiſerne Landgraf geheißen. — Dieſer Landgraf hatte den höchſten irdiſchen Herrn im Reiche zum Schwager, Kaiſer Friedrichen, den Rothbart. Der kam von ſeiner ohnweiten Kaiſerburg Kiffhauſen herüber auf die Rumburg zum Beſuche, die war aber noch ohne Mauern, und dem Kaiſer gefiel die „niuwe Burg," und ſprach: ſchade, daß ſie nicht Mauern hat, ſie ſollte ſtark und feſte ſein. — Ho — ſagte Ludwig: um die Mauern ſorg' ich nit, die kann ich haben, alsbald ich will. — In wie kurzer Zeit? — fragte der Kaiſer. Näher denn in drei Tagen. — Das iſt bei Gott nicht möglich, entgegnete der Rothbart: und wenn alle Maurer des Reichs beiſammen wären. — Darauf ging der Kaiſer zu Tiſche, und der Landgraf entſandte ſogleich Eilboten durch ſein ganzes Land, an alle ſeine Grafen und Edeln, daß ſie alsbald gen Freiburg aufbrechen ſollten im beſten Geſchmuck der Waffen mit nur wenig Wappnern — war auch eine gute Gelegenheit, der Vaſallen Gehorſam zu prüfen — merkten das auch, und kamen allzumal pünktlich. Und als der Morgen des dritten Tages anbrach, da richtete der Landgraf alles zu nach ſeinem Willen, und ging zu ſeinem Schwager ins Gemach, und ſprach: mein Kaiſer, die Mauer iſt fertig. — Da bekreuzte ſich der Kaiſer, und dachte, hier müſſe Satans Hülfe im Spiel ſein, und trat heraus und ſtaunte, denn da erſah er eine lebendige Mauer ſtehen, rings um die Burg, Mann an Mann, im Glaſt der Harniſche und Gewaffen. Wo ein Thurm ſtehen mußte, ſtand ein Graf, und vor ihm ſein Bannerträger, und dazwiſchen die Herren und Edeln. Da flatterten im friſchen Morgenwind bunt und ſchön die Bannerfahnen — der Grafen von Schwarzburg und von Käfernburg, von Gleichen, von Hohnſtein, von Stolberg, von Mansfeld, von Rheinſtein, von Orlamünde, von Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Lobdaburg, und anderer und ſo vieler edler Herren von Apolda, Blankenheim, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Leutenberg, Salza, ohne den zahlreichen niedern Adel, der nicht über weite Herrſchaften gebot, aber doch ſtattliche Burgſitze und viele Güter hatte. Da rief Kaiſer Friedrich aus: fürwahr, ſolch eine edle, köſtliche, theure und feſte Mauer ſah ich noch nie! Habe Dank, Schwager, daß du ſolche mir gezeigt. —

453. Des eiſernen Landgrafen Begängniß.

Landgraf Ludwig der eiſerne fühlte ſein Ende nahen, und lag krank auf der Neuenburg, um die er einſt den lebendigen Mauerring geſtellt, da gebot er und ordnete an, daß alle die Ritter und Vaſallen, die ihm widerſpenſtig geweſen, ſoviel ihrer noch am Leben, herbei ſollten, und ſollten ihn, wann er geſtorben, auf ihren Achſeln ehrbarlich tragen von Freiburg bis Reinhardsbrunn, ſo lieb ihnen ihr Leben wäre. Und das mußten ſie ihm an die Hand geloben, und thäten's auch, ob gern oder ungern, denn ſie fürchteten ihn mehr als den Teufel, und gedachten auch, er möchte ſie etwa aber verſuchen und prüfen, ſich lebendig in den Sarg legen und tragen laſſen, und ſo ſie's nicht thäten, würde er heraus fahren und über ſie kommen mit ſeinem Zorn und ſeiner Strafe. Und da der Landgraf nun geſtorben war, hielten ſie treulich das Gelübde, und trugen ihn in Furcht und Zittern den langen, weiten Weg, über zehn Meilen, wechſelten oft ab, und wo ſie ruhten, ſetzten ſie den Sarg in die Kirche und ließen vor des Landgrafen Seele beten, denn ſie waren der Meinung, dieſelbe bedürfe der Fürbitten ſehr. Herrlich war des Landgrafen Begängniß zu Reinhardsbrunn im Kloſter, viele deutſche Fürſten waren gekommen, dieſem beizuwohnen. Der Erzbiſchof Wigmann aus Magdeburg hielt ihm das Seelenamt. Ludwig ward begraben in der Kloſterkirche neben dem Altar des heiligen Kreuzes, und über ſein Grab ward ſein Bild geſtellt, im vollen Harniſch, wie man gewohnt war, ihn im Leben zu ſehen.

456. Wie Reinhardsbrunn geſchirmt ward.

Der eiſerne Landgraf hinterließ einen älteſten Sohn, wieder Ludwig geheißen, außer dieſem noch drei Söhne, Hermann, Friedrich, Heinrich und eine Tochter Jutta. Ludwigs, des jungen Landgrafen Gemüth, war wieder mild und gütig, wie das ſeines Vaters zuvor auch geweſen war, ehe es der Menſchen Schlechtigkeit und Gewaltthaten kennen lernte — desgleichen fromm und freigebig gegen die Klöſter. Er wohnte zumeiſt auf Wartburg, und zog hernach mit Kaiſer Friedrich in das Land Apulia. In dieſer Zeit begann ein Herr von Salza auf dem Altenberge, der im Kloſtergebiet von Reinhardsbrunn lag, eine Burgfriede und Kemnate aufzubauen. Da nun der Landgraf wieder heim kam, klagte ihm ſolches der Abt von Reinhardsbrunn an ein[illegible] Sonnabend. Da ſandte der Landgraf Boten an die nächſten Vaſallen und Dienſtmannen, und am Sonntage früh war er ſchon mit Rittern und Reiſigen in dem Kloſter, hörten dort eine Meſſe. Dann gebot der Landgraf dem Abt, nicht eher das Hochamt zu beginnen, bis er mit den Seinigen zurück ſei. Dann durchritt er mit ſeinem Haufen, der mit Sturmgeräth wohl verſehen war, die ſchweigenden Forſte, ſtill hinauf zum Altenberge, darauf die neue Burg ſtand und der Herr von Salza ruhig ſaß. Bevor er nur an Arges dachte, war ſeine Burg berannt und eingenommen; er ſelbſt wurde mit den Seinen als Gefangener nach Reinhardsbrunn geführt, wo nun das Hochamt begann, und mußte vor dem Crucifix hergehen, und Urfehde ſchwören auf ewige Zeiten. Am nächſten Tag ward die Burg bis auf den Grund zerſtört und abgebrochen, und Holz und Steine wurden dem Kloſter zu Theil. Dort hatten die Mönche noch eine Klage. Sie hatten ein Fuder Wein in Würzburg gekauft, allwo der beſte wuchs, aber im Herausführen nach dem Thüringer Walde hatte ein fränkiſcher Ritter, der nicht weit von der Straße ſaß, Wein und Wagen und die ſechs Pferde an ſich genommen, dieweil ihn auch durſtete. Als das dem Landgrafen geklagt ward, ließ er dem Ritter um die Rückgabe ſchreiben, das däuchte dem ſpöttlich, wa[illegible]ümmerte ihn der Thüringer Landgraf und ſeine durſtigen Mönche? — Aber eines ſchönen Morgens wehten die thüringiſchen

Fähnlein um die fränkiſche Ritterburg, und war dieſe umſtellt, daß weder Mann noch Maus herein oder hinaus konnte, und der Landgraf war ſelber da, und ſchwur, der Ritter ſolle ob zu großen Durſtſtillens im Wein der Reinhardsbrunner nun verhungern. Da mußte der Ritter gute Worte geben, und ſich und ſeine arme Seele löſen, und der Landgraf ließ ihm kund thun, was er zu thun habe. Im Büßerhemde, wie Kaiſer Heinrich IV. zu Canoſſa, einen Strick um den Hals, ein blankes Schwert gegen ſeine Kehle haltend, mußte der Ritter vor den Landgrafen treten, und um Gnade und Leben flehen. Den Wagen mußte er herausgeben und die Pferde und den Wein, mußt' es auch alles ſelbſt nach Reinhardsbrunn fahren und geleiten laſſen, dann durfte er ſein Leben und ſeine Burg behalten, und zuſehen, wie er auf andere Weiſe wieder zu Wein gelangte.

437. Von dem Hörſeelenberge.

Mitten im Thüringerlande, zwiſchen Gotha und Eiſenach, liegt ein hoher, ſchroffer, kahler Berg, von weitem recht anzuſehen, wie ein Sarg; dicht an ſeinem Fuße hin zieht die Eiſenbahn, die ſchneidet durch ein Dorf des Namens Sättelſtedt. Dieſer Berg ward der Hörſeelenberg geheißen ſchon in grauen Zeiten, darum, weil man in und aus ihm manch ſeltſamlich und grauenhaft Getön vernommen, abſonderlich bei einer Felskluft hoch oben unterm ſteinigen Gipfelhorn nach Eiſenach hinwärts, und das war das Geſchrei der Seelen, das man allda hörte, neben dem Geräuſch unterirdiſcher fallender Waſſer und dem Geheul der Windsbraut, darum nannte man den Berg auch auf Latein Mons horrisonus. Von ihm hat auch das Thalflüßchen, die Hörſel, ſeinen Namen und er wird bis heute Hörſelberg, das iſt das alte Hör-Seelenberg, genannt. Viele wunderbarliche Sagen gehen bis auf den heutigen Tag von dieſem Berge, der auch eine Wetterſcheide iſt; oft umwebern ihn meteoriſche Flammen, und die Blitze ſpielen um ſeinen kahlen Scheidel. Einſt erhoben ſich am hellen Tage bei Eiſenach drei große Feuer, brannten eine Zeitlang in den Lüften, thaten ſich dann zuſammen und wieder von einander, und fuhren endlich alle drei in den Hörſeelenberg hinein.

Ein König in England hatte ein holdſeliges Frauenbild aus geringem Stande zu ſich erhoben, Reinsſweig oder Rinſwiga genannt, war aber bald hernach verſtorben, und Reinsſweig betrauerte ihren Herrn und Gemahl tief und ſehr, und ließ viel für ihn beten, damit ſeine Seele vom Fegefeuer erlöſt werde. Da hatte ſie zu einer Nacht ein Geſicht, und ſie hörte ihres Gemahls Stimme und ſah ſeine Geſtalt und erfuhr von ihm, er leide Pein im fernen Thüringerlande in eines Berges Schoos, mit andern armen Seelen, und ihre Fürbitten und Gebete überm Meere drüben frommten ihm nicht. Da erhob ſich die Königin mit all ihren Schätzen, ihren Jungfrauen und ihrer Dienerſchaft, und fuhr über Meer nach Deutſchland herüber, und der Schatten zeigte ihr die Straßen an, und ſie kam an des Berges Fuß, wo er ſanft nach Gotha zu ſich abdacht, dort baute ſie ein Kirchlein und ein klöſterliches Haus, und da ſie ſelbſt zum öftern die Stimmen der gequälten Seelen zu vernehmen glaubte, ſo nannte ſie den Ort Satans Stätte, daraus iſt hernachmals Sättelſtätt geworden, als ſich Leute anbauten und den Ort bewohnten. Dieſe fromme Königin erbaute in jener Gegend der Kapellen noch mehrere, und diente nebſt ihren Frauen Gott im eifrigen Gebet, bis ſie ihres Gemahles Seele aus dem Fegefeuerſitz im Hörſeelenberge erlöſte. Als ſie dann geſtorben war, ſind ihre Jungfrauen nach Eiſenach gezogen, allwo Ludwig des milden Tochter, Jungfrau Adelheid, das Nicolaikloſter begründet hatte, und haben in dieſem Kloſter als Benedictinerinnen ihr Leben beſchloſſen.

438. Des eiſernen Landgrafen Seele.

Ludwig der milde, des eiſernen Sohn, hätte gern gewußt, wie es um ſeines Vaters Seele beſchaffen ſei, denn er mußte hören, daß man ſeinen Vater nicht ſegne, obſchon er dem Volke gegen den Druck ſeiner Edeln geholfen, denn dem Volke macht es auch der beſte nie zu Dank, nicht einmal der liebe Gott. Solches vernahm ein Ritter am Hofe, der hatte einen Bruder, und ſelber war ein Pfaffe zu Eiſenach, und in der ſchwarzen Kunſt wohl erfahren. Da mußte der Pfaffe den Teufel beſchwören, und befragen, wo des Landgrafen Seele ſei? — Da ſagte der Teufel, wenn er mit ihm fahren wolle, ſolle er die Seele ſehen, und verhieß, daß das ohne Schaden geſchehen ſolle. — Das war der Pfaff zufrieden, und der Teufel ſetzte ihn auf ſeine Schultern und fuhr mit ihm ſtracklich in den Hörſeelenberg hinein in gar kurzer Zeit, denn er hatte nicht weit zu fahren und fuhr viel ſchneller, wie ein Dampfwagen. Da ſah der Pfaff mit Grauſen mancherlei Qual und Pein, und ein anderer Teufel hob von einer Grube einen ehernen Deckel, und blies mit einer ehernen Poſaune in die Grube, daß es alſo ſchallte, daß der ganze Berg und die Welt davon erzitterte. Darauf gingen Feuerfunken und Schwefelbrodem aus der Grube, dann kam die Geſtalt des Landgrafen herauf, ganz hager und traurig, nur ein Schemen, und klagte ſich an, er habe den geiſtlichen Stiftern zu wehe gethan, ſein Sohn ſolle doch ihnen das entzogene Gut, das er, der eiſerne Landgraf, treuen Dienern zugewendet, den Stiftern zurückgeben, ſo werde er ihn aus der Pein erlöſen. — Da ſprach der Pfaffe: wenn ich ſolche Mär anſage, werden ſie ſprechen, ich habe ſie ſelbſt erdichtet, und werden mich fragen: giebt denn der Pfaff ein Opfer wieder? — Da ſprach die arme Seele: ich will dir ein Zeichen ſagen, das geheim iſt, da werden ſie glauben. — Und ſagte ihm alſo ein genaues Wahrzeichen, das Niemand wußte, dann ward der Landgraf wieder zur Grube geſenkt, darüber wurde es dem Pfaffen grün und gelb vor den Augen und gelb blieb er auch, nachdem er zurückgeführt worden war vom Teufel, und alles was er geſehen und auch das Wahrzeichen treulich berichtete; aber die, welche die Güter inne hatten, glaubten dennoch nicht, und behielten ſelbige inne, und ſagten, es möge wohl alles nicht wahr, und nur ein angeſtelltes Pfaffenſtücklein ſein. — Der Pfaff aber wollte nichts mehr von Zauberei wiſſen, er gab Pfründe und Lehen auf und wurde ein Mönch im Kloſter Volkenrode.

459. Von Frau Venus und dem wilden Heer.

Zu denſelben Zeiten war es offenbar und landkundig, daß im Hörſeelenberg auch ein heidniſch Frauenbild verwünſcht worden, die erſchien den Leuten voller Huld und lockte ſie in den Berg mit buhleriſchem Liebeszauber, darum ward ſie Hulda geheißen, und war ſolch Götterweib kein anderes als Frau Venus, die Göttin aller Liebe, in den Berg gebannt zu ſcheinbarer Freude und doch zu ewiger Pein, denn ſie, die Schönſte, warmer weicher Luſt gewohnt, mußte als Schreckgeſpenſt und Schauerholle in den kälteſten Winternächten mit all ihrer Buhl- und Genoſſenſchaft in gräulicher Larvengeſtalt über Berge und Wälder hinjagen, mit Halloh und Huſſa und dem ganzen Lärm und Geſchrei und Gejohle des wüthenden Heeres. Da ſahe man Geköpfte, die ihre Köpfe unterm Arm trugen, daherfahren, andere wälzten ſich, auf Räder geflochten, um, wie Irion in der heidniſchen Mythe, manche hatten das Angeſicht im Nacken, andere hatten es auf der Bruſt, manche hatten Schlangenſchwänze und Eidechskrallen; manche tanzten und hüpften auf einem Bein daher, andere ſchlugen Räder wie die Betteljungen, und allerlei Wild und Hatzhunde jagten mit. Vor dem Heere her ſchritt ein Greis am weißen Stabe, der hieß die Leute aus dem Wege gehen, daß ſie nicht Schaden litten, den nannte man den treuen Eckart, und brachte das Sprüchwort von ihm auf: „du biſt der treue Eckart, du warneſt Jedermann." — Manche nennen auch die Frau Hulda oder Frau Venus Herodias, des Herodes Tochter, die Johannis des Täufers Haupt forderte und zu ewiger Wanderung verflucht ward gleich dem laufenden Juden. Wann es ſchneit, ſagen die Kinder in Thüringen: Frau Holle ſchüttelt ihr Federbett aus; verlarvte Geſpenſter heißen nach ihr Hullenpöpel. Gleich der wilden Jägerin Bertha oder Berchtha belohnt ſie fleißige Mägde und beſtraft die Faulen, zerzaußt und verwirrt auch letzteren den Rocken. Vom treuen Eckart ging der Glaube, daß, wenn das wilde oder wüthende Heer nicht ziehe, ſo ſitze er außen an der Höhle, und warne Jedermann, hineinzugehen, als ein Engel in Menſchengeſtalt von Gott an dieſen Ort geordnet.

460. Vom edlen Ritter Tanhäuſer.

Da Ludwig der milde Landgraf von Thüringen, auf einem Kreuzzug im Morgenlande geſtorben war, verließ er keine Kinder, und das Land fiel an ſeinen Bruder Hermann. Zu deſſen Zeiten blühte in deutſchen Landen der Minneſang und ward geübt und geliebt von Fürſten und Edeln, und Fürſt Hermann verſammelte viele Sänger zu ſeinem glänzenden Hofhalt auf der Wartburg. Eine Zeit nach ihm lebte auch ein Minneſänger im Frankenlande, der führte wie die meiſten ſeiner Sanggenoſſen ein Wanderleben. Da habe ihm, als er am Hörſeelenberge vorüberzog, die Erſcheinung eines wunderholden Frauenbildes aufgehalten, das ſei Niemand anders, als eben Frau Venus ſelbſt geweſen, und ihm gewinkt, ihr in den Berg hinein zu folgen, und obſchon auch ihn der treue Eckart gewarnt, habe der Ritter doch nicht zu widerſtehen vermocht, und ſei hineingegangen, und habe ſich von Frau Venus umſtricken laſſen, und habe ein ganzes Jahr im Berge verweilt. Viele alte Lieder ſingen und ſagen, wie nun die Reue über den Tanhäuſer gekommen, daß er ſich beſonnen und in ſich gegangen, und habe wieder aus dem Berge heraus begehrt. Als er ſolches nun äußerte, erinnerte Frau Venus ihn an ſeinen Eid, den er ihr geſchworen, allein Tanhäuſer läugnete ihr ſolches in ihr ſchönes Geſicht hinein. Darauf erbot ſie ſich, ihm eine andere Geſpielin ſtatt ihrer zu geben, aber er ſprach, ſo er ſolches thäte, müſſe er ewig ob ſolcher Vielweiberei in der Gluth der Hölle brennen. — Da lachte Frau Venus hell auf und fragte ihn, was er doch von der Hölle Gluth ſchwatze? Ob er dieſe je bei ihr empfunden habe? Ob nicht ihr rother Mund zu allen Stunden ihm freundlich zugelacht? — So ging der Streit noch eine Weile fort, bis Tanhäuſer in ſeiner Undankbarkeit für alles Liebe und Gute, was Frau Venus an ihm gethan, ſie eine Teufelin ſchimpfte. Das nahm Frau Venus endlich übel und drohte, es ihm entgelten zu laſſen. Da ſchrie der Tanhäuſer die Jungfrau Maria an, ihm von dem Weibe zu helfen — und da ſprach Frau Venus mit Stolz: nun könne er hingehn, er möge ſich nur bei dem Greiſe beurlauben — er werde dennoch ihr Lob noch preiſen. — Nun ging der Tanhäuſer reuevoll aus dem Venusberge, und wallete gen Rom zum Papſt Urban, dem klagte und beichtete er ſeine Sünden, und bekannte, daß er bei einer Frau, mit Namen Venus, ein Jahr lang geweſen. Der Papſt hielt in ſeiner Hand den hohen Stab mit dem römiſchen Doppelkreuze, und ſprach zu dem reuigen Sänger: ſo wenig der dürre Stab hier grünet, kommſt du, der du bei des Teufels Hulde warſt, zu Gottes Hulde! — Vergebens flehte der Tanhäuſer, ihm eine jahrelange Buße aufzuerlegen, dann zog er wieder aus dem ewigen Rom voll Leid und Jammer, und klagte bitterlich, daß des Papſtes hartes Wort ihn auf ewig von Maria, der himmliſchen Huldin ſcheide, daß Gott ihn nicht annehme, und verwünſchete ſich wieder zu Frau Venus in den Hörſeelenberg. Die ſtand ſchon da und lachte hell, und ſpottete ihm entgegen recht teufeliſch: ſeid Gott willkommen, Tanhäuſer, mein lieber Herr, ich hab euer recht lang entbehrt, mein auserkorener Buhle! und lachte noch einmal und riß ihn durch die Höhlenpforte mit ſich hinab. Aber am dritten Tage danach, da hub des Papſtes Stab an zu grünen, und nun ſandte der Papſt Boten aus in alle Lande, wo der Tanhäuſer hinkommen wäre — der war aber wieder in den Berg bei ſeinem ſchlimmen Lieb, und deshalb iſt der Papſt Urban der Vierte auch mit in die ewige Verdammniß gefallen, wie das alte Tanhäuſerlied ſchließt:

Des muß der vierte Papſt Urban
Auch ewiglich ſein verloren.

Denn er hatte ſelbſt, bevor er Papſt wurde, mit einem Weibe im Bisthum Lüttich, genannt Frau Eva in der Klauſe, die im abergläubiſchen Müßiggang ſich verſchloſſen hielt, in ſonderlicher Freundſchaft geſtanden, und ihr zu Liebe das Frohnleichnamsfeſt geſtiftet; er hatte drei Jahre lang mit großem Blutdurſt die Parteien der Welfen und Ghibellinen aneinander gehetzt, und die Sekte der Bettelbrüder hatte er als ein rechter Heuſchreckenkönig mit den ſchönſten Freiheiten begabt. Drei Monate lang leuchtete ein wundergroßer Komet ſchrecklich durch die Nächte, bis in die Nacht, in welcher Papſt Urban IV. 1265 ſtarb, da hörte er auf, zu erſcheinen.

461. Das kleine Hütchen.

In einem Dorfe hinter dem Hörſeelenberge giebt es Hütchen, das ſind kleine Hausgeiſterlein von gar hülfreicher Art, doch leichtlich zu erzürnen. Ein ſolches Hütchen war im Gehöft eines Bauers viele Jahre lang, half bei der Arbeit unſichtbar und ließ ſich wohl bisweilen auch ſehen. Zuſehends mehrte ſich des Bauers Reichthum, aber wie es faſt immer der Fall iſt, daß der, welcher hat, nie genug haben kann, ſo auch dieſer Bauer. Einmal erblickte er das kleine Hütchen, wie ſich's gar emſig plackte und mit aller Mühe einen langen Strohhalm, der ihm ſehr ſchwer zu halten war, die Bodentreppe hinanzog. Ueber ſolche zweckloſe und nichtsnutze Arbeit erzürnte ſich der Bauer, fuhr das Hütchen zornig an und rief: ei, daß dich, du fauler Schlingel! — Augenblicklich verſchwand das kleine Hütchen, auf der Treppe aber lag jetzt ſichtbar ein großer Sack voll Getraide, daran vier Mann zu tragen hatten; das war der Strohhalm geweſen. Das Hütchen ließ ſich nie mehr weder hören noch ſehen, und nach einiger Zeit brannte das Haus des reichen Bauers nieder ſammt der vollen Scheuer, ſein Vieh fiel, und er kam durch allerlei Unglück ſo herunter, daß er bettelarm wurde.

462. Der Krieg auf Wartburg.

Bei Landgraf Hermann und ſeiner Gemahlin Sophia waren auf Schloß Wartburg im Jahre 1206 eine Zahl meiſterlicher Minneſinger, die hießen Walther von der Vogelweide, Reinhart von Zwetzen, auch Reimar Zweter genannt, Wolfram von Eſchenbach, Heinrich von Ofterdingen, Meiſter Biterolf und Heinrich von Riſpach, der tugendhafte Schreiber genannt, der war des Landgrafen Kanzelar und auch ein Ritter. Dieſe ſechſe hielten ein Wettſingen mit einander, darin ſie das Lob guter Fürſten prieſen und vornehmlich das des gaſtlichen Landgrafen Hermann von Thüringen, der Grafen Poppo und Hermann des weiſen von Henneberg, auch des Markgrafen Otto von Brandenburg, zubenamt „mit dem Pfeile,“ der ſelbſt ein Minneſinger war. Beſonders waren es die Henneberger, von denen Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Riſpach den Ritterſchlag, und Roſſe und Gewande empfangen hatten, welche der genannte Heinrich, Biterolf und Wolfram von Eſchenbach prieſen, ebenſo pries Heinrich von Riſpach den Thüringer Landesherrn, aber Heinrich von Oſterdingen, ein Oeſterreicher (obſchon ihn alte Bücher einen Bürger von Eiſenach nennen), und — wie viele glauben der Dichter des hochwerthen Nibelungen-Liedes — pries Leopold, Herzog von Oeſterreich, und ſang, daß dieſer vor allen Fürſten ſtrahle gleich der Sonne vor allen Geſtirnen. Da wurde der Sängerkampf alſo ernſt und heftig, daß die Sänger beſchloſſen, es ſolle der Unterliegende durch die Hand des Henkers ſterben. Alle waren gegen Heinrich von Oſterdingen erbittert, und hätten ihm gern vom Thüringer Hofe weggehabt. Da nun alle gegen ihn, den einen, ſangen, ſo unterlag er, und nur die gütige Landgräfin, zu der der Verfolgte ſich flüchtete, ſchirmte ihn, indem ſie ihren Mantel über ihn breitete, als er Rettung flehend zu ihren Füßen ſank. Heinrich von Oſterdingen erbat ſich ein Jahr Friſt, er wolle von dannen reiſen und einen größern Meiſter holen, der ſolle urteln und richten. Damit meinte er den berühmten Meiſter Klinſor vom Ungarland, der ein Minneſinger und ein Zauberer zugleich war. Oſterdingen zog nun von Wartburg fort, gen Oeſterreich zu ſeinem gefeierten Herzog und von dieſem nach Siebenbürgen zu Klinſor, der ihm ſeine Begleitung nach Thüringen zuſagte, ihn bei ſich behielt, und ſich und ihm mit Dichten, Singen und allerlei Kurzweil die Zeit vertrieb, ſo daß unvermerkt das Jahr verſtrich, und Oſterdingen endlich bange ward, er werde zur beſtimmten Friſt Wartburg nicht wieder erreichen. Da er nun gegen Klinſor ängſtlich klagte, beruhigte ihn der, und ſagte: wir haben ſtarke Pferde und einen leichten Wagen, wir kommen wohl noch zeitig hin — und gab ihm einen Schlu[illegible]rtrunk, als es Abend geworden, legte ihn auf eine lederne Decke, und ſich dazu, und ließ ſich und ihn von den Geiſtern, denen er gebot, ſänftiglich in der Nacht gen Eiſenach in das beſte Wirthshaus tragen, das war dazumal nicht der halbe Mond oder Rautenkranz, ſondern der Hellegrafenhof am St. Georgenthor linker Hand, wenn man zur Stadt ausging. Wie der Thürmer den Tag anblies, erwachte Oſterdingen und hörte den Klang der Glocke, die zur Frühmeſſe läutete von St. Georgen, und rief: wie iſt mir doch? Dieſelbe Glocke hört' ich ſchon, ich meint' ich wär' zu Eiſenach, iſt das nicht Sankt Jürgenthor? — Klinſor lächelte, und ſprach: ſiehe zu, ob du nicht träumeſt? — Da nun die Kunde hinauf auf Wartburg kam, daß die zwei Meiſterſänger gekommen ſeien, gingen die Sänger alle herab, ſie zu begrüßen und hinauf zu geleiten, und wurden gar herrlich von dem Fürſtenpaare und ſeinem Hofſtaate empfangen.

463. Mei[illegible]r Klinſor weiſſagt aus den Sternen.

Der Meiſter Klinſor behielt ſeine Herberge in Eiſenach der Stadt bei, und ſaß eines Abends im Garten ſeines Wirths, des Hellegrafen, wohin die Hofdiener und viele ehrbare Bürger aus Eiſenach kamen, um ihren Abendtrunk zu trinken, die ehrten den Sänger, der ihnen viel aus fernen Landen ſagte, und ſtetig neue Zeitung wußte, die er aus den Sternen las, und waren gern um ihn. So baten ſie ihn wieder, daß er ihnen neue Zeitung möge anſagen, und er ging eine Strecke von ihnen und blickte hinauf in den Sternenhimmel, kam wieder, und ſprach: heint Nacht wird meinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird dem Sohn eures Herrn, des Landgrafen, verlobt werden, und alſo heilig, daß ihr Lob ſich über alle Lande der Chriſtenheit verbreiten wird. — Als dieſe Kunde nun auch vor den Landgrafen und ſeine Gemahlin kam, waren ſie erfreut, und entboten Klinſor aufs Neue zu ſich auf die Wartburg und an ihren Tiſch, und nach dem Eſſen gingen die Fürſten und Herren und die Sänger in den hohen Palas, auf daß nun Klinſor ihr Streiten ſchlichte, was ihm auch gelang, nur mit Wolfram von Eſchenbach hatte der Meiſter vom Ungarland ſelbſt ſchwer zu kämpfen, ſo daß er einen Geiſt ſtatt ſeiner herbeirief, der hieß Naſias, allein auch gegen den behauptete ſich Wolfram in hohen Dingen ſo kundig und erfahren, daß jener weichen mußte und Klinſor erſtaunte, und vermeinte, Wolfram möge wohl kein ritterlicher Sänger, ſondern heimlich ein Prieſter ſein, und da Wolfram ſeine Wohnung auch in der Stadt hatte, beim Bürger Titzel Gottſchalk am Brotmarkt, ſo ſandte Klinſor ihm zur Nachtzeit noch einmal ſeinen Geiſt Naſias; der ſah ſehr grauſenhaft aus, und legte Wolfram ſo hohe Fragen vor, daß er ſie nicht zu löſen vermochte, ſondern verſtummte. Da lachte der Geiſt laut auf, wie ein Teufel lacht, und ſchrieb mit ſeinem Finger in einen Stein an der Wand, als ob er ein weiches Wachs geweſen wäre:

Du biſt ein laie ſnipen ſnap —

und entwich. Die Schrift blieb in der Wand ſtehen und war zur Nacht feurig, da ward ein Gelaufe vom Volk in das Haus, und wollte jeder den Stein ſehen, ſolches ärgerte den Hausbeſitzer Gottſchalk, und ließ den Stein aus der Wand brechen und in die Hörſel werfen.

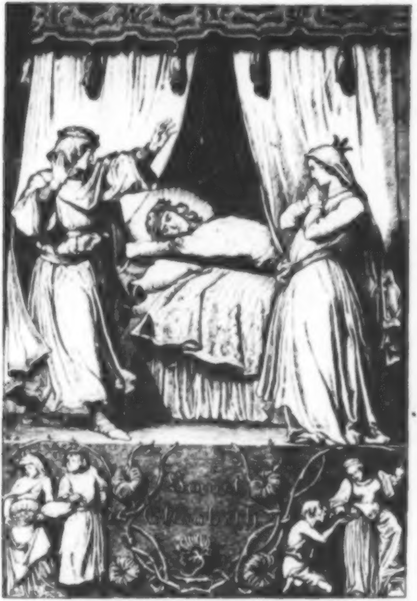
Da nun Klinſor die Sänger verſöhnt hatte, beurlaubte er ſich von dem Landgrafen und ward mit Geſchenken entlaſſen, darauf iſt er wieder in ſeiner Lederdecke von dannen gefahren, und hin woher er gekommen war.

464. Die kleine Braut aus Ungarn.

Als der Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen und der Landgräfin Sophia, Ludwig geheißen, eilf Jahre, und die Tochter des Königs Andreas von Ungarn vier Jahre alt war, ſandte das Landgrafenpaar Boten nach Ungarn, für den Sohn um die Hand der kleinen Königstochter zu werben; die Geſandten waren ſonderlich vornehme Männer, Frauen und Jungfrauen, nebſt Ingeſinde, und fuhren in vier Wagen, und hatten vierzig Pferde. Dort an des Ungarköniges Hofe wurden ſie ſtattlich empfangen, und als ſie ihre Werbung gethan, befragte ſich der König bei Meiſter Klinſor über den Landgrafenhof, den jungen Fürſtenſohn und das Land. Da wußte Klinſor, der alles aus eigner Anſchau kannte, viel Rühmens zu machen vom Hofe und von Land und Leuten, alſo daß er den König und die Königin von Ungarn zur Zuſage bewegte, zu dem, was er ja ohnehin in den Sternen als einen überirdiſchen Beſchluß geleſen. Aber die Geſandtſchaft hatte noch einen abſonderlich wichtigen Auftrag, zeugend vom hochverſtändigen Sinne ihres Herrn und ihrer Herrin, denn dieſe wünſchten, daß ihres Sohnes junge Braut und zukünftige Gemahlin nicht ungariſch, ſondern deutſch erzogen werde, ganz entgegen der Unſitte ſpäterer deutſcher Fürſten, die ihre Kinder franzöſiſch erziehen ließen, damit ſie ja recht frühzeitig das wälſche Gebahren hoch-, ihr Vaterland aber mißachten lernten. Und das ungariſche Königspaar ſah ein, daß dieſer Wunſch ein gerechter, denn wer über ein Land herrſchen will, muß es kennen und lieben; die Liebe zu einer neuen Heimath kann aber nicht plötzlich und über Nacht kommen, ſondern ſie muß allmählich empfunden und anerzogen werden. Und die Aeltern ſagten auch dieſes zu, und gaben ihr liebes Eliſabethlein dahin, ausgeſtattet mit einem überreichen Brautſchatz, und geleitet von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge. Mit vier Wagen waren die thüringiſchen Geſandten gekommen, und mit dreizehn fuhren ſie wieder ein in das Thüringerland, nebſt vielen herrlichen Pferden mit prächtigen Geſchirren zum Geſchenk für den Landgrafen, denn es war eine alte Fürſten- und Völkerſitte, ſich gegenſeitig viele Pferde zu ſchenken; ſchon der Thüringer-König Irminfried oder Herminfried hatte an den Oſtgothen-König bei der Werbung um Amalberga eine ſtattliche Anzahl ſchneeweißer preiswerther Roſſe zum Geſchenk geſchickt. Heutzutage denkt einer wunder, was er großes thut, wenn er einem ein Pferd oder zwei ſchenkt. — Da nun die kleine Braut mit ihrem zahlreichen Gefolge und Geleite gen Eiſenach gekommen war, war auf der Wartburg große Freude, und zogen der Landgraf und ſeine Gemahlin und der Hof herab in die Stadt, und begrüßten das Königskind und holten es feſtlich ein, und führten es wie in einem Triumphzuge hinauf auf das Wartburgſchloß.

465. Die heilige Eliſabeth.

Das Königskind Eliſabeth erwuchs auf der Wartburg in Holdſeligkeit, Frömmigkeit und Tugend zu aller Freude, ebenſo ihr Verlobter, der junge Landgrafenſohn, der früh den Vater verlor, und die Herrſchaft antrat, und ſeine Verlobte immer lieber gewann, obgleich Eliſabeth ob ihres frommen Sinnes und ihrer Demuth manchen Spott und Hohn erleiden mußte, davon gar viel erzählt wird. Und als der Landgraf ſeine Hochzeitfeier mit ihr beging, da haben zwei edle thüringiſche Ritter, Graf Reinhard von Mühlberg und Ritter Walter von Vargula, die ſie einſt aus dem Ungarlande nach Thüringen abgeholt, ſie im ſchönſten Schmuck in Sankt Georgs Kirche geführt. Als junge Frau lag die fromme Landgräfin vielleicht mehr, als ihrem Gemahl lieb ſein konnte, frommen Werken und Bußübungen ob. Sie zerſchnitt oder verſchenkte ihre ſchönſten Kleider,



und ging einfach und ärmlich einher, aber wenn es nöthig war, umkleidete ſie der Himmel ſelbſt mit reichen und königlichen Gewanden.

Eliſabeth, die fromme Landgräfin, war eine wahrhafte Mutter der Armen und gegen dieſe ſchier allzu freigebig, ſo daß man ſich ſogar darüber aufhielt und es tadelte. Es war aber auch eine ſchwere Zeit gekommen, Mangel und Noth, und die Schaaren der Armen wuchſen zuſehends. Da geſchah es, daß Eliſabeth, wie ſie täglich that, einmal wieder Speiſen und Gaben hinabtrug an den Ort, wo die Lahmen und Blinden und Nothleidenden ſich einfanden, und ihr der Landgraf begegnete, der dießmal kein freundliches Geſicht zeigte, denn es war ihm eben friſch hinterbracht worden, wie ſie alles verſchenke. Da rief ſie der Landgraf nicht gerade zärtlich an: was trägſt du da? — und ſie ſah in ſeinen Mienen den Wetterbaum ſeines Unwillens aufſteigen, und erbebte, und ſprach mit unſicherer Stimme: Herr — Roſen! — Zeige her! — rief der Landgraf und hob die Hülle von dem Korbe — ſiehe da war der Korb eitel voll Roſen und andere blühender Blumen. Da ſtand der Landgraf beſchämt vor ihr da, und wenn der und jener Diener wieder ſich unterfing, gegen die milde Freigebigkeit der Herrin zu reden, ſo ſprach der Landgraf: laſſet ſie immer gewähren, da ſie an Almoſengeben ihre Freude hat, wenn ſie uns nur Wartburg und Eiſenach und die Niuwenburg nicht verſchenkt. — In der Hand dieſer edlen und frommen Spenderin mehrten ſich auch alle Gaben gar wunderſam, auch wurden ihre Gewande nicht naß und nutzten ſich nicht ab. Da Agnes, Landgraf Ludwigs Schweſter, mit einem Herzog von Oeſterreich Hochzeit hielt, war die Wartburg voll Gäſte, und alles prunkte im Feſtgewande, Eliſabeth aber hatte am Thore einen armen preßhaften Greis, der halbnackt einher ging, gefunden, der bat gar zu ſehr um ein Gewand, ſeine Blöße zu bedecken, und da gab ihm die Landgräfin ihren Mantel; da man nun zu Tiſche gehen ſollte, fragte der Landgraf ſeine Gemahlin, wo ſie denn ihren Mantel habe? — denn es war die Frauenſitte ſo, im leichten Mantel bei Feſten einherzugehen, und da antwortete ſie kleinlaut und erſchrocken: in meiner Kammer — ſo ſendete der Landgraf eine Jungfrau hin, und ſiehe, da hing ein Mantel, ſchöner wie der einer Königin, himmelblau mit goldnen Bildchen überſtreut, der Arme aber war verſchwunden. Ein anderesmal hatte Eliſabeth gar einen Ausſatzkranken mit herauf in das Haus genommen und ihn in ihr Bette legen laſſen — das erregte ihr einen großen Sturm bei ihrer Frau Schwiegermutter, war auch juſt nicht appetitlich — allein als man nun kam, den Ausſätzigen hinauszuwerfen, lag ein wunderbar ſchönes Crucifix in dem Ehebette, überaus kunſtvoll, aber leider nicht mehr auf der Wartburg vorhanden. Darüber vergoß der fromme Gemahl dieſer überfrommen Frau heiße Thränen. Der Kranke aber war Eli geheißen, den Eliſabeth ſo treulich wartete, er genaß und wohnte hernach noch lange nahe der Wartburg in einer ganz engen Felskluft, und lebte von Wurzeln und Kräutern, der bekannten Waldbruderkoſt. Die Höhle iſt noch vorhanden.

Eines Tages ward die milde Herrin, da ſie in Eiſenach die Kirche beſuchte, vor dem Portale von einer ganzen Schaar Bettler umringt; ſie gab, ſo lange ſie noch zu geben hatte, bis ihre Münze zu Ende war, aber da war immer noch ein armer Alter, einer von den beharrlichen, der beſtand auf einer Gabe und drängte ſich ihr bis in die Kirche nach; das erbarmte die freigebige Herrin, und ſie zog einen ihrer reich mit Silber geſtickten Handſchuhe aus, und reichte dieſem dem unabweisbaren beharrlichen Greis. Das ſahe ein Ritter, der auch zur Kirche einging, trat ſchnell herzu und gab dem Alten für den Handſchuh vieles Geld. Hernach hat er ſelben Handſchuh an ſeinen Helm als ein Kleinod befeſtigt, und iſt in das heilige Land gezogen, hat auch allda ritterlich gekämpft und der Handſchuh hat ihn geſchützt wie ein Talisman, daß er glücklich wieder die Heimath ſah. Und dann hat er Eliſabeths Handſchuh in ſein Wappen geſetzt.

Ganze Bücher ſind voll geſchrieben von den Thaten und Wundern der frommen Landgräfin Eliſabeth, die ein gottgefälliges heiliges Leben führete, darum ſie auch nach ihrem Tode unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden iſt.

466. Der heilige Ludwig.

Landgraf Ludwig, der in noch ſehr jungen Jahren ſchon die Regierung des Thüringerlandes überkommen, war fromm und gütig, und ſein Gemüth ſtimmte in den meiſten Dingen mit dem himmliſchen Gemüth ſeiner Eliſabeth überein. Er war ihr auch getreu wie Gold, und ließ ſich nicht zur Untreue verlocken, obſchon in dieſem Punkt jene Zeit nicht anders und nicht beſſer war als die heutige. Wie mild und gut und frommgeſinnt dieſer Fürſt auch war, ſo war er doch auch ein ſtrenger Schirmherr des Rechts, und gar oft der geringen Leute Schutz und Troſt. Einem armen Kleinkrämer, der ihn um freies Geleite bat, ſicherte er dieſes nebſt der Zollfreiheit in allen thüringiſchen Städten und Ortſchaften zu, und fragte ihn freundlich, wie hoch er ſeinen Kram ſchätze? — Da ſagte der Krämer: zehn Schillinge, Herr, iſt alles werth. — So! — ſagte der Landgraf: da wollen wir Kumpanei machen, du haſt zehn Schillinge Waaren, ich gebe zehn Schillinge baar dazu, nun warte deines Handels; haſt du Gewinn, will ich ihn theilen, haſt du Verluſt, will ich dich ſchadlos halten. Der Begabte zog froh von dannen, ſein Handel ging trefflich, er hatte guten Gewinn und führte redliche Rechnung. Er konnte immer mehr Einkäufe machen und endlich nicht alles ſelbſt tragen, ſondern ſchaffte einen Eſel an, mit dem zog er bis gen Venedig, und kaufte und tauſchte dort koſtbare Waaren, als Glas, Metall, Elfenbein und Korallen ein, auch Ringe, Perlen und Edelgeſteine, und zog wieder heim und kramte von Stadt zu Stadt in Deutſchland; da kam er auch nach Würzburg, der Biſchofreſidenz, und da ſahen etliche fränkiſche Ritter, von der Sorte, die gern ohne Geld kauft, den reichen Kram. Die nahmen auf dem Weiterwege den Eſel ſammt den Waaren, und achteten des Geleitsbriefes vom Thüringer Landgrafen ſo wenig, wie deſſen Hofdienertracht, die der Kaufmann trug. Da nun der Krämer traurig heimkehrte, und ſeinem Herrn die Unbill klagte, ſprach dieſer: warte nur, Mein Geſelle, ich ſchaffe ſchon unſern Eſel und unſere Waaren wieder bei! — entbot alsbald ſeine Mannen zu einer Heerfahrt, kündigte von Stund' an dem Biſchof Fehde an und fiel in das Frankenland ein, wie ein Hagelwetter, wobei freilich gar viele Unſchuldige bitter leiden mußten, und ließ dem Biſchof ſagen, er ſuche ſeinen Eſel. Da haben die fränkiſchen Ritter den Eſel und die Waaren herausgeben müſſen, wie jener ihr Vorgänger an Ludwigs Ohm den Wein, und mußten den Landgrafen und des Biſchofs Unterthanen ſchadlos halten.

Ein anderesmal fuhr der Landgraf auch in Kaufmannsangelegenheiten, da man Kaufleute gefangen hielt, die ſeine Unterthanen waren, mit Heeresmacht bis nach Polen, und eroberte und zerſtörte dort das Schloß Lebus. Da Landgraf Ludwigs Schweſter Agnes ſich dem Herzog von Oeſterreich vermählte, brachte dieſer ſeinem Schwager als eine Seltenheit einen großen lebendigen Löwen mit, der ward im Wartburghofe verwahrt gehalten, wie jetzt der Fuchs. Da geſchah es eines frühen Morgens, daß der Landgraf leicht bekleidet und ganz ohne Waffen hinab in den Hof ging, etwa zu beten oder der Morgenfriſche zu genießen. Da ſtand plötzlich der ſchreckliche Löwe frei und ledig vor ihm da, denn aus Verſehen des Wärters war die Käfigthüre nicht gut verſchloſſen, und der Löwe hatte ſich herausbegeben, auch etwas friſcher Luft zu genießen. Da nun die beiden Herren, der König der Thiere und der Landgraf von Thüringen, einander gegenüber ſtanden und ſich anſahen, zeigte der Landgraf ſeinen rechten Mannesmuth, er ſchrie den Löwen hart an, indem er ihm dreuend die geballte Fauſt entgegenwarf, darob erſchrak der Löwe, und legte ſich auf die Erde, und ſchlug mit dem Schweife. Das Geſchrei des Herrn aber ward gehört und ward Lärm, und der Wärter, den der Löwe kannte, brachte das gewaltige Thier wieder in ſeinen Käfig zurück. — Das geſchah ein Jahr vorher, ehe Landgraf Ludwig zu großem Schmerz und Unglück der heiligen Eliſabeth die Meerfahrt nach dem gelobten Lande antrat, von der er nicht wiederkehrte.

467. Sophia's Handſchuh.

Als Landgraf Ludwig auf der Fahrt zum heiligen Lande geſtorben, die heilige Eliſabeth mit ihren Kindern durch ihren Schwager Heinrich Raspe ſchmachvoll von der Wartburg vertrieben war, dem dafür auch kein Segen blühte, denn er blieb von drei Gemahlinnen erbenlos — und als auch er dahin war — da erhob ſich um das Thüringer- und Heſſenland ein großes Streiten. Die älteſte Tochter der heiligen Eliſabeth, Sophia, hatte ſich einem Herzog von Brabant vermählt, hatte von dieſem einen Sohn, war aber ſchon Wittwe; die machte gerechten Anſpruch für ihren jungen Sohn an ihr Muttererbe. Aber eine Schweſter des heiligen Ludwig und Heinrich Raspe's, Jutta, hatte zum Gemahl Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, der hatte bereits für ſich und ſeine Erben Beſitz vom Thüringerlande genommen. Sophia zog in das Heſſenland und gewann ſich mächtigen Anhang; zudem war die kaiſerloſe Zeit, in der es gar wild durcheinander ging, zumal in Thüringen. Da wurde zu Eiſenach ein Tag der Vergleichung anberaumt, auf dem erſchienen Heinrich und Sophia in Perſon, und waren beiderſeits zur Einigung dahin geneigt, daß der künftige Kaiſer den Streit entſcheiden ſolle, ob der *Sohn* der Tochter oder der Sohn der *Schweſter* des Thüringer Landgrafen mehr Anrecht an das Erbe habe — da ſprachen der Marſchall Helwig von Schlotheim und einige andere thüringiſche Edle zu Markgraf Heinrich dem Erlauchten: Herr, verheißet nicht zuviel! Stündet ihr mit *einem* Fuße im Himmel, und mit dem andern auf der Wartburg, ſo müßtet ihr den aus dem Himmel ziehen, und auch zu dem auf der Wartburg ſetzen. — Da zog ſich Heinrich zurück, die Sache zu bedenken, und hinterdrein beſchwur er auf eine Rippe der heiligen Eliſabeth nebſt zwanzig Eideshelfern ſein Recht auf Thüringen. Da weinte die Herzogin von Brabant Thränen des Zorns, zog ihren Handſchuh aus und ſchleuderte ihn hoch in die Luft empor, und ſchrie: nimm hin, du Feind aller Gerechtigkeit, dich Teufel, meine ich, nimm dieſen Handſchuh, und die falſchen Rathgeber alle dazu! — Und der Handſchuh fiel nicht wieder aus der Luft herunter, und von jenen Räthen und Eideshelfern ſoll keiner eines guten Todes geſtorben ſein, darum, daß ſie das heilige Gebein entweiht und einen ſolchen Eid geſchworen hatten. Und nun entbrannte ein heilloſer Krieg, der ganz Thüringen verdarb. Einmal wollte die Herzogin von Brabant wieder nach Eiſenach hinein, das Thor ward ihr aber nicht aufgethan, da nahm ſie eine Spaltaxt, und hieb in das Georgenthor ein Paar ſolche Kimmen in das Eichenholz, daß man ſie noch nach zweihundert Jahren ſah. In dieſem Kriege zerſtörte Markgraf Heinrich den Mittelſtein, die alte ſchöne Burg der Frankenſteiner und auch andere Burgen um die Wartburg her, und ließ einen treuen rechtskundigen Rath, genannt Heinrich Velsbach, der ihm hartnäckig entgegen war, und den er in ſeine Gewalt bekam, mittelſt eines großen Wurfgeſchoſſes durch die Luft hinab nach Eiſenach ſchleudern. Als dieſer Mann von der Blide aufflog, ſchrie er noch vernehmlich, daß es alle hörten: *Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!* — Neun Jahre lang dauerte der Krieg, und endlich erfolgte dennoch, wozu man ohne Krieg ſich hätte einigen können, die Theilung des Landes in Thüringen und Heſſen, welches letztere Hermann, der Sohn Sophias, das Kind von Brabant, zugetheilt bekam, und wurde alſo der erſte Landgraf von Heſſen und aller Heſſen-Fürſten erſter Ahnherr. Heinrich der Erlauchte aber hatte mehrere Söhne, da behielt er für ſich und ſeinen jüngern Sohn Dietrich die Markgrafſchaft Meißen, und gab ſeinem älteſten Sohn Albrecht die Landgrafſchaft Thüringen.

464. Der Wangenbiß.

Albrecht, Heinrich des Erlauchten Sohn, nahm zur Gemahlin Margarethen, Kaiſer Friedrichs II. Tochter. Da hallte nach langem lauten Lärm des Krieges, die Wartburg von Freudenfeſten wieder. Es hatte aber die junge Landgräfin, die ihrem Gemahl mehrere Söhne ſchenkte, ihr Unglück ſelbſt mit in das Haus gebracht in einem ſchönen Hoffräulein, das gefiel dem Mark- und Landgrafen nur allzuwohl, und immer mehr, bis beide auf tückiſchen Verrath ſannen, Margarethen aus dem Wege zu räumen. Der Knecht, welcher mit dem Wartburgeſel täglich aus der Stadt mancherlei Bedarf heraufholte, ward heimlich gedungen, als ein Teufelsgeſpenſt zur Nacht in das Gemach der Landgräfin zu treten, und ihr das Genick zu brechen. Auch mußte er ſchwören, Niemanden den Anſchlag zu verrathen. Aber dieſen Knecht ſchlug das Gewiſſen und traute ſich nicht der ungeheuern ruchloſen That, eine unſchuldige wehrloſe Frau, die er nie anders als gütig geſehen, und die ſelbſt ihn, den geringſten der Knechte auf dem Hofe, freundlich gegrüßt hatte, im Schlafe hinzumorden, zögerte daher und bedachte ſich lange. Das merkte der Landgraf und fragte ihn eines Abends verblümt aber ſtreng: Haſt du die Aernte geworben, die ich dir befohlen habe? — Deß erſchrak der Knecht und antwortete: Herr, ich will ſie werben! — und dachte bei ſich: nun muß es geſchehen — wie Gott will! — Und da es tiefe Nacht war, trat er in das Schlafgemach der Landgräfin, die ganz allein ſchlief, kniete an ihr Bette hin, und rief: gnädige Frau! Gnadet mir des Leibes! — Erſchrocken fuhr Margaretha vom Schlummer auf und fragte: wer iſt da? wer biſt du? — Und da ſagte der Knecht ihr alles an, daß ſie auf das heftigſte erſchrak, doch ſprach ſie gefaßt: rufe mir eilend den Haushofmeiſter, den Schenken Rudolf von Vargula! — Solches that der Knecht und Margaretha ſprang vom Lager und kleidete ſich eilend an. Und da der Schenk kam, fragte ſie ihn heftig weinend um Rath. Den gab er ihr in Kürze. Sie ſolle an Gut und Geld einpacken, was tragbar ſei. Dann wurden in aller Stille ihre Haushofmeiſterin und eine ihrer Jungfrauen geweckt, die mußten eilend Bettgewand und Leilaken in lange Streifen ſchneiden, und an einander binden, und Margarethe ging in Begleitung des Schenken auf das gemalte Haus bei dem Thurme, wo ihre Söhne, Friedrich und Diezmann ſchliefen, und fiel auf ihr Bette und küßte ſie unter heißen Thränen und biß vor Liebe und grauſamen Schmerz den älteſten, Friedrich in die Wange, daß ſie blutete, und fiel auf den zweiten, und wollte ihm auch alſo thun, doch der Schenk wehrte es ihr, und ſie ſprach unter ſtrömenden Thränen: ich will ſie zeichnen, daß ſie an dieſes Scheiden gedenken, ſo lange ſie leben. — Nahm alſo den herzlichſten und ſchmerzlichſten Abſchied von ihren Söhnen, davon Friedrich drei Jahre und Diezmann anderthalb Jahre alt war, und ward dann ſammt dem Knecht und den beiden Frauen von dem Gange am heutigen Ritterhauſe, das iſt in der Vorderburg, wo des Commandanten Wohnung iſt, aus einem Fenſter in dunkler Nacht die hohe ſteile Mauer hinabgelaſſen, und mußten den ſchroffen Felſenberg hinabklimmen, und entwandern. Da gingen ſie durch die Nacht und den grauenden Morgen ſüdweſtwärts durch die weiten Wälder, bis auf die Burg Krainberg bei Salzungen, die gehörte auch den Herren von Frankenſtein, war aber jetzt halb dem Abte von Hersfeld, und deſſen Burgmann nahm ſie gaſtlich auf und ließ ſie dann gen Fulda geleiten, zu dem Abt; der empfing als der Kaiſerin

Erzkanzlar die Tochter ſeines Kaiſers mit allen Ehren, und geleitete ſie gen Frankfurt in ein Frauenkloſter, darin ſie ſchon im nächſten Jahre vor Kummer und Herzeleid ſtarb.

469. Friedrich des Gebiſſenen Taufritt.

Es iſt gar nicht zu ſagen, was für Kampf und Streit und Unglück ſich im Thüringerland und um daſſelbe erhob durch den Treuebruch Landgraf Albrecht des Entarteten, denn die Söhne Margarethens ſtritten, als ſie zu ihren Jahren gekommen, gegen ihren Vater und der Vater ſtritt gegen die Söhne. Landgraf Albrecht hatte ſeine Kebſe gefreit, und wollte gar das Land ſeinen rechten Söhnen abdringen, und dem Apiz, ſeinem Baſtard zuwenden. Einmal hatte er ſogar ſeinen älteſten Sohn als Gefangenen lange im Thurm der Wartburg liegen, der ward aber heimlich befreit. Endlich verkaufte Albrecht ganz Thüringen für zwölf tauſend Mark Silber an Kaiſer Adolph von Naſſau, dem widerſetzten ſich die jungen Markgrafen ſammt der ganzen Ritterſchaft, darüber erwuchſen neue ſchwere Kämpfe, und des Kaiſers Volk hauſete gar ſchlimm und übel in Thüringen, davon noch ein altes Lied geht, wie eine ganze Schaar dieſes Heeres, das in Raſtenberg ein Kloſter zerſtört und die Nonnen geſchändet, dafür von den Thüringern und Heſſen verbrannt worden. Indeſſen ſtarb Albrechts Kebſe, Kunne von Eiſenberg, und ihr Apiz folgte ihr noch im ſelben Jahre nach, da freite baldmöglichſt ſeinen Söhnen zum Trotz Albrecht die reiche Wittwe eines Grafen von Arnshauk, Adelheid, die nur eine einzige Tochter hatte, ſo Eliſabeth hieß, dieſe blieb auf ihrer väterlichen Burg zurück, war vierzehn Jahre alt, und ein gar tugendſames und holdſeliges Jungfräulein. Die ſahe Friedrich mit dem Wangenbiß und entbrannte in Minne gegen ſie, und nach einer Zeit entführte er ſie unverſehens, brachte ſie auf ſein Schloß in Gotha, dem feſten Grimmenſtein und ſchrieb an ſeine Stiefmutter, und warb um Eliſabeth, die ihm, da ſie ſchon in ſeinen Händen war, nicht füglich verſagt werden konnte, ward alſo ſeiner beiden Aeltern Schwiegerſohn. Das hinderte aber keineswegs, daß Streit und Krieg ſich fortſpannen, in welchem die Zwingburg Klemme, ein Bau Heinrichs des Erlauchten zu Eiſenach, abgebrochen wurde, und zwei ſchöne Thürme der Frauenkirche ihrer Glocken beraubt und auch niedergeriſſen wurden. Bald darauf erhielt Landgraf Friedrich heimliche Sendung von der Wartburg, nahm nur fünfzehn tapfere Mannen mit ſich, bargen ſich in der Nähe der Wartburg in einer ſeitab des Thales gelegenen waldigen von Felſen umgebenen Schlucht, die heute noch das Landgrafenloch heißt, klimmten dann empor, kamen zur Burg an der hintern Seite, wo jetzt der Thurm ſteht, und da waren ſchon Mannen, die ihnen die Mauern erſteigen halfen. Da fing Friedrich ſeinen Vater ohne Schwertſchlag, und entſandte ihn nach Erfurt. Die Landgräfin blieb aber bei ihrem Sohne auf der Wartburg, dahin dieſer ſeine junge Gemahlin Eliſabeth eilend kommen ließ. Aber mit der Wartburg hatte Friedrich noch nicht das Land, denn das gehörte doch noch dem Vater oder aber dem Kaiſer, der es gekauft, und ſelbſt die Bürger von Eiſenach wollten nichts von dem jungen Landgrafen wiſſe., und da wurde die Wartburg enger umlagert und bedrängt als je, und rings um dieſelbe wurden kleine Bergfrieden aufgeführt, Schanzen und Blockhäuſer, und aller Zugang und alle Zufuhr ihr abgeſchnitten, was das ſchlimmſte war, denn mit Stürmen war der Burg nichts anzuhaben, auch nicht viel mit Steinſchleudern, da ſie himmelhoch über alle den Lagern der Feinde ſich erhob. In dieſen Zeiten gebar Frau Eliſabeth die jüngere auf Wartburg ein Töchterlein, und da kein Pfaffe auf der Burg war, war guter Rath theuer, das Kind zu taufen, denn damals war nicht Sitte, vier oder ſechs Wochen, oder noch länger, damit in Gottes Namen zu warten, auch beſchäftigten ſich nicht, wie in unſern Zeiten, Perſonen, die keinerlei prieſterliche Weihen empfangen, mit dem Vollzug der heiligen Taufhandlung. Der Landgraf aber, ſchnellen Entſchluſſes und freudig zu jeder raſchen That, hieß die Amme ſammt dem Kinde zu Roß ſteigen, erkor zwölf tapfre Kampfgeſellen, ritt mit ihnen den Berg herab, um die Stadt herum, über den Gaulanger und Sengelbach, und erſt da vernahmen die Wächter ihren Ritt und blieſen Lärm. Raſch ritten Friedrich und die Seinen nun den Thalweg entlang, nach Tenneberg zu, doch hörten ſie nach einer Weile, daß ſie verfolgt wurden. Auf einmal ließ die Amme ihr Zelterlein ruhiger traben, und die Ritter an ſich vorbeireiten: das Kind ſchrie, der Landgraf blieb neben ihr halten und fragte: Was iſt's? Warum eilſt du nicht? Was fehlt dem Kinde? Schweige es! — Herr — ſprach die Amme, es will geſtillet ſein — es ſchweiget nicht, es ſauge denn! — Da rief der Landgraf den Seinen zu: Haltet! Meine Tochter ſoll ob dieſer Jagd nichts entbehren, und ſollte es das Thüringer Land koſten! — Und da ſchaarten ſich alle um die Amme her, in willens, wenn die Feinde herankämen, das Kind und ſie auf Leben und Tod zu vertheidigen — aber die Feinde ließen ab von ihrer Verfolgung, obwohl Friedrich ſchier zwei Meilen weit immer hinter ſich den Hufſchlag ihrer Pferde vernommen hatte, und ſo kamen die Reiter mit Kind und Amme glücklich nach Schloß Tenneberg, wohin der Abt von Reinhardsbrunn, das nahe dabei gelegen, entboten wurde, der mußte die Tochter taufen und nach der Mutter Eliſabeth nennen. Danach hat Friedrich ſich Hülfe gewonnen, die Wartburg ſtattlich geſpeiſt, die Belagerung tapfer abgewehrt, und alle Grafen und Herren Thüringens auf ſeine Seite gebracht. Darob ergrimmte Kaiſer Albrecht gar ſehr und wollte das Thüringerland wiederum mit Heeresmacht überziehen und bezwingen, wie er zu gleicher Zeit die Schweiz bezwingen wollte. Da geſchah es, daß all ſeinem Wollen ein Ziel geſetzt ward durch ſeines Neffen, Herzog Johanns von Schwaben, meuchelmörderiſche Hand, und gewann das Land hernach durch ſelben Landgrafen Friedrichen mit dem Wangenbiß, den man auch den Freudigen nennt, guten Frieden.

470. Das Myſterium.

Da wieder Friede und Freude ſeit langen Jahren im Thüringerlande war und vornehmlich auch zu Eiſenach, wo es vorher gar unfroh geweſen und das Gras auf dem Markt eine halbe Elle hoch gewachſen war, da führten alldort die Predigermönche nach der Zeit Gewohnheit am Abend vor dem Sonntage Miſericordias ein Myſterium auf, das war ein geiſtlich Schau- und Singſpiel, und war der Schauplatz auf der Relle zwiſchen dem Barfüßerkloſter und Sankt Georgen; da waren der Landgraf Friedrich der Freudige und der ganze Hof Zuſchauer und die angeſehenſten Bürger zu Eiſenach. Die Schaubühne theilte ſich in den Vordergrund und einen erhöhten Hintergrund, auf letzterem erſchienen und handelten zunächſt die himmliſchen Perſonen, Chriſtus, Maria, Engel und der Engelchör, und die Reden in rezitativiſcher Weiſe, wie die Chöre, waren theils in lateiniſcher, theils in deutſcher Sprache abgefaßt. Die Chorgeſänge beſtanden zumeiſt aus den in den Kirchen gebräuchlichen Antiphonen und Reſponſorien. Chriſtus erſchien, Engel mit der Einladung entſendend zu ſeiner „groczen wertſchaft.“ Die zehn Jungfrauen traten im Vorgrund auf und die Engel vollbrachten an ſie die göttliche Ladung mit dem Geheiß, daß ſie ſollten „bornte lampeln tragen czu eime rechten bekenntniſſe,“ und zogen ſich zurück. Die Jungfrauen ſonderten ſich in die fünf klugen und die fünf thörigten ab, und ſtellten Betrachtungen an, die klugen fromme, die thörigten Weltluſt athmende, dann wandten ſich die letztern freudevoll und tanzend ab. Während nun eine der klugen Jungfrauen ihren Schweſtern erbaulich tröſtliches vortrug, fiel ein Nebenvorhang und die Bühne zeigte die thörigten bei einem Mahle entſchlummert. Eine von ihnen ermunterte jedoch zur Wachſamkeit, während die klugen ihre Lampen mit Oel füllten und anzündeten. Darauf ſchritten die unklugen wieder zur Mitte und flehten die klugen Schweſtern um Oel an. Die Antwort, welche ſie erhielten, war der gute Rath, zu gehen und zuzuſehen, wo ſie Oel bekämen. Nun hoben die unklugen ſchmerzliche Klage an, indem ſie, Oel zu kaufen ſuchend, die Bühne umwandelten. Engelſtimmen geboten Schweigen, und der himmliſche Chor erklang: Ecce sponsus venit! Als dieſer geendet hatte, erſchien der Heiland in der Glorie ſeiner Herrlichkeit, von ſeiner Mutter geleitet, und der kluge Jungfrauenchor begrüßte beide mit Feierliedern. Maria neigete ſich zu ihnen, und bekränzte die Jungfrauen mit himmliſchen Kronen und redete ſie mit den Worten an:

Sit willekom ir userwelten kinder myn u. ſ. w.

Da brachen die Jungfrauen in den Jubelchor aus: Sanctus, sanctus, sanctus! und die Engel ſtimmten an: Gloria et honor, — daß das Haus von Schauern der Andacht erfüllt ward. Chriſtus hielt nun ſein heiliges Mahl, zu welchem die klugen Jungfrauen mit ihren brennenden Ampeln emporwandelten, die unklugen aber blieben auf der Bühne und flehten Chriſtus jammernd an, durch ſeinen bittern Tod ihn bittend:

unis hat vorſumit unſe lumphegt
nu laz uns geniße dyner grozen barmeherczigkeyt
umme Mariam, die liben mutir dyn,
un laz uns armen czu dynir werlſchaft in!

Chriſtus verneinte mit Strenge, ſich lateiniſcher Bibelſprüche bedienend, und dieſe deutſch erläuternd, ſo unter andern: **Amen amen dico vobis nescio vos!**

Ich enweiz niht wy ir ſit.

Da warfen die fünf Jungfrauen mit ihren lichtloſen Lampen ſich auf den Boden nieder, und richteten nun zur heiligen Jungfrau die flehendſte Bitte, daß doch ſie, die Niemand ihre Barmherzigkeit verſage, von ihrem Sohn Vergebung ihnen erflehen wolle. Aber Maria erwiederte: wenn ſie nur früher ihr oder ihrem Kinde etwas zu Liebe gethan hätten — nun fürchte ſie, daß ihre vereinten Bitten erfolglos ſein würden, doch wolle ſie verſuchen, bei ihrem Kinde Gnade zu finden. Und nun wandte ſich Maria mit Knieebeugen zu dem göttlichen Sohne und ſang: **Miserere, miserere, miserere populo tuo** — daß es allen Hörern erſchütternd durch die Herzen drang, und dann ſprach ſie zu dem Erlöſer, er möge aller Noth und aller Schmerzen gedenken, die ſie um ihn gehabt und erlitten, und ihr dieſelben jetzt dadurch lohnen, daß er dieſen Armen vergebe. — Aber wie ein Donnerwort ſcholl es aus dem Munde des ſtrengen Richters: **Coelum et terra transibunt, verbum autem meum in aeternum permanet!** — Wie darob alle Hörer erzitterten — da traten drunten den unklugen Jungfrauen gegenüber zwei entſetzliche Teufelsgeſtalten, Beelzebub und Lucifer, auf, und begehrten die Schaar der Verfluchten in die Hölle zu führen; auf ihren teufliſchen Rath, ſagten ſie, hätten jene ſich verſäumt, und Chriſtus rief:

Recht gerichte ſal geſche,
die vorvluchten muzzen von my ge
in dy liſen helle
un werde der tuſele geſelle. —

Da heulte jubelnd das Höllenecho aller Teufel und Verdammten laut auf:

Prelle here prelle! —

daß hieß: verwirf ſie, Herr, verwirf ſie! (vom Worte prellen, zurückfahren, abprallen) und kaltes Entſetzen ergoß ſich über den Zuſchauerraum. Der Landgraf erſeufzete tief. — Wieder beugte Maria ihre Kniee vor Chriſtus, und wiederholte noch wortreicher ihre Fürbitte. Da ſprach Chriſtus ſanft zur heiligen Mutter: **Swigit vrowe mutir myn** — und verneinte abermals, und zu den Jungfrauen ſtrafend ſich wendend, verſtieß er ſie mit den heftigſten Worten in das ewige Feuer, während die Teufel eine große Kette herbeiſchleppten und damit die Jungfrauen umſchlangen, ſie vom Boden wieder emporreißend, deren erſte nun in die jämmerlichſte markerſchütternde Wehklage ausbrach. Sie verwünſchte ihre Mutter, daß ſie ſie geboren, daß ſie ſie nicht erſchlagen; ſie beklagte, daß ſie nicht, ſtatt eine Chriſtin zu werden, ein Hund geworden, daß man ſie nicht vor der Taufe erhenkt, dann würde ihr jetzt nicht ſo weh ſein. Sie verwünſchte ihren

Vater, daß er ſie mit zärtlicher Liebe erzogen, — ſie habe nun keinen andern Wunſch, als eine Kröte zu ſein, aller Welt ein Scheuſal, ſo könne ſie jetzt doch in einen unreinen Pfuhl kriechen und der Hölle entfliehn. Schreiend in heller Verzweiflung unterbrach ſie eine ihrer Schweſtern und in einem Strom entſetzlicher Reden, das Haar ſich raufend, verfluchte dieſe nun die Hoffart und alle andern Laſter. Da hub eine dritte an, und rief den Tod, warum er ſie nicht ertödte? Das allerjämmerlichſte Sterben wäre ihr willkommner, als die drohende gnadenloſe Pein. Die vierte wandte ſich an die Zuſchauer, und rief ihnen zu, daß ſie, die thörigten, ihnen zu einem Spiegel gegeben ſeien, zu einer furchtbaren Warnung. Endlich die fünfte fluchte dieſem Tage, und warf die troſtloſe Frage auf, an welchen Vormund ſie ſich denn wenden ſollten, wenn ſelbſt Maria's Fürbitte nichts nütze ſei, wie jene Weltgerichtshymne, das Dies irae fragt: quem patronum rogaturus? — Der Landgraf, nun ſchon ein bejahrter Mann, ſchüttelte ſein Haupt und murmelte in ſich hinein: **Misericordias! Misericordias!** — Mittlerweile war viel Volk auf die Bühne getreten, an dieſes wandten ſich jetzt die thörigten Jungfrauen, jammernd auf die Bruſt ſich ſchlagend, mit grauenvoller Heftigkeit, und eine nach der andern ſagte auf's Neue ihre Wehklage, und das Volkschor antwortete einförmig, im ſchmerzlichen Tone: **O we vn o we!** — und nichts weiter. Sie mahnten das Volk zu Buße und Reue, warnten vor Sünden, und gingen dabei mitredneriſcher Kunſt von den bisherigen Reimpaaren ab, in einen epiſchen Rythmus fallend, ſo unter andern:

Nu clagit armen alle daz vnſer ie wart gedacht.
Vns haben vnſe ſunde in groz herzeleit gebracht.
wy muzen in der helle grozen kummer dol (dulden)
ye vrowen weynet vnſe vngevelle vnd hulit och ſo tut ir wol.

So ging es lange kläglich fort, während Chriſtus, Maria, die Engel, und die klugen Jungfrauen durch den emporrollenden Vorhang der Hinterbühne den Blicken entzogen wurden, der muthmaßlich nun ein Bild der flammenden Hölle zeigte, und als die letzte Jungfrau noch die Schlußworte rief, in denen ſich die volle Verzweiflung darüber ausdrückte, daß keine Fürbitte, kein Meßopfer ihnen helfen könne:

eyn lot ha, hulfe dem eyn ſelgerete?
wy verdinent gotis czorn!

da ſchrieen die Schweſtern, und alles Volk und da jauchzten die Teufel frohlockend in den Chor:

Des $\left\{\begin{matrix}\text{ſint wy}\\ \text{ſint ir}\end{matrix}\right\}$ ewiglichen vorlorn!

Und da hörte man einen Aufſchrei von einer Mannsſtimme, und gleich darauf einen ſchweren Fall. Der Landgraf war ohnmächtig von ſeinem Seſſel geſtürzt — der Schlag hatte ihn gerührt. Allzu machtvoll hatte dieſes erſchütternde Spiel, dargeſtellt mit allem glühenden Eifer des Fanatismus, ihn ergriffen, wirre Gedanken hatten ſein Gehirn durchfiebert, was es denn ſei, wenn nicht Reue, nicht

Buße, nicht Andacht und Flehen, ſelbſt nicht die Fürbitte Maria's den Sündern Vergebung erflehen könne bei dem, der doch, wie die Schrift lehrte, für die Sünder geſtorben war? — Zwar erholte ſich der Landgraf — er lebte noch eine gute Zeit, aber die freudige Kraft war gebrochen, ſein früher ſo friſchlebendiger Geiſt blieb trüb umwölkt und die Pfaffen mit ihrem mit entſetzlicher Kunſt dargeſtellten, gotteslästerlichen Spiel hatten ihn auf ihrer Seele.

471. Junker Jörg.

Nach der Zeit ward ein Mann Abends auf die Wartburg gebracht; da wohnten ſchon keine Landgrafen mehr droben, ſondern ein Hauptmann und Amtmann, der hieß Hans von Berlepſch, und der mit ihm den gefangenen Mann brachte, hieß Burkhard Hund von Wengkheim, der hatte ſeinen Burgſitz auf dem Altenſtein jenſeit des Thüringer Waldes (Sage Nr. 743.), war aber des Kurfürſten zu Sachſen Amtmann zu Gotha. Die hatten Befehl von ihrem gemeinſchaftlichen Herrn dem Kurfürſten erhalten, einen Mann, der von Möhra her über den Wald beim Altenſtein die Straße nach Sachſen ziehen werde, mitten im Walde aufzuheben, um ihn wohlbewacht, doch ungefährdet auf die Wartburg zu bringen und denſelben dort gut zu halten und zu pflegen, auch ſtatt des mönchiſchen Gewandes, das ſelbiger Mann trug, ihm ein ritterlich Gewand und ein Schwert zu geben. Und ſollte der gefangene Mann ſich nennen Junker Jörg, weil er ritterlich ſtritt gegen den Drachen der Pfaffenverblendung, welche den Menſchen ſo vielen Mißtroſt gaben, wie jener Papſt Urban dem armen Ritter Tanhäuſer, und jene Predigermönche zu Eiſenach dem freudigen Landgrafen. Und that Junker Jörg droben auf der Wartburg die gröſte Ritterthat des Geiſtes, die je (außer Chriſtus) ein Mann gethan, er übertrug das Wort Gottes, das alleinige Wort des Heils, die Bibel, in die deutſche Sprache. Solche Arbeit ärgerte und verdroß dem Teufel gewaltiglich, und er umſummſete und umbrummſete den gelahrten Ritter und Doctor gar arg und wollte ihn irre machen, ließ ihm auch des Nachts keine Ruhe, ſondern raſſelte und rappelte in den Nüſſen, die der Doctor in einem Sack unterm Bette hatte, polterte auch auf dem Boden und auf dem ſchmalen Gang im Ritterhauſe, vor der Zelle, herum, aber der Doctor ſprach bloß: biſt du's, ſo ſei es! — Aber endlich hat doch einmal der Doctor aus Zorn, als er wieder recht eifrig arbeitete und der Teufel in Geſtalt einer Hummel oder Hurnauspe recht eifrig um ihn herumſummſete, das Tintenfaß genommen und es nach ihm geworfen, daß ein großer Tintenfleck an der Wand worden, und von da ab hat ihn der Teufel auf Wartburg in Ruhe gelaſſen. Der Fleck iſt aber zum Andenken geblieben, und wenn die Wand überſtrichen worden, iſt er wieder zum Vorſchein gekommen, und endlich hat jeder, der's geſehen, davon ein Bröcklein zum Wahrzeichen mit ſich davon tragen wollen, da hat es freilich verſchwinden müſſen, und iſt jetzt eher ein Loch in der Wand, als ein Fleck.

472. Mönch und Nonne.

Angeſichts der Wartburg und ganz nahe der Trümmerſtätte der zerſtörten Dynaſtenburg Mittelſtein, jetzt Mädelſtein geheißen, ſtehen zwei Steinfelſen, die ſind ſo zu einander geneigt, daß ſie ſich zu häupten faſt berühren, und heißen Mönch und Nonne. Da es in Eiſenach noch Klöſter gab, waren drunten in einem ein Mönch, im andern eine Nonne, die liebten einander, und verabredeten auf dieſer Höhe ein Stelldichein, auf einer Stelle, wo man von der Stadt aus nicht geſehen werden konnte. Sie herzten ſich und küßten ſich, und verwünſchten den Kloſterzwang, der ſie für ewig trennte, und wünſchten, wie Liebende thun, ſich ewig nahe ſein, ſich ewig küſſen zu können. Und da ſie dieß ſo beweglich wünſchten, ſo ward der Wunſch erfüllt, ſie wurden zu hohen Steinfelſen, die von weitem geſehen, immer noch menſchliche Geſtalt zu haben und einander zu küſſen ſcheinen.

473. Die verfluchte Jungfer.

Nahe der Wartburg iſt eine Felſenhöhle, die wird allgemein das verfluchte Jungfernloch geheißen, und geht von ihr manche Sage. Es war eine Jungfrau zu Eiſenach, von übergroßer Schönheit, die hatte goldgelbes langes Haar, wie Seide, wie die alten Maler ſo gern es malten, und auf ſelbiges Haar wie auf ihre Schönheit war die Maid überaus eitel, und wußte wenig änderes zu thun, als ſich zu ſtrählen und zu putzen und im Spiegel zu beſehen, und ſich zu freuen, was ſie doch für ein prächtiges liebholdes Frauenbild ſei, darüber vergaß ſie aber aller Frömmigkeit und Gottesfurcht, und ging ihr gerade umgekehrt, wie jener Maid zu Bartenſtein, die nicht in die Meſſe wollte, weil ſie zu geringe Kleider hatte, und deshalb von ihrer Mutter zu Stein verwünſcht wurde (Sage Nr. 253). — Dieſe Eiſenacher Jungfrau ging nicht in die Kirche, weil ſie zu viele und zu ſchöne Gewande hatte, und mit ihrem Putz darob niemals fertig wurde, und da hat ihre Mutter ſie auch — nicht zu Stein — ſondern mit all ihrer Pracht, mit Hab' und Gut in das alte Steinloch hinein verflucht und verwunſchen. Alle ſieben Jahre einmal erſcheint die alte verfluchte Jungfrau dort, da ſitzt ſie und weint, und ſeidne Kleider umwallen ſie und darüber fließt ihr goldnes Haar, das kämmt ſie mit goldnem Kamme, wie die Lurlei am Rheinſtrom. Vor der Höhle iſt ein Platz, da wächſt nimmermehr Gras, weil das der Platz iſt, wo ſie ſitzt, und es iſt dort nicht geheuer. Manchmal iſt ein rothes Hündlein bei ihr erblickt worden. Einem Schäfer ſind die Schaafe dort geſchreckt worden, daß die ganze Heerde auseinander lief, und vierundzwanzig Stück von den Felsklippen herunter fielen. Einer Hirtenfrau, die ihrem Manne Eſſen brachte, ward die Jungfrau ſichtbar, und bat ſie, ihr das Haar zu ſtrählen, das that die Frau und pries die Jungfrau ob ihrer Schönheit, und rühmte ſich, daß auch ſie ſehr ſchön geweſen ſei und lang dazu gar artlich

Ja dieweil ech noch jungk woar, —
Da ech en zoartes, nettes, ſchienes Frauchen woar, —
Hatt' mech jedermann liep!

und da wollte die Jungfrau der guten Frau recht reichlich lohnen, führte ſie in die Höhle, und ließ ihr von ihrem Schatze nehmen, ſo viel ſie wollte. Aber als das Hirtenfrauchen ſich wandte, fortzugehen, da ſah ſie einen großen Hund, und erſchrak und ließ alles fallen, und rief: ach Herr Jehchen! bießt hä dann? — da verſchwand Schatz und Jungfrau und Hund und alles. Ei du verflucht'ges Jungfernloch! — rief die Frau und entrann. Hernachmals hatte ſich dieſer ſelben Frauen Kind dort herum im Walde verirrt, acht Tage lang wurde es vermißt und nicht aufgefunden. Endlich fand es der Vater im Waldesdickicht munter und wohlauf, und als es befragt ward, wie es ſich denn dieſe lange Zeit über erhalten, da ſagte es: eine ſchöne Jungfer iſt kommen, die hat mir zu eſſen und zu trinken geben, und hat mich zudeckt. — Ein Fuhrmann, der des Weges fuhr, hörte droben an der Felskluft laut nießen. Er rief hinauf: Gott helf! — Es nießte wieder — Gott helf — noch einmal — Gott helf — und ſo eilfmal hintereinander, und der gute Fuhrmann rief jedesmal Gott helf — da es aber den zwölften Nieſer that, ſo hatte er es ſatt, Gott helf zu ſagen, that einen Knaller mit der Peitſche, daß der Schall von allen Felſen im Marienthale zurückprallte, und rief hinauf: alle Tauſendſchockſchwerenoth! Wenn dir Gott nicht hilft, ſo helfe dir der Teufel! — Da gellte droben ein lauter ſchmerzlicher Aufſchrei einer weiblichen Stimme. Das war die verfluchte Jungfer. Hätte der Fuhrmann nur noch einmal Gott helf gerufen, ſo wäre ſie erlöſt geweſen.

474. Vom Inſelberg.

Einer der höchſten Berge des Thüringer Waldes iſt der Inſelberg. Vor Alters ſchrieben manche ſeinen Namen Heunſelberg, und wollten ihn von den Heunen, Hünen, ableiten, andere Emſenberg, weil ein Flüßchen, die Emſe, nahe ſeinem Gipfel entſpringe; näher kamen die, ſo ihn Einzelberg nannten, weil ſein hohes Haupt einzeln über alle ſeine Nachbarberge vereinzelt emporragt, ja häufig erſcheint es, wie eine Inſel über dem Nebelmeere, das rings um ſeinen Gipfel fluthet, wie ſein Haupt ſich zuerſt über der Fluth erhoben, die einſt ganz Thüringen bedeckte. Ueber ihn dahin zieht die alte Hochſtraße, der Rennſteig, Rennſteg, Rennweg, Rinneweg, der über das ganze Thüringer Waldgebirge viele Meilen weit ſich erſtreckt. Es geht die Sage, daß jeder Landgraf von Thüringen dieſen Weg mit ſeiner Ritterſchaft reiten mußte, ſobald er die Regierung Thüringens angetreten hatte. Nahe dem Inſelberg haben in alten Zeiten Bergleute vom Harz den Bergbau begonnen, und Orte angebaut, deren Name eigenthümlich fremdländiſch klingt: Tabarz, Cabarz, und mögen wohl Einwanderer von weit her auch andere Bergorte im Schoos des Waldgebirges begründet haben, die in Sprachlauten und Trachten ſich von den eigentlichen Thüringern merklich unterſcheiden. Viele Venetianer ſind nach der Hand in das Gebirge gekommen, welche die Leute Erzmännerchen und Wahlen nannten, die haben manch reichen Schatz hinweggetragen, denn im Inſelberggraben, im Bärenbruch, im ungeheuern Grund, an der Schönleite, und weiter hin nach der Ruhl zu, in der Ruhl, dem Flüßchen, und ſonſt, auch im Backſteinsloch gab es Goldſand, obſchon minder viel als in Californien, doch hat er manchen reich gemacht. Seit die Wahlen dageweſen ſind, findet man nichts mehr.

475. Der Venetianer.

Ein Wahle kam alljährlich in das Lauchathal, der wußte, daß das Sprüchwort wahr ſei, das am Inſelberge üblich iſt: es wirft oft ein Hirte mit einem Stein nach der Kuh, der mehr werth iſt, als die Kuh ſelbſt. Ein junger Burſch aus Cabarz oder Tabarz mußte dem Wahlen als Führer dienen, der wurde hernachmals, da der Venetianer längſt nicht mehr kam, ein Fuhrmann, und kam weit in der Welt herum, einmal ſelbſt mit Gütern bis nach Venedig. Da fiel ihm ein Kaufladen in das Auge, darin blitzte und funkelte an einem Schaufenſter alles von Gold und Edelſteinen, und wohnte da ein reicher Juwelier. Dieſer ſah den Thüringer ſtehen und gaffen, und grüßte ihn in deutſcher Sprache, und war kein anderer, als jener Gold- und Steinſucher, den er früher im Gebirge geleitet, der ſagte ihm, alle dieſes Gold und alle dieſe Steine habe er in dem ſchönen Thüringen gewonnen, die Thüringer verſtänden nicht, es auch zu finden und die Steine zu ſchleifen, man finde dort nur ungeſchliffene. Mit reichem Geſchenk entließ der Venetianer den Thüringer. Aehnliche Sagen werden viele erzählt; eine faſt gleichlautende auch vom Bayerberg vor der Rhön.

476. Karles quintes.

Am Fuße des Inſelberges liegt ein gewerbthätiger Flecken, der heißt Brotterode; früher ſtand ein Schloß allda, und der Ort hieß Brunewartesrode. Im Burgberg liegt ein großer Schatz verzaubert, eine weiße Jungfrau hütet ihn und erſcheint nur alle ſieben Jahre, und flüſtert leiſe vor ſich hin:

Ein Knäblein von ſieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten.

Dieſe Jungfrau war die Kammerzofe der ſtolzen Gräfin, und mußte dieſer die langen Haarflechten ſtrählen. Darüber ward die Gräfin, wenn es ein wenig rupfte, ſtets ſehr ungehalten und ſcheltig, da hob einmal die Jungfrau an zu wünſchen, daß ſie mit ſammt der Gräfin und der Burg möchten zwanzig Klafter tief in den Erdboden hinein verſinken, welcher Wunſch auch alsbald ſeine Erfüllung fand.

In der Kirche zu Brotterode hängt eine Fahne, mit dem Bergwappen, Keil und Schlageiſen, darüber eine Krone, die nennen ſie die „Funn von Karles quintes“ und halten ſie gar hoch und werth. Es iſt nämlich wie die Sage geht, geſchehen, daß einſt die Gemahlin von Kaiſer Karl V. in Brotterode ihre Niederkunft hielt, und ward allda trefflich bewirthet und gehalten, dafür ſchenkte der Kaiſer dem Orte den großen Gemeindewald, das Blutgericht und das Fahnenrecht, an die Fahne geknüpft, nebſt vielen andern Freiheiten. Das Fahnenrecht beſteht darin, daß während der acht Tage lang dauernden Kirmſe, ſo lange die Fahne, die unterm Geläute aller Glocken am Kirchthurme ausgeſteckt wird, ausgeſteckt bleibt, jeder Nachbar einheimiſches und fremdes Bier nicht nur trinken, ſondern auch ausſchänken darf, wenn er Luſt hat. Wegen dieſem Aushängen der Fahne muß ihr Tuch zum öftern erneuert werden. Im Kirchthurmknopf zu Brotterode wurde vor Jahren eine Schrift gefunden, die lautete:

> Dieſe kirche iſt angefangen worden zu bawen als ein münch namens Lutherus wider die paſtiſten angefangen zu ſchreiben, deme aber das maul bald geſtopft werden ſol.

Nur neun Jahre ſpäter ließ Landgraf Philippus von Heſſen, wie in ſeinem ganzen Lande, ſo auch in Brotterode, evangeliſch predigen.

477. Geiſter um Brotterode.

Um Brotterode gab und giebt es mancherlei Geiſter, davon konnte man ſonſt viel erzählen hören. Da iſt ein Berg nahebei, den nennt man das Ave Maria; ein wunderlich ausgehöhlter Fels heißt die Kirche, ein anderer die Kanzel. Auf ſelbiger Feldkanzel haben die Leute zum öftern einen Schulmeiſter ſtehen ſehen, der hat ein Geſicht gehabt wie Spinneweben, und hat eine lange Rede gehalten, trotz einem 1848er, doch lauter unverſtändigs und unverſtändlichs Zeug. Vielleicht iſt ſelbiger ſpukhafte alte Schulmeiſter in neuer Zeit erlöſt und durch einen jungen abgelöſt worden.

Im Keller eines Wirthshauſes erſchien eine Flitterbraut, das iſt eine Jungfrau im vollen dort üblichen Brautſtaat, die hütete einen mächtigen Schatz, und zeigte ihn der Tochter des Hauſes; der Schatz wurde auch in deren Beiſein glücklich gehoben, aber die Tochter ſtarb bald darauf, denn von denen, die bei Hebung eines Schatzes zugegen ſind, muß ſtets einer ſterben, deshalb ſpielten jene Fremden in der Weingartenhöhle am Harz immer dem Führer, den ſie mitnahmen, das Todtesloos in die Hand (Sage Nr. 394).

Am Mönch, einer Bergwieſe bei Brotterode, ſtand vor Zeiten eine Schleifmühle, deren Beſitzer ganz wohlhabend war, das machte, er hatte einen Hausgeiſt, der unabläſſig arbeitete und das Glück mehrte. Dieſer Geiſt erſchien bisweilen als ſeltſamlich gekleidetes kleines Männchen, und ließ auch einen eigenthümlichen Ton vernehmen. Einmal geſchah es, daß dem Schleifmühlenbeſitzer, als er dieſen Ton vernahm, die Laune anwandelte, denſelben nachzumachen — alsbald verſtummte der Geiſt — ließ ſich fortan weder hören noch ſehen, die

Arbeit blieb ungethan und der Schleifmüller mußte in Armuth ſterben. Jetzt iſt nicht einmal von ſeinem Hauſe eine Spur zu finden.

Zweien Brüdern, die auch Schleifmühlen hatten, dienten auch in gleicher Weiſe raſtlos thätig, zwei Hausgeiſter. Sie ließen ſich wunderſelten erblicken, wann dieß aber geſchah, ſo ſah man ſie nur immer in alter, abgeſchabter Tracht. Darauf kamen einmal die beiden Brüder zu ſprechen, und meinten, es zieme ſich, dankbar gegen dieſe hülfreichen Geiſter zu ſein, die ihnen ſo nützlich; ließen alſo nach ohngefährem Maas ſchöne neue rothe Jäckchen und blaue Höschen machen, und legten dieſe Kleider neben die Klingen, welche ſtets in der Nacht von den Geiſtern geſchliffen wurden. Siehe da erſchienen die Geiſterlein, ſtutzten, blickten einander an, und ſagten:

Da liegt nun unſer Lohn,
Nun müſſen wir auf und davon.

Nahmen die Kleider, fuhren von dannen, kamen nie zurück.

Auf die Orte Brotterode und Friedrichrode haben die Thüringer ein böſes Spottlied. Wer es hören und Schläge beſehen will, der darf in beiden Orten nur danach fragen. Jede Strophe fängt mit einer Frage an: z. B. Was habn ſe dann för Stadtmauern drob'n? drob'n zu Friggerode? — u. ſ. w.

478. Das Alp als Flaumfeder.

In dem Stadtflecken Ruhla, in deſſen Nähe vor Alters der eiſerne Thüringer Landgraf hart geſchmiedet wurde, giebt es Sagen von Bergſchätzen und allerlei Geiſtern, guten und böſen, vollauf. Jäger ſpuken, Pfarrer ſpuken, Jungfern ſpuken, Hexen, Mönche, Croaten ſpuken, es ſpukt eine Gans und endlich ſogar ein Eſel, der Biereſel genannt, der ſich den ſpät vom Biere heimkehrenden Männern aufhockt, ſie auch wohl umhalſt, wie das römiſche Geſpenſt Empuſa in Eſelgeſtalt die Reiſenden. Da iſt denn bei ſo vielerlei Geiſter- und Hexenſpuk auch das Alp zu Hauſe, das die Schlummernden nächtlich quält, ähnlich dem oder der Mahr in den Sagen des Niederlands. Dagegen giebt es aber ein probates Mittel. Der Gequälte muß nämlich, ſofern er es vermag, raſch aufſtehen, und das Schlüſſelloch zuſtopfen, denn durch dieſes geht das Alp aus und ein. Solches Kunſtſtück wußte einmal einer, und probirte es, und ſiehe, da ward das Alp ſichtbar, und ſaß auf ſeinem Bette, hatte einen weißen Schleier und war ein wohlgethanes Frauenbild. Das war dem Ruhler gar nicht uneben, er behielt die Schöne bei ſich, und lebte mit ihr als einer Frau. Sie war auch ſtill und gefügig, aber ſie lachte nie, und bat ihn ſtets, das Schlüſſelloch zu öffnen, denn nur durch dieſes, und nicht durch offne Thüren und Fenſter kann das Alp wieder entweichen, daher auch Goethe im Fauſt den Mephiſtophiles ſagen läßt:

„'S iſt ein Geſetz der Geiſter und Geſpenſter:
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus."

Einſtmals aber, da die ſtille Frau ihre Bitte wiederholte, dachte er: hm, du willſt doch ſehen, wo das hinaus will, ſie geht ja doch nicht durch das Schlüſſelloch, und wenn ſie fort will, kannſt du ſie ja halten — ließ ſich aber gegen ſie nichts merken, und räumte unverſehens die Verſtopfung des Schlüſſellochs hinweg. Da wurde das Frauchen kleiner und immer kleiner und endlich gar zu einer Flaumfeder, und da haſchte er nach ihr, aber das Wehen ſeiner Hand trieb ſie hinweg, und huſch, flog und zog ſie durch das Schlüſſelloch und war dageweſen.

479. Der Wittgenſtein.

Im Thalgrund des Ruhlawaſſers, zwiſchen den Dörfern Schönau und Farrenrode hängt eine Felswand, die heißt der Wittgenſtein. Darauf ſtand vor Zeiten ein Schloß, und darin lebte eine Prinzeſſin, und die wohnt jetzt im Wittgenſtein. Alle ſieben Jahre einmal tritt ſie heraus aus dem Felſen; wer ſie erblickt und nicht erſchrickt und vor ihr ſich fürchtet, dem giebt ſie wohl eine gute Gabe, wer aber vor ihr flieht, hat Schlimmes zu gewärtigen. — Ruhler Choradjuvanten, die Nachts am Wittgenſtein vorüberzogen und ihr das Neujahr anſangen, fanden mitten im Schnee einen Haufen Knochen, aber nur einer von ihnen nahm ein Paar davon, in Willens ſich ein Paar Meſſerſchaalen davon zu machen, denn in Ruhla wohnen neben den Tabakskopf- und Pfeiſenfabrikanten Meſſermacher in großer Zahl. Andern Tages fand er in ſeiner Taſche zwei dicke Goldſtangen. Als er das ſeinen Gefährten erzählte, rannten ſie alle wie beſeſſen nach dem Wittgenſtein — aber da lag nur der Schnee, und von Knochen kein Splitter mehr da. Jener Glückliche wurde reich durch das Gold. Andere — Muſikanten — empfingen grüne Zweige, die ſie wegwarfen. Nur einer ſteckte den Zweig auf ſeinen Hut, der wurde zu Gold, und nun kam derſelbige Mann erſt recht auf einen grünen Zweig. — Der Farrenröder Hirte fand bei ſeiner Heerde oft eine ſchöne fremde Kuh, wußte nicht, woher ſie kam, noch wohin ſie ging. Früh war ſie da, Abends war ſie hinweg. Endlich ging er ihr nach, und ſiehe, ſie verſchwand unter Erlen und Weidengebüſch, und ging in eine Kluft des Wittgenſtein. Der Hirte ging ihr nach, und auch hinein, da kam er an eine Thüre und klopfte an. Gleich ſtand die Jungfrau da, und fragte: was willſt du? — Ich wollte um das Hutgeld gebeten haben, für die Kuh, die ihr alle Tage zur Heerde ſchickt, — antwortete keckl ich der Hirte. Darauf hat ihm die Prinzeſſin einen alten Silberthaler gereicht und geſprochen: ſo [illegible] habe deinen Lohn dahin! — Hätteſt du ihn nicht geheiſcht, wäre er dir reichlicher zu Theil geworden. — Die ſchöne Kuh kam nie wieder heraus und auf des Hirten Weide.

480. Das Lothtöpfchen.

In das Thal, darinne der Wittgenſtein liegt, blickt ein niederer grauer Thurm herab, der iſt der Ueberreſt des ehemaligen Schloſſes Scharfenberg, und heißt bei den Umwohnern wegen ſeiner Form das Lothtöpfchen. Es ſpukt dort, manchmal walzt ein brennendes Faß vom Berge nieder, und am Berges Fuße, nahe beim Dorfe Thal, iſt auch eine verrufene Stelle. Ein Stein ſteht dort, auf dem ſind zwei Meſſer eingegraben. Dort haben zwei Brüder einander erſtochen. Zur Zeit Landgraf Friedrich des Ernſten, welcher der Sohn Friedrichs des Gebiſſenen war, ging es um den Scharfenberg bunt und noch mehr blutig her. Der Landgraf fehdete mit den Grafen von Henneberg, die hatten Scharfenberg beſetzt, und plagten das Thüringer Land nach Eiſenach und bis Gotha hinein; ſein Gegner aber hatte Salzungen und die Herrſchaften Frankenſtein und Altenſtein an ſich gebracht, und plagte das Henneberger Land im Werrathal und nach Buchen zu; nun verband ſich der Landgraf mit den Erfurtern, nahm viel Volk aus den thüringiſchen Städten, und ſchloß den Scharfenberg ein. Der Graf von Henneberg aber fuhr mit einem großen Heer aus Franken über den Wald daher und ſchlug mit ſeinem Volk gräulich auf die Thüringer los. Dem Landgrafen ging es hart an den Kragen, er wäre unfehlbar ſelbſt erſchlagen worden, denn es blieb viel Volks, wenn er nicht als ein gemeiner Wappner, ohne Auszeichnung und Helmkleinod geritten wäre, und nicht ein gewaltig tapferer Bürger, Hans von Frymar genannt (Frimar iſt ein gothaiſches Dorf), der hager und ſtarkknochig war, auch ein ſolches Pferd ritt, ihm ſtets zur Seite geblieben wäre, und mit der Wucht ſeiner Streitart jeden niedergeſchmettert hätte, der dem Landgrafen feindlich zu nahe kam. Der Landgraf aber mußte dennoch endlich mit großem Verluſt das Feld räumen, und die Beſatzung des Scharfenberges ließ freudig vom Löthtöpfchen die Siegesfahne hoch über die grünen Wälder wehen.

481. Das Backofenloch.

In der Gegend der Burgruine Scharfenberg hebt ſich ein hoher Berg empor, der heißt der Wartberg oder auch Martberg; das iſt gar ein eigenthümlicher ſagenumklungner Hochgipfel, von dem ſein Nachbar, der Hörſeelenberg, ſich wunderprächtig ausnimmt. Da iſt, recht dem Hörſeelenloche gegenüber, auch eine Höhle, die heißt das Backofenloch, darinnen hat viel Goldſand gelegen, den die Venetianer hinweggetragen haben, und ſonſt ſind noch um den Berg her viel alte verlegte Schachte und Stollen, denn da ſteckt noch edlen Metalles genug, wer es zu finden verſteht. Da blühen am Trinitatisſonntag, am Sommerſonnenwendetag und am Johannistag die Wunderblumen, da öffnet ihrem Finder ſich die Unterwelt und iſt bereit, ihn reich zu machen, ohne Verluſt an ſeiner Seele. Vielen ſchon iſt das geglückt. Das Backofenloch, das kann jeder finden und kann auch hineinkriechen, ſo tief er mag, aber Gold findet er nicht darin. Der alte Oberförſter König hat das folgende nicht nur erzählt, ſondern es iſt auch von ihm in das Ruhlaer Forſtarchiv eingetragen worden. Als junger Burſche und Jägerlehrling beging König häufig das ausgedehnte Ruhlaer Forſtrevier. Einmal auf dem Heimwege begegnet ihm ein fremder Mann und fragt nach dem Backofenloch.

König geleitet den Fremden, der ein Venetianer war, zu der gewünſchten Stelle, dieſer kriecht in das Loch, holt einen Sack voll des gelbgrauen Sandes, der darin befindlich iſt und giebt dann ſeinem Führer ein in Papier befindliches Pulver, indem er ihm ſagt: in dieſer Berghöhle liegen große Schätze. Suche nur darin nach braunen und ſchwarzen Körnern, wirf ſie dann in einen Schmelztiegel und ſetze etwas von dieſem Pulver dazu. Damit ging der Fremde von König hinweg; der aber, als ein junger Burſche, achtete nicht ſonderlich dieſer Rede, noch des Pulvers, ſondern ſteckte es ein und warf es daheim in ſeine Lade. Jahre vergingen, und er dachte gar nicht mehr daran. Da traf er eines Tags abermals einen Walen im Revier, der nach dem Backofenloch fragte. Auch dieſen geleitete König hin, und auch dieſer ſprach wieder vom Reichthum der Höhle und erwähnte der ſchwarzen braunen Körner. Dadurch auf's Neue aufmerkſam gemacht, gedachte König doch einen Verſuch zu machen, ging in die Höhle, ſuchte und fand auch von den beſchriebenen Körnern, nahm ſie mit und ſuchte daheim das Pulver. Nach langem Suchen fand er das Papier, das war aber mürb und zerrieben, und das Pulver größtentheils herausgefallen, ſo daß nur noch ein kleiner Reſt vorhanden war. Dies nahm er, warf's mit den Körnern in einen Tiegel, glühte ihn und ſchmolz ein großes Goldkorn. Später habe er nur mit Mühe einige Körner gefunden und auch in dieſen, ohne das Pulver, ein winzig Körnlein Gold gefunden.

482. Das Geißbeinsloch.

In des Backofenlochs Nähe, am großen Wartberge, iſt auch das von den Venetianern verſetzte (verzauberte) Geißbeinsloch, voller Schätze, doch nimmer zu finden. Es iſt mit dem Hinterbein einer Geiß verſetzt und unſichtbar gemacht, deswegen heißt es das Geißbeinsloch. Nur alle vier Jahre iſt es an zweien Tagen offen, das iſt der Walpurgistag und der Johannistag, da kann hineingehen, wer es ſieht. Noch in neuerer Zeit hat der Oberförſter König das Loch bei einem Jagen offen geſehen, und den Erzſtock darin funkeln ſehen, von dem ein Centner 30 Pfund Gold und 45 Pfund Silber ausgiebt. Der Oberförſter war ganz allein, verwunderte ſich, ſo plötzlich einen Höhleneingang an einem Ort zu finden, über den er, der das ganze Revier kannte wie ſeinen Handſchuh, ſchon unzähligemale gegangen war — rief daher ſeinen Kreiſern, und ging, da ſie ihn nicht hörten, ein Stück Weges zurück, bis ſie zu ihm ſtießen, da er ihnen nun geſchwind ſeine Entdeckung zeigen wollte. Aber da war das Glück im Geißbeinsloch ſelbſt auf die Hinterbeine getreten, und Fels und Höhle waren verſchwunden wie ein Nebelbild.

483. Schlangenſuppe.

Am Wartberg entſpringt auch ein Brunnen, der heißt der Silberborn, an dem raſtete an einem goldnen Sonntag (Trinitatisſonntag) der Hirte von Schmerbach, da ſah er aus dem Walde heraus einen Mann mit allerlei Geräth und in fremdländiſcher Tracht auf die maigrüne ſonnige Bergestrift treten, und ſah auch gleich an einem Felſen nahebei eine früher nie daran wahrgenommene Oeffnung. Der fremde Mann grüßte den Hirten, packte ſeinen Kram ab, winkte den Hirten zu ſich und bat ihn, ihm behülflich zu ſein, es ſolle ſein Schade nicht ſein, hieß ihn ein Feuerchen anmachen und ſchnitt ſich von einem Haſelnußſtrauch eine Gabelgerte ab. Dann breitete er ein Tuch auf den Raſenteppich, zog drei Kreiſe mit einem weißen Stabe, den er in der Hand trug, und langte ein Pfeifchen hervor, darauf pfiff er in ſeltſamer Weiſe. Da kamen Schlangen und Würme in großer Zahl aus den Felſenklüften und Büſchen, und endlich auch ein großer Lindwurm, der ſetzte ſich gerade vor den Beſchwörer hin und riß den Rachen auf, und alle andern ziſchten gräulich und ringelten ſich in einem weg, und der Venetianer, denn ein ſolcher war der Schlangenbeſchwörer, zitterte. Endlich erſchien auf einer hohen Ulme eine ganz ſilberweiße Schlange mit einer goldnen Krone, die ſchlängelte ſich von ihrem Baume herab, kroch über die Trift und auf das Tuch, da ſprang der Beſchwörer ſchnell hinzu, ſchlug das Tuch zuſammen, nahm die Krone und barg ſie, und tödtete den Lindwurm, den er feſtſpießte, dann pfiff er wieder und die Schlangen krochen von dannen. Die gefangene Otterkönigin tödtete hierauf der Venetianer, zerſtückte und kochte davon in ſeinem Keſſelchen eine kräftige Suppe, dann ſetzte er ſich hin, gemüthlich ſeine Schlangenmahlzeit zu halten, zu der er den Hirten gaſtlich einlud. Dieſer weigerte ſich beharrlich, bis er ſich endlich zureden ließ, mit vieler Ueberwindung einen Löffel voll zu genießen, doch als es nun ging, wie bei jenem Kinde auf dem Thüringer Walde, zu dem der Hausunk kam und mit von ſeiner Milchſuppe aß, aber nur die Milch, und das Kind zu ihm ſagte: eß nett nu Nü, eß a Rocke! (Iß nicht nur Brühe, iß auch Brocken) — und der Venetianer dem Hirten auch zuredete, von den Schlangenbrocken zu eſſen, da verweigerte das der Hirte durchaus. Gleichwohl wurden ihm ſchon von der guten Suppe, die viele Schlangenfettaugen hatte, die eignen Augen hell; er ſah alles rings im überirdiſchen Glanze und in der Berghöhle, die ſich aufgethan, alles voll Gold und Silber, das iſt auch das Geißbeinsloch geweſen. Beide gingen nun und nahmen davon, und dann verſchwand alles, wie hinweggeblaſen. Hätteſt du von der Schlange ſelbſt gegeſſen, — ſagte, als er fortging, der Venetianer: ſo hätteſt du immerfort die Höhle offen geſehen und immer wieder hineingehen und holen können, ſo aber nicht. Lebe wohl und beſuche mich einmal in Venedig. Hier haſt du ein Wünſchtüchlein, das bindeſt du dir um den Kopf. — Da hat ſich hernach der Hirte bald da bald dorthin gewünſcht, und einmal auch nach Venedig; da kam er in einem Marmorpalaſt, vor welchem eine Wache ſtand, und da fand er in einem reichen Nobile ſeinen Schlangenſuppenkoch wieder, der ihn gaſtlich empfing und herrlich beſchenkte.

484. Die Reiſſteigshalde.

Ueber dem Marktflecken Ruhla liegt am Reiſſteig eine große Waldwieſe, die Reiſſteigshalde. Dieſe kann man an gewiſſen Tagen nicht finden. So ging es dem alten Oberförſter König in der Ruhl, der noch in aller Andenken lebt. Eines Tages, im Spätherbſt ging derſelbe am Reiſſteig hin, um ein feiſtes Stück Wild bei einer auf der Reiſſteigshalde angelegten Salzlecke zu ſchießen. Im Walde war ein Schneiſſengang befindlich, und wenn man dieſem folgte, konnte man nicht fehlen. Oben ging dann der Weg über eine Wieſe hinweg, die man mußte rechts liegen laſſen, dann wieder in das Holz hinein. Früh 9 Uhr ging Oberförſter König in Ruhl aus, ging anfangs in Gedanken, ſtand plötzlich mitten im Bergwald, glaubt zu weit links gegangen zu ſein, geht zurück bis nahe an die Halde, ſieht ſie nicht, verirrt ſich wieder zu weit rechts, geht noch mehr zurück, achtet auf die Schneiß, kommt aber immer nicht zum Salz, und ob er gleich der kundigſte Berggänger ſeines Wohnortes, und dieſen Weg mehr denn als 500 Mal gegangen, ſo iſt er doch von früh 9 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr im Walde umhergeirrt und dieſen Tag doch nicht zum Salz gekommen. Am andern Tag hat er es, wie er oft ſelbſt erzählt hat, ohne einen Schritt irre zu gehen, gefunden.

485. Wo der Hund begraben liegt.

In Winterſtein liegt der Hund begraben; das iſt ein Dorf hart am Fuße des Inſelberges, durch den fließt die Emſe, da haben früher auch viele Bergleute gewohnt, und die Herren von Wangenheim haben ein Bergſchloß gehabt, das iſt jetzt eine Trümmer, es ſind aber noch drei Wangenheimiſche Schlöſſer allda. Einer dieſer Herren war, wie faſt alle ſeine Vorfahren und Nachkommen Jägermeiſter eines Herzogs von Gotha, der hatte einen ſehr geſcheidten und treuen Hund, deß Name war Stutzel, und als der Herr von Wangenheim geſtorben war, hatte ſeine Wittwe den Hund noch lange. Stutzel war ſo geſchickt und klug, daß er mit Briefen, die man an ſein Halsband befeſtigte, ganz allein nach Gotha auf den Friedenſtein und zur Herrſchaft ging, und wieder mit Briefen zurück, ſo daß ſich der gothaiſche Bote den Weg über Winterſtein faſt erſparen konnte. Die Wittwe war nun dem Stutzel über alle Maßen gut, und da er endlich den Zoll der Natur bezahlte, da ließ ſie ihn in einen Sarg legen, und weinte ſchmerzlich, und wollte haben, daß auch die Dienerſchaft weinen ſollte. Die that's der Herrin und dem Stutzel auch zu lieb, und heulte und ſchrie aus Leibeskräften um den gar guten Hund, bis auf eine alte Köchin, die weinte, wie die Jette Thuk in der Nordlandsmythe um Baldur: „mit trocknen Augen“ — darob zürnte die Herrin und gab ihr auch kein Trauerkleid, wie das übrige Geſinde empfangen. Da ſie aber in die Küche kam, wo die Köchin Zwiebeln ſchnitt, davon ihr die Augen thränten, ſo ſprach ſie ſchmerzvoll: nicht wahr, nun weinſt du doch noch um den guten Stutzel? Sollſt nun auch ein Trauerkleid haben! — Die alte Köchin „lächelte durch die Thränen, und ſagte nicht nein.“ — Nun wollte die Frau von Wangenheim, Stutzel ſolle feierlich beerdigt werden, und zwar nirgend anders hin, als auf den Gottesacker; da kam der Pfarrer auf's Schloß, und ſagte: Gnädige Frau, dieſes gehet nicht an. Der Gottesacker iſt für Chriſtenleute und nicht für einen Hund. Nicht einmal einen Juden dürfte ich auf ſelbigem begraben laſſen. — So! ſagte die Frau Jägermeiſterin von Wangenheim Wittwe: gehet es nicht an? das thut mir leid. Der ſelige Stutzel war gar kein Hund, er hatte Menſchenverſtand; — hat auch ſogar ein Teſtament gemacht, und hat darin Seiner Kirche Einhundert Thaler vermacht, und Ihme ſelbſten fünfzig Thaler, notabene, wenn ihm ein Plätzchen auf dem Kirchhof würde, außerdem aber nichts. — Das iſt freilich ein ander Ding, gnädige Frau, — die Kirche iſt ſehr arm — ſagte darauf der Pfarrer: — ei der gute fromme Stutzel! Wer weiß, ob nicht in ihm ein lieber Menſch verzaubert war, da er ſo vielen Menſchenverſtand gehabt. Nun — ich denke — ein Eckchen im Kirchhof — Ihro Gnaden mich dienſtwilligſt zu erzeigen. — Wurde darauf ein feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet, und mußten Knechte und Mägde, ſo alle in Trauer gekleidet, hinter dem Hundeſarg hergehen. Aber das wurmte die Gemeinde, und kam herum in der Gegend, und wo ſich ein Winterſteiner ſehen ließ, lachten die Leute und ſpotteten, wie ohnehin die Thüringer gern ſpotten: Na, bei euch zu Winterſtein leigt ja der Hund uff'm Kerſch (Kirchhof) begraben! — und kam vor die gnädige [illegible]desherrſchaft, wurde ſelbige darob ſehr ungnädig, kam eine Commiſſion vom herzoglichen Conſiſtorio zu Gotha, wurde der Pfarrer amtlich vernommen. Sagte, er hätte es um des armen Kirchleins Willen zugelaſſen, half ihm aber ſothane Ausrede gar nichts; Pfarrer wurde abgeſetzt, und Stutzel wurde ausgegraben, ob die Frau von Wangenheim aber das Geld zurück erhalten hat, iſt ſehr zu bezweifeln; ein Herr von Wangenheim, der dieſes ſelbſt erzählt hat, wußte davon nichts. Nun ließ die Frau Jägermeiſterin von Wangenheim Wittwe den Stutzel zum zweitenmale beiſetzen, und zwar im Garten, und ließ ihm einen Stein zum Denkmal ſetzen, darauf der unvergeßliche Stutzel abgebildet war, wie er leibte und lebte, und eine ſchöne Grabſchrift war darauf zu leſen, die Stutzels Tugenden der Unſterblichkeit überlieferte. Und noch immer geht das Sprüchwort: In Winterſtein — da liegt der Hund begraben.

186. Fiſche auf Bäumen.

Die freundliche Stadt Waltershauſen am Fuße des Thüringer Waldes, nicht weit von Reinhardsbrunn, Schnepfenthal und dem Inſelberge, führt in ihrem ſehr alten Stadtwappen einen Karpfen auf drei Bäumen. Dort war vor Zeiten oben vor dem Waldthor am Fuße des Strömelberges eine ſchöne Quelle, welche in die Stadt geleitet war. Eines Tages aber ergoß ſie einen ſo furchtbar ſtarken Waſſerſtrom, daß die Stadt und die ganze Gegend völlig überſchwemmt wurde, und alles zitterte und zagte, denn in vielen Häuſern füllte das Waſſer die untern Stockwerke, und da ſie zum Theil keine obern hatten, war das gar ſchrecklich. Als das wilde Waſſer ſich in etwas verlaufen hatte, fand man Fiſche: Karpfen, Aale und Forellen auf den Bäumen und darum nahm zum ewigen Gedächtniß dieſer Fluth die Stadt den Karpfen auf Bäumen zum Wappen und Wahrzeichen an. Damit nun ſolche Waſſersnoth nicht wiederkehre, denn die Quelle quoll noch immer überſtark, ließ der Stadtrath einen Kloſtermönch von Reinhardsbrunn herüberkommen, daß er die Quelle ſtopfe. Der ging hinauf, ſtopfte einen Sammt- oder Kuttenärmel hinein und verſprach ſie, da hörte ſie gar auf zu fließen; der Ort heißt noch bis heute der Sammt-Aermel oder der Kuttenärmel. Da nun der Aermel kein Tröpflein Waſſers mehr ausfließen ließ, war guter Rath wieder theuer, und es hat hernach die Stadtgemeinde der Dorfſchaft Wahlwinkel ihren Bach abgetauſcht um ein Stück Tannenwald und ihn nach der Stadt geleitet. Selbiges war klug und weiſe, ſonſt gäbe es kein Waſſer zu Waltershauſen und könnte das dortige gute Bier nicht gebraut werden.

487. Die weiße Frau auf Tenneberg.

Dicht über der Stadt Waltershauſen liegt Schloß Tenneberg, dahin Landgraf Friedrich der Freudige ſein neugeborenes Töchterlein von der Wartburg brachte, und es taufen ließ (Sage Nr. 469); dieß Schloß hat auch Landgraf Albrechts Sohn von der Kunne von Eiſenberg eine Zeitlang inne gehabt, mußte es aber bald wieder räumen. Auf Tenneberg geht ein Geſpenſt um in Geſtalt einer weißen Frau; ſie tritt aus einem Thurme, darinnen bisweilen Lichtſchein erblickt wird, und wandelt durch die Gemächer, und hebt die Hand zum Haupt, als wolle ſie dort etwas faſſen, etwa eine Krone, und den Blick richtet ſie ſuchend nach dem Boden. Einſt kam eine Dame unter fürſtlichem Geleite auf das Schloß, die blieb allda, und durfte nimmer wieder einen Fuß in das Freie ſetzen. Sie ſaß in jenem Thurme und trug ein langes weißes Kleid. Wer ſie war, wußte Niemand — dunkle Gerüchte nur liefen um, ſie ſei König Heinrichs von Englands für todt ausgegebene Gemahlin, Anna, geborene Prinzeß von Cleve. Andere ſagten, ſie ſei nicht die wahre Königin Anna, ſondern eine andere, die für jene ſich ausgegeben, und deshalb werde ſie gefangen gehalten. Viele aber waren der Meinung, wenn ſie eine gemeine Betrügerin ſei, ſo würde man von ihr nicht ſo viel Aufhebens machen, ſondern ihr den Staubbeſen verabreichen laſſen und ſie Landes verweiſen. War jene Frau nun eine Königin oder war ſie keine, das iſt nie an den Tag gekommen, aber gequält iſt ſie worden und gemartert, irrſinnig iſt ſie geworden und der Teufel hat ſie auch gepeinigt und ihr hart zugeſetzt, bis ſie elend in ihrer Gefangenſchaft geſtorben. Nun wandelt ſie als weiße Frau durch das ſchier öde

Schloß und ſeine weiten Zimmer voll alter Jagdbilder und altmodigen Gerümpels und ſucht — ihre verlorene Krone.

488. Ohrdruff.

Nicht weit von Waltershauſen liegt die Stadt Ohrdruf, über der liegt auch ein Schloßberg, aber das Schloß iſt längſt verſchwunden. Am Fuße des Schloßbergs quillt der Herlings- oder Hörlingsbrunnen. Zu Zeiten wandelt in der Mittagsſtunde eine weiße Jungfrau, die ein großes Gebund Schlüſſel trägt, vom Schloßberg zum Hörlingsbrunnen herab, badet ſich in den Brunnen, und geht dann wieder hinauf. An welche Bedingung ihre Erlöſung geknüpft iſt, weiß Niemand. Wenn einer in die Nähe des verrufenen Ortes kommt, ſo kommt ihn ſchon ein Grauen an; die Leute ſehen oft die Geiſter, aber ſie weichen ihnen ſchweigend aus. Im Thale fließt aus dem Thüringer Walde heraus das raſche Flüßchen, die Ohre, deren Quelle hoch oben in der Nähe von Oberhof entſpringt. Vor Zeiten mangelte der Gegend Waſſer, da ſtieg ein bekutteter Mönch hinauf auf die Berge, der hatte die Wünſchelruthe, und ſuchte, und da ſie ſchlug, legte er ſich mit ſeinem Ohr auf den Boden (Ohr druff), da hörte er der Bergquelle Getön unterm Boden, grub nach, und brachte die Ohrequellen zu Tage.

In dieſe Gegend kam Bonifacius, der Thüringer Apoſtel, bekehrte die Bewohner und empfing Land und Waldung. Am Ohre-Ufer iſt dem heiligen Manne der Erzengel Michael erſchienen mit großem Glanze und hat ihn ermuthigt zur Ausdauer in ſeiner Sendung. Am Ohre-Ufer hat ihm ein Fiſchaar Speiſe zugetragen, da alle Nahrung in den öden Forſten ihm und ſeinen Begleitern mangelte, und in Ohrdruf hat der Heilige dem Erzengel Michael eine Kirche und ein Kloſter geweiht und gegründet, welche im Jahr 909 von den Hunnen zerſtört, hernachmals aber um ſo ſchöner wieder aufgebaut wurde.

489. Sankt Johannis Kirche.

Da der heilige Bonifacius zuerſt im Ohre-Thale und auf dieſen thüringiſchen Gefilden weilte, bis er weiter zog, und in Arnſtadt, Gotha, Erfurt, Salza, Langenſalza, Thomasbrück, Bargula, Treffurth, Kreuzburg, Salzungen und anderwärts die Chriſtuslehre predigte und Kirchen und Klöſter gründete, ſoll er auf dem Altenberge das erſte Kirchlein erbaut und in Sankt Johannis Ehre geweiht haben. Da ſtrömte viel Volkes hin, und das Kirchlein faßte nicht die Menge der neuen Bekenner, und mußte der fromme Mann in das Freie treten und predigen, da waren aber ganze Schwärme zahlloſer Raben und Krähen, die ſchrieen und lärmten nach ihrer Art alſo ſehr, daß ſie des Predigers Worte übertönten. Da hob er ſeine Hände auf und bat Gott, die Vögel zu zerſtreuen — und alsbald erhoben ſich die Schaaren und flogen von dannen und ward kein ſolcher Vogel wieder geſehen, ſo lange Sankt Johannis Kirche ſtand. Dort um ſie her war dann auch der Begräbnißplatz der erſten Chriſten, doch kam die Zeit, daß es den Leuten zu beſchwerlich ward, da hinauf zu gehen und auch die Todten ſo hoch zu tragen, brachen daher das Kirchlein ab, zumal es baufällig war, und ſchafften Steine und Gebälk herab, es am Fuß des Berges wieder aufzubauen, wo ſich das Dorf Altenberge begründet hatte. Am Morgen war aber immer wieder alles fort, und wieder droben eingefügt an ſeinen Ort und an ſeiner Stelle. Sankt Johannis Kirche wollte nicht im Thale ſtehen. So ließ man ſie ſtehen und erbaute an den Berges Fuß, doch auch noch hoch genug, über dem Dorfe eine neue Kirche, St. Immanuel genannt. Endlich in den Zeiten ewiger Strömung, und da die Johanniskirche nicht mehr beſucht ward, erlag ſie den Stürmen, die über den hohen Berggipfel brauſten, und alle Spur von ihr ſchwand hinweg, bis auf geringe Ueberreſte. Eines Tages fand ein Holzhauer am niedern Geäſt eines uralten Baumes droben einen hochalterthümlichen Schlüſſel hängen, das war der Schlüſſel zur Johanniskirche. Hernachmals iſt auf eines frommen Holzhauers Anregung ein hoher Leuchter auf dem Berg errichtet worden, der ward volksfeſtlich eingeweiht, als Bonifacius Denkmal und zur Erinnerung an ſein Walten und Wirken in dieſer Gegend und in ſchöner brüderlicher Eintracht von Geiſtlichen der drei chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe geſegnet; der ſteht noch und heißt der thüringiſche Candelaber, und iſt weit ſichtbar im Land umher.

490. Aſolverod.

Einige Stunden weit von Ohrdruf, eine halbe Stunde hinter Arnſtadt, ſtand die Käfernburg, allda wohnte ein frommer Graf des Namens Sizzo, dem gehörte das Land bis zu den Waldſtrecken um den Altenberg, der erbaute hinter der Sankt Johanniskirche auch ein Kirchlein, das ward dem heiligen Georg geweiht, und ſeine Stätte nennen die Waldleute noch bis heute Sinngörgen. Da kam Eberhard, Graf von der Mark und Herr zu Berg, zum Beſuch auf die Käfernburg, deſſen oben die Sage Nr. 107 gedenkt, und ſprach gar viel über fromme Werke mit dem Grafen Sizzo, deſſen Gemahlin Giſela und beider Söhne Heinrich und Günther, denn er war begriffen auf einer Bußfahrt, und hatte ſich allen ritterlichen Prunkes und Weſens abgethan. Da wurden ſie überein Rathes, die Georgenkirche auf dem Altenberge in ein Thal zu verlegen, und dabei ein Kloſter zu begründen, und fanden gar ein ſchönes Thal, faſt ſo ſchön wie das zu Reinhardsbrunn, gegen die Ebene nach Gotha und Erfurt zu offen und rings von Bergen und Waldungen traulich umfriedet, von einem muntern Bach durchrollt, wo ſich für die frommen Väter die ſchönſten Fiſchteiche anlegen ließen. Ein Mann des Namens Aſolv, hatte dort bereits gerodet und urbar gemacht, nach dieſem nannte man den neuen Anbau Aſolverod. Da aber St. Georgenkirche herab ins Thal kam, die ſich nicht ſo ſträubte, den Altenberg zu verlaſſen, wie Sankt Johanniskirche, ſo gewann der Name Georgenthal die Oberhand. Nun wurde das Kloſter mit Ciſterzienſer-Ordensbrüdern beſetzt, und Eberhard wurde ſein erſter Abt, bis dieſe Würde ihm zu hoch und zu anmaßlich vorkam, und er ſie niederlegte und fortging und ein Hirte wurde zu Kloſter Morimont in der Champagne. Georgenthal aber wurde neben Reinhardsbrunn eins der berühmteſten Klöſter Thüringens und iſt jetzt nachdem vom Kloſter, bis auf die Umfaſſungsmauer und den ſchönen Fiſchteich, das meiſte verſchwunden, gar ein ſchöner, ſtattlicher Ort. Innerhalb des Umfanges der alten Kloſtermauer ſteht noch als Fruchthäuschen der Reſt einer muthmaßlichen Kapelle, das zeigt eine kunſtvoll gearbeitete gothiſche Roſe als ehemaliges Fenſter, und es geht die Rede, daß deren Kreisumfang genau übereinſtimme mit dem Kreisumfang des Glockenrandes der großen Maria glorioſa im Dom zu Erfurt. Unter der Roſe liegt ein großmächtiger Schatz vergraben, sub rosa — unter dem Roſenſiegel des Geheimniſſes! Die jetzige Kirche zu Georgenthal ſoll nur des ehemaligen Kloſters Schafſtall geweſen ſein; die alte Kirche iſt ganz hinweg, der Bauernkrieg verheerte und zertrummerte das reiche Stift.

491. Luthersbrunnen.

Eine Stunde oberhalb Georgenthal, in demſelben Thale liegt der große und häuſerreiche Flecken Tambach, in deſſen Nähe giebt es auch der örtlichen Sagen gar viele. Da hat es kleine Schlöſſer gehabt faſt auf allen Felſen umher, den Waldenfels, die Krahenburg, die Hohewarte, den Falkenſtein, von dem ein Ritter ſeine Gefangenen ſtürzte, die ſich nicht löſen konnten, von deren verſprütztem Blut wurden die weißen Blumen am Fels bethaut, und wurden roth; die heißen jetzt Blutnelken. Reicher Bergſegen war auch allda, es iſt aber jetzt alles auflässig geworden, und allenden herrliche Quellen und Brunnen. Als Doktor Luther in Schmalkalden 1537 auf dem Fürſtentage war, erkrankte er ſo heftig, ja tödtlich, daß er darauf beſtand, fort, und zu den Seinen zu reiſen, und gab ihm der Kurfürſt von Sachſen ſeinen Wagen und ſeine Pferde und ſein Geleite; fuhr die lange Höhe bis zum Rennſtieg hinan, da man es droben auf der Fläche den Roſengarten nennt, und wieder zu Thale, empfand brennenden Durſt und ließ halten an einem Quellbrunnen nahe am (alten) Weg, fühlte ſich auf den Trunk merklich erleichtert, und im Gaſthaus zu Tambach nahm er eine Kohle und ſchrieb damit an die Wand: Tambach est mea Pniel — den Namen der Stätte, wo Jacob mit Gott gerungen — ibi apparuit mihi dominus. M. L. Das hat lange in jenem Hauſe geſtanden und jener Brunnen, aus dem Lutherus Geneſung trank, heißt heute noch der Luthersbrunnen.

So waſſerreich wird der Schoos der Berge in jener Gegend geglaubt, daß im Volke die gemeine Rede geht, für den Sperrhügel (ein Hügel von 2,739 Fuß Meereshöhe) werde in Erfurt alljährlich noch gebetet, daß er ſeinen Schoos nicht aufthue, denn es ſei eine alte Sage und Prophezeihung, daß dieſes dereinſt geſchehen werde — wenn es aber geſchehen werde, ſo würde die Waſſermaſſe in den Wedelbach fallen, dann in die Apfelſtedt, die mit der Ohre vereinigt als die

Koller — weil ſelber Bergfluß bisweilen ohnehin gewaltig brauſt, kollert und toll thut — in die Gera fällt, und das ganze Gefilde von Erfurt weit und breit überſchwemmen. Deshalb ſei zu Erfurt eine ewige Meſſe geſtiftet, daß fort und fort für den Sperrhügel gebetet werde, und ſei dem Stift St. Petri alldort dafür ein Stück Waldung zu eigen gegeben. Ueber den ganzen langen Rücken des Sperrhügels zieht der alte Rennweg hin.

---

492. Teufelsbad und Teufelskreiſe.

Vom Sperrhügel läuft der Rennweg fort und fort über den Gebirgsgrat des Thüringer Waldes einerſeits nach dem Inſelberg, anderſeits nach dem Beerberg, in der Nähe des Schneekopfgipfels hin, den drei höchſten Punkten des Waldgebirgs. Wie auf dem Hochgipfel des Harzes, dem Brocken, ſo hat auch auf dem Schneekopf der Teufel ſeinen Aufenthalt, Spiel-, Turn- und Tummelplatz. Wenn es ihm in einer ſeiner gottverfluchten Spielhöllen in den Bädern drunten zu heiß geworden, geht er der Abkühlung halber in das Teufelsbad auf dem Schneekopf und wenn es ihm einmal nicht mehr in den Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft gefällt, fährt er hier herauf in die Teufelskreiſe, da iſt ihm ſehr wohl, da neckt und foppt er die Reiſenden, und wo er nicht ausreicht, thut's trotz ihm der dicke Kreiſer auf der Schmücke, der Schmücke Schmuck und Zier, die nur ein halbes Stündchen hoch unterm Schneekopfsgipfel liegt. Auf der Schmücke iſt eine Fohlenweide, da hatte ein reicher Filz auch ein ſehr ſchönes Fohlen dabei, aber wenn Unglück ſein Spiel haben ſoll — gerade als er hinauf kam, nach dem Fohlen zu ſehen, hatte ſich's verlaufen, war nirgend zu finden. Da brannte der Rhein und der Main, der Mann war außer ſich — rannte ſelbſt mit fort, das Fohlen im Walde zu ſuchen — und murmelte immer vor ſich hin: wo es nur der Teufel hat? wo es nur der Teufel hat? — und da kam er unvermerkt an das Teufelsbad — und ſiehe — da drinnen hatte es der Teufel — es guckte gerade nur noch mit dem Hinterviertel heraus, und ſchien todt. — Der unglückliche Fohlenbeſitzer ſchlug die Hände überm Kopf zuſammen, rief, ſchrie — Niemand hörte ihn, Niemand kam zu Hülfe, er allein vermochte nicht das Pferd aus dem Waſſer zu ziehen, dennoch wagte er ſich auf der ſchwankenden Moosdecke bis an das arme Rößlein und dachte: verfluchtiger Teufel, den ſchönen Schweif ſollſt du doch nicht haben, den kann der Kreiſer zu Schneiße-Schlingen mit abkaufen und damit die Krammtsvögel fangen, die er ſeinen Freunden — verſpricht, aber alle ſelber ißt. — Zog ſein ſcharfes Taſchenmeſſer, ſchnitt rups und kahl den Schweif dicht am Bürzel ab, und trabte wieder zur Schmücke hinunter. In der Thüre ſtand Herr Joel, und rief ihm freudig entgegen: es iſt da! es iſt da! — Was iſt da? — fragte der Geizkragen. — Das Fohlen! — wo? wo? — Na — es wird etwa im Speiſeſaal ſein, oder auf dem Oberboden! — Was zum Gukuk habt ihr denn da in der Hand? ihr ſeid wohl unverſehens Paſcha von einem Roßſchweif geworden? — Der Fohlenbeſitzer hörte auf kein Wort weiter, er rannte in den Stall — da ſtand ſein Fohlen — aber o Schrecken — der Schweif war ihm abgeſchnitten rups und rattenkahl, den hielt der Filz in der Hand und der Bürzel blutete noch. So hatte ihn der Teufel geäfft, den Schaden hatte er und für den Spott brauchte er droben auf der Schmücke nicht zu ſorgen. Der Kreiſer kaufte die Pferdehaare nicht, und ſchickte andern auch keine Krammetsvögel.

Einem Bergmann aus Goldlauter begegnete einſt in einer Mondnacht da droben ein großer ſtattlicher Reitersmann, in einem rothen Mantel, der fragte ihn um den Weg nach dem Teufelsbad, und der Bergmann ging mit und zeigte den Weg. An Ort und Stelle ſtieg der Reiter ab, gab dem Bergmann ſein Pferd zu halten, und ſenkte ſich mir nichts dir nichts in das Teufelsbad hinein. Der Bergmann ſchauderte und das Roß ſchnaubte Feuer und ſtand nur auf drei Beinen, weil es deren nicht mehrere hatte. Nach einer Weile ſtieg der Reiter wieder aus dem Bad, und auf ſein Roß, ließ ſich wieder auf den Weg bringen und ritt nach dem Finſterberg zu, übers Mordfleck hinüber, nachdem er dem Führer zugerufen: fülle Laub in deinem Kober! — Das that denn auch der Bergmann, und ſchlug den ſteilen Weg nach Goldlauter hinunter ein — da dünkte ihm der Kober ſei doch gar zu ſchwer, und das doch eigentlich ein ſchlechter — nein — gar kein Lohn für einen Weg zu weiſen und ein dreibeiniges Pferd zu halten. Laub in den Kober — lauſig und power — murrte der Bergmann und ſchmiß das Laub wieder aus dem Kober heraus. Als ihm am andern Morgen ſeine Frau Eſſen in den Kober thun wollte, hingen an deſſen Wänden noch unterſchiedliche Goldblättlein — das war für die armen Leuten ein gefundenes Eſſen — es machte ſie reich. Aber wenn der Bergmann erſt das andere Laub nicht weggeworfen hätte, zum Grafen von Henneberg hätte er gehen und fragen können: wie theuer dein Land? —

193. Der Jägerſtein.

Nicht weit von den Teufelskreiſen ſteht im Schneekopfwalde einſam unter den Bäumen ein Denkſtein. Ein Förſter zu Gräfenrode, deſſen Revier ſich bis auf dieſe Höhen herauf erſtreckte, fand hier ſeinen Tod. Er hatte einen Jägerburſchen, welcher ſein Vetter war und wirklich Caspar hieß — mit dem er in großem Unfrieden lebte, und ihn den Herrn mit Strenge fühlen ließ. Da ſich nun droben im Schneekopfreviere zum öftern ein ſehr großer feiſter jagdgerechter Hirſch von vielen Enden, aber über ſechzehn, hatte erblicken laſſen, ſo gab der Förſter dem Caspar den Auftrag, ſelben Hirſch zu ſchießen. Aber wer den Hirſch nicht ſchoß, war der Caspar, dieweil er ihn, und wenn er ihn auch ganz nahe vor dem Lauf hatte, ſtets fehlte, und wenn er nun nach Hauſe kam, ſo mußte er Hohn und Spottreden über ſein Ungeſchick in Menge vernehmen, und in Geſellſchaft, wenn die Waidgenoſſen der Umgegend droben auf der Schmücke, oder im Auerhahn oder zu Oberhof beim Trunke zuſammen ſaßen, da ſagte jener Förſter oft ſpöttiſch in Caspars Gegenwart: ja, mein Vetter, der Caspar, was der für einen Treffer hat, das iſt unglaublich — es glaubt's Niemand! Der trifft im Finſtern, daß man gar nicht ſieht, was er geſchoſſen hat! — und dergleichen Stichelreden mehr. — Das wurmte nun den Caspar gehörig, und da er an einem alten Waidgeſellen einen Freund hatte, den ſolches auch wurmte, ſo ſagte ihm der kurz und gut: Caspar, die Geſchichte mit dem Hirſch da droben iſt nicht richtig, das kennen wir, den wirſt du mit einer Bleikugel in Ewigkeit nicht treffen, das hat was anders auf ſich. Geh' einmal morgen in der Früh' hinauf nach Gehlberg in die Glashütte, und laß dir eine gläſerne Kugel machen, das iſt gleich geſchehen, und die lade nur ſtillſchweigend in die Büchſe, und gehe Abends wieder hinauf auf den Anſtand. — Dieſen Rath befolgte der Caspar, ſtand droben, lauerte, da krachte es in den Büſchen, und da kam der Kapitalhirſch und äſete ſich, und Caspar nahm ihn feſt auf's Korn und drückte los, und ſah die Kugel wie einen blitzenden Feuerpfeil nach dem Hirſch fahren, und dieſen zuſammenbrechen. Freudig über ſeinen endlichen Glücksſchuß eilte er hin; er brauchte dem Hirſch den Genickfang nicht zu geben, er war verendet — aber — es war ja gar kein Hirſch, es war Herr Johann Valentin Grahner, ſein Prinzipal, der ſich mit böſen Waidmannsſtücklein ſtets in den Hirſch verwandelt hatte. Der Schreck war groß, aber geſchehen war geſchehen. Caspar zeigte die Sache an, Herr Grahner wurde ehrlich begraben, und der Schuldiener zu Gräfenrode ſchnitt ſich eine friſche Feder und ſchrieb in das Kirchenbuch:

> **A. 1690. den 16. Sept. iſt der Fürſtl. Sächſ. Forſt-Knecht, Herr Joh. Valentin Grahner, Abends nach 4 Uhr von ſeinem Vetter Caspar, der ein Jäger-Purſch war, im Walde am Schneekopf, in Verblendung einer Hirſchgeſtalt, an den Schlaf durch den Kopf geſchoſſen worden, da Knall und Fall eins geweſen iſt.**

---

494. Die Wunder der Berge.

Vom Gebirgskamm, auf dem ſich die Hochwarten des Beerberg und Schneekopf erheben, rieſeln und rauſchen die Quellen mannichfalt nach Oſten und Weſten zu Thale. Die muntere Lauter, die weſtwärts rollt, führte einſt lauteres Gold in ihrem Rinnſal, davon hat das Dorf Goldlauter ſeinen Namen. Dort herum ſtand und ſteht in den Bergen viel edles Metall. Unterm Hirſchkopf, wo die Gold, das Bächlein, entſpringt, ſteht im Berge ein goldner Hirſch — aber das Bergwerk iſt mit einem Hufeiſen verſetzt. Bedeutſam heißt der Felſen, wo es ſteht, die Hoffnungswand. — Oben am Schneekopf iſt ein Ort, der heißt die goldne Brücke, da iſt des Reichthums genug hinweg getragen worden. Oſtwärts fließen die Quellen der muntern Gera, der geprieſenen Ilm; und allenden weiß die Sage von gefeiten Stellen, von verſchloſſenen Schätzen, von Wächterjungfrauen, die ſie hüten, von glücklichen Fündnern zu erzählen, denen alles zu Golde wird, was ſie zur Glücksſtunde an beſondern Stellen aufgehoben und mit ſich getragen, Laub und Fröſche, Käfer und Spinnen. Im obern Ilmgrunde ſteht der blaue Stein, gleich unterm Mordfleck an den Freibächen, auch mit einem Ort, die Hoffnung genannt, es iſt um ihn nicht geheuer, der Herr der Wüſtenei hat dort ſein Weſen und Affenſpiel. Burgruinen bergen in ihren verſchloſſenen Kellern manchen Schatz und auch Fäſſer, deren Dauben längſt verfault, aber der Weinſtein hält den Wein umſchloſſen in ſeiner Kryſtallhöhle. Da iſt kein Thal und kein Thälchen, darin nicht ein Venetianer ſeinen Aufenthalt und ſeinen Silberborn gehabt. Feuermänner wandeln, beſonders Amtleute und Förſter, die im Leben Unthaten gethan, oder die Leute allzuhart geplagt. Wer von alle dem erzählen will, weiß gar nicht, wohin zunächſt ſich wenden?

495. Der rothe Stein.

Bei der Bergſtadt Suhl, allwo es im Jahre des Herrn 1238, am 5. Mai bei einem ſtarken Gewitter Fleiſch geregnet, ſteht ein Porphyrfels, der heißt der rothe Stein. In demſelben iſt eine Jungfrau verzaubert, welche die Gewohnheit hat, vielmal hinter einander zu nießen, wie die bei Eiſenach. Dieſer Stein liegt zwiſchen Suhl und dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Gaſthaus zum fröhlichen Mann. Einſt kam ein Hochzeitzug geſchritten, Muſik voran, mit Lärm und Jubel, Brautpaar und Hochzeitgäſte zogen hinauf zum fröhlichen Mann, ſich dort gütlich zu thun, da ward aus dem rothen Stein eine Stimme vernommen, die kreiſchte, daß es allen durchs Herz fuhr: heute roth, übers Jahr todt! — Und ein Jahr darauf war die junge Frau todt. Seitdem ſchweigt jeder Hochzeitzug, er komme von der Stadt herauf, oder ziehe nach ihr hinab nach genoſſener Feſtluſt auf den fröhlichen Mann, und wandelt an dem rothen Steine ſtill vorüber.

496. Zauberkünſte im Heinrichs.

Unter Suhla liegt der Stadtflecken Heinrichs, über dieſem Ort aber eine Steinsburg mit verzauberten Schätzen, die nicht wohl zu heben ſind. Ein Hirte pflückte droben eine weiße Lilie, und es ging ihm wie ſeinen Kameraden, daß er im Bergesſchoos das Beſte vergaß. Die zuſchlagende Thüre des Felſengewölbes ſchlug ihm die Ferſe wund, daß er lange daran kuriren mußte.

Nach Heinrichs ſind einmal drei Wildſchützen gekommen, die waren ihrer Kunſt ſo gewiß, wie der Hänſel Winkelſee, der zu Frankfurt am Main den Neuner durch die Eſchenheimer Thorthurmfahne ſchoß (Sage Nr. 69), und kehrten im Gaſthaus zum goldnen Hirſch ein, ſchon des Namens wegen, um hinten im Hofe, wo der Keller, ein Glas gutes Bier zu trinken, welches allda zu haben. Da kam unter den Gäſten, die da zechten, die Rede auf die Schießfertigkeit und wurde manch hübſches Jägerſtücklein erzählt, denn dort herum wimmelt es von Jägern, und zumal von Schützen, und dazumal gab es auch noch etwas zu ſchießen, trotz der vielen heimlichen Schützen, wie dieſe drei welche waren, obſchon Jedermann es wußte, und auf Kugeln beſprechen, ſtets und ſicher treffen, und dergleichen anziehende Geſprächsgegenſtände, und da rühmte ſich der und jener, und ward geſagt, die drei ſollten doch auch ihre Kunſt einmal ſehen laſſen, wenn ſie Wildſchützen ſein wollten, obgleich ſie keine ſein wollten. Da brach einer ein Kleeblatt ab, und der zweite langte eine Leiter und legte ſie an die Steinwand des Gebäudes, das den Hof des goldnen Hirſches hinten beim Keller abſchließt, und der Mitte ging aus dem Hauſe, über die Straße bis an die gegenüberſtehende Häuſerreihe, behielt aber, da die Thorfahrt offen ſtand und die Flur hoch gewölbt und auch nach dem Hofe offen war, das Kleeblatt im Auge und zählte neunzig Gänge. Darauf haben die Schützen nach dem Kleeblatt geſchoſſen, jeder nur eine Kugel, und wie einer ſchoß, ſchwand ein Blatt des Kleeblattes, aber die drei Kugelſpuren neben einander ∘°∘ ſind noch ſichtbar bis auf dieſen Tag. Dann ſind die drei Wildſchützen ſtillſchweigend zum Ort hinaus gegangen.

Einigen Bauern in Heinrichs war das Vieh bezaubert, daß ſie keine Butter mehr gewinnen konnten, da gingen ſie zu einer alten Hexe, und fragten dieſe um Rath, was ſie dagegen thun ſollten. Da unterwies das Hexenweib die Bauern, ſie ſollten in aller Teufel Namen zu einem Töpfer gehen, dort in gleichem Namen einen Topf beſtellen, den ſolle der Töpfer auch in aller Teufel Namen fertig machen, und dann ſollten ſie den Topf ebenſo auf einen vierſpännigen Wagen abholen, und dafür zahlen, was gefordert werde, ohne zu handeln. In dieſen Topf ſollte dann alle Milch nach und nach ein- und auch wieder ausgegoſſen werden. Dieſen ganzen Hexen- und Teufelsrath befolgten die Bauern zu Heinrichs, wo das Hexenweſen, wie im ganzen Henneberger Land in ſo voller Blüthe ſtand, daß eine Herzogin zu Sachſen, deren Gemahl ein Landestheil dieſer gefürſteten Grafſchaft bei einer Erbvertheilung zufiel, erklärte, ſie gehe nicht in den Bereich der ſchwarzen Henne, und auch wirklich nicht hinein kam, denn ſie ſtarb, bevor ihr Gemahl Beſitz nahm. — Es wurde aber, bevor der Topf noch gebraucht ward, durch das auffallende Abholen deſſelben beim Töpfer, wo funfzehn Groſchen für den Topf bezahlt wurden, auf vierſpännigem Wagen, die Sache ruchbar, kam vor das Conſiſtorium und wurde der Teufelei ein Ende mit Schrecken gemacht. Die Bäuerlein mußten im Armſünderhemd Kirchenbuße thun, und mehr Strafgeld zahlen, als alle Butter eines ganzen Jahres in Heinrichs werth war, den Topf zerſchlug der Scharfrichter auf dem Schindersraſen und an demſelben angenehmen Ort wurde die Hexe verbrannt. Ein Glück für die Bäuerlein, daß der Topf noch nicht gebraucht war, ſie hätten ſonſt mitbrennen müſſen ohne Gnade.

497. Die Harchelsbeerhecke.

Von Heinrichs im Thalgrunde der Haſel abwärts wird ein Dorf erreicht, deß Name iſt Dillſtädt, da iſt ein Platz, den nennen die Leute nur die Mallicht, das iſt Malſtätte. darüber hin gingen ſonſt immer die Brautleute, wenn ſie mit ihren Gäſten in das Wirthshaus zum Tanze zogen, wie die Suhlaer an ihrem rothen Stein vorbei zum fröhlichen Mann. Am Wege ſtand eine Harchels-(Stachel)beerhecke, und da einſtmals auch ein Brautpaar mit aufſpielender Muſik dort vorbeizog, da ſang ein Vögelein mit lauter Stimme aus der Hecke:

Heut' werrſchtwe nauf g'klunge,
Un ubbers Jear nauf g'ſunge! —

Und wie das Jahr herum war, da ging mit Trauerliedergeſang ein Leichenzug über die Mallſicht, und das war das junge Paar, ſie waren beiderſeits an einer ſchwinden Krankheit geſtorben; ſeitdem geh[illegible]in Brautzug mehr über die Mallſicht, und ſollte einer, um in das Wirthshaus zu gelangen, den größten Umweg nehmen.

498. Das verwunſchte Dorf.

In der Flurmarkung von Dillſtedt liegt eine Wüſtung, die heißt Germelshauſen, da hat ein Dorf geſtanden, ſteht auch noch, aber keiner ſieht es, auch iſt nicht gut, es zu ſehen. Vor hundert Jahren ohngefähr kam der Feldſcherer von Diezhauſen (zwiſchen Dillſtedt und Heinrichs) durch den einſamen Grund zwiſchen Rora und Mariasfeld, den der Görzbach durchfließt, und ſo kam er in ein Dorf hinein, und ſah da die Leute in die Kirche gehen, und wunderte ſich der altväteriſchen Tracht, und als er nach Ror kam, wo man ſich neumodiſch trägt, fragte er, was den[illegible]as für ein Dorf ſei? — es konnte ihm aber Niemand Beſcheid geben, und die Leute ſagten, da, wo er es beſchrieb, am Görzbach, liege kein Dorf.

Zu derſelben Zeit, es war Michaelis und in Dillſtedt Kirmſe, ging der Schuhmacher von Wichtshauſen (zwiſchen Dillſtedt und Diezhauſen), ein einfacher und ſchlichter Mann, nach Mariasfeld zu, der kam zum erſtenmal in jene Gegend und gelangte nahe an ein Dorf, darin krähten die Hähne und bellten die Hunde, und vor ihm her nahebei ging eine Frau, die eilte nach dem Dorfe. Der Mann rief ſie an, um ſich nach dem Wege zu befragen, aber ſie hörte ihn nicht, und ſchritt nach dem Dorfe auf einen ganz verraſeten Fußpfad, des Mannes Weg aber führte ihn ſeitwärts vorbei und an einem ganz übergraſeten Teich vorüber, und er wunderte ſich, daß die Leute dieſen Teich ſo ganz vernachläſſigten. Als er ſein Geſchäft zu Mariasfeld vollbracht, und wieder heimwärts ging, war der Teich und das Dorf verſchwunden.

Ein Nachbar, dem der Schuhmacher das erzählte, ſagte ihm, er ſolle froh ſein, daß er der Frau nicht nachgefolgt ſei, da wäre er wohl nicht wieder heim gekommen. Er habe das verwünſchte Dorf Germelshauſen geſehen, und es ſei dort herum gar nicht geheuer.

499. Von einem Bergmann und einer Braut.

Aus dem Diezhäuſer Grund geht ein Bergweg nach Benshauſen; dort herum ſind vor Alters auch Bergwerke geweſen, und wohnten Bergleute im Ort. Von denen iſt einmal einer am Sonnabend zur Beichte gegangen, und am Sonntag darauf wollte er zum Abendmahl gehen. Nun iſt alter Brauch, daß nach der Beichte Niemand mehr arbeiten ſoll, ſondern ſeine Gedanken all auf das fromme Vorhaben richten. Der Bergmann aber wollte ſein Bischen Lohn nicht einbüßen, und fuhr nach der Beichte dennoch wieder vor Ort. Aber kaum war er in der Grube, als der Schacht einſtürzte und alle Spur von ihm verſchwand. Erſt nach hundert Jahren, da andere Bergleute dort einſchlugen und ein Bergwerk bauten, fanden ſie in einem Gang einen Bergmann, der hatte einen großen langen Bart, und ſchien zu ſchlafen. Und da ſie um ihn redeten, erwachte er, und fragte gleich: hat es ſchon zuſammengeſchlagen? ich muß zum Nachtmahl gehen! — Da ſprachen die andern: es iſt heute kein Sonntag und iſt keine Kirche, es iſt Werkeltag. — Doch — ſprach er: nächten bin ich zur Beicht geweſen, und heint muß ich zum Abendmahl gehen. — Da geleiteten ſie ihn aus der Grube und nach der Kirche, und holten den Pfarrer, der gab ihm das heilige Abendmahl, und wie er es empfangen hatte, ſtürzte er zuſammen, und war ein Häuſchen Aſche.

Aehnlich ging es in Benshauſen zu mit einer Braut, welche gezwungen heirathen mußte. Vor der Trauung, als es zum zweitenmale läutete, war ſie fertig angezogen, weinte ſehr, und ſprach: laßt mich nur erſt noch einen Augenblick allein hinaus in den Garten, ich muß friſche Luft ſchöpfen — denn das Herz war ihr gar zu ſehr beklemmt. Im Garten weinte ſie bitterlich über ihr Unglück, da trat ein fremder Mann, den ſie nie geſehen, ihr nahe, der fragte ſie um ihren Kummer, und ſie klagte und vertraute ihm alles, er aber ſprach ihr Troſt zu mit milder Stimme, und wandelte mit ihr und ſprach allerhand, lobte auch ihren Garten und ſagte, ſeiner ſei auch recht ſchön, wenn ſie ihn ſehen wollte, gleich daneben, und da ſtand ein Pförtlein auf und ſie traten ein, gleichwohl hatte die Braut dieſen Garten noch niemals geſehen, auch niemals einen ſo wunderſchönen Garten, in dem ſo vielerlei zu ſehen geweſen wäre. Die ſchönſten Blumen, und Vögel, Springbrunnen, Baumgänge, Lauben, Gebüſche, Raſenplätze, Beeren und Früchte aller Art. Darüber freute ſich die junge Braut und vergaß ihr Herzeleid, das ſie drückte, und der Mann ſprach gar angenehm mit ihr. Mit einemmale ſchlug es zuſammen, da gedachte die Braut ihrer Pflicht, nahm höflich und züchtig Abſchied von dem Mann und ging wieder in ihren Garten zurück, und durch denſelben vor in das Haus, um nun mit Bräutigam und Gäſten in die Kirche zu ziehen. Aber da war alles verändert und ihr fremd, und fremde Menſchen ſtaunten ſie an, ihren altväteriſchen Brautputz, und fragten ſie was ſie wolle, und wo ſie her komme? — Da waren kein Bräutigam, kein Vater, keine Mutter, keine Hochzeitgäſte — und da wurde nachgeforſcht, und da fand ſich, daß vor hundert Jahren eine Braut kurz vor dem Zuſammenſchlagen in den Garten gegangen und nicht wieder gekommen war, gleich jenem Brautpaar, das hinauf zum Kiffhäuſer ging, Hochzeitgeräthe zu leihen, und ſchwer daran zu tragen glaubte, als es herab ſchritt. Es trug nur ſchwer an der Laſt ſeiner Jahre (Sage Nr. 430). Da hat ſich die Braut wieder zurückgeſehnt aus der ihr fremden Welt in den Garten des freundlichen Mannes, der kein anderer war, als Chriſtus unſer Herr und Heiland, und iſt bald darauf eingegangen in den Garten des himmliſchen Paradieſes.

500. Fahrſamen.

In einem gewiſſen Hauſe zu Benshauſen muß ein Jäger umgehen, weil er Fahrſamen gewann (ſoll Farnſamen heißen). Dieſen Samen zu gewinnen, iſt eine teufliſche Kunſt, ähnlich der, die jener Jäger im Ditmarſchen übte, der in die Sonne ſchoß (Sage Nr. 176), doch bedurfte der Benshäuſer dazu keiner heiligen Hoſtie. Er mußte zur Sommerſonnenwendezeit, wenn die Sonne die Mittagshöhe erreicht hat, in die Sonne ſchießen, da fielen drei Blutstropfen herunter, die mußte er auffangen und aufbewahren, das war der Fahrſamen. Nun konnte der Jäger, ſo lange er den Fahrſamen bei ſich trug, ſchießen, wonach er wollte, es ging ihm nimmer fehl, bis zuletzt, da es an ein ſeliges Sterbeſtündlein kommen ſollte, da fehlte es merklich ſehr. Der Jäger ſagte voraus, man werde einſtmals von ihm einen garſtigen Brüll hören, dann werde er weg ſein, und ſo geſchah es auch; der Teufel holte ihn, da ſeine Zeit um war. Auf dem Wege nach Virnau hat man dieſen Jäger nachher oftmals ſitzen ſehen in altmodiſcher Tracht, mit umgeſchlagenen dreieckten Hütlein, und hatte bei ſich drei kleine weiße Hündlein, wie der Mode, zu jeder Seite eins und eins auf dem Schooße.

501. Frau Holle und der treue Eckart.

Unter Benshauſen liegt der Stadtflecken Schwarza, durch den zog einſtmals zur Weihnachtszeit die Frau Holle mit ihrem wüthenden Heere, voran aber ging der treue Eckart und warnte die Leute im Wege zu bleiben, damit ihnen kein Leides geſchehe, denn das Heer nahm die ganze Wegbreite ein, und auf den die Larven ſtießen, dem erging es nicht gut. Da nun der Schwarm durch den Ort gebrauſt war, kamen zwei Knaben des Weges, die trugen Krüge voll Bier, das hatten ſie auf dem Köhler geholt, einem Wirthshaus mit Mühle gleich am Wege, eine Strecke unter Schwarza, allwo es immer gutes Bier giebt, und iſt viele Einkehr daſelbſt. Dieſe Knaben hieß der treue Eckart auch zur Seite treten, und ſie drückten ſich furchtſam ſeitab; gleichwohl wurden ſie doch wahrgenommen, und da die wilden Jäger immer Durſt haben, ſo traten einige der Furien zu ihnen, entnahmen ihnen die Krüge und zullten ihnen das Bier aus. Darüber waren hernach die Knaben ſehr bekümmert, denn ſie fürchteten daheim Schläge, wenn ſie kein Bier brächten, und hatten doch kein Geld, anderes zu holen, aber auf einmal ſtand der treue Eckart wieder bei ihnen, und ſprach: ſeid nur getroſt, ihr Jungen; es war gut, daß ihr das Bier freiwillig her gethan, ſonſt ſtände es jetzt ſchlecht um eure Hälſe. Geht nur immer getroſt heim mit euern Krügen, ſagt aber binnen drei Tagen keiner Seele etwas von dem, was euch heint Abend begegnet. — Wie nun die Knaben heim kamen, waren die Krüge voll und ſchwer und war ein Bier darin, wie ſolches die Mannen zu Schwarza noch nie getrunken, juſt wie engliſch Oel (Ale), als wär' es in Tölz gebraut, was aber das beſte und wunderſamſte war, die Krüge wurden nicht leer, ſie gaben fort und fort Bier her, das war eine ganz prächtige Sache — bis die drei Tage um waren und die Knaben ihr Schweigen brachen. Da war's alle.

302. Der Tannenbuſch.

Wenn man von Schwarza dem dunkeln Bergwaſſer der Schwarza entgegen geht, kommt man bald nach dem Dorfe Birnau. Daſelbſt lebte ein alter Förſter, der hieß Jacob, den neckte oft, wenn er im Walde ging, mancherlei Spuk. So geſchah es ihm auch zu einer Zeit, daß, wenn er auf den Anſtand ging und ihm ein Hirſch in den Schuß kam, ihm, ſo wie er ſchießen wollte, ein Tannenbuſch vor die Büchſe trat, ſo daß er niemals ſchießen konnte, denn ſowie er ſich ſeitwärts bog, rückte der Buſch nach, und wenn er dann ärgerlich das Rohr abſetzte und an eine andere Stelle ging, ſo war zwar der Tannenbuſch fort, aber auch der Hirſch. Das machte dem alten Förſter viele Sorge, und er ging nach Dreißigacker, allwo ein Scharfrichter wohnte, den fragte er um Rath in dieſer Sache. Der Scharfrichter beſann ſich gar nicht lange, ſondern ſagte: wenn euch der Tannenbuſch wieder vor den Lauf tritt, ſo zieht euren Hirſchfänger und putzt ihn nur aus. Bald ging der alte Förſter Jacob wieder auf den Anſtand, und ſiehe, es währte nicht lange, ſo zeigte ſich ein Hirſch, und auch der Tannenbuſch ſtand vor der Mündung des Gewehrs. Flugs that der Förſter, wie der Scharfrichter ihm gerathen hatte, zog den Hirſchfänger und begann den Buſch auszuputzen. Doch war es ein hartes Holz, kein Zweiglein fiel ab, aber in den Stahl des Seitengewehrs ſprang manche Scharte, ſo daß Jacob bald abließ und nach Hauſe ging. Im Dorfe Birnau aber fand ſich eine Frau tödtlich krank, hatte viele Wunden an ihren Armen und Beinen, und kein Menſch wußte, wie ſie dazu gekommen. Sie war die Hexe, die in Geſtalt eines Tannenbuſches den Förſter geäfft, weil er ſie zum öftern im Walde auf den Holzdiebſtahl angetroffen, ihr den Korb zertreten, ſie geprügelt, in die Waldbuße geſchrieben und ihr ſonſt allerlei Tort und Schimpf angethan hatte.

303. Vom alten Schloß Hallenberg.

Wer von Birnau immer weiter thalaufwärts geht, überſchreitet die Grenzmark der heſſiſchen Herrſchaft Schmalkalden und gelangt nach Steinbach-Hallenberg, wo hoch überm großen langgebauten Flecken maleriſch die Trümmer des Schloſſes Hallenberg horſtet. In jener Gegend giebt es viele Sagen auf den Höhen der Berge, wie in den Thalgründen. Die Burg Hallenberg ſoll derſelbe Baumeiſter erbaut haben, welcher Schloß Henneberg erbaute; ſie war auch eine Hennebergiſche Burg. Im Gemäuer droben wird noch eine Höhlung gezeigt, in der ein Särglein gefunden wurde, darin eine Kindesleiche. Von Zeit zu Zeit läßt ſich am Schloß eine weiße Jungfrau ſehen, die wandelt in der Mittagsſtunde den Berg herab bis an das alte Malzhaus, das mit einem Thürmchen geziert iſt, darin hängt noch ein Glöckchen, das früher auf der Hallenburg hing, von ſilberhellem Ton und Klang, daher es auch das Silberglöckchen genannt wird. Man ſagt, daß einige Juden aus Schwarza das Glöckchen ganz mit Silber anzufüllen, ſich einſt erboten hätten, wenn man für dieſes Silber ihnen jenes überlaſſen wolle; man iſt aber auf dieſen angetragenen Tauſch nicht eingegangen. Das Glöckchen trägt die Inſchrift: **Ave Maria gracia, MCCCCXX**. Die Leute haben einen Aberglauben, daß abgefeiltes Metall davon gut ſei gegen die Schwerenoth und fallende Sucht, daher ſieht man vielfache Spuren von Einfeilungen rund um den Rand herum. Die Feile wird von den Kranken auf Butterbrod eingenommen, es ſoll probatum ſein.

Ohnweit Steinbach-Hallenberg ſind die Silberlöcher, durch dieſe fließt ein Waſſer, und unter dem Waſſer iſt eine Höhle, daraus haben vordeſſen die Venetianer großes Gut getragen. Ein Köhler mußte ihnen immer ſeinen Harztiegel leihen, darin ſchmolzen ſie das edle Erz. Endlich dachte der Köhler, du kannſt ja auch einmal hinunter gehen, und für dich etwas holen, und auch ſchmelzen, und wollte in die Höhle hinein, aber da lag ein unbändig großer Hund drin, der bleckte ihm die Zähne, und hatte feurige Augen und machte ein Geknurr, als ob's der leibhaftige Satan ſelbſt wäre — da verging dem Köhler das Goldlangen.

504. Ebersdorf und Ebersgrund.

Von Steinbach-Hallenberg nach Stadt Schmalkalden zieht ſich ein hügeliger Wieſengrund hin, darauf hat vor Zeiten ein Dorf geſtanden, des Namens Ebersdorf. Das Dorf war reich und ſeine Bewohner hatten Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Da wurden ſie ob des gewonnenen Reichthums übermüthig, frevelten am Heiligen, gingen nicht mehr in die Kirche und führten ein gottloſes und üppiges Leben. Nun diente in Ebersdorf eine fromme Magd, die war gebürtig aus Springſtillen, einem Dorfe nahe bei Schmalkalden, die hat an einem Sonntag Urlaub von ihrer Herrſchaft, daß ſie nach Hauſe gehen dürfe und das heilige Abendmahl empfangen. Ueber dieſen Gott wohlgefälligen Vorſatz wurde ſie geſcholten und verhöhnt, doch durfte ſie von dannen und ging weinend ihres Wegs. Als ſie zurück kam, fand ſie das Dorf nicht mehr, nur ragte da, wo es geſtanden, in der Mitte ein Hügel, und aus dieſem blinkte der Thurmſpitze goldnes Kreuz, wie ein Kreuz über einem großen Grabe. Das Dorf war verſunken, doch hörte ſie noch in der Tiefe die Hähne ängſtlich krähen. Da wandte ſich die Magd abermals zurück in ihren Heimathort und kündete, was ſie geſehen; Niemand aber glaubte ihr, doch gingen viele Springſtiller mit und ſahen das Wunder, welches ſich begeben. Nun war auch das Kreuz vollends in die Tiefe geſunken, auch krähte kein Hahn mehr in und nach dem Dorfe und über ſeiner Stätte lagerte tiefe, grauenvolle Stille. Nach einiger Zeit nahmen die Leute von Springſtille Beſitz von der Flurmarkung, und daher kommt es, daß noch heute viele Springſtiller im Ebersgrunde Wieſen beſitzen. Man ſieht noch den Kirchhügel in des Thalgrundes Mitte und erblickt in der Nähe alte Heckenlinien, die Abgrenzungen ehemaliger Gärten.

505. Gadamars Geſicht.

Aus dem Ebersgrund gelangt man nach Asbach und in den Thalkeſſel, darinnen die alte Stadt Schmalkalden liegt, berühmt ob der in ihr gehaltenen Fürſtentage, mehrmaliger Anweſenheit Doktor Luthers, der beim Rentmeiſter Balthaſar Wilhelm am Topfmarkt, jetzt Kaufmann Sanners Haus, wohnte, und auch im ſelben Hauſe eine Predigt hielt, und durch jene berühmten von Melanchthon alldort verfaßten Artikel des chriſtlichen Glaubens.

Zu Schmalkalden lebte im Jahre 1526 ein frommer Mann, des Namens Siegmund Gadamar, und war dieſes Jahres ein Bürgermeiſter, denn allda beſtand ſeit langen Zeiten her die Einrichtung, daß zwei Bürgermeiſter und zwei Gemeindevormünder und nicht eine Heerſchaar von Stadt- und Gemeinderäthen das ſtädtiſche Regiment verwalteten, dieſe aber wurden jedes Jahr von der Gemeinde neu gewählt, nur daß meiſtentheils der zweite Gemeindevormund eines Jahres zum erſten im folgenden erwählt wurde. Dieſer fromme Herr Gadamar hatte ſich der neuen Lehre des Evangeliums zugewendet, wie auch frühzeitig Balthaſar Wilhelm, Luthers nachmaliger Wirth gethan, und hatten beide mancherlei Anfechtungen darob. Ging eines Abends Herr Gadamar mit bekümmertem Gemüth ſchlafen, kam, er wußte nicht wo und wie in eine Stube, darin ein trotziger Leue ſtand, fürchtete ſich aber gar nicht, war ganz muthig, dann ſah er eine Anzahl Fürſten im Kreiſe ſtehen, die wider den Löwen rathſchlagten, etwan ſieben, und an einem Tiſche ſaß ein alter Mann, der nahm ſich keiner Sache an und that, als ſchliefe er. Auf dieſe Fürſten ging der Löwe grimmig los und ſie hatten keine Waffen und zagten, einer aber nahm kecklich einen Stuhl, und wehrte damit den Leuen ab. Der Löwe aber ſchlug ſeine Branke durch den Stuhl, und blieb ſelbe drinnen ſtecken, da hatte der Fürſt gleich einen heſſiſchen Bock- oder Kampfdegen in der rechten Hand, und ſtach damit auf den Löwen los, daß es puffte, doch hörte Gadamar es eben nur puffen, und ſah nicht, daß der Löwe verwundet ward, die andern aber zagten, und gaben Rath, dem Löwen den Schweif abzuhauen, darinnen habe er ſeine größte Stärke, und da hieb einer aus ihrer Mitte dem Thiere den Schweif ab, ohne daß der Seher ſah, woher jener das Schwert nahm. Darauf gingen ſie alle aus der Stube und rathſchlagten und das Haus war ganz finſter, der Löwe aber wirkte ſich aus dem Stuhle los und legte ſich vorn an der Thüre auf die Bank und gewann wieder Stärke und wurde ſo grimmig, daß er ſchäumte, und rollte ſeine Augäpfel ſo ſehr, daß man nur das Weiße ſah, und ob ſolchen Ingrimmes ſah er erſt gar nicht, daß die Fürſten wieder in das Zimmer traten, wieder unbewehrt, und der Löwe wollte ſie zerreißen. Da erhob ſich am Tiſche der Mann, der zu ſchlummern geſchienen hatte, und hob nur zwei Finger drohend gegen den Löwen, ſprach aber kein Wort, und der Leu gehorchte ihm. Der Mann aber verwandelte ſeine Geſtalt und war Jeſus Chriſtus, und ein Menſchenbild ſprach zu Gadamar: dieß Geſicht merke und vergiß es nicht.

Hernach im Jahre 1537 iſt zu Schmalkalden vorm Auerthore über einem Weiher, die Todtenlache genannt, von vielen ein Wolkengeſicht am Himmel und auf Erden geſehen worden; eine Nebelgeſtalt ſtand da, hoch wie ein Thurm, und auf dem Thurm ward Lichtſchimmer erblickt, und Kriegergeiſter ſchwebten um die hohen Zinnen. Drunten am Thurm aber ſtand ein rieſengroßer grauer Mann, der ſchöpfte Waſſer, und da kam ein gräulicher Drache hinter dem Thurm hervor, der ſperrte den Rachen auf gegen den Mann, als wolle er ihn verſchlingen, der aber blieb unerſchrocken und ſtreckte ihm etwas entgegen, etwa wie einen Kelch oder ein Buch, da [illegible] der Drache und verſchwand, und alles hüllte ſich in Nebel ein.

506. Haderholz und Falkenburg.

Hoch über Schmalkalden thalaufwärts hinter dem Seligenthal führt rechts ein Bächlein, die Silge, eigentlich die Selige, denn das Bächlein gab dem Orte ſeinen Namen — einen waldigen Thalgrund hinein, über dem einander gegenüber zwei felſengekrönte Bergköpfe ragen. Darauf ſtanden in grauer Zeit zwei Ritterſchlöſſer, das eine hieß die Falkenburg, und der Name des andern iſt vergeſſen. Die beiden Ritter, die auf dieſen Burgen ſaßen, haßten ſich und bekämpften einander, beſonders haderten ſie um eine Waldſtrecke, die der Falkenburg gegenüber lag, auf der Seite von des Falkenburgers Feind, und die der letztere als ſein Eigenthum in Anſpruch nahm; die heißt bis heute noch das Haderholz und die öde Burgſtätte heißt der Haderholzkopf. Dieſe Ritter alſo haßten einander, ſie hatten aber jeder ein erwachſenes Kind, der eine einen Sohn, der andere eine Tochter, und dieſe beiden liebten einander trotz der Väter Haß. Da ſie aber nicht zu einander auf die Burgen kommen konnten und durften, weil die Väter nächſt ſich nichts mehr haßten, als dieſe Liebe ihrer Kinder, ſo kamen ſie heimlich im Silgegrund an einem traulichen Quellbrunnen zuſammen, erbauten ſich dort ein Hüttchen, und pflegten alldort der ſüßen Minne, leider aber in ſolcher Weiſe, daß ſich's zuletzt Seitens der Maid nicht mehr verhehlen ließ. Da mißhandelte der Vater ſie ſo ſehr, daß es ihr ungerade ging, und ſie ſtarb. Da flüchtete ihr Geiſt in das Selige Thal zum Hüttchen der Liebe, und erſchien ihrem Geliebten, der ſchon mehrere Tage dort ihrer vergebens geharrt hatte. Da brach auch ihm der Kummer das Herz. Seitdem erſcheint von Zeit zu Zeit das Ritterfräulein, und wäſcht im klaren Bach kleine Kinderwäſche, und breitet ſie zum trocknen auf die Waldwieſe unterm Haderholze aus.

507. Die Ritter des Hermannsberges.

Nicht weit von Steinbach-Hallenberg, recht mitten im Waldgebirge, liegen zwei Berge, der kleine und der große Hermannsberg. Ueber letztern läuft ein ſteiler haushoher Porphyrfelſenkamm, wie eine Rieſen- oder Teufelsmauer, grau bemooſt und mit alten Bäumen bewachſen. Da droben ſoll ein Schloß geſtanden haben, bewohnt von einem Grafen, welcher Hermann hieß. Er führete gar ein übles Leben mit ſeinen Rittern und gewann dadurch einen großen Schatz, daß er zwölf Seelen opferte. Zur Strafe ſeiner Unthaten ward er mit den Seinen in den Berg verflucht; zu Zeiten hört man ein wildes wüſtes Toben dieſer Ritter, ſieht auch wohl den Grafen umgehen; ſo hat ihn mancher Förſter und Kreiſer auf ſich zukommen ſehen mit einem ſpinnewebenen Geſicht. Ein Führer geleitete einen Fremden über die Waldestrift, wo man von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis geht, an einem Märzmorgen. Es hatte einen friſchen Schnee gelegt. Da kam der Geiſt ſichtbarlich und ging an den Wanderern vorüber; wie ſie ſich umſahen, weil ſein Ausſehen ſie entſetzte, war er verſchwunden und im Schnee war, wo er gegangen, kein Fußtapfen zu erblicken.

Einſt hüthete ein Hirte am großen Hermannsberg, da verlief ſich der Brüller (Heerdochſe), und der junge Knecht ging in den Wald, ihn zu ſuchen. Da kam er zu einer Geſellſchaft Herren, die vergnügten ſich mit Kegelſchieben und da ſie ihn ſahen, winkten ſie ihm, ihnen die Kegel aufzuſetzen. Dieß that er, und als ſie ihr Spiel beendigt hatten, gingen ſie hinweg und ſagten, er möge nur die Kegel mitnehmen. Er belud ſich mit dem Spiel, kam wieder zur Heerde, zu der ſich indeß der Ochſe wiedergefunden hatte, trieb ſie heim und wurde verwundert gefragt, wo er denn bleibe und geweſen ſei? Er ſei ſchon drei Tage nicht nach Hauſe gekommen. Er aber betheuerte, kaum eine halbe Stunde von der Heerde gegangen zu ſein, die Herren hätten ihn genöthigt, ihnen die Kegel aufzuſetzen. Da fragte man weiter, ob er auch einen Lohn bekommen? O ja — ſagte der Knecht — ich habe das ganze Spiel mitgebracht, draußen liegt's unter der Treppe. — Nun wollte der alte Hirt ſelbſt den Ranzen mit den Kegeln unter der Treppe hervorziehen, vermochte das aber nicht, hingegen der Junge, wie er angriff, brachte ihn gleich hervor, und da waren die Kegel von purem Golde. Zu einer andern Zeit, als der junge Knecht wieder im Walde hüthete und herumſchweifte, fand er die Geſellſchaft wieder, ſetzte wieder auf, und da bekam er auch die Kugeln. So war er zweimal glücklich.

In einem Dorfe am Fuße des großen Hermannsberges ſaßen an einem Winterabend einige Männer und karteten, und die Magd ſaß auf der Ofenbank. Da es ſchon ſpät war, ſo war ſie an ihrem Spinnrad eingenickt. Sie zu ermuntern, ſprach ihr Herr: Magd, geh' hinauf auf den Hermannsberg, hol' uns eine Flaſche Wein. — Dieß ſagte er, weil die Sage geht, daß in den verſchütteten Kellern des ehemaligen Schloſſes viele Fuder ſteinalten Weines liegen. Die Magd, dumm und ſchlaftrunken, macht ſich in der That auf, empfängt auch droben, ſie hat nicht zu ſagen gewußt wie? — eine Flaſche Wein in ihre Hand. Als ſie herunter und wieder in die Stube kommt, fährt der Herr ſie an: wo biſt du geweſen? Wo bleibſt du ſo lange? — Ihr habt mir ja geheißen, vertheidigt ſie ſich: daß ich auf den Hermannsberg gehen ſolle und euch Wein holen, ſo hab' ich's gethan, und hier iſt auch der Wein. — Verwundert hörten und ſahen das die Männer, die Flaſche war ganz grau und ſchimmlich. Doch brachen ſie ſie an und tranken mit gutem Muth den alten Felſenwein. Er war vom beſten und brannte wie Feuer.

508. Die Schlange am kalten Brunnen.

Zwiſchen dem großen Hermannsberge und dem Ruppberg liegt ein anderer hoher Berg, der Donnersberg, auf den Karten Steinbank bezeichnet. Wo deſſen Fuß ſich zum Junker, ſo heißt ein Wald- und Weideplatz, der früher den Junkern auf dem Ruppberg gehörte, hinabſenkt, entſpringt ein friſcher Quell, der kalte Brunnen. Dort hüthete einſt ein Bärenbacher Hirt; da kam zu ihm die Jungfrau des Ruppberges herabgewandelt, die ſprach zu ihm: dort bei dem kalten Brunnen liegt ein großer Stein und unter ihm ein großer Schatz, hebe beide, ſo werde ich aller Qual überhoben ſein! — Der Hirte ging hin, aber da lag auf dem Stein eine mächtige Schlange, die bäumte ſich ziſchend gegen den erſchrockenen Hirten und zeigte ihm den aufgeſperrten Rachen und die drohenden Zähne. Zaghaft entfloh der Hirte, doch ſpäter iſt der Stein hinweg gekommen, desgleichen auch der Schatz und die Jungfrau erſcheint keinem mehr. Aber der Brunnen quillt noch jetzt.

509. Die Ruppbergs-Jungfern.

Auf dem Ruppberg, der die Geſtalt eines Zuckerhutes hat, und der ſpitzeſte iſt von allen Thüringer Waldbergen, hat vor Zeiten ein Schloß geſtanden, das hat Gebhard von Reideck gebrochen und davon eine Kapelle in die Ehre Sankt Blaſii erbaut, dort iſt hernachmals das Dorf Blaſienzelle entſtanden. Im Grunde des Ruppbergſchloſſes liegt ein großer Schatz, der iſt verſetzt mit drei Erſtgeburten, die müſſen alle drei Johannes heißen, und müſſen dem Böſen geopfert werden, der den Schatz als ſchwarzer Hund bewacht. Manche haben die Schatzhebung verſucht, ſie iſt aber allen mißrathen. Vom Ruppberg wandelt nicht immer nur eine weiße Jungfrau, ſondern es wandeln ihrer drei, erſcheinen einzeln oder beiſammen und nieſen, um erlöſt zu werden, dabei haben ſie bisweilen einen Weich (eine Wäſche), den ſie trocknen.

310. Vom Reißigenſtein.

Unterhalb Mehlis liegt ein bewaldeter Berg ſteil und ſchroff über der Straße, die von Benshauſen abwärts, nach Blaſienzelle aufwärts führt. In Büchern nennen ſie ihn den Reißigberg, von dem ſagt ein alter Hennebergiſcher Geſchichtſchreiber: „denkwürdig iſt auch ein Berg, der reißende Stein, iſt eine ziemlich hohe Klippe, an welcher zur Nachtzeit nicht viel Ruhe iſt, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeigehende Landſtraße ſpringen, wodurch viele Leute erſchrecket worden; dem Vernehmen nach laſſen ſich allda viele Geſpenſte ſehen.“ — Dem reißenden Stein gegenüber iſt ſonſt ein Frauchen mit einem Schlüſſelbund umgegangen, das erſchien den Leuten in der Mittagsſtunde und ſchrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! — Es war eine Handelsfrau, die ihre Kunden bei Lebzeiten alſo betrogen hatte, die mußte nun dort umgehen, wie die Biermeſſerin Frau Holle im Walzerholze bei Arnſtadt (Sage Nr. 587). Doch hört und ſieht man ſie jetzt nicht mehr, vielleicht fand ſie ihre endliche Erlöſung.

Ueberm Berg drüben hinterm reißenden Stein iſt der Höſelberg, in den iſt ein Amtmann verwünſcht, der muß als Feuermann dort ſpuken.

Im Jahre 1561 borſt eine Kluft am Klingesberge und wich das Erdreich, alſo daß es zehn beſamte Acker fünf Ellen hoch bedeckte, vier Acker Wieſen verwüſtete, Bäume niederriß, und der Berg in der Nacht ſechzehn Schuh weit fortrückte. Das ward für ein gar ſchlimmes Anzeichen gehalten.

311. Die Glocke vom Gottesfeld.

Wer vom Schneekopfgipfel dem Rennſtieg ſüdoſtwärts folgt, dann durch endloſe Waldungen auf einſamen Gebirgspfaden ganz ſüdlich ſich ſchlägt, kann zum hohen Adlersberg gelangen, auf dem ſich eine weite Wieſenmatte breitet, die heißt das Gottesfeld. Dort droben lag eine Stadt, die hieß aber nicht Gottesfeld, denn ihre Bewohner waren ſo gottlos und laſterhaft, daß die ſtrafende Hand Gottes ſie ganz von der Erde hinweg tilgte. Sie verſank mit allen ihren Bewohnern, und die Stätte, wo der Herr Gericht gehalten, ward Gottesgerichtsfeld genannt, woraus hernachmals Gottesfeld wurde. Nach langen Jahren hüthete droben am Adlersberg ein Hirte aus Schleuſingen ſeine Heerde, der ſah ein wildes Schwein an einer Stelle wühlen und wählen, und wie er hinzukam, ſo ſtand das Oehr einer Glocke zu Tage. Der Hirte warf gleich ſeinen Lappen (Halstuch) auf den Fund, damit derſelbe nicht wieder verſinke, und eilte nach Leuten, jenen emporzuheben. Die Glocke wurde nach Schleuſingen gefahren, und auf den Thurm gebracht, aber da ſie nun zum erſtenmal geläutet wurde, gab ſie einen ganz entſetzlichen ſchauerlichen Ton von ſich, und beim dritten Schlage zerſprang ſie. Da ſie nun neugegoſſen ward, ſo klang ihr Ton nichts deſto weniger unharmoniſch, und es war als ob ſie riefe: Sau aus, Sau aus! — und dann zerſprang ſie abermals, und als ſie zum drittenmale umgegoſſen worden war, war ihr Schall um nichts gebeſſert, und ſie zerſprang wiederum, und ward hernach nur zum Sturmläuten gebraucht.

In dieſer Gegend ſteht auch der Schlüſſelheinzeſtein, ein ſenkrechter Porphyrfelſen, um dieſen läßt ſich ein geſpenſtiger Reiter ſehen, der einſt mit ſammt ſeinem Roß die Felswand hinab ſtürzte, wobei Roß und Mann todt blieben.

512. Raubſchloß Hermannſtein und andere.

Wer vom Schneekopf nordoſtwärts den Schritt in die Thalgründe lenkt, den führen tiefeinſame Pfade herab zu den Quellen der Ilm in den alten Längwitzgau und zu einem Felsrieſen, dem Hermannſtein, welcher aber vom Volksmund Hammerſtein genannt wird. Er trug eine Burg oder doch eine Warte, und ſoll erſtere eine über der Straße aus Sachſen durch Thüringen nach Franken gar günſtig gelegene Raubburg geweſen ſein. Ein Biſchof von Mainz habe ſie von Erfurt aus zerſtört. Es iſt dort nicht geheuer, und die Holzleute ſind oft ſchon durch ein gräßliches Getöſe dort geſchreckt worden. Ritter Hermanns Geiſt reitet Mitternachts auf ſchwarzem Roß um den Felſenberg; Kräuterſammler, die in der Johannisnacht auszogen, um mit dem früheſten an Ort und Stelle zu ſein, haben ihn geſehen.

Um Ilmenau herum ſoll es außer dem Hermannſtein noch mehrere Raubſchlöſſer gegeben haben, ſo eins auf der Sturmhaide, welches Kaiſer Rudolph 1290 brechen ließ. Die Ilmenauer beſorgten dieß mit höchſteiner Erlaubniß außerordentlich gern ſelbſt, und fingen neunundzwanzig Räuber, denen ſammt und ſonders in Erfurt die Köpfe abgeſchlagen wurden. Ein zweites Schloß ſtand wie die Sage geht, zunächſt an Ilmenau, nach dem Eichigt zu, das iſt mit Mann und Maus in einer für das Schloß nicht ſchönen Nacht verſunken, und an ſeine Stelle iſt der große Teich getreten.

513. Die Zwerge der Kammerlöcher.

Nicht weit von Ilmenau liegt ein Dorf, Angelrode, und in deſſen Nähe iſt eine vielfach zerklüftete Bergwand, mit mancherlei Schluchten und Höhlen, Felſenkammern gleich, welche man die Kammerlöcher nennt. In dieſen Kammerlöchern hauſten einſt Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, ſo heißt der Theil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreißigjährigen Kriege ein ſchwediſches Wachtpiket dort geſtanden, bis zum Kummel, dem vorſpringenden Bergeck[*], an welchem das Angelroder Wirthshaus mit ſeinem vortrefflichen Felſenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch dieſen

in den Wirthskeller, dem ſie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch
thaten. Dieſe Zwerge hauſten im Schooß der tiefen Felſenkammern luſtiglich,
und thaten ſich gütlich an des Wirthes Wein und Bier und ſonſtigen Vorräthen.
Außerdem übten ſie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die
Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirth wußte lange nicht, wer ſeine
Diebe ſeien, warf Verdacht auf ſein Geſinde und ſeine Hausgenoſſen, kränkte
dieſe und hatte viel Verdruß. Endlich gerieth er auf den Einfall, Aſche in den
Keller zu ſtreuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unſichtbaren Beizapfer zu
erkennen. Und als er eines Abends dieß gethan und des andern Morgens nach-
ſah, fand er zahlloſe kleine Spuren von Gänſefüßen ähnlichen Füßchen, die aus
einer Felsſpalte im tiefſten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in
dieſe ſich verloren. Der Wirth holte ſich Rath bei einem weiſen Mann, welcher
lautete, man ſolle, wenn man die Nähe der ſtets unſichtbaren Zwerge vermuthe,
mit Taxuszweigen nach ihnen ſchlagen; jeder Zwerg, der getroffen werde, würde
dann augenblicklich ſichtbar. Auch ſei den Zwergen die Form des Kreuzes ver-
haßt, und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüſche kreuzweiſe über ihre
Wege lege, ſo beſchritten ſie letztere nimmermehr wieder. Der Wirth befolgte den
Rath, theilte ihn weiter mit, und am nächſten Trinitatisſonntag ſtieg das halbe
Dorf Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und
ſteckte ſie kreuzweiß an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in
die Keller, aus denen die Zwerge allerlei geholt. Ob auch einige der Zwerge von
den Eibenruthen getroffen und ſichtbar wurden, weiß man nicht, der Rath des
weiſen Mannes blieb aber doch in Ehren, denn wenn kein Zwerg ſichtbar wurde,
ſo war das eben ein Beweis, daß keiner getroffen worden war. Das neckiſche
Zwergvölkchen aber wanderte nun aus. In einer Nacht hörte man vom Kirchen-
holz herab, durch das Dorf und die jenſeitigen unfruchtbaren Felsanhöhen hin-
auf nach Rippersrode zu ein anhaltendes Trippeln und Trappeln, als ziehe ein
Heer von vielen tauſend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leiſes Weinen
und Schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen ſie wieder. Von der Zeit
an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatisſonntage Alt
und Jung hinauf auf den Weißenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxus-
zweige brach, und ſie kreuzweis in die Küchen, Keller, Stuben und Ställe ſteckte.
Und obſchon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt
werde, verſchwunden iſt, ſo iſt doch der Brauch geblieben, und namentlich ſäumt
des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des
Berges wunderſamen Felſenkammern herabzuholen. — Auch geht die Sage, daß
zu Zeiten in dem ſchaurigſchönen Felslabyrinth der Kammerlöcher oder Felſen-
kammern über Angelrode ſich ein ſchneeweißer Hirſch mit goldenem Geweih blicken
laſſe, jedoch nur von Sonntagskindern und auch nur von unbefleckten. Einem
ſolchen iſt Macht gegeben, den Hirſch zu fangen, und ihn in die Tiefe der größ-
ten Felsſchlucht zu führen, dort ſchlägt der Hirſch mit dem Goldgeweih an das
Geſtein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne und zugleich öffnet

ſich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen ſich nun eine Kammer nach der andern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelſteine. Da mag der Erwählte dann getroſt zufaſſen und davon tragen, ſo viel er kann. Dem Hirſch aber wächſt in Jahresfriſt ein neues Geweih, aber nicht alle Jahre findet ſich ein auserwähltes Glücks- und Sonntagskind, das reinen Herzens und makelloſen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal.

514. Vom Singerberge.

Zwiſchen Ilmenau und Stadtilm, die beide am Ilmfluß liegen, erhebt ſich ein einzelner Hochgipfel, das iſt der Singerberg. Er iſt einer der vielen Sagenberge des Thüringerlandes, und die Sagen von ihm ſind theils den übrigen verwandt, theils eigenthümlich. Er ſoll den Namen tragen vom Geſang und Getöne, das zu Zeiten in ſeinem Innern vernommen wird, gleich wie im Hörſeelenberge. Auch in ihm ſoll ein Mann verzaubert ſitzen, und ein Schloß iſt in ſeinen tiefen Schoos hinab verwünſcht. Bisweilen gelingt es wohl einem, die Oeffnung zu finden, die hinein und hinunter führt. Ein Schäfer fand eine gelbe Blume und pflückte ſie, dem erſchien eine Prinzeſſin und leitete ihn in das Innere, wo an einer Tafel viele eisgraue Ritter ſchlafend ſaßen, denen allen die Bärte durch den Tiſch gewachſen waren. Und da iſt es ergangen, wie den Hirten und Schäfern im Kiffhäuſer, Fragen nach dem Flug der Vögel, hier ſchwarzen und weißen, wieder entſchlummern, Gewölbe voll Waffen, Roſſen und Schätzen, und der Lohn — eine Taſche voll Sand, den aber der Schäfer einmal nicht wegwarf, ſondern davon reich ward. Auch die Sagen von der zauberhaften Bergentrückung wiederholen ſich am Singerberge. Ein Fuhrmann fand im Berge Nachtquartier mit Schiff und Geſchirr, da er in Meinung, in einen großen Gaſthof am Wege zu fahren, in den Berg hinein fuhr. Herrlicher Stall, glänzende Bewirthung; am andern Morgen ſpannte er wohlgemuth ein, wendet ſich noch einmal, in das Haus zu gehen und die Zeche zu bezahlen — weg iſt das Haus, weg die Stallung — weg ſind die Wirthsleute und ihr Geſinde. Grauſen ergreift den Fuhrmann — er fährt von dannen, kehrt im nächſten Wirthshaus ein, ſieht da den Kalender, nimmt ihn von der Wand, lieſt die Jahrzahl und ſtaunt. Sieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage war er im Singerberge geweſen. — Ein Hirte blieb gar hundert Jahre darin. Häufig erſcheint am Berge die weiße Jungfrau, die nicht fehlen darf, wo ein Schloß ſtand; ſie äfft oft Jäger und Holzleute, wie auch die Reiſenden. Auch wird, das iſt die allgemeine Sage, für den Singerberg in allen katholiſchen Kirchen Erfurts jährlich einmal gebetet, wie für den Sperrhügel und für den Schneekopf ſelbſt im nichtkatholiſchen Arnſtadt, daß er nicht berſte und von ihm aus das ebene Land überfluthet werde. Dieweil er aber der Singerberg heißt und iſt, und die Singer und Sänger das Waſſer erſt nicht lieben, ſo iſt ſein Schoos angefüllt mit vielen hunderttauſend Fäſſern Weines, den die Ritter des Schloſſes darin aufgehäuft und ſeltſamer Weiſe nicht ſelbſt getrunken haben. Etwas von dieſem Wein entrinnt alljährlich dem Bergesſchooße, das miſcht ſich in ſeine Quellen, darum ſind ſie ſo erquicklich und labend — wenn aber nicht mehr für den Berg, und überhaupt nicht mehr gebetet wird, dann ſollen alle Fäſſer berſten, und ſoll die Weinfluth aus dem Berge ſtrömen und alles Land mit allem Vieh und Menſchenkindern werden dann darin untergehen, als in einer zweiten Sündfluth; das wäre viel ſchlimm und des Guten zu viel auf einmal, darum ſollen die Menſchen den lieben Gott und das Beten nicht ganz und gar vergeſſen.

---

515. Doktor Luther verwünſcht das Singerberger Schloß.

Vom guten Singerberger Wein weiß die örtliche Sage ſeiner Gegend noch ein Mehreres zu erzählen. Vor Zeiten lebte droben ein Graf in großer Eingezogenheit, der in dem Ruf eines Schätze aufhäuſenden Filzes ſtand. Ein junger Verwandter, welcher Luſt hatte, den Alten möglichſt bald zu beerben, verband ſich mit einigen Schnapphahnen, die Burg zu überfallen, den Grafen zu tödten und die Schätze zu theilen. Dieſes führten ſie aus und verbreiteten die Nachricht, der Graf ſei geſtorben. Der junge Ritter blieb im Beſitz des Schloſſes und führte mit ſeinen Raubgeſellen ein zügelloſes Leben, da haben ſie den Reiſenden aufgelauert und ſie beraubt oder auf die Burg geſchleppt und erſt gegen hohes Löſegeld frei gegeben. Einmal fingen ſie eine vornehme Frau mit zwei Töchtern und Dienerſchaft, um die entſtand großer Streit, denn ſie wollten dieſelben nicht um Löſegeld ziehen laſſen, ſondern ſelbſt beſitzen. Wer den reichſten Fang thue, ſollte die Schönſte erhalten. So zogen die Ritter aus, nachdem ſie die ſchönen Gefangenen der alten Schließerin auf die Seele gebunden hatten, daß die ſie gut bewahre. Die erſte Beute, die einem der Wegelagerer in die Hände fiel, waren einige Erfurter Mönche, und unter denen befand ſich auch der Doktor Luther. Nur der letztere wurde als Geiſel behalten, und die andern entlaſſen mit dem Geheiß, Löſegeld für ihn zu ſenden. Ein Knappe ſollte den Mönch bewachen, während der Schnapphahn weiter nach Beute ſtrebte. Aber da iſt der Knecht müde und ſchläfrig geworden, und iſt auf dem Raſen, darauf er ſaß, eingenickt, und Luther iſt davon gegangen. Da hat er über ſich die ſtattliche Burg geſehen, und gehofft, hier Schutz zu finden, da hat aber die gefangene Frau auf der Mauer geſtanden und von der Zinne gerufen: fliehe eilend! Hier wohnen Raub und Mord! — Dieſem Geheiß hat Luther willfahren wollen, iſt aber einigen der Raub- und Rottgeſellen in die Hand gelaufen, und von dieſen mit auf die Burg hinauf geführt worden. Und da haben ſie am Abend den gefangenen Mönch zu ſich in ihr Zechgelag bringen laſſen, und von ihm verlangt, ihnen Liedlein zu ſingen und die Zeit zu vertreiben. Der Mönch ſtimmte ſcheinbar in ihren Ton ein, ſang aber lateiniſche Formeln, die ſie nicht verſtanden, und deren geheime Kraft ſie einſchläferte. Als ſie nun alle ſchlieſen, auch die Knechte und die Schließerin, hat er die gefangenen Frauen mit deren Schätzen aus der Burg geführt, und im Gehen eines ſeiner Lieder geſungen, und dann hat er die Burg verwünſcht mit Mann und Maus, daß ſie niemals wieder ein Menſchenauge erblicken ſolle, als wer ſeines Liedes Melodie auf der Berghöhe ertönen laſſe. — Bald kam das Schloß in Vergeſſenheit, und es gingen viele viele Jahre hin, und der Singerberggipfel blieb öde und einſam. Da hat einſtmals ein Schäfer ſeine Heerde hinauf getrieben, und von ohngefähr auf ſeiner Schalmei die Melodie jenes Liedes angeſtimmt, ſiehe, da iſt das Schloß vor ſeinem Blick emporgeſtiegen, mit offnen Thoren und Hallen, und er hat ſich hinein gewagt, aber alles darin ſtill und ſchlafend gefunden. Vom Wein, der da in Fäſſern und Krügen in Fülle vorhanden war, füllte er ſeine Kürbisflaſche, und verließ die Burg wieder, nach ſeiner Heerde zu ſehen. Da iſt die Burg hinter ihm alsbald wieder hinweggeſchwunden. Der Wein war köſtlich, und hatte die allerpreiswertheſte Eigenſchaft, er ward nicht alle, ſo viel auch der gute Schäfer davon trank. Aber die Burg fand er niemals wieder, ſo oft er ſie auch ſuchte, denn er wußte den Zauber nicht, der ſie ihm zeigen konnte, [illegible] dachte nicht wieder daran, auf dem Berggipfel die Melodie jenes Liedes zu blaſen. Nach einiger Zeit war der Schäfer zu einem guten Freund gekommen, dem hat er ſein Abenteuer mit dem Singerbergſchloß erzählt und zu ihm geſprochen: da ſolle nur einmal den Wein — wie aber der andere hat trinken wollen, hat er geſagt: du Narr! Es iſt ja nichts drin. — Und da iſt es gerade gegangen, wie mit den Bierkrügen der Knaben in Schwarza, und wie mit dem Pechten-Bier; als die Knaben ihr Geheimniß verplaudert, die Kürbisflaſche war und blieb leer — (Sagen Nr. 501 u. 575).

516. Paulina's Zelle.

Vom Singerberg herunter und vom Dorfe Singen an ſeinem öſtlichen Fuße führt ein ſtiller Weg in ein noch ſtilleres Thal. Darinnen birgt ſich die ſchönſte und erhabenſte aller Kloſterruinen Thüringens: Paulinzelle, von welcher manche Sagen umgeben. Paulina, eine Tochter des Grafen Moricho, Truchſes Kaiſer Heinrich IV., lebte, nachdem ihre Aeltern todt waren, einige Zeit zu Merſeburg bei ihrem mütterlichen Oheim, dem Biſchof Werner, und wollte einſt den Grafen in der Längewitz, Sizzo geheißen, der ſich auch einen Grafen von Käfernburg und Schwarzburg nannte, beſuchen. Sie ritt nur mit einer Zofe und einem Diener, und verirrte ſich in den damals ungeheuern und ausgedehnten Forſten. Der Diener wurde zur Kundſchaft ausgeſandt und kam nicht wieder, ſo war denn Paulina mit der Zofe allein in dem wilden Walde. Sie trieben ihre Saumthiere ſo lange vorwärts, bis dieſe vor Ermattung nicht weiter konnten. Schon glühte das Sonnenlicht nur noch an den höchſten Wipfeln, als ſie auf einer Wieſe, welche zwei Bäche (Bären- und Rotenbach) umfloſſen, eine unbewohnte Köhlerhütte trafen, und darin etwas von Kohlenſtaub geſchwärztes Brod und ein dürftiges Strohlager fanden. In der Nacht träumte Paulina, ſie bete hier an einem Altare. Sie erwachte, errichtete von einigen daliegenden Holzſtücken einen Altar, ſtellte ihr kleines Crucifix, das ſie am Halſe trug, darauf und betete inbrünſtig. Indeß trat ihre Begleiterin aus der Hütte und erzählte ihren Traum, der wunderbarlich mit dem Paulina's zuſammentraf. Das hielt Pauline für einen Wink von oben, und beſchloß, hier eine Zelle zu bauen. Am Morgen reiſten ſie weiter und kamen an ein ärmliches Fiſcherdörflein, wo ſie kaum etwas Brod und Fiſch erhielten. Dieſes Dorf, Fiſcherau, wurde ſpäter von den reichlich belohnten Bewohnern zu Ehren der Gräfin Gräfinau genannt. Paulina erwarb bald darauf vom Grafen Sizzo Ländereien in dieſer Gegend, und führte ihren Entſchluß aus, dort eine Zelle zu erbauen, darin ſie mit den in dieſe Waldeinſamkeit ihr gefolgten Frauen frommen Betrachtungen ſich hingab. Später mehrte ſich das Frauenkloſter, der Bau der großen Kirche wurde begonnen, auch ſpäter ein Mönchskloſter hier errichtet. Die Kirche ward gar prachtvoll erbaut, und mit mancherlei ſteinernem Bildwerk geziert, ſo unter andern auch mit einem Lindwurm, denn als Paulina einſt den Rinnegrund hinauf reiſte, wurde ſie von einem gräulichen Lindwurm, welcher — für die ganze Umgegend ein Schrecken — unterhalb Leutnitz in einer Höhle hauſte, angefallen. Sie aber ſchlug ein Kreuz und rief ihren Schutzheiligen an, wodurch das Unthier beſiegt wurde. Zum Andenken an dieß Abenteuer ließ ſie den Lindwurm in Stein hauen, deſſen Bild noch jetzt an einem erhaltenen Säulenkapitäl am Haupteingang der Kloſterkirche zu ſehen iſt.

517. Paulina lohnt die Arbeiter wunderſam.

Während des Kloſterbaues wohnte Paulina auf dem in der Nähe und nördlich von Paulinzelle gelegenen Kienberge in einem Hauſe, von dem ſich noch jetzt Spuren finden. Von hier aus beaufſichtigte ſie den Bau des Kloſters, weil ſie hier das ganze Thal und die Straße auf der die Bauſteine herbeigeſchafft wurden, überblicken konnte. An jedem Abend kam ſie mit einer Schürze voll Geld hernieder zu den Bauleuten, ermahnte ſie zum Gebet, und ließ Jeden ſo viel Geld nehmen, als ſeine Hand faßte. Einſt dachte ein Arbeitsmann durch einen tiefern Griff mehr als die Andern zu ergreifen; aber beim Nachzählen fand er, daß er keinen Pfennig mehr oder weniger habe, als er verdiente. Dieſe Wunderthat verſchaffte Paulinen große Verehrung im Volke.

518. Die Kirchenſäulen und der Teufel.

Der Steinmetz, welcher den Plan zur Paulinzeller Kirche angab, faßte den Gedanken, die Kirche von beiden Seiten auf Säulen aus einem einzigen Steine zu ſtützen. Alle die das hörten, wunderten ſich über das kühne Unternehmen, und um es ausführen zu ſehen, boten ſich viele Maurermeiſter zu Gehülfen an. Paulina betete auf Bitten des Baumeiſters allemal, wann eine Säule im Steinbruch gehoben wurde, für das Gelingen, und ſo waren alle Säulen bis auf zwei glücklich aufgerichtet. Als aber die zwei letzten gehoben werden ſollten, wurde Paulina durch ein Geſpenſt im Gebete unterbrochen, und augenblicklich entſtand eine Erderſchütterung, welche die zwei Säulen zuſammenneigte, ſo daß von jeder ein Stück abgeſchlagen wurde. Aber der Steinmetz fügte die Stücke wieder ſo geſchickt und ſo feſt zuſammen, daß ſich männiglich über deſſen Kunſt und über die Macht des Gebetes der Gräfin verwunderte. —

Der Baumeiſter hatte mit dem Teufel einen Bund geſchloſſen, daß ihm [illegible]ſelbe dabei helfe, und zum Lohne die erſte Seele verſprochen, welche die Kirche beträte. Da nun die Kirche fertig war und eingeweiht werden ſollte, ſchob man zuerſt ein Schwein durch die Thüre, welches der Teufel aus Zorn und Schaam über ſeine Ueberliſtung, wüthend packte, und mit ihm durch die Decke fuhr. Dabei hinterließ er nach ſeiner Art einen gräulichen Geſtank, der kaum den Düften des Weihrauches wich, und in der Decke blieb ein Loch, [illegible]s nimmermehr wieder verſchloſſen werden konnte.

519. Wittekind, der ſchwarze Ritter.

Nicht weit von Paulinzelle erhebt ſich, in einem felsreichen Waldthale Schloß Schwarzburg ſtattlich und ſchön, die auf der Stätte eines der älteſten thüringiſchen Burgbaue ſteht. Die Stammſage des Grafengeſchlechtes von Schwarzburg kündet, daß einſt ein naher Verwandter des großen Sachſenfürſten Wittekind, und den gleichen Namen mit dieſem theilend, von Karl dem Großen gefangen genommen worden. Die Tapferkeit, die dieſer Sachſenführer und ſeine Söhne bewieſen, habe Karolo wohl gefallen, und er habe jene zum Chriſtenthum bekehrt, habe ſie taufen laſſen und ſei ihr Taufpathe geworden. Da habe nun Wittekind, zubenannt der Schwarze, den Namen Ludwig empfangen, ſeine beiden Söhne aber, die Wittekind und Walperto geheißen, wären Karl und Ludwig genannt worden. Wittekind der Vater habe nun die Schwarzburg erbaut, und ſie ſeinem ältern Sohn zum Erbe beſtimmt, Ludwig, der jüngere Sohn, ſei Erbauer des Schloſſes Gleichen geworden. Karl der Große erhob ſeinen Pathen Karolus zu einem Grafen von Schwarzburg, und begabte ihn mit einem Strich Landes im Thüringer Walde von zwanzig Meilen im Umkreis. Als der große Karl Ludwig den Bärtigen zu einem Grafen von Thüringen erhoben hatte, ordnete er ihm zwölf edle Vaſallen zu, darunter waren auch die Grafen von Schwarzburg, die ſich in ſehr früher Zeit, ſchon im Jahre 1099 „von Gottes Gnaden" ſchrieben. Auch wurden ſie ſpäter den Viergrafen des Reiches zugezählt. Das feſte Haus Swarzinburg, wie die älteſte Urkunde, die ſeiner erwähnt, ſchreibt, gehörte dem edlen Grafengeſchlechte, ehe es noch von der Burg den Namen annahm. Der erſte, der ſich einen Grafen von Schwarzburg nannte, nannte ſich auch zugleich einen Grafen von Thüringen, und einen Grafen von Käfernburg. Sein Name war Sizzo, ſein Vater hieß Gundar, aus welchem Namen ſpäter der erbliche Familienname der Fürſten von Schwarzburg, Günther, gebildet wurde, und lebte zu Ende des eilften und im Beginn des zwölften Jahrhunderts. Graf Sizzo wurde der Gründer des nahe bei Schwarzburg liegenden Dorfes Sizzendorf. Sizzo's Söhne wohnten auf den Schlöſſern Schwarzburg und Käfernburg. Aus dem fürſtlichen Hauſe Schwarzburg gingen in ſpäter Zeit hervor ein deutſcher Kaiſer, zwei Erzbiſchöfe, mehrere Biſchöfe, ein Großmeiſter des deutſchen Ordens und mancher heldenmüthige Streiter.

520. Der Greifenſtein.

Ein thüringiſcher Graf, des Namens Heinrich, brachte aus einem Kreuzzuge einen Greifen mit, andere ſagen einen Falken, der nur auf den Namen Greif gehört. Einſt ließ der Graf den Greif nach einem Reiher ſteigen, er ſtieg und kam nicht wieder, das war dem Grafen ſehr leid, und er gebot ſeinen Dienern, allüberall zu ſuchen und zu ſpähen, ob ſie den Greif fänden — es war aber vergebens. Des andern Morgens ging der Graf ſelbſt wiederum aus, den Falken zu ſuchen, den er ſehr ungern mißte. Da erblickte er ihn nach dem Keſſelberge zu hoch in der Luft ſchweben und im Nu auf einen Schwarm Vögel niederſtoßen, die ſich auf einem nahen Berge niederließen. Eilends beſtieg der Graf dieſe Anhöhe und fand ſeinen Greif an dem Orte, wo ſonſt die Burggerichte gehalten wurden, im Gebüſche ſeine Beute verzehrend, rings umher aber Singvögel, die von ihren Neſtern aufflatterten. Ei, ei, du loſer Schelm, ſagte der Graf ſcherzend: hab' ich dich nicht gehalten wie ein Kind, und doch willſt du mich verlaſſen? Freilich iſt's hier ſchöner, als auf meiner Hand, und du haſt dir wahrlich keine üble Reſidenz erwählt. — So ſprach der Graf, und ſeinen Greif auf die Hand nehmend und ſtreichelnd, ſchaute er ſich um, und weil ihm der Platz ſo wohl gefiel, da man von ihm aus Thal und Gegend weit überſchaute, ſo kam es ihm in den Sinn, hier eine Burg zu erbauen. Noch in demſelben Jahre wurde der Grund gelegt; der Bau währte mehrere Jahre, denn es wurde ſo feſt und ſtark gebaut, wie wenn die Mauern ewig halten ſollten; ja, der Mörtel, der noch jetzt mit unverwüſtlicher Feſtigkeit die mürben Sandſteine zuſammenhält, ſoll mit Wein angemengt worden ſein, damit er die Steine um ſo feſter kitte. Die Burg aber nannte der Graf zum Andenken ſeines Greifes, der den Platz erwählt, Greifenſtein — das Volk nennt ſie nur „das alte Schloß," und glaubt, ſie ſei bei einer Belagerung zerſtört und verbraunt worden, obgleich dieſe Meinung der Geſchichte zuwiderläuft; in der Geſchichte aber heißt ſie die Blankenburg und die Grafen von Schwarzburg hatten ſie inne und wohnten auf ihr.

521. Der Mönch auf Blankenburg.

Auf dem Burghofe der alten Blankenburg läßt ſich in der Dämmerſtunde oft ein Mönch mit grauem Haare und Barte ſehen, der den Leuten winkt, ſie möchten ihm folgen. Das hat aber bis jetzt noch Niemand gewagt, als ein Schäerknabe, der auf den mit Gras bewachſenen Hofe ſeine Lämmer weidete. Den führte der Mann mit langer grauer Kutte, die mit einem Stricke umgürtet war, in ein eiſernes Thor. Der Mönch berührte es mit dem Finger, und im Nu ſprangen die Flügelthüren auf und eröffneten den Blick in unterirdiſche Säle, wo das Licht der Lampen, die von der Decke ſchimmerten, ſich in tauſend goldenen Geräthen ſpiegelte. Der Saal war mit harten Thalern gepflaſtert, und in den Winkeln lagen Haufen Goldſtücke. Obgleich der Mönch winkte, hineinzutreten und zuzulangen, ſo traute ſich doch der Bube nicht, und als er dem vor Staunen faſt an die Stelle gebannten Knaben lange zugewinkt, verſchwand er plötzlich, und es war keine Spur von Thor und Saal mehr zu ſehen.

Das ſoll der Arzt Freidank ſein, welcher den Kaiſer [illegible]nther, der hier auf dieſer Blankenburg geboren wurde, vergiftete, und ſo lange hier umgehen muß, bis ihm, dem treuloſen Verräther, ein Menſch Zutrauen geſchenkt hat.

Sonſt mußte jedes Kind, welches zum erſten Male den Greifenſtein beſuchte, ein Stücklein Brod mitnehmen, womit es den Mönch begütigen könne, wenn er erſchiene. Dabei wurde dem Kinde, das ſich aus Furcht vor dem Mönche ſcheu an die Aeltern ſchmiegte, der tiefe, jetzt leider faſt ganz verſchüttete Brunnen gezeigt, welcher ehemals ſo tief geweſen ſein ſoll, daß ihm das Waſſer aus der Schwarza zufloß, und aus dem der Storch die kleinen Kinder holt und ſie den Müttern, den Geſchwiſtern aber große Zuckerdüten mitbringt.

522. Das gefährliche Pfand.

Auf einem Edelhofe unter Blankenburg, etwa in Watzdorf, war Spinnſtube, und es wurden Pfänder ausgelöſt. Was ſoll thun das Pfand, das ich hab' in meiner Hand? — wurde gefragt, und ein vorwitziges Mädchen ſagte: auf die Burg gehen und eine Kachel von dem alten Oefchen holen! — Der kecke Vorſchlag ging durch, aber ſelbſt den beherzten Burſchen graute vor der Ausführung. Das Pfand gehörte einem Mädchen (Sophie Brandt ſoll ſie geheißen haben), und ſie machte ſich, um nicht furchtſam zu erſcheinen, auf den Weg. Als ſie in das einzig übrig gebliebene, halb verfallene Stübchen der Burg tritt und eben beſchäftigt iſt, eine Kachel aus dem verwitterten Ofen zu brechen, hört ſie in der Nähe Tritte und leiſe Stimmen. Sie ſchlüpft erſchrocken hinter den Ofen und verbirgt ſich. Es waren mehrere Räuber, die vom Raube kamen und hier ihre Beute theilen wollten. Sie ſchürten mitten im Zimmer ein Feuer an, aßen und tranken, und nachdem ſie die Beute getheilt, ſtrecken ſie ſich ſorglos auf den Fußboden, um zu ſchlafen. Als das vor Angſt halb todte Mädchen merkte, daß ſie feſt ſchliefen, ſchlich ſie ſich hervor, ſchritt über den Räuber, der ſich vor die Thür gelagert, weg und entfloh aus allen Kräften, immer die Räuber auf ihren Ferſen wähnend. Leichenblaß tritt ſie in die Spinnſtube; kaum hört ſie den allgemeinen Jubel, womit ſie empfangen wird, mit zitternder Hand legt ſie die Kachel auf den Tiſch — und ſinkt entſeelt zu Boden.

523. Die thörichten Muſikanten.

Mehrere Muſikanten aus Klein-Gölitz, die in Blankenburg beim Tanze mit aufgeſpielt hatten, gingen auf dem Nachhauſewege am alten Schloſſe vorüber. Der Mond beleuchtete die gelben Mauern, und durch die verödeten Fenſter neigten ſich grüne Büſche. Der eine ſagte: wie wäre es, Kameraden, wenn wir den alten Grafen, die da oben umwandeln, ein Ständchen brächten; ſolche große Herren nehmen das gar gut auf, zumal wenn ſie ſo ſelten Muſik hören, wie da droben! — Den andern war es recht, und ſie ſpielten einen gemüthlichen Dreher. Die heitern Weiſen hallten luſtig in die Nacht hinein, und ihr Klang brach ſich ſanft wiederhallend an den alten Mauern. Oben aus den Fenſterhöhlen ſchienen verwitterte Geſichter freundlich zu nicken. Als die letzten Töne verklangen, trat ein graues Männchen — die Muſikanten hatten es nicht kommen ſehen — zu ihnen, ſchenkte jedem einen Buchenzweig und ſagte: bringt das eueren Kleinen mit, die ſchnabuliren gern Bucheckern! — Unterwegs warfen Alle den Zweig lachend weg und ſagten: wenn der wunderliche Mann uns wenigſtens ein Zuckerbrödchen mitgegeben hätte, denn Bucheckern eſſen unſre Kleinen dieſes Jahr nicht, da wir welſche Nüſſe die Fülle haben, und in denen ſteckt doch ein ordentliches Bübchen (Kern). — Nur der Baßſpieler ſteckte das Zweiglein zum Andenken in ſeinen Baß. Des andern Morgens kamen ſeine Kinder fröhlich gehüpft und fragten: Vater, was habt ihr uns denn für gelbe Nüßchen mitgebracht, die taugen doch nicht zum Eſſen? denn ſie ſind hart, daß man ſich die Zähne dran ausbeißen könnte. — Und als der Vater den Zweig betrachtete, ſiehe! da war er in pures Gold verwandelt, und ſo wurde er der reichſte Mann im Dorfe. Die andern Muſikanten durchſuchten nun jedes Gräschen am Wege, um ihr Zweiglein wiederzufinden, aber es blieb nicht nur verloren, ſondern ſie ſollen noch obendrein von unſichtbaren Händen unbarmherzige Naſenſtüber bekommen haben.

324. Heilsberg.

Von der Einführung des Chriſtenthums in die Gegend von Blankenburg, Schwarzburg und Rudolſtadt geht dieſe Sage: Winfried Bonifacius kam auf ſeinem Bekehrungszuge durch Thüringen über die ſteinige Hochebene, darauf jetzt Trappendorf liegt, durch öde Waldwildniſſe. Da er nun mit ſeinen Gefährten in einem Thalgrunde lagerte, ſo ließ er ſein Pferd weiden, und da deſſen Fuß wund war, ſcharrte es damit heftig, und da entſprang eine Quelle, von deren Waſſer der Fuß des Roſſes alsbald heil wurde, wie ſich auch dort im Spring in Heiligenbrunn (Sage Nr. 242) die göttliche Wunderkraft offenbart. Da drang gar bald der Ruf des heilenden Waſſers zu den Bewohnern der Umgegend, ſie ſtrömten herbei, hörten Winfrieds Lehren, ließen ſich aus der Heilsquelle taufen, und viele ſiedelten ſich dort an. So iſt das Dorf Heilsberg entſtanden, darin nun Winfried eine Kirche gründete, deren Schutzpatron er hernachmals ward, auch nahm die Gemeinde des heiligen Mannes Bild in ihr Siegel auf, und am Thurme der Kirche ward das Hufeiſen jenes Roſſes von dem geheilten Fuße befeſtigt.

Zur alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg kam auf einem Zuge durch Thüringen König Ludwig, Karl des Großen Sohn, und vernahm die Geſchichte der Gründung und Entſtehung, betete allda und begabte das Kirchlein reichlich, ließ auch in einen großen Stein eine Inſchrift graben, zum ewigen Gedächtniß ſeiner Schenkung, die iſt allda bis zum Jahre 1816 geblieben, dann aber nach Weimar gebracht worden, allwo ſie in ſicherer Obhut aufbewahrt wird. Dieſe alte Schrift iſt eine ſteinerne Räthſelnuß, an der ſich die Gelehrten ihre Weisheitszähne ausbeißen können, ſo ſie deren haben. Noch keiner, weder in der Zopf- und Perrücken-, noch in der neueſten Waldſchrattbart-Zeit hat dieſe Räthſel-Schrift richtig und verſtändig gelöſt und geleſen — und die Verſuche ſolcher Löſung, welche in öffentlichen Druckſchriften bekannt worden ſind, ſind bis jetzt auf der Kindheitſtufe der Forſchung ſtehen geblieben.

525. Die Todtenſchauerin.

Auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt lebte einſt eine Prinzeſſin, die hat eine gar traurige Begabung gehabt. Wenn in dem fürſtlichen Hauſe ein Sterbefall eintrat, ſo ſahe ſie ſtatt der wirklichen Leiche auf dem Paradebette jedesmal die nächſtfolgende. Und obſchon dieſes zweite Geſicht die Prinzeſſin gar traurig machte, weil ihr Herz ſtets den Schmerz um zwei Glieder der Familie empfand, ſo konnte ſie doch nicht unterlaſſen, jedesmal in den Sarg zu blicken, doch behielt ſie, was ſie ſchaute, ſtets als tiefes Geheimniß in ihrer Bruſt verſchloſſen, aber ihr Leben ging dabei trübe und traurig hin. Zu einer Zeit aber ſetzte ſie ihren letzten Willen auf, ordnete ihr Begräbniß an, und entſchlummerte bald darauf ſanft — ſie hatte ſich ſelbſt im letzten Sarge erblickt — und nahm dieſe dunkle Gabe mit in das Grab.

In der gewölbten Thorhalle des Rudolſtädter Schloſſes iſt eine eiſerne feſt verſchloſſene Thüre, durch dieſe tritt, ohne daß eine Angel ſich regt, zu gewiſſen Zeiten zur Mitternachtſtunde eine weiße Geſtalt, mit marmorbleichem Antlitz, ſchreitet die Stufen herab, wandelt über den Schloßhof und verſchwindet dann wieder. Dieſe Erſcheinung ſoll der Geiſt jener todtenſchauenden Prinzeſſin ſein, und jedesmal dann erblickt werden, wenn dem fürſtlichen Hauſe ein Trauerfall bevorſteht.

526. Das Frühmahl.

Auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt herrſchte die verwittwete Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürſtgräfin von Henneberg, als der dreißigjährige Krieg durch die Lande wüthete. Sie hatte für das Land ihrer unmündigen Söhne einen kaiſerlichen Schutzbrief erwirkt, denn es nahten ihm des blutgierigen Herzogs Alba räuberiſche Schaaren. Der Herzog kam in Rudolſtadt an, und lud ſich auf ein Frühſtück bei der Gräfin auf dem Schloſſe ein, und dieſe Einladung konnte nicht abgelehnt werden. Während der Herzog mit ſeinen Begleitern und Gefolge ſich's wohlſchmecken ließ, thaten die ſpaniſchen Soldaten nach ihrer Gewohnheit, trieben den Bauern das Vieh weg, plünderten und erpreßten Geld. Klage auf Klage traf ein, und die Gräfin hieß ihren ganzen männlichen Hofſtaat und alle Schloßdienerſchaft ſich bis an die Zähne bewaffnen, dann trat ſie in den Speiſeſaal zum Herzog Alba und ſchilderte ihm die Ungebühr ſeiner Soldateska, indem ſie ihm des Kaiſers Freibrief zeigte. Alba aber ſagte: Krieg iſt Krieg! — Da ſprach die Gräfin: ſchreibt einen Brief, Herr Herzog, an euer Volk, daß ſie meinen Unterthanen alles wiedergeben, was ſie raubten, und auf der Stelle ihrer Zügelloſigkeit Einhalt thun. — Wie, Frau Gräfin? — fragte unmuthig der Herzog, und zeigte keine Neigung, der Aufforderung Folge zu leiſten, da rief die Gräfin ganz entrüſtet: ihr wollt nicht? — Nun bei Gott, Fürſtenblut für Ochſenblut! — Ein Handwink der muthvollen und entſchloſſenen Frau, und durch alle Thüren drängt ſich Mann an Mann, eine Schaar Geharniſchter, mit bloßen Schwertern und ſpitzen, ſcharfen Partiſanen. Der Herzog wurde blaß und flüſterte mit dem Herzog von Braunſchweig, der mit ihm war. Dann ſchrieb er die Ordre. Der Herzog von Braunſchweig lachte und lobte, äußerlich im Scherz, innerlich im Ernſt, die herrliche deutſche Frau, die nun gar demüthig dankte, und die Bewaffneten entließ. Alba ſchwieg und ging, und mag lange an das Rudolſtädter Frühmahl gedacht haben. Dieſe wackere Gräfin ruht in der Kirche zu Rudolſtadt und über ihrer Gruft iſt ein ſchönes metallenes Denkmal mit nachrühmender Schrift zu leſen. Sie war eine große Beſchützerin verfolgter proteſtantiſcher Geiſtlichen, ſo namentlich des Caspar Aquila und Juſtus Jonas.

527. Die Hange-Eiche.

Ueberm Saalſtrom drüben zwiſchen Rudolſtadt und Saalfeld iſt ein Bergzug, deſſen höchſter Gipfel der Culm heißt, von dem auch manche Sage geht, da war einſt ein ſchöner Eichenwald, und in demſelben ſtand eine beſonders große uralte Eiche. Es geſchah zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, daß eine Abtheilung Kriegsvolk im Dorfe Reichenbach am Fuß des Waldberges im Quartier lag, ſich dort gütlich that, und dann weiter zog. Am Tag darauf ſollte das heilige Abendmahl im Gotteshauſe den Frommen dargereicht und dem Herrn für den Abzug der Soldateska gedankt werden, ſiehe, da fehlte der goldne Altarkelch, den in uralter Zeit ein frommer Mann der Kirche geſchenkt hatte, und alle Anzeigen ließen vermuthen, daß der Kelch von den Soldaten geſtohlen worden ſei. Da erbot ſich der alte Schultheiß, ein bejahrter Mann, den Kriegern zu folgen, und von dem Hauptmann den geraubten Kirchenpokal zurückzufordern, wie ſehr er dabei auch ſein Leben der Gefahr ausſetzte. Er ereilte den Soldatenhaufen f der mittlern Haide, und unter jenem mächtigen Eichbaum hingeſtreckt fand den Hauptmann und brachte ſeine Klage vor. Mit ſtrengem Blick hörte der auptmann die Beſchuldigung, daß einer ſeiner Leute den Kelch geraubt, und fahl ſofort: wenn der Schuldige unter ihnen ſei, ſolle er den Becher herausben. — Keine Hand rührte, kein Schuldiger meldete ſich. Nun wohlan! — rief zt der Hauptmann dem Schultzen zu: ſuche euren Kelch! bei welchem du ih[illegible] deſt, der ſoll auf der Stelle an dieſer Eiche henken, find[illegible] du ihn aber nich[illegible] henkſt du, dafür, daß du meine Leute ſolcher That gezieh[illegible]. —

Erſchreckt bis zum Tode begann der Schultheiß ſein Suchen und fand nichts. chon glaubte er ſein Leben dem Tode verfallen, da blinkt etwas hell aus dem chatten eines Buſches, da liegt ein ſchlafender Soldat, den Kopf auf dem Torſter ruhen laſſend, und aus dem Torniſter blinkt der Altarkelch. Gefunden! ruft laut der Schultze, und zieht den Kelch hervor. Verwünſchungen der Karaden und Fußtritte wecken den Schlafenden, der ganz betäubt die Klage hört, d da tritt auch ſchon der Profoß heran mit dem Strick, und nach kurzer Friſt deutete der Hauptmann ihn, den Dieb zu henken. Endlich hat dieſer begriffen, n was es ſich handelt und betheuert laut ſeine Unſchuld, und da alles nichts lft, und er zur Eiche hingedrängt wird, ruft er verzweiflungsvoll: ſo möge emals, ſo wahr ich unſchuldig ſterbe, ein Eichbaum in dieſem Walde grünen d aufkommen! — So ſtarb er, und ſtarb unſchuldig. Der ihn aufhenkte, war r Dieb, der raſch und heimlich, als er des Hauptmanns Schwur hörte, den elch aus ſeinem Torniſter nahm, und in den des ſchlafenden Kameraden ſteckte. aum war nun der Kamerad gehenkt, und der Schultze mit dem glücklich gefunnen und zurückerhaltenen Gottestiſchbecher nach Reichenbach zurückgeeilt, ſo erachte die Natter des Gewiſſens in dem Henker, und er zitterte, wo er eines ichbaums anſichtig wurde. Nirgend Raſt und nirgend Ruhe findend, verließ er ine Fahne, ging zur Eiche zurück, ſchnitt den armen Kameraden ab, begrub ihn nter tauſend bittern Reuethränen, und knüpfte ſich ſelbſt an einen Aſt der Eiche uf. Andere ſagen, er habe ſein Verbrechen dem Hauptmann eingeſtanden, und eſer ihn alsbald am ſelben Baum ſein Recht widerfahren laſſen.

Auf der Haide aber ſtarben, bis auf die Hange-Eiche, alle Eichbäume ab, s machte die Verwünſchung des Unſchuldiggemordeten, und der Wald trägt ine mehr, ſelbſt die Hange-Eiche dorrte endlich ab, oder ward vom Sturme fällt.

328. Der Waſſermann.

Zu Unter Preilipp, einem Dorfe unterm hohen Culm, das bis hinab m Saalufer reicht, allwo ein uralt Kirchlein mit köſtlichen Schnitzbildern und nem Handorgelein, das Herzog Ernſt der Fromme ſelbſt geſpielt haben ſoll, ard Nachts an die Thüre der Wehmutter gepocht, und draußen hat ein kleiner Mann geſtanden und ſie gerufen; da ſie nun herunter kam, iſt er hinunter ins

Unterdorf gegangen nach der Saale zu, und hat ihr drunten eine Binde über die Augen geworfen, und darauf mit einer Gerte auf das Waſſer geſchlagen, und da hat ſich das Waſſer auseinander gethan, und ſind die zwei auf Stufen tief hinuntergeſchritten, und zuletzt in eine kleine Stube gekommen, wo der kleine Mann der Frau das Tuch abnahm, und ſie eine kleine Frau in einem kleinen Bettchen liegen ſah, die ihrer Hülfe dringend bedurfte, worauf der Mann die Stube verließ. Da nun die Wehmutter alle ihre Sachen mit gutem Glück verrichtet hatte, ſprach die kleine Frau: ich bin eine Chriſtin getauft wie du, aber der gräuliche Waſſermann hat mich ausgetauſcht, da ich noch ein Sechswochenkind war, der frißt meine Kindlein alle am dritten Tage. Er wird gleich wiederkommen, und dir viel Geld bieten, nimm aber ja nicht mehr als andere dir geben, ich weiß, eure Art nimmt gern ſo viel als möglich — nimm auch keinen Weck mit, und trinke keinen Wein, wenn er dir es anbietet, ſonſt dreht er dir hinterdrein den Hals um. — Die Wehmutter befolgte dieſe Lehren genau, und ward glücklich und ohne Gefährde zurückgeleitet; beim Abſchied grölzte noch der Waſſermann: du haſt klug gethan, nicht mehr zu nehmen, als dir gebührte, — und da hat hernachmals die Hebamme auch nicht mehr bei den Leuten geſchleckt und ſich füttern laſſen und hat auch noch mit nach Hauſe genommen, und keine großen Thaler gefordert von armen Leuten.

529. Der Wechſelbalg zu Großwitz.

In derſelben Gegend, aber hinter Saalfeld, waren Burſche und Mädchen in einer Lichtſtube verſammelt, und alle fröhlich, bis auf eine Kindsmagd im ſelben Hauſe, die war mürriſch und verdrüßlich, weil ſie gar zu große Noth mit dem ſtets ſchreienden und mißgeſtalteten Kinde ihrer Dienſtherrſchaft hatte, welches leider Gottes ein Wechſelbalg war. Hinten im Hofe war ein alter halbverfallener Keller, in welchem ſich bisweilen ein Licht ſehen ließ, und das geſchah auch am ſelben Abend, wo die Burſche und Mädchen Spinnſtube hatten, und da ſagten die Mädchen, die Burſche ſollten doch hineingehen in den Keller, und ſehen, was das für ein Licht ſei? — Die Burſche hatten aber keine Luſt, und ſagten, die Mädchen ſollten doch hineingehen, und die es thue, ſolle einen nagelneuen Rock gekauft bekommen, nur ein Wahrzeichen müſſe ſie mit herausbringen. — Keine der Jungfern hatte Luſt, bis auf die Verdrüßliche, die ſagte: wenn ihr mir den kleinen Schreibalg da ſo lange halten wollt, will ich ſchon gehen. — Dieß ward zugeſagt und gethan und die Magd ging; der Keller ſtand auf und in der Tiefe ſchimmerte ein Licht. Da nun die Magd hinein blickte, ob alles ſicher ſei, ſo grölzte es hinten hervor: guckſt du, ſo werf' ich! — Ganz unerſchrocken aber verſetzte die Magd: wirfſt du, ſo fang' ich! — Das wiederholte ſich noch zweimal und die Magd hob ihre Schürze auf, und da flog etwas dunkles aus der Höhle hervor und plumpte ſchwer in ihre Schürze, und zappelte, und war ein kleines Kind. Das war Wahrzeichens genug; eilend trug die Magd das Kind vor ins Haus, und wie alle es voll Verwunderung anſahen, trat die Hausfrau dazu und hub an zu ſchreien: Herr Gott! Herr Gott! Mein Kind, mein liebes Kind! Wie iſt es wieder ſo ſchön geworden! — Und war wirklich dieſer Frau ihr Kind, und der Wechſelbalg in der Wiege war auf und davon. — Da iſt in jener Gegend das Sprüchwort aufgekommen, wenn einem oder einer ganz unverſehens etwas zu Theil wird: ich bin dazu gekommen, wie die Magd zum Kin[illegible] —

530. Das Häringsmännchen.

Zu Saalfeld an der Johanniskirche iſt ein uralt verbröckelt Steinbild zu ſehen, in Geſtalt eines Männchens, das einen Fiſch emporhält, das nennen ſie das Häringsmännchen, und das iſt das Wahrzeichen dieſer uralten Stadt, in der leider Gottes im Jahre 875 die drei Enkel Karl des Großen, Ludwig des Deutſchen Söhne: Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke das große herrliche deutſche Reich zum erſten unter ſich getheilt haben. Die berühmte Benedictinerabtei daſelbſt hatte ſchon Karl der Große gegründet. Da wo das Häringsmännchen ſteht, ſoll die alte Landesgrenze zwiſchen den Thüringern und den Sorbenwenden geweſen ſein, welche mit den Thüringern in ſteter Feindſchaft lebten, und ſie nicht anders nannten als Thüringer Häringsnaſen. Die uralte Sorbenburg in Saalfeld, die am obern Ende der Stadt nach dem Fluß und Walde zu ſteht, und noch als mächtige Trümmer bewundert wird, ſoll eine Trutzburg gegen die Sorben geweſen ſein, wenn ſelbiges wahr iſt; ſie heißt im Volke gar nicht Sorbenburg, ſondern: der hohe Schwarm, welchen Namen die Diſtler äußerſt weiſe in arx alta Sorabarum verdolmetſchten, Sorabarum — Sbarum — Schwarm, wie Catten — Hatten — Hetten — Heſſen — unumſtößlich. Trifft's nicht, ſo fehlt's doch. —

531. Kirche und Brücke ein Geld.

Es iſt eine bekannte Sage unter dem Volke zu Saalfeld, daß die große und ſchöne Saalbrücke, welche fünf hohe und weite Bogen hat, gleichzeitig mit der St. Johanniskirche erbaut worden ſei, und da ſoll der Bau der Brücke doch noch drei Heller mehr, als jener der Kirche gekoſtet haben. Einem deutſchen Meiſter war der Bau der Kirche, einem wälſchen jener der Brücke übertragen. Beide wetteiferten miteinander, weſſen Werk zuerſt werde vollbracht ſein, und aus dem Wetteifer ward ein häßlicher Kampf des Neides. Sie wollten den Wettkampf ausführen auf Tod und Leben, und ſo geſchah es, daß immer einer das Fortſchreiten vom Werk des andern eiferſüchtig betrachtete. Endlich war die Kirche fertig, nur ein Stein war noch anzubringen an der Thurmſpitze, und das Kreuz darauf zu ſetzen, doch die Nacht brach ein, und zwang die Vollendung bis zum andern Morgen zu verſchieben. Das erfuhr der Meiſter, welcher die Brücke baute, und trieb nun in einer wilden Sturmnacht die Vollendung ſeines Baues bei

Fackeln und lodernden Pechkränzen, ja man ſagt, er habe die Hülfe des Böſen erbeten, und ihm ſeine Seele gelobt, nur um über den verhaßten Nebenbuhler triumphiren zu können. Dieſer machte ſich am frühen Morgen auf und erklomm die Thurmſpitze, aber wie ſein Lehrling ihm nun den letzten Stein reichte, wie er dieſen einſetzte, und das Kreuz befeſtigen wollte, ſcholl ein lautes Freudengeſchrei von der Brücke herauf, zum Zeichen, daß ſie vollendet ſei; und ein tödtlicher Schreck durchbebte den Meiſter. Das Thurmkreuz aber entſank ſeiner Hand, das heilige Zeichen wollte nicht aufgeſteckt ſein von dem Mann mit einer Geſinnung voll Haß und Bosheit. Dem fallenden Kreuze ſtürzte ſich der Meiſter nach, und zerſchellte an den ſcharfen Ecken der Strebepfeiler. Auf der Brücke aber ward im gleichen Augenblick eine gellende Hohnlache gehört, man wußte nicht, ob ſie der Baumeiſter ausſtieß, oder ein Fremder, der bei ihm ſtand, und der ihn gleich darauf von der Brücke hinwegführte. Keiner ſah ihn wieder. — Eine dieſer ſehr ähnlichen Sage geht auch vom Regensburger Dom und der Regensburger Brücke (Sage Nr. 854).

532. Die Jungfrau mit dem Bart.

Auf der Brücke zu Saalfeld ſteht eine alte Kapelle mit einem St. Gehülfenbilde, von welchem mehr als eine Sage geht. Zwei Grafen von Arnſtadt ſollen dieſe Kapelle gegründet haben, und war zu ihr am dritten Pfingſttage und am Allerheiligentage gar ein großer Zulauf um Ablaß. Die Sage zu Saalfeld berichtet, daß eines Sorbenwenden-Fürſten Tochter insgeheim der Lehre Chriſti zugethan, jede Werbung heidniſcher Liebhaber beharrlich ausgeſchlagen, und in ein Kloſter habe gehen wollen. Dieſes kundgewordene Bekenntniß und dieſer Vorſatz reizten ihres Vaters Zorn, beſonders aber ihr Abfall von den Slavengötzen, und er ſchwur, ſo ſie ſich nicht ſeinen Befehlen füge, ſolle ſie den Tod des Chriſtengottes ſterben, den ſie im Herzen trage und bekenne. Da nun die edle Jungfrau ſtandhaft blieb, ſo hielt der unnatürliche Vater ſein grauſames Wort, und ließ ſie mit den Armen an ein Kreuz nageln. Da ſie nun alſo freventlich dem Auge der Menge zur Schau geſtellt, am Kreuze hing, flehte ſie zum Heiland in ihrer tiefen Marter, er möge doch die Gnade an ihr erzeigen und ihrer Geſtalt Unkenntlichkeit verleihen, und ihre Bitte fand Erhörung durch ein Wunder, es wuchs ihr ein ſtarker Mannsbart und ihre Geſtalt wurde in eine männliche verwandelt. Ein edler Jüngling, der heimlich die Jungfrau geliebt hatte, kam herbei und verſüßte ihr den Tod mit ſeinem Saitenſpiel, dem zum Danke ließ ſie einen ihrer goldnen Schuhe vom Fuße fallen. Das iſt hernachmals in einem ſchönen Steinbilde an der Brückenkapelle dargeſtellt worden, welches noch heute wohl erhalten iſt.

Andere ſagen, es ſtelle jenes Bild die heilige Kümmerniß dar, welche ihr eigner Vater mit ſündlicher Liebe verfolgt, bis ſie ſich von Gott die Verunſtaltung erfleht und erbetet, worauf der Vater ſie kreuzigen ließ, damit ſie den Tod des

Erlöſers ſterbe, an den ſie glaubte. Solches geſchah und ſie ward eine heilige Martyrerin, und weil ihres Vaters Begehren und Strenge ihr den tiefſten Kummer urſachte, ſo iſt ſie hernachmals St. Kümmerniß genannt worden, ſteht aber nicht im römiſchen Heiligenkalender, und wurden viele Bilder und Kapellen ihr zu Ehren aufgerichtet. Einſtmals war ein armer Spielmann dem Hungertode nahe, der hatte in ſeinem eigenen Kummer ein gar groß Vertrauen zu St. Kümmerniß, und kniete vor ihrem Bilde und flehte ſie um Hülfe an; ſelbiges Bild war aber gar ein reiches und prächtiges und trug goldne Schuhe. Da nun der Spielmann gebetet, und vor dem Bilde eine andächtigfromme Weiſe aufgeſpielt hatte, ließ das Bild den einen goldnen Schuh vom Fuße fallen, gerade vor den Spielmann hin. Der nahm dankbar die werthe Gabe, und ging, ſie zu verkaufen; der Goldſchmied aber, der den Schuh wohl kannte, weil er ihn nebſt den dazu gehörigen, gefertigt, zog den Spielmann vor Gericht und klagte ihn des Diebſtahls an, worauf derſelbe gerichtet und zum Tode verurtheilt wurde. Auf ſeinem letzten Gange ward der Spielmann wieder an dem Bilde vorbeigeführt, da kniete er noch einmal nieder, und flehte die heilige Kümmerniß an, ſeine Unſchuld zu bezeugen, und ſiehe, da warf ſie ihm ſichtlich auch ihren andern Schuh zu — daraus nun ſeine Unſchuld klar ward, und alles Volk prieß die göttliche Hülfe, den Erlöſer und ſeine Heilige, dadurch wurden der Bilder von ihr noch mehr, und zwar nun ſolche mit dem Spielmann und dem ausgezogenen Schuh. Eins iſt in Wien, eins in Ettersdorf bei Erlangen u. ſ. w.

---

533. Das Nonnenkloſter zu Saalfeld.

In unvordenklicher Zeit war das Haus der jetzigen Hofapotheke ein Nonnenkloſter — es iſt nach dem hohen Schwarm der urälteſte, doch ſchon ganz byzantiniſche Bau der Stadt, und noch zeigt ſich daran manch räthſelhaftes Steingebilde. In ſelbigem Hauſe ſoll es vordeſſen gräulich geſpukt haben, es gingen darin, ſo viel der etwas beſchränkte Raum erlaubte, ſämmtliche Nonnen, Priorinnen und Aebte um, und wandelten durch die unterirdiſchen Gänge, von denen einer nach dem Petersklofter führte, auf dem jetzt das Schloß ſteht, ein anderer nach dem Barfüßerkloſter, ein dritter unter der Saale hinweg nach Altenſaalfeld, mit einem Stationspunkt unter der Gehülfenkapelle in einem Brückenpfeiler, ein vierter unter die Sorbenburg, ein fünfter unter das Schlößchen den Kitzerſtein, und wo ſonſt noch die Nonnen ihre Gänge hin hatten, und ihre Beſuche her empfingen. Wo jetzt das Laboratorium der Hofapotheke, da war ehedem das Refectorium, und in dem Gaſtzimmer war das Dormitorium der Nonnen. Unter dem Kohlengewölbe öffnete ſich eine Fallthüre zu einem Unterkeller, die ſoll hernachmals vermauert worden ſein, darinnen ſetzten die Nonnen dasjenige im Stillen bei, was die Welt nicht mit Augen ſehen durfte. Aber von Zeit zu Zeit, hauptſächlich am Tage der unſchuldigen Kindlein iſt dasjenige in blutiger und dräuender Geſtalt erſchienen, und hat ſich nicht durch aufgeſchütteten Kalk, nicht durch die Fallthüre und die Kellergewölbthüre bannen laſſen. Auch iſt im Kloſter ein beſtändiger Hader und Unfriede — eiferſuchtswegen — geweſen, und ſagen die Leute, es wären dieſerhalb außen am Hauſe Hund und Katze als ein Wahrzeichen angebracht worden — doch ſind es die Geſtalten eines Leuen und eines Bären. — Endlich iſt an einem ſchönen Morgen das alte Kloſter zugeweſen und auch zugeblieben — kein Geſicht hat ſich mehr darinnen erblicken laſſen — und als man endlich öffnete, war das Innere ſo todt und öde, als habe ſeit Jahren Niemand mehr drinnen gewohnt. Niemand kann ſagen, wo die Nonnen hingekommen ſind. Einige meinen, ſie ſeien ihre gewohnten Gänge gegangen, und nicht wieder gekommen; andere aber ſagen, ſie ſeien verwünſcht, müßten ewiglich in dieſen Räumen bleiben, und ſo lange ſpuken, als nur ein Stein des uralten Kloſterbaues auf dem andern ſtehe. Andere haben dieſen Termin minder lang geſtellt, und ſagen, ſie haben blos ſo lange ſpuken dürfen, als es Mönche zu Saalfeld gegeben, und dieſe Zeit ſei ſchon längſt vorüber, und wären die ſpukhaften Nönnlein nun alle erlöſt. — Vor dem Hauſe lag oder liegt noch ein großer Stein, darauf ſitzt in jeder Neumondnacht eine Schleiereule, und ſchlägt mit den Flügeln und thut einen markdurchdringenden Eulenſchrei, wie die Tut-Oſel.

534. Die ſilberne Orgel.

Zu Saalfeld war ein Barfüßerkloſter, das hatte eine große und ſchöne Kirche, die war dem heiligen Andreas geweiht und ſpäter wurde in die Kirche die Münzſtätte verlegt, daher heißt ſie — obſchon die Münze längſt ein eigenes Gebäude erhielt, immer noch die Münzkirche. In dieſer Kirche und im ganzen ehemaligen Kloſter iſt es nicht geheuer, Mönche wandeln, Kohlen flimmern, Schätze glühen aus der Tiefe herauf. — Im Kloſtergebäude iſt das frühere Lyceum, jetzige Realgymnaſium. Einſt kam ein Lehrer in der Nacht die Straße herauf und ſah die Kirche hell erleuchtet. Er trat hinein und erblickte eine Tafel voll brennender Kerzen und funkelndes Tiſchgeräthe, daran ſaßen der Fürſt und ſein Hofſtaat in vollem Glanze. Bergleute gruben in den Boden ein, und warfen heftig Schutt aus, der flog bis dicht vor des Lehrers Füße und es fiel ihm etwas auf und in die Schuhe. Hoho! Nur nicht zu haſtig! — rief der Lehrer halblaut einem Knappen zu. Da that es einen Schlag wie ein Donner, die mächtige Thüre flog zu, die Kerzen verlöſchten und der Lehrer fand ſich in tiefer grauenvoller Finſterniß allein. Vor Angſt zitternd ſank er in die Knie, ſprach ein Gebet, erhob ſich dann und ſuchte einen Ausweg, den er auch durch das Sakriſteipförtchen fand, wo er auf den Schulſaal gelangte. Am Morgen ſieht er einen Glanz am Boden, der kommt von ſeinen Schuhen, aller Schutt und Staub, der in der Nacht auf und in ſie hinein gefallen, war zu klarem lichten Golde geworden.

Lange ging und noch immer geht die Sage, daß in der alten Münzkirche eine ſilberne Orgel tief vergraben ſei. Das hätten die Mönche des Barfüßer-

Kloſters gethan, als die Reformation ſie aus Saalfeld vertrieb, und ſie mit ihrem Kloſterſchatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber wohl nicht fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Chriſtian Ernſt, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeſchwörer, und ließ in ſtiller Mitternachtſtunde einſchlagen. Bald kündete ein hohler metallener Klang, daß ſchon ein Kaſten erreicht ſei, kein Laut ward rege, alles lauſchte mit verhaltenem Athem, die Bergknappen arbeiteten ſchweigend fort, da ſchrie auf einmal eine Stimme: es brennt! — Zugleich ſah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang ſank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geiſter, ſondern es brannte in der That im Sparrwerk des Kirchendachs, und die Spur davon iſt am Gebälk noch zu ſehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die ſilberne Orgel.

535. Gottes Finger.

Nach der für den Kurfürſten Johann Friedrich den Großmüthigen zu Sachſen ſo unglücklichen Schlacht bei Mühlberg mußte dieſer Fürſt als Gefangener ſeinem Ueberwinder, Kaiſer Karl V. folgen. Auf dieſem Zuge kamen beide nach Saalfeld. Der Kaiſer bezog das neuerbaute Gaſthaus zur goldnen Gans, in der Nähe des Rathhauſes, das jetzt zum goldenen Anker heißt, und der gefangene Kurfürſt erhielt ſein Loſament in einem gewölbten Gemach nahe dem Hofe, vor welchem eine Leibwache ſpaniſcher Soldaten ſich aufpflanzte. Das waren des neuen Gaſthofs erſte Gäſte. Der edle Gefangene, Herr des Landes, und doch in Gewalt des Feindes, trug mit der Würde, die ſeinen Charakter auszeichnete, ſein Loos, aber in dieſem Kerkergewölbe fiel eine Angſt, gleich einer Bergeslaſt auf ſeine Seele. Er vermochte nicht das Bangen, das ihn drückte, zu bewältigen, und bat die Wachen, ſie möchten ihm vergönnen, nur einen Augenblick im Hofe friſche Luft ſchöpfen zu dürfen. Der Kaiſer ward um Erlaubniß befragt und gewährte. Und kaum war Johann Friedrich aus ſeinem Gefängniß getreten, ſo ſtürzte mit Donnergepolter das Gewölbe über jenen Gemach zuſammen, und hätte unfehlbar den Kurfürſten erſchlagen, wenn er noch darunter geweilt. Dieſes ſichtliche Zeichen der allwachenden Vorſehung bewog Karl V., ſeinen erhabenen Gefangenen ein beſſeres Gemach anweiſen zu laſſen.

Fünf Jahre lang trug Johann Friedrich Laſt und Leiden der Gefangenſchaft; als er endlich frei geworden, kam er wieder nach Saalfeld, wohnte, umjubelt von ſeinem treuanhänglichen Volke, wieder in der goldenen Gans, und publicirte den getreuen Ständen in feierlicher Verſammlung auf dem Rathhaus ſeinen kaiſerlichen Reſtitutionsbrief.

536. Das beſcheerte Glück.

Dicht bei Saalfeld liegt das Stift Graba, dort träumte einem jungen Menſchen, es ſei ihm ein großer Schatz beſchieden, er ſolle nur zur gehörigen Zeit nachgraben an einer Stelle, die der Traum ihm ganz genau bezeichnete, dort werde er einen Topf gefüllt mit Golde finden. Am Morgen darauf begegnete er einem ſeiner Bekannten, und erzählte ihm den wunderlichen Traum. Dieſer lachte darüber und redete ihm die Sache aus, ging aber in der folgenden Nacht in aller Stille hin, grub und fand wirklich den bezeichneten Topf. Leider aber war der Topf, ſtatt mit dem erwarteten Golde, mit gelben Ameiſen angefüllt bis zum Rande. Aergerlich über die Täuſchung, und um ſich für die gehabte Anſtrengung und Nachtwache zu rächen, nahm dieſer gute Freund den Fund und ſchüttete ſeinem Freunde, der den Anlaß zu ſothaner herber Täuſchung mit ſeiner Traum-Erzählung gegeben, die kleinen, gelben Ameiſen in das Bette. Vergebens aber lauſchte er auf den Schrei, wenn dieſer von den Biſſen der Ameiſen erwachen werde; der Freund ſchlief wie ein Todter. Als dem Träumer der anbrechende Morgen die Augen aufſchloß, ſah er ſich in lauter Golde liegen — denn ihm war einmal das Glück beſcheert, und nicht dem andern.

537. Das Mäuſelein.

Nicht weit von Saalfeld liegt ein Ort mit einem Ritterſitz, Unterwirrbach, da wurde ein Knecht gar häufig und ſehr von der Alptrude gedrückt, und konnte gar keinen Frieden haben, und ſchlug auch kein Mittel an, denn das unfehlbare, das Verſtopfen des Schlüſſelloches, welches jener Gute in der Ruhl anwandte (Sage Nr. 478), kannte und erfuhr er nicht. Da ſchälte einer Zeit das Geſinde ſpät Abends in der Stube Obſt, und da kam einer Magd der Schlaf an, und ſie legte ſich auf die Bank, ein wenig zu ruhen. Wie ſie nun eine Weile dort gelegen hatte, und einige hinſahen, ob ſie ſchlief oder ob ſie nicht bald wieder aufwachen werde, ſiehe da kroch dem ſchlafenden Menſch ein rothes Mäuſelein zum Maule heraus, daß ſich alle entſetzten, und einander anſtießen und ſich's zeigten. Das Mäuſelein lief am Getäfel hinauf an das Fenſterbrett, dort klaffte ein Fenſter und huſch war es hinaus. Eine Zoſe, die bei dem Geſinde ſaß und Aepfel ſchälen und auch eſſen half, war neugierig, und wollte die Schlafende wecken, die andern aber ſagten ihr, ſie ſolle das nicht thun, es ſei vielleicht nicht gut; ſie ließ ſich aber nicht abhalten und ging doch hin, und rüttelte die Schlafende, ſie lag aber ſtarr, wie recht eigentlich entſeelt, obſchon ſie ſich noch nach einer andern Stelle hin bewegen ließ. Bald hernach kam das rothe Mäuſelein wieder durchs Fenſter hereingehüpft, und wollte wieder einkriechen, wie jenes kleine fingerlange Thierchen in das Weibsbild, welches Schnitter bei Wilsorde im Niederland fanden (Sage Nr. 150), und welches eine Mahr war, aber es fand nicht mehr an der Stelle, wo es ausgekrochen, den Mund der Magd, lief ängſtlich hin und her, und endlich verſchwand es. Die Magd aber erwachte nimmer zum Leben, ſie war jetzt und blieb todt — vergebens bereute die Zoſe ihren Vorwitz. Es war aber dieſelbige Magd eine Trude geweſen, die den Knecht im Schlafe gedrückt hatte, denn ſeit ſie todt war, blieb er von allem Alp- und Trudendrücken frei.

538. Der Fluch der Wittwe.

Zwiſchen Saalfeld und Gräfenthal liegt Reichmannsdorf, allwo in frühern Zeiten des Bergſegens und Bergbaues kein Ende war, darum heißt noch immer ein Berg in der Nähe der Goldberg, und ein anderer der Venusberg, darinnen eine Grube liegt, die den Namen führt: zufällig Glück, und mag wohl der, der in den Venusberg baute, zufällig Glück gehabt haben. Der Ort hatte früher auch einen andern Namen, da aber der ergiebige Bau alle Einwohner zu reichen Mannen machte, ſo bekam er den Namen Reichmannsdorf. Schon im Jahr 1335 ſtritten und verglichen ſich die Grafen von Orlamünde und die von Schwarzburg über den Ertrag der Gold- und Silberbergwerke, die im Umfang von faſt zwei Meilen um den Ort abgetäuft wurden, und deren Anzahl zweihundert und zwanzig überſtieg. Die Einwohner wurden, wie die Sage erzählt, ſo übermüthig, weil ſie ſo viel gewachſenes Gold und Silber gewannen, daß ſie mit goldnen Kegeln ſpielten und mit goldnen Kugeln danach ſchoben. Der Ort genoß die Rechte einer Bergſtadt, und ward im Scherz die Vorſtadt von Saalfeld genannt.

Zu einer Zeit geſchah es, daß in einem der Reichmannsdorfer Schachte eine ſo große Stufe gediegenen Goldes gefunden wurde, daß ſie viertauſend Gulden geſchätzt wurde. Das Mineral hatte im Bruch die Form eines Seſſels bekommen, und da gerade zu jener Zeit ein Sachſenherzog kam, das reiche Gewerk zu beſchauen, ſo legte man die Stufe auf ein mit Stricken befeſtigtes Brett, und darauf fuhr nun, von einen Knappen begleitet, der Herzog in den Schacht. Er kehrte befriedigt zurück und lohnte ſeinem jungen Geleitsmann mit einer Handvoll Dukaten. Der junge Geſell ließ bald darauf das Geld ſehen und that ſich gütlich beim Kirmſentanz, und da kam er in den Verdacht, daß er Erze geſtohlen habe, ward auch ſofort auf heimliche Anklage eingezogen, und mußte auf der Folter den Diebſtahl eingeſtehen, den er doch nicht begangen hatte. Nach der Art jener Zeit, Diebe nicht jahrelang in Gewahrſam und liebevoller Verpflegung zu halten, vielmehr kurzen Prozeß mit ihnen zu machen, wurde der unſchuldige Knappe auf den Richtplatz geführt, um dort an den Galgen gehenkt zu werden. Vergebens flehte ſeine arme alte Mutter für ſein Leben, vergebens beſchwur ſie und er ſelbſt ſeine Unſchuld, und daß jenes Gold ein Geſchenk des gütigen Herzogs geweſen. Der Arme mußte henken. Da erfaßte Verzweiflung die alte Mutter, ſie taumelte vom Richtplatz, ſie wankte auf die reichſte Grube zu, in welche der Sohn mit dem Herzog gefahren war, ſie umwandelte dieſe dreimal, und ſprach in der Hölle Namen ſchreckliche Zauberflüche aus. Dann ergriff ſie ein Gefäß voll Mohnſamen, das ſie mit ſich führte, und ſchrie: verflucht ſei dieſes Bergwerk um meines unſchuldigen Sohnes Willen! So viele Körnlein Mohnes hier niederrieſeln in die Tiefe, ſo viele Jahre lang finde man kein Körnlein Goldes wieder! — Und als ſie ſo gerufen hatte, ſtürzte ſie ſich, den Zauber zu vollenden, und den unterirdiſchen Geiſtern für die Erfüllung ihres Fluches ein lebendes Opfer darzubringen, in den tiefen Schacht. Wie ſie unten zerſchellte, durchdröhnte ein unterirdiſcher Wetterſchlag das ganze Gebirge, der Hauptſchacht ſtürzte zuſammen, wilde Waſſer erſäuften ihn, und der bei weitem größte Theil des Reichmannsdorfer Bergſegens hatte ein Ende, und mit ihm verſchwand auch die Prachtliebe und der Glanz der Ortsbewohner. — Auf ähnliche Weiſe iſt auch zu Schleiz im Voigtlande ein reicher Schacht von einer alten Hexe verflucht worden.

339. Die wilde Bertha.

In der Gegend um Saalfeld, im Saalthale, auf der Haide, in den Bergwerken von Kamsdorf, in Orlegau, und nach dem Voigtlande hinüber, wie in dieſem ſelbſt, läßt die Sage des Volkes zahlreiche mythiſche Weſen in abgeſonderten Gruppen beſtehen; dieſe bilden das Volk der Rieſen, der Zwerge, letztere als Bergmännchen, der Haus- und Hülfsgeiſter als Heimchen, der Wichtlein, Moosmänner, Holz- und Moosweibel als ſcheue Waldzwerge, die der wilde Jäger faſt beſtändig in der Hurre hält, jagt und tödtet; wie der Wode im Ditmarſchenlande die Unterirdiſchen; ſodann die Drachen, die Saalnixen, und endlich der wilde Jäger ſelbſt mit ſeiner Jagdfrau, der wilden Bertha. Er hat keinen beſtimmten Namen, nur einmal halb verbürgt begegnet er unter dem Namen Berndietrich; ſie aber heißt auch die eiſerne Bertha, die Bildabertha, Hildabertha (Hulda-Bertha?), und im ſüdlicheren Deutſchland Perchtha und Prechta. Bertha, Jäger und Moosleute erſcheinen zottelig, ungekämmt, ſtruppig, und die Hildabertha hat ganz die Eigenſchaft der Hulda, die um den Hörſeelenberg jagt, faulen Mägden den Flachs zu verwirren und den Rocken zu zerzauſen, beſonders am letzten Tage im Jahre. Manche Leute ſollen deshalb an dieſem Tage Klöße und Häring eſſen, der Thüringer Häringsnaſen Lieblingskoſt, und den Kindern, die ſie ohnehin viel mit Bertha zu fürchten machen, ſagen, wenn ſie das nicht äßen, komme die wilde Bertha, ſchneide ihnen den Bauch auf, nähme heraus, was darinnen, und nähe den Bauch wieder zu, wobei ſie ſich ſtatt der Nähnadel einer Pflugſchaar und ſtatt des Heftfadens einer Hemmkette bediene. Es hat aber das Häringseſſen am letzten Tag des Jahres noch einen weit verbreiteteren Grund, indem die Leute den Glauben haben, der Rogen des Härings, an dieſem Tage genoſſen, bringe im nächſten Jahre Geld; aus gleichem Grunde werden Mittags am ſelben Tage Linſen gegeſſen.

340. Das Beil im Kopfe.

Ein Bauer aus einem Walddorfe der Saalfelder Gegend fuhr zu Holze in den Zwölften, wo die Geiſter in Feldern und Wäldern häufig umfahren. Da kam ihm in einem engen Hohlweg die wilde Jagdfrau entgegen, auf einen Wagen, den zwei Katzen zogen. Der Bauer konnte nicht ausweichen oder wollte nicht, und hub an, gräulich zu fluchen. Da hub aber die Frau Bertha ihr Beil auf, und ſchlug es mit einem mächtigen Hiebe dem Bauer handtief mitten in der Stirn in den Schädel und fuhr brauſend mit ſeinem Geſpann über ſeinen Kopf und ſeinen Wagen hinweg. Der mächtige Schlag hatte den Bauer betäubt, und er hatte gemeint, es wäre ſein letztes, doch als er zur Beſinnung kam, fand er ſich heil und unverletzt, aber — mitten in ſeinem Kopf ſtak ſammt den Stiel, die in das Fleiſch gewachſen, die Spaltart der Frau Bertha, und war nicht zum wanken und weichen zu bringen. So kam der Bauer in ſein Dorf zurück, trug zu Jedermanns Verwunderung die Art im Kopf, und mußte ſich daheim halten, oder beſtändig eine hohe Mütze tragen, denn kein Bader und Feldſcheer war im Stande, ihm die Art aus dem Kopfe zu bringen. Doch konnte er ſeiner Arbeit warten. So geſchah es, daß jener Bauer, der nun ſchon ein Jahr ſo geſtraft war, eines Tages wieder zu Holze fuhr, und da begegnete ihm wieder die Jagdfrau, ganz wie das vorige Mal. Da war er aber geſchwind mit ausweichen, und trieb ſein Vieh zurück, und gab der Frau Bertha Raum. Da dankte das Waldweib gar freundlich, und ſtrich ihm mit der Hand über die Stirne, und weg war die Bertha. Da fiel das Beil dem Bauer aus der Stirne in die Hand, und am Kopf ſah und fühlte er keine Spur einer Wunde oder Schmarre, als er aber das Beil recht betrachtete und betrachten ließ, fand ſich, daß es von lauterem Golde war.

541. Halbpart auf der Hohenwart.

Ein Anwohner des Sorbitzbaches wanderte des Nachts von der Hohenwart — am Saalufer bei Kaulsdorf — herunter dem Valleidathale zu. Das wilde Heer war gerade zur Jagd auf dem hohen Waldrücken ausgezogen, und aufgeſcheucht flohen die Waldweibchen und grauen Moosmännchen vor ihren Verfolgern her. Der Wanderer horchte dem furchtbaren Getöſe zu, ſah beim Mondenſchein das tolle Treiben mit an, bis ihn vor Grauſen ſelbſt toller Muth ergriff, ſo daß er aufſchrie:

Huſſa! Huſſa! Halbpart
Mit hier auf der Hohenwart! —

Huſſah! — erging die Antwort darauf, und am Morgen lag ihm das ganze Haus voll Geflügel, dem insgeſammt die Hälſe umgedreht und die Beine ausgerupft waren, und Wildpret wie es der Mann theilweiſe noch niemals geſehen, Wichteln und Wachteln durcheinander, und an den Thürpfoſten hingen Viertel von Waldweibchen und Moosmännchen, die ſtanken über alle Maaßen.

542. Pünſchchen.

Auf der Haide, wo der Culm ragt, der in den Heidenzeiten oft Feuer ausgeſtrahlt haben ſoll, und wo die Hangeeiche ſteht, liebt der wilde Jäger oft zu hetzen und die Moosleute zu jagen. Einſtmals hörte ihn ein Bauer aus Arnsgereuth, der that auch ſeinen Jagdjauchzer, wie der Sorbitzbächler, und gerieth ihm ebenſo wohl, doch nicht ganz ſo reichlich, das machte, weil er nur in die wilde Jagd hinein zuhut hatte, und nicht gleich halbpart begehrt. Er wurde der glückliche Finder eines Moosweibchenviertels, das vor Fäulniß ſchon ganz grün war, das war an ſeiner Hausthüre aufgehängt, an den Haken, daran er, wenn er ſchlachtete, ſein Kalb oder ſein Schwein aufzuhängen pflegte. Voll Entſetzen lief der Bauer zu einem Gutsherrn, und fragte den um Rath, der ſagte, er möchte das Fleiſch ja nicht anrühren, ſolle es nur hangen laſſen. Solches that das Bäuerlein, und da kam das übelſtinkende Viertel wieder hinweg. Der hat nicht wieder mitgeſchrieen.

Auf der Kegelbahn in Preilipp, wo man die Saale weithin überſchauen kann, waren Sonntags die jungen Burſche des Dorfes verſammelt bis in die ſinkende Nacht hinein und machten ſich luſtig. Auf einmal erblickten ſie den wilden Jäger, wie er ohne Kopf über der Saale drüben hinritt. — Wartet, dem muß ich eins anhängen, — rief ein vorlauter Burſche — ich weiß, wie man ihn recht ärgern kann! — Vergebens gaben ihm die andern gute Worte, er ſolle doch ja ſtille ſein; er trat vor und rief laut:

Hünſchchen, Hünſchchen!
Haſt ſchöne rothe Strümpſchen! —

Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, da plätſcherte es durch die Saale, und der wilde Jäger rückte an. Eiligſt ergriffen die Burſche die Flucht und ſprangen in das erſte beſte Haus hinein, worin ſie ſich verſchloſſen und verriegelten. Sie waren kaum hinein, da hielt der wilde Jäger auch ſchon vor der Thüre und pochte und tobte gräulich, und als beim anbrechenden Morgenlichte das junge, geängſtet geweſene Volk heraus trat, lag ein Stück rohes Fleiſch vor der Hausthüre, das einen fürchterlichen Geſtank verbreitete. Das Schlimmſte bei der Sache war, ſo oft auch das ſtinkende Fleiſch weggeſchafft wurde, es kam ein- und allemal von ſelber wieder, bis zum nächſten Sonnabend Abend, da verſchwand es.

543. Frau Welle.

Die Hohewart liegt bei Kaulsdorf über Saalfeld, und hat den Namen von einem Thurme, der darauf ſtand, und in dem Thurme hat eine weiſe Frau gewohnt, welche die Umwohner zu Rathe zogen, dieſe Rune wurde Frau Welle genannt, und man nennt nach ihr noch das Thal unter der Hohenwart das Valleidathal. Bisweilen hielt ſich Frau Welle auch in einer Berghöhle auf, und dort ſoll ſie fort und fort noch als ein Geiſt erſchienen ſein; ganz in ſchneeweißes Linnen gekleidet, mit einem breiten Gürtel aufgeſchürzt, und mit fliegendem, bis auf die Ferſen herabwallendem Haar. Auch ſie ſoll ſich in der Nähe, ja ſelbſt im Gefolge des wilden Heeres befunden haben, wo ſie aber die Waldmännchen und -Weibchen nicht verfolgen half, ſondern denſelben ihren Schutz gewährte. Die zunächſt anwohnenden Bauern ſahen ſie zuweilen, wann ſie ſpät aus dem Holze heimkehrten, auf einer Anhöhe im Walde, wie ſie auf den Ton der Jagdhörner horchte, wenn das wilde Heer auszog. Einſtmals — erzählt man — war ein

Bauer vorwitzig genug und fragte das am Berge vorüberziehende **wilde Heer**, ob es etwa der Frau dort etwas von der gemachten Jagdbeute ablaſſen wolle? — Tags darauf fand man dieſen Mann auf einem breiten Steine des Wallzenberges mit ganz zerſtückeltem Leibe liegen. Bisweilen irrte dieſe Frau auch unter der Geſtalt einer fahlen Kuh in den Gebirgsſchluchten umher.

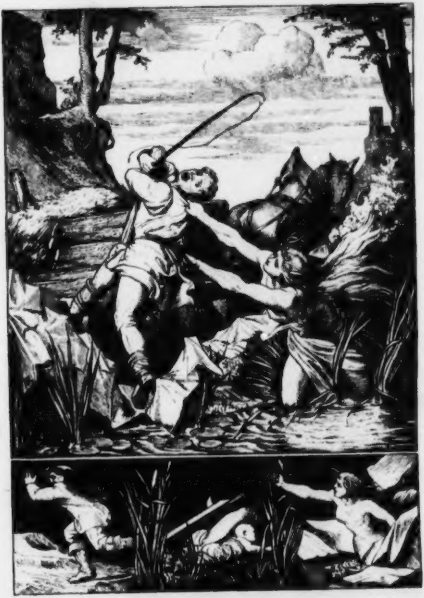
Im nahen Loquitzgrunde iſt ein Felsberg, der heißt die **Trudenkuppe**; auch auf ihr geht eine weiße Frau um, deren lange nachſchleppende Haare im Winde flattern. Sie trägt ein großes Meſſer, und ſoll einſame Wanderer in das Dickicht locken, und dann auf einem alten mächtigen Opferſteine ſchlachten.

544. Die Saalnixen.

Von den Saalnixen geben der Sagen viele; der Fluß zieht in mannichfaltiger Krümmung durch weite Länderſtrecken von ſeinem Urſprung auf dem Fichtelgebirge (Sage Nr. 696), bis zu ſeiner Einmündung in den Elbſtrom in der Nähe von Barby.

Zu **Wilhelmsdorf**, zwiſchen der Saale und dem Städtchen Ranis hat ſich eine Saalnixe zum öftern gezeigt. In der Berggrube bleichte ſie ihre Wäſche, die war blüthenweiß und roth gerändelt. Ein Bauer, der dort vorüberfuhr, hieb mit ſeiner dreckigen Miſtgeiſchel ein paarmal darüber hin, daß man garſtige Schmitzen ſah. Da ſtand die Nixe plötzlich an ſeinem Wagen, und ſchalt, er ſolle das nicht noch einmal thun, ſonſt wär' es aus mit ihm. — Murrend fuhr der Knecht davon. Als er das nächſtemal wieder an derſelben Stelle vorbeikam, lag der Weich wieder dort, aber es war keine Nixe dabei. Da trieb der angeborene Frevelſinn, der manchem im Leibe ſteckt, den Burſchen an, nach Herzensluſt auf die blüthenweiße Wäſche zu ſchlagen, und ſie mit dreckigen Striemen zu zeichnen, und über dieſer Frevelübung merkte er gar nicht, daß aus der nahen Berggrube hervor endlos Waſſer ſtrömte, bis er es an den Füßen ſpürte, bis es über die Kniee ihm ſchwoll, und da er ſich nun hinauf auf ſeinen Wagen vor der mehr und mehr anſchwellenden Fluth retten wollte, war die Nixe da, riß ihn zurück, tauchte ihn unter und hielt ihn feſt, bis ihm der Odem ausging.

Lange Zeit trieb dieſe Saalnixe zum Zeitvertreib ihr Weſen in der Coſterquelle und den runden Teichen auf der Walperwieſe bei Wilhelmsdorf. Einſtmals ging ein Mann aus dem Dorfe nach dem ſchwarzen Holze an der Herthigsſtelle, ſich dort einen Peitſchenſtecken zu holen. Die Sonne ging gerade auf, als der Wilhelmsdorfer über die Walperwieſe ſchritt. Er ſah wie die Nixe blendendweiße Wäſche an dem Rande der Coſterquelle ausgebreitet hatte zum trocknen. Daneben ſaß ſie ſelber und wiegte ihr noch ſchlafendes Kind. Erſchrocken darüber wollte er von der unheimlichen Stelle ausbiegen, doch die Nixe hatte ihn ſchon gewahrt. Sie fragte nach ſeinem Anliegen und verſprach ihm einen Peitſchenſtecken, mit dem er gewiß zufrieden ſein ſolle, wenn er unterdeß das kleine Nixlein recht ſchön wiegen wolle. Der Mann wollte die Nixe nicht böſe machen und ſetzte



Die Saalnixen.

ſich bei der Wiege nieder. Unbeholfen ſtößt er daran und bringt ſie nach ſeiner Weiſe in ſtarken Schwung. Eines ſolchen Wiegens ungewohnt erhub die kleine Nixe wehklagend ihre Stimme. Da ſchaute die Nixenmutter ſich um, dräuete mit der Hand und gebot ihm Schonung für ihr Kind. Der Mann aus Wilhelmsdorf aber wurde dadurch ſo aus der Faſſung gebracht, daß er die Wiege gar umwarf und dann entfloh. Die zurückkehrende Saalnixe ſchwur dem Fliehenden Rache und ehe 3 mal 24 Stunden vergangen waren, lag der Frevler als todter Mann in der Saale.

Einem Manne aus Reitzengeſchwend, der beſſer gewiegt hatte, wurde von der Nixe ein goldner Peitſchenſtecken verehrt.

Ein anderer traf die Nixe weinend und jammernd an, ihr Kind war geſtorben, und ſie wußte nicht, was ſie damit anfangen ſollte; da erbot er ſich, es auf ſeinem Wagen mit ins Dorf zu nehmen, und auf den Kirchhof zu begraben. Deß war die trauernde Nixe herzlich froh, ließ es geſchehen und belohnte reichlich den Mann.

Einmal hatte die Nixe einen jungen Ehemann an ſich gelockt, deſſen Frau ſchöpfte Verdacht, ging ihm nach, und traf ihn bei der Nixe in zärtlicher Umarmung. Da erhob ſie ein entſetzliches Jammergeſchrei und raufte ſich die Haare aus. Als die Nixe den Schmerz der Frau gewahrte, und wie lieb ſie ihren Mann hatte, ließ ſie dieſen los und ſprach: nimm ihn hin, er ſei und bleibe dein — aber er nahe nicht wieder dem Ufer — ſonſt möchte mich's reuen, und ich mir ihn holen. — Und glitt hinweg und verſchwand im Strome.

Eine Saalnixe kam auch oft nach Saalfeld in die Stadt in die Fleiſchbänke; ſie hatte große wäſſerige Augen wie ein Fiſch, grüne Zähne, und unterm Rock einen triefenden Schweif. In Jena fordern ſie jedes Jahr ein Menſchenleben als Opfer, desgleichen in Halle, davon ein Scherzreim geht:

Wißt ihr wohl, wo Halle liegt?
Halle liegt im Thale;
Da ſind ſchöne Jungfern drein,
Und Nixen in der Saale.

Einer Halliſchen Wehmutter erging es ähnlich wie der zu Preilipp, die ward auch von einem Waſſermann unter den Strom geführt, dort von der Kindbetterin vor ihres Mannes, des Nix, Tücken gewarnt und bedeutet, Doſten und Dorant zu erfaſſen und feſt zu halten, dieſen Kräutern und denen, welche ſie tragen, können weder Nixen noch Kobolde etwas anhaben, ſo kam auch jene glücklich zurück.

545. Milch- und Gelddrachen.

In der Saalfelder Gegend, wie im nachbarlichen Orlagau und im Voigtlande (aber auch in Thüringen und weit nach Franken hinein), iſt der Glaube an Drachen verbreitet, welche den Teufelsbündnern Reichthum zutragen. Auf gar vielen Orten bezeichnen die Einwohner geradezu die Häuſer, und nennen die

Leute ohne Scheu mit Namen. Die Drachen erſcheinen in feuriger Geſtalt, und werden in gute und arme Drachen unterſchieden. Die meiſten fallen in Form einer Feuerkugel durch den Schornſtein in die Häuſer, und ſchütten daſelbſt ihre Schätze, Milch, Eier und Geld aus. Man nennt ſie die guten Drachen. Bisweilen zieht der Drache aber auch in Geſtalt eines langen Wieſebaums durch die Fenſterzwickel in die Wohnungen, und hinterläßt ſtatt der Reichthümer, einen furchtbaren Geſtank. Das iſt der arme Drache. Wenn der Einzug des guten Drachen gewahrt wird, werden ſchnell die Milchgefäße gereinigt, und man ſetzt ſie in Küche und Keller, damit der Drache ſeine Milch darin ausſchütten könne. Um ihn anzuziehen, werden die Butterfäſſer aus Holzarten gefertigt, welche zu heidniſcher Zeit für heilig gehalten wurden, z. B. Wachholder, Eibiſch, Linde. Das Holz wird am heiligen Abende des Weihnachtsfeſtes geholt und ſogleich abgeſchält. Butter wird nur am Freitage ausgerührt, nachdem man zu drei verſchiedenen Malen Milch in das Butterfaß gegoſſen hat. Noch jetzt werden häufig in den Kellern eingegrabene Töpfe von eigenthümlicher Beſchaffenheit gefunden. Sie ſind hoch an Form, unten zugeſpitzt, haben neun Ringe in der Mitte und ſind ohne Henkel. Der urſprüngliche Deckel iſt an dem Rande abgeſchlagen und ſo inwendig in den Boden des Topfes eingepaßt, und an des Deckels Stelle iſt eine Schieferplatte gefügt. Lauter Anſtalten, um das Geſchäft des Drachen in Vermehrung der Milch zu erleichtern.

Wieder eine andere Art feuriger Drachen ſind die, welche die Sage als Schätzehüter insgemein erſcheinen und von denen erblickt werden läßt, welche dem Geſchäft des Schätzehebens obliegen, das nur zu oft den Hals und das ewige Seelenheil dazu koſtet, das ſind die Gelddrachen, die auch oft auf zwei Beinen mit Menſchengeſichtern umgehen.

Nicht weit von dem Dorfe Peisla, ohnweit Ranis, erhebt ſich der Engelsberg, ganz mit Rothbuchen bewachſen. An ſeinem Fuße zieht ſich ein tiefer Graben nach Norden, den man den Poppengraben nennt, und welcher an den Poppenbiel ſtößt. Auf der öſtlichen Seite des Berges öffnet ſich eine Höhle, die, der Sage nach, durch den ganzen Berg ſich erſtrecken ſoll. Zwei feurige Drachen liegen darin an Ketten, und haben einen großen Schatz, der daſelbſt verborgen iſt, zu bewachen. Ein graues Männchen wird nach Jahrhunderten die Stelle andeuten, wo der große Schlüſſel liegt, mit welchem der Zugang zum Schatze geöffnet werden kann, indem das Männchen mit einem Stabe einem der großen Steine, die am Wege von Peisla nach Dobian liegen, ein Malzeichen aufdrücken wird.

546. Von Moosleuten, Holzweibeln und Heimchen.

Es iſt ſchwer, eine ſondernde Linie zu ziehen zwiſchen den verwandtſchaftlichen Beziehungen der Elbe, die das Volk ſo verſchieden benennt und kennzeichnet, und könnte einer ein Buch allein über ſothanes Völklein ſchreiben, ungleich reichhaltiger als des Iren T. Knigthleys Mythologie der Feen und Elfen. Aus Büchern aber darf es einer nicht lernen wollen, er muß ſelbſt an Orten und Stellen hinhorchen, was die Leute ſich auf den Dörfern davon erzählen. Und wie das geſpenſtige Zwergvölklein ſich nicht ſtreng ſondern läßt, ſo laſſen ſich auch die Sagen von ihm nicht ſondern, denn es erſcheint bald da, bald dort, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt und Geſellſchaft, oder auch ganz allein. Aber die Moosleute ſind keine Hülfsgeiſter, die Holzweibel keine Moosleute und die Heimchen ſind auch nur wenig von allen dieſen, höchſtens Hülfsgeiſter; ſie bilden das Gefolge der wilden Bertha, ſind aber nicht wild, ſondern traulich, wie ihr Name, der traulichſte, der in deutſcher Zunge klingt, und daher auch einem Thiere gegeben ward, das heimlich am heimiſchen Herde, am Backofen, in der Wärme weilt, und deſſen Zirpen der Volksglaube prophetiſche Bedeutung beilegt. Sie heißen in dieſem Lande Heimchen, nicht mit Heinchen oder Heinzchen zu verwechſeln. Im Orlagau heißt Perchtha die Heimchenkönigin, und erſcheint umſchwärmt von dieſer neckiſchen Elbenſchaar. Wie anderorts die Zwerge über Flüſſe ſich ſchiffen ließen und fortzogen, ſo bei den Dörfern Cosdorf und Rödern (welche nicht mehr vorhanden ſind), im Orlagau die Heimchen. An einigen Orten dieſer Gegend heißen ſie auch Butzelmännchen, Heimele, Erdmännele, und werden gedacht als ganz winzig kleine Erdgeiſter, welche nur fingerslang ſind, und in den Mäuſelöchern der Häuſer wohnen. Gewöhnlich laſſen ſie ſich in den Abendſtunden ſehen, ſind weiß bekleidet, erweiſen ſich freundlichen Gemüthes, und führen in Zahl von mehreren Hunderten liebliche Kreiſeltänze auf. Sie zeigen den Bewohnern des Hauſes Glück oder Unglück im voraus an, und hinterlaſſen zuweilen, wenn man ſie ſorgſam hegt, köſtliche, obſchon höchſt niedliche Geſchenke, welche zur Morgenſtunde in goldnen Käſtchen vor den Mäuſelöchern aufgeſtellt ſich finden.

Im Schnerſert bei Grobengereuth, auf dem rothen Biel, gab es vor Zeiten Waldweibchen in Menge. Sie ſprangen auf den Heuſchobern und den Getraidegarben herum und ſpielten miteinander, wie die Kinder. Wenn Leute dazu kamen, die ſich bei dem Anblick der Kleinen blöde und furchtſam zeigten, ſo riefen ſie ihnen freundlich zu: kommt immer her, treibt was ihr wollt, wir thun euch nichts. — Doch benaſchten ſie die Arbeiter im Schnerſert gern, und trugen ihnen wohl halbe und ganze Brode weg.

In der ganzen Gegend um Altengeſees herum, die bis heut zu Tage ſehr holzreich iſt, ſtanden die Bauern mit den Holzweibeln im freundlichſten Verkehr. So oft Holz gefällt wurde, waren ſie gleich bei der Hand, baten die Holzmacher, daß ſie doch, ehe der fallende Baum den Erdboden erreiche, drei Kreuze in den Stock hauen möchten, ſo daß ſie darauf Schutz vor der wilden Jagd finden könnten. Gern thaten dieß die Leute, und die Waldweibeln halfen den Arbeitern dafür, wo ſie wußten und konnten. Gingen die Bauern am Morgen in den Wald, ſo legten ſie ein Stückchen Brod oder einen Kloß für ihre kleinen Gehülfen auf die bekreuzten Stöcke, und dieſe luden freundlich ein, fleißig Holz zu holen mit den Worten:

Wer Hulz braucht kumm,
Wer arm is namm. (nehme.)

547. Kümmelbrod.

Im Schallholz, eine Viertelſtunde weſtlich von Merkendorf, hauſten auch Holzmännel und Holzweibel; die waren den Leuten gern behülflich und dienſtbar, halfen auch Heu machen, waren aber nicht blöde und ließen ſich oft ungefragt die Klöße aus den Töpfen und die Brode aus den Oefen gefallen. Das war zuletzt den Leuten nicht recht, ſie gedachten dieſe unlieben Gäſte los zu werden, und wendeten die Mittel an, die dazu dienlich waren. Der Müller, dem ſie treulich geholfen, Mehl und Mühle gefegt hatten, legte ihnen neue Kleider hin, das verdroß die kleinen Hülfsweſen und ſie zogen ab, und kamen nicht wieder. Andere Leute buken Kümmel unter das Brod, oder beſtreuten, wie es noch heute üblich iſt, die Rinde damit. Da klagten die Holzweibel:

Kummelbrod,
Unſer Tod.

Und dann ſagten ſie im Weggehen, da ſie fortzogen, um nimmer wiederzukehren:

Eßt ihr euer Kummelbrod,
Tragt auch eure ſchlimme Noth.

Und nachher iſt es den Leuten auch nie wieder ſo gut und wohl geworden, wie früher.

548. Das hohle Brod.

Zu einem Hirtenmädchen aus Gefell kam oft ein Holzweibel auf die Huth, und das Mädel war mit dem Weibel gut vertraut. Eines Tages, als ſie daheim friſch gebacken hatten, und kein Mangel vorhanden war, nahm das Mädchen einen ganzen Laib Brod für das Holzweibel mit. Das empfing das Brod mit großer Freude, brach es auf, und höhlte alle Krume heraus, dann ſammelte es Laub am Huthrain und ſtopfte das hohle Brod damit voll. Dieſes kindiſche Thun verdroß die junge Hirtin, es dauerte ſie das liebe Brod. Und auf einmal lag das Brod bei ihr und das Holzweibel war verſchwunden. Nun hatte das Mädchen nichts eiligeres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brod zu ſchütten, und das letztere nahm es wieder mit nach Hauſe. Da klapperte etwas im Brod, und das Mädchen dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein ſein, der mit dem Laub in das Brod gekommen, ſchüttete es nochmals aus, aber ſiehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Wie ſchnell lief die Hirtin nach dem Rain, wie ſuchte ſie nach dem köſtlichen Laube, fand es auch noch, und trugs in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie ſah ſie das dankbare Holzweiblein wieder.

549. Das erſchrockene Wichtel.

Eine Bauersfrau aus Göſſitz war daran, auf ihrer Holzwieſe im Schlingengrunde, gerade den letzten Heuſchober auszubreiten, da ſaß auf dem Schober, mit dem Rücken der Frau zugekehrt, ein winzigkleines Männchen. Was war zu thun? Fertig wollte die Frau gern mit ihrer Arbeit werden, und getraute ſich doch nicht den Kleinen anzureden und heruntergehn zu heißen. Kurz bedacht ſchlich ſie von hinten heran und zupfte mit dem Rechen Heu unten von dem Schober weg. Das Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte wieder und immer wieder; endlich kriegt der Schober oben das Uebergewicht und bricht zuſammen. Das erſchrockene Männchen kreiſchte laut auf im Fallen, und rang ſich mit Mühe aus dem Heu hervor. Aus dem Holze aber kam ein ganzer Hauſe kleiner Wichtel und rief:

Sag' an, ſag' an!
Hat es dir was gethan?

Das ſich vom Schrecken erholende Wichtel ſchaute aber immer nur den eingefallenen Heuſchober an, ſchüttelte den Kopf, und ſprach:

Ei, ei! Das Ding fiel nur ſo ein; da bin ich ſo erſchrocken! —

und lief, ohne auf die Bauersfrau Acht zu geben, was es laufen konnte, mit ſeinen Kameraden in den Wald zurück.

550. Die beſtrafte Magd.

Eine kecke Magd ſchritt am Dreikönigsabend von Reidenberg nach Saalthal (ein Dorf, ohnweit Wilhelmsdorf, dicht an der Saale) heim. Sie war in einer Lichtſtube zu Reidenberg ſpinnen geweſen, und hatte ihren Rocken rein abgeſponnen, auch hatten junge Burſchen ihr das Geleit gegeben bis zum Bergabhang, der ſich in das Flußthal ſenkt. Den Bergpfad herauf zog Perchtha mit dem Heimchenvolke, und die Magd ſtutzte, als ſie eine ſtattliche Frau ſah, von einer ſo großen Schaar Kinder umwimmelt, die noch dazu ſich abmühten, einen großen Ackerpflug zu ziehen, und bergauf zu ſchieben, und anderes Geräthe zu ſchleppen. Das kam ihr ganz komiſch vor und ſie lachte hellauf, daß es drüben von der Bergwand wiederhallte. Darob erſchraken die Heimchen, daß ſie abließen von ihrem Geräth und alles, ſammt dem Pflug, rollte wieder den ſteilen Pfad hinab. Zürnend trat Frau Perchtha vor die Unbeſonnene, und blies ihr in die Augen. Alsbald ſchloſſen ſich dieſe in ſtarrer Blindheit. Angſtvoll irrte ſie nun und pfadlos über Stock und Stein, irrte die ganze Nacht, und erſt am Morgen fand man ſie und fuhr ſie über den Strom, zu ihrer Herrſchaft in Saalthal, die ſie nun aus dem Dienſt wies, und ſo wurde die Hülfloſe eine Bettlerin. Da ſaß ſie nun oft weinend und ihren Vorwitz bereuend am Weg und an der Ueberfahrtſtelle, und das geſchah auch, als der Dreikönigsabend wiederkehrte. Die Blinde hörte, daß eine Frau des Weges kam, Gewänder rauſchten, und es trippelte und trappelte, wie von vielen Kindern, und ſie erhob ihre Stimme und flehte um eine Gabe. Die Frau aber war Perchtha mit ihrem Völklein, und ſprach: du ſollt eine Gabe han. Vorm Jahr blies ich dir zwei Lichtlein aus, heuer zünd' ich ſie wieder an, — blies der Bettlerin ins Geſicht und ſchritt weiter. Mit einem Mal thaten ſich die Augen der Magd auf, und ſie ſah wieder wie zuvor. Nie vergaß ſie, was ihr geſchehen, und erzählte es oft, Andern zur Warnung und zur guten Lehre.

Auch bei Neuſtadt an der Orla, in der ſogenannten Sorge, geht dieſelbe Sage von einer Spinnerin, welcher Perchtha die Augen ausblies.

551. Die Buſchgroßmutter.

In der Nähe von Leutenberg und am linken Saalufer hauſt, nach der Sage des Landvolkes, ein dämoniſches Weſen, das heißt die **Buſchgroßmutter**. Die hat viele Töchter, und dieſe werden Moosfräuleins genannt, mit denen zieht ſie durch das Land zu gewiſſen Zeiten und in heiligen Nächten. Es iſt nicht gut, ihr zu begegnen, ſie hat gar ſtarre Augen und wirre Haare. Oft fährt ſie auf einem kleinen Rollwagen daher, und da iſt es wohlgethan, ihr zeitig auszuweichen. Die Kinder abſonderlich ſcheuen dieſe Putzmommel, und machen einander mit ihr zu fürchten. Es iſt kein anderes Geſpenſt als die Hulda oder Bertha, die wilde Jagdfrau, welcher die örtliche Sage hier Kinder verleiht, wie in der Nachbargegend die Heimchen ihr folgen.

552. Der Futter-Gupel.

Auf dem Rittergut zu Miſitz bei Neuſtadt a. d. Orla zog ein Schaafknecht an, Namens Speck. Dort trieb ein Gupel (Kobold) ſein Weſen, fütterte die Schaafe des Nachts, und man hörte die Thiere deutlich auf die Käſten und Raufen ſpringen, um das Aufgeſteckte zu freſſen. Durch ein Fenſter hatte der neue Schaafknecht zugeſehen, wie der kleine Hülfsgeiſt Heu unter dem Arme herbeiſchleppte und davon vorlegte, wobei ſich die Schaafe gar nicht ſchüchtern zeigten. Ein ganzes Jahr lang war das ſo fortgegangen; da machte ſich Speck aus Neugier einen Bung, — ein Nachtlager mit einer Schütte Stroh, — auf die Bahre im Stalle, um, wo möglich, dem Gupel ſeine Fütterungsweiſe abzulernen. Das war aber ein großer Fehler, denn der Gupel blieb von da ab weg auf immer; die Schaafe aber wurden von der Zeit an ſo dürre, daß die Sonne durch ſie hindurchſcheinen konnte — und das will doch etwas beſagen, — ſetzte Speck bedauernd hinzu, als er die Mär erzählte.

Auch zu Weißbach war einmal im alten Schloſſe gar ein treues Futtermännchen von der größten Thätigkeit. Dem nähete endlich eine junge Frau, die in das Schloß geheirathet hatte, ein neues Hemdchen. Da zog das Männchen unter ſtrömenden Thränen ab und klagte, wie jene Hütchen in der Ruhl: ich muß nun auf und davon, ich habe meinen Lohn — und ward ſeitdem nicht mehr geſehen.

Aehnliches erlebte ein Schaafmeiſter in der Nähe von Ranis, der ſah einmal zufällig im Winter die Fußſpur ſeines hülfreichen Futtermännels, und nahm mit Betrübniß wahr, daß ſelbiges barfuß ging. Eilig nahm er nach Länge und Breite der Fußſpur das Maas, und ließ dem Männel ein Paar ſaubere nette Schuh machen, die er hinſtellte. Das Futtermännel kam, ſah die Schuh, nahm ſie, beſah ſie von oben und von unten, ſeufzte tief und ſprach:

So hab' ich deine Schuh,
So hab' ich meine Ruh' —

verſchwand und ward nimmer wieder geſehen.

553. Das Baumännchen.

Da man zu Großkamsdorf, zwiſchen Saalfeld und Ranis, wo die bedeutenden Bergwerke ſind, die Kirche baute, ward man ein kleines graues Männchen mit verſchrumpfeltem Geſicht gewahr, das keiner kannte, und das gar fleißig mithalf. Bald war es da, bald dort, bald ſichtbar, bald unſichtbar, bald trug es Steine, bald rührte es Mörtel, bald kletterte es auf den Gerüſten umher, wo es abſonderlich zur Mittagsſtunde bemerkt wurde, denn man ſah es nie eſſen oder trinken. Es war da und ſchwand hinweg, keiner wußte, woher es kam und wohin es ging. Wenn der Werkmeiſter den Wochenlohn auszahlte, war es nie unter den andern Meiſtern und Geſellen. Die alten wachten darüber, daß dieſes Männchen von den jüngeren Geſellen nicht beleidigt wurde, und flüſterten ihnen heimlich zu: es iſt ein Baumännchen, das dürfen wir beileibe nicht erzürnen, ſonſt iſt's gefehlt. Und es ging auch der ganze Kirchenbau ohne einen einzigen Unglücksfall trefflich zu Ende, und der Bau war unglaublich ſchnell fertig geworden. Da nun die Kirche eingeweiht wurde, ſah man das Baumännchen bald oben auf der Empore, bald auf dem Orgelchor, bald unter der Kanzel, bis der Segen über das neue Gotteshaus geſprochen wurde. Da ſchwand es vor aller Augen hinweg und ward niemals wieder geſehen.

554. Kamsdorfer Berggeiſter.

In den Kamsdorfer Gruben giebt es Berggeiſter von mancherlei Art und Geſtalt, ſo auch von gutem und ſchlimmem Weſen. Sie erſcheinen bald als graue Zwerge, führen als ſolche den Namen Bergmönche und zeigen den Bergleuten reichhaltige Erzgänge an; bald ſitzen ſie als feurige Rieſen auf den Halden des Bergwerkes, und warnen die Arbeiter vor dem Anfahren, wenn ihnen ein Unglück zuzuſtoßen droht. In beider Geſtalt beweiſen ſie ſich von Natur gutartig, nur können ſie großes Geräuſch und Neckereien nicht leiden. Darum vermeidet der Bergmann jedes unnöthige Lärmen bei ſeiner unterirdiſchen Arbeit, und keiner wagt dort im Dunkeln zu pfeifen oder Fluchworte auszuſtoßen, wie beides wohl ſtündlich von ihm ungeſcheut am hellen Tage geſchieht. Den Flucher ſtürzen ſie hinunter in die tiefſten Schachte oder drehen ihm den Hals um, das Geſicht auf den Rücken. Oft helfen ſie auch, in graue Kutten gekleidet, dem Bergmanne, dem ſie wohlwollen, bei ſeiner Arbeit, und alles geht dann wunderbar ſchnell von ſtatten. Ihre Stimme gleicht dem Krähen eines Hahnes. Bisweilen ſieht man dieſe Berggeiſter in Katzengeſtalt auf den Erzſtufen ſitzen, die zu Tage gefördert worden ſind, und mit großen, feurigen Augen dieſe Schätze bewachen. In einer dieſer Kamsdorfer Gruben hielt ſich ſo ein Bergmönch auf, klein und dick, garſtigen Ausſehens, mit Augen im Kopfe ſo groß wie die Käſenäpfe. Dabei iſt er aber ganz gutmüthig geweſen, hat ſtill vor ſich hin gelebt und in dem Bergwerke wacker mitgearbeitet. Beſonders hat er die armen Bergjungen, wenn ſie müde geworden ſind, unterſtützt und abgelöſt; aber geſprochen hat er nie ein Wort dabei. An jedem Morgen hat der anfahrende Junge ihm eine Pfennigſemmel mitbringen und an einen beſtimmten Platz legen müſſen. Einſtmals ko[illegible] ein anderer Junge darüber, der dem Bergmönch gern hat einen Schabern[illegible] anthun wollen, und ißt die Semmel weg. Als ſpäter der Kübel in die Höhe gezogen wird und oben anlangt, findet ſich der Junge, der die Semmel gegeſſen hat, darin. Er iſt todt geweſen, der Mönch hat ihm den Hals umgedreht und ihn in den Kübel gedrückt, daß ihm Hören, Sehen und Semmeleſſen auf immer vergangen iſt.

---

533. Die Bilbzen.

In dieſer Gegend herrſcht im Landvolke noch immer der Glaube an dämoniſche theils, theils menſchliche unheimliche Getraidemäher, auch Bilbſen-, Bilſen- und Binſenſchnitter genannt. Die Schilderung von ihnen iſt mannichfaltig, manche ſollen dreieckte Hütchen tragen. Als elbiſche Geiſter erſchienen ſie oft den Landleuten, wenn ſie ſpät am Abend durch ihre Flur nach Hauſe gingen. Sie hatten fliegendes Haar und waren meiſt mit weißer Leinwand bekleidet. Oftmals wälzen ſich dieſe Bilbzen in Geſtalt einer mächtig großen Kugel durch die Felder und richten ungeheuren Schaden an. Zur Aerndtezeit kommen ſie bisweilen auch als furchtbare Wirbelwinde und führen das geſchnittene Getraide mit ſich fort. In beiden Fällen pflegen die Bauern, wenn ſie es bemerken, ein Taſchenmeſſer, auf deſſen Klinge 3 Kreuze eingedrückt ſein müſſen, der Bilbze entgegen zu werfen, und dabei auszurufen: da haſt du es, Bilbze! — Es giebt aber auch, und dieß iſt allgemeiner Volksglaube, noch heutiges Tages ſolche Bilſenſchnitter, das ſind Leute, die an den Tagen Himmelfahrt, Johannis und der heiligen Dreieinigkeit ganz früh hinaus auf die Felder gehen, barfuß, an die große Zehe des rechten Fußes ein kleines ſichelförmiges Meſſer gebunden. Sie ſchreiten durch die

Saaten und ſchneiden mit dem Meſſer einen Strich durch dieſelben. Zur Zeit der Aerndte und des Ausdruſches muß dann der zehnte Theil der Frucht eines ſolchen Feldes dem Bilſenſchnitter zu Theil werden. Das Geſchäft iſt jedoch mit großer Gefahr verbunden. Wird der Bilſenſchnitter während ſeines Thuns von Jemand angerufen, oder mit einer Flinte über ihn hinweg geſchoſſen, ſo muß er noch in demſelben Jahre ſterben. Falls dieſer den Ankömmling früher gewahrt und anredet, fällt das Todesloos auf den Andern. Die meiſten Bauern ſuchen ſich gegen den Verluſt, der auf dieſe Weiſe ihren Aeckern droht, dadurch zu ſichern, daß ſie das Feld zuerſt von außen umackern und beſäen, denn in das ſolchermaßen beſtellte Getraide kann kein Binſenſchnitter einbrechen. Wird das Getraide gedroſchen, das durchſchnitten war, ſo kommt der Bilſenſchnitter und giebt gute Worte, daß man ihm irgend etwas aus der Wirthſchaft bergen möge, was aber nicht geſchehen darf. Zur Rache an dem Bilſenſchnitter legt man wohl auch beim Ausdruſch des gezehnteten Getraides einige Reiſer von Wachholder mit an. Jeder Schlag mit dem Dreſchflegel darauf trifft dann den Bilſenſchnitter, bis er zuletzt gelaufen kommt und um alles in der Welt bittet, man möge doch anders wieder zum Dreſchen anlegen

556. Des Bilſenſchnitters Lohn.

Ein habſüchtiger Mann, der ein Bilbze war, rüſtete ſich an einem Johannistage, bald nach Mitternacht, um noch vor Sonnenaufgang ſeinen unheimlichen Gang anzutreten. Aus einem der verborgenſten Winkel ſeines Bodens brachte er ein ſorgfältig verſtecktes kleines dreieckiges Hütchen und zwei kleine ſichelförmige eiſerne Inſtrumente und verwahrte dieſelben unter ſeinem Kittel. Indem er nun den Marſch zu ſeines Nachbars Kornfelde richtete, vermied er Jemand zu begegnen, denn wenn Jemand den Bilſenſchnitter auf ſolchem Wege anredet und grüßt, koſtet es dieſem das Leben. Gierig überblickte er das in Ueppigkeit daſtehende Getraide und freute ſich im Voraus daſſelbe durch ſeine Höllenkunſt zur Hälfte in ſeine Gewalt zu bekommen. Eilig wurde nun das Hütchen aufgeſetzt, die Sicheln an die großen Zehen gebunden und quer durch das Feld ſchreitend, die Halmen abgeſichelt. Schon war er auf ſeinem Rückwege an die erſten Häuſer des Dorfes gekommen und hatte nicht bemerkt, daß er unter die Kuhheerde des Gutsbeſitzers gerathen war. Eiligſt ſchlüpfte er in ein Seitengäßchen, um nicht durch den Morgengruß des Hirten unglücklich zu werden. Aus Verdruß aber that er im Vorbeigehen es den Kühen an, daß ſie blutige Milch gaben. Die Mägde rieſen nach dem Abendmelken den Hirten und beklagten das Unglück. Der ſchlaue Hirte aber ahnte den Zuſammenhang, eilte zum klugen Manne, der in einem nahen Waldhauſe lebte, und erzählte das Ereigniß. Dieſer hieß nun den Hirten ruhig nach Hauſe gehen, indem der Thäter ſich ſchon ſelbſt anzeigen werde. Und nun that der kluge Mann durch Künſte der Sympathie und Antipathie, dem, der die Kühe geſchädigt, die Angſt an, d. h. nach dem Volksglauben, er machte, daß jener nicht Ruhe noch Raſt hatte, bis ihm der

Eigenthümer des Viehes etwas borgte. Fürchterliche Angſt ergriff den Bilſenſchnitter, es zog ihn mit aller Gewalt zu dem Gutsbeſitzer, er ſtürzte ohne zu grüßen in deſſen Zimmer und bat um Gotteswillen, ihm ein Brod zu borgen. Der Gutsherr erſtaunte über das ungewöhnliche Verlangen, und überlegte, was hier zu thun ſei; nun fiel der Bilſenſchnitter in der größten Angſt auf ſeine Kniee und flehte, ihm nur ein Stückchen Brod zu leihen. Der Gutsherr erfüllte endlich den Wunſch und der Bilſenſchnitter entfernte ſich eiligſt. Bald aber traf ihn eine größere Noth; ſein Nachbar bemerkte nur zu bald, wer ihm den Gang in ſeinem Kornfelde gemacht. Dieſer raffte in großem Aerger eine Hand voll Aehren, welche von dem Bilſenſchnitter abgeſchnitten waren, auf, band ſie zuſammen und hing ſie in ſeinen Schornſtein, denn das war das kräftigſte Gegenmittel gegen den böſen Zauber. Von dem Tage an begann der ruchloſe Bilſenſchnitter in ein abzehrendes Siechthum zu verfallen, und da der Grundſtückbeſitzer die Aehren nicht wieder aus der Feuereſſe that, ſo vertrocknete jener gleich den Aehren, wurde eine lebendige Mumie und allen Leuten ein Scheuſal, bis er elendiglich dahinſtarb. Das war der Lohn ſeiner verruchten Frevel.

357. Voigtland.

Es geht die allgemeine Sage vom Schloſſe Voigtsberg bei Oels[illegible] daß der Römerfeldherr Druſus Germanicus daſſelbe erbaut habe. An der Wand eines Zimmers in dieſem Schloſſe, welches ſpäter zur Amtsſtube diente, ſtand ein lateiniſches Diſtichon:

Castra locus Drusus hic praetoria nomine monti
Fecit: posteritas servat et ipsa sibi.

Das haben die Alten in dieſen Reimen wiedergegeben:

Druſe, der edle römiſch Held,
Bauet dieſen Berg in Noth,
Da er Kriegs in Deutſchland pflag,
Voigtsberg heißt es auf dieſen Tag.

Weiter wurde noch davon gedichtet:

Vom Voigtsberg das ganz umliegend Land,
Ward allenthalben das Voigtland genannt.
Die Burg, die ſtund viel manche Jahr,
In der Herrn von Plauen Hand ohn' Gefahr.

Im Jahr 1356 kam Voigtsberg mit einem guten Theil des Voigtlandes an Friedrich und Wilhelm, die Markgrafen von Meißen.

Auf mehrere kleine Städte des Voigtlandes und des angrenzenden Orlagaues trägt ſich das Volk mit einem Spottreim, wie die Altmärker einen ähnlichen haben (Sage Nr. 341); derſelbe Reim lautet:

Durch Adams Fall iſt Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben,
In Weida iſt kein Heller Geld,
Und Neuſtadt kann nichts geben.

In Ziegenrück iſt große Noth,
In Ranis iſt kein Biſſen Brod,
Und Pauſa iſt die Schweſter;
Sind das nicht leere Neſter? —

Die Sage geht, Pauſa liege im Mittelpunkt der Welt. Dahin zu gelangen, fährt man mit der Sächſ.-Bayr. Eiſenbahn nach Mehltheuer. Von dort geht eine Poſt nach Schleiz. Wenn zu dieſer ſich mehr als ſechs Perſonen melden, ſo heißt es: die Poſt nach Schleiz iſt voll, aber Sie können noch mit dem andern Wagen nach Pauſa fahren. Nun fährt man nach Pauſa, und ſieht dort zu, wie man nach Schleiz gelangt. Das nennt man pauſiren.

558. Der Stammname Reuß.

Das Reußenland, wie das Voigtland auch nicht ſelten genannt ward, ſoll den Namen von einem wendiſchen Volksſtamme „Ruzzen“ erhalten haben, ein Gleichklang mit Ruſſen, wie im ruſſiſchen Kaiſertitel der Selbſtherrſcher aller Reußen wieder an die deutſche Provinz erinnert. Die Sage verſchmäht die etymologiſirende Ableitung des Landesnamens, und erzählt: da Kaiſer Friedrich II. die große Heerfahrt gen Paläſtina that, an der Landgraf Ludwig von Thüringen und ſo viele Grafen und Herren dieſer Lande Theil nahmen, ſo ritten auch ein Voigt von Plauen, Herr zu Gera, und jener durch ſeine nachherige Doppelehe bekannte Graf von Gleichen mit. Als nun in der Schlacht vor Ptolomais der letztere von den Sarazenen gefangen wurde, widerfuhr dem Voigt von Plauen ein gleiches trübes Loos; er wurde von den Heiden einem moskowitiſchen Kaufmann als Sklave verkauft, und von dieſem in deſſen Heimath geführt. Dort diente nun der deutſche Graf als ein leibeigener Knecht, und als die Ruſſen von den Tataren mit Krieg überzogen wurden, that er ſich im Kampfe mannlich hervor, gerieth aber zum zweitenmal in die Gefangenſchaft. Ein Tartarenfürſt, Namens Heccata, ward ſein neuer Gebieter, und da die ſiegreichen und mächtigen Horden dieſer wilden Völkerſchaft herausbrachen in das deutſche Land und ſchon bis Schleſien vorgedrungen waren, befand ſich auch der ehemalige Voigt von Plauen mit im Zuge, und erſahe eine gute Gelegenheit, zu entrinnen. Er kam wieder zu ſeinem Land und Volke, ordnete ſeine Angelegenheiten, zog dann an den Kaiſerhof und that ſich hervor durch ritterliches Gebahren in Schimpf und Ernſt. Weil er aber dabei häufig ſich in ruſſiſcher Tracht ſehen ließ, auch die Sprache der Moskowiter wohl zu reden verſtand, und manche Sitte derſelben angenommen, ſo nannte man ihn den langen Ruſſen oder Reußen, und ſo iſt auch ſein Name in den alten Dokumenten Ruzzo, Rüzzo geſchrieben zu finden. Von ihm ging dann der Beiname Reuß als Familien- wie als Regentenname auf alle Linien der Voigte über und verdrängte in ſpätern Zeiten den letztern ganz.

559. Das Teufelswehr.

Auf dem Eichrück im Forſtdiſtricte Walsburg an der Saale, ohnweit Ziegenrück, hauſte in der Vorzeit der Teufel mit ſeinem Gefolge, und wer ſich jener

Stelle näherte, den ſuchte er mit Liſt zu fangen. Einſtmals kam ein Maurermeiſter dahin. Mit ihm ging der Böſe eine Wette ein, daß er vor des Maurers Augen, von Mitternacht bis zum Hahnſchrei, über die reißendſten Fluthen des Fluſſes ein Wehr erbauen wolle. Der Maurermeiſter ging darauf ein, und ſtieg auf einen Baum in der Nähe, um von dort aus die Sache mit anzuſehen. Zu ſeinem Schrecken gewahrte er, wie der Teufel große Felsblöcke aus den Bergen herausriß, ſie in die Saale ſtürzte und mit den Füßen feſt trat. Kaum fehlten noch ein Mandel Ellen an der Vollendung des Werkes, da rief der Maurer auf dem Baume in der größten Seelenangſt mit lauter Stimme: Kikeriki! Kikeriki! Kikeriki! — ſo täuſchend, daß der Teufel wähnte, ein wirklicher Hahn habe gekrähet. Wüthend darüber ſchlug er mit ſeiner Hand auf einen neben ihm befindlichen Felſen, ſo daß noch heute der Eindruck, den der Schlag gemacht, darauf zu ſehen iſt, und fuhr dann auf und davon. Das Wehr ſteht noch unvollendet mit der von dem Teufel gelaſſenen Oeffnung, und wird das Teufelswehr genannt.

Auf einem großen, in der Nähe des Wehrs befindlichen Steine ſind teller- und ſchüſſelartige Vertiefungen, aus denen, vor Beginn des Wehrbaues, der Teufel mit ſeinem Gefolge gegeſſen haben ſoll.

560. Die Hüttenmännchen im Kloſterhammer.

Im Kloſterhammer bei Lobenſtein hauſten in frühern Zeiten Hüttenmännchen, die den Hüttenarbeitern vorarbeiteten. Oftmals beobachtete man ſie, wie ſie in grünen Hemdchen geſchäftig ſich bezeigten. Das eine Hüttenmännchen legte Kohlen an, das andere brachte Eiſen getragen, ein drittes ließ den großen Hammer los. Wenn die Hüttenarbeiter kamen, war der größte Theil ihrer Arbeit ſchon verrichtet. Seit die Männchen verſchwunden ſind, iſt die gute Zeit der Hüttenwerke vorüber.

561. Das Licht für ſich.

Bei der Lerch, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hirſchberg, wurde vor nicht allzulangen Jahren häufig ein Licht geſehen; es kam und ging eine gewiſſe Strecke und dieſe dann wieder zurück, und das zu dreienmalen, dann verſchwand es. Niemand wagte ſich hinan, ihm zu begegnen, oder es zu verſtören. Endlich kam einmal ein ganz junges Halbwiſſerlein, das hatte im Seminarium mächtigliche Aufklärung in ſich geſchluckt und war ganz voll davon; das lachte und ſchalt die dummen Bauern in der Lerch aus, daß ſie an einen ſolchen abergläubigen Spuk glaubten, und ſprach: es giebt nur ein Licht, das iſt das Licht unſerer Vernunft und unſerer Aufklärung! — und ſie ſollten ihm nur das Licht zeigen, er wollte es wohl fragen, was es für ein Licht ſei, und es ihnen dann ſchon aus der Natur erklären. Die Bauern warteten einen der gewiſſen Abende ab, an welchem das Licht zu wandeln pflegte, und geleiteten das Schulmeiſterlein hin zu dem Orte, und da kam das Licht. Friſch und keck ſchritt der Schulmeiſter auf das Licht zu, und rief, als er ihm nahe kam: heda! Was biſt du für ein Licht? — Die Bauern aber waren zurückgeblieben, doch nahe genug, daß ſie einen mächtigen Patſch hörten und gleich darauf noch einen, und die Worte von einer gellenden Stimme:

Bekümmre dich um dich!
Ich bin ein Licht für mich! —

Und dabei hatte der vorlaute Aufklärer zwei ſetzenmäßige Ohrfeigen erhalten. Von da an gaben ihm die Bauern in der Lerch den Spottnamen Lichtfreund. Er ſchwur aber Stein und Bein, er wäre keiner.

562. Der Dockenteich.

Eine halbe Stunde nordweſtlich von Merkendorf (bei Auma), bei der Aumamühle, liegt ein Teich, der Dockenteich genannt; vor langer Zeit ſollen in ihm ein Vater und zwei wunderliebliche Töchter gehauſt haben, deren Zartheit und Anmuth die Leute nicht beſſer zu bezeichnen wußten, als daß ſie die Schweſtern, welche ihnen ſonſt unbekannt waren, mit dem Namen der Docken bezeichneten. Dieſe Mädchen theilten auch mit Erdentöchtern die Schwachheit, Freundinnen vom Tanze zu ſein, ließen ſich daher oft herab nach Merkendorf und Pieſigitz zu kommen. Natürlich fanden ſie bald Anbeter, und dieſe unterließen nicht, ſie nach Hauſe zu geleiten; an dem Teiche angekommen, fanden ſie eine Art Thür, hinter welcher Stufen hinabführten, auf denen ſie bald zu einer bequemen und geräumigen Wohnung gelangten. Doch verſteckten die Mädchen ihre Begleiter ſorgfältig hinter der Hausthür, indem ſie äußerten, ihr Vater, der alte Nix, müßte erſt zur Ruhe und könnte keine Chriſten reichen (riechen). Hier hatten ſie Gelegenheit, mit Zittern ein Geſpräch zwiſchen den Töchtern und dem Vater zu belauſchen, worin erſterer äußerte, entweder ſeid ihr bei Chriſten geweſen oder ihr habt Chriſten bei euch; indem ſie erſteres bejahten, wurde der Vater ruhiger. Dieſen Docken war von dem Vater ſehr ſtreng anbefohlen, Abends 10 Uhr nach Hauſe zu kommen, indem er drohte, ſie ſonſt umzubringen. Abſichtlich hielten ſie einſt die Merkendorfer Burſche länger zurück und begleiteten ſie dann. Bei dem längern Ausbleiben der Burſche ſagten die Merkendorfer Jungfrauen ahnungsvoll zu der Jugend: morgen früh ſollten ſie nur hinten nach dem Teich ſehen; wäre das Waſſer des Teiches roth, ſo wären ſie ermordet. Früh war wirklich der Teich blutroth und von den Burſchen und Mädchen ſah man niemals etwas wieder.

563. Geiſt Karrſtet.

In Bunzig lebte vor langer Zeit ein Edelmann, Karrſtet, der bei Belgrad gegen die Türken mitgefochten hatte, — ein wilder, trotziger Mann. Als er nach einem nicht friedevollen Leben endlich geſtorben war, wurde ſein Leichnam in die Kirche zu Hohenleuben begraben, aber noch jetzt reitet das Geſpenſt dieſes Todten nächtlicher Weile auf einem weißen Streitroſſe den Weg entlang, auf welchem die Leiche nach Hohenleuben gebracht wurde, ja ſelbſt bis in die Kirche hinein dringt der Spuk. Denn einſtmals ſchickte der Prediger zu Hohenleuben einen ſeiner Söhne im Zwielichte des Abends in die Kirche, ein auf dem Altar liegendes Buch zu holen, und derſelbe nahm zu ſeiner Begleitung zwei Söhne des Kantors mit. Kindiſcher Muthwille trieb den einen dieſer Knaben, die Kanzel zu beſteigen und zu rufen: Geiſt Karrſtet, komm! Geiſt Karrſtet, komm! — Siehe, da erdröhnte das Gebäude und ſchrecklich und grauſerlich ritt der Spuk mit lautem Getöſe über die Weiberſtühle dahin. Die Knaben wurden bewußtlos auf dem Kirchhofe gefunden. Seitdem hat keiner wieder den Geiſt Karrſtet gerufen.

364. Der Mühlgötz.

In der obern Mühle zu Plauen ward oder wird noch heute ein ſeltſames altes Holzbild gezeigt, eine plumpe Menſchenfigur, etwa wie der Sondersh[illegible]ſer Püſtrich, das nannten ſie den Mühlgötz und die Sage ging, es ſtamme no[illegible]s heidniſcher Zeit, ſei wirklich ein Götzenbild geweſen. Das Bild hatte die wunderliche Eigenſchaft, daß es nicht aus der Mühle fortzubringen war, ſondern wenn man verſuchte, es wegzuſchaffen, ſo kehrte es immer wieder an ſeinen alten Ort zurück, aber dann niemals ohne Rumor und Spukſpektakel. Nun trat einſtmals ein vorwitziger Geſell als Klapperburſch (Mühlknappe) ein, grüßte nach üblicher Weiſe das ehrſame Müllerhandwerk und bat um Nachtquartier, was ihm gern gewährt wurde. Da er ſich die Mühle beſchaute, ſo fiel ihm auch der Mühlgötz in die Augen und auf Befragen erhielt er Bericht über die Bewandtniß, die es mit ſothanem Bilde habe. Deß lachte der fremde Knappe, und gedachte heimlich zu erproben, ob denn das wirklich an dem ſei, daß ſolch ein altes braunes Holzbild von ſelbſt wieder dahin zurückkehre, von wo man es weggetragen? Schlüpfte daher zur Nacht, da zudem heller Mondſchein war, aus ſeinem Kämmerlein, ſchlich zum Bilde, nahm es von ſeiner Stelle, und warf es in den Mühlgraben. Aber da erhob ſich plötzlich ein lautes Sturmgetöſe, die Räder wurden von unſichtbarer Hand angelaſſen, die Mühle ging, die Klingel ſchellte, das Waſſer brauſte fürchterlich, und Geräthe, Kübel und Käſten wirbelten im Werk umher, daß dem Burſchen Hören und Sehen verging. Eine unſichtbare Hand faßte den Knappen beim Schopf und zog ihn zum Graben zurück, dem der Holzblock entragte. Gar geſchwind zog der Erſchrockene den Mühlgötzen wieder aus dem Waſſer und trug ihn an ſeinen Ort zurück, darauf war alles wieder ſtill, nicht aber der Müller; dieſer, als er mit ſeinem Knappen ſah, was die Urſache des gräulichen Rumors geweſen, und daß der Fremde den Mühlgötzen beunruhigt hatte, nahm er einen Stecken, hieß ſeinem Knappen ein Gleiches thun, und beide prügelten nun den Vorwitzling derb und tüchtig ab, und warfen ihn zur Mühle hinaus. Der Mühlgötz blieb fortan unbeunruhigt auf ſeiner Stelle.

565. Tripstrill.

Es iſt eine gemeine Scherzrede im Voigtlande und dem angrenzenden Thüringen und Sachſen, daß auf die neugierige Frage, wohin man gehe, wenn nicht für nöthig befunden wird, dem Frager die Wahrheit zu berichten, man antwortet: nach Tripstrill! — Dieſer Scherz haftet am Städtlein Triptis, und hat es damit folgende Bewandtniß. Drei Schlöſſer oder Burgveſten ſoll es einſt in der Gegend, wo jetzt die Stadt Triptis liegt, gegeben haben — die eine auf dem großen Hocker, die andere da, wo jetzt das Schloßgebäude ſteht, und die dritte da, wo jetzt der Friedhof befindlich; dieſe drei Burgen nannte man das Trio oder Drillo und wurde daraus der Scherzname Trips-Trill gebildet.

Bei Triptis iſt eine Quelle befindlich, die heutzutage den nicht ſchönen Namen die Pfütze führt, und man ſagt von ihr ſcherzhaft: die Pfütze hängt über die Weide. Vor alten Zeiten war dort ein angenehmes, ſchattenreiches Plätzchen. Eine uralte und große Weide ſtand dort, übergrünte Quelle und Raſen, und hatte eine ſtarke Wurzel unter dem Waſſer hingetrieben, die man in der klaren Fluth ſah, und immer noch ſieht. Es war dieſelbe Quelle, in welcher die ſchöne Gräfin von Groitzſch vorahnend das Bild ihres künftigen Gemahls erblickte. Doch die Weide ſtarb ab, und nur die Wurzel blieb; weil nun über ihr das Waſſer ſteht, bildete ſich das Scherzwort im Volke aus: die Pfütze hängt über die Weide.

566. Pumphut.

In der Gegend um Pauſa trieb ſich vor langen Zeiten ein koboldähnlicher Burſche herum, aus dem die Leute gar nicht recht klug werden konnten, wußten nicht, ob er ein Menſch ſei, oder ein Hinzelmann; immer jedoch erſchien er als ein Mühlknappe und wurde wegen eines eigenthümlich geformten Hütleins, das er zu tragen pflegte, von Alt und Jung der Pumphut genannt. Er war ungeheuer fleißig, hielt es aber in keiner Mühle lange aus, indem er es durch neckiſche oder täppiſche Streiche immer dahin brachte, daß man ihm Feierabend gab. Er konnte, das ſagten alle, die ihn kannten, mehr als Brod eſſen, und hatte ſchon manchen, der an ihn wollte, garſtig ablaufen laſſen, meiſt aber trieb er blos harmloſen Schabernack, wenn man ihn ruhig gewähren ließ. So ſaß einſt in einem Bauernhauſe zu Wallengrün die Familie, groß und klein, beim Mittagsmahle am Tiſche, umſchwärmt von einer ungeheuern Schaar von Fliegen, als ſich die Thüre aufthat, und der Pumphut hereinſah. Er wurde freundlich willkommen geheißen, und zur Theilnahme am Eſſen eingeladen, was er ſich nicht zweimal bieten ließ, ſondern raſch dabei war. Gleich, als ihm die gaſtliche

Bäuerin den ſchweren Kloß auf den Teller gelegt hatte, ereignete ſich ein Spaß, denn wie Pumphut beſagten Kloß zertheilen wollte, zeigte der Kloß ſich von ſolcher Härte, daß er unter dem Meſſer Pumphuts hinwegſchlüpfte, wie eine Kanonenkugel durch die Stubenthüre ſchlug, durch die dieſer gegenüber befindliche Stallthüre ebenſo fuhr, und ſich auf das Horn eines ſchäckigen Ochſen ſpießte. Alle ſperrten vor Verwunderung Maul und Naſen auf, Pumphut aber nahm ſich ruhig einen Kloß nach dem andern, und verzehrte ihn mit großem Wohlbehagen. Da ihm nun die Fliegen bei dieſer angenehmen Arbeit aufs äußerſte beläſtigten, ſo brummte er über deren große Menge gegen ſeine Wirthe, und rieth, daß man doch das Ungeziefer zur Thüre hinausjagen ſolle. — Ja, wenn ſie ſich hinausjagen ließen und draußen blieben — ward ihm erwiedert, was hilft denn aber das hinausjagen? — Nun, entgegnete Pumphut, ſo ſolltet ihr ſie doch nur ſo lange an einem beſondern Platz bleiben laſſen, bis das liebe Eſſen verzehrt iſt, daß man Ruhe hätte vor den zudringlichen Beſtien. — Alles lachte und der Hausvater ſagte: thue er das doch, Pumphut, bringe er doch die Fliegen auf einen Platz, er iſt ja ein Hexenmeiſter! — Der Pumphut fletſchte — legte ſein Hütlein auf eine beſondere Stelle, gebot den Fliegen, ſich hinein zu begeben, und zum Erſtaunen aller ſchwärmten alle Fliegen wie ein Bienenſchwarm in den Hut, ſo [illegible] er voll und übervoll wurde, und ſie über den Rand noch wimmelnd auf einander krochen. Pumphut aber wiſchte ſich den etwas großen und breiten Mund, bedankte ſich fein, nahm den Hut ſammt den Fliegen, trug ſie zur Thüre hinaus und ſchüttelte ſie draußen in die Milchtöpfe, indem er laut lachend von dannen ging.

567. Pumphut als Mühlarzt.

Pumphut ging, als ächter Mühlknappe, wenn es ihm in einer Mühle nicht mehr gefiel, dem Waſſer nach. Da kam er zu einer Mühle, die Burkhardsmühle genannt, wo er eine ziemliche Zahl Leute verſammelt fand, denn es war ein neues Mühlrad erbaut, das ſollte feierlich gehoben werden nach Müllerbrauch. Deß freute ſich Pumphut, denn daß es bei ſolchen Gelegenheiten nicht vollauf zu Eſſen und zu Trinken gegeben, wäre gegen alles Herkommen geweſen. Auf gaſtlichen Empfang ganz ſicher rechnend, trat der wandernde Klapperburſch kecklich in die Stube, ſprach ſeinen Handwerksgruß und Spruch, und blinzte nach den großen Kuchen hin und den Würſten und was ſonſt zum Schmauſe bereits aufgeſchüſſelt war und vor Augen ſtand. Der Meiſter aber, der Pumphut nicht kannte, ſonſt hätte er wohl anders gethan, ließ dieſem ein Stückchen Brod reichen und ein Gläschen Branntwein einſchänken, wie er das zu thun gewohnt war, wenn fechtende Klapperburſche das Handwerk grüßten. Der Pumphut aß ſein Brod, leerte ſein Gläschen und fragte den Meiſter, was vor ſei, daß er ſo viele Leute bei ſich habe? — Das Rad wird gehoben, — ſagte der Müller kurz, und, — ſo! — ſagte der Pumphut noch kürzer und ging aus der Stube ohne großen Dank. Nun ward die Arbeit des Radhebens begonnen, aber wer beſchreibt des

Müllers Schreck und Aerger, als ſich fand, daß die Welle viel zu kurz war, und die Zapfen nicht bis dahin reichten, wohin ſie doch reichen mußten. Der Müller und der Zimmermann und der Schmied ſchwuren zu Dritt Stein und Bein, daß vorher alles genau abgemeſſen worden ſei und richtig gepaßt habe, und nun erſchien die ganze Arbeit vergebens. Da fiel einem der Gäſte ein, daß der fremde Knappe am Ende der Pumphut möge geweſen ſein, der geheimnißvolle Hexenmeiſter, der aus Aerger, daß man ihn ſo karg abgeſpeiſt, dem Müller ſolchen Schabernack ſpiele. Man ſtimmte bei und einige liefen fort, wo möglich den Pumphut einzuholen und zurückzubringen. Bald ſahen ſie ihn auch ganz langſam ſeines Wegs dahinſchlendern, und riefen ihm mit lauter Stimme zu; wer aber that, als höre er nicht, war der Pumphut. Nun liefen ſie, ihn einzuholen, noch ſchneller, mußten aber laufen, bis ſie ſchwitzten und außer Odem waren, denn der Pumphut, obſchon er ganz langſam ging, wie ein erzfauler Geſell, blieb doch von den Nachrennenden in immer gleicher Entfernung. Endlich ließ er ſich einholen, hörte die Einladung, zur Mühle zurückzukehren, höhniſch mit an, und zeigte keine Luſt, Folge zu leiſten. Nur vieles anhaltendes Bitten ſchien ihn zu bewegen, endlich mit umzukehren. In der Mühle ungleich freundlicher, wie zuvor begrüßt, führte Pumphut gleich den Beweis, daß er mehr könne, als Brod eſſen, denn er aß nun auch Braten, Schinken, Wurſt und Kuchen in erſtaunlicher Menge, und trank dazu auf eine nicht minder in Erſtaunen ſetzende Weiſe. Und als das geſchehen war, ging er hinaus zum Rade, das erhoben mit ſeiner kurzen Welle und nicht ausreichendem Zapfen zwiſchen dem Geſtelle ſtand, und kletterte nun auf das Bret, nahm ſein Hütlein ab, klopfte damit an die eine Seite des Geſtells, dann an die andere, da rückten die Seiten ganz ſanft der Welle näher und nahmen den Zapfen auf. Alles jubelte Beifall, und der Pumphut ging ſeines Weges, ohne ein Wort zu ſagen.

568. Rungele.

Im Monat September 1654 trug ſich zu Schleiz eine wunderliche Geſchichte zu. In eines Schuſters Haus am Markte, der Hans Frank hieß, war, wie die Sage geht, ein Geſpenſt in die Stube gehext worden, welches ein ganzes Vierteljahr alle Tage von Abends 6 Uhr an bis 9 Uhr ſein Weſen trieb, und mit allerhand Sachen die Kinder und das Geſinde warf. Wenn die Magd nach dem Abendeſſen in der Stube aufwuſch, zog es ihr den Hader aus dem Scheuerſtuz und warf ihr wohl dann den naſſen Lappen in das Geſicht. Als das Gerücht davon laut wurde, kamen jeden Abend Nachbarn und andere Leute in das Haus, um zuzuſehen, und auch dieſe wurden geworfen, ſo daß mancher nicht wiederkam. Bei Tage verſteckte es Meſſer und Löffel, daß, wenn die Leute zu Mittag eſſen wollten, ſie weder Löffel noch Meſſer fanden. Des Schuſters Tochter nannte das Geſpenſt Rungele, und rief: Rungele bring' mir doch mein Meſſer und Löffel wieder! — da wurden die Meſſer bei hellem Tage auf den Tiſch geworfen, daß ſie in die Höhe ſprangen. Als der Schuſter ein Speckſchwein ſchlachten ließ, und die Würſte in die Stube auf Stroh gebracht wurden, nahm Rungele eine Weißwurſt und legte dieſe dem Fleiſchhauer gleich einer Krauſe um den Hals. Ueber dem Eſſen warf es eine Hand voll Zwiebeln in die Suppe, daß dieſe rund um aus der Schüſſel ſpritzte. Dem Schuſter zog es das Geld aus der Taſche und warf es dann, wenn die Kinder Milch aßen, in dieſe hinein, daß die Kleinen das Geld mit Löffeln aus der Milch fiſchten, wie manche Klugnieſer die Weisheit. Einſtmals waren die Kinder allein zu Hauſe, und Abends, als es dunkel wurde und ſie mit einander in der Stube ſpielten, da erſchien plötzlich das Rungele in Geſtalt eines kleinen Kindes mit einem weißen Hemde und bloßer Bruſt, die blutig war, und lief auf einer Stange herum. Als es das Mädchen erblickte, fing dieſes an zu ſchreien und die Kinder liefen ängſtlich hierhin und dorthin und ſuchten ihre Nachbarn und Aeltern. Als dieſe und andere Leute nun kamen, ſchickten ſie das Mädchen, welches das Rungele jederzeit gerufen, allein in die Stube, um zu ſehen, ob das Kind noch vorhanden, welches das Mädchen auch hinter den Ofen ſtehend fand. Das fragte: was willſt du Kindlein? — da antwortete die Erſcheinung: du kannſt mir doch nicht helfen! — Auf das Geheiß einer Frau, welche vor der Stubenthüre ſtand, mußte das Mädchen noch mancherlei f[illegible] und erhielt allezeit Antwort. Endlich als das Mädchen ſagen mußte: gehe hin, Kindlein, in deine Ruhe, und komme nicht wieder! — da wich es zwar aus der Stube, allein es hielt ſich immer noch eine ziemliche Zeit im Hauſe auf, und hat, wenn die Kinder zu Bette gegangen, dieſe geklitſcht, gerauſt, bei der Naſe gezogen, ja bisweilen ſogar Maulſchellen ausgetheilt, es kam auch vor des Schuſters Bette, und wiegte das kleine Kind in der Wiege ſo ſtark, daß dieſe hinten und vorne aufſprang. Es zog die Schlüſſel von den Geſperren ab, nahm die Bratwürſte, legte dieſe auf einen Roſt und briet ſie im Ofen und verzehrte ſie auch, wobei es die Schalen im Ofenloch liegen ließ. Wollte der Schuhmacher zu Markte gehen, dann nahm es ihm die Schuhe von der Stange, und ſchleifte hin und wieder etliche Male ganze Häute zuſehends hinweg. Endlich gerieth das böſe Geſpenſt in einen Kuhſtall, wo es etliche Mal die Treppe, die vom Heuboden hinab in den Stall führte, abhob und vor die Stallthür legte, darnach löſte es die Kühe ab und jagte ſie im Stall herum, daß der Schaum auf ihnen ſtand. Als es nun darüber ein paar Mal verſtört wurde, iſt es endlich gar ausgewichen. Es hat ſich aber hernach in andern Häuſern ſehen laſſen, wo es großen Schaden gethan. Einem Tuchmacher hat es die Werfte, die dieſer trocknen wollte, mehrmals entzwei geſchnitten, an einem andern Orte hat es Kuhkoth in die Milch geworfen und die Milchmagd mit Steinen aus dem Stalle getrieben.

369. Das dienſtfertige Licht.

Bei Schleiz, zwiſchen Neundorf und Görkwitz, führt der Weg an einem beträchtlichen Sumpfe vorüber, und gefahrvoll war es bei Nachtzeit dorthin zu reiſen, bevor die jetzige Kunſtſtraße gebaut worden war. Doch ließ ſich alldort zum öftern ein Licht ſehen, und ſuchte vor Verirrung und Unglück die Reiſenden zu behüten. Einſt kam ein Fuhrmann dieſen Weg des Nachts und warf an jener ſumpfigen Stelle ſeinen Wagen um. Schon war er im Begriff nach Neundorf zurück zu laufen, um Hülfe zu holen, weil er bei der großen Dunkelheit ſich nicht allein zu helfen wußte, als er eine Laterne gewahrte, die ſchnell ſich näherte. Bald war ſie hinter ſeinem Wagen angekommen. Der Fuhrmann wollte ſehen, wer ſich ihm ſo dienſtfertig beweiſe, zu ſeiner großen Verwunderung ſah er aber kein menſchliches Weſen, ſondern nur ein Licht, das in der Luft ſchwebte und einen hellen Schein um ſich verbreitete. Gleichwohl war ihm in ſeiner bedrängten Lage dieſes dienſtfertige Licht hoch willkommen, er hub bei deſſen hellen Scheine den Wagen auf, richtete ſein Fuhrwerk zum Weiterfahren her, und begab ſich dann zu dem Lichte hinter dem Wagen, ſich bei ihm für die geleiſtete Hülfe beſtens zu bedanken. Kaum hatte jedoch der Fuhrmann das Wort „Dank“ ausgeſprochen, ſo rief das ſeltſamliche Licht mit ſanfter, aber hellklingender Stimme:

Hab du Dank für deinen Dank!
Nun bin ich erlöſet ſonder Wank! —

ſchwebte mit dieſen Worten empor und verſchwand in den Wolken.

570. Der Klapperer.

Auf dem Kirchhofe zu Thierbach, ohnweit Pania, war vor Zeiten ein Gerippe, deſſen Knochen alle noch zuſammenhingen. Es ſtand in einer Mauerniſche und diente der Dorfjugend theils zum Schreck, theils zum Frevel. Wenn der Wind ſtark wehte, ſchlugen die geblichenen Gebeine klappernd zuſammen, darum nannte man es den Klapperer. Das Gerippe hatte einſt einem reichen Bauernſohn, man ſagt, dem Sohne des Schulzen, angehört, der ein armes Mädchen aus dem Dorfe liebte, und um ihre Unſchuld betrog. Als dieß geſchah, hatte er ihr zugeſchworen: wenn ich dir untreu werde, und dich nicht nehme, ſoll mein Leib niemals im Grabe ruhen. Aber er durfte dieſes Mädchen doch nicht heirathen, und wollte hernach auch nicht, und freite ſich eine reiche Frau. Die Arme aber fand doch auch einen Mann, der ſie zu Ehren brachte, jener Treuloſe aber wurde nicht glücklich mit der reichen Frau, vielmehr höchſt unglücklich, und da ergab er ſich dem Trunke und ſtarb an einem unglücklichen Sturz, den er in der Trunkenheit that. Er ward begraben, aber der Sarg mit ſeinem Leibe hatte keine Ruhe in der kühlen Erde, er hob ſich empor, und immer ſah man ein klein wenig davon aus dem Grabe ragen. Man ſchüttete friſche Erde darauf, es half aber nichts, und der Sarg rückte immer höher. Da hob man ihn endlich heraus, und ſtellte ihn in ein offenes Gewölbe, wo man die Todtenbahren zu verwahren pflegte. Allmählig verfiel der Sarg, und das Gerippe wurde frei und allen ſichtbar. Darüber gingen aber Jahre hin und viele wußten ſchon nicht mehr, wie der geheißen, der einſt in dieſem Leibe gewandelt, aber die Sage ging, daß er immer noch wandere, raſtlos und ruhelos. Da wurde zu Thierbach eine Hochzeit gehalten, auf der viele Junge und Alte waren, und das junge Volk ſpielte ein Pfänderſpiel. Es war ſchon Mitternacht. Was ſoll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte? — fragte eine Stimme. Es ſoll den Klapperer vom Kirchhof hierher tragen! — erſcholl die Antwort. Alles lachte, aber faſt unbemerkt war der, dem das Pfand gehörte, und der die kecke Dirne liebte, die ſo frevlen Wunſch ausgeſprochen, zum Kirchhof gegangen, hatte ſich mit dem Klapperer beladen, und kam bald darauf mit ſeiner Laſt angepraſſelt. Alles ſchrie auf vor Schreck und Entſetzen, der Burſche aber war ſtolz auf ſeine Courage. Mitten in den Lärm der jungen Leute trat ein alter Mann und ſprach ernſte Worte: gebt dem Klapperer alle die Hand, und bittet ihn um Verzeihung, daß ihr ihn geſtört, ſonſt wird Unglück über euch kommen. Zagend thaten die Verſammelten, was der Alte gebot, nur ein Mütterlein ſtand ferne, und Thränen zitterten in ihren Augen. Auch du, auch du mußt bitten! — rief der Alte zu. Und ſie ſchritt zitternd heran, faßte die Knochenhand und flüſterte: verzeihe, wie ich ſelber dir verzeihe! — Es war die Verlaſſene. Und da löſten ſich leiſe die Knochenbänder, und das Gerippe ſank auseinander. Man ſammelte und begrub die Knochen und der Klapperer hatte nun Ruhe.

571. Tanzende Katzen.

Oberhalb Berga, nahe beim Dorfe Pöltſchen, hat vor Zeiten ein Nonnenkloſter geſtanden, das hieß Queerfurt; dort ſoll es nach vieler Einwohner des nahgelegenen Dorfes Pöltſchen Ausſagen durchaus nicht geheuer ſein. Vornehmlich haben dort zum öftern die Hexen in Katzengeſtalt nächtliche Tänze gehalten. So erzählte ein alter Einwohner und Hauswirth des ſonſt Lemmer'ſchen, jetzt Geyn'ſchen Hauſes öfters: eines Abends ſprang meine Katze von außen an das zugemachte Fenſter, ſetzte ſich auf den Fenſterſtock und kratzte. Ich öffnete, gab ihr einen Klitſch mit der Mütze, und ſagte dabei: du alte Saumäre warſt geſtern Abends auch mit im Kloſter dabei! — Mit einemmale war die Katze weg, und die Mütze dazu. Wir ſuchten draußen unter dem Fenſter alles aus, doch die Mütze war und blieb fort, und die Katze kam niemals wieder. Es hatte aber friſch geſchneit, und die dunkle Mütze hätte ſich leicht finden müſſen. —

Daſſelbe erzählte vordeſſen ein Bewohner des jetzt Puſeſchen Hauſes zu Pöltſchen. Ich habe oft genug des Nachts im Kloſter Queerfurt Katzen tanzen ſehen. Einer Nacht ging ich von Berga, wo ich in Geſchäften war, nach Hauſe zurück; da erblickte ich Lichter im alten Kloſter, und wie ich näher kam, und in mein gegenüber nahe liegendes Haus kam, ſah ich drüben viele Katzen tanzen, darunter auch meine eigene. Wie ich ihrer nun andern Tags anſichtig wurde, ſo rief ich ihr zu: verfluchtes Aas, du warſt nächten auch im Kloſter, und ich habe dich tanzen ſehen. Da fing das Thier auf einmal an zu pfauchen und zu pfuien, ſchoß fort und zum Fenſter hinaus gerade durch die Scheibe, und kam mir nimmermehr wieder vor die Augen. — Wie jenes Biſchofs Katze zu Merſeburg (Sage Nr. 421).

Zu anderer Zeit ſah ein Mann aus Pölſchen vier Katzen im alten Kloſter tanzen, und dabei war ſeine eigene, und leuchtete. Wie ſie nun andern Tags wieder kam und ganz zerkratzt ausſah, fragte er ſie: was haſt du gemacht? Ich hab dich geſtern wohl geſehen. Du haſt geleuchtet, aber deine Sache gut gemacht! Da fuhr die Katze herum, ſprang an ihrem Herrn empor, kratzte ihn ins Geſicht, und ſprang dann mit einem Satz zum Fenſter hinaus, auch durch die Tafel. Niemals kam ſie wieder.

572. Der wahre Chriſtbaum.

Eine Meile von Gera iſt ein Dorf, darin ſtand noch im vorigen Jahrhundert ein Apfelbaum, welcher Borsdorfer Aepfel trug; er begann aber ſein erſtes Blühen in jeder Chriſtnacht und trug reife Aepfel. Die Leute ſagen, daß dieſer Baum zum erſtenmale in der Nacht geblüht habe, da der Heiland geboren worden, und habe auch in derſelben Nacht Früchte getragen. Durch ein ſonderbares Wunder ſei derſelbe erhalten worden.

573. Der blaue Dunſt.

Die Stadt Gera im Voigtlande und ihre Umgegend iſt voll von Sagen aus der Peſtzeit. Eine Menge Ortſchaften wurden von der Peſt ergriffen, und die Einwohner ſtarben nur ſo hin, da hat ſich allerlei ereignet, das noch ſagenhaft fortlebt.

Zu Gera kamen zwei fremde Geſellen in ein Haus, darinnen ſchon etliche Perſonen an der Peſt geſtorben waren, und zechten mit einander. Da ſah der eine einen ſeltſamen blauen Rauch, wie ein dünner Nebel, in einem Winkel ganz ſachte aufſteigen, ſtieß ſeinen Kameraden an, und da ſah der den blauen Dunſt auch und ſahen beide, wie derſelbe ſich in eine Klunze in der Wand ſachte hinein verſchlich. Da ſchnitzte geſchwind der erſte Geſelle zur Kurzweil einen Pflock, ſchlug den in die Klunze und verkeilte ſie damit, und als die Geſellen ihre Zeche bezahlt, zogen ſie weiter. Nach der Hand iſt Niemand mehr an der Peſt geſtorben. Nun geſchah es ein paar Jahre ſpäter, daß der eine Geſelle zufällig wieder nach Gera kam, da Niemand mehr an die ſchlimme Seuche dachte, und war in derſelben Wirthsſtube und ſahe von ohngefähr ſeinen damals eingeſchlagenen Pflock, daß der noch an dem vorigen Ort ſtak; lachte daher und ſprach zu den andern Zechgeſellen: ſchaut! vor ein paar Jahren hab' ich dahinein einen blauen Vogel geſperrt, wollen doch ſehen, ob er noch darinnen iſt. Zog alſobald den Pflock heraus, da quoll gleich hinterm Pflock her der blaue Dunſt, und das war die Peſt, die befiel gleich einige Leute im Haus, und breitete ſich in der ganzen Stadt aus, und raffte noch weit mehr Leute hin, denn das erſtemal.

Aehnlich ging es in Moxa bei Ranis; alldort war die Peſt auch in einen Balken verkeilt. Ein Knabe ſchlug aus Muthwillen den Keil heraus, da zog ſie als ein blauer Dunſt über Häuſer und Höfe und übers Feld, nahm die Richtung nach Böhmersdorf und Zeulenroda, und ergriff die Ortſchaften, ſo daß viele Menſchen ihr erlagen. In Zadelsdorf ſtarb alles, und der Zeulenroder Todtengräber begrub das ganze Dorf; auf einmal fand er eine alte Jungfer unter den Todten, die lebte noch und ſperrte ſich; da ſagte er: ei was, da könnte jeder kommen und ſagen, ich lebe noch — und wollte ſie durchaus mit in die Grube werfen, ſie entfloh ihm aber glücklich, und machte ſich auf den Zeißberg bei Gera, wo iſt der bekannte Berg, den die alten Jungfern mit Stecknadeln umgraben müſſen und in Fingerhüten wegtragen. Und wenn ſie dann geſtorben ſind, ſo werden ſie zu Unken, ſitzen im Sumpfteich und ſingen:

Unk, unk, unk,
Vor Zeiten war ich jung!
Hätt' ich einen Mann genommen,
Wär' ich nicht in'n Sumpf gekommen;
Unk, unk, unk,
Wär' ich noch einmal jung! —

574. Der lange Mann in Hof.

In Hof iſt eine Gaſſe, heißt die Marktgaſſe, in ſelbiger hat ſich ein großer, ſchwarzer, langer Mann ſehen laſſen, der reichte mit ſeinem Kopf hoch über die Häuſer, und ſeine Beine ſperrte er ſo breit auseinander, wie die Gaſſe war. Eine Frau, des Namens Walburg Widmännin, mußte Abends durch die Gaſſe gehen, ſah ihn, und wußte nicht, ſollte ſie durch ſeine Beine hindurch laufen oder zurückweichen. Endlich faßte ſie ſich ein Herz, ſchlug ein Kreuz, und ſchritt in Gottes Namen mitten in der Gaſſe unter des langen Mannes Beinen hindurch. Kaum war ſie durch, ſo klappte der lange Mann ſeine Beine zuſammen, daß es krachte, und ward ein Geraſſel und Gepraſſel, als praſſele die ganze Marktgaſſe über den Haufen. Und darauf hat ſich die große Peſt angehoben, und hat in der Marktgaſſe zuerſt angefangen, und ſich durch das ganze Voigtland verbreitet. — In der ſchönen Bergkirche über Schleiz iſt noch ein ſteinern Denkmal eines Peſtmannes zu ſehen, der brachte die Peſt nach Schleiz, daß die Stadt faſt ausſtarb.

575. Prechthen-Bier.

Ohnweit der Stadt Pößneck liegt Bodelwitz, und nicht weit von Bodelwitz liegt Döbritz, und nahezu bei Döbritz liegt ein dreieckiger Acker, den ackert zu Zeiten die wilde Prechtha. Ein Mädchen von Döbritz ward nach Bodelwitz geſchickt, dort Bier zu holen, wie jene Knaben bei Schwarza, denen die Hullenpöpel das Bier ausſoffen (Sage Nr. 501), hier aber zeigte die Prechtha das gleiche Gelüſten. Als das Mädchen mit gefüllter Gießkanne zurück kam, traf es ſchon wieder dem Dorfe nahe, an dem dreieckigen Acker, auf Prechtha mit ihrem Ackerpfluge. Die fragte das Mädchen, wo es geweſen ſei, und was es in der Kanne geholt habe? — Drauf nahm ſie die Gießkanne dem Mädchen aus den Händen, und trank das Bier aus bis auf den Grund. Als ſie das gethan, ſo pißte Perchtha in den Gießer, gab ihn zurück und ſprach: komm bald wieder! — Einige Holzſpähne wollte ſie dem Mädchen noch zum Geſchenke machen, und ſtopfte, als das Geſchenk verachtet wurde, ſie der Davonlaufenden noch in die Schuhe. Sie wieſen ſich in Döbritz bei Lichte beſehen, als ſechs Goldſtücke aus. Das mitgebrachte Bier ſchmeckte beſſer wie das Köſtritzer und wollte gar kein Ende nehmen, bis dem Mädchen angſt und bange darüber wurde. Als es ausgebeichtet hatte, wie es mit dem Gießer zugegangen, war die Kanne mit einemmale leer. Dieſes Mädchen iſt hernachmals immer glücklich geweſen, war auch treu und fleißig, und keins von denen, wie ſie vordeſſen zu Bodelwitz waren, auf welche der Spottreim im Lande umging:

Wißt ihr nich, wu Budels liegt?
Budels liegt im Grunne.
Sin a feine Madlich drin,
Sin faul, wie die Hunne.
Früh murgens, wann der Harte tutt,
Schrein ſe: ach du lieber Gutt!
Mer han nuch nich gemulken. —

576. Urbanuspredigt.

An der Kirche zu Oelſen wird an der Nordſeite ein Steingebild erblickt, das ſtellt einen Schäfer vor, der auf einen Schaafe reitet, und wird davon dieſe Sage erzählt. Auf dem Elidenfelſen, oberhalb Oelſen, ſtand in frühen Zeiten ein Braukeſſel, den die Bewohner des Dorfes fleißig zur Bierbrauerei benutzten. Der Keſſel mußte jedesmal auf Borg erbeten und abgeholt werden. Wurde er wieder zurückgebracht, ſo durfte ein Maaß Bier und eine Zeile Semmeln darin nicht fehlen. Ein Schaafknecht, von Hunger und Durſt getrieben, machte ſich einſtmals über dieſe aufgefundene Mahlzeit, und zehrte ſelbige auf. Zur Strafe verſanken Schaafknecht, Heerde und Braukeſſel in die Erde, und zur Sühne dafür, daß er die Semmeln gegeſſen und das Bier ausgelöffelt, hat der verſinkende Schaafknecht ein Vermächtniß geſtiftet, ſo daß alle Jahre an dem Tage, an welchem er den Frevel begangen hatte, war Sankt Urbanus Tag, Gottesdienſt gehalten, für ſeine arme Seele gebetet, und dabei allen Menſchen, die dazu ſich einfinden würden, ein Brödchen aus ſeiner Verlaſſenſchaft gebacken und verabreicht werden ſolle. Solches geſchieht auch noch. Dieſe Brödchen beſitzen die Kraft, daß ſie niemals ſchimmelig werden; auch wird heilig und theuer verſichert, ſo lange man ſie aufbewahre, mangele es nicht an Brod im Hauſe.

377. Der Rieſe mit dem goldnen Pantoffel.

Bei Pößneck liegt eine maleriſche Felsparthie, deren ſteiler Abhang gegen Oſten nach Oppurg zu gerichtet iſt. In jeder Nacht, wann in Pößneck die Kirchenuhr zwölf ſchlägt, geht aus dieſem Felſenhaus ein Rieſe und nach dem Galgenberg hinüber, der trägt am linken Fuß einen goldnen Pantoffel. Wenn Jemand mit dem Rieſen zugleich am Felſen die Schritte anſetzt, und ihn einholt, ſo verliert der Rieſe den Pantoffel, und jener wird deſſen Beſitzer und reich für immer.

378. Die Schätze in den Camſenbergen.

Zwiſchen Pößneck und Oppurg liegen zwei Berge, die Camſen- oder Chamſenberge genannt. Einer zeigt nach Süden zu eine Felſenſpalte, dieſe ſoll der Eingang zur großen Schatzhöhle der Camſenberge ſein. Die Sage geht, daß erſt ein ſchmaler Gang lange durch das Innere führe, der ſich dann zu einer mächtigen Halle erweitere. Ganz in der Tiefe endlich da ſteht eine Braupfanne voll rothen Goldes, aber abgeſchloſſen durch eine eiſerne Doppelthüre und gehüthet von einem feuerſchnaubenden Drachen. Wer ſo glücklich wäre, hineindringen zu können, und im finſtern Höhlengraus den Kampf mit dem Drachen zu beſtehen, der würde Beſitzer des Goldhortes werden. Die Camſenberge ſind bezüglich ihres Sagenreichthums, was die Hörſeelenberge, die Hermannsberge, der Wartberg, der Singerberg, der Schneekopf und andere thüringiſche Höhen. Ein Schloß, des Namens Oſteralitz, iſt dort verſunken; ein weißes wandelndes Fräulein hüthet die Schätze. Wandernde Muſikanten ſahen ein leuchtendes Licht, laufen davon, nur der Baßträger, der ärmſte, kann nicht ſo ſchnell nach. Das Licht kommt näher, wird zur Feuerkugel, zerplatzt knallend, feurige Kohlen ſtäuben umher, einige fallen auch durch das Schallloch in den Rumpelbaß und werden drinnen zu Goldſtücken. Graue Männchen laden und führen Bauern, Schäfer, Hirten, Knaben — in das Bergesinnere, viele kehren begabt zurück. Eine Magd ward hineingelockt, die ein Kind trug; Brod und Gold ſollte ſie nehmen, doch zugleich. Sie ſetzt das Kind auf die Tafel, rafft zuſammen, was nur in die Schürze geht, rennt fort nach Oberoppurg, zur Herrſchaft. Wo haſt du das Kind? — Herr Gott, vergeſſen im Camſenberge! — Rennt wieder hin, findet den Eingang noch offen, findet das Kind, nimmt es vom Tiſche, trägt's heraus — wie ſie heraus kommt, iſt es Aſche. Vieh ward von den Heerden entführt und in die Stallung des verſunkenen Schloſſes gebracht, doch der Verluſt den Hirten reich vergolten. Die Wunderblumen fehlen ſo wenig, wie die Wunder am und im Camſenberge. Es giebt Orte, an denen die Sagen ſelbſt dem quillenden Silber im Harzwald bei Thale (Sage Nr. 404), zu vergleichen ſind — die Camſenberge und ein ſolcher Ort.

579. Silberſchaumquell.

Nahe bei Orlamünde liegt der Ort Heilingen, in deſſen Nähe iſt eine Wüſtung. Dort hüthete einſtmals ein Junge Schaafe. Auf einmal that ſich vor ihm ein Loch in der Erde auf, aus dem ein weißer Schaum, wie Reif anzuſehen, emporſtieg, und ſich um den ganzen Rand der Oeffnung legte. Lange ſtaunte der Junge das Loch und das weiße Zeug darin an, endlich trieb er die Schaafe hinweg, kam nach Hauſe und erzählte, was er Sonderbares geſehen habe. Da brach der Schaafmeiſter in Scheltworte aus: dummer Junge! nicht jedem iſt ſolch Glück beſchieden, wie dir beſcheeret war. Hätteſt du doch zugegriffen, und das Weiße abgenommen. Dir wäre geholfen geweſen auf immer, denn das war reines Silber. — Tag für Tag hat der Schaafjunge hernach auf dieſelbe Stelle hingetrieben, aber vergebens; er hat das Silberloch ſein Lebtage nicht wieder gefunden. Es geht andern Schaafjungen nicht beſſer, ſelbſt wenn ſie Brillen aufſetzten.

580. Die Unkluge.

Ueber Heilingen ſtand ein altes Ritterſchloß. Der letzte Ritter, der es bewohnte, hatte eine einzige Tochter, dieſe ward geliebt von einem Jüngling, den ſie wieder liebte, der Vater aber haßte ihn und ſchoß ihn nieder; da ſtürzte ſich das Ritterfräulein vom Thurm, der Alte ſtarb vor Reue und das Schloß ward eine Trümmer. Das Fräulein wandelt nun als ruheloſer Geiſt umher, doch iſt ſie ein gütiger Geiſt und hat ſchon manche begabt. Sie hat auch den Schlüſſel zu dem verborgenen Weinkeller, der noch große Fäſſer voll des beſten Weins enthält. Schade, daß ſolche Keller und ſolche Fräulein ſo rar ſind!

Ein Bauer zu Heilingen hatte eine Tochter, die war unklug, was man ſo insgemein ſimpel nennt, doch nicht ganz ſtumpfſinnig, ſondern nur blod. Bei dem war einmal eine Trink- und Kartgeſellſchaft von guten Nachbarn und desgleichen, und da meinten die Bäuerlein, und ſprachen dieſe ihre Meinung auch aus: wer doch nur den Keller in dem alten Schloſſe auffinden könnte, darin des Weines und Goldes die Menge liegt! — Da rief die blödſinnige Tochter: ich weiß den Keller, ich weiß ihn! — Ja, du ſäheſt mir darnach aus! — ſprach der Vater. Ich weiß ihn doch — wiederholte die Unkluge — und will euch gleich Wein daraus holen. — Damit nahm ſie einen Topf, ging und brachte in kurzer Zeit den Topf zurück bis zum Rande angefüllt mit Wein. Den Keller muß ich auch ſehen — ſprach der Vater — komm du und geh mit mir hin! — Sie machten ſich beide auf den Weg, doch jede Spur war jetzt für die Einfältige verſchwunden. Wäre ich nur allein geweſen — ſprach ſie bei der Ruckkehr in die Bauernſtube — ich hätte meinen Keller ſchon finden wollen. Da regte ſich die Luſt nach wiederholtem Trunke des guten Weines. Die Bauern legten zuſammen und boten Geld, wenn ſie noch einmal Wein zur Stelle ſchaffen wolle. Sie ging, brachte Wein, klagte aber dabei: nun iſt es mit dem Weinſchank aus. Das weiße Fräulein läß mich nicht wieder hinein, weil ich von euch das dumme Geld genommen habe. Das Fräulein läßt euch ſagen, für eure Strumpfgurgeln wäre der Wein viel zu gut, euch gehörte Kovent, ihr wäret alle zuſammen keine Kanne Wein werth. — Die Bauern lächelten, wie jene bei der Schmeichelei des Amtmanns in Gellerts Fabel, und ſprachen untereinander: laßt ſie reden, ſie iſt halt unklug. —

381. Der Stadtpfeifer aus Orlamünde.

Zu Orlamünde war ein Stadtpfeifer, ſie nannten ihn den Hansmann, ein munterer Geſelle, doch ein ehrlich Blut, nicht mehr ganz jung an Jahren, aber friſchen Gemüthes und kein Verächter des edeln Rebenſaftes, der Gottesgabe. Nun war einſtmals beſagter Hansmann mit ſeinen Leuten zu Heilingen, andere ſagen in einem Dorfe unterm Schauenforſt, geweſen und hatten bei einer Hochzeit aufgeſpielt, waren auch ſchön bewirthet worden, zogen daher, als der Tag graute, fröhlich und wohlgemuth am alten Schloß vorbei, oder an dem Schauenforſt, und da ſprach der Hansmann: wir wollen doch heute den Tag mit einem Morgenlied anblaſen, und zugleich dem weißen Fräulein da droben! — Sie ſtellten ſich alſo auf und blieſen mit frommem Sinne friſch drauf los. Noch waren ſie mit ihrem Choral nicht fertig, da trat das weiße Fräulein heraus, auf die Muſikanten zu, und bot freundlich auf einem Teller, nach der Zahl der Leute, ſo viele Becher Weines. Sie tranken und aus Dankbarkeit blieſen ſie noch ein Stück. Das Fräulein kam zum zweitenmal, reichte aber auf dem Teller eine Anzahl Knochen dar. Mochten ſie da auch große Augen machen, ſo hatte doch keiner das Herz, die wunderliche Gabe auszuſchlagen. Sobald ſie aber den Thurm aus den Augen hatten, warfen die Geſellen ihr Theil in den nächſten Kornacker. Ehrbar aber hatte der Hansmann ſeinen Knochen in die Taſche geſteckt, und ſo wurde er bei der Heimkehr mit dem Rocke in den Kleiderſchrank gehängt. Am nächſten Sonntag verlangte der Mann ſeinen Staatsrock. Die Frau holte ihn, aber — fragte ſie: — was haſt du denn eingeſteckt? Das iſt ja ſchwerer als ein Klumpen Eiſen! — Ich wüßte nicht, — war ſeine Antwort — wer mir etwas gegeben hätte, zeig' doch her! — Sie langte eine lange Rolle Gold aus der Taſche, in die der fromme Stadtpfeifer den Knochen geſteckt hatte.

Das war den Geſellen, die ihre Knochen weggeworfen hatten, außer dem Spaß, als ſie das hörten; ſie liefen ſpornſtreichs nach dem Kornacker zurück, und o Freude, ſie fanden die Knochen, und trugen ſie jubelnd nach Hauſe. Als ſie ſie dort aus der Taſche zogen, hatte jeder ein Stück beinerne Flöte — ihr gehofftes Glück war flöten gegangen, und konnten ſich nun ſelbſt was pfeifen.

382. Die Gräfin von Orlamünde.

Es war ein Graf zu Orlamünde, Otto, der ſtarb und hinterließ ſeine Gemahlin Agnes, die ihm zwei Kinder geboren, als eine noch ſehr junge Wittwe;

ſie war eine geborene Herzogin von Meran, und ſo war ihr als Erbe neben der Grafſchaft Orlamünde in Thüringen auch die Plaſſenburg und deren Gebiet in Franken zugefallen, und ſie wohnte bisweilen dort. Da geſchah es, daß ſie eine heftige Liebe gewann zu Albrecht dem Schönen, Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen zu Nürnberg, und heimlich forſchen ließ, ob dieſer wohl geneigt ſei, ſich mit ihr zu verbinden? Es war aber ſchon zwiſchen dem Markgrafen und der Gräfin Sophia von Henneberg eine Verbindung im Gange, welche des Markgrafen Aeltern lebhaft wünſchten, und Albrecht ließ die Aeußerung fallen, als ihm unter der Hand von der Neigung der Gräfin von Orlamünde Kenntniß zuging: wenn vier Augen nicht wären. — Dieſes hörte die Gräfin und deutete es auf ihre zwei ſchuldloſen Kindlein; das eine, ein Söhnlein, von drei, das zweite, ein Töchterlein, von zwei Jahren, und ward von unſinniger Liebe zu dem Markgrafen alſo verblendet, daß ſie den ſchwarzen Entſchluß in ihrer Seele faßte, die Kindlein aus dem Wege zu räumen. Darauf gewann ſie mit Gaben einen Dienſtmann, Haider, die Kindlein umzubringen, und als dieſer zur That ſchritt, ſoll der kleine Graf gefleht haben:

> Lieber Haider, laß mich leben,
> Ich will dir Orlamünde geben;
> Auch Plaſſenburg, das neue,
> Auf daß es dich nicht reue! —

und das Töchterlein:

> Lieber Haider, laß mich leben,
> Ich will dir alle meine Docken geben! —

aber der Mörder ließ ſich nicht erflehen und vollbrachte die Unthat, hat aber nachher auf der Folter bekannt, daß ſie ihm ſchrecklich gereuet habe, wenn er der Worte der unſchuldigen Kinder, inſonderheit des Mägdleins, gedacht. — Da nun die Gräfin ihren Zweck dennoch nicht erreichte, fiel ſie in Reue und Verzweiflung, übte ſchwere Buße, und fand auch nach ihrem Tode keine Ruhe, ſondern wandelt als die bekannte weiße Frau auf dem Schloſſe Plaſſenburg umher. Sie rutſchte auf ihren Knieen bis zum Kloſter Himmelskron und liegt alldort begraben.

583. Das Gleichen'ſche Doppelbette.

Auf der Wegmitte zwiſchen Stadtilm und Rudolſtadt liegt das Dorf Ehrenſtein, daſelbſt iſt noch eine Burgtrümmer gleiches Namens vorhanden, das war ein Schloß, welches den Grafen von Gleichen zugehörte, und der Mittelpunkt der kleinen Herrſchaft Ehrenſtein, die durch Heirath von den Grafen von Schwarzburg an das gräfliche Haus Gleichen, und nach deren Abſterben wieder an Schwarzburg-Rudolſtadt kam. Die Burg war ein ſtattlich Gebäu mit Ringmauern und Thürmen, nicht unähnlich der Ehrenburg über Plaue. Davon geht ſeit lange die Sage, daß es jener Sarazenin, die Graf Ernſt von Gleichen im Morgenlande aus den Sklavenketten befreite, und die er als ſeine zweite Gemahlin der noch lebenden erſten im Freudenthale zuführte, zum Witthum verſchrieben worden ſei. Dort hielt ſich oft jener Graf von Gleichen auf, und man zeigt noch oder zeigte doch ſonſt ein altes geräumiges Himmelbett mit verblichener Malerei und Vergoldung, darin jener Graf in der Mitte ſeiner beiden Frauen geſchlafen haben ſoll.

384. Schloß Krannichfelder Wahrzeichen.

Auf dem Krannichfelder Oberſchloſſe ſaßen einſt zwei Brüder, Wolfer und Lütger geheißen, die geriethen miteinander in Streit, und darüber beſchloſſen ſie, ſich zu trennen und ihr gemeinſchaftliches Beſitzthum und die Herrſchaft Krannichfeld zu theilen. Ich baue mir ſelbſt eine neue Burg! — ſprach Lütger und deutete auf den Berg hinüber, darauf hernach Niederkrannichfeld ſich erhob, deß lachte Wolfer und ſprach: wenn du da hinüber bauſt, will ich mir dieß und das thun, was keiner kann und thut! — darauf ſagte Lütger: topp, ein Ritter hält ſein Wort! — und verließ ſeinen Bruder. Darauf hat er den Bau der Niederburg begonnen und ihn groß und ſtattlich aufgeführt, und iſt dem Wolfer ſehr bange geworden, hat ſich löſen wollen mit großem Gut und Gelde, aber Lütger hat das mit nichten angenommen, vielmehr darauf beſtanden, daß Wolfer dasjenige thue, deſſen er ſich verheißen. Und hat dieſer ſolches auch gethan, aber darüber ſich das Rückgrath zerbrochen, und ſo fiel die Oberburg auch wieder an Lütger, der zum Wahrzeichen ſeines Bruders Geſtalt in der übeln und nicht ſchönen Stellung an einem Erker der Burg anbringen ließ, das noch heute zu ſehen iſt.

Ein gleiches Bild iſt in Arnſtadt in der Liebfrauenkirche an einem Chorpfeiler zu erblicken und wird davon erzählt, daß eine fromme Gräfin von Schwarzburg dieſe Kirche erbaut, deren Mittel zum Bau nicht auszureichen ſchienen, da habe der Baumeiſter ſich das gleiche zu thun vermeſſen, was jener Dynaſt von Krannichfeld gethan, und als die Gräfin ihren letzten Heller ausgegeben, war auch der Kirchenbau vollendet, und der Baumeiſter mußte ſich bequemen, das Allerunbequemſte zu thun.

385. Die verſchiedenen Thürme.

Von der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt gehen viele Sagen. Dieſelbe hat außer dem großen Glockenthurm zu Seiten des weſtlichen Portales zwei Thürme, von denen iſt einer im byzantiniſchen, der andere im gothiſchen Bauſtiele aufgeführt, und ſoll den einen der Meiſter, den andern ſein Geſelle allein erbaut haben. Da nun der Thurm des Geſellen als der ſchönere und zierlichere allgemein geprieſen worden, ſei des Meiſters Eiferſucht erwacht, und er habe den Geſellen unverſehens von ſeinem Thurme herabgeworfen; da ſei dem Geſellen deſſen treuer Hund nachgeſprungen, und hernachmals als ein Steinbild zur Zier und zum Andenken am Thurme angebracht worden, wie noch heute zu ſehen. In der öden Liebfrauenkirche iſt es nicht geheuer, Geiſter halten darinnen um Mitternacht ihre Metten. Von den Thürmen zu Naumburg und vielen andern geht ganz dieſelbe oder eine doch wenig unterſchiedene Sage. Innen über einer Thüre hängt auch eine Rieſenrippe; dieſes Rieſen Grab iſt unterm Walperberge, und am Wege nach Haarhauſen hat derſelbige ſeinen Löffel in die Erde geſteckt.

586. Der Jungfernſprung und die Böhlersmännchen.

Bei Arnſtadt iſt eine enge und tiefe Thalrinne, das Jonasthal; warum es dieſen Namen führt, weiß Niemand; im Thale aber iſt eine ſenkrechte ſchroffe Felſenwand, die heißt der Jungfernſprung, dort ſprang eine von einem Reiter verfolgte Jungfrau hinunter, indem ſie ſich den Engeln anbefahl; dieſe haben ſie auch umfangen und ſanft zu Boden getragen, der Reiter aber ſprengte, da er ſein Roß nicht mehr zu zügeln vermochte, ihr nach, und Mann und Roß zerſchmetterten im tiefen Abgrund. Am Eingang dieſes Thales liegt der Schöne Brunnen, der hat früher der Jungfernbrunnen geheißen. Vor ohngefähr funfzig Jahren ſoll einmal ein kleiner Arnſtädter Chorſchüler hinauf auf den Jungfernſprungfels ſpazieren gegangen ſein, da habe ihn aber ein heftiger Sturmwind ergriffen, daß er ſich nicht habe halten können, zumal der Wind in ſeinen Mantel wie in ein Segel geblaſen, und habe ihn in die Tiefe geriſſen, aber im Herunterſinken ſei der Chormantel dem Knaben zum Fallſchirm geworden, und jener ohne Verletzung davon gekommen.

In der Tiefe dieſes Thales, weiter oben, iſt ein Felsloch, das Böhlersloch genannt, darinnen wohnen Zwerge, die Böhlersmännchen genannt, gutartig und boshaft, nach der viel geſchilderten Tückebolde Art. Sie gleichen den Nievelmännchen und Ouwelmännchen, von denen man zu Limburg an der Maas erzählt. Es iſt in dieſer Thalrinne, die noch höher hinauf nach Espenfeld zu das Götzenthal heißt, gar nicht geheuer; nächtlichen Wanderern hocken ſich Geſpenſter auf den Rücken, und laſſen ſich eine gute Strecke huckepack tragen. Das iſt ſchon manchem geſchehen, der ſpät von Schönbrunnen, allwo es gutes Waizenbier zu trinken giebt, jenen Weg ging.

An vielen andern Orten in Thüringen giebt es noch Zwerghöhlen, und werden da und dort Wichtleinslöcher und Wichtleinshöhlen genannt. So bei Buffart an der Ilm, bei Salzmünde, bei Meiningen, bei Dillſtädt und Wichtshauſen, und geht an manchen Orten die Sage, daß zur Zeit der Hunneneinfälle die Menſchen ſich vor den ſchrecklichen Heunen gleich als kleine furchtſame Wichtlein in dieſe Löcher verkrochen.

587. „Voll Maaß! Voll Maaß!“

Bei Arnſtadt liegt ein ſchöner kräuterreicher Bergwald, das Walperholz, ſo geheißen, weil auf der Höhe in alten Zeiten ein Kloſter zur heiligen

Walpurgis geſtanden hat. Dort iſt eine Waldecke, wo man es nennt an den hohen Buchen, und ſteht auch eine ſogenannte Jagdbuche dort. An dieſer Buche befindet ſich ein runder Platz, darauf nie Raſen wächſt, auch ſonſt kein Gras und kein Kraut. Dorthin iſt gebannt der ruheloſe Geiſt einer Bierzapferin, weil ſie bei ihrem Leben zu geringes Maaß gegeben hat, deren Name iſt Frau Holle. Zu Zeiten ſieht man ſie in altväteriſcher Tracht raſtlos um die Jagdbuche wandern und hört einen kläglichen Ruf, den ſie fort und fort ausſtößt: „voll Maaß, voll Maaß!“

In dieſer Sage iſt ſicher der mythiſche Name Frau Holle auf den des gebannten Geiſtes übertragen worden; ſie erinnert an die Wandlerin unterm reißenden Stein bei Mehlis (Sage Nr. 510), welche die Kunden vervortheilte, und gebannt wurde, und immer ruft: drei Quärtchen für eine Kanne! Drei Viertel für ein Pfund! —

588. Kinderzuge und Kindertanz.

In einer Zeit (1212) kam unter die Kinder in Thüringen und auch im übrigen Deutſchland, wie in Frankreich, gar ein ſonderer Trieb und eine wunderbare Phantaſei, ſich zuſammenzuſchaaren und hinwegzuziehen, das heilige Grab zu gewinnen.

Die Sage geht, daß ein fremder ſchöner Knabe durch die Gaue gewandelt, und das Kreuzfahrerlied geſungen habe, da ſeien ihm alle Kinder ſchaarenweiſe gefolgt, mit unwiderſtehlichem Triebe, da weder Worte, noch Schläge, noch Bande ſie abhielten, und ſollen aus Deutſchland zwanzigtauſend, aus Frankreich aber dreißigtauſend Knaben ſo fortgewandert ſein; kamen aber auf ihrem Wege über die Alpen in unwegſamen Gebirgen um, und jene, die das Meer erreichten, durch ſchreckliche Seeſturme, und hat ihrer keiner die Heimath wieder geſehen.

Wie dieſer Zug im Großen, iſt auch einer im Jahre 1237 im Kleinen geſchehen, doch war derſelbe wieder anderer Art und Ausganges, gab aber Zeugniß, wie ein unbekanntes Etwas die Menge allgewaltig ergreifen und fortreißen kann, ohne daß ſie ſich Rechenſchaft zu geben weiß von ihrem oft ganz wahnvollem Thun.

Es kam am 15. des Brachmonats im genannten Jahre unter die Kinder in der Stadt Erfurt eine ſonderbare Tanzluſt, ſie ſammelten ſich zu einer Schaar von mehr als eintauſend und machten einen Tanz, Hände in Hände, in großen Ketten, vom Löberthor zu Erfurt hinauf auf den Steigerwald, bis zum Dorfe Waltersleben, und von da nach Eiſchleben, von Eiſchleben nach Ichtershauſen und über Rudisleben nach Arnſtadt, eine Wegſtrecke von vier guten Stunden immer tanzend, ſingend und ſpringend guter Dinge und hingeriſſen, bis ſie am Abend todmüde in Arnſtadt ankamen. Die Bürger von Arnſtadt verwunderten ſich gar ſehr, wo nur die vielen Kinder auf einmal herkämen, und nahmen ſie auf, und die Bürger in Erfurt wußten nicht, wo ihre Kinder hin waren, und war eine überaus große Beſtürzung in der Stadt, da faſt in jedem Hauſe Kinder fehlten, die dauerte die ganze Nacht hindurch, bis endlich am frühen Morgen Botſchaft von Arnſtadt kam. Da haben die Erfurter viele Wagen genommen und ſind hinüber nach Arnſtadt gefahren, und haben dieſen Bürgern gar herzlich gedankt für die Gaſtfreundſchaft, ſo ſie ihren Kindern erwieſen, und haben die Kinder wieder mit ſich nach Hauſe genommen. Die Kinder aber haben alle nicht ſagen können, wer ihnen geheißen, dieſen weiten Weg tanzend zurückzulegen — es wäre ihnen ſo angekommen, und ſie wären wohl noch weiter gegangen, wenn ſie nicht müde und hungrig geworden. Aber viele dieſer Kinder ſtarben bald darauf, und die Mehrzahl der übrigen blieb bis zum Tode mit einem anhaltenden Zittern behaftet. Ihr Tanz war ein Verhängniß.

589. Das ſtille Kind.

Im März des Jahres 1677 hat ſich in der Erfurter Flurmarkung ein zehnjährig Mägdlein ſehen laſſen; ſeine Haare waren in Zöpfe geflochten, hatte ein weißes Kleid an und ſah im Geſicht ganz bleich aus. Es ging durch die Alacher und Bündersleber Felder, redete mit ſich ſelbſt, Niemand aber konnte es verſtehen. In der Hand hatte es ein braunroth Stäblein und ſchlug damit, indem es durch's Getraide oder über die Wieſen ging, die Blumen ab, daß man ſolche aller Orten herum liegen ſahe. Wollte dieſem ſtillen Kinde Jemand entgegengehen, ihm Rede abzugewinnen, oder nachgehen, es um ſeine Herkunft und ſein ſeltſames Thun zu befragen, ſo kam den Leuten ein ſo gewaltiges Grauen an, daß ſie es nicht wagten, ſondern ſcheu zurückwichen. Und Niemand hat erfahren, welche Bewandtniß es mit dem ſtillen Kinde gehabt hat.

590. Des Grafen Sprüchwort.

Einſt lebte ein Graf zu Schwarzburg, Heinrich der Siebente geheißen, der führte ein häßlich Sprüchwort im Munde, wenn er ſich etwas hohen vermaß, und ſprach: thue ich das, ſo müſſe ich im Abtritt erſaufen. Und da hat es ſich zugetragen, daß dieſer Graf, ein männlicher Herr, der vielen Reichstagen und Turnieren beiwohnte, im Jahr 1186 mit Kaiſer Heinrich VI. auf dem Reichstag zu Erfurt war, wohin auch Landgraf Ludwig von Thüringen und Erzbiſchof Conrad von Mainz kamen, die lange Zeit mit einander geſtritten und ſich gegenſeitig ihre Länder verheert hatten. Da wurde getheidingt und Frieden gemacht zwiſchen dieſen beiden im Beiſein des Kaiſers und vieler edlen Fürſten, Grafen und Herren in einem Saale des St. Peterskloſters, und da der Boden dieſes Saales alt und morſch war, ſo brach er plötzlich zuſammen von der Laſt ſo vieler Perſonen. Unten aber war ein Cloak, darin aller Unrath aus den heimlichen Gemächern zuſammenfloß, dahinein ſtürzten und erſtickten elendiglich der Graf Heinrich von Schwarzburg und Friedrich Graf von Arnsberg; auch fanden noch ihren Tod Godmar Graf von Heſſen, Gottfried Graf von Ziegenhain, Burggraf Friedrich von Kirchberg, Beringer von Meldingen und Andere. Der Kaiſer und der Biſchof hatten im Geſpräch in einer Fenſterniſche geſtanden, hielten ſich feſt am Eiſengitter, und wurden gerettet. Der Thüringer Landgraf theilte den Unglücksſturz, doch kam er davon ohne Verletzung. So erfüllte ſich auf eine gar traurige Weiſe der Schwur des Schwarzburgers.

591. Doktor Fauſt's Gäßchen.

Gegen die Mitte der Schlöſſergaſſe zu Erfurt geht ein Gäßchen zwiſchen Häuſern durch, ſo ſchmal, daß ein Dicker nicht durch kann; das iſt Doktor *Fauſt's Gäßchen*, und da hindurch fuhr Fauſtus, als er in Erfurt war, mit einem ganzen Fuder Heu. Er wohnte in der Michels-Gaſſe, nahe dem großen Collegium, darin er ſelbſt Collegia las, den Studenten den Homer erklärte, und die Geiſter homeriſcher Helden ihnen vor Augen ſtellte, und zuletzt den gräulichen Rieſen Polyphemus, vor dem alle erſchrocken und davon gelaufen. In der Schlöſſergaſſe wohnte ein edler Junker, der war Fauſti Freund, und waren oft beiſammen; das Haus iſt durch einen Anker auf dem Dachgiebel kenntlich, da gab Fauſtus manche Gaſterei, zapfte Wein aus dem Tiſch, ritt durchs Dach in die Luft, und ließ ein Loch im Dach, daß ſich niemals wieder mit Ziegeln hat zulegen laſſen. Bald ſprach Stadt und Land von Niemand als vom Doktor Fauſt, der Adel kam aus der Nachbarſchaft in die Stadt herein, den Wundermann und ſeine Künſte zu ſehen, und da entſtand die Furcht, es möchten allzuviele ſich zu Teufelskünſten verlocken laſſen, und ward ein Mönch zu Fauſtum geſandt, der ſollte ihn bekehren. Fauſtus wollte aber nicht bekehrt ſein, und auf das Erbieten des Mönchs, ihn durch Meſſeleſen und Gebet vom Teufel loszureißen, hat Doktor Fauſt erwiedert: nein, mein guter Doktor Klinge! Es würde mir ſehr unrühmlich ſein, meinen mit meinem Blute geſchriebenen Vertrag zu brechen, das wäre nicht redlich. Der Teufel hat mir ehrlich gehalten, was er mir zugeſagt, ſo will ich ihm auch *mein* Wort halten. — Ei, ſo fahre hin zum Teufel, du verfluchter Teufelsbraten und Teufelsbündner! — ſchrie da zornig der Mönch; fahre hin in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln! — und rannte fort zum Rektor magnificus, und zeigte dem an, Fauſtus ſei ein ganz verſtockter unverbeſſerlicher Sünder. Darauf iſt der Doktor Fauſtus aus der guten Stadt Erfurt ausgewieſen worden als ein gar ſchlimmer Literatus.

592. Die Geißelfahrer.

Da ſich in deutſchen Landen die Geißelfahrer aufthaten, ſo kam dieſe Volksſeuche, welche die Köpfe ergriff, wie ein Schwindel, auch nach Thüringen, und da rückte eine Schaar von nicht weniger als dreitauſend Flagellanten auf Erfurt los. Sie gingen Paar auf Paar, waren alle bis auf die mit Leinwandſchürzen gegürteten Lenden — ſaſernackt, und der vorderſte trug eine Fahne; auf den Köpfen hatten ſie weiße Hüte, an jedem hinten und vorn ein weißes Kreuz. Sie ſangen das bekannte Geißlerlied, warfen ſich kreuzweis auf die Erde, knieten auch hin, und peitſchten ſich mit dreiſtriemigen Riemengeißeln, die in einem mit eiſernen Nägeln geſpickten Knoten endeten; zweimal des Tages und einmal des Nachts wurde die Geißelung vorgenommen. Es war eitel das ärmſte und armſeligſte Lumpengeſindel, welches dieſes ſcheinheilige religiöſe Poſſenſpiel aufführte, Männer, Weiber und Kinder. — Geld heiſchten ſie nicht, aber Eßwaaren ließen ſie ſich gern reichen. Wenn ſie in eine Kirche kamen, machten ſie ein ſo nichtsnutzes Geplärre, daß alles vor ihnen ſchweigen und verſtummen mußte. Der Stadtrath zu Erfurt ließ dieſem faulen Geſindel ſein Stadtthor vor der Naſe zuſchlagen, und es mußte Gott danken, daß es bei Ilversgehofen über Nacht lagern durfte. Einer unter dieſen Geißelfahrern trieb die Narrheit ſo weit, zu ſagen, er ſei Gottes Sohn; möglich, daß er dieſes auch von ſich glaubte, es gedieh ihm aber übel, er wurde aufgegriffen, und ohne Weiteres auf dem großen Markt zu Erfurt verbrannt. Damals lebte ein Poet daſelbſt, der nannte ſich Heinrich von Erfurt, der ſang von dieſer Zeit, und bezeichnete mit wahrem Wort der Geißelfahrer Vaganten- und Flegelantenweſen:

Pestis regnavit, plebis quoque millia stravit,
Insolitus populus flagellat se seminudus. —

593.– Die Sonderſiechen.

Der Rath zu Erfurt hatte mit ſchlimmem Volk ſeine tauſendfache Noth, aber er ließ ſeine Macht fühlen, und ſtrafte unnachſichtlich jede Uebelthat. Einſt war auf der Gleichen'ſchen Burg Ehrenſtein ein junger Ritter, der liebte eine Jungfrau aus dem Gefolge der Gräfin von Gleichen, und entführte ſie mit ihrer Zuſtimmung. Sie ſaß hinter ihm auf, und beide erreichten glücklich das Stadtthor. Es war aber leider ſchon Abends zehn Uhr, und das Thor wurde nicht aufgethan. Da ritten ſie zurück voll Angſt und kamen an das Haus der Sonderſiechen, dort um Einlaß bittend, nachdem der Ritter ſein Roß an einen Zaun angebunden hatte. Es ward ihnen aufgethan, aber die Siechen, lauter Männer, als ſie ſahen, daß die Maid ſchön war, warfen ſie ſich auf den Ritter und erwürgten ihn, und büßten an der Jungfrau ihre ſchändliche Luſt ſo, daß ſie ſtarb; dann verſcharrten ſie beide Leichen. Als aber die Flucht bekannt wurde, jagte vom Schloſſe Ehrenſtein und von Remde her eine Schaar Verfolger nach, kamen auch nach Erfurt und fragten am Thore nach den Flüchtigen. Da ſagte der Thorwärter: ja, es iſt geſtern zur Nacht einer da geweſen, ſo Einlaß begehrt, ich durft' ihm aber nicht aufthuen, denn es war zu ſpät. — Da ritten die Verfolger vor das Siechenhaus und fragten draußen gleichfalls nach, aber da hieß es: zu uns kommt Niemand, wir ſind die Leproſen und Sonderſiechen. — Indem ſo hörte das am Zaun hinterm Haus angebundene Roß, welches die Siechen noch gar nicht gewahr worden, bekannte Stimmen, mocht' auch Hunger haben, und begann laut z wiehern. Als nun jene das ihnen wohlbekannte Pferd fanden, drangen ſie ei in das Haus und umſtellten es, und ſendeten in die Stadt zum Magiſtrat, un der ſchickte ſeine Richter und Schöppen, die forſchten und fragten und fanden di grauenvolle That und ſchöpften ihr Urtheil. Darauf umfing ein ehrlich Grab be Sankt Thoma den Ritter und ſein armes Lieb; um das Siechenhaus herum abe wurde Scheitholz gelegt rund herum und Stroh und Reiſig bis zum Dach, ei mächtiger Haufe, darauf ward es an den vier Ecken mit Feuer angeſtoßen, daſ es mit Mann und Maus, ſo darinnen waren, zu Aſche verbrannte. Hernach iſ an des Hauſes Statt ein Kreuz von Steinen errichtet worden, an deſſen einer Seite ein Ritter, an der andern eine knieende Jungfrau zu ſehen war. —

394. Kurzer Prozeß.

Abſonderlich kurzen Prozeß machte der Erfurter Stadtrath mit Mordbrennern, ſie mochten ſolche ſcheußliche That gethan oder auch nur ausführen gewollt haben. Nach Dondorf, einem erfurtiſchen Dorfe, kam ein Mann, der bot von Haus zu Haus Gänſe feil, die Bauern argwohnten aber in beſagtem Gänſemann einen Auskundſchafter, verſtrickten ihn und führten ihn nach Erfurt, dort ward er ſcharf befragt und bekannte, er habe des Dorfes Gelegenheit allerdings auskundſchaften und verrathen wollen, ſei auch dabei geweſen, wie das Dorf Berlſtett angeſteckt worden. Darauf ward er wieder nach Dondorf geführt, ihm alldort der Kopf abgeſchlagen und der Leib geviertheilt.

In Erfurt ſelbſt ward einer geſehen, der trug einen Strohwiſch und ging damit zum Thore hinaus. Das erregte Verdacht, es ward ihm nachgeſendet, und er wurde gefangen eingebracht. Befragt, und ohne Zweifel mit der ſcharfen Frage, bekannte der Mann, er habe erfurtiſche Dörfer anſtecken wollen, „worauf man ihm," erzählt die Chronik: „den Kopf abſchlug, und ihn hingehen ließ, wohin er wollte." —

395. Sibyllenthürmchen.

Unter der Veſte Cyriaksburg nahe bei Erfurt, links an der alten Fahrſtraße nach Gotha, ſteht ein großer ſteinerner Bildſtock mit altgothiſcher Zier und erhabener Steinhauerarbeit, der wird das Sibyllenthürmchen genannt. Mehr als eine Sage wird davon erzählt, doch iſt die nachſtehende die am meiſten bekannte. Es war ein junger Graf von Gleichen, der liebte eine junge Gräfin von Käfernburg und der Tag ihrer Verbindung war ſchon anberaumt und nahe. Sehnſuchtvoll erwartete ihn ſein Lieb, allein er kam nicht. In Begleitung von zwei Knappen war er von ſeiner Burg herein nach Erfurt geritten, allda Schmuck für ſeine Braut zu kaufen; ein ihm feindlich geſinnter Schnapphahn aus der Gegend hatte davon Kundſchaft erhalten, lauerte dem Grafen mit einigen Mordgeſellen unten am Fuße der Cyriaksburg, an deren Stelle damals ein Nonnenkloſter ſtand, und erſchlug nach kurzem Kampfe den jungen Grafen ſammt den beiden Knappen. Da ward groß Trauern und Herzeleid bei der Braut auf der Käfernburg; ſie verließ ihre Burg und ihr Erbe, ließ dem Geliebten, der an jener Stelle mit ſeinen Begleitern begraben ward, ein Kreuz ſetzen, und auch auf jedes Knappengrab ein Kreuz und daneben den großen und hohen Bildſtock errichten, nahm den Nonnenſchleier im Kloſter St. Cyriaki auf dem Berge, und ging alltäglich herab zu dem Bildſtock, der ihren Namen bis auf die gegenwärtige Zeit brachte, um am Grabe ihres Liebſten zu beten, bis der Tod ſie von ihrem ſtillen Gram erlöſte.

596. Der zärtliche Wolf.

Im Jahre 1555 im Sommer lief etliche Wochen lang im Weichbild der Stadt Erfurt ein Wolf herum, der lief den Leuten auf dem Felde nach, umarmte, herzte und drückte ſie, abſonderlich die Weibsperſonen, that ihnen aber ſonſt kein Leides, und biß Niemand. Wenn er aber ſo eine oder die andere umſchlungen hielt und den Rachen aufriß, der von einer ungewöhnlichen Größe war, iſt ſie doch ſo erſchrocken, daß ſie faſt den Tod davon hatte. Glaubwürdige Leute ſollen das geſehen und ausgeſagt haben.

597. Der Wolfram.

Im hohen Chor des Domes zu Erfurt ſteht, gegen den Hochaltar gekehrt, ein ehern Bildniß, eine Mannesgeſtalt von der Größe eines Knaben, das wird der Wolfram genannt; es hält in jeder Hand einen Kirchenleuchter und ſoll, wie die Meßner ſagen, aus Heidenzeiten herrühren; doch dem iſt nicht alſo. Ein junger Patricier, des Namens Wolfram, beging ein großes fleiſchliches Vergehen; ſolches zu ſühnen, verurtheilte ihn der Papſt zu harter und langer Kirchenbuße, daß er ein ganzes Jahr lang täglich, in der Hand einen Leuchter mit zwei brennenden Kerzen, vor dem Altar ſtehen ſollte und zwar ſo lange, als der Dienſt der Meſſe daure. Dies that nun auch Wolfram, aber er fiel darob ganz von Kräften und vermochte ſich kaum aufrecht zu erhalten. Da ward heftig für ihn gebeten, bis ihm die Strafe erlaſſen wurde, doch ſtiftete er noch zur Sühne und zum Gedächtniß ſeiner Reue und Buße das metallene Bild und trat darauf in einen ſtrengen Orden, darin er bald hernach Todes verblichen iſt.

598. Der Graf von Gleichen.

Das Geſchlecht der Grafen von Gleichen hat ſeinen Urſprung hoch hinauf in der Zeiten Frühe verlegt, doch ſtimmen die Stammſagen deſſelben darin überein, daß zuerſt zwei Brüder, Edle zu Rom, ihre Heimath Italien verlaſſen, und in der Nähe von Göttingen jene zwei Burgen erbaut und bewohnt, die man noch heute die Gleichenſchen Burgen nennt. Darauf ſollen aber ſie ſelbſt oder ihre nächſten Nachkommen von dort hinweggezogen, oder vertrieben worden ſein, und in Thüringen die drei Burgen erbaut haben, welche man die drei Gleichen nennt. Dieſe Burgen liegen in einem Dreieck zwiſchen den drei Städten Erfurt, Gotha und Arnſtadt, zwei ſind Trümmern, die eine das iſt die eigentliche Burg Gleichen, genannt das Wandersleber Schloß, die andere war Schloß Mühlberg. Die dritte, die höchſte und feſteſte, iſt die Wachſenburg benannt, und noch immer bewohnt. Die Grafen von Gleichen hatten viel Landes inne in Thüringen, Weſtphalen und auf dem Eichsfelde. Wittekind, der ſchwarze Ritter, ſoll nicht ein Verwandter des großen Wittekind geweſen ſein, ſondern der Enkel Ernſt's, des Stammvaters der Grafen von Gleichen, und ſoll zwei Söhne gehabt haben, Ludwig und Karl, und dieſer Ludwig ſoll Schloß Gleichen in Thüringen zuerſt erbaut haben. Einer des edlen Geſchlechts hieß Siegmund, der bekriegte im Bündniß mit den Grafen von Käfernburg und denen von Arnſtadt die Stadt Erfurt und that ihr merklichen Schaden, ſo daß ſie ihn den Thüringer Teufel nannten.

Da Kaiſer Friedrich II. einen Kreuzzug begann, an welchem Landgraf Ludwig von Thüringen Theil nahm mit den meiſten ſeiner Vaſallen, zog auch Graf Ernſt III. von Gleichen mit hinweg und ſtritt tapfer gegen die Heiden. Der Landgraf war geſtorben, der Kaiſer ſchloß zu Akkon Waffenſtillſtand mit dem Sultan, und kehrte zurück, ließ aber den Grafen von Gleichen und Andere zum Schutze Akkons zurück. Auf einem Ritt in die Wüſte wurde der Graf gefangen genommen und in ſchwerer Dienſtbarkeit als ein Sklave gehalten. Endlich, da er als ein Gärtner arbeitete, nahm die ſchöne Tochter des Sultans ſeiner wahr und gewann ihn lieb, auch entdeckte ſeiner mitgefangenen Diener einer ihr ſeinen Stand. Da bot ſie ihm Befreiung, ſich ſelbſt und alle ihre Schätze an, wenn er ſie zum ehelichen Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Nun hatte aber Graf Ernſt von Gleichen daheim bereits eine Gemahlin und zwei Kinder, doch dünkte dieſes der ſarazeniſchen Jungfrau kein Hinderniß. Da nun der Graf erwog, daß ohne Benutzung des Gebietens der Sultanstochter er die Freiheit nie erlangen, und für ſeine Gemahlin und ſeine Kinder todt und verloren bleiben werde, ſo hoffte er, der Papſt werde ihm die zweite Ehe einzugehen bewilligen, zumal da die ſchöne Heidin gern bereit war, dem Grafen zu Liebe eine Chriſtin zu werden. Die Flucht gelang, die Sarazenin nahm große Schätze mit ſich fort, und glücklich kamen die Liebenden und ihr Gefolge in Italien an, zogen gen Rom, und nachdem die Sultanstochter getauft war, wurde ſie dem Grafen als rechte Gemahlin angetraut. Hierauf ſetzten ſie ihre Reiſe nach Thüringen fort, und der Graf eilte voraus zu ſeiner Gemahlin, die den Todtgeglaubten freudiglich empfing, und entdeckte ihr alles. Sie ſegnete dankbar die Fremde, die ihr den Gemahl, ihren Kindern den Vater zurückbrachte, und verhieß, ſie als eine Schweſter zu lieben. Darauf zogen ſie der Nahenden entgegen, empfingen ſie unten am Fuße der Burg gar herrlich, und nannten dieſe Stätte das Freudenthal, welchen Namen ſie behalten hat bis auf den heutigen Tag. Einträchtiglich und liebevoll lebten die drei Verbundenen beiſammen, doch gewann die Sarazenin keine Kinder. Viele Wahrzeichen dieſer Begebenheit im eigentlichſten Wortſinn gab es und giebt es noch; auf Burg Gleichen uber Wandersleben wurde bis in das zweite Jahrzehent dieſes Jahrhunderts die dreiſchläferige Ehebettſtelle gezeigt, wichtiger als dieſe iſt der im Dome zu Erfurt noch vorhandene Grabſtein, auf welchem der Graf zwiſchen ſeinen beiden Gemahlinnen dargeſtellt iſt, und iſt die Tracht völlig übereinſtimmend mit jener der Zeit des Kreuzzugs Kaiſer Friedrich II.; ebenſo iſt dieſe Tracht beider Frauen deutſch. Man zeigt noch dort die Gebeine, inſonderheit die Schädel der drei Vereinten. Von Burg Gleichen herab in das Freudenthal führte ein gepflaſterter Weg, der Turkin Weg, weil alles was aus dem Morgenlande kam, der damaligen Zeit türkiſch hieß. Im Gleichenſchen Schloſſe zu Tonna ward der Türkenbund der Sarazenin (der auf den Grabſtein nicht zu erkennen, da tragen beide Frauen rothe goldverzierte Kronenreife) — und ein goldnes Kreuz gezeigt, auf dem zu Farnrode ein Teppich, deſſen Bildwerk die Erzählung vorſtellte, zu Ohrdruff in einer Kirche ein Schnitzwerk, im Schloſſe daſelbſt, wie zu Schloß Pyrmont, auf Burg Ehrenſtein, und auf dem Vorwerk Werningerode bei Emleben uberall ein dreiſchläferiges Bette.

599. Der Mordgarten.

Unter der Burg Gleichen beim Freudenthale liegt ein vormals von alten Bäumen umſchatteter Platz, der wird der Mordgarten genannt; er war ein Ort der Zweikämpfe. Es iſt nun weit über hundert Jahre her, daß zwei junge Männer zugleich eine ſchöne Arnſtädterin liebten, die nur einen von ihnen begünſtigte. Der verſchmähte Nebenbuhler ſuchte Händel mit dem Begluckten, die ſich beim Spiele leicht fanden; man forderte ſich und ſchlug ſich im Mordgarten auf Piſtolen. Die Geliebte ſandte ahnungsvoll oder ahnungslos am Morgen des Kampftages ihrem Liebſten das übliche Brauthemde — es wurde ſein Todtenhemd, er wurde darin begraben, denn er fiel auf den erſten Schuß. Darauf hat die Jungfrau ihrem Freund im Freudenthale, das ihr ein Jammerthal ward, gleich jener Käfernburgerin Sibylle, ein Kreuz an der Stätte errichten laſſen, an welcher er um ſie den Tod empfangen. Dieß alte Kreuz mag wohl noch ſtehen; im Jahre 1820 ſtand es noch und wurde darauf geleſen der Name und die folgende Schrift:

HERR
CHRISTIAN FRIEDRICH CARL v. HOSE
ward hier getödtet den 9. Martz
Anno 1717.
Chriſti Blut hat mich befreit von der Hollen
Rachen
Mein Blut
Umb Rache
ſchreyt
GOTT befehl ich mein
Sachen.

Die Bäume des vormaligen ſogenannten Baum- und Mordgartens ſind ver-
unden. Das Steinkreuz ſteht einſam am Saume eines unbebauten Hügels
erhalb der Burgruine, ſüdlich von dem Freudenthale.

600. Herr Auguſtin.

Zu Gotha am Jacobsplatz ſteht ein ſteinern Haus, mit einem Steingebilde,
auf iſt ein Mann zu erblicken, der zweien Kindlein Brödchen darreicht, und
t ſolches Bild den Herrn Auguſtin vor, welcher ein abſonderlicher Kinder-
ind war. Stets beſchenkte er arme Kinder, ging niemals aus ohne die Taſchen
Gaben, und es war, als ob es aus ſothanen Taſchen quölle, und ſie nim-
leer würden. Selbiger Herr Auguſtin wurde achtzig Jahre alt unter ſolcher
e zu den Kindern und der Kinder zu ihm, und da es mit ihm zum Sterben
ieb, hat man zwei Knäblein an ſeinem Lager ſitzen ſehen, welche ihm die Au-
ſchloſſen, und auf ſeinem Grabe iſt drei Tage lang ein Knäblein ſitzend ge-
en worden, Niemand aber hat daſſelbe gekannt.

601. Schatz auf dem Friedenſtein.

Auf dem Schloſſe Friedenſtein zu Gotha, darinnen die Ahnfrau des herzog-
en Hauſes umwandelt — war ein Mann vom Soldatenſtande, des Namens
art, Hofverwalter, und pflegte bisweilen in der Hofſtube auf einer Bank die
cht hinzubringen, beſonders dann, wenn langanhaltende Feſtlichkeiten bei Hofe
nen Dienſt bis in die ſpäte Nacht erfordert hatten. Der erblickte einſt in dieſer
ube einen Geiſt, der ihm zu folgen winkte. Eckart nahm das noch brennende
ht und ging ohne Furcht dem Geiſt nach. Dieſer führte ihn durch mehrere
nge in ein Gewölbe, da ſtand ein großer Keſſel ganz voll Goldſtücke, und der
iſt bedeutete den Mann, er ſolle zugreifen und den Schatz heben. Aber es kam
n Grauen und Entſetzen an, und er wich nach der Hofſtube zurück. Der Geiſt
gte ihm, und ſuchte ihn unter beweglichen Gebehrden zu vermögen, umzukeh-
. Er ſolle nur ein Drittel des Schatzes für ſich nehmen, und die beiden andern
ittheile der Landesherrſchaft geben, aber Eckart ließ ſich nicht darauf ein. Am fol-
nden Morgen eröffnete er den Vorgang ſeinem Herrn, den Herzog Friedrich II.,
d bat um Verhaltungsbefehle in dieſer Sache. Der Herzog ſprach, er befehle
m hierin nichts, wolle er fürder mit dem Geiſt gehen, ſo möge er es auf eigene
efahr thun. — Nach einiger Zeit fand man die Hofſtube verſchloſſen, und der
ofverwalter war nicht zu ſehen. Man klopfte und rief, ſo ſtark man konnte,
d endlich ward die Thüre aufgebrochen. Der Hofverwalter lag faſt leblos mit
m Kopfe auf dem Tiſche; er wurde zwar wieder zu ſich gebracht, doch war nichts
s ihm heraus zu bringen. Nur einem Geiſtlichen hat er hernachmals offenbart,
ß der Geiſt ihm abermals erſchienen, und gar wehmüthig gefleht, gleich wie das
eſpenſt bei der Edelfrau zu Gehofen (Sage Nr. 419), doch den ihm beſcheerten

Schatz zu heben. Er ſolle ſich nur nicht fürchten; es werde zwar eine Geiſtesgeſtalt, wie ein wälſcher Hahn, ihm zwiſchen den Beinen hindurch fahren, doch ohne Schaden, und der Werth des Schatzes betrage 40,000 Thaler. Er, der Hofverwalter, habe aber geſagt, er thue es nicht, er liebe und lobe ſich die wälſchen Hahnen gebraten vor ihm in der Schüſſel, und nicht alſo, wie der Geiſt zu verſtehen gegeben, da habe der letztere ſchrecklich wehmüthige und entſetzliche Gebehrden gemacht, ſo daß er, Eckart, darüber ganz die Beſinnung verloren habe. — Der Geiſtliche gab den Rath, nicht mehr in der Hofſtube zu ſchlafen, ſich einen fetten Conſiſtorialvogel braten zu laſſen, und zur Stärkung eine Flaſche Wein dazu zu trinken, wobei er ihm auf Verlangen Geſellſchaft zu leiſten gern erbötig; ſelbiges hat Eckart gethan und iſt nachher von dem Geiſt unbeſchwert geblieben, ſonach dürfte der Schatz noch zu heben ſein, wenn der Geiſt nicht einen andern Mann gefunden hat. Eckart hat nachher noch manchen wälſchen Hahnen vor ſich erſcheinen laſſen, dabei zum öftern ſein Erlebniß erzählt, und iſt als herzoglicher Major zu Gotha nach einem löblichen Leben ſeliglich verſtorben.

602. Thüringer Fluthen.

Große und gräuliche Waſſerfluthen haben oft das Thüringerland heimgeſucht. Eine der ſchrecklichſten war die am 17. Maimond 1558; die Erde erbebte und die Schleußen des Himmels goſſen ſtromgleiche Fluthen auf die Fluren zwiſchen Gotha und Langenſalza nieder. Im Orte der Grafen von Gleichen, Burgtonna, wurden faſt vierzig Häuſer und Scheunen zumal und von Grund aus verwüſtet, daß man hernach nicht mehr ſah, wo Haus oder Scheuer geſtanden. Starke Bäume wurden mit den Wurzeln ausgeriſſen und davon geführt, ſechsundvierzig Perſonen fanden nur allein in Burgtonna ihren Tod. In einem der hinweggeriſſenen Häuſer, des Hirten Wohnung, lag eine Wöchnerin, die Tags vorher geboren hatte. Das Kindlein lag in einer Mulde, das Haus ſtürzte zuſammen, die Mutter verdarb, das Neugeborene ſchwamm in ſeiner Mulde unverſehrt 90 Schritte weit davon, blieb im Gezweig eines Apfelbaumes hangen, und ward gefunden lebend und ohne Leid. An manchen Stellen im Dorfe hat das Waſſer dreier Männer Höhe übereinander erreicht. Ein Mann ſang noch im Unterſinken: nun bitten wir den heiligen Geiſt; ein anderer reckte ſeine Hand im Sinken aus dem Waſſer, und ſegnete die, ſo noch lebendig. Ein Knabe, ein Knecht und ein Futterſchneider gewannen einen hohen Birnbaum, die erhielten ihr Leben. Ein im Lande umwandernder Buchträger, heutzutage neumodiſch Colporteur genannt, kam auf einen Balken rittlings zu ſitzen, ſchwemmte fünf Ackerlängen hinweg, und brachte ſich und ſeinen Bücherranzen glücklich und unverſehrt ins Trockne. —

Das war aber alles nichts gegen eine Fluth, dergleichen nie vorher und nie nachher erhöret worden im Thüringer Lande, die geſchahe am 29. Mai 1613. Da kamen Wetter von allen Seiten und ſtanden viele Meilen in die Runde über m Lande und tobten gegen einander, daß alle Leute glaubten, der Erde jüngſter d letzter Tag ſei herbeigekommen, das reichte von der Saale bis zum Harz, d von der Werra bis zur Elbe. Die Ilm überſchwoll ihr Bette zehn bis zwölf llen hoch, riß in **Weimar** 44 Häuſer und Scheuern weg, ertränkte 74 Menſchen und 200 Stück Vieh; noch iſt am Kegelthor daſelbſt der ſchwarze Strich, es Wahrzeichen, wie hoch dort die Fluth ſtand. In **Oberweimar** ertranken 6 Menſchen, ſtürzten 22 Häuſer ein; in Mellingen raffte die Fluth 22 Menſchen nweg, und zertrümmerte 36 Häuſer. Eines Hirten Weib ertrank mit zugleich Kindern; der Vater, der ſich rettete, hörte noch, wie das jüngſte, als ſeine eine Lagerſtätte ſchon ſchwamm, die Mutter fragte: kommen wir auch in den immel, wenn wir ertrinken? — und als jene mit ja! antwortete, hat das indlein gerufen: ei, ſo will ich gern mit ertrinken! Gut' Nacht, lieb Vater und utter! — Mehrere Dörfer wurden faſt ganz hinweggeriſſen, ſo daß nur wenige äuſer ſtehen blieben. In Gotha blieb kaum ein Fenſter ganz von den Schloßen, in Halm auf den Aeckern. Mühlhauſen litt ungemein; der Schade, den Wetter d Fluth in Langenſalza that, ward allein auf eine Tonne Goldes geſchätzt, er der ganze Schade im Thüringer Lande auf mehrere Millionen Thaler. Nur lein zwiſchen Jena und Magdeburg ertranken über 2000 Perſonen, oder wurn von einſtürzenden Häuſern begraben. Dieſen furchtbaren Waſſerguß nannte an hernachmals die **Thüringer Sündfluth**, und erkannte in ihr ein ſtrandes Gottesurtheil, um ſo mehr als alle römiſchen Zahlbuchſtaben dieſes ſtranden Jahres in einem einzigen Worte enthalten waren, und das war das Wort **DICIVM (MDCXIII)**.

603. Die Nägelſtätter Weide.

Zwiſchen Langenſalza und Groß-Vargula, allwo Winfried Bonifacius eine irche gründete, und zum Zeichen der Wahrheit der Chriſtuslehre ſeinen Stab in n Boden ſtieß, aus dem ein grünender Baum wurde — liegt das Dorf Nägelſtätt, und dabei eine Trifft, die iſt verrufen, und heißt die Nägelſtätter Weide. um öftern ſind Geiſter dorthin gebannt worden. So lebte zu Langenſalza ein underlicher Doktor, der von aller Welt ſich abgeſchieden hielt, doch ließ er iche Gaben an die Armen durch ſeinen Diener austheilen. Er ſtarb endlich alt nd vielleicht auch lebensſatt; da es nun zu ſeinem Begräbniß kam, und der arg ſchon in der Flur ſtand, ſangen die Currentſchüler vor dem Hauſe nach blicher Weiſe ein Sterbelied — ſiehe, da ſchaute oben der alte todte Doktor in iner weißen Zipfelmütze und mit einer grünen Brille zum Fenſter heraus. Man lte beſtürzt in das Haus, öffnete den Sarg — da lag der Alte ſtarr und ſteif; an erhob raſch den Sarg, und trug ihn zum Gottesacker hin, während der oktor wiederum gemüthlich nachſah, wie man mit ihm dahin lief, als wäre er n zu begrabender Jude. Von da an ſchaute von jedem Mittagsglockenſchlag 2 Uhr bis um 1 Uhr der Geiſt des Doktors aus dem Fenſter, und Niemand wollte in das Haus ziehen. Da ließ man einen Hullen- und Pöpelsträger kommen, das war ein Jeſuit vom Eichsfeld, der brachte einen Fuhrmannskober mit, bannte den Geiſt dahinein und trug ihn in die Nägelſtätter Weide. Acht Tage darauf geſchah es von ohngefähr, daß ein Brautpaar aus dem Dorfe durch die Weide ging, wollte in die Stadt und wollte Einkäufe zur Hochzeit machen, hatte aber des Geldes nicht gar viel, und da that die Braut einen Wunſch: ach, wenn wir doch einen Schatz fänden, da wäre unſerer Sorge mit einemmale abgeholfen! — Jaja — ſagte der Bräutigam — hat ſich was mit Schatz finden! — Da aber gewahrte ſein Blick an einer alten Eiche einen Kober, der mit Stricken feſt umwunden war, der hing an einem Aſtreſt, und da rief der Bräutigam ſcherzend: Fundus! hier hängt unſer Schatz. — Raſch wurde der Kober vom Baume genommen, er war ſehr ſchwer, gewiß enthielt er Geld — und wurde etwas ſeitab vom Wege geöffnet. Wie die feſt geknoteten Stricke mühſam gelöſt waren, und der Deckel abgehoben war, ſiehe, da ging es dem Brautpaar wie dem Fiſcher im erſten Märchen der tauſend und einen Nacht, der die alte Wärmflaſche aufgefiſcht und aufgeſchraubt, es ſtieg ein Qualm aus dem Kober, der roch wie Teufelsdreck, Baldrian und Moſchus durcheinander, und aus dieſem Qualm formte ſich die Geſtalt eines uralten hockeruckerigen Männleins, und das war der Langenſalzer Doktor, der ſprach gar freundlich: habt Dank ihr jungen Leutchen, daß ihr mich aus dem Kober erlöſt habt, in den mich der gottverfluchte Jeſuiter hinein gebannt, und empfanget zum Danke dieſen Goldgulden, dafür mögt ihr kaufen, was ihr wollt, er wird immer wieder zu euch zurückkehren. Doch mißbraucht nie die Gabe meines Dankes. — Da wurde das Brautpaar reich und glücklich. Der Geiſt des alten Doktors ging aber nicht wieder in das Haus nach Langenſalza zurück, ſondern blieb in der Nägelſtätter Weide, wo er ſich noch immer bisweilen ſehen läßt. Eine ähnliche Sage wird vom Webicht, einem Walde bei Weimar erzählt, wo es auch nicht geheuer ſein ſoll, zumal an dieſes Laubwaldes unterm Ende, nach Tiffurth zu, auch die Ilmnixe ſich ſehen läßt, ihr grünes Haar ſtrählt und flicht, und Leute in das Waſſer lockt.

604. Blutgraben.

Im Jahre 1555 am 6. des Heumonds, hat der Schloßgraben zu Weimar an einer Stelle hinten bei der Renterei angefangen zu wallen und überzuquellen, als ob das Waſſer ſiede. Und war deſſen Farbe fleiſchfarb, ja bisweilen gar roth wie Blut, daß ſogar der Schatten, ſo von dem Sonnenſchein an das Schloß gefallen, am Gemäuer feuerroth geſehen wurde. Bisweilen hat ſich dieſes Aufwallen an einer Stelle, bisweilen auch an mehreren, erhoben und iſt mit Gewalt mitten im ruhigen Fluſſe, emporgedrungen, obſchon im Grunde keine Quelle vorhanden war. Das hat für und für angehalten bis an den dritten Tag, und und da hat man den Graben abgelaſſen, aber keine Urſache des Aufwallens und der Farbe gefunden; am Erdreich aber hing es wie Blutstropfen, und in Geſchen aufbewahrt, blieb das Waſſer klar, wie rother Wein. Zu Erfurt wurde damals auch ein Brunnen blutroth, und ein Feldwegs von Weimar begann eine Brunnquelle, die das Jahr vor dem Bauernkrieg auch in Blut verwandelt worden, aufs neue röthlich über ſich zu ſprudeln, wie auch noch ein Brunnen im Thüringerland in gleicher Geſtalt geſehen worden. Was es bedeute, wußte man damals nicht zu ſagen, hernachmals aber iſt es klar geworden mit Schrecken, denn in dieſer Zeit hoben ſich die Grumbachiſchen Händel an, welche auf thüringiſcher Erde gar manchem Mann das Leben koſteten und die beiden Brüderherzoge zu Sachſen, Johann Friedrich den Mittlern und Johann Wilhelm, auf den Tod entzweiten, auch den erſteren guten, glaubenseifrigen und freundestreuen Fürſten in lebenslängliches Gefängniß brachten.

605. Das Schwedenglöckchen.

In Weimar auf dem Stadtkirchthurm hängt ein altes, ſpäter aber umgegoſſenes Glöckchen, das hat zu zweienmalen in der Nacht um zwei Uhr plötzlich von ſelbſt Sturm zu läuten begonnen, und das geſchah das erſtemal im ſpaniſchen Kriege, da der Alba in Thüringen hauſte, und da hatten die Spaniolen einen Anſchlag gemacht, die Stadt Weimar zu überfallen; da ſie aber die Wächterglocke hörten, ſo die Bürgerſchaft ins Gewehr brachte, brachen ſie wieder auf und zogen von dannen. Zum zweitenmale geſchah es im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden unverſehens der Stadt zur Nachtzeit ſich näherten, und auf dem Acker hinter der alten Burg, den man noch die Schwedenſchanze nennt, andere ſagen, am Ettersberge, Lager ſchlugen. Da trat zu dem jungen Herzogsſohn Johann Ernſt ein kleines weißgekleidetes Knäblein, rief den Prinzen wach und ſagte ihm, es ſei große Gefahr vorhanden, er ſolle es ſeinem Vater anſagen. Zugleich ſchlug hell vom Thurme das Glöcklein an; da wurden die Bürger wach und rüſteten ſich zu guter Huth und Abwehr, denn die Schweden waren auch in Freundes Landen ein wüſtes verderbliches Kriegsvolk, und hätten Weimar nicht geſchont, obgleich die heldenmüthigen Brüder Wilhelm und Bernhard, Herzoge zu Sachſen Weimar, mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolph im Bündniß, ja deſſen berühmte Feldherren waren. Zum Angedenken jenes Läutens, das von einem Engel geſchehen ſein ſoll, wurde hernach, wohl zwei Jahrhunderte lang, in jeder Nacht um 2 Uhr das Schwedenglöckchen eine Weile geläutet, nunmehr aber iſt ſolches Läuten abgeſtellt worden, wie ſo mancher andere alte Brauch, vornehmlich aber an vielen Orten die dankbare Erinnerung.

606. Die ſieben Wunder von Jena.

Jena iſt eine berühmte Stadt wegen ſeiner Hochſchule, ſeines thüringiſchen Weines und ſeiner ſieben Wunder. Letztere beſonders wurden in den früheren

Zeiten gar ſehr geprieſen und hochgehalten, und in Verſen aller Sprachen geſchildert. Der bekannteſte dieſer Verſe lautet:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus, septem miracula Jenae.

Der Altar in der Hauptkirche iſt als ein Wunder erachtet worden, weil unter ihm eine offene Thorwölbung und Straße hindurchführt, was wohl kaum irgendwo bei einer Kirche der Welt ſtattfindet, daß dicht unterm Altar Heu- und Miſtwagen durchfahren können. Der Kopf war ein Kunſtwerk an der Rathhausuhr, der die Kunſt konnte, ſo vielmal zu gähnen, als die Uhr Schläge that, welches aufmunternde Gaukelſpiel einen ebenſo langweiligen Diſtelkopf vermochte, von dieſem Gähnen des Kopfes den Namen der Stadt herzuleiten, als habe ſie jemals Gähna geheißen. Der Drache iſt ein künſtliches Monſtrum, ein Gerippe, das in der Univerſitäts-Bibliothek ſteht, und viele Hundeköpfe hat, ähnlich dem apokalyptiſchen Thiere. Der Berg iſt der Hausberg, oder auch der Gleisberg, beide trugen alte Burgen. Die Brücke iſt die Saalbrücke, an welcher ſich einige Wahrzeichen befinden; dieſelbe mochte in der Zeit, als ſie neu war, wohl ein Wunder vorſtellen. Der Fuchsthurm iſt allbekannt, er heißt auch der Rieſenfinger, und es geht von ihm eine Rieſenſage: der Rieſe habe ſeine Mutter geſchlagen, da ſei ein Berg über ihn zuſammengebrochen und habe ihn bedeckt, doch den Zeigefinger mußte er warnend aus ſeinem Grabe hervorſtecken, das iſt der gewaltige hohe Thurm. Das Weigeliſche Haus war wohl von allen dieſen ſogenannten Wundern das ſehenswertheſte. Man konnte in ihm die Sterne am hellen Tage ſehen, und von unten nach oben ohne Treppen gelangen.

607. Fuchsthurm und Fuchsname.

Der Thurm, welcher heutzutage und ſchon geraume Zeit der Fuchsthurm genannt wird, war die Warte des Stammſchloſſes der Grafen von Kirchberg, die dieſen Landestheil inne hatten; das Schloß hieß Kirchberg, weil es über einer Kirche ſich erhob, die ſchon der heilige Bonifacius gegründet hatte. Dieſer Thurm beherbergte vor grauen Zeiten einen gar hohen und berühmten Gaſt, das war Graf Konrad von Wettin, zubenannt der Große, aller Sachſenherrſcher vieledler Stammherr. Graf Wipprecht von Groitzſch hatte Neigung gezeigt, ſich die Markgrafſchaft Meißen anzueignen und das Gerücht verbreiten laſſen, deſſen rechtmäßiger Herr, der junge Markgraf Heinrich, ſei an Gift geſtorben, darüber kam es zu einer ſehr verwickelten und unklaren Fehde, bei welcher Graf Konrad von Wettin nicht unbetheiligt blieb, zumal er ſelbſt zum Markgrafen von Meißen ſich ernennen ließ, indem er die Behauptung aufſtellte, Heinrich der Jüngere, Markgraf von Meißen, ſei mit nichten ſein naher Verwandter, ſondern der untergeſchobene Sohn eines Kochs. Dieß weckte wieder zwiſchen beiden eine ernſte Fehde, in welcher Konrad von Wettin Heinrichs Gefangener wurde. Dieſer rächte den Schimpf, der ſeiner Mutter und ihm durch Konrad angethan worden, ſehr empfindlich; er hing ihn in einen feſten Käfig, gleich einem raren Vogel, außen an den hohen Wartthurm, und es wäre vielleicht um dieſen Stammvater geſchehen geweſen, wenn nicht Heinrich bald darauf kinderlos geſtorben, und Konrad, ſein einziger und rechtmäßiger Erbe, dadurch befreit worden wäre.

Als Ruine hat ſothane Thurmwarte denen Jenaiſchen Studenten oft zum Zielpunkt ihrer vergnüglichen Ausflüge dienen müſſen. Als die Hochſchule durch die Sachſenherzoge begründet worden, ward ein Gelehrter von der Schule zu Naumburg nach Jena, als Profeſſor der griechiſchen Sprache, berufen, der hieß Bryſomann, war ein kleines ſeltſames Männlein, und trug Sommer und Winter ein Mäntelein, das mit Fuchspelzen verbrämt war. Weil er nun von einer Schule hergekommen, ſo nannten ihn die Studenten Schulfuchs, und dann nannten ſie jeden ſo, der auf einer Schule war oder von der Schule kam, und hatten ſie dieſe Ankömmlinge früherhin geplagt und gehänſelt als Pennale (von der Federbüchſe der Schüler), ſo plagten und hänſelten ſie dieſelben nun als Füchſe, und da ſie dieſe Schwänke gern im Freien an Lieblingsplätzen trieben, und der hohe Gipfel des Kirchbergſchloſſes ein ſolcher Platz war, ſo bekam die Warte den Namen Fuchsthurm, und wurde dort den armen unerfahrenen jungen Füchslein häufig gar übel mitgeſpielt.

608. Die Jenaiſche Chriſtnacht.

In Jena hat ſich's zugetragen, daß ein Student, des Namens Weber aus Zwickau, der bereits in Leipzig ſtudirt hatte, ſich mit noch einigen Geſellen und einem Schäfer verband, in einem Weinbergshäuslein, allwo ſich eine weiße Jungfer zum öftern blicken ließ, und ein Schatz liegen ſollte, den Teufel zu citiren, und Schätze oder Brutpfennige von ihm zu gewinnen. Es ging aber ſelbiges Kunſtſtück gar übel aus, denn obſchon ſie ſich Doktor Fauſt's Höllenzwang nebſt anderem Zaubergeräth verſchafft, und in der Chriſtnacht des Jahres 1715 in dem Häuslein ſich zuſammenfanden, ſo ſind ſie doch am andern Morgen nicht in die Stadt zurückgekommen, und Nachmittags der Student ganz betäubt und ſinnlos, der Schäfer und noch ein Bauer aber todt in dem Häuschen gefunden worden. Als nun ſolches Ereigniß der Obrigkeit angezeigt wurde, geſchah Verordnung, daß zu den Leichnamen, nachdem der Student in den Gaſthof zum gelben Engel herab geſchafft worden war, drei Wächter beſtellt wurden, zu denen ſich noch zwei andere Perſonen freiwillig geſellten, die aber in der ſpäten Nacht wieder herab in die Stadt gingen. Da nun die drei Geſellen beiſammen ſaßen und wachten, hat es gar arg an die Thüre des Häuschens gekratzt, und es iſt ein Geiſt in Größe eines Knaben eingetreten, der ſich her- und hinbewegte, und dann die Thüre mit einem Krachen zuwarf, als ſei ſie in tauſend Stücke gefahren. Am andern Morgen lagen dieſe Wächter für todt bei den Leichnamen, und zwei davon blieben auch todt. Alle aber hatten blaue Flecken und Striemen auf der Haut. Dieſe Geſchichte machte ringsum vieles Aufſehen, und wurde viel darüber geſchrieben und in Druck gegeben. Man nannte ſie nicht anders, als die Jenaiſche Chriſtnacht-Tragödie.

609. Die Studenten-Paſſion.

Eine noch weit ſchrecklichere Tragödie, als die zu Jena im Weinbergshäuschen, wurde im Jahre 1716 zu Halle aufgeführt. Der Schauplatz war der grüne Hut, ein Wirthshaus, die Zeit die heilige Charwoche, und die Schauſpieler leider Gottes Studenten. Dieſe Schaar hatte ſich zu einem Zechgelage zuſammengefunden, und ſaß ſchon Tag und Nacht beiſammen, als einigen der Teufel den Gedanken eingab, die Paſſion unſeres Herrn und Heilands zu agiren, und zogen in ihr ruchloſes Spiel auch den Wirth und deſſen zwei aufwartende Töchter. Sie ließen ein Lamm braten, und nannten das ihr Oſterlamm, und als ſie daſſelbige verzehrt, hielten ſie das Nachtmahl, indem einer von ihnen ſie nach der Reihe aus einem Bierglaſe als aus einem Kelche trinken ließ, und Rettigſcheiben ſtatt der Oblaten darreichte, und dazu die heiligen Einſetzungsworte gottesläſterlich verdreht und verkehrt ſprach. Dann wurde der eine, der dieß gethan, von ihnen verhöhnt, verſpottet, zum Scherz gegeißelt, mit einem rothen Mantel umhangen, dann an ein Kreuz, aus Brettern raſch zuſammengenagelt, ausgeſtreckt angebunden, dann abgenommen und in einen Backtrog begraben. — Aber Gott läßt ſich nicht ſpotten, ſeine Gerichte ſind ſchrecklich. Es erſchien kein Teufel, es ließ kein Geſpenſt und kein Geiſt ſich blicken, es vergingen nur wenige Stunden — und als dieſe wenigen Stunden vergangen waren, da waren eilf von dieſen jammervollen Schächern todt, war der Wirth todt, waren deſſen zwei junge Töchter auch todt, und die andern, ſo dabei geweſen, unter ihnen der unſelige, der die Rolle unſeres Herrn und Heilands geſpielt, lagen hie und da zum Tode krank umher, raſeten in Verzweiflung und verfielen zum Theil in tiefe unheilbare Schwermuth.

610. Der Zauberjunge.

Ein vorwitziger Lehrjunge zu Leipzig verband ſich im Jahr 1707 mit einem fremden Mühlburſchen, Teufelsbeſchwörungen und Schatzhebung vorzunehmen, empfing von dieſem gegen Geld eine Abſchrift von Doktor Fauſts Höllenzwang und eine metallene Wünſchelruthe, und begann ſeine Zauberei und ſeine Citation nach allen Regeln an einem Freitag im Keller ſeines Lehrherrn. Bei der dritten Beſchwörung ſtieg ein Rauch aus dem Boden, daraus wurde ein kleines Männlein, welches anzuſehen war, als wäre es ganz und gar mit einem grauen Flor überzogen, das legte ihm zwei Zweigroſchenſtücke hin, und fragte: biſt du damit zufrieden? — Darauf ſagte der Junge: ja! — Bei einer ſpätern Beſchwörung an einem andern Freitag erfolgte dieſelbe Erſcheinung, und da that ſich nebenbei die Erde auf, und ließ den Schatz blicken. Da legte die Geiſterſcheinung ein brandenburgiſches Sechzehngroſchenſtück unverſehens hin, und fragte wieder: biſt du damit zufrieden? — Doch regte ſich das graue Männchen im geringſten nicht, bewegte auch keine Lippe — und der Junge ſagte wiederum ja, und beobachtete alles Vorgeſchriebene mit Lichter löſchen, rücklings aus dem Keller gehen und dergleichen. Das war geſchehen am 28. October, und am 4. November hub der junge Zauberer wieder an, eine noch ſchärfere Beſchwörung vorzunehmen, und wieder erfolgte des Dämons Erſcheinung, aber unter rollendem Geräuſch, und that ſich die Erde ganz auf, und rückte ein Keſſel herauf, der war voll geprägtes Geld, auf dem Gelde aber lag etwas, anzuſehen wie eine Karbatſche, vorn mit einem Kopf, der ſich immerdar bewegte. Da ſich nun bei dieſer ſtarken Beſchwörung der Zauberjunge der heiligen Dreifaltigkeit abſchwur, ſo kam ein Papierblatt in Form eines in der Länge durchſchnittenen halben Bogens, mit ſchwarzem Rande und auf beiden Seiten roth beſchrieben, nebſt einer ſchwarzen Feder, verkehrt geſchnitten, zum Vorſchein, und das graue Männchen hatte wieder, wie auch bei ſeinem erſten und zweiten Erſcheinen, ein längliches Buch vom Format jenes Papierblattes, wie ein Zinsregiſter, unterm Arme. Dann war dem Zauberjungen, als falle ein Körnlein Sand oder ein Tropfen Waſſer von der Decke herab erkältend auf ſeine Hand, und als er die Hand hob und anſah, ſtand ein Tropfen Blutes darauf. Keck nahm er das Papier und die Feder, faßte mit letzterer das Blut auf und begann zu ſchreiben: J — o — (er hieß Johannes). Da war ihm, als komme Jemand ſchnellen Schrittes die Kellertreppe herab; da er nun vermeinte, es ſei ſein Mitgeſelle, ſich aber nicht umſehen durfte, ſo ließ er die Feder fallen, verlöſchte in Eile die Lichter und warf ſie in ein Waſſerfaß, zerriß den Faden, damit er den Zauberkreis gemacht, und ging rücklings zum Keller hinaus, zu ſehen, wer ihn geſtört, fand aber Niemand. Nach acht Tagen ging der Zauberjunge wieder in den Keller, da er aber auf die unterſten Stufen gelangte, kam ihn ein Schauer an, daß er nicht vermochte, vollends hinab zu gehen, kehrte demnach wieder um. Am nächſten Freitag, wo er wieder hinab und das Werk fortſetzen wollte, hieß ihn ſein Herr in die Kirche gehen, den darauf folgenden verhinderte ihn ein im Keller arbeitender Maurergeſelle — aber Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, immer war das graue Männchen um ihn, machte oft pſt! pſt! Das machte ihn ganz verwirrt, und ſah aus wie ein Trunkener, und hatte die Augen voll Waſſer. Der Lehrherr nahm ihn in das Gebet, aber er geſtand nichts, und da erſterer ihm wiederholt anrieth, er ſolle ſich bereiten, zum Abendmahl zu gehen, ſo antwortete der Zauberjunge ſtets: das darf ich nicht, das koſtet mir mein Leben. Endlich nahm der Junge ſein Beſchwörungsbuch, zerriß es und warf es ins Feuer, lief davon und entdeckte ſich einem Freund, der offenbarte es ſeinem Lehrherrn und dieſer ſandte nun nach dem Beichtvater des jungen Menſchen. Er bekannte alles, offenbarte aber dabei einen graſſen Unglauben, und empfand einen beſtändigen Trieb, nach dem Keller zu gehen, daran er aber ſtets, weil man ihn bewachte, verhindert wurde. Nach der Hand bekehrte er ſich völlig, und nahm das Abendmahl, ſein Lehrherr aber ſchenkte ihm ſeine noch übrige Lebzeit, ſprach ihn frei, übergab ihn ſeinem herbeigerufenen Vater, und war froh, ihn los zu ſein, nachdem er drei ganzer Wochen lang Sorgen und Beſchwerden genug mit ihm ausgeſtanden.

611. Doktor Fauſt in Auerbachs Keller.

Da Doktor Fauſtus, den man als Verfaſſer des Höllenzwanges nennt, welches Buch ſo viel Unglück angerichtet, ſo viele Menſchen um den Verſtand und um ihr Seelenheil betrogen hat, zu Wittenberg war, hatte er gute Kundſchaft mit adeligen Studenten, welche viel Geld aufgehen ließen, fuhr mit ihnen da und dorthin, und ſo auch einſtmals auf einem ſchnellen Wagen nach Leipzig, allwo gerade Meſſe war, und brauchten zu dieſer Fahrt nur wenige Stunden. Andern Tages beſahen ſie die Stadt und ihr Meßgewühl, und ſahen da gegenüber ihrem Wirthshauſe einen Keller, aus welchem die Weinſchröter, auch Weißkittel genannt, etwa ihrer vier oder fünf ein volles Achteimerfaß herauszuſchroten ſich bemühten, ſelbiges aber nicht vermochten, ſondern abließen, bis ihrer mehrere dazu kommen und helfen würden. Da ſprach Fauſtus faſt höhniſch zu den Schrötern: wie ſtellt ihr euch doch ſo täppiſch zu dem Faß? Könnt es nicht zwingen und ſeid doch eurer ſo viel? Könnt es doch wahrhaftig einer allein, wenn er Geſchick hat! — Dieſe Schröter nun waren handfeſte Geſellen, mit dem Maul ſo derb wie mit ihren Fäuſten, die kannten Fauſtum nicht, und blieben ihm auf ſeinen Hohn die Antwort nicht ſchuldig. Was kümmert der Herr ſich unſrer Arbeit? fragten ſie. Iſt der Herr ſo überſtudirt, daß er ſolches Faß heben und die Treppe allein hinaufbringen kann, ei ſo laſſe er ſeine Kunſt ſehen, ſo ſchrote er es hinauf in aller Teufel Namen! — Indem Fauſtus alſo mit der Höflichkeit der Schröter bedient wurde, kam der Wirth vom Auerbachskeller, wo ſich dieß Abenteuer zutrug, vernahm des Scheltens Urſache, und ſprach im Unwillen: ſeid ihr ſo ſtarke Rieſen, daß einer von euch ſich vermißt, dieſes Faß allein hinauf zu bringen, der mag es thun! Wer es kann, dem ſoll es eigen ſein! — Unterdeſſen waren noch mehrere Studenten hinzugekommen und ſtehen geblieben, und Fauſtus rief dieſe zu Zeugen von des Weinkellerwirthes Rede an, ſtieg hinab, ſetzte ſich auf das Faß, gleich als auf einen Bock, und ſagte: Marſch! — und ritt das Faß die Treppe herauf zu Jedermanns Verwunderung. Am meiſten verwunderte ſich der Wirth, und ſchrie: das geht nicht natürlich zu! — half ihm aber nichts und ging hernach um ſo natürlicher zu, als Fauſtus und die Studenten das Faß anſtachen, und davon zechten, ſo lange noch ein Tropfen aus dem Zapfen rann.

612. Nixenflüſſe bei Leipzig.

Die kleinen ſtillen Flüßchen bei Leipzig, die Elſter wie die Pleiße, ſind von Nixen bewohnt, und fordern jedes Jahr ihren Todten. Da iſt beſonders der Johannistag der Tag, an welchem Niemand zu rathen iſt, auf dem Waſſer zu fahren oder darin zu baden. Häufig geſchieht es, wenn einer ertrinken ſoll, daß man die Nixen auf dem Waſſer tanzen ſieht. Zu Leipzig wurde oft auf der Straße ein Nixenweiblein geſehen. Es kam mit einem Tragkorbe und miſchte ſich unter andere Bauersweiber, Lebensmittel einzukaufen, doch hat es mit Niemand ein Wort geredet; es deutete auf die Waare, vernahm den Preis, bot feilſchend weniger Geld, nahm endlich und ging. Wer es grüßte, dem dankte es nicht. Einmal ſind ihrer zwei dem ſeltſamen Weiblein nachgegangen, da ſahen ſie, wie es an einem kleinen Waſſer ſeinen Korb hinſetzte, und wie der Blitz war es ſammt dem Korbe verſchwunden. Auf der Nixe Spur ſah man den Weg betropft, denn der Saum ihrer Gewänder war zwei Hände hoch naß. — Gleiches wird überall erzählt, faſt in allen Orten, die an Flüſſen, Strömen oder Seen liegen; insgemein geht auch dieſe Sage, daß die Nixe an die Fleiſchbänke tritt, ihren Daumen auf ein Stück Fleiſch legt, und der Metzger dieſen abhaut — ſie leitet dann die Blutſpur in den See oder in den Fluß, der Metzger aber muß die ſchlimme That ganz ſicher mit dem Leben büßen, wie jener Mühlknappe, der eine Nixe am Ufer ſitzen und ihr Haar ſtrählen ſah, und auf ſie mit der Büchſe anlegte. Die Nixe aber ſprang raſch in den Fluß und drohte zornig mit dem Finger. Nach drei Tagen badete der Burſche und weg war er. Bei Leipzig tief hinten im Roſenthale und aufwärts an den wieſenumgrünten, waldumrauſchten Ufern der Elſter und Pleiße iſt es ſo geheimnißvoll und unheimlich ſtill, daß dem Wanderer unwillkürlich ein Grauen überfällt, und keiner ſich wundern würde, ſähe er die Nixen der ſtillen Fluth entſteigen.

613. Der Graf von Eilenburg und die Zwerge.

Zu Eilenburg im Sachſenlande, jetzt preußiſch, wohnten unterm Schloſſe Zwerglein, die mußten Hochzeit halten, und wollten das in dem Saale thun, darin der alte Graf in einem hohen Himmelbette ſchlief, und da kamen ſie und drangen und ſprangen durch das Schlüſſelloch, durch Thürſpalten und Fenſterritzen herein, daß es nur ſo raſſelte und praſſelte, als ſchütte einer Erbſen auf die Tenne. Da erwachte der Graf und ſah ein Männlein gleich einem Herold auf ſich zu treten, das bat gar höflich, das Feſt zu erlauben und daran Theil zu nehmen, doch dürfe keins vom Geſinde oder ſonſt wer auch nur mit einem Blicke zuſehen, wie dort im Städtlein Leuenburg auf dem Schloſſe der Freiherr von Eilenburg auf Praſſen bei der Fingerlingsbraut auch unter ſolchem Beding verlangt ward. (Sage Nr. 273.) Der Graf war es zufrieden, und da er einmal wach war, ſagte er zu, mitzuhalten. Da führten ſie ihm eine ſo winzig kleine Tänzerin zu, daß er beim Tanze Mühe hatte, ſie nicht zu verlieren, und es begann eine Heimchenmuſik, die hatte hellen, ſchrillen Klang. Das kleine Weiblein tanzte aber ganz flott und wirbelte den alten Herrn herum, daß ihm der Odem ſtille ſtand, und das Herz pochte; es war leicht, wie ein Federwiſch, und deshalb hatte er an ihm zu halten. — Auf einmal aber hörten Muſik und Tanz plötzlich

und war eine große Verſtörung; alles ſchaute ängſtlich nach der Saaldecke
uf, oder entfloh durch alle Ritzen. Die Saaldecke hatte ein Loch, und durch
Loch guckte die alte Gräfin, die oben überm Saale ſchlief, herunter in die
ge Wirthſchaft. Dieſes Lauſchen verdroß die Zwerge ſehr, und die zurück-
iebenen ſagten:

Woll'n nach dem Zimmermann ſchicken,
Zimmermann ſoll den Tanzboden flicken,
Tanzboden hat ein Loch! —

da blies ein Zwerg hinauf. Gegen den Grafen aber neigte ſich das kleine
klein und dankten ihm und ſprachen: weil durch das alte Fell da droben
re Hochzeitfreude und unſer Tanz geſtört worden, ſo ſoll euer Geſchlecht nie
r als ſieben auf einmal zählen. — Und dann ſchwanden auch die letzten hin-
, und war ſtill im weiten Saale, und der Graf war allein. Als am andern
rgen die Gräfin erwachte, hatte ſie auf dem Auge, mit dem ſie herabgeblinzt,
Fell. Stets ſtarb hernach von ſechs lebenden Grafen von Eilenburg einer,
or ein ſiebenter geboren ward.

Dieſe Sage hat ohne Zweifel Goethe ſeinem Hochzeitlied: „Wir ſingen
ſagen vom Grafen ſo gern“ — theilweiſe zum Grunde gelegt. Eigenthüm-
iſt der Sage Wandlung, die in Oſtpreußen zu Leuenburg, jetzt ein Dorf,
ſt ein Städtlein, einem des Geſchlechtes Eulenburg, welcher Name im Namen
enburg durch Buchſtabenverſetzung auch enthalten, ähnliches widerfahren läßt,
dem alten Grafen von Eilenburg im Sachſenlande, deſſen Geſchlechtsname
her auch Eulenburg geſchrieben ward.

614. Der Name von Oſchatz.

Vom Städtchen Oſchatz zwiſchen Leipzig und Dresden wird dieſe Sage er-
lt: Da es erbaut worden ſei, und noch keinen Namen gehabt, ſo habe der
rſcher des Sachſenlandes ſehr am ſelben ſeine Freude gehabt, und da er mit
er Gemahlin auf dem nahen Calvariberg geſtanden und von da das Städt-
n überſchaut, habe er gemeint, ſie ſolle jenem einen Namen verleihen, da habe
er die Herrin verlegen den Blick geſenkt und ſagen wollen, daß ſie ſolches nicht
rmöge, und ſchüchtern zu reden begonnen: O Schaz — da habe der Fürſt und
emahl ſie unterbrochen, und ausgerufen: Du haſt es geſagt, meine Liebe:
ſchatz ſoll dieſe Stadt hinführo heißen, und dabei ſei es geblieben, und ſie heißt
ſchatz bis auf den heutigen Tag.

615. Die Schlacht bei Lukka.

Als der Land- und Markgraf Friedrich von Thüringen und Meißen mit dem
angenbiß, auch der Freudige genannt, gegen den König Adolf von Naſſau
itt, dem des Landgrafen Vater, Albrecht der Entartete, das Thüringerland um

einen Pappenſtiel verkauft hatte, geſchahe es, daß Friedrich ſich mit ſeinem Bruder, dem guten Markgrafen Diezmann, welcher noch im ſelben Jahre zu Leipzig meuchleriſch ermordet wurde, das Friedrich ſehr nahe ging, verband, um mit Theilhaber des Meißner- und Pleißnerlandes, wenn er ſich's erkämpfte, zu werden, denn auch dieſe Lande hielt Adolf mit Truppen aus Schwaben beſetzt. Muthig ſammelte Friedrich ein Heer, führte es in Eilzügen nach Sachſen, und bot den Feinden Kampf auf pleißiſchem Boden in den Gefilden von Lukka und Groitzſch, zwiſchen Leipzig und Altenburg; und damit ſein Volk den Führer recht erkenne, ließ er auf ſeinem blanken Streithelm die drei Helm-Kleinode der drei Lande Meißen, Thüringen und Pleißen befeſtigen, die noch immer in jedem Wappenbuch auf den Wappenhelmen dieſer Lande zu ſehen ſind, den mit Pfauenſchweifen geſchmückten hohen Hut mit der Rautenkranzwappenzier des Pleißnerlandes, die thüringiſchen Silberhörner mit den grünen Kleeblättern und den wachſenden Mann von Meißen, gewöhnlich Judenkopf genannt, mit roth- und weißgeſtreiftem Hut und Gewand. Dieſe drei Helmkleinode ließ er ſo gut es ging, auf ſeinem einen Helm feſtbinden, und ſoll dazu die Worte geſprochen haben:

Heut bind' ich auf: Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und alles was meiner Aeltern je gewalt,
Gott helfe mir auf dieſer Fahrt! —

Und Gott half ihm, denn die Schwaben wurden geſchlagen, daß ſie liefen, ſo weit ſie laufen konnten, und entſtand ein Spottſpruch auf ſie, die ſich vorher großer Dinge gerühmt, wenn einer ſich etwas zu thun verhieß, deſſen Erfolg zweifelhaft war:

Hätte, es wär dir gelucke, (glucken)
Als wie den Schwaben bei Lukke.

616. Die Melanchthons-Birnen.

Im Superintendentur-Garten zu Pegau, zwiſchen Leipzig und Groitzſch, ſteht ein Birnbaum, deſſen Früchte ſind von ganz beſonderem Wohlgeſchmack und werden Melanchthons-Birnen genannt, und hat es damit folgende Bewandniß, wie ſie ein Zeitgenoſſe, M. Andreas Göch, Superintendent daſelbſt, mit redlicher Hand niedergeſchrieben. Dieſe Birnenart war urſprünglich in Zeſſen (Zöſchen), zwiſchen Leipzig und Merſeburg, wo M. Göch Pfarrer war, zu Hauſe, und hieß alldort die Rewozer (Rewitzer) Birn; der Magiſter Göch, ein eifriger Obſtzüchter, wurde ſpäter Superintendent zu Pegau, und ließ ſich von Zeſſen Pfropfreiſer bringen, um in Pegau ebenfalls dieſe Birnen zu ziehen. Sie waren von ſonderlich ſchöner Art, auf der einen Seite roth, auf der andern gelb geſprenkelt, ſaftig, und überaus wohlſchmeckend, der Pfalzgräſinbirne ähnelnd. Da nun zu einer Zeit Herr Philippus Melanchthon vom Kurfürſten Auguſt zu

achſen zu ihm zu reiſen erfordert ward, ſo führte erſteren ſein Weg über Jeſſen,
d er vergnügte ſich, den dortigen Pfarrherrn zu beſuchen. Dieſer fühlte ſich
rch ſolchen Beſuch hoch geehrt und wartete dem berühmten Mann auch mit ſei-
n trefflichen Birnen auf. Philippus fand dieſe Birnen ſo ausgezeichnet, daß
nahe an ein Schock ſich ſchenken ließ, und ſie dem Kurfürſten und deſſen Ge-
ahlin mitbrachte, wo ſie auch deren hoher Gaſt, der Kurfürſt von Brandenburg,
verſuchen bekam. Bei dieſer Gelegenheit empfahl nun Melanchthon ſeinem
nädigſten Herrn auch den fleißigen Pfarrherrn zu Jeſſen, welche Empfehlung
nen ſo trefflichen Erfolg hatte, daß der Kurfürſt denſelben nicht nur mit ſtatt-
her Begnadigung bedachte, ſondern auch ſeine Kinder in den Fürſtenſchulen
rch Stipendien unterſtützte. Dieß trug M. Göch dankbar in ein Buch ein, und
htete an ſeine Nachfolger die Bitte, des hart am Hauſe ſtehenden Melanchthon-
irnbaums — denn ſo hatte ihn der Pomolog vom Jahre 15[illegible] genannt — zu
honen, zu warten, und ſeine Art nicht ausgehen zu laſſen — welches auch treu-
h befolgt worden iſt.

617. Die beiden Kröten.

Zu Leisnig, einem Städtlein zwiſchen Lukka und Meißen, das, ſo klein es
, eine Schmalzgrube des Meißnerlandes hieß, war lange an der Stadtkirche
n Steingebild zu ſehen, ein Mann, der die Arme in die Seite geſtemmt, gegen
vei Knaben gewendet erſchien. Davon geht dieſe Sage. Es war ein Vater,
r hatte zwei ſehr ungerathene Buben zu Söhnen, das kam all daher, daß er
nen nicht genug Schillinger und Plätzer aufgezählt hatte, wenn ſie ungezogen
nd trotzig waren, wie es ſich gehört, denn das Sprüchwort ſagt: wer ſeinen
indern die Ruthe giebt, ſpart dem lieben Gott eine Mühe. Da iſt es denn ge-
hehen, daß eines Tages, als der Vater die beiden Knaben ſchalt, weil ſie wieder
öſe Dinge getrieben hatten, daß ſie wieder ſchalten und widerbellten, recht wie
e Klaffhunde; damit ließen ſie es aber nicht einmal bewenden, ſondern ſie trie-
en ihre verruchte Auflehnung ſo weit, daß ſie, was kaum zu denken und nieder-
uſchreiben iſt, ihrem Vater ins Angeſicht ſpuckten. Da ſchrie der alte Mann zu
ott im Himmel hinein, daß der ſolche Unthat rächen wolle, und verfluchte ſeine
öhne mit einem entſetzlichen Fluche. Und da wollten die nichtsnutzen Jungen
ren Vater auch wieder verfluchen, aber plötzlich ſtammelten ſie, und es quoll
nd ſchwoll ihnen im Munde ſo dick, ſo dick, und ſo eiskalt, und biß entſetzlich,
ie ätzendes Gift, und kroch aus dem Mund hervor lebendig, und war eines
den Junge ihm im Munde zu einer ſcheußlichen lebendigen Kröte geworden;
onnten fortan weder ſpucken noch ſchlucken, weder gellen noch widerbellen —
ußten verſtummen und verzweifeln und im grauſen Elend zur Hölle fahren.
eß zum Wahrzeichen hat man hernach die drei an der Kirche in Stein abgebil-

det, und die Kröten aus der Knaben Maul hervorgucken laſſen, als welches anzuſehen ſehr ſchrecklich.

618. Zum Stehen verwünſcht.

Zu Freiberg im Meißnerlande wohnte ein Weber, des Namens Lorenz Richter, der hatte einen Sohn von vierzehn Jahren, welchem die Untugend des Ungehorſams in hohem Grade eigen war. Der Vater mochte dem verſtockten Jungen heißen, was er wollte, ſo that er's nicht oder that das Gegentheil, und hatte ſeine Luſt daran, ſtöckiſch zu ſein, und ſeinen Vater zu ärgern. Da geſchahe es eines Tages, daß der Vater dem Knaben, der bei ihm in der Stube war, gebot, eilend etwas zu thun, jener aber blieb geruhig ſtehen, wo er ſtand, und fiel ihm gar nicht ein, des Vaters Befehl nachzukommen. Der Vater wiederholte ſein Gebot, aber der Junge that als höre er es gar nicht, er blieb ſtehen wie ein Stock. Da gerieth der Vater vor Zorn außer ſich, und ſchrie: ei ſo ſtehe in aller Teufel Namen, du verfluchter ungerathener Bube, und daß du nimmermehr dich vom Flecke regen könneſt! — Da zuckte ein jäher Schreck durch den Knaben und ward ſtarr und ſtand — und ſtand. Er wollte nun folgen, aber er ſtand. Der Vater ſtürzte jetzt auf ihn, ihn von der Stelle wegzureißen oder hinweg zu treten, aber er vermochte es nicht — der Knabe ſtand, feſtgebannt und feſtgezaubert auf die Diele, und völlig machtlos. Vergebens ſuchte man ihn wegzuheben, wegzutragen, ſeine Füße wurzelten am Boden. Und ſo ſtand er dreier Jahre an einer Stelle, nahe dem Ofen und der Thüre, hinderlich den Leuten, die aus- und eingingen, an einem Pult, darauf er Haupt und Arme ſtützen konnte; ſo ſtand und ſo ſchlief er, den Aeltern zum quälenden Anblick, der Stadt zum Wunder. Die Geiſtlichen beteten über ihn und für ihn, und verſuchten endlich ihre Kräfte, ihn aufzuheben und in einen andern Stubenwinkel zu tragen, wo er weniger hinderlich war; dieß gelang, aber dann blieb er an jener Stelle ſtehen. Tief waren der Diele die Spuren ſeiner Füße eingeprägt. Wollte man an einen andern Ort ihn bringen, da ſchrie er laut und ſchmerzvoll auf und gebehrdete ſich wie raſend. So ſtand er, wie die Büßer Indiens, ein Büßer ſeines Ungehorſams, hinter einem Vorhang, und war voll Traurigkeit, elenden Ausſehens, und endlich gab Gott zu, daß er auf ein neben ihm geſtelltes Bette ſich legen konnte — und das währte wieder nahe an vier Jahre. Und dann iſt er in Demuth und Ergebung, und gläubig eines ſanften, natürlichen Todes geſtorben. Die Fußtapfen wurden lange Jahre gezeigt, in der Stube und dann in der Kammer (da ſpäter eine Wand eingezogen wurde), und wenn die Aeltern ihre Kinder vor Ungehorſam warnen wollten, brauchten ſie nicht weit zu deuten.

619. Schneeberger Teufelsbanner.

Als das Teufelsbannweſen und die Schätzehebeſucht wie eine Krankheit graſſirte, und die Jenaiſche Chriſtnachttragödie aufgeführt worden war, kamen auch zu Schneeberg am ſächſiſchen Erzgebirge verſchiedene Leute auf den Gedanken, Geiſter zu citiren und durch deren Hülfe Schätze zu finden. Der Anſtifter war ein Mann, Namens Bauer-Schnurr, er gewann noch einige Gefährten. Das große Werk wurde auf dem geräumigen Boden eines Malzhauſes vorgenommen; ein dreifacher Kreis, 34 Ellen im Umfang, ward mit Kreide gezogen, Kreuze, Bibelſprüche, Planetenzeichen und Charaktere wurden hineingemalt. In die Mitte wurde ein mit einem weißen, mit Blut beſprengten Tuche gedeckter Tiſch geſtellt, darauf ſtand ein Krucifix, und lagen Bibel, Pſalter und Evangelienbuch; unter demſelben ſtand eine Räucherpfanne mit Kohlen und Rauchwerk, am Eingange des Kreiſes war eine Oeffnung von 9 Ellen, dieſe ſchloſſen die Bilder der Evangeliſten und Apoſtel und eine Bibel. Außerhalb ſtand eine hölzerne Bank, höflichkeitshalber, damit der Hauptgeiſt ſich ſetzen könne, da man in ihm einen geſetzten Geiſt erwartete. Außerdem war noch die Hirnſchaale eines vor einiger Zeit verloren gegangenen Kindes vorhanden. Die Beſchwörung wurde vorgenommen, ſie war furchtbar; die Kunſt war groß, die Hexenmeiſter konnten ganz vortrefflich Geiſter citiren, aber — es kamen keine. — Immer ſchrecklichere Bannſprüche folgten, faſt erzitterten Balken und Sparrwerk des Malzbodens — endlich ſchien etwas erſcheinen zu wollen, es polterte die Treppen herauf, es klirrte wie Pallaſche und Sporen — dem Hauptzauberer und Geiſterbeſchwörer Bauer-Schnurr ward nicht wohl beim Herannahen dieſer Geiſter, er ſchnurrte durch eine Dachlucke und flüchtete über die Dächer wie eine Katze, ein zweiter folgte ihm auf gleichem Wege. Die übrigen Genoſſen waren ſtandhafter — ſie blieben und wurden alſobald von den heraufkommenden dienſtbaren Geiſtern hochlöblicher Polizei der guten Stadt Schneeberg verſtrickt und in Haft genommen. Einer war ein Ingenieur aus Eiſenach, deſſen Ingenium nicht weiter, als auf den Schneeberger Malzboden gereicht, ein zweiter war ein Müller aus Wildenfels, deſſen Mühle muthmaßlich die drei Gänge nach Waſſer, Korn und Brod hatte, der dritte war ein Schmiedegeſelle, der ſeines Glückes Schmied werden und das Eiſen ſchmieden wollte, weil es warm war, ward aber in die kalten Eiſen gelegt, und der glückliche Flüchtling hieß Hans Tietze, und war ein Sangerhäuſer, der die Geſchichte Ludwig des Ent-Springers gut inne hatte. So wurde das Gegenſtück der Jenaiſchen Chriſtnachttragödie allhier zu Schneeberg als eine Tragikomödie abgeſpielt.

620. Geiſt Mützchen.

Bei Freiberg iſt ein Gehölz, das heißt der heimiſche Buſch, und in demſelben hauſte vordeſſen ein Kobold, den die Leute Mützchen nannten, und damit an den bekannten Kobold Hütchen erinnerten. Geiſt Mützchen gehörte zu jenen geſpenſtigen Hockelmännchen, die ſich den Reiſenden und ſolchen Leuten, die im Walde Geſchäfte hatten, aufhockten und ſich weite Strecken tragen ließen, bis die Leute ganz abgemattet waren und faſt odemlos umſanken. Wenn ſie ihn nun faſt nicht mehr tragen konnten, hüpfte er von ihrem Rücken plötzlich weg, ſchnellte auf einen Baum und ſchlug ein ſchmetterndes Gelächter auf. Dieß arge Poſſenſpiel trieb Geiſt Mützchen abſonderlich im Jahre 1573 und ſind viele Perſonen durch ſein Aufhockeln krank geworden. Mützchen glich in allem dem Geiſt Oſſchaert im Wanslande (Sage Nr. 149), und machte gar wunderliche Grimaſſen, wenn es ihm beliebte, ſich erblicken zu laſſen. Eine Butterhökin fand einen prächtigen Käſe im heimiſchen Buſch. Des Fundes froh, und überrechnend, was ſie dafür löſen werde, legte ſie ihn in ihrem Tragkorb, da wurde der Korb ſo ſchwer, ſo ſchwer, daß ſie endlich von der Laſt niedergezogen ward und in die Kniee ſank, und den Korb abwarf, da rollte ein Mühlſtein aus dem Korbe und in die Büſche, und aus den Büſchen ſchaute Mützchen mit gellendem Gelächter, daher man auch von einem hell und grell Lachenden zu ſagen pflegt: der lacht wie ein Kobold. Den Namen aber hatte Mützchen von ſeiner Nebelkappe, die ihn unſichtbar machte, und wenn er ſie abthat, ſo ſah man ihn, und dann ſetzte er ſie oft plötzlich wieder auf und war im Nu verſchwunden, davon iſt das Sprüchwort entſtanden, wenn Jemand etwas ſucht und es an einem Orte geſehen zu haben überzeugt iſt, und es nun doch nicht finden kann, daß man ſagt: ja, da ſitzt es und hat Mützchen auf — nämlich der Zwerglein unſichtbar machendes Nebelkäppchen.

621. Gottes Gericht.

Sankt Benno, der Slaven Apoſtel, der im Heiligenthal bei Meißen die Fröſche ſtumm machte, war ein Mann Gottes und Biſchof zu Meißen vierzig Jahre hindurch und that mächtige Wunder. Da regierte Markgraf Otto zu Meißen, der machte die Güter der Kirche ſich zu eigen, denn er meinte, der Kirche gehöre kein irdiſches Gut, ſie ſolle ſich am himmliſchen genügen laſſen. Sankt Benno ſtellte dem Markgrafen freundlich vor, daß er mit ſolchem Thun ſich verſündige, und er ſolle der Kirche zurückgeben, was er ihr genommen, oder den gerechten Richter fürchten, der alles Unrecht ſehe und räche. Dieſe Rede mißfiel dem Markgrafen Otto über die Maaßen, er hob die Hand und ſchlug hin und gab dem Biſchof einen derben Backenſtreich. Da rief Sankt Benno: dieſen Schlag wird Gott heute übers Jahr an dir, Markgraf, rächen! — Der Markgraf aber lachte und ſpottete: du biſt wohl des Herrgotts geheimer Rath und Himmelreichskanzler, Biſchof? — Der Biſchof ſchwieg und kränkte ſich, und begann von dem Tage an zu kränkeln, und ſtarb bald darauf mit frommem Gebet, und ward als ein Heiliger verehrt und betrauert. — Als das Jahr 1106 herum war, und der Tag wieder kam, war der Markgraf friſch und geſund, und war ihm nichts Uebles widerfahren, und gedachte, da der Tag faſt herum war, des Biſchofs und deſſen drohender Prophezeihung, und ſagte: wo bleibt nun Benno's Weiſſagung? Sie iſt in den Topf gefallen. — Kaum hatte der Markgraf das Wort geſprochen, ſo durchſchlug ihn des jähen Todes Hand Mark und Bein, daß er plötzlich zu Boden ſtürzte und nur noch ſchrie: Helft! Helft! — Da war aber kein Helfer da und keine Hülfe mehr, es riß ihn die allgewaltige Hand des Todes vor das Gericht Gottes.

622. Des Mönchs Sprüchwort.

Im Stift St. Afra zu Meißen war ein Mönch, der hatte einen beſondern Haß gegen das weibliche Geſchlecht, und ſich, wie jener Graf von Schwarzburg (Sage Nr. 590), ein häßliches Sprüchwort angewöhnt; ſo oft ihm vorkam, ein Mägdlein taufen zu müſſen, oder daß ihm ein Taufzug begegnete, der ein Mägdlein zur Taufe in das Gotteshaus brachte, ſo ſagte er: erſt getäuft, dann erſäuft. — Solchen ungerechten Haß und ſolches Sprüchwort behielt er bei bis zu ziemlich hohen Jahren. Eines Tages ging er über die Meißner Elbbrücke, die zu ihrer Zeit als die künſtlichſte in ganz Deutſchland geprieſen ward, obſchon ſie nur von Holz, da begegnete ihm wiederum ein Taufzug mit vielen Begleitern und nebenher ſich drängenden Neugierigen, und der Mönch ſtellte ſich ausweichend zur Seite, lehnte ſich an das Brückengeländer und murmelte: wieder eine! Ha — erſt getäuft, dann erſäuft, das wäre das Beſte! — indem ſo brach das Geländer, der Mönch ſtürzte kopflings hinab in den Strom, und mußte elendiglich erſaufen. Solches iſt im Jahr 1505 geſchehen, und hat nachher der Mönch, gleichwie der zu Dresden, lange auf der Elbbrücke ſpuken müſſen.

623. Die Perlenſchoten.

Zu Neuſtadt-Wieſenthal im Obererzgebirge war eine Zeit ein großes Sterben, da wohnte in dem Bergſtädtlein Michel Rohdörfer, ein Exul aus Lutiz in Böhmen, der war mit ſeiner Frau und ſieben Kinderlein der Religion halber herüber in das Sachſenland geflüchtet, als der dreißigjährige Krieg ſich angehoben hatte. Dieſer Mann hatte ein Mägdlein von ſieben Jahren, das hatte im Schutthaufen eines alten ausgegrabenen Kellers etliche Kapſamen-Strünklein (Kappus, Kohl) aufgeleſen und in den Garten ihres Vaters in die Erde gepflanzt, wo ſie gut angingen, blühten und reiften. Da nun die Schötchen reif waren, nahm das Kind ſie ab und klopfte ſie aus, da hullerten kleine ſilberglänzende Körnlein heraus, und das Kind ſammelte ſie und trug ſie zum Vater und ſagte: ſchau Vater, was ich funden habe! Patterlein! Schöne Patterlein! (Paternoſterkügelein). Der Vater ſah mit Staunen, daß es ächte Perlen waren, ſuchte ſelbſt mit nach und fand in jedem Schötchen einige Perlen, ſammelte davon mit dem Kinde ein ganzes Käsnäpfchen voll. Alle Welt, wem nur der Rohdörfer die Perlen zeigte, bewunderte ſie, und erkannte ſie für ächt an, namentlich mehrere Edelleute, die ſich auch als böhmiſche Exulanten in Wieſenthal aufhielten. Von Annaberg kam eine Gräfin von Hauenſtein eigens herüber gefahren, ſtieg an Rohdörfers Hauſe ab, und ließ ſich etliche Samenſchötchen von dem Mägdlein aufmachen, befand auch, daß es ächte Perlen waren. Als ſie aber ſelbſt einige Schoten aufmachte, ging es ihr gleich andern, die dieſes auch bereits verſucht, die Perlen zerrannen ihr in den Fingern, wie Tropfen Thaues. Ei — ſprach darauf die Gräfin: dieß iſt eine wunderbare Begabung und Begnadigung dieſes glückſeligen Kindes, das wir auf- und annehmen wollen, wenn der Vater es zufrieden iſt! — Ein anderer böhmiſcher Edelmann ließ den Vater mit allen ſeinen ſieben Kindern zu ſich kommen, betrachtete auch das Wunder und ließ die Kinder neu kleiden. In ihrem vierundſiebzigſten Jahre noch hat die Perlenfinderin dieß ſelbſt erzählt.

624. Berggaben.

Bei Annaberg im Erzgebirge liegt der Schreckenberg, von deſſen reicher Silberausbeute die ſchönen Münzen zuerſt alldort geprägt worden, die man Schreckenberger nennt, deren Werth 3½ guten Groſchen betrug, oder den ſechſten Theil eines Meißner Guldens. Auf ihnen iſt ein Engel zu ſehen, der das ſächſiſche Wappen hält, daher heißen ſie auch Engelgroſchen. Der Berg aber iſt bekannt wegen ſeiner in ihm wohnenden Berggeiſter und ſeine Waldungen durchſpukende Schreckgeſpenſte. Nahe bei Annaberg liegt der Scheibenberg und der Ort gleiches Namens; auf dieſem Berge iſt es auch nicht geheuer, und hat ſich darauf ſchon viel Wunderbarliches zugetragen. Im Jahre 1605 lebte zu Scheibenberg M. Laurentius Schwabe als Pfarrer, deſſen Frau beſuchten eine Anzahl Freundinnen aus Annaberg, und ſie führte die willkommenen Gäſte über und um den Scheibenberg, um ihnen deſſen Gelegenheit und Ausſicht zu zeigen. Da gewahrten ſie am Wege eine Vertiefung, wie von einer Waſſerquelle, und es führen drei Stufen hinab, unten lag ein Klumpen, der glänzte, glühte und funkelte hell wie Gold. Die Frauen verwunderten ſich und erſchraken zum Theil, und eine hatte den Muth, etwas darauf zu werfen. Sie eilten zum Magiſter Schwabe und erzählten dem, was ſie geſehen, und geleiteten ihn nun ſelbſt in den Wald, wo ſie die Grube geſehen, allein wie ſie auch ſuchten, ſie konnten ſie nicht wieder inden.

Ein junges Liebespaar zu Scheibenberg war zu einer Hochzeit geladen, aber abei ſo arm, daß es den Brautleuten keine Gabe ſchenken konnte, wie doch üblich, und wollte daher von der Hochzeit wegbleiben. Es ging an den Scheibenerg, und ſah da von ohngefähr ein Schachtloch mit einer eichenen Thüre, zu der hinab einige Stufen führten. Sie hatten dieſen Bergeseingang noch nie geſehen, gingen die Stufen hinab, und ſahen hinein. Da lag auf der unterſten Stufe ein Fuchs, über den ſie erſt erſchraken, doch da er ſich nicht rührte, ſo gab ihm der Burſch einen Fußtritt, und da fand ſich, daß der Fuchs todt war, aber noch nicht ange. Ei, ſagte der Burſch: ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg! — trug ihn nach Hauſe, ſtreifte den Balg ab, verkaufte ihn und konnte nun mit ſeiner Liebten auf die Hochzeit gehen und ſich allda luſtig machen. Nach der Zeit ſuchte der

Burſche jenen Eingang wieder aufzufinden, vermocht' es aber nicht, wie fleißig er uch immer ſuchte.

625. Meiſter Hämmerling.

In vielen Bergwerken läßt ſich der Berggeiſt erblicken, bald als Mönch, ald als Bergmann, meiſt rieſenhaft, mit Augen wie Teller ſo groß und feurig. Häufig iſt er hülfreich thätig, liebt und ſchützt fromme Bergleute, plagt und ſtraft die böſen. Fluchen iſt ihm verhaßt, das ſtraft er am härteſten. Die Bergleute nennen ihn **Meiſter Hämmerling** oder auch den **Berg-Mönch** da, wo er in Mönchsgeſtalt ſich zeigt. Er erſcheint ſtets allein, iſt in keiner Weiſe zu verwechſeln mit den Bergmännchen, Erdkobolden, die zum Zwergenvolke gehören, die häufig in Schaaren erſcheinen — während die Sage den Rieſen eignet, meiſt allein zu ſein, höchſtens zu zweien. In der Sankt Georgengrube zu Schneeberg erſchien der Geiſt in Geſtalt eines ſchwarzen Mönchs, und ergriff einen Bergknappen, der ſich in der Teufe ungebührlich aufgeführt, hob ihn auf und ſetzte ihn auf einer ehedem ſilberreichen Grube nieder, und ſo hart nieder, daß ihm das Hinterleder platzte und alle Rippen krachten.

Zu **Annaberg** war eine Grube, genannt der Roſenkranz, darinnen arbeiteten zwölf Knappen, die ſchwätzten unter einander poſſenhaft, wollten ſich gegenſeitig mit dem Berggeiſt fürchten machen und leugneten ihn als einen lächerlichen Popanz. Da mit einemmale ſahen ſie eine Roßgeſtalt mit langem Halſe und mit feurigen Augen an der Stirne, und erſchraken zum Tode. Dann ward aus der Roßgeſtalt die wahre Geſtalt des Bergmönchs, die trat ihnen ſchweigend nahe, und hauchte jeden nur an. Sein Odem aber war wie ein böſes Wetter, ſie ſanken todt nieder von des Geiſtes Anhauch, und nur einer kam wieder zu ſich, gewann mit Mühe den Ausgang und ſagte was ſich zugetragen, dann ſtarb auch er. Darauf iſt die ſilberreiche Grube, der Roſenkranz, zum Erliegen gekommen, und nicht mehr angebaut worden.

626. Das wüthende Heer auf dem Erzgebirge.

Auf dem Schreckenberge, dem Scheibenberge und nach dem Kamm des Erzgebirges hinauf hat die wilde Jagd auch ihr Weſen, und hetzt mit Halloh, Hörnerblaſen und Hundegebell durch Luft und Kluft. Von Wieſenthal wollte eines Abends ein alter Prieſter frühzeitig nach Annaberg fahren; der Weg führte ihn lange hart an der ſächſiſchen und böhmiſchen Grenze hin durch lauter Wald bis zum Städtlein Weipert, und der geiſtliche Herr fuhr zu ſehr früher Zeit. Da erhob ſich im tiefen Walde ein mächtig Jagdgetön, es ſchallte und knallte, es ſauſte und brauſte — und waren doch weder Holzleute noch Jäger zu erblicken. Da nun der Prieſter ängſtlich wurde ob des noch nie vernommenen Lärmens, und den Fuhrmann fragte, was dieſes Getöſe ſei und zu bedeuten habe, ſo antwortete dieſer: ſorget euch nicht, hochwürdiger Vater; es iſt das wüthende Heer, das thut uns nichts, wenn wir in Gottes Namen fahren! — Und fuhr redlich hin.

Ein edler Junker des Namens Rudolf von Schmerzing, Erbſaß auf dem Hammergut Dörſel, hatte am Abend zu Annaberg manchen guten Trunk gethan, wie Ritter Hermann von Hellerſtein bei Treffurt in Creuzburg, und ritt in gleicher Verfaſſung ganz allein ſeines Weges nach Hauſe. Er ließ Buchholz links liegen, Dörſel rechts, ritt durch Schlettau, und wollte durch die Unter-Scheibner Räume den Weg nach den Scheibner Mühlen zu nehmen, da hörte er auf den zum Fichtelberge hinanſteigenden Hohen Jagdlärm von Hörnern und Hunden, und ritt dieſem lange nach, bis er endlich gänzlich verirrt war, und ſein Pferd in einem Sumpfe ſtak. Mit Mühe gelang es ihm, ſich ſelbſt herauszuarbeiten, und ein Vorwerk zu erreichen, wo er Leute gewann, die mit Seilen und Stangen das Pferd aus dem Moraſte zogen.

Zu einem Manne, der am Wieſenauer Berge mit einem Pferde arbeitete, iſt ein angeſchirrtes fremdes weißes Pferd ganz plötzlich gelaufen gekommen, und hat ſich ſelbſt zu dem einen Pferde geſpannt, da ging die Arbeit gar merklich raſch von Statten, aber dem Ackermann befiel eine bange Ahnung, und er wußte nicht, was er thun ſollte; da es nun Mittagszeit war, ſo wollte er ausſpannen, aber das andere fremde Pferd ging durch und riß das ſeinige mit ſich fort, und rannen auf den nahen Tümpfel zu. Der erſchrockene Ackermann rannte mit, hing ſich an ſein Pferd, fluchte und betete, da riß endlich jenes Pferd ſich los und ſprang mitten in den Tümpfel hinein, und jener behielt ſein Pferd — in großer Beſtürzung.

627. Kreuz und Kelch.

Unter Annaberg liegt am Flüßchen Zſchopau die kleine Stadt Wolkenſtein, und über ihr das gleichbenamte Schloß auf hohem Fels. In dieſes Felſen ſchroffe Wand gewahrt der Wanderer ein großes Kreuz und einen Kelch tief eingehauen, und es geht die Sage, daß zu jener Zeit, als die Huſſiten-Schlacht bei Auſſig im Jahre 1426, welche für Sachſen ſo verderblich war, erfolgte, der Feind in das Sachſenland eingebrochen ſei, und auch das Erzgebirge verheerend überſchwemmt habe. Da haben ſie auch das Städtlein Wolkenſtein berannt und eingenommen, und ſodann die Burg geſtürmt, in welcher ein Prieſter die Beſatzung zu mannhafter Vertheidigung anfeuerte. Er hielt ein Kreuz in ſeiner Hand ſtatt des Schwertes und kämpfte mit dem Schwert des Wortes für den alten Glauben. Als nun endlich auch Burg Wolkenſtein überwältigt war, und der muthige Prieſter in der Feinde Gewalt — da bedrängte ihn der Huſſitenführer, überzugehen zu den Brüdern des Kelchs und dadurch ſein Leben zu retten. Aber der Prieſter blieb unerſchütterlich ſtandhaft, er wollte ſeinem alten Glauben leben und ſterben. Letzteres widerfuhr ihm ſchnell genug; die Feinde ſtürzten ihn ſammt ſeinem Kreuze die ſenkrechten Felſen von Wolkenſtein herab, daß im jähen Sturz des frommen Gebeine zerſchmetterten, und ſchwangen jubelnd von der Mauer dicht darüber das Banner des Kelchs. Hernachmals, als die Huſſiten die Gegend wieder verlaſſen, haben fromme Hände zum Andenken des Martyrers das Kreuz und den Kelch tief in den Felſen eingegraben.

628. Des Fahnenjunkers Sprung.

An der Elbe linkem Ufer über Meißen liegt auf einem ausſichtreichen Berge die Trümmer der Burg Scharfenberg, welche Burg ſchon Kaiſer Heinrich I. erbaut und Kaiſer Otto I. vollendet haben ſoll. Die Burg war nach und nach ein Lehen mehrerer namhafter Ritterfamilien, ſo der Vitzthume von Eckſtädt, derer von Schleinitz und von Miltitz, deren einer, Haubold, bald nach dem dreißigjährigen Kriege die Burg ganz neu baute. Aber im Auguſt 1783 ward ſie durch einen Blitzſtrahl entzündet und durch die Flamme zur Ruine. Im dreißigjährigen Kriege lag eine Beſatzung auf der Burg, da geſchahe ein Ueberfall des Feindes, und überwältigte die ſchwache Bemannung der Burg. Der Fahnenjunker, der ſein Banner ergriffen hatte, zog ſich kämpfend zurück, jeden Schritt vertheidigend — einer nach dem andern ſeiner Cameraden fiel. Feſt hielt er die Fahne, endlich ſtand er noch ganz allein, von einem wildandringenden Feind umgeben. So lange ich lebe, ſollt ihr die Fahne nicht haben! — rief er aus, und im höchſten Augenblick der Gefahr, wo der Kampf bis in ein Zimmer des Oberſchoſſes ſich gezogen, ſtieß der Sturm einen Fenſterflügel des Zimmers auf, in dem der Fahnenjunker ſich nur noch ſchwach vertheidigte. Das nahm er als einen Wink von oben, ſtieß mit der Wucht des Fahnenſpeeres noch zwei Feinde nieder, kehrte ſich ſchnell, die Fahne voraus, nach dem Fenſter, und ſprang, ſich Gott befehlend, in den tiefen Abgrund. Und ein Wunder trug ihn ſammt ſeiner Fahne unverſehrt zum Grunde. Hernach hat ſich die Sage verbreitet, der Ritter an der Hauptſeite des Schloſſes Scharfenberg, der eine Wappenfahne hält, ſolle dieſen muthigen Kämpfer vorſtellen und ſein Andenken verewigen.

629. Hans Jagenteufel.

Zu Dreſden ging am 13. October 1644 Sonntags früh eine Frau mit ihrer Tochter in die Haide und laſen Eicheln auf bis Mittags 11 Uhr. Da ſie zur Predigt läuten hörten, ging die bereits verheirathete Tochter von der Mutter hinweg und nach der Stadt zurück. Es regnete ſtark, und eine Viertelſtunde ſpäter befand ſich die Mutter in einem Waldgründchen links der Radebergiſchen Straße, in der Nähe der Stelle, wo man es das verlorne Waſſer nennt. Da hörte ſie den Schall eines ſtark geblaſenen Jägerhorns, dann einen krachenden Fall, wie wenn ein Baum fiele, glaubte Förſter nahe, und barg ihr Eichelſäcklein im Gebüſch; darauf hörte ſie noch einmal den Hornſchall und ſah gleich darauf einen Jäger ohne Kopf auf einem Grauſchimmel, mit aller Jagdwehr, Hirſchfänger und Hüfthorn, im langen grautuchenen Rock, gestiefelt und gespor Er ritt anfänglich etwas geschwinde, dann langsam und still vorüber, und konnte ihm ziemlich weit nachsehen. Hierauf setzte sie ihr Eichelsuchen fort u ging erst am Nachmittage nach Hause. Neun Tage später ging dieselbe Fr allein in die Haide, sammelte wieder Eicheln, setzte sich der Radebergischen Str rechts, am Fürstenberge in's Gebüsch und begann einen Apfel zu schälen, da sch hinter ihr eine Stimme: habt ihr den Sack voll? Seid ihr nicht gepfändet w den? Ihr habt wohl gute Förster? — Sie antwortete: die Förster sind from sie haben mir nichts gethan. Ach Gott, bis mir Sünder gnädig! — Da sie n zur Seite aufwärts sahe, erblickte sie denselben Mann, aber ohne Pferd, an ih Seite, der hatte den Kopf mit bräunlichem Kraushaar unterm Arm, und sprac ihr thut wohl, daß ihr um Vergebung der Sünden bittet — mir hat es also g nicht werden sollen, und die Förster thun wohl, wenn sie den Armen nicht al scharf sind. Dadurch kam ich vor hundertundeinunddreißig Jahren in die V dammniß. Mein Vater — oh daß ich ihm nachgefolgt wäre — hieß Hans J genteufel, wie ich, sein einziger Sohn. Wir waren beide hier Förster. Sage d Menschen, sie sollen Buße thun! Große Strafe wird Gott über Dresden v hängen — zwei neue Heere werden kommen, eins ist schon im Anzuge. G droht mit einem so großen Sterben, daß an Todtengräbern Mangel sein wir Saget es, daß die Menschen abstehen sollen von ihren Lastern. Dann wird G das nächste Jahr segnen mit Früchten aller Art. Wollet ihr das ansagen? Ge mir die Hand darauf! — Das heftig erschrockene Weib stand verstummt un zitternd. Wollet ihr es sagen? — fragte noch einmal der Mann, und sie sta melte ein: ja! — So gebt mir die Hand darauf! — Und sie that es in Gott Namen, und die Hand des Mannes war kalt wie Schnee, und sie zuckte zurü mit unsäglichem Grauen. Der Mann aber sprach wieder: fürchtet euch nich Euch scheint meine Hand kalt anzufühlen, mir aber brennt sie ewiglich und oh Ende — ich quäle Niemand — oh — ich bin selbst gequält! — und damit ve schwand Hans Jagenteufels ruheloser Geist. — Wohl verkündete die Frau d gehabte Erscheinung, aber die Menschen haben sich wenig gebessert, und sind selb Jagenteufel geblieben nach allen Lüsten.

630. Der Dresdner Mönch.

Zu Dresden hat vor Zeiten ein Barfüßerkloster gestanden, welches Heinric der Erlauchte, Markgraf zu Meißen, neben seinem Schlosse erbaute, das nannt man auch das Parapten-Kloster, wegen der Holzschuhe oder Sandalen, so jenes mals die Mönche trugen. Das Kloster hat mit dem Schlosse durch einen Gan in Verbindung gestanden und stand an der Stelle, wo man es heutiges Tage den Taschenberg nennt. Als das Kloster im Laufe der Zeit eingegangen war, i noch ein Barfüßer übrig geblieben, und hat umher gespukt in grauer Kutte, mi einer Laterne in der einen Hand, und unterm Arme etwas tragend, und diese etwas war ſein Kopf. Warum und wodurch der Mönch ſelbigen ſeinen Kopf von der rechten Stelle verloren, weiß Niemand mehr, er machte aber auf dieſe Weiſe eine Art Nachtrunde, zeigte ſich zuerſt in der Nähe des Schloſſes, umwandelte dann die Wälle und Baſtionen der Altſtadt, und kam auch in die Stadt. Nur in der Mitternachtſtunde geſchahe das, und die Schildwachen wurden ſeiner gewohnt; Niemand erfuhr von ihm ein Leid, Niemand ſahe klar, woher der Mönch kam und wo er verſchwand. Wenn er mehremale kurz hinter einander erblickt wurde, hat es jedesmal den Tod einer Perſon des kurfürſtlichen Hauſes vorbedeutet, oder ſonſt ein Unglück. Im Jahre 1698 am 5. October zeigte er ſich an allen Thoren, vornehmlich aber am Pirnaiſchen, hatte aber auch ſchon vier und ein halbes Jahr früher, am 22. April 1694, ſich lebhaft ſehen laſſen. Damals ſtarb (am 27. April) Kurfürſt Johann Georg IV. zu Dresden an den Kindsblattern. Im Jahre 1698 aber ſchlug zu Dresden am 9. November das Gewitter unter einem Regenſturm und Schneegeplödere in den Schloßthurm und entzündete denſelben; Tags darauf aber ſtarb Herzog Johann Georg zu Sachſen-Eiſenach auch an den Kindsblattern, und wurde von vielen die Mönchserſcheinung für ein Vorzeichen gehalten. Es ſoll ſolche Mönchserſcheinung niemals etwas Gutes bedeutet haben oder bedeuten.

631. Der Roſenkranz.

Zu Pirna an der Elbe, wo der Ablaßprediger Johannes Tezel geboren ward, hatte eine fromme Jungfrauenhand bei einem Kirchenfeſte einen blühenden Roſenkranz oder Zweig an die Wand gehangen, und dabei ein Gelübde gethan, und einen Wunſch ausgeſprochen, der mit dem Gelübde eng verbunden war. Der Kranz war längſt verdorrt, aber doch nicht hinweg gethan worden, Niemand achtete ſeiner. Da geſchah es im Jahr 1634, daß ein ſteinaltes Mütterlein in der Kirche ſaß und im heißen Gebet mit Gott rang. Du gnadenreicher Gott — mochte die Greiſin beten: haſt die Wünſche und Bitten erfüllt, die ich nun vor ſiebenzig Jahren in dieſem deinen Tempel an dein Herz gelegt. O ſo erfülle mir noch einen Wunſch, gieb mir ein Zeichen deiner Gnade und Barmherzigkeit, behüte dieſes unſer Städtlein vor des wildes Krieges Wüthen, ſchenke ihm Frieden und mir einen ſanften, ſeligen Tod! — Und ſiehe, wie das Mütterlein ſeine Augen nach dem welken Roſenkranze richtete, den ſeine Hand vor ſiebenzig Jahren an jene Stelle gehangen, ſiehe — da grünte der Kranz, und trieb neue junge Knospen, die zu Roſen ausblüheten, das Mütterlein aber ging ein zum ewigen Frieden. Und ward auch ſein letzter Wunſch erfüllt, und genau zu derſelbigen Zeit in Pirna zwiſchen dem Kaiſer und Kurſachſen ein Friedensſchluß durch Abgeſandte berathen und beredet.

632. Sankt Georgs Panier.

Da Ludwig der Milde, Landgraf von Thüringen, mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart und vielen andern Fürſten des deutſchen Reichs zum zweitenmale über Meer fahren wollte, das heilige Grab zu gewinnen, iſt es geſchehen, daß das Panier des heiligen Ritters Georg durch Gott vom Himmel herab in die Stadt Eiſenach geſendet wurde, deren Schutzpatron Sankt Georg war, und welche auch den Heiligen im Kettenpanzer mit der Palme, dem Kreuzesſchild und dem Panier in ihrem großen Siegel führte. Der Landgraf kämpfte unter dieſem hehren Banner ſiegreich dem Kaiſer vor, da aber beide, ſein kaiſerlicher Lehensherr und er ſelbſt, die deutſche Heimath nicht wiederſahen, ſo brachten heimkehrende Ritter Sankt Georgs glorreiches Panier wieder nach Thüringen zurück, und legten es auf Schloß Wartburg in ſichere Verwahrung. Lange Zeit nachher als die Markgrafen von Meißen als Herren des Thüringerlandes an die Stelle der alten Landgrafen getreten waren, ward unter einem ſolchen Herrſcher aus unbekannten Gründen Sankt Georgs Panier hinweg und auf die meißniſche Burg Tharand, ohnweit Dreſden, gebracht, allwo es lange blieb. Als aber einſtens auf dieſem Schloſſe ein Feuer ausbrach und es in Flammen ſtand, da ſahe man aus einem Fenſter des Schloſſes, ſo gegen Morgen lag, das Panier herausfahren, ſich hoch in die Luft ſchwingen und im Glanze des Oſtens verſchwinden. Niemand hat es auf Erden wieder gefunden.

633. Die böſen Katzen.

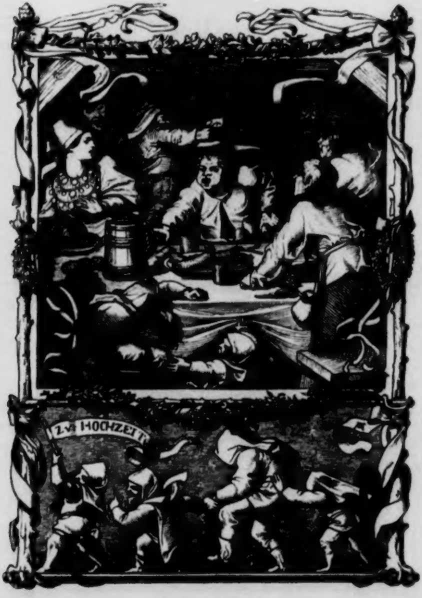
Bei dem ſächſiſchen Städtlein Buchholz, nahe bei Annaberg, liegt eine Mühle, die Katzen-Mühle genannt, mit der es ihrem erſten Erbauer gar abſonderlich ergangen iſt, denn als ſie fertig war, vermochte er nicht zu mahlen und überhaupt nicht zu wirthſchaften und zu hauſen, denn der Teufel oder ein ihm verwandter ſchadenfroher Kobold hatte ſein Weſen darin. In den Ställen litt es kein Vieh, im Hofe keinen Hund und keinen Hahn, auf den Dächern keine Tauben. Wenn das Werk angelaſſen wurde, ſo polterte und krachte es, als wolle alles mitten von einander berſten, und der Müller war darob in großer Noth und Sorge, fürchtete noch von Haus und Hof ziehen oder in dieſem Hauſe ſelbſt zu Grunde gehen zu müſſen. Da geſchah es einſtens, daß ein Paar Bärenführer, die mit einigen großen Bären von Dorf zu Dorf zogen und ihre Thiere zur Freude der Jugend tanzen ließen, gegen Abend zu der Mühle kamen, und da ſie am ſelben Tag nicht weiter konnten, den Müller anſprachen, bei ihm übernachten zu dürfen. Dieſer ſagte den Fremden, daß ſein Stall zwar leer ſei, daß es aber in demſelben nicht geheuer, daß kein Vieh darin bleibe, ſondern ſchrecklich tobe, ſchreie und ſchlage; allein die Bärenführer meinten, ihr Vieh ſei weder furchtſamer, noch empfindſamer Natur, er ſolle ihnen nur den nöthigen Platz vergönnen. Dieß geſchah denn, und die Bärenführer ſchlugen ſammt den Bären ihr Nachtlager im Stalle des Müllers auf. — In der Nacht entſtand ein entſetzliches Gepolter und Rumoren in dem Stalle, der Müller erwachte davon und es wurde ihm himmelangſt, er bereute ſeine Nachgiebigkeit gegen den Wunſch der Fremden, und ſchrieb dieſer es zu, wenn jene Schaden und Unglück haben ſollten. Doch gab ſich beim erſten Hahnſchrei der Lärm, und am Morgen traten die Bärenführer unverſehrt aus dem Stalle. Als der Müller ſie fragte, wie ſie die Nacht zugebracht, ſo antworteten ſie: im Ganzen gut, aber das Vieh war etwas unruhig. — Sie dankten dem Müller für ſeine Gaſtlichkeit, und zogen mit ihren Bären von dannen. Deſſelben Tages hatte der Müller ein Geſchäft in einem nahen Orte, und als er im Thalgrunde dahin wandelte, hob ſich ein Kopf hinter einem Buſch hervor, der ihn gräulich anfunkelte, und der Wirth ſah gleich, daß müſſe der Kopf des Teufels oder eines ſeiner Spießgeſellen ſein, und da hörte er ſich fragend anrufen: Müller! haſt du die großen, böſen, wilden Katzen noch in deinem Stalle? — Ja wohl! antwortete der Müller: ſie ſind darin und bleiben darin! — Ei daß dich, daß dich! So bin ich ausgebiſſen! — rief die Kobolderſcheinung, und verſchwand. Von da an kam die Mühle in guten, ungehemmten Gang, das Vieh blieb ruhig im Stalle, Hund und Hahn auf dem Hofe, und der Müller kam in guten Wohlſtand.

634. Die umirrenden Stiefeln.

Zu Lauban in der Lauſitz, ſonſt Lübben genannt, hat ſich folgendes im dreißigjährigen Kriege zugetragen. Es kam von Görlitz her ein Regiment Butleriſcher Dragoner, die waren nicht von den beſten, und es ward den Bürgern vor ihnen mächtig bange, hatten auch der Drangſale in Fülle von ihnen auszuſtehen. Da kam ein entſetzlich langer Kerl von dieſer Raubbande zu einem Schuſter und verlangte ein Paar Reiterſtiefeln, Kanonen, wie dieſe Haudegen und Eiſenfreſſer ſie trugen, fand ein ſchönes großes langes Paar, die ihm trefflich paßten, denn den Soldaten im dreißigjährigen Kriege ging es wie jenem Trödeljuden, der von ſich ſagte: „ich hab' 'nen guten Klaiderlaib, es paßt mir allens." Da nun der gewaltige Kriegsheld die Stiefeln an — und dafür ein Paar ganz erbärmliche, zerriſſene Stiefeln ausgezogen hatte — dem er die Sporen ab- und an die neuen Stiefeln anſchnallte — fragte er, was die neuen Stiefeln koſten ſollten? und da der Schuhmacher den Preis forderte, ſo zog jener ſeinen Haudegen blank, nahm den Schuſter am Arm und fuchtelte ihm ſo viele Hiebe zählend auf, als der arme Burger Schreckenberger gefordert hatte, ſo daß dieſer ſich vor Schmerz, Angſt und Schrecken nicht bergen konnte, ſich endlich losriß und verwünſchend rief: ei ſo wollte ich, daß dieſe Stiefeln und eure Beine in ihnen niemals Ruhe finden, ihr mögt todt oder lebendig ſein! — Der Reiter lachte den Schuſter in ſeinem ohnmächtigen Zorne aus, und ſtolperte mit klirrenden Schritten über das Wackerſteinpflaſter Laubans und verfluchte dieſes Pflaſter und den Berg, der dazu die Steine lieferte. Bald darauf wurde das Dragonerregiment anderwärts hin beordert — als aber hernachmals die Schlacht bei Lützen geſchlagen ward, riß eine ſchwediſche Stückkugel, die dem Pferde durch den Leib fuhr, demſelben Dragoner beide Beine ab, und er verblutete auf dem Schlachtfeld. Und danach hat man zwei Stiefeln marſchieren ſehen ohne Ruh und Raſt, und ohne Herrn, doch ſtaken in ihnen zwei blutige Beinſtummel, die wanderten und wanderten von Lützen nach Markranſtädt und über Rippach, wo der bekannte unſterbliche Herr Hans von dort ſie mit eignen Augen ſah, nach Leipzig, von Leipzig nach Wurzen, Oſchatz, Zehren und Meißen nach Dresden; von da ohne Raſt und Ruh über Biſchofswerda, Bautzen, Löbau und Reichenbach nach Görlitz, und von da endlich ſpornſtreichs nach Lauban, und blieben auf dieſer ganzen langen Wanderfahrt völlig ganz. Die Stiefeln ſpatzierten zum Städtlein hinein, an des Schuhmachers Haus vorbei, recht als ob er ſehen ſolle, daß ſein Wunſch in Erfüllung gegangen, wendeten von da um, und beſtiegen den Steinberg, welcher der Vater des verwünſchten Pflaſters, und dort wanderten ſie nun bald ſichtbar, bald unſichtbar auf den ſcharfkantigen Baſaltſäulen umher; man hörte ſie auch trappſen; wer ſie aber ſichtbar ſah, was nicht einem jeden wiederfuhr, und trug etwa ein Verlangen nach ihnen und wollte ſie haſchen, der bekam einen Tritt, und ſchlug auf die Wackerſteine hin, daß ihm die Rippen krachten. Dem Schuſter, der ſie als ſein Eigenthum wieder einfangen wollte, ſoll dieſes am allererſten begegnet ſein.

635. Zwergſchabernak.

Bei Zittau liegt der Breitenberg, in dem hauſten gutartige Zwerge, welche oft in der Stadt und den umliegenden Dörfern ſich einfanden, den Menſchen hülfreich waren und gern, wenn auch unſichtbar, an deren Leiden und Freuden Theil nahmen. Bei guten Gelegenheiten und Gelagen ließen ſie ſich's trefflich wohl ſein, und vergüteten auf andere Weiſe, was ſie genoſſen. Eines Tages rief eine Frau ihrem weggehenden Manne nach: eile, daß du bald zurückkehrſt, damit wir nicht zu ſpät zur Hochzeit kommen! — Dieſen Ruf hörten einige Zwerglein, und riefen es ihren Brüdern, dem ſtillen Volke zu, daß Hochzeit gehalten werde. Gleich fand ſich eine Schaar zuſammen, die wollten alle hin, und es hörte ihre Berathung darüber ein Mann, der am Breitenberge arbeitete, und rief ihnen zu: wenn ihr unſichtbar zur Hochzeit fahren wollt, ei ſo nehmt mich doch auch mit, ihr guten Geſellen! — Die Zwerge ſtutzten, ſagten ihm aber ſeines Wünſches Erfüllung zu, doch unter der Bedingung, daß er — obſchon er eſſen und trinken dürfe, ſo viel er wolle, doch durchaus nichts heimlich zu ſich ſtecken und mitnehmen dürfe. — Und ſo fuhren ſie alle mit einander ungeſehen zum Hochzeithauſe; das war zwar ſchon ganz voll von Gäſten, allein die Zwerglein bedurften wenig Raum, zwiſchen jedem Gaſt ſaß ein Gezwerg, und der Peterbauer, den ſie mitgenommen, hatte einen guten Platz, aber freilich kein hochzeitlich Kleid an, und hätte ihn einer geſehen, ſo würde er wohl an den Ort des ungebetenen Gaſtes befördert worden ſein. Er zechte wacker und ließ ſich's trefflich ſchmecken, und


ZUR HOCHZEIT

Zwergſchabernack.

that ihm nur leid, daß ſeine Frau nicht bei ihm war, denn der Bauer Peter war im Grunde ein guter Kerl und genoß nicht gern allein. Und dieſe Liebe zu ſeiner Frau ließ ihn ſein Verſprechen brechen, und etwas einſtecken. Das nahmen die Zwerge übel, ſie brachen ſchleunig auf, und der zunächſt beim Peter ſaß, riß dieſem die Nebelkappe vom Kopf und ſchwand hinweg ſammt den andern. Da ſaß der Peter in ſeinem Schmierkittel mit bauſenden Backen und kauenden Zähnen, und alles ſah auf den ſeltſamen Gaſt, und der war noch nie ein ſo angeſehener Mann geweſen, wie heute; der Peter aber langte tapfer zu, und kaute und ſchluckte was das Zeug hielt, denn er hatte die Entführung des leichten Zwergenmützchens von ſeinem Stickelhaar gar nicht wahrgenommen, bis er von verſchiedenen Seiten her Püffe und Rippenſtöße bekam, und erſt noch hinter dem Braten her die Suppe, nämlich die Prügelſuppe. Sodann ward er zum Hauſe hinaus geſuhrwerkt, und vor der Thüre ſeinem Nachdenken und ſchmerzlichen Gefühlen überlaſſen.

Hernachmals ſind die Zwerge aus dem Breitenberge fortgezogen, man ſagt nach Böhmen hinein, in Rübezahls Reich, und ſagt auch das viele Glockenläuten oder die vielen Hunde, welche die Bauern in Ober- und Niederolbersdorf halten, wo die Häuſer und die Hunde kein Ende nehmen, und aus jedem Haus ein Köder ſpringt und biſſig die Fußreiſenden anklääfft, die vom Oybin kommen — haben die Zwerglein vertrieben. Ein Bauer aus Heinewalde habe auf zwei Wagen die ganze Schaar der Zwerge und alle ihre Schätze hinweggefahren, und habe ſehr reichen Lohn erhalten. Sie würden wiederkommen, ſollen ſie geſagt haben: wann Sachſenland an Böhmen falle, das heißt, wann es öſterreichiſch ſein werde. Wer weiß ob ſie nicht in der That wiederkommen.

636. Sprungſage vom Oybin.

Der hohe Berg Oybin — anderthalb Stunden und was der Fuchs, der ſie gemeſſen, noch drein gegeben, von Zittau — erhebt ſich ſtolz und prachtvoll inmitten eines herrlichen Gebirgskranzes; in alter Zeit ward ein Jagdhaus auf ihn erbaut durch einen Ritter, Quahl von Berka, dann eine Raubburg, die ein Eigen wurde der Herren von Leippa. Dieſer Burg erwieß Kaiſer Karl IV. die große Ehre, ſie in höchſteigner Perſon zu belagern und ſie zu zerſtören. Noch zeigt man droben das Kaiſerbette und den Kaiſerſtuhl, zwei ausſichtreiche Felſenſitze, darauf Se. Majeſtät geruhet haben, der Zerſtörung des feſten Bergſchloſſes zuzuſehen. Zugleich ſchien die Gelegenheit des Ortes dem frommen Herrn ganz geeignet zur Anlage eines Kloſters; er gründete dieß und beſetzte es mit zwölf Brüdern Cöleſtinermönchen, welchen der himmelnahe Aufenthalt um ſo mehr zuſagte, als alle Ortſchaften umher dem Kloſter Oybin unzählige Lammsbäuche und Michelshühner zinſen mußten. Damals ward die ſchöne, reichgeſchmückte Kloſterkirche gebaut, deren eine Längenwand ganz aus dem Felſen gehauen iſt. Neben ihr hin führt ein Gang zu einer Stelle über einen ſchauervollen Abgrund, und dieſer heißt der Jungfernſprung. Hier wagte eine verfolgte Jungfrau den entſetzlichen Sprung in die Tiefe, und zum Lohn ihrer keuſchen Tugend wurde ſie wunderſam gerettet. Die Sage, welche dieß erzählt, läßt ungewiß, ob ein Oybiner Cöleſtiner dieß arme unſchuldige Lamm für ein Zinshuhn, auf das er ein Recht habe, anſah und deshalb verfolgte, oder ob ein Ritter oder aber ein Jäger ſo unritterlich handelte, die Unſchuld in ſolche Todesgefahr zu bringen, wie dort am Jungfernſprung bei Arnſtadt, bei dem ganz nahe auch ein Felsgipfel der Königsſtuhl und etwas entfernter ein Felſen der Ritterſtein heißt.

637. Die Braut vom Kynaſt.

Auf der Burg Kynaſt über Hermsdorf, ohnweit Warmbrunn, ſaß ein Ritterfräulein, Kunigunde genannt, das war eine grimme Männerfeindin. Allen Bewerbern um ihre Hand legte ſie eine Muthprobe auf, die ſo gefahrvoller Art war, daß deren Beſtehen ſchier unmöglich; ſie ſollten auf der hohen und ſchmalen Burgmauer rund um die Burg reiten; wenn ſie es verſuchten und es ging noch ſo gut, ſobald ſie an die Stelle der Mauer kamen, die man noch heute die Hölle nennt, wo der Abgrund zu jäher Tiefe ſich ſteil abſenkt, da ſchwindelten Roß und Mann und ſtürzten zerſchmetternd in die Tiefe. Das eben, und keinen Mann, wollte Kunigunde. Viele Ritter hatten ſchon auf dieſe grauſame Weiſe ihr Leben verloren, doch hatte der Ruf davon noch nicht alle Freier abgeſchreckt; angezogen von Kunigundens kalter Schönheit und vielleicht mehr noch vom kalten Mammon in ihren Kiſten und Käſten mehrten ſie die Zahl der bethörten Opfer. Da geſchah es, daß ein Landgraf von Thüringen — einige ſagen Albert, andere nennen deſſen Sohn Friedrich den Freudigen, daheim auf ſeinem Wartburgſchloß ein gefährliches Kunſtſtück übte; er umritt die Mauer ſeines Schloſſes täglich einmal, und gewöhnte ſein treues und kluges Roß an ſichern Blick und Tritt, denn hoch über Felſenabgründen hebt ſich der Wartburg alter geweiheter Bau. Endlich ritt der Landgraf von Thüringen mit einem reiſigen Zuge gen Schleſien, zum hohen Kynaſt hinan, und ließ als ein Ritter aus Thüringen ſich melden. Und als Kunigunde den herrlichen Mann erſah, ward ihr wunderbar zu Sinne, ihr ſtarres Gefühl ward weich, ſie liebte den noch jugendlichen Ritter, und beſchwur ihn flehendlich, den Ritt nicht zu verſuchen. Allein er ließ ſich nicht davon abbringen, er wagte den Ritt und beſtand glückhaft das gefährliche Abenteuer. Jubelnd flog ihm Kunigunde entgegen, all ihr Sehnen war geſtillt, ihm allein wollte ſie angehören, gern und freudig, ihm wollte ſie ein liebendes Weib ſein. Aber mit Ernſt und Strenge im Blick wehrte der Landgraf ihr Umfahen von ſich ab, und ſprach Worte zu ihr, die ſie in ihres Gemüthes tiefſten Tiefen erſchüttern. Darunter war die Nachricht, daß er bereits glücklich vermählt ſei, ihr das härteſte Wort — und wie er als der Rächer ſo vieler Opfer ſtolz von dannen ritt, da ſoll Fräulein Kunigunde die Mauer erklommen und ihm nachgeſehen haben, ſo lange als ihr nur möglich, dann habe ſie ſich freiwillig in die

Hölle hinabgeſtürzt. Andere haben die ernſte Sage ſcherzhaft gewendet, und ſagen, Kunigunde habe ſich vor Schreck in das häßliche Holzbild verwandelt, das noch heute als „Braut vom Kynaſt“ den Reiſenden zum Kuſſe dargeboten wird, wer es aber nicht küſſen will, dieweil es ſtatt der Haare und Augenbrauen mit der Haut eines Stacheligels aufwartet, der muß ſich mit kleinem Gelde löſen. — Dieſe Sage haben Theodor Körner, Friedrich Rückert und andere deutſche Dichter als Balladenſtoff ſich dienen laſſen.

638. Das Horoſkop.

Auf dem Bergſchloß Kynaſt wurde ein frühgezähmter Wolf gehalten, der wie ein Hofhund umherlief, ja ſogar zu einigen Kunſtſtücken, wie ein Hund, abgerichtet war. Da beging am 2. März des Jahres 1635 der Herr der Burg und Grafſchaft, Johann Ulrich Graf von Schaafgotſch die Feier ſeines Geburtstages mit Bewirthung zahlreicher Freunde und Zuziehung der höheren Dienerſchaft. Dabei war auch der Pfarrer von Giersdorf, dicht unterm Kynaſt, Johann Andreas Thieme, welcher ein Aſtrolog war, Jünger einer Wiſſenſchaft, die in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges noch in hohem Anſehen ſtand. Das Geſpräch der Gäſte lenkte ſich durch des berufenen Propheten Anweſenheit auf ſeine Kunſt, und des Grafen Geburtstag legte den Wunſch nahe genug, ihm das Horoſkop zu ſtellen. Thieme that es, forſchte nach, rechnete, ſchrieb Zeichen nieder und that dann mit bekümmerter Miene den Ausſpruch: unſer gnädiger Herr, der Graf, wird durch kaltes Eiſen eines gewaltſamen Todes ſterben. — Alle entſetzten ſich, tadelten dieſe Rede, und der Graf hatte ſelbſt an ihr die mindeſte Freude, doch machte er zu dieſem böſen Prophetenſpiel leidlich gute Miene, und dachte bei ſich: den vorwitzigen Pfaffen wollen wir einen Poſſen ſpielen. Er befahl ein Lamm in die Zimmer zu bringen, verſammelte die Gäſte, und gebot dem Pfarrer, dieſem Lamme alſobald auch die Nativität zu ſtellen, und zu ſagen, wer es eſſen werde? — Solche Verhöhnung ſeiner Kunſt, welche Pfarrer Thieme für eine göttliche erachtete, denn es wird ihrer vielfach gedacht in heiliger Schrift und daß ihre Stellung tiefe Bedeutung habe, wie Jeſaias weiſſaget vom kommenden Tage des Herrn: die Sterne am Himmel und ſein Orion ſcheinen nicht helle, die Sonne gehet finſter auf und der Mond ſcheinet dunkel — nahm der Nativitätſteller übel und weigerte ſich lange, dem Geheiß nachzukommen; endlich ließ Thieme nach dem Schäfer ſenden, von deſſen Heerde dieſes Lamm genommen war und fragte nach Tag und Stunde von des Thieres Geburt; als er dieſe erfahren, rechnete er wiederum und that dann den überraſchenden Ausſpruch: dieſes Lamm wird der Wolf freſſen. — Alle die das hörten, lachten, und der Graf ſelbſt ſprach lachend: dieſer Wolf wollen wir ſelbſt ſein, der Koch ſoll es alſobald ſchlachten und braten, daß es zur Abendtafel, wann wir von der Jagd heimkehren, fertig ſei. — Der Koch ſchlachtete das Lamm, ſteckte es an den Spieß, wußte nichts von der ganzen Verhandlung, gab unbefangen dem zahmen Wolf den Spieß zum

Drehen in die Pfote, und verließ auf kurze Zeit die Küche. Der Wolf aber war über die Gäſte und die Gaſterei des Geburtstagsfeſtes von dem Diener, der ihn fütterte, vergeſſen worden, und hatte einen wahren Wolfshunger. Nun wäre mit bellendem Magen für andere einen Braten drehen zu müſſen, nicht blos für einen Wolf eine unangenehme Sache, und der Wolf, der wohl ohnehin lange kein friſches Fleiſch geſchmeckt hatte, verzehrte den Lammsbraten mit größtem Wohlbehagen und ſtillte ſeinen Hunger in vollſtändiger Weiſe, bis der rückkehrende Koch das Opferfeſt unterbrach, und dem Wolf mit ungeheuer vielen Prügeln den Braten verſalzte. Indeß geſchehen war geſchehen — mit allen Prügeln war das Lamm nicht herauszuſchlagen, ein anderes nicht zur Hand, der Koch ſorgte für andere Braten, und die Abendtafel ward auf das Beſte zugerichtet. Als nun die Gäſte, unter ihnen auch wieder Thieme, mit dem Grafen zu Tiſche ſaßen, und ſchon einige Gänge Speiſen auf- und abgetragen waren, ſah der Graf ungeduldig nach der Thüre und fragte den aufwartenden Kammerdiener: kommt nicht bald das Lamm? — Dieſer ließ den Koch befragen, und da erſchien der Koch ſelbſt in großer Verlegenheit und ſtammelte: gnädigſte Erlaucht, Herr Graf — verzeihen! Es iſt etwas vorgefallen mit dem Lamm — es iſt — vom Spieß — hinweggekommen! — Wie ſo, vom Spieß? — Ja, gnädigſte Erlaucht — der verfluchtige Kerl, der Bratenwender — der Wolf — hat's gefreſſen! — Tiefes — ſchreckenvolles Schweigen. Der Graf legte Meſſer und Gabel hin — er ſprach: es geſchehe der Wille des Herrn! — verließ die Tafel und zog ſich unwohl zurück.

Nicht volle fünf Monate darauf ward Johann Ulrich, Graf von Schaafgotſch, auf Befehl des Kaiſers zu Regensburg enthauptet.

639. Die Rüttelweiber.

In der Gegend des Kynaſt und nach dem nahen Rieſengebirge zieht der wilde Jäger mit all ſeinem Gefolge und Getoſe, und wird von den Bewohnern nur ſchlechthin der Nachtjäger genannt. Auch dort glauben die Leute, daß er, wie im Voigtlande, die Moosleute und Waldwichtel jagt und plagt, und nennen die kleinen Moosweibchen Rüttelweiber. Für dieſe giebt es nur eine Rettung vor des Nachtjägers Gewalt und ſchnellem Griff, wenn ſie nämlich an einen abgehauenen Baumſtamm kommen, zu dem beim Fällen der Holzmann geſprochen: Gott walt's! — da finden ſie alldort Aſyl und Ruhe. Hat jener aber geſprochen: walt's Gott! — ſo ſchirmt ein ſolcher Stamm die Weibchen nicht, und ſie müſſen weiter und weiter vor dem Nachtjäger fliehen. Wenn die kleinen Kinder dort herum unartig ſind, und ſchreien, ſo ſchweiget man ſie mit den Worten: ſei ſtill! Hörſt du den Nachtjäger? Jetzt kommt er! Jetzt holt er das Kind, wenn es nicht ſtille iſt. —

640. Berggeiſt Rübezahl.

Vom Kynaſt hat einer nicht weit auf das Gebirge zu wandern, darin des weit und breit genannten Berggeiſtes Rübezahl Reich iſt. Von keinem Geſpenſt gehen ſo viele theils alte ächte, theils neu erſonnene Volksſagen. Zahlreich ſind die Oertlichkeiten im Gebirge, an denen ſein Name haftet; es ſteige einer nur vom Dorfe und Vitriolwerk Schreibersau hinauf zum Elbfall, zu den Zacken- und Kachelfällen und zum großen Rad, wie zur Koppe, da findet er unterwegs Rübezahls Feſtung, ſeinen Ball, ſeine Treppe, ſeine Steinkanzel, ſeinen Keller, Garten, Teich, Thron, und dergleichen häusliche Niederlaſſungen mehr. Rübezahl iſt ein Proteus der deutſch-ſlaviſchen Mythe, allbekannt und doch noch nicht genau erkannt; eine Koboldnatur, gut und ſchlimm, mehr neckiſch als tückiſch, aber leicht reizbar, und oft grauſam in ſeiner Neckerei. Er erſcheint in allen Geſtalten der Waldleute, als Bergmann, Jäger, Holzhauer, Köhler, Reffträger, Führer, Bote, nicht minder als Mönch, als Moosmann, in Thiergeſtalt, er gebietet den Elementen, wie allen Schätzen der Tiefe, deren Oberhüther er iſt. Es iſt eine bekannte Rede, daß dieſer Geiſt den Namen Rübezahl nicht leiden könne, und ſich an denen empfindlich räche, die ihn damit rufen und höhnen, was ihm auch nicht zu verdenken iſt, denn kein Geſcheidter wird dulden, daß ihn der erſte beſte Laffe den ehrlichen Namen verhunze und verſchände. Nun weiß aber kein Menſch den wahren Namen dieſes Waldſchrats, und ſo nannte man ihn den Herrn des Gebirges, den Herrn vom Berge, und die Kräuterſammler nannten ihn Domine Johannes und verehrten ihn, da er den Kräutlern gar gute Wurzeln und Kräuter anzeigte, ſie auch ſchöne Steine finden ließ, wenn [illegible] ſie ſelbſt gut und ſeiner Gaben werth befand. Da der Gebirgsgeiſt den ihm aufgehängten Namen ſo wenig leiden und ertragen kann, wie der Pilatus-See in der Schweiz, oder der bayeriſche See auf der Gebirgsgrenze zwiſchen Böhmen und Bayern, wo man es „in jener Welt“ nennt, die in ſie geworfenen Steine, und dieſe mit Toben und Brodeln ausſtoßen — ſo hat er zum öftern groben Schrollen, die es an ihn gebracht, und ihn ſogar zum Kehren der unterſten Feuermauer eingeladen, gar ſchlimm und ſcharf gelohnt. Davon wäre viel zu erzählen. Einen dieſer unſaubern und gemeinen Geſellen, der ihn förmlich ſchimpfte, ſchickte der Geiſt ein Hagelwetter auf den Hals, einem zweiten putzte er die Feuereſſe mit der Miſtgabel aus; einem botaniſirenden Mediziner brach er das Genick; einem Schäfer ließ er Ochſenhörner am Kopfe wachſen; einem Schneeberger Rathsdiener zog er die Ohren ſo hoch in die Höhe, daß ſie genau die Ohrenlänge des güldenen Eſels hatten. Ein Briefträger wurde vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht und bis zum andern Morgen um ein altes Zauberſchloß in Ruinen herumgeführt; ein Bauer wurde zum Naſenkönig gemacht, der mußte, wenn er ſich ſchneutzen wollte, das Fazinettlein ſo weit vom Geſicht weghalten, als ſein Arm langte. Einer Graſemagd, die im Walde Spottliedlein auf den Berggeiſt ſang, nahte er ſich als Buhle, griff ihr unters Kinn, und heftete ihr einen Ziegenbart an, den ſie ihr Lebelang tragen mußte. Bauern, die ihn geſchmäht, lenkten ſich, als ſie in der Scheune draſchen, unwillkührlich die Flegel nicht aufs Getraide, ſondern auf ihre Köpfe und Buckel, ſo daß ſie mehr blaue Flecke als Körner ausdraſchen, und ſolcher Strafen verhängte er, wenn er gereizt war, oft und viele.

641. Rübezahls Gunſtgenoſſen.

Die Gunſt des Gebirgsherrn erweiſt ſich vielfach gütig, hülfreich, mitunter etwas ſchadenfroh, etwas herb, er giebt ſelten ohne eine gewiſſe Laune, wenn er überhaupt noch giebt, doch hat er viele Glückliche gemacht. Einem armen Bäuerlein, das aufs Gebirge ging, Holzäpfel zu ſammeln, erſchien der Berggeiſt in Geſtalt eines rußigen Köhlers, führte es unvermerkt in ſeinen Garten, da gab es Holzäpfel, doch nicht zu viele. Der Bauer nahm deren, trug ſie heim, bewahrte ſie zum Winter auf; als er ſie dann ſeinem Kind an das Chriſtbäumchen hing, waren ſie ſo ſchwer; der Bauer ſchälte einen, da waren das Kernhaus und die Kerne von purem Gold, und der Glückliche löſte fünfzig Dukaten daraus. Eine Kräuterſammlerin verirrte ſich auf dem Gebirge, der Geiſt erſchien ihr in Geſtalt eines Bauers, zeigte ihr den rechten Weg, warf aber die von ihr geſammelten Kräuter aus ihrem Korbe, und ſtreifte Baumblätter ab, womit er ihn füllte. Als ihr Führer ſie verlaſſen hatte. fand ſie die Kräuter, die ſie brauchte, nochmals am Wege ſtehen, und ſchüttete die Baumblätter aus dem Korbe, daß nur einige wenige darin hängen blieben, aber dieſe wenigen waren, da ſie nach Hauſe kam, feines Dukatengold. Vergebens rannte ſie zurück, die weggeworfenen Blätter zu ſuchen. — Eine andere arme Frau kletterte mühſam an den Felſen umher, die Fruchtknöpfe von wilden Roſenſträuchen, Hanebutten genannt, zu pflücken und zu ſammeln; als ſie dieſe aufbewahrt hatte und zu einer andern Zeit nach Warmbrunn zu einem Wirth tragen wollte, der ſie in die guten Weinſüpplein für die Badegäſte brauchte, da fand ſie in goldne Knöpfe ihre Hanebutten verwandelt. — Eine andere Frau pflückte Hollunderbeeren zum Hollermuhs, darauf man tüchtig ſchwitzt, und welches die Waſſerſucht kuriren ſoll — wie ſie herunter kam, hingen an jeder Dolde ſtatt der Hollunderbeeren braune Körnlein gediegenen Goldes.

Ein armes Mädchen, das in die Erdbeeren ging, hatte, als es nach Hauſe kam, ſtatt der Erdbeeren ihr Töpflein voll Dreier, Gröſchlein und Dukaten — einen ſchönen Brautſchatz.

Ein Handwerksburſche kam auf einen Erbſenacker des Berggeiſtes, deſſen Trivialname ſchon auf einigen Oekonomiebetrieb hindeutet, fand köſtliche Schoten, ſtillte damit ſeinen Hunger und Durſt, und es fielen ihm auch noch ein Paar in die Taſche. Zufällig griff er, nachdem er ſchon lange aus dem Gebiet des Geiſtes heraus war, in die Taſche, fand die Schoten und kernte ſie aus. O Wunder, Goldkörner waren die Erbſen! — Jetzt wollte ſich der Burſche im Leib zerreißen, und wäre gern vor Aerger geplatzt wie das Rumpelſtilzchen im Kindermärchen, um nur den in ſich hinein gefreſſenen Reichthum wieder zu erlangen — allein was einmal durch die Gurgel gejagt iſt, iſt hin. Spornſtreichs rannte der Burſch zurück, den Schotenacker zu ſuchen, und Vorrath zu pflücken. — Ja — guten Morgen! —

Ein durſtiger Reiſender kam an den ſchwarzen Teich, den man Rübezahls Teich nennt, und zu dem nicht leicht Jemand gelangen mag. Er trank ſich ſatt, und füllte ſeine Reiſeflaſche mit der kalten Kryſtallfluth. Als er nach ziemlicher Wanderung daraus trinken wollte, war die Flaſche ſehr ſchwer, und kein Tropfen floß heraus. Eine ſteinharte Maſſe ſteckte darin — der Reiſende zerbrach das Glas — und fand darinnen den reinſten, goldſchimmernden Topas, für den er vieles Gold gewann.

Einer ſehr armen Frau, welcher der Geiſt als Bauer mit einem Milchkruge vom Gebirge niederſteigend, begegnete, und die ihn um eine Gabe anſprach, gab er den ganzen Krug und rieth ihr, von der Milch nur wenig zu trinken, das übrige hinzuſtellen, ſie ſauer werden zu laſſen, und Käſe daraus zu machen. Solches that die gute Frau. Es währte lange, bis die Käſe reif wurden und die hübſche gelbe Farbe der Reife annahmen, — aber als dieß endlich geſchah, waren die Käſe pures Gold.

Drei Handwerksburſche bettelten einen vornehmen Herrn an, der ihnen in einer prächtigen Kutſche fahrend, im Gebirge begegnete. Er gab jedem eine Gabe, ſorglich in Papier gewickelt, mit der Weiſung, nicht eher, als in der nächſten Herberge, dieſe Papiere zu öffnen. Allein einen davon trieb die Neugierde dennoch — er öffnete, ehe ihm noch die Kutſche aus den Augen war, und fand — zwei verſchimmelte Rechenpfennige, für die ihm Niemand etwas gab. Der zweite konnte auch die Zeit nicht erwarten, der fand zwei alte böhmiſche Groſchen; der dritte wartete, und fand zwei Dukaten.

Ein Wurzelgräber fand einen ganzen Haufen voll Miſtkäfer und ſammelte ſie in ſeinen Ranzen, in der Meinung, ſie dem Apotheker in Hirſchberg zu bringen, daß dieſer etwa ein Tränklein gegen die Schwindſucht daraus deſtilliren könne — die Käfer rauſchten und ſummſten gräulich in dem Ranzen herum, und dieſer ſelbſt wurde immer ſchwerer — das ärgerte den Mann, er gab ſein Vorhaben auf, und ſchüttete halbweges die Käfer aus. Nur zufällig blieben ein Paar in den Falten des Ranzen hängen, aber dieſe wenigen waren, als der Mann nach Hauſe kam, in Gold verwandelt.

Einem Sattlergeſellen begegnete eine ſchöne Kutſche mit ſechs Pferden beſpannt, aber jedes Pferd hatte nur drei Beine, die Kutſche hatte nur ein Rad, und ſeltſame Vögel umflogen ſie. Der Schmutz der Fahrgleiſe glänzte wie Gold an dem Rad; der Sattler ſtreifte etwas davon mit den Fingern ab, aber da war es s. v. Dreck, wie anderer auch, den er an einen alten Lappen abwiſchte. Da er aber in die Herberge kam, hingen ſechs Dukaten im Schmierlappen.

So gehen wohl hundert- und tauſendfach die Sagen von des Berggeiſtes günſtiger Laune und ſeinen guten Gaben im Volke.

642. Rübezahls Neckereien.

Mancher hat des Berggeiſtes Neckereien erfahren und erdulden müſſen, die oft von Tückereien nicht wohl zu unterſcheiden ſind. Ein Wurzelgräber im Gebirge ſollte für einen Podagriſten Wurzeln ſuchen, die gut gegen das Zipperlein, konnte aber ſelbige Wurzeln nicht finden.

Ein anderer Wurzelgräber, den er im Gebirge beſchäftigt fand, nannte ſie ihm, und half ihm graben, einen großen Arm voll lange ſchwarze Wurzeln, die jener freudig zu ſeinem Beſteller trug — aber o Schrecken, plötzlich verwandelten ſich alle Wurzeln in Schlangen! Hei, wie raſch hüpfte da der Podagriſt aus dem Bette, wie bekam er Beine, wie konnte er laufen! Er war vom Zipperlein befreit auf immerdar.

Zu einem Schneider in Liebethal kam der Gebirgsherr in Geſtalt eines Landjunkers und beſtellte ein feines Tuchkleid, zu dem er das Tuch mitbrachte. Der Schneider ſchnitt das Tuch ſehr reichlich zu, aber mit dem, was er ſeiner Hölle zudachte, nicht zufrieden, vertauſchte er ſogar das Tuch, und machte von einer geringeren Sorte den Rock des Junkers, und ſandte ihn an den angegebenen Ort. Als aber nun der Schneider das unterſchlagene gute Tuch hervorholte, um für ſich ſelbſt ein Feierkleid davon zu machen, ſiehe, da war's eine alte Schilfdecke, in welcher noch allerlei Lebendiges kroch. — Als nun bald darauf das Schneiderlein einen Gang übers Gebirge thun muſte, begegnete ihm der Landjunker, reitend auf einem Ziegenbock, der unaufhörlich meckerte, und fragte ihn, ob er zu ihm wolle und ſeinen Macherlohn etwa holen wolle für den ausgetauſchten Rock? Ob der neue Rock von der Schilfdecke ſein in Arbeit ſei? Welche Knöpfe er darauf ſetzen würde? — und höhnte ihn alſo aus, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm genommen hätte. Seitdem konnte der Schneider keinen Ziegenbock meckern hören, es war ihm immer, als riefe ihn da eine Stimme warnend zu: Meiſter! Meiſter! —

Ein Tuchhändler verkaufte dem Berggeiſt, den er für einen dummen Krautjunker hielt, ganz ſchlechtes Tuch für gutes um die hohe Summe von funfzig Dukaten. Als er daheim den Beutel zog, und das Gold in den Kaſten legen wollte, hüpften funfzig lebendige Mäuſe aus dem Beutel heraus, vertheilten ſich im Hauſe, und zernagten dem Betrüger für mehr als fünfzig Dukaten gutes Tuch. Drei andere Tuchhändler, die nicht betrogen hatten, neckte der Gebirgsherr in gnädiger Laune. Er zahlte in blanken Dukaten, und als ſie das Geld daheim anſahen, waren es meſſingene Zahlpfennige. Erſchrocken eilten ſie wieder aufs Gebirge und trafen den Herrn vom Berge, als er eben im Begriff war, auszufahren, und gingen ihn an mit beſchwerender Rede. Der Geiſt ließ ſich das angeblich falſche Geld zeigen, und ſiehe, es waren lauter vollwichtige Dukaten. Gleichwohl erbot er ſich, die Tuchhändler in Silber zu bezahlen, und nahm ſeine Dukaten wieder an ſich. Als die Geäfften mit ihren Reichsthalern faſt wieder zu Hauſe waren, klirrte es ſo ſeltſam in ihren Geldbeuteln; ſie ſahen nach und fanden — alte Topfſcherben. O Schrecken! Noch einmal umzukehren, wagten ſie nun nicht. Am andern Tage aber waren die Scherben wieder in Reichsthaler verwandelt.

Ein gieriger Steinſucher fand in einer Kluft einen Goldklumpen, der funkelte hell wie Feuer. Raſch griff er danach und brachte nichts hervor als eine Feuerkröte, von der ſeine Haut an der Hand ganz ſchwarz ward. Er mußte die Haut abſchaben, und da fand ſich, daß die Haut, die abging, in lauter dünnes Goldblech verwandelt war. Jetzt wünſchte ſich der Mann völlig und über und über eine ſo gute Haut zu ſein.

Als Schuhmacher zog der launige Gebirgsherr auf nahe Märkte, ſchlug Buden auf, verkaufte prächtiges Schuhwerk um Spottgeld, beſonders für Frauen — ach es ging ſich ſo wunderſchön in dieſen ſanften, weichen, anſchmiegſamen grünen Schuhen — nur ſchade, daß ſie nach kurzer Weile wie Butter an der Sonne zergingen, und das Tuch und Leder dazu auf den Bergwieſen geſammelt war, und die Kühe die Fabrikanten ſothanen Leders waren. Oder der Berggeiſt hielt als Schlafmützenmacher feil, machte herrliche Geſchäfte, aber hinterdrein waren die Mützen von jenem unnennbaren weißen Stoff, der ſonſt in den Apotheken unter dem Namen weißer Enzian gehalten und geführt wurde, aber nichts weniger war, als die Wurzel der unter dieſem Namen officinellen Pflanze.

Einſt ſchlug der neckiſche Geiſt zu Warmbrunn eine Bude als Haarkräusler und Perrückenmacher auf; wer ihm abkaufte, war betrogen, und fand am andern Morgen auf ſeinem Perrückenſtock eine Igelhaut, ein Elſterneſt, eine Atzel von der Haut des Eſels ſammt anhängendem Schwanze an Zopfesſtatt, oder von ſonſtigem Geniſte.

Einer eiteln und gefallſüchtigen alten Modenärrin hing der Geiſt eine Büchſe Schminke auf, der die Purpurflechte die Farbe, und der Veilchenſtein vom Gebirgshochrücken den Duft verlieh — aber als die gute Frau ſich damit ſchminkte, wurde ihre Haut braunſchwarz gebeizt, wie vom Höllenſtein, und mußte es alſo behalten bis ans Grab, und einem Waldſchrat ähnlich ſehen.

Zu einem Bürger in Hirſchberg kam der Geiſt als Holzſpalter und bot ſeine Dienſte an; für ſeine Mühe bedingte er ſich eine Trage Holz. Der Bürger wieß ihm vier Klaftern Holz zum ſpalten an, und fragte, da der Mann keine Axt trug: aber haſt du denn keine Axt? — Ach ja, ich habe eine — antwortet der Geiſt — zieht ſein linkes Bein aus dem Leibe, und fängt an auf ſo entſetzliche Art Holz zu ſpalten, daß dem Bürger Hören und Sehen vergeht, und er den Holzſpalter zuruft, er ſolle ſich gleich vom Hofe packen. — Nein Geſell! — rief der Geiſt: erſt muß ich mir meinen Lohn verdienen! — fährt fort zu hacken und zu ſpalten, bis alles Holz klein gemacht iſt — dann macht er ſich etwas groß, ſo groß, daß er die vier Klaftern auf einmal auf ſeinen Rücken laden und davon tragen kann, und geht damit lachend von dannen.

Zu einem Bauer in Krummhübel, welcher ſchlachten wollte, kam der Berggeiſt als Schlächter, und erbot ſich, zu ſchlachten. Der Bauer fragte, welchen Lohn er verlange. — Ach, mir iſt's nicht um Lohn — antwortet der ſchalkhafte Geiſt. Laßt mich nur ſo viel Wurſt eſſen, daß ich ſatt werde! — Das war der Bauer gern zufrieden, denn er dachte, es ſteht geſchrieben: du ſollt dem Ochſen der da driſchet das Maul nicht verbinden, und dieſer Kerl iſt ein Ochſe. — Da nun die Schweine alle geſchlachtet, und die Würſte gekocht waren, und das Eſſen losging, ſo begann der Berggeiſt ſeine Mahlzeit, und ſpeiſte eine Wurſt, und noch eine, und noch eine — nun meinte der Bauer, es ſei genug; aber ſein Schlächter hatte daran noch lange nicht genug, er fraß fort und fort, fraß einhundert und fünfzig Würſte, dann ſah er ſich nach mehr um, und als er keine Würſte mehr erblickte, ſo wiſchte er ſich das Maul, ſagte: es iſt doch ſchade, daß wir ſo wenige Würſte gemacht haben! Schlachtet fein bald wieder! — und verſchwand. — Bauer und Bäuerin und auch die Kinder weinten bitterlich, als ſie ſich alſo hinters Licht geführt ſahen, um die ſchönen Würſte; wie ſie aber die Schinken hinauf in die Räucherkammer trugen, ſiehe, da hingen die hundertundfünfzig Würſte, und war ein Staat, ſie anzuſehen. Da war große Freude. —

643. Rübezahls Pferde.

Daß der Gebirgsherr gern ſechsſpännig fuhr, gleich andern Selbſtherrſchern, iſt ſchon erwähnt worden. Einſt begegnete er mit einem ſolchen Pferdezug, Schimmel, einem ſchwediſchen Obriſtlieutenant; es war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und die Schweden liebten gerade wie die Kroaten alles, was nicht ihre war, doch war juſt ein Waffenſtillſtand, daher mochte der Schwede offenbaren Raub nicht wagen. Er ritt alſo mit ſeinem Gefolge zu der Kutſche des vermeinten ſchleſiſchen Edelmannes an den Schlag, lüftete ein wenig ſeinen Federhut, und ſprach: meinem Herrn dürfte wohl belieben, ſeine Schimmel gegen einige unſrer Troßpferde zu vertauſchen. Wir müſſen noch mehrere Meilen reiten, und unſere Pferde ſind abgemattet; der Herr fährt doch wohl nur in die nahe Stadt. Auf dem Rückweg tauſchen wir dann ſeine Pferde gegen die unſern wieder aus. — Der Berggeiſt zeigte ſich als einen Cavalier von höfiſchen Sitten; er lüftete ebenfalls in etwas ſein dreiecktes Hütlein, und ſprach: meine Schimmel ſtehen ganz zu meines Herrn beliebigen Dienſten, ich bin des Tauſches wohl zufrieden. — Jetzt gab der Obriſtlieutenant heimlich Befehl, die ſechs allermiſerabelſten Kracken von ſeinen Pferden vor die Kutſche des Landjunkers zu ſpannen, und das Herz im Leibe lachte ihm, als er die ſchönen Schimmel ſah, die nun ſein waren, denn eine Rückgabe derſelben fiel ihm nicht im Traume ein. Man trennte ſich unter höflichen Begrüßungen. Als aber am andern Morgen in der Herberge des Obriſtlieutenants Wagenmeiſter die Schimmel wieder anſchirren wollte, da waren ſechs große Bündel Stroh an die Krippe gebunden und die Schimmel hatten in aller Stille Adjeu geſagt.

644. Rübezahls Baum.

Einem Bauer befahl ſein Edelmann als geſtrenger Junkherr, ihm eine große Eiche aus dem Walde zu holen. Der Bauer ſpannte ſein Pferd an den Wagen, und fuhr in den Wald, befand aber gleich, daß es eine Sache der Unmöglichkeit, den großen dicken Eichbaum nur auf den Wagen zu heben, geſchweige mit einem Pferd denſelben von der Stelle zu bringen, hatte aber doch ſeines ungnädigen Junkherrn Zorn und Strafe zu fürchten, und wehklagte laut im Walde, als wolle er gleichſam die Bäume um Hülfe anflehen. Da kam ein Mann in Jägertracht durch den Wald, und fragte den Bauer ſein Herzeleid ab, und tröſtete ihn, und ſagte, er möge nur leer heimfahren, er wolle mit Hülfe ſeiner Kreiſer und Holzleute ihm den Baum ohne Entgelt an Ort und Stelle zum Junker ſchaffen. Dem Bauer fiel ein großer Stein vom Herzen, und er zog fröhlich heim, der Berggeiſt aber hob ſich nachts die Eiche mit all ihren dicken Aeſten auf den Rücken und trug ſie vor des Junkers Hausthüre, welche der mächtige Stamm ſo verſperrte, daß Niemand aus und ein konnte. Nun war es eine Luſt, zuzuſehen, wie der Junker zum Fenſter heraus kommandirte, ſeine Leute ſollten den Baum gleich wegſchaffen; der lag feſt wie von Eiſen; nun rief der Junker, ſie ſollten doch den Baum entzwei ſägen und ſpalten, damit Platz vor der Thüre werde — aber da zerſprangen die Aexte, wie wenn ſie von Klingſtein geweſen wären, und die Sägen büßten alle ihre Zähne ein, und waren nicht ſchärfer als ein Fiedelbogen. Die Eiche war oder ſchien verſteinert — ſie blieb vor des geſtrengen Junkers Hauſe liegen, und dieſer mußte eine neue Thüre in ſein Haus brechen laſſen, welcher kleine Bau viele Bauhandwerker, Maurer, Zimmerer, Schreiner, Schloſſer und Tüncher erforderte, vielen Aerger verurſachte, und dreimal ſo viel koſtete, als die Eiche werth war.

Eine ganz ähnliche Sage geht auch in den Niederlanden von einem Hülfsgeiſt, der einem überſtrengen Junker einen Baum vor die Thüre warf, daß Niemand aus und ein konnte. —

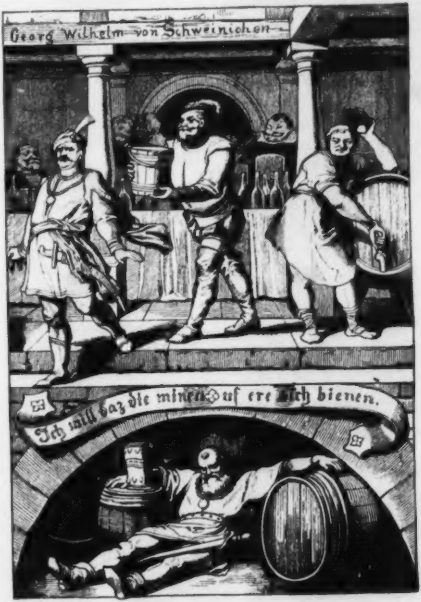
Dieß mögen der umgehenden Sagen von Rübezahl, deren es allzuviele giebt, genug ſein. Die allbekannte Sage vom Rübenzählen iſt keine, ſie iſt ein Hervorbringniß der neueren Zeit, das Volk kennt ſie erſt durch neuere Bücher und Reiſende, und alte Schriften, die des Rübezahls gedenken, erwähnen ihrer mit keinem einzigen Wort. —

645. Ein ſchleſiſcher Zecher.

Wie Ritter Boos von Waldeck (Sage Nr. 80) und der letzte Graf von Klettenberg (Sage Nr. 397) ſich im Trinken mannlich wohlgethan, ſo hatte auch das gottgeſegnete Land Schleſien ſeine wackern Kumpane, die einen guten Stiefel vertragen konnten. Solche gebar vornehmlich das vieledle Geſchlecht der Herren von Schweinichen auf Schweinhaus, deren Ahnherr, ein Enacksſohn an Kraft und ein Nimrod als gewaltiger Jäger war. Er nahm einen wilden Eber, der auf ihn anrannte, bei den Ohren, zauſete und ſchüttelte ihn, bis ihm die Wildheit verging, warf ihn dann wie einen Mehlſack über die Schulter und trug ihn heim. Dafür wurde er aber auch der Schwager der Böhmenkönigin Libuſſa, deren Schweſter Kaſcha ihn mit ihrer Hand beglückte. — Einen Abkömmling dieſes Ahnherrn, Heinrich von Schweinichen, brachte, wie alte Kunden melden, nicht Schwert noch Lanze, noch Acht noch Bann zu Falle, „nur denen potribus Kellermeiſtern zu Leubus und Grüſſau gelang dieſes bisweilen durch unverdroſſene Aufwendung ihrer edelſten und beſten Kräfte,“ die in den Fäſſern ruhten. Ein ſpäterer Erbe, Burgmann von Schweinichen, Herr auf Schweinhaus, Kolbnitz, Hohendorf, Wolframsdorf, Liebenau und Hohenfriedberg, hatte ein Mundbecherlein, welches gerade eine gätliche Kanne faßte, daran ſtand der Trinkſpruch:

ich will daz die minen
vf ere ſich bienen.

Er ſelbſt biente (ſtützte) ſich auf Ehre, auf Fechten und Trinken, und wurde 110 Jahre alt. Hans von Schweinichen hat durch eine ſelbſteigene Lebensbeſchreibung dargethan, daß er als ein ächter Apfel nicht weit vom Stamme des „alen Säuhäuſel“ gefallen war, wie das Volk die Stammburg Schweinhaus nannte. Auf den Edelſitz Herren-Motſchelmitz bei Wohlau ſaß und lag auch wohl bisweilen Herr Georg Wilhelm von Schweinichen, ein Meiſter-Künſtler in der alten deutſchen Trinkekunſt. Einſt ſaß der Edle mit vielen Zechkumpanen bei Tafel; unter den Gäſten war ein Pole, der auch eine gute Klinge ſchlug, ganz voll von dem prahlhanſigen Weſen, das ſeinem Volke eigen iſt. Derſelbe vermaß ſich eines hohen Dinges, er wolle jeden Schwab unter den Tiſch trinken. Die Polen nennen nämlich jeden Deutſchen ganz wegwerfend Schwab, und verachten ihn aus Herzensgrunde. Das Gelag hatte ſchon vier Stunden gewährt, die Köpfe waren warm; der Herr des Hauſes fühlte ſich verpflichtet, für die deutſche Nationalehre einzuſtehen, und ſprach: beliebe der Herr Graf eine Wette einzugehen! Wir wollen einmal deutſch und polniſch mit einander trinken. Eintauſend Dukaten gegen des Herrn Equipage mit dem Sechsgeſpann! — Topp! — rief der Polak. — Vierzig Flaſchen Tokayer auf den Tiſch! — rief Herr Georg Wilhelm von Schweinichen. Als die Flaſchen ſtanden, hub der biedere Deutſche an zu trinken. Eine Flaſche Tokayer auf einmal trank er dem Polen vor — der Pole trank ſie gemüthlich nach, die zweite, dritte, vierte, fünfte — der Pole trank ſie nach. Noch einmal fünf, und noch einmal fünf — und noch einmal fünf — der Pole trank ſie nach, mit ruhigem Gleichmuth. Zwanzig Flaſchen Tokayer waren von jedem der Kämpfer vertilgt, und der Pole hatte ſie tapfer nachgetrunken und ſtand unbeſiegt. Heldenmuth muß man auch am Feinde rühmend anerkennen. Alten Rheinwein her! — rief Herr Georg Wilhelm von Schweinichen — es geht


Georg Wilhelm von Schweinichen
Ich will daz die minen uf ere ſich dienen.

Ein ſchleſiſcher Zecher.

zu langweilig mit den Flaſchen! Einen Pferdeeimer voll! — Der Rheinwein ſtrömte aus vollem Faß in den Eimer bis zum Rande; Herr Georg Wilhelm faßte ihn mit geſchickter kräftiger Hand, hob ihn zum Munde und ließ ihn ohne Abſetzen und ohne Pauſe hinunter gleiten, ſich dem Ungar zu vermählen.

„Und mit Erſtaunen und Grauen
Sahen's die Edeln und Edelfrauen,
Und gelaſſen gab er den Eimer zurück."

Aufs neue quoll die Rheinrebenfluth in den Eimer; Herr Georg Wilhelm nahm ihn, ſchritt mit „feſtem Tritte," ohne daß ein Tröpflein überſchwankte — der Schauplatz dieſer vaterländiſchen Heldenthat war im Schloßhofe — auf ſeinen Gegner zu, und bot ihm den Kampftrunk. Todtenbläſſe lagerte ſich auf des Polen Geſicht — er ſchlug ein Kreuz, winkte mit der Hand und ſchritt lautlos aus dem Thore; höflich, den Eimer im Arme, gab Herr Georg Wilhelm von Schweinichen dem vornehmen Gaſt das Geleite, und ſchaute mit vergnügtem Blick auf die gewonnene Karoſſe mit ihrem herrlichen Sechsgeſpann, als ſiegreicher Retter der Trinkerehre des geliebten deutſchen Vaterlandes.

Hernachmals ward dieſer Heldenkampf mit allem Zubehör als ſchönes Schnitzwerk über dem Marſtall zu Schloß Herren-Motſchelmitz angebracht, allwo es noch bis dieſe Stunde Zeugniß davon giebt, was ein Schweinichen zu leiſten vermochte.

---

646. Der güldne Eſel.

Wie Städtlein im kleinen und Völkerſchaften im großen einander bisweilen gegenſeitig mit Spottnamen beehren oder zudecken, wie die Schweizer Kuhmelker heißen, und andere anders, ſo haben auch die Schleſier ihr Theil empfangen, und nicht das ſchönſte, ſie hießen ſonſt Eſelsfreſſer, dieweil ſie den erſten Eſel, welcher in ihr Land kam, für einen großen Haaſen ſollen angeſehen, geſchlachtet, gebraten und verzehrt haben. Dieſer etwas ungeſchlachte Scherz ſoll aber in etwas ganz anderem Grund und Urſprung haben. Bei Brieg an der Oder liegt ein Bergzug, darin ſind reiche Goldgruben, und dieſer Bergzug wird der güldne Eſel genannt, und wer nur von dieſem recht viel zu zehren und zu zechen hätte, der möchte ſich in Gottesnamen einen Eſelsfreſſer nennen laſſen. In dieſem Berge ſoll, der Sage nach, wirklich ein güldner Eſel ſtecken, wie im thüringiſchen Gebirg bei Goldlauter ein güldner Hirſch. Viele haben ſchon nach dieſem Füllen gegraben, es aber nie gefunden. Im dreißigjährigen Kriege hat einmal ein ſchwediſcher Feldobriſt zu Brieg gelegen, der hatte von dem Goldhort gehört und ließ fleißig nachgraben, hätte gar zu gerne das güldne Eſelsfüllen aus Schleſien hinaus und nach Schweden hinein geritten. Auf einmal langte ihm das Glück einen Finger hin — die Arbeiter fanden im tiefen Gang eines Kellers in der That ein Eſelsfell — und in dem Fell ſtak ein Schatz von vielen hundert Dukaten. Es war auch eine Schrift dabei, die lautete:

Geld iſt mein Futter —
Nah dabei liegt meine Mutter.

Da erwachte ein noch größerer Eifer, zunächſt dieſem prächtigen Eſelsfüllen auch die Mutter deſſelben zu finden — ſie gruben und gruben — da krachte mit einemmale die Mauer zuſammen und begrub die Gräber und den Schatz. — Beim Dorfe Fiſchbach liegt der Kittnerberg, da ſteht auch ein güldner Eſel drin. Findet ihn einer, dann wird Fiſchbach eine Stadt, und der Eſelsfinder derſelben erſter Bürgermeiſter. Schade, daß es ein goldner Eſel ſein muß. —

647. Kinder-Andacht.

Wie ſchon im Mittelalter die Kinderzüge in Thüringen, deren ſchon gedacht iſt (Sage Nr. 588), hervorgingen aus einem unerklärten Trieb, der plötzlich erwachte und bewog in Maſſen das ungewöhnliche, ſeltſame zu thun, ſo iſt es auch in Schleſien in viel jüngerer Zeit geſchehen, daß im Jahre 1708 eine Sucht und ein Trieb plötzlich die Kinder befiel, ſich andächtig zuſammen zu ſchaaren, und geſchahe dieß in den verſchiedenen Fürſtenthümern, Graf- und Herrſchaften des Landes an einem und demſelben Tage, und zwar in noch rauher Jahreszeit, am 14. Februar. Da strömten die Kinder aus Städten und Dörfern am frühen Morgen heraus auf das freie Feld, ohne daß Jemand ſie lockte, Knaben und Mägdlein, von ſechs bis zu vierzehn Jahren, ſchloſſen Kreiſe und wählten in jedem einen Vorſänger. Als dieſes geſchehen war, gab jedweder Vorſänger ein Zeichen, da haben ſich die Kinder auf die Erde niedergeworfen, und ſich mit dem Angeſicht zum Boden gebeugt, und haben ein ſtilles Vaterunſer gebetet. Darauf ſind ſie wieder aufgeſtanden und haben angehoben, die ſchönſten Lieder zu ſingen, unter andern: liebſter Jeſu wir ſind hier — oder: es iſt gewißlich an der Zeit — oder: nur nicht betrübt, ſo lang dich Jeſus liebt. — Sodann hat der kleine Vorſänger auch gepredigt und gebetet, und zwar knieend, Pſalmen oder Gebete, welche ſich auf die Zeit ſchickten — dann wurde der Segen und ein Schlußlied geſungen, ſo wie beim Auseinandergehen die Zeit um 11 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags zur Wiederzuſammenkunft am nächſten Tage beſtimmt und allen angeſagt. — So feſt hielt dieſe eifervolle Andachtſucht die Kinderherzen in Banden, daß ſie ſogar gegen der Aeltern Gebot und Willen davon liefen, ihre Andacht zu halten, und es mußten Zwangsmaßregeln ergriffen werden, dieſe wunderſeltſamen freien Verſammlungen zu verhindern, und die jungen Schwärmer auf die Andacht in Haus, Schule und Kirche zurückzuführen, als wohin ſie gehörten. — Und erinnert das an die Wallfahrtſucht der Knaben von Schwäbiſch-Hall im Jahre 1448 (Sage Nr. 879).

648. Vom Zobtenberge.

In der Nähe der Stadt Schweidnitz erhebt ſich ein Bergſtock voll ſchauriger und maleriſcher Naturſchönheit, wie voll Sagen, der Zotten- oder Zobtenberg, genannt der ſchleſiſche Wetterhahn. Dieſer Berg ſoll innerlich voll ungeheurer Schätze ſein. Eine Raubburg krönte ſeinen Gipfel, in ihr hauſte ein Ritter, den hieß man nur den Hammerſchlag; er führte kein Schwert, ſondern ſchlug die Menſchen mit einem Hammer todt, und keiner, den er traf, überlebte den dritten Schlag, wenn er nicht ſchon am erſten genug hatte. Endlich ermannte ſich der Muth der Schweidnitzer Bürgerſchaft zur Abwehr, die Burg ward erſtürmt, und ihre Trümmer begruben ihren Herrn und ſeine Hauptrottgeſellen. Die ſitzen nun tief in des Berges Schooße als Büßer ihrer Unthaten. Einſtens, im Jahre **1570**, geſchahe es, daß eines Sonntags ein Bürger aus Schweidnitz, Johannes Beer genannt, einen Spatziergang auf den Zobten machte, wie er ſchon öfters gethan, und da ſah er von ohngefähr eine früher noch nicht erblickte Oeffnung, aus der ein Luftzug ſtrömte. Es verwunderte ihn das, doch ging er nicht hinein, ſondern wieder nach Hauſe, aber die Höhle kam ihm Tag und Nacht nicht aus den Gedanken. Am nächſten Sonntag ging Johannes Beer wieder auf den Zobten hinauf, fand die Oeffnung, und wagte ſich hinein. Er kam in einen Felſengang und in eine Grotte, in die er nach dreimaligem Klopfen durch eine Thüre trat, aus welcher durch eine Glasſcheibe ein heller Lichtſchein ſtrahlte. In der Höhle ſtand ein Poſitiv mit ſilberner und goldner Claviatur. Darauf ſpielte Beer und es gab einen gar wunderſamen feierlich erhabenen Klang. Und da ward er eines runden Tiſches gewahr mitten in der Höhle, daran ſaßen drei lange bleiche, ganz abgemergelte alte Männer in ritterlicher Haustracht und mit Barretten auf ihren Häuptern, mit bekümmerten Mienen und zitternd. Vor ihnen auf dem Tiſche hat ein großes goldbeſchlagenes Buch gelegen, gebunden in ſchwarzen Sammt. Zu dieſen Männern ſprach Johann Beer: pax vobis! — Darauf antworteten die Alten aus einem Munde ſchauerlich: hic nulla pax. — Noch einmal, den Männern näher tretend, rief Beer: pax vobis in nomine domini! — aber mit matter Stimme und erzitternd flüſterten eintönig die Greiſe: hic non pax. — Da trat Beer ganz nahe heran zu dem runden Tiſch, und ſprach noch einmal: pax vobis in nomine domini nostri Jesu Christi! — Darauf antworteten die Alten gar nicht, ſondern deuteten auf das ſchwarze Buch, ſchlugen es auf, und zeigten deſſen Titel, welcher lautete: liber obedientiae „Buch der Buße.“ — Wer ſeid ihr Männer? — fragte Beer. — Wir kennen uns ſelbſt nicht! — antworteten jene. Was thut ihr hier? — fragte er weiter. Wir erwarten das jüngſte Gericht und den Lohn unſerer Thaten hier in Schrecken! — ſcholl die Antwort. — Welche Thaten ſind das? — war die Weiterfrage. — Da wieſen ſie auf eine Seitengrotte, vor der ein Vorhang ſich hinwegzog, und darin lagen und hingen tödtliche Waffen, Hirnſchädel, Knochen und ganze Menſchengerippe. Bekennet ihr euch zu dieſen Werken des Mordes? — Ja! — Erkennet ihr ſie für gute oder böſe? — Oh böſe, böſe! — Und ſind ſie euch von Herzen leid? — Wir wiſſen es nicht — frage nicht weiter! — ſprachen noch einmal die Alten und erzitterten heftiger denn zuvor — und Johannes Beer empfand ein tiefes Grauen und eilte aus der Höhle des Zobtenberges zurück. Nie fand er ſie hernachmals wieder.

649. Der Kopf des Rathsmannes.

Lange ſah man, und ſieht vielleicht noch immer am Rathhaus zu Schweidnitz einen ſteinernen Kopf, als Gedenkzeichen einer ſchrecklichen Strafe. Es war ein bejahrter Rathsmann allda, vom Teufel des Geizes beſeſſen, der hatte eine Dohle, und die richtete er ab, daß ſie aus ſeinem Fenſter hinüber durch eine ausgebrochene Glasſcheibe in die Rathskämmerei flog und Geld herüber trug, welches in dem wohlverwahrten Zimmer zum öftern auf dem Tiſche unverſchloſſen liegen blieb. Lange nahm man dieſen Raub nicht wahr; endlich, da fort und fort fehlte, ward der Räuber entdeckt. Hierauf wurde gezeichnetes Geld hingelegt und auch dieſes holte nach und nach die Dohle. Damit ward denn der Rathsmann leichtlich des Raubes überführt, und ihm, obwohl er ſchon bei hohen Jahren, eine entſetzliche Strafe zuerkannt. Er ſollte auf den hohen Kranz des Rathhausthurms gebracht werden, und von da herunterſteigen, oder auch, ſo er das nicht vermöge, droben bleiben und verhungern. Mit Angſt und Zittern ſtieg er hinauf und begann das gefährliche Herunterſteigen, das gelang aber nur eine geringe Strecke abwärts, da kam er auf ein ſteinernes Geländer, und konnte nicht weiter, weder vor noch hinter ſich und blieb allda ſtehen, und hatte nicht Obdach, nicht Trank noch Speiſe, nagte vor wüthendem Hunger das eigne Fleiſch ſich ab und ſtand zehn Tage und zehn Nächte, bis der Tod ſich ſein erbarmte, denn die Menſchen erbarmten ſich ſeiner nicht. Darauf ward hernach ſein ſteinern Abbild ſammt der Dohle auf die Stelle ſeines Todes geſetzt, aber ein Sturm warf dieß Denkmal unerhörter Grauſamkeit vom Thurm, und es blieb nur der Kopf davon ganz und wurde aufbewahrt.

650. Reichenbachs Urſprung.

Die Stadt Reichenbach, ſo zwiſchen dem Eulengebirge und dem Zobtenberge liegt, leitet ihren Urſprung aus ſehr frühen Zeiten ab. Schon im Jahre 300 nach Chriſti unſers Herrn Geburt kam ein Römerfeldherr, des Namens Lucca (der vielleicht auch Lukka in Meißen gründete), gefolgt von Franken und Wenden in dieſe ſchleſiſche Gegend, ſchlug Lager allda, und erbaute in einem Walde, darin ein Bild des alten Slavengottes Swantewit ſtand, einen Tempel. Auf dieſem Gefilde war es auch, bis wohin die räuberiſch in Deutſchland eingebrochenen Hunnenhorden nach der Merſeburger Siegesſchlacht im Jahre 925 durch Duno von Askanien und Siegfried von Ringelheim verfolgt, und ſchier gänzlich aufgerieben wurden. Als die Hunnen ſahen, daß kein Entrinnen war, verſenkten ſie ihre Schätze in den Klinkenbach, allein ein Heerführer Kaiſer Heinrichs I., des Namens Funkenſtein, erfuhr dieß, und ſichte den Bach für ſeinen Herrn aus, welcher ihm gebot, eine Stadt dorthin zu bauen. Vom reichen Fund im Bach wurde dieſe Stadt Reichenbach genannt.

651. Die Tanzwüthigen zu Reichenbach.

Die Volkskrankheit der Tanz- und Springewuth, die man im Mittelalter St. Veits- und St. Johannis-Tanz nannte, und die ſich oft in entſetzlicher Weiſe zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Gegenden offenbarte — die Tänzer zu Kolbek (Kolbig) im Jahre 1021 (Sage Nr. 314), der Erfurter Kindertanz nach Arnſtadt 1237 (Sage Nr. 588), Tänzer zu Utrecht 1278, die auf einer Brücke tanzten, welche brach, ſo daß ſie alle ertranken; die Aachener Tanzfahrt 1374, die ſich im ganzen Niederland verbreitete, die gleichzeitig Tanzwüthenden zu Köln und zu Metz, wo Sinnenwuth und Sinnengluth vereint ſchamlos walteten; die Tanzplage zu Straßburg 1418 und an andern Orten — die Adamstänzer in Böhmen (Sage Nr. 680) ꝛc., kam noch im ſechzehnten Jahrhunderte zur Erſcheinung und zwar zu Reichenbach, zwei Meilen von Schweidnitz. Dort war ein Mann, des Namens Vierſcherig, der hatte fünf Kinder, davon die älteſten, ein Mägdlein, Barbara mit Namen, 13 Jahre alt, ein Knäblein 9 und wieder ein Mägdlein 7 Jahre alt waren. Die wurden am Palmſonntag 1551 allzumal von der Tanzwuth erfaßt, begannen wunderlich und ſeltſam zu tanzen und zu ſpringen, wie noch Niemand erhört und erſehen, und in unbegreiflicher Weiſe und tanzten Tag und Tag ſieben bis acht Stunden in die Quere und in die Länge hin und her, in alle Winkel, aus der Stube in das Haus, und aus dem Haus in die Stube immer ſpringend und drehend, daß ſie grauſam müde wurden, ſchnaubten und keuchten, ſo daß es Niemand verwundert hätte, wenn ſie auf der Stelle todt niedergefallen wären. Und wenn ſie vor Ermattung nicht mehr ſtehen konnten, drehten und wirrten ſie mit den Köpfen an der Erde, als wenn ſie auf denſelben tanzen wollten; endlich haben ſie dann eine zeitlang geſchlafen und gelegen wie für todt. Wenn ſie wieder erwachten, heiſchten ſie bisweilen etwas zu eſſen, dann begannen ſie wieder zu hüpfen und zu ſpringen und zu tanzen, Tag und Nacht, wie es ſie ankam, redeten wenig und lachten unterweilen alle zugleich. Ein Pfarrer wollte ihnen von der Sucht helfen mit geiſtlichem Zuſpruch, und nahm ſie neun Tage zu ſich in das Haus, es war aber ganz vergebens.

652. Teufels-Graben.

Nahe Rappersdorf, zwiſchen Strehlen und Wanſen in Schleſien, iſt ein tiefer Graben, der ſich nach dem Krühn-Waſſer zieht, das dort in die Ohlau fällt; dieſer wird der Teufels-Graben genannt. Ein Bauer, deſſen Felder allzuoft von Waſſerüberſchwemmung litten, welches Waſſer auf den Feldern allzulange ſtehen blieb, ſtand eines Abends rathlos und verzweifelnd an ſeiner Gemarkung, und wußte ſeines Leides keinen Rath. Da trat im Dämmerlicht ein dunkler Fremder zu ihm und ſprach: was ſeufzeſt du? Du ſeufzeſt über das allzuviele Waſſer! Andere wären froh, hätten ſie deinen Ueberfluß. Ueberlaſſe mir ſieben deiner Knechte, ſo will ich mit ihrer Hülfe dir das Waſſer ableiten, ehe der Tag graut. — Das war der Bauer wohl zufrieden, er gebot alsbald ſieben Knechten auf zu ſein und dem Fremden dienſtbar, und der wählte ſich ſieben aus, die ihm nicht unbekannt waren, die ärgſten Flucher, die ſchlimmſten Spieler, die größten Schlemmer. Sie aber murrten, und wollten, weil es Nacht, nicht arbeiten; da ſagte der Bauer: wollt ihr nicht gehorchen, ſo geht zum Teufel! — da gingen ſie. Am andern Morgen war der Graben fertig, groß und breit und lang, und die Felder waren waſſerfrei. Aber die Arbeiter kehrten nicht wieder heim. Bis Köchendorf und Bankau fand man auf den Feldern ihre zerſtückten Glieder. Sie waren zum Teufel gegangen. —

633. Der Glockenguß zu Breslau.

Zu Breslau, dem einen Auge Schleſiens, wie die Stadt vor Alters genannt ward (das zweite iſt Liegnitz), wurde für den Thurm der Kirche Sankt Magdelena eine Glocke gegoſſen. Alles war zum Guß bereit, als der Meiſter ſich für kurze Zeit erſt noch einmal entfernte, und dem Lehrjungen ſtreng verbot, etwas anzurühren und bei Leibe nicht das Metall in die Form auslaufen zu laſſen. Aber die ſchlimme Neugier trieb den Jungen an, am Zapfen zu atzeln, und unverſehens ſtrömte das geſchmolzene Metall heraus und in die Form hinein und füllte ſie ganz aus. Zum Tod erſchrocken und zitternd kam der Junge zum Meiſter und bekannte es, und den Meiſter ergriff der Zorn allzuſehr, ſo daß er ſein Schwert zog und den Jungen niederſtach, wie der Glockengießer zu Attendorn ſeinen Geſellen (Sage Nr. 288). Dann eilte er hin in das Gießhaus und ſah nach, und glaubte den ganzen Guß mißlungen; aber ſiehe, er war herrlich wohlgerathen. Da reute ihn die übereilte Zornesthat, die ſich nicht verhehlen ließ; bald darauf ſaß er im Kerker und empfing ſein Urtheil, das lautete: Tod durch das Henkerſchwert. Inzwiſchen ſeiner Haft zog man die Glocke auf, und als es nun dahin gedieh, den armen Sünder zur Richtſtatt zu führen, da bat er flehendlich, man möchte ihm noch die Gunſt erzeigen, und ſeiner Glocke Ton ihm zum letzten hören laſſen. Dieß geſchah, und da mag wohl die Glocke einen Ton gegeben haben, wie die Klempner: Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen! (Sage Nr. 199.) Hernach iſt die Glocke ſtets geläutet worden, wenn ein armer Sünder vom Rathhaus fort und zum Hochgericht geführet wurde. Es iſt eine große ſchwere Glocke, die funfzig Schläge von ſelbſt ſchwingt, wenn ſie auf funfzig Schläge gezogen worden.

Im Dom zu Breslau hat immer eine Glocke von ſelbſt geläutet, wann ein Canonicus ſterben ſollte, auch fand man im Chorgeſtühle auf eines ſolchen Platz ſtets eine weiße Roſe.

654. Habedank.

Als Kaiſer Heinrich V. mit dem Polenkönig Boleslaus Krieg führte, und Polen gern ſeinem Scepter unterwürfig machen wollte, ſchickte letzterer eine Geſandtſchaft ſtattlicher Männer an den Kaiſer um Friedenswerbung. Der Kaiſer empfing dieſe Abgeſandten gut, und zeigte ihnen unter andern auch ſeinen Schatz, ließ aber dabei doch einigen Stolz blicken, und ſagte: hier iſt Vorrath, Polen zu zähmen! — Dieſes Prahlen verdroß die ſtolzen Sarmaten, und war ihnen unerträglich, daher zog der erſte unter ihnen, Graf Skarbik, einen koſtbaren Ring vom Finger, und warf ihn in des Kaiſers Schatzkaſten, indem er ſagte: aurum adjiciatur auro! Gold zu Golde — und deutete damit an, daß auch Polen und ſein König des Goldes genug habe, um Krieg zu führen, und daß ſie ſich nicht auf Gold, ſondern auf ihre Schwerter verließen. Der Kaiſer verſtand auch gar wohl den Sinn der Rede, antwortete aber ſehr ruhig: Habe Dank! habe Dank! — und warf den Deckel ſeines Schatzkaſtens ins Schloß. Davon hat hernach der Pole ſammt ſeinen Nachkommen den Beinamen: Habedank erhalten.

655. Sagan's Name.

An der äußerſten Weſtgrenze Schleſiens, am Bober, wohnte ein Mann, der beherrſchte die Gegend und bewachte den Uebergang über den Bober und nahm Zoll von den Reiſenden, faſt ſo ſchlimm wie jener Rieſe an der Schelde (Sage Nr. 137). Wenn nun einer kam, ſo rief er jedesmal: ſag' an, woher? Sag' an, wohin? Sag' an, was führſt du? — und nannten ihn die Leute rings im Gau den Herrn Sag' an. Da nun die Stätte ſchön und fruchtbar gelegen war, ſo bauten ſich andere auch an und wurden Herrn Sagan's gute Nachbarn und desgleichen, und ward allmählich ein Ort, und aus dem Ort ward eine Stadt, die denſelben Namen behielt bis auf dieſen Tag. Als Sagan eigne Herzoge gewonnen hatte, thaten einſt einen derſelben die Domherren zu Glogau in den Bann, weil ſie ihm nicht gehorſam ſein wollten. Da bot er ihnen friedlichen Vergleich, und da ſie zu ihm in ſein Schloß, als zu einem Gebannten, nicht kommen durften und würden, lud er ſie zum Zwiegeſpräch und zur Unterhandlung auf die Boberbrücke. Kaum waren die Domherren auf der Brücke, ſo fielen hinter ihnen die Dielen in das Waſſer, denn es waren unter der Brücke auf des Herzogs Geheiß Fiſcher verſteckt, welche ſchon alles ſo vorgerichtet hatten. Darauf redete der Herzog die Canonici ſehr ernſt an, und fragte: jetzt ihr Herren, ſaget kurz und rund, wollt ihr euch fügen oder nicht? Wollt ihr ſingen oder wollt ihr ſpringen? — Singen, Herr, ſingen! — antworteten die beſtürzten Chorherren und fügten ſich gütlichem Vergleiche, und löſten den Herzog vom Banne, um ſich ſelbſt zu löſen, und ſangen wieder im Chor Hora's und Vigilien, Vespern und Metten.

656. Die heidniſche Jungfrau zu Glatz.

Zu Glatz ſaß als Herrin der Herrſchaft und des Gaues in den Heidenzeiten eine Jungfrau, die führte ein üppiges Leben und iſt eine Zauberin geweſen, auch alſo kräftig, daß ſie zum öftern zur Kurzweil ein ſtarkes Hufeiſen mit den Händen zerriß. Sie war auch eine ſo geübte Schützin, daß ſie mit einem Pfeil aus ihrem Ranzenbogen vom Schloſſe zu Glatz bis zur großen Linde bei Eiſersdorf an der Grenze ſchoß. Einſtmals wettete ſie mit ihrem Bruder um etwas Hohes, wer am weiteſten ſchießen könne; da ſchoß der Bruder kaum den halben Weg; darauf wurden an dem Ort, dahin die Jungfrau getroffen, zwei hohe ſpitze Steine zum Denkzeichen aufgerichtet, die lange geſtanden haben. Da aber das Leben der Jungfrau ein verrufenes war, ſo wurde ihr nach dem Leben getrachtet, ſie entging aber mittels ihrer Zauberkunſt den Nachſtellungen lange Zeit. Endlich wurde ſie gefangen und in einen großen Saal beim Thor, wo man vom Niederſchloß ins Oberſchloß geht, eingemauert, alldort wurde ihr Bildniß in einen Stein ausgehauen, der Mauer einverleibt, das noch gezeigt wird. Auch im grünen Saal des Schloſſes war der Jungfrau Bild fein gemalt zu ſehen, und in einem alten Kapellchen aus der Heidenzeit ward ihr Haar gezeigt, das war ſchön und gelb und hing an einem Nagel ſo hoch, daß nur ein großer Mann, auf dem Boden ſtehend, es erreichen konnte. Oft noch ward dieſe heidniſche Jungfrau im Schloſſe erblickt als ein umgehendes Geſpenſt, doch unſchädlich denen, die es nicht verhöhnten oder beleidigten, oder Verlangen trugen, das Haar hinweg zu nehmen. Ein Soldat, der ſolches that, empfing von ihrer kalten Hand einen Backenſtreich, daß ihm die Wange blitzblau blieb all ſein Lebetage. Ein anderer, der wirklich das Haar hinweg genommen, wurde vom Geſpenſt der Jungfrau gekratzt, gekrempelt und gar übel zugerichtet, bis es ſein Rottgeſell auf ſein Flehen wieder an Ort und Stelle trug und hing. Die Forſcher haben ſich ſehr zerſonnen, wer die Jungfrau eigentlich geweſen und wie ſie geheißen, und haben glücklich heraus gebracht, daß ſie die Böhmenkönigin Libuſſa nicht geweſen, deren Schweſter Kaſcha oder Tetka aber auch nicht. Wanda, die Polenregentin, die im Jahre Chriſti 728 u. ſ. w. herrſchte, ſoll es auch nicht geweſen ſein; daß es aber die zauberiſche Wlaſta, die den böhmiſchen Mägdekrieg angezettelt, war — ſteht ſehr in Zweifel. In Summa iſt ſo viel ganz gewiß, daß man, wer jene Jungfrau geweſen, ſo recht eigentlich nicht wiſſen kann, wie mit der Höhe des Berges Sinai und vielen andern Dingen der gleiche Fall.

657. Die Linde der Sibylle.

Eiſersdorf, dahin die Heidenjungfrau auf dem Schloſſe zu Glatz mit ihren Bogen ſchoß, liegt von Glatz eine gute böhmiſche Meile am Flüßchen Biele. Dort ſtand eine große uralte Linde, die war weit und breit berühmt; ſie ſollte ſo alt ſein, als der Heidenthurm auf dem Schloſſe zu Glatz. Wenn ſie auch wegen hohen Alters von Zeit zu Zeit einmal verdorrete, ſo grünte ſie doch immer wieder von neuem aus. Auf dieſer Linde ſaß die Sibylle und weiſſagte viel von künftigen Dingen der Stadt Glatz. Der Türke werde gen Glatz kommen, und wenn er durch die ſteinerne Brücke hinein auf dem Rink ſeinen Einzug halten werde, ſo würde er eine große Niederlage erleiden, weil ihm die Chriſten aus dem Schloſſe herab entgegen ziehen und auf dem Markt ihn erlegen würden. Bevor aber ſolches geſchehe, werde zuvor ein ganzer Haufe Kraniche durch die Brodbänke fliegen. — Daß die heidniſche Jungfrau zu Glatz dieſe Sibylle ſelbſt war, ſcheint denen nicht beigefallen zu ſein, die nach ihrem Urſprung und Namen forſchten; es iſt aber etwas Wunderſames um den Zuſammenhang des Redens und Sagens von einer Sibylle und deren Weiſſagung vom Türken im deutſchen Volke, denn es giebt der Orte mehrere, von denen gerade die Sibylle geweiſſagt haben ſoll, auf ihnen werde der letzte Türke erſchlagen werden, unter andern zu Eiba bei Saalfeld in Thüringen, da ſoll der letzte Türke in einem Backofen verbrannt werden, wie im Werrathale, wo auf der Borchfelder Brücke der letzte Sultan enden ſoll. Auch im Voigtland, am Rhein und anderorts iſt dieſe Sage lebendig. Zu Bamberg geht die Weiſſagung, die Türken würden ihre Pferde noch aus dem Rhein ſaufen laſſen, wo Gott vor ſei! Auch in Schwaben iſt eine Sibyllenhöhle.

658. Der Wunderbrunnen zu Lomnitz.

Nicht gar weit von Glatz am Habelſchwerdter Gebirge, und nur zwei Meilen von den Quellen der kleinen Elbe war ein Wunderbrunnen, Glomuzi geheißen, zu dem war ſchon in den Heidenzeiten viel Zuſtrömens und Wallfahrens, weil ſelbiger Brunnen allerlei Wunderzeichen that. Wenn das Land guten Frieden haben ſollte, und die Früchte wohl gerathen ſollten, da ſchwamm es auf dem Waſſerpfuhl voll Waizen, Hafer und Eicheln, und erfreute den Leuten, die dorthin gewallt waren, Augen und Herzen. Sollte es aber Krieg und Sterben geben, ſo ſchwammen auf demſelben Brunnen Blut und Aſche, des Krieges und Sterbens ſchreckliche Zeichen. Da baute ſich um den Wunderbrunnen allmählich ein Ort an, und der ſoll Alt-Lomnitz ſein, und den Namen von dem Brunnen Glomuzi nach der bekannten Wortwurzelgrabekunſt haben: Glomuzi, Lomuzi, Lomitſchi, Lomniz. Weit eher könnte die Stadt Chlumecz, im Budiner Kreis, zwei Meilen von Elbe-Teinitz, den Namen von ſolchem Brunnen haben, aber alte Kunden ſagen ausdrücklich, daß des Glomuzi waſſerreiche Wunderquelle nahe bei Glatz entſprungen.

659. Die Schweſtern von Troßky.

Auf Chlumecz ſaßen Herren des Geſchlechtes Berka von Dur und Leipa, und einer unter ihnen ſchrieb ſich Otto Berka von Troßky auf Chlumecz. Troßky war eine Felſenburg, deren Rieſenzacken mit einander durch Gemäuer verbunden waren und noch ſind. Eine dieſer Zacken, die höhere, heißt Baba (Mutter), und die andere Panna (Jungfrau). Vor Zeiten wohnten auf dieſen Zacken zwei Schweſtern, die liebten einander ſo zärtlich wie Hund und Katze, zumal auch die Religion ſie getrennt hielt; ſie ſahen jeden Morgen zum Fenſter heraus, riefen einander Schimpfworte zu, deutſch und böhmiſch, wie es kam, ſtreckten einander die Zungen heraus, ballten gegen einander die Fäuſte, und jede erbaute im Dorfe Troßkowitz eine Kirche, um ja nicht mit der Schweſter in Gemeinſchaft zu kommen. Dieſe Kirchen oder Kapellen ſind genau ſo weit von einander entfernt, als droben auf dem Berge die Zacken mit den Thurmtrümmern. Die Schweſtern hatten auch noch nach ihrem Tode keine Ruhe und man hört noch immer in ſtillen Nächten droben aus den öden Fenſterhöhlen ihr Gezänk herüber, hinüber und herunter gellen.

660. Des Kindes Weiſſagung.

Wie die Sibylle auf der berühmten Linde bei Eiſersdorf vom Türken weiſſagte, ſo begab ſich's im Jahr 1254 mit einem halbjährigen Kinde zu Krakau im Lande Polen. Das begann zu reden und zu weiſſagen von der Tataren (Mongolen) Ankunft, daß Jedermann erſchrak und ſich verwunderte. Und leider iſt dieſe Weiſſagung des Kindes auf eine ſchreckliche Weiſe eingetroffen, und die Tataren ſind in das Land gebrochen und haben es verheert mit Schwert und Feuer, und ſind bis an das Rieſengebirge und nach Schleſien und Böhmen gedrungen. Zu Breslau, das ſie auch einäſcherten, fiel Feuer vom Himmel auf das Gebet des heiligen Czeslaw in das Lager der Mongolen, und darum zogen ſie ſich zurück. Bei Wahlſtadt ward die blutige Tatarenſchlacht geſchlagen, in welcher dreißigtauſend Chriſten blieben, und neun Säcke voll Chriſten-Ohren, von jedem Gefallenen nur eins, abgeſchnitten wurden. Unzählige Gefangene wurden hinweg geſchleppt, darunter allein einundzwanzigtauſend Jungfrauen. Das Kind hatte auch geweiſſagt, ihm ſelbſt werde das Haupt von den grimmen Tataren abgeſchlagen werden, und es geſchahe alſo.

661. Ruckkehrender Selbſtmörder.

In einer bekannten Stadt Schleſiens ſchnitt ſich ein Schuhmacher die Gurgel ab, darob erſchrocken und die Schande zu umgehen, verhehlten des Todten Wittwe und ihre Schweſtern dieſen Selbſtmord, ſuchten deſſen Spur zu tilgen und umwanden den Leichnam ſo mit Tüchern, daß nichts von der Todesart des ſonſt ganz braven und unbeſcholtenen Mannes verlautete. Es ward ihm ein feierliches ehrliches Begräbniß gehalten, und er ward von vielen aufrichtig betrauert. Nach ſechs Wochen aber erging ein Gerücht in der Stadt, der Schuhmacher ſei nicht nur eines natürlichen Todes nicht geſtorben, ſondern laſſe ſich auch ſehen. Und dieſes that derſelbe auch wirklich; er ging ſpukend um, am hellen Tage und in der Nacht, und warf ſich auf die Schlummernden — er war ein Vampyr geworden, und erregte ſo viel Angſt und Schrecken, daß Niemand mehr allein ſchlafen mochte, die Leute thaten ſich zu gemeinſchaftlichen Schlafpartien zuſammen, allein auch dieſes half nicht immer. Dieſe Plage des Geſpenſtes währte ſchon in den ſiebenten Monat; am 20. September 1591 war der Schuſter Todes verblichen, und am 18. April 1592 ließ der Senat in der Nacht um 1 Uhr das Grab öffnen. Da lag die Leiche des Schuſters noch friſch mit der friſchblutigen Halswunde. Dieſelbe wurde 6 Tage lang ausgeſtellt, und über die Wittwe und ihre Schweſtern ward ſchwere Unterſuchung verhängt. Hierauf ordnete der Stadtrath an, daß die Leiche zum andernmal aber auf dem Schandplatz begraben werde, welches auch geſchah, aber nichts half, denn der Vampyr kehrte immer wieder. Da iſt er hernach nochmals ausgegraben worden, der Kopf ihm abgehackt, desgleichen die Gliedmaßen, und dann wurde er mit Rumpf und Stumpf verbrannt, und die Aſche in den Fluß geſtreut. Dieſes muß den Geiſt mißfallen haben, denn von da an war und blieb er hinweg.

662. Der rothe Leu.

Zwiſchen Glatz und Schweidnitz ſtreckt ſich das erzreiche Eulengebirge majeſtätiſch hin. In einem Bergwerke auf der böhmiſchen Seite arbeitete ein Bergmann, der hieß der rothe Leu; er hatte für ſich ſelbſt gemuthet und arbeitete auf eigne Rechnung, allein Anfangs mit gar keinem Glück, denn er ſetzte Hab und Gut bei ſeiner Fundgräberei zu, und zuletzt auch alles Eingebrachte ſeiner Frau, ſo daß ſie endlich ſogar ihren Schleier verkaufen mußte. Eines Tages, als dieſelbe ihrem Manne Eſſen in die Grube brachte, ſtieß ſie ſich an einem großen Knauer (hervorragendem Felsſtück) hart an die Ferſe, daß dieſe blutete. Da nahm der Mann ſein Gezeug, den Knauer wegzuſtufen, und wie er begann, hei! da blinkte es hell und klar, da war es gediegenes Gold. Da dankte bald darauf die Frau ihrer blutigen Ferſe den ſchönſten Schleier und bekam alles Verlorene tauſend und aber tauſendfach wieder, ſo daß ſie ſich zu ſagen vermaß: jetzt ſei es dem lieben Herrgott ſelbſt unmöglich, ſie wieder arm zu machen. Und der rothe Leu der wurde ein Mann von mächtigem Anſehen, weit bekannt und genannt. Er durfte den König Wenzel von Böhmen zu Gaſte laden, und dieſer gute Herr war ſo gnädig, eine ganze Tonne Goldes vom rothen Leu zum Geſchenk anzunehmen; Wenzels Vater aber, dem Kaiſer Karl IV., rüſtete derſelbe hundert Reiſige vollſtändig aus mit Pferden und Harniſchen. Sich ſelbſt und ſein Weib kleidete der rothe Leu fortan in Glanz und Pracht, ſein Haus wurde der Sitz allen Wohllebens, alles glänzte darinnen von Silber, Gold und Seide. Dazumal begann die Kunſt der Alchymie auf's Neue eifrig betrieben zu werden, und die Goldmacher nannten den geheimnißvollen Goldkönig, den ſie hervorzubringen ſich bemüheten, dem reichen glücklichen Goldfinder zu Ehren: den rothen Leu. Aber Stolz und Hoffarth und des Weibes unſinnige Vermeſſenheit und Gottesläſterung machten der rothen Herrlichkeit ein ſchnelles Ende, denn der Golderzgang hörte plötzlich auf, geſpart war nichts worden und da flog zuletzt auch des Weibes Schleier wieder fort, und der rothe Leu wurde bettelarm und iſt ſammt ſeinem Weibe auf dem Miſthaufen geſtorben. Erſteres, das bettelarm werden, widerfuhr über dem fruchtloſen Hoffen auf das Erſcheinen des rothen Leu auch gar vielen Alchymiſten.

663. Die drei Bergleute im Kuttenberg.

Im Lande Böhmen liegt gar ein berühmtes Bergwerk, das iſt im Kuttenberge; da hat ſich's vorlängſt zugetragen, daß drei Bergleute mit einander jahraus jahrein in einer Grube arbeiteten und ihr Brod verdienten. Sie nahmen täglich, wenn ſie anfuhren, ihr Gebetbuch, ihr Grubenlicht auf einen Tag mit Oel verſehen, und ihr Brod auch nur auf einen Tag, mit in die Grube, beteten, und fuhren dann vor Ort. Da geſchah es, daß ſich eines Tages ihre Grube verſchüttete, und da befahlen ſie ſich Gott und gedachten zu ſterben, denn ihr Oel und Brod reichte nur auf einen Tag, aber ihr Gebet, das ſie gemeinſam verrichteten, das reichte viel viel weiter, und es nahm ihr Oel nicht ab und nicht ihr Brod und ſie beteten und arbeiteten im Berge immer fort, und merkten nicht, daß die Jahre dahingingen, und als eine Jahreswoche vorüber war, dünkte es ſie noch keine gewöhnliche Woche zu ſein; nur daran, daß Bart und Haare ihnen mächtig wuchſen, merkten ſie die Flucht der Zeit. Ihre Weiber daheim wußten, daß ſie alle drei verſchüttet und vergraben waren, und dachten endlich daran, andere Männer zu nehmen, wenn einer ſie haben wolle. Zu einer Zeit begannen die drei Bergleute ſich doch recht herzlich aus ihrer Gruft herauszuſehnen nach dem Lichte, gleich der Pflanze im Keller, die ſehnſuchtbleiche Ranken empor zum Lichte ſchickt und gern ergrünen möchte, und da ſeufzte einer von den dreien aus tiefem Herzensgrunde: o nur noch einmal, einmal nur am Tageslicht mich freuen und ſonnen, und dann in Gottes Namen ſterben! — da ſeufzte der zweite: o nur einmal noch mit meiner lieben Frau zu Tiſche ſitzen, nur einen Tag mich wieder droben freuen, und dann ſterben in Gottes Namen! — und der dritte ſeufzte: ach nur ein Jahr im guten Frieden droben an der Seite meiner Frau, und nimmermehr herunter — dann wollt ich gerne ſagen: Welt, ade! — Da that der Berg, als ſie ſo gewünſcht hatten, einen Donnerkracher, als wollt' er mitten von einander berſten, und da fiel durch eine Ritze der Schein des blauen Himmels in die tiefe Grube. Da klommen die drei hinan, und der erſte kroch hinaus an's Tageslicht und ſog es wonneathmend ein, und freute ſich und ſonnte ſich am warmen Strahl und rief: o du Licht, du Licht von Gott! — und ſank um und war todt. Indem ſo krochen die zwei andern auch heraus, und wanderten in ihr Dorf, da ſie wohnten, und ſuchten ihre Weiber, die kannten ſie nicht, denn jeder ſah aus wie ein Waldſchrat, und wollten nichts mit ihnen zu thun haben. Die Männer aber heiſchten Bartmeſſer und Seife, und traten bald darauf vor ihre

Weiber, nachdem ſie ſich geſchoren und gezwagt, und war jetzt jeder ein Mann, der ſich gewaſchen hatte und auch gekämmt, da freuten ſich die Weiber, daß ſie ihre Männer wieder hatten, und die des erſten bereitete gleich ein Mahl, ſo gut ſie es vermochte, und da aßen und tranken die beiden, und freuten ſich, und der Mann ſprach zuletzt den Abendſegen und dankte Gott für Speiſ' und Trank, und ſank um und war todt. Dem dritten aber ward vergönnt, ein ganzes Jahr hindurch ſich noch des Erdentages zu erfreuen, und fuhr nicht mehr in den Schacht; und genau als ein Jahr vorüber, nachdem der Bergmann wieder aus dem Kuttenberge hervorgegangen, da umfing er ſeine Frau und ſagte zu ihr: lebe wohl! Auf Wiederſehen in Gottes Himmel! — O nimm mich lieber gleich mit! — ſprach ſie, und wie ſie ſich ſo liebſchmerzlich und treu umfangen hielten, umfing ſie ſelbſt beide der ewige Schlaf. — Im Kuttenberge giebt es auch Zwergmännlein, die nennen die Böhmen Haus-Schmiedlein; ſie graben und hämmern und ſchmieden und pochen, necken auch zum öftern die Knappen und ſtrafen die Gottloſen und die Flucher.

664. Der König im Berge.

Im deutſchböhmiſchen Gebirge lag ein altes Schloß, Schildheiß, das ſollte im Bau erneuert werden. Im Grunde fanden die Maurer und Werkleute viele Gänge und Kellergewölbe, und in einem derſelben ſaß ein König im Seſſel von Elfenbein, und ſchlief, und neben ihm ſtand regungslos eine Jungfrau, die ſtützte ſein Haupt. Da nun die Werkleute neugierig näher zu der Erſcheinung ſchritten, ſo verwandelte ſich die Jungfrau urplötzlich in eine Schlange, und ſpie ihnen als ſolche Feuer und Dampf entgegen, ſo daß ſie ſcheu zurückwichen. Als ſolches nun dem Herrn des Schloſſes angeſagt worden war, begab ſich dieſer ſelbſt in die Gewölbe hinab — da hörte er die Jungfrau bitterlich ſeufzen. Er öffnete und trat hinein, aber Feuer und Rauch kam ihm entgegengepuſtet; ſein Hund lief jedoch keck voran und der Burgherr wollte nicht mindern Muth haben, wie ſein Hund. Als er der Jungfrau anſichtig ward, ſah er, daß ſie ſeinen Hund auf den Armen hielt, unbeſchädigt, aber an der Wand erſchien eine Tafel mit brennender Schrift darauf, die war von Flammen umwebert und leuchtete glühend, und ſtand darauf eine Mahnung, nicht in's Verderben zu gehen. Muthvoll jedoch ſchritt der junge Ritter noch näher, da umſchlangen und verſchlangen ihn die Flammen.

665. Die Seelen der Ertrunkenen.

In einem See im Böhmerlande wohnte ein Waſſermann, der trug einen grünen Hut und konnte die Lippen nicht ſchließen, ſo daß wer ihn ſah, auch ſeine grünen bläckenden Zähne ſah, ſonſt war er von einem Menſchen in nichts unterſchieden. Zuweilen hat er ſich den Mädchen gezeigt, ſitzend am Ufer des See's und grünes Band meſſend, das er endlos aus der Fluth herauszog, und dann ihnen zuwarf, wenn er genug gemeſſen. Selbiger Waſſermann war gut bekannt worden mit einem Bauer, der am See wohnte, kam zum öftern in deſſen Haus, und lud auch den Bauer ein, ihn in ſeiner Wohnung unterm See zu beſuchen. Dieß that der Bauer und fand es unten über alle Maaßen ſchön und viele Schätze, und endlich kam er in eine kleine Stube, darin ſtanden ganze Reihen neuer Töpfe, aber alle umgeſtürzt. — Was thut ihr damit? — fragte der Bauer. Das will ich dir ſagen! antwortete der Waſſermann. Alle Jahre hole ich mir einen in den See, und ſeine Seele die iſt dann mein, und ich halte ſie unter dem Topf eingeſperrt. Jeder Mann muß doch ein Vergnügen auf der Welt haben, auch der Waſſermann, und das iſt nun das meine. — Dem Bauer verdroß dieſes Vergnügen und ärgerte ihn und ging ihm im Kopf herum; er achtete aber genau auf die Art, wie er in den See gekommen war, der Weg ging durch eine Brunnenſtube, und als er eines Tages in der Mittagsſtunde den Mönch am See ſitzen und Band meſſen ſah, was er den Mädchen nur hinwarf, ſie daran zu fangen und hinab zu ziehen, ſo ſchlüpfte der Bauer geſchwinde heimlich hinunter in des Waſſermannes Behauſung, war her und ſchmiß alle Töpfe um. Hei, war das eine Seelenluſt, wie alle die Seelen aus der Sammlung des Waſſermannes frei wurden und erlöſt aufwärts ſchwebten! Der Waſſermann aber wurde ſehr böſe über den ihm geſpielten Streich, denn Niemand läßt ſich gern ſein Steckenpferd nehmen und drohte dem Bauer grimmige Rache. Da aber der Waſſermann die Gewohnheit hatte, ſein Fleiſch in den Fleiſchbänken der Stadt ſelbſt zu kaufen, wie die Engländer und Amerikaner, und dieſes immer mit alten böhmiſchen Groſchen bezahlte, in denen ein Loch war, folglich von den angereihten Groſchen der Halsſchnuren der Mädchen, die er in den See gelockt, ſo gikte ihn bei einem jüngſten Beſuch der Metzger, als geſchehe es unverſehens, mit dem ſpitzen und ſcharfen Meſſer in den Daumen, womit er die Löchergroſchen zählte, daß das Blut des Waſſermanns floß, welches ausſah, wie Froſchlaich. Da wandte der Waſſermann ſich zornig hinweg, ging und kam nimmermehr wieder. So entging jener Bauer ſeiner Rache.

666. Das Weinfaß im Helfenſtein.

Am Fuße des Rieſengebirges auf der böhmiſchen Seite liegt das Städtlein Trautenau, und eine Strecke ins Gebirge hinein, eine Meile davon, liegt ein hoher Felsberg, darauf hat ein Schloß geſtanden, das hat der Helfenſtein geheißen, aber es iſt verſchwunden und verſunken mit Mann und Maus, wie das Schloß auf dem Singerberge in Thüringen (Sage Nr. 514), und viele andere Schlöſſer und Burgen, aber die Sage blieb am Leben und verſank nicht mit, daß die Menſchen im Helfenſtein nicht allein vielen Durſt, ſondern auch vielen Wein gehabt, der auch mit verſunken ſei, als welches gar ſchade. Da war nun im Orte Marſchendorf am Aupabach, der dicht oben an der Schneekoppe entſpringt, im

Jahr 1614 eine junge Magd, die hüthete Vieh in dieſem wilden Gebirgsthale und kam dem Helſenſtein nahe, und ſagte zu den drei Kindern, die bei ihr waren: kommt, laßt uns vollends zum Helſenſtein hinaufgehen, vielleicht iſt er offen und wir bekommen das große Weinfaß zu ſehen. Das thaten ſie und richtig war der Felſen offen, und ſie traten hinein und kamen durch ein Vorgemach und einen Gang in eine weite Halle, darin lag das zehneimerige Stückfaß, das hatte nur noch wenig Dauben und Reife, aber eine fingersdicke Haut von Weinſtein umgab das Faß, daß nichts herauslief. Wenn dieſe Haut angefaßt wurde, gab ſie nach und ſchlotterte wie ein Windei. Siehe da trat aus einem andern Gemache, darin Muſik und fröhliche Geſellſchaft war, ein altmodiſch geputzter Herr mit einem rothen Federbuſch auf den Hut und einer großen zinnernen Kanne in der Hand, Wein zu zapfen. Dieſer Herr ſagte, ſie ſollten nur hinein gehen, es gehe drinnen luſtig her, aber die Magd und die Kinder zagten. Er bot ihnen Wein aus der Kanne, aber ſie weigerten ſich. Da ſprach er: harret hier mein, ich will gehen und kleine Becherlein holen. — Kaum war er hinein, ſo ſprach die Magd: lauft Kinder, lauft geſchwind hinaus, die Leute hier im Berge ſollen all verfallen und verwunſchen ſein. — Und da eilten ſie hinaus und hinter ihnen ſchlugen mit Knall und Fall die Thüren zu, und es polterte furchtbar. — Als ſie nach etwa einer Stunde ſich von dem Schrecken erholt hatten, war die Magd doch wieder keck, wollte ſehen, was es denn geweſen ſei, das ſo gekracht habe, ob etwa der Felſen eingefallen ſei, und redete den andern zu, nochmals mit ihr hinaufzuſteigen. Sie fanden aber die Oeffnung nimmer wieder, der Fels war zu und blieb zu von allen Seiten.

667. Das ſteinerne Brautbette.

Auf einer andern Burg im Rieſengebirge hat auch ein Schloß geſtanden, darinnen hauſte die Wittwe des Ritters mit einer einzigen Tochter. Dieſe Tochter liebte einen nachbarlichen jungen Ritter, möglich daß es ein Helſenſteiner war. Aber er verſah es, dem Sprüchwort zu folgen, welches lehrt: wer die Tochter haben will, muß es gut mit der Mutter meinen, und da meinte die Mutter es auch nicht gut mit ihm, und ſchwur, daß er bei ihrem Leben nimmermehr ihr Eidam werden ſolle. Die Tochter aber, die den jungen Ritter heftig und feurig liebte, verlobte ſich ihm dennoch und ſchwur, ihn zu heirathen, ſobald die Alte die Augen ſchließe, dieſe werde ja nicht ewig leben. Solches erfuhr die Mutter und warf ſich vor Gott nieder und betete und fluchte in leidenſchaftlicher Wuth, und Gott ſolle der Tochter, die ſich ſo ſehr an ihr verſündige, ihr Brautbette zu Stein verwandeln. — Und gleich nach dieſem Fluche ſtarb die Alte, gleich jener Mutter, die ihre fleißige Tochter, die Spinnerin, in den Mond verwünſchte (Sage Nr. 333), denn ſolche Flüche ſind keine Lebensverlängerungselixire. Aber wie die Mutter, ſo hielt auch die Tochter ihr Wort und heirathete ihren Bräutigam, und hielt keine Trauerzeit. Die Hochzeit wurde feſtlich begangen, aber in der Mitternachtſtunde, als die Tochter das Brautbette beſtiegen erfüllte ſich der Mutter Fluch. Unter furchtbarem Donnergetöſe brach das Schloß in Trümmern und ſank in die Abgründe, die es umgaben; nur eine Felſenzack blieb ſtehen, die war das Fundament der Brautkammer, und das Brautbette war in Stein verwandelt, und ſtand hoch oben auf der Zacke, und war keine Feder mehr darin und weder Stroh noch Floh. Aber die Tochter war noch darin — ohne Bräutigam — allein auf ſchwindelnder unnahbarer Höhe, von Gott verlaſſen und von aller Welt, nur nicht von ihrer Pein und Qual und nicht von den Raben und Geiern, die um den Felſengipfel kreiſchend flogen und ſie endlich auffraßen. Der Felſenzacken ſteht noch immer.

668. Der Teufelsrachen.

Unter Königingrätz lag dicht an der Elbe Opatowitz, der Klöſter reichſtes. Dieſes Benedictinerſtift beſaß einen unermeßlichen Schatz, aber Niemand außer dem Abt und den zwei älteſten Mönchen wußte dieſes Schatzes Ort, wo er verborgen war. Da Kaiſer Karl IV. ein Verlangen trug, den Schatz zu ſehen, ſo ward ihm dieſes zwar geſtattet, doch nur ihm allein, und unter dem Beding, daß er mit verbundenen Augen in die Schatzkammer ſich führen laſſe. Dieß geſchah und der Kaiſer ſah erſtaunt all den Reichthum und die Pracht; that ihm freilich wehe, daß der Schatz, ein Werth von vier Millionen Goldgülden, nicht ſein ſei, und ſo todt da liege, hätt' ihn wohl brauchen mögen zum Bau ſeines Karlſtein, des herrlichen Schloſſes, und ging unerfreut wieder von hinnen. Da kam die ſchreckliche Zeit der Huſſitenkriege, und der Huſſitenfeldherr Ziska trug auch großes Verlangen mit ſeinem einen Auge zu ſehen, was Karl IV. mit zweien geſehen hatte, und wollte des Schatzes ein fröhlicher Finder und Erheber ſein. Allein die Mönche wußten von keinem Schatz; da ließ der ſchreckliche Held den Abt und die Mönche grauſam martern, den Ort anzuzeigen, ließ auch die Abtei durchſuchen von unten bis oben, alle Gänge, Keller, Kerker — jene bekannten nichts und die Krieger fanden nichts. Und der Abt hatte zu Ziska geſagt: eher in des Teufels Rachen den Schatz als in deinem! — und war in ſeiner Marter geſtorben. Nahe beim Kloſter aber war des Teufels Rachen gelegen, eine wilde unheimliche Stromtiefe, oft brauſend und überſchwellend und um ſich greifend, und drohend, über die Czezerka-Seen zu brauſen, die dort in der Niederung liegen, das Land zu verſchlingen und ein Meer zu bilden. Und ſiehe, in einer Sturmnacht nahm ſich der Teufelsrachen das Kloſter ſammt dem Schatz, es verſank und verſchwand und die Wellen wogten darüber hin. Bei kleinem Waſſerſtand, wenn die Elbe ruhig fließt, ſehen die Fiſcher noch etwas von den Kloſtermauern. Noch verewigt den Namen des Kloſters der Opatowitz-Kanal, der gegraben wurde, um dem Strome mehr Abfluß zu verſchaffen, denn den Teufelsrachen zu ſtopfen, ward auch hier unmöglich befunden.

669. Die Goldmaus.

Ueber das Gebirge, welches man die böhmiſchen Kämme nennt, ſtieg ein armer Krämer herab nach ſeiner Heimath, dem Städtlein **Reichenau** im Königgrätzer Kreiſe. Der müde gewordene Mann ſetzte ſich auf einen Felsblock und begann ein Stück Brod zu eſſen, das war ſeine ganze Mahlzeit, und wenn er Durſt hatte, ſo wehrte ihm Niemand, aus der hellen Siebnitzquelle zu trinken, die dort vom Gebirge munter zu Thale rollt. Da ſah er am Boden ein Mäuslein ſpielen, das ſetzte ſich gerade vor ihn hin, und ſchien auch Hunger zu haben, da ſtreute der Krämer ihm Brodbröſelein hin, die es alſobald mit großer Gier wegknuſperte, und dann erhielt es ſtets aufs Neue ſein kleines Theil, bis das Brod verzehrt war. Nun hatte der Wanderer allerdings Durſt, und ging nach der Quelle und trank, und kehrte wieder an ſeinen Sitz zurück, wo ſein kleiner Kram ſtand, den er mit ſich trug. Da lag ein Goldſtück da, wo das Mäuslein geſeſſen hatte, und indem, ſo kam es wieder und brachte noch ein Goldſtück, und legte es zum erſten, und lief fort, ein drittes zu holen. Da ging der Krämer dem guten Thierchen nach, das nicht mauſete, ſondern brachte, und es lief in ein Loch, daraus trug es das Gold hervor. Da ſtörte der Krämer mit ſeinem Stachelſtock das Loch auf und fand einen Schatz im Boden liegen, den hob er heraus und war ein ganzer Topf voll alter böhmiſcher Goldgulden, und ſchaute um nach dem Mäuslein und hätt' es mögen vor lauter Dankbarkeit in Gold faſſen laſſen, es war aber auf und davon. Da iſt der Mann fröhlich hinab nach Reichenau gegangen, und hat von dem Gelde für ſich gar wenig behalten, ſondern ein gut Theil den Armen gegeben, und vom andern die Dreifaltigkeitskirche alldort erbauen laſſen, daran dieſe Geſchichte noch in Stein vorgeſtellt zu ſehen iſt.

670. Die Brüder Czech und Lech.

In grauen Zeiten ſaßen im Lande um die Karpathen zwei Brüder als Fürſten, die hießen **Czech** und **Lech**. Da ſich in der Verwandtſchaft Unfrieden erhob über den Boden und die Anſprüche an ihn, ſo wanderten die Brüder mit allen den ihrigen, an ſechshundert Perſonen aus und zogen mitternachtwärts, und die Fürſten ritten vor dem Volke her, und vor ihnen ward ein gelbes Banner getragen, darinnen die Geſtalt eines ſchwarzen Aaren die Flügel breitete.

So kamen ſie endlich in der Bojer oder Bojemer Landſchaft unter einen hohen Berg, lagerten ſich allda und ruheten, beſahen das Land und fanden es fruchtbar und wohlgelegen. Am Morgen ſtiegen beide Brüder auf des Berges Gipfel, ſchauten ſich um und erblickten ein wäldervolles, fruchtbares Land, fanden darauf auch fiſchreiche Waſſer, und ſagten ſolches den ihrigen an. Dann erforderte Czech am andern Morgen bei Sonnenaufgang ſein ganzes Geſchlecht und alle, die mit ihm gekommen waren, ſetzte ſich auf einen Stock und ſprach zu dem Bruder, den Freunden und Genoſſen: ruhet hier und bringet den Göttern, die hierher uns führten, ein Dankopfer. Das iſt das Land, welches ich euch verheißen, und weil es ſo fruchtbar und angenehm, ſo gebt nun dem Lande einen Namen! — Da riefen alle, die mit dem Sprecher gekommen waren, gleichſam aus einem Munde und wie durch göttliche Eingebung: von wem ſollte das Land beſſern Namen bekommen, als von dir, dem Czech, unſerm Führer? Billig iſt es und recht, daß es deinen Namen führe, Czechowa, das Land des Czech. —

Da erhob ſich der Führer und blickte zum Himmel; dann warf er ſich nieder auf die Erde, küßte den Boden, ſtand wieder auf und hob die Hände gen Himmel und grüßte das Land, das göttergegebene, mit ſegnenden Worten. Und blieb mit ſeinem Volke allda und breitete ſich aus, und das Volk lebte in Sitteneinfachheit, friedſam und fleißig, ehrlich und gaſtfrei.

Neun Jahre nach der Ankunft, da es wieder an Raum gebrach, ſchied der Lech ſich ab von ſeinem Bruder und zog mit ſeinem Volk und Geſinde gen Aufgang der Sonne, und ſprach zu jenen, von denen er ſchied, da ſie ihn baten, nicht allzuweit hinwegzuziehen: liebe Brüder und Genoſſen! Steiget am dritten Morgen vor Aufgang des Morgenſterns auf den Berg Rzip, da will ich, wo ich ſei, ein mächtiges Feuer entzünden, wo ihr das ſehet und den Rauch, dort habe ich mit den meinen mich niedergelaſſen. —

Solches geſchahe, und gründete der Lech die erſte Stadt in Böhmen, die nannte er Kaurzim, von dem Worte Rauch.

Der Berg Rzip, an deſſen Fuße zuerſt der Czech mit den Seinen ſich anſiedelte, iſt der heutige St. Georgenberg. Czech aber lebte noch ſiebenzig Jahre, dann ſtarb er, beweint von allem Volke lange Zeit.

671. Krok und ſeine Töchter.

Nach den Zeiten des Czech und Lech erhielt das Volk und Land einen Gebieter, der hieß Samo, das war zur Zeit, als König Dagobert im Frankenlande und in Thüringen gebot, Samo aber herrſchte über Bojen und Wenden, und dieſe beiden Könige kamen mit einander zu ſtreiten, da ward bei Voigtsberg die große Schlacht geſchlagen zwiſchen Samo und Dagobert, die währte drei Tage lang und koſtete viele tauſend Leben. Samo blieb Sieger und verheerte Thüringen und all ſein Nachbarland. Danach, als König Samo geſtorben war, hatte das Volk der Bojehemen kein Oberhaupt, ſondern jeglicher Stamm gehorchte dem Stammesälteſten, den nannten ſie Wladyka. Ein ſolcher Aelteſter hieß Krok, und der Ruf ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit erſcholl durch das ganze Land, und das Volk erwählte Krok zu ſeinem Richter und Oberhaupt. Er wurde über dem Grabe des Czech auf deſſen Stuhl geſetzt, man gab ihm den Stab des Czech in die Hand, bedeckte ſein Haupt mit deſſen Mütze und huldigte ihm, indem man verſprach, ſeinen Geſetzen und Anordnungen willige Folge zu leiſten.

Bibl. Univers. Lips.

Alle Liebe erwies das Volk ſeinem weiſen Regierer und erbaute ihm ein Schloß, freilich nur von Holz, ziemlich hoch an einem Berge, baute ſich ſelbſt um den Berg her an und nannte Schloß und Stadt Budecz; nach der Hand gründete Krok durch die Seinen an allen Orten und Enden im Lande Böhmen feſte Wohnſitze, darunter auch ſein Lieblingsſchloß Pſary, an der Stelle, wo ſich hernachmals der Wiſcherad erhob, das den Namen führte von dem heimathlichen Schloſſe des Czech.

Krok war als erſter Richter und Fürſt des Landes auch deſſen erſter Prieſter; er beſaß die Gabe der Weiſſagung, die er von Geiſtern und Pilweiſen lernte und ſeinen Töchtern lehrte, deren ſein Weib, Nina, ihm drei geboren, die, von wunderſamer Schönheit, auch an Geiſt und Verſtand den Vater noch überragten. Die älteſte hieß Kaſha (ſprich Kaſcha); dieſe kannte alle Tugenden und Kräfte der Kräuter, Steine und Metalle, und war eine erfahrene Aerztin und kundige Wahrſagerin. Die zweitgeborene Tochter hieß Tetka; dieſe war eine Pilweiſe und lehrte das Volk, den Göttern der Haine, der Gewäſſer und Gebirge dienen und Opfer bringen. Die dritte Tochter, die jüngſte und ſchönſte ihrer Schweſtern, hieß Libuſſa (ſprich Libuſcha), war eine Prophetin und übertraf an Weisheit und Vorſichtigkeit ihre Schweſtern weit, und es war an hoher Einſicht nirgend ein Weib oder ein Mann, der ihr zu vergleichen geweſen wäre.

Und Krok, als er neununddreißig Jahre regiert hatte, da ſtarb er, und das Volk, als es ſeinen Tod vernahm, lief aus Häuſern und Hütten, wie Bienen nach ihrem Weiſel, mit großer Klage, und die Töchter riefen zu den Göttern, den Geiſt des Vaters auf lichten Wegen zu führen.

Dann ſetzte das Volk den Leichnam Kroks neben dem Herzog Czech und ſeinem vor ihm geſtorbenen Weibe Nina bei, legte viele und reiche Gaben in den Hügel, thürmte einen Stein darauf, entzündete ein Opferfeuer und erhob ihm die Todtenklage.

672. Libuſſa.

Als nach dem Tode Kroks ſeine drei Töchter ihres Vaters Erbe in Beſitz genommen, loſeten ſie um deſſen Theilung. Da erhielt Kaſha das Land gen Mitternacht, Tetka das gen Niedergang, und Libuſſa das ganze Gebiet gen Aufgang mit des Vaters Hochburg Pſary. Weit im Lande breitete ſich Libuſſa's Ruhm aus, und alles Volk kam, ſich in Streitigkeiten von ihr Recht ſprechen zu laſſen oder ihre Verkündigungen zukünftiger Ereigniſſe zu vernehmen. Sie ſelbſt lebte jungfräulich, züchtig, ein Beiſpiel den ihrigen und allem Volke, und dieſes wählte ſie einſtimmig zu einer Richterin und Königin.

Libuſſa erweiterte und befeſtigte das Schloß Pſary. Oft ſaß ſie dort auf einem hohen Felſen über dem Kreiſe ihrer Jungfrauen, blickte ſinnend in die Gegend hinab und ſprach Recht oder Worte der Weiſſagung. Eines Tages gebot ſie, das Schloß nicht mehr Pſary, ſondern Libin zu nennen.

Silber und Gold, welches man in rohen Klumpen im Lande fand, wurde der Königin zugeſendet und ſie begründete den Bergbau.

673. Der eiſerne Tiſch.

Da Libuſſa eine zeitlang als Königin über das Volk der Böhmen geherrſcht hatte, wünſchte ihr Volk, daß ſie ſich einen Gemahl wähle; da ſagte ſie in einer Verſammlung, die ſie berief, viele Worte der Weiſſagung, und mahnte ab von des Volkes Begehren. Aber das Volk wie die Edeln blieben auf ihrem Willen und begehrten einen König.

Wohlan! ſprach ſie: — ſo machet euch auf, gehet zum Waſſer, die Bila, da werdet ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen beſondern Acker finden und darauf einen Mann pflügen ſehen mit zwei ſchäckigen Ochſen. Dieſer wird euer König ſein! —

Darauf erkor ſie dreißig Männer, die beſten des Landes, gebot ihnen, mit ſich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel und den neuen Herrn zu ſuchen. Die Geſandten begehrten nähere Zeichen von dem Manne zu erfahren, daß ſie den rechten fänden, und es ſprach Libuſſa: nehmet mit euch mein weißes Roß, das ich reite, laßt es frei vor euch her laufen, das wird den Mann erſpähen und euch durch Wiehern und ſonſtige Zeichen verkündigen, daß er der Rechte iſt. Finden werdet ihr euern König ſpeiſend auf eiſernem Tiſche, und die friedſamen Götter werden eure Bahn behüten! —

Darauf fuhren die dreißig Männer von dannen und ließen Libuſſens Roß vorangehen, das lief dem Mittelgebirge zu, nach dem Dorfe Stadicz, und am dritten Tage ſo fanden ſie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei geſchäckten Ochſen, dem naheten ſie mit heilbietendem Gruß, den er jedoch nicht erwiederte. Und das Roß begann zu wiehern und zu ſchreien, und fiel vor dem Bauer nieder, deß Name Przemisl war.

Die Boten Libuſſens zeigten ihm nun das fürſtliche Gewand und richteten ferner ihre Sendung aus; da ſtieß Przemisl die Haſelgerte, welche er in der Hand trug, in den Boden und ſpannte die Ochſen aus dem Pfluge, indem er ſprach: gehet hin, woher ihr gekommen ſeid. — Darauf erhoben ſich die Ochſen beide in die Luft und ſchwebten in der Wolkennähe, doch ſenkten ſie ſich wieder und fuhren gegen einen Felſen, der ſich aufthat; da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochſen, und der Fels ſchloß ſich ſobald; zur Stunde aber rieſelte aus ihm ein Wäſſerlein hervor, gleich aus einem Stalle und von ſolchem Geruch. Die haſelne Ruthe aber, die der Bauer in den Boden geſteckt, trieb ſogleich grüne Blättlein und drei Zweige, auch einige Nüſſe.

Mit Staunen ſahen das alles die Boten der Königin, noch mehr aber wuchs ihr Verwundern, als der Bauer den Pflug umſtürzte und auf die Schar ein ſchimmlich Stück Brod legte und ein Stück Käſe, ſein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da ſahen ſie den eiſernen Tiſch, davon

Libuſſa geſprochen hatte. Von den Zweigen der Ruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemisl ſah, wie ſich die Sendboten verwunderten, fragte er: was wundert ihr euch? Viele meines Geſchlechtes werden angeben zu regieren, immer aber wird nur Einer König ſein. Eure Herrin hätte nicht ſolche Eile von Nöthen gehabt. Wäret ihr ſpäter gekommen, daß ich dieſes Stück Acker ganz umgepflügt, dann hätte dieſes Land immer und ewig vollauf Brodes gehabt, und dieſe Zweige wären nicht verdorrt. So nun wird bisweilen Hungersnoth einfallen. Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eiſen ſpeiſe, erwiederte er: mein Geſchlecht wird euch mit Ruthen von Eiſen züchtigen! — Nach der Mahlzeit legten ſie Przemisl das lange Kleid an, den ſchönen Mantel und neue Schuhe, er aber nahm ſeine alten Schuhe, die er ſich ſelbſt aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbaſt genäht hatte, mit ſich, zum Gedächtniß der Abkunft des erſten Fürſten. Dem Kommenden zog Libuſſa herrlich geſchmückt mit ihren Schweſtern, Räthen und Rittern und allem Volke entgegen, begrüßte ihn freundlich und erkies ihn zum Ehegemahl. Von dieſem erſten Könige Böhmens ſchreibt ſich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu krönenden eine Metze Haſelnüſſe ausgeſchüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die außerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten; dann zeigte man auch jedesmal dem Fürſten die Bauerſchuhe von Lindenrinde, welche heilig von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbewahrt wurden, um ihm ſymboliſch anzudeuten, er möge in die Fußſtapfen ſeines Urahnherrn treten. Im Huſſitenkriege erſt kamen dieſe Schuhe abhanden. Die Haſelgerte aber grünte fort und fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gewieſen.

674. Praga.

Im andern Jahre der Regierung Przemisl's trat an einem ſchönen Sommertage die Königin Libuſſa an der Seite ihres Gemahls aus dem Schloſſe Libin und beſtieg, von ihrem Gefolge umgeben, den hohen Felſenſtuhl, auf welchem ſchon oft der Geiſt der Weiſſagung über ſie gekommen war. Von dieſem auch jetzt wieder erfüllt, ſprach ſie die Worte: ich erblicke im Geiſte eine Stadt, deren Ruhm einſt den Himmel erreicht! Dort in waldiger Gegend, dreitauſend Schritte von hier, wo der Bach Bruznika durch einen Graben fließt und in die Wlatawa (Moldau) fällt, dort, wo ſteinig und ſteil der Berg Petrzin emporſteigt, werdet ihr in Waldes Mitte finden einen Mann, zimmernd an der Schwelle eines Hauſes, und weil auch Große ihr Haupt beugen müſſen vor einer Schwelle, ſo werde die Stadt, die man dort erbauen wird, nach der Schwelle benannt. — Alſobald machten ſich Männer auf, folgten Libuſſens Weiſſagung, da fanden ſie einen Zimmermann, der fällte einen Eichbaum und richtete ihn zu, und als jene ihn fragten, was er da zimmere? ſo antwortete er: Prah, das iſt eine Schwelle.

An dieſem Orte ward nun auf Libuſſa's Gebot die große und herrliche Stadt gegründet, welche den Namen Praha, Praga, von der Schwelle empfing.

675. Libuſſa's Bad.

Auf der alten Bergveſte Wiſcherad, darauf früher das Schloß Libin ſtand, in welchem Böhmens erſtes Königspaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und ſenkrechten Fels, der ſich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauſchenden Stromes aufgipfelt. Dieſer trägt die Reſte eines runden Gemäuers, und es geht die Sage, daß ſich von hier die hohe Herrin gar oft hinabgelaſſen und in der Moldau gebadet habe, auch wohl Zwieſprach gehalten mit dem Stromgeiſte. Andere ſagen, es habe über dem Felſen ein Thurm geſtanden, in welchen die Zauberin Jünglinge gelockt habe, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten, dann aber nach gebüßter Luſt habe ſie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes geſtoßen, auf daß ihrer keiner ſein Glück verrathe.

Wieder Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wiſcherad das Bad der Libuſſa zu ſuchen ſei, ſondern nennen die ſüdlich von der alten Herrſcherburg gelegene reichhaltige Waſſerquelle Gezerka das Bad Libuſſens, und vielleicht mit größerem Rechte. Die einzige Quelle in der Umgegend des Wiſcherad, ſprudelte ſie in einem alten Haine kryſtallklare Fluth zu Tage. An ihr ſollen die alten Herzoge Böhmens gewählt worden ſein; Felſen umthürmen ſie, und das Schweigen der Einſamkeit webt über ihrem Spiegel.

676. Libuſſa's Bette.

Unter dem Felſen der alten Königsburg Wiſcherad, tief auf dem unterſten Grunde der dort vorüberrauſchenden Moldau iſt das goldne Bette der Zauberkönigin Libuſſa, die zur Stromfeie geworden und ſich ſelbſt gebannt hat an ihr geliebtes Haus. Mancher ſchöne Jüngling iſt dort in den Fluthen verſchwunden, hinabgelockt durch ein überholdſeliges Frauenantlitz, das ſich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk ſpricht, ſo oft der Strom ſolch' Opfer fordert: Libuſſa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erkürt ſie einen Andern. — Es iſt wohl zu Zeiten geſchehen, daß kühne Schwimmer und Taucher ſich frevelhaft vermaßen, ſelbſtwillig hinabzuſteigen, Libuſſa's goldnes Bette zu ſuchen, oder daß ſie der Sage Hohn ſprachen. Die ſah man wohl niedertauchen, aber nimmer wieder zu Tage kommen. Einſt aber, ſo hat ſich eine dunkle Prophezeihung Libuſſens von Mund zu Munde erhalten: einſt wird das goldne Bette auftauchen aus der Stromtiefe und herrlich leuchtend über den Waſſern ſchwimmen, wie eine Barke; das wird dann geſchehen, wann über Böhmen ein Herrſcher aus dem Stamme der Libuſſiden herrſcht. Dieſem wird ſich das goldne Bette darbieten, und ſeine Gemahlin wird darin ihren erſten Sohn zur Welt bringen.

677. Die Teufelsſäule auf dem Wiſcherad.

Vor der Kirche St. Peter und Paul auf dem Wiſcherad liegt ein ſtarkes Säulenfragment, welches als ein Wahrzeichen den Fremden gezeigt wird. Davon geht folgende Sage:

Ein Prieſter am Wiſcherad machte ein Bündniß mit dem Teufel und verſchrieb ihm ſeine Seele, doch unter der Bedingung, daß der Böſe während eines Meßopfers eine Säule aus der Kirche des Vatikans zu Rom hole und auf den Wiſcherad bringe.

Satanas ging den Pact ein, glaubte ein leichtes Spiel zu haben, fuhr jählings gen Rom, holte die Säule und fuhr geraden Weges wieder zurück. Als er aber über den Venetianiſchen Meerbuſen flog, fühlte er von unſichtbarer Hand auf ſeinem Rücken ſo grauſamharte Geiſelſtreiche, daß er ſich vor Schmerz krümmte und die Säule fallen ließ. Schnell tauchte er unter und fiſchte die Säule aus der Fluth, aber wieder fühlte er Streiche, wieder ließ er die Säule fallen und ſo auch noch zum dritten Male. Als er nun eintraf, ſprach der Prieſter ſo eben das: Ite! Missa est. Da warf der Teufel voller Zorn die Säule auf das Kirchendach, daß ſie in drei Stücken zerſprang und das Dach durchſchlug. Lange hat man auch noch die beiden andern Stücke in den Kapellen St. Franciſci und St. Pauli Bekehrung zur linken Seite des Eingangs der St. Peters- und Paulskirche auf Wiſcherad gezeigt. Der Teufel ſoll geſagt haben, daß er wohl zeitig genug mit ſeiner Säule angelangt wäre, wenn ihn nicht der heilige Petrus, als Patron der Wiſcherader Hauptkirche, gezwungen, jene dreimal in die naſſe Pfütze, den Venetianiſchen Meerbuſen, fallen zu laſſen.

Viele haben ausgeſagt, daß die römiſche Kirchenſäule nicht aus der Peterskirche, wo keine fehle, ſondern aus der Kirche St. Mariä jenſeit der Tiber ſtamme. Ein frommer Rathsherr aus Prag hat hoch betheuert, daß er in Rom geweſen und mit eigenen Augen geſehen, daß in der Marienkirche trans Tiberim eine Säule mangele, an deren Stelle ein Crucifix ſtehe, und daß die übrigen Säulen der zerſprungenen auf dem Wiſcherad ganz gleich ſeien.

Einſt lebte in Rom ein Schweizer, der war von Kindheit an von vielen Teufeln beſeſſen, die unterſchiedliche Namen hatten. Ein Exorciſt beſchwur einen derſelben, Namens Zardan, und ſetzte dem Beſeſſenen das runde Käſtchen mit Reliquien des heiligen Ignatius auf den Kopf; da ſchrie der Teufel Zardan: heiß! heiß! Es brennt! O weh! weh! Lieber wollt' ich einen Mühlſtein tragen oder eine Säule nach St. Peter! Ja, einſt mußte ich eine Säule gen Prag tragen, die fiel mir dreimal in die große Lache! —

678. Die Säule der Drahomira.

An dem Orte, wo ſonſt die Kirche St. Matthäi auf dem Hradſchin zu Prag geſtanden hat, und jetzt das Haus zur güldnen Kugel ſteht, wird eine alte Denkſäule gezeigt, an welche ſich eine Sage aus dem grauen Alterthume knüpft.

Der zwölfte Herzog Böhmens hatte ein Weib, Namens Drahomira, welche noch dem Heidenthume anhing, während ihr Sohn ſich bereits zum Chriſtenglauben bekannte. Als nun Wratislaw, der Herzog, ſtarb und ſeine Söhne, Wenzeslaw und Boleslaw, noch unmündig waren, eignete ſich Drahomira das Regiment zu und ließ die Chriſten von ihrem heidniſchen Anhange grauſam verfolgen, wovon viel zu erzählen wäre. Als aber ihr Sohn Wenzeslaw heranwuchs, ſchirmte er kräftig das Chriſtenthum. Darüber erzürnte ſie ſich eines Tages ſo heftig, daß ſie einen Eid ſchwur, von dannen und nach ihres Vaters Grabe nach Saaz zu fahren und dort den alten Göttern zu opfern. Wie nun der Wagen an der Kirche zu St. Matthäi vorbeifuhr, hörte der Kutſcher drinnen im Gotteshauſe das Meßglöcklein, ſprang, weil er ein Chriſt war, vom Wagen, warf die Peitſche von ſich und fiel auf die Kniee. Darüber begann das böſe Heidenweib über alle Maaßen wüthend zu läſtern und zu toben, Gott und Chriſtum zu verfluchen und alle Heiligen — und ſiehe, da that ſich unter Blitzen und Donnerkrachen der Erdboden auf und ſchlang Drahomira ſammt Roſſen und Wagen in einen unermeßlich tiefen Abgrund hinunter. Aus dem Abgrunde aber ſchlugen Rauch und Feuerflammen und ein entſetzlicher Geſtank verpeſtete die Luft; dann ſchloß ſich die Kluft, und nur des Kutſchers Peitſche blieb außen, der nun Gott inbrünſtig dankte. Als die Prieſter und die Schaar der Andächtigen aus der Kirche traten, hörten ſie in der Tiefe der Erde noch ein zeterndes Heulen. Lange Zeit iſt hernach dieſer Ort mit einem Zaune umgeben geweſen, wobei ſich das Sonderbare zutrug, daß wer über den Zaun ſchritt, an demſelben Menſchen wurde des Tages ein Zeichen des Fluchs geſpürt, oder er fiel in eine weltliche Schande, ſo daß man ſpäter die Stelle mit einer Mauer umgab. Auch ſtellte man zum ewigen Gedächtniß eine Säule dorthin, nahe dem Wirthshaus zum Weidenhof, und ſchrieb an dieſe die Kunde von dem Strafgericht des erzürnten Himmels. — Aus dieſem Schloſſe Hradſchin wurden im Jahre 1618 die Abgeordneten des Kaiſers zum Fenſter herausgeworfen, was den Anſtoß gab zu dem blutigen dreißigjährigen Kriege.

679. Die Prager Brucke und ihre Wahrzeichen.

Seit undenklichen Zeiten iſt die Prager Brücke weit und breit berühmt. Sie iſt 1770 Fuß lang, 35 Fuß breit und hat 18 Schwibbogen. Als ihr Bau begann unter Kaiſer Karl IV., war ſo wohlfeile Zeit, daß man für einen Silberpfennig ein Dutzend Eier kaufte; darum nahmen die Baumeiſter Eier und Wein unter den Kalk, dadurch der Mörtel ſo feſt wurde, daß eher die Steine zu zerbrechen, als von einander zu trennen ſind.

Dieſe Brücke zu bauen koſtete einen Heller mehr, als die Kirche Slovan oder St. Emaus.

Das bekannteſte Wahrzeichen der Brücke ſind fünf kleine Enten an jeder Seite des breiten Brückenthurmes an der Altſtadt, der auch ſonſt mit mancherlei Bildwerk geziert iſt. Von dieſen Enten hat das Volk ein Scherzwort: wer nicht ehrlich geboren iſt, kann nicht alle Fünfe ſehen.

Ein zweites Wahrzeichen wird erblickt am Brückenthurme der Kleinſeite nach der Altſtadt zu. Da ſieht man hoch oben an der Thurmzinne eine Lücke im Gemäuer. Einſt, es war am 17. des Chriſtmondes 1252, ritt ein Edler, Namens Berthold von Bertholdy, über die Prager Brücke. Da ſtritten oben am Thurme zwei Raben mit einander und ſchrieen und ſchlugen heftig mit den Flügeln; dabei rührten ſie an einen Stein, der wohl ſchon lange los und locker im Gefüge der Mauer hängen mochte, und ſo fiel der Stein herab und dem Ritter gerade auf den Kopf, ſo daß er alsbald vom Pferde ſank und auf der Stelle den Geiſt aufgab. Viele ehrenhafte Männer und ſelbſt der König trugen Leid um den Rittersmann.

Ein drittes Brückenzeichen iſt der Bradcy oder Großbart. An dem Schwibbogen, welcher unter dem Spital der Kreuzkirche zu unſerer lieben Frauen in der Altſtadt ſteht, erblickt man einen verwunderlichen alten Manneskopf eingemauert, mit mächtig großem Barte, den die Böhmen den Bradicz nennen. Dieſer Kopf iſt den Anwohnern ein warnendes Zeichen gegen Waſſergefahr; denn wenn die Moldau anſchwillt und die Fluth im Mühlarme der Moldau bis zu des alten Steinbildes Barte anſteigt, dann räumen jene aus, denn es iſt dann vor dem wachſenden Waſſer Gefahr im Verzuge.

Endlich geht von Alters her noch ein Sprüchwort von der Prager Brücke: man kann nicht über die Prager Brücke gehen, ohne daß einem begegne ein Mönch, eine feile Dirne und ein weißes Pferd.

680. Adamiten in Böhmen.

Im Jahre 1421 erhob ſich auch im Lande Böhmen jene Sekte von ganz abſcheulicher Art; neuer Zeit würde man deren Bekenntniß „Emancipation des Fleiſches“ genannt haben. Die Bekenner verwarfen das Kleidertragen, weil Gott ja den Vater Adam und die Mutter Eva im Paradieſe auch nackend erſchaffen (Sage Nr. 365); ſie gingen demnach nackend und lebten paradieſiſch, wenn auch gerade nicht im Stande der Unſchuld. Männlein und Weiblein machten ſich keine Schürzen, dieweil ſie ſich nicht ſchämten. Dieſe ſchamloſen und ſchändlichen Poſſenreißer fanden viel Anklang und Zulauf, denn die Frechheit und der Unſinn ſind anſteckend. Einer dieſer Adamiten nannte ſich Adam, ein anderer ſagte, was neuere Weltweiſe gleichen Glaubens auch geſagt haben: es giebt keinen Gott, der Menſch iſt Gott — denn es iſt alles ſchon dageweſen. Auch die Adamiten waren ſchon lange vor denen dageweſen, die ſich in Böhmen aufthaten. Die menſchliche Narrheit, Bosheit und Wolluſt kommen immer aufs neue wieder, und kleiden ſich in das Gewand ihrer Zeit. Die Huſſiten machten den Adamiten in Böhmen ein ſchnelles Ende.

681. Hundetaufe.

Zu Beraun im Rakonitzer Kreiſe war die Bevölkerung gemiſcht, halb Deutſche, halb Böhmen, daher auch deutſcher und böhmiſcher Gottesdienſt dort von verſchiedenen Prieſtern gehalten ward, und da fehlte es nicht an ſtammfeindlicher Reibung, die zu unterhalten bis auf den heutigen Tag eine Slavenpartei ſich bemüht. Großes Unrecht begingen aber die Deutſchen zu einer Zeit in Beraun gegen die Böhmen; ſie wickelten einen Hund in Tücher und Kleider, gingen in die Kirche und ſandten zum böhmiſchen Prieſter, er möge doch eilend kommen, der deutſche Prieſter ſei nicht daheim, und das Kindlein ſei ſehr ſchwach. Der Prieſter kleidete ſich willig an, ſein heiliges Amt zu verſehen, und ſah nun, als er in die Kirche kam, mit großem Schrecken und Abſcheu einen Hund in den Windeln und im Taufzeuch. Ueber dieſen Schrecken des Prieſters ſchlugen die Deutſchen ein unmenſchliches Gelächter auf, warfen den Hund in den böhmiſchen Taufſtein und eilten von dannen. Dieſer gottloſe Frevel einiger ruchloſen Geſellen trug eine entſetzliche Frucht, der erzürnte Prieſter ſtürmte ſeine leidenſchaftlichen Stammgenoſſen zuſammen, dieſe wappneten ſich, und erſchlugen und vertrieben alle Deutſchen aus Beraun.

682. Stinkende Bomben.

Zwiſchen Beraun und Prag liegt auf hohem Fels die herrliche und ſtattliche Burg und Feſtung Karlſtein, dem Lande zum Schutz, dem Feinde zum Trutz erbaut vom Kaiſer Karl IV., noch völlig wohl erhalten, voll Alterthümer und Sehenswürdigkeiten, mit einem rieſigen Thurme, mit Kirchen, Kapellen, Königsſälen und tiefen Kerkern. Da zeigt man die Bettſtätte der heiligen Ludmille, den Schädel des Lindwurms, den der heilige Georg tödtete und viel anderes an Koſtbarkeiten und Geräthen. Im Jahre 1422 wurde Karlſtein belagert und auf eine Weiſe beſchoſſen, wie vor und nach wohl keine andere Feſtung. Die Beſatzung hielt zu ihrem rechtmäßigen Herrn, dem König Sigmund; die von dieſem abgefallenen Huſſiten und die aufgewiegelten Stände aber hatten den Großherzog Witold von Litthauen zum König von Böhmen erwählt, nachdem der Polenkönig Wladislaw die zweideutige, einem andern geraubte Krone nicht angenommen. Witold aber, am Selbſtkommen verhindert, ſandte einen Reichsverweſer, ſeinen Neffen, den Prinzen Koribut von Litthauen, welcher mit 5000 Reitern in Prag einzog, und von dem abgefallenen Volke umjubelt wurde. Daſſelbe hatte große Luſt, den Fremdling mit den Zeichen der böhmiſchen Königswürde alſobald zu ſchmücken; dieſe Zeichen lagen aber wohlverwahrt auf dem

Karlſtein, welchen deſſen Burggraf Tluſſa von Buraine auf das tapferſte vertheidigte, ja die Krone Böhmens hatte derſelbe mit Abſicht ſelbſt vom Karlſtein entfernt, und an einen andern geheimen und ſichern Ort, nach Schloß Welhartiz, bringen laſſen. Zuerſt wurde mit Pulver geſchoſſen, und mit Steinen geworfen, wozu ſogar Säulen aus der Kirche Maria Schnee zu Prag dienen mußten, da das aber zur Gewinnung der Veſte Karlſtein nicht verhalf, ſo verfielen die Belagerer auf einen häßlichen Gedanken, indem ſie neben nahe an 11,000 Kugeln, nun auch ſtinkende Bomben hinauf- und hineinſchleuderten, nämlich alle krepirten Pferde, Eſel, Schaafe, Hunde und ſonſtiges Gethiere, deren Aeſer in vollkommenſter Fäulniß ſich befanden, daneben auch Schlangen, Unrath aus geheimen Gemächern und Kloaken, ja alle nur erdenklichen Stinkſachen an zweitauſend Fäſſer voll, und war deren keines wieder zum Krauteinmachen zu gebrauchen. Von dem häßlichen und unleidlichen Schmack wurden der Beſatzung alle Zähne wackelnd, aber die Feſtung wankte nicht, und die Belagerten deckten die Stinkbomben mit ungelöſchtem Kalk zu, und ſpeiſten fleißig Knoblauch und Zwiebeln, und da im Sommer auf vierzehn Tage Waffenſtillſtand gemacht wurde, verſchafften die Apotheker zu Prag gute Zahnlattwergen aus Eichenlohe, Alaun und Scharbockkräutlein. Und hernach jemehr die Veſte endlich an allem Mangel litt, um ſo beſſer wehrte ſie ſich, und die Belagerer wurden der Belagerung ſatt und müde, und meinten, daß durch unterirdiſche Gänge den Belagerten immer neue Mundvorräthe zugeführt würden — und da wurde ein Beſchluß gefaßt, bis Martini die Belagerung fortzuſetzen, ergebe die Veſte ſich dann nicht, ſo möge ſie belagern wer da wolle, Hinz oder Kunz, denn dann werde es kalt, und des Sultans Janitſchaaren gingen auch nach Hauſe, wann der Winter komme. — Das hörten die Belagerten, bei denen die Biſſen immer ſchmaler wurden, gar gern, baten auf Allerheiligen- und Allerſeelentag — acht Tage vor Martini — wiederum um einen Stillſtand, denn ſie müßten eine Hochzeit auf der Burg feiern, und als die Tage kamen, da ließen ſie pfeifen und trommeln luſtiglich — hatten aber weder Braut noch Bräutigam, weder Wein noch Fiſch, weder Brod noch Braten mehr, nichts zu beißen und zu brocken für ihre wackligen Zähne, als nur noch einen einzigen Bock. Dieſen ſchlachteten ſie, viertheilten ihn, machten den Rücken recht blutig, ſchnitten einen Sattel auf, der mit Rehhaaren gepolſtert war, und ſtreuten ſolcher Haare etliche drauf, thaten auch Lorbeerblätter und eine Handvoll Wachholdern dran, und ſendeten dieſen Braten als friſchen Rehrücken zum Dank für die nicht friſchen Braten, die ihnen über die Mauer geworfen worden waren, den Belagerern. Da ſprachen dieſe: nun ſehen wir ja, daß es denen da droben nimmer an friſchem Wildpret gebricht, nun iſt es Zeit, abzuziehen! — und da ging es, wie mit dem Glomsſack zu Memel in Litthauen (Sage Nr. 233), und der Prinz von Litthauen ließ die Belagerung aufheben, zumal das Belagerungsheer ſchwürig wurde, und ein Aufſtand in Prag ſelbſt drohte, allwo das Volk den Reichsverweſer und ſeine Helfershelfer, die wie Pilze emporgeſchoßten Regentſchaftler allbereits ſatt hatte bis an den Hals. Derſelbe Prinz hatte einen Vetter im Lager, und als es zum Abzug kam, wandte ſich dieſer noch einmal um, hinauf zum Karlſtein blickend und ſagte: es iſt doch ſchade, daß wir abziehen; gern hätte ich mir den Karlſtein inwendig beſehen. — Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo knallte droben ein Valetſchuß und Gruß aus einer Karthaune, ſauſte eine Stückkugel daher, und riß dem Sprecher den Kopf ab.

---

683. Die heilige Erde.

Im Czaslauer Kreiſe des Böhmerlandes liegt das berühmte Kloſter Sedlitz, das hatte eine ſo ſchöne Kirche, daß nur der Dom in Prag ſie übertreffen mochte. Daher verbot Ziska, der grimme Huſſitenführer, dieſe Kirche zu ſchädigen; aber einer ſeiner Hauptleute, der das Verbot vielleicht überhört hatte, äſcherte ſie dennoch ein. Ziska verſprach dem, der es gethan, mit Silber und Gold reichlich zu lohnen, und da ſich der Mordbrenner in Hoffnung des Gewinnes angab, ließ er ihm im Feuer fließend gemachtes Gold und Silber reichlich in den Hals gießen.

Bei dieſer Kirche iſt ein Friedhof, zu dem iſt, wie auf dem der Juden zu Worms (Sage Nr. 45), Erde aus dem heiligen Lande herbeigeführt worden, und in ſothaner Erde verweſen die Leichname mit ſolcher Schnelle, daß ſie nach 24 Stunden 100 Jahre gelegen zu haben ſcheinen, verſteht ſich, nur die Leichen derjenigen Todten, die im Stande der Gnaden Gottes verſtorben und begraben worden, denn ſolcher, die zur Hölle fahren, nimmt ſich dieſe heilige Erde nimmermehr an. Die Gruftkapelle auf dieſem Todtenhof iſt ein wohlgeordnetes Beinhaus, da hat ein blinder Mönch alle Gebeine kunſtgerecht und zierlich gelegt. Viel Wunderſames hat ſich dort gezeigt und zugetragen. Anno 1663 den 16. Juli ſahe man eine große Proceſſion Geiſter mit weißen Kleidern angethan, mit brennenden Kerzen in den Händen, einen himmliſchen Geſang ſingend, um den ganzen Kirchhof herum gehen. Und im Jahr 1657 den 20. Auguſt war eine große Schaar Religioſen in weißen Cucullen eben auch in gleicher Weiſe mit Geſang und Lichtern allda umgegangen. Eben in dieſem Jahr am andern Oſtertag, kam in dieſes Bein-Haus Rudolph Reichenberger, ein Jeſuit, verwunderte ſich über die unbeſchreibliche Menge der Todten-Beine und ſprach zu ſeinem Gefährten, unwiſſend daß dieſe Gebeine von Kindern der Seeligkeit waren: was vermeineſt du, wie viel ſeind von dieſen verdammt? — Kaum daß er dieſes ausgeredet, ſo erhub ſich alles Gebein mit einem großen Getöſe, und wurde dieſer von denen Geiſtern aus dem Bein-Haus hinaus geſteinigt. Dieſer Jeſuit kam zwar nach wie vor vom Kuttenberg, um mit der ſtudirenden Jugend alda ſpazieren zu gehen, unterſtand ſich aber niemals mehr mit einem Fuß in dieſes Bein-Haus zu treten.

684. Die Mönche von Saar.

Hart an der Grenze von Böhmen und Mähren liegt das Kloſter Saar, durch einen Bach alſo geſchieden, daß die eine (größere) Hälfte im Czaslauer Kreis in Böhmen, die andere aber auf mähriſchem Gebiete liegt. Saar, im Jahre 1234 erbaut, war urſprünglich ein Ciſterzienſerkloſter, da es aber durch den Krieg ſehr verwüſtet und die Mönche theils erſchlagen, theils vertrieben worden, verwaltete der Kardinal Dietrichſtein, Biſchof von Ollmütz, des Kloſters Güter, und ſetzte im Jahre 1614 Franziskanermönche in die verlaſſenen Zellen. Sie hatten aber vom Geiſterſpuk viel zu dulden, wie aus den alten Kloſter-Chroniken zu erſehen iſt. Es erſchienen ihnen oft die todten Ciſterzienſer, und ermahnten ſie mit den Worten: ,,cedite nostris,'' das Kloſter zu verlaſſen; ja, wenn die armen Franziskaner zum Gottesdienſt oder zum Eſſen gehen wollten, fanden ſie nicht ſelten ihren Platz im Chor oder an der Tafel von den Geiſtern ſchon beſetzt und die Speiſen verzehrt. Da ſie ſolche Drangſal nicht länger ertragen konnten, räumten ſie das Kloſter mit Genehmigung des Kardinals im Jahre 1638 den Ciſterzienſern wieder ein, und hat man von der Stund' an vom Geiſterſpuk allda nichts mehr vernommen.

685. Die ſchwarze Schule zu Budecz.

Der Teufel hat zu allen Zeiten und überall ſeine Studenten und Candidaten gehabt, in und außer Deutſchland, zu Salamanka, zu Toledo, zu Krakau, wie in Nordfriesland (Sage Nr. 189), und auch in Böhmen zu Budecz. Alldort war ohne Zweifel dieſer Teufelsſeminare das älteſte, denn es geht die Sage, daß daſelbſt auf dieſer Schule aller Zauberei und Teufelskünſte ſchon Libuſſa mit ihren Schweſtern und ihren Mägden, welche letztere hernach ganz des Teufels wurden und den blutigen Mägdekrieg anſpannen, ſtudirt habe, hernachmals iſt zu Budecz auch eine chriſtliche löbliche Akademie, lange vor Aufrichtung der Hochſchule zu Prag, welches damals ja noch gar nicht gegründet war, geweſen, und ſind alldorten zuerſt in Böhmen die lateiniſchen Buchſtaben gelehrt worden. Dieſes Budecz iſt ſeit lange nichts mehr als ein Steinhaufen mit etlichen verworfenen Gräben; es hat ſelbiges gelegen zwiſchen Prag und Welwarn, einem Städtlein, das auch bereits im Jahr 996 erbaut worden.

686. Geiſterheer vor Saaz.

Im Jahre 1201 hat es ſich begeben, daß die Bürger von Saaz um Mitternacht durch Waffenraſſeln und Trompetengeſchmetter aus dem Schlafe geſchreckt wurden, alſo daß ſie ſchnell zu den Waffen griffen und alle Mauern und Wälle beſetzten. Sie ſahen auch ein unermeßliches Heer am Fuße der Höhe, worauf die Stadt erbaut iſt, wogen und in geſchloſſenen Reihen heranſtürmen, Wurfgeſchütze richten, Springgräben graben und Sturmleitern anlegen. Die Bürger von Saaz ſandten einen Hagel von Pfeilen, Bolzen und Steinen dem angreifenden Feind entgegen, waren aber doch in großer Angſt und Sorge, weil ſie der Uebermacht zu erliegen fürchten mußten. Während nun die Greiſe, Weiber und Kinder in den Gotteshäuſern betend auf den Knieen lagen und die ſtreitfähigen Männer wacker kämpften, dämmerte der Morgen herauf und ſiehe — da war weit und breit außer denen der Stadt auf den Mauern kein Bewaffneter zu ſehen. Ausgeſandte Kundſchafter fanden keine Spur eines dageweſenen Feindes, nur mit den Pfeilen und Bolzen der Bürger war der Boden beſäet. Man mußte daher glauben, daß es ein Geiſterheer geweſen, das die guten Bürger habe äffen und ihren Muth erproben wollen. Dieſe zogen nun vor die Stadt hinaus, und laſen ihre Pfeile und Bolzen wieder zuſammen.

687. Das Heidengrab auf dem Suatabor.

Ohnweit der Stadt Schüttenhofen im Prachiner Kreiſe erhebt ſich der Suatabor, ein hoher Berg mit einem Heilquell und einem umfriedeten Raum, der wird das Heidengrab genannt. Unten rollt das Flüßchen Wottawa ſeine Wellen der Moldau zu, und führt Gold und gute Perlen in ſeinem Sande; dieſe machten vor Zeiten die Einwohner von Schüttenhofen reich, welches ſchon im Jahre 790 erbaut worden ſein will. Als die Mugeln (Mongolen, Tataren) in das Land fielen, verrieth ihnen der Umwohner Neid und Bosheit Schüttenhofens Reichthum, und ein Heerhaufen derſelben zog alsbald heran, ſich aller Schätze zu bemächtigen. Wie groß aber dazumal auch die Furcht und der Schrecken waren, und förmlich entmannend wirkten, ſo erhob ſich doch ein Tapferer, ſammelte um ſich her eine muthige Schaar, legte ſich am Suatabor in einen Hinterhalt, und begrüßte dermaßen herzhaft den Mugelnhaufen, daß nichts übrig blieb, als alle Erſchlagenen zu begraben. Entronnen war keiner. Da ließ der Held die Heiden in eine Grube werfen und thürmte ihnen den Hügel auf. Die Sage geht, daß ſich dieſes Heidengrab alle Jahre dem Heilbrunnen um eine Daumensbreite nähere; wann es dem Quellbrunnen ganz nahe ſein wird, wird im Königreiche Böhmen eine groſe weitumgreiſende Veränderung vor ſich gehen.

688. Brodſchuhe und Semmelſchuhe.

Einer Mutter in Böhmen ſtarb ihr Kind, ihr einziges und herzliebſtes, und ſie ſchmückte es im Sarg auf das allerſchönſte und that ihm das beſte Kleidchen an, und ſetzt' ihm das feinſte Kränzelein auf, und zog ihm Strümpfchen an, ſo weiß wie Schnee, und neue rothe Schühlein — aber die Schühlein, die waren doch zu hart, die däuchten ihr nicht zart genug für des Kindes Füßchen, und ſie wußte etwas weicheres. Vom feinſten Brodmehl nahm ſie, machte Teich und formte Schuhe daraus, und buk ſie, doch nicht zu hart, und da hatte das Todte neue braune Schuhe an, ſtatt der rothen, darin ward es begraben. Aber um Mitternacht kam das bleiche Kind in ſeinem Kränzelein und weißen Kleidchen, und ſah ſo jammerig aus, und hielt der Mutter das Füßchen hin, daß ſie den einen Schuh ausziehen ſollte, und dann den andern; ſie aber verſtand es nicht, und das Kindlein verſchwand wieder. So kam es zum zweiten- und zum drittenmal, und deutete auf die Schuhe und ließ der Mutter keine Ruhe, und da verſtand dieſe endlich, was es wollte, und ließ das Särglein wieder ausgraben, zog dem Kinde die Brodſchuhe aus und die rothen Schuhe an, und ließ es wieder einſenken unter heißen Thränen. Und von da an hatte ſie Ruhe, ſo viel eine Mutter Ruhe haben kann, der ihr einziges und herzliebſtes Kind im Grabe liegt. —

So hat ſich auch etwas Wunderbares, nur in ganz anderer Weiſe, zugetragen mit dem Schloſſe auf dem Hradekberge, nicht weit vom Dorfe Oberkamenzen, im Klattauer Kreiſe, eine Stunde von Stankau. Der Ritter, der auf dem Hradek ſaß, ließ eine Brücke bis Stankau bauen, damit er einen guten Kirchweg habe, ſintemal die Wege dortiger gebirgigen Gegenden und durch das Radbazathal noch heute nicht die beſten. Aber da man vor Alters die Brücken zu pflaſtern pflegte, ſo war der neue Kirchenweg nicht weich zu gehen, und der ſtolzen und zärtlichen Tochter des Burgherrn alſo unliebſam, daß ſie Semmeln nahm, aushöhlte und ſtatt Schuhſocken anzog, damit zur Kirche zu gehen. Solchen Mißbrauch des lieben Brodes aber nahm der Himmel ihr noch viel übler, als jener Mutter, die nur im heiligen Schmerz übergroßer Liebe ihrem todten Kindlein die Brodſchuhe anzog — und als das ſtolze Fräulein aus dem Schloſſe trat, da krachte es hinter ihr und vor ihr und Schloß und Brücke verſank, und ſie ſelbſt verſank auch mit, und blieb nichts von ihr zu ſehen übrig, als ihre Fußſtapfe in einer Brückenſtufe.

---

689. Der verwünſchte Burggraf.

Im Rathhauſe zu Ellbogen wird ein metallner Klumpen von der Größe eines Pferdekopfes gezeigt, den die Inwohner den *verwünſchten Burggrafen* nennen. Vor langer Zeit hauſte auf dem Schloſſe ein Ritter, der gar ein hartherziger, grauſamer Mann war. Wenn ein Pilger aus fernen Landen kam und das Gaſtrecht in Anſpruch nehmen wollte, trieb er ihn mit harten Worten, auch wohl mit thätlicher Mißhandlung hinweg und ſeine Unterthanen ſeufzten unter der Strenge ſeiner Geißel. Da kam einſt auch ein müder Pilgersmann, der aber ein Nekromant war und in geheimen Dingen wohl erfahren, vor des Schloſſes Pforte, und erbat Obdach für die Nacht, aber als ihn darauf der Burgherr hart anließ und von dannen wies, ſo hat der Nekromant ihn verflucht, ewiglich hart zu bleiben. Alsbald wurde der Burggraf von Ellbogen zu beſagtem Klumpen, welcher ganz ſchwarz iſt und wie Metall klinget. Der kaiſerliche General Johann von Werth hat ihn heimlich in den Schloßbrunnen werfen laſſen, nach vielen Jahren iſt er aber wieder herausgezogen worden. Man hat ſchon oft verſucht, durch Feuer oder Schlagen die Beſtandtheile des räthſelhaften Metallklumpens zu erforſchen, hat ihn aber nie zerſchmelzen oder im mindeſten verletzen können. Manch ſchwacher Menſch hat ihn mit leichter Mühe aufgehoben und getragen, wogegen ihn ſtarke Perſonen kaum von der Stelle rühren konnten, und wer mit einer Todſünde behaftet und befleckt iſt, vermag ihn gar nicht zu erheben.

690. Junker Ludwig.

Nahe bei der Stadt Eger liegt ein Feldſtück, darauf iſt es nicht geheuer; ein Geſpenſt hat dort ſeinen Umgang, von mittler Mannesgröße, das heißt im Volke der Junker Ludwig. Es war derſelbe einer von den unredlichen Grenzſteinverſetzern, die zur Strafe nach ihrem Tode umgehen müſſen rainab und rainauf, wo ſie die Grenzſteine verſetzt haben, bald fahl, bald feurig, bald zu Fuß, bald auch zu Roß. Es iſt nicht gut, ihnen zu begegnen. Einem Mädchen, das Abends vor dem Thore ſpazieren ging, und jenem Felde zu nahe kam, trat der Junker Ludwig nahe, und tatſchte ihr, wie er im Leben den Dirnen gern mochte gethan haben, nach der Bruſt. Seine Hand war feuerheiß, das Mädchen kreiſchte auf vor Schmerz, der Junker verſchwand. Als die Maid nach Hauſe kam, war ihre Bruſt ſchwarz, wie verbrannt, ſie ächzte und ſagte: ich hab' mein Theil! — Drei Tage darauf war ſie todt.

691. Hans Heilings-Felſen.

In der Nähe von Karlsbad, am Fluſſe gleichen Namens, lebte ein Mann, des Name war Hans Heiling, der hatte viel an Gut und Geld, aber nicht von Gott, ſondern vielmehr durch ein Bündniß mit dem ſchlimmen Herrgottsaffen, dem böſen Feind; der mußte ihm dienen eine lange Reihe von Jahren, und Heiling plagte ihn daß, wie Doctor Fauſt ſeinen Teufel Joſt (Sage Nr. 141), ſo daß der Teufel ſeinen Dienſt gar mächtig überdrüſſig bekam. Dafür ſtänkerte ihn der Teufel mit dem Dampf an, den er aus ſeinem Rachen blies, wenn er bei ihm war, daß Heiling faſt ſtank, wie ein Tabaksraucher, der den ganzen Tag raucht, und als Hans Heiling ſich in ein ſchönes Mägdelein heftig verliebte, die auch ihn gern ſah, wurde doch nichts aus der Verbindung, weil Heiling ſo anrüchig war. Darauf erkor ſich das Mägdelein einen andern Bräutigam, welcher nicht ſtank wie der Teufel oder ſonſt ein Stinkbock; darüber ergrimmte Hans Heiling über die Maaßen, wartete die Hochzeit ab, und als nun Braut und Bräutigam mit den Gäſten fröhlich beiſammen ſaßen, da erſchien er im Geleit des Teufels und ſchrie letzterem zu: Teufel! Deine Dienſtzeit löſch' ich dir, ſo du dieſe vernichteſt! — Freut mich, hör' ich gern! — ſchrie der Teufel, qualmte noch einmal wie ein Bäckerſchornſtein, und rief: nun biſt du mein! — verwandelte alle Hochzeitgäſte ſammt dem Brautpaar in Felſenſtein, und gab Hans

Heiling einen Drücker ins Genick und einen Tritt, und ſtieß ihn hinab in die Eger. Niemals ſah ein Auge ihn wieder, aber die Steinverwandelten ſtehen noch, das Brautpaar, das ſich umarmt, der Brautvater und die Hochzeitgäſte.

Eine andere Sage läßt den Heiling in einen nach ihm genannten Felſen hauſen, in welchem eine Höhle befindlich, und allda über ein Volk von Zwergen herrſchen. Dieſer Felſen heißt nach ihm der Heilingsfelſen, und ſteht mit andern zwiſchen dem Schloſſe Aicha und dem Hofe Wildenau im Flußthale der Eger. Eine Frau aus Trabnitz ging über Pornitz in den Wald unter Aicha, Beeren zu ſuchen, und der Abend überraſchte ſie. Sie kam aber an ein ſchönes Haus, in das ſie eintrat, und da ſaß ein alter Mann an einem Tiſch und ſchrieb gar ämſig. Die Frau ſagte: kann ich hier bleiben? — und der Mann ſagte: ja, das kannſt du! — Wo bin ich denn? — fragte ſie weiter — in Heilings Hauſe, der nicht mehr lange weilen wird, ſein Volk iſt ſchon zum größten Theil voraus. Der Bann iſt gelöſt! — Biſt du es nicht, der die Zwerge in Stein verwünſcht hat, daß man die Steinfelſen noch heute die verwünſchte Zwergenhochzeit nennt? — Schweige und ſchlafe! — antwortete auf dieſe letzte Frage der alte Zauberer. Die Frau gehorchte zitternd, ſie kroch in einen Winkel und entſchlief. Als ſie am Morgen erwachte, fand ſie ſich in einer Felskluft liegen, kein Gedanke an ein Haus war zu denken. Sie eilte jetzt raſch nach ihrem Dorfe zurück, aber da war alles verändert, andere Häuſer, andere Menſchen, und ihr wiederfuhr, was anderen Bergentrückten auch widerfahren; im Kirchenbuche ſtand ihr Name als der einer vor hundert Jahren verſchollenen. Allein darin war ſie beſſer daran, als jenes Brautpaar im Kiffhäuſer (Sage Nr. 430), jene Bergleute im Kuttenberg (Sage Nr. 663) und jener Gaſt des Todten zu Groß-Berkentime (Sage Nr. 204); ſie war nicht alt geworden in den hundert Jahren; ſondern lebte ihre übrigen Jahre ruhig dahin, und ſchickte ſich gut in die anders gewordene Zeit, was nicht jedem gegeben.

An einem Johannistage ſind auch zwei Hirtenknaben, welche Vögel fangen wollten, an den Heilings-Felſen gekommen, und haben unten an ihm ein Thürlein offen ſtehen ſehen. Sie gingen hinein, ſahen Truhen ſtehen, eine offen und voll Geld, die andere leer; ſchleunigſt ſackten ſie ein, ihre Schubſäcke voll, aber endlich wurde es ihnen grauslich zu Muthe, ſie eilten hinaus, und hinter dem zweiten ſchmetterte die Thüre ſo heftig zu, daß ſie ihm ein Stück vom Abſatz ſeines Schuhes wegſchlug. So kamen ſie noch mit heiler Haut davon, und brachten das viele Geld ihren Aeltern glücklich nach Hauſe.

602. Wald Zeitelmoos.

Zwiſchen Wunſiedel und Weißenſtadt, nahe dem Fichtelgebirge, ſtreckt ſich ein Wald, der heißt der Zeitelmoos, und darinnen liegt der Zeitelmoos-Weiher, bei dem es, der gemeinen Sage nach, nicht geheuer iſt, und ſich allerlei von Geſpenſtern dort ſehen läßt. Ein berühmter und hochgelahrter Mann ritt eines Abends ſpät noch durch den Wald, kam am Weiher vorüber, ſah auf einem Holzſtoß zwei Kinder ſitzen, redete dieſe an, was ſie ſo ſpät da machten, ſie ſollten doch nach Hauſe gehen! — darauf begannen beide Kinder überlaut zu lachen, der Mann aber ritt ſeines Weges weiter; es währte gar nicht lange, ſo ſah er an einer andern Stelle ganz die nämlichen Kinder wieder, und ſie lachten auch wieder hell auf. Dem Mann graute — er ſprach die Kinder nicht zum zweitenmale an, ſondern ritt ſtill vorüber. —

Ein anderer gelehrter Mann erzählte, daß auch er eines Abends zu Fuße bei Mondſchein im Spätherbſt am Teich vorüber und die Höhe hinan gekommen, und habe zu ſeiner Auferbauung das geiſterquickende Lied geſungen:

Himmel, Erde, Luft und Meer',
Zeugen von des Schöpfers Ehr';
Meine Seele, ſinge du,
Bring' auch jetzt dein Lob herzu.

Da habe ihn auf einmal ein dicker ſchwarzer Nebel umfangen, und er habe ein Geräuſch vernommen, als ob Reiter um ihn herum trabten — er aber habe muthig fortgeſungen, die zweite Strophe und die dritte, auch die vierte, lautend:

Seht, wie ſingt der Vögel Schaar
In den Lüften Paar und Paar! —

aber wie er an die Worte dieſer vierten Strophe gekommen:

Donner, Blitz, Dampf, Hagel, Wind,
Seines Willens Diener ſind! —

und dieſelbe in Gott vergnügt, ohne Furcht und Grauen mit lauter Stimme abgeſungen habe, ſei der Dampf-Nebel wie ein Pfeil hinter ihm weggewichen und über den Zeitelmoos-Weiher dahingezogen, und freudiglich habe der Mann das Lied zu Ende geſungen:

Ach, mein Gott! wie wunderlich
Spüret meine Seele dich!
Drücke ſtets in meinen Sinn
Was du biſt und was ich bin. —

693. Der Nachtjäger im Butzenreut.

Zwiſchen Wunſiedel und Redwig iſt ein Bergwald gelegen, der heißt der Bugen- oder Butzenreut, das iſt ein ächtes rechtes Jagdrevier deß, nach dem es heißt, des jagenden Waldſchrats und Höllenbutzen, darinnen, wie auch im Zeitelmoos, über den hohen Steinwaldberg über Redwitz und über das ganze Fichtelgebirge, auch über die Hundsbrücke, er gar wild und toll jagt, von ſeinem Butzenheer begleitet, und mag wohl der Name des Waldes hier nicht von reuthen, ausroden, kommen, wie unzählige Ortsnamen dieſer Gegend, ſondern von reiten, weil der Butz dort reitet als Nachtjäger, Spuk und arger Pötz auf ſeinem dreibeinigen Roß und von ſeinen Höllenhunden umklifft und umklefft. Namentlich hat der Jägerbutz mit ſeinem wüthenden Heer auch den Zug über die

Heidenſtadt in der ſogenannten fränkiſchen Schweiz, und iſt dortſelbſt wegen ſeiner des Nachts nicht gar ſicher zu reiſen.

694. Zwergenhöhle bei Naila.

Zwiſchen Selbitz und Marlesreuth liegt das Dorf Naila, dort wohnten in einer noch vorhandenen Höhle vor ein paar hundert Jahren Zwerge; das Loch iſt noch da, aber die Zwerge ſind fort. Ein Bauer, des Namens Kohmann, ackerte mit zwei Pferden auf ſeinem Felde, und ſein Weib brachte ihm ein neugebackenes Brod zum Frühſtück, das ſie in ein Tüchlein gebunden, am Rain niederlegte, und dann in das Gras ging. Da trat zu dem Ackersmann ein Zwergweiblein dar, und ſagte: du biſt noch nicht hungrig, aber meine Kinder ſind hungrig; mein Brod iſt noch im Backofen, leihe mir das deine für meine Kinder, bis Mittag will ich es dir erſtatten. — Der Bauer überließ dem Weiblein gern das Brod und geduldete ſich bis Mittag, war aber doch neugierig, ob ſie Wort halten werde. Und ſiehe, ſie kam auf den Punkt, als das Mittagsglöcklein im Dorfe ausgebimmelt hatte, brachte in einem ſchneeweißen Tüchlein einen noch warmen Brodkuchen, und ſagte: nimm und iß es ohne Scheu, das Tuch laſſe liegen, ich hole es ſchon ab. Wir ſehen uns dann nicht wieder — die Welt wird ungut. Ihr flucht und ſchwört je mehr und nehr, ihr lauft in aller Sonntagsfrühe heraus auf eure Felder, die Früchte zu beſchauen, ihr errichtet ein Hammerwerk nach dem andern, es iſt des Schlagens und Pochens kein Ende — ſo müſſen wir den Ort verlaſſen, wo wir ſo lange bequem geſeſſen. — Damit iſt ſie hinweg und nicht wiedergekommen; ob der Bauer im Brode oder dem Tüchlein etwas gefunden habe, wird nicht gemeldet.

In das Zwergloch bei Naila ſind einmal an einem Sonntagnachmittag unterſchiedliche junge Bauernburſche gekrochen, mit brennenden Schleißenſpähnen; da kamen ſie durch einen Gang, der maaß ein paar Ackerlängen, dann in eine mannshohe Grotte mit vielen kleinen Thürlein an den Seiten, wie Kämmerchen, und da grauſete es ſie alle mit einemmale mächtiglich, und eilten heraus, und ſind ein paar Tage übel auf geweſen.

695. Der Herrgottsſtein.

Zwiſchen Selb und Thierſtein, nahe der Eger, und nahe der Straße ragt ein großer Stein aus dem Boden, der iſt alſo geſtaltet, daß ſich ein Mann in denſelben, gleichwie in eine Form, legen kann; denn alle Gliederformen ſind in den ſchönſten Verhältniſſen, wie von eines Künſtler Hand wie in Wachs eingetieft, zu erſchauen. Die Sage geht, daß Chriſtus unſer Herr darauf geruht, und dem Stein die Geſtalt ſeines heiligen Leibes eingedrückt habe, und wäre ſo dieſer Stein ein wahres Gegenſtück zu jenem ſchwarzen Teufelsabdruck am Lurleifels. (Sage Nr. 95.)

Aehnliche Felseindrücke werden erſchaut in der Höhle des heiligen Procopius, auf der halben Wegſtrecke von Prag nach Königsſaal, die tief in den Felſen hineingeht. Darinnen hauſte aber freilich kein Herrgott, ſondern ein ganzes Heer von Teufeln, die der heilige Procopius alle austrieb, und da ſie ausfuhren, ließen ſie ihre Wahrzeichen, Hörner, Drachenkrallen, Ochſen- und Pferdeklauen und Lindwurmſchweife als ein Andenken zurück.

696. Fichtelberg und Fichtelſee.

Auf dem Fichtelberge, dem Haupt und König des Fichtelgebirges, liegt, gleichwie auf dem Schneekopf im Thüringerwalde der Teufelskreis, auf dem Rhöngebirge in Franken das ſchwarze Moor, dem Pilatusſee auf dem Frakmont der Schweiz, dem Frau Hollen-Bad auf dem Meißner in Heſſen u. a. ein berufener unergründlicher See, der Fichtelſee genannt. Früher war er offen, wie der Pilatusſee, hernachmals aber hat er ſich mit einer ſchwankenden Moordecke, gleich den vorgenannten, überzogen, und heißt nun die Seelohe, weil in dieſer Gegend jeder Sumpf unter einer Moordecke Lohe genannt wird. Vier Flüſſe rinnen vom Fichtelberge nach den vier Himmelsgegenden nieder, Main und Saale, Naabe und Eger; davon entſpringen Main und Naabe unmittelbar dem Fichtelſee, deren Namensanfangsbuchſtaben das Wort MENS bilden. Der Main fließt gen Weſten, die Naabe gen Süden, die Eger gen Oſten, und die Saale gen Norden. Der Main fällt in den Rhein, die Naab in die Donau, Eger und Saale ſtrömen der Elbe zu. Bei Weißenſtadt fließt die Eger durch einen See, in welchem ein Pfarrer vordeſſen, wie die Sage geht, die Fröſche ſtumm gemacht, wie jener Arme die zu Schwante (Sage Nr. 355), andere aber ſagen, ein kunſtbegabter Vagabund habe ſolch Wunderwerk für den Pfarrer verrichtet, den die Fröſche unter der Predigt geſtört. Und iſt noch dieſes wunderſam, daß jeder in den Weißenſtädter See geworfene Froſch alsbald wieder heraus eilt, und daß ein paar Eimer dieſes Waſſers in andere Teiche geſchüttet, die Fröſche ebenfalls verſtummen machen. — Die Eger hat in ihrem Sande Diamanten, der Main Perlen, die Saale Gold, und die Naab ſilberflammige Steinlein geführt. Auch vom Fichtelberg geht das weitbekannte Sprüchwort: oft wirft ein Hirte nach einer Kuh mit einem Steine, der mehr werth iſt, als die Kuh ſelbſt. Das alles aber war und geſchahe noch in der goldnen Zeit; ob und wann ſie wiederkehre, bleibt in Dunkel gehüllt. In dem Fichtelſee badet ſich der Nachtjäger, wie ſeine Sippe, Frau Holle, ihr Bad auf dem hohen Meißner im Heſſenlande hat (Sage Nr. 757), der Teufel das ſeine auf dem Schneekopf und Rübezahl ſeines auf dem Rieſengebirge, und es iſt nur gut, daß dieſe vier hohen Herrſchaften ihre Badezeit nicht an einem und demſelben Orte halten, dieweil ſonſt in der Welt noch viel mehr Schlimmes und Arges geſchehen würde, als ohnehin geſchieht, wenn der Teufel und ſeine Diplomaten in einem Bade beiſammen ſind.

697. Schätze der Luchsburg.

Von keinem der felsgekrönten Hochgipfel des Fichtelgebirgs, die meiſt alle Ritterburgen trugen, welche nun in Trümmern liegen, gehen mehr Schätze- und Schatzgräberſagen, als von der Luchsburg, Lugsburg, Luxburg, Loosburg — über dem Alexanderbade. Unter einer großen Stufe im verfallenen Keller liegt ein ungeheurer Schatz in einem kupfernen Keſſel, der eine Elle hoch und eine Elle breit iſt, der iſt voll gemünzter Goldgulden. Auf dem Keſſel ſteht ein kupfernes Gefäß, das umſchließt eine goldne Königskrone, die mit den größten Perlen und werthvollſten Edelſteinen geſchmückt iſt. Die Raubritter, die einſt in dieſer Burg hauſten und das Gebirge beherrſchten, trugen dieſen Schatz zuſammen, bargen und verſetzten ihn ſo, daß er nicht gefunden werden kann. Die Krone nahmen ſie einem Könige, und machten ſie genau ſo unſichtbar, wie Herrn von Koſſuths Excellenz die ungariſche Königskrone. Nur durch ein Mönchlein von zwerghaftem Wuchs, in ſchwarzer Kutte, einäugig und hinkend, kann dieſe Krone, nämlich die in der Luchsburg — und der Goldkeſſel dereinſt gefunden, und der Schatz gehoben werden, und dieß kann nur am Feſte Epiphanias, dem goldnen oder Trinitatisſonntag, an welchem ſich das Mönchlein goldnen Sonntagskindern ſehen läßt, durch ein golden Sonntagskind geſchehen. Unzähligemale haben Schatzgräber und Bergleute die Klüfte unter der Luchsburg durchwühlt, aber ganz vergebens.

698. Geiſterkirche am Ochſenkopf.

Nahe dem Fichtelberge hebt der Ochſenkopf ſein fels- und waldgekröntes Haupt, und die Sage nennt es gold- und ſchätzereich. Häufig haben die Walen des Berges Tiefen durchwühlt. In eine felſige Kluft droben kroch ein Bauer, da kam er an ein Stollenloch, und fand vor demſelben ein geſchriebenes Buch in einer fremden Sprache, ſammt einem Paar Handſchuhe, und einem Piſtol. Er legte ſich auf den Bauch und horchte hinein — hörte drinnen hauen und pochen, ſah aber kein Licht; da nahm er alles gefundene zu ſich, ſchoß das Piſtol ab, und übergab ſeinen Fund dem Amt.

Ein alter Fichtelberger Aſchenbrenner hat erzählt: an einem goldnen Sonntagmorgen regnete es, und da lief ich hinauf auf den Ochſenkopf, die Aſche zu retten, und da hörte ich drunten in Biſchofsgrün mit den Glocken zuſammenſchlagen. Da kam ich an eine Felſenwand, die ſtand auf, und ich trat hinein; da hat ein Altar drin geſtanden, der war ganz von Gold und glänzte über und über vom Schein der Kerzen, die auf ihm brannten. Da fiel mir bei, daß ich ſchon gehört hatte, allemal, wenn drunten in Biſchofsgrün Kirche gehalten werde, ſo gehe droben die Geiſter-, Berg- und Waldkirche zugleich an; ich ſah noch einmal hin — Gold und Silber hingen wie Eiszapfen am Gewölbe, Perlen und Edelſteine bambelten da, wie die Zwiebelſtränge in unſerem Schlot; Geiſter ſah ich keine — aber ich entſetzte mich, daß ich ſo mutterſeelenallein war, lief fort, und hörte hinter mir ein entſetzliches krachen und brechen, als ob der Berg in ſich zuſammenſtürze. Ich holte meine Fraue, daß ſie den Pracht auch ſehen ſollte — der nur am göldnen Sonntag und am Johannistage ſich manchmal in der Frühe zeigt — aber wie wir hinkommen, war die Felſenwand zu und nichts mehr zu ſehen, und meine Fraue ſagte, ich ſei ſelber ein Ochſenkopf, daß ich mir nicht aus der Geiſterkirche ſo einen Goldeiszapfen oder Edelſteinſtrang herausgelangt, denn wem der Schatz ſich zeige, dem ſei er auch beſcheert. Aber wenn der Bettelmann nichts haben ſoll, ſo verliert er das Brod aus der Taſche.

699. Die Hölle auf dem Rudolphſtein.

Auf der nördlichen Abdachung des Schneeberges, des Nachbars vom Fichtelberg und Ochſenkopf, ſtand nach Weißenſtadt zu auch eine Ritter- und Raubburg, der Rudolph- oder Rollenſtein, deſſen Stätte noch der Schloßberg genannt wird. Rudolph, ein Pfalzgraf in Franken, ſoll die Burg im Jahre 857 auf die Rieſenfelſen, die Mauern von Menſchenhänden aufgeführt, gleichen, gethürmt haben, andere nennen den Kaiſer Rudolph aus Schwaben als Erbauer. Nicht weniger als zwölf bis vierzehn Raubburgen ſtanden um Wunſiedel, deren Inſaſſen den reiſenden Kaufleuten gleich ſtarken Gebirgswinden das Geld aus dem Buſen bließen. Räuber und Geiſter in trauter Gemeinſchaft machten die unwegſame Gegend unſicher und weit verrufen, und eine Waldſtelle unterm Rudolphſtein, von grauenhaftem Felsgeklüft umſtarrt, wird die Hölle genannt. Sie lag zwiſchen den Raubburgen Rudolphſtein und Waldſtein in der Mitte, und die Reiſenden hatten allda oft mehr Pein von den verkappten Staudenhechtlern auszuſtehen, als von den Waldgeiſtern und Höllenbränden, die ſich in Geſtalt feuerſpeiender Unthiere ſehen ließen, während ein Praſſeln vernommen ward, als ob der ganze Wald niederſchmettere. — Ein Jäger aus Sachſen, der den Geiſterſpuk in der Hölle noch nicht kannte, ſah und verfolgte dort ein Wild, das zum Waldſtein hinan flüchtete. Je höher er ſtieg, je mehr Wildes ward er anſichtig, aber alles floh vor ihm her in die Burgtrümmer hinein, keins kam ihm ſchußgerecht. Jetzt folgte auch er durch die Pforte — da mit einemmale umhüllte ſich Fels und Mauer, Buſch und Baum mit grauem Nebel und im Burghof begann ein Brauſen, Zetern, Knallen und Schellen, Bellen und Gellen, als ſei die ganze Hölle los, Gekreiſch und Gelächter, und der wilde Jäger zeigte ſich ihm ſammt dem ganzen wilden Heere voll ſinneverwirrender Geſtalten, bis er zu Boden ſtürzte und die Gedanken ihm gar vergingen. Als er erwachte, war es dunkel um ihn und drunten in Neumersreut ſchlug die Thurmuhr zwölfe.

700. Der Ziegel vom Waldſtein.

Die ſchönſte Trümmer auf und zwiſchen dem ungeheuern Felſenrieſen im Fichtelgebirge iſt der Waldſtein, ehemals ein Sitz der Herren von Sparneck, die ringsum ihre Spartöpfe hatten, in denen ſie fremder Leute Geld aufheben, bis ihrem Treiben ein Ende mit Schrecken gemacht ward. — Ein armer Tagelöhner hieb einſtmals Holz ganz nahe beim alten Gemäuer, das von der Burg Waldſtein noch übrig, da trat zu ihm ein kleines Männlein, das war gar freundlich und reichte ihm einen Ziegelſtein, indem es dem Mann durch Gebehrden zu verſtehen gab, den Ziegel mit nach Hauſe zu nehmen. Der Holzhauer war verdutzt und ſtand wie Butter an der Sonne; er ſperrte das Maul auf und die Augen, drehte den Stein langſam in der Hand und beguckte ihn, und es fiel ihm endlich die große Frage ein: warum ſoll ich den Backſtein mit nach Hauſe nehmen? — und da ſein hausbackener Verſtand zu deren Beantwortung nicht ausreichte, ſo wollte er dieſe Frage an den Geber richten. Aber ſiehe da — das Männlein war verſchwunden. — Noch einmal wandte der Holzhauer den Backſtein um und um und murmelte: wenn's ein Backſteinkäs wäre, ließ' ich mir's eher gefallen. So ſchmiert man ſich Hand und Gewand an dem Dingrich roth und hat nichts davon, geh mir einer mit ſolchen Narrenspoſſen! — Und damit warf er den Ziegel in die Büſche. Als er nach Hauſe kam, ſchrie ihn ſeine Frau ganz verwundert an: jo Mo! Du gleißeſt jo ſchier wie a Speckſchwart'n! Hoſt dich öpper im Feuer verguldⁿ loſſen? — Und da war aller Ziegelſtaub, der an Händen und Kleidern haften geblieben war, purer Goldſtaub. Hui, wie fix war jetzt der Holzhauer, wie lief er wieder zum Waldſtein hinauf! wie ſuchte er im Gebüſch bis in die ſinkende Nacht nach dem goldnen Ziegel! — aber proſit die Mahlzeit, er fand ihn nimmer.

701. Der Feilenhauer von Weißdorf.

Zu Weißdorf hat ein Mann gelebt, der war ein gelernter Feilenhauer, gab aber das Geſchäft auf und legte ſich auf ein anderes, das er für einträglicher hielt, nämlich auf das Geiſterbannen. Damals gab es noch Geiſter, die ſich citiren und bannen ließen, heutzutage wollen ſie ſich nicht mehr bannen laſſen, und es ging dem Feilenhauer nicht wie jenem Schulmeiſterlein, das gleicher Kunſt obliegend, gefragt wurde: können Sie wirklich Geiſter citiren? — mit einem ſtolzen O ja! — antwortete, aber als nun weiter gefragt ward: kommen denn auch Geiſter auf Ihr citiren, — ein trübſeliges Nein vernehmen ließ — des Feilenhauers Citirte kamen wirklich. Der Feilenhauer war ein langer hagerer Mann, gruslich anzuſehen; er trug einen abgeſchabten Schinderranzen von Fiſchotterfell, und ſah einem Rattenfänger ähnlicher als einem Staatsrath, vermochte auch mehr, und gefürchtet wurde er von alt und jung, weil er ſo verrufenen Umgang hatte. Wo nun ein Poltergeiſt ſich zeigte, da wurde der Feilenhauer hingerufen, und wo er in einen Ort kam, war auch gleich ein Poltergeiſt da, den jener beſchwur, und da kroch der Geiſt ſo demüthig in den Fiſchotterranzen, wie im Kindermärchen vom Meiſterdieb Pfarrer und Schulmeiſterlein in den großen Sack. Alle die eingefangenen Poltergeiſter trug nun der

Geiſterjäger gleich gefangenen Katzen hinauf auf Burg Waldſtein; dort bannte er ſie alle hinein, und hielt gute Zucht und Ordnung; da ſitzen ſie manchmal noch immer um einen großen Steintiſch im Burghofe, und ſpielen mit eiſernen Karten, die der Feilenhauer ſelbſt verfertigt hat. Die Karten müſſen etwas heiß ſein, denn man findet ihre Spuren dem Steine eingebrannt.

702. Das Bimmelglöckchen.

Im Kapellenthurme der Burg Waldſtein, andere ſagen auf Epprechtſtein, hat ein Betglöcklein gehangen, deſſen Schall hat man an beſtimmten Tagen im Jahre gar deutlich gehört, daß man in Zell, am Berges Fuße, öfters geglaubt hat, es hänge im daſigen Kirchthurme. Das hat zur Geiſterkirche geläutet. Mancher hörte es erklingen, ſtieg zum Berge hinan, und ſah und hörte droben nichts. Eine Frau, die ihrem im Walde arbeitenden Mann das Mittagsbrod brachte, hörte den Schall und ging ihm nach. Und wie ſie droben um eine Mauerecke der Burg biegt, da erblickt ſie die Geiſterkirche offen und in hehrer Pracht, und auf dem Thurme darüber ſchwingt ſich hin und her das bimmelnde Glöcklein. Orgelton und Chorgeſang dringt aus der Kirche; dem Altare zugekehrt ſteht der Prieſter, und am Boden knieen die Geharniſchten und die Frauen in weißen Schleiern. Da ergreift es die arme Frau gar mächtig auch niederzuknieen und im Staube mit anzubeten den, welchen alle guten Geiſter loben, doch zugleich grauſet ihr, denn ſie fühlt, daß ſie nicht zu dieſer Gemeinde gehöre. Aber der Andacht frommer Drang zieht ſie dennoch hinein in das Heiligthum, und mit Händefalten kniet ſie nieder. Da wendet der Prieſter am Altare ſich um — da fällt ſein Blick eiſigkalt und ſtreng auf ſie, er hebt den Arm empor und ruft mit dumpfer Stimme: wehe! wehe! — und im Nu verſchwinden Altar und Prieſter, Orgel und Chor, Männer und Frauen, der Kirche Schmuck; das Glöcklein ſinkt vom Thurme und dicht vor der Frau in den Boden — ein Wetter grollt — und donnert um die Trümmer, und auf ihren Mauern ſtehen wieder hoch und ſtark die ſeit Jahrhunderten darauf emporgeſchoſſenen Bäume. Ganz beſtürzt, mehr todt als lebend, kommt die Frau zu ihrem Manne zurück, lange verſagte ihr die Sprache. Der Mann hat nichts von Sturm und Unwetter gehört, der Himmel iſt hell und klar. — Bebend wankte die Frau nach Hauſe — nach drei Tagen lag ſie auf der Bahre.

703. Das verlorene Kind.

Eine andere arme Frau trug auf ihrem Arme ein kleines Kind zum Walde und kam in die Ruine Epprechtſtein. Dort ſetzte ſie ihr Kind ins Gras und ſuchte Waldbeeren. Mit einemmale ſtand vor ihrem Blick eine prächtige Kirche mit offenen Thüren, und darinne ſtand ein Opferbecken, das war voll Goldſtücke. Eilend ſprang die Frau hinzu und raffelte von dem Golde in ihre Schürze, ſoviel als hineinging. Pfeilſchnell eilte ſie nach Hauſe, das Gold beſaß ſie, das Kind vergaß ſie. Erſt daheim gedachte ſie wieder des hilfloſen Kleinen; im Fluge eilte ſie wieder berghinan — aber da war weder Kind noch Kirche mehr zu erblicken, und vergebens die Trümmer durchirrend und mit Klagegeſchrei die Lüfte erfüllend, rief ſie nach ihrem Kinde. Es war und blieb verſchwunden und verloren. — Täglich kam das arme Weib auf den Berg, um das Kind weinend, nach dem Kinde ſuchend, ihr Gold lag ruhig daheim in der Truhe, ſie rührte es nicht an, ſie mochte an daſſelbe nicht denken — denn es koſtete ihr zu viel, es koſtete — ihr Kind. — So ging ein ganzes Jahr dahin, die Waldbeeren waren wieder reif; die Beerenſammlerin nahete wieder der Burgtrümmer, mit doppeltem Schmerzgefühl, denn es war gerade der Jahrestag ihres Unglücks und Verluſtes — da mit einemmale — kaum traut ſie ihren Augen, da ſteht die Kirche wieder vor ihrem Blick, und neben dem Opferſtock, der wieder voll vom Golde blinkt, ſitzt blühend ihr Kind und reibt ſich die Augen — es iſt eben aufgewacht und hat ſich rothe Wänglein geſchlafen. Mit freudigem Schreck ſtürzt die Mutter hinzu, ergreift's, herzt's, trägt's fort — ſchenkt der Goldfülle keinen Blick. — Endlich einmal wendet ſie ſcheu ſich um, ob nichts ihr folge, ob Niemand ihr das Kind wieder entreißen wollte? aber da verſchwand eben vor ihren Augen die Kirche wieder wie ein Nebelbild und wurde wieder die wüſte Trümmer. Nun war die Mutter ſelig, und da das Wundergold, der Seegen der Geiſterwelt, ihr blieb, ſo lebte ſie fortan ein beglücktes Leben, und erzog ihr Kind zu Gottes Ehre.

Es geht auch noch dieſe Sage vom alten Bergſchloß Epprechtſtein, daß alle Jahre einmal, aber an keinem beſtimmten Tage, wann und ſo lange der Pfarrer auf der Kanzel drunten in Kirchenlamitz das Vaterunſer betet, ſich ein Fels hebt und auseinander klafft, und große Haufen Goldes blicken läßt, aber ſo wie das Amen ſchallt, ſchließt er ſich wieder auf ein Jahr lang zu. Wer ihn offen ſieht, muß ſchnell etwas auf das Gold werfen, dann darf er ein Vaterunſer lang zulangen, muß ſich aber wohl ſputen, denn verſäumt er ſich zu lange, ſo ſchnappt der Fels zu und klemmt ihm beide Hände ab, oder gar das Köpſchen.

704. Die ſtille Wieſe.

Vom Fichtelgebirge abwärts dem Maingefilde zu, leiten mannichfache Pfade und Wege in ein ihm nahe liegendes Bergland, das viele noch zu jenem rechnen, und ob ſeiner Naturſchönheiten die fränkiſche Schweiz benennen. Dieſe Gegend iſt reich an Höhlen und reich an Sagen. Durchfloſſen wird es von der Wiſent, einem forellen- und krebsreichen Waſſer. Burgtrümmer giebt es allda in Fülle, Streitberg, Neideck, Dramaus oder Drameiſel, Rabenſtein, und noch viele andere; da führt der Weg auch über eine ſchöne, ſanft von umbuſchten Berggeländen umfriedete Wieſe, ganz nahe bei Muggendorf, welche vorzugsweiſe vom Volk die ſtille Wieſe genannt wird. Die Sage meldet über den Urſprung dieſer Benennung: da Doktor Luther in Coburg weilte, und ſeinen Freund Melanchthon zurück erwartete, der auf dem Reichstag zu Augsburg war (1530), ſo machte er einen Ausflug in dieſe Gegend, und kam auch nach Muggendorf. Der Ruf des großen Mannes ging vor ihm her, und alles Volk eilte herbei ihn zu ſehen, wo möglich auch zu hören. Endlich kam er; viele drängten ſich um ihn, viele ſprachen zugleich ihn an, viele trieb Ehrfurcht, andere die Neugier. Da blieb Luther auf dieſer Wieſe ſtehen, erhob die Hand und rief: ſtille! — und ſtille ward es rings umher wie das Grab; kein Laut, keine Lippe regte ſich mehr. Und Luther ſprach, der gewaltige Mann Gottes und Mann des Volkes, und in einer feurigen Rede erbaute er die Hörer, die ihn im tiefen Schweigen umſtanden, und als er endete, da johlte nicht der betrunkene Beifall, der manch andern Volks- und Wieſenredner zum dritten Himmel erhob, da lärmte kein Händeklatſchen und Bravoſchreien — da blieb es ſtill — tief ſtill, nach wie vor, und ſie fürchteten den Herrn mit Ernſt, und fühlten wohl unbewußt Nehemias Prophetenwort: ſeid ſtille, denn der Tag iſt heilig. — Und da nannten ſie die geweihte Stelle die ſtille Wieſe.

705. Heidenſtadt und Wihte-Höhle.

Nahe beim Oertchen Alberndorf, das nach Muggendorf eingepfarrt iſt, liegt ein Platz von einigen tauſend Schritten Umfang, den nennen die Umwohner die Heidenſtadt, aber auch die Hundsbrücke. Geſpenſter und das wüthende Heer haben alldort ſich häufig ſehen und vernehmen laſſen; altheidniſch Geld ward dort gefunden von Kupfer, wie vom beſten Silber; auf der Ebene ſind eine große Anzahl trichterförmige Gruben, Mauerreſte finden ſich noch, und nur eine oder zwei Viertelſtunden davon entfernt iſt der hohle Berg, ſonſt das hohle Loch genannt, jetzt aber nach einem Romane bisweilen auch Oswaldshöhle geheißen, darinnen gar mancherlei ober- und unterirdiſches Geklüft, abſonderlich die Witzenhöhle, mit einem natürlichen Waſſerbecken, dabei die Heiden, die hier einen Götzen verehrt, ihre Reinigungen vorgenommen haben ſollen. Dieſer Götze hieß Witte oder beſſer Wihte, und war ein rieſiggedachter Haingott, denn wihe war in der uralt-deutſchen Sprache das gleiche Wort für Hain, wie für Tempel, weil andere Tempel nicht vorhanden waren, darin ſchon an ſich der Begriff des Geweihten lag. daher Wicht als Elementargeiſt, nicht gerade Zwerg, daher die alten Namen Witticho und Wittechind, daher unſer Wort weihen, daher der Weihkeſſel in des Naturgottes Wihte Höhle, welche Benennung der Sprache ſpätere Abwandlung in Witzenhöhle verdarb; dahin deuten auch die vielen Witchenſteine, meiſt ſagenhafte Felſen in waldreicher Umgebung. Will Jemand dabei noch an die uralte Benennung der Unholden und runiſchen Hexenweiber: Pilwizen oder Bilbitzen denken, ſo wäre auch ſolche Deutung nicht uneben, aber der Wihte ſteht höher. Dieſe Höhle iſt fünfhundert Schritte lang, ſo lang als man vom obern Thor zu Bayreuth bis zum untern zu gehen hat; in drangvoller Kriegszeit diente ſie den Umwohnern als bergender Zuluchtsort. Manche haben von einem ehemals vorhandenem Bilde des Wichte erzählt, es iſt aber, daß es ein ſolches gegeben, nicht wahrſcheinlich, oder es war ein Machwerk ſpäterer Zeiten.

---

706. Eppela Geila.

Zu Drameiſel bei Muggendorf ſaß ein Ritter, deß Name war Eppelin von Gailingen, der war zugleich ein mächtiger Zauberer, und hatte ein Flugroß, damit ſprengte er ſteile Felswände hinan und hinab, ſetzte über Heuwagen und berührte kein Hälmlein, ſetzte über die Wiſent und ward nicht naß am Fuß, wie der Wittich über die Wiſar ſetzte. Zu Gailenreuth war ſein Stammhaus, doch hatte er noch viele Burgen im Land umher, und von einer zur andern flog er auf ſeinem Wunderroß wie der Wind. Von Drameiſel ritt er nach Muggendorf über einen hohen Felſen und Riß, das konnte ihm keiner nachthun. Auf die Nürnberger hatte der Eppelein einen ſcharfen Zahn; er umgab ſich mit beuteſüch-igen Genoſſen, und ritt an ihrer Spitze gar oft in das Nürnberger Stadtgebiet. Da ſangen die Kinder von ihm:

Da reit't der Nürnberger Feind aus,
Eppela Gaila von Dramaus.

Oder:

Eppela Geila von Dramaus
Reit't allzeit zu vierzehnt aus.

Die Vierzehnzahl mochte wohl von alters her im Oſtfrankenlande eine geheimnißvolle Bedeutung haben, daher auch ſeine Vierzehnheiligen. Als der Eppelein, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, den die Nürnberger gern ſelbſt verdient hätten, einſtmals in Nürnberg auf die Burg geſtürmt war, und ſich dort eingeſchloſſen und hart bedrängt ſah, denn ſie hatten das Burgthor zugeſchlagen und ſchrien ihm zu, daß ſie ihn nun gleich henken würden, da tummelte er ſein Roß mit Fechterhieben und rief:

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn vor! —

ſpornte ſein Roß zur Mauer nahe beim Luginsland, und ſprengte die furchtbare Tiefe über Wall und Graben hinab und hinüber, und entkam glücklich. Da haben ſie hernach mit Staunen die Spuren der Hufeiſen angeſchaut, die der Roſ-esſprung in der Mauerzinne zurückgelaſſen. Als nach manchen gelungenen Handſtreichen und kühnen Griffen der Eppelin einmal gen Farnbach kam, und zechend n der Herberge lag, bauten die Feinde, denen das verrathen war, eine Wagenburg um das Haus, er aber ſaß zu Roß und ſprengte über acht Wagen, aber „überm neunten,“ ſo ſingt ein altes Lied von ihm: „gab er den Giebel auf.“ Da er nicht weiter konnte, ſo opferte er, wie einſt Reinhold von Dordone ſeinen treuen Bajard (Sage Nr. 133), ſein Wunderroß, indem er es erſtach und gab ſich gefangen. Das geſchahe zu Poſtbauer und im Städtlein Neumarkt, zwiſchen

Nürnberg und Regensburg, ward er mit dem Schwert gerichtet. Sein Andenken lebt unvergeſſen.

707. Der Seher im Frankenthal.

Bei Frankenthal, einem Kloſterhof des berühmten Stiſts Langheim, zwiſchen Lichtenfels und Bamberg, hüthete im Jahre 1445 ein junger Schäfer, des Namens Hermann, ſeine Heerde, und wollte ſie von der Berghöhe heimwärts treiben, als die Abendglocke vom Kloſter Banz auf dem gegenüberliegenden Berge, in das ſchöne Mainthal niederklang. Da hörte er ſeitwärts ein Rufen, die Stimme eines weinenden Kindes, und ſah ein Knäblein einſam auf dem Acker ſitzen, er ging auf daſſelbe zu, da fand er ein Kind von ſtrahlender Schönheit, das ihn wunderlieblich anlächelte, und gleich darauf vor ſeinen Augen verſchwand. Er ging von der Stelle hinweg, ſahe ſich aber noch einmal um, und ſiehe — da ſaß wieder das Kind, noch viel herrlicher anzuſchauen und zwei Kerzen brannten neben ihm. Noch einmal eilte Hermann auf die liebliche Erſcheinung zu, und abermals verſchwand ſie. Beunruhigt in ſeinem Gemüthe trieb der Schäferknabe die Heerde heim, und ſprach zu ſeinen Aeltern von dem Geſicht, allein dieſe glaubten ihm nicht, und geboten ihm, zu ſchweigen; er vertraute aber, was er geſehen, einem frommen Prieſter, und der ſagte ihm, was er thun ſolle, falls er noch einmal einer ſolchen Erſcheinung gewürdiget werde. Solches geſchah auch, doch erſt im folgenden Jahre auf demſelben Platze, nur noch viel überirdiſcher. Das Kindlein, von himmliſcher Glorie umſtrahlt, hatte ein rothes Kreuz auf der Bruſt, und war umgeben von noch vierzehn andern himmliſchen Kindlein, alle roth und weiß (das ſind des alten Frankenlandes Farben) gekleidet. Jetzt fragte Hermann: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes: wer ſeid ihr und was wünſchet ihr? — Da antwortete das himmliſche Kind: ich bin Jeſus Chriſtus, und dieſe ſind die vierzehn heiligen Nothhelfer. Wir wollen hier wohnen und ruhen, und euch dienen, ſo ihr uns dienet! — Darauf ſchwebte das Jeſuskind und die vierzehn mit ihm zum Himmel empor. Und am nächſten Sonntage ſah der Seher vom Frankenthal um dieſelbe Stunde zwei brennende Kerzen vom Himmel ſich auf jene Stelle niederſenken, und eine des Weges daher kommende Frau ſah dieß Wunder ebenfalls, und ſah auch, wie die Kerzen wieder himmelan ſchwebten. Da ging nun Hermann der Schäfer zum Abte von Langheim und verkündete ihm und den Vätern des Kloſters die wiederholten Erſcheinungen, und es wurde eine Kapelle auf jener Berghöhe begründet, die bald als ein ſonderer Gnadenort weit und breit in Ruf kam; Wunder geſchahen dort, Wallfahrer ſtrömten aus Nähe und Ferne herbei, und beteten zu den vierzehn heiligen Nothhelfern, auch wurde die Kapelle mit reichem Ablaß begnadigt; eine Brüderſchaft nannte ſich nach den Nothhelfern, ein Graf von Henneberg gründete ihnen einen Ritterorden; Kaiſer Friedrich III. ſelbſt wallfahrtete dorthin, ein Gelübde zu erfüllen, auch Albrecht Dürer war im

Jahre 1519 allдort. Und durch gute und ſchlimme Zeiten hindurch behielt die Wallfahrtkirche Vierzehn-Heiligen ihren großen, dauernden Ruf und Ruhm, immer ſchöner und herrlicher wurde ſie gebaut, eine Propſtei ward neben ihr errichtet. Mitten im Kreuz, das Langhaus und Querſchiff bilden, erhebt ſich ein dreifacher Altar mit unten offenem Raume über der Stelle, wo der Seher vom Frankenthal die Erſcheinung ſahe. An dieſer Stelle zu beten, zu büßen, zu geloben, wallen alljährlich viele Tauſende dem hoch und ſchön gelegenen Tempel zu. Die Namen der vierzehn heiligen Nothhelfer ſind Georgius, Blaſius, Eraſmus, Pantaleon, Vitus, Chriſtophorus, Dionyſius, Cyriacus, Achatius, Euſtachius, Aegidius, Margaretha, Barbara und Katharina. Unvergänglich lebt das Andenken an den frommen Schäfer Hermann, dem Seher im Frankenthal.

708. Fräulein Podica.

Ueberm Städtlein Lichtenfels, allwo man es noch heute „den Burgplatz" nennt, lag eine Burg der alten Grafen von Meran. Dort wandelt der ruheloſe Geiſt des Fräuleins Podica von Schaumberg, ſtammend aus einem gar weit verzweigten edeln Geſchlechte dieſer Gegenden, deren Stammburg über dem Städtlein Schalkau, zwiſchen Coburg und Eisfeld gelegen war, und auch nur noch geringe Ueberreſte zeigt. Das Fräulein hatte einen Bräutigam, des Namens Kunemund, der zog mit in eine bedeutende Fehde, die bei Scheßlitz im Hochſtift Bamberg zu einer Entſcheidungsſchlacht gedieh. Podica von Schaumberg gab ihrem Erkorenen einen Handſchuh mit, und er ſchwur denſelben lebend oder todt ihr zum Pfande ſeiner Treue zurückzubringen — allein der Jüngling brachte den Handſchuh nicht zurück. In der Schlacht bei Scheßlitz fiel der treue Junker Kunemund, und als Fräulein Podica von Schaumberg die Trauermär erfuhr, nahm ſie ſich's alſoſehr zu Herzen, daß ſie vor Gram und Kummer ſtarb. Seitdem geht ſie bei nächtlicher Weile im Gemäuer der alten meraniſchen Burg um, und ruft mit leiſer ſeufzender Stimme: kommt noch nicht mein Kunemund? — Ihre Erlöſung iſt einzig an die Bedingung geknüpft, daß ein Sterblichgeborener ihr erwiedern ſoll: längſt fiel dein Kunemund bei Scheßlitz! — So leicht dieſe Bedingung erſcheint, ſo iſt ſie doch noch immer nicht erfüllt worden, denn denen, welche die wandelnde erblickten, entfiel vor Schreck das rechte Wort, oder der Name des Geliebten, oder der des Städtleins Scheßlitz, und denen, ſo vielleicht richtig geantwortet hätten, mag ſie wohl nicht erſchienen ſein. Und ſo wandelt der arme ruheloſe Geiſt von einem Jahrhundert in das andere hinüber. Oben auf Bergen und Burgen in ätheriſcher Hülle wandelnd, die ewig lebende Sage, und unten der Dampfwagen über die Eiſenbahn brauſend, die den deutſchen Norden mit dem deutſchen Süden verbindet und beider Verkehr vermittelt.

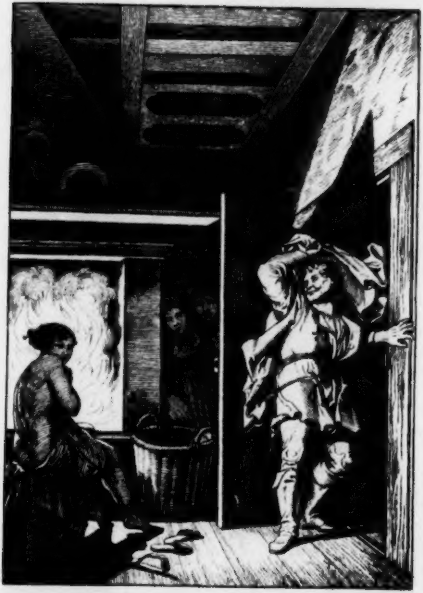
709. Das Seil des Schäfers.

In Ahorn, ſonſt am Ahorn, daher auch vom Landvolk Mahren genannt, in der Gegend von Coburg, war früher auch eine berühmte Wallfahrt. Dort lebte eine alte Hexe, die hatte einen Grimm auf die Ahorner, und brachte ihnen ein Wetter zu wege, daß ſich vom Brauſen des Sturmwindes, den ſie erregte, die Thurmſpitze bog, und nun ſpöttelten die Nachbarn, und ſagten: zu Ahorn ſteht es ſchief; der Ahorner Thurm hat ſchräg geladen — und was dergleichen anzügliche Spottredereien mehr waren. Das that ihnen mächtig leid und ſchauten nach Hülfe umher, und da fand ſich auch ein frommer Schäfer, der ſah zwar keine Heiligen und Himmelskerzen, aber er ſah, wo es fehlte, und verſprach Abhülfe. Er nahm ein ſehr langes und dickes Seil, das band er an die Spitze des Thurmes, und das andere Ende an eine Fichte, die noch am Bergesrande ſteht, und zog nun unter dem Murmeln von Zauberformeln die Thurmſpitze wieder gerade, ſo daß die Ahorner nun wieder Ruhe vor ihren ſpottluſtigen Nachbarn hatten. Die Wetterhexe, deren Tücke aus der Ahorner Thurmſpitze eine ſchiefe Ebene gemacht hatte, wurde gebührendermaaßen verbrannt, der Strick aber aufgehoben, und iſt derſelbe noch zu ſehen, die Mär aber in das Kirchenbuch geſchrieben.

Der Ahorn, der dieſem Dorfe den Namen gab, und andern nicht minder, denn es giebt noch in derſelben Gegend ein Frei-Ahorn, ein Kirch-Ahorn, ein Wüſten-Ahorn, war gewiß den heidniſchen Vorfahren ein verehrter Baum, gleich Eiche, Buche und Linde. Sein ſchneller Wuchs, ſein kräftiger hochaufſchoſſender Stamm, ſein ſchattengebendes Laub machten ihn den alten Deutſchen nicht minder werth, wie den Alt- und Neugriechen, und ſicher nicht ohne Beziehung gaben ſie ihm den Namen Ehre, und ſahen in ſeinen Blättern ein Sinnbild ausdauernder Feſtigkeit.

710. Der wandelnde Mönch.

Ein Herzog zu Coburg hat Krieg geführt mit einem Biſchof zu Bamberg, und in demſelben zwölf Junker gefangen genommen, die auf die Veſte über der Stadt gebracht und dort in leidlicher Verwahrung gehalten wurden. Sie durften ſich im Hofe ergehen und Kurzweil treiben, und ließen es daran nicht fehlen. Da kam einſtmals der Schloßkaplan, der ein alter finſter Mönch war, die Schloßtreppe herunter, auf welcher etwa die Junker, die ihn nicht gern ſahen, Erbſen geſtreut haben mochten. Wie nun der alte fette Pfaff ausglitt und die Treppe herabkugelte, ſchlugen ſie allzumal ein lautes Gelächter auf, der Mönch aber ſchlich davon mit grimmen giftigem Blick und verklagte die Junker beim Herzog, und reizte ihn zu heftigem Zorne. Dieſer befahl, daß die Junker in der Mitternachtſtunde hingerichtet werden ſollten, und ſollten ſo viele Häupter fallen, als der Thurmwart Hornſtöße thun würde. Dieß ſtrenge Gebot wurde lautbar und kam auch zu der Herzogin, die war ſanft und gut und bat bei ihrem Gemahl für der Junker Leben, und beſänftigte ſeinen Zorn, daß er ſagte, es ſolle nur einer ſterben. Aber auch den Tod des einen wollte die edle Herrin verhindern, und damit der Thurmwächter in dieſer Nacht gar nicht in das Horn ſtoße, ſo ließ ſie dieſen rufen und in einem ſichern Gemach verwahren, doch mit Trank und Speiſe



Neunerlei Dinge.

wohl verſehen. Aber die Junker wurden zur Mitternacht in den Schloßhof bei Fackelſchein zum Schaffot geführt, damit ſie mindeſtens die Angſt bekämen für ihre Gottloſigkeit, und der Scharfrichter machte ſich bereit, und hieß ſie alle niederknieen und hob ſein Schwert. Der Scharfrichter wußte aber nicht, daß der Herzog ſeinen Befehl zurückgenommen. Indem ſo ſchallte der Ruf der Mitternachtſtunde grauſig von dem Thurme her, und Meiſter Hämmerling übte beim blutigen Scheine der Fackeln ſein blutiges Amt; es fiel ein Haupt — und wieder ein Hornſtoß — und wieder ein Haupt, und noch eins, und noch eins. Die Herzogin hörte es, ſtieß einen Schrei des Schreckens aus und fiel in Ohnmacht, der Thurmwächter hörte es und entſetzte ſich; der Herzog vernahm den Schall, und eilte zornig zum Thurme. Wie der tückiſche Pfaffe, welcher wußte, daß der Thurmwart fehlte, an ſeiner Statt den zwölften Hornſtoß that, fiel des letzten Junkers Haupt, und fuhr ihm des Herzogs Schwert in das rachſüchtige Herz, und dann packte ihn der ergrimmte Herr und warf ihn vom Thurme hinunter. Nun wandelt der Mönch als ein Geiſt umher in und um die St. Moritzkirche, und bisweilen tutet er, wie die Tut-Oſel, daß alles erſchrickt.

711. Neunerlei Dinge.

Zu Coburg iſt mit neunerlei Dingen manch abergläubiſcher Brauch geübt worden. Einige Edeljungfräulein ſtellten neunerlei Eſſen auf, und zwar in der Chriſtnacht, damit wollten ſie zu wege bringen, ihre Liebhaber zu erſchauen, und dieſe erſchienen auch, aber jeder brachte ein Meſſer mit, und die Jungfrauen liefen erſchrocken und ſchreiend davon. Einer warf den Entfliehenden ſein Meſſer nach, eine der Jungfrauen ſah ſich um, blickte den Werfenden an und hob das Meſſer auf. Dieſe bekam dann auch denſelben Mann, deſſen Geſtalt ihr erſchienen war; aber nicht immer glückte es ſo. Mancher Jungfrau, die ſich ſolchen Zauberdinges unterfing, erſchien ein unwillkommener Liebſte, der blaſſe Tod, ſetzte ſein Stundenglas vor ſie hin, und ſie mußte prophetiſch ſchauen, wie ihr Leben raſch und noch im Jahreslaufe verrann.

Andere Jungfern daſelbſt nahmen, auch am Chriſtabend, neunerlei Holz, das zündeten ſie an, dann entkleidete ſich die eine, zog zuletzt auch noch ihr Hemde aus, warf es vor die Stubenthüre, ſetzte ſich an das Feuerlein aus neunerlei Holz, und ſprach:

Hier ſitz ich ſplitter faſernackt und bloß;
Wenn doch mein Liebſter käme,
Und würfe mir mein Hemde in den Schooß. —

Und da ſchaute ein Mannsbild zur Thüre herein, und warf das Hemde. Das war der nachherige Freund der Magd. Jetzt hatten die andern nichts eiliger, als ihrer Freundin es nachzuthun, jede wollte die erſte ſein, warfen ihre Hemden auch vor die Thüre der Stube und ſetzten ſich um das Feuerlein; nun aber kamen die entrückten Geiſter der Liebhaber alle auf einmal und begannen draußen gräßlichen Lärm und Hader, daß den Mägden himmelangſt wurde. Schnell löſchten ſie das Feuer aus neunerlei Holz, und keine wagte die Thüre zu öffnen. Sie krochen ohne Hemden in die Betten. Am andern Morgen fanden ſie vor der Thüre ihre Hemden all durcheinander gewirrt, und jedes in Fetzen. Keine bekam einen Mann.

712. Die verſunkene Kirche.

Nahe bei Coburg fließt die Lauter in einem friedlichen Thalgrunde, in welchem vor Zeiten eine Stadt lag, darinnen wohnten lauter glückliche Menſchen, die kein Leid kannten. Da nun der Tag Allerſeelen kam, an dem man Leid trägt um die Verſtorbenen, ſo ſprachen die Leute in jener Stadt: wozu ſollen wir ein Feſt der Wehklage feiern, da wir nichts zu wehklagen haben? Wir wollen dieſen Tag nicht feiern. — Da hat Gott der Herr ein Kinder-Sterben geſandt, daß jene Leute einen großen und tiefen Schmerz haben ſollten, und ſollten den Allerſeelentag in Demuth begehen und für die Geſtorbenen beten — und es ſtarben die Kinder alle und alle, und wurde der ganze Kirchhof voll neue Gräber an einem Tag, und war faſt Mangel an Särgen. Da ging ein großer Trauerzug zur Kirche hin, am Allerſeelentag, und war in ihr nichts als Seufzen und Weinen und Wehklagen und ein unnennbares Gefühl des Schmerzes. Und wie der Herr den Schmerz dieſer Väter und Mütter anſah, denen in den Kindern all' ihr Glück genommen war, ſo jammerten ſie ſein, und erbarmte ſich ihrer, und ließ die Kirche und den Friedhof mit ſeinen Kindergräbern in die Tiefe verſinken. Darauf iſt die Stätte im Lauterthale, wo die Stadt der Glücklichen ſtand, verödet. An manchen Feiertagen, und zumeiſt am Allerſeelentag hört man aus der Tiefe die Glocken der verſunkenen Kirche läuten, und die Kinder der Dörfer im Lautergrunde wiſſen die Stelle, und erzählen einander die Sage, und lauſchen ſtill hinunter, und ſchauern und beten.

713. Die vierzig Ritter.

In Eisfeld zwiſchen dem Schwan und dem Adler floß vor alten Zeiten die Werra vorüber, und bildete einen ſumpfigen Weiher. In dieſen geriethen vierzig geharniſchte Ritter, welche von Feinden verfolgt wurden; ſie blieben, gehemmt durch ihre ſchweren Rüſtungen, ſammt ihren Pferden im Sumpf und Moraſt ſtecken, und ſtarben eines jämmerlichen Todes.

Dieſe Sage, die ſo einfach und ſeltſam aus ferner Zeit herüberklingt, ſcheint eigenthümlich nach jenen vierzig römiſchen Rittern hinzudeuten, deren Martyrertag der neunte März, welche Kaiſer Licinius im Jahr 320 nach Chriſto im kalten Winter, aber nackend, auf einen gefrornen Weiher ſetzen und elend umkommen ließ.

714. Frau Holle verbrannt.

Zu Eisfeld iſt ein alter Brauch, daß am Sonntage Epiphanias nach der Nachmittagskirche unter Muſikbegleitung ein kirchliches Lied abgeſungen wird; dabei iſt die ganze Bevölkerung zugegen, und Kinder und Alte rufen einander zu: Frau Holle wird verbrannt! — Ueber dieſen Brauch wiſſen die Leute nichts beſtimmtes zu ſagen, und eine Mär, die ſie berichten, läßt über den Namen Frau Holle und deren Verbrennung, im unklaren. Vor uralten Zeiten, ſagen ſie: war zu Eisfeld ein Mönchskloſter und ein Nonnenkloſter, die lagen einander gegenüber und waren mit einander durch einen unterirdiſchen Gang verbunden. Dieſer Gang ſoll bis zum vorletzten großen Brande noch offen, dann aber verſchüttet worden ſein. Durch dieſen Gang nun beſuchten die Münchlein die Nünnelein, und da trug ſich's zu, daß auch die Frau Aebtiſſin ſelbſt in andere Umſtände kam, die ihr mit nichten lieb waren, und ſogar zweier Knäblein auf einmal genaß, und konnte die Schmach nicht verhehlt werden. Da nun der Thäter unenthüllt blieb, ſo mußte der Allerweltsbuhlgeiſt, der arme Teufel, ihr Buhle geweſen ſein, der eigentliche Sündenbock, auf deſſen Rücken Laſt und Laſter in Fülle geſchoben wurden. Er trug auch dieſe neue Laſt geduldig, aber die Frau Aebtiſſin wurde Nachmittags am Sonntag nach dem Neujahr auf öffentlichem Markt verbrannt. Möglich, daß ſie Hulda hieß, ſo wäre das Räthſel der Hollenverbrennung gelöſt.

715. Der Erbſenacker.

Hoch über dem Dorfe Crock, eine Stunde von Eisfeld, ſteht auf einem ſteilen Hügel die alte Kirche des Ortes, die man vor Zeiten Irmenkirche nannte. In ihrer Nähe iſt auch ein tiefer Brunnen befindlich, der wird der Irmenbrunnen genannt. Dort ſoll, ſo geht die Sage, eine Königstochter gewohnt haben, die an dieſen Ort geflüchtet war aus heimlicher Liebe. Endlich aber war ihre ganze Habe verzehrt, der Liebſte von hinnen, und ſie beſaß nichts weiter, als ein Mäßchen Erbſen, das nahm ſie und ging traurig von dannen, nach Eisfeld. Aber das Säcklein, darin die Erbſen waren, hatte ein Loch, und am Crocker Berge verlor ſie faſt alle. Wo die Prinzeſſin, die am Irminborn gewohnt, hingekommen iſt, das weiß man nicht, aber die Erbſen wurden alle zu Steinen und zeugen noch von ihr, denn tagtäglich findet man deren noch an jener Stelle, kleine runde Kieſelſteine, erbſengroß und erbſenfarben, wohl auch bisweilen etwas größer. Dieſe Sage der Erbſenverwandlung in Steine deutet, wenn man ſie deuten will und darf — darauf hin, daß der Arme auch ſein letztes verliert, und an die verſteinernde Kraft des Schmerzes. In der Sage von den Erbſenſteinen (Nr. 375) iſt die Verſteinerung Strafe des Geizes, und in einer Sage aus Paläſtina wird ſie zur Strafe der Lüge. Dort liegt, am Wege von Jeruſalem nach Bethlehem, auch ein Erbſenacker, öde und unfruchtbar. Darauf ſäete ein Bauer Erbſen. Maria mit dem Chriſtuskinde ging vorüber und fragte den Bauer: was ſäeſt du? — Die Lümmelhaftigkeit des arabiſchen Bauers wollte ohne Zweifel der ſeiner deutſchen Vettern nicht nachſtehen, und er antwortete grob und kurz: Steine! — So trage fortan dein Acker ſolche Frucht! — rief Maria — und ſeitdem trägt jener Acker nur Erbſen von Stein, die kein Menſch genießen kann. Die alten Naturforſcher nannten dieſe erbſengroßen Steingebilde Pisa bethlehemitica.

716. Von Ummerſtadt.

Ummerſtadt ſoll eigentlich den Namen Immerſtadt haben, wie früher manche haben behaupten wollen, zum Zeichen, daß es ſtets und immer eine Stadt geweſen. Zu deſſen Zeugniß habe vormals an einem Schwibbogen (man weiß nicht, an welchem Gebäude) das griechiſche Wort *ἀεὶ* geſtanden, welches nichts anders als immer heißt. Doch iſt die Stadtgerechtigkeit dieſes Ortes erſt vom Jahre 1394 an nachzuweiſen, in welchem Jahre aber die Bürger beim Landgrafen Balthaſer von Thüringen eingekommen waren, ihnen die verlornen und verwahrloſten Urkunden und Briefe über die Stadtfreiheit, Jahr- und Wochenmärkte zu erneuen, was auch geſchah. Sonſt iſt Ummerſtadt in der Gegend bekannt wegen der Schildbürgerſtreiche, die ſeinen Bewohnern von den Nachbarorten aufgebürdet werden, und die ziemlich gleichlautend mit denen ſind, mit welchen man ſich von der Stadt Waſungen trägt, ſo wie mit manchen derer des Dorfes Dittis an der Rhön, und andern, wie ſolche des weitern nachzuleſen ſind.

Wie die Ummerſtädter den Haſen gejagt, hören ſie nicht gern erzählen; ihrer luſtigſten Stücklein eines iſt das mit dem Salzſack, und doch iſt's nicht eigentlich ein Ummerſtädter Streich. Ein Bauernknecht von Colberg fuhr durch Ummerſtadt und wollte nach Coburg; da rief eine Ummerſtädtiſche ihn an, fragte ihn, wohin er fahre, und bat ihn, ihr einen Sack Salz von dort mitzubringen. Der Sack, den ſie ihn gab, hatte am untern Zipfel ein Loch von ziemlicher Größe, welches die Frau mit einem Bindfaden zuband. Der Salzhändler in Coburg hielt dieſe zugebundene Oeffnung für die richtige, knüpfte ſie auf, und füllte das Salz nicht ohne Mühe hinein. Jetzt zog er am Sack, damit das eingefüllte Salz ſich recht ſetze, und mehr hineingehe, da fiel alles Salz zur großen Oeffnung unten heraus, und er hatte den leeren Sack in der Hand. — Na ſo was, ſo was! — ſchrie der Coburger Mann — ſollt' m'r denn meinen! Ihr ſeid gewiß aus Ummerſtadt? — Auf dieſe Frage wurde das Knechtlein roth bis über die Ohren, und ſtammelte verſchämt: nä, lieber Herr, iche nich, aberſt der Sack. — Ein Bäcker ließ 1851 einen Backofen bauen, bei welchem ein Maurer, während des Bauens, in das Gewölbe ſich legen, und daſſelbe von Innen mit Lehm oder Kalk verſtreichen mußte, während die andern Geſellen von Außen mauerten. Endlich war der Ofen fertig, aber o weh! das Ofenloch, aus welchem der inwendige Maurer nun herauskriechen ſollte, war zu klein! Der arme Schelm konnte nicht heraus; ſie hatten ihn eingemauert! — und der Ofen mußte zum Theil wieder eingeriſſen werden, um den ſchlimmbeſudelten Architecten ans Tageslicht bringen zu können. —

717. Stelzen und die Rieſen.

Ueber Eisfeld zum Walde hinauf am Fuß des Bleß liegt ein Dorf, heißt Stelzen; dort war ein Heilbrunn, der heilte Blinde und Lahme; letztere hingen um den Brunnen, deſſen Lage in einer erdfallähnlichen Grotte von uralten Bäumen umſtanden, lebhaft an einen heiligen Hain erinnert, ihre Krücken und Stelzbeine auf, daher kommt des Dorfes Name. Der Brunnen war weit und breit berühmt, aber da ſich nun allmählich eine Ortſchaft in ſeiner Nähe angeſiedelt hatte, ſo verblendete der Teufel der Habſucht die Einwohnerſchaft, daß ſie gedachten, von dem Heilbrunnen Gewinn zu ziehen, und wollten jetzt von den armen Kranken und Heilungbedürftigen, die oft weit her gepilgert waren, Geld für das Waſſer haben. Da verſiegte zwar nicht die Quelle, aber es erloſch ihre Heilkraft, und das Waſſer löſchte bloß den Durſt. Dieſer Stelzenbaum iſt die Quelle der Itz. In derſelben Gegend um Eisfeld, Stelzen, Bachfeld und Burggrub haben vor Zeiten gewaltige Rieſen gewohnt. Die Sage vom Rieſenſpielzeug, wie ſie ſo oft begegnet, im Elſaß (Sage Nr. 31), bei Blankenburg im Thüringerwald u. a., wiederholt ſich getreu auch hier. Die Rieſen über Stelzen ſpielten im Toſſenthal, das eine halbe Stunde entfernt liegt, und kaulten (kegelten) miteinander; die Bahn hatte die Länge von Toſſenthal bis Eisfeld. Rieſen und Ritter — die Sage vermengt hier beide — warfen vom Schaumberg, darauf die Schaumburg ſtand, nach Burggrub einander ihre ſchweren Hämmer und Holzſchlägel zu, oder ſie beſpritzten ſich von einer Burg zur andern Spaßeshalber mit Waſſer, ſchleuderten einander auch goldne Kugeln zu.

Es ging auch die Sage, im Altar der Kirche zu Stelzen ſei ein goldenes Hirſchgeweih verborgen. Endlich öffnete man ihn, fand aber bloß ein kleines Trühlein von Kupfer, darin einige Heiligenknöchlein und ein altes vermodertes Blättchen Pergament. In Bachfeld ziehen, beſonders zur Weihnachtszeit, Lichter in Proceſſion durch die ganze Kirche, ja ſogar aus ihr heraus, aber Niemand kann diejenigen erblicken, welche die Lichter tragen. Die Kirche zu Stelzen war ſehr reich, das ganze Holz des mächtigen Bergſtockes des Bleß gehört ihr, der Kirche, nicht der Gemeinde; daraus iſt viel Proceſſirens entſtanden. Rechts am Bleß zieht ſich eine ſchöne weite Waldwieſe bis in die Ebene herab, die gehörte den Herren von Hanſtein und war ein Aſyl. Wer ſie erreichte, den durften auf ihr weder Büttel noch Werber faſſen, noch ſonſt Jemand. In dieſem Walde und auch ſonſt in den forſtreichen Gegenden des Meininger Oberlandes geht die Sage von einer nächtlichen Säge, welche ganz allein arbeitet, und ſchon manchen armen Holzarbeiter reich machte. Manche meinen, es ſeien Zwerge, die ſie unſichtbar in Bewegung ſetzen, doch iſt und bleibt ſolche Säge und ihr Seegen ein unergründliches Waldesgeheimniß.

718. Zinſelhöhle und Zinſelmännchen.

Im Meininger Oberlande, zwiſchen den Dörfern Meſchenbach und Rabenäußig liegt eine ziemlich enge, aber ſehr lange Tropfſteinhöhle, das Zinſel-

oder Zinſenloch genannt, die hat ihren Namen von den Zinſeln, Zinſelmännchen oder Trigelein, das ſind Bergzwerge, welche ehedem darinnen gewohnt haben. Nicht weit davon liegt noch eine andere unterirdiſche Grotte, welche die Zinſelkirche heißt. Aber dieſe wurde, wie das Zinſelloch, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von ihren Kirchkindern verlaſſen. Wie ſich das zugetragen, wird unterſchiedlich erzählt. Ein Bauer aus Meſchenbach traf auf ſeinem Erbſenacker eine Menge Zinſelmännchen; ſie ſprangen neckiſch über die Furchen hin und her, verſpeiſten der grünen Erbſen aus den Schoten viele, und ärgerten den Bauer ſehr. Endlich glückte es ihm beim Haſchen nach ihnen, einem ſein Mützchen zu nehmen; da barmte das Zinſelmännchen ſchrecklich, denn ohne das Mützchen konnte es nicht wieder nach Hauſe, und verhieß dem Bauer, wenn er ihm ſein Mützchen wieder gebe, ſo wolle es ihm eine Wünſchelruthe auf ſeinen Acker ſtecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden ſolle. Darauf hat der Bauer dem Männchen ſein Mützchen wieder gegeben, aber das falſche Trigelein hat ſich als ein Trugerlein erwieſen, und hat den ganzen Acker voll Ruthen geſteckt, ſo daß der Bauer die Wünſchelruthe aus ihnen nicht heraus- und folglich auch keinen Schatz finden konnte. Andere ſagen, der Bauer habe gleich Anfangs, als er auf ſeinem Acker die Zinſelchen geſehen, geſchimpft und mit der Ruthe gedroht, wie man kleinen Kindern droht, und da habe das ganze Zwergenvolk ihm Ruthen auf den Acker gepflanzt, daß er daran bei ſothaner Prügelluſt keinen Mangel habe. Hierüber ergrimmt, paßte der Bauer, weil ihm ſein Acker verdorben war, heimlich auf, und als er wieder einem Zinſelmännchen das Mützchen genommen, wodurch dieſes in ſeine Gewalt kam, ſchlug er das arme Männchen todt. Das betrübte die Zinſelmännchen gar ſehr. Ueber Nacht wuchſen die Ruthen zu Bäumen auf, und zwar zu den alten götterheiligen Eſchen, und in derſelben Nacht ſind die Zinſelmännchen fortgezogen, und hat ſich niemals auch nur ein allereinziges wieder in dieſer Gegend blicken laſſen.

719. Poltergeiſt zu Schwickershauſen.

Im Amte Heldburg liegt ein Dorf, des Namens Schwickers-, vulgo Schweickershauſen, darinnen wohnte ein Bauer, Hans oder Heinrich Kegel genannt, der hörte in der Woche vor Oſtern des Jahres 1666 unter einem in der Kammer ſtehenden Bette etwas klopfen, und ward eines Geiſtes anſichtig, der war geartet gleich dem Hinzelmann (Sage Nr. 275), hatte Kindesgeſtalt, trug aber eine güldne Krone auf dem Haupt, ſagte erſt, er ſei ein Engel und nachher, er ſei der Geiſt einer kurz zuvor verſtorbenen Frau. Einige Beherzte reichten ihm die Hand, da fühlten ſie, daß ſein Händchen eiſigkalt war, und ſchauderten. Es verhieß aber einem jeglichen, der ihm die Hand reiche, einen Schatz von neunzigtauſend Dukaten, das machte die Leute ſo beherzt, denn um ſolche erkleckliche Summe hätten ſie dem Teufel und ſeiner Großmutter die Hand gereicht mit Freuden. Darauf ging das Rumoren und Poltern im Hauſe los, daß es Niemand mehr darin aushalten konnte, und vom Hauſe verbreitete ſich der Rumor und das gräuliche Spuken im ganzen Dorfe, daß die Bäuerlein ihres Leibes und ihrer Seele keinen Rath wußten, liefen zu den Pfarrern nach Hellingen und nach Heldburg, die gingen mitſammen, der Heldburger hieß Magiſter Buchenröder und der Hellinger Johann Haſe. Die ſagten den Schwickershäuſer Bäuerlein, daß ſie ſich mit ihrem Handreichen um ſchnöden Geldes willen dem lebendigen Teufel zu eigen gegeben, deß erſchraken ſich die Bäuerlein ſchier zum Tode. Nun hielten die Paſtoren redlich an mit beten und predigen, was dem Geiſt nicht im mindeſten zuſagte; er rief: gebt mir ein Kind, ſo will ich weichen! — Einen Dreck ſollt du haben, aber kein Kind! — rief der Pfarrer von Hellingen, und da ſagte ihm hinwiederum der Geiſt auch keine Süßigkeit, katzbalgeten ſich mit Worten ein langes und breites. Da der Geiſt nicht wich, ſo blieb auch der Hellinger Pfarrer, bis deſſen äußerſte Beharrlichkeit nach der Montagsnacht auf den Trinitatisſonntag den Geiſt zum Weichen brachte. Hat alſo geklopft und gepocht, gepoltert und geläſtert dreimal drei Wochen lang, dennoch überwand ihn endlich das Beten, dieweil die Prediger dem Schriftwort gehorchten: wir aber wollen anhalten am Gebet und Amte des Wortes, und ſo mußte der Spukgeiſt aus Schwickershauſen weichen; der Geiſt des Aberglaubens aber, dieſer wahrhaft vielgeſtaltige Hinzelmann, wich nicht zugleich, denn noch in der allerjüngſten Zeit war und iſt nach ſelbem Ort viel Zulauf zu einem Wunderdoktor und weiſen Mann, der mehr kann als Brodeſſen.

720. Das Ackerſteinkreuz bei Strauf.

Zwiſchen Heldburg und Hildburghauſen erhebt ſich ein hoher Waldberg mit der mächtigen Trümmer des Bergſchloſſes Strauf, insgemein Straufhain, auch Strauchhahn genannt. Es war dieß ein althennebergiſches Grafenſchloß, das der Bauernkrieg brach. Ein alter hennebergiſcher Geſchichtſchreiber hat Folgendes vom Straufhain aufgezeichnet: Im Jahr 1698 im April hörten die Leute, ſo im Felde waren, ein gräßliches Geſchrei und Schießen auf dieſem Schloſſe und daſigen Gehölze, ſo zweifelsohne ein Teufelsgeſpenſte oder das wüthende Heer geweſen ſein mag. —

Nicht gar weit von den Ruinen der Burg Strauf und von Streufdorf iſt eine Stelle im Waldgeheg, an welcher einſt ein Jüngling ſeinen Tod fand und begraben wurde. Seine trauernde Geliebte wollte ſein Andenken ehren durch ein bleibendes Gedächtnißmal; doch fehlten ihr dazu die Mittel. Da gab ihr die Liebe einen Gedanken ein, den ſie auszuführen nicht ſäumte. Sie legte mit ſorgſamer Hand ein Kreuz von Ackerſteinen auf die Trift. Und wie oft es geſchah, daß Bosheit oder Muthwille das Kreuz auseinander riß und zerſtörte, die Hand der Liebe war raſtlos thätig, das Kreuz fort und fort zu erneuen, bis das Mägdlein ſtarb. — Darauf hat das Volk jenes Kreuzes Erhaltung wie ein ſtilles Vermächtniß übernommen, und immerdar die Lücken wieder ausgefüllt, die durch

Menſchenhand oder ſonſtigen Zufall in dem Steinkreuze entſtanden. So hat das
reuz lange am Wege gelegen, und iſt zum friſch im Volksgedächtniß fortleben-
en Sagenzeugen geworden. Auch von andern Orten her klingt ähnliches. Bei
Meiningen erneuen Schäfer und Hirten ein Raſenkreuz, das an der Stelle ein
Hirt in den Raſen grub, an welcher ein Mann im Felde vom jähen Tod über-
allen ward.

721. Der goldne Degen im Mordhügel.

Bei dem Dorfe Milz, ohnweit Römhild, liegt ein ganz runder, ſpitziger
ügel, darinnen ſoll noch ein güldener Degen bis auf den heutigen Tag ſtecken.
nd zur Nachtzeit, wenn noch ein Wanderer am Hügel vorübergeht, erſcheint
m ein Reiter, deſſen Pferd und er ſelbſt ohne Kopf iſt; der Wanderer eilt dann
it Grauſen vorüber und erinnert ſich an die ſchaurige Geſchichte. Es war näm-
ch im dreißigjährigen Krieg ein Hauptmann, der einen Bund mit dem Teufel
emacht hatte, und für das Verſchreiben ſeiner armen Seele bekam er von ihm
nen goldenen Degen, der in den Gluten der Hölle gehärtet war. Nie konnte er
berwältigt werden, auch das größte Heer vermochte es nicht, ſo lange er nur
en Degen in der Hand hatte. Einſt ritt dieſer Feldhauptmann auf den obigen
ügel, um die Gegend zu überſchauen, da nahte ſich ihm ein Heer feindlicher
eiter und umzingelte den Hügel. Sie machten ſich hinauf und hieben ſich lange
eit daß mit ihm herum; da traf ſich's, daß endlich einer durch einen glücklichen
treich des Pferdes Kopf abhieb, der Hauptmann fiel, weil das Pferd ſtürzte,
erunter und im Fallen entfiel ihm der Degen. Da ſprang der, ſo des Roſſes
opf abgehauen hatte, ſchnell hinzu und durch einen zweiten Hieb ſank auch der
opf des Hauptmanns herab. Darauf beraubten ſie ihn des Geldes und aller
leinodien, die er, nebſt vielen koſtbaren Edelſteinen, bei ſich trug, und begru-
en ihn endlich auf dieſem Hügel. Den Degen aber ſteckten ſie mit der Spitze
uf den todten Reiter, als er auf ſeinem Roß in der Grube lag; denn keiner
ollte ihn, da er vom Teufel ſtammte, behalten, und dann warfen ſie Alles tief
it Erde zu. Daher wird heute der Hügel noch der Mordhügel genannt und von
m die Sage erzählt mit dem Reiter ohne Kopf.

722. Teufelsburg und Höllenmauer.

Weit ſichtbar und weit berühmt ſind die beiden Gleichberge, der große
nd der kleine, über Römhild. Wetterpropheten beide, ſagt von ihnen das Volk,
enn Nebel ihre Häupter einſchleiern: die Gleichberge kochen, es wird noch
eute eine Suppe geben. — Die Sage geht, daß im großen Gleichberg ſo viel
Waſſer ſei, um aus denſelben einen ſchiffbaren Strom zu leiten. Unten iſt eine
Stelle, die heißt der Nebler, allda läßt ſich bisweilen ein Feuermann ſehen,
den aber iſt ein Eisloch, das nennen ſie die kalte Hölle.

Der kleine Gleichberg wird auch die Steinsburg genannt, und hat den Na-
men von den drei mächtigen Baſaltringwällen, die ihn umlagern, aber in der

Nähe des Gipfels ſich zu großen Strecken ausbreiten. Des Volkes Sage will, daß einſt darauf eine Burg geſtanden, welche jedoch nicht allzuſehr feſt geweſen. Ihr Beſitzer war ein alter grämlicher Ritter, der aber eine ſehr ſchöne und tugendſame Tochter hatte. Düſter und zurückgezogen, hüthete er mit einer alten Amme gemeinſam die Tochter, die aber dennoch einen Liebesbund mit einem jungen Ritter anknüpfte, welcher Ritter aber von dem Alten ſchnöde zurückgewieſen wurde, als er um des Fräuleins Hand anhielt; denn der Alte ſagte: lieber gebe ich dem Teufel meine Tochter, als dir! — Da drohte der beleidigte Ritter dem alten Herrn mit feindlichem Ueberzug und ſchrieb ihm einen Abſage- und Feindesbrief. Jetzt erfaßte Bangen den alten Burgherrn, und er rief den Böſen zu Hülfe, und verhieß dieſem die Tochter zum Lohne, wenn er ihm die Burg mit einem unüberſteiglichen dreifachen Mauerring umgürte, bevor der nächſte Hahnſchrei den Tag verkünde. Der Böſe willigte ein, und es begann nun in Haſt der Bau; unzählbare dienende rieſige Geiſter ſchleppten endlos Steine, und es wuchs die Umwallung von Minute zu Minute rieſengroß. Die Amme aber, die dem Fräulein gar ſehr zugethan war, hatte den Bund belauſcht und ſchlich gegen das Frühroth mit der Lampe zum Hühnerſtalle, und wie der Hahn das Licht ſah, meinte er, es werde Tag, und krähte überlaut. Da bricht das Höllengebäu ſammt der Burg in tauſend und aber tauſend Trümmerbrocken zuſammen, die noch heute den Berg umlagern; der Teufel, der noch einen Felſen zum Schlußſtein ſchleppte, läßt ihn vor Schreck auf einen Berg über Themar fallen, und errafft dafür des alten Ritters Seele. Dem jungen Paare ſtand kein Hinderniß zu ſeiner Verbindung mehr im Wege. Immer noch ſagen die Leute, man erblicke Treppen des alten Schloſſes, und ein großer Schatz liege noch im Bergesſchooße, der nur durch eine weiße Blume gehoben werden könne. In der Geiſterſtunde läßt ſich auch droben eine wandelnde Jungfrau blicken.

Beim Dorfe Gleichamberg, das den Namen daher führen ſoll, weil es gleich am Berg, dem Gleichberge, liegt, beginnt ein weitfortſtreichendes Steinlager eigenthümlicher Art, das durch die Flurmarkung von Gleicherwieſen zieht, und letzteres Dorf berührt. Dann geht es durch Lind und Hanbinde, in die Trappſtadter Markung, weiter zwiſchen Eſchelborn und Sternberg und zwiſchen Alsleben auf die Heckenmühle in der Obereßfelder Markung, und heißt beim Landvolk die Heidenmauer, nicht minder auch die Höllenmauer. Dieſes Steinfundament wollten manche Gelehrte für den Reſt einer Römerſtraße halten, weil in deſſen Nähe römiſche Münzen gefunden worden, das Volk aber ſchreibt es lieber dem Teufel zu. Das Steingeſchiebe iſt an den meiſten Orten nur 3 Schuh breit, doch dabei ſehr tief; ſo fand man in der Nähe von Trappſtadt in einer Tiefe von 18 Fuß noch kein Ende. Es läuft unter dem urbaren Felde hin, und kommt nur zuweilen beim Umackern zu Tage. Bei der erwähnten Heckenmühle breitet es ſich zu einem Steinfelde von dreißig Schuhen aus, und behält dieſe Breite auf ſechzig Ruthen Länge, hierauf verengt es ſich wieder bis auf drei Schuh. Dort geht die zweite Quelle der fränkiſchen Saale über dieſe ſogenannte

Höllenmauer, welche nun über Brennhauſen, zwiſchen Frieſenhauſen und Eichelsdorf, auf Hofheim und Rügheim bis zum Mainufer ſtreicht. Selbſt unter dem Mainbette ſoll ſie durchziehen und ſich im Steigerwald verlieren. Jener Stein, den der Teufel fallen ließ, heißt noch der Teufelsſtein oder Feldſtein und liegt auf einem Berge oberhalb Themar; es iſt ein mächtiger Säulenbaſaltfels, wie geklaftertes Holz geſchichtet. Ein großer Schatz ſoll darunter liegen. Oben darauf aber wächſt das Irrkraut, welches dem, der darauf tritt, irre führt, daß er lange umher laufen muß, und nicht Weg noch Steg findet. Wem das begegnet, der muß nur ſchnell ſich hinſetzen und die Strümpfe wechſeln, ſo kommt er wieder auf ſeine richtige Bahn.

723. Zwölf ſchlagen hören.

Zwiſchen den drei Orten Themar, Marisfeld und Oberſtadt, nahe bei Dachbach, liegt ein weites Feld, das Gertles (Gertlitz) oder Gätles genannt, dort hat vor Alters ein Dorf geſtanden, und es iſt darauf gar nicht geheuer. Ein Reiſender wanderte über jenes Feld, da ſah er plötzlich, wie jener Feldſcheer das wüſte Germelshauſen (Sage Nr. 498), ein ſchönes Dorf vor ſich liegen. Es war gerade Sonntag, und in dem Dorfe läutete es in die Kirche. Als er hinein kam, ſchritten die Leute auch ganz ernſt nach derſelben hin; ihre Tracht war aber auffällig alt und ſonderbar, gar nicht wie heutzutage die Mode. Der Reiſende fragte einige der Vorübergehenden nach dem Namen des Ortes, aber wen er auch fragte, der gab ihm keine Antwort, und alle wandelten ſo ruhig und ſtill, ja lautlos, unhörbaren Trittes an ihm vorüber, als ob ſie ihn gar nicht ſähen. Dabei ſtarrten ihre Augen ganz gläſern, und es kam dem Reiſenden ein übermächtiges Grauen an. Eilends verließ er den unheimlichen Ort, kam nach Themar und fragte gleich im Thor, was das für ein Dorf ſei, und beſchrieb es. Aber Niemand wollte es kennen. Seitdem hat es auch keiner wieder geſehen. Die Sage geht, wer es im Gertles zwölf ſchlagen hört, der kommt zu großem Glück; ein ſolcher muß aber den Muth haben, jede der zwölf heiligen Nächte (vom Weihnachtsheiligabend bis zum heiligen Dreikönigtag) auf dem berufenen Felde zuzubringen. Ein Bauer aus Marisfeld war kühn genug zu dieſem Wagniß, er ging jede Nacht in den Zwölften auf die öde Wüſtung hinaus, und in einer derſelben geſchah, was er gewünſcht, er hörte es plötzlich dicht neben ſich zwölf ſchlagen, aber es ſchlug mit einem ſo über alle Maaßen entſetzlichen Ton, daß er bei den erſten Schlägen vor Schreck und Grauen zu Boden geſchmettert wurde. Wie ein Todter blieb er in dumpfer Betäubung auf dem Felde liegen bis zum Morgen, wo er erwachte, ſich mühſam aufraffte und bis in ſein Dorf ſchleppte. Dort packte ihn ein heftiges Fieber und feſſelte ihn ein Vierteljahr lang an das Krankenbett. Endlich beſſerte ſich's mit ihm, und er fing wieder an zu arbeiten. Was er aber nun anfing, das glückte ihm und ſchlug ihm zum Nutzen aus, ſeine Scheuern füllten ſich wie von ſelbſt, ſeine Saaten blieben unverhagelt, ſeine Taſchen wurden vom Geld nimmer leer, ja er durfte Steine ſäen, und es ging der ſchönſte Waizen auf. Er wurde der reichſte Mann des Ortes, das war ſeines Muthes Lohn. Darum iſt in dieſer Gegend das Sprüchwort entſtanden, wenn einer ſchnell reich wird ohne ſichtbare Urſache: der hat es im Gertles zwölf ſchlagen hören.

724. Die Jungfrau mit dem Zopf.

Ueber dem Wappen der Grafen von Henneberg-Schleuſingen, der ſchwarzen Henne mit rothem Kamm auf drei grünen Bergen im goldnen Felde, ſteht der Helm mit ſeiner Zier, letztere darſtellend die Büſte einer gekrönten Jungfrau ohne Arme mit einem langen Zopf. Da unzählige Male dieſes Wappen im Bereich der alten Grafſchaft Henneberg an Mauern, Thoren, Kapellen, Brücken u. ſ. w. angebracht iſt, und dieſe Helmzier dem Volke mehr deutſam erſchien als jede andere, ſo hat ſich über dieſelbe mehr als eine Sage gebildet und verbreitet, die ſich mehr oder minder einander ähneln und ergänzen.

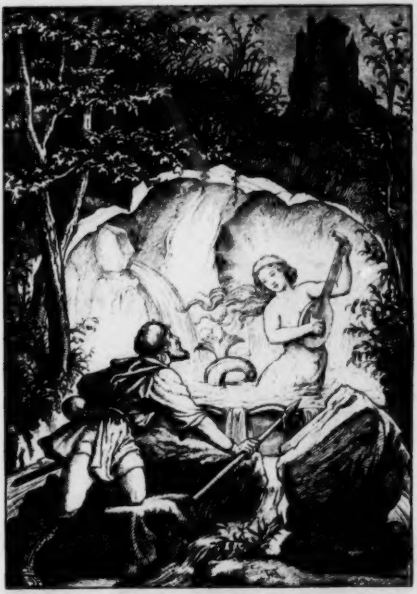
Ein Graf von Henneberg zog nach Italien und in das heilige Land. Dort lernte er die Tochter eines Königs von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, jedoch mußte er ſie verlaſſen, ſchied ſich mit Schmerz von ihr und reiſte nach ſeiner Heimath zurück. Die arabiſche Prinzeſſin wurde darauf von der heftigſten Sehnſucht ergriffen, die ſie eine Zeitlang zu überwältigen ſuchte, allein ihre Liebe war allzu mächtig und vermochte nicht länger zu widerſtehen, zog deßhalb mit vielen Schätzen aus ihrem Vaterlande und dem Geliebten nach. Als ſie in die Gegend des Kloſters Veßra kam, hörte ſie von den beiden Thürmen der Kirche ſowohl, als auch von den umliegenden Ortſchaften lange anhaltendes feierliches Geläute. Nun forſchte ſie, was das zu bedeuten habe? Da wurde ihr zur Antwort: ſie müſſe wohl ſehr weit her kommen, daß ſie nicht wiſſe, daß heute der Landesherr ſeine Hochzeit feiere, und man nannte ihr deſſen Namen. Das war nun aber leider ihr Geliebter, die arme Prinzeſſin wurde faſt unſinnig vor Schmerz. In ihrer Verzweiflung riß ſie ſich ihren ſtarken Zopf ganz aus, dann nahm ſie den Schleier und verwandte all' ihr Geld und Gut und reichen Schatz zu frommen Werken, von dieſen nennt man noch die Kloſtermauer um Veßra, und die Brücken von Ober- und Untermaßfeld, in welchen Orten man auch dieſe Sage ganz ſo, wie um Veßra, erzählt, nur daß die Sarazenin über Henneberg gekommen ſei. Den Grafen aber rührte tief die Liebe und der Schmerz der fremdländiſchen Jungfrau, er ließ ihr Bildniß als Helmzier auf ſein Wappen ſetzen und allenthalben anbringen, daher kommt auf dem Hennebergiſchen Wappen die Jungfrau mit dem Zopf, wie es in Veßra, an der Kapelle neben der Obermaßfelder Brücke und anderwärts häufig noch heute zu erſehen iſt. In Veßra wurde die Araberin begraben, dort war ein Monument im obern Chor der Kirche, eine Jungfrau mit ſchwebenden oder zu Feld geſchlagenen Haaren, in Stein gehauen, auf ſechs Säulchen, welche Jungfrau, wie eine alte Nachricht ausſagt, ſoll eine

Königstochter geweſen ſein und durch Heereszüge mit in dieſes Land gekommen. Sie hat ihr Leben allda beſchloſſen, und etliche Kleinod, ſo ſie bei ſich gehabt, ins Kloſter gegeben. Sie hatte einen langen Mantel über dem untern innern Kleide oder Rocke, einen ſchmalen Gürtel, ein edel Geſpang vorn unter dem Halſe auf der Bruſt hangen und einen Leidſchleier oder Binde von dem Haupt bis auf die Füße hangen. An dem Kiſſen unter dem Haupt zu beiden Seiten zwei Engel, ſo dieß Kiſſen hielten. Alſo war der Sarazenin Denkmal beſchaffen.

Nach andern ſpielten zwei Grafen von Henneberg Kegel miteinander, entzweiten ſich, und einer dieſer Brüder ſchlug den andern todt und entfloh. Sein Geſchick führte ihn in das Reußenland bis nach Moskau, da war denn die Getäuſchte, dem Liebſten nachgezogene Geliebte, eines moskowitiſchen Kaufmanns Tochter, womit dieſe ohnfehlbar jüngere Sage immer noch nach dem Orient hinweiſt. Eine noch jüngere Abwandlung derſelben läßt den Grafen nur bis Würzburg gelangen, dort der Kaufmanns Tochter Liebe und Treue geloben, und die letztere brechen, weil ſeine Verwandten ihn allzuſehr beſtürmten, ſich ebenbürtig zu vermählen. Da nun die Verlobte mit reichem Gut ihm nachzog, und ihr Unglück erfuhr, riß ſie den Zopf ſich aus vor Schmerz und Gram, machte von ihrem Gute mehrere fromme Stiftungen, erbaute Brücken, und da ſie in ein Dorf kam, allwo ſie getröſtet wurde, gründete ſie daſelbſt ein Kloſter, und nannte ihres Troſtes Stätte Troſtſtatt. —

725. Schleuſingens Urſprung und Name.

Von dem Urſprung der Stadt Schleuſingen wird eine Sage erzählt, die ſich an das Wahrzeichen dieſer Stadt, eine Sirene oder Waſſernixe, knüpft, welches Wahrzeichen auf einem Schild am Rathhaus noch zu ſehen iſt. Ein reicher Graf jagte in den Waldungen dieſer Gegend, lange vorher, ehe die Stadt vorhanden war, und verfolgte unabläſſig ein weißes Reh, ohne dieſes doch erjagen zu können. Darüber brach die Nacht herein, und der Graf, welcher von ſeinen Begleitern ganz abgekommen war, mußte die Ruhe auf bloßer Erde des Waldbodens ſuchen. Schon hatte er ſich am Fuß eines felſigen Berges niedergelegt, als er einen ungewöhnlichen Glanz gewahrte und eine funkelnde Grotte erblickte, in welcher ſich ein kryſtallenes Becken befand; drei ſilberne Quellen ergoſſen ſich hinein, und auf den lichten Wellen wiegte ſich eine reizende Waſſerfei, die um ihre Stirne ein blitzendes Band trug, darauf die Zeichen SLVS zu leſen waren. Dieſe Fei erhob einen ſüßen und bezaubernden Geſang, und als ſie geendet, winkte ſie den Grafen zu ſich hin und vertraute ihm, daß jenes weiße Reh, welches er verfolgte, ihre Tochter ſei, die ein böſer Zauberer verwandelt, der oben auf dem Berge über dem Quellbrunnen in einem gewaltigen und feſten Thurm wohne. Dieſen Zauberer wolle ſie in Schlaf ſingen und der Graf ſolle ihn überwältigen und tödten. Das werde ihm durch die Kraft der Worte gelingen, die ihr Stirnband zierten, welche bedeuteten: Sie (nämlich die Tochter der



Schleuſingen's Urſprung und Name.

Waſſerſei) Liebe Vnd Siege! — Das alles geſchah nun auch wirklich, und als der böſe Zauberer getödtet war, mußte der Graf das weiße Reh dreimal mit der Fluth des Kryſtallborns benetzen, deſſen drei Quellen die drei vereinten Bergwaſſer: die Schleuſe, die Erle und die Nahe, bedeuteten, worauf das Reh ſich in ein wunderſchönes Fräulein verwandelte. Mit dieſem vermählte ſich der Graf und nannte ſich und ſein Geſchlecht von der Brunſtätt, gründete das Schloß und die Stadt Schleuſingen, deren Name aus den drei geheimnißvollen Buchſtaben SLVS ſich bildete, und welche zum Wahrzeichen die Sirene in ihrem Stadtwappen beibehielt. Die Waſſerſei ſoll noch im Schloßbrunnen, dem klarſten und beſten der Stadt, wohnen, das Geſchlecht derer von Brunſtätt aber artete aus, und ſoll von den Grafen von Henneberg aus dortiger Gegend vertrieben worden ſein.

726. Die Todtenmette.

Oberhalb Schleuſingen liegt die Todtenkirche, vor ihr ſtehen uralte ſchöne Linden. Einſtmals blieb eine Frau aus Schleuſingen, welche bei einem Leichenbegängniß die Predigt mit angehört hatte, und eingeſchlafen war, in der Kirche ſitzen und mochte ziemlich lange geſchlafen haben. Als ſie erwacht, iſt es Nacht, und die Kirche iſt voll Menſchen; es wird Mette gehalten, und es ſummt ein leiſer Geſang. Die Frau will mitſingen, kann aber wegen der Düſterniß die Nummer nicht erkennen, und rührt an ihre Nachbarin, ſich die Nummer des Liedes zeigen zu laſſen. Wie ſie dieſe Nachbarin anblickt, hat dieſelbe ein Geſicht wie eitel Spinnweben, und iſt eine ihr wohlbekannte längſt verſtorbene Frau. Dieſe erhebt ihre welke Todtenhand, nur noch Gerippe, und zeigt mit dem gelben Fingerknochen auf das Lied — da erkennt die Frau Nummer und Buchſtaben; es iſt das Lied: O Ewigkeit du Donnerwort. — Die zum Tod erſchrockene Frau kreiſcht vor Schreck laut auf, da ſchwinden mit einemmale die bleichen Schatten alle hinweg, und die Frau wankt zitternd nach der Thüre und nach Hauſe, hat aber nicht gar lange mehr gelebt.

727. Die Nixe aus der Todtenlache.

Nahe bei Rappelsdorf, zwiſchen Schleuſingen und Kloſter Veßra, liegt ein, der Sage nach, unergründlich tiefes, mit Waſſer gefülltes Loch, über 400 Schuh lang und gegen 100 Schuh breit, merkwürdig und verrufen beim Volk der ganzen Umgegend und die Todtenlache genannt. Dieſer Name rührt urſprünglich daher, daß die in Rappelsdorf Verſtorbenen, welche in Schleuſingen beerdigt werden, gewöhnlich bis an dieſe Lache mit Leichenbegleitung getragen, dann aber ohne ferneren Conduct nach der Stadt gefahren werden. Das Waſſer iſt außerordentlich hell und klar, friert niemals ganz zu, ſteht in unterirdiſcher Verbindung mit Höhlen und Klüften des nahen Berges, die Haard genannt, beſonders mit einem Brunnen im Bärengraben, wie durch dort hineingeworfene leichte Körper, welche in der Lache zum Vorſchein gekommen, erforſcht ſein ſoll, und wird auch von Jahr zu Jahr größer. Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Krieg und beſonders vor dem Croatiſchen Einfall in Schleuſingen Waſſermenſchen aus der Lache hervorgegangen und unterſchiedlich geſehen worden ſind.

Einſtmals geſchah es, daß aus der Todtenlache eine Nixe herauskam, anzuſehen, wie ein junges ſchlankes Mägdlein; um den Hals trug ſie ein ſchwarzes Nüſterband, um den Leib ein ſchuppiges Mieder, ſo ſeegrün, wie das Waſſer der Lache, mit einem rothen Buſentuch und vorgeſtecktem Perlenſtrauß. Um die Lenden ſchlang ſich ein ſcharlachrother Schurz, hintennach ſchleifte ſie aber einen häßlichen Fiſchſchwanz. Auf der Hudelburg oder Ruderburg, einem Wirthshaus ohnweit Rappelsdorf, wurde ſo eben ein Hochzeittanz gehalten, dorthin eilte flugs das Nixlein, ſetzte ſich hinter den Tiſch zu einem friſchen Junggeſellen, der lange Frieder geheißen, und trieb mancherlei Kurzweil mit ihm, der ſie bald liebgewann, tanzte auch fröhlich mit ihm um die Linde. Dabei vertraute ſie ihm manches, unter andern auch, daß ſie gar zu gerne ſeine Braut wäre, und herzte und küßte ihn. Darüber kam der Abend herbei und die Nacht, und nun ſprach das Nixchen weinend zu ihrem Friedel: nun muß ich mich von dir ſcheiden und wieder in jenes Waſſer hineingehen, wo ich wohne. Zu lange bin ich ſchon hier geblieben bei dir, mein Geliebter, und da ich gegen meines Vaters Gebot hierher gekommen bin, werde ich wohl die hier und mit dir genoſſene Luſt mit dem Leben büßen müſſen. Wie weh thut mir der Abſchied. Lebe wohl und gehe morgen hin zur Lache, findeſt du ſie hell und grün, ſo lebe ich, findeſt du ſie bleich und todtenfarb, ſo iſts vorbei mit mir. Und gab ihm einen Kuß und entwich. Am andern Morgen ging der Frieder eilend hin zu dem kleinen See, fand ihn bleich und blutig, und voll Sehnſucht und Liebesgram ſprang er hinein in die Todtenlache, um ſich durch den Tod mit der lieben Nixe zu vereinen.

Nicht weit unter Rappelsdorf, links am Wege, liegt auch noch ein kleiner See, im Sommer von Mümmelchen überblüht, dabei es nicht geheuer.

728. Waſſermann Hackelmärz.

In Themar, einem uralten hennebergiſchen Städtlein, vor Alters Dagamari geheißen, rufen die Kinder einander zu, wenn ſie in der Werra baden und ſich ſchrecken wollen: hu! reiß aus! der Hackelmärz kömmt! — und denken ſich unter dem Hackelmärz einen abſcheulich langen dürren graugrünbärtigen Waſſermann, der aus der Tiefe heraufſteigt und nach ihnen fängt. Solcher Hackelmärze laſſen ſich im Werrathale unterſchiedliche ſehen, ſie heißen nur anders. Ihr Name erinnert an den Hackelbernd, der aber wilder Jäger iſt, Luft-, nicht Waſſergeſpenſt. — Zwiſchen der Rappelsdorfer Mühle und der Schwarzbacher

Papiermühle, muß die Schleuſe, die ohnweit Themar in die Werra fällt, alle ſieben Jahre einen Todten haben. — Auch in Themar ſagen die Kinder, wenn im Winter ſo recht große dicke Schneeflocken fallen: die Fra Holl ſchüttelt ihr Bett aus. —

729. Die Hennenburgen.

Es iſt eine alte Sage, daß vor Zeiten ein Herr aus edlem Geſchlecht in Deutſchland umgezogen, der eine Stätte ſuchte, da er ſich anbauen und guten Frieden haben könne. So kam derſelbe auch nach Franken, und fand allda einen Berg, der ihm baß gefiel. Wie er nun durch die Waldung zum Gipfel ritt oder ſchritt, fand er eine Wildhenne mit ihren Jungen, und da baute er allda eine ſchöne Burg und nannte ſie Hennenberg und wurde der Stammvater des reichen und edeln Geſchlechts der alten fränkiſchen Gaugrafen, die ſich von Henneberg nannten und vom Grabfeld bis zum Thüringerwalde Beſitzungen gewannen und Burgen erbauten. Zur Sage geſellte ſpätere Zeit vielgeſtaltig die Fabel, daher iſt von der Erbauung der Burg Henneberg Folgendes in einer alten Handſchrift zu leſen: „Da die Wenden in Rom lagen, und Roma und Italien faſt verſtört und verderbt hatten, das war nach Chriſti Geburt vierhundert und achtundfünfzig Jahre, da zog ein reicher Römer aus Rom um Unfriedens willen, das war einer von der Säule geheißen, de columna, von dem großen Geſchlecht, kam alſo in den Wald, da jetzo Henneberg liegt, mit ſeinen Dienern. Da behaget ihn, den Berg zu bauen. Da fand er ein Wildhuhn mit ſeinen Küchen, an derſelben Statt, darum nennte er das Schloß Henneberg.“

Faſt das Gleiche ward auch gefunden in einer Chronik, wo es von einem Römer aus dem erwähnten Geſchlecht heißt: „er zog in dieſe Lande und kam an das End und Berg, da jetzt Henneberg liegt, und ſchlug ſich allda nieder, da gefiel ihm die Gegend und der Ort ſo wohl, daß er anfing, ein Schloß darauf zu bauen, und als er das anfing aufzuſchlagen, und das Schloß zu bauen, da fand er an derſelbigen Statt eine wilde Henne mit ihren jungen Hühnlein, davon gab er demſelbigen Schloß den Namen Henneberg und führte davon die Henne in ſeinem Wappen, er und alle ſeine Nachkommen, und nennet ſich der von Henneberg. Alſo ſind ſie herkommen.“

Auf dem alten Schloß Henneberg iſt eine Blende in der Mauer zu ſehen, davon alte Leute erzählten, daß ein Maurer bei Aufbauung des Schloſſes ſeinen Sohn verkauft habe, damit, wenn das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert werde, die Burg fortan unüberwindlich bleibe. Und der grauſame Vater habe das Kind ſelbſt eingemauert. Dieſes aß einen Dreierſemmel, und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: o Vater! o Vater! wie wird es ſo finſter! — Und wie das Kind alſo rief, da ſchnitt die Stimme dem Manne durchs Herz, wie ein Meſſer, und er ſtürzte von der Leiter herab und brach den Hals.

Von den drei Schlöſſern Henneberg, Hutsberg und Landsberg (früher Landswehr), geht die Sage, daß das eben die drei grünen Berge ſeien, auf welchen im Wappen der Grafen von Henneberg die ſchwarze Henne ſteht, und daher ſei das Sprüchwort entſtanden: Henne huts Land. Die Henne hütet das Land. Jetzt liegen ſeit 1525 Henneberg und Hutsberg in Ruinen, und eben ſo lange lag Landsberg öde, aber in der neueſten Zeit hat ſich auf letzterem ein ſtattlicher Burgbau des Landesherrn in ritterlichem Styl erhoben, der eine wahre Zier der ganzen Gegend iſt.

Auch über Rüdlingen, zwiſchen Münnerſtadt und Kiſſingen gelegen, iſt eine alte Burgſtätte auf einem ziemlichen Hügel ſichtbar, welche heute Huhnberg genannt wird, vor Alters aber Henneberg genannt wurde, wie eine alte Urkunde deutlich ausſagt. Den Namen ſoll Burg und Berg von einem zahmen oder Haushuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erſtere gründen wollte und für dieſelbe noch keinen Namen wußte, droben ein Ei gelegt. Zur Unterſcheidung des Namens von dem weit früher ſchon erbauten Stammſchloſſe Henneberg aber, habe man es ſpäter nicht Henne-, ſondern Huhnberg genannt, und dieſe Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der erſteren, einer Wildhenne, unterſchieden. Die Sage verkündet, daß, von Erbauung dieſer Burg an, alle 100 Jahre Mittags und Mitternachts ein Huhn auf dem Schloßberge dreimal fröhlich ſchreiet, ſo das Jahrhundert verkünde, und ſo den alten Chronikenſpruch bewähret:

Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet ſei.

Noch ſoll unter den verſchütteten Kellern und Gewölben der Huhnburg viel Geld und Wein verborgen ſein. Die Leute erzählen: jeder, der den Schloßplatz beſuche, finde bei ſeinem erſten Kommen, wenn er nicht an die Schätze denke und nicht auf deren Hebung ausgehe, eine kleine Oeffnung, welche in die Tiefen hinabführe; benutze er dieſes Glück, ſo könne er reich werden, doch nie werde zum zweitenmal dieſe Gelegenheit geboten. Wer die Oeffnung finde und einen Stein in ſie hinabwerfe, höre dieſen nicht auf den Grund fallen, ſo tief hinab gehen Keller und Gewölbe, ſo tief ruhen die Schätze. Verſuche, durch Nachgrabung ſie zu heben, ſchlugen gänzlich fehl, und mußten bald unterbleiben, denn die Grabenden ſahen ſich ſeltſam erſchreckt und in ihrem Vorhaben gehindert. Auch wurden Verſuche ſolcher Art obrigkeitlich unterſagt. Daher harren die Schätze noch auf den, der, wenn er die Oeffnung findet, ohne habſüchtige Abſicht ſich in ſie hinabläßt.

Auf dem Schloßplatze bei dem vormaligen Brunnen der Huhnburg wurde lange nach der Zerſtörung des Schloſſes, ſo geht die Sage, eine große Glocke von Schweinen ausgegraben, und dieſe hing man dann in dem Thurm der Kirche zu Rüdlingen auf. Dieſer Glocke wohnte eine ſehr wunderbare Eigenſchaft bei; denn ſo weit in der Umgegend ihr heller Schall hörbar war, gab es weder Fröſte im Winter, noch Gewitter im Sommer. Später aber wurde die Glocke gegen zwei andere, kleinere ausgetauſcht, und nach Würzburg gebracht, worauf ſogleich die Umgegend dieſer wohlthätigen Wirkung mit verluſtig ging. Nur an einem Theil des Schloßberges ſcheint noch der Segen zu haften, denn an deſſen Oſtſeite bleibt niemals der Schnee liegen, ſondern zerſchmilzt, ſowie er dorthin fällt.

730. Vom wüthenden Heer.

Alte Leute wiſſen noch etwas vom wüthenden Heer und vom wilden Jäger zu erzählen, wie ſie über Neubrunn und ſeine Berge und Thäler gezogen ſind, am meiſten aber im Herbſt, wenn recht finſtere und ſchaurige Nächte waren; aber die jungen Leute wollen nicht daran glauben, ſie belachen das, was die Alten geſehen und gehört haben. Wenn das wüthende Heer nun einmal vorüber zieht und die Alten ſprechen: jetzt zieht das wüthende Heer! — ſo ſprechen die Jungen: der Wind heult und pfeift, oder es kann ſein, daß Schneegänſe oder Kraniche ſchreien. — Es zieht aber doch. — Sonſt, ſprechen die alten Leute, zog es immer in Neubrunn durch drei Häuſer; das kam aber daher, weil in den Häuſern drei Thüren gerade hinter einander waren, nämlich vorne die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo ſich die drei Thüren bei einem Hauſe in gerader Richtung finden, da zieht, es mag ſein wo es nur will, das wüthende Heer durch. Die Alten ſagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hof wäre und das wüthende Heer zöge, ſo müßte man ſeinen Kopf zwiſchen die Speichen eines Wagenrades hinein ſtecken, dann könnte es einem nichts thun und es müßte vorbeiziehen, ſonſt drehte es einem den Hals herum. So hört man auch in Maßfeld noch von alten Leuten, das wüthende Heer ſei den Zinkenſtill (ein Theil des Waldes Still) herab über die Kreuzſtraße bei der Neumeſerbrücke, wo es überhaupt nicht geheuer ſein ſoll, dann über die Berge nach Dreißigacker gezogen. Viele wollen es geſehen und gehört haben, und bekräftigen es mit allen Eidſchwüren.

Auch in Roßdorf im Roſagrunde, zwiſchen Meiningen und Salzungen, wird das nämliche erzählt; wer es höre, müſſe ſich ſchweigend zu Boden werfen, ſonſt werde er mit hinweg geführt über Wald und Wipfel. Und vernimmt man in dieſen Gegenden ſtets aus der Landleute Mund nur den Ausdruck: wütheninges (wüthendes) Heer, nie, wie in andern deutſchen Gauen, die Benennung wilder Jäger.

731. Die Haßfurtjungfrau mit der Glücksblume.

Bei Meiningen iſt ein Bergwald gelegen, darinnen liegt eine alte wüſte Burgſtätte mit einem gar tiefen Felſenbrunnen. Das ſoll ein Raubſchloß geweſen ſein; dicht unter ihm zog die alte Frankenſtraße hin, und das ſtand in Verbindung mit der alten Burg Landswehr, die noch dabei liegt. Im Schooße beider Burgen ſollen noch große Schätze liegen. Dort läßt ſich nun alle hundert Jahr die ſogenannte Haßfurtjungfer ſehen, in weißer Kleidung mit einem Schlüſſelbund; ein ſchwarzer Hund folgt ihr bisweilen. Wenn die Zeit da iſt, wo ſie erſcheinen darf, iſt ihr vergönnt, ein ganzes Jahr lang zu wandeln, dann wird ſie häufig erblickt auf der alten Burgſtätte, wie in der Waldung und unten im Thale, und bemüht ſich, Menſchen zu finden, welche den Schatz heben, denn an die Hebung des Schatzes iſt ihre Erlöſung geknüpft. Vor mehr als hundert Jahren hatten einige Prinzen ein Jagen angeſtellt, und der Hofjäger war mit mehreren Burſchen voraus, das Nöthige anzuordnen. Als das geſchehen, harrten die Jäger der Herrſchaft an einer geeigneten Stelle, und zwar unter dem Berg, darauf damals noch die Trümmer der Haßburg ſtanden, da wurden die Waidgeſellen geworfen, erſt mit Erde, dann mit Mörtel und kleinen Steinen. Sie glaubten, es ſeien Kameraden von ihnen da oben verſteckt und neckten ſie; aber das Werfen hörte nicht auf, und es kamen immer größere Steine geflogen. Da ſchalt der Hofjäger und eilte den Berg hinauf, mitten durch den Steinregen. Oben aber war Niemand, und es warf nicht mehr, und war alles todtenſtill. Und wie er ſich umwandte, ſiehe, ſo ſtand ſchleierweiß die Haßfurtjungfrau vor ihm, nur einen Augenblick, und von ihrem Schlüſſelbund fiel ein Schlüſſel; ſchnell verſchwand ſie. Der Jäger ſah zur Erde, da lag der Schlüſſel wirklich und zwei ſchöne goldgelbe Blumen ſtanden da. Er hob den Schlüſſel auf, achtete aber der Blumen nicht. Unterdeß war die Herrſchaft unten im Thale angekommen, und er eilte zurück und zeigte ſeinen Fund. Stand weiter nichts dabei? — fragte gleich einer aus dem Zuge. — Ja, zwei gelbe Blumen, — antwortete der Finder. — Hättet ihr dieſe gepflückt, wäret ihr glücklich geweſen! — Flugs eilte der Hofjäger wieder den Berg hinauf, die Blumen zu pflücken, ſie ſtanden aber nicht mehr da. Oft ſoll die Haßfurtjungfrau erſchienen ſein; der Schatz iſt noch ungehoben, vergebens ſucht man den Zugang zum Burgkeller. — Einen fremden Schloſſergeſellen, der nie in dieſe Gegend gekommen war, träumte einſt, daß unter den Ruinen der Haßburg ein großes Gewölbe ſei voll Rüſtzeug, Waffen und Gold; er ſolle hingehen und den Schatz heben. Zum Wahrzeichen werde er ein Meſſer mit hirſchhornenem Griff finden. Er ging in den Wald, fand die Burg und das Meſſer, aber es lag auf einem Felſen, und er wußte weiter nichts damit anzufangen.

Ganz ähnlich wird dieſelbe Sage vom Landsberg erzählt. Dort ſtand dem beglückten Hofjäger ſchon der Berg offen, er wollte eben hinein, da hörte er unten im Thale die Jagdhörner, die Herrſchaft war da, und er glaubte vom Landesherrn ſeinen Namen laut rufen zu hören, ſteckte den Schlüſſel ein, die Blume auf den Hut und eilte zurück. Als die Jagd vorbei und der Kammerherr des Dienſtes ledig war, ritt er eilig wieder auf den Landsberg und ſuchte die Thüre, die hinter ihm zugefallen war. Aber er fand ſie nicht wieder, und fand, daß er auch die Blume verloren habe. Keine zweite Glücksblume wuchs für ihn, und er zog traurig heim. Der alte Schlüſſel, ſagen einige, ſoll noch vorhanden ſein und in einem Archiv liegen.

732. Vom Frickenhäuſer See.

Unter der alten Stammburg Henneberg führt die Land- und Heerſtraße von Meiningen aus in das geſegnete Frankenland. Da kommt man bald in den Grund der Streu, die von Oſtheim herrinnt und der fränkiſchen Saale ihr ſtillfließendes Gewäſſer zuführt. Dort liegt, nicht gar weit von Mellrichſtadt, das Dorf Frickenhauſen und ſein weitberufener See, ein ſtilles und tiefes Waſſer, faſt rundum von hohen Bäumen umſchattet, und von unergründlicher Tiefe, von ſteilen Bergen umgeben, der Frickenhäuſer See. Sein Waſſer iſt hell, hat einen natürlichen Geſchmack, und wird ungeachtet des geringen Abfluſſes doch nicht faul. Wunderbar ſind die Sagen und Mären, welche die Bewohner jener Gegenden über dieſen See zu erzählen wiſſen oder doch wußten. So behaupteten einige, der See trage auf ſeiner Oberfläche durchaus keinen Körper, ſondern verſchlinge ihn urplötzlich, wie dort in Weſtphalen das heilige Meer (Sage Nr. 282). Neue Verſuche haben freilich gerade das Gegentheil dargethan. Andere wollen rieſenartige Fiſche in ihm geſehen, und von den Ahnen gehört haben, der See werde dereinſt mit Gewalt ausbrechen, und ganz Franken überſchwemmen; denn er ſei eine Ader des Meeres. Deßhalb beten auch viele Bewohner der Gegend zu Gott, daß er ſie dieſen Ausbruch des Sees nicht möge erleben laſſen, und in der Domkirche zu Würzburg würde, ſo ſagen ſie, alljährlich eine Meſſe geleſen, daß Gott die Ueberſchwemmung Frankens durch den Frickenhäuſer See, verhüte. Darum getraue man ſich auch nicht, mit einem Kahn das räthſelhafte und verrufene Waſſer zu befahren. Fiſche ſollen darin ſich aufhalten, aber nur ſelten zu Geſicht zu bekommen ſein. Im Jahre 1793 erblickte ein Jäger aus der Nachbarſchaft einen Fiſch, der an Größe einem ausgewachſenen Schweine nicht viel nachgab. Die Kunde von dieſem Fiſch verbreitete ſich weit umher, und rief Leute in Menge herbei, um dieſen großen Wunderfiſch zu ſehen und anzuſtaunen. Allein Niemand ſah ihn mehr. Ein anderer Jäger ſchlief einſt an dem Ufer ein, und hatte die mit einer Kugel geladene Büchſe neben ſich liegen. Ein heftiges Geräuſch im See erweckte ihn, und hinblickend, gewahrte er zwei rieſige Fiſchungeheuer, die ſich oben an der Seefläche zeigten. Sogleich ergriff er ſein Gewehr, zielte und ſchoß nach einem der Rieſenfiſche, worauf beide ſogleich untertauchten. Aber einige Schuppen ſchwammen von dem Getroffenen auf dem Waſſer, die der Jäger auffiſchte, und den Leuten zeigte; ſie waren ſo groß, wie ein zinnerner Teller. — Oft trübt ſich das Waſſer dieſes Sees, wenn auch in der ganzen Gegend kein Regen iſt, und bei der anhaltendſten Dürre nimmt er nicht ab, obwohl man glaubt, daß die bei Sturmwetter ſich trübende ſtarke Quelle, die im Streugrunde bei Mittelſtreu mit ſtarkem Brauſen hervorbricht, und gleich bei ihrem Urſprunge einige Mühlen treibt, dem unterirdiſchen Ausfluß des Sees ihr Waſſer danke.

733. Nix Schlitzöhrchen.

So klein und ſchmal das Wieſenflüßchen, die Streu, auch iſt, ſo wohnt in ihm ein neckiſcher Nix, und treibt ſein Weſen im Streugrunde unter und Mellrichſtadt von Stockheim bis Heuſtreu, wo das Flüßchen in die Saale . Dieſer Nix heißt Schlitzöhrchen, weil er geſchlitzte Ohren hat; er hat Luſt daran, Leute, die über die Streu gehen, in das Waſſer zu ziehen und ichtig unterzutauchen. Es kommt ihm auch nicht darauf an, ſie ganz zu er- n. Das iſt nach der alten Leute Ausſage ſchon gar manchem widerfahren. er nur die Kobolde und Nixen ihre neckiſchen Namen haben, deren Zahl nenmal verſchieden iſt? Dort im alten Preußenlande, zu Praſſen bei Lauen- , hießen ein Paar Fingerlinge Rothöhrchen und Gelböhrchen (Sage 273). Es iſt als ob der Name Oehrchen auf etwas Geheimnißvolles ute, auf das horchende. Am Kraute Mausöhrchen (alter Name Auricula s, neuer: Hieracium murorum, nebſt vielen andern Arten, darunter auch Hieracium Auricula, und eine geſchlitzte Abart: Hieracium sylvaticum, Schlitzöhrchen der Pflanzenwelt), findet ſich, ſonderlich an denen, ſo nach nnis blühen, unten am dickſten Theile der Wurzel zwiſchen den Fäſerchen der Blätter, rothe Tropfen gleichſam eingewickelt. Etliche nennen das Johan- lut und halten dafür, wenn Jemand am Johannistage oder um dieſe Zeit ags zwölf Uhr ein ſolches Kraut aushebt, und den rothen Tropfen auf ſeine d fallen läßt, ſo könne er daraus ein Prognoſtikon ſeines Lebens nehmen, ch der Dauer der Farbe; läßt ſie ſich gleich auswaſchen, ſo ſtirbt er noch im n Jahre. — Aber auch die Thierwelt hat ihr Schlitzöhrchen, das iſt hrlitze, der Ohrwurm, Forficula auricularia L., und den Namen Schlitz- en führt er im Werragrunde bis zum Streugrunde hinüber. Der inniggei- Zuſammenhang der Sagenwelt mit dem Naturleben iſt ein, zwar nicht mehr decktes, aber doch noch faſt ganz unerſchloſſenes Land, ein Californien voll Zaubergoldes der Poeſie. —

734. Die Alp-Nonne.

Nicht weit vom Streugrunde lag ein Nonnenkloſter, Wechterswinkel gehei- im ſelben Kloſter diente ein junger, bildhübſcher Knecht, den drückte oft das und wußte ſich gar keinen Rath, dem Uebel abzuhelfen. So klagte er einem t Manne ſeine Noth, und der ſagte ihm, es ſei nichts leichter, als das n bannen, der Knecht ſolle nur, wenn es wieder drücke, herzhaft dahin grei- wo er es fühle, und das feſt halten, was er faſſe, und einſperren. Dieſem folgte der Knecht, und als das Alp ihm wieder heftig drückend auf der lag, ſo griff er zu, und faßte — eine Flaumfeder. Obſchon er nun glauben konnte, daß dieſe leichte Feder ihn gedrückt, ſo war es ihm löglich federleicht zu Muthe, aller Druck war hinweg, er ſprang aus dem

Bette, und ſchloß die Feder in ein kleines Käſtchen. Am andern Morgen ging ein Geſchrei durch das ganze Kloſter, es ſei eine Nonne in ihrem Bett erſtickt und alſo todt gefunden worden. Zufällig begegnete der Knecht dem weiſen Mann, und erzählte ihm das mit der Flaumfeder, und auch als etwas Neues, daß eine Nonne erſtickt ſei. Da ſprach jener Mann: um Gottes Willen ſchließe deinen Kaſten auf, und laſſe die Feder fliegen! — Der Knecht that's und da flog die Feder gerade in die Zelle der geſtorbenen Nonne, wo das Fenſter offen ſtand, und zur Stunde wurde jene wieder lebendig. Der Knecht hatte nie wieder Alpdrücken. Die Nonne war das Alp geweſen, gleich jenem Frauenbild in der Ruhl (Sage Nr. 478), nur daß der Ruhlaer mehr mit ſeinem Alp erlebte.

735. Vom Grimmenthal.

Wo ſich vom Dorf Einhauſen das von der Haſel durchfloſſene Thal über Ellingshauſen nach Schwarza hin zieht, nannte man es ehedem das grüne Thal, wegen ſeiner Grüne. Dort hat am Ausgang des grünen Thales in das Thal der Werra ein alter Bet- und Opferſtock mit dem Bilde der Jungfrau Maria geſtanden, unter einer mächtig großen Linde, vom Geſtripp umwachſen und faſt ganz vergeſſen. Nun trug ſich's zu, daß ein Rittersmann, Heinz Teufel, der in Obermaßfeld wohnte, auf einem Jagdritt von ſchwerer Leibesſchwachheit überfallen wurde, ſich zu dem Bilde ſchleppte und dort um Hülfe flehte. Und da ſein Gepreſt alsbald ein Ende nahm, ſchrieb er es dem Bilde zu, verkündete deſſen Wunderkraft, machte eine fromme Stiftung und baute eine Kapelle über das Holzbild. Darauf erhob ſich eine große Wallfahrt, und der Ruf des wunderthätigen Marienbildes breitete ſich nach allen Seiten aus, ſo daß die Menſchen aus allen Landen ſchaarenweiſe gezogen kamen, Lahme, Blinde, Taube, Preßhafte aller Art, davon es vielen im Traum vorgekommen war, ſie würden im Grimmenthal, wie man die Wunderſtätte im grünen Thal hernach nannte, Hülfe und Geneſung finden. Und Vielen half der feſte Glaube. Darum baute hernach der Fürſtgraf Wilhelm von Henneberg an den Ort eine prächtige Wallfahrtkirche. Viele Wunder that die Mutter Gottes im Grimmenthal, davon nur eins: in Meiningen ſaßen drei Gefangene in harter Verſtrickung im großen Burgthurm, die riefen die Maria vom Grimmenthal an, und ſiehe, ſie erſchien ihnen und erledigte ſie ihres Gefängniſſes, daß ſie ohne menſchliche Hülfe frei und ledig gingen, dieſe nahmen alsbald ihren Weg nach Grimmenthal, prieſen und dankten. Es ſind in Grimmenthal in einem Jahr 44,000 Waller geweſen, und es klingt wunderbar, wenn man lieſt, daß 1503 zur Pfingſtzeit auch gegen 300 mähriſche Ritter, welche durch Schleſien hergezogen kamen, dort ihre Andacht verrichteten. Doktor Luther eiferte ſehr gegen dieſe Wallfahrt, ſprach und ſchrieb von ihr: daher iſt kommen der große Betrug des Teufels mit dem Wallfahrten in das Grimmenthal, da die Leute verblendet, als wären ſie toll und thöricht, Knechte und Mägde, Hirten, Weiber, ihren Beruf ließen anſtehen und liefen dahin. Iſt recht Grimmenthal, vallis furoris. — Und bald nach der Reformation nahm die Wallfahrt ein Ende. Jetzt ſteht an der alten Wallfahrtſtätte ein ſchönes Hoſpital, und die Grimmenthalslinde, darunter das Muttergottesbild ſtand, grünt und blüht noch in jedem Sommer. Sie mißt 36 Fuß im Umfang.

736. Der grünende Pfahl.

Nahe beim Dorfe Untermaßfeld erhebt ſich der Hexenberg, ſo genannt, weil auf ihm die Hexen nicht etwa tanzten, ſondern verbrannt wurden, und zwar ſehr viele. So war auch ein armer Junge aus Leutersdorf, Namens Hans Schau, der Hexerei angeklagt, wurde im Amt zu Maßfeld torquirt und mußte, wie ſehr er auch ſeine Unſchuld betheuerte, bekennen, daß er ein ſchädlicher Hexer ſei, und da kam es von Jena, daß er verbrannt werden ſollte. Der Jüngling wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe, davon noch Rudera ſichtbar, und den Berg hinauf; viel Volk lief mit. Als der arme Sünderzug den Berg etwa halb hinauf war, kam man an eine Stelle, wo ein Bauer Pfähle einſchlug, um junge Bäume daran zu binden. Da wandte ſich bei einem dieſer Pfähle der Jüngling weinend nach dem Volk, hob ſeine gefeſſelten Hände gen Himmel und rief: ſo wahr ich unſchuldig zum Tode geführt werde, ſo wahr wird Gott ein Zeichen thun und geben, daß dieſer dürre Pfahl ausſchlagen und zum ſtarken Baume werden wird! — Die Richter und das Volk aber lachten ſein, und oben ward er verbrannt. Wie Alles wieder herunter kam, blieben einige bei dem Pfahl ſtehen, und ſiehe, da ſproßten grüne Blättlein heraus und braune Zweiglein, aus denen Knospen brachen, und lebendiges Grün ſprang aus dem todten Holz. Deß wunderte ſich Jedermann und ging nachdenklich nach Hauſe. Und ſeitdem iſt keine Hexe und kein Hexenmeiſter mehr im Henneberger Land verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine ſtarke Buche, die einzige am Hexenberg, der mit Nadelholz bewachſen iſt, und ſteht noch im ehemaligen Köhlers Berggarten, wo jeder ſie ſehen kann.

737. Das Gebet der Mutter.

Ohnweit des Schloſſes Landsberg und dem Haßfurtwalde erhebt ſich der hohe Gebaberg, an dieſem auf der Seite nach Meiningen zu, nicht weit vom Dörflein Trädes, liegt ein tiefer Erdfall, insgemein das Trädeſer Loch genannt, und unten am Fuß der Geba liegt das Dorf Seba und nahe dabei ein kleiner See. Vor alten Zeiten war das Trädeſer Loch bis an den Rand voll Waſſer, und an der Stelle des Sees erblickte man die ſchönſte und fruchtbarſte Wieſe im ganzen Thal. Dieſe war Eigenthum einer reichen, hochbetagten Wittwe. Die Wittwe ward krank, und ihre beiden Söhne traten an ihr Lager, als ſie in großer Schwachheit lag, glaubten, ſie ſchlummere, und begannen ſich untereinander über ihr Erbe zu beſprechen, und wie ſie miteinander theilen wollten, wurden auch fertig miteinander, bis auf die Wieſe, die wollte jeder ganz und ungetheilt beſitzen, und von den leiſen Worten kam es zu lauten, ſo daß ſich die Brüder am Sterbebette der Mutter zankten, und daß einer drohte, den andern todt zu ſchlagen, worauf ſie voll Zorn die Stube verließen. Die kranke Frau hatte alles gehört, ward ſchmerzlich bewegt in ihrem Herzen und richtete ein flehendliches Gebet zu Gott, daß er verhüten möge den Bruderzwiſt, vielleicht den Brudermord, um einer Wieſe willen, und daß er doch möge die Hoffnung beider auf dieſes Erbſtück zu Waſſer werden laſſen. Und Gott erhörte das Gebet der Mutter, denn als der nächſte Morgen anbrach, ſo war von der Wieſe keine Spur mehr zu ſehen, ſondern an ihrer Stelle war ein großer Waſſerſpiegel ausgebreitet. Niemand wußte ſich zu erklären, woher auf einmal die Waſſermenge, bis Bauern aus Träbes vom Berg herunter kamen und berichteten, daß in der vergangenen Nacht ihr See verſchwunden und an deſſen Stelle ein furchtbar tiefer, trichterförmiger Keſſel ſichtbar ſei. Da entſetzten ſich die Brüder und verſöhnten ſich am Lager der Mutter, welche Gott und ſie ſegnete, und ſtarb.

738. Stein auf dem Herzen.

Im Roſagrunde liegen zwei Dörfer, Eccards und Frittelshauſen, nicht gar weit von einander, da ſoll vor Zeiten in jedem ein Graf gewohnt haben, und das ſollen Brüder geweſen ſein. Beide ſollen um der Jagd willen uneins geworden ſein und der Eccardſer Graf ſoll den Frittelshäuſer entleibt haben. Dieſe ſchwere Sünde zu büßen, ſei der Eccardſer zu Fuße nach Rom gepilgert, und da habe der Papſt ihm auferlegt, an der Stelle des Mordes ein Kloſter zu begründen, von Eccards bis zu jener Stelle den erſten Stein zum Kloſter auf ſeinem Herzen zu tragen, und dann in daſſelbe als Mönch einzutreten, damit er ſeiner Sünde los werde. Dieſes habe er auch alſo alles vollbracht, und das Kloſter Sünderhaus genannt. Das war das ſpäter Sinnershauſen genannte Wilhelmiter-Kloſter, längſt zerſtört und jetzt eine herrſchaftliche Beſitzung. Noch ſteht alldort in einer Mauerblende, obſchon arg verſtümmelt, das hohe Steinbild eines Mannes von edler Geſtalt, ritterlich, nicht mönchiſch, mit gelocktem abwallendem Haupthaar, in der einfachen Gewandung des dreizehnten Jahrhunderts, auf der Bruſt, mehr nach der linken Seite zu einen großen, eckigen Stein, und geht die Rede von Kind zu Kind, das ſei des Kloſters Gründer. Nie aber hat das Kloſter Sündershaus geheißen, dieß iſt ſpätere Namensverſtümmelung; das Kloſter hieß nach älteſter urkundlicher Schreibart Syndeloshusen, darum, daß der büßende und bereuende Brudermörder ſeiner Sünde los geworden und mit dem Himmel verſöhnt war.

739. Die Waſunger Streiche.

Der deutſche Süden hat ſeine Wunderklugen, wie der deutſche Norden; warum ſollte das innere Deutſchland leer ausgehen? Wer hätte nicht von Schwabenſtreichen gehört, oder von des Nordlands und Nordſtrands witzreichen Leuten? (Sage Nr. 190). So muß auch das Städtlein Waſungen im Meininger Lande, gleich Ummerſtadt und gleich Schnett in demſelben Lande ſich ſolche Streiche nachrühmen laſſen, und muß ſich mit dem bekannten ſchlimmen Troſt tröſten: andern geht's nicht beſſer, denn es hat Genoſſen in Schilda und Schöppenſtädt, Polkwitz und Borsheim, Tettera und Weſenberg, Hirſchau und Annweiler, Trifels und Weilheim, Stockach und Karlſtadt, Ahlen und Beutelsbach, Bopfingen und Reutlingen, Düren und Mühlheim, Gansloſen und Kaſendorf, Venlo und Mecheln, Hoſtrupp und Gabel, Romöe und Buſum, Kisdorf und Bishorſt, und an hundert andern. Das iſt auch keine neue Sache und Geſchichte, daß die Welt der Waſunger und anderer Lalenburger Streiche rühmt, ſchon vor mehr denn hundert Jahren ward alſo geſchrieben: „im übrigen iſt Niemandem leicht im Hennebergiſchen unbewußt, daß allerhand poſſierliche Schwänke und Hiſtörchen von denen zu Waſungen erzählt werden, welche eine ziemliche Verwandtſchaft mit denen in Meißen berühmten Schildbürger Geſchichten haben.“ Hohe Regierung machte es damals und noch früher gerade auch nicht beſſer, wie eben zu allen Zeiten und allenthalben ihre Lalenſtreiche unter den Aktentiſchen hervorſchlupfen — ſie geſtattete ausdrücklich und gnädiglich ſchon im Jahre 1578, daß zur Winterszeit der Waſunger Ziegenhirt mit den Ziegen den Schloßberg und die Hunnenburg betreiben möge — wahrſcheinlich ſollten die Ziegen Schneeblumen und Eiszapfen freſſen. Die zu Waſungen litten nicht, daß ein fremder Dieb an ihren Galgen gehenkt werde, ſie gaben ihm den Staubbeſen und ein Stück Geld mit der Weiſung, er ſolle hingehen und ſich henken laſſen, wo er wolle; machten es alſo ſänftiglicher wie die Erfurter, die einem zuvor den Kopf abſchlugen, und erſt dann ihn hingehen ließen, wohin er wollte (Sage Nr. 594). Und darüber braucht keiner zu lachen, ſelbiger Streich der Waſunger war klug, und iſt in neuer Zeit im lieben deutſchen Vaterlande mit manchem Strolch, vornehmen und gemeinen, ihnen nachgethan worden. Auch Eſelseier haben ſie ausbrüten wollen, als welche ein Fuhrmann ihnen verkauft, es waren aber ſothane Eier Quarkkäſe — auch darin hatten und haben ſie im lieben Deutſchland viele Genoſſen, nur mit dem Unterſchied, daß häufig die Eſel ſelbſt über dem Quark brüten, und nichts Geſcheidtes zu Tage fördern, daran auch nur ein vernünftiger Menſch ſeine Freude haben könnte; mit der Katze ging es ihnen ſchier, wie den Gabelern (Sage Nr. 190), und von der tragbaren Ehrenpforte, von der Salzſaat, von der durch kluges Abſchneiden eines Stiefelpaares bewirkten Verſchaffung eines Paares Pantoffeln darf man nicht viel Redens machen, ſo wenig wie von denen letztbekannten Streichen des Jahres 1848, wo auch zu Waſungen die Werra brannte und die Milchtöpfchen überliefen, ſo daß aus den ſüßen eitel Sauertöpfe wurden.

740. Stein vom Himmel.

In Frauenbreitungen, zwiſchen Waſungen und Salzungen gelegen, liegt ein großer ſchwarzer Stein, der fiel einmal vom Himmel herab ins Feld, und Niemand konnte ihn wegbringen, ſo ſchwer war er. Da aber der Stein vom Himmel gefallen war, ſo wollten die zu Frauenbreitungen ihn gern in ihre Kirche haben. Und da hatten ſie einen Gefangenen, der ein großes Verbrechen begangen, der war ſeines Zeichens ein Leinweber, und zugleich ein ſtarker Hans, was ſonſt die Leinweber nicht ſind. Der vermaß ſich, wenn man ihn ſündelos machen wolle, ſo wolle er den Stein, wie der Eccardſer Graf den ſeinen (Sage Nr. 738), vom Felde herein ins Ort und in die Kirche tragen, wenn auch nicht auf der Bruſt und auf dem Herzen, ſondern in ſeiner Schürze. Das ward dem ſtarken Leineweber zugelaſſen und er trug richtig den Stein in einem Gange bis nach Frauenbreitungen herein. Aber da er auf den Markt kam, riß die Schürze mitten entzwei, der Stein glitt heraus und fiel an die Stelle, wo er noch liegt, Niemand brachte ihn weiter. Dem Leinweber fiel der Schreck in die Kniekehle. Zum Andenken trägt ſeitdem das ganze Handwerk kurze Schürzen. Der Stein liegt noch und heißt der Glittſtein.

741. Der vergrabene Kobold.

Zu Frauenbreitungen am ſteinernen Haus ſollte eine Ausbeſſerung vorgenommen werden, und da geſchah es, daß ein Steinhauergeſelle in der Mittagsſtunde müßig aus einer Lucke des Hauſes in einen Garten hinabſah. Da ſah er eine Frau gegangen kommen, die ging unter einen alten Birnbaum, grub dort ein Loch, und ſetzte eine Schachtel hinein, die ſie unterm Mantel verborgen gehalten hatte, und deckte das Loch mit Raſen ſorglich wieder zu. Nach dem Feierabend trieb den Geſellen zu ſehen, was wohl die Frau dort möge vergraben haben, einen Schatz oder die Frucht eines Verbrechens. Er ging zum Baume, grub nach, und erhob die Schachtel; als er ſie öffnete, lag ein ſcheußlicher Kobold darin, eine halbe Elle lang, kohlſchwarz wie der Teufel, Bockshörner am Kopf, Pferdehufe an den Füßen, jeder Zoll ein Teufel, und mit Telleraugen, welche glühten wie Feuer. Der Geſell ließ vor Schreck und Entſetzen die Schachtel fallen, und wie ſie hinplanzte, hüpfte der Kobold heraus, ſchlug eine helle, widerliche Lache auf, ſprang um ſeinen Befreier mit höhniſchen Grimaſſen herum, und verſchwand dann mit gellendem Gelächter, indem er dem großen Breitunger See zueilte, in den er ſich ſtürzte. Den Geſellen packte ein Fieber und er ſtarb an dem Schreck. Nie hat man den Kobold wieder geſehen, auch nie die Frau erforſcht, die ſolchen gräulichen Schatz vergraben.

742. Die Teufelsmahten beim Schloſſe Liebenſtein.

Nicht weit von den Orten Frauen- und Herrenbreitungen, allwo Klöſter waren, wie ſchon die Namen andeuten, gleich Herren- und Frauen-Chiemſee

(Sage Nr. 930), und ein Gang unter der Werra weg, wie in Saalfeld unter der Saale (Sage Nr. 533) und noch an gar vielen andern Orten zu gegenſeitiger Beſuchsbequemlichkeit diente, liegt das alte Bergſchloß **Liebenſtein**, davon mancherlei Sagen gehen; zunächſt die überall heimiſche von einem lebendig in den Bau vermauerten Kind, deſſen Wimmern man noch hört und deſſen Mutter noch um die Trümmer als ein Geiſt wandelt, dann von einer weißen Ahnfrau, welche einen Schatz hüthet; abſonderlich eigenthümlich iſt aber dem alten Liebenſtein die Sage von den Teufelsmahden. Darauf, auf dem alten Schloſſe, ſaß ein Ritter, das war gar ein wilder und wüſter Geſell, einer von denen, die, wie das Sprüchwort ſagt, den Teufel haben barfuß laufen ſehen, und ihm auch ſeine Seele verſchrieben hatte, dafür mußte ihm der Teufel dienen nach der Schuldigkeit, wie dort zu Waldenberg der Teufel Joſt dem Doktor Fauſt (Sage Nr. 141), und mußte ſich ſchinden und plagen und abrackern, daß er gern aus ſeiner Teufelshaut herausgefahren wäre, wenn er nur gewußt hätte, in welch andere gute Haut er hätte fahren ſollen. Immer neue Plagen erſann der Ritter für den dienſtbaren Teufel, und ſo befahl er ihm denn auch alle Frucht auf dem großen weiten Felde um die eine Seite der Burg, daran hundert Schnitter drei Tage lang zu mähen gehabt hätten, in einer Nacht abzumähen. Dem Teufel wurde drob angſt und bange, denn vollbrachte er's nicht, ſo war der Ritter ihn los, und der Teufel hatte keine Gewalt nach deſſen Tode über ihn und ſeine Seele. So machte er ſich denn an die Arbeit und borgte ſich die Senſe vom Tod, und mähte das ganze Getraide in mächtigen Mahden zuſammen, bis ihm die Ohnmacht zuging und er es ſatt hatte, und hinüber nach Salzungen in die Teufelskutte fuhr und ein Kuhlbad nahm. Wie nun damals der Teufel das Getraide gemäht hat, einen Theil rechts, einen Theil links, denn der Teufel und ſeine Hinternlecker ſind bald rechts, bald links, das iſt eine bekannte Sache, ſo wächſt es noch bis auf den heutigen Tag, und es mag das Getraide noch ſtehen oder abgehauen ſein, oder bloß noch die Stoppel ſtehen, ſo ſieht es von weitem aus, als läge auf jenen Aeckern das Getraide in ungeheuern Mahden zuſammengemäht, und heißt bis auf den heutigen Tag die Teufelsmahden. Ob aber der Teufel aus ſeinem nachbarlichen Bad wieder zu dem Ritter zurückgekehrt iſt, oder nicht, das wird nicht gemeldet, denn: „nir kwiſſes wäß mer nit!" ſagt ein Hildburghäuſer Sprüchwort.

743. Bonifaciusfels und Luthersbuche.

Dicht beim Schloſſe Altenſtein ragt der Bonifaciusfels empor. Es iſt unzweifelhaft mehr als Sage, daß der Thüringer Apoſtel an dieſer Stätte und von dieſem Felſen dem Volke die Chriſtuslehre gepredigt, daß er in der Nähe Kapellen gründete; mehr als eine Wüſtung und manche geſchichtliche Wahrnehmung giebt davon Kunde. Vor mehr als hundert Jahren ſtand noch an dem Fels eine hohe runde Mauer ohne Dach, der Ueberreſt einer Kapelle, welche ſchon damals aus

Ueberlieferung allgemein der Bonifaciusthurm genannt wurde, und auf alten Abriſſen des Schloſſes Altenſtein und ſeiner Umgebung alſo ausdrücklich benamt ſteht.

Ueber dieſe Höhe, am Bonifaciusfels vorbei, zog im Frühling 1521 Doktor Luther, als er von Worms kam und in ſeinem Heimathorte Möhra geraſtet und gepredigt hatte, um nach Wittenberg zurückzukehren; da wurde er eine halbe Stunde weiter hinauf im Walde ohnweit den Trümmern einer Wallfahrtkapelle aufgehoben und auf Wartburg geführt, und zwar zunächſt einer ſtarken Buche über einer Quelle, aus welcher Luther trank. Man zeigt in des Glasbach Nähe noch einen Stein am Wege mit dem Abdruck eines Mannesfußes, und nennt ihn den Luthersfuß. Die Aufhebung Luthers geſchah durch den Hauptmann Hans von Berlepſch, Amtmann auf Wartburg, und Burkhard von Wenkheim, Schenk-Landrentmeiſter und Amtmann zu Gotha, welche der Kurfürſt von Sachſen heimlich dazu beauftragt hatte. Burkhard Hund von Wenkheim hatte hier auf Altenſtein ſein Stammſchloß und väterliches Erbe, von ſeinem Geſchlecht geht eine ähnliche Sage, wie jene von den neun, und den zwölf, und den ſieben Knäblein auf einmal (Sagen Nr. 417 u. 800), und vom Urſprung der Welfen. Da ſoll die Frau von Wenkheim, die eine mit Drillingen geſegnete Bettlerin heftig ob ihres Kinderſeegens ſchalt, von dieſer verflucht worden ſein, und dreizehn Knäblein auf einmal geboren haben. Die Magd, die zwölf der Knäblein in das Waſſer tragen ſollte, ſagte zu dem ihr begegnenden Herrn auf ſeine fragende Anrede, ſie trage Hunde, worauf er die Knäblein in heimliche Erziehung gab, die Mutter in ein Kloſter verſtieß, und den Söhnen zu ihrem Familiennamen den Namen „Hund“ beilegte. So entſtand das nun ausgeſtorbene Geſchlecht der Hund von Wenkheim, deſſen Name in jener Gegend durch manche fromme Stiftung noch im Seegen fortlebt.

744. Die Ringelſteine.

Tief im Walde hinterm Altenſtein nach Wilhelmsthal zu lagen vordeſſen zwei Burgen, genannt Alt- und Neu-Ringelſtein, von denen ſieht man nur noch ihre Stätten, aber Sagen hört man viele von ihnen, wie überhaupt dieſer ganze Gau überreich an Sagen iſt. Raubritter hauſten dort, nächſt der ſogenannten Weinſtraße, die heute noch dieſen Namen führt, und der alte Weg war, der vom Thüringer Walde niederwärts nach Franken und Buchonien ſich lenkte. Einſt hatten die Raubritter von Ringelſtein eine Braut aus Salzungen entführt; ſie chlugen den Pferden die Hufeiſen verkehrt auf, damit ihre Spur verborgen bliebe, und kamen durch eine Höhle in ihre Burg, die gar kein Thor hatte; der Maid efiel es nicht in der Burg der Räuber, ſie ſprang von der Burg herab über einen Brunnengraben und entkam glücklich, der Bach fließt heute noch und heißt der Brautborn.

Noch immer geht die Sage, daß ſich auf Altringelſtein eine ſchöne Jungfrau mit einem Schlüſſelbund zeige, die auf Erlöſung harrt. Sie hat ein Tuch überm

Waldboden gebreitet, darauf ſie Flachsknotten klengt. Da die Ritter der Weinſtraße ſo nahe wohnten, ſo beſtand auch die Mehrzahl ihres Raubgutes aus Wein, und ſie haben, ſoviel ſie tranken, denſelben doch nicht alle trinken können; daher liegt er noch in den unterirdiſchen Höhlenwölbungen aufgeſchichtet, die Dauben der Fäſſer ſind längſt verfault und die eiſernen Reife hat der Roſt zernagt, aber der Weinſtein hat das edle Naß mit einer Kryſtallhaut rings umkleidet. Einſt, wann die zweite große Sündfluth über der Menſchen ſündiges Geſchlecht hereingebrochen ſein wird, und der Herr kommen wird zu den Schrecken des jüngſten Gerichts, zu richten die Lebendigen und die Todten, da werden dieſe Höhlen ſich aufthun und die Fäſſer ſich öffnen, und der Herr in ſeiner Herrlichkeit wird ſein großes Verſöhnungsmahl halten, und die Frommen und Gerechten mit dieſem Wein tränken zum Zeichen des ewigen Lebens.

745. Berggeiſter um Altenſtein.

Unterm Schloß Altenſtein liegt Glücksbrunn, ein vormaliger Hüttenort. Lebhafter Bergbau wurde vormals von den hier und in Steinbach zahlreich wohnenden Bergleuten betrieben, jetzt wird nur noch wenig Ausbeute gewonnen. In den Schachten und Stollen gab es auch Berggeiſter, und manchen verſetzten Hort. Venetianer ſind gar häufig gekommen, und haben viel hinweggetragen. Am Löge, oberhalb Steinbach, hat ein goldner Hirſch ſich oftmals ſehen laſſen. Einſt ging ein junger Bergknappe aus Steinbach nach ſeinem Schacht auf der Windleite. Wie er nahe zur Winde kam, ſah er ein ganzes Heer kleiner Bergmännerchen an der Winde ſtehen, die waren gar thätig und eifrig mit aufwinden und mit Geſteinpochen. Wie er nun mit offnem Munde näher ſchritt, ganz verwundert über die verwunderliche kleine Knappſchaft, hui! da purzelten ſie kopfüber allzumal in den Schacht und es that einen Kracher, als ob der ganze Schacht in ſich zuſammenbreche. Da grauſte es dem jungen Bergmann mächtiglich, ging hin zum Schacht, ſchnallte ſein Hinterleder ab und ſchmiß es ſammt dem Grubenlicht in die Teufe hinab, und ſagte: mit euch fahre ich nicht an! — Und ging hinüber in die Ruhl und wurde ein Meſſerſchmied, und als er dieß gute Gewerk gelernt hatte, kam er wieder nach Steinbach, that ſich allda als Meſſermacher nieder und brachte ſo das Handwerk dorthin als erſter Meiſter. Und da haben die Steinbacher es ihm nachgemacht, und ſind aus Bergleuten Meſſermacher geworden, und wohnen jetzt über anderthalbhundert Meiſter allda und kein einziger Bergmann mehr.

Einſt arbeitete ein Hauer aus Glücksbrunn im Regina-Schacht, da hörte er ein Rauſchen und meinte, es fahre etwa ein Steiger an, und ſahe eine Menſchengeſtalt, anzuſchauen wie ein Bergamtsoberer mit ſchwarzem Hut, grünem Oberkleid mit Manſchetten, ſchwarzen Beinkleidern und Schuhen, weißen Strümpfen; in der Hand ein hellbrennend Grubenlicht; ſchönen Antlitzes und von glänzenden Augen, ſo groß, daß er am Ort, das über fünf Schuh hoch war, an den Firſt anſtieß. Der beſtürzte Häuer ſchwieg, und arbeitete angeſtrengt weiter immer raſcher und heftiger. Da wandte ſich die Geſtalt gegen Morgen und fuhr in der Strecke von dannen. Hätte der furchtſame Häuer nur den Bergmannsgruß „Glück auf!“ geſprochen, ſo hätte ſich ihm ohne Zweifel der reiche Stollen des Glückes erſchloſſen und aufgethan. So aber ſah er nie wieder dieſe Bergerſcheinung. Andern erſchien der Berggeiſt im Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, einen ſchwarzen Schieſhut auf dem Kopf, mit großen glänzenden Augen und auch einem Grubenlicht in der Hand, auf ſie zukommend — auch dieſe wichen furchterfüllt dem Geiſte aus, und fuhren wieder aus dem Schachte. Des Geiſtes Grubenlicht erhellte faſt die Hälfte des aufwärtsgehenden Schachtes.

746. Der Wallfahrtgarten.

Droben überm Luthersbrunnen unter dem Gerberſtein hat vor Zeiten, wie die Sage geht, ein Nonnenkloſter geſtanden, und da ſind immer viele Wallfahrer hingezogen, und es ziehen noch heutiges Tages welche dahin, obgleich das Kloſter längſt zerſtört iſt. Die Nonnen aber haben vor der Zerſtörung noch einen großen Schatz allda vergraben, und eine von ihnen hat ſich zu dem Schatz verwünſcht, ſeiner zu hüthen. Viele Leute haben ſie wandeln ſehen, denn der Weg nach der Ruhl geht dort vorbei, ſchloßſchleierweiß, doch hat ſie keinen Menſchen etwas gethan. Die aber dort nach Schätzen gegraben haben, haben nichts gefunden. Vor hundert Jahren in einem Vorfrühling, da es noch keine Blätter und Blumen gab, ſind Leute dort hinauf ins Reiſig gegangen, die hatten ihr kleines Kind von fünf bis ſechs Jahren bei ſich, und ſetzten das Kind zu ihren Korben und gingen in den Wald, ihrer Arbeit zu warten. Wie ſie aber wieder hin nach den Korben kamen, da ging es wie bei der Frau auf Burg Gyprechtſtein (Sage Nr. 703), das Kind war fort, und vergebens riefen und ſuchten es die Leute im ganzen Walde. Doch wie ſie es eine ziemliche Weile geſucht hatten, da kam das Kind gelaufen und war voller Freude, und hatte rothe Beeren und Blumen und Kirſchen, und ſagte: wie ſie fort geweſen wären, und es ſo allein geweſen, und ſie ſo lange ausgeblieben, da hätte es ſich gefürchtet und hätte geweint, und wäre auf einmal eine weiße Jungfer gekommen, die hätte ihm geſagt, es ſolle nicht weinen, ſie kämen wieder, und es ſolle mit ihr gehen in ihren Garten, da gäbe es Beeren und reife Kirſchen und Blumen. Und da hätte es davon nehmen dürfen, ſo viel es gewollt, und es ſollte nur alle Tage zu ihr heraufkommen. Und nachher hätte die weiße Jungfer geſagt, nun ſolle es gehen, ſeine Mutter riefe ihm — und da ſei es wieder gekommen, aber ſeine Leute ſollten nur einmal mitkommen in den hellig ſchönen Garten. — Und ob das alles den Leuten ganz unglaublich dünkte, ſo folgten ſie doch dem Kinde, und kamen auch wirklich an den Garten, ſahen darin die Blumen und Blüthen, die Beeren und Kirſchen und auch die weiße Jungfer. Und die weiße Jungfer winkte ihnen, hereinzukommen in den Garten, aber ſie fürchteten ſich und enteilten ſammt dem

Kinde. Aber alle Tage ankerte das Kind nach dem Garten und nach der weißen Jungfrau, und wollte hin und zu ihr, und weil es nicht fortgelaſſen ward, ſo weinte es beſtändig und härmte ſich und wurde krank bis zum Sterben. Da ſaß ſeine Mutter an des Kindes Bettchen und weinte zu Gott im Himmel hinein, daß ſie das Kindchen verlieren ſollte, und betete. Da hob ſich mit einemmale das Kind im Bettchen in die Höhe, und ſtreckte die Händchen aus und lachte mit dem ganzen Geſichtchen und rief: ſiehſt du Mutter — die weiße Jungfer — wie ſie mir rothe Beeren (Erdbeeren) bringt und Johannisbeeren?! Und da ſtarb's. — Niemals hat Jemand auf der Wallfahrt und dort herum den Garten der weißen Jungfrau wieder gefunden.

747. Die Männer im Flußberg.

Hoch über Liebenſtein im Gebirge erhebt ſich ein Bergkopf mit zerklüfteten Flußſpathfelſen, der Flußberg genannt; dort hat es geſpukt und die Wanderer geneckt ſeit undenklichen Zeiten. Von unſichtbaren Händen wurden dort Ohrfeigen ausgetheilt; das Weinen eines kleinen Kindes ward dort vernommen, wer ihm aber nachging, fand es nie, ſondern verirrte ſich im Waldesdickicht. Auch das wüthige Heer hat dahinten im Flußberg ſeinen Sitz; das kommt über den Gerberſtein und den Hirſchvalz dahergezogen und läßt ſich im Flußberg nieder, und wen es erwiſcht, der iſt verloren. Wenn man es durch die Luſt kommen hört, muß man ſich nur gleich auf den Bauch und auf das Geſicht der Länge lang auf den Erdboden legen, und ein Vaterunſer beten, da zieht es vorüber und kann einem nichts anhaben, weil es immer in der Luſt bleiben muß, ſo lange es ſich nicht in ein Bergloch niederthut, wie hier im Flußberg, oder im Hörſeelenbergsloch oder ſonſt wo. In den Flußberg geht das Loch ganz tief hinunter, und in daſſelbe ſind, gleichwie in der Berghöhle im Zobten (Sage Nr. 648), auch drei Männer gebannt, welche aber nicht leſen im liber obedientiae und auch nicht lateiniſch ſprechen. Der eine das iſt ein Wirth und Metzger aus Steinbach bei Liebenſtein, der hat den Leuten immer das Fleiſch zu knapp gewogen und das Bier zu knapp gemeſſen, und wie er geſtorben war, hat er alsofort wandern müſſen und hat im Keller und in der Fleiſchkammer immer herumgepoltert und gerufen: drei Kartel für e Kann! — Drei Viertel für e Pfoind! — ſo lange bis ein Jeſuiter geholt wurde, der dieſen Geiſt bannte, in einen Sack ſteckte und in den Flußberg trug. Der zweite das war ein Müller drunten in den Sauerbrunns-Grumbach bei Liebenſtein, der hat die Leute beim Mahlen betrogen und gemetzt, daß ihnen die Augen übergingen und hat auch Grenzſteine verrückt. Nachher hat er auch wandern müſſen, und hat in der Mühle herumgepoltert und iſt als feuriger Mann auf ſeinen Aeckern und Wieſen herumgeſchwebt, wo er die Grenzſteine verrückt hat. Da hat ihn auch ein Jeſuiter bannen und hinter in das Flußloch trager müſſen. Nachher war noch einer in Schweina, der hat die Grenzſteine ſo geſchickt verrückt, daß ſeine Aecker alle Jahre größer geworden ſind;

darauf hat er gar arg geſpukt, daß ſich die Leute, wenn es kaum anfing dunkel zu werden, nicht mehr auf den Weg von Schweina nach Steinbach trauten, denn dort lagen ſeine Aecker und da wanderte er. Selbiger Mann iſt ebenfalls durch einen Pöpelsträger hinauf in den Flußberg getragen worden. Und da ſitzen nun die drei, und zu ihrer Unterhaltung haben ihnen die Jeſuiter ein eiſernes Kartenſpiel gegeben, und weil ſie im Leben allzeit gern gekartet, karten ſie nun auch fort und fort Solo, und betrügen einander und werden uneins und wammſen ſich eine Weile und machen einen Lärm und Spektakel, wie das wüthige Heer. Wer um Mitternacht am Flußloch vorübergeht, der kann ſie drunten gellen, ſchreien und zanken hören, das geht durcheinander: drei Kartel für e Kann! Drei Viertel für e Pfoind! Trumpf aus! Drei Metze für e Maaß! Trumpf aus! — und ſo immer fort, und prügeln ſich, daß der ganze Flußſtein wackelt.

748. Wer weiß ob's wahr iſt?

Zwiſchen Liebenſtein und Salzungen liegt ein Dörflein, das heißt Ettmarshauſen, früher hat es Ottmarshauſen geheißen, dort war ein Garten, der wurde ummauert, und als die Mauer ſammt der Eingangsthür fertig war, ſo ſchrieb der Maurermeiſter in den einen Thürpfeiler die Jahrzahl und ſeines Namens Anfangsbuchſtaben alſo ein:

A. D. 1558. M. A. L.
C. F.

Weil aber nicht derſelbige Meiſter, ſondern der Geſell die ganze Arbeit gemacht und vollbracht hatte, ſo grub der Geſelle in den andern Pfeiler die Worte ein:

wer weiss ob's wahr ist?

Darauf iſt in der ganzen Gegend das Sprüchwort entſtanden, wenn einer ſich eines Dinges rühmt, das nicht er vollbracht hat, ſondern ein anderer: wer weiß ob's wahr iſt, ſtand an der Ettmarshäuſer Gartenthüre — oder man ſagte ihm wohl auch ins Geſicht: du — denk' an die Ettmarshäuſer Gartenthüre. — Und dieſes Sprüchwort lebt noch, obſchon Garten und Thür, Mauer und Schrift längſt nicht mehr vorhanden.

749. Die Salzunger See'n.

Dicht bei Salzungen liegt ein ſehr ſchöner See, ihm ganz nahe war ein kleinerer, jetzt nur noch ein tiefer Tümpfel, der hieß die Teufelskutte. In der Gegend liegen noch einige kleinere See'n; von allen gehen Nixenſagen. Im großen See zu Salzungen hielt ſich eine Waſſerfrau auf, die kam häufig durch die See'spforte herein zu den Fleiſchbänken, die ganz nahe bei dieſer Pforte ſtanden, jetzt aber weggeriſſen ſind — deren Gewandſaum war immer naß, und ihr Haar war grünlich. Einſt kam ſie, brachte ein Kind mit, ließ es zurück und kam niemals wieder. Wie das Kind beſchaffen war und was aus ihm geworden, weiß

Niemand. Dicht am See ſteht eine alte Kemmnate, der hühniſche (hauniſche) Hof genannt, dahinein kamen zwei Seejungfern zum Tanze, weilten zu lange, und als ſie wieder in den See ſich geſtürzt, wurde er blutroth. Im Jahre 1670 iſt es geſchehen, daß einmal mitten im Winter der ganze See blutroth gefärbt erſchien, und im Jahre 1755, am 1. November, zog das Waſſer plötzlich ſtrudelnd, wie in einen Trichter, in die Tiefe, und kam dann wieder, donnergleich brauſend, und überſchwoll ſchäumend den Uferrand. Es war der Tag, da Liſſabon durch ein Erdbeben verheert ward (Sage Nr. 398).

In die Teufelskutte oder Grube hat ſich nach alten Nachrichten der fliegende Drache oft eingelaſſen. Einem Kutſcher, der über ihr dahinfuhr, als ſie noch faſt den ganzen Erdfall ausfüllte, der jetzt die Grube heißt, wurden durch ein Geſpenſt die Roſſe ſo geſchreckt, daß ſie mit Mann und Wagen ſich in den Abgrund ſtürzten. Nicht weit von Salzungen, nach Wilprechtrode zu, liegt der Buchenſee oder Buchenſee; dort hat vor Zeiten gar ein ſtattliches Schloß geſtanden, darinnen war immer Saus und Braus, und da ging es, wie bei dem Kloſter bei Neuenkirchen im Odenwalde (Sage Nr. 59). Es kamen zwei müde hungrige Wanderer und baten flehendlich um Einlaß und um Trank und Speiſe und ein geringes Nachtlager. Es ward ihnen aber mit nichten aufgethan, und mit Hohn und übeln Scheltworten wurden ſie zurückgewieſen. Da verwünſchten ſie das Schloß, und es verſank auf der Stelle, und an ſeine Stelle trat der kleine unergründliche See, welcher der Buchenſee heißt. Es waren aber, wie dort die eine gütige Nonne, hier drei Fräulein im Schloſſe geweſen, die hätten gern die Armen eingelaſſen, und hatten keinen Theil an der Härte und dem Hohn, womit jene abgewieſen wurden, gleichwohl verſanken auch ſie zuſammt dem Schloß, aber es blieb ihnen vergönnt, alle Jahre einmal zur Wilprechtroder Kirmeßzeit den Tanz zu beſuchen, mußten aber jedesmal pünktlich vor 12 Uhr des Nachts zurückeilen. Ein Jäger aus Wilprechtrode ſah ſie einſt auf ſeinem Heimweg von der Schnepfenjagd in ihrem altmodiſchen Wagen fahren, und erſtaunte über ihre jugendliche Schönheit und das uralte Gefährts, meinte aber, die fremde Herrſchaft wolle ſeine Herrſchaft beſuchen, und ſetzte ſich, um ſchneller fortzukommen, hinten auf den Kutſchentritt. Mit einemmale aber hörte er es rauſchen und Waſſer ſpritzte über ihn zuſammen; geſchwinde ſprang er herab, und rettete ſich mit Mühe. Der Wagen war in den Buchenſee hineingefahren, und der Schnepfenjäger kam naß wie ein Pudel nach Hauſe. Nachher hat auch die drei Fräulein das Nixenloos ereilt, ſie verſpäteten ſich einmal, wurden von ihren Tänzern zum Buchenſee begleitet, und dieſe ſahen, wie jene in den See ſich ſtürzten und Blutſtrahlen aus dem Waſſer ſtiegen. Niemals kamen die Fräulein wieder zum Tanze.

Etwas weiter ab von Salzungen, nach Frauenſee zu, liegt der kleine Döngesſee, oder Hautſee, mit einer ſchwimmenden Inſel. Faſt die gleiche Sage geht von ihm; zwei Nixenfräulein entſtiegen ihm, erluſtigten ſich auf dem Tanzboden des nächſten Dorfes, Donges, öfters, bis ein Burſche einer derſelben ihre Handſchuhe raubte, und über dem ängſtlichen Suchen danach die Mitternachtsunde herbeikam, worauf erfolgte, was die Sage bei der Nixenverſpätung ſtets rfolgen läßt. In den Döngesſee iſt auch einſtens eine Wehmutter von einem Reiter mit Gewalt geführt worden, ſah darin große Schätze, und ward reich bechenkt entlaſſen und wieder an ihren Ort gebracht, mußte aber heilig ſchwören, Niemandem davon ein Wort zu ſagen. Als ſie viele Jahre darauf erkrankte, konnte ſie nicht ſterben, bis ſie dem Pfarrer ihren nächtlichen Ritt und Gang gebeichtet hatte.

So liegt auch bei Wilhelmsthal ein See und fließt ein Flüßchen hindurch, die Elne, darin die Elnenymphe wohnt; ein junger Jäger ſah ſie, liebte ſie, verlobte ſich ihr, ward ihr aber treulos, und ſie ſtrafte ihn — er mußte ihr folgen, bis ſie ihn hinunter in die Tiefe zog, und ihn todt küßte, dann warf ſie ihn wieder aus — in Unkenrode — wie ſchaurig klingt der Name dieſes Dorfes — liegt er begraben.

750. Das Spiel-Haus.

Zu Tiefenort ſteht ein ſteinern Haus, wie ein kleines Schlößchen. Vor Zeiten beſaß es ein Ritter, der über alle Maaßen das Spiel liebte. Einſt ſpielte dieſer mit einem andern Ritter, und verlor Geld und Gut. Zuletzt ſtand auch das Haus auf einem Kartenblatt, und der Gegner gewann das Haus durch ein Trumpfblatt — die Roth-Sechſe. Erfreut nahm der die Karte in ſein Wappen auf, legte ſich den **Beinamen** Spiel-Haus zu, und nutzte ſein Eigenthum. Doch kam es nach der Hand in andere Hände, und es ſind keine Nachrichten von des Gewinners Familie und Nachkommen zu Tiefenort vorhanden. Das Gut heißt aber immer noch das Spiel-Hauſiſche, und am Gebäude iſt das ſteinerne Wappen des glückhaften Gewinners zu ſehen. Nicht minder hängt ſein ritterlicher Schild in der Kirche, und zeigt auf einem in die Länge getheilten Felde, deſſen Tincturen ſchwarz und Silber, die Roth-Sechſe. Auf dem Helm hält ein Arm dieſelbe Karte empor. Wenn der Pfarrer predigt, kann er gerade auf die Karte ſehen.

751. Die ſteinerne Wiege.

Als die alte Burg Krainberg über Tiefenort durch die Herren von Frankenſtein erbaut wurde, ward ein lebend Kindlein in eine ſteinerne Wiege gelegt, und mit ihm vermauert, auf daß die Burg unüberwindlich ſei. So ward die Wiege zum Sarge. Landleute haben in der Mittagsſtunde bisweilen in den Ruinen ein Wimmern vernommen, das aus der Mauer zu kommen ſchien, auch wollen manche ein weißes Kind ganz allein im Schloßhof haben mit Blumen ſpielen ſehen, das verſchwunden, wenn man ihm genaht. Jetzt aber hört und ſieht man nichts mehr und das mag daher kommen, weil vor mehren Jahren die eine Mauer entzwei gebrochen ward, um die Steine größtentheils zu Oekonomiegebäuden in Tiefenort zu verwenden, und dabei in einem ſteinernen Särglein das Gerippe eines Kindes wirklich gefunden wurde.

zürnte die Herrin und gab ihr auch kein Trauerkleid, wie das übrige Geſinde empfangen. Da ſie aber in die Küche kam, wo die Köchin Zwiebeln ſchnitt, davon ihr die Augen thränten, ſo ſprach ſie ſchmerzvoll: nicht wahr, nun weinſt du doch noch um den guten Stutzel? Sollſt nun auch ein Trauerkleid haben! — Die alte Köchin „lächelte durch die Thränen, und ſagte nicht nein.“ — Nun wollte die Frau von Wangenheim, Stutzel ſolle feierlich beerdigt werden, und zwar nirgend anders hin, als auf den Gottesacker; da kam der Pfarrer auf's Schloß, und ſagte: Gnädige Frau, dieſes gehet nicht an. Der Gottesacker iſt für Chriſtenleute und nicht für einen Hund. Nicht einmal einen Juden dürfte ich auf ſelbigem begraben laſſen. — So! ſagte die Frau Jägermeiſterin von Wangenheim Wittwe: gehet es nicht an? das thut mir leid. Der ſelige Stutzel war gar kein Hund, er hatte Menſchenverſtand; — hat auch ſogar ein Teſtament gemacht, und hat darin Seiner Kirche Einhundert Thaler vermacht, und Ihme ſelbſten fünfzig Thaler, notabene, wenn ihm ein Plätzchen auf dem Kirchhof würde, außerdem aber nichts. — Das iſt freilich ein ander Ding, gnädige Frau, — die Kirche iſt ſehr arm — ſagte darauf der Pfarrer: — ei der gute fromme Stutzel! Wer weiß, ob nicht in ihm ein lieber Menſch verzaubert war, da er ſo vielen Menſchenverſtand gehabt. Nun — ich denke — ein Eckchen im Kirchhof — Ihro Gnaden mich dienſtwilligſt zu erzeigen. — Wurde darauf ein feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet, und mußten Knechte und Mägde, ſo alle in Trauer gekleidet, hinter dem Hundeſarg hergehen. Aber das wurmte die Gemeinde, und kam herum in der Gegend, und wo ſich ein Winterſteiner ſehen ließ, lachten die Leute und ſpotteten, wie ohnehin die Thüringer gern ſpotten: Na, bei euch zu Winterſtein leigt ja der Hund uff'm Kerſch (Kirchhof) begraben! — und kam vor die gnädige Landesherrſchaft, wurde ſelbige darob ſehr ungnädig, kam eine Commiſſion vom herzoglichen Conſiſtorio zu Gotha, wurde der Pfarrer amtlich vernommen. Sagte, er hätte es um des armen Kirchleins Willen zugelaſſen, half ihm aber ſothane Ausrede gar nichts; Pfarrer wurde abgeſetzt, und Stutzel wurde ausgegraben, ob die Frau von Wangenheim aber das Geld zurück erhalten hat, iſt ſehr zu bezweifeln; ein Herr von Wangenheim, der dieſes ſelbſt erzählt hat, wußte davon nichts. Nun ließ die Frau Jägermeiſterin von Wangenheim Wittwe den Stutzel zum zweitenmale beiſetzen, und zwar im Garten, und ließ ihn einen Stein zum Denkmal ſetzen, darauf der unvergeßliche Stutzel abgebildet war, wie er leibte und lebte, und eine ſchöne Grabſchrift war darauf zu leſen, die Stutzels Tugenden der Unſterblichkeit überlieferte. Und noch immer geht das Sprüchwort: In Winterſtein — da liegt der Hund begraben.

486. Fiſche auf Bäumen.

Die freundliche Stadt Waltershauſen am Fuße des Thüringer Waldes, nicht weit von Reinhardsbrunn, Schnepfenthal und dem Inſelberge, führt in ihrem ſehr alten Stadtwappen einen Karpfen auf drei Bäumen. Dort war vor Zeiten oben vor dem Waldthor am Fuße des Strömelberges eine ſchöne Quelle, welche n die Stadt geleitet war. Eines Tages aber ergoß ſie einen ſo furchtbar ſtarken Waſſerſtrom, daß die Stadt und die ganze Gegend völlig überſchwemmt wurde, nd alles zitterte und zagte, denn in vielen Häuſern füllte das Waſſer die untern Stockwerke, und da ſie zum Theil keine obern hatten, war das gar ſchrecklich. lls das wilde Waſſer ſich in etwas verlaufen hatte, fand man Fiſche: Karpfen, ale und Forellen auf den Bäumen und darum nahm zum ewigen Gedächtniß ieſer Fluth die Stadt den Karpfen auf Bäumen zum Wappen und Wahrzeichen n. Damit nun ſolche Waſſersnoth nicht wiederkehre, denn die Quelle quoll och immer überſtark, ließ der Stadtrath einen Kloſtermönch von Reinhards- runn herüberkommen, daß er die Quelle ſtopfe. Der ging hinauf, ſtopfte inen Sammt- oder Kuttenärmel hinein und verſprach ſie, da hörte ſie gar auf zu ließen; der Ort heißt noch bis heute der Sammt-Aermel oder der Kuttenärmel. a nun der Aermel kein Tröpflein Waſſers mehr ausfließen ließ, war guter Rath wieder theuer, und es hat hernach die Stadtgemeinde der Dorfſchaft Wahl- inkel ihren Bach abgetauſcht um ein Stück Tannenwald und ihn nach der Stadt eleitet. Selbiges war klug und weiſe, ſonſt gäbe es kein Waſſer zu Walters- auſen und könnte das dortige gute Bier nicht gebraut werden.

487. Die weiße Frau auf Tenneberg.

Dicht über der Stadt Waltershauſen liegt Schloß Tenneberg, dahin Land- raf Friedrich der Freudige ſein neugeborenes Töchterlein von der Wartburg brachte, nd es taufen ließ (Sage Nr. 469); dieß Schloß hat auch Landgraf Albrechts Sohn en der Kunne von Eiſenberg eine Zeitlang inne gehabt, mußte es aber bald wieder umen. Auf Tenneberg geht ein Geſpenſt um in Geſtalt einer weißen Frau; ſie itt aus einem Thurme, darinnen bisweilen Lichtſchein erblickt wird, und wan- elt durch die Gemächer, und hebt die Hand zum Haupt, als wolle ſie dort etwas ſſen, etwa eine Krone, und den Blick richtet ſie ſuchend nach dem Boden. Einſt m eine Dame unter fürſtlichem Geleite auf das Schloß, die blieb allda, und urfte nimmer wieder einen Fuß in das Freie ſetzen. Sie ſaß in jenem Thurme d trug ein langes weißes Kleid. Wer ſie war, wußte Niemand — dunkle Ge- ichte nur liefen um, ſie ſei König Heinrichs von Englands für todt ausgegebene emahlin, Anna, geborene Prinzeß von Cleve. Andere ſagten, ſie ſei nicht die ahre Königin Anna, ſondern eine andere, die für jene ſich ausgegeben, und shalb werde ſie gefangen gehalten. Viele aber waren der Meinung, wenn ſie e gemeine Betrügerin ſei, ſo würde man von ihr nicht ſo viel Aufhebens achen, ſondern ihr den Staubbeſen verabreichen laſſen und ſie Landes verweiſen. ar jene Frau nun eine Königin oder war ſie keine, das iſt nie an den Tag kommen, aber gequält iſt ſie worden und gemartert, irrſinnig iſt ſie geworden d der Teufel hat ſie auch gepeinigt und ihr hart zugeſetzt, bis ſie elend in ihrer efangenſchaft geſtorben. Nun wandelt ſie als weiße Frau durch das ſchier öde heiten an ſo weit von einander entfernten Orten und Burgen iſt ſehr merkwürdig. Von der Brandenburg ſchmückt heutzutage nur noch die umfangreiche Trümmer das friedliche Werrathal, und an Gerſtungen zieht die thüringiſche Eiſenbahn hin.

755. Das Lindigsfrauchen.

Außer der Brandenburg, auf der noch eine wandelnde Jungfrau mit Knechten umgeht, ſoll bei Gerſtungen noch eine Burg gelegen haben, das Lindigsſchloß genannt. Darauf wohnte ein wunderſchönes Fräulein, deſſen Schönheit ſprüchwörtlich wurde im ganzen Gau, das hatte aber gar ſeltſamlichen Verkehr mit den Geiſtern der Elemente, mit den Nixen des Thalfluſſes und mit den Kobolden und Wichtlein im Reichelsdorfer Bergwerke; dieſerhalb thaten die Aeltern ihre Tochter in ein Kloſter unter dem Arnsberge, welches der heilige Bonifacius angelegt haben ſollte, aber aus dieſem Kloſter ließ ſich das Fräulein durch einen jungen Ritter von der Brandenburg entführen, der ſie zur Gemahlin nahm. Doch auch als ſolche konnte ſie ſich des Umganges mit den Nixen nicht ganz entſchlagen; ſie verlobte ihren einzigen Sohn einer Waſſerfeine, und dieſe holte ihn frühzeitig in ihr naſſes Reich, das heißt in der Alltagsſprache: der junge Knabe ertrank in der Werra. Von einem dunkeln Sehnen ruhelos umher getrieben, fand die junge Frau kein Glück; ſie gehörte nur halb der Oberwelt an, und als ihr früh das letzte Stündlein ſchlug, ſchied ſie ohne Beichte, dieweil ſie nicht Luſt und Neigung hatte, dem Pfaffen auf die Naſe zu binden, welche wonne- und wunderſamen Geheimniſſe ihren tief verſchloſſenen Jungfrauen- und Frauenbuſen bewegt und erfüllt hatten. Derohalb mußte ſie auch ohne Abſolution hinüber gehen und kam nicht in den Himmel, ſondern in das Mittelreich der umgehenden Geiſter, welches ihr vielleicht nicht unangenehm war. Da hat ſie nun alle ſieben Jahre zu erſcheinen, und zwar einmal zwiſchen der Brandenburg und Gerſtungen auf der Stätte der ehemaligen Lindigsburg, und zum andernmal auf dem Wege von Gerſtungen nach dem ehemaligen Kloſter im Kolbacher Thale. Sie trägt einen Schlüſſelbund und ein Matronenkleid, und hat die unglückliche Neigung ſich den Leuten auf den Rücken zu ſetzen, auch ſoll ſie, trotz ihres früheren Umganges mit ätheriſchen Weſen, gar nicht unbeträchtlich ſchwer ſein. Wer aber ſie geduldig hockelt bis an ihr Ziel, dem ſoll und wird ſie mit ihrem Schlüſſelbunde reich angefüllte Burg- oder Kloſtergewölbe erſchließen, davon ſoll er die eine Hälfte für ſich behalten, für die andere Hälfte ſoll er ein Kirchlein in Rom bauen. Ein ſolcher hat ſich noch nicht, wohl aber haben einige vom Aufhocken des Lindigsfräuleins den Tod gefunden, wie der Ackermann Oehme, der Fleiſcher Röſing und andere Biedermänner, andere ſind vor der bloßen Erſcheinung ſchon ſo erſchrocken, daß ſie in ſchwere Krankheit gefallen. So wird das arme Lindigsfrauchen wohl fort und fort unerlöſ't und im Mittelreich bleiben, denn geſetzt, es bekäme einer wirklich den Schatz, ſo würde er doch denken, eine Kirche in Rom bauen, das hieße Waſſer in die Werra tragen.

756. Die Wichtlein im Werrathale.

Im Werrathale, in der Gegend wo die Hörſchel, die unterm Hörſeelen erge ſtill vorüber rinnt und an Eiſenach hinfließt, in die Werra ausmündet, gab s ehedem viele Wichtelmänner, ja bis Gerſtungen und über Berka hinauf waren e verbreitet. Daſelbſt wohnten ſie unter dem Pferdeſtalle im Schloſſe, und es ielt kein Pferd in dieſem Stalle aus, ſondern ſie hatten ſich wie raſend, zerriſſen ie Ketten, zerſchlugen und zerbiſſen alles, das machte, weil die Thiere eher als ie Menſchen, Geiſter ſehen, hören und wittern. So ging es auch einem Bauer n Dankmarshauſen über Berka, dem fiel ein Pferd nach dem andern, und war ahe daran, dadurch gänzlich zu verarmen. Eines Abends ſpät ging der Bauer ber ſeine Hausflur und hörte unter einer umgeſtülpten Wanne ein Flüſtern. Er ugte hin, und ſah bei einem matten Schimmer vier Wichtlein unter der Wanne, ie kneteten Brod aus dem Teige, den ſie aus einem Backtrog genommen hatten, er auf der Flur ſtand. Knete zu, knete zu! — ſprach eins der Wichtlein zum an- ern, und als ſie den Bauer gewahrten, der ſie nicht ſtören wollte, ſprach ein Wichtelmann: weißt du, warum deine Pferde ſterben? Weil wir unter dem Stalle wohnen. Thue ſie in einen andern Stall, und es ſoll dir keins fallen. — Dieſen Rath hörte der Bauer gern, befolgte ihn, und es fiel ihm kein Pferd mehr. Die Wichtlein machten ihn durch ihre thätige Hülfe reich, weil er ſie nicht geſcholten, daß ſie von ſeinem Teige ſich Brod kneteten.

Unterhalb Spichra zieht ſich am rechten Werra-Ufer der Spatenberg hin, n dem öffnet ſich ein Endloch, das heißt noch heutzutage die Wichtelkutte, darinnen wohnten die Wichtlein in großer Anzahl und lange Zeit. Aber an einem chönen Morgen kamen zum Fährmann Beck zu Spichra zwei kleine Männlein, die verlangten, daß er ſie überfahre, und gingen mit ihm zum Fluſſe und zur Fähre. Da ſie nun auf letzterer waren, und der Fährmann vom Strande ſtoßen wollte, baten ſie ihn, noch einige Augenblicke zu warten, es komme noch Jemand; das that der Mann, er wartete, es kam aber Niemand, gleichwohl ſenkte ſich die Fähre tiefer und tiefer in das Waſſer, wurde ſchwerer und ſchwerer, und da der Ferge endlich abſtieß, däuchte ihm, er habe noch nie ſo ſchwere Laſt übergeſchifft. Am rechten Ufer aber ward die Fähre zuſehends leichter. Nun ſage, Fährmann, welchen Lohn begehrſt du für unſere Ueberfahrt? — fragte das eine der Männlein. Willt du nach den Köpfen Geld, oder einen Scheffel Würz? (Salz). Dieweil nun ein Scheffel Salz dem Fergen ein ungleich reicherer Lohn dünkte, als das Fährgeld für zwei Perſonen, ſo heiſchte er dieſen. — Nach Köpfen wärſt du beſſer gefahren, Mann! Sieh mir einmal über die rechte Schulter! — ſprach das zweite Männlein, und wie der Ferge das that, ſo ſah er ein zahlloſes kleines Volk, das aus dem Schiffe geſtiegen war, und noch immer herauswimmelte, indem ſo ſtiegen auch die beiden erſten aus, und alles verſchwand vor des Fährmanns Blick, ein vollgehäufter Scheffel reinſten Salzes aber ſtand auf der Fähre, und dieſes Salz nahm im Scheffel nie ein Ende.

In den Bergklüften um Spichra finden ſich auch kleine, runde, platte Steinchen, die ſind gerändert, wie die nummi serrati der Alten, und heißen im Volke Wichtelpfennige. Die Wichtlein aber ſind fortgezogen, Niemand weiß, wohin? —

757. Frau Hollen-Bad und -Teich.

Im Heſſenlande liegt ein hoher Berg mit langem breiten Rücken, von dem der Sagen viele umgehen, der heißt der Meißner. Dieſer Bergſtock iſt dem Schneekopf des Thüringerwaldes, dem ſchleſiſchen Zobten, der hohen Rhön und andern gar nah verwandt. Wie unterm Schneekopf das Mordfleck, ſo auf dem Meißner ein Schlachtraſen, wie dort die Teufelskreiſe, ſo hier die Teufelslöcher, und auch Frau Holle hat auf dem Meißner ihr Bad und ihren Teich. Alte Leute haben erzählt, daß ſie zum öftern in der Mittagsſtunde badend darinnen geſehen worden und dann verſchwunden ſei. Oft haben ſie und ihr geſpenſtiger Anhang Reiſende und Jäger oben die Kreuz und Queer in der Irre herumgeführt, aber Weibern, die ſich vertrauensvoll in ihr Bad begeben, hat letzteres gute Wirkung gethan, trotz Sankt Remaclus Fuß zu Spaa (Sage Nr. 131), oder Bocklet. Frau Holle hat da droben einen Kindleinsbrunnen; ſie bringt die Kinder den Frauen in das Haus; nimmt aber auch welche mit. Sie hat auch einen eben ſo ſchönen blumen- und früchtereichen Garten, wie die Jungfer im Wallfahrtgarten (Sage Nr. 746), und iſt Spinnefrau, überwacht Flachs und Linnen. Fleißige Spinnerinnen belohnt, faule beſtraft ſie; ſie erſcheint bald als ſpinnegraues Mütterlein in einem hohlen Baumſtrunk ſitzend, bald als ſchöne weiße Frau an oder auf ihrem Teiche; häufig gewahrt man ſie nicht, obſchon ſie meiſt auf dem Meißner wohnt, wenn ſie nicht gerade im Hörſeelenberg zu thun hat, und mit dem wüthenden Heere ziehen muß — aber zum öftern hört man in der Tiefe ihres Teiches ein Glockengeläut und finſteres Rauſchen, letzteres gerade ſo, wie man es vernimmt, wenn man droben am Hörſeelenbergloche ſteht (Sage Nr. 457). Wer ein tiefſinnigſchönes Abbild der Frau Hulda ſchauen will, wie die Alten ſie dachten, der blicke den Holzſchnitt an überm zehnten Geſpräch oder Kapitel von Petrarchä Glücksbuch, da ſteht ſie im tiefen kräuterreichen, vom Feuerſtrahl des Himmels durchflammten Walde, haltend den mächtig hohen Rocken, der mit vollen Spindeln für die Fleißigen umſteckt iſt, über ſich den Mond und zwölf Sterne in Kreiſen, welche die zwölf Nächte ihres Ziehens andeuten. Sie ſelbſt iſt alt und gebeugt und runzelvoll, und ihr langes Lockenhaar fliegt um ihr Haupt im Winde. Wenn ſie nun zieht und findet, daß die Mägde neue Spinnrocken angelegt haben, ſo ſagt ſie:

So manches Haar,
So manches gute Jahr. —

Trifft ſie aber nach Neujahr noch Flachs vom vorhergehenden Jahre auf den Rocken, dann ſpricht ſie:

So manches Haar,
So manches böſe Jahr —

und nimmt den Faulen die Decke und legt ſie ſplitternackt in den Schnee oder auf kalte Steine, zerzauſt ihnen ihr Geſpinnſt und iſt ſehr ungnädig.

---

758. Der Liebenbach.

Nicht gar weit vom Meißnerberge liegt die Stadt Spangenberg, die hat ihren Namen von einem Berg, auf welchem eine Menge kleiner runder Steine gefunden werden, die alle von Natur ein Zeichen, wie eine Spange, auf ſich haben. Ihr Trinkwaſſer erhält ſie von einem Berge gegenüber. Einſt wohnten, bevor die Stadt dieſes trefflichen Waſſers ſich erfreute, zwei Liebende zu Spangenberg, deren gehoffter Verbindung die Aeltern beiderſeits ſtreng entgegen waren. Da ſie aber gar nicht von einander ließen, ſo gab man ihnen auf, ſie ſollten ganz allein jene gute Quelle nach der Stadt leiten, dann ſollte ihre Hochzeit ſein. Sie begannen nun, die Liebenden, die ſchwere Arbeit, ſie gruben den Bach, ſie müheten ſich lange Zeit, ſie wurden alt darüber, aber ſie liebten ſich treulich fort und fort, und endlich gelang das große und ſchwere Werk, da war es vollbracht, und ſie hatten nicht weniger als vierzig Jahre gegraben, und da war ein Glückwünſchen um ſie her, und wurden mit Kränzen geſchmückt, mit Hochzeitkränzen; und da blickten ſie einander an, und weinten, und ſanken einander in die Arme, und ſanken todt zur Erde nieder. — Darum heißt jener Bach, den ſie mit treuen Händen gegraben, der Liebenbach.

---

759. Otto der Schütz.

Als die muthige Thüringerin Sophia ihrem Kinde von Brabant trotz Heinrichs des Erlauchten Widerſtreben ein ſchönes Erbland mit ihres Anhanges Hülfe erſtritten hatte, und das Haus Heſſen feſt begründet war, hatte Heinrich, zubenamt der **Eiſerne**, Landgraf von Heſſen, der ein Enkel war Heinrichs I., des Kindes von Brabant, zwei Söhne und drei Töchter: Heinrich, Otto, Adelheid, Eliſabeth, Judith. Der Vater erwog weislich, daß nichts mehr ein Land ſchädigt, als Zerſplitterung unter viele Erben, beſtimmte daher ſeinem Erſtgebornen das Land und Otto ſollte Mönch werden. Derſelbe hatte aber dazu keine Neigung, nahm ſein Gewaffen und ſeinen Harniſch, einen Knappen und zwei gute Roſſe, entritt ſeines Vaters Hofe heimlich, kam als Bogenſchütze zum Herzog Adolf von Cleve und bot ihm ſeine Dienſte an, die er auch gern erhielt, denn er war ein trefflicher Schütz. Da geſchahe es, daß unterweilen Otto's Schweſtern ſich alle drei verheiratheten, Adelheid an König Kaſimir III. von Polen, Eliſabeth an den Herzog Otto zu Sachſen-Lauenburg, Judith an Otto den reichen oder freigebigen Herzog zu Braunſchweig, und daß ſein Bruder Heinrich ſtarb. Da hoffte nun Niemand mehr darauf, das Heſſenland zu ſchlucken und zu erben, als der Braunſchweiger, dieweil der alte Landgraf, nachdem ſein zweiter Sohn ſpurlos verſchollen war, keinen Erben mehr hatte. So war aber der Braunſchweiger nicht geliebt von den Heſſen, und der alte Landgraf hatte auch noch nicht Luſt, dieſen Eidam die Freude ſeines Sterbens zu machen, und lebte dem alten wahren Sprüchwort getreu: Hofftod ſtirbt nicht.

Indeſſen liebte Otto der Schütz die Tochter ſeines Herrn, Prinzeſſin Eliſabeth, und wurde von ihr wieder geliebt, hatten es gar heimlich miteinander, und mußten es auch, denn ſie ſelbſt wußte nicht einmal etwas von ſeiner hohen Abkunft, bis ein fahrender Ritter aus Heſſenland, Heinrich von Homberg, einmal unverſehens am Hofe zu Cleve einſprach, und ſeinen angeborenen jungen Herrn unter der Dienerſchaft des Herzogs erblickte. Gleich erkannte er ihn und erwies ihm große Ehrerbietung, und ſo ward ſein Geheimniß entdeckt und durfte nun auch ſeine Liebe nicht länger verheimlichen. Da willigte der Herzog mit Freuden in die Verbindung, und der alte Landgraf prieß Gott, daß er ihm den Sohn wieder ſchenkte, und der Herzog von Braunſchweig erbte dießmal nichts, und ſpäter auch nichts, denn obſchon auch Otto der Schütz noch vor dem Vater heimging, und Erben mangelten, ſo fiel doch das Land nun an des Vaters Brudersſohn, Hermann, den Gelehrten, von dem alle Landgrafen zu Heſſen und auch der große hochberühmte Philipp der Hochherzige abſtammen.

760. Der böſe Wunſch.

Einſtmals reiſte Landgraf Philipp, wie er gern that, ohne ſonderliches Gefolge durch ſein Land, trug dabei auch ſchlechte Kleider, und offenbarte ſeinen Stand keinem, der ihn nicht kannte. Da begegnete er einer Bauersfrau, die trug ein Gebund Garn, und er fragte ſie, wohin ſie denn wolle? — Da fing das Weib an, jämmerlich zu klagen und zu lamenten; ſie wolle und müſſe das Garn verkaufen, obſchon ſie es ſelber an zehn Enden entrathen müſſe, um nur die hohe Schatzung und Steuer zu entrichten, die der Landgraf habe ausſchreiben laſſen, und es ſei eine ſchlimme Zeit und ein ſchmählicher Druck. — Darauf fragte Philippus das Weib, wie hoch denn die Steuer ſich belaufe, die ſie zu entrichten habe, und ſie antwortete: einen Ortsgulden. — Da griff der Landgraf in ſeinen Säckel und gab ihr einen ganzen Ortsthaler; darüber ward das arme Weiblein vor Freude roth wie ein Brand, ſie ſah aber nicht, daß auf dem Thaler Philippi Bildniß geprägt ſtand, im vollen Stahlharniſch, und auf der Rückſeite ſein Helm mit der Zier und der ſchöne Spruch: was Gott beſcheert, bleibt ungewehrt — und rief: lohn's Gott! lohn's Gott, edler Junker! Das doch dieſes, euer Geld, dem Landgrafen, in deſſen Schatz ich's liefern muß, auf der Seele brenne, wie das hölliſche Feuer. — Da wandte ſich der Landgraf lachend um, und ſprach zu ſeinen Begleitern: höret ihr's wohl! Das iſt ein wunderlicher Handel, wann einer, wie alleweile ich, für ſein eigenes Geld ſich ſolchen böſen Wunſch einkauft! — Nun — was Gott beſcheert, bleibt ungewehrt! —

761. Nidda.

Zu des Kaiſer Friedrich des Rothbart Gezeiten war im Heſſenlande ein Raubgraf, der that in der Gegend vielen Schaden; er hieß Berthold und ſaß auf einer Bergveſte, die hieß die Altenburg. Da er nun beim Kaiſer verklagt ward, ſo wurde er in ſeiner Veſte belagert und hart bedrängt. Endlich erbot ſich die Gräfin, des Räubers Gemahl, zur Uebergabe, begehrte aber freien Abzug mit ſoviel von ihren beſten Sachen, als ihr Eſel und ſie ſelbſt würden tragen können; das ward ihr zugeſagt, unter dem Beding, daß nicht etwa der Graf auf dem Eſel reite, als welcher zu den „Beſten“ nicht gehöre. Die Gräfin ſagte das zu, daß ihr Gemahl Berthold nicht auf dem Eſel ſitzen ſollte, ſetzte aber ihre drei Söhnlein auf des Eſels Rücken, und nahm ihren Gemahl auf ihrem eignen, und ſo zogen ſie ab, hatten wohl auch noch einiges „vom beſten“ in ihren Taſchen. Weit kamen ſie nicht von der Altenburg, die nun von des Kaiſers Söldnern zerſtört wurde, und es gelobte die Gräfin, nachdem ſie ihren Gemahl abſitzen laſſen, ſich da anzubauen, allwo der Eſel ſtehen bleibe. Und da blieb der Eſel bald darauf nicht nur ſtehen, ſondern ſogar ſtecken, und die Gräfin regte ihn zum Fortgehen an und rief: nit da, nit da! — aber der Eſel ſtand ſo ſteif, wie jene Eſelin Bileams, welche redete, und ſie mußten allda bleiben und bei einem Feuer die Nacht zubringen. Darauf haben ſie ſich dort angebaut und ein Schloß begründet, welches den Namen Nidda empfing, oder gar drei Schlöſſer, für jedes der Söhnlein eines. In den Kellern der zerſtörten Altenburg ruhen noch große Schätze, und es ſind dort viele Hufeiſen gefunden worden, welche Graf Berthold, wenn er auf Raub ausritt, den Pferden verkehrt aufſchlagen ließ.

In dieſer Sage erſcheint am früheſten die liebevolle Rettung des Mannes durch das liſtreiche, aber auch ſtarke und treue deutſche Weib, die ſich dann ſpäter einfach bei der Rettung des Ritters von Staupitz und vielfach bei den Weibern von Weinsberg (Sage Nr. 887) wiederholte.

762. Der Graf von Ziegenhain.

Die heſſiſche Stadt Ziegenhain hatte vor Zeiten eigne Grafen, welche jedoch ausgeſtorben ſind. Sie ſtammten von Ludwig dem eiſernen, Landgrafen zu Thüringen ab. Der letzte dieſer Grafen hieß Johann, zubenamt der Starke. Und in Wahrheit war er ein ſtarker Hans, und der edle Jochem von Schapelow, der vier Eimer Weines auf einmal aus des Brandenburger Kurfürſten Keller trug (Sage Nr. 361) wäre vielleicht gegen dieſen Ziegenhainer nicht aufgekommen. Eines ſchönen Tages geruhte Graf Hans von Ziegenhain zu Frankenberg, auch einem oberheſſiſchen Städtlein, mit ſeiner Frau Mutter ſpazieren zu gehen, und kamen durch eine etwas enge Gaſſe, mitten in ſelbiger ſtand ein Fuder Wein auf einem Wagen, das verſperrte die Gaſſe ſo auf beiden Seiten, daß man ohne ſich an Wand oder Wagen zu beſchmutzen, nicht wohl vorbei konnte, und zogen die Frau Gräfin darüber ſchon ein ſchiefes Maul. Da griff Graf Hans herzhaft an, und hob und ſchob mit einem Ruck vorn und einen Ruck hinten das ganze Fuder ſammt den Wagen zur Seite, daß die Wände der Häuſer krachten, und die Leute darin dachten, es wäre ein Erdbeben. Das war der gnädigen Frau Mutter wieder nicht recht und hub an zu ſchelten: iſt das nun noth und nöthig, ſeine Leibeskraft ſo übermäßig anzuſtrengen und ſelbige alſo liederlich zu vergeuden? — Darauf ſagte Graf Hans von Ziegenhain beſcheidentlich: die Frau Mutter ereifere ſich doch ja nicht, und ſei nicht ungnädig! ich habe es gut gemeint, indem derſelben habe Platz machen wollen zum Vorbeigehen. Da ich es nun damit nicht getroffen, ſo will ich meinen Fehler gleich wieder gut machen! — ſprachs und rückete alsbald, ohne erſt Antwort abzuwarten, mit zwei Rucken das Fuder ſammt dem Wagen wieder ſo, wie es zuvor geſtanden, und mußte nun die geſtrenge Frau Landgräfin umwenden, und ſich eine andere Gaſſe zum Durchſpazieren ſuchen.

763. Die Fräulein von Boineburg.

Viele Sagen gehen um im Volksmunde von der Boineburg in Heſſen und ihren Bewohnerinnen. Es waren der Schweſtern drei, und da träumte der jüngſten, daß es in Gottes Rath beſchloſſen ſei, eine von ihnen werde vom Wetter erſchlagen werden. Als ſie nun Morgens ihren Schweſtern dieſen Traum erzählt hatte, und Mittags ein ſchweres Gewitter aufſtieg, ſo ſprach die älteſte: mir iſt ſicher der Tod beſtimmt, ließ ſich einen Stuhl hinaustragen und ſaß harrend im Wetter — aber ſie blieb unverſehrt. Am zweiten Tage, da wieder ein Gewitter drohend aufzog, that die zweite Schweſter das gleiche, allein ihr wiederfuhr, wie der älteſten. Nun ſprach die dritte: ich bin es, die Gott rufen wird! — und machte ſich in gleicher Weiſe bereit, beichtete und ſtiftete zu ihrem Gedächtniß eine Spende, ſetzte ſich auf den Stuhl, und alsbald fuhr ein Blitz herab und tödtete ſie.

Andere erzählen ganz anders. Eine tauſendjährige Eiche ſtand im Hofe der Boineburg. Unter ihr lag an einem heißen Sommertage die einzige Tochter des Ritters und war eingeſchlummert. Ein raſches Wetter zog heran, und vom Donner und ſtrömenden Regen erwacht das Fräulein, fährt auf und eilt nach dem Hauſe. Indem ſo fährt ein Wetterſtrahl in die Eiche, und wirft auch das Fräulein leblos zu Boden. Aber es gelingt, die blos Ohnmächtige wieder in das Leben zurückzurufen, und der erfreute Vater ſtiftet dankbar eine Armenſpende. An jedem Gründonnerstage mußte der Kaplan vor dem zerſpaltenen Baume eine Gedächtnißrede halten und Korn und Fleiſch ward an die Armen von vierundzwanzig Dörfern ausgetheilt. Das Fräulein nahm den Nonnenſchleier. Die Spende beſteht noch immer, obſchon die Burg längſt in Trümmern liegt; die Rede hält der Pfarrer zu Datterode.

Einſt lag am Gründonnerstag noch hoher Schnee, und der vierſpännige Wagen mit den Liebesgaben konnte den ſteilen Burgweg nicht hinan; der Wagenführer wollte daher umlenken. Da erſchien aber plötzlich auf dem Wagen eine weiße Jungfrau mit ſchönem, aber ernſtem und drohendem Antlitz und bedeutete dem Fuhrmann, hinauf zu fahren. Der wendete erſchrocken ſich wieder zum Weg, und ſiehe, mit Leichtigkeit zogen die Roſſe jetzt den ſchweren Wagen, und droben verſchwand die Jungfrau lächelnden Blickes. Alles Volk, das den Wagen umwimmelte, hatte ſie geſehen.

Als das Heſſenland in ein Königreich Weſtphalen umgewandelt war, wollte die franzöſiſche Behörde nichts von dieſer altherkömmlichen Spende wiſſen, ſondern ſie mit andern Einkünften unter dem üblichen lügenhaften Vorwand der Erſparniß ſelbſt ſchlucken — ein nicht blos bei Franzoſen geübter ſchlechter Finanzkniff — und wirklich unterblieb im Jahre 1808 Spende und Rede. Aber da iſt dem Könige von Weſtphalen ein ſchreckliches Geſicht erſchienen und ſeine Finanzer haben die Spende wieder herausrücken und das Vermächtniß auf Schloß Boineburg erfüllen müſſen.

Noch ruhen im Bergesſchooße der Boineburg viele Schätze, und die Jungfrau hüthet dieſelben; auch ſie breitet ein weißes Tuch mit Knotten aus, und macht einzelne glücklich. Es ſoll im dreißigjährigen Kriege aus Eſchwege, Sandra und andern Nachbarſtädten viel Geld und Gut hinauf auf die Burg geflüchtet worden ſein.

Die Jungfrau der Boineburg erſcheint auch als weiße Reiterin. Sie reitet auf des Berges Hochebene hin bis zu einer Stelle, wo eine weiße Lilie mit purpurnem Kelche blüht, die ſie dann bricht, und eilend zurückreitet. Begegnet ihr einer, der reinen Herzens und Wandels iſt, und ruft ſie an: gieb mir die Blume! — der kann großes Glück erlangen, noch aber ſoll das Keinem widerfahren ſein, weil die Menſchen nicht mehr reinen Herzens und Wandels ſind.

764. Das graue Männchen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſind einmal unterſchiedliche boineburgiſche Jäger an einem naſſen Herbſttage auf dem Burgberge zuſammen gekommen, und haben Schutz vor dem Regen in der Trümmer des alten Schloſſes geſucht. Da fanden ſie ein altes kleines graues Männlein mit ſchneeweißem Haar ſinnend auf Moos und Steinen ſitzen. Sie redeten es an, fragten es dieß und das, allein das Männlein gab ihnen keine Antwort. Darüber wurden die Jäger böſe und gaben dem Männlein einige Schläge, aber es verzog darob keine Miene, weder zum Lächeln, noch zum Schmerz, es blieb ſein Antlitz ſtill und kalt und ſein Mund geſchloſſen. Da banden ſie das Männlein mit Hundeleinen und führten es alſo gefeſſelt herab zu ihrem Herrn nach Reichenſachſen, da ſollte es, meinten ſie, ſchon Rede und Antwort geben, allein es that dieß eben ſo wenig als droben. Es nickte nicht und ſchüttelte nicht, es öffnete nicht den Mund, es deutete auch keinen Wunſch an, rührte auch nicht an Trank und Speiſe, achtete keiner Freundlichkeit und keines Zürnens. Nun dachten die Herren, die Zeit werde es ſchon mürbe machen, ſperrten es in ein wohlverwahrtes Gemach, ließen dieſes zum Ueberfluß von außen bewachen, aber am andern Morgen, — andere ſagen: nach drei Tagen — da war das Männlein verſchwunden, hatte aber zum Andenken ein Vergißmeinnicht auf den Tiſch geſetzt, das jenem Veilchen täuſchend ähnlich ſah, welches ein gewiſſer Hofnarr zu Meißen unter den Hut des Hofmeiſters legte, der über das erſte gefundene Veilchen gedeckt war; als welche ſonderbare Hiſtorie im Treppenhauſe des Meißner Schloſſes in Stein gehauen zu erblicken iſt.

765. Der letzte Trauerritter.

Vor Alters und bis in die jüngere Zeit war es Brauch im Heſſenlande und auch anderswo, daß, wenn ein Fürſt und Landesherr geſtorben war, ein vom Kopf zum Fuß Geharniſchter in ſchwarzer Rüſtung auf ſchwarzgepanzertem Roß dem Sarg zu allernächſt beim Leichenzuge folgen mußte; ſolchen Ritter nannte man den Trauerritter, und es ging die Sage, daß der, den ſolches Nachreiten träfe, noch ſelben Jahres dem Fürſten nachfolge in das Schattenreich, wie er ihm lebend nachgefolgt hinab in die dunkle Gruft. Da nun Kurfürſt Wilhelm I. zu Heſſen, der Großvater S. K. H. des jetzigen Kurfürſten, 1821 verſtorben war, wurde ein junger Herr von Eſchwege dazu beſtimmt, als Trauerritter den Sarg zu geleiten.

Herr Ludwig von Eſchwege, ein vollkräftiger, ſtattlicher, blühend ſchöner Mann, der in den Jahren 1811 bis 1813 in Dreißigacker Forſtwiſſenſchaft ſtudirt hatte, und ſeinen Hieber wacker führte, eignete ſich vollkommen zu dieſer Rolle — aber die Seinen drückte die Sage, ſie warnten, ſie riethen ab — doch der ritterliche junge Mann konnte und wollte ſich nicht dem letzten Ehrendienſt entziehen, den er ſeinem Fürſten und Herrn erweiſen ſollte. Er folgte im vollen Harniſch zu Roß dem Leichenwagen, er folgte dem Sarge nach in die kühle Gruft. Aber auch an ihm bewährte die Sage ihr Recht — nach wenigen Tagen war Herr Ludwig von Eſchwege eine Leiche. Da ſtellte der Nachfolger des verſtorbenen Kurfürſten den alten Hofbrauch ab, und ſeitdem folgt kein Ritter im ſchwarzen Harniſch mehr dem Sarge des Landesherrn.

766. Des Frankenlandes Apoſtel.

Als der berühmte Biſchof Remigius nach einem Siege des großen Weſtfrankenherrſchers Chlodio deſſen Schweſter Albofledis und mit ihr dreitauſend Franken dem Chriſtenthume gewonnen und getauft hatte, und zu ihnen die Worte geſprochen: betet an, was ihr zuvor verbrannt habt, und verbrennt, was ihr zuvor angebetet habt — da drangen auch nach dem Oſtfrankenreiche die Strahlen des neuen Glaubens.

Zu jenen Zeiten wurde mehr und mehr in Schottland, Irland und England ein rühmlicher Eifer rege, die Heiden zum Chriſtenthum zu bekehren, und es wurden aus der Geiſtlichkeit der dortigen Klöſter fromme und gottbegeiſterte Männer gewählt, die unter dem Namen Regionarii als Miſſionare den Chriſtenglauben zu den Heiden aller Lande zu tragen bemüht waren. So fuhr denn auch ein als Regionar geweihter Biſchof, Namens Killena (Kilian), mit noch eilf andern Gefährten im Jahr 685 auf das Feſtland herüber, um den deutſchen Heiden das Evangelium zu predigen, zu welchem Amte ſie in Rom Auftrag und Beſtätigung einholten. Nachdem die Bekehrer ſich in verſchiedene Regionen vertheilt, blieben bei Kilian der Prieſter Kolonat und der Diacon Totnan, und pilgerten in das Frankenland, wo Kilians frommer Wandel nicht minder wie ſeine feurige Beredtſamkeit ihm bald Jünger und Anhänger zuführte. Damals herrſchte über Franken, im Namen des fernen Frankenkönigs, Herzog Gozbert, ein Sohn Hetans, welcher beſchloß, den Apoſtel an ſeinen Hof zu berufen und deſſen Lehre zu vernehmen. Herzog Gozbert hatte ſeine Reſidenz auf dem Berge über Würzburg, wo der Sage nach ein römiſcher Dianentempel ſtand. Kilian und ſeine Gefährten aber hatten ihren Wohnſitz in dem rauhen Rhöngebirge aufgeſchlagen, und dort auf dem höchſten Berge das Zeichen der neuen Lehre und des neuen Bundes, das heilige Kreuz, errichtet. Davon zeugen noch im Frankenlande die vielen, allerwärts vorkommenden Kiliansberge und Kilianskuppen, ſowie vornehmlich der Hochgipfel der Rhön, der heilige Kreuzberg. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor dieſer Berg ſeinen jetzigen Namen empfing. Aſchberg nannte ihn das Volk, und nicht unmöglich wäre es, daß er als Aſenberg in der Heidenzeit der germaniſchen Frühe ſchon den Umwohnern zu ihrem einfachen Naturtempeldienſt, gleich andern Hochwarten deutſcher Gebirge, heilig geweſen. Als das Jahr, in welchem St. Kilian mit ſeinen Genoſſen in dieſen Gegenden erſchien, wird 668 angegeben. Sie fanden am Fuße des Berges friedliche Anſiedler, welche die Fremden, die kamen, um das zu bekehrende Land zu überſchauen und kennen zu lernen, gaſtlich aufnahmen, und mit offenen Gemüthern den Verkündigungen lauſchten, welche die heiligen Männer ihnen brachten. Bald ſtrömten Hörer ihrer Lehre aus den Nachbargauen herbei, und das Chriſtenthum begann Wurzel zu ſchlagen. Und als die Gottesmänner in Würzburg den Märtyrertod erlitten hatten, als das Heidenthum den jungen Baum der Chriſtuslehre dort wieder mächtig überwucherte, ſoll in den Wäldern und Hainen um den Kreuzberg ſich die neue Chriſtengemeine heimlich zuſammengefunden und dem Heiland unter einem Kreuze da gedient haben, wo jetzt die Wallfahrtkirche ſteht. Noch wird der Kilianshof am Fuße des Kreuzberges als die Stätte genannt, die dem Heiligen ein ſchirmendes Obdach verlieh; noch zeigt man den Kilianskopf, darauf er gepredigt, und den Heilbronn, daraus er die Heiden getauft haben ſoll.

Nahe am Kreuzberge liegt, von drei Seiten von hohen Bergen umſchloſſen, das uralte Städtchen Biſchofsheim. Als der heilige Kilian mit ſeinen Gefährten das Chriſtenthum in dieſe rauhen Gefilde brachte, fand er, der Sage nach, zuerſt hier ſichern Aufenthalt und friedliches Obdach. Darum wurde das

Haus jener Anſiedler, die den hohen Fremdling beherbergten, das Biſchofshaus genannt, und als die Zahl der Häuſer zu einem Orte anwuchs, empfing dieſer den Namen Biſchofsheim. Auch in ſpäterer Zeit genoß Biſchofsheim rühmlicher Auszeichnung dadurch, daß Lioba, die fromme Schweſter des heiligen Bonifacius, ſich von ihrem Aufenthaltsort Kiſſingen dorthin begab, und eine Zeitlang dort wohnte. Vom Alterthum des Städtchens, das ſchon im Jahre 1270 ummauert war, zeugt noch ein Thurm im byzantiniſchen Bauſtyl am königl. Rentamt, der wohl früher als Kirchthurm und Warte zugleich diente.

767. Die Moorjungfrauen.

Auf dem Rücken der hohen Rhön, da wo jetzt das rothe und das ſchwarze Moor ihre weiten und grundloſen Sumpfſtrecken breiten, ſtanden vor alten Zeiten zwei Dörfer; das auf dem rothen Moor hieß Poppenrode, und verſank in Folge laſterhaften Lebens ſeiner Bewohner oder eines über dieſe ausgeſprochenen Fluches. Das auf dem ſchwarzen Moor hieß Moor, ging auf ähnliche Weiſe unter und nichts iſt mehr davon übrig, als eine Art baſaltiſchen Pflaſters, das die Rhönbewohner unter dem Namen der ſteinernen Brücke kennen, und die altermorſche Moorlinde, die man als die Dorflinde des verſunkenen Dorfes betrachtet. Früher häufiger als jetzt zeigten ſich auf beiden Mooren die Moorjungfrauen des Nachts in Geſtalt glänzender Lichterſcheinungen; ſie ſchweben und flattern über die Stätte ihres ehemaligen Wohnplatzes. Oft kamen auch ihrer zwei oder drei nach Wüſtenſachſen und miſchten ſich unter die Kirchweihtänze, ſangen auch wohl gar lieblich, blieben aber nie über die zwölfte Stunde, ſondern wenn die Zeit ihres Bleibens herum war, ſo kam jedesmal eine weiße Taube geflogen, der ſie folgten; ſie wandelten ſingend zum nächſten Berg hinein, und entſchwanden ſo den Augen der Nachblickenden oder neugierig Nachfolgenden. Auch iſt das rothe Moor der Gegend ein Wetterprophet. Wenn in der Frühe ein kleiner Dunſt darüber ſchwebt, ſo giebt es keinen ſchönen Tag; iſt der Dunſt ſtärker, ſo wird ſchlechtes Wetter, taucht gar das Moor, ſo kommen Regen, Schloſſen und Gewitter; tobt es aber und werfen die ſchlammigen Moorwäſſer Wellen, dann ſind Stürme, Orcane und ſogar Erdbeben zu fürchten.

Aus dem verſunkenen Dorfe Poppenrode, ſo geht auch noch die Sage, waren nur zwei tugendhafte Mädchen übrig geblieben, die vom Strafgerichte Gottes verſchont wurden. Einſt aber gingen auch ſie zum Tanze und ſanken in den Arm ſündiger Weltluſt, da kamen ſie plötzlich hinweg. Eifrig ſuchten nach den Schönen ihre erkornen Jünglinge, aber lange vergebens, bis ihnen ein lichtgrauer Mann erſchien, der ſprach: euer Suchen iſt all vergebens; nehmt aber eine Ruthe, ſchlagt mit ihr auf das rothe Moor, und beſehet ſie dann. Dieſes thaten die Jünglinge, und ſiehe, von der Ruthe floß Blut ab, zum Wahrzeichen, daß ſie die ſchönen Tänzerinnen nie wiederſehen würden.

768. Sankt Gangolf und die Milſeburg.

Die Milſeburg iſt ein mächtiger Klingſteinberg der Rhön, den man in weiter Ferne mit ſeiner eigenthümlichen Form über ſeine Nachbarberge emporragen ſieht. Dieſe Form gleicht einem der hochgethürmten Heuwagen, welche im Juni ſo zahlreich von den grasreichen Flächen des Hochgebirges in die näheren und ferneren Thalorte fahren, und heißt deshalb das Heufuder. Er gleicht aber auch einem Sarge, und wird darum vom Volk die Todtenlade genannt. Gleich andern Hochgipfeln dient der Berg den Umwohnern als Wetterprophet, und dieſe ſagen ſtets richtig Regenwetter voraus, wenn die Milſeburg raucht, od. nach dem Ausdruck des gemeinen Mannes: Klöſe kocht. Viele Heilkräuter und ſonſtige ſeltene Pflanzen wachſen auf dieſem Berge, und viele Sagen gehen von ihm im Munde des Volkes um. Daß aber der Berg eigentlich Meluſinenberg heiße, wie einige geſchrieben haben, iſt ein erſonnen Märlein und ein Diſtlerlug; das Rhöngebirg kennt keine Meluſine, und Meluſine war eine Waſſerfeine, keine Bergidiſe oder Waldividie. Da der heilige Gangolfus dieſen Berg zum Lieblingsaufenthalt erwählt haben ſoll, ſo heißt er auch der Gangolfsberg, und es wurde die auf ſeiner Höhe ſtehende kleine Wallfahrtkapelle, welche im Jahre 1493 erbaut ſein ſoll, dieſem Heiligen geweiht. Vor langen Zeiten ſtand auf der Höhe des Berges eine Ritterburg, bewohnt von wilden Raubgeſellen, die auf dem von der Natur durch faſt unerſteigliche Klippen geſchirmten Felſenhorſt lange ungeſtraft ihre Unthaten zum Schrecken der ganzen Gegend verübten. Wer dieſe Burg erbaute, und wann ſie zuerſt erbaut wurde, weiß Niemand zu ſagen. Der heilige Gangolf brachte auch einen gar ſchönen, friſchen und heilkräftigen Quellbrunnen auf die Milſeburg, und es trug ſich damit gerade ſo wunderbarlich zu, wie mit dem Grafen Gangolf in Lange d'Oc (Sage Nr. 139.), ſo daß die Sage jenes Landes hier am hohen felsreichen Rhöngebirge ein treu erwiederndes Echo gefunden hat. Auf der Milſeburg befindet ſich auch des heiligen Gangolfs Keller, aber an welcher Stelle, weiß Niemand zu ſagen. Er iſt voll großer Schätze, aber verwunſchen und verſchloſſen. Keiner weiß ihn zu finden. Einſt war eine alte Frau ſo glücklich, mittelſt einer Schlüſſelblume, die ſie zufällig pflückte, dieſen Keller zu entdecken. Sie ſah ihn plötzlich offen ſtehen, doch ging ſie nicht hinein, denn es kam ihr ein Grauen an, und ſie ging von dannen, Andern anzuſagen, was ihr begegnet war, und was ſie geſehen hatte. Alle, welche die Mär hörten, verwunderten ſich, und viele folgten der Alten an den Ort, aber da war der Keller wieder verſchwunden, und nimmermehr fand die Alte jene Stelle wieder.

Aber nicht allein auf der Milſeburg hat Sankt Gangolf ſeine geweihten Stätten, zwiſchen Hildenburg und Oberelsbach liegt der Gangolphsberg mit den Trümmern des Gangolphskloſters, unter einer natürlichen Felſengrotte, welche auch der Gangolphsbergkeller heißt. Auch dieſes Kloſter wurde im Bauernkriege zerſtört. Nicht weit davon iſt die Teufelskirche oder das ſteinerne Haus, über dem Dörfchen Ginolfs bei Weißbach gelegen. Es ſtellt ſich hier eine Baſaltzertrümmerung in höchſt maleriſch übereinander aufgehäuften Säulen in großer Regelmäßigkeit des fünf- und ſechskantigen Geſteins dar, das bis zu 40 Fuß hoch aufgegipfelt iſt. Davon meldet die Sage des Volks: einſt wollte man drunten im Thale eine Kirche erbauen und fuhr fleißig Steine zu dem Bauplatz hin. Darüber erzürnte ſich der Teufel mächtiglich, und trug jede Nacht eben ſo viele Steine vom Platz hinweg und auf dieſe Berghöhe, wo er ſie alſo neben und ineinander ſchichtete, daß man keinen davon hinwegnehmen konnte, und kein Menſch vermochte die Steine wieder herunter zu ſchaffen. Man ſpricht insgemein, daß da, wo der Teufel ſeinen Stein hinlege, es vergeblich ſei, dieſen hinwegzunehmen, denn ſo oft das auch geſchehe, ebenſo oft lege der Teufel denſelben Stein oder einen andern an die nämliche Stelle.

Wo aber der Teufel ſich alſo eingeniſtet, daß er, wie hier, ſogar eine Kirche hat, da hat er auch, wie auf dem Harz und dem Thüringerwalde, insgemein noch ſonſtige Beſitzthümer und Errungenſchaften, ſo auch auf dem Rhöngebirge, von denen manche Sagen gehen.

769. Teufelsbauten im Rhöngebirge.

Als der Teufel ſah, daß man auf der Milſeburg eine Kirche baute, verhieß er einem Bewohner der Gegend, auf einem Nachbarberg ein Wirthshaus zu erbauen, und dieſer gelobte ihm ſich und ſeine Seele, wenn er das Wirthshaus nur einen Tag eher vollende, als die Kirche. Da aber beim Bau des Milſeburgkirchleins der heilige Gangolfus ſelbſt behülflich war, und auf deſſen Gebet die Steine ſich ſchneller fügten, wie auf des Teufels Flüche, ſo wurde das Kirchlein fertig, eben als der Teufel mit dem letzten Stein durch die Lüfte geflogen kam. Kaum ſah er, daß er ſeine Wette und obendrein eine Seele verloren hatte, ſo ſchleuderte er den mächtigen Felsſtein auf das Wirthshaus herab, und zertrümmerte ſeinen ganzen Bau, der noch alſo zu ſehen iſt. Die Felſen liegen übereinander her, wie geſpaltene Eichſtämme in einem Holzhaufen.

Der Teufelswand, auch Steinwand, wird ähnlicher Urſprung zugeſchrieben: An ihr ſtehen Säulen von Baſalt 80 bis 90 Fuß hoch ſenkrecht empor, und ſie gleicht einer großen alten Mauer. Dort finden ſich auch die Teufelskanzel und ſeiner Großmutter Milchkammer, Felſenbildungen eigenthümlicher Form, und ungeheuere Trümmermaſſen, mit baſaltiſchem Gerölle durchmiſcht, verkündigen die unheimliche Einöde, in deren Schooße die Tradition gern den einſt ſo feſt geglaubten Feind des Menſchengeſchlechts heimiſch ſein läßt.

Eine Stunde von Biſchofsheim liegt in einer ſchauerlichen Gebirgsſchlucht an einem Bergbach, der ſich zwiſchen dem Holzberg und Bauernberge über eine achtzig Fuß hohe Felswand als Caſcade herabſtürzt, und das Schwarzbacher Waſſer bildet, ein mehrere Schuh tiefes Felſenbecken, die Teufelsmühle. In demſelben werden oft große Steine bei angeſchwollener Fluth malmend und unter wildem Strudeln und Wirbeln umgetrieben. Man will bei Gewittern oft einen ſchwarzen rieſenhaft gebauten Mann geſchäftig die Felswand auf- und abklimmen und in wilden Sprüngen um ſeine Mühle rennend, geſehen haben.

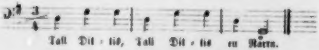
770. Muttergottesbild am Fels.

Wenn man unten von der Tanzwieſe und dem Hof, der denſelben Namen führt, zu den ſchroffen und ſteilen Felsklippen der Milſeburg emporſteigt, wo ſeltene Blumen und Kräuter wachſen, ſo führt ein ſchmaler und ſteiniger Pfad zum Gipfel, welcher Pfad der Kirchweg heißt. Dem Wanderer zur Linken ſteht auf dieſem Pfade, ganz nahe dem Weg, frank und frei auf einem Felsblock ein kleines, farbig angemaltes, ſteinernes Muttergottesbild, den Heiland im Schooß, und mit Perlen und Kränzen von frommen Händen geſchmückt, aber allem Ungeſtüm der Witterung auf dieſer rauhen Höhe ausgeſetzt. Einſt gedachten einige Gläubige, dieſes Bild beſſer zu ſchützen, damit es nicht Schaden leide vom Sturm und Wetter, und wölbten nur wenige Schritte von der Stelle, wo das Bild ſtand, aber zur rechten Hand des Felſenpfades, eine ſchützende Niſche. In dieſe trugen ſie mit Andacht das kleine Bildniß. Allein am andern Tage, als ſie nachſahen, ſtand es wieder an ſeiner vorigen Stelle. Dieß geſchah dreimal nach einander; dreimal wurde das Bild in die Niſche getragen, dreimal kehrte es auf den vorigen Stand zurück. Da ließ man daſſelbe ferner unangetaſtet. Das Bild iſt noch gar nicht ſo alt; es iſt an ſeinem Fuße die Jahrzahl 1664 nebſt dem Namen GEORG STEPLING zu leſen. — Mächtig ſchützt der Segen der göttlichen Jungfrau den Ort und die Waller zur Höhe. Obgleich an gewiſſen heiligen Tagen Tauſende dieſe ſteilen und zerklüfteten Klippen und Schluchten beſteigen und beklettern, noch von Keinem hat man gehört, daß er einen gefährlichen Fall gethan und an ſeinem Leibe zu Schaden gekommen ſei. Und noch heute ſitzt die gute Jeſusmutter am Felſenwege zur Kapelle unter einem kleinen Schirmdache frei und offen da, und noch nie iſt von ihrem Schmuck auch nur das Mindeſte entwendet worden.

771. Das tolle Dittis.

Zwiſchen der Milſeburg und der hohen Rhön liegt ein wohlhabender Ort, Ditges, in der Volksſprache Dittis genannt, von deſſen Einwohnern ſich die Nachbarn in der Runde viel ſeltſame Schnurren und Schnaken erzählen. Der ganze Ort dient dem Volkswitz der Rhönbewohner ſeit langen Jahren zur Zielſcheibe, und es ſoll ſich in ihm das Lalenbürgerthum erblich niedergelaſſen haben. Alles, was die neckenden Nachbarn der bekannten Städte und Ortſchaften, auf denen der Fluch des Lächerlichen ruht, den Bewohnern dieſer Städte in Scherz und Schimpf nachreden, alle Schildbürger- Karlſtadter- Kräwinkler- Polkwitzer- Waſunger- und andere Streiche, finden ihr nachhallendes Echo in dieſem Gebirgswinkel, und ſproſſen in Zuthaten weiter. Manche neue Mär drängt ſich keck hervor, neben den alten Bekannten, ein harmloſes Kind des Volkswitzes, und macht ſein Recht unbefangenen Daſeins geltend.

Die Dittiſſer mögen ſich ſträuben, wie ſie wollen, gegen die ihnen aufgebürdeten Lalenſtreiche, ſo hilft es ihnen nichts, denn, ſo ſagen die Nachbarn: ihre Glocken rufen ihnen allſonntäglich das zu, was ſie nicht gerne hören. Es töne nämlich der Accord



Dies heißt: „Tolles Ditges! Tolles Ditges! — Ihr Narren!

Wie es aber gekommen iſt, daß das Dittiſſer Geläute dieſen ſpottenden und verhöhnenden Klang angenommen, mag wohl ſeinen Grund im Kirchenbau zu Ditges haben, von dem auch eine Sage geht; denn als die Kirche zu Dittis erbaut wurde, ging allerlei abſonderlich Komiſches dabei vor. Die Kirche war zwar erbaut, aber die Fenſter waren vergeſſen, und ſo kam es, daß Niemand vor Dunkelheit darin ſehen konnte. Lange ward hin und her berathen, wie es wohl anzufangen ſei, den Tag in die Kirche zu bringen, und endlich nach langer Berathung in einer Dittiſer Volksverſammlung wurde beſchloſſen, einen Boten nach Fulda zu ſenden, daß er ſich alldort den Tag erbitte. Der Stadtrath zu Fulda gab den Rath, die guten Dittiſer möchten nur, da der Tag ſich nicht in Säcken, wie das Ummerſtädter Salz, verſenden laſſe, Fenſter in die Kirche machen. Nun hatte aber ſelbiger Bote gar ein kurzes Gedächtniß, und ſuchte, da ihm der Satz zu lang war, nur vor allem das Wort Fenſter zu merken, merkte es auch, bis er auf den Huthraſen hart über'm Dorfe kam, da ſtolperte er und fiel, und das Wort entfiel ihm zugleich. Da klagte er drunten im Dorfe traurig den Verluſt, und da kamen die Dittiſer mit Hacken und Schaufeln, und gruben endlich glücklich das Wort und den Tag heraus. Man ſieht heute noch die Löcher.

Von den Weiberſtühlen beim Kirchenbau, von den Steuerſimpeln, und wie die Rühlinge im Teich dem Gemeindeboten zuſchrien aicht, aicht — er aber ſchrie nün! — weil er meinte, die Rühlinge ſprächen, er trage nur acht Simpla nach Fulda, und waren doch neun, und aus Zorn den Geldbeutel in den Teich ſchmiß, und daß die Rühlinge ſelber zählen ſollten — vom Hupf ins Waſſer, Schaafe zu holen, die ſich von einer nahen Weide darin abſpiegelten — vom Ausbrüten der Kuheier, vom Poinzeküppel und andern luſtigen Streichen der Dittiſſer mehr, wäre noch viel zu erzählen.

772. Die letzten Auersberge.

Am Fuße des Rhöngebirges lag zwiſchen dem Städtchen Thann und dem Dorfe Hilters eine Burg, die Auersburg geheißen. Auf dieſem Schloſſe wohnten lange Zeit würzburgiſche Burgmänner, ſpäter Amtmänner, daher ward auch ehedem das Amt Hilters nach dieſem Schloſſe Amt Auersberg benannt. Lange ging die Sage, es liege in einer Ecke des Hofraums der Burgruine ein großer Schatz vergraben, und ſo kam vor Jahren eine Geſellſchaft Schatzgräber dorthin, um den Schatz zu holen. Allein ſie wurden alleſammt vertrieben von einer erſchreckenden Erſcheinung, und ſoll der Schatz noch immer zu heben und zu holen ſein.

Der Letzte von den Beſitzern der Auersburg, der dieſe jetzt zertrümmerte Veſte bewohnte, gehörte der evangeliſchen Kirche an. Eines Tages fuhr er mit ſeinem Kutſcher, welcher katholiſch war, über Feld, da überraſchte beide ein furchtbares Gewitter, und es ergoß ſich eine unendliche Waſſerfluth, ſo daß bald weder Weg noch Steg zu erblicken war. Der Kutſcher kreuzte und ſegnete ſich und betete, der Herr aber fluchte. Der Kutſcher ſprach: Gott helfe uns, ich kann nicht weiter fahren, ſonſt ſind wir verloren! — Darauf rief der Herr zornig aus: der Teufel wird dich nicht gleich holen! Fahre zu in des Teufels Namen! — Der Kutſcher ſeufzete und ſprach: ſo will ich denn hinfahren, doch nicht in des Teufels, ſondern in Gottes Namen. — Bald kam die Kutſche in einen Waſſerſtrom, daß ſie ſchwamm, die Pferde häkelten ſich im Waſſer ab, und der Kutſcher entkam auf einem derſelben. Der gottloſe Herr aber mußte elendiglich ertrinken.

Nach einer andern Sage war eine kinderloſe Wittwe die letzte des Geſchlechtes derer von Auersberg, die einſam die ſchon ganz öde Burg bewohnte. Sie fuhr bei einem ſtarken Gewitter durch das Ulſterthal, und trieb mit heftigen läſterlichen Worten den Kutſcher an, der ſich weigerte, durch den überſchwellenden Bergfluß zu fahren, bis er zu ihrem Verderben dann gehorchte. Die Wellen ſtürzten den Wagen um, die Wittwe ertrank, der Kutſcher entkam. Wieder andere ſagen, das ſei geſchehen, als im dreißigjährigen Kriege die Schweden Burg Auersberg hart berannt und bedrängt hätten. Die Dame ſei nicht eine Wittwe, ſondern die Gemahlin des letzten Herren der Burg geweſen. Als der Ritter ſahe, daß keine längere Vertheidigung fruchte, ließ er in ſeinem tapfer vertheidigten Schloß ein Fenſter ausheben, ritt ſeinen Schimmel in den Saal, und ſprengte durch das Fenſter hinaus. Niemand ſah ihn wieder.

773. Der Weiber Wetzſtein.

Nicht weit vom Auersberg, in den Vorbergen der Rhön liegt das Dorf **Kalten-Weſtheim**, das iſt weit und breit berühmt wegen ſeines **Weiber-Wetzſteins**, der ſchon in alten Schriften erwähnt wird, wie folgt: „Wann man oben zu dem Dorff hinein reitet, ſo ſtehet lincker Hand der Straße ein Sandſtein wie eine viereckigte Säule gehauen, etwa 3 Ellen hoch, welcher vor wenig Jahren neu aufgerichtet worden, weil ein Schalck zu Nachts den vorigen heimlich weggetragen hatte.“ „Und das iſt der **Wetzſtein**, an welchem aber Niemand zum Schabernack oder raillerie wetzen darf. Denn wo einer dieſes thut, und man wird deßen inne, ſo kömmt von Stund an die ganze Schaar der Weiber im Dorffe, denen eine Frau als Oberhaupt commandiret, die Stein-Schulzin genennt, welche ausdrücklich zu dieſem Amte erwehlet wird, herbei gelauffen, mit ihrem Gewehr, wie ſie es nennen, von Holtz gemacht, darunter eine große lange Beiß-Zange, Gabeln und dergleichen militairische Werckzeüge; dieſe verfolgen nun den Thäter ſo lange, bis ſie ihn erhaſchen, da er denn mit der Zange angefaßt, zum Waßer geführet, und gebadet wird, er mag nun wollen oder nicht; wehret er ſich, ſo bekömmt er noch Stöße darzu, und muß doch hernach dieſe vexirerey mit einer Geld-discretion ablöſen. Ihm wird überdieß ein StrohCrantz aufgeſetzt, und ein Bund Heu vorgelegt; und mit ſolchen Poſſen legitimiren die Weiber ihr vermeintes Privilegium, bey muthwillig veranlaßeter Gelegenheit, welches, der gemeinen Rede nach, ſie daher erlanget, weil zu der Zeit, da obbenahmter Fürſt Henrich von Henneberg mit ſeinen Vettern in Unfriede gelebt, dieſe aber einſt das Schloß zu Kalten Northeim belagert, unter andern auch die Weiber von Kalten Weſtheim daßelbige dermaßen wohl defendiret, daß die Feinde unverrichteter Sachen abziehen müßen. Dahero als Fürſt Henrich ihnen eine Gnade zu thun angebothen, ſie nichts mehr als dieſes ſeltzſame Privilegium verlanget, und auch erhalten. Der Brief ſelbſt aber, ſaget man, wäre im Dreyßigjährigen Krieg verlohren worden. Einmahl iſt gewiß, daß es niemand noch bis dato wagen darf, an den Stein zu wetzen, will er ſich nicht gezwungen ſehen, wenn man es gewahr wird, der obbeſchriebenen vexation zu unterwerffen, immaßen denn, wie von glaubwürdigen Augen-Zeugen verſichert worden, des Höchſtſeel. Herzogs zu Sachßen Eiſenach Herrn Johann Georgen Hochfürſtl. Durchl. zu mehr mahlen dergleichen Ergötzung mit einem oder andern von Dero Svite, angeſtellet hat. Nebſtdem hat der Wetzſtein auch dieſes vor ſich, daß ihn niemand weder loben noch ſchelten darff, ſo lange man im Dorff iſt; denn wer das thut, der hat ein gleichmäßiges Tractament zu gewarten. Dahero ſagt man im Sprüchwort: Man muß ihn nur gehen laßen, wie den Kalten Weſtheimer Wetzſtein, das iſt, weder loben noch ſchelten. Item, ſagt man von einem wunderlichen und morosen Menſchen, dem es niemand recht machen kann: Biſtu doch wie der Wetzſtein zu Kalten Weſtheim; als welchen man nicht krumm anſehen, viel weniger loben oder ſchelten darff.“

774. Die goldnen Erbſen.

Hohe Baſaltgipfel ſtehen wie Wartthürme vor der Rhön in der Gegend, wo dieſes Gebirge nordwärts endet, und mancherlei Sagen gehen von ihren Gipfeln bis in die Thalgründe. Ueber dem Dorfe Geismar erhebt ſich der bewaldete Rockenſtuhl, der einſt ein Bergſchloß trug. Darauf erſcheinen Berggeiſter in Geſtalt grauer Männer, und der wilde Jäger fährt oft über den Berg mit ſeinen Hatzhunden und Gefolge dahin. Ein buchoniſcher Gaugraf, des Namens Rogge, der ſich ſtets tragen ließ, ſoll ſich gern auf dieſen Berg haben tragen laſſen, und darauf ſeinen Sitz als Stuhl gehabt haben, daher der Name Roggos-Stuhl — aber Rokkinſtul ſchon 1186 geſchrieben.

Auf dem Oechſenberge auch nur eingebildete Reſte einer dort nie vorhandenen Burg mit der Wunderblumenfund-Sage und Fäſſern voll gelber Erbſen, mit der wandelnden Jungfrau und einem blöden Schäfer, der ſo albern war, wie andere ſeines Gleichens und das Beſte vergaß. Sehr übel ſoll es einem armen Eſel auf dem Oechſenberge ergangen ſein, der zum Waſſerholen gebraucht wurde. Da das Waſſer droben ſo rar war, ſo wurde vorausgeſetzt, der Eſel ſaufe ſich drunten ſatt, wenn er das Waſſer hole, und gaben ihm droben wohl zu freſſen, aber nichts zu ſaufen. Unten aber dachten ſie, wenn ſie überhaupt an des Eſels Verköſtigung dachten, nicht anders, als: wo der Eſel frißt, daſelbſt ſäuft er auch, das iſt natürlich und ließen ihn nicht trinken. Und da iſt der arme Grauſchimmel zwiſchen zwei Waſſerfäſſern Durſtes verblichen, und war weniger glücklich wie ſein Vetter, der zwiſchen zwei Heubündeln Hungers ſtarb, (wer weiß, ob's wahr iſt!) denn letzterer konnte doch zulangen, wäre er nicht ein Eſel geweſen.

Des Oechſen Nawbar iſt der Baier, der iſt beſonders ſagenreich. Noch quillt an ihm der Goldborn, wo ein Venetianer viel reiches Gut hinwegtrug. Lengsfelder Bürger fanden droben edle Geſteine und güldiges Erz unter ſchreckenden Erſcheinungen. Am Baier, am Oechſenberge, am Dietrichsberg und an der Sachſenburg waren vor Zeiten Bergwerke im Betrieb.

Ein Korbmacher ging einſt am Baier da vorüber, wo man es bei der Schacht nennt, da fand er eine Blume von ausnehmender Schönheit. Er pflückte ſie ab, und da er an die Wand der Schacht kam, ſo öffnete ſich eine Thüre zu einem weiten und geräumigen Gewölbe. Der Mann trat hinein, und ſah eine Menge Fäſſer, die mit Erbſen, Korn, Waizen, Gerſte und andern Feldfrüchten gefüllt, in Reihen ſtanden. Er legte die Blume, die er in der Hand hielt, auf ein Faß, und ſteckte ſich ſeinen Brodſack voll Erbſen, die ihm ein willkommenes Gericht abgeben ſollten. Als er ſich genug und ſehr verwundert in dem Gewölbe umgeſchaut, ſchickte er ſich an, herauszugehen, da hörte er plötzlich eine Stimme laut rufen: vergiß das Beſte nicht! Darüber erſchrickt der Kützenmacher ſo ſehr, daß er eilend herausſpringt, und hinter ihm ſchließt ſich mit Donnerkrachen der Bergeseingang, und ſchießt jählings ein ſchwarzer Hund her. Voll Angſt ſchüttet der Mann ſeinen Sack mit Erbſen wieder aus und der Hund frißt ſie alle auf, und bleibt zurück. Zu Hauſe angelangt, klingelt noch etwas im Sack. Er ſchüttelt ihn aus, und es rollen einige goldne Erbſen auf die Diele. Hätte er die Blume nicht im Berge vergeſſen, konnte er überreich werden.

775. Die Schwerbeladenen.

Unter der Stoffelskuppe, auch einer baſaltgekrönten Erhebung zwiſchen der Rhön und dem Werrathale, iſt es nicht ſicher; eine große Blöße heißt die Kuh-

Eller; dort hüthen die Roßdorfer Hirten. Eines Abends wandelte der Roßdorfe Schulze über dieſe Berges-Trift, da erblickte er auf der Waldblöße im Dämmerlicht zwei dunkle Männer, die in einiger Entfernung von einander gleichmäßig ſchritten, war froh, Geſellſchaft zu finden, und näherte ſich ihnen eilend. Jetz entdeckte ſein Auge, daß die beiden Männer einen übergroßen und mächtigen, baumartigen Balken auf ihren Schultern trugen, unter deſſen Laſt Beide faſt erlagen, und daß kaum zu begreifen war, wie ihrer Zwei eine ſo entſetzliche Laſt zu tragen vermochten. Deß wunderte den Mann gar ſehr, daß in ſo ſpäter Stunde an ſo einſamer Stelle noch Jemand alſo bemüht war und er rief die Tragenden an mit lautem Hollah! Wer ſeid ihr? Wo hinaus? — Die Männer hörten ihn nicht und antworteten ihm nicht. Noch einmal rief er: wer ſeid ihr, worauf geht ihr zu? — Tiefes Schweigen. Nun rief der Schulze zum dritten Mal noch lauter: Heda ihr Männer? Wo wollt ihr hin? — Da ſcholl gleichzeitig von Beiden wie aus einem Mund und mit überaus ſchrecklicher Stimme die Antwort: nach Ungnadhauſen! — Und die Männer wandelten hin, und verſchwanden in die Nacht. Dem Frager aber kam ein übermächtiges Grauſen an und er konnte, ſo lange er lebte, welches nicht gar lange mehr war, jenen Ton und jenes Wort nicht vergeſſen, das wie eine Stimme des jüngſten Gerichtes erklungen war. Auch Andere haben bisweilen jene Schwerbeladenen über die Waldblöße wandeln ſehen, doch ſich wohl gehütet, ſie fragend anzureden.

776. Die fliegenden Knaben.

Es war am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als an einem Spätherbſttage drei muntere Knaben ohnweit des Städtchens Lengsfeld und zwiſchen dieſem und dem Baier auf immergrüner Waldwieſe eine Anzahl Rinder weideten. Kaum war die Sonne geſunken, die noch ihre letzten goldnen Strahlen auf den hohen nachbarlichen Berg warf, ſo fachten die Knaben nach ihrer Weiſe ein Feuer an, und ſtachen Raſen ab, um ſich eine Bank zu bauen, auf welcher ſie vertraulich und ſich am Feuer wärmend, ſitzen wollten. Wie es nun oft zu geſchehen pflegt, daß heitre unbedachte Jugend in lächerliche Wünſche ausbricht, deren Erfüllung ſchier unmöglich dünkt, ſo auch hier. Einer ſprach: wäre nur dieſes Stück Raſen ein Stück Eiſenkuchen! Kaum war dieſer Wunſch laut geworden, ſo trat ſchon ein unbekannter Mann auf die Trift, begrüßte die jungen Hirten und ſprach: Hört, ihr habt Eiſenkuchen gewünſcht! Hier habt ihr ſolche, laßt ſie euch ſchmecken! — Und theilte Eiſenkuchen unter ſie aus. Freudig und begierig ward die Spende angenommen und verzehrt, und der Mann erbot ſich, ſie täglich mit ſolchen Kuchen zu erfreuen, wenn er nur wüßte, auf welchem Huthplatz ſie immer anzutreffen wären. Die Knaben nannten den Platz, wo ſie am nächſten Tage hüthen würden, und der Unbekannte hielt ſein Wort, und brachte das für die Knaben ſo leckere Mahl am nächſten Abend ihnen wieder. Als das verzehrt, und der Mann hinweggegangen war, trat eine alte Frau aus Lengsfeld den Knaben nahe, und bat ſie, doch einmal mit ihr zu dem nahen Thalbrunnen zu gehen, ſie wollte ihnen dort etwas zeigen. Die Knaben willfahrten ihr, wurden aber nichts gewahr, als daß die Alte ſie mit dem Waſſer des Brunnens beſprengte, und unverſtändliche Worte dazu murmelte, weßhalb ſie ihr bald entliefen und mit Gelächter zu ihrer kleinen Heerde zurückkehrten und dieſe wohlgemuth nach Hauſe trieben. Am dritten Tag trafen ſich die Knaben früh Morgens auf dem Weg zur Schule, grüßten ſich munter, und der eine ſprach zu dem andern: Höre, ich fühle mich heute ſo federleicht, daß ich meine, ich müßte fliegen können, wie ein Vogel! — Ich auch, ich auch! — riefen die beiden Andern, und da hoben alle drei die Arme empor, und flogen. Sie flogen auf die kleine runde Mauer, die den Marktplatz umzog, und über dieſer gegenſeitig hin und her, zum größten Erſtaunen aller ihrer indeß ſich zahlreich verſammelnden Schulkameraden. Die Kunde dieſes wunderbaren Ereigniſſes durchdrang mit Blitzesſchnelle das Städtchen und kam auch zuletzt zu den Ohren des Kantors, der nach beendigter Schulſtunde die drei Knaben aufrief, ihre Kunſt auch in der geräumigen Schulſtube zu üben. Sie traten auf den Tiſch und flatterten von ihm herab und ſchwebten auf und nieder. Den Kantor überfällt ein Grauſen und er entſendet eilig einen Boten zum Oberpfarrer und Inſpector, und läßt den geiſtlichen Hirten bitten, zur Schule ſich zu bemühen, und ſelbſt Zeuge eines nie erhörten Wunders zu ſein. Der Geiſtliche kommt und ſtaunt, und nimmt die Knaben ſcharf in das Verhör, denn er wittert Satans Trug und Tücke. Dieſe erzählen treuherzig alles, was ſich mit ihnen begeben, und fügen noch dieſes hinzu: in der vergangenen Nacht machten wir uns den Spaß, und ſetzten uns zu Dritt auf einen Schimmel, der in unſers Nachbars Scheuer ſtand. Kaum ſpürte uns das Pferd, ſo ſetzte ſich's gegen unſern Willen in Trab und brachte uns an einen Ort, allwo es uns ſehr wohl gefiel; dann brachte es uns wieder nach Hauſe, und darauf fühlten wir uns ſo leicht. — Der Oberpfarrer ging beſtürzt hinweg, um dem Gerichte Anzeige zu thun, damit dieſes ſich der ſicherlich Beherten bemächtige, und ihnen den Proceß mache, denn fliegen zu können, ſchien ihm ein arges Verbrechen.

Mittlerweile kamen die Knaben arg- und ſorglos, und ihrer Fliegekraft froh, nach Hauſe, den Ihrigen das Wunder ſelbſt zu verkündigen oder zu beſtätigen. Der Vater des einen der Knaben war der Scharfrichter, hieß Michael Weber, erzürnte ſich ſehr über die Kunde, die er ſchon vernommen, glaubte ſein Kind ſei ein Teufelsbündner, und beſchloß, den Sohn zu opfern. Daher ſchwang er, als dieſer vor ihn trat, das Richtſchwert, und ſchlug ihm das Haupt ab. Zwei weiße Ströme Milch ſprangen ſtatt des Blutes zur Decke, und dem Scharfrichter entſank das Schwert.

Die zwei andern fliegenden Knaben, als ſie das geſehen, hoben ſich auf und davon, und Niemand hat ſie jemals wieder erblickt, und ſo kam keine Aufklärung über den tiefräthſelhaften Vorfall zu Tage. Er ward vergeſſen, verklang zur Sage, und nur der Brunnen, wo das alte Weib die Knaben beſprengt, heißt von jener Zeit an der Hexenbrunnen.

777. Der große Auersberg.

Außer jener Burg Auersberg, und jenem Auersberge, an deſſen Abdachung dieſelbe liegt, iſt noch ein hoher Namensvetter im Rhöngebirge vorhanden, das iſt der große Auersberg, der ſich neben dem Dammersfeld über den Silberhöfen nach Brückenau zu erhebt. Er iſt für die Rhönbewohner einer ihrer vielen Wetterpropheten. Wenn ſein Gipfel dampft, ja wenn nur das geringſte Nebelwölkchen in Geſtalt einer kleinen Rauchſäule aufſteigt, ſo ſagen ſie: Aha! Die Gräſin Karoline kocht wieder Kaffee! — das heißt ſo viel als: wir bekommen Regen. Wer aber dieſe Gräſin Karoline geweſen, darüber läßt ſich mit Beſtimmtheit nichts ermitteln. Häufiger noch hört man von dieſem Berge den Reimſpruch:

Hat der Auersberg einen Dunſt, ſo groß wie ein Butterfaß,
So macht er den Bauern den Buckel naß.

Eines Tages wurde am Auersberg eine auffallende und ſeltene meteoriſche Erſcheinung wahrgenommen, und zwar im Juli des Jahres 1797, des Mittags gegen zwölf Uhr. Da bildete ſich bei heiterm Himmel faſt oben an der Kuppe, auf der Seite des Sinngrundes ein kleiner blauer Dunſt, der ſich plötzlich unter einem fürchterlichen Knalle, gleich dem heftigſten Donnerſchlage, entzündete und in einem Augenblick einen ſtarken Platzregen, den brüllender Sturm begleitete, in das Sinnthal goß.

778. Verwünſchtes Schloß Dreiſtelz.

Ohnweit des ſchönen Bades Brückenau erhebt ſich ein Berg, der Dreiſtelz geheißen; jetzt liegt auf ihm ein Hof, der Dreiſtelzhof, vordem aber ſtand darauf ein prächtiges Schloß, und zwar an der Höhe nach Brückenau zu. In dieſem Schloß wohnten drei ſtolze Damen und man ſagt, daß man dieſe Fräulein nur die drei Stolzen genannt habe, wegen ihrer abſonderlichen Schönheit ſowohl, als wegen ihrer großen Pracht und Hoffart; und ihr Haus, das hieß man das Dreiſtolzenſchloß, daraus ſpäter Dreiſtelz geworden iſt. Die Fräulein führten ein üppiges Leben, waren aber hart gegen ihre Untergebenen und karg gegen die Armen. Eines Tages, als es auf den Abend zuging, kam ein armer Pilger daher, bat um Einlaß, um einen Imbiß, und um Nachtquartier; doch als ſein Begehren den drei Fräulein angeſagt wurde, ſo wurde ihm von ſeinen drei Bitten weder die eine gewährt, noch die andere, ſondern man hieß ihn gehen, und weil er nicht gehen wollte, hetzten die rohen und ebenfalls harten Diener ihn mit Hunden fort. Da rührte der Pilger die Hunde an mit ſeinem Stabe, und ſie verſtummten alsbald auf einmal, und fielen todt hin; dann ſchwang er den Stab gegen das Schloß, und ſprach einen erſchrecklichen Fluch, und alsbald fuhr das ganze Haus mit allen ſeinen Bewohnern in den Schoos des Berges hinab, und an ſeine Stelle trat ein kleiner See. Noch immer iſt am Dreiſtelz die Stätte zu erſchauen, wo das Schloß geſtanden hat, und zu gewiſſen Tagen und Stunden hören Sonntagskinder einen Hahn in der Nähe krähen, denn das verwünſchte Schloß mit ſeinen Bewohnern ſteht noch unter der Erde, darinnen ſchlafen die Fräulein bis zum jüngſten Tag. Alle drei Jahre aber, an dem Tage, an dem das Schloß verflucht wurde, kräht dreimal der Hahn. Da wachen die Schläfer auf im Bergesſchoos, beten ein Ave Maria, und bereuen ihre Miſſethaten. Manche Leute erzählen auch, daß die verwünſchten Fräulein aus dem Berg auf Kirchweihen gekommen ſeien, und ſich unter die tanzenden Mädchen gemiſcht hätten; doch ſeien ſie immer blaß geweſen, und wären nie über den Glockenſchlag zwölf hinaus bei den Tänzen geblieben. Da iſt es gerade ergangen, wie jenen drei Fräulein, deren Schloß bei Salzungen verſank, an deſſen Stelle der Buchenſee getreten iſt, (Sage Nr. 749.) nur daß jene ſchuldlos waren, dieſe dreiſtelzigen Nornen aber nichtsnutz.

779. Die Ritter des Ebersberges.

An einer Abdachung des Ebersberges im Rhöngebirge iſt ein kleiner Moorfleck; aus dieſem kommen, vornehmlich zur Adventszeit und in den zwölf Nächten, große geſpenſtige Feuermänner, mit Wehr und Waffen, die ſo heftig mit einander kämpfen, daß man in den nahen Höfen, welche am Fuß des Berges liegen, deutlich das Schwertgeklirr vernimmt. Dieſer Kampf dauert vom Einbruch der Nacht bis tief in dieſelbe, ja oft bis zur Morgendämmerung und bis zum Hahnenſchrei. Gewöhnlich ziehen ſich die ſtreitenden Flammengeſtalten allmählig bis zur Ruine Ebersberg und den zerfallenen Thürmen hinauf, wo ſie endlich, immer heftiger fechtend, in dem einen offenſtehenden Thurme mit fürchterlichem Gepraſſel verſchwinden. Die Umwohner ſagen, daß es die noch unerlöſten Geiſter der in wilden Kämpfen um die Burg, und bei deren Vertheidigung, erſchlagenen und gefallenen Ritter ſeien.

Von der Ebersburg, im Volke insgemein nur Eberszwackel geheißen, wäre viel zu ſchreiben, von den Fehden ihrer Ritter mit den fuldaiſchen Aebten, von ihrem unterirdiſchen Gange bis herab nach Weihers, und von ihren vergrabenen Schätzen.

780. Der verlorene Schleier.

Faſt völlig gleichlautend mit der Schleierſage von der Gründung des berühmten Kloſters Neuburg in Oeſterreich barg ſich deren Wiederholung in eine ſtille enge Thalrinne der ſüdlichen Rhöngebirgs-Abdachung. Darinne ſtand vormals ein Nonnenkloſter, davon bis auf die Kirche, jede Spur von der Zeit hinweggetilgt worden iſt.

Eines Tages luſtwandelten Herr Otto und Frau Beatrix, Graf und Gräfin von Henneberg, ſie eine geborene Gräfin von Courtenay, Fürſtin von Tiberias und Gräfin zu Edeſſa, die ihr Gemahl im Morgenlande ſich erworben — auf ihrer Burg Botenlauben dicht über Kiſſingen. Da erhob ſich ein ſtarker Wind, welcher den Schleier der Gräfin von ihrem Haupte riß, und denſelben hoch in die Lüfte entführete. Da ſie dieſen Schleier hoch und werth hielt, ſo that ſie ein Gelübde, an der Stelle, wo er ſich wiederfinden würde, ein Kloſter zu erbauen, welchen frommen Vorſatz ihr Gemahl gern beſtätigte. Es wurden nun thalaufwärts, wohin der Schleier ſeinen Flug genommen, Boten ausgeſandt, doch fanden dieſe den Schleier nicht, wohl aber fanden ihn nach dreien Tagen einige Frauen in dem Thale, das von Burkartrode nach Waldaſchach ſich herabzieht, hängend auf einem blühenden Roſenſtrauch. Als der Graf und die Gräfin davon Nachricht erhalten, begaben ſie ſich alsbald ſelbſt an Ort und Stelle, und legten bald darauf zu dem Kloſter den Grund, das ſie Unſer Frauen Rod nannten, auf Latein: Novale sanctae Mariae. Beide Gatten begabten das Kloſter ſehr reichlich, und als ſie nach einem gottſeligen Leben ſtarben, (erſt der Graf, dann ſpäter die Gräfin), ſind beide im Kloſter vor dem Altar begraben, und es ſind ihnen ſteinerne Denkmäler errichtet worden, die noch heute in der Kirche zu ſehen ſind. Hierauf wurde ihr Sohn, auch Otto geheißen, welcher erſt eine Dynaſtentochter des Geſchlechts von Hiltenburg geheirathet, dann aber von ihr ſich mit ihrer Bewilligung geſchieden hatte, um ſich ganz dem gottſeligen Leben zu weihen, der Kloſterfrauen zu Frauenrode Proviſor.

Nachdem das Kloſter, welches lange Zeit ſich im beſten Flor befand, und in deſſen Kirche ſogar mehrere Hennebergiſche Grafen, die es mit Schenkungen bedacht, ſich begraben ließen, in Verfall gerathen, iſt es endlich bis auf die Kirche ganz von der Erde verſchwunden. Die Gebeine der Gründer aber ſind nachmals wieder ausgegraben worden und in zwei Glaskäſten auf dem Altar aufgeſtellt, während ein dritter Glaskaſten, zwiſchen beiden, den Schleier enthält, welcher zur Gründung des Kloſters den erſten Anlaß gegeben.

Bei der alten Kloſterſtätte zu Frauenrode iſt es, der Sage nach, nicht geheuer. Lodernde Feuer oder bläuliche Flämmchen werden in gewiſſen Nächten brennend auf dem Kirchhof oder in der Nähe der Kloſterkirche erblickt, welche einen großen dort vergrabenen Schatz anzeigen. Nicht weit von der Kirche erhebt ſich ein Hügel, auf welchem vor langen Zeiten erſt eine Burg, dann ein Theil des Kloſtergebäudes geſtanden. Von dort führte ein bedeckter Gang nach der Kirche, über welchen die Nonnen ſchritten, wenn ſie auf dem Chor ſich verſammelten, die Hora's zu ſingen. Man ſieht noch überm Portal die vermauerte Oeffnung. Alljährlich in gewiſſen heiligen Nächten erblickt man dieſen Gang durch die Luft und den Zug geſpenſtiger Nonnen und ſieht die Kirche erleuchtet, doch iſt es nicht gut lange hinzuſehen, noch viel weniger die Kirche dann zu betreten, denn in dieſer halten die Geiſter Mette und es knieen vor dem Altar die Geſtalten des Stifters und der Stifterin und hinter ihnen alle, die in der Kirche begraben wurden; von dem Haupte Beatricens weht der weiße Schleier, und auf Otto's Haupte rauſchen die Blätter eines welken Kranzes geiſterhaft im Hauche der Nacht. Nach der Mette ziehen die Nonnen alle ſtill zurück und ſchwinden in Nebel, wie ſie dem Hügel ſich nähern.

781. Jud Schwed.

Am Rathhaus der Stadt Kiſſingen ſchaut oben ein bärtiger Mannskopf, der ſich in den Haaren rauft, als ein Wahrzeichen herab. Das nennen die Einwohner den Jud Schwed und erzählen davon folgende Sage: Im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden dieſe ganze Gegend heimſuchten, wurde auch Kiſſingen von ihnen belagert und hart bedroht. Doch widerſtand die Stadt tapfer und wäre vielleicht nicht erobert worden, wenn nicht ein Jude an ihr zum Verräther geworden wäre. Dieſer wußte einen unbewachten Ausgang durch die Mauer und führte die Feinde dort ein. Doch empfing er ſeinen Lohn und zum Andenken wurde ſein Bild, wie er ſich aus Reue die Haare ausrauft, am Rathhaus befeſtigt. Hernach kam es auch, daß man ihn und die Seinen nicht mehr bei ihrem wahren Namen, welcher der Vergeſſenheit überliefert wurde, rief, ſondern Schwed, zur ewigen Erinnerung; und dieſe blieb auch, denn noch heute leben Nachkommen von ihm zu Kiſſingen, welche den Namen Schwed führen.

Eine andere Sage von dieſem Juden kündet aber gerade das Gegentheil des vorſtehenden. Nach dieſer goß der Jude für die Bürger Kugeln, welche die geheimnißvolle Eigenſchaft hatten, unfehlbar zu treffen, und den Schweden ſo tödtlich wurden, daß ſie abziehen mußten. Darauf wurde des Juden Kopf als Erinnerungszeichen dankbar am Rathhaus angebracht.

Ein anderer ſteinerner Kopf am Kiſſinger Rathhaus iſt, wie die Sage will, dem Andenken eines Bürgers, Namens Peter Heil gewidmet. Es war eben auch im Schwedenkriege, und zwar im Jahr 1643. Die Schweden hatten bereits die ganze Gegend von ihrem Lager über Biſchofsheim aus, verheert und geplündert, und drohten nun unter ihrem Führer Reichwald auch der Stadt Kiſſingen mit einem heimlichen Ueberfall, der an einem Jahrmarkt geſchehen ſollte. Der Feind barg ſich in dem nordöſtlichen Bergwalde, wo ihn jedoch einige Krämer entdeckten, und den Kiſſingern die nahe Gefahr anzeigten. So kam es, daß der Feind tapfern Widerſtand fand, der nun aber die Stadt mehrere Tage lang beſchoß und ſie durch einen Sturm zu gewinnen ſuchte. Kaum vermochten die kampfesmüden Einwohner dem immer heftiger andringenden Feind Widerſtand zu leiſten, als Peter Heil den Rath gab, die zahlreichen Bienenkörbe, welche die Bürger beſaßen, von der Mauer hinab auf den anſtürmenden Feind zu ſtürzen. Dieß geſchah, und die Bienen, ſo geſtört, fielen voll Grimm auf die Feinde und ſtachen manchen derſelben bis zum Tode. Da ward ſchleuniger Rückzug anbefohlen, und die Stadt war gerettet, dem Peter Heil aber, deſſen Rath ihr zum Heil geworden, ſetzten ſie das verewigende Denkmal.

782. Liebfrauenſee.

Neben der romantiſch gelegenen Kapelle bei Kiſſingen liegt ein tiefer See, Liebfrauenſee, deſſen Abfluß treibt eine ſtarke Mühle. Manche wunderbare Mär erzählen ſich von dieſem See die Umwohner, ganz auf ähnliche Weiſe, wie die Sagen von dem berufenen Frickenhäuſer-See, ohnweit Mellrichſtadt (Sage Nr. 732.). Er ſoll in ſeiner Grube Verbindung haben mit weitentlegenen mächtigen Gewäſſern, und ein ungeheuer großer Fiſch ſei einſt darin gefangen worden. Einem liebenden Jüngling, der aus Gram und Verzweiflung, daß er ſein geliebtes Mädchen nicht ſein nennen ſollte, ſich einſt in dieſen See ſtürzen wollte, erſchien warnend und in Verklärung über dem Waſſer ſchwebend „Unſre liebe Frau“, ſo daß er zurückſchrak, und allenthalben die Erſcheinung verkündete. Darauf wurde die Erkorne ſein, und der See erhielt den ſchönen bedeutungsvollen Namen.

Aber es geht auch von ihm die Sage, daß er dereinſt der ganzen Gegend in einem Umkreiſe von vier Meilen verderblich werden werde, dann werde er ausbrechen und ſich ergießen, und alles Land überſchwemmen, weil er mit unermeßlichen Waſſerbecken verbunden iſt.

783. Amalberga's Schlöſſer.

Als Thüringens König Irminfried noch ſein weitausgedehntes Reich beherrſchte, ſtand auch auf dem ſogenannten Hammelburger Berg in der Nähe der alten Stadt Hammelburg ein Schloß, welches Amalberga, die Thüringer Königin, erbaut haben ſoll, von der denn auch die nahe Stadt den Namen getragen. Dieſer Berg liegt der Saale aufwärts, nach Weſtheim zu, und es ſind von dem Schloſſe noch einige Trümmer zu gewahren. Bei dieſen Trümmern hüthete einſt ein Knabe die Schaafe, und da es ein ſehr heißer Tag war, ſo ſchlief er vor Ermattung ein. Da erblickte er im Traum ein wunderſchönes Frauenbild, das winkte ihm ſtill, zu folgen, und er folgte ihm. Beide kamen in ein prächtiges Schloß, und die ſchöne Frau winkte ihm von Zimmer zu Zimmer, ſo daß ſie alle Prachträume durchwandelten; dabei zeigte ſie ihm Truhen voll Goldes, Silbers und köſtlicher Edelſteine, von denen zu nehmen, die Frau dem Knaben durch Zeichen gebot. Es reizte ihn aber nichts, als eine ſchöne natürliche Blume, welche er auf einem Marmortiſche liegen ſah, die Frau reichte ihm dieſelbe, ſeinen Hut damit zu ſchmücken, und dann gingen ſie aus dem Schloß. Jetzt plötzlich erwachte der Knabe, und nahm wahr, daß er alles nur geträumt, und dennoch — war auf ſeinem Hut die Blume befeſtigt, und als er ſie anſah, war ſie von lauter purem Golde.

Dieß hat eine alte brave Frau erzählt, von der noch Enkel leben, und ſie hatte jenen Hirten gut gekannt, der auch ihr und Andern oft die Blume gezeigt. Auch viele andere unheimliche Mär erzählt man ſich noch von dem alten Schloß.

Auch auf der Burg Saalek, in deren Nähe im Jahre 9 nach Chriſto die

Markomannen die Druſen ſchlugen, ſteht noch ein uralter ſtarker Thurm, den ſoll Amalberga auch erbaut haben. Man ſagt ihr nach, ſie habe mit dieſem Thurme daſſelbe gethan, was jene ſpätere franzöſiſche Königin mit dem berüchtigten Thurme von Neſle in der Stadt Paris, junge Liebende an ſich 'gelockt, und nach gebüßter Luſt, daß ihrer keiner ſie verrathe, ſie in dieſem Thurme umbringen laſſen. Darum iſt es auch nicht geheuer dort, irrende Flämmchen und aufzuckende Feuer umſchweben und umwebern die gebrochenen Zinnen.

784. Der Kaiſer im Guckenberge.

Bei Gemünden liegt der Guckenberg; von dieſem geht die Sage, ähnlich der vom Barbaroſſa im Kyffhäuſer, daß vor langen Zeiten ein Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere in ihn verſunken ſein ſoll. Nun ſitzt er darin an einem ſteinernen Tiſche, und wann ſein Bart dreimal um den Tiſch gewachſen iſt, ſo wird der Kaiſer mit all' ſeinen Wappnern wieder hervortreten. Einſtmals kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daſelbſt einen ſteinalten Mann an, der ſprach freundlich mit dem Knaben; dieſer klagte ihm ſein Leid, daß er ſo wenig verkaufen könne, und ſein Verdienſt ſo gering ſei. Da ſprach der Alte: höre Kleiner, ich will dir wohl einen Ort zeigen, wo du alle Tage ſo viel Wecke verkaufen kannſt, als du zu tragen im Stande biſt; aber du darfſt bei Leibe Niemanden etwas davon offenbaren. Darauf führte der alte Mann den Buben in den Berg hinein, und es war im Berg wie in einer großen Stadt, und gar ein reges Leben darin. Viele Leute trieben Handel und Wandel, andere gingen in die Kirche, noch andere hielten einen Bittgang. Und an einem Tiſche ſaß der Kaiſer gewaltig, und ſein langer Bart war ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Dahin brachte nun tagtäglich der Knabe ſeine Semmelwecke, und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in ſeinem Orte deſſen bald zu viel umlief, wurden die Leute ſtutzig, mochten es nicht mehr annehmen, und drangen endlich in den Jungen, zu ſagen, wo er dieſes alte Geld bekäme. Da offenbarte er ſeinen ganzen Handel. Ein junger Freund von ihm drang ſich ihm nun beim nächſten Berggang zum Begleiter auf, um des Guckenberges innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen; allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, ſondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders und ſchier verwandelt vor.

785. Seifriedsburg.

Es war ein Hirtenjunge, Fritz mit Namen, den ſeine Genoſſen Sau-Fritz nannten, weil er die Schweine hüthete. Einſt ſchwemmte er ſeine Heerde im klanen Waſſer der fränkiſchen Saale. Da fand er einen Stein, womit er ſich rieb, und der machte ihn feſt gegen Hieb und Stich. Er ging in den Krieg und that, zumal er unverwundbar war, Thaten der Tapferkeit, und erwarb Rang und

Reichthum. Vom Herrn des Gaues empfing er Erlaubniß, ſich eine Burg zu erbauen, und wählte die Stätte in ſeiner Heimath, wo er unterhalb ſeines Geburtsortes auf demſelben Berg eine Burg aufführen ließ, die nun nach ſeinem Jugendſpitznamen ſammt dem Dorfe Säufritzburg benannt ward, daraus ſpäter die Schreibart Seifriedsburg geworden.

Lange ſtand die Burg, als einſt ein ſchweres Unwetter heranzog, wie gerade das Burggeſinde im Heuen war. Alles eilte haſtvoll nach Hauſe, eine keckeMagd aber blieb und rief:

Ei, es mag donnern oder blitzen,
So muß ich meinen Heuhaufen ſpitzen!

Alsbald fuhr ein Wetterſtrahl aus dem Gewölk, der die Magd niederſchlug, und die Burg in Brand ſteckte, und das Wetter riß das Heu auf der ganzen Wieſe vom Berg ins Thal hinab. Seitdem iſt Seifriedsburg eine Trümmer, doch das Dorf führt den Namen fort.

Zwiſchen Seifriedsburg und Schönau an der Saale liegt ein Wäldchen, welches den Namen Lindwurm führt. In der Nähe hauſte, ſo kündet die Sage des Volkes, ein Lindwurm, welcher von dem Ritter auf der Seifriedsburg erlegt wurde.

Es leuchtet ein, wie in dieſer Sage ein ganz ſpäter Wiederhall der Siegfriedsſage zu finden iſt. Der angenommene niedere Stand, die Lindwurmtödtung, die Unverwundbarkeit, der Ruhm großer Thaten und der Beſitz eines reichen Hortes, alles vereint ſich hier und deutet ſich naturgemäß. Aber woher der alten Sage Verjüngung nun gerade hier? Sollte der Name Seifried ſoviel als Siegfried — allein ſie hervorgerufen haben? —

786. Mespelbrunn.

Tief im Speſſartwalde jagte ein Kurfürſt von Mainz mit ſeinem Gefolge, und nach der Jagd ruhten ſie in einem engen Thalgrunde, unter uralten Bäumen, und an einem Quellbrunnen, der von Mispelbäumen umſtanden war. Der Kurfürſt ſprach: hier iſt's traun recht ſchauer — möcht immer da gut eſſen, um kein'n Werth! — Da ſprach ein Waidwerkgenoß, des Geſchlechts der Echter einer: was ihr wollt, das könnt ihr. Gebt mir das Revier, ſo bau' ich allda ein Haus, das euch ſtetig offen ſteht. — Das war dem Kurfürſten recht, er gab dem Ritter ein großes Jagdgebiet im Speſſart, und der erbaute ſich ein ſtattlich Schloß, gab ihm den Namen Mespelbrunn von den Mispelbäumen und dem Brunnen, und fügte dieſen Namen ſeinem eignen für alle Folge hinzu: Echter von Mespelbrunn. Es war ein mannlich und namhaft Geſchlecht, das ſich reichen Beſitz erwarb und ſicherte. Einer erbaute auch zu Heſſenthal im Speſſart, da hindurch die Straße von Würzburg nach Aſchaffenburg zieht, ein Jagdſchloß und eine Kapelle; dort liegen mehrere Echter begraben, und prächtige Grabſteine verewigen ihr Andenken.

Dieſes edlen Geſchlechts ruhmreichſter Sproß war Julius, Echter von Mespelbrunn, Biſchof zu Würzburg, Herzog in Franken. Als Biſchof unvermählt und kinderlos und der letzte ſeines Stammes, im Beſitz ungeheuern Reichthums, machte er ein Teſtament. Eine Schweſter- oder Bruderstochter war an einen Grafen von Ingelheim verheirathet, und hatte den Biſchof zum Pathen ihres Sohnes erwählt. Dieſem Pathen nun dachte Julius ſeine Güter zu und ſetzte ihn zum Univerſalerben ein. Er legte das Teſtament in eine Schachtel und überdeckte es. Oben auf die Decke legte er drei Citronen, und ſandte nun die verſiegel'te Schachtel durch einen eigenen Boten nach Mespelbrunn, wo ſeine Nichte mit ihrem Sohne wohnte. Als dieſe öffnete und nichts in der Schachtel ſah, als drei Citronen, wurde ſie etwas ärgerlich, wußte nicht, ob das ein Scherz oder ein Schimpf von dem geiſtlichen Oheim ſein ſollte, entſchloß ſich kurz, und ſchickte die Schachtel ſammt den Citronen ſogleich zurück. Biſchof Julius wunderte ſich, und entſendete mit der aufs neue verſiegelten Schachtel nochmals den Boten nach Mespelbrunn. Die Gräfin von Ingelheim wußte nicht, was ſie davon denken ſollte, und ward noch ärgerlicher. Sie ſchnitt eine Citrone auf, meinend, es ſtecke vielleicht etwas geheimes in den Früchten, allein da ſie nichts fand, ſchickte ſie die Schachtel abermals zurück. Und zum drittenmale kam der Bote von Würzburg mit ſeiner Schachtel, und mit drei friſchen Citronen darin. Die Gräfin hatte faſt keine Luſt, ſie zu öffnen, und als ihr wieder die drei Citronen entgegenblickten, fehlte wenig, daß ſie dieſelben nicht nahm und dem Boten an den Kopf warf. Sie beſann ſich aber doch, ſchnitt alle drei auf, da ſie aber in allen dreien nichts fand, ward ihr Zorn grenzenlos. Sie warf die Citronen alsbald zum Fenſter hinaus, dem Boten die wieder zugeklappte Schachtel an den Kopf, und drohte ihm, wenn er noch einmal vor ihre Augen komme, ſo wolle ſie ihn zu Mespelbrunn hinauspeitſchen laſſen. Wie der Bote dem Biſchof anſagte, was ſich begeben, ſprach Julius: ich ſehe wohl, Gott hat mein Vermögen zu anderer Verwendung beſtimmt, entnahm der Schachtel das mit Papier bedeckte Teſtament und warf es ins Kamin. Hierauf gründete er von ſeinem Reichthum zu Würzburg das berühmte ſegensreiche Hospital, das ſeinen Namen trägt, durch welche Stiftung Julius Echter von Mespelbrunn ſeines Namens Gedächtniß groß und unſterblich gemacht hat für alle Zeiten.

787. Das Herrenbild.

Lange bevor der Erbauer des Jagdſchloſſes zu Heſſenthal daſelbſt eine Kapelle baute, ſtand ein Kapellchen über dem Ort auf einem Berge. Heſſenthal hat ſeinen Namen nicht von Heſſen, es hieß urſprünglich Häslenthal, von den vielen Haſelnußbäumen (Häslen), die dort wachſen. Das bezeugt noch ein gar nicht alter Bildſtock auf der Hohenwart, einem Waldberge über Aſchaffenburg, über den auch der wilde Jäger zieht, und wo feurige Männer ſpuken. Da könnte einer auch ſchreien: halbpart auf der Hohenwart — wie jener Wanderer im Valeidathale bei Saalfeld (Sage Nr. 541), und würd' ihm am Ende auch ein Hinterviertel von einem verruchten Wild zuſliegen. Hans Spatz aber, der einſtmals Nachts darüber ging, die wilde Jagd brauſen hörte und feurige Männer ſich miteinander ſchlagen ſah, daß die Funken umherſtoben, und ſah Raben mit tollem Kreiſchen eine Schlacht aufführen — ſchrie nicht alſo, ſondern gelobte zitternd und bebend einen Bildſtock für die heile Haut, die er gar zu gerne heimtragen mochte. Und die lieben Gottesheiligen ſchützten ihn, daß er heil heimkam, und er ließ dankbar den Bildſtock aufrichten, und ſeinen Namen hineinmeiſeln: Hans Henrich Spatz von Heslendahl 1745.

Von Heſſenthal führte früher die alte Straße nach Ober-Beſſenbach durch tiefen öden Wald. Ein Poſtknecht ritt ſeine Pferde von Aſchaffenburg nach der Station zurück, es war Nacht, und er ſchlief. Da ſtanden plötzlich die Pferde — aus dem nahen Buſche drang ein Ruf, und lichter Schimmer leuchtete dort, woher die wunderſame Stimme drang. Der Poſtknecht ſtieg ab, ging muthig auf die Stelle zu, und fand tief im Buſchwerk, vernachläſſigt, moosüberwachſen und altergrau ein Muttergottesbild aus Holz. Treulich erhob er daſſelbe, ſäuberte es, trug es heraus, und ſtellte es auf einen Steinhaufen am Wege, denn es mitzunehmen, dazu war es zu ſchwer. Es dauerte nicht lange, ſo thaten ſich einige fromme Herren zuſammen, und erbauten dem Bilde eine kleine Kapelle, und das Bild that Wunder, und die Heſſenthaler gingen hinauf und beteten dort. Da nun die Echter in Heſſenthal die Kapelle erbauten, zogen die Bewohner hinauf und trugen das Gnadenbild herab in die neue geweihte Kapelle. Allein das Herrenbild — ſo ward und wird es noch genannt — machte es, wie jenes auf der Milſeburg im Röhngebirge (Sage Nr. 770), und jenes am Räti (Sage Nr. 19), und kehrte wieder an ſeinen Ort zurück. Dreimal holten die Heſſenthaler das Bild in ihre neue, ſchöne Kapelle, und an jedem Morgen ſtand es wieder droben in dem alten einfachen Kapellchen. Da gelobten die Heſſenthaler, wenn das Bild bei ihnen bleiben wollte, ſo wollten ſie es alljährlich auf den Pfingſtmontag in feierlicher Proceſſion hinauf auf den Berg tragen. Dieſen Accord hat hernach das Bild eingegangen und geſchieht noch alſo.

788. Die Garnkocherin.

Zu Heſſenthal, das ſo recht mitten im Schooß des Speſſart liegt, ſteht in einer großen offenen kapellenartigen Halle das Bildwerk einer Kreuzigung mit reicher Gruppirung auf einem 30 Fuß langen und 9 Fuß hohen Piedeſtal. In der Mitte deſſelben, unter dem mittleren Kreuze, iſt an der Vorderſeite eine eingehauene zweikantige Vertiefung in den Stein. Hält man nun hier den Kopf hinein, ſo vernimmt man ein Brauſen, ähnlich dem ſtrudeln kochenden Waſſers. Hierüber geht dieſe Sage. Es ſtanden früher an dieſem Platze zwei Hütten. Die Bewohnerin einer derſelben kochte am Pfingſtmontage, wo man das Marienbild in Proceſſion zum Berge trug, Garn, um es zu bleichen. Ihre Nachbarsfrau, die es ſah, ſagte zu ihr: was! Du kochſt heute am Pfingſtmontag Garn? — Allein jene gab ihr zur Antwort: Pfingſtmontag hin, Pfingſtmontag her, mein Garn muß gekocht ſein. — Und alsbald ſank ſie unter furchtbarem Getöſe ſammt ihrer Hütte unter die Erde. Seitdem vernimmt man nun hier das brodelnde und ſtrudelnde Getöſe, das an Pfingſtmontagen immer ſtärker iſt, als an andern Tagen, und hört aus der Tiefe ein jammerndes Aechzen. Aber die Höhlung hat die wunderbare Eigenſchaft, Schwerhörige, die hinein horchen, von ihrer Taubheit zu heilen.

789. Der Schellenberg.

Unweit Mespelbrunn in einem engen Thale ſteht ein alter viereckiger Thurm, den bereits der Zahn der Zeit ſehr benagte. In ſeinem Innern befindet ſich noch eine Stiege von Stein, die unter die Erde führte. Hier ſoll ſich ein Raubritter aufgehalten haben, der die ganze Umgegend unſicher machte. Von dem Thurme aus ging ein Draht nach dem nahen Berge, an deſſen Ende in dem Thurm eine Schelle angebracht war. Ueber den Berg ſelbſt führte eine ſehr lebhaft begangene und befahrene Straße, über dieſe war der Draht, leicht bedeckt, ſo geleitet, daß faſt alle des Weges kommenden ihn betreten mußten. Dann klingelte die Schelle und der Räuber eilte auf einem Richtweg nach einer Stelle hin, wo er nun auf die Reiſenden lauerte, und ihnen ihre Laſt leichter machte; davon wird dieſer Berg und Thurm noch immer der Schellenberg genannt.

790. Knabenraub im Speſſartwalde.

Wie es nicht ſelten geſchieht, daß die Sage eines ſtrenggeſchichtlichen Ereigniſſes ſich wiederholend bemächtigt, wenn daſſelbe nur romantiſche Färbung hat, ſo iſt es auch in der Nähe von Aſchaffenburg im Speſſartwalde geſchehen. Da klingt die Geſchichte des ſächſiſchen Prinzenraubes in eigenthümlich treu wiederholter Weiſe wieder.

Zwiſchen Ebersbach und Soden lag eine Burg, Altenburg genannt, auf dem zwiſchen beiden liegenden Berge. Nur noch aus den Erzählungen der Anwohner weiß man etwas von ihrem Vorhandengeweſenſein. Einer der Ritter, die daſelbſt hauſten, hatte zwei hoffnungsvolle Knaben. Zwei Räuber im Bann glaubten ſich durch den Raub der beiden Kinder Begnadigung zu verſchaffen, und beſchloſſen ſie zu entführen. Sie beſtachen den Pförtner, der ſie auch in Abweſenheit des Ritters in das Schloß ließ, ſo daß ſie ſich leicht der Kleinen bemächtigen konnten. Bevor ſie ſich nun auf die Flucht begaben, beſchloſſen ſie, ein jeder ſolle nach einer andern Gegend hin fliehen und verſprachen ſich gegenſeitig, wenn ja einer von ihnen ergriffen würde, ſo ſolle der zuerſt Ergriffene nur dann den Aufenthalt des andern angeben, wenn ihm vorher neben der eigenen auch deſſen Begnadigung zugeſagt wäre. Der eine, der vom Fluchtwege ziemlich ermattet war, band nach einem langen Ritte durch den finſtern Wald ſein Pferd an einen Baum und legte ſich zur Ruhe nieder, nachdem er dem geraubten Knaben aufs ſtrengſte verboten hatte, ſich zu entfernen. Aber der Kleine benützte die günſtige Gelegenheit zur Flucht und entlief, und lief ſo lange es ihm möglich war. Endlich kam er zu einem Köhler, der im Walde arbeitete, und in den Knaben ſogleich ein Kind hoher Leute vermuthete. Er fragte ihn aus und der Knabe erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache. Alsbald kehrte der Köhler mit dem Knaben an den Ort zurück, wo der Räuber noch im Schlafe lag. Der Köhler verſetzte dieſen mit ſeiner Hacke einen Schlag, der ihn betäubte und eilte auf dem Pferde des Ritters mit dem Kinde nach dem naheliegenden Ebersbach, von woher er die Glocken, mit denen man ob des Knabenraubes Sturm läutete, hörte, und wo alles in der größten Beſtürzung war. Leute von da bemächtigten ſich des Räubers und brachten ihn nebſt dem Knaben nach der Altenburg. Auf das Verſprechen, er werde begnadigt, wenn er ſeinen Kameraden angeben würde, verrieth er denſelben treulos. Dieſer wurde mit dem zweiten der Knaben eingeholt und hingerichtet. Erſterem ward Wort gehalten, er blieb ungeſtraft, hatte aber keine frohe Stunde mehr. Der Geiſt ſeines verrathenen Bündners verfolgte ihn Tag und Nacht, bis er ſich ſelbſt den Tod des Stranges gab.

791. Allerlei Kreuze.

Im Speſſartwalde ſtehen gar viele Bildſtöcke und Kreuze nach allen Richtungen hin. So in dem öſtlich von Ober-Beſſenbach gelegenen Walde ein großes hölzernes Kreuz, das Poſthalterskreuz genannt. Hier zog die alte Straße vorüber, die früher nach Aſchaffenburg führte. An dieſer Stelle wurden einſt die Pferde, die den Poſtwagen zogen, auf einmal unruhig, und begannen plötzlich zu rennen, ohne daß der Knecht ſie zu zügeln vermochte, über Stock und Stein ging es hinweg. Da gelobte der Poſthalter hier ein Kreuz, wenn der Wagen glücklich nach Aſchaffenburg käme. Und da dieß geſchah, ließ er es errichten.

Sodann ſteht zwiſchen Heſſenthal und Weibersbrunn das rothe Kreuz (auch bei Stockſtadt, zwiſchen Aſchaffenburg und Seeligenthal, ſteht ein rothes Kreuz, das ein Prieſter ſetzen ließ, der einen Wolf mit ſeinem Brevier erſchlug; zu dieſem Kreuze beten noch immer gern viele Gläubige), und eine Stunde von Rohrbrunn gegen Echterspfahl (allwo die Herren von Schönborn ob Jagdzwiſtes einen Echter aufknüpften), ſteht das Schweinfurter Kreuz. Ein Fuhrmann iſt allda verunglückt. Am berühmteſten aber iſt in dieſer Gegend das Goldbacher Kreuz, denn es ſind viele Wunder bei ihm und durch daſſelbe geſchehen. Es liegt ganz nahe der Hochſtraße, die von Lohr durch den Speſſart nach Aſchaffenburg führt, nur eine halbe Stunde von dieſer Stadt, iſt alt und ſteinern und von ehrwürdigen Linden umgeben. Nahe dort erhebt ſich der Kugelberg, der auch der Schloßberg heißt, weil eine Burg oben drauf ſtand. Der Ritter auf dieſer Burg hatte eine einzige Tochter, die war verlobte Braut eines andern Ritters, wurde aber auf einem Ritt nach dem nahen Aſchaffenburg, von Räubern angefallen und hinweggeführt. Der Vater wie der Bräutigam boten alles auf, ihren Aufenthalt zu erkunden, was endlich auch dem Bräutigam gelang. Eilend gab dieſer dem Vater Kunde, und der Ritter ritt ihr, der unterdeß Befreiten, entgegen. Allein ehe er ſie wiederſah, ſtürzte er ſammt ſeinem Roß nahe bei Goldbach, und verſchied. Die Tochter war darüber ſo entſetzt, daß ſie den Schleier nahm. Dem Vater zum Gedächtniß wollte ſie ein Kloſter an die Unglücksſtelle bauen, allein das Bauholz blieb nicht alldort, es ging damit wie mit der Johanniskirche, die nicht im Thale ſtehen wollte (Sage Nr. 489), am andern Morgen war allemal wieder alles fort, und lag nahe einer Mühle; da baute denn die trauernde Tochter an jene Stelle ihr Kloſter, und das war Schmerlenbach, das lange beſtanden hat; auch ſtehen noch ſeine Gebäude.

792. Rieſenpflugſchaar.

Im Schloßhofe zu Aſchaffenburg hängt eine ungeheuer große Pflugſchaar offen da, und auch eine großmächtige Rippe, welche für die Rippe eines Rieſen gilt. Eine dunkle Sage, welche durch moderne Dichtungen nicht hell gemacht iſt, läßt einen Rieſen mit dieſer Schaar dem Main, der früher vom Nilkheimer Hof hinter dem ſchönen Buſch vorbei gerade nach dem Dorfe Main-Aſchaff floß, ein neues Bette in großer Krümmung pflügen, damit er an Aſchaffenburg vorüber fließe, allwo Kaiſer Karl der Große eine Burg gehabt haben ſoll. Aber dadurch, daß die Stadt die Zier eines vorüberfließenden mäßigen Stromes gewann, hatte ein Dorf in der Stadtnähe durch Ueberfluthung gar oft zu leiden, und die Bewohner ſprachen: leider iſt der Main zu uns geleitet — und davon hat es den Namen Leider überkommen, den es bis dieſe Stunde führt. Aſchaffenburg hieß in alten Zeiten Aſciburgum, und war daſelbſt, wie auch im nahen Stockſtadt, eine Römercolonie. Zahlreiche Reſte römiſchen Alterthums wurden dort vornehmlich in Stockſtadt ausgegraben. Der Rieſe, der im nahen Walde hauſte, ſoll nicht im Kampfe gefallen, ſondern von wilden Thieren zerriſſen worden ſein, und ward nichts weiter von ihm aufgefunden, als eine Rippe von ihm und ſeine Pflugſchaar.

Beim Nilkheimer Hofe ſoll Bonifacius dem Volke des Bachgaues, ſo war jene Gegend benannt, die Chriſtuslehre gepredigt und dort ein Kirchlein begründet haben, das die Mutterkirche aller andern des Gaues ward. Nicht weit vom Nilkheimer Hof liegt das Pfarrkirchdorf Groß-Oſtheim. Mitten im Großoſtheimer Walde zeigt man den Hexenkirchhof, den Ort, allwo die Hexen der ganzen Umgegend, deren es nicht wenige gab, verbrannt wurden; es herrſcht in derſelben auch noch der Glaube an nächtliche Bockreiter, nicht minder der an Butter und Fleiſch zuführende Drachen, an Feuermänner, Heerwiſche, und am Gernſpringbach, der durch Stockſtadt fließend in den Main fällt, zeigen ſich geſpenſtige Reiter und halten ein Schlagen in den Lüften, während ein ſchwarzer

Reiter ohne Kopf die Grenze umreitet. Zu Stockſtadt hat man im Jahre 1842 gar ein wildes Getöſe in den Lüften gehört, wie ein glaubhafter Mann verſicherte, es war im Monat April, und kam von Rodenſtein herüber, der nur 6 Stunden von dort entfernt liegt (Sage Nr. 53). Das Sauſen und Brauſen des nächtlichen Heerzuges in den Lüften zog ſich über den nahen Odenwald, und verlor ſich in den waldigen Höhen des Speſſart.

In Stockſtadt hat auch lange Zeit ein Mauthner geſpukt, genannt Starhart der böſe Zöllner, oder auch der ſchwarze Mann im Zollhaus. Als 1812 ein Brunnen aufgegraben ward, hörte er auf zu rumoren.

793. Heunſäulen und Heunaltar.

In der Grafſchaft Erbach liegt eine Heun- oder Rieſenſäule, und zwar auf dem Felsberge ohnweit Reichenbach; ſie iſt von graugrünlichem Granit und über 31 Schuh lang. Früher war ſie noch um 11 Fuß länger, aber ein Stück ſprang ab und liegt im Dorfe Bedenkirche. Viel Spuren alter Römerbauten werden in dieſer Gegend angetroffen, ſo das Keſtrich (Castrum) bei Stockſtadt, die gepflaſterte Heerſtraße bei Mudau — von Oberſcheidenthal nach Schloßau, wo auch ein Caſtrum, dann liegen nahe beim Dorfe Bullau auf dem Heunberge, ohnweit Miltenberg a. M., 7 Heunſäulen bei einander und weiter hin tief verſteckt noch zwei. Daran ſind noch die Handgriffe, wie die Rieſen ſie herumgedreht bei der Bearbeitung, und wollten ſie brauchen, eine Brücke über den Main zu bauen. Die Säulen beſtehen aus rothem Sandſtein, ſind hier gebrochen, ordentlich behauen, und mit Handhaben zum Wegſchaffen verſehen. Die größte der Säulen hat 27 Fuß Länge, und mißt am Fuße 3½, am obern Ende 2 Fuß im Durchmeſſer. Die andern ſind 25, 24 und 20 Fuß lang. Vier davon ſind mit Schrift-Charakteren bezeichnet, welche indeß weder mit nordiſchen, oder deutſchen, noch ſonſt bekannten Runen auch nur die geringſte Aehnlichkeit haben. Die größte hat eine ziemlich regelmäßige Reihe derſelben; bei den andern iſt weniger Ordnung ſichtbar. Die Gelehrten können dieſe Schriften ſo wenig leſen, wie die Heilsberger Steinſchrift (Sage Nr. 524), die Rieſen haben aber auch nicht für die Zwerge geſchrieben.

Wandelt einer von dem Dorfe Großheubach am Main (Landgericht Klingenberg), zur Linken des Engelberges, eine halbe Stunde den Rücken des Baulandes hinauf, und nach der Seite zu, welche bei der Krümmung des Mains über dieſen hinweg einzelne Dörfer und auch Miltenberg erblicken läßt, ſo gelangt er zu einem Meer von Felsſtücken, und von dort zu einem freien Platz, auf welchem hie und da große Felsmaſſen zerſtreut liegen. Unter dieſen zeichnen ſich beſonders zwei übereinander liegende große Stücke aus, die bei einem Umfang von ungefähr 30 Fuß ſicher 14 Fuß Höhe meſſen, und den Namen des Heunenaltars führen. Ob die Heunen gebetet haben, können wir freilich ſo eigentlich nicht wiſſen, doch formte und thürmte ihre übermenſchliche Kraft wohl nicht vergebens Säulen und Altäre.

794. Amorbach.

In einer Gegend, wo die Römerzeit ſo viele Spuren hinterließ, würde es kaum befremden, wenn der Name eines Gottes der antiken Mythe in deutſcher Sage begegnete, und Niemand würde ſchneller bereit geweſen ſein, dem Herzenbewältiger Amor hier ein frühes Heiligthum zuzuweiſen, als jene überklugen Diſtler, die den Remus in die Altmark auswandern und dort begraben, der Iſis im märkiſchen Sande Tempel gründen laſſen, und darüber, ob dergleichen nur möglich, in ihrem archäologiſchen Gemüthe völlig beruhigt ſind. Sie würden aber hier mit dem Amor gerade ſo fehl ſchießen, wie mit der Iſis in Gardelegen und dem Sol in Soliswelte, heute Salzwedel (Sagen Nr. 329 und 330), allwo, zu Salzwedel, auch Doktor Fauſt geboren worden ſein ſoll — denn das gemeine Sprüchwort ſagt: trifft's nicht, ſo fehlt's doch. —

Es war ein Abt, der hieß Amor — als welches für einen Abt gar ein hübſcher Name — und zwar der erſte der Abtei, welcher er ſeinen Namen verlieh; das iſt aber ſchon lange her, denn die Sage geht, daß ſchon im Jahre des Herrn 734 ſothaner Amor gelebt, und daß Karl Martell und Pipin unter Zuratheziehung eines Jüngers des heiligen Maurus, Namens Pirmin, dieſe Abtei begründet, zu der ein Graf Richard von Berg den Grund und Boden gab. Nahebei liegt auch ein Gehöft, heißt Amorsbrunn; allda ſoll ſich Amor bisweilen ſehen laſſen.

795. Die gleichen Frauen.

Ein Graf von Wertheim verlor ſeine treugeliebte Hausfrau durch den Tod. Das ging ihm mächtiglich zu Herzen, und er ſchwur, nie wieder zu freien. So hat in ſeinem gerechten Schmerz wohl ſchon mancher Mann geſchworen, hat es aber nicht halten können, und übereilter Eid thut Gott ſo gut leid, wie der gezwungene. Da ward aber mannichfach in ihn gedrungen, ſich wieder zu vermählen, damit ſein Stamm nicht ausſterbe und die ſchöne mit Wald und Wein und Weide geſegnete Grafſchaft nicht an die Herren Vettern und Nachbarn falle, und ſo ſprach der Graf: ich will es thun, ſo ich eine finde, die meiner verſtorbenen Frau in allem gleicht, abſonderlich im Geſicht. Und iſt ausgeritten auf die Brautſchau und hat lange geſucht, bis das Glück ihm ein holdes und tugendſames Frauenbild finden ließ, das ſeiner verlorenen Herzallerliebſten glich. Das hat er zum zweiten Gemahl erkoren, und lange mit ihm unvergleichlich glücklich gelebt, und hat angeordnet, auf ſeinem Grabſtein zwiſchen ſeinen beiden ſich ſo gleichen Frauen abgebildet zu werden, gleich jenem thüringiſchen zweibeweibten Grafen von Gleichen zu Erfurt (Sage Nr. 598), auf welchem Steine des Steinmetzen

Kunſt die Frauen einander nach Geſicht und Tracht auch ſo ziemlich ähnlich geſchaffen. So ſteht der Graf von Wertheim in der ſchönen gothiſchen Pfarrkirche der Stadt Wertheim an der Mauer zur linken Hand und ward der Grabſtein ſchon oft bewundert.

796. Doktor Luther in Wertheim.

Da Doktor Luther auf der Reiſe nach Worms begriffen war, ſoll er ſeinen Weg mainabwärts und im Städtlein Miltenberg Nachtquartier genommen haben. Nun wäre — geht die Sage — der damalige Graf von Wertheim ein abgeſagter Feind des Reformators und der neuen Lehre geweſen, und habe arges gegen erſteren geſonnen, habe daher, ſo wie ihm Kunde gekommen, ſatteln laſſen und ſei ſogleich nach Miltenberg geritten, allwo er aber erſt ziemlich ſpät Abends ankam, und ſeinen Plan dem nächſten Morgen aufſparte. Am ſelbigen Morgen nun ſtieß der Graf die Fenſterladen ſeiner Herberge auf, und ſchaute in die friſche Morgenluft hinaus, und drüben, im Hauſe gegenüber ſchaute auch ſchon ein Mann heraus in geiſtlicher Tracht, der bot dem Nachbar gegenüber freundlich guten Morgen, und begann zu ſprechen vom Wetter und Weg, vom Main und vom Wein, und gab immer ein Wort herüber und hinüber das andere Wort, und beredeten ſich die Herren, mitſammen das Frühmahl einzunehmen und kamen zu einander. Da wurde fortgeſprochen von der neuen Lehre, und wie der Graf ihr heftig zürnte, da milderte der andere ſeinen Zorn, und ſagte ihm, der Luther wolle ja nicht den Glauben umſtoßen, ſondern ihn nur geläutert haben, und klärte den Grafen auf über ſo manches, und ſprach ihm die Zweifel aus dem Kopf und den Zorn aus dem Sinne. Und wie der geiſtliche Herr nun ſcheiden wollte, da bat ihn der Graf um ſeinen Seegen, und fragte ihn beſcheidentlich, wie er ſich nenne, und jener ſprach: wie ſoll ich mich anders nennen, als Doktor Martinus Luther? Ich hab' gemeint, ihr hättet mich gekannt! — Da hatte der Graf eine große Freude und geleitete Luther weiter mainabwärts nach ſeinem Wertheim, und ließ ihm im Adler Herberge anweiſen, und führte ihn dann auf ie Bockenrother Stege, die Stadt und Kreuzwertheim und die Gegend ihm zu zeigen. Da ſprach Luther das prophetiſche Wort, als er die Stadt von Main und Tauber mfloſſen, unter ſich liegen ſah:

Vom Feuer hat Wertheim nichts zu beſahn,
Im Waſſer aber wird's untergahn!

Doch hat es mit ſothaner Prophezeihung keine Eile. Den Wertheimern hat ſie ber gleichwohl einen Schrecken gemacht, und war ihnen nicht lieb, und deshalb aben ſie dem Doktor Luther nachgeſagt, er ſei im Adler immer noch die Bratwürſte ſchuldig, die er allдort verzehrt.

Ein Stück unter Kreuzwertheim liegt das Pfarrdorf Hasloch und das Dörfen Haßelberg, am rechten Mainufer, die wollen in ſofern ein wenig an den Hörſelberg und das Hörſelloch in Thüringen (Sage Nr. 437) erinnern, als dort am Main nach allgemeiner Sage ſich eine lichte Frauengeſtalt zeigt, deren

Name im Volke **Hulla** lautet. Sie iſt gütig und hülfreich, trägt müden Landleuten die ſchweren Hockelkötzen, und ruht auf einem Felſen unter Haßloch aus, in dem ſich ein förmlicher Sitz eingetieft zeigt. Wer ſie beleidigt und zum Zorn reizt, dem begegnen dämoniſche Erſcheinungen, die ihn vom Wege ableiten und in die Irre führen, oder ſonſt ihn ſchrecken und ſinneverwirrt machen. Hier iſt Frau Hulda als liebreizende Huldgöttin von der Sage aufgefaßt, und nur mit leiſem Zuge iſt auf das wilde Heer hingedeutet, und auf die Nachtſeite der deutſch-mythiſchen Feine.

797. Die Wettenburg.

Ganz nahe bei Kreuzwertheim erhebt ſich ein ſteiler Berg, die Wettenburg genannt, der iſt auf drei Seiten vom Main umfloſſen. Den Namen des Berges leitet die örtliche Sage von einer Burg ab, die ehemals deſſen Scheitel krönte. Eine reiche Gräfin, die als Herrin auf der Burg ſaß, wollte den Berg auch noch auf der vierten Seite vom Main umgeben wiſſen, auf daß der Strom zum natürlichen Wallgraben eines Inſelſchloſſes würde, und entbot dazu das Volk zur harten Frohne. Ihre Unterthanen erlagen faſt unter der Laſt der Arbeiten, die das ungeheuere Unternehmen erforderte, und Hinderniſſe aller Art thürmten ſich entgegen, doch der Trotz der Gräfin ging ſo weit, jedem ihrer Freunde und Vaſallen eine **Wette** anzubieten, der etwa das Zuſtandekommen der Ausführung ihres Planes bezweifeln wollte. Bei einem ſtattlichen Gaſtmahle, wo ſie die Wette anbot, warf die Gräfin einen blitzenden Demantring in die Fluth des Mains, und ſprach: ſo gewiß dieſer Ring nimmer wieder in meine Hände kommt, ſo gewiß muß der Berg durchgraben werden; wo nicht, ſo verſchlinge der Main mich und meine Burg! — Ein furchtbarer Donnerſchlag aus heiterem Himmel antwortete der Stimme ihres Frevels. Am zweiten Abend ſaß die Dame in großer Geſellſchaft bis Mitternacht beim Mahle, wo unter andern auch ein großer Fiſch aufgetragen wurde, und — o Wunder! in des Fiſches Eingeweiden hatte ſich der in die Fluthen geſchleuderte Ring gefunden, den der Koch, indem er den Fiſch auftrug, glückwünſchend der Herrin darreichte. Alles entſetzte ſich, und mit dem letzten Schlage der Geiſterſtunde ſank unter Donner und Blitz die Burg mit ihren Bewohnern in den Strom und nur Steinhaufen bezeichneten ihre Stätte.

Dieſe Stätte der verſunkenen Wettenburg, die nun von der Wette erſt dann den Namen bekam, als ſie nicht mehr war, bezeichnete ſonſt neben wenigen Trümmern nur eine tiefgehende ſchachtähnliche Kluft. In dieſe Kluft ließ ſich einmal ein Hirte an einem Seil hinab, und hatte ſeinen oben gebliebenen Gefährten angewieſen, ihn auf ein gegebenes Zeichen ſogleich herauszuziehen. Er kam in einen Saal, worin ein ſchwarzer Hund lag, und etliche Männer und Frauen in alter Tracht regungslos, wie Leichenſteine beiſammen ſaßen. Da faßte ihn ein Grauſen, und ſchnell ließ er ſich hinausziehen.

Einen Schäfer, welcher ein andermal hinuntergeſtiegen war, führte eine

Frau, die Herrlichkeit des Schloſſes ihm zeigend, durch viele Gemächer, zuletzt in eines, worin lauter Todtenköpfe ſich befanden. Als er aus dem Berg kam, erfuhr er, daß ſeit ſeinem Hineinſteigen nicht, wie er geglaubt hatte, einige Stunden, ſondern ſieben ganze Jahre verfloſſen waren. — Heutiges Tages iſt auch der Schacht nicht mehr zu ſehen; wohl aber hört man noch Glockengeläute aus der Tiefe des Berges, und goldene Sonntagskinder können alle ſieben Jahre, am Tage des Untergangs der Burg, dieſelbe auf dem Grunde des Mains erblicken, ebenſo auf dem Berge, da wo das Schloß geſtanden, eine Höhle und daneben einen Felſen, worin ein großer Ring abgedruckt iſt. Auf dieſen Ring legte einſt ein Kufer ſein Bandmeſſer und ſchlief nachher ganz in der Nähe ein. Beim Erwachen ſah er weder Felſen noch Meſſer mehr; aber nach ſieben Jahren fand er beide wieder, als er an dem gleichen Tage dahinkam. — Ein Schäfer, welcher ſich vor dem Regen in die Höhle geflüchtet hatte, verfiel darin in Schlaf; als er erwachte, waren unterdeſſen ſiebenmal ſieben Jahre verfloſſen, und er traf zu Hauſe alles ganz verändert.

708. Der Pauker von Niclashauſen.

Nicht weit von Wertheim liegt Niclashauſen, ein Dorf an der Tauber, darin hat ſich im Jahre 1476 ein Hirte und Paukenſchläger erhoben, und einen Aufruhr angezettelt, den der Teufel nicht ſchöner hätte einfädeln können, und waren gegen ihn viele Rumpelmeier und Rumorpauker, die in ſpäterer Zeit, auch gleich ihm, auf den Wieſen predigten, nur Schwachmatiker. Das Treiben dieſes loſen Geſellen und Communismuspredigers und ſeines dreckigen Anhanges kann nur am beſten mit Worten ſeiner Zeitgenoſſen geſchildert werden, ſonſt könnte mancher denken, man führe gar zu unſäuberlich mit dem unſaubern zottelhaarigen Knaben Abſalom. Der Hirte — ſo berichtet einfältiglich ein geſchrieben Schwäbiſch-Haller Chronikbuch — predigte gegen die Obrigkeit, gegen die Cleriſei, und — ein zweiter Capiſtranus (Sage Nr. 327) gegen die ſpitzen Schuhe, ausgeſchnittene Goller und lange Haare. — Waſſer, Wild und Weide ſolle und müſſe alles *gemein* ſein, keine Steuer, kein Zoll, kein Geleitgeld! Die Mutter Gottes hätt' ihm das in einer Samſtagnacht offenbart! Ach ja! Alſo — denn dieſe Lehre ſchmeckte — ward gen Niclashauſen ein großer Zulauf und ganz Deutſchland *bewegig*; da liefen die Roßhirten von ihren Pferden, die Zäume in Händen tragend, die Schnitter mit ihren Sicheln vom Felde, die Heuerinnen mit ihren Rechen von den Wieſen, die Weiber von ihren Ehemannen und die Mannen von den Weiden. Der Wein war im Jahr davor wohlgerathen, gut und wohlfeil, da wurden *zwei Meilen* rings umher um Niclashauſen Tabernen aufgerichtet auf Feld und Raſen, da man Wein ſchank und den Wallern zu eſſen gab. Die Waller wurden vom Franken- und Tauberwein bezecht, übernachteten durcheinander in Scheuern und im Feld — ging nit all' Sach' gleich zu. — So groß ward des Volkes Zulauf, daß der Paukenſchläger aus einem

Bauernhaus den Kopf zum Dach herausſtieß, daß ihn alle hörten, und hinter ihm im Dachboden ſtand ein Barfüßermönch, der gab ihm ein, was er predigte, und da hub das Volk an zu weinen — es mochte ihn verſtehen oder nicht — wie bei Capiſtranus, der zumal lateiniſch predigte — über ſeine Sünden und das drückende Elend, und ſchnitt ſo viel Haare und Schuhſpitzen ab, und that ſich der geſtickten Kleider und Wämſer ab, daß es nit auf viele Wägen gegangen wäre — (wenn es ſich nicht unter der Hand verkrümelt hätte). Viele Männer und Frauen ſchienen Luſt zu haben, gleich Adamstänzer zu werden vor lauter Zerknirſchung und Gemeinheitstrieb, und zogen ſich bis aufs Hemde aus; wenn aber das Getös und der Wein ihnen aus den Köpfen kam, hätten ſie gern ihre Kleider wieder gehabt. Es fiel ein unſäglich Geld und Wachs, und die armsdicken Wachskerzen waren mit Würzburger Schillingern, Nürnberger Fünfern, Gerhardskreuzern und Jßbrücknern wie ein Jgel mit Stacheln beſteckt. Dieſer Pauker hatte eine Zottelkappe auf, ſolche Zotteln riß ihm das Volk von ſeiner Kappe, als ein Heilthum, daß es förderlich ſei, wo etwan die Weiber in Kindsbanden lägen, und hätten ſolchen Zottel bei ſich, dürft's nit mißlingen. Ja ſie küßten dem Pauker Hand und Stecken und was ſonſt noch. Bald kamen auch abſonderlich ſchöne Liedlein zum Vorſchein, die ſangen die Waller anſtatt der alten Kreuzlieder, zum Beiſpiel:

Wir wollen's Gott vom Himmel klag'n,
Kyrie eleiſon! —
Daß wir die Pfaffen nit todt ſöll'n ſchlag'n,
Kyrie eleiſon! —

Dann nannte das wahnbethörte Volk den Pauker nicht anders als Unſer Frauen Botſchaft, womit ſie unſerer Frau den allerſchlechteſten Geſchmack aufhalſten.

Die Herren zu Nürnberg merkten, weß Geiſtes Kind dieſe Wallfahrt war, und verboten den Unterthanen ihres Gebietes bei ſchwerer Strafe das Rennen gen Niclashauſen. Da nun endlich auch Biſchof Rudolf, des Geſchlechtes von Scheerenberg zu Würzburg, von dem andauernden nichtsnutzen Lärm und der Unzucht in ſeiner Nähe hörte, denn der Lärmſpuk dauerte ſchon über ein Jahr, auch berichtet ward, der Pauker habe auf einen Samſtag eine großmächtige Volksverſammlung ausgeſchrieen, ſie ſollten gen Niclashauſen in großer Zahl kommen und ihre Wehre mitbringen — da wolle der Pauker ihnen ſagen, was die Mutter Gottes ihm befehlen würde — (wahrſcheinlich hatte er einen Handſtreich auf die nahen Schlöſſer und Klöſter im Sinne, denn wozu ſonſt die Wehr?) — da ſandte der Biſchof einige Reiter, und ließ vor dieſem Samſtag den Pauker und ſeine Rathgeber einfangen und gen Würzburg führen. Wie nun das Volk erſchien mit allerhand Wehr, auch Fahnen, Spießen, Stangen, Wandelkerzen, was jeder erwiſcht und zu Handen hatte, und hörte, daß Unſer Frauen Botſchaft zu Würzburg im Thurm liege, da brauſte es wie ein Waſſerfall, und der helle Hauſe brach gen Würzburg auf, den lieben Botſchafter zu befreien. Da ritt des

Biſchofs reiſiger Zeug entgegen und die Führer fragten, was es geben ſolle mit dieſem Zug und Spuk? — Der Biſchof ſolle Unſer Frauen Botſchaft herausgeben, wo nit, ſo wöllten ſie ihn mit Gewalt heraus nehmen! — Die Reiſigen ſprachen: gehet heim! — Da hagelten erſt die beliebten Schimpfwörter aus der Volkswehr auf die Reiſigen: Ketzer! Pfaffenknechte! Hohlhipper! und dergleichen, in's neue Deutſch überſetzt: verthierte Söldlinge der Gewalt. — Solches bewegte die Reiſigen zur Ungeduld, wieſen ihrer viele mit blutigen Köpfen von ſich, empfingen auch deren, und vermochten nicht, dem Strome zu widerſtehen. Als nun die Aufruhrrotten wirklich den Frauenberg (die Veſte Würzburgs und des Biſchofs Reſidenzſchloß) zu ſtürmen Miene machten, ließ der Biſchof die Stückkugeln über ihre Köpfe hinwegſpielen, da vermeinten ſie, Unſere Frau beſchütze ſie mächtiglich und die Kugeln könnten ſie nicht treffen, drangen demnach muthig vor. Da ging denn der ernſte Tanz los mit hauen, ſchießen, ſtechen, niederreiten, weil ſie es gar nicht anders haben wollten, und wurden alle Thürme und Gewölbe voll Gefangene gelegt. Dann wurde der Pauker ſammt einigen Rottgeſellen zu Pulver verbrannt und ihre Aſche in den Main geſtreut, Aberglauben zu verhüten. In die Wallfahrtgelder, die eingegangen und ſehr beträchtlich waren, theilten ſich Würzburg, Mainz und Wertheim brüderlich, es ward alſo doch getheilt, nur nicht ſo, wie es der Pauker gewollt, und damit war die Niclashäuſer Wallfahrt zu Ende.

799. Chriſtnachtwunder.

Im Frankenlande herrſcht gar mancher Aberglaube im Volke, und es hat dort ſo wenig gegen ihn geholfen, daß 1477 die Aſche des Paukers von Niclashauſen in den Main geſtreut ward, als die Aufklärung der Philoſophen, Pfarrer und Schulmeiſter vom Ende des vorigen Jahrhunderts an bis auf den heutigen Tag im ganzen übrigen Deutſchland. In der Chriſtnacht, wann es zwölfe ſchlägt, ſo glauben die Landleute, rede das Vieh in deutſcher Menſchenſprache, und wer da lauſche, der höre und verſtehe, was ein Vieh zum andern ſagt, und braucht nicht erſt von der weißen Schlange gegeſſen zu haben, wie der Graf Iſang (Sage Nr. 387). Da war ein Bauer im Dorfe Riedenheim, im Landgericht Röttingen, einige Stunden von Niclashauſen, der war neugierig, möcht' gar zu gern wiſſen, was das Vieh in der Chriſtnacht für einen Discurs führen würde und barg ſich unter die Krippe und lauſchte. Und wie die Glocke zwölf ſchlug, ſo that ein Ochs ſein Maul auf und ſprach zum Nachbarochſen: du! heut' über acht Tage wird unſer Herr ſterben! — Da antwortete der andere: du! das geſchieht ihm recht, dem Viehſchinder! — und da fing der ganze Stall an vor Freude zu brüllen, aber weil die Uhr ſchon ausgeſchlagen hatte, ſo hörte und verſtand er nichts weiter als: juhu! ju! ju! juhu! — Nun war aber beſagter Bauer ſelbſt der Herr und hatte genug gehört und verſtanden, und nach acht Tagen lag er auf der Bahre.

Ein anderes Chriſtnachtwunder in Franken, an welches ſtarker Glaube herrſcht, iſt: daß mit dem Schlage zwölf der Mitternachtſtunde, ſo lange die Glocke dröhnt, Wein anſtatt Waſſers aus jedem Brunnen ſpringe. Gar wunderſelten aber wagt es einer oder eine, ſothanes Wunder zu erproben. Nun war einmal in demſelben Dorfe Riedenheim eine vorwitzige Magd, die wagte es, in der Mitternachtsſtunde der Chriſtnacht an den Brunnen zu gehen, und während des Stundenſchlages ihre Butte zu füllen. Freudezitternd trug ſie die Butte nach Hauſe, da begegnete ihr ein ſchwarzer Mann, der hatte eine rothe Feder auf dem Hut und feurige Augen, faßte die Magd hart an und ſprach zu ihr:

In deiner Butte trägſt du Wein,
Für deine Sünde biſt du mein! —

faßte ſie, riß ihr die Butte vom Rücken, die man am andern Morgen leer auf der Straße liegen fand, und fuhr mit ihr durch die Lüfte von dannen.

Aehnliches erzählt man ſich im Dorfe Weinheim an der Bergſtraße. Alldort ſtritten ſich zwei Bürger über die Wahrheit oder Unwahrheit des Volksglaubens, daß in der zwölften Chriſtnachtſtunde Wein aus dem Brunnen fließe. Darauf wurden ſie einig, der Knecht des einen ſolle am Brunnen ſtehen und die Probe machen, ſie aber wollten im nahen Hauſe am Fenſter lauſchen. Die Nacht kam, der Brunnen lief, der Knecht ſtand, und probte von Zeit zu Zeit. Waſſer! — rief er dann jedesmal. Waſſer! — Waſſer! — jetzt ſchlug die Glocke zwölf. Ach! jetzt lauft Wein! — rief der Knecht, und hatte einen prächtigen Schluck gethan. Und du biſt mein! — rief hinter ihm eine ſchwarze Geſtalt, griff ihn und verſchwand mit ihm. —

800. Die Rüden von Collenberg.

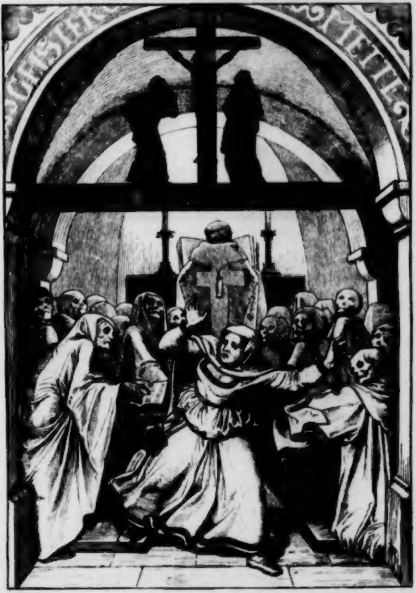
Ueberall, wo in einem Geſchlechtsnamen eine Andeutung auf Welfin, Hunde, Rüden und dergleichen begegnet, hat die Sage ihr lebendiges Schaffen begonnen und ihr Netz geſponnen. Am rechten Ufer des Mainſtromes, eine Strecke unter Wertheim, zeigt ſich noch das Trümmerſchloß Collenberg. Darauf hauſte einſt ein Ritter rauher Art, hart, geizig, mürriſch, menſchenfeindlich geſinnt. Um ſo beſſeren Sinnes war ſeine Hausfrau, ſanft, liebevoll, duldſam, nachgiebig — dafür hatte ſie es auch, gleich vielen andern guten Frauen, die ſolche nichtsnutze Männer haben, herzlich ſchlecht, zumal ſie ihrem Manne den gehofften Erben nicht ſchenkte. Da trat einſtmals ein Bettelweib den Ritter an, die hatte ſechs Söhne bei ſich, wie die Orgelpfeifen und alle friſch und rothwangig, wie Borsdorfer Aepfelchen. Da nun das Weib mit ihren ſechs Jungen den Ritter flehentlich anbettelte, da ergrimmte er über ihren Anblick und ſchrie ſie an: Weib! Du bettelſt und haſt ſechs Rangen, denen man keinen Hunger anſieht! Da muß die Hölle platzen! Gleich pack' dich zu allen Teufeln mit deiner Brut, die der Teufel an den Galgen führe! Ich habe keinen einzigen Sohn, und du Nichtsnutz haſt ſechs Freßmäuler, die dem lieben Herrgott die Tage abſtehlen! — Schön! — entgegnete das Bettelweib mit einem böſen Blick. Wir bedanken uns, Herr Ritter, für die guten Wünſche! Ich wünſch' euch auch etwas! Ich wünſch' euch zwölf Jungen auf einmal! Ich wünſche, daß ſie euch arm freſſen, bettelarm, wie ich — daß ihr ſelber Gaben heiſchen müßt, und lernt, wie Bettelbrod ſchmeckt, und wie ſolche Worte ſchmecken! Da muß die Hölle platzen! — Der edle Herr von Collenberg war ganz verſteinert über des Weibes unerhörte Frechheit — er ſuchte nach ſeinem Schwert, hatte aber keins anhängen, er rief nach ſeinen Dienern, ſeinen Hunden — war aber keiner zur Stelle, und das Weib und ihre Buben hatten flinke barfuße Beine, mit denen ſich's weit leichter und ſchneller läuft, als in Stiefeln oder Schuhen. — Und nach Jahresfriſt hatte Gott den Leib der Frau des Ritters von Collenberg geſegnet, und ſie gebar zwölf Söhne auf einmal. Da fiel dem Ritter die Verwünſchung der Bettlerin ein, und war ihm bei ſeinem Geiz mächtig bange, das Dutzend möchte ihn arm eſſen, gab daher heimlich Befehl, die Knäblein bis auf eins gleich jungen Rüden ins Waſſer zu tragen. Aber das wollte Gott nicht, und es ging wie bei den acht Knäblein des Grafen von Querfurt (Sage Nr. 417) und bei den Hunden von Wenkheim (Sage Nr. 743), nur daß dort die Mütter aus Furcht unmenſchlich grauſam waren, hier aber der Vater aus nichtswürdigem Geiz — die Knäblein wurden durch Gottes Hand und Willen am Leben erhalten, und da ſie erwachſen waren, kamen ſie allzumal, und wurden die Rüden geheißen, und war ein männlich Geſchlecht, das den Collenberger arm zehrte, und ſeine Beſitzungen gewann. Nachher nahmen ſie von der Burg ihres Vaters den Namen an: **Rüden von Collenberg.**

801. Geiſtermette zu Karlſtadt.

Zu Karlſtadt am Main geſchah es einſt, daß eine fromme Magd in einer Adventsnacht erwachte und zur Mette läuten hörte. In der Meinung, es ſei Zeit ins Rorate (Beſprengung mit dem Weihwaſſer), zog ſie ſich an und ging in die Kapuzinerkirche. Unterwegs noch vernahm ſie das Geläute; als ſie an die Kirche kam, wurde darin zur Orgel geſungen und die Fenſter waren hell erleuchtet. Sie ging durch die offene Thür hinein, es war am erſten Seegen und ſie kniete ſchnell in einen Betſtuhl. Später fiel es ihr auf, daß andere Lieder, als die gewöhnlichen, geſungen wurden; ſie ſchaute umher und erkannte jetzt in dem Prieſter und in mehrern andern Verſtorbene aus dem Orte und merkte nun, daß ſie unter lauter ſolchen ſich befinde. Voll Schrecken floh ſie aus der Kirche und kaum war ſie vor der Thüre, ſo ſchlug es Mitternacht. Da mit einemmal verſtummte in der Kirche Geſang und Orgel, die Lichter erloſchen und ein Windſtoß warf die Thüre zu.

802. Karlſtadter Streiche.

Auch Karlſtadt, am ſchönen Main, hat die Ehre in den Kranz der Orte zu gehören, denen Scherz und Sage abſonderliche Lalenſtreiche aufbürden, gleich


GEISTER
METTE

Geiſtermette.

den
ſch
iſt
Lal
au
den
ſich
W
we
iſt
da

un
lich
ſch
W
wu
S
S
un
de
ſta

ein
zä

ſte
ru
fe
R
de
ih
ſch
au
E
R
H
E

Waſungern und vielen andern (Sagen Nr. 190, 739, 770), trotzdem, daß
n Karl Martell die Karlsburg über dem Städtlein erbaut haben ſoll. Freilich
auch hier vieles, wie bei den meiſten andern, nur ein Wiederhall aus dem
enbuche, anderes iſt oft gerade deshalb, weil es eigenthümlich, nicht wohl
sführlich mitzutheilen. Der weiſe Rath, die vom Berge herabgefahrenen Gar-
wieder hinauf zu führen, weil das Herabwerfen ſchneller gehe, wiederholt
anderwärts mit Holz; jener, welche Sorte Papier dem Fürſtbiſchof von
ürzburg bei ſeinem hochgnädigen Beſuch in Karlſtadt an den dritten Ort gelegt
rden ſolle, könne und dürfe, der ſich über Gebühr und Zeit in die Länge zog,
einer von den eigenthümlichen Streichen, zumal dieſe „brennende“ Frage bis
o noch nicht entſchieden ſein ſoll.

Als die Schweden Würzburg erobert hatten und darin als Herren walteten,
vieles mitgehen ließen, ſchien auch für Karlſtadt deren Nahen unausbleib-
, daher ward in aller Eile der Schatz der Stadt in eine eiſerne Truhe ver-
loſſen, und gleich dem Nibelungenhort, im Rhein, in den Main verſenkt.
elches Zeichen die Nibelungen gemacht, den Hort dereinſt wieder zu erlangen,
ßten die Karlſtadter nicht, welches ſie aber machen ſollten, das wußten ſie.
e ſchnitten in aller Eile in den Schelch, darauf ſie den Schatz mitten in den
rom gefahren, an der Stelle, wo ſie den Schatz hinabgeſenkt, eine tiefe Kerbe,
fuhren dann fröhlich wieder zum Ufer. Der Schatz war gut geborgen. Als
Schwede kam, fand er ein leeres Neſt, und als er fort war, fanden die Karl-
dter wohl die Kerbe im Schelch, aber den Schatz, den fanden ſie nicht wieder.

Wie ſie das blecherne Männlein an der Uhr kurirt haben, das iſt auch ſo
e Geſchichte, die ſie nicht gern erzählen hören, darum mag ſie auch hier uner-
lt bleiben.

---

803. Das Schenkenſchloß.

Ueber Zell bei Würzburg, hart überm Wege nach Karlſtadt, rechter Hand,
ht eine alte Thurmtrümmer, die Schenkenburg genannt; auf der hauſte ein
heloſer Schenk. Nun wurde einſt in einer Spinnſtube geſagt, droben im Schen-
nthurme ſei ein Hühnerneſt mit Eiern, und dabei derjenigen ein neuer grüner
ock verſprochen, die ſich getraue, jetzt in der Nacht und ganz allein die Eier aus
m Neſt zu holen. Ein Mädchen war zu dem Unternehmen bereit, wenn man
einen Ranken Schwarzbrod, einen Wetzſtein und einen ſchwarzen Kater ver-
haffen wolle. Nachdem ſie dieſe drei Dinge erhalten, ging ſie damit getroſt hin-
f in den öden Burgthurm, fand dort in einer Rauſe das Neſt und nahm die
er heraus. Da rief ein grauer Mann ihr zu: hätteſt du nicht deinen rinkenden
ank, deinen wetzenden Wetz und deinen ſchwarzen Kater — ſo müßt' ich dir den
als brechen! — Voll Schrecken lief das Mädchen davon und brachte zwar die
er nach Zell, wurde aber gleich darauf krank und ſtarb nach kurzer Zeit.

Da wo jetzt noch dieſer Schenkenthurm ſteht, ſtand vormals eine ſtattliche

Burg, die gehörte dem Schenken von Roßberg. Es iſt allgemeiner Glaube, daß dort die Geiſter der Ritter noch ſpukend umgehen, und daß große Schätze ſich zur nächtlichen Zeit durch blaue Flämmchen droben verkünden. — Zu Unterdürrbach, hinterm Schloßberge nach Rimpar zu, lebte ein altes Weib, die hatte aus Gnade und Barmherzigkeit ein armes Waislein, das ihre Verwandte war, zu ſich genommen. Sie plagte aber das arme Kind, wie ein Teufel, und dabei hatte ſie eine ungemein durſtige Leber. Als ſie einſtmals ihren Vorrath ausgezecht, gab ſie dem Mädchen den Weinkrug und befahl ihm Wein zu holen, aber Geld gab ſie ihm nicht, und da fragte das Kind: wo ſoll ich denn Wein holen ohne Geld! — Ei du Teufelsbraten! — ſchrie die Alte — hol' ihn doch in des Ku- uks Namen, wo du willſt! Meinethalb droben im Schenkenthurme! Da muß man doch wohl den Wein geſchenkt bekommen! — Das Mädchen ſtieg in ſeiner Unſchuld den ſteilen Berg hinauf und betrat die inneren Räume der Burg; da chritt ihm ein kleines eisgraues Männlein entgegen und fragte freundlich: was willſt du, Kleine? — Das Kind erzählte, was ihm von der Alten geſagt und ge- eten worden war. Das ſchien dem Männchen zu gefallen, und es nahm den Krug, verſchwand in ein Gewölbe und brachte dann das Gefäß gefüllt mit dem öſtlichſten Wein wieder. Als er ihn dem erſtaunten Kinde übergab, ſprach er: abe Dank, du kleine reine Feine! Du glückſelige Magd haſt mich erlöſt! Denn o lange war ich verdammt, in dieſem Gemäuer zu wandern, bis ein rein unchuldig Kind mir etwas von dem geraubten Gut abverlangen werde. Geh hinab, nd trinke ja nicht von dem Wein, ſonſt brennt er dir auf der Seele. — Das Mädchen zitterte an allen Gliedern, und trug den Krug hinab, der wurde aber it jedem Schritt ſchwerer und immer ſchwerer, und als es endlich den Fuß des erges erreicht hatte, ſank es erſchöpft nieder. Schon wollte es einen wackern ug zur Stärkung thun, aber — da war der Wein verſchwunden, und hatte ſich eitel Goldſtücke verwandelt.

804. Würzburgs Gründung.

Die Gründung Würzburgs und namentlich die ſeiner Veſte fällt in ſehr frühe eiten. Da der Frankenherzog Gozbert ſich dem Chriſtenglauben zuneigte, ließ die Götzenbilder in den Mainſtrom verſenken, und reinigte von ihnen Schloß nd Stadt. Alſo ſchon zu deſſen Zeit beides vorhanden. So auch bekannte ſich r Herzoge letzter, Hetan, mit ſeiner Tochter Irmina zum Chriſtenthum, die äter ihren Wohnſitz auf die Karlsburg über Karlſtadt verlegte, und die Burg der Würzburg dem erſten Biſchof, Burkhard, überließ. Andere ſchreiben der ſte Gründung einem Traume Pipins zu, den er in öder Waldwildniß auf m Burgberge, vom Jagen müde und entſchlummert, gehabt, worauf derſelbe 64 zuerſt eine Kapelle auf dem Berge erbauen laſſen; darauf habe Karl der roße ein Kloſter droben begründet, und der alte Name habe Wilisburg, Wilds- urg, Wülzburg gelautet, der häufig begegnende Umlaut des l in r habe endlich daraus Würzburg bilden laſſen. „Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen“ — allein ſolche Angaben ſind kaum Sage zu nennen, denn in der Regel hat dergleichen nur einer geſagt, der es eben erträumte. Burg- und Städtegründungen, die ſo hoch, wie jene Würzburgs, in die Zeitenfrühe hinaufragen, laſſen ſich nicht nach Jahr und Datum an den Fingern herzählen.

Als ſich in Weſtfrankonien die Macht der Majordomen oder Hausmeier über die der Könige unter dem hochſtrebenden Pipin von Heriſtal, der das Ruder der Herrſchaft in ſtarken Händen hielt und dem König nur einen Schatten von Anſehen gönnte, erhoben hatte, nannten ſeine Nachkommen ſich Herzöge und Fürſten der Franken. Karl Martell hatte Thüringen und Franken den Sachſen entriſſen. Karlmann bekam in der Theilung mit ſeinen Brüdern Auſtrien, Suevien und Thüringen. Bald auch machte der Name Franken neben Auſtrien und Ruiſtrien (Neuauſtrien, Oſtfranken) ſich für immer geltend. Karlmann konnte ſchon an das Stift Würzburg eine Menge Kirchen und Güter ſchenken. Pipin der Kurze, Karlmanns Bruder, beſtieg, als letzterer der Welt entſagte und in ein Kloſter trat, den Thron. Er übergab dem Biſchof Burkard zu Würzburg die Herzogwürde für ſich und ſeine Nachfolger, mit der Jurisdiction über Leute und Blut, welche die Würzburgiſchen Biſchöfe jedesmal von dem weſtfränkiſchen Königreiche zu Lehn empfangen ſollten, daher das Sprüchwort entſtand: Herbipolis sola judicat ense, stola. Pipins großer Sohn Karl war oft in Franken und Thüringen anweſend. Längſt war Franken in Gaue eingetheilt, die unter beſonderen Gaugrafen ſtanden. — Würzburg, die uralte Biſchofſtadt, iſt ſo reich an örtlichen Sagen, daß ſie für ſich ein Buch füllen würden.

---

805. Das Kreuz am Stein.

„Zu Würzburg auf dem Stein, da wächſt der beſte Wein!“ — wiederholt ein Jahrhundert dem andern. Auf der Stätte nun, wo der beſte Wein wächſt, dem aber jener an der dem Stein gegenüber liegenden Leine keineswegs nachſteht, denn er leiſtet außerordentliches, ſteht ein ſteinern Kreuz. Zu einer Zeit wegelagerte Ritter Eppelein von Gailingen der Tapfere, dem die Würzburger Sage den Ort Gailig oder Gailnau bei Rothenburg an der Tauber zuweiſt, in dieſer Gegend, und hielt die Veitshöchheimer Straße bewacht, von der er einen heraufkommenden Güterzug verkundſchaftet hatte. Weil aber der Ritter ein ſchlimmer Geſelle war, ſo war längſt auf ſeinen Kopf ein Preis geſetzt, den die Würzburger juſt ſo gern verdienen mochten, wie die Nürnberger (Sage Nr. 706), und der Güterzug war eine Falle, denn als er nahe kam, und Eppela mit ſeinen dreizehn ihn angriff, ſo ſprangen aus den Fäſſern und Kiſten und Kaſten der hoch beladenen Fuhrmannswagen mehr als dreimal dreizehn Bewaffnete und von zwei Seiten ſprengten würzburgiſche Reiſige heran, und da kam es an ein arges Schlagen und Klopfen, und war Eppela Gaila von Dramaus heute zu vierzehnt ausgeritten, ſo ritt er ganz einzig und allein jetzt über Stock und Stein auf wilder

Flucht, und hinter ihm her, wie die wilde Jagd, ritten ſeine Verfolger, ſchnitten ihm auch ſeitwärts Wege ab, kreiſeten ihn ein, wie die Jäger einen Edelhirſch und erhoben ein lautes Halloh, als ſie ihn dahin gebracht, daß er einer hohen Felsklippe am Stein zuſprengte, von der kein Entrinnen war, denn unter ihr floß breit und tief der Strom. Aber Eppeleins treues Flugroß hatte ſchon ganz andere Sprünge gemacht, als den, der jetzt zu machen war, ein Satz und im Main verſchwanden Mann und Roß, und nach einer Weile tauchten beide unverſehrt am andern Ufer empor und gewannen's, und wenn Eppelein auch den Würzburgern hätte zurufen wollen: die Würzburger henken auch keinen, ſie hätten ihn zuvor — ſo war er doch zu weit von ihnen, als daß ſie's gehört hätten.

Aus Dankbarkeit für ſeine Rettung hat hernach der fromme Eppelein das Steinkreuz auf den Fels am Stein aufrichten laſſen.

806. Die Wirthin zur Gans.

Ganz nahe beim Marienburgberg bei Würzburg liegt St. Nikolauskapelle. Dieſe ſoll eigentlich diejenige geweſen ſein, welche—Pipin nach ſeinem Traume gründete. Des Berges Spitze heißt die Waldkapel, da ſtand ſonſt eine Kapelle des Teufels darauf, nämlich ein Wirthshaus, genannt zur Gans. Darin hauſete eine loſe Wirthin, die manſchte den Wein, deſſen dort doch kein Mangel, dennoch mit Waſſer, dafür iſt ſie aber auch von ihren Gäſten ſo oft und ſo lange verwünſcht worden, bis die Verwünſchung an ihr in Erfüllung gegangen. Längſt iſt vom Wirthshaus zur Gans keine Spur mehr vorhanden, aber die böſe Wirthin, oder vielmehr ihre Seele, hat noch immer keine Ruhe, ſie muß umgehen, wie die Arnſtädter Bierzapferin im Walperholz (Sage Nr. 587) und immer ſchreien:

Ein halb Maaß Waſſer,
Ein halb Maaß Wein,
Macht's etwas blaſſer,
Doch auch 'n Maaß Wein.

Und was das Schlimmſte bei der Sache iſt, iſt das, daß dieſe wandernde Seele nicht eher ihre Erlöſung zu hoffen hat, bis kein Wirth und Weinhändler mehr im ganzen weingeſegneten Frankenlande auch nur einen Tropfen Waſſer dem Weine zumiſcht, da kann die Aermſte noch lange warten, wandeln und ſchreien.

807. Chriſtusbild fängt einen Dieb.

In die Neumünſterkirche zu Würzburg ſtieg einſt ein Dieb; er hatte wahrgenommen, daß ein Chriſtusbild allda mit einer reichen güldnen Kette geziert war, die ein frommer Gläubiger zur Erfüllung eines Gelübdes demſelben geopfert. In ernſter Ruhe ſtand das Crucifix, die Arme feſt am Kreuzesſtamm; ſtrafend ſchienen die Augen des heiligen Leichnames den Kirchenräuber anzublicken — aber der Dieb ließ ſich nicht ſchrecken, er nahte dem hölzernen Bilde, und ſtreckte die Hand gierig nach der Goldkette aus. Indem ſo ließ das Bild ſeine Arme vom Kreuzesſtamme los, und umhalſte den Dieb, was dieſem ſehr drückend war. Er ächzete und krächzete, wie ein Fuchs im Eiſen, aber das hörte Niemand; er winſelte, wimmerte und betete, das hörte auch Niemand, denn das Crucifix ſtand in der Krypte der Neumünſterkirche. Endlich, als ihm die Umarmung ſchier unerträglich ward, ſchrie er: Zetermordio, zu Hülfe! zu Hülfe! — das endlich hörten die Leute und fanden den Vogel, und banden ihn, und thaten ihn in einen ſichern Käfig; aber ein Wunder begab ſich noch, des Kreuzbildes Arme blieben, ſo wie ſie den Dieb losgelaſſen, vor den Leib hin ausgeſtreckt ſtehen, und ſo wird es noch heute gezeigt und angeſtaunt.

808. Hanger Stiftskirche.

In dem reichen Stift Hang dicht an Würzburg ſollte eine ſchöne Kirche gebaut werden; der Baumeiſter verhieß, ſie ſolle im Innern und Aeußern der St. Peterskirche zu Rom gleichen, und mit gleich herrlicher Kuppel geziert ſein. Mißlinge das Werk, ſo wolle er auf ſeinen Lohn verzichten. Der Baumeiſter war ein Teufelsbündner, er glaubte ſeiner Sache ganz ſicher zu ſein, und vollendete mit des Teufels Hülfe glücklich den Bau; aber eben weil er ihn vollendete, verfiel er dem böſen Feind zum Eigenthum, und dieſer trachtete mit Argliſt, ihn zu verderben, denn er hatte mit dem Baumeiſter bedungen, daß dieſer ihm dann verfallen ſolle, wenn der Bau glücklich vollendet werde, und der Baumeiſter dennoch auf ſeinen Lohn verzichte. Da nun die Gerüſte abgenommen wurden, ſo entſtand in der Gewölbekuppel ein donnerähnliches Krachen, das Gewölbe ſchien ſich zu ſenken und alles zuſammenſtürzen zu wollen. Voll Entſetzen und ſchreiend drängte alles nach den Thüren, dem Baumeiſter ſelbſt war ſo bange um ſeinen Kopf, daß er ihn alsbald ſelbſt verlor, ſtürzte auch aus der Kirche, und fand ein ſchwarzes geſatteltes Pferd ſtehen, auf das er ſich eilend warf, Lohn und alles dahinten ließ, nur ſein Leben zu retten, und davon ſprengte. Das Pferd rannte ſpornſtreichs nach dem Galgenberge, zur Gerichtsſtätte, wo die armen Sünder abgethan wurden, und als es droben war, warf es den Baumeiſter ab, und verwandelte ſich in die Geſtalt des Teufels, welcher alsbald dem Baumeiſter das Genick brach, ehe er Amen ſagen konnte.

Nun geht die Sage noch immer in Würzburg, daß das Münſter zum Stift Haug bis heute noch nicht bezahlt ſei, und daß der Böſe ſtatt der Zinſen jedesmal ein Menſchenleben fordere, ſobald an der Kuppel eine Ausbeſſerung vorgenommen werde. Da müſſe ſtets ein Arbeiter verunglücken, wie denn auch im Jahre 1827 wiederum geſchehen.

Dem Stifte Haug gehörte als Eigenthum das Dorf Gramſchatz, ohnweit dem Städtlein Rimpar, wo Wilhelm von Grumbach ſeinen ſtattlichen Herrenſitz hatte, der noch ſteht. Dort herrſcht ein eigner Brauch: es darf zu Ehren der heiligen Jungfrau an Sonntagen keine Beſſerung auf das Feld gefahren werden, und am Veitstage ſpannt kein Bauer ein Vieh an, von wegen des Veitswurms.

809. Nixen in Thalheim und im Gründlersloch.

Auch vom Dorfe Thalheim, zwiſchen Randersacker und Dettelbach, ſowie vom Gründlersloch zwiſchen dem Schloſſe Caſtell und dem Dorfe Rüdenhauſen, wie noch an vielen Orten Mittelfrankens, geht die weitverbreitete und faſt immer gleichmäßig mit geringer Abänderung wiederholte Sage von Nixen, die zum Dorf-Tanze kommen, fröhlich ſind, ſingen, tanzen, lieben und dann leiden, als wolle überall die Sage das Glück der Mädchenjugendtage ſymboliſch andeuten. In Thalheim waren der Tänzerinnen drei, die häufig begegnende Nornenzahl, im Caſtell kamen aber der Tänzerinnen fünf zur Hochzeit eines jungen Grafen. Immer weilte die jüngſte am längſten, immer büßte ſie die Luſt am härteſten; nie kommen ſie wieder, aber die Sage von ihnen geht von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Bei Randersacker iſt ein Berg, der Spielberg geheißen, dort hat ſich einſtmals der wilde Jäger über den Main ſchiffen laſſen, und das wilde Heer hat Feuer in die Fähre geworfen. Einem Heckenwirth, der von Würzburg nach Randersacker fuhr, ſoff es Wein aus dem Faß, wie die wilden Frauen bei Schwarza das Bier (Sage Nr. 501) und ſegnete es mit Niederſingen; das währte ſo lange, bis der Heckenwirth ſein Glück verplapperte.

810. Das heitere Hochgericht.

Zwiſchen Ochſenfurt a. M. und Kitzingen lag die Herrſchaft Brauneck, die umfaßte das heutige Markt-Steft und fünf Maindörfer, und kam im Jahr 1448 an das burggräfliche Haus. Da wurde nicht nur im Markt-Steft, ſondern auch in den Dörfern alljährlich dreimal Hochgericht gehalten, und zwar im Februar, im Mai und im Herbſt, etwa zur Weinleſezeit; das war etwas anders eingerichtet, als die heutigen Schwurgerichte. Die Beiſitzer ſothanen Hochgerichts waren Beamte, Frauenzimmer, Jäger und Spielleute, und die Jäger brachten ihre Hunde auch mit, denn ein wackerer Waidmann hält auf den Spruch: wo mein Hund nicht hin darf, da will ich auch nicht ſein. — Da wurde eine große offene Mahlzeit gehalten, ſelbige war das Hochgericht; es wurde eine weite Kufe voll Wein auf die Gaſſe geſtellt, und ein Schöpfſtutz oder Kelle hinein gelegt, da konnte jeder kommen und ſchöpfen, wer da wollte und trinken, ſo viel er wollte. Die Atzung, ſo nannte man die Koſten, die bei ſothanem Hochgericht aufliefen, trug die Würzburger Domprobſtei, die hatte einen großen Säckel. Das hat gewährt gerade zweihundert Jahre minder zwei, und hernach ſind zwei andere Jahrhunderte gekommen, in denen hat die Hungerleiderei und die Töpfenguckerei und die Sparſucht überhand genommen, und die Staatsweisheit iſt bis zu den

Bäuerlein gedrungen, und wird geſpart dem Teufel ein Ohr ab von Miniſtern und Volksvertretern, kommt aber keiner Seele zu gute, und läuft immer nur auf den Spruch hinaus:

Wir wollen alle Tage ſparen,
Und brauchen alle Tage mehr. —

811. Das Kitzinger Kätterle.

Ueber den Namen der guten Stadt Kitzingen am Main, Geburtsort des berühmten Theologen Eber — Melanchthons rechte Hand — haben die Sprachdiftler ſo viel abgeſchmacktes zuſammen etymologiſirt, und ihren Kohl hernach als Sage ausgegeben, daß einem übel und weh von ſolcher loſen Speiſe werden mag. Am Rathhauſe daſelbſt wird ein Mädchenbild in Flammen erblickt, vielleicht eine arme Seele im Fegefeuer, oder eine unkenntlich gewordene Madonna in der Glorie ihres fliegenden Goldhaars; davon geht dieſe Sage: vor langer Zeit lebte in Kitzingen ein durch ſeine Schönheit berühmtes Mädchen, welchem ein eigenthümliches Unglück widerfuhr. Einſtmals hatte Kätterle (Kätchen) ſich ſchon ausgekleidet, und ſtellte ſich im Hemd nah an den heißen Ofen; auf einmal begann dieſes zu brennen, und das Mädchen konnte die Flammen nicht löſchen; in voller Angſt lief die Arme auf die Straßen, doch je ärger ſie lief, deſto ſtärker brannte das Feuer, und das Kätterle mußte eines jämmerlichen Todes ſterben. Zum Andenken an das ſchöne Kätterle iſt daſſelbe brennend am Rathhaus zu Kitzingen abgebildet, und im Volk lebt noch ein Sprüchwort von ihm, denn wenn ein Kind zu nah an den Ofen tritt, ſo ſagt man warnend: hüte dich, daß es dir nicht ergehe, wie dem Kätterle von Kitzingen.

812. Die Bils-Eiche.

Bei Albertshofen im Forſt, zwiſchen Kitzingen und Dettelbach, iſt ein verrufener und unheimlicher Platz, von ziemlicher Ausdehnung, den man insgemein die Bils-Eiche nennt. In der Mitte dieſes Platzes ſtanden drei große uralte Eichen, von denen in neuerer Zeit zwei gefällt ſein ſollen, eine davon ſteht aber noch, und man nennt ſie die Bils- oder Bilds-Eiche. In der alten Heidenzeit ſollen auf jenem Platze große Verſammlungen gehalten und Opfer errichtet worden ſein. — Jetzt lärmt und pfeift es dort oft, als wenn der wilde Jäger an der Stätte hauſete, und Niemand betritt, ohne Schauer zu empfinden, dieſen Platz. Nicht weit davon iſt ein Brunnen, welcher der Weihbrunnen heißt, da ſollen in uralten Zeiten beſondere Weihungen vorgenommen worden ſein. Dieſes Waſſer rühmt das Volk als ſehr gut und heilkräftig gegen Fieber.

813. Caſteller Sage.

Auf der alten Burg Caſtell in Franken, dem Stammhaus eines noch blühenden Reichsgrafengeſchlechtes, haben die Geiſter keine Bewohner geduldet.

Die Herrſchaft hat ſich's vieles Geld koſten laſſen, und hat Leute droben ſchlafen laſſen, aber Niemand hat vermocht es auszuhalten, und ſo iſt die alte Stammburg verlaſſen worden und verfallen.

In dieſer Burg Caſtell iſt ein Brunnen, deß Tiefe reicht von der Bergeshöhe bis zum Grunde und hat Zuſammenhang mit dem Gründlersloch. Eine Ente, welche in den Caſteller Schloßbrunnen gelaſſen ward, kam im Gründlersloch wieder zum Vorſchein, eine halbe Stunde weit von dem Schloſſe. Dieſes Loch duldet keine Leichname, obſchon ſich viele darin erſäuft haben, es läßt auch keinen Stein in ſich niederſinken, ſondern wirft ihn aus. Dabei iſt's unergründlich.

Bei Gereuth oder Greuth, ganz nahe bei Caſtell, ruht im Schooß der Erde ein verſunkenes Dorf. Auch deſſen Glocke, wie die ſo vieler andern, wühlten Schweine aus.

814. Eule legt Dukaten.

Zu Prichſenſtadt in Franken hat vordeſſen ein Mann gewohnt, der hatte in ſeiner Oberſtube, wie allgemein die Rede ging, eine Ohreule, die legte ihm alle Tage, wie ein Huhn ſein Ei legt, einen Dukaten. Das war hübſch von der Eule, aber umſonſt geſchieht dergleichen Wunder nicht, und mochte wohl ein Aber mit ſelbem Nachtvogel haben. Der Mann hatte nun Geldes vollauf, denn die fleißige Eule hatte jahrelang gelegt und ſtarb nicht, und der Mann hatte endlich Gründe, zu wünſchen, die Eule los zu ſein, denn es war die Zeit bald um. Und da dachte er, du willſt die Eule wegſchenken, und als einſtmals eine Frau zu ihm kam, die einen Tragkorb auf dem Rücken hatte, ſo ſetzte er ihr die Eule heimlich in den Korb. — Aber ſiehe da, plötzlich ſank die Frau in die Kniee und ſchrie: ach was Schweres liegt denn in meinem Korbe? — und riß den Korb von der Schulter, und ſchaute in die tückiſchen feurigen Augen des Ungethüms und ſchrie: Jeſus, Maria, Joſeph! — da fauchte die Eule, gleich einer Katze, und flog aus dem Korbe, und die Frau raffte ihren Korb an ſich und entwich. Nachher hat der Mann die Eule behalten müſſen, und konnte ſie nimmermehr loswerden, nicht verſchenken, nicht verkaufen, nicht tödten, und als eines Morgens die Thüre ſeines Schlafgemachs lange verſchloſſen blieb, und er nicht zum Vorſchein kam, ſo ward die Thüre erbrochen, und da lag er todt auf ſeinem Lager, und die Eule ſaß auf ſeinem blutigen Kopfe und hatte ihm die Augen ausgehackt, als welches gar ſchrecklich anzuſehen war, und war ſo groß wie der größte Steinadler, und flog durch die geöffnete Thüre alsbald fauchend von dannen. Für ſolche Eule lobt ſich doch wohl mancher die Dukatenmännchen, die ſie zu Nürnberg und Sonneberg machen, die fügen keinem ein Leid zu, und bringen auch die Seele in keine Gefahr, dafür legen ſie auch keine Dukaten, ſondern thun nur ſo.

815. Die Zollner von der Hallburg.

Ueber Volkach am Main ſtand eine Ritterveſte, die Hallburg geheißen, und deren Beſitzer nannten ſich die Zollner. Wahrſcheinlich zöllnerten ſie ein wenig bezüglich der Mainſchifffahrt, daher der unadelige Name. Ohnweit der Burg ſteht auf dem Kirchberge noch eine ſehr alte gut erhaltene Kirche. Einſt zogen zwei Zollner von der Hallburg, Brüder, in das heilige Land, der eine war vermählt, der andere unvermählt, und kämpften tapfer gegen die Sarazenen, unterlagen aber in einer Schlacht der Uebermacht und wurden gefangen. Lange trugen ſie im dunkeln Kerker ſchwere Ketten, und endlich wurden ſie, da ſie Chriſtum nicht abſchwören wollten, zum Tode verurtheilt. Ein türkiſches Mädchen, des Kerkermeiſters Tochter, war heimlich dem Chriſtenglauben zugeneigt, und vergoß viele Thränen über der armen Ritter nahen Tod; ja ſie bat dieſelben, ſie in ihr letztes Gebet mit einzuſchließen. Darauf haben die Ritter noch einmal recht inbrünſtig im Kerker gebetet, und zwar zur wunderthätigen Maria auf ihrem Kirchberge, in der fernen Heimath, und haben nicht vergeſſen, auch die junge Türkin in ihr Gebet mit einzuſchließen. Dann ſind ſie beide ruhig entſchlummert und es erſchien ihnen die Maria vom Kirchberg im Traume und winkte ihnen. In derſelben Nacht träumte auch der verlaſſenen Herrin auf der Hallburg, die Madonna ihrer Kirche winke ſie zu ſich. Und da machte die Frau ſich am andern Morgen auf, einen ſtillen Bittgang zur Kapelle zu thun. Und wie ſie hinkam, da fand ſie vor der Thüre zwei Männer in Sklaventracht und in Ketten, und ein jung Mägdlein in des Morgenlandes Tracht in Schlummer ſitzen, und der eine war ihr Mann. Ihr lauter Freudenruf erweckte die Schläfer, die blickten ſtaunend umher, und wußten nicht, wo ſie waren, bis die Männer die Gegend und der eine in der Edelfrau ſein Weib wieder erkannte, und alle warfen ſich vor dem wunderthätigen Bilde voll frommgläubigen Dankes anbetend nieder. Dann wurde die junge Türkin des jüngern Zollners von der Hallburg Hausfrau, nachdem ſie feierlich in derſelben Kirche zur Chriſtin geweiht worden, und zum ewigen Gedächtniß ward für die Kirche ein Bildwerk verfertigt, das ſchnitzte ein kunſtvoller Hirte derſelben Gegend, welches noch vorhanden. Darauf erblickt man alle Perſonen, die jenes hohe Wunder berührt, in halber Größe; die Antlitze der Ritter ſind leidensvoll, und dieſelben Ketten und Fußblöcke, die ſie im Kerker getragen, und die bei ihrer wunderbaren Entrückung nach der fernen abendländiſchen Heimath noch an ihnen hingen, dann aber abfielen, ſind den Bildern der Ritter angelegt. Fragte nun ein Ungläubiger ſpöttelnd nach ſolchen Wunders Möglichkeit, ſo erwiedert ihm der Mund der Sage: konnte der Teufel Chriſtum ſelbſt auf einen hohen Berggipfel führen, ſo wie den Herzog Heinrich den Löwen in einer Fahrt übers Meer tragen (Sage Nr. 312), warum ſollte nicht die heilige Jungfrau ein noch höheres Wunder zu üben vermocht haben? —

816. Die alte Stadt Schweinfurt und ihr Götze Lollus.

In den alten Zeiten lag die Stadt Schweinfurt nicht da, wo ſie jetzt liegt, ſondern eine Strecke weiter aufwärts am Main, da, wo man noch eine Anzahl Gärten und Weinberge die alte Stadt nennt. Viele der Weinbergslagen haben noch bis heute die einſtigen Benennungen, welche die Straßen führten, als da Häuſer ſtanden, wo jetzt Reben- und Obſtbaumpflanzungen grünen. So die „Heerdgaſſe,“ vielleicht von den Viehheerden, „die langen Schranken,“ wo der ehemalige Turnierplatz ſich befunden haben ſoll. Dort ſteht auch im Tannengarten „die grüne Tanne,“ welche genau den Platz bezeichnet, wo vor Zeiten das Wirthshaus zum Tannenbaum ſtand, ein Baum, der ſtets neu gepflanzt wird, wenn der alte abſtirbt, damit das Andenken nicht erlöſche. Unter der alten Stadt ſollen noch große Schätze und Koſtbarkeiten liegen; wer ſie zu finden und zu heben wüßte, könnte ſehr glücklich werden.

Bei den „langen Schranken“ kam auch einſt ein Waſſerfräulein zum Turnei und Tanz; ein Ritter kämpfte für ſie, entzündet vom Reiz ihrer Schönheit. Da lächelte ſie mit rothem Mund ihrem Ritter minneſeligen Dank, aber da hatte ſie grüne Zähne, und jener ſchrak von ihr hinweg. Lachend rutſchte die Waſſerminne zum nahen Main und tauchte luſtig in die Fluth hinab.

Im Bereich der „alten Stadt“ und zwar nicht weit von den „langen Schranken“ liegt ein Platz, den nennt das Volk den Lollus. Dort war ein heiliger Hain, darin ſoll in einer Umzäunung ein ehern Götzenbild geſtanden haben, welches die Einwohner mit unblutigen Opfern, Trauben und Früchten des Feldes ehrten. Das Bildniß hieß Lollus, und ſoll geſtaltet geweſen ſein als ein nackter geſchürzter Jüngling, im vollen Lockenhaar, einen Kranz von Mohnſamen um ſein Haupt und einen über die Bruſt. Es hob die rechte Hand zum Munde, faßte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Zunge, und hielt in der linken einen Becher empor, aus welchem Kornähren ſproßten. Ueber dieſen Lollus haben die Gelehrten mancherlei von alledem geſchrieben, was ſie ſo eigentlich nicht von ihm wußten. Hernach, als der heilige Kilian in das Frankenland gekommen, und das Heidenthum allda ausgerottet hat, iſt das Bild hinweggekommen, und in den Main verſenkt worden. Viele Einwohner wurden Chriſten, und dieſe waren es, welche das Bild des Loll in das Mainbette verſenkten. Als aber einige Jahre ſpäter der fromme Glaubensapoſtel zu Würzburg ſeinen Martyrertod gefunden, fielen die meiſten Bewohner der Gegend wieder ab, ließen ſich ein neues Götzenbild des Loll aus Erz gießen, und ſtellten es an dem Orte zur Verehrung auf, den man jetzt das kleine Löllein nennt. Später jedoch ward auch dieſes Bild vernichtet. Eigenthümlich iſt es, daß vom Götzen Lollus nur an einem einzigen Ort noch im Bayerlande die Sage wiederkehrt, und zwar zu Großlellen- oder Löllenfeld im Eichſtädtiſchen. (Sage Nr. 870).

817. Die Petersſtirne.

Bei Schweinfurt war ein hoher Hügel, da wo das rechte Maingelände von Mainberg her mit ſeinen reichen Rebenpflanzungen endet, die Petersſtirne genannt; darauf hatte vor Alters eine Burg, und ſpäter dann ein Kloſter geſtanden (Sage Nr. 864). Jetzt durchſchneidet ſie die Eiſenbahn, bei deren Bau ſich viele Menſchenknochen gefunden haben. Von dieſer Petersſtirn gehen mancherlei Sagen im Munde des Volkes um. Viele haben ſchon zu verſchiedener Zeit und Stunde drei Jungfrauen in ſchneeweißen Kleidern auf dieſen Mauertrümmern ſitzen ſehen. — Einer Frau aus Schweinfurt erſchienen einſt dieſe drei Jungfrauen im Traume und ſagten ihr an, ſie möge auf die Petersſtirn gehen und dort einen Schatz heben. Sehr frühzeitig erwachte die Frau, kleidete ſich an und ward von einer wahren Sehnſucht nach jenem Orte erfüllt, dem ſie unverweilt zueilte. Schon ſtand ſie am Fuße des Berges, als die erſten Strahlen der Morgenſonne jene Mauertrümmer und das kleine Häuschen vergoldeten, welches daneben für die Weinbergshüther erbaut ſtand; da erblickte ſie droben die drei Jungfrauen gerade ſo, wie ſie ihr im Traume erſchienen waren, freundlich winkend. Aber der wunderbare Anblick dieſer geiſterhaften Weſen erſchreckte die Frau auf den Tod, ſo daß ſie bewußtlos niederſank. Andere Weinbergsleute fanden ſie und brachten ſie wieder zum Bewußtſein. Haſtig blickte ſie nach den drei Jungfrauen, doch dieſe waren verſchwunden. Als die Frau zu ihrem Mann zurückgeführt wurde, ſchmälte dieſer ſie aus, daß ſie nicht mehr Muth an den Tag gelegt, ſie würde ihr und ſein Glück gemacht haben. Auch einem Bürger aus Schweinfurt ſind auf der Mainleite, dicht über der Petersſtirn, da er auf der alten Straße fuhr, in einer ſtürmiſchen Novembernacht die drei Jungfrauen, ſchleierweiß auf der Mauer ſtehend, erſchienen. Und es ſchauerte ihn, daß er eilend vorüberfuhr.

Auf der Petersſtirn iſt ſchon oftmals eine Schlange erblickt worden, die trägt auf ihrem Haupte ein goldenes Krönlein. Einſt ging ein Hecker (Weinbergsmann) den Berg hinauf, wo noch die geringen Mauerſchädel des alten Kloſters liegen; da rauſchte mit raſchem Ringeln ihm eine große und glänzende Schlange entgegen, die trug auf dem Haupt eine goldene Krone und im Maul ein großes Bund Schlüſſel, die glitzerten und klingelten wie Silber. Der Hecker entſetzte ſich, hob ſeinen Karſt, um nach der Schlange zu ſchlagen, da ſah ihn die Schlange wehmüthig an, und bezauberte ihn mit ihrem Blick, daß er regungslos ſtand, und da ſah er denn, daß ſie weinte wie ein Kind. Als das einige Minuten gedauert, ſchwand die Schlange in die Erde, und war ihm aus den Augen und hinweg und war nirgends im Boden ein Loch zu ſehen, die Thränen aber, ſo die Schlange geweint, ſind große köſtliche Perlen geweſen, und haben den Hecker reich gemacht.

818. Die auferſtandene Frau.

Auf dem Schweinfurter Gottesacker iſt ein alter Grabſtein mit dem lebensgroßen Bildniß einer vornehmen Frau zu ſehen, welche ein eingewickeltes Kind zu ihren Füßen liegen hat. Dieſe war die Frau eines Syndikus Albert. Man ſagt von ihr, daß ſie ſehr ſchnell und plötzlich geſtorben ſei, und als ihr Tod erfolgt war, wurde ſie unter einem Schwibbogen, in welchem ſich ihr Familienbegräbniß befand, beigeſetzt. Ihr zurückgelaſſener Gatte betrauerte ſie ſehr aufrichtig. Es ging ihm aber, wie dem Herrn Richmuth von Andocht zu Köln (Sage Nr. 117). Der Todtengräber, ein habgieriger Mann, hatte an dem Finger der Leiche einen koſtbaren Ring bemerkt, den er der Todten nicht laſſen wollte; er machte ſich daher des Nachts heimlich auf, hob den Sargdeckel ab, und wollte der Leiche den Ring vom Finger ziehen; da richtete ſich dieſe plötzlich auf. Entſetzt lief der Todtengräber davon; die Frau im weißen Todtengewande entſtieg ihrem Sarg, wandelte von hinnen, und kam ruhigen Ganges vor ihr Haus, wo ſie anläutete. Eine Magd ſieht zum Fenſter hinaus: Wer da? — Ich bin's, die Frau! Oeffne! — Schreiend ſtürzt die Dienerin zu ihrem Herrn: Die Frau iſt unten an der Thüre, ich habe ſie an der Stimme erkannt! — Der Herr ſchüttelt ungläubig den Kopf, und läßt ſeinen Diener hinaus ſehen. Oeffne mir um Gotteswillen! Ich komme um vor Kälte! — Da eilt auch der Diener raſch zum Herrn: Es iſt die Frau, ich erkenne ſie an ihrer Stimme. — Der Herr aber ſagte: Ihr ſeid Thoren und dümmer wie das Vieh! Wenn meine Pferde zum Fenſter hinausſähen, würden ſie geſcheidter antworten, als ihr! — Kaum iſt das Wort geſprochen, ſo kommt es mit Gelärm und Gepolter die Treppe herauf, und ſtampft und trappt und wiehert, — die Pferde ſind's — zur Stube herein, und ſie ſtecken die Köpfe durch die Fenſter, daß die Scheiben klirren und die Flügelbänder brechen, und beide ſehen vom Vorſaal hinab zum Fenſter hinaus und wiehern. Nun läßt der Herr, erſchrocken, ſchleunig öffnen, und die halberſtarrte Frau wird zu Bette gebracht und geneſet bald darauf eines Töchterleins. Doch Mutter und Kind lebten nicht lange mehr, und die erſte wurde zum zweiten Male begraben, und beiden dieſer Grabſtein zum Andenken geſetzt. — Alle Jahre am erſten Oſtertage iſt eine wahre Wallfahrt nach dem Gottesacker, der dann prächtig mit herrlichen Blumen geſchmückt iſt, aber das Erſte, was man den Kindern zeigt und was ſie alle gerne ſehen wollen, iſt die wiedererſtandene Frau mit ihrem Kinde.

819. Die heilige Jungfrau ſchützt Münnerſtadt.

Im dreißigjährigen Kriege, und zwar im Jahre 1641, wurde Münnerſtadt, zwiſchen Schweinfurt und Neuſtadt unter der Salzburg gelegen, von den Schweden unter Anführung des Weimariſchen Generals Roſa hart bedrängt und belagert. Der Feind hatte auf dem Karlsberg ſeine Verſchanzungen und begann von ihm aus die Stadt zu beſchießen. In dieſer war eine fromme Brüderſchaft „zum heiligen Roſenkranz," die in ſolcher Bedrängniß heiße Gebete um Rettung zum Himmel ſandte. Als nun die Kanonade vom Karlsberge herab am heftigſten wurde, offenbarte ſich ein göttliches Wunder; denn die heilige Jungfrau erſchien in ihrer Glorie, umſchwebt von Engeln, im langen weißen Gewande und himmelblauem Mantel auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber verwunderten und entſetzten ſich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Zum Gedächtniß dieſer wunderbaren Rettung feiert Münnerſtadt bis heute noch ein Dankfeſt mit feierlichem Gottesdienſt und einer Prozeſſion, während welcher die Stadtthore geſchloſſen werden. Und am Marienaltar in der überaus ſchönen Pfarrkirche künden wohlklingende lateiniſche Diſtichen der Nachwelt dieſes Ereigniß, welche mit dem heiligen Roſenkranz, der Himmelsroſe Maria und dem Namen des feindlichen Feldherrn, Roſa, anmuthig wortſpielen. Auch in das ſtädtiſche Wappen und in das Siegel der Marienroſenkranzbrüderſchaft zu Münnerſtadt ward der Madonna Bild mit dem göttlichen Sohne über der gethürmten Thorpforte aufgenommen.

820. Die ſcharfe Scheere.

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerſtadt erſieht man einen Grabſtein, auf welchem eine Scheere eingehauen iſt. Der unter dem Grabſtein Ruhende war ein andächtiger Schneider, welcher ſich aber in ſeiner Andacht gar zu oft vom Teufel geſtört ſah. Dieſer erſchien ihm dann und flüſterte ihm zu, daß er recht viel Tuch in die Hölle werfen ſolle, und trieb auch ſonſt mit dem Schneider viele verfängliche Poſſen. Der Geplagte klagte ſeine Noth einem frommen Manne, und empfing von dieſem den Rath, ſo der Teufel das nächſte Mal ſich wieder einſtelle, ſolle er die Scheere nehmen, und ihm den Schwanz abſchneiden. Dieſem Rath beſchloß der andächtige Schneider zu folgen; er ſchärfte ſeine Scheere, und als der Teufel wieder kam, ſchnitt er ihm den Schwanz rups und kahl vom Leibe weg. Der Teufel ſchrie Mordjo! fuhr von dannen und ließ den Schneider fortan in Ruhe. Die Scheere blieb lange als Erbſtück bei der Familie, und auf des Schneiders Grabſtein wurde ihr Abbild eingegraben. Von dieſer Zeit an hat der Teufel keinen Schwanz mehr. Der arme Teufel! Es iſt ſchrecklich wie ihm die Menſchheit mitgeſpielt hat, und was er ſich alles hat müſſen gefallen laſſen; er müßte ſich vor ſeinem Schatten ſchämen, wenn er einen Schatten hätte. Haare, Hörner, Klauen und den ſchönen Schwanz hat er laſſen müſſen, beide nicht unbeträchtliche Ohren ſint ihm längſt abgelogen worden, denn das Sprüchwort beſagt ja: der lügt dem Teufel ein Ohr ab. Schuhe oder Stiefeln hat er auch nicht mehr, denn ſehr Viele haben ihn barfuß laufen ſehen. Deswegen iſt er ſo unkenntlich geworden, daß die Welt gar nicht mehr recht an ihm glauben kann und mag, und daher eben kommt es, daß jetzt immer ehe man ſich's verſieht, bald da, bald dort, der Teufel los iſt, weil man ihn nicht mehr am Aeußeren erkennt und meidet. Es ſind auch ſonſt noch an der Münnerſtädter Kirche unterſchiedliche Wahrzeichen, unter andern ein Wolf, der eine Henne frißt, der ſoll das Hochſtift Würzburg bedeuten, das einen guten, ja den beſten Theil der alten Grafſchaft Henneberg verſchluckt hat, denn das ganze Gebiet rings umher, was nicht kaiſerliches Dominium war, war Hennebergiſch, und ward auch hier wiederum beſtätigt, daß die Kirche einen guten Magen habe.

821. Die heiligen Salzflüſſe und die Salzburgen.

Im geſegneten Frankenlande fließt die Saale, an deren Ufernähe reiche Salzquellen hervorbrachen, und noch hervorbrechen. Eine andere Saale, und zwar ein ungleich mächtigerer Strom durchfließt das Thüringerland, und auch dort gaben ergiebigreiche Salzquellen den Völkern der germaniſchen Frühzeit Anlaß zu blutigen Kämpfen um das den Göttern heilige, den Menſchen unentbehrliche Salz. Darum wurden die Flüſſe Saalen genannt, an beiden kämpften Chatten und Hermunduren, und letztere waren meiſt ſiegreich, und die Sieger opferten alle gefangenen Männer und Pferde ihren Göttern. Hoch über das Ufer der fränkiſchen Saale ward eine mächtige Veſte hingebaut, die **Salzburg**, welche den weiten Saal- und Grabfeldgau beherrſchte; auf ihr weihte der thüringiſche Apoſtel Bonifacius vor mehr als eintauſend einhundert Jahren, nachdem ſchon vor ihm die Apoſtel Frankoniens, St. Kilian, Totnan und Kolonat in jene Gegenden das Kreuz und die Leuchte des Chriſtenthums getragen, drei Biſchöfe, und hielt dort mehr als ein geiſtliches Concil.

Auf der alten Salzburg weilte ſchon Karl Martell, ein naher umfangreicher Wald hieß der Salzforſt und war Reichsdomaine; in ihm hat auch Pipin gejagt, und Karl der Große empfing auf dieſer fränkiſchen Salzburg die Abgeſandten des griechiſchen Kaiſers Nikophoras aus dem fernen Byzanz, welche den heiligen Leichnam Joſephs von Arimathia mitbrachten, den Kaiſer Karl der Große in den Dom zu Aachen ſchenkte.

Zum öftern haben auch die ſpätern Karolinger auf der Salzburg verweilt, bis Kaiſer Otto III im Jahr des Herrn Eintauſend das Palatium Salz dem Hochſtift Würzburg zu eigen gab.

Schon die Quellen des fränkiſchen Saalfluſſes heißen **Salzbrunnen** und **Salzloch**, wo die Sage geht, daß der jetzt kleine Fluß, der bei Gemünden in den Main einmündet, vor Zeiten ſchiffbar geweſen, und daß Kaiſer Karl der Große von Worms zu Schiffe den Rhein hinab, von da in den Main, vom Main in die Saale gekommen ſei und alſo zu Waſſer gefahren bis zur Salzburg, als er die Burg zum erſtenmale beſuchte.

So erbaute auch die Völkerſchaft, die an der thüringiſchen Saale ſiegreich und im Beſitz der Salzquellen blieb, allmählich eine Stadt und nannte ſie **Hala**, das iſt ſoviel als Salzſtätte, daraus wurde ſpäter ſprachüblich **Halle**. Kaiſer Otto II. hat dann dieſen Ort erweitert und ihm Stadtrecht verliehen. Eine andere Stadt, **Hall** in Schwaben, trägt gleicherweiſe ihren Namen von ihren Salzquellen.

Außer dieſen beiden Salzſtrömen, Saalen, hat Deutſchland aber auch noch andere, deren Namen auf Salzquellen hindeuten, da iſt die Salza (Salzach) und

Saala und die Sulzbach in Oeſterreich und im Bayernland. An der öſterreichiſchen Salza liegt die bedeutende Stadt Salzburg mit ihrer ſtattlichen Veſte, und ihr nahe liegt der berühmte Salzort Hallein. Ein anderer Fluß, Salzbach, ergießt ſich in den Rheinſtrom. All dieſe Ströme und Flüſſe waren den Urvätern heilig, und Salz und Brod waren es nicht minder; Salz zu verſchütten galt für eine ungünſtige Vorbedeutung, Brod unnütz zu verwüſten, für eine Verſündigung. Salz und Brod mit Jemand zu eſſen, war Zeichen des Friedens und der Gaſtlichkeit, ja ſelbſt ein deutſches Sprüchwort ſagt aus, man ſolle keinem eher trauen, bis man eine Metze Salz mit ihm gegeſſen habe, wozu eine gute und lange Zeit des gegenſeitigen Bekanntſeins und Zuſammenlebens gehört.

822. Vom Kloſter Theres und Adalberts des Babenbergers Grab.

Zwiſchen Schweinfurt und Haßfurt lag vor Zeiten ein ſtattliches Schloß, das gehörte dem Grafen Adalbert von Babenberg, der auch ein Kloſter allda gegründet hatte, das führte den Namen Sondernshus. Dieſen Adalbert vertrieb auf eine ſchändliche Weiſe jener Biſchof Hatto von Mainz, den die Mäuſe bei lebendigem Leibe gefreſſen haben (Sage Nr. 63). Adalbert hatte den Bruder des Königs Ludwig im Kampfe erlegt, und der König belagerte ihn in ſeiner hohen Veſte der Babenburg über Bamberg, und Hatto war des Königes Rathgeber und Kanzlar. Der ging als Abgeſandter hinauf auf die Babenburg und beredete den Grafen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige, und verhieß ihm vor dem Eſſen wieder ſicher und ungefährdet auf die Burg zurück zu bringen. Da ſie nun hinab ſtiegen, ward es dem Hatto flau und klagte ſich heißhungers, da er noch nüchtern, ſo lud ihn Adalbert zur Umkehr in die Burg ein, erſt etwas zu frühſtücken. Dann gingen ſie hinab in des Königs Lager, und der König ließ den Grafen alſobald verſtricken. Adalbert klagte über den Treuebruch und berief ſich auf Hatto's Zuſage freien und ſicheren Geleites zurück auf die Burg, da ſprach der lügneriſche Pfaff: hab' ich dich nicht, wie ich verſprochen, vor dem Eſſen ohne Gefährde wieder auf deine Babenburg zurück gebracht? — Und da ließ der König Ludwig den Grafen Adalbert zur Sühne ſeines Bruders Konrad gleich im Lager enthaupten, andere ſagen, es ſei dies in Adalberts Schloß Sondernshus geſchehen, denn alldort liegt er begraben. Der König Ludwig hatte Adalberts Leichnam nach der Enthauptung in den Main werfen laſſen, davon kam ſchnelle Kunde nach Adalberts Schloß, da ſammelte ſich die Dienerſchaft am Strom, und als der Leichnam geſchwommen kam, riefen ſie weinend: der is! der is — (der iſt es) und davon wurde hernachmals das Schloß und Kloſter Theris und Theres genannt. In der Kloſterkirche wurde Adalbert feierlich beerdigt und ihm ein ſtattliches Epitaphium errichtet; es ſtand an der Wand, linker Hand gegen den Hochaltar, und der Graf war darauf abgebildet in ſeinem Harniſch und lebensgroß, ſtehend auf einem liegenden Löwen, und darum oder darunter die Worte: Anno Domini DCCCCVIII obiit nobilis Albertus comes de

Babenberg qui hic jacet incineratus monasterii hujus fundator opum quantum dator, cujus anima requiescit cum sanctis. Amen *). Nach der Zeit iſt die Kirche ſammt dem Kloſter neu gebaut worden, und man weiß nicht, wohin das Epitaphium gekommen. Von Adalberts Grab hat ſich die Sage erhalten, daß daſſelbe ein koſtbares, reich mit Schätzen gefülltes, und noch nicht wieder aufgefunden ſei. Alte Leute geben an, wenn man im Thore des Kloſterhofes geſtanden, und zwiſchen zwei Säulen, die einen Betſtock gebildet, hindurchgeſchaut habe, o habe man die Linie der Richtung gehabt, in welcher ſich das Grab befinde. Noch ſoll der alte doppelſäulige Bildſtock ohnweit des ehemaligen Kloſters vor- anden ſein, man weiß aber nicht ob er noch auf der alten Stelle ſteht. Im Kloſterhofe ſteht ein neuerer ſchöner Bildſtock, zwei Säulen tragen ein Bild der Kreuzigung mit einem getheilten Wappenſchilde, darinnen St. Veit und ein Saitenſpiel, welches ein Abtshut krönt. Gerade durch die Säulen geht der Me- idian, und wer durch ſie hindurchblickt, blickt über Adalberts Begräbnißſtätte.

823. Die Ritterkapelle in Haßfurt.

Am obern Ende der Stadt Haßfurt am Main, an welcher jetzt die Eiſen- ahn vorbeizieht, ſteht die Ritterkapelle, eine geräumige Kirche und Muſter deut- her Architectur. Man ſagt, die geſammten Edeln des Frankenlandes haben ſie bauen laſſen, zu einer Grabdenkmalkapelle ihrer Geſchlechter, deshalb zieht auch ngs um die Kapelle ein Fries von lauter Wappen, und mag wohl kein Adels- eſchlecht in Franken geblüht haben oder noch blühen, deß Wappen hier nicht itgefunden würde. Unter dem Portal und über der Vorhalle wird ein wunder- ch Steinbild erblickt, das nennen ſie in Haßfurt das Wahrzeichen der Ritterka- elle. Eine männliche nackte Figur iſt mit Armen und Beinen ſo ausgeſpannt, aß die Glieder die Gradrippen des Gewölbbogens bilden. Das ſei des Mei- ers Bildniß, geht die Sage, der die Kapelle erbaute und die Geſellen betrog. r ſoll an ſeinen Gliedern mit Gewichten alſo ausgeſpannt worden ſein, die auch i der Steinfigur angebracht ſind.

Noch ein anderes Wahrzeichen findet ſich an der Außenſeite der Kapelle lin- r Hand, nämlich an einem der nördlichen Pfeiler in ziemlicher Höhe ein ich, andeutend, daß einſt bei einer Ueberſchwemmung das Waſſer alſo hoch ſtanden.

824. Der Kirchenbau zu Königsberg.

An der ſchönen neuen Pfarrkirche zu Unſer lieben Frauen in Königsberg in anken, ohnweit Haßfurt, erblickt man außen zwei Steingebilde in lächerlicher

---

*) Im Jahr des Herrn 906 ſtarb der edle Albert, Graf von Babenberg, deſſen Aſche hier eſetzt wurde, dieſes Kloſters Gründer, ein Geber reicher Güter, deſſen Seele ruhe mit den Hei- en. Amen.

Geſtalt. Davon wird Folgendes erzählt. Der Kirchenbau, bereits 1397 begonnen, ſchritt äußerſt langſam vorwärts und verzögerte ſich an ſiebenundſechzig Jahre. Man hatte den Bau einem fremden Meiſter übertragen, dieſer aber zog von dannen, arbeitete anderswo, und ließ ſich lange mahnen und drängen, den Bau doch zu vollenden; darüber entſtand viel Unwillen in der Stadt und üble Nachreden des Meiſters, und beſonders konnten zwei Bürger und Rathsherrn, die der Kirche gegenüber wohnten, kein Ende ihres Scheltens über den Steinmetzen finden. Eines Tages erblickten die Wächter eine große Männerſchaar, die von Haßfurt her herannahte, und ſtießen in die Lärmhörner, denn es dünkte ihnen ein feindliches Heer, das einen Ueberfall des Städtleins verſuchen wollte. Hell blinkte und blitzte es im Strahl der Morgenſonne wie Partiſanen und Streitärte von ferne her. Die Bürgerſchaft griff zu den Waffen, ſchickte ſich an, den Feind abzuwehren, und ſandte einen Abgeordneten entgegen mit der Frage, was des Haufens Begehren ſei? Da war es der beſtellte Steinmetz mit nicht weniger als vierhundert Geſellen, die er alleſammt herbeiführte mit ihrem Werkzeug, Aexten und Beilen, blanken Sägen und Winkelmaaßen, die ſo hell erglänzten. Und nun ging die Arbeit rüſtig und wacker von Statten; da aber dem Baumeiſter zu Ohren kam, daß die beiden Bürger ſo übel von ihm geſprochen, brachte er ihre beiden Geſtalten an der Kirche auf lächerliche Weiſe an, darum, daß ſie als alberne Philiſter voreilig über ihn geurtelt.

825. Die kühne Magd.

Vor vielen Jahren iſt am Breitenweg zu Königsberg, wo man auf Altershauſen ins Roth oder auf den Pappelſee zugeht, rechter Hand am Fahrwege gegen die Warte zu, eine Kapelle zur Ehre Unſer lieben Frauen erbaut worden. Schon im vierzehnten Jahrhundert wird ihrer gedacht. Im Jahre 1535 wurde ſie bei einer Kirchenviſitation vom Stadtrath den Kaſtenpflegern zum Ausbau einer Hofſtätte bewilligt und deshalb abgebrochen.

Von vielen Leuten wird für gewiß ausgegeben, daß bei dieſer Kirche eine denkwürdige Geſchichte ſich ereignet habe. Was die Zeit betrifft, ſo läßt ſich aus der Erzählung der Leute vermuthen, daß es nach der Reformation, da die Kapelle ohne Gebrauch und ohne Kapellmann geweſen, geſchehen ſei. In der Vorſtadt vor dem Haßfurter Thor hatten die jungen Dirnen eine Spinnſtube. Nun kam das Geſpräch auf die Kapelle, von der man immer ſagte, daß es darin nicht geheuer ſei, und das muthwillige Volk ſprach: wer zur Kapelle laufe und ein Wahrzeichen zurückbrächte, ſolle ein neues Kleid bekommen. Eine kühne Magd lief auch wirklich in der finſtern Nacht zur Kapelle, da erblickt ſie vor der Thüre ein Pferd mit einem Bündel und vernimmt aus der Kirche ein großes Gewinſel und Wehklagen, ſie ſchneidet jedoch den Bündel vom Pferd und eilt heimwärts. Unterdeſſen kommt ein Reiter ihr ſtraks nachgeritten, und die Magd verbirgt ſich in der größten Angſt hinter einem am breiten Weg liegenden Düngerhaufen.

lls der Reiter vorbeigeſprengt, eilt, vor Furcht am ganzen Leibe zitternd und hreckenbleich, die Magd in die Spinnſtube, öffnet den Bündel, da finden ſich arin allerlei Koſtbarkeiten, Gold, Perlen u. dgl., wie auch Briefe, woraus ſie enn erſehen, daß eine reiche Jungfrau verreiſen wollte, aber von ihrem Gefähr-en, dem treuloſen Knecht, in dieſer Kapelle ermordet wurde.

Dieſe Sage wiederholt ſich mit mancher kleinen Abwandlung da und dort. uch vom Dorfe Schwarza bei Meiningen, allwo Frau Holle mit dem treuen ckart durchzog (Sage Nr. 501), ſoll ſich mit einem Mädchen in der Kirchhof-pelle das gleiche begeben haben. Der nacheilende Reiter hieb noch mit ſeinem chwerte Schrammen in die Hausthürpfoſten.

826. Regiomontanus.

Aus Königsberg ging ein berühmter Gelehrter hervor, hieß **Johannes Müller**, wurde Magiſter und ein großer Mathematikus, und ſchrieb ſich deutſch **Magiſter Johann von Kunsperk**, lateiniſch aber Regiomontanus. Noch cht auf dem Salzmarkt daſelbſt Nr. 29 ein altes Häuschen, das Hennebergiſche nannt, darin ſoll Regiomontanus geboren ſein und gewohnt haben. Auf dem ang ſteht mit großen lateiniſchen Buchſtaben an der Thüre einer dunkeln Kam-er folgendes Diſtichon:

Cui vivas et cur vivas hoc noscere disce,
Si facis hoc, coelo dignus eris.

d. h.

Wem du lebſt und warum du lebſt, dieß lerne erkennen,
Thuſt du dieſes, dann wirſt würdig des Himmels du ſein.

ieſen Spruch ſoll Regiomontanus als Jüngling an ſeine Kammerthüre geſchrie-n haben. In neuerer Zeit hat man alldorten dem berühmten Landsmann ein hrendenkmal errichten wollen.

827. Das Kirſchbäumchen auf Burg Raueneck.

Von den Trümmern des alten Bergſchloſſes Raueneck in Franken geht eine nz gleiche Sage, wie von dem gleichnamigen Schloß bei Baden in Oeſterreich. s liegt dort noch ein großer Schatz vergraben, den bewacht ein ruheloſer Geiſt, r ängſtlich auf Erlöſung hofft. Aber wer kann und ſoll dieſen Schatz wohl ben und den Geiſt erlöſen? Auf der Mauer ſteht ein Kirſchbäumchen; das es einſt ein Baum werden, und der Baum wird abgehauen und daraus eine iege gemacht. Wer nun in dieſer Wiege als ein Sonntagskind geſchaukelt rd, wird erwachſen, aber nur, wenn er rein und jungfräulich geblieben, in er Mittagsſtunde den Geiſt befreien und den Schatz heben und über alle Man-n reich werden, ſo daß er die Burg Raueneck und alle zerſtörten Burgen in der he wieder aufbauen kann. Wenn das Bäumchen verdorrt oder ein Sturm es bricht, dann muß der Geiſt wieder harren, bis abermals ein durch einen Vogel auf die hohe Mauer getragener Kirſchkern aufkeimt und aufgrünt, und vielleicht zum Baume wird. Da mag ſich wohl das Sprüchwort erfüllen: Harren iſt langweilig, macht aber weiſe. Auch dieſe Sage hat noch an andern Orten ihren Wiederhall, wie unter andern dort bei Auerbach, wo an die Erlöſung der **Wieſenjungfrau** die gleiche Bedingung geknüpft ward (Sage Nr. 58).

828. Die Ritter vom Altenſtein.

Auf dem fränkiſchen Schloſſe Altenſtein ſaßen dreizehn Ritter-Brüder des uralten Geſchlechtes derer von Altenſtein, die waren in Fehde mit dem Biſchof Iring von Rheinſtein zu Würzburg. Beide Gegner, der Biſchof und die Ritter, waren kriegsluſtig und mannlich, und ſchädigten einander nach Herzensluſt, doch kämpften nur zwölf Altenſteiner gegen Iring, denn ihr dreizehnter Bruder, **Seifried** geheißen, ein Johanniter, war im Ausland. Der Biſchof belagerte Burg Altenſtein, das war ſehr feſt und trutzlich und die Brüder mit ihrem Ingeſinde ſchlugen jeden ſtürmenden Angriff ab. Da griff der Biſchof zum unrühmlichen Mittel ſchnöder Liſt, denn er wollte um jeden Preis die Ritter bändigen und demüthigen; daher bot er den zwölf Brüdern friedlichen Vergleich an, und dieſe gewährten ſeinen Wunſch, öffneten dem Feind mit einigen ſeiner Mannen die ſichere Felſenveſte und bewirtheten ihn köſtlich. Nach der Mahlzeit ging der Biſchof in ſein Gemach und heiſchte da mit den Brüdern zu reden und gütlichen Vertrages zu pflegen; doch mit jedem beſonders. Sowie nun einer der Ritter von Stein eintrat in das Zimmer des Biſchofs, ward er durch einen unverſehenen Schwertſtreich meuchlings gefällt. So waren eilf Brüder gefallen, als den letzten und mannlichſten der Ritter eine ſchwere Ahnung erfaßte; bewaffnet trat er ein, ſah den fürchterlichen Biſchof triumphirend über den Leichnamen der Gemordeten ſtehen und drang mit ſeinem Waidmeſſer auf den Biſchof ein; da packten ihn aber ſchon die Mordgeſellen, und er behielt nur noch Kraft, das Waidmeſſer nach dem Biſchof mit einem Fluche zu ſchleudern; doch traf es nicht des Mörders Hals oder Herz, ſondern nur ſeine Naſe, die davon um ein Kleines kürzer wurde. Dann ſank auch der tapfere Herdegen in ſein Blut. Im Kloſter Langheim wurden die zwölf Ritter beerdigt, andere ſagen, nur die Häupter. Noch zeigt man in den Burgruinen das Gemach, darin die ſchauderhafte Unthat verübt worden. Der Platz, wo ſie geſchehen, wird Untereichelboden genannt. — Seifried von Altenſtein kehrte aus der Fremde zurück, entbot, als er die grauſe That vernahm, dem Hochſtift Würzburg neue Fehde, und ruhte nicht, bis er in das Erbe ſeiner ermordeten Brüder wieder eingeſetzt war; er war es, von dem die ſpätern Altenſteiner ihre Abkunft herleiten. Man ſagt, Seifried habe eine Zeit lang ſich unerkannt gehalten, und habe als Maurer gearbeitet, und **davon** ſollen auch die drei Hämmer im Wappen der fränkiſchen Herren von Altenſtein herrühren. Die verkehrten Alterthumsdiſtler, die nicht der Geſchichte in das Herz, ſondern wo anders hin blicken, haben aber freilich des Wappens Urſprung höher hinauf gediſtelt und gedeutelt, und beſagte Hämmer der Familie abgeleitet vom Hammer des Donnergottes Thor — die überklugen Thoren. Von der grauſen blutigen That des Biſchofs an den Altenſteinern leben noch alte Reime, die ſagen, es wären nicht dreizehn, ſondern nur zwölf geweſen und habe der zwölfte Herdegen oder Herieden geheißen, derſelbe, der dem Biſchof die Naſe abhieb.

Im Walde bei Altenſtein ſteht ein hoher Fels; das Volk der Umgegend ſagt, daß dieſer Felſen innen hohl ſei, und reich gefüllt mit Schätzen der Urzeit. Zu gewiſſen Zeiten und Stunden wäre Sonntagskindern vergönnt, die Felſenpforte geöffnet zu finden, oder mit der Glücksblume ſie zu öffnen, dann liege reiche, blendende Pracht vor Augen. Eigenthümlich iſt es, daß auch bei dem Meiningiſchen Schloß Altenſtein ein Fels, der hohle Stein, liegt, und daß deſſen Höhlung offen, dieſe beim fränkiſchen Altenſtein aber verſchloſſen iſt.

829. Die lichten Steine.

Inmitten des Steinſchuttes der Burgruine Lichtenſtein erheben ſich hochragend zwei Felſenblöcke über dem Boden, und es geht die Sage, daß dieſelben ſeit undenklichen Zeiten in dieſer Stellung geſtanden, nämlich einer dicht über dem andern gelehnt und geneigt, ohne daß einer den andern berührt, und ſo dem Lichte zwiſchen ſich freie Bahn laſſend. Davon ſoll nun auch der Namen der Lichtenſteiner, ſowie ihr Wappen herrühren, welches zwei weiße gezackte Steine im rothen Felde, deren Spitzen ſich nicht berühren, zeigt. Man ſagt, ſo lange dieſe Steine ſtänden, werde das Geſchlecht nicht gänzlich erlöſchen, und ſo lange ſei der alten Burg Wiederaufbau zu hoffen. Noch iſt auch das Geſchlecht der Freiherren von Lichtenſtein nicht erloſchen; doch gingen die meiſten der ehemaligen Beſitzungen in fremde Hände über. — Die Ruine Lichtenſtein beſteht aus mehreren Gebäuden, deren eins zur Förſterwohnung dient. Dort zeigt die Sage noch die Stätte eines Heidentempels und einer Folterkammer, darin ſie von den Martern der erſten Chriſten des Landes aus grauer Urzeit erzählt. Ein hoher Wartthurm ſteht noch allda, und der tiefe Ziehbrunnen dient noch heute dem Bedarf der Bewohner. — Im Dorfe Lichtenſtein ſtand nur eine kleine alte Kapelle, welche 1392 aufgeführt worden war. Da geſchahe es, daß eine Freiin von Lichtenſtein, die ihren Schoos nicht geſegnet ſah, einſt träumte, ſie ſähe an der Stelle, wo die jetzige Kirche ſteht, einen Roſenſtock aufſproſſen und Blumen und Knospen tragen. Da gelobte ſie an jene Stätte einen Kirchenbau, und ſiehe, ſie empfing die erſehnte Nachkommenſchaft, und ließ eine freundliche Kirche anſtatt jener alten Kapelle aufführen.

830. Der Stettfelder Rügerecht.

Zwiſchen dem Städtlein Eltmann am Main und Bamberg liegt ein Dorf, Stettfeld geheißen, da haben ſie ein ſonderes Rügerecht, wenn einen Mann die Frau prügelt. Solch ein Mann, der nicht viel Muth und Kraft hatte, lebte vor ſechzig oder ſiebenzig Jahren allda, der hatte einen Höllendrachen zum Weib und bekam den Häslinger von ihr weit öfter zu ſchmecken als Haſenbraten, und wenn die Nachbarn herbeiliefen von dem ſchrecklichen Geſchrei, das gewöhnlich vorfiel, wenn die Frau die Motten aus des Mannes Pelz klopfte, obſchon er ſelbigen noch am Leibe hatte, ſo bekamen auch ſie an Schimpf- und Scheltworten ihr überreichlich Theil, und wenn auf einen, der ſich zu nahe heranwagte, ein Klapps abfiel, ſo mußt' er's haben. Als nun eines Tages auch ſo ein Eheſturm und Wetter mit Blitz, Hagel und verſchiedenen Schlägen vorübergebrauſt war, da übten die Stettfelder ihr Rügerecht; ſie kamen in ſtiller Nacht herbeigeſchlichen, legten Leitern an das Haus, kletterten in Schaaren zum Dach hinan und deckten ſelbiges in aller Stille ab, daß auch kein Ziegel droben blieb. Himmel, gab das einen Zorn! als nun am Morgen der Boden ausſah, wie ein Judendach, darunter das Lauberhüttenfeſt gefeiert werden ſoll. Nun war das Ehepaar auf einmal einig, denn Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich, und rannten in voller Hurre zum Landrichter nach Eltmann und klagten ob ihres abgedeckten Daches und aufgedeckter Schande, denn die war und iſt es für beide Theile, wo die Frau dem Manne Prügelſuppe bei ungebrannter Aſche kocht. Darauf machte der Landrichter einen großen Bericht über That- und Sachbeſtand gen Würzburg und erbat Beſcheid, denn er mochte dieſe hochwichtige Sache, weil das Dach hoch und die Ziegeln gewichtig waren, nicht ſelbſt entſcheiden. Da kam denn ein Spruch von Würzburg, der war lang und breit und hub an: Sintemal und alldieweil, das heißt auf neudeutſch: in Erwägung — daß — und daß, und ferner daß, und noch mehrere daß — ſo kann den Stettfeldern ihr altes Rügerecht, einem vom Weibe geprügelten Manne das Dach abzudecken, nicht genommen werden, was maaßen die Sache damit ihr Bewenden behält, und die zänkiſchen Eheleute in Tragung von Gerichtskoſten und Sporteln zu nehmen, im Wiederholungsfalle aber zur Tragung des Strafhelms mit der Schelle und den Eſelsohren und öffentlicher Ausſtellung mit ſelbigen zu verurtheilen ſind. V. R. w. das heißt: von Rechtswegen. Dabei blieb es.

831. Des Bamberger Domes Gründung.

Da Baba, Heinrichs des Voglers Schweſter, auf ihrer hohen Veſte im Oſtfrankenlande ſaß, die nach ihr die Babenburg heißt, gründete ſie auch die Stadt Baba am Berge, das iſt das heutige Bamberg. Auch zur älteſten Kirche legte dieſe Herrin den Grund, und während des Baues ſetzte ſie eine große Schüſſel voll Geldes für die Tagelöhner hin, damit ſich jeder ſeinen Lohn herausnehme, ſo viel ihm gebührete, und war die Schüſſel alſo gefeit, daß ſie ſich täglich von ſelbſt mit Geld füllte, und konnte von dem Gelde keiner mehr herausnehmen, als ihm gebührte. Nahm einer mehr, ſo wurden ihm die Finger glühend. — Dieſe zaubermächtige Baba zwang auch den Teufel, daß er ihr Säulen zum Kirchenbau herbeiſchleppen mußte. Den jetzigen Dom zu Bamberg gründeten Kaiſer Heinrich II. und ſeine Gemahlin Kunigunde, ſie wohnten in dem kleinen Häuschen am Dom, darin jetzt der Meßner wohnt, und waren gar ein frommes Paar, hatten ſich ewiger Keuſchheit verlobt. Trotzdem kam aber — auf alle Fälle durch keine andere Tücke, als die des Teufels — die gute Kaiſerin in mancherlei Geſpräch und etwas ſchlimmern Ruch, als den der Heiligkeit, welcher erſt ſpäter ſie umduftete, da ſie in Jahre gekommen, die ihr nicht gefielen, oder da ſie gar geſtorben war. Die böſen Zungen munkelten von einem Herzog, wie von einem ſchönen Leibjäger, laut und immer lauter, bis es vor den Kaiſer kam, und dieſer die fromme Gemahlin aller Unehren zieh. Da erbot ſich Frau Kunigunde, ihre Frauenehre zu erweiſen durch ein Gottesurtheil, und wandelte auf ſieben glühenden Pflugſchaaren unverſehrt und kecklich, nachdem ſie Gott angerufen, ihre Unſchuld darzuthun, wie er der keuſchen Suſanna Unſchuld auch dargethan habe. Und da ſie über die glühenden Pflugſchaaren wandelte, ſprach ſie: ſiehe Kaiſer, ſo ſchuldig ich deiner bin, bin ich aller Männer! — Und beſtand die Feuerprobe und ward alſo gereinigt mit großen Ehren, und der König und alle Herren fielen ihr zu Füßen. Darum erſieht man noch im Georgenchor des Domes auf einem ſteinernen Hochbild die hohe Frau dargeſtellt, wie ſie die Feuerprobe beſteht. Aber rechtfertige ſich einer oder eine noch ſo ſehr oder werde gerechtfertigt, gegen wem ſich einmal die Teufelszunge der Verläumdung herausgeſtreckt, der bleibt von ihr beleckt und befleckt. So ging es auch der guten Kaiſerin. Als ſie eines Morgens früh von der Babenburg herabſtieg, nach dem Dome, den ſie mit gegründet, zu gehen, überſchritt ſie die Regnitz da, wo heutzutage der Schiffskrahn iſt, da wuſchen Weiber hinterm Gebüſch ihre Wäſche im Fluß, und eine dieſer Frauen verläſterte nach der Waſchweiber Art die Herrin gräulich, daß dieſe es voll ſtarren Schreckens in ihre Ohren hinein hörte. Von Scham erglühend, flehte Kunigunde noch einmal zum Herrn, ihre Unſchuld zu beweiſen, ging zur Burg hinauf und ſandte alsbald einen Korb mit leckern Speiſen und Wein zu den Waſchfrauen hinab, die wußten ſich nicht genug zu verwundern über der Kaiſerin Gnade, und ließen ſich's trefflich wohlſchmecken. Aber da die Verläumderin auch aß und trank, ſo hatte ſie Miſtjauche im Becher und ihr Weck wurde ihr im Maule zu einer Kröte, wie jenen Läſterbuben, die den Vater angeſpuckt, ihre Zungen (Sage Nr. 617.). Selbiges Waſchweib hat nie wieder verlogenes Gewäſch weiter erzählt, und wäre gut für viele ihres Gleichen, wenn alle Tage noch ſolch Wunder ſich begäbe. Da würd' es eine ſolche Laſt Kröten geben, daß ſie ſchwerer wöge als die großen Steinkröten vor dem Bamberger Dom. Dieſe Kröten ſollen vordeſſen gelebt, und beim Dombau des Nachts alles, was am Tage gebaut worden, aus des Teufels Antrieb wieder zerſtört haben. Das Volk nennt ſie Kröten, es

aren aber urſprünglich roh gebildete Löwen aus grauer Zeit. Auf dem Rücken
s einen entdeckte man runenſchriftähnliche Zeichen.

832. Kunigundens Ring.

Einſtmals luſtwandelten Kaiſer Heinrich und ſeine Kaiſerin Kunigunde in
ambergs Nähe; es war ein Feſtvorabend und alle Glocken läuteten den mor-
nden Feſttag ein. Vor allem aber die zwei hehren Domglocken, die der Kaiſer
ne und Kunigunde eine jüngſthin erſt neu geſtiftet hatten, klangen füllreich und
rmoniſch über der ſtillen gottgeſegneten Bamberger Flur. Da begannen die
atten zu eiſern, weſſen Glocke am ſchönſten klinge, und die Kaiſerin rief, vom
treit erhitzt, indem ſie ihren Ring vom Finger zog: ſo wahr dieſer Ring meine
locke und nicht deine treffen ſoll, ſo wahr iſt meine die ſchönſte und vom rein-
n Klang! — und ſchleuderte den vielwerthen Reif durch die Luft und er fuhr
rch die Luft bis zum Domthurme und ſchlug ein Loch in die Kundelsglocke,
d dennoch blieb der Glocke Klang voll und rein und unverändert. So ſahe der
te Kaiſer Heinrich II. ſich auch hierin beſiegt, denn er zog bei Kunigunden im-
er den Kürzern, ſelbſt noch im Tode. — Andere ſagen, der Kaiſer habe an dem
rt, den man noch heute Kunigundens Ruh nennt, ihre Treue angezweifelt, und
eſe zu beweiſen, habe ſie den Ring durch die Glocke geworfen.

---

833. Bamberger Wage.

Da Kaiſer Heinrich II. geſtorben war, bereitete man ihm im Dome ſein
rab und legte ſeinen Leichnam in einem weiten Sarkophag, darin Raum war
r zweie. Als nun nach langen Jahren Kunigunde, ſeine Wittwe, auch ſtarb,
ſollte ſie neben dem Gemahle an ſeiner Seite ruhen. In feierlicher Prozeſſion
g man ihren Leichnam zum Dome und hob den ſchweren Steindeckel von Hein-
hs Sarkophage; da lag inmitten deſſen noch unverſehrt des Kaiſers Leichnam.
d da ward eine laute Stimme durch das Domſchiff hallend gehört, welche rief:
ede, vire, virgine! Gieb Raum, Mann, der Jungfrau! und alsbald rückte
einrichs Leichnam von der rechten Seite nach links, und machte ihr Platz, und
gen nun todt beiſammen, die im Leben ſolches nie gepflogen. Hernach ward
er des Kaiſers Grabe ein Bild der Gerechtigkeit erhöht, wie die alten Heiden
he gebildet, als weibliche Gottheit, in der Hand eine Wage haltend. Aber
eſer Wage Zünglein ſteht nicht inmitten, wie das der Wage der Gerechtigkeit
hen ſoll, ſondern hängt nach einer Seite nieder, dieweil auf Erden nichts voll-
mmen und die irdiſche Gerechtigkeit auch gar oft einſeitig züngelt. Es geht
er die alte Sage, wann ſich das Zünglein der Bamberger Wage in die Mitte
lien werde, alsdann werde der Welt Untergang nahe ſein. Dieſer Sage Deu-
ng iſt nicht ſchwer. Wann auf Erden alles ſo vollkommen, daß ſelbſt die Ge-
htigkeit und ihre Diener ſtets das volle Recht üben, und nicht nach links über-

ſchnappen, dann iſt die Welt vollkommen, das irdiſche Reich zu Ende, und das himmliſche bricht an.

834. Alberade.

Im alten Banzgau ſaß ein Gaugraf hennebergiſchen Stammes, der vermählte ſich mit einer frommen Dame aus dem Niederland, die hieß **Alberade**. Deren Leben ward gar ſchwer geprüft; einen blühenden Sohn verſchlang ihr der Main, als der Knabe auf dem gefrornen Strom ſeinen Kreiſel trieb, und auch den Gemahl verlor ſie; nur eine einzige Tochter gleichen Namens Alberade blieb ihre Stütze, ihre Freude, ihr Glück. Da gründete ſie das herrliche Benedictinerſtift **Banz**, indem ſie einen Theil ihres umfangreichen Schloſſes demſelben einräumte und hoffte nun den Himmel verſöhnt zu haben, und ihre Tage in Ruhe zu beſchließen. Dieß ward ihr auch vergönnt, und ſie erlebte noch die Freude, daß ihre Tochter ſich einem Grafen Vohburg vermählte. Aber nach dem Tode der alten Gaugräfin begann das von ihr begründete Kloſter ſchnell in Abnahme zu kommen; ſolches ging der Tochter ſehr zu Herzen, und ſie wandte alles an, das gottſelige Werk ihrer frommen Mutter im Flor zu erhalten. Aber auch ihr legte der Himmel herbe Prüfungen auf. Ihr Gemahl fiel in einer Schlacht, und ſie zog ſich nun mit ihrer Tochter Hedwig auf das mütterliche Erbe, nach Schloß und Kloſter Banz zurück. Da entbrannte einer ihrer Vaſallen, einer von Ratzeburg, in Minne gegen Hedwig, und da die Mutter ihm deren Hand verweigerte, ſo entführte er Hedwig mit Gewalt. Außer ſich vor Zorn that die Mutter, was jene Thüringerin Sophia, der heiligen Eliſabeth Tochter, zu Eiſenach that (Sage Nr. 467), ſie ſchleuderte ihren Handſchuh in die Luft und ſchrie: wie dieſen Handſchuh ſo übergebe ich den ſchamloſen Räuber dem Teufel! — und wie dort, kam auch hier der Handſchuh nicht wieder aus den Lüften herunter. Der Ratzeburger aber [illegible]te ſich auf ſeiner Burg Steglitz feſt, plagte die Gegend und bedrängte Kloſter Banz ſo arg, daß die Mönche ſich entſchloſſen, von dannen zu ziehen. Da ſann Alberade auf eine Liſt. Sie kleidete ihre Mannen in die Farben der Ratzeburger, und legte ſie in einen Hinterhalt, lauernd, bis der Raubritter mit ſeinem Haufen auszog. Als dieſer aus dem Geſicht war, ſprengten und ließen die Banzer, wie in eiliger Flucht, gegen Steglitz, und da der Burgwart die Farben der Mannen ſeines Herrn ſah, und rufen hörte: der Feind! der Feind! — ſo ließ er raſch die Zugbrücke nieder und öffnete Thor und Fallgatter. Raſch bemächtigten ſich die Eindringenden der Burg, befreiten Hedwig, und als der Ratzeburger wieder kehrte, fand er ſtatt ſeiner Burg Steglitz eine Ratzeburg, ein Ratzenneſt, einen Steinhaufen. Lange lebte das Andenken der beiden Frauen Alberade, welche das hernachmals ſo prachtvolle Stift Banz gründeten und zur Blüthe hoben, im dankbaren Andenken.

835. Burg-Ebracher Gericht.

Wunderlicher Rechtsbrauch der Altwordern iſt ſtets zu beachten. Wem der Weiber Wetzſtein zu Weſthauſen mit ſeinen Kunkelrichterinnen (Sage Nr. 773) und der Stettfelder Rügerecht (Sage Nr. 830) ſeltſam bedünken will, dem wird in gleicher Weiſe ſeltſam dünken das Mannsbildgericht zu Burg-Ebrach. Alljährlich kamen allda am Aſchermittwoch zwölf Jungfrauen des Ortes auf freiem Felde zuſammen, richteten ein Mannsbild von Holz auf, bekleideten es, wie die Brüßler ihr Piſſe-Männchen, und beſchuldigten nun dieſes Bild aller Uebelthaten, die während des vergangenen Jahres im Orte ſelbſt und in der ganzen Umgegend begangen worden waren; mußte ſonach dieſes Bild der Sündenbock und -Block für alle ſein. Da aber beſagtes Bildniß ſtumm war, und ſich gegen die vorgebrachten Anſchuldigungen nicht vertheidigen konnte, ſo ward ihm ein Fürſprech beſtellt, der es wacker vertheidigte und rechtfertigte. Ward nun Klage vorgebracht wegen geraubter Jungfernkränzlein, gebrochener Eheverſprechen, und andere ſchreckliche Uebelthaten, ſo kam oft vor, daß der Fürſprech ſprach: ei mit nichten, Kätterle, das hat ja nicht dieſes Mannsbild gethan, ſondern ein anderes, das du beſſer kennſt: Soll ich's laut ſagen, wie jenes heißt? — Da kreiſchten die Mädchen laut auf, und ſchrien viele ja und andre kreiſchten nein! — die es nicht wußten, wollten's wiſſen, und die es wußten, wollten's nicht wiſſen laſſen. So auch bei geſtohlenen Sachen, bei üblem Leumund, und es verſteht ſich, daß des Bildes Fürſprech Haare auf den Zähnen haben, und ſo ziemlich im voraus Thaten und Thäter kennen mußte, die zur Sprache und Klage kamen, auch mußte er wiſſen, wenn er einen Thäter nannte, mit dieſem vor dem wirklichen Gericht fertig zu werden. So übte dieſes eigenthümliche Gericht einen ſittigenden Einfluß, denn Jedermann ſcheute ſich, böſes zu thun, weil es unfehlbar zu ſeiner Zeit zur unlieben Oeffentlichkeit kam. Auch half gar wenig, daß die, welche keine guten Briefe hatten, wohlweislich vom Mannsbildgericht wegblieben, um ſo eher wurden ſie genannt und bekannt.

Heutzutage wird das Mannsbildgericht allüberall nicht mehr im freien Felde, ſondern in den Stuben beim Kaffeekränzchen geübt, und da hat leider das arme Mannsbild niemals einen Fürſprech.

836. Der Seckendorfe Lindenkränzlein.

Kaiſer Heinrich II. hatte einen Leibjäger, der hieß Walther, den nannten ſie den „ſchönen Jäger“ und war nicht allein bei jedermänniglich und bei dem Kaiſer ſelbſt beliebt, ſondern auch ſonſten. Einſt jagte der Kaiſer in den tiefen Forſten am rothen Main, und verfolgte hitzig einen Edelhirſch, da ſcheuchte er einen mächtigen Ur auf, der ſich ihm brüllend entgegenſtürzte. Schon glaubte der Kaiſer ſich verloren, denn er war kein Jüngling mehr und wie weit er ein Mann war, mocht' er wohl am beſten ſelbſt wiſſen, und zitterte vor dem Unthier um ſein Leben, da warf ſich Walther dem Ur entgegen, und ſtieß ihm den Jagdſpeer durchs Herz, daß er röchelnd zuſammenbrach; darauf erſchellete er ſein Horn, da fand ſich das Gefolge zuſammen, das den Herrn aus den Augen verloren hatte, und ſah den todten Ur und den erſchrockenen Kaiſer und den kühnen unerſchrocknen Jäger. Den hieß alsbald der Kaiſer niederknien und ſchlug ihn eigenhändig zum Ritter, brach von einem nahen Lindenbaum einen jungen Sproß mit acht Blättern, bog ihn in ein leichtes Kränzlein zuſammen und ſprach: dieß ſei deines Geſchlechtes Wappen fortan, ein ruhmreiches Siegeskränzlein, zum Preis der tapfern That, damit du deinem Kaiſer und Herrn das Leben gerettet. — Darauf ritt der Herr mit allem Gefolge und dem neuen Ritter aus den Forſten nach Forchheim hinab, andern Tages aber gen Nürnberg, allwo er ſeinen und des Reiches Kanzlar Eberhard berief und ihn fragte, ob kein ritterlich Lehen anheimgefallen. Darauf eröffnete der Kanzlar dem kaiſerlichen Herrn, daß ein Ritter, des Namens Cuno im Rangau am Flüßchen Zenn ſeßhaft, erbenlos abgegangen, der beſaß ein Mannlehen, das hieß Seckendorf, und dieſes ſchenkte der Kaiſer dem treuen Walther. Und iſt ſelbiger der Ahnherr und Stammvater des hernachmals reichen und weitverzweigten Geſchlechts derer von Seckendorf geworden, welche ſich in nicht weniger als ſechs Linien theilten, und dem Hochſtift Eichſtädt einen Biſchof gaben.

837. Pfaffen-Eifer.

Zu Forchheim war ein alter Pfaff, ſo ſchwach und lahm, daß er mußte von zwei Diaconen auf die Kanzel geführt werden. Da geſchah es am Gründonnerstage 1557, wo man in den Kirchen vom Nachtmahl unſers Herrn predigt, daß der Greis ſich auch hinauf führen ließ, und begann zu predigen über Pauli erſte Epiſtel an die Corinther, das eilfte Kapitel, tadelte aber das klare Wort des Apoſtels und vertheidigte des Papſtes Satzung und die Euchariſtie in einerlei Geſtalt gar hoch. Letzteres zumal hätt' ihm Niemand verargen dürfen, denn er war katholiſch, aber er überſchritt in ſeinem Eifer alle ſchickliche Grenze, ſchlug auf das Kanzeltuch, daß Staub und Motten wie ein Rauch herausfuhren, ballte die Fäuſte, und warf die Hände empor und ſchrie, gegen den Apoſtel ſcheltend, daß er das heilige Mahl in doppelter Geſtalt zu nehmen gelehrt: Paule! Paule! Iſt dem alſo, wie du lehreſt, und iſt es unrecht, sub una specie zu communiciren, ei ſo hole mich doch gleich der Teufel! — Und zum Volke ſich wendend, brüllte der Eiferer: ja meine geliebten Chriſten, meine Seele ſetze ich euch zum Pfande ein, daß des allerheiligſten Vaters, des Papſtes Wort und Lehre die rechte und richtige iſt, und wenn ſie es nicht iſt, ſo ſoll mich gleich bei lebendigem Leibe der Teufel holen! — Ueber ſolche gottesläſterliche Rede und Predigt hat ſich das Volk über alle Maaßen entſetzt, und alsbald entſtand ein Knacken, Krachen und Brechen in der Kirche, als wolle ſie zuſammen ſtürzen — und alles Volk ſtürzte hinaus — und da hat ſich in der Kirche ein langer ſchwarzer Mann ſehen laſſen, von dem ging ein ſtarker Wind, daß ſein Brauſen in der ganzen Kirche erſchollen, der hat den gottloſen Pfaffen vom Predigtſtuhl geführt, und Niemand hat erfahren, wo er hin gekommen iſt. Hernach hat ſich der ſchwarze Mann wieder ſehen laſſen und in des Biſchofs Brudersſohn Hans Fuchs Rugenſtein, Stuhl geſeſſen, der hat gegen ihn ſein Schwert gezogen, aber immer nur damit ſich ſelbſt geſchlagen, und iſt darüber gar viel Rumor und Lärmens worden.

838. Die geraubte Hoſtie.

Bei Eckenbütter ſpielte ein Metzgerburſche mit einem andern, dem ſein Meiſter vieles Geld zum Vieheinkauf mitgegeben und verſpielte alles; zuletzt zog er den Rock aus, trennte die Silberknöpfe von der Weſte, und verlor auch die. Da kam ihm der Gedanke, in der Martinskirche eine goldene Monſtranz zu ſtehlen; er brach heimlich ein, nahm die Monſtranz und entwich. Auf dem Wege nach Forchheim entnahm er der Monſtranz die heilige Hoſtie, und warf ſie auf einen Acker in das Korn. Als er aber durch Forchheim wanderte, und ſich nach einem Goldſchmiedsladen umſah, ſiehe, da ſtellten ihn die Hunde, wie vordeſſen die Thorſoldaten zu Forchheim die Wanderer ſtellten, und ließen ihn nicht weiter. Als nun hochlöbliche Polizei zu Forchheim des Geſellen ſich annahm, und die Monſtranz bei ihm fand, wurde er eingeſponnen. Am andern Morgen ging eine Magd ins Gras, die ſah helle Lichter auf dem Kornacker brennen, ſie ging näher, und ſah nichts; als ſie wieder entfernter war, ſah ſie die Lichter wieder, gerade wie es dem Seher im Frankenthal erging (Sage Nr. 707). Sie ſagte das Geſicht ihrer Herrſchaft an, und auch dieſer geſchah das gleiche. Darauf gelangte an Geiſtliche die Kunde, die kamen und erhoben die geweihte Hoſtie, und auf der Stelle, wo ſie gefunden ward, wurde eine Kapelle erbaut. Der Dieb aber ward auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geſchleift.

Dieſe Sage wiederholt ſich an vielen Orten, unter andern in Erfurt ſo genau, daß es auch dort eine Martinskirche iſt, aus welcher die Monſtranz geraubt wird, nur ſind dort der Diebe drei, die Hoſtie wird in ein Loch geworfen, und den einen der Diebe treibt Reue zur Offenbarung der Miſſethat.

839. Das ſcharfe Eck.

Hart an Baiersdorf, zwiſchen Forchheim und Nürnberg, ſieht man, von Nürnberg kommend, ganz nahe der erſten Stadt zur linken mitten in dem grünen Thale der Rednitz ein altergraues Ruinenſchloß, vier Stockwerke hoch mit vielen Fenſtern. Dieſes Schloß hieß Scharfeneck, gehörte einſt als Sommerluſtort einem Abt, und barg in ſeinen Tiefen grauenvolle Kerker, in denen mancher Gefangene ſchmachtete und verſchmachtete, und weil dieſe Armen ſo ſcharf behandelt wurden, nannte das Volk Schloß Scharfeneck: das ſcharfe Eck, und nennt es noch ſo. In der Ruine ſoll es gar nicht geheuer ſein, zumal in der Mittags-

und Mitternachtsſtunde. Neugierige werden mit Steinen geworfen, oder durch Spukgeſtalten erſchreckt, daher meidet das Volk den öden und verrufenen Bau.

Im markgräflichen Kriege, da der wilde Brandenburger Markgraf Albrecht Alcibiades dieſe Lande verheerte, hatte er das Schloß Scharfeneck als Eigenthum inne, und drangſalte von da aus die Umgegend weit und breit. So berannte er auch Kunreuth, das Schloß, welches zwei Herren von Egloffſtein vertheidigten, da ſie es aber nicht halten konnten, ſo kapitulirten ſie auf freien Abzug der Beſatzung, und räumten die Burg; der Markgraf aber ließ achtzig Landsknechte ſothaner Beſatzung feſthalten, berief den Burgkaplan und gebot dieſem, dieſe Männer zu abſolviren. Als dieß geſchehen war, ließ er auf einem langen Gang der Burg Kunreuth die achtzig aufhenken, einen hinter dem andern, darum heißt derſelbe Gang noch bis heute der Todtengang. Darnach nahm der Markgraf den Pfaffen und ließ ihn vor dem Schloß an der großen Linde, die noch ſteht, gleichermaßen auch henken; heißt noch die Pfaffenlinde. Die beiden Ritter von Egloffſtein, welche glücklicherweiſe entkommen waren, nahmen aber für dieſen ſchändlichen Mord eine empfindliche Rache an dem grauſamen Markgrafen; ſie ſammelten neues Volk, erſahen ihre Zeit, und berannten Schloß Scharfeneck, nahmen es und brannten es aus, daß auch nicht ein Balken darin unverkohlt blieb. Nun ſteht der einſame Steinbau noch immer da, und „in den öden Fenſterhöhlen — wohnt das Grauen.“ —

840. Der Rabenflug.

Mit dem wilden Markgrafen verbunden und in ſeinem Sold und Dienſt war Sigismund von Egloffſtein, der führte dem Kriegsherrn eine Schaar Reiter zu, als dieſer Nürnberg einſchloß und belagerte. Wie Sigismund nun ſo an der Spitze ſeiner Schaar zwiſchen Erlangen und Nürnberg im Walde dahinritt, ſo zeigte ſich über ihnen ein ſtarker Rabenflug, und die Vögel flogen ganz niedrig und ſchlugen mit den Flügeln und ſchrieen fort und fort: zieh ab, ab, ab, ab! — Deine Frau iſt krank, krank, krank, krank! — Das fiel dem Egloffſteiner aufs Herz, und da er zu dem Markgrafen ſtieß, ſagte er es dieſem an, und bat um Enturlaubung und wollte heim. Aber der Markgraf verlachte ihn und ließ ihn nicht von ſich. Nun geſchahe es, daß die markgräflichen Soldaten und auch die egloffſteiniſchen Reiter, die nicht von den wohlgeſittetſten waren, den Nürnbergern auch ſolche Spiegel zeigten, wie die Bardewicker dem Herzog Heinrich dem Löwen (Sage Nr. 305), und das nahmen die Nürnberger nicht minder krumm, fielen mit Macht heraus und richteten im Heere des Markgrafen und unter den Egloffſteinern ein ſolches Gemetzel und Blutbad an, daß ihnen alles ſpeculiren verging. Nun kehrte der Egloffſteiner heim, aber leider zu ſpät; es war gegangen, wie bei dem Rodenſteiner (Sage Nr. 53), die Frau war geſtorben, und der Egloffſteiner war, gleich jenem, erbenlos; nur einen Bruder hatte er noch, der verließ auch keine Erben, und war gar nicht daheim. Da nun

Sigismund ſich ſo einſam und verwaiſt ſah, hielt es ihn nicht länger in der Heimath; er ſteckte ſein Schwert in einen Winkel des Stadels (der Scheuer), und nahm das Kreuz. Nach tapfern Kämpfen und nach langen Jahren kehrte Sigismund heim; ſein Bruder hatte ſich's unterdeſſen, daß jener fort war, bequem gemacht im väterlichen Erbe, obſchon er dennoch nicht gefreit, und ſo drohete das alte Geſchlecht zu erlöſchen. Mit einemmale kam ein Mann aus dem heiligen Lande, der ſagte: ich bin dein Bruder. — Da könnte jeder kommen — ſprach der Egloffſteiner — ich kenne dich nicht, woran ſoll ich erkennen, daß du mein Bruder biſt? — An meinem Schwerte ſollſt du mich erkennen — entgegnete der Heimkehrende: darauf unſer Wappen gegraben iſt, und das ich, bevor ich ſchied, in der Scheuer geborgen habe da und da. — Wohlan, wenn es ſich alſo verhält, ſo ſollt du mein Bruder ſein — ſprach der heimgebliebene Egloffſteiner, und ließ ſich von dem Fremden zur Stelle führen, wo das Schwert ſtecken ſollte, und ſiehe, da ſtak es auch wirklich noch, und nun kam jenem das glauben mit dem ſchauen in die Hand. Darauf vermählte ſich Sigismund aufs neue, und ihm entſtammte der Egloffſteiner mannlich Geſchlecht, das Würzburg einen Biſchof gab, und in zahlreichen Gliedern und auf vielen Burgen in Oberfranken fortblüht bis auf den heutigen Tag.

841. Die Waldjungfrauen.

In der Nähe des Städtchens Bayersdorf (zwiſchen Erlangen und Forchheim) liegt ein Wald, und in dem Wald ein Quell, aus dieſem kamen, ſo erzählen alte Leute, zum öftern Jungfrauen in die Stadt, von holdſeliger Geſtalt und Gebehrde. Sie wohnten den Tänzen der Jugend bei, und erfreuten auch mit ſüßem Geſang die Zuhörer. Da traf ſich's wohl bisweilen, daß eines Jünglings Herz in Liebe kam gegen dieſe zarten Mädchen, und daß er ihnen nachfolgte, wenn ſie zum Wald zurückgingen. Oder es trieb auch manchen die Neugier hinaus in den Wald, zu erſpähen, in welchem Schloß oder Haus dieſe Huldinnen wohnten, doch hat es keinem Glück gebracht, der ihren Spuren folgte. Die Liebenden kehrten meiſt in ſich gekehrt und tiefſinnig zurück; einer ſprach, ein anderer lachte nie mehr, ein dritter fiel in ſchwere Krankheit des Gemüthes, daran er ſtarb. Die Neugierigen wurden geſchreckt durch häßliche Waldgeſpenſte, und empfingen zum Theil allen übeln Lohn des Vorwitzes. Daher wurde es bald im Volke üblich, die Kinder zu warnen, zumal Abends, nicht in den Wald zu gehen, oder im Walde einer Jungfrauenerſcheinung nachzuwandeln, weil es Unglück bringe. Heutzutage ſieht man die Waldjungfrauen nicht mehr und hört nichts mehr von ihnen.

842. Die Spinnerin.

Die Spinnerin, ſo nennt das Volk eine romantiſche Felſengruppe zwiſchen Weſtheim und Dochſtätten nicht weit von Marktbergel in Mittelfranken gelegen. Einſt ging vom nahen Weſach-Hof ein junges Mädchen mit ihrem Rocken im Arm nach Weſtheim ſpinnen; in der Spinnſtube ging es luſtig her, und ſie blieb ungewöhnlich lange, trotz der Warnung ihrer Aeltern nicht über zehn Uhr auszubleiben — es war aber ſchon zwiſchen elf und zwölf Uhr, als ſie ihren Nachhauſeweg antrat, und weil es ungewöhnlich finſter war, hatte ſie die Begleitung zweier junger Burſche angenommen. — Als nun die drei über die Felſen und Abgründe dahinſchritten, wurde es ſo ſtockfinſter, daß ſie keinen Weg und Steg mehr ſahen. — Darüber begannen die beiden Burſche zu fluchen und zu läſtern, und riefen den böſen Feind zu Hülfe, während das arme Mädchen ängſtlich ſchrie und klagte. Der Teufel ließ gar nicht lange auf ſich warten, er erſchien, packte die Läſterer, drehete ihnen die Hälſe um, und warf ſie in die Schluchten hinab. Die arme Spinnerin aber war vor Schreck und Graus auf der Stelle des Todes, und ſtürzte ebenfalls in den Abgrund. Sie ſpukt heute noch dort; die Wanderer, welche zur Abendzeit des Weges kommen, die führt ſie irre. Zuweilen hören ſie auch das wüthende Heer über ſich vorüberziehen. — Noch in neuerer Zeit geſchah dieß einem jungen Mann, der ſeine Verwandten beſuchen wollte; er mußte die ganze Nacht gehen und früh war er eben ſo weit von dem Ort entfernt, den er beſuchen wollte, als des Abends vorher, ohnerachtet er den Weg genau kannte. Er klagte ſeinen Irrgang einem alten Jäger einige Tage darauf. Ja! — ſagte dieſer: da hat die Spinnerin ſie irre geführt. — Dieſe Spinnerin kann immer noch zufrieden ſein, ſie wandelt doch noch auf Erden, und iſt nicht ſo weit hinweggewünſcht, wie die Spinnerin im Mond (Sage Nr. 333).

843. Der Petersberg.

Von dem ſteilen Petersberg oder Werberg bei Marktbergel gehen viele Sagen im Munde des Volks. — In der Nacht auf den erſten Mai, ſo lautet eine, tanzen die Druden oder Hexen darauf herum; kein ehrlicher Menſch darf es in dieſer Nacht wagen, den Berg zu beſteigen, ſonſt wird ihm der Hals umgedreht. Schon in der Heidenzeit ſoll der Berg berüchtigt geweſen ſein; in ſpätern chriſtlichen Zeiten ſtand eine Benedictiner-Abtei darauf, nebſt einer Wallfahrtskirche, die von den Päpſten mit großen Ablaß begnadigt war; aber Kloſter und Kirche wurden ſpäter zerſtört, wann? — weiß man nicht. Noch finden ſich viele Gewölbe und unterirdiſche Gänge in dieſem Berge, einer deren ſoll in die Kirche von Marktbergel und von da bis ins Pfarrhaus gehen. — Eines Tags wagte ein Mann in dieſe Gewölbe, welche große Schätze enthalten, einzudringen. Als er hineinkam, ſah er alles glimmern und ſchimmern, und ſteckte ſich von den Koſtbarkeiten, die ſeine Augen ſchier blendeten, ſo viel in ſeine Schubſäcke, als nur hinein wollte. Als er nun wieder zu dem Ausgang kam, ſo fand ſich, daß dieſer ſo enge war, daß der Mann nicht heraus konnte, voll Angſt drängte er ſich dennoch durch die Oeffnung, blieb aber in der Felskluft ſtecken, wie jener Gute im Weingartenloch (Sage Nr. 394), und konnte weder vorwärts, noch rückwärts, bis ihn, den ängſtlich um Hülfe Schreienden und Winſelnden einige Leute zu Hülfe kamen; dieſe riſſen ihn mit großer Mühe aus der Spalte, aber ſeine Kleider hatten ſich ſo dazwiſchen geklemmt, daß ihm die Taſchen davon abriſſen und im Berge zurück blieben, in ihnen waren nun auch die Kleinodien und Koſtbarkeiten. Mußte froh ſein, daß er ſeinen Kopf noch glückhaft wieder ans Tageslicht gefördert ſah. Kein Menſch wagte es wieder in die Kluft hinein zu gehen, am wenigſten der, dem der Gang in das Bergesinnere ſo übel bekommen war, der verlangte all' ſein Lebetage nicht wieder hinein.

844. Kaiſer Karl im Brunnen und im Berge.

Eine Fürſtin unter den Städten iſt Nürnberg, ſie war der deutſchen Kaiſer liebſte Tochter, des fränkiſchen Reiches Krone, und Thüringens Vormauer. Nürnberger Hand ging durch alle Land. So klang und klingt der alten freien Reichsſtadt Lob von einer Zeit zur andern. Auf dem Markt zu Nürnberg ſteht der ſchöne Brunnen, mit herrlichem Bildwerk geziert, und vom künſtlichſten Gitter umgeben. Der Brunnen ſoll 1600 Schuh tief ſein, nach andern nur 300, die Kette, an der die Eimer hangen, wiegt 3000 Pfund. In dieſes Brunnens Tiefe hat Kaiſer Karolus magnus ſich verwünſcht, da drunten der Welt Ende zu erwarten. Einſt ließen die Herren von Nürnberg einen Verbrecher in die Tiefe des Brunnens hinab, der ſahe Carolum drunten ſitzen an einem Steintiſch, wie den Barbaroſſa im Kiffhäuſer. Der Bart war durch den Tiſch hindurch gewachſen, und reichte ſchon zweimal um den Tiſch herum. Wann er zum dritten umreicht, wird der Welt Ende vor der Thüre ſein.

Nicht weit von Nürnberg erhebt ſich der Kaiſer Karlsberg, auch in dieſem ſoll der Kaiſer Karl ſitzen und auf der Welt Ende harren mit allen ſeinen Wappnern. In frühern Zeiten ward aus dem Berge oft ein ſchöner Geſang vernommen — da waren die Zeiten noch gut — jetzt hört man aus ihm nur noch klagendes Weinen, weil die Zeiten ſo ſchlecht ſind. Damit beſagtes Weltende nicht allzuſchnell herbei rücke, als welches ſchrecklich und ſehr ſtörend wäre, ſo muß des Kaiſers Bart ſiebenmal um den Tiſch wachſen, und da ſich nun die Leute darüber geſtritten und noch ſtreiten, ob der Bart des verzauberten Kaiſers dreimal oder ſiebenmal um den Tiſch wachſen müſſe, ſo iſt davon das Sprüchwort entſtanden, wann über unausgemachte Sachen nutzlos geſtritten wird: es iſt ein Streit um des Kaiſers Bart. Die Sage geht, ein Bäckerjunge aus Fürth habe einſt, wie dort der Semmelknabe im Guckenberge (Sage Nr. 784) durch einen Gang Brod in den Kaiſer Karlsberg gebracht, es ſei ihm aber auch gleich jenem ergangen, oder noch ſchlimmer, denn als er das Geheimniß zu entdecken gezwungen worden, ſei er zum letzten nicht wieder gekehrt, und nur ſeine Kleider ſeien zerſtückt außen am Berge gefunden worden.

Aus dunkler Mythenzeit klingt ſchon die Sage herein, daß ein König Noro im Berge verzaubert ſitze, der habe der Stadt ihren alten Namen verliehen:

Nor im Berg; aus ſeines Namens ſpätem Nachhall iſt aber ohne Sinn Nero geworden, ein prächtig Fündlein für die Diſtler, die nun gleich die Stadt vom Römerkaiſer Nero gründen ließen, denn römiſch mußte dieſen klaſſiſchen Narren alles ſein, was gelten ſollte, deutſches paßte nicht in ihren gelahrten Kopf, Kropf und Zopf.

845. Sankt Sebaldus Wunder und Grab.

Es iſt eine alte Sage, daß der heilige Sebaldus zu Ende des achten oder zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach Chriſto nach Nürnberg gekommen. Dieſer Heilige war eines Königs von Dänemark Sohn, hatte in Paris ſtudirt, und eines Grafen in Frankreich Tochter geheirathet. Er war aber gar fromm und gottesfürchtig, und ſeine Braut erhielt in ihm nicht einen Gemahl, ſondern einen vollkommenen Behüter und Beſchirmer ihrer Jungfräulichkeit, und nachdem er ihr guten Unterricht in der Keuſchheit ertheilt, verließ er ſie und ſeines Vaters Palaſt heimlich und wurde ein Einſiedel, wälzte ſich auf Dornen und Diſteln und kreuzigte ſein aufrühreriſches Fleiſch, daß ſein Leib davon ganz armſelig und mager wurde. Darauf pilgerte er ſammt ſeinem Schüler Dionyſius barfuß gen Rom, traf auch auf ſeinem Wege die heiligen Männer Wilibald und Wunibald, und nahm ſie in ſeine Geſellſchaft, und gab ihnen Speiſe, die er aus Engelhand empfing, hatte auch einen Legel,[*] der immer wieder voll Weines wurde, wann die Geſellſchaft ihn ausgetrunken, und wann etwan ein Glas zerbrach, ſo machte St. Sebald ſelbiges wieder ganz, und lehrte und predigte hin und her auf ſeinem Wege allem Volke die ſanfte Lehre unſers Herrn und Heilandes. Da ſich einſtmals ein verdammter Ketzer fand, der dem Volke zuſchrie, Sebalds Lehre ſei falſch, ſo mußte ſich auf der Stelle das Erdreich aufthun, und ſelben Ketzer verſchlingen, doch nur bis an den Hals. Da nun der arme Ketzer ſo im Erdloch ſtak und nicht einmal zappeln konnte, ſo wünſchte er wieder herauszukommen, und bekehrte ſich, da hob ihn der milde Heilige wieder heraus. Ueber die Donau ſchwamm St. Sebald auf dem groben Mantel, den er über ſeinem härenen Hemde trug und auf das Waſſer breitete, ſtehenden Fußes, weil kein Nachen vorhanden war. Und da kam der Heilige in den Norgau, da hatte ein Bäuerlein ſeine Ochſen verloren und jammerte, denn es war Nacht, und es wußte nicht, wo es die Ochſen ſuchen ſollte. Da ſchuf St. Sebald durch ſein Gebet, daß des Bauern Finger leuchteten und großen Schein warfen, wie ein Kronleuchter, und da fand und fing er ſeine Ochſen wieder. Nun kam der heilige Mann gen Nürnberg und nahm ſeine Herberge bei einem Wagner. Selbem Wagner aber ging es wie jenem Müller, deß Mühle die drei Gänge hatte, nach Waſſer, Korn und Brod — er hatte nicht einmal Holz zum einheizen, geſchweige zum Wagen bauen. Da heizte der heilige Sebald mit Eiszapfen ein, die brannten, daß es knitterte und knatterte, und wärmte ſich, und der Wagner und ſein Weib lobten Gott für ſo billiges Brennmaterial. Eines Tages wünſchte Sebaldus Fiſche zu ſpeiſen, es war aber durch die Herrſchaft, die auf der Burg wohnte, bei Verluſt des Augenlichts allen verboten, vor ihr Fiſche zu kaufen. Da nun Sebaldus Wirth ſolches dennoch that, ſo ward er ergriffen und geblendet. Dieſes that Sebaldo leid, er that ſein Gebet zu Gott und gab dem Wirth ſein Augenlicht wieder. Bei dieſem guten Manne und deſſen Weibe blieb auch Sebaldus bis zu ſeinem ſeligen Ende, vor welchem er noch verordnete, daß zwei Ochſen ſeinen auf einen Wagen gelegten Leichnam ohne Lenker dahin ziehen ſollten, wo er beſtattet ſein wolle, und zogen die Ochſen den Wagen bis zu Sankt Peters Kapelle, und keinen Schritt weiter trotz aller Bezwangniß und Geiſelhiebe. Da ruhete und raſtete Sankt Sebaldus gnädiglich und ward über ihn ein hölzern Kapellchen erbaut, welches aber hernachmals der Blitz entzündete und einäſcherte. Da ſetzten ſie den heiligen Leichnam in das Schottenkloſter St. Aegidien. Darin war ein vorwitziger junger Mönch, der zupfte den heiligen Leichnam am Bart und ſprach ſpöttlich: ei du alter Lügenvater! Wie viele Menſchen haſt du dein Lebtage betrogen?! — Solches Schmähwort verdroß den heiligen Leichnam ſehr; er erhob ſich und verehrte dem Mönch eine ſo ſchreckliche Ohrfeige, daß jenem davon alsbald ein Auge aus dem Kopfe ſprang. Der Mönch ſchrie Zeter, alle Mönche liefen herbei, und riefen St. Sebald um Vergebung an und um Wiederherſtellung des geſchlagenen. Darob wurde der heilige Leichnam beweget, dem Mönch das ausgeſchlagene Auge wieder einzuſetzen, die Schelle konnte er ihm aber nicht wieder abnehmen und war ihm ſelbe auch gar geſund. Nach dieſem Vorgang gefiel es Sebaldo nicht mehr in St. Aegidien, und war ihm lieb, in ſein eigen Münſter und in einen ſilbernen Sarg zu kommen. Allda ruhend, war es Sebaldi Seegen, der Nürnberg groß und reich und blühend machte als der Stadt ſonderlicher Patron und Hauptherr, und fortwährend that er hohe Wunder. Blinde machte er ſehend, Pilgrimme errettete er von Straßenräubern, Kranke machte er geſund, Todte lebendig. Einſt ſandte eine fromme Bäuerin in Nürnbergs Nähe St. Sebald einen großen Käs zum Opfer; der Nachbar aber, dem ſie den Käſe mitgab, dachte: der liebe Gottesheilige ißt doch keinen Käs, ſondern im Paradieſe das himmliſche Manna, es thut's alſo auch ein kleiner, den großen willſt du für dich behalten. Da machte St. Sebald den kleinen Käſe zu Stein, und auf dem Heimwege des Bauers auch den großen. — Da nun zu Nürnberg der unübertreffliche Rothgießermeiſter Peter Viſcher lebte, ſo bekam derſelbe den Auftrag mit ſeinen fünf verheiratheten Söhnen Peter, Hermann, Hans, Paul und Jacob, die alle bei ihm im Hauſe wohnten und in ſeiner Gießhütte arbeiteten, St. Sebald ein neues ſchönes Grabmal zu fertigen, auf dem der Silberſarg mit den heiligen Gebeinen ruhen ſollte, und fertigte dieſes alſo herrlich und kunſtvollendet ſchön, mit frommem Sinn und hohem Geiſt, daß es als Nürnbergs größte Zier daſteht. Und von den vielen Tauſenden, die von Jahr zu Jahr dieſes herrliche Kenotaph anſtaunen, denkt kaum einer noch an den

---

[*] Lagel, Legel: kleines Fäßchen, höchſtens 10—12 Maaß haltend.

Heiligen, der darinnen ruhet und an deſſen Wunder, ſondern nur an die Wunderwerke deutſcher Kunſt, die Nürnbergs unſterbliche Söhne, ein Peter Viſcher, ein Albrecht Dürer, ein Adam Kraft bewirkt und vollbracht, durch den ſchaffenden wunderwirkenden Gottesgeiſt in der Menſchenſeele.

846. Die Teufelsſäulen.

Zu Nürnberg in der alten Kaiſerburg iſt eine Kapelle, die ruht auf vier Säulen, eine davon iſt, weil ſie gebrochen, in der Mitte mit einem eiſernen Reif umſchloſſen. Oben am Gewölbe aber ſchaut ein Pfaffengeſicht herab, das ſt der Kopf des erſten Kapellans an dieſer Burgkirche, der ging mit dem Teufel ine Wette ein, oder umgekehrt der Teufel mit ihm, daß er, bevor das Pfäffein, das ſehr hurtig Meſſe leſen konnte, eine Meſſe läſe, vier Säulen aus Rom erbei bringen wolle, eine nach der andern. Vermöge der Teufel ſolches, ſo ſolle es Pfaffen Seele ſein eigen ſein, vermöge er es nicht, ſo ſollten die ſchönen Säulen aus einem antiken Heidentempel die chriſtliche Kapelle ſtützen und chmücken. Der Teufel fuhr ab und der Kapellan begann ſeine Meſſe; da ging es aſt wie beim Puppenſpiel, wenn Fauſts Diener die Furien beſchwört: perlicko — erlocko! — Im Hui war der Teufel fort, und im Hui war er wieder da, und rachte die erſte Säule. Als der Pfaffe an das Credo kam, war ſchon die zweite Säule da, und beim Evangelium die dritte — jetzt hieß es hurtig und geſchwind. te! missa est! — ſcholl dem Teufel entgegen, als er mit der vierten Säule angeſauſt kam, da warf der Teufel die Säule hin, daß ſie mit einem Donnerkrach n zwei Stücke zerſprang, und fuhr erhitzt von dannen, denn er kochte von Anrengung und nun vor Aerger, und ſtürzte ſich in den Dutzend-Teich, wo die Druden-Gila hauſt und ſpukt. Um die zerborſtene Säule aber ward der eiſerne Reif gelegt, und alle viere ſchmückten nun die alte Burgkapelle. Sie ſind von weißem Marmelſtein und gar ſchön. Des ſchnellen Meſſeleſers ſteinern Haupt lickt ſie noch immer mit ſtillem Vergnügen an.

847. Haus-Geiſter zu Nürnberg.

Zu Nürnberg hat es von je allerlei merkwürdiges gegeben, auch Hausgeiſter nd Alraune fehlten nicht, und da neben dem Hausgeiſt der Handelsgeiſt in dieer ehrwürdigen Reichsſtadt beſonders mächtig war, iſt es vorgekommen, daß eimlich Handel getrieben ward mit leibhaften Alraunen und Spiritus familiares. in altes Handelshaus hatte ſie unter dem Namen Hecke-Wurm, und hielt e hoch im Preiſe, eine bis zwei Piſtolen das Stück, und es gab in der That läubige Narren, die davon kauften.

Eine Goldſchmiedsfrau hatte einen Spiritus familiaris. Einſt ſprach er zu r: Frau, ein Sandkörnchen hat euer Leben behütet! — Dieſer Geiſt warnte e vor Gefahren, betete mit ihr, und ſang mit ihr ſchöne Lieder und Pſalmen, und war ihr gut und nütze. Da überkam ſie der leidige Frauentrieb, die ſchlimme Neugier, ſie wollte den Geiſt durchaus ſehen, wie jene Köchin den Hinzelmann (Sage Nr. 275). Vergebens warnte ſie der Geiſt, und ſagte ihr, ſie werde es bereuen. Sie drang immer heftiger in ihn — und da ſie nun in ihre Kammer trat, ſo ſah ſie an der Mauer einen Schatten gleiten, anzuſehen, wie ein todtbleiches Kind in weißem Todtenhemdchen, eine Sanduhr in der Hand haltend, deren Sand faſt verronnen war, und auf ſothanes oberes Glas deutend und ſchnell verſchwindend. Die Frau entſetzte ſich, fiel alsbald in ſchwere Krankheit, ihr Lebensſand verrann und ihr Geiſt entfloh.

So war auch einer zu Nürnberg, der konnte die Geiſter beſchwören, aber ſo, daß auch wirklich welche kamen. Er machte aber dazu ſondere Ceremonien, deckte ein Tiſchlein, ſetzte Milchſchüſſelchen darauf, neue Meſſerchen und Tellerchen und Jungfernhonig; riß einer ſchwarzen Henne den Kopf ab, ließ Blut auf die Speiſe träufeln, und nahm noch allerlei ſonſtiges ſeltſames Gebahren vor. Dieß that er im Freien, auf einem heimlichen Plan, und dann barg er ſich hinter einen Baum, und da kamen zwei Erdmännlein, ſetzten ſich an den Tiſch, ſpeiſeten, und beantworteten die Fragen, die Paul Cruz, ſo hieß der Mann, an ſie that. Selbſt den König dieſer Geiſterlein brachte er ans Licht, der kam ganz allein, trug ein rothes Scharlachmäntelein, warf ein Buch auf den Tiſch, und ließ den Geiſterbanner darinnen leſen, der ſchöpfte daraus große Weisheit und ſeltſame Geheimniſſe. Ob er aber auch das Geheimniß, ſelig zu ſterben, darinnen funden, iſt Gott allein bekannt.

848. Nürnberger Wahrzeichen.

Zu Nürnberg befindet ſich ein Ochs, der nie ein Kalb war, das ward ſonſt für eine große Rarität erachtet, und galt als der Stadt abſonderliches Wahrzeichen. Ein Kälbchen iſt ein g'ſpaſſig's Thierlein; heutzutage brüllen, brummeln und bummeln nicht allein zu Nürnberg, ſondern allenden Geſchöpfe umher, die niemals Kälber waren, ſondern gleich von vorn herein nicht noriſche, ſondern notoriſche Ochſen ſind. Der Nürnberger Wahrzeichen-Ochs iſt zu finden, wenn man über die Fleiſchbrücke geht; er iſt von Stein, wiegt 29½ Centner und liegt über dem Portal zur Metzig. Die Fleiſchbrücke iſt in einem Bogen geſpannt, und wurde vom Architekten des Escurials auf ſeiner Reiſe nach Wien als das trefflichſte Werk einer Brücke ſolcher Art geprieſen. Auf beſagten Ochſen ſind viele Verſe und Reime gemacht worden, und hat mancher Poet an ihm ſein Ingenium geübt, wie das in frühern Zeiten Brauch war, dem Rindvieh zu ſchmeicheln, es zu verehren, ja in gewiſſen Fällen anzubeten, wie ſchon die heilige Schrift darthut in der Geſchichte vom goldnen Kalbe.

Die alte werthe Reichsſtadt Nürnberg hat der Wahrzeichen noch andere und viele und der Sagen ſo mannichfaltige, daß ſie allein ein mäßig Buch füllen würden. So, um nur ein Wahrzeichen noch zu nennen, der Stein am berühmten

St. Johanniskirchhof, welcher kündete, wie ein Familienvater mit dreizehn der Seinen an einem Tage geſtorben:

Iſt das vil ein ſenlich unde jammerliche klag,
Ich ſtarb us mynem hus ſelp dryzehend uf einen tag.
1827.

Hier tritt abermals die mythiſche fränkiſche Vierzehntzahl, wie bei Eppela von Gailing, dem Nürnberger Feind, und den vierzehn Heiligen, vor Augen (Sagen Nr. 706 und 707).

849. Schweppermanns Eier und Grab.

Ohnweit Amberg in der bayriſchen Oberpfalz, im Kloſter Caſtel — ruht der fromme Schweppermann, der war Feldmarſchall Kaiſer Ludwigs des Bayern, tapfer und bewährt, und half ihm vornehmlich zum Siege wider ſeinen Gegenkönig, Friedrich den Schönen von Oeſterreich. Da nun die Siegesſchlacht geſchlagen war, darin Friedrich der Schöne gefangen worden, ſo ſprach der Sieger zu dem Beſiegten: ſeid Gott willkommen, Herr Vetter! Wir ſehen euch gerne — und behandelte ihn mild und gütig. Wie es nun an des Königs Tafel wenig zum beſten war, denn die Kriegsgurgeln hatten allen Vorrath aufgezehrt, und gab nur Eier und auch deren nur ein einziges mehr, als Perſonen an der Tafel ſaßen, ſo überzählte ſie der Kaiſer, nahm zwei Eier, legte dieſe auf Schweppermanns Teller, und ſprach:

Jedem ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei.

Als nun Schweppermann geſtorben und begraben war, da wurde ihm dieſe ſchöne Gr[illegible]ſchrift geſetzt:

Hie liegt begraben herr Seyfried Schwepperman
Alles thuns wandel an (makellos)
Ein ritter keck unde feſt
Der czu Gammelsdorf thät das beſt
Er iſt nu tod
Dem genade got
Jedem eyn ey
Deme frommen Schwepperman zwey.

850. Trausnitz.

Da Ludwig der Bayer den Oeſterreicher Friedrich den Schönen in ſeine Macht und Gewalt gebracht hatte, ſo ließ er ihn nach der ſichern Veſte Trausnitz ob Landshut bringen, ihn da verwahrlich aufzubehalten. Wie nun Friedrich nach dem Namen des Schloſſes fragte und ſelben erfuhr, erſeufzete er und ſprach: ja wohl, truwes nit, trau's nit! Ich habe ſein je nit getraut, daß ich ſollte darein gebracht werden. — Zu Friedrichs Bruder, Herzog Leopold dem Ruhmreichen, trat bald darauf ein Zauberer, der erbot ſich, mit des Teufels Beihülfe Friedrich zu befreien, und ſandte auch wirklich einen Teufel auf die Trausnitz, den Gefangenen hinwegzuführen. Dieſer ſtellte ſich dem Könige in Pilgrims-Tracht vor Augen, und erbot ſich, ihn auf ſeinen Schultern von dannen zu tragen, wie Herzog Heinrich den Löwen über Meer (Sage Nr. 312). Da fragte der König Friedrich: wer biſt du? — Mußt du es wiſſen? — fragte der Teufel zurück. Dich aus dem Kerkerſchloß zu holen, kam ich her, nicht um deinen Fragen Rede zu ſtehn. — Da graute dem Könige und ſchlug ein Kreuz und der hölliſche Poſtmeiſter fuhr von dannen. Hernach hat Herzog Leopold den König Ludwig mit Krieg alſo weh gethan, daß er den Gefangenen doch entlaſſen mußte.

851. Der Krötenberg.

Im Landgerichte Rottenburg, zwiſchen Landshut und Abensberg, liegt im Bieberthale ein kleines Kirchdorf, Nordholz geheißen, und nahe dabei ein Berg, der eine Burgtrümmer trägt, allwo ein ritterliches Geſchlecht gleichen Namens hauſte. Mit dieſem Berge hat es eine ſondere Beſchaffenheit; alljährlich im Maimond gebiert er — nicht Mäuſe gleich dem kreiſenden Berge des Sprüchworts, ſondern eitel Kröten. Schaarenweiſe wie aus einer Quelle ſchwulgern ſie hervor, und purzeln und patſchen übereinander in Haufen den Berg hinab, und rauſchen und raſcheln im Laub und Geſträuch. Drunten iſt ein Weiher, da ziehen ſich die Kröten hinein und binnen drei Tagen iſt der ſo voll, daß er überläuft, und da laufen die Kröten auch mit über und ſtatten der nahen Mühle Beſuch ab, verbreiten ſich über Hof und Garten, in Stuben und Keller, Kammern und auf dem Boden, und machen das Haus faſt unbewohnbar. Niemand weiß, woher der ſo plötzliche Zuſpruch? item, die Kröten ſind da, und Niemand thut ihnen etwas, denn — das iſt die Hauptſache — je mehr ihrer kommen, je willkommener ſind ſie, weil ſie prophetiſche Thiere ſind, nämlich Vorboten einer reichen Getraideärnte, wenn ſie in recht großer Zahl erſcheinen, wie der Heerwurm auf dem Thüringerwalde. Nach drei Tagen verlieren ſie ſich, ohne daß man gewahrt, wo ſie hinkommen; zurück in den Berg gehen ſie nicht, derſelbe hat aber von dieſer ſeltſamen Naturerſcheinung den Namen Krötenberg erhalten.

852. Die Abensberger Schaar.

Da Kaiſer Heinrich II. zu Regensburg Hof hielt, ſtellte er ein Jagen an in den Forſten zwiſchen Regensburg und Abensberg, und lud dazu die benachbarten Edeln, doch mit dem Gebot, es möchte ihrer keiner mehr denn nur einen Diener mitbringen, ſintemalen es ſchien, als ſei der Kaiſer freigebiger gegen die Pfaffen geweſen, als gegen die Jäger. Siehe da nahete dem Hoflager im Walde von Abensberg her eine ſtarke und ſtattliche Männerſchaar, alle in guter Jagdwehr und hoch zu Roß und große Dienerſchaft lief neben den Roſſen. Wer nahet dorten mit ſo vielem Gefolge? — fragte der Kaiſer — und die Antwort lautete: Graf Babo iſt's, der Abensberger. — Da nun der Graf nahe herzu ritt, ſah ihn der Kaiſer ungnädig an, und fragte: du haſt wohl Unſer Gebot nicht vernommen oder verſtanden, daß du ſo viele Mäuler uns ins Lager führeſt? — Darauf ſprang Graf Babo vom Roß, und beugte ſeine Kniee vor dem Kaiſer und ſprach: hoher Herr! Du hatteſt die Gnade, mir und meinen Söhnen zu erlauben, dem Jagen beizuwohnen. Jeder von uns kommt ſelbander, nur mit einem Diener! — Das ſind ja über ſechzig Mannen! — rief der Kaiſer. Ja, hoher Herr! Es ſind unſerer ſechsundſechzig! — erwiederte mit heiterer Miene Graf Babo. Und da traten zweiunddreißig Männer, Jünglinge und Knaben, die indeß von ihren Roſſen geſtiegen waren, und knieten nieder, und Babo ſprach: ſiehe, hoher Herr, das ſind alle meine lieben Söhne, die und noch acht Töchter habe ich mit zwei Frauen erzeugt in Gottes Hülfe und die Söhne erzogen zu deinem Dienſt, und übergebe und widme ſie dir mit Leib und Leben! — Das laſſ' ich gelten! — rief der Kaiſer: ſind das deine Söhne, ei ſo ſollen es auch meine Söhne ſein. — Einem iſt die Natur freigebig, einem iſt ſie karg. — Und reichte einem jeden der zweiunddreißig die Hand und dem Vater zu allererſt, und verhieß ihnen Schlöſſer und Lehen, ihren gräflichen Stand wohl fortzuführen.

853. Die heilige Stilla.

Aus dem Geſchlechte der Grafen von Abensberg ging eine fromme Maid hervor, deren Name war Stilla. Sie war die Tochter Wolfram II. Stilla erbaute eine Kapelle unfern Abensberg in die Ehre Sankt Peters, und ſtiftete mit ihren Brüdern Rapoto und Konrad das Kloſter Heilsbronn. Stilla gelobte dem Himmel ewige Keuſchheit, beſuchte täglich im Geleit ihrer Frauen ihren Andachtsort, und hätte nichts lieber gehabt, als auch an deſſen Stätte ein Kloſter erſtehen zu ſehen. Sie theilte mit dem heiligen Sebald ganz ein und daſſelbe Sehnen, da zu ruhen, wohin weiße Stiere ihren Leichnam ohne Führer ziehen würden. Dieſen Ort bezeichnete auch bereits ein Handſchuh, den Stilla in die Luft warf, aber nicht im Zorn, wie die Thüringiſche Sophia oder Alberade von Banz (Sage Nr. 834), ſondern in lauterer frommer Zuverſicht, und der Handſchuh war einer weißen Taube gleich, nach ihrer Kapelle zugeflogen, und hatte auf dieſe ſich niedergelaſſen. Da nun Stilla geſtorben war, ſollte ſie in das Kloſter gen Heilsbronn begraben werden, aber da thaten die Dienerinnen deren letzten Willen kund, und ſo ward derſelbe befolgt, und das weiße Stiergeſpann zog ihre Leiche ohne Lenker zu ihrer Kapelle hin. — Danach iſt auch ihr heißer Wunſch noch erfüllt und an deren Stätte ein Frauenkloſter erbaut worden, welches den Namen Marienburg empfing. Rechts beim Eingang in die Kloſterkirche erblickt man Stillas Grab, und geſchahen allda viele Wunder, und wurde Stilla als Heilige vom Volke verehrt, gleichwie die preußiſche Dorothea (Sage

Nr. 264), obſchon kein Papſt ſie canoniſirte; aber Biſchof Rainbolo von Eichſtädt hatte in der Peterskapelle ihr zu Ehren einen Altar errichtet und geweiht.

854. Sankt Emmeran.

Was der heilige Sebald für Nürnberg ward, hochverehrter Wunderthäter, ſegenwirkender Schutzpatron, und gefeierter Heiliger, das alles wurde Sankt Emmeran für die freie Reichs- und Reichstagſtadt Regensburg, von der die Rede geht, daß ſie ſo viele Kirchen und Kapellen gehabt, als das Jahr Tage. Der heilige Emmeran oder Heimeran ſtammte aus Guienne und war Biſchof von Poitiers. Aus Neigung, die Heiden zu belehren, kam er nach Deutſchland und nach Bayern. In dieſem Lande hatte zwar der heilige Rupert bereits den Samen des Chriſtenthums ausgeſtreut, jedoch noch nicht an allen Orten, und Theodo V., der Bayerherzog, bat Sankt Emmeran, das gottſelige Werk fortzuſetzen. Herzog Theodo hatte eine ſchöne Tochter, Namens Utha, und Utha hatte einen Liebſten, Namens Siegebald, und der hatte den Namen mit der That, er hatte bald geſiegt, und zwar allzubald und war darüber bei Utha großes Herzeleid, und wußte ſich keines Rathes, fürchtete vielmehr, daß der Zorn ihres Vaters und Bruders ſie und ihren Geliebten tödten würde. Da entdeckte ſie ſich dem heiligen Emmeran, und der fromme reine Mann war von ſo himmliſcher Güte, daß er ihr den Rath gab, ſie möge ihn als Thäter nennen. Ob er nun glaubte, die Sache damit minder ſchlimm für Utha zu machen, und der Rache zu entgehen, da er gerade im Begriff war gen Rom zu reiſen, oder ob er ſich nach dem martervollſten Tode ſehnte, weiß man nicht. Er reiſte ab, und die geängſtigte Utha befolgte ſeinen Rath. Zornentbrannt warf ſich alsbald Landopert, ihr Bruder, mit einer Schaar Mannen aufs Roß, und ſetzte dem frommen Pilger nach, holte ihn auch bald genug zwiſchen dem Inn und der Iſar beim Dorfe Helfenburg ein, und ſchrie ihm ſpöttlich an: ei guten Tag, Biſchof! Ei guten Tag, Herr Schwager! — ließ alsbald Emmeran greifen, auf eine Leiter binden, ihm die Hände und Füße abhauen, die Naſe und Ohren abſchneiden, die Augen ausſtechen und den verſtümmelten noch lebenden Körper in die Sonne ſtellen. Als die grauſe That geſchehen war, wurden zwei Männer ſichtbar, welche eilig die abgelöſten Gliedmaßen des heiligen Mannes ſammelten, und vor den Augen der Mordknechte verſchwanden, und zu dem wahnbethörten Landopert trat Wolflet, ein Geiſtlicher, dem Emmeran alles vertraut, und ſeinen Tod vorausgeſagt hatte, und welcher, als die Mordthat geſchah, nicht beihanden war, hätte ſie auch ſchwerlich hemmen können. Nun freilich ward Landopert die übereilte grauſame That von Herzen leid, war aber einmal geſchehen, und wurde der Körper erhoben und gen Regensburg geführt, und da fuhr die Seele aus dem Munde des Gemordeten wie ein roſenrother Blitzſtrahl und fuhr gen Himmel. An dem Orte des Mordes wölbte ſich von ſelbſt ein grüner Hügel, wie ein Grab, und geſchahen daſelbſt unzählige Wunder. Der heilige Leichnam wurde zu Regensburg in St. Georgen beigeſetzt, und Landopert erbaute zur Sühne und zur Buße ſeiner Unthat das berühmte Stift St. Emmeran. Solches alles hat ſich begeben im Jahre des Herrn 652, da noch die Agilolfinger in Bayern herrſchten. Ob des heiligen Mannes ſchuldloſer und blutiger Opfertod der Prinzeſſin Utha zu Gute gekommen, meldet die Sage nicht, aber der Stadt Regensburg iſt dieſer Tod zu hohem Glück gediehen, bis zur Zeit, da in Coſtnitz das Concil war, und der Huß verbrannt wurde. Da ſind in Regensburg zwei Geiſtliche geweſen, die haben es laut geſagt, daß dem Huß zu viel geſchehen ſei. Da wurden dieſe beiden ergriffen und ihnen auch, gleichwie dem Huß gethan, und ward damals der Ketzerthurm erbaut. Von dieſer Zeit an, erging die Sage, habe man bemerken wollen, daß ſich das Glück dieſer Stadt gar merklich verkehret und in's Abnehmen gekommen.

---

855. Regensburger Wahrzeichen.

Die Wahrzeichen Regensburgs ſind am Dome zu finden und an der Brücke. Am Dome ein Mann von Stein, der ſich herunter ſtürzt, und an der Brücke ein kleiner Mann, der nach jenem ſchaut, die Hand über die Stirne haltend. Das ſind die Baumeiſter des Domes und der Brücke; beide wetteten mit einander, weſſen Bau zuerſt vollendet ſein werde. Und ſoll der Baumeiſter der Brücke des Dombaumeiſters Lehrling geweſen ſein. Der Lehrling nun ging einen Bund mit dem Teufel ein, und verſprach ihm die erſten drei Seelen, die über die vollendete Brücke gehen würden, zum Eigenthum, wenn er ſie eher vollende, als ſein Meiſter den Dom. Da ſchleppte der Teufel als bekannter Steinſchlepper und Laſteſel Steine in Maſſen herbei und half bauen was das Zeug hielt, und ward die herrliche Brücke gebaut mit funfzehn graniten Schwibbogen und drei Thürmen aus lauter Quaderſteinen, 470 Schritte lang und 33 Schuh breit. Und unverſehens war ſie fertig, und da der Dombaumeiſter auf ſeinem Gerüſte ſtand und das Werk vollendet ſah, ſo that er wie der Baumeiſter des Doms zu Köln, dem ähnliches widerfuhr, er ſtürzte ſich vom Gerüſte herab, worauf ſein ſteinern Bild am Dom angebracht wurde. Der Brückenbaumeiſter aber ſperrte die Brücke, ſo wie ſie vollendet war, daß kein Menſch darüber gehen durfte, und trieb zuerſt einen Hund, einen Hahn und eine Henne darüber, welche der Teufel in Empfang nahm, und dadurch beſtätigte, daß die Thiere auch Seelen haben, was von vielen verneint worden, und mag ſie ohne Zweifel zu der Wolfsſeele gethan haben, die er beim Dombau zu Aachen fing (Sage Nr. 120), und zu der Geisfüllenſeele, die er auf Burg Rheingrafenſtein ſo glückhaft erhaſchte (Sage Nr. 79), und zu andern Thierſeelen. Der von des Teufels Anſprüchen alſo durch Liſt befreite Architekt brachte nun zum ewigen Wahrzeichen die Bilder von Hund, Hahn und Henne auf der Brücke ſelbſt an, auch zeigt man auf ihr ihren größten und ihren kleinſten Stein neben einander.

856. Dollinger und Krako.

Zu Kaiſer Heinrichs des Hunnenſiegers Gezeiten hielt derſelbe in Regensburg Hof und daſelbſt ein Stechen. Da kam unter Geleit ein freiſamer Heide geritten, deß Name war Krako, der forderte die Ritterſchaft zum Lanzenbrechen auf mit großem Uebermuth, und wer im Stechen auf Leben und Tod unterliege, deſſen Seele ſollte dem Teufel eigen ſein, denn er hatte heimlich zwei Teufel in ſeinem Dienſt, die ihn ſtark machten und nach Teufelart auf Chriſtenſeelen lauerten. Die Ritter aber alle ſchwiegen beſtürzt und keiner wagte den Kampf anzunehmen, und der Kaiſer fragte zornig: habe ich denn an meinem Hofe keinen Mann, der mit dem Heiden das Stechen darauf wagt, daß ſeine Seele, wenn ſie ihn verläßt, dem Heiland unſern Herrn gehört, und mit nichten dem Teufel? — Da trat ein mannlicher Ritter hervor, Hans Dollinger geheißen — andere ſagen, derſelbe habe ob Hochverraths im Kerker gelegen, und ſei zum Kampfe zugelaſſen worden, um gleichſam hier in einem Gottesgerichtskampf ſeine Seele zu löſen — und begann das erſte Stechen mit dem gewaltigen Heiden, und da ſah er in des Heiden Spiegelſchild die zwei Teufel, die ihm kämpfen halfen, allen andern unſichtbar, und da ſtach der Heide den Dollinger vom Roß, daß er auf den Rücken lag, wie ein gepritſchter Froſch, und zu Jeſu im Himmel hinein ſchrie, ihm von den Heiden und ſeinen Teufeln zu helfen. Da ritt der Kaiſer zu dem Gefällten und hielt ihm ein Crucifix an den Mund, daß er das küſſe, und von dem Kuß wurde der Dollinger friſch und geſund, und ſprang auf, beſtieg ſein Roß und da thaten ſie das zweite Reiten gegen einander, und ſtach der Dollinger dem Heiden die Lanze in das Ohr, wie der junge Königsſohn am Rhein dem Heidenweibe ſein Schwert (Sage Nr. 48), daß die Spitze zum andern Oehrlein wieder heraustrat, und der Heide vom Roſſe fiel, wie ein Rußſack, und ſeine Seele dahin fuhr, wohin er ſie verlobt, nämlich zu allen Teufeln. Hernach hat der Dollinger an ſeiner Herberge zu Regensburg ſothanen Kampf in Stein hauen und abbilden laſſen, das wurde auch ein Regensburger Wahrzeichen, ward auch vielfach gemalt und beſungen in alten Liedern.

857. Die ſchöne Maria.

Wie zu Worms und zu Prag ſchon vor Chriſti Geburt Juden gewohnt, alſo auch zu Regensburg, die waren auch gute Juden, und ſahen mit Schrecken und Entſetzen die große Verfinſterung der Sonne, da Chriſtus zu Jeruſalem am Kreuze hing, und da gerade ihre Bauleute einen Thurm bauten, ſo verließen ſie den Bau vor Schrecken und ließen einen Gerüſtbalken ſtecken, welcher auch noch lange Jahre nachher als ein Wahrzeichen gewieſen worden iſt. Darum ſchützten auch die Regensburger Bürger ihre Juden in der grauſen Zeit, als die verrückten Geißler durch die Lande fuhren, und allüberall die Juden erſchlagen wurden. Nachher aber, als die Unvernunft zur Herrſchaft kam, der Huß zu Coſtnitz verbrannt worden war, und die zwei Geiſtlichen zu Regensburg, und mit der Vernunft das Glück der Stadt ſich gewandt hatte, da ging es auch zu Regensburg den Juden ſchlecht, ſie wurden des Mordes von ſieben Chriſtenkindern beſchuldigt, und grauſam vertrieben. An die Stelle ihrer geſchleiften Synagoge wurde eine hölzerne Kapelle gebaut, und in dieſe ein Gnadenbild geſetzt, das hieß die ſchöne Maria, und ward zu ihr ein Gelaufe des Volkes in hellen Haufen, gerade wie zum Pauker von Niclashauſen (Sage Nr. 798). Die Leute ließen alles und alles ſtehen und liegen, Haus und Hof, Arbeit und Geſchäft, liefen viele Meilen Weges barfuß, zum Theil ganz nacket, den Adamiten gleich, brachten ihre Rechen, Beile, Miſtgabeln und Sicheln vom Felde mit, und gaben ihren letzten Heller der ſchönen Maria willig zum Opfer hin. Da nun ſo ein ſchönes Geldlein einging, ſo meinte der Rath zu Regensburg, der Biſchof brauche das nicht alles in des Stiftes Säckel zu ſtreichen, und wollte den Spendepfennig mit ihm theilen, der Biſchof aber wollte mit nichten theilen; darüber entbrannte heftiger Zwiſt und Hader, und das Ende vom Liede war, daß über ſelben Zwieſpalt die ſchöne Maria in Abnahme kam, und der größte Theil des Volkes der geſunden Vernunft, und der Lehre Luthers zufiel, weil es endlich einſah, daß nur um des Geldes Willen, und nicht um der Ehre Gottes und der gnadenreichen Jungfrau Willen das Bild der ſchönen Maria aufgeſtellt war, und ſo gewann auch dieſe Wallfahrt, gleich der zu Niclashauſen und der zu Grimmenthal, ein ſchnelles Ende.

858. Natternberg.

Nicht weit vom Kloſter Metten, welches ein frommer Hirte gründete, der unter einem Baume ſchlummernd beim Erwachen ein Buch auf ſeinem Herzen fand, am ſchönen Donauſtrom, aber an deſſen rechtem Ufer, zwiſchen Straubing und Paſſau ragt der Natternberg empor, der einſt ein ſtolzes Schloß der Grafen von Bogen trug. Dieſen Natternberg hat der alte Steinſchlepper und Bergverſetzer, der Teufel, gerade ſo hieher an die Donau getragen, wie die Sanddüne den Losberg bei Aachen (Sage Nr. 122). Trug er die Düne dorthin vom Meeresſtrand, ſo trug er den Natternberg gar über die Alpen aus Wälſchland, von wo herüber er überhaupt gar manch verfluchtes Teufelsgut nach Deutſchland einzuſchleppen und zu ſchleifen ſchon gewohnt, und zwar deshalb, weil die Bürger von dem nahen, am Stromesufer liegenden Städtlein Deggendorf, gar fromme Leute waren, deren Gottesfurcht dem Erzfeind bitterlich verhaßt, und wollte mit dem Berg die Donau dämmen, um das arme Deggendorf in des Stromes übertretender Fluth zu erſäufen. Aber wie er daher geſauſt kam mit dem gewaltigen Berge, da läutete drüben im Kloſter Metten die Glocke das Ave, und da er wohl wußte, daß dieſes „Sei gegrüßt“ nicht ihm galt, ſondern einer, vor der er und alle Höllennattern aller Macht baar wurden, ſo ließ er vor Schreck und Zorn den Berg mitten in die ganz ebene Flur fallen, wie den Feldſtein über Themar (Sage

Nr. 722), und hat es ſomit dem Teufel eigentlich nur wunderſelten geglückt, ſondern hat ſich faſt allüberall vergeblich geſchunden und geplagt, und ſich allenden hin nur Denkmäler ſeiner Ohnmacht geſetzt.

859. Der Paſſauer Tölpel.

Zu Paſſau, das als eine Dreiſtadt nächſt Oberhauſen am Zuſammenſtrom dreier Flüſſe liegt, der Donau, des Inn und der Ilz, iſt gegen der großen Kirche über bei einer Mauer ein abſcheulich großes Menſchenhaupt in Stein gehauen zu ſehen, deſſen Mund zwei Spannen lang iſt, woraus zu ſchließen, welche Anmuth das Ganze zeigt, das wird der Paſſauer Tölpel genannt, und iſt weit und breit bekannt als ein Wahrzeichen, neben dem Stadtwappen, das nicht minder als ein ſolches gilt, und einen geſchundenen Wolf vorſtellt. Und erging es den Paſſauer Geſellen immer ſchlecht genug, wenn ſie in die Fremde kamen, denn da war des Fragens nach ihrer guten Stadt Wahrzeichen kein Ende. Die Klugen wußten ſich aber gar gut zu helfen, denn ſie erwiederten dann insgemein den unkundigen Fragern, ſie hätten ein getreues Abbild des Tölpels mit ſich in die Fremde gebracht, und ſo nun einer geneigt war, ſolches zu ſehen, ließen ſie ihn in einen Spiegel blicken, da ſahe er Tölpels zur Genüge. So auch in der eigenen Stadt, wenn einer neugierig war und den Tölpel ſehen wollte und nach ihm fragte, führten ſie ihn zu einem Rohrbrunnen, ließen ihn in den Waſſerſpiegel ſein eigen Antlitz ſchauen, und wenn ſie es recht wohl mit ihm meinten, goſſen ſie ihm einen Stutz Waſſer über den Kopf oder ſtießen ſein Geſicht zum Geſicht im Waſſer, da hatte er dann gleich eine Tölpelei zu Geſicht bekommen.

Ein anderweites Wahrzeichen zu Paſſau war der Blutſtein, auf dieſem ließ Herzog Otto von Bayern einen ihm feindlichen Legaten des Papſtes, des Namens Albrecht, der ihm die Stadt aufſäſſig gemacht, erwürgen, ſchinden und in Stücke hauen, davon ſoll noch der geſchundene Wolf im Paſſauer Stadtwappen herrühren.

860. Wölfe gehenkt.

Vordeſſen war ein ſonderer Brauch vornehmlich im Franken- und Bayerlande, daß man die Wölfe an Galgen henkte, gleich Wegelagerern, und geht ſchon vom Herzog Heinrich in Bayern die Sage, daß er, obſchon er das Rothwild über alle Maaßen liebte und die Rüden den Bauern durch die Zäune jagte, doch bezüglich der Stegreifreiterei all reine Straße hielt, ſo daß die Kaufleute ſein Reich „im Roſengarten“ nannten, die Räuber und Reiter aber von ihm wehklagten: kein Wolf mag ſich in ſeinem Lande erhalten, und dem Strang entrinnen. —

Im Sommer des Jahres 1685 hauſte ein gefährlicher Wolf im Ansbacher Gebiet, erwürgte mehrere Menſchen, Kinder und Erwachſene, und entging lange dem Tode, denn die gnädige Landesherrſchaft wies zwar den Oberjäger an, mit Zuziehung mehrerer Leute einen Streif vorzunehmen nach dem Wolfe, aber dabei fleißig Acht zu haben, daß dem Wildpret dadurch kein Schaden zugefügt werde; da ging es recht nach dem Sprüchwort: waſche mir den Pelz und mache mich nicht naß. Der Wolf würgte und wüthete fort, die Landleute trauten ſich ſelbſt am hellen Tage nicht mehr aufs Feld zu gehen. Zum Unglück verbreitete ſich auch noch die Kunde, daß der Wolf gar nicht ein natürlicher Wolf ſei, ſondern der Geiſt des vor kurzem verſtorbenen Bürgermeiſters und Kaſtenpflegers zu Ansbach. Schon bei ſeiner Beerdigung habe dieſer aus einem Dachfenſter ſeines Hauſes ſeinem Begängniß in aller Gemüthlichkeit zugeſchaut, und darauf Nachts ſei er dem Nachtwächter in Wolfsgeſtalt, und in ein weißes Tuch gehüllt, begegnet. Da geſchah es, nachdem Ende Juli beſagter Wolf ſich zuerſt hatte ſehen laſſen, daß er am 10. October gemeldeten Jahres im Weiler Neuſes bei Windsbach auf zwei Bauernknaben lauerte, die ihm jedoch entgingen, darauf einem Hahn nachſprang, der die Flucht über einen alten mit Röhrig belegten Brunnen flatternd nahm, und überm Springen in den Brunnen hinein fiel, wo ihn nun die Gemeinde leichtlich, wie ſich denken läßt, das Garaus machte. Im Triumph wurde das erlegte Unthier nach Ansbach zu hochfürſtlicher Landesherrſchaft gebracht, und darauf folgender Maaßen mit ihm verfahren. Erſtlich wurde er enthäutet, um ausgeſtopft die hochfürſtliche Kunſtkammer als rares Exemplar einer anderthalb Ellen hohen Wolfsgeſtalt zu zieren, dann wurde ihm von Pappe ein Menſchengeſicht, ſeiner etlichermaaßen bei Lebzeiten gehabten Phyſiognomie ähnlich, gemacht, und mit einem Schönbart, lang und weißgraulich ausgeputzt; dann bekam er ein Kleid von gewichſter Leinwand, fleiſchfarbröthlich, angezogen, und wurde ihm eine kaſtanienbraune Perrücke aufgeſetzt. Und alſo wurde Herr Isegrimm auf den ſogenannten Nürnberger Berg vor Onolzbach an einem eigens dazu errichteten Schnellgalgen aufgehenkt, jedermänniglich zur Warnung, er möchte Wolf, Bürgermeiſter oder Kaſtenpfleger ſein, zur Strafe ſeiner ungebührlichen Aufführung.

861. Wolfſindis.

Im Landgerichte Dingolfing, nahe beim Markte Reisbach ſteht eine kleine Kirche, die iſt einer heiligen Jungfrau geweiht, welche eine Martyrerin ihrer Frömmigkeit und Keuſchheit wurde. Wolfſindis, ſo war ihr Name, war eines Gaugrafen Tochter, der auf dem Schloſſe Warth ſaß, und neigete ihr Herz dem Chriſtenthume zu, da ihr Vater noch ein blinder Heide war. Darüber ergrimmte dieſer Vater alſo ſehr, daß er die Tochter an die Schweife wilder Ochſen binden, und dieſe von dannen peitſchen ließ. Dort bei Reisbach blieben die Ochſen ſtehen, und an jener Stelle, wo die Unſchuldige verblutete, ſprudelte eine Heilquelle hervor. Andere ſagen, es habe ein fremder Krieger ſich in die fromme Wolfſindis alſo vergafft, daß er ihrer, da ſie ihm nicht im Guten ſich zu eigen geben wollen, mit Gewalt begehrt, und weil er, obſchon er ihrer ſich bemächtigt, doch nichts erlangen können, habe er ſie an ſeines Roſſes Schweif gebunden, und ſie ſelbſt auf ſo grauſame Weiſe zu Tode geſchleift. Nahe dem Markte Reisbach endete die fromme Wolfſindis und der Wunderquell entſprang.

862. Die Hunde zu Weiſſenſtein.

Auch im bayriſchen Walde wiederhallt und wiederholt die Sage von den jungen Hunden. Einer Frau Gräfin von Weiſſenſtein begegnete die Bettlerin, die von jener verhöhnt, ſie verwünſchte, und eine Zigeunerin prophezeihete ihr, ſie werde auf einmal ſieben Söhne gebären, von denen würden ſechſe ihr den Tod zu wege bringen. Solches zu verhüten, ward ſie einig mit ihrer Kammerfrau, als bereits der erſte Theil der Prophezeihung ſich erfüllt hatte, daß jene die ſechs nachgebornen Knäblein erſäufen ſolle. Der begegnete nun auch der aus dem Huſſitenkriege zurückkehrende Graf und entdeckte die Unthat, ließ die allzudienſtfertige Magd alſogleich binden und in den Regenfluß werfen, und die Knäblein heimlich aufziehen und ihnen Ammen geben. Heimgekehrt ließ der Graf ſich nichts merken, während ſieben ganzer Jahre lang, nahete aber auch ſeiner Frau nie wieder in Liebe, ſondern ſchützte ein Enthaltſamkeitsgelübde vor, wie die Männer in jenen alten frommen Zeiten ſich bisweilen auferlegten. Dann aber, als die ſieben Jahre nun um waren, ließ er ein Gaſtmahl zurichten, und fragte die Gäſte, indem er die Unthat nannte, welche Strafe einer ſolchen Mutter gebühre? — da fuhr ſeine eigne Frau, von Angſt des Gewiſſens getrieben, heraus: Lebendig einmauern müſſe man ſolche Rabenmutter! — Du haſt es geſagt! — zürnte der Graf: dir geſchehe, wie du geſagt haſt, denn die Rabenmutter biſt du! Siehe hier die jungen Raben, die der Herr ernährt und erhalten, deine — Hunde! — Und ließ die ſechs friſchen Knäblein eintreten. Da war viel Wonne und Weh beiſammen, und wurden viele Fürbitten laut für die entartete Mutter, ſie ſelbſt aber beſtand auf der gerechten Strafe, und empfing ſie. Darauf hat der Graf eines Hundes Bild in ſein Wappenſchild genommen, und die Söhne als die ſeinen erkannt, ihnen aber zu ihrem Zunamen noch den Hund gefügt, ſo iſt das Geſchlecht der Hunde von Weiſſenſtein, gleich jenem der Hunde von Wenkheim und der Rüden von Collenberg im Frankenlande entſtanden (Sagen Nr. 743 u. 800), aber der Graf verließ ſeine Stammburg, und ſie fiel in Trümmer.

863. Der Stockenfels.

Zwiſchen Burg Lengenfeld und Rittenau am Regen, beim Dorfe Fiſchbach, liegt eine Burgruine auf einem hohen Berge, Stockenfels geheißen, darinnen iſt es nicht geheuer; verwunſchene und hineingebannte Spieler ſitzen drinnen und karten und würfeln, und haben eiſerne Karten, wie die Spieler in der Burgtrümmer von Waldſtein und die Männer im Flußberg (Sagen Nr. 701

u. 747) und glühende Marken und Becher. Wer ſie ſieht dem grauſet. Und wer ſind denn dieſe Männer? Ritter ſind es nicht, Pfaffen auch nicht, Bauern auch nicht. Sie haben große ſchwarzlederne Schurzfelle und harte Köpfe. Spielen dürfen ſie nicht beſtändig, ſie müſſen auch was thun. Da iſt ein grauſam tiefer Brunnen auf Stockenfels, der geht bis zum Bergesgrunde, da ſtehen ſie auf einer Leiter von oben bis unterſt, und der unterſte ſchöpft Waſſer und langt es herauf, und der oberſte ſchüttet's aus, und raſtlos wandern die Eimer die ganze Woche lang, und das ſind die abgeſchiedenen Bierbrauer von Regensburg, von Straubing, Cham, Burglengenfeld, Landshut und andern Orten, die ſolche Buße thun müſſen, dieweil ſie bei ihrem Leben zu viel Waſſer in jedes Gebräu gemiſcht, und werden ihrer immer mehr, „daß bald gor kani mehr in den Brunnen eini gohn," als welches ſehr ſchade iſt, ſonſt wollt' einer dem Stockenfelſer Brunnen die ***er Brauer ebenfalls beſtens empfohlen haben.

864. Juditha.

Aus dem Böhmerlande zog der junge Herzogſohn Brzetislav durch den Böhmerwald, erkor ſich am Regenfluß eine heimliche Stelle in den waldigen Thalwinkeln nahe bei Regenſtauf, und ging mit nur wenig Dienern nach Regensburg hinein. Er hatte von einer überaus ſchönen Nonne vernommen, Namens Juditha, welche die Tochter eines Grafen vom Rheine ſoll geweſen ſein, Otto des Weiſen. Es gelang ihm ſie zu ſehen, und alsbald entbrannte in Beiden zu einander heftige Liebe, und der junge Herzogſohn beſchloß die ſchöne Juditha zu entführen. Dieſen Plan führte Brzetislav auch ohne Säumen aus, er beſtach die Thorwächter, daß ſie ihm das Thor, und die Brückenwächter, daß ſie ihm die Brücke offen hielten, und die Thorwächter drüben in Stadt am Hof nicht minder, band ſein Roß vor der Kloſterpforte an, ging hinein und holte ſich ſeine Erkorene ohne alle Umſtände. Mittlerweile war der Weg vor dem Kloſter durch eine mächtig große Kette geſperrt worden, die hieb Brzetislav entzwei, hob die Entführte auf ſein Roß, und ſprengte mit ihr von dannen, ſeine Getreuen folgten und hinter ihnen raſſelten die Thore ſammt und ſonders zu. Ehe ſie den Verfolgern wieder aufgethan wurden, verging die längſte Zeit, das Regensburger Stadtthor, drei Brückenthore, und zwei Thore von Stadt am Hof, alle mit ſchweren Schlöſſern und Riegeln; es war offenbar eine wahre Thorheit, die Flüchtigen verfolgen zu wollen. Auf der Brücke verlor Juditha einen rothen Schuh, wie Katharina von Bora, da ſie aus Kloſter Niptſchen bei Grimma an der Mulde flüchtete, der wurde ſammt der zerhauenen Kette lange als ein Denkzeichen aufbewahrt. Der Vater der Entführten klagte nun zwar beim Kaiſer über den Jungfrauenraub und das Kloſter klagte nicht minder, aber der Vater Herzog Brzetislavs gab ſeinem Sohne Mähren, und erwirkte ihm Verzeihung.

Wunderſamer Weiſe, nur mit minderer Wahrſcheinlichkeit, wiederholt ſich dieſelbe Sage zu Schweinfurt, nur heißt die Nonne dort Jutta, wohnt im

Kloſter auf der Petersſtirn (Sage Nr. 817). Der Vater iſt ein Markgraf von Schweinfurt, oder gar — doch heimlich — Kaiſer Konrad der Salier ſelbſt und als der Bote mit der Klage an den Kaiſer geſendet ward, behändigte man ihm zur Beglaubigung den verlornen Schuh — da er ihn aber überreichen wollte, verſchwand er ihm aus der Hand hinweg.

865. Leuchtenberg.

Vor dem Böhmer Wald liegt die alte Landgrafſchaft Leuchtenberg, dazu gehört auch Schloß, Stadt und Amt Pfreinot. Daſelbſt weilte Heinrich der Vogler, da er dieſe Gaue gegen die Ungarn und Wenden ſchirmte, und war auch ſeine Tochter Jutta bei ihm, und waidwerkete mit ihm. Da geſchah es, daß die Prinzeſſin eine ſchlanke Hinde verfolgte, und ganz abkam von ihrem Vater und ſämmtlichen Jagdgefolge, und ward ihr bänglich zu Muthe, wie der Jungfrau Lorenz zu Tangermünde (Sage Nr. 339). Es kam aber kein ſtolzer Edelhirſch, die Kaiſertochter aus dem Walde zu tragen, doch fand ſich ihr ein Helfer. Dem Vater aber war und blieb ſie verloren Tage, Wochen, Monden lang, und grämte dieſer ſich ſehr. Vergebens war die Prinzeſſin durch den ganzen weiten Wald geſucht worden, ſie blieb verſchwunden. Jahr und Tag verging, der Kaiſer ſuchte noch immer ſein verlorenes Kind, einſtens bis zum ſpäten Abend, und verirrte ſich ſelbſt nach einer Gegend hin, die er noch nie betreten. Da leuchtete ihm von einem Berge aus einer Burg ein tröſtliches Licht, er klomm hinan und begehrte Einlaß, und alsbald wurde der Gaſt vor den Burgherrn, einen Ritter Gebhardt, und deſſen junges Ehegemahl geführt. Und ſiehe, ſelbiges junges Ehegemahl war des Königs Tochter Jutta, welche der Ritter im Walde vom Verderben erlöſt, und an ſich genommen hatte, als einen werthen Fund, von dem er ſich nimmer zu trennen vermochte. Da ernannte ihn der Kaiſer zum Grafen und gab ihm den Namen Leuchtenberg, in alter Sprache Luitchenbergk, weil der Berg ihm zum frohen Wiederfinden geleuchtet.

Nahe der alten Landgrafenburg, die nun auch längſt in Trümmern liegt, ſteht einſam ein alter Baum, der wird der kalte Baum genannt. Unter ihm ruht ein erſchlagener Rittersmann, der eine Leuchtenbergerin liebte; ihr Vater aber erſchlug ihn, weil er ihm nicht ebenbürtig erſchien, und ließ ihn unter dieſen Baum einſcharren, gegenüber einem Thurme der Burg, darin er ſeine Tochter zur Strafe ihrer Minne einſperrte. Und die Tochter fluchte dem Baume, daß er ewig erkaltet ſtehen ſolle, wie ihres Liebſten Herz. Thurm und Burg ſind gebrochen, wie das Herz der liebenden Jungfrau brach, aber der Baum ſteht noch. Kühl weht die Luft ſtetig auf ſeiner Höhe, wenn es auch drunten noch ſo heiß, Froſtſchauer umwehen ſein Gezweig und ſeine Blätter erbeben fort und fort, wie der Espe Laub, und er heißt noch bis heute: der kalte Baum.

866. Wichteln bei Kelheim.

Bei Kelheim an der Donau, oberhalb Regensburg, wo in grauer Vorzeit die Kelten eine Burg hatten, und Römerſchanzen unter dem Namen des Heidengraben noch zu finden ſind, gab es vor Zeiten auch Wichteln, die waren von guter, hülfreicher Art, in Haus und Hof, Acker und Wieſe, man hörte nur Gutes von ihnen ſagen; ſie begabten ſogar die von ihnen Begünſtigten, außer daß ſie jegliche Arbeit für ſie thaten, mit römiſchen goldenen und ſilbernen Pfennigen, waren auch inſonderheit den Schiffern hülfreich und förderlich, abſonderlich an den gefahrvollen Stellen der langen Wand, wo zu beiden Seiten die Felſen ſich ſchroff und ſteil in den Stromſpiegel ſenken, daß kein Fuß breit Landes bleibt für eines Menſchen Tritt, und ſtarre Felsgebilde auf die Schiffenden herabſchauen. Ein Zwergenſchloß hat in jener Gegend geſtanden, aber Niemand vermag es zu finden, und der Schatz, der in deſſen Tiefen ruht, bleibt verloren. Endlich ſind auch hier die Zwerge von dannen gezogen, vielleicht zur ſelben Zeit, als Herzog Taſſilo das Kloſter Arzberg in Kelheims Nähe gründete, welches das erſte in ganz Bayern war, das war in der Zeit, als der heilige Columban in dieſer Gegend den Heunen und Wenden den chriſtlichen Glauben predigte, denn das Gebimmel der Kloſterglocken war den Zwergen unausſtehlich. Ein Fährmann bei Weltenburg hörte Nachts den Ruf: Hol' über! — der fand ein Gezwerg, und nahm es in ſeinen Nachen, und der Nachen wurde ſo ſchwer, daß er bis zum Rand in die Fluth ſich ſenkte. Drüben wimmelten Hunderte aus dem Nachen, und jeder ſpendete einen Denar, altes Römergeld, als alle gezahlt hatten, hatte der glückliche Schiffer ein römiſches Münzcabinet in ſeiner Mütze, Conſulares, Familiares, Imperiales und Städtemünzen, alles bunt durch einander, aber die Wichteln waren ausgewandert, und niemals ließ ſich wieder eins blicken. Sie haben aber hübſche Andenken hinterlaſſen, ſie haben in den Kelheimer Schiefer die ſchönen allerliebſten Bäumchen und Strauchwerke, und die niedlichen Fiſche und ſonſtiges mit feinſtem Pinſel auf das ſauberſte gemalt.

867. Wichtlein und wildes Gejaig' an der Altmühl.

Gleichwie an der Donau bei Kelheim, ſo hat es auch an der Altmühl, die ſich ja eben bei Kelheim ſchweſterlich in der Donau Umarmung ſenkt, Wichteln. Dort im Altmühlbereich iſt ohnehin ein weiter Tummelplatz von allerlei Spukgeiſtern. Da iſt eine Mühle am Altmühlfluß gelegen, heißt die Bubenroder Mühle, der gegenüber ſich der Burgſtein hebt, ein hoher Steinfels mit einem Schlaufloch und unterirdiſchem Gang, daraus kamen allabendlich nach dem Gebetläuten drei Wichtlein in die Mühle und arbeiteten, reinigten, fegten, ſchütteten auf und mahlten, und am Morgen war alle Arbeit gethan. Auch legten ſie dem Müller auf einen Stein am Burgſtein alle Tage einen blanken Funfzehner oder gar einen Sechsbätzner, die er fand und ruhig einſteckte. Mit dem erſten Schlag der Morgenglocke kehrten die Wichtlein wieder in ihren Felſen zurück. Da wollte es der Müller auch gut machen und meinen, wie viele andere, zum Beiſpiel die Schleifmüller bei Brotterode (Sage Nr. 477), und ließ ihnen neue Kleidchen machen und legte ſie auf den Steg, damit ſie ihre alte ſchäbige Tracht ablegen ſollten, denn ſie ſahen immer aus, als würden ſie, wenn ſie einer an eine Wand würfe, daran kleben bleiben. Da kamen ſie, da nahmen ſie die neuen Kleidchen, beſahen ſie her und hin, wandten ſie traurig nach oben und nach unten, und ſprachen dann:

Abgelohnt
Ausgefrohnt. —
Treuer Sinn
Fahre hin! —

Und ſchwanden ſammt den neuen Kleidchen hinweg und kamen nimmermehr wieder. Der Name Bubenrod ſoll von den Wichtlein herrühren, weil ſie nicht größer als kleine Buben geweſen.

Nicht weit vom Burgſtein iſt ein Fels, heißt der Kloppengipfel, von dem zieht zum öftern das „wilde Gejaig" wie in dieſer Gegend die wilde Jagd heißt, zum Burgſtein mit ſeinem Lärm und Halloh hinüber, und fährt längs der Teufelsmauer dahin.

868. Teufelsmauer und Teufelsſtraße.

Wenn dort vor dem Harz einige vereinzelt ſtehende zerklüftete Felswände Teufelsmauern heißen, ſo iſt doch deren räumliche und Längenausdehnung nur gering, hier aber im Altmühlgebiet ſind Teufelsmauer und Teufelsſtraße von erſtaunenswerther Ausdehnung und Länge. Sie beginnen ſchon bei Pföring an der Donau, ohnweit Regensburg, durchſtreichen das ganze Eichſtättiſche Gebiet und die Ansbachiſchen Aemter, aufwärts der Altmühl, ziehn über Berg und Thal, überſpringen Bäche und Flüſſe, und enden erſt bei der alten Reichsſtadt Wimpfen im Neckarthale; ihre ganze Länge wird auf dreißig Meilen angeſchlagen, und es iſt wohl außer Zweifel, daß die Teufelsmauer ein altes Römerbauwerk iſt, dieß zeigen die zahlreichen Fundſtücke an Gewaffen und Münzen. Sie war ohnſtreitig das, was die Deutſchen eine Landwehre nannten, deren als tiefe Gräben noch viele in andern Ländergebieten vorkommen, die Römer ein Vallum, einen Wall, eine Schutzwehr, und wohl theilweiſe auch Heerſtraße. Der Mauergrund geht 5—6 Fuß tief in die Erde; heutzutage ſind ihre Spuren nur noch wenig ſichtbar; zwiſchen Ellingen und Pleinfeld erblickt man linker Hand an der Nürnberger Straße noch ein ſechs Schuh hohes und eben ſo breites Stück über der Erde. In Gunzenhauſen durchſtreicht die Teufelsmauer die Vorſtadt, dort ſind noch Spuren eines Römercaſtrums. Eine Strecke weit heißt dieſes Werk auch die Pfahlhecke, vielleicht vom Worte Vallum gebildet, vielleicht auch nicht. Zwei Nachbardörfer, eines dicht an der Pfahlhecke, führen die Namen Pfahlsdorf und Pfahlspaint. Eine Stunde von Uffenheim liegt auch ein Dorf Pfahlheim mit einem wunderthätigen St. Ottiliabild. Die Sage nennt dieſen alten Mauerbau ein Werk des Teufels. Ein Bauer zu Gundelsheim, deſſen Schlafkammer gerade über der Teufelsmauer ſtand, hat erzählt, daß er und ſeine Frau in tiefer Nacht vom Peitſchenknall erweckt worden: ein Reiter hoch zu Roß ſprengte am Ehebett vorüber, ſchreckliches Getöſe hinter ihm drein, über hundert Pferde, zahlloſe rollende Wägen, viel Volks und ein Stimmengewirr wie beim babyloniſchen Thurmbau, alles wild vorüber, — das wilde Gejaig, und mit Blitzesſchnelle, daß den Leuten noch die Haare zu Berge ſtanden, wenn ſie nur daran dachten. Solch eine Schlafkammer wird ſich keiner wünſchen. Und dergleichen wiſſen die Umwohner der Teufelsmauer gar viel zu erzählen. In manchen Dörfern haben ſie ſich die alte Teufelsmär örtlich zurechtgelegt und zugeſchnitzt; wie die Steine der Teufelsſtraße bei Ried, in der Nähe von Dollenſtein und Kunſtein. Dort lebte eine Bäuerin als Teufelsbuhle und Bundnerin, wurde ihm aber treulos in der Sterbeſtunde, und obſchon der Teufel ihrer Seele gewiß zu ſein glaubte, ſo ging es doch, wie bei Pape Döne (Sage Nr. 211), der Pfaffe überwand den Teufel und betete die Seele der alten Hexe in den Himmel hinein; damit noch nicht zufrieden, zwang er ſogar den Teufel, vor ihm her bis Ried eine Straße zu pflaſtern, weil der Weg ſchmierig war wie dort die Straße zu Pommel, die Doctor Fauſt von ſeinem Teufel Zeit pflaſtern, aber auch hinter ſich wieder aufreißen ließ (Sage Nr. 141). Hier aber ließ der Pfaffe die Straße nicht wieder aufreißen, und der Teufel hatte die ganze Geſchichte ſo ſatt, daß er vor Aerger von dannen fuhr, und die von ihm gebaute Straße in des Teufels Namen ſtehen ließ. Das nämliche wird auch erzählt von einem Stück Teufelsweg bei Ottendorf, da mußte der Teufel gar vor einem Reiter her in aller Hurtigkeit pflaſtern. Da hat er rechtſchaffen geſchwitzt. Als er's ſatt hatte, legte er einen Stein, darüber ſtürzte das Pferd, und der Reiter brach den Hals. So machte er es auch bei der Pfahlhecke; er hatte, wie dort am Harz (Sage Nr. 402), auch mit dem lieben Herrgott Theilung beſchloſſen, und wollte vor dem Hahnenkrähen ein Stück Land mit einer Mauer abgrenzen, hatte ſich auch ein gütlich Stück deutſchen Landes abgeſteckt, man weiß nur nicht recht, ob er das nördliche oder das ſüdliche Stück für ſich haben wollte, wahrſcheinlich aber das ſüdliche, weil er da den Pfaffenſack München mit in den Kauf bekommen, — allein der Hahn krähete zu früh, und der Teufel zertrümmerte vor Aerger gleich ſelbſt die ganze Mauer. Es geht auch die Sage, daß dieſer Teufelsweg um die ganze Welt reiche und die Straße ſei, die der ewige Jude laufen müſſe, und alle ſieben Jahre komme er wieder auf die nämliche Stelle.

809. Wilden Heeres Spuk.

Einſt ritt ein vornehmer Reiter zur Nachtzeit zwiſchen Ober-Hochſtadt und Burg Salach längs der Teufelsmauer ſeine Straße hin, da begann ſein Pferd zu ſchnauben und zu ſchlagen und närriſche Capriolen zu machen, denn es ſahe etwas, was der Reiter nicht ſah, weil Thiere, vornehmlich Pferde, Eſel und Hunde, Geiſter und Geſpenſter ſehen, als welches ſchon die Eſelin Bileams bewahrheitete. Es mochte wohl die Höllenpferde wittern und erblicken, auf denen das wilde Gejaid dahinfuhr.

Im dicken Walde Harleslohe in der Gegend von Theilenhofen und Rittern iſt aller Spuk und Gräuel des wilden Heeres bald nah, bald fern, zur Nachtzeit vernommen worden, ja einem Bauer begegnete das Heer am hellen Tage in Geſtalt von Schatten, die von fern auf ihn zukamen, Jäger mit Saufedern, zu Roß, Treibknechte, Hundejungen mit ganzen Koppeln von Hunden, aber alles in tiefer Stille, ſo ſei es an ihm vorüber zu Walde gezogen. Es herrſcht auch dort der Glaube, wie in Thüringen, daß Frau Holle die Zugführerin des Heeres ſei, dieſelbe, die den Mägden, die zur Weihnachtzeit ihren Rocken nicht abgeſponnen haben, den Flachs verwirrt und einen ſtinkenden Beſen hinein thut.

Zu Heidenheim ſaß der Zolleinnehmer, guckte Nachts zum Fenſter heraus und ſah das wilde Heer von Sammenheim hergebrauſt kommen; er hatte viel Herz im Leibe, und ſchrie als es nahe war: Alles z'ſamm nei in Moarch! Alles z'ſamm nur nei! — Ratſch! hatte er einen Schlag auf den Kopf, und als er dieſen raſch zurückziehen wollte, pump, da krachte der obere Fenſterrahmen, und der Kopf that weh, und ging nicht hinein, dieweil ihm der wilde Jäger ein Hirſchgeweih aufgeſetzt hatte. Aehnlich ging es auch einem Thurmwächter zu Eichſtätt, im Oſtenthor, wo gewöhnlich das Heer durchzieht, — das Loch iſt noch zu ſehen — der war auch fürwitzig und ſchaute nach dem Geiſterſpuk, und da ſchwoll ihm der Kopf ſo dick, daß er nicht wieder zurückgezogen werden konnte, und wurde ſein Maul zwei Spannen breit, und als es Tag wurde, guckte er noch, und die Gaſſenjungen deuteten hinauf und ſchrieen: hei! der Paſſauer Tölpel! der Paſſauer Tölpel! —

870. Der Löll.

Zu Großlellenfeld, auch Unterlellenfeld, im Eichſtättiſchen Gebiete, ſonſt zum Kaſtenamt Ahrberg gehörig, hat vordeſſen an der Kirchmauer ein Steinbild geſtanden, das hießen ſie den Löll, und war geſtaltet wie die Figur des Götzen Loll oder Lollus bei Schweinfurt (Sage Nr. 816). Es hielt mit dem Daumen und Zeigefinger die Zunge, und der Ortsname ſollte von ihm herkommen, wie nicht minder für ſolche, die gern Kinder necken und zerren, gar ein ſpöttlich Schimpfwort, das nicht wohl zu ſchreiben iſt, und ein Spitzname. Man nennt in dieſer Gegend Jemand, der ſich nicht gut zu verreden weiß, und gleichſam die Zunge ſperrt, noch heutiges Tages einen Löll oder auch einen Lolli, und iſt die Perſon weiblichen Geſchlechts — eine Lull'n. Die Lellenfelder hören dieſe Sage vom Löll nicht gern, weil der Jerr.... von Lellenfeld dort in aller Munde ſo unſterblich lebt, wie der Hans.... von Rippach, in ſeiner Gegend, und um nicht fort und fort daran zu erinnern, wird geſagt, daß ſie das Höllenbild vor etwa funfzig Jahren von der Kirchmauer weggenommen und auf das Langhaus der Kirche gebracht hätten.

871. Die Galgendenkler.

Fünf Stunden von Eichſtädt, im alten Kaſtenamte Kipfenberg, liegt der Marktflecken Enkering, deſſen Bewohner müſſen auch einen Spitznamen tragen. Sie hatten nämlich draußen vor Enkering einen niedrigen hölzernen Galgen, und da daſelbſt, wenn die Bauern auf dem Felde, kein Bürger daheim war, ſo geſchah es häufig, daß ſie zur Aerntezeit, wann gemäht wurde, ihre Senſen auf das Galgenholz auflegten, und ſie dängelten, was man in dieſer Gegend denkeln nennt. Davon haben die Umwohner den Enkeringern den Spitznamen Galgendenkler gegeben, darüber hat es ſchon oft Schlägereien und blutige Köpfe geſetzt. Der Volkswitz iſt überhaupt in dieſem Lande ſtets raſch bei der Hand mit neckiſchen Redensarten. So ſteht auf dem Berge über dem eichſtädtiſchen Dorfe Bettenhofen die Kirche nebſt dem Pfarrhaus und der Schule, und iſt erſtere weit ſichtbar, darum lebt in der Gegend das Sprüchwort, wenn einer unglaubhaftes erzählt: du — mache mir nichts weiß, ich kenne ſchon Bettenhofen, liegt die Kirch' auf dem Berg.

So auch die Seglau, das iſt der Name einer ganz kleinen Wieſe im untern Hochſtifte Eichſtädt bei Burggriesbach, von der aber wird die ganze große Ebene zwiſchen Zettenhofen, Burggriesbach, Obermäßing und Forchheim die Seglau genannt, und weil auf dieſer fetten Wieſenflur viele Butterblumen wachſen, ſo ſagen die Umwohner, wenn rechter Sturmwind weht: die Herrn fahren auf die Seglau ins Schmalz. —

872. Heiligblut und Sankt Salvator.

Eine Stunde nördlich von Pleinfeld und ebenſo weit ſüdlich von Spalt liegt einſam im tiefen Walde das Franziskanerkloſter Heiligblut, wohin viele Wallfahrten geſchahen und noch geſchehen. Es wird in der Kirche unter einem der Altäre der Stock eines abgehauenen Fichtenſtammes gezeigt und dieſes erzählt: Als im Jahre 1444 eine große Hungersnoth das Land heimſuchte, beredete ein Jude einen armen Taglöhner zu Unterbreitenlohe: aus der Kapelle zu Stirn eine geweihte Hoſtie zu ſtehlen, dieſe auf jenen Fichtenſtock zu legen, und dreimal aus allen Kräften mit der Axt auf die Hoſtie zu hauen. Andere ſagen, der Jude habe ſelbſt mit dem Meſſer in dieſelbe hinein geſtochen. So oder ſo — floß aus der Hoſtie Blut, der Taglöhner wurde hierauf von entſetzlicher Reue ergriffen, zeigte ſeine und des Juden Frevelthat an und das heilige Blut ward aufgehoben, über dem Fichtenſtamm zunächſt ein Altar errichtet, über dieſen dann eine Kirche erbaut und das Kloſter begründet, dem der Ruf von jenem Wunder zahlloſe Waller zuführte, ſo daß es insgemein nur die Wallfahrt genannt wird.

Ein anderer berühmter Wallfahrtort im Eichſtädtiſchen, und noch dazu der älteſte, iſt Sankt Salvator, und auch zu deſſen Gründung gab eine heilige Hoſtie den erſten Anlaß, die ein Edelfräulein von Neuſes bei Oberbach in der Charwoche zu Rauenzell empfing und im Munde behielt, aber im Walde vor einem Crucifix fallen ließ. Die Hoſtie konnte nicht wieder aufgehoben werden, und es ging mit derſelben, wie mit dem Gott im Kaſten (Sage Nr. 407). Erſt als der Weihbiſchof mit dem ganzen Klerus zu Herrieden, und alle Pfarrer von Burgoberbach, Großenried, Neunſtetten mit allen ihren Pfarrkindern in zahlreicher Prozeſſion naheten, ließ die heilige Hoſtie ſich erheben und in ein gläſernes Gefäß legen und in der Rauenzeller Pfarrkirche in einen Reliquienſchrein aufbewahren.

873. Vom Heſſelberg und Oſelberg.

Das Ansbacher Land hat keine Gebirge, nur wo die Sulzbach in die Wörnitz fällt, an der ſchwäbiſchen Grenze, erhebt ſich der Heſſelberg, der in der Gegend weit berufen iſt. Er theilt ſich in den großen und kleinen Heſſelberg, der letztere heißt auch Schlößleins Buik, weil eine Burg darauf geſtanden, die der [illegible] von Leutersheim Stammhaus war. Der große Heſſelberg beſteht aus [illegible] welche wieder ihre beſonderen Namen haben: Röcklinger-, Ehinger- und Gerolfinger-Berg. Auf dem Röcklinger Berge liegt die Oſtwieſe, auf dieſer ſollen die Druiden, als noch keltiſche Bevölkerung im Lande ſeßhaft geweſen, zur Oſterzeit jedesmal ein Kind geopfert haben. Faſt in des Berges Mitte gegen Norden iſt ein Loch von geringer Tiefe, das ſoll vordeſſen eine große Höhle geweſen ſein, und hieß die Gottmannshöhle, iſt jetzt das Gottmannsloch genannt. Ein Schloß ſoll auch dort geſtanden haben, aber verſunken ſein, ſonſt hörte man drüben noch bisweilen den Hahn krähen, jetzt kräht kein Hahn mehr danach; ein Schatz ſoll in der Tiefe ruhen. Einſt waren mehrere Hirtenknaben droben, und beſchloſſen, einen aus ihrer Mitte an Stricken hinab zu laſſen. In Gottes Namen ſteig' ich nieder! rief der erwählte, kam tief unten in die Höhle auf Schätze, und brachte ſeine Taſchen voll Gold herauf, wie jener Hirtenknabe auf dem Schloßberge über Tilſit (Sage Nr. 234). Ei du Teufelskerl! — ſchrie neidiſch ein Gefährte mit feuerfuchsrothem Haar: da will ich in's Teufels Namen gleich auch hinunter! — Die Knaben ließen ihn hinab, da rauſchte es in einem nahen Buſch und vorüber ſprang ein dreibeiniger Haſe. Erſchrocken ſprangen die Knaben auf, der Strick entglitt ihrer Hand, das Ende ſchnurrte in die Tiefe, der Haſe verſchwand, und der Fuchs kam nimmermehr wieder herauf. Jetzt iſt das Gottmannsloch kaum noch drei Schuh tief und mit Raſen überwachſen.

Noch liegt auf dem Heſſelberg ein Stein, der hat dem Schwedenkönig Gu-

ſtav Adolf im dreißigjährigen Kriege zum Tiſch gedient, als er droben die G
gend überſchaut. Man kann bei heiterm Himmel von des Heſſelberges Hö
über dreihundert Ortſchaften ſehen. Die Druidengläubigen, welche die Or
namen Waſſertrüdingen und Altentrüdingen am Fuß des Heſſelberges von d
Druiden ableiten, leiten auch des Burges Namen vom galliſchen Kriegsg
Heſus ab. Heſus, Heſſus, Heſſel — höchſt einleuchtend! Wahrſcheinlich h
auch der Oſelberg bei Dinkelsbühl von demſelben Gott ſeinen Namen: Heſu
Heſus, Oſus, Oſel — auf welchem auch ein Schloß geſtanden, darin eine Jun
frau einſam lebte, und mit dem alten Gemäuer verfiel, um das ſie noch a
Geiſt mit ihrem Schlüſſelbunde ſchwebt und wandelt, abſonderlich in den vi
Quatembernächten, keineswegs aber als Tut-Oſel, welche eigentlich auf de
Oſelberge hauſen ſollte — ſondern ſtill und lautlos. Die alten Bauern ſage
ſelbige Jungfrau ſei eines Heiden Tochter geweſen und ſei in eine Schlang
verwünſcht worden, mit Beibehaltung von Frauenhaupt und Bruſt und Arme
zum zärtlichen Umfangen, gleich der Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſ
(Sage Nr. 27), und da hat es die Tut-Oſel doch noch beſſer, die darf doch um
herfliegen und ſich ihren Schatz ſuchen.

874. Der Schlegel.

Im Landgericht Feuchtwangen liegen zwei Dörfer, Mosbach an der [illegible] und Kühnhard nahe beiſammen. Mitten im Weiler ſteht eine ſehr [illegible] oder Hahnenbaum; an dieſem hängt ein ziemlich großer aus einem Stück geſchnitzter Schlegel, an welchem 3 Mann zu heben haben. Hat nun ein Weib mit ihrem Manne Uneinigkeit, rauft oder ſchlägt ſie denſelben, ſo wird augenblicklich der Schlegel herabgenommen und dem Manne an die Hausthüre gehängt. Die Wegnahme geſchieht erſt nach der durch den Mann beim Bauermeiſter geſchehenen Nachſuchung mit Zuziehung der ganzen Gemeinde, der er ſogleich im Wirthshauſe 1 fl. 15 kr. zum Vertrinken erlegen muß. Weigert ſich der Mann mitzugeben, ſo wird er noch ärger geſtraft. Dieſer Schlegel wird auch im Winter nach ſtarkem Schneefall gebraucht, der Gemeinde Kühnhard den Weg in die Kirche nach Mosbach zu bahnen. Sie nimmt ihn alsdann herab und ſchleift mit demſelben durch 2 oder 4 Ochſen die Bahn nach Mosbach. Dieſer Schlegel iſt alſo berühmt, daß man des einen Dorfes Lage geradezu bezeichnet: Kühnhard am Schlegel.

875. Die arme Seele.

Der Teufel war lange Zeit ledig geweſen und ein gar alter Junggeſelle, trotz der vielen Publicationen, wollte endlich auch freien, und als er ſich auf der ganzen Welt umgeſehen, gefiel ihm auf der Welt keine Maid ſo wohl, als eine zu Rothenburg an der Tauber, eines ehrſamen Bürgers Kind. Der Teufel ward in Züchten um das Mägdelein, verblendete des Vaters Augen durch Glanz und Pracht, und ward die Hochzeit gar herrlich gehalten. Der Teufel tanzte wie ein Gott und machte Bocksſprünge wie ein Faun, und hatte zwei Spielleute mitgebracht, die machten eine hölliſche tolle Muſik und alles wirbelte vor Luſt. Dem Brautvater wurde das Ding aber endlich gar zu toll und kam ihm ſchier unheimlich vor, ließ daher heimlich ſeinen Beichtiger holen und der geiſtliche Herr roch auf der Stelle durch die vielen Hochzeitbraten den Teufelsbraten heraus, und rückte ihm mit geiſtlichem Rüſtzeug wohl verſehen, ganz ernſt zu Leibe, peinigte ihn mit Fragen und Bibelſprüchen, bis der Teufel vor Aerger zwar nicht aus der Haut, aber doch aus dem Hauſe fuhr, und einen hölliſchen Geſtank hinterließ; ihm folgten auch ſogleich ſeine Spielleute, und an der Stelle dieſes hölliſchen Kleeblattes lagen die Leichen von drei vor wenigen Wochen Gehenkten im Tanzſaal und ſtanken wie tauſend Teufel.

Der Teufel aber hatte nur einen großen Zorn auf Rothenburg, verdarb der guten Stadt ihren Tauberwein, und lauerte ſtetig darauf, ihr Poſſen zu ſpielen oder ſeine Macht zu zeigen. Im Jahr 1522 zettelte er die Judenteufelei dort an, und 1525 ſchürte er die Aufruhrsflammen des Bauernkriegs. Da kam eines Heiligentages ein Bäuerlein durch den Thorweg unter der Hauptkirche, fluchte und wetterte zum Teufelholen, und vermaß ſich bei ſeiner armen Seele, daß jetzt allen Fürſten der Garaus gemacht werde, ein halbes Hundert ſeien ſchon tod, und die andern müßten Reißaus nehmen, und es ſei einmal Zeit, daß die Bauerſchaft ſich endlich an das Ruder der Gewalt käme, und es müſſe das Pfaffen- und Schreiberregiment durchaus aufhören, und werde auch, und wenn das nicht wahr und wahrhaftig ſei, ſo ſolle ihn der Teufel gleich auf der Stelle holen. Und ſiehe, da fuhr der Teufel aus der kleinen Thüre im Thorwege hervor, krallte nach dem Bäuerlein, dem kaum der Thorweg breit genug war, ſo focht und ſtürmte es mit ſeinen Armen — und warf es hoch an die Mauer. Mauſetod und wie ein Rußſack fiel der Leichnam wieder herab, an der Wand aber blieb die arme Seele des Bäuerleins, die ſelbiges verſchworen, hängen, und hängt noch immer dort, man kann ſie mit Augen ſehen. Sie iſt von Farbe braun und mit ſchwarzen Flecken beſprenkelt, wie eine Steinforelle. Es iſt die einzige Menſchenſeele, welche ſichtbar iſt.

876. Freudengäßle.

Zu Rothenburg an der Tauber wächſt auch Wein, man will ihn aber nicht allewege loben. Einſt war der Tilly dort, den wollte der Rath hoch ehren, gab ihm ein ſtattlich Mahl auf dem Rathhaus, und ſetzte ihm von ſeinem beſten Weine vor. Aber der alten Kriegsgurgel des Tilly mundete ſelbiger Wein mit nichten, ſchmeckte wie thüring'ſcher, und zog der Feldherr ein ſchiefes Maul und die Stirne in Falten und ſchrie: ihr Rothenburger ſollt alle die Kränke kriegen mit euerm Sauerracher! Gleich leert einer von euch ſelbigen Humpen auf einen

Zug aus, oder ich laſſe euch Herren alleſammt und ſonders die Köpfe durch den Meiſter Scharfrichter abſchlagen! — Der Scharfrichter wurde alsbald geholt, und die armen Rathsherren erzitterten und wurden bleich und roth, denn der Tod ſaß ihnen ſchon auf der Zunge. Wie wäre es möglich geweſen, ihr Gewächs ſo raſch und ſo viel auf einmal hinunter zu bringen? War es nicht auch ein Scharfrichter, deſſen Schärfe den Magen bedrohte, wie das Schwert des wirklichen den Hals? Aber — dulce et decorum est pro patria mori — es fand ſich ein Heldenherz in der Bruſt eines jungen Rathsmannes, er hatte in Würzburg ſtudirt und konnte ſich etwas zutrauen. Er nahm den vollen Humpen, hob ihn und trank ihn leer, bis zur Nagelprobe. Nicht ohne Schauder ſahen es die Rathsherren, und der Tilly ſtrich ſich den Schnurrbart und lächelte — was bei ihm nicht häufig vorgekommen ſein ſoll. Der Rath von Rothenburg war gerettet. Tilly erhielt andern Wein, der Scharfrichter wurde von den Spielleuten in ſein Haus zurückgeleitet, und weil das das erſte Freudenzeichen war, ſo erhielt das Gäßchen darin er wohnte, den Namen Freudengäßle bis auf dieſen Tag. Der junge Martyrer für ſeine Vaterſtadt blieb am Leben, und hat nachher vom dankbaren Rath eine ſtattliche Verehrung an Tauberwein zur Vergnügung empfangen, doch nie wieder ein ſo großes Maas voll auf einmal zu ſich genommen.

877. Heilsbrunn.

Es war ein Ritter aus dem Geſchlecht derer von Heideck, den peinigte ein jahrelanges Siechthum. Einſt ritt er in einem Walde umher, und die Macht der Krankheit befiel, brennender Fieberdurſt quälte ihn aufs neue. Da kam er auf eine Waldblöße, auf der ein friſcher Brunnquell zu Tage kam, wo die Vögel lieblich ſangen und die Bäume kühl ſchatteten. Da warf ſich der lechzende Ritter vom Roß, kniete hin an die friſche Quelle, rief die Mutter des Heilandes an, und trank in vollen Zügen. Und da ging es ihm wie dem Ritter Heinz Teufel (Sage Nr. 735), die Königin der Engel erhörte ihn und der Brunnen half und heilte ihm ſein Gebreſt, und da nannte er die Quelle ſeinen Heilsbrunnen und erbaute an ihr eine Kapelle. Bald kamen die Pilger in Schaaren gezogen, kranken und genaſen, und bald faßte das Kirchlein nicht die Zahl der Beter. Da gründeten dann die Brüder Rapoto und Konrad, Grafen zu Abenberg, mit dreien ihrer Schweſtern eine große Kirche und ein Kloſter, in Gemeinſchaft mit Biſchof Otto zu Bamberg, der ein Graf von Andechs und der Pommern Apoſtel war, im Jahre des Herrn 1132, und weihten es in die Ehre der Gottesmutter und St. Jacobs Zebedeus, und das Kloſter wurde mit Ciſterzienſermönchen beſetzt, und eine Enkelin Morimont's genannt. Kaiſer Ludwig der Bayer ſetzte die Burggrafen von Nürnberg zu Schutzherren des Kloſters ein, und dieſe erkoren es zu ihrem Erbbegräbniſſe, daher die Fülle herrlicher Denkmäler der Zollern in der noch wohl erhaltenen Kloſterkirche. Dieſe Kirche hatte nicht weniger als achtundzwanzig Altäre, davon der Hochaltar ein überreiches Schnitzwerk von eines heilsbrunner Mönches Hand, den ganzen Chor einnahm. Dieſer mönchiſche Künſtler fertigte in Folge eines Gelübdes den Altar und vermaß ſich, nichts zu vergeſſen, allein da das Werk vollendet war, ſo fand ſich, daß die eine Hand der Figur der heiligen Jungfrau nur vier Finger hatte. Dafür hat des Mönches Leib keine Raſt im Grabe finden können, und iſt ſein Gebein unbegraben aufbewahrt worden. Dieſer Bildſchnitzer war aber wohl ohne Zweifel ein Schalk; er brachte nicht nur irgendwo in der Kirche eine Schweinsmutter an, welche Juden an ihren Zitzen ſaugen ließ, ſondern auf der Stolſpange der Statue des heiligen Biſchofs Otto ein üppiges Tänzerpaar und einen Sackpfeifer, der dieſem aufſpielte, vor welchen proſtituirlichen Figuren viele Tauſende niedergeknieet ſind und gebetet haben.

878. Des Teufels Naſe.

Zu Hall am Kocher im Schwabenlande iſt ein uralt Salzwerk, wie ſchon des Ortes Name kund giebt, und ſoll es allezeit um den Salzbrunnen herum merkliche Poltergeiſter gegeben haben, daher man, ſie zu vertreiben, viele Jahre lang ſtets am Dienſtag nach Vocem jucundidatis (Sonntag Rogate), mit Heilthümern proceſſionsweiſe um den Brunnen gegangen iſt. Zu einer Nacht erſchien der Teufel einem Salzſieder und ſtreckte ſeine Naſe, die außerordentlich groß war, durch einen Spalt in das Hallhaus und ſchnarchte dabei: wie gefällt dir die Naſ'? kann das auch ein' Naſ' ſein? — da nahm flugs der Siedeknecht einen Kubel ſiedender Soole, und ſchüttete den dem Teufel auf ſeine Naſe, indem er rief: kann das auch ein Spaß ſein? — Zornig brach jetzt der Teufel durch die Bretterwand, erwiſchte den Sieder, und warf ihn durch die Luft über den Kocher auf dem Dennßberg (die Höhe bei dem mittlern Gerbers Pförtlein), daß ihm alle Rippen krachten, und rief: kann das auch ein Wurf ſein? —

Andere ſagen, der Teufel habe den Siedeknecht auf den Steinbruch jenſeit dem Kocher beim Haimbacher Thörlein geworfen, allwo der Galgen ſtand, der nachgehends abgebrochen wurde, weil die daran baumelnden Cadaver, wenn die Sonne gegen ſie geſchienen, in einige Häuſer der Stadt ihre flunkernden Schatten geworfen, was nicht apetitlich, wenn ſie über das Eſſen dahin glitten.

879. Kinder-Wallfahrt.

Im Jahre 1448 hat es ſich zugetragen, daß zu Schwäbiſch-Hall am Donnerſtage nach Pfingſten plötzlich eine Sucht die Knaben überkam, nach Sankt Michael in der Normandie zu wallfahren, und gingen ihrer über zweihundert an der Zahl wider den Willen ihrer Aeltern auf einmal von dannen, denn ſie wurden von dieſer Sucht ganz ſchnell und plötzlich erregt, und ließen ſich nicht einmal von ihren eignen Müttern halten, auch erfolgte bei einigen, welche mit Gewalt zurückgehalten wurden, alsbald der Tod. „Wahr wohl," wie ein alter Chronikenſchreiber ſagt: „eine ſeltſame und wunderliche Begeiſterung." Da ſich die Knaben nicht halten ließen, ſo gab ihnen der für das Wohl der Stadtkinder beſorgte Rath zum Geleit einen Schulmeiſter und einen Eſel mit, damit ihnen nichts Böſes zuſtoße*). In ſo guter Geſellſchaft mag wohl die weite Reiſe und Betfahrt glücklich von Statten gegangen ſein. Nach der Hand erfolgte eine große Peſt, und war es vielleicht Gottes Hand, welche den Knaben winkte, dieſer zu entgehen. Wunders genug war es, daß dieſe Knaben ſo weit außer Landes begehrten und zogen, da es doch im Schwaben- wie im nachbarlichen Franken- und Bayerlande der berühmteſten Wallfahrtsorte eine übergroße Menge gab.

880. Unſre Frau zu den Neſſeln.

Zu den mancherlei Wallfahrten, die es ſchon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts im Schwabenlande gab, entſtanden in demſelben Jahrhundert auch noch viele neue. Im Jahr 1484 ging eine Bäuerin ihres Weges von Heilbronn gen Weinsberg, da ſahe ſie ohnweit des Stadtgrabens einen Bildſtock mit unſer Frauen Bilde ſtehen, der war ganz und gar mit Neſſeln und anderm Unkraut überwuchert, davon ward ſie bewegt und ſprach: o du reine Jungfrau Maria! Komm ich will dein ſchön andächtig Vesperbild mit mir heim in mein Dorf tragen, da ſoll es ehrlich gehalten werden — und wollte das Marienbild vom Stocke heben, aber da ſprach das Bild: Frau, ich will in dieſem Neſſelbuſch bleiben, denn an dieſem Ort wird Gott Wunder thun. — Ueber dieſe Stimme erſchrak die Frau zum Tode und fiel in Ohnmacht. So fand ſie ihr Mann, der nach ihr des Weges kam, da er ſich in etwas verſäumt, bewußtlos liegen, ſprach ihr zu, und richtete ſie auf, und da ſie wieder zu ſich kam, erzählte ſie ihm alles. Darauf breiteten beide allenthalben aus, was der Frau begegnet war, und wurde ein großer Zulauf zu dem Vesperbilde, und wurden ihm Opfer dargetragen an Geld, Wachs, ſilbernem und goldenem Geſchmeid, Kleinode, Kleider, und waren auch gleich fromme Männer zur Hand, welche dieſe Spenden in Empfang nahmen, erbaueten ein ſchön luſtig Kloſter in die Ehre Gottes und Unſrer Frauen, und gaben es den Karmelitern ein, die ließen das Mirakel durch einen der ihren, der Doctor und Profeſſor der Theologie war, in Druck ausgehen, und hat das Kloſter und ſein Wunderbild in hohem Flor geſtanden, bis zum Jahre 1525, da die aufrühreriſchen Bauern im nahen Weinsberg ihre mörderiſche That begingen, die nahmen auch das Kloſter Unſre Frau zu den Neſſeln ein, plünderten, zerſtörten und verheerten es.

---

*) Senatus tamen eis asinum et Paedagogum attribuit, ne quid mali accideret. Crusii Annales.

881. Unſere Frau zum Haſen.

In der Kirche des Dorfes Thüngenthal ſtand auf einem Altar, in einem kleinen Chörlein, ein Muttergottesbild. Da geſchah es, daß ein Herr von Limburg in der Gegend Haſen jagte, und die Hunde einen Haſen auftrieben, der ſeinen Lauf ſchnurſtracks in die Kirche nahm, und mit einem Satz auf jenen Altar ſprang, wo er am Gewande des Marienbildes angſtvoll aufwärts ſtrebte. Als der Herr von Limburg der Jagd nachfolgte, denn er hatte geſehen, wie auch ſeine Hunde dem Haſen nachſetzend in die Kirche gedrungen waren, fand er die Hunde vor dem Altar in ruhiger Stellung und ergriff das gehetzte Thier, das nun nicht weiter konnte, mit der Hand, trug es auf den Kirchhof heraus, wehrte den Hunden, es zu verletzen oder ihm zu folgen, und ſprach, indem er den Haſen in Freiheit ſetzte: zeuch hin, lieber Haas! Du haſt Freiheit in der Kirche geſucht, die haſt du funden, dieweil die Hunde dein Aſyl geehrt, ſo will ich's auch nicht verletzen. — Alſo lief der Haſe davon und kein Hund folgte ihm. Wie nun ſolches unter den gemeinen Mann kam, ward ein großes Zulaufen und Wallen, und man nannte die Kirche Unſere Frau zum Haſen, und von dem Opfer, ſo die Waller dahin gaben, ward ein neuer Chor gebaut und ein ſteinern Madonnenbild errichtet, an dem ein Haſe emporſtrebt, zum ewigen Gedächtniß.

Es ſind dazumalen der Wallfahrten immer mehr worden. Auf dem Berge der ehemaligen Burg Flügelau fand ein Hirte im Stamm einer großen hohlen Buche angeſammeltes Waſſer, das war zur Zeit, als die Heilbronner Wallfahrt ſich aufthat — und glaubte aus Einfalt, es ſei in der Buche eine Waſſerquelle, ſchrie das aus und pries das Waſſer als heilſam für blöde Augen; das ward ihm gleich geglaubt und lief das Volk in Schaaren hinauf zur Buche und wollte ſich ſeine Blindheit wegwaſchen, und opferte viel Geld, und da der Hirte ſah, daß das Waſſer zu Ende ging und keins nachquoll, ſo that er wie Sankt Mattheis nach dem Sprüchwort:

Sankt Mattheis
Bricht das Eis.
Find't er keins
So macht er eins —

er ſorgte täglich für friſches Waſſer, und ſtärkte ſtatt der Augen die Verblendung, und ſiehe, es konnte bald von den zahlreichen Opfergaben eine herrliche Kirche erbaut werden, und mit ſchönen Ornaten verſehen, ja ein Pfründhaus und auch ein Wirthshaus und ward eine Pfründe geſtiftet, alles von dem Regenwaſſer im alten Buchenſtock und ſahe man recht, wie mächtig Gott auch im Kleinen iſt. Und ward dieſer ſelbigen Wallfahrt nachgeſagt, wann der Wirth der Gäſte an manchem Feiertag allzuviele gehabt, und die Zechleute nicht alle in ſeiner Behauſung unterbringen können, habe er ſie in die Kirche geſetzt, und ſei die Kirche zur Taberne geworden. Als aber die Reformation kam, hat Markgraf Georg von Brandenburg die Wallfahrt abgeſtellt.

Wieder eine andere Wallfahrt entſtand 1472 auf dem Einkorn, faſt gleichzeitig mit jener zur Buche auf dem Burgberg, zu einer Eiche, ohngefähr eine halbe Meile hinter Comburg, dem berühmten Stift, im Riſchacherthale, wo ſich der Fußpfad auf Ober-Riſchach und Herzelbach ſcheidet. Da fand ein Schuhmacher, Siegmund Weinbrenner, in einem Bildhäuslein ein bleiern Amulet, wie man es den Wallern zu Vierzehnheiligen im Frankenlande gab, und verkündete dem Volke, daß er eine Erſcheinung gehabt: es wollten an dieſem Ort die vierzehn heiligen Nothhelfer verehrt ſein. Da wurde ein großer Zulauf, beſonders zur Sommerszeit, weil Hall nahe lag, mit Speiſeſäcken und Flaſchen, mehr großen Mahles, als Wallens wegen; dennoch wurde eine bretterne Kapelle errichtet und darin Meſſe geleſen an tragbaren Altären. Weil aber über den Ortesbeſitz zwiſchen Comburg und Limburg ſich Streit erhob, zerging bald wieder Wallfahrt und Kapelle.

882. Die drei ſeltſamen Heiligen.

Die vierzehn Nothhelfer hatten einen dauerbaren Altar in der Wallfahrtkirche zu Enslingen, darin waren noch zwei andere Altäre, einer in die Ehre Sankt Guntheri Victoris, der andere dem heiligen Quirin geweiht. Den Bauern waren dieſe Heiligennamen ſchwer zu merken und zu nennen, ſie nannten ſie Sant Gunter, Victer und Quitter — und die noch gröberen Verſtandes waren, nannten ſie die drei wunderlichen oder ſeltſamen Heiligen. Da nun 1497 eine Wallfahrt nach Enslingen entſtand, fanden die Waller auf den Altären keine andere Bilderzier, als drei kleine weiße Alabaſterbildlein, dagegen eine große Tafel mit dem Bilde der vierzehn Nothhelfer, und da achteten ſie der ungeſchmückten Altäre nicht, ſondern opferten den vierzehn Nothhelfern. Alſo wurden die drei ſeltſamen Heiligen unter die Bank geſchoben und ihrer vergeſſen; nur im Sprüchwort leben ſie noch fort, da man von einem, deſſen Handlungsweiſe man ſich ſo wenig klar machen kann, als das Volk über jene Bilder ſich klar war, zu ſagen pflegt: das iſt ein wunderlicher oder ein ſeltſamer Heiliger. Nach der bäueriſchen Empörung ward auch die Enslinger Wallfahrtkirche geſchloſſen und Niemand mehr eingelaſſen. So erging es auch mit der berühmten Wallfahrt auf dem Wurmlinger Berge und andern mehr.

883. Regiswindis.

Zwei Stunden von Heilbronn neckaraufwärts, liegt die Stadt Laufen, mit einem vormals berühmten Kloſter. Der Name ſoll dem raſchen Laufe des vorbeiſtrömenden Neckars entnommen ſein. Im Jahr 814 empfing ein tapferer Ritter aus dem Nordgau, des Namens Ernſt, den Grund und Boden zum Geſchenk, und gewann von ſeiner Gemahlin Frideburg ein Töchterlein, welchem man den Namen Regiswindis gab. Das Kind erhielt eine Amme, welche die Schweſter eines der Dienſtmannen des Ritter Ernſt war, und das Unglück wollte, daß dieſer Knecht einſt wegen übler Aufführung von ſeinem Herrn ſehr hart behandelt wurde. Da er nun ſeiner Schweſter ſein Leid klagte, wurde dieſe ſo von Zorn bewegt, daß ſie an dem unſchuldigen Kinde, ihrem Säugling, Rache zu nehmen beſchloß, und die Gelegenheit wahrnehmend, daß ihre Herrſchaft einen Ausflug machte, drehte ſie dem Kinde das Hälschen um und warf es in den Neckar. Der Strom trug aber die kleine Regiswindis nicht von dannen, ſondern ſetzte ſie auf einem nahen Werther ab, und ſo wurde die Unthat ſchnell offenbar; Ritter Ernſt ließ die Amme in einen Thurm am Neckar einmauern und darin verhungern, und der Papſt ſprach das ermordete Kind heilig. Der kleinſten aller Heiligen zu Ehren wurde nun eine Kirche erbaut, zu der ſo viele Wallfahrten geſchahen, daß man ſie Heiligreich oder Kirchreich nannte. Darin war der ſilberne Sarg der Regiswindis hinter dem Altar in einem ſchönen Kenotaph aufgeſtellt, und der Jahrtag der kleinen Heiligen am 15. Juli begangen, und es kam die Sitte auf, zur Erinnerung an jenes treuloſe Geſinde, an dieſem Tage das Geſinde zu wechſeln.

884. Waſſer- und Holzfrauen.

Zu eines Herren von Hohenſtein Schloß kamen zur Faſtnachtfeier einige luſtige Edelfrauen, die ſtellten nach dem Nachtmahl eine Mummerei an, gingen hinüber in das Schloß Neuenbronn über der Bieber, tanzten daſelbſt und gingen dann hinab zur Mühle unter dem Schloß in das Haus, wo die Bauernmädchen ihre Faſtnacht hielten, willens, ſich in deren Tanz zu miſchen. Da aber die Bauermaidlein ſelbige verputzte Weiber mit ſpitzen Kapuzenhüllen erblickten, rannten ſie mit Geſchrei aus der Stube, und jene gingen ganz ſtill wieder nach Schloß Hohenſtein. Am andern Morgen war ein lautes Geſchrei im Dorfe, daß Waſſerfrauen aus der Bieber zu der Maidlein Tanz gekommen, und da letztere aus der Stube geflohen, ſeien jene wieder an die Bieber gegangen, mit einem Plumper unter das Waſſer gefallen, daß man es platſchen gehört, und unterm Waſſer verſchwunden. Davon behielt der Tümpfel bei der Mühle den Namen Waſſerfrauenſtube bis auf den heutigen Tag.

Ebenmäßig hatten vor Zeiten die Herren von Weinsberg das Gejäg auf dem Holz bei Winzenwailer, nicht fern vom Städtlein Deildorf; da nun dieſe Weinsberger einmal an dem Ort eine Schweinehatz gehalten, nahmen ſie ihre Frauenzimmer mit, und entzündeten in einem Erdfall ein Feuer, um welches ſich die Frauen der Wärme halber, lagerten. Da kamen von ohngefähr zwei Hofbauern, die auf einſamen Höfen wohnten, durch den Wald, ſahen dieſe Frauen in ihren Bünden und in der von den Bauern nie geſehenen Tracht, waren zum Tod erſchrocken, ſchlichen ſich ängſtlich abſeits, und brachten bei ihren Leuten das Geſchrei aus, daß ſie Waldfrauen erblickt. So ſtark war beim Volke der feſte Glaube an die deutſchmythiſche Dämonenwelt. Und heißt jener Ort, der ſammt dem Holze ſpäter an das Stift Comburg kam, noch bis heute die Holzfrauenſtube.

885. Das Feuer der Hexe.

Eine Wittwe im Ries im Bayerlande hatte einen Sohn, der war ein Einſpänniger, der fuhr auf der Straße und ernährte damit ſeine alte Mutter, da geſchah es, daß er von einem Herrn von Hohenſtein gefangen und geſchatzt wurde, und ſeine Mutter mußte ihn auslöſen. Solches begab ſich auch zum zweitenmal, und die Mutter opferte alle ihr Hab und Gut, und löſte den Sohn wieder aus. Da nun der Sohn zum drittenmale ergriffen und auf das Schloß geſchleppt und in den Thurm geworfen worden, vermochte die arme alte Wittwe nicht noch einmal den Sohn zu löſen, denn ſie war durch die vorigen beiden Schatzungen ganz verarmt. Und obſchon ſie ſich mit flehendſten Bitten an den Ritter wandte, ſo ſchlug doch deren keine an, da ſprach die Frau zu dem Herrn von Hohenſtein: ihr habt mich zu einer Bettlerin gemacht! Und nun wollt ihr mir meinen Sohn im Thurm verfaulen laſſen! Aber ich ſchwöre euch, ehe noch mein Sohn verfault, ſollt ihr verdorren! — Der Ritter lachte der thörigten Drohung, gab der Alten einen Fußtritt und ließ ſie ziehen. Die Alte aber, welches eine Hexe war, machte daheim unter Zauberformeln ein Bildniß, das ſetzte ſie in einen Hafen und rückte den zum Feuer. Am andern Morgen nach dem Frühmahl ſtand der Herr von Hohenſtein bei einigen Edelleuten, die ihn beſuchten, auf der Brücke und unterhielt ſich mit ihnen, plötzlich aber begann er aufzuſchreien: au! au! Das brennt, das brennt! — und krümmte ſich, und ſchrie: Feuer! Feuer in meinem Eingeweid'! — Hu — die alte Hexe verbrennt mich! — Sattelt, ſattelt mein Pferd! — und ächzte und ſtöhnte — und warf ſich auf das vorgeführte Pferd, ſprengte nach Comburg in das Kloſter, ließ ſich mit den Sterbeſacramenten verſehen, und war am andern Tage am innern Brand Todes verblichen. Er liegt zu Comburg begraben im Gang vor dem alten Kapitelhaus. Soll der letzte Hohenſteiner geweſen ſein, und hätte ſein Namensvetter auf dem Harz, der letzte Graf von Hohenſtein, Lor und Klettenberg, nicht mit ihm getauſcht (Sage Nr. 397), derſelbe, deſſen Grabmal dem des biedern Ritters Götz von Berlichingen ſo ähnlich ſieht.

886. Götzens Thurm.

In der alten Stadt Heilbronn, der vor grauen Zeiten ſchon die heilſamen Waſſerquellen ihren Namen verliehen, die Kaiſer Karl der Große ſelbſt entdeckt, und welcher Name als Heilicobrunn ſchon im neunten Jahrhundert einer Königspfalz allda zu Theil ward, deren Grundbau in einem Haus am Markt noch erkenntlich ſein ſoll, iſt der ſchönſte Brunnen in der St. Kilianskirche, und unterm Hochaltar hört man noch den Siebenrohrbrunnen rauſchen, deſſen Röhren längſt verſiechten; am hohen Kirchthurm aber iſt gar wunderlich und phantaſtiſch Bildwerk in Stein gehauen, Menſchen die im Schatten ihres einen großen Fußes ruhen, Menſchen mit Augen auf der Bruſt, ohne Kopf und ſonſtiges abenteuerliches Gebilde mehr.

Dort zu Heilbronn ſteht an der Mauer, hart am Zwinger, ein viereckiger Thurm, der heißt Götzens Thurm darum, weil der biedere Ritter Götz von Berlichingen etliche Zeit darinnen gefangen gehalten wurde, und dieſes wieder darum, weil er treulich zu ſeinem Herzog Ulrich hielt, den ſeine Unterthanen genöthigt hatten, landflüchtig zu werden, — aber von dem ſchwäbiſchen Bunde zu Möckmühl gefangen genommen, und dann in der Herberge zu Heilbronn verſtrickt worden war. Da ſollte Götz dem Bunde Urphede ſchwören, das heißt, ſchwören und geloben, gegen ihn nicht Waffen zu tragen, erlittene Unbill und Verſtrickung nimmer zu rächen, das Land zu meiden, aller Orten und Ende aber auf jede an ihn ergehende Vorladung des Bundes ſich zur Haft und zu Verhör zu ſtellen, ſolches alles hatte eine Urphede auf ſich, die jeder, der ſie beſchwur, noch dazu mit ſeinem adeligen Wappen unterſiegeln mußte. Götz that's aber nicht, ſchlug das Begehren ſtracks ab und ſagte: da will ich eher ein Jahr im Thurme liegen. — Da ſchickten ſie die Weinſchröter, die ſollten Götzen anfaſſen, und da zog Götz vom Leder und zuckte ſeine Wehr, die ihm gelaſſen war, da ſchnappten die Küfer wieder hinter ſich, und baten, nur die Klinge wieder einzuſtecken, ſie wollten ihn nicht weiter führen, als auf das Rathhaus. Vom Rathhaus aber ward er doch in den Thurm geführt, und mußt' eine Nacht darin liegen, vom Pfingſtabend bis auf den Pfingſttagmorgen. Danach kam ihm Hülfe von ſeinen Gefreunden, Herrn Franciscus von Sickingen und Georg von Frundsberg, die erwirkten ihm ehrliche Haft, die währte bis ins vierte Jahr, da löſte er ſich mit zweitauſend Goldgulden. War noch lange nicht ſo viel Löſegeld, als der biedere Götz dem Grafen Philipp II. zu Waldeck abnahm, da er ihm unterhalb der Wetterburg aufgelauert hatte, und die Raubwölfe ſeine lieben Geſellen nannte (Sage Nr. 290).

887. Die Weibertreue.

Ueberm Städtchen Weinsberg liegt eine Burgtrümmer, insgemein die Weibertreue geheißen, von der die Sage eine der allbekannteſten iſt in allen deutſchen Gauen. Es geſchah im Jahre des Herrn 1140, daß König Konrad III. von Hohenſtaufen die Stadt Winesberg am Neckar belagerte, die dem Herzoge Welf von Bayern zuſtändig war. König Konrad von Schwaben war zu Waiblingen geboren, und wurde von ſeinem Kriegsvolk der Waiblinger geheißen, der Bayerherzog aber, Konrads Gegner, hieß Welf, daraus entſtanden die Feldſchreie: hie Welf, hie Waibling! — Dieſes verwälſchten hernach italieniſche Truppen in Guelf und Ghibelin und ſo iſt die Benennung Welfen und Ghibellinen aufgekommen. Da nun Welf eine Schlacht bei Waiblingen verloren hatte, warf er ſich mit den Seinen in das Schloß Weinsberg, konnte aber eine lange Belagerung darin nicht aushalten, ſondern mußte um Gnade nachſuchen. Nun hatte der Kaiſer auf dringendes Bitten den Frauen freien Abzug gewährt, und daß eine jede von ihrem Schatz mit ſich tragen dürfe, ſoviel ſie könne, die Männer aber ſollten alle über die Klinge ſpringen. Die Frauen aber dachten mehr an die Treue, die ſie ihren Männern ſchuldig waren, als daran ihre Fahrniß zu retten und zu bergen, und nahm eine jede ihren Mann auf den Rücken, und ging die Herzogin Jutta mit ihrem Gemahl Welf voran den Berg hinab, und die andern folgten in langer Reihe. Das gefiel dem Kaiſer über die Maaßen wohl, und begnadigte auch die Männer, obſchon ſein Bruder, Herzog Friedrich, Einſprache that, und ſolche Gnade nicht gut hieß. Da antwortete ihm aber der Kaiſer: regium verbum non decere immutari. Am Königswort ziemt nicht zu rütteln. Als der Florentiner Fürſt Lorenz von Medicis, da er erkrankt war, auf ſeinem Lager dieſes Ereigniß las, lachte er ſich geſund darüber, ſo wohl gefiel ihm dieſer treue deutſche Ernſt, den er wohl nicht für Scherz nehmen mochte, wie Deutſche ſelbſt gethan, welche die ſchöne Frauenthat aus der Geſchichte hinaus haben läugnen oder ſpötteln wollen.

Es findet dieſe Sage von der Weibertreue, welcher Name auf die Burg Weinsberg vom Volke vor undenklicher Zeit übertragen ward, in deutſchen Gauen mehr als an einem Ort ihren Wiederhall, wenn auch nur immer eine einzelne Frau das thut, was hier von vielen geſchah. Im Sachſenlande war ein Ritter von Staupitz in Fehde mit einem Ritter von Bernwalde, und gewann dieſem ſein Schloß Kriebenſtein ab, warf ſich mit den Seinen hinein und wehrte ſich wacker, als Friedrich der Streitbare, der erſte Kurfürſt von Sachſen, beider Ritter Lehensherr, von dem verdrängten Bernwalder zu Hülfe gerufen, den Kriebenſtein belagerte. Da erflehte auch, wie ſich die Burg nicht länger halten konnte, die Frau von Staupitz freien Abzug mit ihrem Heirathsgut, und der Kurfürſt gewährte ihr deſſen, ſo viel ſie tragen könne. Und da trug ſie ihren Gatten auf ihren Schultern herab als ihr beſtes Gut, das ſie erheirathet, und Kurfürſt Friedrich ſprach daſſelbe, was Konrad III. geſprochen: wenn einem Fürſten die Treue nichts mehr gilt, für wen ſoll ſie dann noch einen Werth haben? — Das trug ſich zu im Jahr 1415.

Gleich treuer Sinn lebte in der Königstochter (Sage Nr. 380), die vom König Grünewald freien Abzug für ſich und ihr Gut begehrte, und ihren Vater von dannen führte, und im Schwabenlande ſelbſt hat ſichs 1499 begeben, daß die Freifrau von Thengen auf Burg Roſenegg im Hegäu, ohnweit Hohentwiel, im Schwabenkriege eben ſolche Treue an ihrem Gemahl bewies.

888. Geiſter auf Weinsberg.

Nicht von den Geiſtern zu reden, die der liebenswürdige Sohn und Jünger Apolls, Doktor Juſtinus Kerner, deſſen gaſtliches freundliches Dichterhaus dicht am Fuß der Weibertreue liegt — beſchworen, gehört und geſehen — ſo hat es vordeſſen auch ſchon zu Weinsberg im Schloß ſpukende Geiſter gegeben. Der Schloßvogt Konrads von Weinsberg erſchlug einen ſeiner Knechte. Bald nach der That betete er eines Sonnabends in der Schloßkapelle, da ſah er, wie der Boden ſich öffnete, und eine Schaar Geſtalten wunderlicher Art dieſem entwallte. Der Vogt entſetzte ſich über den Anblick dieſer Geiſter alſo ſehr, daß er erkrankte, und nun nicht mehr in die Kapelle kam. Da verbreitete der Spuk ſich weiter, es polterte im Schloß, es warf, es äffte die Burgwächter, es verbreitete ſich außer der Burg und ſpukte nun auch auf den Mauern des Städtleins und quälte die Wächter. Da geſchah es, daß die Wallfahrt zu Unſerer Frau zu den Neſſeln (Sage Nr. 880) bei Heilbronn ſich aufthat, da rieth ein Geiſtkundiger den Weinsbergern, ein Faſten anzuſtellen, Bittgänge nach dem Neſſelbuſch zu thun, und eine erkleckliche Geldſumme zum Bau des Karmeliterkloſters beizuſteuern — ſo würden ſich der Geiſt des Ermordeten und ſeine Hülfsgeiſter beruhigen; alſo geſchahe es, der Vogt ſtarb zudem, und für dasmal hatte Weinsberg, Burg und Stadt, vor den Geiſtern Ruhe.

889. Wimpfens Name.

Wimpfen auf dem Berge war vormals eine freie Reichsſtadt am Neckar, in heiterer Lage. Vor Alters ſoll ſie Cornelia geheißen haben, nach Julius Cäſars Gemahlin, ſoll aber ſchon zu Kaiſer Valerius Probus Zeiten erbaut worden ſein. Nachher aber, als Attila mit ſeinen Hunnen durch das Land gewüthet, haben dieſe alle Männer der Stadt erſchlagen und die Weiber gepeinigt, und ihnen die Brüſte abgeſchnitten, und davon ſoll der Stadt der Name **Wip pin**, Weib-Pein, geworden ſein, und ward das alſo feſt geglaubt, daß es ſelbſt auf dem Rathhaus in Verſen auf einer Tafel geſchrieben zu leſen ſtand:

Weibpein, jetzt Wimpfen, ſonſt gar fein,
Muliorum poena zu latein.

Nicht weit von Wimpfen auf dem Berge liegt das Städtchen Wimpfen im Thale. Hier erfocht Tylli ſeinen großen Sieg im Jahre 1622 gegen den Markgrafen Georg Friedrich von Baden, in welcher Schlacht die unſterblichen vierhundert Pforzheimer unter ihrem Bürgermeiſter Deimling den Opfertod für ihren geliebten Fürſten erlitten. — Damals galt noch Treue.

890. Grab der Jungfrau.

Unter der Burg Hornberg, die einſtens auch dem braven Ritter Götz von Berlichingen gehörte, und nun der Freiherren von Gemmingen-Guttenberg Eigenthum iſt, wird eine Felſengrotte gezeigt, in welcher vor Zeiten eine Jungfrau flüchtete, die von ihrer Stiefmutter hart gequält wurde. Sieben Jahre wohnte und lebte die Maid in dieſer Grotte, und eine Hirſchkuh war ihre Ernährerin, gleich jener der frommen Genofeva (Sage Nr. 92). Als die Jungfrau geſtorben war, trug die treue Hinde ſie nach dem Michaelskirchlein in der Nähe des Dörfchens Wolkenhauſen, und fand ſie alldort ihr Begräbniß, zu dem geſchahen dann

Wallfahrten. Andere erzählen dieſe Sage anders. Ein Heidenjüngling liebte eine Chriſtenjungfrau, und als es derſelben nicht gelang, ihn für den Chriſtenglauben zu gewinnen, flüchtete ſie in die Einöde und beſchloß in dieſer Grotte ihr Leben in gottſeliger Einſamkeit, wo eine Hinde ſie ernährte und ein Hirſch ſie trug. Sie ſchrieb ihr Geſchick in die Rinden der Bäume, und als ſie verblichen war, ſchaufelte ihr der Hirſch ein Grab. Nach einer Zeit verfolgte jener Heidenjüngling dieſes edle Wild, und der Hirſch floh nach dem Grabe der Jungfrau. Da las der Jüngling an den Bäumen das Loos ſeiner Geliebten, that des Heidenthums ſich ab, erbaute ſich, nachdem er ſich taufen laſſen, eine Einſiedlerzelle am Grabe der Jungfrau und diente ausſchließlich dem Herrn mit Gebet und frommen Werken. Da er alt und ſchwach geworden, trat eines Abends ein Pilger zu ihm, und bat um Aufnahme, welche der fromme Mann gern gewährte, und dann ſein Gebet fortſetzte. Da verwandelte ſich der Pilger in die Geſtalt Michaels des heiligen Erzengels und ſprach: du haſt Satan überwunden, gleich mir, gehe ein zum Reiche der Herrlichkeit und des Friedens! — Und da küßte der Engel dem Alten das Leben von der Lippe. Danach wurde alldort die Sankt Michaels-Kapelle begründet.

891. Notburga.

Der vorſtehenden Sage nahe verwandt iſt die von der heiligen Notburga, der im Dörfchen Hochhauſen eine Kapelle errichtet ward. Notburga war des Frankenköniges Dagobert Tochter, der ſchirmte ſein Reich gegen die Wenden und hatte Lager geſchlagen auf dem Hornberg, andere ſagen bei Mosbach. Da kam der Heidenführer Samo, und warb um der Chriſtenjungfrau Hand, und gelobte, wenn er ſie erhielt, ſein Volk zurückzuführen. Da nun in des Heiden Begehren gewilligt ward, weigerte ſich dennoch Notburga hartnäckig, die Seine zu werden, und als man ſie auf das Heftigſte bedräuete, entwich ſie und barg ſich in eine Höhle am jenſeitigen Ufer des Neckar. Eine Hirſchkuh folgte ihr und ernährte ſie, aber der Koch ihres Vaters folgte der Hinde, und fand Notburga's Zufluchtsort, und zeigte ihn ihrem Vater an. Dieſer kam nun ſelbſt und wollte mit Gewalt ſeine Tochter am Arme aus der Grotte ziehen, da blieb ihr Arm in ſeiner Hand, und entſetzt entwich Dagobert. Zu Notburga kam eine Schlange, die trug in ihrem Mund ein Heilkraut, das heilte Notburga's Wunde alſobald, und Dagobert zog von hinnen. Zu der heiligen Einſiedlerin aber wallte das Volk in Schaaren, und ſie lehrte ihm den Acker- und Weinbau, und des Friedens ſanfte Künſte. Endlich ſtarb Notburga, von der ganzen Gegend als Heilige verehrt, und vor ihrem Tode ordnete ſie an, daß ihr Leichnam auf einen mit Stieren beſpannten Wagen möge in das Feld geführt werden, wie auch Sankt Sebaldus gethan (Sage Nr. 845) und die heilige Stilla, und wo die Ochſen mit dem Leichenwagen ſtille ſtünden, da ſolle man ſie begraben. Solches geſchah, und ward an die Stätte das Kirchlein zu Hochhauſen erbaut, und Notburga's Steinbild in der Grotte aufgeſtellt, das hält in der rechten Hand die Schlange mit dem Heilkraut, der linke Arm fehlt, das Haupt ſchmückt eine Krone.

Den Jungfrauen ſelbiger Gegend muß eine abſonderliche Neigung für Felſengrotten inne gewohnt haben, wenn nicht eine und dieſelbe Sage nur in mannichfaltiger Umwandlung ſich wieder gebar, denn wieder geht die Sage von einer Tochter des Grafen von Hornberg, Minna, die einem Ritter, Namens Edelmut, in heimlicher Minne ſich zugeſagt hatte, und ihrem Aelternhaus entfloh, um einer Verbindung mit einem andern Ritter, den ſie nicht lieben konnte, auszuweichen, ſodann mit einer vertrauten Dienerin in einem Nachen zur Nacht über den Neckar fuhr, und ſich in der Felſengrotte mit dieſer ſieben Jahre lang verbarg, bis die arme Minna in ſehnſuchtvoller unbefriedigter Minne ſich verzehrte, denn ihr Edelmut kämpfte im heiligen Lande gegen die Sarazenen. Da er nun endlich heimkehrte, und die Geliebte ſuchte, fand er nur die trauernde Dienerin noch am Leben, und erbaute dann eine Burg, die er doppelſinnig Minneburg nannte.

Was aber die heilige Notburga betrifft, ſo geht die Sage von ihr auch in Tyrol, im untern Innthale, auf dem Schloſſe Rottenburg, dort ſoll ſie als fromme Magd gedient haben, und als ſie ſtarb, trugen Engel die Seele in den Himmel. Auch dort zogen Ochſen ihre Leiche, und als ſie über den Inn ſchritten, murmelten des Fluſſes ſonſt laut tobende Wellen nur ganz leiſe. Sie ruht alldort in der Kapelle des heiligen Ruprecht.

802. Der Rabe auf Stolzeneck.

Von der Burgtrümmer Stolzeneck gehen viele Sagen. Ein Ritter, der dieſe Burg beſaß, zog in das heilige Land zum Kampfe gegen die Ungläubigen, und ließ unter dem Schutz einiger treuer Diener ſeine einzige Schweſter, eine blühende Jungfrau, allein auf ſeiner Burg zurück, wo ſie ruhig und friedſam ihre Tage verlebte. Da erſchien nach mehr als einem Jahre auf Stolzeneck als Gaſt ein nachbarlicher Ritter, der verliebte ſich heftig in das Fräulein, und warb um ihre Hand, ſie aber konnte ihn nicht lieben und wies ihn ab. Ihr Liebling und Zeitvertreib war ein zahmer Rabe, den ſie aufgezogen hatte, der ihren Namen rief, und der auch immer um ſie war. Es dauerte nicht lange, ſo kam der aufdringliche Freier wieder und drang aufs Neue in das Fräulein, allein ſie wies ſeine Werbung mit noch mehr Strenge ab, als zuvor. Da ſchwur er ihr im heftigen Zorne die grimmigſte Rache, und es währte nur kurze Friſt, ſo berannte er die Burg, die bei weitem nicht genug bemannt war, um einem Angriff zu widerſtehen, ließ alle Diener des Fräuleins ermorden, ja bis auf das Fräulein alles was nur auf der Burg lebte, und mit Noth entkam der Rabe, der ſchnell aus dem Fenſter entflog, als der Wütherich ſein Schwert nach ihm ſchwang. Das unglückliche Fräulein ließ der Ritter in den Thurm werfen, und ſchwur, daß ſie darinnen verhungern und verdurſten ſolle, wenn ſie ihn nicht erhöre. Jeden Tag kam er vor das Gitter ihres Kerkers, das nach dem Burghof ſah, und fragte:

ob ſie ihn nun erhören wolle? — Allein, obſchon er ihr weder Trank noch Speiſe reichen ließ, ſo lebte ſie doch, und war immer kräftig genug, ihm ein „Nein“ hinauf zu rufen. Das machte, der treue Rabe brachte ihr während der Nacht Beeren, Früchte und kleine Brode, die er und ſeine Brüder den Bäckern in der Nachbarſchaft entführten, und das währte eine lange, lange Zeit, und da kehrte ihr Bruder von ſeinem Kreuzzuge wieder heim. Mit Schreck und Staunen fand er ſeine Burg offen, unbewacht, verödet, die Diener hinweg, die Schweſter nicht zu finden, aber Schwärme von Raben auf den Bäumen und den verfallenden Dächern. Da traf, als er über den Burghof wandelte und ausrief: Schweſter! o meine liebe Schweſter! Wo ſoll ich dich finden? — ein Klageton aus der Tiefe ſein Ohr, und er eilte an das Gitter und hörte das Entſetzliche, was ſich begeben, aus ſeiner gefangenen Schweſter Munde. Indem ſo kam der grauſame und unmenſchliche Freier dahergeſtürmt, der voll Wuth einen Fremden am Gitter, und ſeine Schandthat entdeckt ſah, und wollte den Fremden durchbohren, aber da ſchrie des Fräuleins Rabe, und flog ihm entgegen und hackte ihm nach den Augen, und ringsum ſchrieen die Raben und flogen herbei wie eine ſchwarze Wolke und ſchlugen mit den Flügeln, und krallten ſich an ihn an, und hackten ihm die Augen aus dem Kopfe, ſo daß er ſinnverwirrt zu Boden ſtürzte, und der Ritter von Stolzeneck ſtieß ihm ſein Schwert durch das Herz, und befreite ſeine Schweſter. — Hernach haben die Raben den Getödteten gefreſſen, und ſein Gebein iſt in ungeweihte Erde verſcharrt worden. Das Bild des treuen Raben aber ward in Stein zum ewigen Gedächtniß ausgehauen, und blieb in einem Bogen der Burg erhalten bis auf ſpäte Zeiten.

893. Die Landſchaden.

Hoch überm Neckarthale bei Neckarſteinach heben ſich vier Burgen, deren eine Schadeck heißt, im Volke nur das Schwalbenneſt genannt, die gehörten alle einem Rittergeſchlecht, das auch das Städtlein beherrſchte und den Namen Landſchaden lange nicht zum Lobe führte. Einer des Geſchlechts, Bligger der Landſchade, trotzte ſelbſt in ſeiner unzugänglichen Veſte dem Kaiſer Rudolph von Habsburg. Beſſer war ſein Sohn, doch nicht minder tapfer, wie der Vater. Er zog, des Vaters Unthaten zu ſühnen, in den heiligen Krieg, half dort im fernen Oſten Smyrna belagern und erobern, hieb dem Sultan mit eigner Hand den Kopf ab, in deſſen Lager er ſich verkleidet eingeſchlichen, wie Judith dem Holofernes, und brachte das werthe Haupt in das Chriſtenlager. Da wandelte der Kaiſer des tapfern Ritters Schimpfnamen in einen Ehrennamen um, gab ihm des Heiden gekrönten Kopf in das Wappen, und belehnte ihn mit allen Burgen ſeines Vaters und dem ganzen reichen Erbe. Lange blühte ſein Geſchlecht fort und die früher des Landes Schaden geweſen, wurden ihm hernachmals oft zum Seegen.

894. Meluſine.

Im badiſchen Lande heißt ein Wald der Stollenwald, darin auf dem Stollenberge eine alte Burgtrümmer liegt, in der Nähe aber ſteht Schloß Stauffenberg. Auf letzterem Schloß lebte eines Amtmanns Sohn, der hatte ſeine Luſt am Vogelſang und ging einſtmals in den Wald, Meiſen zu kloben. Da vernahm er vom Stollenberg herab gar eine liebliche Stimme, welche ſang, und ging ihr nach und ſah im Gebüſch ein holdſelig Frauenbild, das rief ihm zu:

Erlöſe mich, erlöſe mich!
Nur dreimal dreifach küſſe mich! —

Wer biſt du denn? — rief der Jüngling, und die Erſcheinung ſprach:

Meluſine heiß' ich,
Himmel-Stollens Tochter bin ich! —
Küſſe früh zur neunten Stund',
Furchtlos Wangen mir und Mund,
Dann ſoll ich erlöſet ſein,
Und bin mit meinem Brautſchatz dein! —

Da ſich nun der Jüngling das wunderbare Weſen näher beſah, ſo befand er, daß Meluſine wunderſchönen Angeſichts ſei, blaue Augen und blondes Gelock habe, auch um den Oberleib gar lieblich und wohlgethan ſei, aber mit Händen und Füßen war es nicht alſo beſchaffen. Die Hände hatten keine Finger, ſondern glichen offnen Düten, und Füße waren gar nicht vorhanden, ſondern ein Schlangenleib. Dennoch gab der Jüngling der Erſcheinung die erſten drei Küſſe ohne Bangen und ſie äußerte eine Freude darüber, wie die Jungfrau im Heidenloch über den erſten einen Kuß (Sage Nr. 27), und dann verſchwand ſie. Am andern Morgen kam der Liebhaber wieder, zog ihrem verlockend ſüßen Liede nach, das ihm entgegenklang, und fand ſie jetzt geflügelt und der Schlangenleib war grün geſchuppt und lief in einen Drachenſchwanz aus. Die Augen und das Antlitz Meluſinens aber waren ſo wunderbar ſchön und ſtrahlend, und es blühte ihm daraus und von dem kuſſigen Munde alles Verlangen ſo verführeriſch entgegen, daß er dennoch ihr wieder die drei Küſſe gab, und ſie erzitterte vor Luſt und Verlangen und rauſchte mit den Flügeln ihm um's Haupt. Kaum konnte der Jüngling in der folgenden Nacht ein Auge ſchließen, alle ſeine Gedanken waren bei der glühenden, ſinnlich ſchönen Geſtalt, und früh vor Tage ſchon ſtieg er durch den Wald und zog der ſüßen Liedesſtimme nach. Aber o weh — wo war das liebreizende Engelangeſicht? — verwandelt war's, und glich auf's Haar dem der Jungfrau auf dem Krötenſtuhl (Sage Nr. 32), denn Meluſine hatte jetzt einen Krötenkopf, und den mochte der Liebhaber mit nichten küſſen, vielmehr gab er Ferſengeld und lief was er laufen konnte, und hörte ſie lange hinter ſich drein raſcheln und ihn wehklagend rufen. Nimmermehr ging er wieder auf den Stollenberg, vielmehr freite er ein Mädchen, das, wenn es auch nicht ſo zauberſchön war, wie Meluſine, doch keinen Krötenkopf und keinen Schlangenleib hatte. Da nun das Hochzeitmahl auf Schloß Stauffenberg bereitet war, und alles recht fröhlich, ſpaltete ſich oben in der Zimmerdecke ein klein wenig das Getäfel, und es fiel in des Hochzeiters Teller ein Tröpfchen, wie Thau, und Niemand ſah es, und wie jener den Biſſen, darauf der Tropfen gefallen war, in den Mund ſteckte, ſank er todt nieder, und oben zog ſich ein kleiner Schlangenſchweif durch die Ritze der Decke hinein. Aus war es mit der Hochzeit.

Zu andern Zeiten iſt Meluſine einem Hirtenmädchen erſchienen, und hat es endlich in den Stollenberg hineingeführt, ihr die unterirdiſchen Schätze gezeigt, und ihr die Bedingungen geſagt, unter denen dieſe Schätze der Hirtin werden ſollten, wenn ſie das Werk der Erlöſung vollbringe. Aber das Mädchen hielt nicht reinen Mund und der Pfarrer bedrohte ſie mit Kirchenbuße, wenn ſie mit dem Geſpenſte ſich einlaſſe, da iſt die Hirtin ſtill geworden, hat nie mehr davon geſprochen und hat das Werk der Erlöſung nicht vollbracht.

Noch ſteht ein doppelter Tannenbaum aus einer Wurzel da, wo man es bei den zwölf Steinen nennt, der heißt der Meluſinenbaum.

Nach dieſer ſchwäbiſchen Sage iſt der Name Meluſine doch auch Berg- und Waldfeinen eigen, und nicht Waſſerfeinen allein (Sage Nr. 768).

895. Die zwölf Steine.

Von den zwölf Steinen nahm einſtmals der Teufel einen, und wollte ihn auf die Wendelinskirche im Thale herabſchleudern; er trug und ſchleppte ihn durch das große Rappenloch bis auf die Mitte der Schiehald, da wurde ihm der Fels zu ſchwer, er legte ihn hin, ſetzte ſich darauf und verſchnaufte. Wie er ihn nun wieder aufheben wollte, hatte er ihn unten tief in die Erde gedrückt, und oben ein Loch hinein geſeſſen, und konnt' ihn nicht wieder aufheben. Da liegt denn nun der Stein noch immer auf der Schiehald und heißt der Teufelsſtein. Von Zeit zu Zeit ſtattet der Teufel dieſem und den andern Steinen einen Beſuch ab, da fährt er mit ſechs Gaisböcken dort herum ſpazieren, und knallt mit einer Flammengeiſel, daß die Funken darum herumfahren. Da iſt nicht zu rathen hinauf zu gehen, denn mit dem Teufel iſt nicht gut ſpaßen.

896. Die Seejungfrauen.

Der Herrenwieſerſee im badiſchen Gebirge heißt auch der Hummelſee oder der kleine Mummelſee, zum Unterſchiede von dem großen Mummelſee, der drei Stunden ſüdlicher gelegen iſt. Dieſer kleine Mummelſee iſt unergründlich, wie der große, und auch in ihm wohnten vor Zeiten Seejungfrauen, Seeweiblein genannt, die waren gut und hülfreich, kamen zur Nacht herab in's Seeland, wuſchen frommen Leuten ihre Wäſche, bleichten ſie zur Nacht im Mondſchein und trockneten ſie, buken auch Brod, fegten die Häuſer, und hatten ſich ganz, wie die guten hülfreichen Erdmännele und Erdwichtele. Auch den guten Wein ſchnitten ſie zur Herbſtzeit ab, und trugen ihn in die Bütten, aber den ſauern ließen ſie hängen für die Vögel, darum gab es in den alten Zeiten beſſern Wein und ſüßern, als jetzt, und auch die Menſchen waren beſſer, denn ſeit ſich hie und da ſo ganz miſerable Banden zuſammengethan, denen Treue und Glaube nichts mehr gilt, welche Gott läugnen und ſeine Diener verhöhnen, da kommen auch die Seejungfrauen nicht mehr zum Vorſchein und helfen nicht mehr, nur allenfalls kommen noch ſchlimme, wie jene Nixe im Hutzebacher See, die wechſelte einer Köhlersfrau ihr Knäblein gegen einen abſcheulichen Balg aus, während die Mutter ins Holz gegangen war. — Selbiger Wechſelbalg hatte einen Kopf wie ein Seſter (Gefäß, das 16 Maas Wein faßt), und Kalbsaugen, und war dabei häßlich wie ein Kanker, und hatte auch ſo dünne Beine. Er ſchrie beſtändig, wie ein Rabe und wie ein Froſch. Wie der Mann heim kam, und den Balg fand und ſeiner Frau Wehklage vernahm, ſtrich er den Balg mit Ruthen — da hörten beide ihr Kind am Seeufer weinen. Eilend holte es die Mutter, und der Vater nahm den Wechſelbalg, und warf ihn in den See. Da fuhr gleich die Nixe herauf, zerriß den Wechſelbalg und fraß ihn mit Stumpf und Stiel, dabei wallte und wogte, und rauſchte und brauſte der See und ſchlug hohe Wellen. Vom Hutzebacher See giebt es viele Sagen.

897. Vom großen Mummelſee.

Im Schwarzwald iſt der große Mummelſee gelegen, gar weit berufen, auf hohem Berge und von unergründlicher Tiefe. Man darf in ihn — ſo ging ſonſt die allgemeine Sage — ſo wenig Steine oder Sonſtiges hineinwerfen, als in den Pilatus-See (Sage Nr. 10), ſonſt wird der heiterſte Himmel trüb, und es entſtehen gleich Stürme und Ungewitter. Er duldet auch keine Fiſche, wohl aber große Salamander eigner Art.

Gar viele und mancherlei Sagen gehen von dem Mummelſee; Waldmännlein und Waldfrauen, Waſſerminnen und Nixenmänner haben ſich allda häufig ſehen laſſen. Den Namen hat er von den vielen Mümmlein, Seeroſen oder Seelilien, die auf ihm blühen, die geheimnißvollen Nymphäen, die aus tiefſter Tiefe herauf ihre Blätter und Blumenſtengel treiben. Kleine Steine oder Erbſen und dergleichen durfte man ohne Schaden in den Mummelſee hängen; war die Zahl ungerad, ſo wurde eine gerade Zahl derſelben im Säcklein heraufgezogen, umgekehrt aber eine ungerade.

Hirten, welche einſt am Mummelſee weideten, ſahen dem Waſſer einen braunen Stier entſteigen, der ſich unter ihre Heerde miſchte, aber da kam alsbald ein Männlein mit einem Stecken, das trieb den Stier mit aller Gewalt wieder in as tiefe Waſſer.

Ein Jagdgeſell ſah am See ein Waldmännlein ſitzen, das hatte den Schooß oll Geld und ſpielte damit, wie Kinder mit Sand ſpielen. Dieſer Schütz war on der dummen Art, die gleich nach allem ſchießt, es ſei damit ein Nutz oder einer, hatte daher raſch die Büchſe im Anſchlag und wollte auf das Waldmännein losbrennen, da that es einen Hupf in den See hinein, wie ein Froſch, ward um Waſſermännlein, und rief dem Jäger zu: du lauſiger Lump! Leichtlich hätt' ich dich reich gemacht, wenn du mir die Zeit geboten, ſtatt nach mir zu zielen! Nun ſollſt du verkommen in Armuth und Elend. — Und da iſt der Geſell auch niemals auf einen grünen Zweig gekommen und hinterm Zaun iſt er geſtorben.

Der Mummelſee friert ſelten zu; thut er's aber, ſo hat er ſeine Tücken. Einſtmals war er feſt zugefroren, ein Bauer fuhr zwei Holzſtämme mit einem Paar Ochſen darüber, ohne daß das Eis nur krachte. Auf einmal, wie der Bauer ſchon am andern Ufer war, kam ihm ſein Hund nachgeſprungen, da krachte das Eis und brach und der Hund ertrank.

Ein Herzog von Würtemberg war begierig zu erfahren, wie tief doch der Mummelſee ſei, und ließ ein Floß bauen, darauf zu fahren und die Faden zu meſſen. Die Meſſer banden nach und nach neun Rollen Bindfaden aneinander, und fanden noch keinen Boden, da begann aber das Floß zu ſinken, und die Meſſer mußten eilen, das Ufer zu gewinnen. Lange haben am Ufer noch Stücke von dem Floß gelegen. — Ein Markgraf von Baden ſchoß geweihte Kugeln in den See, da brauſete er wild auf und wollte überwallen, daß der Herr mit ſeiner ganzen Geſellſchaft eilend entweichen mußte.

Einſtens kam zu einem Bauer ein Männlein auf den Hof, das bettete ſich in die Binſen und das Geröhrig am Brunnen, und vertraute dem Bauer, es ſei ein Waſſermännlein und ſein Weiblein ſei ihm abhanden, das ſuche er nun ſchon in allen Seen vergebens, wolle zuſehn, ob es nicht in den Mummelſee entführet ſei; bat den Bauer, ſeiner am See zu harren, oder eines Wahrzeichens gewärtig zu ſein. Lange blieb es aus und endlich kam es gar nicht wieder. Nur ſein Stecken fuhr aus dem Waſſer in die Höhe, und an derſelben Stelle färbte ſich der See plötzlich blutroth, und das rothe Waſſer ſprang ein paar Schuh hoch in die Luft. Da merkte der Bauer, daß das Waſſermännlein drunten ertödtet worden ſei, wahrſcheinlich hatte es den Räuber ſeines Weibleins gefunden, das ſich willig hatte entführen laſſen, darum man noch im Sprüchwort ſagt von ſolchen Weibern und Maiden, die gern der Lockung folgen: ſie geht gern in das Waſſer. —

898. Der Grafenſprung.

Ueber der Murg erhebt ſich ein ſteiler Felſenabhang der zu dem Berge gehört, darauf Neu-Eberſtein erbaut iſt, der heißt der Rieß oder auch der Grafenſprung. Ein Graf von Eberſtein ſaß mit ſeinen Zechkumpanen beim Weine, da ward in der Regel gewettet über dieß und das, je abenteuerlicher je beſſer, und da ſchlug der Graf eine Zechwette vor, wer den Rieß hinab und hinein reite, der ſolle Großes gewinnen — aber da ſchrieen alle die Ritter, das ſei unmöglich. Aber Graf Eberſtein hatte bereits einen Sturm und wollte die Wette gehalten haben an ſeinen Gäſten, ſetzte ſich auf ſeinen zuverläſſigen Schimmel und ritt mit ſo vielem Gleichmuth den ſteilen Rieß hinab, wie der Graf von Klettenburg in die Kirche zu Ellrich ritt (Sage Nr. 397). Mit Staunen und Grauen ſahen es die Ritter, aber nun ſollte der Graf von Eberſtein auch hinaufreiten.

Tollkühn trieb der Graf ſein Pferd den ſteilen Fels hinan, gelangte auch eine Strecke empor, aber nur zu ſeinem Unglück, denn je höher er ſchon war, um ſo tiefer fiel er, da ſein Pferd ſich mit ihm überſchlug, und beide zerſchmettert im Grunde lagen. Darauf wurde dem Rieß der Name Grafenſprung, ſollte aber eher Grafenfall lauten oder Grafenſturz. Oft hat man hernachmals bei nächtlicher Weile des Grafen Geiſt auf dem Geiſt des Schimmels herab oder hinauf bis zur Hälfte reiten ſehen. Auch ſpuken um die Eberſteinburgen noch ſonſtige Geiſter, leiten Wanderer irre, und hauſen deren auch zahlreich im ſogenannten Hilpert bei Gaggenau, wo vom Murgufer ein Schlaufloch bis nach Baden durchgeht, dahinein vordeſſen die Geiſter und Hullenpöpel von den Pöpelsträgern getragen und gebannt worden.

Weiter aufwärts im Murgthale, zwiſchen den nahe beiſammen liegenden Dörfern Langenbrand und Gausbach iſt im Felſenufer ein mächtiges Geklüft, das zieht tief in den Berg hinein, iſt voller Geiſter und heißt die Hölle. Niemand hat noch dieſer Grotte Ende erkundet. Zwei Zackenfelſen ſtehen als Wächter davor, ſchwarz und unheimlich ſtarrend.

Zu Forbach, eine Strecke über Gausbach, unterm Seekopfsberg, war vor etwa hundert Jahren ein Schulmeiſter, der war ein ſtarker Geiſt, weil er ſelbſt an Geiſter nicht glaubte, oder bildete ſich's wenigſtens ein, er wär's, wie viele ſeines Gleichen, hohe und geringe, ſich das einbilden; der ging einmal hinunter nach dem Städtlein Gernsbach, allda etwas zu kaufen; ſeine Tochter begleitete ihn, und er ſandte ſie mit dem Eingekauften voraus, da er noch einiges im Thale zu beſorgen hatte, und folgte ſpäter nach. Schon dämmerte es über der Flur, als der ſtarke Geiſt von Wieſſenbach nach Langenbrand zuſchritt, und da kam er an den Felſen vor der Hölle vorbei, und fühlte ſich wunderlich gehoben und getragen und empor gezogen, und merkte, daß er ſchwebte, doch hielt er Hut und Stock feſt, wollte ſchreien, vermocht' es aber nicht, und endlich fand er ſich auf einem hohen Steinfels, der war ſo ſpitz, daß er unmöglich darauf ſitzen konnte, mußte blos ſtehen wie ein Säulenheiliger eine ganze Nacht hindurch — und am Morgen ſchelgten Fiſcher oder Flößer die Murg herunter, die hörten den ſtarken Geiſt, der auf eivem Felſen vor der Hölle ſtand, gotteserbärmlich ſchreien. Da hatten die Männer große Mühe und Noth, mit Hülfe von Leitern den Mann herunter zu bringen. Und von ſelbiger Nacht an hat der ſtarke Schulmeiſtergeiſt an noch ſtärkere Geiſter geglaubt, dieweil ihm der Glaube nicht mit dem Schauen, ſondern mit dem Fühlen gekommen, Hören und Sehen ihm aber vergangen.

899. Geiſt Blaſerle.

Das Pfarrhaus zu Eiſingen iſt eine Zeitlang ein rechtes Spukhaus geweſen. Zuvörderſt hielt ſich ein Geiſt darin auf, der hatte die üble Gewohnheit, Abends gleich nach Sonnenuntergang den Leuten in das Geſicht zu blaſen, ohne ſich ſonſt wahrnehmen zu laſſen, und war unter dem Namen „Blaſerle“ der Herrſchaft wie dem Geſinde bekannt. Einſt bekam der Pfarrer eine Kuh geſchenkt, aber kaum war das Thier im Stalle, ſo brüllte es fort und fort, fraß auch nicht und hatte ſich ſo ungeberdig, daß der Pfarrer die Kuh verkaufen mußte, worauf ſie denn ganz gut that und gedieh. Das Blaſerle war es geweſen, das die arme Kuh gequält. Das Federvieh gedieh auch nicht, es ſchrie ſich tod. Das hat lange Zeit gedauert und half kein Mittel, bis endlich das Blaſerle von ſelbſt aufhörte, ſeinen böſen Muthwillen gegen Menſchen und Thiere auszuüben, und aus der Pfarre wegkam, man wußte nicht wie.

Das war ein Geiſt, nun ging aber auch noch ein anderer im Hauſe um, des Natur war nicht luſtig, wie die des Blaſerle's, ſondern ſchwerfällig. Er ſchlich und ſchlürfte mit ſo ſchweren Tritten durch das Haus, daß die Balken knackten, und that ſchaurige Aechzer, ohne ſich jemals ſichtbar zu zeigen. So ging er durch alle Stuben, über alle Treppen und durch die Ställe ſogar. Er hatte keinen Namen, ſchien aber eine namenloſe Qual mit ſich herum zu tragen. Dieſes war Nummer zwei; nun kam aber auch eine weiße Nonne, die erſchien ſichtbarlich, ſchwebte ſtets nach dem Stalle und verſchwand dort. Da es nun nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei, was auch von Geiſtern gelten mag, ſo erſchienen auch noch eine Schlange mit einem Bund Schlüſſel im Maule und ein geſpenſtiſcher wälſcher Hahn, die wandelten auch ſelbander oder zu dritt mit der Nonne nach dem Stalle und verſchwanden dort. Einſt faßte, vom Pfarrer ermuntert, eine Magd ſich ein Herz und folgte der Nonne, die ihr noch dazu ſtets winkte, und ging mit einem Licht der Nonne nach in dem finſtern Stall. Dort wies die Nonne nach einem Winkel und verſchwand. Andern Tages grub man dort nach, erhob einen großen Stein, fand darunter einen kupfernen Topf und darin die Gebeine zweier Nonnenkinder. Man begrub dieſe auf den Kirchhof an dem Orte, wo das alte Weihwaſſer hingeſchüttet wurde, und Nonne und Schlayge kamen nicht wieder. Nur die Wälſchhahnengeſtalt ließ ſich als gebratener Conſiſtorialvogel zu Zeiten noch im Pfarrhauſe erblicken, wenn die Kirchenviſitation war oder das Feſt der Kirchweihe; juſt wie beim Major Eckart zu Gotha (Sage Nr. 601).

900. Doctor Fauſt in Schwaben.

Zu Knittlingen*), ohnweit der badiſchen Grenze, ſoll nach der Sage einiger Doctor Fauſt geboren worden ſein, obſchon das Volksbuch insgemein das Land Anhalt und die Stadt Soltwedel nennt, und nicht minder zeigt man im Kloſter Maulbronn ein ausgemauertes Gemach, das man nur erlangen kann, wenn man vom Dormitorium des Kloſters durch ein Fenſter ſteigt und über mehrere Dächer klettert, darin Fauſtus ſeinen letzten Tag geſehen. Es ging da höchſtwahrſcheinlich gerade ſo, wie es zu Waerdenberg, dem Schloß im Niederland, ging (Sage Nr. 141), der Teufel zerrte Fauſtum durch das Fenſter, und es blieb von ihm nichts zurück, als ein großer unaustilgbarer Blutflecken.

---

*) Nicht Kindlingen, wie oben bei Sage Nr. 141 irrig gedruckt ſteht.

Sonſt hat das alte und berühmte Kloſter Maulbronn, allwo auch eine bedeutende Kloſterſchule, der Wahrzeichen gar mancherlei. Zuerſt vom erſten Bau her einen fehlenden Stein, und zwar im linken Seitenſchiff unterhalb der Oeffnung fehlt im Boden eine Platte, und in einem andern Stein Maurerwerkzeuge und eine ſchwörende Hand. Die bauenden Mönche hatten Räubern geſchworen, den Kloſterbau nicht zu vollenden, und hielten ihren Schwur, ſie ließen am Bau einen Stein fehlen. Dann war über der Eingangspforte eines nicht mehr vorhandenen Thurmes ein Maulthier am Bronnen, Maul-Bronn, abgebildet, beladen mit Geldſäcken zum Kloſterbau.

901. Der Teufel in Schiltach.

Zu Schiltach, einem badiſchen Grenzſtädtlein am Schwarzwald, trug ſich im Jahr 1533 ein ſeltſamlich Ebenteuer zu mit dem böſen Erzebenteurer, dem Teufel. Im Rathswirthshaus niſtete er ſich ein gleich einem Kobold, führte unziemliche Reden, ohne doch ſichtbar zu ſein, warf Thüren auf und zu, trommelte und pfiff, raſſelte und praſſelte, wiſperte und flüſterte, und machte dem Rathswirth, einem Wittwer, himmelangſt mit ſeinem Höllenſpuk. Als es Tag war, ſandte der Wirth nach dem Rathsbeiſitzer und nach dem Pfarrer von Schenkenzell und nach dem von Schiltach, die beſchwuren den unſaubern Geiſt, aber der that ihnen allerhand Gröbungen an, warf ihnen Unſittlichkeiten vor, und ſchwur, dem Schultheißen das Haus überm Kopf anzubrennen. Das ganze Städtlein lief zuſammen und hörte das Teufelsgeplärre mit an, das in allerlei Gaſſenhauern und Schlumperliedlein beſtand. Auch in der Nacht gab der Teufel keine Ruhe und keinen Frieden, er ſtellte ſich auf das Hochhaus (den Söller) und pfiff und trommelte alle Märſche und Trommelſtücklein bis an den hellen Morgen, und aber den ganzen Tag, und erklärte, des Wirths Magd ſei ſeine liebſte Buhle. War ſonſt für ein ehrlichs Menſch erachtet worden, da hieß ſie der Wirth aufpacken und aus dem Hauſe ziehen, und da ging die Maid zornig und mit Heulen und Schreien aus Schiltach und den Berg hinan, den Fußpfad gen Hinter-Anhalden entlang, und man ſahe droben bei ihr einen langen ſchwarzen Mann ſtehen, und darauf war es ſtille, der Spuk hörte auf. Die Magd war über Anhalden und Waldmäſſingen nach Oberndorf gegangen, allwo ihre Heimath war. Wer war froher als der Wirth? Er dachte ſchon das Häslein hätte ihn geleckt, aber nach 14 Tagen, am Gründonnerstag, ging im eigentlichſten Sinn der Teufel wieder los und muſizirte gräulich, und als viel Volk ſich ſammelte, auch aus Nachbarorten, ſchrie der Teufel, immer unſichtbar, dieſem zu, es ſolle ſich von dannen heben, denn das Neſt müſſe in Grund und Boden verbrennen. Und da ſahe man droben auf dem Schloßberge wieder den ſchwarzen Mann und drei Weiber bei ihm, und plötzlich brannte des Wirths Heuboden hellerlichterloh und das Feuer flog von Dach zu Dache, wie ein Drache und zündete allenden an, und binnen einer Stunde lagen das Rathhaus und des Oertchens 26 beſte Häuſer in Aſche. Nach dem Brande zog man die verwieſene Maid ein, und dieſe mußte bekennen, daß ſie des Teufels Buhle ſei, daß ſie auf dem Dache auf ſein Geheiß einen Keſſel umgekehrt und umgeſchüttet — auf welches Bekenntniß ſie lebendig verbrannt wurde. An das neuerbaute Rathhaus aber ward ein Denkſtein angebracht mit der Schrift: IV Idus Aprilis conflagravit Oppidum Diabolus MDXXXIII.

902. Sibyllenhöhle.

Am Burgberge des alten Schloſſes Teck, welches ein Stammſitz war der alten würtembergiſchen Herrſcher, findet ſich eine Felshöhle, welche die Leute das Sibyllenloch nennen und ſagen, daß vor Zeiten eine der alten berühmten Sibyllen ihre Wohnung darin gehabt und geweiſſagt habe. Auch ſoll in der Höhle ein großer Schatz ruhen, und von einem ſchwarzen Hunde bewacht werden, gerade wie dort bei Eiſenach in der verfluchten Jungferhöhle (Sage Nr. 473). Nicht ſelten nennt die Sage geiſterhafte Baum- und Höhlenbewohnerinnen Sibyllen, wie die zu Eiſersdorf bei Glatz (Sage Nr. 657) und läßt ſie weiſſagen, jedenfalls ein Nachhall altruniſcher Zauberfrauen aus grauer Vorzeit, und erſt durch die Sibyllenbücher entſtanden.

Den Schatz in der Sibyllenhöhle am Berge Teck wollten im ſchmalkaldiſchen Kriege einige ſpaniſche Soldaten heben, die davon gehört, und waren dieſe Soldaten insgemein große Schatzfreunde. „Sie bekamen aber für ihre Mühe einen ſehr ſchlechten Lohn,“ berichtet treuherzig die alte Ueberlieferung, verſchweigt aber, worin außer zerfetzten Kleidern und blauen Flecken ſelbiger Lohn beſtanden. — Die Sibyllenhöhle ſoll bis herab nach Owen ſich erſtrecken, und hinein in das Erbbegräbniß der alten Herzoge von Teck. Eine zweite Höhle an der Teck (die Teck heißt der Berg), von weniger alterthümlichen und poetiſchem Rufe iſt das Frena Bruklins-Loch, darin auch vor Zeiten eine Frau gewohnt haben ſoll, und zwar mit zwei Kindern, lange Zeit. — Man zeigt auch noch die Wagenſpur der Sibylle, und nennt dieſe Sibyllenfahrt; alles Feld, darüber ſie fuhr, bleibt vierzehn Tage länger grün, als das übrige Land.

903. Meiſter Sürlin.

Im Chor der Kloſterkirche zu Blaubeuren iſt gar ein wunderſames und übervortreffliches Schnitzwerk des Ulmer Künſtlers Meiſter Georg Sürlin zu erſchauen. Die Sage geht, als der kunſtvolle Meiſter das herrliche Werk vollbracht, ſo fragten ihn die Mönche, ob er ſich wohl getraue nochmals einen ſo ſchönen Altar, oder noch einen ſchönern, zu vollbringen, und da nun der Meiſter, ſeiner Kunſt ſich bewußt, in Hoffnung auf neue Arbeit und Verdienſt ja ſagte, da thaten ſie ihm, wie die treuloſen Straßburger dem Meiſter Habrecht (Sage Nr. 37), ſie ſtachen dem Künſtler die Augen aus, und behielten ihn im Kloſter.

Da ſchnitzte er heimlich in einem Chorgeſtühle das eigene Bild, ein trauervoll gebücktes Männlein, und das Bild ſagte den ſpätern Zeiten auf geheime Weiſe der ſchändlichen Mönche Unthat an. An der Wand bei der Sakriſteithüre iſt's noch zu ſehen.

904. Wirth am Berg.

Wunderſam erzählt die Sage den Urſprung des hohen königlichen Hauſes Wirtemberg. Wie der alte Barbaroſſa nahe dem Kiffhäuſer ſeine Rothenburg hatte, deren Trümmer noch ſteht, ſo war auch im Lande Schwaben ein Rothenberg und in deſſen Nähe hielt der Kaiſer Hofhalt mit ſeiner Prinzeſſin und ſeinen Wappnern. Da geſchah es, daß die Prinzeſſin einen Dienſtmann liebgewann, und er ſie entführte, und harreten verborgen, bis der Kaiſer hinweg gezogen war, dann baueten ſie ſich an am Berge, wie jener Grafenſohn im Lahngau, der mit einer nicht ebenbürtigen Maid eine Mißheirath eingegangen war (Sage Nr. 72) und wirthſchafteten am Bergesfuß und der Kaiſer konnte nimmer erfahren, wohin ſein Kind gekommen. Da er nun nach Jahr und Tag wieder in ſelbe Gegend kam, kehrte er ein bei dem Wirth am Berge, und der Tochter bebte das Herz, doch hielt ſie ſich unerkannt, bereitete aber des Kaiſers Lieblingsſpeiſe, die er ſo lange entbehrt, und die Niemand weiter gerade ſo zu bereiten verſtand, wie ſie. Da ward es dem Rothbart weh ums Herz und gedachte mit neuem Schmerz der entſchwundenen Tochter, und meinte, ſie müſſe da ſein, nur ſie könne das Eſſen alſo bereitet haben, und rief aus: ach, wo iſt denn meine liebe Tochter? — Da ſind ihm die Uebelthäter aus Liebe flehend zu Füßen gefallen, daß er ihnen verzeihe, und ging es gerade wie bei Karl dem Großen und Eginhard und Emma, von denen ganz dieſelbe Sage geht; der Kaiſer war froh, daß er die Tochter am Leben fand, und verzieh. Schenkte dann ſeinem Schwiegerſohn den ganzen Rothenberg, erhob ihn zu einem hohen Grafen, doch ſolle er den Namen Wirt am berg fortführen. Da erbaute der Wirt am berg auf dem Berggipfel hinauf eine ſtattliche Veſte und ward der Urheber des wirtembergiſchen Stammes.

905. Der Graf von Kalw.

Es war ein Graf im Schwabenlande, der hieß Diepold von Kalw und brach Kaiſer Konrads Landfrieden, auf welcher That die Todesſtrafe ſtand. Darum entwich der Graf in den Schwarzwald, und barg ſich mit den Seinen in einem Mühlhaus an der Nagold, nicht allzufern vom Kloſter Hirſchau, welches Helizena, eine reiche fromme Wittwe deſſelben Geſchlechtes ſchon im Jahre des Herrn 645 zuerſt geſtiftet hatte, und zwar nach göttlicher Eingebung auf einem blachen Feld, darauf drei Fichten auf einem ſtarken Stamme entſproſſen waren. Darnach als Helizena verſtorben war, erbaute wieder eine Edle des Geſchlechtes von Kalw, die Erlafried geheißen war, dem Kloſter eine ſchöne Kirche. Nun geſchah es, daß der Kaiſer in die Gegend und in das Thal der Nagold kam, allda zu jagen, gerade zu einer Zeit, als des Grafen von Kalw Gemahel damit umging, eines Kindleins zu geneſen. Da er aber den Kaiſer ganz nahe ſah, fürchtete er ſich ſehr, verließ die Kreiſende und entging, während der Kaiſer in die Mühle trat und in ihr raſtete. Und während die Frau noch in Wehen zubrachte und endlich eines Söhnleins genaß, hörte der Kaiſer eine Stimme nicht einmal, ſondern dreimal rufen: dieſes Kind wird dein Tochtermann und Erbe! — Dem Kaiſer dünkte dieſe Prophezeihung keine ſchöne zu ſein, und meinte ſeine Tochter, ſo er eine übrig hätte, wäre nicht für ſo einen kleinen Klapperburſchen, und hieß zwei Diener der Mutter das Knäblein wegnehmen, es ertödten und ihm deſſen Herzlein bringen. Nun nahmen zwar die Diener der verlaſſenen Mutter ihr Kind, aber ſie vermochten's nicht zu tödten, ſondern legten es auf einen Baumzwieſel, fingen einen Haſen und brachten deſſen Herz ihrem grauſamen Herrn. Das ausgeſetzte Knäblein wurde durch Gottes Lenkung von einem auf die Jagd reitenden Schwabenherzog gefunden, und mit heim gebracht, und mußte ſeine kinderloſe Gemahlin zum Schein thun, als habe ſie dieſen Neugebornen zur Welt gebracht, und der Herzog nannte ihn Heinrich und nahm ihn im Stillen mit ſeiner Gemahlin zum Sohn an, damit ſein Gut und Erbe nicht an die lachenden Erben falle. Darauf verging eine gute Reihe von Jahren, nach deren Ablauf einmal der Kaiſer gen Ravensburg kam, wo jener Herzog wohnte, dem gefiel der angebliche Herzogſohn gar wohl, ſo daß er ihn mit an ſein Hoflager nahm. Aber nach einer Weile kam ihm doch böſer Verdacht in den Sinn; er rechnete nach, gedachte der früheren ſteten Unfruchtbarkeit der Gräfin von Kalw, und diſtelte endlich heraus, daß dieſer Jüngling kein anderer ſei, als der, welcher nach jenem prophetiſchen Zuruf ſein Eidam werden ſollte; gedachte deshalb abermals daran den Jüngling aus dem Wege zu räumen, ſchrieb einen Brief an die Kaiſerin, die zu Aachen wohnte, und ſchrieb hinein: **by dime leben gib deme jungen den tod**. — Mit dieſem Uriasbrief wurde der Jüngling nun entſendet, der war der weiten Reiſe froh und freute ſich darauf, die Kaiſerin und ihre Töchter zu ſehen, von welchen der Ruf ihrer Schönheit durch alle Lande ging. Da dieſer Briefbote nach Speier kam, kehrte er bei einem Prieſter ein, den er kannte, und übergab ihm für die Nacht, da er bei ihm herbergen wollte, ſeine Taſche und den Brief darin zur Verwahrung. Der Prieſter aber mochte gar zu gern wiſſen, was in dem Briefe ſtehe, und endlich ließ ihm die Neugier keine Ruhe mehr, er nahm ihn und öffnete ihn, und las ihn, denn in jener Zeit waren faſt ausſchließlich die Pfaffen allein Schreiber der Briefe, und wußten mit deren Oeffnen und Schließen gut umzugehen. Da las er mit Grauſen den Befehl, und es dauerte ihn der Jüngling, nahm alsbald ein feines Meſſerlein und ein Schreibrohr, und ſchnitt ſich ſelbiges friſch und recht ſpitz, und ſchabte am **d** im Worte Tod und änderte ganz leichtlich den in **dine** und **tod** in **tochter**, und nun lautete die Zeile: **by dime leben gib deme jungen dine tochter**. Die Kaiſerin verwunderte ſich zwar, doch war ſie ein gehorſam Weib und galt auch gegen ihres Herrn Gebot gar kein wenn und aber, welches im jetzigen Weiberſinn damals noch nicht erdacht war, und legte dem Junker die Tochter bei, das waren die beiden letzten gar wohl zufrieden. Aber der Kaiſer ward ſehr zornig, da er die Mär erfuhr, half ihm indeſſen nichts, geſchehen war geſchehen, und als ſich nun vollends allgemach offenbarte, wer ſein Eidam ſei, ſo ſprach er: wie Gott will, ich halte ſtill! — und machte ſeinen Schwiegerſohn zum Herzog von Allemannien. Da kam auch der alte Graf von Kalw zurück und wurde wieder zu Gnaden angenommen,und brachte ſein Geſchlecht zu hohen Ehren.

906. Der Falkenſteiner.

Im Kinzigthale ſaß ein Ritter, **Kuno von Stein** geheißen, der zog in das heilige Land, doch mit dem Vorſatz, binnen Jahresfriſt wieder daheim zu ſein, und ſagte das ſeiner Frauen, indem er hinzuſetzte, ſo er nicht nach eines Jahres Ablauf wieder daheim ſei, ſolle ſie ſeiner auch ferner nicht harren. War es ihm Ernſt mit dieſer Rede, ſo machte er von vorn herein die Rechnung ohne den Wirth, denn ſo ſchnell ließ ſich damals nicht nach Paläſtina fahren und wiederkehren. Zu allem Unglück wurde der biedre Ritter auch noch von den Sarazenen gefangen, und mußte im Pfluge ziehen, wie der Mann der getreuen Frau Florentina (Sage Nr. 87). Da erging es ihm, wie dem edlen Möringer, er hörte eine Stimme — nur daß es keine Engelſtimme war — die ihm zuflüſterte, ſeine Frau gehe damit um, einen andern Mann zu nehmen, und das war ihm ſehr ſtörend. Da trat ein kleines Männlein zu ihm in ſein Schlafgemach und bot ihm an, ihn gen Schwaben zu führen, wie Herzog Heinrich der Löwe gen Braunſchweig ſei geführt worden, nämlich auf einem Löwen, und zwar ohn' allen Entgelt, ſo er nur auf der Reiſe und auf des Löwen Rücken nicht einſchlafe. Da nun kein andrer Weg vorhanden war, der raſcher heimwärts führte, als der dargebotene, ſo ſchloß der Ritter von Stein einen Pakt mit dem Männlein, und gab es ihm ſchriftlich und mit ſeinem Blut geſchrieben, daß er nur für den Fall des Männleins mit Leib und Seele ſein ſolle und wolle, wenn er einſchlafe. Nun ging der Löwenritt durch die Luft von Statten, und war nicht kurz, und der Schlaf kam dem Ritter mächtig an, und drückte ihm auf den Augenlidern mit bleiernen Flügeln. Schon war er am Einnicken, da bekam er etwas in ſein Geſicht, wie eine Watſche — es war aber nur der Schlag des Flügels eines weißen Falken, der über ihm flog, und ihn ermunterte, und dieſes that der Falke ſo oft, als der Ritter dem Andrang des Schlafes nicht mehr widerſtehen konnte, bis der Morgen graute und der Ritter ſeinen Stein erblickte, und bald darauf im Burghofe die Hähne krähten. Da krachte ein Donnerſchlag, und der Löwe warf im Hof den Ritter ab, und verſchwand mit einem Brüll, und des Ritters Pakt flatterte zerriſſen aus der Luft in ſeine Hand. Auf der höchſten Thurmzinne aber ſaß der weiße Falke und kreiſchte, und breitete ſein Geflügel dem

Sonnenaufgang entgegen. Da rief der Ritter zum Falken Dank hinauf, und ſetzte deſſen Bild hernachmals in ſein Wappenſchild und nannte ſich nicht mehr einen Herrn von Stein, ſondern einen Herrn von Falkenſtein. Ob er zur Hochzeit ſeiner Frau mit einem andern noch gerade recht gekommen, ſie zu verhindern, und ob bei ihr große Freude darob geweſen, oder nicht, davon meldet die Sage nichts Gewiſſes.

907. Rieſe Einheer.

Im Schwabenlande lebte zu Karl des Großen Zeiten ein gewaltiger Heune, der diente dem Kaiſer zu Roß und war bürtig aus dem Thurgau am Bodenſee, der jetzt zum Schweizerland gerechnet wird. Selbiger Rieſe war von ſo gewaltiger Leibesgeſtalt, daß er nicht braucht' über eine Brücke zu gehen, ſondern wadete durch das Waſſer und zog ſein Pferd am Schwanze nach ſich, und wenn es nicht folgen wollte, ſo ſprach er: ſperre dich nicht, Geſell, du mußt auch hernach! — Da nun Karolus zu fechten kam gegen die Winden und Hunnen, ſo nahm er ſeinen Rieſen Einheer mit, der auch Eineiheer genannt ward, und alſo männlich war, daß er allein ein ganzes Heer erlegte, daher auch ſein Name, und der Einheer mähete die Feinde nieder wie Gras und hing ſie nach einander am Spieß auf, wie Haſen und Füchſe, oder wie der Wode die Wichteln (Sage Nr. 178). Da er nun damit heim oder wieder ins Lager kam, war groß Wunderns darüber, er aber ſagte: was ſollen mir dieſe Fröſche, weiß nicht, was ſie quaken, lohnt nicht der Mühe, gegen ſolch Gewürm Krieg zu führen; ich hange ihrer wohl je ein Dutzend auf einmal an meinen Spieß. — Die Hünen und Winden flohen, wenn ſie nur den Rieſen Einheer von weitem ſahen; vermeinten, es ſei der leibhafte helle Teufel.

908. Frau Wendilgard.

Zu Buchhorn am Bodenſee ſaß vor Zeiten ein Graf und Herr im Linzgau, Udalrich geheißen, der war ein Nachkömmling von Karl dem Großen, und heirathete eine Enkelin Heinrichs des Finklers, das war eine geborne Gräfin von Oberſtein. Da geſchahen die verderblichen Einfälle der Hunnen, gegen die zu ſtreiten hochnothwendig war. So zog auch Graf Udalrich mit gegen die Hunnen zu Felde, und kam nicht wieder, und da ſeine Hausfrau Wendilgard ihn vergebens erwartete, und nicht Neigung zeigte, wie Kaiſer Karls Gemahel (Sage Nr. 134) und Heinrichs des Löwen (Sage Nr. 312), und des edlen Möringers, und des Herrn von Falkenſtein und andere, wiederum mit einem andern Manne ſich zu verbinden, ſo ging ſie in ein Kloſter, darin ſie das Gelübde einſamen Lebens ablegte, andächtig Gott diente, und ſelbiges Kloſter alle Jahre nur einmal verließ, um an dem Tage, an welchem ihr Gemahl ſich von ihr geſchieden, in Buchhorn das Jahrgedächtniß deſſelben mit Meſſeleſen, Buße und Beten und

Almoſenaustheilen zu begehen. Da war ſie ſtetig von hungernden und lungernden Armen nicht minder umdrängt, wie die heilige Eliſabeth, und einſtmals war auch ein recht alter Betbruder darunter, von der Sorte wie es ſchien, welche die Hand nimmt, wenn man ihr einen Finger reicht, ja noch ſchlimmer, denn Frau Wendilgard reichte dem Alten gar keinen Finger und dennoch nahm er ihre ganze Hand, und drückte ſie herzhaft, und da er einmal die Hand gedrückt, ſo ſchlang er auch den Arm um die fromme Wendilgard, und drückte ſie feſt an ſich. Darauf ſchriee die fromme Frau Wendilgard was weniges und wollte ſolch zudringliches Umfahen nicht leiden, und die um ſie waren ſchrieen auch und wollten's auch nicht leiden, der Alte aber, da er einmal im Drücken war, wollte auch herzen, denn die Rede geht vom herzen und drücken als etwas gleichzeitigem, und da küßte der Alte die Frau Wendilgard, die auch keine junge mehr war, mitten auf ihren Mund. Da entſtand großes Erſchrecken und Ungunſt, und das Ingeſinde der Gräfin wollte dem Alten die Zärtlichkeit mit Fäuſten eintränken und ihm die ungefüge Minne verſalzen, aber er erwehrte ſich aller und rief lachend: ſchlagt mich nur nicht, ich bin geſchlagen worden genug, daß ich euch allen, wie ich wohl ſehe, unkenntlich worden bin. Ich bin ja Udalrich, euer Herr und Gebieter! — Da war die Freude groß, am meiſten bei Frau Wendilgard, und ſie thät eiligſt das Gelübde einſamen Lebens von ſich, und der Biſchof Salomo von Konſtanz ſprach ſie deſſen los und ledig, wodurch er als ein wahrer Salomo handelte, ſegnete dann auch gleich den neuen Hochzeitbund mit dem wieder heimgekehrten Gemahl ein, und war allenthalben Freude die Fülle und fröhliches Weſen.

900. Sankt Meinrad.

Zu Kaiſer Karl des Großen Gezeiten war im Sülichgau ein Graf, des Namens Berthold, der verſorgete ſeine Kinder in Klöſter und wie er ſonſt konnte und mochte. Da ward ihm auch ein Söhnlein, das ward Meginhard, oder Meinrad genannt, das thaten die Aeltern frühzeitig auf die Inſel Reichenau im Bodenſee zum Abt Hatto. Später aber entwich Meinrad in eine öde Wildniß, in eine Einöde auf dem Etzelberg, erbaute allda eine Siedelei und diente Gott darin mit Gebet und Faſten ſieben Jahre. Da nun vom Rufe ſeiner übergroßen Frömmigkeit angezogen, viele Menſchen ihn aufſuchten, ſo hob er ſich von dannen und zog in einen noch finſtrern Wald, und nahm nichts mit ſich als einige heilige Bücher, erbaute ein Kapellchen und lebte darin gottſeliglich. Schon war der heilige Mann 26 Jahre in dieſer Einſidelei verblieben, nicht ohne mancherlei Verſuchung und Anfechtung vom Teufel, da bewegte der böſe Feind zwei gottloſe Räuber, daß ſie, indem ſie Schätze bei dem heiligen Mann zu finden verhofften, ihn aufſuchten, in der Abſicht, ihn zu ermorden und zu berauben. Freundlich empfing der fromme Meinrad die Männer, aber zwei junge Raben, die er aufgezogen, ſchrieen ſehr und flogen den Mördern nach den Geſichtern. Meinrad war aber ſchon durch ein göttliches Geſicht offenbaret, daß er von dieſen Mördern ſterben müſſe. Und es geſchahe der grauſe Mord unter Wunderzeichen — denn als ſich des Heiligen Sinn verdunkelte, rief er flehend nach Licht, und plötzlich umfloß eine von edlem Ruch durchduftete Helle Zelle und Wald. Entſetzt entflohen die Mörder, als der fromme Meinrad ſeine Seele ausgehaucht und ſeine Raben noch zu Zeugen dieſer Unthat aufgerufen hatte, und ſiehe, die Raben folgten ihnen mit Gekreiſch und ſchoſſen ihnen ſtets auf die Häupter. Und da die Mörder gen Wolrow kamen, ſahe die Raben ein Zimmermann, der ſie kannte, denn er hatte Meinrad die Zelle gezimmert, und der Heilige war ſein Gevatter, der ſchöpfte Verdacht, hieß ſeinen Bruder den Mördern folgen, und eilte nach der Einſiedelei. Da ſchmeckte er den ſüßen Ruch im ganzen Walde, und fand die entſeelte Leiche und neben ihr brennende Kerzen, von Engelhand entzündet. Und darauf iſt die ganze Unthat an den Tag gekommen, und die Raben wichen nicht von den Mördern und nicht von ihrer Richtſtatt, bis ſie gerädert waren, und dann verbrannt, und dann ihre Aſche in das Waſſer geſchüttet, wie die des Paukers von Niclashauſen (Sage Nr. 798). Das alles iſt geſchehen im Jahre 863 nach Chriſti Geburt, und wurde des heiligen Mannes Eingeweid auf dem Etzel begraben, ſein Leichnam aber in dem Gotteshaus Einſiedeln, das ſich am Ort von Sankt Meinrads Kapelle erhob und zu hohem Ruhm emporwuchs, und geſchahen alldort große Wunder.

910. Kinderſegen.

Wie faſt in jedem deutſchen Lande, vom Norden zum Süden und bis in den letzten Winkel, hinterm Watzmann, wo Deutſchland ein Ende hat und in Oeſterreich aufgeht, — früher war es all eins, da war beſſere Zeit — ſo hat auch Schwaben ſeine Sagen vom Kinderſegen in etwas übergroßer und den geſegneten unlieber Zahl. Bei Mühlhauſen im Oberamt Spaichingen quillt noch heute ein Kindlesthalbrunnen, in welchem eine Magd ſechs von ihrer Herrin auf einmal, nebſt einem ſiebenten geborenen Knäblein erſäufen ſollte, nachdem letztere eine Zeit vorher von einer Bettlerin zu ſolcher Siebengeburt ob harter und höhniſcher Behandlung verwünſcht worden war. Da nun der Ritter wie jedesmal bei dieſer ſo hundertfach wiederholenden Sage, dazu kam, die That hinderte und die Mutter zürnend fragte: was ſoll man einer Mutter thun, die ihre Kindlein will erſäufen laſſen? — und ſie antwortete: die iſt werth, daß man ſie lebendig in Oel verſiede! — ſo ließ er ſolch ſelbſtgeſprochenes Urtheil auch an ihr ohne Verzug vollziehen.

Gerade ſo erging es einer Ritterfrau auf Burg Wildeck, zwiſchen Schömberg und Rottweil, allwo die alten Trümmer der Burg noch ſtehen, nur nicht alsbald, ſondern erſt nachdem die Knäblein erwachſen waren. Bei dieſen beiden Frauen, die in Oel verſotten wurden, waren der Knäblein ſieben, bei einer Gräfin von Altdorf im Schuſſenthale aber waren ihrer zwölf, wie bei der Frau Irmentritt im Pinzgau (Sage Nr. 999), beider Männer hießen auch Iſenbart, und da trug ſich denn auch wieder alles genau ſo zu, wie immer, und die Beſitzer einer Mühle an der Scherzach, Mann und Frau, zogen die vom Waſſertod, dem gewöhnlichen Tod junger Hündlein, geretteten Knäblein auf. Ob nun ſchon auch hier die Gräfin ſich zur Strafe des in Oel verſiedens ſelbſt verurtheilte, ſo ſoll ſie doch Gnade erlangt haben durch ihre bittre Reue. Am Altdorfer Rathhauſe iſt noch ein Bild zu erſehen, das die Knaben und ihre Erzieher darſtellt.

911. Der alte Zoller.

Der alte Zoller — ſo heißt im Volke die weitberühmte Stammburg des Geſchlechtes der Hohenzollern, deren Stamm zu Preußens Königsreiche erwuchs im Lauf der Jahrhunderte — eine feſte Burg auf gewaltigem Felſengrunde aufgethürmt. Das männliche Geſchlecht, das dieſen hohen Ahnenſitz gründete, ragt weit hinauf in der Zeiten Frühe, und je weiter es hinaufragte, um ſo höher hinauf führten es die Sagen und der früheren Geſchichtſchreiber ſchmeichelnde Phantaſei. Vom König Pharamund, vom wälſchen Hauſe Colonna und deſſen Schloß Zagarolo, vom Grafen Iſenbart von Altdorf, an den und deſſen Gemahlin die ſo häufig wiederholende Welfenſage ſich ebenfalls knüpft und von noch andern, ward des hohen Stammes Urſprung abgeleitet, unter denen auch der berühmte Bayerherzog Thaſſilo (Sage Nr. 56) genannt wird. Der erſte erweisliche Graf von Zolre hieß Burchard und ſtarb 1061. Deſſen Urenkel war Friedrich I., Burggraf von Nürnberg im Jahre 1192, und dieſer iſt der unumſtößliche Ahnherr aller Burggrafen von Nürnberg, Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg, Kurfürſten und Könige von Preußen. Friedrichs I Bruder, auch Burchard geheißen, ward der Fürſten von Hohenzollern Ahnherr. Einer ſeiner Nachkommen, Friedrich VII. zubenamt der Oettinger, war Rath eines Grafen Eberhards von Wirtemberg, da dieſer aber ſtarb, vertrug er ſich nicht mit deſſen Wittwe und that ihr einige Grobungen an. Da ſie nun heftig wieder chalt, warf er die Frage hin: kann mich wohl ein giftig Weib verſchlingen? — Da ſchrie die Gräfin voller Zorn: hab Acht, ob ich nicht all dein Gut, dein Schloß und dein Leben verſchlinge! — und ſann von dem Augenblick an auf ichts, als den Zoller zu ſchädigen und zu verderben. Da er mit den Reichsſtädten in Fehde kam und hart belagert war, kam die Gräfin von Wirtemberg einen Feinden zu Hülfe mit zweitauſend Streitern, die umlagerten ihn feſt und eſter, und ſchnitten ihm alle Zufuhr ab, und verzehrten ihm all ſein Gut, und ie von Ulm brachen ſein Schloß und die Wirtemberger nahmen ihn gefangen und die Gräfin ließ ihn in einen finſtern Thurm werfen, und ſo hatte ſie ſein Leben täglich und ſtündlich in ihrer Hand. Sie nahm es ihm nicht, wohl aber ahm ihr der Tod das ihrige und der Graf ward frei und that eine Bußfahrt ins elobte Land, und jubelte, daß ſie ſein Leben doch nicht verſchlungen habe, ber wie er den Strand von Joppe küßte, da ward ihm weh in der Bruſt und im

Herzen, und die Kerkerſchauer, die er ſo lange ertragen, erwachten mit aller Macht und ſchlugen ihn mit dunkeln Fittigen — und da erſeufzete der alte Zoller: ſo hat ſie doch auch mich verſchlungen — und ſank in ſeiner Knappen Arm und ſtarb.

912. Der Jäger des Zollern.

Einer von den alten Hohenzollern-Grafen, Friedrich, zubenamt der Schwarze, hatte einen Jäger, das war kein guter, ſann vielmehr auf böſe Künſte und Teufelsſtücklein, und hatte Luſt, viel lieber dem Voland zu dienen, als ſeinem frommen Herrn, gerade wie jener Jäger des Herrn von Wangenheim, der ſich zum Elbel wünſchte (Sage Nr. 620), oder jener frevelhafte Freiſchütz im Ditmarſchenlande (Sage Nr. 176). Da ließ der Jäger des Grafen von Hohenzollern ſich auch von einem fremden grünen Waidmann, der ihm mitten im Walde auf einen Kreuzweg aufſtieß, bethören, einen gottloſen Schuß zu thun, um mit ſelbigem dann in den Beſitz aller möglichen hölliſchen Waidmannskünſte zu gelangen. Da ſtand bei der alten Heiligkreuzkapelle ohnfern Hechingen ein Bildſtock mit einem Kruzifix, und danach zielte der Jäger mit ſeiner Armbruſt, und wollte drei Bolze hineinſchießen; wenn ihm das gelang, ſo geſegnete ihm der böſe Feind und Nachtjäger ſeinen Pfeil allezeit, daß jeder Schuß traf. Und da zielte er gut und traf das Herrgottsbild am Kreuz recht in die Seite, wohin des Kriegshauptmanns Speer auch getroffen. Und da drangen Blutstropfen neben der Spitze des Bolzen heraus, die im Bilde ſtak. Darauf that der Jäger den zweiten Schuß, und traf abermals, und zwar auf des Bildes Herzblatt, und es ſprang ein Blutſtrahl aus dem Bilde. Und da legte er zum dritten kecklich den Bolz auf, und zielte nach dem „Haupt voll Blut und Wunden.“ — Indem ſo ſank der Frevler bis zum halben Leib in den Boden ein, wie die Tänzer zu Kolbeck (Sage Nr. 314) und die Erde hielt den gottloſen Jäger eiſern feſt. So ward er gefunden und ihm alsbald kurzer Prozeß gemacht, ſo daß man ihn nicht wie er ging und ſtand, ſondern eben nur wie er ſtand, um die Länge ſeines Hauptes kürzer machte. Solches hat ſich im Jahre 1390 begeben, und man hat hernachmals die Geſchichte in der Kapelle zum Heiligkreuz bildlich dargeſtellt und auch das durch die Pfeile verletzte Chriſtusbild aufbewahrt.

913. Der ewige Jäger in Schwaben.

Faſt mehr als in Flandern, im Ditmarſchen-, im Harz-, Thüringer- und im Voigtlande ſind Sagen vom ewigen und wilden Jäger im Schwabenlande heimiſch und umgehend, und erſcheint dieſer Nachtſpuk unter allerlei Geſtaltung und Namen an überaus vielen Orten. Häufig wird er erblickt mit einem Hammer, damit er die Bäume zeichnet, wie zum Abpoſten oder Durchforſten; der Schlag ſeines Hammers giebt hellen, ſeltſamen Schall. An vielen Orten wird das Gleiche erzählt, was die Sagen von in die Sonne ſchießenden Jägern (Sagen Nr. 176 und 500) melden, daß nämlich der ewige Jäger auch in des Teufels Namen in die Sonne geſchoſſen, aber nicht am Sonnenwendetag, ſondern in der Chriſtnacht und am Charfreitag, Freikugeln damit zu erlangen, und ſo einer ſoll nahe bei Freudenſtadt gelebt haben, der nun für ſeinen Frevel zu ewiger Nachtjagd verdammt iſt. Ebenſo im Buchwald bei Neuenburg, im wilden Gaisthale, nach Herrenalb zu, und im Enzthale auf dem Berge Heiminhart, und zwiſchen Wildbad und Dobel, da hört man ihn hetzen und die Hunde, die ihm bellend vorauslaufen, anrufen. Auf dem genannten Dobel wohnte einer, der hieß Reck, wie ſonſt die Waſſermänner heißen, der erſchoß viele Wilddiebe, und hatte daran ſeine große Freude; einmal erſchoß er fünf auf einen Strich und noch dazu an einem Sonntag, wo jene ſich ein apartes Vergnügen im Walde machten. Da wünſchten ihm die Sterbenden das ewige Leben und einer, der auch Freikugeln hatte, ſchoß ihn mitten durch das Herz. Seitdem reitet er auf einem Hirſchen durch die Forſte und bellende weiße Hündlein begleiten ihn. Auch bei Pfalzgrafenweiler zeigt er ſich zu Zeiten und ſchreit die Hunde an: hu deck deck deck, hu deck deck deck! — Sie nennen den ewigen Jäger in der Nähe von Wurmlingen auch Rieſenjäger, nicht weil er die Rieſen jagt, ſondern weil er eine Rieſengeſtalt iſt; bei Siegmaringen heißt er Ruprecht, wie jener Pfarrer, der die Tänzer von Kolbeck bannte, und bei Kolbingen nennen ſie ihn Hans, vermuthlich darum, weil ſo mancher Hans — denkt, er wäre auch ein Jäger. Viele meinen, der ewige Jäger und der ewige Jude wäre einerlei, weil nach mancher Meinung auch der ewige Jäger gleich jenem, um die ganze Welt laufen muß. Als einer einem alten Jüdchen das vorhielt, und fragte, was es von der Sage halte, lächelte ſelbiges ironiſch und antwortete: nu, warum nit? Mer jagen auch. —

914. Vom Buchjäger.

Wenn im Norden und auch im mittlern Deutſchland vom wilden Jäger die Rede iſt, wird immer nur einer verſtanden, in Schwaben aber da iſt dieſe Sorte haufenweiſe zu Hauſe, welche Abwandlungen der Sage aber eben deshalb wichtig ſind. Im Buchwald bei Dornhan jagt ein ewiger oder wilder Jäger unter dem Namen des Buchjägers über Anger und Wieſen, und da er gerade einmal über den Schindanger ritt und ſeine fünf Hündlein, die ihn ſtetig begleiten, anſchriee: hu deck deck deck! Hu deck deck deck! — war eine Frau zu Dornhan vorwitzig und ſchrie zum Fenſter laut und nachäffend heraus: hu Dreck, Dreck, Dreck! Hu Dreck, Dreck, Dreck! — Plantſch! hatte ſie einen Wurf auf die Naſe, einen friſchen Pferdeſchinken, nur etwa vierzehn Tage alt, der ihr die letzten Zähne einſchlug. Faſt ſo ging es einem Manne aus Maulburg im Wieſenthale, der, ſchrie als er das huhu! des Buch- oder wilden Jägers über ſich vernahm, auch huhu! huhu! — mit aller Kraft, da flog ein Luderknochen herunter und der Jäger ſchrie:

Hoſcht mit helfe jage,
Mueſcht au helfe nage! —

Da hatte nun der Mann freilich nicht ſo viel Jagdantheil, wie die genannte Frau, oder jener gute Bauer aus Rinsgereuth, der auch ſeinen Jagdjauchzer that (Sage Nr. 542), aber etwas hatte er doch davon, nämlich den Tod. Er that nie wieder ſein Maul auf, der arme Maulburger, und ſtarb an der Zehrung.

915. Die Schimmelreiter.

Ein guter Theil des Schwabenlandes iſt voll Sagen von den ſogenannten Schimmelreitern, das ſind eitel Kumpane des wilden Jägers, wie er denn ſelbſt häufigſt beliebt, einen Schimmel zu reiten. Die geſpenſtigen Schimmelreiter haben die Eigenheit, niemals, wie manchesmal andere Männer thun, ihren Kopf aufzuſetzen, ſondern ſie reiten ſtetig chapeau-bas, den Hut unterm Arm und im Hut ſteckt zugleich ihr Kopf, wie beim heiligen Dionyſius. Auch die Schimmelreiter ſind mit allerlei Namen begabt, und von jedem einzelnen wird dieß und das erzählt. So war einer im Oberwald bei Wurmlingen, den nannten die Leute der Gegend nur den Junker Jäkele. Der hatte bei ſeinen Lebzeiten ein Schloß gehabt zu Poltringen, und nachher iſt er ein ſpukender Polterjahn geworden, und hat zum Fenſter h'raus geſchaut mit einem Tabakspfeifenkopf, ſo groß wie ein Blumentopf, und hat eitel Feuer heraus geplätzt. Er hat ſechs Hunde, die ſind je zwei zu zwei mit einer blanken Kette zuſammen gekoppelt, und iſt immer ein Paar größer als das andere, denen ſchreit er oft zu: hup hup, hup hup! — wie die Jäger im Walde rufen.

Ein anderer ſolcher Geſell, der im Bebenhäuſer Thale ſpukt, heißt der Bachreiter, weil er ſeinen Weg im Goldersbach hin nimmt, und im Waſſer patſcht und tratſcht. Sein Schimmel iſt ſchneeweiß und hat blutrothe Flecken. Bisweilen läßt ſich der Bachreiter auch zu Fuße erblicken, dann hat der Schimmel Vacanz und geht auf eignen Huf ſpazieren und ſpuken. Wer Luſt hat, kann es probiren und aufſitzen. — Wieder ein Schimmelreiter läßt ſich zu Zeiten in Betzingen bei Reutlingen ſehen, der heißt der Unhalde-Geſicht. — Wieder ein anderer bei Wankheim im Elſenwäldle (ohnweit Tübingen); andere wurden gehört und geſehen bei der Rebrauer Kelter, bei Eningen unter der Achalm, bei Pfullingen unter der alten Burg bei Reutlingen, bei Jettenburg, bei Sulz, bei Hohenſtaufen, bei Balingen, bei Nordſtetten, kurz, wenn einmal das Oberhaupt dieſer Geſellſchaft recht ins Schallhorn ſtößt, ſo kann er eine ganze Schwadron Schimmelreiter zuſammen blaſen, die alle im Leben nicht viel nutz geweſen, und alle ihre Köpfe unterm Arm tragen.

916. Der Ranzenpuffer.

Ein Sippgeſelle des ewigen und wilden Jägers, wie der geſpenſtigen Schimmelreiter — iſt der **Ranzenpuffer**, welcher ſich an unterſchiedlichen Orten ſehen und hören läßt; auch er reitet einen Schimmel, wird oft ſchlechtweg **Reiter** genannt, hat auch ſonſt noch allerlei Namen, unter andern **Brüller**, weil er ſich bisweilen in einen Ochſen verwandelt. Sein Hauptrevier iſt auf dem Einſiedel bei Tübingen und deſſen Umgebung, und im Bärloch, wo er als Bär brüllt. Viele Thierverwandlungsgeſchichten werden von ihm erzählt, und Neckſtreiche gegen Jäger und Holzleute, faſt immer mit bösartigem Ausgang, doch übernahm er bisweilen für andere das Geſchäft des Viehhütens. Urſprünglich und noch im Leben war der Ranzenpuffer ein Waidgeſell auf dem Einſiedel, ſo eine Art Freiſchützkaspar mit „Kartenſpiel und Würfelluſt“ und was ſonſt zum „ewigen“ Jägerleben hilft, wie der Bauernſohn bei Wennenbach (Sage Nr. 166), und manchmal war er auch ein Schwein, „wie das zu Zeiten ſo kommen mag.“ — Zu einer Zeit hat ſich ſolcher Spukbrüller als Ochs und Schwein faſt allenden gezeigt, ſonderlich im angrenzenden Lande Baden, denn die guten Schwaben müſſen nicht alles allein haben wollen; und da zeigte er ſich ſehr gefährlich, inſonderheit wenn er ſich auf ſein hohes Pferd ſetzte. Bald darauf aber iſt der Brüller in die Schweiz ausgewandert und die Lande haben Ruhe vor ihm bekommen.

917. Der Weltsjäger.

In einigen Gegenden Schwabens wird der ewige Jäger das **Weltſchjägerle** genannt, weil er um die ganze Welt herum jagen und laufen muß. Seine Geſtalt iſt zumeiſt die eines kleinen verbutzelten Männleins in grüner Tracht, wie auch bisweilen der Teufel gedacht wird, der gar oft als „grüner Jäger“ auf die Menſchenſeelenjagd ausgeht. Dieß wird er auch nicht lange mehr thun, denn wenn er einmal in die Schweiz zu einem gewiſſen hochgelahrten Profeſſor kommt und ſeine Seele holen will, da wird ihm der Profeſſor aus der Naturgeſchichte beweiſen, daß er gar keine Seele hat, gerade wie der Kaſchper im Puppenſpiel vom Doktor Fauſt, und daß es keine Seelen giebt; da wird der Teufel einen ſchönen Zorn kriegen.

Das Weltſchjägerle muß deßhalb ewiglich geiſten, weil er immer am lieben Sonntag gejagt hat, und wenn das mancher Sonntagsjäger erfährt, ſo wird ihm angſt und bange werden, andern Sonntagsjägern aber nicht, denn die können nie und niemals **geiſten**, ſie wiſſen nicht, wie ſie das anfangen ſollen. — Vor Zeiten war einmal ein Graf von Wirtemberg, der ritt in den Wald zu jagen; ſchau, da rauſcht's und brauſt's im Walde, der erſt ganz ſtill war, und auf einmal war das Weltſchjägerle hart am Grafen dran, und der Graf war vom Roß geſtiegen und ſtand auf eines Baumes Dolde, und fragte: willſt du mich ſchädigen? — Nein — ſprach der ruheloſe Geiſt. Ich will dich nicht ſchädigen, bin ſelbſt genug geſchädiget. War vordem ein Herr wie du, ein Jagdfreund wie du, und verlobte mich ewiger Jagd, das gedieh mir leider zur Erfüllung, denn ſeit fünfhundert Jahren jage ich nun immer einen und denſelben Hirſch. — Wes Geſchlechtes biſt oder wareſt du? — fragte der Graf. Solches iſt noch Niemand offenbaret worden! — erwiederte der Geiſt. Zeige mir dein Angeſicht, ob ich dich nicht erkenne! — ſprach der Graf. Da enthüllte das Weltſchjägerle ſein Angeſicht, und war ſelbiges nur fauſtgroß, und das kaum, verrumpfelt wie eine Rübe und verſchrumpfelt wie ein Schwamm — und es grauſete dem Grafen. Der Geiſt ritt ſtill hinweg, hinter ſeinem Hirſche drein, und der Graf ritt auch ſtill hinweg und ritt nie wieder jagen.

918. Wodesheer in Schwaben.

Wie der Wode zieht im Lauenburger und Mecklenburger Lande (Sage Nr. 178), alſo auch im Lande Schwaben, nur daß der Leute Mundart daſelbſt ihn etwas anders nennt, nämlich 's Muota's, 's Muete's, das Wuetesheer, auch 's Muota's, Mutes, Muetesheer, der Begriff und die dunkle Erinnerung, der Nachhall vom Wuetan bleiben ſich da, wie dort gleich; doch giebt es auch hinwiederum in Schwaben Gegenden, wo ſelbes Heer nur das wilde Heer heißt, ſo um Weinsberg und in Blaubeuren, oder das wüthig Heer, um Meſſingen, welches Wort den Uebergang und Umlaut vom Wode, Wute, zum wüthigen und dann wüthenden Heer bildet, wie man es in andern deutſchen Gauen nennt. In Pfullingen, bei Undingen und in Immenhauſen giebt es Muotes Heergaſſen, durch die das Heer ſeinen Zug beſtändig nimmt, anderorts zeigt man beſtimmte Häuſer und Höfe, durch die es ziehe, wie z. B. in Baiersbronn (im Murgthale), und im Dorfe Thieringen, gerade wie beim Heerzug des Rodenſteiners (Sage Nr. 53), und wie zu Neubrunn (Sage Nr. 730). Das Wuetesheer macht Muſik, die erſt ſchön, dann garſtig klingt, wie die in der Gegend von Wertingen bei Augsburg (Sage Nr. 964). Im Wuetesheer zieht alles, was zur Teufelsſippſchaft gehört, hübſch mit, der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter, Truden und Hexen. Wenn das Wetter recht ſtürmt, der Sturm alles zuſammenfegt, und die Schornſteine auf die Dächer praſſeln, da ſagen die Leute: „es thut wie's Muota's." — Gleichwohl iſt des Heeres häufiges Ziehen vielen eine gute Vorbedeutung, beſonders wann es im Frühjahr recht zeitig zieht, da wird bald alles grün und wird ein fruchtbares Jahr. Es zieht aber auch im Advent und in den heiligen Nächten; in der Bezinger Gegend bloß im Herbſt und Frühling, zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen. Da reitet, wie beim Thüringer Heer der treue Eckart — ein Mann oder guter Geiſt, den ſie den Ermahner nennen, voraus, der warnt die Leute und ruft: außem Weg, außem Weg! — Alte Leute haben ausgeſagt, die Jäger und Jünglinge im Heer hätten Fuchsſchwänze, und die Muſik ſei himmliſch, wie kein Menſch ſie machen könnte — mythiſcher Nachklang der Sirenenſagen. —

Des Heeres Eigenſchaften ſind wie die deſſelben im Voigtland, es begnadigt die Leute mit Umreiſſen, wirft Jagdantheile herab, die nicht bloß aus Schnepfen beſtehen, und nicht nach Biſam und Roſenöl riechen, und ſeine Hexen und Hexengenoſſen, die mit ziehen, pflegen auch zu tanzen, ſo daß es Jagdzug und Hexenfahrt zugleich iſt. Da geht es „wüeicht g'nug" zu. Manchesmal hört man das Heer mit einem großen Wagen raſſelnd und praſſelnd fahren, welchen Schimmel ziehen (des Woden weiße Roſſe). Wer es heranziehen hört, thut am beſten, ſich gleich aufs Geſicht niederzuwerfen. Wer es mit aller Gewalt ſehen will, hat zu gewärtigen, daß ihm die Spältle und Guckfenſterle, ſeine Augen nämlich, zugeſtrichen werden, das iſt ſchon manchem widerfahren; oder es geht ihm wie dem Zöllner zu Heidenheim (Sage Nr. 909).

Von der wilden Jagdfrau ſcheint man in vielen Theilen Schwabens wenig zu wiſſen; ein leiſer Anklang an ſie begegnet in Rotenburg und in Friedingen an der Donau, wo die Leute ſagen: die Muotesheer, und ſich unter dieſer Weiblichkeit eine verwunſchene Frau denken. Das wandelt ſich ſogar in die Mutesheer ab in der Heidenheimer und Königsbronner Gegend.

919. Die Farrenſaamenholer.

Wie in Thüringen der Farn- oder Farrenkrautſaame für magiſch hülfreich, ſeine Gewinnung aber, wem ſie nicht durch unverſehenen Glücks- und Zufall wird, wie dem Mann zu Berka an der Werra (Sagen Nr. 300 und 753), für ſeelengefährlich gilt, ſo auch in Schwaben. Die Gewinnung iſt immer nur durch Teufelsbeihülfe möglich, und es iſt eine ſehr ſchwere Sache damit. Nicht beten, in keine Kirche gehen, keinem Weihkeſſel nahen, auf Kreuzwege treten und die Erſcheinungen Verſtorbener feſten Muthes anſchauen, ihnen nicht Rede ſtehen, über Teufelsfratzen nicht lachen, ſollten ſie auch ſo lächerlich ſein, wie die, als eine Hexe, die zum Wuodesheer zu ſpät kam, nackt auf den Kopf geſtellt wurde, und nun mit auf ſie geſteckten Lichtern leuchten mußte — das ſind die ſchweren Proben, die bei der Farrenſaamengewinnung beſtanden werden müſſen. Sind ſie beſtanden, ſo kommt der grüne Jäger, als welcher kein anderer iſt, denn der Teufel, und bringt ein Tüchlein voll Farnſaamen, nicht ſo viel, als in eine Schachtel voll Schneeberger Schnupftabak geht, das trägt der Farrenſaamenholer dann ſtets bei ſich. Nun ſchlägt ihm nichts fehl, jede Kugel, die der Jäger aus dem Rohre ſchießt, trifft; ſein Gewehr ſchießt um eine Ecke herum. Des Handwerkers Arbeit fleckt, als hätte er zwanzig Geſellen. Ein Holzhauer in Rotenburg am Neckar hatte die Proben beſtanden, der machte jeden Tag fünfhundert Büſchele Holz, das ſollt' ihm einmal einer nachthun. Auch war daſelbſt vor vielen hundert Jahren einmal ein Leinewebergeſell, der hatte auch Farnſaamen gewonnen, lebte die ganze Woche in Saus und Braus, arbeitete aber am Sonntag, weil das Sabbathſchänden auch zu den Bedingniſſen der Teufelsbündner gehört, aber da webte er ungeheure Stücken, bis die Teufelsweberei zuletzt an

Tag kam, und es damit ein dreckig Ende gewann. Jeder Farnſaamenholer kann ſelben Saamen aber nur auf ſein eigenes Gewerb oder Handwerk holen, darin gelingt ihm dann nach beſtandenen Proben alles. Wenn aber die Bäuerlein, wie auch ſchon dageweſen, Jäger werden wollen, und die Dorfſchulmeiſterlein Staatsräthe, und die Advokaten gar Regenten — das glückt nicht, und wenn ſie noch ſo viel rothen Farnſaamen vom Teufel in Düten erlangt hätten.

920. Das Rockertweible.

Im Murgthale hinauf iſt kaum vom ewigen Jäger die Rede, auch nicht vom Wuotesheer, da lebt und webt vielmehr eine wilde Jägerin, aber doch nicht gleich der Frau Holla und Perchtha. Sie heißt bloß das Rockertweible, vom Walde Rockert, der ihr Lieblingsaufenthalt iſt. Das Weiblein wird geſchildert als ein uraltes Fräle, in altmodiſcher nicht gut gehaltener Tracht, die das viele Jagen durch Diſteln und Dörner ihr zerſchlitzt hat. Es trägt ein großes Schlüſſelbund, hat immer mehrere Hunde bei ſich, lockt ſie wie der wilde Jäger die ſeinigen, und geiſtet ſo umher. Das Rockertweible ſoll anfänglich eine Gräfin von Eberſtein geweſen ſein, welche ſich dadurch in den Beſitz eines guten Theiles vom Rockertwalde und dem Schwann, auch einem ausgedehnten Bergwald ſetzte, daß ſie ihr ſehr angezweifeltes Anrecht daran mit dem Schwur beſiegelte: ſo wahr mein Schöpfer über mir iſt, ſo wahr ſtehe ich hier auf meinem eigenen Grund und Boden. — Sie hatte aber von ihrer eignen Erde in ihre Schuhe gethan, und heimlich ihren Schöpfer (ſo nannte man dort den Eßlöffel) unter die Federn auf ihren ſchwarzen Sammethut geſteckt. Selbigen Hut muß ſie nun auch noch allfort tragen. Manche ſagen, ſie erſcheine nicht mehr, und könnte wohl ſein, daß ſie erlöſt wäre.

921. Venusberge.

In den Venusbergen in Thüringen, deren vornehmſter der weitberufene Hörſeelenberg iſt, in welchem Frau Holle Hof hält (Sage Nr. 459), geſellt ſich mit obſchon leiſem ſagenhaften Anklang, auch ein Venusberg in Schwaben, bei Lorch, im Remsthale. Iſt derſelbe auch nur ein nicht hoher Hügel, und führt den mythiſchen Namen, mehr als vielleicht der Hügel, nur ein Gehöft, ſo begegnet doch wunderſam genug neben dem Venusberg-Hof ein zweiter, der Hollenhof geheißen, nächſtdem daß in der Nähe dort herum an einem Götzenbach eine Götzenmühle liegt. Ein zweiter Hof des Namens Venusberg liegt im ſchwäbiſchen Oberamte Waldſee, zwiſchen Ober- und Unter-Eſſendorf, auf hoher Bergeshalde, mit einer berufenen heilkräftigen Felsquelle. Nahe dabei iſt ein ausgehöhlter Fels, von Mannesform, in den man ſich paſſend einlegen kann, gleichwie in den Herrgottsſtein an der Eger (Sage Nr. 695). Dürfte ſchwerlich das Luſtlager der Frau Venus geweſen ſein, wird aber als dienlich gegen Rückenſchwerzen gewieſen, ſo einer deren hat, und ſich hinein legt. Und wer keine hat, kann welche darin bekommen, kalt genug und hart genug iſt der Stein dazu.

922. Vom Urſchelberg.

Ueber Pfullingen erhebt ſich ein Berg, der Urſchelberg genannt. Wie ſein Name an den Hörſeelenberg (vom Volke Hörſchelberg geſprochen), in Thüringen erinnert, ſo hat er auch an einem Abhang, der das Hörnle heißt, gleich jenem, der unter ſeinem, Eiſenach zugeſtrecktem Horn eine Höhle hat, das Hörſelloch — ebenfalls eine ſolche, die bei den Umwohnern das Nachtfräuleinsloch genannt wird.

Gleich der Frau Holle, der alten Spinnefrau im Hörſeelenberge (Sage Nr. 459 und 757), wohnt die alte Urſchel als Spinnerin im Urſchelberge, und iſt des Berges ganze Umgegend mit Sagen über ſie erfüllt. Ein Theil dieſer Sagen deutet darauf hin, daß die Urſchel gleich andern wandernden Jungfrauen aus verwünſchten oder verſunkenen Schlöſſern (zwei Schlöſſer ſollen auf dem Urſchelberge verſunken ſein), auf Erlöſung harre, die auf einer Eichel, deren erwachſen zum Baume, auf das fertigen einer Wiege aus dieſem Baume, und auf einem darin gewiegten Sonntagskinde beruht — der hoffenden aber ſtets fehl geſchlagen, weil der erkorene Geſell, der ſie durch ein aufgefundenes Pferdekummt ſichtbar geſchaut, nicht Muth genug gehabt, das Werk der Erlöſung zu vollführen. Nach andern war es keine Eiche, ſondern eine von der Urſchel ſelbſt gepflanzte Buche, aus welcher die Wiege gefertigt wurde, und noch immer ſoll eine ſolche Buche auf dem Urſchelberge ſtehen und von ihr gehüthet werden. Anderntheils deuten die Urſchelſagen rein auf ſie als Spinnefrau. Wie die Berchtha im Voigtlande ihr Gefolge hat von Heimchen, hat die Urſchel eines von Nachtfräulein, nur nicht ſo zahlreich, meiſt nur auf die Dreizahl beſchränkt. In deren Begleitung kam ſie nach Pfullingen „auf Wiel,“ eine alſo genannte Häuſerreihe, an welche die Heergaſſe (Sage Nr. 918) vorüberführt — leiſe Hindeutung auf die Urſchel auch als wilde Jagdfrau — in die Lichtkarz, und ſpannen allda ſehr fleißig. Einſt machte ſich aber ein Burſche den Scherz, einem der Nachtfräulein den Faden abzubrechen, und wollte nach der üblichen Sitte, indem er den Rocken nahm, dieſen mit einem Kuß ausgelöſet haben — das nahmen die Urſchel und die Nachtfräulein ſehr übel, nahmen ihre Spindeln, gingen von dannen und kamen nie wieder in dieſes Haus. Von dem Hauſe aber wich ſeitdem aller Segen. Sie beſuchten dagegen bisweilen andere Häuſer, und ſpannen nicht allein für ſich, ſondern auch für die Frauen, die ſie beſuchten, und ſpannen deren Kunkeln ganz leer, und alle Spindeln voll, und den feinſten Faden, den es geben konnte, ſpannen ſie, und wann ſie gingen, ſah man ihre ſchloßſchleierweißen Kleider beim Schein ihres Laternchens bis nahe an das Nachtfräuleinsloch am Urſchelberge leuchten. In Reutlingen heißen ſie Bergfräulein, weil ſie im Urſchelberge wohnen, da ſollen ſie ihren Aus- und Eingang, wenn ſie auch dorthin zum

Spinnen kamen, mitten auf dem Markt gehabt haben. So ganz ledigen Standes müſſen aber die Urſchelbergerinnen doch nicht gelebt haben, denn es ſind Sagen von in den Berg geholten Hebammen vorhanden, welche mit Strohhalmen belohnt wurden, von denen ſich die in Goldſtangen und Goldſtücke verwandelten, die nicht verächtlich weggeworfen worden waren.

923. Die Nachtfräulein.

Im Urſchelberge haben kleine Fräulein gewohnt, die ſind hinein verwunſchen geweſen und ſind als einmal herausgekommen zu guten Menſchen. Es waren ihrer drei, und man nannte ſie auch Nonnen, wobei wohl wegen der Dreizahl kaum an Nornen zu denken ſein dürfte; ſie kamen häufig nach Pfullingen, zu einem armen Mann, brachten ihre Spindeln mit und ſpannen gar fleiſſig, doch nicht länger als elf Uhr. Sprechen thaten ſie gar nicht, denn das war ihnen verboten; für das Licht, das ihrethalb verbrannt wurde, zahlten ſie eine kleine Gabe. Wenn man ſie ja ſprechen hörte, ſo war ihre Sprechweiſe kindiſch. Gleich der Urſchel liehen auch ſie Getraide dar, und jammerten, als das zurück erhaltene am Sonntage ausgedroſchen war. Sie ſprachen dabei von ihrem Vater, den ſie kindiſch Vi-Vater nannten, und als eines Abends einem dieſer Fräulein von ſelbſt der Faden riß, oder nach dortigem Ausdruck brach, ſo klagte dieſes: pſitzede pſitz, der Faden is broche. — Darauf ſprach die zweite: pſitz'n wieder z'ſämen, ſo is er wieder pfaatz (ganz). — Nun begann die dritte ſtrafend: hat nit der Vi-Vater g'ſait, ſollet nit bätze?! (ſchwätzen). — Darauf hat am andern Morgen vor des armen Mannes Haus ein Sack mit Frucht geſtanden, und oben darauf ein Geldſtück, die Fräulein aber ſind niemals wiedergekommen.

924. Erdweible im Heuchelberg.

Zwiſchen Tübingen und Nürtingen liegt ein Flecken des Namens Walddorf, dahin ſind zu unterſchiedlichen Zeiten im Winter zwei Fräulein in die Lichtkarz gekommen, und haben geſagt, ſie kämen aus dem Heuchelberg im Unterlande, und haben wacker mit den andern Mädchen geſponnen. Regelmäßig aber ſind ſie mit dem Glockenſchlag zehn Uhr wieder fortgegangen. Auch Brod haben ſie für die Menſchen gebacken und ſonſtiger reiner Arbeit ſich unterzogen. Bisweilen kam auch nur eine, dann wieder alle zwei, und ſo fort den ganzen Winter hin, bis zum Frühling. Eines Abends ſaßen ſie wieder beide in der Spinnſtube bei den Mädchen, als vor der Thüre eine unbekannte Stimme rief:

O weh, o weh!
Der Heuchelberg brennt! —

Da ſchrie das eine Fräulein:

O weh, o weh!
Meine armen Kind!

und fort waren beide wie der Wind und kamen niemals wieder.

925. Das Hardtfräulein.

Auf dem Berge, welcher der Hardt heißt, der mit dem großen Heuberg zu-
menhängt, geiſtet auch ein Fräulein, das nennt man nach dem Berge, gleich
Urſchel, das Hardtfräulein oder Hardtweible. Es iſt ſchwarz geklei-
, zum Gegenſatz der weißgekleideten Nachtfräulein und der grün gekleideten
chel, und trägt einen runden ſchwarzen Schlapphut. Das Hardtfräulein hat
Eigenſchaft, die Leute zu necken, zu verblenden und dann gehörig zu ver-
ren, ja es kann ſogar ſehr feindſelig verfahren, die Leute in Abgründe ſtürzen,
Vieh ſcheu machen, daß Unglück daraus entſteht und dergleichen. Einſt ver-
ndete das Hardtfräulein einen Mann ſo ganz und gar, daß er ſich gar nicht
r auskannte, und als er nach Hauſe kam, kannte er ſein eignes Haus nicht,
f nach kurzer Raſt nach Stock und Hut, und ſagte zu ſeiner Frau: nun
ieth' euch Gott, ich muß machen, daß ich heim komme, ſonſt keiſt meine Frau
dem Teufel ſeine Großmutter. —

Es iſt gar nicht zu ſagen, wie vielerlei Fräulein und Weible in Schwaben
ken gehn, auf allen Burgen und Bergen, an allen Seen und Teichen. Im
atlinger Thale liegt der Gröblesberg, da liegt ein Schatz, und ſchwebt ein
ulein, das iſt halb weiß, halb ſchwarz. In einer Schlucht bei Friedingen,
ch welche die Donau fließt, ſpukt ein Weible, das iſt ganz ſchwarz, und die
hlucht heißt der Weibles-Teich.

Im Erlenbach bei Bieringen an der Jart geiſten drei weiße Fräulein; auf
Stöffelesberg bei Gönningen desgleichen. Man kann ſie nicht alle zählen
aufzählen. — Die Urſchel ſcheint, gleich der thüringiſchen Hörſchel- und
nusbergfrau nur dunkelmythiſcher Nachklang der antiken Aphrodite Melainis,
auch in den Schatten der Nacht gehüllt, die Trias der Charitinnen folgt.

926. Das Pelzweible.

In der Nähe von Schlath liegt ein Hof, Remmenthal genannt, und nahe
bei eine alte Burg gleichen Namens. Dort geht ein Weibchen um, welches
Pelzweible heißt, und hüthet eine Grube, das Pelzweiblesloch genannt,
in der Schatz liegt, der bis zur Erlöſung des Pelzweibles ruhen muß. Die
löſung beruht nicht auf ſo ſchweren Proben, wie jene der verſchiedenen Jung-
uen, die ſich in Schlangen verwandeln (was manche erſt dann thun, wenn ſie
eits aus ihrem Jungfernſtande erlöſt ſind). Das Pelzweible verlangt keine
ſie. Einem Amtmann zu Süßen erſchien es einſtmals, und flehte ihn um die
löſung an. Es werde ihm in dreimaliger Verwandlung erſcheinen, ſprach es,
möge nur Muth haben und jede der drei Geſtalten mit einer Ruthe berühren.
r Amtmann, der noch jung und ledig war, fühlte ſich ſehr beherzt, hatte auch
der Amtsſtube, den Bauern gegenüber, ſich ſtets bis über den Muth hinüber
thig gezeigt. Jetzt begannen die Proben; das Pelzweible verwandelte ſich vor

ſeinen ſichtlichen Augen in eine Krott, und empfing einen Schlag; darauf verwandelte ſich die Krott in eine große Schlange, das war dem beherzten Amtmann ſchon außer dem Spaß, doch als die Schlange ziſchend auf ihn zuſchoß, wehrte er ſich ſeiner Haut, hieb ſie mit der Ruthe über den Kopf, und weg war die Schlange. Plötzlich aber ſtand ein Pudel vor ihm mit feurigen Augen und Feuer aus dem Rachen puhſtend, und groß wie ein Kalb und ſperrte den Rachen gegen ihn, und machte Miene, ihm die Naſe abzubeißen; da fiel dem Amtmann das Herz in die Kniekehle und die Ruthe aus der Hand, und er wandte ſich und entfloh auf ſeinem Pferde, das er vorſorglich geſattelt neben ſich geſtellt, und der Pudel ſchoß hinter ihm her und hatte ſich ganz wüthig. Der Amtmann hatte von dieſem Erlöſungsverſuch faſt den Tod und hat all' ſein Lebetag kein Weible mehr erlöſen mögen, ſondern iſt ledigen Standes verblieben.

927. Der Pelzmärte.

Unter den Butzemännern in Schwaben ſteht der *Pelzmärte* voran, manche nennen ihn auch Pelzmichel — die Kinder werden mit ihm zu fürchten gemacht, und fürchten ſich vor ihm, wie jene Badenden im Werrathale vor dem *Hackelmärz* (Sage Nr. 728), deſſen Name auch auf Hackel*märte* zurück zu führen ſein dürfte, nicht auf den eines Monats, denn man könnte wohl wie Götz für Gottfried, Lurz für Lorenz, Murz für Moritz geſprochen wird, auch März für Märten abkürzen. Dagegen begegnet in Schwaben jener nord-fränkiſche Hackelmärz als *Hakenmann* ebenfalls als Waſſerbutz, und auch die ſprachliche Verwandtſchaft dieſer Mythenweſen der unterſten Stufe iſt unverkennbar in den verſchiedenen Ländern. In Tübingen und andern ſchwäbiſchen Orten heißt der Pelzmärte *Sante Klaas*, auch *Schante Klaas* (Sankt Niklas), und iſt Weihnachtsvorſpuk, Mummelumgang, am 6. December, dem Sankt Niklastage oder am Chriſtabend; im obern Werrathale, das zwiſchen Thüringen und Franken die Grenzſcheide bildet, iſt für ihn die Benennung *Heriſche Klaas* üblich, es iſt dieß der norddeutſche Knecht Ruprecht, der in Verkleidung umgeht, die Kinder ſchreckt, ſtraft, ſie beten läßt, und dann Aepfel und Nüſſe unter ſie in die Krappel wirft, wobei er, während ſie aufleſen, mit ſeiner Ruthe was weniges auf das Völklein aufhaut.

928. Das Graale.

Noch ein Mittelding zwiſchen Geſpenſt und Kinderſcheuche iſt in Schwaben das *Graale*, auch *Butze Graale* auf dem Schwarzwald genannt, alſo ein Butz oder Pötz; manche nennen auch den Pelzmärte Graale, in andern Orten heißt es nicht *das*, ſondern *der* Graale. Das wäre ein Fund für den Remus-Diſtler (Sage Nr. 351), der diſtelte den heiligen Graal nach Schwaben herein, daß es eine Art hätte, und machte zuletzt die Schwabenſchüſſel in Speier (Sage

Nr. 43) zum Graal. So iſt's hier nicht gemeint, das Graale wird wohl nur ein ſolches Ding ſein, wie es im Liedchen heißt:

Zu Steffen trat im Traume
Ein graues Männelein.

Und doch ſteckt vielleicht noch etwas mehr als ein einfaches Grauchen, Graalchen hinter dieſem Butz.

In der Gegend um Meiningen, namentlich im Dorfe Dreißigacker, machen ſich die Kinder im Felde fürchten, wenn eins das Korn vertritt, indem ſie rufen: nimm dich in Acht! das Grile kommt! — Wie ſie ſich's geſtaltet denken, iſt nicht zu ſagen. Dieſe ſo ganz vereinzelte Benennung eines Schreckgeſpenſtes, das ähnlich der Kornmutter, als Feldhüther auftritt, findet in dem Graale neben der mythiſchen Verwandtſchaft auch die ſprachliche, denn an das Inſekt Grille iſt wohl nicht dabei zu denken. Dieß iſt des Herausgebers eigene Erinnerung aus Jugendtagen.

929. Burggeiſt Poppele.

Auf der Burg Hohenkrähen im Hegäu Schwabens, im Volksmund Kreihen genannt, hauſt ein wunderlicher Spukgeiſt, der muß ſchon ſeit mehr als ein paar hundert Jahre wandern, oder wie man dort zu Lande ſpricht, laufen. Selbiger Geiſt gehörte, als er noch in einem menſchlichen Leibe umging, dem Voigt einer Wittwe an, die auf Hohenkrähen ſaß, der hieß Hans Chriſtian Poppel und war ein übergeſchäftiges luſtigliches Männlein, das die Leute gern vexirte, das Geſinde fleißig zur Arbeit trieb, und nebenbei trieb er Ränke und Schwänke, wünſchte auch auf der Welt nichts anderes und beſſeres als dieß immerfort zu thun. Da Poppel nun doch nach der Welt Lauf einmal nicht ewig leben konnte, ſo ſetzte er das Geſchäft nach dem Tode fort, wurde ein Hülfsgeiſt und Neckebold mit Rübezahls Natur und Launen, und heißt im Volke allgemein der Poppele. Seine Hülfe iſt meiſt ſo unerbeten, wie unwillkommen. Er trägt zwar die Garben in die Scheuer, aber er wirft ſie durcheinander, ſtatt ſie auszudreſchen. Er ſpannt zwar das Vieh an und ein, aber verkehrt; die Wagen und Kutſchen hemmt er, wo es nicht nöthig iſt. Manchen äffte Poppele, der zerbrechliche Waare hatte, ſtand als Baumſtrunk oder als einladende Bank am Wege; ſetzten ſich nun die Müden mit ihrem Glas- oder Eierkorbe darauf, plautz, ſaßen ſie auf dem eignen Poppel, Strunk oder Bank waren weg und die Tracht zertöpferte. Manchmal ſchon blies in ſtiller Nacht das Poſthorn und kam dem Stadtthor von Radolphszell immer näher, immer näher; der Wächter dachte, du willſt dem Poſtillon das Thor aufthun, und wenn der Wächter nun dicht vor dem Thore das Horn hörte, und that das Thor ſperrangelweit auf, ſo war kein Teufel da und auch kein Poſtillon — und nur in weiter Ferne hörte der Wächter, wie der Spukgeiſt eine grelle Lache aufſchlug. Will man den Poppele gut haben, ſo muß man ihn einladen zum miteſſen, oder mitfahren, und wenn er etwas recht und nicht verkehrt thun ſoll, dazu ſprechen: „it ze lützel und it ze viel.“ — Auf dem Heuberge (einer alſo genannten Gegend) giebt es auch Hinzelmann-ähnliche Kobolde des Namens Poppele in mehrern Dörfern; ach und wie viele viele Poppele giebt es auch außerdem noch in Schwaben und im übrigen lieben Teutſchland, die alles verkehrt machen! — ſie heiſſen nur anders.

Die Benennung Poppele hat im Worte Popel, Popanz ſeine Wurzel — und geht durch ganz Unter-, Mittel- und Oberfranken bis Bamberg. „Ich hole den Popel, wenn du nicht artig biſt!“ — werden dort die Kinder bedroht.

Bei Pfronten im Achthal ſpukten wilde Männer, abſonderlich auf dem Bärenmoos. Einer davon hieß der Scheidbahmann, der trieb es beſonders arg. Papſt Pius VI. ſoll dieſe Spukgeiſter aus der Gegend verbetet haben. Andere ſagen Kaiſer Joſeph II. habe ſie hinweggebannt.

930. Geiſt Kasperle.

Ein ähnlicher Geiſt, wie der Poppele auf Hohenkrähen, war der Kasperle oder Käſchperle, auch eines Vogts, und zwar zu Gomaringen, der in einem einzelnen Hauſe ſpukte, welches das Volk Aunaut (Unnoth) nennt. Gleich dem böſen Zöllner Starhart oder Starkhart zu Stockſtadt (Sage Nr. 797) machte er allerlei Spuk und Rumor in Haus und Hof, Stall und Scheuer, Boden und Keller, abſonderlich gegen Weihnachten und in den Zwölften. Auch er machte alles verkehrt, wie ſo viele andere Käſchperle, war auch ein Raucher und plätzte zum Fenſter heraus, ähnlich dem Schimmelreiter Jäckele (Sage Nr. 915). Endlich war er auch ein Schnupfer und hielt den Leuten eine Doſe hin, die war grün, wie ein Kuhfladen und roch keineswegs nach Tonkobohnen. Wollte aber Jemand dennoch eine Priſe nehmen, ſo zog er ſchnell die Doſe weg. Zuletzt wurde das Haus gar abgebrochen, darin er ſpukte und man führte das Holz herein ins Dorf Gomaringen, und gedachte, den Käsperle los zu werden. Dieſer aber wartete, bis der letzte Wagen voll geladen war, da ſaß er oben drauf und machte ſich und die Laſt ſo ſchwer, daß die Pferde den Wagen kaum fortziehen konnten, denn der Umzug war nicht nach ſeinem Sinne. Und kaum waren des Hauſes alte Schwellen wieder gelegt und die erſten Balken aufgerichtet, da war auch das Käsperle da und begann von neuem ſeine beſchwerlichen Poſſen. Endlich kam man auf den Gedanken, nachdem der Geiſt ſechs volle Jahre geſpukt hatte, den Körper des Vogts auszugraben, und ſiehe, der Leichnam ward noch unverweſt und blutig befunden. Da wurde er noch einmal begraben, und von da an ward der Kasperle nimmer zu Gomaringen geſehen.

931. Der Klopfer und der Staufer Geiſt.

Nahe dem berühmten Staufenberge, darauf der Hohenſtaufen mächtige Wiege ſtand, von der auch die letzte Trümmer vom Zahn der Zeit hinweggenagt ward, und nichts blieb, als im Markt Hohenſtaufen, dicht am Burgberge in der Kirche des alten Barbaroſſa erneutes Bild, und die wehmüthige Inſchrift: Hic transibat Caesar — ragt auf ſtattlicher Höhe das noch erhaltene Bergſchloß Hohenrechberg. In dieſer Burg hauſt bis auf dieſen Tag ein Geiſt, der Klopfer, insgemein Klopferle genannt, unterſchieden von dem Klopfer im Schloſſe zu Flügelau, der ein gar dienſtwilliger Hülfsgeiſt war, und doch recht koboldhaft tückiſch, denn als er einſt erzürnt ward, fuhr er feurig durch den Schornſtein und ſteckte das ganze Schloß in Brand (Sage Nr. 274). Der Rechberger Klopfer erſcheint als ein vorherſagender, ahnungsvoller Geiſt. Ein Ritter von Rechberg, Ulrich II. war in die Ferne gezogen, in Kampf und Krieg, und vergebens hoffte ſeine Hausfrau, Anna von Wenningen, auf ſeine Wiederkehr. Der Ritter hatte einen treuen Hund, der wußte Briefe zu tragen, wie der kluge Stutzel (Sage Nr. 485) zu Winterſtein, und kam bisweilen und brachte Kunde, endlich aber blieb der Hund ganz aus. Eines Tages betete die Frau brünſtig für ihren fernen Gatten, da ſtörte ein lautes Klopfen ſie im Gebet, und endlich rief ſie unwillig aus: ei ſo klopfe ewig und drei Tage! — Und da ſie öffnete, war es der treue Hund, der blickte ſie gar traurig an, und hatte keinen Brief. Und nach drei Tagen führten Knappen den Rechberger als Leiche in ſein Schloß. Und als nachher die Frau ſich todt grämte, hörte ſie vor ihrem Tode das Klopfen wieder, ſchalt nicht mehr, ſondern ſagte blos: ich komme — und ſtarb nach dreien Tagen. Und nun hat es ſtets drei Tage vor dem Tode eines jeden Rechbergers geklopft, ohne daß jemals eine Erſcheinung ſichtbar geworden. Der Rechberger Geſchlecht aber ſtieg zu hohen Ehren, ward in den Grafenſtand erhoben, und ſchreibt ſich Grafen von Rechberg und rothen Löwen. Seit 1317 wurde das alte Steinhaus Hohenrechberg genannt und geſchrieben. Im alten Schloß zu Sachſenheim wohnt auch ein unruhigthätiges Klopferle.

Ein anderer Geiſt wandelt in Geſtalt eines Lichtes, iſt alſo unzweifelhaft ein Lichtgeiſt — von Hohenrechberg nach Hohenſtaufen und wieder zurück, und zwar hauptſächlich zur Herbſtzeit, unbeirrt durch Sturm- und Regennächte. Bald geht das Licht langſam, bald erhebt es ſich, zu Zeiten wächſt es, wie ein Backofenfeuer, wandelt an der Burg vorbei bis zu einer Stelle unter der Kirche höchſt auf dem Burgberge, und legt ſich dann gegenüber an den Hohenſtaufen bis zur Morgenglocke. Die Umwohner nennen dieſes Licht den Staufer Geiſt und mögen wohl im Stillen dafür halten, daß es ein Licht für ſich ſei, wie jenes bei der Lerch (Sage Nr. 561) und die Sage verlautet nicht, daß ſchon einer ſo vorlaut geweſen, es anzureden.

932. Die ledernen Männdle.

Bei Owen hat es viele Erdzwerge gegeben, man nannte ſie Erdwichtele, und im Tiefenbacher Walde, der ſich von Owen nach Frickenhauſen erſtreckt, gab und giebt es noch die meiſten. Von dem ſchwäbiſchen Frickenhauſen wird auch mancherlei erzählt. Dieſe kleinen Tiefenbacher wurden auch **lederne Männdle** benannt, wahrſcheinlich wegen ihrer ledernen Hautfarbe und verſchrumpfelter Geſichtlein; doch meinen einige, es müßten **Schneider** und **Handſchuhmacher** geweſen ſein, da ſie ja von Schiller in Wallenſteins Lager als ſolche ausdrücklich erwähnt würden, und der habe als ein Schwab das doch wiſſen müſſen. Sie, die ledernen Männdle, ſollen auch das **Echo** hervorbringen; wenn man ſolches im Tiefenbacher Walde, in Ständekammern oder ſonſt wo hört, ſo ſagen die Leute: „das lederne Männdle ſchreit." — Auch anderwärts iſt dieſes allgemeiner Volksglaube, und man ſollte nimmer meinen, was es trotz aller Aufklärung ſeit Doktor Luthers Zeiten her noch allenden für eine furchtbare Menge „lederner Männdle" giebt.

933. Verzettelte Kohlen.

Bei Geislingen, hart am Fuß der rauhen Alb, gab es in den Bergen auch viele Erdwichtele, von denen haben die Geislinger gelernt, die gar feinen und künſtlichen Elfenbeinarbeiten zu fertigen, die dort ſo billig wie in Berchtesgaden feilgeboten werden. Einſt kam ſo ein Erdmännele zu einer Geislinger Hebamme, und rief ſie zum Mitgehen zu ſeiner Frau, die wollte aber nicht gehen ohne Begleitung ihres eigenen Mannes, denn ſie traute dem „ledernen Männdle" nicht ſo ganz. Dieſes ſelbiges war die Bedingung auch zufrieden und leuchtete voran; es ging in einen Berg mit ſchönen unterirdiſchen Gemächern und ging auch drinnen alles gut und glücklich von Statten, und war baldigſt wieder ein ledernes Männdle mehr auf der Welt, wenigſtens in der Unterwelt. Statt aller andern Gaben gab das alte Erdemännle der Hebamme einen ganzen Haufen Kohlen, die mußte ſie in ihre Schurze faſſen, dachte aber dabei voll Aergers: ei daß du verſchwarze mieſchteſt, du wueſchtes Männdle du, wenn i weiterſch nix habe ſoll. — Unterwegs, da das Erdemännle wieder vorleuchtete, warf die Hebamme eine Kohle nach der andern heimlich aus der Schurze; das Erdmännchen merkte das wohl, kehrte ſich um, und ſprach ernſt:

Je mehr du verzettelerſcht,
Je mehr du hernach betteleſcht. —

Als das Männchen mit Dank von dem Ehepaar geſchieden war, wollte die Hebamme gar ihre Kohlen alle hinſchütten, ihr Mann litt es aber nicht, ſondern ſagte:

Behalt' was de haſcht,
Es iſ ja kei Laſcht.

Da behielt die Frau die Kohlen, und wie ſie heim kamen, waren es eitel Goldſtücke. Jetzt reuete der Frau nun ihr dummes Wegwerfen, ſie nahm ſelbſt eine Laterne und rannte zurück, und ſuchte, was ſie ſuchen konnte, und hätte gar zu gern die Kohlen wieder gefunden, aber damit war es vorbei, und die ſtille Bitte, die ſie an die Erdwichtele richtete, ihr doch nochmals die verzettelten Kohlen zu beſcheeren, blieb gänzlich unerfüllt.

934. Die Heiden.

Zu Kettershauſen, das nicht gar weit von Babenhauſen in Schwaben liegt, heißen die Wichtelmännchen Heiden. Sie hauſten allda in einem Berge und ahmten Sankt Sebald nach, ſie nahmen Einkehr bei einem Wagner. Wenn ſie dieſem auch nicht mit Eiszapfen Feuer anmachten und einheizten, wie jener Heilige that (Sage Nr. 845), ſo leiſteten ſie doch alle die Dienſte, welche hülfreiche Hausgeiſterlein ſtetig leiſteten, und die dankbare Frau des Wagners legte jeden Abend ein Brödlein unter die Thüre und ſtellte ein Krüglein voll Waſſer hinzu, oder auch voll Bier oder Milch, wie es kam, beſonders wenn es viel zu ſchaffen gab, da mehrte ſich auch die Zahl der Brode und Krüglein. Einmal aber, da eine Frau Nachbarin kam, und lobte, wie ſchön es bei den Wagnersleuten ſei, wie blank alles und aufgeräumt, und wie alles Spuren des Fleißes verrathe, da verpappelte und verſchwätzte ſich die Hausfrau, und ließ etwas fallen von unſichtbarer Hülfe — und da blieben die Heiden von Stund an weg, und kamen nimmer wieder, und mußten nun der Wagner und ſeine Frau das ſelber thun, was ſie gethan haben wollten. Der Name Heiden (auch Haiden von andern geſchrieben), weiſt deutlich auf einen verdrängten Volksſtamm hin, als Grundzug der ſo häufigſt und beſonders auch in Schwaben verbreiteten Wichtleinſagen. In Schwaben heißen die Wichtlein zumeiſt Erdmännele, Rothmänndele, Erdwichtele; es gab weiße und ſchwarze, und es giebt der Geſchichten von ihnen ſehr viele auf den Dörfern.

935. Breithut und andere Geiſter.

In der Blaubeurer Gegend und Herrſchaft ſpukt ein Geiſt, welcher Breithut genannt wird; es iſt einer von den vielen geſpenſtigen Freiſchärlern, trägt einen Schlapphut, und hat von dem den Namen; er hat ſeinen Kopf aufgeſetzt, und den Hut oben drauf, und geht nicht zu Fuße. Er fährt vielmehr mit vier kohlpechſchwarzen Rappen und lärmt und raſaunt wie der „ewige Fuhrmann,“ der in der Gegend von Tettnang geiſtweis ſchweben muß. Die Rappen aber haben keine Köpfe. Nächſt ihm giebt es noch der Geiſter und Geiſtlein in Schwaben wie Sand am Meer, noch außer denen, die zu der Schaar der Erdwichtele gehören. Gut daß ſie nicht ſichtbar ſind, man könnte ſich ſonſt ſchier entſetzen, wenn einem alle paar Schritt ein Schlapphut begegnen thäte, etwa mit einem Waldſchrattlebart und gefährlichen Augen.

Da heißt ein Geiſt Huonzel oder Kuonzel (ſoviel als Konradle), der ſpukt bei Bühlertann; bei Wankheim und Jetenburg geht ein Wieſengeiſt um und führt die Leute irre; im Kuſterdinger Walde bei Tübingen ſpukt der Eintöffeler, der geht barfuß und hat nur einen Pantoffel an; zu deſſen Privatvergnügen gehört es, blitzſchnell zu erſcheinen und ebenſo ſchnell wieder zu verſchwinden, auch ſeinen Kopf vom Rumpfe ſchnell auf- und abhüpfen zu laſſen. In Schwäbiſch-Hall ſpukt im Salzwerk der Halgeiſt, dort Haalgeiſt genannt, er, und nicht der Teufel, ſagen einige, ſoll es geweſen ſein, der dem Salzſieder die große Naſe zeigte und ihn über den Kocher hinüber auf den Gänsberg ſchmiß und höhniſch fragte: iſt dees nit a Wunref? (Sage Nr. 878). — Ein ſich gern in Thiere verwandelnder Geiſt ſpukt bei Gniebel, und wird der Kappelgeiſt genannt. Bei Riederich ſpukt einer als Nachtvogel, ſo groß wie die Tut-Oſel, fliegt vor den Wanderern her, äfft ſie und lacht mit Menſchenſtimme, gleich dem Geiſt Oſſchaert im Waeslande (Sage Nr. 149). Andre fahren mit Gekreiſch in Geſtalt eines Lichts blitzſchnell den Leuten an die Fenſter, ſo daß alles erſchrickt. Soviel von den männlichen Geiſtern, der weiblichen giebt es nicht minder viel, ſo daß einer in Wahrheit ſagen kann, was einmal ein vierzig Jahre alter Schwab ſagte: I ſchwör's bei mein'm Eid, das Schwabeland iſcht des geiſchtreichſchte Land unter der Sonne! —

936. Reiſſenſtein und Rieſe Heimen-Stein.

Eine Meile weit von der Teck in der ſchwäbiſchen Alb, die nicht mit den Alpen der Schweiz und Tyrols zu verwechſeln, ſondern ihren Namen von dem weißen Geſtein, womit die Aecker der rauhen Gegend bedeckt ſind, führen ſoll — hebt ſich die Burgtrümmer des Reiſſenſtein hoch auf einem ſteilen Felſen; dieſer Berg ſammt der Burg hat früher der Rieſenſtein geheißen, und ein Rieſe, des Namens Heim, hat auch die Burg erbaut. Dieſer Rieſe Heim hauſte und hauſt noch als Geiſt in einer langen Felskluft, dem Heimenſtein, dem Reiſſenſtein gerade gegenüber. In dieſer Höhle hüthet der Rieſe noch immer ſeinen Schatz. Als er den Rieſenſtein mit Hülfe der Zwerge gebaut hatte, fehlte am oberſten Fenſter außen noch ein Nagel, da faßte er den erſten beſten ſeiner Hülfsknechte beim Kragen, hielt ihn zum Fenſter hinaus und ließ ihn ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, den Nagel einſchlagen, dann ſtellte er ihn ſachte wieder auf die Beine, und ſprach mit Lachen: bravo Männchen, bravo! —

Es hat auch ſonſt noch einen Rieſen Heim gegeben, der hauſte im Innthale, tödtete einen ſchädlichen Drachen, gewann des Landes Herrſchaft, erbaute über den Inn eine große Brücke, und gründete an ihr einen Ort, der wurde hernachmals von der Brücke Inns-bruck genannt, ließ ſich dann taufen und gründete das Kloſter Wilten. Allda liegt dieſer Rieſe Heim auch begraben, das Grab iſt 14 Schuh und drei Zwergfinger lang.

In Hirſchau iſt eine Rieſenkapelle, da liegt der Rieſe Erkinger auch in einem 14 Schuh langen Grabe, und gehen von dem Erkinger viele Sagen.

An der Murg gab es auch Rieſen, die wurden **Rothmäntel** genannt und das **Gundesvolk**.

937. Herrgottstritte.

In der ſchwäbiſchen Alb, im Aalbuch, über Heubach, liegt die Burgruine **Roſenſtein**, auf einem ſteilen und ſchroffen Felskegel, der dennoch von wildem Roſengeſträuch dicht überwachſen iſt. In ihrer Nähe iſt eine tiefe Höhle, die **Scheuer** geheißen, die ſich eine halbe Stunde durch den Berg hindurch erſtrecken und mit der Burg in Verbindung geſtanden haben ſoll. So ſoll auch auf dem nahen Hoh-Berge eine Stadt, Hochſtadt, oder Hochſtädt vordeſſen geſtanden haben, die mit der Burg durch eine **lederne Brücke** verbunden war, gerade wie auch die Burgen Kalenberg und Burgſtall bei Friedingen an der Donau.

Auf Burg Roſenſtein, gegenüber dem Scheulberg, hat Chriſtus der Herr geſtanden, und der Teufel zeigte ihm von da alle Herrlichkeit der Welt, und wollte, daß Chriſtus niederfalle und ihn anbete — alſo geht die Sage. Aber Chriſtus warf den Verſucher in die nahe Teufelsklinge, und trat von dem Burgberge hinüber auf den Scheulberg (Schauelberg), hoch über das Thal von Heubach hinweg, und prägte ſeiner Fußtritte Spur beiden Felſen tief ein. Zu dieſen Tritten iſt hernachmals häufig gewallfahrt worden, ward auch ein Marienbild nahebei aufgeſtellt, aber die wirtembergiſche Regierung verbot in einem ſtrengen Edikt vom 8. Juni 1740 das Wallen und ließ den Herrgottstritt auf Roſenſtein mit Pulver wegſprengen, das gipſerne Marienbild aber einziehen — Aberglauben zu verhüthen. In der Teufelsklinge mußte der Teufel tauſend Jahre gefeſſelt liegen, und grimmige Thränen weinen, die als trübes Waſſer aus ihr zu Tage floſſen, nunmehr aber iſt er ſchon längſt wieder los, und ſpaziert hin, wohin es ihm beliebt.

Auf dem Scheulberg wachſen nahe dem Herrgottstritt Wetterkräutlein, vor denen ſcheuen ſich die Gewitter, und zertheilen ſich an ſeinem Scheitel.

938. Teufelsmühle und -Wehre.

Auch im Schwabenlande gehen Sagen von Teufelsmühlen, wie im deutſchen Norden, in Oeſterreich und ſonſt. Eine ſtand im Murgthale, nicht weit von Gernsbach, das war eine Sägemühle, und dem Müller zerriß die Fluth des Thalfluſſes ſehr oft das Wehr; wünſchte ſich deshalb ein dauerhaftes, und daß es der Schwarze bauen möchte, wie er im Schwarzethale bei Blankenburg im Thüringerwalde auch gethan. Da kam der Teufel, bereitwillig wie immer, gegen Seelenverpfändung zu thun, was ihm möglich. Wurde daher eins mit dem Müller, das Wehr über die Murg zu bauen, aber der Müller müſſe ihm vergönnen, jede Nacht auf ſeiner Sägemühle eine Seele zerſägen zu dürfen. Der Müller dachte: ſäge du doch meinetwegen Seelen oder Kieſelſteine, was kümmert das mich? Wenn ich nur ein Wehr habe, das meiner Mühle zu ihren zwei Gängen genug Waſſer zuführt. Sonach wäre die Seelenſägemühle bald fertig geworden, allein da ſie recht bald, nämlich mit dem erſten Hahnſchrei fertig werden ſollte, und da des Müllers Frau den Pakt belauſcht, ſo kroch ſie zeitig über das Mühlhaus auf einen Steinfels und krähte wie ein Hahn. Gleich antworteten alle Gockel im Dorfe und der Teufel riß voller Wuth das faſt ſchon fertig gebaute Wehr wieder zur Hälfte ein.

Ebenſo ſteht über Loffenau eine Teufelsmühle, und nahe dabei iſt das Teufelsbette und das Teufelshaus; letzteres iſt ein alſo genannter Felſen, da hat ſich einmal der Teufel dran gelehnt, als er einen recht glühenden Zorn hatte, und hat ſeine holdſelige Geſtalt daran abgedrückt, gerade wie am Lurleifelſen am Rhein (Sage Nr. 95). Iſt ein ſtattlicher Schattenriß, der Kerl mißt acht Fuß, ſeine Waden ſind wie zwei Fäſſer, und ſeine Lenden wie Badwannen, der Kopf iſt ſo groß wie ein wirtembergiſch Simri, das iſt ein gätliches Kornmaaß. In der Nähe iſt auch des Teufels Handſcherben (Waſchbecken), darin er ſeine Hände in Unſchuld wäſcht, wenn die Menſchen ihm ihre eignen Sünden und Laſter über Gebühr aufgebürdet und in die Schuhe geſchoben haben.

939. Von Drachenbergen.

Drachenberge giebt es in Deutſchland nicht wenige; ihre Namen bezeugen den feſtgewurzelten Volksglauben an Drachen, die mit dem an Lindwürme verſchmolzen und faſt eins, überall auf Ungeheuer der Vorzeit hindeuten, die nicht mehr vorhanden ſind. Wo Sagen von Lindwürmen haften, iſt insgemein die Sankt Georg-Legende mit ihnen verwachſen. Die vielen drachenhaften Gebilde an den Kirchen des romaniſchen Bauſtyls gaben der Sage ſtets neue Nahrung. Bei Wurmlingen und ſeiner berühmten Wallfahrt-Kapelle, und in der Höhle am Fuße der Wandelburg hauſte und wandelte vorzugsweiſe ein gräulicher Wurm, der ja auch Wurmlingen den Namen gab. Viele ſagen, es ſei gar ein Pärchen, Männlein und Weiblein geweſen, auf daß die gute Art nicht ausſterbe, und die irrenden Ritter doch etwas zu thun fänden. Die Sage vom Lindwurm auf Frankenſtein (Sage Nr. 60) wie die von Limburg (Lindburg) an der Lahn wiederholt ſich getreu mit der alten Limburg auf den Lim- oder Lindberge im Reidlinger Thale im Schwabenlande, nur daß ſie geradezu den heiligen Georg als Drachentödter nennt, während andere verwandte Sagen deſſen mythiſche Perſönlichkeit mehr umhüllen (Sage Nr. 444). Nah dem Filsthale liegt das Dorf Drackenſtein mit einem Drachenloch und einer Todtenhöhle, wie bei Meiningen ein Drachenberg mit einem Drachen- und einem Bärengraben. Der Drache im Drachenloch bei Drackenſtein ſoll noch immer geiſten. Einſt gelang ihm der

Raub einer Kaiſerstochter, er hielt ſie gefangen fünf Jahre lang, und gedachte ihr die Ehre zu, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben, aber er gefiel ihr nicht, obſchon er ihr drei herrliche Kleider ſchenkte, darauf auf einem Sterne geſtickt waren, auf dem zweiten der Mond und auf dem dritten die Sonne. Sie ging mit einem Schneider, der ihr im Walde begegnet war, durch und nahm die Kleider mit, und ſpäter heirathete ſie den Schneider und der Drache hatte das Nachſehen. Auch bei Ehningen liegt ein Drackenberg; daran ſollen zwei hohe Nußbäume geſtanden haben, mit den Kronen in einander verſchlungen. Dieſe Kronen bildeten das Drachenbette, und der Drache ſei geweſen wie eine ungeheuer große Klapperſchlange. Ein Jäger, welcher allerlei Jagdſtücklein verſtand, auch wohl ſelbſt ein Hexenmeiſter war, ſchoß mit einer gewiſſen Kugel die Schlange in den Kopf, da that ſie einen Schneller noch den halben Drackenberg hinauf, und ſtarb. Im Ammerthale hauſte ein gräulicher Lindwurm, den erlegte nur dadurch ein Ritter, daß er ſich über und über mit Spiegeln behing. Da der Wurm in dieſen ſich erblickte, meinte er, er bekomme Kameradſchaft und nahte ſich nicht feindlich. Gleich darauf ſtieß ihm der Ritter ſeinen Speer in das Herz.

940. Schlangen als Kindergäſte.

Von Schlangen giebt es unzählige Sagen. Nach einer Richtung hin ſchlingen ſich dieſelben in die Lindwurmſagen ein, nach der andern haben ſie elbiſche Färbung und gehen in das Reich der Hausgeiſter über, und wie die Schlangen dort furchtbar erſcheinen, ſo erſcheinen ſie in letzterer Beziehung traulich. Auf Waldgebirgen zumol iſt es eine bekannte Sage, daß man den Unk (die Ringelnatter) nicht tödten dürfe, weil er Glück bringe, wo er in einem Hauſe wohne. Zu Schwandorf bei Nagold erzählte ein Kind ſeiner Mutter, es komme immer ein Vögelein und eſſe mit von ſeiner Milch. Das verwunderte die Mutter und ſie lauſchte. Siehe, da kam eine große Schlange, ein ſchöner Vogel das! und aß Milch mit dem Kinde und war gut mit ihm, und wenn das Kind einen Löffel voll aus dem Häfele genommen, ſo ſteckte die Schlange ihren Kopf hinein und that einen Schluck. Da wurde die Milch ſchneller alle, als die Brod- oder Semmelbrocken, und das Kind gab der Schlange mit ſeinem Löffelchen einen leichten Klapps auf den Kopf und ſagte zu ihr: iß et no Ilch, iß au Ickle (iß nicht nur Milch, iß auch Brickle) und die Schlange ließ ſich's gefallen und ſpielte hernach mit dem Kinde. — Daſſelbe geſchah mit eines Weingärtners Kind zu Rotenburg, und nicht minder im Dorfe Thieringen, wo das Kind ſprach: iß et no Schlappe, iß au Mocke. — Und in Thüringen, auf dem Walde hauptſächlich, begegnet häufig dieſelbe Sage; da ſpricht das Kind: eß net no Nü, eß a Nocke (iß nicht nur Brüh, iß auch Brocken) (Sage Nr. 483).

941. Der Schlangenkönig.

Man hat Beiſpiele, daß ſelbſt der Schlangenkönig, der ein prächtiges Goldkrönlein auf ſeinem Haupte trägt, ſich bei Kindern eingefunden, und mit von ihrer Milch geſpeiſt hat, ſo bei einem Seiler in Stuttgart, welcher aber ſehr ungaſtfreundlich den Schlangenkönig erſchlug, und durch die Krone unermeßlich reich wurde, und das Haus an der neuen Brücke erbaute, welches jetzt das Gutbrodiſche heißt. Solcher Häuſer, deren Erbauer auf gleiche Art reich geworden, ſoll es dort zu Stuttgart noch mehrere geben. Wenn der Schlangenkönig in einen Bach geht, um zu baden, legt er jedesmal erſt am Ufer ſein Krönlein ab. Wer dieſes findet und nimmt, der muß die Beine auf die Achſel nehmen und laufen was er kann, denn ſobald der Schlangenkönig den Verluſt ſeiner Krone bemerkt, ſo will er ſie wieder haben, was ihm Niemand verdenken kann, und ſchießt wie ein Pfeil hinter dem Räuber her. Holt er dieſen ein, ſo iſt der Räuber verloren, holt er ihn nicht ein, ſo macht die Krone den Kronenräuber unermeßlich reich. Einem Bauer aus Derendingen iſt's alſo geglückt. Kann der Schlangenkönig ſeine Krone nicht wieder erlangen, ſo kommt er zu der Stelle zurück, wo ſie ihm geraubt ward, und grämt ſich und ſtirbt, denn er kann den Verluſt der Krone nicht ertragen, er iſt kein Philoſoph, obgleich die Schrift den Schlangen Klugheit zuſchreibt — aber wenn einem die Krone genommen wird, da hört alles auf.

942. Die Schlangen-Amme.

Eine Frau aus einem Dorfe in Schwaben hatte ein ſäugendes Kind, und ging hinaus zur Heuet, legte das Kind in den Schatten und wartete ihres Tagewerkes. Da nun die Mittagszeit da war, ging ſie zu ihrem Kinde, nahm es an ihre Bruſt, ließ es trinken, und entſchlummerte. Als das Kind getrunken hatte, ließ es von ſeiner Labequelle und entſchlief auch, und die Mutterbruſt blieb offen. Da kam ein kleines Schlänglein geſchlichen, das ringelte leiſe heran, und begann ſanft zu ſaugen, und ſaugte ſich ganz feſt, und als die Frau erwachte, erfaßte ſie ein tödtlicher Schreck, zu ſehen, daß ſie nicht nur nach dem Sprüchwort eine Schlange im Buſen, ſondern ſogar am Buſen nährte. Abreißen ließ ſich die Schlange nicht, jeder gewaltſame Verſuch, ſie wegzubringen, konnte die Schlange zum Biß reizen, und den Tod herbeiführen. Gaſt und Laſt mußte daher von der Frau getragen werden. Der Schlange gedieh die Menſchenmuttermilch wunderbarlich; ſie ſchwoll mehr und mehr an, und war ſie erſt fingersdick geweſen, ſo wurde ſie bald armsdick, und noch dicker, und es waren ſchon zehn Monate vergangen, ſeit das arme Weib die Schlange ſäugte, und begann nun zu verfallen und von Kräften zu kommen. Da kam ein Fremder von ohngefähr in das Dorf, der hörte von dem ſchweren Mißgeſchick der Frau, und ging zu ihr, und ſagte ihr, er wolle ihr von ihrer Bürde helfen, ſie ſolle ihm nur in den

Wald folgen. Dort zog der Mann magiſche Kreiſe, und nun zog er ein Pfeifchen hervor und begann darauf zu pfeifen. Darauf hat es im Walde geraſchelt und gerauſcht, und ſind alle Schlangen gekrochen gekommen, und in die Kreiſe, und haben drin getanzt, und da iſt die große und ſchwere Schlange, die ſo lang an der Frauenbruſt gehangen, auch von ihr abgefallen, und hat in den Kreis gemußt und hat mit tanzen müſſen. Wer war froher wie die Frau! — Hernachmals hat es ſich begeben, daß dieſelbe Frau, die ſich wieder gut erholt hatte und wieder zu Kräften gekommen war, vor ihrer Thüre ſaß, und ihr Kind in den nahen Wald in die Beeren gegangen war. Da hört ſie plötzlich die Leute ſchreien: ein Bär, ein Bär im Walde! eine Schlange! hu! eine Schlange! — Und denkt entſetzt ihres Kindes, und ſtürzt hin, da erblickt ſie den Bären, und nahezu liegt ihr Kind und ſie weiß nicht ob es tod oder lebendig, und der Bär ſtürzt brüllend zuſammen, und der ſchlummernde Knabe erwacht. Eine großmächtige Schlange hat den Bären erdroſſelt, als er das Kind packen wollte, und das iſt dieſelbige Schlange geweſen, welche die Frau mit ihrer Milch ſo ſtark und groß geſchwellt, ſonſt hätte ſie den Bären nimmer erdrücken können.

943. Vom Hutzenbacher und andern Seen.

Wie der kleine und große Mummelſee (Sagen Nr. 896 u. 897) iſt auch der Hutzenbacher See weit berufen, wegen der ſich in ihm aufhaltenden Seemännlein und Seeweiblein, deren Töchter auch zum Kirchweihtanz nach Hutzenbach gekommen und vom allgemeinen Waſſerjungfernloos erreicht worden ſind. Das Seemännle in dieſem See hatte die hülfreiche Natur der Erdmännle, und diente inſonderheit einem Bauer, welcher der Frieders-Bauer hieß. Der wollt' es auch gut meinen, und ließ ihm ein neues *Häs*, das iſt eine ganze Kleidung, aus Kittel, Weſte und Hoſe beſtehend, fertigen, weil des Seemännleins Kleidung gar zu zerfetzt und graſig war, und den Moorgeruch an ſich hatte. Und da nahm das Männle das Häs, tauchte in den See und ſoll noch heute wiederkommen. Ebenſo iſt es auch einem Müller aus Schwarzenberg mit einem Seemännle ergangen.

Drei Stunden von *Wildbad* liegt der *wilde See*, nach Baden hinwärts, aus dem kamen die Fräulein ins Wildbad und ſpannen und ſangen. Das iſt vorbei mit ſammt der guten Zeit und die Zeit iſt hin wo Bertha ſpann. Da einmal der Karl Herzog verſuchen ließ, den wilden See meſſen zu laſſen, wie tief er ſei, wie beim großen Mummelſee auch geſchehen (Sage Nr. 897), ſo fand das Senkblei keinen Grund, wie tief es immer fiel, und da geſchah dem Herzog ähnliches wie jenen Vermeſſenen, die des Arendſees Tiefe ergründen wollten (Sage Nr. 334), denn es zuckte von unten an der Schnur, und wie ſie das Senkblei aufzogen, hing ein Zettel daran, auf welchem geſchrieben ſtand:

Wer miſſet die Waſſer mit der Fauſt und faſſet den Himm
mit der Spanne? — So du mich wirſt ergründen, wirſt meine
Grund du ſelber finden. —

Da erſchrak der Karl Herzog und ließ ab vom meſſen, und ließ den Kahn zum
Strande fahren.

Ohnfern von Schönmünzach liegt noch ein ſogenannter wilder See, wel
cher der Nonnenſee genannt wird, man ſcheut ſich ihn zu befahren; in der
Mitte ſoll ein ſtiller Wirbel ſein, der alle Fahrzeuge zur Tiefe zieht. Auch er
kann, gleich andern, nicht vertragen, daß man Steine in ihn hinein wirft. Es
ſtand dort ein Nonnenkloſter und erging damit wie mit dem bei Neuenkirchen im
Odenwalde (Sage Nr. 59) und dem Mönchskloſter, an deſſen Stelle das heilige
Meer zwiſchen Freren und Ibbenbüren trat (Sage Nr. 282). Noch immer hört
man in der Tiefe die Kloſterglocken läuten, ja man hört Geſang und Töne. Ein
Bauer zu Schönmünzach ſoll noch den großen Schlüſſel zur verſunkenen Klo-
ſterkirche haben. Das gleiche erzählt man ſich vom bodenloſen See zwiſchen
Empfingen und Nordſtetten. Da zeigt ſich vor Gewittern ein ſchwimmend See-
fräulein mit halbem Leibe. Aber andere ſagen, dort habe nicht ein Kloſter, ſon-
dern ein Wirthshaus geſtanden, da ſei es hergegangen wie dort beim Tanzteich
zu Sachswerfen (Sage Nr. 409), es wird auch noch der Tanzplatz gezeigt,
wo unter einer alten Linde die Sonntagstänzer unter der Kirche tanzten.

944. Das vierblättrige Kleeblatt.

In Rottweil war einmal ein Gaukler und ſtarker Hans, der machte dem Volk auf dem Markt die größten Poſſen vor nach ſolcher Poſſenreißer Art, und verſtand ſich ſo trefflich auf Zauberverblendung, wie jener ſein Kunſtgenoß zu Magdeburg (Sage Nr. 326). Zum letzten machte er das größte Stück, ſo noch niemals zu Rottweil war geſehen worden. Er nahm einen langen und ſchweren Wies- oder Hebebaum, ſtellte den erſt auf die Stirne, hernach auf die Zähne, zuletzt auf die Naſe und hielt ihn immer im Schwebegleichgewicht, daß alles klatſchte und bravo rief. Da kam von ohngefähr eine Maid mit einem Tragkorb voll Klee, den ſie vom Acker geholt für ihr Kühlein, und vorn am Mieder ſtak ihr ein vierblättrig Kleeblatt, das hatte ſie gefunden und vorgeſteckt und dabei gedacht: willſt's vorſtecken, vielleicht bringt's Glück, daß du was findeſt oder was geſchenkt kriegſt — und wie ſie ſo durch die Leute ging, ſah ſie den Gaukler und hörte das bewundernde Staunen, ſo was habe man noch nicht geſehen allhier zu Rottweil, ſo was lebe nicht, ſo was ſei die größte Kunſt, die es geben thue. — Nu was verwundert denn die Lüt ſo ſehr? — fragte das Mädchen mit dem vierblättrigen Kleeblatt. Doch nit, daß der Narr dort läſcht 'n'n Strohhalm uf ſeiner Nas tanze? — Kaum hatte ſie das geſprochen, ſo ſchwand die Verblendung und alle Welt ſah jetzt, daß das, was ſie für einen langen und ſchweren Wiesbaum angeſehen, nichts war, als ein langer glatter Strohhalm. Da der Künſtler merkte, daß das Mädchen ihn verrathen, ſo machte er ein anderes Hokuspokus, warf einen Faden Zwirn der Dirne entgegen und rief: ſchau Mädle, das Wäſſerle! Schwoabelieſel, heb' dei Fießel! — Und im ſelben Augenblick war dem Mädchen, als wade es durch ein Waſſer und hob ſeine Röcke, und das Waſſer wuchs zuſehends, und ſie hob immer höher, und wurde dunkelroth wie ihre Kleeblume vor Schaam, denn alles Volk lachte überlaut, und ſie war froh, als ſie aus dem Bereich des gaukleriſchen Hexenmeiſters kam. — Die hatte ihr Theil, und wollte nimmer zuſchauen und andern ihre „Küenſcht“ verrathen.

945. Arbeit im Mondſchein.

Es iſt im Schwabenlande eine gemeine Sage, daß Niemand arbeiten ſoll im Mondſchein, denn ſolche Arbeit frommt nicht, und gehört nicht Gott, wie die Tages- und Lichtarbeit, ſondern dem Teufel. Hätte der liebe Gott haben wollen, daß man im Mondſchein arbeiten ſolle, ſo hätte er dem Mond mehr Lichtſtärke verliehen. Die Rede geht, wer doch im Mondſchein arbeite, zu dem komme insgemein ein Unbekannter, und biete ihm Arbeit an, die dann immer etwas geheimes auf ſich habe. Einer Frau, die im Mondſchein ſpann, bot der Fremde, der ihr erſchien, einen ganzen Arm voll Spindeln, die ſollte ſie in derſelben Nacht noch alle voll ſpinnen, wo nicht, ſo drehe er ihr bei der Wiederkehr den Hals um. Die Frau aber beſann ſich nicht lange, ſie beſpann alle Spindeln, auf jeder einmal herum, daß das Holz bedeckt war, ſo zu ſagen nicht mehr rein, wie man zu ſagen pflegt: Kind, du haſt dich voll gemacht, wenn eins ſein Gewand verunreinigte. Und da konnte ihr der Schwarze, da er wiederkam, nichts anhaben, nur daß er ihr auch etwas voll machte, nämlich die ganze Stube ſo voll Geſtank, daß man ſechs Monate lang daran zu ſchmecken hatte.

Der Mann im Mond, das iſt kein anderer als ein Weingärtner aus Schwaben, der im Mondſchein noch Rebebüſchele machte, dafür muß er nun jahraus jahrein ſchweben, und im Mond ſein größtes Rebebüſchele am Stöckle auf dem Rücken tragen. Man heißt ihn auch das Beſenmännle, den Mann im Mond, weil er am Sonntag Beſenreis geſchnitten, und dafür zur Strafe vom lieben Gott ſelbſt hinauf in den „Mann“ verwünſcht worden iſt.

946. Die Erdbeeren.

Ein Kind im Schwabenlande ging einſt im Walde Erdbeeren zu ſuchen und hatte ſchon ein hübſches Körbchen faſt voll. Da iſt ihm die Mutter Gottes begegnet, und hat es gefragt: was haſt du in deinem Körbchen? — Das Kind fürchtete ſich, und mochte denken, die Mutter Gottes wolle von den Beeren haben, gab daher zagend zur Antwort: nient (nichts). — Ei — ſprach da die Mutter Gottes: iſt es nient, ſo ſoll es dir auch nient beſchießen! (gedeihen). — Und von da an wird kein Kind und kein Großes von Erdbeeren ſatt, es mag deren noch ſo viel eſſen.

In dieſer Sage tritt wieder die Verwünſchung durch den Mund der heiligen Gottesmutter als Strafe des Geizes im Bunde mit der Lüge durch Ungedeihen auf, wie in der arabiſchen Sage von der Erbſenſaat auf dem Acker bei Bethlehem (Sage Nr. 715).

947. Spottnamen in Schwaben.

Daß Schwaben ſein gut Theil mit trägt an der Spott- und Neckebürde, welche im Norden und Süden wie in Mitten des lieben deutſchen Vaterlandes heimiſch iſt, das iſt ſchon vielen bekannt. Es wäre fürwahr großes Unrecht, nachdem der Spottnamen und Schildbürger im Norden (Sage Nr. 190), der Herren von Schilda (Sage Nr. 374), der voigtländiſchen Siebenſtädte und Weltmitte (Sage Nr. 557), des ſchleſiſchen Ehrentitels (Sage Nr. 646), der Ummerſtädter, Waſunger, Dittiſſer und Carlſtadter Streiche, auch der Löllenfelder und Galgendenkler (Sagen Nr. 716, 739, 771, 802, 870 und 871) gedacht worden, der Schwabenſtreiche und Spottnamen nicht auch mit Züchten zu gedenken.

Schon das ſchöne Volksbüchlein von den ſieben Schwaben wird zur Quelle, aus der ſich ein heiterer und friſcher Zug thun läßt. Faſt jeder der ſieben Helden hatte ſeinen bezüglichen Beinamen; da war Jockele der Seehaas, vom Bodenſee bürtig, allwo der berühmte Seewein wächſt, und wie ſelber Wein gar grimmig iſt, und den Leuten die Därme durchbeißt, alſo ſollen auch die Seehaſen gar groß und grimmig ſein, und die Leute vom See mächtig tapfere Helden. Der Marle, Neſtelſchwab genannt, trug ſeinen Namen von der Eigenheit vieler Schwaben, ſtatt der Knöpfe ſeine Hoſen mit Neſteln verſehen zu haben, daher er viel an ſelben zu halten hatte. Spiegelſchwaben wird es wohl allweil auch noch geben, und Knöpfelsſchwaben desgleichen. Was nun den Veitle, Gelbfießler genannt, betrifft, ſo iſt das eine nur allzuſehr bekannte Sache, daß er aus Bopfingen war, und den Bopfingern nachgeſagt wird, ſie hätten einmal bei einer Eierlieferung als Abgabe aus eitel Gutmeinen recht viel liefern wollen, und hätten die Eier mit den Füßen tüchtig feſtgeſtampft, da ſeien ihnen die Füße gelb worden. Können ſich aber tröſten, denn derſelbe Schwank wird auch den Derendinger Bauern nacherzählt, und giebt deren Dinger noch mehr. Die Jartheimer hätten auch zu derſelben Ehre kommen können, denn die heißen Eierleger, weil einmal eine Frau alldort eine Hexe war, welche weißes Zauberbrod aß, und nun Eier in Menge legte. Ein Knecht naſchte von ſelbem Weißbrod und nun ging bei dem das Gegacker auch los, und legte und legte einen ganzen Spreukorb voll, bis der Herr dazu kam, dem verrieth der Knecht das Geheimniß; da aß der Herr auch und wurde auch zum Gückelhuhn und legte Eier, was das Zeug hielt. Als dieſe Hexenkunſt herum kam, wollte kein Menſch mehr Jartheimer Eier haben und kaufen, meinten alle: die die Eier legten, könnten ſie auch ſelber eſſen. Eine verwandte Sage von ſolcher Eierlegung, aber durch eine Kröte, giebt es von einer Hexenbuhle auf einem Dorfe bei Köln am Rhein. — Die Jeſinger führen den Unnamen Räpplesfreſſer, weil ſie einmal ſich haben einen gefallenen Rappen ſchmecken laſſen, doch war es nur ein ganz kleiner. — Die Hornberger ſtellten einſt ein großes Luſtſchießen an und ſorgten für alles, Glückshafen, Scheiben, Eſſen, Trinken, Muſik und Böller, doch fehlte, als es angehen ſollte, nur eins — das Pulver, daher ſagt man von einem Ding, das mit großer Wirthſchaft angefangen wird, wo alles hofft und ſpannt, und die Mäuler recht voll genommen werden, und aus der ganzen Geſchichte hernach doch nur Dreck wird — „es geht aus wie 's Hornberger Schießen.“ — Den Ulmern begegnete die Geſchichte mit dem Spatzen und dem Strohhalm, die andern Ortseinwohnern auch aufgemutzt wird, ſie aber, die Ulmer, müſſen den Namen Spatzen geduldig tragen. Schlimmer ſind die Rottweilerer dran, deren Bürgermeiſter einen Kurbis, den ſie fanden und für das Ei eines ſeltnen Vogels hielten, ausbrüten mußte. Aber ſelbes Ei faulte, und man warf es über die Mauer, da platzte es, und vom Schall erſchreckt, fuhr ein Haas aus einem Buſch, und ſie dachten, es wäre ein junges Eſelsfüllen, von wegen der langen Ohren. Seitdem werden ſie piz geheißen, als welches gar wildgarſtig. Und tragen die Reuſſener denſelben Namen noch mit dem Zuſatz: — Freſſer, müſſen ſich mit den Schleſiern tröſten (Sage Nr. 646). — Die Seebronner über Rotenburg a. N. heißen Senſenſchmecker, weil einmal einer von ihnen heimlich einem andern den Hanf abgemäht. Dieſe Unthat zu entdecken, ließ der Schultheiß — neumodiſch heißt's Bürgermeiſter, (ob auch in Schwaben, ſteht dahin, iſt ein Schwabenſtreich extra muros, wenn ſich die Bauern Bürger nennen, als wäre Bauer ein Schimpf- und nicht ein Ehrenname) — alle Senſen aufs Gemeindehaus kommen, um durch den Geruch zu ſchmecken, weſſen Senſe den Hanf abgeſchlagen. Klingt lächerlich, war aber doch nicht ohne, und der Schulz war nicht dumm, denn der Hanf hat einen von jedem andern Kraut unterſchiedenen Geruch. — Die Hirſchauer in der Nähe von Tübingen heißen Kröpfle. Fragt einer warum? — ſo folgt die Antwort: weil ſie die Waden unterm Kinn, und nach dem Spottwort: alle ihre Glieder beiſammen haben. Sie ſind ſchier alle kropfet. Einſt ging ein Fremder durch Hirſchau, den ſpotteten die Kinder aus, weil er des Kropfs ermangelte, ging ihm wie dem Fremden in Gellerts Fabel vom Lande der Hinkenden und Stammelnden. Doch fand ſich eine kluge Mutter, die zog ihren kröpfigen Jungen herein, gab ihm eine Dachtel und ſagte: unnützer Bub! Was mußt du den armen Herrn ausſpotten, weil er keinen Kropf hat? Danke du Gott, daß du alle deine Glieder beiſammen haſt! — Die Kiebinger und

Munderkinger heißen Mondfanger und Stangenſtrecker; haben den Mond fangen wollen im Neckar, wie er gerade drin lag, und im Schweinſtall, wie er hineinſchien und mit einer Stange vom Himmel langen, wie einen Apfel vom Baume. — Die Aalener aber das ſind erſt kluge, die wiſſen wo Barthel Moſt holt und wo der Haas im Pfeffer liegt. Einſtmals hatten ſie Streit mit einem Kaiſer, der zog gegen ſie heran mit Heeresmacht; da ward ihnen bange, mochten gern erkunden, wie ſtark das Heer ſei, das heranrückte, und ob ſie's wohl mit ihm aufnehmen könnten? Sie wählten ihren allerklügſten, wie ja bei Wahlen allemal geſchieht, und gar nicht anders ſein kann, deshalb hat's auch ſo mächtig viel Doktor G'ſcheitle gegeben dazumal — nicht zu Aalen. Nun ſchritt der Kundſchafter herzhaft auf das Lager zu, ſah das große Heer, konnt's aber nicht zählen, ging grad' auf die Generalität los und ſprach treuherzig: grüeſch Gott ihr Herre! — Was ſuchſt du hier? — wurde gefragt. Mit Verlaub — ſprach er: ſuchen thun i gar nix, brauchens ſie nit ze fierchte, ich bin halt nur der Kundſchafter von Aalen, und will mi mit Verlaub e biſſel umſchaun im Lager drin. — Da lachte alles, ſelbſt der Kaiſer, und machte Frieden mit Aalen. Darauf wurde der Kundſchafter an der Uhr angebracht, nämlich ſein Bildniß, und das mußte Geſichter ſchneiden, ſah aus, wie das caput zu Jena (Sage Nr. 686). Hernachmals haben gar viele über den Aalen-Lalenſtreich gelacht, ſelbſt Napoleon mit ſeiner Garde, als er durch den Ort kam und auf dem Markt eine Parade abnahm; dann aber haben die Aaleren das Kundſchafterbild, das ſo lange paradirt, doch in aller Stille abgenommen.

948. Gansloſer Streiche.

Liegt ein Dorf in Schwaben, im Gebirg, zwiſchen Owen und Geislingen, heißt Gansloſen und iſt nah verwandt mit Dittis im Rhöngebirg; eins von denen, welchem vornehmlich alle Schwabenſtreiche aufgebürdet werden. Auch die Gansloſer haben, wie die Dittiſer (Sage Nr. 771), Geſchichten von ihrem Kirchenbau. Als die Kirche vollendet war, brachte man eine Sonnenuhr am Thurme an, die mußte derſelbige Maler malen, der den Rottweilerern die Flucht aus Aegypten auf ihre Fahne gemalt, und alles mit Waſſerfarben, bis auf den Eſel, den hatte er mit Oelfarben gemalt; da nun die Fahne in Regen kam, floß alles ab, und nur der Grauſchimmel blieb zu Spott und Hohn als der Rottweilerer Schimpfwahrzeichen. Da ſich nun die Gansloſer beim Gemäld' ihrer Sonnenuhr ähnlicher Tuckerei vom Maler verſahen, wurden ſie eins, ein Dachel über ſelbige machen zu laſſen, ſo konnte der Regen die Farben hübſch nicht abfluthen, und die Sonne konnte ſie auch nicht ausziehen oder bleichen. Die Geſchicht' mit dem Brunnenausmeſſen, wo einer am andern ſich anhängt, und zuletzt der Schultes, an dem ſie alle hängen, losläßt, um nur einmal in die Hände zu ſpucken, um ſich dann feſter anhalten zu können, iſt den Gansloſern auch aufgehalſt worden. Wie die Waſunger ihre aparte Arie haben, ſo haben auch die Gansloſer eine, und zwar auf einen Storch, der ſich, wie in Aegyptenland, alldort göttlicher Verehrung erfreute, jedoch ſpäter durch vier Mann, die einen fünften trugen, damit er die Saat nicht vertrete, aus der Saat gejagt wurde. Sie feiern ihm vergnüglich ein eignes Storchenfeſt (wird der Gründonnerstag ſein, der in Thüringen und Franken häufig geradezu der Storch heißt), und ſingen folgendermaßen ihre Aria:

Heut' feiern wir
Das hohe Thier,
Das uns auf unſern Wieſen gā-
St – 's hat ein ſchwarzweißes Wam̄es an,
Und einen Schnabel wie a Gan-
S Halleluja!

Da nun aber die Gansloſer doch von ihren Landsleuten gar zu arg aufgezogen, gehänſelt und gedräuſelt wurden mit ihren Streichen und mancherlei Unnamen, ſo ward ihnen der Name ihres Dorfes leidig und wollten ihn ſammt der Erinnerung ganz los ſein, nannten daher und kamen darum ein, dieß fürder thun zu dürfen, ihren Ort Audorf. Wenn nun die Nachbarn kommen, ſo fragen ſie ſpöttiſch: iſt Gansloſen au' 'e' Dorf? — (Auch ein Dorf oder euer Dorf?) und jene haben damit nichts gewonnen, als den Ruhm eines neuen Schwabenſtreiches.

949. Trillpetritſch, Drallepatſch und Elbertrötſch.

Von ſelbigen drei ſchönen Namen, wie ſie hier oben ſtehen, weiß man ſo eigentlich nicht, wer ſie geführt hat; es ſind ſchwäbiſche Scherznamen, denn in Schwaben giebt es viel Scherzluſt und ächte Gemüthlichkeit, und mehr als in manchem andern deutſchen Lande, wo viele Leute ſich gar nimmer auskennen, wie gar klug und weiſe ſie ſind, und wie viele Toiſen über die Meeresfläche ihre Naſen erhaben ſind.

Daß der Elbertrötſch von irgend einem Elben der Mythe ſeinen Namen trage, dürfte ſehr zu bezweifeln ſein; der Name wird wohl im Worte albern ſein einfaches Würzelchen haben; Drallepatſch wird ſein was anderorts Tallepatſch, Tollpatſch iſt, und Trillpetritſch ließe ſich in trillen und Peter auflöſen, ein getrillter, ungedrehter, genarrter Peter, das ganze Kleeblatt ein dreifaches Stichblatt für die ſpiel- und ſcherzweiſe Verhöhnung. Die Redensart geht, einen dieſer dreien jagen, welche Jagd gewöhnlich ein recht dummer Talk und Löll vornehmen muß, den die loſen Spielgenoſſen mit einem offenen Sack irgend wohin ſtellen, den einen der dreie zu fangen; dann ſchleichen ſie ſich hinweg und laſſen ihn ſtehen, ſo lange er dumm genug iſt, ſtehen zu bleiben, hernach lachen ſie ihn tüchtig aus, und geben ihm den ſchönen Spottnamen deſſen, den er jagen und fangen ſollte, ſelbſt.

Einſtmals fing einer aus oder bei Friedingen her, der den Trillpetritſch fangen ſollte, und bei einer Fuchsgrube ſtand, unverſehens einen Haſen, der ihm in den Sack gehüpft war; da war der Jubel des Dummen groß; im Triumph ward das gefangene Ungeheuer in die Lichtkarzſtube getragen, und war große Furcht, was es wohl für ein Ungeheuer ſei, und wappneten ſich alle mit waidlichen Mordgewehren, und ging ſchier wie bei den ſieben Schwaben im Märlein, wie ſie auf ihr Ebenteuer gegen das Ungeheuer, den Seehaſen, auszogen, bis der Has aus dem Sack herausfuhr, und alles durcheinander rief, wie damals der Allgäuer:

Botz Veitle! maag, maag, was iſcht das?
Es Ungeheuer iſcht noh e Haas.

950. Tripstrill in Schwaben.

Beim Trillpetritſch kann einem leichtlich Tripstrill einfallen, zumal auch Schwaben ſein Tripstrill und die voigtländiſche Redensart vom guten Städtlein Triptis hier im ſchwäbiſchen Zabergäu einen Wiederhall gefunden hat. Nämlich am Fuße des Michelsberges — von dem auch ſonſt ſo viele Sagen gehen, unter andern, daß er auch Gudinsberg (wie in Heſſen eine Stadt Gudensberg) und Wudinsberg heiße — liegen neben dem Dörfchen Neukleebronn drei Höfe, wie ſonſt bei Triptis drei Burgen (Sage Nr. 565), die nennt das Volk Tripstrill, und ſoll vordeſſen auch eine Stadt allda gelegen haben, deren Reſte die Höfe ſeien. Und wie dort beim voigtländiſchen Triptis eine berufene Wieſe, Weide und Quelle, ſo hier in Schwaben auch eine Wieſe mit reichen Quellen, die vordeſſen die Pelzmühle trieben, in der die alten Weiber, wenn ſie drin mahlen ließen, einen friſchen Pelz und eine junge Haut bekamen Und antworten die Leute gern, wenn Jemand unberufen neugierig fragt, wohin man wolle, oder woher man komme in Thüringen: $\left.\begin{array}{l}\text{von}\\ \text{nach}\end{array}\right\}$ Tripstrill auf den Federmarkt, und in Schwaben:

$\left.\begin{array}{l}\text{Aus}\\ \text{Nach}\end{array}\right\}$ Tripstrill,
$\left.\begin{array}{l}\text{In die}\\ \text{Aus der}\end{array}\right\}$ Pelzmühl,
Wie man die alten Weiber mühlt.

951. Der Weibertrunk zu Weilheim.

Zu Weilheim bei Tübingen iſt vordeſſen von den Weibern ein beſonderes Recht geübt worden, ſchöner als jenes Recht der Weiber zu Weſtheim mit ihrem Stein (Sage Nr. 773), und etwa eben ſo ſchön, wie das heitere Hochgericht zu

Markt-Steft (Sage Nr. 810). Es war ihnen nämlich einſtmals eine Eiche geſchenkt worden — vielleicht hatten ſie auch, wie die Weiber zu Dornhan, einmal einer gnädigen Herrſchaft die Pferde ausgeſpannt und ſich davor, welche dann alljährlich am Aſchermittwoch einen Schoppen Wein zur Letze bekamen — die Eiche ſollten aber die Weiber ſelbſt ausſuchen, umhauen, verkaufen und vertrinken. Nun war das mit dem ſelbſt umhauen ſo eine Sache, es ging immer nur bei ziemlich dünnen Eichen an, für die nicht viel gelöſt wurde; daher wurden die guten Weiber eins, ihre Eiche, und zwar eine recht dicke, dem Dorfe um eine runde Summe zu verkaufen, die mußte alljährlich der Schultes auszahlen. Doch bewehrten ſich zum Zeichen alten Rechtes und Herkommens, ſtets etwelche Weiber mit Aexten, gingen dann zum Schultes und ſprachen: wir wollen unſere Eiche umhauen. — Darauf empfingen ſie das Geld und nun fand ſich die ganze Weiberſchaar auf dem Rathhaus ein zum Juchhe. Hatte eine Frau Abhaltung daheim, ſo ließ ſie ihren Trunkantheil nach Hauſe holen, welche aber kam, die durfte ſo viel trinken, als ſie wollte. Männer ſollten nicht am Trunke Theil nehmen, doch geſchah es ausnahmsweiſe jedennoch. Hernachmals iſt aber der alte Brauch und das alte Recht abgeſchafft worden, wie ſo vieles, denn dem Volke möglichſt alles an alten Gewohnheiten, Sitten und Bräuchen zu nehmen, mochten ſie gut oder ſchlecht ſein, dahin iſt von jeher der Sinn der Beamten und der neumodiſchen Aufklärer gerichtet geweſen.

952. Der Pferdeheilige.

Das wiſſen nicht Viele, daß die Pferde auch einen Schutzpatron haben, wie die Schweine ihren Antonius, ſelbiger iſt der heilige Martyrer Colomannus. Er war aus Schottland nach Deutſchland gekommen und hatte im Schwaben- und Bayerland hin und her das Evangelium gepredigt, bis er ſeinen Tod durch Enthauptung fand am 13. Tage des Weinmondes im Jahre des Herrn 110. Ein Wald bei Böhmenkirch in Schwaben führt noch nach ihm den Namen der Colomannswald, dort hatte er auch eine Kapelle, neben welcher lange Zeit ein frommer Einſiedler gewohnt hat. Dorthin trieb man viele Jahre lang aus der ganzen Umgegend am Pfingſtmontag die Pferde, wohl über 4 bis 500, und ritt ſie dreimal um die Kapelle herum; nebenbei war eine ſtarke Wallfahrt dahin am ſelben Tage. der Pfarrer von Böhmenkirch hielt Predigt und Hochamt, dabei ſtand das Haupt des heiligen Martyrers vor der Kirchthür auf einen Tiſch, und vor dem Haupt ſtand ein großes meſſingenes Becken, dahinein die Opfer fielen. Krämer kamen auch hin und ſchlugen ihre Buden auf und war allda ſo luſtig, wie auf dem Keferloher Pferdemarkt, der noch beſteht (Sage Nr. 977). Später iſt das Haupt des heiligen Colomann aus der Waldkapelle, da ſie abgebrochen ward, in die Kirche zu Böhmenkirch übertragen worden. — Ein andrer Colomannswald liegt im Hausruckkreiſe im Erzherzogthum Oeſterreich ob der Enns, dort ſteht auch noch eine dem Pferdeheiligen geweihte Kapelle, 2 Stunden vom Mondſee. Dort raſtete der heilige Pilger auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem. Als Pilger wird er auch ſtetig abgebildet, in der Hand einen Strick, und dieſer Strick mag wohl Urſache geworden ſein, daß man ihm den Schutz über die Pferde anbefohlen hat.

953. Andreas-Nacht.

Solche böſe Poſſen, wie die Fräulein zu Geburg vornahmen, ihre künftigen Liebhaber vorher zu ſchauen (Sage Nr. 711) ſind in der Andreas-Nacht, Chriſtnacht, Thomasnacht und andern heiligen Nächten auch in Schwaben vorgenommen worden. Die Andreas-Nacht hatte aber den Vorrang neben der Thomas-Nacht. Da mußten die Mädchen, die ihre Zukünftigen erſchauen wollten, allein in der Kammer ſchlafen und mit dem zwölften Schlag der Mitternachtsſtunde den Andreasſegen beten, auch dabei den Bettſtollen dreimal treten, wie man thut, wenn man zu einer gewiſſen beſtimmten Stunde Nachts erwachen will. Der Segen lautet:

Heiliger Andreas (Thomas) i bitt di
Bettſtoll, i tritt di,
Laß mir doch erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen,
Wie er geht und ſteht,
Und wie er mit mi in de Kirchen geht.

Es hat mit dieſen und andern Dingen jedoch ein Aber. Manches Mädchen, welches den Segen ſprach, fühlte, daß eine eiskalte Hand ihm übers Geſicht fuhr — der Herzallerliebſte, der ihr ſo erſchien und ſie noch im ſelben Jahre freite, war dann der Tod. Andre, die dem wirklich erſcheinenden Liebhaber etwas entrafften, mehrentheils Meſſer, ſind ſehr unglücklich geworden, den auf dieſe Zauberweiſe zu ihnen gewaltſam hin entrückten befiel entſetzliche Beängſtigung — und wenn ſie dann ſpäter unverſehens das Meſſer fanden, ſtießen ſie es den eignen Frauen in das Herz. Ein Brauch iſt auch, daß ſich in der Andreas-Nacht die Mädchen, nachdem ſie zwiſchen 11 und 12 Uhr ein brennend Licht auf den Tiſch geſtellt, völlig entkleiden, und den Rücken der Stubenthüre zuwendend, die Stube auskehren; ſie dürfen ſich aber bei Leibe nicht umdrehen. Dann ſehen ſie ihren künftigen Ehemann hinter dem Tiſche ſitzen, wie er leibt und lebt. Eine Dirne aus Wurmlingen machte den Verſuch, und ſiehe — hinter dem Tiſch ſaß ihr Brodherr, welcher ſchon eine Frau hatte. Nun ſchämte ſich das arme nackte Ding faſt zu Tod, und dachte, der könne ſie ja doch nicht heirathen. Aber noch in demſelben Jahre ſtarb die Hausfrau; der Mann gönnte ſie dem Himmel von Herzen, und freite friſch weg die ſchöne junge Magd.

954. Knöpflinsnächte.

Es war und iſt ein alter Brauch in Schwaben, beſonders in der Stuttgarter und Tübinger Gegend, mit manchem Scherz die ſogenannten Knöpflinsnächte zu feiern, das ſind die Nächte der drei letzten Adventſonntage, die dem Chriſtfeſt vorangehen. Es mag dabei ſonſt vieler Unfug getrieben, auch namentlich das Gabenheiſchen übertrieben worden ſein, denn an manchen Orten, in Schwäbiſch-Hall ſchon 1685, wurden die Knöpflinsnächte verboten. Gewöhnlich ſchaaren ſich die Knaben zuſammen, und gehen ſingend currendemäßig von Haus zu Haus mit allerlei Liedchen: z. B.

Heint iſt die heilig Knöpflinsnacht —
Corrandi! Corrandi! (Currende, currende!)
Wer mir Aepfel und Birnen geit
Dem dank' i, dem dank i! u. ſ. w.

Faſt an jedem Ort hat das Lauſchor andre Bittverslein. Der mittelalterliche Brauch des Singeumganges von Schülern auf den Straßen, die Currende, iſt noch in vielen Städten Mittel-Deutſchlands üblich, und die ſchwarzen Mäntel, welche dabei getragen werden, haben noch den Zuſchnitt aus Luthers Zeit, da er ſelbſt in Eiſenach in der Currende ging. Zu Berlin iſt in allerneueſter Zeit die Currende förmlich wieder eingeführt worden.

Man wirft in den Knöpflinsnächten auch mit Erbſen an die Fenſter, das hat gar eine ſondre Urſache. Vor alten Zeiten regierte einmal eine grauſame Peſtilenz in Schwaben, es ſtarb alles aus, die Häuſer waren geſperrt, man wußte nicht, waren die guten Freunde tod oder noch lebendig? Um das zu erkunden, wagte man ſich Nachts auf die Straßen und warf Erbſen an die Fenſter der Freunde, zur Nachfrage. Wer noch lebte, kam dann an die Fenſter und bedankte ſich mit einem „Vergelts Gott!" — Kam Niemand an das Fenſter — ſo wußte man, daß drinnen alles aus und tod war. Daher hat ſich der Brauch in mancher Gegend, ſo um Wurmlingen und Rotenburg a. N. erhalten, und die Leute rufen noch immer mit einem „Vergelts Gott" den geſchichtlichen Dank aus den Fenſtern den Werfern zu, ſo lange das Werfen mit Erbſen geſchieht und nicht in Katzenmuſik-Begleitung mit Steinen, denn das vergilt nicht Gott, ſondern der Teufel.

955. Die Untergänger.

Untergänger heißen in Schwaben die falſchen Feldmeſſer und Feldrichter, welche die Flur- und Triftgrenzen und die Einzelgrundſtücke unrichtig und zu andrer Schaden vermeſſen, Grenz- und Markſteine verſetzen, Furchen von des Nachbars Acker ab und zu dem ihren pflügen, und alle dieſe Leute, von denen auch im übrigen Deutſchland allgemein die Sage geht, daß ſie nach dem Tode umgehen, ſchweben oder geiſten müſſen, und zwar zumeiſt als Feuermänner, und große Herwiſche. Davon hat es auch in Schwaben vordeſſen viel gegeben; es war nicht gut, ihnen zu begegnen, oder auf ſie zu ſtoßen. Sie ſchlugen mit ihren feurigen Ruthenſtäben und Pickeln, umſchlangen mit glühenden Meßketten, und wenn ſie Niemand hatten, an dem ſie ihre Wuth auslaſſen konnten, ſo plätzten ſie auf einander ſelbſt los, daß die Funken weit umher ſprützten, und ſchimpften einander kurz und lang. Solcher Männer, die nach dem Sprüchwort Himmel und Erde betrogen mit ihrer Falſchmeſſerei, gab es bei Tübingen eine ganze Geſellſchaft, da ſind ihrer fünf; andre ſah man bei Betzingen laufen; in der Rotenburger Markung ſchwebten ihrer ſieben; bei Bühl im Neckarthale geiſtet auch einer umher, und ſo an vielen andern Orten und Enden.

956. Die Schrettele.

Schrat und Schretele ſind unheimliche Weſen, in mannichfacher Beziehung abſchreckend und furchtbar gedacht. Dem urſprünglichen Begriff nach iſt der Schrat ein ſtruppiger wildhaariger Waldſpuk, daher „ein wilder Waldſchrat," und zwar für beide Geſchlechter, der ſpätre hat ſich in der verkleinernden Form Schrättlein zur Nachtmahr ausgebildet. Das Schrattele iſt in Schwaben Alp, daher heißt es auch in mancher Gegend blos Druckerle, Nachtmännle; ſelbſt zottig und zotelig, beim Sichtbarwerden erſcheinend, verpfitzt es, indem es gleich der Mahr im Niederland auch die Pferde quält (Sage Nr. 150), der Thiere Mähnen, flicht die Weichſelzöpfe, ſaugt an Brüſten und Euten der Menſchen und Thiere, ſelbſt an denen ganz junger Kinder, daß ſie aufſchwellen. In manchen Gegenden heißen ſie Schreckſele, nach Bayern hinein Rettele. Viele denken ſie auch mit den Truden überein, gegen beide wird der magiſch myſtiſche Trudenfuß, das Pentalpha, über Thüren gezeichnet, deſſen Geſtalt alſo: Das iſt das Zeichen, deſſen in Goethes Fauſt der Held gegen Mephiſtopheles gedenkt: „das Pentagramma macht dir Pein!" — Hauptſache iſt, daß es mit einem ſichern und feſten Zuge gezogen werde, und in allen Winkeln, an allen Spitzen ſchließe; da kann kein Geiſt unter ihm oder über ihm hinweg; ſchließt es nicht, ſo iſt es wirkungslos. Das nennen die Leute in Schwaben Schrattlesfuß, anderwärts heißt es Trudenfuß. Auch Steine giebt es, welche Schrattlesfüße heißen, es ſind Fährtenabdrücke von Sauriern, unters Kopfkiſſen gelegt, kann kein Schrettele dem Schlafenden beikommen. Als Schrattenſteine werden auch in gleicher Weiſe in manchen Gegenden die ſogenannten Donnerkeile, aber durchbohrte, altgermaniſche Streitkeile von Stein, gebraucht. Als Alp kommen die Schrettele durchs Schlüſſelloch, und ziehen durch daſſelbe wieder hinweg, wie jene Flaumfeder zu Ruhla (Sage Nr. 478), und plagen abſonderlich gern Wöchnerinnen und Wochenkinder, nehmen auch Thiergeſtalt an und drücken die Menſchen, daß ihnen ſchier der Odem ausgehen möchte. Glücklich ward ein Müller kurirt, und ſchlecht kam eine Trude weg, die ihn ſchrecklich plagte. Der gequälte ſtöhnte und ächzte, konnte ſich aber nicht ermuntern. Der Kamrad, der bei ihm ſchlief, ſtieg auf, machte Licht, und ſah einen Strohhalm quer über dem Schlafenden liegen, den er in die Hand nahm. Gleich wachte jener erleichtert auf, und da verbrannten ſie den Strohhalm. Nie kam die Trude oder das Schrettele wieder zu dem Mühlburſchen, drüben im Nachbarhauſe aber lag die Frau im Bett und hatte Brandblaſen an allen Gliedern. — Sehr probat iſt gegen ſolche Ungethüme ein Schrettelesmeſſer, das iſt einfach ein Meſſer, auf deſſen Klinge drei Kreuze eingegraben ſind, und das zur Nacht mit der Spitze über ſich in die Höhe gehalten wird. Da ſticht ſich das Schrettele hinein, und kommt nimmer wieder.

957. Spinne aus dem Munde.

Einſtmals ſind zwei Weiber aus Betzingen miteinander in das Gras gegangen, und da ſie von ihrer Arbeit an einem Rain ausruheten, klagte ſich die eine großer Müdigkeit und ſchlief ein, die andre aber blieb munter und wunderte ſich, daß ihre Gefährtin alſo ſehr ſchläfrig war. Auf einmal nahm ſie mit Staunen wahr, daß der ſchlafenden Frau eine Spinne aus dem Munde herauskroch, und im Graſe des Rains ſich bald verlor. Darauf ſtieß ſie die Schlafende an, und wollte ſie wecken und ihr das Geſehene mittheilen, aber jene erwachte nicht, ſondern lag ſtockſteif, gleich dem Weibsbild, das die Schnitter bei Wilforde fanden, dem ein Thierlein in den Mund hineinkroch (Sage Nr. 150), und gleich der Magd zu Unterwirrbach bei Saalfeld, der das rothe Mäuſelein aus dem Munde kroch (Sage Nr. 537). Es dauerte eine ganze halbe Stunde, da kam die Spinne wieder und kroch der ſchlafenden in den offnen Mund hinein. Gleich darauf erwachte ſie und raffte ſich auf, wieder ihrer Arbeit zu warten; der Gefährtin aber grauſete. ſie wußte nun, daß die andre eine gefährliche Trude war, und mittlerweile anderswo geweſen.

958. Ach Alm.

Nicht gar weit von Reutlingen ſtand auf dem kegelförmigen Achelberg die feſte Burg Achel, ſpäter Achalm genannt, die jetzt in Trümmern liegt, gleich allen oder doch den meiſten ihrer zahlreichen Nachbarburgen in der ſchwäbiſchen Alb. Ihren Aufbau legt die Gelehrtenſage ihrer Umgegend noch über die Zeit vor Chriſti Geburt hinaus, und die älteſten Erbauer und Beſitzer ſollen Großhofmeiſter im Frankenreiche geweſen ſein. Mehrere Jahrhunderte ſpäter war ihr Herrengeſchlecht noch ſchier rieſenhafter Art und beherrſchte rings den Gau, doch gab es damals der blutigen Fehden nur allzuviel, und eine derſelben brach auch das älteſte Schloß. Dann haben zu Kaiſer Konrads Zeiten zwei Brüder gelebt, Egino und Rudolph, die erbauten aufs neue die ſtattliche Bergveſte, darüber kam der eine Bruder, Egino, zum Sterben. Da fragte Rudolph noch ſchnell ſeinen ſterbenden Bruder: wie nennen wir, Bruder, die neugebaute Burg? Egino aber fühlte ſchon ganz tief im Herzen den herben Todespfeil und rief erbleichend: ach Allm — und wollte rufen: ach Allmächtiger — da feſſelte der ſchnelle Tod ſeine Zunge, und Rudolph nannte nun nach des Bruders letztem Seufzer die neue Burg Achalm, und führte den Bau zu ſeiner Vollendung. Dieſe Sage ſoll aber erſt ſpäter gemacht ſein, und „Ach äll (alle) muß ich verlaſſen!“ ſoll der Ausruf des Sterbenden gelautet haben, daher der Burgname Achel.

959. Vom edlen Möringer.

Es geht ein altes Lied vom edlen Möringer, das war ein freiſamer Rittersmann, der ſaß zu Möringen an der Donau, und bat ſeine Frau um Urlaub, in Sankt Thomas Land zu ziehen, und ſie möge ſieben Jahre ſeiner Rückkehr harten, Land und Gut indeß verwalten und ihre Treue ihm bewahren. Und zu ſeinem Kämmerer ſprach er: hüthe meiner Fraue ſieben Jahre lang und wache über ſie! — Da ſprach der Kämmerer: Herr, lang iſt der Frauen Haar, aber ihr Muth iſt kurz. lang ſind ſieben Jahre und kurz ſind ſieben Tage, und doch möcht' ich nicht ſieben Tage euer Frauen Hüther ſein. — Da redete der Ritter mit einem jungen Herrn, deß Name war von Neuffen, daß dieſer der Frauen ſorglich hüthe, und der gelobte es ihm in Treue an. Da hub ſich der edle Möringer getroſt von dannen und zog in fernes Land und blieb allda ſieben ganzer Jahre. Und wie das ſiebente Jahr ablief, lag er in einem Garten ſchlummernd, da träumte ihm, er höre eine Engelſtimme, die riefe ihm zu: Möringer, edler Möringer! Was ſäumeſt du allhie? Kommſt du nicht bald zurück, ſo freit der junge von Neuffen dein Weib! — Von dieſer Stimme erwachte erſchreckend der Möringer, und erſeufzete, und flehte zu Sankt Thomas, ihn zu retten aus ſo herber Schwere, und entſchlief wieder in großem Kummer. Und wie er wieder erwachte, ſo blickte er erſtaunt umher, denn die Landſchaft kam ihm nicht mehr indiſch, ſyriſch, perſiſch, portugieſiſch oder ſpaniſch vor, ſondern ganz ſchwäbiſch, und der theure Apoſtel hatte ſeinen treuen Jünger viel kürzer und mit viel mindern Umſtänden über Land und Meer in ſeine Heimath geführt, als der Teufel den Herzog Heinrich den Löwen (Sage Nr. 312). Der edle Möringer befand ſich im Pilgerkleide vor einer Mühle, die ſein war, und dicht unter ſeiner Burg klapperte, und trat zum Müller hin und fragte ſelbigen: Müller, was giebt es gutes neues hie zu Lande? Ich bin ein Wallbruder und komme von fern her. — Gutes giebt's und Schlimmes, wie man's nimmt! — erwiederte der Müller. Der Herr von Neuffen nimmt heint droben auf der Burg des edlen Möringers Frau oder Wittib zum Weibe, denn leider ſoll unſer guter Herr in Sankt Thomas Lande Todes verfahren ſein. — Da ging der edle Möringer zu ſeiner Burg empor, heiſchte Almoſen und Imbiß und Nachtlager um Gottes und Sankt Thomas Willen, und um des alten Möringers Seele. — Als das die Burgfrau hörte, hieß ſie den Alten einlaſſen und Speiſe geben und herbergen, ſo lange er wolle, denn ſie war fröhlich in ihrem Herzen. Wie nun der Abend kam, ſprach ein Dienſtmann, daß des edeln Möringers Sitte geweſen ſei, von einkehrenden Pilgrimen ein Lied zu begehren, und da rief gleich der Hochzeiter von Neuffen: rufet uns den Pilger, er ſinge uns ein Liedlein, bevor wir zu Bette gehen. — Und da kam der Pilgrim und ſang: wie er zwar langes Schweigen gelobt habe, nun aber brächten ſchöne Frauen ihn zum ſingen, und er bitte den jungen Mann, ihn an der alten Braut zu rächen und mit ſeiner Lauten in den Sang einzuſtimmen. Er ſei alt und graubärtig, ſie wolle einen jungen haben, er ſei vor ein Herr geweſen, ſei nun ein Knecht, und müſſe ihm auf dieſer Hochzeit eine alte Schüſſel recht ſein. — Dieſer trübe Sang bewegte die Frau, und ſie ließ dem Pilger nach der Sitte der Zeit einen goldenen Becher Weines darreichen, in dieſen ſenkte er ſeinen Vermählungsring, und ſandte dieſen in dem Becher der Frau zurück. Und da ging es, wie es bei Kaiſer Karl des Großen Heimkunft ging (Sage Nr. 124), und bei der Heinrichs des Löwen: die Frau erkannte den Ring und den Gemahl, und ſtürzte ihm reuig zu Füßen, und ſchwur, daß ſie bis dieſen Tag noch ihre Frauenehre unverbrochen bewahrt, und wäre dem nicht ſo, ſo ſollte er ſie einmauern laſſen. Dem jungen Herrn von Neuffen war am übelſten zu Muthe, er bot ſeinem Lehnsherrn das Haupt zur Sühne dar, der aber ſprach: nicht alſo, Herr von Neuffen, nehmt meine Tochter, und die alte Braut laßt mir, ich will ihr ſelbſt die Haut wohl beren (ſchlagen). Und da waren alle Theile zufrieden.

960. Der Schuſter zu Lauingen.

Das Städtchen Lauingen zwiſchen Ulm und Donauwörth iſt gar ſagenreich. In den Hunnenzeiten geſchah es, daß das Heidenheer und das Chriſtenheer einander gegenüber lag, ohnweit dem Donauſtrom und dem Schloſſe Faimingen, und weil ihre gegenſeitige Streitmacht ſich die Wage hielt, ſo ſollte ein Zweikampf zweier auserwählter Streiter den Sieg entſcheiden. Da wählte der Kaiſer ſeinen Reichsmarſchall, das war ein Pappenheim, und wollte derſelbe muthig zum Kampfe ſchreiten. Wie er ſich nun gürtete und rüſten ließ, trat ein Unbekannter zu ihm heran und ſprach: laß ab zu ſinnen, wie du dem Feind obſiegen wirſt, nicht du ſollt des Kaiſers Kämpe ſein, ſondern ein geringer Mann, ein Schuſter aus Henfail (ſo hieß Lauingen vordem). — Wer biſt du, daß du ſolches mir anſagſt! — fragte ſtaunend der Marſchall. Ich bin Georg, Chriſti Streiter! — antwortete der fremde Mann: deß zum Wahrzeichen nimm meinen Daumen. — Und gab dem Marſchall den Daumen der Hand heraus, ohne daß die Hand blutete, und verſchwand. Der Marſchall ſagte das Wunder dem Kaiſer an, und der Kaiſer ſandte nach dem Schuſter, und der Schuſter kam und gewann den Sieg. Da ſollte er ſich drei Gnaden vom Kaiſer erbitten, und da bat er um eine Wieſe zum Gemeingut für die Stadt Lauingen, welche nicht viel kleiner mag geweſen ſein, als jene Wieſe bei Bremen, um die der lahme Krüppel in einem Tage hinkte (Sage Nr. 306). Zum zweiten bat er für die Stadt Lauingen um das Ehrenrecht, mit rothem Wachs ſiegeln zu dürfen, das ſonſt nur die Reichsſtädte genoſſen und ausübten; dann endlich bat er, daß die Marſchälle von Pappenheim eine Mohrin ſollten als Helmkleinod führen dürfen, welches ſie noch bis auf den heutigen Tag thun. Für ſich begehrte der fromme Schuſter nichts. Sankt Georgs Daumen aber theilten die Pappenheimer, faßten jedes Glied in Gold, und bewahrten eins zu Kaisheim, das andere zu Pappenheim heilig auf. Und die Stadt Lauingen nahm, ihrem tapfern Sohn zu Ehren, ebenfalls einen Mohrenkopf zu ihrem Wappen an.

961. Die Schlange als Gaſt.

In Lauingen haben ein paar arme alte Leute gelebt, denen ging es kümmerlich trotz allem Fleißes, und der Mann mußte ſelbſt in den Wald gehen und allda ſein Holz holen. Da er nun einſtmals wieder in den Wald kam, hatte der Sturm einer ſtarken Eiche einen mächtigen Aſt abgebrochen, deß freute ſich der Mann, und hob den Aſt auf, ihn davon zu führen, da kam vom Baume her eine große Schlange auf ihn zu, und er ſtand ab von ſeinem Vorhaben und entfloh. Andern Tages aber ging er wieder hin den Aſt zu holen, in Hoffnung, die Schlange werde ſich nun an einen andern Ort hin begeben haben, allein er fand ſie jetzt um den Aſt geringelt, wie er dieſen aufhob, und die Schlange ſteckte ihr kleines Köpfchen ihm ganz freundlich entgegen. Der Mann aber ſchauderte vor dem Wurm und ließ den Aſt fahren und hieb ſich ein Bündel kleines Holz, und trug dieß nach Hauſe, betrübt, daß ihm der ſchöne Aſt entging. Als er daheim das Reißigbündel abwarf, ſo begann er zu ſeiner Frau zu ſprechen, der er von dem Aſt und der Schlange ſchon erſt erzählt hatte: ich habe den Aſt wieder nicht, denn die Schlange hatte ihn umringelt! — Indem ſo that die Frau einen lauten Schrei, und aus dem Reiſſigbündel glitt die Schlange heraus, und ſchlüpfte in das Haus und ſchloß Freundſchaft mit der Katze und ſpielte mit ihr. Da meinten die beiden Alten, es möge wohl etwan ein Menſch wegen einer Unthat in die Schlange verzaubert ſein und duldeten ſie und gaben ihr Nahrung. Und die Schlange war nicht ſo undankbar wie jene im Märchen, die ihren Wirthen heimlich Gift in die Suppe ſpie, ſondern ſie brachte eitel Glück und Segen in das kleine Haus; die Arbeit lohnte ſich und nährte beſſer, der Erlös an Waldbeeren, welche die Alte ſammelte, wurde ergiebiger und alles was die beiden Leute begannen, das mißrieth ihnen nicht, und ſo lebten ſie mit der Schlange in ſtetem guten Frieden, und wurden ſo alt wie Philemon und Baucis und ſtarben auch mit einander nach ihrem beiderſeitigen Wunſche zu gleicher Zeit. Und als ſie geſtorben waren, wurde die Schlange von keinem Auge mehr geſehen.

962. Albertus Magnus zu Lauingen.

Im Städtchen Lauingen iſt der große Albertus geboren, der ein Biſchof war und ein Zauberer, das letztere aber vor dem erſten. Er war ein Meiſter in allen geheimen Künſten und gebot über die Geiſter. Wandelnde Menſchen brachte er durch Kunſt hervor und redende Häupter. Mehr als eine ſchöne Mär geht von ihm in Liedern um, wie er zu Paris jene verbuhlte Königin geſtraft und bekehrt, die ihre Liebhaber in den Thurm von Neſle lockte und darin verderben ließ, damit keiner ihre Schande anſage — auch wie er die Minne der jungen Königstochter mit Liſten gewann. Albertus Magnus konnte den Winter in den Sommer umzaubern, wie er durch ſein Gaſtmahl zu Köln bewieß (Sage Nr. 115), das er dem Kaiſer Wilhelm am heiligen Dreikönigstag im Jahr 1248 gab. Damals — vor ſechshundert Jahren — es iſt ſchon lange her, gab es noch Tauſendkünſtler; heutzutage giebt es keine mehr.

Einſt hatte Albertus mit einem guten Geſellen Umgang, der ſchmeichelte ihm ſehr und warb eifrig um des Magnus Freundſchaft, und da ihm Albertus einen Dienſt erwieſen, ſo verſchwur er ſich hoch und theuer, wann er zum Glück gelange, dem Meiſter das nie zu vergeſſen, ſchwur es bei dem Becher Wein, den er in der Hand hielt, denn ſie tranken gerade mit einander — und da ereignete es ſich gleich darauf, daß der dankerfüllte Freund zu großem Glück gelangte, das wuchs und wuchs ihm wunderbar zu Häupten und wurde endlich gar ein König, und lebte als ſolcher ſchon drei Jahre herrlich und in Freuden und ſcharrte ſehr unköniglich viel Geld und Gut zuſammen und war geizig und karg über alle Maaßen. Albertus aber war indeß in tiefe Armuth gefallen und nahete als Bettler dem Könige, dem er einſt wohl gethan und erinnerte ihn an dieſes Einſt und flehte ſeine Noth zu mildern. Der König aber rief: ei ſeh Uns einer ſolchen frechen Lump und Strolch! Viel hätten Wir zu thun, ſollten wir Uns jeden Vagabunden und Fechtbruders erinnern, da wollten Wir viel lieber nimmer König ſein! — So ſei's geweſen! — ſprach Albertus und da fiel dem Träumer — denn alle Herrlichkeit war nur ein Wonne- und Weintraum geweſen, — der Pokal aus der Hand, und zerklirrte, und jener fuhr erſchrocken auf und ſtaunte, und Albertus ſprach: fahr hin Geſelle! Deinen Sinn mir zu offenbaren, war ein Traum von drei Minuten lang genug, die doch drei Jahre dir gedünket! Deine Treu hat ihren Lohn dahin. —

Hernachmals iſt zu Lauingen auf einem Thurme des berühmten Eingebornen Albertus Bildniß aufgeſtellt worden, und ſein Andenken lebte dort nicht minder fort von Kind zu Kindeskind wie zu Köln und Regensburg und in ſeinen Schriften von den Tugenden der Thiere, Kräuter und Edelgeſteine, von den Naturheimlichkeiten und der Frauen Roſengarten, denn er war ein weiſer Meiſter über alle.

963. Die Kümmernißbilder.

Zu Lauingen geht auch die Sage von der frommen Jungfrau Kümmerniß, die ſo vielfach in deutſchen Landen begegnet, und deren Bilder zu Wien, zu Uttersdorf bei Erlangen, zu Saalfeld und an vielen andern Orten gefunden werden, vornehmlich auch zu Gmünd in Schwaben, wo aber Maria, oder nach andern die heilige Cäcilia die Schuhſpenderin geweſen ſein ſoll. Zu Lauingen und deſſen Umgegend ward nun geglaubt, wer nur ein Bild der Jungfrau Kümmerniß bei ſich trage und ſich ihr verlobe, dem werde alſo aus ſeiner Noth geholfen, wie ſie dem armen Spielmann half, und zweimal wird noch immer alldort ihr gekreuzigt Bildniß in Kirchen gefunden. Am Wege von Dillingen nach Steinheim ſteht ein Kapellchen, Sankt Leonhard geweiht, das barg der Kümmernißbilder viele, die als Gelübde hier dankbar geopfert waren, das erfuhr ein Biſchof zu Augsburg und verdroß ihn, denn es ſteht keine Kümmerniß im römiſchen Heiligenkalender, und das deutſche Volk ſoll nichts Eignes haben, und befahl die Bilder alle abzureißen und zu verbrennen. Als das die Bauern in der Gegend hörten, liefen ſie eilend nach Sankt Leonhard und holten ihre Votivbilder wieder von der Wand, um ſie dem Feuer zu entreißen und ihnen beſſern Platz zu gönnen. Hernachmals iſt aus der Kapelle gar ein Pulvermagazin gemacht worden, und da haben die Bauern geſagt: ſeht ihr wohl! Sankt Leonhard kann ſein Haus nicht ſchützen! Sankt Kümmerniß hätte das nicht gelitten. — Selbſt in der altberühmten Kirche zu San Marco zu Venedig iſt ein Kümmernißbild zu erſchauen.

964. Der Hoihoimann.

Zwiſchen Lauingen und Augsburg liegt Wertingen, dort iſt die Gegend gar bruchig, mooſig, ſchnurreben und ſo recht gemacht zum Aufenthalt der Irrlichter, Hullenpöpel und Spukdinger aller Art. Darüber hin fuhr und fährt noch immer das wilde Gejäg', aber erſt nicht mit „Horido und Huſſaſſa und kliff und klaff" wie der Dichter ſingt, ſondern dem Wanderer dünkt erſt gar liebliches Getön von weitem zu hören, wie Muſik aus dem Singerberge (Sage Nr. 514), und es drängt ihn, dieſen lieblichen Klängen nachzugehen. Aber bald genug kommt er in des Teufels Küche, ſinnbethörender Lärm umbrauſt ihn, Raben ſchwärmen und lärmen ihm überm Haupt, es raſſelt und praſſelt, knallt und ſchallt, bellt und gellt, das wilde Gejäg' mit all ſeinem Höllenſpektakel, und froh kann er ſein, wenn er nicht aufgehoben und mit fortgeführt wird weit durch die Luft und in das Moos geſchmiſſen, durch das die Glött und Zuſam zwiſchen nichts weniger als romantiſchen Ufern der Donau zuſchleichen. In dieſem wüſten Lärm thut ſich auch der Geiſt eines Kerls hervor, der nichts weiß, als fort und fort überlaut hoi hoi! zu ſchreien, der aber auch bisweilen ohne die Begleitung des wilden Gejäg's erſcheint, mit einer Peitſche knallt, wie zwanzig Fuhrleute auf einmal, und ſein hoi hoi über die weiten unheimlichen Flächen erſchallen läßt. Der irre Wanderer, der ihn von weitem hört, denkt: Gott ſei Dank, dort fährt ein Fuhrmann, holſt du den ein, ſo kannſt du dann des Weges nicht fehlen. Der Wanderer verdoppelt ſeine Schritte und holt den Fuhrmann ein, der keinen Wagen und auch keine Pferde hat; es iſt ein Zwerg mit großem Schlapphut in einem rothen Mantel, und ſchreit hoi hoi! — und knallt, und lacht und verſchwindet, und der Wanderer ſteckt mitten im Irrwiſchmoor bis an die Knie, oder bis an den Bauch, oder noch tiefer, und wartet, bis Jemand kommt und ihm heraushilft. In weiter Ferne hört er des Kobolds hoi hoi tief im Geröhrig drin verhallen.

965. Attila vor Augsburg.

Da der wilde Etzel mit ſeinem Hunnenheere ſchlimmer noch als das wilde Gejäg' die Fluren des Lechgebietes überſtrömte, nahete er auch der alten Römerkaiſerſtadt Augsburg, der Augusta Vindelicorum, und wollte mit wenigen Gefährten den Lech durchreiten. Wie er nun an des Alpenſtromes flaches Ufer kam, und ſein Roß ſchon den Huf erhob in das Waſſer zu treten, da rauſchte das Waſſer gewaltiglich und es hob ſich aus dem Grunde ein Rieſenweib grauenhaft und furchtbar anzuſehen, daß das Roß entſetzt zurückſprang und der König im Sattel wankte. Und die graue Stromfei ſah ihn aus hohlen Augen an mit ſtarrem Todesblick, reckte den geſpenſtigen Arm lang aus gegen den König und ſprach nichts als dieſe Worte: Retro Attila! retro Attila! retro Attila! — und ſank wieder nieder, und über ihrem flatternden Nixenhaar ſchloſſen ſich rauſchend die Gewäſſer. Da packten den König nie gefühlte Schauer an, und er ſtarrte hin, und ſprach kein Wort, und wandte ſein Roß und ritt nicht über den Lech.

Bald hernach iſt die ſchreckliche Hunnen-Schlacht am Lech erfolgt, in welcher Sankt Ulrich, hernachmals der Schutzpatron der Stadt Augsburg, damals als heldenmüthiger Biſchof noch im irdiſchen Leben wandelnd, dem Chriſtenheere vorkämpfte und ihm zum Siege half, und deutſche Einheit die fremdländiſchen Barbarenhorden in ihre Heimath zurückjagte — was nicht von ihnen das Lechfeld mit ſeinem Blute und ſeinen Leichen düngte.

966. Eines Vaterunſers Werth.

Da der heilige Ulrich noch Biſchof zu Augsburg war, kam alltäglich zur Mittagsſtunde ein alter Bettler an die Pforte des Biſchofshofes, der ward da geſpeiſt mit einem Mittagsmahl und betete jedesmal zu frommem Danke drei Vaterunſer für den Biſchof. Da kam einmal dem heiligen Mann eine ſorgenſchwere Zeit, wie ſie wohl an keinem Erdenſohn vorübergeht, denn Jeder hat dieweil ſein Kreuz, und da erging er ſich in trüben Gedanken und begegnete dem alten Bettler, und ſich zu zerſtreuen redete er ihn an: wie geht es dir, Alter? — Wie immer, hochwürdigſter Herr Biſchof! — war des Greiſes Antwort. — So, ſo! — ſprach Ulrich: mir aber geht es nicht wie immer, mir geht es trübe, und ich glaube ganz ſicherlich, du haſt heute für mich kein heilig Vaterunſer geſprochen. — Mein Seel, getroffen! — verſetzte der Bettler: ich habe nicht gebetet, weil als ich kam, euer Küchenmeiſter mir ein Geſicht machte, wie die Kaz', wenns donnert, und mich anſchnurrte und mit den Worten abſpeiſte: heute wird nichts gereicht! — Von ſolcher Abſpeiſung wurd' ich nicht ſatt, hochwürdigſter Vater, ſollt' ich nun für nichts beten? — Auf dieſe Rede wandte ſich der Biſchof nach ſeinem Hofe zurück und berief alsbald den Küchenmeiſter und ſagte ihm: du haſt mich durch deinen nichtswürdigen und gottverdammten Geiz um jenes Armen Vaterunſer gebracht und biſt ſchuld an dem Kummer, der über mich gekommen iſt. — Ei wohl Herr Biſchof — antwortete keck der Knecht: an ſo eines Lumpen Vaterunſer wird auch was rechts gelegen ſein! Wieviel Deute wird das wohl wiegen? — Ich weiß dieß in der That nicht — antwortete Ulrich: darum erhebe dich ſtugs gen Rom, und frage an beim heiligſten Vater, wieviel ein Vaterunſer werth ſei, und ehe du mir deſſen Antwort bringſt, tritt nicht wieder vor mein Angeſicht. — Da mußte nun der arme Küchenmeiſter per pedes apostolorum gen Rom pilgern, doch ward ihm allenden als Boten Biſchof Ulrichs gutes Geleit und kam bald vor den Papſt und legte dieſem ſeine Frage vor. Da ſprach der heilige Vater: ein Vaterunſer — das iſt werth eines güldnen Pfenniges. — Damit machte der Küchenmeiſter ſich auf gen Augsburg, und erſtattete Ulrich Bericht. Sehr gut, ſprach dieſer: aber mein Sohn: wie breit ſoll der güldne Pfennig ſein? — Solches wußte der Bote nicht und mußte aber gen Rom fahren und dem Papſt dieſe neue Frage vorlegen; war ihm ein ſchlechter Gefallen, gab auf der weiten Reiſe gar nicht ſo gute Bröcklein und Schlücklein, als in des Herrn Biſchofs Küche zu Augsburg. Da er nun zum Papſte fragend kam, ſo ſprach dieſer: ein Vaterunſer — das iſt werth eines güldnen Pfenniges, welcher ſo breit iſt als die ganze Erde. — Freudig eilte der Bote nun wieder über die Alpen, und ſagte die Auskunft an, doch St. Ulrich ſprach: ſehr gut, aber mein Sohn, wie dick ſoll der güldne Pfennig ſein? — Das wußte nun der gute Bote wiederum nicht, und da half kein zittern für den Froſt, er mußte zum drittenmale gen Rom wallen, und verwünſchte auf dem Wege alle alten Bettler und Hungerleider und Vaterunſerbeter zu allen tauſend Teufeln, und gab keinem einen Deut, ſoviel ihrer in Wälſchland ihn auch antraten. Und nun gab der Papſt dieſen Beſcheid: ein Vaterunſer, das iſt werth eines güldnen Pfenniges, der ſo breit iſt wie die Erde, und ſo dick, ſo weit der Himmel von der Erde und die Erde von dem Himmel iſt. — Da nun der Küchenmeiſter mit dieſer Botſchaft endlich heimlehrte, ſprach St. Ulrich: ſiehe, nun weißt du es, mein Sohn, wieviel ein Vaterunſer werth iſt, und magſt ſelbſt ausrechnen, wenn du kannſt, wie viel Leute ſelbiges wohl wiegen wird. Jetzt gieb von nun an dem Alten wieder Tag für Tag ſeine Mahlzeit, damit er für uns fernerhin ſeine heiligen drei Vaterunſer beten möge. — Und es geſchahe alſo.

867. Doctor Luthers Flucht.

Als Doctor Luther im Jahre 1518 nach Augsburg beſchieden war, dort ins Verhör genommen zu werden, und daſelbſt von einem übelunterrichteten Papſt an einen beſſer zu unterrichtenden Papſt appellirte, nicht minder auch den Gedanken der Appellation an ein allgemeines Concilium faßte, erfuhr er von mehr als einer Seite her, daß ihm von ſeinen erbitterten Gegnern perſönliche Gefahr drohe; insonderheit warnte ihn ein Freund, der Augsburger Patrizier Langemantel, und bewog ihn die Stadt heimlich zu verlaſſen, bot ihm auch ſein Geleite an, und ſo führte er ihn eines Abends durch die Straßen und bog plötzlich, indem er ſprach: da hinab! — zur Rechten der Straße, welche beide herabkamen, in ein enges Winkelgäßchen ein, das ſich abwärts gegen die Mauer ſenkt, und zu einem Pförtlein leitete, deſſen Wächter gewonnen war, und vor dem die Roſſe ſchon harrten. Am andern Tage, wo die Gegner Luthern faſſen wollten, war er fort. Wer anders konnte ihm fortgeholfen haben, als der Teufel? In einem „langen Mantel“ hatte ſelbiger als langer dürrer Kerl im Gäßchen geſtanden, und Luthern den Weg zur ſichern Flucht gezeigt, der noch bis heute „zum Dahinab“ heißt. Müßt' ein erzdummer Teufel geweſen ſein, dem dann zumal auf Wartburg ſein ſchlechter Habedank vom Luther geworden. Außerhalb der Mauern Augsburgs ſetzten ſich Luther und ſein biederer Geleitsmann in raſchem Trab, hatten's auch nöthig, denn die Flucht war entdeckt, und des Papſtlegaten Reiter jagten nach, immer dem Laufe des Lech entgegen, dem Gebirge zu — wurden's aber bald müde, da ſie keine rechten Reiter waren, und kehrten heim, und ſagten: ſie hätten den Luther beinahe gefangen, aber der Teufel reite neben ihm, und beide hätten feuerſchnaubende Roſſe geritten und wären davon geſauſt und gebrauſt, wie die Windsbraut — zu allen Teufeln.

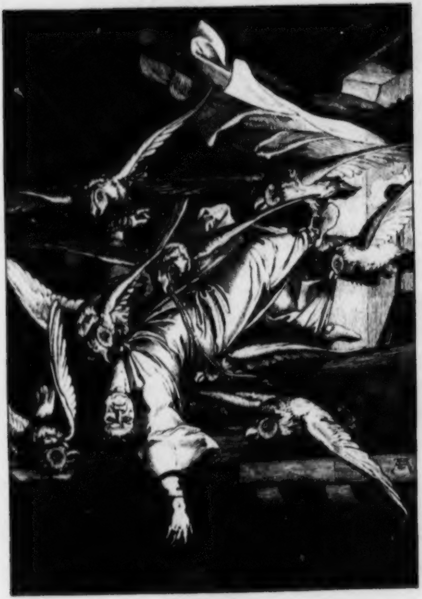
Acht Meilen ritten in dieſer einen finſtern Herbſtnacht der Luther und der Langemantel, da hob ſich vor ihnen im Glühen der Morgenröthe das Schloß Hohenſchwangau mitten aus dem Schooß des Hochgebirges, wo die biedern Ritter von Schwangau ſaßen, die gleich andern bedeutenden Männern der deutſchen Ritterſchaft, wie Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Sylveſter vom Schaumberg und die von Freiberg auf Hohenaſchau, dem Luther und ſeinem Werke im Herzen zujauchzten, und da ward Luther gar herzlich und gaſtlich empfangen, und hätte weilen mögen, ſo lange er gewollt, indem ſein Herr, der

Kurfürſt von Sachſen, ihm durch Spalatin hatte andeuten laſſen, er ſehe es gern, wenn jetzt in der Zeit großen drohenden Sturmes Luther noch eine Zeitlang ſich an einem ſichern Ort verborgen halte, und nicht ſobald nach Wittenberg zurückkehre. Da ſchrieb Luther dem Kurfürſten mit ſeinem gottgetroſten, unerſchütterlichen Muthe: „will ziehen, wohin mich der allmächtige Gott haben will, mich ſeinem gnädigen göttlichen Willen ergeben, er mach's mit mir, wie er wolle. — Ich bin, Gott Lob, noch von Herzen fröhlich.“ — —

Aber weil Burg Hohenſchwangau, die jetzt zum herrlich erneuten Königsſchloß geworden und der Anweſenheit Luthers in ihren Mauern in einem Bilde Lindenſchmitt's noch immer freudig eingedenk iſt — gleich des Schatzes, der in ihren Tiefen liegt, und bisweilen zu Tage ſteigt, wenn der Regenbogen ſeinen Fuß auf die Burgzinnen ſetzt und der Schatz ſich ſonnt — wegen Augsburgs Nähe dem Langemantel doch noch nicht ſicher genug ſchien, ſo ſchied er mit Luther von den Schwangauern und ſuchte tiefer im Bayerlande ein ſtilles abgelegenes Aſyl. Sie hatten danach weit zu reiten, über München, allwo Luther, gleichwie zu Wertheim am Main die Bratwürſte ſchuldig geblieben ſein ſoll, nach Roſenheim und von da zum Chiemſee, wo ſtill im Schooß der Alpenvorberge, zwiſchen dem See mit ſeiner Herren- und Fraueninſel und dem gewaltigen Alpſtock des Hochrieſen ein ſtattlich Schloß ſich hebt, das noch heute mit ſeinem Ahnenſaal- und manch alten Erinnerungen an die ritterliche Vorzeit mahnt. Das war Hohenaſchau, das Hauptſchloß der Freiberge, und dahin brachte Langemantel den Luther in ganz ſichere Huth. Ein dürftig kleines Kämmerlein iſt's freilich, das alldort dem Wanderer als Luthers Wohnzelle gezeigt wird, und der Kaſtellan weiß nichts zu ſagen, als daß Luther auf ſeiner Reiſe nach Rom, die er als Mönch machte (1510), dort geherbergt habe, und die Forſchung behauptet daſſelbe. Allein obſchon nach dem Sprüchwort alle Wege nach Rom führen, ſo iſt dennoch kaum zu denken, was der wandernde Mönch, der früher im Dienſt ſeines Ordens reiſte, damals in einem von jeder Hauptſtraße völlig abgelegenen Gebirgsthalkeſſel und auf einem Ritterſchloß zu ſuchen gehabt, ſelbſt wenn er die Straße durch das nahe Innthal verfolgt hätte. Und ſo lebt Luthers Anweſenheit auf zwei ſtattlichen Burgen des Bayerlandes, die ihm gaſtlich Schutz und Schirm geboten haben ſollen, ſagenhaft fort, da Luther ſelbſt von dieſer ganzen Fahrt geſchwiegen hat, und der Orte weder den einen, noch den andern genannt. — Er zog immerdar dahin, wohin der allmächtige Gott ihn haben wollte, und war von Herzen fröhlich.

968. Der Abt zu Kalbsangſt.

Auf dem Marienberge ohnweit Kempten ſtand ein Schloß, das hatte den ſeltſamen Namen Kalbsangſt, das ſoll ſchon geſtanden haben, als die Kaiſerin Hildegard das Kloſter Kempten gründete, deſſen erſter Abt, Audogar, bereits im



Der Abt zu Kalbsangſt.

Jahr
von
im K
belie
angſ
dem
ſehre
Meſſ

ſich n
Harr
ſonde
erblic
dem
bette
ihren
hende
wächt
Aber
entſiec
Fernh
dern
hoſen
es iſt
mer g
daß
hinein

zen G
Hung
Jamm
und
machte
Wehkl
Trogt
folgt,
Die K

re 796 verſtarb. Das iſt lange her. Zur Zeit der deutſchen Gegenkönige Philipp
Schwaben und Otto IV. und ihrer Kämpfe ſoll es um Zucht und Ordnung
loſter Kempten nicht allzuwohl beſtellt geweſen ſein; der Abt, Herr Wernher,
bte gar nicht im Kloſter zu wohnen, ſondern wohnte auf Schloß Kalbs-
und führte allda ein vergnüglich Leben, wobei man munkelte, daß er mit
böſen Feind und ſeinen Engeln mehr als mit Gott und deſſen Heiligen ver-
, obſchon er zum öftern vom Schloß herunter in das Stift ritt, um daſelbſt
e zu leſen.

Eines Morgens ſollte dieſer Ritt auch erfolgen, aber des Abtes Thüre that
icht auf, und er antwortete auf kein Rufen, und da man endlich nach langem
en das Schloß ſprengte, ſo lag Abt Wernher todt, nicht in ſeinem Bette,
rn mitten in ſeinem Gemache, und während man ſeinen Rücken erblickte,
kte man auch zugleich ſein Geſicht, und die Zunge hing ihm etwas weit aus
Munde. Und als es Nacht geworden, und der Leichnam auf einem Parade-
lag, da ſchwebten ſchwarze Vögel zu den Fenſtern herein, die rauſchten mit
Flügeln, und hatten blitzende Augen und feurige Schnäbel und rothglü-
Krallen, und kamen ihrer immer mehr und mehr, daß entſetzt die Leichen-
er flohen und mit Zetergeſchrei des Schloſſes Bewohner zuſammenriefen.
wie man ſich nach dem Zimmer traute, hatten die Vögel allzumal des Abtes
lten Leichnam erhoben, und trugen ihn fort durch die rabenſchwarze Nacht.
in ſah man ihn noch ziehen, wie einen Feuerſtreif, aber nicht empor, ſon-
tiefer und immer tiefer, nach dem See zwiſchen Martinszell und Niederſand-
. Seitdem iſt es auf Schloß Kalbsangſt nicht mehr geheuer geweſen, und
deßhalb nach und nach von allen Bewohnern verlaſſen und eine öde Trüm-
eworden. Aber auch in und um den See hat es gräulich geſpukt, ſo arg,
er Kemptner Aebte Jagdſchlößchen, das auf einer Landzunge in den See
gebaut ſtand, auch eine Ruine geworden.

969. Peſttanz zu Immenſtadt.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wüthete zu Immenſtadt und ſeiner gan-
egend eine furchtbare Hungersnoth und daraus entſpringend die Peſt des
ertyphus, und war allenden nichts als Angſt, Noth, Pein, Schrecken,
er und Verzweiflung. Da trat ein Prieſter auf, der ſah, wie die Angſt
as allgemeine Verzagen die Menſchen zu eitel todtesbleichen Geſpenſtern
, und ſprach: wo will das hinaus? Laßt fahren den Trübſinn und das
agen! Laßt Muſik erſchallen! Haltet Mummenſchanz und luſtige Umzüge!
Tod und Teufel mit lauter Fröhlichkeit! — Und ſelbiger Rath ward be-
erſt von wenigen, dann von vielen, dann von allen, und war probat.
rankheit hörte auf, und den Kranken kam der Appetit wieder, und gegen

den Hunger ward auch geſorgt, man brauchte nur mit freundlicher Zurede und Röthigung die Speicher der Kornwucherer, welche immer die Hungersnoth befördern, weil ſie das Getraide zurückhalten, um auf den allerhöchſten Preis es zu treiben, und ſollt' es lieber der Kornwurm freſſen (Sage Nr. 219), zu öffnen. Zum Andenken hat man hernachmals alle Jahre zu Immenſtadt einen Tanz mit luſtigem Umzug gehalten, und denſelben den Peſttanz genannt.

Dieſes gut anſchlagende Mittel hat man in den allerneueſten Zeiten wieder hervorgeſucht in ſolchen Städten, allwo die Cholera ſich hat einniſten wollen, und ganz ſicher nicht ohne Erfolg, und geſchieht nichts neues unter der Sonne, ſondern es iſt alles ſchon da geweſen.

Auch der Schäfflertanz, den die Böttcher zu München alle 7 Jahre halten, ſoll von gleichem Urſprung ſich herleiten.

970. Etthals Gründung.

König Ludwig der Bayer that ſeine Romfahrt, daß er ſich krönen ließe, aber da war ihm ſchon ein Gegner erweckt in Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, den er hernachmals beſiegte und zum Gefangenen annahm (Sage Nr. 850), das lag ihm ſchwer auf dem Herzen und ward darob voll Kleinmuth und ging ganz allein in eine Kirche, ſchloß ſich in ſelbe ein und betete allda zu Gott unter Vergießung vieler Thränen. Siehe da trat zu ihm eines alten Mönchen Geſtalt und ſprach: folgeſt du meinem Rath, ſo wirſt du aller Sorgen frei und ledig geben. Baue zu Ampherong, als welches in deinem Lande liegt, alsbald nach deiner Rückkehr ein Kloſter, zur Sühne eines dort geſchehenen großen Mordes, zur Ehre der hochgebenedeiten Gottesmutter und gieb es in die Regel Sankt Benedikts. — Nach dieſer Rede brachte der Mönch ein Muttergottesbild aus ſeinem Gewand, das war weiß wie Schnee, vom feinſten Alabaſter, und gab es dem Könige. Ludwig nahm es in Ehrfurcht, aber er ſprach: Ampherong? Ampherong? Nie hab' ich ſolchen Ort meines Landes nennen hören! Und bin kummer- und ſorgenvoll, von einem mächtigen Feind bedroht, habe Geldes wenig und der Schulden viele, wie ſoll ich dann ein Kloſterſtifter und Begaber ſein? — Darauf entgegnete der Mönch: zweifle nicht, o König, ſondern glaube und vertraue auf Gott und die allerſeligſte Jungfrau Maria. Wen Gott erhöhen will, den erhöhet er ſondern Menſchenrathes, und wem er geben will, der hat. Solches wirſt du inne werden, wann du nun allhie zu Rom gekrönet wirſt mit großen Ehren, und die Fürſten vor dir knieen, und dich bitten, daß ſie von dir Lehen empfahen. — Und da nahm der König wahr, daß dieſer Mönch ein Bote von Gott ſei, und wollte das Knie vor ihm beugen — da verſchwand der Mönch. Und bald hernach traf alles ſo ein, wie der Mönch es vorhergeſagt, und der König zog heim mit dem weißen Marienbild und hielt es heimlich und erfreute ſich daran gar wunderbarlich, und da er heim in ſein Land kam, forſchte er nach dem Namen Ampherong. Da ward ihm durch einen Jäger ein wilder Wald und ein ödes Thal gezeigt, und der König ließ den Wald ſchlagen und eine runde Kirche bauen, in die ſtiftete er das Marienbild, und gründete das Kloſter, dem von dem öden Thale der Name Oedthal, Edthal, Etthal wurde.

971. Die rechte Hand.

Es war ein junger Graf von Dachau, der liebte ein Ritterfräulein von Wolfrathshauſen, nahe dem Wurm- oder Würmſee gelegen, hatte aber einen Feind am Grafen von Starnberg, der ließ ihn auflauern durch ſeine Knechte, und da er von oder nach Wolfrathshauſen ritt, ſo erſchlugen ſie ihn nahe bei Berg am See und beraubten ihn, und hieben ihm die rechte Hand ab, an deren Finger einem er einen Ring von ſeiner Braut trug, den wollten ſie auch ſich aneignen, aber da ſchnappte des ermordeten Hund zu, und faßte die Hand und trug ſie fort, immer fort, bis nach Dachau, zwiſchen Augsburg und München, und legte ſie zu den Füßen der Mutter des Erſchlagenen nieder. Da ſchrie die Mutter ach und weh zuſammt der Braut, und ließen an der Stätte, wo die That geſchehen, die bald kundbar ward, eine Kapelle bauen, die iſt hernachmals aber, weil ſie zu fern vom Wege ſtand, bei die Rothſchweig hingebaut worden, und an der Empore der Kapelle ward die Geſchichte bildlich dargeſtellt.

Bei Wolfrathshauſen hat vordeſſen auch ein Schloß geſtanden, aber es iſt verſunken; darinnen ruht noch ein großer Schatz, den drei Fräulein und ein Hund hüthen. Als dieſe drei noch beim Leben waren, und geerbt hatten, waren zwei blind, die eine aber war halb ſchwarz, halb weiß, und machte es bei der Theilung mit ihren Schweſtern gerade ſo, wie die Brüder auf der Burg am Rhein mit ihrer blinden Schweſter (Sage Nr. 97); ſie maaß ſich den vollen Scheffel Geldes zu, und drehte dann den Scheffel um, deckte den Boden und ließ die Blinden fühlen, daß das Gefäß voll ſei. Dafür fitzt ſie der Teufel mit Ruthen, bis die Haut in Fetzen von ihrem Leibe hängt, welche dann in der zwölften Stunde wieder zuſammenwächſt. Das ſoll ſo lange dauern, bis der Schatz gehoben iſt.

972. Die Reismühle.

Wenn man vom Starnberger See gen München zu pilgert, ſo führt der Weg anfänglich durch eine ziemlich öde Flur am Fuße einer Hügelkette hin, dann aber lenkt vom Fahrweg ein Fußweg ab zur linken in den Wald, und dieſer Wald iſt nicht wie die andern Wälder rings umher trauriges Nadelholz, ſondern friſcher blumenreicher Laubwald voll tiefen herrlichen Grünes, ſo daß man meint, in einem andern Landſtrich Deutſchlands zu ſein. Und durch den Wald rollt ein Bach, und der Bach treibt eine Mühle, die wird die Reismühle geheißen, und das Thal heißt das Mühlthal. Und über dieſem Thale und dieſer Mühle rauſcht die deutſche Sage wie mit Adlerfittichen.

Es war nahe bei Freiſing ein Schloß, das hieß Weihenſtephan; darauf wohnte eine Zeit der Frankenkönig Pipin, und ſchirmte das Land gegen die Heiden. Und da er ſich zu vermählen gedachte, ſandte er ſeinen Hofmeiſter, der ein böſer rother Ritter war, aus dem Schwabenlande bürtig, auch drei Söhne und eine Tochter hatte, ihm eine Königstochter aus dem Lande Brittania zu holen. Dieſe ward dem Ritter auch anvertraut, und zog in ſeinem Geleit, der aber gedachte ſeine eigene Tochter ſolle Königin werden, und zog aus Schwaben durch die tiefe Wildniß zwiſchen dem Ammer-See und dem Würmſee, nicht weit von einem Heidenort des Namens Gauting, und in jenem Walde gebot er ſeinen Knechten die fremde Braut zu tödten, und nahm ihr ihre Gewande und ihren von Pipin ihr geſandten Verlobungsring, und ſchmückte damit ſeine Tochter, und führte dieſe dem Könige zu, daß ſie deſſen Weib ward. Nun aber hatten die Knechte Mitleid gehabt mit der ſchönen fremden Prinzeſſin, welche Bertha hieß, und ſie mit nichten getödtet, ſondern ihrem Herrn nur ihres Hündleins Zunge gebracht, zum Wahrzeichen, daß ſie die Jungfrau getödtet, und hatten ihm deshalb drei Eide ſchwören müſſen. Die Jungfrau aber hatte den Knechten gelobt, nicht wieder heim zu ziehen, und fand Unterkunft bei dem Müller im Thale dieſer Wildniß, und diente ihm ſieben Jahre als eine Magd, und da ſie ihr Gezeug zum Wirken mit ſich genommen, auch etwas Seide und Goldfaden, ſo wirkte ſie Börtlein, die trug der Müller gen Augsburg in die Stadt, da gab ihm eine Krämerin aber Gold- und Seidenfaden dafür, und zwei volle Denare, und hieß ihm mehr der köſtlichen Arbeit bringen. Deß war die Jungfrau froh und wirkte mehr, und der Müller empfing wieder neuen Stoff und dreißig Denare; das ging ſo fort drei Jahre lang, und die Käuferin hätte gar gern gewußt, wer ſo künſtliche Börtlein wirke, die in dieſem Lande Niemand machen konnte, aber der Müller ſagte ihr, wenn ſie nicht nachlaſſe mit Fragen nach dem, was ihm zu ſagen verboten ſei, ſo gehe er weiter. Und der Müller wurde reich durch der Jungfrau Arbeit, ſie aber begehrte nichts als ihre Nahrung und that auch des Hauſes Arbeit gern und willig. Und nach ſieben Jahren jagte Pipin der König im Walde zwiſchen Gauting und Starnberg und kam ab von ſeinem Gefolge, doch war noch ſein Aſtrolog und Arzt bei ihm, nebſt einem Jäger und einem Knechte. Da ging der Jäger auch hinweg, den Weg zu ſuchen, und verirrte ſich, denn vom Mühlthal bis gen Weihenſtephan war damals nichts als eitel Wildniß, und München ward erſt über dreihundert Jahre ſpäter gebaut. Und jene fanden ſich durch einen Köhler geleitet zur Reismühle und herbergten allda bei dem Müller als fremde Kaufleute, und Pipin ſcherzte mit der Jungfrau, die er für des Müllers Tochter hielt. Als es nun Abend ward, las der Aſtrolog in den Sternen und ſprach dann zu Pipin: in den Sternen ſtehet, daß du heute ſollt bei deinem Weibe ſein, und einen Sohn gewinnen, der wird ein Heidenüberwinder werden, und ſein Name noch größer als der deine. — Und ſiehe, im Wechſelgeſpräche ward alles offenbar, und an ſeinem eigenen Ring an Bertha's Finger erkannte Pipin, daß ſie ſeine Verlobte war, und gewann ſie zum Weibe. Sie wollte aber Niemand verderben, und der König mußte ihr geloben, alles noch heimlich zu halten, und ſie in der Mühle zu laſſen. Und der König gebot allen das tiefſte Schweigen bei Leib und Leben. Hernach that Pipin noch große Kämpfe gegen die Heidenſchaft, allenden ſiegreich, und nach dreiviertel Jahren gebar Frau Bertha in der Reismühle einen Sohn, den brachte der Müller zur Taufe denſelben Tag und ließ ihn Karl nennen, und ging dann zu Pipin, und brachte ihm zum Zeichen, wie verabredet worden, einen Pfeilbolz. Und als der König ſeine Zeit erſah, da machte er alles offenbar, ließ den treuloſen Hofmeiſter ſchmählichen Todes ſterben, deſſen Weib, die den Teufelsrath gegeben, vermauern, und die Tochter, die, obſchon unſchuldig, doch den Trug vollendet hatte, gefangen halten. Darauf erhob er die edle Jungfrau zu ſeinem Ehegemahl, belohnte reich den Müller, und zog mit Weib und Kind und allem Gefolge in das Frankenreich, wo Bertha's Sohn, hernachmals Karl der Große geheißen, zu hohem Ruhm erwuchs.

973. Von der Münchner Frauenkirche.

In der Liebfrauenkirche zu München giebt es mehr als ein Wahrzeichen und geht mehr als eine Sage von ihr. Es iſt ein herrliches ſtattliches Gebäu, zu deſſen Grunde und Aufbau man den Mörtel mit bayriſchem Wein bereitete. Die Kirche erhielt 30 prächtige hohe Fenſter, die zum Theil mit den herrlichſten Glasmalereien verziert ſind. Als der Teufel einſt voll Aergers über den neuen ſchönen Tempel durch das Portal unterm Chore hinein trat, kam er auf eine Stelle zu ſtehen, wo er kein einziges von den Fenſtern erblickte, und murmelte: kein Fenſter? kein Licht? Daran erkenn' ich meine Münche — bon! — wandte zufrieden um und brannte nur ſeine Fußſtapfe zum freundlichen Andenken in den Boden, die noch heute zu ſehen. Hatte ſich aber ſtark geirrt, der dumme Teufel.

So lang die Kirche iſt, faſt ſo hoch ſind ihre Thürme, 333 Fuß. Auf dem linken ſüdlichen Thurme iſt es nicht geheuer, er wird nur ſelten betreten. — Jörg Gankoffen von Halspach (Haſelbach bei Moosburg, wo noch ſein Geburtshaus bezeichnet wird), hieß der Kirche Erbauer; er vollführte, wie eine Inſchrift beſagt, den erſten, den mittlern und den letzten Stein; zwanzig Jahre währte der Bau, und als der fromme Maurer-Meiſter den letzten Stein vollführt hatte, da ſtarb er. Sein treues Bildniß iſt noch innerhalb der Kirche zu ſehen, neben ihm das Bildniß des Zimmermanns, der den Dachſtuhl baute. Es wurden dazu nicht minder als 1400 Flöße, jedes aus 15 bis 16 Bäumen beſtehend, auf der Iſar herabgeflößt. Da der Bau vollendet war, fand ſich ein zugerichteter noch unverwendeter Balken und dennoch fehlte nirgend auch nur eine Latte. Selbiger Trum iſt noch heute zu ſehen. Der Meiſter ſoll ſelbſt den Balken aus dem Gerüſt genommen und geſagt haben: nun komme her wer da wolle und ſage mir, wo der Balken fehle und wo er füglich hingehört? — Aber vor wie nach hat ſich Niemand gemeldet, und iſt ein Jahrhundert um das andere vorübergegangen, und der überflüſſige Balken iſt noch immer vorhanden.

Außer dem Hochaltar hat die Frauenkirche 30 Altäre, einer derſelben iſt St. Benno geweiht, der nächſt der Himmelskönigin Münchens und der Kirche Schutzpatron iſt. Der heilige Leichnam Benno's ward aus Meißen, wo er gelebt und manches Wunder vollbracht (Sage Nr. 621), gen München geführt, und als er von da in bedrohlicher Zeit nach Salzburg geborgen wurde, ſpäter aber von dort zurück kam, übte der Heilige ein neues Wunder, denn alsbald hörte mit ſeinem Eintreffen die grimme Peſt auf, welche damals zu München wüthete, darum mit ward dieſem Heiligen vorzugsweiſe der Name Wunderthäter, Thaumaturgos, beigelegt.

974. Herzog Chriſtophs Stein.

In einem Hofe und Durchgang der alten Reſidenz zu München, unterm Thorbogen zwiſchen dem Kapellenhof und Brunnenhof, liegt ein großmächtiger Stein an einer Kette, den auch ohne Kette keiner wegtrüge, ſo ſchwer iſt er. Dieſen ſelben Stein, der 364 Pfund wiegt, hat Herzog Chriſtoph von Bayern mit eignen Händen nicht nur gehoben, ſondern auch eine gute Strecke weit geworfen. Dieſer Herr war alſo ſtark und kräftig, daß er gleicherweiſe auch einen Sprung zwölf Fuß hoch gethan und einen in die Mauer geſteckten Nagel mit dem Fuße hinweggeſchnellt. Zwei andere Springer, Konrad der eine, Philipp der andere geheißen, ſprangen der eine zehnthalb Schuh, der andere neunthalb Schuh hoch. Die Inſchrift an der Mauer, welche dieß kündet, verheißt auch den Namen deſſen zu verewigen, der noch höher ſpringt.

975. Münchner Hausſagen.

An mehr als ein Haus zu München knupfen ſich Sagen, wie zumeiſt in alten Städten, und ließen ſich deren allein Bücher voll ſammeln. Mehrere ſind aber inſonderheit darum hervorzuheben, weil ſie Wiederholungen von Sagen bilden, die weit von dieſer Stadt, im deutſchen Norden, lebendig ſind. So ſteht auf einem Hauſe eine Dohle als Dachfahne, die einen Ring im Schnabel hält, an den ſich die Sage von einem durch eine Dohle entwendeten Ring knüpft, die, wenn ſie der vom Raben zu Merſeburg (Sage Nr. 420) auch nicht gleicht, ſo doch an ſie erinnert.

Auf dem alten Hofgebäude ſtand ein Thurm, darauf war ein ſteinern Affenbild zu erſchauen, und die Sage wußte von einem Prinzchen zu erzählen, das ein im Schloſſe gehaltener zahmer Affe geraubt, auf die Thurmzinne getragen, aber endlich, da er ſich nicht mehr verfolgt ſah, gutwillig wieder herunter trug und in des Prinzchens Wiege legte. Danach ward des Affen Bild in Stein ausgehauen, gerade wie jenes des Affen zu Dhaun (Sage Nr. 78), und auf den Thurm geſetzt.

Am Schrannenplatz, nahe dem Wurm-Eck, allwo die Geſtalt eines Lindwurms in Stein gehauen zu erſehen, der die Peſt über München ausgehaucht und mit einer von den Kanonen, die vor der Hauptwache auf ſelbem Platz ſtehen, erſchoſſen worden ſein ſoll — war unter den Bögen Doktor Luthers Bild und ſeiner Kathi, wohl mehr zum Hohn als zum Ruhm, wie das zu München nicht anders ſein konnte; und in der Sendlinger Gaſſe im Haus beim Koch in der Hölle — da ſollte der Luther auf ſeiner Flucht — doch wohl auf der von Augsburg nach Hohenaſchau, denn nur auf dieſer einen Flucht könnte Luther München berührt haben, eilend getrunken und Bratwurſt gegeſſen haben, letztere aber eben auch ſchuldig geblieben ſein, juſt wie zu Wertheim am Main (Sage Nr. 796). Hernach haben ſie zu München Spottbilder auf Luther ausgehen laſſen, wie er mit der Bratwurſt auf einer Sau davon reitet, ganz ſo wie der Reiter auf alten Spielkartenblättern unter der Eichel-Sieben.

976. Die fromme Barbara.

Herzog Albert III. zu Bayern hatte eine Tochter des Namens Barbara, die war gar fromm und ſchamhaft, und wollte nimmer heirathen, und keinem angehören, als Chriſto, dem himmliſchen Bräutigam, und darum verſchmähte ſie ſelbſt den Kronprinzen des Königs von Frankreich, für den bei ihrem Vater des Prinzen Vater Werbung um ihre Hand thun ließ. Da ſich nun darob großer Verdruß erhob, ſo zergrämete ſich das arme achtzehnjährige Jungfräulein, und welkte hin, wie ihr Majoranſtöcklein, das ſie in ihrem Fenſter pflegte, und welches abſtarb. Und war nicht mehr fröhlich und ſang nicht mehr, und blieb ſtumm, wie ihre Vöglein, die acht Tage nach des Majorans Abſterben von den Stänglein fielen und alſo todt blieben. Das Herz mocht' ihr ſchier zerſpringen, wie ihre Buſenkette, die ſie zum Geſchmuck von ihrem Herrn Vater geſchenkt bekommen, acht Tage nach der Vöglein Ableben recht über dem Herzen zerſprang.

Und da aber acht Tage um waren, ſank Barbara hin wie eine bleiche Lilie, entſchlief und erwachte nimmer. Und da nun zweimal acht Tage vorüber waren, ſtarb eine Ordensſchweſter, welche Barbara geliebt hatte, und aber nach zwei Wochen wieder eine, und das ſo fort, bis ihrer zwanzig geſtorben waren, und ward einer jeden Seele in eine weiße Taube verwandelt, die flogen Barbara nach in den Himmel. Barbara's irdiſche Hülle ruht in St. Jacobs Kirche auf dem Anger zu München.

977. Der Keferloher Jahrmarkt.

Nicht weit von München liegt ein Ort, heißt Keferlohe, das hat einen berühmten Jahr- und Pferdemarkt, da ſtrömt halb München hin, wo nicht noch mehr als halb, es geht dort allerweile luſtig her, kramt ſich dort mancher den ſchönſten Zopf und wer Prügel wünſcht, die könnte er dort prima Sorte ſpottwohlfeil haben, wohl gar umſonſt, denn ſie ſitzen nicht feſt auf dem Keferloher Markt. Des Marktes Urſprung aber wird davon abgeleitet, daß er eine Gabe Kaiſer Otto's ſei, weil ihm die Bayern, abſonderlich die von München und Keferlohe in der ſchweren Hunnenſchlacht am Lech mit ihrer Reiterei zu rechter Zeit und Stunde zu Hülfe gekommen, da er ſchon den Sieg verloren gegeben. Da nun durch dieſe Reiterei der Sieg offenbar erkämpft worden, ſo habe der Kaiſer ſtolz weg die tapfern Bäuerlein zu Rittern geſchlagen, die Pferdezucht und Wettrennen empfohlen und die Pferdemärkte eingeſetzt. Da waren zwei Bauernführer dabei, die liebten einander wie Hund und Katze einander lieben, ſo daß ſie nicht einmal mehr mit einander in einer Kirche beten wollten; machten es wie jene Schweſtern (Sage Nr. 659), baute ſich jeder eine eigne Kirche, einer der Niklas hieß, ein Niklaskirchlein, der andere ein Jacobskirchlein. Ein dritter Keferloher, der jene beiden noch überbieten wollte, ließ ſich einen Pflug von purem Silber anfertigen, und ackerte mit vier Pferden ſeinen getreuen Nachbarn vor der Naſe herum, noch ließ er ſich einen Maler kommen, da ging es faſt wie im Liede: Meiſter Maler wollt ihr wohl — der ſollte ihm ein Wappen malen, und ihn hinein, und den Pflug und die vier Pferde und den Acker und die beiden Nachbarn und deren Kirchen und den ganzen Keferloher Jahrmarkt. Was der Maler nicht in ſothanes Bild bringen können, wird wohl außen geblieben ſein.

978. Liebe findet ihre Wege.

Auf dem Chiemſee, nach dem Bodenſee das größte deutſche Binnengewäſſer, liegen in nicht allzuweiter Ferne von einander zwei Inſeln, die Herren- und die Fraueninſel, und auf jeder ein Kloſter, dem Namen entſprechend. Da war auf

Herrenchiemſee ein Mönch und auf Frauenchiemſee eine Nonne, die hatten einander geliebt, ehe ſie das Kloſtergelübde abzulegen gezwungen worden, und liebten einander fort und fort, wie dereinſt Hero und Leander ſich geliebt, wo nur Hero eine Nonne als Prieſterin der Aphrodite war. Und in dunkeln Nächten brannte hell ein Licht in der Nonnenzelle gegen Herrenchiemſee zu, und in des Sees mächtiger Fluth rauſchte es leiſe, und es kam und ſchwamm herüber, und hob ſich zum Strande und gewann die Zelle und ſein Lieb. Aber ſtetig lauert der giftige Neid, der keinem und keiner heimliche Liebe vergönnt, und in einer ſtürmiſchen Nacht löſchte er, nachdem ſie recht hell geflammt, die Kerze in der Nonnenzelle aus, und der Schwimmer erreichte nimmer ſein Uferziel, die Nixe des Chiemſees zog ihn in ihre Umarmung und warf im bleichen Morgengraun nur ſeine Leiche an die Fraueninſel. — Mitleidvoll gönnten die Nonnen dem todten Mönch ein Grab, und hatten bald neben ihm eine zweite Leiche zu beſtatten.

979. Das Fräulein vom Karlſtein.

Wenn man vom Chiemſee über Traunſtein durch das reizende Hochgebirgsthal von Inzell ſchreitet, wo die Alpenroſen von den Höhen bis nieder an den Weg ſteigen, kömmt man zwiſchen dem Staufenberge, dem Weudberge und dem Müllnerberge an eine Wegſcheide, da geht ein Weg nach Traunſtein, einer nach Reichenhall und Berchtesgaden, und der dritte führt ſüdwärts recht in's Gebirg hinein, der Saal entgegen, zunächſt nach Unken, wo die Füchſe einander gute Nacht geben. Eine Strecke unterhalb dieſer Wegſcheide liegt ein Gehöft, „Im Kaitl“ geheißen, nicht mehr weit von Reichenhall, dort raſtet ſich's gut, und fehlt nimmer an Geſellſchaft von Jägern, Holzleuten und Wanderern, die des Wegs ziehen, und vom Kaitl bis Reichenhall ſpannen ſich reizende Wieſenteppiche, die heißen die Weidwieſen. In der Nähe iſt auch ein Trümmerſchloß, der Karlſtein, die Leute dort herum nennen es aber nur das Salzfäßchen, und ſieht gerad aus von weitem, wie das Löthtöpfchen im Thüringerwalde (Sage Nr. 480). Dort herum nun geht ein Geiſt um in eines kleinen Weibleins Geſtalt, das ſei ein Fräulein auf dem Karlſtein geweſen ſein, die habe einen Jüngling geliebt, und einen andern, den ſie nicht liebte, mit aller Gewalt heirathen ſollen, wie ſich das bisweilen in der Welt alſo zuträgt. Da habe nun beſagtes Fräulein das nämliche gethan, wie jenes im Ritterſchloß über Heilingen (Sage Nr. 580), und ſich von der Burg herab in den Felſenabgrund geſtürzt, wo ſie nun als Geiſt zur Strafe und zur Sühne umwandeln muß. Ein Holzſchaffner unterm Karlſtein fand, ſo oft er in die Burg hinaufkam, die ſeit des Fräuleins und ihres grauſamen Vaters Tode — denn grauſam heißen alle Väter, die nicht ihrer Kinder Willen thun — verödet war, und ein Aufenthalt der Füchſe und

Schubut's, jedesmal ein Rupertigröſchlein. Sobald er das aber aufhob und einſackte, ging ein Spuk los, der nicht gering war. Es warf erſt mit Sand, dann mit kleinen Steinen, dann mit großen, auch kamen gätliche Baumſtämme geflogen — doch war das beſte, daß keiner den Holzſchaffner traf, nur mußte er die Beine auf die Achſel nehmen, und laufen, als wenn er dem Schlangenkönig die Krone genommen hätte.

980. Das Weidwieſenweiblein.

Mag das Weidwieſenweiblein nun jenes verwunſchene Fräulein vom Karlſtein ſein, wie einige ſagen, oder auch nicht ſein, ſo viel ſteht baumfeſt, daß ſelbiges Weiblein gehörig ſpukt. An der Wegſcheid ſitzt es und winſelt zum Steinerbarmen, aber die Steine ſind dort gar zu groß. Als Baumſtamm ſauſt es die ſteilen Bergwände praſſelnd nieder und rollt hinter den Pferden des Reiters her, bis nahe an den Kaitl, dann iſt's weg. Auf dem Felſen hört man es herzzerſchneidend ſchreien und wimmern; am ſchlimmſten hat ſich's im Jahr 1831 aufgeführt, nachdem es auch in den Jahren 1782 und 1783 gar arg geſpukt und viel Redens von ſich gemacht. Seine Geſtalt war klein, ſein Gewand ſchwarz, in der Hand trug es einen Tiegel und im Tiegel ein brennend Lämpchen. Ein großer Hut barg das ſpinnewebig runzelvolle Geſicht. Mit dem Lämpchen leuchtete es den Leuten ganz getreulich durch die dunkle Nacht, und kein Wind mochte das verlöſchen, bisweilen aber hat es manche auch ganz ungetreulich irre geführt, beſonders wenn ſie ſich im Kaitl recht bezecht hatten. Im letzterwähnten Jahre machte ſich im Spätherbſt der Brunnenwärter vom Reſſelgraben auf, und ging dem Winſeln nach, das ſich ſtark hören ließ, und verſtieg ſich hoch hinauf bis auf den Grat des Bergſtocks, da hörte er das Gewinſel wieder tief unter ſich, und unter ihm klaffte ſteil ab die ſchüſſige Wand. Da er mit Noth wieder heruntergeſtiegen war, kam ein Bekannter zu ihm, das war der Kreiſer von Helmbach, der ſtieg kecklich und mit Gefahr ſeines Lebens durch die Schrunden der Stimme nach und fand endlich ein uralt hockeruckeriges Weiblein, das ſaß in einer Felſenſpalte wie eine Unke und greinte gotteserbärmlich — gab auf keine Frage eine Antwort, und wie der Bub ſich zu ihm bog, krallte es ihm nach dem Geſicht. Der aber nicht furchtſam und nicht faul, erwiſcht das Weiblein beim Schlaffittich, und zieht es nach ſich bis auf die Matte, wo er vorher ſeine Joppen ausgezogen. Da läßt er's fahren und bückt ſich, und zieht die Joppe an, und wie er umſchaut, iſt's Weiblein weg wie weggeblaſen Da kommt ihm aber ein gewaltig's Grauen an, macht daß er heim kommt und wird acht Tage lang krank vor Schrecken. Nicht lange darauf iſt das Weiblein auch auf den Kaitl gekommen, hat Gaben empfangen, aber nie dafür gedankt. Einige ſagen, daß das Weidwieſenweiblein nach der Hand mit ſeinem Lämpchen einem Fuhrmann geleuchtet, dem in finſterer Nacht beim Kalkofen ein Rad zerbrochen, dem ſei das Leuchten ein großer Troſt geweſen, und habe geſagt, als er das Hülfsrad angelegt: Tauſend Dank! — und da hätte das Weiblein voller Freuden geſagt: hab' genug an einem Dank! Jetzt ſieht mich Niemand mehr! — ſei darauf hinweg geſchwunden und erlöſt geweſen, wie das dienſtfertige Licht zwiſchen Neundorf und Görkwitz im Voigtland. (Sage Nr. 569.)

981. Die übergoſſene Alm.

Im bayriſchen Hochgebirge ragt unter der weiten Kette mächtiger Alpenhäupter auch der Wendelſtein 6300 Fuß hoch in die Lüfte, und ewiger Schnee bedeckt die Höhen rings umher. Am Abhang dieſes Berges war nordwärts eine Alm gelegen, die Kaiſerer Alm genannt, die war gar blumenvoll, rings gute Weide, und ſtanden ſchöne Sennhütten droben, mit friſchen und luſtigen Sennerinnen, die wußten gar nicht, wie gut ſie es hatten, und weil ſie es zu gut hatten, wurden ſie übermüthig, führten ein üppiges Leben und ſannen auf allerlei Luſtfrevel und unnütze Dinge. Sie hingen den Kühen ſilberne Glocken an, und verguldeten den Stieren die Hörner; ſie wuſchen ſich mit Milch, und pflaſterten den Weg zum Stall mit Käſen, wie der Hirte auf der Blümelis-Alpe ſeine Treppe (Sage Nr. 17). Wein ließen ſie von Salzburg Fäßleinweis herauf kommen und Schleckerbißlein auch, Roſinen, Mandelkern, Zucker und Zingiber, eingemachten verſteht ſich, Zimmet und Nägelein, Muskatblüth' und -Nuß, Piſtazien und Eibeben, Datteln und Feigen, Marzipan und Biscuit. An beten dachten ſelbige Dirnen die ganze Woche nicht, und den Sonntag auch nicht, und wenn die Woche herum war, wieder nicht, aber getanzt und gejuchezet haben's allweil genug. Und da haben ſie einmal einen ganzen Tanzplatz von Käſen gemacht, und die Lücken mit Butter ausgefüllt, und ſind darauf herum getanzt, und haben gemeint, der Teufel könnte hernach mit ſeiner Großmutter und ſeiner Kameradſchaft die Käſ' ſchon freſſen, daß er auch einmal etwas in ſeinen hungrigen Wanſt bekäme. Aber nun war es verſpielt und war Gottes Geduldfaden abgeriſſen, und in der Nacht da heult's und klopft's und pocht und donnert an die Sennhütten, und ſeufzt und ächzt und ſtöhnt und die Windsbraut kommt daher gefahren, und die ewigſtarren Wellen im ſteinernen Meer wogen und branden und es iſt, als ob vom Watzmann bis zum Zugſpitz das ganze Gebirg in eins zuſammenkrache und donnere. Ganze Berge Lawinenſchnee übergoſſen die Alm mit den ſündigen Menſchen darauf, war nur ſchad' um's arme Vieh — und als der Morgen kam, da war auf der ganzen Alm ein Schmelz, wie ein Zuckerguß auf einer Linzer Torte, und glitzerte hell im Sonnenſchein — eitel Eis und Schnee und glatt gefroren wie eine Gletſcherwand. Das iſt nun die übergoſſene Alm, ein ewiges Wahrzeichen von der Menſchen Frevel und Gottes Strafgericht.

982. Der Marquardſteiner.

Nahe dem Chiemſee, mitten im Schooß der dieſen im Süden rings einſchließenden Berge liegt Schloß Marquardſtein. Darauf ſaß ein Graf des Namens Marquard, welcher die Tochter eines Ritters, **Kuno von Mögling**, Adelheid geheißen, entführt hatte, und es war dem Alten Möglinger gerade ſo ergangen, wie dem Kaiſer Heinrich mit dem Leuchtenberger (Sage Nr. 865), ſein liebes Kind hatte ſich auf der Jagd verirrt, war dem Marquardſteiner begegnet, und dieſer hatte ſich liebend der Tochter angenommen; um ſo lieber, als er ihres Vaters Feind war. Aber nur zwei Monate waren dem Marquardſteiner vergönnt, den Becher der Liebe mit Adelheid auszuleeren, da mußte er von Feindeshand den Becher des Todes trinken; Meuchelmörder erſchlugen ihn. Seine treue Adelheid beweinte ihn heiß, und heirathete darauf den Grafen Ulrich von Pütten. Auch dieſer ſtarb, und ward heiß beweint, und dann heirathete Adelheid den Grafen Berengar von Sulzbach. Da ſie aber ihres Marquardſteiner letzten Seufzer und das Gelübde, ein Kloſter zu bauen, — empfangen, löſte ſie ſothanes Gelübd, doch nicht eher, bis ſie ſich nach ihm zum drittenmale vermählt hatte. Dieſes Kloſter empfing den Namen Baumburg, und Adelheid wurde darin begraben. Adelheids Mutter, Irmengard, eine Hallgräfin von Lindburg, hatte auch ein Gelübde zu erfüllen, und dadurch wurde Berchtesgaden begründet, in tiefer Waldwildniß, die jetzt keiner mehr dem freundlichen Thalkeſſel anſieht, durch den aus dem Königsſee hervorbrauſend die muntere Achen unter ſchattenden Ahornen ihre dunkelgrünen Wellen rollt. Baumburg und Berchtesgaden blieben lange vereinigt unter einem Probſt, und Berchtesgaden war lange Zeit nur ein Sommerfilial, denn im Winter war es dort wegen Waſſer und Wind, Sturm und Schnee, Thieren und Waldgeiſtern, nicht auszuhalten, und hatte dort die wilde Berchta ſo recht ihre Gaden und Jagdreviere. Da iſt des Marquardſteiners Andenken treulich behütet worden.

983. Der Schneider von Unken.

Im Loferthal, das ſchon öſterreichiſch, liegt Unken, mag wohl den Namen mit der That haben, giebt darin auch noch ein Mäusthal und ein Rabenthal, ein Dörflein Höllenſtein und eine Bergreihe: die Hohlwege; ein Bach heißt der

enbach, einer der Finſterbach und einer der Schwarzbach, fließen alle in die
al, die ihr Eiswaſſer unterhalb Salzburg in die Salzach rinnen läßt. Gei
giebt es auch genug dort herum und manchen Schatz im Schooß der gewal
n Berge, die das Thal einengen.

Nun war zu Unken ein tapferer Schneider, eines Schneiders Sohn, das
r ein gewaltiger Nimmrod, hatte den Stutzen lieber wie das Bügeleiſen, und
Hirſchfänger lieber als die Scheere, that wenigſtens ſo, und hielt ſich einen
ßen Fanghund, aber mit dem Jagdgewehr durft' er am Tage nicht gehen.
n ging er einſtmals bei Nacht über die Wegſcheid, wo es gar nicht geheuer iſt,
r auf dem Kaitl geweſen und hatte da ohne Zweifel einmal getrunken, denn
n kann am Kaitl nicht wohl ohne Einkehr vorübergehen. Wie nun der Schnei
ſo hinaufſteigt zur Wegſcheid, geht neben ihm ein ſchwarzer Mann, hält
itt und Schritt mit ihm, und ſpricht kein grüß Gott und kein Zeitlaſſen und
n gelobt ſei Jeſus Chriſt, auch nicht guten Abend, ſondern gar nichts. Wird's
m tapfern Schneider ſeltſam, ruft ſeinen großen Fanghund. Aber der große Fang-
nd, wie er den ſchwarzen Mann ſieht, klemmt er den Schwanz zwiſchen die Beine
d reißt aus wie Schaafleder, über die Wegſcheid hinein ins Loferthal, daß er in
ei Augenblicken ſeinem Herrn aus dem Geſicht iſt. Jetzt wird's dem Schneider
ühheiß und eiskalt in einem Athem, doch faßt er ſich ein Herz und zieht vom
der, nämlich aus ſeinem Gürtel ſein Meſſer, daran auch, wie dort landüblich,
ne Gabel, neſtelt die Gabel ganz in der Stille vom Meſſer los, ſchnappt beide
uf, faßt das Meſſer in die rechte, die zweizinkige Gabel in die linke Hand und
enkt, nun komm nur an, du Schwarzer! — dabei ſchlugen ihm aber alle Glie
er und die Kniee ſchlotterten ihm. Der Schwarze blieb ſtumm. Ein ſehr ſtarkes
Stück Wegs, unterm ganzen Wendberg zur rechten hin ging der dunkle Begleiter
mit, bis ſie herunter kamen, wo eine Brücke über einen Bach führt, der vom
Ritterberg herab rollt, und welche die Säumerbrücke heißt, darauf blieb der
Schwarze ſtehen und bog ſich hinab zum Waſſer. Der tapfere Schneider, feſt die
Wehr, Meſſer und Gabel in den Händen, trabte weiter, erreichte das Wirths
haus zur Schnagelreit mit Mühe und Noth und mehr todt als lebendig, und käſe
weiß, und da dachten die Leute, er wolle Jemand todt ſtechen, denn er legte die
Wehr gar nicht aus der Hand, und endlich fand ſich, daß er vom ängſtlichen
Feſthalten den Krampf in die Finger bekommen hatte und die Fäuſte nicht öffnen
konnte. Nicht um die Welt wäre er noch einmal vor die Hausthüre gegangen,
und niemals ging er wieder im Zwielicht über die Wegſcheid. Andern Morgens,
da der tapfere Schneider heim kam nach Unken, prügelte er den großen Fanghund
weidlich durch, ſchlug ihm mit der eiſernen Elle faſt das Rückgrath entzwei, und
jagte ihn aus dem Hauſe.

984. Die ſteinerne Agnes.

Von Reichenhall nach dem Hallthurm und Berchtesgaden zu komm
unterm Dreiſeſſelkopf vorbei und läßt den Lattenberg rechts liegen; dort wa
einer Alm eine junge hübſche Sennderin, die war auch gar fromm und ſ
und hielt es mit dem Spruch: bete und arbeite, und die hieß Reſi, das i
hochdeutſch Agnes. Jeden Morgen und Abends hat die Reſi vor einem K
droben auf ihrer Almen ihr Gebet verrichtet und das hat den Teufel mächti
giftet, denn er hat es gerad zumeiſt auf die Frommen abgeſehen, da die Unf
men ihm ſchon von ſelbſt in die Hände laufen.

Nun hat der Teufel die fromme Dirne gar arg in Verſuchung geführt
bald als Hirtenbub, bald als Jäger, bald als Muſikant zu ihr gekommen,
hat ihr ſeine Teufelslügen vorgeplauſcht, aber ſie hat ſich alles nichts anfe
laſſen, und iſt ihm immer entgangen, iſt auch zuletzt nicht mehr allein in
Sennhütte geblieben, ſondern hat noch eine Sennderin bei ſich bleiben laſſen.
auf um ſie allein zu haben, hat ihr der Teufel eine Kuh weggetrieben bis au
Almgarten, die nach St. Zeno gehört, und wie die Reſi ihre Kuh geſucht
und endlich auch erblickt, ſo gar weit weg, und ſie hat eintreiben wollen, iſ
Teufel als ein Wildſchütz dageſtanden mit einem ſchönen Gamsbart auf dem
tel, und in einer grauen Joppen, und hat ſie mit ganz feurigen Augen a
ſchaut. Da hat ſie einen Schrei gethan und hat Reißaus gegeben, und der T
fel iſt hinter ihr her, und hat ſie gejagt, bis ſie nimmer laufen konnt', und iſ
eine Steinwand gekommen, wie die heilige Ottilia (Sage Nr. 35), und hat
Mutter Gottes gerufen: hilf heilige Mutter Gottes! hilf! hilf! — und da
ſich die Steinwand aufgethan, und die Reſi iſt hindurch gerennt, aber der Te
nicht faul, iſt eben auch durchgeſchlupft, hinter ihr drein, und hat das a
Dirndl doch erwiſcht, aber wie er an's angerennt iſt, hat er ſich faſt ſeine g
ſchwarze Naſe ein- und die Horner abgeſtoßen, wenn er noch welche gehabt h
denn der Leib Reſi's iſt in Stein verwandelt geweſen, und zwei weiße Eng
haben ihre Seele ſanft gen Himmel getragen. Da hat der Teufel einen ſchö
Zorn gekriegt über die ſteinerne Sennderin, und die ſteht heute noch als F
und heißt die ſteinerne Reſi. Und die Schlucht blieb und heißt das Teufelslo
und wenn die Sonne hindurch ſcheint, was alle Jahr gerade am Sonnwend
nur einmal geſchieht, ſo juchezet die Reſi, daß man es weit und breit auf
Almen hört. —

985. Die Untersberger.

Wer von Reichenhall nach Berchtesgaden geht, hat ſtets den weitberu
nen Untersberg zur Linken. Dieſer, von vielen im Volke auch der Wund

berg geheißen, ſteht eine Meile von Salzburg an dem grundloſen Moos, wo einſt vor alten Zeiten die große Hauptſtadt Helfenburg geſtanden haben ſoll. Er iſt 6798 Fuß hoch und überreich an Wäldern, Alptriften, Wild und heilſamen Kräutern, an Marmor und anderm noch koſtbarerem Erz und Geſtein. Ein altes Buch ſagt aus, daß öfters fremde Kunſterfahrene aus Welſchland herbeikamen, die Erze und Minern insgeheim bearbeiteten, nebenbei aber ſich der Bosheit gebrauchten, die Fundgruben den Umwohnern aus Neid zu verhehlen und zu verblenden. Zahlloſe Sagen gehen von dem Untersberg im Munde des Volkes. Im Innern ſei er ganz ausgehöhlt und mit Paläſten, Kirchen, Klöſtern, Gärten, Gold- und Silberquellen verſehen. Kleine Männlein bewahrten die Schätze und wanderten ehedem oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daſelbſt Gottesdienſt zu halten, aber auch nach andern Kirchen der Umgegend. Sieben Holzknechten und drei Reichenhallern kam einſt auf ſchmalem Fußweg ein ganzer Zug ſchwarzer Männchen entgegen, vierhundert an der Zahl, Paar um Paar, ganz gleich gekleidet, 2 Trommler und 2 Pfeifer voran. Auch hörte man des Nachts in dieſem Wunderberge Kriegsgetümmel und Schlachtgetön, beſonders bei bevorſtehendem Kriege. Zur mitternächtigen Geiſterſtunde kommen die Rieſen hervor, ſteigen zum Gipfel und ſchauen gen Oſten unverwandt; wann es dann zwölfe ſchlägt, erliſcht ihr vorausgehend Flammenlicht, die Rieſen verſchwinden, und es treten die Zwerge aus dem zaubervollen Bergesinnern und brechen das Erz und hämmern am Geſtein, oder ſie wandeln, mit netzförmigen Häubchen bedeckt, mitten unter dem weidenden Vieh umher.

Vieles auch weiß die Sage der Umwohner von den wilden Frauen des Untersberges zu berichten; wilde Frauen in weißen Gewändern, mit fliegenden Haaren, an den Firſten des Berges. Sie ſangen ſchöne Lieder.

986. Der Kaiſer im Untersberge.

Im Schooß des Berges ſitzt verzaubert ein alter Kaiſer. Einige ſagen, Karl der Große ſei es, andere nennen Friedrich den Rothbart, der ſich in das Unterſchloß auf dem Kiffhäuſer in Thüringen verwünſcht haben und dort noch ſitzen ſoll. Wieder andere laſſen Kaiſer Karl V. den ſein, der im Untersberge verzaubert weile. Mancher ſoll ihn geſehen haben mitten im Kreiſe glänzender Wappner, ſitzend an einem Tiſch von Marmelſtein, durch welchen ihm der Bart gewachſen, der faſt dreimal um den Tiſch reicht. Wann er zum drittenmal die letzte Ecke erreicht, dann wird der Antichriſt erſcheinen, dann wird die große Schlacht auf dem Walſerfelde geſchlagen, die Engel ſtoßen in ihre Poſaunen und der jüngſte Tag bricht an. Auch die Tochter des Kaiſers wohnt daſelbſt, und hat ſich zum öftern freundlich gegen ſolche gezeigt, die zu günſtiger Stunde in den Berg traten. Zu heiligen Zeiten will man wahrgenommen haben, daß der große Kaiſer ſich mit ſeinem Hofgeſinde oder aber mit den Mönchen von St. Juſtus in der Domkirche zu Salzburg um Mitternacht eingefunden, die Mette mitgeſungen und dem Hochamte beigewohnt, welches ſein Hofpfarrer, oder der Prior von Sankt Juſtus, oder wohl gar ein großer Kirchenprälat celebrirt, der zugleich mit ihm in den Untersberg verwünſcht worden iſt. Zu ſolchen Zeiten wallen die vertriebenen Mönche in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüſſen nach den benachbarten Kirchen und halten in St. Bartholmä (am Königsſee bei Berchtesgaden), in Grödig, im Münſter Berchtesgadens und im hohen Dome der Metropolis zur Mitternachtsſtunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienſt. Ritter und Reiſige durchreiten in glühenden Panzern, auf Flammenroſſen und mit funkenſprühenden Waffen die Gefilde der Umgegend, ſich zur Pein und dem Landmann zum Schrecken. Mit anbrechendem Tage eilen ſie in den Untersberg zurück durch eine nur ſelten und nur wenigen ſichtbare eherne Pforte, welche beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Planen zwiſchen den Steinklüften eingeſtürzter Felſen zu Tage geht.

987. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.

Auf dem Walſerfeld, ganz nahe dem Untersberg, ſtehet ein uralter Birnbaum, ganz dürr und abgeſtorben ſeit langer Zeit, und iſt ſchon zum öftern gar umgehauen worden, aber durch die Kraft des Allmächtigen wurde die Wurzel behütet und trieb wieder aus, daß der Baum emporwuchs. Von dieſem Baume geht nun eine alte Weiſſagung, daß er dereinſt wieder beginnen werde zu blühen und Frucht zu tragen. Wann aber dieſes ſich ereignet, dann wird der verzauberte Kaiſer mit all' ſeinen Wappnern hervortreten aus dem Schooſe des Untersberges, und es wird eine große und erſchreckliche Schlacht des Glaubens halber geſchlagen werden. Dieſes geſchieht aus göttlichem Verhängniß, weil kein Menſch mehr dem andern brüderliche Liebe erzeigen will. Wann der Baum beginnt zu grünen, wird dieſe Zeit der Noth nahe ſein, wann er aber anfangen wird Früchte zu tragen, wird ſich die Schlacht anheben, und der Fürſt des Bayernlandes wird an den Birnbaum ſeinen Schild aufhängen. Auf dem Felde wird den Streitern das Blut rinnen bis an die Knöchel und in die Schuhe, und die Vornehmen (merk's) werden wünſchen, insgeſammt auf einem Sattel davonreiten zu können. Nur die guten Menſchen werden von den Rieſen des Untersberges geſchützt und gerettet, die böſen aber alle erſchlagen werden. So blutig ſoll die Schlacht ſein, daß ſie alles Volk zerſtören wird, als welches gar ſchrecklich. Fürwahr, eine gräßliche Prophezeihung, klingt, als wenn 1848 ihr Geburtstag geweſen wäre. Die Guten werden davon kommen, das ſind die mit den Schlapphüten, den rothen Federn und den Waldſchrattbärten, die den böſen, vornehmen Menſchen alle brüderliche Liebe zu erzeigen, und mit ihnen zu theilen trefflich geneigt ſind.

988. Geiſtermette.

Ein Bewohner dieſer Gegend, der Seebühler genannt, hat erzählt, einmal ſei er mit ſeinem Vater und ihrer zwei andern vom Thumſee zur Nachtzeit nach Berchtesgaden zu gegangen, Wild zu ſchießen, denn dort giebt es Wild und Wildſchützen allewege. Da ſeien ſie außerhalb Reichenhall bei der jetzt niedergeriſſenen Kirche von St. Peter und Paul vorbei gekommen, gerade als die Glocke drinnen in der Stadt zwölf geſchlagen. Alsbald erblickten die Wildſchützen die Kirchenfenſter hell erleuchtet, und kletterten neugierig außen an einem Fenſter in die Höhe, hinein zu gucken, denn Wildſchützen furchten ſich vor dem Teufel nicht. Da war die ganze Kirche voll ſchwarz angethaner Leute und jede Perſon hielt ein Licht, und hatten ihre Häupter all' geſenkt voll Andacht. Am Altare der Prieſter hielt feierlich das Hochamt, und die Orgel erklang dazu durch die Nachtſtille in ſüßen Tönen. — Außer dieſer Kirche und dem Dome zu Salzburg werden als Geiſterkirchen auch noch genannt die Probſteikirche zu Berchtesgaden, die Kapelle zu St. Bartholomä hart am Königsſee unterm Watzmann, die zu St. Zeno, abwärts Reichenhall nach Salzburg zu, auch in der G'main und im Stift zu Högelwerth iſt gleiches wahrgenommen worden. Ja ſogar weit vom Untersberge, hat der Seebühler erzählt, zu St. Salvator in Prien, hart am entgegengeſetzten Ufer des Chiemſees nach Roſenheim zu, wie ihm die Meßnerin heilig und theuer verſichert hat, haben die ſchwarzen Untersberger Geiſtermette gehalten; die Kirche war hell erleuchtet, die Orgel klang nebſt andern Inſtrumenten, die Kirchenthüre aber war verſchloſſen, und ließ ſich mit dem Schlüſſel nicht öffnen. Nachbarsleute genug ſeien dabei geweſen und könnten's bezeugen.

989. Der verlorene Jäger.

Es iſt nicht ſelten geſchehen, daß Leute in den Untersberg entrückt werden, längere oder kürzere Zeit darinnen geblieben, dann wieder herausgekommen ſind, und erzählt haben, was ihnen darin begegnet; darüber giebt es viele Sagen, ja ganze Bücher, ſo eins von Lazarus Aizner, der hat ſchrecklich viele Wunderdinge im Berg geſehen, auch die Thüren zu den Gängen, die nach den Kirchen führen, welche die Untersberger beſuchen; einer dieſer Wege geht tief unterm Königsſee nach Bartholemä — und hat viel ſeltſamer Prophezeihungen gehört.

Einſtmals ging ein Jägersburſch auf den Untersberg, und ging daſelbſt verloren, denn er kam nicht wieder; er war in den Berg gerathen und wußte nicht wie, doch hatte er ſich ſeines Bedünkens nicht gar lange darin aufgehalten, und wanderte wieder ganz wohlgemuth ſeiner Heimath zu. Als er an die Kirche kam, die man nennt die G'main zur Mutter Gottes, ſo hörte er läuten, und traf auf dem Kirchhof ein kleines Mägdlein an, das fragte er: — warum läutet man? — Zum Seelgottesdienſt für einen Jäger, der vorig's Jahr auf dem Berge verloren gangen iſt — antwortete das Kind. Da ging der Jäger in die Kirche und kniete nieder am Speiſegitter, und nach und nach füllte ſich das Gotteshaus mit Leuten, davon viele ſeine Verwandten waren, die ihn alle nicht erkannten. Wie es nun Zeit zum Opfer war, erhob ſich der Jäger zuerſt und ging voran, da erſt erkannten ihn ſeine Verwandten und Freunde und ſtaunten, daß der mit dem Opfer ging, für deſſen arme Seele derſelbige Trauergottesdienſt gehalten wurde, und war nach beendigtem Dienſt groß Fragens um ihn her — aber der Jäger ſchwieg und offenbarte nichts. Nur dem Erzbiſchof von Salzburg hat bald darauf der Jäger erzählt, was er geſehen und im Berge erlebt, und ein Vierteljahr danach iſt er todt geweſen. Er hat Michael Holzegger geheißen und ſoll ſich dieſe Sache 1738 zugetragen haben. Und der Erzbiſchof iſt über das, was er vom Jäger vernommen, ſehr nachdenklich und tiefſinnend geworden, und hat es Niemand anvertraut.

990. Die Goldzacken.

Am Untersberge, deſſen Gipfel-Seitenanſicht von weitem geſehen, merkwürdig einem Menſchengeſicht gleicht, hat es ſchon gar manchen geneckt und wenn nicht in das Innere, doch außen in Wald und Geklüft irre geführt, denn es iſt gar ein gewaltiger Bergſtock, der ſtundenweit ſeinen Hochrücken ſtreckt und in den weißen Blöcken ſeines Marmors Geflechte zeigt, roth wie der Bart des Barbaroſſa. Da war zu Fagen ein Scheuerbauer, hieß Sebaſtian Fletſcher, der kam auch einmal an eine Felswand die etwas überhing, blitz, da hingen Zacken von purem blanken Gold weit herunter, daß man ſie mit der Hand erreichen konnte, gerade ſolche, wie der Holzmann in der Geiſterkirche am Ochſenkopf fand (Sage Nr. 698), aber der Fehler war der, daß man die Goldzacken nicht mit der Hand abbrechen konnte wie Eiszapfen. Indeß war der Fletſcher klug, er dachte, du willſt heim gehen und deine Haue holen, willſt dir aber zuvor ein Merkzeichen machen, daß du den Ort wiederfindeſt; — trug alſo einen tüchtigen Haufen Steine zuſammen, gerade unter die Goldzacken, und lief nun was er konnte, heim, und holte die Haue. Wie ſchwang um ihn die Hoffnung ſo goldene Flügel, und hing ſie ihm an Haupt und Füße, daß er mehr flog als ging. Da er nun wieder hinauf kam der Baſtel, ſo lag richtig ſein Steinhaufen noch da, aber — o weh — die

Goldzacken waren nicht mehr da — dergleichen bleibt nicht ewig ſitzen und ſichtbar. Die rechte Stunde war für immer vorüber, und der arme Fleiſcher hatte nun keinen andern Lohn, als den Hinweg für den Herweg.

---

991. Rieſen und wilde Frauen im Untersberge.

Leute aus dem Dorfe Feldkirchen ohnweit der Stadt Salzburg erzählten für wahrhaft: Als wir noch junge Buben waren, haben wir mit eigenen Augen geſehen, daß einige alte Rieſen aus dem Untersberge herausgingen, herunter kamen und ſich auf die nächſt dieſes Berges ſtehende Grödiger Pfarrkirche lehnten, mit unterſchiedlichen Perſonen Geſpräche hielten, doch Niemand einiges Leid zufügten; ſondern ihren Weg wieder in Frieden gingen. Die Grödiger Leute waren von den Rieſen oft ermahnt, durch erbauliches Leben ſich gegen verdientes Unglück zu ſichern. Dieſelben Leute zeigten zu der nämlichen Zeit an, daß zu Grödig vielmals etliche Frauen von wilder Art aus dieſem Untersberg gekommen ſind zu den Knaben und Mägdlein, welche zunächſt dem Loch innerhalb Glanegg des Viehes hüteten, und ihnen Brod und Käſe zu eſſen gegeben haben. Auch in das Kornſchneiden gingen ſolche wilde Frauen nach Grödig. Sie kamen ſehr früh des Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feierabend genommen, gingen ſie, ohne die Abendmahlzeit mitzueſſen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Eines Tages geſchah es, daß ein Bauersmann bei Grödig auf dem Felde ackerte und ſein kleines Söhnlein auf das Pferd geſetzt hatte. Da kamen die wilden Frauen aus dem Untersberge, hätten das Knäblein gern gehabt und wollten es mit Gewalt hinwegführen. Der Vater aber, dem die Geheimniſſe und Begebenheiten dieſes Berges ſchon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab mit den Worten: was erfrechet ihr euch, ſo oft herauszugehen und mir jetzt ſogar meinen Buben hinwegzunehmen? Was wollt ihr mit ihm machen? — Die wilden Frauen ſagten: er wird bei uns beſſere Pflege haben und wird ihm bei uns beſſer gehen als zu Hauſe; der Knabe wäre uns ſehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren! — Allein der Vater ließ ſeinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nahe an die Kugelſtatt oder Kugelmühle, ſo bei dieſem Berge ſchön auf der Anhöhe liegt, und nahmen dort ein Knäblein mit ſich fort, das das Weidvieh hütete. Da haben über ein Jahr hernach die Holzleute daſſelbe Knäblein auf dem Untersberge auf einem Baumſtock ſitzen ſehen, das hatte ein ſchön grünes Kleid an. Dieß ſagten ſie den Aeltern des Knaben, und am andern Tage ſuchten ſie es mit Vater und Mutter an demſelben Orte, aber der Knabe ward nicht wieder gefunden.

Mehrmals hat es ſich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberge gegen das Dorf Anif ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen iſt. Alldort machte ſie ſich in die Erde Löcher und Lagerſtatt. Sie trug ungemein langes und ſchönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußſohlen hinabreichte.

Ein Bauersmann aus Anif ſah zum Oeftern dieſe Frau ab und zu gehen, und ob ihrer Schönheit und der Schönheit ihrer langen Haare ward ihm gegen ſie das Herz entzündet. Er konnte dem Drange, ihr zu nahen, nicht widerſtehen, ging zu ihr, betrachtete ſie mit innigem Wohlgefallen und legte ſich endlich in ſeiner Einfalt ohne Scheu zu ihr auf ihr Lager, doch in allen Ehren; beide ſahen einander an, und keines ſprach ein Wort; noch weniger trieben ſie Ungebührliches. Als der Bauer zur zweiten Nacht wiederkam, fragte ihn die wilde Frau, ob er nicht ſelbſt ein Weib habe? — Nun hatte er eine angetraute Ehefrau, doch verläugnete er ſie und ſprach: nein! — Des Bauers Ehewirthin aber machte ſich allerhand Gedanken, wo denn ihr Mann des Abends hingehe und die Nächte zubringe? Daher ſpähte ſie nach ihm, und ging aus, ihn zu ſuchen, und fand ihn auf dem Felde, bei der wilden Frau ſchlafend. Da rief ſie der wilden Frau zu: o behüte Gott deine ſchönen Haare! Was thut ihr denn da mit einander? — Mit dieſen Worten wich das Bauernweib von ihnen, und ihr Mann erſchrak gar ſehr darüber. Aber die wilde Frau hielt ihm ſeine treuloſe Verläugnung vor und ſprach: hätte deine Frau böſen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, ſo würdeſt du jetzt unglücklich ſein und nicht mehr von dieſer Stelle kommen, aber weil deine Frau nicht bös war, ſo liebe ſie fortan und hauſe mit ihr getreulich, und unterſtehe dich nicht mehr daher zu kommen, denn es ſteht geſchrieben: ein jeder lebe getreulich mit ſeinem getrauten Weibe, obgleich die Kraft dieſes Gebots einſt in große Abnahme kommen wird und damit aller zeitliche Wohlſtand der Eheleute. Nimm dieſen Schuh voll Geld mit dir und ſieh dich nicht mehr um! — Damit ſchwand die wilde Frau hinweg, und der Bauer ging mit ſeinem Schuh voll Geld erſchrocken heim und that, wie ihm geboten war.

Ein Müller aus Salzburg, Leonhard Burger mit Namen, ging einſt auf den Untersberg, da traf er eine wilde Frau und ein Bergmännlein an, und ſahe Letzteres mit einem Hammer in das Geſtein hauen; es floß in eine große untergeſtellte Kanne von einem halben Maaß eitel gediegenes Gold. Die wilde Frau ſchrie den Wanderer an, und ſcheu wich er zurück; wäre er geblieben, ſo hätte er wohl etwas mehr bekommen; ſo aber gab ihm das Bergmännlein nur ein gutes Stück von einem glänzend ſchimmernden Steine, und daran hatte er ſein Lebenlang genug.

992. Der Fuhrmann und die Bergmännlein.

Einſtmals im Jahre 1694 wollte ein Fuhrmann mit einem Wagen, der mit Wein befrachtet war, aus Tyrol nach Hallein fahren, und kam neben St. Leonhard bei der Almbrücke zu Niederalm, einem Dorfe zunächſt des Wunderberges. Dort ging ein Bergmännlein aus dem Berge hervor und fragte den Fuhrmann: Woher kommſt du und was führſt du? — Der Fuhrmann ſagte: Wein. — Da ſprach das Männlein: Fahre mit mir! Ich gebe dir gute Münze dafür, und mehr, als du zu Hallein bekommen wirſt. — Der Fuhrmann weigerte ſich, weil der Wein beſtellt ſei. Darüber ward das Bergmännlein erzürnt, fiel auf die Mähnen der Pferde und rief: Fuhrmann, weil du nicht mitfahren willſt, will ich dich ſo führen, daß du gar nicht wiſſen ſollſt, wo du biſt, und ſollſt dich nicht mehr auskennen. — Dem Fuhrmann wurde mächtig bange, er ſah, daß er in der Gewalt des Unterirdiſchen war, und gehorchte nun dem Bergmännlein, das mit eigener Hand den Zaum der Pferde ergriff und das Geſchirr immer näher zu dem Untersberge hinlenkte. Dem Fuhrmann ſchien es, als gehe es auf einer kunſtgerecht gemachten Straße, aber zugleich überkam ihn gar mächtig ein Schlaf, deß er ſich nicht erwehren konnte, nickte ein, erwachte wieder, und ſah, daß er einem Felſenſchloß nahe, deſſen Mauern von roth und weißem Marmor waren, und deſſen Fenſter wie Kryſtallſpiegel glänzten. Dieſes Schloß war ſo gefeſtet, daß man durch mehrere Thore und über ſieben Zugbrücken mußte. Da nun der Wagen in das Schloß herein war, hieß der Kellermeiſter den Fuhrmann willkommen, und ſprach ihm Muth ein, und war ſelbiger Kellermeiſter etwa ſo ein Männlein wie die im Oſenberg (Sage Nr. 165), der Bart ging ihm bis auf den Bauch, an der Seite hing ihm eine große Taſche und in der Hand trug es einen großen Schlüſſelbund. Nun ſprangen auch andre ſeines Gleichen herbei, die ſpannten die Pferde aus, führten ſie zum Futter und luden den Wein ab, andere führten den Fuhrmann in ein helles Gemach und ſetzten ihm zu eſſen und zu trinken vor, dann zeigten ſie ihm das Innere des Schloſſes, das gar überherrlich war, und ſah viel Wunders an gegoſſenen Rieſen von Erz und reiche Gewaffen, Geſtühle, Bett- und Tafelwerk, und einen fäſſervollen Keller ſo weit und tief, daß ſein Ende nicht zu erſehen war, und dachte bei ſich: na, die müſſens Zechen verſtehen. Und im Keller drin an einem runden Tiſch zählte ein Bergmännlein ihm 180 Dutzend Dukaten hin, und ermahnte ihn, wieder andern Wein zu kaufen, und guten Handel damit zu treiben. Und weil das eine Pferd des Fuhrmanns blind war, ſo nahm ein Männlein einen Stein, der ſchien bläulich, und ſtrich damit dem Pferd über's Auge, da ward es ſehend und ſchenkten ihm den Stein, auch andern zu helfen. Gar mancherlei erfuhr er noch von heimlichen Dingen, die er alle bei ſich behielt bis an ſeinen Tod, und fand ſich unverſehens wieder mit ſeinem leeren Geſchirr an dem Ort, da ihn zuerſt das Bergmännlein angeſprochen hatte. Den blauen Stein aber hat er einem Apotheke in Salzburg gezeigt, der fand, daß er ein kupfer- und zinkhaltiges Mittelſalz ſei, nannte ihn ob ſeiner Tugend Lapis mirabilis, bildete ihn auf chemiſchem Wege nach, und thät damit zuerſt große Augenkuren an Menſchen und Vieh.

993. Der Goldſand.

Ein armer Dienſtknecht beim Hofwirth zu St. Zeno, Paul Mayer, ging auch auf den Untersberg hinauf, als er beim Brunnenthal faſt die Hälfte des Bergs erſtiegen hatte, ſtand er vor einer Steinklippe, und unter der lag ein Häuflein glitzernder Sand. — Ei das könnt' am Ende Gold ſein, dachte der Paul Mayer, und ſteckte Sand ein, ſoviel in ſeine Taſchen ging und wandte ſich zur Umkehr. Da trat ihm ein Fremder entgegen, grimmen Ausſehens und rieſenhaften Wuchſes und fragte: was trägſt du da? — Und da der arme Teufel vor Schreck verſtummte, leerte jener ihm nolens volens die Taſchen wieder aus, und ſprach: jetzt gang gleich abi, und gang nimmer auf dem alten Weg z'ruck, und laß dich nimmer wieder hier oben antreffen, wenn d'nit zwa Bain' z'vill hoſt! — Der Knecht ging ganz beſtürzt einen andern Weg zurück, ärgerte ihn der Verluſt des Sandes, vertraute ſein Abenteuer einem Kameraden, und nahm den mit auf die Höhe, trotz des Verbotes jenes Rieſenmannes. Aber ſie ſuchten und ſuchten und fanden durchaus nicht die Wand, nicht den Sand.

Ein Holzmeiſter, der ſich auf dem Untersberge im Geſchäft verſpätet, fand den Rückweg nicht, und mußte in eine Felskluft einkriechen und allda nachten. Am andern frühen Morgen nahm er eine Steinklippe wahr, von welcher eben ſolcher Goldſand abrieſelte, wie der Paul Mayer erblickt, der Holzmeiſter hatte nichts bei ſich, den Sand aufzufangen, merkte ſich die Stelle, ging heim und holte ein Krüglein. Dem glückte es nun beſſer, wie dem Baſtel Fletſcher mit den Goldzacken (Sage Nr. 990), er fand die Stelle und den rinnenden Sand, und ſetzte ein Krüglein, das er mit herauf gebracht, unter. Als daſſelbe voll war, ging er hinweg und ſah eine Thüre, die ſtand offen und er ſchaute hinein, und ſah es drinnen auch tageshell, aber mit einem Schnapp ſchlug die Thüre ihm vor der Naſe zu, und drinnen dröhnte es, wie ein Schuß in einem großen Weinfaß. Im Krüglein war wahrhaftiger Goldſand; er hat es nachher noch zum öftern füllen dürfen, aber bald darauf iſt er geſtorben, und da gings mit dem Golde nach dem Sprüchwort: wie gewonnen, ſo zerronnen, es zerrann nur ſo, wie eben Sand zerrinnt, und war kein Segen dabei. Es fand auch Niemand nach ihm weder die Thüre, noch den quellenden Goldſand.

994. Die Goldkohlen.

Zu Salzburg war eine Kräuterfrau oder Kräutelbrocklerin, wie man ſie dort nennt, die ging auf den Wunderberg nach Wurzeln und Kräutern, denn was da alles gutes darauf wächſt, iſt gar nicht zu ſagen; Tauſendgüldenkraut und bitterer Enzian, Goldwurzel und Salomonsſiegel, Allermannsharniſch und Teufelsabbiß, Lungenkraut und Edel-Leberkraut, Engelſüß und Johannisblut, Dooſten und Dorand, Himmelskerzen und Herzleuchte, Farrnkrautmännlein und Farrnkrautweiblein und viele hundert andere Heilwurzeln und Würzkräuter, ſo daß es nur eine Luſt iſt, auf ſelbem Berge zu kräuteln. Wie nun das Weiblein ämſig ihres Geſchäftes oblag, kam ſie zu einer Wand des Berges, da lagen ſchwarze Brocken, ſahen ohngefähr wie Kohlen aus, die warf ſie auch alsbald in ihren Korb, und als dieſer voll Kräuter war, ging ſie heim. Zu Hauſe — blitzte es aus den Kohlen hell und klar, gediegen Gold ſaß drin, die Hülle und Fülle. — Ei des Dinges willſt du mehr holen, das iſt der wahre Jacob, und die Herzenstroſtmünze! — rief die Alte. Kehrte alsbald eilend wieder um zum Berge, fand aber da, wo die ſchwarzen Kohlen gelegen hatten, nichts als ein unſaubres Kräutlein: Ziegenlorbeeren.

995. Juvavia.

Bis dicht an den Fuß des weitberühmten Unterberges erſtreckte ſich in den alten Zeiten eine Römerſtadt, Caſtrum Juvavium oder Juvavia, zu Deutſch Helfenburg geheißen. Julius Cäſar ſoll zum Schutz des Römerreiches gegen die Deutſchen eine Beſatzung in dieſes Kaſtell gelegt, und Kaiſer Aelius Hadrianus eine römiſche Colonie dort angeſiedelt haben. Dieſe Stadt wuchs an Gebäuden und Einwohnern und breitete ſich weit aus über das fruchtbare Gefilde, in welchem das heutige Salzburg liegt. Aber die Einwohner ehrten und fürchteten letzlich weder die Götter, noch den einigen Gott und verſanken ganz und gar in den Schlamm der Laſter, und der Himmel verhing ſein Zorngericht über die ſündige Stadt. In einer ſchrecklichen Nacht verſank Juvavia mit Mauern und Mannen, und an die Stätte, wo es geſtanden, trat ein weites und tiefes Moos (Moor), das noch heute zu ſehen iſt. Es iſt nicht gut, dieſem zu nahen, Geſpenſter irren dort um, und zur Nachtzeit locken täuſchende Lichter den Wanderer in ungeheuerliche Tiefen. Unter dem Erzbiſchof Johann Ernſt, Grafen von Thun, ſuchte man dieſe verſunkene Stadt in den Moorgründen auf, welche ſich von der Leopoldskrone bis zum Untersberge hin erſtrecken. Eine alte Mauer, welche auf einer Seite ohnweit des Daunſchloſſes im Weingarten vom Mönchsberge herabläuft, hielt man für eine Ruine der berühmten Römerſtadt, und eine alte Inſchrift, welche jener Erzbiſchof in Marmor hauen ließ, dient der Sage zur Stütze.

996. Die Mordau.

Zwiſchen dem Reuteralp-Gebirg und dem mit ewigen Schnee bedeckten Watzmann liegt eine Alm, die iſt die Mordau geheißen. Da war eine Sennderinn droben, die war gar ſchön und lieb, und die hat einen Buben gehabt, der war gar herzig und g'ſpaßig, doch hat die Liebſchaft nicht lang gewährt, denn ein ſchmucker Jäger ſtach den Hirtenbuben bei ſeinem Schatzerl aus, und der Bub zergrämte ſich mächtig, und das Schatzerl hatte eine Angſt, denn es thut ſelten gut, wenn ein Dirndl zwei Liebſten auf einmal hat, davon ſingt ſchon ein altes Liedel, und vertraut's dem Jäger heimlich, wenn ſie nur den Hirtenbuben auf eine gute Art los ſein könnt', ſelbig's wär' ihr ſchon recht. Da ſagte der Jäger: ei ſchick' den Talk doch auffi auf den hohen Göhl, drüben jenſeits der Achen, da wächſt das ſchönſte Edelweiß, und begehr' fleißig ein Edelweißſträußel von ſeiner Hand, da wird ihm ſchon einmal was begegnen, daß er's Wiederkommen vergißt. — Dieſen treuloſen Rath nahm ſich die falſche Sennderin zu Herzen, und da währte es nicht lang, ſo kam der alte Schatz, und ſagte zu der Falſchen: weiſt d'was neues? Der Herzog Friedrich von Bayern fallt ins Berchtesgadner Land'l herein, da bin ich h'rauf kommen, dich zu beſchützen, da du ſo allein hier oben wirthſchafteſt und kaſerſt. — O du mein Gott! — antwortete die Falſche. Was dich doch traumt hat! Gang heim, oder gang hinüber auf den hohen Göhl, und hol' mir ein friſches Edelweiß auf meinen Hut, wenn ich Morgen h'nunter nach Berchtesgaden in die Kirche geh. — Wie du meinſt — ich hab's gut gemeint — antwortete der unbeglückte Liebhaber und ſtieg hinauf zum hohen Göhl, und fand das Edelweiß, die Blume aller Alpenblumen, doch dünkt' ihm immer keins ſchön und groß genug, und ſah zuletzt auf einem Ranft hoch überm Abgrund eins ſtehen, das leuchtete wie lautres Silber und hatte die Blüthe aufgeſchloſſen wie eine Blume der Königin der Nacht, aber wie der Bub' es pflückte, krachte und brach das Geſtein des Ranfts und er ſtürzte mit einem Schrei thurmhoch in den Felſenabgrund hinab, und zerſchellte elendiglich. Indeſſen hatte ſich der Jägersbub zum Schatzerl geſellt, und waren guter Dinge mitſammen, und lachten des armen Narr'n, der das Wiederkommen richtig vergeſſen hatte. Statt ſeiner aber kamen andre, eine Schaar wilder Soldaten, die ihren Weg der Kürze halber, und weil ſie den Paß auf dem Weg von Reichenhall nach Berchtesgaden, der die Straße geradezu verſchließt, nicht paſſiren wollten, über die Mordau genommen, die fanden das einſame Paar, machten kein Federleſen mit dem Jäger, ſondern ſtießen ihn nieder, faßten die falſche Dirne auch nicht in Gold, ſondern thaten ihr, was ihr nicht lieb war, und hatte den Tod davon, und ſterbend ſtierte vor ihrem brechenden Blick des verrathenen Liebſten blutiger Leichnam. Die Soldaten ſoffen die Milch, fraßen die Käſe, ſchlachteten die Kühe, zündeten die Sennhütte an, und warfen die Leichen der Ermordeten in die Flammen. Seitdem heißt die Alpe die Mordau, und ſteht auch ſo auf den Landkarten. Im Zwielicht ſchweben Geiſterſchatten trüb und ſchwer über ihre Triſten hin.

997. Die drei Jungfern.

Ueber Berchtesgaden, oder wie ſie es dort in der Gegend nennen, Berchtelsgaden, ragt ein hoher Alpenberg, der Kirnberg empor, der hat drei ſpitze Zacken, und dieſe Zacken heißen die drei Jungfern. Es waren drei Jungfern im Ort, die putzten ſich, und ſtrählten ihr Haar und flochtens einander wunderſchön, denn ſie wollten zum Tanz gehen, und waren mit nichten in die Kirche gegangen, als es zur Meſſe geläutet hatte, und wie ſie im beſten Haarflechten waren, da läutete es zur Wandlung, und ſie hörten den Schall, aber ihre Finger waren ſo geſchäftig, daß keine ſich die Zeit nahm, ſich zu bekreuzen. Die eine ſprach blos: horcht, es läutet zur Wandlung! — Meinetwegen! — ſprach die zweite. Wandlung hin, Wandlung her! — ſprach die dritte — da wurden ihnen die Finger ſo ſteif, und ſo kalt, und die Zöpfe ſtarrten wie Eiszapfen und waren nicht mehr geſchmeidig, und die Stubenwand wich, und ward öde um ſie her, und ſie hoben ſich und fühlten ſich gehoben, und ſind drei Felſenzacken geworden, und geblieben immerdar.

998. Die Salzmänner am Dürrenberge.

An dem Salzberg, der am Dürrenberge (oder auch Dirnberg geſchrieben) zwiſchen Berchtesgaden und Salzburg liegt, ward im Jahre 1573 in dem Salzwerk in einer Tiefe von angeblich 6300 Schuh, wird wohl eine Null zu viel ſein, ein Mann ausgegraben, neun Spannen lang, mit Fleiſch, Bein, Haar, Bart und Kleidung, und war das Fleiſch hart und gelb, wie etwa ein geſelchter Stockfiſch. Damals ſtand ein ſchrecklicher Kometſtern am Himmel. Einen eben ſolchen Mann hat man abermals ausgegraben im Jahr 1616 in St. Georgen-Stollen in demſelbigen Berge, und ihn jahrelang beim Stollen Clemereis in einem Kämmerlein aufbehalten, und haben dazumal viele Menſchen zu ihren Zeiten ſelbige beiden Salzmänner geſehen. Zuletzt aber haben dieſe Salzmänner angehoben zu riechen, wie die ägyptiſchen Mumien in der Alterthümerſammlung, die eine Zeitlang auf der Burg zu Nürnberg war, oder noch iſt, und man hat für gut befunden, der Erde zurückzugeben, was der Erde ſchon ſeit undenklichen Jahren angehört, und die Salzmänner chriſtlich begraben.

999. Irmentritt.

In dem Thale der Saal, hart unterm Watzmann, der Stuhlwand und dem ſteinernen Meer liegt der Gebirgsort Saalfelden, und nahe dabei ein Schloß, Dorfheim genannt, das hieß früher der Thurm zu Dorf, und alldort wohnte eine Familie des Namens von Hund oder Hunt. Und eine ſo benamte Familie mag wohnen wo ſie will, ſo wird ihrem Urſprung die Sage nachfolgen, und ſollt' es wie hier in einen von ewigem Schnee überhangenen Gebirgswinkel ſein. Hier lebte Ritter Iſenbart, der zugleich ein Iſegrimm war, mit ſeiner Gemahlin Irmentritt, welche einſt einer mit Zwillingen geſegneten Bettlerin allzu nahe trat, ſie unzart verhöhnend und dafür der Bettlerin Fluch empfing, daß ſie, wie ſie über die zwei auf einmal ſpotte, nun ehebaldigſt der Kinder zwölf auf einmal gebären ſolle. Dieſes geſchah auch wirklich zu einer Zeit, als Iſenbart ſich auf der Gemſenjagd befand, und um die Kogel zwiſchen der Stuhlwand und dem Watzmann herumkletterte, welche man Hundstod nennt und alſo auf den Karten verzeichnet findet. Solches geſchah im Jahre 887, und die Zwölfgebärerin war in großen Aengſten. Es erfolgte daher der Beſchluß, daß die Magd elf der Kindlein von dannen tragen und in der Saal erſäufen ſolle, wenn aber Ritter Iſenbart ſie betrete, ſolle ſie ſagen, ſie trage junge Hündlein. Nun begab ſich alles wie da und dort bis zum Schluß, und Frau Irmentritt ſtürzte tod von ihrem Seſſel nieder, als der Graf ihr den großen Fehltritt zürnend vorhielt. Die heimlich auferzogenen Knäblein aber empfingen allzumal den Namen Hund, und blieben im Beſitz des Thurms, ließen auch die ganze Stammſage in ihren Ritterſaal malen, desgleichen auch einen ihres Geſchlechts, der 1392 mit einem rieſigen Kämpen, Jacob Kainſpieß genannt, zu Hall im Inthal ſtritt, deſſen Sieger ward, und ihn in Feſſeln legte. Nach der Hand iſt das gethurmte Schloß an die Herren Lärzer von Zehendthal gekommen.

1000. König Watzmann.

Südöſtlich von Salzburg ſtreckt, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch über ſieben niedrigere Zinken ein Berg zwei rieſige Zackenhörner gen Himmel, das iſt der über neuntauſend Fuß hohe Watzmann. Von ihm erzählt das umwohnende Volk aus grauen Zeiten her dieſe Sage.

Einſt, in undenklicher Frühzeit, lebte und herrſchte in dieſen Landen ein rauher und wilder König, welcher Watzmann hieß. Er war ein grauſamer Wütherich, der ſchon Blut getrunken hatte aus den Brüſten ſeiner Mutter. Liebe und menſchliches Erbarmen waren ihm fremd, nur die Jagd war ſeine Luſt, und da ſah zitternd ſein Volk ihn durch die Wälder toben mit dem Lärm der Hörner, dem Gebell der Rüden, gefolgt von ſeinem eben ſo rauhen Weibe und ſeinen Kindern, die zu böſer Luſt auferzogen wurden. Bei Tag und bei Nacht durchbrauſte des Königs wilde Jagd die Gefilde, die Wälder, die Klüfte, verfolgte das ſcheue Wild und vernichtete die Saat und mit ihr die Hoffnung des Landmanns. Gottes Langmuth ließ des Königs ſchlimmes Thun noch gewähren.

Eines Tages jagte der König wiederum mit ſeinem Troß und kam auf eine Waldestrift, auf welcher eine Heerde weidete und ein Hirtenhäuslein ſtand. Ruhig ſaß vor der Hütte die Hirtin auf friſchem Heu und hielt mit Mutterfreude ihr ſchlummerndes Kindlein in den Armen. Neben ihr lag ihr treuer Hund, und in der Hütte ruhte ihr Mann, der Hirte. Jetzt unterbrach der toſende Jagdlärm den Naturfrieden dieſer Waldeinſamkeit; der Hund der Hirtin ſprang bellend auf, da warf ſich des Königs Meute alſobald auf ihn, und einer der Rüden biß ihm die Kehle ab, während ein anderer ſeine ſcharfen Zähne in den Leib des Kindleins ſchlug, und ein dritter die ſchreckenſtarre Mutter zu Boden riß. Der König kam indeß nahe heran, ſah das Unheil, und ſtand und lachte. Plötzlich ſprang der vom Gebell der Hunde, dem Geſchrei des Weibes erweckte Hirte aus der Hüttenthüre und erſchlug einen der Rüden, welcher des grauſamen Königs Lieblingsgethier war. Darüber wüthend fuhr der König auf und hetzte mit teufliſchem Huſſa Knechte und Hunde auf den Hirten, der ſein ohnmächtiges Weib erhoben und an ſeine Bruſt gezogen hatte und verzweiflungsvoll erſt auf ſein zerfleiſchtes Kind am Boden und dann gen Himmel blickte. Bald ſanken beide zerriſſen von den Ungethümen zu dem Kinde nieder; mit einem ſchrecklichen Fluchſchrei zu Gott im hohen Himmel endete der Hirte, und wieder lachte und frohlockte der blutdürſtige König. Aber alles hat ein Ende und endlich auch die Langmuth Gottes. Es erhob ſich ein dumpfes Brauſen, ein Donnern in Höhen und Tiefen, in den Bergesklüften ein wildes Heulen, und der Geiſt der Rache fuhr in des Königs Hunde, die fielen ihn jetzt ſelbſt an und ſeine Königin und ſeine ſieben Kinder, und würgten alle nieder, daß ihr Blut zu Thale rann, und dann ſtürzten ſie ſich von dem Berge wüthend in die Abgründe. Aber jener Leiber erwuchſen zu rieſigen Bergen, und ſo ſteht er noch, der König Watzmann, eisumſtarrt, ein marmorkalter Bergrieſe, und neben ihm, eine ſtarre Zacke, ſein Weib, und um beide die ſieben Zinken, ihre Kinder — in der Tiefe aber hart am Bergesfuß ruhen die Becken zweier Seen, in welche einſt das Blut der grauſamen Herrſcher floß, und der große See hat noch den Namen Königsſee, und die Alpe, wo die Hunde ſich herabſtürzten, heißt Hundstod, und gewann ſo König Watzmann mit all den Seinen für ſchlimmſte Thaten den ſchlimmſten Lohn und hatte ſein Reich ein Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Anweiſung für den Buchbinder,

wo die dem Werke beigegebenen 16 Holzſchnitte einzuheften ſind.

		Lage	Seite
1.	Die St. Galler Mönche erbeten Wein	4	3
2.	Der Heerwiſch	57	50
3.	Lurlei	95	87
4.	Das Zwergvolk im Oſenberge	165	151
5.	Hinzelmann	275	237
6.	Der Teufel ein Fürſprech	372	315
7.	Die Nixe und das Weingartenloch	394	334
8.	Der Schmied in Ruhla und der Edelacker	452 453	385
9.	Die heilige Eliſabeth	465	397
10.	Die Saalnixen	544	462
11.	Zwergiſchabernack	635	526
12.	Ein ſchleſiſcher Zecher	645	538
13.	Neunerlei Dinge	711	585
14.	Schleuſingens Urſprung und Name	725	596
15.	Geiſterwette zu Karlſtadt	801	660
16.	Der Abt zu Kaltenaſt	968	786

Berichtigungen.

Seite 38 Zeile 11 v. o. lies zuvor ſtatt zwar.
„ 46 „ 12 „ „ „ auf dem Berge.
„ — „ 1 v. u. „ deß ſt. daß.
„ 54 „ 6 „ „ „ lieben ſie ſt. lieb er.
„ 87 „ 17 „ „ „ heiterer ſt. hitterer.
„ 101 „ 11 „ „ „ Junger ſt. Jungers.
„ 125 „ 8 v. o. „ tilge er.
„ — „ 8 v. u. „ Lanzue ſt. Lange.
„ 128 „ 15 „ „ „ Knittlingen ſt. Kindlingen.
„ 177 „ 2 „ „ „ Sachſen-Weimar ſt. Sachſen-Gotha.
„ 246 „ 9 „ „ „ Pada ſt. Perda.
„ 405 „ 1 v. o. „ uns ſt. unus.
„ — „ 2 „ „ „ uns ſt. was.
„ 417 „ 1 v. u. „ Ihel ſt. Ihuf.
„ 448 „ 2 „ „ „ der niederländiſche Krieg ſt. der dreißigjährige.
„ 602 „ 1 v. o. „ nah dabei ſt. noch dabei.
„ 604 „ 14 v. u. füge hinzu: In Schwaben und Südbayern heißt das Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum L.) Mausöhrle.
„ 610 „ 1 v. o. lies 978 ſt. 930.
„ 611 „ 12 „ „ „ Schenk ſt. Schenk-.
„ 621 „ 20 v. u. „ Erbloch ſt. Endloch.
„ 661 „ 1 v. o. füge hinzu: 247.
„ 743 „ 14 v. u. lies treben ſt. treiben.
„ 717 „ 14 „ „ „ Wandsberg ſt. Tennsberg.

Im Verlage von **Georg Wigand** in Leipzig erschien so eben:

Ludwig Bechstein's
Märchenbuch.

Mit 174 Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Ludwig Richter.

Zwölfte Auflage. — Erste illustrirte Ausgabe.

cart. 1 Thlr., schön geb. 1⅓ Thlr.

Dieses Buch hat bereits eine weite Verbreitung gefunden, denn in 6 Jahren **69,000** Exempl. davon verkauft worden. Diese neue Ausgabe ist völlig umgearbe und mit vielen Märchen vermehrt worden. Von den **80** Märchen, die das Buch hält, machen wir nur folgende namhaft:

Vom tapfern Schneiderlein. — Das Märchen von den sieben Schwaben. — Der Schmied Jüterbogk. — Vom [illegible]. — Hänsel und Gretel. — Das Rothkäppchen. — Gevatter Tod. Der Mann ohne Herz. — Hans im Glück. — Die drei Federn. — Die sieben Raben. — Gott überall. Das Märchen vom Mann im Monde. — Der König im Bade. — Der kleine Däumling. — Der Zaub Wettkampf. — Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel. — Eva und die Schlange. — Die Gaben. — Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack. — [illegible]. — Siebenschön. Des kleinen Hirten Glückstraum. — Das Märchen vom Schlaraffenland. — Die Hexe und die Kön finder. — Schneeweißchen. — Das [illegible]. — Die sieben Schwanen. — Zitterinchen. — [illegible] — Der Wachholderbaum. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible], der Bärenhäuter. Das Eselein.

Deutsches Balladenbuch.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Adolf Ehrhardt, Theobald von Oer, Hermann Plüddemann Ludwig Richter und Carl Schurig in Dresden.

Erste und zweite Lieferung.

Die ganze Sammlung wird in 10 Lief. ausgegeben.

Jede Lieferung kostet 10 Sgr., das vollständige Werk 3 Thlr. 10 Sgr.

Bis Ostern 1852 wird dasselbe vollständig erschienen sein.

ine
ited
ns-

son
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

16 Blatt

VILLA
Carlotta.

J. F. Schmidt's Erben
Leihbibliothek

Poetiſche Reiſebilder

vom

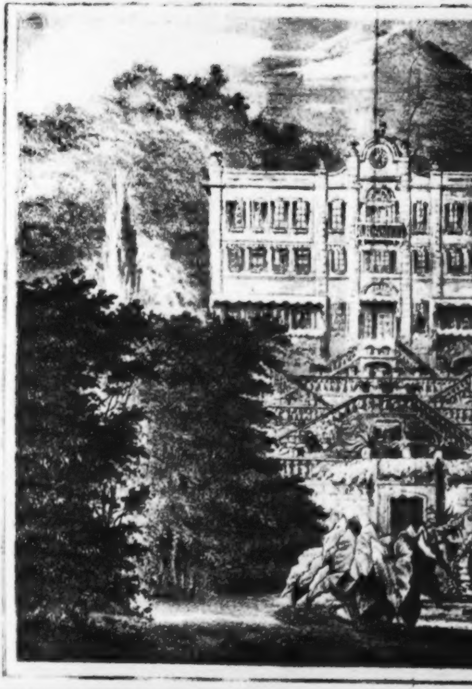
Comersee und aus den Lombardisch-
Venetianischen Landen

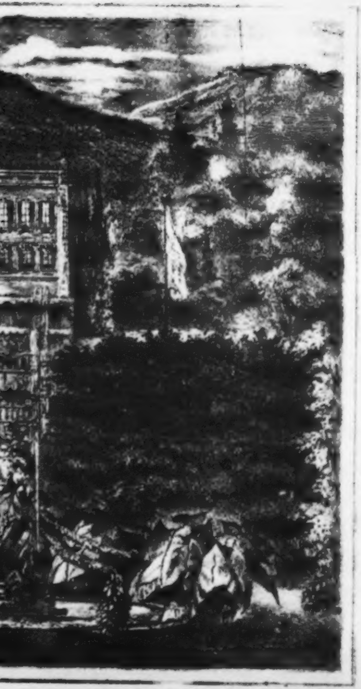
von

Ludwig Bechſtein.

124 Fo 155

WEIMAR, 1857.





Villa Carlotta.

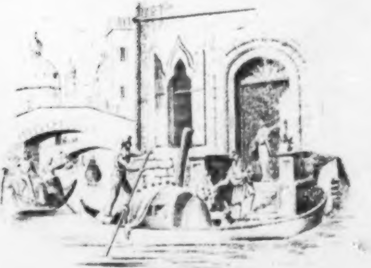
Poetische Reisebilder

vom

Comersee und aus den Lombardisch-Venetianischen Landen

von

Ludwig Bechſtein.



Weimar, 1857.

Bernhard Friedrich Voigt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ihrer Hoheit

MARIE

Friederike Wilhelmine Christiane,

Herzogin zu Sachsen-Meiningen und
Hildburghausen,

Kurfürstlichen Prinzeſſin von Hessen,

als ein Zeichen ehrfurchtvollster Huldigung

gewidmet

vom Verfasser.

Inhalt

Seite

1. Ein Sonettenkranz 3
2. Eil-Reise durch die Schweiz 33
3. Auf Villa Carlotta 59
4. Der Palast und seine Kunstschätze 87
5. Der Comer-See und Mailand 111
6. Certosa di Pavia. Fahrt nach Verona und Venedig . 142
7. In Venedig 169
8. Padua, Piacenza, Monza, Rückreise 203
9. Ueber das Wormser Joch nach Tirol in die Heimath . 230

Villa Carlotta.

I.

Ein Sonettenkranz.

Es waren geist- und gemüthvolle Abendzirkel, welche die junge Erbherrschaft zu Sachsen-Meiningen in den Wintern der Jahre 1854 und 1855 um sich versammelte und mit Liebenswürdigkeit und Anmuth belebte. Theils freie, theils ausgearbeitete und niedergeschriebene Vorträge der in jene Kreise Berufenen boten in mannichfachem Wechsel den Stoff zu lebhafter Unterhaltung über verschiedene Zweige der Geschichte, Poesie und Kunst dar und wirkten anregend und geistig fördernd auf alle Theilnehmenden ein.

Wie ein guter, glückverheissender Stern war Prinzessin Charlotte von Preussen dem Fürstenhause und dem Lande Sachsen-Meiningen erschienen; jugendlich frisch, von der reinsten Weiblichkeit und der mit sittlicher Gracie und Hoheit gepaarten Würde umflossen, kunstbegeistert, wie kunstbegabt, innigen und sinnigen, heitern und doch tiefen Gemüthes, eine liebende Gattin, eine zärtliche Mutter, schien sie geschaffen und berufen, auf eine lange Folgezeit hinaus beglückend zu walten und Begründerin einer schönen Zukunft zu werden.

I. K. H. Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine Marianne Charlotte wurde als älteste Tochter S. K. H. des Prinzen Albrecht von Preussen, (jüngsten Bruders S. M.

des regierenden Königs) und dessen Gemahlin, Marianne, Prinzessin der Niederlande, K. H., am 21. Juni 1831 geboren.

Am 25. December 1849 erfolgte die Verlobung der Prinzessin Charlotte mit Georg, Erbprinzen zu Sachsen-Meiningen, und am 18. Mai die feierliche Vermählung des edlen Paares, dessen Herzensbund nicht die Politik, sondern wahrhafte Neigung geschlossen hatte.

Dieses wurde nicht nur empfunden, sondern auch ausgesprochen, und namentlich in der neuen Heimath der jungen Vermählten. Nach zwei Jahren voll trüber politischer Wirrniss schien ein glückverheissender Frühling lichthell von den ewigen Höhen herabzustrahlen. Diesem Gefühle gab ich, still mitfeiernd, in poetischen Worten Ausdruck:

Am 18. Mai 1850.

Eine Heimathſtimme.

Ein schöner, ernster, heiliger Tag erschien
Dem Vaterland, und alle treuen Herzen,
Die es umschliesst, begrüssen mit Gebet,
Mit Segnungen diess neue Morgenroth.

Ein schöner Tag, denn Liebe weihet ihn,
Der Bund der Herzen knüpft den Bund für's Leben,
Der Jugend blüh'nde Hoffnung schmückt ihn hell
Mit ihrem Maiengrün, mit Lenzeszauber,
Und Aelternsegen krönt den süssen Bund.

Ein ernster Tag — er fällt in ernste Zeit,
In der der Frühling zögert und nur langsam
Sparsame Blüthen zum Erwachen küsst.
Kein froher Lenz der Gegenwart, wie sonst;
Nachschauer eines Schreckens-Meteors,
Das unser grosses Vaterland bedräut.

Wir aber — unser engeres Vaterland,
Das richtet seinen Blick vertrauend dorthin,
Von wannen ihm die frische Blüthe naht,
Die wir ersehnen, die wir freudig grüssen;
Wir werfen unserer Hoffnung Anker aus
Auf eine friedenvolle, schöne Zukunft. —

Ein heiliger Tag, denn Treue heiligt ihn;
Und Treue ist unsterblich, ob bisweilen
Ihr lichter Glorienschein verdunkelt werde
Von einem Wolkenschatten düstern Tags.
Am Hochaltar der Menschheit ist die Treue
Die ewige Priesterin und übt ihr Amt
Im Namen Dessen, der im All gebeut.

Aus unserer Heimath wich die Treue nicht,
Noch unerschüttert stehet ihr Altar;
Wir dürfen freudig in das Sonnenantlitz
Der ewigen Wahrheit blicken, und getrost;
Denn Einzelne sind nicht das ganze Volk,
Und eines Irrlichts Schimmer ist kein Stern,
Und ewig drückt kein Nebelmeer ein Thal.

Und Treue wird das Fürstenpaar begrüssen,
Das neuvermählte, mit dem Gruss der Liebe,
Wann es des Vaterlandes Marken naht.
Wir aber flehen von dem Herrn der Herren,
Der über allen Königreichen herrscht:
Ein dauernd Glück für unser junges Paar,
Ein dauernd Glück für Fürst und Vaterland,
Entsprossen gegenseitiger Treue Schooss,
Durch Treu' geheiligt und durch Liebe gross!

Die nicht unbekannt gebliebene Neigung und Vorliebe des jungen Fürstenpaares für die schönen Künste, ja Höchstdessen für einige derselben beiderseits nicht unbedeutende Begabung sowohl, wie nicht minder das freudige Gefühl, welches die Nähe festlicher Tage allenthalben hervorrief, nebst den lebhaften Empfindungen der Mitfreude am verheissungreichen Glücke einer edeln fürstlichen Familie, der ich in Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit nun 25 Jahre diene — Alles diess forderte von selbst auf, zu den zahlreichen Huldigungen, welche am festlichen Tage des Einzuges, am 1. Juni 1850, in die Residenzstadt Meiningen, den Neuvermählten entgegentraten und entgegenklangen, auch den Gruss der Poesie zu gesellen, und zugleich auch der schönen Kunst im Heimathlande neuen Schutz und Schirm zu erbitten. Diess geschah im nachstehenden

Dichtergruss.

Zu Tausenden, die Euch willkommen heissen,
Die jubelnd bringen Gruss und Huldigung,
Zu diesen schönen, auserlesenen Kreisen,
Voll Freude, Glück und voll Begeisterung,
Zu Allen, die sich heute glücklich preisen
Im heitern Schmuck, darin Ihr Alt und Jung
Und selbst die Strassen schaut — zu all den Schaaren
Tritt auch die Poesie, — ihr Recht zu wahren.

Auch Poesie will ihren Kranz Euch winden,
In den sie der Gedanken Blüthen flicht;
Des vollen Herzens innerstes Empfinden
Lässt sie Euch ahnen, — Worte künden's nicht;
Wohl aber hofft ein Echo sie zu finden,
Da sie zu Euch, zu Künstlerseelen spricht.
Das Edelmenschliche, der Götter Segen,
Es ist die Kunst, — Ihr werdet treu sie pflegen.

An Eure Wiegen traten die Camönen,
Und küssten Euch den heiligen Weihekuss;
Kunst will das Erdendasein Euch verschönen,
Sie nahte früh schon Euch als Genius;
In Bildern Dir, Georg, und Dir in Tönen,
Charlotte, — grüssend mit dem Engelgruss,
Bis Ihr auf seligen Pfaden Euch gefunden,
In Eins verklungen und in Eins verbunden.

Kunst ist der göttlich schaffende Gedanke,
Der lebenzündende Prometheusstrahl;
Kunst führt allmählig uns in weiser Schranke
Zur Höh' empor aus engbegrenztem Thal;
Und ob der Künstler irre, ob er schwanke —
Fern auf der Höhe thront das Ideal.
Empor, empor mit vollem Seelenstreben
Lenkt nach ihm hin das höhere Geistesleben.

Kunst ist der Graal, ist die geweihte Schaale
Noch heut, wie sie's vor tausend Jahren war,
Daraus die Menschheit trinkt vom Göttermahle,
Und Gottes Geist wird in ihr offenbar.
So strebt auch Ihr nach höchstem Ideale,
Seid edler Künste Schirmer immerdar!
Um manches Haupt auf hohen Herrscherthronen
Flocht Kunst die immergrünen Lorbeerkronen.

Dann wird ein holder Friede Euch umblühen,
Ein Eden, das Ihr selbst gepflegt, gebaut,
Darin Ihr freudig nach dem edlen Mühen
Die Zahl der selbstgepflanzten Bäume schaut;
Und manche Goldfrucht seht Ihr herrlich glühen,
Der späten Zeit Gedächtniss preist Euch laut.
Ihr steht verklärt einst von des Nachruhms Glanze,
Unsterblich — in der Mediceer Kranze.

Dem hohen Paare ging eine glückliche Zeit vorüber, welche der Einklang der Gesinnungen, edle Kunstpflege und süsse Aelternfreuden verschönten. Am 1. April 1851 Abends wurde die Frau Erbprinzessin K. H. von einem Prinzen entbunden, der in der am 1. Mai erfolgten Taufe den Namen des fürstlichen Grossvaters Bernhard empfing.

Ein zweiter Prinz wurde am 12. April 1852 Nachmittags gegen 3 Uhr geboren, empfing die h. Taufe am 4. Mai und in dieser die Namen Georg Albrecht, des Urgrossvaters von väterlicher, des Grossvaters von mütterlicher Seite.

Prinzessin Marie kam am 23. September 1853 in Potsdam zur Welt.

Die Frau Erbprinzessin erfreute sich fast ununterbrochen blühender Gesundheit, gewann sich durch Milde und Freundlichkeit und durch den vollen Zauber ihrer Seelengüte alle Herzen, wusste in eines Jeden Gedanken und Ideenkreis einzugehen und schuf dadurch Vielen ihrer Umgebung unvergesslich schöne Stunden. Einigemale wurde ihr Vorzimmer zu einer Liebhaberbühne umgewandelt, auf welcher heitere Aufführungen einactiger Lustspiele dem hochverehrten fürstlichen Aelternpaare und nächst diesem einem besonders eingeladenen Kreise vorgeführt wurden. Die Prinzessin spielte mit Lust und Liebe, und vorzugsweise gern komische Rollen, während sie andererseits verstand, den Ernst des Lebens mit tiefem Gemüthe zu erfassen. So liebte sie, in der Musik nur ganz gediegene und gehaltvolle Tonschöpfungen zu spielen und bisweilen mit Gesang zu begleiten, und nur die erhabenen Meister: Bach, Händel, Mozart, Gluck und Beethoven waren ihre auserkorenen Lieblinge. An Gemälden und Zeichnungen hatte sie grosse Freude, und malte selbst gern, namentlich Blumen und jene Nachbildungen mittelalterlicher Miniatur-Initialen in Gold und Farben, in welcher schönen, mit Beharrlichkeit geübten Kunstfertigkeit die Prinzessin manches sehr Gelungene leistete. Noch ist ein von ihr in solcher Weise mit Initialen geschmücktes Acrostichon vorhanden, welches ich auf den Wunsch der Prinzessin für sie entwarf, und das nach der

Geburt des erstgeborenen Sohnes dem fürstlichen Gemahl zur Gabe an einem festlichen Tage zu Theil wurde. Die von selbst gebotene Einfachheit dieses kleinen Gedichtes, und der Sinn, den es aussprach, waren der fürstlichen Künstlerin hoch willkommen. Dasselbe lautete:

__G__eliebter, nimm diess Blatt aus meiner treuen Hand,
__E__s künde heute Dir mein heiliges Empfinden.
__O__ lass stets zärtlicher, stets liebender Uns winden
__R__echt seeleninnig froh der Herzen festes Band!
__G__ott sei mit Uns, mit Unserer Liebe Pfand.

Lebhaften Antheil wendete die junge Erbherrschaft allen einheimischen Künstlern zu, und um den Sinn für das wahrhaft Grosse namentlich in der zeichnenden Kunst mehr und mehr zu beleben, veranstaltete der Erbprinz einigemale in Meiningen Ausstellungen bedeutender Werke, jener Cartons der Sage, der Völkerscheidung, der Geschichte und des zum grossen Fries, der die Weltgeschichte in genialen Kindergruppen darstellt, sämmtlich vom Director Ritter von Kaulbach, welche im Treppenbau des neuen Königlichen Museums zu Berlin von dem genannten Meister in Fresco ausgeführt sind, und auf gnädige Verwendung Sr. Hoheit des Erbprinzen von dort uns anvertraut wurden.

Bei einer dieser Ausstellungen befand sich auch ein Carton: die Ermordung der Erstgeburt in Aegypten, von einem der genialsten Zöglinge der Münchner Maler-Akademie, Andreas Müller aus Stephan-Rettenberg, im Bayrischen Tirol (Allgäu), dessen wahrhaftem Künstlerberufe die Anerkennung des Prinzen im vollen Maasse zu Theil wurde. So lernten wir schon jetzt aus einer durchdachten und künstlerisch vollendeten Zeichnung einen jugendlichen Meister kennen und hochschätzen, den wir bald näher kennen lernen sollten und dem eine grosse Zukunft winkt. Noch vollendeter trat uns A. Müller's glückliche Begabung in einem kleineren, von ihm für S. H. den Erbprinzen entworfenen Carton entgegen, darstellend die beabsichtigte Ermordung des Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meissen, Friedrich des Freudigen, in einem Gasthofe zu Altenburg, und auf Anstiften Kaiser Albrecht's, gegen den der Landgraf im Kriege war, — bei welchem meuchelmörderischen Angriffe ein Bürger aus Freiburg für den Landgrafen das eigene Leben zum Opfer brachte. Dieses Bild befestigte den Entschluss zur gänzlichen Berufung A. Müller's nach Meiningen von Seiten S. H. des Erbprinzen, und dasselbe gefiel so sehr, dass auch S. H. Ernst, regierender Herzog zu Sachsen-Altenburg, es in Oel ausgeführt bei dem Künstler bestellte.

Im Winter 1854 auf 1855 begannen die am Eingange erwähnten Abendzirkel, in denen stets einer oder der andere der dazu Geladenen theils durch freie Vorträge, theils schriftlich Ausgearbeitetes lesend, durch Stoffe aus dem Bereiche der Geschichte, besonders jener des Fürstenhauses Wettin, der Mythen- und Sagenwelt, der Architectur, der dramatischen Kunst, der Musik, selbst der Kriegswissenschaft u. s. w., Anregung gab, diese Themata ernst oder heiter weiter zu besprechen, und gegenseitige Ansichten über dieselben auszutauschen.

Aber schon im Januar 1855 trübte sich der schöne Himmel des Glückes über der Elisabethenburg; Prinz Georg erkrankte, und die bange Sorge um das Leben des fürstlichen Kindes verscheuchte jene harmlosen Freuden geistiger Abendunterhaltungen. Leider war diese Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; gegen den Morgen des 27. Januar starb der junge dreijährige Prinz, ein liebliches, hoffnungsvolles Kind, zum tiefen Schmerze der Angehörigen und der Theilnehmenden des ganzen Landes.

Nach Ablauf der ersten Trauerzeit um das verklärte fürstliche Kind nahm die junge Herrschaft die indess unterbrochenen Abendzirkel wieder auf. In denselben hatte sich schon oft das Gespräch auf die der Frau Erbprinzessin zugehörige Villa

Carlotta am Comer-See gelenkt, von deren Reizen theils Bilder zeugten, theils lebendige Schilderungen den Wunsch erregten, diese Villa näher kennen zu lernen, welche nicht nur durch glückliche Lage höchst bevorzugt, aus dem Schoosse reizvoller Gartenumgebung über den Comer-See emporsteigt, sondern auch durch einen ihrer früheren Besitzer zu einem wahrhaften Tempel der Kunst erkoren und geweiht wurde. Früchte von jenen südlichen Geländen wurden vorgezeigt und vertheilt, und von der hohen Eigenthümerin ward begeistert die Schönheit dieses köstlichen Besitzthumes gepriesen.

Da sich bei einem solchen Anlass auch das Gespräch auf die Formen südlicher Poesie lenkte, und unter diesen vorzugsweise auf die des regelrechten Sonettenkranzes, welche der Frau Erbprinzessin minder bekannt war, so wurde mir vergönnt, nähere Andeutungen über diese Form zu geben und die Regeln darzulegen, auf deren Grunde der Bau eines kunstgemässen Sonettenkranzes aufzuführen ist, denn ohne Fug und Grund haben Viele eine Reihe auf einander folgender Sonette häufig und schlechthin auch Sonettenkranz genannt, und thun diess noch immer. Das Sonett ist bekanntlich eine Erfindung der provencalischen Dichter. Aus der Provence kam es nach Italien und bereits vor dem Aufblühen der ersten schlesischen Dichterschule gelangte es auch nach Deutschland. In Italien war es Guido d'Arezzo, welcher zuerst in italienischer Sprache dichtete, der dem Sonett die bestimmte Form gab; nach ihm erhob es Petrarca zum Lieblinge seiner Nation.

Der Sonettenkranz, ***Sonetto a corona***, wurde von der ***Academia degl' Intronati*** in Siena in seiner noch bestehenden Form festgestellt, so dass zu den 14 Sonetten, die ein für allemal den Sonettenkranz bilden, in welchem jedes Einzelsonettes Endzeile die Anfangszeile des folgenden abgiebt, ein fünfzehntes Sonett, das ***Sonetto magistrale***, hinzukommt, dessen 14 Zeilen, aus den Anfangs- und Endzeilen der 14 vorhergehenden Sonette bestehend, einen verständlichen Sinn haben müssen, der den Grundgedanken des Ganzen in schlagender Kürze ausdrückt.

Das fast abschreckend Schwierige solcher Kunstform leuchtete zumal denen ein, die zum erstenmale von derselben hörten, und es drängte sich von einer Seite auch gleich das rasche Urtheil hervor, dass dergleichen nichts mehr und nichts weniger, als eine poetische Spielerei sei, welcher Meinung indess mit August Wilhelm von Schlegel's Worten begegnet und entgegnet werden konnte, die in dessen Sonett über das Sonett enthalten sind:

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen,
Und reines Ebenmaass der Gegensätze.

Diese Unterhaltung lenkte dahin, dass die Frau Erbprinzessin voll freundlicher Liebenswürdigkeit mich aufforderte, ihre Villa aus der Phantasie in einem solchen Sonettenkranze zu besingen, und als Preis dafür das künftige Selbstschauen derselben halb scherzend, halb im Ernst in Aussicht stellte.

Die Aufgabe war eine poetisch schöne, obschon nicht leichte. Es galt, etwas nie Gesehenes mit dem geistigen Blicke zu umfassen, und eine bestimmte Oertlichkeit zu preisen, auf die Gefahr hin, dass die Wirklichkeit Alles oder doch Vieles ganz anders erscheinen lassen dürfte; ich hielt daher die ganze Dichtung in der Form eines mir selbst gekommenen poetischen Traumes, zu der ich um so berechtigter zu sein glaubte, als ich mir nicht träumen lassen konnte, jemals die gepriesene Oertlichkeit mit leiblichem Auge zu schauen, da ich die Zeit weiterer Reisen für mich vorüber glaubte.

Villa Carlotta.

1.

Von einem Zaubertraum war ich befangen,
Ich sah Italiens Götterhimmel blauen,
Die Alpen hinter mir, die nebelgrauen,
Und vor mir meine Sehnsucht, mein Verlangen.

Die Wünsche, die sich meiner Brust entrangen,
Die ich gehegt voll Hoffnung und Vertrauen, —
Verwirklicht sollt' ich sie, wie herrlich, schauen,
Nicht mehr am niegeschauten Traumbild hangen.

Italiens Flur, du reicher Göttergarten,
Lass frohe Grüsse dir entgegensingen!
Ich grüss' euch, ihr Gefilde der Lombarden,
Und euern Gruss hör' ich erwiedernd klingen.
Ein Duft umwogt mich — Neroli mit Narden,
Und Phantasus lieh mir die kühnsten Schwingen.

2.

Und Phantasus lieh mir die kühnsten Schwingen,
Von Ort zum Ort, bis endlich seine Glätte
Ein See hinbreitet in der Berge Kette,
Die rebenreich und stolz das Thal umfingen.

Doch wo die Barken, die mich weiter bringen?
Ich will mich schaukeln auf dem grünen Bette
Der Fluth, — o dass ich eigene Flügel hätte,
In diese Welt der Wunder schnell zu dringen!

Die Barke naht, ich soll den See befahren,
Die Wimpel flattern, und an bunten Stangen
Bläh'n sich die Segel — was soll ich gewahren?
Welch wunderbares, nie gefühltes Bangen!
Welch ein Geheimniss will sich offenbaren? —
Ein neues Leben schien mir aufgegangen.

3.

Ein neues Leben schien mir aufgegangen:
Mir träumt von einem schöneren Asyle,
Wo ich der Erde Weh nicht fürder fühle,
Wo alle Schmerzenslaute sanft verklangen.

Hier wird von milder Ruh das Herz umfangen,
Hier drückt dich nicht des Südlandhimmels Schwüle;
Des Sees Lüfte wehen Balsamkühle
Und fächeln der Entzückten glüh'nde Wangen.

Die Ufer ruh'n im friedenvollen Schweigen;
Aus Gartenräumen, die sie stolz umringen,
Seh' ich die Pracht der Marmorschlösser steigen.
Die Wasser stürzen und die Brunnen springen,
Die Goldorangen glüh'n in dunkeln Zweigen,
Undinen hört' ich tief im Grunde singen.

4.

Undinen hört' ich tief im Grunde singen,
Versunkene Städte stiegen aus den Tiefen
Der Wogen, wo sie lange träumend schliefen,
Und wollten mir der Vorzeit Kunde bringen.

Gefesselt fühlt' ich mich in Zauberringen,
Vernehmend Stimmen, die mir schmeichelnd riefen,
Als wollten sie mir neues Glück verbriefen,
Mit wonneseligen Banden mich umschlingen.

Und wie ich nahe dem ersehnten Strande,
Villa Carlotta's Räume mich empfangen,
Schlägt neues Staunen mich in neue Bande,
Ist neuer Hochgenuss mir aufgegangen.
Das Ruder rauscht, die Barke stösst vom Lande,
Still ruht der See, die grünen Ufer prangen.

5.

Still ruht der See, die grünen Ufer prangen,
Und in des See's krystallenem Fluthenspiegel
Erglühen Schlösser, Städte, Rebenhügel,
All' mit der Trauben Fülle reich umhangen.

Ich aber gebe willig mich gefangen,
Nicht mehr ersehn' ich Phantasieenflügel;
Die Wirklichkeit zerbrach das gold'ne Siegel,
Als auf des Gartens stolze Pforten sprangen.

Aus der Natur unsäglich schöner Fülle,
Die mich umweht, umrauscht gleich Engelschwingen,
Eintret' ich schauernd in der Säle Stille,
Durch die der Vorzeit Geisterhauche dringen.
Hier lässt ein hoher, reiner, edler Wille
Natur und Kunst sich liebevoll umschlingen.

6.

Natur und Kunst sich liebevoll umschlingen,
Amor und Psyche gleich im Marmorbilde;
Natur küsst liebend diese Lustgefilde,
Und Kunst liess hier das Herrlichste gelingen.

Natur ist Psyche mit den Silphenschwingen,
Kunst ist der Eros, reich an Macht und Milde;
Natur verklärt sich uns zum Gottheitbilde,
Kunst lässt die Menschen Göttliches vollbringen.

Das sind die beiden ewigen Gewalten,
Von denen früh der Sänger Harfen klangen,
Die, schon den Alten lieb, doch nie veralten,
Die grosse Seelen wonnereich durchdrungen,
Die uns hoch über'm Erdenstaube halten,
Ein Göttererbe, das wir froh empfangen.

7.

Ein Göttererbe, das wir froh empfangen,
Wie hebt es uns empor zu reinen Sphären!
Kunst weiss das Leben liebend zu verklären,
Um ihren Kranz der Edlen Viele rangen.

Doch auch Natur giebt sehnendem Verlangen
Das vollste Glück, giebt stille Wonnezähren;
Auch die Natur wird sich uns treu bewähren,
Wenn wir nur treu an ihrem Busen hangen.

Kunst gleicht dem Makedoner Alexander,
Sie weiss die Völker siegend zu bezwingen;
Sie badet in den Fluthen des Skamander
Die Jünger, dass nach ewigem Ruhm sie ringen;
Entzweite Kräfte sühnt sie mit einander,
Lässt Memnonklang im Morgenroth erklingen.

8.

Lässt Memnonklang im Morgenroth erklingen
Der Geistersonne Kuss, der Kunst, da ziehen
In unsere Herzen Himmelsmelodieen,
Die von verlorenen Paradiesen singen.

Denn Kunst vermag uns wieder nah zu bringen
Der alten Welt Gestalten, jene frühen,
Die, Blumen in des Nachruhms Tempel, blühen;
Hier wusste sie sich herrlich zu verjüngen.

Thorwaldsen's Geist, wie hat er hier geschaffen
Den Siegeszug des Heros alter Sagen!
Sein Ross, die Feldherrn, all' die sehnenstraffen,
Erprobten Krieger, die wie Götter ragen,
Bezwungene Herrscher, Schätze, Beutewaffen, —
Welch reicher Hort aus Heldenvorzeittagen!

9.

Welch reicher Hort aus Heldenvorzeittagen!
Kunst führt uns in die Hallen der Geschichte,
Auch diese Göttin schaut' ich, hehr im Lichte;
Manch ernstes Buch hat sie mir aufgeschlagen.

Wie Longobarden-Heereszüge brachen
Vom Nord zum Süd, die düstern Frühberichte;
Wie sie gemacht der Gegner Macht zu nichte,
Wie Völkerströmen Völker unterlagen.

Milano fiel, die Schwesterstädte fielen,
Noch tönt der Klang im alten Heldenliede
Von der Ravenna-Schlacht die dunkeln Kunden.
Doch ab die Blicke von so fernen Zielen!
Die Gegenwart beglückt der Völker Friede,
Welch holder Schmuck des Jetzt, so schön verbunden!

10.

Welch holder Schmuck des Jetzt, so schön verbunden
Im Bunde, den Natur und Kunst geschlossen!
Mit offenen Sinnen sei hier froh genossen,
Weinlaub und Lorbeer frisch um's Haupt gewunden.

Wann in die Thäler sinken Dämmerstunden,
Die Bergeshäupter brennen gluthumflossen,
Erglänzt der See, wie silberübergossen,
Und hundert Ave-Glocken läuten drunten.

Italia! Ich ahne deine Süsse,
Ich fühle hier schon deine Lust, bethörend;
Von deinen Reizen fühl' ich mich umgeben,
Du Zauberfei! Wie brennen deine Küsse!
Ja, so erscheinst du mir, ich dir gehörend,
Wohl werth des Wunsches nach beglückter'm Leben

11.

Wohl werth des Wunsches nach beglückter'm Leben
Wird jedem auch dein holdes Bild erscheinen,
Villa Carlotta, der in deinen Hainen,
In deinen Lauben schritt, umrankt von Reben.

Statt eines, will nach tausend Wünschen streben
Ein Dichterherz, darum erringt es keinen;
Für jeden hat das Schicksal sein Verneinen,
Verlangen soll kein Herz, nur freudig geben.

Wem ward nicht schon durch Hoffnung Glück verkündet?
Hat seine Laura je Petrark umwunden?
Hat Beatrice Dante's Heil begründet?
Ward Tasso Leonoren je verbunden?
Leicht ist ein Wunsch, leicht ist ein Herz entzündet,
Doch rasch entflieh'n die Wonnen schöner Stunden.

12.

Doch rasch entflieh'n die Wonnen schöner Stunden,
Darum vergönnt mir noch diess selige Träumen,
Lasst mich ergehn bei Myrth' und Mandelbäumen,
Mir Blumen sammeln, die ich hier gefunden.

Sie trag' ich dann, zum vollen Kranz gewunden,
Zur fernen Heimath, dass sie dem Daheimen
Den Himmel der Erinnerung golden säumen,
Ihm leise flüstern, was er hier empfunden.

Wo quillt sie, der Verjüngung ewige Quelle,
Die Wunden heilet, vom Geschick geschlagen?
Die Greise jung macht und ihr Auge helle?
Die süss betäubend stillt der Seele Klagen?
Wo find' ich ihre benedeite Stelle?
Ich bin erwacht und muss es trauernd sagen.

13.

Ich bin erwacht und muss es trauernd sagen,
Doch fand ich mich in trauter Heimath wieder,
Fand meine Quelle: maienfrische Lieder,
Wie einst ich sang in goldener Jugend Tagen.

Noch kann mein Herz voll Hochgefühles schlagen,
Noch schwebt der Genius zu mir hernieder,
Umrauschend mich mit tönendem Gefieder,
Und lehrt — selbst Freude finden im Entsagen.

Schön bist auch du, mein Heimathland; ich tauschte
Nicht deutschen Frühling mit dem wälschen Lenze,
Nicht deutschen Sinn möcht' ich für fremden geben.
Im Land, wo Poesie mir Lieder rauschte,
Da wohnt mein Herz, ersehnt nicht fremde Kränze. —
Wie Wolken seh' ich meinen Traum entschweben.

12.

Wie Wolken seh ich meinen Traum entschweben;
Schön war der Traum mit seiner Bilderfülle,
Mit seiner kühl durchhauchten Gartenstille,
Mit allem seinen südlich bunten Leben.

Dort mächtige Berge hohe Häupter heben,
Dort blaue Fluth, an Ufern Vill' an Ville,
Versteckt halb in der Parke Laubeshülle,
Von allem Reiz, von aller Pracht umgeben.

Ihr alle bleibt, ihr Bilder, mir gesparet,
Im stillen Haus der Heimath aufgehangen.
Dank euch für alles, was ihr offenbaret,
Dank euch, ihr Saiten, die so mild erklungen;
O Bild und Lied, wie ihr so liebreich waret!
Von einem Zaubertraum war ich befangen.

15.

Von einem Zaubertraum war ich befangen,
Und Phantasus lieh mir die kühnsten Schwingen.
Ein neues Leben schien mir aufgegangen;
Undinen hört' ich tief im Grunde singen.

Still ruht der See, die grünen Ufer prangen,
Natur und Kunst sich liebevoll umschlingen;
Ein Göttererbe, das wir froh empfangen,
Lässt Memnonklang im Morgenroth erklingen.

Welch reicher Hort aus Heldenvorzeittagen!
Welch holder Schmuck des Jetzt, so schön verbunden:
Wohl werth des Wunsches nach beglückter'm Leben.
Doch rasch entflieh'n die Wonnen schöner Stunden.
Ich bin erwacht und muss es trauernd sagen:
Wie Wolken seh' ich meinen Traum entschweben.

Es war der sechste März 1855, als mir der Vortrag dieses Sonettenkranzes in dem Abendzirkel bei der Erbherrschaft vergönnt war; die Frau Erbprinzessin bezeigte mir freundlich und gnädig ihren Beifall und war überhaupt sehr froh gestimmt. Neue, schöne Hoffnungen verhiessen, den schmerzlichen Verlust des geliebten zweiten Sohnes einigermassen zu ersetzen. Wer hätte ahnen können, was noch, ehe dieser Monat sich vollendete, geschehen sollte!

Der Besuch eines theuern Verwandten, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen, Sohn, erfreute die Erbherrschaft am 14. und 15. März; ich genoss der Auszeichnung, zur Tafel eingeladen und Höchstdemselben von I. K. H. der Frau Erbprinzessin vorgestellt zu werden, welche dann mit voller Huld mir sagte: „Ich setzte voraus, es werde Ihnen angenehm sein, meinen Vetter kennen zu lernen, — und eine Hindeutung auf die Zukunft ihren liebenswürdigen Worten noch hinzufügte. Dann war ich nur noch einmal so glücklich, diese herrliche und unvergessliche junge Fürstin im Leben zu sehen. Am 25. März, einem Sonntag-Abend, fand zu Ehren des am S. Meiningenschen Hofe anwesenden französischen Gesandten, Marquis de Ferrier le Voyer, ein grosses Hofconcert Statt; in demselben erschien Prinzessin Charlotte voll wahrhaft strahlender Anmuth, und in schönster Gesundheitfülle blühend, frischer und lebenvoller, als je. Am folgenden, sehr rauhen Märztage zog sie sich auf einem Spatziergange im Park eine heftige Erkältung zu, und der für den Dienstag anberaumte Leseabend, zu dem bereits Einladung erfolgt war, musste abgesagt werden. Noch am 28., am Mittwoch, fürchtete Niemand das Schreckliche, was bevorstand; das Theater, in welchem Faust gegeben wurde, war noch besucht. Erst am Donnerstag Vormittag drangen beängstigende Nachrichten aus dem Residenzschlosse in das Publicum, und spät am Abende desselben erfolgte die rasche und leichte, aber leider vorzeitige Entbindung der Prinzessin von einem Prinzen, der jedoch nur bis zum Morgen des 30. lebte.

Am Vormittage dieses Unglückstages, 10¾ Uhr, gab auch die Prinzessin ihre schöne Seele Gott zurück.

Es war ein zermalmender Schlag, und die Erinnerung an diesen Verlust für Meiningen lässt noch oft den heissen Quell der Thränen rinnen.

Noch am Tage nach dem Hinscheiden der Verklärten schrieb ich in mein Tagebuch nur die Worte: „Nichts thun und nichts denken können.“

Und dennoch verlangten die eigenen Gefühle, wie die allempfundener innig-wehmuthvoller Theilnahme einen öffentlichen Ausdruck, um so mehr, als die hohe Verklärte sich die allgemeinste Liebe und Verehrung durch die ächte Humanität ihres ganzen Seins, mehr, als sie selbst gewusst und geglaubt, erworben hatte. So erschien denn am Tage der feierlichen Beisetzung, am 3. April, aus innerster Empfindung geboren und mit blutendem Herzen geschrieben, nachstehendes

Lied der Klage.

Ein Stern erblich, nach dem wir liebend blickten,
Ein schöner Stern, so freundlich und so klar,
Dem Hoffnungen wir froh entgegenschickten,
Ihn segnend, als er uns erschienen war;
An dessen Anblick Alle sich erquickten,
Weil er so lieblich und so wunderbar:
Der schöne Stern ist plötzlich uns erblichen,
Und alles Leben scheint von uns entwichen.

Es wehen Schauer um das Schloss, und Schauer
Ergiessen sich versteinernd über's Land.
Ach! eine Trauer reicht der andern Trauer
Die schwarzumflorte, leichenkalte Hand.
Gleich einem finstern Schützen auf der Lauer,
Zielt ach! der Todesengel unverwandt.
Wir beben stumm, — wir weinen laut, — wir klagen,
Wir fragen: Ist's denn wirklich? — und verzagen.

O Herz des Mannes, theuere Aelternherzen,
Seid stark, seid stark in dieser herben Pein!
Wir Alle wandeln durch das Thor der Schmerzen,
Durch Prüfungen zum bessern Leben ein.
Dort flammen hier erloschene Lebenskerzen
Auf's neu' entzündet, hell, mit lichtem Schein;
Dort wird nicht Tod, der Herzen bricht auf Erden,
Nicht Leid, nicht Jammer mehr gefunden werden.

Du Königshaus der Zollern, Deiner Krone
Entsank ein Edelstein von höchstem Werth!
Ach! Meiningen's geliebtem Herzogs-Sohne
Wühlt in der Brust des Schmerzes Flammenschwert. —
Vergebens unser Flehen: Schone! schone!
Das zarte Doppelleben ward versehrt.
Die Mutter ging, von Todesnacht umfangen,
Dem Engel nach, der jüngst vorangegangen. —

Wie warst, Verklärte, Du vom Glück umsponnen,
Wie war mit Rosen reich Dein Pfad bestreut!
Du durftest Dich im reinsten Strahle sonnen,
Im vollen Glück, das hohe Liebe beut.
Zu Deines jugendlichen Daseins Wonnen
Ward auch die Mutterwonne Dir erneut,
Und würdig, als die Wunde Dir geschlagen
Vom Himmel ward, — hast Du Dein Weh getragen.

Mit tiefem Sinn errangst Du Dir die Weihen,
Die Kunst auf ihre Jünger niedergiesst;
Du wusstest allem Dein Gefühl zu leihen,
Was höherer Ahnung unsern Geist erschliesst,
Was hinlenkt zu der Ahnen Thaten-Reihen;
Du machtest, was als Erdenblume spriesst,
Der Farben Schmuck, die holde Kunst der Töne,
Zu eigen Dir, und alles Hohe, Schöne.

Doch mächtiger noch, als schöner Künste Weben
Erfasste Deinen Geist des Geistes Band,
Der einst als Wahrheit, Liebe, Licht und Leben,
Von dem Erbarmer uns zum Heil gesandt,
Der Menschheit die Erlösung hat gegeben,
Der Tod und Hölle glorreich überwand.
Du trugst im tiefsten, innersten Gemüthe
Religion, des Frauenherzens Blüthe.

Aus dieser Blüthe sprosste das Erbarmen,
Das Deinen Namen unvergesslich macht,
Das Dir in Wehmuthszähren unserer Armen
Als Dankesopfer nun wird dargebracht.
Vertrauend durften Hoffnungen erwarmen —
Da sinken jählings sie zur Grabesnacht;
Doch preisend offenbart in jedem Munde
Der edlen Züge mehr von Dir die Kunde.

So war Dein Sein, Dein Wesen, so die Fülle
Der Seelen-Anmuth, die Dich licht umfloss,
Die sich aus zartgeformter Körperhülle
In alle Herzen, die Dir nah, ergoss,
Im Fürstenglanz, in Gott geweihter Stille,
Dir immerdar ein Paradies erschloss,
Darin Du glücklich warst, darin du webtest,
Und Andere zu beglücken liebend strebtest.

Du reiner Stern! Und wärst Du ganz entwichen?
Auf ewig nun verschleiert unserm Thal?
O nein! dem irdischen Auge nur erblichen,
Erglänzest Du mit himmlisch schönem Strahl.
Wir seh'n Dich einst im unveränderlichen
Verklärungsschimmer dort im Sternensaal,
Und in den Pfändern, uns von Dir gegeben,
Soll Dein Gedächtniss treu gesegnet leben.

Welche unaussprechlich schmerzlichen Gegensätze zwischen dem Liede der Begrüssung am festlichsten, und diesem Liede nun am traurigsten Tage! Sie lassen sich nur fühlen, nicht schildern, und sollen auch nicht zu schildern versucht werden.

Eine Fülle unendlich reicher und schöner Begabung, edelster Eigenschaften des Geistes und Herzens, einen ganzen Himmel voll Zukunftglück verschloss in Grabesnacht hinabgesenkt kalt und ehern Meiningen's Fürstengruft *).

---

*) Eine ausführliche Biographie der verewigten Frau Erbprinzessin, von August Moller, Archidiaconus in Meiningen, wird demnächst zum Drucke gelangen.

II.

Eil-Reise durch die Schweiz.

Was könnte einem tieftrauernden Gemüthe wünschenswerther sein, als mindestens die theuren Züge seiner Dahingeschiedenen, soweit irdische Kunst solche festzuhalten vermag, dauernd zu fesseln? Wie wahr und schön ist Goethe's Dichterwort: „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind, auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns.“

Die verewigte Frau Erbprinzessin zu Sachsen-Meiningen lag wie im sanften Schlummer auf ihrem Sterbebette, das mit Palmenzweigen und Blumen überstreut war, neben ihr das neugeborene, so früh wieder entschlafene Kind. Keine Spur von Schmerz, kaum eine Spur der kurzen, heftigen Krankheit, kündeten die edlen, reinen Züge der hohen Verklärten, und es war an dieser Leiche in ihrer Todes- und Seelenfriedensglorie ein von mir zu einer andern schöneren Zeit gesungener dichterischer Ausspruch zur vollen Wahrheit geworden:

„Himmelsfrieden ist urewig, Erdenfrieden leicht vergeht,
Wie das Blatt der schönen Rose, das der Wind von hinnen weht.
Doch der Himmel mit der Erde lebt in einem ewigen Bund,
Beider Frieden giebt der Menschheit sich als Seelenfrieden kund."

„Seelenfrieden ist des Himmels Odem, der das Irdische küsst,
Wenn das Irdische im Menschen himmelvoll geworden ist.
Erdenwünsche, Erdenflammen läutern sich im Gotteslicht,
Darum schwebt ein Friedenslächeln auf der Todten Angesicht."

Einheimischen Künstlern wurde zunächst der Auftrag des tieftrauernden Gemahls, die friedenvollen Züge der Heimgegangenen zu fesseln, und so zeichnete und malte mit seiner gewohnten und anerkannten Meisterschaft unser Hofmaler Samuel Diez die hochselige Frau Erbprinzessin im Tode, und Hofbildhauer Ferdinand Müller entnahm Behufs späterer Anfertigung einer Marmorbüste die Todtenmaske. In der Seele des schmerzerfüllten fürstlichen Wittwers aber reiften bald der Gedanke und der erste Entwurf zu einer Apotheose der hohen Dahingeschiedenen, welche, von berufenen Künstlerhänden ausgeführt, die Wand eines der Zimmer Höchstderselben schmücken und an ihren allzufrühen Hingang dauernd zu erinnern bestimmt war.

Da nun ohnehin im Plane Sr. Hoheit des Erbprinzen gelegen hatte, eines der Wohnzimmer durch den oben erwähnten Historienmaler Andreas Müller mit Scenen aus der Geschichte der hohen Ahnen des uralten Wettiner Stammes, künstlerisch schmücken zu lassen, so wurde dieser nun nach

---

Meinin
Apothe
D
voraus
zu de
Berlin
falls n
zessin
Z
tät ka
Münch
und e
Letzte
meine
sten T
der E
an, vo
stein,
sin A
zurück
N
Apoth
Bild
fühle
wird,
schwe
ner d
gegan
den,
gel b
Stadt
in de
kapell
kurze
stenh
diese

gen mit dem höchsten Auftrage berufen, zunächst jene
eose zu beginnen.

er Künstler, dem der beste Ruf in jeder Beziehung
ging, traf gegen Ende des Monat Mai ein, und es weilte
rselben Zeit auch der berühmte Professor Rauch aus
in Meiningen, welchen Se. Hoheit der Erbprinz eben-
nit Anfertigung einer Marmorbüste der hochseligen Prin-
beauftragte.

um erfreulichen Besuche einer solchen Künstlernotabili-
m auch noch auf mehrere Tage der des Directors der
ner Kunstakademie, Ritter Wilhelm von Kaulbach.
s war mir vergönnt, mit Beiden, namentlich aber mit
rem, in Gesellschaft Sr. Hoheit des Erbprinzen und in
m eigenen Hause freundlich zu verkehren. In den er-
Tagen des Juli verliess v. Kaulbach Meiningen und S. H.
rbprinz trat eine Reise nach Tirol und auf seine Villa
n welcher derselbe erst im August nach Schloss Alten-
wo die fürstlichen Aeltern mit der Schwester, Prinzes-
guste H., und dem erbprinzlichen Kinderpaare weilten,
kehrte, nach der Residenz aber erst am 8. September.

Mittlerweile hatte A. Müller den Entwurf des Cartons zur
eose und diesen selbst begonnen, und wir sahen ein
ntstehen, dessen Anblick freilich immer auf's Neue Ge-
der tiefsten Wehmuth erwecken musste. Die Verklärte
in Leichentücher gehüllt, von den edeln Gestalten vier
bender Engel sanft durch die Lüfte emporgetragen. Ei-
er Engel hält das neugeborene Kind, während das voran-
gene, Prinz Georg, mit dem Leben entnommen scheinen-
unverkennbar ähnlichen Zügen, schon als geflügelter En-
grüssend entgegenschwebt. Tief unten breitet sich die
Meiningen aus, an deren Ende bedeutsam emporragend
r Umgebung des herzoglichen Parks die gothische Gruft-
e sich zeigt, welche die irdischen Ueberreste dieser in so
r Frist uns entrissenen Glieder unseres geliebten Für-
uses einschliesst. — Der Künstler hat später in Rom
s Entwurf in einem neuen Carton noch ungleich schöner

ausgeführt, und sich damit den höchsten Beifall der in Rom jetzt lebenden Künstler, ja selbst Sr. Heiligkeit des Papstes und mehrerer Cardinäle erworben.

A. Müller's einfach sinniges Gemüth, im Einklang mit naturwüchsiger Wahrhaftigkeit und mit genialer Meisterschaft in der Auffassung und Wiedergabe zu bildlicher Darstellung geeigneter Stoffe liess mich den jungen Künstler bald lieb gewinnen, und ohnehin war er mir von Sr. H. dem Erbprinzen für die Zeit von höchstdessen Abwesenheit dringend empfohlen. Wir verlebten manche heitere Stunde gemeinsam und machten auch in Gesellschaft einiger andern Freunde eine vergnügte kleine Reise über Schloss Altenstein nach der Wartburg, wo Moritz von Schwind, Müller's Lehrer und Freund, noch am Sängerkriege malend, weilte, mit welchem ich mich als alter guter Freund und Bekannter begrüsste.

Leider hatte sich bei der jungen Prinzessin Maria ein Krankheitszustand, dem ihres verstorbenen Bruders ähnlich, entwickelt, welcher ernsten Befürchtungen Raum geben und den Aufenthalt in einem wärmeren Klima anrathen liess. Die Prinzessin sollte eine Zeit lang auf Villa Carlotta verweilen, dann beim Eintritte der rauheren Jahreszeit nach Nizza abreisen und dort den Winter über bleiben.

Diess gab die Veranlassung, Se. H. den Erbprinzen zu einer zweiten Reise nach der Villa zu bestimmen und rief dessen Entschluss hervor, von Nizza aus nach Florenz und Rom, Neapel und Sicilien zu reisen, um in der Anschauung der unsterblichen Kunstwerke der ewigen Stadt das eigene Urtheil zu schärfen und bleibende Eindrücke des klassischen Bodens in sich aufzunehmen.

Damit auch der junge, durch den Erbprinzen berufene Künstler solcher Anschauungen sich erfreue, die so mächtig bildend und fördernd einwirken und zumal gleichsam als das eigentliche Bürgerrecht im Reiche der Kunst verleihend seit Winkelmann's Zeiten erachtet werden, erkor der Erbprinz A. Müller zu seinem Begleiter nach der Lombardei und bis Rom.

Ein Abschiedmahl vereinigte am 8. September einen Kreis von Künstlern und Kunstfreunden um den Erbprinzen, bei welchem eine neue Idee angeregt wurde. Der Marktbrunnen der Residenz bedurfte dringend der Wiederherstellung, und es wurde der Gedanke laut, denselben mit Bewilligung des Magistrats mit einer Statue zu zieren. Da nach unsern Annalen Meiningen früher eine kaiserliche Stadt war und zur Stadtkirche daselbst bereits im Jahre 1003 der Grund gelegt, diese Kirche aber von Kaiser Heinrich II. mit einem Thürmepaar geschmückt wurde, so lag der Gedanke nahe, das Bild dieses letzten der sächsischen Kaiser, in der Weise, wie derselbe als Begründer vieler Dome und Kirchen, namentlich des Bamberger, dargestellt zu werden pflegt, durch unsern Hofbildhauer Ferdinand Müller in Sandstein ausführen zu lassen und den Markt der Residenzstadt mit dieser Statue würdig zu schmücken. Rasch war der Aufruf zu einer Unterzeichnung entworfen, eine entsprechende Summe wurde sogleich gezeichnet und die geschehenen Weiterschritte in dieser Angelegenheit lassen keinen Zweifel, dass die Vollendung der schönen Idee in würdigster Weise recht bald zur Ausführung kommen werde.

Bei dieser Tafel wurde mir von S. H. dem Erbprinzen die schmeichelhafte Einladung eines Besuches auf der Villa Carlotta, und der Antrag, mit dem Maler Müller gemeinschaftlich dem mit der Prinzessin Maria und Gefolge vorausreisenden Prinzen nachzufolgen.

Kurz vor der Abreise S. H. des Erbprinzen kam ein junger Freund A. Müller's, der Aquarell- und Geschichtsmaler Karl Lossow aus München, Sohn des verdienstvollen Bildhauers Arnold Hermann Lossow, nach Meiningen, in der Absicht, Müller zu besuchen, und einige Wochen bei ihm zu verweilen, und auch diesen lud der Erbprinz zur Mitfolge ein, damit er durch seine mannichfaltigen Talente zu künstlerischer Anregung ebenfalls beitrage.

So reis'ten wir denn am 20. September, an einem äusserst nebeltrüben Morgen, der sich aber in den schönsten Herbstanfangstag verwandelte, von Meiningen in heiterer Stimmung ab, und ich nahm Anlass, unterwegs meine jüngeren Begleiter auf einige der Beachtung werthe Bau- und Kunstdenkmäler aufmerksam zu machen, die uns am Wege lagen. Es war diess zunächst das alte Schloss Massfeld, eine Stunde südwärts von Meiningen, ursprünglich ein romanischer Burgbau in Form eines mächtig grossen, thurmähnlichen Palas, später mit Nebengebäuden und so starker Ummauerung umgürtet, dass es im dreissigjährigen Kriege als Festung diente, und unter Schwedischer Besatzung erst von dem kaiserl. Reiter-Oberst Gilli de Hasi hart bedrängt, dann sogar vom General Grafen von Hatzfeld belagert und stark beschossen wurde, worauf sich die Veste unter ehrenvoller Capitulation ergab. Aus dem alten Gedichte: „Der Singerkrieg auf Wartburg" geht hervor, dass bei einem zu Massfeld gefeierten Hochzeitfeste eines Grafen von Henneberg, dem Landgraf Hermann von Thüringen und zahlreiche andere Fürsten und Edle beiwohnten, der grösste deutsche Minnesänger Wolfram von Eschenbach und der Minnesänger Biterolf die Ritterschaft empfingen.

In Puttrich's Baudenkmälern von Sachsen ist Massfeld gut und richtig beschrieben, auch in geistvoller Radirung unseres einheimischen Landschaftsmalers, Rath und Gallerie-Inspector Carl Wagner, Sohn des geschätzten Dichters Ernst Wagner, als Titel-Vignette des betreffenden Bandes dargestellt, aber dort irrig immer Maasfeld statt Massfeld geschrieben.

Eine Strecke weiter aufwärts wird das Dorf Belrieth durchfahren, merkwürdig als einstige kaiserliche Villa. Nach wenigen Stunden wird das Städtchen Themar erreicht, dessen spätgothische Kirche ein geschnitztes Altarbild von höchster Schönheit aufweis't. Letzteres zierte jedenfalls früher den Hauptaltar selbst, befindet sich aber jetzt der Kanzel gegenüber und bildet einen Altarschrein von 9 Fuss Höhe und 11 Fuss Breite. In der Mitte steht die Jungfrau Maria mit dem Kinde, in der rechten Hand einen Lilienscepter haltend, auf dem Halbmond, neben ihr zur Rechten der Erzengel Michael im Kampfe gegen den Höllendrachen, zur Linken St. Bartholomäus mit Messer und Buch, alle drei unter Baldachinen von gothischem Laubwerk in zierlichster Fülle. Vier kleine Tafeln an den Thüren stellen Verkündigung, Geburt, Begabung der drei Könige und den Tod der Maria dar. Ein Sockel, auf welchem dieser kunstvoll gearbeitete Schrein ruht, zeigt ein 5 Fuss langes und 2 Fuss hohes Gemälde, eine Art Votivbild, dessen Mittelgruppe die Anbetung des Christusbildes durch eine knieende Jungfrau darstellt. Dieser Altar ist in seiner Schönheit und edlen Ausführung den besten deutschen Schnitzwerken an die Seite zu setzen.

Wenige Minuten von der Landstrasse ab, auf dem Wege nach Schleusingen zu, ragen auf K. Preussischem Gebiete die Thürme der alten Prämonstratenser-Abtei-Kirche Vessra empor. Ich liess dahin fahren, um den Begleitern dieses ehemalige berühmte Gotteshaus romanischen Styles zu zeigen, dessen Portal noch ziemlich gut erhalten, nur aber durch einen Anbau halb versteckt ist. Indess konnte ich mittheilen, dass, als der Königl. Preussische Conservator, Herr v. Quast, mir kurz zuvor die Ehre seines Besuches geschenkt, derselbe die tröstliche Versicherung gab, es solle auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Preussen der entstellende Anbau entfernt werden und die Kirche aufhören, wie bisher, ökonomischen Zwecken, als Scheuer und Dreschtenne des K. Domänenpachters zu dienen.

Die Zeit erlaubte nicht, in solcher Weise fernere Betrachtungen alterthümlich wichtiger Puncte fortzusetzen, und wir eilten, nach kurzer Rast in Coburg, mit dem von dort nach Lichtenfels Abends um 10 Uhr gehenden Wagen von dannen, und zur Eisenbahn, die uns schnell genug nach Bamberg brachte, wo die nicht eben erfreuende Einrichtung getroffen ist, 2 — 3 Stunden in der Nacht im Wartesaale des Bahnhofes verweilen und sich langweilen zu müssen, den Schlaf zu entbehren und die Düfte eines widerwärtigen Estaminets im grossen Style einzuathmen.

Auch diese unschönen Stunden verstrichen, wie alle Stunden, sie seien schön oder unschön; mit dem Morgengrauen war schon Nürnberg erreicht, diese herrliche, ächt deutsche Stadt, dieser Edelstein in der Krone Deutschlands, die wir diesesmal nur grüssen, nicht aber betreten konnten.

Die Weiterfahrt bietet nichts von landschaftlicher Schönheit dar, erst bei Haarburg tritt das Bild eines alten, in den Schutz einer hochgemauerten Burg gelagerten Städtchens malerisch vor den Blick, zeigt sich von verschiedenen Seiten im anmuthigen Wechsel und entschwindet fast zu schnell.

Dann bietet erst das geschichtliche, so denkwürdige Donauwörth mit seiner Umgebung wieder eine landschaftliche Schönheit. Das auf einer felsigen Anhöhe dem Andenken der auf Befehl Herzog Ludwig des Strengen von Bayern 1256 enthaupteten unschuldigen Gemahlin desselben, Maria von Brabant, errichtete Denkmal hat zu der ganz irrigen Localsage Anlass gegeben, der Herzog habe die Gerichtete von jenem Felsen herabstürzen lassen.

Meine Gefährten sahen sich wegen Passangelegenheiten genöthigt, einen Abstecher nach München zu machen, während ich ihrer in Augsburg zu harren versprach. Schon von früher her mit Augsburgs Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten bekannt, zog mich diesesmal das erst vor einigen Jahren neu errichtete städtische Museum an, dessen Besichtigung kein zum Vergnügen und zur Belehrung Reisender, der Augsburg berührt, versäumen sollte. Alle in Augsburg und dessen Nähe aufgefundenen zahlreichen Denksteine aus der Römerzeit sind dort im Erdgeschoss aufgestellt, und in den obern, ausreichend umfassenden Räumen theils die Sammlungen des historischen, theils jene des naturhistorischen Vereins, welche beiderseits ungemein viel des Sehenswerthen in sich schliessen, das noch vermehrt wird durch die freundliche Darleihung schätzbarer Gegenstände des städtischen oder Privatbesitzes an Documenten, Gemälden, Blättern ursältester Kunst des Grabstichels in Holz und Metall, u. s. w. Eigenhandschriften Götz von Berlichingens, Peutinger's, mehrerer Fugger, ja selbst ein

Brief der Philippine Welser, erfreuen das Auge des Autographenfreundes, und der wissenschaftliche Kennerblick, der nach andern Richtungen hinspäht, wird jedenfalls nicht unbefriedigt bleiben. In der Mineraliensammlung werden geschliffene Kiesel aus dem Lech gezeigt, welche an Glanz und Feuer die geschätzten Rheinkiesel überstrahlen.

Nicht ungern sah ich in meinem Gasthause zu den drei Mohren den Saal mit dem Kamine wieder, in welchem einst die Zimmetholzflamme loderte, die Kaiser Carl V. Schuldbriefe an den Grafen Anton Fugger verzehrte. Dieses ehemalige Fuggerhaus hat auch noch seine alte Betcapelle, die dem gottesdienstlichen Gebrauche dient. Die „drei Mohren" dieses Gasthauses sind eigentlich die heiligen drei Könige. Diese besuchten auf ihrer Reise von Mailand nach Cöln das Haus in Augsburg und rasteten allda. Leider waren sie bereits todt, daher nicht nur einer, sondern alle drei schon schwarz, und daher der Irrthum, als man ihnen zu Ehren das Haus zu den 3 Mohren nannte. Früher hatten diese drei Könige des Ostens zu Mailand geruht; als aber Friedrich Barbarossa, der deutsche Held, das wälsche Land eroberte und unter sein Joch beugte, erbat der Erzbischof von Cöln, Reinold II., Graf von Dassel, vom Kaiser die heiligen Leiber für das heilige Cöln. Diese Bitte wurde gewährt und ein Kameel ausersehen, die hehre Last zu tragen. Diess war das erste Kameel, das nach Deutschland kam. —

Sehr anlockend für Nicht-Kameele ist die Weinkarte des Gastgebers, Herrn Deuringer, indem dieselbe, wie vielleicht kaum eine zweite in Deutschland, neben deutschen und französischen Weinen auch eine Menge ungarische, italienische und griechische, ja selbst asiatische, und zu ziemlich mässigen Preisen, aufführt. Prüfendes Studium mindestens eines Theils dieser Weine für eine andere Gelegenheit vorbehaltend, begnügte ich mich an Ort und Stelle mit einfach deutschem Weine, und fuhr, da meine Reisegefährten mir von München aus telegraphirten, dass sie erst anderen Tages Nachmittags von dort abreisen könnten, am Morgen des 22. September einstweilen allein ab, um den Bodensee bei Tage zu sehen.

Da nicht meine Absicht ist und sein kann, eine in das Einzelne eingehende Reisebeschreibung zu liefern, zu der mein Aufenthalt überall zu kurz war, und auch die im Eilflug durchzogenen Gegenden bekannt genug sind, so erwähne ich bloss, was mich individuell anzog und berührte, denn jeder Reisende sieht ja doch nur mit seinen Augen, reis't mit seinen Gefühlen und Neigungen, mit eigenen Wünschen, Ansprüchen und Vorurtheilen, und was dem Einen anziehend erscheint, lässt den Andern häufigst völlig gleichgültig. Es drängt sich dabei in der That die Frage auf, ob es nicht überhaupt vom Publicum zu viel verlangt ist, eine Reiseschilderung, die nicht vorher ganz unbekannte Gegenden berührt, und welche nicht die wissenschaftliche Erkenntniss bereichert, zur Hand zu nehmen und zu lesen?

Den deutschen Reisenden leiten jetzt K. Baedeker's allverbreitete und sehr brauchbare Reisehandbücher am sanftesten Gängelbande von Ort zu Ort; sie lassen kaum irgend etwas Wichtiges oder Anziehendes unberührt und unerwähnt, und begegnet in ihnen hie und da ein kleiner Irrthum, so ist derselbe sehr verzeihlich. Wenn ich daher im Verlaufe dieser Skizze eines oder des andern solcher Irrthümer Erwähnung thue, so bin ich weit entfernt, damit einen Tadel auszusprechen, denn es ist unmöglich, alles selbst zu sehen und über Alles richtig berichtet zu werden, ich gestehe vielmehr, dass mir die Abtheilung: Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober-Italien, Coblenz 1855 — wesentlich gute Dienste geleistet hat.

Hinter Kaufbeuern beginnt die Bauart der Dörfer schweizerischen Character anzunehmen: alle Häuser richten ihre Fronten gegen eine und dieselbe Seite; an jedes Haus ist die Stallung unmittelbar angebaut; die Dächer sind Schindel- oder Breterdächer, mit Steinen beschwert. Die vordern Stocke haben kleine, aber zahlreiche, fast durchweg mit grünen Läden versehene Fenster, was dem Ganzen einen sehr freundlichen Character verleiht.

Ehe noch das alte Kempten, vor Zeiten auch, wie Augsburg, schon ein Römerort, erreicht wird, zeigen sich hohe Berggipfel des Algäu in malerischen Formen, namentlich der Grümten, von dem A. Müller mir bereits erzählt, da in dessen Nähe und in der von Immenstadt des Künstlers Jugendland und Heimathort gelegen ist.

Im ländlichen Bahnhofe zu Immenstadt boten Mädchen den Reisenden Alpenrosen zum Kaufe an; die Blumen waren etwas welk und ich verschmähte sie. Später wurden mir auf der ganzen Reise nie wieder Alpenrosen angeboten. Man soll nicht immer ganz frische Rosen verlangen.

Wenn man Immenstadt hinter sich hat, schwinden die hohen Berge wieder, die Gegend wird waldig, erinnert an thüringische Partieen, und noch weiter hin erinnert sie lebhaft an die Bahnstrecke von Hof durch das Voigtland, sogar durch mehrere Thalüberbrückungen, und die Eisenbahn selbst führt ungleich höher empor, als die so vielfach besprochene „schiefe Ebene“. Der Reisende sieht sich bald hoch über der kaum verlassenen Thalsohle und begrüsst dann mit freudigem Gefühle die Schweizeralpen und den aus weiter Ferne zur Höhe herauf blitzenden Bodensee, von welchem ein Theil hell, wie geschmolzenes Silber, mir überraschend entgegenglänzte.

Da mir daran gelegen war, unter den Strahlen einer günstigen Sonne den Bodensee zu befahren, so verweilte ich nicht in Lindau, sondern liess sogleich mein und meiner Reisebegleiter Gepäck auf das Dampfboot schaffen, das ohne langes Säumen aus dem Hafen lief, und genoss mit vollen Zügen die reine, schöne Luft über den grünen Wellen und die Freude, zum erstenmale „das deutsche Meer“ zu befahren. Eine gute Karte und die freundliche Unterweisung eines gebildeten höheren Beamten aus München, der zu seinem Vergnügen einen Ferienaufenthalt am See machte und in verschiedenen Richtungen denselben durchkreuzte, machte mich bald mit den reizend gelegenen Uferorten bekannt, namentlich jener Seite, welche die Appenzeller Alpen und der mit ewigem Schnee bedeckte Säntisgipfel überragen. Der See war von Dampf- und andern Schiffen und Booten mannichfach belebt und weckte lebhaft in mir den Wunsch, ihn nicht zum ersten- und letztenmale gesehen und befahren zu haben. Auch den Rhein sah ich, wie er, von Rheineck kommend, in den See einmündet, um denselben bei Constanz wieder zu verlassen, wie man zu sagen pflegt. Auf dem Dampfschiffe fand ich auch einige stumme Reisebegleiter, zwei verheissungreiche Kisten mit einer gewissen Adresse, die mir sagte, dass wir gleichen Weg hätten. Sie entstammten dem Hause der h. 3 Könige zu Augsburg.

In Rohrschach, wohin mich das Dampfschiff nach der Fahrt einer kleinen Stunde brachte, musste ich eine Alpenzither, die einem der Maler gehörte, mit einer Kleinigkeit verzollen, ausserdem blieb alles Gepäck undurchsucht. Aber die Zither, obschon nicht neu, wäre als „musikalisches Instrument“ Contrebande gewesen.

Nach der Einkehr im Posthaus, das ich wählte, um andern Tages gleich zur Weiterreise mit der Post an Ort und Stelle zu sein, machte ich noch einen Spaziergang durch das Städtchen, das manchen hübschen Bau mit stattlichem Erker hat, und an dem Ufer des Sees entlang, der nun begann, in mannichfachen Abendtinten zu glühen und zu brennen. Aehnlichen und noch schöneren Farbenwechsel der Wasserfläche hatte ich einst am Chiemsee wahrgenommen, und so einte sich mir der Genuss freundlicher Gegenwart mit schöner Erinnerung. Dort fuhr und wandelte ich mit lieben Freunden, die mir schon vorangegangen sind in das unbekannte Land, — hier war ich allein. Diess Alleinsein kommt dem älterwerdenden Manne nur zu bald, aber eben, um den lieben Genossen früherer Zeit ein stilles Andenken zu weihen, war mir recht lieb, dass ich hier allein war.

Hier wäre nun Lage und Stimmung äusserst geeignet gewesen, den Bodensee zu besingen; er ist aber schon so oft besungen worden, dass ich nicht auch noch Wasser in ihn hineintragen mochte.

Meine Reisegefährten trafen erst am andern Morgen, kurz vor Abgang der Post ein; sie hatten bis gegen Abend des vorigen Tages in München verweilen und die Nacht hindurch reisen müssen. Früh waren sie nun durch dichte Morgennebel über den See gefahren, ich hatte demnach am gestrigen Tage das beste Theil erwählt.

Unsere Fahrt von Rohrschach nach Rheineck zu glich der durch einen unermesslichen Obstbaumgarten, während der Himmel sich mählig aufhellte. Oft, wenn eine Wolke einen der vielen, nach und nach sich unsern Blicken enthüllenden malerischen Berggipfel neidisch zu bedecken schien, hatte sie bald darauf die Güte, gefällig zu zerfliessen und uns die Höhen in reiner Pracht bewundern zu lassen. Schönes Wetter ruft gern heitere Stimmung hervor und solche wurde uns eine liebe und willkommene Begleiterin, die sich auch nicht stören liess, wenn durch ab- und zugehende Mitreisende der Wagenraum sich äusserst beengt zeigte. Die Postwagen sind nun einmal Humanitätsanstalten κατ' ἐξοχήν, sie verschmelzen die widerstreitendsten Elemente, sie pacificiren, sie lehren, wie der Mensch seine Individualität im Allgemeinen aufgehen lassen muss. Warum sie nie und niemals etwas breiter, geräumiger und etwas bequemer gebaut werden, mindestens nicht Seitens südländischer Postanstalten (zu denen ich auch die Thurn und Taxischen mit zähle), das gehört zu den vielen Warums, die, nach Müllner, offenbar werden, „wann die Todten auferstehen“. Warum in das Innere eines Wagens, der nur für 4 Personen anständigen Raum darbietet, absolut 6 Personen sich für ihr gutes Geld einquetschen lassen und mit gefesselter, weit weniger als Galeerensträflingen vergönnter Bewegung darinnen vielleicht tagelang beharren müssen, ist nicht rech[illegible]sehen, jedenfalls aber ist die Civilisation in dieser Beziehung noch auf der Stufe der Kindheit.

In Altstetten, einer gutgebauten Stadt, pflegt die Post ihren Reisenden Zeit zum Mittagsessen zu vergönnen. Das Postgasthaus ist reinlich und zog uns schon durch sein mythisches Schild, abermals die heiligen drei Könige, an.

Man trank dort noch einen leidlich guten Wein, nachdem alter Veltliner in Rohrschach ebenfalls seinen Ruf bewährt hatte; aber leider sagte uns der Rohrschacher Postmeister, dass wir solchen Veltliner auf der ganzen Reise nicht wieder zu kosten bekommen würden. Er habe durch glücklichen Einkauf alter Jahrgänge noch einen guten Vorrath gerettet; Misswachs und die leidige Traubenkrankheit der letzten Jahre haben kein gutes Gewächs mehr aufkommen lassen und leider war diese Versicherung, die ich Anfangs bloss für eine verzeihliche wirthsrednerische hielt, nur allzuwahr.

In Altstetten befand sich gleich neben der Post zu ebener Erde das Telegraphenbureau, und ich erlaubte und erbat mir, zumal die Thüre weit offen stand, den Eintritt, da mir anziehend erschien, die dasige Einrichtung in Augenschein zu nehmen. Die Maschine war sehr einfach und an derselben die Frau des Telegraphenbeamten thätig. Diess ist gar nicht übel und kommt in der Schweiz häufig vor, ja in einem gewissen Landtage ist zur Sprache gekommen: vorzugsweise Frauen, um Unversorgten Beschäftigungen zu gewähren, bei den Telegraphen anzustellen. Darüber liesse sich viel für und wider sagen, was aber in eine poetische Reiseschilderung nicht gehört.

Hinter Altstetten hat die Strasse aufwärts das Rheinthal zur Linken, stets malerische Felsenberge zu beiden Seiten, und führt durch weit ausgedehnte Wiesenfluren, die wieder von schroffen Höhen begrenzt und so dicht mit Obstbäumen bewachsen sind, dass ich das Dorf Meiningen, jenseits des jugendlichen Rheins, das aber von keiner der beiden, das Rheinthal durchziehenden Strassen berührt wird, lange vergebens mit den Blicken suchte. Es ist etwas sehr Eigenthümliches mit dem Wiederhall von Ortsnamen in verschiedenen [illegible] und oft seltsam überraschend. So liegt in derselben Gegend ein Dorf Uebersachsen, ein Dorf Thüringen mit 52, ein Thüringerberg mit 57 Häusern, am Ausgange des Walserthales. Wie kommen diese Namen nach Vorarlberg? Selbst ein „Henneberger Gletscher“ wird dort gefunden, was sehr hübsch ist, denn im alten Stammlande Henneberg giebt es wohl Klätscher genug, aber keine Gletscher.

Auch nach Schloss und Markt Hohenembs hatte ich mit Antheil geblickt, wo die beiden berühmten ältesten Nibelungenlied-Handschriften aufgefunden wurden, des Liedes, um das sich nun seit einem Jahrhundert die deutschen Sprachforscher zanken und streiten, zumal so oft irgend ein neu aufgefundenes Bruchstück die Kunde von den verschiedenen Handschriften bereichert. Im Jahre 1820 kannte man solcher Handschriften 8 und jetzt kennt man deren 24 oder 25. Ich wünsche, dass noch einige mehr dazu entdeckt werden möchten, weil es so unterhaltend und so ausserordentlich belehrend ist, wenn die Sprachforscher über das Alter eines Handschriftbruchstücks oder über ein Paar abweichende Lesarten desselben sich in den Haaren liegen und einander die ärgsten Grobheiten sagen.

Der malerische Wechsel mannichfaltiger Bergformen, die sich unserem Auge darstellten, blieb sich gleich; recht grotesk erschienen die Felsen eines kleinen Engpasses, des „Hirschensprung", durch den die Strasse, wie durch eine Pforte, in ein neues Gebiet zieht. Vielfach schmücken die Höhen und das Thal die Trümmer und einsamen Warten einstiger Burgen, welche bezeugen, dass das Land vormals der Zwingherren allerdings schier zu viele hatte.

Wir fahren Angesichts der Hauptorte des kleinsten deutschen Bundesstaates auf guter Strasse rasch dahin: Vaduz-Lichtenstein und Schellenberg, der Brennpunct für den matten und platten Witz mancher Zeitungsschreiber, welche Orte überragt werden von einem Berge: „die drei Schwestern" — und erfreuten uns weiter thalaufwärts des mitten im Thale aufragenden Trümmersch[illegible] und des an den Berg malerisch gelehnten Dörfchens Azmoos, welches erstere wir von drei Seiten erblickten, da die Strasse um den grünen Ruinenhügel herumbog. Schon begann die Abendsonne die Felsenstirnen riesiger Bergeshäupter roth zu küssen, als wir das Städtchen Saargans erreichten, in dessen Nähe der wilde Rhein sich zu Zeiten gewaltig breit und der Gegend bange macht. Man hält dafür, dass der unbändige Alpensohn Miene mache, dereinst zu ihm beliebiger Zeit seinen Lauf zu ändern und über Saargans in den nahen Wallenstädter, von diesem aber auf natürlichem Wege in den Züricher-See sich zu ergiessen. Noch zur Zeit hält er sich rechts, wer steht aber dafür, dass er nicht in einem schönen März treulos seine Gesinnung über Nacht wechsle und sich links wende?

Wir erreichten Ragacz, wo am 20. August 1854 der Philosoph Schelling starb und ein Denkmal erhält. Es mag schön sein, in stillem Thalfrieden eines Alpenlandes zu sterben, nicht bloss für einen Philosophen, und am Schönsten fern von allen Philosophen. — Wir dürfen uns freuen, nun mit einer Sammlung sämmtlicher Werke Schelling's beschenkt zu werden, wie man zu sagen pflegt, und diese schön gebunden neben die sämmtlichen Werke Kant's, Fichte's und Hegel's zu stellen, wohin die vielleicht künftig einmal erscheinenden sämmtlichen Werke einiger leider noch immer lebenden Philosophen niemals zu stehen kommen werden.

In Ragacz findet Wagenwechsel Statt, weil hier die Wagen von Zürich etc. mit denen von St. Gallen über Rohrschach zusammentreffen. Wer sich nicht eilt, guten Sitz im Hauptwagen zu erobern, wird in einen Stellwagen eingepfercht. Ein Kerl, von Gesicht und Tracht so beschaffen, dass er sogleich als prächtiger Bandit von der Bande Fra Diavolo's auf das Theater hätte treten können, half die Post bedienen und schob uns drei mit grobem Ungestüm in seinen Menageriekasten, in dem sich bereits ein Paar wälsche Löwen befanden. Einer meiner Gefährten, von der mütterlichen Natur vorzugsweise mit länglichen Beinen ausgestattet, litt Höllenpein, denn der Raum glich für Personen, die nicht zum Pygmäengeschlech[illegible]örten, völlig dem Bette des Prokrustes. Eine gefangene Hyäne oder ein Baribal kann sich im Menageriekasten doch mindestens um sich selbst drehen und eine Pfote um die andere ausstrecken, dergleichen Luxusbequemlichkeiten gestatten aber die Posttyrannen in ihren Käfigen nicht. Wollte unser armer Leidensgenoss nicht Krämpfe in seine Beine bekommen, so musste er von Zeit zu Zeit den Schlag am Hintertheile dieses schweizerischen Waggons öffnen, um seinen Beinen einige Pendelschwingungen in freier Luft zu vergönnen, wobei mir jener Handwerksbursche in den Münchner fliegenden Blättern einfiel, der, auf einem Frachtwagen in ähnlicher Weise sitzend, deutschgemüthlich singt:

Es ist doch gar so schön,
So durch die Welt zu gehn,
Und alles zu besehn.

Alles war nun freilich auf diesem Wege nicht zu besehen, ja nicht einmal mehr vieles, denn allmählich sank die Dämmerung sanft in die Niederungen, auch verschwanden die Aussichten auf die malerischen zerklüfteten Kegelgipfel des Rhätikon und der Nachbarhöhen und ziemlich einförmige, steilaufragende Bergwände engten Strom und Strasse ein; bald aber erhob sich hinter denen zur Linken der Mond und streute feenhaften Glanz herab in das Rheinthal. Rasche Fahrt im Mondschein durch unbekannte Gegenden hat immer etwas Romantisches; die Phantasie erwacht; Nahes und Fernes gewinnt groteske Gestaltung durch ihren Zauberstab, — der Fels wird zur Burg, ein Pfahl zur Gestalt, ein fernes Licht zum Sterne. Hallt nun dazu fortwährend Stromesrauschen durch die nächtliche Stille, wie hier der Fall war, so vermag das sehr eigenthümliche Stimmung zu erwecken.

Der brausende Rhein führt Jahr um Jahr unendliche Massen von Gerölle in das Thal und hat mitten im Thale schon vor alten Zeiten Berge geschaffen, auf denen sich Burgen [illegible]ben, die wieder Trümmer sind, und auf denen Eichen wachsen, welche die Burgen werden und vergehen sahen. Aus zahllosen, meist südlich einströmenden Alpenwassern genährt und erstarkt, eigentlich ein vereinter Doppelstrom, stürmt der Rhein rastlos abwärts und macht den Anwohnern oft manche liebe Noth. Desswegen ist Chur, die Hauptstadt des gleichnamigen Schweizerkantons, ihm etwas schüchtern aus dem Wege getreten und hat sich seitwärts weiter rechts angebaut.

Wir brachen die Nacht auf nach Chur und nahmen in der Post Wohnung, da wir ja doch einmal *glebae adscripti*, das heisst Eingeschriebene des Kastens waren.

Es wäre kleinlich, über die mancherlei kleinen und grösseren Unbequemlichkeiten, Plagen und Beschwerlichkeiten einer Postreise Nikolaiden anzustimmen; nur humoristisch soll man dieser gedenken, oder gar nicht, und am Besten, man erfasst und behandelt sie gleich von dieser Seite, dann ergötzen sie noch in der Erinnerung. So erregte es uns ungemeine Heiterkeit, dass, als wir die Nachtruhe gesucht, eine unserer Bettstellen bei der mindesten Bewegung einen Laut von sich gab, wie eine hölzerne Kindertrompete, der andere zur Verzweiflung hätte bringen können; wir aber lachten aus vollem Halse über diese rastlosen Seufzer einer Bettstelle, und indem der glückliche Inhaber derselben sich im Tacte bewegte, sah jene sich gezwungen, uns ein Trompeterstücklein zum Besten zu geben, worauf jener sie dann durch absolutes Ruhigliegen zum Schweigen zu bringen suchte, was aber kaum gelang.

In Chur heissen die kleinen Theile der Schweizerfranken, die Centesmi (100 auf 1 Frank) Rappen, und man könnte leicht auf die Vermuthung kommen, weil diese kleine Münze so leichtflüssig ist, es käme unser deutsches Sprichwort: „Lass den Rappen laufen!“ (Schone das Geld nicht!) von derselben her. Wir mussten in Chur ziemlich viele Rappen laufen lassen.

Die Fahrt ging früh um 5 Uhr weiter, und wir waren so glücklich, wieder in einen ordentlichen Postwagen zu kommen; ein grosses Unrecht der Posten bleibt es aber immer und überall, Personen, die für ihr gutes Geld einen guten Platz bedingen, mir nichts dir nichts auf der ersten besten Station dieses Platzes zu berauben, und in einen Stellwagen sie einzuzwängen. Was heisst überhaupt ein Stellwagen? Heisst er so, weil er meist ein erbärmliches Gestell hat und ist, oder weil er in Ermangelung guter Wagen an deren Stelle als schlechtes Surrogat gestellt wird, oder ist das Wort verfälscht und muss eigentlich Stallwagen heissen? Wir wollen das den deutschen Sprachforschern zur kritischen Untersuchung anheimgeben, obschon es sehr schwer ist, an einem Stellwagen Scharfsinn zu üben.

Der Weg führt ohnfern des unglücklichen Ortes Felsberg vorüber, über dem noch immer die Bergmassen drohend hängen. — Bald war Reichenau erreicht, wo der Rhein auf überdeckten hölzernen Brücken überfahren wird, und in dessen Nähe die beiden ungestümen Gebirgssöhne, der vordere und der hintere Rhein, sich einander stürmisch in die Arme fallen, um sich erst spät, recht spät, in ganz anderer Flur und unter ganz andern Verhältnissen wieder zu trennen — wenn man so will.

Wer könnte Reichenau berühren, ohne eines Mannes zu gedenken, welcher der wechselnden Schicksale viele erlebte, hier in dem, allem politischen Weltgeräusche so meilenfernen Alpenthale, abgewandt von allem Schimmer eines alten und ruhmreichen Namens, den Zöglingen einer Erziehungsanstalt Unterricht in Geschichte, Mathematik und neueren Sprachen ertheilte, und dann, nachdem er dieses friedliche Asyl dennoch wieder verlassen, lange Jahresreihen wiederum voll wechselnder Schicksale durchlebte, bis ihn nach 36 Jahren eine Revolution auf einen der glänzendsten Königsthrone Europa's hob, und nach halb so viel Jahren einer wohlwollenden und vernunftgemässen Regierung abermals eine Revolution ihm Krone und Purpur gewaltsam raubte, und ihn und die Seinen verbannte?

Wie wunderbar an kleine, sonst kaum genannte Orte das Geschick Namen knüpft, die der Weltgeschichte angehören, ist mir auf dieser Reise mehr denn einmal in die Gedanken gekommen und hat mir Anlass zu den ernstesten Betrachtungen geboten.

Auch Benjamin Constant war Zögling in Reichenau, und Heinrich Zschokke war hier Lehrer.

Durch das breite und schöne Domleschger-Thal führte nun, vom hohen Calanda gleichsam abgeschlossen, unsere Strasse durch romanisches Gebiet, ein Gebiet, das, wie man aus der Menge zertrümmerter Felsennester und Burgen, darunter wieder ein Hohen-Ems, ersieht, ebenfalls der Herren viele hatte, die jedenfalls den Stab Wehe häufiger als den Stab Sanft über dem Volke schwangen.

Die zweite Strasse durchzieht das Flussthal des Vorder-Rhein, welches zahlreiche Alpenbäche aus ebensovielen tiefen, felsenüberragten Seitenthälern aufnimmt. Sie führt nach Ilanz und Dissentis, zum Oberalppass und zur St. Gotthardstrasse hinauf.

Sprache und Glaubensform mischen sich in diesen Gebirgsthälern wunderlich; es beginnt hier eine Völkerscheidung, und die romanische Sprache, ein Kind der lateinischen, wie die italienische, drängt sich zwischen beide ein; es wechseln deutsche Ortsnamen schon mit wälschen. Die Wissenschaft nennt zwar alle von der lateinischen abstammenden Sprachen romanische, folglich die italienische, die spanische, portugiesische, französische, provençalische und walachische Sprache; allein in diesen Alpenthälern ist ausschliesslich von einem Volksdialekte die Rede, der aus vielen wälschen und wenigen germanischen Sprachelementen hier im Grenzlande sich mischte und sesshaft blieb. Man nennt diesen Dialekt diesseit der Hochalpen äusserst bezeichnend churwälsch und hat sogar versucht, ihn zur Schriftsprache zu erheben, auch theilweise romanisch gepredigt und im Engadin, wo der romanische Dialekt ladinisch genannt wird, selbst Schulunterricht in demselben ertheilt, thut diess auch wohl noch immer.

Durch Bonaduz, in romanischer Sprache Pan-a-tots (*Panis pro totis*, Brod für Alle) genannt, weil dort noch fruchtreiche Feldflur, und durch Rhäzüns, (altlateinisch *Rhaetia ima*), an den Trümmerburgen Juvalta, Rhealta, Paspels, Alt-Sins, Neu-Sins, Canova, Hasensprung und Rietberg vorüber, wie an den noch erhaltenen und zum Theil neuen Schlössern Ortenstein, Baldenstein, Fürstenau und Tagstein, gelangten wir bald nach dem stattlichen Orte Thusis, romanisch Tosana, über dem und dem Thale der hier einfallenden Nolla der Piz *(Pico)* Beverin seine nackte Spitze fast 8400 Fuss hoch emporgipfelt.

Die Post hielt und wir forderten bei sehr kurz vergönntem Aufenthalte eine Flasche Wein. — Die erste, die man brachte, war kahnig, die zweite desgleichen, nur im mindern Grade. Je mehr man sich der Lombardei nähert, um so schlechter wird der Wein, und um so nachlässiger wird er behandelt. Sonst ist Thusis ein schöner, nach einem Brande höchst regelmässig und städtisch wieder aufgebauter Ort, hinter welchem nun die schaurig schöne Via mala beginnt, die jetzt, nichts weniger mehr als eine schlechte Strasse, Via bella heissen sollte. Früher bot sie jedenfalls der Fährlichkeiten und Schrecknisse genug. Weg und Welt scheinen aufzuhören, so eng treten die Felsen zusammen, die einerseits die grauen Trümmer der ältesten aller Schweizerburgen, Hohen-Rhätien, Hoch-Ryalt, *(Rhaetia alta)* schmückt, erbaut von einem mythischen Helden, Rhaetus, einem Etruskerführer, 587 Jahre vor Christus. In der Nachbarschaft dieser uralten Ruine zeigte sich die jüngere und doch auch schon uralte der Johannes-Kapelle, der ersten und lange Zeit einzigen Christenkirche dieses Gaues, deren Name mir lebhaft die Erinnerung an unser Thüringen weckte, wo auch der erste über Altenberga, der Sage nach, gegründete christliche Betort ein Johanneskirchlein war.

Die Conducteure und Postillione sehen es nicht ungern, wenn die zur Via mala emporfahrenden Reisenden recht enthusiastische Naturfreunde sind, den Wagen verlassen, es dadurch den Pferden leicht machen und eine oder anderthalb Stunden hinter dem Wagen her zu Fusse gehen, um mannichfaltigen erhabenen Eindrücken sich hinzugeben, welche diese bewunderungwerthe Strasse in stetem Wechsel bietet. Wir erfreuten uns des Glückes, einen äusserst liebenswürdigen und gefälligen Conducteur zu haben, und zugleich eines schönen Tages, der gestattete, dem reizenden Genuss dieser Hochgebirgs-Natur mit voller Seele und frischen Sinnen sich hinzugeben.

Am senkrechten Felsen vorüber und unter senkrechten Felsen von 1500 Fuss Höhe, nicht minder eine lange Strecke durch Felsen zieht die Strasse in dem „Verlorenen Loch“, und gegenüber starren ebenfalls senkrechte Felsen himmelhoch empor, so dass an manchen Stellen vom Himmel äusserst wenig zu sehen ist. Zwischen dem ungeheuren Felsenriss sprudelt und tos't, 500 Fuss tief unten, scheinbar in ein Bächlein zusammengedrängt, das ein Knabe überspringen kann, der Rhein, oft unsichtbar, aber stets zu hören, und wenn an Stellen, wo man von der Mauerbrüstung der Strasse aus hinabsehen kann, grosse Steine hinuntergeworfen werden, so dauert ihr Fall 10 bis 12 Secunden, sie wirbeln um und um, werden kleiner und kleiner, endlich rund und erscheinen dem Blicke so gross, wie Kinderbälle; im Augenblicke aber, wo der Stein in die Fluth stürzt, erfolgt drunten ein Knall, als werde ein Geschütz entladen.

Einigemale windet sich die Strasse über Brücken von einer zur andern Seite der Thalenge, und von diesen Brücken aus ist der Hinabblick in den tiefen, grünen, kochenden und brüllenden Strudel am lohnendsten. Und dieses unbändige Gewässer, welches einst diese Felsen durchbrach, das bei hohem Wasserstande in seinem engen Bette heraufschwillt und den Brücken Gefahr zu drohen im Stande ist, das wird der Rhein, der grosse, prachtvolle deutsche Strom, dessen Fläche sich endlich zum breiten Spiegel glättet, in dem sich die grauen Dome und die hellen Städte spiegeln, und nach dessen linken Ufern Frankreich fort und fort züngelt.

Sind die wildesten Schluchten im Rücken, so tritt die Strasse in das Schamser-Thal, welches seinen Namen von 6 in dasselbe einfallenden, und dem Rheine zustürzenden Gebirgsbächen trägt: *Vallis sex-amniensis*, und man gewahrt einen breiten Wasserfall unterhalb einer alten Brücke, über welche die frühere Strasse führte, deren Spuren noch an einigen Stellen sichtbar sind.

Der Ort Zillis liegt heiter und im idyllischen Frieden am Ausgange der Schlucht, und in der Nähe mahnt an einer Brücke eine lateinische Inschrift das biedere Volk der Rhätier, die Sitteneinfachheit und Eintracht der Väter, die Stützen der Freiheit, zu bewahren. Dergleichen volksthümliche Ermahnungen sollte man doch dem Volke in seiner Sprache zu Gemüthe führen, und nicht in einer, die es nicht lies't und nicht versteht. Der gelehrte Zopf sprosst aber leider überall, und hier sogar als Alpenpflanze.

Es folgen der Badeort Bignen und der Hauptort des Thales Andeer. Unwillkürlich fielen mir die lautverwandten Namen der Pyrenäenbäder Bagnères in der Landschaft Bigorre, und Andorra ein.

Bald wird das Schamser Thal verlassen und das Ferrere-Thal öffnet dem Blicke seine schroffe Zerklüftung und den Avner-Rhein, der in den Hintern-Rhein sich brausend stürzt und noch kurz zuvor einen herrlichen Wasserfall bildet. Dieser wilde Bergbach heisst auch das Avneser Landwasser, vom Orte Avnes am Platze, 6,300 Fuss hoch überm Meer gelegen.

Ueberhaupt erstaunt man, bis zu welchen schwindelnden Berghöhen Häuser, Kapellen und ganze Dörfer in diesen Thälern emporgestiegen sind, die zum Theil als helle, weisse, vereinzelte Punkte sich darstellen.

Auf's Neue nimmt die Strasse grossartigen Character da an, wo sie das Schamserthal verlässt und durch die Engpässe und Windungen der Rofla emporzieht, immer die tosenden Wasserstürze des Rheins zur Rechten, durch wilde Zerklüftungen und Felsentrümmer und Waldung. Mitten durch diese hindurch auf gefahrvollen Saumpfaden trieben gerade romanische Bauern eine Rinderheerde und schufen dadurch der überaus wilden Landschaft eine passende und treffliche Staffage. Herrliche Marmorbrüche sind dicht an der Strasse befindlich und liefern derselben die so nöthigen Prall- und Geländersteine. Der prächtige Rofla-Fall ist eben auch ein Rheinfall, nur ein ganz anderer, wie der bei Schaffhausen.

Hat man auch diese Schlucht hinter sich, so ist das Rheinwaldthal, (Val-Rhein) erreicht. Die Gegend, obschon wegen der hohen Lage etwas rauh, ist eine Gebirgsmaid, nicht ohne Reize, nach welcher von mehreren Seiten sehr alte Herren mit schneeigen Häuptern so neugierig zu lugen scheinen, wie jene grauen Sünder nach der keuschen Susanna. Diese tugendhaften Greise sind das Spitzhorn, der Calendari, der Splügen; besonders letzterer lässt die Adoptivtochter, der er den eigenen Namen gegeben, nicht aus den Augen.

Wir nahmen in Splügen das Mittagsmahl ein, und dann vom lieben Rhein Abschied, denn in des Ortes nächster Nähe beginnt die Zickzackstrasse am Splügen sich sanft bergan und höher und immer höher zu ziehen. Die untere Strasse führt immer noch eine Strecke dem Hinterrhein entgegen und dann über den Bernhardin.

In der Post zu Splügen hatte man einen vor nicht langer Zeit geschossenen stattlichen Bären ausgestopft zur Schau gestellt, der dem vor einigen Jahren auf der Feste Coburg verstorbenen und im herzogl. Naturalienkabinet zu Gotha befindlichen Prachtexemplar wenig oder nichts nachgiebt, ein Beweis, dass Meister Braun doch noch darauf Bedacht nimmt, sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, was auch in der That Schade wäre, denn — dann könnten am Ende keine Bären mehr angebunden werden, und das mannhafte Geschlecht unserer Bärenhäuter stürbe auch aus.

Je höher man aus dem Thale sich erhebt, und je kleiner bei jeder Wendung der Strasse — Splügen tief unten im Thalgrunde erscheint, um so herrlicher treten die Formen der Alpenberge hervor, an deren Seiten hie und da noch alter Schnee lag.

Ich hatte erwartet, dass es kalt sein werde in der 6450 Fuss hohen Region des Splügen-Passes, allein diess war nicht der Fall; die mehr und mehr sich verlierende Alpen-Flora war indess nicht mehr reich. Einige Gentianen, eine Carde und der harte, spätblühende, taurische, wie der Alpen-Sturmhut (*Aconitum Tauricum et Neomontanum*) drängten sich, noch mächtig vollblühend, hervor. In der Nähe der Strasse bricht vortrefflicher weisser Marmor, der zum Wegbaumaterial dient. Eine tunnelähnliche Gallerie, von der aus aber Bogenöffnung[illegible]icht einlassen, führt in einer Länge von 262 Fuss durch die Felswand. In zwei Stunden ist der Wagen, an einem gut gebauten Steinhause, einer Art Cantoniera (Schutzhaus und Wohnung der Strassenbaubeamteten) vorüber, auf dem Gipfel des Passes, den aber die Nachbarspitze des Tombohornes noch um 3332 Fuss überragt; auch wird der Suretto, ein Gletscherberg, erblickt.

Eine kurze Wendung — und entschwunden ist das schweizerische Alpenland dem Blick; wir sehen nach italienischen Gefilden, wenn es nämlich die Wolken erlauben, und nähern uns dem K. K. Oesterreichischen Mauthamte, der gefürchteten Dogana, die der Schrecken aller passlosen Strolche, sogenannter politischer Flüchtlinge und Vagabunden ist, denen die Schweiz häufigst und mit zärtlichster Nächstenliebe Freistätten bietet.

III.

Auf Villa Carlotta.

Die Dogana am Splügen liegt in reizloser Bergeinsamkeit, in einem hohen Kessel, den die Nachbarberge bilden. Das Beamtenpersonal ist aus Deutschen und Lombarden gemischt. Wir hatten bei der nun einmal unumgänglich nöthigen Gepäckvisitation und Passvisirung nicht die geringste Schwierigkeit, und es bedurfte keineswegs das in die Handdrücken eines *Zwanzigers* vor der Eröffnung unserer Koffer, in die nur ein leichter Blick geworfen ward; doch wurde jener später nicht zurückgewiesen, gefordert aber für alle Bemühung nicht das Mindeste.

Das Local oder die Locale, in denen sich diese kleine Welt täglicher Pass- und Gepäckvisitation bewegt, erschien abschreckend schmutzig, unheimlich und fast wüst, und muss zum völligen Purgatorio Dante's dann werden, wenn schlechtes Wetter alle Reisenden in das Haus drängt und Frost und Nässe sie peinigt. Der Raum, in welchen man die Koffer zur Visitation bringt, fasst keine 6 Menschen. In der Nähe des Mauthamtgebäudes ist ein oder sind einige Wirthshäuser; wir lernten nur eine kennen, um in Hast eine Tasse schlechten Kaffee ohne Milch zu trinken, und waren froh, als wir wieder im Postwagen sassen. Eine Wolke zog vom Splügen herüber und ergoss sich über den Pass und in das Hochgebirgsthal, doch nicht auf lange, und nun ging es bergab und immer bergab, an vielen steinernen Hütten vorüber, die für Hirten und Vieh, das oft den ganzen Sommer lang auf diesen kräuterreichen Alpentriften weidet, Schutz gegen die Nacht und gegen Wetterstürme gewähren. Es sind Bergamasken mit ihren Schafheerden. Die etwa fallenden Schafe werden ausgeweidet und enthäutet, dann an der Luft getrocknet, im Herbst mit hinab in die Heimath genommen und zu Salamiwurst verwendet. Mit diesen Hütten beginnt gleich die südliche Art der Steinbauten, an ein Holzhaus nach deutscher Bauart ist schon von Thusis aus nicht mehr zu denken, und wer diese Bauart früher nicht in der Wirklichkeit sah, der begreift alsbald die Wahrheit der auf Bildern südlicher und orientalischer Gegenden dargestellten, fast immer ruinenhaft aussehenden ländlichen Gebäulichkeiten, denen es oft nicht an malerischer Schönheit und noch mehr Eigenthümlichkeit fehlt, aber an aller Bequemlichkeit und Annehmlichkeit selbst armer Leute in nördlichen Gegenden. Mit einemmale wird uns klar, wie es kam, dass Joseph und Maria in einem Stalle Aufenthalt nahmen. Wo soll man anders wohnen, wenn jedes Haus ein Stall ist?

Die Strasse ist mit bewunderungswürdiger Kunst an schroffen Bergwänden in zahlreichen Windungen geleitet, und würde den Alten ein Wunder der Welt geheissen haben. Wo kein Raum mehr für sie am Felsen hin war, zieht sie durch den Fels, und dieses „Durch" bewährt sich wie ein Schildspruch. Die erste Gallerie ist gleich 700 Fuss lang und 15 Fuss hoch, die zweite 642 Fuss lang, die dritte sogar 1530 Fuss. Theils durch Fels, theils durch felsenfest aufgeführtes Mauerwerk, mit riesigen Pfeilern und Oeffnungen, gleich umfangreichen Kanonenluken, auch dabei stets so breit, dass ein Wagen den andern vorbeilassen kann, sichern diese Gallerieen die Strasse vor Verschüttung durch Schnee oder Sturm. Man blickt auf dieser Fahrt von Oben in eine schwindelnde Thalestiefe hinab, sieht bisweilen Reste der alten, noch viel gefährlicheren Strasse, auf der unter Anderem, als Ende Novembers und Anfangs Decembers des Jahres 1800 der französische Marschall Macdonald im Sturm- und Stäuperwetter eine Armee-Division über den Splügen führte, beim Oertchen Cardinell ganze Colonnen von niederfallenden Lawinen erdrückt oder in den Abgrund hinunter geschleudert wurden, — und führt, ausser den oben genannten grössten Gallerieen, noch fünfmal durch Felswände. Für zum Schwindel geneigte oder sonst ängstliche Personen ist die Fahrt schaudererregend und haarsträubend, denn es geht beständig rasch abwärts, die Curven der Wendungen sind ungemein kurz, und die Wände, an denen es hinabgeht, sind so steil, dass man öfter von den untern Biegungen der Strasse nichts gewahr wird. Angenehm überrascht plötzlich der Anblick eines wunderschönen Wasserfalles, der sich in einem mächtigen, brausenden, stäubenden Strahle weit vorspringend 700 Fuss hoch zur Tiefe stürzt. Es wird einige Augenblicke gehalten, um von einem basteiähnlichen Vorbau die volle Schönheit dieses Naturschauspieles zu betrachten, und dann hat man, tiefer kommend, bei den wiederholten Zickzackwendungen noch einigemale Gelegenheit, den „Madesimo-Fall“, diess sein Name, anzustaunen.

Wir waren nun im Lyra-Thale und gelangten aus diesem in das Giacomo-Thal; allein beide ziehen sich aus bedeutender Höhe abwärts und die Oertchen, die man im Thalgrunde verstreut erblickt, wie Isole oder Pianazzo, das die Strasse berührt, haben noch die Meereshöhe des Dorfes Splügen. Es geht daher fort und fort, wenn auch nicht mehr in Windungen, ziemlich steil abwärts und die Strasse gewinnt einen ganz eigenthümlichen Character durch eine Ueberfülle übereinander gestürzter Felsblöcke, die den heftigsten, einst hier stattgefundenen Kampf wilder Elementarkräfte bekunden. Das erste Erblicken dieser Reste furchtbarer Bergstürze wollte mich an die Zertrümmerungen am Ausgange des thüringischen Drusenthales mahnen; allein diese umfassen nur eine kleine Wegstrecke und eine geringe Thalbreite, hier aber geht es stundenlang durch eine zerfallene Welt, mitten in einem ungleich breiten Thale, durch das ungestüm die Lyra (ital. Lira) brausend rollt und sprudelt. Das Gestein ist röthlicher Gneiss, porphyrähnlich. Mitten in der Trümmerwelt breiten sich wieder die friedlichen Wiesen des Ortes Campo dolcino mit ihrem hellen Grün aus, die sicherlich dem Dorfe zu seinem lieblichen Namen verhalfen.

Es folgen, ausser vielen isolirten Weilern, noch die Dörfer Prestone, Gallivaggio und San Giacomo, das dem Thale seinen Namen lieh, und mit ihnen grüsst uns die südliche Vegetation durch edle Kastanienbäume, Weinreben, Maulbeer- und Feigenbäume, Lorbeer- und Granatbäume.

Der Abend schattete bereits, als wir die alte Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Cläven oder Cleven, italienisch Chiavenna, erreichten. Ein stattliches Gasthaus neben der Post nahm uns auf, wir fanden und begrüssten freudig unsern hohen Herrn mit seiner Begleitung und hatten sonach das gewünschte nächste Ziel glücklich erreicht.

Es wurde ein herrlicher Mondscheinabend; der Prinz und meine Gefährten, die Maler, machten noch einen Spaziergang in der nahen Umgebung des offenen Ortes; ich aber begnügte mich, einige mächtig ragende Cypressen auf dem Platze, dann die ernsten Ueberbleibsel eines gegenüberliegenden Palastes, von dem nur starre Mauern emporragten, und in deren „öden Fensterhöhlen das Grauen wohnt", wie Schiller sagt, und die schroff und steil aufgegipfelten Felswände, die Chiavenna amphitheatralisch einzuschliessen scheinen, zu betrachten und dann die Ruhe zu suchen. Aber die mannichfaltigen Eindrücke dieses Tages klangen zu lebhaft im Innern nach, als dass ich so bald hätte einschlafen können; die brausenden und schäumenden Wasser, die ich mit ihrem vielfachen Getose gehört und gesehen, hörte und sah ich noch immer mit dem Ohr und dem Auge des Geistes. Der letzte Eindruck zumal war der dauerndste und stärkste und wurde in mir zum Liede:

An die Lyra.

„An die Lyra, seine Leier,“
Sang zu seiner eigenen Feier
Mancher deutsche Leirer schon.
Wenn ich's heute kühnlich wage,
Und in meine Saiten schlage,
Klingt's aus einem andern Ton.

Nicht mit Lei'rern will ich leiern;
Eine Lyra will ich feiern,
Deren Tonfall mich entzückt;
Die ein mächtiger Gott besaitet,
Die mich heute hat begleitet,
Deren Rauschen mich beglückt.

Alpenschnee heisst ihre Amme;
Von des Splügen Felsenkamme
Rieselt sanft ihr erster Klang.
Bis er, stürmisch angeschwollen,
Wird zum ungestümen Rollen,
Bis er wird zum Donnergang.

Felsenbraut aus reinen Höhen,
Fei der unterirdischen Seeen,
Reizend trittst du an das Licht!
Droben singst du Bergeslieder,
Gleitest dann zur Tiefe nieder,
Bebst vorm kühnsten Sprunge nicht.

Immer freudig, immer rauschend,
Tänzelst du herab, und bauschend
Weht im Wind dein grünes Kleid.

Bänder nimmst an vielen Stellen
An du von den Wasserfällen,
O du schöne Alpenmaid!

Alle Wasserfälle singen
Werbend, dass sie dich umschlingen,
Stürzen innig dir ans Herz.
Und du grüssest jubelnd Alle,
Reissest sie zu raschem Falle
Wirbelnd, brausend, niederwärts.

Jeder wird zur neuen Saite,
Glücklich, dass er dich begleite,
Dass sein Ton mit deinem hallt.
Und im Thale donnert mächtig
Solch vereinter Schall, und prächtig,
Und voll göttlicher Gewalt.

Lyra, deinen Schall zu hören
Wollte mir das Herz bethören,
Und ich dacht' an alte Zeit,
Wie du klangst in Vorzeittagen,
Als die Berge hier zerbrachen
In der Elemente Streit.

Wie der Himmel hier gewittert,
Wie der Erde Kern erzittert,
Wie Koloss stürzt' auf Koloss;
Und ob den zerborst'nen Brocken
Mahlend, malmend, mit Frohlocken
Deine Fluth felsüber schoss.

Jenes Hochlied deines Sieges,
Keines Menschen Ohr ertrüg' es!
Gegen jenen Wogenschwall

Und sein unnennbares Tosen,
Ist dein heutiges Lied nur Kosen,
Nur Gesang der Nachtigall.

Lass, o Lyra, rauschen, rollen
Deine Klänge fort im vollen
Götterfrohen Sturmaccord!
Lauscht ein Dichter voll Entzücken
Dir, so lass ihn Blumen pflücken
Still an deinem Ufer-Bord.

Als die Gefährten zurückkamen, brachten sie einen in einer Mauerspalte entdeckten und durch Cigarrengluth getödteten Scorpion mit, und so grüsste uns Wälschland nächst den Bäumen und Sträuchern der südlicheren Zone, auch mit diesem anmuthigen Schoosskinde seiner Natur. Alpenzitherstücklein sangen mich endlich in den Schlaf.

Der schöne Morgen des nächsten Tages, des 23. Septembers, zeigte uns im hellen Lichte den Trümmerpalast, der nichts weniger ist, als eine alte Ruine. Er wurde von einem Angehörigen der in Graubündten, im Veltlin und in der Lombardei vormals reich begüterten Familie Salis aufgeführt und steht am Fusse eines in den Ort vorgeschobenen Felsrückens, den ebenfalls graues Gemäuer schmückt, und der eine wirklich alte Burg trug. Der Palast unten wurde gar nicht vollendet, indem politische Verhältnisse die Erbauer nöthigten, das Land zu verlassen. Wir bestiegen die ziemlich hohen Felsenterrassen, zu denen steile Stufen emporführen, überblickten von da die Stadt und Gegend, in der sich die von Osten herzufliessende Maira mit der Lira vereinigt, die Rolle eines Gemahles spielend, der seiner Frau ihren Namen nimmt, und kosteten die blauen Trauben, deren Reben, zu Lauben gezogen, den ganzen Felsen bedeckten. Hier war denn nun die schon jahrelang anhaltende Landplage der Lombardei: die Traubenkrankheit, in ihrer erschreckenden Gestalt wahrzunehmen; zahlreiche Trauben vorhanden, aber fast alle Beeren verhutzelt, hart, vertrocknet, ungeniessbar.

Diese Traubenkrankheit ist ein Nationalunglück und ich komme später wieder auf dieselbe zurück.

Unsere Karavane eilte nun von Chiavenna gen Colico, in dem Flussthale der Maira oder Mera entlang, dessen Reize sehr bescheidene sind. Die Wiesen liegen halb unter Sand und Kiesgerölle verschüttet, das die bei Regengüssen von den Bergen strömenden Wildbäche und die häufigen Ueberfluthungen des Thalflusses zurücklassen. Der Maulbeerbaum und der Mais sind die vorherrschenden Cultur-Gewächse dieses Thales.

Bald blitzte ein See uns entgegen und weckte das freudige Bewusstsein, nun die ersehnten Ufer zu begrüssen; doch war es noch nicht der Comer-See, sondern der Lago di Mezzola, oder auch Lago di Riva genannt, in dem sich zur Rechten in zwei gesonderten Armen die Maira ergiesst, die sich ein breites Sand- und Steinbette errungen hat; fast möchte man meinen, die beiden ungestümen Schwestern Lyra und Maira hätten sich nach ihrer Vereinigung wieder entzweiet, und jede ziehe trotzig allein ihres Weges in den Mezzola-See.

Gegenüber dem Einfalle dieser Bergströme liegt Novate, eine Art Flecken, an dem die Strasse dicht vorbei zieht, die immer am linken Ufer dieses kleinen See's bleibt und zur Abwechselung auch wieder mitten durch die Uferfelsen führt. Erst nahe der Adda, welche überfahren wird, endet der See und es beginnt ein sumpfiges Gebiet, das sich zu einer Ebene erweitert, die aus dem durch die Adda und Maira aufgeschwemmten Boden entstanden ist und sich bis Colico reizlos ausbreitet. Die Trümmer einer kleinen Festung, des Fordi Fuentes auf einem Hügel, der früher als Insel dem Comer-See entragte, als dieser noch mit dem Lago di Mezzola eine Wasserfläche bildete, unterbrechen malerisch die von Gräben und Canälen durchzogene Fläche; dann geht es zwischen langen Mauern hin, an denen zahllose Eidechsen mit einer ungeheuern Beweglichkeit empokletterten, bis der eigentliche Comer-See erblickt und der Hafenort Colicopiano erreicht wird. Hier breitete sich nun der nördliche Theil des Comer-See's in seiner vollen Schönheit vor unsern Blicken aus; der äusserste Ort, in dessen Nähe die Adda vereint mit dem Ausflusse des Lago di Mezzola einströmt, heisst Gera, dessen Name, deutsch gelesen, gleich dem des nachbarlichen Gravedona, merkwürdig auffallend an die thüringischen Ortsnamen Gera und Gräfentonna erinnert.

Das Dampfschiff war noch nicht in Sicht, daher Zeit genug, im Albergo del Lago zu Mittage zu speisen und die wälsche Küche kennen zu lernen. Es erschienen allerlei Gerichte von sehr zweifelhafter Beschaffenheit, denen nicht vieler Schaden zugefügt wurde. Dabei befand sich ein kohlschwarzes zähes Fleisch, das sich durch seinen Geruch in keiner Weise empfahl, und welches man Camuzza nannte. Es verschwand unberührt wieder vom Tische und hinterdrein erst erfuhr ich, dass es Gemsenragout gewesen.

Um den Wein sah es trostlos aus. Weisser Wein, welcher auf Verlangen gebracht wurde, hatte auf dem Lager gestanden, statt zu liegen, und daher unter den Stöpseln eine gut fingerbreite Welt von Kryptogamen angesetzt, die einen Naturforscher tagelang auf das Angenehmste hätte microscopisch beschäftigen können. Der euphemistische Zartsinn der Italiener nennt diesen Schimmel Fiore: Blume. Eine reizende Weinblume das! — Der Rothwein war das trübselige Landproduct der Lombardei, Nero tinto, unserem, an deutsche Weine gewöhnten Gaumen und Magen ungeniessbar und unzuträglich. Zum besseren vorschreitend, erschien Vino santo — der just so schmeckte, als wenn zu $\frac{3}{4}$ Tischwein $\frac{1}{4}$ Syrup oder Honig gemischt worden wäre. Santo mag solcher Wein immerhin sein, sano ist er auf keinem Fall. Von der Reinlichkeit oder vielmehr deren Gegensatze im Gasthause schweige ich, nur eines Scherzes zu erwähnen, sei vergönnt. Die uns bedienende Kellnerin war aus der deutschen Schweiz; diese wurde gefragt, seit wie lange die Zimmerthüre, die arg voll

Schmutz war, nicht abgewaschen worden sei? Und mit der grössten Naivität versetzte diese Donna del Lago: „Das kann ich Ihnen nicht sagen, ich bin erst ein Jahr hier.“

Sie war aber, wie man wusste, vor zwei Jahren auch schon im Hause gewesen.

Als die Zeit der Einschiffung herannahte, wehte ein frischer Wind und bewegte den See, was ein sehr schönes belebtes Bild gewährte; allein alsbald verbreitete sich die Nachricht, bei diesem „Sturm“ könne das Dampfboot nicht anlegen, und wer an Bord wolle, müsse in Böten und Barken über den See nach dem Dampfschiffe fahren. Das gab nun gleich äusserst lebhafte und bewegte Scenen, das Geschrei der Barkenführer, das Rennen der Packträger und Reisenden, alles durcheinander und vieles in Verwirrung.

Unsere Reisegesellschaft hatte des Gepäckes ziemlich viel und war sehr zahlreich; als wir endlich mit einem Theile der Fracht (der übrige Theil befand sich mit der Dienerschaft in einer zweiten Barke) in einem Boote sassen, fuhr der Barkenführer nicht eher aus dem kleinen Dock, in dem wir uns befanden, bis er die mit lautem Geschrei geforderte volle und hoch gesteigerte Zahlung für diese Ueberfahrt in Händen hatte.

Der See ging etwas hoch, und das Anlanden am Dampfboot mit dem fürstlichen Kinde und den Frauen, denen dasselbe zur Obhut übergeben war, erheischte grosse Vorsicht, doch ging Alles ohne Unfall ab. Nur die zweite unserer Barken war etwas weit nordwärts in den See getrieben, und einige Koffer empfingen die Wellentaufe.

In heiterer Ruhe am Bord des Dampfbootes liess sich nun der See mit seinen reizvollen Ufern überschauen. Was den Sturm betraf, so war es kein Sturm, und mir erschien das ganze Vorgeben, als könne seinethalben das Dampfboot nicht an gehöriger Stelle anlegen, nichts als eine ächt lombardische Prellerei. Die Hafenleute kannten den Prinzen, obschon derselbe incognito reis'te; das durch uns vermehrte ziemlich zahlreiche Gefolge, wie die Menge der Effecten, liess jenen den etwas frischen Wind willkommen erscheinen, und dem

Dampfboote wurde auf irgend eine Weise signalisirt, im See halten zu bleiben, — damit der besondere Verdienst dem Volke der Barkenführer nicht entgehe. Darunter mussten viele andere Reisende, die mit dem Dampfschiffe weiter wollten, leiden und liessen sich in lauten Klagen vernehmen.

Die ausführliche Schilderung der landschaftlichen Schönheit der Ufer des Comer-See's könnte allein ein Buch füllen. Das Auge weiss nicht, wohin sich wenden, wo am längsten verweilen, ob auf dem Fluthenspiegel, auf den Uferorten, von denen namentlich am rechten Ufer des See's, abwärts angenommen, in ununterbrochener Gliederung von Vercana bis San Abbondio sich einer an den andern reiht, oder auf die hoch aufgegipfelten Berghäupter, welche hinter den schon auch bedeutend hohen Uferbergen in mannichfaltigen Formen und zum Theil mit Schnee bedeckten Spitzen malerisch aufragen? Hinter Colico hebt sich gigantisch der Monte Legnone 8068 Fuss hoch über den See, und 8550 Fuss über den Spiegel des adriatischen Meeres empor. Hinterm Nordranda des See's ragt der Monte Berlinghera mit seinen Zuckerhutspitzen in die Aetherbläue, und hinter Gravedona steigen die Felsenmassen des Monte Cortafo majestätisch in die Lüfte. Da, wo der See sich merklich verengert, zwischen Dervio links und Rezzonico rechts, erhebt sich hinter letztgenanntem Orte der Monte Bregnano, hinter San Abbondio der Cima (Gipfel) la Grona. An dieser Seite führt keine fahrbare Strasse durch die Uferorte, während jenseits die treffliche Militärstrasse von Lecco herauf, und öfter durch die Marmor-Felsen des Ufers hindurchgeführt ist, die sich bei Colico in die Splügen- und in die Stelvio-Strasse theilt. Von den bemerkenswerthen Orten zeigten sich uns auf der Weiterfahrt bald Bellano links, und weiter abwärts Menaggio rechts, wie diesem letztern schräg gegenüber Varenna, und zwischen beiden die Landzunge und das hinter derselben aufsteigende mächtige Gebirge, das den See in zwei Arme theilt. Auf dieser liegt wieder am linken Ufer heiter hingebauet, Bellagio, gegenüber Griante, und hinter dem

Gasthause Majolica trat auf einem Vorsprunge, der den Blick auf unser Reiseziel vorerst noch hemmte, das Gasthaus Cadenabbia in Sicht.

Ein Signalschuss von der nahen Villa Carlotta verkündete die Ankunft ihres Besitzers, dem mehrere begrüssend folgten; der Districtscommissar, Herr Dr. Antonio Zanardelli, Inhaber mehrerer Verdienstkreuze, empfing in Uniform neben dem Administrator der Villa den Prinzen und die Prinzessin — und unsere Ausschiffung erfolgte.

Eine Allee von alten, schattenden Bäumen führt von der Cadenabbia längs der Mauer des Parkes zum Eisengitterthor der Villa, und wir erblickten nun mit freudigem Erstaunen den mächtigen Terrassenbau mit seiner Baum- und Blumenfülle, über welchem der Palast sich imposant und beherrschend erhebt.

Eine breite Freitreppe führt von dem unter der Villa vorüberführenden öffentlichen Weg unmittelbar zum See hinab.

Eine hochspringende Fontaine mit krystallklarem Wasserbekken, von schönblätterigen Zierpflanzen umgeben und im feuchten Schoose seltene Nelumbien nährend, schmückt die unterste Terrasse; Marmortreppen führen empor, zwischen denen in mit Moos und Frauenhaar *(Adiantum Capillus Veneris)* bewachsene Tuffsteingrotten Wasserstrahlen niederrieseln und plätschern. Die neue, das stille Haus schnell belebende Colonie vertheilte sich rasch in die angewiesenen Zimmer, in denen aber nicht lange verweilt wurde, denn noch in halber Dämmerung wurden die herrlichen Gartenanlagen durchstreift, welche ausser dem vorhandenen Schönen noch reichen Raum zu künftigen Verschönerungen darbieten, und dann lange auf den untern Balkonen verweilt, wo ein herrlicher Vollmondaufgang hinter den hoch erhabenen Gipfel des Monte Biondino entzückte, während über dem Monte Croce eine geballte, noch vom Abglanz der längst gesunkenen Sonne hellbeleuchtete Wolke von Blitzen durchflammt stand, wie ein Gluthballen, der über dem Gipfel eines Vulkans lagert.

In der Nacht erhob sich ein starker Sturm, aber ohne Gewitter, und der Morgenhimmel war trüb, heiterte sich indess bald wieder auf, und dieses Aufheitern schmückte den See mit den reizendsten wechselnden Streiflichtern, liess ihn bald nach einigen Richtungen hin düster und drohend, nach andern wieder lockend und lieblich erscheinen. Dabei ist er am Tage immer belebt von Barken und Fahrzeugen aller Art, mit oder ohne Segel, mit einem oder mehreren Rudern. Das Dampfschiff kommt regelmässig täglich um 10 Uhr von Como herauf und zu dieser Zeit an der Villa Carlotta vorüber; um 12 Uhr landet es in Colico; ein zweites fährt Abends 10 Uhr aufwärts Angesichts der Villa vorüber; am Sonnabend kommt schon um 8 Uhr ein Marktdampfschiff von Como herauf. Die Niederfahrten erfolgen von Colico aus Morgens und Nachmittags.

Am Morgen nach unserer Ankunft wurde eine allgemeine Tagesordnung für die Zeit des Aufenthaltes festgesetzt, und an demselben Tage gleich eine Seefahrt beschlossen und ausgeführt. Die mit sechs Ruderern in malerischer Tracht bemannte grössere Barke des Prinzen nahm uns nebst dem Arzte auf; eine kleinere die Prinzessin mit deren Begleitung. Wir überfuhren den westlichen Arm des See's und legten bei der Villa Melzi an, welche besonders durch ihre reizenden Gartenanlagen berühmt ist, die der Gärtner uns mit grosser Bereitwilligkeit zeigte. Derselbe erwies sich als kundiger Botaniker und es war wahrzunehmen, dass er seines Amtes mit Liebe wartete. Isolirt steht neben dem Parke eine zur Villa Melzi gehörende moderne Kapelle.

Nach Besichtigung des Parkes dieser Villa kehrten die Pflegerinnen der jungen Prinzessin mit derselben nach der Villa Carlotta zurück, welche, von dieser Seite aus gesehen, sich ungemein stattlich durch ihre hohe Lage und grüne Umgebung ausnimmt, und hoch überragt wird von einem mächtigen Alpstock, der mit schroffen, schrägliegenden Felsenabsätzen mindestens 6000 Fuss aufragt und den Namen Monte Crocione führt. Alle diese hochgegipfelten Höhen sind unbewaldet und tragen noch ganz den Character der Hochalpennatur. Unsere Gesellschaft stiess ebenfalls wieder in See, nicht aber, um schon nach Hause zu fahren, sondern nach Bellaggio zu steuern, und von da aus der Villa Serbelloni einen Besuch abzustatten.

Wenn es schon allgemein anerkannt ist, dass die Natur und Umgebung des Comer-Sees mit diesem selbst einen der reizendsten Puncte Europa's bildet, so kann man zuversichtlich behaupten, die Lage der Villa oder Quieta der Familie Serbelloni, dermalen Busca, bilde einen der reizendsten Puncte der Welt. Das Haus selbst hat ein alterthümliches Aussehen und lässt auch in seinem Innern nichts Besonderes vermuthen. Das Vorgebirge, welches der zu dieser Villa gehörende Naturpark bedeckt, ist nicht so hoch, um zu ermüden, und hoch genug, um die schönsten Standpunkte nach jeder Richtung hin zu gewähren: nordwärts fast über den ganzen noch ungetheilten See mit allen seinen Uferorten und den ihn näher und ferner einrahmenden Bergen und Alpenfirnen, ostwärts den Lecco-Arm hinab bis zu dem Vorsprunge der Punta (Spitze) dell' Abbadia, südwärts auf das breiter und breiter, höher und höher werdende Delta zwischen beiden Seen, das mit Maulbeer- und Kastanienwäldchen, Cypressenalleen, Weinbergen und lebendigen Murmelbächen neben malerisch gelegenen Ortschaften bedeckt ist, westwärts endlich der mit Villen und Orten noch reichlicher geschmückte eigentliche Como-See, dessen näheres Kennenlernen uns noch bevorstand. Die mannichfaltigsten und schönsten Beleuchtungen erfreuten das Auge, und wir konnten höchst befriedigt die Rückfahrt antreten, während diese Befriedigung bei denen, welche alle diese Naturpracht ihrem Blicke zum ersten Male entfaltet sahen, sich zum Entzücken steigerte.

Bei der Heimfahrt über den See zeigte sich, während es dämmerte, hoch über den Wolken, selbst einer Abendwolke gleich an lichter Farbenhelle, der Gipfel des Monte Biondino, der die letzten Strahlen der Tageskönigin auffing und in dem See sie wieder spiegeln liess, lange und nachhaltig leuchtend. Wie sehr nun auch die Natur durch ihre Reize mächtig auf unsere empfänglichen Sinne wirkte, so wurde doch schon bereits an diesem Tage der Kunst ein liebevoller Antheil zugewendet. Es wurde von Seiten unseres fürstlichen Gastfreundes eine Idee angeregt und von uns gemeinsam durchsprochen, deren Ausführung zwar vorerst der Zukunft anheimgestellt werden musste, welche aber mehrere Tage lang vollen Stoff zum Nachdenken wie zur Meinungsäusserung bot. Es war die Idee, die Aussenseite der Villa, welche über den Fenstern des ersten und zweiten Stockes einen ziemlichen Längenraum bei angemessener Höhe darbietet, mit zwei geschichtlichen Fresken auszuschmücken. Der Hauptgedanke, der durch dieselben geweckt und ausgedrückt werden sollte, ist Poesie und Heldenthum, oder Kunst überhaupt gegenüber dem antiken Virtus, dem Muthe, der Tapferkeit; beides aber sollte sich nicht in antiker und auch nicht in südländischer Verkörperung aussprechen, sondern in deutsch-vaterländischer, und um auf das engere Vaterland und den Stamm des Besitzers jenes Palastes naturgemäss hinzudeuten, aus der Geschichte des Hauses Wettin, welche der künstlerischen Darstellung eine grosse Menge historischer und romantischer Stoffe darbietet. Das weckte dann manche Erinnerung an die liebe Heimath, heitere und schmerzliche, auch wieder an jene Lese-Abende, an denen so oft von Bildern aus der Geschichte des Hauses Wettin die Rede gewesen war, von denen eine Reihe das Vorzimmer der höchstseligen Frau Erbprinzessin, von A. Müller componirt und ausgeführt, schmücken sollte. Und so durfte ich nicht fürchten, einen Missklang anzuschlagen, wenn ich noch an diesem Abende unserem Kreise auf der Villa ein am Morgen nach der Ankunft in derselben entstandenes Gedicht vortrug, welches gewiss den Gefühlen einiger der Gäste des Hauses Worte lieh:

Ankunft auf Villa Carlotta.

Sei gegrüsst in deiner Schöne,
Stolze Villa, hehr und gross;
Venus Anadiomene
Aus der Fluthen grünem Schooss!

Anmuthlächelnd sah sie nieder,
Ahnend ihrer Reize Sieg,
Als die Pracht der schönen Glieder
Aus dem Muschelnachen stieg.

Und wir seh'n auf Fluthenbahnen
Des Palastes edlen Bau.
Wie der Zauber will's uns mahnen
Einer wunderbaren Frau.

Lockend zieht uns die Sirene
Nah und näher nun hinan;
Venus Anadiomene —
Und dem Zauber folgt der Kahn.

In die Hallen des Palastes
Treten wir, so hoch, so kühl;
Da bemächtigt sich des Gastes
Ein unnennbares Gefühl.

Ein Gefühl, das unaussprechlich,
Und wir drängen's kaum zurück:
Dass das Leben so zerbrechlich,
Dass so treulos ist das Glück.

Und mit marmorkalten Schauern
Greift es mächtig uns an's Herz.
Uns erfasst ein tiefes Trauern,
Ach! um Sie der grosse Schmerz.

Denn wo weilet Sie, die Hohe,
Die des Hauses Herrin war?
Ach! die Herrliche, die Frohe,
Wandelt in der Schatten Schaar.

Venus Anadiomene —
Weh'! — das schöne Bild erbleicht,
Statt des Jubels rinnt die Thräne
Und des Sängers Harfe schweigt.

Der Morgenhimmel des folgenden Tages war wieder wolkentrüb, doch hellte sich's bald auf unter wechselnden, oft magischen Beleuchtungen und Streiflichtern, welche Wolken, Nebelgruppen und Bergschatten über den See breiteten, und wir empfanden die Reize des herrlichen Klima's. Fast während meines ganzen Aufenthaltes auf der Villa war es nicht möglich, des Morgens bei geschlossenen Fenstern zu schreiben, und der Anblick der Licht- und Schattenpartieen, in denen der See und die wolkenumlagerten Bergspitzen erschienen, bot immer neuen Genuss, wie auch der vielfach von Fahrzeugen aller Art belebte See. Wenn das Dampfschiff auf- oder abwärts daherrauscht, hält es an bestimmten Stellen den Hauptorten gegenüber, und giebt ein Zeichen mit der Schiffsglocke; für Alles, was aus- oder einbarkirt werden will und soll, fahren Boote und Nachen an das Schiff heran; diese geben Reisende und Frachten ab, empfangen andere, und es sieht dann das Dampfboot von Weitem aus, wie eine schwarze Henne, welche vom bunten Volke ihrer Küchlein umschwärmt ist. Wir frühstückten in einer duftenden Jasminlaube und die mit der Kunst des Alpenzitherspieles begabten Herren, der Prinz und die beiden Maler, liessen auf diesem zarten Saiteninstrumente liebliche Weisen ertönen.

Wenn ich bis jetzt noch nicht der hochwerthvollen Kunstwerke gedachte, welche der Villa Carlotta schon als sie noch Villa Sommariva hiess, einen grossen und weit verbreiteten Ruf schufen, Kunstwerke, deren Anblickes wir uns täglich und stündlich erfreuen durften und erfreuten, so geschah diess nur desshalb, weil ich der ganzen Besitzung eine mehr in's Einzelne gehende Beschreibung in diesen Blättern zuzuwenden veranlasst bin, damit diess Buch nicht ohne Zweck den Namen der Villa an seiner Stirne trage. Um aber die Villa sammt den Werken edler Künste, die sie umfasst, näher zu schildern, war erst ein allmählich zu erwerbendes, genaues Kennen erforderlich, ein gewisses Heimischwerden auf einem Boden, den, wenn wir ihn auch nicht klassisch nennen wollen, doch einst der edelste klassische Sinn und Geist schmückte und belebte, wie sehr man fast Bedenken tragen muss, sich überhaupt noch des Wortes klassisch zu bedienen, ob des vielen Unfuges, den einestheils das gelehrte Zopfthum, anderntheils die buchhändlerische Gewinnsucht, die mit der anmasslichsten Eigenmächtigkeit nicht genug sogenannte Klassiker ernennen kann, mit diesem Worte getrieben haben und ferner treiben.

Wir fuhren am schönen Nachmittage wieder in der Barke, ein Vergnügen, dem wenige Lustfahrten gleichkommen. Es wurde wieder dem gegenüberliegenden Ufer zugesteuert, das binnen einer kleinen halben Stunde zu erreichen ist; wir landeten diesesmal vor San Giovanni, dessen Kirchenglocken uns jeden Morgen, über den See herübertönend, weckten. Die Glocken werden mittelst eines grossen Rades, das man dreht, angeschlagen; das Geläute klang unserem Ohre unharmonisch und hatte nicht das Feierliche, Andacht Erweckende des deutschen Glockengeläutes. Bisweilen folgen die Schläge eintönig aufeinander, als schlüge eine Uhr; nur am Zählen merkt man endlich, wenn es über 24 hinausgeht, dass diess ein Läuten ist, wie man bei uns Sturm zu läuten pflegt. Alle Glockenthürme der Lombardei, die häufig alleinstehen, nicht mit den Kirchen vereinigt, sind in der Regel ziemlich hoch, viereckig und von übereinstimmender Bauart, die in der Säulenstellung und Wölbung der Schallöffnungen den Character des romanischen Baustyls zeigt. Die Kirche dieses St. Johann hat ein deutsches Altarbild, doch nicht von sonderlicher künstlerischer Bedeutung.

Wir nahmen von da unsere Richtung eines Spazierganges auf's Gerathewohl die Höhen hinan, fanden zwischen den Weinbergen meist schmale, mit kleinen, runden Geröllsteinen gepflasterte, mit niedrigen Mauern eingefasste Saumwege, auf denen es sich für die Länge äusserst schlecht geht, die aber nöthig sind, weil die jähen Wasserstürze bei starkem Regen solche angenehme Fusspfade, wie sie bei uns zwischen Berggärten hindurchführen, jährlich mehr als einmal gänzlich zerreissen und zerstören würden. Allmählich aufsteigend, gelangten wir zu ziemlicher Höhe, die wieder prächtigen Hinabblick auf den Como-Arm des See's und über die Villa Serbelloni nebst der Punta di Bellagio hinaus auf den oberen Seetheil gewährte, fanden malerisch mitten zwischen zerklüfteten Felsen gelegene Mühlengebäude, über deren Räder sich brausend ein kleiner Bergbach, der Perlo, stürzt, der am Fusse des Monte Santo Primo entspringt, einen Miniatursee auf der Abdachung des den See theilenden Gebirges bildet und dann in tollen Sprüngen zu Thale stürzt. —

Der Abend war wunderschön, der Mond übersilberte den See mit seinen reinsten Strahlen, die Zithern erklangen, und ich dachte dabei eines früheren, von Marschner ansprechend componirten Liedes: Abend am See. Es beginnt:

Die Abendwölkchen prangen,
Lass, Liebchen, dir nicht bangen,
Komm zu mir in den Kahn.
Ueber hellen Silberwellen
Schweben wir auf feuchter Bahn.

Jenes Lied wurde in unserem lieben Thüringen, auf einem von dessen grössten Seen, dem Salzunger, gedichtet, und jenes Liebchen, dem es galt, weilt längst schon über den Sternen. Die Huldin, die ich heute mit stiller Erinnerung anrief, war die Poesie. Sie zauberte mir ein Naturbild in die Seele und ich benannte dasselbe:

Abend auf Villa Carlotta.

Des Tages Stimmen verhallen,
Mit ihrem Jubel und Weh:
Die Wellen murmeln und wallen,
Und träumend ruht der See.

Es lagern riesige Schatten
Sich über der Berge Grün;
Im Frieden schlummern die Matten
Und ferne Gipfel glüh'n.

Sie glühen in Aetherhöhen,
Wann längst schon Dunkel liegt,
Und auf den Armen der Seeen
Die letzte Barke sich wiegt.

Die Schifflein rasten im Hafen,
Und kühler weht die Luft;
Die Blumen der Gärten schlafen,
Und hauchen Balsamduft.

Gleich Thürmen ragen Cypressen,
Die Wipfel regen sich kaum.
Mich wiegt ein süsses Vergessen
In einen lieblichen Traum.

Mir träumt', ich wäre geschieden
Aus der Sorgen irdischer Nacht,
Und im urgöttlichen Frieden
Des Paradieses erwacht.

Vermag irgend ein Musikinstrument poetisch anzuregen, so ist es die Schlag- oder Alpenzither, — in ihrer Form und ihrem Bau, wie in ihrer Stimmung, von der deutschen Bergmannszither wesentlich unterschieden, und ungleich schwieriger, wie die letztere, zu erlernen und zu spielen. Die Tiroler, vorzüglich die Bewohner des Zillerthales, sind Meister dieses Instrumentes, das aber auch im Bayrischen Hochland sehr verbreitet ist, und immer weitere Verbreitung gewinnt. Einer der ersten Virtuosen auf der Alpenzither, Kammermusikus Petzmeier, durchreis'te Deutschland, auf diesem Instrumente mit verdientem Beifall Concert gebend, und war lange Zeit in dieser Beziehung Lehrer und Reisebegleiter Sr. K. H. des Herzogs Max von Bayern.

Seltsam klingt es, aus G. Schilling's Encyclopädie der Tonkunst, Artikel Zither, vernehmen zu müssen, und zwar unmittelbar auf die Beschreibung der Alpenzither folgend: „Ein Surrogat dieses veralteten Instrumentes ist in neuerer Zeit die allbeliebte Guitarre geworden.“

Diess könnte sich nur, bezüglich der äusseren Form, und auch das kaum, auf die Bergmannszither beziehen, dann aber ist weder die eine noch die andere Zitherart veraltet, sondern beider heiteres Töneleben durchklingt auf den deutschen Gebirgen die Volkskreise und wird nicht minder von den Händen vieler Gebildeten mit Meisterschaft geweckt. Die spanische Guitarre allbeliebt zu nennen, ist ein Paradoxon. In dem Werke: „Neu eröffnetes Magazin musikalischer Tonwerkzeuge etc., bearbeitet von Heinrich Welcker von Gontershausen, Frankfurt a. M. 1855. Selbstverlag des Verfassers,“ ist die Alpenzither mit ihrer Besaitung richtig abgebildet und über deren Saitenbenennung und Stimmung alles Wissenswerthe genau angegeben.

Einmal im Gebiete der Kunst der Töne verweilend, darf ich anführen, dass die Lage der Villa ganz besonders geeignet erschien, eine **Aeolsharfe** in irgend einem beliebigen Zimmer aufzustellen, und zwar, der Fensterhöhe des Palastes angemessen, von etwas aussergewöhnlicher Grösse. Da ich nun aus Ueberzeugung als Vermittlerin solcher mit aller Rücksicht auf akustische Verhältnisse gebauter Instrumente die Handlung des Hrn. Bernhard **Keil** in Gotha empfehlen konnte, so sah ich mich ermächtigt, eine Aeolsharfe für die Villa alsbald und unmittelbar zu bestellen, welche mit dem diesem Instrumente eigenen Harmonieenzauber an schönen Sommertagen die Reize des Aufenthaltes auf der Villa nun vermehrt.

Eine Wahrnehmung eigenthümlicher Art, die während nächtlicher Barkenfahrt über den See gemacht wurde, rief ein Gedicht hervor, dessen Inhalt ich meinen Lesern und Leserinnen als ein poetisches Räthsel aufgebe; die Lösung, der die Prosa jeder Räthsellösung nicht mangelt, folgt später.

Seestimmen.

Wir hören Glöckchen leise läuten,
Wie fernen Heerdenglockenklang.
Was mag wohl solcher Schall bedeuten,
Die ganze Nacht, dem See entlang?
Er schwebt nicht her von den Kapellen,
Die drüben längs der Ufer steh'n,
Nicht von der Weideheerden Schellen. —
Woher, getragen von den Wellen,
Der Wunderklänge weiches Weh'n?

Es kommt vom See, der mondscheinprächtig
Im lichten Silberglanze ruht.
Dort hullen Bergesschatten mächtig
In Dunkel ein die klare Fluth.
Es tönet fort, bald da, bald dorten,
Der leise Schall, bald nah, bald fern;
Wir hören's von den Uferborden,
Wir hören's klingen aller Orten,
Und lös'ten solches Räthsel gern.

Sind das die Stimmen der Undinen,
Ist das ihr silberheller Ton?
Ist's Lockung holder Melusinen?
Erfasste uns ihr Zauber schon?
Stets hallt es fort, das zarte Klingen,
Und doch ist leer der weite See.
Wir lauschen still dem Töneschwingen,
Wir hören die Undinen singen,
Und träumen von der Wasserfee.

Dass der See in mannichfacher Weise poetisch anregte, begreifen gewiss die, welche ihn mit eigenen Augen sahen. Ein wahrer Dichter darf es hier getrost wagen, zum Wasserdichter zu werden; ist doch mehr Seeleben als Landleben geboten, und nur der See der einzige und grosse Vermittler des ländlichen Naturgenusses, den seine Ufer bieten, an deren längsten Strecken man keinen Wagen und kaum ein Pferd (ausser auf der Militärstrasse von Lecco nach Colico) erblickt.

Rasch verging uns Tag um Tag in künstlerischen Bestrebungen, heiterer Naturfreude und schönen Anregungen, im beglückten Genuss eines günstigen Himmels. Die gefassten Ideen der Ausschmückung des Aeussern, wie des Innern der Villa wurden weiter fortgesponnen, zu Papier gebracht und der Reife entgegengeführt, die Parkanlagen wiederholt in Augenschein genommen, auch mancherlei Pläne zur Anlage leicht ausführbarer Wasserkünste entworfen und zum Theil ausgeführt, so dass der starke Wasserstrahl der untersten Fontaine, der einem steinernen Triton entsteigt, bald eine vergoldete Kugel schwebend auf- und niedertragen liess, bald in Kreiselform sich drehend ergiessen, bald als feinster Staubregen palmenartig hoch emporsprühen und in prachtvollem Regenbogen die herrlich blitzenden Sonnenstrahlen wiederspiegeln musste.

Der bereits seit längerer Zeit vom Prinzen angestellte deutsche Gärtner, der sich in Meiningen kurz vor unserer Abreise eine liebe Braut geholt, und am Tage nach unserer Ankunft eingetroffen war, leitete uns allem Schönen und Herrlichen seiner reichen Anpflanzungen zu. Wir sahen auf den gut gepflegten Terrassen lange Laubengänge von Limonen und Orangen, Myrthen, Jasmin und rankenden Rosen, eine Fülle seltener und zum Theil neuer Passifloren, Ipomöen und anderer Zierpflanzen und Rankengewächse, unter diesen ein ganz neues, auf der Villa zuerst gezogenes und den Namen des fürstlichen Besitzers derselben tragendes Nasturtium *(Tropaeolum)* von Nankinfarbe mit zarter brauner Punctbesprenkelung. Es waren hier Früchte zu gewahren, die man in Deutschland nur in Warmhäusern erzielt, so auch die eiförmigen Samenhüllen einer Passiflore mit süsslich schmeckendem, purpurrothem Fleisch, und so vieles Andere, mit dessen Aufzählung sich Seiten füllen liessen. Flora und Fauna bieten dem deutschen Naturfreund hier vieles Neue, und der Sammler kann mit reich gefüllten Kästen und Mappen zurückkehren. Ganz besonders häufig ist eine Eidechsenart, deren Behendigkeit ganz ausserordentlich ist, und von unserer *Lacerta agilis* und *viridis* wesentlich verschieden, auch kleiner, und von Farbe silbergrau, manche Exemplare fast weiss. Auch der gefleckte Erdmolch, *Lacerta Salamandra*, der auf dem Thüringerwalde an einigen Orten häufig ist, bewohnt den Park der Villa. Vom Todtenkopfschwärmer *(Sphinx Atropos)* wurden während meines Aufenthaltes einige Prachtexemplare im Hause selbst gefangen und als willkommene Beute aufgespannt und mitgenommen.

Aeusserst häufig zeigte sich der Laubfrosch und zwar gemüthlich concertirend, es mochte regnen oder nicht regnen. Ein Prophet, gerade so gut und gerade so unverlässlich, wie unsere politischen Wetterpropheten, — häufig sehr grüne Laubfrösche.

Von sonstigen Angehörigen der Fauna sahen wir schöne grasgrüne und rosenrothe Heuschrecken, von äusserst zartem Bau; Stechmücken belästigten in ihrer Weise empfindlich genug des Nachts, und ein Scorpion, der sich höchst indecenterweise in das Bette einer Dame gewagt, musste gebührenden Abscheu einflössen und für solchen Frevel bittern Tod erleiden. Ich aber verschaffte mir ein lebendes Exemplar, das ich in einer Rohrhülle glücklich mit nach Hause brachte und lange Zeit täglich zum Gegenstande unterhaltender Beobachtung machte. Ich gab ihm in einem Glase einen seiner Lebensweise entsprechenden Aufenthalt auf feuchtem, moosbewachsenem Tuffstein, den er als ungeselliger Einsiedler bewohnte. Wenn der Scorpion verdrüsslich ist, macht er sich ganz klein, aber er hat Stunden, wo er dem Hunger näher ist, als sonst, da streckt und breitet er sich gewaltig aus und misst 2 Zoll. Mittelst seiner Krebsscheeren fängt er Fliegen, doch thut er dabei etwas scheu und zurückhaltend. Apollo strafe mich für den Gedanken, wenn er sündlich ist, aber immer kommt mir der Kerl vor, wie ein deutscher Kritiker. Er fährt nie planlos auf sein Opfer los, sondern verfährt nach „ästhetischen Principien.“ Wehrt sich ein Insect, das er zu packen trachtet, so scheut er etwas zurück, bis er den Augenblick wahrnimmt, es fest in seine Scheeren zu nehmen; nun biegt er seinen Schweif mit dem Stachel und der aufgeschwollenen Giftblase über seinen Rücken nach den Scheeren und versetzt seinem Opfer einige tödtliche Stiche; dann wartet er eine Weile, und dann — lobt er es, d. h., er lobt es sich und speis't es, nachdem er es mit seinem Gifte gewürzt hat, in gemüthlicher, selbstzufriedener Weise. Selbst der gepanzerte Mehlwurm schreckt ihn nicht — er bringt ihn um und verschmaus't ihn Glied um Glied, wie ein Kritiker Buch um Buch eines Autors, dem er „aus ästhetischen oder auch aus anderen Principien“ spinnefeind ist — abthut. Eines Vorzugs erfreut sich der Scorpion: er bringt lebendige Junge zur Welt, während die Spottgeburten unserer Tageskritiker tod zur Welt kommende Molen sind.

Am Tage des heiligen Erzengels Michael war der Himmel trüb umzogen, und blieb es; dennoch gestattete der Nachmittag abermals eine Fahrt über den See nach den gegenüberliegenden, reizend an einander gereihten Villen, deren einige besucht werden sollten. In der oft reizenden Umgebung ihrer Gärten erheben sich diese angenehmen Landsitze mehr oder minder über den Seespiegel und gewähren den Anblick einer idyllischen Gegend. Villa Melzi, Ciceri, Villa Poldi-Mezzoli, Villa Trotti, Villa Pisani u. s. w., gehören theils alter, theils neuer (Geld-)Aristokratie Mailands. Einige waren bewohnt, andere zur Zeit von ihren Besitzern verlassen. Die leidige Cholera hatte in diesem Sommer nicht nur vom Comer-See viele Villenbewohner fern gehalten, sondern auch zum grossen Schaden der Gastwirthe längs seiner Ufer den sonst überaus häufigen Fremdenbesuch abgehalten. Erst jetzt, nachdem die Krankheit völlig gewichen war, mehrten sich wieder die Forestieri.

Wir betraten auf erbetene Erlaubniss das Innere einer dieser Villen, fanden aber die Einrichtung ziemlich unter der Erwartung. Kein Kunstwerk, einige scheusliche Plafondmalereien, abschreckende Stümperbilder, gute Kupferstiche und mittelmässige Lithographieen, zum Theil wasserfleckig unter Glas, kurz ungleich weniger nobler Comfort, als in Landsitzen wohlhabender Kaufleute grösserer deutscher Städte. Bücher sahen wir gar keine.

Im Garten einer Villa, der mit zahlreichen Gewächsen südlicher Zonen prangte, überraschte uns höchst angenehm ein Landsmann, ein hier seltener, stattlicher Lindenbaum. Indem ich durch denselben an eine gewisse Lindenlaube in der Heimath und an mehreres Andere erinnert wurde, entschlüpfte mir unwillkürlich ein Stegreifvers:

Froh, dass ich hier finde
Eine deutsche Linde,
Würd' ich froher sein,
Fänd' ich deutschen Wein.

Man cultivirt hier zu Lande im Allgemeinen nicht, wie bei uns, Weinreben zur Zier und für die Tafel in den Gärten. Er ist in die eigentlichen Weinberge verwiesen, und in diesen wird fast ausschliesslich bloss die dunkelrothe Traube angebaut, welche den herben Landwein liefert. Man ist der Anpflanzung fremder Reben abgeneigt; die Eigenthümer der Ländereien, welche letztere meist an arme Leute verpachtet sind, scheuen die Kosten, haben auch keine Kenntniss von der Agricultur und keine Liebe zu derselben, und die Pächter sind viel zu unvermögend, auf eigene Hand neue Anpflanzungen zu versuchen.

Auf einer Villa war den Bewohnern selbst ein nachbarschaftlicher Besuch zugedacht. Die Meldung durch den Gärtner erfolgte, doch es kam die Antwort zurück: Man sei beschäftigt. Wir lachten und gingen und nannten scherzhaft dieses ungastliche Haus — Villa Grobiana.

Die holden Klänge der Alpenzithern, in denen ein unaussprechlicher Zauber ruht, und deren Weisen, auch wenn sie heiter gehalten sind, immer eine gewisse elegische Wehmuth durchklingen lassen, die wie Heimweh durch die Brust ziehen, begleiteten uns bei der Weiterfahrt, und mich versenkten sie in eine sehr ernste Stimmung. Der Tag, der Michaelistag, war mir so sehr wichtig, so erinnerungreich. An ihm trat ich, ein Jüngling von 17 Jahren, eine Lebenslaufbahn an, die zu keinem Ziele führte — das war vor 37 Jahren; an ihm lenkte sich mein Schicksal durch fürstliche Huld einem höheren und schöneren Ziele zu — das war vor 27 Jahren. Diese langen Jahresreihen mit allem, was ich erlebt, erlitten, erstrebt, gewonnen und verloren, glitten geistig an mir vorüber, wie unsere Barke den Uferbildern, und der Gedanke drängte sich auf: Wie soll es nun weiter werden? Wird die Zukunft, die so trübe verhüllt über uns hängt, wie die Regenwolken, welche uns die Aussicht auf jene Bergspitzen verschleiern, sich wieder lichten, und wird der steten, wachsenden Sorge um diese Zukunft bei herannahendem Alter früher ein Ziel gesetzt werden, als der Tod es setzt? — Fragen, deren befriedigende Lösung in der Hand Gottes ruht.

Noch an diesem Abende wurde einem erwarteten lieben Gaste der Villa, Sr. Hoheit, dem Prinzen Gustav von Sachsen-Weimar-Eisenach, als K. K. Major in Mailand stationirt, ein freundlicher Empfang bereitet. Wir illuminirten die Villa, erleuchteten hell den Marmorsaal und fuhren dem von Mailand heraufkommenden Dampfschiffe in der Barke entgegen. Böllerschüsse weckten den Wiederhall der Berghöhen. Der Schall braucht von der Villa 12 bis 15 Secunden, bis er sich an den gegenüberliegenden Gebirgen bricht, wie rollender Donner.

Es hatte Abends und in der Nacht geregnet, der Morgenhimmel des folgenden Tages war noch nebeltrüb, und mir drängte sich die volle Wahrheit des Goetheschen Spruches auf:

Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen.

Ich begann, mich nach einer bestimmten Beschäftigung zu sehnen, zumal neu beginnender fortdauernder Regen jeden Ausflug verbot, und ausser den Stunden gemeinsamen Beisammenseins ein Jeder sich nach eigenem Ermessen beschäftigen konnte, wie er wollte. Maler Müller zeichnete die Entwürfe zu den oben erwähnten Fresken fertig, als deren Gegenstände der Sängerkrieg auf Wartburg und das Turnier von Nordhausen gewählt waren. Lossow malte eine hübsche Aquarelle, eine Aussicht von einer der Terrassen des Gartens, mit Staffage und Durchblick auf den See, und ich begann die Durchmusterung der kleinen Bibliothek, über welche ich die Anfertigung eines übersichtlichen Kataloges mir vornahm.

Ebenso machte ich mir zur Aufgabe, die Villa selbst zu studiren, die zwar in allen Reisehandbüchern über den Comer-See erwähnt und hervorgehoben wird, aber im Allgemeinen noch sehr wenig gekannt ist, daher es nicht ungeeignet erscheinen wird, zwischen die weitere Schilderung unserer Lombardischen Reisetage die des stattlichen und bedeutenden Hauses, wie der ganzen Besitzung hier einzuschalten.

IV.

Der Palaſt und ſeine Kunſtſchätze.

Villa Carlotta liegt dicht am rechten Ufer des Comer-See's, ziemlich in der Mitte an dessen Längenausdehnung zwischen den Städtchen Griante und Tremezzo. Die ganze Besitzung, zu welcher früher auch das Gasthaus, die Cadenabbia, nebst einem über demselben gelegenen Logirhause und einigen kleinen Grundstücken gehörte, umfasst viele Morgen Garten-, Wald- und Weinbergland, davon die letzteren beiden bis zu ziemlicher Höhe emporsteigen.

Der Palast erhebt sich über dem mächtigen Terrassenbau mit dessen kunstgärtnerisch gepflegten Laubengängen, umgeben von hochragenden Cypressen und andern stattlichen Parkbäumen, sonnigen Rasenstücken und kühlen Schattenstellen, mit Grotten und Quellbecken, einladenden Wegen und lieblichen Aussichtpuncten. Durch den Wald ziehen gewundene Bergpfade zur Höhe, die an den schönen Naturpark des Schlosses Altenstein erinnern. Die Weingärten, zu denen mehrere Steinhäuschen gehören, die man Ferme nennt, sind verpachtet.

Die Erbauung der Villa fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, doch erlitt der stattliche Palast im Laufe der Zeit und unter den wechselnden Besitzern im Innern manche bauliche Veränderung.

Am 30. December 1755 wurde als Besitzer des Hauses und der Grundstücke, der Marquis Anton Clerici, Kaiserlich Königlich Oesterreichischer General, eingetragen.

General Clerici hinterliess eine einzige Tochter: Claudia Catterina, welche sich einem Grafen Bigli vermählte. Am 21. Juli 1796 wurde Gräfin Claudia Catterina Bigli Eigenthümerin der Villa.

Von dieser ging das schöne Besitzthum unterm 31. December 1804 an den Grafen Johann Baptista von Sommariva über.

Dieser Graf war ein Mann von nicht geringer Bedeutung, dem die Rolle, die er spielte, und das Glück, welches ihn begünstigte, einen dauernden Namen in der Geschichte der Lombardei verschafften. Sein Name war es, der die Villa lange Zeit schmückte und durch den sie zu grossem Rufe gelangte.

Der Vater des Grafen war Graf Augustin von Sommariva. Die Familie soll nicht alt sein und sich aus geringen Verhältnissen emporgeschwungen haben. Bekanntlich war in den Kämpfen Oesterreichs gegen Napoleon I. auf Lombardischem Boden ein Graf Sommariva kommandirender General. Nachdem Napoleon I. die cisalpinische Republik in's Dasein gerufen hatte, musste dieselbe auch eine Regierung erhalten, und über die Einrichtung der letzteren zog Napoleon angesehene Männer des Landes zu Rathe, unter ihnen die berühmten Namen Aldini, Serbelloni und Melzi; als provisorische Autoritäten, und als Comité der vollziehenden Gewalt wurden die Herren Graf I. B. Sommariva, ein Graf Visconti und ein dritter, Ruga, ernannt, denen als gesetzgebende Versammlung eine Consulta verständiger und Napoleon I. anhänglicher Männer zugesellt war. Alle weiter folgenden, häufig sehr dramatisch pomphaften Staatsactionen im Napoleonischen Theaterstyle, Napoleon's I. eigene Präsidentschaft der cisalpinischen

Republik, neben ihm der zum Duca erhobene Graf Melzi als Vicepräsident, und die ephemere Dauer dieser Republik, welche durch das italienische Königreich sehr zweckmässig beseitigt wurde, kann in der neueren Geschichte Italiens und in der des Consulates Napoleons I. nachgelesen werden.

Graf Sommariva war enthusiastischer Kunstfreund und schmückte sein schönes Besitzthum mit zahlreichen Gemälden, wie mit Werken der plastischen Kunst. War er nach ersterer Richtung hin nicht ausserordentlich vom Glück durch Ankauf und vom Geschmack in der Wahl begünstigt, so war er es um so mehr beim Erwerbe der Marmorkunstwerke, deren Aufzählung später folgt. Vor Allem war es das hochberühmte Marmorrelief Barthel Thorwaldsen's: Der Alexanderzug, welches des Glückes Gunst dem gräflichen Kunstmäcen zu eigen gab.

Napoleon I. hatte diesen Triumpheinzug Alexander's in Babylon bei Thorwaldsen bestellt; es sollte derselbe für den glorreichen Kaiser der Franzosen eine Art Apotheose werden, denn das Gesicht Alexander's musste an Napoleon's Züge erinnern. Das grosse, künstlerisch durchdachte und herrlich ausgeführte Basrelief, die umfang- und figurenreichste Schöpfung des unsterblichen Künstlers, sollte einen Saal des Quirinalpalastes zu Rom zieren, aber Napoleon I. Stern sank unter, und Graf Sommariva gewann das herrlich vollendete Werk seiner Villa. Später hat Thorwaldsen den Alexanderzug noch einmal wiederholt, und diese Wiederholung ziert das den Namen des Künstlers tragende Museum in Kopenhagen. In den Quirinalpalast kam eine Nachbildung des Zuges aus Gips.

Nach dem Tode des Grafen Johann Baptista wurde dessen Sohn, Graf Luigi, unterm 6. Februar 1826 Eigenthümer des Grundstückes, und unterm 27. Mai 1838 wurde dasselbe präventiv für die Erben des letztgenannten Besitzers eingetragen.

Von diesen Erben und hauptsächlich von der verwittweten Gräfin Sommariva wurde das im Bereiche des Parkes auf der untersten Terrasse südwärts gelegene Oratorio entweder erbaut, oder doch erneut und mit Marmorbildwerken im edlen

Geiste geschmückt, an welche Betkapelle, die unmittelbar vom vorbeiführenden Wege zugänglich ist, sich nach der Gartenseite die Gärtnerwohnung angebaut findet.

Nach einer Urkunde vom 13. October 1841 wurde zwischen der verwittweten Gräfin Emilie Sommariva, geborene Seillère in Paris und den Miterben des weiland Grafen Luigi Sommariva wegen verschiedener Erbstücke ein Vergleich abgeschlossen.

Als nun unterm 19. December 1843 (16. Januar 1844?) der Verkauf der Villa und des ganzen Grundstückes, mit Ausnahme der Cadenabbia und eines Wohnhauses in der Nähe der Darsena an I. K. H. Marianne, Prinzessin Albrecht von Preussen, geborene Prinzessin der Niederlande, Tochter S. M. des Königs Wilhelm Friedrich, Grafen von Nassau u. s. w., erfolgte, wurde dieses Bethaus ausdrücklich der Familie Sommariva als selbstständiges Eigenthum, obschon auf dem Grunde und Boden der neuen Besitzerin, vorbehalten.

I. K. H. Prinzessin Marianne machte ihrer Tochter Charlotte, vermählten Erbprinzessin zu Sachsen-Meiningen, die Villa mit allem Zubehör zum Geschenke und es wurde die betreffende Urkunde zu Frankfurt am 23. September 1850 ausgestellt und vollzogen.

Der **Palast** enthält in seinem Erdgeschoss zahlreiche Räumlichkeiten für den Bedarf eines vornehmen Haushaltes.

Das erste Stock umfasst den Vorsaal, in welchen man, durch das mit starken Granitsäulen versehene Portal über die Freitreppen der letzten Terrasse heraufsteigend, eintritt. Aus diesem Vorsaale führen Thüren rechts und links in die Reihen der unteren Zimmer, wie zur Haupttreppe im rechten Flügel, die in ovaler Windung, mit steinernen Stufen und eisernem Geländer versehen, vom Erdgeschoss bis zum dritten Stocke geführt ist.

In dieser Vorhalle liegt das Fremdenbuch auf, und durch eine weite und hochgespannte Bogenöffnung tritt man unmittelbar in den Marmorsaal, der in ernster Schönheit dem

Blicke seine hehren Kunstgebilde enthüllt. Breite Polsterbänke bieten den Ermüdeten die Ruhe dar, welche nöthig ist, um geistig zu geniessen. Sowohl durch das grosse Bogenfenster des Portales, als durch drei Bogenfenster an der Rückwand des Marmorsaales strömt genügendes Licht ein, und für abendliche Beleuchtung ist durch Astrallampen gesorgt. Der linke Flügel des Palastes, nach der Cadenabbia zu, enthält nach der Seeseite ein geräumiges Wohnzimmer, mehrere Cabinette und das Bibliothekzimmer, aus deren hohen Thürfenstern man heraus auf den durch eine Steinbalustrade gesicherten, mit Marquisen überspannten Balkon tritt. Hinter dieser Zimmerreihe befindet sich ein Saal, der als Billardzimmer diente und noch so benannt wird, und durch welchen man sowohl zu dem erwähnten grösseren Wohnzimmer, als auch zu der gegenüber liegenden kleineren Zimmerreihe gelangt, deren Längenfronte gegen den Berg gekehrt ist. Der rechte Flügel bietet geräumige Wohnzimmer nach der Seeseite, ebenfalls mit Balkon und Steinbrüstung, den dem Billardsaal gegenüberliegenden Musiksaal, das Speisezimmer, nebst andern Räumen dar. Entsprechende Verbindungsthüren machen jeden Raum leicht zugänglich und bewirken in der heissen Jahreszeit nöthigen Falles erfrischende Kühle.

Ausser der erwähnten Haupttreppe erleichtert eine an der Rückwand des Hauses angebrachte Verbindungsstiege den schnellen Verkehr der Dienerschaft mit dem zweiten Stocke, in welchem während unserer Anwesenheit rechts die Zimmer der Prinzessin Maria und die von deren beaufsichtigendem und bedienendem weiblichem Personale sich befanden, links aber die Wohnung des erbprinzlichen Administrators der Villa mit dessen Familie u. a. Zimmer sich befinden.

Das dritte Stock umfasst eine geräumige Vorhalle, welche man vom Treppenhause aus betritt, aus der drei grosse Glasthüren zu einem Balkon mit steinerner Ballustrade nach der Seeseite führen. Ein hoher und breiter offener Bogen scheidet diese Vorhalle von der grossen gewölbten Gallerie, welche den Palast in seiner ganzen Länge durchzieht und in dessen

Mitte aber ein Drittel seiner Breite einnimmt. An beiden Endseiten nach der Cadenabbia, wie gegen Tremezzo hin, bilden drei grosse, bis zum Boden gehende Fenster die Scheidewand, hinter denen auf steinernen Ballustraden je zwei Säulen ruhen. Die Zimmer dieses Stockes füllen in zwei Reihen die übrigen zwei Drittel des sich darbietenden Raumes aus, und sind sämmtlich mit den anstossenden kleineren Cabinetten zu Gastgemächern eingerichtet.

Die grosse Gallerie war früher mit einer Anzahl von Gemälden geschmückt, von denen die besseren zurückbehalten und in die Zimmer des unteren Stockes vertheilt, die geringeren aber nebst einigen minder werthvollen Sculpturen verkauft wurden.

Unter dem Rundbogen des Frontispices, den eine Urne krönt, befindet sich die Uhr, welche die ganze Stunde schlägt und die halbe repetirt.

Einmal bei der baulichen Aeusserlichkeit des Haupthauses, will ich hier sogleich der zur Villa Carlotta gehörenden übrigen Gebäulichkeiten gedenken. Das grösste derselben ist die Darsena (Darse), welches Wort den inneren Theil eines Seehafens ausdrückt und am Comer-See den zahlreichen, durch Mauerwerke geschirmten kleinen, künstlichen Buchten beigelegt wird, in denen die Nachen und Barken über Nacht aufbewahrt bleiben, und die man durch Gitterthore oder Ketten sperrt. Die Darsena der Villa Carlotta ist nun ebenfalls ein solcher Hafen, aber ganz überbaut, und enthält im oberen Theile einen hellen Corridor und zwei Zimmerreihen, deren vorderste, nach dem See und dicht über demselben, mit einem an der ganzen Zimmerreihe hinlaufenden Steinbalkon, den ein Eisengeländer schützt, versehen ist. Dieses Haus liegt der Villa rechts nahe bei Tremezzo, und der öffentliche Weg führt zwischen ihm und der Parkmauer hin. Man kann durch eine Verbindungsthüre, den Weg überschreitend, unmittelbar in den Park gelangen und steigt zu dessen sonnigem Bowlinggreen auf wohlgepflegten Pfaden empor, die von einem bunten Volke von

Eidechsen, Käfern, Bienen, Schmetterlingen u. s. w. in der schönen Jahreszeit wimmelnd belebt sind.

Ebenso führt vom Wege aus unmittelbar eine Thürpforte dicht neben dem Eingange zum Oratorio in den kleinen Hof der Gärtnerwohnung, und durch deren unteres Stock in den vorderen Parktheil. Diese Wohnung ist zweistockig, aber gleichwohl etwas beschränkt.

Im Parkwalde befand sich auf der Höhe ein Freundschafttempel, und ein gesondertes Gartencabinet, welche wegen Unzweckmässigkeit ihrer Anlage abgebrochen wurden. Ein Ruhecabinet, das aus zwei Stockwerken besteht und einige kleine Zimmer enthält, dient dermalen einer Familie zur Seidenraupenzucht.

Ausserdem sind noch mehrere kleinere Gebäulichkeiten zu ökonomischer Benützung vorhanden.

Die Bibliothek, welche sammt den Kunstwerken käuflich von den Erben des gräflichen Besitzers mit überging, enthält viele wichtige und anziehende Werke, so Ausgaben römischer Classiker von N. Bettoni, theilweise dem Grafen Sommariva zugeeignet; zahlreiche publicistische Schriften, ebenso physikalische, nicht minder Werke zur Geschichte der Völker und Staaten, zur Geographie, Ethnographie und Statistik. Auch die Kulturgeschichte, die Archäologie und die Künste sind reich vertreten, besonders monumentale und Architekturwerke Italiens und der Lombardei, z. B. Rafael's Logen, Venize 1783. Fol. Palladio's Werke, Ausgabe von Ottavio Bertolti Scamozzi, Vicenza 1786. 4 Foliobände. Giuseppe Bassi's Foliant: Del Cenaculo di Leonardo da Vinci, Milano 1810, wie des letztern Scuola in Lombardia von Ignazio Fumagalli, Milano 1811, Folio. Viele Monographien über einzelne Gallerien, Paläste, Kirchen etc. in der Lombardei, wie in Florenz, Rom u. s. w.

So entspricht das Innere der Villa dem Aeussern derselben in harmonischer Verbindung mit gutem Geschmack und Kunstsinn, und wirkt nach allen Seiten befriedigend, daher denn auch bisweilen in Schriften emphatische wie enthusiastische Lobpreisungen begegnen, während manche an sich treffliche Bücher sie ganz unerwähnt lassen. So beschreibt einer meiner verewigten Freunde, der gewesene Professor Adolph Schaubach in Meiningen, in seinem höchst fleissig und umsichtig gearbeiteten Werke: Die deutschen Alpen. 5 Theile. Jena 1845, den ganzen Comer-See und gedenkt der Villa Sommariva mit keiner Silbe.

Um von den vielen der lobend erwähnenden Schriften mindestens eine zu nennen, sei des Romanes von Frauenhand gedacht: „Erdenglück.“ Von der Verfasserin der „Ernsten Stunden“ und der Gedichtsammlung: „Den Frauen.“ Berlin 1850, ein Buch, welches der höchstseligen Frau Erbprinzessin in mehr als einer Beziehung lieb war, und in dem sie manchen bedeutenden Gedanken mit Bleistift angemerkt hatte.

Im ersten Theile dieses Romanes, S. 153 u. f. lautet eine Stelle: „Heute haben wir die Villa Sommariva gesehen. O wie beneidenswerth sind die Grossen und Reichen, dass sie sich solche Wohnstätten gründen können. Diese Marmorhallen, diese Rosen- und Orangenlauben sind ihrer würdiger, als der Goldschimmer der Paläste in den dunkeln, eingeschlossenen Städten, wo alle die kleinlichen Getriebe des Lebens um sie herum schwirren, der Kampf der Sorge, die Noth des Erwerbes, die gierige Hand des Eigennutzes in ihre bevorzugte Lebenssphäre eindringen und einen Gewinn daraus ziehen möchten, um dafür einen Flecken zurückzulassen, der ihre Reinheit trübt.“

„Wenn man die Gärten vom Wasser her betritt, zeigt sich zuerst, jenseit der mit Statuen gekrönten Gitterpforte, ein Halbkreis hoher Myrthenhecken, wie eine immerblühende Brautkrone am Fusse des Blumenthrones niedergelegt, der sich mit seinen Riesenstufen, den übereinander gethürmten Terrassen, bis zu dem Palaste erhebt, der von Laub und Blüthen, Lorbeer, Magnolien und Cypressen umkränzt ist. Unter den Myrthen springt ein feiner Wasserstrahl aus der Muschel eines Tritons in ein Marmorbecken, und an jeder der Treppenwindungen fällt ein ähnliches schimmerndes und rauschendes Silberbändchen in kleinere Schaalen herab, in denen Gold- und Silberfischchen spielen. Alle diese plaudernden Quellchen haben etwas unbeschreiblich Freundliches; schon der Anblick der Wasserpflanzen, die ihre breiten saftgrünen Blätter hineintauchen, erfrischt in der Schwüle und giebt neue Kraft zum Ersteigen der vielen, vielen Stufen. Jede Terrasse schien uns schöner, als die eben verlassene, auch entfaltet sich das reiche Seepanorama immer malerischer, je mehr man es überschauen kann."

„Jede der Terrassen ist mit anderen Blumen vorherrschend geschmückt. Ueber die eine ziehen sich Limonenlauben, die andere überwebt ein Netz immerblühender Rosen, die letzte umranken hauptsächlich die zarten Zweige, an denen sich die wunderbar schöne Passionsblume, nicht nur im zarten Weiss, sondern auch im Purpur entfaltet. Ringsumher drängt sich die Fülle fremdartiger Blüthen, verschlungen in's Grün der aufstrebenden Gebüsche, der Bäume selbst, die ihre Kronen von einer Terrasse zur andern erheben. Da glüht die Granate neben der Myrthe, da drängt sich der Lorbeer mit dem vollen rosigen Blumenstrausse in's dunkle Cypressenlaub, und der weisse Duftstern der Magnolie geht droben auf, zwischen den Wipfeln leuchtend, im grünen Blättergewölbe."

„Eine Freitreppe führt zum Balkon, von welchem aus man den grossen Saal des Erdgeschosses, von einer kleineren Halle aus, betritt. Ruhig ernste Göttergestalten schauen von hohen Piedestalen herab, um die Wände rollt sich Alexander's Siegeszug." —

Soweit die gewiss schöne und tiefempfundene Schilderung jener Dame, mit der nicht gerechtet werden soll, dass sie statt der Mauer, längs des Weges am See hin, die Gitterpforte mit Statuen krönt und den unscheinbar weiss blühenden Lorbeer mit dem roth blühenden Oleander verwechselt.

In solcher Gesellschaft auf's Neue eingetreten in die Marmorhalle, sei nun den erwähnten ernsten Götter- und Heroengestalten ernste Betrachtung zugelenkt.

Der Alexanderzug bildet bei einer Höhe von 4 römischen Palmen *) und 9 Oncien, und in einer Länge von circa 190

---

*) 1 Palme entspricht genau 10 Zollen des Kölner Maassstabes.

Palmen einen Friess von weissem Marmor, der rings um die 4 Wände der Marmorhalle läuft und nur durch die offene Wölbung des Einganges unterbrochen wird.

Derselbe beginnt in der Mitte der Hinterwand, in nachstehender Aufeinanderfolge der geistvoll gedachten und herrlich vollendeten Einzelgestalten und Gruppen. Den antiken Triumphwagen mit dem Viergespann lenkt die geflügelte Siegesgöttin. Alexander steht, auf die Lanze gestützt, in ruhiger Haltung und im Schmucke der Waffen in der Quadriga. Ihm folgen 2 Krieger zu Fusse, der eine mit Bogen und Pfeilköcher, der andere mit Schild und Speer bewehrt, dann zwei Jünglinge, die das nach geführt werdende, sich ungestüm bäumende Schlachtross des Siegeshelden, den Bukephalos, zu bändigen suchen. An der Wand gegen die Cadenabbia setzt sich der Zug fort, indem die Feldherren Alexander's, der Reiteranführer, Reiterei und Fussvolk, 15 Einzelgestalten, aber lebenvoll gruppirt, einander folgen. Hierauf der von einem bärtigen Krieger geleitete Elephant, welcher mit Kriegsbeute beladen ist, und neben dem ein gefangener König schreitet, von einem Wächter und noch drei Personen gefolgt. Hier schliesst die Wand gegen die Cadenabbia ab, und es stösst die, durch die Eingangswölbung unterbrochene Wandseite gegen den See mit noch 5 Reiterfiguren und 3 Männern zu Fusse an. Letztere sind ein Schildträger, dem der Künstler selbst in einer Art Tunica folgt, mit einer Bewegung gegen die Schlussfigur, welche den Grafen Sommariva darstellt, als übergebe er diesem seine Arbeit. Diese Gruppe fehlt auf dem in Kopenhagen ausgeführten Zuge, und daher auch auf den Abbildungen. Dagegen trägt dort ein waffenloser Mann im Mantel mit dem Schilde, unter einer Palme stehend, die Züge Thorwaldsen's.

Jetzt muss der Blick des Beschauers sich wiederum der Mitte der grossen Langwand und dem Beginne des Friesses zuwenden. Da begrüsst der entgegenkommende Friede mit dem Füllhorn in der Rechten, mit der Linken aber einen Oelzweig darreichend, den Triumphator Alexander, diesem folgen eine Gruppe von 8 Gestalten: Mazzeus mit seinen Kindern, blumenstreuende Frauen (3) und ein den Blumenkorb auf dem Haupte tragender Knabe. Ferner kommt Bagophanes mit einer Gruppe von 4 Opfernden entgegen, dem ein Tuba- und ein Hornbläser folgen. Hier endet die Langwand und der Fries wendet sich auf die Wand gegen Tremezzo. Vier edle Rosse werden als Gaben dem Sieger entgegen geführt, nebst einem Löwenpaare, 12 Gestalten; Gruppen von Bürgern und Landleuten harren des Siegers, von mehreren Opferaltären dampft Weihrauch; eine friedliche Schafheerde wird ebenfalls entgegengetrieben.

Als Ausfüllegruppen und gleichsam als allegorische Vertreter des Ackerbaues und des Handels, der Schifffahrt etc. erscheinen noch an der Wand der Seeseite, von der Rechten zur Linken gezählt, ein bärtiger Flussgott mit einem Ruder in der einen, einen Aehrenbüschel in der andern Hand, einen Leoparden neben sich; dann ein Nachen auf dem Euphrat, mit einem Reisenden und 2 Ruderern, und endlich in einer Palmenlandschaft ein Fischer mit einem Hunde.

In Mitten der Wand, gegen die Cadenabbia, steht ein bedeutendes Kunstwerk, Palamedes, überlebensgrosse Statue aus parischem Marmor, von Antonio Canova, auf einem Piedestale von graugrünlichem Marmor, der bei Varenna bricht.

Die Gestalt dieses Heroen der homerischen Sage stützt sich voll antiker Ruhe mit der linken Hand leicht auf einen stumpfen Baumstamm und ist völlig unbekleidet dargestellt; in der Rechten hält Palamedes das Schwert in verzierter Scheide aufrecht, auf welcher diejenigen griechischen Buchstaben dargestellt sind, deren Erfindung ihm zugeschrieben wird. Durch fahrlässige Verpackung hat diese schöne Marmorbildsäule bei deren Transporte nach der Villa viel gelitten, doch ist sie gut wieder hergestellt. Man hat zwei treffliche Kupferstiche dieser Bildsäule, von der Vorder- und von der Rückseite, 13 Zoll hoch, gezeichnet von Vicar, gestochen von Bettelini, und dem Grafen Sommariva zugeeignet, die wohl schwerlich in den Kunsthandel gelangten.

Die Mitte des Marmorsaales nimmt eine Göttergruppe von cararischem Marmor ein: Mars und Venus, von Acquisti, auf einem Marmorpiedestal aus Varenna.

Eine zweite Marmorgruppe bilden Amor und Psyche, von Canova, in zärtlicher Stellung zu einander geneigt, aus cararischem Marmor und auf schwarzem Marmorpiedestal. Lieblich stellt sich Amor, ein Turteltaubenpaar fütternd, von Bienaimé, dar, cararischer Marmor auf varennischem Marmorpiedestale. Anziehend wirkt die Bildsäule der büssenden Magdalena von weissem Marmor, neben sich ein Todtenschädel, nach Canova, zu welcher aber das punktirte Gipsmodell von des Meisters Hand ebenfalls auf der Villa vorhanden ist. Das Piedestal besteht aus weisslichem Marmor.

Venus und Paris sind als Büsten aus cararischem Marmor dargestellt und stehen auf Sockeln in Säulenform aus einheimischem Marmor.

Faun und Fauniske (Faunetto), cararische Marmorbüsten, von Professor Pacetti in Mailand, 1818, auf Tafelpostamenten von weissem Marmor.

Büste des Grafen I. B. Sommariva aus Carara-Marmor, von Acquisti, das Piedestal weissgrauer Marmor.

Das anstossende Billardzimmer umfasst ebenfalls mehrere beachtungswerthe Bildwerke in Marmor und in Gips. Ein, eine Spanne hohes und drei Spannen langes mythologisches Relief aus Carara-Marmor soll ein Erstlingwerk Thorwaldsen's aus früher Jugendzeit sein. Eine Uhr in Marmorgehäus neben zwei trauernden weiblichen Figuren, zwei Marmorpokale mit antiken Brustbildern; eine überlebensgrosse Polyhymnia, auf die Lyra gestützt, punktirtes Original-Gipsmodell, von Canova, dessen schon erwähntes Original-Modell zur büssenden Magdalena, vier lebensgrosse Gipsreliefs, Figuren an dem Friedensthore zu Mailand, Relief eines kleinen Bacchuszuges, und — als Surports — 6 Reliefs, Gruppen von Bacchanten und Faunen.

Vom Hofbildhauer F. Müller aus Meiningen befindet sich in demselben Zimmer das Original-Gipsmodell einer sehr gelungenen Marmorbüste Sr. Hoheit, des regierenden Herzogs Bernhard zu Sachsen-Meiningen, und eine anmuthige Kindergruppe, Knaben und Mädchen, mit einem Seidenspinner und Cocons, als Original-Gipsmodell, wonach unser vaterländischer Künstler diese Gruppe für Se. Majestät, den König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in Marmor ausführte.

Mehrere kleine Bildwerke übergehe ich, da es überhaupt zu weit führen und ermüden würde, alle auf Villa Carlotta vorhandenen plastischen Gegenstände, oder auch Gemälde aufzuzählen, nur einiger der letzteren sei gedacht, deren Alter oder Kunstwerth sie berechtigt, erwähnt zu werden.

Ein Frescobild von Bernardino Luini, einem der in Italien sehr hochgeschätzten Schüler Leonardo da Vinci's, von der Mauer auf Holz übertragen, wie die Unterschrift: *Pittura a Fresco, ripostata sul legno* — lehrt — mythologische Gruppe — wird den Kenner zunächst fesseln. Mich liess dieses Gemälde völlig kalt, weil mir der Kenner- und Künstlerblick, der oft auch nur ein gesteifter Enthusiastenblick ist, für dergleichen abgeht. Solch ein, auf eine gewisse Ferne berechnetes, Freskobild auf Holz in einer kleinen Stube, wo der Beschauer gar keinen rechten Standpunkt und Augenmaasstab findet, kommt mir vor, wie ein Adler auf einem Hofe neben dem Hühnerhause. Um so erfreuender wirkte ein grosses Oelgemälde in einem grösseren Zimmer auf mich ein: Chemisches Laboratorium in einem Mönchskloster, von Migliere; voller Effect, Lebenswärme und Lebenswahrheit.

In demselben Zimmer noch ein (muthmasslich) Karl V.; Gemälde der venetianischen Schule.

Das Musikzimmer schmücken ein Bild von Cordon, mit lebensgrossen Figuren: Tod der Atala, nach Chateaubriand's Roman; ein dergleichen von Hagez: die Balkonscene aus Shakespeare's Romeo und Julie, gemalt zu Mailand 1824. Ein Gemälde von Apiani, Mailand 1803, stellt Minerva mit einem griechischen Helden dar.

Von einem unbekannten Meister ein einjähriges Kind in Lebensgrösse, in einen Pelzmantel gehüllt, das von Manchen für Napoleon I., von Andern für den Herzog von Reichstadt gehalten wurde. Der kleine Dickkopf lässt allerdings Napoleon'sche Züge erblicken, soll aber den General Clerici darstellen. Ferner Perseus und Andromeda, von Madame Mongez, ebenfalls mit lebensgrossen Figuren, sowie mit dergleichen ein Telemach von Meynier, und mehrere andere Gemälde von Tenniers, Polemberg, Breughel und unbekannten Meistern.

In einem der Wohnzimmer neben dem Musiksaale befinden sich ein grosses Gemälde von Ch. Vicar, 1820, ein männliches Portrait von Van Dyk, 1629, und ein dergleichen von Rubens, 1630; im Speisezimmer eine Landschaft von Michalon Epinay, 1819, ein grosses Bild von Boldrini, vier grosse Landschaftgemälde, von Vooge (Rom 1817), Ficanza, Bisi (Mailand 1821), einige Stillleben, ein grosses Tableau von Erante, Mailand 1806 u. A.

Der dermalige hohe Eigenthümer der Villa Carlotta ist darauf bedacht, die vorhandenen Kunstschätze derselben mit neuen Gebilden der plastischen und zeichnenden Kunst in einen harmonischen Einklang zu bringen und deren Bedeutung zu erhöhen.

Die 144 Fuss lange und circa 40 Fuss breite Gallerie des dritten Stockes werden drei Gipsfriese in Hochrelief von der Erfindung und Ausführung des Hofbildhauers Ferdinand Müller in Meiningen schmücken.

Der Grundgedanke, welcher durch diese Friese künstlerisch ausgesprochen werden soll, ist der Kampf des germanischen Elementes gegen das wälsche und römische, dargestellt in bedeutenden Zügen aus der Geschichte, durch den Einfall der Frühvölker und die spätere Eroberung der Lombardei von Seiten Friedrich Barbarossa's.

Die eine Wandseite, nach der Cadenabbia zu, bis zum grossen Bogen der Vorhalle wird den Heereszug der Cimbern über die Alpen und ihre Niederlage im Jahre 101 vor Christi Geburt bildlich darstellen. Cimbrische Krieger überklimmen die Alpen; eine Gruppe derselben schwelgt schon in dem ihnen noch unbekannten Getränke der Traube. Eine dritte

Gruppe stellt cimbrische Krieger vor Marius, in dessen Lager bei Verona, dar, die von ihm für sich und die Teutonen und Ambronen Land fordern, während derselbe gefangene Teutonen und deren Heerführer Teutobach in Ketten vorführen lässt. Es folgt ein Bild der Schlacht auf der raudischen Ebene; der Römerfeldherr fleht um Sieg zu den Göttern mitten in der bewegten Gruppe des wilden Kampfes. Die Cimbern, die sich zum Theil zusammengekettet haben, um vereint zu fechten, unterliegen dem Anprall der römischen Krieger, und vergebens ruft eine cimbrische Frau ihre männlichen Angehörigen zum Standhalten in diesem verzweifelten Kampfe auf. Die übrigen deutschen Frauen werden in ihrer Wagenburg bestürmt; vergebens vertheidigt ein cimbrischer Greis noch dieselbe, vergebens fallen selbst die treuen Hunde die Feinde ihrer Herrinnen an; eine Greisin, die am Boden kniet, ermordet ein Kind, das sie lieber todt sehen will, statt als Sclaven — und die verzweifelnden Frauen drücken den fanatischen Patriotismus aus, der sie sich durch Selbstmord zum Opfer für das Vaterland darbringen liess.

Rom hatte gesiegt, und seine Knechtung Germaniens hatte begonnen, doch nicht ewig sollte sie dauern.

Als ein würdiges Gegenstück zu der Niederlage germanischer Volksstämme erscheint nun an der Wand gegen Tremezzo der zweite Fries: Die Hermannsschlacht. Ein heiliger Hain der Germanen, Versammlung der Führer und Krieger zur Berathung und Kampfrüstung gegen die Römer, eine grosse, personenreiche Gruppe. Dann die Schlacht; aus allen Gauen brausen Krieger zum Vertilgungskampfe gegen die Römer, wilde Kampfscenen einer ordnungslosen Schlacht. Varus, der Römerfeldherr, giebt sich selbst den Tod — Flucht der Römer, — ein von Mulen gezogener Wagen mit römischen Frauen und Heergeräthe versinkt in dem Sumpfe des Teutoburger Waldes, dessen riesige Baumstämme schon Siegeszeichen und eroberte Legionenadler der Römer schmücken.

Die grossen und erfolgreichen Kämpfe Kaiser Friedrich's I. gegen Mailand hatten auch die Ufer des Comer-See's nicht unberührt gelassen, und so wird es ganz angemessen erscheinen, wenn ein Kunstwerk die Erinnerung an dieselben in einem von dessen Uferschlössern auffrischt. Der Fries dieses Barbarossazuges nimmt die ganze Langwand des Villapalastes mit einer Ausdehnung von 140 Fuss Länge, bei 3 Fuss und 3 Zoll Höhe, in nachstehenden drei Hauptgruppen ein, deren Absonderung durch zwei unterbrechende Pfeiler an der Wandung bedingt ist.

I.

Ein deutscher Ritter, zur Heerfahrt gerüstet, nimmt Abschied von Frau und Kind; eine Jungfrau wirft einem bereits enteilenden jungen Bannerträger noch Blicke treuer Liebe zu. Krieger, welche sich mühsam durch Felsklippen drängen, versinnbilden den Uebergang über die Alpen; eine bereits zum Hochgipfel emporgedrungene Gruppe derselben blickt in die Gefilde Wälschlands nieder und drückt darüber ihre Freude aus.

Die am Comer-See gelegene Burg Carcano war von den Mailändern belagert; Kaiser Friedrich nahte zu deren Entsatz, schloss die Belagerer ein und hungerte sie aus. Dennoch nahmen die Belagerer die Hostie darauf, sich durchzuschlagen, und es kam am 9. August 1160 zu einem bedeutenden Treffen. Dieses stellt die nächste Gruppe dar. Friedrich Barbarossa entreisst den Feinden ihre Hauptfahne und glaubt den Sieg erkämpft zu haben. Die Schlacht blieb zwar ohne wichtigen Erfolg, doch sahen die Mailänder sich genöthigt, von der ferneren Belagerung Carcano's abzustehen.

II.

Die nun folgende Mittelgruppe ist fast ganz nach eigenen Entwürfen Sr. Hoheit, des Erbprinzen, vollendet worden.

Nachdem die Mailänder mit der grössten Tapferkeit ihre Stadt gegen das Heer Barbarossa's vertheidigt hatten, hatte der Kaiser ein Winterlager in Lodi bezogen und geschworen, vor der Einnahme Mailand's nicht weiter zu ziehen. Er bestimmt in einer Fürstenversammlung für den Fall seines Todes seinen Neffen, den Pfalzgrafen Konrad als seinen nächsten, Heinrich den Löwen aber als den zweiten Nachfolger in der Herrschaft des Reichs, und verweis't an diese Erkorenen seine tapferen Krieger.

Mailand wird belagert. Aus einem Zelte stürzen Krieger, welche der Schlachtruf allarmirt hat, und machen sich kampfbereit. Ebenso erblickt man eine heranstürmende Reiterschaar, die zur Schlacht eilt.

Schlachtgetümmel, in welchem die tapfere Gegenwehr der Mailänder und die Vertheidigung ihrer Stadt sichtbar ausgesprochen ist. Barbarossa, als Vorkämpfer, stürzt mit dem Pferde, aber sein Heer ist siegreich. Ein Italiener steht in Verzweiflung über das Unglück, das über sein Vaterland hereinbricht. Ein der Schlacht entrinnender Reiter ruft entgegenkommenden Kriegern zu, dass die Schlacht und Alles verloren sei.

III.

Die dritte Hauptgruppe hat nun die in den ersten Tagen des März 1162 erfolgte völlige Unterwerfung Mailand's zum Gegenstande.

Eine fliehende Familie enteilt aus einem Thore. Eine andere Schaar, Edle und Bürger, wallt im Büssergewande, mit Kreuzen, mit aufgelösten Haaren und allen Zeichen der Unterwerfung heraus, um vom Sieger Gnade für Mailand zu erflehen. Das berühmte Carroccio, Mailand's Feldzeichen, ein Streitwagen, rings mit Eisen beschlagen und vom festesten Bau, mit einem Mastbaume, dessen Gipfel ein Kreuz schmückt und mit dem Bilde des segenspendenden heiligen Ambrosio, wird zur Uebergabe, als Zeichen unbedingter Unterwerfung, herbeigefahren; Gruppen von singenden Knaben und Geistlichen, mit dem Erzbischof, die das, auf diesen Trauertag bedeutsam genug fallende Lied der Erbarmung anstimmen: *Reminiscere* *miserationum tuarum Domine etc.* Der Kaiser thront, von seinen Fürsten umgeben, über den sich demüthigenden Mailändern; der Reichskanzlar Rainald hat die Urkunde der Unterwerfung laut verlesen, und die Krieger legen ihre Fahnen zu den Füssen des Ueberwinders nieder.

Einzug in Mailand; eine Gruppe Arbeiter bricht die Mauern ein, denn nicht durch ein Thor, durch die gebrochenen Mauern und über die Trümmer der zum Theil geschleiften Stadt will der Sieger seinen Einzug halten. Ein Krieger hascht nach Beute, nach schöner, lebender, die ein Jüngling zu schützen sucht. Ein Mailändischer Greis liegt am Boden und scheint das Unglück seiner Vaterstadt nicht überleben zu wollen.

Diess die kurze Uebersicht eines plastischen Kunstwerkes, dessen Längenausdehnung kaum ein Seitenstück irgendwo finden dürfte, und das vollendet ein schönes Zeugniss von der Begabung seines Verfertigers ablegen wird.

Die weiteren Ideen des Prinzen zur künstlerischen Ausschmückung seiner Villa, die bei unserer Anwesenheit auf derselben zur Besprechung kamen, betrafen die plastische und malerische Zier der Vorhalle, eine den Alexanderzug erläuternde Freskobilderreihe in den sechs leeren Bogenfeldern über demselben, und die beiden langen Fresken über den ersten Stock an der Aussenseite des Palastes.

Die Vorhalle soll zwei Rundbilder, die Malerei und die Sculptur, einander gegenüber haben, umgeben von farbigen Wandmalereien, im Geiste der Rafael'schen Loggien, nach Entwürfen Andreas Müller's.

Jene sechs geschichtlichen Bilder, in 12 Fuss breiten und 6 Fuss hohen Halbkreisbogen sind dem künstlerischen Erfindungstalente Carl Lossow's anvertraut worden. Es sind folgende Gruppen und Scenen:

1. Alexander von Macedonien verrichtet in der Schlacht gegen die Triballer seine erste Heldenthat, indem er seinem Vater das Leben rettet.

2. Alexander beschützt bei der Erstürmung von Theben den Dichter Pindar und dessen Familie, und nimmt dessen Haus von der allgemeinen Zerstörung aus, welcher er Theben preis giebt.
3. Schlacht bei Issos, Niederlage des Darius und Gefangennahme von dessen Mutter, Gemahlin und Kindern durch Alexander.
4. Alexander beklagt seinen Freund Klitos, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte, und der bei einem Trinkgelage, weil er die Heldenthaten des Vaters Alexander's, Philippus, zu hoch pries, ein Opfer des eifersüchtigen Zornes Alexander's geworden war.
5. Erstürmung der Hauptstadt der Mallier. Alexander springt tollkühn ganz allein über die Mauer, wird schwer verwundet, aber durch den Muth seiner ihm nachstürmenden Krieger gerettet.
6. Die Hochzeit in Susa. Alexander vermählt sich mit Statira, der Tochter des Darios, und eine grosse Anzahl seiner Heerführer mit vornehmen Perserinnen.

Die Fresken der Aussenseite, deren Grundgedanke schon oben erwähnt ist, wurden bereits während unseres Aufenthaltes auf der Villa durch A. Müller's Künstlerhand in heitern kleinen Farbenskizzen entworfen.

Der Sängerkrieg auf Wartburg, zur Rechten des Portales, lässt in der Mitte des Bildes den Landgrafen Hermann von Thüringen auf einem Thronsessel erblicken. Sein Sohn, der junge Landgraf Ludwig, der künftige Gemahl der heiligen Elisabeth, schmiegt sich an den Vater und blickt aufmerksam nach dem Minnesänger Wolfram von Eschenbach hin.

Die Landgräfin Sophia, zu deren Füssen sich Heinrich von Ofterdingen, Schutz suchend, flüchtete, hat sich von ihrem Throne erhoben, breitet mit der rechten Hand ihren Mantel schützend über Ofterdingen und scheint an den ihr in ernster Haltung gegenüber stehenden Wolfram ihre schützenden Worte zu richten.

Hinter Wolfram, zur Rechten des Bildes, sitzt würdevoll mit einer Laute Heinrich, der tugendhafte Schreiber, des Landgrafen Kanzlar, und neben ihm steht, der Hauptscene vollen Antheil zuwendend, die jugendlich schöne Gestalt Walther's von der Vogelweide, eine Fidel in der Hand. Als theilnehmende Gäste dieses Sängerkampfes erblicken wir ein junges Fürstenpaar, das wir uns als den Brandenburger Markgrafen und Minnesinger Otto „mit dem Pfeile", nebst seiner Gemahlin, denken können, welchen der Künstler die Züge des hohen Besitzers der Villa und der höchstseligen Besitzerin lieh.

Im Hintergrunde dieser Seite des figurenreichen Gemäldes sind noch mehrere ritterliche Festtheilnehmer und Theilnehmerinnen gruppirt. Eine jugendliche Schänkin begehrt vom Kellermeister der Wartburg einen Ehrentrunk für den Sieger, der ihn aus einem mächtigen Fasse zapft, auf dem ein aus Holz geschnitzter riesiger Bachus thront. Andere Festtheilnehmer geniessen bereits des edlen Trankes, der an die schöne Stelle Wolframs erinnert, in der er die Gastlichkeit des Thüringer Landgrafen rühmt:

Und gilt ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch stände nimmer eines Ritters Becher leer.

Auf der linken Seite des Bildes erblickt man die Minnesinger Reinmar von Zweter und Bitterolf mit ihren Theorben, nebst einem der Kampfrichter, welcher von seinem Sitze nach dem durch eine Thüre im Hintergrunde mit einem Stricke eintretenden Meister Stempfel blickt und ihm bedeutet, Ofterdingen zu fassen; doch scheint der erstere recht gut zu wissen, wer hier zu gebieten und wie weit er selbst zu gehen hat. Die beiden Sänger aber blicken verwundert nach dem während des Liederkampfes in den Saal eingetretenen Sangesmeister Klinsor aus Ungarland, der, eine erhabene und würdige Gestalt, eine Harfe trägt und in seiner ganzen Erscheinung geistige Ueberlegenheit kund giebt, daher auch anderweite ernste Zuhörer und schöne Zuhörerinnen halb mit Staunen, halb mit heimlichem Grauen auf diese machtvolle Erscheinung des Sängers und Magus blicken, welcher kommt, den Kampf zu schlichten und die Sänger zu versöhnen.

Und wie die letzte Gruppe der rechten Seite dieses Bilderkranzes von den mittleren Gruppen abgeschnitten ist durch eine mit Laub- und Bändergewinden umschlungene Säule, so macht auch auf der linken Seite eine Gruppe schöner Kinder den Beschluss, welche Ehrengewande und ritterliche Preisgeschenke für die Sieger aus gefüllten Truhen entnommen haben und herbeitragen, die von neugierigen Bürgern mit halb neidischen Augen angestaunt werden, während in der Tiefe ein Wappenherold und einige Knappen ihre Blicke ebenfalls dem Kampfe zulenken.

Wird nun in diesem Gemälde mittelalterliche Kunst in einer ihrer schönsten Strahlungen vor Augen treten, so wird bei dessen Gegenüber das heldenhafte Gebahren derselben, wenn auch etwas jüngeren, Zeitperiode in einem sinnvoll gewählten Vorwurfe dargestellt erscheinen.

Das Turnier von Nordhausen, welches der ruhmreiche Abkömmling des grossen Konrad von Wettin, Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen, als ein Freuden- und Friedensfest nach glücklicher Beendigung langjähriger Kämpfe um Besitz und Erbe des schönen Thüringerlandes anstellte, lässt uns den Festgeber in Mitten des Bildes und in Mitten eines Buhurd, d. i., eines ritterlichen Tummelkampfes Vieler gegen Viele erblicken, ansprengend gegen einen mannlichen Gegner und hinter beiden dichtes Kampfgewimmel, und am Boden, den zersplitterte Lanzen und Schwerter bedecken, bereits ein Gefallener. Zur Seite Posaunenbläser, welche die Kämpfer ermuthigen; der Narr aber, dem der Spass zu ernst wird, springt zurück in die Kreise friedlicher Zuschauer, in deren Nähe eine Zeltbude, und vor ihr ein durstiger Minnesänger genugsam andeuten, dass jener Kampf kein feindselig gemeinter, sondern ein

Festkampf ist. Zur Linken der Gruppe der Kämpfenden ertheilt eine Edeldame einem vor ihr knieenden stattlichen Ritter den Dank für siegreichen Turnierkampf in Gestalt einer Goldfrucht, die von dem Baume mit silbernen Blättern und goldenen Früchten gepflückt ist, den Heinrich der Erlauchte eigens für dieses Prunkturnier anfertigen liess, während ein Herold den Kämpfer als des Siegesdankes würdig erklärt, und ein Knappe dessen muthiges Streitross am Zügel hält. Jenseit des Baumes zeigt sich neben einem kaiserlichen Gaste Margaretha, die Gemahlin des Mark- und Landgrafen Albrecht, Sohnes des Festgebers, welcher letztere auf die zur Linken, gleich einer Eva, neben dem verlockenden Baume der Erkenntniss sitzenden schönen Hofdame der Kaisertochter, seiner Gemahlin: Kunigunde von Eisenberg, die mit üppigen Reizen ausgestattet erscheint, sinnlich begehrlich hinblickt. —

Es bleibt nichts übrig, als allen diesen schönen Entwürfen glückliche Ausführung und den Stempel künstlerischer Vollendung zu wünschen.

Schliesslich wird es nicht unangemessen erscheinen, auch diejenigen Kunstwerke namhaft zu machen, welche die gräflich Sommariva'sche Betkapelle auf dem Grunde und Boden der Villa Carlotta umfasst. Mit grosser Güte und Bereitwilligkeit wurde uns dieselbe von dem für sie bestellten Priester geöffnet.

Das Oratorio ist in einem einfachen und würdigen Style erbaut und in seinem Innern frei von aller geschmacklosen Ueberladung, die so häufig in neueren Bauten für gleichen Zweck entgegentritt.

Den Altar schmückt eine einfache *Depositio crucis*, Marmorgebilde von Cacciatori aus Mailand, einem Meister der neueren italienischen Schule, der unter Andern am Friedensbogen die Flussgottheiten Po und Tessin fertigte. Am Altar selbst stellt ein Basrelief von demselben: die Geburt Jesu Christi dar.

Die Monstranznischenthüre ziert eine feine Ciselirarbeit: Christus bei den Jüngern in Emaus, von Belezza aus Mailand.

Zur linken Hand vom Eingange erblickt man ein Marmorrelief: Graf Sommariva hält sitzend seinen Sohn Emil auf den Knieen, neben ihm des Kindes Grossmutter mütterlicher Seits, und der Onkel Graf Louis Sommariva; von Tenerani aus Rom, wie angegeben wurde; der Künstler soll aber aus Carrara stammen, ist Schüler Thorwaldsen's und ist durch verschiedene Arbeiten rühmlichst bekannt. In Rom befinden sich in Santa Maria sopra Minerva von ihm ein Grabmal der Herzogin Lante und andere Kunstwerke.

Rechts vom Eingange erblicken wir den Grafen Jean Battista de Sommariva, wie derselbe, vom Tode erfasst, seinem Sohne Louis die schönen Künste empfiehlt, welche unter der edeln Gestalt einer sitzenden Frau dargestellt sind. Marmorrelief von Pompée Marquesi aus Mailand.

Vier Marmorstatuen zieren die Ecken des Kreuzes, welches die Kapelle bildet: Religion, Liebe, Erbarmung und Gerechtigkeit.

Der Künstler ist Gaetano Manfredini, der Meister der 4 Victorien zu Pferde auf dem Friedensbogen in Mailand.

Ueber der Eingangsthüre hält ein Engel aus Marmor ein blumengeschmücktes Medaillon mit der Widmung der Kapelle. In der Sakristei befinden sich noch einige Gipsmodelle von Statuen eines Johannes und der Religion.

So ist auf einem kleinen Raume an dem heitern Ufer des Comer-See's eine Fülle von Werken der Kunst dem Kunstsinnigen zur Anschau dargeboten, und zwar mitten im Schoosse einer herrlichen Naturumgebung.

Befragt, in welchem Einklange diese schöne, hier vorgefundene Wirklichkeit nun mit dem von mir selbst früher von der Villa entworfenen und in meinem oben mitgetheilten Sonettenkranze ausgemalten Phantasiebilde stehe? konnte ich erwiedern, dass meine Phantasie nur in Wenigem sich geirrt habe, und meine geistige Vorausanschau mit der nachgefolgten körperlichen gut harmonire.

Nur im Sonett 1 erscheint Zeile 3: *„Die Alpen hinter mir, die nebelgrauen,"* nicht völlig richtig, da der See ebenfalls von noch hohen Alpenbergen umgeben ist. Auf Weinlaub und Trauben wurde im Gedichte zu viel Gewicht gelegt, da die Lauben im Villaparke in der That nicht von Reben umrankt sind. (Sonett 11, Z. 4.) Dem entsprach denn auch, dass von uns weit mehr vom Weine gesprochen, als dessen getrunken wurde.

V.

Comer-See und Mailand.

Am 1. October begann der Himmel sich aufzuheitern und
erblickten die höheren Berg-spitzen in der Phase einer
en Schönheit; dieselben waren mit Schnee bedeckt. Am
hmittage verliess Prinz Gustav von Sachsen-Weimar-
senach die Villa, um in seine Garnison nach Mailand zu-
kzukehren. Wir begleiteten denselben in der Barke zum
npfboote und steuerten Letzterem eine Strecke nach, wo-
ch uns die nähere Ansicht eines Theiles des rechten See-
rs zu Theil wurde, das sehr zahlreich bebaut ist, und ne-
manchem hübschen Hause auch manches geschmacklose
gt. Schlechter Geschmack herrscht unbedingt in der Bau-
keit vor, nur wenige der älteren Villen sind palastähnlich,
nige sprechen einen entschiedenen Styl aus; die Kunst be-
delte die Mehrzahl stiefmütterlich, und gegen eine ziemliche
zahl derselben möchte ich mein bescheidenes Haus in Mei-
gen nicht vertauschen.

Gleich nach der im vorigen Abschnitte erwähnten Dar-
a folgt eine kleine Villa, welche jetzt noch der Wittwe des

Grafen Luigi Sommariva, geborene Seillère, zugehört; die nach dem See gerichtete Seitenfronte dieser Villa hat nur zwei Fenster. Es folgt die Wohnung des Caplans der genannten Frau Gräfin, welcher die Obliegenheit hat, im oben erwähnten Oratorio Messen zu lesen, dann beginnt der Ort Tremezzo, welcher der wunderschönen Landschaft, die man hier vor Augen hat, bis zu der Villa Balbianello den Namen Tremezzina verlieh, und hinwiederum wird nicht mit Unrecht die Tremezzina das „Paradies Oberitaliens“ genannt. Sonach hatte ich, da die Villa Carlotta den reizenden Schlusspunkt dieser wunderbar schönen Landschaft bildet, in dem oben mitgetheilten Gedichte: „Abend auf Villa Carlotta,“ ohne es zu wissen, ahnungsvoll eine Wahrheit ausgesprochen — ich war wirklich „im Paradiese“ erwacht.

Reizend erheben sich nun nach einander aus dem Schmucke der sie umgebenden Gärten die Villa Scorpioni, Mainoni, Carli und Riva, die Oertchen Bolvedro, Azzano, San Gaetano, und über diesen die an den steilen Bergesabhang hingesäeten Häuser von Boghero, Antignano, Viano, Bonzanigo, Mezzegra, nebst den Uferorten San Abondio und Giulino, dahinter imposant aufragend der gewaltige Kegelgipfel des Monte Crocino mit seinen starren, schräg aufsteigenden Kalkterrassen.

So glitten wir den im herrlichen Sonnenscheine vor uns ausgebreitet liegenden landschaftlichen Schönheiten heiter vorüber, wie sie uns, und dazu erklangen fleissig die Alpenzithern und lockten manches holde Mägdlein auf die Balkone. Manche schöne Schifferin, die zur Lust mit eigener Hand das Ruder kräftig führte, meist zu fremden Familien gehörend, welche sich nicht selten Monate lang in die zahlreichen Gasthäuser in Kost und Wohnung geben, empfing melodischen Gruss.

So kamen wir nach Lenno, wo wir anlandeten, um dort ein angebliches heidnisches Orakel — nicht zu befragen, sondern nur zu sehen.

Da der Name Lenno dem antiken Lemnos entspricht, so wehte uns ein gewisser klassischer Schauer an. Wir fanden in der Ufernähe ein achteckiges byzantinisches Kirchlein, das dem gottesdienstlichen Gebrauche noch dient; ihm gegenüber liegt die geräumige Pfarrkirche des Ortes, welche innen erneut wurde, und deren Kanzel in reicher, gelungener Holzschnitzerei die Marter des heiligen Stephans ziert. Diese an sich sonst ziemlich einfache Kirche hat eine uralte byzantinische Krypta, hinter welcher ein Gang zu der Stelle leitet, wo durch die Mauer einige breite Backsteinröhren emporgehen. Es war, dem Geiste des Landes und Volkes angemessen, Alles so unzugänglich und schmutzig wie möglich, und die Röhrenleitung denn auch so voll Wust und Unrath, dass der Versuch, ob man droben in der Kirche die von unten herauf tönende Orakelstimme vernehme, gänzlich missglückte. Einige römische Inschriftentafeln, in die Wand der Kirche eingemauert, sind zerbrochen und kaum lesbar.

Der See bildet hier eine herrliche Bucht, indem ein kleines felsiges Vorgebirge bis in seine Mitte sich einschiebt, welches die Tremezzina abschliesst. Auf Lenno folgt ein Oertchen, das vorzugsweise Villa heisst, und dem ein grauer, viereckiger Ruinenthurm entragt. Wir kamen an einem Hofe vorüber, der ganz von Weinranken übersponnen war und trotz argen Schmutzes und äusserster Verfallenheit des armseligen Gebäudes, zu dem er gehörte, sich doch so malerisch darstellte, dass einer unserer Maler ihn schnell skizzirte. Hierauf nahten wir dem Garten einer Villa, welche den herrlichsten Aussichtpunkt seeaufwärts beherrscht, und sahen in demselben riesige Säulentrümmer liegen, welche einem in den See hineingebaut gewesenen Römerhause angehört haben sollen, dessen Fundamente noch unter dem Spiegel des See's, der hier von sehr geringer Tiefe ist, erblickt werden.

Wir besuchten die höchst malerisch sich darstellende Villa Balbianello auf der Spitze und dem Abhange des erwähnten kleinen Vorgebirges, dem eine doppeltgethürmte Kirche zu Füssen liegt. Das von Ziergärten umgrünte Haus thront stattlich auf seiner Höhe und hat eine offene hohe Säulenhalle, die schon von Weitem den Blick auf sich zieht. Das herrlichste Rundbild ist hier aufgerollt; aufwärts können die Blicke bis über Dervio streifen, und abwärts eine gute Strecke bis unter Brienno den See beherrschen. Ganz nahe lag uns, am rechten Ufer, unter Ossuccio und Sala, wieder in einer Bucht geborgen, die einzige kleine Insel des grossen See's, Isola Comacina, mit der Kirche San Giovanni, nach der auch die ganze Insel häufig den letzteren Namen führt.

Mein schon oben erwähnter verewigter Freund, A. Schaubach, ist bei seiner Schilderung des Comer-See's (die deutschen Alpen, 4. Theil, S. 42) durch den gleichen Namen verleitet worden, diese Insel mit dem ebenfalls erwähnten Orte San Giovanni bei Bellaggio zu verwechseln und sie dorthin zu verlegen. Es ist dieses dem Anscheine nach so unbedeutende Inselchen einer der bedeutsamsten Punkte in der Geschichte der Lombardei. Im fünften Jahrhundert wurde es zum Asyle verfolgter Christen und hiess Christopoli, und blieb dann lange Zeit hindurch auch anderen Flüchtlingen ein willkommener Zufluchtsort. —

Der Abend wurde hell und kühl und die Barke glitt unter tönenden Rhythmen über den sanftgeglätteten Fluthenspiegel wieder der Villa zu. Von den dadurch hervorgerufenen Eindrücken brachte mir der nächste, wunderbar klare und prachtvolle Morgen ein Lied:

Seebilder.

Wir steh'n an des Palastes Füssen
Am heit'ren Tag, mit heit'rem Sinn.
Die Barke harrt, die Rud'rer grüssen,
Und fröhlich fahren wir dahin.
Vorüber gleiten leichte Kähne,
Von Alpenfirnen leuchtet Schnee.
Dort ziehen sanft, wie Silberschwäne,
Die weissen Seegel übern See.

Und hundertfach geschäftig theilen
So Schiff als Kahn die breite Fluth.
Das Dampfschiff seh'n wir brausend eilen
Voll Menschenmenge, Fracht und Gut.
Die Glocke gellt — auf Augenblicke
Hemmt sich der Schaufelräder Schwung.
Ein schmales Bret wird schnell zur Brücke;
„Fahr' wohl!“ und rasch in's Schiff der Sprung.

Wir schweben leicht auf grünen Wellen,
Bald legt die bunte Barke an;
Hin zu der Ufer schönsten Stellen
Trägt rauschend uns der Ruderkahn.
Dort auf Balkonen steh'n die Schönen,
In Lust erglüht und freuderoth;
Sie lauschen unsern Zithertönen
Und blicken sehnend nach dem Boot.

Die Luft weht kühl, es legen Schleier
Sich übern See von zartem Blau.
Die Bergeshäupter, wolkenfreier,
Erscheinen höher, ernst und grau;
Vorüber schwinden Orte, Villen,
Der Gärten südlich reiche Pracht,
Und uns umfängt mit ihrem stillen
Und zauberischen Reiz die Nacht.

Ich hielt mich an diesem Tage häuslich bei der begonnenen Thätigkeit, die eine doppelte war, einestheils das Verzeichnen der Bücher, anderntheils die Zubereitung einiger farbigen Flammen, mit welchen wir am Abende die Villa beleuchteten, worauf wir die Barke bestiegen, um vom See aus die

Wirkung trefflicher Kanonenschläge und hochaufrauschender Raketen wahrzunehmen, deren Fallschirme ihre farbenglühenden Sterne lange durch den Aether strahlten.

Die Arbeit eines jeden von uns setzte sich in begonnener Weise auch an den folgenden Tagen fort, doch so, dass der Nachmittag meist zu einem Ausfluge verwendet wurde. Ein solcher wurde am 4. October hinüber nach der Villa Poldi gemacht, und dann überschritten wir die in deren Nähe gelegene niedrigste Einsattelung des Vorgebirges von Bellaggio, stiegen über breite, terrassenförmig angelegte Staffeln zwischen einer Allee von Cypressenbäumen empor und gelangten dann auf der Anhöhe zu einer von Mauern begrenzten Wiese, neben welcher Fusswege in gerader Linie nach der schönen Villa Giulia, einem Besitzthume S. M. des Königs **Leopold** von Belgien, führen. Man war dort mit der Anlage neuer Brunnenleitungen und Wasserkünste beschäftigt. Wir wendeten uns gleich in den umfangreichen Garten und gelangten an jene Höhe, von der sich auf die nachbarliche Villa Serbelloni sowohl, als auf den Spiegel des Lecco-See's ein lohnender Hinabblick darbietet. Diese Seite der Villa umziehen, einander überragend, Mauern und Terrassen wie Bastionen; ein alter, zinnengekrönter Thurm bietet sein plattes Dach zum Belvedere an, und wir erfreuten uns dieses neuen Standpunktes, welcher abermals die Naturpracht des See's unserer Erinnerung einprägte. Bei unserer Rückfahrt durch die Abenddämmerung erleuchtete sich glänzend hinter uns die Villa Pisani und wurde von bengalischen Flammen erhellt. Es mochte dort ein Familienfest gefeiert werden, denn wir hörten noch lange Gesang und Eviva's über den See herüberschallen.

Der folgende Tag war minder heiter und dabei kühl, doch machte ich in Begleitung des Arztes und des Administrators einen kleinen Spatziergang nach Tremezzo, um doch auch von dieser Oertlichkeit ein inneres Bild zu gewinnen, nicht bloss das des äusseren Ansehens. Wir sprachen in einem der dortigen Hotels ein, bei Giuseppe Genazini e Comp., fanden es dort äusserst comfortabel und tranken einige Flaschen recht guten Bordeaux, der freilich, wie alle ausländischen Weine, am Comer-See sehr theuer ist. 1846er Hochheimer, z. B., der von der Cadenabbia bezogen wurde, kostete so viel, wie bei uns der Champagner. An den Mauern entlang des Weges fanden wir den Cappernstrauch voll Blüthenknospen sich unkrautartig hervordrängen.

Am Abende sah die Villa einige Gäste, den Polizeibeamten Dr. Antonio Zanardelli aus Menaggio, der sich stets in Aufmerksamkeiten gegen den Prinzen erschöpfte und den Erzpriester von Tremezzo, welcher so freundlich gewesen war, gleich am Tage nach der Ankunft dem Eigenthümer der Villa die Aufwartung zu machen. Ersterer sprach nur italienisch, beim Letzteren bot sich mir Gelegenheit, das halbvergessene Latein wieder hervorzusuchen; der geistliche Herr war heiter, herzlich und gemüthlich und unsere Unterhaltung ging vortrefflich, doch bin ich fest überzeugt, dass, wenn der selige Cicero uns beide gehört hätte, er kein Wort verstanden haben würde. Ich kann hier nicht unterlassen, zu bemerken, dass ich fast alle Geistlichen in der Lombardei, mit denen ich auf dieser Reise in Berührung kam, sehr artig, höflich, zuvorkommend und gut unterrichtet fand, — gleichwohl hörte ich, dass das Volk sie nicht liebe und achte, ihnen misstraue und dergleichen, was sich wohl einestheils daraus erklären lässt, dass überall, wo Revolutionen den Boden unterwühlen, frommer und kirchlicher Sinn mit untergraben wird. Betheiligen sich nun, wie leider häufig der Fall ist, Geistliche selbst an Umsturzbewegungen, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Verehrung gegen sie im Gemüthe der von der Kirche abgewendeten Menge schwindet. Revolutionen können niedergeschlagen, die alte staatliche Ordnung kann überall siegreich wieder hergestellt werden, Pietät und kirchlicher Sinn kehren aber nicht zurück und lassen sich nicht durch Zwangsmassregeln herbeibefehlen. Indess erschüttert dergleichen in keiner Weise die ungeheuere Macht der römischen Kirche.

Wir fanden auf unserer Reise in diesem Theile Wälschlands bei Weitem nicht so viele Beter und Beterinnen, sahen nicht so viele Rosenkränze, Bildstöcke und Crucifixe an Wegen und Stegen, wie zum Beispiel in Franken. War an Betern Mangel bemerkbar, so doch nicht an Bettlern; das äussere Thor der Villa war beständig von einigen Krüppeln und Greisen besetzt, die sich für den Grabstichel eines Callot als wahre Prachtexemplare dargeboten hätten. Wir hörten, dass einer derselben Hauseigenthümer sei, aber das *dolce mendicare*, die süsse Gewohnheit seines Daseins, nun einmal *con amore* treibe. Zwar streifen häufig Gensd'armen stets Paarweise umher, allein dem Bettel können sie ebensowenig steuern, als den Hass mindern, den die ganze Lombardische Bevölkerung gegen das Oesterreichische Militair hegt. Die K. K. Gensd'armerie ist ein trefflich organisirtes Corps; die Leute zeigen sich so schmuck und stattlich, wie die schönsten Linientruppen; sie werden sehr häufig mit unvorhergesehenen Visitationen überrascht und unterliegen der strengsten Ueberwachung.

Der 6. und 7. October waren Regentage, an denen ich meine Arbeit mit den Büchern zu Ende führte. Aus der Heimath kamen gute Nachrichten und konnten solche dorthin ebenfalls gegeben werden. Der kleinen Prinzessin bekam der Aufenthalt auf der Villa sichtlich wohl, was uns Alle innig erfreute.

Da den jungen Malern, gleich mir, der Wunsch nahe lag, von der Villa aus auch Mailand und wo möglich selbst Venedig zu besuchen, so hatte ich mir schon einen desfallsigen Reiseplan entworfen, als uns unser fürstlicher Gönner und Freund mit der sehr angenehmen Nachricht überraschte, er werde selbst einen Ausflug nach jenen Städten in unserer Begleitung unternehmen. Diess überhob uns nun aller Besorgnisse, die sich in mehr als einer Beziehung der Ausführung unseres Planes entgegengestellt hatten, und es wurden die nöthigen Vorbereitungen freudig getroffen, obschon der Himmel sich nicht günstig zeigen zu wollen schien.

Am Sonnabend, den 6. Oct., traf ein Meininger Landsmann ein: Pfarrer Kühner aus Streufdorf bei Hildburghausen, eifriger Bienenfreund und Bienenzüchter, dem unsere Regierung die Mittel gewährt hatte, nach der Lombardei zu reisen und einige italienische Bienenköniginnen sammt einem kleinen Theile ihres Hofstaates zu kaufen und in unsere kältere Heimath überzusiedeln. Er wurde gastlich auf der Villa aufgenommen und unterhielt uns in anziehender Weise über die neuen Methoden der Bienenzucht und die Vorzüglichkeit italienischer Bienen vor den deutschen, die unter Anderm auch bei Weitem nicht so heftig stechen sollen. Mir wollte diese letzte Behauptung nicht recht zu Sinne; ich dachte daran, dass doch das Stechen in Wälschland ungleich mehr üblich sei, als in Deutschland, und in der That ergab sich, dass unser Bienenvater, nachdem er einige Besuche bei Lombardischen Bienenzüchtern gemacht hatte, von diesen Ausflügen mit sehr übel zerstochenem und aufgeschwollenem Gesichte zurückkehrte, was gar nicht von der gerühmten Sanftmuth der wälchen Bienen zeugte.

Für den Sonntag Abend wurde vornehmer Besuch auf der Villa erwartet, der Besitzer einer nachbarlichen Villa nebst Gemahlin; zum Nachmittage aber war zu einem Gartenconcert eingeladen worden, das auf der Villa Melzi Statt finden sollte. Der Unternehmer, Director, oder wie er sich nannte: Capellmeister einer Musikgesellschaft in Bellaggio, Namens F. Nipel, ein Böhme, hatte unserem Prinzen einen Marsch zugeeignet, und wir fuhren, obschon Regen drohte, nach der Villa Melzi hinüber. Die Drohung erfüllte sich und Musiker wie Zuhörer mussten in eine Art Halle flüchten. Es hatte sich ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden, wenn auch kein erlesenes. Das Musikcorps bestand aus 36 bis 40 Personen, zum Theil Liebhaber und Dilettanten; die Ausführung war präcis, Alless gut eingeübt, nur klang die Musik für die nicht grosse Halle zu rauschend und volltönig. Ich wusste mir den Titel des an sich gut componirten Marsches, mit welchem das Concert eröffnet wurde, lange nicht zurechtzulegen, derselbe lautete: Larien's Klänge, — bis mir endlich einfiel, dass der Comer-See Lacus Larius heisst, und es dem Künstler nicht darauf angekommen war, ihn in ein Femininum zu verwandeln. Wir hörten noch die gelungen vorgetragene Ouvertüre zum schwarzen Domino, von Rossi, eine Cavatine aus Marco Visconti, von Petrello, und einen Zephyrs-Küsse-Walzer von Gungl, auf das übrige mussten wir, da die Zeit zur Abfahrt nahete, verzichten; es befand sich darunter ein Sr. Majestät König Leopold von Belgien zugeeignetes Souvenir de Bellaggio und sonstiges von der eigenen Composition des Concertgebers.

Der vornehme Besuch stellte sich pünktlich ein; Treppen, Terrassen und Laubengänge waren ihm zu Ehren mit bunten Ballons erleuchtet, und so wurde uns denn das Vergnügen, in einem vom Glücke bevorzugten Paare die höhere Aristokratie der Lombardei vertreten zu sehen. Der Herr — ich verschweige mit Absicht seinen Titel, — hatte eine sehr einsilbige Physiognomie, sprach sehr wenig und dieses Wenige nur italienisch und französisch. Die Dame war eine der schönsten Frauen und von bezaubernder Anmuth, voll Geist und Leben, sprach neben ihrer Muttersprache gewandt französisch und recht lieblich deutsch. Ich lenkte, soviel mir vergönnt war, mich mit ihr unterhalten zu können, das Gespräch ein Wenig auf die schöne Literatur Italiens und Deutschlands, und wünschte im Stillen, dass alle lieben Landsleute, die sich einbilden, oder von ihren guten Freunden sich einreden lassen, sie seien im Auslande auch ein Wenig bekannt, hätten vernehmen können, wie über die Grenzpfähle Goethe und Schiller hinaus das Gebiet der Kenntnisse unserer Literatur bei diesen vornehmen Italienern ein für allemal nicht reicht, ihnen auch völlig gleichgültig ist, und dass selbst die Kenntniss der Werke von Goethe und Schiller nur Schein ist, indem man allenfalls die Namen dieser unserer Literaturheroen kennt, ihre Werke aber im heitern patriarchalen Frieden des Aufsichberuhenlassens ganz gemüthlich verwechselt.

Nun richte man die Frage auf Werke deutschen Geistes von wissenschaftlichem Gehalt, so kann man erleben, dass von so erleuchteten, das Ausland für Nichts und ihr Weniges über Alles schätzenden Italienern Alexander von Humboldt's Kosmos für eine Geschichte des Cosmos von Medicis gehalten wird. Dagegen wurde es äusserst anerkannt und bewundert, dass wir Deutsche aus dem fernen Sachsen, das man sich, wenn nicht im Monde, so doch in Russland oder an der Nordsee gelegen denkt, die Romane Manzoni's gelesen hatten, von denen ja die Promessi Sposi am Comer-See spielen. Manzoni ist das poetische Alpha und Omega der Lombardei, ein glücklicher Alleinherrscher, während jedem von uns schwer gemacht wird, die kleinste Scholle zu behaupten, und unsere landsmannschaftliche rhachitische Kritik noch dazu auf nichts sinnt, als jeden Strebenden aus der Arena zurückzuweisen, und die, welche fest im Sattel sitzen und sich nicht mehr zurückweisen lassen, mindestens mit den faulen Aepfeln ihrer dünkelhaften Anmasslichkeit zu bewerfen.

Obschon in der Nacht vom 7. auf den 8. October wieder ein Sturm war, der den ganzen Palast erschütterte, und am Morgen die schlechteste Aussicht auf gutes Reisewetter sich zeigte, rüsteten wir dennoch zur Reise und fuhren unter Böllerschüssen nach dem, um 4 Uhr Nachmittags vorüberrauschenden und zahlreich besetzten Dampfschiffe, von dessen Bord aus, obschon es auf eine kurze Zeit zu regnen begann, nun die mannichfaltigen Uferbilder in's Auge gefasst wurden, was um so besser geschehen kann, als hinter dem kleinen Vorgebirge, das die Villa Balbianello schmückt, der Arm des See's sich verengert und beide Ufer den Reisenden auf dem See näher treten.

Der Anblick der zahlreichen Villen, Ortschaften, Kirchen, Kapellen, Gärten u. s. w. ist so mannichfaltig und so rasch wechselnd, dass der Beschauer, dem daran gelegen, mindestens den wichtigsten Orten und Villen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit während der Zu-Thal-Fahrt des Dampfschiffs vollauf beschäftigt wird. Der zahlreichen kleineren Orte zu geschweigen, so sahen wir hinter Colonno (rechts liegend) zwei Wasserfälle, die ein Bergbach bildet, herabstürzen; bei Argegno öffnet sich das Intelvithal, durch welches man zum Luganer

See gelangt. Es folgen Brienno und gegenüber Nesso, welches letztere den Namen vom alten Naxus trägt, und in dessen Nähe wieder ein schöner Wasserfall sich zeigt. Der See beginnt sich jetzt so zu verengen, dass er nur einem mässig breiten Flussbette gleicht, dessen dicht bebaute Ufer immerwährend mit malerischen Reizen abwechseln. Bald ruhen die Orte dicht am See, wie links Careno, Quarsano, Pognana, und gegenüber Laglio, Carate, Urio, bald beherrschen sie stolz die Höhen, wie Palanzo, Lemna, Molina, am linken Ufer. In der Nähe tritt nun auch die vielgenannte und vielbesuchte Villa Pliniana, umgeben von Gärten und malerischen Baumgruppen, Wasserfällen und dergleichen, in Sicht. Es befindet sich daselbst eine periodische Quelle, deren der jüngere Plinius erwähnt, welcher auch der Besitzer eines oder einiger früheren Landhäuser am Comer-See gewesen sein soll. Andererseits wird dieser Angabe widersprochen, und mindestens besass Plinius nicht das jetzige Haus, da dieses erst 1570 von Agnissola erbaut wurde. Der frühere Name soll Pluviana gelautet haben, daraus könnte gar leicht im Laufe der Zeit Pliniana geworden sein.

Das vom Regen, *Pluvius*, abgeleitete Wort charakterisirt die Gegend bis Como, denn es regnet hier sehr oft und viel, und man hat desshalb der benannten Stadt einen garstigen Ekelnamen beigelegt. Uns aber war der Himmel günstig, indem er sich über Como völlig aufhellte. Zwischen und bei Torno und Blevio links — und Moltrasio, Rovenna und Cernobbio rechts, häufen sich die Villen und schönen Gärten; da prangen nachbarschaftlich Villa Pasta und Villa Taglioni, und zeigen, wie mächtig Gott im schwachen Geschlechte ist, und wie, trotzdem, dass geschrieben steht: der Herr hat nicht Gefallen an Jemandes Beinen, das menschliche Wohlgefallen an Stimmen und Beinen dennoch zu Reichthum und schönem Besitz verhelfen kann. Villa Taberna, Sporcks, Belvedere, Antoria, Mylius, Trubetzkoi, bilden mit den erstgenannten am linken Seeufer eine Perlenschnur reizender Landsitze; gegenüber zeigen sich Villa Curie, d'Este, Cinna, und dahin wandert nun das reiche Mailand zur Sommerfrische aus, denn auch für die, welche nicht so glücklich sind, eigenthümliche Villen zu besitzen, sind zahlreiche Wohnungen in den Uferorten geboten. Häufig ist freilich der Grundbesitz auf ein bescheidenes Gärtchen beschränkt, und die Haupterfrischung muss der herrliche See gewähren, den die schönsten, auf mannichfaltige Weise geschmückten und mit allerlei Flaggen und Fahnen versehenen Barken auf das Anmuthigste beleben.

Die Zeit vergönnte uns nach der Landung in Como keinen Aufenthalt und keine Besichtigung dieser Stadt, ausser der des lärmvollen und wimmelnden Hafens. Das Gepäck musste nach einem Wagen befördert werden, der uns durch den Schleier der einbrechenden Nacht in einer halben Stunde nach Camerlata führte, wo die Strada Ferrata beginnt, oder von Mailand aus endet. Noch eine Strecke durch die zu Hügeln sich abdachenden Vorberge, und dann durch tiefe Nacht über die weite lombardische Ebene. Kurzer Aufenthalt auf der Station Monza und dann nach dem herrlichen Milano. Der Prinz wurde auf dem Bahnhofe zu Mailand von seinem fürstlichen Vetter empfangen, und da dieser im Hotel de la Ville seine Wohnung hatte, so kehrten auch wir in diesem stattlichen Gasthause ein, welches der neu erbauten Rotunde der Kirche San Carlo gegenüber am äusserst belebten Corso Francesco und ohnweit des Domes liegt.

Mit dem Dome begannen wir am nächsten Vormittage die Reihe unserer Besichtigungen der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten Mailands. Ausführliche Schilderungen der geschauten Herrlichkeiten wird man mir gern erlassen; es giebt solcher Schilderungen wie Sand am Meere, und die meisten ermüden mehr, als dass sie befriedigen. Ich hatte vom Mailänder Dome schon viele Ansichten gesehen, Vieles über ihn gelesen, dennoch übertraf das mächtige Gebäude, ein kunstvoll innen ausgehöhlter, aussen filigrainirter Felsen gleichsam, meine Erwartung bei Weitem. Die durch riesige Säulen geschiedenen fünf Schiffe des Dom-Innern wirken gewaltig auf jene Eingetretenen ein, denen nur selten Gelegenheit wird, Kirchenbauten von solcher Grösse und räumlicher Ausdehnung zu erblicken. Nur die St. Peterskirche in Rom und der Dom zu Sevilla sollen noch grösser sein. Die Aussenseite zieren 4500 Bildsäulen und Säulchen, dem Dach entragen zahlreiche gothische Spitzsäulen, von denen jede eine Figur trägt. Fort und fort arbeitet man am völligen Ausbau und der Verzierung der Dachung, und ein höherer Thurm als der jetzige soll von der Mitte des Daches emporstreben. Alles Gestein ist weisser Marmor, dem das Alter freilich graue Färbung verleiht; doch ist man beständig bemüht, möglichst zu reinigen; daher kommen die Gerüste nie vom Dome hinweg und seine Farbe ist nie eine gleichförmige.

Wir sahen alles Sehenswerthe, was im Dominnern gezeigt wird, und stiegen dann zum Dache und Thurme empor, diese Welt von Säulen und Säulchen, Rosetten, Reliefs, und überhaupt die Entfaltung neugothischer Architectur zur höchsten Blüthenstaffel zu bewundern. Dann aber forderte auch die Aussicht ihren Theil unserer Bewunderung.

So ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, auf hoch erhabenem Standpunkte, liegt diese zu unseren Füssen rund herum ausgebreitet mit der reichen Anzahl ihrer Kirchen und Paläste, mit ihren weit ausgreifenden Vorstädten und der rundum mit Alleen geschmückten Umwallung. Nordwestlich ragt das Zwing-Mailand, das Castell, über seine festen Bastionen und dahinter breitet sich der grosse Exercirplatz, Piazza d'Armi, aus, den das stolze Friedensthor abschliesst, zur Seite die Arena. Nach derselben Richtung hin entragen der weiten Ebene, die im ungeheuern Umkreise Mailand [illegible]gert, die mächtigsten Höhen der Schweizer- und mehr nordwärts der Tiroler Alpen, und begrenzen mit ihren himmelanstrebenden Riesenhäuptern den Horizont. Unter diesen sind die cottischen, grajischen und penninischen Alpenberge des Monte Viso, Monte Cenisio, der Monte Bianco (Montblanc), Monte Rosa, Monte Melone, der grosse Sanct Bernhard, der Monte Cervino und der Monte Fee die höchsten; dann beginnt in der Richtung des Lago maggiore eine prachtvolle Gebirgs- und Gletscherwelt mit den Gipfeln des Fletschhorn, des Dietschhorn, des Simplon, der Jungfrau, des Finsterarhorn, des Schreckhorn, emporzuragen, denen sich, immer von der Linken zur Rechten, die Hochgipfel des St. Gotthard, des Splügen und noch einer ganzen Reihe italienisch benannter Berghäupter, dann die Orteles-Spitze u. a., anreihen. Diese Alpenkette nimmt weit über den Umfang des halben Horizontes ein, während nach Süden die ferne Apenninenkette wie sanfte Hügel nur ein Drittel der Zenithhälfte umfasst.

Unser gütiger Prinz kaufte jedem von uns zum Andenken im Dome selbst noch eine Broncemedaille, deren Avers das Brustbild des Gründers zeigt, mit der Inschrift: JOAN. GALEATIVS VICEDOM. A FVNDAMENTIS INCHOAVIT AN: M. CCCLXXXVI., während der Revers das mächtige Gebäude selbst darstellt, darüber TEMPLVM MAXIMVM MEDIOLANI, und im Abschnitt darunter den Namen des Künstlers: FRAN. BROGGI FECE.

Nach einem kurzen Frühstücke im Kaffee Mazza besuchten wir die berühmte Brera, den Sitz der Academie der Wissenschaften und Künste mit ihren reichen und herrlichen Sammlungen, an Antiken, Gemälden, Handzeichnungen, Handschriften, Büchern und so weiter. Es würde vermessen sein, nur andeutend in Schilderungen von Einzelnheiten dieser Fülle von Kunstschätzen einzugehen, wie es schon vermessen ist, in flüchtiger Ueberschau durch alle Zimmer binnen einigen Stunden zu wandeln. Schon der Hof mit seinen Hallen empfängt uns als bedeutendes Werk der Architectur obgleich in dem späteren Jesuitenstyl, und dem entsprechen die Doppeltreppe, die Portiken und die ganze Anlage des herrlichen Gebäudes. Die Gemäldezimmer enthalten Werke fast aller berühmten Maler Italiens und auch mehrerer Ausländer. Deutschland aber ist kaum durch das Bild eines unbekannten niederrheinischen Meisters vertreten.

Von den Malern der italienischen Schule war es neben den allbekannten der in Deutschland minder bekannte Bernardino Luini, ein Schüler des Leonardo da Vinci, welcher die Aufmerksamkeit und Bewunderung meiner Reisegefährten vielfach durch Fresken, wie durch Oelbilder auf sich lenkte und dessen sorglich erhaltene Gemälde mit besonderer Vorliebe aufgesucht wurden. Seine Bilder sind voll seelenvoller Milde und gottseliger Frömmigkeit, in der ihn nur Fra Bartolomeo Fiesole übertrifft. Es giebt von diesen Meistern Bilder, deren erhabene Schönheit gleich überwältigend auf den Kenner, wie auf den Laien einwirkt, und diese sind meiner Meinung nach immer die besten. Zu ihnen gehört die Skizze des Christuskopfes von Leonardo da Vinci zu dessen Abendmahlbilde, die wir lange vergebens suchten und endlich in einem Saale mit neuen Bildern, bei Medaillons und anderen Ueberflussigkeiten aufgehängt fanden. Die Hoheit, Milde und Göttlichkeit in dieser einfachen Skizze übertrifft Alles und verlöschte alsbald aus meinem Gedächtniss ganze Reihen hier gesehener Bilder, unter denen sich keine von Fiesole befinden.

In der später zu erwähnenden Biblioteca Ambrosiana befindet sich eine ältere sehr gute al Fresko-Copie des berühmten Abendmahles in gleicher Grösse des Originales, doch äusserst geschädigt.

Rasch flogen unter der Anschau so vieles Schönen die Stunden hin.

Gegen Abend gab uns Prinz Gustav beim Grand Restaurant im Jardin Canetta ein Souper. Das Haus stösst unmittelbar an den Acaziengarten der Restauration Cova und liegt in der Nähe der berühmten Scala. Leider gab man zur Zeit in diesem, einem der grössten Theater der Welt, mindestens Europa's, keine Vorstellungen; um aber doch Theater in Mailand zu sehen, begaben wir uns in das Theater alla Canobbiana, wo La Favorita, Oper von Donizetti, gegeben wurde. Der Operdarstellung folgte die erste Hälfte eines Ballets: Enrico de Cinq-Mars. Das Auditorium ist hell beleuchtet, geräumig und schön, die Musik gut. Die Decorationseinrichtung weicht von der deutschen ab. Bei uns beschränkt sich der sogenannte Mantel auf die beiderseitig nächsten Coulissenwände hinter dem Vorhange; hier aber erstreckte diese stereotype Behangmalerei sich auf 3 Coulissen, und nur 1 oder 2 Coulissen bilden mit dem Prospekt die eigentliche Decoration. Dies spart zwar bedeutend an den Kosten der Theatermalerei, ist aber unschön. Die Wände der Bühne müssen dem Prospekt ganz, nicht nur theilweis entsprechen.

Der nächste Morgen führte uns hinaus vor die Stadt, über das Foro nach dem Exercirplatz, dahin die Prinzen sich zu Pferde begaben, und wo unser Prinz, trotz des Incognito's, mit militärischen Ehren begrüsst wurde. Einige Infanterie-Divisionen der Besatzung exercirten mit fliegenden Batterieen im Feuer, und der fortdauernde Kanonendonner, der die Luft erschütterte, suchte sich ringsum sein Echo.

Es fehlte nicht an zahlreichen Zuschauern dieses militärischen Schauspieles, das von der geböschten Anhöhe des Castellwalles sich gut überblicken liess, und fehlte auch nicht an mancherlei Aeusserungen. Ein unbeschäftigter Militair tadelte gegen einige ihm nahe stehende Kameraden laut die taktischen Fehler, die seiner Meinung nach einer der Befehlshaber beging. Ein gemeiner Soldat, mit dem ich Gespräch anknüpfte, ergoss sich in laute Klagen über das Unglück des Soldaten, der in Mailand garnisonirt sei. „Wir sind hier wie Sklaven und werden Hunden gleich geachtet von diesen gottverdammten Wälschen!“ sagte er. „Wenn sie uns Alle vergiften könnten, so thäten sie's gern.“ In der That ist der Nationalhass hier auf eine gefährliche Spitze getrieben. Wir hörten an einem andern Orte die Aeusserung, dass, wenn irgend ein siegreicher Aufstand wieder losbreche, kein österreichischer Officier mit dem Leben davonkommen werde. Indessen werden bei einem solchen Falle Officiere wie Gemeine ihr Leben nichts weniger als wohlfeil geben, und da die Erbitterung eine gegenseitige und fortwährend genährte ist, die Bevölkerung aber völlig entwaffnet, die Stadt dem Kanonenfeuer der Citadelle völlig preisgegeben, so dürfte ein glücklicher Erfolg von Seiten der Mazzinistischen Aufwieglerrotten äusserst zu bezweifeln sein, wie viel immer guter Wille und Elemente, den Aufruhr zu begünstigen, in Mailand vorhanden sein mögen. Die wälschen bleichen Gesichter, die blitzenden Augen, die dunkeln Bärte erscheinen vielfach drohend, die *Facies democratica* trägt sich tagtäglich in tausend und tausend Individuen zur Schau. Die Luft ist gewitterschwül, der Boden vulkanisch. Das Militair zeigt sich äusserst zurückhaltend, meidet gewisse Häuser und Gesellschaftskreise ganz, und der Soldat auf Urlaub trägt, so lange letzterer dauert, Civilkleidung. Es ist nicht zu leugnen, dass ein derartiger Zustand wenig Behagliches hat. — Während wir den Uebungen der Truppen zuschauten, riss ein Angehöriger des jungen Italien einem unserer Maler die goldene Uhr sammt Kette aus der Westentasche; der Eigenthümer packte den kleinen Industrieritter am Kragen und entriss ihm die Uhr wieder, — in diesem Augenblicke schob sich ein ganzer Haufe Jungen so zwischen Beide, dass jener, der ohnehin bestürzt und erschrocken stand, den Taschendieb fahren lassen musste, — der auf flüchtigen Sohlen enteilte, während die kleine Rotte lachend zerstiebte. Ich büsste die Schaulust dieses Tages nur mit dem Verluste eines seidenen Taschentuches.

Herrlicher noch als am gestrigen Morgen zeigte sich am heutigen die Schweizer-Alpenkette hinsichtlich ihrer Beleuchtung. Der Monte-Rosa, in dessen Natur und nähere Einzelnheiten ich mich kurz vor dem Antritte dieser Reise aus dem trefflichen Werke der Brüder Schlagintweit näher belehrt hatte, stand wie eine vom inneren Feuer durchsichtig glühende Masse wundersam schön vor Augen, eine wahrhaft brennende Rose.

Nachdem wir uns an den militärischen Evolutionen ziemlich satt gesehen, schlugen die beiden Maler und ich den Weg nach der Kirche Santa Maria delle Gracie ein. Gleich im Aeusseren dieses Gotteshauses tritt uns der in der Lombardei so häufig in Anwendung gebrachte eigenthümliche Styl entgegen, der sich in Backsteinbauten mit meist breiten Façaden und einer Verschmelzung des Romanischen mit dem Gothischen kund giebt, oft mit sehr geschmackvollen Motiven architectonischer Zierathen geschmückt, oft in grossen, schmucklosen Flächen das Auge verletzt. Im Allgemeinen finden sich in der Lombardei zahlreiche und bewunderungswerthe Bauten aus Backstein; die Nothwendigkeit nöthigte dieses Material auf, denn die ungeheure Fläche des Landes bietet der Steinbrüche wenige, und der Marmor der Gebirge kann nur mit grossen Kosten herbeigeschafft werden.

Santa Maria delle Gracie ist ein Klostergebäude in der Nähe der Porta Vercellina, zum Theil von Bramonte erbaut. In der Kirche finden sich mehrere gute Gemälde, in der Sacristei zwei Fresken von Luini. Im ehemaligen Refectorium dieses Klosters befindet sich das weltberühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci gegenüber einem Freskobilde von Donato Montoriano, gruppenreiche Kreuzigung, und mittelmässig.

Möchte doch sich Niemand durch die Reisehandbücher irren lassen, welche fast übereinstimmend behaupten, das berühmte Abendmahl habe so sehr gelitten, sei bis zur Unkenntlichkeit beschädigt. Es tritt in voller alter Schönheit und Herrlichkeit vor Augen, ungleich frischer, wie die verblasste Copie in der Ambrosiana, es ist verjüngt durch einen Zauber, — nicht etwa retouchirt, oder, wie früher geschehen, übermalt, diess wäre ein arger Frevel, — nein, die Zauberkunst heisst Chemie. Durch vorsichtige Anwendung chemischer Mittel hat man in neuester Zeit verstanden die Reste alter Uebermalung zu entfernen und die alten Farben, die noch in dem Mauerkalke schlummerten, wieder zu erwecken und zu beleben, und so ist ein hochwerthvoller Schatz gerettet, und den Freunden der Kunst ein hoher und reiner Genuss auf's Neue und hoffentlich auf lange Zeit hinaus vergönnt. Die Künstler werden nicht müde, in allen anwendbaren Maassstäben das Abendmahl zu copiren, und die zu hoher Stufe gelangte Kunst der Photographie spiegelt es im verjüngten Maassstabe mit aller Treue ab.

Ausser der schon erwähnten grossen alten und sehr geschädigten Fresko-Copie des Abendmahles in der Ambrosiana giebt es deren noch mehrere, wie auch in italienischen und selbst in deutschen Gallerieen Entwürfe einzelner Köpfe dieses Abendmahles. Es ist an diesem Bilde Alles erhaben und gewaltig, und es gewährt dem Gemüthe des Fremden eine wundersame Befriedigung, ein so laut gepriesenes Gemälde eines der grössten Meister, das einen der bedeutungsvollsten Momente der heiligen Geschichte darstellt, plötzlich mit eigenen Augen im klaren Lichte vor sich zu sehen. Und zumal nun jetzt in seiner schönen Wiedererstehung! Mich durchrieselte still jene Wonne, die der erste Anblick Jerusalems oder des heiligen Grabes im Gemüthe gläubiger Christenpilger weckt.

Es giebt Bilder, die der Beschauer durch nichts besser, als durch tiefes Empfinden und durch Schweigen ehren kann; jede kunstkennerische Redeseligkeit mit ihrem verbrauchten Phrasenkrame heisst solche Gemälde entwürdigen.

Unsere Wanderung durch die Strassen Mailands weiter fortsetzend, gelangten wir bald auf einen freien, ziemlich öden Platz, auf welchem sich uns der würdige Backsteinbau der Kirche San Ambrogio vor Augen stellte. Dieses Gotteshaus wurde bereits im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung begründet, im neunten Jahrhunderte vollendet, und zeigt eine Fülle von Resten altestchristlicher vorbyzantinischer und byzantinischer Kunst, ohne noch spätere auszuschliessen. Eine Art Campo Santo vor dem Eingange bewahrt an den Wänden der Einfassungsmauer zahlreiche Grabsteine und Votivtafeln aus dem ersten christlichen Jahrhundert auf, und am Eingange der Kirche erblickt man fast eine Musterkarte reizend schön in Stein gehauener Ornamente romanischen Kunststyls. Vielen Verstorbenen wurden ausser- und innerhalb der Kirche Denkmäler geweiht, in allen nur üblichen Formen, von der einfachen Schrifttafel mit Initialbuchstaben im Lapidarstyl, von der Contur der Leibesgestalt, vom Geschlechtswappen bis zum Sarkophage und von diesem bis zur prachtvollen Tumba und dem kunst- und figurenreichen Kenotaph. Wunderbar schöne farbige Mosaiken auf Goldgrund, älter als die in San Marco zu Venedig, zum Theil stark restaurirt, schmücken die Gewölbekuppeln über dem hohen Chor und bewahren den starren Typus streng vorgeschriebener altkirchlicher Kunstformen. Werthvolle Fresko- und Oelgemälde der späteren Kunstepochen sind in die Kapellen vertheilt, unter denen ein Fresko-Eccehomo von Bernardino Luini, das zur Seite des Hochaltares unter Glas aufbewahrt wird, vorzüglicher Beachtung werth ist. Die Schnitzerei der Chorgestühle, Betpulte und Bücherschreine ist überreich und gehört in die spät gothische Zeit, aus der auch die riesigen Missalen stammen, deren prachtvolle Miniaturen- und Initialenfülle Zeugniss von der frömmsten Ausdauer der Künstler giebt. Es ist in allen die gleiche Meisterschaft, aber auch der gleiche späthe Styl. Ich verwunderte mich kaum, dass meine Frage, ob nicht Manuscripte mit Miniaturen aus der frühesten Zeit, etwa vom 9. bis 10. Jahrhundert, vorhanden seien, verneint wurde. Jedenfalls waren ihrer vorhanden, aber die Zerstörung unter Friedrich I. hat sie vernichtet. Diese Kirche war es, in welcher erst die lombardischen Könige und dann später die deutschen Kaiser sich mit der eisernen Krone krönen liessen, welche dann, als Friedrich Barbarossa Mailand eingenommen hatte, nach Monza gelangte, wo sie sich noch befindet und wo wir dieselbe sahen. In dieser Kirche auch ruhten die Leichname der heiligen drei Könige, die jetzt der Kölner Dom umschliesst.

Ausserhalb der Kirche San Ambrogio steht einsam, hoch, alt, grau, verwittert, eine starke, römische Säule, deren Zweck man nicht erräth, — ob sie ein Ueberrest des Bachustempels, oder römischer Bäder, aus dessen Trümmern der erste Grund zu diesem christlichen Tempelbau gelegt wurde, oder wie es sonst kam, dass die Alles umwandelnde Zeit just diese eine Säule verschonte, habe ich nicht erfahren.

Meine jungen Gefährten hatten Lust, noch mehr Kirchen zu durchwandern, ich aber war gesättigt vom Genusse des an diesem Tage erschauten Schönen und Erhabenen alter Zeit und alter Kunst und überliess gern der rascheren Jugend die weitere Bilderjagd. Wir verabredeten Zeit und Stunde unseres Wiederzusammentreffens und ich schlenderte gemachsam durch die Strassen, mir deren Leben und Volkstreiben anzusehen.

Einer Menge Buden vorüber, in denen aller mögliche Tandel- und Kurzwaarenkram, theils alt, theils neu, offen ausgelegt war, führte mich mein Weg. Es waren auch Stände mit Brochuren und Flugschriften aller Art darunter, doch spähete mein Auge vergebens nach eigentlichen Volksbüchern; moralische Betrachtungen, Erzählungen und Legenden bildeten den Hauptinhalt. Deutsches fand sich gar nicht. Dasselbe ist aber auch in den eigentlichen Buchhandlungen Mailands, die zwei deutschen der Herren Meiners, (Corso Francesco) und **Langner** (Galleria-de Christoforis) ausgenommen, der Fall, was in einer Stadt wie Mailand, wo eine so zahlreiche deutsche Bevölkerung lebt, wohl auffallen darf.

Die Strassen Mailands sind, je mehr sie sich nach dem Centrum, dem Domplatze, drängen, äusserst belebt und erinnern dadurch an die zu Paris und Brussel.

Der Fremde entgeht nicht mannichfachen Anerbietungen aufdringlicher Lungerer zum Herumführen und Zurechtweisen in den vielfach sich kreuzenden Strassen, die indess nach Umständen ein höfliches *Grazia!* oder ein entschiedenes *tacè!* leicht abwehrt. Die bessere Klasse der Einwohnerschaft giebt gern und willig Auskunft über die Richtung der Strassen oder nach Gebäuden, die man aufsucht, und so bedarf man im Allgemeinen keines Lohnbedienten.

Da wir nicht fern vom Dome wohnten, so genügte es, in Zweifelfällen, welche Strasse einzuschlagen sei, nach diesem zu fragen.

In der Nähe des Domes sind die bedeutendsten Kaufläden. Er selbst, als grandioser Mittelpunkt, als Krone Mailands, zieht immer auf's Neue an und vermag stundenlang zu fesseln. Es war ein Deutscher, **Heinrich Arler von Gemünd**, der den gewaltigen Bau 1386 entwarf und begann, und sicher lag es nicht an ihm, dass die spätere Zeit den Dom als ein wunderliches Gemisch verschiedener Baustyle mit manchem Unschönen und Unzweckmässigen versah und vollendete, und in ihnen die Elemente nordischer und lombardischer Gothik, wie die späteren der Renaissance wunderlich mischte. Noch heute wird an der Dachung und den zahllosen Pfeilerspitzen modern gothisch fortgekünstelt, und dennoch erfreut das grosse Ganze als ein Gebäude, dem in der Welt kein zweites vergleichbar ist. Wen die Architectur nicht voll befriedigt, zumal die breite, von Pellegrini geschaffene Façade, der erfreue sich an den unzählbaren, unübersehbaren Sculpturen, Statuen, Statuetten, Reliefs, wie an den Broncegüssen im Innern der Cathedrale, und wende vornehmlich denen antheilnahmevolle Betrachtung zu, die seiner künstlerischen Fasslichkeit am Meisten zusagen. Schön und anziehend sind auch die Glasmalereien im Dome, deren Anfertigung in die spätere Blüthezeit dieser Kunst fällt. Hier, wie in anderen Kirchen Italiens, war man minder säumig, wie in Deutschland, Altes, unwiederbringlich Verlorenes durch Neues so gut als möglich zu ersetzen, und die Barbarei weisser Scheiben unmittelbar neben bunten in einem und demselben Fenster zu vermeiden. Wer aber sich dem Genusse hingeben will, die Kunst alter Meister in Fresken, Tempera- und Oelbildern zu studiren, der meide das die Augen anstrengende allzulange Betrachten der Glasgemälde, deren Farbengluth das Auge und den Sinn des Gesichts langnachhaltig beherrscht und für jene ganz anderen milden und düstern Töne völlig abstumpft. Touristen gewöhnlichen Schlages lassen auch den sogenannten Domschatz sich zeigen; man erblickt da zumeist allerlei massenhafte geschmacklose Geräthe von edlem Metall, aus später Zeit, nicht werth der Zeit und des Trinkgeldes, die bei solcher Befriedigung planloser Neugier verloren gehen.

Um den umfangreichen Dom zu umwandeln, reichen kaum 600 Schritte. Leider dient jeder Winkel, den die starken Strebepfeiler der Aussenseiten des Langhauses bilden, zu einem Pissoir. Schon Goethe sagt über diese Untugend in seiner Italienischen Reise in einem Briefe aus Verona: dass Vorhöfe und Säulengänge überall mit Unrath besudelt seien, und dass diess ganz natürlich zugehe. Allerdings, ausserordentlich natürlich! „Das Volk,“ sagt Goethe, „fühlt sich immer vor. — An öffentlichen Gebäuden lässt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.“ Daher auch im Treppenhause zu Dach und Thurm des Domes empor, wie im Campanile zu Venedig und anderen Thürmen, von Absatz zu Absatz, das an die Wände angeschriebene, in mannichfaltiger Redewendung stets wiederholte Verbot, in diesen Winkeln keinem dringenden und tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen.

Längs neben dem Dome am nach demselben benannten Corso halten allerlei Kleinhändler, und unter andern auch Vogelverkäufer, feil. Auch bei denen zeigt sich eine tiefe Schattenseite des Volkscharakters; fast alle diese armen gefangenen Sänger sind geblendet, sind blind, weil sie geblendet schöner singen, und sie gewähren, trotz der Munterkeit mancher derselben, einen traurigen Anblick, der mich an ein Paar Strophen eines Gedichtes in meinen „Stubenvögeln“ erinnerte.

Der Teufel hat noch ein Kunststück erdacht,
Das haben die Menschen ihm nachgemacht.
Sie stechen dem Sänger die Augen aus,
Da sieht er nicht mehr sein Kerkerhaus.

Da wird nun heller sein innerer Blick,
Da träumt er von Liebe, von Freiheitglück,
Da singt er mit wonnesamem Schlag
Vom verlorenen Glück und vom innern Tag. —

und es war mir, als hörte ich das Seufzen der Kreatur über der Menschen unerhörte Grausamkeit, dem ich in demselben Buche ebenfalls Worte gegeben im

Lied eines geblendeten Sprossers.

Warum habt ihr mich geblendet?
Warum mir das Licht entwendet?
Ach das Licht, das holde Licht!

Allen Wesen ist's gesendet,
Nur dem blinden Sänger nicht,
Ist den Glücklichen gespendet,
Nur dem blinden Sänger nicht.
Wenn nun mein Gesang nicht endet,
Ist's nur Rufen nach dem Licht.
Mag euch, die ihr mich geschändet,
Gott verzeih'n, — ich kann es nicht.
Frevler, die mich so gepfändet,
Euch zum Fluche sei das Licht!

Die zahlreich zum Verkauf mit ausstehenden, nicht singenden, niedlichen Zwergeulen bleiben ungeblendet und ergötzen als Stubenvögel in gesonderten Käfigen durch ihre Munterkeit und seltsame Gebehrden. Sie sehen äusserst nett aus und halten sich auch im Käfige sehr reinlich.

Deutet dieser ständige, tägliche Vogelmarkt sonach auf die Vorliebe der Bevölkerung für Sing- und Stubenvögel hin, so ist andererseits die Neigung, diese armen Geschöpfe zu verspeisen, in derselben Bevölkerung noch vorherrschender. Ich sah zahllose Bündel todter Rothkehlchen, Zeisige, Grasmücken, Stieglitze u. s. w., welche in die Küchen wandern, der auch bei uns beliebten Schneissvögel nicht zu gedenken. Der Italiener schätzt die Nachtigall gebraten eben so hoch, wie wir die Lerchen, und viele dieser, uns so werthen, sorglich im Freien gehegten Sänger, die uns in Lenzestagen mit ihrem wonnigen Gesange erfreuten, kehren bloss desshalb nicht zurück, weil sie ihr Grab im Magen eines Wälschen gefunden haben. —

Gegen Abend machte ich in Gesellschaft unserer Künstler eine Fahrt über den Corso, bis zur Porta Orientale, am Giardino publico vorüber; letzterer ist eine grosse Esplanade und beliebter Spatzierort, zumal wenn, wie im Sommer an

Sonntags-Nachmittagen oder Abends der Fall ist, Concertmusik im Freien dort Statt findet. Wir liessen an dem erwähnten Thore links lenken, durchfuhren die schöne und breite Allee der äusseren Umwallung Mailands (Circonvallatione) und sahen zwischen den Bäumen hindurch zur Rechten wieder einzelne Gipfel des Hochgebirges im Strahle der Abendsonne erglühen. Ueber das Bahnhofgebiet, an der Porta Nuova und der Porta Comasina vorüber, lenkte sich unser Gespann dem Arco della Pace zu. Wir stiegen ab, um dieses schöne Werk, das Napoleon I. 1804 begann, zu bewundern. Der Friedensbogen, auch Arco del Sempione (Simplonbogen) genannt, schliesst die Simplonstrasse ab, und wurde erst 1838 vom Kaiser Franz vollendet. Er ist in allen Reisehandbüchern geschildert. Wir kletterten auf der sehr engen Treppe zur Plattform empor; der Baumeister hätte sie wohl etwas weiter und bequemer machen können, da es nicht an Raume gebricht; so viel ich mich entsinne, ist die Treppe innerhalb der Vendômesäule breiter und bequemer. Droben kriecht man unter den Füssen der sechs Pferde hinweg, um sich nach allen Seiten umzusehen. Der Monte Rosa stand wieder in aller Pracht da, wie ein Wunderberg mythischer Sage. Der Blick schweift weit über die Ebene hin; er kann die Eisenbahn über Monza bis an die Vorberge verfolgen, hinter denen Como sich birgt. Die Sonne hüllte sich in einen Gluthmantel flammender Abendwolken, und die Apenninen bargen sich in Duftschleiern.

Ganz nahe dem Friedensbogen stellt sich die ebenfalls von Napoleon I. angelegte Arena dar, die einen Circus, eine Art Hippodrom, bildet; es ist freilich keine Arena mit Stein-, sondern nur mit Rasensitzen, und der innere flache Raum gewährt das Bild einer recht schönen grünen Wiese.

Wir fuhren befriedigt quer über den grossen Exercirplatz, erst an der Arena, dann am Castell vorüber und waren zu recht früher Tageszeit wieder in unserem Gasthause, wo an diesem Abend unser Prinz seinen Herrn Vetter bewirthete. Nach dem Souper wurde wieder in das Theater alla Canobbiana gefahren, um einer Probe von La Sirena beizuwohnen.

Nach so manchem schönen und anregenden Genusse des abermals verlebten Tages, und da ich Sirenen nicht in Mailand, sondern eher in Venedig zu finden vermeinte, konnte mir diese Theaterprobe keinen Genuss mehr gewähren, sie ermüdete mich vielmehr, und ich ging, da meine Begleiter gern noch bleiben wollten, ganz allein nach Hause durch die herrlichste Mondscheinnacht.

Ich sah mir nun auch in dieser wundersamen Beleuchtung den Dom an; wie Eiskrystalle starren die weissen Zacken und Spitzen phantastisch in die Luft empor; Bildsäulen werfen tiefe Schatten auf die Marmorwände. Der Eindruck ist unbeschreiblich mächtig.

Hier lässt sich phantastisch träumen, aber dazu gehören Jugend und Jugendliebe, wo möglich platonische.

Es war gegen Mitternacht und Milano schlief. Sehr wenige Menschen begegneten mir, und nur männliche Menschen. Milano ist eine höchst sittsame Stadt, mit trefflicher Sittenpolizei. Kein weibliches Wesen darf sich ohne männliche Begleitung nach 10 Uhr auf den Strassen blicken lassen. Wagt es dennoch ein solches aus irgend welchen Beweggründen, und wird betroffen, so muss es die Nacht auf der Polizeiwache zubringen. Tritt ein Wiederbetretungsfall ein, so wird die Berührung mit der Polizei sehr fühlbar unangenehm.

Der nächste, abermals sehr schöne Tag führte uns in die Ambrosiana, eine der berühmtesten Bibliotheken Italiens, begründet von Fernando Borromeo und verbunden mit höchst bedeutenden Gemälde- und anderen Sammlungen. Auch hier wird mir die Beschreibung um so lieber erlassen werden, als mit solcher viele Seiten gefüllt werden könnten. Bei Besichtigungen von Bibliotheken muss sich ohnehin der Fremde, wenn er nicht Sonderinteressen verfolgt, auf die sogenannten Paradepferde beschränken, deren Zahl nun aber in dieser überaus reichen Bibliothek so gross ist, dass auch hier allen nur flüchtige Blicke vergönnt werden können. Wenn der Miniaturenkenner und Freund hierher kommt und die mit solchen geschmückten kolossalen Werke sieht, von denen man immer noch den Verlust eines Bandes, den die Franzosen verschleppt haben, bitter beklagt, wenn der Autographensammler die Briefe von Tasso, Petrarka, Galilei, der Lucrezia Borgia u. A. erblickt, den mit Anmerkungen von Petrarka versehenen Virgil, die architectonischen Zeichnungen mit eigenhändiger Beschreibung von Leonardo da Vinci, da regen sich ganz eigene Gefühle, über die vielleicht Mancher spotten kann, allein sie sind dennoch gerechtfertigt. Der gebildete Mann muss ausser seiner Familie und seinem Berufe, beide mag er mit Treue lieben und ihnen leben, noch etwas haben, das ihn den Alltagskreisen der Tabagieen und Kannegiesserklubbs entrückt, ihn in reine Sphären hebt, und das ist die Neigung für edle Künste und Kunstwerke der Vorzeit, für Nachgelassenes aus den Händen berühmter Menschen, für eine Lieblingswissenschaft, ein Lieblingsstudium, sei es zuletzt welches es wolle, wenn es ihn nur anregt und geistig fördert. Das verleiht und bewahrt zugleich geistige Frische und Jugendlichkeit, hilft Leib und Seele zusammenhalten, während der Stockphilister und starre Pedant frühzeitig ergraut, Leib und Beine ihm schmächtig werden und er schnell zum frühen Greise heranreift.

Während meine Gefährten den Gemäldezimmern zueilten, liess ich mich willig von einer reichen, unter Glas gebrachten Sammlung alter und ältester Kupferstiche fesseln, und sah hier manches früher noch nie gesehene, hochseltene Blatt. Nur war nicht Alles mit gutem Geschmack zusammengestellt. Es bleibt immer ungereimt, Blätter von Meister E. S. oder von Martin Schongauer Rembrandblättern innerhalb eines grossen Rahmens zuzugesellen.

Unter den zahlreichen Blättern der älteren Stecher spähte ich nach Niellen, fand aber nur ein einziges kleines Rund mit der Aufschrift: Prova di Niello, also selbst hier dergleichen Blättchen höchst selten.

Sehr bedeutend ist die Sammlung der Handzeichnungen, von den kleinsten, selbst karrikaturenhaften flüchtigen Skizzen Leonardo's da Vinci und anderer seiner Zeitgenossen bis zu den riesigen Cartons der grössten Meister, wie der zu

Rafael's „Schule von Athen." Auch von unserem Albrecht Dürer sind mehrere treffliche und unverkennbar ächte Handzeichnungen vorhanden. —

Ich machte hierauf einige antiquarische Streifzüge und besuchte die Kunsthandlungen von Artaria, Vollardi und Bossi, zunächst um einige Bildblätter, zur Erinnerung theils an Mailand, theils an den Comersee, zu kaufen. Man hat von der Villa Carlotta selbst einige Ansichten, die jedoch alle zu wünschen übrig lassen. Besonders haben Zeichner und Coloristen nicht verstanden, das Gebirge richtig zu characterisiren, und ebensowenig den Palast inmitten seiner Gartenpracht. Ein farbiges Panoramabild der Tremezzina war schlecht und unnatürlich colorirt, und dabei sündhaft theuer. Ich entnahm ein bei Ferd. Artaria et Fils erschienenes, nicht colorirtes Panorama de la Tremezzina, dieser reizendsten Partie des Comersee's, auf welchem sich Alles in harmonischer Uebereinstimmung und malerischer Auffassung darstellt und für das der gezahlte Preis von 2 fl. 12 Kreuzer rhein. nicht zu hoch ist. Der Hoffnung, alte Holzschnitte oder Kupferstiche billig zu erwerben, musste völlig entsagt werden. Es fehlt bei den Händlern nicht an guten und ächten Sachen dieser Art, namentlich enthalten die Mappen des Herrn Bossi am Domplatze treffliche Auswahl, allein es ist Alles fabelhaft theuer, den Preisen gegenüber, die selbst in Deutschland als hohe gelten. Dabei ist die Mehrzahl dieser Bilderhändler so gütig, in jedem Fremden, der nach Blättern älterer Stecher fragt, einen Einfaltspinsel vorauszusetzen, der die massenweise vorkommenden Nachstiche der Werke Albrecht Dürer's von Mark Anton sich für Originale aufheften lässt. „Alberto Duro, Originale," — das ist die Glaubensformel für die wälschen Prellaten. Beim sehr beliebten „Alberto Duro" wird stets gleich nach Napoleons gefordert, das ist das kürzeste. Es lässt sich hier recht gut das Goethesche Wort parodiren:

Der wälsche Mann kann keinen Deutschen leiden,
Doch ihren „Duro" schätzt er hoch.

In Venedig ist es mit diesem Kunstzweige ebenso, und wer billig kaufen wollte, müsste lange dort verweilen und Zeit und Neigung haben, die Winkel zu durchkriechen.

Da unser Prinz mit den anderen beiden Gefährten einen in Mailand lebenden französischen Maler besuchen wollte, so setzte ich mich wieder in einen Wagen und fuhr abermals über den Corso Francesco zur Porta Orientale, liess dort rechts wenden und besah mir Mailand auch von dieser äusseren Seite nach östlicher und südlicher Richtung. Eine solche Fahrt ist sehr angenehm, die Mehrzahl der Hauptgebäude trat in ihren mannichfaltigen Formen, zumal Kirchen und Thürme, in steter wechselnder Aufeinanderfolge hervor, man schaut, man geniesst mit offenen Sinnen, in sich beruhigt, und fühlt sich, wenn auch oft wehmüthig einsam, doch auch wieder frei und behaglich in der weiten fremden Welt. An der Porta Jose, der Porta Romana, der Porta Vizentina und Ludovica vorüber bis zur Porta Ticinese führte mich mein, zugleich als willfähriger Cicerone dienender, Wagenlenker, und wie viele mächtige Bauten, Tempel und Paläste dem Blicke sich zeigten, immer war es des Domes erhabene ciselirte, durchbrochene Masse, die herrschend über alles Uebrige sich emporgipfelte und ihre zahllosen Marmorthürme mit dem Purpur des Abendhimmels umkleidete.

Die Natur begann dagegen sich mit den Goldfarben des Herbstes bereits auch hier zu schmücken und die Pracht der Gärten, die längs der Umwallung rings um die Stadt sich ziehen, war im Abblühen.

Der sich neigende Abend liess mich meine Umfahrt an der Porta Ticinese beenden; durch wohlangelegte breite, volkbelebte Strassen kam ich vorüber an der Kirche San Lorenzo, der ältesten Mailands, einer Rotunde, von welcher aus ein Portikus freistehender mächtiger, korinthischer Säulen als Vorhalle in die Strasse tritt. Dieselben sind, wie der ursprüngliche Bau der Kirche San Lorenzo selbst, Reste römischer Bäder aus der Zeit der Kaiser Diocletian und Maximinian, welche im grossartigsten Style angelegt waren. Muthmasslich ist auch jene Einzelsäule neben San Ambrogio gleichzeitigen Ursprunges mit dieser antiken Colonnade.

Den Abend verbrachten wir, die beiden Maler und ich, in gemüthlicher Ruhe mit Zitherspiel und Unterhaltung über das Gesehene.

VI.

Certosa di Pavia. Fahrt nach Verona und Venedig.

Der zwölfte October sollte uns einen neuen und schönen Genuss bringen, einen Ausflug nach der berühmten Certosa (Carthause) di Pavia.

Wir Drei fuhren in Begleitung eines Lohndieners Morgens um 9 Uhr ab, während die beiden Prinzen in Gesellschaft mehrerer Officiers von der Besatzung Mailands später nachzufolgen beabsichtigten, — und hatten nun volle Gelegenheit, am reinen, frischen Morgen uns dem Naturgenuss hinzugeben; ein anmuthiger Contrast, gegenüber der steinernen Welt, in der wir uns nun mehrere Tage, nicht ohne manchen Genuss, aber auch nicht ohne manche Anstrengung, bewegt hatten.

Die gesegneten lombardischen Ländereien sind ausserordentlich gut gehegt und gepflegt, jedes Acker-, Klee- oder Wiesenstück ist sorglich abgegrenzt, die Wiesen werden systematisch bewässert und, statt bei uns zwei-, höchstens dreimal, fünf bis sechsmal im Jahre gemäht. Man baut viel Mais und Reis, Roggen kennt man kaum; auf unser kräftiges Schwarzbrod muss der deutsche Reisende schon von der Schweiz aus und auf lange verzichten. Das Maisbrod, das in der ganzen Lombardei die Stelle des Roggen- oder des Waizenbrodes ersetzt, ist weiss und zart, aber sehr trocken; man giebt dem gewöhnlichen Backwerk die Form eines aufgeplatzten Granatapfels, es hat harte Rinde und schmeckt kraftlos, weil man zum Teige zu wenig Salz fügt.

Der Weg war sehr gut, aber einförmig, an eine Aussicht nicht zu denken. Die Maulbeerpflanzungen, die hohen Weiden, Erlen, Ulmen, Rüstern, die rings umher das Land bedekken, vergönnen keinen Fernblick, und was könnte sich auch in der Ferne zeigen, als hie und da ein Oertchen, eine Kirche oder die Wellenlinien der Appenninen!

Unser Weg war nicht der gewöhnliche; er war der Abwechselung halber eingeschlagen worden, um dann auf der Hauptstrasse zurückzufahren.

Nach zweistündiger Fahrt langten wir an. In einem der Certosa nahen Gasthause zu den zwei Löwen nahmen wir ein Frühstück ein, bei dem ein Trio wälscher Virtuosen uns Musik machen musste. Das musikalische Terzett wurde auf zwei Guitarren und einer kleinen Mandore ausgeführt und war originell genug.

Die Certosa ist ein rings ummauertes, umfangreiches Kloster und seine Kirche ist in ihrer Art eine der schönsten Europa's. Der Bau begann 1396 unter der Leitung von Marco Campione, er erlitt im Laufe der Zeit wesentliche Umgestaltung; der edelste und reichste Renaissancestyl bemächtigte sich dieses Gotteshauses, gleichsam um ein Musterbild, ja das Ideal eines Geschmackes hinzustellen, der in keiner Weise unberechtigt ist, der aus Motiven römischer Kunst auferstand und von dieser Wiedererstehung seinen Namen lieh.

Die späteren Erneuerer verstande[illegible] mit Sinn und Geschmack den romanisch-lombardischen Styl, namentlich der oberen Theile des Baues, Kuppeln, Thürme, Rundbogenzier und Säulengallerieen auf das Glücklichste mit dem Style und Geschmacke ihrer Zeit zu einigen und zu verschmelzen, so dass Alles guten und befriedigenden Eindruck macht. Wenn ein

Beschauer im weiten Hofraume, in angemessener Entfernung von der Kirche, deren Bild in einem Verkleinerungsspiegel auffängt, so erblickt er einen Schmuckschrein, von reizender Kunstfülle. Man möchte sich eine solche Zimmerzierde wünschen, und die mit bunten, glattgeschliffenen oder figurirten Steinen geschmückte Façade, welche Ambrosio Borgognone begann, sich als Flügelthüre aufthun sehen, um wieder neue Pracht zu gewahren. Der untere Theil der Kirche ist Marmor, der obere, spätere, wie die Kuppel, die sich über vier Gallerieen erhebt, Backstein.

Am Grunde des Sockels beginnt bereits die Fülle und Ueberfülle der Arabesken-Reliefs und Bildsculpturen aus weissem Marmor, Imperatorenköpfe, mythologische Gruppen, z. B. Herkules als Kind in der Wiege die Schlangen zerdrückend, als ein nur 1 Quadratfuss im Durchmesser haltendes Relief. Dann wechseln am Sockel selbst Statuetten in Nischen und Reliefs, in den Pilastern sind ebenfalls Nischen mit Statuen angebracht: so gipfelt sich Alles empor, im Einklange mit dem edlen Säulenportale und den vier mächtigen unteren Fenstern. Die Anlage des Langhauses mit seinen drei Schiffen ist gothisch; an jeder Seite befinden sich, durch Thüren mit einander verbunden, 7 herrliche Kapellen.

Es kam ein Frater in der Cappa, dem schwarzen Chorrocke. Da ich erfahren hatte, es lebe ein Deutscher in dieser Carthause, so fragte ich nach demselben und bat, wenn es möglich, ihn uns sprechen zu lassen. Der Frater fragte bei dem Prior an. Dieser erschien in eigener Person, ein Mann von finsteren, strengen Zügen. Er gewährte meine Bitte, obschon, wie es schien, nicht eben gern. Der deutsche Carthäuser wurde nun herbeigerufen. Er erschien in der Ordenstracht, ganz weiss[illegible]uchkleid, mit hanfenem Strick umgürtet, mit Scapulir und zurückgeschlagener Kapuze; es war ein völlig kahlköpfiger, in sich zusammengedrückter, einundsiebenzigjähriger Greis, aber sehr wohlgenährt und munter, und derselbe wurde uns nun zum freundlichen Mitbegleiter.

Es schien ihn zu freuen und zu schmeicheln, dass deutsche Landsleute so weit herkamen, die von ihm wussten und nach ihm fragten. Er war gebürtig aus Freyburg am Treysam und erst sechs Jahre hier. Früher war er Mönch in Chartreuse in der Dauphiné gewesen, in der ältesten und ursprünglichen Carthause, denn aus Chartreuse entsprang dieses deutsche Wort, wie das italienische Certosa. Sein weltlicher Name war Michael Senn gewesen, sein Klostername ist Johannes Maria. Er war sehr mittheilsam und liess dabei auch eine verzeihliche Neugierde blicken, so nach dem Stande der politischen Begebenheiten in der Krimm, nach den Constellationen von Krieg oder Frieden. Wahrscheinlich gelangen keine Zeitungen in die Certosa di Pavia, und die Ordensregel wird sie kaum gestatten. Da hätte es in mancher Beziehung viel für sich, ein Carthäuser zu sein.

Der Gründer dieses reichen, in stiller Abgeschiedenheit, aber auf geschichtlich denkwürdigem Boden gelegenen Klosters war Johann Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, der auch Gründer des Domes von Mailand wurde. Kaiser Joseph II. hob die Certosa auf, später wurde sie wieder in's Dasein gerufen, und wenn man billig denkt, wird man letzteres nur gerecht finden. Die Prachtkirche gehörte dem Orden; ohne den Orden wäre sie verödet. Wunderbar ist in den Zeitstürmen, die über diese Gefilde dahinbraus'ten, dieses Gotteshaus mit seinen überreichen Schätzen behütet geblieben. Hier wurde unter Carl V. die berühmte Schlacht von Pavia geschlagen, hier wurde Franz I. von Frankreich gefangen genommen. Als das Land in den italienischen Feldzügen unter Napoleon I. von fremden Kriegern wimmelte, nahm kein Soldat auch nur einen Stein von der Kirche; Alles, was genommen wurde, war Blei von der Dachung, die dadurch [illegible] litt.

Nach einem Ueberblicke des Kirchenschiffes begannen wir die Wanderung durch die Kapellen. Jede einzelne ist ein Prachtstück, in keiner, ausser der Thüre, ein Span Holz. Altäre, Fussböden, Wandgetäfel, Säulen, Thürbekleidungen: Alles Marmor, — jeder Bildrahmen Marmor. Zahllose edle Zier an

Florentiner- und Römischen Mosaiken, zu denen in reicher Fülle alle Arten von sogenannten Halbedelsteinen verwendet sind, alle Arten von Achaten, Jaspis u. s. w. Man könnte hier die Kunde der geschliffenen Steine aus dem Fundamente sich aneignen. Die prachtvollen Säulen der Altäre sind aus allen Landen herbeigebracht; man machte uns sogar auf Säulen von Norwegischem Marmor aufmerksam. Die Crucifixe sind von massivem Silber und reich übergoldet, auf Sockeln von Schildkrot, in das wieder geschliffene Onyxe und Sardonyxe, Carneole und Chalzedone, Amethyste, Rubine, Granaten, Saphire, Türkise u. s. w. kunst- und geschmackvoll eingesetzt sind. Die Certosa hat 2 Sakristeien; die eine derselben, durchaus mit Holztäfelung, ist so gross, wie eine kleine Kirche. Es ist unmöglich, alles Schöne, was wir da gesehen, im Gedächtniss zu behalten, wir sahen zu viel. Die herrlichen Glasgemälde der Fenster stellen zunächst lebensgrosse Heilige dar. — Hoch oben an der Wand hat des Architekten Laune eine Fensternische angebracht, aus der ein Carthäuser herab in die Kirche schaut, täuschend ähnlich. Die Alten wussten häufig zum kirchlichen Ernst einen guten Humor zu fügen. Ein kleiner Altar in der alten Sakristei ist mit den feinsten Schnitzereien biblischer Geschichten ganz überkleidet, der Stoff ist Nilpferdzahn, bekanntlich noch härter und daher schwerer zu bearbeiten, als Elfenbein und Narvalzahn. Der Künstler dieses mit übermenschlicher Geduld gefertigten Werkes war der Florentiner Bernardo degli Ubriachi.

Die Gemälde in der Certosa sind meist von anerkannten Meistern und gut erhalten, ausser einigen Fresken an den Theilen der Decke, welche durch die Beschädigung der Dachung gelitten haben. Die Meister sind Ambrogio Fossano, genannt Borgognone, Guerci[illegible] Campi, Solari, Bramantino, Bernardino Luini, Dan. Crespi und Andere.

Wir sahen Alles, auch die Einzelzellen der Mönche und ihre engbegrenzten Gärtchen, letztere mehr oder minder gepflegt, mehr oder minder vernachlässigt, eine kleine, enge, beschränkte Welt, in der aber doch Blumen blühten, und in die der blaue Himmel hereinlachte. Ein Schmetterling kam geflogen — und flog wieder von dannen, — ein Vöglein liess sich nieder auf dem umfangenden Gemäuer und zwitscherte, und flog weiter. Der Mönch bleibt, gebannt an seinen Sitz im hohen Chor, an seinen Altar und an seine Laura, — so Jahr um Jahr, nur dass die Laura keine Laura Petrark's ist, sondern eben die reizlose Zelle, welche diesen poetischen Namen führt, — eine herbe Ironie.

Wir hatten mit unserer Besichtigung besseres Glück, als einige nach uns kommende fremde Damen, Russinnen oder Französinnen, welchen sogar der Eintritt in die Kapellen versagt ist, wenn sie nicht fürstlichen Geblütes sind und sich als Prinzessinnen legitimiren, oder aber — vom heiligen Vater zu Rom einen Erlaubnissschein mitbringen.

Ich fragte unsern freundlichen Alten im Scherz: ob die Mönche auch noch Breviere und Missalen und Psalterien schrieben und diese mit Miniaturen schmückten, wie ehedem? welche Frage Pater Johannes Maria aber verneinte und sagte, dass der kirchliche Dienst sehr viele Zeit in Anspruch nehme. Er theilte mir auch mit, dass die Certosa sehr häufig besucht werde und nannte viele Personen aus deutschen Fürstenhäusern und der hohen katholischen Geistlichkeit, deren persönliche Bekanntschaft er gemacht, um so begreiflicher, da, — obschon alle Wege nach Rom führen, der nächste Weg von Mailand nach Rom ganz nahe der Certosa vorbeiführt. Beim endlichen Abschiede sprach unser guter Pater: „Ich bitte Sie, mir zu erlauben, Ihnen einen Friedenskuss mit in Ihre Heimath zu geben!“ und ich gedachte jenes Protestanten, zu dem einst ein Papst sagte: „Ich glaube, dass der Segen eines alten Mannes Ihnen nicht schaden wird,“ — und empfing und erwiederte den Kuss mit Dank und Rü[illegible]g.

Jene Russinnen oder Französinnen sahen weder Kapellen noch Zellen und bekamen auch keinen Friedenskuss. —

Fast zu lange vielleicht verweile ich mit meinen Erinnerungen in der schönen Carthause, würde aber dennoch, müsste es sein, dass ich in meinen alten Tagen noch Carthäuser würde, der Certosa di Pavia die Carthause unter der Wartburg bei Eisenach vorziehen, in der Zuversicht, dass mir auch dort der Friedenskuss meines in seiner Laura glücklichen Paters Floribundus *) nicht fehlen und die Pracht unserer thüringischen Wald- und Bergnatur mir die todte Marmorsteinpracht Italiens reichlich ersetzen würde.

Wir fuhren nun wieder nach Mailand zu, hätten aber, da die Pferde doch gefüttert werden mussten, besser gethan, noch bis Pavia zu fahren und diese merkwürdige Stadt zu besehen; man hatte uns aber nicht gesagt, dass wir Pavia so nahe waren. So wurde Binasco uns zum gezwungenen Aufenthaltsorte, ein kleines Städtchen, wo wir indess im Gasthause einen traulichen malerischen Winkel fanden, von einer Akazie beschattet, über einem Canal, und einer Brücke nahe, auf der eine Art lombardischer Lazaroni lungernd lag. Hinter der Brücke ragte mit Thurm und grauem Gemäuer das Schloss empor, in welchem einst die natürliche Tochter Philippo Maria's von Visconti, Bianca, die an Franz Sforza vermählt war, ermordet wurde. Das alte Haus dient jetzt als Gensd'armerie-Caserne. Die Geschichte Bianca's lebt als Sage in dem Munde des Volkes.

Der Heimweg führte uns auf schnurgerader Strasse längs des Canales, der von Mailand nach Pavia sich erstreckt, wieder an ununterbrochenen, nur durch Baumreihen abgegrenzten, jetzt bereits abgeärnteten Reis- und Maisfeldern vorüber. In allen Ortschaften, welche wir an diesem Tage, wie im Weiterverlaufe unserer Reise durchfuhren, sahen wir die Behandlung eines Theiles der Maisärnte, dessen verschiedene Körnersorten von weissgelber, blassgelber und hochgelber (röthlicher) Farbe in grossen Haufen vor den Häusern auf der blossen Strasse lagen, wo derselbe ausgebreitet wird, um von Luft und Sonne vollends getrocknet zu werden. Vor dem Abkernen werden

---

*) Siehe Romantische Märchen und Sagen. Altenburg. Pierer. (1865.) Die Ritter von der heimlichen Kreide.

die Maiskolben auf Trockenböden, oder an den Aussenwänden der Häuser auf Latten, wie bei uns das edle Kräutlein Tabak, aufgehängt. Der Maisbau, selbst im südlichen Deutschland, in Tirol, durch das ganze Veltlin u. s. w. allgemein, gewinnt in unsern Zeiten auch in Mitteldeutschland beliebte Verbreitung, doch wird die Zeit erst lehren, ob mit wahrem Nutzen, der vielleicht mehr von der Pflanze, als Grünfutter und Stroh, als von der Körnerfrucht zu erwarten ist, denn in Gegenden, wo der Wein nur selten reift, wird auch der Mais nicht reifen, und wie sehr seine nahrhaften Körner sich bei der Viehmast nützlich erweisen mögen, als Brodfrucht wird er von Roggen, Waizen und selbst von der Gerste übertroffen. Auch bedingt sein Anbau nahrhaften, tiefen und etwas feuchten Boden. Der häufige Anbau in der Lombardei, Italien und der Türkei, schuf dem Mais den Namen Wälschkorn, Türkischkorn, türkischer Waizen, obschon die Pflanze aus Amerika nach Europa eingeführt wurde und in Amerika Indiacorn benannt wird. In Tirol heisst der Mais schlechtweg „Türken.“ —

Der „Türken“ hätte auf allerlei politische und unpolitische Gedanken, bezüglich der nächsten Zukunft, hinlenken können, that es auch, doch will ich dieselben unterdrücken. Kam ich ja doch unmittelbar von einer geheiligten Friedensstätte, aus dem Hause eines geistlichen Ordens, welcher sich des ehrenvollen Rufes erfreut, vor allen anderen Mönchsorden sich nur einmal im Laufe der Jahrhunderte in zwei Parteien gespalten, dafür aber vorzugsweise immerdar innern Frieden gepflegt und erhalten zu haben! Eingedenk des mit Rührung empfangenen und erwiederten Friedenskusses sang ich ein:

Carthäuserlied.

Pax vobiscum! Friede, Friede!
Friede sei der ganzen Welt!
Friede sei im höchsten Liede
Der Erlösung beigesellt.
Friede, der, im Stern entzündet,
Ward von Engelmund verkündet,
Der die Heidennacht durchhellt.

Pax vobiscum! Friede, Friede!
Völker, wallt zum Lebensbaum
Unter göttlicher Aegide,
Wo für all' ein Friedensraum.
Wo der Herr sein Antlitz hebe
Ueber euch, — euch Frieden gebe,
Euch erweck' aus Wahn und Traum.

Pax vobiscum! Friede, Friede!
Wahn ist Krieg, und Traum ist Trug.
Völker irren, wüstenmüde,
Weil der Herr mit Blindheit schlug.
Die Verführten, die Verirrten,
Segeln sorglos über Syrten,
Folgend falscher Führer Lug.

Pax vobiscum! Friede, Friede! —
Weh, auch Läst'rerstimme spricht
Tröstend, schmeichelnd: Friede, Friede!
Ach, — und Friede ist doch nicht

Wann wird wahrer Friede werden
Allen Hirten, allen Heerden?
Wann erglänzt sein Himmelslicht?

Pax vobiscum! Friede, Friede!
Ach, des Friedens Engel weint
Ueber Glaubens-Unterschiede,
Ungeeinigt, unvereint.
Und doch hat der Herr gesprochen,
Hat die Scheidewand zerbrochen
Zwischen Glaubensfreund und -Feind.

Pax vobiscum! Friede, Friede!
Komm zu uns, du Himmelskind,
Heiliges Gottesreich, und biete
Allen Licht, die kalt und blind!
Dass auf rechtem Pfad sie wallen;
Gottes Friede sei mit Allen,
Die in Christo Jesu sind! —

Unsere beabsichtigte Weiterreise verschob sich noch um einen Tag, welcher dazu benutzt wurde, nochmals die Ambrosiana zu besuchen, und namentlich deren Gemälde- und Handzeichnungensammlungen, und was von diesen besonders angezogen und angesprochen hatte, wiederholt der Erinnerung einzuprägen. Dann wurde meinerseits ein Wenig flanirt. Herr Meiners, der deutsche Buchhändler, den ich aufsuchte, hatte so eben, wie er mir mittheilte, jene oben in der Note citirten „Romantischen Sagen und Märchen“ für eine deutsche Familie verschreiben müssen; ich hätte mir kaum mit der Hoffnung geschmeichelt, dass eines meiner Bücher über die Alpen dringen werde.

Gegen Abend rüsteten wir zur Abreise, und ich bestieg mit den Malern das Belvedere unseres Gasthauses, um von diesem hochgelegenen Zimmerraume noch einmal das schöne Rundbild von Mailand in uns aufzunehmen. Bei einigen Flaschen rothem Asti gedachten wir mit Liebe der Heimath, und ich sprach den Freunden eines meiner früheren Gedichte vor, das mir vor fünfundzwanzig Jahren, im Herbste 1831, die Muse auf der alten Babenburg bei Bamberg eingab, als ich, zufällig auch mit zwei Künstlern, einem Maler, der noch als Zeichnenlehrer in Meiningen nützlich wirksam ist, und dem oft erwähnten Bildhauer F. Müller, aus München kommend, der Heimath zueilte, welches Gedicht so ganz auf die jetzigen Augenblicke und unsere Stimmung zu passen schien:

Gruss in die Heimath.

Allen Theuren, die wir gerne
Aechten Sinnes anerkannt,
Seien aus der schönen Ferne
Treue Grüsse zugesandt.

Zauberfluren überschauend,
Frohen Sinnes standen wir;
Blicke, hoffend und vertrauend,
Nach der Heimath sandten wir.

Wird uns dort das Glück begrüssen?
Ach! in Heimath ruht ein Glück;
Aus den schönsten Paradiesen,
Sehnt sich unser Herz zurück.

Heimath lebe! Angeklungen!
Treu der Heimath bis zum Grab!
Aber mit Erinnerungen
Kränzen wir den Wanderstab.

Am Morgen des 14. October wurde nun in aller Frühe geweckt, gehastet, geeilt, und so recht nach dem deutschen Sprüchwort „früh gesattelt und spät geritten“, denn nachdem Alles besorgt, und von uns nach dem, zum Glück nicht weit entfernten Posthofe förmlich gelaufen worden war, von dem aus wir nach dem Bahnhofe befördert wurden, blieb dort noch ein hübsches Stündchen Zeit, sich recht gründlich zu langweilen. Erst um 8 Uhr ging der Bahnzug ab, und es dauerte ziemlich lange, ehe wir mit ihm ein Paar Jäger einholten, die wir vorher mit Schiessgewehren und Edelfalken an uns vorbeigehen gesehen hatten. Mir war es anziehend, hier noch Spuren einer Jagd zu finden, die sich im mittleren Deutschland völlig verloren hat, und die doch eines der poetischsten Elemente des edlen Weidwerks in sich schliesst. — Die Waggons der ersten Klasse sind elegant und schön, und man fährt bequem und gut; die Conducteure sind höflich und gefällig, meist ehemalige Soldaten, sprechen der Mehrzahl nach deutsch und wissen Manches aus den jüngsten Kriegsjahren der Lombardei zu erzählen. Bezüglich der Bahnanlagen in baulicher Beziehung ist Alles anständig und praktisch, ohne Entfaltung eines unnützen Luxus; die Bahnwärter stehen in ihrer Landestracht vor ihren schmucklosen Häuschen, nicht gleich angemalten Spielpuppen in rother Gauklertracht, wie im lieben Deutschland. Lange blieb die Gegend ihrem Character völliger Einförmigkeit treu, zumal umflorter Himmel uns den Blick auf die fernen Höhen verschleierte, ja sogar mit Regen drohte. Leider erstreckt sich die Eisenbahn nur bis Treviglio. Kurz vorher, bei Cassano, einem wahren Palast-Dorfe, grüssten wir die aus dem Tirolergebirge kommende Adda, und dann übersiedelten wir in einen Postwagen. Es steht zwar in Bädeker's oben angezogenen Handbuche, dass die Bahnstrecke von Treviglio bis Brescia ihrer Vollendung nahe sei, allein sie ist just so weit, wie sie vor 10 Jahren war, und wird noch viele Tausende von Reisenden das Reichs- oder Maile-Post-Martyrium erdulden lassen, welches vier Stunden lang dauert, und über die Stationsorte Antegnate, Chiari und Ospidaletto nach Brescia führt. Manchen hübschen Blick gewährten die blauen Alpenflüsse, die wir überfuhren; bei Mozzanica der Serio; ohnweit Chiari, bevor noch dieser Ort erreicht ward, der Oglio, welcher aus dem romantischen Lago d'Iseo in die lombardische Ebene herabströmt; später die sich dem Oglio vermählende Mella; bei Brescia die Garza, und bei Ponte San Marco der Chièse, der aus dem kleinen Gebirgssee d'Idro herabkommt. Mittlerweile näherten wir uns den Ausläufern des tirolischen Gebirges, erblickten malerische Höhen und erreichten Brescia, eine bedeutende Stadt, von der wir nur den Bahnhof sahen, dessen Restauration äusserst bescheidene Ansprüche der Reisenden vorauszusetzen scheint.

Bald gab unserer Sehnsucht, mindestens der Sucht, etwas zu sehen, die Eisenbahn erneute Schwingen, und der Gardasee lös'te von seinen Reizen die zarten Duftschleier, die ihn ätherisch überhüllten. Bei Lonato wird eine kleine Hügelkette von der Bahn durchschnitten und ein Gebiet berührt, das, häufig wichtiger Kriegsschauplatz, in den Annalen der Geschichte blutroth gekennzeichnet ist. Bei Desenzano kommt die Strada ferrata dem Garda-See am Nächsten; wir sahen die eine Stunde lange Landzunge Sermione (das alte Sirmium) sich in das südliche Ende des See's weit hinausstrecken; dort, in seiner Heimath, weilte, wohnte und dichtete der alte Veroneser Catull, resp. Cajus Valerius Catullus, der römische Heinrich Heine, Cicero's Freund, aber geistreicher, wie Cicero, Cornelius Nepos's Freund, aber minder trocken, wie dieser.

Während die Landstrasse bis **Peschiera** dicht am heitern Gelände des Garda-See's hinzieht, dessen Ende hier nicht abzusehen ist, und dessen Reize einzeln aufgesucht und genossen sein wollen, verlässt ihn die Eisenbahn, kehrt aber, als ob sie ungern von ihm schiede, noch einmal in seine freundliche Nähe, berührt Peschiera unmittelbar, bringt rasch nach **Castelnuovo** und zieht durch ein niedrig gehügeltes Land, das voll schöner Fernsichten und trüber Erinnerungen ist.

Der Prinz theilte mir die wichtigsten Kriegsereignisse der Neuzeit auf diesem Boden mit und ich musste seine Kenntniss aller Einzelnheiten derselben bewundern, wie die durch Studium erworbene genaueste Terrainkunde. Die Lombardei war stets ein wichtiger Tummelplatz der Kämpfe, wenn Europa von den Wehen des Krieges erschüttert wurde, — sie wird auch künftig nicht unbetheiligt bleiben. —

Wie naheten nun im Eilfluge dem alten **Verona**, das, wie Paris, von einem Gürtel von Bastillen umzogen und zu einem der wichtigsten Waffenplätze in der österreichischen Monarchie geworden ist. Die tapferen Thaten der österreichischen Armee auf diesen Gefilden werden unvergesslich in der Geschichte fortleben, wie die Namen derer, welche der Revolutionshyder ihre Köpfe abschlugen und ihre Rumpfe brannten. Verona ist jetzt der Sitz der obersten Militärbehörde des lombardisch-venetianischen Königreichs, Wohnort des greisen Feldmarschalls Radetzky und hat 15,000 Mann Besatzung. Wir nahmen in Verona unsere Einkehr in dem Gasthause Duo Torri und traten bald darauf unter Anleitung eines Lohndieners eine förmliche Touristenwanderung an, denn viele Zeit war uns nicht vergönnt, und es liessen sich nicht unsererseits, wie von Goethe, von Raumer, Hiersemenzel und Andere thun konnten, von Verona aus und über Verona behaglich in die Breite gehende Briefe schreiben.

Unser erster Besuch galt der Kirche **Santa Anastasia**, ganz nahe dem Hause Duo Torri, die jüngste Kirche Verona's, aber immerhin im ehrwürdigen Alter von 600 Jahren; das Innere fanden wir ziemlich dunkel, doch hell genug, manches schöne

Grabmal, das sie umschliesst, zu bewundern. Verona erschien mir überhaupt vorzugsweise als eine Stadt der Grabmäler und selbst ein Grabmal eigener Vergangenheit und Grösse.

Von Sta. Anastasia eilten wir zu der Cathedrale, einem Bau aus dem 12. Jahrhundert. Das Innere war sehr düster, und daher die in demselben befindliche Himmelfahrt der Maria (Assunta) von Tizian, zu schlecht beleuchtet, um von diesem Gemälde voll trefflicher Durchführung den vollen Eindruck zu empfangen. Lebendiger prägten sich meiner Erinnerung die Sculpturen am herrlichen Portale ein, die Hochreliefgestalten der beiden Paladine Carls des Grossen: Roland und Olivier, kernhaft gedrungene Gestalten, Roland im Panzerhemde, auch der linke Fuss im Kettenpanzer, der rechte einfach beschuht; über das grosse, ovale Schild hält der Paladin das Schwert mit der Schrift: DV RIN DAR DA. Er trägt eine Art phrygischer Mütze. Olivier ist baarhäuptig und hält über den Schild einen Morgenstern, den eine Kette mit dem Stiele verbindet, und der auf seiner linken Schulter aufliegt. Zu beiden Seiten des Portales ruhen zwei gewaltige Löwen von heraldischer Form. So mögen die Domlöwen zu Bamberg ausgesehen haben, ehe die Zeit sie fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte.

Unserem Führer folgend, überschritten wir den mit Marmorquadern belegten Rathhausplatz (Piazza di Signori), in dem ich ein Vorbild Venedigs zu erblicken glaubte; Paläste, Fresken an den Häusern, Volksgewimmel, übervolle Kaffeehäuser u. s. w. — bot er der Anschauung manches flüchtige, aber lebensvolle Bild; gleich darauf versetzte uns unser Führer wieder zum Ernst des abgeblühten Lebens, zum Schweigen des Todes. Wir standen vor der Kirche Santa Maria antica und vor den Grabmälern der Scaliger. Die erstere ist ein Bau des zwölften Jahrhunderts, auf deren Kirchhofe und in deren unmittelbarer Nähe jenes Herrschergeschlecht der Scaligeri ruht und von stolzen Monumenten der Nachwelt seinen Ruhm verkünden lässt.

Die Dynasten della Scala (von der Leiter) standen im dreizehnten Jahrhunderte an der Spitze des kleinen Freistaates Verona und behaupteten diese Herrschaft 127 Jahre meist ruhmreich, aber nicht ohne Blutflecken auf den Blättern ihrer Annalen, nicht ohne tragische Ereignisse. Die hervorragenden Häupter der Scaliger, welchen diese reichen, zum Theil prunkenden Denkmäler und Kenotaphe errichtet wurden, sind folgende:

1. **Mastino I.**, jüngerer Zeitgenosse Ezzelino's, zu dessen Falle er beitrug, Ghibellinen-Oberhaupt, Podesta und zum lebenslänglichen Capitano del Popolo erwählt. Er wurde am 7. October 1277 (Andere führen 1279 an) von Scaramello di Scaramelli ermordet. Das Volk, d. h. die Anhänger seiner Partei, rächte seinen Tod sehr blutig an den Welfen und ernannte Mastino des I. Bruder, Alberto I., zu dessen Nachfolger in der behaupteten Würde. Das Grabmal besteht nur aus einer Inschrift.

2. **Alberto's I.** Gebeine deckt ein einfacher Stein von Veroneser Marmor. Er regierte mild, hob den Glanz und den Reichthum Verona's und starb am 10. Sept. 1301.

3. **Bartolomeo**, Alberto's I. Sohn, ruht neben dem Vater, in dessen Fusstapfen er wandelte, wozu ihm jedoch nur kurze Frist vergönnt war. Er starb schon am 7. Mai 1304.

4. **Alboin**, Bartolomeo's Bruder, gestorben am 10. November 1311. Er regierte gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder

5. **Can Francesco**, der sich den bedeutenden Namen **Can der Grosse** erwarb. Kaiser Heinrich VII. ernannte ihn zum Reichsvicar in Verona und Vicenza, und er dehnte seine und der Veroneser Macht über Brescia, Padua, über Friaul und die Mark Treviso aus. In Treviso starb er am Magdalenatage (22. Juli) des Jahres 1329. Sein Grabmal ist eines der prachtvollsten. Er ruht auf einem Castrum Doloris und ausserdem erscheint seine Heldengestalt in voller Rüstung auf gepanzertem Streitross, auf der Höhe des Epitaphs, das trefflich gearbeitete Säulen umgeben. Can Francesco und Al-

boin schirmten Dante gegen seine Feinde und der grosse Dichter zollte Beiden Dank und würdiges Lob.

6. Mastino II. war ein Sohn Alboins und theilte die Herrschaft mit seinem Bruder Alberto. Wie unter Beiden die Herrschaft der Scaligeri die höchste Sprosse der Glücks- und Ruhmesleiter erstieg, so dass Venedig und Florenz vor der Macht Verona's zitterten, die aber nicht lange auf gleicher Höhe behauptet wurde, so ist auch Mastino II. Marmor-Grabmal ein sehr prächtiges, ein Säulen umgebener riesiger Sarkophag, unter gewölbtem Bogen, über dem eine Reiterstatue hoch emporragt. Ein kunstvolles Eisengitter umschliesst auf einer Steinballustrade, an deren Ecken sich statuengezierte Pfeiler befinden, das prachtvolle Monument. Dieser Scaliger starb 1351 und es folgte ihm:

7. Can Grande II. mit seinen Brüdern Can Signore und Alboino. So gross war das Ansehen dieser Häupter eines gebietarmen Freistaates, dass Can Grande um die Hand der Tochter eines deutschen Kaisers sich bewerben durfte. Ludwig der Baier war es, der ihn zum Schwiegersohn annahm. Can Grande fiel am 14. Dec. 1359 meuchelmörderischerweise durch die Hand seines Bruders, Can Signore. Dessen Gewaltsamkeit und Herrschsucht verleiteten seinen Bruder Alboino, der nicht minder herrschsüchtig war, eine Verschwörung gegen Can Signore anzuzetteln, die aber Alboin mit dem Leben bezahlte.

8. Can Signore, der Brudermörder, mochte fürchten, dass die Nachwelt seine Grossthaten nicht hoch genug anschlagen und ihn hinlänglich preisen werde; daher wandte er zehntausend Goldgulden an und setzte sich selbst das prunkendste Grabmal. Es ist ein von Säulen getragenes Sechseck; auf einer starken orientalischen Marmorplatte ruht sein Sarkophag in antiker Form, mit den Reliefs seiner Thaten verziert. Darüber erheben sich wieder 6 Säulen, welche die Kuppel tragen, von der Reiterstatue des Can Signore gekrönt. Eine sechsseitige niedrige Mauer von rothem Marmor umschliesst dieses Mausoleum, darauf sechs Pfeiler, mit Heiligenstatuetten geziert,

stehen, die durch ein äusserst kunstvoll gearbeitetes Eisengitter verbunden sind, in dem des Künstlers Laune unzähligemale ganz zierlich die Wappenleiter des edlen Geschlechtes anbrachte. Eine lateinische Inschrift in 6 leoninischen Reimzeilen, in denen der Beigesetzte sich bescheiden der gerechten und menschlichen Gesetze rühmt, die er seinen Völkern gegeben, und seine berühmte Tapferkeit, die durch ihn bewirkte lange Friedensruhe, wie seine felsenfeste Glaubenstreue dem Nachruhme späterer Jahrhunderte empfiehlt, — befindet sich in der Einfassung, und dann nennt der nicht metrische Theil der Inschrift den 19. Oct. 1375 als den Todestag des herrlichen (Magnificus) Can Signorus, und Lanini de Campigliano aus der Provinz Mailand als den Künstler des Monumentes.

Mit Bartolomeo und Antonio Scaliger endete die Herrschaft dieses Geschlechtes, dem die Lombardei manchen Prachtbau und manches Kunstdenkmal verdankt. Das Geschlecht verlor sich, wurde geächtet, kam herunter, doch der Name blieb und tauchte, statt unter dem Ritterhelme, unter dem Doctorhute wieder auf, mindestens trat in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein Mann auf, der sich den letzten Scaliger nannte, ein Buch schrieb und drucken liess, darin er seine Abstammung von den Scaligern nachwies und dasselbe an die deutschen Fürsten sandte, um seine fürstliche Abkunft zu beglaubigen. Es war Julius Cäsar Scaliger, — ein hochgelehrter Mann, — aber Niemand glaubte ihm.

Der Anblick dieser Monumente, zumal in der Nacht, bei Mondschein, hat etwas Erhabenes, Tiefernstes. Die engzusammengedrängte Gruppe derselben, künstlerisch aufgefasst, müsste zu einem geeigneten Trauerspiele eine prächtige Decoration abgeben.

Wir eilten weiter, — es war nicht allzuviel mehr vom Tage unser, Vieles mussten wir unbesehen lassen. Durch ein antikes Thor, dem man gleich seinen Ursprung aus Römerzeiten ansieht, schritten wir nach der Piazza Bra und gesellten uns der lauten Volksmenge aller Stände, die auf dem schönen, grossen Platze in der Nähe von mehreren Kaffeehäusern an kleinen grünen Tischen sass, Kaffee, Thee, Eis, Limonade und dergl. genoss, und dem Spiele einer vollzähligen Ungarischen Regimentsmusik zuhörte, die trefflich eingeübt war und Nationalmärsche u. dergl. ausführte. Wir nahmen wahr, dass in Verona das deutsche Element ungemein zahlreich vertreten sei, rings um uns her hörten wir zwischen den wälschen — Laute deutscher Zungen. Die Piazza Bra ist wunderschön. Ihr entragt an einer Seite die schwarze Steinmasse des noch so wohlerhaltenen, riesigen Amphitheaters; ein Langrundbau aus den Zeiten Diocletian's, der, bis auf die äussere Umfassungsmauer, von welcher nur noch ein Stück steht, dem zertrümmernden Schritte von sechszehn Jahrhunderten Trotz bot und auf seinen Steinstufen 50 — 70,000 Zuschauer fasst. Andererseits liegen an der Piazza Bra das Teatro Filarmonico, das ehemalige Stadthaus, jetzt Caserne, ein Museum der Alterthümer u. s. w.

Der nahe Sonnenuntergang lockte zum letzten Genusse der Schaulust, wir traten in das Amphitheater, und zwar in dem Augenblicke, als der Vorhang einer darin von Bretern aufgezimmerten Tagesbühne fiel und die zahlreiche Zuschauerschaft sich erhob. Eine anziehendere Anschauung konnten wir uns nicht wünschen, und dieselbe bot mir bald willkommenen Stoff zu einer kleinen Elegie:

Das Amphitheater.

Siehe, das Schauspiel ist aus, das Volk erhebt sich vom Steinsitz,
Beifall und Jubel erschallt tief zu den **Mimen** *herab.*
Dahin und dorthin breitet sich aus die wimmelnde Menge,
Ueber die Stufen verstreut rings sich das neue Geschlecht.
Wahrlich der Anblick ist schön, — es lebt, wie sonst die Arena,

Der Vergangenheit Werk trotzte den Stürmen der Zeit.
Seine Erbauer sind Staub, Staub sind die Ringer, die Fechter,
Aber noch immer belebt Neugier und Schaulust die Welt.
Deine berühmten Söhne, wo sind sie, graues Verona?
Dein Catull, dein Cornel, Plinii, Macer, Vitruv?
Alle, alle sind Staub, — und deine Helden, wo sind sie?
Auch Odoaker ist Staub, Dietrich ward Staub, wie Pipin.
Deine Scaliger? — Staub — und Asche deine Visconti!
Aber dein Leben, es pulst frisch in der Gegenwart fort.
Nur dass anders die Zeit in ihrem Umschwung geworden,
Und ein anderes Volk anderer Regung sich freut.
Wo der Löwe gebrüllt, der Gladiator verblutet,
Wo das Getümmel des Kampfs laut die Arena durchschallt, —
Brüllt heut' der tragische Held und stampft den Staub aus den Bretern:
Hüpft heut' der Harlekin, — gaukelt der Polichinell. —
Siehe die Menge, sie schwand, — vom Abendstrahle geröthet
Schimmert das alte Gestein, glühet die Landschaft umher.
Gärten und mächtige Bauten, ein riesiges Amphitheater,
Schau' ich vom schwindelnden Rand, unter mir dunkelt es schon.
Ernster Vergangenheit Geist — so nahe der Gegenwart Leben:
Ewiger Wechsel des Lichts in der Arena des Seins.

Wir schieden aus dem ehrwürdigen, gigantischen Raume, und wandten uns, da die Nacht der kurzen herbstlichen Abenddämmerung rasch zu folgen drohte, wieder nach dem Stadtinnern, sehr entgegen dem guten Willen unseres Cicerone, der, um etwas mehr zu verdienen, uns gar zu gerne noch zum Garten des Waisenhauses geschleppt hätte, um uns bei Nacht und Nebel den äusserst apogryphen Sarkophag Julia's zu zeigen; da wir aber gern auf den Anblick dieses, nur durch einen weiten Weg zu erreichenden Alterthumes verzichteten, so zeigte er uns mindestens das Haus der Capuletti, und es blieb unserer Phantasie überlassen, uns auch jenes der Montecchi hinzuzudenken.

Die Strasse nach der Piazza Bra war gedrängt voll Menschen, deren Mehrzahl noch zum Genusse des schönen Abends der letzteren zuströmte.

In unserem Gasthause sollte uns noch, bevor der Tag sich schloss, ein belustigendes Abenteuer begegnen. Die Alpen-Zithern wurden ausgepackt, um den Rest des Abends gemüthlich musikalisch hinzubringen; schon wurde präludirt, als ohne Weiteres eine Frau in unser Zimmer eintrat und rief: „Meine Herren! Wenn Sie spielen wollen, muss ich mir, da ich Ihnen gegenüber wohne, ein anderes Zimmer geben lassen! Mich verfolgt nun seit drei Tagen in jedem Gasthause und an jedem Abende auf Tritt und Schritt Musik; ich bin todtmüde und will endlich einmal Ruhe haben und schlafen. Punktum!“ Dergleichen noch nie dagewesenes Veto konnte nur unsern Humor wecken, und es wurden Unterhandlungen angeknüpft mit der antiphilharmonischen deutschen Frau; ja die Edle war eine deutsche Biederfrau, denn sie fuhr fort: „Ich höre, meine Herren, dass sie Deutsche sind, denn an Nichtdeutsche würde ich das Ansinnen, Ihr Spiel zu unterlassen, nicht richten!“ — Ich, als Alterspräsident unserer Reisekompanei, bat nun um's Wort, nahm es auch gleich und sagte: „Sie machen dem deutschen Wesen ein grosses Compliment, Verehrteste, aber bedenken Sie, dass wir erstens Künstler sind, und uns gerne hören und hören lassen, wesshalb wir heute Abend nur ein Wenig probiren wollten, zweitens, dass die Musik unserer Zithern und ein Wenig Gesang Sie bald in den sanftesten Schlummer lullen wird. Ich singe Bass und meine Herren Begleiter die übrigen Stimmen, ein herrlicher Alt, zwei prachtvolle Tenöre, auf Seele, und gewiss sind Sie so gütig, wenn wir morgen hier ein Concert geben, wir haben auch bereits am Comer-See und in Mailand uns öfter hören lassen, — ein Billet ersten Ranges zu nehmen?“

„„Nein, nein, da wird nix draus!““ scholl die mit Ungeduld zurückgehaltene Gegenrede. „Wenn die Herren Künstler sind, so müssen sie nach Wien gehen, da ist jedes Katzerl musikalisch, ich bin selbst aus Wien. Ich muss schon bitten, heute Abend nicht zu spielen, oder ich lasse mir halter ein anderes Zimmer geben.“ Der ritterliche Sinn unseres Prinzen liess nicht zu, dass die Dame belästigt werde, — das Spiel unterblieb.

Am andern Morgen fuhr auf dem Corridor die Dame wieder auf mich ein: „Sie haben mich gestern belogen! Sie sind keine Künstler! Was sind Sie denn eigentlich? Ich möcht's doch wissen?“

„Nun, belogen habe ich Sie dennoch so eigentlich nicht, Verehrteste!“ erwiederte ich sehr heiter. „Sind wir keine Künstler, so bilden wir uns doch vielleicht ein, welche zu sein; wie das so sehr häufig Künstlern zu geschehen pflegt. Sind wir nicht Virtuosen, so sind wir vielleicht Dilettanten, — sind wir nicht Musiker vom Fach, so sind wir etwa Künstler in anderen Fächern!“

„„In andern Fächern? Das wäre! Da müssen Sie Comödianten sein, sonst wüsst' ich nicht, was Sie für Künstler sein wollten!““ bekam ich zur Antwort.

„Sehen Sie, Madame,“ fuhr ich fort: „bei uns im Reich giebt es auch noch andere schöne Künste; ich, zum Beispiel, bin ein Dichter, und von den anderen drei Herren ist der eine ein Landschaftmaler, der zweite ein Historienmaler, der dritte ein Schlachtenmaler und dabei ist er — ein Prinz. Meinen Sie nicht, dass ein Prinz zu sein, eine sehr schöne Kunst ist? Unsere Philosophen haben das nur noch nicht in ihre Aesthetiken aufgenommen.“

Die Wienerin sah mich ganz verblüfft an, ich aber bot dir einen recht guten Morgen und „verliess sie zur selbigen Stunde,“ indem wir den vor dem Hause unserer schon harrenden Wagen bestiegen und nach dem Bahnhofe fuhren.

Weniger humoristisch hatte sich die Rechnung des Duo-Torre-Hotels gestaltet. Der Doppelthurm des Wappenschildes ist von Kreide. Der Tischwein war unter aller Würde, wie mit Tinto nero gefärbtes Wasser.

Der Morgen lachte hell und heiter; die Etsch, welche sich durch Verona krümmt, wie der Canal grande durch Venedig, rollte ihre grünlichen Wellen munter südwärts, und ich hatte meine Freude an der stolzen Umgebung Verona's und suchte die Punkte wieder, die ich gestern von der hohen Mauerzinne der Arena vorzugsweise mir eingeprägt; auch kam mir eine alte Liederstrophe aus meiner bereits 1833 erschienenen Novelle „Grimmenthal“ in die Gedanken. Schon damals durchirrte ich am Wander- und Wunderstabe der Phantasie diese gesegneten Gauen. Es wird eine mittelalterliche Pilgerfahrt poetisch geschildert, und die bezügliche Strophe lautet:

Italien, du zauberische Ferne!
Wie leuchten deine Silberblüthensterne,
Du warmer, lenzgeküsster, schöner Süd. —
Der Mandelbaum, die Aprikose blüht,
Und deines Himmels duft'ge Bläue glüht
Wie Lust und Sehnsucht ob der Wanderer Pfade.
Das offene Trient empfängt
Die Pilgerschaar, vom Volk umdrängt,
Und Freude waltet unbeschränkt,
Und heitere Fahrt verheisst des Himmels Gnade.
Wie gen Verona sie das Saumross trug,
Naht der Podesta schon im stolzen Zug,
Die Gäste zu begrüssen, zu bewirthen.
Verona's Volk umjubelte die Herr'n,
Doch stumm und ernst, wie ein erlosch'ner Stern,
Lag des berühmten Dieterich's von Bern
Einsames Trümmerschloss, umgrünt von Tax und Myrthen.

Damals war es freilich anders wie jetzt. Die Fürsten des deutschen Reiches konnten nicht incognito reisen — und aus dem Trümmerschlosse des Berners, des Nibelungenlied-Helden, ist allmählig das Castello San Pietro geworden, nachdem es bereits 1393 Galeazzo Visconti erneut, und es 1801 die Franzosen zerstörten. Jetzt, seit 1849, ist's eine neue Nuss von Stein, an der sich die Aufwiegler der Zukunft die Zähne stumpf beissen mögen.

Der Zug brauste davon, zur Linken eröffneten sich schöne Blicke in das Etschthal, in das Gebirge, auf Städte, Burgen, Castelle u. s. w. Nur der Anblick des Hochgebirges blieb verschleiert. Alte und neue Schlösser mit erinnerungenreichen Namen beherrschen die herrliche Gegend, so das alte Scaligerschloss Montario, nahe bei San Michele. Aus einem offenen Thale strömt der Bach von Illasi, das malerisch am Gelände des Bergabhanges ruht. Caldiero wird von der Bahn berührt, ein Badeort, dessen Quellen schon die Römer kannten und nutzten. Links ragen Schloss und Stadt Soave mit ihren Mauerzinnen in mittelalterlicher Stattlichkeit über'm Thale der Tremegna empor, eine Zier der Landschaft und der letzte südlichste Vorberg des Tiroler Alpenlandes tritt bei Villanuova und San Bonifacio an die Bahnlinie. Monteforte und nördlicher Castelunga beherrschen das Thal des Alpone. Jetzt erhebt sich rechts die Hügelkette der Monti Berici und am Ausgange des Chiampothales links grüssen wir Montebello, dann die Ruinenschlösser Montecchi und Capuletto. Jetzt war Vicenza erreicht, dem wir heute vorbeireisen mussten; die Bahn wendet sich in schnurgerader Linie südostwärts, wir sahen zur Linken keine Gebirge mehr und nur auf kurze Zeit rechts die bewaldete Hügelgruppe der Euganeen. Ehe wir es uns versahen, hielten wir auf dem Bahnhofe von Padua, dieser altberühmten Hochschule, der ein Besuch auf dem Rückwege zugedacht wurde. Bald überfuhren wir bei Ponte di Brenta diesen mäandrisch sich schlängelnden Fluss, sahen dann wenig Bewundernswerthes mehr, ausser der Thurmnadel von Dolo zur Rechten und dem neuen

Canal, der von Mirano und Taglio einen Theil des Brentaflusses bis zum Porto di Brandolo in das adriatische Meer führt, und gleichsam einen Wallgraben gegen das Lagunenland bildet. Jetzt schlug mir das Herz freudig bewegt, in der Ferne hob sich Venedig am Horizont empor — und ich gedachte abermals einer Strophe in der oben erwähnten Pilgerfahrt, in welcher ich diese Herrin der Adria im Geiste erschaut:

Venedig, zauberische Meerfei, schwimme
Uns näher, liebliche Sirenenstimme!
Dein Gruss erscholl, du fluthumarmtes Land! —

Nur einen Blick auf das berühmte Fort Malghera, das als ernster Strandwächter zwischen dem Festlande und den Lagunen horstet, und schon fahren wir auf der längsten Brücke der Welt (222 Bogen, 10,800 Fuss Länge) durch die Lagunen, erst zwischen wassergrabendurchschnittenem Schilfland, dann über offenes, für ziemlich grosse Kähne hinlänglich tiefes Fahrwasser und der Reiz, eine unabsehbare Wasserfläche, in welcher in der Ferne nur hie und da eine Insel zu schwimmen scheint, zu überblicken, nimmt die Sinne dessen gefangen, dem zum ersten Male dieser Genuss zu Theil wird. Nach einer etwa 12 Minuten dauernden Fahrt über den Ponte sulla Laguna standen wir auf dem Boden Venedigs.

Bahnhof- und Polizeilocale boten keine anziehenden Bilder. Pässe werden abgegeben, ein buntes Publikum drängt sich in einer Stube zusammen, wo die Namen der Passinhaber von einem k. k. Beamten aufgerufen werden, und jeder Reisende einen Schein dafür erhält; mittlerweile wird das Gepäcke, wo es nöthig befunden wird, von den Mauthbeamten durchsucht, doch auch diese drangvollen Momente gehen vorüber und sind in dem Augenblicke vergessen, wo wir, aus der Dogana tretend, den Fuss an das Ufer des Canal grande sezzen, ein Ufer, welches nicht lang und nur wenige Schritte breit ist. Zahlreiche Gondeln und Barken harren der Reisenden, und deren Führer sind mit unermüdlichen Lungen bemüht, diese in ihre düsteren Nachen oder geräumigen Barken einzuladen. Bald war auch für uns eine offene Barke gewonnen, wir wiegten uns heiter auf dem Wasser des Canales und nahmen den Totaleindruck, den eine solche Fahrt beim ersten Male gewährt, in uns auf. Er ist ein ernster. — Nach den vielen Gemälden, die man gesehen hat, nach den unzähligen Canaletto's und Pseudo-Canaletto's dachte man sich dieses Venedig bunt und findet es grau. An jedem Hause fast etwas Spur vom Verfall, manches aber völlig verfallen, — hier ein Rest der schönsten, reichsten, gothischen Architektur, dort ein Rest maurischer, aber fast immer nur ein Rest. Wenige Paläste völlig rein erhaltene Prachtbauten des *Secolo d'oro*, und neben diesen wiederum die *Signatura paupertatis*, — die farblose, nackte Blösse abgeblühter Herrlichkeit.

Unsere Barkenführer hatten gute Lust, ihren Weg nach dem Gasthause Luna, wo wir wohnen sollten, durch Einlenken in einen Seitencanal abzukurzen, was jedoch verbeten wurde. Der Canal war von Gondeln belebt, deren eigenthümlicher, ganz schwarzer Anstrich mit einem von schwarzem Tuch überzogenen Hüttchen, in welchem höchstens zwei Personen sitzen können, ganz gemacht für zärtliche Lustfahrten, dem Fremden auffällt. Solch eine Gondel ist ein schwimmender schwarzer Domino, für den das ganze Jahr ein Carneval. Wer unterscheidet eine von der andern? Wer blickt in das Innere? Wer hört, was da drinnen rauscht und flüstert?

Volles Glockengeläute begrüsste zufällig unsere Einfahrt. Zwei Fahrzeuge kamen uns entgegen, im ersten ein grosses Crucifix, Candelaber mit Kerzen und sonstiges Kirchengeräthe, im zweiten ein Sarg, mit carmoisinrother Seidendecke überzogen. Vielleicht liegt ein tiefer Sinn in dieser hellen Ueberkleidung der vom Lebensbaume abgefallenen Frucht, mindestens kann sie an den Spruch jenes alten griechischen Weisen erinnern: Vor dem Tode ist Niemand glücklich.

Unser fürstlicher Begleiter nannte uns die bedeutendsten Paläste, denen wir vorbeifuhren, und deren jetzige Besitzer. Die alten Nobili-Familien der Spi[illegible], Businelli u. A. hatten sich freilich nicht träumen lassen, dass ihre Paläste dereinst Eigenthum schöner italienischer Landsmänninnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, werden würden. Nun — Venedig ist eben eine Stadt, wo die Wandlung der Zeiten und Geschicke ausserst lebendig vor Augen tritt.

Vor unseren Blicken wölbte die Rialtobrücke ihren mächtigen Marmorbogen; sie ist 148 Fuss lang, ihr Bogen ist 30 Fuss hoch und hat 70 Fuss Spannung. Wir glitten unter dem breiten Gewölbe hindurch, hielten am Postgebäude, um nach Briefen zu fragen, und erreichten bald darauf unsere gastliche Luna, dem Canal ganz nahe und eben so nahe der Piazza di San Marco. —

VII.

In Venedig.

Jeder Gebildete, der Venedig noch nicht sah, malt sich in seiner Phantasie ein Bild dieser Stadt, das der Wirklichkeit nur wenig nahe kommt, Jeder, der es sah, setzt bei Andern den gleichen Eindruck voraus, den Venedig auf ihn machte, und doch ist dieser Eindruck der verschiedenartigste und stets bedingt von dem Verhältnisse, unter welchem ein Reisender zum ersten Male diese berühmte Stadt betritt, ob allein oder in Gesellschaft, abhängig oder unabhängig, bemittelt oder unbemittelt. Selbst die absichtlich oder zufällig getroffene Wahl des Gasthauses, in welchem man einkehrt, die Jahreszeit, die Witterung sogar, Alles trägt dazu bei, ob Venedig der gehegten Erwartung entspricht oder nicht entspricht, oder sie sogar übertrifft. Und wie viel kommt, um dann ein Urtheil zu bestimmen, auf die Absicht des Reisenden an, Geschäft oder Vergnügen, allgemeine Schaulust oder wissenschaftliches Studium; Betrachtung des bunten frischen Volkslebens oder todter Bücherschätze und Archive, Kunst- und Gewerbthätigkeit der Gegenwart oder starre Kunstleistung der Vergangenheit.

Und alles, alles dieses, wie es dieser und jener gefunden, welche Eindrücke es hervorgerufen, welchen geistigen Gewinn ein Jeder so oder so davongetragen, finden wir des Breiteren in zahllosen Büchern geschildert, aus denen wir ferner ersehen, welchen Unterschied in Anschauung und Eindrücken persönliche Neigungen und endlich auch die vergönnte Zeit des Aufenthaltes in der Lagunenstadt hervorrufen.

Wie anders schilderte Goethe, wie anders v. Raumer Venedig! und wie leicht ist es gemacht, über Venedig zu schreiben.

Goethe setzte sich in seiner durchaus practischen Art sogleich mit Venedig in ein richtiges Verständniss, und ich lasse mir seine Worte: „Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, dass ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegenkommt," — gern zum leitenden Massstabe dienen. Ich sage, wie Venedig mir entgegenkam, was ein nur kurzer Aufenthalt zu schauen vergönnte, und enthalte mich mit Absicht der Reflexionen, durch welche nur zu leicht ein Schriftsteller Gefahr läuft, seinen Lesern langweilig zu werden.

Wir mussten unsere Zeit rasch benutzen, es handelte sich nicht um behagliches Niederlassen und gemächliches Verweilen, und obschon wir dadurch der unerquicklichen Touristen-Eile nicht ganz uns zu entschlagen vermochten, wurde dennoch mit Auswahl genossen.

Wir wohnten im Gasthause Luna hoch, aber schön; die Zimmer boten Aussicht auf den reizenden Wasserspiegel des Canale della Giudecca und Canale di San Marco, mit ihren Inseln und Inselpalästen, mit zahlreichen Schiffen und flatternden Möven, die sich gleich als Sturmpropheten bewährten, denn als wir in unserer Barke an den Ausgang des Canal grande gelangten, schlugen uns windbewegte, ziemlich grosse Wellen entgegen und es brauten Wetter am südöstlichen Horizonte. Ein kurzer Canal zwischen dem Ergastolo alle Vergini und der hohen Mauer des Gartens der Zecca liess uns dicht an die

Stufen gelangen, über denen die Thüre unseres Gasthauses sich öffnete.

Der Prinz behielt die Barke bei, und nachdem wir in aller Kürze unsere häusliche Einrichtung getroffen, bestiegen wir dieselbe wieder, umfuhren bei starkem Wellenschlage die Zecca und betraten nach wenigen Minuten die weltberühmte Piazetta, deren überraschendes grossartiges Bild mächtigen Eindruck hervorruft und deren Raumverhältniss gerade dadurch, dass es nicht ein ungeheures, sondern ein mit einem Blicke leicht zu erfassendes ist, diesen Eindruck zugleich zu einem wohlthuenden werden lässt. Dasselbe ist bei der Piazza selbst der Fall; die harmonischen Verhältnisse der, beide Plätze umschliessenden Gebäude, die reinlichen, glatten Quadern, die der Mehrzahl nach ruhig und anstandvoll nach allen Richtungen hin, unter den Arkaden oder die Plätze durchkreuzend sich bewegende Menschenmenge giebt einem gleich ein sicheres Gefühl; man kommt sich schnell heimisch vor. Was man erblickt, macht weniger den Eindruck überwältigender Pracht, als den befriedigender Schönheit.

Anders wirkt die Kirche von San Marco ein; während ihre äussere Masse, die man sich höher, gewaltiger in die Ferne wirkend gedacht hat, dem Auge gedrückt vorkommt, erscheint uns das Innere hoch gewaltig und drückt uns selbst nieder.

Der erste Anblick zeigt eine verwirrende Mosaikbilderfülle; man steht plötzlich in einem Mittelpunkte wundersamer altchristlicher Kunst; von den Mauern, von den Säulen, von den Wölbungen und vom Fussboden treten uns diese starren Steingemälde zugleich entgegen, in ihrem Ernste, in der ganzen Strenge des byzantinischen Typus, und nur allmählig findet man sich zurecht. Wer die byzantinische Kunstübung nicht in Rom oder in Constantinopel studiren kann, findet hier deren würdige Vertretung, mindestens vom zehnten Jahrhundert an, denn nur allein an und in der Kirche von San Marco dekken die Mosaiken, die in verschiedenen Zeiträumen entstanden, und deren erlittene Beschädigungen nach alter Art wieder auszubessern man bis in die neueste Zeit bemüht ist, einen Flächenraum von 40,000 Quadratfuss. Freilich macht sich die neuere Zuthat nur zu sehr kenntlich. In Einzelnes einzugehen, würde viel zu weit führen, überhaupt hatte ich mir bereits vorgenommen, hauptsächlich den Totaleindruck alles dessen, was ich in Venedig schauen würde, auf mich einwirken zu lassen, an Einzelnes mich nicht hinzugeben, da die Kürze des Aufenthaltes Studien versagte und ohne Studien gründliche Urtheile nicht gefällt werden können. Wer aber mit offenen Sinnen und unbefangen sieht, dem prägt sich manches werthe Bild in seine Erinnerung ein, wogegen häufig selbst die Studien verwirren, gleich der Fülle und Ueberfülle der uns umdrängenden Kunstgebilde.

Indessen verweilten wir gleich sehr lange in San Marco und mussten es, denn die Möven, deren Schaaren die Schiffe, und Boote im Canal di San Marco umflogen, hatten richtig prophezeiht; es goss ein Platzregen, der gar nicht enden wollte, klatschend auf die Marmorplatten der Piazza nieder, und jagte die Leute unter die Arkaden der Procurazien. Als der Regen ein Wenig nachliess, eilten wir nach dem Restaurant Français in den alten Procurazien und speisten vornehm, d. h. ziemlich spät, zu Mittage.

Das Datum des Tages, der 15. October, gab unserem gnädigen Protector und uns vollen Anlass zu festlicher Stimmung, und wir klangen freudig an auf das Heil eines Königs, dessen Doppelfest, Geburtstag und Kriegerjubiläum, viele Tausende heute mit uns, in Venedig aber wahrscheinlich nur wir allein, feierten. Die gehobene Stimmung gab einem poetischen Zurufe das Dasein, welcher die Bestimmung erhielt, durch die Hand unserer Künstler verklärt und dann als ein Gedenkblatt an Venedig von Seiten unseres Prinzen übersendet zu werden, was auch nach wohlgelungener Ausführung, sobald die Rückkehr zur Villa diese gestattete, geschehen ist.

Das Gedicht lautete:

Zum 15. October 1855.

Frohen Tages heit'rer Feier
Ward auch gern von uns gedacht,
Und dem Herrscher, der uns theuer,
Laut ein Lebehoch gebracht.
Lebehoch im fernen Lande,
Und die Herzen doch Dir nah;
Grüsse — weit — vom Meeresstrande,
Von der blauen Adria.

Ueber Hochgebirges Ketten
Schwebt der Liebe Adlerflug,
Und der Ströme breite Betten
Scheiden nicht der Herzen Zug.
Fromme Wünsche haben Schwingen
Zieh'n beflügelt ihre Bahn,
Und für Dich, o König, dringen
Treueste Wünsche himmelan.

Lebe hoch! Ja lebe, lebe!
Herzgekräftigt, geistverjüngt,
Denn Dein Leben ist die Rebe,
Die den Deinen Segen bringt.
Lang' noch zeige wie vollende
Schönes Wollen, edle That!
Deines Geistes, Deiner Hände
Werke segne Gottes Rath! —

Im deutschen Kaffeehause von Mendel, auch unter den Arkaden der alten Procurazien, tranken wir Kaffee und genossen einiges Eis; dann wurde die deutsche Buchhandlung besucht, und Scherzes halber vom Prinzen nach Büchern von mir gefragt, und in der That fand sich auch hier, ganz gegen mein Erwarten, mindestens eines vorräthig, obschon uns die Mittheilung nicht erlassen wurde, dass in Venedig wenige Nachfrage nach deutscher Belletristik sei, was wir längst wussten.

Unser Prinz fand einige befreundete Prinzen von Würtemberg, denen er den Abend widmete; die Maler fanden deutsche Bekannte, und ich fand, indem ich mich in die stille Häuslichkeit unserer Luna zurückzog, einen köstlich mundenden Vöslauer. Bei dieser nicht zu verachtenden Gesellschaft schrieb ich in mein Tagebuch und hatte vollen Grund, dem so schön verlebten Tage eine stille Gedankennachfeier zu halten. Durch die offenen Fenster drang das starke Wellenrauschen des vom Nachmittagssturme erregten Meeres, Blitze zuckten über den Golf, — durch den Riss der Wolken blickten Sterne und gaben wieder neue Hoffnung auf einen schönen folgenden Tag.

Am nächsten Morgen hüllte dichter Nebel Alles ein, allein seine Schleier lös'ten sich und es war ein wonnevoller Anblick, wie unter ihnen, gleich den Dissolving Views, ein sichtbarer Gegenstand nach dem andern erst nur im schattenhaften Umrisse, dann klarer und klarer zu Tage trat. Dort die Isola di San Giorgio maggiore, mit der gleichnamigen grandiosen Kirche und einer Dogana, drüben die östliche Spitze der Giudecca mit stattlichen Gebäuden; näher die Palastmasse der Dogana di Mare und an diese anstossend die prachtvolle Kirche Santa Maria della Salute. In weiterer Ferne die Inselkirchen San Elene und San Servola und der schmale, langgedehnte Streifen des Lido. Nahe bei S. Giorgio maggiore lag eine Fregatte vor Anker, die Segel gerefft, deren drei Masten stattlich in die Morgenluft emporragten. Zahlreiche kleinere Fahrzeuge belebten das ruhige Gewässer; Dampfschiffe brausten durch die Fluth, über welche der fast ganz wolkenlos gewordene Himmel sich wölbte; die Luft war völlig mild, man konnte die

Fenster nicht geschlossen halten. Das Bild, welches vor uns lag, so frisch, so belebt, so zart in Duft gehüllt und für die Maler und mich so völlig neu, war entzückend schön und prägte sich meiner Erinnerung tiefer ein, als alle Tiziane und Luini's.

Nach dem Frühstücke schritten wir zum Besuche des Dogenpalastes, dessen Sehenswürdigkeiten unzählige Male beschrieben sind. Es blieb von uns nichts unbesehen, mit Ausnahme solcher Sammlungen, die, wie Bibliotheken oder Münzkabinete, Hingabe an Einzelheiten erfordern.

Der Dogenpalast enthält eine Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, eine Welt von Stoffen für geschichtliche oder künstlerische Darstellung; seine Riesentreppe, seine goldene Treppe, seine Prachtzimmer mit den Prachtbildern der berühmtesten Meister, das Alles ist noch da, aber wo sind die Häupter der glorreichen Republik, die Dogen alle, mit ihrem Gross-Rathe, ihrem goldenen Buche voll Namen der edlen Geschlechter, — wohin sind diese Geschlechter, — wohin die ganze republikanische Herrlichkeit? Despotenherrschaft, Adelsherrschaft, Volksherrschaft, in einem Knäuel voll Gräuel zusammengewirrt, — Alles dahin! —

Wir stiegen bis in die schaurigen Kerker hinab, überschritten die Seufzerbrücke, liessen uns Vieles erzählen und dankten dem Himmel nach dieser Wanderung, im rosigen Lichte der Freiheit zu athmen.

Herrlich ist die Aussicht von dem ungeheuer grossen Bibliotheksaale, dessen Decke gewaltige geschichtliche Fresken von Paul Veronese, Tintoretto, Basano und anderen Meistern schmücken; indess gehört viel Kunstenthusiasmus dazu, stundenlang den Kopf in den Nacken überzuhängen und an die Decke zu blicken. Ich sah mir die Bücheraufstellung an und freute mich, in den Fächern der Naturwissenschaft, der Medicin, der Philosophie u. a., doch hie und da auch den Werken eines oder des anderen deutschen Landsmannes zu begegnen. Der Altan, auf den man unmittelbar aus diesem Saale tritt, geht nach dem breiten Molo hinaus, an den die Riva di Schiavoni (Ufer der Slavonier) anstösst. Der architectonische

Schmuck dieses reich verzierten Balkons wiederholt im Kleinen die beiden Schutzheiligen Venedigs, von denen der eine in nächster Nähe in gleicher Höhe mit dem Löwen auf hoher Säule steht. Es sind St. Theodor von Heraclea, und St. Georg, beide ritterliche Drachentödter, doch stellt der Drache auf der Säule, dem Marcuslöwen gegenüber, sich völlig als Crocodil dar, und das deutet entschieden darauf hin, dass die meisten Drachen der späteren christlichen Mythe, und wohl auch die der germanischen Heidenzeit, die Lintwürmer nichts Anderes als riesige Eidechsen waren. Der ziemlich neue Marmor-St. Georg am Altane des Bibliotheksaales wird für die erste Arbeit Canova's ausgegeben.

Von der reichen Anschau so vieler Denk- und Merkwürdigkeiten kommend, stärkten wir uns durch ein zweites Frühstück leiblich zu neuer, denn es wurde nun der Academie der schönen Künste zugesteuert, welche sich in der ehemaligen Scuola della Carita befindet. Wir fuhren zur Rechten an den Palästen Treveso, Tiepolo (jetzt Zuccheti), Fini, Corner und Cavallo, zur Linken am Palazzo Doria, Du Mula und Manzoni vorüber, und landeten neben der neuen schönen Kettenbrücke, welche das Campo della Carita mit dem gegenüber liegenden Campo San Vital verbindet. Ausser der Rialto- und dieser Brücke führt sonst keine über den Canal grande.

Die Academie enthält einen ungeheuern Reichthum an Gemälden, deren Mehrzahl den Meistern der venetianischen Schule angehört. Den Eingang in das Treppenhaus schmükken plastische Bildwerke, Reliefs, Büsten, Monumente u. s. w. Das erste Saalzimmer der Pinakothek der Academie umfasst Bilder aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Sala dell' Assunta, nach Tizian's also benanntem Meisterwerke so genannt, umfasst dieses, nebst anderen Gemälden von Tizian, Giovanni Bellini, Tintoretto, Paolo Veronese, Bonifacio, Giovanni Battista Tiepolo etc.

Während die eigentliche Pinakothek der Academie über 80 Gemälde umfasst, enthalten die Säle der Pinacoteca Contarini und das Gabinetto Contarini, deren 176, eine Seitengallerie 94, der neue Saal 103, die Sala Paladiana in 5 Zimmern 109, und ausserdem sind noch in mehreren Zimmern plastische Kunstwerke, Marmorbüsten, antike Vasen u. dergl. vertheilt und aufgestellt, so dass eine gute Ausdauer und Kunstbegeisterung dazu gehört, diese überreiche Fülle zu überblicken und aus derselben doch einiges Vorzügliche der Erinnerung einzuprägen. Es versteht sich, dass unter diesen Tizian's hochberühmte Himmelfahrt der Maria (Assunta) die erste Stelle einnimmt. Stets sind Maler beschäftigt, die Hauptbilder zu copiren.

Für die geistige Sättigung war an diesem Tage genug geschehen; wir speis'ten dann in unserer Luna und ich ging später allein aus und bestieg den Campanile. Die Rückseite der neuen Procurazien kehrt ihre schmale Seitenfronte gegen die Luna und deren Nachbarhäuser, und man braucht nur wenige Schritte um unter die Arkaden der Piazza zu gelangen. Es bot sich dem Blicke allerlei Anziehendes, vor Allem die Hunderte von Tauben, die auf dem Platze wimmeln, gleichsam heilig sind und von Niemanden getödtet werden, da sie zu Folge einer alten Ueberlieferung einst Venedig einen wichtigen Dienst leisteten. Die zahlreich vor dem Caffe militari bei Quadri versammelten Officiere belustigen sich stets damit, diesen Tauben Futter zu streuen, nächstdem dass letztere zu einer gewissen Stunde regelmässig auf Stadtkosten gefüttert werden. In eigenthümlicher, doch nicht gerade schöner Tracht erscheinen die Wasserträgerinnen, deren kupferne Kesselchen noch eine ganz alte Form haben. Ein Mensch in einer Art Harlekinjacke bewegte sich sehr lebhaft auf dem Platze hin und her und bot irgend welche Dienste an; Commissare aller Zungen werfen ebenfalls beständig ihre Angeln aus, Fremde zu führen und es mag durch dieselben schon Mancher geführt worden sein, dass ihm die Augen übergingen. Ich bestieg ganz ohne Führer den hohen, viereckigen Glockenthurm, auf den das Steigen ausserordentlich bequem gemacht ist; nach wenigen Stufen folgt immer bis zur neuen Wendung eine kurze, schiefe Ebene. Warm wird einem aber dennoch, ehe man an das ersehnte Aussichtziel gelangt; der Thurm ist gegen 300 Fuss hoch (99 Meter).

Da lag nun Venedig unter mir mit seinen 20,900 Häusern, 2150 Gassen und Gässchen und gegen 150 kleineren Canälen, und vom Campanile sieht man nur die Masse der Häuser, und in keine Strasse hinein, erblickt keinen Canal, so wenig, als man ausser der Piazza und Piazetta einen von den 23 kleinen Plätzen, welche meist Campi heissen, wahrnimmt. Aber bald schweift der Blick über die weiten Fluthflächen; dort zieht die Eisenbahnbrücke, die jetzt die Stadt an das Festland fesselt, dort im Nebeldämmer ragt das Gebirge; dort, in entgegengesetzter Richtung, über den Lido hinaus hebt sich der Rand des Meeres vom Horizonte ab. Es waren bereits Fremde oben, denen ein deutscher Führer alles erklärte, und gern gab auch ich mich ihm zum Hörer, da der Mann gewählt sprach und es unterliess, Unerhebliches des Breiteren zu berühren. Es war nahe an sechs Uhr, die Sonne war schon hinab, ihr purpurner Widerschein flammte in Wolken und Wellen. Drunten an der Südfronte der Kirche von San Marco auf einem gegen den Dogenpalast gekehrten Balkone wurden zwei Kirchenkerzen entzündet, zwischen beiden stand ein Bild der Madonna. „Sehen Sie diese Lichter?“ sprach der Cicerone: „sobald es sechs schlägt, wird man hier oben mit einer Glocke läuten, und drunten wird ein Priester den Balkon betreten und ein Gebet sprechen. Das ist die Folge eines frommen Sühnopfers. Einst wurde ein Unschuldiger vor dem Richterstuhle der Republik angeklagt und verurtheilt. Als er hingerichtet war, kam seine Unschuld an den Tag. Darauf beschloss der grosse Rath, um ein ewiges Warnungszeichen zu geben, dass Tag um Tag, so lange Venedig bestehe, mit dem Glockenschlage sechs diese Glocke geläutet und drunten offen vor allem Volke ein Priester ein Gebet für die arme Seele des unschuldig Hingerichteten spreche. Und das ist so gehalten worden seit langer Zeit und wird noch jeden Tag erfüllt.“ — Und es dröhnten die Schläge der Uhr vom Thurme des Orologio herüber und die Glocke des Campanile erklang feierlich, und drunten sprach der Priester sein Gebet für den längs Dahingeschiedenen. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen, nicht allein von dieser sagenhaft klingenden Erzählung, sondern vom ganzen Eindrucke der Stunde. Ich empfand so recht innig und tief, was sich nicht in Worte kleiden lässt, — es war jene elegisch-lyrische Stimmung, die in begabten Tonkünstlerseelen Lieder ohne Worte weckt.

Die Abenddämmerung sank nieder, ich verliess den Glokkenthurm und ging nach Hause, um die Gefährten wieder aufzufinden, und vollendete einen am Morgen schon begonnenen Brief in die Heimath. Drunten vor der Hausthüre sangen schon die Gondoliere, die uns heute auf dem Canal grande schaukeln sollten; wir hörten aber zuvor erst auf der Piazza einige Stücke Militärmusik mit an, die zahlreiches Publikum um sich versammelt hatte; nächstdem liess sich in den Pausen eine wandernde Sängerin, von einem Geigenspieler begleitet, hören, von so viel Fülle, Wohllaut und Anmuth der Stimme, dass mancher Director deutscher Mittelbühnen sich glücklich preisen würde, eine solche Primadonna zu haben, wie die, welche hier vor den Kaffeehäusern ihr Brod ersingt. Es war diess für uns ein recht hübscher Uebergang aus dem Reiche der Frau Pittura in das Reich der Frau Musica, und wie hoch ich erstere auch verehre, ich konnte mich nicht des Wortes von Tieck enthalten:

Süsse Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern.

Wir schwebten bald auf der Fläche des grossen Canals; die Nacht war da, die Zithern unserer Tonkünstler, die sich auch aus Malern in Musiker verwandelt hatten, erklangen; die Luft war mild und am Himmel entzündeten sich die ewigen Sterne. Zwei bunte Papierlaternen gaben unserer Gondel ein sanftes Dämmerlicht.

Der elegische Hauch, welcher in dem Tönebeben der Alpenzithern weht, passte so recht zu dieser stillen, reizenden

Nachtfahrt. Ich hatte ein Gondellied gedichtet, das sich eben so der Situation, wie der Melodie einer Barcarole anpasste und liebesehnsüchtige Stimmung zum Thema hatte. Dieses erklang zur Zitherbegleitung und wir versetzten uns mit Hülfe unserer Phantasie in eine Welt voll romantischen Zaubers.

Ich nahe dir, o Holde,
Im milden Mondlichtgolde —
Ich nahe dir mit Sehnen —
Ich singe dir so gern —
Ein Lied von meiner Treue,
Die ich dir liebend weihe;
Ich fleh' zu dir, o komm zu mir,
Ich bitte dich mit Thränen:
O komm zu mir — ich fleh' zu dir,
Du meiner Sehnsucht Stern!

Der eine unserer Gondoliere, den die Natur mit einer trefflichen Stimme begabt hatte, und dem die Melodie wohl bekannt war, begann alsbald den Gesang zu unterstützen. Beide Männer waren kraftvolle Gestalten, der erwähnte, Pietro, von vollen, gedrungenen Formen, mit klugem, selbst listigem Blick, lebhaft, heiter, mittheilsam, gewandt, — der zweite, Andrea, grösser, schmächtiger, ernst, still, verschlossen, nie redend ohne Veranlassung; eine Gestalt, wie man sich einen schönen Tomaso Aniello denkt. Beide sprachen nicht deutsch. Pietro's Stimme hatte sehr viel Angenehmes und ich gedachte einer Stelle in Goethe's „Italienischer Reise," welche lautet: „Heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und den Ariost auf ihre eigenen Melodieen singen. Dieses muss wirklich bestellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit." Nun sind, seit Goethe sich aus Ariost und Tasso von venetianischen Gondelführern Stanzen vorsingen liess, fast 70 Jahre verflossen, und ich fragte Pietro, ob sie noch von Tasso sängen? Er bejahte die Frage, aber ich fand im Ausdrucke seiner schlauen Züge Gründe genug, sein Ja zu bezweifeln, und bat ihn, mir doch einmal eine Stanze aus Tasso vorzusagen. Er that diess und ich lachte ihm in's Gesicht. Was er sagte, war weder von Tasso, noch von Ariost, es war auch keine Stanze, — es war eine Fischer-Barcarole, wie man sie gedruckt in Venedig alle Tage kaufen kann. Ueberhaupt dürfte die ganze Form der Ottave rime sich für den Gesang nicht sonderlich eignen, dieser müsste nothwendig monoton klingen.

Und so mag denn nun völlig in's Bereich der Sage die Annahme zurücktreten, dass die Gondoliere Stanzen der grössten italienischen Dichter sängen.

Unser deutsches Lied zu wälscher Melodie klang indessen auch ganz leidlich, während wir aus dem grossen Canale in die breitere Fluthfläche des Canale di San Marco steuerten.

Es flattern Silphen gaukelnd,
Die Gondel wiegt sich schaukelnd,
Es küsst der Mond die Welle,
Die Welle schwankt zurück.
Die Liebe hofft und schmachtet:
Mein Herz ist gramumnachtet.
Es beugt der Schmerz diess arme Herz:
O zaubre du zur Stelle
Für's arme Herz, gebeugt vom Schmerz,
Der Liebe Wonn' und Glück! —

Dunkle Gondeln glitten lautlos an uns vorüber, kaum dass ein leises Ruderrutschen hörbar wurde.

Da schlug plötzlich eine Nachtigall in einem Nachen, der etwa zwei Gondellängen mit unserem Fahrzeuge gleichen Curs hielt. Nein, — eine Nachtigall war es nicht, aber ein Nachtigallentriller war es, geschlagen von einer wunderbar reinen weiblichen Stimme.

Pietro antwortete singend, — wir horchten hoch auf. Es entspann sich ein höchst anziehender Wechselgesang, während sich die Gondeln einander näherten, die beide wegen der günstigen Witterung nicht überdacht waren. Jedenfalls kannten die Sänger einander, — was Pietro jedoch in Abrede stellte. Die Sängerin war nicht allein, es sass eine zweite Signora bei ihr und ein Knabe. Neugier und Neckelust erwachten. „Habt Acht!“ rief ich: „am Ende fangen wir ein Meerweibchen, oder sie fängt uns, die *bella Sirena!*“

Der drüben vernommene Ausdruck Sirena wurde völlig missverstanden; bis zur Odysseussage reichten die Erinnerungen der Signora mit der lieblichen Silberstimme nicht hinauf. Das Wort galt ihr als ein Schimpf. „*Sirena é una bestia!*“ sagte sie beleidigt. Es kostete einige Mühe, darzulegen, dass die Sirenen schöne, gesangbegabte, verlockende Meerfrauen gewesen seien. — Wahrscheinlich wird in den Töchterschulen Venedigs etwas weniger Mythologie getrieben, als in den deutschen Pensionen, nicht gerade zum Nachtheile der Töchter.

Es war ein harmloser Genuss, — die Sängerin, welche prächtige Opernstücke mit grosser Virtuosität vortrug, zeigte beim Schimmer unserer Gondellaternen ein feines, zartes, edelgeformtes Gesicht, war sehr heiter und unterbrach sich bisweilen mitten in der rührendsten Gesangstelle mit einem kichernden Gelächter, das mir fast dämonisch vorkam. Mit einem Male war ihre Gondel, deren Ruderer sie der unseren ziemlich nahe gelenkt hatte, wieder von unserer Seite weg, und in die Finsterniss der Nacht entrückt.

Wir Alle richteten hundert eindringliche Fragen an Pietro, ob nicht die Sängerin eine Verwandte von ihm sei? ob er sie nicht bestellt? — er aber schwur bei weit mehr Heiligen, als in unserem Kalender stehen, dass er die Signora nicht kenne, — dass aber sich gar nicht selten venetianische Damen Abends das Vergnügen einer Gondelfahrt machten, und wenn sie gesangbegabt, von ihrer Begabung Gebrauch machten, es auch gar nicht übel nähmen, wenn irgend ein Gondoliero respondirend einfalle.

Uns blieb völlig freigestellt, davon zu glauben, so viel oder so wenig wie wir wollten.

Statt des kleinen Nachens mit der holden Sirene darin, stieg plötzlich, wie ein ungeheures Meergespenst, die schon erwähnte Fregatte vor San Giorgio maggiore vor uns auf, der wir uns genähert hatten, auf ihr kein Licht, — Alles stumm, wie das Grab. Drüben aber, an der Riva di Schiavoni und auf der Piazetta, blitzten, wie Sternenreihen, die zahlreichen Gasflammen und kündeten das nächtliche Leben der Lagunenstadt. Alles gestaltete sich uns, mir wenigstens, völlig traumhaft; die Ermüdung des Tages, die mancherlei Eindrücke wirkten abspannend auf die Nerven ein, und zuletzt war mir, als fahre ich mitten auf einem bekannten Marktplatze, sehe die Lichter aus bekannten Häusern, bis wir den Nachen heimwärts gleiten liessen. Es mochte Mitternacht sein, als wir die Ruhe suchten und fanden.

Am nächsten Morgen hatte der Himmel ein gewitterdrohendes Aussehen. Ich ging vor unserem gemeinschaftlichen Frühstück wieder vor unter die Arkaden der Piazza, die sich ziemlich bald beleben. Blumenmädchen bieten zierlich gewundene Sträusschen an; es ist Sitte für einen artigen Mann, mindestens *ein* Sträusschen zu nehmen; die geringste Gabe, und wenn es ein Kreuzer ist, oder lieber drei, belohnt ein freundliches Lächeln und ein „Grazia, Signor!“ während ausserdem in Italien alles übrige Personal, das für geringe Dienstleistung etwas zu empfangen hat, nie zufrieden ist und nie genug bekommen kann, Unter den Arkaden der alten Procurazien sind elegante Schmuck- und Putzläden, einer am andern. Die für Fremde am meisten anziehenden Kaufobjecte sind Mosaiken, meist als Brochen oder in Armbänder gefasst, und die Venedig ausschliesslich eigenthümlichen Perlmutter - Schnecken-Schmucksachen, Kopfputz, Ohrgehänge, Armbänder und Busennadeln. Bezüglich des Ankaufs der Mosaikarbeiten muss man vorsichtig sein; nicht alle sind ächte Steinmosaik, — man versteht jetzt, diese täuschend *nachzumalen*. Die Kunst geht betteln. Blicken wir auf die riesenhaften sieben bis achthundertjährigen Mosaiken an und auf Kuppeln und Gewölben, Seitenwänden und Fussböden der Kirche von San

Marco — und rufen wir uns Goethe's vor 70 Jahren geschriebene Worte zurück:

„Die Kunst, welche dem Alten seine Fussboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter, als man denkt.“ —

und sehen wir, wie unsere Zeiten jetzt auf falschen Aventurin falsche Mosaiken pinseln, so sehen wir gleich, wie weit die Cultur vorwärts schreitet. Doch ich wollte ja die Reflexion vermeiden.

Nach unserem Frühstück ward eine Fahrt nach dem Lido hinaus beschlossen und ausgeführt, die äusserst angenehm war, von heiterem Himmel begünstigt, durch heitere Stimmung gehoben. Wir fuhren mehreren Inseln vorüber, deren jede mit ihren verschiedenen Gebäudeanlagen ein anderes Bild darbot, und erreichten eine Osteria dicht am Strande, bei der wir anlandeten und eine Strecke längs Gärten und einem umbuschten, sehr fischreichen Canale hinschritten. Bald thürmte und dehnte sich vor unserem Blicke die langgestreckte Düne mit ihren begras'ten Sandwellen aus. Wenige Schritte auf den nächsten dieser Hügel und vor uns lag das adriatische Meer.

Das Meer war ruhig, — es war Ebbezeit. Gern hätte ich die Wellen sturmgepeitscht gesehen, allein dann würden wir mit unserer Barke nicht zum Lido haben gelangen können. Grosse Schiffe zeigten sich am Horizonte; linker Hand, vor dem Porto di Lido, schien eine ganze Flotte vor Anker zu liegen.

Wir stiegen zum Strande nieder, wo die heranwälzenden kleinen Schaumwellen sich vor unseren Füssen brachen, ein Spiel, dem man stundenlang zusehen kann. Allerlei kleine Muscheln und Schnecken wurden aufgesammelt; es fand sich auch ein recht hübsches Stück schwarzes Gestein, ganz mit versteinerten Kammmuscheln übersäet. Messerscheiden, Seepferdchen, Fungiten, kurz, allerlei bringt täglich die Fluth mit und lässt es am Strande zurück. Im Dünensande liegen Billionen der kleinen Schnecken, die man in Venedig zu Frauenschmuck verarbeitet; das Gehäuse ähnelt völlig dem unserer bunten Gartenschnecke, ist weiss, mit braunen, gezahnten Streifen; unter dieser farbigen Epidermis, welche durch Kunstmittel abgenommen wird, wie bei der grossen Nautilusschnecke auch, kommt der ächte, herrlich opalisirende Perlmutterglanz zum Vorschein. Es kommt auch eine kleine Art, mehr ammonshornartig flach gedrückt, mit scharfem Rande vor.

Ich versah mich mit Dünensand, in der Hoffnung, in ihm mikroskopische Schnecken und Müschelchen zu entdecken, welche aber fehl schlug. Wir weilten lange, — mir fiel es besonders schwer, mich vom Ufer des Meeres zu trennen, das zum ersten Male in meinem Leben mein Fuss beschritt, und es vielleicht, ja wahrscheinlich, niemals wieder beschreitet.

In die Osteria zurückgekehrt, liessen wir uns in einer Rebenlaube hinter dem Hause nieder, tranken einige Flaschen Cyprier und assen, da weiter nichts zu haben war, Maisbrod und Schweizerkäse dazu.

Mancher Landsmann hat mich vielleicht um den Genuss so mancher schönen Ost- und Südweine beneidet, während ich mich nach einem Glase guten deutschen Weines sehnte. Ich hatte Gelegenheit, auf dieser Reise vielerlei Sorten gepriesener Weine zu kosten, allein der Mehrzahl nach waren es doch feine Nachtischsorten, deren Stärke ein solches Trinken, wie wir in Deutschland es in befreundeten Kreisen gewohnt sind, nicht zulässt.

Oporto alto, Duoro Tento, Moscato bianco d'Asti, Tintila d'Alicante, Caracavellos de Lisboa, Xeres doleroso, Witte Constantia van Löwenhof, Est Est Est di Montefiascone, waren geprüft worden, und selbst im Orient hatten unsere Weinzungen sich umgethan: Cypro-Olympos, Monte-Oliveto (Oelberg) von Jerusalem, Vino santo betleemitico, endlich sogar Serail-Champagner mit arabisch-türkischer Aufschrift. — Alles war recht gut, bis auf den Serail-Champagner, der an Geist und Feuer auch ein kranker Mann war, — aber unsere deutschen Weine belebt ein anderes Element. Mögen sich die Gläubigen des Islams zum Wein bekehren, ihre Weine bekehren sicher keinen Deutschen zum Islam.

Doch Gott ist gross und Mahomed ist sein Prophet, und wir steuerten nach einer vor uns liegenden Insel hinüber; auf dieser Insel liegt ein armenisches Kloster, und über dieses katholische Kloster, das einen Namen trägt, den die Schrift nennt, wenn sie sagt: es war aber ein armer Mann mit Namen Lazarus — hat der kranke Mann im Seraj Stambuls die Oberhoheit, und über der inneren Eingangspforte prangt der türkisch-kaiserliche Namenszug statt eines Wappens. Wir traten mithin in der That durch eine ottomannische Pforte, wenn auch keine hohe, ein, und erwarteten im mit Zierpflanzen reich geschmückten Klosterhofe einen Führer, der auch endlich in der Person eines bildschönen Mönchs erschien und unser Cicerone in den Räumen dieses vortrefflich ausgestatteten Klosters wurde. Alles erscheint heiter, reinlich, geschmackvoll; es sind verschiedene Sammlungen vorhanden, und eine auserlesene Bibliothek, reich an alten armenischen Handschriften, zum Theil mit trefflicher Miniaturzier; ebenso eine bedeutende Buchdruckerei mit Schriftgiesserei und Buchbinderwerkstatte. Die Mönche folgen der Regel des Armeniers Mechitar, des Adoptivsohnes der heiligen Jungfrau. Das Kloster wurde 1717 begründet, als die Mönche vor den Türken aus ihrem früheren Kloster entweichen mussten. Ihr gottesdienstlicher Ritus ist der nestorianische der syrischen Kirche, nicht aber ihr Glaube, der mit dem römisch-katholischen übereinstimmt. Die Sprache beim Gottesdienst ist die armenische; daher durfte es nicht befremden, dass unser Armenier auf Befragen, ob er Latein verstehe, diess verneinte. Die Buchdruckerei druckt klassische Werke und asketische Schriften. Eine derselben wird gerne an Fremde verkauft: *Preces Sancti Nersetis Clajensis. Armeniorum Patriarchae. Venetiis. Insula S. Lazari.* Es enthält in 24 der bekanntesten Sprachen der Erde und mit deren eigenthümlichen Lettern gedruckt, darunter selbst äthiopische, ilirische und chinesische nicht fehlen, 24 Anrufungen in kleinen Gebetsätzen, die jeder fromme Christ jeden Bekenntnisses beten kann, nur der Schlusssatz enthält eine Anrufung und Fürbitte der Heiligen, der Apostel etc.

In die Stille dieses Klosters barg eine Zeitlang Lord Byron sein zerfahrenes, weltüberdrüssiges und selbstsüchtiges Gemüth und studirte — armenisch. — San Lazaro hat auch einen sehr netten Garten und die Fernsichten auf Venedig und auf die Inseln sind wahrhaft reizend.

Unsere Fahrt brachte uns an der Punta della Motta vorüber, in welche die Giardini publici mit einem Pavillon auf niederem Hügel, mit ihren Rasen- und Blumenplätzen, hübschen Alleen und ihrer Reitbahn enden. Es ist der einzige Platz, wo man in Venedig lebendige Pferde sieht.

Unmittelbar an die Gärten stossen die Schiffsbau- und Ausbesserungsplätze mit zahlreichen, vor Anker liegenden Schiffen, mit ihrem rührigen Leben. Nahe dabei liegt an einem Uferplatze die kleine Kaplanei-Kirche San Biaggio, für den Gottesdienst der k. k. Marine. In der Nähe fliesst der Rio del Arsenale aus der alten Darsena des Arsenals in den Canale von San Marco.

Gern hätten wir das berühmte Arsenal ebenfalls besucht und besehen, allein es war zur Zeit nicht gestattet, und würde mindestens mit Umständen und Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein.

Das Bucentoro-Modell, welches sich im Modellsaale des Arsenals befindet, ist nicht alt, und man sieht es kleiner und grösser plastisch und bildlich in Venedig überall, nebst anderen Schiffsformen; man hat sogar kleine Gondeln von Holz und Blech als Schreib- und Spielzeuge.

Das Arsenal ist auch eine der Oertlichkeiten, die in Venedig stärker, als manche andere, an die verblühte Herrlichkeit mahnen. Diesen ungeheuern Raum, den die Gebäude, Werften und Stapelplätze mit vier grossen Wasserbecken einnehmen, 2 italienische Meilen in's Quadrat, oder 3775 Metres, also mehr als manche Mittelstadt, beleben jetzt nur etwa 1500 Arbeiter, während in der Blüthezeit der Republik deren Zahl 16,000, sage sechszehntausend betrug.

Venedig mag sich durch alle Zeit bei den Franzosen bedanken, die dem Freistaate ihre Freiheit brachten, in Venedig den ersten Freiheitsbaum aufrichteten, und unter diesem das goldene Buch der Republik verbrannten.

Und dennoch ist die Lagunenstadt, auch nach dem, was sie auf's Neue erlitten, nach schwerer Heimsuchung und nach harter Busse, wieder voll rührigen Lebens, entfaltet neue Blüthe und wird bald genug auch den Dank, den sie Oesterreich schuldet, vergessen. —

Nach unserer Rückkehr speis'ten wir wieder beim Restaurant Français am Marcusplatze, denn der aussichtlose Speisesaal in der Luna bot wenig Anziehendes. Am Abende bereitete unser Prinz sich und uns ein schönes Gesangfest auf dem Canal grande. Unserer Gondel folgte eine mit bunten Papierlaternen hell beleuchtete Barke mit zehn Gondolieren, darunter auch einige Knaben, und wir hörten nun den wohllautenden, kräftigen, volltönenden Gesang dieser Leute mit dem grössten Wohlgefallen und Behagen an, so ruhig hingleitend auf dem breiten, von Gondeln mannichfach belebten Wasser. Wir fuhren mit unserer unermüdlich singenden Begleitung bis unter die Rialtobrücke, auch noch ein Stückchen weiter, und landen da und dort, wo so viel Uferland war, dass Leute darauf stehen konnten, vor der Fabbriche Camerlinghi, auf dem Campo di Santa Sofia, wie auf dem kleinen Fischmarktplatze neben der Rialtobrücke — ein dankbares Publicum, das seinen Nationalsängern mit Entzücken lauschte, laut applaudirte und manches: bravi! bravi! rief.

Ganz besonders schön hallte der Gesang unter dem breiten Brückengewölbebogen, der den ganzen Canal überspannt.

Der folgende Tag (18. October) sollte wieder der Schaulust Genüsse bieten. Man muss ja doch das Wichtigste gesehen haben. Mit dieser Touristenregel stürzt man sich thörigt, wie eine Mücke, in die Flamme der Kunstschau, und kriecht dann matt und mit versengten Flügeln am dunkeln Boden hin.

Ich begleitete am Morgen unsere Maler, zu denen sich auch deren Münchener Freunde gesellt hatten. Wir durchwanderten von der Piazza aus einige der engen Gassen Venedigs und standen bald auf dem Campo di Santa Maria Formosa. In der Kirche dieses Namens, an deren Architectur nichts zu bewundern ist, ist als Altarbild eine heilige Barbara von Jacopo Palma vecchio vorhanden, das als ein Hauptwerk dieses Meisters manche Kenner entzückt, während andere diese und jene Ausstellung daran zu machen wissen, wie denn fast überall die leidige Sucht der Hyperkritik zu nichts auf der Welt da ist, als Anderen reine Genüsse zu verleiden.

Jetzt setzte sich unsere Wanderung nach der Kirche San Giovanni e Paolo fort, wohin wir nicht weit zu gehen hatten. Dieser Kirchenbau ist nach San Marco der bedeutendste Venedigs, räumlich noch grösser, wie San Marco und wurde begonnen in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, vollendet in der ersten Hälfte des fünfzehnten. Er ist so reichhaltig an sehenswerthen Werken der Plastik, wie der Malerei, dass ich auf jede nähere Schilderung verzichte. Für unsere Maler war das wichtigste Bild: Tizian's Tod des heiligen Petrus des Märtyrers, in jeder Beziehung eines der bedeutendsten Werke des grossen Meisters. Mich erfreuten nebenbei die grossartigen und prunkvollen Dogen-Kenotaphe, die nebst Sarkophagen, Tumben und Reiterstatuen die ganze Kirche füllen, und verschiedene andere wichtige plastische Kunstgebilde. Auch enthält, ausser den genannten von Tizian, diese Kirche noch mehrere wichtige und werthvolle Gemälde.

Auf dem nicht sehr geräumigen Campo von San Giovanni e Paolo steht die Reiterstatue des venetianischen Feldhauptmanns Bartolomeo Calleoni, modellirt von Andrea Verocchio, Erzguss auf prächtigem Marmorpiedestale, beides von Alessandro Leopardo, 1495. Colleoni starb 1475 und machte der Stadt die Errichtung seines Denkmales, zu dem er die Kosten testamentarisch bestritt, zur Pflicht und Bedingung, und that daran sehr wohl, denn er schuf Venedig ein Denkmal durch die Hand des Künstlers, wie man nicht leicht ein zweites sieht. Diese Haltung, Ruhe, Sicherheit, Sattelgerechtigkeit, — Alles ist unübertrefflich, individuell-characteristisch, nie sah ich eine so unmittelbar ansprechende Reiterstatue; Mann und Ross in Eins verwachsen, jeder Zoll ein Kriegsheld; so müssen unsere Frundsberge, unser Conrad von Boineburg, unser Blücher und Ziethen im Sattel gesessen haben. Doch ist ein solches Urtheil ausserordentlich naturalistisch, und etwas wird schon jedenfalls an dem Werke vom wahren, d. h. in seiner eigenen Meinung stets unfehlbaren Kenner zu tadeln sein.

Unsere kleine Gesellschaft spazierte nun auf einem Trottoir, zur linken Hand den Rio dei Mendicanti (ein Theil der Canäle heisst nämlich Rio, Bach) und zur Rechten das umfangreiche Gebäude des zur verlassenen Kirche gehörenden Ospitale civile und die Kapelle von San Lazaro di Mendicanti gerade aus, und da standen wir am weiten Spiegel des Gewässers und hatten Venedig an der unserer Wohnung gerade entgegengesetzten Seite in einer Diagonale durchschnitten. Wir wandten uns links, überwanderten den breiten, von Schiffern belebten Fondamento nuove, bis zum Canale per Murano, welche Inselstadt wir in Stundenferne uns gegenüber liegen sahen, und bogen dann zur Santa Maria Assunta della Compagnia di Gesu, einfach: zur Jesuitenkirche, ein, in welcher das Marterthum des heiligen Laurentius von Tizian bewundert wurde; besonders ist der Kopf des Heiligen vom Künstler tief erfasst und wiedergegeben. — Während in der Kirche fromme Beter und Beterinnen weilten, exercirte unmittelbar vor ihrem Portale ein Officier einige Rekruten, die sich sehr linkisch anstellten und manchen Asino! Mulo! und dergleichen aufmunternde Redensarten hervorriefen. Das Commando war deutsch, der Officier schimpfte italienisch, fluchte ungarisch, und in der Kirche psalmodirten die frommen Väter Jesu lateinisch, unbeirrt um die vielen und überlauten „Teremdete!“ vor ihrer Kirchenpforte. Ländlich, sittlich! Käme das in einer deutschen und protestantischen Stadt vor, so würde bald genug das erste beste Tageblättchen eine Rüge ob Störung des Gottesdienstes enthalten.

Wir nahmen nun am Strande eine Gondel und fuhren gemüthlich und gemächlich in den Rio dei Gesuiti ein, an dessen linkes Ufer das Chor der Kirche stösst; dann ging es eine Strecke auf dem Rio dei Santi Apostoli weiter, dann auf einem anderen, unter mehreren Brücken hindurch zwischen hohen Häusern, durch enge Passagen, so eng, dass oft kaum zwei Gondeln nebeneinander hingleiten können, voller Ecken und Winkel, so dass die Ausweicherufe der Gondelführer fort und fort ertönen. Oft glaubt man, die Gondel müsse an einer Mauer anfahren und zerschellen, allein es wird mit einer Sicherheit gelenkt, dass selten ein kleiner Unfall erfolgt. Wir kreuzten den Rio di Morina, gelangten in den Rio della Fava, kamen an der Kirche San Maria della Consolazione (Fava) vorüber und fuhren auf dem Rio della Guerra wieder unter vielen Brücken und Brückchen hindurch, bis wir in den Rio della Paglia einfuhren, den rechts die Rückwand des Dogenpalastes, links die gewaltigen Steinhäuser der Criminalgefängnisse und des Criminal-Tribunals begrenzen, und welchen die berüchtigte Seufzerbrücke mit ihrem überbauten Bogen und ihren schaurigen Gitterfenstern überwölbt.

Man athmet freier, wenn man das Gewirre der Canäle hinter sich hat, und das weite Wasserbecken zwischen der Stadt und ihren nächsten Inseln vor sich. Rasch lenkten wir um den Molo und in unsern Canal zur Luna ein, den ein grosses Boot versperrte. In diesem Boote stand in grossen, offenen und schmutzigen Kufen eine dunkelrothe Brühe, welche man in ebenfalls offene Rinnen schöpfte und so in den Keller des Hauses leitete. Ich dachte, dieser Stoff sei Farbe, erfuhr aber, dass es Wein sei, den man hier gerade so behandelte, wie unsere Bauern auf Oekonomiegütern die Mistjauche. Von diesen Urzuständen der Weinbehandlung ist freilich noch weit hin bis zur vernunftgemässen Aufbesserung und Aufhülfe der Weine durch die Verfahrungsarten Dr. Gall's. —

Vom Hause aus folgten wir nun unserem Prinzen nach dem uns gegenüberliegenden Prachtbau der Kirche Santa Maria della Salute. Der Styl ist der der späteren Zeit, im hohen Grade barock, aber mächtig in die Ferne wirkend, nach Vorbildern Palladio's von Longhena, 1631 erbaut, mit hohen Kuppeln, Thürmen, jenen Schneckenwülsten, die man zu ihrer Zeit für schön hielt, und mit zahlreichen Statuen geziert.

Im Kircheninnern gilt als bedeutendes Kunstwerk der broncene Leuchter von Andrea d'Allessandro Bresciano mit reicher Figurenplastik; doch muss man bedauern, dass es eben nur einer ist. Ein herrliches Bild von Tizian, St. Marcus auf einem Throne, von vier Heiligen umgeben, ziert den Vorraum der Sakristei dieser Kirche; in der Sakristei selbst schmücken drei Gemälde desselben Meisters die Decke. Tintoretto malte in die Sakristei in ziemlicher Grösse eine Hochzeit von Cana.

Wieder bestiegen wir unsere Gondel und glitten den Canal grande aufwärts, lenkten links in den Rio di San Toma ein und standen auf dem Campo dei Frari, vor der herrlichen Kirche Santa Maria Gloriosa, insgemein auch S. Maria dei Frari genannt, ebenfalls einer der grössten Tempel Venedigs, an welche das umfangreiche Gebäude des Generalarchivs di Frari stösst. Die Kirche ist ein Bau aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, von Nicolo Pisano, und enthält viele treffliche Kunstmonumente, grossartige Dogendenkmäler, zum Theil als Reiterstatuen, das Grabmal Tizian's, das Denkmal Canova's, auch herrliche Gestühlschnitzereien, ein unschätzbares Votivbild der Familie Pesaro, von Tizian, das Kenner und Nichtkenner zu entzücken vermag, und in der Sakristei eine herrliche Madonna, von Giovanni Bellini 1488 gemalt, und Zeugniss gebend von der grossen Meisterschaft ihres Urhebers, — anderer Sehenswürdigkeiten dieser Kirche nicht zu gedenken. An die Chorseite der Kirche Santa Maria gloriosa stösst das Campo San Rocco an, dessen nicht grosse Kirche und die Scuola San Rocco wir ebenfalls nicht unbesucht und unbesichtigt liessen, wenn es schon einigermaassen etwas Abspannendes im Gefolge hat, so von Kirche zu Kirche und vom Schauen — nicht zum Glauben — sondern zu immer neuem Schauen zu eilen. Die Decoration des Gebäudes dieser Scuola, begonnen 1517, athmet etwas vom Geiste der Certosa di Pavia: Reichthum, Pracht und Fülle. Eine herrliche Treppe, die Statue des heiligen Rochus mit seiner offenen Schenkelwunde und andere von Girolamo Campagno, Erzarbeiten, Schnitzereien und Gemälde nehmen unsere Blicke gefangen. Bei den Gemälden zeigt sich Tintoretto fast als Alleinherrscher, man sieht hier deren von ihm nicht weniger als 56, und die meisten in colossaler Grösse ausgeführt, darunter im Hauptsaale die grosse Kreuzigung, die man für sein Meisterwerk ausgiebt, und ein Bild, was wir für sein verwerflichstes erklären mussten, im höchsten Grade anstössig: Christus vor einer Blutflüssigen, welche von ihrer Mutter aufgedeckt wird. Ein solches Bild kann einem den ganzen Tintoretto verleiden.

Als Curiosität mag eine artige Spielerei in diesem Saale gelten. Ein kleiner Bücherschrein mit geöffneter Thüre, in dem ein Tintenzeug und ein Brillenfutteral liegt; die Mönchseinbände der Bücher kündigen lauter alte Manuscripte oder Incunabeldrucke des fünfzehnten Jahrhunderts an, sie reizen förmlich, dass man sie zum Ansehen herausziehe, — aber es ist Alles nur sinn- und kunstvoll von Holz geschnitzt mit einer unübertrefflichen Meisterschaft in der Täuschung.

Die 56 Tintoretto-Gemälde und was sonst noch in der Scuola di San Rocco sehenswerth war, hielten uns nicht ab, auch noch die Kirche San Fantino zu besuchen. Zu dem Ende verfügten wir uns wieder nach unserer Gondel, welche neben dem Palazzo Persico angelegt hatte, fuhren den Canal eine Strecke aufwärts, an den stattlichsten Palästen vorüber, und lenkten in den Rio San Lucca ein, der mit dem Rio dei Barcarola zusammenfliesst.

Die Kirche San Fantino ist zwar klein, theilweise ein Bauwerk von J. Sansonino, sie wird auch wenig erwähnt, aber sie besitzt eine Madonna mit dem Kinde von Giovanni Bellini, ich kann mich jedoch auf dieselbe gar nicht mehr erinnern, denn ich war so kirchen- und bildermüde, als ein Laie in der Malerei, wie ich, nur immer an einem warmen Tage werden kann. Es war mir daher eine wahre Wohlthat, bald darauf wieder auf dem Canal grande zu schwimmen, zu dem wir zurücklenken liessen, um unter der Rialtobrücke hindurchzufahren, in der Absicht, nun nach so vielen Kirchen auch das Innere eines venetianischen Palastes zu besehen. Dazu war denn nicht der geringste auserkoren; wir liessen die Palazzi Corner, della Regina, Pesaro, Tron und Correr (Museo) links liegen, sowie rechts die Palazzi Michiel delle Colonne, la Doro, Grimani (jetzt della Vida) und legten an der Pforte des Palazzo Vendramin Calerghi, jetzt Eigenthum der Herzogin von Berry, an. Dieser ist nächst dem Palazzo Pesaro einer der schönsten Paläste Venedigs und war einst das Eigenthum und der Wittwensitz der Königin von Cypern, Catarina Cornara, welche nach dem Tode ihres Gemahls, Jacob III., Königs von Cypern, eine Zeitlang die Regierung fortführte, diese jedoch später an die Republik abtrat und 1510 in diesem Palaste starb. Da die hohe Besitzerin des Hauses nicht anwesend war, so durften wir sein Inneres betreten. Ich sah mit ernsten Gedanken die stattlichen Räume mit so manchem Schmucke aus alter Zeit, und nicht minder so manches schöne Bild der neuen, anziehende Portraitbilder von Familienangehörigen der Frau Herzogin, auch manches Gemälde guter Meister. Wichtig erschien uns die treffliche Wiederholung eines im herzogl. Residenzschlosse zu Meiningen aufbewahrten, auch von Karl Barth gestochenen Bildes, Madonna mit dem Kinde auf dem Schoosse, welches man am genannten Orte dem Leonardo da Vinci zuschreibt, während das in diesem Palaste vorhandene, jenem ganz gleiche dem Cäsare di Sesto, einem Schüler Leonardo's aus Mailand, zugeschrieben wird. Es ist nicht unmöglich, dass der Schüler ein Bild des Meisters treu copirte, und wäre diess hier der Fall, so wäre die Copie eine äusserst gelungene.

Noch ein zweiter Palast wurde von uns besucht, den aber weder eine Königin bewohnt hat, noch eine Herzogin besitzt. Es war der Palazzo Marcello Nr. 2137, und es bewohnt denselben Herr Consiglio Ricchetti, Kunst- und Antiquitätenhändler im grossartigsten Massstabe, und mit einem Lager so werthvoller Gegenstände, dass Millionen nicht hinreichen würden, diese zu kaufen, wenn insonderheit die Preise gezahlt werden sollten, die dafür gefordert werden. Mit grosser Gefälligkeit wurde uns Alles gezeigt; gern wäre Einiges gekauft worden, aber es war nicht möglich. Der geringste geschliffene Stein, Achat oder Jaspis, sollte gleich 5 Franken oder mehr kosten, bei einem steinernen Stockknopf ging es schon in die Napoleons, für welche überhaupt in Venedig eine erstaunliche Vorliebe herrscht. Ich verliebte mich in einen alten Buchdeckel, aus dem das Buch herausgerissen war; es waren 10 mittelgrosse Nielloplatten darauf, ich fragte nach dem Preise. — „Eintausend Francs." — Gar zu gern hätte ich diese Niellen Venedig entführt und sie nach Deutschland gebracht, die Gravuren waren voll Geist und Schönheit, aus Finiguerra's und Peregrini's Zeit, wo nicht von diesen Meistern selbst. Lange wurde gehandelt, 700 Francs wurden geboten, — vergebens. Endlich gingen wir zu dem Restaurant Français, — ich fühlte mich ziemlich angegriffen, doch einige Gläser Tokay d'Ungheria halfen unseren erschöpften Lebensgeistern bald wieder auf. Der Commissario des Prinzen brachte Briefe aus der Heimath, auch für mich; Neuigkeiten, für uns in Venedig nicht von sonderlicher Erheblichkeit.

Nachdem wir uns gestärkt, trennten wir uns; meine verehrten Begleiter fühlten noch Kraft und Trieb in sich, von den circa hundert Kirchen, die wir noch nicht besucht hatten, noch ein gutes Theil zu besuchen; ich aber sagte mich los von diesem Bündniss und wünschte ihnen so viele Bellini's und Luini's zu finden, als nur immer möglich. Es erschien mir behaglich, auf eigene Hand mich ein Wenig weiter umzuthun, und ich ging auf gutes Glück in die nächste Strasse bei der Luna, und fand bald einen Laden, dessen Besitzer nebst vielen anderen Galanteriewaaren recht schöne Perlenschmucksachen feil hatte. Am Schaufenster aber hingen, sauber auf Papier gebracht, getrocknete Algen des adriatischen Meeres, mit ihren Namen in lateinischer Sprache. Diesen naturgeschichtlichen Artikel hätte ich in dieser Bude nicht gesucht, doch zog er mich sehr an, und siehe, diess bemerkend, stellte sich mir ein freundlicher Mann in Abbétracht vor, mit dem Bemerken, dass er diese lebendigen Algen-Herbarien aus Liebe zur Wissenschaft veranstalte. Ich sagte ihm, dass ich zwar die Hauptarten der mitteldeutschen Land- und Süsswasser-Algen ein Wenig kenne, aber keine Gelegenheit gehabt habe, auch die der südlichen Länder und jene des Meeres kennen zu lernen. Der venetianische Naturforscher sprach lebhaft den Wunsch aus, mit deutschen Algenfreunden und Sammlern in Austausch zu treten, und gab mir seine Adresse, die mir leider auf der Rückreise verloren ging, was mir aufrichtig leid thut.

Auch in einen Bücherantiquarladen trat ich ein und fragte nach Holzschnittbüchern; der Händler, dessen Laden ganz klein war, sagte mir, zu Hause habe er viel, aber nicht hier; er wohne nicht weit, wenn ich mit ihm gehen wolle, könne ich Manches sehen. Ich folgte dem Manne, und hatte ich schon am Morgen Gelegenheit gehabt, enge Gässchen zu sehen, so durchwanderte ich deren jetzt, gegen die das Besengässchen in Leipzig fast ein Corso ist. Um an beide gegenüberstehende Hauswände zu reichen, braucht man bloss beide Arme, nicht auch die Hände auszustrecken. Mir machten diese Messungen vielen Spass, doch dauerte die Wanderung etwas lange; endlich standen wir wieder am Canal grande, der überfahren werden musste und an welchem sich die Wohnung des Bücherantiquars befand. Sein Lager war sehr gross, doch hatte er von dem, was ich suchte, sehr wenig. Vergebens fragte ich nach Holzschnittwerken der Aldiner in Venedig, und nach Schnitten der Paduanisch-Venetianischen Schule, zu denen die Bellini, Montegna u. A. die Zeichnungen lieferten. Alles, was ich erlangen konnte, war ein Venediger Druck in Octav von 1557, über römische Lagerkunst, Bäder u. s. w. der Alten, mit vielen hübschen Holzschnitten.

Gegen Abend fanden wir uns Alle wieder zusammen, und es wurde der Besuch eines Theaters beschlossen; wir hatten aber mit der getroffenen Wahl kein sonderliches Glück und hätten vielleicht im Marionettentheater Buratini mehr belustigendes italienisches Leben gefunden. Im grössten Theater Venedigs, della Fenice, wird nur während des Carnevals gespielt, wir wählten daher das nächstbedeutendste: Gallo San Benedetto. Man gab den Brauer von Preston. Ich fühlte mich abgespannt und war froh, als ich die Gondel wieder bestieg, die uns auf dem schon bekannten Rio Lucca und Rio della Barcarola sanft zur Luna brachte, ohne dass heute eine Barcarola tönte; die Luna des Himmels aber goss hell und ungetrübt das Silberlicht ihres ersten Viertels, in das sie an diesem Tage getreten war, nieder auf die Golfstadt und umwob sie mit dem Zauberzindel ihrer milden Strahlen.

Der nächste Morgen brach schon ziemlich warm an; der Tag wurde der heisseste während unseres Aufenthaltes in Venedig und wir ruhten etwas länger, als wir bisher gewöhnlich thaten. Herr Rath Ricchetti war dagewesen, hatte zu nochmaligem Besuche seines Antiquariums eingeladen und verheissen, billiger zu sein. Wir verbrachten einen Theil des Vormittags im Hause; die Maler zeichneten unsere Gondoliere für diese selbst, zum Andenken an uns; es wurden ein Paar markvolle, zum Sprechen getroffene Brustbilder; ich schrieb in's Tagebuch. Nach unserem Frühstücke fuhren wir in der That noch einmal zu Ricchetti, nachdem wir vorher noch einen anderen Antiquar besucht hatten, bei dem es bei Weitem ärmlicher aussah, obschon er unendlichen alterthümlichen Trödel aufgestapelt hatte. Wir verloren nur unsere Zeit, fanden Herrn Ricchetti und Consorten heute gerade so theuer wie gestern, und verliessen ihn abermals, ohne etwas zu kaufen. Dieser Besuch bot Anlass, Manches des reichen antiquarischen Lagers in noch näheren Augenschein zu nehmen, darunter auch herrliche Dolche; aber, o Jammer! aus allen waren die Klingen entfernt und die Stücke dadurch entwerthet. Die Klingen verwahrt die Polizei, und Griffe nebst Scheiden Herr Ricchetti. Eine Folge des Aufstandes und der auf solchen naturgemäss folgenden Entwaffnung der Lagunenstadt. Hierauf besuchten wir die berühmte Fabrik der Goldperlen, die bis zu fast mikroskopischer Kleinheit angefertigt werden, welche überfeinen Luxuskettchen alljährlich mehreren der armen Arbeiter das Augenlicht kosten.

Noch einmal, denn auf den nächsten Tag war unsere Abreise festgesetzt, erfreute uns eine Wasserfahrt über das breite, aber an vielen Stellen gar nicht tiefe Lagunenbecken, nachdem wir auf dem Rio degli Santi Apostoli abermals ein Stück Venedigs durchschnitten hatten. Wir fuhren hinüber nach der Inselstadt Murano, um dort vor Allem die berühmte Glasperlenfabrik zu besehen. Die Einrichtung ist grossartig, sonst ganz dieselbe, wie in anderen dergleichen Fabriken in Deutschland auch.

Man fertigt die schönsten Sachen aller Art, aber ganz und völlig so, wie die altvenetianischen Gläser, so zart, so leicht, wie gehaucht, so wundersam fein, und dabei so ebenmässig werden die neuen doch nicht. Hier wird auch der falsche Aventurin, ein Glasfluss, gefertigt.

Die Stadt ist schmutzig und zählt viele Bettler. Sie hat mehrere bedeutende Kirchen; in der zu S. S. Pietro e Paolo eine Madonna von Giovanni Bellini.

Von Murano zurückgekehrt, liess der Prinz die Gondoliere nach dem Palazzo Manfrin steuern, in dessen oberen Gemächern eine zahlreiche Sammlung von Gemälden und sonstigen Gegenständen, auch ein kleines Kabinet von Conchylien, geschliffenen Steinen und versteinerten Fischen an bestimmten Tagen der Schaulust des Publikums offen steht, und es scheint von dieser Liberalität ziemlich stark Gebrauch gemacht zu werden. Die Sammlung enthält zahlreiche Bilder italienischer Meister, darunter auch ausgezeichnete Stücke von Giovanni Bellini, wie ein herrlicher Christus in Emaus von einem Schüler Bellini's. Tizian ist mehrfach vertreten; ein Brustbild

Ariost's, wie dasjenige der Catarina Cornaro, und die drei Menschenalter, sind von ihm, vor allen aber die Grablegung Christi, eins der berühmtesten Bilder dieses Meisters, voll edlen Masses im Schmerz, wie in der Bewegung der dargestellten Personen und reizender Farbengebung. Eine Madonna von Sassoferato in Palazzo Manfrin musste uns lebhaft an eine in Meiningen befindliche desselben Meisters erinnern. Auch niederländische und niederrheinische Gemälde enthält diese bedeutende Sammlung, nach welcher Schule auch ein angeblicher Albert Dürer hinweis't. (Anbetung des Kindes.) Eine Ruhe auf der Flucht nach Egypten spricht Rembrandt's Geist und Pinsel aus; auch nach Rubens ist eins der Bilder genannt. Ein sehr grosser Carton: Noah und die aus der Arche kommenden Thierpaare fesselte mich lange, nicht weil man denselben Rafael zuschreibt, sondern weil der Künstler verstanden hat, mit wenigen Mitteln ausserordentliche Naturwahrheit in diese Thiergestaltenfülle zu legen; der Carton ist trefflich erhalten.

„Wir spürten," als wir den Palast Manfrin verlassen hatten, mit Schiller zu reden: „ein menschliches Rühren," — und begaben uns, um auch einmal an einem dritten Orte zu speisen, auf die Wanderung. Im Untergeschoss eines Hauses zeigten sich in höchst appetitlicher Weise allerlei harmlose See- und Golfbewohner vor Augen gelegt; das Haus war ein gastliches und führte den Namen Cavaletto, zum Rösschen. Es fand sich daselbst trefflicher Fisch, guter Vöslauer und sonstiges, und endlich erschien auch ein Mann mit Arsenal- und gewöhnlichen Austern. Erstere sind grösser wie die gewöhnlichen, aber auch verrufener; letztere sind so gross, wie die holländischen Austern. Man hatte vielfach vor Austernessen in Venedig gewarnt, indess wir probirten sie dennoch, genossen jedoch sehr wenige. Schon die Art, wie der Fischer sie öffnete und mit seinem Daumen vor unseren Augen sie behandelte, drückte den Appetit nieder, und dann waren sie, da Eis fehlte, offenbar zu warm, wenn auch noch so frisch aus dem Wasser. Es ass sich daher glücklicherweise keiner von uns krank an venetianischen Austern. Wir beschlossen den Tag noch einmal mit einer Gondelfahrt und Zitherspiel auf dem Canal grande und Canale San Marco und freuten uns des Mondscheinabends und -Himmels, die über Piazza und Piazetta, über den Uhrthurm und die Kirche San Marco ihr magisches Licht ergossen.

Von aller dieser traumhaft schönen Herrlichkeit sollten wir nun so bald wieder scheiden; wir sahen sie schon heute zum letzten Male, und diess konnte wohl wehmüthig stimmen, wenigstens mich, der nicht, wie meine ungleich jüngeren Gefährten, noch eine Erdenzukunft vor sich hat.

Wie vieles Schöne hatten wir gesehen und genossen, — wie vieles blieb zu sehen und zu geniessen uns versagt! Eins konnte trösten, die vergönnte Zeit hatte jeder gut benutzt und in mir zumal regte sich ein starkes Heimwehgefühl mitten in der venetianischen Zaubernacht, von dem ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Am andern Morgen wurde eingepackt; dann ging ich noch einmal in den Dom, nahm noch einmal seinen vollen Eindruck in meine ganze Seele auf; hierauf kaufte ich bei einem geschickten Mechaniker, der an der Riva dei Schiavoni wohnt, eine Anzahl kleiner photographischer Ansichten der wichtigsten Punkte Venedigs, prägte mir die Architectur der die Riva und die Piazetta begrenzenden Prachtbauten noch einmal in's Gedächtniss, betrachtete noch einmal die drei wunderschönen riesigen Fussgestelle in Leuchterform, welche die Flaggenmasten am Markusplatze tragen, in Erzguss ausgeführte Arbeiten von Alessandro Lomparto, besuchte dann noch einige Läden, und unter anderen einen türkischen, in welchem ich ächtes Rosenöl kaufte und es zur huldigenden Gabe für eine der innigsten Verehrung werthe Frau am geeigneten Tage bestimmte.

Diese Bestimmung hat auch ihre Erfüllung gefunden und es durften zu der an sich geringfügigen Gabe nachstehende dichterische Zeilen sich gesellen:

Rosenöl

Rosen blüh'n im fernen Osten,
Und geheimer Zauber bannet
Jener Rosen zarte Düfte
In Gefässe hell und rein.

Und der Kaufmann führt sie weiter,
Ueber Länder, über Meere,
Zu der Adria Gestaden,
Dass im Westen sie erfreun.

An der Adria Gestade
Vom beturbanten Osmanen
Tauscht' ich Rosenäther ein;
Zog zur Heimath meine Bahnen,
Um des Ostens duft'ge Gabe
Einer hehren Frau zu weih'n.

Denn IHR ganzes Sein ist Güte,
Ist wie Rosendüfte mild,
Ausstrom einer Iran-Blüthe,
Einer Peri Ebenbild.

Unter den Arkaden noch einmal — Herr Ricchetti. Er wollte uns gern die gewünschten Niello-Silberplatten verkaufen und mir hing das Herz daran, sie, wenn auch nicht mein zu nennen, denn dazu reichten meine Mittel nicht, aber sie doch zu würdigen, zu beschreiben. Allein es sollte nicht sein. Wir steigerten unser Gebot bis zu 750 Francs, — aber der Besitzer wusste, was er an diesen Platten hatte, und so war die Idee der Erlangung ein schöner Traum gewesen. Ich kaufte mir geschwind noch ein Paar kleine lebendige Schildkröten, —

die kamen nicht hoch. Mit den Niellen hätte ich uns zuletzt bei noch höherem Zugeständnisse, nach thüringischem Sprichwort, eine silberne Maultrommel gekauft.

Es ist schade, dass man so manches lebende Geschöpf, das in Venedig billig zu haben ist, nicht fortbringen kann, vielleicht auch nicht schade. Oft hatte ich meinen Spass mit sogenannten Seespinnen, einer Krabbenart, die an den Canalmauern hinaufkriechen, aber mit der Hand schwer zu fangen sind. Hat man eine solche Krabbe, so krabbelt sie nicht vorwärts, wie ein Scorpion, und auch nicht rückwärts, wie unser Flusskrebs, sondern seitwärts, was ganz komisch aussieht; sie werden nebst ähnlichen Crustaceen, hauptsächlich Garneelen, häufig gefangen und auf den Fischmarkt am Rialto zum Verspeisen gebracht. Bisweilen, doch nicht immer, sind auch Hummer zu haben, und der Mangel eines uns in sichere Aussicht gestellten Hummers war es eigentlich, der uns bewog, das Cavaletto aufzusuchen und auf die sonstigen Delicatessen des Hummerversprechers zu verzichten.

Gegen 11 Uhr glitten wir in unserer Gondel zum letzten Male dem Canal entlang, wieder zum Eisenbahnhof. Fahre wohl, Venedig!

VIII.

Padua, Vicenza, Monza, Rückreise.

Da waren wir schon in Padua, während alle Gedanken noch in Venedig weilten, und beschlossen, eine rasche Rundfahrt zu den hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten dieser altberühmten Hochschule. Das Wetter begünstigte unsere Reise beneidenswerth, und der Blick auf die Tiroler Gebirgskette war weniger als bei der Herreise durch Dünste der Atmosphäre und Regenwolken gehemmt. Wir fanden die Stadt im Allgemeinen sehr vernachlässigt aussehend, wie herabgekommen, obschon ihre Studentenzahl noch heute 1800 übersteigt. Wir assen im Café Pedrocchi in einem sehr geräumigen Speisesaale, in welchem grosse schöne Hunde die academische Freiheit vertraten, da deren Herren und Gebieter ebenfalls hier speis'ten; doch gab sich nicht, wie in Deutschland, die *civitas academica* durch besondere Tracht oder studentische Abzeichen kund.

Il Santo, die Kirche des heiligen Antonius von Padua, empfing unsern ersten Besuch. Dieses in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnene Gotteshaus umschliesst das Grab des Heiligen und seine Reliquien, und zahlreiche Monumente der Kunst, Sculpturen und Oelgemälde, Broncestatuen, Bronce- und Marmorreliefs aus der Wundergeschichte St. Antons, Todtenerweckungen und sonstige Mirakel auch von anderen Heiligen, wie von dem Apostel Jacob dem jüngern, ebenso Wandgemälde, kurz so vieles Sehenswerthe, dass ein voller Tag nicht ausreicht, nur in dieser einen Kirche Alles mit rechter Aufmerksamkeit zu betrachten. Unser Schauen konnte daher nur ein flüchtiges Kosten sein. Gleich neben il Santo befindet sich die Kapelle San Giorgio mit vortrefflichen Wandgemälden, von Jacopo d'Avanzo, welche unser deutscher Landsmann, Professor Dr. Ernst Förster in München im Jahre 1837 gänzlicher Vernachlässigung und einer bedeckenden Staubschicht entriss und für die Nachwelt rettete. Daneben befindet sich die Scuola del Santo, auch Scuola di Tiziano genannt, weil dieselbe, aus einem Oratorio bestehend, Fresken von Tizian und seinen Schülern enthält, welche abermals die Legenden St. Anton's darstellen. Auch das Campo santo neben San Antonio überwanderten wir; zahlreiche Denkmale und Inschriften zeigen von der frommen Sehnsucht der gläubigen Vorfahren, sich in die Nachbarschaft eines so heiligen Leibes bestatten zu lassen, wobei mir Herr Schwertlein beifiel, von dem Mephistopheles in Goethe's Faust der Frau Martha berichtet:

„Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,
An einer wohl geweihten Stätte,
Zum ewigkühlen Ruhebette."

In der Nähe des Ausganges hatte eine Frau eine Krambude mit kleinen Anhängemedaillen, die auf der einen Seite das Bild des heiligen Antonio di Padova, auf der andern das der Beatissima Vergine di Vicenza zeigen, deren ich mir eine zum Andenken kaufte. Die Reiterstatue des Feldherrn der Venetianer, Gotta Melata, in Erzguss, von Donatello, ist der Beachtung werth.

Weiter sahen wir den Dom, die Augustinerkirche degli Eremitani, letztere mit schönen Grabmälern und einer von Andrea Mantegna und seinen Schülern ausgemalten Kapelle, und die ziemlich abgelegene Kirche Santa Giustina, vor der ein Paar sehr alte Steingebilde, Greif und Löwe, liegen. Innerhalb der Kirche, die durch ihre Architectur und die Freiheit ihrer Lage imponirt, befindet sich das Grabmal des Evangelisten Lucas, von Gualpertino Mussato, und die Marter der heil. Justina, von Paul Veronese.

Ganz nahe liegt, von alten Bäumen umgeben und von einer Ballustrade umfriedet, der grüne Teppich des Prado del Valle, ein grosses Oval, um welches rings 74 Statuen berühmter Zöglinge der Paduaner Hochschule sethen, unter ihnen Savanarola, Johann Sobieski, Stephan Bathori. Ich suchte vor allen einen Landsmann auf, den Thüringer Hiob Ludolf aus Erfurt, einen Mann von vielseitigem Wissen und rastloser Thätigkeit. Sprachforscher, Diplomat, Friedensgesandter, Historiker und lange Jahre treulicher Berichterstatter an die Söhne Herzogs Ernst des Frommen zu Sachsen, von Frankfurt aus — das Alles war er, und so nennt ihn die Denkschrift an der ihn darstellenden Bildsäule zu Padua: „*ad miraculum clarus*“, „bis zur Wunderbarkeit berühmt.“

In gerade entgegengesetzter Richtung liegt die Madonna della Arena, nach welcher wir nun fuhren. Das alte Mauerrund umfängt jetzt einen Blumen-, Obst- und Grasgarten, ein freundliches Wohnhaus und eine Grabkapelle, welche den obigen Namen führt. Sie enthält eine Reihe Wandmalereien, zum Theil schadhafte, von dem berühmten Maler Giotto, die für die Geschichte der Kunst wichtig sind.

Da unsere Absicht war, bis Vicenza zu fahren, wir aber noch einige Zeit übrig hatten, so wurde auch der Justizpalast, Palazzo della Ragione, von uns besucht, der von hohem Alter, aus dem eilften Jahrhunderte ist, was man ihm jedoch äusserlich keineswegs ansieht. Wir betraten in demselben den grössten Saal Europa's, der 256 Fuss lang, 86 Fuss breit und 75 Fuss hoch ist, oder 108 Schritte lang, 35 breit, so dass ein kleines Regiment darin bequem exerciren könnte, — im Uebrigen ist er leer; nur zwei ägyptische Bildsäulen scheinen den Eingang zu bewachen. Sie wurden von dem berühmten Reisenden Belzoni mitgebracht und der Stadt geschenkt. Zur Rechten des Saales befindet sich eine überdachte, sonst aber offene Gallerie, auf welcher verschiedene Trümmer aus Römerzeiten aufgestellt sind. Ein belebter Gemüsemarkt, Piazza della Erbe, umgiebt rundum den umfangreichen Palast.

Padua hat, trotz dem, dass er, weil kein Prophet im Vaterlande gilt, erst gehenkt und dann verbrannt wurde, seines grössten Angehörigen Andenken treu bewahrt; ausser der Bildsäule Savonarola's überliefert auch noch eins der Stadtthore seinen Namen der Nachwelt. Dieser kühne Vorgänger der Kirchenreformation entstammte einem edlen Geschlechte Padua's, welches den Ruhm in Anspruch nimmt, auch die Vaterstadt des römischen Geschichtschreibers Titus Livius zu sein. Dieser Letztere schrieb der Stadt einen fast mythischen Ursprung, vom Trojanerhelden Antenor, zu.

Wir fuhren weiter mit der Eisenbahn und liessen uns auf der kurzen Strecke bis Vicenza von einem wackern Oberconducteur, Namens Ramber, viel Anziehendes über die kriegerischen Ereignisse auf dem denkwürdigen Gefilde, das wir durcheilten, und zwar aus den bedenklichen Jahren 1848 und 1849 erzählen. Die Kämpfe in diesen gesegneten Fruchtgefilden waren äusserst hartnäckig und blutig, und wenn manches geschah, was die grosse Missbilligung der Freunde des Aufruhrs gegen die heldenmüthigen Feldherren Radetzky und Windischgrätz und Hainau nach sich gezogen hat, so war es doch erst durch den Aufruhr hervorgerufen und durch das schwere Wort Krieg gerechtfertigt. Der Mann, jener Conducteur, welcher in Gesundheitfülle blühend vor uns stand, hatte mit wenigen entschlossenen Kameraden ein feindliches Piket angegriffen, eine Fahne und mehrere Kanonen genommen, war dann durch empfangene Schüsse gefallen, für todt auf einen Wagen voll

Leichen geworfen worden, die schon mehrere Tage gelegen hatten, und nur durch die Entschiedenheit eines Militärchirurgen vom Hinabwerfen in die bereits offene Grube — gerettet worden, während ein anderer beim Anblick des scheinbar Leblosen, in dem aber jener noch Leben vermuthete, sagte: Wenn der Mann auch noch leben sollte, so stirbt er doch in der nächsten Stunde, wozu sich also mit ihm aufhalten? — So geht es im Kriege her, und so viel kann der Mensch aushalten. Der tapfere ehemalige Soldat lehnte bescheiden alle Lobeserhebungen von sich ab und äusserte, er habe nur seine Pflicht gethan.

Auf dem Bahnhofe von Vicenza empfing uns der Wirth des Hotel de la Ville mit seinem Wagen, da er durch den vorausgekommenen Diener von der Ankunft des Prinzen in Kenntniss gesetzt war, und mit grosser, zuvorkommender Artigkeit; es waren auch Zimmer und alles Nöthige in beste Bereitschaft gesetzt, nur war es schade, dass Tageszeit und Aufenthaltsdauer nicht vergönnten, auch nu die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Wir beschränkten uns auf einen Spatziergang auf die Piazza dei Signori, und sahen bei schon hereinbrechender Abenddämmerung eine Anzahl prachtvoller Häuserfaçaden von Palladio, der in dieser seiner Heimathstadt eine grosse Zahl der glänzendsten Zeugnisse seiner Meisterschaft hinterliess. Zu diesen gehören vorzugsweise der Palazzo della Delegazione, an der Piazza dei Signori, die Rathhausarkaden derselben gegenüber, sein eigenes Haus und das Teatro Olimpico. Palladio liebte die Pracht der Säulen und Façaden nach antiken Vorbildern, besonders nach Vitruv, und diese Vorliebe scheint eine überkommene, nationale zu sein, denn es finden sich Gebäude, die an sich in ihrem Innern dem grossartigen Palaststyle ihrer Façaden keineswegs entsprechen, in ihrem Innern sogar widersinnig verbaut sind, — ja höchst nöthiger Bequemlichkeiten entbehren, wogegen sich wieder zahlreiche Bauten, insonderheit Kirchen finden, die völlig fertig, vielleicht sogar architectonisch vollendet schön sind, aber des Schmuckes der Façade, die sogenannte Incrustation, ganz entbehren und daher äusserlich schmucklos dastehen, weil die Mittel zur völligen Vollendung nicht ausreichten. —

Der Abend war schön und mondhell, das Mondlicht machte eine ganz eigenthümliche Wirkung, wie es so still die gewaltigen Gebäudemassen umfloss. Wir setzten uns vor ein Kaffeehaus auf der Piazza und genossen Limonade, Eis, überzuckerte Kastanien und dergleichen. Der Zapfenstreich ertönte, die Gaslaternen entzündeten sich und warfen hellen Glanz über Platz und Häuser. Ein artiger Knabe trat zu uns heran, verneigte sich und begann das bekannte Spiel mit einem in Falten gebrochenen Papierbogen, aus dem er allerlei zu formen wusste, und begleitete die Verwandlungen seines Papieres in Hut, Krause, Brücke, Nachen, Manschette, Barbierbecken u. s. w. mit einem äusserst anmuthigen Vortrage in bescheidener Haltung und mit dem angenehmsten, wohlklingendsten Organ, ja mit einem so hübschen natürlichen Anstande, als ob er keineswegs des Erwerbes wegen uns unterhalte.

Bald war denn auch dieser Tag für uns zu Ende und die Nacht war für mich keine angenehme, da das Sitzen in der Abendkühle nach vorhergegangener ziemlicher Bewegung mir eine kleine Erkältung zugezogen hatte. Früh lagerte sich ein starker Nebel über Stadt und Gefilde, der sich aber nach ohngefähr einer Stunde vertheilte, und schöne Fernblicke nach dem Gebirge, wie über den Gardasee und dessen Ufer vergönnte, nachdem wir Verona hinter uns hatten.

In Brescia blieb Zeit, etwas zu geniessen, allein der Wein war so abscheulich wie sein Name; er hiess Vino Tinto Berbera amaro. Der Sinn wurde mir nicht klar, Berbero heisst ein Rennpferd, Berbere die Berberisbeere, ich schwur darauf, es müsse Barbaro heissen, denn barbarisch kam mir in der That dieses Getränke vor, und ich vermochte auch nicht das Wenige, was ich davon genossen, bei mir zu behalten. Blieb ich in Ungewissheit über den Namen dieses Stiefkindes des alten Freudenspenders Dionysos, so ging mir dafür in voller

Klarheit die Bedeutung unseres deutschen Sprüchworts auf, wenn einer die Möglichkeit, etwas Ungeeignetes gethan zu haben, mit den Worten ablehnt: da müsste ich Tinte getrunken haben. Tinto, Tinto ist gemeint, Tinto barbaro amaro!

Die Lombardei mag noch so viel Beneidenswerthes aufzuzeigen haben, die Bilder ihrer trefflichen Meister mögen mit den schönsten Tinten prangen, um ihren Farbestoff: Vino Tinto genannt, wird kein Deutscher sie beneiden, und selbst schlesische wie thüringische, zum Theil mit Unrecht verrufene Sorten sind Nectar gegen jenen Traubensaft, aus dem sich aber, bei verständiger Behandlung, dennoch Medoc- und Burgunderähnliche Weine gewinnen liessen.

Wir hatten, als wir wieder in dem Postwagen sassen, schönen Weg und schönen Himmel; lange erfreute ich mich am Sonnenuntergange; das Sonnenrund blitzte purpurn durch die nie endenden Baumreihen uns zur Linken, und wenn ich es gesunken glaubte, war es hinter Laubdächern verschwunden und brach wieder so schön hervor, wie die stets neuen Lichtblicke der Hoffnung in der Menschenseele. —

Wir warfen noch einmal im Hôtel de la Ville in dem schönen Mailand Anker, erledigten am andern Vormittage dort noch allerlei, besahen noch dieses und jenes, behielten Zeit, Briefe zu schreiben und fuhren Nachmittag halb 3 Uhr nach Monza ab, wo wir ausstiegen, um den nächsten Zug zu erwarten, mit dem wir immer noch zeitig zu dem von Como abgehenden Dampfschiffe kamen. Wir hatten die Wahl gehabt, mittelst der so oder so verfügbaren Zeit die Merkwürdigkeiten von Como zu sehen, oder die von Monza, und für letztere entschieden. Die Erinnerungen des Domschatzes zeigen weit hinauf in der Zeiten Frühe; die eiserne Krone, mit welcher 34 Könige der Lombardei gekrönt wurden, welche Kaiser Karl V., welche Kaiser Napoleon I. auf ihren Häuptern trugen, ist schon eine Reliquie, die man mit Ehrfurcht betrachten kann, selbst wenn man nicht geneigt sein sollte, daran zu glauben, dass der innen um den uralten goldenen, dicht mit Juwelen besetzten Kronenreif sich ziehende schmale

Eisenreif aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet wurde, den die Kaiserin Helene aus Palästina mitbrachte. Viel natürlicher aber ist es, daran zu glauben, als daran zu zweifeln. Schon die religiöse Würde, mit welcher die Krone gezeigt wird, mit der zuletzt auch Kaiser Ferdinand I. gekrönt wurde, der dafür seinen kostbaren Krönungsmantel der Sakristei verehrte, — steigert die Stimmung, mindestens im Gemüthe derer, denen nicht alles Religiöse ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung oder völliger Gleichgültigkeit ist. Zwei Kerzen werden auf dem Altare einer Seitenkapelle entzündet, zwei Kleriker knieen, beten, räuchern, ein dritter steigt empor, erschliesst einen kostbaren Schrein, darauf ein Crucifix; ein noch ungleich kostbareres Crucifix wird sichtbar, ihm zu Füssen steht in einem prachtvollen Behälter, unter Glastafeln eingeschlossen, von allen Seiten sichtbar, die Krone. Sie wird herabgeholt, gezeigt und eben so andacht- und ehrfurchtvoll wieder verschlossen. Eine Tafel an einem Pfeiler der Kapelle zeigt über einer erklärenden Inschrift ein farbiges Basrelief der eisernen Krone für die, welche nicht die 5 Francs anwenden können oder wollen, die für deren Vorzeigung, mit welcher aber auch zugleich die Besichtigung der Schatzkammer verbunden ist, erlegt werden müssen. In der Schatzkammer befinden sich äusserst sehenswerthe Gegenstände von sehr hohem Alter, theils noch von der Gemahlin des Longobardenkönigs Autharich, Theodolinde, herrührend, welche letztere im Jahre 595 diese Cathedrale begründete, theils von Berengar, dem Könige von Italien, welcher der erste war, der die eiserne Krone auf seinem Haupte trug. Eine kleinere, der sogenannten eisernen völlig ähnliche und gleich alte Krone, nur ohne den Eisenreif, wird als die der Königinnen in der Schatzkammer aufbewahrt, ebenso ein grosses und ein kleines Juwelenkreuz von byzantinischer Arbeit; der Kamm der Königin Theodolinde, sogar ihr Fächer, der sehr unscheinbar aussieht. Einige Diptychen sind von hohem Werthe und Alter, eines, dessen Elfenbeindeckel Cicero und eine Muse darstellt, soll dem vierten Jahrhundert n. Chr. entstammen.

Nach der Besichtigung dieser und anderer Sehenswürdigkeiten nahmen wir einen Wagen und durchfuhren, am Sommer-Residenzschlosse des Vicekönigs vorüber, nach verschiedenen Richtungen den berühmten Park von Monza, dessen Ausdehnung eine sehr grosse ist, doch umfasst sie vieles Acker- und Wiesenland. Die langen, schnurgeraden Alleen haben viel Langweiliges; die eigentlichen Parkpartieen sind schön, prächtige Rasenplätze, herrliche Bäume, fliessende Bäche, — allen Reiz, den die Kunst der Landschaftgärtnerei einer Fläche zu geben vermag; Felsen, Wasserfälle und sonstigen grossartigen Landschaftschmuck darf man jedoch hier nicht suchen. Ausserordentlich zahlreich aber ist der Wildstand an Roth- und Dammwild, Hasen, Fasanen, Rebhühnern u. s. w. Wahrhaft prächtige Edelhirsche mit mächtigen Geweihen standen wie Erzväter unter ihren zahlreichen Familien. Hie und da weidete auch neben den Hirschkühen eine gemeine Kuh. Der Wald hatte übrigens schon recht herbstliche Färbung angenommen und es wehte eine kühle Luft vom Gebirge her über die Ebene.

Der nächste von Mailand kommende Bahnzug brachte uns nun in einer kurzen Stunde durch die heitere, villenreiche Brianza, ein fruchtbarer Landstrich, in welchem die Hügelwellen sich bald zu Bergen erheben; schon erblickt man in der Ferne einen zackigen Alpenrücken, den Monte Resegone, und vor Como schaut ernst ein alter hoher Thurm herab, der Rest der Burg Baradello, die Friedrich Barbarossa einnahm und zerstörte. Von Camerlata nach Como brachte uns ein Omnibus, und in letzterer Stadt angelangt, war es zu spät, noch etwas zu besehen. Während das Gepäck auf das im Hafen vor Anker liegende Dampfboot geschafft wurde, promenirten wir ein Wenig auf der Strasse, die zum Ausgange des Hafens führt und die sehr volkbelebt war; mit einem Male entstand eine Unruhe, — man sagte, es brenne in der Stadt, und in der That lichtete sich der Himmel hinter den das malerische Hafenbecken umgebenden hohen Häusern sehr bedeutend und sehr bedenklich, wie von einer wirklichen Feuersbrunst; doch liefen nur einige müssige junge Leute nach dem Feuer, andere spatzierten geruhig weiter, und wir erfuhren, dass es nicht in einem Hause brenne, sondern dass man hinter der Stadt am entgegengesetzten Ende, auf einem freien Platze, die Betten durch Feuer vernichte, in welchen Cholerakranke gestorben seien. — Auch ein *Memento mori* zum Abschiedgruss, bei dem Gott zu danken war, aus den Cholerastädten so glücklich das Leben davonzutragen.

Es dauerte furchtbar lange, ehe das Dampfschiff voll befrachtet ward; es war dieses Schiff weder schön noch gut und bewegte sich anfangs so schwerfällig und langsam, wie ein Kraken. Ein kalter, dichter Nebel schleierte noch dazu bald Alles ein und beraubte uns jeder Aussicht, ausser der: dass das Schiff, wenn dieser Nebel bleiben und nur noch ein Wenig dichter werden sollte, gar nicht fahren werde. Indessen blühete auch hier uns das bisherige Reiseglück, und wie wir ausserhalb des Seegebietes waren, welches Como unmittelbar beherrscht, zerrissen rasch die Nebelwolken, hinter dem Pizzo di Torno trat prachtvoll der Mond hervor und wir sahen nun in seinem hellen, magischen Lichte die schöne Villa d'Este; bei Torno, auf hoher Berggartenterrasse, herrliche Pinien mit weitgebreiteten Aesten, und die Unzahl der übrigen Villen wie der Uferorte, hauptsächlich des uns zur Linken liegenden Ufers. Ganz besonders reizend stellte sich die offene Säulenhalle der Villa Balbianella dar, als wir auch diese im Rükken hatten und sie sich nun gegen den mondhellen Horizont scharf abschnitt. Wir blieben alle während dieser Nachtfahrt auf dem Verdeck und entwarfen Pläne von allerlei mythologischen Transparentgestalten, mit denen für den Fall einer möglicherweise einmal zu versuchenden grossartigen Illumination der Villa Carlotta deren Giebelfronte auszuschmücken sei.

Während der Fahrt über den See in dieser milden, „mondbeglänzten Zaubernacht" hörten wir einigemale mitten auf dem Wasserspiegel, und ganz nahe dem Dampfboot, jenes eigenthümliche Klingeln, das ich früher schon erwähnte und sogar besungen hatte, ohne doch dessen Ursache oder Ursprung zu gewahren. Es sind kleine Glöckchen, welche die Fischer an ihnen passenden Stellen im See auf geeignete Weise befestigen, und mit welchen die Fische in die Netze gelockt werden, — diess die prosaische Lösung eines poetischen Räthsels.

Jetzt richteten sich unsere Blicke vorwärts nach der Richtung der Villa Carlotta, ich glaubte schon den noch fernen Schall eines Schusses vernommen zu haben; jetzt wiederholten sich die Schüsse und Raketensignale grüssten unsere Ankunft. Die Barke kam entgegen und mit dem Schlage zehn der Abendglocke waren wir wieder in dem gastlichen Palaste der Villa.

Es war aus der deutschen Heimath ein Freund, der militärische Begleiter unseres Prinzen für dessen beabsichtigte fernere Reise nach Nizza, Marseille, Algier, Florenz und Rom, Major von Törcke, angekommen; wir feierten unsere gegenseitige fröhliche Ankunft äusserst gemüthlich bei dem freudespendenden Nectar von Montefiascone, und die Mitternachtstunde war schon vorüber, als wir wieder in den bequemen und guten Betten des Palastes die Ruhe suchten und fanden.

Am 23. October gab es nun vorgefundene Briefe und Zeitungen aus der Heimath zu lesen, auf erstere zu antworten, die Maler begannen ohne Verzug ihre Entwürfe zu dem beabsichtigten Weiheblatte, für welches sie sich bereits in Mailand mit Pergament versehen hatten, und ich entwarf mir einen anderen Reiseplan, da mein früherer von Verona aus über Trient und Botzen zu gehen, durch die Rückkehr nach der Villa vereitelt war. Der Prinz rieth mir den Weg über das Wormser oder Stilfser Joch (der höchste Gebirgspass in Europa), wegen dessen Naturschönheiten und der Nähe der Ortlesspitze, wie des Matatschgletschers an, und ich war gern bereit, diesem Rathe Folge zu leisten, der mich durch für mich neue Landstrecken führen sollte. Maler Lossow sollte mich begleiten, aber zuvor erst die begonnene Abschrift des Weiheblattes mit gothischen Lettern und schön verzierten Initialen vollenden, auch noch ein Bild der Villa zeichnen[*]. Der junge Künstler hegte ungern den Gedanken, sich nun in Kurzem von dem liebgewordenen gastlichen Aufenthalte trennen zu sollen, was ich ihm gar nicht verdenken konnte; mich aber riefen Amt und Familie nun endlich doch zur Heimath zurück. Dabei bewirkte der Gedanke, reisefertig zu sein, und doch nicht fortzusollen, einen Widerstreit der Empfindungen in meinem Innern, zumal sich meinerseits so nahe vor dem Scheiden nichts Eigentliches und Rechtes mehr vornehmen liess. Doch benützte ich die vergönnte Zeit, mir das oben beschriebene Oratorio zeigen zu lassen; auch wurde ein Herr besucht, von dem zu hoffen war, dass er einige geschichtliche Nachrichten über die Villa, seine nahe Nachbarin, ertheilen werde; allein diese Hoffnung war eine völlig fruchtlose. Zeichnungen wie von Knabenhänden gefertigt und bemalt, hielt der alte Herr für Meisterwerke, einige in der Nähe gefundene römische Broncespangen sollten vor-etrurischen Ursprunges sein; Blätterabdrücke aus einem Lager grauer Thonerde vorsündfluthlich; Marienglas war ihm Silbererz und eine Glasschlacke ein wunderbares Naturspiel, an dem man sich nicht satt sehen könne.

Wir machten auch noch eine gemeinschaftliche Fahrt über den See an das jenseitige Ufer, nach dem Oertchen Fiume-Latte (Milchbach), hinter dessen Häusern ein prachtvoller Wasserfall gleiches Namens schäumend aus einer Höhe von 900 Fuss niederbraus't. Ich hatte schon öfter von der Villa aus sehnsüchtig nach diesem Wasserfalle hinübergeblickt, wo er im Verhältniss zu den ihn hoch überragenden steilen Berghöhen ganz niedrig zu entspringen schien. Wir mussten aber im Geleite mehrerer Bewohner des Oertchens gehörig steigen und klettern, bis wir an der malerischen Quellgrotte standen, aus welcher, genährt vom Wasser eines benachbarten, aber von der Villa nicht sichtbaren Gletschers, stark und mächtig das bläulichgrüne Eiswasser schäumend und tosend hervorbracht. Der Prinz zeichnete die Grotte und die Anwohner brachten uns blühende Alpenveilchen. Ich liess sie eine Anzahl von deren Wurzelknollen ausgraben, die wir theils mit auf die Villa zu dortiger Verpflanzung nahmen, theils brachte ich einige derselben mit nach Hause, um sie zum Andenken in Töpfe zu verpflanzen.

---

[*] Es ist durch seine Güte uns diese Zeichnung anvertraut worden und hat zur Grundlage des Titelbildes gedient.

Von Fiumelatte aus schlenderten wir nach dem nahen Varenna, wo ich im Besitzer des neuen Gasthauses Albergo Reale, Herrn Narcionni, einen der Reisegefährten über den Splügen wiederfand. Sein hübsch eingerichtetes Haus liegt dem See ganz nahe, über schönen Blumenterrassen. Grossen Humor erregte uns jedoch sein Sillery-Champagner, Qualité supérieure, dessen Pfropfen der Flasche das Wort gegeben zu haben schien, sich nie von ihr zu trennen. Wir mussten in der That den Korkzieher zu Hülfe nehmen, um den edlen Wein zu befreien, der allerdings sehr „non mousseux“ war.

Noch ein schöner Tag bezüglich des Wetters, und mein letzter auf der Villa. Noch einmal ein stiller Gang durch die Gartenanlagen, in denen es noch keineswegs so herbstlich war, wie im Parke zu Monza. Den Schildkröten aus Venedig wurden ein Laubfrosch und ein Salamander von der Villa zugesellt. Ein im Garten beschäftigter Knabe brachte, in einem Stück Rohr eingeschlossen, den oben erwähnten Scorpion.

Zur Erinnerung und als Dankesäusserung schrieb ich in meinem und der beiden Künstler Namen nachstehenden

Abschied.

Froh verlebter schöner Stunden
Durften wir uns hier erfreuen,
Und noch oft wird uns Erinnerung
Manchen schönen Tag erneuen,
Aus dem Kranz, den wir gewunden,
Noch zur Ferne Blüthen streuen.

An des Sees Lustgestaden,
Die Natur so lieblich schmückte,
Glitten heiter wir vorüber,
Geistbelebte, Stillbeglückte;
Nicht mit Sorgenlast beladen,
Und von keinem Weh bedrückte.

Aber wie die Wellen rauschen,
Und doch, zögernd, weiter ziehen,
Müssen wir auch endlich scheiden,
Und diess Eldorado fliehen.
Immer Zauberliedern lauschen
Ist noch Keinem wohlgediehen.

Scheidegruss und Dank und Segen
Sei dem Spender dieser Wonnen!
Glückgekrönt sei jede Hoffnung,
Auch was sinnend wir begonnen.
Was der Künstler Hände pflegen,
Ist kein Traumbild, schnell zerronnen.

Alles wird der Zeit zum Raube,
Aber was im reinen Strahle
Der Begeisterung wird geboren,
Beut die Götternectarschaale;
Und empor hebt aus dem Staube
Ewig nur das Ideale.

Gegen Abend machte sich der neuangekommene Freund das Vergnügen, sich auf dem See in einem Nachen zu fahren und lud den Arzt und mich zu dieser Wasserpartie ein. Wir fuhren indess nicht weit; ich hatte Lust, die Cadenabbia, der ich lange so nahe gewesen, ohne sie zu betreten, doch auch noch kennen zu lernen, und machte meinen Begleitern den Vorschlag, dort anzulanden. Der Arzt nahm an, der Officier lehnte ab; er wolle noch ein Weilchen auf dem See kreuzen. So stiegen denn nur wir Beide an's Ufer, fanden in der Cadenabbia ein recht gut eingerichtetes Gasthaus und tranken eine Flasche Massala, eines feurigen Sicilianers, während Himmel und See im Abendpurpur glühten. Wir nannten das scherzhaft unsere „sicilianische Vesper“ und liessen ein Paar Gulden sitzen, indess unser Kreuzer in seinem Nachen trokken auf dem See schwamm.

Da die begonnenen Zeichnungen nicht vollendet waren, mich es aber unwiderstehlich zur Abreise drängte, so war ich nun doch bei der Heimreise ohne Gefährten, was sich indess später als eine sehr günstige Fügung des Zufalles herausstellte. Am Abende fand ich auf meinem Tische ein liebenswürdig-humoristisches Gedicht, zu welchem sich aber am folgenden Tage Niemand als Autor oder Schreiber bekennen wollte. Die Bescheidenheit verbietet in doppelter Weise dessen Mittheilung.

Am Morgen der Abreise weckten mich die rollenden Donnerschläge eines sehr ernsthaften Gewitters. Der Sturm braus'te und der See warf hohe Wellen. Das Gewitter legte sich tief in das Becken des See's und schien nicht weichen zu wollen. Ich sollte abermals bleiben, aber einmal völlig zur Reise gerüstet, verneinte ich die freundliche Aufforderung; wer hätte für die folgenden Tage gutes Wetter verbürgen können? Der October ging zu Ende, der trübste Monat des Jahres, der November, war ganz nahe, — nach so anhaltend schönem Wetter war nur minder schönes in Aussicht. Nach neun Uhr legte sich in Etwas die Heftigkeit des Unwetters, obschon es noch fortwährend regnete und blitzte. Das Dampfschiff kam von Como herauf in Sicht; wir nahmen im gemüthlichen Kreise noch ein gemeinsames Frühstück; auf gute Fahrt ward angeklungen. „Gut nach allen Winden!" lautet ein Devisenspruch um den Pfeil auf einem Petschaft, und in der That, gute Fahrt war jedem von uns zu wünschen.

Die Barke nahm mich auf, hinüber zum Dampfschiff, auch mir zu Ehren krachten noch einmal die Böller.

Der Regen und der Sturm wurden wieder heftiger, — es war auf der ganzen Fahrt bis Colico nicht möglich, auch nur einen Augenblick auf dem Verdecke zu verweilen. Die Schiffsleute hatten braune Kutten mit Kapuzen von dickem, härenem Zeuge an, und sahen aus wie Mönche. Die Cajüte war geräumig und reinlich; es waren nur wenige Reisende darin, eine Sprachlehrerin, ein Paar Geistliche, ein Kaufmann aus Triest, der in die Schweiz wollte, seines Zeichens ein Seidenfabrikant. Ich kam mit ihm in's Gespräch, theilte ihm mit, dass ich über das Wormser Joch wolle, Innsbruck kennen lernen, das dortige Museum sehen u. s. w., worauf mir der Mann ungefähr Folgendes sagte: „Das ist Alles nichts! bei solchem Wetter muss man den kürzesten Weg wählen, und das ist nach München der über den Splügen. Sie werden schlechten Weg und schlechtes Wetter haben; am Innsbrucker Museum ist gar nichts zu sehen. Ich kann es Ihnen versichern. Ueberhaupt, was sieht man an dergleichen Sammlungen? Das lohnt nicht die darauf verwendete Zeit und die Trinkgelder. Reisen Sie mit über den Splügen, so gewinnen Sie Zeit und sparen vieles Geld."

Ich schwieg; gegenüber dem grassen Materialismus und der dunkelhaften Autorität des guten Seidenhändlers aus Triest, der so apodictisch sprach, — was hätte ich erwidern sollen? — brach den Faden des Gespräches mit ihm ab und unterhielt mich draussen vor der Cajüte mit dem Postconducteur, der die Briefschaften und Packetsachen von Como aus nach Colico und den Uferorten zu besorgen hatte. Auch er war Soldat gewesen und erzählte mir die Leiden, die er mit einer Anzahl Kameraden droben auf dem Dache des

Mailänder Domes ausgestanden habe, den sie besetzt hielten, während drunten in der Stadt die Insurgenten die Oberhand gewonnen hatten und den Dom eng umlagert hielten; wie es an Wasser und an Lebensmitteln gebrach, und wie endlich doch nach treuem Ausharren bei Oesterreichs Banner ihnen die Stunde der Erlösung geschlagen. — Rasch wie der Gang des Dampfbootes durch den Sturm, den strömenden Regen und die tobenden Wellen gingen auch die zwei Stunden meiner Fahrt auf demselben vorüber; Colico war erreicht und trotz Sturm und Wellen, die heute ungleich ungestümer waren, als am Tage unserer Ankunft, konnte das Schiff dasmal recht gut anlegen und in guter Ordnung Alles ausladen, womit es befrachtet war. Ich brachte mein Gepäck in Sicherheit und verfügte mich gleich nach dem Postbureau, um ein Billet nach Bormio zu nehmen. Von diesem Augenblicke an begann eine Kette kleiner Leiden für mich, denen ich, so gut es ging, die humoristische Seite abzugewinnen suchte, und nur froh war, allein und mein eigener Herr zu sein, denn wenn bei dergleichen Anlässen, um sie zu überwinden, zwei und mehr verschiedene Ansichten sich geltend machen, reitet man sich, nach deutschem Sprüchwort, erst recht in die Tinte hinein. Ich aber wollte diess um so weniger, da ich ja jetzt im Begriffe stand, das Land des Tinto zu verlassen.

Man hatte mir gesagt, die Post gehe nach Ankunft des Dampfschiffes alsbald weiter; als ich aber die empfangene Karte ansah, so stand darauf „Abgang Abends 6 Uhr“ bemerkt, und Sondrio, nicht Bormio, als Ziel. Nach eingezogener Erkundigung erfuhr ich, dass, wenn ich gleich abreisen wollte, ich auch mit dem Stellwagen befördert werden, und dass in Sondrio auf's Neue eingeschrieben werden könne. Da nun der Aufenthalt in Colico bei solchem Wetter und die Aussicht, in dunkler Nacht zu fahren, nicht einladend zum Bleiben waren, so entschied ich mich für das Marterthum eines Stellwagens, sass nach Verlauf von etwa einer Stunde, von einem dicken abermaligen Seidenhändler links und einem Militär rechts gequetscht, auf dem Schoosse die Schachtel mit meinen amphibischen Begleitern, im Coupé besagten Wagens, und betrachtete mir im unablässig niederströmenden Regen zunächst meine Reisegefährten, dann die Landschaft, durch welche sich die lombardische Stellwagenpost bewegte. Der Seidenhändler sprach fast kein Wort, sah mich aber wiederholt mit unangenehmem, stechendem Blicke an, wusste nicht, was er aus mir machen sollte und unterliess endlich das Dolchspiel seiner Blicke, da er wahrnahm, dass ich mich nicht im Mindesten um dasselbe bekümmerte. Jedenfalls harmonirten wir Beide in unseren Gesinnungen ausserordentlich, jeder wünschte im Stillen den Andern — anders wohin. Der Officier war ein auf einer Visitationsreise der in den verschiedenen Orten stehenden Gensd'armerie begriffener Commissar, freundlich, höflich, mittheilsam und sprach ungemein rein und wohltönend die Landessprache. Kein Schauspieler könnte besser accentuiren. Bald befanden wir uns im Thale der Adda, die der Strasse vorerst zur Linken blieb. Anfangs ist dieses Thal sehr breit, und die ungesunde Thalebene erstreckt sich bis Morbegno, das seinen Namen von morbo: Krankheit, trägt, sonst aber ein schöner und schöngelegener, grosser Stadtflecken ist. Hier verliess der Commissar den Stellwagen und ich glaubte ihn niemals wiederzusehen. Man ist nun im Veltlin oder Val Telin, einem durch seine treffliche Seidenzucht und seinen Wein berühmten Landstriche, leider auch von der Traubenkrankheit so heimgesucht, dass den Weinbauern die äusserste Verarmung droht. Noch hat die Landschaft südlichen Character, noch grünen neben dem Weinstocke Lorbeer und Granate, Oliven-, Feigenbaum und gute Kastanien, dennoch sah ich die Höhen schon mit Schnee bedeckt und unter den Bergen, die in des Thales Nachbarschaft liegen, streckt sich der Gipfel des Monte della Disgrazie mit seinem ewigen Schnee weit über 11,000 Fuss hoch in die Lüfte.

Ich brachte in das Val Telin den grössten Antheil für ein geschichtliches Ereigniss mit, welches hinreichenden Stoff zu einer tragischen Novelle bietet, und zu welchen Localstudien zu machen sich mir nun volle Gelegenheit bot. Diese Thalstrecken waren im Jahre 1620 Schauplätze einer grausamen Protestantenverfolgung von Seiten der katholischen Bevölkerung und fanatisirter Mörder, welche Verfolgung ihren Ursprung von der Errichtung einer evangelischen Kirche im Flecken Boals bei Tegli nahm und sich in furchtbarer Weise weiter verbreitete.

In Berbano (Berbenn) wurden 9 Bekenner des Evangeliums umgebracht, in Sondrio (Sonders) am Berge und im Thale Malengo gegen 140, in Teglio (Tell) über 60, in Tirano (Tyran) eben so viele, in Brusio (Brüss) an 27, in Cospan und Trahona 11, ohne jene Unglücklichen, welche die Flucht ergriffen hatten und in den wilden Schluchten und Einöden dieser Bergwelt in Hunger und Elend verdarben. Ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts wurden Edelleute, Geistliche, Greise, Kinder, Frauen und Jungfrauen hingeschlachtet, und zwar auf die allergrausamste Weise. Die Mehrzahl der Schauplätze dieser Bluthochzeit im Veltlin sollte ich nun mit eigenen Augen sehen.

Die im Ganzen gut gehaltene Strasse überschreitet einige Male die Adda, welche sich bisweilen im Thalgrunde sehr breit macht und durch Alpenbäche oft sehr reissende Zuströmungen erhält. Es wurde bald dunkel und dauerte ausserordentlich lange, bevor Sondrio erreicht wurde.

In der Post, wo ich eingekehrt war, liess ich mir zunächst angelegen sein, für mein Weiterkommen zu sorgen und fragte, um wie viel Uhr am nächsten Morgen die Post abgehe? Da erhielt ich den tröstlichen Bescheid, dass ja morgen Sonntag sei, da fahre weder Post noch Stellwagen, erst am Montag könne ich meine Reise fortsetzen, wenn ich nicht vorziehe, Extrapost zu nehmen. Ich konnte nicht von mir singen, wie Schiller vom Ritter Toggenburg:

„Und dann legt er froh sich nieder
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wann es wieder
Morgen würde sein.“

Aber ich dachte doch: Guter Rath kommt über Nacht. Der Regen goss immer noch in vollen Strömen, die Adda braus'te und der nahe dem Hause vorüber sich ungestüm in deren Bette stürzende wilde Bergfluss Malero, der seinen Namen auch keiner Schmeichelei verdankt, vielmehr Sondrio schon häufig zum grossen Malheur geworden ist, braus'te nicht minder. Solches Wetter und die Aussicht auf einen ganzen müssig und ohne Zweck an einem wildfremden Orte zuzubringenden Tag sind nicht aufmunternd. Was half es mir, dass in Bädeker's Reisehandbuche stand: „Stellwagen täglich von Colico nach Sondrio und weiter nach Bormio"? Dem war eben nicht so, und ich musste mich in das Unvermeidliche fügen.

Am andern Morgen hatte der Regen aufgehört, die Wolken begannen etwas Himmelblau durchzulassen, der Schnee an den zackigen Bergköpfen war tiefer herabgerückt, und ich sann nun nach, wie ich den Tag verleben solle und wolle? Zuerst schrieb ich an den Prinzen und klagte mein Leid.

Weil ich mich zu früh gesondert,
Weil ich nun in Sondrio;
Denn am Sonntag fährt kein Wagen
Nach dem fernen Bormio.

Malerisch fällt der Malero
In der Adda Fluthenschooss;
Doch mein Loos hält mich im Städtchen
Fest, und lässt mich heut' nicht los u. s. w.

Dann erkundigte ich mich nach Sehenswürdigkeiten, Kunstwerken, Alterthümern, Antiquaren. — Der Kellner wusste nichts von alledem in der Hauptstadt des Val Telin zu berichten, was mich zu dem Entschlusse bewog, mindestens noch bis Tirano zu fahren, da das Wetter sich halten zu wollen schien. Bädeker's Buch erwähnte alter Paläste der Visconti, Pallavicini, Salis daselbst, diess lockte an, und kam am andern Vormittage dorthin die Post, so hatte ich doch mancherlei mit

Muse gesehen. Der Wirth und Posthalter verhiess mir zu der kurzen Fahrstrecke (3 deutsche Meilen) ein Paar hübsche Pferde, stellte seine Forderung und ich bestellte das Anspannen zu einer bestimmten Stunde und trat einen kleinen Spaziergang an. Zunächst ging ich in die Kirche, die neueren Styles ist, und die der zu Sondrio geborene Maler Pietro Ligario mit einigen Gemälden geschmückt hat. Lage und Umgebung Sondrio's enthalten romantische Reize. Ein altes Schloss oder einige Schlösser krönen nahe Anhöhen; Weingärten und Weingelände ziehen sich am untern Theile der Berge hin und es mag sich im Orte selbst für Jemand, der im nachbarlichen Gebiete Bergpartieen zu machen gedenkt, oder die Ruhe eines friedlichen Gebirgsthales sucht, gar nicht übel leben.

Als mein Wagen angespannt war, hatte ich statt zwei Pferde, nur eins, doch gab der Wirth die naive Versicherung: dieses eine laufe so schnell wie zwei, über die ich herzlich lachen musste; als ich aber nun auch weniger bezahlen wollte, lachte er und meinte, diess gehe nicht an; was ich zahlen müsse, sei Taxe. Hier lachte wieder, nach dem Sprüchworte, der am Besten, der zuletzt lachte, und ich merkte, wenn es auch nicht die Sprache dargethan hätte, an diesem sprechenden Zuge, dass ich noch in Wälschland war.

Die Fahrt ging gut und rasch von Statten; das breite Addathal mit seinen zahlreichen Maisfeldern und Wiesenstrecken und den zum Theil sehr schroffen Bergabhängen von beiden Seiten gefiel mir ganz wohl. Man fährt fast immer eben, selten steigt die Strasse merklich, Tirano liegt nur 370 Fuss höher, als Sondrio. Zu beiden Seiten, vornehmlich aber auf der rechten des Thalflusses, erblickt man hübsche Orte, so u. A. Ponte, das als Geburtsort des Astronomen Piazzi gilt, des Entdeckers des Planeten Ceres. In der Kirche von Ponte befindet sich eine vortreffliche Madonna von Luini. Wie Schade, dass ich sie nicht sehen konnte!

In Sondrio waren mir von Seiten des Kellners, als ich das Extrapostfuhrwerk bestellte, mehrere Bedenken gegen meinen

Vorsatz mitgetheilt worden: erstlich fahre ich viel theurer, zweitens sei in Tirano kein so guter Gasthof, wie die Post in Sondrio, drittens sei heute grosser Jahrmarkt, und insonderheit Viehmarkt daselbst, wo es von Fremden wimmele; ich werde daher möglicherweise gar kein Unterkommen finden. Das Alles verursachte mir nun nicht den geringsten Kummer, denn wozu sind Schwierigkeiten anders da, als um überwunden zu werden? Mehr und mehr erfreute mich meine Sonntagfahrt, der frommen Post zum Trotz, bald genug auch zeigten sich Spuren des Marktes, eine Menge Vieh wurde thalaufwärts getrieben, anderes kam schon entgegen, und ein buntes Gemisch von allerlei Volkstrachten gab sich kund, die vielleicht malerisch, aber nicht eben schön waren.

Auf halbem Wege nach Tirano zeigt sich, auf steilem Bergrücken thronend, das Schloss Tegli, das dem ganzen Thale seinen Namen verlieh: Val Teglino. Ich zählte in diesem Theile des Addathales 4 bis 5 schöne Wasserfälle, einen von 13 Absätzen, die von den Bergen herunter rinnen, und von denen sich wohl bisweilen sagen lassen wird, dass:

„aus Gewölk erzürnte Ströme fallen.“

In der Nähe von Tegli, zur Linken des Flusses, erblickte ich die in kühnen Zickzackwindungen am steilen Berge hoch emporgeführte neue Militärstrasse über den Col d'Aprico und den Monte Tonale, die nach ihrer Vollendung die Strasse über Bormio entbehrlich machen wird. Immer belebter wurde die Strasse von Landvolk und allerlei Vieh; Rinder, Stiere, Esel, Mule, Schweine, Ziegen, auch Pferde, doch von letzteren nicht viele, die Schweine meist schwarz oder grau und sehr gross, ebenso die Ziegen. Auch das Schafvieh erschien mir grösser, wie bei uns. Endlich war das Ziel erreicht, wo der Jahrmarkt abgehalten wurde, es war Madonna di Tirano, ein Dorf mit berühmter Wallfahrtkirche. Der Platz rings um die Kirche erschien so wimmelvoll, dass es kaum möglich war, durch die Volksmenge mit Pferd und Wagen zu kommen. Ich liess halten, stieg ab und ging in die Kirche, sie war ganz voll Betender. Es befinden sich in derselben schöne und ausgedehnte

Holzsculpturen, besonders an der Orgel. Unter den Volkstrachten, die hier aus dem tieferen Lande des Piano di Colico und dem Gebirgslande rings um Tirano zusammengeflossen waren, erschien die lombardische immer noch am malerischesten; aber auch bei den Wälschtirolern herrschte vieles Roth vor; rothe Westen, bei Mädchen und Frauen rothe Tücher und Schürzen, fast wie in Franken, nur werden die Reize der Tirolerinnen durch ihre unschönen schwarzen Mannshüte nicht gehoben. Sehr komisch nahmen sich heimkehrende Landleute aus, die sich neue Hüte gekauft hatten; sie trugen den neuen Hut auf dem Kopfe und der alte war als Futteral über den neuen gestülpt. Prachtvolle Exemplare von Kröpfen paradirten in aller gebirgigen Schönheit am Wege, wie auf dem Markte. Der Kropf ist ein ächtes Gebirgskind; wir haben diese schöne Alpenpflanze auch in unseren Thuringischen Thälern des höheren Waldes; dass er auch in Städten vorkomme, wage ich nicht zu behaupten.

Ich spähte umher nach irgend welchen Aeusserungen des Volkslebens, wie es auf Jahrmärkten gern ausblüht, nahm aber nichts Besonderes wahr, als das gewöhnliche laute und unbefangene Sprechen und Gelächter. Wo sonst auf der Breterbude Doctor und Hanswurst als Charlatane und Zahnbrecher die Menge herbeigelockt, stand jetzt ein feiner Herr im Frack vor einer Bude mit Zahn- und kosmetischen Mitteln, an der eine einladende Inschrift mit Adresse befestigt war, und pries in einer völlig ruhigen Haltung, im vornehmen Unterhaltungstone gleichsam, der seinen Stand umdrängenden Menge die Güte und Trefflichkeit seiner Waaren an. Er sprach so angenehm und beredt, eindringlich, ohne zudringlich zu sein, dass er ganz sicher seinen Zweck so gut erreichte, wie in früheren Jahrzehnten seine bombastischen Vorgänger in der Harlekinsjacke und im Scharlachrocke, Scarlatto, welchem Worte wir den Ausdruck Charlatan zu danken haben.

So erobert die Cultur sich auch die Gebirgspässe und Alpenthäler. Madonna di Tirano liegt dem Städtchen Tirano ganz nahe, eine Alleestrasse führt schnurgerade zwischen Gartenmauern zur Addabrücke und zum Thore. Ich nahm im Albergo della Due Torri Einkehr, welches der Post vorgezogen wird, doch sieht die Post sehr respectabel aus und ist einer der alten Paläste, deren Bädeker's Handbuch gedenkt; die übrigen habe ich nicht gefunden. Mein Wirth war ein Schweizer, er und die eine Kellnerin sprachen deutsch, die Wirthin und sonstige Angehörige des Hauses aber nicht. Der Valteliner Wein wollte mir nicht recht munden, seine Farbe erinnerte mich zu sehr an das hier vergossene Blut unschuldiger Protestanten. —

Es war erst Nachmittags drei Uhr und so blieb mir volle Zeit, jede mögliche Unterhaltung zu suchen. Ich durchwandelte fast alle Strassen, ging in die sehr dunkle Kirche, in der nichts zu sehen war, überblickte von einer kleinen Anhöhe den Ort mit seinen Steinhäusern, die mit weissen, schieferähnlichen Steinplatten gedeckt sind; sah auch hier höchst malerische Mauergewölbe und Spelunken in Höfen und Gassen, schritt zwischen der Stadtmauer und der rasch das Thal in einem gefassten Bette, das sie oft überfluthet, durchrollenden Adda hin. Die Färbung dieses Bergwassers weicht ab von der anderer Alpengewässer; sie ist nicht tiefgrün oder blaugrün, wie die des herrlichen Inn, sondern graugrünlich. Auch ihr Sand ist grau. Zurückgekehrt in meine zwei Thürme, liess ich mich in einer unteren Stube mit allerlei ab- und zugehenden Marktleuten, Geistlichen, Postillonen, dem Wirth u. s. w. in Gespräche ein und fragte auch nach meinem Wege, nach der Ankunft des Postwagens und dessen Weitergang nach Bormio, bis wohin ich mich bereits in Tirano hatte einschreiben lassen. Da wurde ich auf's Neue durch die Mittheilung erschreckt, dass von jetzt ab weder Post- noch Stellwagen mehr von Bormio aus über das Gebirge gehe, weil die Wege unfahrbar würden. Sonach gab es für mich nur zwei Wege, entweder auf die Weiterfahrt zu verzichten, nach Colico zurückzukehren und von dort aus nun doch wieder über den Splügen zu reisen, oder von Bormio aus Extrapostpferde zu nehmen, was, wie man mir sagte, sehr viel koste; mit der

Post von Bormio bis Mals in Tirol 15 Zwanziger, mit Extrapost 50 bis 70.

Mein Feldruf hiess: „Durch!“ Rückwärtsgehen wollte ich um keinen Preis, und so tröstete ich mich mit Geduld. Am Abende regnete es wieder in Strömen; mein Zimmer, in dem sich ein ungeheurer Mauerofen befand, war ziemlich kalt; ich bat, ein Wenig einzuheizen. Davor aber warnte man mich mit zarter Besorgniss: „Sie werden Kopfweh bekommen, oder sonst krank werden. Diese Oefen dämpfen gar sehr, wenn sie zum ersten Male geheizt werden.“

Wohlan denn! Gewohnt, stets kalt zu schlafen, kam es mir auch nicht darauf an, dass man mir in Tirano nicht einheitzte.

Ich schlief gut und lange; machte dann wieder, da sich's abgeregnet hatte, einen Morgenspatziergang und besah mir die hübschen, hoch hinauf bebauten Berge. An schönen Sommertagen muss hier ein herrlicher Aufenthalt sein; eine Fülle von Nebenthälern lässt viele verborgene Naturreize ahnen.

Statt, wie verheissen war, um 10 Uhr Vormittags zu kommen, kam erst um 11 Uhr die Post von Sondrio herauf und es wurde fast 12 Uhr, ehe sie abging. Unvermuthet war der Gensd'armerie-Commissar wieder da und machte die Reise bis Bormio mit. Jetzt gab es mehr Steigung, Bormio liegt 2425 Fuss höher, als Tirano.

Trotz des trüben, regendrohenden Himmels war unterwegs doch Manches zu beobachten und manches Schöne zu sehen. Die südliche Vegetation hörte auf, nach einander mindern sich die Maulbeerbäume, die guten Kastanien, die Nussbäume, die Rebengelände. Die Adda braust bald zur rechten, bald zur linken Seite des Weges entgegen, von den schneebedeckten Bergspitzen stürzen sich zu beiden Seiten Wasserfälle aus den höchsten Höhen. Eine 1807 eingestürzte Bergwand des Monte Masuccio, dessen Gipfel gegen 8700 Fuss hoch ist, richtete in diesem Thale furchtbare Verwüstungen an, hemmte den Strom der Adda und dämmte ihr Bette, zerstörte Mühlen und Wohnhäuser. In Tirano blieb das Wasser aus, bis der Damm überschwoll und das ganze Thal überfluthete.

Zwischen Tirano und Bormio liegt der Stationsort Bolladore, über dem man zur Linken den Ort Sandalo mit schöner, stattlicher Wallfahrtkirche heiter und offen liegen sieht.

Nach kurzer Strecke folgt Mondadizza, wo die Strasse aufwärts von der rechten auf die linke Seite über die Adda geführt ist, bis sie die Thalenge La Serra erreicht und über eine sogenannte Teufelsbrücke wieder herüber auf die rechte Seite tritt. Ohne an den Teufel zu glauben, der überall seine Brücken hat, war mir doch in dieser Thalenge, als höre ich ein seltsames Gewirre von tausend Dämonenstimmen, so eigenthümlich klang das Knirschen der überfahrenen Steine mit dem Schellengeläute der Pferde zusammen, in Verbindung mit dem Rhythmus des Pferdeganges. Es klang genau wie das Dämonenchor in Robert dem Teufel.

Hier endet das Valtlin und es beginnt ein neues Thalbecken, welches Bormio mit umfängt, und Paëse freddo, das kalte Land, heisst. Je weiter aufwärts, desto tiefer hing an den Bergen herab der frische Schnee, wir aber fuhren im Regen, der uns bis Bormio begleitete. Die Strasse war vielfach belebt, meist von Landleuten und Bewohnern des Thales, die vom Jahrmarkte der Madonna di Tirano heimkehrten. Bald wurde dieser, bald jener Landsmann auf dem Kutschersitze mitgenommen, ob umsonst oder gegen Zahlung an den Conducteur, weiss ich nicht.

Jetzt breitete sich das Thalbecken von Bormio weit vor den Blicken aus, und um 5 Uhr war das Gasthaus erreicht. Es war ziemlich frisch und alsbald sorgte der Commissario für das Entzünden eines Kaminfeuers, das schnell lustig flackerte. Die Besorgniss, dass die Post nicht weiter, als bis Bormio gehe, bestätigte sich zu allem Glücke nicht, allein — es sei das letztemal für dieses Jahr, wurde mir gesagt. Wäre ich am nächsten Tage gekommen, so hiess es: Extrapost nehmen. Der Postillon stellte sich ein und sprach davon, recht zeitig wegzufahren, was mir sehr lieb war, auch dass einige

Stunden höher ein Schlitten werde mitgenommen werden müssen, und ich bestellte, um 5 Uhr geweckt zu werden, damit um 6 Uhr die Reise fortgehen könne; es gewann in der That den Anschein, als sei ich der einzige Postreisende über das Gebirge. Ich verabschiedete mich von dem freundlichen Commissar, der Manches erläutert und auf manches Sehenswerthe aufmerksam gemacht hatte, und suchte die Ruhe. Auch hier ein unförmlicher Ofen, wie in Tirano, auch hier die zarte sorgliche Scheu, durch zum erstenmale Einheitzen den Reisenden krank zu machen, aus welchem Grunde eben nicht geheitzt wurde. So war ich nun auch in diesem Worms und gedachte an Worms am Rhein, allwo ich auch schon übernachtet. Dort der beste Wein Liebfrauenmilch, hier der beste Wein Asti, ein luftiger, champagnerähnlicher Geselle, nur geringeren Gehaltes, dafür aber auch sehr billig, 1 Gulden die Flasche. Die Meereshöhe des tirolischen Worms ist 4179 Fuss, mein Bette stand sonach ohngefähr 460 Fuss höher, als der Brockengipfel. Sonderbar ist, dass man den hohen Alpenpass, auf dem man hier vom Wälschtirol in das deutsche Tirol schreitet, auf der wälschen Seite ungleich mehr nach einem auf der deutschen Seite gelegenen Dorfe nennt, nämlich nach Stilfs (Stelvio), und drüben umgekehrt nach Worms; ja Manche wollen zwischen Stilfser Joch und Wormser Joch gar keinen Unterschied gemacht wissen.

IX.

Ueber das Wormser Joch und durch Tirol in die Heimath.

Ich schlief ziemlich unruhig, der Asti mochte Schuld daran sein, dass ich oft erwachte, — den Nachtwächter und nebenbei sündfluthartig regnen hörte. Es schlug 5 Uhr und es kam mir ausserordentlich komisch vor, dass ich im Bette lag und darauf wartete, geweckt zu werden. Keine Seele im ganzen Hause regte sich, und die späteren Versuche, selbst zu wecken, durch Rufen, Pochen an verschiedenen Thüren u. dgl., wobei mich der Commissario, der, gleich mir, schon auf war, um zeitig nach einer nahe gelegenen Militärstation zu gehen, unterstützte, erwiesen sich lange fruchtlos. Die endlich erscheinende Kellnerin lächelte ganz heiter, als ich sie eine Marmotta dormigliosa schalt, und wiederholte das verdiente Prädicat mit sinnender Miene. Endlich erschien der Kaffee, ich machte mich völlig reisefertig, aber es war längst 6 Uhr vorbei und kein Postwagen kam. So oft ich fragte, so oft erfolgte der Trost, er komme gleich: „subito“! Dieses überall vernommene subito ist eine so geläufige Redensart im

Munde der italienischen Bedienungen, dass sie sich gar nichts dabei denken. Es wurde ganz hell, der Regen hatte aufgehört; es schlug 7 Uhr und noch war kein Wagen da, überhaupt die Post gar nicht im Hause, sondern eine ganze Strecke weiter aufwärts im Orte. Ich ging nun selbst hin und betrieb das endliche Anspannen, zahlte das Postgeld und fuhr in dem Einspänner, denn einen andern Wagen und zwei Pferde bekam ich nicht, erst wieder nach dem Gasthause, um mein Gepäcke zu holen, dann wieder nach dem Posthofe, wo mein Gepäck auf einen kleinen Wagen mit Heu, das der Posthalter auf den Berg schaffen liess, und der ebenfalls mit nur einem Pferde bespannt war, geladen wurde.

Bald beginnt die Strasse an einem Berge in Zickzackwindungen emporzusteigen, und die Aussicht wird reizvoll, ja grossartig. Vier Thäler öffnen sich gegen die Ebene des Thalbodens, ringsum starren die Kegelgipfel hoher, schneebedeckter Berge empor. Auf heiterer Höhe liegt ein stattliches neues Badehaus; in der Nähe entspringen warme schwefelhaltige Salzquellen, und im Sommer soll, wie der Postillon mir sagte, das Gasthaus der Badewirthschaft stets von Fremden wimmeln. Gewiss ist der Aufenthalt in diesen reinen Höhen voll frischer Alpenluft schon an sich belebend wirksam. Auf einer Terrasse ohnweit des Hauses erblickten wir den muthmasslich letzten Badegast, er bewegte die Arme mit Anstand, wie ein Parlamentsredner und sprach laut in die Luft hinein, offenbar ein Irrer. Mit wem spricht denn dieser Mann? fragte ich den Postillon und erhielt die treffende Antwort: „Mit der Welt!“ — Es ist daher ein kleiner Irrthum, wenn Baedeker's Handbuch berichtet, dass das Badehaus schon Ende Septembers leer und ganz geschlossen sei. Später wird das alte Badehaus erreicht, in dessen Nähe die Strasse in die erste Gallerie, dei Bagni, führt, vor der man eine rohe, 10 Fuss hohe Felsensäule stehen liess. Man thut wohl, noch einen Rückblick auf das Thal zu werfen, das der Monte Colombano überragt, und das man nun verlässt, um eine Strecke durch das wildeste Felsengeklüft zu fahren, durch das ein Arm der Adda sich so brausend wühlt, wie der Rhein unterhalb der Via mala. Schräg gegenüber dem Ausgange der Gallerie begegnet der Blick einem Wasserstürze, welcher, nach Baedeker, gewöhnlich als „Quelle der Adda" bezeichnet wird, — was nicht der Fall ist; die sogenannte Addaquelle liegt ungleich höher; man sieht sie, aufwärts fahrend, zur Linken der Thalwand aus einer Höhle brechen und sich als mächtigen, malerisch schönen Wasserfall eine bedeutende Höhe herab in den Abgrund des Braugliothales stürzen.

Die Vegetation erstirbt auf diesen Höhen und die weit gegen den Winter vorgerückte Jahreszeit hatte bereits die meisten Blumen ertödtet. Einige kleine Campanulaarten blühten, einige Lycopodien grünten noch; bald gab es viele weisse Sternblumen auf dem grauen Felsboden — Schneeflocken. Der Engpass durch die schroffen Wände des Val di Braulio heisst das Wormser Loch. Die Bäume hören auf, das Schweigen der Oede beginnt.

Nach mannichfachen Zickzackwindungen der Strasse ging es der von fern schon sichtbar gewordenen ersten Cantoniera, die Piatta Martina genannt, zu, in deren offene Halle eingefahren wurde. Hier ward lange verweilt; das Heu des einen Wagens wurde abgeladen und dieser dafür mit zwei Schlitten belastet, über deren Mitnahme sich zwischen meinem Postillon und dem Assistenten des abwesenden Wege-Inspectors ein grosser Zwist und Zank erhob. Der Letztere war Italiener und machte ein sehr böses Gesicht. Er behauptete, die Schlitten seien zur Verfügung des Inspectors, nicht für die Post; der Postillon aber behauptete, sie seien von der Regierung zur Beförderung der Reisenden da. Klüglich mischte ich mich nicht in diesen Streit, in welchem der Postillon den Sieg davontrug. Uebrigens war nur der eine Schlitten, obschon von schlechtester Beschaffenheit, mit einem Verdeck versehen und umfasste nur nothdürftig eine Person, diesesmal die meine, der andere war ein gewöhnlicher Bauernholzschlitten, ohne Sitz und ohne die mindeste Bequemlichkeit, nur für das Gepäcke brauchbar. Wo noch ein Reisegefährte hätte unterkommen sollen, da nur diese zwei elenden Schlitten vorhanden waren, wurde mir nicht klar, und ebensowenig, wo ich hätte hinkommen sollen, wenn der Assistent in diesem Meinungsstreite obgesiegt und dem Postillon die Mitnahme der Schlitten ernstlich verwehrt hätte.

Endlich ging es weiter. Zur Linken brauste immer noch der Braugliobach; die Strasse führt an steilen Abhängen aufwärts, einige Brücken werden überfahren und man erreicht das Diroccamento, eine enge Schlucht, in welcher die Strasse sich gleichsam in die Felsen verkriecht. Hoch hinauf kann bisweilen der Blick die Windungen der Strasse verfolgen, die höchsten verbarg mir aber düsterer Nebel, und bald begann es zu schneien, so dass ich auf den ferneren Anblick der malerischen Schönheiten dieses Gebirges, ungern genug, verzichten musste. Die Länge der Felsenschluchten und Mauergewölbe, durch welche die Strasse hinzieht, die eben so kühn als sicher angelegt sind, und in denen von Stelle zu Stelle selbst niederbrausende und in die Tiefe geleitete Wasserfälle sichtbar sind, beträgt 2121 Fuss. Dann folgen acht Zickzackwindungen, über den Felsrücken der Spondalunga (lange Brustwehr), nach dem auch die zweite Cantoniera, die nun erreicht wird, benannt ist. Ich befand mich bereits in einer Höhe von etwa 6300 Fuss, und es lag schon so viel Schnee, dass nur mit grösster Anstrengung das arme Pferd hindurchkonnte. Endlich war die Cantoniera erreicht, in welcher abgeladen und ich in den mitgebrachten Schlitten versetzt wurde, während mein Gepäcke auf den zweiten Schlitten kam. Es war 11 Uhr Mittags, als ich die Reise aus der zweiten Cantoniera nunmehr im Schlitten fortsetzte; es ging zu dem tiefen Thalkessel des Piano del Braglio empor, von dem eine dritte Cantoniera ihren Namen hat; dann kam die Rocca del Brauglio, eine Schlucht, oberhalb welcher die Strasse abermals durch eine Gallerie geführt ist; dieser Gallerieen sind von Bormio herauf bis zum Joche nicht weniger als 9; bisweilen bestehen sie auch nur aus blossen hölzernen Ueberdachungen der Strasse, um dieselbe gegen Lawinenfall zu schützen.

Von der Aussicht auf den Cima di Spondalunga, der ein Theil des Gletscherberges Monte Cristallo ist, hinter welchen letzterem ein hohes Fernerjoch bezeichnend genug „Ende der Welt“ heisst, konnte ich wenig geniessen, obschon es nach und nach wieder aufhörte, zu schneien, denn der immer tiefer und tiefer werdende Schnee und der bald auf die eine, bald auf die andere Seite wankende und schwankende Schlitten rückte die Aussicht: umgeworfen zu werden, in nächste Nähe, und so war Bedacht darauf zu nehmen, für solchen Fall mit Anstand zu purzeln und die Schachtel mit den armen Bewohnern angenehmer südlicher Breiten nicht im Schnee des Stilfser Joches begraben zu lassen.

Ueber lange und weite Strecken zeigten sich meinem Auge nun nichts als Schnee und Felsen, und zuletzt auch keine Felsen mehr, bloss Himmel und Schnee, Alles weiss. Ich fuhr durch Wolken und hatte nur den einen Wunsch: nicht aus den Wolken zu fallen.

Bisweilen hellte sich's wieder auf, wir kamen an einer Häusergruppe und einem freundlichen Kirchlein vorüber, das man billig Maria im Schnee nennen sollte.

Endlich trat die Station Santa Maria in Sicht; von einer Bahn war keine Rede mehr, nur mühsam vermochte das Pferd den leichten Schlitten durch den tiefen Schnee zu ziehen. Jetzt zertrümmerte ein Anprall an einen der Barrierenpfähle das Verdeck meines Schlittens, mit Noth und Mühe wurde die vor Augen liegende letzte Cantoniera erreicht, die 8100 Fuss über dem mittelländischen Meere, sicher der höchste Ort Europa's ist, den auch im Winter noch Menschen bewohnen. Es sind nur zwei Häuser, das eine Gasthaus, das zweite Mauth. Und dennoch in dieser Höhe nur ein Kamin, kein Ofen in der sonst ganz freundlichen Wirthsstube.

Hier wurde mein Pass visirt, der viel mehr gereis't war, als ich selbst. Ein solcher Reisepass ist ein Passagier κατ' ἐξοχήν. Der meinige hatte von Meiningen nach Dresden und zurück reisen müssen, um die Visa der k. k. österreichischen Gesandtschaft zu erhalten. Er reis'te von der Mauthstation auf dem Splügen ohne mich nach Chiavenna, später zweimal nach Menaggio, wohin ich selbst nicht gelangte; der Gastgeber der Duo Torri in Verona drückte ihm seinen Stempel auf, die Dogana auf der Höhe des Stelvio endlich ihm ihr buono per ripatriare, und in München wurde er: „Ueber Hof nach Hause" visirt. Es war ein grosses Glück, dass es kein Zwangspass war, denn wenn ich über Hof nach Hause hätte zurückkehren müssen, so würde mir das einen Umweg von mehreren Tagereisen und viele Kosten verursacht haben. Indess würde es vermessen sein, von Passbehörden geographische Kenntnisse zu verlangen.

Der Schlitten, in dem ich gesessen, konnte nicht weiter mitgeführt werden, und ich wurde nun auf eine Art Bockschlitten reitend gesetzt, dessen Bauart kein Anbringen eines Verdekkes gestattete, und mag mich komisch genug ausgenommen haben; die ganze Situation hatte, neben mancher Fährlichkeit, sehr ihre humor-weckende Seite. Das Eröffnen der diessjährigen Schlittenbahnsaison bis zu einer Höhe von 8,909 Fuss am 30. October machte mir in der That Vergnügen; gegen die Kälte war ich geschützt, auch war dieselbe nicht unerträglich; ich liess mich daher mit einem frischen Pferde ganz wohlgemuth zur höchsten Höhe des Jochpasses ziehen und grüsste mit Freude die Steinsäule, welche die Grenze zwischen Deutschland und Italien, Tirol und der Lombardei, den eigentlichen Passo di Stelvio bezeichnet, und die Höhenangabe zeigt: 2814 Meter.

„Sei mir gegrüsst, mein geliebtes deutsches Heimathland!" rief ich fröhlich aus und mein Postillon freuete sich darüber. Es war noch eine schwere Stunde steten Steigens bis zur Höhe des Joches gewesen; zwei Schneeschaufler wurden auf unseren beiden Schlitten mitgenommen, eine Vorsorge, die sich bald genug begründet zeigte.

Noch einen Blick zurück in das zu verlassende wälsche Land, viel war jedoch davon nicht zu sehen, öde Schneeflachen, die sich zur unabsehbaren Tiefe des Brauglio senkten und öde Schneeflächen noch himmelhoch hinauf zu dem Gipfel des Monte Cristallo, zu der über 12000 Fuss hohen Königswand, zur Spitze des Ortler oder Ortles, die 12561 Fuss hoch in den Himmel hineinragt. Wie ein schwarzer Stern am weissen Schneehimmel starrte hoch oben ein riesiger nackter Felsblock. Die nächsten Strassenhäuser heissen Ferdinandshöhe, bei ihnen steht der hölzerne Grenzpfahl mit dem Doppeladler; sie scheinen noch nicht lange vorhanden zu sein. Von diesem Punkte aus, den der gigantische Ortles-Gipfel mit seinem „Ende der Welt“ majestätisch überragt, ging es nun in steten Zickzackwindungen hinunter in die endlos scheinende Tiefe. Eine Strecke lang wehte ein äusserst heftiger Wind und warf mir Schnee und scharfen Hagel vollauf in's Gesicht; der Schnee schlug förmliche Wellen, doch liess dieser gefahrdrohende Gruss aus der Höhe bald nach, was sehr gut war, denn es gab ohnehin genug zu kämpfen gegen den ungeheuern Schnee, der nur erst seit wenigen Tagen sich so sehr angehäuft hatte. An eine Bahn war nicht zu denken, die niedrigen Stöcke der Wegschranken waren theilweise völlig zugeschneit; dann hatte man bereits, was in jedem Herbste geschieht, die Querlatten dieser Schranken aus den Schrankenpfählen genommen, aus löblicher sparsamer Vorsicht, weil dieselben sonst von den Lawinen zertrümmert werden, und so konnte ein einziger Fehltritt des Pferdes uns in eine schaurige Lage stürzen. Ein grosser Theil der oberen Strassenstrecke ist überdacht. Und soweit diese Uberdachungen reichten, fuhr sich's gut und sicher, ausserhalb derselben aber konnte man sich auf jedes mögliche Unheil gefasst machen. Bald meldete der eine der Schneeschaufler, der hinter mir auf den Kufen meines Schlittens stand und ihn an schlimmen Stellen im Gleichgewichte zu halten suchte: „Dort liegt eine kleine Lawine,“ und in der That hatte sich bereits eine solche Schneekönigin von ihrem Throne herabbemüht und mir zum Ueberflusse den Weg verschüttet. Folglich musste durch dieselbe Bahn geschaufelt werden. Während dieses geschah und wir geduldig im Schnee hielten, unterhielt mich der Postillon mit der Geschichte früher hier vorhanden gewesener Posthäuser, eine Geschichte, die lehrreich und traurig zugleich war. Die Unsinnszeit von 1848 zerstörte die Cantonieren, die hülfreichen Asyle des Wanderers und Reisenden, entweder völlig, wie die Cantoniera di Bosco, oder nur theilweise, wie die Franzenshöhe, früher das Bödelein auf dem „Wormser Joche“ genannt. Ein anderes Schicksal erfuhr das Posthaus „Wandln“, das im Winter des Jahres 1825 auf 1826 durch die furchtbare Gewalt elementarer Kräfte geradezu hinwegschwand. Es lag tiefer Schnee und die Briefpost aus Bormio kam nicht an. Lange wartete der Posthalter auf dieselbe, dann legte er sich nieder und hiess zwei Knechte wach bleiben. Da kam ein Sturm, dass die Felsen bebten; eine mächtige Schlaglawine donnerte nieder, die furchtbare Felsblöcke mit sich zur Tiefe hinabriss. Das Posthaus verschwand von der Erde — dennoch wurden die beiden Knechte, weitab geschleudert, unter schützenden Balken gefunden und gerettet, — den Posthalter hatte ein Felsstück zerquetscht.

Wir waren mit unseren Schlitten kaum wieder flott geworden und durch den Schneeberg, den die Lawine auf der Strasse zurückgelassen, glücklich hindurch, als wir vor einer zweiten halten mussten, um die gleiche Arbeit auf's Neue beginnen zu lassen; indess auch dieses abermalige Hemmniss wurde glücklich überwunden, und nun Windung auf Windung zurückgelegt, wobei sich zwar keine weite Fernsicht bot, aber doch der Anblick des sich in das Thal hinabschiebenden Madatsch-Gletschers erfreute. Tief im Thalgrunde sah ich im Schnee die Wasserrinnen des werdenden Trafoibaches, der aus dem Gletschereise abfliesst, und nun wurde Nachmittags 4 Uhr die Station Franzenshöhe erreicht und dort eine warme Stube, ein leidliches Glas Wein, aber völlig ungeniessbares Brod vorgefunden. Hier verliessen mich der Postillon von Santa Maria und die Schneeschaufler, und es wurde nun wieder deutsch postmässig gefahren; ich erhielt eine verdeckte Chaise und zwei Pferde. Bei meiner Abfahrt begann es abermals die dichtesten Flocken zu schneien, und so ging es denn nun tiefer und tiefer; es wurde die Baumregion erreicht und bald ein schöner Wald von Fichten, Lärchenbäumen und Zirben. Jetzt aber wurde die unliebe Entdeckung gemacht, dass mein Gepäcke schlecht auf dem Wagen befestigt war und eins meiner Kistchen sich bereits treulos entfernt hatte, worauf nichts übrig blieb, als dass der Postillon durch den Schnee zurücklief und ich einstweilen die Zügel des Rossepaares hielt und mit Geduld und Fassung dem entgegensah, was weiter kommen werde. Es hätte allerlei kommen und vorgehen können, indess nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde langte der Postillon erfreut wieder an und hatte das Kistchen gefunden, welches nun sammt dem übrigen Gepäcke besser verwahrt wurde.

Laut rauschte, während ich so einsam hielt, der wilde Bach in der Thalestiefe durch die Stille der winterlichen Natur, und diese Natur war trotzdem, dass der Schneefall mir einen Theil ihres Anblickes entzog, doch ausserordentlich erhaben und schön. Die gewaltigen Aeste und Zweige der Bäume unter der Last der Schneedecke, dazwischen Felsgeklüfte und gähnende Tiefen dicht neben den Rieden, wie man hier die Windungen der Strasse, italienisch Giravolti, nennt, die aber fest und sicher bei jeder Biegung aufgemauert sind, wie Festungsbollwerke.

Bei dem düsteren Schneehimmel drohte die Tageshelle bald in Dämmerung überzugehen, und noch war ich weit von meinem heutigen Reiseziele, Mals, bis wohin ich in Bormio eingeschrieben war, und das ich ohne einigen Muth auch nicht erreicht haben würde.

In Trafoi angelangt, und weiter wollend, trat mir die Posthalterin, eine stattliche Bäuerin, entgegen und berichtete, es sei geradezu unmöglich, meine Reise fortzusetzen, denn es habe im Stilfser Thale das wildeste Wetter die Tage her getobt, und der ohnehin stets ungestüme Suldenbach habe die Brücke oberhalb Prad völlig zerstört, so dass ihr etwaiger Ueberrest zu Wagen gar nicht, höchstens aber, und nicht ohne

Gefahr, zu Fusse überschritten werden könne. — Das war mir nun ein ganz unliebes Abenteuer; mir schien die Einkehr in diesem Dörfchen von 8 Häusern, trotz seiner romantischen drei Quellen, denen es den Namen dankt (tres fontes, = Trafoi), die aus den Brüsten dreier Bildsäulen von Christus, Maria und Johannes in einer Capelle des Thales, eine Stunde aufwärts, springen, gar nicht sonderlich einladend, — und wenn ich nun blieb, — wie kam ich morgen weiter? Eine völlig unfahrbar gewordene Brücke lässt sich ohne viele Arbeitkräfte nicht in einem halben und nicht in einem ganzen Tage herstellen, absonderlich bei solcher Jahreszeit und bei solchem Wetter. Demnach zog ich nähere Erkundigungen ein, hörte, dass ich von der Brücke, wenn ich sie glücklich überschritten, nur noch eine halbe Stunde bis Prad zu gehen habe, und dass mir bis an die Brücke Pferde zur Verfügung stehen sollten. „Durch!“ hiess es auch hier wieder, und ich fühlte Lust und Muth, das Wagstück des Brückenüberganges zu bestehen. Es dauerte ziemlich lange, ehe das neue Postgeschirre angespannt wurde; viel guter Wille zeigte sich überall nicht, und ich mochte jener braven Frau Posthalterin äusserst hartnäckig erscheinen, dass ich das Nachtquartier in ihrem Hause verschmähte. Allein der Verlust eines ganzen Tages durch den Mangel der Sonntagspost von Sondrio nach Bormio hatte mich schon unangenehm genug berührt, und dennoch war dieser Verlust vielleicht mein Glück, denn reis'te ich einen Tag früher, so kam ich in das furchtbare Wetter, das auf dem Stelvio jene vorgefundenen Schneemassen ablagerte und in den Thälern durch Regenfluthen die Gebirgsbäche zu Strömen anschwellen liess.

Der neue Postillon musste auf mein Geheiss eine Laterne mit brennendem Licht mitnehmen, es war völlig dunkel, schneite noch immer fort, und nun ging es mit Gott und gutem Muthe weiter thalabwärts zwischen Wald und grauen Felsenwänden über kühne Brücken, bald an der rechten, bald an der linken Wand des engen Thales dahin, zum Begleiter den ungestümen, rauschenden Trafoibach. Von der kalten Schönheit der beiden Trafoiferner, die ihre blauen Eismassen in dem oberen Theile des Thales vorschieben, sah ich nur wenig, sah aber genug, um mir sagen zu können, dass es an schönen Sommertagen himmlisch sein muss, durch diese hochromantische Bergnatur zu reisen und ihre stets wechselnden Bilder zu bewundern. Bisweilen war die Strasse sehr eng und uneben, so dass der Postillon absteigen musste und die Pferde führen, dann ging es wieder um so rascher vorwärts.

Endlich wurde sonder Unfall in der Thaltiefe der Weiler Gomagoi erreicht, immer noch von 4070 Fuss Meereshöhe; dort braust von rechts her der Suldenbach und wirft sich mit wildem Toben in die Strudel des Trafoibaches, mit dem vereint er die demnächst zu überschreitende Brücke vernichtet hatte. In der Nähe der ersten Hütten hielt der Postillon an und rief einige der dort wohnenden Strassenarbeiter, uns zu nöthig werdender Hülfeleistung zu begleiten, welche jedenfalls nicht ganz willkommene Aufforderung ich mit dem Troste unterstützte, dass ihre Hülfe nicht ohne Lohn in Anspruch genommen werde. Vor Allem sollten sie noch eine Laterne, ein Paar tüchtige Stricke und einen Handkarrn für das Gepäcke mitnehmen. Bald war Alles in Bereitschaft; es waren zwei Männer, Brüder, und ein junger Bursche, der Sohn des älteren Bruders, die mich begleiteten, und nun ging es wieder vorwärts. Hoch oben links am steilen Bergabhange erglänzten Lichter wie Sterne; diese kamen aus den droben gleichsam hängenden Häusern des Ortes Stilfs, welches dem ganzen grossartigen Alpenpasse, den ich nun zurückgelegt hatte, den Namen verleiht. Ein armes, genügsames Völklein, das nicht einmal eigenes Vieh hat, lebt da droben und weidet das Vieh Anderer auf seinen Bergen um Lohn.

Wieder wurde eine Häusergruppe erreicht, die Schmelz geheissen, vormals ein Hüttenwerk. Oefter und zum letzten Male hier wurden wir von begegnenden Leuten warnend angeschrieen: „Zurück! Ihr kommt nicht über! die Brücke ist zerrissen!“ was nur mit: „Dank! Wir wissen es! erwiedert werden konnte.

Noch eine Strecke und der Wagen hielt, und der Postillon sprach: „So, jetzt sind wir zur Stelle!“ — Wildes, stürmisches Wassertosen war überlaut hörbar. Der Suldenbach, dieser zornige Geselle, entspringt dem eisigen Fusse des Ortler, nimmt den aus dem „Ende der Welt“ herabrinnenden Schreibach auf, dann den Zaibach, den Razeibach, dann erst den Trafoibach, und „ändert,“ um mit I. I. Staffler's Tirol zu reden: „seinen Lauf nicht selten mit grässlichen Verwüstungen, nach unbezähmbarer Willkür.“

Ein Probestück von der Wahrheit dieser Schilderung lag vor mir, die ganz zerstörte Brücke, von der nichts mehr übrig war, als einige runde, nasse Balken. Der Strom brauste zur linken Seite der Strasse, wie in einem Kessel.

Die Nacht war rabenschwarz, es schneite nicht mehr. Jetzt wurde nun zunächst mein Reisegepäck aus dem Wagen hinüber an das sichere Ufer gebracht, wobei sich der Postillon hülfreich und gefällig zeigte, dann unser Handkärrnchen, dann bewerkstelligte auch ich den gefährlichen Uebergang. Um ein Haar wäre der eine meiner Beistände zu bedenklichem Falle gekommen; er glitt nach Links aus und sank, hielt sich aber an einem der Balken fest und arbeitete sich schnell wieder empor. Endlich war sicherer Boden erreicht und der hülfreiche Postillon konnte zufrieden entlassen werden. Obschon ich nun die kleine Fusswanderung nach Prad nicht gescheut hätte, wussten meine braven Tiroler die Sache doch so einzurichten, dass ich nicht zu gehen brauchte, indem sie mir einen bequemen Sitz auf dem leichten Karren schufen, und so ging, unter munteren Gesprächen, durch die ich mich über Landes- und Volkesart in diesem Theile Tirols belehren liess, die Reise vorwärts, bis Prad erreicht war. Der Posthalter sah mich ganz verwundert an, als er hörte, dass ich von Trafoi komme, und noch verwunderter, als ich mich ihm als Briefpostcourier ankündigte, und das sehr schmächtige Brieffelleisen von Bormio, welches ich mir vom Postillon zur Besorgung ausgebeten hatte, behändigte.

War nun auch dieses Abenteuer glücklich überstanden, so wünschte ich dennoch, auch noch die letzte Station vollends zurückzulegen und Mals zu erreichen, denn bei dem winterlichen Wetter, was mir die Reisefreude verdarb, konnte Aufenthalt in diesen kleinen Stationsorten mich nicht fördern. Es wurde daher nach eingenommener Stärkung in rothem Tiroler Wein, den ich erfreut meinen Geleitsmännern spendete, und nach herzlichem Abschied von diesen biederen Tirolern, den Brüdern Schöpf, die auch, wie sich gebührte, ein klingender Dank vergnügte, weiter gefahren. Ich erreichte auf guter, jetzt ebener Strasse den Grenzort zwischen dem Ober- und Unter-Vintschgau Tirols, Spondinig, wo ebenfalls ein Mauthamt, das mich aber in keiner Weise aufhielt. In der Nähe wirft sich der Suldenbach in die Arme der Etsch, und die Strasse vereint sich mit jener, die von Botzen und Meran heraufkommt.

In Mals fand ich es in der Post ganz gemüthlich und behaglich, und endlich wieder das erste Federbette. Auch hier, als ich, von der langen und mannichfach angreifenden Bergfahrt in kaltem Wetter, doch etwas erschöpft, bat, mein Zimmer ein Wenig zu heizen, die freundliche Warnung, diess lieber nicht thun zu lassen, weil es sehr ungesund sei, in einem Zimmer zu schlafen, das zum erstenmale geheizt werde. Jetzt gab ich lachend mein Schicksal zum Besten und den einfachen Rath, man möge doch, um die Gäste in keine solche Gefahr zu bringen, die Zimmer wenigstens einmal im Vorwinter und zum erstenmale heizen, wenn Niemand in denselben übernachte. — Der Posthalter in Mals war so freundlich, nicht nur einen Brief, den ich rasch vollendete, nach 10 Uhr noch zur Beförderung mit einer in der Nacht abgehenden Briefpost anzunehmen, sondern auch — da am nächsten Tage wiederum keine Post von Mals nach Innsbruck abging, und das wohlthätige Institut der Stellwagen für diesen Herbst und Winter aufgehört hatte, — mit derselben Post einen Laufzettel für einspännige Extrapost bis Landeck abgehen zu lassen.

Diese Einrichtung einspänniger Extraposten in Tirol ist ausserordentlich angenehm und für die Reisenden förderlich, die Pferde sind gut, die Postillons meist gesprächig, mittheilsam und anspruchlos, und nur die Wagen lassen häufig zu wünschen übrig.

Ich ruhte gehörig aus, nur vom frühen Lärm im Hause und von stetem Glockengeläute etwas gestört. Es regnete wieder und die Berge waren in graue Schleier gehüllt. Dennoch wurde ich während des Tages noch leidlich vom Wetter begünstigt. Die Wolkenvorhänge, welche die Fernsichten so neidisch verhüllten, begannen sich mindestens für die näheren Punkte emporzuziehen, so dass die Umgebung des alten Mals, das sich schon römischen Ursprunges rühmt, sichtbar wurde; schon hob Burgeis seine rothe Kirchthurmnadel unmittelbar vor mir, und drunten links im Etschthale jenseits des Flusses zeigte sich das graue Thalschloss Fürstenberg, hoch über ihm aber herrisch thronend, die stattliche Benedictinerabtei Marienberg durch zerreissende Nebel bald sichtbar, bald wieder eingehüllt. Hier hat der Krummstab sich über das Ritterschwert gestellt; sonst bauten insgemein die Ritter auf die Höhen, die Mönche in die Niederungen; hier thront die kirchliche Feste stolz über der weltlichen. Mit Antheil sah ich diesen Landstrich; die Erinnerung an ein früher gelesenes liebes Buch erwachte, an Carl Spindler's „Vogelhändler von Imst,“ dessen Schauplatz diese Gauen sind. Ich sollte aber nicht nach Burgeis kommen, denn die durch das Thal führende Strasse war sammt dem ganzen Thale bis nach St. Valentin von der Etsch früher auf eine grauenhafte Weise verwüstet worden, Strasse, Häuser, Wiesen, Gärten, Alles überschwemmt, zerrissen und mit Kies und Felsbrocken dicht überstreut; gestern Wiese, heute Wüste. Daher ist eine neue Strasse begonnen worden, die theilweise noch im Bau begriffen war und eine lange Strecke rechts die weitgedehnte Malser Heide hinauf führt. Diese Heide ist eine äusserst umfangreiche, sanft gehügelte Wiesenfläche, nur hie und da mit dürftigem Gestrüppe bewachsen, und von einzelnen niedrigen

Felsenreihen durchzogen; „schreckbar weit," sagte der Postillon. Eine dünne Schneedecke überzog die Heide, Nebelmassen überhüllten sie zum Theil und so stellte sich mir dieses berühmte Schlachtfeld ganz in der düstern Färbung dar, die Geschichte und Sage ihm verleihen. Hier schlugen im Jahre 1499 8000 Schweizer aus dem nahen Graubünden 16000 Mann Kaiser Maximilian's auf's Haupt, und die Sage lässt die Geister der Erschlagenen noch bei nächtlicher Weile aus ihren Gräbern aufschweben und einander gegenseitig bekämpfen. Aber weit ältere Sagen vom Zuge des wilden Heeres über die Malser Heide sind noch lebendig, wie denn überhaupt über dieses ganze, schöne und wild romantische Land die Sage gar wundersame Schleiergewebe gesponnen und hingebreitet hat. Hier wohnt und thront noch ein wunderbarer Mythus, hier sind noch Schachte der Sagenwelt zu erschliessen, welche manche Forscher kaum ahnen, und Alles so selbstständig, unmittelbar aus dem Volke, nichts Gemachtes und spät Erdachtes, in urwüchsiger Natürlichkeit und Kraftfülle. Vieles, was im mittel- und norddeutschen Mythus kaum entwickelt und in Einzelzügen angedeutet ist, findet sich hier feststehend, entschieden ausgesprochen, vollkommen gegliedert, namentlich die Dämonenwelt. Salige (selige) Fräulein, welche von den wilden Bergriesen unablässig verfolgt werden, auch selbst vom Wode oder Wotan, Faien, holde Schutzgöttinnen, Schätzehüterinnen und -Spenderinnen, die nur wohlthätigen Zauber üben, wilde grausame Fanggen und Runsen, der furchtbare Blutschink (Blutfuss), der schaurige Klaubauf und Buxbux, zahllose Wichteln, Nörgglein und Lorggen, Schacht- und Bergwerkgeister gütiger und schlimmer Art, Eismännlein, selbst noch in den Fernern und im Gletscherleben des Hochalpengebirges, vorzugsweise: „die Alten" genannt, und als Wettermacher betrachtet; Wasserfrauen und Seefräulein, Pütze, Klammmänner, Venediger Manndl, die Perchtl, die Hulda oder Spinnefrau Tirols, aber auch wieder ganz eigenthümlich, als Gegensatz zur ewigen Nachtjägerin Herodias, — die Frau des

Pontius Pilatus: Claudia Procula. Ihr folgen die Seelen der ungetauften Kinder nach, wie der voigtländischen Perchta die Heimchen. Sie wandert nur in der heiligen Dreikönigsnacht. — Doch von allen diesen wird an einem andern Orte die Rede sein. — Nur das eine noch, dass die Gegend um Burgeis, die ich jetzt durchfuhr, eine ächte Heimath der Wichteln- und Nörggeln-Sage ist, wie die um Imst die der Pütze und Kobolde. Im Burgeiser Berge lebte einst ein Nörggl, der sich auf das Aeusserste in eine Burgeiser Bauerntochter verliebte, die weit und breit als die schönste Dirne galt, und nur den kleinen Naturfehler hatte, dass sie ein Wenig hinkte. Der Nörggl wollte das übersehen und warb um die Hand der Schönen, welche jedoch bereits einen Burschen zum Geliebten hatte, der ebenfalls was weniges lahmte. Das Wichtlein, das eine sehr abschreckende Leibesgestalt besass, wurde mit einem Korbe heimgeschickt und schwur der Dirne Rache. Als sie mit ihrem Bräutigam und der Verwandtschaft nach der Trauung aus der Kirche kam, sass das Nörgglein auf der Kirchhofmauer, schlenkerte mit seinen dünnen, grünbestrumpften Beinchen, zog fletschend sein Mündchen bis an beide Ohren und sang spöttisch in Schnaderhupferl-Weise:

„'S Dirndl hat an tschirgaten tschergaten Gang,
Da kamat'n zwoa Tschirgatö Tschergatö z'samm!“

Alles lachte, nur die Braut weinte ob des bittern Spottes. Als sie Mutter geworden und eines schönen Kindleins genesen war, stahl der Norgg dieses letztere und legte dafür eine hässliche Kröte in das Wochenbette. Nie kam das geraubte Kind wieder zum Vorschein.

Als die Nörggeln ober Burgeis es gar zu bunt trieben, Kinder, ja sogar Dienstmädchen „verzogen“ (stahlen), sprachen die Klosterherren in Marienberg einen Bannfluch über sie aus: da wandten sich die Zwerglein aus der nächsten Nähe fort, aber aufwärts bei Heid und Graun giebts ihrer noch genug. Heid, eigentlich St. Valentin an der Heide, ist der nächste Stationsort; als ich aus dem Wägelein stieg, war in Folge allzugrosser Stösse des Malser Fuhrwerks die Schachtel, welche meine amphibischen Begleiter, die ich durch alle Gefahren, Joch- und Brückenübergänge stets in sorglicher Hut gehalten, bewohnten, auf den Boden herabgefallen und deckellos geworden, daher ich sogleich eifrig begann, sie wieder zusammenzulesen, was auch glücklich gelang; es fehlte keins der theuern Häupter. Bald ging es weiter, an drei kleinen Gebirgssee'n zur Linken vorüber, welche die Etsch durchströmt, und rechts an schroffen, kahlen Bergwänden, an welchen die Murren häufig prasselnd herabrutschen und selbst die Strasse unsicher machen. Man sieht an dem von ihnen angeschwemmten Lande, dass die Seeen früher viel grösseren Umfang hatten. Vor Graun strömt ein starker Bergbach „der Carlin“ in den Heider- oder Mitter-See. Die Murren, Muren (Wuhren), und Runsen, Stein- oder Schlammabstürze, von deren verderblicher Wirkung die Spur fast an allen Wänden des Hochgebirges sichtbar sind, sind wahre Schrecknisse in diesem Lande, daher des Volkes Glaube und Sage in Tirol sich sogar ein dämonisches Wesen geschaffen hat, das Runsa heisst.

Wie tief ich nun bisher gefahren war, immer befand ich mich noch auf einer Höhe von 4500 Fuss überm Meere, und gelangte nun zum Dorfe Reschen, zu welchem die Strasse von Nauders her ziemlich steil aufsteigt. Von dieser „Reschener Höhe“ oder dem Reschener Scheideck, wo die Flussgebiete der Etsch und des Inn sich trennen, gewährt sich noch einmal ein herrlicher Rückblick auf den Ortler und die ihn umgebende grossartige schneebedeckte Gebirgskette. Ganz nahe bei Reschen ist die Etschquelle, und unterhalb der Höhe eilt schon der ziemlich starke Stillbach dem Inn zu. Gewaltige Bergriesen schliessen das grüne Thal völlig ein, und wenn man Nauders (Landgerichtssitz und Poststation) mit seinem alten Schlosse gewahrt, die ich sammt der umgebenden Landschaft in sonniger Beleuchtung malerisch vor mir liegen sah, möchte man glauben, der Thalkessel sei völlig abgesperrt, bis der Blick auf eine hohe, graue Felsenpforte fällt, durch die der Bach sich drängt und zwängt, aber doch auch der Strasse ihr gleiches Recht des Hindurchzuges lassen muss.

Auch in der Post zu Nauders erregten, wie schon in vielen anderen Orten geschehen war, meine kleinen Reisebegleiter Antheil und Aufmerksamkeit. Kind und Kegel mussten herbei, die Thierchen zu betrachten, und immer fanden sich dabei Erwachsene, die noch keine kleine Schildkröte und keinen Salamander gesehen hatten, und die dergleichen gesehen hatten, kreuzigten und segneten sich vor dem nach ihrer Meinung durchaus „giftigen“ Thiere, und meiner desfallsigen Belehrung eines Besseren begegnete hier in Nauders das naive Bedenken: „ja, — das ist vielleicht ein junger, — aber wenn sie alt werden, werden sie da nicht giftig? Ganz gewiss!“

Der Feuersalamander gilt in Tirol als eine Teufelsfrucht, er heisst „Dattermandl“ und das Volk glaubt, der Teufel verwandele sich bisweilen selbst in solche Thiere, auch soll das Dattermandl das Vieh „anpfeifen,“ dass letzteres krank wird. Er wird zu zauberischen Schützenkünsten verwendet; auch der ungefleckte Erdmolch, „Wegnarr“ geheissen, gilt für äusserst giftig und dem Teufel wahlverwandt. Dass im Mythenkreise Tirols der Teufel überhaupt eine wichtige Rolle spielt und zwar in mancher, diesem Lande ganz eigenthümlichen Erscheinung, kann einstweilen versichert werden.

Hinter Nauders beginnt ein durch eine kleine Festung mit Montalembertschen Thürmen gut zu vertheidigender Felsenpass, und hoch über der alten Strasse zieht die neue, erst 1855 vollendete, und bald wird unten in schauervoller Felsentiefe der blaue Alpensohn, der Inn, erblickt, der, aus dem Engadin herabströmend, in seiner Farbe noch die Gletscherfluth der Berninakette, die ihn gebahr und durch ihre Eisbäche nährte, verkündet. Durch zwei grosse gemauerte Gallerieen und drei Felsendurchfahrten von bedeutender Höhe und Weite fährt man zu Thale; der Humor der Wegebauer hat auf einem stehen gebliebenen Felsblock einen stattlichen Gemsbock von Holz und angemalt gestellt. Drunten liegt Finstermünz, durch das die alte Strasse zog; schon baut aber an der neuen ein junges Oertchen sich an, das bereits den Namen Ob-Finstermünz erhielt und hoch über der Felswand zur Rechten des Inn ein allerliebstes Duodezkirchlein zeigt. Immer und immer geht es abwärts durch das sich erweiternde schöne Innthal. Der Fluss brach sich kräftig Bahn und immer neue Landschaftbilder unterhalten auch den einsamen Reisenden. Hoch über den Stationsort Pfunds gipfelt der Munda-Ferner sich auf, der zur Engadinkette gehört. Lange Zeit fährt man unausgesetzt auf der Grenze zwischen Tirol und der Schweiz.

Munter ging es dahin von Station zu Station, von Ort zu Ort; durch Ried, das mit stattlichem Schlosse und umfangreichem Capuzinerklosterbau imponirt, durch Prutz und durch Ladis, über welchem Ob-Ladis mit den schönen Gebäuden seiner Badeanstalt prangt.

Jetzt engte sich die Strasse wieder und ich nahte der traurig berühmten Pontlazer Brücke, über welche die Strasse führt. Hier war es, wo zweimal die Tiroler ihr Vaterland gegen eindringende und bereits eingedrungene Feinde vertheidigten, wo Kugeln und Felsenstücke und Baumstämme, von steiler Felswand niedergerollt, vernichtend wirkten, und der Inn ein Blutstrom wurde. Sieht man den Pass, in der Mitte den Strom, zu breit und zu reissend, als dass er durchritten werden könnte, die Strasse, so schmal, dass eine Heeresabtheilung kaum acht Mann hoch sie beschreiten kann, und rechts, dicht an der Strasse, die senkrecht sich aufgipfelnde Felswand, gegenüber ebenfalls eine mit Bäumen bewachsene Höhe, ganz geschaffen für Aufstellung von Scharfschützen, so sieht man auch ein, dass es Unsinn oder tollkühnes Wagniss war, ohne Territorialkenntniss, ohne sich Kunde von Stellung und Entschluss des Feindes verschafft zu haben, ohne von der spät nachrückenden Artillerie nur den mindesten Gebrauch machen zu können, weil dieselbe gar nicht wirksam aufgestellt werden konnte, die unglücklichen Mannschaften geradezu in den Tod zu treiben, und noch dazu ohne einen höheren Zweck und gegen ein Volk, dem sein seit Jahrhunderten angehörendes Fürstenhaus, dem sein Vaterland über Alles galt und noch heute gilt, und das dieses Vaterland mit dem letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen bereit war.

Traurig genug war es, dass die Helden Tirols gegen deutsche Landsleute kämpfen, dass Deutsche **für** Frankreich kämpfen mussten, Baiern und Franzosen zusammen **gegen** Tirol. Es ist ein Schmachblatt in der deutschen Geschichte! Und wie hier die Baiern, traf in demselben unseligen Feldzuge 1809 und in demselben Lande das Regiment „Herzoge zu Sachsen" das Loos fast gänzlicher Aufreibung. Aus Tirol warf der Unterdrücker Deutschlands die übrig gebliebene Mannschaft nach Spanien. Von den Truppen des damals noch sehr kleinen Herzogthumes Meiningen waren der Major von Bose, der Hauptmann von Buttlar und der Adjutant und Lieutenant von Iwonsky gefangen und hart misshandelt worden, ausserdem waren über 100 Mann gefallen, der Gesammtverlust des Regiments Sachsen betrug gegen 1000 Mann. — Von 300 nach Spanien geschleppten Meiningern kehrten am 24. Juni 1811 Vierunddreissig Mann, einschliesslich dreier Officiere, zurück, und zwar im elendesten Aufzuge und halb verhungert.

Aber alle die zahllosen Blut- und Schlachtopfer, welche Deutschland den kriegerischen Gelüsten des ersten Kaisers der Franzosen hat bringen müssen, sind von Vielen vergessen.

Mit der einbrechenden Dämmerung erreichte ich Landeck und fand dort in der Post ein recht gutes Nachtquartier. Als ich nach dem Abgange der Post am andern Morgen fragte, lautete die Antwort wieder, wie in Mals: „Morgen geht keine Post." Indessen ging doch zu meiner Herzensfreude ein Stellwagen und ich bestellte mir einen Platz im Vorsitz. Auch der neue Reisetag bot manchen Genuss durch den steten Wechsel schöner Gegenden und Fernsichten. Es war kalt und ziemlich hell. Im Morgenlichte glühten schneebedeckte Alpenspitzen entgegen. Die Strasse führt abermals über einen Pass, bei Mils, der im erwähnten Kriege den Feinden Oesterreichs Verderben brachte. Zur Linken eine hohe, senkrechte, lange fortlaufende Felswand, die Strasse schmal, zur Rechten unmittelbar die Tiefe abgesenkt; drunten der rauschende Inn, in dem sich schwimmende Flossholzscheite einander rastlos folgten.

Unmittelbar an dem stattlichen Markte Imst vorbei macht die Strasse eine Biegung und zieht hinab nach dem Weiler Brennbüchel, der in neuer Zeit eine so traurige Berühmtheit erlangte. Dort wurden die Pferde gewechselt und ich betrat mit wehmüthigem Gefühle das Sterbezimmer des Königs Friedrich August von Sachsen, sah sein Sterbebette mit dem blutbefleckten Kopfkissen. Eine goldene Inschrift auf schwarzer Tafel meldet das unglückselige Ereigniss; ein Fremdenbuch nimmt die Namen der Besucher des Hauses und Zimmers auf. Das Haus an sich ist stattlich und geräumig. Bei der Weiterfahrt, einem Hügel hinan, zeigt sich unterhalb zur Rechten die neu errichtete kleine Kapelle an der Stelle des so sehr beklagenswerthen Unfalles. Mein Postillon sagte mir, er habe den höchstseligen König auch öfter gefahren; sein Kamerad, dem ohne alle eigene Schuld das Unglück mit betroffen, lebe in Imst. Dieser habe den etwas steilen Hang der Nebenstrasse abwärts die Pferde geführt, und der König würde nicht verunglückt sein, wenn er nicht aus dem Wagen gesprungen und nicht so unglücklich gefallen wäre, dass der Hufschlag des Pferdes sein Haupt traf. Es war eben ein schweres und unerforschliches Verhängniss.

Das Innthal erweitert sich immer mehr, wird breit, frei und schön. Herrlich war der Blick nach Rechts auf das Oetzthal mit seinem grossen Ferner und den gewaltigen Gletschern.

Am alten Schlosse Petersberg ging es vorüber, in welchem die Gräfin von Tirol, Margaretha Maultasche, geboren wurde, die einst das Land Tirol an Oesterreich brachte.

In Silz, einem schön gebauten Stationsorte, machte die Post Mittag; es war Fest, der Tag aller Heiligen, daher vieles Landvolk in seiner Sonntagstracht auf Wegen und Stegen; überall herrliches Glockengeläute. Von der Glocke eines zur Rechten des Weges gelegenen Dorfes wurde mir berichtet, dass sie 90 Centner wiege. Im Hintergrunde ragten die schneeigen Zackenspitzen des Selrain empor, welche die Sage zu versteinerten und vereisten Leibern eines wilden Bergriesenkönigs, seines Weibes und seines Rathes umschuf, wie denn überhaupt die Riesensage in ihrer ganzen schaurigen, überwältigenden Grossartigkeit in diesem Gebirge heimisch, und mehr vorherrschend ist, als in irgend einem anderen deutschen Lande.

Nach der Station Telfs wird Zirl, ein hübscher Flekken erreicht, über dem der Gipfel des Solstein 9393 Fuss überm Meere hoch aufragt (er soll leicht zu besteigen sein). In Zirl erfuhr ich ein Pröbchen der, wie vielen deutschen Gebirgsländern, so auch den Tirolern eigenen Spott- und Neckelust. Ein neben mir sitzender Bewohner von Imst sagte, als wir durch den Ort fuhren: „Da kommt das schöne Geschlecht von Zirl!“ Ich denke nicht anders, als er meint die vielen Mädchen und Frauen, welche, da gerade der Gottesdienst aus war, sich in die Strassen und ihre Häuser verstreuten, aber weit gefehlt. Eine stattliche Ziegenheerde kam entgegen, und auf diese deutend, sprach lachend der Imster: „Das ist das schöne Geschlecht von Zirl.“

Durch einen Sattel mit dem Solstein verbunden, setzt der mächtige Felsstock der Martinswand seinen Fuss senkrecht herab in das Innthal. Mit Verlangen blickte ich hinauf nach der von der Sage geweihten Stelle; der Wagen hielt, und ganz deutlich zeigte sich hoch oben, 850 Fuss über dem Inn, die Felsengrotte mit ihrem 18 Fuss hohen Crucifix. Es ist ein kleiner Irrthum, wenn Baedeker mittheilt, diese Stelle sei von Unten nur durch aufmerksame Forschung zu entdecken. Freilich kommt einem das Kreuz, von dieser Tiefe aus gesehen, wie 1 Fuss hoch vor.

Noch vor 6 Uhr Abends wurde Innsbruck erreicht. Es wehte bei der Einfahrt ein kalter Wind, welcher heftige Staubwolken entgegenwarf und -wirbelte, während hinter der Stadt eine schwarze Wolkenwand aufstieg.

Der Aller-Seelentagmorgen setzte zeitig in Innsbruck alle Glockenzungen in Bewegung; er selbst war frisch und zeigte malerische Wolkenformen. Die Hauptstadt Tirols machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck, der noch gehoben wurde durch freundliche Aufmerksamkeit, die mir dort von mehreren Seiten widerfuhr.

Als Ehrenmitglied des Tiroler Radetzky-Vereines zu Innsbruck suchte ich dessen Begründer, Herrn Mahl-Schedl, Ritter von Alpenburg auf Buchsenhausen (einem malerisch schönen Schlösschen dicht ober Innsbruck an der linken Uferseite) auf und fand in demselben einen in jeder Hinsicht trefflichen Mann, der sich mir mit der grössten Herzlichkeit für die Dauer meines Aufenthaltes in Innsbruck widmete. Derselbe war im Jahre 1848 Hauptmann der ersten Schützenkompagnie, Mitbefreier des Vaterlandes, Erfinder einer tragbaren Bergkanonenbatterie behufs der Landesvertheidigung, und ist Erwecker der grossartigen Idee: zu Ehren des greisen Helden, Feldmarschall Graf Radetzky's, einen Fonds zur Unterstützung invalider oder verwundeter Soldaten und Landesschützen zu gründen, und durch Sammlung aller auf Radetzky bezüglichen Literalien, durch Anlage eines Prachtalbums, wie durch sonstige Erinnerungszeichen das Andenken Radetzky's zu ehren und der Nachwelt dauernd zu erhalten. Der Verein verbreitete sich in den verhängnissvollen Jahren 1848 und 1849 rasch durch ganz Tirol; der nächste Zweck, Unterstützungen zu gewähren, wurde glänzend erreicht, und dem Hauptmanne Mahl-Schedl später zur Anerkennung seines patriotischen Wirkens und der gebrachten Opfer die Erhebung in den k. k. erbländischen Ritterstand mit dem Prädicat von Alpenburg, nebst dem Ritterkreuze der eisernen Krone etc., zu Theil.

Das Radetzky-Album soll allmählig aus Eigenhandschriften aller lebenden Notabilitäten Europa's zu einer grossartigen Autographensammlung bilden, und ist dem Tiroler Nationalmuseum zu Innsbruck zur Aufbewahrung und geeigneter Aufstellung übergeben worden. Ritter von Alpenburg ist sehr glücklicher Gatte und Familienvater, kundiger Naturforscher und Mineralog, begabter Dichter und, was mir ihn noch besonders lieb machte, der eifrigste Sagen-Sammler und Sagenforscher Tirols, der weder Zeit noch Mühe gespart hat, ein reiches Material ächter Sagen, Sagenstoffe, Reste des mythischen Volksglaubens, der Bräuche und Sitten, des Aberglaubens, der Spruchweisheit etc. seines Vaterlandes zusammenzubringen, wobei er fest an der Treue mündlicher Ueberlieferung hält, und ohne Zuthat eigener Phantasie das örtlich Ueberkommene wieder erzählt. Ich glaubte, der deutschen Sagenforschung wesentlich zu nützen, wenn ich den Sammler ermunterte, seinen reichhaltigen Schatz je eher je lieber zu veröffentlichen, und es sind zu diesem Behufe indess nun auch alle Vorbereitungen getroffen.

Von dem neuen wackern Freunde geleitet, der auch einen Unterstützungsfonds für die Familien und Hinterbliebenen armer oder verunglückter Arbeiter in den Steinbrüchen begründete, und zwar zunächst durch Verloosungen von kleinen und grösseren Naturalien- und Mineraliensammlungen, Nippsachen etc., sah ich die wichtigsten Merkwürdigkeiten Innsbrucks, zunächst die Franziskaner Hofkirche mit ihrem berühmten Grabmale Kaiser Maximilians I., das 28 eherne Standbilder umstehen; Meisterstücke der Bildnerei und Erzgiesskunst, aber nicht mehr im reinen Style der besseren Zeit, die Statuen zum Theil mit barocken und überladenen Phantasierüstungen. Den meisten Kunstwerth hat die Statue Theodorich's, Königs der Ostgothen, ein Standbild voll Adel und Schönheit. Die Marmorreliefs am Kenotaphe, von Alexander Colin aus Mecheln, soll selbst Thorwaldsen für das Vollendetste, was man in dieser Art sehen kann, erklärt haben. In dieser Kirche, welche auch Andreas Hofer's Denkmal, von Schaller, und andere Sehenswürdigkeiten umschliesst, trat die Tochter Gustav Adolph's, Königin Christine von Schweden, zur katholischen Religion über. Das Museum Ferdinandeum (National-Museum), ein stattliches Gebäude in der ganz neuen schönen Museumsstrasse, fand ich denn doch anziehend genug, lange darin zu verweilen, und in keiner Weise in den Sammhungen das Urtheil jenes Triester Seidenhändlers auf dem Comer See bestätigt.

Ungunst des Wetters verhinderte einen beabsichtigten Besuch des Schlosses Ambras, wohin, wie man in Innsbruck mit Zuversicht hofft, die berühmte Ambraser Sammlung aus Wien wieder zurückverlegt werden soll. Wir gingen zur Universitätsbibliothek, in deren würdigem Vorstande ich einen äusserst humanen Gelehrten fand, während Herr Hammerle, ein zweiter Bibliothekbeamter, mir bereits als Herausgeber einiger Hefte von Tiroler Sagen vortheilhaft bekannt war. Die Bibliothek ist gross und schön eingerichtet; unter ihren Schätzen sah ich manches Hochseltene und für mich sehr Anziehende, dessen Beschreibung jedoch zu vielen Raum in Anspruch nehmen würde. Ich erwähne daher nur eines Bandes mit xylographischen Incunabelschätzen, der eine *Biblia pauperum*, ohne Ort und Jahr, eine *Ars moriendi* und ein *Liber regum* enthält. Letztes umfasst 20 Blattseiten, jede zu zwei Colonnen; die etwas grössere obere Hälfte nimmt der Holzschnitt ein, darunter stehen je 17 Zeilen lateinischer Text.

Dr. K. Falkenstein erwähnte in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1840. 4. dieses xylographischen Werkes und sagt, dass die k. k. Bibliothek zu Wien das einzige, bis jetzt bekannte Exemplar besitze; so wäre denn hier ein zweites nachgewiesen. Ob nicht zuletzt jedes ein Unicum, lässt sich nicht bestimmen, da die Falkensteinische Erwähnung (S. 38 seines Werkes) sehr kurz gefasst ist. Er giebt nicht einmal den Schlusssatz des Wiener Exemplars an. Dieser beginnt hier: *Secundo capto legitur* — und endet: *Explicit historia David* (noch acht Zeilen) *preipaliter hic finita.*

Am Abende machten mir die Herren des Innsbrucker Liedertafel-Ausschusses die Freude, mich zu besuchen und mit schönem Quartettgesang zu unterhalten. Ueberraschend klang mir, als sie begannen, mein eigenes Lied: „Die Abendwölkchen prangen“, nach Dr. H. Marschner's Composition, entgegen. Wohl wusste ich, dass dieses bereits oben erwähnte

Gedicht von Marschner componirt worden war, niemals aber war mir Gelegenheit geworden, dasselbe singen zu hören, und ich gestand gern ein, dass die Tondichtung eine für den Text höchst passende und dabei in ihren sanft getragenen Rhythmen höchst eigenthümlich sei, die dem Character des Gedichtes völlig entspreche.

Ernstes und Heiteres erfreute nun im angenehmsten Wechsel, und unsere Abendunterhaltung dehnte sich unter heitern Gesprächen bis zu sehr später Nachtstunde aus. Den lebhaftesten Antheil zeigten jene Herren für die Tonschöpfungen meines wackeren Freundes und Landsmannes, Andreas Zöllner in Meiningen, der eine Menge meiner Dichtungen durch Töne verschönte, wie unter anderen das zum Volksliede gewordene „Dein Wohl, mein Liebchen!“ das „Doppelständchen“, „das Gebet der Erde“, „mein Stern“ etc. Ehrendiplome wurden uns Beiden alsbald zugesichert, und ich musste versprechen, ein Gedicht zu verfassen, dasselbe von A. Zöllner componiren zu lassen und der Innsbrucker Liedertafel beiderseits zuzueignen.

Am folgenden Tage besah ich noch Einiges; kam auch mehrmals am bekannten „goldenen Dachl“ vorüber, kaufte verschiedene Tiroler und Innsbrucker Ansichten, machte mich reisefertig und verfügte mich in Begleitung meines gütigen Freundes, Ritter von Alpenburg, nach dem Postgebäude, wo ich mich gleich bis München einschreiben liess.

Die Herren des Liedertafel-Ausschusses waren der Mehrzahl nach so ausserordentlich freundlich, selbst noch einmal am Posthause zu mir zu kommen und mir glückliche Reise zu wünschen. Punkt 12 Uhr Mittags verliess ich Innsdruck.

Der Postweg führte mich auf derselben Strasse, die ich gekommen war, bis Zirl zurück. Der Himmel hellte sich auf, der Blick auf die Berge des Oberinnthals war sehr schön und das Auge entdeckte immer neue Schönheiten dieser ausserordentlichen Gegend. Ueber Zirl erhebt sich die Trümmerburg Fragenstein, ein beliebter Jagdaufenthalt Kaiser Maximilian's I.

Weit das Innthal hinauf konnte ich die Richtung verfolgen, welche ich gekommen war, aber wie die Strasse sich nahe dem Solstein furchtbar steil, und viel steiler gelegt, wie die Jochstrassen über Splugen und Stelvio, erhebt, da erschienen Dörfer, die ich auf hohen Berggeländen über mir erblickt hatte, auf niedere Terrassen hingebreitet, da erschienen die rhätischen Alpenberge, die mir die Tage vorher der Nebel verschleiert, in hehrer Pracht, in erhabener Majestät. Von der Linken zur Rechten reiht sich die gewaltige Kette: Grossglockner, Dreiherrenspitz, Brenner, Stubaier Ferner, Grosser Oetzthalferner, und in tiefster Ferne die Ortlerspitze. Nach langer und langsamer Fahrt wird endlich die Höhe erreicht, jene Alpenpracht verschliesst sich, und es grüssen wieder andere Alphöhen: der Zugspitz, die Hohe Mundi, der Wetterstein.

Die Station Seefeld wird erreicht; man ist vom Boden Zirl's wieder 2000 Fuss höher gelangt und befindet sich wieder 3760 Fuss hoch über der Meeresfläche. Das schöne Innthal liegt im Rücken, das Thal der Isar nimmt uns auf, weniger steil, aber unendlich tief senkt sich die Strasse von Seefeld bis zur Scharnitz nieder, einst ein befestigter Thalpass, zwischen hochgegipfelten und weitgestreckten, zackigen Kalkalpenkämmen. Noch zeigte sich in ihrer ganzen Mächtigkeit die schroffe Wand des Karwendl, und als der bayerische Grenz- und Mauthort Mittewald erreicht war, umhüllte die Nacht mit ihren dunkeln Fittigen die Thäler und die Gebirge, darin in denselben Tagen S. M. der König von Bayern mit einem erlauchten Gaste, Sr. Hoheit, dem Herzoge Ernst zu Sachsen-Coburg, und zahlreichen fröhlichen Weidwerksgenossen grosse Gemsenjagd gehalten, dieselbe, bei der sich der Begleiter des Herzogs, Gerstäcker, an der Hand beträchtlich verwundete.

Ich hatte in Mittewald keinerlei Mauthbeschwerden und nach einem Abendessen setzte sich die Weiterreise die Nacht hindurch rasch fort. Der schöne Ort Parthenkirchen war noch, ob der Durchreise des Königs, im Festschmucke der Laubgewinde und Ehrenbogen. Die grossartigen Berg- und Landschaftreize dieser gepriesenen und im Sommer ausserst beliebten Gegend verhüllte mir zum Theil die Nacht, die gegen den Morgen hin ziemlich unfreundlich wurde und ihn mit kaltem Regen empfing. Wie anders, wie ungleich anders hatte ich vor 24 Jahren den Starenberger See erblickt und begrüsst, in Carl **Spindler's** und Eduard **Duller's** lieber Gesellschaft, dieselben, deren ich am Bodensee mit stiller Trauer gedachte, von München aus besucht, als heute, — wo ich Alles farb- und reizlos fand. Doch wiewohl nasskalte Spätherbst-Witterung und die Beschwerden einer langen Nachtfahrt nicht geeignet sind, sonderlich aufheiternd zu wirken, muss man sich doch nicht niederschlagen und von trüben Gefühlen überwältigen lassen. Ich rief mir im Gasthause zu Starenberg den Innsbrucker Gesangesabend zurück und dichtete das der Liedertafel zugedachte Lied.

Lebe hoch Tirol.

Tirol, du Land der Felsen,
Land felsenfester Treu,
In Gottes Segen blühe fort!
Halt alte Liebe neu!
Bei Sang und Klang dein stetes Wohl!
So lebe hoch! So lebe hoch!
Ja lebe — lebe —
Du Felsenland Tirol!

Tirol, du Land der Krieger,
Der Schützen voller Muth,
Das seinem Kaiser Treu' bewahrt,
Und steht mit Gut und Blut!
Das Allem feind, was falsch und hohl —
So lebe hoch! So lebe hoch!
Ja lebe — lebe —
Du Kriegerland Tirol!

Tirol, du Land voll Schönheit,
Im Schmucke sollst du blüh'n!
Stets pflegen Engel lieb und hold
Dein Kränzlein Immergrün,
Dein Felsen-Aar — dein Kranz-Symbol,
Sie leben hoch! Sie leben hoch!
Ja lebe — lebe —
Du schönes Land Tirol!

Tirol, du Land der Ehren,
Des Väterruhmes Land,
Bleib' eine Perl' in Oest'reich's Kron',
Bleib's unter Gottes Hand!
*Denn **A**ller **E**hr'n **I**st **O**est'reich **V**oll.*
So lebe hoch! So lebe hoch!
Ja lebe — lebe —
Du Ehrenland Tirol.

Nach meiner Rückkehr in die Heimath wurde dieses Gedicht von meinem Freunde Zöllner höchst ansprechend und sangbar für vierstimmigen Männerchor gesetzt und nach Innsbruck befördert und erreichte seinen Zweck, — der Vaterlandsliebe in Volkskreisen auf's Neue eine geistige Anregung zu geben, in voller Weise. —

Mit dem Eisenbahnzuge ging nun die Reise nach München, wo ich wieder Briefe aus der Heimath und meinen dort studirenden Sohn fand, und sehr werthe Freunde aus früherer Zeit meiner noch liebend eingedenk, auch neue schätzbare Bekanntschaften anknüpfte. Gerne weilen stets meine Erinnerungen in der Haupt- und Residenzstadt Bayerns; ich verlebte dort im Jahre 1830 und 1831 eine für mein späteres Leben sehr einflussreiche und förderliche Zeit, trat in schöne erlesene Kreise, knüpfte unvergessliche Freundschaftbande an, und verspare Mittheilung des damals Erlebten für spätere Zeit und geeignetere Veranlassung.

Ein schönes Echo alter Liebe und Freundschaft trat mir im geselligen Kreise der „Zwanglosen" entgegen, denen der Dichter **Franz von Kobell** einen von ihm auf der erwähnten Jagd in Gesellschaft des Königs selbst erlegten Gemsbock verehrt, und welchen im festlich heitern Kreise mit zu verzehren ich gastliche Einladung erhielt. Auch diese Arbeit ging, nach Schiller, „munter fort", da „gute Reden" sie begleiteten. Einen sehr merklichen Unterschied fand ich zwischen diesem Gemsbraten und jenem Gamuzza-Gericht in Colico piano.

Im Kreise der „Zwanglosen" herrscht durchweg Eintracht und Frohsinn, Alt-Münchner und neuberufene Gelehrte vereinen sich in gegenseitiger Achtung und Anerkennung, und die Wirren der Zeit und mannichfaltiger Spaltungen scheinen diesen ganz erlesenen Kreis in keiner Weise berührend nahe zu treten.

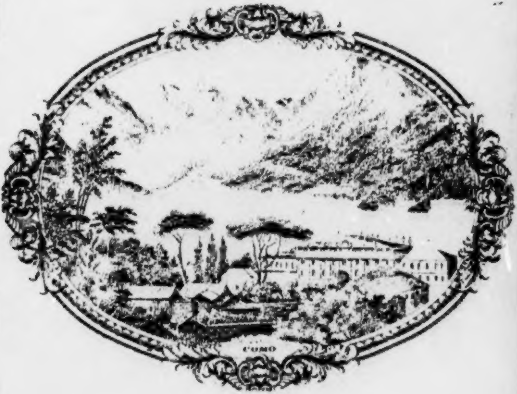
Im herben Gegensatze zu der mir zu Theil gewordenen Gunst empfand ich die Ungunst des ohnehin verrufenen Münchner Klima's und seiner Witterung. Alle Dächer lagen bereits voll Schnee; es war als verfolge mich förmlich vom Wormser Joche an der Winter, und so kürzte ich freiwillig den Aufenthalt in München ab, da mancher vorgehabte Ausflug und Besuch sich mir versagte. Auch einige Bemühungen, bei Bücherantiquaren, die nicht gerade förmliche Kunsthändler, ein oder das andere an Holzschnitten oder älteren Holzschnittwerken zu erlangen, schlugen gänzlich fehl. „Es kommt jetzt höchst selten noch etwas der Art vor," hiess es: „Vor fünfzehn, zwanzig Jahren, da war hier in solchen Artikeln noch Vorrath." Das wusste ich freilich auch, aber es war ein leidiger Trost. Vor 24 Jahren konnte man in München, unter Anderem, gar nicht selten bei Antiquaren Originale des Holbeinischen Todtentanzes für 1 Carolin erwerben, und that es zuletzt nicht, weil der Preis zu hoch befunden wurde. Jetzt darf man diesen Preis vervierfachen wollen und wird vielleicht vergebens nach einem Exemplare Umfrage halten. —

Ich fuhr nach Augsburg, um auch dort noch einen Tag zu verweilen, und besuchte dort einen wackern Freund, Herrn Antiquar-Buchhändler Fidelis Butsch, bei dem ich die freundlichste Aufnahme fand. Wir brachten einen ganzen Vormittag damit hin, seine reiche Sammlung von herrlichen Incunabel-Blättern, in Kupfer- und Metallschnitten, Holztafeldrucken, Schrotblättern u. dergl., einzusehen. Herr Butsch besitzt vieles Einzige aus der ältesten Zeit des Beginnes dieser Kunst, so, zum Beispiel, eine ganze Reihe Blätter, die er Weichdrucke nennt, weil die Platte nicht auf das blosse Papier, sondern auf eine, über das Papier gebreitete und dann mit Gold- und Silberschaum belegte, anfänglich weiche Masse abgedruckt wurde. Ich hatte früher nur ein einziges Blatt dieser Art in der Sammlung des ohnlängst verstorbenen Herrn J. Meyer zu Hildburghausen gesehen.

Ein Blatt sah ich noch bei Herrn F. Butsch, welches offenbar Holzplattenabdruck auf Leder oder starkes Pergament ist und die Erfindung der Holzschneidekunst in eine ungleich frühere Zeit hinaufrückt, als man derselben bisher zuschrieb. Dem Vernehmen nach sind diese Incunabelschätze seit Kurzem in den Besitz des berühmten Kunstkenners und Kunstsammlers T. O. Weigel in Leipzig übergegangen.

Von Augsburg eilte ich heimwärts, fuhr bis Coburg, sah dort auf der Feste das von Herrn Hofmaler Rothbart neu geordnet werdende, sehr bedeutende herzogliche Kupferstichkabinet, dessen Schränke und Mappen eine ganze Reihe von Zimmern füllen, und langte am 10. November gegen Abend wieder in Meiningen an.

So schloss sich diese Reise, die für dauernde Erinnerung des Angenehmen und Lehrreichen Vieles dargeboten, unter Gefühlen aufrichtigen Dankes gegen die, durch deren höchste Gnade mir dieselbe zu beginnen und zu vollenden vergönnt wurde.


COMO

Za
1634

Denkſchrift

zur

fünfundzwanzigjährigen Amtsjubelfeier

unſeres verehrten Direktors

Ludwig Bechſtein,

H. S. Hofrath, Cabinets- und Oberbibliothekar, Hennebergiſcher Geſammt-Archivar
und Ritter.

Im Namen

des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins

dargebracht von deſſen

Vorſtand.

Verfaßt

von

Auguſt Wilhelm Müller,

Archidiaconus an der Stadtkirche zu Meiningen.

Meiningen.
Am 10. November 1856.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen;
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch noch nach dem Jubel fort,
Und iſt ſo wirkſam, wie vorher er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie es ſterblich ſtrebte.
Göthe.

„Der Wandersmann, der unter des Tages Hitze und unter des Reiſepäckleins Laſt emſig ſeinen Weg fortſetzt, ſehnt ſich von Zeit zu Zeit nach einem Ruheplatz. Es thut ihm wohl, die müden Glieder in das Grüne hinzuſtrecken und einen Labetrunk zu nehmen. Er freut ſich des zurückgelegten Weges, und ſchöpft ſich neue Kraft. Iſt aber ſein Ruheplätzchen auf einer Berghöhe gelegen, die ihm die Ausſicht geſtattet in die Gegend, wo er her kommt und in das Land, dem er entgegenreiſt, ſo hat er beim Ausruhen noch ſeine beſonderen Gedanken.“

So ſchreibt unſer vaterländiſcher Dichter, der wegen des Reichthums ſeines Geiſtes, wegen der Tiefe ſeines Gemüthes, wegen der Gediegenheit ſeiner Kenntniſſe und ſeines Charakters in unſer aller Erinnerung ſo hoch ſteht, und deſſen vom milden wohlthuenden Hauche wahrer ſittlich-ſchöner Humanität durchwehte Geiſtesſchöpfungen Du, verehrter Freund, in Deinem neueſten Werke*) gebührend anerkannt und gewürdigt haſt.

Wie nahe aber liegt heute Dir und uns allen die Erinnerung an jenes gemüthvolle Wort des nun ſchon lange von der Fremde in die Heimath eingegangenen Freundes. Der heutige Morgen iſt für Dich eine Berghöhe, wie ſie Moſengeil's ſinniges Dichterwort ſchildert, und von dieſer Berghöhe aus eröffnet ſich Dir eine anmuthige Fernſicht in die vielbewegte Vergangenheit und eine andere in die, wie durch einen Nebelſchleier herdämmernde Zukunft.

---

*) Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen-Meiningen und deren Beziehung zu Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt. Halle. C. G. Pfeffer. 1856.

In ſtiller Ruhe und Beſchaulichkeit, im trauten Kreiſe Deiner Familie und vielleicht von zwei oder drei wahren Freunden umgeben, gedachteſt Du, von den Silberblüthen des Jubelfeſtes umkränzt, den heutigen Tag zu feiern.

Aber ſiehe! von allen Seiten her, — aus dem Fürſtenſchloſſe, wie aus der beſcheidenen Wohnung des Handwerkers — eilen hohe Gönner, treue Freunde und vieljährige Bekannte mit herzlichen Glückwünſchen herzu. Sie wollen mit feiern — ſie wollen ihre freudige Anerkennung zollen Deiner viel umfaſſenden Thätigkeit, Deiner im Sonnenſchein des Glückes, wie im Dunkel des Ungemachs treu ausharrenden Geiſteskraft, Deiner unwandelbar treuen Geſinnung und Deinem eben ſo unwandelbar feſten Willen, zu ſchaffen und zu wirken, ſo lang es Tag iſt. Der Feiernden ſind viele.

„Ich ſehe hier,“ ſo fährt das oben angeführte Dichterwort fort: „auch zwei Begleiterinnen mitten in unſerm Kreiſe ſtehn, die mir faſt wie Engel erſcheinen, wenigſtens ſind ſie gewiß von der Vorſehung uns zugeſellte Boten. Sie langten heute mit auf der Berghöhe an, und ſchreiten morgen wieder mit hinab. Sie heißen **Erinnerung** und **Hoffnung**.“

Wie nahe liegt heute auch dieſes Wortes Anwendung. Ja, wie zwei freundliche Genien ſind die beiden erſchienen, um den Glanz Deines Feſtes zu erhöhen, die Erinnerung und die Hoffnung.

Jene, die Erinnerung trete zuerſt uns näher. Wo wir irgend auf unſerer oft ſo beſchwerlichen Lebensreiſe ermüdet ruhen, da ſteht uns ja ſogleich dieſe treue Gefährtin zur Seite, und labt uns mit freundlichen Bildern, die ſie mit einem ganz beſonderen Zauber zu ſchmücken verſteht. Sie iſt es ja, die dem Forteilenden auf dem Fuße folgt, das Erreichte ſammelt, die gereifte Saat erndtet, die Blume pflückt, die Frucht bricht und Alles zum Gebrauche bewahrt. Unerſchöpflich iſt ihr Reichthum! Sie würde heute bei weitem das Ende ihrer Rede nicht finden, wenn ſie uns auch nur andeutungsweiſe alles das erzählen ſollte, was Du, verehrter Freund, in den elf Luſtren Deiner Erdenwallfahrt erfahren und geleiſtet. Darum wollen wir ihrer Mittheilung Schranken ſetzen. Sie ſoll, das Uebrige einem ſpätern Biographen überlaſſend, uns blos in den Hauptzügen ein Bild Deines Schaffens und Wirkens in den letzten fünfundzwanzig Jahren entwerfen und nur Deine Wirkſamkeit als eines der Lieblingsſchriftſteller unſeres Volkes etwas näher ausführen. — —

Der 10. November des Jahres 1831 — ſo lautet ihr Bericht — war der entſcheidende Tag, an dem der regierende Herzog Bernhard Erich Freund, der wahre und warme Freund alles Kunſtſchönen, unſern Bechſtein — nachdem Höchſtderſelbe ihm bereits academiſche Studien huldvoll ermöglicht, — einer ſchwankenden und ungewiſſen Lebenslage entzog, ihm eine feſte Stellung und einen ſeiner Muſe und ſeinem Geiſt angemeſſenen Wirkungskreis durch die Ernennung zum Cabinets-Bibliothekar und zum zweiten Bibliothekar an der Herzoglichen öffentlichen Bibliothek gewährte.

Bald darauf begann dann Bechſtein ſeine amtliche Thätigkeit, die ſich ſchon im nächſten Jahre, nach dem Tode des Kammerrathes Hartmann, durch die Uebertragung der Aufſicht über das Herzogl. Naturalien- und Kunſtkabinet, ſowie über das Herzogl. Münz- und Medaillenkabinet, noch mehr aber durch den nach dem Tode des Hofrath Schenk am 16. September 1833 erfolgten Eintritt in die Stelle des erſten Bibliothekars bedeutend erweiterte. So manche ſich nothwendig machende neue Anordnung, Auf- und Umſtellung, ſowie die Anfertigung neuer Verzeichniſſe und Cataloge nahmen, neben dem laufenden Dienſt, ſeine regſte Thätigkeit in Anſpruch, deren huldvolle Anerkennung Se. Hoheit der Herzog am 17. Decbr. 1840 durch Ertheilung des Hofrathtitels ausſprach.

Weſentliche Verdienſte hat ſich Bechſtein dann im Laufe der Jahre um das für die Geſchichte ſehr wichtige hennebergiſche Geſammtarchiv erworben. Ein neues Ordnen und Repertoriſiren des ſehr in Unordnung gerathenen Archivs machte ſich dringend nothwendig. Der wie als gediegener Forſcher der Geſchichte überhaupt, ſo beſonders als gründlichſter Kenner unſerer vaterländiſchen Verhältniſſe rühmlichſt bekannte und anerkannte Rath Maaſer wurde in Vereinbarung der vier höchſten Theilhaber des genannten Archivs zu dieſem eben ſo mühſamen als wichtigen Geſchäfte auserſehen, Bechſtein zu deſſen Beihülfe beordert und im Octbr. 1844 zu dieſem Dienſte beeidigt. Maaſer konnte, da er bald darauf ſtarb, die Arbeit nur beginnen. Bechſtein vollendete, an ſeine Stelle tretend, die Herſtellung und Ordnung des Archivs mit einem ihm zugeordneten Gehülfen und wurde durch höchſtes Decret vom 14. Septbr. 1848 von Seiten der hohen Theilhaber, Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, Sr. K. Hoheit des Großherzogs von S. Weimar-Eiſenach, Sr. Hoheit des Herzogs zu S. Meiningen-Hildburghauſen und Sr. Hoheit des Herzogs zu S. Coburg-Gotha zum „gemeinſchaftlichen Archivar“ des gedachten Geſammtarchivs ernannt. In ehrender Anerkennung ſolcher vielfachen Thätigkeit wurde ihm, unter dem 18. Jan. 1851, von Sr. Majeſtät dem König von Preußen der rothe Adlerorden 4. Claſſe, von Sr. Hoheit dem Herzog zu S. Meiningen-Hildburghauſen, unter dem 17. Dec. 1852, das dem Herzogl. S. E. Hausorden affiliirte Verdienſtkreuz und von Sr. K. Hoheit dem Großherzog zu S. Weimar-Eiſenach, unter dem 28. Auguſt 1854, das Ritterkreuz 1. Claſſe des Großherzogl. Hausordens der Wachſamkeit oder vom weißen Falken huldvoll verliehen. Doch galten dieſe Auszeichnungen wohl noch mehr der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, durch die Bechſtein in den weiteſten Kreiſen unterhaltend und belehrend, veredelnd und erhebend wirkte, und vor allem ſeinem Dichtertalent, das ſeine erheiternden, erwärmenden und belebenden Strahlen durch alle Gauen Deutſchlands und über deſſen Grenzen hinaus verbreitet. Doch ehe wir unſern Blick dieſem weiten fruchtreichen Felde ſeines Wirkens zuwenden, müſſen wir zunächſt der Richtung ſeiner außeramtlichen Thätigkeit Rechnung tragen, der dieſe Denkſchrift als eine Dankſchrift ihren Urſprung verdankt.

Am 14. November d. J. 1832 begründete Bechſtein mit zehn Freunden der vaterländiſchen Geſchichte und Alterthumsforſchung den Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein. Welche außerordentliche Verdienſte er ſich nun faſt ein Viertel-Jahrhundert hindurch um denſelben erworben hat, wie er unermüdet mit großen Opfern thätig war, um demſelben bei geringen Mitteln eine höchſt werthvolle Sammlung, eine ſchätzenswerthe Bibliothek und eine ehrenvolle Stellung zu erwerben, um mit faſt allen ähnlichen Vereinen fördernde Verbindungen anzuknüpfen, Forſchungen aller Art zu unternehmen und wiſſenſchaftliche Reſultate zu erzielen, das kann hier, um einer ausführlichen Darſtellung, die im nächſten Jahre bei der Feier des 25jährigen Jubiläums dieſes Vereins zu erwarten ſteht, nicht vorzugreifen, nur mit wenigen Worten angedeutet werden.

Angeregt durch den Verein ſind viele gründliche Forſchungen angeſtellt und viele gediegene Arbeiten geliefert worden. In früherer Zeit waren Poſtmeiſter **Gutgeſell**, Regiſtrator **Kümpel**, Geh. Rath **von Donop**, Gymnaſiallehrer **Schöppach**, Rath **Maaſer**, Geh. Archivrath **Märker**, und bis in die neueſte Zeit ſind Kirchenrath Dr. **Schaubach**, Baurath **Döbner**, Profeſſor **Brückner** für denſelben auf's erfolgreichſte literariſch thätig — und Niemand iſt freudiger bereit, dieſe Verdienſte anzuerkennen und zu würdigen, als Bechſtein. Wir aber dürfen und müſſen, ohne dieſes werthvolle und dankenswerthe Bemühen und ſeine Verdienſte zur Förderung des Vereins im mindeſten zu unterſchätzen, es ausſprechen, daß Bechſtein nicht nur der Begründer, und 24 Jahre hindurch der umſichtige Leiter des Vereins war, ſondern, daß er noch jetzt die Seele, die bewegende Kraft des Ganzen iſt und hoffentlich noch recht lange bleiben wird. Von allen Seiten her hat man das auch ehrend anerkannt. Von mehr denn zwanzig Geſchichts-, alterthumsforſchenden und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Vereinen und Geſellſchaften iſt er mit Diplomen beehrt worden.

Mit dieſer Richtung der Alterthumsforſchung verwandt, und größtentheils in ihr wurzelnd iſt Bechſteins Sammlertalent und ſein unermüdeter Sammlerfleiß. Nach mehreren Richtungen hin hat er Sammlungen erworben, die des Kenners Beachtung im hohen Grade verdienen. Bemerkenswerth iſt vor allen ſeine Sammlung alter **Holzſchnitte**, ferner ſeine Sammlungen **fliegender Blätter**, **Todtentänze** und **Todesbilder**, **Pergamentmalereien** und **Miniatur-Initialen**, Autographen, Kupfermünzen und Medaillen mit Ausnahme der antiken, neben manchen literariſchen wie ethnographiſchen Seltenheiten u. ſ. w.

Wenden wir endlich unſer Augenmerk dem eigentlichen Schwerpunkt von Bechſteins Wirken, ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu, ſo erweitert ſich unſer Geſichtskreis ganz bedeutend. Nach dieſer Richtung hin gehört Bechſtein nicht den engern Grenzen unſeres Vaterlandes, er gehört Deutſchland an.

Welcher Liebe und Achtung er als deutſcher Dichter in allen Gauen Deutſchlands ſich erfreut, davon überzeugt man ſich leicht auf jeder größeren Reiſe.*) Sein beſtes und ſchönſtes Gelingen iſt unſtreitig auf dem Gebiete der Lyrik und metriſchen Epik zu ſuchen. Hier begegnen wir, neben großer Meiſterſchaft der Form, einem reichen und tiefgemüthlichen Inhalte, und Alles iſt durchweht von jenem friſchen und erfriſchenden Duft, der unſere thüringiſchen Bergwälder durchdringt, und überhaucht von jenem lieblichen Farbenſchmelz, in dem unſere Thäler prangen.

Außer zahlreichen, in Almanachen und ſonſtigen Sammlungen verſtreuten Poeſieen gehören hierher die Sonnettenkränze, Gedichte 1836, die Heimonskinder, der Todtentanz, Fauſtus, der Sonntag, Luther, die Stubenvögel u. ſ. w. Vor allem aber das in dieſen Tagen im Manuſcript vollendete „Thüringer Lied,“**) ein echt deutſches National-Heldengedicht.

Auf dem Felde der Romantik hat ſich Bechſtein beſonders durch ſeine Märchen- und Sagenpoeſie, durch ſeine Sagenſchätze, Sagenkreiſe, Sagen- und Märchenbücher, die zuſammen eine kleine Bibliothek bilden, die Herzen von Jung und Alt, von Groß und Klein gewonnen. Am ſtärkſten iſt ſein Name vertreten in dem Gebiete des Romans und der kleinern Erzählung (Novelle); 45 Bände umfaßt die Romanbibliothek, die er geliefert hat.

Auch in den Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, namentlich der Alterthumsforſchung, hat er mehrfach mit Glück und Geſchick gearbeitet. Sein deutſches Muſeum, ſein Otto von Botenlauben u. ſ. w. geben davon Zeugniß. Von ſeiner Thätigkeit in der Biographie zeugen das Lebensbild J. M. Bechſteins, die Lebensſcizzen 200 deutſcher Männer und die Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen. Zu dem Fache der Ethnographie und Topographie gehören ſeine Reiſetage, ſeine Wanderungen durch Thüringen, ſein Album deutſcher Hauptſtädte, ſein Thüringen in der Gegenwart u. ſ. w. Und um den Kreis wieder, wie wir ihn begonnen, mit poetiſchen Elementen abzuſchließen, ſei endlich noch einiger dramatiſcher und muſikaliſch-dramatiſcher Dichtungen gedacht, als da ſind die Operntexte: der Alpenhirt, Abu Kara und des Bettlers Tochter, von Rohr, Dorn und Elſter componirt. Ferner die vom Concertmeiſter Rohr trefflich componirte oratoriſche Dichtung Luther und eine Reihe vom Muſikdirektor A. Zöllner componirter Gedichte, von denen das „Gebet der Erde,“ namentlich von deutſchen Sängern, in Belgien, Paris, London und in mehreren Hauptſtädten Nordamerikas geſungen, durch ſeinen ernſterhebenden Charakter, die meiſten übrigen aber, wie der in Doppelchören für Männergeſang componirte „Streit der Weintrinker und Waſſertrinker,“ die „Weinreiſe“ u. A. durch ihre höchſt erheiternde und humoriſtiſche Haltung überall ſich Beifall erworben haben. Auch von andern deutſchen Tondichtern ſind vielfach Lieder Bechſteins in Muſik geſetzt worden. Das hier folgende chronologiſch geordnete Verzeichniß ſeiner bis heute erſchienenen Werke möge das Geſagte im Einzelnen nachweiſen und beſtätigen.

---

*) Der Verf. d. Bl. hat das hauptſächlich auf den mehrfachen Reiſen erfahren, die er behufs der Abfaſſung einer von ihm beabſichtigten Geſchichte des hohen Hauſes der Wettiner unternahm. Einige Zeilen von Bechſtein öffneten ihm überall wie ein Capitalſchlüſſel die Herzen und die Archive.

**) Es beſingt die Blüthe des Königreichs Thüringen unter Baſinus und deſſen durch Hermanfried erfolgenden tief erſchütternden Fall.

I. Selbſtſtändig verfaßte und herausgegebene Schriften:

1. Sonnettenkränze. Arnstadt, E. Mirus'sche Hofbuchhandlung. 1828. Duod.
2. Märchenbilder und Erzählungen. Der reiferen Jugend geweiht. Mit 6 color. Kupfern. Leipzig, Magazin für Induſtrie u. Literatur. (1829.) *)
3. Die Weiſſagung der Libuſſa. Hiſtoriſches Gemälde aus dem neunten Jahrhundert. (Sollte heißen aus dem 11. Jahrhundert). Stuttgart, Gebr. Franckh. 1829. 2 Bde.
4. Die Heimons-Kinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen, in vier Sängen. Mit fünf Vignetten. Leipzig, C. H. F. Hartmann. 1830.
5. Erzählungen und Phantaſieſtücke. Stuttgart, Hallberg-Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung. 1831. 4 Bde. (13 Erzählungen).

---

*) Die eingeklammerten Jahrzahlen bedeuten, daß ſie auf dem Titelblatte fehlen. Die eingeklammerten Titel bedeuten, daß die betreffenden Schriften ohne den Namen des Verfaſſers erſchienen ſind. Wo kein Format bemerkt iſt, verſteht ſich Octav.

6. Der Todtentanz. Ein Gedicht. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach H. Holbein. Leipzig, bei Friedrich August Leo. 1831. (Die Stiche vom Gallerie-Inspector Frenzel.)
7. (Die Darſtellung der Tragödie Fauſt von Göthe auf der Bühne.) Ein zeitgemäßes Wort für Theater-Directionen, Schauſpieler und Bühnenfreunde. Stuttgart, Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung. 1831.
8. Novellen und Phantaſiegemälde. Hildburghauſen, in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 1832. 2 Bde. (6 Erzählungen).
9. Der Sonntag. Gedicht in 6 Geſängen nebſt 6 Kupfertafeln. Leipzig, Verlag von C. G. Börner. 1832. Quer-Folio.
10. Arabesken. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagsbuchhandlung. 1832. (13 Abhandlungen und Gedichte.)
11. Faustus. Ein Gedicht. Leipzig, bei August Friedrich Leo. 1833. Quart. Mit 8 Conturen, erfunden von Moritz v. Schwind, gestochen von Jul. Thaeter und G. Pfau.
12. Das tolle Jahr. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagsbuchhandlung. 1833. 3 Bde.
13. Grimmenthal. Romantiſches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. Hildburghauſen, in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 1833.
14. Luther. Ein Gedicht. Frankfurt a/M. Verlag von Sauerländer. 1834.
15. Der Fürſtentag. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Frankfurt a/M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1834. 2 Bde.
16. Des Haſſes und der Liebe Kämpfe. Drama in 5 Aufzügen. Hildburghauſen, Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 1835.
17. Novellen und Phantaſieblüthen. Leipzig bei Fried. Auguſt Leo. 1835. 2 Bde. (7 Erzählungen).
18. Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringer Landes. 1. Theil 1835. 2. Theil 1836. Hildburghauſen in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 2 Bde.
19. Die Reiſetæge. Aus meinem Leben. Mannheim, bei Heinrich Hoff. 1836. 2 Bde.
20. Gedichte. Frankfurt a/M. Verlag v. J. D. Sauerländer. 1836.
21. Fahrten eines Muſikanten. Schleuſingen, Verlag von Conrad Glaſer. 1837. 3 Bde.
22. Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringer

Landes. 3. Theil 1837. 4. Theil 1838. Hildburghauſen in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 2 Bde.

23. Wanderungen durch Thüringen. Mit 30 Stahlstichen. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. (1838). (Nach Zeichnungen von Otto Wagner, gestochen von Mehreren).
24. Aus Heimath und Fremde. Leipzig, Verlag von Auguſt Taubert. 1839. 2 Bde. (9 Erzählungen).
25. Hallup der Schwimmer. Novelle. Leipzig in demſelben Verlag. 1839.
26. Grumbach. (Hiſtoriſcher Roman.) Hildburghauſen und Meiningen, Verlag in der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. (Mit 3 Stahlſtichen: Grumbach, Herzog Johann Friedrich II. von Sachſen, Herzogin Eliſabeth, ſeine Gemahlin). 3 Bde.
27. Clarinette. Seitenſtück zu den Fahrten eines Muſikanten. Leipzig, Verlag von Aug. Taubert. 1840. 3 Bde.
28. Sophienluſt. Novelle. Stuttgart, Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung. 1840.
29. Botenlauben. Vorläufer und Skizze. Meiningen 1841. Duod.
30. (Schloß Landsberg bei Meiningen.) 1841. Duod. Daſelbſt. (Nicht für den Buchhandel; ſpäter noch öfters aufgelegt).
31. (Liebenſtein und Altenſtein. Ein Fremdenführer.) Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs in Gotha. Duod. 1842.
32. (Meiningen. Ein Fremdenführer.) Meiningen. 1842. Duod.
33. Der Sagenſchatz des Frankenlandes. Erſter Theil. Würzburg bei Voigt und Mocker. 1842. (Mehr erſchien nicht.)
34. Philidor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeiſtlichen. Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs in Gotha. 1842.
35. Fliegende Blätter. Radirt von F. Pocci (Cotta's Verlag in Stuttgart.) 1842. Blätter, kleine Gedichte, mit Einſchluß des Titels 7 geiſtvolle Radirungen. Nicht im Buchhandel.
36. Gevatter Tod. Ein Mährlein. Mit Illuſtrationen von demſelben, ohne Ort und Jahr. Gedicht.
37. Deutſches Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung. Mit Bildtafeln und Facſimiles. Jena, Druck und Verlag von Friedr. Mauke. 1842. 2 Bde.
38. (Das Tauffeſt J. H. der Prinzeſſin M. Auguſte Louiſe Adelheid Caroline Ida zu Sachſen Meiningen und Hildurghauſen. Erinnerungsblätter.) Keyßner'ſche Hofbuchhandl. 1843.
39. Album der Haupt- und Reſidenzſtädte Europa's; München, Wien, Berlin, Leipzig, Dresden, Paris, Weimar. Schwein-

furt, Kleinknecht und Schäfers Kunſtverlag. 1843. Mit Kupfern. 7 Bde.

40. Thüringen in der Gegenwart. Gotha. Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs. 1843.

41. Kunstdenkmäler in Franken und Thüringen. I. 1844. Quart. Mit 3 Stahlstichen.

42. Geschichte und Gedichte des Minnesingers Otto von Botenlauben, mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. G. Wigand's Verlag, Leipzig 1845. Prachtausgabe in 100 Exemplaren gedruckt.

43. Deutſches Märchenbuch. Leipzig von Georg Wigand. 1845. (Erlebte viele neue, reich illuſtrirte Auflagen und iſt in mehr als 70,000 Exemplaren verbreitet. Die 1. illuſtr. Auflage mit 174 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von Ludw. Richter.

44. Deutſches Dichterbuch. Eine Sammlung der beſten und kernhafteſten deutſchen Gedichte aus allen Jahrhunderten. Verlag von Georg Wigand.

45. Neue Naturgeſchichte der Stuben-Vögel. Ein Lehrgedicht. Hannover in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 1846. Oct. (Humoriſtiſche Dichtungen, die, weil man den Titel mißverſtand, nicht die Verbreitung gefunden haben, die ſie verdienen. Sie gehören mit zum Beſten, was Bechſtein geſchaffen. Selbſt der Titel iſt ſchalkhaft, und keineswegs ernſt gemeint.

46. (Der weſtphäliſche Friede und ſeine Bedeutung. Ein Schriftchen für Volk und Schule). Meiningen, gedr. bei Fr. Keyßner. 1848.

47. Ein dunkles Loos. Volkserzählung. Nürnberg, Verlag der Korn'ſchen Buchhandlung. 1850. 3 Bde.

48. Berthold der Student, oder Deutſchlands erſte Burſchenſchaft. Romantiſches Zeitbild. Halle. C. E. M. Pfeffer. 1850. 2 Bde.

49. Perlen. Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen für 1851. (Mit Stahlſtichen.) Nürnberg, Verlag der Korn'ſchen Buchhandlung. (1851). (2 Erzählungen und Anderes).

50. Der Ring, von Heinrich Wittenweiler. Stuttgart. Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1851. Mittelhochdeutsches Gedicht. Nach einer Handschrift.

51. Die Manuſcripte Peter Schlemihls. Kosmologiſch-literariſche Novelle. Berlin. Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. 1851. 2 Bde.

52. Der Heerwurm. Sein Erſcheinen, ſeine Naturgeſchichte u. ſeine

Poeſie. Ein monographiſcher Verſuch. Mit einer lithograph. Abbildung. Nürnberg, Verlag der Fr. Korn'ſchen Buchhandlung. 1851. (Wiſſenſchaftliche Abhandlung.)

53. Das Märchen vom kleinen Däumling. Neu erzählt. Stuttgart, Ed. Hallberger. Ohne Jahr.
54. Der geſtiefelte Kater. Desgl., daſ., o. J.
55. Oberon, König der Elfen. Für die Jugend erzählt. Daſelbſt, o. J.
56. Nala und Damajanti. Indiſches Märchen. Desgl., daſelbſt, o. J.

Mit farbigen Illuſtrationen.

57. Volkserzählungen. Altenburg, Verlag von H. A. Pierer. (1852.) (2 Erzählungen).
58. Deutſches Sagenbuch. Mit 16. Holzſchnitten von A. Ehrhardt. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1853 gr. Oct. (51 Bogen).
59. Hainſterne. Berg-, Wald- und Wandergeſchichten. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1853. Oct. 4 Bde. (10 Erzählungen).
60. Hexengeſchichten. Daſelbſt, bei demſelben. 1854. (6 Erzählungen).
61. Deutſches Dichterbuch. Leipzig, Verlag von Bernh. Schlücke. 1854. gr. Oct. (2 Aufl. des obigen.)
62. Neue Volksbücher mit Holzſchnitten. 25, 30 u. 31, 32, 33 u. 34. Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Der dreißigjährige Krieg. Der treue Eckart. Die Märchen vom Rübezahl. Daſelbſt bei demſ. 1854. kl. Oct. 4 Bdchn.
63. Zweihundert deutſche Männer in Bildniſſen u. Lebensbeſchreibungen. Leipzig. Georg Wigand's Verlag. 1854.
64. Der Dunkelgraf. Roman. Frankfurt a/M. 1854. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 3 Theile.
65. Fahrten eines Muſikanten. Zweite verb. u. mit viertem Bde. vermehrte Aufl. Daſelbſt bei demſelben. 1854. 2 Bde.
66. Jugendkalender. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. 1854. Quart. (Illuſtrirt von Bürkner in Dresden.)
67. Dr. Johann Matthäus Bechſtein und die Forſtacademie Dreißigacker. Meiningen. Verlag in der Herzogl. Hofbuchhandlung von Brückner u. Renner. 1855. gr. Oct.
68. Romantiſche Märchen und Sagen. Altenburg, Verlagsbuchhandlung von H. A. Pierer, o. J. (1855.)
69. Mythe, Sage, Märe und Fabel, im Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes. Leipzig, T. O. Weigel. 1855. 3 Bde.

70. Wartburgbibliothek. I. Das grosse thüringische Mysterium. Halle. C. E. M. Pfeffer. 1855.
71. Die Geheimniſſe eines Wundermannes. (Roman.) Leipzig und Peſth. L. A. Einhorns Verlag ꝛc. 1856. 3 Bde.
72. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen-Meiningen und deren Beziehung zu Männern der Wiſſenſchaft. Halle 1856. C. E. M. Pfeffer.
73. Neues deutſches Märchenbuch. Leipzig und Peſth, L. A. Einhorns Verlag. 1856.
74. Thüringiſches Sagenbuch. Daſelbſt bei demſelben. 1857.

II. Unter der Preſſe befinden ſich:

75. Villa Carlotta. Poetische Schilderung einer Reise nach dem Comersee und den lombardisch-venetianischen Landen. Weimar, B. F. Voigt. 1857.

Im Manuſcript vollendet ſind:

Schloß Wartburg. Eine Künſtlerfahrt. (Erzählendes Gedicht.)

Der Thüringer Lied. (Der Gegenſtand dieſes deutſchen Nationalgedichts iſt der Untergang des Thüringiſchen Königreichs.)

Wartburgbibliothek II. Die Wartburgsagen nach urkundlichen Quellen.

III. Mit Andern, oder im Intereſſe des hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins in Meiningen herausgegeben.

1. Chronik der Stadt Meiningen von 1676—1834. Meiningen bei Friedemann Keyßner. 1835. Quart. 2 Bde.
2. Die Wurzel der Nordiſchen Mythologie. Manuſcript für Freunde. „Waſungen und Washington." (Scherzhafte Tiſchrede bei einer Jahresfeier des H. a. Vereins.) 1838. Duod.
3. Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Taſchenbuch für Thüringen und Franken. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein und Georg Brückner. 1. und 2. Jahrgang. Meiningen, in der Keyßner'ſchen Hofbuchhandlung. 1844. 1845. 2 Bde.

4. Die Abnherrinnen deutſcher Regenten-Familien aus dem Gräflichen Hauſe Henneberg. Eine Denkſchrift. Meiningen am 17. Decbr. 1846. Quart.
5. Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer auf die Jahre 1846 bis 1856. Herausgegeben von Auguſt Wilhelm Müller und Ludwig Bechſtein. Sondershauſen, Druck und Verlag von K. A. Eupel. 7 Bände. (Wird fortgeſetzt.)
6. Hennebergisches Urkundenbuch. II. Im Namen des Henneberg. Alterthumsforschenden Vereins herausgegeben von Ludwig Bechstein und Georg Brückner. Meiningen, Verlag der Keysner'schen Hofbuchhandlung. 1847. Quart.
7. Eine Reihe Einladungsſchriften zu der Jahresfeſtfeier des Vereins, ſowie viele Ausarbeitungen für die 5 erſchienenen Lieferungen des Archivs des Henneberg. Alterthumsforſchenden Vereins. Meiningen 1834 bis 1845.

Schließlich nur noch einen Hinblick auf die vielen und ſchönwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, ſowie auf die Taſchenbücher, in welche Bechſtein anſprechende und gediegene Arbeiten geliefert hat. Ihre Zahl iſt ſehr groß. Wir können daher nur die hauptſächlichſten anführen. Die Jugendzeitung von Dolz, Thüringens Merkwürdigkeiten von Meyer, Buchonia von Schneider, die Jugendzeitung von Rothe, Hebe von Alvensleben, der Comet von Herloßſohn, Alkuna von Legis, Iduna von Ziehnert, das Converſationslexikon für Damen, (Bechſtein lieferte in demſelben ſämmtliche mythologiſche Artikel), die Damenzeitung und der Zeitſpiegel von Spindler, die Theeblätter von v. Zu Rhein und v. Pocci, der Muſenalmanach von Küntzel und Metz, der Phönix von Duller, das Rheiniſche Odeon von Hub und Schnetzler, die in Wien erſcheinenden Taſchenbücher Gedenkemein, Siona und Cyanen, das Kunſtblatt von Eggers, das Rheiniſche Taſchenbuch, Carniolia, die Thuringia, der Thüringer Bote, der deutſche Muſenalmanach von Schad, Kunſt und Literatur von Kaufmann, Märchen und Sagen für Alt und Jung bei Arnz u. Comp. in Düſſeldorf u. ſ. w. u. ſ. w.

Welche eigenthümliche Empfindungen, welche ergreifende Gefühle müſſen, verehrter Freund, indem Dir die Erinnerung alles das Vorſtehende vor die Seele führt, Deine Bruſt durchdringen. An jedes einzelne Werk, das Du ſchufſt, ja an jedes einzelne Lied, das Du gedichtet, knüpfen ſich bald heitere, bald trübe Bilder aus der Vergangenheit, indem Du durch ſie an alle die wechſelnden Lebenslagen erinnert wirſt, in denen Du ſie empfingſt und durch die ſie in's Leben gerufen wurden. Ja, Deine ganze vielbewegte Vergangenheit mit allen ihren Freuden und Schmerzen, mit ihren Roſen und Dornen, ſie wird durch dieſe Bücher- und Liedertitel aufs lebendigſte vor Deine Seele gerufen. „Ihr bringt,“ ſo rufſt Du aus:

Ihr bringt mit euch die Bilder *froher* Tage,
Und manche *liebe Schatten* ſteigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt *erſte Lieb'* und *Freundſchaft* mit herauf.

Doch auch

Der *Schmerz* wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch' irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor Dir hinweggeſchwunden.

Ja, in friſcher Lebendigkeit ziehen ſie heute an Dir vorüber die Geſtalten aller der Theuern, an deren Bruſt Du liebend ruhteſt, und die nun ſchon lange im Grabe ruhen, aller der früh geſchiedenen Jugendfreunde und Genoſſen. Wie ein friedlicher Mond in die heilige Nacht herauftritt, ſo geben ihre lieben unvergeßlichen Züge in wehmüthiger Erinnerung auf. Wie gut darum, daß neben der *Erinnerung* heute hier auch die *Hoffnung* erſchienen iſt. Sie erhebt uns mächtig über jede trübe Erinnerung, über des Erdenlebens Staub und Schmerz, und wendet, wenn die Erde unter uns verſchwindet, unſern Blick den Sternen zu. Wenn die *Erinnerung* uns auf der Lebensreiſe „auf dem Fuße folgt, um die gereifte Saat zu erndten, die Blume zu pflücken, die Frucht zu ſammeln,“ ſo iſt es dagegen die *Hoffnung*, welche uns ermunternd voraneilt, um uns immer neue Saaten zu zeigen, die neue Erndten erwarten laſſen, — immer neue Knospen, die zu Blüthen ſich entfalten, — immer neue Blüthen, die zu Früchten reifen.

Und ſo thut ſie es im reichen Maße bei Dir. Du ſtehſt noch in der vollen Manneskraft, und haſt Deinem Geiſte — ob auch ſchon einzelne Silberhaare des nahenden *Alters* ſich durch die dunkeln Locken drängen — noch *Jugendfriſche* bewahrt, und den warmen Pulsſchlag des innern Lebens. In dieſer Friſche ſollſt Du fortſchaffen und wirken und immer gediegneres Gold aus den reichen Schachten Deines Geiſtes zu Tag fördern, zu Schmuck und Zierde einſt des goldnen Jubeltages.

Alſo verheißt es uns die *Hoffnung*. *Sei fröhlich in dieſer Hoffnung!* Iſt ſie auch nicht mehr ſo hochfliegend, ſo kühn und feurig, wie ſie einſt dem Jüngling jene Schwungkraft gab, welche oft für das ganze irdiſche Daſein ausreichen muß, ſo iſt ſie um ſo nachhaltiger, um ſo feſter und kräftiger, um ſo edler und geläuterter. Wenn vorhin die *Erinnerung* wie eine liebliche Abendröthe für ſo manchen vergangenen heißen und ſchweren Arbeitstag Dich labte, ſo ſtärkt Dich jetzt das Morgenroth der Hoffnung mit neuem Muth für die kommenden.

Sei fröhlich in Hoffnung! Beſonders auch im Hinblick auf die Deinen, in deren Kreis Du Dich ſo wohl und glücklich fühlſt, auf die treu und innig liebende Gattin, auf die hoffnungsreich heranblühenden Kinder. Erquicke Dich an den anmuthigen Bildern der Zukunft und finde in ihrem Anſchauen einen reichen Erſatz für ſo manche Mühen und Sorgen der Gegenwart.

Der ewig reiche Gott, der Dich mit ſo reichen Geiſtesgaben geſegnet hat, ſegne Dich auf Deiner fernern Lebensbahn, er erhalte und bewahre Dir ſelbſt bis zu den kalten Wintertagen des Alters, ſelbſt unter trüben Erfahrungen und widrigen Geſchicken, Dein offenes, warmes, treues Herz, Deinen heitern, frohen Sinn und einen jugendfriſchen Geiſt.

Wie heute Dich der Jubeltag
Mit Silberblüthen ſchmückt,
So feiere ihn golden einſt,
Beglückend und beglückt!

Druck von Fr. W. Gadow u. Sohn in Meiningen.